Digitized by Google

4°
(23

Digitized by Google

<36609873490012
<36609873490012
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Januar.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath &c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1850.

A.

Aalzucht, Anlegung einer –: 67.

Abentheuer, ein – bei den Pyramiden: 133. Ein – in den Wildnissen Australiens: 369.

Affenart, eine merkwürdige – im westlichen Afrika: 1123.

Afrika. Abyssinien. Der Zana-See: 127.

— Aegypten. Der Fall des Nilniveau's: 7. Der Handel – s: 152. Erleichterung der Nilschifffahrt: 392. Die Stadt Damiat: 599, 603, 607, 611, 615, 620. Der Tribut an den Sultan: 656. Anstalt zur Uebersetzung europäischer Werke: 848. Verkehr über Suez: 1184. Die Lage – s: 1185. Plan zu einem Canal zwischen dem rothen und mittelländischen Meer: 1204.

— Barbareskenstaaten. Der Kaiser von Marocco und sein weißes Roß: 76. Etwas über die Juden in der Berberei: 79. Urquharts Urtheil über die Mauren: 441. Nachricht über Gadames: 601. Allgemeine Ansicht der Regentschaft Tripoli: 607. Das Land südlich von Tripoli: 811. Keirowan: 919.

— Algerien. Skizzen aus Constantine. 4) Westwärts von Constantine: 85, 89, 93, 98; 5) Milah und seine Umgebungen: 173, 177, 182, 185, 190: 6) Zwischen Philippeville und Collo: 389, 393, 398, 401, 405; 7) Die Colonien der Pariser: 489, 494, 497; 8) Ein Waldbrand: 561, 566, 570, 573, 578; 9) Das Cap Filfila: 673, 677, 681, 685; 10) El Guerbes und Sanhadja: 693, 698; 11) Zwischen Bona und El Arrusch: 817, 822, 826, 830. Indigobau: 116. Ein Waldbrand: 117. Das Isserthal in Oran: 123. Die Unruhen in der Provinz Constantine: 137, 142, 145. Die Prostitution bei den Arabern in der Sahara: 200. Die improvisirten Colonien: 272. Gewehrsalve zu Ehren eines römischen Tribunen: 328. Die Cochenillezucht: 368. Die Bevölkerung von Tlemsan: 388. Der Mineralreichthum des Landes: 516, 519. Die römische Stadt Rubrá: 735. Colonisation: 1067. Die Organisation der Araberstämme: 1119, 1123, 1127. Die Kabylen: 1145. Lazaristen und Jesuiten in –: 1180. Die Oase Wargla: 1181, 1188.

— Centralafrika, die Expedition nach: 701. S. auch Chr. d. Reisen. Der Fittre-See: 1015. Itinerar durch: 1144.

— Westafrika. Traditionen bei den Timnehs: 189. Ein Besuch bei dem König der Aschantis: 415. Sierra Leone: 443, 447, 451. Die Amazonen: 880. Ueber die Sprache und das Alphabet der Wei: 881. Erinnerungen an die Goldküste: 967, 971, 975.

— Ostafrika. Beabsichtigte Untersuchung der Nordostküste: 1076. Nachricht von Entdeckungen landeinwärts von Mombas: 1135. Ueber die regio cinnamonifera: 1209. Der Beginn der Mission in –: 1221, 1228.

— Südafrika: Angebliche Entdeckung des Binnensees: 24. Der große See: 93. Fernere Nachrichten darüber: 128. Der See Ngami: 757, 819, s. auch Chr. d. Reisen. Raubzüge der Buschmänner durch die Wüste: 799. Jagdzüge. 1) Vorbereitungen zum Auszug: Abreise von Grahamstown; Jagdabenteuer; Ankunft in Colesberg: 837, 842, 846, 850, 854, 858. 2) Abreise von Colesberg; Jagden; Buschmänner; Griquas; der Rietfluß; Boerenlager; Rückkehr nach Colesberg: 989, 994, 997, 1002, 1006, 1010, 1014, 1017.

— Die Inseln: Mayotte: 633. Das Klima von Madagascar: 915. Das Hova-Regiment: 945. Fortdauernde Einwanderung von Culis in Mauritius: 1008. Das Klima von Zanzibar: 1081.

Aghassi, Hadschi Mirza –: 697.

Amerika. Nordamerika. Das Hinsterben ganzer Stämme im nordwestlichen Gebiet: 53. Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer zu Wasser nach Californien: 71, 75, 80. Der Fluß Willamette und sein schönes Thal: 103, 108. Nachrichten über Untercalifornien: 108. Eine Winterreise über die Sierra Nevada. Erster Abschnitt: 111, 115, 119, 123, 127, 132. Zweiter Abschnitt: 163, 167, 171, 175, 180. Californien in den letzten Monaten des Jahrs 1849: 121, 125, 130, 134. Bau hölzerner Häuser für Californien: 140. Das Land zwischen dem obern See und Lacroix: 263. Der Coffinrock von Columbia, ein alter indianischer Begräbnißplatz: 301. Allgemeine Beschreibung von Californien: 407, 411. Eine Ueberlandreise auf einer bis jetzt unbekannten Straße: 419. Eine schiffbare Mündung des Columbia: 448. Labrador und dessen Bewohner: 523, 527, 531, 535, 539. Neukaledonien: 547, 551, 555, 559. Die heißen Quellen in der Nähe des Umpquaflusses: 773. Ueber das Steigen und Fallen des Wassers in den nordamerikanischen Seen: 813. Der große Salzsee im Innern: 865.

— Mexico. Skizzen aus dem mexicanischen Leben: der Licentiat Don Tadeo Christoval: 311, 315, 320, 323, 327, 331, 335. Die Besteigung des Popocatepetl: 807. Joachim Pacheco. Eine mexicanische Geschichte: 927, 932, 936.

— Westindien. Hinneigung – s zu Nordamerika: 72. Lage der französischen Antillen: 244. Orcan in den Bahamas: 592. Ein Besuch in Hayti: 805. Eine Negerhochzeit auf Trinidad: 887, 891. Baumwollenbau auf Jamaica: 999. Ausfuhr aus den französischen Antillen: 1184.

— Mittelamerika. Freierklärung der Landenge von Panama: 48. Alterthümer in Centro-Amerika: 92. Lage der belgischen Colonie Santo Thomas: 324. Rascher Angriff des Canals von Nicaragua: 364. Der Nicaragua-Canal und der Nicaraguavertrag: 697. Alterthümer: 724, 727. Mazatlan: 733. Die Völkerwanderung über den Isthmus von Panama: 833. Nachricht über den Nicaraguacanal: 1208.

— Südamerika. Die Sklaven in Surinam:

19. Das spanische Amerika in Bezug auf deutsche Auswanderungs-Verhältnisse: 81. Handel mit colorirten Bildern: 196. Lage des französischen Guiana: 324. Das Waldleben im Orgelgebirge: 413, 417, 421, 426, 430, 435; Wanderung durch das Orgelgebirge tiefer ins innere Land zu den Patachos: 737, 742, 746, 750, 754, 758; Aufenthalt unter den Patachos. 1) Die Patachos: 1097, 1102, 1107, 1109, 1113, 1117. 2) Der Geächtete: 1125. 1129, 1134. Ein Hofnarr von Rosas: 464. Die südamerikanischen Republiken: die Republik Peru. a) Geschichtliches: 563, 567, 571, 575, 579, 583, 587, 591, 595. b) Die Gesellschaft: 667, 671, 675, 679, 683, 687, 692. Der District Upata in Venezuela und dessen angebliche Goldminen am Yuruari: 713. Uebersicht der Indianerstämme: 821. Die Zukunft von Südamerika: 889. Einfuhr neuer Früchte aus Peru in Europa: 1164.

— Vereinigte Staaten. Wirkung des Credits: 9. Abschaffung der Sklaverei in Californien: 20. Die Präsidentenbotschaft: 69, 74. Bau von Schiffen: 108. Ein Ausflug in Ohio: 193, 198. Der Eriecanal: 229, 234. Der vierte Julius in Demopolis: 289. Die Eisenbahn von St. Louis nach San Francisco: 505. Californien und Oregon: 531. Das Staatssiegel von Californien: 559. Das Vordringen der Amerikaner gegen Süden und die Expedition nach Cuba: 605. Die erste in Californien fabricirte Druckpresse: 716. Eine Brücke über den Niagara: 768. Literarisches Piratenthum: 852. Eine Fahrt auf dem Mississippi: 937, 942. Der verflossene Congreß: 1045, 1049, 1054, 1057. Mittheilung über Sheboygan in Wisconsin: 1104.

Arbeiterwohnungen, etwas über –: 955, 960.

Asien. China. Die Liu-kiu-Inseln: 41. Skizzen aus dem chinesischen Archipel. 1) Tschusan: 109. 2) Hongkong: 114, 117. Die Kosmogonie der Chinesen: 185. Ein Besuch in der Stadt Hang-tschou-fu: 209, 214. Manufacturen: 236. Lage der Engländer zu Canton: 303. Auswanderung von Chinesen nach Amerika: 327. Folter: 388. Chinesen in Californien: 503. Der verstorbene Kaiser: 519. Geschicklichkeit der Graveure: 576. Der chinesische Moniteur: 603. Ueber die Militär- und Ackerbaucolonien: 609, 614. Etwas über die chinesischen Piraten: 684. Die alten Denkmäler von Ningpo: 685. Nachrichten von der Provinz Jünnan: 743. Die Bevölkerung des südlichen Jünnan: 749. Etwas über Macao: 835. Huc über Westchina: 940. Seltsamer Kampf zwischen Schmugglerschiffen im Cantonfluß: 995. Die englische Mission nach dem Peiho: 1005. Die Silberinsel in der Nähe von Ningpo: 1053. Die Hinrichtungen im Canton: 1196. Buddhistischer Gottesdienst: 1213.

— Japan, etwas über –: 31.

— Hinterindien. Geographie von Kochinchina. 1) Uebersicht: 357, 363. 2) Die Küsten und Inseln: 397, 403. Leichenbegängniß des Königs von Kochinchina: 1152, 1156. Ueber die Geisterverehrung der Taliens: 1225.

— Tibet. Die französischen Missionen in Hochasien: 621, 625, 629, 633, 638, 642, 645.

— Indien. Die Moplahs: 5. Die Vegetation am obern Induslauf: 17. Zwei Abende zu Calcutta: 77. Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs: 89. Gesellschaftliches Leben zu Calcutta: 97, 102. Eine Wanderung durch Madras: 141, 147. Die Khands in Gondwana. II. Die Wirksamkeit Macphersons seit dem Jahre 1842: 165, 170, 174. Zoll auf englische Waaren: 256. Umfang des ungebauten Landes: 284. Die angloindischen Finanzen: 305. Manufacturen: 371. Die Menschenopfer bei den Khands: 372. Die Sikkimgeschichte: 375. Der District westlich vom Indus: 383. Weiberregimenter: 385. Ein Militäraufstand: 409. Theilnahme an der großen Londoner Industrieausstellung: 412. Beseitigung des letzten Symbols der Sikhherrschaft im Pendschab: 416. Ueber die Shawlweber in Kaschmir: 421. Die Kheiberpässe nach Afghanistan: 451. Die Assamtheecompagnie: 468. Unterricht in den einheimischen Sprachen im nordwestlichen Indien: 516. Streit der Engländer mit den Affridis: 524. Ungeheurer Hagel: 528. Die Musselinweber zu Dacca: 573. Der Jaru-dsang-bo-tsiu und der Bramaputrar: 672. Indische Alterthumskunde von Lassen: die Herkunft der alten Inder und die Kasten: 721, 725. Indische Nachrichten: 732. Besserer Stand der Assamtheecompagnie: 752. Einige Nachrichten über die indischen Finanzen: 840. Nähere Angaben: 877. Eine große Kanone: 880. Der große Jahrmarkt in Udschein: 895, 900. Die Finanzen des Nizam von Heiderabad: 1013. Das bengalische Heer: 1029. Die Eurasier in Calcutta: 1035. Acht Tage in Kaschmir: 1131, 1135, 1139, 1143, 1147. Das Erbfolgegesetz: 1137. Ein Gebet an die Sonne aus dem Malayalam übersetzt: 1160. Geographische Arbeiten der Engländer in Indien und im indischen Meer: 1217. Schatzgräberei: 1229.

— Ceylon. Etwas über Colombo: 60. Ueber die Schlangen auf –: 449. Die europäisch-cingalesische Mischlingsrace: 457. Die Haifischzauberer: 463. Umfang der Kaffeepflanzungen: 688. Die Mantras oder Zauberformeln: 1157.

— Der indische Archipel. Die Insel Labuan und der Handel mit Borneo: 63, 67. Ein Blick auf Minahassa: 183, 187, 191, 195. Herabgeschwemmte goldhaltige Erde zu Sarawak: 356. Die Balli-Inseln: 460, 463, 468. Die Kayans im Nordwesten Borneo's: 695, 699, 703. Die Bewohner der Serwatty-Inseln: 709. Die Mission auf Borneo: 712. Die Insel Mindoro: 760, 763, 767, 772. Kohlen: 1004. Das Einsammeln von Gutta Percha: 1176. Zuckerausfuhr aus Java: 1188. Pulo Aor: 1233, 1239.

— Persische Länder. Die kaspischen Berge: 177. Die Stadt Rescht: 203. Aus dem Tagebuch einer Reise nach West- und Nordpersien. Einleitung: 261. 1) Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke von Trapezunt nach Erzerum: 281, 286. 2) Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien: 321, 326, 330, 334, 339. 3) Täbris: 373, 377. 4) Ausflug von Täbris nach Persisch-Kurdistan: 445, 449, 454, 457. 5) Nachtrag über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch gegen Norden: 649, 653, 658, 662, 666, 670. 6) Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan: 777, 782, 785, 789, 793, 797. 7) Rückreise von Nachtschiwan nach Trapezunt: 861, 866, 870, 874, 877, 882, 885, 889. Etwas über die Geschichte von Ghilan; 361, 367. Der Badigherm oder warme Wind in Ghilan: 583. Die Nahrung der Ghilanis: 624. Religionsunruhen in Persien: 1016. Verschwörung der Geistlichkeit: 1184.

— Arabische Länder. Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und dem todten Meer: 3, 7, 11, 15, 19. Nossarier und Ansarier: 21. Der Tempel zu Hosn Sphyre: 57. Baalbek: 113, 119. Das Assassinencastell Kalaat el Alaid Sajuhm: 129. Die Akhdams, eine Pariahkaste in Jemen: 509, 515. Die Mandadschaha oder Schüler St. Johanns: 541. Ansicht von Damascus: 551. Die griechisch-syrische Kirche: 1047, 1051. Die Hadramis: 1173.

— Transkaukasien. Reiseskizzen aus Georgien. 1) Tiflis: 33, 38, 41. 2) Die Bevölkerung von Tiflis; die georgischen Frauen: 73, 79, 81. 3) Eine armenische Hochzeit; Osterfest in Tiflis; Barden; Bettler; deutsche Ansiedler: 197, 201. Witterung in Tiflis: 460. Reiseskizzen aus Mingrelien und Lasistan. 1) Redutkaleh; Wichtigkeit dieser pontischen Küstenstadt; Chopi; Martwili; Sugdidi; die Dadiansresidenz; Ausflug am Phasis; landwirthschaftliche Schönheit von Kolchis; Poti: 549, 554, 557. 2) Gesellschaftliche und politische Zustände in Mingrelien; Fahrt nach Batum; Aufenthalt an der lasischen Küste; die Lasen und ihre Thalfürsten: 589, 594, 598. Die Ebene des Ararat und der Unterlauf des Arares: 941, 946, 950, 954, 957.

— Kleinasien. Entdeckung von Mineralien in der Provinz Erzerum: 456. – und Deutschland: 661. – nach Tschichatscheff: 689.

— Mongolei. Etwas über die Mandschusprache: 525.

— Sibirien. Die freie Schifffahrt auf dem Amurstrom: 164. Das Frühlingsfest bei den Jakuten: 775. Die Elfenbeinmine: 973. Die Höhle von Kom: 1169, 1176.

B.

Baalbek, s. Asien.

Ballon, ein kolossaler –: 1000. Beabsichtigte Reise mit einem – übers atlantische Meer: 1240.

Barbarei, Proben afrikanischer –: 765.

Baumwollenkrise, die : 557. Ueberwiegen der amerikanischen Baumwolle über die indische: 664.

Bayonne, Schilderung von –: 409.

Belgien, die Handelsflotte –: 40. Reichthum der Antwerpener Kirchen: 868. Ausfuhr belgischer Waaren nach transatlantischen Ländern und der Levante: 1224. Masse des in – gefallenen Regens: 1232.

Bogdo, der Berg – und der benachbarte Salzsee: 949.

Boroihme, Brian –'s Harfe: 260.

Briefbeförderung, Vorschlag zu einer neuen –: 720.

C.

Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849: 121, 125, 130, 134. Bau hölzerner Häuser für –: 140. Goldausfuhr: 1036. Californian illustrated News: 1104. Handel in –: 1116.

Capri, die Insel –: 953.

Cedrone, der –: Samen: 968.

Cerigo, die Insel –: 112.

Cholera, der Gang der –: 863, 868.

Chronik der Reisen. Das englische Kriegsschiff der Mariner an der Küste von Japan: 167. Ritt in die Walachei. 1) Almasch und Kraina: 207, 212, 215, 219. 2) Der Marsch nach Krajowa: 247, 251, 255, 259, 264. 3) Fahrt nach Bukurest: 275, 279, 283, 287, 291, 296, 299, 304. 4) Bukurest: 368, 371, 375, 379, 383, 387, 391, 396, 399. 5) Nach Pitescht und Romnik: 471, 475, 479, 483, 487, 491, 495, 499, 503, 507, 511. Livingstons Reise nach dem See Ngami: 215. Nähere Schilderung: 779. Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in der Bai von San Francisco: 223, 227, 231,

Digitized by Google

235, 239. Reise des Lieutenant Strachey in Tibet und den Ländern oberhalb des Himalaya: 268. Reise von Texas nach Westmerico: 623, 628, 632, 635, 640. Vier Tage in der Bai von San Francisco: 647, 651, 655. Lottin de Lavals archäologische Reise in die Halbinsel Sinai und in Aegypten: 719. Archäologische Reise in Persien: die Ruinen von Persepolis. I.: 731, 736, 739, 743, 747, 751. II.: 803, 807, 811, 815, 819. Wanderung in Mesopotamien: 935. Reiseschilderung in Hedschas und Abyssinien. I.: 979. II.: 983, 987. III.: 991, 995, 999, 1003. Reise von Akabah nach dem Berg Aaron durch die Wüste von Akabah: 1011, 1016, 1019, 1024. Reise der Herren d'Abbadie in Abyssinien: 1031, 1036, 1039. Kritische Bemerkungen darüber nach Dr. Beke: 1043. Wanderungen an der untern Donau. I.: 1075. II.: 1079. III.: 1108. Die Expedition nach Centralafrika: 1164, 1252. Dr. Hooker in den Khassya-Bergen: 1200.
Cirkelfahrt, über die große –: 440.
Contraste, physische – zwischen der alten und neuen Welt: 1041.
Cosmographie, über – und Cartographie des Mittelalters: 1073.
Couret, der Reiseplan du –'s: 145.
Curaregift, das –: 1049.

D.

Dampfschifffahrt, Fortschritte der –: 993.
Drontes, die untergegangenen Straußvögel aus der Gruppe der – oder Dodonen: 669.
Duncan, Tod des Reisenden: 211.

E.

Eisenbahn, toller Plan zu einer – zwischen England und Frankreich: 956. Die erste – in Australien: 1092.
Elektromagnetismus, der – abermals als Bewegungskraft: 908.
Elfenbein, Verbrauch von – in Sheffield: 800.
England. Die Sammlungen im englischen Amt der Staatsschriften: 4. Die Parteien: 25. Verbindung über Panama mit Australien: 28. Die neue arktische Expedition: 65. Ueber den Weg nach Australien: 80. Der neue Westminsterpalast: 87. Der Annoncenstempel: 88. England vor der Parlamentseröffnung: 105. Die englische Thronrede und die Verhandlungen darüber: 153. Ueber die Umgestaltung der Universitäten: 265. Baumwolleneinfuhr im J. 1849: 288. Plan zu einem Nationalkirchhof: 312. Die Sklavenhandelspolitik: 317. Die Kornpreise: 333. Ausdehnung der Poststempel: 360. Betrag der Taxes on Knowledge: 396. Unwissenheit: 399. Modebestrebungen: 424. Die Menge der probehaltigen Spirituosen: 436. Der Wechselumlauf: 447. Dampfpacketbootverbindung mit Mittel- und Südamerika: 481. Die zoologische Gesellschaft: 484. Die Finanzen: 485. Das Recht der Krone an aufgefundene Schätze: 488. Die Stellung der Freihandelsfrage: 483. Sir F. Burtons Motion im Parlament über Westindien: 565. Die Veröffentlichung alter englischer Staatsschriften: 616. Ungeheure Anzahl liegen gebliebener Briefe: 620. Sonderbarer Urtheilsspruch des englischen Vicekanzlers in wissenschaftlichen Angelegenheiten: 631. Die Druckerei der Times: 632. Eisenbahnertrag: 644. Beabsichtigtes Riesenschiff zur Verbindung Englands und Irlands: 648. Der Goldvorrath der Bank: 652. Der St. Valentinstag an der Post: 675. Das Circular to Bankers: 677. Unfälle in den Kohlenbergwerken: 704. Theeeinfuhr und Theeverbrauch: 708. Die diesjährige Parlamentssession. 1) Einleitung: 729, 734; 2) die Zeit vor Ostern: 761, 765, 769, 773; 3) die kritische Zeit nach Ostern: 801, 805, 810, 813; 4) das Fagend und die Thronrede: 829, 833. Frühe Einführung des Christenthums: 744. Nahe Ankunft von Alterthümern aus Niniveh: 776. Deren wirkliche Ankunft: 980. Der Aufwand für gebrannte Wasser: 785. Kosten der Great Western Bahn: 816. Die Naturforscher-Gesellschaft: 845, 853, 860, 869, 873, 897. Der Königssitz der angelsächsischen Könige: 885. Englisches Urtheil über den Frankfurter Friedenscongreß: 856. Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland: 871, 875, 879. Ertrag der Journale: 896. Der Wickliffe-Club: 900. Elektrischer Telegraph über den Mersey: 940. Die Handelsmarine: 948. Die ältesten Eichen: 965. Ledru Rollins Werk über den Verfall Englands: 985. Antrag auf eine bleibende Ausstellung in Liverpool: 1024. Aerztliche Befürchtung hinsichtlich der großen Industrieausstellung in London: 1028. Neu-aufgewärmtes Lebenrecht: 1032. Die Kornernte: 1033, 1037. Einfuhr von Orangen aus den Azoren: 1044. Kosten der Verbrecher: 1048. Die Einkommensteuer: 1069. Die Frage über Nationalerziehung: 1088. Der Samstag-Abend in Manchester: 1111, 1115. Ein flüchtiger Sklave in Liverpool: 1120. Einfuhr von Gemälden: 1164. Einfuhr und Verbrauch von Tabak: 1168. Zahl der im ersten Halbjahr verunglückten Schiffe: 1192. Anerbieten der Universitäten: 1208. Puseyismus in den Colonien: 1224. Häufigkeit einiger Namen: ibid. Die Peninsular and Oriental Company und der österreichische Lloyd: 1241.
Entdeckungen; merkwürdige – in Paris hinsichtlich der Uebertragung von Bildern: 104. Neue Presse: 264. Schutzmittel gegen die Feuchtigkeit auf den Schiffen: 272. Der Feuervernichter: 320. Versuch einer neuen Beleuchtung zu Paris: 332. Beleuchtung durch eine elektrische Sonne: 408. Neue Art Sägemühlen: 548. Neues Papiermaterial: 996. Omnibus passenger Register: 1084. Das Geheimniß der Luftschiffleitung angeblich entdeckt: 1092.
Episcopalkirche, die Entstehung der englischen –. Eine Sage bei den chaldäischen Christen: 1147.
Expedition, astronomische – aus den Vereinigten Staaten nach Chili: 1025.

F.

Familie, eine durch ihr Alter merkwürdige –: 1188.
Faröer, die Vogeljagd auf den – n: 200, 203.
Fichten, riesenhafte – im Oregongebiet: 160.
Fische, glänzende – im japanischen Meer: 513.
Fleischer, Krieg gegen die – in Paris und in Belgien: 1228.
Fluth, die Beobachtung der –: 884.
Frankreich, Hunde in –: 36. Die Pariser Nationalgarde: 40. Anbau der Mate-Pflanze: 120. Französische Reisende: ibid. Vorlesungen über französische Literatur in Paris: 136. Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde: 149, 154, 158, 161. Wiederherstellung der Abtei von Fontgombaud: 220. Etwas über französische Literatur: 245. Der Sieg der Rothen in Paris: 277. Die Eisenbahncompagnien: 292. Ein Spaziergang durch die Landes von Bordeaux: 293, 297, 301. Zahl der französischen Dampfschiffe: 296. Die Runkelrübenzuckerfabriken: 300. Beraubungen der Nationalbibliothek: 319. Die Burggrafen und die Markgrafen: 364. Früchte der Einrichtung der Prudhommes in Paris: 376. Folgen der Revolution im Seine-Departement: 412. Die französischen Besitzungen im indischen Meere: 427, 431, 436, 440. Die Finanzen: 461, 466, 470. Der Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel: 517. Das augenblickliche Erstarren der Literaturthätigkeit: 552. Eine monumentale Liste wissenschaftlicher Männer aller Nationen: 575. Das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule: 641, 646, 650. Etwas über die Touraine: 725. Große Handelsassociation zu Amiens: 728. Unterdrückung der Claque in der Pariser Opera: 772. Wirkung des Preßgesetzes: 788. Amerikanisches Museum im Louvre: 816. Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Bonaparte's. I.: 893, 898, 901, 905, 910. II.: 917, 921, 926, 929, 933. Ueber die Bank und die Wiederaufnahme der Baarzahlungen: 977, 982. Große Zahl und Bedeutung der Almanache: 1057. Die Präsidentenbotschaft: 1121.

G.

Gesellschaft, die Medaille der Londoner geographischen –: 564. Eine meteorologische – in England: 595. Eine – zur Erforschung epidemischer Krankheiten: 596. Zahl der Thiere in Besitz der zoologischen – in London: 696. Gelehrte – in Jerusalem: 832. Die brittische archäologische –: 868. Jahresbericht der Pariser asiatischen –: 961. Die amerikanische – zur Förderung der Wissenschaften: 1039.
Gibraltar, etwas über –: 353.
Gold, die Ausfuhr von – aus Californien und dessen Einwirkung auf den Goldmarkt der Welt: 341. Der fixe Preis des – es in England: 913.
Gothland, alte Kunstwerke auf der Insel –: 764.
Grastuch, über das – der Chinesen: 1037.
Griechenland, die Marine von –: 612.
Griffiths, die Pflanzensammlung des Botanikers –: 636.
Gutta Percha, Verwendung von –: 624.

H.

Hund, der wilde – in Südafrika: 789.

J.

Jagdabenteuer, ein – im Himalaya: 1087, 1091, 1095, 1099.
Jerusalem, die Gesundquelle am Tempelplatz in –: 537.
Insel, eine schwimmende – in Livland: 465.
Irland, die Encumbered Estates Bill: 244. Die Bevölkerung: 836. Katholische Universität: 916. Verhalten der Irländer bei der Hungersnoth: 1044. Verkauf überschuldeter Güter: 1116.
Isothermallinien, Prof. Dove's Karten über die monatlichen –: 665.
Italien. Aus den Abruzzen. I. Abreise aus Neapel; das Amphitheater des alten Capua; das moderne Capua; Calvi; Teano; die erloschenen Vulcane von Rocca Monfina; Sassa; eine neapolitanische Post; Aurunker und Sediciner; ein Jahrmarkt in einem Olivenwald: 1, 5, 9, 14, 17, 22, 26, 29. Die Katakomben von Neapel: 224. Zustand der Dinge in Neapel: 325,

Digitized by Google

329. Weihnachtsitten: 340, 344. Bemerkungen über –: 581, 585, 590, 593. Monte Casino: 717, 723. Die Stellung von Piemont: 849. Siena und sein Fest: 909.

K.

Kamel, das schöne –. Eine Erzählung aus dem Land der Kabylen: 356, 360.
Klöster, die – im Morgenlande. II. Ruinen eines Klosters in Theben: 47. III. Das weiße Kloster: 51. IV. Das Kloster von St. Sabba: 83, 88. V. Die Klöster Barlaam, H. Stephanos, H. Triada und Meteora: 91, 96, 100. VI. Die Athosklöster. Einleitung: 131. Das Lauraklöster: 135, 140. Caracalla; Philotheos; Iweron: 143; Stauroniketa; Pantokratoras: 148. Vatopädi; Sphigmenu; Chilantari; Zographu; Castra moneta; Docheiru; Xenophon: 151. Russico; Xeropotamos; St. Nicolaus; St. Dionys; St. Paul; Simokatta: 156. Schlußbemerkungen: 159.
Kolgujeff, die Insel –: 347, 351.
Koralleninsel, die –: 901.

L.

Laing, Hrn. – s Ansichten über das sociale System Europa's: 545.
Lepsius, Anklage gegen Dr. –: 691.
Levantiner, die –: 839, 844, 847, 851, 855.
London, curioses Diebsmeeting: 187. Die Kleingewerbe in –. Einleitung: 237; die Verkäufer von Erbsensuppe und geschmortem Aal: 297; die wandernden Fischhändler; 341; die Costermongers und General Dealers: 349; die Carriers: 425; die Fayence- und die Kleiderhändler: 453, 459. Die Sterblichkeit: 278, 736. Bereicherung des zoologischen Gartens: 532. Ueber weiches und hartes Wasser in –: 580. Umfang des Gebäudes für die allgemeine Industrieausstellung: 584. Eröffnung einer großen hebräischen Bibliothek: 628. Der Garten in Kew bei –: 741. Pennybanken: 944. Der Industriepalast: 1220. Plan zu einer Bemalung desselben: 1248.
Louvre, das – in Paris: 920.

M.

Madeira, Ritt über die Insel –: 37.
Madrid und die Madrider, f. Spanien.
Mahon, Port –, ein Freihafen: 148.
Mehlspeculation, ungeheure – von Chili nach Californien: 763.
Menschenracen, die –: 593.
Meridian, Plan, einerlei – für alle Nationen herzustellen: 1136, 1220.
Mery, der Dichter – und das Univers: 928.
Miller, der Tod des Propheten –: 176.
Missionen, die protestantischen – im Orient, namentlich in Griechenland, Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten: 157.
Mohammed, der Garstige – und Fatmeh die Schöne: 957, 962, 965, 969, 974.
Moplahs, die – in Indien, f. Asien.
Mormonen, etwas über die –: 828.
Mumienweizen: 60.
Murmelthiere, vier – in Paris: 225.

N.

Naturforscher, Erinnerungen eines – s: die Bai von Biarritz. 1) Biarritz und Guetary; St. Jean de Luz: 381, 385, 390. 2) San Sebastian; die Basken: 429, 433, 438, 441.
Niederlande, die Schiffahrtsgesetze. I.: 309, 314. II.: 705, 710, 714. Die Handels-Maatschappy: 1133, 1137.
Niveauunterschied, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer: 740. – zwischen dem rothen und Mittelmeer: 1051.
Nordlicht, über das – f. Olmsted.
Notizen, antiquarische. Neu entdeckte Alterthümer in Rom: 61. Neue assyrische Marmorplatten nach London gebracht: 68. Die Architektur Südindiens: 95. Merkwürdiges altes Grab in Frankreich: 96. Münzen in der Provinz Constantine: 156. Etwas über Alterthümer in Centro-Amerika: 169. Die Alterthümer Georgiens: 181. Geographische Ergebnisse der assyrischen Inschriften: 239. Die Ruinen von Leuce Come: 253. Ueber die Lage von Caranus und die Insel Aruad: 283. Layards neue Forschungen: 303. Entdeckung eines Throns der assyrischen Könige: 316. Assyrische Studien: 329. Ueber einige Alterthümer in der Nähe des Elbruz: 345. Eine altassyrische Gesichtsmaske: 352. Die archäologischen Ueberreste in Mesopotamien: 473. Entdeckung eines merowingischen Begräbnißplatzes in Evermeu: 504. Antiquarische Entdeckung in Edinburg: 535. Eine Reliquie aus der Alhambra: 536. Sammlung altrusïscher Inschriften: 556. Angebliche semitische Inschriften in Warraputa am Essequibo: 591. Die Lage von Halicarnassus: 600. Squiers archäologische Forschungen in Nicaragua: 611. Ein merkwürdiges römisches Castell in England: 663. Einige Worte über assyrische und babylonische Keilschrift: 681. Die alten Denkmäler von Ningpo: 685. Eine schöne Mosaikarbeit in Autun aufgefunden: 700. Römische Alterthümer im Innern von Tripoli: 739. Särge von gebranntem Thon bei den Chaldäern: 767. Eine merkwürdige ägyptische Münze: 771. Siegel des Serbenkönigs Twartko: 796. Longperier über amerikanische Alterthümer: 824. Aeußerung über das alte Theben: 864. Merkwürdige alte Gräber in Südindien: 888. Das assyrische Reichsarchiv: 921. Die griechischen Königreiche in Ostpersien: 944. Die Ruinen von Salona: 1023. Die libysche Stadt Siga: 1065. Eine archäologische Enttäuschung in Bezug auf Keilinschriften: 1076. Archäologische Sendung nach Algerien: ibid. Letronne's Studien über Aegypten: 1092. Die kaspischen Thore: 1093. Eine Nachricht über peruanische Mumien: 1096. Alte Ruinen in Mittelamerika: 1099. Buddhistische Höhlen in Kandisch: 1127. Die alten Bäder und Mosaiks von Pont d'Oli: 1139. Ein altes Basrelief zu Bajasid: 1143. Die Basreliefs in Schapur: 1161. Das alte Hierapolis am Euphrat: 1197. Brittische Alterthümer: 1200. Ausgrabungen in Cirencester: 1216. Alterthümerfund bei Montpellier: 1244. Nachweisung der Entstehungszeit einer ninivitischen Anticaglie: 1248.
— ethnographische –. Die Rechnung nach 20 bei den Mexikanern: 4. Ethnographische Eintheilung der Indianer im brittischen Nordamerika: 11. Hrn. Schoolkrafts Forschungen über die Indianerstämme Nordamerika's: 99. Die Existenz der geschwänzten Menschenrace: 132. Der Name der Lesghier: 151. Ueber die Permiaken: 268. Etwas über die alten Atychen in Tscherkessien: 351. Die angelsächsische Race: 428. Ueber das Maaß der Schädel: 491. Die finnische Bevölkerung im Gouv. Petersburg: 585. Die türkisch-finnischen Sprachen nach Böhrig: 1153.
— geologische –. Ueber Entblößungskrater: 56. Skelett eines Mastodon angustidens: 104. Das vulcanische Gebiet von Abyssinien und Südarabien: 217. Murchisons Erklärung über das Vorkommen des Goldes: 279. Ueber die Vertheilung der Süßwasserthiere und Pflanzen: 285. Forschungen über die Niveauveränderung im kaspischen Meer: 291. Bemerkungen über eine neue Art Schlammvulcane: 308. Der Pelorosaurus: 401. Ueber Lepsius Entdeckung eines höhern Nilniveau's in geschichtlicher Zeit: 404. Ueber die Geologie und Fossilien Neuseelands: 497. Ueber aufeinanderfolgende Wälder aufrecht stehender Bäume in den Kohlenschichten Nordamerika's und Nordeuropa's: 568. Die Kohlenformation Nordamerika's: 791. Fossiler Elephantenzahn aus Afrika: 808. Kohlen in Mittelamerika: 912. Angebliche merkwürdige Versteinerungen in Louisiana: 936. Riesenhafte fossile Eier auf Madagascar: 960. Gleichzeitigkeit der Erdbeben in Algerien und Sicilien: 992. Ueber die fossilen Krokodile Englands: 1068. Ueber erratische Blöcke am Obern See: 1080. Merkwürdige geologische Entdeckung in Schottland: 1172.
— literarische –. Reste der Hindui-Literatur: 64. Vollendung des Botta'schen Werkes über Khorsabad: 172. Norwegische Uebersetzung der Lais de Marie de France: 184. Ein Werk in der Sprache der Tuschen: 208. Orientalische Forschungen in Rom: 340. Etwas über Ponsards Charlotte Corday: 343, 359. Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg als apokryph angegriffen: 395. Ein Bruchstück des verlorenen Werks von Chairemon über Hieroglyphen: 456. Die Geschichte der Hindustani-Literatur: ibid. Wordsworths nachgelassene Gedichte: 496. Syrische Werke in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz: 512. Eine Geschichte Rußlands von Guizot erwartet: 540. Große arabische Bibliothek in Indien entdeckt: 588. Ein Urtheil über Chateaubriands Memoiren: 651. Archäologisches Werk über Algerien: 680. Botta's Werk über die Denkmäler von Niniveh: 715. Ein schwedisches Gedicht in Hexametern: 760. Ledru Rollins Autorruhm: 860. Ein lateinisch-englisches Gedicht über die Seeschlange: 924. Eine literarische Narrheit: 975. Brittische Kataloge: 976. Die diesjährigen Demidoffschen Preise: 997. Chronik von Jean Le Bel: 1060. Neue Entdeckung von Mumienmanuscripten: 1200. Encyclopädisches Lexicon über China: 1208. Zeitungen in armenischer Sprache: 1244.
— naturhistorische –. Astronomisches Phänomen: 16. Bemerkenswerthes Meteor bei Jaroslawl: 24. Merkwürdige Beobachtung über atmosphärische Elektricität: 104. Ungewöhnlich hohe Fluth in London: 124. Die Elektricität der Luft: 168. Ueber die Ursachen einiger unregelmäßigen Anschwellungen des Nils: 255. Merkwürdiger Fall von Aerolithen: 548. Die Kartoffelkrankheit spuckt wiederum: 724. Lebende Korallen an der Küste von Massachusetts: 804. Seltsames Auftreten von Störchen: 872. Angebliche Weinstockkrankheit: 884. Eine schwimmende Insel in Schweden: 988. Notornis oder Porphyrio Mantelli: 1056, 1128. Eigenthümliche Fluth: 1132. Seltsames Meteor: 1136. Unbekanntes vierfüßiges Thier in Neuseeland: 1156.

O.

Oceanien. Die Bewohner der Pitcairn-Insel: 28, 32. Briefe aus Südaustralien: 35, 40, 43. Die Sandwich-Inseln sollen sich unter englischen Schutz stellen: 228. Die französische Niederlassung auf Neuseeland: 323. Die Papuas: 477, 482. Schneeberge in Neuseeland: 500. Einbruch von Schlangen in Australia Felix: 508. Die

Digitized by Google

Malayu-Polynesier. Nach Windsor Earl. Allgemeine Uebersicht: 539. Geologie der Südsee-Inseln. 1) Allgemeine Bemerkungen: 553. 2) Geographische Vertheilung der Inseln: 569. 3) Allgemeine Beschaffenheit derselben: 577. 4) Bemerkungen über die Hawaii-Inseln: 637. Wanderungen der polynesischen Stämme. 1) Die Polynesier im allgemeinen: 745. 2) Taheiti: 753. 3) Nukuhiva: 769. 4) Hawaii oder Sandwichinseln: 793. 5) Rarotonga oder die Hervey-Inseln: 809. 6) Mangareva oder die Gambier-Inseln. 7) Rapa. 8) Die Austral-Inseln Rimatara, Rurutu, Tupuai und Raivavai: 821. 9) Paumotu oder der niedere Archipel: 841. 10) Neuseeland. 11) Chatham: 885. Das Hinschwinden der polynesischen Bevölkerung: 613, 618. Die Fortschritte von Neusüdwales: 625. Einiges über die Wanderung der malayu-polynesischen Stämme: 1021, 1027, 1030. Der Murrayscrub: 1101.
Olmsted, Prof. – über das Nordlicht: 969.
Orawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke: 45, 49, 53, 57, 61, 65.
Orient, die Frage über den –: 205, 210. Geschenke im –: 380, 756.

P.

Pacheco, Joachim –. Eine mexicanische Geschichte. S. Amerika.
Palacky und der Föderalismus: 13.
Paris, beabsichtigter Ausbau des Louvre: 1044. Elektrischer Telegraph im Innern der Stadt: 1064. Thätigkeit der – er Presse in der Revolutionszeit: 1124. Ein englischer Missionär: 1188. Ueber die Lage der Schauspielhäuser: 1212.
Paros, der Marmor von –: 84.
Peel, Sir R. –: 657.
Pevensey, das Schloß –: 597, 601.
Pitcairn, s. Oceanien.
Poniatowsky's Standbild: 188.
Portugall, eine archäologische Gesellschaft in Setubal: 216. Spaziergang um Oporto: 711, 716, 720. – im J. 1850 und der Graf von Thomar: 783, 788, 791, 795, 799.
Presse, die –, die vierte Macht im Staate: 1089, 1094.

R.

Rawlinson über die Monumente von Niniveh: 125. – über die babylonischen und assyrischen Inschriften: 221.
Reid, Obstlt. W. – s Werk über das Gesetz der Stürme: 1129.
Reisenotizen. Nachricht von Layards Reise: 12, 587, 1059. Beabsichtigte Expedition zur Aufsuchung Sir J. Franklins: 24, 232, 876, 984. Ueber Richardsons Reise in Innerafrika: 32, 475, 784, 1220. Französische Reisende in Afrika: 192. Neuer Reiseplan zur Aufsuchung des Sees in Südafrika: 335. Wallins Reise quer durch Arabien: 472, 480. Nachricht von dem Nimrod R. Cumming: 479. Russische Expedition zur Erforschung des Aralsees: 619. R. Strachey in Indien: 696. Dr. Hookers Reise nach Indien: 728. Felix Pignory's Reise nach dem Orient: 1152. Der Reisende Galton in Südafrika: 1156. Abreise Hrn. Sauley's nach dem Orient: 1220. Neue Reiseunternehmung in Südafrika: 1236.
Riesenschildkröte, die – in der indischen Kosmogonie: 273.
Rübenzucker, Fortschritte des – s: 424.
Rückblicke. Einleitung: das Gleichgewichtssystem: 1149, 1153, 1357. Frankreichs äußere Stellung: 1161. Rußlands Verhältnisse: 1165. Streitfragen in Asien: 1170, 1173. Amerikanische Verhältnisse: 1177, 1181. Die Sklavenfrage: 1185. Das californische Gold: 1190. England: 1193, 1197, 1202. Frankreich: 1205, 1209, 1214. Arbeiterverhältnisse: 1217, 1222. Der Socialismus und die Religion: 1225. Der Unterrichtsstreit: 1229. Die Kirche: 1234. Der Ablauf des halben Jahrhunderts: 1237, 1241, 1245, 1249.
Rußland. Alterthümer im Gouvernement Kiew: 377. Die alten Ansiedlungen am nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres: 417, 423. Ueber den Einfluß der Natur auf die Geschichte – s: 501, 506. 510, 513. Der Runkelrübenzucker: 560. Jüdische Bevölkerung: 564. Glänzende schwarze Hasen im Norden: 572. Etwas über den Handelsbetrieb im Nordosten: 659. 664. Zitomir: 925, 931. Die russischen Fürstenfamilien: 943. Die Befestigung von Kremensk: 959. Geschäftsreise einiger deutschen Kaufleute in der Statthalterschaft Kursk: 1001, 1007, 1009. Bemerkungen darüber: 1201, 1207, 1212. Ueber den Ursprung der Stadt Reval und ihren Namen: 1009. Die Feier der Schlacht auf dem kulikow'schen Felde: 1012. Die Tschuwaschen im Gouvernement Simbirsk: 1061, 1065, 1070, 1073. Die Viehzucht in Neurußland: 1081, 1086. Eine schwedische Colonie im südlichen –: 1115. Kiew: 1141. Merkwürdige vegetative Erscheinung im Gouv. Pensa: 1192. Ueber die ethnographische Karte – s: 1208. Entdeckung eines neuen Handelswegs durch die Kirgisensteppe nach China: 1252.

S.

Sardinien im J. 1849. I: 313, 318, 325. II.: 337, 342, 345.
Saul unter den Propheten, oder ein derber Seemann unter der Friedensgesellschaft: 139.
Schiffbruch, Mittel gegen die Folgen des –: 668.
Schlangen, über die angeblichen geflügelten – Arabiens: 892.
Schmetterlingsblume, die –: 12.
Seeschlange, die große – abermals: 408. Erweist sich als eine Reihe von Wallfischen: 444.
Skandinavien. Skokloster, Familiensitz von Tycho Brahe: 653. Bemerkung über Schweden: 857. Der schwedische Reichstag: 1109. Die Cholera in Schweden: 1112.
Slawenländer. Die Slawen in Mähren: 269, 274. Stimmen der Slawen. 1) Böhmens verflossene Kämpfe: 349, 354, 358, 362, 365. Die Slawen in Istrien: 469, 474, 478, 481, 485. Beschreibung der Herzegowina: 939, 943, 947, 951. Die slowakischen Topfstricker: 1085. Schilderung von Belgrad: 1113.
Spanien. Das Kloster San Juan de la Peña: 101. Eine Wanderung nach dem Bade von Panticosa: 107. Contraste zwischen England und –: 201. Beiträge zur physischen Geographie und Geologie der iberischen Halbinsel: 4. Niederandalusien und das Becken von Jaen; der Guadalquivir: 213, 217, 222, 226, 230. Madrid und die Madrider: 257, 262, 266, 270. Der Markt von Mavrena: 405. Ein improvisirter Ball in Andalusien: 543. Gazpacho, oder ein Sommeraufenthalt in –. I.: 903, 908. II.: 911, 915. III.: 919. IV.: 923. V.: 1055, 1059. VI.: 1063, 1068. VII.. 1071. Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen. 1) Das Gebirge zwischen Guipuzcoa und Biscaya; die Stadt Bilbao und ihre Umgebungen: 1077, 1083.
Spitzbergen, etwas über –, Grumant bei den Russen: 431.
Strömungen und Wallfischfang: 233, 237, 242, 245, 249, 253, 258. Etwas über Aequatorialströmungen im atlantischen Meer: 365. Die – an der Meerenge von Gibraltar: 437.
Sue, Eug. – s Wahl in Paris: 433.

T.

Telegraph, baldige Beendigung des – zwischen England und Frankreich: 348. Eine – kette zwischen Europa und Amerika: 492, 1164. Die Kosten der Benützung der –: 1147.
Thee und Theehandel in Rußland: 533. 538, 541, 546.
Thier, unbekanntes in der Sahara: 195. Ueber die geographische Vertheilung der – e: 781, 786.
Tiger, der ghilantsche –: 596. – kampf zu Solo auf Java: 831, 836.
Tourist, ein interessanter –: 780.
Türkei, die Capitulationen in der –: 49. Mohammed Ali's Geburtshaus: 52. Bevölkerung von Konstantinopel: 144. Der Zustand der –: 219. Das Bakschischgeben bei den Vornehmen in Konstantinopel: 259. Etwas über Bosnien: 1177.

U. V. W.

Ungarn, Zerstörung von Kirchen und Klöstern im südlichen –: 660. Pußtenlieder: 1105. Bemerkungen über die Sprache der Magyaren mit Rücksicht auf Sprachvergleichung: 1189.
Vogelkrieg, ein merkwürdiger –: 1100.
Walachei, s. Chr. d. Reisen.
Wales, Bevölkerung und Eisenhandel in –: 36. Eistedfodd: 64. Entdeckung uralter Kupferminen: 104. Eine Wanderung durch das nördliche –: 521, 525, 530. Die Anglisirung von Wales: 617. Der diesjährige Eistedfodd: 964.
Wallfischfang, amerikanischer: 248. Der – im Allerheiligen Meerbusen in Brasilien: 676.
Wasserleitungen, alte und neue – in Vorderasien: 1249.
Waterloo, merkwürdiger Plan der Schlacht von –: 280.
Winterrindenbaum aus der Magellansstraße: 640.
Witterung in Nordschottland: 820. – in Südrußland: 948.
Wünschelruthe, angebliche Erfindung einer neuen –: 1020.

Z.

Zadkiel Tao Sze: 44.
Zara, die Alterthümer – 's: 1019.
Zelfa Kelfa, eine Erzählung aus Aegypten: 981, 986.
Zimmt, etwas über den Namen –: 393.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 1. 1 Januar 1850.

Aus den Abruzzen.

Von Dr. S.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua. — Das moderne Capua. — Calvi. — Teano. — Die erloschenen Vulcane von Roccamonfina. — Sessa. — Eine neapolitanische Post. — Aurunker und Sediciner. — Ein Jahrmarkt in einem Olivenwalde.

Das üppige Weingelände der vesuvianischen Campagna mit allen seinen von Blüthen, Laub und Guirlanden umschlungenen Dörfern und Städten, mit seinen unterirdischen und überirdischen Herrlichkeiten, mit seinem blauen Himmel, seinen goldenen Sternen, seinem sprühenden Vulcan und seinen unvergleichlichen Fruchtgefilden, auf denen der Pflug beständig hinter dem Schnitter herwandert — das alles ist schon so oft und so schön besungen, daß man es mir wohl verzeihen wird, wenn ich in lautlosem Genuß auf der prächtigen Eisenbahn, an den alten Mauern Acerra's, am vielzackigen Somma, an den Thalöffnungen von Nola und Cancello, an mittelalterlichen Ruinen und an dem Riesenschloß von Caserta vorüberfliege, und erst am Amphitheater des alten Capua Halt mache, um meinen Reiseeindrücken und Empfindungen Gestalt und Form zu verleihen.

Es war im Frühling des Jahres 1847, als ich diese Reise durch die Abruzzen, die mir früher nur stückweise bekannt geworden, antrat. Der Sturm, der später Italien durchbrauste, wurde kaum durch ein schwaches Kräuseln der Wellen angedeutet: friedlich zog der Bauer und der Städter mit seiner Jagdflinte durch Wald und Flur, hundert Glocken und Schellen von muntern Vetturino-Pferden belebten die breiten staubigen Landstraßen; höflich grüßten die Guardie urbane und königlichen Gensdarmen den fremden Reisenden, und ohne Furcht und Argwohn legte der Wanderer in den Hotels der Städte und in einsamer Herberge, in der Ebene und im Gebirge sein Haupt zur Ruhe. Man verkenne mich nicht, wenn ich diese Lichtseite des friedlichen Absolutismus, der das Königreich Neapel bis zum Herbst 1847 beherrschte, hier hervorhebe: ich verdanke ihm eine genaue Kenntniß sämmtlicher Provinzen, die ich 6 Jahre lang nach allen Richtungen ohne den geringsten Unfall mehr als einmal überrascht durch Güte, Ehrlichkeit und Biederkeit der Bewohner (der vielfältig genossenen Gastfreundschaft gar nicht zu gedenken) durchstreifte. Aber der friedliche Absolutismus hatte Ferdinand II in Schlummer gelullt, er war zufrieden wenn die Bewohner der Hauptstadt und der Provinzen ihm zahlreiche Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben, und dachte nicht daran durch zeitgemäße Concessionen diejenigen Zustände zu verbessern, die als drückend und unzulässig anerkannt waren. Die Politik ist ein Perpetuum Mobile, und der Grundsatz „alles beim Alten zu lassen" bewährte sich zu Neapel als ein sehr schlechter. Von Rom aus war einmal der Impuls gegeben und immer höher schlugen die Wellen ins absolutistische Neapel hinüber. Ferdinand II blieb starr, schläfrig, that- und kraftlos: ein halbes Duzend Concessionen im Herbst 1847 würden N. aller Wahrscheinlichkeit nach vor großen, keineswegs schon beendigten Erschütterungen bewahrt haben. Nach der sicilischen Katastrophe fiel Ferdinand II kopf- und muthlos von einem Extrem ins andere. Alle Mittelstufen überspringend, beschwur er im Februar 1848 eine sehr liberale Constitution, an deren ehrlicher Ein- und Durchführung jeder, der die neapolitanischen Zustände gründlich kannte, zweifeln mußte. So wurden nun alle Leidenschaften im südlichen Italien plötzlich entfesselt, ohne daß man das Wort des alten Zauberers besaß, welches sie wieder in Ruhe und Ordnung zu bannen vermochte. Jesuiten, schweizerische Söldner und 60,000 Lazzaroni mit Steinen und Messern bewaffnet, sind einstweilen beschäftigt diesen beruhigenden Zauber in Anwendung zu bringen, und Ferdinand II handelt gleich jenem „Reichen," der in unbewachter Stunde seinen Diener mit dem Geschenk einer kostbaren Uhr beglückt, und bald darauf den Diener todtschlägt, um das übereilte Geschenk wieder in seine Tasche zu bringen. Bis jetzt sind wenigstens die Neapolitaner noch nicht zu einem richtigen Verständniß, zu gesundem Genuß und solider Garantie der sogenannten Errungenschaften gelangt. Ob sie bald dazu kommen? Diese Frage dürfte unbedingt mit „Nein" beantwortet werden: die süditalischen Länder werden durch russischen Einfluß immer mehr in die große orientalische Frage verflochten, die über kurz oder lang im Mittelmeer zur Entscheidung kommen muß. Nicht auf Pariser Straßenschlachten, wohl aber auf englische Flottenmanöver haben Neapel und Sicilien ihre Augen, ihre Hoffnungen zu richten.

Jedoch zurück zum Frühling des Jahres 1847, wo alles noch ein friedliches und freundliches Ansehen hatte, wo Kalabrien, Apulien, die Abruzzen und das Basilikat, Dank der energischen Polizei des frühern Ministers Delcarretto, zu köstlichen Reisen und Entdeckungen einluden, während zur heutigen Stunde ein Ritt auf die Höhen Camaldoli's, auf den Vesuv, ja selbst nur auf den Pausilippo zu einem gefährlichen Unternehmen gehört, und eine Excursion über das Gebirge nach Amalfi und Positano einer freiwilligen Ueberlieferung seiner Habe, wo nicht gleichzeitig seines Lebens, an eine gut organisirte, bewaffnete und zugleich sehr hungrige Proletariergesellschaft voll-

Digitized by Google

kommen gleichkommt. Es ist traurig die Vermuthung aussprechen zu müssen, daß nun wohl wenigstens zehn Jahre hindurch das schöne Königreich allen Touristen verschlossen bleiben wird, es ist sehr traurig, aber es ist so.

Die Stadt Santamaria bildet die letzte Eisenbahnstation vor Capua. Das tifatinische Gebirge tritt in milder, schön gezackter Form, den Fuß mit Oliven, weißen Landhäuschen und Capellen bekleidet, ziemlich nahe an die Stadt, die auf den Trümmern des alten Capua erbaut ist, heran. Die höchste Spitze dises Gebirges trug einst einen Dianatempel, zu welchem Campaner, Samniter und Osker vielfach wallfahrteten. Kaum verläßt man den Wagen, so beginnt das Gedränge von Kutschern, Ciceronis und andern Speculanten: es kostet einige Mühe die Leute sich vom Halse zu schaffen, der eine zupft rechts, der andere links, und jeder hat natürlich die „besten Pferde" und ist der „erfahrenste Antiquar." Mein leichtes zweirädriges Corricolo harrte meiner mit trefflichen Pferden und bewährtem Kutscher an der Eisenbahn, und so ging es denn rasch durch eine lange schmutzige, wie es schien von lauter Gemüsehändlern bewohnte Gasse des volkreichen Santamaria zum Amphitheater.

Die Bemerkungen, womit die meisten Reisehandbücher dieses größte, prachtvollste und merkwürdigste öffentliche Gebäude Capua's zu schildern pflegen, sind so flüchtiger Beschaffenheit, daß eine nähere Beleuchtung hier wohl am Platze seyn mag. Es gewährt dieses Amphitheater noch heute in seinen Ruinen ein deutliches Bild von der großen Bevölkerung, der Pracht und dem Luxus der Stadt. Wahrscheinlich erbauten es die alten Capuaner, deren Lust und Freude an Gladiatorenkämpfen aus den alten Schriftstellern uns bekannt ist, schon in früher Zeit es lag am nordwestlichsten Ende der alten Stadt, hart an der Stadtmauer, aber innerhalb derselben. Als Capua römische Colonie geworden und sich wieder sehr gehoben hatte, schmückte Kaiser Hadrian, dessen Vorliebe für große öffentliche Bauten vielfach gerühmt wird, das Gebäude mit einer prächtigen Umkleidung von Marmor, mit vielen Statuen, Säulen und Ornamenten, so daß Antonin, wie aus einer im Jahre 1726 gefundenen und jetzt an der Kirche St. Eligio zu Capua sich befindenden Inschrift erhellt, es dem Andenken Hadrians weihete. Der äußere Anblick macht den Eindruck einer kolossalen Ruine; große, quadrirte Travertinblöcke im edelsten und reinsten Styl sind ohne Cement auseinander gefügt, aber die Kopf- und Brustbilder, die Statuen und Säulen, die es ringsum schmückten, fehlen. Viele von diesen Säulen, besonders alle diejenigen aus Giallo antico von 2¾ Palmen Durchmesser, wanderten in den k. Palast von Caserta; 78 Bögen mit zwei Haupteingängen geben einen Umkreis von 1680 Palmen, der kleinere Totaldurchmesser gibt 530, der größere 645 Palmen; die Höhe wird im Verhältniß, etwa 174 Palmen, gleich dem Theater des Flavius zu Rom gewesen seyn. Ein breiter Gang mit viereckigen Marmorplatten gepolstert zog sich rings um den äußern Umfang, eine einzige breite Treppe führte zu ihm hinauf. Aehnlich dem Amphitheater des Flavius zu Rom, aber viel reicher in alten Ornamenten, erhoben sich vier Stockwerke, jedes aus 80 großen Marmorarkaden bestehend, aus dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung. Den Schlußstein der Bögen, welche an den Hauptthoren besonders reich verziert waren, bildeten die Brustbilder von Göttern und Helden, von denen noch zwei, die der Diana und Juno, freilich von nicht ganz feiner Arbeit, übrig blieben; an den Seiten jedes Bogens erhob sich eine Halbsäule toskanischer Ordnung. Im zweiten Stockwerk zierten größere Brustbilder die Schlüsselsteine der Bögen, und wir finden zwei derselben, Apollo und Mercur, in die Mauer des alten Prätoriums auf der sogenannten Piazza de Giudici zu Capua eingemauert. Die Nischen des Porticats des zweiten und dritten Stocks sollen mit Figuren in Lebensgröße geschmückt gewesen seyn. Ueber der dritten Arcade, da wo sich die höchsten Plätze für die Zuschauer befanden, waren schön geformte Einschnitte, mit Laubgewinden aus Marmor, Trophäen und hohen, frei in die Luft emporragenden Statuen geziert. Die drei ersten Porticate waren aus Travertinmassen, das übrige aus Ziegelbau aufgeführt. Die Zerstörungen am obern Theil des Theaters lassen dessen architektonische Schönheiten nicht mehr erkennen, sondern nur vermuthen. Drei große Corridore liefen im Innern, unterhalb der Sitzreihen des Publicums, rings um das Theater herum. Man schlägt die Zahl der sogenannten Vomitorien, aus denen das Volk sich auf die Sitzplätze vertheilte, auf 60 an, von einem Podium, dem Ehrensitze in den Theatern, ist keine Spur vorhanden. Die Sitzreihen selbst sind zum Theil aus Ziegelsteinen construirt. Unter der Arena finden sich Spuren von Canälen, welche, wie einige glauben, das Wasser zu den Naumachien hergeleitet haben sollen. Ein sogenanntes Propyläum, ein Vorhof in zwei Stockwerken mit großen und prächtigen Säulen, schmückte das gegen Mittag gelegene Thor, wie denn überhaupt der ganze Umfang mit Siegeszeichen, kriegerischem Geräth, Kronen, Blumen, Guirlanden u. dgl. aufs reichste geziert war. Unter der Arena finden wir in der Anordnung der Fundamente, der Pilaster, der abgeschlossenen Behälter, der Canäle u. s. w. dieselbe Solidität und Eleganz wie in den übrigen Theilen des Gebäudes: an mehrern Standpunkten unter und oberhalb der Arena springen die verschiedenen Bogenreihen, wie Coulissen hintereinander geschoben, mit überraschender Symmetrie in vollendetem architektonischen Ebenmaaß in die Augen und fesseln den aufmerksamen Beschauer. Sowohl Archäologen als Maler und Architekten lieferten uns ausführliche Schilderungen dieses Gebäudes, und ich verweise auf die gelungenen Werke von Mazocchi, Rucca (Capua vetere, Nap. 1828), De Laurentiis, Alvino u. a. Im Jahre 1826 wurden Ausgrabungen in der Nähe veranstaltet und Gegenstände gefunden, welche in nächster interessanter Beziehung mit der Stadt und dem Theater standen. Dasselbe faßte über 80,000 Zuschauer. Saracenen zerstörten im 9ten Jahrhundert Capua, und longobardische Grafen bedienten sich des Theaters als Festung: diese und die Stadt führten längere Zeit hindurch den wahrscheinlich arabischen Namen Birolasi oder Berelasi. Bedenkt man, daß große Gebäude zu Capua, z. B. die Hauptkirche mit dem Thurm, das Castell und ein Theil der Mauern aus den Steinmassen des alten Theaters von Capua aufgeführt wurden, daß ferner mehrere Straßen des modernen Santamaria gleichfalls mit diesem Material gepflastert wurden, so erstaunt man um so mehr über den Charakter der Großartigkeit, den das Uebriggebliebene noch an sich trägt.

Dieses schöne Denkmal des Alterthums wird sehr wenig von Fremden besucht, wie denn überhaupt die interessanten Umgebungen von Santamaria di Capua, die romantisch großartige Brückenruine von Triflisco am Vulturnus, über welche die Hauptheerstraße ins Land der Samniter führte, eine köstliche Quelle in der Nähe, die Hohlschlucht, durch welche sich der breite, gelbe Vulturnus in die campanische Ebene drängt, der M. Tifata selbst mit schwachen Spuren des uralten Diana-

Digitized by Google

tempels und viele andere Dinge den meisten Reisenden völlig unbekannt bleiben.

Im Begriff meine Reise nach Capua und Teano fortzusetzen, wurde ich durch einen Antiquitätenhändler bewogen, einige Vasen in Augenschein zu nehmen, welche bei dem Bau der Eisenbahn von Caserta nach Capua ans Tageslicht gekommen seyn sollten. Ein Paar Engländer begleiteten mich und beeilten sich für schweres Geld, aller Warnungen ungeachtet, eine Menge falscher Gegenstände zu kaufen, die im modernen Neapel künstlich dem Antiken nachgebildet worden. Ihr Wirth zu Neapel hatte sie schon auf die prächtige Gelegenheit, zu Santamaria billig die köstlichsten Reliquien von Fabius und Hannibal zu kaufen, aufmerksam gemacht. Die Stadt Santamaria birgt eine Fülle alt-capuanischer Herrlichkeiten in ihrem Schooße; es würde hier aber viel zu weit führen, die Trümmer dieser Schätze nachzuweisen und zu schildern. Das alte Capua hatte einen Umfang von 7 Miglien; die Römer selbst verglichen Rom in der Blüthezeit noch immer mit Capua, welches außer der ungeheuern Zahl von Gladiatoren (vgl. Cicero ad Attic. 14,7) nahe an 300,000 Einwohner zählte; es nahm den Raum der heutigen Ortschaften Sta Maria, S. Pietro, S. Andrea und S. Prisco ein; sieben große Thore öffneten sich nach verschiedenen Richtungen. Die Porta Castlinensis scheint noch in dem sogenannten Arco erhalten, welches in der Nähe des Amphitheaters sich befindet. Nur ein großer Bogen ist von den dreien, welche ihn ursprüglich bildeten, übrig geblieben. Vier große Pilaster, welche dieß Thor stützten, waren reich mit Marmorplatten und Reliefs verziert, Statuen und Brustbilder prangten oben und an den Mittelpunkten der Bögen. Durch dieses Thal führte die Via Appia, die Straße nach Rom und Castlinum, dem heutigen Capua.

Die drei Miglien nach dem modernen Capua legte ich in einer kleinen halben Stunde zurück und hielt gegen Mittag meinen Einzug in die finstere, ungesunde Festung. An den verschiedenen Thoren und Brücken wechselte mein Kutscher sehr verachtungsvolle Blicke mit den schweizerischen Wachtposten, an der inneren Barriere wurde der Paß gefordert, für ein Trinkgeld visirt und zurückgegeben. Die neapolitanische Festung Capua nimmt den Raum des alten Castlinum ein, wohin Hannibal in Folge eines Mißverständnisses — „er wollte nach Casinum" — durch campanische Wegweiser irregeführt wurde. Roger, Friedrich II, Conrad und Manfred besuchten Capua, verschönerten und bereicherten es; nichtsdestoweniger wurden Statuen und Brustbilder des Hohenstaufen und seines Ministers Pietro delle Vigne als Erinnerungen an „deutsche Barbarei" theils vernichtet, theils verstümmelt. Neben der von Friedrich II erbauten und von Carl V im Jahre 1536 restaurirten Brücke über den Vulturnus, nahe bei der Porta Romana, befindet sich das einzige Denkmal, welches vom alten Castlinum übrig geblieben: es ist eine Inschrift, welche eine Reparatur der Via Appia durch den Kaiser Antoninus Pius rühmt: „viam inundatione aquae interruptam restituit." Ein martialischer republikanischer Schnauzbart aus Uri, Schwyz oder Unterwalden, welcher in Capua für den monarchischen Absolutismus Schergendienste verrichtete und mit gewichtiger Amtsmiene ein paar Duzend mit schweren Hand- und Fußketten gefesselte Gefangene wie eine Heerde Vieh durch die Straßen trieb, gebot meinem Kutscher mit einem derben Fluche langsam zu fahren. Um sich zu rächen begann dieser mit heller Stimme einige Strophen des bekannten neapolitanischen Volksliedes „Ti voglio ben' assaje, ma tu non pienz' a me" zu singen, und schloß sein Lied mit den Worten „Mi voglio far' un Svizzaro" d. h. ich will aus mir einen Schweizer machen! damit wird nun auf höchst charakteristische Weise die hohe Liebe und Achtung angedeutet, in welcher die Schweizertruppen bei dem neapolitanischen Volke — in allen Ständen — stehen. In jenem Liede nämlich klagt ein unglücklich Liebender seine Leiden, er ergibt sich der höchsten Verzweiflung, er ertränkt sich, er ersticht sich, er erhängt sich, alles umsonst — der Liebesgram bleibt. Da kommt ihm endlich noch ein Gedanke, er entschließt sich zu dem schrecklichsten, zu dem verabscheuungswürdigsten, und geht unter — die Schweizer! Das sang nun mein neapolitanischer Kutscher hinter dem Krieger aus Uri ganz lustig und wohlgemuth her, bis endlich eine Seitengasse in die er einbog, uns trennte. Auf der Brücke angelangt, ereilte uns ein speculativer Polizeidiener und verlangte von mir als einem Fremden einen Piaster (2 fl. 24 kr.) für den Durchpaß durch die Festung: ich lachte ihn aus, versetzte meine Pferde in scharfen Trab und hörte komische Flüche und Verwünschungen, darunter die Ausdrücke „marinolo, ladro, birbante" d. h. Dieb, Räuber, Spitzbube, hinter mir her schallen.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und todten Meere.

(Nebst Paraphrasen von Dr. Titus Tobler.)

Je dichter der Schleier des Geheimnisses über dem Jordan und insbesondere über dem todten Meere lag, desto mehr fühlte sich der Forscher angespornt, denselben zu lüften. Die Versuche, wodurch man die Welt über manche dunkle Punkte dort aufklären wollte, fallen übrigens, strenge genommen, erst in das gegenwärtige Jahrhundert, obschon uns die Geschichte lehrt, daß der asphaltische See auch in früherer Zeit hin und wieder befahren wurde, wie wir so eben zeigen werden; man gedachte der Schiffe schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.[1] Zur Zeit des fränkischen Königreiches sah man kleine Schiffe, die mit Mundvorrath, mit Früchten beladen waren; diese hatten die Bestimmung, von Diara und Dara nach Jericho geschafft zu werden.[2] Im sechszehnten Jahrhundert befuhr man den See mit Flößen von großem Rohr.[3] 1835 ließ der Irländer Costigan ein kleines Boot von Akka nach Tiberias bringen, von wo er zu dem asphaltischen See hinabbrete; hier trieb er sich im Heumonate, wo Hitze und Durst beinahe unerträglich sind, wenige Tage auf dem See herum, und starb kurz nachher in Jerusalem. Man besitzt nur kärgliche Berichte über die Errungenschaften Costigans. 1837 sah man am todten Meere ein ganz neues Fahrzeug, welches den Engländern Moore und Beke gehörte; diese ließen es von Jafa dahin bringen, um das Wasserbecken auszumessen; sie waren aber gezwungen die Messungen unvollendet zu lassen, so daß dieser Versuch ebenfalls als ein mißglückter anzusehen ist. Es war, wenn ich mich recht erinnere, im J. 1839 als ein Engländer den Versuch wiederholte; er ließ nach beendigter Fahrt den Kahn versenken, und von ihm ist mir weiter nichts genaueres bekannt geworden. In der letzten Woche des Augustmonats 1847 wollte der Engländer Molyneux vom See Tiberias nach dem todten Meere fahren; er hatte das Unglück auf dem Jordan von den Arabern überfallen zu werden. Von fünf Personen, die sich im Boote befanden, vermißte man drei; Molyneux selbst, der übrigens etwa 20 Stunden auf dem todten Meere zubrachte, ohne aber zu landen, büßte das Leben ein.

So standen die Dinge, als eine erleuchtete Regierung, die der Vereinigten Staaten Nordamerika's, den Faden aufnahm, und es liegt nun ein ausführlicher Bericht über das neueste Unternehmen vor unsern Augen

[1] *Flav. Joseph.* bell. 4, 8, 4. *Taciti* hist. 5, 6.
[2] *Edrisi.* géographie, im Recueil de Voyages. Paris 1836, 5, 338.
[3] Tschudi's Pilgerfahrt. 317.

Digitized by Google

(Narrative of the United States' expedition to the river Jordan and the Dead Sea, by W. F. *Lynch*. Philadelphia 1849). Die Expedition bestand aus dem Lieutenant W. F. Lynch, welchem die Leitung des Ganzen anvertraut war, aus dem Lieutenant John B. Dale, dem ehemaligen Seecadetten R. Aulick, dem Francis E. Lynch, der sich mit der Sammlung eines Herbariums befaßte, und aus zehn Matrosen; später schlossen sich der Gesellschaft Henry Bedlow und der Dr. Henry J. Anderson freiwillig an. Die Mannschaft wurde mit besonderer Sorgfalt gewählt; nur junge, kräftige, eingeborne Amerikaner von nüchterner Lebensweise, von denen jeder sich für die Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken verbürgte, bildeten den auserlesenen Kreis. Am 26 Wintermonat 1847 verließ die Expedition New-York, und sie ankerte am 28 März 1848 unter dem Berge Karmel vor Haifa; man lud die zwei Boote welche nach Tabarijeh gebracht werden sollten, aus; das eine, die Fanny Mason, war ein kupfernes, und das andere die Fanny Skinner, ein eisernes (a galvanized iron). Zum Behufe des Transportes waren zwei lange, niedrige Wägen mitgebracht, jeder für einen Kahn; allein die arabischen Pferde wollten sich zum Ziehen nicht verstehen, und man gerieth auf den Gedanken, statt derselben Kamele einzuspannen, die sich auch willig anließen und drei vor jedem Wagen die Last ohne große Anstrengung fortzogen. Versehen mit einem Dolmetscher und unter dem schützenden Geleite eines arabischen Häuptlings von Ghor, Akil Aga el-Hasseh, und eines alten Abkömmlings vom Propheten Mohammed, des Scherif Hazza von Mekka, rückte der Zug zu Lande sehr langsam vorwärts, weil eine ordentliche Fahrstraße fehlte, die Steigungen bestmöglich vermieden, selbst Löcher aufgefüllt werden mußten; auf die größten Schwierigkeiten stieß man noch, als man die Höhe neben dem Dschebel Hattin erreichte, und über den steilen Abhang mit Trappformation und abgelösten zerstreuten Steinmassen nach Tiberias gefahren werden sollte. Die Fahrt dauerte über drei Tage, während deren das Dorf Turan besucht und vom mittelländischen Meere aus eine Höhe von 1500′ erreicht wurde. Am 8 April konnten beide unversehrten Boote in den See von Galiläa, dem man eine Tiefe von 165′ gibt, gelassen werden; hier kaufte man auch ein altes hölzernes Schiff, wahrscheinlich das gleiche, auf welchem ich 1846 fuhr. Die ganze Gesellschaft, die sich in Tiberias mit einem Prinzen, dem Emir der Stämme am obern Ufer des Jordans, vermehrte, vertheilte sich dort in eine Wasser- und Landpartie. Lieutenant Lynch befehligte die Fanny Mason, Aulick die Fanny Skinner und Lieutenant Dale die Landpartie. Am 10 April begann die eigentliche Forschungsfahrt, in einer Stunde 40 Minuten gelangte man zum Ausflusse des Sees, aber erst acht Tage später ins todte Meer. Am Abende wurden jedesmal die Kähne ans Westufer gezogen, die Wasserpartie vereinigte sich mit der Landpartie, um mit einander unter Zelt die Nacht hinzubringen; der Wachsamkeit und guten Bewaffnung hatten die Leute zu verdanken, daß sie von den Arabern nie angegriffen wurden. Einen einzigen Tag reiste die Landpartie am östlichen Gestade, nämlich am 15 April vom Wadi Jabes bis über den Wadi Adschlun.

Die Fahrt war sehr schwierig und zum Theile gefahrvoll wegen der Wasserfälle und Klippen. Bis zum Taufplatze der Christen hatte man durch siebenundzwanzig drohende Strömungen zu fahren, einer großen Menge von weniger bedeutenden zu geschweigen; eine der schwierigsten Durchfahrten war an der zertrümmerten Brücke von Semak. Trümmer derselben verstopften den Lauf des Jordans, mit Ausnahme einer Stelle gegen das linke Ufer, wo das aufgehaltene Wasser einen Ausgang findet, und zwischen den zerstreuten Steinmassen in eine Schleuße rinnt. Nach den wenig tröstlichen Berichten der Araber von der Unschiffbarkeit des Flusses war man darauf gefaßt, einen der Kähne aufzuopfern. Man machte den Versuch mit der Fanny Mason; man trachtete zwischen zwei alten Brückenpfeilern durchzukommen; allein sie stieß auf einen Felsen, drehte bei und war in Gefahr, als das nachgefahrene arabische Schiff sie packte und beide frei wurden; die Fanny Skinner folgte darauf unversehrt. Zwischen dem Dscheser Om el-Kanatir und dem Dorfe el-Abadijeh war eine noch schlimmere Stelle; mehr als 300 Ellen weit bildete der Fluß eine schäumende Strömung; Fischerdämme und die Trümmer einer andern alten Brücke verstopften die Durchfahrt. Man nahm alles aus den Kähnen, die Mannschaft stieg über Bord, und an der Seite schwimmend leitete sie dieselben, bis sie allmählich über die erste Strömung hinabschossen. Glücklicherweise war das Wasser beim ersten Falle sehr tief, wo es über einen Felsenrand hinabstürzt; da weiter unten der Fluß mehr seicht wurde, so öffnete man einen Canal, indem man große Steine weghob, und als nun die Strömung außerordentlich reißend wurde, so zog man die Boote wohl in den Fluß und ließ sie, an einem Enterhaken gehalten, nach und nach hinab; weiter abwärts waren jetzt fünf Wasserfälle nach einander, zusammen von einer etwa 18′ betragenden Höhe, mit Strömungen dazwischen. Offenbar konnten die Kähne hier nicht hinabsteigen. Auf der rechten Seite des Flusses, gegenüber der Stelle, wo die Dämme und Brückentrümmer das Flußbett verschwellten, war ein Canal oder eine Schleuße, die augenscheinlich in der Absicht gebaut wurde, um eine Mühle zu speisen, deren Ruinen man unten in geringer Entfernung zu sehen bekam. Es war dieser Canal bei seinem Anfange am Flusse hinreichend breit und tief, um dem Kahne den Eintritt zu gestatten, aber nur auf eine kurze Strecke, wonach er zu eng wurde. Man durchbrach die Seitenwandung des Mühlencanals, und als das Wasser in diesem seichten künstlichen Canal hinabrann, trug die Mannschaft, hurtig unterstützt von einer Anzahl Araber, mit unendlicher Mühe die Schiffe den felsigen Abhang hinab, und ließ sie dann wieder in den Fluß. Noch befand man sich nicht außer aller Gefahr; man mußte einen klotzigen Abfall von 6 bis 7′ hinab und 80 Ellen weit durch eine schnelle und seichte Strömung, ehe man ein von Hindernissen freies Bett erreichte, nach einer ungemeinen Anstrengung, wobei man bis an die Brust etwa vier Stunden lang im Wasser watete. Unweit von el-Delhimijeh sank das arabische Boot von Holz und konnte nicht mehr flott gemacht werden, und man schöpfte die Ueberzeugung, daß andere hölzerne Schiffe, wenn sie auch noch so fest gebaut worden wären, früher oder später das gleiche Schicksal getheilt hätten. Durch das Untersinken des Bootes konnte man sich die Mühe ersparen, es nicht viel weiter unten, gleich nördlich von der Einmündung des Jermak in den Jordan, über eine äußerst schwierige Stelle zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Rechnung nach Zwanzigen bei den Mexicanern. Es ist bekannt, daß die Mexicaner nach Zwanzigen rechneten, wie dieß auch mit einigen europäisch-asiatischen Völkern (wenn wir nicht irren bei den Osseten wie bei den Celten) der Fall war; indeß hatte diese Zählungsart eine viel größere Ausdehnung bei den Mexicanern, und Latham theilte hierüber in der ethnologischen Gesellschaft folgendes mit: die Mexicaner hatten keine ursprüngliche Benennungen — wie Hundert und Tausend, für die zweite und dritte Potenz von 10, so daß 100 mit 5×20, und 1000 durch $2 \times 400 + 10 \times 20$ ausgedrückt wurde, während sie für 400 und 8000 sehr einfache Bezeichnungen, nämlich tzuntli und xiquipilli hatten. Diese Vigentesimalmethode hatte Einfluß auf den Kalender, wo die Woche 20 Tage und der Monat 13 hatte, was ein künstliches Jahr von 20×13 oder 260 Tagen ergab. Ein Intercalationssystem brachte dieß mit dem natürlichen Jahre, dessen Länge man aus Beobachtung kannte, in Einklang, und ergab einen Cyclus von 52 Jahren. Der Cyclus, in welchem der spanische Einfall stattfand, begann mit dem Jahr 1506, zu welcher Zeit seit der Reformation des Kalenders 8 Cyclen verflossen waren. Dieß würde 1090 als das Zeitalter der Azteken angeben. Bemerkenswerth ist, daß in den Hieroglyphen die Zahl 20 durch eine Fahne, die Zahl 400 durch eine Feder, und die Zahl 8000 durch einen Beutel bezeichnet war. Die mexicanische Armee wurde nach Xiquipillis oder Schaaren von 8000 Mann gezählt, und wahrscheinlich in Haufen von 20 und 400 abgetheilt.

Sammlungen im englischen „Amt der Staatsschriften.“ Die Regierung hat sich geneigt erklärt, diese ganze bis jetzt eifersüchtig bewachte Sammlung wenigstens in ihren älteren Theilen dem Publicum zugänglich zu machen. (Athen. 22 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. 2 Januar 1850.

Die Moplahs in Indien.

(Indian News 21 Dec.)

Die Moplahs in Malabar stammen von Arabern ab, die sich im siebenten Jahrhundert an der Küste niederließen. Ihr erster Niederlassungsort war Calicut, in dessen Nähe sie sich noch aufhalten, und manche ihrer vornehmsten Familien rühmen sich der Reinheit ihres arabischen Bluts. Sie sind fanatische Moslems, haben wenig Gelehrsamkeit und kümmern sich noch weniger darum. An der Küste zeichnen sie sich als Kaufleute und Rheder aus, zeigen außerordentlichen Unternehmungsgeist und besitzen viele große Schiffe, mit denen sie namentlich nach Arabien handeln. Ihre Bibi oder Königin von Cananore, die sich mehr durch Handel als durch königliches Wesen auszeichnet, schickt alle Jahre drei oder vier mit ihren Unterthanen beladene Schiffe nach Mecca, und macht dadurch einen bedeutenden Gewinn. Die Behörden behandeln sie mit einiger Rücksicht, und bei dem Besuch eines Divisionsgenerals wird ein königlicher Gruß zu ihren Ehren abgefeuert. Die Familie der Königin kaufte dieß Fürstenthum von den Holländern, die englische Regierung ließ es in ihrem Besitz, und das Erbrecht an dasselbe gebührt ausschließlich der weiblichen Linie.

Die Moplahs im Innern sind viel wilder und fanatischer, als die an der Küste; ein starker Geist von Clanschaft herrscht unter ihnen und sie befinden sich in steter Fehde mit den Hinduzemindars und Steuerpächtern, gegen die sie eine große Verachtung zeigen. Jeder Streit mit ihren Nachbarn geht sogleich in eine religiöse Fehde über, und wird als solche genährt von ihren Tangals oder geistlichen Obern, denen sie den unbedingtesten fanatischen Gehorsam beweisen, und auf deren Wink sie Leben und Vermögen opfern. Durch diese Leute werden sie nicht selten zum Streit gestachelt, und wie Tiger, wenn sie einmal Blut gekostet haben, ist ihr Durst nicht leicht gestillt. Es gibt neuere Beispiele, wo durch einen unbedeutenten Zank zwischen zwei Tangals die Horden derselben durch Versprechungen von Paradies und Peris für die Erschlagenen zu solcher Wuth gestachelt wurden, daß sie wie Teufel aufeinander losgingen.

Tippu gebrauchte diese Menschen, um die Provinz Malabar zum Islam zu bekehren, und sie verwüsteten auch das Land dermaßen, daß sie nur die Wahl zwischen Uebertritt und Tod ließen. Während seiner Regierung wuchs ihre Anzahl unglaublich, indem Tausende von Hindukindern beschnitten und so zu Moslems gemacht wurden. Jeder Moplah trägt an seiner Seite einen Dolch, daher das häufige Blutvergießen. Ein Wort nur und der Dolch ist gezogen, und beim Mord eines Hindu kann man jeden Augenblick die trotzige Rede hören, „es ist bloß ein Hund niedergestoßen worden.“ Daher die Furcht, welche die Hindus vor ihnen hegen.

Ihre Wohnsitze im Innern sind zwischen steilen Gebirgen und in Dschungeln, wo die tödlichsten Fieber herrschen. Daher ist bloß ein Guerillakrieg gegen sie zu führen, und dieser würde ihren Feinden stets verderblich seyn. Frieden oder Krieg ist in der Hand ihrer Tangals, welche leicht 100,000 bewaffnete Fanatiker in Bewegung setzen können, um ihre Kraft mit jedem Feinde zu messen. Selbst die Regierung mag sie nicht reizen, und als kürzlich ein Mord vorfiel, und der englische Beamte ein Truppencorps verlangte, um sich des Mörders zu bemächtigen, bedeutete man ihm, eine Einmischung sey unpolitisch, und er würde besser thun, dem Mörder zu verstehen zu geben, daß seine That bekannt sey, und daß eine Wiederholung ihn in Gefahr bringen würde.

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua &c.

(Fortsetzung.)

Wenige Miglien hinter Capua theilt sich die große schöne Landstraße in zwei Theile. Links führt der Weg über Gaëta und Terracina nach Rom, geradeaus geht es nach San Germano und in die Abruzzen. So weit das Auge reicht, ist alles mit Wein, Getreide, Flachs, Bohnen und Oliven bepflanzt. Rechts sieht man die Oeffnung der Schlucht bei Ponte Trifisco, aus welcher der Vulturnus in die Ebene hervorströmt, diese Schlucht trennt zugleich das tifatinische Gebirge von dem trebulanischen, dessen höchster Punkt, der Pizzo S. Salvatore, in wunderschöner vielzackiger Form immer näher rückt. Es liefert diese malerische Bergkette in der Nähe von Trebula den Schauplatz der Kriegslist des Hannibal, des bekannten Experiments mit den Ochsen und den brennenden Reisigbüscheln. Kleine Dörfer, Höfe und Capellen umgürten die Abhänge und verschmelzen mit den Olivenwäldern, welche sich bis zur Landstraße herunterziehen. Links schweifen die Blicke über die üppigen Gefilde bis zum Monte Massico, bis zu den Felsenspitzen Gaëta's, bis weit ins Meer über die Ponza-Inseln hinaus. Diese Landstraße war in der Regel sehr belebt, namentlich im Frühling und im Herbst, wo die Bauern auf die großen Wochenmärkte von Capua und Teano zogen und unzählige Reisende zwischen Rom und Neapel wallfahrteten. Zum Schutze gegen räuberische Ueberfälle finden sich

Digitized by Google

an mehreren Stellen der Straße Holzbaracken auf Rädern für doppelte Gendarmerieposten: ich sah nicht selten solche bewegliche Wachthäuser von Pferden und Menschen weiter transportiren, noch häufiger aber statt der Gendarmen arme Leute darin nisten d. h. darin essen, trinken und schlafen, und werde mich nicht wundern, wenn einmal ganz entgegengesetzte Zwecke mit diesen Schutzhäusern erreicht werden. Nach 1½stündiger rascher Fahrt erreichte ich das schmutzige, aber lieblich gelegene Calvi. Ausläufer der trebulanischen Kalkkette stoßen an mehreren Punkten mit vulcanischen Tuffmassen zusammen, welche der Kette erloschener Vulcane angehören, die sich von Roccamonfina (Sta Croce) aus über Sessa, Teano und Calvi in die neapolitanische Campagna und in der Richtung des M. Massico gegen das Meer hinunterziehen. Diese Verbindung des Apenninengebirges mit Vulcanen verleiht alsobald der Gegend einen ganz andern Charakter: wildzerklüftete Felsmassen, tiefe Schluchten mit Schlingpflanzen, Blumen und üppigem Gebüsch angefüllt, Brücken, zickzackige Fußwege, malerisch unter Kastanien und Nußbäumen hingeworfene Winzerhäuschen erfreuen das Auge.

Kurz vor Calvi hatte ich einen jungen Geistlichen eingeladen sich zu mir in den Wagen zu setzen: er wurde mir ein angenehmer Führer in den interessanten Ruinen dieses Dörfchens, der einstigen Stadt Cales. In der Vorhalle einer sehr schmutzigen Kneipe wurde eine Art Mittagessen veranstaltet. Hühner, Hunde, Katzen und Kinder kribbelten und krabbelten zu unsern Füßen, ein paar Schweine grunzten ganz in der Nähe, und eine Legion halbmikroskopischer Thiere versuchte in kühnen Sprüngen und schleichenden Windungen einen Angriff auf bedeckte und unbedeckte Theile unseres Körpers. Nichtsdestoweniger deckte ein reines Tischtuch den wackeligen Tisch, die Gabeln waren von Silber, Schinken, Eier, Salami, Käse und Brod vortrefflich, und der Wein, eine weiße Asprigno-Sorte, machte seiner alten Berühmtheit Ehre. Was wollten wir mehr? Wir waren hungrig und das Dargereichte war gut: wir saßen, einige allzuhitzige Flohanfälle abgerechnet, ein Stündchen ruhig beisammen und schlenderten dann in dem, von einer verschwenderischen Natur mit allen Gaben reizend ausgestatteten Gebiet des alten Cales voll archäologischer Wißbegier mehrere Stunden umher.

Gleich hinter der links (von Capua aus) gelegenen Taverna beginnen die Trümmer der alten Stadt, auf einem weiten Plateau von vulcanischem Tuff, das theils von Felsen begränzt, theils von Hohlwegen durchschnitten ist, in denen Bäche und Quellen rauschen, zu welchen schmale Felspfade hinunterführen. Da, wo gegen Nordwest das Plateau ziemlich schroff in die Tiefe stürzt, aus welcher ein Arm der Via latina in weitem Bogen sich heraufwindet, hebt sich der Boden in wunderlieblich schwellender Form: es ist ein Complex fruchtbarer, schöner Hügel, die terrassenartig zu den erloschenen Vulcanen von Roccamonfina emporsteigen. Wohin das Auge blickt, ranken sich Weinguirlanden von Pappel zu Pappel, von Ulme zu Ulme; liebliche Dörfer, Capellen in Obstwäldern versteckt, blinken aus dem saftigen Grün hervor, und das kräftige Laub zahlloser Kastanien-, Nuß-, Pfirsich-, Aprikosen- und Maulbeerbäume liefert die reichsten Schattirungen der unvergleichlich fruchtbaren Landschaft, die halb Wildniß, halb Garten mit mächtigem Zauber fesselt. Die alten Calener konnten keinen schöneren Platz für die Gründung einer Stadt wählen, und wenn der Name Cales, Καλης oder Καληαια von Καλος herzuleiten ist, so paßt diese vollkommen. Der Ursprung ist unbekannt: sie gilt nach Livius für eine Niederlassung der Ausoner: Silius Italicus läßt sie durch Calais, einen Sohn des Boreas, gründen, und auch Virgil rückt ihr Alterthum bis in die trojanischen Zeiten hinauf, indem er die Caleni als Bundesgenossen des Turnus aufzählt. Der griechische Name spricht nicht wenig für einen griechischen Ursprung, und wir wollen, ohne uns selbst in den Streit zu mischen, mit Geduld die Resultate gelehrter Alterthumsforscher abwarten, welche sie für eine pelasgische, tyrrhenische oder chalkidische Colonie erklären. Cales scheint mit den Sedicinern eng verbündet gewesen zu seyn. Mit diesen kämpft die Stadt im Jahre 419 gegen Rom und wird 420 vom Consul Valerius Corvus erobert, der 2500 Mann Besatzung hineinwirft, Befestigungen anlegt und gleichsam einen festen Punkt gegen die Samniter vorschiebt, auch um das Falernergebiet besser zu beherrschen, und um militärische Verbindungen mit Capua zu haben. Während des zweiten punischen Krieges verweigerte Cales den Römern Geld und Mannschaft und ward hierfür in Gemeinschaft mit andern lateinischen Colonien im Jahre 548 bitter gezüchtigt. Cicero gibt der Stadt den Namen municipium (De leg. agr. 2, 31). Strabo und Silius Italicus reden von Cales als einer ansehnlichen, wohlhabenden und volkreichen Stadt, wofür auch der Umstand spricht, daß ihr eine schöne Bronze und Silbermünze angehört mit der Legende „Caleno." Die Silbermünze zeigt einen behelmten Pallas-Kopf und eine Victoria auf einem Zweigespann; die Bronzemünze dagegen trägt den gewöhnlichen Typus der griechischen Städte Campaniens, den Stier mit Menschenantlitz zwischen einer Leyer und einem Stern, und auf der Rückseite einen Apollo- oder Pallas-Kopf mit einem Hahn und einem Stern. Vgl. die numismatischen Werke von Mionnet, Avellino, Riccа und Millingen.

Was die öffentlichen Gebäude des alten Cales betrifft, so bedarf es eines kundigen Führers, sie in ihren Trümmern aufzufinden; ich enthalte mich daher der detaillirten Localitätsbestimmungen. Ein Tempel der Fortuna war hart an der Via Latina gebaut, welche die Stadt durchschnitt und bezeichnete den Punkt, wo das Gebiet von Cales mit dem von Teanum zusammengränzte: ihm gegenüber, auf teanesischem Gebiet, stand eine ähnliche Gränzmark. Verschiedene Thore mit verschiedenen Namen führten in die Stadt; Inschriften mit Namen und Titeln beziehen sich auf Ausbesserung und Erweiterung dieser Thore (P. Gemina, Summa, Martialis, Stellatina, Laeva, Domestica) und nennen zugleich die Tempel der Dea Matuta, der Aurora, der Juno Lucina, des Janus, Mars ꝛc. In einer Inschrift kommen die Cisiarii, Fabrikanten leichter zweirädriger Wägelchen vor, und von Cato und Nonius Marcellus erfahren wir, daß die Calener sehr geschickte Arbeiter von allerhand Ackergeräth so wie von vielgestaltigen Vasen und Amphoren waren, welche den Namen „Obbe" führten. Die Gräber von Cales haben in frühern Zeiten reiche Ausbeute an den schönsten Vasen geliefert. So soll ein Carafa König Karl III ein prachtvolles Geschenk antiker Vasen aus diesem Fundorte gemacht haben, und wenn nicht manche Zeichen trügen, so birgt die Erde rings umher noch viele schöne und kostbare Schätze. Aber Calvi, das arme miserable Dörfchen Calvi mit schlechter Luft und schmutziger Taverne ist, wo nicht terra incognita, doch wenigstens terra neglecta von Reisenden und Alterthumsforschern. Auch ein Theater besaßen die Bewohner von Cales: die Trümmer finden sich an dem, heute le Grotte genannten Orte, nicht weit von dem sogenannten Arco di Orlando, der ebenfalls die recht gut erhaltenen Trümmer eines Stadtthors, wahrscheinlich der Porta Stellatina darstellt. Dieses Theater ruhte auf 24 Bögen,

Digitized by Google

welche als Säulenhallen dienten. Die Trümmer des Amphitheaters vermuthet man in den Ruinen, welche in und neben den Gärten des Seminars sich befinden; die Zerstörung ist hier aber so bedeutend, daß weder Architektur noch Umfang ermittelt werden kann. So wie heute die Arena in die Augen springt, mag die Länge 334, die Breite 226 und der ganze Umfang 990 Palmen betragen haben, so daß es noch etwas kleiner war als das Amphitheater von Cassinum, auf welches ich späterhin bei der Schilderung von Sangermano und Montecassino zurückkommen werde. Neben dem Theater hat man die Trümmer der öffentlichen Bäder gefunden, von denen Gellius (Noct. Att. 10, 3) redet, aber außerdem finden sich auf dem oben bezeichneten Plateau der alten Stadt noch manche Trümmerhaufen, die kaum mit Sicherheit zu deuten sind. Als ich einen dieser Haufen durchwühlte, fielen mir mehrere sehr zierliche Marmorornamente und sehr viele Vasenscherben von der allerfeinsten Terracotta in die Hände. Unweit des Arco di Orlando ragen mehrere recht gut erhaltene Mauern aus dem Schutt hervor, worauf ich Frescogemälde in brauner und gelber Farbe mit hübschen Arabesken erkannte. Die Mauer, welche die heutige „Strada delle Monache" begränzt, enthält ebenfalls die Ruinen zweier Tempel, welche am Nordwestrande der Stadt in schöner erhabener Lage gebaut waren. Eine antike, sehr gut erhaltene gepflasterte Straße, Via Forma genannt, vereinigt sich bei Ponterotto mit der Via Latina und zieht sich gegen Sessa hinab. Das Gebiet gränzte westlich an den Acker von Teanum, nördlich an die falernischen und stellatischen Felder, südlich an das capuanische Gebiet und östlich an das trebulanische, an die spätere Baronie von Formicola. Neben den Vasen ward auch der Wein von Cales, der Vinum Calenum, von den alten Schriftstellern gerühmt und gepriesen, auch eines Sauerwassers — wahrscheinlich das bei Francolise — gedenkt Plinius in seiner Naturgeschichte. Zu Cales soll Sulla mit L. Scipio die Unterredung gehabt haben, deren Cicero und Appian erwähnen. Der sogenannte Hafen von Cales, dessen auch hin und wieder Erwähnung geschieht, wird aller Wahrscheinlichkeit nach im heutigen Casale di Arnone zu suchen seyn. Die Zeit der Zerstörung dieser schönen und bedeutenden Stadt ist unbekannt; Athenulf, Graf von Capua und später Fürst von Benevent, stellte sie unter dem Namen Calvi aus den Trümmern her. Vgl. Erchemperts Chr. 40 et 45 und Pellegrino in seiner Campania, Th. 2, p. 457. Aber Trümmer, Vasen, Inschriften, Münzen u. s. w. waren damals schon weit ins Land hinaus geschleppt, z. B. nach Francolise und Sparanise, und der Ort hob sich niemals wieder, aller Privilegien und Schenkungen ungeachtet. Das Seminar von Calvi ist fast nur im Winter bewohnt, der Bischof verlegte der Malaria wegen seinen Sitz nach Pignataro, und die wenigen Häuser verfallen täglich mehr zu Baracken und dachlosen Lehmhütten. Die 12 sogenannten Casali, welche Calvi in ziemlicher Nähe umgeben und zum Kirchsprengel gehören, liefern ebenfalls nicht unbedeutende Spuren uralter Niederlassungen; so soll Camigliano von der Villa Camilliana den Namen haben, deren Plinius d. J. (Epist. 6, 30) gedenkt. Rocchetta hat sehr alte Mauern und Fundamente großer, antiker Gebäude; Giano führt den Namen von einem Tempel des Janus. Die Neapolitaner Ricca und Zona widmeten Cales besondere Monographien, aber auch Pellegrino in s. Campania und Penna in s. Stato del Circondario di Pignataro liefern sehr werthvolle Notizen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Fall des Nilniveau's.

Sir Gardner Wilkinson theilte in einem Artikel, welcher die alte Befestigungsweise in Aegypten bespricht (s. Nr. 303 v. vor. J.), auch Bemerkungen über den Fall des Nilniveau's mit. Lepsius war der erste, welcher die Aufmerksamkeit darauf richtete durch die Entdeckung von hieroglyphischen Inschriften auf den Felsen und Festungsmauern von Samneh, welche das Steigen des Flusses, so wie Jahr, Monat und Tag der Regierungen, wo die Ueberschwemmungen stattfanden, anzeigen. Die Inschriften sind zahlreich: die höchste bezeichnet nahezu 28 Fuß über der Ueberschwemmung von 1848 (der größten bisher bekannten) und aus den Spuren der Einwirkung des Wassers auf die Felsen in derselben Höhe ersieht man, daß der Nil wirklich auf die durch die Inschriften bezeichnete Höhe stieg. Diese sind alle in den Regierungen der Könige geschrieben, welche mit den Osortasiern gleichzeitig waren oder ihnen unmittelbar folgten; wahrscheinlich sind sie die Arbeit einiger Priester, welche die Sicherheit des Tempels im Auge hatten. Es erheben sich zwei Fragen: 1) welche Katastrophe verursachte den großen Fall des Nilniveau's, und 2) wann fand diese Veränderung statt? Darauf antwortet Sir G. Wilkinson: die Ursache war ohne Zweifel das Einstürzen einiger Felsen, welche den Strom etwas unterhalb Nubien hemmten; dieß bezeugen Ueberreste von hohem Alluvialboden, verlassene Flußbetten und andere Anzeichen, daß das Thal einst bis zu einer bedeutenden Höhe über den jetzigen Ueberschwemmungen bewässert war. Die ausgedehnten Ebenen Aethiopiens, welche jetzt eine Wildniß darbieten, dankten ihre frühere Fruchtbarkeit dem ehemaligen hohen Ansteigen des Nils. Zu Silsilis scheint es gewesen zu seyn, daß die Felsenschranke, welche dem Strom sein früheres Niveau gab, gewichen ist, nicht auf einmal, denn es ist Grund zur Vermuthung vorhanden, daß wenigstens drei Senkungen in Zwischenräumen eintraten. Die Katastrophe fiel wahrscheinlich in einer der Geschichte vorangehenden Zeit vor, es ist aber sonderbar, daß unter den Wundern, welche die Priester so gern erzählten, sich auch nicht eine Sage von einem so wichtigen und in seinen Folgen so bedeutenden Ereigniß erhalten haben sollte. Aus verschiedenen Berechnungen will Sir G. Wilkinson schließen, daß das Ereigniß zwischen 1700 und 1500 vor Chr. eintrat.

Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Um über den bedeutenden Wasserfall, welcher einen Winkel von etwa 60° bildete, hinabzukommen, hielt man die Fanny Mason an einem Seile, das man um die Wurzeln eines Gebüsches fest band, und schwimmende Araber wiesen sie in ihrem Laufe bis zum Rande des wilden gewaltigen Falles, wo sie gänzlich zitterte; es war ein Augenblick der größten Aengstlichkeit. Lieutenant Lynch und ein Mann mit ihm standen im Boote; den Moment wahrnehmend, da der Kiel in die gehörige Richtung gebracht war, gab jener das Zeichen zum Loslassen des Seiles. Da war es ein Rennen und Tauchen und Aufhüpfen, und mit athemloser Schnelligkeit fuhr man den Wasserfall wohlbehalten hinab; das Schiff war freilich halb mit Wasser gefüllt; mit gleichem Glücke folgte bald Aulick. Unweit nördlich vom Dscheser Medschamia traf man noch eine der furchtbarsten Strömungen, so daß an einem Tage wegen der vielen Wasserfälle nur eine unbedeutende Strecke zurückgelegt werden konnte. Von Sidumah an, das unfern südlich von jener Brücke liegt, wurden die Wasserfälle seltener, auch kleiner, mit Ausnahme des untersten beim Wadi el-Meleh (Salzthal), und man machte auch später an einem Tage weit längere Fahrten. Es ist mithin etwas mehr als das oberste Drittel des Ober-Jordans wegen der öftern Stromschnellen und Wasserfälle sehr schwer, zum Theile nicht schiffbar, während die übrige Strecke bis zum todten Meere eben keine so großen Schwierigkeiten mehr darbietet. Neben dem Dorfe Sidumah wurde die Festigkeit und Treue der Fanny Mason noch besonders auf die Probe gestellt; sie stieß auf einen Felsen, welcher die Oberfläche des Wassers nicht erreichte, und man besorgte, daß sie in Stücke zerschlagen würde; unsägliche Anstrengung

Digitized by Google

der Mannschaft vermochte sie zu retten. Als man beim Badplatze der Pilger (el-Meschraa) anlangte, badete man im Flusse und dankte Gott für die glücklich überstandenen Gefahren. Zufälligerweise traf die Expedition auch mit dem großen Haufen Pilger zusammen, die jährlich den Jordan besuchen. Weil Lieutenant Lynch wußte, daß bei diesem Besuche gewöhnlich ein Pilger, vom Strome hingerissen, das Leben verlor, so schickte er beide Boote gegen das östliche Ufer, ein wenig unter dem Badeplatz, auf daß sie bereit seyen, nöthigenfalls Beistand zu leisten; allein als ob die Vorsicht der einen die Vorsicht der andern mehr gestärkt hätte, kein Pilger bedurfte amerikanischer Matrosenhülfe; da behauptet wurde, daß die römischen Katholiken und andere Christen einen verschiedenen Taufplatz annehmen, so mag die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß die große Pilgerkarawane im J. 1848 genau zum gleichen Platze hinzog, zu dem man mich zwei Jahre früher führte.

Die Schnelligkeit des Laufes ist sehr verschieden. Nördlich vom Dscheser es-Semak betrug sie $2^1/_2$ Knoten; zwischen dem Wadi Jabes und Wadi Adschlun wechselte sie zwischen 2 und 8 Knoten stündlich u. s. f. Der Jordan beschreibt ungemein viel Windungen, so daß er nach allen Himmelsgegenden läuft, selbst in der kurzen Ausdehnung von einer halben Stunde, immerhin aber die Hauptrichtung gegen Mittag verfolgt; theils wegen der Windungen, theils aber auch wegen der Hindernisse im Wasserbette war man nach einer Fahrt von anderthalb Tagen in gerader Linie nur vier Stunden vom See Tiberias entfernt. Das große Geheimniß der ungleich tiefern Lage des todten Meeres als die des Sees Genezareth, wird durch die Krümmungen des Jordans aufgeklärt. In einem Raume von 60 (engl.) Meilen Breite und 4 oder 5 Länge durchläuft er wenigstens 200 Meilen. Wenn der Fluß vermöge der Windungen bei niedrigerem Wasserstande Halbinseln bildet, so werden diese bei vollerem Wasserbette hie und da vollkommene Inseln; auch sonst kommen solche nicht selten vor, die meisten im mittlern Drittel des Ghor-Jordans. Gleich unter der Einmündung des Jermak war eine mit Gras und Unkraut bedeckte Insel 12' hoch. Die Breite und Tiefe des Flusses sind an verschiedenen Stellen bedeutend ungleich. Zwischen dem Ausflusse und dem Dscheser es-Semak betrug die Breite 25--30 Ellen, zwischen dieser Brücke und el-Bukah im Durchschnitte 40 Ellen bei $2^1/_2$ bis 6 Fuß Tiefe, zwischen dem Dscheser Medschamia und Wadi Dschalut 45 Ellen bei 4' Tiefe, zwischen hier und dem Wadi Jabes 70 Ellen (auch auf 30 Ellen verengert und im Laufe 6 Knoten) bei 2 bis 10' Tiefe, zwischen diesem Thale und der Furt von Sfá 56 Ellen bei mehr als 4' Tiefe, zwischen dem Badplatze der Pilger und dem todten Meere 40 Ellen bei 12' Tiefe, und an der Mündung des Jordans 180 Ellen bei 3' Tiefe. Allerdings ist der Fluß oben minder breit und tief, doch läßt sich nach den Beobachtungen der Expedition ein regelmäßiges, stätiges Zunehmen nicht nachweisen. Der Reichthum des Wassers muß immerhin in der Nähe des todten Meeres weit beträchtlicher seyn als in der Nähe des Tiberiassees, obschon nur der von Osten einströmende Jermak, der beinahe so breit und tief als der Jordan war, eine größere Menge Wasser liefert, wenigstens in der trocknen Jahreszeit.[1] An kleinen Nebenbächen hat der Jordan keinen Mangel. Einzig zwischen dem Wadi Jabes und einer Strecke über dem Wadi Dschalut bemerkte man vierzehn Nebenbäche. Unweit südlich vom erstern Thale fällt ein kleiner Bach mit klarem, jedoch gesalzenem Wasser von W. N. W. aus dem Wadi el-Meleh in den Jordan.

Wir begnügen uns nicht damit zu wissen, daß der Jordan zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Stand einnimmt, sondern wir möchten eine Uebersicht möglichst exacter Beobachtungen uns verschaffen, und den Ursachen dieses Phänomens nachspüren; ich wiederhole nicht, was ich an einem andern Orte über das Steigen und Fallen andeutete,[2] und ich heiße dafür das willkommen, was die Expedition der Nordamerikaner lieferte, obschon sie nicht alle einschlagenden Fragen auf ganz befriedigende Weise erledigte. Man fand in der Regel am Jordan eine doppelte Terrasse; durch die untere meist mit Bäumen und Gras bedeckte windet sich labyrintisch der Jordan. Von da an, über den eigentlichen Ufern gibt es auf jeder Seite eine andere, niedrig hügelichte, durchschnittlich etwa 500' über der erstern sich erhebende Terrasse, die obere, von welcher hinwieder ein ausgedehntes Tafelland, dort reichend bis an die Gebirge des Hauran, hier bis an die hohe Hügel Galiläa's, Samaria's und Judäa's ungenau begränzt wird. Aus dem Treibholz, das man hoch auf die Aeste überhängender Bäume, über der Höhe der Ufer abgelegt sah, schloß man, daß der Jordan zur Zeit des hohen Laufes heutzutage noch die untere Ebene oder Terrasse überschwemme. Die kegelförmigen Hügel, welche die obere Terrasse bilden, und wie die untern oder die Uferabsätze aus aufgeschwemmtem Lande bestehen, zeigen an, daß einst das ganze Thal mit Wasser bedeckt war. Am 14 April fand man, daß der Jordan an jedem der letzten Tage 2' gefallen sey, und man war geneigt, anzunehmen, daß der Fluß im J. 1848 bis zum Anfange der zweiten oder obern Terrasse überströmte. Zwischen dem Badeplatze der Pilger und der Mündung des Jordans trugen beide Ufer in einer Höhe von etwa 12' über dem Strome Spuren eines neulich hohen Wasserstandes; dieß ist das Merkwürdigste, was die Forschungsfahrt über den verschiedenen Wasserstand mittheilte. Es bleibt mithin immerhin noch manches aufzuklären oder näher festzusetzen übrig, und es mag hier der rechte Ort seyn, einige Betrachtungen anzuknüpfen, in der Hoffnung, daß sie beitragen, die Erörterungen eher zum Schlusse zu führen.

J. 670 meldete man, daß beim tiefsten Wasserstande da, wo ein Kreuz

Um das im Jordan stack, das Wasser bis an die Brust, bei höherm Stande bis an den Hals eines sehr langen Mannes stieg, und daß bei einer größern Ueberschwemmung das sehr hohe Kreuz selbst ganz unter Wasser gesetzt war.[3] Die Beobachtung ist ungenau; der Abstand von der Brust bis zum Halse beträgt nicht einmal 1', und die Höhe des Kreuzes kennt man gar nicht. Man will sonst auch die Beobachtung gemacht haben, daß das Steigen des Flusses an eine gewisse Jahreszeit gebunden war. Die älteste hat uns deßhalb die Bibel bewahrt; diese überliefert als allgemein bekannt, daß der Jordan in den Tagen der Ernte ufervoll fließe. Die Erntezeit fiel auf den vierzehnten Tag des ersten Monates (Nisan), der, nach seinem verschiedenen Eintreffen, von Mitte März bis in den Anfang Mais sich zog. Heutzutage noch wird die Ernte während des Aprils und im Beginn Mais gehalten. Ein jährliches Anschwellen findet auch in unsern Tagen statt, aber nicht gerade dann, wie man vermuthete, im Brach- und Heumonate, welche die Erntemonate seyen, sondern nach einer neuern Versicherung wirklich im Frühling; ich stehe nicht an zu bekennen, daß die Worte der hl. Schrift, insoferne sie nur als Regel angenommen werden, ihre Richtigkeit haben, und heute noch Bestätigung finden; denn ohne Zweifel ist das Land den gleichen klimatologischen und meteorologischen Gesetzen wesentlich unterworfen, wenn man auch zugibt, daß in uralter Zeit, da die Vegetation üppiger war, der Regen in größerer Menge fiel. Der März Palästina's entspricht im allgemeinen unserem (mitteleuropäischen) Mai und dieser dort unserm Julius. Unsere Schweizerflüsse füllen jährlich im Junius die Ufer; unsere Seen erreichen in der Regel um St. Johannes den höchsten Stand. Ufervolles Fließen und selbst Ueberlaufen kann auch in jeder andern Zeit stattfinden, wie man namentlich im Januar 1849 erfuhr, da bei überall schneebedecktem Boden Thauwetter eintrat, auf den Bergen Südwind und Regen den Schnee schmelzten. Allein dieses Beispiel und ähnliche dürfen nicht als Richtschnur angezogen werden, während man mit Sicherheit darauf zählen kann, daß vom März an, wenige Schwankungen abgerechnet, bis zum oder gegen den Julius die Ufer immer voller werden; dieses jährliche, regelmäßige Anschwellen der Gebirgsgewässer hängt nun nicht von temporärem Regenwetter, sondern von jahreszeitlichen Einflüssen ab.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Auf der Karte, welche Lieutenant Lynch seinem Buche beifügte, ist im Wadi Adschlun ein ordentlicher Bach gezeichnet, sein Bericht aber enthält kein Wort darüber, daß er wirklich floß.

[2] S. Ausland 1847, S. 235.

[3] *Arculf.* de situ locor. sanctor. 2, 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 3 Januar 1850.

Der Credit in Amerika.[1]

Wenn man von Charleston durch Georgien und Alabama nach Neuorleans reist, so stößt man auf mehr als 20 Städte, lauter Töchter des Credits, theils blühend, theils verfallen, ehe sie aufgingen. Der Credit macht Amerika's Glück. Das weite Land ist eine unermeßliche Börse, wo man unaufhörlich auf das Steigen und Fallen speculirt: ohne das System der Anlehen wäre das Land nicht fruchtbar gemacht, nicht einmal bevölkert worden. Der riesenhafte Fortschritt der Vereinigten Staaten hat keine andere Ursache. Ohne etwas Capital wären alle Colonisten, Ackerbauer, Jäger und Pächter in dem tiefsten Elend geblieben, mit diesem Capital war ihnen nichts unmöglich. Man sah z. B. Wisconsin, das vor 15 Jahren nur zwei Dörfer enthielt, sich nicht bloß mit Farmen und Flecken, sondern mit bedeutenden Städten bedecken; jetzt circuliren Gold und Silber in bedeutender Menge in dieser Provinz, wo die Banknoten fast unbekannt sind. Alles geschah durch Anlehen: die Amerikaner hatten Vertrauen auf sich selbst, auf ihre Thätigkeit, auf ihr Land und ihre Regierung. Man hatte nicht einen Cent, aber der Muth fehlte so wenig als der Boden; Straßen, Dampfschiffe, Gießereien, alles erschien, wie durch Zauber. Der Boden war reich genug die Anlehen zu decken, die Schuldner ehrlich genug zu zahlen. Alles wurde berichtigt, und der Reichthum des Landes vervierfachte sich. Nahe am Michigan-See sah man plötzlich eine bewundernswerthe Stadt, Milwaukie, emporsteigen. Dieß Milwaukie wurde gebaut ohne einen Schilling Capital, aber die Sache war sehr gut berechnet und alles gelang. Das zu Mineral Point gewonnene Erz kostete früher ungeheure Transportkosten, jetzt gehen im Sommer 12 Dampfboote von Milwaukie ab, durchfahren mehrere Seen auf einer Strecke von 800 Meilen und bringen das Metall von Mineralpoint zuerst nach Buffalo und von da nach Neuyork. Die Ersparung, welche man auf diese Weise machte, war so groß, daß ein Jahr genügte, um alle Anlehen zu decken. Während der zehn letzten Jahren gewann Milwaukie über 50,000 Einwohner, welche alle Speculationen betrieben, die dieß jungfräuliche Land darbietet.

Diese Leichtigkeit des Credits erzeugt Revolutionen in den Vermögensverhältnissen, die oft mit der Ehrlichkeit sich nicht sonderlich vertragen, aber man nimmt wie im Kriege manches hin; jede Eroberung hat ihre Abenteuer, und jede Unternehmung ihre schlimmen Seiten. Die Prellerei wird hier im Großen getrieben, man spielt um Städte und sprengt die Bank. Industrieritter, wie Joe Smith, der Mormone, haben nichts geringeres im Sinn als sich zu Kaisern oder Sultanen zu machen. Der Maaßstab aller Dinge ist kolossal; hier sind es nicht einzelne Kaufleute, die Bankerott machen, sondern Provinzen. Ich weiß nicht ob Sie von Cairo gehört haben, nicht von dem ägyptischen, sondern von dem amerikanischen. Das ist eine Stadt am Zusammenfluß des Ohio und Mississippi, die eben aufblühen wollte, als sie zahlungsunfähig wurde. Sie ist noch da, aber nicht gebaut, hat jedoch große Lust sich bauen zu lassen, und besitzt als vorbereitende Gebäude ein Gefängniß, eine Bank und eine Kirche, Einwohner nicht einen einzigen. Sie hat niemals welche gehabt, sondern nur Unternehmer. Die Millionen Dollars, die auf ihre entworfenen, aber nicht gebauten Straßen verwendet wurden, kamen zum Theil aus der Casse der Londoner Bankiers, welche diese Speculation verlockte, und die jetzt sehr froh wären, ein halbes Procent der in diesen traurigen Schlamm vergrabenen Capitalien wieder zu finden. Die gehofften Dome, die geträumten Minarets des amerikanischen Cairo, alles ist verschwunden; der Ohio grollt noch um die herbeigeschleppten Steine her, und der Reisende zieht unachtsam vorüber an den Ruinen einer Stadt, die nie bestand.

Man darf über die schlimmen Folgen dieses amerikanischen Unternehmungsgeistes kein zu hartes Urtheil fällen: ohne dieß going a head, wovon man hier ohne Unterlaß die außerordentlichsten Proben sieht, könnte man den großen Kampf gegen die Natur nicht führen. Eine Welt ist im Entstehen, und die Schmerzen der Geburt messen sich ab nach ihrer Größe.

[1] Aus den von einem Hrn. Tolmer an das Journal des Débats gerichteten Briefen. (S. Journ. des Déb. 19 Dec.)

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ich war mehrere Stunden mit der Besichtigung der Alterthümer von Cales beschäftigt gewesen, hatte meine Taschen mit Scherben der feinsten und leichtesten Terracotta gefüllt und war außerdem so glücklich gewesen, ein Paar werthvolle Bronzemünzen zu erwerben, welche noch immer bei dem Ackern und Bepflanzen des Bodens von den Bauern gefunden werden, als ein Paar junge Seminaristen sich zu mir gesellten und sich erboten, mich zu einer Grotte aus alt-christlicher Zeit mit altchristlichen Gemälden, in der Entfernung von einer Viertelstunde von Cales zu geleiten. Ich hatte nie etwas von dieser Grotte gehört, und war aufs höchste überrascht, tief unten in

Digitized by Google

einer schönen, wilden Tuffschlucht, umrankt von Schlingpflanzen und mit reichster Vegetation bedeckt, eine geräumige Höhle zu finden, deren Hintergrund einen Altar vorstellt, wie man ihn in den Katakomben von Neapel wahrnehmen kann. Sowohl die hintern Wände als die Hälfte der Kuppel zeigten in lebhaften Farben die der Stuckverkleidung eingeprägt waren, Bilder von Heiligen, Märtyrern, Bischöfen mit uraltem Kirchenapparat. Es scheint dieser Ort die geheime Betstelle verfolgter Christen in sehr alter Zeit gewesen zu seyn. Die Arbeit, die Malereien waren sehr roh, ohne alle Perspective; Hände, Kopf und Füße sehr lang gestreckt, die Farben aber frisch und gesättigt. Ich bedauere es jetzt unendlich, diesem ganz unbekannten altchristlichen Denkmal zu Calvi keine größere und längere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben; der herannahende Abend drängte mich, Teano noch vor Sonnenuntergang zu erreichen: ich hoffte in Begleitung von neapolitanischen und andern Kunstkennern später von Neapel aus Calvi wieder zu besuchen, aber es kam leider anders als ich erwartet, und ich sah diese Gegenden niemals wieder.

Die Seminaristen drückten mir beim Abschied herzlich die Hand und beschenkten mich mit einem duftenden Blumenstrauß aus ihrem Garten; ich zahlte eine überaus billige Zeche, bestieg mein Corricolo und nahm ein 80jähriges geschwätziges Mütterchen mit nach Teano, wo ich gegen 8 Uhr Abends nach herrlicher Fahrt durch fruchtbares, wellenförmiges Land gesund und heiter ankam. Mein wackerer Freund, Don Ambrogio, dem ich meine Ankunft von Calvi aus gemeldet, empfing mich mit seiner ganzen Familie aufs freundlichste, ja ich darf wohl sagen, aufs zärtlichste. Ein Gläschen Liqueur machte den Anfang der gastlichen Bewirthung, bald dampften die feinsten Maccaroni, ein feuriger Asprigno blinkte im Glase, und geistreiche gediegene Unterhaltung würzte das Mahl, das sich durch mehrere Stadien von Fischen, Pasteten, Ragouts und Braten ein Paar Stunden lang ausdehnte. Ein freundliches Zimmer mit breitem hohem Bett nahm mich zur Nachtruhe auf, aber die Schönheit des Frühlingsabends, der gelbe Mond am dunkelblauen Himmel, Millionen von Glühkäfern und die mit Orangendüften gesättigte Atmosphäre hielten lange Zeit den Schlaf zurück, bis endlich frohe Reiseträume mich sanft einwiegten.

Am andern Morgen früh um 5 Uhr weckte mich das Geklingel der Glöckchen, welche den Hauptkopfputz der Maulthiere bildeten, die mich in Begleitung meines Freundes und eines jungen liebenswürdigen Abate, des Hauslehrers der Familie, über Casafredda auf die Höhe von Santa Croce zu den erloschenen Vulcanen von Roccamonfina bringen sollten: es war ein köstlicher Frühlingsmorgen, so schön, so würzig und so erquickend, wie man ihn nur in Italien genießen kann. Gleich hinter dem Städtchen nahmen uns die dichten Kastanienwälder auf, welche die Hauptzierde dieser Gegend bilden; wir ritten eine Stunde im Schatten: links zog sich das Land wellenförmig, von einzelnen uralten Lavazacken und Tuffelsen unterbrochen in die Höhe, rechts rauschte über kohlschwarze, mit gelbem Ginster bewachsene Tuffblöcke ein Flüßchen in der Tiefe von wenigstens 150 Fuß, nicht selten hübsche Cascaden und Wehren bildend. Die Straße ist schmal, aber sehr gut erhalten und bis Roccamonfina fahrbar; sie krümmt sich vielfältig in die Höhe und gewährt dadurch einen lieblichen Wechsel von Aussichten: wir kamen durch mehrere kleine Dörfer, welche mit ihren Wein- und Obstgärten, mit ihren Bohnen-, Flachs- und Weizenfeldern gleichsam aus dem Dickicht breitästiger Kastanien herausgeschnitten waren. Casafredda scheint das größte Dorf dieser Gegend: es liegt wie eine Eremitage zwischen Kastanien und Eichen versteckt: Roccamonfina hingegen liegt freier am Kraterrande; große Getreidefelder umgeben diesen Flecken, der eine einzige Häuserreihe bildet, an der untern östlichen Seite; die westliche Bergseite trägt Kastanien und Oliven: der Weinbau hört hier auf, wo man sich bereits 2500 Fuß über dem Meere befindet. Ohne uns aufzuhalten, klommen wir auf unsern trefflichen Maulthieren weiter empor, zuerst durch Eichenwald, dann durch duftende Kräuter und vielfach verschlungenes Gebüsch; je steiler der Weg gegen den Gipfel zu wurde, desto mehr Kraft entwickelten die Maulthiere, so daß wir bald den Gipfel von Sta Croce erreicht hatten, wo wir gemeinschaftlich ausruhten, die prachtvollste Aussicht genossen und Betrachtungen über die Lage der Stadt Aurunca, so wie über die vulcanischen Gebilde zu unsern Füßen anstellten. Meine beiden Begleiter, der alten Geschichte und der Localitäten des Aurunkergebiets vollkommen kundig, sprachen sehr entschieden die Meinung aus, daß die Hauptstadt Aurunca hoch oben am Kraterrand der sogenannten Serra oder Cortinella ihren Sitz gehabt, ohne daß sie Abich's, Abekens oder gar Daubeny's Werke gelesen: ihre Hauptautorität war Verrotta (La Sede degli Aurunci) und zu dieser kommt der augenfällige Umstand, daß der ganze Berg unzählige Spuren alter Wohnsitze trägt. Hoch oben, wo wir lagerten, sprangen aus Gestrüpp und Gebüsch Fundamente von Gebäuden, behauene quadrirte Steine hervor, und an der sogenannten Scala Santa, die wir später hinabzogen, wurde ich auf alte Pflastersteine, viereckige Bausteine, kolossale, ganz roh behauene Unterbauten, sogar auf Cisternen aufmerksam gemacht. Auch die zerstörte Kirche von Sta Croce, so wie das schöne Kloster Sta Maria de' Lattani sind auf antiken Substructionen und aus antiken Trümmern gebaut. Die alte Stadt Aurunca würde sich demnach, Albalonga gleichend, in der Ausdehnung von drei Miglien auf der schroffen Kratererhebung hingestreckt haben, welche heute den Namen La Serra führt. Ich glaube den Lesern dieser Reiseskizzen einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie auf Daubeny's Schilderung dieser Gegend aufmerksam mache. Charles Daubeny schrieb im J. 1846 in den Transactions of the Ashmolean Society einen Aufsatz: „on the Site of the ancient City of the Aurunci and on the volcanic Phenomena etc." und verbindet in seinem Werke über die Vulcane, Erdbeben und heißen Quellen auf eine so geschmackvolle Weise Vulcanologie und Archäologie, daß ich an dieser Stelle hauptsächlich seine Ansichten, welchen ich ganz und gar beistimme, vortragen will. Vgl. Dr. Ch. Daubeny's Vulcane u. s. w. Bearbeitet von Dr. G. Leonhard, Stuttgart 1850.

Der Berg Roccamonfina wird auf seiner südwestlichen Seite durch die Stadt Sessa begränzt; auf dem östlichen Abfall, fast in gleichem Niveau, ruht Teano, das Teanum der Alten. Beide Orte sind den Lesern des Livius wohl bekannt, die erste als Suessa Auruncorum, die zweite als die Hauptstadt des nebenbuhlerischen Staats der Sediciner. Virgil schildert die Aurunker als ein abgehärtetes Bergvolk, und wer das höhere Gebirge genau geprüft, wird es für einen sehr geeigneten Aufenthalt eines kriegerischen, beutelustigen Stamms halten. Nach der Vertreibung der Tarquinier erscheinen die Aurunker zuerst in der Geschichte; mit zwei latinischen Städten, Pometia und Cora schlossen sie ein Bündniß gegen Rom, und flüchteten sich, nachdem sie eine große Niederlage erlitten, nach Pometia. Im folgenden Jahre ward Pometia vergebens belagert, einer der

Digitized by Google

befehligenden Consuln fiel schwer verwundet, und das Heer zog sich zurück. Dennoch siegte zuletzt die römische Hartnäckigkeit; es erschien ein neues Heer, Pometia wurde mit Sturm genommen und so gründlich zerstört, daß man kaum die Stelle (Sezze, in den pontinischen Sümpfen?) anzugeben weiß, wo sie gestanden. Mittlerweile scheinen sich die Aurunker in ihre Hauptstadt auf dem Gipfel der Roccamonfina zurückgezogen zu haben, wohin die Römer ihnen nicht folgten. Dennoch verlockte sie ihre Kriegslust nach dem Fall Suessa's sich mit den Volskern zu verbinden, wo dann eine abermalige Niederlage sie zwang, sich auf ihren Berg zurückzuziehen. Darauf scheint eine Friedenspause eingetreten zu seyn; erst im J. 410 n. R. E. machten sie einen Einfall ins römische Gebiet, der in Rom die Furcht erregte, daß das latinische Volk sich mit ihnen verbinden möchte. Man ernannte einen Dictator, führte ein Heer gegen sie und schlug sie abermals. Fünf Jahre später, als der große latinische Krieg begann, griffen die Aurunker abermals zu den Waffen und theilten die Verluste ihrer Verbündeten. In dem hierauf geschlossenen Frieden wurden sie in das Bündniß mit Rom zugelassen, aber nun kam das Unglück von einer andern Seite: der feindliche, nebenbuhlerische Stamm der Sediciner vertrieb sie, sey es durch Ueberfall oder Verrätherei, aus ihren festen Wällen auf dem Gipfel der Roccamonfina und eine gänzliche Zerstörung der Stadt erfolgte. Die Bewohner zogen sich in die Ebene nach Sessa zurück. Dennoch fochten sie im zweiten Samniterkriege noch einmal gegen Rom, mußten aber dann eine römische Colonie aufnehmen, so daß ihrem besondern Stamme ein Ende gemacht wurde.

Wahrscheinlich machte nur die Beschaffenheit des merkwürdigen Berges es ihnen möglich der römischen Uebermacht so lange zu trotzen. Von dem obenbeschriebenen Standpunkte schaut man in einen ziemlich regelmäßigen Krater, dessen Rand gegen Westen vollkommen geschlossen ist und der den hohen steilen Monte Cartinella bildet; auch an anderen Stellen kann der Krater in seinem Umfang verfolgt werden, nur gegen Sessa hin ist der Rand zerstört. Die kreisförmige Gestalt, die Ausdehnung des Kraters lassen sich nicht überall deutlich erkennen, am besten aber von einem Punkte in der Mitte aus. Abich in seinen „geologischen Beobachtungen über die vulcanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittelitalien" gibt einem Punkte die Höhe von 3200 Fuß; ob dieser kegelförmige Punkt aus der Mitte des Kraters emporgehoben oder dem Kraterrande angehört, ist schwer zu entscheiden. Der Durchmesser des stattlichen Kraters beträgt zwei und eine halbe Miglie, sein Umfang 7—8 Miglien; der erwähnte kegelförmige Hügel nimmt ebenfalls einen beträchtlichen Raum ein. Für ein kriegerisches Volk, wie die Aurunker, war dieser Aufenthalt unstreitig ein sehr geeigneter. Der Außenposten Suessa, am Fuße des Berges gelegen, beherrschte den zugänglichsten Weg auf die Höhe, sicherte die Verbindung mit dem Meer, mit den Städten im Gebiet der pontinischen Sümpfe und mit ihren Besitzungen in Campanien. Von da vertrieben, konnten sie sich auf den Gipfel zurückziehen und vom äußeren Kraterrand alle Bewegungen des Feindes beobachten, ohne daß dieser einen so steilen Berg zu ersteigen fähig war. Im Fall eines weiteren Angriffs bot der innere Krater Raum genug für gute Weiden und selbst für Menschen ein Asyl, insofern weite Strecken Ackerlandes darin vorhanden. Der heutige Monte della Croce scheint die Citadelle der Aurunker gewesen zu seyn, die im äußersten Nothfalle noch einen sehr festen Vertheidigungspunkt darbot. Von den Spuren fester Wälle und starker Substructionen an diesem Punkte war oben die Rede. Der Berg lieferte das Material zu den Bauwerken.

(Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Eintheilung der Indianer im britischen Nordamerika.

Hr. Isbister theilte in der ethnologischen Gesellschaft nachstehende Notizen über die dortigen Indianerstämme mit. „Unter der allgemeinen Benennung des Hudsonsbaygebiets begreift man (mit Ausnahme der russischen Besitzungen am nordwestlichen Ende) den ganzen Theil des nordamerikanischen Continents, welcher zwischen der Nordgränze von Canada, den Vereinigten Staaten und dem Polarmeer liegt, von Osten nach Westen aber sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean ausdehnt. Ueber diesen unermeßlichen Landstrich, der über 4 Mill. (engl.) Quadratmeilen umfaßt, ist eine auf den ersten Anblick unzählbar scheinende Menge kleiner unabhängiger Stämme verbreitet, die sich aber, wie neuere Forschungen gezeigt haben, auf drei Hauptgruppen reduciren lassen. 1) Die Algonquin-Gruppe, die früher über einen großen Theil der Vereinigten Staaten zerstreut war, noch jetzt in den minder bewohnten Theilen Canada's sich findet, und nordwärts bis zur Breite des Churchillflusses an der Hudsonsbay sich ausdehnt. 2) Die Tschippewä-Gruppe nimmt einen breiten Gürtel Landes vom Churchillfluß nordwärts bis zu den Ufern des Polarmeers, westwärts bis an die Felsengebirge, und selbst jenseits derselben das Land Neucaledonien ein. 3) Die Koloschengruppe bewohnt, mit Ausnahme des oben erwähnten Neucaledoniens, das Land westwärts der Felsengebirge von den Gränzen Californiens bis an die Ufer des arktischen Meeres. Die Sprachen der Cree- und Salteaux sind augenscheinlich verwandte Dialekte, gleich in der Construction und nur in der Modification einiger Worte verschieden. Die Nascopies oder Bergbewohner von Labrador sprechen eine Mischung von Cree und Salteaux, doch herrscht das erstere vor. Längs der Verbindungsstraße von Montreal bis an die Felsengebirge auf der Friedensfluß-Straße trifft man zuerst die Salteaux, die sich vom See der zwei Berge bis zum Winnipeg-See ausdehnen; dann kommen die Crees bis Isle à la Crosse, dann die Crees und Tschippewäs bis zum Athabasca. Längs dem Ufer des Friedensflusses nehmen die Biberindianer den untern, die Tsekannies den obern Theil ein. Das Tschippewä ist augenscheinlich die Wurzel der Sprache der Biberindianer, des Tsekanni- und des Carrierdialekts; auch wird sie von einem zahlreichen Stamm am Mackenziefluß, den Hasenindianern, gesprochen. Auf der Westseite der Felsengebirge folgt der Carriersprache die Atnasprache, welche sich längs dem Columbia ausdehnt, und nordwärts bis zu dem Seestamm der Tschinuks reicht. Die Atnasprache scheint in der Mannichfaltigkeit ihrer Dialekte einen so weiten Spielraum zu haben, als die der Salteaux oder Tschippewä." (Athen. 22 December.)

Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Mit diesem europäischen Erfahrungssatze begeben wir uns jetzt zum Jordan und großen Hermon, von dem jener entspringt, was auch die Nordamerikaner bestätigten, indem sie als Augenzeugen noch einen besondern Zug zur reichen Quelle auf diesem Berge, unweit der Stadt Hasbeia, unternahmen. Der Hermon ragt 10 000 Pariser Fuß über den Spiegel des Mittelmeeres, und ihn deckt ewiger Schnee. Wahrscheinlich gelten für ihn und den Jordan die gleichen Gesetze, wie für unsere hohen Berge und Gewässer, weil auch der hl. Fluß Jahr aus Jahr ein aus Schneefeldern herabrinnt; nur müssen wir wegen der klimatischen Verschiedenheit das eine modificiren und das andere anticipiren. Im Jordangebiete ist mitten im Winter die Oberfläche des Bodens, auf welcher der Wolkenniederschlag starr bleibt, verhältnißmäßig bedeutend kleiner als in irgendeinem unserer Flußgebiete; in der Jordanau z. B. gibt es gar keinen Schnee. Hinwieder räumt diesen auf dem syrischen

Digitized by Google

Hochgebirge die Sonne weit früher weg als auf unsern Bergen; ich möchte in der Vergleichung immer zwei Monate anticipiren. Mithin fiele das Vollerlaufen des Jordans in das Ende Hornungs und in den März, und der regelmäßige, jahreszeitliche höchste Wasserstand in die letzte Hälfte Aprils oder in den Anfang Mai's; denn wenn auch die Nordamerikaner schon in der zweiten Woche Aprils ein sehr großes Sinken des Jordans wahrnahmen, so scheint man daraus gleichwohl keine Regel abstrahiren zu dürfen. Wir sind nunmehr da angelangt, wo wir uns sagen können, daß die Bibel, die Beobachtungen eines Theiles von Pilgern des laufenden Jahrtausends und die Analogie mit einander übereinstimmen. Man wollte das ufervolle Fließen des Jordans im Frühling auch andern Ursachen zuschreiben als dem Schmelzen des Schnees; allein dieses bleibt doch gewiß die Hauptbedingung, wie man ziemlich allgemein angenommen hat. Das mehr oder minder constante, unausgesetzte Volllaufen im Bette gegen das Ende der Regenzeit kann nicht, oder wenigstens nicht allein, den Regengüssen beigemessen werden, die jedenfalls eine gewisse Periodicität haben, sondern es muß auch eine constante Ursache aufgesucht werden. Was kann sie anders seyn als, außer den Quellen, täglich geschmolzener Schnee? Wenn die Regen aufhören und weitaus die größte Schneemasse auf dem Dschebel esch-Schech (Hermon) in Wasser sich aufgelöst hat, müssen die Flüsse natürlich fallen, und wahrscheinlich wird man den niedrigsten Standpunkt des Jordans im October beobachten. Innig bedauere ich, daß ich meinen Aufenthalt in Tiberias nicht dazu benutzte, genaue Erkundigungen über das Steigen und Fallen seines Sees einzuziehen. Spätere Reisende werden jedenfalls nicht ermangeln, ihr Augenmerk auf diesen Punkt zu richten.

Die Pilger, welche den Jordan etwa anderthalb Stunden über der Einmündung in den asphaltischen See besuchten, machten darauf aufmerksam, daß das Wasser des Jordans, auch im Spätsommer während der größten Trockenheit trübe war; ließ man es aber in einem Gefäße stehen, so wurde es bald hell. Wenn ich mich recht erinnere, so sah ich das Wasser bei der Einmündung in den See Tiberias helle, wahrscheinlich weil der Fluß hier aufwärts mehr auf Felsen, auf Steinen oder auf Kieseln gebettet ist. Der See Genezareth, dessen Wasser ich helle fand, dient jedenfalls als ein Läuterungskessel, wenn er auch trübes aufnimmt, und es ist nicht zweifelhaft, daß der Jordan am Südende jenes Sees lauter beginnt. Nachdem das Wasser unter der Ausmündung, wie Lieutenant Lynch erzählt, mehrere Fälle und starke Strömungen gebildet und zuletzt, nördlich von Abadijeh, zwischen steilen Ufern von Erde und Thon sich durchgearbeitet hatte, wurde es schlammig bei 2½′ Tiefe. Etwa eine Fahrstunde weiter unten erscheint das Wasser, nachdem es über kiesigen Grund, aber auch zwischen Ufern von Töpfererde geflossen war, wieder heller bei 8′ Tiefe und weiter hinab klar. In der Nähe des Wadi Dschalut wurde der Fluß nach raschen Strömungen zwischen sandigen Hügeln aufs neue schlammig; so war er auch in der Nähe des Wadi Jabes nicht lauter, obschon sich in denselben reine Nebenbächlein ergossen. Als leichtes Schlammwasser, dessen Farbe sich der Milchfarbe näherte, erschien der Jordan in der Nähe des Wadi Adschlun, und es scheint, daß das Wasser von hier an bis zum todten Meere nicht mehr lauter werde. Nach dem Berichte der Expedition war der Boden, wo das Strombett sich enge zusammenzieht, gewöhnlich felsigt oder harter Sand, und in den breitern Stellen letticht. Hier floß der Jordan langsam zwischen aufgeschwemmten Ufern, und das Wasser war entfärbt, während es dort zwischen und über Felsen verhältnißmäßig klar erschien. Der Strom greift, begünstigt von der erhöhten Temperatur, den lettichten Grund auch im Frühling und Sommer an, obschon wegen der Abnahme der Wassermasse seine Kraft, den Boden mechanisch aufzuwühlen, bedeutend geringer seyn muß; ich halte dafür, daß die Angreifbarkeit des Bettes bedeutend dazu beitrug, daß der Jordan so ungemein viel Windungen beschreibte, von denen manche neu entstanden zu seyn scheinen. Setzt der Fluß an irgendeiner Stelle eine Bank von Lehm oder Letten ab, so wirkt diese auf den Strom wie ein Damm, um einer Krümmung die geradere Richtung zu geben, und umgekehrt. Wie man wirklich eine alte Brücke, die unterste, die ich anführen werde, über ein trockenes Bett und zwar 20′ hoch gesprengt fand, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß die von der Expedition veröffentlichte Karte des Ghor-Jordans, je genauer sie entworfen seyn mag, nach hundert Jahren in manchen Punkten nicht mehr entsprechen dürfte.

Die Beobachtungen über die Temperatur des Jordans sind noch sehr unvollständig. Wenn ich im Januar eine Frische von + 10° R. angab, so fanden die Amerikaner im April 71 bis 72° F. (+ 17°) bei 78 und 92° der Atmosphäre.

Die Expedition fuhr an wenigen Dörfern vorüber. Bemerkenswerth sind die zertrümmerten Brücken, die sie antraf: zuerst den Dscheser es-Semak, wovon mehrere Pfeiler noch standen, dann nicht viel weiter unten eine die Durchfahrt hemmende alte Brücke, darauf südlich vom Flusse Jermak den Dscheser Medschamia auf dem Wege von Nabulus durch Beisan nach Damaskus, und zuletzt eine alte römische Brücke bei der Einmündung des Wadi Faria in den Jordan zu Erleichterung des Verkehres zwischen Nabulus und es-Salt.

Wenn wir nicht so begierig nach den Merkwürdigkeiten des todten Meeres wären, könnten wir uns am Jordan in geologischer Beziehung umsehen, um verschiedene Bilder von Kalksteinfelsen, Sandsteintrümmern und von Trapp, von Lehmgrund und Kieselboden, so wie von offenbaren Zeugen einer vulcanischen Katastrophe (namentlich nach Zurücklegung des Wadi Zerka) mitzunehmen; wir könnten uns interessiren für die Thierwelt, die Wachteln, Schwalben, Störche, Tauben, Enten, Schnepfen, Rebhühner, Habichte, Reiher, für die Fische, die man stellenweise in Menge sah, für den wilden Eber, das Kalb el-Moja (Wasserhund) oder gar für die Tigerspuren; wir könnten uns ergötzen am bunten Pflanzenkleide von Weiden, Tamarisken, Zwergeichen, Oleander, Laurestinus, Agnus castus, wilden Pistazien, Akazien, Nubek (spina Christi), Arbutus, Goldwurz, Anemonen, Ringelblumen, Wasserlilien, Adonis, Zaunrüben, scabiosa stellata, Schilfgras, wildem Hafer und Senf, und in der obern Region am Getreide der den Anbau so sehr lohnenden Gefilde; wir zielen rasch weiter hinab. Die Annäherung zum See kündigte sich dadurch an, daß die Ufer niedriger und weiter aus einander gehalten sind, und schon neun Fahrminuten oberhalb der Einmündung das Wasser so einen salzichten, doch nicht eigentlich unangenehmen Geschmack bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nachricht von Layard. Nach einem Schreiben aus Mossul vom 1 October 1849 begab sich Layard mit seinen Begleitern aus Konstantinopel mit dem Dampfschiff nach Trapezunt und von da nach Erzerum. Auf der Weiterreise wurden sie von Scheban Bey, einem kurdischen Fürsten, freundlich aufgenommen. Von da führte ihre Reise durch wilde, wenig bevölkerte Districte, bis sie die großen Ebenen des Murad-See erreichten, wo sie dem edlen Waidwerk oblagen. Die Gesellschaft erreichte sodann Akhlat, und überstieg die Berge durch den Paß zu Bitlis. Am 22 September erreichten sie das Jesidendorf Hamsi, wo sie die herzlichste Aufnahme fanden, und überhaupt war ihre Aufnahme in allen von dieser Secte bewohnten Districten ungemein freundlich. (Athen. 22 December.)

Schmetterlingsblume. Das Athenäum vom 22 December enthält aus dem Charleston Courier folgendes: „Flora spielt manchmal phantastische Possen, gewährt aber fast immer entweder dem Gesichts- oder Geruchssinn Vergnügen. Wir hatten Gelegenheit eine ihrer Nachahmungen in Gestalt einer Schmetterlingsblume zu sehen, so ähnlich, daß auf den ersten Anblick das Auge vollständig getäuscht wurde. Die Blume hatte die Größe eines der größten Arten von Schmetterlingen, war äußerst bunt in den Farben, und die Flügel oder der Körper waren mit dem feinen Flaum bedeckt, der dem lebendigen Insekt eigenthümlich ist. Die Pflanze soll aus Trinidad gekommen und die Blume die erste seyn die man daraus gezogen hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 4. 4 Januar 1850.

Palazky's Föderalismus.

Nichts bezeichnet so entschieden den außerordentlich raschen Verlauf unserer Zeit als die Schnelligkeit, mit der sie hervorragende Männer, namentlich der ältern Zeit, abnützt. Wir wollen damit nicht sagen, daß sie dieselben als unbrauchbar bei Seite wirft, aber sie entsprechen dem augenblicklichen Drang der Umstände und Verhältnisse nicht, und werden überholt. So geht es auch jetzt Palazky. Sein Schreiben an den Fünfziger Ausschuß in Frankfurt im April vorigen Jahrs war ein Ereigniß, das der Strömung der Verhältnisse des Tschechenlandes und der Tschechenpartei auf ein ganzes Jahr hinaus die Richtung gab. Damals wies er mit bedeutsamem Finger auf die Kluft hin, welche Oesterreich und Deutschland schied; die Folgen dieser Kluft haben wir in den letzten anderthalb Jahren sattsam erfahren. Jetzt hat Oesterreich, wir mögen sein Thun beurtheilen wie wir wollen, gehandelt in der Erkenntniß, daß sein Lebensnerv in Deutschland liege, und nun tritt Palazky plötzlich auf und wirft dem Germanismus den Handschuh hin. Palazky bezeichnet das jetzige System Oesterreichs mit den Worten „Gleichberechtigung aller Nationalitäten mit Ueberordnung des Deutschthums." Daß dieß das praktische Resultat der Nationalitätswirren in Oesterreich geworden, das wird nicht geläugnet und ist auch nicht zu läugnen. Die Slawen und Palazky an ihrer Spitze haben jedoch nur halb Recht, wenn sie sagen, daß vor dem März 1848 Ungarn und Deutsche die herrschenden Nationen waren, und daß, wenn die Gleichberechtigung einen Sinn haben solle, Slawen und Rumänen frei werden müßten von der Herrschaft der Magyaren und Deutschen. Es ist wirklich auffallend, daß ein so scharfsinniger Kopf, wie Palazky, einen solch halbwahren Satz in dieser Allgemeinheit hinstellen konnte. Fast sollte man meinen, Palazky habe die relative Unrichtigkeit des Satzes gefühlt, denn er läßt die Italiener aus dem Spiel so gut wie die Polen, welche Palazky in dem hier gebrauchten Sinne unmöglich den andern Slawen gleichstellen kann. Ist es wahr, daß der Slawe oder, um uns hier genauer auszudrücken, die Böhmen in einem Unterthänigkeitsverhältniß zu den Deutschen standen, wie die Rumänen oder Slowaken zu den Magyaren? Böhmen, Deutsche und Italiener standen unter dem Gesetze einer und derselben unverantwortlichen Gewalt, und der Separatklage der Böhmen über den Druck ihrer Landessprache ließ sich abhelfen, ohne das Regierungssystem im mindesten zu ändern. Der Deutsche in Böhmen hatte um kein Haar mehr zu sagen und zu bedeuten als der Tscheche in Böhmen; wohl aber hatte der Magyar in Ungarn eine viel größere Bedeutung, wie der Slowake, der Deutsche und Rumäne. Palazky vermischt also hier wissentlich — denn man kann von ihm keine solche Selbsttäuschung annehmen — zwei durchaus unähnliche Dinge.

Heißt dieß schon nicht offen gehandelt, so fällt ein anderer Umstand noch mehr auf. Palazky hält sich in seinem langen Artikel — er nimmt in der Uebersetzung der Presse über drei eng gedruckte Foliospalten ein — durchaus an Allgemeinheiten, und specificirt die Frage nicht. Zwar sagt er: „jeder größere Complex oder jede Nationalgruppe von Kronländern hätte an der Spitze ihrer gesammten Administration einen Minister, der zwar ein College der Reichs- oder Wiener Minister wäre, aber in der Hauptstadt der ihm untergeordneten Länder wohnte und dem Ministerrathe für alle Zweige der Landesadministration untergeordnet wäre; solcher Minister müßte es im ganzen Reiche mindestens sieben geben, und zwar 1) für die deutschen, 2) für die tschechisch-slawischen, 3) die polnisch ruthenischen, 4) die magyarischen, 5) die rumänischen, 6) die südslawischen und 7) die italienischen Länder." Behalten wir die jetzige Provincialabtheilung im Auge, so ist die Absonderung von Nr. 1) 3) 6) und 7) verhältnißmäßig sehr leicht; die strittige Frage liegt nur in Ungarn und Böhmen. Lassen wir aber die ungarische Frage hier ganz bei Seite, so fragt sich, was rechnet Hr. Palazky zur tschechoslawischen Abtheilung? Doch wahrscheinlich Böhmen, Mähren, Oesterreichisch Schlesien und das Slowakenland; wenn aber letzteres, so kommt er schon in Conflict mit Ungarn; lassen wir aber auch diesen Streitpunkt weg, und halten uns nur an die drei erst genannten Länder, hat er hier einen tschechoslawischen Ländercomplex vor sich? Keineswegs. Er müßte, angenommen daß man diesem Ländercomplex die abgesonderte Verwaltung in der Weise, wie Palazky sie vorschlägt, gewährte, den Gebrauch des Deutschen in gleichem Maaße und in gleicher Berechtigung mit dem Böhmischen gestatten. Ist dieß auch der Fall mit Italien? Vom Isonzo bis zum Po und Ticino herrscht mit Ausnahme einiger kleinen unbedeutenden Sprachinseln allenthalben das Italienische und die wenigen Deutschen ließen in einer Abgeordnetenversammlung dieser Länder sich nicht einfallen, eine andere Sprache reden oder verlangen zu wollen wie das Italienische. Ist das auch der Fall mit Böhmen und Mähren? Wenn auf einer solchen Landesversammlung nur deutsch gesprochen würde, so wäre es allen verständlich, wird nur böhmisch gesprochen, so ist es nicht allen verständlich. Was ist die Folge? Man kann — und muß wenn man gerecht seyn will — dem Böhmischen dieselbe Berechtigung geben wie dem Deutschen, aber nicht mehr. Würde ein so gestalteter böhmisch-mährischer Landtag, wenn Oesterreich sich wiederum enger mit Deutschland ver-

Digitized by Google

binden will, sich widersetzen wollen oder auch nur können? Es ist rein undenkbar. Was gewinnt dann Hr. Palazky mit seiner Absicht, Oesterreich von Deutschland loszureißen?

Was Hr. Palazky über die Centralisation Oesterreichs, in dem Sinne wie sie durch die Constitution vom 4 März erstrebt wird, sagt, halten wir im allgemeinen für richtig, und die bisher angestrebte Centralisation geradezu für unausführbar, aber nicht minder unausführbar und der Natur widerstrebend erscheint uns das Bestreben Palazky's, Oesterreich und dadurch Böhmen von Deutschland loszureißen. Wir halten eine „Ueberordnung des Deutschthums über alle andern Nationalitäten des Kaiserstaats" weder für ausführbar, noch für wünschenswerth, aber die tschechoslawische Idee sich von Deutschland unabhängig und demselben feindselig hinzustellen ist um kein Haar ausführbarer.

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua rc.

(Fortsetzung.)

Das Roccamonfina-Gebirge besteht, die kegelförmige Masse im Innern ausgenommen, welche den M. della Croce zusammensetzt, fast gänzlich aus vulcanischem Tuff, jedoch von jenem bei Neapel wesentlich verschieden; er erscheint weniger fest, erdiger, enthält häufiger Glimmer, seltener Bimssteinfragmente. Daubeny beobachtete eine Art eisenschüssigen Tuffs, wechsellagernd mit den gewöhnlichen Abänderungen, oder gleich einem Gange die Tuffschichten senkrecht durchziehend. Der Tuff zieht sich von der Stadt Sessa bis zum äußeren Kraterrand, der mit vulcanischem Sand und losen übereinander gethürmten Felsmassen bedeckt ist. Der Tuff umschließt sowohl Sand und Lapilli als auch größere Blöcke eines eigenthümlichen Porphyrs, ein bezeichnendes Product der alten Vulcane von M. Somma und Roccamonfina im Neapolitanischen und von Acquapendente und Viterbo im Römischen; in einer feldspathigen Grundmasse liegen kleine Leucit-Krystalle ($1^1/_2$, 2—$2^1/_2$ Zoll im Durchmesser), begleitet von kleinen Augit-Krystallen. Bei dem Dorfe Tuoro di Sessa ruht eine größere Partie des Leucit-Porphyrs auf Tuff und dehnt sich längs einer quer zu den Abhängen des Berges laufenden Schlucht aus. Als einer der merkwürdigsten Grundzüge in der Physiognomie dieses Berges, wodurch er sich von so vielen andern Vulcanen unterscheidet, muß das Hervorstehen eines trachytischen Kegels aus dem innern Krater angesehen werden, eines Kegels, der zwei Drittheile vom innern Kraterraum einnimmt und sich beträchtlich über den Krater-Kranz erhebt. Das trachytische Gestein steigt schroffer empor als der Tuff, den es durchbrochen; in der Mitte befindet sich eine kleine Vertiefung, vielleicht früher eine Art Krater. Die Felsart dieses M. Croce ist von rothbrauner Farbe, bald dicht, bald feinkörnig und innig gemengt mit Feldspath-Theilchen, welche häufig einen glasigen Bruch zeigen, als ob sie geschmolzen wären. Grüner Augit kommt in der Masse vor, aber von Hornblende findet man keine Spur, dagegen erscheint tombackbrauner Glimmer in sechsseitigen Tafeln als häufige Beimengung. Abich betrachtet das Gestein als ein verknüpfendes Band zwischen Trachyt und Grünstein und nennt es Trachyt-Dolerit; nach seinen Untersuchungen enthält es weder Albit, noch glasigen Feldspath, sondern Oligoklas. Besonders auffallend ist bei der Felsart die regelmäßige Verwachsung der Bestandtheile. Pilla, welcher im Jahre 1848 im italienischen Freiheitskampfe gegen die Oesterreicher an der Spitze seiner Schüler aus Pisa fiel, welche er mit hochherziger Vaterlandsliebe ins Feuer führte, beobachtete, daß der Gipfel des Kegels — er besuchte von seiner Heimath, Venafro, aus oft dieses schöne Gebirge — ganz genau von allen Theilen des Kammes vom M. Cortinella entfernt sey. Trotz der Steilheit des Gesteins wird dasselbe allenthalben von Vegetation bedeckt: ein schöner Kastanienhain zieht sich an einem beträchtlichen Theil der Abhänge hin.

Die Aussicht ist wunderschön. Fast das ganze Gebirge mit der reichsten üppigsten Eichen- und Kastanienvegetation, mit seinen schattenreichen Dörfern, seinen schauerlichen Tuffschluchten liegt zu den Füßen. Auf der einen Seite erblickt man Mola di Gaëta, die Festung Gaëta, die am Cap Circello endigende Bergreihe und die Küstengegenden bis nach Ischia und zum Vesuv, während sich auf der anderen Seite die Apenninen, besonders die Ausläufer der Majella mit dem Kloster Monte Casino, den Ortschaften St. Germano, S. Elia und unzähligen Dörfern und Flecken am Garigliano zeigen.

In geologischer Beziehung verdient der Berg besondere Beachtung; das Hervorbrechen der dichten Masse eines trachytischen Gesteins durch die Mitte eines, aus ganz anderem Material bestehenden Berges — so verschiedene Gebilde wie Leucit-Porphyr und vulcanischer Tuff — zu so bedeutender Höhe (3200 Fuß) kann allerdings als ein gewichtiger Stützpunkt für die Theorie der Erhebungskrater angesehen werden. Schon die große Verschiedenheit seiner Zusammensetzung von dem umgebenden Gestein des Berges deutet darauf hin. Eine kegelförmige Masse von solcher Höhe und solchem Umfang vermochte in die Lage, welche sie jetzt einnimmt nur dadurch zu gelangen, daß sie auf einmal — gleich dem M. Nuovo bei Pozzuoli — aus dem Erdinnern emporstieg, in halbflüssigem oder teigartigem, nicht aber in vollkommen flüssigem Zustande. Wir haben es demnach mit einer Kraft zu thun, welche nicht allein die umgebenden Tuffschichten zu heben im Stande war, sondern solche in der That heben mußte, wenn dieselben zur Zeit der Eruption in horizontaler Lage abgesetzt waren, und anzunehmen, daß der Tuff durch allmähliche Auswürfe losen Materials gebildet wurde, bevor der Trachyt-Kegel emporstieg, hieße die Höhe bis zu welcher der Tuff reicht, die geneigten Winkel seiner Schichten ganz außer Auge setzen. Aus abwechselnden Lagen von Tuff und Lava mag allerdings mit der Zeit ein Berg von einiger Höhe hervorgehen, aber ein Tuffberg wie an der Roccamonfina, der zu so bedeutender Höhe emporsteigt, konnte nur in Folge von Hebungen sich gestalten: im trachytischen Kegel von Monte Croce dürfen wir ohne Zweifel die bewegende hebende Kraft suchen. Vgl. den Aufsatz von L. Pilla: Ueber die vulcanische Gruppe von Roccamonfina im Jahrb. f. Mineral. 1841, p. 162 — 175. Pilla betrachtet die Roccamonfina als ein sehr werthvolles Glied in der Kette vulcanischer Erscheinungen in Italien, weil sie die Uebergänge feuriger Wirkung wie sich solche durch Ergießung darthut (plutonische Wirkung) zu jenen durch Eruption (vulcanische Wirkung) darstellt. Pilla ordnet die Folge feueriger Gebiete beider Sicilien also:

1. Ponza-Inseln, Eiland Panaria zu den äolischen Inseln gehörend; Monte S. Paolo beim M. Vulture im Basilicat. Altes, wohlbezeichnetes trachytisches Gebiet, welchem Krater fehlen.
2. Gruppe von Roccamonfina, alter trachytischer Kegel, Erhebungskrater, Eruptionskrater.

Digitized by Google

3. System der phlegräischen Felder, der aeolischen Inseln, des Vulture im Basilicat, erloschene Eruptionskrater, mit offenbaren Zeichen von Emporhebungen.
4. System des Vesuv, des Aetna, des Stromboli, thätige Eruptionskrater, ebenfalls mit offenbaren Anzeichen von Emporhebungen.

So ungefähr äußern sich Daubeny, Abich und Pilla über dieses Gebirge welches ich mit meinen Freunden aus Teano besuchte. Unsere Betrachtungen und Bemerkungen hoch oben auf Sta Croce durften sich freilich an Gelehrsamkeit nicht mit denen der genannten Herren messen, doch waren wir von der Richtigkeit desjenigen was Abich und Pilla früher schon geäußert, durch den Anblick der ganzen Gegend vollkommen überzeugt. Was die italienische Litteratur über die erloschenen Vulcane von Roccamonfina betrifft, so mache ich noch auf die hier und dort zerstreuten Schriften von Breislak, Brocchi und Scacchi [1] aufmerksam.

Nach einigen höchst genußreichen Stunden, bezaubert von einer der schönsten herrlichsten Aussichten und vollständig befriedigt, was vulcanische und antiquarische Ausbeute betraf, brachen wir in nordöstlicher Richtung auf, um im Kloster Sta Maria de' Latani oder Lattani ein Frühstück einzunehmen. Der Weg führte über den nordöstlichen Tuffrücken des Vulcans und lenkte bald in den schattigen Kastanienwald ein, der das schöne weiße Klostergebäude von drei Seiten umgibt: es ist ein nicht unberühmter Wallfahrtsort für unfruchtbare Weiber und für solche, welche bei dem Nahrungsgeschäft der Kinder, sey es durch Mangel an Milch oder durch andere Schäden beeinträchtigt sind. Der Name Lattani wird nämlich von „Latte" Milch hergeleitet, und die Verehrung richtet sich also an die „milchgebende" Jungfrau Maria. Darauf beziehen sich nicht allein die meisten Gemälde, Statuen und Büsten der Maria in der hübschen und reinlichen Kirche, sondern auch sehr viele Votivtüchelchen und andere Weihgeschenke. Die jungfräulichen milchgebenden Brüste der Maria, in Verbindung mit dem saugenden Christus-Kindlein bilden hier — gleich der Isis mit dem Horus in manchen Tempeln Aegyptens, z. B. zu Hermontis — die Hauptdarstellungen, und daneben hängen an den Wänden scrophulöse, skirrhöse, atrophische und andere Brustexemplare aus Wachs, die Opfergeschenke geheilter und nicht geheilter Frauen. Die Bewohner des Klosters, Franciskaner, bildeten ein lebenslustiges, rothbackiges, vollsaftiges Corps, wie es sich nicht anders in dieser Einsamkeit und bei der Eigenthümlichkeit dieses milchbrüstigen Weiberdienstes erwarten ließ. Wir fanden die geistlichen Herren bei der Flasche und beim Kartenspiel, und wurden als Gastfreunde empfangen. Meine Begleiter aus Teano waren hier vollkommen zu Hause, und bald sprudelten neben köstlichem Klosterwein die originellsten Witze und Scherze. Man zeigte mir Garten, Kirche, Refectorium, Gemächer, die kleine Bibliothek, die Küche, kurz alles was ich sehen wolle, denn mein wackerer Freund, D. Ambrogio, hatte mich den geistlichen Herren als einen sehr toleranten „Cristiano," d. h. Menschen vorgestellt, mit dem sie keine Umstände zu machen hätten. Deßhalb kniff denn auch der Bruder Antonio einem allerliebsten Schwesterpaar aus Marzano, welches, ich weiß nicht, aus welchen religiösen Gefühlen, schon am frühen Morgen zum Kloster heraufgestiegen war, in meiner Gegenwart so zärtlich in die Backen, daß es ganz verschämt in den schönen, vollen Busen hineinlächelte. Salami aus Chieti in den Abruzzen, Bruovole (Käsegericht) aus dem Matesegebirge, Eier, Brod, Wein und Liqueure bildeten das Frühstück: man wollte uns zum Mittagessen behalten, aber unser Weg war noch weit, unser Tagewerk kaum halb vollendet. Von der Höhe unter dem Kloster ist die Aussicht entzückend: man hat links die ganze Kette des Matesegebirges, der Vulturnus blickt in vielen Krümmungen aus dem Grün der Ebene herauf, die trebulanischen und tifatinischen Berge gruppiren sich hier zu einer malerisch verflochtenen Hügelkette: hinter diesem erheben sich die südlichen Ausläufer des Mittelgebirges und rechts schließt das Meer mit den Inseln den Rahmen. Wir schüttelten uns freundlich zum Abschied die Hand, nachdem wir auf das Wohlseyn aller derjenigen Frauen und Jungfrauen getrunken, welche zu dem „milchgebenden Busen der Jungfrau Maria" im fruchtbaren Kastanienwalde hoffend und gläubig emporwandeln würden. Der schöne Morgen wird mir unvergeßlich bleiben, und so oft ich später auf staubiger Landstraße tief unten in der Ebene vorüberzog und nach dem weithin leuchtenden Klosterpunkte im grünen Walde hinaufblickte, grüßte ich in Gedanken den schalkhaften Bruder Antonio und das rosige Schwesterpaar aus Marzano.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Der junge Gelehrte Scacchi, einer der ersten Mineralogen Italiens, ist ebenfalls wegen seiner gemäßigt „liberalen Gesinnungen" seines Lehrstuhls zu Neapel für verlustig erklärt und gegenwärtig flüchtig.

Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Die Expedition erreichte am 18 April das todte Meer, das (nach deren genauen Nivellirungen bis Jafa, in Uebereinstimmung mit der trigonometrischen Arbeit Symonds) ein wenig über 1300' tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres liegt, und sie lagerte sich in Ain el-Feschchah. Von diesem Tage an wurde der See von beiden Schiffen in der Kreuz und Quere befahren. Die Fahrten waren aber nicht immer ganz ohne Gefahr. Erschien der See das einemal so glatt wie ein Spiegel, so bot er anderemale ein sehr aufgeregtes Aussehen dar. So erhob sich nach der Einfahrt in den angeblichen See ein heftiger Nordwestwind, der zu einer Kühlte sich steigerte, daß die Boote sich nicht im Laufe halten konnten, und daß man, um die Fanny Mason zu erleichtern, frisches Wasser über Bord warf. Bei der Fahrt am Südende des Sees stürmte ein Orcan aus Südost, und drohte die Schiffe tiefer in den See zu jagen. In der Nähe des Rubtat ed-Dschamus bemerkte man zuerst glasartige Wellen (maretta) von Nordwest her bei größter Windstille; man kannte wohl die Bedeutung dieses Vorboten. Kaum eine Viertelstunde nachher wurde man von einem Windstoße überrascht, das Wasser kräuselte sich, und in fünf Minuten tobte und schäumte es, daß die Augen vom Schaume schmerzten. Einmal schluckte die Fanny Skinner bei hoch gehendem See Wasser über Bord. Es war eine auffallende Erscheinung, daß der See auf dem stürmischen Windstoß schnell in schäumende Wuth gerieth, und daß er, sobald die aufregende Kraft aufhörte, wieder glatt wurde.

Die weitaus ungestümsten Winde bliesen aus Nordwest und Nordost, und es verdient das Seltsame hervorgehoben zu werden, daß, wenn jener Wind zu wehen anfing, die Temperatur rasch stieg; so war es auch beim Nordwinde der Fall. Beim Wadi Mubughbik erreichte der Thermometer, während der Nordwestwind herrschte, um Mitternacht 88° (+ 24° R.). Die Temperatur der Luft wechselte sonst meist zwischen 70 und 82°. Im Wadi Zerka Main fiel jene auf 68° (+ 16° R.). Am 7ten Mai erreichte sie bei Windstille 106° (beinahe + 33° R.), und am 26 April nahe dem Wadi Humeir bei Südostwind ebenso viel und zwar 5' über dem Boden, dagegen 104° um 4' tiefer. Oft klagte die Mannschaft über die schwüle Luft und die große Hitze. Was die Luftströmungen weiter betrifft, so stellte man als Regel auf, daß am

Digitized by Google

Vormittage der Südwind und am Nachmittage bis um Mitternacht der Nordwind vorherrschte; letzterer war (z. B. in Ain Dschidi) von einem Schwefelgeruche begleitet, obschon das Wasser des asphaltischen Sees vollkommen geruchlos ist. Lieutenant Lynch neigt sich daher zur Annahme, daß der üble Geruch von den stinkenden Quellen und Sümpfen längs der Seeküste herrühre. Wehte der Wind von Abend her über das südische Land, so roch man den Schwefel nicht. Die Atmosphäre, selten ganz rein, am reinsten noch zur Nachtzeit, enthält sehr oft dünnen, durchscheinenden Nebel oder Heerrauch, zumal wenn die warmen Südost- und Nordwestwinde über das Wasser streichen; dieß darf nicht befremden, da bei mangelndem Ausfluß, außer einer gewiß bedeutenden Versickerung, eine starke Ausdünstung statt hat. Daß diese gerade der Gesundheit der Menschen zuträglich sey, möchte ich keineswegs behaupten, und wenn die Landeseinwohner über der Bucht der Halbinsel Stöpsel von Zwiebeln in ihre Nasenlöcher schoben, um dem Einflusse der Malaria entgegenzuwirken, die sie vom See her eingeschlürft haben wollen, so mochten sie zunächst von Vorurtheilen, dann aber auch von Erfahrung geleitet worden seyn, welche zum Theile eine unbefangene Prüfung bestehen dürfte. Uebrigens beweisen die Trümmer von Wohnungen am Meere oder in geringem Abstande davon, welche die Expedition antraf, wie die aus ungehauenen Steinen und ohne Mörtel, offenbar zum Schutze von Höhlen aufgeführte Mauer zwischen dem Wadi Husasah und Wadi Sudeir, die Höhlen mit gebogenen Eingangsöffnungen und kalksteinernen, marmorähnlichen Schwellen in der Nähe von Ain Dschidi, Ruinen von gehauenen Steinen und ein roher Canal (vielleicht ein Aquäduct) nahe dem Wadi Mubughghik, Bruchstücke eines ungeheuern und sehr alten Mühlensteins auf der Halbinsel, voraus aber die sehr merkwürdigen Trümmer von Mauern, einem spitzbogigen Thore mit Delta-, kreuz- und T förmigen Figuren auf dem 3/4 Meile (engl.) langen (N. nach S.) und 1/4 Meile breiten Platze des Gipfels von Sebbeh oder dem alten Masada, schon hinlänglich, daß um das todte Meer herum Menschen leben konnten. Und solches bezeugen nicht bloß diese Monumente, sondern auch die Geschichten selbst. Im vierten Jahrhunderte wohnten hin und wieder Einsiedler in den Höhlen des Rohrgebüsches nahe am todten Meere. Der Einsiedler Sophronius hielt sich fast siebenzig Jahre nackt bei dem todten Meere auf, und genoß nichts als Kräuter. [1]

Ganz ausgezeichnetes Interesse erregen die Tiefenmessungen, welche die Amerikaner anstellten. Die größte Tiefe beträgt 1170' (engl.) und zwar ziemlich in der Mitte des Sees, jedoch mehr gegen Mitternacht als gegen Morgen, zwischen dem Wadi el-Modscheb und Ain Terabeh. Es fällt auf, daß auf der Ostküste die Tiefe viel schneller zunimmt als auf der Westseite. Hier, wo die Kesselwand noch am jähesten ist, nämlich östlich von Ain Dschidi, mißt man bis zu einer Tiefe von 73 Faden beinahe eine (See-) Meile, während in gleicher Entfernung vom Lande auf der Ostseite etwa 100 Faden Tiefe mehr gemessen werden, wenn man die Bucht hinter der Spitze Costigan und jene östlich neben der Mündung des Jordans ausnimmt. Bei diesen Angaben muß ich inzwischen mich näher erklären: ich verstand nicht zugleich den Obersee vom Nordende der Halbinsel bis Usdum oder zum Südende des ganzen Sees; denn dieser Obersee ist so ungleich weniger tief, daß er besonders ins Auge gefaßt werden will. Seine größte Tiefe steigt nicht höher als auf 56 Faden, und von hier erhebt sich der Grund gegen Mittag so, daß auf der Linie von der Spitze Molyneux querüber zur Westküste das Wasser höchstens 18' tief ist, daß 5 Meilen vom Lande (südwärts) die Tiefe nur noch 12' ausmacht; ja hier wird der See so seicht, daß eine Meile weit die Tiefe auf 1' sich reducirt. Wahrscheinlich ist der Obersee nur in Folge von Erdversinkung, etwa durch einen vulcanischen Proceß entstanden, wo dann der Untergang jener unglücklichen Städte sich gar leicht erklärt: eine Hypothese, die mehr für sich hat als jene, daß der See durch außerordentliches Steigen die obere Landschaft von der Halbinsel bis Usdum unter Wasser gesetzt habe. In neuerer Zeit war die Frage über eine Wasserfurt im Obersee ernster als je angeregt. Die Messungen der Amerikaner konnten keine nachweisen; indeß bestanden die Araber auf der Behauptung, daß der See am Südende durchwatet werden könne, und Lieutenant Lynch zeigt sich nicht ungeneigt, eine Furt hier zuzugeben. Mit nichten darf man einen Jahrgang oder einen halben Monat als Maaßstab für alle Jahrgänge und alle Monate hinstellen. Nahm doch die Expedition selbst an der Küste Zeichen wahr, woraus sie schloß, daß der See im Frühling 1848 um 7' gefallen sey. Wenn die Regen bis Ende Octobers beinahe ganz aufhören, einige Bäche völlig vertrocknen, die Flüsse viel ärmer werden, die Hitze des Sommers die Ausdünstung des Seewassers noch mehr fördert als die Wärme des Frühlings — darf vor dem Eintritte der Regenzeit nicht ein fernerer Fall von 7' oder nicht eher von 10' angenommen werden? Gewiß.

Daß das Wasser des asphaltischen Sees außerordentliche Eigenschaften besitze, bestätigen die Amerikaner aufs neue. Die Farbe des Wassers ist im allgemeinen hell; allein zwischen Ain Dschidi und der Spitze Costigan war es nicht durchscheinend, sondern von Aussehen wie verdünnter Wermuthgeist. Der Reichthum an Salz erscheint so groß, daß es an Körpern, womit das Wasser in Berührung kam, leicht Krusten bildete; der Schaum ließ solche an Kleidern, Händen und dem Gesichte der Schiffahrer zurück; Treibholz, abgestorbene Gebüsche auf der Halbinsel und bei Usdum, Steine an dem Gestade der Bucht hinter der Spitze Costigan hatten einen Salzüberzug — selbst das Compaßglas. Waffen und Instrumente, wie überhaupt alles von Metall, war von der salinischen Atmosphäre bronzirt. Die Matrosen wollten von Treibholz Feuer machen; allein es war mit Salz so sehr angeschwängert, daß es nicht brannte. Wenn der See hoch ging und schäumte, so schmerzten Augen und Nasengänge derjenigen, die im Schiffe fuhren. Die außerordentliche Tragkraft des so schweren Wassers [1] wurde aufs neue erprobt; man machte mit einem Pferde und Esel einen Versuch, ob sie schwimmen könnten, ohne umzuschlagen; das Ergebniß war, daß die Thiere, obschon sie sich ein wenig auf eine Seite drehten, ihr Gleichgewicht dennoch nicht verloren. Ein anderesmal konnte ein Pferd mit Mühe sich aufrecht erhalten. Ein muskelkräftiger Mann schwamm beinahe Brusthoch, ohne die geringste Anstrengung. Lieutenant Lynch konnte mit Mühe die Füße hinabbringen, und wenn er auf dem Rücken lag, indem er die Kniee aufzog und auf diese die Hände legte, so purzelte er sogleich über. Zwei frische Hühnereier schwammen der Länge nach ein Drittel obenauf; sie würden im Wasser des mittelländischen oder atlantischen Meeres untergesunken seyn. Die Boote gingen um einen Zoll tiefer im Jordan als im asphaltischen See. In Betreff der Wassertemperatur steht fest, daß sie beim Wadi Mubughghik zu Mitternacht 80° (+ 21° R.) bei 86° Luft, beim Wadi Humeir 12'' unter dem Spiegel Nachmittags 90° bei 97° Luft, zwischen dem Wadi Mubughghik und Ain Dschidi Mittags 82° bei 87° Luft, zwischen dem Wadi Zerka Main und Ain Terabeh Vormittags gleich unter der Oberfläche 76°, am gleichen Flecke aber 1044' tief, 62° (+ 13° R.) betrug. Es war vom Spiegel bis auf den Grund ein stufenweises Abnehmen der Wärme bemerkbar; nur 60° tief zeigte sich ein Unterbruch, so daß man hier eine Lage von kälterem Wasser mit 59° fand. Die Zunahme der Temperatur unter den 60' möchte man der während des Processes der Krystallenbildung entwickelten Wärme zuschreiben; dürfte man hier nicht an eine interne Strömung denken? Sah die Expedition doch auch oberflächliche Strömungen, eine weiter im See gegen Süd, und eine andere längs der Westküste gegen Nord, die erstere etwa die Wirkung des einfließenden Jordans und die letztere die bei Usdum am Südgestade zurückgeprallte Strömung.

(Schluß folgt.)

Astronomisches Phänomen. Die sonderbare Erscheinung, daß ein Stern scheinbar zwischen der Erde und dem Mond durchzieht, wurde kürzlich in einem ungewöhnlichen Grade am Cap der guten Hoffnung beobachtet. (Shipp. Gaz. 26 December.)

---

[1] *Moschus*, prat. spirit., c. 159.

[1] Die verhältnißmäßige Dichtigkeit des Wassers wurde so gefunden: destillirtes Wasser = 1, Wasser des atlantischen Meeres von 25° N. B. und 52° W. L. 1,02 und vom asphaltischen See 1,13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 5 Januar 1850.

Die Vegetation am obern Induslauf.

Ein Schreiben des Hrn. Th. Thompson, im Londoner Journal of Botany, an Hrn. W. J. Hooker gibt nachstehende Uebersicht seines Ausflugs.

„Der ganze Lauf des Indus im Norden des Himalaya befindet sich in einem bergigen, von Plateaux entblößten Lande. Das Flußthal selbst nimmt natürlich an Höhe ab, in dem Maaße als man dem Meere näher kommt, aber die umgebenden Berge sind immer von gleicher Höhe, nämlich 18 bis 20,000 Fuß, und manche Piks steigen noch höher an. Das Hauptthal und einige Seitenthäler haben manchmal eine Breite von 2 bis 3 (engl.) Meilen, aber die letztern sind gewöhnlich nur enge steile Schluchten. Von der Höhe von 12 bis 13,000 Fuß bis auf 6000 Fuß (von welcher Höhe ich ausging) enthält das Thal und seine Seitenthäler manchmal ungeheure Massen süßen Wassers. Man findet von Zeit zu Zeit Muscheln, und es scheint daß ein großer See in älterer Zeit das ganze Land von Leh bis auf etwa 40 Meilen unterhalb Iskardo einnahm. Auf dieser ungeheuren Strecke ist wenig Anbau, die Gebirge und ein guter Theil der Thäler sind eine Wüste. Die Berge sind mit Schnee bedeckt und ihr Fuß ist entweder ein Steilabsturz oder doch ein Felsenabhang. Das Klima ist durch große Trockenheit ausgezeichnet. Die Winter sind rauh aber es fällt wenig Schnee, namentlich in den östlichen Districten. Gegen den Unterlauf des Indus ist aber die Menge desselben bedeutend, und sie wächst gegen den indischen Himalaya zu rasch an. Im Sommer fällt, obwohl der Himmel manchmal kleine Wolken zeigt und selbst bedeckt ist, sehr wenig Regen, ja man kann nicht einmal sagen, daß es regnet, denn wenn ich Regen bemerkte, so waren es einige Tropfen, welche den Boden kaum benetzten. Mitten in dieser Wüste und trotz der Trockenheit des Klima's hat der Mensch auch die kleinsten Striche anbaufähigen Landes nutzbar gemacht. Ueberall wo es ein flaches Terrain von mäßig guter Beschaffenheit und genügender Wassermenge gibt, ist man sicher ein Dorf und den Boden angebaut zu finden. Wenn der Himmel keinen Regen gibt, so muß man die Pflanzen bewässern, und man kann das Wasser sich verschaffen, da die Berge die Gränze des ewigen Schnees übersteigen, und während des Sommers eine reichliche Wassermasse abfließt. Meistens wird Weizen und Gerste, die letztere bis zu großer Höhe gebaut; auch sieht man Senf, Erbsen und Bohnen, an niedrigen warmen Orten eine oder zwei Arten von Panicum. Es ist natürlich, daß in einem so öden Lande die natürliche Vegetation sehr arm ist. Ich kann gegenwärtig die Zahl der Arten, die ich traf, nicht berechnen, glaube aber nicht, daß sie über 500 beträgt. Ich kam übrigens am 22 Junius an, und um diese Zeit waren die Frühjahrspflanzen Primula, Gagea, Lloydia und Crucifera) in Blüthe, so daß mir wenig Arten entgehen konnten. Die angebauten Striche um die Dörfer her zeigen eine üppige Vegetation, und selbst in der Wüste gab es 14 Tage lang eine Menge Pflanzen, in neuerer Zeit aber ist alles vertrocknet und verbrannt. Die Alpenflora beginnt etwa um 14,000 Fuß, sie ist fast auf die Ufer der Gebirgsbäche und auf die Stellen begränzt, welche das Wasser durch das Schmelzen des Schnees erhalten. Die allgemeinen Kennzeichen der Vegetation sind die des Nordens, und der Ueberfluß an Astragalen erinnert an die Flora Sibiriens."

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua rc.

(Fortsetzung.)

Bei dem Flecken Roccamonfina, wo das Terrain ebener wurde, setzten wir unsere Maulthiere mit dem Puntarello, einem zugespitzten Hölzchen, womit man unter dem Sattelknopfe kitzelt, in Trab, und gelangten an mehrern Dörfchen, an einem Weiher und an prächtigen Obstgärten vorüber an den südlichsten Punkt des Kraterrandes, an die sogenannte Scala Santa, von wo aus ein langer Tuffkamm allmählich bis nach Sessa abwärts führt. Da wo die Senkung in verschiedenen Zickzackwindungen beginnt, öffnet sich der Blick auf das Monte-Massico-Gebirge und auf die prächtige Ebene, welche der Garigliano durchströmt, den östlich die malerische Apenninenkette von Pontecorvo über Rocca Guglielma und M. Petrella bis Gaëta abwärts begränzt. Durch Eichen- und Kastaniewaldung ging es munter bergab; bald begannen die Oelwälder, Wein, Getreide, Feigenbäume, Granaten u. s. w., der Sattel wurde immer schmäler, gewährte immer freiere Blicke rechts und besonders links in das von Laub und Weinreben strotzende Hügelgewirre, das sich von Sta Croce bis zu dem Flecken Sta Agata hinunterzieht, und senkte sich endlich auf ein breiteres Plateau, wo wir die ersten Sessa bereits angehörigen Winzerhäuschen und Masserien antrafen.

Bald gruppirten sich die Wohnungen dichter und freundlicher, und wir betraten den obern Theil der Stadt Sessa, welche sich in einer langen Gasse, die im Mittelpunkt der Stadt einige Ausläufer rechts und links ab endet, den Berg vollends abwärts zieht. Führer und Maulthiere schickten wir nun voraus,

Digitized by Google

um im Posthause von Sta Agata, an der großen Landstraße von Rom nach Neapel, ein frugales Mittagessen zu bestellen. Wir selbst wanderten zum Canonicus D., einem alten jovialen Freund und tüchtigen Alterthumskenner, verkürzten gewaltsam sein Mittagschläfchen, zwangen ihn uns als Cicerone zu dienen und zogen nun in dem Städtchen bergauf, bergab, mit Interesse seinen archäologischen Hypothesen und Resultaten lauschend.

Am linken Ufer des Liris, $1\frac{1}{2}$ Miglien von dem durch seinen köstlichen Wein im Alterthum hoch berühmten Monte Massico und 6 Miglien vom Meere entfernt, erhob sich auf einem sonnigen, freien Hügel das alte Suessa, einst eine wohlbekannte Stadt der kriegerischen Aurunker. Livius erzählt uns (8, 15) daß die von den nebenbuhlerischen Sedicinern geschlagenen Aurunker sich aus den höhern Bergen hieher geflüchtet. Die neuen Ansiedler fügten den Beinamen Aurunca hinzu, sey es zum Gedächtniß der zerstörten Mutterstadt, sey es zum Unterschiede von Suessa Pometia, der Stadt der Volsker. Mögen sich die Alterthumsforscher um das Alterthum Suessa's streiten so viel und so lange sie wollen, mögen Pelasger, Tyrrhener oder Rhätier sie gegründet haben, gewiß ist es, daß sie eine uralte und eine sehr ansehnliche Stadt war. Der Umstand, daß sie bei vielen Schriftstellern unter dem einfachen Namen Suessa vorkommt, beruht aller Wahrscheinlichkeit darauf, daß nach der Zerstörung von Suessa Pometia im J. R. 252 oder 261 unter dem Consul Servilius wenig mehr von dieser Stadt der Volsker die Rede war; vgl. Dionys Halic. 6, 29; Plin. H. N. 3, 9, 16 und Liv. 2, 17. Im Jahre Roms 441, während des zweiten samnitischen Krieges, wurde nach Livius, Frontin und Vellej. Paterculus eine Colonie hieher geschickt, und Cicero redet von einem municipium Suessanum, eine Berechtigung, die Suessa wohl gleichzeitig mit Teanum und Cales empfing. Es existiren Silber- und Bronzemünzen von Suessa; die erstern führen einen Apollokopf mit Lorbeer bekränzt, eine Nachteule oder das erste Mondsviertel mit der Legende Suesano, ferner einen nackten Reiter, den ein anderer leitet oder den Stier mit menschlichem Antlitz, gekrönt von einer Victoria. Die Bronzemünzen haben entweder den bezeichneten Apollokopf oder die Köpfe des Mercurs und der Pallas mit dem menschenköpfigen Stier auf der Rückseite, ferner den Löwenwürgenden Hercules oder einen Hahn mit einem Stern und der Legende Suesano (mitunter im archaischen Styl) auf der andern Seite. Einige Münzen von Suessa bringen den Namen von einer Magistratsperson, andere bezeichnen das Bündniß mit Neapel und Compulteria; vgl. die Schriften von Sestini, Ignarra, Mionnet, Avellino und Millingen. Eine Inschrift aus späterer Zeit (44 n. Christus) nennt Suessa „Colonia Julia Felix Classica", und diese hieher geführte Colonie bestand wahrscheinlich aus Veteranen einer römischen Flottenlegion. Die spätern Schicksale Suessa's sind ziemlich unbekannt. Daß Erdbeben furchtbar hier gehaust, erhellt daraus, daß in der Stadt und in der ganzen Umgegend fast alljährlich antike verschüttete Gebäude nebst vielen Gegenständen ausgegraben werden. Unter der Longobardenherrschaft finden wir Grafen von Sessa, welche dem Kastaldat von Teanum angehörten. Unter den Normannen fiel Sessa in die Hände eines Richard von Aquila, 1155. Die Königin Johanna verkaufte die Stadt für 25,000 Ducati (50,000 fl.) an Thomas Marzano, dessen Familie den Herzogtitel führte; sie ging später von einer Hand in die andere, bis der Feudalherrschaft — auf dem Papiere — ein Ende gemacht wurde.

Früher umzogen feste Mauern die Stadt und viele Thore führten in dieselbe, jetzt sind nur noch zwei Hauptthore, ein oberes und ein unteres vorhanden, ebenso theilt sich die ganze Stadt in eine obere und eine untere. Die Hauptstraße ist breit, sehr lang, nicht allzu schmutzig und hat einige recht hübsche Gebäude aufzuweisen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 7 bis 8000, doch gehören Luft und Klima nicht zu den gesündesten. An Klöstern und Prälatengebäuden ist kein Mangel, darunter zeichnen sich der bischöfliche Palast und das Augustinerstift aus. Der Marktplatz, la Piazza, ist sehr freundlich: ein prächtiger Brunnen mit dem Löwenwürger Hercules aus schönem Marmor schmückt ihn. Wirthshäuser fehlen der Stadt, doch sind ein Paar buntbemalte kleine Café-Buden vorhanden. Die frühere Bedeutung des Orts erhellt theils aus den sehr bedeutenden antiken Trümmern, die noch vorhanden, aus den vielen Nebenästen der Via Appia, die hier zusammenliefen und noch ganze Strecken gut erhaltenen Pflasters liefern, theils aus imposanten Resten einer großartigen Brücke über den Liris. Die neue schöne Straße, welche jetzt nach Sta Agata auf die große, römische Landstraße hinunterführt, ruht auf vielen Brückenbögen, die ein tiefes Thal überspannen, in welchem eine alte römische Landstraße sich mühsam emporwand: sowohl die antiken Trottoirs als die antiken Pflastersteine wurden theilweise bei dem neuen Bau, den ein Ingenieur Pinto leitete, benützt. Das Gebiet von Sessa ist ungeachtet der Nähe des Trachyts und des Tuffs durchaus nicht wasserarm; das Gerücht, man habe bei Sessa eine Goldmine entdeckt, erregte vor mehrern Jahren großes Aufsehen, bewies sich aber als unbegründet. Ein vortrefflicher Thon wird bei Corbara zu sehr gutem Töpfergeschirr benützt, an mehrern Punkten in der Nähe sprudeln Mineralquellen — Säuerlinge — hervor, und der Boden ist an Wein, Getreide, Oel, Gemüse aller Art außerordentlich reich. Die Sessaner sind bekannt als gute Vogelpfeifenmacher: diese Pfeifen, Cinfoli genannt, pfeifen und zwitschern die Stimme verschiedener Vögel auf das Täuschendste nach, und werden von Jagdliebhabern häufig gekauft. Endlich sind auch die Nonnen von Sessa vortreffliche Kuchen- und Pastenbäckerinnen, und unser freundlicher Führer, der Canonicus D., versäumte es nicht, uns in das Kloster der heiligen Anna zu führen, wo wir für wenige Carlini unsere Taschen mit delicaten „Mostaccioli" und „Tozzi" füllten. Ich bedauere, daß ich meinen Lesern hier nicht alle die klösterlichen Leckerbissen vorlegen kann, welche zur Weihnachtzeit in Neapel so oft meinen Gaumen gekitzelt: das aber darf ich betheuern, daß die Pasta Reale, die Mostaccioli viel besser schmecken als alle Basler Leckerei und Schleckerei, als alle Hamburger und Lübecker Marzipane.

Was die antiken Trümmer Sessa's betrifft, so betrachteten wir das Amphitheater, außerhalb der Stadt gelegen. Erdbeben haben hier alles übereinander geworfen, dennoch erhellt, daß der Umfang dieses Gebäudes nicht sehr groß gewesen. Eine hier gefundene Inschrift erwähnt eines Gladiatorenkampfes, welchen der VI Vir (Sevir) C. Titius Chresimus zur Zeit des Antoninus Pius den Sessanern gab. Zwei andere Inschriften, wahrscheinlich aus derselben Zeit, erwähnen eines Circus und der öffentlichen Thermen, diese dem Hercules geweiht, jener von Antonius Pius restaurirt. Die Trümmer des Circus, der Thermen, des Theaters, eines Kryptoportikus, so wie eines Tempels liegen in einer andern Richtung als die des Amphitheaters. Der Kryptoporticus befindet sich hinter dem Garten der P. P. Conventuali, er ist ungefähr 200 Palmen lang. Eine im Garten von S. Benedetto gefundene Apollostatue mit

tized by Google

einer Leyer hat fälschlich zu der Vermuthung geführt, daß dieses Gebäude auf den Fundamenten eines Apollotempels ruhe. Ein Herkulestempel wird an der Stelle des jetzt sehr zerstörten Castells vermuthet. Die nicht unbedeutenden Ueberbleibsel alter Mauern, die zum Theil mit opus reticulatum ausgeflickt sind, manche Säulen, Wasserleitungen, Cisternen innerhalb und außerhalb der jetzigen Stadt, so wie die vielen gefundenen Münzen, Gräber, Vasen, Carniole u. s. w. sprechen dafür, daß das alte Suessa viel volkreicher, viel größer und viel prächtiger gewesen als das heutige Sessa. Gewiß ist, daß die antike Stadt sich viel tiefer abwärts nach Sta Agata und nach dem Liris hin erstreckte.

Suessa war der Geburtsort des bekannten satyrischen Dichters C. Lucilius, den Juvenal „magnus Auruncae alumnus" nennt, welcher zu Neapel starb und mit einem öffentlichen Leichenbegängnisse geehrt wurde; vgl. Euseb. Chron. 2, p. 363 (ed. Mai), Cicero, Gellius, Quintilian u. a. erwähnen seiner. Der komische Dichter Sextus Turpilius, wenn man einer sehr verstümmelten Inschrift trauen darf, starb zu Suessa; seine Statue ward gefunden und im Palaste des Herzogs von Maddaloni zu Neapel aufbewahrt, wohin aber diese Alterthümer jetzt gelangt sind, weiß niemand. Ferner wurden zu Sessa geboren der bekannte Taddeus, Minister des Hohenstaufen Friedrichs II, ein würdiger Gefährte Pietro's delle Vigne, Nicolaus delle Ceste und anderer Männer damaliger Zeit, Ascanius Testa, Aug. Niso und andere.

Unter den Schriftstellern über Aurunca, Sessa und die umliegende Gegend zeichnen sich aus Perrotta, Thomas de Masi [1] (1761), Pratilli, Capaccio; vgl. auch Abeken in den Annali dell' Instituto Rom XI. p. 202. Die Schrift des L. Sacco aus Sessa „L'antichissima Sessa" (1632) wird von Kennern für sehr unzuverläßig erklärt, doch ist keineswegs zu läugnen, daß über die Geschichte dieser Gegend, so wie über die Topographie ihrer Städte noch bis zum gegenwärtigen Augenblick eine nicht unbedeutende Verwirrung herrscht. Capaccio verlegt das alte Suessa an den nördlichen Fuß des M. Massico, wo höchst wahrscheinlich eine alte Niederlassung der Aurunker stattfand, De Mao verlegt Aurunca des Namens wegen nach Auruncolisi, Sacco auf den M. Gauro oder M. Barbaro, weil eine antike Straße hieher führt, und mächtige Steinhaufen, polygone Blöcke ohne Cementverbindung hier vorhanden sind, Abeken mit vielen schlagenden Gründen auf den Punkt la Serra genannt, andere auf die Höhen von Cortinella, Scala Santa 2c. Es ist durchaus nothwendig, daß man zwischen der ältesten Niederlassung der Aurunker, der alten Stadt Aurunca und der spätern Stadt Suessa mit dem Beinamen Aurunca scharf unterscheide. Erstere lag, wie wir gesehen haben, oben im Gebirge von Roccamonfina, letzteres da wo das heutige Sessa liegt; vgl. Corcia Storia del Regno delle Due Sicilie I, p. 498.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklaven in Surinam.

Ein Schreiben im Amsterdam'schen Handelsblad vom 28 December aus Surinam vom 3 November gibt einige nicht unbedeutende Nachrichten über den Zustand der Neger in dieser Provinz. Alles drängt auf eine baldige Emancipation, denn das Ausreißen der Neger nimmt überhand, selbst die Patrouillen der Truppen und der Bürgermiliz sind nicht mehr im Stande dem Uebel zu steuern, und zudem sind auch schon offene Gewaltthätigkeiten gegen die Weißen geübt worden. Man darf freilich nicht vergessen, daß ein solches Weglaufen der Neger in die Wälder von jeher stattgefunden hat, und daß hieraus die sogenannten Buschneger hervorgegangen sind, deren Unabhängigkeit man endlich anerkennen mußte, und welche selbst geraume Zeit dem Weglaufen anderer Neger vertragsmäßig in den Weg traten. Jetzt bilden sich aber neue Lager von entlaufenen Negern, und auf sehr vielen Plantagen stehen die Sklaven mit diesen letztern in Verbindung. Der Briefschreiber ist der Ansicht, daß die Colonie nothwendig in kurzer Zeit verfallen und aufgegeben werden müsse, wenn nicht aufrichtig gemeinte Anstalten getroffen werden, um den Negern in kurzem die Freiheit zu sichern.

Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und todten Meere.

(Schluß.)

Wir werden nun nach dem Berichte der Expedition einen Blick werfen auf die geognostische Beschaffenheit des Beckengrundes und Randes. Mit Hülfe zweckmäßiger Instrumente untersuchten die Amerikaner den Boden des Wasserbeckens an sehr vielen Stellen; sie brachten Sand, meist Schlamm, aber auch an manchen Stellen Salzkrystalle, oft beides heraus. An mehr als einer Stelle, wie zwischen der Spitze Costigan und der Westküste gegenüber, unfern von Ain Dschidi, von Ain Terabeh und vom Wadi Zerka Main war der Boden hart; der Schlamm hatte abwechselnd eine blaue, graue und gelbe Farbe; er herrschte besonders im Obersee vor. Als man am Südende landete, sank der Fuß desjenigen, der ausstieg, 1' tief durch eine Lage von Schlamm, dann durch eine Salzkruste und darauf 1' tief ebenfalls durch eine Lage von Schlamm, bis er festen Grund erreichte. Zweimal zog man auch einen todten Vogel und einmal ein Grasblatt von zwar abgestorbener Farbe, aber von so fester Textur herauf, als wäre es an einem Bache frisch gepflückt worden. Es ist auch sehr natürlich, daß Thier- und Pflanzenstoffe sich in diesem starken Salzwasser lange erhalten. Das Nordgestade ist eine Lehmebene, weiterhin von der Sanddüne begränzt. Beim Wadi en-Nar gibt es horizontale Schichten von Kalkstein; in der Nähe des Wadi Ghuweir groben, dunkeln Kies unten an dem Ufer; von Ain Terabeh südwärts eine Reihe Conglomerat in dünnen horizontalen Lagen, worauf Sandhügel folgen; an der Westküste auch Gerölle von tertiärem Kalkstein und Mergel. Das südliche Gestade wie das nördliche. Im Südostwinkel des Obersees ragt eine Reihe von Hügeln 2000' hoch empor, und die Felsen von en-Nuweireh, hoch und groß, thürmen sich in horizontalen Lagen von braunem Kalksteine über einander; unten schöner, rosenfarbiger Sandstein; im Wadi en-Nuweireh selbst große Brocken von Sandstein. Die Halbinsel besteht aus lockerem, kreidehaltigem Mergel mit Incrustationen von Salz und Spuren von Schwefel, Salpeter, Gyps und Thon, das Nordende aus Kalkfelsen mit Feuerstein; man gewann ein anderesmal einige kleine Stücke von reinem Schwefel. Die Ufer des Arnon bildet rother, brauner und gelber Sandstein in senkrechten, hohen, wie künstlich bearbeiteten Wänden. Rother und gelber Sandstein, aber nicht in so phantastischen Formen, wiederholt sich am Wadi Zerka Main, wo weiter oben Trapp sich über dem Sandsteine zeigt. Das Räthsel über das Erdpech oder Asphalt, woher der See auch seinen Namen hat, lösten die Amerikaner noch lange nicht. Die Expedition traf das Bitumen oder, wie ich verstehe, den Stinkstein, welchen die Araber Hadscher Musa (Mosesstein) nennen, hauptsächlich an der Westküste zwischen dem Ras Hisch und Ain Dschidi, in gelegentlichen Klumpen; die Araber brachten auch ein Stück aus der Nähe von Sebbeh; ein Stück, das man aufpickte, war ungemein heiß beim Berühren, und es schien bei außerordentlicher Sommerhitze weich zu werden. An der Küste der Halbinsel bemerkte man Incrustationen von Salz und Bitumen; dieses hat eine glänzende, glatte Bruchfläche. Andere Forscher mögen darthun, was an der Nachricht haltbarer sey, daß an der Küste Erdharzgruben und im See selbst Erdpechquellen sich vorfinden; das Instrument der Amerikaner gerieth nirgends auf Erdharz. Man stritt sich schon lange, ob die Gebirgsformation den Untergang der Sündenstädte auf dem Wege des Vul-

[1] „Memorie istoriche degli Aurunci."

Digitized by Google

canismus erklären lasse. Auf der nördlichsten Strecke der Ostküste traf die Expedition vulcanische Formation und Lava an, so wie weiter südlich, zwischen dem Wadi Zerka Main und Wadi Modscheb, ein Berg vom Fuße bis zum Gipfel als eine schwarze Masse von Schlacken und Lava erscheint. Das Salz an den Küsten des asphaltischen Sees, besonders reich um Usdum herum, bildet immer noch einen Erwerbszweig. In der Umgegend von Ain Dschidi begegnete man einem Araber mit zwei salzbeladenen Kamelen; er kam vom Südende des Sees her. Und wo ist die Salzsäule, in welche Loths Weib verwandelt wurde? Manche Pilgrime machten darauf aufmerksam, wenige jedoch behaupteten, daß man sie noch sehen könne. Nicht wenig überrascht, was die Amerikaner östlich von Usdum fanden: eine Säule, die oben über einer engen, tiefen Schlucht stand. Etwa 40' hoch, 40 bis 60' über dem Spiegel des Sees, ruht sie, eine mit Gyps bedeckte Masse von Salz, auf einer Art von ovalem Piedestal, und eine Stütze oder ein Strebepfeiler verbindet sie mit der Bergseite. Mich will bedünken, daß im Mittelalter die Christen hier eine Säule zum Andenken an die Verwandlung der Gattin Loths errichteten, unbeschadet der einmüthigen Ueberzeugung der Expedition, daß nach dem Augenscheine die biblische Erzählung von der Zerstörung der Städte in der Ebene wahr sey.

An mehreren Stellen der Umsäunung des todten Meeres trafen die Amerikaner fließendes Wasser an, wie in Ain Feschchah, Ain Terabeh, im Wadi Husasah, in Ain Dschidi, im Wadi Muhariwat, im Wadi Humeir, wo das Wasser von einem obern in einen untern Teich rann, im Wadi Beni Hamed, im Wadi Modscheb und Wadi Zerka Main. Zwei ungenannte Bächlein, das eine einen Fall bildend, flossen zwischen beiden letztern Thälern. Wichtig ist die Quelle Dschidi. Der Arnon war ein beträchtlicher Fluß mit klarem, mäßig kühlem Wasser, worin einige kleine Fische gesehen wurden. Bei der Mündung hatte er eine Breite von 82' und eine Tiefe von 4'; war man über das Delta gekommen, so wurde der Fluß bis 10' tief. Den Bach Zerka Main bilden die heißen Quellen von Kallirrhoë; er ist mithin eine Therme, noch bei der Mündung mit einer Temperatur von 94° (+ 27° R.), eine Meile weiter oben mit 95° (+ 28°), während das Seewasser eine Wärme von 78° bei 77° in der Luft anzeigte. Man fand es sehr angenehm, aus dem schweren, scharfen Wasser des Sees, welcher in den unzähligen wunden Hautstellen (sores) viel Schmerzen erregte, in dem wenig schwefelhaltigen, dem milden, lieblichen und erfrischenden Wasser von Kallirrhoë zu baden.

Es ist nicht an den Küsten des todten Meeres, wo die Vegetation ihren Triumph feiert. Jedoch sah man hin und wieder am See oder doch nahe am Ufer eine einladende Stelle, wenigstens bei den Quellen und Bächen. So wachsen Schilf und Gras, die sida Asiatica, Tamarisken, Ghurrabäume, einzelne Palmen u. s. f. Auch bieten dem Reisenden die Thiere wenig Abwechslung dar, wie ein schöner Schmetterling, Schwalben, Möven, Rebhühner, Schnepfen, Wachteln; Enten schwammen etwa eine Meile weit von der Küste im Wasser; unter den Vierfüßern ließ sich bloß ein steinfarbiger Hase blicken, und sonst entdeckte man auf der Halbinsel die Fährte einer Hyäne.

Trotz der vielen Mühseligkeiten, welchen die wackere Mannschaft unterworfen war, erfreute sie sich im allgemeinen doch eines guten Gesundheitszustandes. Auf dem Jordan erkrankte ein Matrose nur vorübergehend, ernstlicher ein anderer am todten Meere, so daß er nach Mar Saba vorausgeschickt wurde; allein in Beirut betrauerte man den Todesfall des trefflichen Lieutenant Dale, der einem Nervenfieber erlag, demgleichen, welches auch Costigan und Molyneux dem Tode zuführte.

Nachdem die Expedition 22 Nächte am todten Meere zugebracht hatte, reiste sie am 10 Mai mit den auseinander gelegten Booten ab, besuchte, immer nivellirend, Jerusalem und Jafa, stieg zu den Quellen des Jordans hinauf, und langte im Christmonat (1848) im Vaterlande an.

Es gereicht der republikanischen Regierung in Washington nicht wenig zur Ehre, daß sie eine Forschungsfahrt unternehmen ließ, welcher der Bibelfreund, der Mann der Wissenschaft, so manches verdankt. Man kann den Namen Jordan und todtes Meer nicht mehr aussprechen, ohne den Namen Amerikaner zu preisen. Engländer versuchten wiederholt, den asphaltischen See genau zu erforschen; diejenigen, die noch am weitesten vordrangen, Costigan und Molyneux, kamen nicht südlicher als bis zur Halbinsel. Es war den Amerikanern vorbehalten, das durchzusetzen, wonach die Engländer vergeblich strebten. Uebrigens bleibt spätern Forschern eine bedeutende Nachlese übrig, ich will nicht sagen auf dem Jordan, und ich glaube auch, daß die sehr schwierige und an einigen Stellen so gefährliche Fahrt auf diesem Flusse schwerlich so bald wiederholt werde oder wiederholenswerth wäre, aber auf dem asphaltischen See. Wenn es vielleicht nicht zu bestreiten ist, daß für die Reise auf dem Jordan mindestens 1848 die richtige Jahreszeit gewählt wurde, weil derselbe später zu seicht geworden wäre, so gilt nicht das gleiche vom todten Meere, obschon die Untersuchung des letztern, nachdem einmal der Jordan befahren war, sich von selbst versteht. Die Expedition litt an und auf dem todten Meere von der Hitze so sehr, daß auch ihre Arbeiten litten. Wer die Forschungen auf dem todten Meere wieder aufnehmen will, wird daher wohl thun, gerade vor dem Eintritte der Regenzeit, etwa gegen Ende Octobers, den asphaltischen See zu besuchen, wo dann die Temperatur eher eine gemäßigte und zugleich der Wasserstand niedriger ist, welcher auch manche Forschungen, z. B. über die Wasserfurt im Obersee, über Erdpechquellen, über die von Pilgrimen erwähnten Trümmer, erleichtern würde. So sehr man dem Muthe, dem moralischen Zusammenhalte und dem religiösen Sinne der Amerikaner Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, so schmerzlich ist es, sagen zu müssen, daß von ihnen ein paar Wissenschaften, auf die man hätte einen großen Werth legen sollen, nicht gehörig vertreten waren. Ein mehr wissenschaftlich gebildeter Mann und zugleich Arzt, Dr. Henry J. Anderson, gesellte sich zufällig und freiwillig erst in Syrien zu den Leuten. Wenn mit der Forschungsfahrt auf den Wassern einige Streifereien zu Lande, wie nach Om Keis (Gadara), Beisan (Bethsan oder Scythopolis), nach Sebbeh und Kerak, ganz zweckmäßig verbunden wurden, so waren sie am todten Meere freilich zu selten und nicht genug planmäßig. Ich traf im J. 1846 in Jerusalem beim großen griechischen Kloster einige christliche Keraker, darunter, so viel ich mich erinnere, den Schech, und sie luden mich aufs freundlichste ein, sie nach Kerak zu begleiten, mit der Versicherung, daß ich nicht der mindesten Gefahr ausgesetzt wäre. Das offene und zuversichtliche Benehmen der Keraker machte einen so günstigen Eindruck auf mich, daß ich mich sogleich freudig entschlossen hätte, der Einladung zu folgen, wenn meine Privatcasse nicht für andere Zwecke bestimmt gewesen wäre. Freundlichkeit erzeigten auch wirklich die Keraker gegen die Amerikaner; ein feindseliger, einem freiern Forschen sehr hinderlicher Empfang aber wurde ihnen von Seite der Moslemin bereitet, und man darf es nur höchst mißlichen Umständen beimessen, wenn die Franken keine der warmen Quellen besuchten, die, wie mich die Keraker versicherten, in der Nähe ihres Wohnortes entspringen. Jener üble Empfang darf fürwahr bei der Beurtheilung nicht maßgebend seyn; die Amerikaner, junge Männer, von denen, nach dem Berichte zu schließen, keiner arabisch verstand, stellten sich in Vollführung jenes amtlichen Auftrages, mehr als imponirend, als eine geschlossene, wohlbewaffnete Phalange, um nöthigenfalls zu erzwingen, was gute Worte nicht vermöchten, und dieses Auftreten erweckte gerade in den streitbaren Mohammedanern zu Kerak peinliche, feindselige Gefühle. Ich bin überzeugt, daß ältere, der Landessprache kundige, gelehrte Männer, die ohne besondern Anspruch und die Vorurtheile des Volkes möglichst schonend das Land jenseits des asphaltischen Sees durchzögen, mit reicher Ausbeute wieder zurückkehren würden.

Sklaverei in Californien. Während man in den Vereinigten Staaten eifrigst die Sklavensprache bespricht, namentlich auch mit Bezugnahme auf die neuen Erwerbungen, hat Californien sie in seiner neuern Verfassung, welche jetzt dem Volke zur Annahme vorgelegt ist, bereits gelöst. Nach §. 18 soll Sklaverei durchaus nicht geduldet werden. Es ist ganz natürlich daß eine namentlich aus Goldgräbern bestehende Gesellschaft keine Sklaverei will, denn dann würden die reichen Capitalisten des Auslandes schnell genug Massen von Sklaven hinsenden

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 7 Januar 1850.

Nossarier und Ansarier.

(Mitgetheilt von Hrn. Zimpel.)

Ueber diese im nördlichen Theile von Syrien wohnende Religionssecte existiren so widersprechende Ansichten, daß ich mich deßhalb veranlaßt sehe, einige Worte Ihren Lesern zu übergeben. Der Secretär des preußischen Generalconsulates zu Beyrut, Herr Catafago, hat der wissenschaftlichen Welt einen Katechismus übergeben, welcher die Religionsgrundsätze der in der Gegend von Szafet und weiter nördlich lebenden Gebirgs-Volksstämme außer allen Zweifel setze. Die Art und Weise, wie der mir persönlich sehr wohlbekannte und sehr ehrenwerthe Herr Catafago in den Besitz dieser Documente gekommen, ist mir zu fremd, um daraus auf die Aechtheit oder Zuverläßlichkeit dieses Katechismus schließen zu lassen. Die leidige Krankheit des von allen seinen Freunden und Bekannten tief betrauerten preußischen Consuls zu Jerusalem, Hrn. Dr. Schultz, verhinderte denselben seinen Vorsatz auszuführen, diese Religionsfrage an Ort und Stelle vollständig aufzuklären, da er vielleicht nicht allein der einzige dazu vollkommen befähigte Mann war, sondern auch die beste Gelegenheit und Mittel dazu hatte. Nächst ihm dürfte es der amerikanische Missionär Thompson in Beyrut seyn, der sich indeß, so viel ich weiß, nicht gründlich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat. Unter diesen Umständen dürfte es vielleicht nicht uninteressant seyn, die bei meiner Bereisung von ganz Syrien im Jahre 1847 an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen hier mitzutheilen.

Eine unter den Volksstämmen in der Nähe von Szafet dem südlichen Ende des Gebirgs der Ansarier, nördlich von Kalaat el Hossn, ausgebrochene Revolution gegen die türkischen Behörden, so wie ein endloser Kampf zwischen ihnen selbst, machte es mir, da selbst die höchsten türkischen Paschas mir dringend davon abriethen, unmöglich, diese Völkerstämme kennen zu lernen, ich konnte nur den westlichen und östlichen Fuß des Gebirges durchstreifen. Erst bei Latakia konnte ich bis in die Mitte des ganzen Höhengebirges vordringen und die den erstgenannten stammverwandten Ansarier kennen lernen. Was ich von ihnen sah und in Latakia von den Consuln, Kaufleuten rc. erfuhr, war unbefriedigend, widersprechend, in allen Fällen aber nicht zum Vortheil des Stammes. Der Charakter sey ehrlos, Trägheit bezeichne ihn überall, in religiöser Beziehung schrieb man ihnen die Anbetung des Teufels, oder der Sonne, des Mondes, oder anderer Gestirne zu, was nur von den Männern geschehe, da das Weib davon ausgeschlossen und nur als Sklavin betrachtet sey rc. Jedenfalls aber mußten sie besser civilisirt und industriöser als ihre obenerwähnten südlichen Nachbarn erscheinen.

Von Latakia bis zum Orontes — drei Tageritte — passirte ich ununterbrochen den von den Ansariern bewohnten District und bemerkte den auf jedem Tage auffallend zu ihrem Vortheile sich verändernden Charakter. Ueberall zeigte sich auf eine wohlgefällige Weise dem Auge des Reisenden die größte Industrie, und obgleich, ähnlich den Drusen, ernst und fast finster im Ausdruck ihres Gesichts, trug dieser doch den Stempel der Biederkeit und einer Achtung einflößenden Haltung. In Suedia, im Orontes-Thale, unweit dem antiken Hafen und der Stadt von Seleucia, am Fuße der Dschebel el Akra, machte ich die interessante Bekanntschaft des dort schon seit 16 Jahren wohnenden frühern englischen General-Consuls in Egypten rc. J. Baker. Einer seiner Söhne William, ein Mann in den dreißig, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, bei der ihm eigenen vollkommenen Kenntniß der türkischen und arabischen Sprache, die Religion der und mit ihm, sowohl hier als in Tarsus wo er einige Zeit sich aufhielt, lebenden Ansarier zu studiren. Das Resultat seiner mehr als 10jährigen Bemühungen welches er so gütig war mir mitzutheilen, bestand in folgendem.

Sie sind die ältesten Bewohner Syriens, welches früher Ansarien genannt wurde. Sie beschäftigen sich nur mit Ackerbau und Seidenzucht, sind daher Fellahs, aber gewandt und ingeniös. Ihre religiösen Ansichten sind und werden von ihnen als das größte Geheimniß betrachtet. Ihr Religionsstifter soll von Mecca hierher geflohen, sie selbst in 12 Stämme getheilt seyn, wovon der erste, Haiderie genannt, durchgängig ausgezeichnet gute Menschen enthält. Der zwölfte Stamm, Kaluschie, der den steilsten Theil des Gebirgs bewohnt — dieser Beschreibung nach also bei Szafet — ist gerade das Gegentheil der Erstern. Die Idee der Letztern von Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode stimmt ganz mit denen der nordamerikanischen Indianer und anderer wilden Völker, daß nämlich die Anzahl der gemordeten Feinde den Maaßstab für eines oder das andere abgebe. Einer der mittleren Stämme heißt Alani, bewohnt das Gebirge östlich von Latakia und hält die Mitte zwischen ihren beiden extremen Nachbarn.

Wie schon oben bei Latakia erwähnt, schreibt man allen eine vollkommene Unkenntniß Gottes zu, dagegen eine Verehrung von Sonne und andern Himmelskörpern u. dgl., worunter sie sich die Gottheit vorstellen. Ihre großen Religionsfeste fallen nun in die ersten 3 Tage des Jahres, bei denen von einigen Stämmen heidnische Opfer gebracht werden sollen. Die übrige Zeit des Jahres, wo sie ohne Rücksicht auf bestimmte Sonn- oder Festtage ihren Geschäften obliegen, verrichten sie ihre Gebete überall, auch in den Moscheen der Türken. Hiernach könnte man sie für eine

der 72 mohammedanischen Secten halten. Bei der strengen Geheimhaltung ihrer Religionsansichten befolgen sie das Beispiel der Drusen, daß sie sich im Aeußern jeder andern im Lande herrschenden Religionspartei accommodiren, weßhalb sie bei den Christen auch keinen Anstand nehmen alles mit ihnen zu essen und zu trinken. Sie verheurathen sich nur unter einander. Der Umstand, daß sie türkische Freimaurer, die ungeachtet des strengsten Verbotes der geistlichen und weltlichen Behörden dennoch bestehen, unter sich aufgenommen, läßt, wenigstens bei den besseren Stämmen, auch auf eine ähnliche Verbrüderung unter ihnen schließen. Andern wurde die Aufnahme unter ihnen mit dem Bedeuten verweigert daß man erst türkischer Freimaurer gewesen seyn müsse.

Es stellt sich hernach die Frage heraus, ob die angegebene Eintheilung in 12 Stämme und das Wohnen des ersten Stammes bei Szafet am südlichen Ende ihres Gebirges richtig, oder ob die letztern überhaupt mit den Ansariern am Orontes zu verwechseln sind, von denen sie so außerordentlich in jeder Beziehung abweichen. Ist dieß nicht der Fall, dann dürfte sich vielleicht bei näherer Untersuchung herausstellen daß die Bewohner bei Szafet die Rossarier sind, von denen ältere Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts unter diesem Namen sprechen, während die im nördlichen Theile des Gebirges von Latakia bis zum Orontes unbestritten die Ansarier sind, von denen bis jetzt gewiß noch Niemand irgend einen Katechismus oder irgend etwas über ihre Religion erfahren hat. Undenkbar ist es, daß die zu Jesu Zeit lebenden Nasiräer hiermit in Verbindung gebracht werden könnten, eher vielleicht die Essäer. In dem letztern Falle müßten aber dieselben, selbst wenn man nur die bessern Ansarier am Orontes im Auge hat, viel von der Erhabenheit, Würde und den Kenntnissen der Essäer verloren haben.

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua &c.

(Fortsetzung.)

Ein Arm der oben erwähnten Via Appia, die überall in der Nähe Sessa's in größern und kleinern Strecken hervortritt, führte nach dem sogenannten Ponte, wo noch jetzt sehr schöne Brückenruinen unter dem Namen Ronaco vorhanden sind. Obschon jetzt nur eine Schlucht ohne Wasser von diesen Ruinen überspannt wird, so wird doch ziemlich allgemein angenommen, daß einst der Liris hier sein Bette gehabt und durch Erdbeben oder vulcanische Terrainveränderungen abgelenkt worden. Die Schlucht, das Thalbecken, die Formation der Thalwände sprechen für diese Ansicht. Es sind diese schönen Ruinen fast gänzlich unbekannt, und ich rathe jedem, sie von Sta. Agata aus zu besuchen. Die Länge der Brücke beträgt nahe an 750 Palmen, die Breite 21, ein sehr unregelmäßiges, sonderbares Verhältniß; 21 Bögen stützen die Brücke und die größte Spannung dieser Bogen beträgt 28 Palmen. Die Fundamente sind aus gehauenen Steinen, die Bögen aus Ziegelsteinen, alles sehr gut verkleidet. Der imposante Bau gehört wahrscheinlich der Kaiserzeit an. Ich besuchte diesen Punkt in früherer Zeit; auf der Reise die ich hier schildere, fehlte es mir und meinen Freunden aus Teano, so wie dem wackern Canonicus D. an Zeit und Lust zu dieser etwas entferntern Excursion.

Ein antikes Sanctuarium am M. Massico, ungefähr zwei Miglien von Sessa entfernt, unter dem Namen Santa Maria della Piana[1] bekannt, blieb leider von mir ungesehen: es soll auf alten Fundamenten erbaut seyn, aus ältester christlicher Zeit herstammen und ebenfalls ein geheimer Versammlungsplatz verfolgter Christen gewesen seyn; vgl. Chaupy, Maison d'Horace, I. p. 127.

Unser liebenswürdiger Canonicus mußte uns bis Sta. Agata begleiten, und im gut eingerichteten Posthause unser Gast seyn. Wir fanden alles bereit. Ermüdet vom vielen Sehen und Gehen schmeckten die Maccaroni, die frischen Cefali und Merluzzi köstlich; nur der Wein machte seinem Erzeuger, dem M. Massico, wenig Ehre: er war sauer wie schlesischer oder markbrandenburger Strumpf- und Kanonenwein. Während wir fröhlich tafelten, sausste in athemlosem Galopp die römische Diligence heran, die Postknechte sprangen von den Pferden, der Conducteur schrie und fluchte mit Stentorstimme über Gott weiß welche Kleinigkeiten, und drei frische Postillons führten sechs frische Pferde vor, mit welchen es innerhalb 5 Minuten unter fürchterlichem Geschrei und barbarischen Peitschenhieben in sausender Carriere weiter ging. Kaum war es uns gelungen, die eng zusammengepreßte und mit einer dichten Staubkruste einbalsamirte Reisegesellschaft, welche vergeblich nach Luft und Wasser verlangte, im Fluge zu mustern; nur so viel bemerkten wir, daß eine sehr verdrießliche Stimmung und eine babylonische Sprachenverwirrung im Eilwagen herrschte. Wir machten alle die gleichzeitige Bemerkung, daß eine solche Römerfahrt mehr den Zweck hat'e, einen massiven 15sitzigen Omnibus in möglichst kurzer Frist zwischen Rom und Neapel auf- und abzuführen und zu jagen, als den geprellten Reisenden für übermäßig theures Passagiergeld irgend eine Bequemlichkeit oder einen Reisegenuß zu bereiten. Als die Erscheinung vorübergeflogen war, entdeckten wir erst, daß zwei Engländer mit unzähligen Nachtsäcken neben den sechs in Schweiß gebadeten, dampfenden und schwer athmenden Postpferden im Hofe stehen geblieben waren. Ich hatte hier abermals Gelegenheit mich über die Sorgfalt zu erfreuen, mit welcher die keuchenden, maltraitirten Rosse von den Italienern behandelt werden; kaum waren sie ausgespannt, so hüllte man sie in wollene Decken, man rieb ihnen Bauch, Brust und Füße mit Strohbündeln, schabte mit einem Messerrücken überall den Schweiß herunter, rieb diese Stellen mit Stroh und Tuchlappen, wusch ihnen unaufhörlich Maul und Nasenlöcher mit kaltem Wasser, bürstete, kämmte und striegelte sie vom Kopf bis zum Schwanze, bevor man sie in den Stall, an die Krippe und an den Brunnen führte. Das erste Wasser, welches sie nach einem solchen Postgalopp bekamen, mußten sie durch Stroh und Kleie hindurch einschlürfen. Erst jetzt kam die Reihe an die Engländer, welche nach langem Hin- und Herhandeln mit dem verschmitzten Posthalter, der sie natürlich als sichere Beute ansah, in den Speisesaal hinaufschritten und nach langer Toilette endlich die Maccaroni erhielten, welche wir übrig gelassen hatten. Da ich die Gewohnheit besitze auf Reisen niemals einen Engländer zuerst anzureden und meinen Tischgenossen zu Santa Agata auch dieses höchst probate Mittel zu einer ganz erträglichen Unterhaltung mit Engländern zu gelangen, dringend anempfahl, so währte es natürlich eine halbe Stunde, bevor der eine Engländer sich her-

[1] Der Name Piana soll aus Appiana verstümmelt seyn und demnach eine Anspielung auf die Via Appia enthalten. Man verlegt das alte Trifanum hieher, wo T. Manlius Torquatus 415 über die mit den Samnitern und Campanern vereinigten Latiner einen Sieg erfocht; drei Tempel sollen den Sieg verherrlicht haben.

Digitized by Google

abließ an uns die Frage zu richten, wie weit es von Santa Agata bis auf die allerhöchste Spitze der „Roccamonfina" sey? Er erhielt die kurze Antwort: „2½ Stunde, mein Herr, wir kommen so eben daher." Es währte nicht lange, so setzten sich beide mit dicken Notizenbüchern zu uns, um das Nöthige aufzunehmen. Wir erklärten jedoch erst nach dem Kaffee zu ihrer Disposition zu stehen und fanden 10 Minuten später die liebenswürdigsten interessantesten Leute an diesen beiden Herren. Daß wir ihnen die beste Auskunft gaben und daß der Canonicus D. sie bis Suessa aufwärts begleitete, versteht sich von selbst. Wir bezahlten eine mäßige Zeche (4 Carlini für das Couvert mit Wein = 48 Kreuzer) und veranlaßten dadurch die Frage der Engländer an den Wirth, warum er ihnen das Dreifache für das Mittagessen abgefordert habe? Mit stoischer, imponirender Ruhe versetzte auf der Stelle der Posthalter von Sta Agata: „diese lieben Herren da sind meine Vettern (fratelli cugini), sie wohnen hier in der Nähe, und wenn ich bei ihnen zu Mittag esse, so zahle ich gar nichts." Die Inglesi beruhigten sich und lächelten, während wir dem Wirth ebenso lächelnd erklärten, daß er ein verschmitzter Hallunke und des höchsten Galgens im Königreiche würdig sey.

Um fünf Uhr Abends bestiegen wir unsere Maulthiere, welche gut gefüttert waren und sich auf der breiten herrlichen Landstraße aus Dankbarkeit freiwillig mit uns in einen Mark und Bein erschütternden Trab versetzten, der uns rasch weiter förderte. Die Gegend prangte in einer Fülle des Laubs, die sich schwer beschreiben läßt; rechts der Massico, zwischen Gaëta und dem Cap Minerva der einzige apenninische Kalkausläufer ins Meer, links das vulcanische Hügelgewirre mit unzähligen, in Weinlaub und Olivengärten versteckten und unter Eichen und Kastanienwaldung begrabenen Dörfern. Zwei Miglien von Sessa geht links von der großen Landstraße nach Neapel eine schöne neue Fahrstraße nach Teano ab, welche sich gleichsam um den Fuß der Bergkuppen von Roccamonfina herumschlängelt. Wir wählten einen mühseligeren, aber kürzeren und romantischern Weg mitten durchs Gebirge, durch unzählige Tuffschluchten, durch Eichen und Kastaniengehölz. Gleich hinter Cascano, einem fruchtbaren, Sessa angehörigen Dorfe, leitet der Weg in eine schmale tiefe Tuffschlucht hinein, deren obere Wandungen fast aneinander schließen oder doch wenigstens dermaßen mit Epheu, wildem Wein und Schlingpflanzen aller Art verwachsen sind, daß nur wenig Licht auf die Straße hinunterfällt. Wir ritten einer hinter dem andern in die Dunkelheit hinein, vorher durch Schreien auffordernd, daß Niemand von der andern Seite einreiten oder hineingehen möge, weil das Ausweichen wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig war. Ueberall schlugen uns die langen grünen Fäden die von oben sich herabienkten, um am Boden der Grotte Wurzelerde zu finden, ins Gesicht und um die Ohren, ja wir mußten nicht selten die Artemisia, Brombeer- und Myrthenstauden mit den Händen abwehren um den Durchpaß zu gewinnen. An der andern Seite dieser eigenthümlichen Grotte — es gibt deren viele im Gebirge von Roccamonfina — wurde das Terrain freier. Wir überschritten einen weichen thonigen Boden, kamen bergauf, bergab durch Wein-, Oliven- und Obstgärten, und erreichten endlich nach fast 1½stündigem Ritt ein ungemein romantisch, hoch gelegenes Dörfchen, wo sich links der Trachytkegel von Sta Croce aus den Kastanien, die ihn unten umgürten, das Haupt emporstreckend, herrlich darstellt, und rechts die Blicke in die fruchtbaren üppigen Gefilde von Sparanisi bis Capua hinunterschweifen. Wir erklimmten mit unsern trefflichen Maulthieren die Terrassen, welche das Dorf bildeten, und waren überrascht durch die niedlichen, überall mit Wein umkränzten Häuschen, vor welchen muntere Buben und Mädchen halb- und ganz nackt umhersprangen. Hinter diesem Dorfe, dessen Namen mir entfallen, ging es abermals in eine Hohlschlucht hinab. Königliche Gendarmen zu Fuß fanden wir zur Sicherung des Weges behufs des morgen beginnenden großen Jahrmarkts von Teano an mehreren Kreuzwegen aufgestellt. Bereits war dieser Gebirgspfad sehr belebt, und aus vielen Dörfern strömten die Bewohner im höchsten Sonntagsputze mit Waaren beladen oder ganz unbeladen in die Stadt; wir trafen lange Züge von Bauern, Mädchen und Frauen. Die Tracht dieser Gegend ist sehr bunt, blaue Mieder mit grünen und rothen Bändern, die grünen oder rothen Aermel baumeln gleichsam am Achselstück. Die Röcke sind meist roth und sehr faltenreich, eine lange, schmale, meist gestickte weiße Schürze hängt bis zu den Füßen herab, die mehr mit Tuchsandalen als mit Schuhen bekleidet sind. Korallen und Goldschmuck zieren Hals und Finger, und den Kopf deckt in der Regel ein blutrothes, indigoblaues oder safrangelbes Tuch. Männer und Weiber trugen weiße Stecken in den Händen, oft zog ein munterer Bursche mit einer Mandoline oder Guitarre voraus, während die sogenannten Guardie urbane in blaue Mäntel gehüllt, die langen Flinten über den Rücken gelehnt, daneben ritten. Ich sah am andern Tage viele dieser Dorfgemeinden wieder heimziehen, da jubelte und tanzte alles in den Wald hinein, schwerbepackte Buben, Esel und Maulthiere folgten, und es kam mir vor als ob die königliche Sorgfalt durch die überall im Gebirge aufgestellte Gendarmerie gegen Raubanfälle zu schützen, ziemlich überflüssig war. Dennoch sollen in früherer Zeit bei diesen Jahrmärkten dergleichen Anfälle nicht allein auf die Marktwanderer, sondern ganz besonders auf die leergelassenen verschlossenen Häuser und Dorfgemeinden gemacht worden seyn.

Der Weg krümmte sich unzähligemale und führte endlich durch einen Wald zu einer Felspartie die, was Klippen, Zacken, Schluchten und Gruppirung überhaupt betrifft, kaum malerischer gedacht werden kann. Eine frische Quelle sprudelte am Wege und ergoß sich in eine schmale, kohlschwarze Schlucht von schwarzem Tuff durch den dichten Kastanienwald in die Ebene. Daneben lagen große Steine als Ruhesitze umher; wir stiegen von den Maulthieren und labten uns an dem unvergleichlich schönen in allen Farben des Regenbogens spielenden Duft der vor Sonnenuntergang die Campagna Felice, den Vesuv und die Ausläufer des Apennin zu färben pflegt. Nun ging es immer durch Eichen- und Kastanienwald vorwärts, bis endlich die Gegend sich lichtete und neben der Kirchthurmspitze von Teano, neben dem stattlichen Capuzinerkloster und hübschen Villen die mit Leinwand und Eichenlaub bedeckten Bretterbuden in einem Olivenwalde erschienen, der altem Herkommen gemäß den Tummelplatz hochberühmter Marktfreuden bildet. Am Saum des Waldes stürzte mit lautem Gelächter, mit langen und kurzen Stäben bewaffnet, die liebenswürdige Familie des Don Ambrogio auf uns los. Es waren die allerliebsten Räuber die mir jemals vorgekommen. Die Donna M. setzte dem jungen Abate, ihrem Lehrer, einen Fächer auf die Brust und schrie indem sie vor Freude und Lachen erglühte und erstickte: La bourse ou la vie! Die jüngern Mädchen fielen mit langen Stecken über mich und mein Maulthier her, welches ganz verblüfft die langen Ohren spitzte. Die Frau vom Hause saß auf einem Stein, fast vor Lachen platzend und rief unaufhörlich: „O Jesu Maria, o hei-

Digitized by Google

liger Paris, o heiliger Antonius, was ist das für ein göttlicher Scherz!" — Wir sprangen rasch von den Maulthieren, und die allerliebsten Räuberinnen mußten es sich gefallen lassen mit gebundenen Händchen wenigstens fünf Minuten lang neben den Maulthieren herzulaufen, dann setzten sich die drei jüngsten auf die Saumrosse und ritten lachend und neckend voraus.

Die Sonne war untergegangen als wir die Gärten von Teano erreichten. Dr. Ambrogio zeigte mir in seiner Villa während des Vorüberreitens die merkwürdige Altane, Barraccone genannt, die zum Jahrmarktsfeste, d. h. zur Bewirthung seiner Freunde und Gäste, in den unteren Aesten zweier stämmigen Eichen aufgeschlagen war, eine Treppe von 20 Stufen führte hinauf. Schon war Teano überfüllt mit Marktleuten, überall dampften Maccaroni, Kastanien, Nüsse, Schnecken, Frösche und dgl., überall schmorten Sardellen, Würstchen, Rikotten, Schinken und Hammelsrippen. Wir hatten Mühe uns durch die Gruppen, welche freundlich und ehrerbietig grüßten, Platz zu machen. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Gejodel, das Gefidel und Geklinger: hier tanzte man die Tarantella, dort sang man „Ti voglio ben assajo" oder „Aggio visto na figliuola" u. s. w. und kein schwind- und wassersüchtiger Agent verkündete mit näselndem drohendem Tone die Polizeistunde.

Nachdem wir alle unsere Abenteuer gebeichtet und zu verschiedenenmalen ein weiblicher Zeigefinger drohend sich erhoben hatte, fielen auch mir die Augen zu, und der wackere D. Ambrogio flüsterte mir eine „felicissima notte" in die Ohren. Ich träumte die halbe Nacht von Sedicinern und Aurunkern, von Engländern und Räubern, von flammensprühenden Vulcanen und Himmel und Erde verschlingenden Erdbeben. Ich schlief bis in den lichten Morgen und wanderte dann zu der wohlbekannten Quelle des kräftigsten Eisenwassers, ein halbes Stündchen aufwärts an der Straße nach Venafro. Da, wo eine feste steinerne Brücke eine der Schluchten überspannt, die sich aus der Gegend von Casafredda herabziehen und nicht selten ein wildes Gebirgswasser in sich schließen, schlängelt sich links ein schmaler Fußpfad in die Tiefe und führt nach wenigen Minuten zu der Stelle, wo am rechten Ufer des Baches an mehrern Punkten braungelbes Mineralwasser emporbrodelt. Zu meiner großen Freude entdeckte ich, daß man endlich diese nützliche Quelle eingefaßt hatte: so manchen Becher frischen und erquickenden Eisenwassers hatte ich in frühern Jahren an diesem Lieblingsplätzchen geschlürft, so manchem Freunde hatte ich Teano, seine Eisenquellen, seine Wälder, seine freundlichen Menschen und reizenden Umgebungen aufs wärmste empfohlen, und endlich war mein Wunsch durch die Bemühungen des verständigen Bischofs und des D. Ambrogio erfüllt worden. Man wollte mich mit der hübschen steinernen Einfassung überraschen, aber da ich mich unbemerkt aus dem Hause gestohlen, so war ich meinen lieben Gastfreunden zuvorgekommen; man schmollte ein wenig mit mir, ergab sich aber bald in das Unvermeidliche.

Den übrigen Morgen bis zum Mittagessen benützte ich mit der abermaligen Besichtigung der oft gesehenen Alterthümer von Teano; ich vervollständigte mein archäologisches Tagebuch über diese alte Stadt in der Art, daß ich im Stande bin folgende Notizen zu liefern, welche als Uebergang zu der Schilderung eines heitern originellen Jahrmarkts hier ihren Platz finden mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkenswerthes Meteor in Jaroslawl.

(Russ. Journal des Minist. des Innern. December.)

Am 22 October (3 November) bemerkte man sowohl in der Stadt Jaroslawl, als in der Umgegend ein beachtenswerthes Meteor. Gegen fünf Uhr Abends erhob sich, wie aus der Erde, eine Flamme, welche sich anfangs rasch über einen weiten Raum des westlichen Himmels verbreitete, dann aber bald sich in eine dichte Feuermasse zusammendrückte, und endlich in den höheren Schichten der Atmosphäre zu einem verticalen ziemlich langen Streif bildete. In dieser Form zog etwa um halb sechs Uhr die Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das obere Ende des Streifes war schmal und zugespitzt, von weißlicher Farbe, das untere schien eine Vereinigung vieler Strahlen, die, aus der Mitte des Meteors hervorgehend, nach Maaßgabe der Entfernung nach den Seiten hinausgingen und blaß wurden; die Mitte von heller Feuerfarbe bildete eine feste Masse mit einem gegen die übrigen Theile bedeutenden Umfang, und hatte in Verbindung mit dem obern Ende eine große Aehnlichkeit mit einer Spindel. Außerdem bemerkte man anfangs in einiger Entfernung von der Erscheinung etwas wie eine blasse Abendröthe, sie verschwand aber bald und der Feuerstreif blieb bis halb sieben Uhr in der vorigen Gestalt, ohne in Umfang, Gestalt und Farbe zu wechseln. Der Himmel war klar, im Osten erglänzte der Mond, und manchmal zogen leichte Wolken vorüber, aus deren Schatten man erkannte, daß das Meteor in einem viel höhern Theile des Luftraumes stattfinden müsse. Nach halb sieben begann das Meteor allmählich schwächer zu werden und um sieben Uhr war es verschwunden.

Miscellen.

Beabsichtigte Expeditionen zur Aufsuchung von Capitän Franklin. Das Interesse an der vermißten arktischen Expedition scheint eher im Zu- als im Abnehmen seit der Rückkehr von Sir J. Roß, wie dieß durch verschiedene Gerüchte über Plane zur Befreiung derselben erhellt. Die Expedition der Behringsstraße ist so weit vorgeschritten, daß sie in der ersten Woche des neuen Jahres abgehen kann. Wir haben allen Grund zu glauben, daß eine zweite Expedition nach der Barrowstraße gehen wird, in welcher Richtung man jedenfalls Aufklärungen über die Verlornen erlangen kann. Die United Service Gazette erwähnt einer Expedition, die von Privaten ausgeführt wird, und welche einer Angabe zufolge von Sir John Roß befehligt werden soll, was jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist. Die Hudsonsbay-Compagnie hat versprochen, im nächsten Sommer Hrn. Rae wiederum auszuschicken, wenn seine Dienste von irgendeinem Nutzen seyn können. Auch laufen Gerüchte, daß die Vereinigten Staaten eine Expedition ausrüsten werden, um die Aufsuchung zu fördern, und Capitän Lynch hat vorgeschlagen, ein Privatdampfboot auszurüsten, wenn die Regierung das Unternehmen unterstützen will. (Athen. 29 December.)

Der große afrikanische Binnensee. Ein Paragraph im South African Commercial Advertiser zeigt an, daß die lange bestrittene geographische Frage über einen großen Binnensee in Mittelafrika endlich gelöst sey. Wenn es wirklich wahr ist, so ist die Thatsache höchst interessant, sie kommt uns aber in so zweifelhafter Form zu, daß wir sie nur als Gerücht geben können. Die Nachricht soll in einem Briefe von einem Hrn. L... (der Name ist nicht ausgeschrieben) enthalten seyn, und der See Reca ca Nama oder Ngama heißen. Er beschreibt ihn als ein schönes Binnenmeer von unbekannter Länge und Breite, da man das jenseitige Ufer nicht erblicken kann; das Wasser soll blau, das Land umher wüst seyn. Zwei große Ströme fallen von Norden her in den See, und ihr Wasser, das sehr weich und klar sey, scheine aus geschmelzenem Schnee zu bestehen. Die Entdecker sagen, sie seyen dem Ufer eines derselben, der in südsüdöstlicher Richtung floß, 200 Meilen weit entlang gewandert und dann auf den See gestoßen. Die einzige Andeutung, die sie von seiner Lage geben, ist, daß er etwa 510 Meilen NNW von Kolobeng liege, und daß die letzte Sonnenbeobachtung etwa 19° 7' (S. B.) ergeben habe. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 8 Januar 1850.

Die Parteien in England.

Wir sind keineswegs gemeint, dießmal den augenblicklichen Stand der Parteien zu schildern, denn dieß wird sich passender ergeben, wenn das nahende Parlament die Aufmerksamkeit auf denselben hinlenkt, sondern wir heben einen Artikel der Morning Post vom 29 Dec. aus, dessen Klage „über den Verfall der alten Parteiunterschiede und das Aufhören des Parteistreits" höchst charakterisch sowohl für den innern Zustand Englands überhaupt, als für dessen Fortgang auf der Bahn ist, welche die deutsche Vierteljahrsschrift (Oct. Dec. 1849) unter dem Titel „Betrachtungen über die Verwirrung der Gegenwart" bespricht. Was hier theils in philosophischer Anschauung, theils in historischer Ausführung mit besonderer Bezugnahme auf die deutschen Verhältnisse besprochen wird, das führt die Morning Post sehr graphisch und kurz in Bezug auf England aus. „Parteistreitigkeiten der alten Zeit," sagt sie, führten zu den höchsten Erwägungen, mit denen der Geist der Staatsmänner sich beschäftigen kann. Regierungsgrundsätze, mit Bezugnahme auf den Werth der Freiheit einer- und den Zwang der Umstände andererseits, die politische Unabhängigkeit des Volks und der Ruhm der Nation, dieß waren die Gegenstände der Debatte in der politischen Welt, und sie waren es, welche die Gedanken und Federn der politischen Schriftsteller beschäftigten. In unserer Zeit ist durch das Vorherrschen des Handelsgeistes und durch die Veränderungen in der industriellen Lage des Volks fast aller politische Kampf zu Streitigkeiten über die Mittel des Lebensunterhalts und des Erwerbs von Reichthum geworden." Wir können ganz wohl mit der Morning Post in die Klage einstimmen, daß dieß ein trauriges Zeichen unserer Zeit ist, aber es ist so, und die Sache läßt sich weder wegdisputiren, noch beseitigen. Ehe es sich um politische Fragen handelt, ehe man über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, über Aristokratie und Demokratie streitet, will das Volk leben; das ist ein Naturdrang, der durch nichts zu bewältigen ist, und so widerwärtig es vielen seyn mag, bei allen Gelegenheiten die Preise der Lebensmittel, den Verkehr der Völkergesellschaft, am Ende gar Twistballen und Kaffeesäcke in die Berechnung hereinzuziehen, so ist dieß doch um so unerläßlicher, als damit nicht bloß der Lebensunterhalt des Volks, sondern auch der Bestand des Staats, insoweit er in den Steuern beruht, zusammenhängt.

Das praktische Studium der Nationalökonomie, d. h. der Handels- und Verkehrsverhältnisse der Nation, ist deßhalb jetzt unerläßlich, und es klingt wahrlich spaßhaft, wenn die Morning Post klagt, „daß alle Classen, selbst die höchsten, und alle Staatsmänner, wie bedeutend auch ihre Functionen seyn mögen, stets dieselben Gegenstände vor Augen haben müssen, wie das Volk leben, und wie der Handel profitabler werden soll." Dem ist aber nicht mehr auszuweichen, und wer diese Rücksichten und Bestrebungen aus den Augen setzt, der erweckt zuerst Mißvergnügen und endlich Revolution. Das Studium ist höchst prosaisch, aber wir leben auch in einer höchst prosaischen Zeit, und es fragt sich noch ob, wie die Morning Post meint, „diese Entartung der Politik in die kleinlichen Zweige des Utilitarianismus in moralischer und nationaler Hinsicht zu bedauern ist." Das Herabsteigen der Staatsmänner von dem hohen Pferde politischer Doctrinen zu den Sorgen um die Leibesnahrung und Nothdurft des Volkes ist eine Huldigung, die man der großen Masse der Nation, die im Alterthum in Sklaverei lebte und um deren Wohlergehen man wohl individuell aber nicht politisch Sorge trug, darbringt. Diese Huldigung ist jetzt eine eiserne Nothwendigkeit geworden, und wird es immer mehr werden, je stärker die Bevölkerung anwächst, und je verwickelter unsere Verhältnisse werden.

Es liegt aber noch etwas mehr und etwas höheres darin, als die eiserne Nothwendigkeit, es liegt darin die wahre politische Freiheit unserer Zeit. Kein Staatsmann, und stände er noch so hoch, kein Einzelner, und wären seine Kenntnisse noch so ausgebreitet, kein Professor der Nationalökonomie, und wäre seine Theorie noch so richtig, kann jetzt sich vermessen, alles selbst wissen und leiten zu wollen, man muß das Volk, seine stets wechselnden Bedürfnisse und Verhältnisse befragen, wenn man mit Erfolg regieren will. Die Repräsentativ-Verfassungen, wie sie jetzt meist existiren, sind in dieser Beziehung nur ein roher Anfang: die Gliederung muß hinabgehen bis in die untersten Schichten, und das autokratische, wie bureaukratische Verfahren wird gleich unmöglich. Handelt man aber in diesem neuen Geiste, so werden sich aus den materiellen thatsächlichen Verhältnissen heraus auch die politischen gestalten, die Widersprüche zwischen Aristokratie und Demokratie werden sich lösen, und ein viel conservativerer Geist wird aus einer solchen Anordnung hervorgehen, als man jetzt durch alle die künstlichen Mittel zu erzeugen bemüht ist. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, damit sey der eigentlichen Staatsweisheit, dem Studium politischer Grundsätze, der Stab gebrochen, es wird im Gegentheil eine neue breitere Grundlage gelegt, und der leitende Geist kann und muß über den einzelnen Erscheinungen stehen. Das ist die neuere Regierungsaufgabe. Eine seltsame aber nicht unbedeutende Bestätigung dieser Ansicht liegt in dem Umstand, daß in den zahllosen Constitutionen, die man seit 60 Jahren ent-

Digitized by Google

worfen hat, sich immer mehr eine große Einfachheit herausstellt, indem man mehr und mehr fühlt, daß es sich nur darum handelt, die Interessen und Bedürfnisse des Volks sich genügend aussprechen zu lassen. Man betrachte nur die neuesten Constitutionen Frankreichs, Hollands und selbst Preußens: die allgemeinen Regierungsverhältnisse sind im Grunde sehr kurz abgemacht, aber mit den organischen Gesetzen über Provincial- und Gemeindeverfassung will es nicht vorwärts, denn sie sind der wahre Stein des Anstoßes. In England, wo die Gemeinde- und Provincialfreiheit am durchgreifendsten entwickelt ist, fängt sie jetzt an das alte Parteiwesen aufzulösen. Tories und Whigs sind todt oder vielmehr sie sind nur noch eins und bilden den letzten Wall der altenglischen Gesellschaftseinrichtung, aber sie können nicht mehr das Ganze leiten: eben diese Zerbrechung jedoch der alten Parteiformen ist es, an denen gegenwärtig England laborirt; das Alte ist nicht mehr da und die neuern Kräfte noch nicht geordnet.

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua rc.

(Fortsetzung.)

So wie die Aurunker die westlichen Abdachungen der Roccamonfina-Kette bewohnten, so nahmen die Sediciner die östlichen Ausläufer in Besitz. Ihr Gebiet war nicht groß, denn ihre einzige Haupt- und Nebenstadt war Teanum, umgeben freilich von unzähligen Dörfern und Flecken (wie noch jetzt), aber ohne Namen in der alten Geschichte. Wenn Livius (8, 17) von einem großen Heer der Sediciner redet, so scheint auch hier das Prädicat „groß" zum Glanze Roms hinzugefügt, denn die Sediciner wurden dennoch (421 R.) sammt den Latinern geschlagen. Die Kleinheit ihres Gebiets und die Nothwendigkeit sich auszubreiten scheint die Hauptursache ihrer Streitigkeiten mit Aurunkern, Samnitern und andern benachbarten Stämmen gewesen zu seyn. Ihr Gebiet gränzte einerseits an das der Aurunker, andrerseits an das der Campaner, es erstreckte sich südlich über die Thäler und Hügel, welche sich nach Cales und Suessa hinziehen, nördlich über die Berge, welche in der Richtung gegen Venafro fortlaufen. Livius, Seneca, Strabo u. a. reden vom „sedicinischen Acker", letzterer führt sogar an, daß zwei Tempel der Fortuna — es war oben die Rede von ihnen — das Gebiet der Caleni und Sedicini schieden. Beide lagen an der Via Latina, an der Stelle, welche Pellegrino und Pratilli, ohne daß ich den Namen gebrauchen hörte, mit „Torricella" bezeichnen. Dennoch scheint es, daß die kriegerischen Sediciner nach der Zerstörung von Aurunca sowohl westlich als nördlich, am Liris und gegen S. Germano hin Terrain gewonnen haben; dieses können wir um so bestimmter annehmen, je sicherer die Lage des alten Aurunca am westlichen Kraterrande des Vulcans sich herausstellt. Durch eine solche Eroberung würden die Sediciner Herren des Liris bis zum Einfluß des Rapido und der Pandra in denselben, wo nicht bis zu den Ebenen unterhalb Montecassino, S. Elia u. s. w.

Gleich den benachbarten Aurunkern, Volskern und Campanern scheinen die Sediciner oskischen Stämmen angehört zu haben. Hr. Jannelli leitet den Namen Sediciner von einem oskischen Worte, welches so viel heißt als: „Sitz der Gerechtigkeit" her; andere von einem phönicischen Worte, welches identisch mit Vulcan ist und demnach mit der geologischen Beschaffenheit des Gebiets harmonirt. Ich denke wir lassen diesen Streit vor der Hand unentschieden; vgl. Zona, Storia di Calvi p. 163 und Broccoli, Teano-Sidicino, 1, p. 20. Die Geschichte dieses Völkchens beginnt bei Gelegenheit eines Einfalls der Samniter. Wie dieser veranlaßt worden, ist unbekannt, vielleicht wälzten sich die eroberungslustigen Samniter vom obern Vulturnus her gegen den Liris südwärts, wo sich ihnen als erste geographische Beute Teanum darbot. Der kleine Canton der Sediciner fühlte sich allein zu schwach Widerstand zu leisten, und rief die Campaner zu Hülfe. Die verweichlichten, entnervten Campaner jedoch zogen mehr mit ihrem Namen als mit ihren Waffen herbei, und wurden im Jahre 412 bei Teanum von den kriegerischen Samnitern, welche für ihre wachsende Bevölkerung neue Ländereien suchten, vollständig geschlagen (Liv. 7, 29). Die Samniter wendeten sich nun gegen die Campaner, bekriegten auch diese und als späterhin, wo sich bereits der samnitische Krieg mit Rom entwickelt hatte, welches von den Campanern um Hülfe angesprochen worden war, ein Frieden geschlossen wurde, bedingten sich sogar die Samniter die besondere Erlaubniß aus, die Sediciner bekämpfen zu dürfen. Die also preisgegebenen Sediciner baten die Römer um Hülfe, aber Rom schlug ihre Bitte ab. Sie vereinigten sich nun mit den Latinern, aber auch in dieser Verbindung widerstanden sie nicht. Am Fuße des Vesuvs und bei Trifanum wurden sie geschlagen (Liv. 8, 2,8,12), darauf ergriffen sie die Waffen gegen die Aurunker und zerstörten deren Stadt. Im J. 419 erlitten sie in Gemeinschaft mit den Ausonern von Cales eine abermalige Niederlage durch die Consuln L. Papirius Crassus und C. Duilius, eben so zwei Jahre später, bis endlich nach manchen Wechselfällen des Krieges, nachdem die Sediciner mit großer Aufopferung und Tapferkeit gekämpft, etwa im J. 439, nach der Unterjochung der Ausoner auch ihre Unabhängigkeit verloren ging. Viel später kann die Unterwerfung der Sediciner nicht stattgefunden haben, weil Livius meldet (10. 14), daß im Jahre 454 ein consularisches Heer durch ihr Gebiet zieht.

Was nun die Hauptstadt der Sediciner, das liebliche Teanum betrifft, so gibt das Antoninische Itinerarium ihre Lage an den Quellen des Savone und an der Via Latina an, und zwar 3 alte Miglien von Cales und 6 Miglien von Sessa entfernt. Ueber den Ursprung des Namens Teanum ist sehr viel geschrieben: man zog ein halbes Dutzend erloschener Sprachen heran ohne ins Reine zu kommen. Jannelli vermuthet oskischen Ursprung, nämlich von Dian, d. h. Tribunal, was mit der Etymologie des Namens Sediciner vortrefflich harmonirt. Hr. Corcia macht darauf aufmerksam, daß die Tiani, die im Plinius vorkommen und in Paphlagonien wohnten, ihren Namen von einem Beiwort des Zeus, Tianos empfangen, und deutet damit auf einen griechischen (pelasgischen) Ursprung hin. Nachdem, wie so eben erzählt, die Sediciner ihre Unabhängigkeit verloren hatten, erduldete Teanum die Wechselfälle des Krieges mit Hannibal, welcher das Gebiet verwüstete, als er gegen Capua anrückte. Im Bundesgenossenkriege scheint Teanum keine Rolle gespielt zu haben, was mehrere veranlaßt anzunehmen, daß es schon früher Municipium gewesen. Aus dem Frontin und aus Inschriften erhellt, daß Augustus eine Colonie hieher führte, deren Namen jedoch — ob Claudia, Classica oder Firma — unbekannt ist.

Außer den übriggebliebenen Denkmälern, welche die Größe und Bedeutung der alten Stadt deutlich beurkunden, verdienen

Digitized by Google

die schönen Silber- und Bronzemünzen Teanums mit ihren oskischen und lateinischen Legenden Beachtung. Die alten Silbermünzen haben einen Kopf des Hercules und auf der Rückseite ein schnell dahinfliegendes Gespann der Victoria. Die Bronzemünzen führen den Typus der campanischen Städte, den Apollokopf und den Stier mit Menschenantlitz, letzteren zuweilen von einer Victoria gekrönt. Die einen sowohl als die andern führen die von der Rechten zur Linken geschriebene oskische Legende Tianur, Tyanur u. dgl.; eine sehr seltene Münze führt den Namen des Volks, „Siricinu“, ebenfalls rückwärts geschrieben. Diejenigen Münzen, welche die lateinische Legende Tiano haben, gehören wahrscheinlich der Zeit an, wo Teanum bereits Municipium oder Colonia geworden war: sie zeigen gleich den Münzen der benachbarten Städte einen Kopf der Pallas und auf der Kehrseite einen Hahn oder einen Stern, vgl. die Schriften von Rasche, Mionnet, Avellino (Ital. vet. num. p. 25 und Museo Borb. III, tav. 16, 3, 4) und Millingen.

Strabo nennt Teanum nach Capua eine der bedeutendsten und reichsten Städte Campaniens und davon zeugen die stattlichen Ruinen, welche nach dem Zeugniß der Alterthumsforscher nicht allein den Tempeln der Juno, Ceres, Fortuna, der Pallas, des Hercules und Apollo, sondern auch dem Amphitheater, dem Circus, dem Theater, den Thermen u. s. w. angehörten. Es wäre hier ganz überflüssig, die Localitäten genau zu bezeichnen; es hat ohnedieß jeder Reisende in Italien in jedem Städtchen sich nach einem kundigen Führer umzusehen. Ohne einen solchen werden keine antiquarischen Resultate erzielt; man läuft sich die Beine ab, badet sich in Schweiß und kehrt mißvergnügt und unbefriedigt nach Hause.

Eine sehr interessante, zu Teanum gefundene Inschrift erwähnt mehrerer Priesterinnen (Vitellia, Virgilia, Livsia) eines Tempels der Juno Populonia, welche auch in der alten Stadt Lanuvium verehrt wurde, was vielleicht auf den beiden Städten gemeinschaftlichen griechischen Ursprung und griechischen Cult hindeutet. Daß sich die Sagen des grauesten Alterthums tief ins Christenthum und selbst in die neuere Zeit hineinziehen, wird durch eine alte in Teanum und in der waldigen, grotten- und schluchtenreichen Umgegend herrschende Sage aufs neue bestätigt. Es soll sich nämlich zu gewissen unheilschwangern Zeiten ein grausiger Drache in den schwarzen Tuffschluchten der Roccamonfina zeigen, bei Nacht Funken sprühen und entsetzlich heulen. Dieser Drache soll bereits im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung von dem ersten Bischof und spätern Schutzpatron der Stadt, dem heiligen Paris (S. Paride), getödtet oder gebannt seyn. Dieser Mann also rottete den heidnischen Aberglauben aus und machte dem unbekannten Dienst der Juno Populonia ein Ende. Nun finden wir aber auffallenderweise im Aelian und Properz, daß zu Lanuvium, welches vom Diomedes gegründet seyn soll, neben dem Tempel der Juno (Argolica) eine tiefe Höhle sich befunden, worin ein Drache gehaust, dem ab und zu einige Jungfrauen zur Tafel vorgesetzt wurden; waren es wirkliche Jungfern, so verspeiste sie der Drache, und das laufende Jahr wurde für ein glückliches, fruchtreiches angesehen. Ich habe an andern Orten über die Spuren alten Aberglaubens, alter Sitten und Gebräuche im modernen Italien mehrere Mittheilungen gemacht; es ist dieses ein reiches, interessantes Thema, welches hoffentlich noch einmal einen gründlichen Bearbeiter finden wird. Das Werk des Engländers J. J. Blunt: „Vestiges of ancient manners and customs in Italy and Sicily, London 1823“ liefert nur Vorarbeiten.

Ein englischer Reisender, Hoare (und wenn ich nicht irre auch Keppel Craven in seiner abruzzesischen Reise) gibt nähere Auskunft über die oben erwähnten Inschriften, welche Namen von Priesterinnen der Juno und auch der Ceres zu Teanum enthalten, vgl. Pratili, Via Appia p. 229. Eine andere Inschrift erwähnt des Hercules Victor neben einer Lucilla, einer Freigelassenen des Augustus, welcher der teanensischen Bevölkerung im Amphitheater Gladiatorenspiele zum Besten gab. Das Amphitheater bildet eine schöne Ruine dicht vor der Stadt auf dem Wege nach Cales; die massiven Bruchstücke, die Feinheit der Architektur so wie die Ründung des Umfangs lassen auf einstige Größe und Pracht schließen. Vom Fortunatempel war schon früher die Rede. Den alten Circus der Stadt will man aus einer Säule, aus einigen Grundmauern, aus einer zweiköpfigen Statue mit verstümmelter Inschrift, worin ein Numimidius Apollodorus vorkommt, erkennen. Auch der Ort der Thermen, deren Aulus Gellius (Noct. Att. 10, 3) gedenkt, so wie Ueberreste des Theaters werden gezeigt, letztere freilich sind von gar keiner Bedeutung in Vergleich zu dem übrigen, vgl. Hoare Classical tour p. 186. Von diesen Thermen scheint das Balneum Clodianum wohl zu unterscheiden, welches einer Inschrift nach ein Privatmann für 55,000 Sesterzien von dem Collegium der Augustalen kaufte. Der gefundenen Gräber, Grabinschriften, Ornamente, Mosaiken, geschnittenen Steine 2c. gibt es eine solche Menge, daß ihre Aufzählung hier viel zu weit führen würde.

Daß das heutige Teanum, dessen mittelalterliche Geschichte wenig Interesse darbietet, eine ungemein liebliche Lage hat, ist schon oben von mir bemerkt worden; es liegt in Wald und Busch versteckt, gleich den 15 Dörfern die zur Diöcese gehören. Kommt man von Neapel, so blicken aus dem waldigen, von Oliven, Eichen und Kastanien geschmückten Hintergrunde freundliche kleine Gartenhäuser und größere Klostergebäude hervor. Der baufällige Kirchthum der Stadt bietet ein schönes Panorama dar. Ringsumher Laub, Schluchten, Thäler und Hügel, dazwischen Wasserfälle, Bäche in Menge, welche sich am Fuß der Hügelgruppe vereinen und den Savone bilden. Virgil (Aen. 7, 727) nennt die üppigen Fluren um Teanum herum „Sedicina aequora“ eine schöne Bezeichnung der schwellenden Fruchtbarkeit des Landes. Die blasenförmigen, durch vulcanische Explosionen emporgeschnellten Hügel und Berge habe ich früher schon geschildert, ebenso der Eisenquelle gedacht, die weithin das Bächlein und die Steine mit Ocker färbt. Schon die Alten rühmten die Mineral-Heilquellen Teanums, welche das Volk jetzt „le Calderelle“ nennt. Vgl. Vitruvius, De Archit. 8, 3. Am Fuße des M. Luccaro rechts von der Via latina, außerhalb der heutigen Porta di Marzo, scheint die Hauptquelle dieser Mineralwasser zu seyn, obschon sich an mehreren Punkten in der Nähe von kleineren Quellen Ueberreste von Gebäuden finden, die für Badeanstalten der alten Bewohner Teanums angesehen werden. So z. B. bei Bagno nuovo auf dem Wege nach Alife; hier fanden sich Substructionen eines größeren Badgebäudes, Wasserröhren aus Marmor, aus gebrannten Steinen und Blei. Plinius in seiner Hist. Nat. (31, 2) spricht von einem, 4 Miglien von Teanum entfernten Mineralwasser, das werden die noch heute sprudelnden Quellen von Riardo seyn; in der Nähe existirt eine Grotte (Grotta di Sejano genannt) welche wohl als Badewanne gedient haben mag.

Teanum lag an der Via latina, die von Casinum aus durch die sedicinischen Berge lief und nach 16 Miglien durch das Mars-

Digitized by Google

Thor in die Stadt führte; sie durchschnitt die Stadt und trat aus der Porta della Rua wieder hervor. Diese Straße war von Rocca Evandro bis Teanum mit Villen, Gräbern, Gasthäusern und Tavernen bedeckt. Eine Menge kleinerer Land- und Nebenstraßen liefen von der Hauptstraße nach allen Richtungen aus und zeugen in ihren zahlreichen Spuren noch jetzt deutlich von der Bedeutung und dem Verkehr Teanums. Ein Arm der Via latina führte zum heutigen Thor S. Nazario hinaus, lief nach Riardo, durchschnitt die Berge bei Rocca-Romana (das trebulinische Gebirge) und führte über Bajae und Latina nach Alife. Ich ritt einst diesen Weg und war überrascht von dem trefflich erhaltenen antiken Steinpflaster, von den Trottoirs und von der guten Benutzung des Terrains; von Teanum bis Riardo läuft die alte Straße in den Hohlwegen die sich oft kreuzen fort, zuweilen geht es steil bergauf, bergab; ein andermal sind die Hügel durchbrochen und die Seitenwände gestützt, wie bei der sogenannten Montagna spaccata zwischen Pozzuoli und Aversa. Zu allen benachbarten Städten und Flecken führten von Teanum gutgepflasterte Wege, so z. B. nach Sinuessa, Suessa, Cales, Venafrum, Castlinum. Die nach Castlinum führte am Amphitheater, am Circus vorüber und lief eine Zeitlang längs dem Savone. Gegen den Rio Persico, das stellatische Feld und Urbana hin zog sich ein Arm, der sich mit der Via Appia bei Sinuessa verband. Eine andere, welche über Cascano nach Suessa führte, wurde vom Kaiser Hadrian (zufolge einer Dankinschrift abseiten der „Teanenses“) gepflastert. Eine sehr romantische, schmale, durch dichten Wald und tiefe Schluchten führende Nebenstraße schlängelt sich nördlich von Teano durch das Dorf Tora, über den M. Atano auf die Höhen, welche einst die Stadt Aurunca beherrschten. Es gewährt ein unendliches Vergnügen diesen Straßenüberresten nachzuspüren; so schwierig es auch ist das vollständige antike Straßennetz herauszubringen, so leicht wird es in der Regel durch zerstreute, in Häuser, Capellen und Schutzwehren eingemauerte Pflastersteine die Richtung eine Strecke lang zu verfolgen. Die Verbindungspunkte mit den größeren Straßen bieten die meisten Schwierigkeiten dar. Die Gräber, Capellen und einsamen Masserien, welche jetzt die zum Theil verlassenen Cultur- und Verkehrswege schmücken, haben in der Regel etwas so malerisches, daß schon ästhetische Rücksichten zu solchen Excursionen einladen. Die eigentliche Nekropole des alten Teanum befindet sich bei Gradavola und an dem Ort „Anticaglie“ genannt.

(Schluß folgt.)

Die Insel Pitcairn in der Südsee.

Nachstehender Bericht über eine zwar kleine aber interessante Inselgruppe der Südsee, die selbst mit dem hiesigen Port schon in einiger Verbindung steht, ist aus der Feder eines englischen Seeoffiziers und mir zufällig hier zu Händen gekommen. Er ist zuverlässig authentisch und wird, wie ich überzeugt bin, den Lesern Ihres geschätzten Blattes eine willkommene Gabe seyn. F. Gerstäcker.

Die Insel Pitcairn, die meiner Meinung nach im 25° 4′ der Breite und 130° 16′ der Länge liegt, ist etwa 1200 Fuß hoch und hat etwa vier und eine halbe Meile im Umkreis; man kann sie bei hellem Wetter ungefähr 40 Meilen in See draußen sehen. Ihre Küste ist schroff, gänzlich frei von einzelnen Korallenfelsen und steigt hoch und scharf aus der See empor, während sich in ihrem felsigen verwittertem Gestein die Brandung mit so entsetzlicher Gewalt bricht, daß der Zugang zu ihr, nur zwei Stellen ausgenommen, wirklich zu allen Zeiten förmlich unmöglich ist. Der gewöhnliche Landungsplatz liegt in einer kleinen, eng eingeschlossenen Bay, die Bountybay genannt, die sich an der Nordostseite befindet und einen 20—30 Yard breiten, sandigen Strand hat. Selbst hier kann man aber nur bei schönem Wetter, und dann von den Eingebornen unterstützt in Wallfischbooten oder Canoes landen, denn die Bay ist so mit einzeln zerstreuten Felsen besäet, und die Wellen brechen sich hier so hoch und unregelmäßig, daß es höchst gefährlich seyn würde, in gewöhnlichen Schiffsbooten zu versuchen hinanzukommen. Diese hält man meist an kleinen Ankern in sicherer Entfernung ihrem Einfluß entzogen. Der andere, obgleich weniger gefährliche Landungsplatz wird selten benutzt, da er im NW der Insel, also an der von den Ansiedlungen meist entfernten Seite liegt.

Wenn man übrigens auch mit dem Loth von 26 — 35 Faden in einiger Entfernung Grund bekommen kann, so sollten sich Fahrzeuge doch wohl vorsehen hier ihre Anker auszuwerfen, außer es wäre denn sie thäten es bei Windstille, oder um der Gefahr zu entgehen an den Strand getrieben zu werden. Sie laufen jedenfalls Gefahr ihre Anker zu verlieren, denn die Dünung steht dort immer ungemein hoch.

Als ich zuerst landete, überraschte mich wirklich nicht allein der große Strich fruchtbaren und urbar gemachten Landes, sondern auch die romantische Schönheit der Scenerie die mich umgab. Reizende Thäler wechseln mit schroffen pittoresken Felsgruppen ab, und die Vegetation zeigte sich in einer Ueppigkeit, wie sie sonst auf so kleinen abgesonderten Inseln nur selten gefunden wird. Ebenso gediehen hier alle tropischen Früchte, wie auch eine große Anzahl anderer, die sonst nur in nördlicheren Klimaten gefunden werden. Die Eingebornen, die zu dieser Zeit 140 zählten (71 männliche und 69 weibliche und 47 unter 15 Jahren), sagten mir, daß das cultivirte Land nicht über 60 Acker betragen möchte, für jetzt aber auch vollkommen hinreichend sey ihre gegenwärtigen Bedürfnisse zu befriedigen; die Insel selbst enthielte jedoch wenigstens 400 Acker und sey ganz gut im Stande eine Bevölkerung von 2000 Seelen zu ernähren. Der einzige Uebelstand ist Wassermangel, denn dieser höchst nöthige Artikel fehlt der Insel gänzlich. So unüberwindlich schien auch früher den Eingebornen diese Schwierigkeit, daß sie das ganze Land sogar verließen, und doch ist sie jetzt zum Theil, wenn nicht ganz, durch die Bildung von Cisternen besiegt worden, in denen man in der Regenzeit, März, April und Mai, hinlängliches Wasser auffängt, den Bedarf der übrigen Jahreszeiten gesichert zu sehen, ja noch einen Theil für den Fall darüber verwahrt, daß einmal ein außergewöhnlich trockenes Jahr nicht die hinlängliche Quantität liefern sollte. Diese Cisternen müssen übrigens natürlich, wie die Bevölkerung wächst, vermehrt werden.

Die Insel bringt Mais, gewöhnliche und süße Kartoffeln, Taro, Reis, Pisangs, Limonen, Citronen, Orangen, Melonen, Ananas, Papaos, Zuckerrohr, Arrowroot oder Pfeilwurzel und Tabak hervor. Auch Brodfrucht ist schon gezogen, die Ernte derselben aber ungewiß. An Thieren kommen hier gut fort: Schweine, Ziegen und Geflügel, alles in großer Anzahl. Fische gibt es ebenfalls in großer Anzahl an der Küste, und man fängt die größeren mit Angeln, die kleineren in Netzen, das Fischen wird aber durch die Tiefe des Wassers so beschwerlich, und die Haifische nahmen eine so große Quantität der schon gefangenen fort, ehe sie an die Oberfläche gebracht werden können, daß sich die Eingebornen gerade nicht sehr mit diesem Nahrungszweig beschäftigen.

Die Bäume die hier am besten gedeihen und am vortheilhaftesten für Bauholz und andere Zwecke verwendet werden können, sind der Miro Peiram, die Cocospalme, der Pandanus und Tapan.

Die vorherrschenden Winde wehen von SO und West. Stürme fallen selten vor, doch kann man nicht sagen daß die Insel ganz davon verschont wäre, denn vor etwa drei Jahren hat hier ein sehr heftiger und von bösen Folgen begleiteter Sturm gewüthet; blitzen thut es jedoch sehr selten.

(Schluß folgt.)

Verbindung über Panama mit Australien. Einer Nachricht im Athenäum vom 29 December zufolge will die englische Regierung jetzt die Verbindung mit Australien über Panama, und nicht, wie man früher erwartete, über die Landenge von Suez einleiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. 9 Januar 1850.

Aus den Abruzzen.

I.

Abreise aus Neapel. — Das Amphitheater des alten Capua rc.

(Schluß.)

Doch nun rasch vom Alterthume wieder zur Gegenwart. Es war, wie gesagt, großer Markttag in und bei Teano, und die Bevölkerung von 5000 Seelen war auf wenigstens 10,000 gewachsen. Dabei natürlich überall in den mit Fischen, Fleisch, Kuchen, Würsten und Gemüsen beladenen und geschmückten Gassen ein Geschrei, ein Gedränge und Getreibe, daß einem Unerfahrenen angst und bange werden konnte. Die Garküchen auf den Gassen, die Weinboutiken und Kaffeehäuser arbeiteten bereits seit Tagesanbruch und doch war der Jahrmarkt nicht in Teano selbst, sondern 10 Minuten von der Stadt in einem Olivenwalde am Fuße des schön gelegenen Capuzinerklosters, welches natürlich den Stütz- und Brennpunkt des ganzen Spectakels bildete, indem es alle seine Räumlichkeiten nicht allein, sondern auch seine besten Kräfte dem Publicum preisgab. Mein lieber Freund Don Ambrogio hatte bereits ein paar hundert Bekannte im Café zu Teano bewillkommt, und ein halbes Dutzend derselben zum Mittagessen eingeladen. Dieses fand pünktlich um Mittag statt, war sehr heiter, sehr luxurios und dauerte sehr lange. Um 4 Uhr Nachmittags begann endlich die Cavalcade hinaus ins Freie, zu Fuß, zu Pferde und zu Esel, und ich gestehe daß das was ich sah und erlebte, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich machte.

Man denke sich vor allem einen prächtigen Olivenwald, uralte, knorrige Stämme, die graublättrigen Zweige mit Blüthen bedeckt. Der Wald zieht sich allmählich in die Höhe, wo Eichen und Kastanien die schwarzen Tuffelsen umkleiden, und wo auf einem breiten Plateau ein stattliches Capuzinerkloster mit köstlicher Aussicht thront. In der Mitte dieses Oelwaldes findet das Marktgetreibe statt; da bewegen sich an 10,000 Menschen lustig und geschäftig durcheinander. Schon an den einzelnen Kreuzwegen welche von Teano in den Wald führen, fanden wir die Acquajuoli aufgepflanzt, welche Eiswasser, Limonaden, Orangeaden, Wasser mit Sambuco verkauften. Citronen und Orangen waren in Haufen aufeinander gethürmt, das Fäßchen mit dem Eiswasser wurde lustig hin- und hergeschwenkt, und große und kleine Buben, die ganze portative Eiswasserfabrik um den Hals gebunden und ein schmieriges Glas in der Hand, schrien lustig dazwischen: acqua, acqua fresca, acqua gelata! Dann begannen die Garküchen unter freiem Himmel; hier alle möglichen geschmorten, gebratenen und geräucherten Käsegerichte, dort Würste, Schinken, Salami, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Schnecken, Sardellen, Merluzzi, Cefali, Palaje. Hier eine große mit frischen Kastanienzweigen gegen die Sonne geschützte Bude mit feinen und ordinären Maccaroni aus Castellamare, Gragnano, Sorrent und Amalfi; die Stühle und hölzernen Tische für Hungrige rings umher gestellt; überall dampfende Kessel, zischendes schmorendes Oel, Teller mit geriebenem Käse und dazwischen der Ruf: buoni Maccaroni, ottimi Maccaroni. Da drängten sich die Bauern aus dem Roccamonsina-Gebirge, aus Marzano, Migliano, Presenzano und ließen mit zurückgebeugtem Nacken ellenlange Maccaroni-Schlangen in den Schlund hinuntergleiten, da saßen die Landmädchen wie an einer Schnur gereiht, so daß die rothen, grünen, blauen und gelben Röcke, die hübschen Mieder und die langen Haarflechten eine einzige compacte Wand zu bilden schienen, jede mit einer Schüssel voll dampfender Maccaroni in den Händen, die mit Behendigkeit in den hungrigen Magen hinabgeslingert wurden. Daneben boten Buben und Mädchen gebratene Kastanien und geschmorte Wallnüsse feil, mit den glühenden Pfannen von Ort zu Ort eilend.

Im Walde selbst besuchten wir zuerst den Ochsen- und Kälbermarkt. Da standen sie, die langgehörnten, prächtigen, fetten Rinder, mit Stricken an die Aeste der Oliven gebunden, brüllend und blöckend, und des Augenblicks harrend, wo ein speculativer Käufer mit ihnen auf die duftigen Bergwiesen des Lieta, der Majella oder des Matese-Gebirges abziehen werde. Hier drängten sich Gutsbesitzer und Pächter, Schlächter und Mönche; blanke Piaster rollten von Hand zu Hand, die Zeichen- und Gebärdensprache nebst obligatem Aechzen, Stöhnen, Jauchzen, Brummen, Heulen, konnte hier prächtig studirt werden. Käufer und Verkäufer trugen lange, buntgeschälte Weidenstöcke in den Händen — ein altes Herkommen, welches die „redliche" Absicht zu kaufen und demnächst baar zu bezahlen andeuten soll. Köstlich waren die Bewegungen oder vielmehr die Zuckungen einzelner Verkäufer; die ausgestreckte Hand lag bereits voll Piaster, das eine Auge schielte auf das Geld, das andere auf den Käufer; Blicke, Muskeln, Haltung, alles verrieth die höchste Spannung: es waren gleichsam zwei Kämpfer auf der Arena, der eine den zur That werdenden Gedanken des andern errathend, ermessend, erkennend und benützend. Zögerte der Käufer den Piasterhaufen zu vermehren, so begann ein leises krampfhaftes Zucken in sämmtlichen Fingerspitzen der geldgefüllten Hand. Dieses Zucken pflanzte sich allmählich über die ganze Hand, über den Arm, über das Gesicht, ja über den ganzen Körper des Verkäufers fort, bis der ganze Mensch zu-

Digitized by Google

letzt ein einziges Tremulando war, welches das dargebotene Geld abzuweisen oder vielmehr abzuschütteln im Begriff stand. Lautlos, mit offenem Munde und unbeweglicher Pupille stand der Käufer, den äußersten Moment ermessend. Dieser kam, ein neuer blanker Piaster glitt zu den übrigen, die Muskeln und das Gebärdenspiel beruhigten sich und eine Schüssel Maccaroni endigte die Komödie.

Aehnlich ging es her bei den Schweinen, Pferden, Maulthieren, Eseln und Büffeln, die auf abgesonderten Plätzen, jedoch ohne eingepfercht zu seyn, zu Kauf ausgeboten wurden. Es war ein Drängen, Kreischen, Brummen, Jauchzen, daß das Trommelfell zu springen drohte. Pferde, Maulthiere und Esel wurden an schönen, mit blauen, gelben und rothen Quasten geschmückten Halftern zu Markt geführt und die Halfter nachher mit Hülfe des Morra-Spiels, der Würfel oder des Stein- und Geldwerfens zwischen Käufer und Verkäufer ausgelegt. Interessant waren mir die schönen, schwarzen Büffel, welche mit eigenthümlichen, halb wilden, halb wißbegierigen Blicken um sich schauten. Zu ihrer Hütung waren kräftige Hirten mit langen Stecken und Lanzen in Bereitschaft; dennoch aber bricht zuweilen ein Büffel los und rennt Menschen, Buden, Maccaroni und Salami über und durcheinander. Gendarmen und Guardie Urbane hielten hier musterhafte Ordnung, und da der Trinkanstalten, namentlich der Weinbuden viel weniger waren als der Eß-, Freß- und Verschlingungsinstitute, so gab es keine Betrunkenheiten und daher auch wenig oder gar keine Händel.

Ich hatte mich lange unter den Vierbeinen aufgehalten und mich an dem wunderbaren Verschmelzen von menschlichem und thierischem Geheul, an dem Ineinanderschwimmen des Gebrülls der Büffel, Ochsen und Kälber, des Wieherns der Pferde, des Grunzens der Schweine und des sentimentalen Aechzens der Esel und Maulthiere ergötzt, als ich zu den Weintavernen wanderte und hier das Getreibe ansah. Da war nicht die Rede von Champagner und Rheinwein, von Portwein oder Madeira, von Unterländer oder Oberländer, sondern einfach von weißem und rothem. Der sogenannte „Asprigno" spielte die Hauptrolle. Ein langes, grünes Kelchglas, eine Art ritterlichen, mittelalterlichen deutschen Humpens wurde dem Fäßchen genähert, und rasch perlte der Wein im Glase, dessen Fuß hohl ist, so daß ein sogenannter halber Schoppen nur den Fuß füllt und das obere Glas leer läßt. Ein ganzer Schoppen kostet 1 bis 2 Gran, und dennoch trinkt der mäßige Südländer in der Regel nur ein „Mezzo Bicchiere." Der rothe Wein mundete mir nicht, und der alte Ruhm der calenischen, stellatischen, amineischen Trauben und des edeln Gewächses vom Massicus ist dahin und kehrt vielleicht niemals wieder. Neben den Weintavernen treiben die Verkäufer gebratener Kastanien, Eierhändler — die Eier werden „al piatto" geschmort — die Buben mit Haselnüssen, Wallnüssen, Feigen, Mandeln und Rosinen ihr Wesen und Gewerbe. Dann wanderten wir durch die Reihen von alten Mütterchen und buntgeputzten Bauernmädchen, welche ihre Gänse, Hühner, Tauben, Enten und ganz besonders ihre welschen Hähne zu Markt geführt hatten. Das weibliche Jungenspiel wetteiferte hier, wie leicht zu begreifen, mit dem der angeführten Geschlechter. Es fiel mir auf, daß das Federvieh nur von Weibern und Mädchen verkauft wurde; man wußte mir nicht zu sagen warum, es war so Sitte. Ich kaufte von einem hübschen 14jährigen Bauernmädchen mit kohlschwarzen Augen und rabenschwarzen Zöpfen, welche einen prächtigen Hinterbau am schöngeformten Kopfe bildeten, zwei schneeweiße Tauben für das jüngste Töchterchen meines lieben D. Ambrogio. Die hübsche Lucia schnitt zwei rothe Bändchen von ihrem Mieder und band sie dem Taubenpaar um den Hals. Ein halber Piaster machte sie überselig und glücklich, sie zeigte ihn triumphirend ihren Concurrentinnen und über eine halbe Stunde lang verfolgten mich die schmeichelhaftesten und billigsten Offerten derselben.

Nun gelangten wir zu den Plätzen, wo acker- und landwirthschaftliches Geräth aller Art, besonders Sicheln, kleine Sensen, Pflüge, Nägel, Eisengeräth u. dgl. aufgehäuft war, dann zu den Verkäufern von Bauernwägen, großen und kleinen Corricoli, zu den Leder- und Sattelzeughändlern, wo wir eine große Auswahl von Pferde-, Maulthier- und Eselschmuck bewunderten, von den reichsten Glockengeschirren mit Luchshaaren, den schimmerndsten Messingfiguren mit Kugeln, Fähnlein und Standarten, den schönsten Spiegeln mit Gold- und Silberblumen mit buntseidenen Bändern, den köstlichsten Emblemen und Schutzbildern gegen die Jettatura und den bösen Blick — bis zu dem einfachsten schmucklosesten Leder- und Riemenzeug. Englische Producte waren noch nicht bis hieher gedrungen, auch sind die Leder-, Geschirr- und Wagenarbeiten im ganzen Königreich sehr gut. Viele der Eisenwaaren, welche ich hier ausgebreitet fand, kamen aus den samnitischen Fabriken der Provinz Molise, aus Bojano, Campobasso u. s. w.

Es würde wohl zu weit führen, hier all das Marktgewühl zu schildern. Wir hatten uns über eine Stunde zwischen den Landleuten, den Gutsbesitzern, Pächtern und Massaren umher getrieben und wandelten endlich dem fashionablern Theile des Jahrmarkts, das heißt den größern Leinwand-, Stroh- und Reisigbuden zu. Drei lange Reihen von Buden, vielfach durchschnitten von derartigen Nebengäßchen, zogen sich durch den Oelwald bis zum Kloster hinauf. Hier war das Gedränge am spätern Nachmittag ungeheuer, denn hier war alles, alles zu haben, was die kühnste Phantasie einer neapolitanischen Provincialin zu wünschen und zu hoffen wagte, der schönste Miederstoff, der beste Rock, die buntesten Bänder, die rothesten, blauesten, grünsten Kopftücher, die es auf der Welt gab; daneben Schuhe, Sandalen, Strümpfe, seidene Halstücher, Schnüre, Gold- und Silberschmuck, Korallen, Rosenkränze und Heiligenbilder. Daß es der Verkaufsboutiken von letztern unendlich viele gab, beinahe so viele wie in Maria Einsiedeln, versteht sich von selbst. Die Bilder der Schutzheiligen der Pferde, Esel u. s. w., des heiligen Antonius und der heiligen Alice gingen deßhalb am reißendsten ab, weil die gekauften Thiere, altem frommen Brauche gemäß, sogleich an Hals und Brust durch ihre Schutzpatrone versichert und plombirt werden müssen. Nächst ihnen gingen die Madonna, S. Paride, S. Giuseppe, S. Ambrozio am reißendsten ab; Jesus Christus und die Hauptjünger blieben größtentheils Ladenhüter.

Daß es auch keineswegs an feinen und edeln Stoffen fehlte, versteht sich von selbst. So hatten z. B. die größten Tuchfabrikanten des Landes, die Herren aus Sora, Arpino, Isola ihre Läden hier aufgeschlagen, ebenso die Papierfabrikanten vom Liris und Vulturnus, ferner die Baumwollenweber und Manufacturisten aus Salerno, Piedimonte und Scafati; sogar Verkäufer von Seidenstoffen, von Handschuhen, von Spitzen, Damenhüten, Hauben ꝛc. hatten sich eingefunden, denn, wie wir gesehen und noch sehen werden, hatten die Gutsbesitzer aus der Nähe und der Ferne ein schönes, herrliches Contingent von Frauen und Töchtern hieher gesendet. Da war nun vor allen

Digitized by Google

Buden ein unendliches Geplapper, Geflüster und Gefeilsche, eine Zungenfertigkeit auf beiden Seiten, die eine deutsche Kaffeeschwester in verstummendes Erstaunen gesetzt haben würde. Hier gab eine Matrone, dort ein junges Fräulein vom Lande den Ton und die Mode an; so machte denn z. B. ein blau-grün-gelb-rothes Band ein nie gehofftes Furore und ging zum Erstaunen des Käufers reißend ab.

Zwischen den Buden der Modewaarenhändler, der Tuchfabrikanten, der Schneider, Schuhmacher, Pantoffelarbeiter hatten sich auf freundliche zweckmäßige Weise Eisboutiken, Confect- und Confiturenverkäufer aus Sulmona und Aquila, Kaffeewirthe, Spielzeughändler, Tabak- und Cigarrenverkäufer eingenistet. Erhitzt vom Gedränge und Gehandel eilt man auf den ersten, besten Strohstuhl und schlürft voll Behagen sein Schälchen Kaffee, sein Gelato aus Limonen, Himbeeren, Erdbeeren oder Melonen, seine Limonade oder Orangeade und dampft sein „Cigarro" vor sich hin. Der Handel mit „Gelati" ist an solchen neapolitanischen Jahrmärkten bis aufs non plus ultra hinunter vervielfältigt; überall springen Buben umher mit schlecht präparirtem gefrornem Brei, das Gläschen Eis kostet ein Gran (1 Kreuzer) und ein kleiner schmieriger Löffel hilft zum Hinunterschlucken.

Ich könnte nun noch allerhand von kleinen Sommertheatern, tanzenden Affen, grotesken menschlichen Springern, Taschenspielern, Musikanten auf der Violine, Guitarre und Mandoline, von Zampagnari d. h. Dudelsackpfeifern mit Ziegenfellen, Spitzhüten und Sandalen aus Hunde- und Katzenfellen, von Sängern, Sängerinnen, Seiltänzern und Pulcinella-Kasten erzählen, aber es neigt sich die Sonne und noch ist das Capuzinerkloster nicht besucht, in dessen Nähe die Honoratioren sich tummeln, wo das beste improvisirte Café und die am meisten entsprechende Garküche sich befindet, wo sogar einige Equipagen und Reitpferde halten, und Pfaffen, Gutsbesitzer, Mönche, Aerzte und Advocaten sich unter schönen Kastanien auf Stühlen niedergelassen haben. Die feisten Capuziner haben gastlich ihr Kloster geöffnet; die Ställe sind vollgepropft mit Vieh von jeder Qualität, und in mehreren großen Sälen ist eine Streu ausgebreitet für die Müden und die Schläfrigen. Daß es für besonders begünstigte, für besondere fromme Gastfreunde und Gastfreundinnen Separatzimmer mit Separatbetten nebst obligatem Nachtessen und süßem Schlaftrunk gibt, versteht sich von selbst. Aber das ist nicht die einzige Sorge der menschenfreundlichen Mönche an diesem buntscheckigen Tage; ein Jahrmarkt im südlichen Italien ist gleichzeitig eine Art Kirchenfest, das heißt, ein Zeitpunkt an welchem die Geistlichkeit Geld einstreicht. Da kommen Fromme von den Bergen und aus den Thälern, sie hören die Frühmesse und die Abendmesse, und jeder und jede bitten ihren Heiligen um ein kleines Profitchen und geloben dafür ein paar Procent an die dicken, vollblütigen Capuziner; der eine hat diesen Wunsch, die andere jenes Anliegen, für alles wissen natürlich die Capuziner Rath, für Krankheiten und häusliche Zwietracht, für Eifersucht und Liebespein, nur nicht für Armuth und Elend. Es ist unglaublich, was an einem Markttage in den Provinzen gehandelt und gebetet, geflucht und gebeichtet wird. Das geht alles bunt, lustig und gottesfürchtig durcheinander, aber am Tage nach dem Geschrei, da zählen die frommen Patres ihre Granelli, Carlini und ihre Piaster, ihre geschenkt erhaltenen Käse, Salami, Würste, Schinken und Zwiebeln, ihren Knoblauch, ihre Weinfäßchen, ihren Stockfisch und dergleichen, und lachen behaglich in die Faust, denn der Tausch war vortheilhaft — ein paar lateinische Floskeln, ein bischen Weihrauch in der Kirche, ein paar lithographirte Heiligenbilder und sonst ein bischen Nächsten- und Menschenliebe, das ist alles was sie geben. Bei untergehender Sonne begab ich mich auf die höchste Altane des Klosters und warf noch einen Blick, einen Abschiedsblick auf die paradiesische Gegend und das Getümmel unter mir. Ich hatte wiederum einen reichen schönen Tag verlebt, aber ich war fast betäubt von dem Gedränge, ich sehnte mich nach einem ruhigen stillen Plätzchen und war herzlich froh als Don Ambrogio meinen Arm ergriff und mich aus dem Gedränge auf den „Barracone führte, den ich schon am vorigen Abend kennen gelernt. Wir stiegen die Treppen hinan und fanden unter dem Laub köstlicher Eichen, auf einer geräumigen Altane bereits eine große Gesellschaft von Herren und schönen Damen versammelt. Alles sehnte sich nach einigen Minuten Ruhe und Erholung. Ich erwischte ein stilles Plätzchen und ergötzte mich nun an dem Gedränge und Gewoge der nach Teano heimkehrenden Jahrmarktsgäste zu meinen Füßen, denn die Mehrzahl mußte an uns vorüberwandeln. Da zogen nun die Ochsen, Pferde und Büffel heim, da stiedelten die kleinen Musikanten vorüber, da drängten sich ganze Reihen von jungen Mädchen, die ihre Hände in einander verschlungen hatten und wie Rekruten marschirten; da folgten Trupps lustiger Buben, junge Hirten aus dem Gebirge, welche die Mädchen drängten und neckten. Dazwischen sprengten Reiter und Büffelhirten einher und fortdauernd schrie es „acqua, acqua" als ob die ganze Gesellschaft verschmachten wolle.

Die Nacht brach herein und alsobald flammten auf unserer Altane an 30 bis 40 buntfarbige Lampen. Das Gewoge zu unseren Füßen wollte nicht enden. Plötzlich erscholl eine heitere Musik unten im Garten, da regte es sich oben und unten in den Kehlen und in den Füßen. Was an uns vorüberzog, fing an zu singen und zu tanzen, ganze Tarantella-Gruppen bildeten sich und der Evvivas und Bravos war kein Ende zu finden. Als es endlich ruhiger geworden, als das Getümmel und der Staub sich gelegt, als die schönste dunkelblaueste Nacht hereingebrochen war, da gruppirte sich auch unsere Gesellschaft stiller. Den Reiz einer gediegenen, ungezwungenen und eben deßhalb feinen Unterhaltung, erhöhten um Mitternacht die schönen Lieder, die Arien und Duette unserer Gesellschaft. Mit dem köstlichen Marsch aus den Horaziern und Curiatiern von Mercadante, den unsere sechs voraus marschirenden Musikanten spielten, zogen wir erst am frühen Morgen in die Stadt, wo im Hause meines Gastfreundes der erquickendste Schlaf mich umfing.

Etwas über Japan von Dr. Gützlaff.

Dieser machte in der asiatischen Gesellschaft vom 15 December einige Mittheilungen über dieß Land, dessen Sprache er so viel erlernt hatte, daß er sich fließend mit den Eingebornen unterhalten konnte. Er sagt die Japaner seyen ein sehr wißbegieriges Volk, denen die europäischen wissenschaftlichen Kenntnisse keineswegs unbekannt seyen, denn sie hätten solche vermittelst der holländischen Sprache studirt, von der sie mehrere gedruckte Grammatiken und Wörterbücher besitzen. In neuerer Zeit haben sie auch das Englische zu lernen angefangen, durch einen gewissen Macdonald, der sich aus Wißbegierde in ihr Land begab, und anfangs gut behandelt, später aber eingesperrt wurde, doch den Unterricht fortsetzen mußte. Die Japaner haben eine Menge englischer und holländischer Bücher, kennen die wichtigsten Ereignisse in Europa und Amerika sehr wohl, und sind auch den Fremden gar nicht feindselig gesinnt, aber die Regierung zeigt die entschiedenste Eifersucht gegen alle Fremden. Vor kurzem scheiterte ein amerikanisches Fahrzeug an der japanesischen Küste, und ein großer Theil der Mannschaft wurde auf Befehl der Regierung durch Entziehung der Nahrungsmittel getödtet. Dieser Vor-

Digitized by Google

fall ist in den Vereinigten Staaten bekannt, und man erwartet, daß er demnächst in seinen Einzelnheiten bekannt gegeben werde. Die unglücklichen amerikanischen Seeleute drohten den Japanern mit der Rache ihrer Regierung und man glaubt auch diese werde energische Schritte thun, um für die Zukunft unglückliche Seeleute, die an der japanischen Küste Schiffbruch leiden möchten, zu schützen.

Die Insel Pitcairn in der Südsee.

(Schluß.)

Der Thermometer wechselt das Jahr hindurch von 59 zu 85, die Einwirkung des Wärmegrads auf den Körper hängt jedoch ganz von der Beschaffenheit der Luft ab. Das Klima kann man als sehr gesund bezeichnen, und die Eingebornen sind nur sehr wenig Krankheiten unterworfen; einige davon scheinen virulenter Natur zu seyn. Grippe und Katarrh werden in der Regenzeit epidemisch, das meiste Unwohlseyn besteht jedoch in Rheumatismus und Asthma.

Die Hauptbeschäftigung der Eingebornen ist der Ackerbau, die Errichtung von Gebäuden und die Verbesserung derselben, und sicherlich sind ihre Häuser die reinlichsten, nettesten und bequemsten Wohnungen, die ich je gesehen habe. Dabei ziehen sie Vieh, umzäunen ihre Plantagen, weben Tapa, Strohhüte und kleine Kästchen und Körbe u. s. w.; diese letzteren sowohl wie ihr Vieh und Früchte und Gemüse, verkaufen sie entweder an die Wallfischfänger, die bei ihrer Insel anlegen, um Erfrischungen einzunehmen oder sie vertauschen sie auch gegen Kleidungsstücke, Medicinen, Handwerkszeug, Acker- und Hausgeräth, und andere nützliche Artikel. Die Zahl dieser Wallfischfahrer überstieg vor 1840 jährlich selten zwei oder drei, seit den letztern $4\frac{1}{2}$ Jahren haben sie sich aber, wie folgende Uebersicht zeigt, bedeutend vermehrt:

In 1844 — 29 nämlich 1 Engländer, 1 Franzose, 27 Amerikaner,
— 1845 — 18 — lauter Amerikaner,
— 1846 — 49 — 2 Engländer, 1 Franzose, 46 Amerikaner,
— 1847 — 19 — 1 Bremer, 18 Amerikaner,
— 1848 — 3 — 1 Franzose, 2 Amerikaner,
(bis März.)

Ihre Regierungsform ist einfach. Sie haben einen Hauptmagistrat und zwei Räthe, der erste wird jährlich erwählt und ernennt hiernach einen Rath, während das Volk sich die Ernennung des anderen vorbehalten hat. Alle schwierigen Fälle kommen aber vor eine Jury von sieben Personen, wobei Kläger wie Verklagter das Recht haben, irgendeine Person die dabei ist, und die sie nicht vorurtheilsfrei in der Sache glauben, zu verwerfen. Gegenwärtig ist Georg Adams, Sohn von J. Adams, einem der Meuterer der „Bounty", Hauptmagistrat.

In ihrer Religion hängen sie der episcopalischen Kirche an; ihr Führer dabei ist die Bibel und gewöhnliche Gebetbücher. Kirche halten sie zweimal die Woche und Hausgebet jeden Morgen und Abend.

Die Kinder wird Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte in einem geräumigen luftigen Schulraum, der zugleich außerdem die Stelle der Kirche vertritt, gelehrt. Ihr Schullehrer, der ebenfalls auch als Geistlicher ihren religiösen Uebungen vorsteht, leitet den Unterricht mit vieler Fähigkeit und vielem Anstand.

In Gestalt, Gesichtsform, ja selbst Farbe, wie ebenfalls in ihrer Sprache, Kleidung und Lebensart, gleichen diese Insulaner aber so sehr und genau den Bewohnern eines unserer eigenen kleinen Städtchen der besseren Classe, daß ich mich im Anfang wirklich kaum überreden konnte, sie wären es nicht auch in der That. Einige wenige von ihnen sind jedoch dunkler in ihrem Teint als die meisten Europäer, und gleichen mehr denen der Halbindianer von Taheiti.

Die gewöhnlichen Vergnügen der Erwachsenen sind: die Jagd der wilden Ziegen, das Ballspiel, Ringen auf Stelzen (worin sie sich sehr geübt zeigen), und der Tanz. Zu diesem letzteren dürfen sie sich einen Abend in jeder Woche versammeln. Für den ruhigeren und ernsteren Theil der Bevölkerung haben sie übrigens eine ganz tüchtige Bibliothek, die sowohl aus Geschicht- und Reisewerken als auch selbst aus Romanen besteht. Zu diesen letzteren gehören besonders die von Walter Scott, Marryat, Dickens u. s. w., und sind theils von Zeit zu Zeit von Fahrzeugen die dort anlegten gekauft, oder der Bibliothek auch zum Geschenk gemacht worden. Die Officiere der Calypso haben besonders nicht wenig hierzu beigetragen.

Hauptvergnügungen der Kinder sind das Drachensteigen und das Spiel in der Brandung auf einem Brett, auch schwimmen und tauchen sie viel, und die Erwachsenen haben es besonders darin zu großer Fertigkeit gebracht.

Vier der Bewohner der Insel sind Fremde (drei von diesen englischer Abkunft), die Zahl der jährlichen Geburten über die der Sterbefälle hat dabei noch nie sieben überstiegen; seit den letzten 10 Jahren wurden 60 Kinder geboren und 10 Personen sind gestorben.

Beim Besuch dieser höchst interessanten und würdigen Insulaner war es meine angenehme Pflicht ihnen verschiedene nützliche Artikel als Geschenk zu überliefern, die sowohl mit lobenswürdigem Eifer von den Officieren des Geschwaders selbst als auch von mehreren Einwohnern Valparaiso's gesammelt und gesandt waren. Sie bestanden in zwei Wallfischbooten, einer Maismühle, einer Medicinkiste, landwirthschaftlichen und Hausgeräthen, in Schreibmaterialien und Fischgeräth, in Nähzeug, Nägeln, Seilen und verschiedenen anderen Artikeln und Kleidungsstücken für beide Geschlechter, die sich sämmtlich als höchst nützlich erwiesen. Nichts konnte aber auch die Freude und herzliche Dankbarkeit übertreffen, die dieß einfache, hier abgesondert lebende aber treffliche Völkchen fühlte und bezeigte. Mit Thränen in den Augen erkannten sie die Wohlthaten an, die sie nie aufhörten von den Landsleuten ihrer Vorväter zu empfangen, und wenn je heiße Dankgebete für solche Gaben gestammelt wurden, so geschah es von diesen tugendhaften und wackeren Insulanern. Sie betrachten sich übrigens auch in jedem Sinn als Unterthanen Großbrittanniens, und ich bin überzeugt, daß Ihre Majestät kein ihr anhängenderes und loyaleres Volk besitzt als gerade sie. Ich war ordentlich überrascht, mit welchem Interesse und Eifer sie sich nach der Gesundheit Ihrer Majestät als ihrer geliebten Königin erkundigten, und wie ernsthaft und dringend sie die Hoffnung aussprachen, daß sie doch noch als ihrer Liebe und ihres Schutzes würdig betrachtet würden.

Den Mangel eines Hafens oder Ankerplatzes an der Insel, wie aller der Gegenstände, die zum Ausbessern oder in Stand setzen von Schiffen (die einfachen Producte des Landes ausgenommen) nöthig wären, halte ich aber eher für einen Segen für das Land und dessen Bewohner selber, denn diese einfachen Naturmenschen entgehen dadurch dem schändlichen und verderblichen Einfluß, den die Mannschaften der sonst dort anlegenden Schiffe sicherlich und gewiß auf sie ausüben würden, wäre es ihnen verstattet sich irgendeine Zeit dort aufzuhalten. So wie die Verhältnisse aber sind, können nur dann und wann ein oder zwei Boote von jedem Fahrzeug gelegentlich dort einige Stunden anlegen, um Erfrischungen einzunehmen und haben nie genug Zeit, selbst wenn sie wollten, Uebles auszuführen. Verbrechen sind auch in der That dort so wenig gekannt, und Besucher sehen sich ebenfalls so wenig ermuthigt sie auszuführen oder auch nur zu versuchen, daß ich auch von keinem einzigen Fall gehört habe, wo etwas derartiges unternommen wäre; im Gegentheil ist mir versichert worden das Betragen der Capitäne wie Mannschaften aller der Fahrzeuge, die bis jetzt an Pitcairns Insel angelegt haben, sey in der That musterhaft gewesen.

Valparaiso, 2 September 1848.

gez. R. P. J. Worth,
Capitän Ihrer Majestät Schiff Calypso.

Hr. J. Richardson, der afrikanische Reisende, der nach der Liter. Gaz. vom 29 December bereits in Algier angekommen, soll von da über Tripoli, Murzuk und Ghad nach dem Tschadsee gehen, von hier aus aber soll er, wie einige algierische Blätter erwähnen, über Darfur und Kordofan das rothe Meer zu gewinnen suchen. Also abermals ein Versuch die Osthälfte der Straße durch Afrika zu erforschen, an der bis jetzt alle Bemühungen gescheitert sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 10 Januar 1850.

Reiseskizzen aus Georgien.

1. Tiflis.

Als ich an einem trüben Märztage das Land Georgien betrat, kannte ich noch nicht hinreichend die klimatische Wunderlichkeit des transkaukasischen Himmelsstriches, wo unter gleichen Breitegraden ein geringer Höheunterschied von 300 Metres eine so merkwürdige Verschiedenheit des Naturcharakters und der landschaftlichen Physiognomie bedingt. Wir näherten uns dem Kurthale und mein junger Begleiter schien, wie ich, verwundert zu fragen: wo ist doch der holde Frühling, das blumige Gewand, der duftige Krystallbogen des nebellosen Himmels, welchen der kaukasische Sänger bei dem Klang der Balalaika zu preisen nicht müde wird? Von allen diesen poetischen Naturreizen sahen wir keine Spur. Ein dunkler Horizont, welchen der „Cumulus" in dichten Haufen belagerte, ein frostiger Wind, der uns fast rauher um die Ohren sauste als der Boreas der taurischen Steppe, Wälder ohne Laub, Wiesen ohne Grün und ohne Blumen mit nacktem Felsgebirge wechselnd — das waren die ersten reizlosen Naturbilder bei unserm Eintritte in Georgien! Als südlich von Mzketha die Wälder immer mehr schwanden, die Berge immer kahler wurden und in den nächsten Umgebungen von Tiflis der winterliche Anblick einer Märzschneedecke uns trostlos entgegenstarrte, da seufzte mein junger Begleiter: „hätten wir doch in Simpferopol den Frühling abgewartet! Dort saßen wir so warm, so trocken, so bequem! Hier wird's uns an allem fehlen, und was die Entomologie und die Botanik anbelangt — die wird, fürchte ich, noch manche Feiertage haben."

Das Klagelied meines mißgestimmten Ungarn wurde leiser, als wir in der Dämmerung die Vorstadt von Tiflis erreichten und den Vorgeschmack jenes bunten Gemäldes von unbeschreiblicher Wirkung empfanden, welches uns erst am folgenden Morgen in seiner vollen Herrlichkeit zu bewundern vergönnt war. Handelte es sich doch für den Augenblick nur um ein Obdach, ein trocknes Plätzchen für all' die Kisten und Kästen, die auf orientalischen Reisen eine so große Plage und dem Naturforscher gleichwohl unentbehrlich sind. Meine Empfehlungsbriefe für Tiflis lauteten an vornehme russische Herren, denen man mit Quartiergesuchen nicht lästig fallen durfte. Das russische Wirthshaus war von Fremden besetzt. Andere Reisende, worunter der verdienstvolle Schweizer Dubois, rühmen ihre Aufnahme bei Herrn Salzmann, dem reichen deutschen Ansiedler, der auf dem Sand, einer Vorstadt von Tiflis, mehrere stattliche Häuser besitzt. Doch vor ihm hatte mich ein Freund in der Krimm gewarnt. „Salzmann ist ein Intriguant, ein Schleicher, ein Ordensjäger. Um einen Tschin zu erlangen, nach welchem sein ganzer Ehrgeiz gerichtet ist, wäre er fähig, der geheimen Polizei zu dienen. Er hat kein deutsches Herz, jeder Blutstropfen ist in ihm verrußt." Die dringende Mahnung, mich vor ihm in Acht zu nehmen, war mir so oft wiederholt worden, daß ich gegen meinen sonstigen Grundsatz argwöhnisch und eingenommen gegen einen mir unbekannten Mann wurde. In der Nähe des russischen Wirthshauses, wo mein Wagen hielt, fiel mir unter den schlanken, selbst in Lumpen immer noch malerisch decorirten Georgiern und Armeniern die wohlgenährte Gestalt eines Mannes ins Auge, dessen Körperschnitt einem Schlauche ähnlicher als einer Wespe, und dessen nachlässiger Anzug einen Landsmann verrieth, auch wenn ich in des Mannes feistem, phlegmatischgutmüthigem Gesicht den Süddeutschen nicht erkannt hätte. Der Mann war ein ehrsamer Drechsler aus einer kleinen würtembergischen Stadt gebürtig, seit mehr als zwanzig Jahren im Morgenlande unter russischem Schutze lebend. Als der einzige Drechsler in Tiflis übte er für europäische Luxusartikel seines Faches ein Monopol, fertigte mittelmäßige und theure Waare und hatte neben seinen zierlichen Gegenständen von Holz, Horn und Elfenbein etwas minder zierliche Ebenbilder, ein halb Dutzend blonder Kinderchen gedrechselt, welche in Rundung der Gliederformen, in Gesundheit sprühender Gesichtsfarbe, Appetit und Phlegma dem dicken Drechsler Gotthardt so ähnlich sahen, wie im Stalle die lieben Ferkel dem Papa-Schwein. Diesem guten Manne klagte ich meine Verlegenheit, und da er trotz seines zahlreichen Familiensegens ein leidliches Zimmer übrig, und, wahrscheinlich in Folge dieses Segens, an baarem Geld sehr leidigen Mangel hatte, so war er gerne erbötig, mich und meinen Ungarn als Hausgenossen aufzunehmen.

So richteten wir uns mit unserm Reisegepäcke noch an demselben Abend ein und gingen, nachdem wir alles untergebracht, den bärtigen Postillon mit Geld und Schnaps regalirt, unsern eigenen Magen mit Pilaf und Kewab gestärkt hatten, über die Märzschneedecke durch die transkaukasische Hauptstadt spazieren. Wird auch das gespannte Interesse für die äußerlichen Erscheinungen des Orients, für die bunte reiche Tracht, die Schönheit der Menschen und die Anmuth ihrer Formen ein Bischen schlaffer, wenn man mehrere Jahre unter Orientalen gelebt und ein halb Hundert ihrer Städte besucht hat, so war doch hier des Sehenswerthen und des Fremdartigen noch so viel, der halb persische, halb christlich-orientalische Charakter des Volks in Zügen, Tracht und Sitten war mir so neu, daß ich fast eben so verwundert große Augen machte, wie meine Vorgänger, welche von morgenländischen Erscheinungen vielleicht weniger als ich

Digitized by Google

gesehen hatten. Die hereinbrechende Nacht setzte dem ersten Streifzuge unserer Neugierde bald ein Ziel. Tiflis hat noch keine Gasbeleuchtung, die das grandiose Gemälde seines Felsenpanorama und den theatralischen Flitterstaat seiner Bevölkerung in jenem Zauberlichte zeigen könnte, welches das nächtliche Leben der Straßen und Plätze von Paris und Venedig noch glanzvoller, noch mährchenhafter als am Tage macht. Die Einführung solcher effectreichen Künste der Civilisation läßt sich von den Russen gleichwohl früher in ihren orientalischen Provinzen erwarten, als die Einführung einer gerechten, aufgeklärten und unbestechlichen Verwaltung. Für das Gaslicht braucht es nur einer runden Summe in Silberrubeln, gegen deren Ausgabe die Prachtliebe der russischen Großen sich wenig sträubt. Die Klarheit der Intelligenz, das Feuer der Humanität, des Patriotismus und des Ehrgefühls in den Herzen und Köpfen der russischen Tschinowniks anzuzünden — dazu reicht Macht und guter Wille von oben nicht aus, selbst wenn letzterer in weit höherm Grade vorhanden wäre als es der Fall ist.

Am Morgen des folgenden Tages hatte der Himmel seinen trübgrauen Schleier zwar nicht völlig abgezogen, doch blickte die Sonne ein paarmal so strahlend schön, wie die ächte Königin des Morgenlandes durch die Lücken der „Haufenwolke." Ich stieg auf den nächsten Felsen und Hügeln umher, um einen günstigen Standpunkt zur Uebersicht der Stadt zu gewinnen. Es gibt solcher Standpunkte in der nächsten Umgebung von Tiflis ziemlich viele, doch schien mir keiner so vortheilhaft gelegen, wie der von Mergelschiefer gebildete Hügel, welcher am linken Ufer des Kur in der neuen Stadt über den sogenannten Sand sich erhebt. Diesen Hügel krönt eine große gelb bemalte Caserne mit Säulen. Von dort beherrscht das Auge die grusische Hauptstadt so vollkommen, wie von St. Pietro di Montorio die Weltstadt Rom, wie von der Höhe des Hradschin das majestätische Prag. Mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, ihren Festungen, Kirchen, Capellen und Palästen und dem mächtigen Strome, dessen Wasser freilich weder azurblau noch smaragdgrün, sondern von recht unästhetischer Schmutzfarbe, in reißendem Laufe die Stadt durchrauscht, gewährt Tiflis einen Anblick, welcher den Landschaftsmaler eine Reise von ein paar hundert Meilen nicht bereuen läßt. Die georgische Hauptstadt mit ihrem Burgfrieden ist in einem Kessel von hohen, kahlen und ziemlich steilen Bergen eingekeilt, welcher, im Osten durch eine plutonische Eruption von Porphyr zerrissen, dem Kur einen ziemlich schmalen Durchbruch gestattet, im Norden aber weit geöffnet ist und einen prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus enthüllt. In kühnen Umrissen zeichnet sich im Hintergrunde dieser Kette der gewaltige kameelbuckelförmige Gipfel der Kasbek als der Goliath unter den Eisriesen, welche mit ihren unermeßlichen Schneelasten über die Wolkenregionen emporragen. Das Amphitheater der Stadt zieht sich von Nordwest nach Südost, anfangs allmählich, dann steiler hinauf. Im Vordergrund dehnt sich am linken Flußufer die zum Theil von deutschen Handwerkern bewohnte Vorstadt Awlabar aus, welche mit Wagen, Waarenballen und Balken, aus denen Flöße gezimmert werden, überfüllt ist. Jenseits des Kur erhebt sich die Häusermasse der alten Stadt in sanfter Steigung. Viele Häuser haben Terrassen statt der Holzdächer, auf denen Gras wächst. Zuweilen erblickt man die feierliche Gestalt einer schleierumwallten Georgierin, welche an die Statuen römischer Priesterinnen erinnert und daneben wie ein Opferthier ein Schaf oder eine Ziege, welche das rankende Unkraut verzehrt. In dem flachen Theile der Stadt am rechten Flußufer bilden die neuen öffentlichen und Privat-Gebäude stattliche Façaden. Die Dächer sind häufig bunt bemalt, gewöhnlich grün und roth; an den Häusern selbst scheint strohgelb die allgemeine Lieblingsfarbe der Russen. So wenig gefällig diese grelle Farbe in der Nähe, so zierlich und freundlich lacht sie aus der Ferne her, besonders da, wo diese modernen russischen Bauten unter den schmutzig braunen armenischen und grusinischen Häusern stehen. Die größten und stattlichsten dieser Neubauten sind natürlich Casernen. In einem großen Soldatenstaat wie Rußland sind Soldatenhäuser die nothwendigsten zur Erhaltung des herrschenden Systems und ihre blanken einförmigen Mauern erheben sich überall, wo der russische Adler sich einnistet, sogar noch früher als die gewölbten Dome der griechisch-russischen Gotteshäuser, deren Priester nächst den Bajonetten und der Bureaukratie zu den solidesten Stützen des russischen Systems zählen. Das Haus des russischen Generalgouverneurs, welches an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, zeigt keinen Luxus, der im Verhältniß zur hohen Würde eines Mannes wäre, welcher über eine Länderstrecke, größer als Deutschland und Frankreich zusammengenommen, unbeschränkte Macht übt. Unter den alten Gebäuden sind die Kirchen allein ausgezeichnet durch Größe und mehr barokke als malerische Formen. Die Kuppeln sind nicht gewölbt, sondern konisch zugespitzt, eine Eigenthümlichkeit des armenisch-georgischen Baustyls. Ueber die umgebenden niederen Häuser als gewaltige Massen sich erhebend gleichen diese Dome massiven Kirchthürmen, und die bunten Farben, mit welchen sie bemalt sind, tragen nicht wenig dazu bei, die mehr fremdartigen und seltsamen, als architektonisch-schönen Steinfiguren um so greller ins Auge fallen zu lassen. Je höher sich die Häusermasse nach dem Rücken des Berges Solalaki hinaufzieht, um so prächtiger wird die Scenerie durch die Mannichfaltigkeit der Bauformen. Festungen und Casernen, Kirchen und Capellen, Bazar und Karawanserai gewinnen überhaupt durch ihre hervorragende Größe und durch die amphitheatralische Gruppirung eines großen Theils der Stadt außerordentlich an malerischer Wirkung.

Wenn ich all' die durch ihre pittoreske Lage berühmten Städte der alten Welt: Konstantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg, Algier ꝛc., die ich mehr oder minder lange bewohnt habe, mit dem Gemälde der georgischen Hauptstadt vergleiche, möchte ich Tiflis nicht in die letzte Reihe stellen. Fehlt ihm auch die Mannichfaltigkeit des unvergleichlichen Panoramas von Konstantinopel, jener durch eine merkwürdige Uferentwicklung so schön vertheilte, in wahrer Demantpracht strahlende Krystallgrund, welcher um die Städtekönigin am Bosporus wogend die goldenen Riesenkuppeln ihrer Moscheen, die schlanken Minaretsäulen und die Cypressenwälder der Friedhöfe in blauer Tiefe wiederspiegelt, mangelt ihm auch der zaubervolle Uferschmuck des Golfes von Neapel mit seinem alten Feuerberge und den in mährchenhafter Schönheit aus dunkelgrünem Seegrunde auftauchenden Inseln Capri und Ischia, deren Linien wie geschaffen sind, den Landschaftszeichner zu entzücken, hat Tiflis weder den olympischen Pflanzenreichthum noch die imposante Thürmezahl von Brussa, noch die am bithynischen Götterberg aus tausend Springquellen musicirende „Wasserorgel der Natur" — welche den gelehrten Hammer-Purgstall zu einer so farbensprühenden Schilderung begeisterte — so ist der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige bunte Mannichfaltigkeit seiner orientalischen und europäischen Bauwerke, welche die hohen Ufer eines wilden Bergstroms krönen, doch Augenweide genug und übertrifft an groß-

Digitized by Google

artiger Pracht der Scenerie das majestätische Prag, welches mit Tiflis eine gewisse Aehnlichkeit und unter allen Städten des deutschen Reiches keine Rivalin hat.

Bevor ich von dieser flüchtigen Skizze, welche ich als Eindruck der ersten Ausflüge in mein Tagebuch einzeichnete, zu einer genauern Schilderung der Stadt und ihrer Bevölkerung übergehe, bemerke ich, daß ich dort länger als in irgend einer andern Gegend Transkaukasiens verweilte. Ich wählte Tiflis als Hauptquartier meines dortigen Aufenthaltes, als Niederlage meiner wissenschaftlichen Sammlungen, als Ausgangspunkt meiner verschiedenen Wanderzüge, weil seine günstige Lage im Centrum zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, zwischen dem kaukasischen Hochgebirge und dem alten Vulcanland Armenien zu Excursionen nach allen Richtungen einlud. In wenigen Tagen erreicht man von Tiflis den Berg Ararat, die berühmten ewigen Feuer bei Baku auf der Halbinsel Apscheron, die ossetischen Alpen und das kolchische Paradies am schwarzen Meer. Auch hinsichtlich der Postverbindung, des Transports naturhistorischer Sammlungen und des Umgangs mit gebildeten Männern bietet kein anderer Ort ähnliche Vortheile. Ich beschloß daher für den ganzen Sommer hier Quartier zu nehmen und die mühselige Arbeit des Sammelns von Thieren, Pflanzen und Versteinerungen mit meinem jungen Begleiter, welcher seine Excursionen in andern Richtungen machen sollte, zu theilen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Südaustralien.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

Nachfolgende Briefe sind, wie auch aus der Fassung ihres Inhaltes zu entnehmen, von ausgewanderten Altlutheranern geschrieben, welche vor einigen Jahren ihr Vaterdorf Peterswaldau in Schlesien verließen; der letzte derselben ist von einem später aus Liegnitz jenen nachgezogenen Europamüden. Alle zeigen entschiedene Zufriedenheit mit dem gethanen Schritte, denn keiner wünscht sich in sein Vaterland zurück; das „Bete und Arbeite" scheint den festesten Grund ihres jetzigen Lebensglücks auszumachen. Im Vaterlande erfreuten sich diese Menschen eines guten Rufs; wie verlautet, werden ihnen nächstens noch mehrere folgen. Wir geben die Briefe mit den nöthigen Correcturen und einigen erklärenden Bemerkungen.

Erster Brief, dessen Aussteller ein Schmied ist.

Bethanien in Südaustralien, den 17 Mai 1846.

Was von der Abreise aus der Heimath bis zur Abfahrt von Bremen sich mit den Auswanderern zugetragen, würde für unsre Leser von wenig Interesse seyn; ebenso erwähnen wir die Seefahrt nur mit wenig Worten. Das Schiff ging am 20 Mai 1844 unter Segel und landete am 19 September in Port Adelaide, nachdem es einigemal heftigen Sturm ausgehalten hatte. Wir lassen nun den Briefsteller selbst sprechen:

Wir waren noch nicht einmal ganz in den Hafen eingelaufen, so kamen schon die Brüder auf Kähnen entgegen und brachten uns Nachricht, daß wir getrost seyn sollten, indem wir hier gutes Unterkommen fänden für Seele und Leib. So besuchte uns auch unser lieber Seelsorger K . . . . der sogleich, als er hörte, daß der größte Theil von uns so arm sey, daß er sich kein Brod kaufen könne, solches und gutes Wasser bringen ließ, woran sich ein jedes labte; des Sonntags predigte derselbe auf dem Schiffe.

Die schlesische Gemeinde ging nach Bethanien, weil wir dort die meisten Bekannten hatten, und wir fanden da gute Aufnahme. Bethanien liegt 40 engl. Meilen von Port Adelaide; da ruhten wir uns einige Tage aus. Es fand sich auch bald Arbeit für uns; einige gingen zu einem Engländer in die Heuernte und bekamen für den Acker 6 Schilling Lohn; ich und mein Bruder gingen sodann in ein Kupferbergwerk und blieben sechs Wochen dort. Mit uns arbeiteten da noch 60 Mann von Bethanien. Uns aber gefiel es dort nicht und wir gingen nach Bethanien zurück, wo wir Land erwarben und Häuser für uns bauten. Der liebe Gott gab mir Segen, daß ich mir eine Schmiede bauen konnte; da habe ich denn Arbeit genug und weit bessern Verdienst, wie in Deutschland; ich habe 5 Acker Land von einem Bekannten genommen und gebe für den Acker 1 Buschel Frucht Pacht. Mein Viehbestand beläuft sich schon auf eine Kuh, ein Kalb, sieben Ziegen, zwei Schweine, fünf Hühner, einen Hund und eine Katze.

Nun will ich euch noch etwas schreiben über die Beschaffenheit des Landes. Das Klima ist recht gesund; der Sommer ist zwar heiß aber gut zu ertragen. Um Weihnachten ist die größte Hitze, da geht auch die Ernte an. Mai, Junius und Julius sind die Wintermonate, die aber nur viel Regen bringen; der stärkste Frost ist nur ein Reif, worauf aber immer wieder schöne warme Tage folgen, so daß stets gepflügt werden kann. Das Land ist sehr groß mit vielen Gebirgen, die an Silber- und Kupfererzen reich sind; die letzteren enthalten 80—90 Procent reines Kupfer, wovon viel ausgeführt wird. Die andern Hauptproducte sind Weizen und Schafwolle; Gerste wird zu Pferdefutter genommen. Viehzucht wird stark getrieben, und sie enthält Ochsen, Kühe, Pferde, Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten und Tauben. Vögel gibt es sehr viel: schwarze und weiße Cacadus, Pelicane, viele und zwar die schönsten Arten Papagaien, wilde Tauben und Orgelpfeifen (?). Von wilden Thieren gibt es nur Hunde, die den Menschen fliehen. An Schlangen fehlt es nicht, ich habe aber nie gehört, daß ein Mensch von ihnen wäre beschädigt worden. Krankheiten sind selten. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung, und es wird meist Weizen gebaut; wir essen lauter Weizenbrod. Mein liebes Weib, die in Deutschland immer krank war, ist hier ganz gesund.

Ach meine Lieben, da wir hörten, daß bei Euch große Dürre und das Brod so theuer wäre, und Unruh und Empörung überall ausbrechen,[1] da fühlten wir die große Gnade von neuem, die der Herr uns erzeigt, und unsre Ueberzeugung ward immer fester, daß die Strafgerichte Gottes immer mehr über Deutschland hereinbrechen. Ja, wenn man uns alle Herrlichkeiten verspräche, so sehnen wir uns doch nicht mehr nach Europa zurück.

Noch schreibe ich Euch, daß es bis jetzt hier nicht viel Obst gibt, daß man es aber anbaut und daß die Bäume gut wachsen; der Wein gedeiht ebenfalls. Jetzt besteht unser Obst aus köstlichen Melonen, die besser und kräftiger sind, wie in Europa.

Zweiter Brief, von der Frau eines Wagners.

Bethanien, den 3 April 1846.

Wir haben uns schon sehr betrübt, daß Ihr uns nicht einmal schreibt. Ihr müßt unser ganz vergessen haben; wir hingegen denken täglich an Euch, und insbesondere wenn wir uns zu Tische setzen und unseren süßen Kaffee mit dem schönen Weizenbrod genießen, welches uns der Herr so reichlich und im Ueberflusse gibt. Alsdann das schöne Fleisch, welches wir so billig haben; da denke ich oft, wenn doch die Meinigen in der Heimath, die dort so kümmerlich leben müssen, hier wären. Wie mag es meiner armen alten Mutter gehen? Wir schicken ihr hier ein kleines Geschenk von drei Pfund Sterling, nach Eurem Gelde 20 Rthlr. Mit großer Freude habe ich vernommen, daß du meine liebe Schwester, dich entschlossen hast, hierher zu kommen. Ersuche einen Freund, der die Kosten für dich auslegt, und wenn du hier seyn wirst, werden wir für die Zurückzahlung sorgen. Wir kaufen uns jetzt 16 Ackers Land, den Acker zu 3 Pfd., da haben wir alle Brod genug. Ein Haus findest du auch gleich neben uns; eine Kuh habe ich dir schon gezogen. Deine beiden Söhne sollen sich nur gute Gewehre mitbringen, damit sie sich manchmal etwas schießen können, und du, liebe Schwester, laß dir eine Kiste machen, so groß, daß alle deine Sachen, die du mitbringen willst,

---

[1] Der Briefsteller deutet auf die Weberunruhen, die zu jener Zeit in Langenbielau und Peterswaldau ausgebrochen waren. Wenn die Nachrichten von unsern jetzigen Zuständen dorthin dringen werden, dann werden sich die Auswanderer noch glücklicher preisen.

Digitized by Google

Platz darin haben; du darfst deine Winterkleider nicht verkaufen, denn du kannst sie hier brauchen, auch die Betten. Bringe doch auch ein Säckchen Kümmel mit, damit wir ihn anbauen und uns künftig guten Käse machen können. Für die Reise versorge dich mit alten Kleidern, etwas Zwieback und Zucker; ich freue mich herzlich auf deine Ankunft. Schreibe mir aber vorher noch einmal, wann du kommst, damit, wenn wir hören, daß ein Schiff aus Europa angekommen ist, wir dir mit einer Fuhre entgegenkommen können, denn wir wohnen 10 deutsche Meilen von der Stadt und vom Hafen.

Noch aber muß ich bemerken, daß ein jeder, der in Deutschland seine eingerichtete Wirthschaft hat, sich nicht einbilden möge, er werde hier einen vornehmen Herrn spielen können. Hier muß ein jeder arbeiten, weil die Tagearbeiter rar und sehr theuer sind. Es bekommt ein solcher wöchentlich 12 Schilling (= 4 Rthlr.) und sein gutes Essen; ein Knecht bekommt jährlich 16 Pfd. (= 110 Rthlr.), eine Magd 12 Pfd. In der Ernte verdient ein Mann täglich 4—5 Schilling; denn es fehlt an Arbeitern, weil ein jeder, welcher herkommt, den Landbau für sich betreibt, und mit sich selbst zu thun hat. Wer seine Hände braucht und arbeitet, der kommt hier sehr gut fort, weil keine Abgaben sind; was einer verdient, hat er nur für sich und nicht für andere. Im Ganzen lebt man völlig sorgenlos. Mein Mann treibt hier sein Handwerk und verdient schönes Geld, hat auch auf ein ganzes Jahr Arbeit im voraus bestellt; alles ist hier billig, nur die Arbeit nicht. Der Buschel Weizen kostet jetzt 3 Schilling 3 Pence (= 1 Rthlr. 2 Sgr.), Gerste 2 Schilling, Kartoffeln aber 5 Schilling; der Centner Zwiebeln 16 Schilling, weil sie gerade rar sind, sonst kosten sie die Hälfte; die Butter das Pfd. 1 Sch. 4 P.; die Eier das Duzend 1 Sch.; das Pfd. Zucker 3 Pence oder 2 Groschen, der Kaffee 9 Pence. Schnittwaren sind sehr billig; es wird hier auch schon Tuch von inländischer Wolle verfertigt.

Es ist wieder ein neues Land entdeckt worden, dem man den Namen Canaan geben will; es soll sehr schön und wasserreich seyn, und sollen sich viele Büffelochsen dort aufhalten. Das Land hier ist sehr groß und es können noch viele tausend Menschen hier leben, aber es ist nicht allenthalben mit gutem Wasser versehen, denn in vielen Gegenden gibt es nur Salzwasser. In Bethanien haben wir vortreffliches Wasser, so wie schönes Rindvieh und Schafe. Die Engländer lassen die Schafe schlachten und das Fett auskochen; das Fleisch wird den Schweinen gegeben. Für ein fettes Rind geben wir 2 Pfd. Sterling; da treten dann gewöhnlich vier zusammen, und es nimmt jeder ein Viertheil, so haben wir sehr billiges Fleisch. Wir haben in unserer Wirthschaft zwei Kühe, zwei Kälber, zwei Schweine, einen Ochsen, eine Katze und eine Menge Federvieh. Wir befinden uns sehr wohl, und wünschen uns nicht mehr nach Europa zurück; die Kost von Australien gedeiht uns recht gut. Was ein Arbeiter verdient, kann man aus dem Lohne eines Hirten entnehmen, der jährlich 30 Pfd. St. (= 200 Rthlr.) hat, und wo es dennoch schwer hält, einen zu bekommen. Man weidet das Vieh Sommer und Winter.

Solltest du, liebe Schwester, Schwierigkeiten wegen deiner Hierherkunft haben, so schreib es uns bald. Wir dürfen dann nur zum deutschen Consul gehen und 5 Pfd. einlegen, so sorgt er für deine Herreise; da mußt du dich dann bereit halten.

Es kommen jährlich viel Schiffe her, Engländer und Deutsche; es sind von den Deutschen schon viele Dörfer angelegt worden. Die Engländer wohnen meist einzeln im Busch; stellt Euch übrigens, meine Lieben, das Land nicht gar zu anmuthig und lustig vor. Es stehen auf demselben dicke, alte ungeschickte Bäume, die sehr hart sind, auch ist der Boden schwer zu bearbeiten; das Gehölz hat ziemlich einerlei Laub, schmale Blätter, etwas breiter, als bei Euch die Weiden. Es bleibt grün sowohl im Sommer wie im Winter, fällt also auch nicht ab. Dornen und Disteln gibt es hier gar nicht, ebenso auch kein Unkraut im Getreide; der Wein gedeiht sehr gut und braucht nur wenig Pflege. An Steinfelsen und Gebirgen fehlt es nicht; man kann jedoch überall sicher und ohne Furcht gehen, weil es fast gar keine Raubthiere gibt. Nur Schlangen trifft man, die aber selten sind, weil die Wilden sie wegfangen, und sie essen. Wilde Hunde, die umherschweifen, sind den Menschen nicht gefährlich, weil sie dieselben fliehen, und nur Hühnern und Katzen nachgehen; hat man einen guten Haushund, so wagen sie sich auch an die Wohnung nicht heran. Im Sommer wird das Land dürre, wenn aber die Regenzeit des Winters eintritt, grünt und belebt sich alles aufs neue, alsdann blühen und duften eine Menge schöner und wohlriechender Blumen; das dauert vom Mai bis November. Zu Weihnachten fängt die Ernte an, und es bleibt heiß bis Ende März; unser Getreide dreschen wir alles unter freiem Himmel aus und bringen es vor dem Regen in Sicherheit. Vom Mai bis Ende August haben wir sehr viel Regen und Gewitter, aber es gibt da mitunter auch recht schöne und warme Tage. Wir wohnen größtentheils nur in Hütten von Holz und Lehm ohne Stubendecke, aber unter einem guten Dache, bei offenen Thüren und Fenstern. Gegen die Kälte schützen wir uns durch ein großes Feuer im Kamin; wer keinen solchen hat, macht das Feuer mitten in der Stube; unterm Dache wird Fleisch und Speck zum Räuchern aufgehangen. Du äußerst Besorgniß wegen der Sprache; da darfst du keinen Kummer haben. Uns kamen die Deutschen überall entgegen, und mit den Engländern lernen wir uns bald verständigen.

Wunderbar ist es hier mit dem Altwerden der Menschen. Wir haben uns durch die feinen und guten Speisen ordentlich verjüngt; man hat dich also sehr belogen, wenn man dir gesagt hat, man werde hier vor der Zeit alt.

Die Schwarzen stehen unter sehr strenger Aufsicht. Stehlen sie etwas Ansehnliches, so wird der Dieb öffentlich gehängt, deßhalb nehmen sie sich sehr in Acht. Unsre Obrigkeit ist streng und unparteiisch, und richtet alles nach dem Worte Gottes.

Du schreibst von Heimweh; freilich möchte ich die Meinen noch einmal sehen, aber ich wünsche mich dennoch nicht zurück. Fast alle Handwerker, insbesondere aber die Feldarbeiter haben hier guten Verdienst. Wollten aber reiche Leute herkommen, große Herren spielen und nicht arbeiten, so würden sie arm werden.

Miscellen.

Bevölkerung und Eisenhandel in Wales. Das Eisengeschäft in Wales hat, wie es in der Shipping and Mercantile Gazette vom 1 Januar heißt, auf unglaubliche Weise zugenommen und zugleich zu der staunenswerthen Vermehrung der Bevölkerung in mehr als einem der dabei betheiligten Orte ganz wesentlich beigetragen. In der Grafschaft Glamorgan ist die Einwohnerschaft von Merthyr binnen der Jahre 1801 bis 1841 von 7705 auf 34,977 gestiegen; die von Cardiff von 1870 auf 10,077; die von Swansea von 6831 auf 16,787. Noch stärker hat sich während desselben Zeitraums die Bevölkerung in einzelnen Orten der anstoßenden Grafschaft Monmouth vermehrt; in Trevethan zählte man 1801: 1742 Seelen, 1841: 19,942; Aberystwith hob sich von 805 auf 11,272, Bedwelty von 619 auf 22,413, Newport von 1423 auf 13,766. Nach Newport ferner wurden 1820 zur Verschickung 45,462 Tonnen Eisen gesandt, 1847 aber 240,637; in Cardiff belief sich die Anzahl 1820 auf 50,157 Tonnen, 1847 aber auf 220,953; von mehreren kleinen Häfen, die ihr Daseyn den letzten zwanzig Jahren verdanken, wurde gleichfalls eine beträchtliche Menge Eisen versandt. Der Werth aller Eisenverschickungen aus den Grafschaften Glamorgan, Carmarthen und Monmouth wurde 1847 auf vier Millionen Pfd. St. geschätzt; die Summe der Kohlen endlich, die 1846 von den vier Häfen Cardiff, Swansea, Llanelly und Newport, verschickt wurden, belief sich auf 1,847,318 Tonnen.

Hunde in Frankreich. Die Zahl der Hunde in Frankreich beläuft sich auf drei Millionen, die täglich 225,000 Franks für Nahrung kosten sollen; in Paris allein gibt es etwa 100,000 Hunde; von 1838 bis 1849 starben in Paris in den Hospitälern 17 Personen daran, daß sie von tollen Hunden gebissen worden waren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. 11 Januar 1850.

Ein Ritt über die Insel Madeira.

Von W. v. Rosen.[1]

Schon drei Tage lang hatte ich mit Sehnsucht nach dem wunderschönen Lande ausgesehen, ohne noch seinen Boden zu betreten. Wir hatten am Montag Morgen noch kaum unsere Anker auf der Rhede von Funchal fallen lassen, als wir schon von Booten bis an den Rand angefüllt mit einem uns bisher unbekannten Reichthum an Früchten förmlich belagert wurden, und nicht selten ward ein Blick von der vor uns liegenden schönen, felsigen Küste, die wie der ganze Süden mir noch fremd war, abgewendet durch einen mir entgegengestreckten Fruchtkorb, ausgefüttert mit Heliotropen und andern unserer schönsten Blumen, durch einen unter den Bootsleuten entstandenen, südlich warmen Streit darüber, wer den günstigsten Platz zur Seite unseres Schiffes einnehmen sollte, oder durch die Töne einer Guitarre, die aus einem vorübersegelnden Fahrzeug zu uns herschallten. Ich hörte, als es Abend ward, die Glocken in der nahen Stadt zum Ave Maria läuten, ich sah bald darauf hin und wieder auf den Bergen Feuer angezündet und Raketen zu Ehren einer der Heiligen in die Höhe steigen, und an den Abhängen des Berges herab folgte mein Blick den sich hin und her bewegenden Fackeln, die bald hinter einem Haus, einem Gebüsch u. dgl. verschwanden, bald wieder weiter unten zum Vorschein kamen, Spuren einer spät heimkehrenden Kavalkade. Alles erfüllte mich mit ungeduldigem Verlangen nach dem kommenden Morgen.

Endlich, am 22 Julius, verließen wir, eilf an der Zahl, das Schiff, um eine Excursion quer über die Insel nach dem an der Nordseite gelegenen St. Anna zu machen, und von dort wo möglich den 6000 Fuß hohen Pico Ruivo zu ersteigen. Die Pferdeverleiher von Funchal schienen von unserm Plan schon im voraus unterrichtet, denn wir hatten kaum den Fuß ans Land gesetzt, als wir uns schon von gesattelten Pferden umringt sahen, und da einige von uns nicht sogleich aufsaßen, weil wir erst bei unserm Consul, Hrn. Pelby, nähere Aufklärungen über unsere beabsichtigte Excursion einholen wollten, folgten uns die übrigen unter lautem Schreien und Gelächter, indem jeder uns sein Pferd aufs beste anzupreisen bemüht war. Im Schatten von Platanen liegen halbnackte Jungen und genießen ihr dolce farniente, rauchen eine Cigarre oder spielen irgend ein Spiel, alles mit einer Würde und Grandezza, die einem vornehmen Herren keine Schande machen würde: einige der größten unter ihnen springen auf, als sie uns kommen sehen, und suchen durch lautes Schreien, welches englisch seyn soll, uns verständlich zu machen, daß sie vortreffliche Cicerones für die Stadt und Umgegend abzugeben im Stande sind. Handwerker arbeiten in ihren offenen Werkstätten, und Lastträger laufen geschäftig die Straßen entlang, ihre Lasten auf dem Kopf tragend: bald sind es Früchte, bald Eis, Töpfergeschirr, Körbe oder was sonst. Hinter einem Gitter sah ich drei Schuhmacher in voller Arbeit, während der vierte beschäftigt ist, einem Mann Maaß zu nehmen, der von der Straße aus seinen Fuß durch die eisernen Stangen steckt. Das Ganze ist ein südliches Bild, daß ich mich ganz darein verliere, bis ich bald wieder daraus herausgerissen werde durch ein jämmerlich klagendes „Senhor....e!" und durch den Anblick einer der vielen ekelhaften, zerlumpten, halbnackten Bettler, von denen es in Funchals Straßen wimmelt.

Nach einem kurzen Besuch beim Consul begaben wir uns alles Ernstes auf den Weg, und bald galoppirten wir durch die gepflasterten Straßen den steilen Berg nach Nossra Senhora da Monte hinauf. Welch ein Genuß, nachdem man so viele Tage in einem hölzernen Kasten eingeschlossen auf der See umhergetrieben ist! Wir ritten zwischen Geisblatt und Passionsblumen, die sich üppig an den hohen Mauern zu beiden Seiten des Weges emporrankten, und zwischen den Pfeilern der Pergolas stand eine üppige Flora von Heliotropen, Pelargonien, Rosen und himmelblauen Hortensien. Orangen tragen hin und wieder noch Früchte zum zweitenmal, der Korallenbaum beugt sich unter der schweren Last seiner großen, hochrothen, herabhängenden Blumen, und die weiße, becherförmige Riesenblume der datura arborea blickt sehnsuchtsvoll auf den Weg hinab. Justitias und Fuchsias bilden weiterhin schöne blaue und rothe Hecken; Pinien und Bananen, Cypressen und Kaffeebäume, Cactus und Guaven, Aloes und Palmen, Donax, Myrthen und Mimosen stehen hier durcheinander und geben ein reiches Bild dieser zugleich tropischen und südeuropäischen Pflanzenwelt. Wir hatten inzwischen Nossra Senhora erreicht, das über 1800 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die Pferde bedurften der Rast nach dem angestrengten Ritt, wir stiegen ab an dem Fuß einiger Cypressen, gingen die Kirche zu besehen und löschten uns dann den Durst mit einem Glas „Gingerbeer" in dem nahe liegenden „Shop." Die Vegetation war schon theilweise eine andere, der Wein hatte schon eine Stunde unterhalb Nossra Senhora aufgehört, der Himmel nahm, nachdem wir nun höher kamen, ein immer reineres, tieferes Blau an, so daß Himmel und Meer am fernen Horizont vor unsern Augen zusammen-

[1] Aus einem später erscheinenden „Bericht über die Weltumseglungsexpedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845, 46 und 47", herausgegeben vom Commandeur Steen-Bille.

Digitized by Google

floß, und zur Seite unseres Weges lagen nun schwarzbraune und rothe oft nackte Basalt- und Tuffsteinmassen [1], aus denen hin und wieder ein frisches Quellwasser hervorsprudelte, während weiter oben gleichsam große Höhlen in ihnen ausgehauen waren, die Kaninchen zum Aufenthalt dienten. Nachdem wir $1\frac{1}{2}$ Stunden geritten waren kamen wir — in einer Höhe von reichlich 3000′ über dem Meer — in Wolken, die wie ein leichter, feuchtkalter Nebel an uns vorüberzogen. Auf den großen mit Rollgesteinen übersäeten öden Feldern erhob sich hin und wieder ein noch nackterer, niedriger, fast kegelförmiger Hügel, und die Ruhe die über die ganze Natur ausgebreitet lag, ward nur unterbrochen durch das Blöcken junger Schafe oder das Schellengeläute einiger uns von Zeit zu Zeit über den Weg springenden kleinen schwarzen Ziegen; ein Packesel, ein vor eine Art von Schlitten oder Schleife gespannter Gaul, und der eine oder andere Arme, der seine zusammengelesene Tracht Brennholz oder Futter nach dem entfernten Funchal schleppte, war das einzige, was noch ein wenig die allgemein herrschende tiefe Stille unterbrach. Die Labiale (Thymian, Meyeom u. s. w.) und Myrthen waren schon weiter unten verschwunden, die Lorbeern waren zu einer niedrigen Kraft zusammengeschrumpft, aber mehrere Haidekräuter, Heidelbeere und der Erdbeerbaum (arbutus) kamen noch gut fort, und Schilf- (juncus plancus) und Grasarten hatten, begünstigt durch die ewig feuchte Luft, sich bis zu dieser Höhe verirrt. Zuletzt beschränkte sich die ganze Pflanzenwelt auf einige Gräser, Violen und Vergißmeinnicht, aber wir befanden uns nun auch auf dem gut 4000′ hohen Gipfel des ersten Bergrückens. Wir stiegen nun wieder abwärts, dem ungeheuer steilen, aber gepflasterten Weg auf der andern Seite durch einen dichten Wald von Oleander, Mimosen, Myrthen-, Oel- und Lorbeerbäumen folgend nach dem Flußbett des Rio-Frio, das nun halb ausgetrocknet war, während zur Zeit des Herbstes das Wasser gewaltsam über die Felsblöcke hinstürzt. Wir lagerten uns im Grase, nahmen den Speisekorb her, den die Schwester unseres Consuls uns gefüllt hatte, und ließen den Tinto auf ihr Wohlseyn umhergehen. Nachdem wir verschiedene naturhistorische Gegenstände eingesammelt hatten, ritten wir nach einer Stunde wieder weiter, einer hinter dem andern; der Weg, der bald bergauf, bald bergab über und um Bergvorsprünge herum führte, ward immer mehr unzugänglich, und ich ließ, meinen Betrachtungen mich ganz hingebend, meinem Pferd die Zügel schießen, annehmend, daß es am besten die richtige Spur finden werde; der Führer verschwand zuweilen, um in diesen ihm wohlbekannten Gegenden einen Richtweg einzuschlagen, aber einen Augenblick nachher lief er wieder hinter dem Pferde, mit der Hand dessen Schweif ergreifend, indem er seine eintönigen Improvisationen vor sich her summte, und je nachdem das Pferd müde ward oder ihm zu stark lief, ermunternd oder mit Scheltworten und Vorwürfen zu ihm sprach. Entfernte er sich einmal etwas weit von seinen Cameraden, dann stieß er als Signal ein lautes Geheul aus, das dann einen Augenblick darauf von der gegenüberliegenden Bergwand zurückhallte. In den großen, schattigen Kastanienwäldern, durch die wir bald darauf kamen, schlang sich der Weinstock wie eine dickstammige, nackte Schmarotzerpflanze bis in den Gipfel der Bäume hinauf. Hier fanden wir hin und wieder zerstreut liegende Weinniederlagen und etwas weiterhin wieder Wohnhäuser, die jedoch ein weit dürftigeres Gepräge an sich trugen, wie die von Funchal und seiner Umgebung. Ein anmuthiger, kleiner Garten umgab häufig diese oft nur von Brettern oder Lavastücken erbauten, mit Stroh bedeckten Hütten ohne Fenster und Schornsteine. An den Abhängen der Berge ward Weizen, Roggen, Kartoffeln und Flachs gebaut. Die Sonne stand schon niedrig am Himmel, als wir über eine niedriger gelegene Ebene, wo die himmelblaue Hortensie in hohen Büschen längs dem Wege stand, und wo alles schon auf eine höhere Cultur hindeutete, die Kirche und Stadt von St. Anna erreichten. Nach einem Ritt von 7 bis 8 Minuten kamen wir durch malerische Hohlwege, an Landhäusern und Anlagen vorbei nach dem über alle Erwartung geräumigen und eleganten englischen Hotel.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, hatte ein starker Regen die Luft abgekühlt. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, in der uns knapp zugemessenen Zeit das eigentliche Ziel unserer Reise — den noch ziemlich entfernten Pico Ruivo — zu erreichen, und begaben uns daher auf den Rückweg. Von unsern munter vorwärts trabenden Pferden warfen wir noch einen wehmüthigen Blick nach dem im üppigen Grün prangenden Gipfel des Berges, der einen Augenblick nachher in den Wolken verschwand.

[1] Madeira hat unter seinen Basalt- und Tuffsteinmassen eine bedeutend tiefe Unterlage von Uebergangskalk; Bowdich schließt daraus, daß die Insel nicht durch irgend einen submarinen Vulcan gebildet sey, sondern daß successive Basalt- und Tufferuptionen aus einem Centralkrater radial nach allen Seiten hin die als Uebergangs- oder als Ur- und Uebergangsbildung bereits bestehende Insel überströmt haben. Er legt diesen ursprünglichen Krater nach der Ausstrahlung und Größe der Ströme zwischen die Pike Ruivo, Grande und Canarios, während er nachweist, wie ungegründet es ist, den eilf englische Meilen östlich von Funchal belegenen „Lagoa“ für einen Krater, oder die Bai von Funchal für ein Kratersegment anzusehen.

Reiseskizzen aus Georgien.

1. Tiflis.

(Fortsetzung.)

Der Generalgouverneur, Hr. von Neidhardt, dem ich officielle Empfehlungsbriefe zu überreichen hatte, empfing mich mit so zuvorkommender Freundlichkeit, als es die etwas trockene und pedantische Natur dieses alten deutsch-russischen Exercirmeisters erlaubte. Er war ein braver, redlicher Mann von durchaus unbescholtenem Charakter, gerecht und strenge, mit praktischem Verstande begabt, zugleich aber ohne hervorragenden Geist, ohne höhere politische Bildung, ohne Scharfblick, ohne Menschenkenntniß, kein großartiger Mann wie Yermoloff, aber doch besser als seine beiden unmittelbaren Vorgänger, Rosen und Golowin. Hr. v. Neidhardt äußerte, so oft ich ihn besuchte, eine sehr freundliche Theilnahme an meinem Unternehmen und gewährte gerne die meisten meiner bescheidenen Wünsche. Ich erhielt durch ihn weitere Empfehlungen und einige Kosaken wurden mir zur Bedienung und Begleitung bereitwillig zur Verfügung gestellt. Ich habe keine Ursache, mich über Mangel an Aufmerksamkeit von seiner Seite zu beklagen, aber auch keinen Grund, ein offenes Urtheil über diesen Mann zu unterlassen, welcher heute nicht mehr dem Leben, nur der Geschichte angehört. Der Generalgouverneur beauftragte Hrn. Friedrich von Kotzebue und den Armenier Abowian mir während meines Aufenthalts in Tiflis mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ich machte außerdem gleich in den ersten Tagen die Bekanntschaft sehr angenehmer Landsleute, des Leibarztes Dr. Roth und des Hrn. Hake aus Hamburg, welcher als Erzieher der zahlreichen Kinder des Hrn. v. Neidhardt bei der Familie

Digitized by Google

desselben in besonderem Credit stand. Die Generale von Kotzebue und Espejo, der don'sche Kosakengeneral, der Civilgouverneur, der französische Consul ließen es wenigstens an artigen Dienstanerbietungen nicht fehlen, und so hatte ich alle Ursache mich der gefundenen Aufnahme zu freuen. Täglich machte ich Spaziergänge durch die Stadt und Ausflüge in die Umgegend, oft allein, öfters auch in Begleitung des Armeniers Abowian, welcher die deutsche Sprache fast so fertig wie seine Muttersprache spricht. All den obengenannten Männern verdanke ich nicht nur manchen geselligen Genuß, sondern auch vielfache Belehrung. Hrn. Abowian war ich noch besonders dankbar, daß er mir Gelegenheit verschaffte, mit Eingebornen der verschiedensten Nationalitäten Bekanntschaft zu machen. Wenn ich hier etwas umständlich von Tiflis und seiner Bevölkerung spreche, so mag dieß die große politische und geographische Wichtigkeit dieser Stadt entschuldigen, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der russische Adler dereinst seinen Siegesflug zur Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei nehmen wird.

Tiflis verdankt seinen Ursprung den berühmten Thermalquellen, welche am rechten Ufer des Gebirgsbaches Tzawkissi, der innerhalb der Stadt in das Bett des Kur sich stürzt, in reicher Fülle dem Boden entströmen. Bekanntlich haben die Orientalen für solche natürlich-warme Quellen noch weit mehr Vorliebe, noch festern Glauben an ihre Heilkraft als die Europäer. Nach diesen Quellen wurde der kleine Ort, wahrscheinlich ursprünglich nur aus Badanstalten, Schenken und Kaffeehäusern bestehend, Tbilis genannt, aus dem dann der heutige Name. Bis zum Jahre 380 nach Christus war Tiflis nur ein ärmliches Dorf. Als um diese Zeit der persische Gouverneur Varza Bakur einige grusinische Volksstämme unterwarf und bis in das Kurthal vordrang, erbaute derselbe, entzückt von der romantischen Lage dieser Bäder, ein festes Schloß. Siebzig Jahre später gründete Vakhtang Gurgaslan, ein georgischer Fürst, die eigentliche Stadt und theilte sie in drei Quartiere: Khalissi, die befestigte Stadt, Tbilissi, der Stadttheil, wo die Bäder stehen, und Nissani, die heutige Vorstadt. Indessen blieb die georgische Königsfamilie in ihrer alten Residenzstadt Mtzketha bis zum Jahr 499, wo König Datschi, Vakhtangs Sohn, seinen Sitz bleibend nach Tiflis verlegte. Während der folgenden dreizehn Jahrhunderte wechselte das Schicksal dieser Stadt zwischen Glanz und Elend, zwischen Blüthe und Verheerung. Persische, tatarische und türkische Heerhaufen, wilde lesghinische Banden haben dieselbe oft bedroht, belagert, geplündert und zerstört. Der große Eroberer Timur gab die Stadt der Wuth seiner Soldaten preis. Fast noch schrecklicher war ihr Schicksal im Jahre 1795, als der scheußliche Wütherich Aga-Mahomet-Khan mit Persern, Kurden und Tataren die georgische Königsstadt besetzte und durch Schwert und Feuer den größern Theil derselben in einen Schutthaufen verwandelte. Seit der bleibenden Besetzung Georgiens durch die Russen ist Tiflis von den Drangsalen des Krieges verschont geblieben und hat sich äußerlich erholt und verschönert, obwohl die verderblichen russischen Zollgesetze für den Wohlstand der Bevölkerung ein Krebsübel sind, an dessen Folgen sie ermattet und hinsiecht.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Mischung orientalischer und europäischer Bauwerke der Stadt eine sehr verschiedenartige Physiognomie verleiht. Bekanntlich lieben die Orientalen enge und schattige Straßen, die Russen das Gegentheil. Diese Contraste zeigen sich in Tiflis an vielen Stellen. Ueberall wo russische Baumeister thätig waren, findet man Raum, Luft, Sonne und freie Aussicht; überall, wo die alte Bauart unangetastet blieb, sind Gassen und Plätze schmal und düster, obwohl nicht im gleichen Grad, wie in den moslem'schen Städten. Von den Straßen ist keine als besonders merkwürdig zu erwähnen. Unter den Plätzen zeichnen sich die zum Theil mit modernen Bauwerken umgebenen Plätze von Tauris und Eriwan durch Raum und schöne Fernsicht auf das Kurthal und das kaukasische Hochgebirge aus. Am merkwürdigsten aber ist der Marktplatz, den man passiren muß, um von der alten zur neuen Stadt zu gelangen. Die Größe desselben reicht nicht hin für das ungeheure Gewühle von Marktbesuchern, von Armeniern, Georgiern, Tataren, Osseten, Persern, Lesghiern, Imerethiern, Suaneten, Laien, Russen und deutschen Colonisten. Mischt man sich unter diese Gruppen, so hört man die verschiedensten Zungenlaute, selbst das klangvolle Spanische wird von morgenländischen Juden gesprochen. Am seltsamsten klingt die Sprache der Kasi kumyken, welche durch tiefe Gurgellaute und ein für Europäer unnachahmliches Schnalzen der Zunge selbst unter den wilden und lärmenden Stimmen der Bergbewohner auffällt. Das allgemeine Idiom, welches diesen verschiedenen Völkerschaften in Transkaukasien zur gegenseitigen Verständigung dient, ist das tatarische. Meinem Begleiter erleichterte die Kenntniß der türkischen Sprache den directen Verkehr mit den Eingebornen. Ich selbst mußte mich auf die russische Sprache beschränken, wenn ich Einkäufe machen wollte. Die Kenntniß derselben ist wenigstens so weit verbreitet, daß selbst die Lesghier die russischen Zahlwörter und die Namen der russischen Münzsorten verstehen. Der bekannte Reisende Hallberg aus München, welcher mit mir öfters diesen Marktplatz besuchte und das ungeheure Gedränge all der in ihren verschiedenen Costümen so ungemein malerischen Gestalten, die Kamele, die fremden Waaren und die bunten Marktscenen mit Interesse und Verwunderung betrachtete, äußerte einmal: er habe, mit Ausnahme des Marktes von Cairo in allen Ländern des Orients und Occidents, die er besucht, nie ein so anziehendes Schauspiel von Völkergemische gesehen. Bemerkenswerth ist, daß jedes der verschiedenen Völker auch seine besondern Producte zu Markte bringt. Die Georgier der nächsten Umgebung sind die Lieferanten des zahmen Geflügels, die kaukasischen Bergbewohner liefern das Wildpret und die Felle, die deutschen Colonisten von Neu-Tiflis, Alexandersdorf und Elisabeththal bringen Gemüse und Kartoffeln, welche vor ihrer Niederlassung in Georgien fast unbekannt waren. Armenische Händler verkaufen an diese Marktbesucher grobe Stoffe, Lesghier bieten ihre Burkas, Tataren ihre Pferde, russische Soldaten abgetragene Kleider und Stiefel feil.

Unter den Straßen führt eine vom Bazar nach dem Platz von Tauris auslaufende Gasse den Namen: die Große. Es ist die Hauptstraße von Tiflis, weder an Breite noch an Schönheit einer alten Königsresidenz würdig. Lange Reihen von engen und schmutzigen Buden füllen das untere Stockwerk der Häuser aus. Ein großer Theil der grusinischen und armenischen Handwerker arbeitet hier in offenen Buden oder auf der Straße; Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere, Waffenschmiede findet man unter diesen Handwerkern in besonders großer Zahl. Die Waffenbuden erregen vor allem die Aufmerksamkeit des Fremden. Kinschale, Schaschkas, Pistolen und Gewehre findet man in reicher Auswahl sowohl nach georgischem als nach kaukasischem Geschmack. Die Klingen stehen den sehr berühmten Stahlarbeiten von Schiras und Damaskus an Güte wenig nach

und die mit Gold, Silber, Stahl und Sammt reich gezierten Scheiden verrathen mehr Pracht als bei den Persern und Türken. Neben dieser Hauptstraße erwähne ich noch einer andern kleinen Gasse, welche vom Marktplatz ausläuft, sehr eng und schmutzig ist und statt der Decoration von Kaufbuden und Werkstätten zwei Reihen düsterer, räucheriger Küchen zeigt, wo die Masse der fremden Marktbesucher und die ärmere Classe der Eingebornen gewöhnlich ihre Mahlzeit hält.

Nach einer statistischen Angabe beträgt die Zahl der Häuser in Tiflis 3662, von welchen 37 der Regierung, 575 dem Clerus, die übrigen Privatleuten gehören. Von den Eingebornen sind die großen Hausbesitzer meist armenische Kaufleute. Die merkwürdigsten, größten und einträglichsten aller Gebäude sind der Bazar und die Karawanserai. Zwar kann sich der Bazar, der in dem belebtesten Stadttheil, zwischen dem Marktplatz und der Hauptstraße steht, mit dem von Konstantinopel weder an Größe noch an Mannichfaltigkeit der Waaren, mit dem von Tauris weder an Belebtheit noch an unterhaltenden Volksscenen messen; doch hat dieser Bazar vor jenen eine gewisse Eleganz voraus, welche er erst seit der russischen Herrschaft gewonnen haben soll. Auch der Luxus der Waaren hat seit dem Aufhören der georgischen Königsdynastie schwerlich abgenommen. An Seidenstoffen, Shawls, Teppichen u. s. w. ist die Auswahl zwar minder groß als in Stambul und Tauris, doch findet man eben so auserlesene und prächtige Artikel der persisch-indischen Industrie, für deren Erzeugnisse die prachtliebenden russischen Großen fast die nämliche große Vorliebe hegen, wie der eingeborne grusinische Adel. Wandelt man durch diesen Bazar, der mit den Passagen in Paris ziemliche Aehnlichkeit hat, so wird man von den an den Thüren ihrer Magazine sitzenden Armeniern in russischer Sprache zudringlich angerufen. Der Contrast zwischen diesen ungemein höflichen, immer beweglichen und geschwätzigen Bazar-Händlern in Tiflis und den ernsten, gravitätischen, unbeweglich und schweigsam auf ihren Polstern kauernden, türkischen Buden-Händlern im Bazar von Konstantinopel ist außerordentlich. Man sieht, daß nicht Klima und Lebensweise allein das Temperament und den Charakter der Völker bedingen, sonst wäre jener schneidende Contrast zweier Nationalitäten, welche unter demselben Himmelsstriche leben, nicht zu erklären. Das Karawanengebäude in Tiflis steht an Raum und Ausdehnung denen der größten Handelsstädte Persiens und der Türkei nur wenig nach und empfiehlt sich durch größere Sauberkeit, ja durch eine gewisse Pracht der Säulenhallen, wie wir sie in keiner andern Stadt des Orients gefunden. Wie drückend auch der Einfluß der russischen Polizei in vielen Dingen seyn mag, für die Ausstattung, Reinlichkeit und gute Unterhaltung der öffentlichen Gebäude und Anstalten hat ihre Einmischung in vielen Städten Transkaukasiens doch mehr Nutzen als Nachtheil gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Südaustralien.

Dritter Brief.

Schreiben des Herrn Pastor K. an einen Amtsbruder.

Hahndorf in Südaustralien, den 15 August 1849.

Geliebter Amtsbruder!

Der liebe K.. hat mir einige Fragen vorgelegt, deren Beantwortung ich hier folgen lasse.

Wer fleißig ist und Gott vertraut, der kann sich hier ernähren, davon geben meine Gemeindeglieder, von denen viele ohne einen Pfennig Geld herkamen, einen beinah zehnjährigen Beweis. Hier gibt es keine Bettler.

Im Ganzen sind jetzt 32,000 Europäer hier und unter denselben etwa 3300 Deutsche. Unter den Handwerkern geht das Geschäft der Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Stellmacher, Maurer und Schuhmacher am besten; Handwerker andrer Art, wenn ihrer mehr als nöthig vorhanden sind, ernähren sich als Schafhirten oder vom Ackerbau. Ein Geselle verdient im Durchschnitt wöchentlich 24 Schilling (= 8 Rthlr.), ein Meister im Verhältniß zu diesem Gesellenlohn. Hausmiethe kostet für die Woche in der Stadt 4—6 und 10 Sch., auf dem Lande weniger. Ein deutscher Schullehrer hat nebst Wohnung 30—40 Pfd. Sterling. Ein massives Häuschen kostet etwa 50 Pfd. auf dem Lande. Nutzvieh bezahlt man das Stück mit 4—7 Pfd.; Tische und Stühle mit 1—3 Pfd. die ersteren, und 6—10 Sch. die letztern. Leinwand wird nicht viel gebraucht, mehr Baumwolle; Weber könnten in einiger Zeit, jetzt aber noch nicht, Beschäftigung finden. Ein Tagarbeiter hat die Woche durch 15—18 Sch., manche noch mehr.

Die Deutschen, welche hier um das Bürgerrecht anhalten, bekommen es und haben dann gleiche Rechte mit den Engländern, nur daß sie keine hohen Staatsämter bekleiden können. Ihnen einen genauen Nachweis der Abgaben zu machen, ist mir nicht möglich; dieselben sind aber kaum zu spüren.

Was ich Ihnen schreibe, ist Wahrheit, womit sie die lügenhaften Berichte mancher Tagesblätter niederschlagen können. Vergessen muß man aber nicht, daß man Mühe und Arbeit nicht sparen darf; alle jedoch, die jetzt ankommen, haben es viel leichter als wir, die wir vor zehn Jahren hier, wie in einer Wüste anlangten, und Monate lang unter Zelten von Segeltuch und in Hütten von Baumzweigen wohnten, alsdann beim Hüttenbauen, Ziegelstreichen, Bäumefällen nur unsere Hände und wenige Werkzeuge hatten und alles, in Ermangelung jedes Zugviehes, auf den Schultern herbeitragen, bei Tage um Tagelohn arbeiten, des Abends bei Mondschein das Gartenland umgraben und das Leben gleichsam ganz von vorn anfangen mußten. Und doch waren wir fröhlich und selig. Die Ländereien, die meine Gemeinde theils als Eigenthum besitzt, theils in Pacht hat, die Weizen- und Gerstenernten, die Heerden Kühe und Zugvieh, und die wohnlichen Häuser, die wir jetzt haben, sahen wir damals noch nicht. Ein Acker oder 3½ Morgen Land kostet jetzt 1 Pfd. Sterling, jedoch muß man 80 Ackers oder eine ganze Station von der Regierung kaufen. Privateigenthümer verkaufen, je nach der Lage und Güte des Bodens, den Acker zu 2, 3, 4—5 Pfd. Leder ist hier so wohlfeil wie in Deutschland.

Miscellen.

Die pariser Nationalgarde. Die Zahl der pariser Nationalgardisten ist sich während der ersten französischen Revolution niemals lange gleich geblieben; wenn demokratische Elemente das Ruder der Regierung in die Hände bekamen, so wurde sie vermehrt, wenn das Gegentheil stattfand, vermindert, und die gleiche allerdings sehr natürliche Erscheinung zeigt sich auch in der neuesten französischen Geschichte. Nach einer Berechnung des Evénement vom 1 Januar war die pariser Nationalgarde im Februar 1848 ungefähr 58,000 Bajonnette stark; unter der provisorischen Regierung soll sie bis auf 241,884 Mitglieder gestiegen seyn, betrug indeß in Wirklichkeit weniger; von da ab ist sie endlich jetzt wieder auf 100,585 gefallen. Die Kosten ihrer Unterhaltung sind im Budget der Stadt Paris für 1850 auf 1,061,124 Fr. veranschlagt, während sie in dem 1847 geregelten Budget für 1848 auf 873,064 Frcs. berechnet waren.

Die belgische Handelsflotte. Die belgische Handelsflotte, die anfangs 1847: 143 Schiffe zählte, besaß deren am letzten December 1849 154; am letzten December 1848 hatte sie 155 gehabt. (Journ. du Comm. d'Anvers. 2 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 12 Januar 1850.

Die Liu-kiu-Inseln.

(Nach den Briefen des französischen Missionärs Leturdu. Ann. Des Voy. Oct. Nov.)

Liu-Kiu ist eine kleine Insel östlich von China unter 26° N. B. und 126° O. L., man gibt aber gewöhnlich einer ganzen Reihe kleiner Inseln, die sich von 20 bis 26° B. erstrecken, diesen Namen. Es sind ihrer 36, zum Theil aber sind es unbewohnte Felsen. Die größte, welche gewöhnlich Ukigna heißt, ist der Sitz der Regierung, wo der König (jetzt ein Vasall Japans), die großen Mandarinen und namentlich der japanische Gesandte wohnen. Die Hauptstadt ist eine artige Stadt im Südwesten der Insel, eine Lieue vom Meere; der Palast des Königs ist am Eingang auf der Spitze eines Hügels, welcher alle umliegenden Höhen beherrscht, „da die oberste Macht den höchsten Ort bewohnen muß." Eine prächtige Allee mit drei Triumphbogen führt zu diesem Palast, den eine dreifache Mauer von einem Drittel Lieue im Umfang einschließt. An den Hauptthoren, dem gegen Westen, stehen zwei steinerne Löwen, das Symbol der Macht, aber eine Ehren- oder Sicherheitswache sieht man nirgends. Uebrigens herrscht fast völlige Oede im Innern, Stille gegen außen. Steigt man gegen Norden vom Palast abwärts, so stößt man auf die königliche Pagode, nicht als ob der König dort seine Andacht verrichte, dieß ist hier nicht Sitte, sondern weil sie von den Königen erbaut wurde und die schönste im Lande ist. Der Eingang ist von zwei Steinriesen, die man Götter nennt, und denen ich auch Opfer darbringen sah, bewacht. Die Hauptgottheit, die hier verehrt wird, ist Schaka, der Fo China's und der Sommonocodon Siams. Sein über dem Altar aufgestelltes Bild stellt ihn dar in seiner Glorie, umgeben von seinen Schülern. Die nahen, für die Bonzen bestimmten Gebäude könnten ihrer fünfzig fassen, es sind aber nur drei nebst einigen Kindern da.

Schui — so heißt die Hauptstadt — hat breite, wohl unterhaltene Straßen und viele schöne Häuser, leider aber sind die Wohnungen der Großen im Hintergrund eines mächtigen Hofes erbaut, und durch eine Einschließung von Mauern dem Auge entzogen. Es ist allgemeiner Gebrauch in Japan, daß der Adel so sich hinter Mauern verschließt; dieß gibt den Städten ein strenges Ansehen, das dem Charakter der Regierung entspricht. Die Wohnungen der Armen haben ein Dach von Stroh, Mauern von Lehm und Stroh und Fußböden von Bambus. Die Oede, welche um den Palast herrscht, macht sich auch im übrigen Theile der Stadt bemerklich. Der lärmende Handel ist hier untersagt, es gibt nur Käufer und Verkäufer der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Der Ort, wo die großen Märkte gehalten werden, ist Nafa, der Haupthof der Insel, anderthalb Lieues von der Hauptstadt gegen Südwesten. Der äußere Handel, obwohl auf diesen Archipel und Japan beschränkt, ist beträchtlich: zur Zeit des Moussons sah ich einmal 21 japanische Schiffe im Hafen, ohne die der Inseln zu zählen. Was mußte es seyn, als Liu-kiu der Mittelpunkt des Handels zwischen Japan, Corea, China, Cochinchina und Siam war, und seine Schiffe selbst nach Malacca gingen! Dieß erzählt die chinesische Geschichte; die Erinnerungen des Landes stimmen damit überein, und die Spuren dieser ehemaligen Größe zeigen sich noch in den aufgehäuften Ruinen.

Liu-kiu hat auch im Nordwesten einen der schönsten Häfen der Welt, eben so sicher als umfangreich; 200 Schiffe können hier liegen, und der Kranz von Höhen, der den Hafen umgibt, macht daß sie zur Zeit der Typhons hier so ruhig liegen, als bei der größten Windstille. Dieser Hafen hat auf den Karten den Namen Port Melville, im Lande aber kennt man ihn unter dem Namen Hafen von Unting; die einzige Unbequemlichkeit ist die schmale Einfahrt, aber mit Vorsicht und namentlich mit Hülfe von Dampfschiffen würde dieser Nachtheil verschwinden.

Die Gesammtbevölkerung von Ukigna beträgt meiner Ansicht nach nicht über 60,000 Seelen; davon mögen die Städte Schui und Nafa, nebst dem großen Flecken Tumai 40,000 enthalten, die übrigen 20,000 wären auf dem Rest der Insel zerstreut. Die Ausdehnung ihres Gebiets ist indeß nicht so groß, als Karten und Reisende sie darstellen: sie hat kaum 4 — 5 Lieues in ihrer größten Breite und 20 — 25 in der Länge.

Reiseskizzen aus Georgien.

1. Tiflis.

(Fortsetzung.)

Es gibt in Tiflis nicht weniger als 42 Kirchen, eine im Verhältniß zur Bevölkerung übermäßig große Zahl. Davon besitzen die gregorianischen Armenier 23, die Georgier des griechischen Ritus 12, die Russen 4, die eigentlichen Griechen 2, die katholischen Armenier nur eine einzige. Die Kathedrale Sion, im reinsten georgischen Styl, ist für den russischen Gottesdienst bestimmt und mit all' dem Prunk ausgestattet, welcher die russisch griechischen Gotteshäuser überall, selbst in den Steppenländern der Kosaken, charakterisirt. Der Grundbau dieser Kirche besteht bereits seit dem 6ten Jahrhundert. Später wurde der vom georgischen König Guran gegründete Dom von den Persern zerstört und erst gegen den Anfang des 18ten Jahrhunderts un-

Digitized by Google

ter Wakhtang V wieder aufgebaut. Merkwürdiger als die Kathedrale durch Bauart und Alter ist die Kirche Metekhi, welche bereits im Jahre 455 unter dem Gründer von Tiflis Wakhtang Gurgaslan entstanden ist. Diese Kirche krönt den Hügel oberhalb der neuen Festung, im Centrum des Stadttheils Nissani. Durch Schah-Navaz-Chan, einen der mohammedanischen Herrscher Georgiens, wurde diese antike Kirche in ein Pulvermagazin umgewandelt, und erst gegen Ende des 18ten Jahrhunderts durch König Heraklius II, welcher das stark beschädigte Gebäude wieder herstellen ließ, dem Klerus zurückgegeben. Die Hauptkirche der gregorianischen Armenier, Mognini genannt, steht sowohl an Alter, als an Größe und innerer Pracht den genannten Kirchen nach. Eine katholische Kirche, welche zur Zeit meines Aufenthalts in Georgien von italienischen Capuzinern bedient wurde, zeichnete sich, trotz der geringen Zahl der Gemeindemitglieder, durch Geschmack und einen gewissen Luxus im Innern aus. Bereits im Jahr 1661 war diese Kirche durch katholische Missionäre gegründet worden. Als der persische Zerstörer Aga-Mohammed-Chan sich der georgischen Königsresidenz bemächtigte, theilte diese Kirche das Schicksal der übrigen christlichen Gotteshäuser, war der Verwüstung preisgegeben, und ward erst nach der Befreiung Georgiens vom persischen Joche wieder hergestellt. Die katholischen Priester erfreuten sich bis zum Jahre 1845 unter der russischen Regierung desselben Schutzes, welchen ihnen die georgischen Könige trotz der Verschiedenheit ihres Glaubens über ein Jahrhundert angedeihen ließen. Im Frühjahr 1845 aber wurden diese Priester plötzlich durch einen kaiserlichen Befehl aus dem Lande verwiesen, und als sie zauderten und, auf die Berechtigung ihrer Niederlassung in Transkaukasien pochend, den Schutz des römischen Stuhles anriefen, wurden sie auf Befehl des Generalgouverneurs unter Begleitung von Kosaken in höchst brutaler Weise nach dem nächsten Seehafen geschleppt und dort gewaltsam auf einem nach Trapezunt segelnden Fahrzeug eingeschifft. Ihre geistlichen Collegen in Gori und Kutais hatten das gleiche Schicksal. Dieses rauhe und ungerechte Verfahren mußte doppelte Verwunderung erregen unter einem Oberbefehlshaber wie Herr von Neidthardt, dessen Gerechtigkeitsliebe, religiöse Toleranz und humaner Sinn sich sonst bei keiner Gelegenheit verläugneten. Wohlunterrichtete Männer behaupteten, es sey von Seite des Chefs der politischen Polizei, Grafen von Benkendorf dem Generalgouverneur Neidhardt, die bestimmteste Vorschrift hinsichtlich der gewaltsamen Ausweisung jener katholischen Missionäre auf speciellen Befehl des Kaisers ertheilt worden. Außer den genannten Kirchen erwähnen wir noch des grusinischen Klosters St. David, welches über ein halb Jahrtausend besteht, und des fast eben so alten, von der Familie Bebutoff gestifteten armenischen Klosters St. Stephan auf der Höhe von Awalabar. Die Mohammedaner haben eine kleine, zierlich gebaute Moschee, welche der Secte der Schiiten angehört und im obersten Stadttheile gelegen ist.

Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, wo der Besuch der Kirchen besonders dem russischen Militär strenge vorgeschrieben ist, bemerkte ich in den grusinischen und armenischen Kirchen, wo ich öfters dem Gottesdienst beiwohnte, in der Regel mehr Frauen als Männer; beide Geschlechter sind getrennt. Die Männer sind dem Hauptaltar näher, die Weiber stehen oder kauern im Hintergrund mit unverhülltem Angesicht, über den Kopf und einen Theil des Oberkörpers die weiße Tschadra (Schleier) werfend. Ziemlich viele Armenierinnen haben sich bereits dem russischen Brauche gefügt und tragen das französische Costüme, welches sie allerliebst, wenn auch minder feierlich als das einheimische, kleidet. Von Männern sah ich während der Wochentage gewöhnlich nur zerlumpte Greise der Messe beiwohnen. Im Innern der russischen und grusinischen Kirchen, deren Dogmen und gottesdienstlichen Gebräuche die ganz gleichen sind, bemerkt man sowohl größere Pracht in der inneren Ausstattung der Tempel, als auch ungleich mehr auf die Sinne wirkenden Pomp bei dem Gottesdienst, als in den armenischen Kirchen. In der Kathedrale Sion strotzt der Hauptaltar von Gold, Silber und bunten Heiligenbildern; der Kerzenglanz verscheucht das natürliche Halbdunkel des Domes. Die Chorsänger, welche hinter dem Hauptaltar verborgen sind und den volltönenden Solo-Baß des Priesters mit ihren lieblichen Stimmen begleiten, bestehen großentheils aus Soldaten und Soldatenkindern, welche man frühzeitig zum Kirchengesang bildet, sobald man die geringste Anlage an ihnen wahrnimmt. Der Gesang dieser unsichtbaren Sänger gefiel mir besser als der Chor der Peterskirche in Rom, obwohl die sanften Diskanttöne in der Kathedrale von Tiflis weder durch Frauenstimmen noch durch Eunuchen vertreten sind. Denkt man sich zu dem Metall- und Bilderreichthum, dem Lichtglanz und der auserlesenen Kirchenmusik noch die imposante Gestalt eines Priesters im reichsten Chorgewand mit schönem Bart und lang herabwallenden Haaren, der es wohl versteht, den Ceremoniendienst so malerisch wie möglich aufzuputzen, so läßt sich nicht läugnen, daß der Eindruck dieses russisch-griechischen Gottesdienstes im Ganzen recht feierlicher Art ist und auf das gemeine Volk wie auf die Phantasie überhaupt eine gewisse Wirkung nicht verfehlt. In den armenischen Kirchen ist die innere Ausstattung bei weitem einfacher. Vor dem Hauptaltar ist die Wand durch eine schwarze Tuchdraperie, auf welche ein weißes Kreuz eingewirkt ist, bedeckt. Der Gottesdienst besteht dort gleichfalls lediglich in äußeren Ceremonien, ohne durch die Gewalt der Musik und des kirchlichen Pompes eine Weihe zu erhalten. Der schnatternde, näselnde Gesang der Chorbuben ist dort nichts weniger als Andacht erweckend. In dem Kreuzschlagen schienen mir die Armenier noch größere Fertigkeit zu besitzen als Russen und Grusiner. Das regelmäßige Niederwerfen während des Gebetes geschieht nach einem gewissen Tact und erinnert so wie das tiefe Beugen des Hauptes vor dem Altar an den mohammedanischen Gottesdienst.

Ueberhaupt steht die Religion der Christen im Morgenlande dem Islamismus trotz der Verschiedenheit der Dogmen in den Formen wie in der Praxis näher als dem Christenthum des Abendlandes. Beide Religionen sind heute bei den Orientalen nur noch ein leeres Formen- und Ceremonienwesen ohne Anwendung im Leben. Der regelmäßige Besuch der Gotteshäuser, das geistlose stille oder laute Herplappern und die eintönige Wiederholung der vorgeschriebenen Gebetformel, das Nachahmen gewisser Geberden bei der gemeinschaftlichen Andacht und vor allem die strenge Beobachtung der Fasten ist heute das Wesen der Religion bei den Orientalen. Wohl belebt und beseelt die Bekenner beider Religionen der gleiche Glaube an einen Gott und an ein schönes, freudvolles Fortleben nach dem Tode, welches aber nicht als Lohn für ein wirklich tugendhaftes Leben nach abendländischem Begriff, nicht für ein edles, von Menschenliebe tief erfülltes Gemüth, das alle schweren Prüfungen dieses Lebens in unerschütterter Treue besteht, gedacht wird, nein, als der Lohn für einen dumpfen, von keinem Zweifel, keinem Einwurf der Vernunft erschütterten Glauben, für die strenge Uebung der von den Priestern vorgeschriebenen Fasten, Gebetformeln und

Digitized by Google

Geberden, wobei die Kirche auch noch die Mildthätigkeit gegen Arme und vor allem die ihr selbst dargebrachten Opfergaben, als der Gottheit besonders wohlgefällige Handlungen, welche zu einem ausgesucht schönen Plätzchen im Paradiese berechtigen, gelten läßt. Von einer Kenntniß der Sittenlehre im Evangelium und im Koran findet man im Orient wenig Spuren. Dieß versicherten mir gründliche und gewissenhafte Beobachter, welche mit allen Schichten der Gesellschaft beider Religionen seit vielen Jahren verkehren. Nur bei Türken, Tataren und Arabern findet man zuweilen einen Priester, Einsiedler, Marabut oder sonst irgend einen frommen alten Mann, welcher neben den Dogmen und Formeln auch noch auf die Tugendlehre seiner Religion Werth und Bedeutung legt und sie strenge befolgt. Bei Persern, Kurden und Kaukasiern, so wie bei den christlichen Morgenländern, den Armeniern, Georgiern, Griechen, Nestorianern, Osseten u. s. w. gehört diese Erscheinung zu den größten Seltenheiten. Dem gemeinen Mann ist die heilige Schrift ein unzugängliches Buch, welches ihn nicht bekümmert, das er nie zu lesen begehrt und dessen vertraute Bekanntschaft und Deutung er lediglich dem Priester überläßt. So hat der orientalische Christ keinen Begriff von dem Wesen der Religion, welche er bekennt, keine Ahnung von der Würde und der reinen Schönheit ihrer Moral, deren praktische Uebung ihm drückender wäre als die strenge Beachtung ihres Ceremoniendienstes. Daher dünkt ihm eine Ueberschreitung des Fastengebotes eine größere Sünde als Haß und Neid, als Lüge und Heuchelei, als Betrug und Diebstahl, und er glaubt die Pforten des Himmels dem sonst tugendhaftesten Mann, wenn er jeden Fasttag Fleisch gegessen, fester verschlossen als dem Räuber und Mörder, der nie die äußerlichen Gebote der Kirche verletzt hat. Das Christenthum, wie es uns als Volksreligion im Orient erscheint, ist nichts als ein hohles Formenwesen, das weder erhebt noch anregt, den Geist verödet und das Herz verdirbt, und in dem weder der Genius der Liebe, noch der Genius der Freiheit seinen Platz gefunden. Wie hart auch dieses Urtheil klingen mag, jeder Kenner des Orients wird es bestätigen. Das Bedürfniß bei ihrem Cultus in Gesellschaft beisammen zu seyn, im Halbdunkel einer großen Halle sich in eine vage, mystische Stimmung zu versetzen und mit den Gedanken sich einem geheimnißvollen Wesen zuzuwenden, das hatten mit jenen Gläubigen des Orients auch die atheistischen Franzosen der Republik gemein, als sie im Tempel der Vernunft sich versammelten und die Büsten von Lepelletier und Marat verehrten.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Südaustralien.

Vierter Brief.

(Der Aussteller ein Seifensieder.)

Bethanien, den 27 October 1848.

Ob ich gleich wie ein Spielball aus meinem Vaterlande hinausgeschleudert wurde, so muß ich doch ausrufen: der Herr hat alles wohl gemacht, denn er hat mich errettet aus Sodom. Bloß mit meinem Wanderstabe in der Hand und ein kleines Päckchen Wäsche unter dem Arme, mit Zurücklassung meines Weibes und Kindes fliehend, richtete ich mein Vertrauen auf den Herrn, und er hat dasselbe nicht zu Schanden werden lassen, denn er hat mich glücklich und gesund in ein neues Vaterland gebracht, welches er mit reichen Gütern gesegnet hat.

Wir verließen den Bremerhafen am 6 April d. J. und kamen nach einer sehr glücklichen Fahrt am 2 August in Port Adelaide an. Es starben während der Ueberfahrt nur zwei Menschen an Bord, außerdem stürzte ein Matrose ins Meer und zwei Kinder wurden todt geboren; ich bin nicht seekrank gewesen. So schrecklich sich manche eine Seereise denken, so wenig habe ich das gefunden, und es stimmten viele Passagiere mit mir überein, sie mehr eine Lustreise zu nennen. Ich fand in meiner neuen Heimath eine sehr gastfreundliche Aufnahme in dem Hause des lieben Bruders Fiedler bei Angas-Park, ungefähr 50 engl. Meilen von Adelaide; dieser Ort liegt in einer reizenden Gegend. Für dieses liebe Asyl hatte unser lieber Bruder, der Pastor K., Schwager des Bruder Fiedler, gesorgt. Künftigen Montag werde ich nun diese mir so theuer gewordene Familie verlassen, und werde in meinen Beruf als Seifensieder eintreten; der Herr hat auch für meine irdische Stellung so väterlich gesorgt, und es fehlt zu meinem vollkommenen Glücke nur noch, daß ich meine Familie bald bei mir hätte, was ich auch noch zu erlangen hoffe. Drei Stunden von hier wohnt ein Schottländer, Namens Murray, der eine Kochanstalt eingerichtet hat, wo 10,000 Stück Schafe ausgekocht werden sollen. Aus dem dadurch gewonnenen Fette sollen Seife und Lichter bereitet werden, wobei ich eine Anstellung finde.

Was unser geistliches Wohl betrifft, so haben wir gefunden, was wir suchten: wir haben eine apostolische Kirchenverfassung, wie sie das beiliegende Sendschreiben darstellt.[1] Hier in unsrer Gemeinde hört alle Priesterschaft, die seit vielen Jahrhunderten so großes Unheil in die christliche Kirche gebracht hat, auf. Bei uns ist die Gemeinde das Consistorium; das Evangelium wird uns unverkürzt, lauter und rein gelehrt, und dabei des Chiliasmus der ersten drei Jahrhunderte zur Stärkung unsers Glaubens gedacht. Gott sey gelobt, am vergangenen Sonntage hat meine Aufnahme in diese Gemeinde stattgehabt; ich habe nun gefunden, was ich gesucht. Die Seelenpflege unsers lieben Herrn Pastors K. ist ausgebreitet und mühsam, denn er muß zwei Gemeinden dienen, welche über 50 engl. Meilen weit von einander entfernt wohnen. Ach! die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige. Kommt herüber und helft uns. Wir denken oft an unsre lieben Landsleute, und gedenken ihrer in unsern Versammlungen. Es mag Euch wohl große Noth und Gefahr umringen, denn wir lesen die schrecklichsten Nachrichten in den Zeitungen. Unterdeß leben wir hier in diesem Lande in Ruhe und Frieden, und genießen der Güter, die uns der Herr in reichem Maaße schenkt.

> Sendschreiben der evangelisch-lutherischen Gemeinden zu Langweil, Hahndorf u. s. w. in Südaustralien an ihre Glaubensgenossen und Mitchristen in aller Welt. Tanunda, gedruckt bei Karl Kornhardt 1848. (Wir geben aus diesem Sendschreiben nur Auszüge, finden es aber angemessen, die dort gegründete Kirchenverfassung unverkürzt mitzutheilen.)

Unser Sendschreiben, welches den Zweck hat, die der Kirche von Gott gegebene apostolische Kirchenverfassung als das einzige Mittel, durch welches die lutherische Kirche in dieser Zeit unter Christi Beistand zu retten ist, nachzuweisen, und unsern Glaubensgenossen und Mitchristen dringend ans Herz zu legen, muß jedoch mit unserm politischen Glaubensbekenntnisse bevorwortet werden, damit wir sowohl allen Revolutionsmenschen die Ursache abhauen, sich auf uns als ihresgleichen zu berufen, als auch das Vertrauen erwecken, welches bei Empfehlung selbst göttlicher Wahrheit kein Feind der Majestätsrechte der Fürsten und Obrigkeiten genießen kann. Als geborne Preußen, wiewohl jetzt Unterthanen Ihrer Majestät der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, knüpfen wir unser politisches Bekenntniß an die herrliche Rede, welche der König Friedrich Wilhelm IV bei Eröffnung des allgemeinen Landtages am 11 April v. J. gehalten hat.

So wie aber nun der König seinerseits die ihm von Gottes Gnaden anvertrauten Majestätsrechte der weltlichen Gewalt zum Wohle seines Volkes zu wahren sucht, und so gegen die staatliche Anmaßung des Antichristenthums Front macht: so hat die Kirche des Herrn, der das geistliche Regiment anvertraut ist, die heilige Pflicht, ein gleiches gegen die kirchlichen Anmaßungen des widerchristlichen Zeitgeistes zu thun, und, wiewohl nicht gestützt, noch sich stützen wollend auf fleischliche Waffen, dennoch mit nicht weniger kräftigem Willen die Majestätsrechte ihres himmlischen Hauptes, unsers Herrn Jesu Christi, anzuerkennen und demselben zu gehorchen.

---

[1] S. unten.

Das gemeinsame Bekenntniß muß eine gemeinsame Verfassung haben, und zwar nicht eine solche, die ihm als eine fremdartige einstweilen von außen umgehängt ist, wie ein Kleid, sondern die vielmehr als der dem Geiste anerschaffene Leib dasteht, in welchem sie zum Mannesalter Christi heranwächst. So war es in der apostolischen Zeit, so bei den Waldensern und böhmischen Brüdern früherer Zeiten, so muß es bei der lutherischen Kirche auch werden, oder sie verläugnet wissentlich und beharrlich einen Theil des geoffenbarten Willens Gottes, wird eine Heuchlerin mit falschbösem Gewissen, und verläugnet und verkauft die Gnade, die ihr durch ihre Wiedererweckung gegeben ist. Wird sie diese Verfassung, dieses einigende, göttliche Band verachten, so wird sie sich in zuckende Zerrbilder, wie hin und wieder in Amerika, und endlich theils in todte Orthodoxe, die Offenbarung Joh. 3. 3 zu erwarten haben, theils in Separatisten, theils in Schwärmer auflösen, denen es vielleicht besser wäre, daß sie die Wahrheit nie erkannt hätten, denn daß sie sie erkannt haben.

Es meinen zwar so manche Theologen, lutherische und nicht lutherische, es sey noch nicht Zeit die apostolische Kirchenverfassung einzuführen; allein wie wollen sie das aus der Schrift beweisen? Also nach 1800 Jahren nach Pauli Befehl 1 Timoth. Cap. 3. 15; Cap. 5, 21; Cap. 6, 13, 14. noch nicht Zeit diesem Befehle zu gehorchen!? noch nicht Zeit der Gemeinde ihr ihr von Christo erworbenes Recht zu gewähren ꝛc.

Mit apostolischer Kirchenverfassung greifen wir aber den Staat nicht an. Mit dem haben lutherische Christen, insofern sie nicht in Staatsämtern stehen, nichts zu thun als dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen unterthan zu seyn. Das Bekenntniß eines Lutheraners nach der Augsburgischen Confession, also auch zu deren 16tem und 28stem Artikel, gibt dem Staate die beste Garantie, daß die apostolische Kirchenverfassung sich ebenso wenig in Staatssachen mischt als das Evangelium von Christo, dem Heilande der Welt, und Taufe und Abendmahl.

Mit diesen Vorbemerkungen möge nun der Abriß der apostolischen Kirchenverfassung folgen:

1. Christus ist das Haupt der Gemeine (Ephes. 1, 22) und sein Wort ihr Gesetz (Joh. 17, 17).

2. Die Gemeine ist der Leib Christi (Ephes. 1, 23), gewöhnlich Kirche genannt, sie ist die Gemeine der Gläubigen oder Heiligen (jedoch mit Abweisung donatistischer und novatianischer Irrsale), sie ist die Gemeine des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und eine Grundveste der Wahrheit (1 Tim. 3. 15).

3. In der Gemeine gibt es wohl Aemter, aber keine Rangordnung der Personen; daher stellt der Apostel Paulus z. B. Philipper 1, 1 die Bischöfe und Diener nicht vor die Heiligen, sondern nach denselben. Vergleiche Galat. 3, 28. Colosser 3, 11.

4. In der Gemeine sind Aemter, die Gott gesetzt hat, sonst sind alle ein königliches Priesterthum. [1]

5. Alle Gemeinen stehen als eine Theokratie in apostolischer Gleichheit unter dem einen Haupte Christo, deren Einheit der gemeinsame Glaube und die gemeinsame apostolische Verfassung ist. So war es mit den sieben Gemeinen, an die Paulus schrieb, so mit den sieben in der Offenbarung Johannis. Kein Papst, kein oberster Bischof, kein Oberconsistorium u. dgl. Keine Landes- sondern eine Gotteskirche.

6. Die Gemeinen, mehrere oder alle, halten bei wichtigen Veranlassungen Concilien. An denselben nehmen die Ortsgemeine, eben wie einst zu Jerusalem, nebst deren Bischofe und Aeltesten, so wie die Abgeordneten der andern Gemeinen Theil. Die Beschlüsse werden nicht bloß von den Bischöfen und Aeltesten, sondern von diesen und der ganzen Gemeine nebst den Abgeordneten der andern Gemeinen gefaßt und erlassen.

7. Die Gemeinen einer oder mehrerer Provinzen oder Districte halten in erforderlichen Fällen Synoden, an denen die Ortsgemeine nebst deren Bischöfen und Aeltesten einen thätigen Antheil nehmen, und deren Beschlüsse wie oben §. 6 gefaßt und erlassen werden.

8. Jede einzelne Gemeine hat, so oft es die Umstände erfordern, z. B. bei Bestrafung, oder Aufnahme oder Ausschließung eines sündigen Mitgliedes das Recht, ja die Pflicht, Versammlungen und Conferenzen zu halten, und Beschlüsse zu fassen und auszuführen. Daß die Bischöfe, Pastoren, Aeltesten, um eine solche Gemeineversammlung vollständig und ihre Beschlüsse rechtskräftig zu machen, dazu gezogen werden müssen, und ohne sie, da sie nicht bloß Beamtete, sondern auch Glieder der Gemeine sind, kein Beschluß gefaßt werden kann und darf, versteht sich von selbst.

9. Der Gemeine sind von Christo Gaben, Aemter und Kräfte gegeben. Sie hat das Wahlrecht zu den Kirchenämtern.

10. Die Gemeine hat Aelteste oder solche Vorsteher, die nicht am Wort und an der Lehre arbeiten, so wie solche, die das thun. Erstere heißen auch Regierer; letztere heißen Bischöfe, Aelteste, Hirten.

11. Die Kirchenzucht erstreckt sich über alle Glieder der Gemeinen, ohne Ansehen des Ranges, Alters und Geschlechts.

12. Die Kirchenzucht muß dem Worte Gottes gemäß geübt werden, und beginnt mit der Ermahnung entweder unter vier Augen zwischen Bruder und Bruder, oder unter Umständen zwischen der Gemeine und einem ihrer Glieder, sie fährt fort mit Ermahnung vor zwei oder drei Zeugen, und endet im Fall von Unbußfertigkeit mit Ausschließung aus der Gemeine, auch unter Umständen mit Uebergeben an den Satan (sic!). Das Urtheil der Ausschließung fällt die Gemeine, der Pastor und die Kirchenältesten mit eingeschlossen; aber der Pastor vollzieht es.

Im Fall eine Gemeine sich weigern sollte, den unbußfertigen Sünder auszuschließen, muß der Pastor zuerst ankündigen, es thun zu wollen, und es bei fortgesetzter Weigerung thun.

13. Die Ausgeschlossenen werden, wenn sie Buße thun, von der Gemeine wieder aufgenommen. Die Handlung der Wiederaufnahme verrichtet der Pastor.

14. Im Nothfalle werden auch solche Glieder, die nicht studirt haben, aber vom Geiste Gottes fürs Predigtamt ausgerüstet sind, nach vorhergegangener Prüfung zu demselben ordinirt. Es muß aber die Kirche für Predigerseminarien sorgen, wo tüchtige Leute jedes Standes und Alters zum hl. Predigtamte ausgebildet werden können.

Langweil, im April 1848.

Im Namen und Auftrage der oben genannten Gemeinen.

A. Karel, Pastor. Ferdinand Aldenhofen. Christian Auricht, Christian Lange, Gottfried Seeländer, Kirchenälteste. August Fendler. Gottfried Klenke, Kirchenältester. Friedrich Schwarz. Christian Roth. Gottfried Behrend, Kirchenältester. Ferdinand Böhrke. Delling. Kraschel. Christian Theile und Christian Jensch, Kirchenälteste. Bock. Johann Gottfr. Klinge. Karl John.

Zadkiel Tao Sze. Dieser wunderliche Name bezeichnet eine nicht minder wunderliche Sache. Unter diesem Namen wurde ein prophetischer Almanach in England herausgegeben, worin alle möglichen Begebenheiten des Jahrs 1850 vorhergesagt werden. Daß er den Tod der Königin Wittwe auf den 14 Februar 1850 angesetzt, ist ein kleiner Lapsus Linguä, der einem Propheten leicht passiren kann. Gelegentlich wollen wir auch bemerken, daß auf den April Ströme von Blut in Deutschland geweissagt sind, daß am 16 Mai der Präsident der französischen Republik mit Mühe einer Höllenmaschine entgehen, im Julius aber unter dem Dolch eines Mörders fallen wird; ebenso wird der letztere Monat dem König von Neapel und dem Kaiser von Rußland verderblich seyn wird, der nicht nur einen Schuß erhält, sondern auch eine liberale Constitution geben muß. Daß im September China eine Revolution zu befahren hat, kann uns nach solchen Ereignissen ziemlich gleichgültig seyn. Das Athenäum vom 29 December hatte sich über Hrn. Zadkiel Tao Sze etwas mequirt und gemeint, der Verkauf des mysteriösen Almanachs werde kaum 1000 Exemplare betragen, aber siehe da, das Athenäum vom 5 Januar enthält ein Schreiben Zadkiels mit einer Zusendung eines Abdruckes aus dem 26sten Tausend der gemachten Abzüge, etwas viel für das fromme und utilitarische England.

---

[1] Wir lassen der Kürze wegen, die vielen angeführten Bibelstellen weg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 14 Januar 1850.

Orawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Mitgetheilt von Arthur Schott.)

Orawitza, zu deutsch Nußthal von dem slawischen Wort ora (Nuß) hergeleitet, die Endung „witza" ist eine südslawische häufig vorkommende Ortsnamenendung.

Orawitza, der Hauptort sämmtlicher Banater Bergortschaften, ist wie die meisten derselben seiner Bevölkerung und innern Organisation nach zweitheilig. Wie Reschitza, Bogschan, Szaßka Tschiklowa und Moldawa besteht es aus einer walachischen Cameral- und aus einer deutsch-walachischen Bergwerksgemeinde. Letztere ist bei allen diesen Montanortschaften immer die jüngere, da sie erst mit den unter der Verwaltung des Grafen Mercy vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufgenommenen Berg- und Hüttenbauten im Banat angelegt und als Berggemeinden constituirt wurden.

Bei allen ist die Lage der Art, daß der alte Cameralort unten an der Ausmündung eines engen Thals, der montanistische Theil aber näher den Gruben und Hütten oberhalb liegt. So auch bei Orawitza, nämlich in der Ausmündung eines engen Waldthals, welches in westlicher Richtung in das Karaschthal ausmündet und dahin einen Bach führt, der sich unfern dem großen Walachendorfe Warадia in die Karasch ergießt. Die Quellen jenes kleinen Wassers befinden sich oben im sogenannten Werkthal unter den Gehängen waldnächtiger Felsgebirge, den südwestlichen Ausläufern der Seminiker Alpe. Die bezeichneten Abhänge senden ihre Wasser durch das Wildflüßchen Minisch in die Nera.

Die steilen Berge, welche Orawitza unmittelbar umgeben, sind großentheils mit Aeckern, Wiesen und Weinbergen, Obst- und Krautgärten bepflanzt. Die entfernteren aber hat der schon in früheren Zeiten hier betriebene Berg- und Hüttenbau seines natürlichen Schmucks so weit entkleidet als die Grubenbauten und die erzführenden Bergstriche reichen. Dort wo das überlagernde Kalkgebirge mit den Glimmer-, Thon- und Uebergangsschiefer-Gebirgen wechselt, sind es steile felsige Gehänge mit den herrlichsten Waldungen bestanden, für deren Erschaffung die Kunst bis jetzt nichts, dagegen für ihre Verwendung viel gethan.

Geographische und örtliche Lage schaffen die diesen Bergort umgebende Natur zu einer der gesündesten und schönsten des Landes. Durch vorstehende Gebirgsausläufer gegen unwirsche Nordwinde geschützt und fern von sumpfigen Niederungen, mitten zwischen Gebirgen in Wald und Kluft verborgen und mit gutem Trink- und Werkwasser versehen, kann sich, wer das Land- dem Stadtleben vorzieht und entweder selbst Berg- oder Hüttenmann oder Naturforscher ist, kaum einen passenderen Aufenthalt wählen, um so mehr, als es zu der großen europäischen Culturbahn, der Donau, keine große Entfernung ist, und namentlich seit der Entdeckung reichhaltiger Steinkohlengebirge in seiner nächsten Nähe und seit der Belebung der Dampfschifffahrt auf diesem Strom in fast unmittelbare Verbindung mit demselben trat.

Wer indessen prachtvolle, breite, gepflasterte und volkreiche Straßen, glänzende Equipagen, große Hotels, feine Kaffeehäuser, wer gerne die gewichsten Officiere einer Militärgarnison sieht, ohne große Oper und Ballet, ohne Museen und Akademien nicht leben kann, wer namentlich die edlen Freuden der Kunst zu seinen Lebensbedürfnissen rechnet und sie nicht, wenn auch nur vorübergehend, zu entbehren vermag, der bleibe ja nicht hier in Orawitza, denn Unmuth und Langeweile werden ihn umbringen. Wäre er aber dennoch gezwungen einen längern Aufenthalt hier zu nehmen, so könnte er, wenn halbwegs von gutem Willen beseelt, dennoch eine Masse psychologischer, ethnographischer, naturhistorischer und antiquarischer Studien in der nächsten Umgebung machen.

Bergbau und Hüttenwesen sind, wie schon gesagt, die Grundlagen des Bestehens von Deutsch-Orawitza; dessen Bedürfnisse steigerten aber auch nebenbei den Betrieb des Cameralorts gleiches Namens, so daß sie beide, obgleich zwei Körperschaften bildend, doch nur mehr Ein Interesse haben. Es läßt sich von ihnen sagen: „zwei Herzen und ein Schlag", nämlich für das Emporkommen beider durch die Metallerzeugnisse, welche gewonnen werden und von hier in den öffentlichen Verkehr fließen.

Leider waren bis jetzt die staatswirthschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen nicht der Art, daß sie eine freie und kraftvolle Entwicklung des Berg- und Hüttenbaues begünstigt hätten, im Gegentheil, es sanken noch die wenigen Rechte der Privatindustrie einer weiter und weiter um sich greifenden bureaukratischen Vielherrschaft immer unmächtiger in die Arme, so daß in den letzten Jahren der Metallbergbau durch die großartigen neuen Steinkohlenunternehmungen des Staats seine letzten Vortheile aus der Tasche geben mußte, um in das Danaidenfaß staatlicher Kanzleiwirthschaft ein paar Tropfen mehr schweißen zu können, dem Privatfleiß aber die letzten Stöße zu versetzen.

Hieher bezügliche Verhältnisse habe ich in diesen Blättern schon einmal besprochen, und verweise hiemit auf die in den Nummern 99, 100 und 103 des vorigen Jahrgangs unter dem Titel: „Bevölkerungskarte des Banats" erschienenen Erörterungen.

Digitized by Google

Die hier und in den Nebenwerken in Erzeugung kommenden Erze sind: Gold, Silber, Kupfer, Eisen und etwas Antimonium; auch Zink und Blei wurde früher in Dognatschka gebaut, später aber als nicht lohnend aufgegeben.

Die erzführenden Gebirge um Orawitza sind die Koschowitz, Tilfa-mik, Tilfa-mare, Batarna, Temesch, dann die Vorgebirge der Berge Simeon und Parlawoe.

Die Koschowitz, ein niederes Vorgebirg (Glimmer- und Thonschiefer mit reichen Granatgängen), lieferte schon viel Gold und Kupfer. In diesem Gebirge befindet sich auch die Grube Elisabeth, aus welcher in neuester Zeit sehr viel Gold zur Poche gefördert wurde.

Der ganze Berg, ein wahrhafter bergmännischer Termitenbau, ist schon in allen Tiefen und seinen entgegengesetztesten Richtungen durchgraben. Nach bergmännischen Begriffen gehört es zu den blühenden, d. h. mehr lockern, mit seinen Geschieben, Erd- und Felsschichten stets sich setzenden, so daß auf die Zimmerung seiner Stollen und Schächte stets ein wachsames Auge geführt werden muß. Das Gewicht des Berges drückt nämlich in den Gruben so furchtbar auf dieselbe, daß schon nach wenigen Jahren Stämme von 6 Wiener Fuß Länge und 1 Fuß Durchmesser nach und nach bis auf 3 Fuß Länge zusammengepreßt werden. In solchen Gruben kann man im ersten Jahre gerad und aufrecht gehen, während nach 4 bis 5 Jahren schon darin geschlupft werden muß.

Ein zweites Erzgebirg ist die Tilfa-mik (kleine Kuppe); auf seinen Westabhängen befinden sich die meisten Stollenmundlöcher, sie gehen hier ziemlich hoch, bis nahe unter die Kalkscheidungen.

Ein ähnliches Verhalten zeigt die Tilfa-mare (große Kuppe). Ueber die Spitze dieses Berges zieht sich von beiden entgegengesetzten Thalsohlen aus ein mächtiger Sienitgang, der seiner Zeit reich goldführend war und auch in letzter Zeit noch bebaut wurde. Unter dem Volke heißt diese Bergkuppe der reiche Spitz.

Die Batarna, Vorgebirge des Simeon zwischen Orawitza und dem Nebenwerke Tschiklowa, ist ziemlich kahl und geht mit ihren Erzstrichen ebenfalls hoch. Auch an ihr machte sich der Bergbau schon viele lohnende Arbeit.

Das Temeschgebirge, ebenfalls zwischen Orawitza und Tschiklowa liegend, lieferte so viel ich hörte, vor den heutigen Bergwerkszeiten viele Bleierze.

Oryktognostische Vorkommen des Orawitza-Tschiklowaer-Gebirges sind in der Batarna: Bleiglanz, Bleierz und Bleierde mit spathigem und erdigem Galmei, braune und schwarze Blende, auch ist da Schalstein und Grammolith, Strahlzeolith und Jphtisthelmen. Auf der kleinen Tilfa feinkörniger Sienit Epidotkristalle enthaltend, an ihren östlichen Gehängen Dioritschiefer.

Die Hauptgangart in den Erzgängen der Gebirge um Orawitza überhaupt, bilden Quarz, Braun- und Kalkspath, seltener Grammolith und Strahlstein, Kupfererze aber sind: Kupferkies, Rothkupfererz, Fahlerz, Kupferlasur, Buntkupfererz, Kupferschwärze, Siegelerz und Malachit. S. hierüber F. Griselini Temeswarer Banat Bd. II. Wien 1780 und J. v. Dorner, Beschreibung des Banats und der Herkulesbäder. Preßburg 1839.

Das Wasser, welches den Bergort durchfließt, ist ein hartes Kalkwasser; es entspringt an den Thalgehängen der Berge Lup, Tilfa-mare und Simeon und treibt alsbald Mühlen. Das Trinkwasser ist im Allgemeinen weniger gut, als man es der natürlichen Ortslage nach vermuthen sollte, woran vielleicht der Bergbau und das dabei gebildete Grubenwasser die Schuld trägt; doch ist es immerhin gesund und von nicht unangenehmem Geschmack.

Durch die fast gänzliche Entholzung der Orawitza zunächst liegenden Berggehänge scheint ein ursprünglicher diesen Gebirgen sonst eigener Quellenreichthum stark herabgedrückt worden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Georgien.

1. Tiflis.

(Schluß.)

Wir kehren von dieser Abschweifung zu unserer Aufgabe, einer Beschreibung von Tiflis zurück und versichern denen, welche einmal Lust haben sollten, ihren Wanderstab in jene ferne Gegenden am Kur zu tragen, daß ein Spaziergang längs des rauschenden Baches Tsawkissi nach der neuen Festung hinauf die Mühe dieser Wanderung durch eine wunderbare Aussicht auf das Panorama von Tiflis und das ganze vom dunkeln Wasser des Cyrus durchströmte Thal reich belohnt wird. Dort ist der „Garten der Regierung," ein öffentlicher Spaziergang, welcher terrassenförmig sich erhebt und mit Büschen, Wassergemurmel, Nußbäumen und Ruinen alter Gebäude decorirt, zum Lustwandeln ungeachtet des etwas beschwerlichen Weges einladet, denn das frische Grün der Vegetation ist in der kahlen Umgebung von Tiflis, wo es weder Wälder noch Wiesen gibt, eine ziemliche Seltenheit, und wer vom Glück begünstigt ist, mag dort wohl zuweilen auch einmal eine Nachtigall hören, obwohl die Singvögel bei Tiflis minder häufig sind, als jene großen, grauen Eidechsen, welche den Reisenden Dubois in Verwunderung setzten, und die wohl nichts anders waren, als der gewöhnliche Stellio vulgaris.

Der Palast, in welchem der russische Generalgouverneur residirt, ist wie wir bereits erwähnten, auf den Ruinen des georgischen Königspalastes erbaut. Eine lange Reihe von Arkaden stützt die vordere Säulenhalle. Der Reisende Chardin gibt eine umständliche Beschreibung des alten, von Rostom erbauten Palastes, wie er ihn zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand. Durch russische Baumeister metamorphosirt, steht derselbe gegenwärtig den in dem bekannten Säulenstyl, welcher in allen großen Städten des russischen Reiches von Petersburg bis jenseits des Kaukasus Mode geworden, gefertigten Bauwerken vollkommen ähnlich. An den beiden äußersten Enden des Palastes erblickt man in Nischen die Statuen von Mars und Minerva, welche die Eingebornen für den General Paskewitsch und seine Frau halten. Das Innere dieses ganz nach europäischem Geschmack eingerichteten Palastes zeigt nichts besonders Merkwürdiges. Hinter demselben befindet sich ein schön angelegter und mit Sorgfalt gepflegter Garten mit Springbrunnen, Laubgängen, Pavillons, Eremitagen von Platanen und Feigenbäumen beschattet. Die zierliche Ausstattung dieses Gartens, der in einer so trockenen und im Sommer überaus heißen Gegend eine wahre Wohlthat ist, verdankt man der Gemahlin des frühern Statthalters Baron von Rosen.

Am linken Ufer des Kur, nahe der Vorstadt Awlabar, erhebt sich das mit Säulen gezierte Grab des St. Abo, eines vom Volke hochverehrten Märtyrers, welcher unter der Faust persischer Henker den Tod für seinen Glauben litt. Als ein besonders merkwürdiges Gebäude, dessen Benützung bei allen Volksclassen in besonderer Gunst ist, verdient das öffentliche Badhaus, in welchem die warmen Schwefelquellen entspringen, einer besondern Erwähnung. Diese Bäder, deren Temperatur 36 Grad Reaumur beträgt, werden von den Frauen noch häufiger be-

Digitized by Google

sucht als von den Männern. Vornehme Georgierinnen, welche durch den Gebrauch dieser Quellen ihre Jugend zu verlängern und ihre Schönheit zu erhalten hoffen, bringen in dem Badgebäude regelmäßig halbe Tage zu. Die Gebrauchsweise dieser Bäder hat mit der von Konstantinopel, Brussa und andern großen Städten des Orients viele Aehnlichkeit. Nur schienen mir die georgischen Baddiener hinsichtlich des Reibens und der Ausdehnung der Glieder des Badenden noch mehr Kunstfertigkeit zu besitzen. Wer den ersten Schrecken dieser seltsamen Manipulation überstanden und an die orientalische Badweise sich gewöhnt hat, der findet dieselbe viel kräftigender und erfrischender als in Europa und unterwirft sich gerne jede Woche ein paar Stunden den Händen jener Badkünstler, welche in Tiflis vielleicht mehr Wunderproben ihrer Heilkunst ablegen als das gesammte gelehrte medicinische Personal aus dem russischen Reich.

Tiflis besitzt mehrere gute Erziehungsanstalten. Das Gymnasium hatte zur Zeit meines Aufenthaltes gute Lehrer, aber einen schlechten, dünkelhaften Director. Gegen die Lehrmethode war nichts einzuwenden, als daß man die armen Knaben mit allzu vielen Lectionen plagte und ihre Arbeitskraft und Aufmerksamkeit durch zu viele Lehrgegenstände zersplitterte. Es wurden nicht weniger als sieben Sprachen gelehrt: russisch, lateinisch, grusinisch, armenisch, tatarisch, deutsch und französisch. Bei all den natürlichen Fähigkeiten, der Liebe zum Lernen und der merkwürdigen Gedächtnißstärke der jungen Orientalen ist mit solchem grundfalschen Princip doch eine gewisse Verwirrung in den angeeigneten Kenntnissen nicht zu vermeiden. Außerdem existirt eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, deren Gründung man der Fürstin Paskewitsch verdankt. Dieses Institut steht unter der Leitung einer russischen und einer englischen Dame. Die Töchter adeliger Familien des Landes finden darin Aufnahme gegen eine Bezahlung von 200 Silber-Rubeln jährlich. Neben der russischen und grusinischen Sprache wird auch das Französische gelehrt und die jungen Mädchen sollen, wie man in Tiflis allgemein versichert, bei einer guten und praktischen Lehrmethode in allen Fächern befriedigende Fortschritte machen. Man sagte mir auch, daß die jungen Armenierinnen die georgischen und russischen Mädchen an Lernbegierde, Auffassungskraft und Intelligenz weit überflügeln. Eine landwirthschaftliche Schule wurde unter der Verwaltung des Baron Rosen gegründet. Unter den Privatinstituten leistete zur Zeit meines Aufenthaltes in Tiflis der Armenier Abowian, welcher seitdem als Director der Kreisschule nach Eriwan versetzt wurde, Ungewöhnliches durch eine einfache, praktische Lehrmethode und durch die Liebe zum Lernen, die er durch seine milde und liebenswürdige Persönlichkeit in seinen jungen Zöglingen zu erwecken wußte. Ich besuchte sein Institut zu wiederholtenmalen, und war aufs angenehmste überrascht, als ich die kleinen Armenier und Georgier so artig deutsch schwatzen hörte, so fertig und korrekt deutsch schreiben sah, als dieselben Stücke von Goethe und Schiller mit Gefühl und Ausdruck vorlasen. Leider fand diese treffliche Privatschule noch vor meiner Abreise von Tiflis durch die anderweitige Bestimmung des Hrn. Abowian ihr Ende.

Die Klöster im Morgenland.

III.

Ruinen eines Klosters zu Theben.

Auf einem hohen ausgehöhlten Felsen, den jetzt entweihten Gräbern alter Aegyptier unmittelbar über der großen Todtenstadt, nicht ferne von den Trümmern des Palastes und Tempels von Medinet Habu, erheben sich die zerfallenen Mauern eines alten Koptenklosters, das ehedem, wie man mir sagte, von einer kleinen Gemeinschaft christlicher Mönche bewohnt war. Ich hauste damals in einem Grabe, das an dem Abgrund über dem Scheich-abd-el-Gurnu eingehauen war. Mit geringer Arbeit war dieser Zufluchtsort bewohnbar gemacht worden; an die Höhle stieß eine Plattform, auf welcher ein kleiner Garten angebaut war, von dem aus man die weiten Ruinen von Theben übersehen konnte; man erblickte jenseits des Nils die ungeheuren Obelisken von Luxor und Karnak, die aus der Fläche aufstiegen, welche von der kahlen Kette der arabischen Gebirge begränzt wird, deren rauhe Gipfel sich scharf von dem wolkenlosen Himmel abhoben. Dieser Ort war unter dem Namen „des Grabes des M. Hay“ bekannt, dessen Andenken von den umwohnenden Landleuten hoch verehrt wurde, indem sie die Zeit, die er in ihrer Mitte zubrachte, als die einzige Epoche betrachten, wo ihr elendes Daseyn etwas erträglich war. Unter den ärmsten Einwohnern war einer der größten Bewunderer des M. Hay ein koptischer Zimmermann, dessen Verstand und Talent ihn in einem civilisirten Lande ohne Zweifel vor seinesgleichen ausgezeichnet hätte. Er las und schrieb koptisch und arabisch, besaß einige astronomische und selbst astrologische Kenntnisse, und war ein guter Arbeiter, so plump auch die Werkzeuge waren, die er sich zu verschaffen vermocht hatte; er verdankte sein Wissen nur sich selber, obgleich er so arm war, daß er statt aller Kleidung nur ein kurzes Hemde von Ziegenhaar oder selbst gemachtem Wollzeuge trug, und eine Pelzmütze, die einige Lumpen zum Turban umgestalteten. Unterrichteter als der Statthalter des Bezirks, verdiente der arme Kopte kaum so viel, um leben zu können, und wenn er nicht ein Christ gewesen wäre, so wäre auch er mit den übrigen Männern seiner Familie der Conscription zum Opfer geworden, welche Aegypten unter der vorigen Regierung mehr entvölkert hat als es jemals die Zwiste im Lande und Raub und Mord der Mamelukken vermochten.

Wenn der Zimmermann nichts zu arbeiten hatte, was nicht selten der Fall war, plauderte er mit mir, und zählte mir an den Fingern her, wie oft er den Stock gekostet hatte, weil er die Abgaben an den Pascha oder andere Auflagen nicht entrichten konnte. Er erzählte mir auch die Geschichte des Koptenklosters, dessen Ruinen wir besahen, und ich erfuhr von ihm, daß dessen Bibliothek noch vorhanden sey, aber als ein geweihter Schatz sorgfältig vor den Mohammedanern verborgen werde; mein Freund, der Zimmermann selber, war der Erhalter dieses Bücherschatzes seiner zerfallenen Kirche. Nicht ohne Mühe gelang es mir in meiner Eigenschaft als Christ, daß er mir versprach mich hinzuführen, aber nur allein und bei Nacht, damit niemand uns folgen könne. Wir machten uns daher eines Abends bei bedecktem Himmel auf den Weg; die Dunkelheit gestattete uns gerade nur unsern Pfad zwischen den Hügelchen und Vertiefungen der Ebene zu unterscheiden, welche mit alten Gräbern und Mumienhöhlen dergestalt übersäet ist, daß man sie einem ungeheuren Kaninchenpark vergleichen könnte. Wir traten auf Hirnschädel und Gebeine; ja mehrmals wehte der Nachtwind am Eingang der Gräber Fetzen von Mumienbinden auf, welche die ruchlose Hand fränkischer Räuber beim Aufsuchen von Scarabäen, Amuletten und andern Schmucksachen, welche die Brust der Unterthanen der Pharaonen zierten, den Leichen entrissen hatte.

Wir gingen zwischen den Trümmern hindurch, indem wir uns bald an umgestürzte Steine stießen, bald in Gefahr geriethen in die offenen Gräber zu fallen; bisweilen hörten wir das Geheul der Hyänen, welche gleich uns, wenn schon in anderer Absicht, zwischen den Grabmälern umherstreiften. Ich wurde bald des Weges müde, der mir in der Dunkelheit ohne Ende schien; auch wußte ich nicht, wohin der Zimmermann mich geleiten würde. Endlich nach einem sehr anstrengenden Gange trafen wir auf eine Höhle, deren mit Trümmern versperrter Eingang mich ein altes Grab erkennen ließ. Neben diesem Eingang saß ein Kind, das bei unserm Herankommen aufstand; es war der Sohn des Zimmermanns, den ich oft bei seinem Vater gesehen hatte. Hier waren die koptischen Handschriften verborgen, und man muß gestehen, daß der Ort wohl gewählt war; denn obgleich ich die Todtenstadt von Theben nach allen Richtungen durchstreift hatte, war er mir niemals aufgefallen, und

Digitized by Google

ich konnte ihn auch in der Folge ungeachtet der sorgfältigsten Nachsuchungen nicht wieder finden.

Ich zog drei Kerzen aus der Tasche, womit mich zu versehen der Zimmermann mir empfohlen hatte; die eine für ihn, die andere für seinen Sohn und die dritte für mich selber. Wir zündeten sie an, und drangen durch die Höhle in eine unterirdische Halle. Erde und Sand, welche der Wind am Eingange aufgehäuft hatte, bildeten eine abschüssige Fläche, welche zu einer Thüre führte, die mit Hieroglyphen verziert war und ein zweites Gemach erschloß, aus dem eine letzte Thüre uns in einen prächtigen unterirdischen Saal einließ, der auf beiden Seiten durch zwei viereckige Pfeiler in drei Schiffe abgetheilt war; Mauern und Pfeiler, auf denen die Decke ruhte, hatten noch das glänzende Weiß, welches die Gräber der Könige und Großen unterscheidet. Die Wände waren mit Hieroglyphen bedeckt, und auf den viereckigen Pfeilern waren große Abbildungen der unterirdischen Gottheiten: Kneph, Khonso und Osiris, mit ihren verschiedenen Thierköpfen und den ungeheuren Mützen oder Kronen in lebhaften Farben dargestellt. Am andern Ende dieses Gemachs, in einer Absis oder einem halbkreisförmigen Raume, erhob sich ein Altar von Stein, zu welchem zwei oder drei Stufen emporführten. Dieser, in ägyptischen Gräbern ungewöhnliche Altar, gab mir den Gedanken ein, daß er das Werk der Kopten sey, welche gleich den abendländischen Christen zur Zeit der Verfolgungen sich heimlich in diesen Gräbern zur Feier ihres Gottesdienstes versammelten, und daß diese den Saal in die Kirche umgestaltet hätten, deren Trümmer ich vor mir sah, wie man auch in den Katakomben zu Rom und Syracus Ueberreste von Capellen und Andachtsörtern findet. Auch der innere Hof des Tempels von Medinet-Habu war in eine christliche Kirche umgewandelt worden. Die ehrenwerthen Kopten haben hier die trefflichen Malereien Rhamses II. mit einer Lage Gyps überschmiert, und auf derselben den St. Georg und andere Heilige unter so wunderbarlichen und scheußlichen Gestalten abgebildet, daß man sie leichtlich für die Symbole eines weit grasseren Götzendienstes halten könnte als die der alten heidnischen Götter, die sie aus diesen Riesentempeln verdrängt haben.

Die koptischen Handschriften, welche ich suchte, lagen um den Altar herum. Es waren derer im Ganzen acht oder neun, sie waren auf Baumwoll- oder Seidepapier geschrieben, wie es in früheren Zeiten gewöhnlich war, sehr beschmutzt und theilweise vermodert. Die ältesten Handschriften dieser Art die ich kenne, sind ein Edict des 6ten Jahrhunderts, welche das Jesuitencollegium zu Rom oder „Colleggio Romano" besitzt, und ein koptisches Manuscript in meiner Sammlung, das nach einer Note am Ende 1018 vollendet wurde.

Um diese alten Bücher nach Bequemlichkeit untersuchen zu können, stellten wir unsere Leuchter auf den Boden und setzten uns dabei nieder; der Knabe brachte eines um das andere herbei. Das erste, welches ihm in die Hände fiel, war ein staubiger Quartband, ganz mit gelben Wachstropfen befleckt; die Blätter waren wie gewöhnlich an den Ecken eingebogen und abgegriffen; es war ein Missale für die untergeordneten Festtage; die beiden folgenden hatten denselben Inhalt; zwei oder drei andere schienen uns Martyrologien oder Lebensbeschreibungen der Heiligen zu seyn; während wir sie untersuchten, wurden wir durch ein seltsames Geräusch unterbrochen: „O Vater der Aerzte, sagte ich zu dem Zimmermann, mir scheint, ich habe etwas gehört." — Glaubst du, Havaya (Handelsmann)? — Es wird mein Sohn seyn, welcher die Bücher hin und herlegt; denn wer könnte es sonst seyn? Niemand kennt dieses Grab noch die heiligen Handschriften, welche es enthält. Niemand kann hier ein Geräusch machen; sind wir denn nicht allein hier, hundert Fuß unter der Erde, wo niemand hinkömmt? Es ist nichts, gewiß nichts. Er nahm eines der Lichter, um in der Dunkelheit nachzusuchen; da er nichts sah und alles wieder still war, setzte er sich und wir nahmen unsere Arbeit wieder auf.

Wir fanden aber nur kirchliche Bücher, Liturgien, Homilien; nichts Historisches, noch irgend etwas nach Zeit oder Gegenstand wahrhaft Anziehendes. Es blieb uns endlich nur noch ein ungeheurer Quartband der auf dem Altare lag, zu untersuchen übrig, er war in Holz mit einem braunen Lederüberzug gebunden; allein während der Knabe ihn mühselig herbeischleppte, hörten wir von neuem das Geräusch. Der Zimmermann und ich sahen uns an: er wurde bleich, ich vielleicht auch. Wir blickten ängstlich nach allen Seiten umher und sahen doch — nichts. Etwas beschämt setzte ich mich abermals vor unsern drei Lichtstümpchen und schlug das Buch auf, welches in übermäßig großen schwarzen Buchstaben geschrieben war. Als ich mich niederbeugte um es näher zu untersuchen, erhob sich plötzlich in der Höhle ein Lärm, dessen Ausgangspunkt ich nicht bestimmen konnte, da er von allen Seiten zu kommen schien. Er glich dem furchtbaren Gebrüll von hundert wilden Thieren zumal. Der Zimmermann war ganz starr; die großen häßlichen Gestalten der ägyptischen Gottheiten schienen uns mit ihren Augen anzustieren. Ich dachte an Cornelius Agrippa und fühlte mich von einem gelinden Schweiße feucht, wie wenn im Fieber eine günstige Krise eintritt. Indeß hörte das Gebrüll auf und als sein Wiederhall allmählich verklungen war, hofften wir davon befreit zu seyn; allein es erhob sich plötzlich wieder und stärker als zuvor, wie wenn Legionen höllischer Geister gegen uns losgelassen wären. Dießmal ergriffen wir die Flucht; der Knabe stolperte in seiner Angst über das große koptische Manuscript und fiel auf die Lichter, welche auslöschten. Sein Geschrei vermischte sich mit dem Getöse des unterirdischen Raumes, während das Blinken eines Sternes uns aus den äußern Kammern den Weg zeigte und wir wie verzweifelt davonliefen, indem der Lärm uns in der Dunkelheit folgte und beständig zunahm. Wir rührten Wolken dichten Staubes auf, bis wir den steilen Abhang, der zur äußern Thüre führte, erreicht hatten, und ich sagte dabei zu mir selber: „Es ist also doch etwas Wahres an den Geschichten von Zauberern und Gespenstern, von Gnomen und Kobolden! Und uns war es vorbehalten in dieser Todtenstadt gerade in ein Grab zu steigen, wo es nicht geheuer ist!"

Außer uns, athemlos verließen wir dieses Höllenloch; die freie Luft gab uns wieder einige Kräfte. Aber kaum hatten wir Zeit unsere Gedanken zu sammeln als das Gespenst, welches uns verfolgte, im Mondenschein in materieller Gestalt vor uns aufstieg. Im selben Augenblick kroch der Sohn des Zimmermanns, den wir auf unserer Flucht völlig vergessen hatten, auf Händen und Füßen aus dem Grabe. „Vater, rief er alsbald, ist das nicht der Esel, der der armen Fatime vor ein Paar Tagen verloren ging? Er wird sich in diesem Grabe verirrt haben, es ist gut, daß wir diese Nacht hieher gekommen sind, denn ohne uns wär das arme Thier Hungers gestorben!"

Der Zimmermann schien mir etwas verwirrt über das Abenteuer; allein ich war sehr erfreut, daß uns nichts Schlimmeres begegnet war, und tröstete mich mit dem Gedanken, nicht der erste gewesen zu seyn, der von einem Esel erschreckt wurde.

Ich habe diese Anekdote erzählt, weil ich vermuthe, daß viele Gespenstergeschichten einen ganz ähnlichen Ursprung haben. Wenn ich z. B. nicht den Esel hinter uns herkommen gesehen hätte, wäre ich nach Europa zurückgekehrt mit der festen Ueberzeugung, daß mir etwas Uebernatürliches begegnet sey, was in Verbindung mit dem Aufschlagen des magischen Buches gestanden war, das ich von dem Altare im Grabe genommen hatte. Der Wiederhall in dem unterirdischen Raum hatte die Stimme des Esels so sehr verändert, daß ich dieses schreckliche Getöse niemals einer so lächerlichen Ursache zugeschrieben hätte.

Freierklärung der Landenge von Panama. Nach einer Correspondenz aus Bogota wird bei dem bevorstehenden Congresse der Vorschlag gemacht werden, die beiden Häfen an den entgegengesetzten Ufern der Landenge von Panama für alle Nationen frei zu erklären. Dieß ist ein Punkt wobei alle europäischen Mächte mehr oder minder betheiligt sind, England aber am meisten. So meldet das Athenäum vom 5 Januar. Wenn die Nachricht sich erwährt, so dürfte sie mehr als alles andere zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika hinsichtlich der Verbindung über den Nicaraguasee beitragen. Diese Angelegenheit hatte bis jetzt eine ziemlich drohende Gestalt angenommen; man wird sich aber wohl endlich vertragen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. 15 Januar 1850.

Die Capitulationen in der Türkei.

Diese sind bekanntlich geschlossen worden, um die Unterthanen europäischer Mächte gegen die Tyrannei und Brutalität der türkischen Behörden dadurch zu sichern, daß dieselben unter die Jurisdiction der Gesandten und Consuln der verschiedenen Mächte gestellt wurden. Daraus entstand nun ein wahrer Staat im Staate, und so nothwendig diese Capitulationen vor 100 oder 150 Jahren seyn mochten, so sind sie doch allmählich ein fast unerträgliches Uebel geworden, unter dessen Aegide Raub und Mord fast ungestraft in Konstantinopel, namentlich in Pera und Galata besonders von Septinsulanern und Maltesern verübt werden, aber auch von Griechen, die unter dem Schutz Rußlands stehen. So ergaben im J. 1848 die wegen zahlloser Brände angestellten Untersuchungen, daß eine Mordbrennerbande bestehe, welche von einer neuen Hetairie bezahlt werde, und für jeden angestifteten Brand eine gewisse Summe erhalte; selbst diese Summe wurde in den Bekenntnissen der eingefangenen Mordbrenner — Bekenntnisse, die freilich vielleicht mit der Folter erpreßt seyn mochten — genannt. Sobald indeß die türkische Untersuchung auf diesen Punkt gediehen war, wurde die Sache vertuscht, und es wurde nicht mehr davon die Rede. Daß aber die türkische Regierung die ihr aus einem solchen Zustande drohende Gefahr tief fühlen mußte, ist natürlich, und daß der Wunsch bei ihr aufwachte, die Hindernisse, welche einer vollständiger Untersuchung solcher Verbrechen im Wege stehen, hinwegzuräumen, ist begreiflich. Das Journal de Constantinople vom 9 Dec. v. J. enthält in dieser Beziehung einen beachtenswerthen Artikel, der aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Feder eines des Französischen mächtigen türkischen Staatsbeamten geflossen ist, denn der blumige, zugleich aber etwas gehackte Styl verräth deutlich eine des Französischen nur unvollkommen mächtige orientalische Feder, und sicherlich ist er nicht aus der gewandten Feder des Redacteurs, Hrn. Rogues, hervorgegangen. Dieser ziemlich lange und etwas geschraubte Artikel spielt deutlich auf die Capitulationen an, und zeigt den Wunsch sich ihrer zu entledigen. Es heißt darin unter anderm: „Vor höchstens 4 Jahren war die Türkei noch immer die verkannte Nation, entwürdigenden Mißgriffen, wie unüberlegtem und berechnendem Haß ausgesetzt. Seit Jahren aber hat der schöne Himmel des Orients seine prachtvollen Farben wieder angenommen, und dennoch wollte Europa dieß nicht sehen: das Ministerium der Reform mußte das Leuchtzeichen des Reichs höher erheben, damit der Westen die im Orient vorgegangenen Veränderungen beachte. Sagen wir die Wahrheit: die Türkei hat nur Einen Ehrgeiz, nämlich in dem, was gut ist, zum Rang der großen Staaten aufzusteigen und dahin zu gelangen durch die vollständige Wiederherstellung seiner Rechte als unabhängige Nation. Sie kämpfte schon lange, und wird vielleicht noch lange zu kämpfen haben, um diesen Zweck zu erreichen, aber Gott sey Dank, der Anstoß wird stärker, die Hindernisse schwächer und der Weg leichter.“ In solchen allgemeinen Phrasen geht die Argumentation fort, liest man sie aber aufmerksam durch, so kann über den Zweck derselben kein Zweifel seyn.

Die jetzigen Zerwürfnisse zwischen Rußland und der Pforte sind augenscheinlich ihrer Ausgleichung nahe, denn die Vorschläge der Pforte sollen von Rußland angenommen seyn und nur noch die Schwierigkeit obwalten, daß ein besonderer Vertrag darüber abgeschlossen werde, an dem Frankreich und England nicht Theil nehme. Diese Genugthuung für die gekränkte Eitelkeit Rußlands kann man gewähren ohne Nachtheil, da die Pforte durchaus nicht gehindert werden kann, über den Inhalt des Vertrags mit den französischen und englischen Gesandten zu conferiren. Ist aber diese Angelegenheit beigelegt, so naht eine zweite, an welcher mancher Unterhändler sich die Zähne ausbeißen kann, bis sie geordnet ist, die aber sehr wohl im Interesse der Türkei geordnet werden kann, wenn Einer der mächtigen Staaten mit gutem Beispiel vorangeht. Das drohende Umsichgreifen einer neuen Hetairie, welche viel umfassender, als die erste, sich über alle Theile der viel schwächer gewordenen Türkei verbreitet, macht die Abschaffung der Capitulationen zu einer Lebensfrage für die Türkei, und sie wird solche mit aller ihr noch übrigen Energie verfolgen. Die aus den zwanziger Jahren sich herschreibenden hohlen Phrasen über den „Barbarismus“ der Türkei im Gegensatz gegen die russische Civilisation wird man wohl nicht mehr in Aufnahme bringen.

Orawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Fortsetzung.)

Eine Glanzpartie der Orawitzaer Umgebung sind indessen deren Wälder und Flora. Haben erstere auch durch den Berg- und Hüttenbau Noth gelitten, so trifft man doch hier noch in nächster Nähe mächtige dunkle Wälder, die, wenn auch oft und vielfach in Anspruch genommen, doch immer wieder nach einigen Jahren ein jungfräuliches Ansehen gewinnen.

Besonders merkwürdig ist das Vorkommen einiger Nadelholzbestände an den westlichen Gehängen des Simeonberges, gebildet durch Edeltannen (pinus abies), welche hier von der Thalsohle bis zum Gipfel des genannten Berges steigt. Sonst ma-

Digitized by Google

chen Eichen den Bestand der untern Waldregion, diesen reihen sich auf dem Flötzkalk beginnend die Buchen an, welche in dunklen schattigen Schlägen noch die obersten Spitzen dieser klippigen Gebirge bekleiden. Die schönsten Waldschläge in Orawitza's nächster Umgebung haben die Berge Simeon, Lup und Tilfamare. Eine Eigenthümlichkeit, welche diese Waldungen mit denen des östlichen Europa's und selbst den kaukasischen gemein haben, ist die üppige Kraft, womit sie den An- und Eingriffen der Kunst und um sich fressender Gewerbsthätigkeit zu widerstreben vermögen. Kaum abgeholzt wallt aus ihrer Oberfläche nach ein paar Monaten ein solcher Wust von Stockausschlägen, Schlinggewächsen und kriechenden Pflanzen, daß kaum eine Möglichkeit ist durchzudringen, ohne sich mit der Axt neuen Weg zu bahnen. Solche Naturwüchsigkeit erinnert an Berichte über den Kaukasus, um dessen Besitz die Russen alljährlich große Wälderstrecken niederhauen, um offene strategische Flächen zu gewinnen, statt deren aber undurchdringliche Gestrüppe entstehen, Heerlager für alle möglichen Raubthiere, Schlangen und sonstiges Ungeziefer.

Nicht minder bezeichnet eine reichhaltige Flora den üppigen Charakter der hiesigen Natur. Was mir darüber während eines längern Aufenthalts in der Gegend bekannt geworden und was ich meistentheils selbst sammelte, möge hier verzeichnet folgen:

Aster amygdalinus; A. amplexicaulis et salignus; Atriplex patula; Arum maculatum; A. vulgare cum spadice violaceo et flavo; Arabis Turritis et Thaliana; Achillea tanacetifolia, All.; Anthoxanthum odoratum; Agaricus purpureus, Bull; Asperula taurina; Anthemis tinctoria; A. agrestis; Agrimonia agrimonioides; Alyssum edentulum; Asplenium lanceolatum; Asterocephalus banaticus; Borkhousia hispida (Link); Buphtalmum cordifolium; Carex vesicaria; C. montana; C. collina; C. Michelii; Centaurea atropurpurea; C. spinulosa (Roche); C. cirrata; C. decipiens (b. canescens); Calluna vulgaris; Crocus speciosus; C. reticulatus; Crepis biennis; Cerastium semidecantrum; C. glomeratum; C. anomalum; Campanula Trachelium (β cordifolium) et var. urticaefolia; C. aggregata; Cytisus nigricans; C. austriacus; C. elongatus; Cratægus kyrtostyla; C. pentagyna, (Kit); Clinopodium vulgare; Carpinus orientalis; Corydalis bulbosa; Chenopodium hybridum, Chaerophyllum aromaticum; Ch. aureum; Ch. temulum; Dentaria bulbifera; D. glandulosa; Dorycnium herbaceum; Dianthus Carthusianorum (var. atrorubens); D. Armeria, var. glabratus; D. trifasciculatus; Digitalis grandiflorus; Equisetum Telmateja; Eryngium planum; Epipactis latifolia; E. rubra; E. nidus avis; E. microphylla; E. longifolia; Euphrasia officinalis; Echinops humilis; E. ruthenicus; Eupatorium cannabinum; Echium Wierzpicki (Haberle); E. italicum; Epilobium virgatum; (β lanceolatum), E. parviflorum; Erigeron canadense; Erythronium dens canis; Euphorbia platyphyllos (var. obtusifolia); E. pilosa; Filago minima; Fraxinus ornus; Festuca pannonica (Wulf); Genista ovata; G. pilosa; G. tinctoria; G. sagittaria; Galium cruciatum (var. minus); Gentiana cruciata; G. asclepiadea; G. Pneumonanthe (latifolia et angustifolia); Hyoscyamus agrestis; Hyoseris foetida; Hypericum perforatum; H. montanum; Hieracium murorum (var. incisum); H. auricula * * *); H. vulgatum; H. laevigatum; H. rotundifolium; H. flagellare; H. umbellatum; Holcus lanatus; Hippochaeris radicata; Inula salicina; I. germanica; I. ensifolia; I. oculus Christi; I. dyssenterica; I. helenium; Isopyrum thalictroides (var. pubescens); Lathyrus uliginosus; Luzula campestris; L. vernalis; L. cuprina; Lepidium campestre; Lychnis Viscaria; Lamium maculatum; Lythrum salicaria; Lonicera caprifolium (spontan.); Linaria vulgaris, var. pallida; Leontodon traslilis; Laserpitium ruthenicum; Lycopus exaltatus; Melissa officinalis; M. calamintha; Mentha piperita, β tenuifolia; Moringia trinervia; Medicago sativa; Nepeta nuda, var. foliosa; Neottia spiralis; Orchis elegans; Orobanche coerulea; O. ramosa; O. elatior; O. alba; O. pallida; Pteroselinum Chabraei; Prunus spinosa; Polygonum spathifolium; P. laxiflorum; P. incanum; Panicum sanguinale; Potentilla fragiastrum; P. Chrysantha; Phleum nodosum; Polypodium Filix mas et foemina; P. aculeatum; Pyrethrum corymbosum; Pteris aquilina, c. crispa; Petasites vulgaris, var. submusaches; Peucedanum arvaria; Pyrus malus; Plantago arenaria; Quercus aurea, var. cuneifolia; Qu. conferta; Ranunculus cassubicus; Ruscus hypoglossum; R. aculeatus; Rubus corylifolius; R. fruticosus; R. Sprengelii; R. candicans; Rosa fissispina; Senecio nemorensis; S. Fuchsii, Solanum atriplicifolium; S. Dillenii; S. nigrum; S. dulcamara (var. flor. albo); Saponaria officinalis, β hirsuta; Stachys germanica; St. betonica; Scleranthus verticillatus; Silene nemoralis; S. inflata; S. armeria; S. compacta; S. livida; Syringa vulgaris; Tamus cretica; Triodia decumbens; Trifolium pratense, var. fol. lamellatis; T. filiforme; T. expansum; T. pannonicum; Teucrium Chamaedrys, var. ramnigerum; Tilia argentea; T. parvifolia, β cymosa; Veronica Chamaedrys; V. orchidea; Viburnum Lantana; Vicia cordata; Valerianella auricula; Verbascum orientale; V. phöniceum; Viola mutabilis; V. Ruppii (var. uncipetala); Xyloma Ebuli (auf sambucus ebulus); Xeranthemum cylindricum; Xanthium spinosum.

Außer den hier angeführten Gewächsen finden sich hier fast alle Angehörigen der sonstigen der Oertlichkeit entsprechenden Flora des Banats, worüber schon A. Rochl, Waldstein und Kitaibl, P. Wierzbizki und Dr. Heuffel v. Lugosch, etwas weniges auch Griselini und von Dorner an verschiedenen Orten Nachrichten der Oeffentlichkeit übergeben haben.

Einem reichen Verzeichniß wild hier vorkommender Pflanzen weniger entsprechend ist das von wilden hier vorkommenden Vögeln und Säugethieren, da hier im buchstäblichen Wortsinn fast mehr Jäger auf die Jagd gehen als jagdbare Thiere (namentlich Vierfüßler) vorhanden sind. Besonders störend auf die Thierwelt wirkt der Umstand, daß fast jeder Grubenarbeiter oder Bergmann, welcher die von hier entfernter gelegenen Gruben auf ganze Wochen bezieht, fast immer sein Gewehr mit sich führt, so daß in den wildesten Theilen der Landschaft, welche sonst vielleicht weniger betreten würden, keinerlei Wild mehr sicher ist.

Vögel kommen indessen folgende vor: **Falco tinnunculus** (Thurmfalke); **Stryx Bubo** (Uhu), häufig Nachts in die Gärten kommend; **Stryx flammea**, Schleiereule; **Stryx passerina**, Käuzlein, häufig auf die Dächer fliegend; **Stryx ulula**, Thurmeule; **Corvus glandularius**, Nußhäher; **Coracias garrula**, Mandelkrähe, erscheint besonders gegen den Herbst häufig; **Oriolus galbula**, Goldamsel, Golddrossel, Pirol; **Ynx torquilla**, Wendehals (häufig); **Picus martius**, großer Schwarzspecht seltener als **Picus viridis** der Grünspecht; **Picus major** ist der häufigste; **Sitta europaea**, Grauspecht; **Alcedo ispido**, der Eisvogel, um Orawitza seltener; **Upupa Epops**, Wiedhopf; **Certhia familia-**

Digitized by Google

ris, Baumklette: Certhia muralis, Mauerspecht; Tetrao bonotia, Haselhuhn; Loxia curvirostris, Krummschnabel (in Nadelholzwäldern); Loxia chloris, Grünling; Emberiza citrinella, Goldammer, häufig; Emberiza schönoides, Rohrsperling; Turdus viscivorus, Misteldrossel; Turduspilaris, Wachholderdroßel; Turdus iliacus, Zippdrossel; Turdus musicus, Singdroßel; Turdus solitarius, der einsame Spatz; Ampelis garrulus, Seidenschwanz; Motacilla luscinia, Nachtigall; hievon M. alba, flava, phönicurus, grisola, troglodytes, erithacus et rubecola; Sternus cinclus, Wasseramsel; Columba turtur, Turteltaube; Columba risoria, Lachtaube (bei Tschiklowa); Sturus vulgaris, der Staar; Fringilla monchifringilla, Bergfink; Regallus ignicapillus, Goldhähnchen; Cucullus canorus, Kukuk; Scopolax rusticola, große Waldschnepfe; Crex pratensis, Wiesenknärrer, Wachtelkönig, nebst mehreren andern der Gegend entsprechenden Vögeln.

Der vierfüßigen Thiere sind es noch weniger, besonders herrscht aber ein Vorkommen von Raubthieren vor, als da sind: Wölfe, Füchse, Marder, Iltis, Wiesel, seltener Bären, wilde Katzen, dann nur mehr vereinzelt Luchse. Fischotter kommen ebenfalls nur selten zu Schuß. Hirsche und Rehe kommen in Drawitza's nächster Umgebung höchstens nur ausnahmsweise vor, häufiger werden Hasen eingebracht.

Was die Interessen des Entomologen anlangt, so gilt für Drawitza dasselbe, was darüber schon bei Gelegenheit verschiedener Beschreibungen über die Herkulesbäder verschiedenenorts veröffentlicht wurde. Namentlich führt Dr. Schwarzott in seinem Werke über die Herkulesbäder ein Verzeichniß dort vorkommender Käfer auf, welches so ziemlich auch für Drawitza gelten kann. Skorpione, welche dort und in Szaßka vorkommen, fand ich indessen hier nirgends.

Die Lage dieses Bergorts bedingt seine lange und schmale Gestalt, welche sich nur in Form von ein Paar schmalen oft terrassenförmig übereinanderstehenden Häuserreihen darstellt. Die Richtung derselben ist von W. nach O. in verschiedenen Abweichungen. So malerisch übrigens viele Punkte um diesen Bergort sind, so wenig findet sich in seiner Nähe ein Punkt, welcher eine ausgedehntere Ansicht desselben darbäte.

Die Architektur der Häuser ist durchaus ländlich und nur bei einigen wenigen öffentlichen oder vermögenden Leuten etwa als vorstädtisch zu bezeichnen. Im ganzen Ort ist mir nur Ein Haus bekannt, welches bürgerlich bequem und wenigstens nicht durch kleinlich verzogene innere Eintheilung verdorben ist, und gehört einer der hiesigen angeseheneren bergbautreibenden Familien. Die öffentlichen Gebäude sind keineswegs Muster von Baukunst, und selbst ein neuestes, das Präsidialgebäude, ist massenhaft, großstylig, aber viel zu kostspielig gebaut, ohne daß Geschmack, Kunst oder häusliche Bequemlichkeit besonders daran vertreten wären; der Stempel k. k. Wiener Centralbaucensur steht ihm deutlich an der Stirne. Ein zweites auffälligeres Gebäude ist das Theater, Eigenthum einer Privatgesellschaft. Im Parterre befindet sich hier das gewerkschaftliche Berathungszimmer und oben in drei Zimmern das Casino; der übrige Raum ist der darstellenden Kunst geweiht. Also sind daran etwa neun Zehntel der Geselligkeit und ein Zehntel dem öffentlichen Gebäude gewidmet. Der Bau, größer als die gewöhnlichen Gebäude hier, dient dem Orte so wie das Präsidialgebäude, hauptsächlich nur durch seinen größern Maaßstab zur Zierde, denn auch er ist kein Muster von Baukunst. Das Theater selbst ist klein, aber artig eingerichtet, die Scene ziemlich groß, die Malerei auf der Gardine, Apoll unter den neuen Musen, abscheulich und deßhalb im höchsten Grade unschicklich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klöster im Morgenland.

III. Das weiße Kloster.

Auf unsern ägyptischen Rennern, das heißt auf unsern kleinen sehr störrigen Eseln, verließen wir das Dorf Eubag und gelangten in anderthalb Stunden nach dem weißen Kloster, das bei den Arabern unter dem Namen Derr-abu-Schenud bekannt ist. Ich konnte niemals etwas von dem großen Abu-Schenud erfahren, auch nicht warum er heilig gesprochen wurde. Es muß irgendein heiliger Mohammedaner gewesen seyn, unter dessen Schutz die Kopten dieses Kloster gestellt hatten, um es den Verfolgungen der wahren Gläubigen zu entziehen. Abu-Schenud scheint aber diesem Zutrauen wenig entsprochen zu haben, denn das weiße Kloster wurde mehrmals verwüstet. Dieß geschah zum letztenmale 1812 als die Mameluken, welche auf der Ebene von Isiu gelagert waren und wohl nichts anderes zu thun hatten, sich damit belustigten, die Gebäude und Einwohner der Umgegend mit Brand und Mord heimzusuchen. Seitdem kehrten die Mönche einer nach dem andern zurück, und da sie niemand mehr belästigte, begannen sie ihr Kloster wieder auszubessern, von dem nur noch die äußern Mauern standen, deren Dicke und Festigkeit allen Zerstörungen der Mameluken Trotz geboten hatten.

Das Kloster war ehemals eine prächtige Basilika, deren äußere Mauern die Kaiserin Helena im altägyptischen Style hatte aufführen lassen. Sie sind aus behauenen Steinblöcken erbaut, nach oben einwärts geneigt und mit einen breiten Karnieß abgeschlossen, ungefähr 200 Fuß lang und 90 Fuß breit. Die Fenster gleichen Schießscharten und sind hoch über dem Boden angebracht, zwanzig gegen Süden und neun gegen Osten. Das Kloster liegt am Fuß des Gebirges, an dem Rande der lybischen Wüste, da wo der Sand in die Ebene vorzubringen beginnt. Es gleicht einem alten Tempel oder einer alten Befestigung, und bietet am Sande der Wüste ohne Gartenpflanzung einen trostlosen Anblick dar. Die alte Pforte, aus rothem Granit gegen Süden gewendet, war zum Theil vermauert, und gewährte nur so viel Raum, daß eine einzige Person hier eintreten konnte. Bei unserer Ankunft war sie verschlossen; wir pochten vergeblich an, damit uns aufgethan werde. Wir nahmen einen großen Stein und versuchten, stets vergeblich, die Wirkung eines Doppelschlages nach dem Gebrauche in Grosvenor-Square. Endlich griff ich nach einem noch größern Steine und schleuderte ihn mit allen Kräften gegen die Thüre, indem ich rief, daß wir Freunde und Christen seyen. Eine schwache Stimme richtete alsdann von innen einige Fragen an uns, worauf uns ein Mönch einließ. Als wir die Thüre hinter uns hatten, befanden wir uns mitten unter Ruinen, zwischen welchen die hohen Granitsäulen der alten Kirche nach jeder Seite einen Zugang zu den Schiffen bildeten, die jetzt entweiht und dachlos einer Menge von Hühnern überlassen waren. Einige Ziegen, die auf den Mauertrümmern lagen, schienen uns mit mißtrauischen Blicken in ihr Gebiet eindringen zu sehen. An den Fenstern einiger elenden Hütten die aus Backsteinen und Lehm erbaut, wie Schwalbennester an die Ruinen geklebt waren, erblickten wir einige koptische Frauen.

Das Kloster beherbergt nur drei arme Mönche. Ihr Vorsteher führte uns in den erhöhten Theil der Kirche, der neuerdings ausgebessert und durch eine Mauer, welche die Absis und die Querschiffe abschloß, von dem Schiffe getrennt worden war. Die Halbkuppeln der Absis und des Querschiffs, in schönem Mauerwerk ausgeführt, waren noch erhalten und bewahrten die alten Frescobilder. Die Malereien stellten Heilige vor, das Bild über dem Altare war das des Erlösers, wie man ihn gewöhnlich auf den Mosaiken italienischer Basiliken sieht. Die Höhe dieser Kuppeln beträgt etwa 50', sie haben etwas Großartiges und lassen die Zerstörung des Hauptschiffes sehr bedauern, das sehr hoch gewesen seyn mußte, und wahrscheinlich an jeder Seite mit fünfzehn Säulen geschmückt war, zwei weitere standen gegen Westen, dem Altare gegenüber. Das Dach welches den östlichen Theil, der jetzt zur Kirche dient, bedeckt, wird von vier viereckigen Pfeilern von neuer Bauart, in Backsteinen und

Digitized by Google

getüncht, getragen. An den Seitenwänden über dem Altare finden sich einige kreisrunde Felder, welche Heiligenbilder enthalten, und darunter zwei weiße Tafeln mit Inschriften in schwarzen Buchstaben, wovon die eine links eine abyssinische zu seyn schien; die zu große Entfernung und einbrechende Nacht verhinderten mich zu unterscheiden, ob die andere koptisch oder in griechischen Initialen abgefaßt war. Das ganze Innere dieses Gebäudes war schon in früheren Zeiten mehrmals und ungeschickt ausgebessert worden. Die reich verzierten Gewölbe der Kuppeln waren übertüncht und mit gräulichen Bildern übermalt worden, deren alterthümliches Ansehen beweist, daß sie diese Mauern schon Jahrhunderte lang verunzieren. Zwei oder drei der Granitsäulen im Schiffe erhielten verhältnißmäßig moderne Capitäle mit schlechtem Profil, während andere zertrümmerte mit Backsteinen ausgebessert waren, welche man dem Granit gleich angestrichen hatte. Der Haupteingang war ehedem an der Westseite, wo man noch einen Narther sieht zu dessen Linken im Innern der Kirche eine kleine Capelle steht, vielleicht das Baptisterium, welche ungefähr 25' lang und wohl erhalten ist. Diese Capelle ist ein prächtiges Urbild der reichsten romanischen Architektur und gleicht einem kleinen Kaisersaale. Ihr Gewölbe ist von Stein, und sie enthält zu jeder Seite drei reich verzierte Nischen. Der obere, halbkreisförmige Theil ist mit einer Masse Gesimse in Bildhauerarbeit, mit Karniesen und jeder Art architektonischen Schmuckes überladen. Vergoldungen, Malereien und Mosaiken mußten sie ihrer Zeit zu einem Prachtwerk gemacht haben. Der Altar war wahrscheinlich von Gold und mit Edelsteinen besetzt, oder wenn sie ein Baptisterium war, wie ich vermuthe, so muß der köstlichste Jaspis oder der seltenste Marmor zum Taufbecken gedient haben, das für die bekehrten Heiden bestimmt war, welche nicht eher in die Kirche eintreten konnten, als bis sie außer dem Gotteshause durch das Taufwasser gereinigt waren.

Die Bibliothek des Klosters bestand nur in einem halben Dutzend Liturgien, alle mit Wachstropfen befleckt und abgegriffen; allein einer der Priester sagte mir mit Stolz, daß sie ehedem mehr als hundert Bände besessen hätten, welche auf Gazellenhaut (gild razali), wahrscheinlich Pergament, geschrieben waren: leider war dieser Schatz bei der letzten Plünderung der Mamelucken zerstört worden!

Die Zellen der Mönche bestehen gegenwärtig nicht mehr; sie waren nach dem ersten Grundrisse dieses seltsamen Gebäudes südlich von der Kirche gelegen gewesen, in einem langen Corridor, wo sie das Licht nur durch die Schießscharten ähnliche Fenster enthielten, die ich von außen gesehen hatte. Die Mittagssonne, welcher sie ausgesetzt waren, mußte die Hitze darin unerträglich machen, wenn nicht die dicken Mauern und Gewölbe die Gluth ihrer Strahlen milderte. Das Kloster hatte weder einen Hof, noch irgendeinen andern Raum im Innern; seine Bewohner konnten sich nur auf der Terrasse der Bedachung ergehen, welche man das Verdeck dieses steinernen Schiffes nennen könnte, denn das weiße Kloster gleicht in gewisser Hinsicht einem abgetakelten Kriegsschiff, das in diesem Meere von glühendem Sand vor Anker liegt.

Ein anderes altes Denkmal, das „rothe Kloster" genannt, liegt ungefähr zwei Meilen von dem weißen Kloster in einem Dorfe, das von einem Palmenwalde beschattet ist. Bei unserer Rückkehr nach Suhag begegneten wir einer Schaar Männer zu Fuß, welche mit Lanzen, Schilden und Dolchen bewaffnet waren; nur einige davon trugen Flinten. Ihr Anführer, zu Pferde, war vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet. Sie hielten uns an und knüpften mit unsern Leuten eine Unterredung an, welche wegen des verdächtigen Aussehens dieser Schaar ihnen sehr höflich antworteten. Wir erfuhren indeß bald, daß wir es mit keinen Räubern zu thun hatten; ihre Absicht war, den Tod eines Mannes aus ihrem Dorfe zu rächen, der vor einiger Zeit durch die Bewohner von Tehta umgebracht worden war. Die umliegenden Dörfer hatten sich je unter der Anführung ihres Scheichs vereinigt, und die uns begegneten waren nur eine Abtheilung der bei diesem Streite Betheiligten, deren Zahl, wie sie uns sagten, sich auf jeder Seite auf zwei bis dreihundert belief. Nach der Ernte schaaren sie sich oft auf diese Weise zusammen, um sich zu bekriegen; es gibt gewöhnlich eine große Anzahl Verwundeter, manchmal sogar einige Todte. Wenn die Zahl dieser letztern auf beiden Seiten nicht gleich ist, dauert der Krieg von Geschlecht zu Geschlecht fort, wie die Parteikämpfe in Irland, oder die Feudalzwiste der Barone im Mittelalter.

Sobald wir von dieser Kriegerschaar uns verabschiedet hatten, indem wir ihr Glück bei ihrem Unternehmen wünschten, ergriffen unsere Führer die Schweife unserer Esel um sie anzutreiben, und so kehrten wir in raschem Trabe zu unserem Boote zurück, das uns zu Suhag erwartete. Hier fanden wir unsere Bootsleute und eine Menge Dorfbewohner, welche eine der Erzählungen anhörten, wie sie die Aegyptier in ihren Ruhestunden so gerne hören. Dieser Zeitvertreib ist dem Morgenlande eigenthümlich; auch mir gewährte er auf meinen langen Zügen durch Syrien großes Vergnügen. Die Araber erzählen gewöhnlich sehr gut; einige haben ein besonderes Geschick darin ihre Geschichten anziehend zu machen und die Neugier ihrer Zuhörer zu erregen; die meisten derselben beziehen sich auf Personen und Begebenheiten aus der heiligen Schrift und besonders aus dem alten Testamente. Es bestehen sehr viele Legenden über Abraham, den Patriarchen, und sein Weib Sara, welche nach der Eva für die schönste aller Erdentöchter gilt. Auch der König Salomo mit den Gnomen und andern Geistern, die seiner Macht unterworfen sind, ist der Held unzähliger Abenteuer. Man kennt in Europa das Gedicht von Jussuf und Suleika. Die Sagen von dem Propheten Moses sind so zahlreich, daß mit Hülfe einer apokryphischen Handschrift, welche diesem großen Anführer der Israeliten zugeschrieben wird, ich eine Biographie zusammensetzen konnte, die voll seltsamer Einzelheiten über sein schicksalvolles Leben ist, und mit einer äußerst poetischen Legende über seinen Tod schließt. Die meisten Geschichten, welche die Araber erzählen, gleichen denen der Prinzessin Scheherazade, und bieten manchmal weit mehr Anziehendes dar als die Mährchen von Tausend und einer Nacht. Ich unterhielt mich oft damit diejenigen zu beobachten, welche eine gut erzählte Geschichte anhörten. Wenn in der Erzählung irgendeine ergreifende Stelle vorkam, oder der Held sich in dringender Gefahr befand, sah ich die einen sich vorwärts beugen, andere rasche Züge aus ihren Pfeifen thun, oder durch irgendein anderes Zeichen ihre Bewegung kundgeben. Diese Gruppen von Erzählern bilden gewöhnlich einen Kreis, und sitzen an einem schattigen Orte auf dem Boden umher. Der Eseltreiber hält an und horcht mit offenem Munde auf die wunderbaren Abenteuer eines verzauberten Prinzen, ohne seinen vierfüßigen Gefährten aus den Augen zu verlieren, indem er jeden Moment fürchtet ihn seine frühere Gestalt, die eines Handelsmannes von der Insel Serendib, wieder annehmen zu sehen. Der Erzähler bedarf großer Gewandtheit, um seine Zuhörer nicht auseinandergehen zu sehen, wenn er an einer sehr anziehenden Stelle Athem schöpft, und seinen Sohn mit einem kleinen kupfernen Teller, um die Paras einzusammeln, durch die Reihen schickt. Es gibt wenig günstigere Gegenstände für einen Maler als einen dieser Erzähler und die Gruppe, welche ihn umgibt.

Die Araber glauben oder sagen wenigstens, daß jedes Thiergeschlecht durch ein Oberhaupt beherrscht werde, dem alle übrigen Gehorsam schuldig sind. Der König der Krokodile hält seinen Hof im Grund des Nils bei Siut. Der König der Fliegen haust zu Tiberias im heiligen Lande und die vornehmen Mücken anderer Länder senden ihm an gewissen Tagen ihre Abgesandten, um ihm in seinem Palaste zu huldigen, der mitten in prächtigen Gärten unter dem See Genezareth gelegen ist.

Der Wiedehopf (abu hudhud) ist ein in Aegypten sehr gewöhnlicher Vogel; nach Gestalt und Farbe einer Schnepfe ähnlich, trägt er auf seinem Kopfe eine Krone, die er nach Gefallen hebt und legt. Man sieht ihn gewöhnlich ganz ruhig am Wasser hinschreiten, wo er sein Futter findet. Er fliegt selten und zeigt sich sehr zutraulich; auch thun ihm die Eingebornen, welche weit mehr als die Europäer das Leben der Thiere schonen, nie etwas zu Leide.

Mohammed Ali's Geburtshaus zu Cavala in Rumelien wird sorgfältigst erhalten, und auf Befehl von Abbas Pascha, jetzigem Vicekönig von Aegypten, in Gemäßheit einer Verordnung Mohammed Ali's eine prächtige Moschee im Garten erbaut. (Athen. 5 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. 16 Januar 1850.

Das Hinsterben ganzer Stämme im nordwestlichen Gebiet von Nordamerika.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß rohe Stämme, auch wenn ihre Körperkräfte durch starke Uebung in höherem Grade entwickelt seyn sollten als die von Europäern, doch gegen ungünstige klimatische Einflüsse schwächer sich erweisen, und daß eine Sterblichkeit eintritt, wie sie in civilisirteren Ländern unerhört ist. Die Ursachen dieser Sterblichkeit sind noch keineswegs erörtert, und was in dem nachfolgenden Beispiel als solche angeführt ist, möchte nur in sehr geringem Umfange als ausreichend angesehen werden. Das Beispiel ist dem Werke von Capt. Wilkes, der die Expedition der Vereinigten Staaten in die Südsee befehligte, entnommen, [1] und es läßt sich hier auch die sonderbare Einwirkung des Verkehrs von Europäern und Eingebornen, wie sie in den Südseeinseln sich oft so verderblich erwiesen hat, kaum annehmen, denn erstens war die Sterblichkeit zu rasch, und andererseits beschränkte sie sich auf einzelne Stämme, während andere mehr oder minder verschont blieben, und höchstens den gewöhnlichen Folgen veränderter Lebensweise erlagen.

„Während meines Aufenthaltes zu Vancouver sah ich häufig Casenove, den Häuptling des Klackatack-Stammes. Er wohnt in einer Hütte nahe am Dorfe Vancouver, und ist stets ein warmer Freund der Weißen gewesen. Einst herrschte er über diese ganze Gegend; sein Dorf lag etwa 6 Meilen unterhalb Vancouver an der Nordseite des Stroms und war noch vor 15 Jahren sehr bevölkert; damals konnte er 4 bis 500 Krieger stellen, aber Gicht und Fieber haben in kurzer Zeit den ganzen Stamm weggerafft und alle sollen innerhalb drei Wochen gestorben seyn. Er steht jetzt allein, sein Land, sein Stamm und sein Vermögen ist fort, und er lebt nun von den Almosen der Compagnie. Casenove ist etwa 50 Jahre alt, und ein edel und verständig aussehender Indianer; im Fort ist er stets willkommen, und bei der Mahlzeit wird ihm stets am Seitentisch eine Platte aufgestellt. Ich konnte nicht umhin die Lage eines Mannes, der im Laufe weniger Jahre nicht nur sein Vermögen und seine Stellung, sondern seinen ganzen Stamm und Verwandschaft verloren hatte, zu bemitleiden, wenn ich ihn ruhig in seine Decke gehüllt ins Zimmer treten und seinen einsamen Sitz an dem einsamen Tisch einnehmen sah. Er schien kaum die Beobachtung irgend eines Anwesenden auf sich zu ziehen, sondern aß sein Mahl schweigend und entfernte sich dann. Stets war er ein großer Freund der Weißen gewesen, und während der Zeit seines Glücks hatte er alle die, welche Räubereien an Fremden begingen, auszuforschen und zur Bestrafung zu bringen gesucht.

„Casenove's Stamm ist nicht der einzige, der auf diese Weise gelitten hat, viele andere wurden schon von dieser furchtbaren Krankheit hingerafft, ohne daß ein einziger übrig geblieben wäre, die traurige Mähre zu berichten. Die Ursache der großen Sterblichkeit unter den Indianern hat man der Art und Weise zugeschrieben, wie die Krankheit behandelt wurde, oder vielmehr ihren abergläubischen Gebräuchen. Ihre Arzneimänner und Arzneiweiber sind nichts anders als Gaukler, und brauchen nur einige schädliche Wurzeln als Arznei; stirbt der Kranke, so wird häufig von den Verwandten der Arzneimann getödtet, und gleichem Schicksal sind auch die Weißen ausgesetzt, wie sich aus mehreren traurigen Beispielen ergibt; darum wollen auch die Weißen den Indianern keine Arzneien mehr reichen.“

[1] Bd. IV. p. 370. Die abgekürzte Uebersetzung wird demnächst im Cotta'schen Verlage vollendet erscheinen; der erste Band ist bereits ausgegeben.

Orawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Fortsetzung.)

Die Kirche sammt Thurm und Dekanatgebäude sind im gewöhnlichen römisch-katholischen Landbaustyl mit bekannter geistloser barbaresk-verschnörkelter Ausschmückung ausgeführt; keine Geschichte, keine Alterthümer, nichts von der Art, wozu diese Bauwerke zu jung sind. Dagegen trägt das flache Kupferdach ein großes, auf einer Kugel stehendes galvanisch vergoldetes Kreuz, die Arbeit eines hiesigen, fleißig seinem Fach und den dareinschlagenden Wissenschaften obliegenden Hüttenbeamten. Die griechische Kirche, wie gewöhnlich Gebäude der Art hier zu Land, in sogenanntem byzantinischem verschnörkeltem Zopfstyl ausgeführt, aber recht hübsch von Bäumen und einem ummauerten Hofe umgeben, das Ganze malerisch seitwärts an den Fuß eines Berges gelehnt, ist ebenfalls eines der mehr hervortretenden Gebäude Orawitza's.

Die sonstigen gewerkschaftlichen und königlichen Amtsgebäude, Pochwerke, Hütten und Magazine sind alle mehr oder weniger alt und Herstellung verlangenden Zustandes. Von zweckmäßigem und gefälligem Aeußern und Innern, wie sie die neuere technische Architektur darbietet, ist keine Rede, denn alle derlei Gebäude datiren ihre Entstehung weiter zurück.

Allein auch das Vorhandene wird nicht nach Möglichkeit im Stand gehalten, wie z. B. die Teiche und Wassergräben, welche verschlämmt kaum mehr über ein Drittheil ihres Raumes Wasser fassen. Einestheils sind hieran die zu geringen Mittel der betreffenden Gewerkschaften, wie Mangel an geschäftlichem

Digitized by Google

Gedankenaufschwung und philisterhafte Kurzsichtigkeit Schuld, anderntheils ist es aber auch die Folge aller nur denkbaren Eingriffe bureaukratischer Suprematie, welche in Wirklichkeit die Ausübung einer Art Regierungspatronats nur so versteht und ausübt, daß sie alle möglichen größern und kleinern materiellen Vortheile, welche die Cassen und Interessen der Gewerkschaften angehen sollten, für ihre selbstherrlichen Zwecke benützt und an sich reißt. Dahin gehört besonders auch die Benützung und Verwendung des verschiedenen gewerkschaftlichen Dienstpersonals zu königlichen Unternehmungen, Vertheuerung der Arbeitslöhne durch die erdrückende Concurrenz ärarialischer Interessen u. dgl., hiebei fehlt es natürlich nicht an unterwürfigen Kanzleiseelen, die unterthänigst beide Hände dazu bieten, solche Einschränkungen und Ansprüche recht höhnisch, herrisch und despotisch ins Werk zu setzen. Freilich treffen nicht immer den Einzelnen diese Vorwürfe, sondern es ist immer und immer wieder der alte böse Geist alleinberechtigter Bureaukratie, welche gewissen- und interesselos, wie sie ist, alle Ansprüche eines staatlichen Gesammtwohls läugnend, hiezu nur die aus sich selber gebildete Kaste berechtigt glaubt und eine Concubine des Despotismus ihre ehernen Bastarde von Jahrzehent zu Jahrzehent ins Unglaubliche vermehrt. Es ist dieselbe Chimära, um deren Herrschaft gegenwärtig der europäische Riesenkampf geschlagen wird.

Dieß ist der Geist, der wie überall in der Monarchie, so auch hier in Orawitza, bis in die innersten verstaubten Winkel der öffentlichen und gewerkschaftlichen Gebäude des hiesigen Bergorts waltet.

Die Bevölkerungsclassen der banater Bergortschaften und auch die von Orawitza sind national und bürgerlich gleich scharf getrennt; doch hat sich im Verlauf der Zeiten von den nationalen Ungleichheiten viel mehr abgeschliffen, als von den bürgerlichen, welche im Gegentheil von Jahr zu Jahr entschiedener Partei gegen einander machten.

Die Ursache hievon ist einerseits die Gleichheit der wichtigern Lebensinteressen, welche immer früher oder später die verschiedenen Racen und Völkerstämme mit einander gemein haben, während die Landesregierungen hier mit ihrem unseligen Theilungssystem seinem natürlichen Vereinigungspunkt geradezu entgegenarbeiten und so die Kluft zwischen den verschiedenen bürgerlichen und nationalen Ständen nur immer weiter reißen. In hohem Grad war dieß auch im Kleinen in Orawitza der Fall, so wie im Banat im Größern und in der übrigen Monarchie ganz allgemein.

Die Bevölkerung von Orawitza ist eine deutsch-walachische, letztere in der Zahl, erstere geistig vorherrschend. Beide Stämme bestehen aber auch wieder aus verschiedenen Grundstoffen. Die Deutschen nämlich ursprünglich aus Sachsen und Tirolern, die Walachen aber sind Bussanen und Fratutzen, zwei Stämme, über welche ich schon früher in diesen Blättern unter dem Artikel: „die Bevölkerungskarte des Banats, Abschnitt I." Jahrg. 1849 gesprochen habe.

Der Unterschied zwischen den walachischen Stämmen ist viel bedeutender als der zwischen den Deutschen. In der Tracht gaben indessen die verschiedenen Stämme gegenseitig viel ab, wobei auch die Herrschaft des deutschen Geistes vielfache Spuren nach sich ließ, da z. B. die walachische Bevölkerung manches von den Deutschen übernommen, daran eigentlich weder Geschmack noch Sinn zu finden war, und was nur seine Geltung hatte, weil es vom gebildeten Westen durch die Deutschen hergebracht worden war.

Wenn sich ein und der andere walachische Bergmann oder ein solcher armer Gewerke etwas hinaufbringt, so hascht er nach deutschem Beinkleid und Rock, beide gleich geschmacklos, quält seinen Hals mit einer Binde, nachdem er denselben sein Leben lang offen und frei getragen. Nur auf seine Fußbekleidung versteht er als Morgenländer keinen Spaß, die behält er bei allen Neuerungen breit und weit bei. So lächerlich also die Annahme charakter- und zweckwidriger abendländischer Kleidungsstücke ist, so vernünftig ist wieder die Annahme walachischer Sandalen (opintschi), wie sie alle deutschen und steierischen Bergleute, Gruben- und Waldarbeiter von den Walachen nach und nach angenommen haben, weil sie es für die Füße in den unwegsamen Waldungen und an den klippigen Berggehängen als besser befanden. Auch die kleine walachische Schaffellmütze (klapez) findet auf den verschiedenen Jahr- und Wochenmärkten durch die Deutschen stets bedeutenden Abgang.

In Sitten und Gebräuchen daheim und öffentlich nahmen bis jetzt die Walachen, besonders die feineren Bussanen, sehr viel von den Deutschen an, freilich nicht bloß zu ihrem Vortheil. Bei solchem Nachahmen liegen immer dieselben Ursachen zu Grund, wie beim Modenachäffen der Gesellschaftsstufen abwärts in der ganzen Welt, überall ein blindes kopfloses Folgen des Geringeren nach dem Höherstehenden, unbesorgt um den Vor- oder Nachtheil des Neuern. Der Walache hat überhaupt einen weichen schmieg- und biegsamen Sinn vor allen andern Bewohnern des Banats voraus, und gleicht darin ganz seinem Bruder Italiener.

Während also die Zeit unablässig daran arbeitet, den Fluch der Sprach- und Stammverwirrung unter den Völkern gut zu machen, so bieten die Menschen andrerseits alles auf, ihrem lieblosen hochmüthigen Ermessen nach Spaltung und Dünkel der verschiedenen Stämme sowohl als auch der bürgerlichen Stände und Individuen untereinander hervorzubringen. Anders läßt sich das Eintheilen der Angehörigen eines Staats in bevorzugte und belastete Stände nicht ansehen, ohne naturwidrig zu denken und fortwährend eine Pandorabüchse über der Menschheit offen zu halten.

Wie die Welt überall, so auch im Banat und so in Orawitza. Es unterscheiden sich da Adel und Gewerke, königliche und gewerkschaftliche Beamte und Diener, Handels- und Gewerbsleute (uneigentlich Bürger genannt), Bergleute (Berghäuer, Häuer, Grubenarbeiter), Hüttenarbeiter (Schmelzer, Hüttenleute).

Der Adel, welcher nicht materielle Rechte mit sich bringt, hat in Orawitza, wie überhaupt in den Bergstädten, wo die maximilianischen Berggesetze gelten, zu wenig Geltung, als daß er einen förmlichen geschlossenen Stand der hiesigen Bevölkerung ausmachen könnte. Nur zur Zeit gespanschaftlicher Restaurationen steigt für ihn und sein Wahlrecht das Barometer seines Glanzes. Da im Bergwerk Orawitza kein anderer Adel ist, als höchstens ein Paar zufällig hier wohnende Familien, so ist er kaum als Stand aufzuführen. In gespanschaftlichen Angelegenheiten, d. h. solchen, welche den ganzen Verband dieses Körpers angehen, können natürlich die verschiedenen Bergwerksbezirke keine Ausnahme machen, allein sie unterstehen überhaupt nur dem Gesammtcomitat, dessen Verwaltung und Vertretung in Lugosch seinen Sitz hat. Solcher Weise sind also die adeligen Herren der Gespanschaft nur Gäste. Der große Troß vermischt freilich hier wie überall in der Welt die Begriffe zu sehr, als daß er nicht phantomartigen Standesglanz und Ansehen auch

auf dessen ganz gewöhnliche Stellung als etwaige Gewerken mit überträge. Auf diese Weise wird hier ein Stuhlrichter oder Stuhlgeschworener immer als etwas Besonderes angesehen und den Höchststehenden der Gemeinde zugerechnet.

Gleich bevorzugt, aber schon durch das Wesen seiner Stellung mehr allmächtig ist die Geistlichkeit, deren Ansehen verhältnißmäßig bei weitem auf der breitesten Grundlage im Volke ruht, welches stets geneigt ist, die Schale für den Kern zu nehmen und den Priester wegen seiner Weihe und des Rechts diese mitzutheilen, für einen Theil des lieben Gottes selbst zu halten. Darin hat die Stellung Gottes zur Welt manches mit der der Könige gemein, daß ihre Diener und Beamten ihnen vor den Weg genießen und mehr gefürchtet sind als sie selbst. Hierher gehört auch die Anekdote von jenem Walachen, welcher die Schaffellmütze in die Stirne gedrückt auf seinen Hirtenstock gelehnt dem Aufzuge seines Kaisers zusah, und als ihn jemand mahnte die Mütze herabzuthun und sich gerade hinzustellen, zur Antwort gab: „pas lasa, che nu e fö birö!" (Laß gut seyn, 's ist ja nicht der Oberstuhlrichter).

Aehnlich ist der Vorzug, welchen die Geistlichkeit vor allen und auch vor dem Herrn der Welten genießt. Die meisten lassen diesen einen guten Mann seyn, aber vor den sogenannten Dienern der Kirche, groß oder klein, demüthigt sich eigentlich die Sancta Simplicitas, küßt ihnen die Hände, opfert auf den Herd ihrer Küchen oder in die Räume ihrer Keller ꝛc. Es ist dieß für den großen Haufen natürlich, denn jene handeln und treiben ihre Werke handgreiflich, während der Herr des Himmels stets ungesehen bleibt und darum nicht geglaubt wird.

Der Stand der Beamten, zweitheilig aus königlichen und gewerkschaftlichen Beamten bestehend, bildet hier den eigentlichen Kern des Herrenstandes, dessen crême Adel und Geistlichkeit vorstellt. Unter sich sind beiderlei Beamte ungleich vornehm; der königliche sieht auf den gewerkschaftlichen herab, weil dieser nicht auch ein Hunderttausendtheilchen der großen Bureaukratenmaschine des Kaiserstaats, besser besoldet, pensionsfähig und für des Reichs Bestehen unentbehrlich ist. Daß mit der Höhe der Stellung das gegenseitige Hinauf- und Heruntersehen wächst, ist natürlich und in seiner Wirkung dem Salzgehalt des Meerwassers zu vergleichen. Damit nämlich nicht die ganze Masse in Fäulniß gerathe, so bedarf es des Hasses, Neides und der Eifersucht der Einzeltheile unter einander. Man kann sich auch in der That kaum etwas Feindseligeres denken, als das schweifwedelnde elende Benehmen der Herren Unter gegen die Herren Ober, und dabei im Innern die Gewissen- und Herzlosigkeit und diesen Mangel an anderem Interesse, als daß der Tod bald hier oder dort Bresche schießen möge, damit man nachrücken und auf eine Besoldungserhöhung hoffen könne.

Jeder Mensch ist um solcher materiellen Vortheile, die er nicht besitzt, umgänglicher. So das Mädchen ohne Anbeter, die Frau ohne Mann und umgekehrt; der Pfaffe ohne seine abergläubische Heerde, der Beamte ohne freie Gewalt. Dieser Satz erwahrt sich denn auch auf den verschiedenen Abstufungen einer großen Staatsbeamtenleiter als wahr heraus.

Bis zum gewerkschaftlichen Beamtenstand (einschlüssig) herab geht in Orawitza der sogenannte Noblestand, der obwohl in sich streng getheilt, doch den folgenden Bevölkerungsschichten gegenüber die obere Gesellschaft bildet. Diesem folgt der Stand der Kaufleute und Gewerbtreibenden, hier schlechtweg Bürger genannt; dieß jedoch ohne den wahren Sinnbegriff des Worts, denn die Bürger Orawitza's und anderer Bergortschaften gehören verschiedenen Classen an. Hier stehen sie als Bürger nur im Gegensatz zu den adeligen und pseudoadeligen Classen der Geistlichkeit und Beamtenschaft.

Den Uebergang hiezu machen vermögendere Kaufleute und von Glück begünstigte Gewerke (Grubenbau-Unternehmer), welche mit ihren Frauen und Töchtern noch die sogenannten Noblebälle besuchen und die ihre Söhne, ebenfalls in lateinischen Schulen erzogen, zu Beamten weihen. In Gemeindeangelegenheiten und materiellen Fragen aber stehen sie mit den eigentlich Gewerbtreibenden, Handwerkern, Wirthen ꝛc. auf einer Stufe, was sich besonders bei den Märzvorgängen im Jahre 1848 deutlich herausstellte.

Diese Classe der Gesellschaft wird von den Dünkelhaften der Beamtschaft wie von den niederen Bergarbeiterschichten nur als geduldet und nicht eigentlich als hergehörig angesehen, was besonders in Wirthshäusern und andern öffentlichen Orten oft zu thätlichen Reibungen Veranlassung gibt. Bei dem Fanatismus der gemeineren Classen für ihre, ich möchte sagen, angeborene und stets vom Vater auf den Sohn vererbten Beschäftigungen, also in Orawitza für den Bergbau, herrscht die Meinung, daß die Welt ohne diesen und namentlich ohne den, welchen sie betreiben, gar nicht bestehen könnte. Traurig aber ist dieselbe Finsterniß in Köpfen von älteren und jüngeren Beamten, welche in Bezug auf die gewerbtreibenden Classen hier dieselben Begriffe haben. Demnach versteht es sich von selbst, daß die sogenannten Bürger hier wieder ihre geschlossene Gesellschaft bilden. Daher die eigenen Bürgervorstände, welche von der gleichsam frei dastehenden Gemeinde von Gewerbtreibenden gewählt werden und die Angelegenheiten mit ihrer verschiedenen beamtlichen Umgebung vertreten. Daher auch in der Gesellschaft die Bürgerbälle, die an Nettigkeit den sogenannten Noblebällen kaum nachstehen.

Von den Bügern wird kaum eine Art Uebergang durch die höheren Diener des Gruben- und Hütten-Aufsichtspersonals gebildet, welches sich zwar in der Gesellschaft häufig zu den Bürgern hält, aber sonst in materiellen Angelegenheiten streng von diesen geschieden ist.

Der Gesellschaft der Kauf- und Gewerbsleute folgt die der Berg- und Hüttenarbeiter. Sie theilen sich national ziemlich streng ab und leider thut dieß auch die Bergordnung selber, indem die Walachen, bei gleicher Arbeit mit den Deutschen, an die Brodfruchtmagazine nur geringere Ansprüche machen dürfen, also z. B. nur Mais bekommen, wo jenen Weizen ausgegeben wird. Dieser Unterschied gründete sich ursprünglich wohl darauf, daß man den Mais früher als vom Walachen unzertrennlich ansah und deßhalb so für ihn festsetzte, während der Deutsche Weizen erhält, ohne daß jener dafür andererseits entschädigt würde.

Für gleiche Arbeit ungleichen Lohn, so wird ein schreiendes Unrecht an den Nichtdeutschen begangen, was auch eine der vielbegründeten Klagen der walachischen Bergbevölkerung gegen ihre deutschen Herren ist. Ebenso getrennt stellen sich die nationalen Bestandtheile der Bergbevölkerung heraus, wozu natürlich die beiderseitigen volksthümlichen Eigenheiten und besonders der verschiedene Kalender vieles beitragen.

Im Verhältniß zu ihrer nationalen Ueberhebung fand ich die deutschen Bergleute um vieles roher als die walachischen, was sich besonders in der letzten traurig bewegten Zeit deutlich herausstellte, wo sie der deutschen Erbsünde, bureaukratisch-slawischer Ergebenheit folgend, sich schon in den Monaten Mai und Juni von der Beamtenschaft und der Geistlichkeit zu verschie-

Digitized by Google

denen Rückschrittsbewegungen gebrauchen ließen, und in blindem Fanatismus selbst ihre eigenen Vortheile mit Füßen traten.

Die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Bevölkerungsclasse sind berggesetzlich geformt. Leider erlitten aber die schönen Einrichtungen dadurch daß sie unter die unverantwortlichen Hände Königl. Beamte kamen, bedeutende Nachtheile. Der Vorsteher der Häuerschaften und Hüttenleute ist der sogenannte Brudervater. Dieser berathet mit der Gemeinde und verkehrt mit der Beamtenschaft und vorkommenden Falls mit den Bürgervorständen. Von letzteren beiden bekleidet erstere eine Art von Patronat über diese Angelegenheiten. Die Bruderschaft der Berg- und Hüttenarbeiter besitzt eine eigene Lade (Bruderlade), in welche jeder von seinem Verdienst 5 Proc. einlegt. Hiefür erhält er in Krankheitsfällen, wenn ich nicht irre, einen Groschen täglich, auch wird die Apotheke für ihn aus dieser Casse bezahlt. Außer der Bruderlade besitzt die Bergarbeiter-Gemeinde ein kleines Spital nebst eigenen Aerzten. Einen solchen hat jeder Banater Bergort für sich und über allen zusammen besteht noch ein Physicat, welches seinen Sitz in Orawitza hat und aus derselben Casse bezahlt wird.

Es ist gewiß immer ein deutlicher Beweis von übertriebenem Luxus und sittlichem Zerfall, wo der Dienstbotenstand nicht allein sehr überhand nimmt, sondern förmlich eine Rolle spielt, wie dieß in den Städten des Banats überhaupt, besonders aber auch in Orawitza der Fall ist. Ueberfluß an leicht verdientem Geld, Arbeitsscham, Vorzugs- und Auszeichnungssucht sind die Grundlagen zu öffentlichem Verderben bis ins Innerste des häuslichen Lebens, dem kein Einzelner mehr zu steuern vermag. Ein Sprüchwort sagt: „der Fisch stinkt überall vom Kopf aus,“ und so kamen auch verschiedene Ansichten durch die höheren Schichten der Gesellschaft nach Orawitza herein, wie dieß eigentlich in der ganzen Welt geschieht. Die Frau „von“ des Beamten, die sich selbst nur als Dame zu denken vermag, ordnet sich natürlich nirgends unter, und wie der Herr Unter Unter stets nur zum Herrn Ober Ober hinaufblickt, so geht es auch in der weiblichen Abtheilung. Also Kutscher, Bediente, Stubenmädchen, Köchin, Kindsjungfer, Amme, alle diese selbstständigen Ersatzwesen zu Diensten von Bequemlichkeit und Hochmuth, führen sich nach und nach durch numerische Zunahme höherer gesellschaftlichen Schichten ein und verwandeln sich allmählich von oben nach unten in weibliche und männliche Dienstboten, also wieder in Kutscher, Husaren, Jäger, Kammer- und Livréediener, Jungfern, Köchinnen, Zofen, Stubenmädchen, Kindsjungfern, Ammen und dgl. gleichsam mehr oder weniger karrikirte oder verzeichnete Copien ihrer Brodherrschaften; so auch in dem hiesigen Bergörtchen. Luxus, Verweichlichung und Hochmuth herrschen hier durch alle Gesellschafts-Schichten vor, und wenn ich nicht fürchten muß, den Leser mit ein paar Beispielen zu langweilen, so will ich einiges zu Bekräftigung des Gesagten anführen.

Bei vorhergegangener Aufzeichnung über öffentliche Gebäude dürfte vielleicht schon ein Vorherrschen für Gesellschaft und Unterhaltung aufgefallen seyn. Ich für meine Person wunderte mich trotz eines mehrjährigen Aufenthalts hier immer darüber, daß ein so kleiner unbedeutender Ort, wie der hiesige, sein eigenes ständiges Theatergebäude hat, in welchem großentheils des Jahrs hindurch theils von Dilettanten theils von wirklichen Schauspielern gespielt wird, wobei das kleine Haus stets besucht ist. Nicht allein sind es aber Logen und Parterre, sondern auch die obern Galerien, welche immer von einem kunstliebenden Publicum selbst der untersten Classen besetzt sind. Auch Walachen, Mädchen, Weiber und Männer, doch meistens dem Dienstbotenstand angehörend, helfen die Reihen der obigen Zuschauerregion vermehren.

Wenn freilich dieser Haupthebel geselliger und dichterischer Volksbildung nicht immer auf eine wahrhaft sittliche Richtung hinwirkte, so war dieß vielleicht weniger Sache des schau- und genußlustigen Publicums, sondern Fehler des Repertoirs und einer von Kirche und Staatsregierung gehandhabten Censur. Die Speculation der Schauspieldirectoren so wie gefälliger Dilettanten, die hier dem Publicum zuweilen ihre angenehmen Opfer brachten, wäre auf zu grausame Probe von Selbstverläugnung gestellt gewesen, wenn man hier, freilich oft in der Mehrzahl, bessere Stücke auf die Bretter verlangt hätte.

Nicht das Theater, sondern daß sich eine Gesellschaft hiesiger Unternehmer überhaupt fand, ein solches auf Speculation hier aufzuführen, war mir stets ein Beweis, daß die Mehrzahl der hiesigen Einwohner keine stoischen Selbstquäler seyen, sondern einer schau- und vergnügungslustigen Bevölkerung angehören mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entblößungskrater. Sir Ch. Lyell hat in der ersten Ausgabe seiner „Grundsätze der Geologie“ die Ansicht ausgesprochen, daß die bowlenartig gestalteten Krater, wie Palma, Santorin und andere, die L. von Buch Erhebungskrater genannt hatte, hauptsächlich durch Einsinken (engulphment) entstanden seyen. In der zweiten Ausgabe seines Werks schrieb er die tiefe Schlucht in der Wandung des Kraters der entblößenden Einwirkung der Fluth während des allmählichen Auftauchens der vulkanischen Inseln aus dem Meere zu. Der Einfluß dieser Kraft wurde damals nicht weiter verfolgt, jetzt ist der Verfasser aber zu dem Schluß gekommen, daß ein großer Theil der Caldera von Palma und der entsprechenden Höhlung in Teneriffa und vieler anderer vulkanischen Inseln durch Entblößung entstanden sey. Es ist jetzt anerkannt, daß viele Vulkane mit solchen Kratern unter dem Meere entstanden. Während des allmählichen Emporsteigens strömte das Meer an der niedrigsten Stelle herein, und die Rundung ward durch die Fluth und Ebbe abwechselnd gefüllt und geleert. Besonders interessant in dieser Beziehung ist der Anblick von Santorin, welches kürzlich von Capt. Graves in Auftrag der englischen Admiralität genau aufgenommen wurde. Die drei Inseln, welche den runden Golf von Santorin bilden, bestehen hauptsächlich aus vulkanischem Stoff, und sind durch einen Kamm, der nur einige Faden tief unter dem Wasser liegt, mit einander verbunden. Dieser alte Kraterrand ist fortlaufend, außer an der nördlichen Einfahrt, wo die Sondirungen einen merkwürdigen untermeerischen Canal ergeben, der nicht weniger als 195 Faden oder 1170 Fuß tief ist. Als die Insel um mehr als 1000 Fuß höher war, wurde der Stoff, der die ungeheure innere Höhlung, deren größte Tiefe 213 Faden war, bildete, allmählich hinausgeschwemmt. Die Wände, welche den Krater einschließen, sind nahezu senkrecht, so daß, würden sie nochmals geleert, man von den Klippen von Merivali in einen 2449 Fuß tiefen Abgrund blicken würde. In der Mitte dieser untern Höhlung würden die Kaimeni-Inseln einen einzigen vulkanischen Berg mit fünf Gipfeln, deren höchster etwa 1600 Fuß hoch wäre, bilden. Sir Ch. Lyell betrachtet demnach die Inseln und den Golf von Santorin als die Ueberreste eines vulkanischen Kegels, dessen mittlerer Krater durch Entblößung sehr erweitert wurde, und der seitdem halb unters Meer versank, und bemerkt, das Daseyn einer einzigen tiefen und engen Schlucht, die mit der mittlern Höhlung in Verbindung stehe, sey durch die gewöhnliche Theorie der Erhebungskrater durchaus nicht erklärt. (Athen. 5 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15.

17 Januar 1850.

Der Tempel zu Hossn Sphyre.

(Mitgetheilt von H. Zimpel.)

In einer Richtung S. 70° O. einen Tageritt von Tripolis in Syrien dem Dorfe Seir gegenüber in einer Schlucht auf der Nordseite einer fast perpendiculären, mehrere hundert Fuß hohen Felswand liegt das Dorf Hossn Sphyre. Diese Felswand flacht sich eine Viertelstunde östlich vom Dorf plötzlich ab, während westlich vom Dorf die Schlucht ihr eben so schnell Gränzen setzt. An dem östlichen Auslaufspunkt, bis wohin das Terrain vom Dorf aus sich nicht unbedeutend erhebt, liegt auf einem hohen Absatz der genannten Felsenwand ein schöner, großer griechischer Tempel in der Richtung von Ost nach West. Derselbe hat eine Länge von 80 Fuß bei einer Breite von 40 Fuß. Der Eingang ist am östlichen Ende; die Umfassungsmauern und großen Quadern, trocken gebildet, bestehen noch ganz und sind nur hin und wieder etwas aus ihrer Lage verrückt, und die Fugen durch die keilartig wirkenden Wurzeln der Zwergeiche, die aus ihnen herausgewachsen, und außerhalb als große Bäume das Ganze anmuthig überschatten, hie und da auseinandergetrieben und geöffnet. Die Wände sind, mit Ausnahme von angebrachten glatten Pilastern, einfach und ohne Verzierung. Auch der Karnieß so wie der Sockel, der nach innen und außen gleiche Projectionsverhältnisse, ganz so wie die Pilaster, hat, ist noch ganz erhalten. Im Innern des Tempels führten von der rechten Seite, ungefähr in der Mitte der Wand, mehrere Stufen hinunter in einen gewölbten Raum, dessen Länge die ganze Breite des Tempels bei einer Breite von 8 Fuß einnimmt. Die Decke dieses Gewölbes bildet im Tempel eine nur einige Fuß gegen den vordern Theil des Fußbodens erhabene Plattform; das Dach fehlt. Außerhalb umgibt den Tempel ein drei Fuß breites und fünf Fuß hohes Bankett oder Trottoir. Den obern Theil der Mauer ersteigt man mittelst einer in der Mauer links vom Eingange noch bestehenden Treppe. Man genießt von hier eine reizende, großartige, wildromantische Aussicht, besonders auf die Krone des Libanon, den man hier Dschebel Ebnaeh nennt, dann auf die große Schlucht von Nar el Attihu, dessen Wasser sich in den Nahr el Bared mit noch zwei andern Bächen, die sich mit ihm vereinigen, entladet. Auf der nördlichen Seite des Tempels so wie vor dem Eingange sind mehrere kleine Tempel oder Altäre gewesen, die in Trümmern liegen und von Gebüsch überwuchert sind. Nur an einer Stelle stehen noch zwei Fragmente von Säulen. Vor dem Eingange des Tempels befindet sich auf einem Stein folgende Inschrift:

ΔΥΡΙΗΡΟΚΜΔΟΜΝΟΥΤΥΝΗΔΥCΔΟΥ
ΩΤΟΥ.... ΗΙΡΝΟVΗΟΜΟΥΡΟΗÜΗΔ
ΚΔΙΔeΤΙΗΡΟΤeΡΟΝΧΤeΤΡΔΚΟΩ
WΝeΙΩΔeΡΤΔΤΗÜΚΥΡΙΔC.....[1]

Einige hundert Fuß höher an der Ecke des Felsens sind noch an zwei verschiedenen Stellen kleine aber ganz verfallene Tempel. Der Reisende Buzulo hat diesen Tempel Aurora genannt. Im Dorf Hossn Sphyre hat früher auch ein und zwar noch viel größerer und schönerer Tempel gestanden, wie man leicht nach den Fundamenten und Ueberresten, die im Dorfe umherliegen z. B. einem Capitäl, welches bei der Thür eines Wohnhauses liegt, urtheilen kann. Auf den verschiedenen Fundamenten sind Wohnhäuser erbaut. Oberhalb des Dorfes in dem Felsen befindet sich eine Grotte, die den Anschein einer Eremitenwohnung hat. Die Bewohner des Dorfes sind Griechen, welche die Erlaubniß haben Waffen zu tragen, wovon sie auch Gebrauch machen, da sie an dem Kampf zwischen den Drusen und Maroniten und überhaupt in den Kämpfen gegen die Pforte nicht Theil genommen haben.

Orawiza, Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Fortsetzung.)

Aehnliches konnte wohl auch die innere Einrichtung des Casinos bezeugen, welches, ursprünglich und angeblich sittliche Unterhaltung und Belehrung bezweckend, von einer ziemlichen Gesellschaft Actionäre eben auch im Theaterlocal errichtet wurde. Man fand hier in zwei Zimmern Billard, Schachbrett und Kartenspiele, im dritten aber eine ziemliche Anzahl Zeitungen, ungarische und deutsche, darunter auch die Augsburger Allgemeine. Außer den eigentlichen ursprünglichen Actionären waren noch zwei Classen Mitglieder angenommen, welche sich aber nur nach dem Betrag ihres monatlichen Einsatzes unterscheiden. Um ledigen, jungen Leuten, deren Unterhaltungslust wie überall in der Welt gewöhnlich größer ist, als deren Börseninhalt, leicht Gelegenheit zu geben, sich in den aufgelegten Blättern belehren und überhaupt ihre Zeit in besserer Gesellschaft zubringen zu können, war für dieselben der Monatbeitrag als ein geringerer festgesetzt. Die Absicht war recht und gut, allein sie wurde durch die übrige Organisation der Anstalt nicht unterstützt. Indem nämlich das Billard und die andern Spiele vollkommen freigegeben waren und nicht einmal ein Kartengeld be-

[1] Nicht für alle Formen waren die Buchstaben vorhanden; wer aber griechische Inschriften zu lesen gewohnt ist, wird das Fehlende ersetzen, wenn uns gleich selbst die Abschrift nicht sehr genau scheint. A. d. R.

Digitized by Google

zahlt wurde, so war sehr natürlich, daß die ganze spiellustige Jugend des Orts, statt wie vorher in Wirths- oder Kaffeehäusern zu spielen, jetzt auf Kosten der Gesellschaft all ihre freie Zeit im Casino verspielte und die Zeitungen, die ohnedem politische und großentheils ungarische waren, nur wenig gelesen wurden. Merkenswerth zugleich war, daß bei einem Lesepublicum, wie man in dem hiesigen Bergstädtchen wohl hätte vermuthen können, sich kein technisches Blatt, wie z. B. das von Gratz, halten konnte und weil es niemand las, aufgegeben werden mußte.

„Sag mir, was du issest und ich sage dir wie du bist", ließe sich hierauf füglich anwenden, und dieser völlige Mangel an tieferem wissenschaftlichem Interesse, der sich in Orawitza fast bei aller geselligen Unterhaltung und Vergnügung kundgab, hatte sich auch im hiesigen Casino deutlich ausgesprochen. Statt zur Belehrung und ernstern Unterhaltung diente es größtentheils nur als wohlfeileres Spielhaus und gemächlicher Rauchtempel für müßige Tabakschmaucher, wo das Lesen mehr oder weniger Nebensache war.

Zu Vergnügungen ist das orawitzer Publicum immer wohl aufgelegt, und selbst der ernsthafteste Fremde wird gewiß von dem leichten und wirklich gefälligen Phaiakenleben so lange hingerissen und sich darin gefallen, bis ihn Unmuth über den eigentlichen Mangel an geistigen Genüssen, die hier dünn gesäet sind und selten vorkommen, nach und nach unfreundlich beschleichen wird. Orawitza aber hiefür allein Schuld tragen zu lassen, wäre Unrecht, denn es ist hier im kleinen dasselbe wie früher in Wien, glücklichen Andenkens. Ueberall eine Art freudiger Unschuld des Materialismus, wie im Herzen so in den äußersten Gliedern des Kaiserstaats.

Jeder Fremde wird in Orawitza von diesem lustigen leichten Sybaritismus hingenommen, und viele die diesen Ort nur im Flug durchsuchten, nahmen diesen Eindruck mit sich fort, Orawitza stets in heiterm Andenken behaltend.

Anders geht es aber gewiß jedem welcher Gelegenheit hatte, diesen Phaiakenort auch im Unterkleid zu sehen, er wird gewiß das Sprichwort erwahrt finden: „oben Hui und unten Pfui!" d. i. zu deutsch „oben Putz und unten Schmutz." Eben so unrecht, als dieß läugnen zu wollen, wäre aber, die Schuld hievon allein auf die geborenen Orawitzaer wälzen zu wollen. Diese folgen wie überall die meiste sogenannte civilisirte Welt, nur in blindem Autoritätsglauben der von Oben und von Westen her dictirten Mode, diesem Wiederscheinregenbogen wahren sittlichen Fortschritts.

Die Vorträger hievon sind immer die höheren Schichten und ihnen folgen in entsprechender Reihenfolge abwärts die andern, so daß sich dieser ganze Afterculturgang als eine Narrenprocession vom Ursprünglichen zum Verhunzten, von der Wahrheit zur Lüge denken läßt. Also auch in unserem guten Bergstädchen. Wie überall die Klage der Alten um die gute alte Zeit und das Drängen der Jungen um die zukünftige Herrschaft, welche jene nicht aus der Hand geben wollen. Ebenso wie überall die Verachtung des Angestammten und der Unfehlbarkeitsglauben ans Neue. Freilich ist das Maaß dieser Thorheiten nicht aller Orten gleich, und darin kann man von Orawitza sagen, trachtet es verhältnißmäßig sehr voran. Die einfache Ursache hievon ist, daß nicht die Eingebornen hier herrschen, sondern gleichsam eine stets sich ablösende Beamtenbesatzung, welche außer ihrem fast einzigen Lebensinteresse, ihre materielle Stellung in der Gesellschaft zu verbessern, kein anderes besitzen. Dieser Geist beseelt die große Mehrzahl von der oberen bis in die untersten Schichten hinab. Diesem Winke nach strebt umgekehrt wieder die ganze Gesellschaft von den untersten bis zu den obersten Schichten. Alle Hebel, welche zu Belebung des geselligen Lebens dienen, selbst die, welche geistigeres Interesse verlangen, werden nur durch die allgewaltige Mode in Bewegung gesetzt. Daher Putz und Eleganz an der Außenseite, daher aber auch eine vielfache Undurchdringlichkeit der Innseite. Ein Glück ist übrigens dabei, es herrscht nämlich bei all dieser Oberflächlichkeit nicht jener düstere feindselige Haß der Rohheit gegen alles Tiefere, die man so häufig mit geistiger Finsterniß verbrüdert findet, sondern eine lebensfrohe Vergnügungslust gönnt hier jedem seine Freude, weßhalb selbst der absonderlichste Philosoph ungestört bleibt, höchstens daß man mitleidig über ihn den Kopf schüttelt.

Von den drei schönen Künsten Dichtkunst, Malerei und Musik hatte letztere bis jetzt bei weitem die meisten Jünger und war in der That überraschend gut vertreten. Die Vocalmusik hatte ihre Solo- und Chorsängerinnen und Sänger, die sich keck auch anderswo hätten hören lassen können. Alle Stimmen, Bässe, Mittelstimmen und Soprane verriethen mehr oder weniger Schule, so daß bei dem im Jahr 1847 gestifteten Musikvereine recht hörenswerthe Stücke je monatlich zweimal zur Ausführung gebracht werden konnten. Nicht minder war dieß der Fall mit der Instrumentalmusik, welche in dieselben Concerte glänzende Violin- oder Cello-Solopartien und gute Ouverturen für acht Streichinstrumente lieferten.

Freilich nach dem, was ich schon oben bemerkte, war auch hier wieder natürlich, daß die Auswahl der einzelnen Stücke nicht immer eine classische war, und daß im Gegentheil ein allzu gewählter Zettel öfters der Krittelei eines Publicums unterworfen ward, welches in seiner Gesammtheit weniger als ein wahrhaft musikalisches als ein schau- und hörlustiges zu bezeichnen war. Oft hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, daß irgendeine Polka oder Galopp rauschend aufgenommen wurde, während eine Nummer von Haydn, Mozart oder Beethoven höchstens den Ausführenden zu lieb einige Anerkennung fand. Also auch hier wieder die Mode Alleinherrscherin. Was z. B. vor ein paar Monaten die Wiener erfreut hatte, brachte heute die guten Orawitzaer außer sich vor Entzücken, indem auch sie hatten, was das himmlische Wien genossen. Nulla regula sine exceptione, so auch hier und ich kann sagen, daß ich eben auch manchen Abend auf recht angenehme Weise verbrachte, wo in diesem oder jenem Privathause eine kleine gebildetere Gesellschaft hiezu versammelt war. An einem solchen Abende ward mir einmal im Hause des Bergwerkspräsidenten das seltene Vergnügen zu Theil, den durchreisenden Pianisten Seymour Schiff zu hören.

Ueber die geselligen Zustände des Landes und besonders auch der Bergortschaften ließe sich noch viel anführen, was aber weniger locales Interesse bietet, da, wie schon gesagt, die allmächtige Mode auch hier ihr Herrscherzelt aufgeschlagen.

Wie schnell und bis in Tiefen dringend aber deren Macht wirkte, dafür möchte ich doch ein paar Beispiele anführen, die gewiß, stände nicht die Ortsbestimmung daneben, jeder nur in einer zehnmal größern Stadt vermuthen würde.

Es war im Spätjahr des Jahrs 1847 Abends 7 Uhr, da ich, noch bei offenen Fenstern am Schreibtisch sitzend, Leute auf der Straße reden hörte, was mir zwar anfangs, da ich zu ebener Erde wohnte, nicht eben auffiel. Während des Arbeitens erschien es mir aber zuletzt eigenthümlich, daß Leute um diese Jahrszeit ein so langes halblautes Gespräch auf einem Fleck zu

Digitized by Google

führen hatten. Zum Fenster tretend, sah ich nun einen kleinen Trupp Leute eine auf der Erde ausgestreckte Leiche umstehen, und so, was man sagt — discuriren. Jeder Vorübergehende machte natürlich Halt, fragte und erkundigte sich und so ward ich die Geschichte bald inne. Der Todte war der Amtsbote von dem Boczschaner Eisenwerk, und schon seit mehreren Jahren hektisch gewesen, so daß, als er vor einigen Tagen wieder im Dienst hierher gekommen war, er ins Spital gebracht werden mußte. Der arme Schlucker hatte sich wohl keiner ausgesuchten Pflege zu erfreuen gehabt und die bei Sterbenskranken so häufig vor dem Tode eintretende Unruhe trieb auch ihn aus dem Bette, indem er äußerte, daß er hier nicht bleiben und sterben wolle, er müsse fort. So ging er die Straße hinunter, kam aber nicht weit, da bat er einen Jemand ihn zurückzuführen. Nach ein paar hundert Schritten sank er aber schon zusammen und starb ruhig und gemüthlich nach Walachenart auf der Erde. So lag die Leiche, eine brennende Kerze, von milder Hand gespendet, in der starren Faust, auf offener Straße und von Neugierigen umgeben vielleicht eine halbe Stunde lang, bis die Sache endlich an den rechten Mann kam, die Polizei sich in Bewegung setzte und endlich ein paar Träger sandte; da ward dicht neben der Leiche eine heitere Scene aufgeführt. Ganz in der Nähe wohnte nämlich ein Herr Professor, der feierte den Vorabend seines Namenstags, zu welchem Zweck eine böhmische Musikbande vors Haus gerückt war und, die Leiche dicht im Rücken, Polka um Polka, und Walzer auf Walzer aufblies. Unter dem Jubel dieser Namenstagstöne ward endlich die Leiche auf einer Tragbahre weggeschleppt. So hatte ich selbigen Abend eine ächt großstädtische Scene in einem kleinen Bergstädtchen erlebt.

Ein anderes städtisches Bild, ein Seitenstück zum vorigen gibt folgender Vorfall.

In das zweideutige Glück von „Nicht-Vestalinnen," welche sich dafür daß sie das heilige jungfräuliche Feuer nicht bewahren, bezahlen lassen, theilen sich hier Deutsche und Walachinnen, meist Dienstboten. So lebte denn hier auch die sehr anrüchige Tochter deutscher Bergleute. Sie hatte schon mancherlei Stoff für die hiesige chronique scandaleuse gegeben. Nicht allein Priesterin der schaumgeborenen Venus hatte sie dem Herrn Aeskulap schon manche Nuß zu knacken gegeben, sondern sie hielt sich auch zu dem verdienstlichen Gewerbe Merkurs, dessen, welcher, wie Schiller sagt „das Practiciren prächtig kann." So hatte sie denn auch schon als Diebin, wie man sie hier auch schlechtweg nannte, manches mitunter drollige Probstückchen geliefert. Drollig, weil sie ihre Kunst meist für Eßwaaren und Leckereien n Anspruch nahm. Z. B. da sie schon, wie böses Geld überall und in allen Häusern herumgekommen war und gedient hatte, ward es ihr leicht vor einem Bäckerhause auszuspähen, wer einen Kuchen, Pastete oder sonst derartiges zum Ausbacken dahin sandte, oder sie erkundete sich hierüber im Plaudern mit andern Dienstboten. Um die bestimmte Zeit ging sie dann hin und verlangte im Namen der Herrschaft das anvertraute Gut. Mit solcher Beute eilte sie dann in irgend einen Versteck und that sich benissime, unbekümmert um die Verlegenheit, welche sie da oder dort in einem Hause einer vergebens kuchenharrenden Gesellschaft angethan hatte. Natürlich wurden solche Schwänke sammt ihrer Urheberin bald bekannt, und nach kurzer Zeit hatte die Uebelthäterin mehrmals vor Gericht gestanden und Arreststrafen erstehen müssen. Solches ihr zur wohlverdienten Strafe, der öffentlichen Gesittung aber zum Sühnopfer, dabei sank indessen die Gesunkene ihren Weg immer tiefer abwärts und war bald auf jener Stufe angekommen, da selbst die hohe Gerechtigkeit sowie die alma mater ecclesia die Unverbesserlichkeit der Verworfenen erkannt hatten.

Beide beflissen sich so wenig als möglich amtliche Kunde von der Verbrecherin zu erhalten, denn sie war blutarm, ekelhaft und kränklich, von allen verlassen. Ihr sonstiges Gewerbe hatte ihr auch nichts gelassen, wonach irgend ein niederer oder höherer Diener der öffentlichen Gerechtigkeit Gelüsten getragen hätte. Bei den Anklagen gegen dieselbe schaute so nichts heraus, als ein achttägiges Freiquartier im Arrest, wovon wieder kein Mensch etwas hatte, als höchstens ein Amtsdiener die Mühe des Beschließens.

So war diese Person auch einmal wieder zum so und so vielten Male wegen Diebstahls eingebracht worden und saß in einer kalten Winternacht im Arrest, welcher übrigens wohl geheizt war. In der Nacht entstand plötzlich Lärm; die Wache hörte drinnen um Hülfe rufen, sah nach und fand die Gefangene in Rauch und Feuer. Auch eine Bank und der Fußboden waren in Brand gerathen, so daß die Herbeieilenden kaum wußten, wo sie zu löschen anfangen sollten. Mühsam genug wurde dieß endlich vollbracht, da aber die Unglückliche vom Feuer so sehr verletzt war, so mußte sie ins Spital gebracht werden. Da jedoch dieses in Orawitza nur eine Privatanstalt der eigentlichen bergarbeitenden Classe ist, so wurde die Verbrannte schon nach 12 Stunden unbarmherzig hinausgewiesen und fast buchstäblich auf die Straße geworfen. Tochter einer Wittwe, die selbst nichts hatte, als eine über und über verschuldete Hütte und dazu noch auswärts im Dienste war — wo sollte sie hin?

Als die Alte das Elend ihres mißrathenen Kindes erfuhr, kam sie nach O., brachte die Unglückliche zwar in einem Hause unter, wobei Mitleid, Verwandt- und Bekanntschaft mithalfen. Dieses Asyl war übrigens auch nur ein Besitzthum der Armuth, denn nur diese nimmt Antheil an fremdem Elend und so blieb und starb endlich die Verworfene nach hinzugekommenem Brand rettungslos. Kein Arzt, keine Pflege, keinerlei Hülfe hatten sich zu ihrem Krankenlager gesellt. Wie ein schäbiger Hund vor die Schwelle getreten und geprügelt auf dem Kehricht krepirt, so endete die Verbrannte ihr elendes Daseyn, von der Welt, von der sie zuvor verdorben ward, hinausgestoßen. Die Mehrheit des gebildeten Publicums hatte über diesen Vorfall nichts als ein seelenloses Achselzucken und ein Gefühl ähnlich dem eines Arztes, der den ekelhaften Auswurf eines Kranken wegschaffen läßt.

Ein, wenn auch heiterer gezeichnetes Anhängsel zu den beiden vorhergehenden Sittenbildern ist deßhalb kein weniger gewichtiges Zeugniß für die hiesigen verdorbenen Zustände der Gesellschaft. Seinen Außenseiten nach weniger erschreckend und betrübend ist das Geschichtchen vom Leseverein oder Lesekränzchen, welches die hiesigen Dienstboten in jüngerer Zeit einem ähnlichen ihrer Brodherrschaften nachgebildet hatten, welches aber auch fast eben so schnell als das erstere noblere sein Ende fand. Dieses hatte bereits bestanden und war meistens durch neuere französische Lectüre verherrlicht worden, da aber der Reiz der Neuheit weg war, so scheiterte es an kleinen pikanten Gegenseitigkeiten der Mitglieder und hörte stillschweigend auf. Ein Schatten davon, das Dienstboten-Lesekränzchen, überlebte jenes nur einige Wochen. Die sogenannten nobleren, d. h. Sonntags besser geputzten oder in vornehmeren Diensten stehenden Mädchen versammelten sich nämlich an bestimmten Tagen im Hause einer Bergmannswittwe, wobei ein hübscher, gewichster Bäcker-

Digitized by Google

geselle als Vorleser und joli coeur den Hahn im Korbe machte. Dieser Seladon der Menscherbälle (Dienstbotenbälle, das Mensch, die Menscher in der hiesigen Vulgärsprache gleichbedeutend mit Dienstmagd, Dienstmägde) streute in den jungen bildsamen Seelen dieser weiblichen Jugend den Samen des Guten hauptsächlich durch Schillers Gedichte aus, welche die meiste Anerkennung gefunden hatten. Für die materiellen Annehmlichkeiten solcher Abende waren die wißbegierigen Zuhörerinnen besorgt. In Form eines Picknicks bestellten diese Essen, Trinken, Licht und Heizung. Es hatten Brodherrschaften wohl nie williger für die geistige Ausbildung ihrer Dienstmädchen beigetragen, als eben bei Gelegenheit dieses Lesekränzchen. Die eine brachte dieß, die andere jenes, alles war zu finden, aber nichts, worüber Schenkungsurkunden Seitens der Herrschaften, deren Beutel dazu hergehalten, vorgezeigt werden konnten. Auch über die Art und Weise, wie die Perlen dieses gebildeten Dienstmädchenzirkels sich die materiellen Bedürfnisse zu verschaffen wußten, ward mir ein ebenfalls ein artiges Stückchen bekannt, welches bezeichnend wie es ist, hier auch sein Oertchen finden mag.

Es hatte nämlich eine das nächstemal den Braten zu schaffen, und um am bestimmten Tage Wort halten zu können, so verschaffte sie sich in Branntwein getauchte Brodbrocken und warf sie dem Welschhahn im Geflügelhof ihrer Herrin hin. Dieser verschluckte sie ohne Arges, nicht ahnend, daß diese sein Henkermahl seyen. Der stolze Hahn hatte bald des Guten zu viel gethan, fing an, seiner Grandezza bar zu werden, zu taumeln und endlich fast wie auf dem Kopf zu tanzen. Die verschlagene Magd rief jetzt ihre Frau herbei: „Mein Gott, gnädige Frau, was ist's mit unserm Welschhahn u. s. w." Die Gerufene eilte herbei, sah und staunte, begriff aber nicht, da half ihr die Magd auf den Einfall, daß dieß die fallende Sucht seyn müsse. Hierüber erschrack die Frau noch mehr, wehrte mit beiden Händen vor sich hin und befahl das unglückliche Thier zu beseitigen. Niemand war hiezu flinker als die Magd. Sie nahm den Betrunkenen, drehte ihm den Hals um und warf ihn zum Schein hinter den Geflügelstall, versteckte ihn aber nachher aufs beste, denn der epileptische Welschhahn mußte heute noch als Braten in einer Gesellschaft figuriren, in welcher der schöne Bäcker die ausgesuchtesten Stellen aus den Reden eines Posa oder Prinzen Carlos vorzutragen hatte.

Die schlaue Magd hatte das Mittel zu einem wohlfeilen Braten zu kommen trefflich gewählt, denn in der Familie, wo sie diente, befanden sich zwei unglückliche Opfer dieser Krankheit, so daß es in der That nur eines Winks bedurft hatte, um die betrogene Frau so in Schrecken zu bringen, daß sie für den Verlust ihres Welschhahns keine weiteren Gedanken mehr hatte.

Mit dem Bisherigen glaube ich genug gesagt zu haben, um dem geneigten Leser lebendige Blicke in das gesellige Treiben der orawitzaer Bevölkerung zu gewähren

(Fortsetzung folgt.)

Colombo.

(Bruchstücke aus einer Reise nach Indien. Von Saltykoff. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. September.)

Colombo, die Hauptstadt von Ceylon, gleicht mehr einem großen Wald oder einem ungeheuren Garten; es ist von Cingalesen, Malabaren, Malayen und Mauren bewohnt, welche in Hütten unter einem dichten Dache von Cocospalmen und andern Bäumen wohnen. Der Blick des Europäers wird eigenthümlich ergriffen von dieser ganzen Natur mit ihren ungewöhnlichen Pflanzen und er glaubt einen ungeheuren botanischen Garten vor sich zu haben. In dieser schattenreichen Insel ist die dämmerige Atmosphäre mit Elektricität angefüllt: Blitze sind außerordentlich häufig, und erhellen auf einen Augenblick die Gipfel der Berge und die Tiefen der mit Gebüsch und Gras bewachsenen Abgründe. Die Stille wird bei Annäherung der Aequinoctialstürme durch ferne Donnerschläge unterbrochen; so wie durch das dumpfe Klopfen der Gonzen, das in dem Dickicht der Wälder wiederhallt, denn nicht selten sind ihre geheimnißvollen Tempel, wo der alte buddhistische Cultus in seiner ganzen ursprünglichen Seltsamkeit gefeiert wird, in dem undurchdringlichsten Dickicht versteckt. Wenn die Einbildungskraft den Wanderer verlockt auf den feuchten, schattigen Pfad unter den überhängenden Bäumen, welche niemals die Sonne durchdringt, zu einem dieser ländlichen Tempel, so empfangen ihn hier vornehme, gastfreundliche Priester in gelben Gewändern mit geschorenem Haupt und Bart, und führen ihn unter ihr Dach. Hier erfüllt der Duft der seltensten Blumen die Atmosphäre, und das Schimmern der mit Cocosnußöl gefüllten Lampen beleuchtet den riesenhaften aus dem Felsen gehauenen und mit brennenden Farben, namentlich Orange und Gelb, bemalten Buddha, der sitzend oder liegend die ganze Höhe oder Länge des Tempels einnimmt. Diese gastfreundlichen Priester setzen ihnen sogleich ein reinlich bereitetes Mahl vor, das aus Vegetabilien mancherlei Art besteht. Die bei den Tempeln erzogenen Kinder umgeben den Fremden mit kindischer Neugier. Einige wehen ihnen mit Fächern Luft zu, andere bringen ihnen kaltes Wasser, und bald ist eine Cigarre bereitet aus den im Garten abgerissenen Blättern, oder man reicht ihnen Betel, Zuckerrohr und andere wunderbare Erzeugnisse, von denen man sich kaum etwas träumen läßt. Einer der Priester bemerkte, daß mir einige Haare in die Augen hereinfielen, zog rasch ein Kämmchen aus der Tasche, und bot mir es sehr ernsthaft und ohne ein Wort zu sprechen dar. (Die Cingalesen wenden nämlich große Aufmerksamkeit auf ihre Haare, die sie sehr lang tragen.) Die Bewirthung geschieht mit schweigender Ehrerbietung. Diese Waldgeistlichen flößen ihren Schülern Wohlwollen und Sanftmuth ein, und bilden sie zu friedlichen guten Menschen. Durch diese Eigenschaften zeichnen sich die Cingalesen, die Eingebornen Ceylons, aus, welche ein einförmiges, redliches Leben führen. Die in diesem wunderbar schönen Lande lebenden Menschen sind glücklich gebaut: ihre Gesichtszüge sind edel, der Ausdruck sanft und gutmüthig; sie zeichnen sich aus durch eine stattliche Gestalt, hohen Wuchs und angenehme Körperbewegungen.

Mumienweizen.

Die englischen Journale bringen eine neue Probe zur öffentlichen Kenntniß, welche mit in Mumienkisten gefundenen Körnern gemacht wurde. Eines der merkwürdigsten Vegetationsphänomene wurde in Hampshire beobachtet, und verdient die ganze Aufmerksamkeit der Agronomen, umsomehr als es durch die ehrenwerthesten Zeugnisse bestätigt ist. Vor einigen Jahren brachte die Familie des Sir W. Symonds Getreidekörner, die in einem Mumiensarkophag gefunden wurden, aus Theben mit. Der Geistliche Snol hatte voriges Jahr (1848) den Einfall eines dieser Körner zu stecken. Nach den mäßigsten Berechnungen konnte dieß Korn nicht unter 2400 Jahre alt seyn, da kein historisches Zeugniß die Möglichkeit eines nach dem ägyptischen Verfahren bewerkstelligten Begräbnisses nach dem Jahre 571 vor der christlichen Zeitrechnung beweist. Dieß einzige Korn ging auf und erzeugte 15 Stengel, welche mehr als 1600 Körner von außerordentlicher Vollkommenheit trugen, wornach unser gewöhnlicher Weizen die Anzeichen starker Entartung trägt. Man darf deßhalb nicht erstaunt seyn, daß Aegypten mit dem Ueberschuß seiner Ernten im Alterthum Syrien, Griechenland und das römische Reich versorgen konnte. (Revue archéol. December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 18 Januar 1850.

Neuaufgefundene Alterthümer in Rom.

In der Londoner Versammlung der Alterthumsforscher am 3 Jan. d. J. wurde ein Brief von einem Hrn. Benjamin Gibson aus Rom über neuerlich auf der Trastevere-Seite gemachte Entdeckungen mitgetheilt. Einer der ersten und interessantesten Gegenstände war ein bronzenes Pferd in Lebensgröße, das vermuthlich eine der Zierden des Bogens bildete, welcher an der Stelle, wo es gefunden wurde, gestanden haben soll. Die zweitwichtigste Entdeckung ist die einer halbkolossalen nackten Statue aus Hymettus-Marmor; sie stellt einen Athleten dar, der sich den Arm mit einem Schabeisen abwischt. Canina hält ihn für die Arbeit des Sicyoniers Polycletus, oder des Lysippus. Figuren von Athleten, die sich in solcher Weise abschaben, sind häufig auf etrurischen Vasen, aber dieß ist die erste Statue dieser Art, die man entdeckte. Sie steht jetzt im Vatican an der Seite des berühmten Mercurs, den man ehemals für einen Antinous hielt. Die letzte und von den Alterthumsforschern Roms nicht am mindesten geschätzte Entdeckung ist die einiger schönen und sehr merkwürdigen Fresken, die beim Ausgraben der Fundamente eines Hauses in der Via Graciosa zuerst bloß gelegt wurden. Mit Ausnahme der Aldobrandinischen Hochzeit, der Fresken in den Bädern von Titus, der Columbarien an der Via Appia und einiger Fragmente sind keine sehr beachtenswerthen Proben alter Frescomalerei zu Rom erhalten geblieben. Die Mauer, auf welcher die neulich entdeckten Fresken gemalt waren, besteht aus Netzwerk, ähnlich dem, wie es zur Zeit Augustus gebräuchlich war; der Malereien sind 7 Stücke, welche die Wanderungen des Ulysses darstellen; die menschlichen und mythologischen Figuren etwa 9'' hoch, und gewöhnlich mit Namen in griechischen Buchstaben oder mit einer gleichfalls griechischen Ueberschrift versehen. Die zwei ersten Bilder sind fast vernichtet, die andern aber gut erhalten. Das dritte, aus dem 10ten Buch der Odyssee entnommen, zeigt die hohen Felsen des Landes der Lästrygonen, hinter denen man das Meer und den Hafen sieht, in welchem die griechischen Schiffe eingelaufen sind. Vor und hinter den Felsen ist ein Pfad, der zu der Stadt führt, wo die beiden Gefährten des Ulysses und sein Herold die Tochter des Antiphates treffen, die mit einer Urne in der Hand zu der Quelle Artakia hinabsteigt; diese ist dargestellt durch einen auf dem Boden ausgestreckten Jüngling, der mit dem einen Arm sich auf eine große Amphora lehnt. Die Figur, welche davor steht, und das Mädchen ausfragt, hat über dem Kopfe den Namen Antilochos in großer Schrift stehen, die beiden andern aber, welche voll Verwunderung sind über die riesenhafte Gestalt des Mädchens, sind mit Archialos und Eurybatis bezeichnet[1]. Eurybatis, der Herold, hält zwei Speere in der Hand. Die Kleidung der Griechen ist eine weiße Tunica ohne die Chlamys darüber; rechts von dem Bild sind einige Schafe, und etwas höher oben am Berg sieht man Vieh fliehen. Das nächste Gemälde stellt die Lästrygonen dar, wie sie von ihrem König aufgefordert werden, die griechische Flotte zu zerstören. Die Anstrengung des einen, der einen Baumast abreißen will, und die eines andern, der ein großes Felsenstück wirft, sind beachtenswerth. Das ganze Bild zeigt große Anmuth und Lebendigkeit, und die Verkürzung von Menschen und Thieren deutet auf eine sehr gute Schule. Unter den weitern Abenteuern des Ulysses ist sein Verhältniß zur Zauberin Circe das merkwürdigste Bild; die Reihe schließt mit seinem Hinabsteigen in die Unterwelt. Diese kostbaren Werke der Kunst werden von ihrem Eigenthümer Signor Filippo Bennicelli mit großer Sorgfalt in Acht genommen.

Orawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Fortsetzung.)

Schon der Name Bergwerk sagt zur Genüge, um was sich hier das gewerbliche Treiben dreht. Bergbau ist die Grundlage alles übrigen Verkehrs, und sie ist um so vielseitiger, als es nicht allein Metalle sind, die in der nächsten Umgebung dieses Bergorts zu Tage gefördert werden, sondern eben so wichtig, ja vielleicht bedeutender ist der Reichthum an Steinkohlen, welcher besonders in der neuesten Zeit dem öffentlichen Verkehr hier eine stets im Wachsen begriffene Ausdehnung gab, während es ihn andrerseits auch ganz anders gestaltete. Längst hatten Kupfer und Gold für Orawitza nicht mehr die Bedeutung wie früher. Schlechte Verwaltung von Seiten der Behörden, Muthlosigkeit, Mangel an Betriebscapital, Eifersucht und Kleinigkeitskrämerei auf Seite der Gewerkschaften hatten diesen Betrieb zu ärmlichem Siechthum herabgedrückt, da wurden die Steinkohlen unweit Steierdorf entdeckt und von frisch gebildeten Gewerkschaften in Angriff genommen. Der Erfolg war ein glänzender, wenn sich auch mancher Private mit Schürfen und Aufschließen verbaut hatte. Die Beschaffenheit der erbeuteten Kohlen machte dieselben zur Primwaare in der ganzen Monarchie, und wie man mich vielfach versicherte, wetteifert sie mit der besten englischen. Die Dampfschiffahrt auf der Donau, ebenfalls zu jener Zeit noch in jugendlichem Wachsthum begriffen, benützte die Orawitzaer Kohlen gerne und verführte sie

[1] In der Odyssee X. 80—132 sind diese Namen nicht aufgeführt. A. d. R.

Digitized by Google

für ihre Rechnung stromauf- und abwärts auf verschiedene Stapelplätze, ja sie führte dieselben bis Wien, um sie dort zum freien Verkauf aufzulagern. Als später noch andere Gesellschaften Lust bezeugten auf der ungarischen Donau, wo das k. k. österreichische Privilegium keine Geltung hatte, ein zweites Dampfschiffsunternehmen zu begründen, so galt es für jene hauptsächlich, sich allein der besten Steinkohlen zu versichern und dadurch das Aufkommen einer zweiten Gesellschaft wenn auch nicht unmöglich zu machen, doch nach Kräften zu erschweren. Zu dem Zweck ließ die erste Gesellschaft durch ihre Agenten fast mit allen Steinkohlengewerkschaften, die in und um Orawitza betheiligt waren, Contracte auf alle erzeugte Kohlen abschließen. Auf diese Weise hatte der Steinkohlenbergbau binnen einem Jahrzehnt den raschesten Aufschwung genommen und eine mächtige Thätigkeit unter der Bergbevölkerung selbst hervorgerufen. Außerdem erwuchs aber daraus eine entsprechende Nebenindustrie in dem Fuhrwesen, welches die Stellung der Steinkohlen von den Gruben bis zum Donaustrand verlangte.

Lange Zeit, besonders als der Kohlenbedarf der Donaudampfschifffahrt 200,000 Centner jährlich noch nicht überstieg, konnte diese Abfuhr als Nebenerwerb von den Zugviehbesitzern in und um Orawitza besorgt werden und wurde es in der That auch so lange, bis takt- und gewissenlose Agenten anfingen, die Fuhrlöhne herabzusetzen und so den Zuzug an Fuhrwesen zu einer Zeit abzuwenden, als eben die Dampfschifffahrtsgesellschaft damit umging, sich fast ausschließlich allein in Besitz der Steinkohlen zu setzen. Statt jetzt mehr Zugkräfte zu bekommen, war das Unternehmen dadurch gestört, daß die Fuhrleute durch herabgesetzte Löhne nicht mehr bestehen konnten. Jetzt was machen? Statt den Lohnsatz zu erhöhen, schlug die Verwaltung ein viel viel schlimmeres Mittel ein. Sie wählte nämlich eine Art von Wucher, welchen sie auf die morschen Stützen der korrosirsten Beihülfe verschiedener Magistratspersonen stellte. Damit war das für das Banat so segenbringende Unternehmen zum förmlichen Fluch eines großen Theils der Bevölkerung. Die Form davon war folgende:

Die Dampfschiffgesellschaft bot allen, die Lust und Liebe dazu hatten, durch ihre Agentie Vorschüsse in baarem Gelde an, womit die Empfänger theils speculiren konnten, theils sollten sich damit arme Landleute Wagen und Gespann anschaffen, um für die Gesellschaft Steinkohlen fuhrwerken zu können; dabei ward aber ein so niederer Preis als Fuhrlohn per Centner angesetzt, daß kein Fuhrmann bestehen konnte, da er sich mit einem zweispännigen Wagen binnen dreimalvierundzwanzig Stunden, die er mindestens von der Grube bis zur Donau verbringen mußte, nicht über 5 fl. stellen konnte; hiebei war noch keine Versäumniß durch Unwetter im Gebirge, kein Unfall, keine Abnützung an Schiff und Geschirr u. dgl. gerechnet. So hätte denn die Gesellschaft die Interessen für ihre sogenannten unverzinslichen Vorschüsse schnell und doppelt nutzbringend hereingebracht, wenn es nur so gegangen wäre, wie der Plan angelegt war. Die Bezirksbehörden, theils bethört, theils wohl unterrichtet und durch glänzende Geschenke gewonnen, hatten es ihren Creaturen, den Gemeindevorständen und Ortsnotaren, hinausbefohlen, die Leute für ein so höchst menschenfreundliches Unternehmen zu gewinnen und ihnen die Vortheile vorzustellen, welche so bereitwillig gespendete Vorschüsse für sie haben würden. Baar Geld lacht, sagt das Sprüchwort, und es lächelte natürlich auch den armen Schluckern, wie man sie leider der Mehrzahl nach in den walachischen Dorfgemeinden trifft. Da kamen armselige Leute, die ihr Leben lang nie 20 fl. auf einem Häuflein bei einander gesehen, geschweige besessen hatten; Leute, die, um heute so viel in die Hand zu bekommen, ihren Hals für morgen dem Strang verschrieben hätten. Sie bekamen in optima forma das Geld und zogen damit ab, froh, jetzt Ochsen oder Pferd und Wagen anschaffen zu können. Manche waren ehrlich und fuhrwerkten bis sie sahen, daß sie betrogen waren und zusehen mußten, da wurde das Gespann verkauft und das noch restirende Geld zurückgegeben. Viele waren aber von vornherein spitzbübisch genug, kauften zwar Wagen und Gespann, ließen sich aber nicht einfallen, regelmäßig den empfangenen Vorschuß abzufuhrwerken, sondern sie thaten nur hin und wieder einen Zug, wenn sie von ihren Gemeindevorständen getrieben und gepreßt waren. So hatte die Verwaltung der Dampfschiffgesellschaft, trotzdem daß sie sich die Bestechung der öffentlichen Behörden Tausende hatte kosten lassen, viele Tausende auf die elendeste Weise vergeudet, die als Vorschüsse verausgabt und, wie sich bald darauf zeigte, uneinbringlich waren. Was wollte denn jene saubere Justiz mit den nackten Kindern versklavter und verelendeter Armuth machen! hätte sie ihnen auch die Haut noch abgezogen, das Debet in ihren Büchern wäre damit nicht gestrichen worden.

Um aber bei allen diesen Vorgängen seine innere Genugthuung erlangen zu können, muß man zuvor den Schlamm von Schlechtigkeiten bis auf den Grund gesehen haben, welchem die Dividendensucht der Dampfschiffgesellschaft hier durchwatet hatte, um ihre Zwecke zu erreichen. Nicht allein waren es die Bezirksbehörden, welche bestochen waren, sondern die Ortsvorstände selbst nahmen sich noch ihren Teufelsantheil an dem Blutgelde, welches die Leute als Vorschuß empfangen hatten.

Wie nämlich einer mit seinem baaren Darlehen aus dem Herrenzimmer trat, so verlangten Richter, Geschworene und Ortskorporal ihre Sporteln, gewöhnlich im Betrag von 2 fl., 1 fl., 1 Zwanziger bis auf eine halbe Wein oder Branntwein, welche der glückliche Empfänger mit den untersten Gemeindedienern zu trinken und zu bezahlen hatte.

Wie ernstlich übrigens die Dampfschiffgesellschaft auch angesetzt hatte, um an den Steinkohlen und deren wohlfeilem Transport ihr Schäflein zu scheeren, so nachhaltig war es mit dem Fuhrwesenswucher mißlungen. Um sich nun daraus zu helfen, griff sie zwar zu einem ehrlichen aber eben so wenig entsprechenden Mittel. Nachdem sie zuvor vergebens einen Fuhrwesensunternehmer gesucht, welcher sich verpflichten sollte, hundert Vierspänner hälftig abwechselnd auf den Beinen zu erhalten, so wollte sie die Sache selbst unternehmen und begann auch damit. Es wurden Ställe und Schupfen gebaut, Pferde sammt Schiff und Geschirr beigeschafft, ehe aber das ganze Inventar bei einander war, zeigte sich schon die Unhaltbarkeit des ganzen Planes. Dieser mußte aufgegeben und die vorhandenen Züge in der Art an professionirte Tolnaer Fuhrleute übergeben werden, daß diese die Nutznießung davon hatten, die Züge selbst aber im Stand erhalten mußten. In Verbindung mit sonstiger freier Concurrenz, welche man wieder mit erhöhtem Frachtpreis angezogen hatte, zeigte sich dieß endlich als das einzige erträgliche Auskunftsmittel. Das Fuhrwesen war und blieb für die Gesellschaft der wunde Fleck des Steinkohlenunternehmens und wird es auch in alle Zukunft bleiben.

Während sie indessen mit dem öffentlichen Verkehr um den Vortheil rang, so nahte ein zäherer Unternehmer. Der Staat selbst, so wollte der Finanzmann Kübeck, sollte das ganze Stein-

Digitized by Google

kohlenunternehmen aufschultern und damit sein sieches Daseyn fristen. Er ließ alle Minen und selbst materielle Vortheile springen, um sich ganz in Besitz aller aufgeschlossenen Steinkohlengrubenfelder zu setzen. Nachdem dieß mit einigen wenigen Ausnahmen geschehen war und er sich damit eine Art Monopol geschaffen hatte, mußte er natürlich auch auf ein Fuhrwesen bedacht seyn. Er griff sogleich zum nächstliegenden, zu einer Staats-Eisenbahn, welche aus einem Gebirgsthal nächst Orawitza und Steierdorf zur Donau hinab geführt werden sollte und die den einzigen Zweck der Steinkohlenförderung hatte. Der Gedanke war großartig und fast englisch oder amerikanisch gedacht, ob aber die Vorberechnungen und Anschläge, auf welche das ganze basirt wurde, stichhaltig waren, ist nicht zu entscheiden, jedenfalls hatte dieses mächtige Unternehmen bedeutende Vorkritiken zu erdulden. Eine Staatseisenbahn, theilweise in schwierigem Terrain zu erbauen und wenn dieselbe fertig seyn würde, keine Aussicht auf genügende Beschäftigung, mithin auch keine auf Vergütung der Zinsen eines namhaften Anlagecapitals — was sollte und wollte der Staat hiebei gewinnen?

Das Maximum von in einem Jahr verführten und verbrauchten Steinkohlen waren bis jetzt 400,000 Centner. Ließe sich nun auch der öffentliche Bedarf bis zu einem Consumo von 1 Million steigern, was wäre dieß für eine auf sieben geographische Meilen lange Eisenbahntrace als einzige Fracht, wobei auf Rückfracht so viel als nicht zu rechnen ist. Bei allemdem mußte noch besonders angenommen werden, daß sonst nirgends in der Monarchie Steinkohlen aufgefunden werden dürfen, indem sonst schon eine kleine Concurrenz den ganzen kolossalen Plan über den Haufen werfen würde. Factisch hielt aber diese Annahme bereits nicht mehr Stich, denn schon seit Jahren waren in der Militärgränze bereits Steinkohlen erschürft und theilweise gebaut, und wenn selbige Gruben nicht auskommen konnten, so traf die Schuld hievon nur das Militärärar, welches überhaupt immer und jeder industriellen Unternehmung entgegen war. Trat hierin eine kleine Aenderung ein, so war das ärarische Steinkohlenunternehmen bei Orawitza auf den Hund gebracht und die Staatscasse mußte einen bedeutenden Schaden erleiden. Der Bau der Eisenbahn vermehrte indessen das Leben des kleinen Bergörtchens nicht unbedeutend. Ein halb Dutzend Ingenieure mit ihren Gehülfen und sonst noch eine Menge Zulauf selbst von auswärtigen Arbeitern, die zu Hunderten dabei beschäftigt wurden, war keine unbedeutende Zugabe der bisherigen Beschäftigung. Eine Locomotiveisenbahn sollte also vom Donauufer bei Bassiasch bis in das Bergthal von Maidan nächst Orawitza führen, wo die Steinkohlen zu laden gewesen wären. Von hier aus hätte mittelst eines Gebirgsdurchschlags (Tunnel) eine Roßbahn höher ins Gebirge, d. i. vom Lischawathal in die sogenannte Schittin (ebenfalls ein waldiges Bergthal) geführt, von wo aus die Steinkohlenflötze gerade unterfahren worden wären, so daß man diese gerade über sich (im Hangenden) bekommen hätte. Vollkommener Aufschluß und eine fast spielende Gewinnung der Steinkohlen selbst waren Zweck dieses großartigen Unternehmens, zu dessen Vollendung übrigens 15 Jahre Zeit und, wenn ich nicht irre, 9 Millionen Gulden in Conv. Münze im Anschlag waren.

Wer die Finanzverhältnisse des Kaiserstaats nur ein wenig kannte und den Blick über dessen Gesammtverhältnisse nur oberflächlich hingleiten ließ, der konnte gewiß gerechte Zweifel über das Zustandekommen eines solchen Riesenwerkes nicht unterdrücken, noch viel weniger konnte aber an den eventuellen Nutzen einer Unternehmung geglaubt werden, dessen Vollendung an das Leben einer zufälligen Excellenz und vielleicht an das von ein Paar Hofräthen geknüpft werden mußte, geschweige daß dasselbe vor seiner dreiviertheiligen Entwicklung einen Sturm bestehen könnte, wie die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849. So viel ich bis jetzt weiß, sind diese großartigen Entwürfe noch nicht aufgegeben, doch wird darüber mehr als je die Zeit entscheiden müssen.

Wie jeder andere banater Bergort hat auch Orawitza seine Wochen- und Jahrmärkte. Letztere sind weniger bedeutend, weil es erstere desto mehr sind. Jeder Wochenmarkt ist hier zugleich Krämer- und Viehmarkt, welcher namentlich in den letzten Jahren immer mehr Ausdehnung gewann, wozu besonders der Bau einer Straße nach Steierdorf und in die östlich gelegene Almasch hin Ursache war, deren Waldbewohner früher mehr oder weniger von dem diesseitigen Verkehr abgeschlossen waren. Je nach den entsprechenden Jahreszeiten folgten sich diese Wochenmärkte als Lämmer-, Ziegen-, Käse-, Vieh-, Fleisch-, Fisch-, Mais-, Frucht- oder Melonenmärkte, wie nämlich bald das eine, bald das andere Roherzeugniß der Umgegend vorherrschte. Der festgesetzte Tag dazu war immer der Samstag. Gebräuchlich war auch der Sonntag Vormittag zum kleinen Verkauf von Obst- und Grünzeug. Für diese hiesige Landvolk ist ein Markt stets eine Art Sonntag, Jahrmärkte aber sind wie Festtage angesehen, daher der besondere Aufputz der Frauenzimmer an solchen Tagen, welche malerische Trachten suchende Künstler für ihre Zwecke aufsuchen können.

In der magyarischen Sprache hat sich noch eine Uebereinstimmung zwischen Sonn- und Markttag, in dem Wort vásár (spr. wáschár) erhalten. Es bedeutet so viel als Markt, Sonntag aber heißt vásár nap. (Markttag, nap gleich Tag.

Der Verkehr mit auswärtigen und Landeswaaren ist hier in Händen einiger Kaufleute und Krämer, deren Geschäfte nur örtlichen Nutzen haben und darum keiner besonderen Erwähnung bedürfen. Mehr von Belang ist der Bedarf an Brodfrüchten und Fettwaaren, welche für den hiesigen Bergbetrieb nöthig sind. Dieser hält derlei in der Umgebung geschaffene Rohproducte fortwährend in einigem Werth, so daß z. B. Repsöl auf den Bergwerkplätzen stets um 30 kr. — 1 fl. per Centner höher stand als auf den Pesther Märkten.

(Schluß folgt.)

Die Insel Labuan und der Handel mit Borneo.

(Aus: Narrative of Events in Borneo and Celebes from the Journals of James Brooke. By Capt. Mundy R. N. 2 Voll. London 1848.)

Es sind noch keine 10 Jahre verflossen, daß James Brooke, ein Engländer von Kopf, Herz und Bildung, auf seinem eigenen Schiffe nach dem indischen Ocean segelte, um, wie er erzählt, seine geschwächte Gesundheit herzustellen und wo möglich dem brittischen Handel neue Wege in dem reichen indischen Archipel anzubahnen. In dieser Hinsicht schien ihm die Insel Borneo vorzugsweise von Wichtigkeit zu seyn, welche den Europäern nur an dem kleinsten Theile ihrer Küsten bekannt, im Innern gänzlich terra incognita ist, weil sie mit ihrem großen Reichthum von werthvollen vegetabilischen und mineralischen Producten vortheilhafte Handelsverhältnisse darzubieten, und ein neuer guter Markt für den Absatz brittischer Fabricate zu werden versprach. Die Hauptschwierigkeit dabei lag hier nicht in der Anknüpfung, sondern in der Sicherung der Handelsverhältnisse. Zwar hatten früher schon Spanier, Holländer und auch Engländer versucht Handel mit Borneo zu treiben, aber alle hatten stets so mächtige, anscheinend unbesiegbare Hindernisse gefunden, daß sie bald genöthigt waren den Verkehr mit Borneo wieder

Digitized by Google

aufzugeben. Diese Hindernisse bestanden theils in der feigen und hinterlistigen Politik der Beherrscher von Borneo gegen alle Fremde, zumal Europäer, theils in der Schlaffheit dieser Herrscher, welche so gut wie gar keine Autorität über die tyrannischen und habgierigen Gouverneurs oder Fürsten (Rayahs) der einzelnen Provinzen hatten, theils in den Piraten, welche an den Küsten und auf den nahen kleinen Inseln von Borneo, unter dem Schutze der Rayahs und selbst des Sultans ungestört hausten, weil sie mit ihnen die Beute theilten, und auf Hunderten von schnellsegelnden und mit Geschütz versehenen Fahrzeugen, die mit Tausenden von kühnen und grausamen Räubern bemannt waren, die Gewässer des indischen Archipels und besonders die ohnehin durch Korallenriffe und Sandbänke gefährlichen Küsten von Borneo für Schiffe aller Nationen zu den gefährlichsten in der ganzen Welt machten. Allein Brooke ließ dadurch sich nicht abschrecken und lief mit seinem kleinen Fahrzeuge in den an der Nordwestküste von Borneo ausmündenden beträchtlichen Fluß Sarawak ein, und erreichte den unbedeutenden Ort gleichen Namens, etwa 40 englische Meilen von der Mündung entfernt, den Hauptort eines großen Districts von gesundem Klima und vom fruchtbarsten Boden, umgeben von herrlichen Waldungen und von Bergen mit reichen Minen von Gold, Diamanten und Antimonium. Brooke, der die Vortheile dieses Districts zur Gründung einer Niederlassung ebenso richtig schätzte als er den Charakter der Eingebornen rasch auffaßte, wußte den Rayah dieses Districts, Muda Hassim, ohne Schwierigkeit zu bewegen seine Herrschaft ihm abzutreten, und bald war der Engländer durch Bestätigung des geistesschwachen, aber dabei tückischen Sultans von Borneo, Omar Ali Seffedin, seit dem Jahre 1840, zum Rayah von Sarawak ernannt oder vielmehr der unabhängige Fürst einer der schönsten und reichsten Provinzen der Welt geworden.

Brooke hatte durch verständige Administration und unparteiische Gerechtigkeit das Vertrauen und die Liebe seines Volks bald gewonnen, und sein Ruf verbreitete sich dergestalt, daß fortwährend Schaaren Unterdrückter von der Küste und aus dem Innern des Landes ihm zuströmten, um unter dem Schutze des „gerechten Rayah" sich niederzulassen. Dadurch wird es leicht erklärlich daß der Ort Sarawak, welcher 1200 halb verhungerte Einwohner zählte als Brooke dahin kam, nach ein Paar Jahren, 1846, wie Capitän Mundy aus eigner Anschauung versichert, eine Bevölkerung von mehr als 15,000 fleißiger und zufriedener, nach ihrer Art sogar wohlhabender Menschen hatte, die mit Ackerbau und Handel sich beschäftigten. Nun hatte Brooke aber auch nicht gesäumt, die Behörden der nächsten brittischen Colonie Singapore und durch diese die brittische Regierung von seiner einflußreichen Stellung in Kenntniß zu setzen und ihnen gezeigt, welche Vortheile daraus für England erwachsen könnten. Vor allem aber sey erforderlich die fortwährend zunehmende Seeräuberei im indischen Archipel, welche größtentheils von den Küsten Borneo's ausgehe, durch kräftige Maaßregeln zu unterdrücken, da solche allen Handel mit dieser Insel so gut wie unmöglich mache. Da nun gerade in derselben Zeit etliche englische Handelsschiffe von den indischen Piraten genommen, und deren Mannschaften entweder ermordet oder als Sklaven in das Innere von Borneo geschleppt waren, so schickte der in Singapore stationirte brittische Admiral Kriegsschiffe nach Sarawak, um theils Brooke's Stellung und Verhältnisse kennen zu lernen, theils mit dessen Rath und Beistand die Piraten und deren Schlupfwinkel mit Feuer und Schwert zu vernichten. Dieses geschah denn auch durch mehrere in den Jahren 1842 bis 1846 ausgeführte Expeditionen, an welchen sogar viele Dajaks unter brittischem Commando bereitwillig theilnahmen, und seitdem ist die Schifffahrt im indischen Archipel und besonders an den Küsten von Borneo verhältnißmäßig sicher geworden. Brooke war auf seine Bitte von der brittischen Regierung zu ihrem politischen Agenten (jetzt Generalconsul) für Borneo ernannt, wodurch seine dortige Stellung und sein Einfluß gesichert wurden, und hatte Sorge getragen den schwachen Sultan mit Rayahs zu umgeben, welche die Vortheile einer Verbindung mit England und die Nachtheile der Beschützung der Seeräuberei zu würdigen wußten. Allein diese verloren durch die Intriguen der Gegner der Engländer, welche selbst Piraten oder doch deren Beschützer waren, plötzlich die Gunst des Sultans und allen Einfluß am Hofe, und wurden, obwohl des Sultans nächste Verwandte, auf dessen Befehl im Jahre 1846 ermordet. Jetzt blühte die Seeräuberei, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder auf, und die neuen Günstlinge wußten den Sultan dahin zu bewegen, daß er alle Verbindungen mit den Engländern aufzugeben und ihnen Trotz zu bieten beschloß; er umgab seine Hauptstadt mit starken Batterien, sammelte ein Heer und stiftete zugleich einige Bösewichter an, den Rayah Brooke, dessen Macht und Einfluß er vorzugsweise fürchtete, durch Gift oder Dolch zu beseitigen.

Da die Engländer zur Förderung ihres Handels mit Borneo und zu dessen Schutz gegen die Seeräuber einer Niederlassung an einem Punkte der Küste dieser Insel bedurften, so hatte Brooke bereits im Jahre 1844 den Sultan zu dem Versprechen bewogen, die unbewohnte Insel Labuan an der Nordwestküste von Borneo gelegen gegen angemessene Entschädigung an England abzutreten, und wenn die brittische Regierung Brooke's deßfallsige Unterhandlungen mit ihm genehmige, einen förmlichen Tractat darüber zu errichten. Diese Genehmigung war im J. 1846 ertheilt, und der brittische Admiral zu Singapore beauftragt worden den Tractat zu vollziehen und die Insel Labuan in Besitz zu nehmen. Als nun aber der Sultan, auf seine Macht trotzend, seinem Versprechen sich entziehen wollte, segelte der Admiral Sir Thomas Cochrane mit mehreren Kriegsschiffen in den Fluß Bruni bis in die Nähe der großen Stadt gleichen Namens, der Residenz des Sultans, schoß die zu deren Vertheidigung errichteten Batterien, welche zuerst auf die brittische Flagge feuerten, zusammen, verbrannte den Palast des Fürsten und ließ diesen, der in das Innere des Landes geflohen war, durch eine Truppenabtheilung, jedoch vergeblich, verfolgen. Nach kurzer Zeit verließ der Admiral mit seinen Schiffen Bruni wieder, und stationirte die Fregatte Iris unter Capitän Mundy, nebst einem Kriegsdampfer an der Nordwestküste von Borneo, um die Seeräuberei auszurotten und durch Brooke's Vermittlung, welcher die Expedition begleitet hatte, die Vollziehung des Tractats wegen Abtretung von Labuan zu erlangen. Der Sultan hatte zu seinem Schaden erfahren, daß er nicht im Stande sey der Macht der Engländer zu trotzen, aber wohl ebenso sehr als diese fürchtete er, daß Brooke, dessen Ruf und Einfluß sich von Tage zu Tage mehr auf der Insel verbreitete, ihn absetzen und mit Beistand seiner Anhänger unter den Eingebornen sich zum Sultan von Borneo erklären würde.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eisted Fodd. Dieß wallisische Wort bedeutet bekanntlich die jährliche Zusammenkunft der Alterthumsfreunde von Wales, und diese Versammlung soll demnächst im Schlosse Ruddhlan „unter königlichem Patronat" gehalten werden. Das Athenäum (5 Januar) bemerkt, es habe gar nichts gegen die Pflege alter Literatur und Musik des Landes einzuwenden, aber daß man den Landmann und den Handwerker hereinziehe und durch Preise aufmuntere, die rohen Kenntnisse seiner Ahnen den Künsten, der Sprache und der Literatur Englands vorzuziehen sey unverzeihlich. Die alte Nationalität weicht schwer, und der Kampf um dieselbe wird noch wohl einige Jahrhunderte dauern.

Literarische Reste der Hindui-Sprache. Die angloindische Regierung wird demnächst ein Collegium für die Eingebornen zu Adschmir in Marwan gründen. Dieser für Centralindien so vortheilhafte Entschluß wird wohl auch für die Wissenschaft bedeutende Erfolge haben. Wie wir aus den Annalen von Radschastan, dem Werke des Oberst Todd, ersehen, wurde und wird noch zu Adschmir im Herzen von Radschputana reines Hindui gesprochen. Die Angestellten der neuen Anstalt werden hoffentlich die Werke des indischen Mittelalters, die noch in den Bibliotheken von Marwan begraben liegen, zur Kenntniß der Indianisten bringen. (Journ. asiat. November. December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 19 Januar 1850.

Die neuen arktischen Expeditionen

haben eine ganz andere Richtung als die früheren: der Enterprise und der Investigator sollen unter ihrem neuen Befehlshaber Cap. Collinson nicht von Osten sondern von Westen her die verlorne Expedition aufsuchen, durch die Behringsstraße gehen und — wenn sie können — nach dem Westen der Melville-Insel gelangen. Nach der Ansicht von Sir J. Roß und anderen mit arktischen Fahrten vertrauten Officieren müssen sich dort Spuren von Sir J. Franklin finden. Man schließt nämlich, da während der letzten Expedition unter Sir J. Roß, der in der Barrowstraße bis Cap. Bunny gelangte, keine Spur von dem Erebus und Terror aufzufinden war, so hätten diese Schiffe eine weite Fahrt westwärts gemacht, und seyen jetzt, wenn überhaupt noch erhalten, in einer Länge von mindestens 110° W. eingefroren. Das Athenäum (vom 12 Jun.) ist mit der Anordnung gar nicht zufrieden und spricht sich darüber folgendermaßen aus: „es ist nicht zu läugnen, daß die vorgeschlagene Fahrt von der Behringsstraße nach Melville-Insel furchtbaren Schwierigkeiten ausgesetzt, wenn überhaupt möglich ist. Die Entfernung zwischen dem Eiscap und dem westlichen Ufer der Melville-Insel ist fast 900 M., und der ganze Strich, ausgenommen bis Elson Bay, in geringer Entfernung östlich von der Barrowstraße, ist nie erforscht worden. [1] Gerade dieser Raum, den man Jahrhunderte hindurch aufsuchte, ist noch unenthüllt: sendet man nun eine Expedition von der Behringsstraße nach der Melville-Insel, so nimmt man a priori an, daß eine Durchfahrt für Schiffe durch diese unentdeckten Meere vorhanden sey. Sollte dem also seyn und der Investigator und Enterprise nach dem Westufer der Melville-Insel gelangen, so ist das Problem der nordwestlichen Durchfahrt gelöst. Die gegenwärtige Expedition hat also ein doppeltes Interesse, wir müssen aber offen gestehen, daß uns der dringendere Zweck (die Rettung Sir J. Franklins) nicht durch diejenigen Mittel verfolgt scheint, welche am ehesten einen Erfolg hoffen lassen. Wir wissen, daß man die Melville-Insel durch die Barrow-Straße hindurch erreichen kann, ob dieß auch von Westen her möglich ist, das müssen wir erst noch erfahren. Da alles übereinstimmt, Sir John Franklin in dieser Richtung zu erwarten, wohin ihn auch seine Instructionen wiesen, so möchten wir eher, daß man diesen Punkt auf dem bereits bekannten Pfad zu erreichen suche, als daß man einen unbekannten einschlüge in der unsichern Hoffnung ihn mitten in der noch herrschenden Finsterniß zu finden. Eine zweite Expedition, welche den Weg der vorjährigen einschlägt und von Osten her nach diesen Meeren vorzudringen sucht, ist eine unerläßliche Zugabe zu der von Westen her, wenn man einen letzten Versuch machen will, um die vermißten Schiffe aufzusuchen. Eine Expedition, welche in diesem letzten Augenblick eine falsche Bahn hinsichtlich des Hauptpunkts einschlägt, ist eitle Geldvergeudung, welche Entdeckungen sie auch, abgesehen von denen, die sie machen sollte, heimbringen mag."

Gegen diese Bemerkungen des Athenäums läßt sich wenig einwenden, es müßte denn seyn, daß die Admiralität besondere Nachrichten über Franklin hat, und besondere Gründe sie nicht bekannt zu machen, was beides kaum denkbar ist. Das Schiff Plover, das in der Behringsstraße war, und seine Boote vorschickte bis zur Mündung des M'Kenzie, hat Nachrichten gesendet, denen zufolge man keine Spur von den Verlorenen entdeckt habe, indeß soll der Commandant des Plover große Hoffnung haben, daß Sir J. Franklin nicht verloren sey; auf welchen Gründen aber diese Hoffnung beruht, wird nicht gesagt. Lady Franklin befindet sich gegenwärtig zu Neuyork und geht damit um, eine Privatexpedition auf ihre Kosten auszurüsten.

[1] D. h. die Strecke von der Behringsstraße bis zum Mackenzie und selbst zum Kupferminenfluß ist mannichfach befahren, dann aber beginnt die unbekannte Strecke.

Orawitza. Centralpunkt der Banater Bergwerke.

(Schluß.)

Eine eigene Classe von Hausirern bilden hier die Mädchen und Weiber von Zigeunern, aus dem Nebenwerke Tschiklowa. Diese kaufen nämlich hier bei Handelsleuten Nadeln aller Art und wandern damit aufs Land hinaus, um dieselben gegen Brodfrüchte zu vertauschen, mit denen beladen sie dann nach mehrwöchentlichem Aufenthalte heimkehren, um nach ein paar Wochen wieder aufs neue auszuziehen. So begegnet man auf den Straßen immer kleinen Gesellschaften von 3, 10, 12 und mehr älteren und jüngeren Zigeunerinnen, die hinausziehen, mit zwei langen Stäben gegen die Anfechtungen der zahlreichen Hunde bewaffnet, welche man hier zu Lande bei jedem Hause antrifft. Dieser Sitte scheint etwas Mythisches zu Grunde zu liegen. Wie überall, wo sie erschienen, standen oder stehen theilweise noch die Zigeuner beim Volke in einer Art geheimnißvoller Achtung, theils aus Furcht, theils aus dem wirklichen Glauben bestehend, daß dieselben der Zauberei, Hexerei und besonderer religiöser oder höllischer Kenntnisse theilhaftig seyen. So auch bei dem hiesigen Volke an der Schwelle des Morgenlandes. Durch ihre Fertigkeit im Wahrsagen bildete sich um sie ein Nimbus, wie man sich ihn um weiße oder schwarze Feen denkt. Im wala-

Digitized by Google

chischen Volksglauben z. B. bestehen noch heute die Ursitorile, welche sich bei jedem neugebornen Kinde binnen seinen ersten drei Lebenstagen einstellen, um unter sich das Geschick desselben festzustellen. Gewiß ist hierin ein Ueberbleibsel des Glaubens an die drei den Lebensfaden spinnenden Parzen der alten Griechen zu suchen, gleichbedeutend mit den zeitwebenden Göttinnen, Feen, Nornen, Zauberinnen südlicher und nordischer Mythe. Zu Dienern und Dienerinnen solcher Wesen scheint es denn, machte das Volk den allverbreiteten Stamm der Zigeuner, und darum kaufen walachische Weiber und Mädchen ihre Nadeln, Spindeln und dergleichen am liebsten von Angehörigen dieses Volkes. Bei solchem Handeln herrschen dann überdieß noch eine Menge anderer Gebräuche und Vorurtheile, deren Aufzählung nicht hierher gehört.

Orawitza an sich ist viel zu unbedeutend, als daß sich auf seinem Grund und Boden viele verarbeitende Gewerbe hätten festsetzen können. Kleiner Bedarf, kleine Erzeugung. Doch finden sich zwei, deren Bestand durch örtliche Verhältnisse bedingt ist; diese sind Kupferschmiede und Schweinschlächter. Die letzteren sind merkwürdigerweise wieder Zigeuner, welche, seßhaft gemacht, zu jenen Seltenheiten gehören, die sich aus diesem Stamme mit einem mehr ruhigen geordneten Leben befassen. Diese gehen nämlich aufs Land, um da fette Schweine für den Stich einzuhandeln. Sie bringen alsdann ihre Waare jeden Samstag auf den hiesigen Wochenmarkt. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit liegt in einer Vergünstigung des Bergwerkpublicums, indem daselbst der kleine Fleischhandel, also von Schweinen, Schafen, Lämmern und Kälbern frei gegeben ist. Dieß ist auch die Ursache, warum man in den Bergwerken solches Fleisch fast zu allen Zeiten billiger und schöner bekommt als irgendwo in der Umgegend. Ein schlagender Beweis gegen alle Ansprüche des Zunftwesens.

Daß sich hier Zigeuner gerade mit Schweinefleischausschrotung befassen, ist ebenfalls eine Eigenthümlichkeit dieses Volksstammes, welcher gerade für Thiere dieser Gattung eine besondere Vorliebe hat. Andere Völker hier erzählen darum scherzweise unter sich, daß die Zigeuner alle übrigen Fleischsorten für Fastenspeisen halten und nur dann behaupten, bei dieser oder jener Hochzeit oder sonst einer Festlichkeit gut gelebt zu haben, wenn Schweinefleisch gesotten oder gebraten dabei aufgetragen worden sey.

Daß das Gewerbe der Kupferschmiede hier und in andern Städten der Umgegend mehr betrieben wird, als eigentlich der örtliche Bedarf erforderte, erklärt sich aus dem vorhandenen hier erzeugten Rohmaterial.

Die hiesigen Kupferschmiede verarbeiten jährlich viele Centner Rosettenkupfer nicht allein für das Inland auf Branntwein-Apparate und kleinere Hausgeräthe, sondern eine noch viel größere Menge für das Ausland, für Serbien und die Walachei. Diese Waare wird gewöhnlich auf bestimmte Tage accordirt und und an solchen Tagen auf die Ueberfuhren von Altorschowa, Swinitza, Alt-Palanka oder Kubin gebracht und da von ihren Bestellern abgeholt. Meistens besteht diese Waare in kleinen Kesseln, wie man sie durchgängig, größer oder kleiner, in jeder serbischen, bulgarischen oder walachischen Haushaltung trifft.

Von allen hier betriebenen Gewerben sind Gast- und Kaffeehäuser verhältnißmäßig noch am weitesten zurück. Letztere haben ein zu kleines Publicum, die ersteren aber können nicht aufkommen, des schändlichen Regalgesetzes wegen, wodurch das Publicum gleichsam drei- und vierfach besteuert ist. Zuerst zieht nämlich die Grundherrschaft ihren Betrag davon, dann ein Pächter und hinter diesem noch ein Afterpächter, und dann häufig noch ein geschäftführender Kellner. Außerdem hat aber Orawitza eine kleine Einkehr von solchen auswärtigen Reisenden, die keine Verwandte oder Bekannte hier haben um bei diesen abzusteigen. Wehe darum solchen Geschäftsreisenden, die hier fremd ein Obdach in einem der hiesigen Gasthäuser suchen, und da die ausgehungerte Bevölkerung von Springfüßlern und nachtwandelnden Schildträgern füttern helfen müssen. Dort wird er lernen an Vampyrismus zu glauben.

Auf mehr gewöhnlichem Fuße stehen die Schenken. Diese haben wie überall ihr gleichmäßiges Publicum und haben sich demnach ausgebildet. Sie theilen sich je nach dem Ort wo sie stehen, in deutsche, walachische und in solche, wo stets immer beide Nationalitäten vertreten sind.

Schon oben unter dem Artikel: Gesellschaft, gab ich bei Gelegenheit eines unseligen Opfers verworfener Sitten einige Blicke in hiesigen Pauperismus und den völligen Mangel von irgend einer öffentlichen Vorkehrung dagegen oder doch auch nur eine kleine Unterstützung für solche, die ihm anheimgefallen sind. Nichts ist was dessen Opfer mehr vor dem Gift des Lasters und der Verbrechen bewahrt, an dem sie unrettbar vollends in dem tiefsten Schlamm versinken und zu Grunde gehen müssen.

Es ist recht charakteristisch von der hiesigen öffentlichen Verwaltung, daß ein Ort, der sein Theater, sein Casino, seine Ball- und Gartenlocale für öffentliches Vergnügen hat, bis jetzt nichts that für eine Anstalt, wo Armuth und Elend auch nur eine kleine Ansprache hätte. Nichts ist hiefür gethan, und wie gewöhnlich in der Welt nur Armuth Herz für Armuth hat, so ist dieselbe auch hier auf den guten Willen des einzelnen angewiesen, und zur Ehre der Orawitzer Bewohner läßt sichs diesen nachsagen, daß namentlich die niedern und mittlern Stände gern Proben von Menschlichkeit und Gefühl für das Wohl und Weh ihrer Nebenmenschen ablegen.

Eigentliche professionirte Bettler hatte Orawitza bis jetzt nicht, erst seit der neuern Colonisation in Steierdorf behufs des großen Aerarialunternehmens, wovon in diesen Blättern schon die Rede war, erhielt es solche durch eingewanderte Slowaken aus dem Arwaer und Zempliner Comitat. Dieses waren mit wenigen Ausnahmen ganz verelendete, durch Kirche und Adel ausgesogene Leute, kaum der Arbeit kundig und wenig dazu geneigt, wohl aber ohne alle Scham und Scheu aufs unverschämteste zu betteln, in welcher Kunst sie es zu einer ungemessenen Fertigkeit gebracht; öfters in Gesellschaft hörte ich schon die an sich wohlklingende Sprache der Slowaken als eine ausgezeichnete Bettlersprache bezeichnen, und es hat dieß allerdings etwas wahres. Das weiche Organ, womit dieselbe Sprache von ihrem Volke fast durchgängig gesprochen wird, das ewige Beten als Form des Bettelns, die weibliche Unterwürfigkeit, dabei aber die unbesiegbare Arbeitsscheu geben dem Ganzen den vollendeten Ausdruck einer wirklichen Bettlersprache.

Ganz verschieden von der slowakischen Bettelschamlosigkeit ist das Wesen der walachischen Bettler, die regelmäßig alle Jahr- und Wochenmärkte besuchen. Man findet unter ihnen keinen mit gesunden Gliedern und Sinnen; nur Blinde, Lahme, Krüppel, Geistesschwache u. dgl. sind in der öffentlichen Meinung der Walachen berechtigt, das Mitleid des Publicums durch Betteln in Anspruch zu nehmen.

Wie überhaupt bei den morgenländischen Völkern stehen solche Unglückliche in einer Art von geheiligtem Ansehen, und

Digitized by Google

gerade dieser Nimbus ist die Bedingung ihrer Existenz, ohne ihn müßten sie zu Grunde gehen. Da ist kein Leichenbegängniß, Taufe oder Hochzeit oder sonst eine Festtagsfeier, wo nicht fremde und Gemeindearme gerufen, gespeist und getränkt werden, oder wo nicht unberufene Unglückliche der Art in jedem Hause, wo eine derartige Feier stattfindet, Labung und Almosen finden. Es bedarf bei den Walachen überhaupt keiner besondern Gemeinde-Anordnung, damit solche unglückliche Ortsangehörige versorgt werden; dieselben werden Jahr aus Jahr ein von Haus zu Haus gepflegt und gekleidet, wobei Bußwerke nach gethaner kirchlicher Beute nicht die kleinste Rolle spielen. Außer diesen Bettlern sind aber professionirte, d. h. solche mit gesunden Gliedern und Sinnen höchst selten, und ihr Treiben als ein schmachvolles verachtet. Erst in neuester Zeit lernten einzelne unter ihnen von Raizen, Deutschen und Slowaken diese verderbliche Angewöhnung.

So führt überhaupt falsche Civilisation anfänglich unschuldige reine Volksstämme mehr und mehr in den Schlamm des Verderbens. So waren auch an den Banater Bergortschaften zehen für einen Hebel thätig, deren anfänglich harmlose Bevölkerung unter dem oben aufgetragenen Firniß moderner Gesittung in eine giftigere Barbarei zu fördern, als die natureigene war.

Aalzucht.

Ein Hr. Coste macht im Moniteur industriel (vom 10 Januar) darauf aufmerksam, daß man der Fischzüchterei welche bei den Alten (doch wohl hauptsächlich um der Leckerei zu dienen) so hoch stand, keine Aufmerksamkeit schenke, und fordert in dieser Hinsicht die Naturforscher zu Proben auf. Dabei weist er auf das Beispiel der Anwohner des Comacchiosees hin, welche sich ausschließlich mit dem Fang der Aale befassen und nicht nur einen starken Handel damit treiben, sondern sich auch selbst davon nähren; diese Nahrung so wie die Arbeiten der Fischer gelten für so gesund, daß die Nachbarn dieser Fischer junge Leute von schwacher Gesundheit, die von der Auszehrung bedroht sind, nach diesen Sümpfen schicken, um die Arbeiten und die Nahrung der Fischer zu theilen. Es sey also auch in hygiänischer Beziehung vortheilhaft solche Anstalten zu unterstützen. Ueber die noch so wenig bekannte Fortpflanzung der Aale theilt er folgendes mit: „Jedes Jahr, im Monat März oder April, zeigt sich an der Mündung der Flüsse und Ströme mit Einbruch der Nacht eine höchst merkwürdige Erscheinung. Myriaden von fadenförmigen, durchsichtigen, 6—7 Centimetres langen Thierchen erheben sich in compacten Massen an die Oberfläche des Wassers, dessen Strömung sie entgegenschwimmen, wenn sie den mannichfachen Ursachen der Zerstörung, denen sie ausgesetzt sind, entgehen. In manchen Gegenden kommen, angezogen durch diese nächtliche Erscheinung und durch die Hoffnung auf eine reichliche Ernte, die Uferbewohner mit langen Stangen herbei, an denen Siebe stecken, um das Vergnügen einer Jagd mit Fackeln zu genießen. Man stößt diese Siebe ins Wasser und fährt unter der Oberfläche herum, um alles, was oben schwimmt, wegzufangen. Endlich zieht man sie beladen mit einer Art Schleim oder lebendigem Schaum heraus, den man in Fässer schüttet. Untersucht man diesen Schaum näher, so ist er ausschließlich von diesen fadenförmigen Thierchen gebildet, die nichts anderes sind, als neu ausgeschlüpfte Aale, die ihren Geburtsort verlassen, um sich in den Canälen, Teichen, Seen und Bächen zu verbreiten, die mit den Flüssen in Verbindung stehen. Diese Thierchen verkauft man Tonnenweise, und man könnte damit, wenn man solche in dazu gehörig angelegte Bassins brächte, eine wahre Aalzucht anlegen, wie einige Proben auch schon gezeigt haben; sie nehmen alle neun Monate um 8 bis 10 Centimetres in der Länge und $2\frac{1}{2}$ in der Rundung zu; gegen das 5te oder 6te Jahr müssen sie einen Meter lang und 16—18 Centimetres im Umfang haben, wo sie dann 2—3 Pfd. wiegen.

Die Insel Labuan und der Handel mit Borneo.

(Schluß.)

Zum Glück für jenen Fürsten war Brooke kein ehrgeiziger oder herrschbegieriger Mann, denn sonst würde es ihm, selbst ohne thätige Unterstützung der englischen Macht, vielleicht nicht schwer geworden seyn Beherrscher von Borneo zu werden. Bereits hatten mehrere Rayahs, Gouverneure großer Districte, schriftlich ihm erklärt, seiner Herrschaft sich unterordnen zu wollen, auch ihm ihren Beistand versprochen, wenn er sich an die Stelle des Sultans setzen wolle und das kriegerische Volk der unterdrückten Daiaks wäre gewiß beim ersten Aufruf dem „gerechten Rayah Brooke" zugeströmt. Endlich nach mehrfachen Verhandlungen und Zögerungen unterzeichnete am 18 December 1846 der Sultan von Borneo den vom Capitän Mundy ihm vorgelegten Tractat, wodurch die Insel Labuan, aber ohne alle Entschädigung, der Krone England als Eigenthum abgetreten ist, wogegen die brittische Regierung versprach den Handel mit Borneo zu beschützen und nach Kräften zur Unterdrückung der Seeräuberei in den dortigen Meeren zu wirken. Am 24sten desselben Monats nahm Capitän Mundy in Gegenwart Brooke's und mehrerer Abgesandter des Sultans feierlich Besitz von Labuan für die brittische Krone.

Die Insel Labuan liegt unter 5° 1' bis 5° 25' N. B. und 115° 10' bis 115° 22' O. L., nahe an der Nordwestküste von Borneo, etwa 15 Meilen entfernt von der Mündung des Brunisiusses; sie ist 11 (engl.) Meilen lang und am südlichen Ende etwa 6 Meilen breit; ihr Flächengehalt beträgt ungefähr 40 (engl.) Quadratmeilen, der Boden ist überall wellenförmig und der höchste Punkt der Insel nur 80 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Der Boden, durchgängig aus hellgelbem Thon und Sandstein bestehend, scheint von mittlerer Güte zu seyn; zwei Bäche durchströmen die Insel, von welchen der eine über einen Felsen in das Meer sich ergießt und dort so breit ist, daß ein Boot einlaufen kann um das Wasser einzunehmen. Gutes Trinkwasser hat sich aber auch überall in einer geringen Tiefe gefunden. Die Insel hat eine vortreffliche Bucht an der Südseite, welche die größten Schiffe aufnehmen kann und von den Engländern Port Victoria genannt ist. Um diese Bucht wollen sie eine Niederlassung, welche den Namen Vasley führt, anlegen, und schon am Schlusse des J. 1846 war dort ein Hafendamm und ein Wachthaus erbaut.

Das Klima von Labuan ist milde und die dortige Temperatur im Durchschnitt um 10° F. kühler als in Ostindien; vom December 1846 bis Ende April 1847 war die Wärme von 78° bis 84° F. Die ganze Insel, mit Ausnahme eines kleinen offenen Raums um die Bucht, ist mit dichten Waldungen und Gebüschen auf sumpfigem Boden (Dschengel) bedeckt, welche, wie in allen tropischen Ländern, schädliche Miasmen aushauchen und bald unter der englischen Besatzung mehrere Fälle von heftigen Fiebern und Dyssenterie erzeugten. Man hoffte, daß der Gesundheitszustand sich verbessern werde, wenn der Boden mehr und mehr von Bäumen gelichtet und ausgetrocknet seyn würde. Vor kurzem erzählten indeß englische Zeitungen, daß man Labuan wegen seines fortdauernd ungesunden Klima's verlassen wolle, und daß man beabsichtige einen gesundern Punkt an der Küste von Borneo zu besetzen.

Die Waldungen auf der Insel bestehen aus mehreren werthvollen Baumarten, darunter vortreffliches Schiffsbauholz, und aus indischem Rohre (rattan.) Sehr häufig findet sich dort der Kampherbaum (Persea camphora) oft mit glatten, schlanken Stämmen von 100 F. Höhe bis zu seiner saftig grünen Krone; um den Kampher zu gewinnen haut man den Baum um und spaltet Stamm und Zweige in kleine Stücke, aus welchen das Harz herausschwitzt. Das dort wachsende indische Rohr ist von der besten Qualität und in Borneo, dessen Einwohner daraus ihre Möbeln, Matten, Segel, Taue u. s. w., ja selbst die zierlichsten Körbchen verfertigen, ein bedeutender Ausfuhrartikel. Der Boden von Labuan eignet sich für alle Palmenarten, und Capitän Mundy pflanzte dort junge Cocosbäume und Betelnüsse, welche gut gediehen; Blumen, so wie Schling- und Schmarotzerpflanzen, welche häufig die kräftigsten Bäume zerstören, wachsen dort in reicher Menge.

Digitiz

Wilde Schweine und Hirsche finden sich dort zahlreich vor, weniger Vögel (nur wilde Tauben und Hühner, nebst Raubvögeln) und außerdem große Fledermäuse und fliegende Eichhörnchen; das Meer enthält viele Fische verschiedener Arten und Schildkröten.

Man hat auf Labuan ein ergiebiges Lager von Steinkohlen, die vortrefflich zur Heizung von Dampfschiffen sich eignen, gefunden, und im J. 1848 waren bereits 200 Arbeiter aus Borneo in den Gruben beschäftigt. Früher kostete in Singapore und Hongkong wegen des weiten Transports die Tonne (2000 Pfd.) Steinkohlen 30 — 35 Schillinge (18 — 21 Gulden), aber schon im Anfange des J. 1847 lieferten die Gruben von Labuan den englischen Kriegsdampfschiffen die Tonne zu 17 Schillinge (etwa $10\frac{1}{2}$ Gulden). Ebenso vortreffliche Steinkohlen haben die Engländer bei ihrer obenerwähnten Expedition nach der Hauptstadt von Borneo am Ufer des Flusses Bruni entdeckt, und man hofft diese Kohlen zu dem Preise von nur 6 Schillingen (3 Gulden 36 kr.) die Tonne an der Mündung des Flusses liefern zu können.

Labuan ist weder jemals regelmäßig bewohnt, noch an irgendeiner Stelle cultivirt worden, und die Insel war gänzlich unbewohnt als die Engländer sie besetzten. Ihre nächsten Nachbarn sind die Bewohner des Orts Kallias an der Küste von Borneo, welche im freundlichsten Verkehr mit ihnen stehen und ihnen Lebensmittel liefern.

Die Besetzung der Insel Labuan ist für England von wichtiger politischer und commercieller Bedeutung. Durch ihre Lage beherrscht diese Insel die Nordwestküste von Borneo, sie hält durch ihre dort stationirten Kriegsschiffe den Sultan in seiner nahen Hauptstadt in Respect, und bedroht die Piraten und deren Beschützer mit schneller und unausbleiblicher Vertilgung. Indem auf diese Weise jene Küste von Schiffen aller Nationen ungefährdet besucht werden kann, was bis dahin wegen der Piraten nicht der Fall war, sichert sie den Einfluß und den Handel Englands im indischen Archipel, und wird dazu dienen den bis jetzt höchst unbedeutenden Handel zwischen Singapore und der reichen, aber bis jetzt nur wenig bekannten Insel Celebes in Gang zu bringen. Labuan und Singapore sind durch ihre Lage darauf angewiesen viele Handelsverbindungen mit einander zu unterhalten, denn ersteres, mit seinem vortrefflichen Hafen und Trinkwasser, mit seinen Steinkohlengruben und Waldungen, welche schönes Schiffbauholz und Damaraharz (das statt des Pechs beim Schiffbau dient) liefern, wird eine vortheilhafte Station und ein Nothhafen zwischen dem wichtigen Handelsplatze Singapore und dem reichen Borneo bilden, und die Veranlassung dazu geben müssen, das Innere dieser reichsten Insel der Welt dem Handel zu eröffnen. Für jetzt wird aber der Handel von Labuan sich nur auf Tauschhandel mit den Bewohnern der nahen Küste, so wie auf etwas Zwischenhandel mit China beschränken können, und Labuans Handel wird vielleicht erst dann von Bedeutung werden, wenn die Regierung und die politischen Verhältnisse von Borneo besser geordnet sind als jetzt der Fall ist; wenn die Auswanderungen der Chinesen, besonders um Schiffsbau zu betreiben, sich dorthin ziehen und Verbindungen mit den wilden Bewohnern des Innern von Borneo angeknüpft seyn werden, von welchen selbst die Beherrscher dieser Insel, die Malayen, nicht viel mehr wissen als daß solche sehr zahlreich sind. Singapore, vor 30 Jahren noch ein bloßes Piratennest, ist durch den Handel mit China, Ostindien, den philippinischen Inseln und Australien zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der Welt geworden, und leidet nur jetzt etwas seit der Besetzung von Hongkong durch die Engländer, weil dieses der Hauptsitz des chinesischen Handels geworden ist. Labuan wird schwerlich so rasch und blendend wie Singapore zu einem großen Handelsplatze sich erheben, aber durch seine Lage und Verhältnisse, wenn auch langsamer, desto sicherer, der Hauptplatz des Handels mit der Nordwestküste von Borneo werden.

Die Hauptproducte dieser Küste sind: Sago, Pfeffer, Reis, Wachs, Kampher, indianische Vogelnester, Betel, Cocosnüsse, Schildpatt, Harze, Oele, Bauholz, Ebenholz, indisches Rohr, Gutta Percha, auch Steinkohlen und noch andere werthvolle vegetabilische und mineralische Erzeugnisse. Würden Europäer an dieser Küste sich niederlassen, so könnten sie Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere Producte der Tropenländer durch Arbeit freier Chinesen und Hindus viel billiger als alle westindischen Colonien erzeugen, weil in Borneo der Arbeitslohn bedeutend geringer ist. Die Production und Industrie liegt aber jetzt überall in Borneo fast gänzlich darnieder, und daran ist die elende tyrannische Regierung und der auf dem Volke lastende unerträgliche Druck allein Schuld.

Sago wird immer den Hauptausfuhrartikel von Borneo liefern, weil der Busch in großer Menge an den sumpfigen Ufern der dortigen Flüsse wächst und die Eingebornen, welche selbst wenig Sago genießen, solchen so gut zu bereiten verstehen, daß er zu hohen Preisen in Singapore verkauft wird.

Pfeffer, früher das Hauptproduct von Borneo und theuer, ist jetzt so billig geworden, daß er dort fast gar nicht mehr gebaut wird, weil er die Kosten der Erzeugung nicht mehr lohnt.

Reis, die tägliche Nahrung sämmtlicher Einwohner von Borneo, wird auf der Insel in ungeheuren Quantitäten erzeugt und könnte ein bedeutender Ausfuhrartikel werden.

Der Kampher von Borneo ist von der Sorte, welche im Handel „Barus“ heißt, und er wird in Singapore zu 33 Piaster das Catty ($1\frac{3}{4}$ Pfd.) für den chinesischen Markt verkauft.

Von Zuckerrohr und Kaffee wird in Borneo jetzt nur so viel als zum einheimischen Verbrauche genügt erzeugt, und von Cocosöl und Betel werden nur unbedeutende Quantitäten exportirt.

Gutta Percha, kaum seit drei Jahren in England bekannt, ist als ein sehr brauchbarer Artikel plötzlich wichtig geworden, indeß weiß man noch nicht, wie viel Borneo davon wird liefern können. Der Baum, welcher dieses Gummi liefert, ist gewöhnlich 60—70 F. hoch, 3 F. im Durchmesser stark und wächst in angeschwemmtem Boden. Die ausgewachsenen Bäume werden umgehauen und kreisförmige Einschnitte, 12 — 18 Zoll von einander entfernt, in die Rinde gemacht, welche den Saft ausschwitzen, der in Gefäße aufgefangen und dann dick eingekocht wird; jeder Baum gibt von 6—25 Pfd. Gutta Percha, welches weißgrau aussieht, wenn es rein ist, denn die braunröthliche Farbe desselben (wie wir es in Deutschland sehen), entsteht von den Rindestückchen die in den Saft gefallen sind; es wird auch häufig verfälscht. Man reinigt es durch Sieden in heißem Wasser und rollt es dann platt, wobei man die unreinen Theile wegnimmt. Gutta Percha löst sich im siedenden Terpenthin leicht auf, aber nicht in Alkohol; taucht man es in Wasser von mehr als 150° F. Hitze, so wird es plastisch und kann in jede Form gedrückt werden, die es, wenn es erkaltet ist, dann behält. In England gebraucht man es zu Schuh- und Stiefelsohlen, Bändern an Maschinen, Gemälderahmen, Zimmerverzierungen u. s. w. Auch zu Schienen und Bandagen für gebrochene Glieder ist es von Wundärzten mit Nutzen gebraucht.

Von anderen Artikeln Borneo's, welche für den Export von Wichtigkeit werden müssen, wollen wir noch der Steinkohlen erwähnen und eines eigenthümlichen, aber werthvollen Artikels, der Blutegel, welche in den Ufersümpfen in unendlicher Menge sich aufhalten und einen guten Exportartikel nach China und Hindostan abgeben werden, weil sie dort sehr selten sind.

Die Importartikel für die Westküste von Borneo bestehen bis jetzt in Kattun, Tuch, Töpferwaare, eisernen Pfannen, Eisenstangen, Kupferdrath, Salz und Feuergewehren.

Die dortige Münze im Handel sind Piaster, und als Scheidemünze dienen viereckige Stückchen Eisen von Stangen abgeschnitten.

Das Gewicht ist das Catty von $1\frac{1}{3}$ Pfd., und deren 100 machen einen Picul.

Assyrische Denkmäler in London. Das englische Schiff Urania ist kürzlich zu London mit einer Ladung alter assyrischer Marmorstücke angekommen, welche es zu Bassorah eingenommen hatte. Diese Marmorstücke wurden zwischen dem alten Ninive und Khorsabad aufgefunden, und sollen im brittischen Museum neben denen von Nimrud aufgestellt werden, von denen sie einige bedeutende Lücken ausfüllen. (Revue archéol. December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 21 Januar 1850.

Die amerikanische Präsidentenbotschaft.

Wichtiger fast als die Botschaft, welche über einen Hauptpunkt sich in eine unklare diplomatische Sprache büllt, ist der seltsame Umstand, daß die Parteien im Congreß sich so genau die Waage hielten, daß nicht weniger als 64 Sprecherwahlen vorgingen. Ehe wir uns deßhalb auf die Botschaft einlassen, müssen wir die Verhältnisse zu ermitteln suchen, welche diesen hartnäckigen Kampf herbeiführten. Er war seit dem Jahr 1833 nicht mehr in gleicher Hartnäckigkeit geführt worden: damals standen sich die Interessen des Südens und des Nordens fast unversöhnlich gegenüber, indem der Norden Schutzzölle für seine Industrie begehrte, und der Süden die Zölle durchaus nur auf Finanzzölle beschränkt wissen wollte, um seine Erzeugnisse desto leichter und ungehemmter nach England ausführen und die Manufacte desto wohlfeiler beziehen zu können. Seit dem damaligen Friedensschluß zwischen beiden Parteien, den man unter dem Namen der Compromißacte kannte, und die durch Clay vermittelt wurde, ist in dem Stand der Handelsfrage eine sehr wesentliche Aenderung eingetreten: nicht nur sind die nördlichen Staaten durch die gestattete Getreideeinfuhr in England eben so sehr bei dem Handel dahin betheiligt als die südlichen Staaten, und letztere haben eben so wenig als die nördlichen einen feindseligen Tarif Englands zu fürchten; andererseits haben die Engländer mannichfach Anstalt getroffen, sich von der Abhängigkeit, in welcher sie sich Amerika gegenüber wegen der Baumwolle befinden, zu befreien, so daß selbst die südlichen Staaten zu fühlen beginnen, die Sicherheit ihres Absatzes beruhe eben sowohl auf der Verarbeitung der Baumwolle im eigenen Lande. Schon werden jetzt etwa $\frac{1}{2}$ Million Ballen Baumwolle in Amerika selbst verarbeitet, und die riesenhaften Spinnereien, die nicht bloß im Norden, sondern selbst im Süden errichtet wurden, lassen vermuthen, daß es sehr ernstlich darauf abgesehen ist, den Engländern wenigstens den größern Theil der Baumwollenfabrication zu entreißen. Der Bericht des Schatzsecretärs der Vereinigten Staaten an den Congreß ist in dieser Beziehung fast ein noch wichtigeres Actenstück, wie die Botschaft des Präsidenten selbst. So viel ist gewiß, es hat sich, im Süden wie im Norden, ein sehr bedeutendes Manufacturinteresse gebildet, welches Schutz verlangt, und den Gegensatz zwischen Norden und Süden in dieser Beziehung gebrochen hat.

Indeß ist ein anderer Streitpunkt, der über den Fortbestand der Sklaverei, zu einer großen Bedeutung herangewachsen. Man fühlt im Norden, daß die Tage der Sklaverei gezählt sind, daß sie das Land mit einem furchtbaren Unglück, mit einem Sklavenaufstand heimsuchen könnte, und strebt deßhalb dahin, sie zu beseitigen. Nun ist aber durch die Constitution nicht nur den Sklavenbesitzern ihr Eigenthum, sondern auch den Staaten, welche Sklaven haben, die Gesetzgebung über alles, was die Sklaven betrifft, vindicirt, und die südlichen Staaten haben von jeher mit höchster Eifersucht alles abgehalten, was einer Einmischung der Centralregierung in ihre Sklavenangelegenheiten gleich sehen könnte. Die Sklavenstaaten fühlen indeß ihre relative Schwäche im Vergleich gegen die Macht des Nordens, und suchen sich deßhalb auszubreiten: sie griffen zuerst nach Texas, und wenn es gleich eine ungerechte Beschuldigung ist, zu behaupten, daß Texas so ohne allen Grund von den Amerikanern weggenommen worden sey — wir haben die Gründe früher umständlich auseinandergesetzt — so ist es doch das Interesse der südlichen Staaten, die Zahl der sklavenhaltenden Staaten und dadurch ihr Uebergewicht oder wenigstens die Gleichheit der Macht im Senate zu sichern. Im Norden war man vielfach der Annexation von Texas und dem Krieg gegen Mexico feindlich gestimmt, weil dadurch die Zahl der Sklavenstaaten vermehrt werden mußte, und wäre nicht ein so überwiegendes Interesse, wie das der Sicherung der Staatsfinanzen,[1] dazwischengetreten, so ist es ungewiß, ob die Annexation von Texas durchgesetzt worden wäre.

Bald nahmen die Abolitionisten eine wichtigere Stellung ein: bis zum J. 1844 hatten sie nur durch die Unterstützung der Whigs bestanden, und stets mit diesen gestimmt, allmählich aber lösten sie die bisherigen Parteien im Norden auf; im J. 1840 hatten sie im Staate Maine, der für demokratisch galt, den Whigs durch ihre Stimmen die Mehrheit verschafft, im J. 1844 brachten sie dieselben durch ihren Abfall in die Minderheit. Damals wurde von den Demokraten Polk, von den Whigs Clay als Candidat für die Präsidentschaft aufgestellt; beide waren Sklavenbesitzer, und deßhalb beschlossen die Abolitionisten für keinen von beiden zu stimmen, sondern einem Hrn. Birney die Stimmen zu geben, der selbst nicht Präsident werden konnte, aber einem der Candidaten, und zwar dem der Whigs, das Spiel verdarb. Von diesem Augenblick an machten die Abolitionisten reißende Fortschritte auf Kosten der Whigs, und die Partei der Demokraten des Nordens begann sich aufzulösen. Die Annexation von Texas und der Krieg gegen Mexico erregten im Norden manche ungünstige Stimmung, weil beide Ereignisse das Uebergewicht der Sklavenstaaten zu befestigen drohten. So stieg die Macht der

[1] Wenn Texas unabhängig von den Vereinigten Staaten wie von Mexico wurde, so mußte es das Schmuggeldepot für die englischen Waaren werden und die Finanzen der Union mußten schwer leiden.

Digitized by Google

Freesoilers (Freibodner), wie sie sich nannten, und nicht nur waren Neuyork und Pennsylvanien denselben geneigt, sondern Van Buren, der ehemalige demokratische Präsident, trat selbst zu ihnen über; er wurde ihr Präsidentschaftscandidat und erhielt eine bedeutende Stimmenzahl, ja man hatte eine Zeitlang befürchtet, er möchte durch seinen mächtigen Einfluß die Stimmen dermaßen theilen, daß keine Wahl zu Stande käme, und der Congreß darüber entscheiden müßte, von dem eine Einigung kaum leichter zu erzielen gewesen wäre, als jetzt über den Sprecher. Nicht nur ist jetzt das eigentliche Neuengland den Freesoilers gewonnen, sondern in Neuyork ist die alte Demokratenpartei durch sie getheilt, so daß man mit Sicherheit voraussagen kann, die nächste Wahl im J. 1852 werde nicht mehr zwischen Demokraten und Whigs, sondern zwischen Anhängern und Gegnern der Sklaverei stattfinden. Daß in dieser Beziehung eine Entscheidung sich vorbereitet, kann man aus dem entschlossenen Auftreten einiger Parteihäupter entnehmen: kaum hatte Van Buren die Candidatur der Freesoilers angenommen, so erklärte Clay in einem veröffentlichten Schreiben, er glaube, für die Mittelstaaten der Union sey der Augenblick gekommen, die Emancipation vorzubereiten. In Folge dieses Briefes, der in den südlichen Staaten eine lebhafte Bewegung hervorrief, erklärte auch Benton, einer der bedeutendsten Männer des Landes, der seit 30 Jahren einen Sklavenstaat, Missouri, im Senat vertrat, sich gegen die Einführung der Sklaverei in den neuerworbenen Gebieten. Aus dieser Lage der Sachen erklärt sich, weßhalb in der vorigen Session des Congresses keine Gesetze über die innere Verwaltung Californiens erlassen wurden: das Haus der Repräsentanten fügte eine Clausel ein, welche die Sklaverei untersagte, und der Senat, wo noch die alten Demokraten das Uebergewicht hatten, strich jedesmal diese Clausel.[1] So wurde Californien ohne Gesetze und ohne Magistrate gelassen, ein deutlicher Beweis für die Erbitterung und Hartnäckigkeit der Parteien.

Gleich nach dem Schluß des vorigen Congresses traten die Repräsentanten und Senatoren der südlichen Staaten zu einem Convent zusammen, und Hr. Calhoun, der alte Vorsprecher der südlichen Staaten, ward beauftragt, eine Zuschrift an die Bewohner der südlichen Staaten über die Lage der Union zu entwerfen. Ein Theil der nördlichen Deputirten hatte alle Jahre den Vorschlag gemacht, daß die Sklaverei in dem Bundesdistrict Columbia abgeschafft werden solle; die Sache an sich war von keiner Bedeutung, aber der Süden nahm dieß als das Zeichen eines von Seite des Nordens gefaßten Entschlusses die Sklaverei überhaupt anzugreifen, und in den südlichen Staaten die gefährlichste Agitation zu nähren, zugleich auch ein Präjudiz aufzustellen, daß der Congreß über die Sklavenfrage Verfügungen treffen könne. Das von Wilmot bei allen Geldverwilligungen zum Krieg gegen Mexico stets aufgestellte, vom Hause der Repräsentanten angenommene, aber vom Staat stets verworfene Proviso, daß das Geld der Vereinigten Staaten nicht verwendet werden solle, um die Sklaverei auszudehnen, ging eigentlich dahin, die Sklavenhalter, d. h. die Bewohner der südlichen Staaten, von der Ansiedlung der neugewonnenen Territorien auszuschließen, obgleich der Erfolg des Kriegs nicht bloß durch die Anstrengungen und das Geld des Nordens, sondern auch des Südens errungen worden. Ließ man das Proviso Wilmots gelten, so waren die Sklavenhalter factisch von der Auswanderung in das neue Gebiet ausgeschlossen, und als solche für unfähig erklärt dort Land zu erwerben. Diese Ansprache an den Süden hatte einen ungeheuren Erfolg, und zahlreiche Versammlungen sprachen sich dahin aus, daß man den ewigen Angriffen des Nordens ein Ziel setzen müsse, während zu gleicher Zeit die Abolitionisten des Nordens nicht abließen, die Agitation in ihrem Sinne zu betreiben. Die Whigs und die Demokraten des Nordens vereinigten sich mehr und mehr zu einer neuen Partei der Abolitionisten oder Freibodner.

Wie dieß im Norden geschah, so vereinigten sich im Süden gleichfalls Whigs und Demokraten; die alte Parteieintheilung hatte factisch aufgehört und der Norden und Süden standen sich drohend gegenüber. Daraus erklärt sich die Unbestimmtheit eines wichtigen Theils der Botschaft des Präsidenten. Da es sich um die Frage handelte, ob in den neuen Staaten und Gebieten die Sklaverei solle eingeführt werden dürfen, für Californien aber durch die Streitigkeit der Abolitionisten mit den südlichen Staaten keine Verfassung zu Stande gekommen war, so räth Z. Taylor abzuwarten, was diese Staaten selbst beschließen würden. Californien hat sich, wie schon erwähnt, eine Constitution gegeben, und durch den §. 18. die Sklaverei verboten; Neumexico wird demnächst nachfolgen, und da hier ein Mischlingsgeschlecht aus Spaniern, Indianern und Negern lebt, und noch wenige Amerikaner, jedenfalls keine Sklavenhalter zum plantagenartigen Anbau, sich dort befinden, so ist zu erwarten, daß auch Neumexico die Sklaverei in seiner Constitution verbieten wird. Darum heißt es in der Botschaft: „Indem man ihr (Californiens und Neumexico's) Verfahren abwartet, kann alle Ursache zu Streit (uneasiness) vermieden, und Vertrauen und freundliche Gesinnung erhalten werden. Um die für alle so theure Einhelligkeit und Ruhe zu bewahren, sollten wir uns enthalten diese aufregenden Streitpunkte (topics of a sectional character), welche bisher so schmerzliche Befürchtungen in der öffentlichen Meinung erregt haben, auf die Bahn zu bringen, und ich wiederhole die feierliche Warnung des ersten und ruhmvollsten meiner Vorfahren keine Veranlassung zu geben, Parteien nach geographischen Abtheilungen zu bezeichnen." Das ist alles was er über die aufregende Sklavenfrage sagt, am Schlusse aber fügt er noch hinzu: „Anhänglichkeit an die Union der Staaten sollte fortdauernd in jedem amerikanischen Herzen genährt werden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert, während dessen König- und Kaiserreiche gefallen sind, ist diese Union unerschüttert stehen geblieben. Die Patrioten, welche sie errichteten, sind längst ins Grab hinabgestiegen, aber immer noch steht sie aufrecht, das stolzeste Denkmal ihres Ruhms und ein Gegenstand der Zuneigung und Bewunderung für jeden, welcher würdig ist den amerikanischen Namen zu tragen. Meiner Ansicht nach wäre die Auflösung derselben das größte Unglück, und diese abzuwenden sollte das Bestreben jedes Amerikaners seyn. Von ihrer Erhaltung muß unser eigenes Glück und das zahlloser künftiger Geschlechter abhängen. Welche Gefahren ihr auch drohen mögen, ich werde bei ihr stehen, und sie in ihrer Vollgültigkeit aufrecht erhalten, nach dem ganzen Umfang der mir auferlegten Pflichten und der mir von der Constitution übertragenen Gewalt."

Mit dieser feierlichen Warnung schließt die Botschaft, und man kann daraus ersehen, daß die Gefahr einer Spaltung nicht gering war. Die 63 unfruchtbaren Sprecherwahlen zeugen zur Genüge von der Erbitterung, mit welcher sich die Parteien entgegenstehen, allein die Gefahr, wenn auch nicht gering, ist doch nicht so groß, daß wirklich eine Zerreißung der Union in Aus-

[1] Die Frage ist jetzt durch einen Convent der Repräsentanten Californiens gegen die Beibehaltung der Sklaverei entschieden worden.

Digitized by Google

sicht stände. Alle wissen zu gut, was sie dabei zu befahren haben. Beide Parteien aber spielen nicht gleich hohes Spiel: für den Norden ist die Frage im Grund eine entferntere, für den Süden ist sie eine augenblickliche Existenzfrage; nur durch eine harte Gesetzgebung in Sklavensachen konnten sie bis jetzt die Ruhe bewahren, und für viele ist die Zahl ihrer Sklaven eigentlich das einzige Besitzthum, denn wenn sie nicht den Boden durch Sklaven bauen lassen, können sie ihn gar nicht oder doch nur in einem höchst beschränkten Umfang bauen. Darum war auch das Auftreten beider Theile keineswegs dasselbe: die Repräsentanten des Südens kamen herbei, mit dem Entschluß die Frage zur Entscheidung zu bringen, und wenn die Entscheidung, was bei der numerischen Ueberlegenheit des Nordens, falls alle treu blieben, unvermeidlich war — gegen sie ausfiel, sogleich ihre Entlassung zu geben und Washington zu verlassen; dann war der Congreß gesprengt, und da er nicht mehr in gehöriger Zahl beisammen gewesen wäre, so konnte kein Beschluß gefaßt werden, kein Budget wurde votirt, und alle Geschäfte geriethen ins Stocken. Um einen solchen Bruch zu vermeiden, weist der in mancher Schlacht erprobte Z. Taylor auf die ihm von der Constitution verliehene Macht des Veto — eine ganz überflüssige Stelle,[1] wenn sie nicht den Sinn hat die kämpfenden Parteien vor „übereilten, unüberlegten oder inconstitutionellen Schritten“ zu warnen — und daneben zugleich auf die Wichtigkeit der Wahlen für das Haus der Repräsentanten hin, eine deutliche Warnung, daß die Repräsentanten ihren Constituenten für jeden unklugen, das Wohl und die Erhaltung der Union gefährdenden Schritt verantwortlich seyen. Durchliest man die Botschaft, und hält man diesen Stand der Dinge wohl vor Augen, so ist sie, weit entfernt unbedeutend zu seyn, wie manche behaupteten, außerordentlich wohl überlegt, und der alte Zacharias gibt den ungestümen Gemüthern sehr einschneidende Lehren über ihr Verhalten, um so einschneidender, je mehr die unnützen Sprecherwahlen die Nothwendigkeit derselben zeigten.

Die Mittel zu einer Ausgleichung fehlen indeß nicht; Californien hat seinen Willen ausgesprochen, Neumexico wird ihm folgen, und selbst diese Frage kann, da Neumexico noch nicht hinreichend stark bevölkert ist, um einen eigenen Staat zu bilden, hinausgeschoben werden, eben so wie die Ansprüche von Texas, das den größten Theil Neumexico's zu seinem Gebiet rechnet, und die Sklaverei dahin verpflanzt wissen will. Macht man nun die Gränzen Neumexico's ziemlich enge, so daß ein bedeutender Raum zwischen dem bewohnten Theile von Texas und dem Staat Neumexico übrig bleibt, so kann man die Erörterungen über die Ansprüche von Texas leicht hinausschieben. Zudem gehören Neumexico und Obertexas nicht zu den Ländern, wo die Sklaverei von Vortheil seyn kann: für Baumwolle, Reis und Zucker ist das Klima zu rauh; die Sklaverei wird sich deßhalb nie über die heißen, feuchten und fruchtbaren Niederungen hinaus ausdehnen, und wenn die Bevölkerung dort in der Art anwächst, daß sie mehr und mehr nach Norden hinaufrückt, so wird sich in dem ungeheuren Gebiet selbst eine Spaltung zwischen dem Bereich der Sklaven- und der freien Arbeit ergeben und der Staat wird sich in zwei Theile spalten. Wären aber auch diese Ausgleichungsmittel nicht vorhanden, so wissen die Amerikaner zu gut, was sie ihrer Union verdanken. **Wären in dem ungeheuren Gebiet zwischen den canadischen Seen und dem mexicanischen Golf, zwischen dem atlantischen und stillen Meer zwei Conföderationen, so wäre es mit der Sicherheit, Macht und Freiheit dieser Länder schlecht bestellt, eine Militärgewalt, eine durchgreifende Verwaltung und directe Steuern in bedeutendem Maaße würden nöthig werden, und darnach ist kein Amerikaner lüstern. Clay, welcher wahrscheinlich wieder die Rolle des „großen Friedensstifters“ spielen wird, hat dieß in seiner Rede zu Baltimore deutlich ausgesprochen, wo er sagte: „Zerreißt die Union, so ist es um uns alle geschehen, unser Vaterland braucht dann keinen Geschichtschreiber, wir werden die Geschichte Griechenlands haben. Dann kommen die verderblichen Bündnisse mit dem Ausland, die innern Revolutionen, die erbitterten Kriege, endlich ein Militärhaupt, das die Rolle Philipps oder Alexanders spielen wird. Ich hoffe Gott wird uns vor einer solchen Zukunft bewahren, und meine Anstrengungen werden unablässig dahin gerichtet seyn, sie abzuwenden.“**

(Schluß folgt.)

[1] Dieß ist um so bedeutender wenn man sich erinnert, daß Taylor vor seiner Wahl die Erklärung gegeben hatte, von dem präsidentiellen Veto keinen Gebrauch zu machen.

Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer nach Californien zu Wasser.

(Mitgetheilt aus Thorntons „Oregon and California.“ — New-York, 1849. Von K. J. Clement.)

Die Hauptroute ist natürlich die der directen Staatspost zu Dampfschiff von New-York aus Via Chagres und über den Isthmus von Panama und von hier wieder per Dampfer nach San Francisco. Die Entfernung auf dieser Route von New-York nach San Francisco beträgt 5500 Miles, und kann zurückgelegt werden in 30—35 Tagen. Man zahlt an Fracht wie folgt:

Von New-York nach Chagres zu Dampfschiff . . 150 Dollars.
„ Chagres nach Panama über den Isthmus . . 20 „
„ Panama nach San Francisco zu Dampfschiff . 250 „

In zweiter Cajüte beträgt die Fracht ⅔ der obigen Taxe, und mit Segelschiffen die Hälfte. Passagiere in der zweiten Cajüte erhalten ein Bett, aber keinen Wein und Branntwein, außerdem freien Raum für eignes Gepäck bis zu einem Gewicht von 300 Pfund. Fracht von allem was darüber und auf Güter und Kaufmannswaaren 50 Dollars die Tonne, und von Baar 1 Procent. Packen sollten nicht über 150 Pfd. Gewicht haben zur Bequemlichkeit für Maulthierfuhr.

Die Reise über den Isthmus von Chagres nach Panama wird jetzt zu Wasser gemacht, 40 Miles in Canoes, und 20 Miles mit Maulthieren und man braucht durchgehends zwei Tage. Chagres ist ein elendes, kränkliches Schlammdorf, ganz von Negern, Indianern und Kreuz- und Querbruten (cross-breeds) bewohnt, und man sollte sich daraus fort machen so schnell als möglich. Es ist gemeiniglich thunlich und bei weitem der beste Weg, von dem Schiff an Bord eines Canoe zu gehen und Chagres überhaupt nicht zu berühren. Panama ist eine Stadt von etwa sechs bis achttausend Einwohnern, und leidliche Beköstigung ist zu haben für vier Dollars täglich. Es sind viele Geschichten im Umlauf gewesen von ungeheurem Gedräng von Menschen, welche die Fahrt nach San Francisco zu Panama abwarteten, unsre neuesten und authentischen Nachrichten von da erwähnen aber nichts von einem solchen Stand der Dinge. Die Gesammtzahl der Personen, welche von hier nach Californien abgegangen oder im Begriff sind abzugehen, beträgt nach zuverlässiger Kunde weniger als 4000; davon werden mindestens 1000 auf andern Routen gehen und andre 1000 haben schon Panama passirt oder sind bereits in San Francisco. Es sind immer zwei bis dreihundert Segler im stillen Meer, und wir glauben nicht, daß man sich davor zu fürchten brauchte, keine schnelle und ziemlich billige Reise entweder von Panama, Mazatlan, Acapulco, oder irgendeinem andern von den Häfen des stillen Meers zu haben.

In kurzer Zeit werden wir den Beginn des Baues der Eisenbahn über den Isthmus sehen zur Verbindung der beiden Meere; der Con-

Digitized by Google

tract zwischen der Regierung von Neu-Granada und der „Panama Railroad Company“ — dem Senat zu Washington am 19 December (1848) mitgetheilt und hierauf laut Verordnung übersetzt und gedruckt — ist der Oeffentlichkeit übergeben. Die contrahirenden Theile sind die Regierung von Neu-Granada und unsere Mitbürger die Herren Aspinwall, Stephens und Chauncey — da die frühere Uebereinkunft mit einer französischen Gesellschaft hinfällig geworden, weil sie die Bedingungen nicht erfüllte. In der Uebertragung auf diese neue Gesellschaft sind einige hinzugekommene Stipulationen eingeführt, und das der französischen Gesellschaft verliehene Privilegium ist beschränkt durch die Reducirung des Termins von neunundneunzig auf *neunundvierzig Jahre*, und dadurch daß die Herren Aspinwall, Stephens und Chauncey der Regierung von Neu-Granada das Recht zugestanden, die Bahn zu ihrem eigenen Nutzen zu kaufen für die Summe von 5,000,000 Dollars bei Ablauf von zwanzig Jahren nach ihrer Vollendung, bei Ablauf von dreißig Jahren für 4,000,000 Dollars, und bei Ablauf von vierzig Jahren für 2,000,000 Dollars; beim Ablauf von neunundvierzig Jahren wird die Bahn das Eigenthum der Regierung von Neu-Granada, indem sie jede Uebersteigung eines Werths von über 25,000,000 Franks erstattet — die Gesellschaft jedoch nach dieser Wiedereinlösung des Privilegiums *in Besitz der Ländereien bleibt*, welche freiwillig und auf immer an sie abgetreten werden mögen, in Uebereinstimmung mit den Bedingungen des 12ten Artikels des (französischen) Original-Contracts, nach welchem die Republik der Gesellschaft verwilligt „aus freien Stücken und zu ewigem Besitz 100,000 Fanegadas (etwas mehr als ein Acre) herrenlosen Landes in den Provinzen Panama und Veraguas, welche Verwilligung bis zu 150,000 erweitert werden mag, falls man eine solche Ausdehnung anwendbar finden sollte in diesen beiden Provinzen.“ Der Gesellschaft soll es frei stehen, sich ihr Land auszuwählen, mit der Stipulation, daß überall, wo es ausgewählt werden mag, an der Bahnlinie oder in deren Nachbarschaft Zwischenräume gelassen werden sollen, wo die Regierung der Republik Landconcessionen oder Verkäufe für andre Etablissements vornehmen mag, die sie an oder in der Nähe der Bahnlinie zu errichten für gut finden möchte. Die hundert oder hundert und fünfzigtausend Fanegadas sind zu Lagerplätzen für Arbeiter, Feldern zum Anbau, zur Weide oder zur Erlangung von Bauholz u. s. w. zu benutzen, und zu irgendeiner Einrichtung, welche die Operationen der Gesellschaft erleichtern kann.

Auch gibt es eine Uebereinkunft, wonach der Gesellschaft, wenn sie will, die Hälfte des Landbetrags in den Territorien Bocas del Toro und Darien unter den Bedingungen überlassen werden mag, welche die Executivgewalt stellen würde, und falls sie solche Bedingung nicht annehmen wird, so ist das Recht in dem continentalen Theil der Provinzen Panama und Veraguas gewahrt, wie früher.

Wenn diese Eisenbahn einmal fertig ist, wird sie ohne Zweifel diese Landenge zu einer der besuchtesten Durchfahrten in der Welt machen. Daß die Eisenbahn gebaut werden wird, bezweifeln wir nicht; die neuerlichen Debatten im Senat der Vereinigten Staaten über die Petition der Unternehmer des kühnen Werks hatten nichts zu thun mit der Frage, ob es ihnen gestattet seyn sollte, zu bauen oder nicht — diese Erlaubniß zu geben, steht nicht in der Macht der Regierung der Vereinigten Staaten, da das Gebiet zu Neu-Granada gehört, jener Regierung von welcher die Herren Aspinwall, Stephens und Comp. die Bewilligung bereits erhalten haben. Das Gesuch, das sie an die Regierung der Vereinigten Staaten richteten, war um einen Contract, wonach die Transportirung der Posten, Regierungsvorräthe u. s. w. der Vereinigten Staaten über den Isthmus ihnen ausschließlich auf eine bestimmte Anzahl Jahre gegen gewisse Vergütung zu verwilligen wäre. Ob die Regierung der Vereinigten Staaten ihnen diesen Contract gewährt oder nicht, die Eisenbahn wird gebaut werden.

Die besten Peilungen (surveys) des Flusses Chagres stimmen alle darin überein, daß er für Dampfer von 400—500 Tons Trächtigkeit bis zur Einmündung des Trinidad in denselben schiffbar ist. Folgendes ist der von Mr. Wheelwright, dem wohlbekannten Actuar der Pacific Steam Navigation Company, gefertigte Bericht, welcher diese Landenge im Jahre 1840 untersuchte, um Sicherheit über die beste Route für entweder eine bessere Landstraße oder eine Eisenbahn zu erlangen: „Ich begann mit Peilung der Barre des Chagres, wo ich 14 Fuß Wasser fand, da aber die Regen eingetreten, erfuhr ich, daß der Fluß 18 Zoll geschwollen war, was die gewöhnliche Tiefe auf $12\frac{1}{2}$ Fuß bringt. Von hier ging ich den Fluß hinauf und peilte ihn von $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Faden, bis ich den Einlauf des Trinidad erreichte, wo 3—4 Faden waren und das Ufer des Flusses so frei und sicher, daß hier Schiffe ebenso leicht löschen können als an einem Kai. Ein wenig oberhalb des Einlaufs flakte oder seichtete das Wasser bis zu 7 und 8 Fuß. Die Forke der beiden Flüsse ist gesund und die Oertlichkeit günstig, und sicher zum Landen und Lagern von Waaren. Passagiere mögen von diesem Punkt aus Panama in 24 Stunden erreichen, während die Wasserfuhr nach Gorgona 25 Miles beträgt. Von da werden Maulesel genommen nach Panama, eine Tour von 5—10 Stunden, je nach der Jahreszeit, aber es könnte ein Weg gemacht werden, um Passagiere in 5 oder 6 Stunden von den Dampfern des stillen Meeres zu denen des atlantischen zu befördern, und beladene Maulesel könnten ihn zurücklegen in 10 oder 12 Stunden.“

Seine Idee war, ein Breakwater anzulegen in der Bay von Limon an der atlantischen Seite, wie auf der Karte vorgezeichnet ist, dann einen Canal von Limon nach dem Fluß Chagres; von da würden die Dampfschiffe den Fluß hinaufgehen bis zur Einmündung des Trinidad, von wo an nach seinen Beobachtungen die Gegend bis zum stillen Meer eine reine Fläche bildet, und entweder zu einer Eisenbahn oder einem Canal ganz brauchbar ist. Das Einlaufen in die Bay von Limon anstatt in den Chagres an der atlantischen Seite hat zum Zweck, das ungesunde Klima des letzteren Orts zu meiden. Welche Route die Herren Aspinwall und Comp. sich nehmen werden, wissen wir nicht, da sie aber den Grund vollständig besichtigt haben, so werden sie ohne Zweifel wohl vorbereitet seyn, alle Vortheile ebnen Landes zu benutzen, welche sie finden können. Da heutzutage ein solcher Strom von Auswanderung hereinsetzt über den Isthmus hin, so sind sicherlich gegenwärtig die Erleichterungen des Ueberganges viel größer, als sie vor einigen Monaten waren, und so wie es bekannt wird am stillen Meer, werden sich unzweifelhaft viele Schiffe zu Panama versammeln, um die Glücksritter auf ihrer Reise nach San Francisco zu fördern. Ein Wort des Raths jedoch an alle, welche dieses Weges gehen: — halte dich in Chagres keine Minute länger auf als du umhin kannst; sey mäßig in allen Dingen; setze dich nicht unnöthigerweise der tropischen Sonne aus, und hüte dich vor der Nachtluft. Obgleich Panama so gesund ist wie die meisten tropischen Himmelsstriche, so müssen doch diejenigen, die gerade vom Norden angelangt sind, sich sehr in Acht nehmen, wenn sie Fiebern zu entgehen wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Hinneigung Westindiens zu Nordamerika. Der in Neuyork erscheinende Weekly Herald (vom 12 December) enthält ein Schreiben aus Jamaica, worin es heißt: die Wohlfahrt Britisch-Westindiens ist so tief gesunken, daß in der Ansicht vieler einflußreichen Leute nur ein Anschluß an die große amerikanische Republik Rettung bringen kann. Indeß widerstreben noch viele und namentlich die farbige Bevölkerung bis auf den letzten Mann, denn ein Anschluß an Nordamerika wäre der Todesstich für ihr gesellschaftliches und politisches Uebergewicht, nach welchem sie streben. Wir hoffen jedoch alle Opposition von dieser Seite her unmächtig machen zu können, wenn nur die Weißen einig sind. Die Bewegung hat begonnen, nicht durch eine unumwundene Erklärung, daß man einen Anschluß beabsichtige, sondern durch eine Agitation deren ostensibler Zweck ein Reciprocitätsvertrag mit den Vereinigten Staaten ist. Dadurch will man die öffentliche Meinung allmählich mit dem Gedanken eines Anschlusses vertraut machen, und sie damit versöhnen, als mit dem einzigen Mittel, das im Stande ist, diese schöne Insel aus dem Ruin, in dem sie jetzt ist, wieder zu erheben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 22 Januar 1850.

Reiseskizzen aus Georgien.

2. Die Bevölkerung von Tiflis. — Die georgischen Frauen.

Die Bevölkerung von Tiflis belief sich laut statistischen Angaben im Jahre 1842 auf mehr als 26,000 Seelen, ungerechnet die Beamten und die russische Besatzung. Die einzelnen Bestandtheile dieser Bevölkerung nach den verschiedenen Nationalitäten sind in den russischen Tabellen leider nicht genau angegeben. Aus guter Quelle erfuhr ich, daß die Armenier zahlreicher als alle die übrigen Völkerstämme zusammen genommen sind und fast drei Fünftheile der Gesammtbevölkerung bilden. Die herrschende Sprache ist die grusinische. Die Zahl der Adeligen beträgt fast den zehnten Theil der ganzen Einwohnerschaft; Sprößlinge aus fürstlichem Geschlechte gibt es nahe an 300.

Armenier und Georgier unterscheiden sich zwar nicht hinsichtlich der Tracht, doch erkennt ein geübtes Auge jede der beiden Nationalitäten auf den ersten Blick an dem Schnitt des Gesichtes, welcher bei den Georgiern im allgemeinen bestimmter, kräftiger und schöner ist. Der Ausdruck von Schlauheit wird in ihren Gesichtern fast so häufig bemerkt als bei den Persern, in deren Physiognomie dieser Zug den hervorstechenden Charakter bildet. Die Imerethiner, von welchen sich eine ziemliche Zahl in Tiflis aufhält, sind grusinischen Stammes und gleichen den Georgiern. Nur die Gesichtsfarbe ist etwas gebräunter, die Kleidung weniger sauber; die Haare fallen in der Regel wild und ungekämmt unter dem eigenthümlichen Kopfputz herab, welcher aus einem bizarr geschnittenen Tuchlappen besteht und gegen die hohen zuckerhutförmigen Pelzmützen der Georgier und Perser auffallend contrastirt. Noch zahlreicher als die Imerethiner sind die Tartaren, welche eben so wenig einen Theil der seßhaften Bevölkerung bilden, sondern gleich jenen kommen und verschwinden und gewöhnlich nur der Handelsgeschäfte wegen längere Zeit verweilen. Sie sprechen das türkisch tartarische Idiom, welches die Hauptsprache in ganz Vorderasien ist und fast in allen Theilen der Kaukasusländer vom Volke mehr oder minder verstanden wird wie die lingua franca am mittelländischen Meer. Obwohl diese Tartaren unläugbar in Charakter und Gewohnheiten eine gewisse Aehnlichkeit mit den Türken, ihren stammverwandten Glaubensgenossen, besitzen, so läßt sich doch im Betreff der Ehrlichkeit, der Worttreue und der Großmuth minder Rühmliches von ihnen berichten. Noch weniger theilen sie mit ihren Stammesgenossen, den Tartaren der Krim, den zahmen, friedfertigen Charakter. Obwohl auch bei ihnen die frühere unbändige Wildheit des Nomaden-Charakters gebrochen ist, obgleich sie unter die russische Militär-Herrschaft vollkommen gebeugt sind, so ist ihnen doch mehr Energie und streitbarer Sinn geblieben. Sie fügen sich der Geißel der russischen Polizei und den Vexationen der Steuerbeamten minder gelehrig und gutwillig als die übrigen Eingebornen.

Auch von Persern und Türken findet sich immer eine ziemliche Anzahl in Tiflis, besonders in Zeiten, wo der Karawanenhandel belebt ist. Vor der Einführung des russischen Zolltarifs waren diese Gäste, welche Handelsspeculation und Gewinnsucht nach Georgien führte, weit zahlreicher als gegenwärtig, wo der Strom des Karawanen-Handels nach Persien und Central-Asien den Weg über Trapezunt und Erzerum genommen hat.

Vereinzelter als die genannten Völkerschaften erblickt man in Tiflis auch Osseten, Tscherkessen, Lesghier, Kasikumyken, Lasen, Suaneten und Kurden. Die Osseten, Bewohner der höchsten Alpenketten des Kaukasus, sind Christen und kommen nach Tiflis, um durch Lasttragen und harte Taglöhnerarbeit sich einiges Geld zu verdienen. Es sind zerlumpte, schmutzige, sonnengebräunte, magere und knochenfeste Gestalten, welche exemplarisch frugal leben und gleich den Kabylen in der Berberei sich einige Jahre lang den mühseligsten Arbeiten in den Städten unterziehen und die strengsten Entbehrungen erdulden, um ein kleines Capital zu verdienen, mit dieser Frucht ihres Fleißes in die Berge zurückzukehren, zu heurathen und unabhängig zu leben. Während der Zeit des freiwilligen Knechtsdienstes in der glänzenden Hauptstadt vergessen sie nie das ungebundene Leben auf ihren Alpen, und alle städtischen Reize könnten sie auch unter glücklicheren Verhältnissen nicht verlocken sich in Tiflis bleibend niederzulassen. Wie armselig auch ihr Loos in der Heimath, so bleibt ihnen doch die Sehnsucht nach der wilden Freiheit ihrer Berge.

Den tscherkessischen Krieger, welcher sich selten in Tiflis zeigt, erkennt man unter all dem Völkergewimmel an der ritterlichen Gestalt, an dem edlen Profil des Gesichts, dessen Charakter nicht milde Weichheit, sondern männliche Kühnheit und Kampflust ausdrückt, und dem Bild des Ares ähnlicher ist als dem des Apollo. Mit stolzer Haltung durchschreitet der Tscherkesse das Marktgewühle und alles macht Platz vor ihm, selbst der trunkene Kosak, obwohl der kriegerische Bergbewohner nicht immer im vollen Schmuck seiner Waffen geht. Die Mehrzahl der Tscherkessen, welche ich in Tiflis sah, waren Häuptlinge oder wenigstens einflußreiche Usden verbündeter oder unterworfener Stämme, welche gekommen waren, den neuen Oberbefehlshaber der russischen Armee zu begrüßen und sich gelegentlich von ihm Geschenke zu holen.

Digitized by Google

Mit den Tscherkessen können sich die östlichen Kaukasier, die verschiedenen lesghinischen Völkerschaften, welche sehr abweichende Idiome sprechen, an Ebenmaß der Körperformen, an imposanter Haltung und männlicher Schönheit der Gesichtszüge nicht messen. Sie sind im allgemeinen kleiner, zwar schlank, doch minder edel gebaut als die westlichen Bergbewohner, oft überaus mager; die Gesichtsfarbe ist gebräunter, das Auge nicht so groß, so gebieterisch und feurig, das bekannte Adlerprofil ist bei ihnen seltner, man möchte ihre Physiognomie lieber mit dem Geier oder der Eule vergleichen. Von diesen östlichen Kaukasiern kommen freilich mehr gemeine Leute, mehr Händler und Marktbesucher zum Verkauf von Wildpret, Vieh, Thierhäuten, kaukasischen Burkas rc., als Krieger und Häuptlinge nach Tiflis. Mit einem dieser lesghinischen Burkahändler vom Stamme der Kasikumyken, Namens Abduraman Beg, machte ich nähere Bekanntschaft. Herr Abowian hatte die Güte, denselben öfters zu mir zu führen und wir erhielten durch ihn manche interessante Auskunft über die Geschichte, die Sitten und Lebensweise seines Volks. Derselbe versicherte unter andern, daß in der Sprache der Kasikumyken gar keine Lieder vorkommen, daß Musik seinem Stamm völlig fremd sey, daß seine Landsleute nie singen. Von allen Völkern, welchen ich auf meinen Wanderungen in drei Welttheilen begegnete, wären — sollte Abduramans Versicherung vollen Grund haben — die Kasikumyken die einzigen, welchen die Natur den musikalischen Sinn gänzlich versagt hat. Bekanntlich leben nicht einmal die auf Eisschollen schwimmenden Eskimos in ihrer nebligen Polarzone ohne Gesang, welcher selbst unter Barbaren die poetische Sprache für Liebe und Lust und als ein Zaubermittel, welches „die Freude verjüngt und den Schmerz verweht" von der freundlichen Natur allen Menschen gegeben scheint. Jener kaukasische Volksstamm wäre die einzige Ausnahme, er hätte von Vögeln und Winden, den natürlichen Musikmeistern der Wildniß, zu lernen und wäre mitten in der Poesie seiner erhabenen Gebirgsnatur nüchterner, gefühlsärmer und phantasieloser als selbst der häßliche Steppen-Kalmüke, als irgendein anderer Volksstamm des Morgenlandes.

Die Kurden erscheinen in Tiflis gleich den Lasen nur als Zugvögel, vereinzelt und selten. Zuweilen sind es Häuptlinge einzelner Nomadenstämme, welche mit dem russischen Generalgouverneur wegen der Ansiedlungen in den Gränzprovinzen unterhandeln. Zuweilen sind es auch Abenteurer oder verunglückte Häuptlinge, welche bei ihrem Volke Macht und Einfluß verloren haben und durch die russische Unterstützung die frühere Autorität über ihre Landsleute wieder zu erlangen hoffen. Zuweilen werden diese Reisen der Gebirgshäuptlinge von den Gränzen Persiens und der Türkei nach Tiflis nur aus Neugierde oder in der Hoffnung gemacht, gleich andern glücklichen Abenteurern, welche durch imposante Gestalt, kecke Aufschneiderei und durch das Vorgeben eines politischen Einflusses im Lande, den sie selten besitzen, bei den russischen Großen Gunst zu finden wußten, sich reiche Geschenke, Jahresgelder oder eine gute Anstellung im irregulären Militärdienste zu erbetteln. Auch Mingrelier und Suaneten sieht man zuweilen in Tiflis. Beide Völker sind georgischen Ursprungs, aber in Physiognomie und Charakter doch merkwürdig verschieden. Die Mingrelier sind schöne Leute von edler Gesichtsbildung, ihr Teint ist so zart, ihre Haut so weiß wie bei den schönsten Völkern des mittlern und nördlichen Europa; ihr Charakter ist im allgemeinen sanft und friedfertig. Die Suaneten, welche im Norden von Kolchis ein hohes Gebirgsland bewohnen, haben nicht die zarte rosige Gesichtsfarbe der Mingrelier, und statt des milden Ausdrucks der kolchischen Physiognomien dieselbe kraftvolle imposante Schönheit, wie die Bewohner Tscherkessiens. Unter allen christlichen Völkern der Kaukasusländer sind die Suaneten die Streitbarsten und Tapfersten.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Präsidentenbotschaft.

(Schluß.)

Neben dieser Cardinalfrage sind freilich alle andern nur Nebenfragen, indeß für die augenblicklichen Verhältnisse immerhin bedeutend genug. Die wichtigste ist die Nicaraguafrage. Den Stand und Bedeutung derselben haben wir in den Rückblicken vorigen Jahrs (Nr. 350 f.) auseinandergesetzt, und seitdem ist in der Sache nur Ein Schritt geschehen, freilich ein ziemlich unerwarteter. Die Engländer haben mehrere Punkte an der Fonseca Bay, und wie es scheint auch die speciell von der Regierung Nicaragua's an die Amerikaner abgetretene Tigre-Insel trotz der Gegenvorstellungen des amerikanischen Residenten Squier mit Gewalt besetzt. Ueber diesen Gegenstand berichtet nun die Botschaft, daß eine Compagnie amerikanischer Bürger in Folge eines mit Nicaragua abgeschlossenen Vertrags die Absicht hege, vermittelst des San Juan-Flusses und Nicaraguasees einen Schiffscanal zwischen dem atlantischen und stillen Meere anzulegen, und daß alle Nationen eingeladen werden sollten, unter den gleichen Bedingungen an den Vortheilen einer solchen Uebereinkunft Theil zu nehmen, um dadurch „der so großen interoceanischen Verbindungsstraße gegen jede Macht, welche versucht wäre sie zu sperren oder ihre Vortheile zu monopolisiren, Schutz zu verleihen." Schon dieß zeigt, daß man sich einer englischen Anmaaßung nicht unterwerfen wird, noch deutlicher aber ist dieß in dem Satz ausgesprochen: „Würde ein solches Werk ausgeführt unter dem gemeinsamen Schutz aller Nationen und zum gleichen Vortheil aller, so wäre es weder gerecht, noch vortheilhaft daß irgendein großer Seestaat diese Verbindung allein beherrsche. Das Gebiet, durch welches der Canal eröffnet werden kann, sollte von den Ansprüchen jeder fremden Macht befreit werden; keine solche Macht sollte eine Stellung einnehmen, wodurch sie später in Stand gesetzt würde, einen beherrschenden Einfluß über den Handel der Welt auszuüben oder eine Straße zu sperren, welche dem gemeinsamen Gebrauch aller offen stehen sollte." Man hat die Milde und die Versöhnlichkeit der Botschaft in der Nicaraguafrage gerühmt, sie ist aber nur scheinbar: gerade weil die englischen Blätter von jeher diese Frage als ein Bagatell zu behandeln schienen, während es sich um nichts geringeres handelt, als die Fahrt vom atlantischen Meer nach dem stillen eben so in die Gewalt Englands zu bringen, wie es die Fahrt über die Landenge von Suez schon ist, hat die Botschaft gleichfalls keinen polternden Ton angeschlagen, es ist indeß aus der oben mitgetheilten Stelle deutlich ersichtlich, daß die Vereinigten Staaten in keiner Weise nachzugeben gesonnen sind. Will England mit den Vereinigten Staaten Frieden behalten, so muß es die gewaltsame Besetzung der Fonseca-Bay, wo die westliche Ausmündung des großen Canals seyn soll, eben so gut aufgeben, wie die unbegründeten Ansprüche auf die Küstenstrecke vom Bluefields River bis an den San Juan, Ansprüche, die nie anerkannt und nur darum erhoben wurden, um die Fahrt auf dem Flusse San Juan, der einen Theil des Canals bilden würde, zu beherrschen. Das wird Nordamerika nie dulden, und die gemäßigte Sprache Taylors ist der sicherste

Digitized by Google

Beweis dafür; die amerikanischen Zeitungen sehen auch die Sache schon als abgemacht an, und lassen sich nicht einfallen, daß England den Streit zur Waffenentscheidung treiben werde. So empfindlich es England seyn mag, den lang gehegten Plan aufzugeben, so muß es denaoch weichen: von dem Augenblick an, wo England in der Durchsuchungsfrage (1842) den Amerikanern nachgegeben, haben diese Englands Schwäche erkannt, und werden fortfahren England von amerikanischem Boden mehr und mehr auszuschließen, sicher daß England nicht zu den Waffen greift, wenn man nicht geradezu muthwillig es herausfordert, und seine Schwäche Amerika gegenüber an den Tag bringt. Das werden aber die Amerikaner, denen es um die Sache, nicht um den Schein zu thun ist, gewiß sich nicht zu schulden kommen lassen.

Außer diesem Punkt — das aus dem Krieg hervorgegangene Deficit von 16 Millionen Dollars ist eine Kleinigkeit für Amerika, die gar nicht in Betracht kommen kann — ist nur noch einer wichtig, die Frage über das Zollwesen. Der Präsident kündigt ohne Umschweife an, daß er beabsichtige, statt der ad valorem-Zölle specifische einzuführen, wodurch die Erzeugung der gröbern Waaren den Bürgern des eigenen Landes gesichert werde. Hr. Meredith, der Schatzsecretär, hat in seinem Bericht über den Handel diesen Gegenstand noch umständlicher auseinander gesetzt, und dadurch sich den ungeschmälerten Tadel der Engländer, namentlich der Freihandelsmänner, zugezogen. Die Beurtheilung dieses Vorschlags nach abstracten Freihandelsgrundsätzen, wie dieß von Seite des englischen Economist geschieht, ist eine Thorheit. Die Engländer wollen die „Werkstatt für die Welt“ seyn, und alle Welt mit ihren Waaren überschwemmen; da sie nun das meiste Capital und die meiste Gewerbsgeschicklichkeit, wenigstens in den Hauptzweigen, haben, so soll auch die ganze Welt ihnen zinsbar seyn.[1] Der Wunsch ist natürlich, aber wenn man den Wunsch mit theoretischen Sätzen zu stützen sucht, so geräth man in Unsinn und Widersprüche. Die Engländer selbst haben noch nicht für gut befunden, ihr Schutzsystem für Gewerbserzeugnisse ganz abzuschaffen, und mögen deßhalb andern Nationen gestatten, auch ihre Handelsverhältnisse nach ihrer eigenen und nicht nach englischer Convenienz einzurichten. Eine andere Frage ist, ob der Vorschlag im Congreß Anklang finden wird, und hier möchte die Antwort etwas anders lauten. Wir sind selbst der Ansicht, daß Amerika bei der gränzenlosen Ausdehnung seines Bodens nicht wohl thun würde, direct auf ein ausgedehntes Schutzsystem und die Erschaffung einer sehr ausgebreiteten Industrie hinzuarbeiten, aber Ein Punkt ist da, wo das Interesse der Rohstofferzeuger und der Manufacturisten Hand in Hand geht. Dieß ist die Fabrication grober Baumwollenwaaren. Der von Hrn. Meredith abgestattete Bericht deutet darauf hin, daß dieser Punkt hauptsächlich gemeint ist. Die Amerikaner haben bereits den Engländern in einigen groben Sorten von Baumwollenwaaren den Rang abgelaufen, zuverlässig auf den südamerikanischen Märkten, vielleicht auch zum Theil in China und Ostindien. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die englischen Feinspinner in den letzten Jahren gute Geschäfte gemacht, nicht aber die Grobspinner, welche vielleicht seit drei Jahren, wenn nicht gerade mit Verlust, doch ohne Gewinn arbeiten. Die Anlegung von Eisenbahnen in Indien hat begonnen, und so wie sie weiter geht, wird man Baumwolle aus Indien nach England zu einem niedrigeren Preis bringen, als sie jetzt von Amerika zu liefern ist; für diesen Zeitpunkt will man hier gerüstet seyn und die Versorgung des amerikanischen Inlands gewonnen, vielleicht die englischen Grobspinner halb ruinirt haben. Also in den Baumwollenwaaren wird man zuerst streben einen specifischen Zoll einzuführen, und was dann, um die Forderungen der Baumwollenerzeuger und Baumwollenspinner zu unterstützen, an andern Manufacturisten mit hineingezogen werden muß, läßt sich nicht so leicht absehen. Indeß ist die Frage nicht so dringend, und in diesem Jahre möchte auch bei den Baumwollenwaaren schwerlich etwas geschehen, denn man setzt die rohe Baumwolle zu einem allzu guten Preise ab, als daß man nicht die Gelegenheit benützen sollte, den Engländern ein gutes Stück Geld abzuzapfen, um so mehr, als die englischen Manufacturisten bereits wieder angefangen haben die Märkte mit ihren Waaren dermaßen zu überschwemmen, daß es Vortheil gewähren kann, die gefertigten Waaren an den einzelnen Orten aufzukaufen. Man kann deßhalb, besonders da das Cabinet durch die Wahl des Demokraten Cobb zum Sprecher eine kleine Niederlage erlitten hat, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß in diesem Jahre keine wesentliche Veränderung erfolgen, ja vielleicht die Aenderung ganz auf das nächste Jahr hinausgeschoben wird. Dabei werden aber keine politischen, sondern nur mercantile Erwägungen vorwalten, denn über diese letztern Punkte sind gewöhnlich die Amerikaner sehr übereinstimmender Ansicht, wenigstens die eigentlichen politischen Personen, wenn auch nicht die Kaufleute und Manufacturisten. Lächerlich muß es erscheinen, wenn der Economist stets den Whigs das Wort redet und ihre Bestrebungen lobt, aber immer, wenn es sich von dem Tarif handelt, die liberalen Ansichten der demokratischen Partei herausstreicht. Die jetzt so stark in der Auflösung begriffenen Whigs hatten ihren Hauptsitz in den Neuenglandstaaten, deren rauheres Klima und unfruchtbarerer Boden die Nothwendigkeit von Manufacturen bald fühlbar machten. Aus dieser Nothwendigkeit wird sich stets das Streben ergeben, die Manufacturen der Vereinigten Staaten zu schützen gegen das Ueberschwemmen mit fremden, namentlich mit englischen Waaren, und die Ansichten dieser Staaten mögen nun whiggisch oder demokratisch seyn, so wird hinsichtlich des Handels und Verkehrs sich stets dieselbe Gesinnung kundgeben. Der Bericht von Meredith erscheint uns weniger als eine commercielle denn als eine diplomatische Schrift, gleichsam als eine Drohung, wessen sich England von Amerika zu versehen habe, wenn es sich in den vorliegenden Streitfragen unfügsam gebärde. Darum wohl hat er sich die besondere „hohe Ungnade“ der englischen Presse, namentlich auch der Times zugezogen.

[1] Wir wissen sehr wohl, daß auch ein Theil der deutschen Tuchfabrikanten von dieser Maaßregel ziemlich hart betroffen würde, können aber darum unser Urtheil nicht ändern. Unsere deutsche Handelspolitik liegt so sehr im Argen, daß es ganz überflüssig ist, sich über einen einzelnen Punkt auszulassen.

Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer nach Californien zu Wasser.

(Fortsetzung.)

Praktische Weisungen für Personen, welche über den Isthmus von Panama wollen.

1. Suche von dem Consul von Neu-Granada in dieser Stadt zu erfahren, ob ein Paß nöthig sey. Vor drei Jahren erließ die Regierung Granada's ein Circular an alle ihre Agenten im Ausland, worin bestimmt war, daß ein solches Document schlechterdings nothwendig wäre für einen Fremden, der in der Republik zu landen wünschte.

Digitized by Google

2. Bei deiner Ankunft zu Chagres schaffe sogleich dein Gepäck nach dem Zoll, wo man dich nicht lange aufhalten wird. Alsdann mache dich eilig aus dem Dorf, welches pesthaft ist; miethe dir dein Canoe, das der Hurtigkeit halber nicht groß seyn sollte. Ein solcher sogenannter „Piragua“ ist an 25 Fuß lang und mit einem Steurer und zwei Ruderern bemannt. Die Kosten für Boot und Leute bis nach Cruces sollten nicht über 12 Dollars seyn, es sey denn, daß zugenommener Verkehr die Wirkung gehabt, die Preise zu steigern.

3. Ehe du das Schiff verlässest, mit welchem du zu Chagres anlangst, laß dir durch den Steward einen Korb mit Lebensmitteln besorgen, die für zwei bis drei Tage hinreichen, wie kaltes Huhn und andres Geflügel, hart gekochte Eier, frisch Fleisch, Brod, ein wenig Thee, Zucker, Salz u. s. w.; Milch kann man in den Hütten am Fluß haben. Nimm eine „Etna“ oder eine Maschine zum Wasserkochen, einen zinnernen Becher, Messer und Gabel mit — in der That bedenke stets, daß du ganz und gar auf deine eigne Hülfe angewiesen bist.

4. Meide spirituöse Getränke und Salzfleisch. Ein paar Gläser guten Wein können denen, die sich daran gewöhnt, nicht schaden.

5. Ich möchte einem jeden empfehlen, zu allererst des Morgens, solange er auf dem Fluß ist, zwei bis vier Gran Quinin in einem Glase Wein zu nehmen. Solltest du in Panama aufgehalten werden, so nimm eine ähnliche Dosis ein oder zweimal die Woche; dieß ist der Rath der ausgez.ichnetsten Aerzte in England.

6. Schlafe nicht außerhalb deines Bootes, außer wenn es sich trifft, daß du zur Nacht einen Pflanzort erreichst: ertrage die Hitze, ertrage die Mosquiten, thu alles eher als daß du dich der Nachtluft aussetzest, welches die Quelle jeglicher Krankheit in jenem Lande ist.

7. Es gibt zwei Orte am Fluß Chagres, von wo ein Weg nach Panama führt. Gorgona ist der erste, wo du ankommen wirst; Cruces ist gegen 5 Miles weiter hinauf. Deine Bootleute werden dich vermuthlich zu bewegen suchen, bei dem ersteren auszusteigen, laß dich aber nicht dazu überreden. Es ist weiter von Panama, der Weg ist schlechter, die Thiere sind schlechter und theurer, laß sie dich nach Cruces bringen.

8. Insonderheit sorge dafür, daß dein Gepäck den möglich kleinsten Raum einnehme. Eine Maulthierlast besteht aus zwei Koffern, einen an jeder Seite des Thiers, und du kannst einen Sack oder Flintenbehälter zwischen beide legen; das Gesammtgewicht der Ladung darf 230 Pfd. nicht übersteigen. Nimm keine großen Kasten mit, sie sind kreuzweise zu stellen auf dem Maulthier, kosten das Doppelte und bei der Enge des Weges hat man allerdings zu gewärtigen, daß sie in Stücke gestoßen werden gegen die Felsenseiten.

9. Die Reitmäuler werden mit Sattel und Zaum für dich gemiethet werden, und die Lastthiere mit ihrem Packmaterial, so daß du dich mit keinem von beiden zu versehen brauchst. Der eigentliche Preis ist 4 Doll. 50 C. für jene und 4 Doll. für diese: weigere dich mehr zu geben.

10. Es ist nur ein Hotel in Panama, die Bequemlichkeit, die es bietet, ist jämmerlich und zum Ruiniren theuer, man fordert 4 Dollars per Tag. Es gibt aber auch viele Familien, welche Logirende nehmen für 2 Dollars täglich und noch weniger; diese wirst du ausfindig machen durch Nachfrage bei irgendeinem respectabeln eingesessenen Fremden, wovon es mehrere gibt. Versuche nicht auszucampiren oder unter Zelten zu leben; die haben keine Idee von dem Klima, welche ein solches Verfahren vorschlagen. Selbst in den Monaten Januar, Februar und März, welche trocken und vergleichungsweise angenehm sind, würde das Beginnen Wahnsinn seyn.

11. Die Patriot-Dublone gilt mindestens 19 Dollars in Panama; nimm nicht weniger dafür; die integrirenden Theile der Münze gelten natürlich nach demselben Verhältniß.

12. Präge dir diese allgemeine Regeln ein: meide die Sonne; halte dich zu Hause den Tag über; hüte dich vor Obst, selbst wenn es reif ist; Orangen, mäßig genossen, mögen eine Ausnahme machen. Rühre keine Austern an; sie sind sehr verführerisch, es ist aber fast gewiß, daß sie in Folge einer Kupfermischung Kolik verursachen. Trage Flanell nächst der Haut bei Tag und Nacht; sey artig und höflich gegen die Eingebornen, und sie werden alles für dich thun.

Diese Winke hat jemand gegeben, der zweimal über die Landenge von Panama gekommen ist. Ihr einziger Zweck ist der Nutzen der Hunderte, welche den Uebergang vermuthlich unternehmen werden, ehe sich eine genaue Kenntniß von dem Klima und den Gebräuchen des Landes verbreiten läßt. Sollte irgend jemand gerne wissen mögen, woher dieselben stammen, so ist der Herausgeber im Stande, ihm Genüge zu thun.

Eine andre Route nach Californien ist von New-York nach Vera-Cruz und querüber nach Mazatlan oder Acapulco am stillen Meer.

Von Vera-Cruz via Mexico dauerte der Uebergang 10 Tage bei einem Kostenbetrag von 75 Dollars; der Theil des Weges zwischen der Stadt Mexico und Acapulco wird zu Pferde zurückgelegt. Von Acapulco, wo die amerikanischen Postdampfer halten, ausgenommen der erste, ist die Fracht 125 Dollars und die Entfernung an 2000 Miles; der Kostenbelang auf dieser Route würde also 280 Dollars und die gebrauchte Zeit gegen 40 Tage seyn. Wenn die Reise von New-York nach Vera-Cruz in einem Dampfer gemacht würde, so ließe sich die Zeit auf 30 oder 32 Tage bringen. Noch eine andre Route und eine welche einige Vortheile darbietet, ist von der Stadt Mexico nach Mazatlan am stillen Meer via Guadalaxara zu gehen. Die Reise von dem letztgenannten Ort würde zu Pferde gemacht werden, und die ganze Reise von Vera-Cruz nach Mazatlan in etwa 20 Tagen zurückgelegt seyn mit 125 Dollars Kosten. Zu Mazatlan ist der Reisende 2000 Miles nördlich von Panama; man zahlt mit den Postdampfern von Mazatlan nach San Francisco gegen 75 Dollars. Mazatlan ist ein Ort mit großem Geschäft, und es sind fast immer Schiffe da, mit welchen Gelegenheit die Küste hinaufgegeben ist. Auf dieser Route nach San Francisco würden sich die Kosten auf 275 Dollars belaufen und 45 Tage darauf hingehen. In Gesellschaften von 10 — 12 Amerikanern würde beim Reisen auf keiner der beiden Routen Gefahr vorhanden seyn ausgeplündert zu werden.

Einige Abtheilungen machen sich fertig, um nach Californien via Austin in Texas zu gehen, und andre über die Ebene von Independence nach Sante Fé, aber diese Wege sind lang und gefährlich.

Personen, die via Panama gehen, sollten so wenig Gepäck als möglich haben. Wenn man seinen Platz in den vorderen Cajüten der Dampfer nimmt und mit der Schiffsmannschaft ißt, so kann die Reise auf dieser Route für 200 Dollars gemacht werden, und es gibt keinen wohlfeileren und schnelleren Weg, um nach Californien zu bekommen. Es ist sehr zweifelhaft, ob es eine gute Politik ist Sachen zum Verkauf mitzunehmen, außer für solche, die beabsichtigen sich in gewöhnlicher Weise ein Geschäft zu etabliren. Ein temporärer Mangel an Waaren hatte sehr hohe Preise verursacht zur Zeit der letzten Nachrichten, doch ehe irgend welche Abenteurer von den Vereinigten Staaten Californien erreichen könnten, würden unzweifelhaft große Versendungen aus Valparaiso und andern näher zur Hand liegenden Häfen anlangen, und wir wissen, daß Ladungen von verschiedenen Häfen unterwegs sind mit hinreichendem Vorrath für das Gebiet, sollte auch die Bevölkerung innerhalb 10 Monaten um das Zehnfache angewachsen seyn.

(Schluß folgt.)

Der Kaiser von Marocco und sein weißes Roß. Hr. D. Urquhart, wohlbekannten Portfolioandenkens, hat eine neue Schrift herausgegeben, die Pfeiler des Hercules, worin er seine neuen Reisen schildert. Wir werden wohl Gelegenheit haben manches aus demselben mitzutheilen, hier vorerst eine merkwürdige Sitte des Kaisers von Marocco; die Stimmung in welcher er sich befindet, zeichnet sich ab in der Farbe seines Pferdes. Hr. Urquhart sah ihn auf einem weißen Rosse ausreiten, was allgemeine Freudenrufe von den Dächern herab erweckte. Sie riefen sich freudig zu: „ein weißes Pferd, der Sultan reitet ein weißes Pferd!“ Dieß bedeutet Freude und Vergnügen. Reitet er auf einem rothen Pferde, so führt er Lanze oder Säbel, reitet er auf einem schwarzen, so hat er Muskete und Pulver. So haben diese äußern Zeichen immer noch eine Bedeutung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 23 Januar 1850.

Zwei Abende in Calcutta. [1]

Nicht lange nach unserer Ankunft erhielten wir eine Einladung zu einem Fest, das ein eingeborner Babu, Namens Brozonauth Dhur, allen seinen Freunden gab. Er lud durch die Zeitungen ein und schickte Tausende von Einladungskarten herum. Die Folge davon war, daß viel mehr Menschen erschienen als das Haus aufzunehmen im Stande war, daß die Polizei die Straße besetzen mußte, um Ordnung zu halten in der herbeiströmenden Menschenmasse, die wohl aus ebenso vielen Nichtgeladenen, als Geladenen bestand, und daß endlich das Thor verschlossen und die Gäste durch eine enge Thür eingelassen werden mußten, deren Passage namentlich für die Damen ziemlich unbequem war.

Eine solche Babu-Wohnung ist gewöhnlich ein viereckiges, zweistöckiges Gebäude, das in seiner Mitte einen Hof einschließt, auf den die Zimmer hinauslaufen, mit einer Gallerie oben und unten, die von Säulen mit polirter Stuccatur getragen werden. Wenn ein Fest gegeben werden soll, wird ein Zelt über den ganzen Hof gezogen und der Salon ist fertig. Dieser Mann war sehr reich, und hatte an diesem Abend zur Unterhaltung und Bewirthung seiner Gäste gewiß an 100 000 Rupien verausgabt. Im Hintergrunde, dem Eingang gerade gegenüber, war ein Balcon angebracht, zu dem eine breite Treppe führte. Hier stand auf einer Erhöhung innerhalb der festen Gallerie der oberen Etage der Gott des Festes, welchen die anwohnenden Engländer näher bezeichneten, als „the god of children," d. h. derjenige Gott, zu dem man betet, um Kinder zu bekommen und zu behalten. Es war eine mit den verschiedensten Farben bemalte Figur, umgeben von acht kleinen Statuen in kleinem Maßstab, die seine Diener oder Braminen vorstellten. Eine ungeheure Menge von Confect, Früchten, Reis und andern Opfern standen rund umher zu ihren Füßen, und kein Christ durfte die Thürschwelle überschreiten, die diese Götterbilder von der übrigen Festhalle schied. Auf dieser Treppe, welche der eigentliche Platz für Honoratioren war, ward mir und meinen Officieren eine Reihe leerer Stühle von dem Wirth selbst, einem hübschen jungen Mann, angewiesen, um „His Danish Majestys man of war" alle die Ehre zu erweisen, die ihnen zu erweisen in seiner Macht stehe. Von hier konnte ich so recht das ganze laute Schauspiel übersehen, das sich vor uns ausbreitete. Man denke sich den großen, mit schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegten Hof, jetzt zu einer Festhalle umgeschaffen, bedeckt mit Matten und kostbaren türkischen Teppichen, prachtvoll erleuchtet durch unzählige Lampen, ganz angefüllt mit Menschen von allen möglichen Farben, in allen möglichen Trachten, und ringsum auf zwei Gallerien ein ebenso buntes Gemisch, das in zwei, drei Schichten aufeinander lag, um zu sehen und zu hören. Natürlich wohnten nicht ein einziges eingebornes Frauenzimmer dem Feste bei, aber einige färbige (halfcast) und einige weiße Damen entdeckte man in dem dichten Menschenknäuel, der außerdem aus Hindus und Mohammedanern, aus Europäern in reichen Uniformen oder in civiler Kleidung, aus „Eurasiern" (Abkömmlinge europäischer Väter und eingeborner Mütter), aus Portugiesen, Gebern (Feueranbetern), Armeniern, Arabern, Afghanen, Abyssiniern, Chinesen und Juden bestand, die theils sich hin und her drängten, theils Parterre und auf den amphitheatralisch angebrachten Bänken kauerten. Die stolze, kräftige Figur irgend eines Persers mit der leicht kennbaren Mütze ragte wohl hin und wieder aus der bunten Masse hervor, sonst aber ward alles verdunkelt von den herrlichen Gestalten und orientalischen Trachten der Hindus und indischen Muselmänner. Kostbare Ostindische und Kaschmir-Shawls, leicht über die Schulter geworfen, oder um die Hüften gebunden, Kaftans aus den verschiedensten Stoffen und von den verschiedensten Farben, übersäet mit Silber und Goldbrokat, Barrette und Turbans von Atlaß und Sammet, besetzt mit Juwelen und ächten Perlen, goldenen Ketten, Juwelenschmucke, prachtvolle Fächer blitzten uns von allen Seiten des Festsaals entgegen. Um diese Gäste zu amusiren hatte der gastfreundliche Wirth große Anstrengungen gemacht und weder Kosten noch Mühe gespart. Ein Programm, das unter ihnen ausgetheilt ward, machte sie sogleich damit bekannt, daß sie sich der „unvergleichlichen" Vorstellungen des Signor Dalle Case und seiner Gesellschaft zu erfreuen haben würden, die um 9 Uhr Abends begann und Morgens 4 Uhr enden sollten. Außer verschiedenen acrobatischen, equilibristischen und gymnastischen Künsten, wie „Signorina Emilias" und „Signora Dalle Case's" auf dem schlaffen und strammen Seil, „des jungen Brasilianers meisterhafte Purzelbäume," „der großen chinesischen Pyramide," einiger von derselben chinesischen Truppe ausgeführten Hieb- und Fechtübungen, Sprüngen u. s. w., von deren komischer Wirkung Signor Dalle Case sich unendlichen Applaus versprach, wurden auch nicht wenige Tänze zum Besten gegeben, wie z. B. ein Fandango mit Castagnetten, eine Polka, eine „sailors hornpipe," ein Grotesque-Tanz auf Stelzen und mehrere spanische und italienische Tänze, ausgeführt von „clowns." Endlich war die Abendunterhaltung auch nicht ohne Musik, indem außer einer

[1] Aus einem später erscheinenden „Bericht über die Weltumseglungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845, 46 und 47," herausgegeben vom Commandeur Steen-Bille.

Romanze „Povera signora" ein ächt chinesisches Concert gegeben ward. Da aber der Saal überall war, fand sich nur mit Noth und Mühe Platz für die meisten dieser Kunstprästationen. Wenn die Künstler vortraten, öffnete sich ein enger Kreis im Saal, innerhalb dessen sie ihre Manövres beschränken mußten, und nur die vordersten Zuschauer wurden des Glückes theilhaftig, sie zu sehen oder zu hören. Bessern Platz hatte dahingegen die Seiltänzergesellschaft, die der freigebige Babu hatte kommen lassen. Sie hatten ihre Seile zwischen den Colonnen des oberen Stockes ausgespannt und hier schwebten sie über den Köpfen der Gesellschaft und führten ihre wirklich vortrefflichen Leistungen zu großer Zufriedenheit der Zuschauer aus, die sich dann auch durch lautes Rufen, Lachen, Händeklatschen, Füßetrampeln, kurz auf alle mögliche Weise, auf die man Beifall zu erkennen zu geben pflegt, Luft machte.

In den Zimmern des obern Stockes waren überall Tische für die Christen gedeckt mit Erfrischungen und Soupers, die jedesmal erneuert wurden, sobald die Gäste sich davon bedient hatten. Der Champagner floß in Strömen und ich muß zur Schande des christlichen Theils der Gesellschaft gestehen, daß er es war, der sich bei diesem Theil des Festes am meisten ausgelassen zeigte und sich überhaupt weniger anständig aufführte, als der orientalische, der in den untern Räumen eine sehr mäßige Mahlzeit zu sich nahm. Um 1 Uhr in der Nacht entfernte ich mich, ermattet von der Hitze und dem Gedränge und war sehr erfreut, meinen Wagen in der Unordnung und dem Gedränge finden zu können, das außen auf der Straße stattfand, wo sich Tausende von Menschen herumbalgten, um herein zu kommen oder um einen Platz zu finden, von wo sie das mit farbigen Lampen verzierte Portal betrachten könnten.

Eines Nachmittags, als ich auf einer Spazierfahrt durch einige mir bis dahin unbekannte Quartiere Calcutta's begriffen war, ward meine Aufmerksamkeit durch eine große Menschenmasse rege gemacht, die sich vor einem Hause mit einem langen engen Eingang versammelt hatte. Ich stieg ab und ging hinein, während wie gewöhnlich die gutmüthige, eingeborne Bevölkerung vor der fremden Uniform ehrerbietig bei Seite wich, und wo dieß nicht der Fall war, mein Dobasch mit wichtigen Mienen und handgreiflichen Gebärden mir Platz machte. Ich erfuhr alsbald, daß hier ein reicher Babu wohne, die Vorbereitungen zu einem Feste treffe, und daß in dieser Veranlassung die Leute hier zusammenliefen, um sich die Herrlichkeit zu beschauen. Ich ward durch einen langen, schmalen Hof oder Gang geführt, an dessen einer Seite längs der Mauer eine große Menge colossaler Holzfiguren aufgestellt waren, die man zu dem Fest neu angestrichen und in allerlei Costüms gekleidet hatte. Da war Blücher und Wellington, die Königin von England und Othello, Samson und Delila, Napoleon und Voltaire, Shakspeare und Holofernes, Judith und Friedrich der Große. Diese Nomenclatur möge genügen um zu zeigen, welcher Richtung man bei dieser Decoration gefolgt war, und die ich wiederholt fand, als ich ins Haus selbst eintrat, wo der Hof eben so, wie bei dem oben beschriebenen Fest, mit einem Zeltdach bedeckt, und wo die ganze untere Galerie mit einer solchen Sammlung angefüllt war. Auf einigen dieser Figuren waren Devisen oder Citaten aus den Werken der berühmtesten Dichter angebracht, die auf die Freude anspielten, deren die Gäste theilhaftig werden sollten. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Bildwerke schlecht gemacht und höchst grotesk waren. Nur die Farben und die Kleider waren sehr prunkend und ernteten bei der gaffenden Menge große Bewunderung. In dem engen Gange, dem Hause gegenüber, war eine Art Marionettentheater angelegt, wo irgend ein Marktschreier schon seine Puppen ordnete — alles zum Fest. Zwischen den Statuen hingen Draperien, Blumen und abgehauenes Laubwerk oder Palmzweige füllten die Zwischenräume aus. Unter dem Zeltdach über dem Hofe wurden bunte Vögel mit ausgebreiteten Flügeln in Stahldräthen aufgehängt, darauf berechnet, daß sie sich bei den aufsteigenden Wärmedünsten herumdrehen sollten. Ich ward von dem ehrwürdigen Babu selbst samt seinem Sohne empfangen, der umher ging und alles anordnete. Sie waren übrigens schwer genug von ihren vielen Dienern zu unterscheiden, denn sie gingen beide in der paradiesischen Unschuldstracht gekleidet; doch die Aufmerksamkeit, die man ihnen, namentlich dem Alten, erzeugte, die Geschäftigkeit, mit der man ihre Befehle vollzog, ihnen die Huka und Limonade brachte, zeigte genugsam, wer sie seyen. Sie empfingen mich mit ausnehmender Artigkeit, zeigten mir alle Anordnungen des Festes, und ließen mich nicht eher los, bis ich mit Hand und Mund versprochen hatte, daß ich an demselben, das zwei Abende später stattfinden sollte, Theil nehmen wolle. Ich nahm einige meiner Officiere mit mir und fuhr dahin. Das Portal und der schmale Hof waren brillant erleuchtet, und die bemalten Holzfiguren [1] nahmen sich in der Beleuchtung gar glänzend aus. Im Hintergrund des Saals war ein Amphitheater errichtet, wo der Hausgott vor einem mit Zuckerwerk und Confect, Blumen und unzähligen Lichtern bedeckten Tisch präsidirte, gerade wie bei Brojonauth Dhur. Jeder ankommende Gast ward hier heraufgeführt, becomplimentirte den Gott, brachte eine kleine Gabe an Comfort, nahm einen Mundvoll von seinem Tisch und ging dann in die Gesellschaft hinab, wo ihm Plätze auf Stühlen mitten im Saal angewiesen wurden. Hintenaus war ein abgetheilter Raum für die Dienerschaft. Man reichte mir ein Bouquet Jasminen und schmierte mir wohlriechende Salbe in die Hand. Nun ging wie gewöhnlich der Tanz der Bajaderen vor sich, den ich hier nicht näher beschreiben, sondern nur der für mich sehr auffälligen Bewunderung erwähnen will, mit welcher er von den Zuschauern aufgenommen ward. Es war in der That sehr komisch anzusehen, wie diese Männer mit ernster, gespannter Aufmerksamkeit diese Vorstellungen betrachten und auf diese, mir ein wenig schauerlich vorkommende Musik mit einem Interesse horchen, das kaum seinesgleichen findet, wenn in unsern Schauspielhäusern ein Meisterwerk über die Scene geht, oder eine Jenny Lind ihre Nachtigallentöne entfaltet. Neben mir saß ein Perser, ein ältlicher, hübscher Mann, vermuthlich sehr vornehm und sehr reich, nach den Umständen zu rechnen, die man mit ihm machte. Sein ernstes, schwarzes Auge stierte mit ununterbrochener Aufmerksamkeit auf das häßliche schwarze Wesen, das sich vor uns bewegte; hin und wieder verzog sich, kaum bemerkbar, sein Mund zu einem stillzufriedenen Lächeln, und dann murmelte er ein leises Bravo, das sich nach und nach zu dem gewaltsamsten Ausbruch der begeistertsten Bewunderung steigerte. Was mir ferner noch in hohem Grade interessant war, das war die Höflichkeitsbezeugungen zu sehen, mit denen Wirth und Gäste sich gegenseitig aufwarteten, und die in Nichts denen der Europäer etwas nachgeben. Mein Babu hatte diesen Abend ein schneeweißes Musselingewand angethan, mit einem weißen Turban,

[1] So weit ich habe in Erfahrung bringen können, hält man diese Holzfiguren in den Pagoden, von wo aus sie zu dergleichen Festen ausgeliehen oder vermiethet werden.

Digitized by Google

und sah sehr gut aus. Da hier weit weniger Menschen waren, namentlich wenig oder gar keine Europäer, so hatte ich gute Gelegenheit die reichen orientalischen Costüme zu betrachten, die mich umgaben. Es gab hier Shawls und Juwelen von sehr bedeutendem Geldwerth. Mein Nachbar, der Perser, hatte einen Sollitair auf dem Finger, der einer Kaiserkrone zur Zierde gereicht haben würde.

Reiseskizzen aus Georgien.

2. Die Bevölkerung von Tiflis. — Die georgischen Frauen.

(Fortsetzung.)

Auf die Sitten der Stadtbevölkerung ist das halbe Jahrhundert russischer Herrschaft nicht ohne wesentliche Einwirkung geblieben, namentlich in Betreff des schönen Geschlechts. Unter den einheimischen Königen lebten die Georgierinnen in strenger Zurückgezogenheit, zeigten sich nie öffentlich, nicht einmal in der Kirche, mit unverhülltem Antlitz. Bei öffentlichen oder häuslichen Festlichkeiten, Gastmählern, Hochzeiten 2c. waren die beiden Geschlechter strenge geschieden. Französische Kleidung sowie abendländische Bücher, Zeitungen, Musik, Tänze 2c. waren in Tiflis unbekannt. In den ersten Jahren hatten die russischen Militär- und Civil-Beamten einen schweren Stand; der Verkehr mit Frauen war ihnen abgeschnitten. Nur sehr allmählich gewöhnten sich die Georgier an die fremden Eroberer, obwohl sie zu derselben Religion sich bekannten. Diese spröde Zurückhaltung dauerte, so lange der Glaube währte, daß die russische Herrschaft in Transkaukasien eine vorübergehende sey, daß dieselbe entweder dem Angriff der großen mohammedanischen Nachbarreiche im Süden, oder dem Stoße der kriegerischen Gebirgsvölker im Norden unterliegen werde. Als die grusinische Bevölkerung in dieser Erwartung sich getäuscht sah und in den Kriegen mit den Persern, Türken und kaukasischen Gebirgsstämmen allmählich merkte, auf welcher Seite die überwiegende Stärke war, gab sie ihren Groll auf und versöhnte sich mit den Eroberern, obwohl sie nie ganz vergaß, daß sie einst das herrschende Geschlecht in diesem Lande gewesen. Der zahlreiche grusinische Adel, welcher schon vor dem Beginn der russischen Herrschaft in seinem Wohlstand bedeutend herabgekommen, wurde ziemlich zahm, haschte nach Aemtern und Auszeichnungen und beugte sich vor dem Stellvertreter des russischen Kaisers, ohne eben im Schmeicheln und Speichellecken so weit zu gehen wie die Armenier. Von den alten fürstlichen Geschlechtern, deren Titel und Würden die russische Regierung anerkannte, traten ziemlich viele der jüngern Söhne in russische Kriegsdienste, und manche derselben, wie die Bagration, Dadian, Argutinski haben sich auf vielen Schlachtfeldern in Europa wie im Kaukasus rühmlich hervorgethan. Ziemlich viele russische Officiere und Beamte verschwägerten sich durch Heurath mit den adeligen und begüterten Familien des Landes, und in den letzten Jahrzehnten war diese früher vereinzelte Erscheinung in so raschem Zunehmen, daß es wenige adelige Geschlechter in Tiflis gab, welche nicht durch verwandtschaftliche Bande und somit auch durch persönliches Interesse an die Eroberer geknüpft waren.

Zur Zeit als der unvergeßliche Jermoloff den Statthalterscepter in seiner kräftigen Faust führte, war der georgische Adel, der gleich dem übrigen Volk dem starken Charakter und dem Genie dieses mächtigen Kriegsmanns huldigte, für Rußland zwar bereits gewonnen, aber der Einfluß der Frauen verstärkte damals noch nicht den Bund der beiden Völker. Erst unter der Verwaltung des Generals Paskewitsch sah man einzelne Damen aus den vornehmen Geschlechtern Grusiens in den zu Salons nach europäischem Geschmack verwandelten Gemächern des alten Königspalastes. Unter der Statthalterschaft des Baron von Rosen und noch mehr unter seinem prachtliebenden Nachfolger Golowin, welcher dem Vergnügen, der Geselligkeit und den Frauen besonders hold war, wuchs mit jedem Jahr die Zahl der weiblichen Gäste bei Abendunterhaltungen und Bällen. Man hatte dort Gelegenheit die meisten schönen Georgierinnen und Armenierinnen aus fürstlichem oder wenigstens adeligem Geblüt unverschleiert zu sehen. Das französische Costüm fand bei einem Theil derselben Eingang; die Pariser Mode trat namentlich unter den reichen Armenierinnen als unwiderstehliche Eroberin auf. Die eingebornen Damen gewannen für abendländische Pracht, Sitten und Unterhaltungen fast mehr Vorliebe, als ihren Gatten und Vätern lieb seyn mochte. Unter der Verwaltung des Generals Neidhardt minderte sich der Zudrang des schönen Geschlechts zu den Salons des Regierungspalastes. Der strenge, etwas pedantische, ächtdeutsche Charakter dieses Mannes war Luxus und rauschenden Festen nicht hold. Er lebte einfach im Kreise seiner zahlreichen Familie und übte nicht die großartige Gastfreundschaft, an die man sich in Tiflis gewöhnt hatte. Der eingeborene hohe Adel, aus welchem der alte Stolz nicht ganz gewichen, nahm diese Vernachlässigung übel, und als der neue Statthalter sogar zur Feier des Osterfestes den üblichen großartigen Schmaus und glänzenden Ball unterließ, rächten sich die stolzen Georgierinnen dadurch, daß sie spätern Einladungen zu den gewöhnlichen Sonntagssoiréen keine Folge gaben.

So groß auch die Fortschritte der Emancipation der Frauen in Kaukasien, so ist doch noch ein Rest orientalischer Zurückgezogenheit geblieben. Mit Ausnahme des Kirchen- und Badbesuches und öffentlicher Festlichkeiten hat man selten Gelegenheit Frauen von Stand außerhalb ihres Hauses zu sehen, obwohl die Bemerkung des Schweizers Dubois, daß man von der Schönheit der Frauen des Landes keinen Begriff erhalte, ohne sie in ihren Wohnungen selbst aufzusuchen, nicht richtig ist. Die unter der weißen Tschadra halb verhüllten Frauen, welche man an den Wochentagen in den Straßen, auf dem Markte und im Bazar sieht, sind allerdings gewöhnlich alte häßliche Personen oder arme Dienstboten. Zur Kirche oder zu öffentlichen Festen wandeln selbst Fürstinnen unverhüllt durch die Straßen. Die Schönheit der Georgierinnen ist im allgemeinen unter ihrem Rufe. Bei den meisten ist die abwärts gebogene Nase von einer ganz eigenthümlichen Form, die man die grusinische nennen kann, zu groß, und schadet der im übrigen untadelhaften Regelmäßigkeit der Züge. Der allgemeine Gebrauch des Schminkens und des Färbens der Augenbrauen beleidigt den europäischen Geschmack. Den schwarzen Augen fehlt es zwar nicht an Feuer, wohl aber an Ausdruck und Seele. Sehr reich und schön sind bei den meisten die glänzend schwarzen Haare, welche in vielen zierlich geflochtenen Zöpfen unter dem goldgestickten Mützchen herabfallen.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Juden in der Berberei.

(Aus D. Urquhart's: Pillas of Hercules.)

Die Juden der Berberei sehen auf die Juden der Christenheit, welche sie Erz Edom (das Land Edom) nennen, hoch herab. Ein Rabbi sagte in Bezug auf die Belehrung der Reichen: „wir haben nur die

Versuchungen der Armuth und Gefahr zu bestehen, sie aber die des Wohllebens und Reichthums." Sie besteuern sich für das heilige Land, zum Belauf ihrer halben Steuer an die maurische Regierung. Ich hörte von einem der Steuereinnehmer aus Jerusalem, daß die Zahl ihres Volks in Marocco sich auf eine Million belaufe. Die Juden sind der einzige Theil des Volks, der den Haratsch oder die Kopfsteuer nicht zahlt, oder wenigstens nicht zahlte; die jetzt von den Juden bezahlte Steuer ist neu eingeführt; ehemals überbrachten sie dem Herrscher eine goldene Henne mit 12 Küchlein in emaillirter Arbeit, und dieß war ihre ganze Steuer. In Tunis und Tripolis geschieht dieß noch. Freilich sind sie nichtsdestoweniger manchen Erpressungen von Seite der Provincialgouverneure ausgesetzt. Ebenso kann jeder sie schlagen und die Gelegenheit dazu bietet sich an jedem heiligen Platze, wo die Schuhe abgenommen werden müssen. Indeß habe ich nicht bemerkt daß sie darunter besonders leiden. Bis jetzt habe ich kein Beispiel gesehen, daß man einen Juden geschlagen oder verhöhnt hätte, und mehrmals sah ich ihren Empfang von Seite vornehmer Mauren, wobei man ohne die Kleidung den Unterschied zuverlässig nicht erkannt hätte.

Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer nach Californien zu Wasser.

(Schluß.)

Der Houstontelegraph veröffentlicht folgenden noch eine andre Route nach Californien betreffenden Bericht:

„Mehrere Gentlemen langten vor einigen Tagen in der Stadt an auf ihrer Reise nach Californien, auf der Route von Houston nach Chihuahua und von da nach dem Sacramento-Thal. Einer von diesen Gentlemen reiste voriges Jahr von Missouri nach Chihuahua auf der Santa Fé-Route, und durch die Belehrung, die er in ersterer Stadt erhielt in Betreff der Route durch Texas, ist er so sehr davon überzeugt, daß die letztere Route der über Santa Fé vorzuziehen, daß er beschlossen hatte mit seinen Gefährten sich sofort auf dieser Route nach dem weitberühmten El Dorado des stillen Meers zu begeben. Aus den Behauptungen dieses Herrn und den Beobachtungen des Dr. Conolly von Chihuahua, welcher mit war auf der Expedition von Chihuahua durch Texas nach Red River im Jahre 1840, und außerdem aus dem Bericht des Oberst Hays, erhellet, daß sich ein guter Wagenweg findet von dem Colorado aus an der Quelle des San Sabo vorbei an den Rio Grande, oberhalb des Presidio del Norte. Der Hauptwagenweg von Santa Fé nach Chihuahua über El Paso kreuzt den Rio Grande 40 Miles unterhalb der letzteren Stadt und gegen 100 Miles oberhalb des Presidio del Norte. Es geht ein andrer Weg von El Paso nach Chihuahua, welcher den Fluß kreuzt El Paso gegenüber und mit der untern Straße bei dem See Patos sich vereinigt. Die Entfernung vom Rio Grande, wo der untere Weg über den Fluß nach Chihuahua geht, ist etwa 300 Miles. Aus dem Bericht des Colonel Hays geht hervor, daß die Entfernung von dem San Sabo nach dem Rio Grande, wo dieser Weg den Fluß kreuzt, 200 Miles beträgt. Von Houston nach dem San Sabo ist 200 Miles, und der Weg ist zu allen Jahreszeiten für Wagen brauchbar.

„Der Auswanderer nach Californien also, wenn er die Route von Houston nach Chihuahua nimmt, hat eine Weite von 700 oder 750 Miles auf einem guten Wagenwege zu reisen, um Chihuahua zu erreichen, während auf der Santa Fé-Route die Entfernung von dem nächsten schiffbaren Punkt auf dem Missouri nach Santa Fé, nach Dr. Gregg, der diese Route sechsmal bereiste, 770 Miles beträgt. Da nun von Santa Fé nach Chihuahua 440 Miles ist, so macht die ganze Entfernung zu Lande von Independence in Missouri nach Chihuahua 1210 Miles aus — volle 400 Miles also weiter als die Route von Houston nach Chihuahua. Auch diesen Vortheil hat die Route von Houston, daß sie ein oder zwei Monate eher als die über Santa Fé frei liegt, ganz ohne Schnee und Eis ist, und daß Emigranten Weide die Fülle finden können, während die Santa Fé-Straße 1—2 Fuß tief in Schnee begraben ist. Der Weg von Chihuahua nach Californien besitzt ferner den Vortheil, daß er so weit nach Süden liegt, daß er im Winter gemacht werden kann, und mexicanische und spanische Karawanen sind denselben gekommen ein halbes Jahrhundert hindurch. Der ganze Weg ist untersucht worden, und alle Weilplätze sind ebenso gut bekannt als jene an der großen Straße von Chihuahua nach Mexico. Oberst Washington mit seiner leichten Artillerie und den Bagagewagen mit Militärvorräthen, Lebensmitteln u. s. w. für das unter seinem Commando stehende große Truppen-Detachement hat diese Route genommen und sie jeder andern vorgezogen, die bisher erforscht worden durch Fremont's Bassin hin und über die Sierra Nevada. Die Route über Chagres wird von schweren Capitalisten und Kaufleuten vorgezogen, weil sie ihre Bestimmung in einigen Wochen erreichen können. Die Kosten des Transports über die Landenge von Panama und die übermäßigen Frachten auf den Golfdampfern und den Packeten im stillen Meer sind so ungeheuer, daß wenige Emigranten es erschwingen können, die Panama- oder Chagres-Route zu reisen. Im Hinblick auf diese Thatbestände möchten wir allen Auswanderern, welche nach Californien zu reisen wünschen, anempfehlen, nicht zu warten bis die Santa Fé-Route offen ist, sondern die unternehmenden Emigranten nachzuahmen, welche gerade daran sind, New-York zu verlassen und ihre Reise auf einmal anzutreten. Die Route ist untersucht und es hat sich ergeben, daß sie ganz wegsam für Wagen ist, und der tapfre Colonel Washington hat durch Einschlagen dieser Route mit nahe an 800 Mann Truppen den positiven Beweis geliefert, daß es die beste ist, die entdeckt worden von den Forschungs-Gesellschaften, welche thätig gewesen unter den Befehlen der General-Regierung."

Denjenigen, welche nach Californien gehen auf einer der beiden Landwege, möchten wir die nachstehende Vorsicht anempfehlen aus dem Journal des Lieutenants Morrison von New-York-Regiment of Volunteers: „Ich hoffe, daß diejenigen, welche hier beabsichtigen über Land auszuwandern, sich wohl hüten, nicht übereilt zu werden von den Stürmen, Schneegestöbern oder Mangel an Lebensmitteln auf ihrer mühsamen Reise über die Rocky Mountains. Ich habe solche, die von den Ufern des Missouri als ferngesunde und tüchtige Männer aufbrachen, hinabhumpeln sehen in die Ebenen Californiens, verkrüppelt auf Lebenszeit. Ich habe Brüder gesehen, welche im Wahnsinn des Hungers um den letzten Bissen von ihres Vaters Leiche fochten, der den Rest mit ihnen getheilt bei vorigen Mahlen, nachdem sie von Schnee umlagert worden auf den Gipfeln jener fürchterlichen Berge, — Mädchen, welche ihre Heimath verließen jauchzend im Stolz ihrer Jugend und Schönheit, in freudiger Vorempfindung von diesem Lande in weiter Ferne, durch die Schrecken und Leiden jener furchtbaren Reise ihres Liebreizes und ihrer Blüthe beraubt, verwelkt und alt geworden vor der Zeit."

Der Reisende, der ein halbes Jahrhundert später Californien bereist, wird dessen Oberfläche ohne Zweifel mit Dörfern, Landstellen und Weinbergen dicht besäet finden, alle mit ihrem Wasser-Reservoir versehen zu dem Zweck beständiger Bewässerung, und in Eden gleichem Ueberfluß alle die reizendsüßen und köstlichen Erzeugnisse der gemäßigten und Aequator-Zonen spendend. Hier auch wird der Handel einige der reichsten und prächtigsten Märkte errichten, und wenn die Communication durch Dampf vollendet seyn wird über den Isthmus, wird sich der ganze Verkehr von China, Ostindien und den Gewürz-Inseln, angehalten zu San Francisco, San Diego, Monterey und Panama, hinein ergießen in die Städte Amerika's am Golf und an der atlantischen See.

Englands Weg nach Australien. Die Frage ist immer noch auf dem Tapet. Die Times vom 14 dieß behandelt die drei Wege über Suez, Panama und das Cap, und entscheidet sich für den über Suez, Aden, Singapur u. s. w. nach Sydney, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil man auf dem Weg um das Cap, wie über Panama, namentlich im stillen Meer, fast gar keine Zwischenstationen finde, wenigstens keine in commercieller Beziehung ergiebigen. Zwar findet man nicht fern von der amerikanischen Westküste die Galapagos-Inseln, dann Taheiti, aber der Handel zwischen diesen Punkten kann nur höchst unbedeutend seyn, und von Taheiti nach Neuseeland ist es 2600 Seemeilen, während man bis jetzt Dampfschiffe bloß auf eine Fahrt von 3000 Meilen mit Sicherheit des Erfolgs einer gleichschnellen Fahrt ausrüstete. Auch von Mauritius nach dem Schwanenfluß wäre eine leere Fahrt (a dead run) von 3400 Meilen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 24 Januar 1850.

Das spanische Amerika[1]

in Bezug auf deutsche Auswanderungsverhältnisse.

Dieß ist unser Kanaan, das Land für deutsche Niederlassungen im vollsten Interesse Deutschlands, der deutschen Auswanderer und der Erhaltung ihrer Nationalität, wenn auch bei mehrern dieser Staaten unter der Bedingung, daß die deutsche Regierung Verträge zu Gunsten ihrer Auswanderer schließt, die unter den häufig hier vorkommenden Revolutionen ohne den Schutz Deutschlands zwar nicht zu Grunde gehen, aber doch oft leiden würden, sind gleich die Kämpfe, die ihnen hier bevorstehen können, gegen die der ersten englischen Ansiedler in Nordamerika wenig in Betracht zu ziehen.

Zuvörderst führen wir die Umstände und besondern Verhältnisse an, auf die wir unsern Ausspruch Eingangs dieser Zeilen begründen:

Die Sklaverei ist in diesen Ländern aufgehoben. Die spanische Race ist über ein ungeheures Terrain verbreitet, neben ihr stehen Indianer, Neger (in geringerer Anzahl) und Mischlinge von allen Racen. Zwar ist diese farbige Bevölkerung im Verhältniß zu dem Raum den sie einnimmt, im Durchschnitt äußerst gering, aber dennoch und besonders an einzelnen Stellen der reinen weißen Race gegenüber so zahlreich, daß sie dieser die gegründete Befürchtung der Verzehrung durch eine untergeordnete Race erweckt. In Yucatan ist dieß drohende Ereigniß schon zum Theil in Erfüllung gegangen. In einzelnen Staaten Centralamerika's bilden die Weißen ein Hunderttheil der Bevölkerung.[2] Bei der Schwäche, in welche diese Staaten durch solche Zustände gerathen sind, werden sie durch die englische Politick gedrückt und haben obendrein die Aussicht, von den vereinigten Staaten verschlungen zu werden. Wahrlich, wohin die Weißen dieser Staaten blicken, lauter schlimme Aussichten. So sind sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie ohne frische, geistige und körperliche Arbeitskräfte weder zu einer gesunden Staatenbildung kommen, noch ihre politische und nationale Selbstständigkeit bewahren können. Sie haben deßhalb auch sehr liberale Einwanderungsgesetze gegeben, die Preußen und der Zollverein schon längst im Interesse Deutschlands hätten ausbeuten müssen. Diese Hülfe gegen die drohenden Ungewitter kann den amerikanischen Spaniern weder von den Engländern noch von den Nordamerikanern kommen. Sie sehnen eben so wenig Frankreich herbei, dessen Eroberungs- und Einmischungsgelüste sie gleichfalls kennen, auch sagt ihrem ernsten Charakter die leichte und oft leichtfertige Weise der Franzosen nicht zu. Von Spanien selbst können sie nichts erwarten. Der Haß zwischen den amerikanischen und europäischen Spaniern ist noch zu lebhaft. Und wenn auch das nicht der Fall wäre, so hat Spanien selbst eher Mangel als Ueberfluß an Bevölkerung. Deutschland schickt dagegen jährlich viele tausend tüchtiger Leute in das Ausland. Die Spanier lieben die Deutschen vor allen Fremden, vielleicht von einem dunklen Instinct getrieben, denn das Blut eines der edelsten deutschen Stämme, das der Westgothen, fließt in ihren Adern, jedenfalls liegt aber auch in dem Ernst des deutschen Charakters und in dem Mangel von Collisionen in neuester Zeit zwischen den Deutschen und den Spaniern in Amerika und Europa ein sehr nahe und offen liegender Grund für diese Erscheinung. Die Auswanderer aus andern europäischen Ländern fallen nicht durch ihre Menge ins Gewicht. Könnten die jetzigen Herren dieser Länder auch der Befürchtung Raum geben, daß einzelne Staaten oder Provinzen rein deutsch werden würden, etwas was durchaus nicht nothwendig eintreffen muß, da in vielen Ländern zwei einander ebenbürtige oder doch ziemlich ebenbürtige Volksstämme in voller Reinheit neben einander bestehen können, so würden die reinen und gemischten Abkömmlinge der Spanier, bei Bewahrung ihrer politischen Unabhängigkeit, doch lieber in die Nationalität eines kräftigeren und intelligenteren Volkes, oder nach ihrer Meinung in die eines gleichstehenden, aufgehen, als die politische Unabhängigkeit einbüßen oder in eine niedriger stehende Race untergehen. Lassen sich die Deutschen zahlreich in den ihnen zusagenden Staaten nieder, so bringen sie diesen, was ihnen fehlt, den Sinn für Gesetzlichkeit, die Ausdauer, die Festigkeit und das kriegerische Geschick, Tugenden, ohne die kein Staat stark werden kann. Des Deutschen Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit, seine Redlichkeit, Verträglichkeit, Gemüthlichkeit und Friedensliebe werden den Frieden mit allen Racen erhalten.

[1] Die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Von K. Gaillard.

[2] Hier ist, wie fast in allen spanisch-amerikanischen Staaten, die indianische Race im Uebergewicht, in Guayana und Nordbrasilien dagegen die Negerrace. Diese Länder werden wahrscheinlich dieser letztern anheimfallen.

Reiseskizzen aus Georgien.

2. Die Bevölkerung von Tiflis. — Die georgischen Frauen.

(Schluß.)

Die Kleidung der Georgierinnen ist, mit Ausnahme des Kopfputzes, auf dessen Sauberkeit selbst die einfachen Bäuerinnen und Handwerkerfrauen große Sorgfalt verwenden, mehr

Digitized by Google

phantastisch als geschmackvoll. In keinem Lande der Welt wird im Verhältniß zu dem Wohlstand so viel Geld auf Putz verwendet, wie in Georgien. Bei den reichen Frauen ist dieser Putz von solidester Art. Edelsteine, Perlen, Gold, indische Shawls, Sammt und Seide bilden den Schmuck und die Stoffe der Vornehmen; die armen Frauen suchen mindestens durch Flitterstaat zu glänzen. Wie manchmal blieb ich bei meinen Wanderungen durch die kleinen düstern Gassen des ärmsten Stadttheils oder durch die Ortschaften der Umgegend erstaunt stehen, wenn ich vor der morschen Thüre eines baufälligen Häuschens oder auf der mit Unkraut bedeckten, halb eingestürzten Terrasse eine schöne Frau mit falschem Schmuck buntfarbig prächtig aufgeputzt in malerischer Attitüde stehen oder sitzen sah. In einiger Entfernung betrachtet mochte man diese geschminkten Frauen in ihrem Theaterflimmer für schöne Feen oder für die Prinzessinnen jener Paläste halten, aus deren zerstörten Trümmern die Steinhütten erbaut sind. An Sonn- und Feiertagen, wo Georgierinnen und Armenierinnen all den Staat zur Schau tragen den sie besitzen, ist ein Spaziergang durch die verödeten Theile der Stadt von besonderem Interesse. Es ist ein bekannter Zug im Charakter des Morgenlandes, daß dort auf äußerlichen Prunk in Bezug auf Kleidung, Dienerschaft, Waffen, Pferde rc. bei weitem mehr Werth gelegt wird, als auf comfortable Einrichtung der Häuser, als auf behaglichen Lebensgenuß in Bezug auf Wohnort und Tafelfreuden. Bei den Europäern sind Geschmack und Gewohnheit in dieser Beziehung die entgegengesetzten, und die deutschen Ansiedler tragen diese Erscheinung so grell wie möglich zur Schau. Ihre Kleidung ist in der Regel schmutzig, schäbig, geschmacklos. Neben den schönen, immer sauber gekleideten Eingebornen machen sie eine jämmerliche Figur. Dafür wohnen sie in bequemen Häusern nach deutscher Art sehr solid ausgestattet, auch essen und trinken sie gewöhnlich gut und kräftig. Die Georgier und Armenier, besonders die Landleute, begnügen sich im allgemeinen mit sehr frugaler Mahlzeit, und die ärmlichen Häuser der Bauern gewähren im Innern einen fast noch trostloseren Anblick als von außen. Doch ertragen sie diese Entbehrungen willig, wenn die Frauen nur immer im seidenen Kleide, in reinlicher Tschadra, in saubern Nepkavi (die weiten Beinkleider der Frauen) und in gestickten Pantoffeln, die Männer in ihren zierlichen Tschoks (das Oberkleid mit den Hängärmeln) und Arhaluks (das Unterkleid) von feinem Tuch oder Seide mit Schnüren reich besetzt, in der Kirche, auf der Terrasse oder beim Spaziergange Parade machen können.

Obwohl ich während meines Aufenthaltes in Tiflis von dem Glück, mit den schönen und vornehmen Frauen des Landes in Gesellschaft beisammen zu seyn, minder begünstigt war als meine Vorgänger und Nachfolger, welche die Salons des Baron Rosen, des Generals Golowin und des Fürsten Woronzow von allen fürstlichen und adeligen Geschlechtern des Landes heimgesucht sahen, so boten doch zwei große öffentliche Festlichkeiten, die Osterfeier und die militärischen Spiele auf der Ebene bei Neu-Tiflis im Monat Mai, erwünschte Gelegenheit dar, die ganze schöne Welt der Hauptstadt in so dichter Nähe beisammen zu sehen, wie die Schönen Roms auf dem Corso während des Carnevals. Auch bei jenen Gelegenheiten lieferte die Musterung georgischer Schönheiten minder glänzende Resultate, als wir uns eingebildet, ehe wir Land und Leute aus persönlicher Anschauung kennen gelernt hatten. Gesichtsschminke und übergroße Nasen stellten alle übrigen Reize der glühenden Augen, der Perlenzähne, der rabenschwarzen Haare, der edlen Körperformen und Kleiderpracht in Schatten. Zudem war der Ausdruck all dieser Frauengesichter ohne Geist, ohne Liebreiz.

Auf einem der kleinen Bälle im Hause des Hrn. von Neidhardt sah ich nur einmal eine Georgierin tanzen. Es war eine junge Fürstin von sehr hübscher Gestalt, obwohl auch bei ihr die mit der Spitze vorgebogene Nase nicht vollkommen proportionirt war. Ihr Haar von außerordentlicher Schönheit fiel in unzähligen, ungemein zierlich geflochtenen Zöpfen hinter dem Schleier bis über die Hälfte des Körpers herab. Das Kleid von graubräunlicher Seide verhüllte nur leicht den Busen, an dessen Erhöhungen zwei blaßröthliche Seidenstücke zierlich eingenäht waren. Ueber der Hüfte trug sie ein rosenrothes Gürtelband. So vortheilhaft sich diese Gestalt in ihrem malerischen Costüm neben den französisch gekleideten Russinnen ausnahm, so verweilte doch bei dem Mangel wirklicher Grazie das Auge keineswegs mit Wohlgefallen auf dieser tanzenden Prinzessin des Orients, welche bei der Quadrille sich steif und mit lebloser Miene neben den russischen Uniformen bewegte. Eine eben so reich gekleidete und nicht minder schöne armenische Fürstin sah ich einst mit ihrem jungen Gatten auf einem einsamen Spaziergange der nächsten Landschaft. Als ich meinem Begleiter in etwas enthusiastischen Worten meine Ueberraschung verdeutschte, bemerkte ich zu meinem Staunen aus dem Lachen des schönen, jungen Paares, daß sie meine deutsche Lobrede verstanden, und der Fürst, der vielleicht als Nachbar der Colonie Alexandersdorf vielfache Gelegenheit hatte unsere Muttersprache zu hören, wandte sich, nachdem er vorübergegangen, um, und rief in ganz gutem Deutsch und etwas spöttischem Tone: „Gefällt Ihnen meine Frau?“ — „Ach, wie hübsch!“

Unter der Statthalterschaft des Baron von Rosen sah man in dessen Salons auch die junge Frau des rechtmäßigen Erben der georgischen Krone, des Fürsten Alexander, einzigen Sohnes von Georg, dem letzten der einheimischen Könige, welcher in Tiflis residirte. Diese junge Frau, welche für eine der ersten Schönheiten des Landes galt, war die Tochter eines vornehmen Armeniers von Eriwan und befand sich in dieser Stadt, als dieselbe während des letzten persisch-russischen Krieges in die Gewalt der Russen fiel. Der georgische Prätendent, welcher die Rechte der russischen Herrschaft in dem Königreiche seines Vaters nie anerkennen wollte, und bald in der Türkei, bald in Persien umherirrte und die Höfe dieser Staaten zum Kriege gegen Rußland aufzustacheln suchte, verlangte nach erfolgtem Friedensschlusse die Zurückgabe seiner jungen Frau und seines Kindes. Feldmarschall Paskewitsch setzte diesem Verlangen keine Schwierigkeiten in den Weg und gestattete der Fürstin die Abreise. Letztere verweilte indessen noch längere Zeit im Hause ihrer Eltern in Eriwan, entweder aus Rücksicht auf die schlechte Jahreszeit oder weil die vagabundirende Lebensweise ihres Mannes wenig Lockendes für sie hatte. Die Freiheit ihrer Person und ihres Willens schien ihr durch das Versprechen des Fürsten Paskewitsch gesichert. Ohne Wortbruch konnte man russischerseits die Abreise der Fürstin nicht ferner hindern. Inzwischen erhielt Fürst Paskewitsch einen Nachfolger in der Person des Baron Rosen, welcher auf das erneute Begehren des Prätendenten Verhaltungsbefehle in St. Petersburg sich erbat. Dort wußte man nicht, daß die Gemahlin und der Sohn des rechtmäßigen Thronerben sich noch auf russischem Gebiete befanden. Die russische Regierung glaubte sich durch das verpfändete Wort des Fürsten Paskewitsch nicht gebunden und befahl, daß man die Fürstin und

Digitized by Google

ihren Sohn nach Petersburg sende. Das Entsetzen der jungen Frau, als sie diese Mittheilung empfing, war unbeschreiblich. Sie hatte bisher ein Haremsleben nach der alten Weise in strengster Zurückgezogenheit geführt und nie mit unverhülltem Gesicht einem fremden Mann ins Auge gesehen. Unterstützt durch die Thränen und Klagen ihrer alten Mutter weigerte sie sich Anfangs standhaft, das elterliche Haus zu verlassen. Erst als der russische Statthalter mit Gewalt drohte, fügte sie sich in ihr Schicksal und kam nach Tiflis, wo der gelehrte Reisende Dubois Augenzeuge ihrer Aufnahme im Salon des Baron Rosen war. Die Frau Baronin bot ihre ganze Artigkeit und Liebenswürdigkeit auf, um den ersten Eindruck, welchen die schöne junge Fürstin in einem Salon nach europäischen Geschmack empfing, so günstig als möglich zu machen. Obwohl es ihr nicht vergönnt war, mit dem Gast von königlichem Geblüt sich direct zu unterhalten (denn die Fürstin sprach nur das Georgische und Armenische), so mußte sie doch bald deren freundschaftliche Neigung zu gewinnen. Die Ehrenbezeugungen und Aufmerksamkeiten, mit welchen man der Fürstin von allen Seiten entgegen kam, verfehlten nicht ihre Wirkung. Allmählich fand sie Wohlgefallen an europäischen Sitten und gewöhnte sich, auch in Gesellschaft von Männern, mit unverhülltem Antlitz zu erscheinen, ein Opfer, das in dem Bewußtseyn ihrer Reize einige Erleichterung gefunden haben mag. Nach längerem Aufenthalt in Tiflis reiste sie endlich nach Petersburg ab, und man versichert, daß sie dort am kaiserlichen Hofe sich gut unterhalte und keinerlei Sehnsucht der Rückkehr nach Transkaukasien verspüre.

Der Ruf außerordentlicher Schönheit, deren die Georgierinnen nicht nur im Orient, sondern auch im Auslande genießen und der in die Poesie so mancher Sprachen eingedrungen, beruht zum Theil auf dem allgemein verbreiteten Irrthum, daß die schönen Odalisken in den türkischen Harems größtentheils aus Georgien oder Tscherkessien stammen. All' die schönen Sklavinnen, welche die pontischen Schiffer aus Batum, Sukhum-Kaleh und Trapezunt nach Konstantinopel bringen, werden als Georgierinnen verkauft. Wir haben aber aus dem Munde türkischer Sklavenhändler selbst erfahren, daß seit geraumer Zeit die große Mehrzahl dieser unglücklichen Geschöpfe von den Völkern Lasistans, Guriens und Mingreliens an die Türken zu Kauf und Tausch geliefert werden. Diese Völker sind mit den Georgiern zwar sprach- und stammverwandt, im übrigen aber eben so verschieden wie Italiener und Spanier, wie Deutsche und Skandinaven. Es sind die Bewohner des eigentlichen Kolchis, deren Blut sich von weiblicher Seite mit dem der vornehmen Türken noch weit mehr vermischt hat, als selbst das tscherkessische. Die kolchischen Völker grusinischen Stammes sind aber durchaus hübscher als die eigentlichen Georgier, und von allen transkaukasischen Völkern tragen die Bewohner des herrlichen Landes Gurien den Preis der Schönheit davon.

Die Schönheit der Frauen in Georgien, Kolchis und Circassien würde dem Bildhauer freilich mehr zusagen als dem Dichter; sie ist gar zu oft ein „starres Bild," wie der Goethe'sche Chiron sagen würde, ein Bild, dem der Anmuthgürtel der Aphrodite fehlt.

„Die Schöne bleibt sich selber selig,
„Nur die Anmuth macht unwiderstehlich."

Der weise Kentauer, welcher mit Lust der holden Griechin gedachte, die er auf seinem Rücken getragen, würde die georgischen Schönen schwerlich nach seinem Geschmack finden. Die Charitinnen sind im Orient eine fremde Gottheit und in den Gesichtern von langweiliger Regelmäßigkeit quillt nicht jener holde Ausdruck von Frohsinn, Liebreiz und Lebenslust, ohne welchen „die Frauenschönheit nichts heißen will."

Kein Volk Europa's ist so sehr geneigt, sich durch eheliche Verbindung mit fremden Blut zu vermischen, wie das russische. Deutsche Bauernmädchen sind von russischen Beamten und Kaufleuten fast eben so gesucht, wie die schönsten Mädchen aus dem georgischen und armenischen Adel, und während der russische Adel sich mit dem einheimischen durch Heurath verschwägert, stehlen ledige Leibeigne im südlichen Rußland die Töchter der Tartaren, heurathen die Kosaken am Kuban die geraubten Tscherkessenmädchen. Bemerkenswerth ist, daß aus all' diesen Mischehen, auch mit deutschen Mädchen, fast immer ächt russische Kinder, dem Typus und dem Charakter nach, hervorgehen — eine Thatsache, welche für die solide Kraft der slawischen Race zeugt. Da der Russe im allgemeinen an das weibliche Geschlecht andere Forderungen stellt, als die gebildeteren Völker des Abendlandes, so sind die meisten dieser Ehen weniger unglücklich, als man vermuthen sollte. Ein Franzose würde bei den Frauen Georgiens die Grazie, ein Römer die edle Würde, ein Spanier das glühende Temperament, ein Deutscher die Gemüthlichkeit stets vermissen. Nach allem, was wir hier und anderwärts von den Frauen des Orients gesehen und erfahren, möchten wir keinem gebildeten Abendländer rathen, nach dem Morgenland mit Heurathsgedanken zu gehen.

Die Klöster im Morgenland.

IV. Das Kloster von Sanct-Sabba.

Wir brachten einige Wochen zu Jerusalem zu, um der Feier der griechischen Ostern anzuwohnen, und mehrere berühmte Orte der Umgegend zu besuchen. Außer der Bibel, welche beinahe ein genügender Führer in diesen heiligen Regionen ist, hatten wir noch mehrere Reisebücher, darunter die alten Berichte von Maundrell, welche einen unbestreitbaren Vorzug erlangt und bewahrt haben. Manche Reisende haben den Fehler, ihre Erzählungen mit zu vielen Ansichten und Meinungen aller Art zu überladen und, anstatt ein Land zu beschreiben, nur zu sagen was sie davon halten, so daß ihre, wenn gleich oft gut geschriebenen Werke nur sehr unvollkommen darüber Auskunft geben, was man sehen kann, und wie man sich zu verhalten habe. Der gute Maundrell dagegen erzählt einfältig und schlicht was er gesehen hat, und deßhalb folgten wir auch immer seinem Fingerzeige; ich hatte von verschiedenen Seiten erfahren, daß das Kloster Sanct-Sabba eine der reichsten Bibliotheken besitze, in welcher vielleicht alle verlornen Classiker so wie die autographische Geschichte der präadamitischen Könige vor Dschemschid aufgefunden werden könnten; so entschloß ich mich dahin aufzubrechen.

Jeder Reisende, welcher die Pilgerfahrt nach Jerusalem unternimmt, wird das todte Meer besuchen; auch wir bereiteten uns zu diesem Ausfluge vor, der uns zugleich nach Sanct-Sabba führen sollte; denn mein Gefährte, der zufällig sich allen meinen Wünschen fügte, willigte darein von dem Wege nach Jericho abzuweichen, selbst auf die Gefahr hin Räubern in die Hände zu fallen, von welchen, wie man uns sagte, die Straßen unsicher gemacht wurden. Man erwähnt besonders eines sehr gefährlichen Mannes, einer Art von Robin Hood, Namens Abu-Hasch, welcher kaum erst dem Gefängniß entronnen war.

Abu-Hasch war in jenem Theile des Landes sehr beliebt; jedermann sagte Gutes von ihm; man versicherte uns, daß sich niemand höflicher erweise als er, sey es, daß er einen Menschen tödte oder ein Fahrzeug in den Grund bohre, um nach vollbrachter Plünderung das Schiffsvolk zu ersäufen; aber jedermann sagte uns auch, daß wi. klug daran thun würden seiner Begegnung auszuweichen und auf unserer Hut zu seyn, wenn wir unterirdische Gewölbe, Ruinen und andere abgelegene Orte besuchten. Wir beachteten diesen Wink nicht sehr, und zogen fröhlichen

Digitized by Google

Muths von Jerusalem durch das Thor von St. Stephan aus, unserer fünfundzwanzig Männer, alle wohlberitten und auf ägyptische Weise bewaffnet; unsere Saumpferde trugen Zelte, Kessel, Hähne, Hühner, Köche, Küchenjungen, auch Vorräthe von vino d'oro vom Libanon und Schinken, um zu zeigen, daß wir keine Mohammedaner seyen; von Thee, um uns als Engländer auszuweisen, und Jagdgewehre um unterweges Rebhühner zu schießen, nebst einer Menge anderer Gegenstände, welche dem Europäer unentbehrlich sind.

Wir ritten einer hinter dem andern den holperigen Pfad in dem Thal Josaphat entlang; sahen die Stelle wo nach den Jüngern des Propheten sich am letzten Tag über einem bodenlosen Abgrund die schreckliche Brücke Al-Sirat erheben wird, schmaler als die schärfste Klinge aus Khorassan, von welcher diejenigen hinabgestürzt werden, welche sie zu überschreiten versuchen, ohne die gehörigen Vorbereitungen, um in Mohammeds Paradis zu gelangen. Je weiter wir in dem Thale vorwärts kamen, durch welches der Bach Cedron nach dem todten Meere fließt, desto wilder wurde die Gegend, desto steiler die Felsen; endlich verengerte es sich zur Schlucht, in welcher der Pfad bald in das Bett des Baches hinabstieg, bald sich an schmalen Felsvorsprüngen emporwand.

Fathallah, einer unserer Dolmetscher, ritt voraus; ich war der zweite, die andern folgten, als wir uns eben zwischen einem steilen Fels und einem Abgrund befanden, sahen wir plötzlich drei oder vier mit langen Flinten bewaffnete Araber vor uns aus einer Felsenspalte hervortreten, sich auf unserem Pfade aufstellen und auf uns anlegen. Meine erste, wenig heldenmüthige Bewegung war, hinter mich zu schauen; ich bemerkte bald andere Araber die aus einer Spalte hinter uns herauskamen, welche wir im Vorüberziehen bemerkt hatten; als ich in die Höhe blickte, entdeckte ich über unsern Köpfen eine Masse blinkender Gewehre und brauner Gesichter, während auf der andern Seite der Schlucht auf höchstens 50 Metres jeder Stein einen Mann in weißem Rocke, mit nackten Füßen, gelbem Tuch um den Kopf und einer langen Flinte in den Händen, die er drohend gegen uns richtete, hervorgebracht zu haben schien. Wir waren in einen so wohl angelegten Hinterhalt gerathen, daß jeder Widerstand Thorheit gewesen wäre. Der Pfad war so schmal, daß wir unsere Pferde nicht wenden konnten, neben uns erschwerte der tiefe steile Abgrund unsere ohnehin schon sehr bedenkliche Lage. Das Pferd des Fathallah hielt an, unsere deßgleichen; ich fragte den Führer was das zu bedeuten habe und wer diese Männer seyen. Ach, antwortete jener, ich wußte wohl, daß es so kommen würde! und dazu noch in diesem Engpaß, ich glaube nicht daß ich mehr lebendig nach Aleppo heimkehren werde.

Um, wie ich vermuthe, unserer Verwirrung zu spotten, hob einer der Araber vor uns seine Flinte empor und rief: „Heda, ihr Aegypter (wir trugen in der That diese Kleidung), was wollt ihr in unserem Lande? Seyd ihr Soldaten des Ibrahim Pascha! und was habt ihr hier zu schaffen? Wir aber, wir sind Araber, Söhne von Arabern und in unserm eigenen Lande.“ „— Herr, antwortete der Dolmetscher mit tiefer Ehrfurcht — die drei oder vier Flinten waren auf ihn gerichtet — wir sind keine Aegypter, sondern friedsame Franken, Pilger aus der heiligen Stadt; wir gehen, uns im Jordan zu baden, wie alle Pilgrime, welche das gelobte Land besuchen. — Franken? ich kenne die Franken; saubere Franken meiner Treu! Die Franken sind Väter der Hüte und tragen nicht wie ihr Gewänder vom Nizam, Flinten, Degen und rothe Mützen; ihr seyd Aegypter, Diener des Ibrahim Pascha, und ihr sollt alsbald sehen, daß ihr auch die unsrigen seyd! — „Ich sage euch, daß wir Franken sind, rief Fathalla von neuem. Ibrahim Pascha! wer ist dieser Mann? Ich möcht ihn wohl sehen! wir sind Franken und als solche leicht zu erkennen. Wir ziehen nach dem Kloster Sanct-Sabba und kümmern uns nichts um Aegypten! wir sind Franken und suchen Alterthümer, o Araber, Sohn des Arabers (Arab beni Arab).“

Die Araber, Söhne der Araber, hielten Rath unter sich, und da sie sahen, daß wir ihnen nicht entgehen konnten, beschlossen sie, uns nach dem nicht sehr fernen Kloster zu begleiten, um zu hören, wie wir uns dort als Franken ausweisen würden. Zehnfach uns überlegen an Zahl, begleiteten sie uns den Rest des Weges, und wir gelangten nach einer halben Stunde vor den großen viereckigen Thurm des Klosters. Araber, welche diese Veste eingenommen hatten, hielten ihre Zinnen besetzt. Nach einigem Hin- und Wiederreden und Waffengeklirr im Innern, öffnete sich ein eisernes Pförtchen in der Mauer; wir traten zu Fuß ein und unsere Pferde wurden nach uns, eines um das andere, hereingeführt; so langten wir zwar wohlbehalten, aber unter ganz anderen Umständen als wir uns Morgens bei unserem Auszug von Jerusalem geträumt hatten, zu Sanct-Sabba an.

Indeß gelang es Fathallah den Scheich der Araber zu überzeugen, daß wir wirklich Franken waren, worauf wir bald die besten Freunde des edlen und berühmten Abu-Hasch wurden, welcher sich zum Herrn und Meister von Sanct-Sabba und der dahin führenden Engpässe gemacht hatte. Dieses Kloster von sehr alter Gründung ist am Rande eines Abgrundes erbaut, unter welchem der Cedron hinfließt, der zur Regenzeit sich in einen Strom verwandelt. Die sehr festen Gebäude werden durch so dicke Strebepfeiler gestützt, daß jeder in seinem obern Theile ein kleines gewölbtes Gemach enthält; auch die übrigen Räume des Klosters sind gewölbt und dunkel; die Masse der Gebäude von pyramidaler Gestalt steigt bis auf die halbe Höhe der Felsen nieder und wird von einem prächtigen hohen viereckigen Thurme überwacht, durch welchen das Eisenpförtchen des Haupteingangs führt. Im Innern sind kleine unregelmäßige Hofräume durch steile Treppen und offene Hallen verbunden, von welchen einige in den Fels gehauen sind.

Sanct-Sabba bewohnte mit einem Löwen eine der Höhlen dieser Felsen. Sallust, Patriarch von Jerusalem, erhob gegen das J. 490 diesen berühmten Einsiedler zum Oberhaupte aller Mönche in Palästina. Er war 439 zu Mutalasca bei Cäsarea in Cappadocien geboren, und starb 532, 93 Jahre alt, nachdem er zweimal als Abgesandter nach Constantinopel geschickt worden war, um die Gnade der Kaiser Anastasius und Justinian anzuflehen. Die griechische und lateinische Kirche zollen ihm große Verehrung. Er hatte das Gelübde gethan, niemals in seinem Leben Aepfel zu essen, und war der Gründer der Laura, das zwischen den Klüften und Felsen gelegen war. Das gegenwärtige Kloster wurde erst lange nach Sabba's Tode mit Mauern umgeben und befestigt. Man findet das Wort Laura oft in der Geschichte der 5 ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung; auf klösterliche Institutionen angewendet, bedeutet es eine gewisse Anzahl vereinzelter Clausen, deren jegliche von einem unabhängigen Einsiedler bewohnt wurde, während ein Kloster, das man Coenobium nannte, ein Ort war, wo die Mönche in Gemeinschaft unter einem Dache, und unter der Aufsicht eines Obern lebten. Die griechische Kirche scheint sich zu allen Zeiten durch jene Art von Mönchsthum ausgezeichnet zu haben, dessen ascetische Lebensweise nur noch bei den griechischen, koptischen und abbyssinischen Christen fortgesetzt wird; man findet noch Eremiten und Beschauliche unter ihnen, welche, in Felsspalten und wüste Gegenden Asiens und Afrika's zurückgezogen, ihren Körper zu Grunde richten, um ihre Seele zu heiligen. Sie bilden gleichsam eine Secte in ihrer eigenen Kirche; denn ihre Casteiungen sind wie ein Tadel für die Mönche, welche nicht denselben Eifer zeigen, obgleich sie das Jahr hindurch mehr als hundert Fasttage beobachten, und niemals bei dem mitternächtlichen Gottesdienste fehlen. Uebrigens muß man zugeben, daß, verschieden von den Mönchen in Europa, welche um so weniger Achtung verdienen, da sie keineswegs den Süßigkeiten des gewöhnlichen Lebens entsagen — diese Mönche der Wüste ihrem Glauben und ihrer Religion mit einer erhabenen Würde und einer enthusiastischen Selbstverläugnung anhängen, welche Achtung gebietet. Man findet unter den Jüngern des heiligen Antonius weder theatralisches Heldenthum, noch ein Verdrehen der Augen, noch das Zucken der Mundwinkel; ihr Leben regelt sich nach den ascetischen Schriften der ersten Kirchenväter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Marmor von Paros ist von der griechischen Regierung an einen Hrn. Cleanthes auf 30 Jahre verpachtet worden. Derselbe hat bereits begonnen ihn auszubeuten und mehrere große Blöcke nach Rom und Florenz geschickt. (Athen, 5 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 25 Januar 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

1. Westwärts von Constantine.

Es war in den ersten Tagen des Monat Junius 1847. Ich hielt reisefertig im Hofe meines mehrfach erwähnten Freundes Delacroix, der schon seit zwei Stunden geschäftig hin und her lief und das Ende der Vorkehrungen zu seiner längst projectirten Reise nach Setif nicht finden konnte. Er hatte sich aus Liebhaberei in das arabische Costüm gesteckt und noch auf der Gasse hatte er am Burnus zurecht zu zupfen, die Brima (Kopfbinde) fester zu winden und die Steigbügelriemen zu verkürzen. Endlich waren wir glücklich unterwegs, und ich glaubte die etwas harte Geduldprobe glücklich überstanden zu haben, als in der Judengasse ein Zug beladener Kamele mich von meinem Reisegefährten trennte. Statt einen Augenblick zu warten, trabte der Eilfertige wie verrückt durch die murrende, mit vieler Mühe rechts und links ausweichende Arabermenge davon, nachdem er mir zugerufen hatte, daß er mich vor dem Thor Bab-el-Wed, auf dem Pferdemarkt, erwarten würde.

Auf dem Pferdemarkt angelangt, sah ich wohl viele beburnußte, auf Pferden und Maulthieren reitende Gestalten, nicht aber diejenige meines Pseudoarabers, der, wie ich später erfahren, in seiner Ungeduld auf der alten Straße über den Menia weiter geritten war, während ich, nachdem ich ihn lange vergebens gesucht hatte, die gewöhnliche einschlug, voraussetzend, daß er bis zum römischen, drei Meilen von der Stadt gelegenen Brunnen vorausgeritten sey und mich daselbst erwarte. Erst im Menia hatte er mich vermißt und seinen Araber, Salah, nach der Stadt zurückgeschickt, um mich aufzusuchen, und als dieser ohne mich zurückkam, so warf er, in einem Anfall von wahrhaft kindischem Zorn mein Gepäck von dem Maulthier seines Dieners herab und ließ es in einer Kneipe zurück.

Während dessen war ich fürbaß gezogen, wie ein Capuziner, omnia mea auf dem Leibe tragend, allein bei dem Brunnen angekommen sah ich mich vergebens nach dem quecksilbernen Reisecumpan um. Die Leichtfertigkeit seines Benehmens in meiner Hinsicht ärgerte mich gewaltig. Bah! rief ich aus, der Weg ist gebahnt und Setif wird auch wohl ohne ihn zu finden seyn; du hast ein gutes Maulthier unter dir, eine gute Flinte auf der Schulter und einen guten Hirschfänger an der Seite, und mit diesen drei guten Dingen kann man in diesem Lande weit kommen: vorwärts! Wie gesagt, so gethan. Gegen Mittag kam ich, auf immer merklich ansteigendem Weg, sonder Gefährde nach el-Armenia, der ersten Etape von Constantine her, wo ein Ex-Sergeant der afrikanischen Armee sich mit seinem Weibe in einer ärmlichen Hütte häuslich niedergelassen, um die Reisenden, gegen ein Sündengeld, mit ziemlich schmaler Kost zu bewirthen. Es ist seit einem Jahr viel an der Straße bis nach el Armenia gearbeitet worden, und man spricht von der Gründung einer neuen Colonie von „Paristens" in dieser Gegend.

Hier traf ich zwei Italiener an, die ebenfalls nach Setif gingen, diesen schloß ich mich an und nach einstündiger Rast zogen wir unsere Straße weiter. Die Gegend von el-Armenia liegt schon bedeutend höher als die Stadt Constantine und das Land steigt immer allmählich an bis nach Setif. Diese ausgedehnten, leicht gewellten Hochebenen können als Typus des Tell dienen und bringen einen Ueberfluß an Weizen und Gerste hervor. Auch erziehen die hier ansässigen Stämme einen schönen Schlag Pferde, worunter besonders diejenigen der reichen Ebenen der Uled-Abd-en-Nur ausgezeichnet sind. In dieser Jahreszeit hat der Boden das ihn im Frühjahr schmückende, frische Grün schon meistentheils verloren; die gänzliche Abwesenheit von Holzwuchs gibt demselben ein ödes Ansehen und macht die Reise äußerst einförmig, nur die zahlreichen Ruinen aus der Vorzeit gewähren einige Abwechslung.

Wir zogen an zahlreichen Duars vorüber; die ehemalige Gastfreundschaft und Sitteneinfalt der Bewohner derselben war schon längst im täglichen Verkehr mit den Europäern untergegangen, und es wunderte uns daher nicht, als man uns für fünf Eier einen Franken und für eine Tasse Milch zehn Sous forderte. Wir ließen den unverschämten Beduinen ihre theure Waare und sputeten uns weiter zu kommen, da wir noch acht gute Meilen bis zur nächsten Herberge zu Bordsch-Mamra zurückzulegen hatten.

Die Nacht war bereits eingebrochen; von dem angestrengten Ritt in der glühenden Hitze des Tages ermattet, hatten wir alle Mühe uns auf unseren Thieren wach zu erhalten, und es war 10 Uhr, als wir endlich vor einem alten, zum Theil in Trümmern liegenden Gebäude ankamen, das einer alten Klosterruine nicht unähnlich sah. Ein aus einer Art von Schießscharte hervordringender Lichtschimmer ließ uns hoffen, die Bewohner dieser Spelunke noch wach zu finden, und wirklich hatte uns unsere Erwartung nicht betrogen, denn die aus alten Brettern und Faßboden zusammengeflickte Thür öffnete sich unverzüglich, und zwei Männer, deren Accent sie als Italiener beurkundete, hießen uns aufs höflichste willkommen, führten unsere Thiere durch die Gaststube in einen Seitenverschlag und verhießen uns in Bälde ein gutes Nachtessen. Wir hatten indessen Muße genug unsere Nachtherberge näher zu betrachten. Das Gebäude bestand aus

Digitized by Google

einem ziemlich hohen Erdgeschoß, dessen Dach vielleicht schon seit einem Jahrhundert eingestürzt war und das mehrere geräumige Abtheilungen enthielt, deren wohnlichste vor kurzem von einem genuesischen Abenteurer, Baptista, zur Wirthsstube umgeschaffen ward, während ein Seitengemach zum gemeinschaftlichen Schlafsaal diente. Diese Ruine wird el-Bordsch-Mamra, gewöhnlicher aber der Marabut genannt, und mag wohl früher eine der kleinen Besten gewesen seyn, welche die Beys hie und da im Lande errichtet hatten; einige Schritte von derselben liegt ein kleiner, aus etwa zwölf Zelten bestehender Duar, mit dessen Einwohnern unsere Wirthsleute in dem besten Vernehmen zu stehen schienen.

Das verheißene Nachtmahl, bestehend aus einer Zwiebelsuppe, einer Schüssel Maccaroni, gebratenen wilden Tauben und einigen Flaschen vielfältig getauften Weines, war erträglich, und im Schlafgemach gewährten gute Wollmatratzen uns Ermüdeten einen nicht minder erfreulichen Anblick. Gegen Tagesanbruch wurden wir durch die Ankunft einer lärmenden Bande von wenigstens fünfzig mit Sensen bewaffneten Männern geweckt. Es waren Taglöhner, die nach Setif gingen, um dort auf den weitläufigen Wiesen der Umgegend für die Militärintendanz Heu zu machen. Sie waren alle zu Fuß von Constantine abgezogen, allein nach dem ersten ermüdenden Tagmarsch in der drückenden Sonnenhitze hatten die meisten unterwegs von den Arabern Pferde, Maulthiere und Esel gemiethet, was ihrem Zug ein sehr burleskes Ansehen gab.

Es war ein angenehmer, frischer Morgen und wir ritten wohlgemuth über die vom Frühschein mit magischen Tinten übergossene, unabsehbare Ebene, deren Gränze im Norden durch die beiden Baburs und im Süden durch den Bu-Taleb und dessen Ausläufer bezeichnet wird. Hoch in der Luft trillerten Lerchen aller Art — Alauda arvensis, calandra und brachydactyla — ihre manchfaltigen Weisen, während verspätete Gerboas (Dipus aegyptius), von unserer Ankunft überrascht in ungeheuern Sätzen ihren unterirdischen Wohnungen zueilten; später erblickten wir kleine Flüge von Flughühnern (Pterocles arenarius und setarius), so wie auch einzelne Paare des schnellfüßigen Isabellläufers (Cursorius isabellinus), wovon ich ein Exemplar zu erlegen das Glück hatte, und als die Strahlen der allmählich höher steigenden Sonne kräftiger zu wirken begannen, gewährten die zahlreichen, mit Blitzesschnelle über die Ebene dahinfliehenden Eidechsen ein nicht minder interessantes Schauspiel. Diese letztern machen den Hauptbestandtheil der erpetologischen Bevölkerung dieser Gegenden aus; am häufigsten trifft man Lacerta ocellata, L. viridis, Eremias pardalis und Acanthodactylus Savignyi an, und es ist nichts Ungewöhnliches fünfzehn bis zwanzig dieser zierlichen Geschöpfe ganze Strecken weit vor den Pferden hinlaufen zu sehen.

Große, hie und da am Wege aufgeschichtete Haufen, die einen pestilentialischen Geruch verbreiteten, nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; bei näherer Untersuchung fand es sich, daß dieselben aus Myriaden todter Heuschrecken bestanden, von denen man nur noch dann und wann einige lebende Exemplare herumhüpfen sah. Sie waren noch im Larvenzustand nach der dritten Häutung, folglich noch ungeflügelt und ich konnte nicht ermitteln, welcher Art von Wanderheuschrecken — vielleicht Acridium tartaricum? — sie angehörten. Bald erblickten wir deren mehrere und endlich, nachdem wir noch eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, ein ganzes Heer derselben, das in gedrängten Colonnen einem nahen Weizenfeld zuhüpfte, an dessen Gränze sich eine ganze Dorfschaft Araber in einer langen Reihe aufgestellt hatte, um durch lautes Geschrei und Schwenken der Burnusse die hartnäckig Vordringenden zu nöthigen eine andere Richtung zu nehmen, während Weiber und Kinder, in größter Eile, die Aehren des noch unreifen Getreides abschnitten, damit doch nicht alles verloren ginge. Sonderbar und auffallend war, daß hinter dieser Vertheidigungslinie noch keine einzige Heuschrecke zu sehen war. Verschiedene Reiterbanden, die zu demselben Zweck ihren weiter entlegenen Getreidefeldern zueilten, berichteten uns, daß die am Wege aufgeschütteten Heuschreckenhaufen das Resultat einer mehrtägigen Jagd seyen; daß aber täglich und stündlich neue Züge dieser Zerstörer herankämen und nichts anderes zu thun übrig bliebe, als das Getreide, noch vor der Ankunft derselben, reif oder unreif, so schnell als möglich, zu schneiden und fortzuschaffen.

Gegen zehn Uhr machten wir in einem Duar zu Elma, der letztern Etappe vor Setif, Halt. Inmitten der Zelte erblickten wir ein Haus, das uns durch seine fremdartige Bauart auffiel. Es bestand aus einem geräumigen, aus Steinen und Gyps aufgemauerten Erdgeschoß ohne Fenster und war nur mit einem einzigen Eingang versehen, eine ungeheure, aus Gras geflochtene, feine Matte bildete die Bedachung desselben. Dieses Gebäude gehört einem Araber, maréchal-des-logis der Auxiliar-Spahis, der mit einigen Reitern die Besatzung der Etappe bildet; dieser hat dasselbe auf seine Kosten von Baukünstlern aus den nahen Kabylenbergen errichten lassen und darin eine Gastwirthschaft etablirt, die ganz den Bedürfnissen der Localität entspricht; ein französischer, von ihm engagirter Koch — ich glaube gar ein ehemaliger Apothekerlehrling — steht der Küche vor, während zwei Kellner den Dienst der Gaststube versehen. Hier kehren nothgedrungen alle europäischen Reisenden ein, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß der arabische Herr Wachtmeister der Spahis in dieser Hinsicht gar keine üble Speculation gemacht hat

Eine Stunde nach unserer Ankunft traf die Bande Heuer ein, die wir zu Bordsch Mamra zurückgelassen, und da nicht hinlänglich Brod für so viele Hungrige vorräthig war, so wurden die Weiber des Duars in Requisition gesetzt, um eine gewisse Anzahl Kesra (Kuchen) zu backen. Die Gaststube war überfüllt, und in jeder Ecke, außerhalb des Hauses, die einigen Schatten gewährte, lagerten Gruppen kauender und schluckender Bursche, welche in Erwartung der versprochenen Kesra und des noch nicht geschlachteten Hammelsbratens, sich einstweilen an gebratenen Kartoffeln, die der Koch kaum zeitig genug liefern konnte, gütlich thaten.

Nach eingenommenem Frühstück verließen wir den Duar von Elma und kamen gegen zwei Uhr zu einem andern, dessen Zelte in den Ruinen einer ziemlich weitläufigen Ortschaft aus der Römerzeit zerstreut liegen. Am Fuße dieser Ruinen sprudelt eine reiche Quelle, die in ein noch ziemlich erhaltenes, alterthümliches Becken fällt. Eine halbe Meile weiter trafen wir wieder auf eine Armee Heuschrecken, die von einem Aufgebot Araber bekriegt und in die Enge getrieben wurden. Hier hatte ich Gelegenheit zu sehen auf welche Weise es möglich ist eine so unglaubliche Menge dieser Insecten zu vernichten. Es hatte ein wahres Treibjagen statt: die von einigen Spahis angeführten Araber bildeten zehn bis zwölf Abtheilungen, deren jede, unter lautem Geschrei und Schütteln der Haiks und Burnusse, die größtmögliche Anzahl von Heuschrecken in Niederungen zusammenzutreiben suchte, wo sie dann schnell mit alten Teppichen,

Digitized by Google

Matten und Zelttüchern bedeckt und in Menge zertreten wurden. Dieses allmähliche Zusammentreiben und Umzingeln der Heuschrecken mußte sehr gleichmäßig statt haben, da diese, wie gesagt, noch ungeflügelt waren und man sie nicht schneller vorwärts vermögen konnte, als es ihnen die Schnellkraft ihrer Hinterschenkel zuließ. Die dirigirenden Spahis gingen, mit Stöcken bewaffnet, nebenher und theilten rechts und links Streiche aus auf jeden Rücken, dessen Inhaber entweder nicht regelmäßig genug vorrückte, oder aus Leibeskräften Hu! Hu! zu schreien unterließ.

Bald zeigten mir meine Reisegefährten in der Ferne das auf einer Anhöhe, auf den Ruinen der Hauptstadt der vormaligen Mauritania sitifensis, erbauete neue Städtchen Setif; da aber hier das Land wieder sehr hügelig wurde, so erschien und verschwand uns dasselbe wohl zehnmal, bevor wir es erreicht hatten und es war vier Uhr Nachmittags als wir zum östlichen Thor desselben eintritten. Hier forderte uns ein „bon gendarme," — ein Individuum dessen Gattung die französische Regierung weder im Mutterland noch in den auswärtigen Besitzungen entbehren kann — mit ausnahmsweiser Höflichkeit, unsere Reise-Erlaubnißscheine (permis de départ) ab; da ich vernachlässigt hatte mir einen solchen ausstellen zu lassen, so konnte ich mich nicht anders ausweisen, als durch eine, mir früher vom General Bedeau, damaligen Commandanten der Provinz, ausgestellte schriftliche Erlaubniß, überall und zu jeder Zeit zum Behuf meiner wissenschaftlichen Explorationen zu jagen. Der Gendarm, der nicht wußte was er aus diesem Papier machen sollte, erklärte mir, daß er dasselbe auf das Bureau des Platzcommandanten tragen müsse; erst nach Beendigung dieser wichtigen Formalität ward es mir erlaubt mich nach einem Unterkommen für mich und mein Maulthier umzusehen. Der Zufall kam mir zu statten: einer meiner Freunde, Hr. Gustav K...., Lieutenant in einer hier in Garnison liegenden Schwadron Husaren, den ich aufzusuchen gesonnen war, hatte mich beim Vorüberreiten vor der Caserne erkannt und kam mir entgegen mich zu empfangen und mir Tisch und Wohnung für die ganze Dauer meines Aufenthalts zu Setif auf die verbindlichste Weise anzubieten. Ein Husar bemächtigte sich meines Maulthiers, mich aber führte mein Lieutenant vor allen Dingen in eine Kantine, wo ich ein Glas Absinthe verschlucken mußte, ohne welche vorläufige Libation im französischen Afrika zu keiner vernünftigen Zwiesprache geschritten werden kann. Von da gings in die Kaserne, nach seiner Wohnung, wo ich mich von Staub und Schmutz befreite, meine mehr als verdächtigen Reisekleider mit einem honorigen Civilanzug meines Gastfreundes vertauschte, um dann beim Nachtessen den sämmtlichen Cavalerie-Officieren vorgestellt zu werden, die hier seit geraumer Zeit müssig lagen und sich systematisch langweilten. Dem Unbeschäftigten ist jeder Anlaß zur Zerstreuung erwünscht: diesem Umstand, eher als meiner liebenswürdigen Persönlichkeit, habe ich wahrscheinlich die gute Aufnahme und die zuvorkommenden Dienstanerbietungen aller Art von Seiten dieser Herren zuzuschreiben. Die Unterhaltung war sehr belebt und varlirt, ich mußte aber bald, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, um die Erlaubniß bitten mich zurückziehen zu dürfen, und wenige Minuten darauf schlief ich den Schlaf des Gerechten, trotz Trompeter und Tambour.

Am folgenden Morgen erkundigte ich mich überall nach der Ankunft des Hrn. Delacroix, den ich vor dem Thor von Constantine auf eine so unbegreifliche Art verloren; niemand wollte das Geringste von ihm gesehen haben, und ich mußte mich resigniren Setif ohne seine belehrende Gegenwart in Augenschein zu nehmen.

Setif ist mit einer Ringmauer umgeben, hat breite, sich rechtwinklig durchschneidende Straßen und größtentheils schöne, ansehnliche Häuser, die aber leider unter einem bunten Kleid einen schwächlichen, aus Erde und Steinen aufgeführten Körper verhehlen. Dieß gilt hauptsächlich von den ersten Bauten der bürgerlichen Einwohner; die Gebäude der Regierung, die Casernen, eine kleine, niedliche Kirche sind durchgängig gut und dauerhaft gebaut, und an dem westlichen Eingang der Stadt nehmen sich die von der Regierung aus Quadersteinen im orientalischen Styl erbaute Moschee und das neue Gebäude des Bureau Arabe sehr gut aus. Von der alten Stadt hat die Zerstörungswuth der spätern Eroberer nur noch eine aus ungeheuren Quadersteinen aufgeführte Mauer, über welcher sich jetzt das Hospital erhebt, aufrecht gelassen; allein die dem Schooß der Erde entsprudelnden, krystallhellen, reichen Quellen konnten sie nicht zerstören, und diese spenden heute noch wie vor Jahrhunderten ihr köstliches Wasser. Die hier aufgefundenen Alterthümer, Mosaik, Säulen, Inschriften, Sarkophage, Grabmäler u. s. w. finden sich auf der westlich von der Stadt gelegenen Promenade d'Orleans [1] sehr geschmackvoll aufgestellt; eine halbe Meile von diesem Spaziergang findet man ein wohlerhaltenes, viereckiges Gebäude, das man gewöhnlich den Dianentempel nennt, aus welchem Grunde konnte ich nicht herausbringen, da nichts diese Benennung rechtfertigt. Auf derselben Seite befinden sich die neuangelegten Gärten der Stadt, worunter sich die Baumschule der Regierung und die Militärgärten besonders auszeichnen, sonst ist die ganze Umgebung baum- und schattenlos, und hat, wenn einmal das Grün des Frühlings verschwunden ist, ein trostloses Ansehen. In einiger Entfernung von der Stadt fließt ein mäßiger Bach, der Wed-bu-Sellam, der zwei von schönen Wiesen umgebene Mühlen treibt; südwestlich davon, auf einer Anhöhe, befinden sich einige ärmliche, aus Koth und Steinen aufgemauerte Wohnungen, die man schlechthin „das Dorf" (le village) nennt, diesen pompösen Namen aber keineswegs verdienen. Der außerhalb der Ringmauer liegende Markt wird von Arabern und Kabylen aus den verschiedensten Stämmen besucht und die Anzahl derselben ist manchmal beunruhigend, so daß man für gut gefunden hat den Marktplatz von zwei Feldstücken beherrschen zu lassen, die nöthigenfalls die gestörte Ruhe und Ordnung wieder herzustellen im Stande sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Westminster-Palast.

Das neue Haus der Gemeinen in den von Hrn. Barry gebauten neuen Parlamentshäusern ist ein prachtvoller Raum, 62' breit, 45' lang, und ebenso hoch, so klein als es für die Bedürfnisse des Hauses möglich ist. Verglichen mit dem Hause der Lords ist es fast quäkerhaft in seinen Verzierungen. Die Fenster erheben sich etwa von der Mitte der Seitenwände bis zu einem Fuß von der Decke. An beiden Enden sind drei schöne Bogen angefüllt mit senkrecht angebrachter Stuccatur, um den Fenstern zu entsprechen. Die Mauern sind bis auf ein Dritttheil ihrer Höhe mit Eichenbrettern belegt, hübsch ausgeschnitzt nach dem sogenannten Linnenmuster, und in gewissen Reihen mit Wappenschilden versehen. Die Galerien für die Mitglieder, Reporters und Fremden geben dem Ganzen einen großen Effect. Der Sprecher-Stuhl ist am Nordende nahe an seiner eigenen Wohnung. Die Fenster sind jetzt mit einfachem

[1] Ich bitte die französische Republik um Vergebung, aber so hieß damals der Ort, der vermuthlich seitdem, wie so viele andere, seine Wiedertaufe erlitten haben mag.

Digitized by Google

Glas ausgefüllt, es ist aber die Absicht des Baumeisters ein Glas, dem man eine gewisse Tinte gegeben, hineinzusetzen, um den zu heftigen Lichtstrom der durch das helle Glas eindringt, zu dämpfen. Es ist unmöglich das Haus niederzubrennen; man kann es anzünden, das ganze Ameublement und die Ausrüstung zerstören, aber der Boden, die Wände und selbst das Dach, wie wir glauben, würden unversehrt bleiben, und ohne andere Hülfe als den Tapezierer eine neue Versammlung aufnehmen können. Man sagt, der Bau werde einem der ersten Bedürfnisse eines solchen entsprechen, daß man nämlich die Stimme allenthalben deutlich hören kann. Das Haus könnte für die Aufnahme der Mitglieder sehr schnell, noch in der bevorstehenden Session fertig werden, aber die Schatzkammer ist arm und der Kanzler mag nicht weiter zuschießen, so daß das Werk minder rasch vorwärts geht, als der eigentliche Zahler, das Publicum, wünscht. Man kann den edlen Bau, den der Genius des Hrn. Barry ins Daseyn gerufen hat, nicht übersehen, ohne die Lust zu fühlen, denselben vollendet zu sehen. Trotz der Sparsamkeit des Kanzlers schweigt der Hammer in dem neuen Westminster-Palast nicht ganz: immer noch ist eine kleine Armee von Maurern und Zimmerleuten an der Arbeit, und auch die Freskomaler sind nicht müssig. Nichts fällt an dem ganzen Gebäude mehr auf, als das zwerghafte Aussehen der Westminsterhalle, nachdem das Auge sich an den Victoria-Portico und an die hohen Verhältnisse der Centralhalle und der St. Stephanshalle gewöhnt hat. Man hat versucht den Boden tiefer zu legen, ohne dadurch die Mißgestaltung in einem entsprechenden Grade zu verringern. Hr. Barry soll nun beabsichtigen das Dach zu erhöhen, nicht indem er es in Stücke zerlegt und dann wieder zusammensetzt, sondern durch eine mechanische Vorrichtung, welche das ganze Holzwerk unverletzt erhält, und doch die Maurer in den Stand setzt, die Mauern höher zu führen. Nachdem wir die Sache mit einem gewissen antiquarischen Vorurtheile erwogen, gestehen wir, daß wir dieß ausgeführt zu sehen wünschen. Das prächtige Dach verdient eine bessere Höhe, und nachdem man die Rohrbrücke über die Menai-Straße emporgehoben hat, scheint uns die Emporhebung des ganzen Dachs der Westminsterhalle vergleichsweise ein leichtes Unternehmen. (Athen. 5 Januar.)

Die Klöster im Morgenland.

IV. Das Kloster von Sanct-Sabba.

(Fortsetzung.)

In einem der Klosterhöfe wächst ein Palmbaum, welchen Sanct-Sabba gepflanzt hat, und der Wunderkräfte besitzen soll. Dieser Umstand ist nicht gleichgültig, denn die Palmen sind gegenwärtig im heiligen Lande sehr selten, ausgenommen in den Thälern von Jericho, am Jordan und dem todten Meere, welche tiefer gelegen, einer höhern Temperatur genießen. Die innern Wände der Kirche, großartig und fest erbaut, sind mit alten Fresken und griechischen Gemälden bedeckt. Mehrere dieser letztern stellen berühmte Heilige dar, und werden am Tage ihres Festes auf einer Art von Pult vor dem Ikonostas oder der Holzwand aufgestellt, welche die Kirche von dem Allerheiligsten trennt; hier empfangen sie die Küsse und Opferungen der Gläubigen.

Der Ikonostas, welcher in der Lombardei und in den Klöstern, die der Regel des St. Ambrosius unterworfen sind, beibehalten wurde, wird nur unvollkommen durch den steinernen Schrein vertreten, welcher in den englischen Kathedralen den Chor von dem großen Schiffe trennt und deren architektonische Schönheit zerstört. In den römischen Kirchen ist der Ikonostas unbekannt. Der Ursprung dieses Verschlusses steigt in die frühesten Jahrhunderte zurück, wo die Ceremonien geheim blieben und das Abendmahl für ein so heiliges Mysterium gehalten wurde, daß es den Communicanten untersagt war, zu offenbaren was sie gesehen hatten. Ein unbegreiflicher Gebrauch, der eine Menge abgeschmackter Ideen hervorrief, und seltsame Vermuthungen über die Ceremonien der Christen im dritten und vierten Jahrhundert erzeugte, und eine Hauptursache der Verfolgung der Kirche wurde, weil die Heiden meinten, die Christen geben sich abscheulichen Handlungen hin und schlachteten Kinder als Opfer. Die Menschen sind stets so sehr geneigt das Böse zu glauben, daß die Christen später die Juden derselben Scheußlichkeiten bezüchtigten, welche in frühester Zeit sie selber dem Abscheu Preis gegeben hatten.

Ich bemerkte in der Kirche eine elende Leiter unter einer kleinen Thüre, ungefähr zehn Fuß vom Boden lehnend; ich stieg hinauf und befand mich in der Bibliothek, von welcher ich so viel reden gehört hatte. Es war ein kleines viereckiges Gemach oder vielmehr der Raum in einem der ungeheuren Strebepfeiler, welche die Klostermauern stützten; ich sah darin ungefähr tausend Bände, fast lauter Handschriften, welche von religiösen Dingen handelten. Einer davon, in bulgarischer oder serbischer Sprache, war in Uncialen geschrieben; alle andern griechisch, die meisten aus dem 12ten Jahrhundert. Es waren da eine große Menge Folianten, Werke der Kirchenväter und eine Handschrift der acht ersten Bücher des alten Testaments, die einzige dieser Art, welche ich im Morgenlande sah; denn ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß es in den Bibliotheken griechischer Klöster sehr selten ist, Handschriften von Theilen der heil. Schrift zu finden; ich gewahrte noch etwa hundert Handschriften, die auf einem Brett in der Absis der Kirche standen; man gestattete mir nicht, selbe zu untersuchen, versicherte mich jedoch, daß es Liturgien und Kirchenbücher seyen, die an großen Festtagen gebraucht werden.

Einige der Mönche führten mich alsdann in die gewölbten Gemächer des großen Thurms: ich fand darin abermals Handschriften, wovon eine die Ilias auf Papier enthielt. Mehrere derselben waren bewundernswerth geschrieben, aber so unvollständig, daß ich in der kurzen Zeit meines Verweilens und in dem Gedränge der Araber ihren Inhalt nicht untersuchen konnte.

Man war so gefällig mir drei Handschriften abzulassen, welche ich mit fortnahm. Wir verließen unsern Freund, den Scheich, der, sobald er sich überzeugt hatte, daß wir nur neugierige Engländer seyen, uns mit Höflichkeit überhäufte, und setzten unsere Reise nach dem todten Meere fort, in dessen schlammigen Wassern zwei unwissende Pilger, welche sich uns angeschlossen hatten, sich gegenseitig tauften, da sie der Meinung waren, es sey der Jordan.

Wir streiften während zwei oder drei Tagen in dieser verbrannten vulkanischen Region umher, bevor wir uns nach Jericho begaben. Der Berg, worauf der Heiland während der vierzig Tagen verweilte, ist mit Höhlen überdeckt, Taubennestern gleich, welche die alten Einsiedler am Rande schrecklicher Abgründe ausgehauen haben. In den Bergen östlich von dem todten Meere machten wir eine seltsame Entdeckung. Die Hitze drückte uns nieder, als wir beim Durchreiten eines kleinen Gehölzes eines prächtigen, mit Früchten beladenen Pflaumenbaumes ansichtig wurden. Wir ritten hastig darauf los, aber statt der köstlichen Saftfrucht, füllte trockener bitterer Staub uns den Mund. Nachdem wir uns bemüht hatten den widerlichen Geschmack dieser seltsamen Frucht los zu werden, wurden wir zu meiner großen Freude gewahr, daß wir den berühmten Apfel des todten Meeres aufgefunden, dessen Daseyn seit Strabo und Plinius, die ihn zuerst beschrieben, stets in Zweifel gezogen wurde. Es ist eine Art Nüsse, die ich später in der trojanischen Ebene wieder gesehen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Annoncenstempel in England trägt ungefähr 150,000 Pfd. St. ein, und man wird in der nächsten Parlamentsversammlung kräftige Schritte thun, demselben ein Ende zu machen. Nicht bloß die großen Zeitungen, auch die Sonntagsblätter, z. B. das Athenäum vom 12 Januar, erheben sich eifrig dagegen. Man bemerkt, daß eine Annonce in Amerika ungefähr einen Schilling kostet, und in England fünf, was nicht nur die Zahl der Annoncen und somit die kaufmännische Thätigkeit wesentlich hemmt, sondern auch die Zeitungen vertheuert, und ihre größere Verbreitung hindert. Auch hinter der Papiersteuer ist man her, doch wird der Stand der Finanzen nicht gestatten, hierin den Wünschen zu willfahren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 26 Januar 1850.

Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs.

(Von einem nicht genannten Verfasser in der Londoner asiatischen Gesellschaft am 5 Januar d. J. mitgetheilt.)

Amritsar ist die reichste und größte Handelsstadt Nordindiens. Sie verdankt ihre Bedeutung einer großen, von Ram Das, dem vierten Guru oder geistlichen Führer der Sikhs, erbauten Cisterne; Ahmed Schah, der Afghane, füllte sie auf einem seiner Kriegszüge aus und entweihte sie, aber die Sikhs eröffneten sie später wieder und stellten sie her. Sie hat etwa 150 Schritt ins Gevierte, und das augenscheinlich aus natürlichen Quellen strömende Wasser ist ausnehmend rein, trotz der großen Anzahl der Badenden. In der Mitte ist ein reich mit Gold und kostbaren Zierrathen geschmückter Tempel des Wischnu, und hier sitzt umgeben von 5 oder 600 Akalis oder Priestern der Guru der Sikhs, um die Huldigungen und Gaben seiner Anhänger zu empfangen. Der am meisten in die Augen fallende Gegenstand ist die mächtige Veste Govindghar, die, von Randschit Singh gebaut, etwa 2 (engl.) Meilen im Umfang hat, und von einem tiefen Graben umgeben ist. Sie wird durch 16 vortreffliche Brunnen mit Wasser versehen, aber die Unterkunft für die jetzt 1500 Mann betragende Garnison ist spärlich, schlecht eingerichtet und ungesund. Bei Beginn der Kriegs im J. 1848 bemächtigte sich Oberst Mac Sherry dieser Veste, was die Mißvergnügten sehr im Zaum hielt, denn die am Tempel dienenden Priester suchten auf alle Weise einen Aufstand zu erregen, wurden aber durch Oberst Mac Sherry im Zaum gehalten, welcher drohte, bei dem geringsten Anschein von Aufstand ihren Tempel in den See hineinzuschießen. Die Priester wurden dadurch die ergebensten Anhänger der Engländer, und als das Pendschab dem angloindischen Reich einverleibt wurde, illuminirten sie den Tempel, und riefen am lautesten: „Hoch lebe die ostindische Compagnie."

Die Stadt ist größer als Lahore, gedrängt, in runder Form gebaut und hat etwa 9 Meilen im Umkreis. Randschit Singh ließ von Amritsar nach dem Rawi, eine Strecke von 30 Meilen, einen Canal graben, und die Stadt ist aus 650 Brunnen mit vortrefflichem Wasser versehen. Die Zahl der Wohnhäuser beträgt 19,015; die der obern Classen sind hoch und bequem gebaut, aber die Mehrzahl ist eng, unrein und in schmalen, schmutzigen Straßen zusammengedrängt. Die Zahl der Läden ist 8272, und es gibt 399 gottesdienstliche Gebäude für die Hindus und 49 für Mohammedaner. Die Regierung schätzt die Bevölkerung auf 92,000, nach dem Bericht eines verständigen Eingebornen aber mag sie 115,000 betragen, unter denen nur 9000 Sikhs, der Rest Hindus und Mohammedaner sind. Die Sikhs zeichnen sich durch Reinlichkeit aus, berauschen sich aber gern in Bhang (ein Hanfpräparat) und Opium. Die Kaschmirischen Shawlweber sind in ihrem Aeußern schmutzig und sehen bleich und abgemagert aus. Die Stapelmanufacturen sind Shawls, Seidenzeuge, Wollen- und Baumwollentücher. Pocken, Cholera, Fieber und andere Krankheiten sind manchmal herrschend, aber das Klima ist kühl und kräftig, für europäische Constitutionen passend und der physischen Entwicklung günstig, wie die Ueberlegenheit der Bewohner des Pendschab über die des Südens zeigt. Im Januar herrschen Regen, im April Gewitter und Staubstürme. Im Osten der Stadt liegen zahlreiche große Gärten, die reichlich mit Orangen, Limonen, Citronen, Pfirsichen, Aepfeln u. s. w. versehen sind. Der Boden ist ein fruchtbarer Lehm mit einer Unterlage von Thon. Der Ackerbau ist in einem hohen Zustand von Vollkommenheit, namentlich unter den Dschats, welches die besten Ackerbauer Indiens sind.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

I. Westwärts von Constantine.

(Fortsetzung.)

Das Klima ist im Ganzen gesund, obschon die Temperatur sehr abwechselnd ist. Während des Tages ist die Hitze ziemlich drückend; kaum ist aber die Sonne untergegangen, so beginnt es bedeutend frisch zu werden, und man thut wohl sich gegen Erkältung zu wahren. Der Winter ist verhältnißmäßig streng und ein bis zwei Fuß hoher Schnee ist keine Seltenheit. Das Land wäre ganz zu einer ersten Ansiedelung der Europäer geeignet, wenn es nur Bäume hätte, im Gebirg fehlen dieselben zwar keineswegs und der prächtige Cedernwald im Bu-Taleb läßt die schönsten Waldungen Europa's weit zurück, allein dort ist nichts für den europäischen Landwirth zu thun.

Das Leben in Setif ist, der beträchtlichen Waarentransportkosten halber, nicht wohlfeil; wenn jedoch das Project einer neuen Straße nach Budschia in Ausführung kommt, so wird diesem Uebelstand bald abgeholfen werden, und jetzt schon lassen einige Kaufleute ihre Waaren durch Kabylen auf diesem Weg von Budschia kommen.

Die Bevölkerung der Stadt besteht aus 752 Europäern, worunter 507 Franzosen, und einer Garnison von 600 Mann. Im Jahre 1845 zählte man auf eine Bevölkerung von 500 Einwohnern nur 42 Frauenzimmer, worunter sich nicht zehn legitim verheurathete befanden. Die Sitten sind daher hier wie

Digitized by Google

auf allen übrigen von den Franzosen besetzten Punkten von der größten Ungebundenheit, was dem Ankömmling sehr auffallend ist, woran er sich aber bald gewöhnt.

Am fünften Morgen nach meiner Ankunft war die ganze Stadt in Bewegung; alles lief hin und wieder, Abtheilungen von Soldaten zogen zum Thor hinaus. — „Ist irgendwo Feuer ausgekommen, oder sind die Kabylen in Anmarsch?“ — „Ach nein, die Heuschrecken, die Heuschrecken! sie sind kaum noch zwei Meilen von hier und werden unfehlbar noch vor Mittag eintreffen!“ — Mein Lieutenant kam nach Hause und berichtete, daß die Behörde alle Anstalten zum Empfang des gefräßigen Heeres getroffen habe, man sey daran die Gärten mit einem doppelten Wall trockenen Mistes zu umgeben und denselben dann in Brand zu stecken; alles was Hände und Füße habe sey beordert große Feuer mitten in den Pflanzungen zu unterhalten und durch alle möglichen Mittel die Heuschrecken abzuhalten oder zurückzutreiben zu suchen.

Von der Anhöhe, auf welcher die Casernen erbaut sind, spähete ich oft nach der Gegend hin, woher der verheerende Zug kommen sollte. Gegen eilf Uhr sah ich endlich eine schwärzliche Fluth langsam aber unaufhaltbar über die fahle Ebene heranfließen; in kurzer Zeit hatte der wimmelnde Zug die östliche Ringmauer erreicht und floß bald, keineswegs dadurch gehemmt, an der innern Wand derselben, in einem breiten Strom herab um sich über die Stadt zu ergießen. Und immer weiter und weiter, wie das unvermeidliche Verhängniß, ging der Zug, nie von der einmal gegebenen Richtung abweichend, kletterte an einer Seite der Häuser hinauf und an der andern wieder hinunter, erfüllte die Wohnzimmer, die Küchen, die Ställe — kurz nahm förmlich von der Stadt Besitz. Unterdessen brannten und rauchten die Feuer vermittelst welcher man sie von den Pflanzungen abzuhalten glaubte. Vergebene Hoffnung! Am folgenden Morgen setzten die Heuschrecken, welche die einbrechende Abendkühle Halt zu machen genöthigt hatte, sich wieder in Bewegung, zogen über die westliche Mauer zur Stadt hinaus, wie sie über die östliche hereingezogen waren, gelangten bald an den um die Militärgärten gezogenen Feuercordon, über welchen die Erstangekommenen ohne Zaudern zu setzen versuchten, haufenweise verbrannten und so endlich, mit ihren rauchenden Kadavern, eine das Feuer dämpfende Schicht bildeten, worüber sich die Nachdringenden in die Gärten ergossen und in kurzer Zeit keine Spur von Vegetation übrig ließen. Von hier verbreiteten sie sich über die Wiesen, wo sie, in Ermanglung des schon eingebrachten Grases, die Stoppeln kahl abfraßen, setzten auf einer, aus ihrem ersoffenen Vortrab gebildeten, fliegenden Brücke über den Bu-Sellam und verloren sich endlich am Horizont des westlichen Hügellandes. In der Stadt aber verweilten noch mehrere Tage lang kleine Nachzüglerbanden, die noch am Abend nicht nur die Mauern und Thüren der Häuser bedeckten, sondern auch schaarenweise in die Zimmer eindrangen, wo sie von den Kästen, Schränken und Betten Besitz nahmen, und jede Nacht, bevor wir uns schlafen legen konnten, mußten wir die ungebetenen Gäste, so gut es sich thun ließ, hinauszutreiben suchen. Diese noch unvollkommenen Heuschrecken werden viel mehr gefürchtet als die ausgewachsenen, geflügelten, da man letztere oft, an warmen Vormittagen, durch Schreien, Lärmen und Schießen, sich zu erheben und ihren Flug nach einer anderen Gegend zu nehmen nöthigt, während man geduldig den langsamen Durchzug der ersteren und somit die gänzliche Zerstörung des letzten Grashalms abwarten muß.

Ich hatte endlich das Glück, nach einem mehr als achttägigen Aufenthalt in Setif, meinen verlorenen Reisegefährten mit seinem Diener Salah ankommen zu sehen und nach einer zwecklosen Erörterung über was er mein „unbegreifliches Verschwinden“ nannte, kamen wir überein, nach Beendigung seiner Geschäfte zu Setif, einen Abstecher nach dem am Fuße des großen und kleinen Babur gelegenen Scheichat von Ferdschiwah zu machen, dessen Oberhaupt Bu-Akkas-ben-Achur sich durch seine feine Politik, den französischen Eroberern gegenüber, eine Art von unabhängiger Stellung zu sichern gewußt, so daß er mehr ihr Verbündeter als ihr Unterthan zu seyn scheint.

Dieser merkwürdige Mann konnte nie dazu vermocht werden nach Constantine zu kommen, um persönlich seine Unterwerfung zu machen, allein er war der erste der, von freien Stücken, den Aichur (Zehnten) zu entrichten anbot; er war es der die freien Stämme seiner Nachbarschaft im Zaum hielt, die im Fort von Dschemilah von den Kabylen hart belagerte französische Besatzung entsetzte, den im Westen der Provinz den heiligen Krieg predigenden Scheriff verjagte und die seinen Anhängern abgenommenen Fahnen nach Setif brachte — kurz Bu-Akkas erschien immer unaufgefordert, schnell und zu rechter Zeit, so oft es sich um das Interesse der Franzosen handelte, obgleich er von jeher verschmäht hatte den officiellen, rothen Burnus aus den Händen des Gouverneurs zu empfangen. Der Herzog von Aumale, welcher ihn mehrere Male vergebens nach Constantine entbieten lassen, hatte später in der Gegend von Setif eine Zusammenkunft mit ihm. Der junge Prinz ließ ihn, in seiner beleidigten Würde, hart an und bedeutete ihm, daß er Mittel habe seinen Stolz zu demüthigen; der Zufall wollte, daß gerade bei diesen Drohworten der Trompeter der Chasseurs zum Aufsitzen blies; Bu-Akkas, der sich verrathen glaubte, erhob sich, schwang sich blitzschnell in seinen Sattel, flog an der Spitze seines Gums in rascher Flucht über die Ebene dahin und war bald hinter den Hügeln der Amer-Gharaba verschwunden.

Der Nachfolger des Herzogs von Aumale hatte bald eingesehen, welchen Nutzen man aus einer zweckmäßigen, den Umständen angemessenen Behandlung dieses arabischen Freigrafen ziehen konnte, und Ferdschiwah ist bis heute, trotz Republik und Nationalversammlung, eine Art von Feudallehen geblieben, wo Bu-Akkas beinahe unumschränkt regiert, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit ausübt, aber auch als treuer Vasall den Aschur und den Hokor regelmäßig an die Regierung entrichtet und in Kriegszeiten mit seinen Mannen überall, wo es noth thut, kräftig mitwirkt.

Ich verweilte noch einige Tage in Setif, wo ich mich, ungeachtet der freundlichen Zuvorkommenheit meines Gastfreundes und seiner Collegen, beträchtlich zu langweilen begann und war äußerst froh, als mir eines Abends Delacroix ankündigte, daß wir am folgenden Morgen abreisen könnten. Wir schlugen den Weg in nordöstlicher Richtung nach dem Gebirg ein, zogen über fruchtbare Hügel und Thäler, die aber leider von den Heuschrecken arg heimgesucht worden, und machten gegen zehn Uhr Halt bei den Ruinen, die auf der östlichen Abdachung des Dschebel Megris zerstreut liegen. Die Trümmer auf der linken Seite des Weges sind fast dem Boden gleich, und es liegen außer einigen unbedeutenden Grabsteinen, wie man sie überall antrifft, keine Inschriften zu Tage; rechts aber befinden sich auf einem, eine tiefe Schlucht überragenden Hügel, drei massive, aus großen Quadern aufgeführte Mausoleen ohne Inschrift, die von den Arabern „die Gräber der drei Sultane“ genannt werden; alle

Digitized by Google

drei sind an der Basis erbrochen durch die Habsucht der Araber, die aber schwerlich hier Befriedigung gefunden haben mag. Hier nahmen wir unser von Setif mitgebrachtes Frühstück ein und nahmen dann unsern Weg östlich nach den merkwürdigen Ruinen von Dschemilah, wo wir gegen zwei Uhr ankamen.

Mein Reisegefährte war ein schlechter Archäolog, wohl aber ein tüchtiger Gerstenhändler: die heutige Invasion der Heuschrecken bekümmerte ihn mehr als die ehemalige der Arab:r unter Sidi-Okba, und er hatte einen größern Respect vor dem noch lebenden Bu-Akkas-ben Achur, als vor dem verstorbenen Cäsar Marcus Aurelius. Deßhalb trollte er auch auf seinem Maulthier, ohne sich einmal umzusehen, wie ein wahrer Böotier vor den grossartigen Ruinen vorüber und überhörte mein bescheidenes Ansuchen um ein halbes Stündchen Aufenthalt. Wollte ich nicht reisen wie der Storch in Lessings Fabel, so mußte ich den Gefälligen ziehen lassen und dieß war auch das Vernünftigste was ich thun konnte. Ich band mein Thier an einen, aus einem Mauerriß herauswachsenden Busch und durchwandelte ungestört die grossartigen Ruinen.

Dschemilah, das alte Cuiculum der Römer, liegt auf einem steilen, zerklüfteten Hügel, dessen Fuß auf zwei Seiten von zwei in tiefen Schluchten rinnenden Bächen bespült wird; die ganze Umgegend hat ein verlassenes Ansehen und traurig schauen die den kurzen Horizont begränzenden Felsenkuppen auf die melancholischen Reste vormaliger Pracht herab. Am Fuß des Hügels erblickt man das weiter oben gedachte, jetzt verlassene französische Fort, wo sich im Monat December 1838 ein Bataillon leichter Infanterie während zwölf Tagen unter den größten Entbehrungen gegen 3 bis 4000 Kabylen hielt.

Die Ruinen, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden besonders in Anspruch zu nehmen verdienen, sind: ein vierseitiger Tempel mit sechs Säulen, Ueberreste einer christlichen Basilika mit einer schönen Mosaik, viele Basreliefs und Inschriften; das Forum endlich, einen der Victoria geweihten Tempel enthaltend, zu welchem ein Triumphbogen mit folgender Inschrift führt:

IMPERATORI CÆSARI MARCO AURELIO SEVERO ANTONINO
PIO, FELICI, AUGUSTO,
PARTHICO MAXIMO, BRITANNICO MAXIMO, GERMANICO MAXIMO
PONTIFICI MAXIMO, TRIBUNITIÆ POTESTATIS XVIII CONSULI IIII
IMPERATORI III, PATRI PATRIÆ PROCONSULI;
ET JULIÆ DOMNÆ, PIÆ, FELICI, AUGUSTÆ, MATRI EJUS, ET SENATUS
ET PATRIÆ ET CASTRORUM.
ET DIVO SEVERO AUGUSTO, PIO, PATRI IMPERATORIS
CAESARIS MARCI AURELII
SEVERI ANTONINI PII, FELICIS, AUGUSTI, ARCUM TRIUMPHALEM.
A SOLO, DECRETO DECURIONUM, RES PUBLICA FECIT.

Dieses Monument hat eine Höhe von 12 Meter 65 Cent. französischen Maaßes auf eine Breite von 10 Meter 60 Cent. Es besteht aus einer einzigen Arkade von 7 Met. 32 Cent. Höhe und 4 Met. 35 Cent. Breite. Auf beiden Seiten derselben ruhen zwei Pfeiler auf einem gemeinschaftlichen Säulenstuhl und bilden die Einfassung zweier Nischen, worin früher Bildsäulen gestanden haben mögen.

Sechzehn Jahrhunderte sind über das graue Denkmal hingegangen und noch immer steht es fest und aufrecht, zu zeugen von dem weltumkreisenden Fluge der alten römischen Adler!

(Fortsetzung folgt.)

Die Klöster im Morgenland.

V. Die Klöster Barlaam, Hagios-Stephanos, Hagia-Triada und Meteora.

Der Anblick der Gegend von Meteora ist äußerst seltsam; man könnte glauben die Gebirgsmasse wäre hier durch ein Erdbeben gewaltsam entzweigerissen oder durch die Fluthen weggespült worden, und nichts davon übrig geblieben als zwanzig oder dreißig kahle Felsen, die mehrere hundert Fuß hoch sind, und theils halb umgestürzt, theils zuckerhutförmig wie große Stalagmiten in die Höhe ragen. Weder in der Schweiz, noch in Sachsen oder Tyrol, ja in keinem andern Gebirgslande habe ich etwas gesehen, was sich diesen Felsennadeln vergleichen ließe. Die Felsen umgeben eine schöne mit Gras bewachsene Ebene, auf der nach drei Seiten hin Baumgruppen stehen, wie in einem englischen Park. Rings in diesem prächtigen Amphitheater sieht man zahlreiche Höhlen, die meistens von Menschenhänden ausgehauen sind; denn in den barbarischen Jahrhunderten der Unwissenheit und des religiösen Fanatismus bevölkerten Schaaren von Einsiedlern diese Nester, von denen einige so hoch oben sind, daß man nicht begreift wie die armen Eremiten dahin gelangen konnten; andere Anachoreten lebten am Fuße der Felsen in Erdlöchern, wie Kaninchen, sie waren häufig die Opfer der umherstreifenden Saracenenhorden; denn bis zum 12ten Jahrhundert scheint die Jagd auf diese Einsiedler ein beliebter Zeitvertreib derselben gewesen zu seyn. Man sieht alte griechische Fresken und kleine Bilder mit sehr steifen Figuren auf Goldgrund, welche Reiter mit wilden Gesichtern die, römisch gekleidet und mit langen Speeren bewaffnet, christliche Mönche in langen Bärten und Gewändern von Bast, martern und schlachten.

Ehedem krönten 24 Klöster die Gipfel dieser Felsen; heutzutage sind es deren nur noch sieben. Von Ferne däuchte es uns ohne Flügel unmöglich diese Spitzen zu erreichen, die Frage löste sich aber bald. Ein gewundener Pfad mitten in einem Labyrinth von Felsstücken gebahnt, von dem wir von Zeit zu Zeit eine prächtige Aussicht in das grüne Thal unter uns hatten, führte nach einer Plattform, die ich dem flachen Dache einer Kirche vergleichen möchte, als deren Thurm das Kloster Barlaam, das auf einer noch höhern Felsspitze liegt, erscheint. Hier schossen wir eine Flinte ab, um unsere Anwesenheit anzukündigen und schauten unverwandt nach dem Kloster, um eine Antwort auf unsern Anruf abzuwarten. Bald hörten wir auch eine Stimme wie vom Himmel herab erschallen: es war die eines alten Mönches, dessen Antlitz und weißer Bart sich an einer Art von Thüre oder Fenster mehrere hundert Fuß hoch über unsern Häuptern zeigte. Er fragte uns, wer wir wären und was wir wollten. Wir antworteten, daß wir friedsame Reisende seyen, die in das Kloster eingelassen zu werden wünschten, um die Nacht dort zuzubringen, daß wir von Corfu kämen um die Wunder von Meteora zu schauen und wir seine christliche Gastlichkeit anflehten, weil es schon spät sey.

Und wer sind jene, die euch begleiten?

Wackere Männer, unsere Freunde, welche von Mezzovo an uns durch dieß Gebirge geleitet haben.

Das Aussehen unserer Begleiter gefiel dem Mönche nicht, und schon fürchteten wir, er werde uns nicht aufnehmen wollen; aber am Ende ließ er ein kleines Seil herab, an welchem ich einen Empfehlungsbrief aus Corfu befestigte. Bald darauf sahen wir ein stärkeres Seil herabkommen, an dessen Ende ein Haken und ein großes Netz war. Wir spannten das Netz wie eine Hängematte aus und hängten, nachdem sich meine beiden Diener darauf gesetzt hatten, die vier Enden in den Haken ein. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die beiden langsam emporgezogen, indem sie sich drehten, wie ein Braten, der über dem Feuer hängt. Das Seil war alt und angeknüpft, und wir erfuhren später, daß die Höhe dieser schwebenden Fahrt 222 Fuß betrage. Zwei kräftige Mönche wanden die beiden Diener hinauf. Dieses Verfahren schien mir so bedenklich, daß ich vorzog eine Anzahl Leitern, die an der Felswand befestigt waren, hinanzuklettern. Man gelangte zu der untersten derselben auf einem Fußpfad, der zu einer elenden hölzernen Plattform über einer tiefen Schlucht führte. Hier hingen die Leitern senkrecht an dem kahlen Felsen; ich hatte deren rasch drei bis vier erklommen, als ich an einen Punkt gelangte, wo ich mich seitwärts wenden mußte, um die obere Leiter, welche nicht mit der zuletzt erstiegenen verbunden war, zu erreichen; nicht ohne Mühe vermochte ich das; aber da ich ungeschickterweise in die Tiefe schaute, sah ich, daß ich über dem Abgrund einen Winkel beschrieben hatte, und mich nicht mehr über der Plattform befand, wo unsre Pferde geblieben waren; die Höhe, in welcher ich mich einer

Digitiz

Mücke an einer Wand vergleichen konnte, verursachte mir einen solchen Schreck, daß der Kopf mir schwindelte. Die Mönche, welche vom Kloster aus mein Zögern sahen, riefen mir Muth zu; mit einiger Anstrengung bemeisterte ich meinen Schwindel und kam endlich zu einer kleinen Eisenthüre, durch welche ich in einen Hof des Klosters eintrat, wo die Mönche und meine Diener meiner warteten. Meine übrigen Leute wurden nicht aufgenommen; sie lagerten sich am Fuße der Felsen an einem geschützten Orte und waren sehr vergnügt über den Kaffee und die Vorräthe, welche man ihnen am Seil hinunterließ.

Da ich mich meiner europäischen Kleidung entledigt hatte, und wieder mein langes weites ägyptisches Gewand trug, war mir viel wohler als in dem engen Futteral, in welches wir unsere Glieder pressen. So angethan streifte ich durch die Höfe und Gärten des Klosters, und begab mich sodann zu dem Igumeno (Abte) dieses Klosters in der Luft, der mich in Gemächern und Kirche umherführte. Als es Essenszeit war, bat ich ihn mit mir zu speisen; da er aber kein Fleisch genoß und ich dessen nicht entbehren kann, so entschädigte er sich durch einige andere Gerichte, welche theils die Mönche, theils meine Diener zubereitet hatten.

Das Kloster Barlaam ist auf dem Gipfel eines einzeln stehenden Felsen erbaut, auf einem Plateau, das ungefähr anderthalb Acres Ausdehnung hat, wovon die Hälfte von der Kirche, einer kleinen Capelle, dem Refectorium, der Küche und dem Thurme eingenommen ist, von welchem aus die Reisenden heraufgezogen werden, so wie von einigen andern Gebäuden, welche zum Haushalt und der Wohnung der Mönche gehören, deren Zahl damals vierzehn nicht überstieg. Die verschiedenen Bauwerke umgeben einen geräumigen schönen aber unregelmäßigen Hof, der fast durchgehends gepflastert ist.

Die griechischen Klöster sind alle auf dieselbe Weise gebaut, das wirre Gemenge von Gebäuden ist gewöhnlich mit einer hohen Mauer eingefaßt, welche hier fehlte, da die Lage dieses Klosters es gegen allen äußern Angriff schützt. Auf dem andern Theile des Plateau's haben die Mönche einen Garten angelegt, der aber nicht angebaut und auch nicht umzäunt ist. Vor der Kirchthüre befindet sich ein Narther, den Marmorsäulen stützen und dessen Wände von zwei Seiten bemalt sind. Diese Malereien stellen Scenen aus dem jüngsten Gerichte dar, worin die Qualen der Verdammten, Flammen und Teufel nicht gespart sind. Das Schauspiel der höllischen Qualen ist in griechischen Kirchen stets an der äußern Seite der Gebäude angebracht als ein Bild der Leiden jener, die nicht in ihrem Schoße leben. Die innern Mauern dieses alten und merkwürdigen Gotteshauses, das allen Heiligen geweiht ist, sind mit den Bildern einer großen Anzahl derselben bemalt, alle in der steifen Weise der frühesten Jahrhunderte. Im Innern ruht die Kuppel auf vier Säulen, und der Altar oder heilige Tisch (hagia trapeza) wird durch eine hölzerne Scheidewand, Ikonostas genannt, von dem Schiffe getrennt. Alle, die in die Kirche treten, küssen die Bilder der heiligen Jungfrau, des Erlösers und anderer Seligen, die an dieser Wand angebracht sind, welche drei Thüren hat, eine schmale in der Mitte, mit reichen Stoffen behängt die manchmal weggezogen werden, damit man das reich gebundene Evangelienbuch sieht, das auf dem Altare liegt. Die griechischen Kirchen haben keine Sakristei; die Gewänder der Geistlichen werden in Schränken hinter dem Ikonostas aufbewahrt, wo niemand eintreten darf als die Priester, Meßdiener und der Sakristan, welche die Seitenthüren benützen, da die in der Mitte nur während der Messe aufgeschlossen wird. Dieser Theil der Kirche ist das Allerheiligste und wird auf romaisch oder neugriechisch agio bemo oder phemo genannt. Diese Anordnung ist dem Tempel zu Jerusalem entnommen, dessen Vorhang hier durch den Schrein ersetzt wird, der es von der übrigen Kirche trennt. In der morgenländischen Kirche ist alles symbolisch, und führt auf die frühesten Zeiten des Christenthums zurück. Die vier Säulen, welche die Kuppel stützen, bedeuten die vier Evangelisten, und die Kuppel selbst ist das Sinnbild des Himmels, wohin die Menschen nur durch das Evangelium gelangen. In den vier Ecken unter der Kuppel, wo die geflügelten Gestalten der Symbole der Evangelisten abgebildet sind, sieht man einen Theil der Mosaik, welche das Innere der Kuppel in der Sophienkirche zu Konstantinopel bekleidete.

Die heiligen Gebäude sind glücklicherweise im Morgenland nicht wie bei uns unter die Obhut weltlicher Beamten gestellt, welche, Krämer in den Städten oder Bauern in den Dörfern, alles was alt, ehrwürdig und merkwürdig ist, mit weißer Tünche überziehen lassen und sich freuen, der Geistlichkeit entgegenzuarbeiten, um sie ihre Herrschaft fühlen zu lassen. Die griechische Kirche durch Unwissenheit und Aberglaube geschwächt, hat wenigstens das Verdienst sorgfältig zu erhalten und auszubessern, was an alte Zeiten erinnert. Wenn das Freskobild eines Heiligen verblichen oder durch die Zeit verwischt ist, wird es gerade wieder so gemalt, wie es war; man gibt die Farbe des Gewandes, den Ausdruck, ja selbst das kleinste Beiwerk wieder, und durch diese systematische Hochachtung für alles Alte und Ehrwürdige haben die alten Kirchen im Orient als unveränderte Denkmale frühester Zeiten ein ganz besonderes Interesse erlangt. Die Christen in der diocletianischen Verfolgung haben vor denselben Altären gekniet, die wir heute noch sehen.

Die Bibliothek in Barlaam besteht aus etwa tausend Bänden, wovon die meisten geistliche zu Venedig gedruckte Schriften sind; sie besitzt auch schöne Copien der griechischen Classiker in aldinischen Lettern; ich habe die Handschriften nicht gezählt, welche lauter Kirchenväter sind, es mögen deren aber ungefähr zweihundert seyn. Ich fand ein bulgarisches Manuscript in Folio, das keine Evangelien enthielt, und vielleicht einen historischen Inhalt hatte; da ich es nicht entziffern konnte, war ich um so mehr versucht es zu kaufen, aber die Mönche wollten es nicht abgeben. Das einzige Manuscript von einigem Werthe, war eine Abschrift der Evangelien in 4°, mit mehrern Miniaturen aus dem 11ten Jahrhundert verziert; auch dieses konnte ich nicht erlangen und doch war es ihnen zu keinem Gebrauch, da sie das alte Griechisch nicht lesen; allein sie betrachten die Bücher ihrer Bibliothek als heilige Reliquien, welche sie mit einer gewissen ängstlichen Ehrfurcht bewahren, wegen ihres Alters und der Unmöglichkeit sie zu verstehen.

In einem Gemache neben der Bibliothek bewahrt man einige Reliquienkasten von Silber in byzantinischer Arbeit; sie sind indeß weder sehr alt, noch von großem Interesse und kaum groß genug um ein paar Schädel oder einige Knochen zu fassen; Styl und Ausführung der Ornamente stehen weit unter ähnlichen Arbeiten, die ich in andern Gotteshäusern gefunden habe. Das Refectorium ist ein abgesondertes Gebäude mit einer Absis, welche einen Marmortisch enthält, worauf das geweihte Brod vertheilt wird und an welchem der Igumeno an großen Festtagen speist. Auch die Wände dieses Gemaches sind mit Heiligenbildern überdeckt, deren Hagerkeit sie kaum zum Schmucke eines Speisesaals geeignet macht. Die Küche neben dem Refectorium ist ein kreisrundes sehr altes Gebäude, aber so finster im Innern und mit so widerlichem Geruche erfüllt, daß ich keine Zeit fand sie näher zu untersuchen. Die Mönche und der Abt hatten sich in dem Gemache an der Zugwinde versammelt, und etwa zehn stellten sich an die Hebel; ich setzte mich mit verschränkten Beinen auf das Netz, dessen vier Enden über meinem Kopfe zusammengefaßt in dem Haken an dem Seile hingen. Als alles bereit war und die Mönche mich ein wenig emporgewunden hatten, wurde ich mit solcher Gewalt hinausgeschleudert, daß ich in dem Himmelsraume fürchterlich schwankte. Als dieses Schwanken etwas nachließ, grüßte mich der Abt noch mit der Hand, und ich senkte mich langsam und ohne Gefährde auf den Boden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Alterthümer in Centralamerika. In einem von der amerikanischen ethnologischen Gesellschaft vorgelesenen Schreiben des Hrn. Squier, jetzigen Minister-Residenten in Nicaragua, ist erwähnt, daß in geringer Entfernung hinter der Stadt Santiago de Nicaragua ein mit 3—400 Fuß hohen Felsen umgebener erloschener Krater sich findet. Auf diesen Felsen sind in einer Höhe von 60—70 Fuß Darstellungen der Ureinwohner in Zeichnung und Styl, ähnlich denen in den alt mexikanischen und guatemalinischen Manuscripten. Einige Figuren sind ganz dieselben, und darunter die symbolische geflügelte Schlange. (Liter. Gaz. 19 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 28 Januar 1850

Der große See in Südafrika.

Wir haben vor kurzem (s. Nr. 6) die Nachricht mitgetheilt, daß ein Hr. L. den lange gesuchten Binnensee in Südafrika, der für die Gestaltung dieses Erdtheils ein so wichtiges Element bildet, wirklich entdeckt habe. Da die Entdeckung damals von dem Athenäum als höchst zweifelhaft dargestellt wurde, so sendet nun ein Herr F. V. folgende Erklärung in das genannte Journal (vom 19. d.) ein.

„Die Entdeckung dieser prächtigen Wasserfläche ist mit Recht als die „„größte geographische Entdeckung der neuen Zeit"" bezeichnet worden. Das lang bestrittene Problem ist endlich gelöst, und das Daseyn des Sees festgestellt. Der erwähnte Hr. L. ist der Geistliche Robert Livingston, der wohlbekannte und unermüdliche Missionär unter den Betschuanas, Schwiegersohn des Geistlichen R. Moffat, dessen Name allen, die sich in irgend einer Weise um die Heidenbekehrung kümmern, bekannt seyn muß. Hr. Livingston war von meinem Freund und Reisegenossen Hr. Oswell, Civilbeamten aus der Präsidentschaft Madras, und Herrn Murray, aus Lintrose in Schottland, begleitet. Diese drei sind die Abenteurer, welche endlich den lange schwebenden Streit über das Vorhandenseyn des großen Süßwassersees im Innern Südafrika's entschieden haben. Der See scheint etwa unter 19° S. B. zu liegen, oder 560 Meilen NNW von Kolobeng, dem Schauplatz der angestrengten Arbeiten Hrn. Livingstons und dem Hauptquartier des Baquaina-Stammes. Nähern Nachrichten kann man täglich entgegensehen, denn in kurzem werden die HH. Oswell und Murray unter uns seyn; ihre Namen, zugleich mit dem Hrn. Livingstons, werden von nun an in der Liste der neuen afrikanischen Reisenden oben an stehen.

„Gewiß sollte eine Expedition ausgerüstet werden, um diese glänzende Entdeckung zu verfolgen, keine Expedition mit ungeheuren Kosten, die einige hundert Meilen nördlich von dem Oranjefluß (der Gränze der Colonie) vordränge und dann mit der wichtigen Entdeckung irgend einer neuen Stinknessel oder eines nach seinem Entdecker benannten Mistkäfers zurückkehrte. Die Reise sollte weiter gehen und nichts geringeres als der See oder das Ende des Limpopo-Flusses erreicht werden. Ich bin diesen schönen Fluß in Gesellschaft des Hrn. Oswell weit über den entlegensten ja von einem weißen Manne erreichten Punkt hinaus gefolgt, und als wir ihn mit Widerstreben endlich verließen, konnten wir von einem benachbarten Linguapa genannten Berge aus deutlich dessen Lauf nach 30 oder 40 Meilen weiter gegen Nordosten verfolgen. Das Land war gesund, zum Reisen mit Wagen sehr günstig, Holz, Wasser und Wild gab es in Menge, Gefahr von den einheimischen Stämmen war augenscheinlich keine zu besorgen, welches Hinderniß ist da, diesen interessanten Fluß bis zum See zu verfolgen? Hr. Oswell und ich entdeckten auf unserer Reise den Fluß Mokolwe, einen Zufluß des Limpopo, der von Südosten herkommt; sein Bett ist selbst in der heißesten Jahreszeit nie trocken und sein Wasser klar wie Krystall.

„Ich kenne kein schöneres Feld für einen unternehmenden Reisenden als das Innere Südafrika's; unsere besten Karten zeigen wenig mehr als ein weißes Papier; in den letzten Jahren ist indeß manches geschehen, leider mehr durch Jäger als durch Männer der Wissenschaft; diese sollten aber den Fußstapfen der erstern folgen, um die von den erstern roh, aber treu gezeichneten Umrisse auszufüllen.

„Wäre einigen unserer ersten Jäger das unermeßliche Feld, das noch unbetreten vor ihnen liegt, bekannt, sie würden eilen, die Einöden und Wüsten Südafrika's aufzusuchen, und mit dessen riesenhaften vierfüßigen Bewohnern sich persönlich bekannt zu machen. Mir, einem enthusiastischen Freund von Jagd und Abenteuern, ist es unbegreiflich, daß Männer die Vermögen, Muth und freie Zeit besitzen, Jahr um Jahr in England bleiben und Hunderte von Pfund Sterling ausgeben, um einige Tage lang halb zahme Hasen und Fasanen, die täglich mit Gerste, Bohnen und gekochten Kartoffeln gefüttert werden, zu schießen, wenn Elephanten, Rhinocerosse, Giraffen und zahlreiche andere große Thiere jetzt eine vergleichsweise mit leichter Mühe erreichbare Jagd darbieten, eine Versuchung, welche für mich vollständig unwiderstehlich seyn würde."

Unsere Leser werden sich erinnern, was wir kürzlich (siehe Nr. 309 vom vorigen J.) über „Hrn. Cumming, den großen Jäger in Südafrika" mittheilten. Einige solcher Nimrods wären zuverlässig die rechten Leute, um neuen großen Entdeckungen in Südafrika die Bahn zu brechen.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

4. Westwärts von Constantine.

(Fortsetzung.)

Tagelang hätte ich hier verweilen mögen, um wie der Dichter sagt, „die Geister der Vorzeit zu wecken!" ich beneidete fast den alten Storch, der hoch vom Forum gravitätisch auf die alte Stadt herabblickte und in tiefe Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Dinge versunken zu seyn schien. Ich mußte aber daran denken meinen Cameraden, dem ich lange genug Zeit gelassen über das muthmaßliche Steigen der Getreidepreise nachzusinnen, wieder einzuholen, und fand denselben zwei Meilen

Digitized by Google

von Dschemilah, meiner harrend und sehr verdrießlich über mein langes Zurückbleiben am Wege sitzen. Wir ritten lange stumm, einer hinter dem andern her; endlich konnte er doch nicht umhin mir zu bemerken, daß wir uns jetzt auf dem Gebiet von Ferdschiwah befänden — ein Wort gab das andere: er war früher einmal hier gewesen und gab mir seine Abenteuer zum Besten, so daß er, durch meine Aufmerksamkeit geschmeichelt, bald äußerst guter Laune ward und meine Insubordination völlig vergeben und vergessen hatte. Bei einem kleinen Duar angelangt, kehrten wir einen Augenblick ein bei Si-Ramdan, Khassenatschi (Steuereinnehmer) des Scheich Bu-Akkas, der uns mit Kuchen und Milch bewirthete und uns ein Stück Weges begleitete bis auf eine Anhöhe, von wo aus wir das von Südwesten nach Nordosten, an der majestätischen Bergkette sich hinziehende schöne Thal von Ferdschiwah mit seinen zahlreichen Duars, seinen am Berg hin zerstreuten Gärten und seinen großen Viehheerden überblicken konnten. Gegen Abend erreichten wir die aus etwa 200 Zelten bestehende Smala, in welcher sich Bu-Akkas den größten Theil des Sommers über inmitten seines Gums aufhält, zogen von da längs einem schönen, von blühendem Oleander eingefaßten Bach hin und erblickten endlich auf einer Anhöhe die aus mehrern unregelmäßig ineinander gebauten Erdgeschossen bestehende Wohnung des Scheich, wo wir mit untergehender Sonne ankamen.

Der Scheich war gerade abwesend; sein Hausmeister kam uns entgegen, befahl einigen Negern unsere Maulthiere zu besorgen und führte uns zu einem in reiche maurische Tracht gekleideten schönen Greisen mit silberweißem Barte, der mit gekreuzten Beinen auf einem prächtigen Teppich vor der Thür saß und langsam die Kügelchen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Dieser Greis war einer der drei Schwiegerväter des Scheich und hieß uns mit dem den vornehmen Türken und Mauren eigenen edlen Anstand im Namen seines Schwiegersohnes willkommen. Wir mußten uns neben ihn setzen und einstweilen in Erwartung des Nachtessens einige Tassen Kaffe nehmen.

Das Bordsch-el-Scheich (Haus des Scheich) besteht wie schon gesagt, aus mehrern unregelmäßigen, mit Hohlziegeln gedeckten und zu verschiedenen Zeiten errichteten Gebäuden, von welchen die auf der Westseite liegenden die Gemächer der Weiber, die auf der Ostseite aber die besondere Wohnung des Scheich, das Empfangszimmer, das Dar Diaf, und die Ställe enthalten. Es liegt auf einem das Thal beherrschenden Hügel in geringer Entfernung von einer tiefen Felsenschlucht, durch welche sich ein, am Winter zu einem reißenden Strom anschwellender Bach Bahn gebrochen, und die unwillkürlich an den Abgrund von Constantine erinnert; in einiger Entfernung davon befinden sich die von der Dienerschaft bewohnten Gurbies, welche eine Art von Hofraum umschließen, der jeden Abend von Gästen aller Art wimmelt: Türken, Mauren, Araber, Kabylen, Neger, Marabuts, Derwische, Kaufleute, Bettler, alle nehmen die unbegränzte patriarchalische Gastfreundschaft des Scheich in Anspruch und erhalten die Diffa ohne Unterschied der Nation und des Standes.

Ich wollte die Zeit, die mir noch vor dem Nachtessen übrig blieb, benutzen um ein Bad in der warmen Quelle zu nehmen, die einige hundert Schritte nördlich vom Bordsch ein kunstloses Becken bildet und ließ mich von einem Knaben dahin geleiten, fand aber zu meinem großen Verdruß die Stelle schon von einem Kabylen besetzt, dessen krankhaftes abgemagertes Aussehen mir eben keine Lust gab mich in seiner Gesellschaft zu baden. Schon war ich im Begriff mich zurückzuziehen, als ich mich, zu meinem großen Erstaunen, von dem Kabylen in gutem Französisch anreden hörte: „Je serais désolé," sagte er, „d'être la cause que monsieur ne puisse prendre son bain — je vais sortir à l'instant-même." Meine Neugierde ward aufs höchste gespannt, ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und er erzählte mir seine Geschichte, wie folgt:

„Ich bin gebürtig aus Rennes in der Bretagne, mein Name ist Andreas Guilet und ich kam als Soldat in das dritte afrikanische Bataillon, unter die sogenannten Zephirs; Sie wissen welchen Schlag Leute man mit diesem Kriegsnamen bezeichnet: wilde, leichtsinnige Jungen aus allen Waffengattungen, die wegen Disciplinvergehen zu ein- bis zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, werden nach Ablauf derselben in dieses ehrenvolle Bataillon eincorporirt und, überall die ersten im Feuer, ersetzen sie durch hohen Muth, was ihnen an bürgerlichen Tugenden abgeht. Vor neun Jahren vertheidigten wir das Fort von Dschemilah zwölf Tage lang gegen ein Heer von Kabylen, von denen täglich neue Schwärme wie aus der Erde herauszuschlüpfen schienen. Diese Diebe hielten uns eng eingeschlossen und gruben uns das Wasser ab: dem Hunger hatten wir bis jetzt Hohn gesprochen, denn die alten Schuhe und Riemen, die wir verspeisten, schmeckten wohl nicht wie Trüffelpasteten, garnirten aber doch für eine Zeit lang den Magen und zudem hatten wir dann und wann eine gebratene Ratte oder Maus zum Nachtisch; als aber das Wasser zu mangeln anfing, da wollte kein Witz mehr fließen: wie Gespenster standen die sonst so lebensfrohen Zephirs an den Schießscharten und blickten aus hohlen Augen sehnsüchtig nach der Gegend von Constantine, von woher sie Entsatz hofften. Eines Abends erblickten wir auf der Firste eines Berges einen einzelnen Reiter, der uns verschiedene Zeichen durch wiederholtes Schwenken seines Burnus gab und dann wieder verschwand; eine halbe Stunde darauf erschien eine große Reiterschaar, die erst langsam den Berg herabzog, sich im Thal sammelte und dann mit lautem Geschrei auf die Belagerer heransprengte. Es war Bu-Akkas-ben-Achur mit seinen Gums. Jetzt machten wir einen Ausfall und in weniger als einer halben Stunde war kein Kabyle mehr zu sehen. Noch denselben Abend traf der längstersehnte Succurs von Constantine ein und am folgenden Morgen zogen wir nach Milah, wo wir uns für die ausgestandenen Mühseligkeiten überreichlich entschädigten. Ich für meinen Theil war schon am Mittag völlig betrunken und fing allerlei tolle Händel an, so daß mein Capitän für gut fand, mich für einige Zeit ins Trockene zu setzen. Hier traf ich noch zwei Soldaten meines Schlages an, wir schrieen über Ungerechtigkeit und beschlossen, um uns zu rächen, zu den Kabylen zu desertiren, was wir auch bewerkstelligten, sobald wir wieder frei waren. Anfangs ging alles gut: unser Uebertritt zum Islamismus war ein Fest, ich erhielt den Namen Abdallah und kam in das Dorf Scharfa, wo mir ein wohlhabender Kabyle Wohnung und Kleider gab. Dafür sollte ich ihm ein Haus auf europäische Art bauen, die mir beigegebenen Handlanger zeigten aber bösen Willen, der Bau ging nur langsam vorwärts und ich bekam endlich mehr Schläge als Brod. Bei den Ortsbewohnern stand ich ungefähr in demselben Ansehen, wie bei uns ein getaufter Jude, und wenn ich von einem Ort zum andern ging, so beschimpften und mißhandelten mich die erwachsenen Jungen auf dem Wege. Oft ward ich von solchen frohsinnigen Jünglingen auf dem Wege ergriffen und dann thaten sie dergleichen

Digitized by Google

als ob sie mich umbringen wollten, um mich „la Ilah ill' Allah!" schreien zu machen. Dreimal versuchte ich die Flucht zu nehmen und jedesmal ward ich wieder eingeholt und mit hundert Stockschlägen zurechtgewiesen, bis es mir endlich gelang, mich nach Ferdschiwah zu flüchten, wo ich krank und ermattet ankam. Bu-Akkas nahm mich gütig auf, gab mir Wohnung, Nahrung und Kleidung, und nun bin ich aus einem Maurer ein Schneider geworden und nähe Hemden und Gendurah's für die Leute des Scheich."

Dieß ist die tragische Geschichte eines der Helden von Dschemilah; mehr als fünfzig seinesgleichen, denen es nicht besser geht, befinden sich zerstreut in den Bergen des Kabylenlandes und sehnen sich, wie er, nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück.

Ich kam nach dem Bordsch zurück, als eben der alte Maure auf einem erhöheten Betplatze vor der Thüre seine Andacht verrichtete, die übrigen, gruppenweise im Hofraum vertheilten Muselmänner thaten ein gleiches. Nach beendigtem Gebet ward das Nachtessen aufgetragen: wir beiden Europäer aßen mit dem Alten im Speisesaal, während die übrige bunte Menge der Moslemin im Freien mit Kuskusu bewirthet wurde. Nach und nach wurde es still: die einheimischen Gäste hüllten sich jeder in seinen Burnus und schliefen ein, wo sie sich eben befanden, wir aber zogen uns in das Dar-Dhiaf zurück, worin für heute vier oder fünf der vornehmern Besucher übernachteten, da alle übrigen vorzogen im Freien zu schlafen.

Des andern Morgens frühe mit Tagesanbruch kam der Scheich in Begleitung einiger Reiter an und wir erhoben uns um ihm unsere Aufwartung zu machen. Bu-Akkas-ben-Achur ist ein schöner, kaum fünfunddreißigjähriger Mann, von hohem Wuchs und edeln melancholischen Gesichtszügen, seine Tracht ist ganz diejenige der gemeinen Araber und zeichnet sich bloß durch größere Feinheit der Stoffe aus. Er bewillkommte uns mit ernster Freundlichkeit und lud uns ein den Kaffee mit ihm zu trinken, der eben vor der Thür im Freien zu ebener Erde servirt wurde. Man brachte ihm sein kleines, zweijähriges Töchterchen, das er herzte und küßte, dann sprach er mit Delacroix über Handelsgeschäfte, sagte mir mancherlei Verbindliches und bat uns schließlich ihm zu erlauben einige dringende Geschäfte mit seinen Amtsleuten abzuthun, was uns keineswegs stören solle, da wir den Verhandlungen beiwohnen könnten, falls sie uns nicht langweilten. Es erschienen fünf Männer, die sich in einem Halbkreis um ihn herumsetzten; die einen brachten Rechnungen die er durchsah, ein anderer überreichte ihm einen Pack Briefe, die er sogleich las und von seinem Khodscha (Schreiber) beantworten ließ; dann folgten lange Berathungen über Verwaltung und über Mißhelligkeiten, die zwischen einigen seiner Leute und denjenigen seines Gränznachbars, des Scheich Ben-Azzedin ausgebrochen waren. Nach aufgehobener Sitzung ward ausgemacht, daß nach dem Frühstück Delacroix mit dem Scheich einen Ritt nach den Getreidefeldern in der Ebene machen sollte, ich für meine Person hatte vorgezogen einen Gang nach der nahegelegenen Schlucht zu machen, um Tauben und Felsenamseln zu schießen, und der Alte bot mir an mich zu begleiten.

Während des Frühstücks kam ein Fremder an, einen magern Schimmel reitend, und halb in maurische, halb in arabische Tracht gekleidet. Er ließ sich als den Bruder des Capitän Robert, Chef des arabischen Bureau von Setif, anmelden und der Scheich befahl ihn eintreten lassen. Es war ein junger Mann von etwa 26 Jahren, mit sonnenverbranntem Gesicht, aber schönen, regelmäßigen Zügen; er gab vor von Capitän Robert abgesandt zu seyn, um sich mit Scheich Bu-Akkas über verschiedene Angelegenheiten zu verständigen; dabei drückte er sich mit großer Zuversicht in schlechtem Arabisch aus, ward aber bald etwas befangen, als er die Anwesenheit eines Europäers wahrnahm. Bu-Akkas bemerkte ihm mit dürren Worten, daß er ihn nicht kenne und daß er nicht gewohnt sey mit Leuten, die sich nicht schriftlich ausweisen könnten, über Localinteressen zu sprechen; er möge einen Brief von Capitän Robert bringen, der ihn als dessen Abgesandten beglaubige. Indeß ließ er ihn zum Frühstück niedersitzen und es war keine Sprache mehr von dem vorgeblichen Zweck seiner Reise. Nach dem Essen, nachdem der Scheich mit Delacroix ausgeritten war, näherte sich mir der Fremde und redete mich französisch an, was ihm geläufiger von statten ging als das Arabische. Er befragte mich um den Zweck meines Hierseyns, und als er erfuhr daß ich ein Bürgerlicher sey, ward er bald zutraulich, zeigte mir einige topographische Zeichnungen und Gebirgslandschaften, die er mit der Feder in sein Taschenbuch gezeichnet hatte und die eine geübte Hand verriethen und setzte mich endlich, von meiner Theilnahme ermuthigt, über seine Person ins Klare. Er heiße nicht Robert, wie er dem Scheich angegeben habe, sondern Roll; er sey vor drei Jahren von Setif aus dem damals dort in Garnison liegenden 31sten Linienregiment zu den Almuschas desertirt und führte seitdem ein unstätes, elendes Leben, dessen er herzlich müde sey; er gebe dem Capitän Robert von Zeit zu Zeit Kunde über das Thun und Treiben der Kabylenstämme im Gebirg, und dieser habe ihm dafür seine Begnadigung auszuwirken versprochen, habe aber bis jetzt noch nichts für ihn gethan u. s. w. In wie fern allen seinen Worten Glauben beizumessen war, will ich dahingestellt seyn lassen, so viel aber ist gewiß, daß dieser Unglückliche eine vortreffliche Erziehung erhalten hatte, was ihm sein Exil um so unerträglicher machen mußte. Ich versprach ihm, mich bei meiner Rückkehr nach Constantine bei dem General für ihn zu verwenden, und er verließ Ferdschiwah leichtern Herzens als er gekommen war.

(Schluß folgt.)

Die Architektur Südindiens.

Ein Hr. Fergusson las in der Gesellschaft der brittischen Architekten eine Abhandlung über die Architektur Südindiens, woraus wir nachstehend das bedeutendste ausheben. „Die Tempel im Süden sind weder ästhetisch so schön, noch ethnographisch so interessant, wie die im Norden, aber sie sind unendlich ausgedehnter und zahlreicher, denn sie bilden eine in keinem Lande der Welt übertroffene Masse von Gebäuden, und machen einen ganz besondern, mit keiner bekannten Form von Architektur in Verbindung stehenden Styl aus. Sie bestehen zuerst aus Vimanas oder viereckigen Thürmen, welche die gewöhnlich aus Granit bestehende Cella oder das Heiligthum enthalten, und von einer schlanken aus Backsteinmauerwerk aufgeführten Pyramide überragt sind, die in Stockwerke getheilt ist, von denen jede mit kleinen oben kuppelartig zulaufenden Bildernischen bedeckt ist. Hierauf kommen die Gopuras oder Thorwege, ähnlich den Vimanas gebaut, aber achteckig, nicht im Quadrat. Solcher Gopuras hat jeder Tempel drei oder vier, gewöhnlich sieben, manchmal aber bis 20 oder 24, da die Zahl der Einschließungsmauern zuweilen bis auf sieben steigt. Hierauf sind die Porticos zu beachten, die aus einer unendlichen Anzahl viereckiger Säulen bestehen, die gewöhnlich so geordnet sind, daß sie einen weiten Mittelgang lassen, der auf eine eigenthümliche Art überdacht ist. Diese Porticos, fünf Gänge breit, sind manchmal so ausgedehnt, daß sie eine Einschließung um den ganzen Tempel bilden, wie zu Ramisseram, wo sie sich auf 4000 Fuß Länge ausbreiten. Dann kommen noch die Tscholtris oder großen Hallen, die oft aus 1000, sämmtlich aus Einem Granitblock gebildeten Säulen

Digitized by Google

bestehen, welche von dem Fuße bis zum Capitäl mit Sculpturen bedeckt sind, die alle in der Zeichnung von einander abweichen. (Athen. 19 Januar.)

Die Klöster im Morgenland.

V. Die Klöster Barlaam, Hagios-Stephanos, Hagia-Triada und Meteora.

(Fortsetzung.)

Sobald meine beiden Diener angelangt waren, sandte ich einen davon mit dem Gepäcke nach dem großen Kloster von Meteora, wo ich die Nacht zuzubringen gedachte, und wanderte mit dem andern und meinem Palikaren zu Fuß weiter, um im Vorbeigehen die übrigen Klöster zu besuchen. Ein prächtiger Weg führte uns in anderthalb Stunden nach dem Kloster Hagios-Stephanos, das auf einem vereinzelten Felsen steht. Wir traten über eine Zugbrücke ein, welche den Abgrund überspannt, der an dieser Stelle nur zwölf Fuß breit ist. Das Innere des Klosters gleicht ganz dem von Sanct-Barlaam in der wirren Masse von Gebäuden, welche einen unregelmäßigen Hof umgeben. In der Kirche sind weniger Bilder, aber der Ikonostas ist bewunderswerth geschnitzt. Die Malereien sind mit Laubwerk, Blumen und Vögeln eingefaßt, welche erhaben und aufs zarteste ausgeschnitten sind. Man sagte mir, daß dieses prächtige Werk in Rußland ausgeführt und unter der Regierung Ali Pascha's hiehergebracht worden sey, der durch seine schlaue Politik und den Schutz, welchen er den Griechen angedeihen ließ, die Liebe einer Hälfte des Landes sich erworben hatte.

Ich fand in diesem Kloster dreizehn oder vierzehn Mönche und einige Frauen. Als ich die Bibliothek zu sehen verlangte, öffnete einer der Mönche nach einigem Zaudern die Thüre eines Schranks und führte mich durch eine zweite geheime in ein Gemach, wo die Bücher des Klosters aufbewahrt wurden, etwa 150 an der Zahl, wovon keines irgend merkwürdig war, was die Mühe sehr überflüssig machte, womit man sie zu verstecken suchte.

Von hier begab ich mich auf sehr malerischen Pfaden nach dem Kloster Hagia-Triada. Unterweges erzählten mir meine Leute von der Bewunderung, welche die Mönche für den Pascha von Tricala geäußert hatten; sie sehen ihn für das vollkommenste Vorbild eines Statthalters an, und sagten daß, wenn alle Paschas ihm geglichen hätten, die Räuberbanden längst aus der Gegend verschwunden wären. Wenn der Pascha irgendeinen Verbrecher einiger Auszeichnung würdig hielt, ließ er ihn von einem hohen Thurme an dem Thore von Tricala auf die Mauern herabstürzen, die zu diesem Zwecke mit langen eisernen Haken besetzt waren und an welchen der Körper des Verurtheilten hängen bleibt; ein ebenso angenehmes als belehrendes Schauspiel für die Landleute, welche des Morgens zu Markte kommen!

Von Hagia-Triada begab ich mich nach Hagia Roserea, das auf einem hundert Fuß hohen, kahlen, nach allen Seiten senkrecht abfallenden Felsen liegt, dessen sehr schmale Spitze gänzlich von den Klostergebäuden eingenommen ist. Als wir lange gerufen und gelärmt hatten, um uns bemerklich zu machen, erschienen zwei alte Weiber auf einem hölzernen Altan, und sprachen beide zugleich mit so kreischenden Stimmen, daß wir sie nicht sogleich verstehen konnten; indeß erfuhren wir endlich durch die eine, die stärker schreien konnte, daß die Mönche alle abwesend und die beiden Damen, die einzige Besatzung dieser Veste, nicht geneigt seyen unsern Besuch anzunehmen, und uns weder Seil noch Leiter zuschicken würden; umsonst boten wir die überzeugendsten Argumente auf, alles war vergebens, und wir schieden endlich unter einer Fluth von Schimpfwörtern, die wir uns gegenseitig zuwarfen.

Da es anfing dunkel zu werden, wandten wir uns nach dem großen Kloster Meteora, wo wir mit der Nacht anlangten. Dieses Gotteshaus ist auf einem großen Felsen erbaut, den eine breite Schlucht von einer Bergreihe trennt, an welcher der Pfad mühselig zwischen Felsmassen und Steintrümmern, welche vom Gipfel herabgestürzt waren, hinführte.

Am Fuße des Felsens schossen wir eine Flinte ab, wie wir zu Sanct-Barlaam gethan hatten. Nach einer umständlichen Recognoscirung einiger langbärtigen Mönche wurde ich in einem Netz emporgehoben und befand mich bald Angesichts des ganzen Convents, der an der Zugwinde versammelt war. Dieses Kloster ist das größte und best erhaltene im ganzen Lande; es enthält auch mehr Mönche als die andern; ich habe sie nicht gezählt, aber es waren deren wohl einige zwanzig, und das Kloster könnte noch mehr beherbergen. Die Gebäude sind in allem denen von Sanct-Barlaam gleich, nur von größerer Ausdehnung.

Die Kirche hat eine große Vorhalle, unter welcher Abends die Mönche sitzen und plaudern; ihre Fresken von lebhaften Farben stellen erbauliche Abbildungen der Qualen und Martern sehr häßlicher, bärtiger Heiligen dar, welche den Mönchen so sehr gleichen, daß man sie für deren Bildnisse halten könnte. Die griechischen Mönche haben eine ganz besondere Vorliebe für den Teufel und das Schreckliche; ich habe nirgends das Bild eines schönen Heiligen gesehen, und dennoch erreichen die alten griechischen Maler bisweilen das Erhabene in ihren Darstellungen aus der heiligen Schrift; selbst in einigen Handschriften, älter als das 12te Jahrhundert, sieht man bewunderswerthe Gestalten, aber man findet in der byzantinischen Kunst nicht diese Reinheit und den göttlichen Ausdruck der alten italienischen Meister. Die erhabene Anschauungsweise, welcher wir diese herrlichen Werke verdanken, scheint die griechische Kirche niemals begeistert zu haben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf unsere Tage hat diese Kirche die steifen hergebrachten Gestalten so gut erhalten, daß es ein sehr geübtes Auge erfordert, um zu entscheiden, ob irgendein Bild eines griechischen Heiligen dem 9ten Jahrhundert oder dem, in welchem wir leben, angehöre.

Der Igumeno, ein junger Mann mit aufgewecktem Gesichte, ließ mir sagen, daß das Abendessen bereit sey. Man lud mich vorerst ein, mich in oder vielmehr über einem türkischen Becken zu waschen, das mit einer durchlöcherten Platte bedeckt war, in deren Mitte auf einem Schälchen wohlriechende Seife lag, während ein ehrwürdiger Mönch mir aus einem antiken Kruge Wasser über die Finger goß; ich trocknete meine Hände an einem gestickten Tuche ab, hernach setzten wir uns, der Igumeno und noch ein Würdenträger des Klosters und ich auf Polstern auf die Erde nieder vor einer großen Platte von Metall, auf welcher verschiedene Leckerbissen standen, und welche nach der Landessitte auf einen umgekehrten Schemel gestellt war. Unser Mahl war von Fastenspeisen sehr wohlschmeckend, und da Messer und Gabel den Mönchen ein Luxus schienen, mußten wir die Finger gebrauchen. Wenn ich Lust zu trinken zeigte, hielt mir ein Mönch eine silberne Schale an die Lippen, und eine Serviette unter das Kinn, wie man kleinen Kindern zu thun pflegt. Nach abermaliger Handwaschung schloß eine kleine Tasse Kaffee das Mahl. Ich zog mich in mein Gemach zurück, wohin man mein Gepäck gebracht hatte und in deren Mitte eine lange dünne Kerze auf einem Stühlchen brannte; ich schlief bald ein, und wurde nur auf einige Augenblicke durch das eintönige Geräusch eines Hammers geweckt, der auf ein Brett schlug, um die guten Brüder zum Gebet zu rufen.[1]

(Schluß folgt.)

Merkwürdiges altes Grab in Frankreich. Zu Ormoy im Departement Oise kaufte kürzlich ein Hr. Menard ein mit großen Steinen, augenscheinlich den Ueberresten eines Steinauswurfes oder Altars, bedecktes Stück Land an; den größten Stein mußte er, um ihn zu entfernen, mit Pulver sprengen lassen, und als dieß geschehen war, zeigte sich ein Eingang in ein solid gebautes Gewölbe, in welchem zwei von Kopf bis zu Fuß in Bronzerüstung gekleidete Skelette lagen; Köcher und Bogen waren gleichfalls von Bronze, am Schild war ein mit Gold incrustirter Knopf und die Gürtel waren mit Silberplatten verziert. Nahe dem Stein, der als Kissen für die Köpfe diente, fand man sehr große schwarze Vasen mit merkwürdigen, in Weiß und Himmelblau gemalten mythologischen Figuren. Die kleinste dieser Vasen enthielt ein dünnes Goldblatt, auf dem etwa 150 kleine Zeichen eingegraben waren, welche den Inschriften auf den celtiberischen Münzen gleichen sollen. Die innern Mauern des Gewölbs trugen noch Spuren von gemalten Darstellungen eines Banquets, und von Kriegern zu Pferd und zu Fuß. An der Decke war die Sonnenscheibe mit Flügeln gemalt. (Athen. 19 Januar.)

[1] Dieses Brett wird Simandro genannt, und dient statt der Glocken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25.

29 Januar 1850.

Gesellschaftliches Leben in Calcutta.[1]

Wir waren in der besten Jahreszeit nach Calcutta gekommen; es war die kalte Zeit — „the cold season“ — auf die man sich hier das ganze Jahr hindurch freut, wie man sich bei uns den langen Winter hindurch nach dem Frühjahr sehnt. Es kann hier wirklich ordentlich kalt seyn. Als der Decembermonat eingetreten war, gingen wir nicht mehr in dünnen Kleidern, der Punka ward bei Tisch nicht mehr in Bewegung gesetzt, und wenn man des Abends aus Gesellschaften kam, machte man die Kutschenfenster zu und nahm seinen Mantel um. Die „Adjutanten“ hatten bis auf einige Veteranen, die das ganze Jahr bleiben, Calcutta verlassen, weil es ihnen weder warm noch feucht genug mehr war, die reichen Hindus packten sich in immer mehr und mehr Shawls ein, und die Armen hüllten sich in ihre dünnen Musselingewänder immer dichter ein oder krochen wohl gar in der Noth in das eine oder andere europäische Kleidungsstück, so daß wir z. B. das Vergnügen hatten, einen unserer „Dinghymen“ in einem schwarzen Spitzfrack zu bewundern. Die kalte Jahreszeit wirkt erfrischend und belebend auf Calcutta's europäische Bevölkerung ein, die unter den brennenden Sonnenstrahlen hingeschmachtet oder während der Wolkenbrüche der Regenzeit in Spleen und Melancholie verfallen ist; sie lebt wieder auf, es ist ihre Carnevalszeit; Bälle, Diners und alle Arten von Festlichkeiten lösen einander ab. Es scheint aber auch, als ob die Kühle ein nothwendiges Requisit ist, um eine ostindische Fête angenehm zu machen. Frägt man: „Wie amüsirten Sie sich auf dem gestrigen Ball?“ so ist die Antwort: „Ich danke, recht gut, es war sehr kühl!“ oder auch „sehr schlecht, es war so heiß!“ — Kälte oder Hitze geben den Ausschlag, ob man sich amüsiren soll oder nicht, und nichtsdestoweniger hat man doch der Mode und der Manie der Engländer, überall wo sie leben, England mit hin zu bringen, nachgegeben, und hat in mehrern Zimmern seines Hauses Kamine angebracht, „bloß um das Feuer zu sehen,“ sagen sie, „it is so comfortable“, und dann feuern die schwarzen Diener manchmal ein, daß man nahe daran ist, gebraten zu werden.

Das gesellschaftliche Leben in Calcutta ist übrigens sehr angenehm, sobald man mit Leuten bekannt geworden ist, aber dazu gehört, daß man introducirt oder präsentirt sey, entweder schriftlich oder mündlich. Pückler-Muskau erzählt von einem Engländer, der einen andern, welcher dem Ertrinken nahe war, nicht aus dem Wasser ziehen wollte, weil sie einander nicht vorgestellt waren, und wenn dieß auch Satyre zu seyn scheint, so ist es doch kaum übertrieben, wenn man von zwei einander fremden Engländern erzählt, die, als sie sich auf ihren Reisen mitten in einer Wüste begegneten, ihrem Princip getreu auf ihren Kamelen ohne ein Wort oder einen Gruß an einander vorbeiritten, bis ein Gespräch zwischen der weniger ceremoniellen Dienerschaft eine Stockung in dem ganzen Zuge hervorbrachte und so die beiden Herren zusammenführte. Wenn übrigens dieser Formalität Genüge geleistet ist, wird der Fremde mit vieler Höflichkeit und Wohlwollen behandelt, wenn auch Herzlichkeit ihm selten bei einem Volk zu Theil wird, dessen Wahlspruch ist „Familiarity produces contempt.“ Aber in den Formen des täglichen Lebens ist wenig oder gar keine Abwechslung, und für einen Fremden, der in Calcutta keine Geschäfte hat, würde das Leben bald ziemlich langweilig werden, wenn er auch die ausgebreitetste Bekanntschaft hätte.

Den Vormittag bringen die Männer in ihren Geschäften zu, die Damen empfangen Visiten; von 11 bis 2 Uhr ist hiezu die fashionabelste Zeit; dann rollen Kutschen und dicht verschlossene Wagen, in die kein Tages- oder Sonnenstrahl eindringt, in Chowringhee, dem aristokratischen Viertel, umher. Um 2 Uhr ist die gewöhnliche Zeit des „Tiffing“, Hauptfrühstück, zu dem selten jemand eingeladen wird — wohl weil die Männer gewöhnlich das Tiffing auf ihren Comptoirs einnehmen — zu dem man jedoch in der Regel die Visiten, die gerade um die Zeit zur Stelle sind, zuzieht.

Bei dieser Mahlzeit ist die Familie eigentlich so recht ordentlich, bei der Mahlzeit, die des Abends gehalten wird, ist es nicht Mode viel zu genießen. Bier mit Eis abgekühlt und eiskaltes Sodawasser ist das Lieblingsgetränk der Damen. Ich habe mit einem unbehaglichen Erstaunen junge, hübsche Mädchen oder Frauen ein großes Glas Bier nach dem andern trinken sehen. Der Grund von diesem Geschmack ist leicht einzusehen, wenn man die Wirkung von der starken Wärme und der sitzenden Lebensart auf das delicatere Nervensystem bedenkt, das, je mehr es erschlafft wird, einer künstlichen Spannung bedarf. Wein wird nun einmal als ein für Damen unpassendes Getränk betrachtet, wenigstens in einem irgend größern Quantum; Bier ist an seine Stelle getreten, die ausgedörrten Lungen werden angefeuchtet und eine augenblickliche Aufmunterung tritt ein, aber bald fällt der durch künstliche Mittel hergestellte Zustand in sich zusammen und man zieht sich zurück, um die nun absolut nothwendig gewordene Ruhe zu genießen.

Wenn man für den Abend zu einem Diner eingeladen ist,

[1] Aus einem später erscheinenden „Bericht über die Weltumseglungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845, 46 und 47,“ herausgegeben vom Commandeur Steen-Bille.

versammelt man sich gewöhnlich um 7 oder 7½ Uhr. Die Gesellschaft ist oft zahlreich, und sind Damen im Hause, wird man auch eine Damengesellschaft eingeladen finden. Die Damen sind in großer Toilette; Sammet, Atlaß, Seide, kurz alle die Pracht einer europäischen Toilette findet man hier in erhöhtem Maaßstabe. Der Herr vom Hause nimmt die vornehmste Dame, oder die, der er die meiste Aufmerksamkeit zu erzeigen wünscht; er ersucht ebenfalls den einen oder andern Gast, den er auszuzeichnen wünscht, seine Frau zu führen, sonst aber kennt man keine Rangordnung. Jeder nimmt eine Dame, oder läßt es bleiben, wie's ihm beliebt und nun geht's zu Tisch, von dem man sich nicht vor 10 oder 11 Uhr erhebt. Dieß ist freilich eine späte Essenszeit, aber es ist doch nur englische Sitte auf indischen Boden verpflanzt. Sie behaupten selbst, daß es nicht anders seyn kann, daß ihre Geschäfte den ganzen Tag in Anspruch nehmen und daß sie nach Tisch nicht im Stande seyn würden, etwas Ernstes vorzunehmen. Soll man nach dem urtheilen, was man so im täglichen Brauch sieht, so muß man ihnen hierin allerdings Recht geben, da man nicht selten Leute sogar während des Desserts bei Tisch in Schlaf fallen, und mit der Huka, die von einzelnen Gästen geraucht wird, in die Wette schnarchen sieht.

Der Tisch ist stets mit einem hohen Grad von Luxus gedeckt. Silber und Krystall verbergen das weiße Tischtuch, massive silberne Deckel decken die Gerichte, der Wein spielt in geschliffenen Gläsern von allen Farben, aber es fehlt die Heiterkeit auf den Gesichtern der Gäste und somit dem kostbaren Mahl die schönste Würze. Es fehlt ihm das ungebundene Wesen und die Lebhaftigkeit, die den Franzosen so anziehend machen bei der ersten Bekanntschaft, sie sind zu wenig elastisch, um sich mit den Fremden zu amalgamiren. In manchen Häusern findet man irgend ein Orgelwerk, das regelmäßig aufgezogen wird, wenn man sich zu Tische setzt, und unablässig seine zwei bis drei Stücke spielt, die dann unwiderstehlich narkotisch auf die Nerven wirken. Selten wird eine Conversation geführt, die eigentlich den Fremden interessiren kann. „How do you like Calcutta?" ist gewöhnlich die einleitende Frage, die man sich jedoch gewissenhaft zu beantworten wohl hüten mag — das ist nicht nöthig und wird auch nicht erwartet — und bald geht die Unterhaltung dann über auf das stehende Thema von Gage und Avancement, welche der Hauptgegenstand für alles Dichten und Trachten eines ostindischen Beamten ist.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Constantine.

4. Westwärts von Constantine.

(Schluß.)

Nachmittags begab ich mich mit meinem Alten nach der Felsenschlucht; er hatte es sich bequem gemacht und Burnus und Turban abgelegt, welchen letztern er mit einem leichten tuniser Käppchen vertauschte. Sein zehnjähriger Enkel begleitete uns und trug des Großvaters prächtige, mit Silber und rothen Korallen eingelegte Flinte. Unter den mancherlei, der südlichen Ornithologie angehörenden Vögeln, die ich hier sah, bemerkte ich einen nordischen Wanderer, oder vielmehr Verirrten, denn ich habe ihn seitdem in Nordafrika nicht wieder zu Gesicht bekommen. Es war die Wasseramsel (Cinclus aquaticus) welche die Ufer aller Bergwasser in der Schweiz und im Schwarzwald belebt und welche ich nicht gehofft hatte, so weit südlich anzutreffen, obgleich Graf von der Mühlen ihre Anwesenheit in Griechenland signalirt.

Ungefähr eine Viertelmeile vom Bordsch tritt der Bach aus der engen, tiefen Schlucht in ein flacheres, breiteres Bett, und hier war es, wo ich die einfachste, primitivste aller Mühlen sah. Auf ein kleines, grobgezimmertes, horizontallaufendes Wasserrad, dessen aufrechtstehende Axe zugleich diejenige des Mühlsteins bildet, wird ein kleiner Wasserfall geleitet, ganz so wie es Pallas in seiner russischen Reise beschreibt; eine Rohrhütte die so niedrig ist, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß, macht das ganze Mühlgebäude aus. Die Turbine, deren Erfindung man Hrn. Fourneyron in Paris zuschreibt, ist ein vervollkommneteres Kabylenwasserrad, und wenn schon die Vortrefflichkeit dieses Systems unbestreitbar, so ist doch sicher die Idee nicht neu.

Auf dem Rückweg zeigte mir mein Begleiter einen den Abgrund überragenden Felsenvorsprung, von welchem des Ehebruchs überwiesene Weiber, wie früher zur Zeit des Bey zu Constantine, hinabgestürzt werden. Nicht weit davon ist ein geräumiger Platz, wo Diebe und Mörder, die mit der Familie des Ermordeten nicht über das Blutgeld einig werden können, hingerichtet werden. Vor nicht langer Zeit hatte Bu-Akkas einem Straßenräuber und Mörder, den er lange vergebens verfolgen lassen und der ihm durch Zufall in die Hände gerathen, mit eigener Hand den Kopf abgeschlagen und denselben an das arabische Bureau von Constantine geschickt. Auch sind Verbrechen auf dem Gebiet von Ferdschiwah eine Seltenheit, und wenn je einmal ein Diebstahl verübt wird, so darf man ihn sicher nächtlichen Streifbanden aus den benachbarten, unabhängigen Gebieten zuschreiben.

Wir kamen nach dem Bordsch zurück, kurz vor der Stunde des Abendgebets, das heute der Scheich in eigener Person präsidirte. Die inbrünstige Andacht der Betenden verlieh ihren sonst so kräftigen, trotzigen Gesichtszügen einen unvergleichlichen Ausdruck von Milde und Demuth, und die tiefe, feierliche Stille, die nur dann und wann von einem leisen „Allah 'kbar!" (Gott ist groß!) unterbrochen wurde, hatte etwas ungemein Ergreifendes. Schade daß diese strenge Ausübung äußerlicher, religiöser Gebräuche so wenig Einfluß auf die Sittlichkeit der Araber und Kabylen hat! Der italienische Bravo hört wohl auch, vor einer Bluthat, eine heilige Messe, und der spanische Weglagerer gelobt seinem Heiligen eine Kerze! Auch hier sind Pfeffels Worte anwendbar:

„Ich dacht' es wohl, ihr Cannibalen
Tragt die Religion im Kopf
Und in dem Busen das Verderben!"

Unsere Abreise war auf den folgenden Tag festgesetzt gewesen; allein der Scheich, der einen mehrtägigen Ausflug ins Gebirg zu machen hatte, lud uns ein, ihn bis zu den Gärten am südlichen Abhang des kleinen Babur zu begleiten. Wir brachen Morgens um 9 Uhr auf und kamen gegen 11 Uhr bei einigen, mitten in einem schönen, reichlich bewässerten Garten des Scheich liegenden Gurbies an, dessen Bewohner uns mit Kuskusu und Pfannkuchen bewirtheten. Diese Gebirgsgärten, bei deren Anlage der Zufall das meiste gethan und deren Existenz durch irgend ein Bergwässerchen oder eine reichliche Quelle bedingt wird, haben einen eigenthümlichen Reiz. Man denke sich ein üppiges Grün in seinen mannichfaltigsten Schattirungen, von den glänzenden Farbentönen des Orangen- und Citronenlaubes bis zu dem matten Grau der Olivenbäume, in dessen dunkeln Schatten die brennendrothen Blüthen der Gra-

Digitized by Google

naten wie blendende Sterne erglühen; freundliche Lichtungen mit reichen Gemüsebeeten, plätschernde Bächlein, die den Garten nach allen Richtungen hin wie mit einem silbernen Netz überziehen, einzelne Felspartien mit entzückenden Fernsichten auf die waldgekrönten Gipfel des Babur, dazu die von den feinsten Wohlgerüchen durchduftete Kühle, und man hat nur eine schwache Idee von der idyllischen Lieblichkeit dieser Orte.

Wir blieben hier bis gegen Abend, wo wir von dem Scheich Abschied nahmen; dieser schlug den Weg nach dem Hochgebirg ein, wir aber ritten nach dem Bordsch zurück, wo wir zur Stunde des Nachtessens ankamen.

Da wir am folgenden Morgen mit dem Frühesten aufzubrechen gesonnen waren, so trafen wir gleich nach dem Essen alle Anstalten zur Abreise, beurlaubten uns von dem alten Großvater und zogen uns zeitig in das Dar Diaf zurück, von welchem aber schon viele Fremde, die für den morgenden Markt angekommen, Besitz genommen hatten, so daß wir kaum zu unserer Schlafstätte gelangen konnten. Wir versuchten zu schlafen, dieß war aber rein unmöglich, denn einerseits plauderten die Gäste bis in die späte Nacht, andrerseits fanden die von den Fremden in Menge mitgebrachten hüpfenden Insecten das Blut der Rumis vortrefflich und peinigten uns zum Tollwerden, so daß wir um Mitternacht den heroischen Entschluß faßten, uns auf den Weg zu machen, da doch hier weder an Ruhe noch an Schlaf zu denken war.

In weniger als einer Viertelstunde saßen wir alle drei im Sattel, und zogen, vom Vollmond begünstigt, unsere Straße. Salah, den die Flöhe vermuthlich nicht am Schlafen gehindert hatten, war äußerst übler Laune, die noch vermehrt wurde, als ihm sein Herr nach einem Ritt von etwa 2 Stunden bedeutete, er habe seine Flinte vergessen und er müsse nach dem Bordsch zurückreiten um sie zu holen. Der Diener entfernte sich murrend. Delacroix band sein Maulthier an einen großen Busch und legte sich dahinter um zu schlafen; ich saß, dreißig Schritte von ihm am Boden, mein Thier am Zaum haltend, und zählte aus Langeweile die Zelte der eine Viertelmeile zur Rechten unseres Weges liegenden Smala. Auf einmal zerrte mein Maulthier, schnaubend und mit aufgerissenen Nüstern, am Zaum; ich sprang auf und erblickte in einer Entfernung von kaum vierzig Schritten eine große Hyäne, die unbeweglich mitten auf dem zwischen Gerstenfeldern hinlaufenden Wege stand. Es war nicht daran zu zweifeln: ich sah deutlich im hellen Mondschein das Raubthier mit seinen hohen, gebogenen Beinen und seiner gesträubten Rückenmähne vor mir stehen, es machte nicht die geringste Bewegung zur Annäherung, aber auch nicht zur Flucht, was mir um so mehr auffiel, da dieß Betragen ganz von dem gewöhnlichen dieser so scheuen und feigen Thiere abwich. Vielleicht ist die Hyäne in Gegenden, wo sie wenig oder gar nicht gejagt wird, weniger scheu, so wie zum Beispiel der fahle Geier und der Aasgeier im Innern des Landes, ich mußte es mir wenigstens so erklären. Genug, das Thier blieb wie angewurzelt stehen und die Versuchung demselben eine Kugel zu schicken war zu groß, als daß sie nicht über alle andern Rücksichten die Oberhand gewonnen hätte. Mein Maulthier hatte sich etwas beruhigt und ich benutzte den Augenblick die Hyäne wohl aufs Korn zu nehmen. Der Druck und der Knall waren eins: das Feuer des Schusses verhinderte mich zu sehen ob ich getroffen, und ich konnte meines widerspenstigen Esels halber nicht so schnell dem Ort zueilen als ich gewollt hätte. Als ich endlich die Gegenstände wieder zu unterscheiden vermochte, sah ich keine Hyäne mehr, wohl aber einen großen Blutfleck, der sich nach dem Gerstenfeld hinzog und kurze Zeit darauf hörte ich das Thier in geringer Entfernung ächzen. Ich sah mich nach meinem Begleiter um, um mit seiner Hülfe die verwundete Hyäne aufzusuchen, und jetzt erst fiel es mir auf, daß sich derselbe während der ganzen Geschichte, die doch mehrere Minuten gedauert, weder sehen noch hören lassen. Ich näherte mich dem Busch woran sein Maulthier gebunden war — eine retrograde Bewegung, gegen welche dießmal das meinige nicht die geringste Opposition machte — und sah zu meiner Verwunderung, daß mein mir zu Schutz und Trutz verbündeter Gefährte verschwunden war. Endlich, nachdem ich ihn mehrere Male mit lauter Stimme bei seinem Namen gerufen hatte, kam er hinter seinem Busch hervorgekrochen und fragte mich ganz kleinlaut, was es gäbe, er habe geschlafen und, durch meinen Schuß geweckt, habe er geglaubt es hätten streifende Kabylen auf mich gefeuert. Als er aber vernahm, daß ihn nur ein armseliger Schuß auf eine Hyäne in den Busch getrieben habe, so hatte er schnell seine alte Anmaaßung wieder gefunden, und machte mir mit einer gränzenlosen Unverschämtheit die heftigsten Vorwürfe über meine Unklugheit in der Nähe des Kabylenlandes nächtlicher Weile zu schießen, statt daß es an mir gewesen wäre, sein mehr als neutrales Verhalten bei einem vermeintlichen Angriff auf meine Person, von Seiten nächtlicher Strauchdiebe, aufs bitterste zu rügen. Die Ankunft Salah's machte einem Austausch von wechselseitigen Höflichkeiten ein Ende, und sein Herr trieb darauf so schnell als möglich den Unglücksort zu verlassen, da jeder Augenblick Verzug uns die größte Gefahr bringen würde.

Wir zogen also weiter und die Reise ward bald wie jede Reise bei Nacht äußerst ermüdend und langweilig, zudem hatte keiner von uns beiden Lust eine Unterhaltung, die in Anzüglichkeiten auszuarten drohete, wieder aufzunehmen, und es befiel mich ein unüberwindlicher Schlaf, gegen welchen ich lange vergebens ankämpfte. Bald ritt ich ganze Strecken weit träumend und ohne Bewußtseyn, bald schrack ich wieder heftig zusammen, wenn ein ungleicher Tritt meines Maulthiers mich aus dem Gleichgewicht brachte. Nur wer sich schon einmal in einem ähnlichen Fall befunden, vermag sich einen Begriff von einer solchen Pein zu machen. Mit Anbruch des Tages machten wir Halt in einer hügeligen Gegend, zwischen Dschemilah und Milah, ungefähr vier Meilen von letzterer Stadt, wo eine Menge theils gangbarer, theils eingestürzter Schachte anzeigten, daß wir uns über dem großen Steinsalzlager befanden welches, ungeachtet der geringen Bergbaukunde der Kabylen, jährlich eine große Quantität des schönsten Salzes liefert. Ein zwischen den Hügeln sich hindurchschlängelndes, jetzt ausgetrocknetes Bächlein war mit einer dicken Lage blendendweißen Salzes bedeckt. Hier legten wir uns auf die bloße Erde nieder, um dem tyrannisch mahnenden Schlaf Genüge zu leisten, indessen stahl Salah auf dem nahen Felde für jedes unserer Thiere eine tüchtige Ration Gerste, was ihn nicht verhinderte, einen Augenblick darauf sehr devot seine Morgenandacht zu verrichten.

Nachdem wir eine gute Stunde geschlafen hatten, brachen wir auf und kamen gegen zehn Uhr zu einem auf einer Anhöhe liegenden Duar, dessen Gurbies von schönen Oliven- und Feigenpflanzungen umgeben sind; am Fuß des Hügels befinden sich römische Mauerreste, in deren Mitte eine klare Quelle sprudelt — ein köstlicher Fund, da alle Quellen die wir unterwegs antrafen, gesalzen waren. Von hier aus schlugen wir, nach eingenommenem Frühstück, den Weg nach Milah zu unserer Linken

Digitized by Google

lassend, einen Seitenweg ein, dieser führte uns direct über das von den Winterwassern zerrissene Hügelland, nach dem schönen großen Garten von Salah-Bey, in dessen warmem Bade wir uns von dem Reisestaub befreiten. Ein Stündchen darauf gegen sechs Uhr Abends waren wir zu Constantine.

Herrn Schoolkrafts Forschungen über die Indianerstämme der Vereinigten Staaten.

Hr. Schoolkraft hat den Auftrag erhalten, alles was irgend möglich ist zu sammeln, um über die alten Indianerstämme zu einer sichern Ansicht zu gelangen. Die Liter. Gaz. vom 29 Januar enthält nun aus dessen vorläufigen Angaben folgendes: „Die auf Befehl des Congresses vorgenommene Sammlung statistischer Nachrichten über die Indianerstämme rückt vor, und bietet günstige Aussichten. An alle indianischen Agenten wurden gedruckte Anweisungen geschickt, und beinahe 300 Mittheilungen und Denkschriften sind eingelaufen. Darunter auch einige über indianische Nationen und Sprachen. Die letzteren zeigen überall die Spuren einer ältern Geschichte, und setzen den Beobachter in den Stand, sie in gemischte Gruppen zu vertheilen. Mehrere Denkschriften sind von Leuten, wie der ehemalige Gouverneur Hr. Bent, die fast ihr ganzes Leben unter den Indianern zubrachten. Man hat Vocabularien von fast allen Stämmen ostwärts der Felsengebirge gesammelt, und diese zur bessern Uebersicht in tabellarische Form gebracht; sie zerfallen in vier große Gruppen, und von diesen umfassen die Dacotas fast alle Prairiestämme. Auch eine Sammlung von indianischen Zeichnungen wurde veranstaltet. Die Resultate der ganzen Untersuchung werden dem Congreß vorgelegt und theilweise schon während der jetzigen Session bekannt gemacht werden.“

Die Klöster im Morgenland.

V. Die Klöster Barlaam, Hagios-Stephanos, Hagia-Triada und Meteora.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen besah ich die Gebäude und Merkwürdigkeiten des Klosters. Ueber der Mitte der Kirche erhebt sich eine Kuppel, welche besser erhalten ist als die zu Sanct-Barlaam. Die Malereien sind frischer und reicher mit Gold verziert; dagegen steht das Schnitzwerk am Ikonostas dem zu Sanct-Stephanos weit nach. Man zeigte mir einige silberne Reliquienkästchen, wovon eines eine sehr alte Malerei enthielt, welche St. Lukas zugeschrieben wird. Die Vorhalle der Kirche in dem großen Hofe schien mir von ungewöhnlichen Verhältnissen; gegen den Gebrauch steht sie nicht am Haupteingang.

Wie zu St. Stephanos gelangte ich durch die Thüre eines Schrankes in die Bibliothek, wo ich ungefähr 2000 schlecht erhaltene Bände fand, die zu alt waren als daß die Mönche sie lesen konnten, und nicht alt genug, um sie verkaufen zu können, die meisten ohne besondern Werth. Die ältesten waren italienische Ausgaben in griechischen oder aldinischen Lettern, vielleicht selten, aber nicht über das 16te Jahrhundert hinausreichend. Die Manuscripte, etwa 200 an der Zahl, meistens auf Papier, waren Kirchenbücher und Liturgien, zwei Gedichte ausgenommen, wovon das eine religiösen Inhalts zu seyn schien; das andere war zum Theil historisch, und enthielt unter anderm die Gedichte des heil. Athanasius von Meteora; ich suchte vergebens nach den Handschriften des Sophokles und Hesiodus, welche Biörnstern erwähnt; irgendein Antiquar hatte sie vielleicht schon entführt. Der Bibliothekar, ein langbärtiger greiser Mönch, öffnete sodann einen großen Schrank, welcher die Meßbücher enthielt, und in welchem ich zehn oder zwölf Handschriften alle klein 4° aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert fand. Eine davon etwas größer, hatte die schönsten Schriftzüge welche ich jemals gesehen, und glich dem Codex Ebnerianus der bodleyanischen Bibliothek zu Oxford. Sie war mit ähnlichen Miniaturen, nur zahlreicher und besser gezeichnet, ausgeschmückt; ich wurde noch ein anderes Evangelienbuch gewahr, in sehr feinen aber deutlichen Charakteren in Filigran gebunden. Kenner derartiger Alterthümer wissen, wie selten ein solcher Einband byzantinischer Handschriften ist, und sie muß irgend jemand aus kaiserlichem Hause angehört haben.

Der Bibliothekar gestattete mir, zu meiner großen Freude diese beiden Bücher zu dem Igumeno zu tragen, welcher einwilligte sie mir für eine gewisse Anzahl von Goldstücken zu verkaufen, welche ich ihm augenblicklich aufzählte, und die er mit sichtlicher Freude in Empfang nahm; ich meinerseits hatte mein Geld nie mit mehr Vergnügen ausgegeben, obgleich mir nur sehr wenig zur Rückkehr nach Corfu übrig blieb.

Wir besahen das Refectorium, welches gleichfalls dem zu Barlaam gleicht; nur die Küche verdient eine umständliche Beschreibung. Dieses sehr alte Gebäude, im Viereck am Rande des Abgrunds aufgeführt, hatte ein schräges Dach von Stein, das oben offen war. Im Innern stützten vier Pfeiler an den Ecken des großen mittlern Feuerherdes das durchaus gewölbte Dach; rings an den Wänden standen andere kleinere Herde. Die Wölbung war mit dicken Rußlagen überzogen, welche sich wohl seit Jahrhunderten angehäuft hatten. Die alten Küchen der Klöster Glastonbury und Stanton-Harcourt sind großentheils in derselben Weise erbaut.

Nachdem ich alles Sehenswerthe angeschaut hatte, erhob sich in dem Augenblick als ich das Kloster verlassen wollte, ein sehr lebhafter Wortwechsel unter den Mönchen wegen des Goldes für die beiden Manuscripte. Der Bibliothekar sprach die Hälfte davon an, der Igumeno wollte es für sich oder vielmehr für die Ausgaben des Klosters behalten; als der andere von seiner Forderung nicht ablassen wollte, bot er ihm unglücklicherweise einen zu geringen Theil davon an. Der Bibliothekar erzählte nun in seinem Aerger den übrigen Mönchen, daß der Igumeno sich etwas weigern wolle, was allen gehöre, und so forderten die Mönche ungestüm eine Theilung. Ich sah Thränen in den Augen einiger Bessergesinnten, während andere mit den Füßen stampften und die aufrührerischen Gelüste zeigten; ich hielt mich zur Seite und wartete das Ende des Tumults ab.

Der Igumeno wollte mit seinem verständigen Wesen ruhig auseinandersetzen, um was es sich handelte, und stellte ihnen vor, daß dieses Geld nicht zu seinem eigenen Gebrauch sondern zum Vortheil aller, wie die übrigen Einkünfte des Klosters, verwendet werden sollte. Aber der alte Bibliothekar hatte die Fackel der Zwietracht angezündet, und die Mönche blieben taub gegen die Beweisgründe ihres Obern. Der Streit wurde so lebhaft, daß man den Verkauf der Bücher, seine Grundursache, gänzlich auf die Seite schob; die Brüder geriethen unter sich in Zwist, und theilten sich zuletzt schreiend und lärmend in kleinere Gruppen.

Endlich rief der Igumeno meinen Dolmetscher herbei, und erklärte ihm daß, da die Mönche ihm die Summe nicht für die Ausgaben des Klosters überlassen wollten, er unsern Handel für nichtig ansahe. Ich wurde daher zu meinem großen Verdruß gezwungen mein Geld wieder zu nehmen und die beiden Handschriften zurückzulassen. Die Mönche schlugen bei dieser unerwarteten Wendung betrübt die Augen nieder, und mein Trost war, daß sie sich nicht weniger mißvergnügt zeigten als ich selber.

Man brachte meinen Koffer herbei aus welchem ich die Bücher hervorzog; von den Mönchen umgeben wandte ich zum letztenmal die vergoldeten Blätter um, bewunderte noch die alten prächtigen Malereien der größern Handschrift, die blauen Cypressen, die goldnen und grünen Pfauen, und die Arabesken, welche mich an die schönste Zeit byzantinischer Kunst erinnerten. Mehrere Seiten glichen den bemalten Fenstern in den ältesten normännischen Kathedralen. Ich legte das herrliche Buch seufzend auf einen Stein nieder, den kleinen silbernen Einband darauf, in welchem die Sonnenstrahlen flimmerten. Nach dieser schmerzlichen Trennung begab ich mich nach der Zugwinde; mein Hinabsteigen hatte unter dem Wortwechsel der Mönche zu leiden, und mehr als einmal mußte ich mich mit Händen und Füßen gegen die Felsvorsprünge verwahren. Meine Freunde unten, in ihrer Freude mich wieder zu sehen, schossen ihre Flinten ab, so daß die Kugeln um mich her pfiffen. Unter Rauch und Jubel begrüßt entfernte ich mich trübselig von den Felsen von Meteora.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 30 Januar 1850.

Das Kloster San Juan de la Peña.

(Aus einem Reisebriefe im engl. Athen. vom 5 Januar.)

Dieß ist in mannichfacher Beziehung ein merkwürdiger Erdfleck. Die Ebene um die Stadt Jaca her, welche einst das kleine maurische Königreich dieses Namens bildete, ist ganz von hohen Bergen eingeschlossen, gegen Norden durch die Hauptkette der Pyrenäen, gegen Süden durch eine untergeordnete, aber immer noch bedeutend hohe Bergkette, die reich mit Wald bedeckt ist, und sich in sehr malerisch gestalteten Gipfeln erhebt. Auf einer der beachtenswerthesten Höhen der letzten Kette, etwa 4 Stunden von Jaca, liegen die Reste zweier Klöster, wie dieß oft in solchen Bergen der Fall ist, die ursprünglich durch ihre seltsame wilde Lage und durch ihr hohes Alter Ehrfurcht einflößende und im Volksglauben durch wunderbare Legenden geheiligte Ermitei, und dann die mächtig erweiterte, glänzende Wohnung der spätern Brüderschaft, welche von den durch den alten Ruf der Heiligkeit angesammelten Reichthümern sich das neue Haus erbaute, als ihnen das ursprüngliche zu unbequem und roh geworden war. Beide gehen jetzt ihrem Verfall entgegen, und wahrscheinlich wird das neue noch früher dahin gelangen als das alte. Ersteres liegt auf einer breiten lachenden Grasfläche umgeben von einem mit Buchsbaum und Holder dicht durchwachsenen Fichtenwald. Das Kloster ist schon seit langer Zeit säcularisirt, und fast die ganze mächtige Gebäudemasse ist in einem Zustand vorzeitigen und unmalerischen Verfalls. Nur Ein Priester darf noch in dem Gebäude weilen und täglich in der Kirche eine Messe lesen. Wir hatten uns einen mit Silberlocken und fließendem Bart ausgerüsteten Achtziger angestellt, als wir aber aus dem Walde auf den offenen, das Kloster umgebenden Rasen herausritten, sahen wir einen Mann in einem langen schwarzen Rock und breitrandigen weißen Filzhut der Länge nach im weichen Grase unter einem schattigen Dache auf dem Rücken liegen und majestätisch schnarchen. Er sprang auf als wir uns ihm näherten, und wir staunten nicht wenig in dem lustigen, rothbackigen, wohlbehäbigen Herrn den letzten Mönch des Klosters zu erkennen. Er grüßte uns ganz lustig, und lud uns ein, in seine Wohnung zu kommen, und ein Mahl anzubieten, wie er es uns in Abwesenheit seiner Magd, welche für diesen Tag nach Jaca gezogen war, bieten könne. Ein hübsches kleines Kind und ein Halbduzend Kerzen waren die einzigen Mitglieder seiner Familie, die wir daheim fanden, als wir die Ecke des ungeheuren Baues betraten, die er sich zur Wohnung ausersehen hatte.

Als wir eine Erfrischung zu uns genommen, führte er uns nach dem alten Kloster, dessen Stelle durch ein Wunder bezeichnet wurde, in den ein Jäger und sein Pferd über einem Abgrunde hängen blieben, in den sie ohne diese übernatürliche Hülfe unfehlbar hätten stürzen müssen. Diese Geschichte wird an verschiedenen Orten erzählt, aber die Lage dieser Wiege der aragonesischen Kirche ist in der That einzig. Gewöhnlich liegt bei solchen Bergklöstern das ältere und rohere Gebäude höher oben, bei San Juan ist es aber der umgekehrte Fall. Unser Führer führte uns auf einem wohl ausgehauenen Pfad durch den Wald an der Bergseite hin, und allmählich ging es an der sonnigen offenen Wiese abwärts, bis wir mit Einemmal bei einer Wendung vor einer höchst sonderbaren, fast hufeisenförmig gestalteten Felsenwand standen. Die Höhe dieser senkrechten Klippe mag 3 bis 400 Fuß betragen, und sie besteht aus einem harten röthlichen Puddingstein. Oben, unten und rings umher ist alles Wald, aber diese gekrümmte rothe Mauer ist ganz nackt. An ihrem Fuße ist einige Schritte weit ebener Boden, dann steigt der Berg wieder an, nicht senkrecht, doch so abschüssig, als sich nur mit Waldwuchs verträgt. Dieser wenige Fuß breite Raum hätte nicht ausgereicht, das Gebäude aufzunehmen, aber am Fuße des Felsen ist eine mächtige Höhle, und das Kloster ist fast ganz in diese hineingebaut. Außer andern Gebäuden ist ein kleines Kloster mit runden hochverzierten römischen Bögen und sonderbar ausgehauenen Capitälern zu sehen, die vollkommen von dem nackten rothen Puddingstein überdacht ist, und nur durch die Mündung der Höhle einen schmalen Streif blauen Himmels sieht. Eine ähnlich gewölbte und eben so schwach beleuchtete Kammer enthält die Gräber einer bedeutenden Anzahl alter aragonesischer Adelichen und Prälaten; eine Menge merkwürdiger Wappen und Symbole sind auf den Steinen ausgehauen, welche den Schluß des Grabes bilden. In einer kleinen Kammer, gleichfalls noch im Innern der Höhle, aber überwölbt sind die Gräber alter aragonesischer Könige in langer Reihe. Diese Kammer ist in neuerer Zeit mit ächter Küsterweisheit aufgefrischt worden, indem man allen den Königen neue gleichförmige Grabsteine setzte, und ihre und ihrer Frauen Namen in funkelneuen vergoldeten Lettern beifügte, leider ohne irgend ein Datum beizugeben. Die Wiederhersteller dieser alten Grabkammer haben indessen zwei Gegenstände neuerer Kunst beigefügt, die von einer Art sind, daß man den übelangebrachten Eifer hinsichtlich der Grabstellen verzeihen muß. Es sind dieß zwei Statuen in halber Lebensgröße, die auf dem Altar am Ende des Gewölbes aufgestellt wurden. Die eine stellt Christus am Kreuz, die andere den heiligen Johannes dar; beide sind

von großer Schönheit und wurden von einem genuesischen Künstler ausgeführt, dessen Namen der würdige Priester, unser Führer, nicht zu sagen wußte.

Gesellschaftliches Leben in Calcutta.

(Schluß.)

Der Wein ist gemeiniglich gut. Xeres ist der gewöhnliche Tischwein. „Clairet" wird selten außer beim Dessert servirt, Bier und Champagner werden im Ueberfluß geschenkt, aber immer nur auf Verlangen. Das Essen ist dahingegen oft mäßig. Die Hinduköche sind hierin zu entschuldigen, denn sie wissen nicht was sie bereiten, da sie natürlich selbst das Essen nicht schmecken dürfen. Zuweilen brüstet sich der eine oder andere reiche Mann mit seinem französischen Koch, der sich nicht entblödet, einen französischen Speisezettel mit dem Namen der künstlichsten französischen Gerichte zu geben. Wollte man jedoch einmal versuchsweise irgend eines dieser Gerichte verlangen, da könnte man sicher seyn, es ungenießbar zu finden. Aber es kann im Grunde auch gleichgültig seyn, denn mit Ausnahme irgend eines neugierigen Fremden ißt Niemand davon. Etwas Suppe, zuweilen etwas Fisch (der nicht aus dem Hooghlyfluß, sondern aus dem zwei Meilen östlich von Calcutta belegenen „salt water lake" seyn muß), ganz gewiß ein Stück Puterhahn mit einer Scheibe Schinken und endlich etwas Reis und Curry — das sind die stereotypen Gerichte, welche die Mahlzeit der Ostindianer ausmachen. Alles das übrige wird so gut wie nie angerührt, und könnte ebenso gut von Pappe oder Holz angefertigt werden, was zu bedeutender Ersparniß und zu demselben Nutzen gereichen würde. Alle Gerichte werden auf einmal auf den Tisch gesetzt, und die Gäste müssen selbst vorschneiden. Hat man das Unglück, einem Puterhahn oder einem Schinken gerade gegenüber zu sitzen, dann ist man ohne Rettung verdammt, so lange zu arbeiten, bis alle Tischgäste versehen sind; wollte man erklären, daß man sich auf das Transchiren nicht verstehe, so würde dieß das nämliche seyn, als wenn man seine Erziehung für mangelhaft erklärte. Dieselben Gemüse geben beständig für alle Gerichte umher, sind immer in Wasser abgekocht und haben wenig oder gar keinen Geschmack. Man ißt auf dem sogenannten „hot-water-plats," welches Teller mit doppeltem Boden sind, mit kochendem Wasser im Zwischenraum. Es gehört ein Pfropfen dazu, das Loch zuzuhalten, da aber dieser nicht selten fehlt, so kommt es zuweilen vor, daß man mit einem warmen Bad im Schooß oder über die Schultern tractirt wird, wobei man denn noch Gott danken muß, wenn das Wasser rein ist. Nun folgt der zweite Gang, bestehend aus Braten, Torten, Puddings u. s. w. Dann wird abgedeckt und das Dessert, das aus Eis, Gelees, Früchten, Confect u. s. w. besteht, auf den blanken Mahagonitisch gesetzt. Zum Eis wird gewöhnlich der uns wohlbekannte dänische Kirschbranntwein servirt, der in Ostindien ein Lieblingsliqueur ist und daher der Ehre theilhaftig wird, in England, Frankreich, Hamburg, ja wohl in Ostindien selbst nachgemacht zu werden. Die ostindischen Früchte sind wie die meisten tropischen Früchte, mehr fürs Auge wie für den Geschmack. Die patriotischen Ostindianer sagten mir freilich, daß sie nicht „in season" seyen, aber für die größte Anzahl jener Prachtfrüchte glaube ich, kommt diese „season" niemals. Die Engländer genießen überdieß ihre Früchte des Morgens, die, welche beim Diner auf der Tafel stehen, werden nie angerührt.

Ein eigenthümlicher Gebrauch bei einer ostindischen Tafel ist, daß jeder seinen Diener, zuweilen zwei bis drei zur Bedienung mit sich bringt. Dieses ist eine absolute Nothwendigkeit, und die Strafe, wenn man dieß unterläßt, ist, daß man nichts zu essen und zu trinken bekommt. Ich werde nie das Gesicht vergessen, das der Diener meiner liebenswürdigen Nachbarin machte, als ich, bei einem großen Diner beim Gouverneur, wo mein Kidmetgar, Gott weiß aus welchem Grunde, nicht in den Speisesaal gekommen war, sie bat, daß einer ihrer Leute mir ein wenig behülflich seyn möchte. Sie erlaubte es mit Vergnügen, aber fügte lächelnd hinzu, daß sie bezweifle, er werde es so thun, daß mir damit gedient seyn würde. Und darin hatte sie fürwahr Recht.

In Calcutta findet man noch ganz und gar die englische Sitte, daß die Damen aufstehen und die Gesellschaft verlassen, während die Herren sitzen bleiben und die Flasche rund gehen lassen. Nur an der Tafel des Gouverneurs sah ich hierin eine Ausnahme, wo die ganze Gesellschaft mit den Damen zugleich den Tisch verließ. Ich finde diese Sitte so ungesellig, so sehr gegen die Aufmerksamkeit und Höflichkeit streitend, die man dem schönen Geschlecht schuldig ist, daß ich beständig dagegen protestirt habe, wo ich nur konnte. Aber hier half es nur wenig gegen den Strom zu schwimmen; alles, was ich thun konnte, war, so schnell wie möglich den langweiligen Tisch zu verlassen, der nach dem Aufbruch der Damen einem zerstörten Lager glich. Wenn die zurück bleibenden Herren noch ein Vergnügen daran fänden, zu trinken, da wollte ich es ihnen noch zur Noth zugeben; sie thäten doch etwas, und man sähe wenigstens, daß sie mit dieser Verjagung der Damen eine Absicht verbänden. Aber das thun sie nicht, sie trinken nichts oder wenig, obgleich die bunteingewickelten Flaschen beständig auf den kleinen silbernen Wägelchen umherfahren. Ein jeder sucht sich in die ihm möglichst bequeme Stellung zu bringen, raucht eine Cigarre oder Huka, legt die Beine auf des Nachbars Stuhl, fällt in Schlaf, alles wie es ihm beliebt. Zuweilen wird ein Toast zu Ehren irgend eines Gastes ausgebracht, und bei dieser Gelegenheit wird dann eine Rede gehalten, die nach den Umständen gut oder schlecht, selten aber kurz ist. Alle Anwesenden geben ihren Beifall zu erkennen, indem sie mit der flachen Hand auf der Kante des Tisches klopfen, man wiederholt die Quintessenz des Toastes und trinkt, worauf der auf diese Weise geehrte Gast sich erhebt und in einigen wenigen Worten, die dann ebenfalls applaudirt werden, seinen Dank ausspricht.

Die Stunde, die man nach Tisch im Salon zubringt, wo die Damen warten und wo Thee und Kaffee zugleich servirt werden, ist der angenehmste Theil des Abends. Man wird sich hier stets in Gesellschaft von einem oder mehrern kenntnißreichen Männern befinden, von denen man interessante Aufklärungen über die Verhältnisse in diesen uns so unbekannten Ländern erhalten kann. Die Damengesellschaft ist fast immer sehr angenehm. Fast ohne Ausnahme haben fast alle Damen ihre Erziehung in England genossen, und es fließt englisches Blut in ihren Adern. Dieß genügt, um zu wissen daß sie im allgemeinen hübsch und immer wohlerzogen sind, und wenn sie die erste Verlegenheit überwunden haben, die ihnen bei einer Begegnung mit Fremden eigenthümlich ist, dann zeigen sie sich im höchsten Grade zuvorkommend und freundlich. Nicht selten findet man in den Gesellschaften ausgezeichnete Dilettantinnen in der Musik; aber dieser Genuß gehört auch ohne Ausnahme zu einer Abendgesellschaft. Jeder, der singen oder Klavier spielen kann, muß unweigerlich sein Talent zur Erheiterung der Gesellschaft zum Besten geben. Bei dieser Gelegenheit hört man dann zuweilen

Digitized by Google

gute Musik, doch ist es nicht zu läugnen, daß man im allgemeinen mehr die Anspruchslosigkeit zu bewundern hat, mit welcher ein jeder sein Scherflein auf den Altar der geselligen Freuden opfert, als das wirklich Schöne in den Prästationen.

Man wird hieraus ersehen, daß jeder, hat er einen Theil Bekanntschaften, so daß man häufig ausgebeten ist, sich recht gut in Calcutta amüsiren kann. Hat man aber keine Einladung, da ist man sich ganz und gar selbst überlassen. Fürs erste vermißt man in dem gesellschaftlichen Leben ganz und gar das, was uns in unsrer Heimath so lieb wird, nämlich uneingeladen einen Abend in einer Gesellschaft zubringen zu können, wo man weiß, daß man willkommen ist. Von dergleichen ist hier gar keine Rede — ein solcher Abendbesuch ist hier etwas Unerhörtes. Man erzählte mir, daß mehrere Familien den Brauch hätten einführen wollen, an bestimmten Abenden Besuche entgegenzunehmen; aber das war immer mißglückt aus Gründen, die ich nicht verstand, oder die jedenfalls zu weitläuftig sind, um hier aufgezählt zu werden. Gewiß ist es, daß man in diesem Lande nicht die Freuden des geselligen Lebens kennt, die auf Freundschafts- und Vertraulichkeitsverhältnissen gegründet sind, sondern nur dessen geräuschvolle Vergnügungen und luxuriöse Genüsse. Die Ursachen hievon können wohl zum Theil in den apathisch wirkenden Einflüssen des Klima's gesucht werden, die Anstrengungen und ungewöhnliche, aufreizende Mittel nöthig machen, um eine veränderte, für das Vergnügen empfängliche Stimmung hervorzubringen. Aber auch andere Ursachen ließen sich wohl auffinden, wenn man etwas genauer zusieht und ein wenig hinter den prächtigen Vorhang schaut, der das tägliche Leben des Ostindiers verbirgt. Selbst in seinem Hause, an seinem Tisch, umgeben von Weib, Verwandten und Freunden findet er sich niemals, wenn auch schon viele Jahre hindurch Bewohner Indiens, heimisch. England ist seine Heimath, dorthin steht sein Sinn, dorthin schickt er seine Kinder, sobald sie des Unterrichts bedürfen, denn hier außen können sie nichts lernen, das von Nutzen wäre, und athmen nur eine in moralischer, wie physischer Beziehung giftgeschwängerte Luft ein. England ist des Ostindianers wahre Heimath; „to be able to go home" ist das Ziel aller seiner Bestrebungen, und hat er so viel erspart oder eine so hohe Pension verdient, daß er in England comfortable leben kann, dann beeilt er sich die sonnigen Ufer des Ganges mit Englands Nebeln und wolkenverhüllten Küsten zu vertauschen. Selbst der Greis, der Duzende von Jahren in Ostindien zugebracht hat, sucht „die Heimath," um wenigstens seine Gebeine in England niederlegen zu können; es liegt etwas Komisches aber zugleich innerlich Rührendes darin, einen alten Mann in vollem Ernste sagen zu hören: „I have not been home for twenty years." Dieser Gedanke, daß bloß England ihre Heimath, Ostindien nur ein zeitweiliger Aufenthaltsort ist, macht sich im Großen wie im Kleinen geltend, in den geringsten Einzelnheiten des täglichen Lebens wie in der Ordnung aller öffentlichen Verhältnisse. Man kann sich daher wohl kaum wundern, daß das stille, häusliche Freundschafts- und Gesellschaftsleben in diesem Boden nicht gedeihen will, wo dessen erste Bedingung, Zufriedenheit mit der Gegenwart, mit dem was man hat und genießen kann, nicht zur Stelle ist, und es ist eine Selbstfolge, daß man die Freuden, die man in seinem Innern vermißt, in der äußeren Umgebung und durch äußere Einwirkungen sucht. Fügt man nun noch hinzu, daß es hier kein Theater oder andere öffentliche Belustigungen gibt, an denen anständige Leute Theil nehmen können, so wird man einsehen, daß ein Abend für einen Fremden hier sehr langweilig werden kann. Was machen denn die Leute hier, wenn sie nichts zu thun haben? frägt man mit Recht. Die Damen sitzen allein in ihrem kinderlosen Hause, die Herren gehen in die Clubbs wo sie Cigarren rauchen, Billard oder Karten spielen, oder in der kalten Saison sich die Zeit mit Wettrennen, Jagd, Cricket, Scheibenschießen, Ballspiel und Wettrudern vertreiben. Die Clubbs sind auf sehr glänzendem Fuß eingerichtet.

In der „Townhall" wurden Bälle (Reunions) auf Subscription gegeben, wo sich die ganze beau monde Calcutta's in den elegantesten Toiletten einfand. Eines Abends ward ich überrascht, eine Anzahl mir ganz unbekannter Gesichter unter den Damen zu sehen. Ich erfuhr bald, daß es die weibliche Besatzung des am Tage vorher eingelaufenen Ostindienfahrers „the Monarch" war, die theils nach vollendeter Erziehung zu ihren Eltern zurück, theils zum Besuch bei irgend einem Verwandten kamen, und dann wohl nicht ohne die Hoffnung hier außen in Indien in irgend einen Ehestandshafen einzulaufen. Es war sehr auffallend, den Unterschied an Farbe und blühendem Aussehen zwischen diesen Neuangekommenen, die noch auf ihren Wangen das Gepräge des in ihren Adern fließenden englischen Blutes trugen, und den Armen zu sehen, die schon eine Reihe von Jahren in diesem für das Aussehen so nachtheiligen Klima gelebt hatten, wo es nicht vieler Monsonswechsel bedarf, um das Auge seines Feuers, die Stimme ihrer Frische zu berauben, und um den Keim von Leber- und andern Unterleibskrankheiten auch in die stärksten Naturen zu legen.

Der Fluß Wilhamette und sein schönes Thal im Lande Oregon

(Aus J. Quinn Thornton's, Richters des höchsten Gerichts in Oregon, Schrift: „Oregon and California." New-York 1849.) Von Dr. K. J. Clement.

Der Wilhamette entspringt in den Bergen President's Range (Präsidenten-Kette), deren zahlreiche hohe Kuppen in die Region ewigen Schnees hinaufragen, in der Nähe des 42 Breitengrads, und fließt meistens West gen Norden, bis er sich auf etwa 45° 40' ungefähr 100 Miles vom stillen Meer entfernt mit zwei Mündungen in den Columbia ergießt, von welchen beiden Mündungen sich die eine gegen fünf Miles unterhalb Fort Vancouver findet und die andre 15 Miles weiter hinunter. Das auf diese Art gebildete Eiland ist bekannt als Wappatu Eiland und trägt diesen Namen von einer von den Indianern, welche dasselbe früher bewohnten, viel gebrauchten Wurzel. Es ist sehr fruchtbar, obgleich an manchen Stellen Ueberschwemmung ausgesetzt, welche ihm vermuthlich viel von seiner Fruchtbarkeit gibt. Der Boden ist Alluvialgrund, und hat sich wahrscheinlich durch eine Anhäufung von Schlamm und Getreib gegen Felsen gebildet. Es ist mit einer großen Fülle von Bauholz und reicher Viehweide bedeckt. Die Hudsonsbay-Compagnie hat hier eine große Milcherei, und die Milchkühe, wohl ungefähr 100 an der Zahl, sollen jede alljährlich an 60 Pfd. Butter liefern. Die Compagnie hält noch dazu etwa 300 Stück Zuchtvieh, welches nach Belieben das Eiland durchstreift.

Im Innern dieses Eilandes ist ein roh gemeißelter Block schwarzen Basalts, vier Fuß hoch und drei Fuß im Durchmesser; er ist von hohem Alter, und der Aberglaube sowohl der Wilden als der Milchleute hat ihn mit großer Heilkraft versehen. Sie glauben, daß ihn anzutasten eine Frevelthat seyn würde, welche auf den Kopf des vorschnellen und unbesonnenen Verbrechers die grausamste Rache der Schutzgottheit dieses einsamen Inselpfeilers brächte. Mr. Douglaß von Fort Vancouver, der die Furcht vor solchen Dinge nicht vor Augen hatte, war, und sicherlich „auf Antrieb des Teufels" — wie wir bei Anklagen sagen — vor einigen Jahren voreilig genug zu versuchen, diesen mysteriösen Stein von seinem Platz zu bewegen. Der Milchmann jedoch war nicht allein entrüstet, sondern auch in großer Angst, weil der Dämon auf solche Art

Digitized by Google

herausgefordert worden, und obgleich Mr. Douglaß mit ihm stritt über die Thorheit seiner Befürchtungen, so war es doch ein Gegenstand, worüber „viel gesagt werden könnte auf beiden Seiten," und da während der Nacht ein furchtbarer Sturm entstanden, war unser abergläubischer und geschreckter Franzos gewiß, daß der zürnende Kobold im Begriff wäre, dem ruchlosen Mr. Douglaß das Haus über dem Kopf niederzureißen. Auch einige Bauerstellen sind da. Seine Ausdehnung an zweien seiner Seiten ist sieben Miles und 15 an der Seite am Columbia. Auf eine Strecke von ungefähr vier Miles von der Vereinigung dieses Stroms mit dem Columbia sind seine Ufer niedrig, und der letztere drängt seine Wasser häufig während seines jährlichen Steigens in den Wilhamette hinein und überströmt diese niedrigen Gründe. Oberhalb dieses Punkts werden die Ufer hoch und steil und bleiben so viele Miles aufwärts.

Der Wilhamette nimmt die Flüsse Clakamus und Putin (welcher Name zu Pudding verdorben worden) von Osten auf, und die Flüsse Twalatin und Yamhill von Westen; außer diesen Flüssen empfängt er noch zahlreiche weniger bedeutende Nebenflüsse. Zwölf oder 14 Fuß tief gehende Schiffe fahren den Wilhamette hinauf bis zu dem angenehmen und blühenden Ort Portland an dem linken Ufer des Flusses zwölf Miles unterhalb der Oregon City. Schiffe könnten viel weiter hinauf, aber sie ankern bei Portland, weil hier Packhäuser sind und ein bequemer Kai. Bei der Vereinigung des Clakamus mit dem Wilhamette, gegen 19 Miles oberhalb der Einmündung des letzteren in den Columbia, und eine Mile unterhalb Oregon City findet sich in der trocknen Jahreszeit ein großes Hinderniß für die Beschiffung des Flusses durch Fahrzeuge, die über drei Fuß tief gehen. Die Ursache davon ist eine Barre, welche sich durch die großen von den sehr reißenden Wassern des Clakamus heruntergebrachten Massen Sand und Kies gebildet hat. Diese Verstopfung könnte durch Erbauung eines Damms an einer sehr engen Stelle in dem Fluß etwa zwei Miles weiter hinunter beseitigt werden, so daß das Wasser über die Barre zurückgeworfen würde. Ein leicht zu grabender, etwa $^1/_3$ Mile langer Canal um den Damm herum würde mit Leichtigkeit Schiffe hinauf und hinunterbringen. Alsdann wäre keine weitere Hemmung bis man bei Oregon City angelangt, welche am rechten Ufer des Flusses, bei den Fällen des Wilhamette und eine Mile oberhalb der Barre an der Mündung des Clakamus liegt; diese Fälle sind ein ferneres und größeres Hinderniß für die Schifffahrt auf diesem Fluß. Die Flüsse Oregons sind in der Regel weit unter die gewöhnliche Erdoberfläche gesunken; die größere Zahl derselben sind in tiefen Schlünden, gleich Flüssen einer innern Welt, ans Licht gebracht durch irgendeine Naturerschütterung, und meistens haben sie hohe Basaltfelsen an jeder Seite, überhangen von ungeheuren Föhren, welche ihre dunkeln Schatten auf die Wasser unten werfen. Auch ist dieser Strom in dieser Gegend keine Ausnahme. Der Fluß sinkt 200 Fuß unter die Oberfläche und bildet eine fürchterliche Kluft mit hohen, steilen und rauhen Bergen an der einen Seite, und schroffen Basaltfelsen, die mit drohender und finsterblickender Größe herabhängen, an der andern. Auf dem ungeheuren Abhang am rechten Ufer stehend schaut der Betrachter herab auf die ganze Scene, welche vor und tief unter ihm ausgebreitet ist. Unterhalb der Fälle sieht er den kleinen schönen, geräuschvollen Flecken, Oregon City, mit seinen nett getünchten weißen Häusern und seinen sechs oder 700 Bewohnern. An der entgegengesetzten Seite des Flusses, und hell vor Augen sind die weniger Anspruch machenden Orte Multnomah und the Robin's Nest. Das unaufhörliche Geklapper zweier Mahlmühlen und das verwirrte Lärmen zweier Sägemühlen, sammt dem Babel der Sprachen von Engländern, Amerikanern, Kanakas und Indianern, tragen, während sie von der Poesie der Scene abziehen, viel zu ihrer prosaischen Wirklichkeit bei. Im Herzen der Kluft ist eine mannichfache und schöne Sammlung von tausend Formen rinnenden Wassers. Ungefähr eine Mile höher hinauf nimmt der Strom allgemach an Schnelligkeit zu, als ob er sich vorbereitete, den Sprung zu thun; seine Kraft und Schwere wächst gewaltig. Endlich fällt die furchtbare Fluth von Wassern mit einem einzigen und beschleunigten Sturz über einen jähen Abhang in den schäumenden und kochenden Pfuhl 25 Fuß tief hinab, wo die Krümmen und Höhlungen, worin das Bett zernagt worden, die klaren Wasser tausend verschiedene Formen annehmen lassen, und wenn die Sonne scheint, bildet sich ein schöner Regenbogen, welcher jeden Augenblick seine Stellung wechselt, in der Wolke des aufsteigenden Schaumes.

Obgleich dieser fürchterliche Cataract gegenwärtig eine für Schiffe unzugängliche Barriere bildet, so hat doch die Natur zwei natürliche Schleußen gelassen, welche sehr wenig mehr bedürfen als die Thüren, um Dampfschiffe hindurchzubringen. Diese Fälle geben auch eine fast unerschöpfliche Wasserkraft. Oberhalb dieser Verstopfung ist der Wilhamette wieder schiffbar für flachgehende Dampfboote, auf eine Weite von 100 oder vielleicht 150 Miles.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Interessante Kunsterfindung. In Paris hat ein gewöhnlicher Lithograph die Entdeckung gemacht, Aquarellgemälde oder Zeichnungen mit der größten Genauigkeit und mit Beibehaltung der ganzen Farbenfrische durch mechanische Mittel überzutragen. Copien sind nicht leicht von den Originalen zu entscheiden, und die Kosten der Vervielfältigung sollen nicht groß seyn. (Liter. Gaz. 19 Januar.)

Ein Skelett des Mastodon angustidens. Ein fast vollständiges Skelett dieses Riesenthiers der Vorwelt wurde einem Bericht des Prof. Eugen Simonda zufolge in der Nähe von Asti, etwa sechs Lieues von Turin in einem Bett von plastischem Thon, das Süßwassermuscheln enthielt und mit Sand bedeckt war, aufgefunden. Viele Knochen hatten sehr gelitten, aber das Skelett, welches jetzt im k. Museum zu Turin ist, ist dennoch vielleicht das vollständigste, was bis jetzt in Europa aufgefunden wurde. (Athen. 19 Januar.)

Alte Bearbeitung der Kupferminen in Nordwales. In dem englischen archäologischen Institut wurde neulich ein Bericht vorgelesen über die Bearbeitung der Kupferminen in sehr früher Zeit. Im October vor. J. brach man zufälligerweise in der Llandrobero-Mine bei Ormes Head in eine Mine von großer Ausdehnung. Dach und Seitenwände waren mit Stalaktiten überzogen, welche durch die Beimischung metallischer Substanzen glänzende Farben zeigten. Man fand eine große Anzahl Steinhämmer, welche vermuthlich dazu dienten, das Erz zu zerschlagen. Ebenso lagen große Massen von Thierknochen in der Höhle, die von Wölfen angenagt schienen, aber auch von den Minengräbern zurückgelassen seyn konnten. Man schickte alles dieß zugleich mit aufgefundenen Bronzewerkzeugen, welche auf die Art der Metallbearbeitung in fernen Zeiten hinweisen, an das archäologische Institut. Man vermuthet, diese Arbeiten reichen in die Zeit des phönicischen Handels zurück. (ibid.)

Atmosphärische Elektricität im J. 1849. In Bristol wurde die atmosphärische Elektricität seit August 1844 bis Ende September 1849 nach Peltier's Elektrometer beobachtet. Es ergibt sich daraus für das Jahr 1849 eine eigenthümliche Erscheinung: in den sieben ersten Monaten steht die Elektricität bedeutend unter dem Durchschnitt der vorhergehenden vier Jahre. Der mittlere Durchschnitt in den Jahren 1845—1848 betrug in den Monaten Januar bis Julius folgende Zahlen: 53°, 47, 38, 27, 21, 17, 19 und im Jahr 1849 zeigten dieselben Monate 39, 36, 27, 20, 16, 13, 14; erst in den Monaten August und September sind die Zahlen wieder gleich. In den letzten drei Monaten sind sie noch nicht ermittelt. Unter den Jahren 1845 bis 1848, zeigt das erste bei weitem die größte durchschnittliche Elektricität, nämlich 36°, die drei andern Jahre nur 30,31 und 31. Die größte Unregelmäßigkeit kommt im August 1847 vor: während alle Jahrgänge über 20° — 1844 und 1845 selbst 28 und 27° — ergaben, zeigt der August 1847 nur 6°. (Liter. Gaz. 19 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. — 31 Januar 1850.

England vor der Parlamentsversammlung.

Es ist in der That unbegreiflich, mit welcher Seelenruhe viele Leute in England bis vor kurzem noch dem bevorstehenden Parlamente entgegensahen, und wie wenig man im allgemeinen an eine stürmische Parlamentssitzung glaubte. Und doch steht der ganze Bau Altenglands auf dem Spiel, ohne sehr wesentliche Aenderung kann es durchaus nicht abgehen, und man täuscht sich ungemein, wenn man das jezt in Aussicht gestellte erweiterte Wahlrecht für etwas bedeutendes ansieht: die Forderung selbst ist nur eines der Symptome des jezigen Zustandes, und zwar eins der minder bedeutenden. Unter dem heutigen Datum soll das Parlament eröffnet werden, und die Personen, welche die Adresse auf die Thronrede in beiden Häusern beantragen und unterstüzen sollen, sind wie gewöhnlich schon zum voraus bekannt. Es ist im Oberhaus ein Graf Essex und ein Lord Methuen, junge Leute die ihre Sporen verdienen sollen, im Unterhause aber nimmt man die Sache etwas ernster, und hier soll Hr. Ch. Villiers, Bruder des Lord Clarendon, Lordlieutenants von Irland, derselbe welcher früher Jahr aus, Jahr ein die Anträge auf Abschaffung der Korngeseze gemacht hatte, die Function übernehmen, und die Adresse auf die Thronrede beantragen. Diese Wahl ist bezeichnend, denn sie drückt den Entschluß der Regierung aus, auf der bisherigen Freihandelspolitik zu beharren. Nimmt man hiezu den Brief, welchen Sir R. Peel am Schluß vorigen Jahrs an seine Pächter, eigentlich aber an das englische Publicum erließ, und worin er erklärte, daß seiner Ueberzeugung nach kein Parlament, weder das jezige noch ein zukünftiges, die Kornzölle wieder herstellen werde, weder zum Zwecke des Schuzes, noch um eine Finanzquelle zu gewinnen, so haben wir nur die unbezweifelte Vereinigung der Regierung, Sir R. Peels und der Freihändler, zu dem Zwecke das Freihandelssystem aufrecht zu erhalten. Daß in beiden Parlamentshäusern Amendements durch die Protectionisten werden gestellt werden, leidet keinen Zweifel mehr, und wenn sich leztere durchaus mit keinem Erfolg im Unterhaus schmeicheln, so scheinen sie so ziemlich die Hoffnung zu hegen, mit dem protectionistischen Amendement im Oberhaus durchzudringen. Ein solcher principieller Widerspruch beider Häuser kann nur durch eine Auflösung des Unterhauses gehoben werden, und darum eben ist es den Protectionisten zu thun. Daß sie mit dem jezigen Unterhaus, das sich viel zu tief in die Freihandelspolitik eingelassen hat, als daß es zurückweichen könnte, nicht vorwärts kommen werden, das wissen sie bereits, ihre Hoffnung kann also, wie schon seit geraumer Zeit aus den Grafschaftsmeetings und deren Bittschriften an die Königin hervorgeht, nur auf eine Parlamentsauflösung gerichtet seyn.

Die Meetings der Protectionisten haben in den lezten Monaten, wenigstens so lange nicht die strenge Kälte eintrat, stetig an Zahl und Eifer zugenommen, und das Thema war allenthalben dasselbe: die Pächter können mit den jezigen Preisen der Ackerbauerzeugnisse und bei den jezt darauf liegenden Lasten nicht bestehen. Eine Anzahl dieser Protectionistenmeetings wurde durch den Zutritt von nichts weniger als theoretischen Freihändlern gestört, nämlich durch Leute aus der untern Volksclasse, die sich das Brod nicht durch abermalige hohe Zölle vertheuern lassen wollen. So wie ein protectionistischer Lord seiner Zuhörerschaft auseinandersezte, daß die Pächter durchaus nicht mehr bestehen könnten, so schrie man ihm zu, er solle seine Pachtschillinge heruntersezen, und Hr. Cobden stimmte in mehrern Versammlungen, die er abhielt, ganz den gleichen Ton an. Es ist also — das hat sich jezt ganz unzweideutig herausgestellt — keine eigentliche Handelsfrage mehr, sondern ein Kampf zwischen der Demokratie der Städte und dem güterbesizenden Adel, und zwar ein Kampf auf Leben und Tod; denn wenn sich die alte schon vor der Abschaffung der Korngeseze gemachte Berechnung bestätigt, daß der Weizen künftig in England wohlfeil seyn werde, wenn er 30, und theuer wenn er 40 Shilling gilt, — dann sind die jezigen Pachtverhältnisse in England nicht haltbar, denn der Pächter verliert an dem Verkaufspreis seiner Waaren zwei Fünftheile, und damit den größten Theil dessen, was er an den Gutsherren als Pacht gezahlt hat. Angenommen aber auch, daß er durch erhöhten Fleiß und bessern Anbau ein Fünftheil hereinbringt, so bleibt er immer in einem Verhältniß, daß er den alten Pachtschilling nicht zahlen kann. Da es nun eine bekannte Sache ist, daß viele Adelige nach Bezahlung der Interessen ihrer Schulden kaum Geld genug übrig haben, um zu leben, wenigstens standesgemäß zu leben, so muß in sehr weitem Umkreis eine Besizveränderung vorgehen, denn die alten Familien können vielfach ihre Güter nicht halten; aber auch die Capitalisten werden leiden, denn an den 200 bis 250 Mill. Pfd. St. Schulden, welche in Irland auf dem Grundeigenthum lasten, werden bereits jezt bedeutende Summen verloren, und ähnliches muß nothwendig durch die Gewalt der Dinge auch in England kommen, wenn gleich begreiflicherweise nicht in so großem Umfang. Indeß nehmen Noth und Verlegenheit vorerst unter den Pächtern und den Landarbeitern, allmählich aber auch unter den Gutsherren überhand, und die Aufforderung die Pachtschillinge herunterzusezen, ist leichter gesagt als gethan

Digitized by Google

wenn gleich diese Herabsetzung für sehr viele Pächter bald ein Werk unabweislicher Nothwendigkeit seyn wird.

Welche Kräfte und Interessen also einander hier gegenüber stehen, ist klar, und es fragt sich hauptsächlich, wer von den beiden streitenden Theilen, die Gutsbesitzer und Pächter oder die Freihändler, zu denen hauptsächlich die große Masse der untern Classen in den Städten gehört, den größten und einflußreichsten Theil der Nation zu sich herüberzieht. Dieß ist abermals eine Interessenfrage: wird das unvermeidliche Sinken des Reichthums bei der ackerbauenden Classe, Pächtern wie Gutsbesitzern, nicht nachtheilig auf den innern Verkehr zurückwirken? Wenn diese unvermeidliche Rückwirkung eintritt, wird sie nicht vielleicht durch den vermehrten beweglichen Reichthum der Städte aufgewogen? Dieß sind Fragen, welche sich vorerst unmöglich, selbst nicht in England so ohne weiteres beantworten lassen. Hier genügt es uns, die Fragen, um welche es sich handelt, genau festzustellen, und nach diesen dann die Verhandlungen im Parlamente zu beurtheilen. Es ist ganz unvermeidlich, daß ein großer Theil der Redner, welche auftreten werden, selbst nicht ganz klar sich diese Fragen stellen, sondern, wie der berühmte Baco von Verulam einmal sich ausdrückt, quasi e vinculis ratiocinabuntur. Allein Männer, wie Peel, Cobden, Disraeli, Stanley und eine gute Anzahl anderer, wissen sehr genau um was es sich handelt, ob sie aber die Fragen so genau stellen wollen, das ist sehr zu bezweifeln. Cobden wird den demokratischen Redner gegen den Adel machen, Sir R. Peel den Staatsökonomen spielen, Disraeli und Stanley werden von dem Gesichtspunkt der jetzigen „Territorial Constitution" ausgehen; das sind die Reden, welche man im Parlament, d. h. für die große Masse hält. Diese sind es eben, welche nur theilweise entscheiden können; einer tiefer eingehenden Besprechung der ganzen Freihandelsfrage, d. h. der allgemeinen Frage über den national-ökonomischen Zustand des Handels wird man ausweichen und ist ihr in den letzten vier Jahren vielfach ausgewichen. Disraeli's Vorschlag in der vorjährigen Parlamentssession, eine Berathung „über den Zustand der Nation" herbeizuführen, war unpraktisch; die Parteien müßten sich vereinigen zu einer Committee, worin die hervorragendsten Köpfe aller Parteien sitzen, und die einen motivirten Bericht an die Nation abstattete, wobei natürlich ein Mehrheits- und ein Minderheitsbericht herauskäme, aber jedenfalls ein wohl erwogenes, nicht auf Parteiphrasen hinauslaufendes Urtheil. Erst wenn dieß geschehen, sollte das Parlament aufgelöst und die Nation befragt werden.

Allein eine solche Auffassung der Sache wird nicht beliebt werden, weil man seit langen Jahren gewöhnt ist, ziemlich im Dunkeln zu handeln. Man erinnere sich nur, daß von den drei oder vier über die Schifffahrtsgesetze niedergesetzten Committees keine einen Bericht erstattete, sondern daß nur die Aussagen der abgehörten Sachverständigen mitgetheilt wurden. Ursprung, Zweck und Absicht der großen Veränderung hätten dabei verkündet werden müssen, und dieser öffentlichen Erörterung der wahren Ursachen wollte man ausweichen. Das alte Handelssystem Englands war verworren, falsch, unhaltbar; es fragt sich aber nicht darum, ob viele der alten Gesetze aufrecht erhalten werden sollten, sondern ob die Absicht, welche allen zu Grunde lag, „der Schutz der Nationalarbeit im Gegensatz gegen fremde Concurrenz", richtig oder unrichtig sey. Ist das erstere der Fall, so mußte eine Umgestaltung der alten Gesetzgebung vorgenommen, ist das letztere, so mußte sie, wie geschehen, verworfen werden. Vom Ende des Jahrs 1845 — wo im Ministerium der Beschluß gefaßt wurde, die Korngesetze aufzuheben, und die Zuckergesetze so zu verändern, daß nach einer kurzen Uebergangsperiode kein Unterschied mehr zwischen englischem Colonial- und fremdem Zucker gemacht würde — bis zum Anfang des Jahrs 1849 stritt man sich mehr um die Theorie als um die Wirklichkeit, mit einziger Ausnahme des Zuckergesetzes, wo die Wirklichkeit sich so plötzlich als lästig erwies, daß man (im J. 1848) die Uebergansperiode verlängern mußte. Seit einem Jahr ist nun die Aufhebung des Korngesetzes eine vollbrachte Thatsache, und alsbald hat sich ein Widerstand entwickelt, dessen Bedeutung die Freihändler bis vor wenigen Monaten noch hartnäckig geläugnet haben.

Jetzt ist ferneres Läugnen unmöglich, der Widerstand ist da, und wird sich gleich im Beginn der Session geltend machen. Man streitet sich gegenwärtig sehr heftig in englischen Journalen, ob die Angaben über den Preis des Getreides von fremden Plätzen richtig sind, ob fremde Länder in der That das Getreide zu einem Preis liefern können, zu dem es der englische Producent nicht zu liefern vermag. Wir halten diesen Streit, so weit er bis jetzt geführt worden, auf keiner von beiden Seiten für schlagend, und nur die Erfahrung kann mit den Jahren einen genügenden Aufschluß geben, weil wir durchaus nicht wissen können, welche Mittel Nordamerika, der iberischen Halbinsel und Südrußland zu Gebot stehen ihre Erzeugung auszudehnen. Daß Spanien nur seine Communicationsmittel zu verbessern braucht, um einen Weizen, dem die kastilische Sonne ein ganz anderes Gewicht gibt als die englische, zu einem Preise auf den englischen Markt zu liefern, der weit unter dem englischen steht, leidet kaum einen Zweifel; daß Amerika mit seinen weiten Ländereien und mit seinen unermeßlichen Verbindungsmitteln bei einer nicht nennenswerthen Besteurung ein furchtbarer Concurrent seyn muß, ist natürlich, und daß Südrußland und die Donauländer, sobald sich ein regelmäßiger Absatz bildet, was früher bei der schwebenden Scala nicht der Fall war, mit starken Massen auf dem Markte eintreten werden, dafür bürgt die 2000jährige Geschichte des Handels mit dem schwarzen Meer, ehe die Türken den Bosporus für alle fremden Flaggen sperrten. Der Ackerbau ist eine Sache, wobei die Veränderungen nicht über Nacht vorgenommen werden können, sie gehen erst in einer Reihe von Jahren vor sich, und manche Leute in England haben schon erklärt, daß man nach dem Erlöschen des alten Korngesetzes (1 Febr. 1849) fünf bis sieben Jahre verstreichen lassen müsse, ehe die Folgen dieser gewaltigen Veränderung sich entwickeln könnten. Man lege nur keinen Werth auf den Verlauf der Dinge in der Uebergangsperiode, denn die Verfügungen hinsichtlich dieser Uebergangsperiode waren so abgefaßt, daß alle Hauptzwecke des alten Systems erreicht wurden. Diese Verfügungen hinsichtlich der Uebergangsperiode besagten, daß der Weizen, wenn er zu 54 stehe, noch 4 Sch. bezahlen, wenn er zu 48 Sch. und darunter stehe 10 Sch. Zoll bezahlen solle. Erinnert man sich nun der Erklärung Sir R. Peels im J. 1842, daß er den Preis von 56 bis 57 Sch. als einen solchen betrachte, bei welchem Producent und Consument bestehen könnten, so erkennt man leicht, daß mit den Bestimmungen hinsichtlich der Uebergangsperiode dieser Preis erzielt werden mußte, so ferne nicht der fremde Weizen noch unter dem Preis von 48 Sch. zu liefern war. Da nun den größten Theil des Jahrs 1848 hindurch der Preis auf etwa 45 stand, so ist klar, daß man den fremden Weizen zu 35 nach England und zwar in die Magazine liefern konnte. Der jetzige Preis von 39 bis 40 Sch. darf also in keiner Weise verwundern, denn da seit 1 Febr. 1849 nur 1 Sch. Zoll gezahlt

Digitized by Google

wird, so braucht er nur zu 38 oder 39 in die Magazine Englands geliefert werden zu können. Es ist also wahrscheinlich, so zu sagen gewiß, daß bei mäßig guten Ernten der Weizen zu 35 Sch. ja vielleicht zu noch geringerem Preis nach England geliefert werden kann,[1] und es muß sich sonach bewähren, was oben als die alte Behauptung sachverständiger Männer aufgeführt wurde, daß der Weizen in England zu wohlfeiler Zeit 30, zu verhältnißmäßig theurer Zeit 40 Sch. gelten werde.

Sind die voranstehenden Sätze richtig — und ihre Consequenz wird sich schwerlich läugnen lassen — so entsteht die einfache Frage, welche Veränderung muß in England vorgehen, wenn die Weizenpreise, nach denen sich die andern im wesentlichen richten, dauernd um zwei Fünftheile ermäßigt werden? Daß daraus die verzehrenden Classen einen Vortheil ziehen, ist in keiner Weise in Abrede zu stellen, aber das wird man wohl auch nicht in Abrede stellen wollen, daß mit einem so enormen Sinken der Getreidepreise, wobei sich noch die Erzeugungskosten kaum möchten ermäßigen lassen, der Werth der Güter auf die Hälfte sinken muß, und wie dabei die jetzigen Besitzer und Hypothekargläubiger fahren, das muß man abwarten. So viel ist ohne Mühe vorauszusehen, daß die Wirkungen des Freihandels für England eine Revolution in den Vermögensverhältnissen sind; il faut que les propriétés changent, sagte Sieyes vor der französischen Revolution, und eine ähnliche Besitzveränderung ist für England in Aussicht zu stellen. Mit dieser Besitzveränderung fällt Erstgeburtsrecht und Pairie über den Haufen, aus der staatsökonomischen wird also eine politische Umwälzung, wenn sie sich auch nicht als gewaltsame Revolution bethätigen sollte. Man kann daraus entnehmen, mit welch athemloser Spannung man in England den nächsten Parlamentskämpfen entgegen sieht. Das Ministerium, das durch seine frühern Handlungen an die Consequenz der Freihandelsmaaßregeln gebunden ist, kann nicht mehr zurück, obgleich es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß ein Theil des Ministeriums sich scheut, auf der bisherigen Bahn fortzugehen. Darüber werden wir durch die Verhandlungen des Oberhauses gleich nach Eröffnung des Parlaments belehrt werden. Die Wahl zweier junger, in der politischen Welt noch unversuchter Lords, um die Adresse zu beantragen und zu unterstützen, deutet fast darauf hin, daß das Ministerium sich im Oberhaus neutral verhalten wird. Erinnert man sich wie das Ministerium im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Veränderung der Schifffahrtsacte nur mit großer Mühe einer Niederlage entging, so ist es höchst wahrscheinlich, daß im Oberhause ein Amendement zur Adresse durchgeht, und daß alsdann Oberhaus und Unterhaus sich gegenüberstehen, welcher Streit, wie oben bemerkt worden, durch eine Auflösung des letztern ausgeglichen werden muß. Dann ist der Kampf erklärt, über welchen dann die Nation zu entscheiden hat. Wie diese entscheidet, darüber möchte wohl im voraus niemand ein sicheres Urtheil fällen können. Wir werden dieser nicht bloß für England, sondern auch für den Continent, ja für die Welt höchst wichtigen Frage mit möglichster Genauigkeit folgen.

Eine Wanderung nach den Bädern von Panticosa.

(Athenäum. 5 Januar.)

Dieses seltsam gelegene spanische Bad hat einen wundervollen Ruf namentlich in Fällen von weit gediehener Auszehrung. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was, nicht von interessirten Parteien, sondern von Patienten und Expatienten erzählt wird, so verdienen die Heilkräfte dieses Wassers in einem weitern Umkreis bekannt zu werden, als sie es bis jetzt sind. In Jaca zeigte man mir einen Herrn, der in einem so sehr vorgeschrittenen Stadium von Auszehrung nach Panticosa gebracht worden war, daß man ihm nach seiner Ankunft ohne Zögerung die letzte Oelung gab. Seit dieser Zeit sind sieben Jahre verflossen und er ist jetzt allem Anschein nach, und seinem eigenen Zeugniß zufolge, in vollständiger Gesundheit. Und doch sind trotz mancher derartigen aufgezählten Fälle die Bäder von Panticosa selbst bei der Facultät zu Madrid nur sehr theilweise bekannt. Der Weg von Jaca nach Panticosa erfordert 11 oder 12 Stunden, ohne die Zeit für das Anhalten um Mittag einzurechnen. Dieses Anhalten fand zu Biedcas statt, einem Dorfe am Fuße des Defilés, durch welches der Gallego aus den Bergen in die Ebene herabkommt. Unser Weg war somit nicht sehr interessant, aber der Weg am Laufe des Flusses aufwärts bis zum Cataract, über den er aus dem Gletscher heraus unmittelbar über den Bädern herabstürzt, führt durch höchst malerische Landschaften. Der Pfad ist keineswegs beschwerlich, obgleich an einigen Stellen ziemlich schwierig und für schwache an solche Dinge nicht gewöhnte Nerven fatal genug, um die bei uns befindliche saragossanische Dame einen großen Theil der Zeit hindurch Thränen des Schreckens vergießen zu lassen. Man muß indeß bemerken, daß manche Bergpfade, wo ein schweizer Führer sich gar keine Schwierigkeiten träumen ließe, doch in Spanien in hohem Grade schwierig und in der That gefährlich sind. In der Schweiz sind die Führer geweckt, aufmerksam, ihrer Verantwortlichkeit eingedenk, die Pferde gut und an die Arbeit merkwürdig gewöhnt, und das Geschirr, ein sehr wichtiger Punkt, tüchtig. In Spanien dagegen sind die Führer nachlässig, dumm und sorglos, die Reitthiere meist sehr wenig und das Geschirr durchaus gar nichts nutz. Auf die gerühmte, nie fehlende Fußsicherheit des Maulthiers läßt sich nicht allzuviel bauen. Zwischen Saragossa und diesem Ort sind zwei unter mir gestürzt, und ein drittes unter einem meiner Reisegefährten. Allerdings helfen sie sich gewöhnlich rascher auf als ein Pferd, aber dieß ist ein Trost, der sich auf einem Fall an einer gefährlichen Stelle nicht wohl anwenden läßt. Selbst auf der französischen Seite der Pyrenäen betrachten die Führer Stellen, aus denen man in der Schweiz gar nichts machen würde, als schlimm genug, um Damen absteigen zu lassen.

Selten sind Reisende in einem civilisirten Lande am Ort ihrer Bestimmung angelangt, und haben ein so lebhaftes Gefühl des Vergnügens über ein anständiges Bett und Tisch empfunden, wie wir zu Panticosa: gutes Hammelfleisch mit Kartoffeln, Messer, Gabeln und ein reinliches Tischtuch beim Abendessen, weiche, reinliche Betten, um unsere schmerzhaften Glieder auszurecken — das ist ein Luxus, um einen Diogenes zum Epicuräer zu machen. Wir gingen zu Bett mit einem Gefühl als sollten wir mindestens eine Woche hier bleiben. Aber als wir am andern Morgen die Schläfrigkeit abgeschüttelt, und Zeit hatten, um uns zu schauen, da ergab sich, daß eine ödere Scene, als die welche die Bäder von Panticosa umgibt, sich kaum denken läßt. Aller Wald, und damit die Hauptschönheit der Landschaft, hört auf, ehe der Reisende dieß hohe Thal erreicht, das mehr als 5000 Fuß über dem Meere liegt. An der Stelle, wo die Bäder stehen, ist ein kleiner See, der durch fünf oder sechs Springbäche gebildet wird, die an den Berglehnen herabstürzen und den Gallego bilden. Rund umher erheben sich Granitwände auf allen Seiten, den schmalen Eingang ausgenommen, durch den der Pfad aus dem untern Thale heraufführt. Alles was das Land hier bietet, ist Granit, Wasser und Forellen. Ein heftiger Nordwind blies in den ersten Tagen unseres Aufenthalts, und die Kälte war so scharf, daß uns dieß für Abzehrungskranke ein sehr seltsamer Ort schien. Indeß soll der Nordwind selten und das Klima äußerst mild seyn. Die Preise für Zimmer und Tafel sind, wenigstens für Spanien, sehr hoch, wenn man aber die Localität und die Schwierigkeiten des Transports betrachtet, so muß man sie wohlfeil nennen. Alles Ameublement mußte auf Maulthieren über den sehr schwierigen von Cauterets in Frankreich her gebracht werden. Dieß ist auch der kürzeste Weg, um Panticosa zu erreichen.

[1] Im vorigen Jahre hatte Nordamerika eine halbe Mißernte.

Digitized by Google

Der Fluß Wilhamette und sein schönes Thal im Lande Oregon.

(Schluß.)

Kein Land, das ich noch gesehen, gleicht der Schönheit des Thals, durch welches dieser Strom fließt. Das Thal mit Einschluß der Höhen, die zur Anlegung von guten Bauerstellen auf denselben fähig sind, hat im Durchschnitt eine Weite von wohl 60 oder 80 Miles. Die Scenerie, die man an fast jedem Theil des offnen Landes sieht, ist nicht allein schön und im hohen Grade geeignet, die Einbildung zu erregen, sondern sie ist ganz einzig.

Die Erdoberfläche bietet an manchen Stellen Aufschwellungen von ungleicher Höhe dar, die mit Gras bedeckt sind, keinen Unterwuchs von Gesträuch und Büschen haben und mit den schönsten Eichen übertüpfelt sind, welche beinahe die Einbildungskraft zu der Täuschung verleiten, daß sie gepflanzt und gepflegt würden von Menschenhand. Offenliegende Wiesen von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und die unsern westlichen Auen gar nicht ähnlich sind, sondern zu Höhen aufschwellen und dann wieder zu Thälern herabsinken, dehnen sich fort in marelischer Schönheit.

Die Gesichtszüge der Natur, wie man sie anblickt in diesem bezaubernden Thal, sind in Wahrheit schön, aber die schneebedeckten Gipfel hier und die lange Reihe von Bergen sind nicht allein schön, sondern auch erhaben. In den Monaten Mai und Junius ist jede Höhe und Tiefe mit dem üppig grünen Wachsthum bekleidet, welches den Zauber einer Scene erhöht, der die durchsichtigen Wasser des Wilhamette einen sanfteren Charakter geben zu einer Vereinigung von Gegenständen, welche eines der schönsten Bilder in der Natur erschafft.

Ich bin überzeugt, daß niemand von veredeltem Geschmack und der Gefühle besitzt, die das Studium der Natur in jeder Art und auf allen Seiten verfeinert und geläutert hat, ohne lebhafte Regungen der Freude den Charakter dieses eigenthümlichen Landschaftsbildes betrachten kann. Es ist vergleichungsweise allerdings eine Wildniß, und die Civilisation hat hier nur noch wenig Fortschritte gemacht, allein die Seele fühlt sich gehoben und der Geist erfrischt durch die Aussicht auf künftige Verbesserungen, ebenso wundersam als die ewigen Schneekuppen, auf welche der Betrachter blickt.

Der Wilhamette ist ein Strom, den die alten Dichter mit Nymphen bevölkert und im Gesang gefeiert haben würden. Seine Wasser sind durchsichtig und auf ihrem Busen gleiten voll Anmuth die mannichfaltigsten Arten von Enten, weißen Gänsen, Kranichen, Schwänen, Kropfgänsen, Unglück vorbedeutenden Taucher, und eine Menge Wasservögel in ihren vielfarbigen Anzügen, oder sie klappern mit ihren breiten Schnäbeln zwischen dem Schilf und Gras am Ufer, oder versammeln sich in großen Schaaren auf den Sandbarren.

Die Bergkette, welche die Westgränze des Thals bildet, beut eine große Mannichfaltigkeit von Höhen, welche bis zu ihren Gipfeln mit den schönsten Wäldern von immergrünen Bäumen bekleidet sind, die aus Fichten, Tannen, Schierlingstannen und verschiedenen Cederarten bestehen.

Weit weg im Osten begränzt die Präsidenten-Bergkette das Thal in dieser Richtung, viele von den Kuppen, mit den angehäuften Schnee- und Eismassen von Jahrhunderten bedeckt, sind in Sicht in demselben Augenblick und von demselben Punkt der Beobachtung. Die warme Juliussonne scheint auf sie, und sie glänzen in blendendem Weiß mitten in der Luft und in schaurigem Contrast mit den dunkeln Basaltfelsen, welche an einigen Stellen Zacken darstellen, und an andern ungeheures und verworrenes, massenhaftes Gehäuf und in noch andern schwarze und rauhe Abhänge, welche die Wolken hemmen und während unbekannter Jahrhunderte der Gewalt der Erdbeben und Stürme getrotzt haben, und noch immer fortfahren, ihre drohende und wilde Gebirgs-Erhabenheit dem Bild der lieblichen Landschaft entgegenzustellen, welche gemalt ist auf den schlafenden Wassern des schönen Wilhamette.

Viele von den Wiesen des Thals sind mehrere Miles breit, aber die kleineren, besonders jene, die man als die Twalatin-Ebenen kennt, wo Wald- und Flachland häufig abwechseln, sind die schönsten, obwohl die Aussicht beschränkter ist. Diese Ebenen variiren von einigen wenigen bis zu mehreren hundert, manchmal 2—3000 Acres. Sie sind nicht gleichförmig in ihrer Oberfläche, sondern in sanft aufgehenden und reizend grasigen Schwellungen gebrochen. Tiefe beschattete Winkel längs dem Rande des Holzes erinnern den Reisenden an die Eingänge irgendeines stillen Gewässers im Walde.

Der Raum zwischen diesen kleinen Auen ist mit einem freien Forst von hohen geraden Immergrünen bedeckt. Hier, selbst ehe die Stille der Scene unterbrochen ward von der Stimme des Auswanderers und dem Schall seiner Axt, war, wenn nicht eine Einöde, doch mindestens eine Einsamkeit, welche blühte wie die Rose, und eine Wildniß, der alles Rohe und Wilde entnommen worden. Die Baumgruppen sind so schön geordnet, die Oeffnungen so anmuthig und ungezwungen, die Gründe so frei und rein, daß es das Werk der Kunst zu seyn scheint, und die schönen Gänse sind dazu geeignet, die Einbildungskraft zu dem Glauben zu verleiten, daß sie zu irgendeinem Landgut oder einer lieblichen Ortschaft führen.

Sonach also wird man finden, daß der Wilhamette und seine Nebenflüsse eine höchst fruchtbare und reizende Gegend bewässern.

Nachrichten über Untercalifornien.

In einer Versammlung der amerikanischen ethnologischen Gesellschaft las der Secretär Bruchstücke aus einer handschriftlichen Abschrift eines officiellen Berichts über eine im August 1848 vorgenommenen Recognoscirung desjenigen Theils von Untercalifornien vor, welcher zwischen Cap San Lucas und La Paz liegt. „Wir verschafften uns alle irgend glaubwürdigen Daten über die Bevölkerung Niedercaliforniens, und schätzten dieselben auf etwa 10,000 Menschen, von denen etwa 4000 dem südlichen District von San Jose, dem, welchen wir selbst durchreisten, angehörte. Bei der Ausdehnung des Landes läßt sich leicht ermessen, daß die Bevölkerung sehr zerstreut seyn muß, was auch wirklich der Fall ist, denn man kann auf den besuchtesten Straßen dreißig (engl.) Meilen reisen ohne eine Wohnung zu finden; ja der Boden ist so unfruchtbar, und die Mittel zum Lebensunterhalt so gering, daß wir denjenigen Theil der Halbinsel, den wir selbst durchreisten, eher für zu stark als zu schwach bevölkert halten." Am Schlusse des Berichts heißt es sodann: „indem wir somit den Bericht über unsere kurze Recognoscirung in der Halbinsel beendigen, wird man vielleicht erwarten, daß wir über den Werth derselben ein Urtheil abgeben, namentlich weil es so nahe an unserem eigenen Gebiet liegt und einst in unserem Besitz war. Unsere Ansichten lassen sich hierüber sehr kurz zusammenfassen. Der District von Untercalifornien, den wir zu Lande durchreisten, wäre nie, weder als Acker- noch als Weideland, für die Vereinigten Staaten von Nutzen gewesen, und seine mineralischen Schätze wären eine mehr als zweifelhafte Quelle des Reichthums. Der Nutzen Niedercaliforniens für die Vereinigten Staaten würde darin bestehen, Häfen für den Schmuggelhandel zu erhalten, und ob dieser Vortheil ein Ersatz wäre für den Verlust an öffentlicher Sittlichkeit und Redlichkeit, das ist eine Frage, die wir den Staatsmännern und Gesetzgebern überlassen; wir mußten uns darauf beschränken, so genau wie möglich unsere Erfahrungen und Erkundigungen niederzulegen."

Bau von Schiffen in Nordamerika. Nach dem officiellen Bericht wurden in dem Jahre Julius 1848/49 im Umkreis der Vereinigten Staaten 1542 Schiffe zu einer Gesammtlast von 250,571 Tonnen gebaut, darunter nicht weniger als 208 Dampfboote. Die meisten Schiffe baut der Staat Maine 344, dann Newyork 265, Pennsylvanien 197, Maryland 152. Auch in der Tonnenzahl ist Maine der Staat, welcher am meisten liefert, nämlich 82,256. Dagegen baut Pennsylvanien die meisten Dampfboote, nämlich 63, dann folgt Ohio mit seinen 44 und Kentucky mit 34. (Shipp. Gaz. 24 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1, und Umschlag zum Monat Januar.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

34ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Aus dem Morgenlande. 1. Abstecher nach Neapel; das Amphitheater des alten Capua; das moderne Capua; Caiti; Teano; die erloschenen Vulcane von Rocca-Monfina; Sessa; eine neapolitanische Post; Carruncer und Gevicinar; ein Jahrmarkt in einem Olivenwalde. Nr. 1—8. — Die amerikanische Forschungsfahrt auf dem Jordan und dem todten Meer. Nr. 1—5. — Die Moplahs in Indien. Nr. 2. — Der Credit in America. Nr. 3. — Palaszky und der Föderalismus. Nr. 4. — Die Vegetation am obern Indusfluß. Nr. 5. — Rosakier und Kalarier. Nr. 6. — Die Parteien in England. Nr. 7. — Die Bewohner der Pitcairn-Insel. Nr. 7. 8. — Reiseskizzen aus Georgien. 1. Tiflis. Nr. 9—11. 2. Die Bevölkerung von Tiflis; die georgischen Frauen. Nr. 19—21. — Briefe aus Südaustralien. Nr. 9—14. — Ein Ritt über die Insel Madeira. Nr. 10. — Die Liu-kiu-Inseln. Nr. 11. — Drawitza, Centralpunkt der Banater Bergwerke. Nr. 12—17. — Die Klöster im Morgenlande. III. Ruinen eines Klosters zu Lerben; das weiße Kloster Nr. 12. 13; IV. Das Kloster St. Sabba. Nr. 21. 22. V. Die Klöster Barlaam, Hagios-Stephanos, Hagia-Triada und Meteora. Nr. 23—25. — Die Capitulationen in der Türkei. Nr. 13. — Das Hinsterben junger Stämme im nordwestlichen Gebiet von Nordamerika. Nr. 14. — Der Tempel zu Hosso Sohker. Nr. 15. — Neuentdeckte Alterthümer in Rom. Nr. 16. — Die Insel Labuan und der Handel mit Borneo. Nr. 16. 17. — Die neue afrikanische Expedition. Nr. 17. — Die amerikanische Präsidentenbotschaft. Nr. 18. 19. — Ein Wegweiser für Reisende und Auswanderer nach Californien zu Wasser. Nr. 18—20. — Zwei Abende in Calcutta. Nr. 20. — Das spanische Amerika in Bezug auf deutsche Auswanderungsverhältnisse. Nr. 21. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 4. Westwärts von Constantine. Nr. 22—25. — Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs. Nr. 23. — Der große See in Südafrika. Nr. 24. — Gesellschaftliches Leben in Calcutta. Nr. 25. 26. — Das Kloster San Juan de la Penna. Nr. 26. — Der Fluß Withlacoochee und sein schönes Thal. Nr. 26. 27. — England vor der Parlamentseröffnung. Nr. 27.

Kleinere Mittheilungen.

Die Rechnung nach Zwanzigen bei den Mexikanern. Nr. 1. — Sammlungen im englischen Amt der Staatsschriften. ibid. — Ueber den Fall des [illegible]. Nr. 2. — Geographische Eintheilung der Indianer im nördlichen Nordamerika. Nr. 3. — Nachricht von Layards Reise. ibid. — Schmetterlingsblume. ibid. — Astronomisches Phänomen. Nr. 4. — Die Sklaven in Surinam. Nr. 5. — Die Abschaffung der Sklaverei in Californien. ibid. — Bemerkenswerthes Meteor in Jaroslaw. Nr. 6. — Beabsichtigte Expedition zur Aufsuchung von Sir J. Franklin. ibid. — Angebliche Entdeckung des Binnensees im südlichen Afrika. ibid. — Verbindung über Panama mit Australien. Nr. — Etwas über Japan. Nr. 8. — Ueber Richardsons Reise in Innerafrika. ibid. — Bevölkerung und Eisenbahnen in Wales. Nr. 9. — Hunde in Frankreich. ibid. — Die Pariser Nationalgarde. Nr. 10. — Die belgische Handelsflotte. ibid. — [illegible] Nr. 11. — Freierklärung der Landenge von Panama. Nr. 12. — Mohammed Ali's Geburtsort. Nr. 13. — Ueber Entblößungskrater. Nr. 14. — Colombo. Nr. 15. — [illegible] ibid. — [illegible] Nr. 16. — [illegible] ibid. — [illegible] Nr. 17. — Neue assyrische Marmorbildwerke in London. ibid. — Hinneigung [illegible] zu Nordamerika. Nr. 18. — Der Kaiser von Marocco und sein weißes Roß. Nr. 19. — Etwas über die Juden in der Berberei. Nr. 20. — Englands Weg nach Australien. ibid. — Der Marmor von Carrara. Nr. 21. — Der neue Westminster-Palast. Nr. 22. — Der Kanonenstempel in England. ibid. — Alterthümer in Centralamerika. Nr. 23. — Die Architektur Südindiens. Nr. 24. — Merkwürdiges altes Grab in Frankreich. ibid. — Schoolcrafts Forschungen über die Indianerstämme Nordamerika's. Nr. 25. — Merkwürdige Erfindung hinsichtlich der Uebertragung von Bildern. Nr. 26. — Entdeckung reicher Kupferminen in Neuwales. ibid. — Skelett eines Mastodon angusticens. ibid. — Merkwürdige Beobachtungen über atmosphärische Elektricität. ibid. — Eine Wanderung nach dem Bad von Panticosa. Nr. 27. — Etwas über Niedercalifornien. ibid. — Schiffbau in den Vereinigten Staaten. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Februar.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. 1 Februar 1850.

Skizzen aus dem chinesischen Archipel.

(Aus Fortune's: Wanderings in China.)

1. Tschusan.

Die große und schöne Insel Tschusan ist 20 (engl.) Meilen lang, 10 bis 12 Meilen an ihrer breitesten Stelle breit und hat eine vortreffliche Bucht. Wenn man Tschusan sich nähert, so genießt man einen malerischen Ueberblick über die vielen in allen Richtungen umher zerstreuten Inseln, auf welchen herrliche Berge ragen und fruchtbare Thäler sanft hinab sich ziehen bis zum Meere. Die Insel Tschusan selbst mit ihren Bergketten, Thälern und Schluchten hat einige Aehnlichkeit mit dem schottischen Hochlande. Am Ende jedes Thals führen Bergpässe in das Innere der Insel und alle Thäler sind fruchtbar und schön, umgeben von Bergen, welche theils mit Bäumen bedeckt, theils cultivirt sind; aus dem einen Thale gelangt man in das andere, das eben so fruchtbar, von eben so reicher Vegetation und von klaren Bergströmen bewässert ist. So kann der Reisende die ganze Insel kennen lernen, indem er durch die Thäler und über die Bergpässe wandert, bis er zuletzt am Rande des Oceans steht, welchen er auf seiner Reise gar oft in Durchblicken geschaut hat. Die Hauptstadt Tinghai, im Kriege zweimal von den englischen Truppen erobert, ist nur klein, in Vergleichung mit den andern fünf Hafenstädten, wo jetzt Fremde Handel treiben dürfen, denn sie hat nur einen Umfang von drei (engl.) Meilen, keine bedeutenden Vorstädte, und nur etwa 26,000 Einwohner.

Da ich Tschusan häufig besucht habe und in allen Jahreszeiten, so lernte ich dessen Boden, Erzeugnisse und Flora genau kennen. An den Bergen besteht der Boden aus einem fruchtbaren kiesigen Lehm, in den Thälern ist der Boden zäher, weil er hier mit weniger Pflanzenstoffen gemischt ist und fast unausgesetzt unter Wasser steht. Hier findet sich auch Granit, der früher unbezweifelt eben so nackt und kahl war, als die Granitfelsen im Süden der Insel, aber jetzt durchgängig mit Erde und Vegetation bedeckt ist. Sämmtliche Thäler und Bergabhänge sind angebaut, erstere mit wildem oder Sumpfreis (paddy) und letztere mit süßen Kartoffeln. Im Frühling und Anfang des Sommers baut man auf dem höher liegenden Boden Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen und Mais, denn das niedrige Land ist für diese Früchte zu naß. Baumwolle wird gleichfalls dort gebaut, aber in geringer Menge, und von den kleinen Landbesitzern zu eignem Gebrauche verarbeitet. Die Silberbrennnessel (Urtica nivea) welche 3 bis 4 Fuß hoch wild wächst und cultivirt wird, dient dazu, um aus den starken Fibern ihrer Rinde Schnüre und Taue zu machen, und aus ihren feinen Fibern soll, wie man sagt, das feine sogenannte chinesische Grastuch (das dem Battist ähnlich ist) verfertigt werden. Eben so werden aus den Fibern der Blätter einer Palmenart, welche an den Bergen von Tschusan cultivirt wird, gute Stricke gemacht; indeß ist alles hier verfertigte Tauwerk doch nicht so stark und dauerhaft als das aus Manillahanf gemachte. Aus den Blättern derselben Palme machen die Einwohner Kleider und Regenhüte, und so komisch sie auch in dieser Tracht aussehen, so schützt diese doch gegen Wind und Regen.

Nach Beendigung der letzten jährlichen Reisernte wird der Boden umgepflügt und für härtere Gewächse, als Klee, chinesisches Oelgewächs und andere Kohlarten gedüngt. Der Klee wird auf künstlich erhöhten Feldern ausgesäet, um ihn vor dem Wasser zu schützen, das im Winter oft die Thäler überschwemmt. Als ich bei meinem ersten Besuche in Tschusan so viele große Kleefelder sah, wußte ich nicht zu errathen, wozu sie dienen konnten, weil die Chinesen das wenige Vieh, welches sie zu ernähren haben, leicht von dem Grase an den Wegen und Bergabhängen durchfuttern konnten, bis ich denn auf meine Nachfrage erfuhr, daß sie den Klee fast nur zum Dünger bauten. Uebrigens werden die großen jungen Kleeblätter von den Chinesen als Gemüse verspeist. Das Oelgewächs (Brassica chinensis, eine Kohlart), aus dessen Samen Oel gepreßt wird, wird in dieser Gegend von China in beträchtlicher Menge gebaut. Die wichtigsten chinesischen Ackerbauwerkzeuge sind ihr kleiner einfacher, von Ochsen und Büffeln gezogener Pflug und ihr berühmtes Wasserrad, wodurch ungeheure Wassermassen mit Leichtigkeit gehoben und über die Reisfelder verbreitet werden.

Die Flora von Tschusan und auf dem ganzen Festlande dieses Theils der Provinz Tsche-kiang ist von der Flora im Süden China's sehr verschieden, denn hier sind fast alle tropischen Gewächse verschwunden und man findet nur solche, die in den gemäßigten Klimaten anderer Weltgegenden wachsen. Hier fand ich zuerst die schöne Glycine Sinensis wild wachsend an den Bergen und besonders verschiedene Azaleen, Rosen, Geißblatt, und unzählige andere Blumen und blühende Gesträuche. In den Thälern von Tschusan sieht man in Menge den Talgbaum (Stillingia sebifera), aus dessen Samen jährlich eine große Quantität von Talg und Oel gezogen wird, den Kampherbaum, der hier aber nicht benutzt wird, die Theestaude (Thea viridis), verschiedene Bambusrohrarten, die chinesische Fichte (Cunninghamia sinensis) nebst andern einheimischen Nadelholzbäumen, Cypressen, Wachholdersträuche u. s. w.

Tschusan ist sehr arm an Obst und erzeugt nur zwei eßbare Früchte, die Kam-quat, eine kleine Orange von der Größe

Digitized by Google

einer Stachelbeere, und die Thang-mai, eine scharlachrothe Frucht der Erdbeere ähnlich, aber mit einem Stein wie die Pflaume.

Die Bewohner von Tschusan sind ruhige und gutmüthige Leute und besser als ihre Landsleute im Süden von China. Man kann sie in drei Classen eintheilen, Ackerbauer, Handelsleute und Mandarinen oder Beamte. Der Handel von Tinghai und der andern Städte der Insel scheint hauptsächlich in Lebensmitteln und Kleidung zu bestehen, und war während der Anwesenheit der brittischen Truppen sehr blühend. Früchte und Gemüse wurden in großer Menge vom Festlande gebracht, Fische gab es reichlich, ein gutes Schaf kostete etwa 3 Piaster, und die Chinesen überwanden ihre religiösen Vorurtheile so weit, daß sie Schlachtochsen zu 8—12 Piaster das Stück lieferten. Es war überhaupt zum Erstaunen, wie rasch sie den englischen Lebensgewohnheiten folgten und alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen im Stande waren. Sehr bald war Brod auf englische Weise gebacken in den Läden zu kaufen, und fertige europäische Kleidungsstücke waren überall zu haben, denn von allen Seiten strömten Schneider herbei und verdienten vieles Geld, obwohl ihre Waaren sehr billig waren. Unzählich waren die Läden von chinesischen Kunstgegenständen und Seidenzeuge konnte man hier billiger und schöner als in Canton kaufen; ganz besonders schön gearbeitet war ihre Stickerei, und bald machten sie gestickte Shawls und Schürzen, wie englische Damen solche tragen. Da die Krämer in Ting-hai glaubten, daß ein englischer Name auf ihren Schildern nothwendig für ihren Handel und Credit sey, so war es lustig genug auf einem Spaziergange durch die Straßen die englischen Adressen zu lesen, welche sie auf Rath und Anweisung unserer Soldaten und Matrosen angenommen hatten. Hier lautete die Adresse: „Stulz, Kleidermacher aus London", dort: „Buckmaster, Kleidermacher der Armee und Flotte" oder: „Dominie Bobbs, der Gewürzkrämer", „Squire Sam, Porcellanhändler"; viele nannten sich Handwerker „Ihrer Majestät" und einer „Schneider Ihrer allergnädigsten Majestät der Königin Victoria und Seiner k. Hoheit des Prinzen Albert mit deren Erlaubniß." Dabei baten sie alle ihre Kunden um schriftliche Zeugnisse, und darin stand begreiflich viel schlechter Witz und Lächerlichkeiten. Die armen Chinesen waren hinsichtlich dieser Zeugnisse ihrer Sache nie ganz sicher, weil sie oft damit von den Ausstellern angeführt wurden und zeigten solche deßhalb stets ihren andern Kunden mit der Frage in gebrochenem Englisch: „was spricht das Papier? gut so?" Da hieß es dann wahrscheinlich: „O, ja Foki, das ist wohl gut, aber wenn man es ein bißchen abändert, so wird es noch besser." Nun läuft der arme Foki hin und bringt eine Feder, und das Zeugniß wird „ein bißchen" abgeändert, aber ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es nun noch zehnmal lächerlicher lautet, als vorher.

Fast alle Chinesen, die mit den Engländern in Berührung kamen, verstanden etwas englisch, und da sie auch einige Worte Portugiesisch, Malayisch und Bengalisch können, so mischten sie bald alle diese Sprachen zusammen und machten daraus eine neue Sprache, welche der größte Sprachforscher nur mit großer Mühe entwirren könnte. Das lustigste dabei war aber, daß sie sich einbildeten, ihr Mischmasch sey das beste Englisch.

Die Fremden auf Tschusan wurden von den Chinesen in drei Classen eingetheilt, in Mandarinen oder wie sie sagen: Mandali, Sienfengs und E-says. Zu der ersten Classe rechneten sie alle englischen Beamten, Land- und Seeofficiere und nannten die höhern: Bulla-Bulla-Mandalis und die subalternen: Tschotta-Tschotta Mandalis, mit verdorbenen Worten der Hindusprache, welche: sehr groß und sehr klein bedeuten; die Kaufleute wurden mit dem Titel: Sienseng begrüßt, und Soldaten, Matrosen und Diener hießen bei ihnen E-says. Das Wort: Mandarin, ist kein chinesisches, sondern von jeher von den Portugiesen in Macao und auch von den Engländern gebraucht, um damit einen chinesischen Beamten zu bezeichnen. Dagegen ist Sieng-seng chinesisch und bedeutet: Meister oder Lehrer, und das Volk will mit diesem Titel seinen Respect ausdrücken; aber E-say ist ein neues Wort, aus den englischen Worten I say oder Ay say (Ich sage oder Sag mal) nebst andern, welches die Chinesen beständig von den Soldaten und Matrosen ausrufen hörten, und woraus sie schlossen, daß die untern Classen der Engländer so genannt würden. Sehr oft hörte man Chinesen unter einander fragen, ob der oder jener Engländer ein Mandarin, ein Siengseng oder nur ein Esay sey.

Unter den Bewohnern von Tschusan sind Hautkrankheiten nicht so häufig wie im Süden von China, wahrscheinlich wegen des gesundern Klima's, dagegen aber leiden sie sehr an Augenkrankheiten und Blindheit. Diese entstehen wohl unbezweifelt durch die Manipulationen der chinesischen Barbiere, welche, nachdem sie den Kopf ihres Kunden kahl geschoren haben, dessen Augen kitzeln und in dessen Ohren bohren, und davon ist dann Blindheit und Taubheit die Folge. Wahrscheinlich kommt es von diesem Verfahren der Barbiere, daß bei vielen die Augenwimpern nach Innen wachsen und indem sie den Augapfel reiben, Augenentzündungen erzeugen.

Viele Einwohner von Tschusan und den benachbarten Inseln erwerben ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie Seesalz machen, indeß weiß ich nicht ob sie es läutern können. Eine der größten Sehenswürdigkeiten in Tschusan ist ein alter Chinese, welcher in jedem Frühling Tausende von Enteneiern durch künstliche Wärme ausbrütet und viele Besuche von Officieren und andern Fremden erhielt. Er wohnt in einem Thale, nördlich von der Stadt Tinghai, und an einem schönen Maimorgen machte ich einen Spaziergang zu ihm. Er empfing mich mit ächtchinesischer Höflichkeit, bat mich Platz zu nehmen und bot mir Thee und seine Pfeife an, wie in dem Hause eines Chinesen stets geschieht und Landessitte ist. Die chinesischen Hütten sind durchgängig elende Gebäude von Erde und Steinen aufgeführt, mit feuchten Fußböden, kaum gut genug für das Vieh, und meines neuen Freundes Wohnung machte keine Ausnahme von der Regel. Die Wände waren nicht dicht, die knarrenden Thüren schlossen nicht, die Papierfenster waren schmutzig und zerrissen; Enten, Gänse, Hühner, Hunde und Schweine trieben sich in und vor dem Hause umher und hatten anscheinend gleiche Rechte dort mit ihren Herren. Außerdem befanden sich dort die Kinder, Enkel und vielleicht auch Enkelkinder des Alten, und bildeten eine bunte Gruppe, deren geschorne Köpfe, lange Zöpfe und sonderbare Tracht ein vortreffliches komisches Genregemälde gegeben haben würde. Das Brütehaus neben der Hütte war eine Art von langen Schoppen mit Erdwänden und dichtem Strohdache und drinnen befanden sich an der einen Längenseite und an den beiden schmalern Seiten Reihen von Körben aus Stroh geflochten und mit Lehm dick beklebt, damit sie nicht in Brand gerathen. In jedem Korbe liegt ein Ziegelstein, oder vielmehr dieser bildet den Boden des Korbes, unter welchem ein kleiner Herd ist, dessen Feuer den Ziegel heizt. Ein Deckel von Stroh, welcher genau paßt, bedeckt den Korb während des Ausbrütungsprocesses. In der Mitte des Schoppens sind Reihen großer

Digitized by Google

Bretter übereinander befestigt, worauf die Eier gelegt werden, Nachdem die Eier in den Korb gelegt sind, wird durch das darunter angezündete Feuer eine gleichmäßige Hitze im Korbe erzeugt, welche, so viel ich mit Hülfe eines Thermometers beobachten konnte, von 95° bis 102° F. beträgt, aber gewiß beträchtlich variirt, weil die Chinesen die Hitze nach ihrem bloßen Gefühl reguliren. Wenn die Eier vier oder fünf Tage lang in dieser Temperatur sich befunden haben, so werden sie einzeln und vorsichtig aus dem Korbe genommen und nach einer Thür gebracht, in welcher Löcher gebohrt sind, jedes fast von dem Umfange der Eier. Die Chinesen halten die Eier vor diese Löcher und sehen durch ob die Eier gut sind oder nicht; letztere werden weggelegt und erstere wieder in ihren Korb gebracht, wo sie wieder 9 bis 10 Tage brüten, dann werden sie auf die Bretter gelegt und ohne Erwärmung durch Feuer mit Baumwolle und Decken zugedeckt, unter welchen nach etwa 14 Tagen die kleinen Enten ihre Eischalen zerbrechen. Auf den Brettern können viele Tausende von Eiern liegen, und wenn die kleinen Enten zum Vorschein kommen, so daß der ganze Schoppen lebendig wird, so ist das ein sehr interessantes Schauspiel. Die Chinesen in der Nachbarschaft, welche die jungen Enten aufziehen, wissen immer genau den Tag, wann solche transportirt werden können, und zwei Tage später, nachdem die kleinen Thiere aus dem Ei gekrochen, sind sie sämmtlich verkauft und werden fortgeschafft.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Nach dem Englischen frei erzählt von H. Fr. Oswald.)

Bekanntlich gehört das Mittelland des nördlichen Amerika, das weite, trockene, wasserlose und unfruchtbare Becken, welches die üppige, gesegnete Küstenlandschaft des stillen Oceans von dem Quellgebiete des Mississippi trennt, zu den noch am wenigst bekannten Theilen des neuen Continents, und wurde bis auf die neueste Zeit fast nur von abgehärteten Trappern und Pelzjägern, diesen rauhen Boten der Cultur und Civilisation, besucht, deren abenteuerliche Erzählungen von den Gefahren und Beschwerden die sie zu bekämpfen gehabt, häufig an das Unglaubliche gränzten, aber durch die auf Veranlassung der nordamerikanischen Regierung unternommenen Reisen des Obersten Fremont bestätigt wurden.

Fremont war so glücklich die zahlreichen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden; er erfuhr also nicht alle die Schrecken, welche die öde Landschaft birgt, von der hier die Rede. Wohl aber enthüllen sich diese in einem schauerlichen Gemälde, dessen Gegenstand die Reise einer Privatgesellschaft bildet, welche im Jahr 1846 von dem Staate Missouri aus über das Felsengebirge die Goldregionen Californiens zu erreichen suchte, und in ihrer Mitte nicht nur die fürchterlichsten Leiden, sondern auch die Verbrechen der durch Verzweiflung aufgestachelten, menschlichen Leidenschaften wüthen sah.

Die Gesellschaft, von der wir erzählen, war Ende Julius 1846 beim Fort Bridger am Westabhang der Felsengebirge angelangt, schlug aber auf Veranlassung eines gewissen Hrn. Hastings statt der gewöhnlichen Richtung durch das Thal des Weberflusses über den Südpaß (Southpaß) und Fort Hall einen neuen Weg ein, wo es angeblich Wasser und Gras im Ueberfluß geben sollte. Die Karawane bestand aus folgenden Familien: Reed mit vier Kindern; Donner mit sieben Kindern; Brinn gleichfalls mit sieben Kindern; Pike, zwei Kinder; Foster, ein Kind; Kiesburg, ein Kind; Mc' Kutchern, ein Kind; Eddy, zwei Kinder; ferner aus der Wittfrau Murphy mit fünf Kindern, und aus den Männern James, Dolan, Schuhmacher, Denton, Stanton, Elliot, Smith, Hardcoop, Rianhard, Spitzer, Baptiste, Antonio, Herring, Hallerin, Burger und Williams. Von diesen wurden die HH. Reed, Stanton und Pike zur Untersuchung des Wegs abgeschickt, aber nach Verlauf von acht Tagen kehrte Reed mit der Nachricht zurück, daß seine beiden Gefährten verloren gegangen seyen, er aber den Weg tauglich gefunden habe. Man trat demzufolge die Weiterreise an, traf aber schon am zweiten Tag auf ein Espen- und Weidengehölz, durch das ein Weg geöffnet werden mußte, was einen ganzen Tag hinwegnahm. Von hier gelangten sie in das Thal des Utahflusses, und waren hier abermals genöthigt sich einen acht Meilen langen Pfad durch dichtverwachsenes Unterholz zu hauen, zu welcher beschwerlichen Arbeit sie volle acht Tage brauchten. Während der Zeit hatte sich die Gesellschaft durch die zehn Köpfe starke Familie Graves und die HH. Fosdick und Snyder vermehrt, und am neunten Tage trafen auch wieder die verloren geglaubten HH. Stanton und Pike ein. Diese berichteten, daß man im Thal hinab nicht weiter reisen könne, sondern den Weg über eine niedere Hügelreihe in ein benachbartes Thal einschlagen müsse. Dabei hatten sie wieder fünf Tage zu thun, um sich einen Weg durch das Gebüsch zu bahnen, und erst am siebenten Tag kamen sie wieder in das fruchtbare Utahthal, in welchem sich eine Ansiedelung der Mormonen befindet. Auf diese Art hatten sie, um vierzig (engl.) Meilen zurückzulegen, dreißig Tage gebraucht.

Am 3 September setzten sie ihre Reise um die Südseite des großen Salzsees herum fort, und lagerten am Abend auf der Südostseite desselben.

Zwei Tage später starb Hr. Hallerin an der Auszehrung und wurde alsbald begraben, wodurch wieder ein Tag verloren ging. Am Abend des 6 September lagerten sie an einem Platz, dem sie den Namen „Zwanzig Quellen" gaben, weil sie hier diese Anzahl natürlicher kalter Quellen fanden, von denen einzelne über siebenzig Fuß tief waren, während der Durchmesser von sechs Zoll bis neun Fuß wechselte. Doch floß keine über, und merkwürdigerweise war der Boden am Rand des Wassers nicht nur hart und trocken, sondern die Wasserbehälter füllten sich augenblicklich wieder, wenn man sie ausgeschöpft hatte; dieselbe Naturerscheinung bot sich ihnen am nächsten Lagerplatz dar, wo sie am 8 September blieben, um ihr Vieh ausruhen zu lassen und den nöthigen Vorrath an Gras und Wasser zu sammeln, da ein hier gefundener Brief des Hrn. Hastings sie in Kenntniß setzte, daß sie erst nach zwei Tagen und Nächten einer beschleunigten Reise beides wieder treffen würden. Dieß bewahrheitete sich auch, und erst am Morgen des 12 September, nachdem die große Salzebene durchzogen war, fand Hr. Eddy am Fuß eines am Westrande der Ebene gelegenen Berges eine schöne Quelle, wohin nun das Zugvieh, mit Zurücklassung der Wagen, getrieben wurde. Es dauerte bis zum 15ten, ehe die ganze Karawane wieder beisammen und reisefertig war. Sechsunddreißig Stücke Zugvieh waren umgekommen, die meisten Ochsen krank und erschöpft, und einige Wagen mit sammt ihrem Inhalt verloren gegangen, denn die Atmosphäre war so trocken, daß alles Holz zusammenschrumpfte und kaum vor dem Auseinanderfallen bewahrt werden konnte.

Jetzt schon hatte sich Angst und bange Sorge der Gemüther bemächtigt und viele Familien waren bereits völlig erschöpft. Fern von aller Hülfe waren sie schutzlos in einem wilden, unfruchtbaren Lande, rings um von feindselig gesinnten Indianern bedroht, ohne alle Kenntniß des Wegs, der vor ihnen lag. Aber über die Wüste nach Bridgers Fort zurückzukehren war unmöglich, und es blieb ihnen nichts übrig als ihre Reise fortzusetzen, mit so vieler Gefahr dieß auch verbunden war.

Dieß geschah denn auch am Morgen des 16 September, an welchem Tage sie einen heftigen Schneesturm auszuhalten hatten. An den beiden folgenden Tagen fanden sie wiederum kein Gras und Wasser, wodurch abermals einige Stück Zugvieh umkamen. Es mußten deßhalb mehrere Familien zusammen einen Wagen nehmen, und was von den Geräthschaften nicht aufgeladen werden konnte, wurde vergraben. Am 19 September überschritten sie eine niedere Hügelreihe und gelangten von da in ein schönes und fruchtbares Thal, das sie „Fünfzig Quellen" nannten, nach der Zahl der natürlichen Wasserbehälter die sie hier vorfanden. Einige davon waren warm, einige lau, viele aber kalt und andere etwas salzig; sie sahen hier mehrere Hundert Indianer, welche sich als friedlich erwiesen und noch nie mit Weißen zusammengetroffen zu seyn schienen. Auch fanden sie viele Antilopen und Felsengebirgschafe, von denen sie einige ohne viele Mühe tödteten. Drei Tage lang reisten sie in südlicher Richtung das Thal hinab, wobei sie etwa 50 Meilen zurücklegten.

Digitized by Google

Am Morgen des 23 September verließen sie es und überstiegen eine niedere Bergreihe, kamen dann in ein anderes fruchtbares Thal, das, gleich den übrigen, nur am Westabhange der einschließenden Berge Quellen hatte, reisten dann drei Tage lang nördlich, und hierauf zwei Tage nordwestlich, so daß sie in neun Tagen etwa 30 Meilen in westlicher Richtung zurückgelegt hatten. Am Abend des 28 September lagerten sie am obern Ende einer in das Thal des Mary oder Ogdensflusses führenden Schlucht; sie sahen zahlreiche Haufen Indianer im Zustande vollkommener Nacktheit, welche jedoch nicht zu ihnen herankamen. Am 30sten betraten sie nach einer 16 Meilen langen Fahrt das Thal des Maryflusses und stießen auf die vom Fort Hall herführende Straße. Einige Indianer, welche sich im Lager einfanden, gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie noch etwa 200 Meilen von der Mündung des Flusses entfernt seyen. Bis zum 5 October zogen sie am Ogden hin, von Indianern häufig bestohlen und nicht selten auch durch Pfeilschüsse beunruhigt. An diesem Tage brach zwischen Snyder und Reed wegen einer geringfügigen Ursache Streit aus, und als letzterer von ersterem einen Schlag mit dem Peitschenstiel erhielt, stach er ihn mit dem Messer zusammen, worauf Kiesburg der Gesellschaft vorschlug ihn aufzuhängen; diesem widersetzten sich aber die mit Feuergewehren wohlbewaffneten Freunde Reed's, und es drohte in dem kleinen Wanderstaate ein blutiger Bürgerkrieg auszubrechen, der nur dadurch verhindert wurde, daß Reed sich von der Gesellschaft trennte. Am 7 October wurden auf Eddy und Pike, während sie jagten, mehrere Pfeile abgeschossen; überhaupt legten die Indianer eine sehr feindselige Gesinnung an den Tag. Am Abend desselben Tags wurde auch Hr. Hardcoop, ein Belgier, vermißt, der, seit mehrern Tagen krank, auf Kiesburg's Wagen nachgeführt worden war. Kiesburg sagte, er wisse nicht was aus ihm geworden sey; da man aber irgendein Verbrechen fürchtete, so wurde ein Reiter ausgeschickt um den alten Mann zu suchen, den er auf fünf Meilen weiter rückwärts fand. Hardcoop sagte aus, Kiesburg habe ihn aus dem Wagen geworfen, damit er auf diese Weise umkomme; dieß geschah auch wieder am folgenden Tag, worauf der alte, sechzigjährige, durch die Beschwerden der Reise völlig erschöpfte und zudem noch kranke Mann Hrn. Eddy bat, er möchte ihn in seinem Wagen aufnehmen, da er unmöglich zu Fuß weiter kommen könne. Hr. Eddy erwiederte, sie befänden sich eben im Sand; wenn er aber etwas vorausgehe bis sie wieder festen Boden hätten, so wolle er thun was er könne. Hardcoop erklärte sich damit einverstanden, fehlte aber als man mit Einbruch der Nacht lagerte. Einige Jungen welche das Vieh trieben, wollten ihn zuletzt ganz erschöpft und halb ohnmächtig unter einem Artemisiastrauch sitzen gesehen haben; seine Füße waren zu der Zeit schon so angeschwollen, daß sie aufbrachen. Eddy, welcher vor Mitternacht die Wache hatte, machte ein großes Feuer an, um dem alten Mann damit den Lagerplatz anzuzeigen. Die Nacht war sehr kalt, aber als der Morgen graute, war der unglückliche Hardcoop noch nicht da. Die HH. Reed, Elliot und Eddy baten nun Kiesburg den Greisen aufzusuchen, was er jedoch auf höchst herzlose und unmenschliche Weise abschlug. Da niemand außer Brinn und Graves Pferde hatte, auf denen er hätte herbeigeschafft werden können, so wendeten sie sich an Brinn, der jedoch erwiederte, es sey unmöglich und man müsse ihn eben umkommen lassen. Man stellte hierauf das gleiche Ersuchen an Graves, der zur Antwort gab, er werde nicht seine Pferde tödten um Hardcoop's Leben zu retten, er möge nur sterben. Ferner fügte er zornmüthig bei: man solle ihn in Ruhe lassen und nicht mehr mit der Sache behelligen. Elliot, Pike und Eddy erboten sich nunmehr zu Fuß zurückzugehen, welchem Anerbieten sich jedoch die Gesellschaft widersetzte, indem sie erklärte nicht auf sie warten zu wollen. Da sie sich in einem feindseligen Indianerlande befanden, so waren sie gezwungen von ihrem Vorhaben abzustehen und mit ihren Gefährten die Reise fortzusetzen. Im Laufe des 9 October machten sie wiederholte Versuche, die HH. Brinn und Graves zu vermögen zurückzureiten, waren aber damit nicht glücklicher denn am Tag zuvor. Solchergestalt in allen ihren Bemühungen zurückgewiesen und entmuthigt, sahen sie sich endlich in die traurige Nothwendigkeit versetzt jede Hoffnung aufzugeben und ihren unglücklichen und erschöpften Reisegefährten eines elenden Todes sterben zu lassen. Hardcoop war von Antwerpen in Belgien, seines Handwerks ein Fleischer, und hatte in seiner Vaterstadt einen Sohn und eine Tochter zurückgelassen. Er war nach den Vereinigten Staaten gekommen um das Land kennen zu lernen, besaß in der Nähe von Cincinnati im Staate Ohio eine Farm und beabsichtigte von Californien aus dahin zurückzukehren, seinen Grundbesitz zu verkaufen und nach Antwerpen zurückzukehren, um den Abend seines Lebens bei seinen Kindern zu verbringen.

Am folgenden Tag wurden Graves sämmtliche Pferde von Indianern gestohlen, und am 11 October ging eine große Zahl Rindvieh auf gleiche Weise verloren. Das Thal des Ogdenflusses bot wenig Gras und nur schlechtes Wasser. Von Brinn verlief sich ein schönes Pferd und blieb im Moraste stecken; er bat Eddy ihm es herausholen zu helfen, wessen sich dieser weigerte, indem er auf Hardcoop verwies. Am 12ten lagerten sie an der Ausmündung des Ogden. Die Indianer tödteten ihnen wieder über 30 Stücke Rindvieh, so daß mehrere Wägen mit sammt ihrem Inhalt zurückgelassen und vergraben werden mußten; dieses Geschäft verrichteten Wolfinger, Rianhard und Spitzer. Erst nach drei Tagen kamen die beiden letztern wieder zur Karawane am Truckenfluß und sagten aus, die Indianer seyen von den Bergen herabgekommen, hätten Wolfinger getödtet, sie von den Wägen weggetrieben und diese verbrannt, nachdem sie den Inhalt geraubt. Wolfinger hatte eine große Summe Geldes bei sich, und Rianhard bekannte später, kurz vor seinem Tode, jener sey nicht auf die angegebene Weise gestorben; seine beiden Gefährten hatten ihn aus Habsucht umgebracht, starben aber kurz darauf den Hungertod. Der Mangel an Lebensmitteln war jetzt nämlich schon so drückend, daß am 12 October die letzten Bissen der mitgenommenen Vorräthe aufgezehrt wurden, und sie von nun an lediglich auf die Jagd angewiesen waren, um ihr Leben zu fristen. Die Indianer lagerten auf den benachbarten Hügeln, waren jedoch nicht zu bewegen herabzukommen, sondern spotteten lediglich des Unglücks der Weißen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Cerigo enthält etwa 12,000 Einwohner, meist Landbesitzer und Landbauer, da aber das Land zu ihrem Unterhalt nicht hinreicht, so wandert jährlich ein Theil nach Kleinasien, dem griechischen Continent oder nach Candia. Die Insel hat keinen eigenen Handel und auch keinen sichern Hafen, daher auch nur einige kleine Schiffe. Ihre Erzeugnisse sind Getreide, Oel und Wein, von welche beiden letztern eine geringe Menge ausgeführt wird. Die Stadt Cerigo hat etwa 1500 Einwohner, fünf Schulen des gegenseitigen Unterrichts und zwei höhere Schulen. Im Vergleich zu seinen geringen Hülfsmitteln macht Cerigo rasche Fortschritte in Civilisation und Verfeinerung. Der Alterthümer sind wenig und sie sind auf Paläocastren und Paläopoli beschränkt. Das wichtigste sind einige Münzen mit einem Kopf auf der einen und einer Taube auf der andern Seite mit den Buchstaben ΚΥΘ, wahrscheinlich Kythera, denn auf dieser Insel war einst eine phönicische von Thucydides und Xenophon erwähnte Colonie, welche vermuthlich die Verehrung der assyrischen Venus mitbrachte. Unter den Zeugnissen hierüber führt Hr. Giov. Calucci, — dieß ist der Verfasser dieser Mittheilung, — auch ein viereckiges Siegel auf mit Charakteren ähnlich denen auf gleichen Gegenständen, die man aus Syrien und Mesopotamien erhalten hat. Einige Säulen aus Tuff und eine griechische Inschrift zu Paläocastren vollenden den Katalog der bisher auf der Insel gefundenen Alterthümer. Indeß ist es die Ansicht von Reisenden, daß sie dem Naturforscher manches Wissenswürdige darbieten würde. Dieser Mittheilung war auch noch ein Schreiben des Obersten Leake über die alte Chorographie der Insel angefügt. Pausanias versetzt die Lage von Cythera dahin, wo jetzt die Hauptstadt Cerigo steht, Thucydides an das Ostende der Insel, ungefähr nach Paläopoli. Oberst Leake vermuthet, daß die Beschreibung des Pausanias die Veränderung anzeige, die sich in den 600 Jahren zwischen ihm und Thucydides zugetragen, zu Pausanias Zeit war die Lage von Paläopoli wahrscheinlich längst verlassen, und Pausanias belegte Scandeia, was an der Stelle des jetzigen Cerigo liegt, mit dem Namen Kythera. (Liter. Gaz. 19 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. 2 Februar 1850.

Baalbeck.

(Mitgetheilt von H. Zimpel.)

Vor Beginn der Wanderung in diesem architektonischen Heiligthum sey es mir vergönnt einige ökonomische Worte vorauszuschicken.

Es befindet sich im Städtchen welches einige Bazaars hat und Provisionen aller Art liefert, eine Locanda, eingerichtet von dem Wirth des Hotels in Damascus, von der man Gebrauch machen kann; dann findet man auch in der Wohnung des griechischen Bischofs eine gute Aufnahme für, versteht sich, ein sehr anständiges Douceur an seine alte Wirthin. Auch zwischen den Ruinen befinden sich viele Plätze für das Zelt, nur ist es etwas schwierig mit der Bagage hineinzukommen und fehlt es an frischem Wasser an jenen Orten. Der Reisende, der sich längere Zeit in jenen Ländern aufhielt, wird sich mit seinem Zelt wahrscheinlich eben so vertraut gemacht haben als ich, und meinem Beispiel folgen und sich den besten Zeltplatz aufsuchen. Dieser ist eine Viertelstunde östlich von dem großen Tempel in der Nähe des Ras el Ain-Tempel auf einem grünen frischen Rasenplatz, umspült von einem klaren frischen Bach des besten Wassers, welches so wie das etwas höher hinaufliegende Bassin zum bequemen Morgenbade dient, und umschattet von Weidenbäumen, in deren Krone ein zahlreiches Corps geflügelten Sänger ihr Wonnegefühl an der reinen frischen Luft ausdrückt — und zwar unweit und vor der kleinen Mühle. Nach tagelangem Anschauen der todten Steinmassen in den Tempeln wird der Aufenthalt in dem größten und schönsten aller Tempel — der Natur — um so belebender und führt zu ihr zurück.

Baalbeck ist das alte Baalgad und Baalhamon der h. Schrift, später das alte Heliopolis der Römer und noch später im Besitz der Assassinen. Aus den Zeiten des israelitischen Reiches, wo es eine sehr weit ausgedehnte Stadt war, kann man noch die Umfangsmauern traciren — wenigstens steht nichts dieser Annahme entgegen — zwischen denen überall Bauüberreste zu erkennen sind. Von allen den Tempeln, z. B. der Sonne und andern Gottheiten geweiht, und andern ausgezeichneten Gebäuden sind jetzt noch folgende Ueberreste vorhanden.

Man besuche erst östlich von dem obenbezeichneten Zeltstand die Ruinen, des Palastes Ruma, dicht beim Bassin Ras el Ain. In dem letztern befindet sich eine kleine Insel, auf der gleichfalls noch Ueberreste, wahrscheinlich die eines Badehauses, sich befinden. Von dem ersterwähnten Palast stehen nämlich die Umfangsmauern, und wie es scheint in ihrer ganzen Höhe, ohne besondere architektonische Zierrathen zu zeigen. Man wende sich dann nach der alten Moschee N. vor der Stadt; auf dem Wege dahin wird man die Reste zweier kleiner Moscheen berühren. Die große Moschee hat verschiedenen Zwecken gedient, war ursprünglich ein Palast, dann griechisches, später mohammedanisches Gotteshaus und ist jetzt Ruine. Sie zeigt indeß noch jetzt die frühere Pracht an der großen Zahl der Säulen die korinthisch sind. Auffallend ist, daß sich zwischen denselben einige Säulen von rothem Granit befinden, obwohl man in den nahen Steinbrüchen kein anderes Material findet, als einen sehr grobkörnigen weißen aber außerordentlich harten Marmor, der das Material zu allen alten Bauwerken hieselbst geliefert hat. Nur, wie später am gehörigen Orte gesagt, sind im innern Hofraum des Sonnentempels mehrere Säulen von rothem Granit zu finden, von denen mehrere fehlen. Sind diese nach der jetzigen Moschee gewandert, so spricht es für den um so spätern Bau der letztern, wie es auch wohl denkbar ist. Außerdem findet man Säulen von diesem Material nur in dem kleinen eine Viertelstunde vom Sonnentempel entfernten, am Wege nach Bigent liegenden kleinen uninteressanten Tempel Duris, aus acht niedrigen, also abgekürzten Säulen, mit niedriger einfacher Architrave, die wahrscheinlich gleichfalls vom Hofraum des Sonnentempels entnommen sind. In der ersterwähnten großen Moschee befinden sich mehrere arabische Inschriften und Grabmonumente, worunter sich nach der Ansicht verschiedener Gelehrten auch das des großen Saladin befindet; ist dieß gegründet, dann hätte diese Ruine um so größere Bedeutsamkeit. Hierauf wende man sich links nach dem kleinen runden prachtvollen Tempel, von dem nur noch eine Hälfte steht, und auch an diesem Theil neigen die ihn umgebenden Säulen in Folge von Erdbeben oder aus Altersschwäche ihr Haupt traurig gegen einander. Hiernächst kommen die großen Ruinen in Betracht welche als Pantheon gedient haben sollen, und die eine Länge von circa 1000 Schritt haben. Um sich einen richtigen Begriff von diesem Wunderwerk zu machen — denn so könnte man es fast nennen — ist es nöthig folgender Direction zu folgen. Von dem eben beschriebenen kleinen runden Tempel aus gehe man nach der äußern südöstlichen Ecke des Gebäudes, und zwar außerhalb des Grabens oder der Contrescarpe und folge der letztern nach Westen stets die Mauer betrachtend, bis man an den Anfang der westlichen Mauer kommt; in dieser zeigt sich dem Beobachter der Fundamentbau zu einem Gebäude, wie keines in der bekannten Welt besteht. Unter demselben ungefähr 20 Fuß über dem felsigen Graben, in der ersten Steinlage, sind die größten jemals zu Mauern verarbeiteten Werkstücke oder Steine, von denen der kleinste 62 Fuß, der nächst größere 64 Fuß 3 Zoll und der

Digitized by Google

größte 68 Fuß lang sind, bei einer gleichen Höhe von 14 Fuß und zwar wie schon erwähnt, aus Marmor, während die größten Steine in den Pyramiden nur aus Sandstein bestehen und nur 30 Fuß lang sind. Wäre dieser Baustyl verfolgt bis zu seiner beabsichtigten Vollendung — welcher Bau wäre daraus entstanden?! Man versäume nicht das darüber befindliche Mauerwerk zu betrachten, um nach Besichtigung des ganzen Gebäudes von außen zu einem richtigen Urtheil zu gelangen. Am entferntesten Ende dieser Mauer angekommen, trete man zur Besichtigung der nun folgenden Nordwand in den Graben ein und prüfe genau die niedere alte Fundamentmauer, nicht allein die Größe der Steine, woraus sie gebildet, und die 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 9 Fuß dick sind, sondern hauptsächlich die Zusammenfügung derselben, welche die Fugen kaum erkennen läßt. Die kaum sichtbare und interessanteste Fuge befindet sich in der Westseite, unweit der Nordwestecke. Dieß wird den Fachmann vielleicht mit noch mehr Achtung für den Baumeister erfüllen, als die bis jetzt unübertroffene Schönheit der Decoration des ganzen Baustyls des fast noch ganz stehenden Tempels, der zuletzt beschrieben werden soll. Man begehe deßhalb diese Fundamentmauer auf ihrer obersten Lage, und trete zu diesem Zweck mittelst der kleinen eingebauenen Pforte in den schmalen Raum, der sich zwischen dieser Fundamentmauer und der nächst innern Mauer befindet. In diesem Zwischenraum liegen zwei Säulenstücke, das einzige dieser Art. Sie scheinen zum großen Tempel zu gehören. von welchem noch die sechs Säulen stehen. Man sieht deutlich, daß die jetzt noch bestehenden Mauern in drei verschiedene, in Betreff der Zeit sehr entfernt von einander liegende Bauperioden gehören, was das fernere Umgehen des ganzen Bauwerkes noch mehr bestätigt. Bei der Seite, welche gegen die ersterwähnte große Moschee gerichtet ist, der Ostseite, bemerkt man ferner deutlich, daß das untere alte Mauerwerk das Fundament einer Mittel-, und nicht der äußern Begränzungsmauern des ganzen Gebäudes hat seyn sollen, was die antike Wasserleitung von zwei Bogen noch mehr beweist, so wie daß die Ecken, wo sich die Fortsetzung der Außenmauern angeschlossen hat, vollendet, der mittlere Theil aber nur unvollendet ist und daher mehr als innere Wand diente, vor der die große Treppe mit ihrem unvollendeten Ausbau, welcher die Umfassung des Ganzen in sich schloß, auf dieser Seite zum großen Eingange führte. Auf dieser oben erwähnten Mauer sind die Piedestals von 12 Säulen, welche so wie das dahinter liegende Vestibule den Eingang noch bestimmter bezeichnen, was um so weniger zweifelhaft seyn kann, als der Eingang der Tempel stets im Osten war. Eine so großartige Treppe wäre dem Ganzen entsprechend gewesen. Man sieht in dieser Mauer zwei versetzte Thüren. Auf der Südseite des Gebäudes, südlich vom südlichsten Tunnel-Eingange sieht man gar nichts mehr vom alten Fundament. Man trete deßhalb nun in den 400 Fuß langen gewölbten Gang oder Tunnel, und dessen Kreuzverbindungen, von denen jetzt einige vermauert sind. In dem Haupttunnel ist ungefähr 60 Fuß vom Eingange in einem Gewölbschlußstein eine Büste in Basrelief und dabei nach dem Ostende zu folgende Zeichen: MQSCHDWISIO. Wenn ich dieselben recht verstehe, so deuten sie auf Antonius Pius als Erbauer der zweiten Bauperiode, also im zweiten Jahrhunderte hin. In diese Periode scheint auch die Erbauung des kleinen Tempels mit den überladenen Zierrathen zu fallen. Ob es auch die sechs großen Säulen und andere Prachtwerke sind, oder ob sie einer ältern Epoche angehören, bleibt unentschieden; jedenfalls scheinen sie nach der Verschiedenheit der Architektur zu urtheilen, auf einem alten Unterbau errichtet worden zu seyn; vielleicht fällt ihre Errichtung in die Zeit Salomons. Vergleicht man das Material, hier der härteste Marmor, bei den hiesigen klimatischen Verhältnissen, die den Stein im Winter sehr angreifen, und dessen Abnutzung mit den ältesten Bauwerken in Aegypten, die 4000 Jahre stehen, aber nur aus Sandstein erbaut sind, obgleich das Klima ihn sehr schützt, so wird man geneigt die Anlage der Fundamentmauern in ein viel höheres Alter als die Pyramiden zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem chinesischen Archipel.

(Aus Fortune's: Wanderings in China.)

2. Hongkong.

Nach einer mehrstündigen angenehmen Fahrt zwischen den Inseln an der Küste China's erreichten wir die schöne Bucht von Hongkong und ankerten der neuen Stadt Victoria gerade gegenüber. Die Bucht von Hongkong, eine der schönsten welche ich jemals gesehen habe, ist 8 bis 10 (engl.) Meilen lang aber von ungleicher Breite, an einigen Stellen 6, an andern nur 2 Meilen breit, aber überall mit vortrefflichen Ankerplätzen versehen und gänzlich frei von unsichtbaren Gefahren. Sie ist im Süden durch die Berge von Hongkong und der Küste des chinesischen Festlandes vollkommen geschützt und überhaupt rings umschlossen, so daß dort Schiffe bei den schwersten Stürmen in vollkommner Sicherheit sich befinden.

Die neue Stadt Victoria liegt an der Nordseite der Insel, an dieser herrlichen Bucht entlang, und die Berge erheben sich steil und großartig hinter der Stadt. Als ich diese zuerst im Jahre 1843 vom Meere aus erblickte, sah sie sonderbar und unregelmäßig aus, aber wenn ihr Bauplan mehr ausgeführt seyn wird und bessere Häuser gebaut sind, so wird es ein sehr hübsches Städtchen werden. Als ich in den letzten Tagen des December 1845 China verließ, hatte die Stadt sehr rasche Fortschritte gemacht und manche neue Häuser, ja ganze neue Straßen waren wie durch Zauberei emporgestiegen. Ein paar schöne Gebäude der Regierung, zu Casernen für das Militär bestimmt, waren fast vollendet, mehrere vortreffliche und solide Häuser von Kaufleuten waren erbaut oder im Bau begriffen, und ein großes Stadtquartier war im westlichen Theile errichtet. Ein schöner Weg von etlichen Meilen, der „Weg der Königin" genannt, war am Ufer entlang angelegt und mit vorzüglichen Häusern, auch mit vielen sehr guten Läden besetzt. Von den Läden der Chinesen sind hier manche nicht viel unbedeutender als die Läden derselben in Canton und gewiß so gut wie die in Macao, denn die meisten Krämer von Macao haben ihr Geschäft nach Hongkong verlegt, weil in ersterer Stadt ihr Handel aufhörte als die Engländer solche verließen. Der Basar oder Markt ist ganz vortrefflich versorgt, denn alle Naturerzeugnisse China's werden vom Festlande regelmäßig in Hongkong zu Kauf gebracht, wie Früchte und einheimische Gemüse, Hühner, Enten verschiedener Arten, Wachteln und Fasanen, Fleisch von allen Gattungen und überhaupt jede Leckerei welche Einheimische oder Fremde verlangen könnten. Außerdem sind englische Kartoffeln, grüne Erbsen und verschiedene andere fremde Gemüse fast in allen Jahrszeiten und in Menge zu haben.

Außer Victoria gibt es noch zwei Ortschaften an der Südküste der Insel, welche gewöhnlich Klein-Hongkong und Tschuktschu genannt wurden; der Gouverneur Sir J. Davis hat aber

Digitized by Google

diese Namen in Stanley und Aberdeen umgewandelt. Beide sind nur gewöhnliche Fischerdörfer, aber in dem letztgenannten ist eine Abtheilung Militär stationirt, wodurch es von einiger Bedeutung geworden ist.

Hongkong, eine der größten Inseln vor der Mündung des Cantonflusses, ist von Osten nach Westen etwa 8 (engl.) Meilen lang und in ihrer größten Breite nur 6 Meilen breit; sie ist von unregelmäßiger Gestalt, an einigen Stellen nur 3 Meilen breit, und die häufig vorspringende Küste hat eine Menge von Vorgebirgen und Buchten gebildet. Man denke sich Hongkong als eine Insel, die bedeutend länger als breit, durchaus bergig ist und steil zum Rande des Wassers herabgeht, mit tiefen Schluchten, welche, fast in gleicher Entfernung von einander an der Küste, von den Bergspitzen bis in das Meer sich herabsenken, indem sie an Tiefe und Breite immer zunehmen. In den Schluchten liegen ungeheure Granitblöcke, die entweder von herabstürzenden, vom Regen angeschwollenen Bächen bloßgelegt oder in vergangenen Zeiten von den Bergwänden gelöst hineingefallen sind. Wasser ist in diesen Schluchten in Menge vorhanden und vortrefflich, deßhalb haben die Chinesen der Insel den poetischen Namen: „Hiang-Kiang," die „Insel der duftenden Ströme" gegeben, und daraus ist der Name: Hongkong entstanden. In der nassen Jahreszeit schwellen diese kleinen Bäche durch den stromweise fallenden Regen an und stürzen dann mit solcher Gewalt von den Bergen herab, daß sie alles mit sich fortreißen. Im Mai 1845 wurde die Stadt Victoria von einem schrecklichen Gewitter und Regen heimgesucht, dessen Wasser Häuser unterminirte, Wege die erst ein paar Monate zuvor mit großen Kosten angelegt waren, gänzlich zerstörte, Canäle verschüttete und verschiedene Brücken und andere öffentliche Anlagen gänzlich unbrauchbar machte.

Auf der ganzen Insel ist nur wenig flacher, culturfähiger Boden, und die größte Fläche, Wengneitschung oder von den Engländern „das glückliche Thal" genannt, etwa zwei Meilen östlich von der Stadt gelegen, hält nicht mehr als 20 oder 30 Morgen. Außerdem finden sich nur etliche kleine Felder am Fuße der Berge und ein paar an den Höhen terrassenförmig angelegte Beete, aber alles ist sehr unbedeutend. In frühern Zeiten bauten die Chinesen in dem gedachten Thale Reis und Gemüse, aber die Gegend war sehr ungesund und der englische Gouverneur untersagte diese Cultur, weil er glaubte daß die Malaria durch die Bewässerung der Felder entstehen möchte, und deßhalb begann er das Land zu entwässern. Hieraus wird hervorgehen daß die englische Niederlassung auf Hongkong hinsichtlich ihrer Lebensbedürfnisse durchaus von dem Reiche der „Himmlischen Majestät" abhängt, welche solche nach Gefallen zurückhalten kann. Als der Gouverneur Davis mit Zustimmung des „legislativen Raths" von Hongkong ein Gesetz erließ, nach welchem alle Einwohner der Insel, Engländer sowohl wie Chinesen, aufgezeichnet werden sollten, glaubten letztere, die stets argwöhnisch gegen Ausländer sind, es stecke dahinter mehr als man auf den ersten Blick sehen könne, es solle dazu dienen um Geld von ihnen zu erpressen, und sie widersetzten sich der Verfügung. Eine Versammlung der Kaufleute und anderer Angesehener unter den Chinesen faßte den Beschluß keine Lebensbedürfnisse mehr kommen zu lassen, und nun gerieth mehrere Tage lang alles ins Stocken; die Kulis (Arbeiter, Lastträger) wollten nicht arbeiten, die Boote wollten keine Lebensmittel bringen, kurz die Chinesen waren auf dem besten Wege den „legislativen Rath von Hongkong" durch Hunger dahin zu bringen zweckmäßigere Gesetze zu machen, und sie erreichten auch endlich, daß das Gesetz so abgeändert wurde, wie es ihren Ansichten zusagte.

Von den Spitzen der Berge genießt man einen sehr großartigen und imposanten Anblick, um uns erhebt sich ein Berg über dem andern, alle rauh, kahl und wild, die Spitze des höchsten fast 2000 Fuß hoch; das Meer ist, so weit das Auge reicht, mit Inseln von demselben Charakter wie Hongkong bestreut, und unter uns sehen wir an der einen Seite in die schöne Bucht hinab, gefüllt mit Schiffen und Kähnen, an der andern Seite aber auf die Fluthen des unendlichen chinesischen Meers.

(Schluß folgt.)

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft löste sich nun mehr und mehr auf, und verfolgte den Weg in einzelnen Abtheilungen, deren Schicksale wir auch abgesondert verfolgen müssen. Hr. Eddy machte den Anfang; wenige Tage zuvor war ihm etwas an dem Schloß seines Gewehrs gebrochen, so daß dieses unbrauchbar wurde. Er ließ es deßhalb zurück, nahm in dumpfer Verzweiflung ungefähr drei Pfund Zucker, den letzten Rest seines Lebensmittelsvorraths, steckte einige Kugeln in seine Taschen, hängte das Pulverhorn über den Rücken, nahm seinen Knaben auf die Arme, während sein Weib das noch hülflosere neugeborne Kind trug, und machte auf diese Weise einen letzten verzweifelten Versuch sich einen Weg durch die fürchterliche Wildniß zu bahnen. Ungebahnte, schneebedeckte Berge hemmten ihren Fortschritt und schienen jeder menschlichen Hülfe eine unüberwindliche Scheidewand entgegenzustellen — Berge deren Uebersteigung, selbst mit Hülfe von Emigrantenwagen und zur schönen Jahreszeit eine schwer zu lösende Aufgabe gewesen wäre. Ohne Schuhe — denn diese hatten sie längst auf den rauhen Felsenpfaden verloren — blieb ihren Füßen kein anderer Schutz als Mocassins, [1] welche aber auch schon bedeutend abgenutzt waren; ihr beschwerlicher und gefährlicher Weg führte über geborstene Felsen, mit scharfen Kanten und stachlichen Schlinggewächsen, von welchen ihre Füße auf die schrecklichste Weise zerrissen wurden. Die Natur machte ihnen den Weg streitig, und selbst der Himmel schien zu grollen; nichtsdestoweniger kämpften die beiden Ehegatten mit ihrer theuern Bürde muthig an, ohne bis zum Morgen des 14 October einen Bissen über den Mund gebracht oder ihre Lippen mit einem Tropfen Wasser erfrischt zu haben, wo sie an eine heiße Quelle kamen, welche einen Wasserstrahl wohl 20 Fuß hoch in die Luft trieb. Sie lag in einer Gegend, die durch vulkanische Feuer in Millionen von Fetzen zerrissen war, und diente Hrn. Eddy zur Zubereitung einer kleinen Quantität Kaffeemehl, die er von einem Reisegefährten erhalten hatte und nun seinem Weib und seinen Kindern zur Erfrischung reichte, ohne selbst einen Tropfen davon für sich zu nehmen. Am 15 October waren seine Kinder in Gefahr wegen Mangel an Wasser zu verschmachten. Eddy wandte sich deßhalb an Brinn, von dem er wußte, daß er 10 Gallonen habe und bat ihn um eine halbe Pinte; Brinn stellte in Abrede Wasser zu besitzen, allein Eddy war seiner Sache gewiß, denn er hatte an der Ausmündung des Ogden selbst seine Gefäße füllen helfen. Endlich gestand Brinn zu, daß er Wasser habe, entschuldigte aber seine Weigerung damit, daß man nicht wisse, wie bald man wieder auf eine Quelle stoße und er es deßhalb für seine eigene Familie brauche; hierauf erwiederte Eddy mit einer finstern Wildheit, über die er sich später selbst wunderte, daß er von Brinn entweder Wasser oder sein Leben haben müsse. Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, holte er sich das Wasser, und gab es seinen Kindern zu trinken. Am folgenden Tag, nachdem Eddy und seine Frau zwei Tage und zwei Nächte gar nichts, ihre Kinder aber nur einige Stückchen Zucker genossen hatten, bat er die Frauen Graves und Brinn um ein kleines Stückchen Fleisch für sein Weib und seine Kinder, welche sehr schwach und erschöpft waren. Beide

[1] Gamaschen von Büffelleder, wie sie die Indianer und Trappers tragen.

Digitized by Google

schlugen es ihm aber ab, so sehr hatte das Elend sie hartherzig gemacht. Zum Glück schoß Eddy einige wilde Gänse, die er mit seinen Reisegefährten theilte.

Am 19 October, während welcher Zeit sie immer am Truckenfluß hingezogen waren, trafen sie auf den Hrn. C. F. Stanton und zwei indianische Vaqueros (Viehhüter) des Capitän Sutter; Stanton war nämlich nebst Mr. Cutcheon vom großen Salzsee aus nach Sutter's Fort vorausgeschickt worden, um Hülfe zu holen. Von den Viehhütern hatte sich ersterer etwas Mehl und trockenes Fleisch verschafft, womit der großen Noth etwas abgeholfen wurde. Ohne daß etwas von besonderer Bedeutung vorgefallen wäre, setzten sie ihre Reise bis zum 28 October fort, wo sie am Truckensee ankamen, der am Fuß des in einer Höhe von 9838 Fuß über die Hauptkette der Sierra Nevada führenden Fremontpasses liegt; derselbe ist nur bis Anfangs October gangbar. Unsere Reisenden waren also dadurch, daß sie eine neue Route eingeschlagen hatten, um einen vollen Monat zu spät daran, was für sie zur Quelle unsäglichen Elends und Kummers wurde. Sie erstiegen den Paß im Lauf des 29sten bis drei Meilen von der Spitze entfernt, wo eine fünf Fuß tiefe Schneelage sie endlich zur Rückkehr in eine Hütte nöthigte, die nur eine Meile vor ihrem Lagerplatz von der vorigen Nacht entfernt lag. Hier blieben sie am 30sten; am 31 October versuchten sie wiederum den Berg zu ersteigen, und kamen abermals bis drei Meilen von der Spitze des Passes. Der Schnee war jetzt aber 10 Fuß tief, die Nacht bitter kalt; der Sturmwind heulte durch die Bäume und der umwölkte Himmel sendete Schnee und Hagel in dichten Massen herab. Da ein Weiterkommen unter solchen Umständen unmöglich war, so kehrten sie am Morgen des 1 November wieder um und nach der vorerwähnten Hütte zurück, wo sie Nachmittags 4 Uhr anlangten.

Sie sahen nun ein, daß sie genöthigt seyen hier zu überwintern, und Hr. Eddy begann deßhalb am 2 November den Bau einer Hütte, die er am folgenden Tag schon mit Frau Murphy und Hrn. Foster nebst ihren Familien bezog; der Schnee lag an ihrem Lagerplatz einen Fuß tief. Ein einziger Ochse machte den ganzen Wintervorrath der Familie aus. Am 4 und 5 November ging Eddy auf die Jagd und schoß einen Prairiewolf und eine Eule, die sofort verzehrt wurden. Die HH. Graves, Dollan, Donner und Brinn fingen an ihr Vieh zu schlachten, und auch Eddy tödtete seinen Ochsen, denn bereits starben einzelne Stücke Vieh vor Hunger. In den folgenden Tagen baute auch Graves für sich und die Frau Reed eine Hütte.

Am 12 November traten Eddy, Stanton, Graves, Fosdick, Smith, Burger, Foster, Antonio (ein Neu-Mexicaner), Baptiste, Lewis, Salvadore (letztere beide waren Sutter's indianische Viehhirten), Spitzer, Marie Graves, Sarah Fosdick und Elliot, welche die stärksten der Gesellschaft waren, abermals die Reise zu Fuß an, um das Gebirge zu übersteigen. Der Abschied von den Zurückbleibenden war herzzerreißend, und wurde nur durch die Hoffnung gemildert, ihnen bald Hülfe bringen zu können. Jeder der Reisenden nahm ein kleines Stück Ochsenfleisch mit; allein sie hatten kaum drei Meilen bergan zurückgelegt, als der weiche und 10 Fuß tiefe Schnee sie abermals zur Umkehr nach den Hütten zwang, die sie um Mitternacht erreichten.

Am 13 November schoß Eddy zwei Enten; aber jetzt wollte ihm niemand mehr ein Gewehr leihen, außer wenn er die Hälfte seiner Jagdbeute abgebe. Bitterer Hunger ließ ihn diese Bedingung eingehen, und er setzte am folgenden Tag das Jagen fort, wobei er auf eine große Bärenfährte stieß. Unter andern Umständen hätte er es wohl vorgezogen nur die Fährte statt des Bären selbst zu Gesicht zu bekommen; aber jetzt brannte er, trotz seiner Schwäche und Erschöpfung, vor Begierde mit dem grauen Ungethüm zusammenzutreffen. Dieses Thier ist so wild und stark, und seine Lebenskraft so zäh, daß alle Indianer fast ohne Ausnahme ihm ausweichen. Selbst die kühnsten und verwegensten weißen Jäger, welche mit den Gewohnheiten des Bären vertraut sind, schießen nur dann nach ihm, wenn sie einen solchen Stand haben, daß sie sich gleich auf einen Baum flüchten können, wenn der erste Schuß das Thier nicht niederstreckt; dieß ist jedoch nur dann der Fall, wenn das Gehirn verletzt wird. Man hat Beispiele, daß ein Bär fünf und noch mehr Wunden erhielt, von denen jede einzelne ein anderes Thier getödtet haben würde, ehe er fiel, und selbst dann noch gefährlich war, wenn man sich ihm unvorsichtigerweise nahte. Er greift jedermann an, wenn man sich ihm unerwartet nähert. Ist er jedoch entfernt, so flieht er, wenn er Geräusch hört; aber selbst in diesem Falle greift er an, wenn er verwundet wird. Eddy wußte dieß alles recht wohl; aber nichtsdestoweniger ging er eifrig der aufgefundenen Fährte nach, und fand auch bald den Gegenstand seiner Nachforschungen. In einer Entfernung von 90 Yards nämlich sah er den Bären mit dem Kopf auf dem Boden liegen und Wurzeln ausgraben; das Ungethüm befand sich auf einer kleinen Lichtung, während Eddy den Vortheil hatte sich hinter einer dicken Tanne verbergen zu können. Nachdem er die einzige Kugel, welche er außer der im Lauf befindlichen noch besaß, in den Mund gesteckt, um im Fall der Noth sogleich wieder laden zu können, legte er an und feuerte. Augenblicklich richtete sich der Bär auf seinen hintern Füßen auf und lief mit ausgestreckten Vordertatzen auf den kühnen Angreifer zu. Inzwischen war das Gewehr wieder geladen, aber Eddy fand keine Zeit zu einem zweiten Schuß ehe der Bär herankam, sondern wurde von diesem unter fürchterlichem Gebrüll um den Baum herum verfolgt. Eddy war schneller als sein zottiger Verfolger, kam diesem in den Rücken und gab ihm einen zweiten Schuß in die Schulter der ihn kampfunfähig machte, worauf Eddy ihn vollends mit Kolbenschlägen auf das Hirn tödtete; der erste Schuß war dem Bären durch das Herz gegangen. Eddy kehrte sogleich in das Lager zurück, um seinen kostbaren Fang in Sicherheit zu bringen.

Graves ging mit Eddy hinaus, um den Bären zu holen; ihm schlug bereits das Gewissen, denn er äußerte unterwegs, daß er ohne Zweifel in den Bergen umkommen müsse. Er fürchte das Gericht Gottes werde über ihn kommen, weil er Hardcoop nicht auf den Wagen genommen als Kiesburg ihn ausgesetzt, und weil er Hrn. Reed von der Gesellschaft vertrieben. Mit Dunkelwerden brachten sie den Bären in das Lager; Eddy gab die eine Hälfte an Foster ab, der ihm das Gewehr geliehen. Auch Graves und Frau Reed erhielten einen Theil; das Thier wog gegen 800 Pfund.

Bis zum 21 November ereignete sich nichts von besonderer Bedeutung, nur daß die Gesellschaft in fortwährender Furcht des Hungersterbens schwebte, und alles zusehends schwächer wurde. An diesem Tage aber machten sechs Frauen und 16 Männer einen abermaligen Versuch, den Berg zu Fuß zu übersteigen. Der Morgen war schön; der Wind wehte von Nordwest. Sie überstiegen den Paß auf der harten Schneekruste; Eddy maß hier den Schnee und fand ihn 25 Fuß tief. Sie lagerten in einem kleinen Thal auf der Westseite des Berges in sechs Fuß tiefem Schnee; ihrer äußersten Ermattung wegen konnten sie nur mit vieler Mühe Holz sammeln und ein Feuer anzünden. Hier weigerten sich Stanton und die beiden Indianer weiterzugehen, weil sie nicht die sieben, dem Capitän Sutter gehörenden Maulthiere mitnehmen konnten. Eddy, der die ihnen allen drohende Gefahr vollkommen übersah, bot allem auf um sie zum Weitergehen zu vermögen; er stellte ihnen den nahen Hungertod vor Augen und nahm die Verantwortlichkeit wegen der Maulthiere auf sich, jedoch vergeblich. Er machte nun den Vorschlag die Indianer zur Weiterreise zu zwingen, fand aber Widerspruch, wodurch eine große Gereiztheit und Spaltung in der Gesellschaft entstand. Somit traten sie am Morgen des 22 November, erschöpft und vollkommen entmuthigt, abermals den Rückweg zu ihren Leidensgefährten an. Halb ohnmächtig vor Mattigkeit erreichten sie um Mitternacht die Hütten.

(Fortsetzung folgt.)

Indigobau in Algerien. Der französische Minister des Ackerbaus und Handels hat eine Prämie ausgesetzt, um den Bau des Indigo zu befördern. Bekanntlich haben die Trappisten zu Staweli bereits Versuche mit dem Indigobau gemacht, die nicht ungünstig abgelaufen sind. (Revue de l'Orient. December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30.

4 Februar 1850.

Die Waldbrände in Algerien.

(Aus einem Privatschreiben von der Mitte Novembers.)

Zwei Landplagen verheeren in diesem Augenblick Algerien: die Cholera und das Feuer; alle öffentlichen Blätter sind voll von traurigen Berichten über die Verwüstungen, die beide täglich anrichten. Es ist uns bis jetzt unbekannt woher die Cholera kommt, noch wohin sie geht; wir wissen dagegen sehr gut, daß die Araber die Urheber der alles verheerenden Waldbrände sind: warum suchen unsere Behörden das Uebel nicht in der Wurzel auszurotten? Früher machten die arabischen Bureaux die Stämme, auf deren Territorium ein Waldbrand ausbrach, für den von demselben angerichteten Schaden verantwortlich; seitdem aber eine neue Instruction des Generalgouverneurs den Localbehörden anbefohlen, alle arabischen Angelegenheiten im „arabischen Sinn" abzuthun, ist unser Land eine große Brandstätte geworden, und die schönsten Wälder bieten nur noch einen Kohlen- und Aschenhaufen dar. Der neue Commandant von La Calle hat in Folge dessen die Urheber des großen Waldbrandes dortiger Gegend freigesprochen; sein Urtheil stützte sich darauf, daß diese armen Stämme nothwendigerweise das dürre Gras abbrennen müßten, um neues, besseres Futter für ihr Vieh zu bekommen. Auch haben sich dieß die Araber und Kabylen nicht zweimal sagen lassen, und seit drei Monaten ist selten eine Nacht vergangen, in welcher sie uns nicht ein eben nicht ganz wohlfeiles Riesenfeuerwerk zum Besten gegeben. Wenn es so fortgeht, wird bald kein Strauch in ganz Algerien mehr zu finden seyn, und unter solchen Umständen wird die Forstverwaltung hier zu einer wahren Lächerlichkeit.

In der Provinz Constantine begannen die Feuersbrünste in der Gegend von El-Arrusch, wo sie wenig Waldwuchs antrafen, und außer einigen Heumeilern nur die dürre Vegetation auf den unbewaldeten Strecken verzehrten. Kurz darauf brannte der schöne Wald bei St. Antoine und die Berghänge bei dem Dorf Damremont ab. Am 26 Sept., bei einem starken Sirocco, stand die ganze, die Rhede von Stora beherrschende Anhöhe in Flammen, und zwei Tage darauf verzehrte das Feuer die schönen Korkeichen in der Schlucht von Beni-Melek; zu gleicher Zeit sah man die Rauchsäulen von einem Waldbrand in der Richtung der neuen Colonie von Jemappes aufsteigen. Ein furchtbar-grandioses Schauspiel aber gewährte die ungeheure Feuersbrunst, welche den 14 October, von dem heftigsten Südwind begünstigt, das ganze Thal von Philippeville nebst den dasselbe einschließenden Bergen mit seinen schönsten Gärten und Landhäusern kahl abbrannte, sich über die südliche Ringmauer gegen die Stadt wandte und kaum einige Schritte von den ersten Häusern derselben gedämpft werden konnte. Gegen Abend bot eine Strecke von vier Quadratmeilen nur noch schwarzes, halb verkohltes Gestrüpp dar, und die ganze Nacht hindurch leuchteten hohe Flammensäulen von den Berggipfeln herab.

Anfang Novembers legten die Araber am nördlichen Ufer des See's Fetzara, bei Bona, Feuer an, das sich bald mit Windeseile über die schönen Waldungen des Edugh bis an das Cap de Fer ergoß. Diese ungeheure Strecke, besonders das prächtige Thal des Wed-Aneb, welches mit den schönsten Korkeichen, Fichten, Eschen und Ulmen bedeckt war, bietet heute einen traurigen Anblick trostloser Verwüstung dar. Der Schaden, den eine Pariser Gesellschaft in der ihr zur Ausbeutung des Korkes von der Regierung bewilligten Waldung erlitten hat, wird auf anderthalb Millionen Franken abgeschätzt. Eine andere Feuersbrunst drohete das Dorf Mondovi Nummer 2 zu verzehren, und dasselbe konnte nur durch die äußerste Anstrengung der Colonisten gerettet werden.

Die ausgedehnten Korkwaldungen von La Calle sind, eben so wenig als der Edugh, verschont geblieben. Mehr als 6000 Hektare wurden vom Feuer verzehrt; der neuerdings einer Gesellschaft zur Gewinnung des Korkes zugestandene Theil von 2500 Hektaren ist zur Hälfte niedergebrannt. Wann wird es endlich der Regierung gefallen energische Maaßregeln zu treffen, um diesem Unwesen Einhalt zu thun!

Skizzen aus dem chinesischen Archipel.

2. Hongkong.

(Schluß.)

Das Klima von Hongkong ist nichts weniger als angenehm und hat bis jetzt als ein sehr ungesundes, sowohl für Europäer als Chinesen sich gezeigt. Während der Monate Juli und August, der heißesten Zeit im Jahre, war das Maximum der Wärme nach meinem Thermometer 94° F. und das Minimum 80°; der Unterschied zwischen der Wärme bei Tage und bei Nacht beträgt gewöhnlich 10°. Im Winter sinkt der Thermometer nur sehr selten auf den Gefrierpunkt, aber wenn im Winter die Sonne scheint, so ist es kaum möglich ohne Sonnenschirm umherzugehen, und wer es unterläßt, wird sicher für seine Thorheit büßen. Die Luft ist so trocken, daß man nur mit Mühe Athem holt, und Schatten gegen die Gluth der fast senkrecht fallenden Sonnenstrahlen gibt es nicht. Zuweilen weht im Winter ein kalter schneidender Nordwind, welcher Heizung im Hause nöthig macht, und überhaupt ist in allen Jahreszeiten das Klima plötzlichen

Digitized by Google

Temperaturwechseln unterworfen. Die Herbstmonate August, September und October sind die ungesundesten im Jahre. Als ich im J. 1815 zuerst die Insel besuchte, fand ich sie in einer traurigen Verfassung, denn ein böses klimatisches Fieber, das „Hongkongfieber" genannt, welches aller ärztlichen Geschicklichkeit trotzte und Hunderte ins Grab brachte, wüthete dort. Von den in den Casernen zu Westpoint, einer anscheinend gesunden Gegend, liegenden Truppen wurde der größere Theil weggerafft, so daß der Commandant die wenigen Ueberlebenden wegmarschiren und die Casernen niederreißen ließ; auch das erwähnte „glückliche Thal" zeigte sich als höchst ungesund. Die Krankheit war so gefährlich und tödlich, daß nur wenige daran Erkrankte genasen, und die Aerzte wußten keinen andern Rath zu geben als rasch die Insel zu verlassen und nach Macao zu fliehen. Damals galt die Südseite der Insel für viel gesunder als die Nordseite, wo die Stadt Victoria steht, und die Bewohner derselben waren durchgängig der Meinung, daß man die Stadt hätte an der Südseite erbauen sollen, weil sie den Vortheil habe, dem frischen Südwestpassatwinde ausgesetzt zu seyn, welcher im Norden durch die Bergketten größtentheils abgehalten werde. Allein diese Meinung zeigte sich bald als eine irrige, denn die in Aberdeen an der Südseite stationirten Truppen litten noch mehr von Krankheiten als die Truppen in Victoria. Meine eigenen Beobachtungen in dieser Hinsicht haben mich zu folgenden Schlüssen geführt. Ein großer Theil der Krankheiten und der Sterblichkeit entsprang unbezweifelt aus der mangelhaften Construction und der Feuchtigkeit der Häuser, in welchen die Engländer zuerst, als die Colonie gegründet wurde, leben mußten, und ein anderer großer Theil kann den heftigen und glühenden Strahlen der Sonne von Hongkong zur Last gelegt werden. Alle Reisenden im Orient, mit welchen ich mich hierüber unterhalten habe, stimmten darin überein, daß die Sonnenstrahlen hier glühender und für den Körper erschlaffender seyen als solche in irgend einem andern tropischen Lande und selbst unter dem Aequator ihnen vorgekommen. Ich bezweifle nicht, daß die Ursache in dem Mangel einer üppigen Vegetation und der hieraus folgenden Reflectirung der Sonnenstrahlen liegt. Die nackten, kahlen Felsen und Berge müssen jeden Strahl welcher sie trifft, zurückwerfen; es gibt keine Bäume oder Gebüsche, um Schatten zu geben oder um die Kohlensäure der Atmosphäre so zu zersetzen, daß solche für die Respiration des Menschen taugt, und so fehlt hier der Luft die eigenthümliche Milde, welche selbst heiße Tropenklimate angenehm macht. Wenn nun hierin die Hauptursachen der Sterblichkeit in unserer jungen Colonie liegen, so muß jedem klar seyn, durch welche Mittel solche zu beseitigen ist. Bereits sind die Häuser der Kaufleute und die Casernen des Militärs zweckmäßiger gebaut und eingerichtet, und schon dadurch haben günstige Resultate sich ergeben. Aber die Colonisten dürfen bei diesen Verbesserungen allein nicht stehen bleiben; die Regierung sowohl als die Einwohner müssen alles, was sie können, anwenden, um die Bergabhänge um die Stadt her mit einer gesunden Vegetation zu bekleiden, sie müssen Bäume und Gebüsche längs der Wege, in den Gärten und an jedem paßlichen Flecke pflanzen, und dann bin ich gewiß, daß Victoria eben so gesund werden wird als Macao. Die Wahl von Hongkong zu einer brittischen Niederlassung kann niemand billigen, aber da dieses nicht mehr abzuändern ist, so müssen wir nach Kräften für sie sorgen.

Die Vegetation der Insel, wenn gleich nicht reich, enthält manches Interessante. In den Niederungen sind die schönsten Pflanzen, mehrere Gattungen der Lagerstroemia mit rothen, weißen und purpurfarbigen Blumen, welche vorzugsweise am Rande der See wachsen. Etwas höher findet sich die hübsche Ixora Coccinea mit scharlachrothen Blüthen. Die Schluchten sind dicht bekleidet mit Farrenkräutern und Schlinggewächsen verschiedener Arten, und unter den immer feuchten Felsenwänden wächst die schöne Chirita Sinensis mit zierlichen, lilafarbigen Glockenblumen. Bei der Vegetation von Hongkong ist besonders merkwürdig, daß die schönsten Zierpflanzen, mit Ausnahme der genannten, auf den Höhen der Berge 1000 bis 2000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel wachsen, während dieselben Gewächse in den nördlichen Gegenden von China, wie Tschusan oder die Berge bei Ningpo, viel niedriger sich finden und die Bergspitzen nur Gräser, wilde Rosen und Veilchen tragen. Dieses beweist, daß Gewächse sich an das Klima halten, indem sie ihren Standort höher oder tiefer wählen, je nachdem dort das Klima warm oder kalt ist. Verschiedene Arten der jetzt bekannten Azalea bedeckten die Seiten der Berge in einer Höhe von mindestens 1500 Fuß über der Meeresfläche. Polyspora Axillaris wächst in derselben Höhe, und eben so Enkianthus Reticulatus, vielleicht die schönste aller dortigen Blumen. Die höchsten Bergspitzen sind im Sommer und Herbst mit der purpurrothen Arundina Sinensis und der gelben Spathoglottis Fortuni bedeckt; die schönsten der dortigen Orchideen findet man nur in beträchtlicher Höhe. Es gibt nur wenige und gewöhnlich verkrüppelte Bäume auf der Insel. Die einheimische Fichte (Pinus sinensis) findet sich hier wie in allen Küstengegenden China's sehr häufig; Cunninghamia Sinensis, auf dem Festlande so gewöhnlich, ist auf Hongkong selten, der Talgbaum (Stillingia sebifera) wächst dort wild, ohne daß man dessen Früchte benützt, und unter verschiedenen Feigenarten wird eine Ficus Nitida als ein Zierbaum zuweilen gebraucht. Einige Arten des Bambusrohrs scheinen hier gut zu gedeihen und sehen ganz malerisch aus. Die einzigen Bäume, mit deren Cultur die Chinesen sich etwas beschäftigen, sind Obstbäume, und hin und wieder trifft man schöne Gärten voll Orangen, Citronen, Mangos und anderer chinesischen Fruchtbäume. Allein ungeachtet mancher einheimischer Bäume und Gesträuche sieht die Insel Hongkong doch sehr kahl und öde aus, denn die Beschaffenheit des Bodens setzt der Cultur und den Anpflanzungen große Hindernisse entgegen, welche indeß durch die Liberalität der Regierung oder selbst durch die Energie und den Geschmack der Privatleute beseitigt werden können, wie deren Versuche gezeigt haben.

Ich fürchte es ist ein mißglückter Versuch, Hongkong zu einem großen Handelsplatze zu machen. Der wichtige Export- und Importhandel des südlichen China's muß nothwendigerweise wie bisher in Canton betrieben werden, und bis jetzt ist auch nicht die geringste Aussicht, daß dieser Handel nach Hongkong sich zieht. Indeß wird Hongkong wohl ein wichtiger Handelsplatz für manche Kaufleute, besonders für die Opiumhändler, und das Hauptquartier aller derjenigen Handelshäuser werden, welche Geschäfte an der Küste machen, weil man dort den Stand der Waaren auf den englischen und indischen Marktplätzen zeitig durch die eingerichtete Dampfschiffverbindung mit dem Süden erfährt. Außerdem muß man Hongkongs Wichtigkeit bei einem Kriege nicht unberücksichtigt lassen.

Digitized by Google

Baalbeck.

(Schluß.)

Nachdem man sich in den unterirdischen Gängen befriedigt, wende man sich wieder nach der oben erwähnten Ostmauer mit den daran liegenden zwei Bogen, und trete durch die kleine Oeffnung am Nordende in das Innere, und zwar in den nördlichen Pavillon des Vestibules des großen Tempels, welchem gegenüber an der südlichen Ecke ein anderer von gleicher Pracht, aber beide unvollendet sich befinden. Der erste Blick zeigt auch hier die zweite und dritte Bauperiode, die zweite auch als unvollendet, was man nicht allein an den Außenmauern, sondern auch an den innern Verzierungen sieht, die, wie in Aegypten und Nubien, erst ausgearbeitet wurde nachdem Wand oder Säule bereits vollkommen hergestellt war. Die letzte Bauperiode einer rohen Zeit angehörig wo das unvollendete Ganze in die Hände der Sarazenen fiel, die es durch Umgestaltung in eine Veste zu vollenden suchten.

Vom Vestibule gelangt man jetzt durch ein Loch in der Mauer in einen sechseckigen Saal, 150 Fuß im Lichten tief, der viele Unterabtheilungen hat und dessen Wände schön decorirt waren, und von diesem in den großen Hof von 300 Fuß im Viereck. An dessen Umfangswänden finden sich ausgezeichnet schöne architektonische Verzierungen an den dort angebrachten Zellen für die Priester, Magiker, so wie an den zum Aufstellen der Götterstatuen bestimmten Nischen. Von diesen sämmtlichen Abtheilungen, welche den großen Hofraum umgeben, standen Säulen von rothem Granit, die jetzt aber fast spurlos verschwunden sind; sie bildeten die wenigen Ausnahmen im Material aller Säulen, so wie des ganzen Prachtbaues. Von hier müssen sie nach dem Tempel Durik und der großen Moschee gebracht worden seyn. An der Nordwand und zwar in derselben befinden sich noch stehende Reste von vier Säulen. In der Südseite aber, auf der freigewordenen Fundamentmauer, welche, verglichen mit dem ältesten Fundament, aus verhältnißmäßig sehr kleinen Steinen besteht, stehen in ununterbrochener Reihe acht korinthische Säulen mit den von ihnen getragenen Architraven. Sie bestehen aus drei, in ihrer Höhe ungleichen Stücken, die indeß so innig mit einander verbunden sind, daß sie sich in der schrägsten Stellung seit mehr als 1000 Jahren nicht getrennt haben, wie z. B. an der Südseite des Baaltempels. Diese sechs majestätischen Säulen sind, so wie alle, wo es nicht besonders erwähnt ist, glatt, und machen, isolirt wie sie stehen, einen höchst imposanten Eindruck. Sie sind mit dem Capitäl 60 Fuß, ohne dasselbe 53 Fuß an Schaft hoch, ihre einzelnen Theile haben zuweilen die Länge von 24 Fuß am untersten Stück, 17 Fuß am mittlern und 13 am obern, der Sockel und Piedestal zusammen 6 Fuß, also zusammen 60 Fuß, unterer Durchmesser der Säulen 7½ Fuß. Sie sind von rein architektonischen Formen. Der Tempel zu welchem sie gehörten, maß 300 Fuß Länge bei 174 Fuß Breite im Lichten.

Man schreite nun zur Besichtigung des südlich davon gelegenen, nahen, kleinen Tempels des Baal, der mehr als alle andern Bauwerke erhalten und ganz vollendet gewesen ist. Man muß auch diesen erst von außen prüfen. Derselbe hatte am Porticus an der Ostfront wahrscheinlich zwei Reihen geflutеter Säulen, wovon nur noch zwei an der Südwestecke, und ein Stück am Nordostende stehen, ohne daß man Theile der fehlenden entdecken konnte. Der Porticus, der auch hier sich an der Ostseite befindet, ist, so wie der ganze Tempel, durch die Arbeiten der Sarazenen von dieser Seite ganz verdeckt und der Eingang vermauert, um ihn zur Vertheidigung brauchen zu können. Außerdem ist 18 Fuß von der Ostecke des Porticus eine Art von Fort, von den Sarazenen erbaut, welches in der obern Etage einen Saal in Kreuzform hat, der durch die Kuppel das Licht erhält, und in den Ecken kleine Zimmer, Treppenräume und mehrere unterirdische Gänge enthält. Der Tempel war mit einer bedeckten Colonnade rings herum umgeben und hatte zu diesem Zweck auf der Nord- und auf der Südseite, die Ecken mitgerechnet, 14 Säulen, von denen auf der Nordseite noch neun ganz stehen, während die übrigen alle in großen Blöcken umherliegen, auf der südlichen aber nur noch fünf, und die übrigen entweder theilweise stehend, oder doch wenigstens ihren gehabten Stand zeigend. Auf der Westseite waren so wie auf der Ostseite mit den Ecken acht, wovon noch drei stehen. Auf der Ostseite befinden sich zwei Reihen Säulen, von denen zu jeder Seite des Einganges zwei geflutete waren; es stehen von denselben nur noch zwei und zwei andere sind noch zu erkennen. Die Wände bestehen aus einfachen großen Quadern die sehr sorgfältig zusammengefügt sind. Der Baustyl dieses kleinen Tempels ist korinthisch, und zeigt eine Fülle der Pracht, wie man sie vielleicht an keinem andern Gebäude der Altzeit wieder findet. Der Baumeister hat sich in den ihm zu Gebote gestandenen architektonischen Mitteln erschöpft und dadurch eine Ueberladung herbeigeführt, die dem Auge indeß nicht ungefällig wird. Durch ein Portal tritt man ins Innere des Tempels. Der Schloßstein im Portal, der einen Adler, umgeben von geflügelten Geiern, trägt, hat sich so sehr aus seinen Fugen gehoben und gesenkt, daß er dem Herabstürzen nahe scheint, vielleicht aber noch ein paar Menschenalter in dieser theilweise gelösten Lage hängen bleibt. Die innern glatten Wände sind mit zwei Drittel hervorstehenden Pilastern an jeder Seite verziert, zwischen denen Nischen angebracht sind. Ueber jeder Nische ist eine Abtheilung scheinbar für Figuren bestimmt gewesen, mit kleinen Frontons darüber verziert. Das ganze Gebäude ist so sehr von Trümmern und Schutthaufen umgeben, daß sein Anblick von außen weniger erfreulich ist. Einen gewaltigen Contrast zu diesen großartigen Prachtbauten bietet die in Betreff der Ausdehnung nicht viel kleinere, für 1000 Mann eingerichtet gewesene Caserne und Hospital, die nur wenige Minuten Weges Entfernung NO vom großen Tempel, von Ibrahim Pascha angelegt wurden und jetzt verödet stehen. Dieser Bau ist an eine alte Mauer, wahrscheinlich der zweiten Bauperiode, angelehnt. An der Nordwestecke des großen Viereckes befindet sich auf einem antiken Fundament ein kleiner moderner Pavillon, den Ibrahim Pascha für sich selbst hatte einrichten lassen. Weit interessanter als letzteres ist es die eine Viertelstunde entfernten sehr ausgedehnten Steinbrüche von Marmor zu besuchen, von wo alles Material zu den hiesigen Bauten entnommen wurde. Man findet hier einen zum Theil schon bearbeiteten Block, der 68 Fuß lang und 14 Fuß im Viereck groß ist, aber niemals seinen würdigen Platz in der West-Fundamentmauer oder Wand neben den übrigen mit ihm correspondirenden Steinen gefunden hat.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Am 25 November sollte noch einmal ein Versuch gemacht werden; aber es schneite in so dicken Flocken, daß man kaum einige Schritte weit vor sich hinsehen konnte. Dieser Sturm währte mit abwechselnder Heftig-

keit bis zum 20 November, wo er einige Stunden aufhörte, aber dann bis zum 3 December bei schneidend kaltem Westwind fortdauerte, im Thal eine 7—8 Fuß tiefe Decke bildete, und die armen halbnackten Wanderer in ihren gebrechlichen Hütten gefangen hielt, so daß sie kaum ein Feuer anzumachen im Stande waren. Ihre Verzweiflung hatte jetzt einer stillen Ergebung in den unabänderlichen Willen des Schicksals Platz gemacht, und ihre einzige Hoffnung war die: recht bald von ihren Leiden erlöst zu werden.

Am 3 December hörte es auf zu schneien, doch blieb der Himmel trüb bis zum 6ten, wo das Wetter sich aufhellte und die Sonne wieder hell schien. Mit den warmen Strahlen dieses allbelebenden Gestirns zog auch frische Hoffnung in die Herzen der unglücklichen Wanderer ein, und zu einem neuen Versuche den Berg zu übersteigen fertigten Stanton und Graves Schneeschuhe an. Von den Maulthieren sah und hörte man nichts mehr, und jetzt stimmten alle dahin überein, daß man sie hätte schlachten sollen, wie Eddy am 22 November nach der Rückkehr vom Berge vorgeschlagen hatte; damals widersetzten sich aber Graves und andere, aus Furcht die Thiere ersetzen zu müssen. Am 9 December erhob sich der Wind wieder von Nordwest, und mit Schrecken und Beben sahen sie den Schneesturm sich erneuen, der sechs Tage lang ununterbrochen dauerte. Stanton suchte nun für sich und die beiden Indianer Lebensmittel zu bekommen, erhielt jedoch nur wenig. Am Tag zuvor hatte Brinn den Spitzer, welcher vor Hunger so schwach war, daß er sich ohne Hülfe nicht aufrichten konnte, zu sich in seine Hütte genommen. Am 14 December starb Williams Hungers; er war der erste seiner unglücklichen Gefährten, welcher auf diese Art verendete. Die Gefühle und Betrachtungen der Ueberlebenden bei dieser Gelegenheit lassen sich vielleicht denken, aber nimmer beschreiben.

Am 16 December machten folgende Personen den Versuch, den Berg mit Schneeschuhen zu übersteigen: Sarah Fosdick, Marie Graves, Foster mit seiner Frau, Stanton, Graves, Fosdick, W. Murphy, Burger, Pike, Lemuel Murphy, Dolan, Antonio, Lewis, Salvadore, Frau Mc. Cutcheon und W. Eddy. Die Nacht vor ihrer Abreise war ungemein kalt; ihre Freunde, welche sie zurückließen, befanden sich in einem Zustand äußerster Noth und Ermattung. Der Wind wehte von Südost und das Wetter war verhältnißmäßig schön und mild; W. Murphy sah sich außer Stand mit seinen Gefährten gleichen Schritt zu halten und kehrte im Laufe des Tags um. Später ward Burger vermißt, von dem man annahm er sey gleichfalls nach den Hütten zurückgegangen. Mit Einbruch der Nacht lagerten sie am obern Ende des Truckensees, etwa vier Meilen vom Berg entfernt; den ganzen folgenden Tag setzten sie ihre beschwerliche Reise fort, wobei sie bei jedem Schritt mehrere Zoll tief in den Schnee einsanken, und lagerten Abends auf dem Westabhange der Hauptkette der Sierra Nevada, ungefähr sechs Meilen von ihrem früheren Lagerplatz. Sie hatten keine Zelte; der Wind wehte von Südost. Am 18ten legten sie fünf Meilen zurück und lagerten dann; Stanton wurde im Laufe des Tags schneeblind und blieb zurück, gesellte sich aber wieder zu ihnen, nachdem sie eine Stunde im Lager waren. So reisten sie nach der Sonne ihre Richtung nehmend, bis zum 22 December, wo sie die letzten Reste ihres kleinen Vorraths an Lebensmitteln aufzehrten, obgleich jeder täglich, seit der Abreise vom Lagerplatz, nur eine Unze Fleisch genossen hatte. Sie besaßen zusammen ein Gewehr, hatten bis jetzt aber noch kein lebendes Wesen zu Gesicht bekommen. Beim Ost- und Nordostwind hatten sie immer helles klares Wetter, während der Süd- und Südwestwind stets Schneesturm im Gefolge hatte.

Im Laufe des 23 December wollte Hr. Eddy aus einem Beutel, den er bei sich führte, einen schweren Gegenstand entfernen, um leichter gehen zu können; dabei fand er ein halb Pfd. Bärenfleisch und daran angeheftet einen Zettel, worauf seine Frau mit wenigen Zeilen bemerkt hatte, er möge dieß für den äußersten Nothfall aufbewahren, da es ihm vielleicht das Leben retten könne. Dem war auch wirklich so, denn ohne dieses letzte Hülfsmittel hätte er später unfehlbar umkommen müssen. Stanton, den sein Augenleiden nicht verließ, war Morgens am Lagerfeuer zurückgeblieben, indem er ruhig seine Pfeife rauchte, und seine Reisegefährten bat sich nicht weiter um ihn zu bekümmern, er werde sie bald einholen; der Schnee war etwa 15 Fuß tief. Stanton traf nicht bei ihnen ein. Am 24 December setzten sie ihre traurige Reise fort, machten jedoch, nachdem sie eine Meile zurückgelegt, einen Halt, um auf ihren Gefährten zu warten. Stanton kam nicht; den ganzen Tag über hatten sie nichts zu essen. Die Nacht hindurch fiel Schnee, und sie gaben nun den armen Stanton verloren. Eine Partie, die später des Wegs kam, fand seine Ueberreste an der Stelle, wo er zurückgeblieben war. Man fand seine Pfeife, seine Pistolen und einige andere Gegenstände bei ihm, allein sein Körper war größtentheils von Raubthieren verzehrt. Die Gesellschaft hatte ihn, wie man sich erinnern wird, vom großen Salzsee aus in Begleitung des Hrn. Mc. Cutcheon vorausgeschickt, um in den californischen Gränzniederlassungen Beistand und Hülfe zu suchen. Er reiste mehrere hundert Meilen weit durch feindliche Indianerstämme, über Wüsten und Felsgebirge, und erreichte am 1 October Sutter's Fort, wo er die nöthige Unterstützung bekam. Er kehrte mit sieben, mit Lebensmitteln beladenen Maulthieren und zwei indianischen Vaqueros zurück, und traf seine Reisegesellschaft beim Uebergang über den Truckenfluß, etwa halbwegs zwischen dem Pyramidensee und dem Truckensee, an welch ersterem ihr Weg sie auf 10 Meilen vorbeiführte. Ohne Stanton's aufopfernde Gefälligkeit wären sämmtliche Emigranten umgekommen, und nun fiel er selbst als eines der ersten Opfer des allgemeinen Elends.

Am Weihnachtstag wurde die mühselige Reise fortgesetzt, und nachdem sie einige Meilen zurückgelegt hatten, schlug der Wind nach Südwest um. Da es wieder zu schneien begann, so hielten sie eine Berathung um zu entscheiden, ob sie umkehren oder weiter gehen wollten. Alle Männer, mit Ausnahme Eddy's, weigerten sich des letztern; die Frauen aber und Eddy erklärten, daß sie lieber sterben als umkehren würden. Manche Gründe wurden für die Rückkehr vorgebracht, unter anderem daß sie schon seit zwei Tagen nichts gegessen hätten, und dieß, nachdem sie bei jedem Mahl nur eine Unze Fleisch genossen; man sagte, sie müßten alle Hungers sterben. Endlich machte Patrick Dollan den Vorschlag darüber zu loosen, wer sterben solle, um den Ueberlebenden zur Nahrung zu dienen. Eddy unterstützte die Motion, Foster aber widersetzte sich ihr; Eddy machte nun den Vorschlag, daß zwei so lange mit einander kämpfen sollen, bis einer todt sey. Auch diesem widersetzte man sich, worauf Eddy als letztes Auskunftsmittel vorschlug die Reise so lang fortzusetzen, bis einer von ihnen sterbe; dieß fand Beifall und die Gesellschaft wankte drei Meilen weiter, worauf sie lagerte. Sie hatten ein kleines Beil bei sich, und nach langer Mühe gelang es ein Feuer aufzumachen. Um 10 Uhr Nachts am Weihnachtsfest erhob sich ein fürchterlicher Schnee- und Hagelsturm, der den obdachlosen und nur spärlich gekleideten Wanderern bis in das innerste Mark einschnitt, und um das Maaß des Elends vollzumachen und einen neuen Tropfen dem Becher der Trübsal zuzufügen, ging auch das Beil in dem tiefen Schnee verloren. Gegen Mitternacht starb der Spanier Antonio vor Hunger, Frost und Müdigkeit, und nun warfen sich alle auf die Knie und riefen mit lautem Seufzen und bittern Thränen den Himmel um Erbarmen und Erlösung an, während ein wüthender Sturmwind über die weite Schneefläche hinheulte und stechende Nadeln zu dichten Wolken aufwirbelte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Matepflanze. Der Jardin des Plantes zu Paris hat Pflanzen des Matestrauchs erhalten, dessen Blätter den in Südamerika so gewöhnlichen Mate-Thee bilden. Der Anbau soll viel leichter seyn, als der des chinesischen Thees. (Revue de l'Orient. December.)

Französische Reisende. Die Zahl der Personen welche im J. 1849 von der französischen Regierung und der Akademie auf wissenschaftliche Reisen ausgeschickt wurden, beträgt nicht weniger als eilf. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. 5 Februar 1850.

Californien

in den letzten Monaten des Jahres 1849.[1]

(Nach P. Dillon, französischem Consul auf den Sandwichinseln. Revue des deux Mondes 15 Jan.)

Wenn man der Küste Californiens auch nur auf 30 Lieues nahe gekommen ist, so erkennt man schon an der Zahl und Mannichfaltigkeit der Flaggen die Nähe eines großen Handelsmittelpunkts. Rechts von uns zeigte sich am Horizont ein französischer Dreimaster, der seine lange Fahrt zugleich mit uns beschließen sollte, links ein englisches Schiff aus Schanghai mit einer ganzen Colonie Chinesen an Bord. Näher bei uns befanden sich mehrere chilenische Fahrzeuge, unter deren Passagieren sich eine gute Anzahl Señoritas bemerklich macht. Plötzlich fällt der Wind, was uns nöthigt, vor Einbruch der Nacht in geringer Entfernung von den Farralones vor Anker zu gehen; so heißen zwei Inselchen, welche gleich den Drachen in der Fabel vor dem Garten dieser neuen Hesperiden Wache stehen. Während wir so unfreiwillig anhalten und auf eine unangenehme Weise geschaukelt werden, haben wir volle Muße, um dem Spiel mehrerer Wallfischgruppen um uns her zuzusehen. Die Natur scheint allen Dingen in Californien einen besondern Charakter geben zu wollen, und so sind auch diese Wallfische wesentlich verschieden von den andern Gliedern der großen Familie, der sie angehören. Anderswo sieht man wie dreimal größere Wallfische sich ohne großen Widerstand von 2 oder 3 Seeleuten in einem Canot, das sie mit einem Schlag des Schweifs umstürzen könnten, harpuniren und tödten lassen; der californische Wallfisch aber ist weit minder friedselig: sobald er ein Canot kommen sieht, wendet er sich entschlossen gegen dasselbe, und fängt selbst an, Jagd darauf zu machen. Die Wallfischfänger, erstaunt und erschreckt durch einen ihnen so neuen Muth, sind schnell der Jagd satt geworden, haben das Schlachtfeld geräumt und lassen ihren furchtbaren Feind in Ruhe.

Die Einfahrt in die Bay von San Francisco ist eng genug, daß die Forts, welche man auf beiden Seiten errichten will, ihr Feuer kreuzen und den Eingang beherrschen können. An der Einfahrt angekommen, sieht der Reisende nicht einen Hafen oder einen See, sondern ein Mittelmeer in Miniatur sich vor ihm ausbreiten. Der Hafen von San Francisco würde leicht alle Flotten der Welt in sich aufnehmen, und man muß nur erstaunen, daß ein solcher Punkt so lange unbesetzt blieb. Ein Inselchen im Innern der Bay in geringer Entfernung von der Einfahrt gelegen, ist gerade bestimmt, als Platz für eine Batterie zu dienen eine weitere Gewähr der Stärke und Sicherheit für einen Hafen, der ihrer schon so viele besitzt.

Herba Buena, sonst San Francisco genannt, liegt rechts am Eingang der Bay, etwas jenseits des spanischen Forts. Dieß ist jetzt eine Stadt von 50,000 Seelen, welche in wenigen Jahren die Hauptstadt des stillen Meeres zu werden verspricht. Ein Mastenwald, der sich unabsehbar rings herum entfaltet, erinnert an Havre und Marseille. In diesem Augenblick lagern über 340 Handelsfahrzeuge in der Nähe der Stadt, ohne eine sehr bedeutende Zahl von Bricks und Goeletten zu rechnen. Alle ohne Ausnahme haben ihre Mannschaft verloren und manchmal sind die Capitäne selbst davon gegangen. Eine amerikanische Corvette, an deren Bord die Flagge des Commodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieser Masse von Gütern. Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halb Duzend rohe Hütten fand, trifft man jetzt eine Börse, ein Theater, Kirchen für alle christlichen Culte, und eine große Anzahl hübscher Häuser; einige darunter sind aus Steinen aufgeführt, andere aus Holz oder Adoben (Luftziegeln). Die Vorderseiten der Häuser sind geweißt oder gemalt, die Straßen sehr regelmäßig gezogen und das Ganze macht einen guten Eindruck. An beiden Seiten der Stadt setzen sich, wenn man dem Ufer folgt, unabsehbare Reihen von Zelten fort und bilden eine Art neuer Stadt, der es nicht an Originalität fehlt. Hier ruhen einen Augenblick, ehe sie den Weg nach den Minen einschlagen, die Emigranten zweier Welten aus, darunter Chinesen, Malaien und die ganze anrüchige Bevölkerung, die kurz zuvor noch auf den verschiedenen Archipelen Oceaniens zerstreut und deren Ausgangspunkt Botany Bay war. Hier ist der ehemalige Justizminister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Californiens, derselbe, welcher den berühmten Gesetzcoder verfaßte, den die biblischen Gesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten für das Meisterwerk der menschlichen Weisheit erklärten. Hier finden sich Mörder, Land- und Seeräuber versammelt, auf denen die Hand der göttlichen Gerechtigkeit noch nicht lastet. Die Komödie und das Drama, namentlich das letztere, könnten hier reichlich schöpfen. Unglaubliche Abenteuer, wie sie die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschriftsteller noch nie träumen ließ, erwarten hier ihren künftigen Geschichtschreiber.

Bereits gleicht die Stadt San Francisco einem unermeßlichen Bienenkorb, worin ein unaufhörliches Summen herrscht. Gefährte, Karren, Wagen circuliren durcheinander und stoßen sich auf allen Seiten. Große, starkknochige Bursche mit zucker-

[1] Die Mittheilung ist aus San Francisco 2 Oct. datirt.

hutförmigen Hüten auf dem Kopfe peitschen und treiben ihre Thiere an, ohne die mindeste Rücksicht auf Fußgänger zu nehmen. Auf jeder Seite der Straße sieht man eine schweigende, geschäftige Menge sich drängen theils nach dem Zollhaus zu, einem rohen Gebäude im Hintergrund der Stadt, theils nach der Börse, einem zwischen zwei Spielhäusern stehenden Bau, vor welchem unaufhörlich Gruppen gieriger Speculanten stehen. Alle Nationen des Erdballs sind reichlich repräsentirt in dem Handel von San Francisco, aber wie zu erwarten überwiegt das amerikanische Element. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt jedem ein Geschäft zu treiben, wie er mag. Alle Welt ist deßhalb hier Mäkler, Consignatair, Bankier, Wechsler, und mehrere treiben alle diese Geschäfte zugleich. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder Kaufmann zu Havre, der seine Waaren auf Consignation nach San Francisco schickt, glänzende Geschäfte macht, gewiß ist aber, daß der Consignatair, der sie empfängt, sich nicht ruinirt; die Kostenberechnung für Mäklerei, Wechsel und Magazinirung würde seine Standesgenossen in Europa höchlich erbauen: man kann sie ohne Uebertreibung auf 50 Procent des Rohertrags jeden Verkaufs berechnen. Indeß muß man auch anerkennen, daß der Consignatair seinerseits zu San Francisco schwere Ausgaben hat. Abgesehen von den Kosten des Lebensunterhalts in einem Lande, wo man oft ein Ei mit fünf und eine Kartoffel mit drei Franken bezahlt, steigen die Miethzinse der Wohnungen auf 150 bis 300,000 Fr. des Jahres. Es gibt Häuser in ziemlich großer Zahl, welche ihren Eigenthümern bis 800,000 Fr. des Jahres eintragen.

Wie groß auch die Ergebnisse dieser Minen Californiens, wie mannichfach die Hülfsquellen San Francisco's als Mittelpunkt eines großen Handels seyn mögen, ein solcher Zustand der Dinge kann unmöglich lange andauern. Der Yankee ist seiner Natur nach ein Speculant, und niemand versteht den Puff besser als er; gebt einem Bewohner von Massachusetts hundert Morgen Sumpfland, und er tauft sie mit dem trügerischen Namen Eden Fields und macht sie mit so viel Geschick und Ausdauer geltend, daß bald irgend ein „Unschuldiger" in seine Netze fällt. Das heißt man in den Vereinigten Staaten einen Yankeestreich spielen, und gewiß war Jackson nicht so stolz auf seinen berühmten Sieg über die Engländer bei Neuorleans, als ein solcher Spieler, wenn er seinen staunenden Landsleuten irgend einen Streich dieser Art erzählt. Was im Augenblick dem unbeweglichen Eigenthum in San Francisco einen solchen künstlichen und übertriebenen Werth gibt, das ist die große Anzahl der Spielhäuser, die begründet wurden. Alle Verbannten aus Frascati, von den Nummern 36 und 113 des Palais Royal und ähnlichen Anstalten in London, Wien und Berlin scheinen sich in diesem gelobten Lande der Spieler eingefunden zu haben. Sobald ein Haus zu vermiethen ist, bemächtigen sich dessen die Spieler um jeden Preis, und die Bank wird aufgerichtet mit ihrem ganzen Geschirr von Rouletten. Es gibt gegenwärtig in San Francisco über 100 Anstalten dieser Art, wo sich jeden Abend eine Menge Vagabunden, Sandwichinsulaner, Mulatten, Malaien und Abenteurer aller Länder, lauter Spitzbuben erster Classe, einfinden. Alle Völker des Erdkreises haben einen Theil von ihrem Abschaum in diesen Cloak gegossen.

Es gibt nichts seltsameres als das Schauspiel, das diese Spielhäuser jeden Abend nach 8 Uhr darbieten. Außen belagert eine ungeheure Menge die Thüren, im Innern bahnen sich die gierigen Spieler einen Weg bis zum Kartentisch, und gerathen sich in ihrem ungeduldigen Eifer öfters in die Haare. Anderswo werden solche Streitigkeiten mit Faustschlägen oder Fußtritten abgemacht, in Californien folgt einer Beleidigung oder auch nur einem leichten Anstoßen augenblicklich ein Dolchstoß oder Pistolenschuß. „Stille da drunten!" schreit man von der Bank aus, wenn eine Pistole im Saale abgefeuert wird, „ihr macht zu viel Lärmen, verfluchte Schurken!" — I'll make a hole in you (ich mache ein Loch in Euch)! ruft man von der andern Seite, „oder der Teufel soll mich holen!" das sind die kurzen aber energischen Bemerkungen, die man von allen Seiten austauscht. Einmal vor dem Spieltisch macht der Neuangekommene, der meistens aus den Minen kommt, seinen Gürtel von gelbem Leder los, und gibt demselben einen leichten Druck, nachdem er das eine Ende auf den grünen Teppich gesetzt hat. Mehrere Pepitas von Gold rollen alsbald auf den Tisch. Der Head manager (Oberleiter des Spiels) streckt seine lange Knochenhand aus, nimmt sie, wägt sie in einer neben ihm stehenden Wage, und gibt ihnen dann den Werth derselben in Unzen zu 85 Fr. Man spielt, dieselbe Knochenhand nimmt das Goldstück weg; man spielt abermals, dasselbe Ergebniß. Nach 15 oder 20 Minuten muß der Geldgurt abermals losgemacht werden. Selten geht ein Spieler weg, ohne daß ihn die Bank in einer Nacht um den Lohn mehrmonatlicher Arbeiten und Entbehrungen gebracht hat.

Ich speiste bei einem der glücklichsten Speculanten zu San Francisco, einem Amerikaner und ehemaligen Banqueroutier, der sechs Monate früher in Californien angekommen war, und bereits ein Vermögen von 200,000 Dollars besitzt. Unter den Gästen befanden sich mehrere Officiere der amerikanischen Landarmee und Marine. Die Mahlzeit, welche mit Toasts und Speeches gewürzt war, dauerte bis weit in den Abend hinein, und beim Herausgehen schlug mir einer der Officiere vor, meinen Cicerone durch die Stadt zu machen. Ich nahm es an und wir traten in eines der besuchtesten Spielhäuser. Als ich nicht ohne viele Mühe an den grünen Tisch vorgedrungen war, warf ich einen Fünffrankenthaler darauf. Ein noch junger Mann mit langem Bart, ernstem, gesetztem Wesen, und aristokratischen Manieren machte den Bankhalter. Er hielt in seiner Arbeit, dem Roulette einen Stoß zu geben, einen Augenblick an, betrachtete mich eine Zeit lang, nahm dann mein Geldstück, und gab es mir mit einem verbindlichen Lächeln zurück. „Ich sehe," sagte er in sehr gutem Französisch, „daß Sie fremd sind, und unsere Gebräuche noch nicht kennen. Hier spielen wir nicht um Fünffrankenstücke, sondern um Unzen. Möchten Sie nicht Ihre hundert Sous[1] zurücknehmen?" Er betonte leicht die beiden vorletztern Worte; betroffen von dem artigen Benehmen des Bankhalters wartete ich eine Gelegenheit ab, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wozu er sich mit Vergnügen bereit erklärte. „Sie möchten wissen, ob unsere Bank gute Geschäfte macht, ich will offen gegen Sie seyn; sie gehen ziemlich gut, diesen Abend ausgenommen, wo es abscheulich schlecht ging. Wir werden gleich schließen, und ich glaube unser Gewinn seit 8 Uhr beträgt noch nicht 20,000 Piaster. Glücklicher Weise ist es in den frühern Nächten besser gegangen, sonst wären wir zu beklagen, denn für eine Bank in diesem Lande ist es baarer Verlust nur 20,000 Piaster an einem Abend zu gewinnen." Die Leidenschaft des Spiels kam nicht durch die Amerikaner nach Californien, die Bewohner dieses Landes haben dasselbe von jeher mit Wuth

[1] Gebräuchlicher Ausdruck in Paris für ein Fünffrankenstück. A. d. U.

Digitized by Google

betrieben, und in Mexico ist es noch jetzt so: das Montespiel zieht am meisten Liebhaber herbei, aber das Roulette hat auch seine Anhänger, so wie das Thierspiel, wobei Thiere, die am Ende eines mit beweglichen Stäbchen versehenen Gestells aufgesteckt sind, eine rotatorische Bewegung erhalten, dann über gewissen Kästchen anhalten, in denen entsprechende Thiere stehen.

Die Bevölkerung von San Francisco wächst mit jedem Tage durch Einwanderer an, die aus allen Theilen der Welt herbeikommen. Die Sandwichinseln und Taheiti, der Fidschi-Archipel so wie Neuseeland verlieren mehr oder minder ihre vagabundirende weiße Bevölkerung. Alle diese heterogenen Elemente haben sich nach und nach in der großen Masse der Minenarbeiter verschmolzen, aber mit Eintritt des Winters werden sie alle zurückkommen, um eine Unterkunft in der Stadt zu suchen. Gegenwärtig wohnen in der Stadt nur Kaufleute, Schiffscapitäne, und die, welche in den Minen etwas zusammengerafft haben, um es zu San Francisco im Spiel und in Ausschweifung zu vergeuden. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Männern, und nur wenige anständige Frauen, die ihren Männern gefolgt sind, wagen sich auf die Straße. Indeß bemerkt man in dieser Beziehung bereits eine merkliche Besserung: seit das rein amerikanische Element das Uebergewicht zu San Francisco erhalten hat, kann niemand mehr eine Frau ungestraft beleidigen, denn nirgends ist die Frau geachteter als in den Vereinigten Staaten. Uebrigens ist die Industrie, welche die öffentliche Moral in Europa mit dem strengsten Tadel belegen würde, hier in voller Thätigkeit, und es vergeht keine Woche, ohne daß eine chilenische oder amerikanische Brick eine Ladung Weiber auf den Platz bringt. Dieser Handel wirft, wie man mich versicherte, in diesem Augenblick den größten Gewinn ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das Isser-Thal in Oran.

(Revue de l'Orient. December.)

Der Oberlauf des Isser öffnet sich an seinem Ausgang auf ein völlig flaches Plateau, das sich im Norden ausdehnt, so weit nur das Auge reicht. Es ist dieß ein Theil des mittlern Plateau's des westlichen Tell. Die beiden Ketten, welche den Fluß beherrschen, wenden sich rechts und links ab, und gewähren die Aussicht auf eine Ebene, jenseits deren eine Senkung des Bodens eintritt, in welcher die mäandrischen Gewässer des Wed Halfun (der Fluß der reichen Weiden) fließen. Eine Felsenmauer, die manchmal 100 Metres Höhe hat, trennt die Ebene von der Senkung. Der Isser wich diesem Hinderniß aus, lief links am Fuße der Berge hin, und verläuft sich nach dem Meere in einer tiefen Schlucht, die ebenso merkwürdige als scharf gezeichnete geologische Erscheinungen darbietet. In der Ebene, auf dem rechten Ufer des Isser, liegen die Ruinen einer großen römischen Stadt an einer vortrefflich gewählten Stelle, denn sie schloß vollkommen den Gätuliern den Eintritt in die Getreideregion, wie jetzt die Franzosen solche weiter oben vielleicht noch besser durch den Posten von Sebdu geschlossen haben. Ich sammelte eine Anzahl Grabinschriften, aber keine enthält den Namen dieser Stadt, die wir noch mit dem arabischen Namen Hadschar Rum (römische Steine) bezeichnen müssen.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Niemand, der nicht selbst Aehnliches erlebt, kann sich einen Begriff von dieser Scene machen. Hr. Eddy forderte seine Gefährten auf sich in einen Kreis auf die mitgenommenen Decken zu setzen, so daß die Füße aneinander zu liegen kämen; er wolle sie dann mit andern zudecken, damit der frisch fallende Schnee sich darauf sammle, die Oeffnungen der Tücher verstopfe, und das Eindringen der Kälte dadurch verhindere, während die sich ansammelnde Ausdünstung sie warm halte. In etwa zwei Stunden war dieß geschehen, aber noch vorher war Hr. Graves den Schrecken dieser Nacht durch den Tod entrißen worden. Eddy machte ihn auf seinen nahen Tod aufmerksam, worauf er erwiederte, er kümmere sich nicht darum. Wenige Augenblicke später war er verschieden. Bis zum andern Morgen blieben sie so unter den Decken liegen. Um 10 Uhr aber wurde Dolan wahnsinnig, sprang auf den Schnee hinaus, zog seine Stiefel und Kleider aus, da es so schönes Wetter sey, und konnte von Eddy nur mit großer Mühe wieder untergebracht werden. Seine Gefährten hielten ihn da bis vier Uhr Nachmittags fest, worauf er langsam in die Arme des Todes sank; auch Lemuel Murphy wurde in der Nacht des 26 December wahnsinnig und sprach viel von Lebensmitteln. Am Abend des 26sten hörte der Sturm auf, und Eddy zündete nun sogleich einen großen dürren Pinienbaum an. Allmählich krochen auch seine unglücklichen Reisegefährten unter den Tüchern vor und lagerten sich auf abgebrochenen Baumzweigen rings um das Feuer; die Flamme stieg nach und nach bis zur Spitze empor und löste große Aeste ab, die zum Glück keinen der unten liegenden trafen, deren Schwäche und Ermattung so groß war, daß sie nicht den geringsten Versuch machten, der ihnen drohenden Gefahr auszuweichen.

Am Morgen des 27 December fühlten sie sich so schwach, daß sie nicht gehen konnten. Obwohl das Gefühl des Hungers nicht gerade drückend war, so wußten sie doch daß sie einer substantiellen Kost bedürften, um ihre Körper zu stärken; das schauderhafte Auskunftsmittel Menschenfleisch zu essen ward nun abermals vorgeschlagen. Hr. Eddy weigerte sich dessen, aber seine unglücklichen Gefährten lösten das Fleisch von den Armen und Beinen Patrick Dolan's ab, rösteten und aßen es, indem sie dabei ihre Gesichter von einander abwendeten und bitterlich weinten. Sie gaben auch Lemuel Murphy von dieser fürchterlichen Speise zu essen, in der Hoffnung daß er wieder zu sich kommen werde; aber er wurde immer schwächer, bis endlich seine Lebenslampe, welche so lange noch fortgeglimmt hatte, verlöschte, und die Nacht des Todes für immer über ihn einbrach.

Die armen Reisenden waren alle nur noch Skelette; besonders lag die Haut des Gesichtes hart auf den Knochen auf; die Augen waren eingefallen und hatten einen wilden und trotzigen Ausdruck, etwa den des hungrigen Tigers. Aber so wie der Tod nahte, wurden die Züge ruhiger und milder; die Augen traten noch mehr in die Höhlung zurück und verloren ihren wilden Trotz. Manchmal auch nahm das ganze Gesicht eine Art von Starrheit an, während es bei andern friedliche und milde Ruhe athmete, und von den verschwindenden Strahlen der heimkehrenden Seele noch schwach beleuchtet schien, gleich dem Spiegel eines Sees, der, durch den jähen Sturmwind nicht länger mehr zu tosenden Wogen aufgepeitscht, aus seiner dunklen Tiefe die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zurückspiegelt und durch den Gegensatz der tiefen Schatten zugleich anzeigt, daß die Nacht bald einbreche und ihn mit Dunkel bedecke. In manchen Fällen ging aber noch eine zweite Verwandlung vor, und der Ausdruck des Gesichts wurde schrecklich, geisterhaft und ruhelos; das Auge blickte wild und scheu, bis sein Feuer durch die schwere Hand des Todes für immer ausgelöscht wurde.

Diesem Ort gaben sie den Namen: „Lagerplatz des Todes.“ Die Schauer dieser Schreckensscene zu schildern gebricht es der Sprache an Worten, der Einbildungskraft an Vorstellungen. Außer dem Hunger hatten sie noch mit pfadlosen Gebirgen und tiefem Schnee zu kämpfen. Ihre Körper waren durch die Wuth des Sturmwinds und Hagels auf fürchterliche Weise zerrissen und zerschlagen, und der tiefe Stumpfsinn, in welchen das namenlose Elend die meisten von ihnen versetzt, machte manchmal Ausbrüchen der heftigsten Verzweiflung Platz. Jeder sah sein Verderben unausbleiblich vor sich und äußerte die finstern Gedanken, über denen sein Geist brütete, in Angstgestöhn, Seufzern und Thränen. Hr. Eddy verbarg seine eigenen Befürchtungen und suchte seinen Gefährten durch Trostgründe und den ruhigen Ausdruck seines Gesichts Hoffnung und Muth einzuflößen. Der Verzweiflung der Männer Einhalt zu thun war ihm nicht möglich; besser gelang ihm dieß bei den Frauen.

Digitized by Google

Einige zeigten allerdings einen Mangel an innerer Stärke, die meisten aber legten einen Muth, eine Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und Geduld an den Tag, die er vor dieser Reise niemals als Eigenschaften des weiblichen Charakters auch nur geahnt hatte. Jetzt ward ihm aber häufig Gelegenheit die Kraft zu bewundern, mit der die meisten Frauen die mannichfachen Schwierigkeiten überwanden, welche sich ihnen auf ihrer weiten Wanderung in den Weg stellten. Die Strapazen, Gefahren und Unglücksfälle, welche häufig die Männer niederzuwerfen schienen, stachelten im Gegentheil die Thatkraft des schwächeren Geschlechts auf und gaben ihm eine Erhabenheit des Charakters, welche sie in den Stand setzte die zermalmendsten Schläge des Mißgeschicks mit ungebrochener Festigkeit auszuhalten. Sie die im Glücke nur Schwäche und Abhängigkeit geathmet hatte, und sich an ihrem Manne hinaufrankte, wie Epheu an der Eiche, sie erhob sich nun plötzlich zu dessen Trösterin und ward seine kräftigste Stütze.

Am Morgen des 29 December brachen sie von dem „Lagerplatz des Todes" auf. Seither hatten ihnen theils die beiden Indianer Lewis und Salvadore, theils die Sonne als Führer gedient. Nun aber sagte ihnen Lewis, der etwas englisch sprach, sie seyen verloren und er könne sie nicht länger mehr führen. Trotzdem schritten sie so gut es ging fürbaß und lagerten erst mit Einbruch der Nacht; Eddy war nun schon geraume Zeit ohne Nahrung geblieben. Bis daher hatte ihm das halbe Pfund geröstetes Bärenfleisch, das ihm seine treue Gattin heimlich mitgegeben, das Leben gefristet. Und selbst jetzt fühlte er keinen Hunger — dieses fast unerträgliche und oft bis zum Wahnsinn sich steigernde Gefühl hatte ihn längst verlassen. Was er fühlte war eigenthümlich, aber nicht zu beschreiben. Seine Begleiter sagten ihm er sey dem Sterben nahe; doch schenkte er ihnen keinen Glauben und widersprach ihnen deßhalb geradezu; aber trotzdem fühlte er mehr und mehr seine Kraft schwinden. Da raffte er plötzlich und in wilder Aufwallung all die Energie zusammen, durch die ihm Gott seither sein und seiner Gefährten Leben gefristet hatte. Obgleich er keinen Hunger fühlte, so verlangte sein Körper doch gebieterisch nach Nahrung. Unter solchen Umständen verzehrte er sein erstes Cannibalenmahl; er verspürte keinen Widerwillen noch Ekel, aber seine Vernunft, die nie umwölkt war, sagte ihm es sey ein grauenvolles Mahl. Die schwere Hand der Nothwendigkeit lag auf ihm und er war gezwungen zu essen oder zu sterben.

Dieser Mangel an Hunger ist ein eigenthümliches Symptom und läßt sich nur durch die völlige Ermattung und Erschlaffung aller Lebensorgane erklären. Gewöhnlich folgte eine unwiderstehliche Schlafsucht darauf. Machte man nicht bedeutende Anstrengungen um den Kranken aus dieser Starrsucht zu erwecken, so bemerkte man in einer halben Stunde gewöhnlich ein unnatürliches und schweres Athmen, worauf in etwa dreiviertel Stunden ein Röcheln in der Kehle folgte, das eine bis vier Stunden anhielt, und den Tod zur Folge hatte. Manchmal konnte der Schlafende auch mit der größten Anstrengung nicht aufgeweckt werden; einer streckte in diesem Zustande den Arm so aus, daß seine Hand ins Feuer fiel. Hr. Eddy der es bemerkte, hoffte der unglückliche Schläfer werde dadurch erwachen und ließ die Hand im Feuer, bis sie zusammenschrumpfte; darauf zog er sie heraus und legte sie auf den Körper. Allein der Schläfer streckte den Arm wieder gerade so aus wie zuvor, und die Hand fiel ins Feuer und verbrannte zu Kohlen, ohne daß die leichteste Bewegung einer Muskel oder eine sichtbare Veränderung der Züge den geringsten Schmerz angedeutet hätte. Gelang es den unglücklichen Schläfer aufzuwecken, so sprach der arme Dulder häufig von den köstlichsten Visionen, in welchen seine Einbildungskraft ihm üppige Getreidefelder und reich gedeckte Tafeln mit den besten Speisen vorgeführt. Einige wenige wurden wahnsinnig ohne in diesen Schlummer zu verfallen; die andern aber starben ruhig und friedlich, indem sie zärtlichen Abschied von ihren Freunden nahmen und vertrauensvoll ihre Hoffnung auf die Gnade des Erlösers aussprachen.

Am Morgen des 30 December setzten die Reisenden ihren Weg fort; ihre Füße waren durch die seitherigen Anstrengungen so angeschwollen, daß sie nunmehr aufbrachen und ihnen beim Gehen, trotzdem daß sie in Lumpen und Tücher eingewickelt waren, große Schmerzen verursachten. Spät Nachmittags lagerten sie an dem hohen Rand einer sehr tiefen Schlucht, von wo aus sie ganz genau ein Thal unterscheiden konnten, welches sie für das des Sacramento hielten. Am 31 December durchzogen sie die Felsenschlucht, wozu sie den ganzen Tag brauchten; jeder Schritt war mit einer Blutspur von ihren Füßen bezeichnet. Abends lagerten sie am Ausgang der Schlucht, und während der Nacht verzehrten sie das letzte Fleisch ihrer hingeschiedenen Gefährten; einer aus der Gesellschaft machte den Vorschlag, die beiden Indianer Lewis und Salvadore zu tödten. Eddy machte Einwendungen dagegen; da er aber sah, daß die That beschlossen war, so nahm er sich vor sie durch alle Mittel zu vereiteln, welche Gott und die Natur ihm an die Hand geben möchten. Da er aber zugleich auch es nicht aufs Aeußerste ankommen lassen wollte, so benachrichte er Lewis heimlich von dem Schicksal, das seiner und seines Landsmanns warte, und gab ihm den Rath so schnell wie möglich zu fliehen. Von dem Schrecken, welcher sich bei dieser Nachricht auf dem Gesicht des Indianers abspiegelte, kann sich niemand einen Begriff machen; er konnte kein Wort hervorbringen, sondern blieb vor Erstaunen gleichsam erstarrt. In weniger denn zwei Minuten aber verwandelten sich seine Züge in die der bekannten indianischen List, und er floh von dem Schauplatz der Gefahr. Ihre fürchterlichen Leiden waren allerdings von der Art, daß sich bei manchen Handlungen nicht ängstlich unterscheiden ließ ob sie gut oder böse; allein dieß war eine Handlung, die durch nichts weder zu rechtfertigen noch zu entschuldigen war. Hätte man beschlossen darüber zu loosen wer zum Besten der andern sterben solle, und das Schicksal wäre auf die Indianer oder auf Eddy selbst gefallen, so hätte er sich ohne Murren oder Klagen unterworfen. Allein an den fraglichen Vorschlag konnte er nur mit Abscheu denken, und seine Seele schauderte bei dem bloßen Gedanken daran.

Der Neujahrstag 1847 war einer der beschwerlichsten der ganzen Reise; sie mußten einen fast senkrechten Felsberg ersteigen, oder vielmehr auf Händen und Füßen erklettern, oft ohne andern Halt als kleines aus den Felsenspalten hervorwachsendes Gestrüpp. Mit verwundeten Füßen und Händen feierten sie am Abend das gemeinsame Fest der Menschheit durch ein aus den Riemen ihrer Schneeschuhe bereitetes Mahl; Hr. Eddy aß auch ein Paar alte Mocassins. Bis Mitternacht erkämpften sie sich ihren Weg durch den sechs Fuß tiefen Schnee, dessen Tiefe am folgenden Tage bis auf drei Fuß sich verminderte; Nachts aßen sie alte Schuhe und Stiefel, welche sie am Feuer leicht geröstet hatten. Am 3 Januar hatte die Landschaft allmählich ein verändertes Aussehen gewonnen; die Berge waren weniger zerrissen, man sah wenig Schnee und sie lagerten in einem offenen Eichenwald. Zu essen aber hatten sie in dieser traurigen Nacht gar nichts; Eddy beschloß deßhalb sein Glück mit der Jagd zu versuchen, um sich und seine Begleiter aus der fast sichern Todesgefahr zu erretten. Allein die Frauen beschworen ihn, sie nicht zu verlassen, da ihre letzte Hoffnung nur auf ihm beruhe. Am Morgen des 4ten beschloß Marie Graves, welche von allen Frauen noch am meisten Kraft hatte, auf jede Gefahr hin mit ihm zu gehen; die andern Frauen aber beschworen ihn wieder mit lauten Zähren, und indem sie ihre Arme um seinen Nacken schlangen, sie nicht zu verlassen. Allein da bleiben hieß dem sichern Tod entgegengehen, während ein Jagdausflug das einzig mögliche Mittel zur Erhaltung ihres Lebens bot. Wer sich nie in einer Lage befand wo er der äußersten Gefahr ausgesetzt war, kann sich keinen Begriff davon machen, welchen Werth man manchmal der unscheinbarsten Sache beilegt. Er kann nicht begreifen, mit welcher verzweifelten Gier man sich an die kleinsten Dinge hängt, welche allenfalls die Mittel darbieten könnten zur Milderung eines Schicksals, das ihm von dem Fatum unabweisbar beschieden scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Hohe Fluth in London. Man hatte auf den 20 Januar eine hohe Fluth erwartet, sie stieg aber noch höher als man gefürchtet; gewöhnlich beträgt sie 24 Fuß, dießmal 28½, die höchste Fluth seit 10 oder 12 Jahren. (Shipp. Gaz. 29 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 6 Februar 1850.

Rawlinson über die Denkmäler von Ninive.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 19 Januar begann Major Rawlinson seine lang erwartete Mittheilung „über die interessanten Denkmale, welche an der Stelle und in der Nähe Ninivehs gefunden wurden." Ohne dem Werth dieser Mittheilung das geringste benehmen zu wollen, so müssen wir doch sagen, daß sie die gehegte Erwartung nicht befriedigt hat. Zu erwarten war allerdings nicht, daß eine umständliche Auseinandersetzung der möglichen Ergebnisse und Folgerungen vorgelegt werden würde; dazu sind die Studien noch weit nicht genug vorgerückt, aber auffallen muß es, daß Major Rawlinson über die Alterthümer Ninivehs sprach, die er nicht in gleichem Umfang, wie z. B. Layard und Botta, kennen konnte, und nicht vielmehr über die große Inschrift von Behistun, die er zu seinem besondern Studium gemacht. Von der dreisprachigen Inschrift zu Behistun hat Rawlinson die persische Inschrift so weit vollkommen erklärt, daß nur noch einzelne Verbesserungen möglich sind. Mit diesem mächtigen Hülfsmittel ausgerüstet, machte er sich an die Erklärung der „medischen" Inschrift, und soll sie, wiederholten Nachrichten zufolge, ziemlich ermittelt haben. Zu welchem Sprachstamm gehört nun dieß „Medische?" — denn so müssen wir es in Ermangelung einer genauern Bezeichnung immer noch nennen. Darüber hat Rawlinson nichts gesagt. Er läßt sich auf die assyrischen Inschriften ein, von denen er seinen Auseinandersetzungen zufolge einen großen Theil gelesen haben muß, aber er sagt uns wieder nicht, welcher Sprache sie angehören. Das ist sehr sonderbar; wenn er so weit kam, sie lesen zu können, so muß er wissen ob die Sprache arisch oder semitisch ist. Dieß wissen zu wollen, ist nicht bloß eine philologische Grille, sondern diese Frage schließt ein sehr wichtiges historisches Factum ein, das auf einen sehr weiten Umkreis Licht verbreiten muß, und allein die historischen und mythologischen Forschungen aufklären und ihre Richtung bestimmen kann. Die Frage: ist die Sprache der assyrischen Inschriften arisch oder semitisch? heißt nichts anders, als: sind die Völker arischer Zunge, d. h. der ganze Völkerstamm, welcher sich in einer vorhistorischen Zeit von den Höhen des Hindukusch theils ostwärts nach Indien, theils westwärts nach Persien wandte, in der Zeit, von welcher es sich hier handelt, d. h. von 2000 bis etwa 600 vor Chr. in Obermesopotamien herrschend gewesen, und haben sie die semitisch redenden Völker, die aus dem Süden gekommen waren, unterdrückt, oder haben umgekehrt dieser letztern, als die Urbewohner des Landes, ihre Cultur und Herrschaft ostwärts oder nordwärts ausgebreitet? Man erkennt leicht, daß die Beantwortung dieser Frage ein historisches und historisch-mythologisches Interesse hat, vor dem alle andern Mittheilungen über die Kriegs- und Eroberungszüge der assyrischen Könige in den Hintergrund zurücktreten.

In der ganzen Mittheilung Rawlinsons, welche von dem Athenäum und der Litterary Gazette (26 Jan.) gleichlautend gegeben worden, finden sich über diese Cardinalfrage nur zwei Angaben, von denen die einen vorerst irrelevant, die andere durch frühere Studien eines deutschen Gelehrten schon bekannt ist. Die erste betrifft den Umstand, „daß sich wahrscheinlich bis jetzt noch keine Denkmale gefunden hatten aus der Zeit der Könige von Israel und Juda, bei deren Geschichte die h. Schrift des Reichs Assyrien wiederholt erwähnt, und wenn solche Denkmale sich finden, so werde sich wahrscheinlich zeigen, daß Assyrien damals von den in Medien residirenden Herrschern abhängig gewesen sey. Der zweite Punkt betrifft die Einmischung eines starken scythischen Elements selbst in den Khorsabad-Inschriften, eine „Einmischung, welche zwischen der Area von Nimrud und der von Khorsabad erfolgt seyn müsse." Rawlinson setzt die ältern Nimrudsculpturen ins 12te, vielleicht ins 13te Jahrhundert v. Chr. und führt sechs Könige auf: Hevenk I (vielleicht Alexander Polyhistors Coechius), Alti bar, Asser-adanpal (Sardanapal), Temenbar, Husthem, Hevenk II. Nehmen wir ein gewöhnliches Menschenalter für diese Regenten an, so kommen wir, je nach den obigen Annahmen auf das 11te oder 10te Jahrhundert v. Chr. herunter. Nach Hevenk II soll ein Interregnum, aber von nicht sehr langer Dauer, eingetreten seyn, denn „Titel, Sprache und Mythologie beider Perioden seyen fast identisch." Während dieses Interregnums aber drang das „scythische Element" in die Bevölkerung von Westasien. Dieß würde also wohl auf die Worte Herodots deuten, daß die Scythen 70 Jahre Asien beherrscht hätten. Allein dieß scythische Element ist dem arischen eben so fremd, als dem semitischen, und über das Verhältniß der arischen und semitischen Völker wissen wir immer noch nichts, obgleich davon die Beurtheilung der Bedeutung, welche diesen Alterthümern überhaupt hinzulegen abhängt. Somit wissen wir immer noch nichts, und müssen weitere Mittheilungen suspendiren, bis es den Gelehrten gefällig ist, hierüber Aufschluß zu geben.

Californien
in den letzten Monaten des Jahres 1849.

(Fortsetzung.)

Was zu San Francisco am meisten in Erstaunen setzt, das ist die Seltenheit der Diebstähle trotz der leichten Ausführung.

Digitized by Google

In den Höfen der Privathäuser, an den Thüren, in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen, allenthalben stößt man auf Haufen von Waaren, die zerstreut herumliegen, anscheinend ohne Schutz und ohne Aufsicht; dennoch wagen die Spitzbuben, die Flibustiers von Profession, die in der Stadt herumstreichen, nicht, sie anzurühren. Der Grund liegt einfach darin, daß Californien, wie viele andere Länder der Erde seinen eigenen, allgemein angenommenen und anerkannten Moralcodex hat. So macht man eben nicht viel daraus, wenn irgendwer sich hie und da in einer Streitsache einen Messerstich oder einen Pistolenschuß erlaubt, aber das Besitzthum eines andern anzurühren, das ist eine Todsünde; auf den ersten Ruf fallen Duzende von Schüssen aus Zelten und Häusern gegen den Dieb. Kaufmann, Minenarbeiter, Schiffer, alles läßt augenblicklich sein Geschäft liegen, um einen Dieb zu verfolgen, denn jedermann ist interessirt den Diebstahl zu hindern.

Eine merkwürdige Thatsache fällt mir zu San Francisco auf, nämlich die Popularität derjenigen, welche bürgerlichen Muth und Festigkeit zeigten. In der Nähe des Sacramento-Flusses gab es einen Alcade, dessen District anfangs der allgemeine Zufluchtsort aller fremden Taugenichtse gewesen war. Verbrechen und noch mehr Vergehen kamen hier alle Augenblicke vor; der wackere Alcade hatte für die einen wie für die andern nur Ein Mittel der Unterdrückung; „hängt ihn!" war unwandelbar seine kurze, aber kräftige Antwort, wenn man einen Angeklagten vor den Richterstuhl führte. Das Volk, welches selbst das Lictorenamt versah, ließ sich dieß nicht zweimal sagen: es knüpfte den Angeklagten auf, und ging dann in größter Seelenruhe seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach. Mochte es sich nun von einem Dolchstich oder einem gestohlenen Sacktuch handeln, der Ausspruch war stets derselbe: „hängt ihn!" und wurde buchstäblich und ohne alles Mitleid vollzogen. Machte einer vielleicht den Einwurf: „aber der Angeklagte ist möglicher Weise nicht schuldig, hören wir doch seine Vertheidigung!" so antwortete der Alcade: „ah bah! Bürger, Ihr wißt recht wohl, daß es keinen Unschuldigen unter uns gibt. Hat er dießmal das Verbrechen nicht begangen, so hat er andere begangen, hier oder anderswo; hängt ihn!" Die Umstehenden sahen sich lachend an, und brachten dann den Urtheilsspruch in Ausführung.

Zu dieser Zeit folgte man noch dem alten spanischen System, das dem Alcade alle Gewalt läßt, und die Dazwischenkunft der Geschwornen ausschließt. Später wurde dieß System modificirt, da die Amerikaner eine unüberwindliche Abneigung empfanden, sich eines Instituts zu begeben, das allein die Gerechtigkeit hindert in Despotismus umzuschlagen. Allerdings diente die Annahme der Jury unter den damaligen Umständen nur dazu, das Verfahren etwas grotesker zu machen; manchmal sah man ein Geschwornengericht von zwölf Trunkenbolden sich constituiren, um einen andern Trunkenbold zu richten. Dem fast unwandelbaren Ausspruch „schuldig" folgte augenblicklich der der Lieblingsformel des Alcaden: „hängt ihn!" und dann sah man die seltsamste Scene, die sich denken läßt. Der Vorsitzer der Jury, selbst stark angetrunken, zog eine Bibel aus der Tasche und las dem unglücklichen Verurtheilten ein Capitel vor; dann umarmte ihn jeder Geschworene mit der Versicherung, daß nur das Gefühl der Pflicht sein Verdict dictirt habe. „Muth, Camerad, du hast noch 15 Minuten zu leben, bis man den Strick in Bereitschaft setzt. Was willst du jetzt? Willst du Pfeife und Tabak? Du sollst sie haben. Willst du Branntwein? Da ist welcher." Dann betranken sich Geschworene, Verurtheilter und Zuschauer mit einander.

Ein junger Pariser von guter Familie hatte in diesem District einen Branntweinhandel angefangen, und machte schnell sein Glück. Nur Eine Schwierigkeit ergab sich. Unter seinen Kunden fand sich ein desertirter amerikanischer Matrose, der jeden Augenblick mit der Pistole in der Hand zu trinken verlangte und selten oder gar nie zahlte. Dieser Verfolgung müde wandte sich der junge Franzose an den Alcade. Der würdige Magistrat schrieb nun das Todesurtheil, das er fällte, nieder; auf die angebrachte Klage antwortete er nicht, sondern streckte nur als man ihm die Umstände auseinander gesetzt hatte, die Hand aus, nahm eine doppelläufige Pistole und bot sie dem Kläger, ohne die Augen von seinem Papier zu erheben. „Was soll das heißen, Hr. Alcade? Was wollen Sie." — „Nehmen Sie," sagte der Alcade mit seinem gewöhnlichen Lakonismus. „Sie haben sich beleidigen lassen, haben also keine Pistolen. Nehmen Sie diese, und geben Sie mir solche nachher zurück." Der junge Kaufmann ging nach seinem Zelt, raffte alles zusammen, was er mitnehmen konnte, und verließ das Land auf immer. „Ich habe 60,000 Fr.", sagte er mir, nachdem er mir den Vorfall erzählt, „und mein Kopf steht noch auf meinen Schultern. Zum Teufel mit dem Alcaden und seinen Untergebenen! Ich gehe mit dem nächsten Dampfboot nach Frankreich zurück."

Wenige Wochen vor meiner Ankunft in San Francisco hatte das Volk Delegirte zu einem Convent gewählt, der gegenwärtig zu Monterey sitzt. Die Wahlen waren an den meisten Orten sehr bestritten, nur der Alcade vom Sacramentofluß wurde einstimmig gewählt; so wahr ist es, daß in den Vereinigten Staaten wie in der Türkei, in der Republik, wie in der Monarchie, ein fester, energischer Charakter, ein Wille, der sich durch kühne Thaten und nicht durch breite Reden ausdrückt, das erste Mittel ist, um Popularität zu erlangen. Was den Massen am meisten widerstrebt, ist Unbestimmtheit und Schwäche des Charakters. Sie lassen sich nicht leicht durch den Schein täuschen, und mancher Mensch, der im gewöhnlichen Leben schüchtern ist, würde vor einem Volksauditorium plötzlich wachsen, während der Großsprecher aus dem Salon, gerichtet durch den Instinct der Massen und gedemüthigt für immer, in die Dunkelheit zurückträte.

In den ersten Zeiten nach der Entdeckung der Minen hatte sich eine Gesellschaft von Amerikanern, Franzosen und Engländern unter dem Namen „Hunde" gebildet. Ihr eingestandener Zweck war, vermittelst freiwilliger Unterschriften diejenigen ihrer Mitglieder zu unterstützen, die kein Glück in den Minen gemacht, arbeitsunfähig seyen und in ihre Heimath zurückgehen wollten. Jedes Mitglied trug als Unterscheidungszeichen einen Streifen auf dem linken Arm. Eine Zeit lang leisteten sie gute Dienste, und erhielten allein die Ordnung zu San Francisco aufrecht, indem sie den Behörden stets beistanden, wenn die Ruhe gestört werden wollte. Allmählich aber erhoben sich Streitigkeiten zwischen ihnen und den Chilenen, die, im Verfahren der Goldgewinnung sehr bewandert und in Gesellschaften arbeitend, sehr großen Gewinn machten. Die „Hunde" gaben deßhalb den Chilenen Nachricht, daß sie das Land zu verlassen hätten, und als diese sich weigerten, kam es zum Kampf. In mehreren Gefechten geschlagen flüchteten sich die Chilenen alle nach San Francisco. Die „Hunde" folgten ihnen, jeden Tag gab es blutige Streitigkeiten, und die Unordnung stieg auf einen gefährlichen Grad,

Digitized by Google

weil die Taugenichtse aller Länder dabei zu gewinnen hofften. Häuser wurden zerstört, Magazine verbrannt, Wein- und Branntwein-Niederlagen geplündert, alles ungestraft. Trotz dieser Anarchie gingen die Bewohner von San Francisco ihren gewohnten Geschäften nach, als ob sie der ganze Streit nichts angehe. Nur die Engländer, an einen mächtigen Staatsschutz gewöhnt und Freunde der Ordnung, declamirten heftig gegen die Gleichgültigkeit der Regierung zu Washington. So standen die Sachen, als sich zu San Francisco das Gerücht verbreitete, die „Hunde" hätten in einem Lager der Chilenen abscheuliche Ausschweifungen begangen, Weiber vor den Augen ihrer Männer geschändet, hierauf ermordet, die Zelte in Brand gesteckt und die Leichen verbrannt. Die Nachricht von diesen Gräuelthaten kam Abends nach San Francisco. Am folgenden Morgen ging ein gewisser Brennan, ein Haupt der Mormonen, der sich kürzlich im Lande niedergelassen, nach dem großen Platze und klingelte dabei heftig mit einer Glocke, die er in der Hand hielt. Die Bewohner erwachten und begaben sich nach demselben Platz, um zu sehen was vorgehe. Brennan steigt auf einen Tisch und spricht zu der schnell angewachsenen Menge in roher, aber offener und energischer Sprache. „Wir sind also feig und ehrlos; wir blieben hier ruhig und haben Maulaffen feil, während eine Räuberbande unter unsern Augen Abscheulichkeiten begeht, die um Rache schreien. Wollen wir abwarten, bis sie auch unsere Weiber und Töchter schänden? Heute ist es an die Fremden gekommen, morgen kommt's an uns. Amerikaner, ich schäme mich eurer. Ihr seyd Egoisten und Feiglinge! Was mich betrifft, so werde ich meine Familie und mein Eigenthum zu vertheidigen wissen. Ich gehe jetzt nach Hause, um meine Pistolen zu holen, und schwöre beim Himmel, daß ich den ersten „Hund," den ich treffe, niederschießen werde. Wem von euch noch ein Herz im Busen schlägt, der folge mir und thue, wie ich!" Die Menge rief ihm Beifall zu, der Ruf: zu den Waffen! tönte durch die ganze Stadt; Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, alle schlossen sich dem Kreuzzug an, und bis zum Abend waren sämmtliche Häupter der „Hunde" verhaftet. Der wackere Alcade von Sacramento machte kurzen Proceß und sprach seine Lieblingsformel: „hängt sie!"

Seit dieser Zeit herrschte die vollkommenste Ordnung nicht nur zu San Francisco, sondern in der ganzen Umgegend. Uebrigens besteht seit dem Monat September eine regelmäßige Polizei zu San Francisco, zwar nur aus 15 Mann, aber dieß sind energische, entschlossene Männer, die ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen sind. Sie schaffen selbst auf Verlangen, freilich gegen eine hübsche Summe, drei Unzen Gold, alle Deserteure zur Stelle.

Man rechnet die Zahl der Personen, die täglich zur See in Californien ankommen, auf 2000. Alle Nationen Europa's sind bei dieser Einwanderung stark repräsentirt. Man erkennt die amerikanischen Schiffe an drei furchtbaren Hurrahs, welche Mannschaft und Passagiere im Augenblick des Ankerwerfens ausstoßen. Ein einfacher Handwerker kann in diesem Augenblick 150 Piaster monatlich verdienen, Köche gewinnen leicht das Doppelte, und Handwerker, Zimmerleute, Schneider u. s. w. noch mehr. Jeder macht seinen eigenen Bedienten, und Millionäre sehen sich genöthigt, ihre Stiefel selbst zu wichsen und die mannichfaltigen, aber prosaischen Functionen einer Haushälterin selbst zu übernehmen. Die Lebensmittel sind für einen Arbeiter nicht übermäßig theuer: frisches Fleisch, das reichlich vorhanden ist, kostet 1½ Fr. das Pfund, Salzfleisch und Zwieback, womit der Markt überschwemmt ist, nicht mehr als in Europa. Vom Branntwein, der gegenwärtig schwer Absatz findet, gilt dasselbe. Vor mehrern Wochen war es derselbe Fall mit Bordeauxweinen, wovon man Kisten selbst auf den öffentlichen Plätzen fand, die niemand mehr kaufen wollte. Plötzlich fielen die Minenarbeiter in Masse darüber her, und in Einem Augenblick war alles verkauft. Dieser Umschlag war die Folge eines Gerüchts, das ein bei diesem Handel betheiligter Speculant verbreitete, daß Branntwein jeder Art Fieber verursache, dem man dadurch entgehe, daß man sich auf den Bordeaux beschränke.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zanasee.

Hr. Rochet de Hericourt, der seine dritte Reise in Abyssinien vollendet hat, gab über dieselbe in der Sitzung der orientalischen Gesellschaft vom 23 November einige Aufschlüsse. Er hat den Zanasee in der Nähe von Gondar besucht: dieser hat einen Durchmesser von 80 Lieues, und ist ein ungeheurer Krater von elliptischer Form; die Inseln, mit denen er besät, und die Berge, von denen er umgeben ist, sind erloschene Krater. Der Nil fließt durch den Zanasee und man kann seine Gewässer ganz leicht verfolgen. Der See ist ungemein fischreich und die Eingebornen befahren ihn mit Pirogurn aus Binsen. Die Ufer sind sehr gut angebaut; die Haupterzeugnisse sind Orangen, Citronen, Kaffee, Weintrauben, Bananen, Weizen (welcher durchschnittlich einen 26fachen Ertrag liefert), Teff (poa abyssinica), Bohnen, Erbsen, Gerste u. s. w. Die Stadt Gondar hat jetzt 15.000 Einwohner, früher 45,000. Als Rochet de Hericourt herkam, war nur Ein Europäer, ein geborner Milanese, Namens Filippi, dort, ein lazaristischer Missionär. (Revue de l'Orient. December.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Marie Graves und Hr. Eddy brachen dem zufolge auf; sie waren noch keine zwei Meilen gegangen als sie auf das Lager eines Stücks Rothwild stießen. In einem Nu bemächtigte sich seines Herzens eine Bewegung, die er seither noch nie gekannt hatte. Er faßte selbst nicht alle die Gefühle, welche sein Inneres mit Allgewalt bestürmten; allein Dankbarkeit gegen Gott und Hoffnung auf seine liebende Sorge waren wenigstens zwei davon. Unwillkürlich entströmten Thränen seinen eingefallenen Augen und flossen gleich Rinnbächen über die fleischlosen Wangen herab; er wandte sich um und sah Marie weinen wie ein Kind. Sobald sein Schluchzen ihm zu sprechen erlaubte, sagte er: „Marie, fühlt Ihr in Eurem Herzen nicht etwas gleich einem Dankgebet?" „Oh, ja!" erwiederte sie unter Seufzern und Thränen, „aber ich habe nie in meinem Leben gebetet! Betet auch Ihr?" Er antwortete, daß er nicht wisse wie man bete. Allein in demselben Augenblick lagen sie beide auf den Knieen und richteten ihre Herzen, in einer bei so Unglücklichen leicht begreiflichen Erhebung, zum Himmel, indem sie ihren Gefühlen in schmucklosen, vom Augenblick eingeflüsterten Worten Ausdruck gaben. Gestärkt und neu belebt von Hoffnung erhoben sie sich dann; sie waren überzeugt, daß Gott sie nicht verlassen, sondern ihr Leben fristen werde. Sie waren nur eine kurze Strecke weiter vorgegangen, als sie auf etwa 80 Yards einen feisten Bock weiden sahen. Eddy erhob sein Gewehr und versuchte auf das Thier anzulegen, aber seine Erschöpfung und Schwäche waren so groß, daß ihm dieß nicht gelang. Er schöpfte einen Augenblick lang Athem, nahm sein Gewehr anders in die Hand und machte einen neuen Versuch. Allein auch dießmal mißlang er ihm wegen seiner völligen Ermattung. Er hörte ein leises und unterdrücktes Schluchzen hinter ihm und sah, indem er sich umwandte, Marie Graves mit in den Händen verborgenem Gesichte vor innerer Bewegung weinen. Da er befürchtete, das Thier möchte dadurch aufgeschreckt werden, so bat er sie ruhig zu seyn, was sie auch mit den Worten that: „O ich fürchte, Ihr werdet es nicht treffen!" Er brachte nun das Gewehr zum dritten-

Digitized by Google

mal an den Backen, erhob die Mündung über das Wild, ließ sie dann sinken, bis er seine Beute über das Visir hinwegsah; in diesem Augenblick krachte der Schuß. Das Reh sprang etwa drei Fuß hoch vom Boden und blieb dann stehen. Marie weinte nun laut, indem sie rief: „O gütiger Gott, Ihr habt es gefehlt!“ Hr. Eddy versicherte, daß er es getroffen und daß das Wild den Wedel zwischen die Beine eingezogen habe, was es nur dann thue, wenn es verwundet sey. Sie standen an einem etwa 30 Fuß tiefen Abhang, an dessen Fuß sich eine Schneebank angesammelt hatte. Bald sprang das Wild davon; Eddy aber lief den Abhang hinunter und Marie folgte ihm. Das Reh kam jedoch nur wenige hundert Schritte weit und stürzte dann zusammen. Eddy und Marie tranken gierig das warme Blut, welches aus seiner Brust träufelte. Dieß stärkte sie ein wenig; mit ihren blutigen Gesichtern setzten sie sich dann nieder, um auszuruhen, machten dann ein Feuer an und aßen die Nacht über die Eingeweide, worauf sie sich, mit Dank gegen Gott im Herzen, eines erquickenden Schlummers erfreuten, der ihnen lange fremd gewesen war. Nicht wie sonst litten sie in ihren Träumen Tantalusqualen durch trügerische Bilder von lüsternen Gerichten auf reich besetzten Tafeln. Sie hatten aus den Eingeweiden des Wildes sich ein wirkliches Mahl bereitet, so köstlich als man es sich nur denken konnte, und ihre Ruhe wurde nun nicht durch Träume gestört, welche ihres Unglücks spotteten.

Hr. Eddy hatte in der Nacht des 14 Januar mehreremal sein Gewehr abgefeuert um seinen Gefährten anzuzeigen, wo er sich befinde. Jay Fosdick, der bereits seit einigen Tagen dem Sterben nahe war, befand sich mit seiner Frau eine Meile weiter rückwärts und lag auf dem Boden, unfähig sich weiter zu schleppen. Als er den Knall von Eddy's Gewehr hörte, rief er: „da! Eddy hat ein Wild erlegt. Wenn ich ihn jetzt nur erreichen kann, so bin ich gerettet!“ W. Foster und sein Weib nebst den Frauen Mc. Cutcheon und Pike lagerten etwa Mitte Wegs zwischen Eddy und Fosdick. Jemand von diesen schickte, in der Meinung Fosdick und seine Frau seyen in der vorhergehenden Nacht gestorben, eine Person zurück zu deren Lagerstelle mit der Weisung der Frau Fosdick Herz zum Frühstück zu holen, und ihre so wie ihres Mannes Kostbarkeiten mitzunehmen; diese Person traf die Frau Fosdick auf dem Weg nach Eddy's Lager und begleitete sie dahin. Hier erhielten sie ein Stück geröstete Leber und wurden nach dem andern Lager zurückgeschickt, um die übrigen herbeizuholen.

Frau Fosdick hatte die ganze Nacht bei ihrem Manne zugebracht, denselben, nachdem er gestorben war, in das einzige ihnen übrig gebliebene Tuch gewickelt und sich selbst auf die Erde gelegt, in der Hoffnung, daß der Tod nun auch ihren Leiden ein Ende machen werde. Mit dem Morgen war aber auch die Liebe zum Leben bei ihr erwacht, und sie hatte sich nach Eddy's Lagerplatz begeben. Von dort aus kehrte sie nun zu ihrem Mann zurück, um diesem einen letzten Scheidekuß auf die kalten und bleichen Lippen zu drücken. Zwei Personen begleiteten sie dahin, und als sie bei dem Leichnam ankamen, schnitten sie ihm, trotz der Vorstellungen, Bitten und Thränen der jammernden Wittwe, Herz und Leber, so wie Arme und Beine ab. Aber nicht genug damit, mußte sie bei der Rückkehr zu einer der Lagerstellen sehen, wie ein Stab durch das Herz gestoßen und dieses über dem Feuer geröstet wurde. Unfähig den schrecklichen Anblick zu ertragen, wie im wörtlichen Sinne ein Herz verzehrt wurde, das sie bis zum letzten Athemzuge so heiß und brünstig geliebt hatte, entfloh sie, krank und fast ihrer Sinne beraubt, nach dem andern Lager.

Hr. Eddy zerlegte das Thier, trocknete es am Feuer und zertheilte es dann unter seine Unglücksgefährten. Am 6 Januar brachen sie insgesammt wieder auf, und stiegen zu dem nördlichen Arme des American Fork (eines Nebenflusses des Sacramento) hinab, von wo aus sie am folgenden Tag mit unsäglicher Mühe einen steilen Berg hinanstiegen. Ihre Füße waren so geschwollen, daß sie an vielen Stellen aufgebrochen und die umhüllenden Tücher mit Blut förmlich getränkt waren.

Am folgenden Tage machte Foster, der, in Folge der ungeheuren Leiden die sie zu erdulden gehabt, manchmal geistesabwesend und jetzt, wo er die letzte Stunde der Prüfung nahe fühlte, von einer an Verzweiflung gränzenden Angst um sein Leben befallen war, und zur Rettung der Mehrheit das Aufopfern einiger ihrer Gefährten für nothwendig hielt, Hrn. Eddy den Vorschlag, die Frau Mc. Cutcheon, welche ihnen doch nur eine Last sey, zu tödten. Eddy verwies ihm diesen Gedanken, mit der Bemerkung, sie sey ein Weib und eine Mutter, hülflos ohne allen andern Schutz als den sie bei ihnen finde; sie werde also nicht sterben. Nun schlug Foster vor die Marie Graves und Frau Fosdick zu tödten, welche keine Kinder hätten, und zwar sagte er dieß in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, hinzufügend, er kümmere sich nichts darum, er habe Eddy in der Hand. Daß Foster den Verstand verloren und völlig wahnsinnig geworden, sie auch am Ende alle als Opfer seines krankhaften Hungers fallen würden, wenn man ihm in seiner eigensüchtigen Angst nicht entgegentrete, davon war Eddy nun überzeugt und sagte deßhalb zu ihm: „Vielleicht habt Ihr mich zu Eurem Opfer ausersehen. Wenn dem so ist, so wollen wir die Sache unverweilt ins Reine bringen.“ Damit ergriff er einen großen Knüttel, probirte dessen Stärke an einem Baumstamm und warf ihn nach Foster, den er aufforderte sich zu vertheidigen, indem er zugleich mit einem Messer auf ihn so rasch losging als seine Schwäche und Erschöpfung erlaubten, in der festen Absicht ihn umzubringen. Schon hatte er seinen Arm zu dem verhängnißvollen Streich erhoben, als er, von Marie Graves und den Frauen Pike, Mc. Cutcheon und Fosdick ergriffen, zu Boden geworfen und ihm das Messer abgenommen wurde. Er rief jedoch dem beinahe regungslos dastehenden Foster zu, er möge sich in Acht nehmen, denn wenn er je wieder die mindeste Lust zeige jemandem von der Reisegesellschaft ans Leben zu gehen, so werde er ihn unfehlbar umbringen. Würde es aber nothwendig, daß jemand als Opfer für die Erhaltung des Lebens der Uebrigen falle, so müsse dieß zwischen ihnen beiden durch einen Kampf entschieden werden, da Foster keine Lust zeige sich dem Loosen, dieser allein gerechten und unpartheiischen Methode, zu unterwerfen. Hätte Foster nur einige Energie besessen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen Eddy zu tödten, während ihn die Weiber, denen er durch seinen entschlossenen Widerstand gegen Foster's Vorschlag das Leben gerettet hatte, am Boden hielten. Allein ohne alle Thatkraft und Selbstständigkeit, und vielleicht, trotzdem daß er nicht recht bei Sinnen war, sich der Schlechtigkeit bewußt, welche er hatte begehen wollen, schauderte er vor Eddy's Blick, denn diesem hatte das Bewußtseyn seines Rechtes eine entschiedene Festigkeit in der Haltung gegeben und er war entschlossen, selbst sein Weib und seine Kinder, die er dem Hungertode nahe in den schneebedeckten Wüsten der Sierra Nevada zurückgelassen, und deren abgehärmte Gestalten mit dem Tode ringend ihm häufig in seinen Träumen erschienen, nicht auf Kosten des Lebens seiner unglücklichen Reisegenossen, mit denen er seither allen Kummer und alles Elend getheilt, zu retten.

(Schluß folgt.)

Der Binnensee in Südafrika. Die Shipp. Gaz. vom 29 Januar bringt aus einer Capzeitung einige Nachricht von den Reisenden, welche den lange gesuchten Binnensee (s. Nr. 24) gesehen. Er liegt 556 Meilen von Kolobeng, wie es scheint zwischen 18° und 19° S. und heißt Nokalea Nama oder Ngama. Die Umwohner sind Betschuanas, das Land ist schön und fruchtbar, und die Reisenden fanden es „auf dem ganzen Weg sehr kalt“, ein Umstand der hinreichend für die große Höhe der innern Landschaften spricht, und vermuthen läßt, daß das Klima so gesund ist, als das von Mexico, Peru und andern Tafelländern. Man erwartete die Reisenden vor Ende des Jahrs in Kolobeng, so daß also ihr Reisebericht bald eintreffen kann. Was an der Nachricht auffällt, ist, daß die Reisenden 200 Meilen weit an einem Fluß hinabzogen, der gegen Südsüdost floß, und dessen weiches Wasser wahrscheinlich durch den schmelzenden Schnee geschwellt war. Sie kamen also von Norden her an den See, und es ist auffallend, daß nicht angegeben ist, welchen Weg sie vorher gemacht. An dem Flusse wohnten Makoas und Bajetjes, welche dunkler gefärbt seyn sollen als der Betschuanas, und eine Sprache reden, welche ein leichtes Schnalzen (Klick) hat, wodurch es sich dem Hottentottischen nähern würde. Hr. Livingston meldet, er habe an dem Fluß eine gute Anzahl prächtiger Bäume gesehen, welche ihm völlig neu gewesen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. 7 Februar 1850.

Assassinen-Castel Kalaat el Alaid Sajuhm (Sahium) 8 Stunden Ritt östlich von Ladakia.

(Mitgetheilt von H. Zimpel.)

Auf meiner Reise durch das nördliche Syrien erfuhr ich in dem Hause des amerikanischen Viceconsuls Vitali in Ladakia, auf meine diesfallsigen Nachforschungen von gerade anwesenden Ansariern aus dem Gebirge, dem Dschebel Ansarie, daß sich einen Tageritt östlich im Gebirge das oben genannte große Castel befinde, welches mir dem Namen nach und als früherer Sitz der Assassinen bekannt war, ohne dessen Lage zu wissen. Meine Neugierde war nun aufs Höchste gespannt und der Ritt dorthin sogleich beschlossen. Der folgende Morgen fand mich auf einem wilden, ungerittenen Maulesel, der zwar einen englischen Sattel, aber kein Zaumzeug duldete, daher mit der Halfterkette geleitet werden sollte, was aber eben so schwierig war, da dem Thiere das Abwehren der Unzahl von Insekten wichtiger schien als dem Willen seines Reiters zu folgen. Meinem Dragoman erging es nicht besser, aber er ertrug diese Unbequemlichkeit mit mehr arabischer Ruhe und Geduld als ich, bis ihm der Spaß zu toll wurde und er seinen Unwillen durch Kehle und Schläge Luft machte. Obgleich ich mir das Unentbehrlichste für die eine Nacht mitgenommen, also nur ein Maulthier bepackt hatte mit Zelt und Küchengeräth, so ging es in der brennenden Sonnenhitze über kahle Stoppelfelder in einer öden baumlosen Gegend doch sehr langsam. Der große Mangel an Trinkwasser, die elenden Dörfer der Ansarier, die auf den flachen Dächern stets eine Laube von dürren Zweigen erbaut haben, die sie zu ihrem Sommeraufenthalt benutzen, und die geringen noch grünen Felder mit Sesam, Baumwolle rc., der oft nackte kalksteinartige Boden machte den Ritt sehr unerfreulich, obgleich ein Theil des untern Weges längs dem Bache Nahr el Kebir hinzog. Endlich war ziemlich spät am Nachmittag das Dorf Sahium erreicht. Die dort wohnenden Griechen schilderten die wild genug aussehende Gegend für sehr unsicher, so daß ich mich entschloß mein Zelt im Dorf aufzuschlagen, obgleich das Castel noch eine gute Stunde entfernt war. Ich sandte nun meinen Dragoman mit der Empfehlung oder Ordre des Gouverneurs von Ladakia an den Scheich dieser Gegend, der nur 1/4 Stunde entfernt wohnte, um ihm meine Ankunft anzuzeigen und einen Boten oder Escorte zum Fort zu verlangen. Letzterer erklärte die Gegend aber für so unsicher, daß er mich ohne eine Bedeckung von 10 Reitern nicht nach dem Castel reisen lassen könne, die er erst am folgenden Tage zusammenbringen könne und die ich dann zu meiner Disposition erhalten solle. Derselbe ergoß sich dabei weitläufig über die Wichtigkeit des Ortes, das im Castel befindliche ausgezeichnet gute Wasser rc., was mich einen Tag dort fesseln und mir Gelegenheit geben würde, den Tag mit einem Feste zu verherrlichen und ein Lamm zum Besten zu geben. Da es mir nur auf das Letztere abgesehen zu seyn schien, abgesehen von dem erwarteten Backschisch, und ein Bewohner von Sajuhm sich erbot mich zu Pferde nach dem Castel zu führen und mir ein gutes Reitpferd zu leihen, entschloß ich mich augenblicklich den Ritt mit diesem Führer allein dorthin zu machen, indem ich alle meine Waffen anlegte, die mein Dragoman beim Zelt zurückließ. Im Galopp ging es nun über die rauhesten Felsenpfade dahin, und brachte mich schon in einer kleinen Stunde an den Rand eines wild romantischen, einige hundert Fuß tiefen Ravins mit einem rauschenden Gebirgsbach, Nahr el Kaala. Jenseits am andern Ufer konnte ich die weithin gestreckten Mauern des Castels sehen. Die sichern Pferde kletterten den steilen Abhang hinab und den jenseitigen hinauf. Das Castel liegt auf der äußersten Spitze in Form eines Dreiecks auf einem Felsen, der auf beiden Seiten von Thälern begränzt ist, wie oben beschrieben wurde, und mit seiner Spitze bis in die Gabel beider Thäler reicht. Diese Gewässer müssen im Winter reißende Gebirgsströme seyn. Die Festungswerke bedecken das ganze Tableau von der Spitze bis auf circa tausend Schritte rückwärts. Hier also auf der Landseite, wenn man es so nennen darf, im Nordosten, trennte man die Festung von der Fortsetzung des Plateaus durch einen im festen Felsen mehrere 100 Fuß weit geführten tiefen und 60 Fuß breiten Graben mit senkrechten Wänden, der, wie die Nischen in den Wänden zeigen, gleichzeitig zu Stallungen oder wenigstens zum Füttern von Pferden verwendet wurde. In diesem Wallgraben, der eine gekrümmte Länge von mehrern hundert Fuß hat, nahe dem nördlichen Bach, ließ man meine Pferde stehen, um über diesen eine Brücke zur Verbindung der Festung mit dem Außenlande zu erhalten. Die Brücke ist natürlich verschwunden. Die Festung selbst besteht aus den Umfassungsmauern und im Innern aus mehreren Thürmen nach den Befestigungsregeln jener Zeit. Außerdem befinden sich im Innern eine große Zahl großer, sehr solider Gebäude, die verschiedenen Epochen anzugehören scheinen und zum Theil noch sehr wohl erhalten sind. Sie dienten zu Wohnungen, Gewölben, als Vorrathskammern rc. Mehrere der letztern sind aus dem Felsen herausgearbeitet. Das Merkwürdigste von allen ist eine große Cisterne, deren Form man mit einem Prachtsaale vergleichen könnte, mit Spitzbogendecke, 60 Fuß lang, bei 25 Fuß breit, bei einer Tiefe von circa 60 Fuß. Eine kleine steinerne Treppe führte bis zum Wasserspiegel

Digitized by Google

und dem Boden. Das Wasser war außerordentlich gut. Einige der Hauptgebäude sind ganz verfallen, während andere so wie die Umfassungsmauern noch sehr wohl erhalten sind. Die Gegend rings umher ist wildromantisch und großartig, das Ganze daher im höchsten Grade interessant. Dieß Castell dürfte bis jetzt noch nicht besucht worden seyn, da selbst der emsige Missionär Thomson in Beyrut auf seiner Reise im Norden von Syrien es nicht gefunden hat. Das Castell war einer der Hauptsitze der Assassinen. Hier soll es gewesen seyn, wo einer der Hauptführer dieses Schreckenordens einem ihn als scheinbaren Freund besuchenden Spion der feindlichen Partei den Beweis seiner Macht dadurch gab, daß er außerhalb des Castells in dessen Gegenwart eine auf der höchsten und äußersten Zinne oder Abhang aufgestellten Schildwache im Namen des Ordens zurief, sich von dort in die Tiefe herabzustürzen, was derselbe augenblicklich that und zerschmettert zu den Füßen seines Obern neben dem erstaunten Spion lag, dem er sagte: „gehe hin und sage deinem Herrn, daß der Orden über 30,000 solcher Männer wie dieser, den du zu deinen Füßen stehst, verfügt.“ Der Orden erstreckte sich nämlich bis nach Alamut in Persien über Bagdad hinaus. Seine Hauptsitze waren Akkas, Szafito, Masjyat, Kalaat el Kadmus, Sarmin, Anamea, Kefrlana, Banias im Libanon, Kahaf, Kosmalekiad, Alika, Hosmalkarnein, Hamah, Homs, Baalbek und Kalaat el Alaid Sazuhm.

Californien
in den letzten Monaten des Jahres 1849.
(Fortsetzung.)

Es ist schwer, wo nicht unmöglich, dem Handel genaue Nachrichten zu geben über die Art von Waaren, die man nach San Francisco schicken solle. Die Entfernungen sind so groß, daß der Markt, wenn die verlangte Ladung ankommt, seit Wochen überführt seyn kann. Obwohl der Verbrauch in gewissen Artikeln ungeheuer ist, so führt man doch so ungeheure Massen und auf so verschiedenen Wegen ein, daß noch geraume Zeit verfließen wird, ehe sich auf diesen Platz sichere Berechnungen machen lassen können. Californien erhält die nöthigen Manufacturwaaren nicht bloß aus den Vereinigten Staaten und Europa, sondern auch, und zwar in sehr bedeutender Menge, aus China, so wie aus Manilla und Sydney. Andrerseits gibt es in der Nähe keinen Markt, wo man den Ueberschuß an Waaren, der sich zu San Francisco aufgehäuft, hin spediren könnte. Die Sandwich-Inseln, Oregon und die russischen Besitzungen in Nordamerika sind die einzigen Verbrauchsorte in diesem Theile des stillen Meeres, und sie können in Krisen dieser Art nur geringe Aushülfe gewähren. Alles ist noch Lotterie, und der europäische Kaufmann, der nach diesem fernen Punkte Versendungen macht, kann eben sowohl 500 Proc. verlieren als gewinnen. Das wird sich ändern, wenn die großen Magazine vollendet sind, welche man jetzt zu San Francisco zu bauen anfängt.

Die vollkommenste Ruhe herrscht jetzt an den Minen. Franzosen, Engländer und Amerikaner arbeiten neben einander ohne den geringsten Streit. Das Daseyn einer Haue oder einer Schaufel in der Nähe eines Lochs zeigt an, daß dieß Loch das Eigenthum eines andern geworden. Dieß Zeichen wird geachtet. Oft verbreitet sich das Gerücht, daß außerordentlicher Gewinn an einer Stelle gemacht werde; alsbald drängt man sich dahin, aber jeder achtet die erworbenen Rechte, und beschränkt sich darauf, in der Nähe derer, welche die Entdeckung gemacht, zu arbeiten. Wenn man indeß auch das gegrabene Loch respectirt, so widersetzt man sich dennoch entschieden der Anmaßung, ein ganzes Feld allein behalten zu wollen. Weil die Chilenen und Mexicaner sich in den Dienst von Compagnien begaben und nicht direct für sich arbeiteten, entspann sich der Streit zwischen ihnen und den Amerikanern; allerdings artete der Kampf bald in eine Art Racenkrieg aus, und Schaaren von Amerikanern, namentlich die welche aus Oregon kamen, wollten sogar alle die welche nicht englisch sprachen, vertrieben wissen. Einen Augenblick waren die Franzosen ernstlich bedroht und mußten auf ihre Vertheidigung denken. Unter den französischen Auswanderern befand sich ein junger Vendeer, der kürzlich aus Taheiti angekommen war, wo er als Lieutenant in der Marine-Infanterie gedient hatte. Bei der Nachricht von der Februarrevolution nahm er Urlaub, da sein Gewissen ihm nicht gestatte, einer Regierung zu dienen, deren Princip seinen Familienüberlieferungen und seinen persönlichen Ueberzeugungen entgegen sey. Der Gouverneur Lavaud, der seine Aufrichtigkeit achtete, gewährte ihm einen mehrmonatlichen Urlaub, den der junge Vendeer dazu benützte, sich nach San Francisco und von da nach den Minen zu begeben, wo er neben 5 bis 6 Franzosen, meist Ausreißern von Wallfischfahrern und Kriegsschiffen, arbeitete. Alle diese geriethen in große Unruhe über das Bestreben der Leute aus Oregon, und da man den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung gewählt hatte, um den Plan in Ausführung zu bringen, so bewaffneten sie sich und stellten sich unter den Befehl des jungen Lieutenants. Ein Parlamentär ward an die Amerikaner abgeschickt, und ihnen erklärt, daß man sie festen Fußes erwarte, und wenn sie zu Thätlichkeiten übergehen wollten, mit Büchsenschüssen empfangen werde. Alsbald traten die Amerikaner zur Berathung zusammen. Eine kleine Anzahl heftiger Menschen wollte den Kampf, aber die Mehrzahl entschied für den Frieden. Die Erinnerung an den Unabhängigkeitskampf, der für das Landvolk in den Vereinigten Staaten, und namentlich für die Bewohner des Westens, das Heldenzeitalter ihres Volkes ist, entschied, und die Franzosen wurden zu dem Feste der Unabhängigkeit eingeladen. Seit dieser Zeit leben Amerikaner und Franzosen bei den Minen in vollkommener Eintracht.

So seltsam und fremdartig auch das Leben in Californien ist, die Neugierde der neuangekommenen Reisenden wendet sich bald nach einer andern Seite; was ist wahres an dem Goldreichthum? Ich habe selbst gesehen, und mich überzeugt, daß die Schilderungen nicht übertrieben sind. Hier gibt es keine Minen und keine kostspieligen Nachgrabungen sind anzustellen: auf einer Strecke von 150 Quadratleguas findet man allenthalben Gold, der Boden ist mit diesem kostbaren Metall so gesättigt, daß man nur etwas Erde aufzuraffen und im nächsten Bache zu waschen braucht, um welches zu haben. Diese Thatsache, so außerordentlich sie auch erscheinen mag, läßt nicht den geringsten Zweifel zu. Man darf indeß hieraus nicht schließen, daß das Glück alle erwartet, die nach diesem gelobten Lande gelangen: obgleich die Schwierigkeit der Goldgewinnung anscheinend unbedeutend ist, so muß man doch den Reichthum hier wie anderswo mit Entbehrungen und Anstrengungen bezahlen. Die Hacke zu nehmen, die Erde aufzuhauen und Gold heraus zu nehmen scheint eine Kleinigkeit, wenn man aber wirklich die Sache unternehmen, wenn man von Seinesgleichen und den Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens sich trennen soll, um in Schluchten mit Bären und Tigern, und was noch schlimmer ist, mit dem Aus-

Digitized by Google

wurf der Menschen zusammenzuleben, dann fühlt man den Muth sinken. Sodann ist es eine widerliche Arbeit, Erde in einen Korb zu laden, und diesen auf der Schulter vielleicht eine Stunde weit fortzuschleppen, um den Inhalt im vollen Sonnenbrand auszuwaschen. Ich habe starke, kräftige, aber an solche körperliche Arbeiten nicht gewöhnte Männer vollkommen entmuthigt nach San Francisco zurückkommen sehen, ohne etwas anders gewonnen zu haben als verzehrende Fieber. Allerdings sah ich auch andere nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen mit 3, 4, 6 und selbst 20,000 Dollars in ihren gelben Ledergürteln zurückkehren. Dieß waren im allgemeinen Taglöhner, desertirte Matrosen und kräftige Bauern. Die gewöhnliche Ordnung der Dinge ist hier umgekehrt: der gemeine Arbeiter, der anderswo kaum genug für seine täglichen Bedürfnisse erwirbt, wird in Californien leicht ein Millionär, während die gebildetern Classen große Gefahr laufen Hungers zu sterben, wenn sie nichts anderes als ihre sonst gewohnten Arbeiten treiben wollen.

Beide Californien, das obere wie das untere, sind von vulcanischer Bildung, und scheinen in einer verhältnißmäßig neuen Zeit durch Ausbrüche verheert worden zu seyn. Mit Ausnahme der Ufer des Sacramento, welche niedrig und bewaldet sind, bemerkt der Reisende nur eine Masse von mehr oder minder hohen, durch meist nicht sehr tiefe Thäler getrennten Kegeln. In diesen Thälern, in dem mächtigen Becken, das die Gewässer des Sacramento jedes Jahr bedecken, und in den Betten der Wildbäche findet man die sogenannten wet diggings (nasse Ausgrabungen). Man arbeitet hier vermittelst einer Maschine, die man eine Wiege (cradle) nennt, oder mit einfachen zinnernen Schöpfkübeln. Die Ergebnisse, die man auf diese Weise erhält, sind gewiß und gleichmäßig, der mittlere Durchschnitt ist nicht unter 12 Piastern des Tages für den einzelnen Arbeiter, aber um zu diesem Betrag zu gelangen, muß man arbeiten, wie nirgends sonst auf der Welt, mit etwas Speck und Zwieback zum Essen und Schlammwasser zum Trinken. Nur ein sehr kräftiger Mann kann sich längere Zeit einer solchen Arbeit unterziehen und somit auf ähnliche Ergebnisse rechnen.

(Schluß folgt.)

Die Klöster im Morgenlande. VI.

Nach einem längeren Aufenthalt bei Lord Ponsonby im englischen Palaste zu Therapia beschloß ich ein lang gehegtes Vorhaben auszuführen, und die Bibliotheken der Klöster des Berges Athos zu untersuchen. Seit Dr. Clarke hatte kein Reisender diese Gegend besucht und ich konnte deßhalb in England nur sehr wenig Erkundigungen über dieselben einziehen; allein der Erzbischof von Canterbury hatte mir an den Patriarchen von Konstantinopel ein Schreiben mitgegeben, worin er ihn bat, mich in meinen Nachforschungen in den griechischen Klöstern, welche unter seiner Obhut stehen, bestens zu unterstützen.

Mit diesem ehrenwerthen Documente ausgerüstet, begab ich mich eines Tages im Frühling 1837 mit einigen Leuten der Gesandtschaft in einem kleinen Boot nach dem Palast des Patriarchen in dem Fanar, demjenigen Theil von Konstantinopel, welcher zwischen den Mauern der alten Stadt und dem Hafen gelegen und unter dem Namen des goldenen Horns bekannt ist. Das Wort Fanar kommt nicht von Fanar „Leuchte,“ sondern von den zwei Worten Fena-yer, schlimmer Ort. In diesen niedrig gelegenen schmutzigen Stadttheil wurden die überwundenen Griechen nach der Eroberung ihrer Hauptstadt durch Sultan Mohammed II zurückgedrängt. Der Palast ist ein geräumiges aber zerfallenes Gebäude, das fast ganz aus Holz erbaut und schwarz bemalt ist. Auf einer steilen Anhöhe gelegen beherrscht er die übrigen Häuser, und hat die Aussicht auf das goldene Horn, und jenseits nach den Bergen von Pera und Galata. Nach einigem Warten in einem großen Vorgemach, worin Priester und Diacone sich drängten, die durch den Besuch der englischen Gesandtschaft überrascht, und vielleicht auch ein wenig beunruhigt waren, wurden wir in den Audienzsaal geführt, einen großen viereckigen Raum mit einem Diwan ausgestattet, der mit einem Stoffe von Ziegenhaar überzogen war, von welchem man behauptet, daß er die Pest nicht mittheile. Der Patriarch, welcher alsbald erschien, mochte nicht mehr als 35 Jahre zählen. Er trug Gewänder von purpurner Seide, wie ein griechischer Bischof, setzte sich in eine Ecke seines Diwan, ohne etwas zu sprechen, und spielte mit seinem röthlichen Barte, etwas seltenes in diesem Lande, wie etwa ein Pascha gethan hätte.

Als unsere Téménahs oder Begrüßungen vorüber waren, öffnete sich der Thürvorhang um mehrere Diener in geistlicher Kleidung mit nackten Füßen einzulassen. Der eine trug ein reich verziertes silbernes Plateau mit kleinen Löffeln und eingemachten Citronenschalen, wovon jeder etwas nahm und den Löffel zurückgab; dann boten uns andere Diener, ebenso viele an Zahl als Gäste, frisches Wasser in krystallenen Gläsern mit Deckeln an. Nach ihnen reichten andere in derselben Zahl jedem eine Pfeife dar. Einige Augenblicke später reihten sich eine Menge Diener im Hintergrunde des Saales; der erste trug ein Plateau unter einem Viereck von ganz mit Gold gesticktem Atlas, das mit langen goldenen Fransen besetzt war. Ein zweiter nahm die Decke weg und hing sie dem ersten, der unbeweglich wie eine Bildsäule dastand, über die Schulter. Ein dritter kam mit einem silbernen Rauchfaß herbei, das an Ketten von demselben Metalle hing, auf welchem eine Kaffeekanne auf glühenden Kohlen stand. Ein vierter goß die Tassen ein, andere reichten sie herum. Als wir die Tassen ausgeschlürft hatten, wurden sie uns abgenommen, und die Diener entfernten sich ebenso schweigsam, wie sie eingetreten waren.

Nach einigen weitern Zügen aus unsern Pfeifen überreichte ich das Schreiben des Erzbischofs von Canterbury, welches mit aller schuldigen Ehrerbietung aufgenommen und nach einer kurzen Einleitung von einem Dolmetscher zuerst englisch und dann griechisch dem Patriarchen vorgelesen wurde.

Und wer ist der? fragte der Patriarch, das Oberhaupt und der Primas der griechischen Kirche in Asien; wer ist der Erzbischof von Canterbury?

Wie? sogleich, ein wenig überrascht von der Frage.

Was ist er, dieser Erzbischof?

Nun, der Erzbischof von Canterbury.

Erzbischof . . . . . wovon?

Von Canterbury.

Ach, ja, sagte der Patriarch, und wer ist er?

Hier meinten wir in die Erde zu versinken, meine Freunde und ich, indem wir uns nie gedacht hätten, daß ein so hoher kirchlicher Würdenträger in solchen Dingen so unwissend wäre. Der Patriarch der griechischen Kirche, der Nachfolger des Gregor von Nazianz, des heiligen Chrysostomus und des ketzerischen Nestor sollte keine andern christlichen Würden kennen als die seiner und der römischen Kirche? allein der Patriarch von Konstantinopel ist eigentlich nichts als der Erwählte einiger griechischen Ränkeschmiede, Wechsler und Wucherer des Fanar, welche zu dieser Würde einen Strohmann ausersehen, den sie nach Willkür lenken können, und dessen Ernennung sie durch Bezahlung einer großen Summe Geldes an den Sultan erreichen; denn der mohammedanische Kaiser ernennt das Oberhaupt der Kirche Christi im Orient. Wir erklärten sofort dem Patriarchen, daß der Erzbischof von Canterbury ein durch seine tiefen Kenntnisse und seine christlichen Tugenden hochgestellter Mann sey, der Vorstand und das Oberhaupt der reformirten Kirche in England, dessen Würde ihm die erste Stelle nach der königlichen Familie einräume, und der seit undenklichen Zeiten unsern Königen die Krone aufs Haupt setze, diesen Königen, deren Macht die Geschicke von Europa und der ganzen Welt lenkt.

Gut! erwiederte der Patriarch; aber wie kommt es, daß das Oberhaupt eurer Kirche nur ein Erzbischof ist? denn ich, der Patriarch, gebiete den übrigen Patriarchen, den Erzbischöfen, Archimandriten und allen Würdeträgern der Kirche. Wie kömmt das? ich kann nicht antworten auf den Brief des Erzbischofs von . . . von . . .

Digitized by Google

Von Canterbury, sagte ich.

Ja, von Canterbury; denn ich begreife nicht, daß ein bloßer Erzbischof das Oberhaupt einer christlichen Hierarchie seyn könne. Allein da ihr von Seite der Gesandtschaft von England kömmt, so will ich euch die Briefe zustellen, welche ihr wünschet, und euch eine gute Aufnahme in allen Klöstern sichern, welche die Obergewalt der rechtgläubigen Kirche und des Patriarchen von Konstantinopel anerkennen. Hierauf ließ er seinen Geheimschreiber herbeirufen, dem ich meinen Namen und Stand mittheilte; obgleich ersterer nur aus sechs Buchstaben besteht, gelang es ihm doch erst nach einem Duzend Versuche ihn richtig zu schreiben. Er zog sich alsdann in die Vertiefung eines Fensters zurück, wo ihm der Patriarch ein seltsames Actenstück in die Feder dictirte, das ich einige Tage später erhielt, und das mir bei meinen Besuchen in den Klöstern von großem Nutzen war.

Nachdem diese Angelegenheit mit der hohen Person glücklich beendigt war, rauchten wir noch einige Zeit schweigend fort; dann klatschte der erste Patriarch, wie er sich selber nennt, in die Hände; die Masse stummer und unbeschuhter Diener kam wieder herbei und brachte Sorbet in krystallnen Schalen, deren Untertassen sie uns während wir tranken unter das Kinn hielten; als wir fertig waren, konnte sich jeder von uns die Lippen an einem langen, schmalen, reich gestickten Tuche abwischen, das mit Gold und Seide in lebhaften Farben an beiden Enden besetzt war. Bei solchen Gelegenheiten ziehe ich aber mein Taschentuch vor, weil die Zeiträume, worin diese reichen Servietten gewaschen werden, in meinen Augen niemals fest bestimmt sind. Endlich nahmen wir unter zahllosen Verbeugungen Abschied von dem Patriarchen und entfernten uns sehr zufrieden mit der Aufnahme.

Meine Vorkehrungen dauerten nicht lange; ich miethete als meinen Dolmetscher und Factotum einen griechischen Bedienten, mit welchem ich mich auf einem Kaïk einschiffte; wir fuhren um die Spitze des Serails und glitten mit der Strömung sachte in das Marmora-Meer hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Am Morgen des 8 Januar brachen sie zur Weiterreise auf und entdeckten bald in einer dünnen Schneeschichte die Fußstapfen der indianischen Vaqueros Lewis und Salvadore. Augenblicklich erklärte Foster, er werde diese verfolgen und, wenn er sie einhole, tödten. Sie waren auch nicht volle zwei Meilen gegangen als sie die Söhne der Wildniß in ganz hülflosem Zustande auf der Erde liegend fanden; sie waren schon acht oder neun Tage ohne Lebensmittel und vier Tage ohne Feuer gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnten sie nicht länger als höchstens zwei bis drei Stunden leben; nichtsdestoweniger widersetzte sich Eddy ihrer Ermordung. Foster bestand aber auf seinem Willen, benachrichtigte den Lewis daß er sterben müsse, und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Auf gleiche Weise wurde bald darauf Salvadore aus dem Leben geschafft; Hr. Eddy sah nicht, wie er das Gewehr abfeuerte. Darauf wurde das Fleisch von den Knochen abgelöst und getrocknet. Foster mit seinem Weib und Frau Pike lagerten auf dem „Opferplatz;“ Marie Graves, die Frauen Fosdick, Mc. Cutcheon und Hr. Eddy aber einige hundert Schritte weiter vorwärts, blieben überhaupt nie mehr mit Foster zusammen und hielten immer eine Wache, um von diesem nicht unvermuthet überfallen zu werden.

Eddy bereitete ein Abendessen aus verschiedenen Gräsern. Obwohl er jeden Tag Wild in Menge und ziemlich in der Nähe sah, so war es ihm, seiner großen Schwäche wegen, doch nie möglich sicher darauf zu zielen. Er wankte gleich einem Betrunkenen, und wenn er auf einen gefallenen Baum stieß, so mußte er, auch wenn derselbe nicht groß war, auf allen Vieren hinüberklettern, oder sich vielmehr hinüberrollen lassen. Fast jede Viertelmeile mußten sie sich niedersetzen um auszuruhen, und oft stolperten und fielen sie über den kleinsten Stein im Wege. Sie waren so hülflos wie die kleinen Kinder, wenn sie gehen lernen; namentlich war dieß bei den Frauen der Fall, welche fast fortwährend weinten.

Endlich am 10 Januar trafen sie auf ein Indianerdorf oder eine Rancheria. Die Wilden schienen durch den Anblick ihres Elends völlig überwältigt. Sie, deren Grausamkeit und diebische Neigungen zum Sprüchwort geworden, theilten jetzt ihre geringe Habe mit ihnen, und ihr instinctartiger Haß gegen die Bleichgesichter machte dem Gefühl des Mitleids und des Erbarmens Platz. Die Männer blickten so ernst darein wie das Grab; die Weiber rangen die Hände und weinten laut, und die Kinder vereinigten ihr Jammergeschrei mit dem ihrer Mütter. Nachdem der erste Ausbruch des Gefühls vorüber war, beeiferten sich alle, den unglücklichen Wanderern beizuspringen. Weinend und seufzend ließen sie nach ihren Eichelvorräthen, um die Hungrigen damit zu erquicken, und während diese davon aßen, bereiteten die Weiber Brod aus Eichelmehl, und gaben es alsbald den halbverhungerten Reisenden, welche es mit Behagen verzehrten, Eddy ausgenommen, der davon krank wurde.

Der Häuptling schickte alsbald Läufer in die nächsten Dörfer, um die Ankunft der unglücklichen Dulder anzumelden und Anstalten zu deren Empfang treffen zu lassen. Er selbst begleitete sie mit vielen Indianern, von denen je zwei einen der Reisenden in die Mitte nahmen um ihn zu unterstützen, am 11 Januar in das nächste Dorf, von wo sie in derselben Weise weiter geführt wurden. Bis zum 17 Januar setzten sie so ihre Reise fort; da aber fühlten sie sich so völlig erschöpft, daß sie, nicht im Stande einen Fuß mehr zu rühren, sich auf den Boden legten, entschlossen hier ihr letztes Stündlein abzuwarten. Nur Hr. Eddy hielt sich noch aufrecht; der Gedanke an sein Weib und seine Kinder erfüllte ihn mit einer Entschlossenheit, die ihn gegen alles Elend beinahe unempfindlich machte und nur mit heißer Herzensangst vorwärts trieb. Seine Theuren vom Hungertode zu erretten, dieß war der einzige Gedanke der seine Seele erfüllte. Und so machte er sich in Begleitung eines Indianers allein auf den Weg nach der nächsten Niederlassung.

Mit einer Geschwindigkeit, die er selbst nicht für möglich gehalten hätte, setzte er seinen Weg fort; es trieb ihn mit einer Eile vorwärts, als ob der Tod ihm auf dem Nacken säße. Nach kurzer Zeit begegneten sie einem zweiten Indianer, den er durch das Versprechen einer Portion Tabak zum Mitgehen bewog; dieß war ein Glück, denn bald folgte auf die vorhergegangene Aufregung nur eine um so größere Mattigkeit, die es ihm unmöglich machte allein zu gehen. Endlich gegen Sonnenuntergang und nachdem sie 18 Meilen zurückgelegt hatten, erreichten sie das Haus des Obersten Richey; die letzten sechs Meilen waren mit den Blutspuren von Eddy's Füßen bezeichnet. Das erste weiße Wesen, das Eddy wieder sah, war die Tochter des Hrn. Richey; Eddy bat sie um etwas Brod. Sie blickte ihn an und brach, ohne ein Wort zu erwiedern, in einen Thränenstrom aus, nahm ihn aber unter den Armen und führte ihn in das Haus. Er wurde augenblicklich zu Bett gebracht und blieb vier Tage lang darin, ohne seinen Körper bewegen zu können. Schnell war die Kunde von der schrecklichen Noth der Reisenden in der ganzen Nachbarschaft verbreitet, und noch am nämlichen Abend gingen vier Männer mit Brod, Thee, Zucker und Kaffee beladen zu Fuß zu der unglücklichen Reisegesellschaft, die sie um Mitternacht trafen. Die ganze Nacht wurde nun gekocht und alle Lebensmittel aufgezehrt; man wollte, Vorsichts halber, den völlig Ausgehungerten anfangs nur wenig geben; allein sie baten und weinten so lange, bis kein Bissen mehr vorhanden war. Man brauch kaum zu sagen, daß sie alle krank wurden; doch starb niemand.

Am Morgen des 18 Januar begaben sich vier andere Männer mit einem weitern Vorrath von Lebensmitteln zu Pferd nach dem Lagerplatz und brachten die Reisenden nach der Ansiedelung, wo sie 32 Tage nach ihrer Abreise von dem Berglager ankamen.

Die Existenz der geschwänzten Menschenrace ist kürzlich in der orientalischen Gesellschaft zu Paris Gegenstand lebhaften Streites gewesen. Abdel Hamid Bey (du Couret) blieb bei seiner Behauptung und R. H. Rochet de Hericourt, der kürzlich aus Abyssinien zurückgekehrt, versichert wenigstens, daß er von diesem Stamm habe sprechen hören. (Revue de l'Orient. December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. 8 Februar 1850.

Ein Abenteuer bei den Pyramiden.

(Von Dr. Schnars.)

In den letzten Octobertagen des Jahres 1841 besuchte ich von Cairo aus die berühmten Pyramiden von Gizeh. Meine Begleiter waren ein Herr v. W. und zwei junge deutsche Pianofortefabricanten, welche sich mit der Reparatur verstimmter Instrumente in den großen Städten des Orients ein hübsches Stück Geld verdienten. Der Nil war hoch und wir konnten von Fostat, dem oberen Hafen Cairo's, in einer Barke beinahe bis an den Fuß der Pyramiden fahren. Nachdem die verstümmelte, halb im Sande verscharrte Sphinx betrachtet war, begann an der zerbröckelten nordöstlichen Kante der Pyramide mit Hülfe von einem Duzend nackter Fellahs das wegen der Höhe der Absätze sehr mühselige Emporklimmen. Wir erreichten endlich die höchste Höhe, das Plateau der abgebrochenen Spitze, welches im Jahre 1841 für wenigstens 40 — 50 Menschen Raum genug darbot! Das großartige Bild der Wüste, das riesige Cairo mit seinen Tausenden von Minarets, der unermessene, aus unbekannten Fernen daherströmende Nil, die ungeheure Nekropole von Memphis, ein Theil des fruchtbaren, mit Palmen und Sykomoren geschmückten Delta lag zu unseren Füßen und wir alle blickten schweigend hinaus, tief ergriffen von dem eigenthümlichen, großartigen Zauber dieses Standpunktes. Da schlug plötzlich ein gellender Schrei der Angst und des Entsetzens zu uns herauf. Wir schauten und sahen einen menschlichen Körper von dem Punkte aus, der den Einschnitt in die königlichen Grabhöhlen bildet, von Absatz zu Absatz in die Tiefe rollen und endlich leblos im Sande am Fuße der Pyramide daliegen. Zwei Männer in armenischer Tracht, unterstützt von allen Fellahs, welche wie Schwalben in den Ritzen und Spalten der mächtigen Blöcke hausen, folgten jammernd ihrem verunglückten Gefährten. Auch wir, auf der Spitze der Pyramide, obgleich von Schwindel bei diesem Anblick ergriffen, eilten rasch hinab und fanden zwei Engländer (in armenischer Tracht) um ihren blutend und zerfetzt daliegenden Cameraden, einen englischen aus Ost-Indien über Aden und Suez heimkehrenden Officier, beschäftigt. Wie die Pflicht es gebot, stellte ich mich sogleich diesen Leuten als Arzt vor und bot meine Dienste an. Der Officier war unvorsichtiger Weise rückwärts aus den schmalen Grabgängen an das ihn plötzlich blendende Tageslicht hervorgetreten und über den schmalen Grat, der den Eingang in die Grabkammern bezeichnet, gestolpert und in die Tiefe gestürzt. Wir trugen nun den fast leblosen Körper in die nächste Fellah-Hütte in der Nähe des Nils, entkleideten ihn und untersuchten die Wunden, während ein paar Fellah-Weiber Wasser herbeitrugen. Der unglückliche Officier blutete aus drei Kopf- und vier Gesichtswunden; die Nase, die Wangen, die Kopfhaut und der Unterkiefer waren theils zerquetscht, theils zerrissen. Am übrigen Körper fanden bedeutende Contusionen statt, doch hatte die Kleidung hier einigen Schutz verliehen und das Eindringen der scharfen Kanten, auf welche der Körper in Folge der Höhe der Blöcke ruckweise und stets mit erneuerter Kraft gefallen war, einigermaßen gemildert. Die Schädelknochen boten glücklicher und fast unbegreiflicher Weise keine Verletzung dar. Nach Verlauf einer guten halben Stunde, in welcher ich — leider hatte ich meine chirurgische Verbandtasche zu Cairo gerade an diesem Tage vergessen — beschäftigt gewesen war mit Hülfe von ziemlich rohen chirurgischen Surrogaten ein paar spritzende Gefäße zu unterbinden, die am meisten klaffenden Wundränder zusammenzunähen und kalte Umschläge stets zu erneuern, schlug zu unserer Freude der Unglückliche die Augen auf, und fragte: wo bin ich? „du bist bei den Pyramiden, wo du einen schweren Fall gethan" war die Antwort; dann schlossen sich wieder die Augen auf einige Minuten, und Schlummer, Schnarchen und Bewußtlosigkeit nahmen wieder ihre Stelle ein. Plötzlich aber bewegte sich der Körper und mit vernehmlicher Stimme ertönte die Frage „wie tief bin ich gefallen?" „Kennen Sie die Höhe?" — fragte mich der eine Begleiter, und entfernte sich, als ich diese Frage verneinte, sogleich mit einem Meßinstrument, deren er mehrere bei sich führte — sie hatten Messungen anstellen wollen — um seinem gleichsam sterbenden Freunde den letzten Dienst zu erweisen. Als er nach 25 Minuten wiederkehrte, war das Resultat: 40—50 Fuß, wenn ich nicht irre. Dem verwundeten Engländer wurde dasselbe ins Ohr geraunt, worauf ein schnarchendes Lispeln erfolgte, welches eine Art von befriedigter Danksagung darstellen sollte. Ich machte darauf den Leuten begreiflich, ihren Gefährten, nachdem derselbe möglichst transportabel gemacht worden, in die Barke zu bringen und unter steter Anfeuchtung der zahlreichen aus Schnupftüchern und Hemden präparirten Compressen so schnell als möglich nach Cairo in die Hände des mir befreundeten, allgemein bekannten, vortrefflichen Arztes Dr. Pruner zu schaffen. Es geschah, dem Leidenden wurde auf dem Boden der Nilbarke ein Lager bereitet, und ohne daß wir gegenseitig nach dem Namen gefragt, ohne daß die begleitenden Engländer einen Dank oder Händedruck abgestattet, trennten wir uns.

Meine Gefährten und ich setzten nach diesem medicinisch-chirurgischen Intermezzo, welches uns wenigstens vier Stunden Zeit geraubt, die Besichtigung der Pyramiden und des unermeßlichen Leichenhofes von Memphis fort. Da wir die „Gräber

Digitized by Google

des Königs und der Königin" noch nicht gesehen, so mußten wir abermals zu diesem Punkte emporklimmen; doch es ist meine Absicht nicht, hier dasjenige zu schildern was so oft und so vortrefflich schon von anderen geschildert ist. Wir kehrten in einer wundervollen Mondnacht nach Cairo heim, wo wir um 3 Uhr Morgens anlangten. Auf halbem Wege machten wir die unangenehme Entdeckung, daß die liebenswürdigen, dienstfertigen Fellahs, während wir mit dem verwundeten Engländer menschenfreundlich beschäftigt gewesen waren, unsere Rocktaschen nach Geld und Siebensachen genau visitirt hatten. Mir hatten sie ein schönes Reisetaschenmesser mit acht Klingen, welches mir bei dem Verbinden gedient hatte, gleichsam unter den Händen weggestohlen.

Am andern Tage setzte ich meine Reise nach den Nilkatarakten, zu welcher schon alles vorbereitet war, fort. Da der Engländer glücklich in Cairo angekommen und bereits in die Hände des Herrn Dr. Bruner, bei welchem ich mich schon verabschiedet hatte, übergegangen war, so fand ich keinen Grund mich ihm oder seinen Gefährten weiter zu nähern. Drei Monate später, aus Nubien heimkehrend, erzählte mir Dr. Bruner zu Cairo, daß jener Engländer, freilich mit so entstelltem Gesicht daß seine nächsten Freunde ihn nicht wieder erkannt, glücklich geheilt entlassen worden und nach England abgereist sey. Aber weder er noch seine Freunde hatten jemals nach dem Namen des Arztes gefragt, der ihm durch ein wunderbar glückliches Zusammentreffen am Fuße der Pyramiden prompte Hülfe geleistet; von einem Danke oder einem freundlichen Gruße war noch weniger die Rede gewesen. Und auch ich weiß bis zu dieser Stunde nicht, wem ich an so merkwürdiger Stelle und unter so sonderbaren Umständen zu helfen die Freude hatte.

Californien

in den letzten Monaten des Jahres 1849.

(Schluß.)

In den dry diggings (trockenen Ausgrabungen) gehen die Sachen anders. Hier wendet man ausschließlich eine Hacke oder spitzige Eisenstange an, die man in die Granitschichte stößt, nachdem man die selten mehr als einen Fuß dicke Erdschichte weggeschafft hat. Der Gewinn ist hier minder sicher, aber auch viel bedeutender. Manchmal sieht man Goldsucher Tage lang arbeiten, ohne eine einzige Pepita herauszuschaffen. Dann stoßen sie vielleicht, wenn sie es sich am wenigsten versehen, auf a pocket (eine Tasche) die 5—600 Dollars und darüber werth ist. Das Gerücht einer solchen Entdeckung verbreitet sich alsbald im Lande, aus den nahen Lagern strömt alles nach dem glücklichen Platze und in einigen Stunden ist eine wahre Cyklopenarbeit gethan, aber häufig ohne Gewinn, denn die Pockets oder Nester in den Dry Diggings sind fast immer vereinzelt. Es ist, als ob das Gold, nachdem es durch starke Regen von den Bergkegeln fortgerissen wurde, zu einer Zeit, wo diese vulcanischen Piks noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, an den Unebenheiten der Steinschichte aufgehalten wurde, und sich in den Zwischenräumen und Höhlungen des Bodens setzte. Alle Pepitas haben mehr oder minder abgerundete Ecken, ein Beweis, daß sie längere Zeit gerollt wurden. Die Abenteurer aller Länder und jedes Standes begeben sich vorzugsweise nach den Dry Diggings.

Man hat seit kurzem verschiedene Verfahrungsarten erfunden, um die Goldplättchen von dem Sand und der Erde zu trennen, von denen sie eingeschlossen sind, und mehrere dieser Verfahrungsarten haben bedeutenden Gewinn abgeworfen, obgleich man für den Augenblick nur im Becken des Sacramento auf schon ausgewaschenem Terrain arbeitete. Anderswo leitet man die Bäche durch Eindeichungen von ihrem natürlichen Bett ab, und mischt den Schlamm aus, den sie in ihrem vielhundertjährigen Laufe abgelagert haben. Eine Compagnie, die ausschließlich aus Advocaten und Aerzten von Neuyork besteht, hat Arbeiten der Art auf der Mormon-Insel, auf dem Schauplatz der ersten Entdeckung des Goldes, begonnen. Dieß ist das einzige mir bekannte Beispiel einer Compagnie, welche auf dem Boden Californiens die nöthige Einigkeit unter ihren Mitgliedern zu erhalten wußte. Alle Gesellschaften, welche sich in den Vereinigten Staaten, in England, in Frankreich mit so viel Geräusch organisirten, haben sich gleich nach der Ankunft ihrer Directoren zu San Francisco aufgelöst, und so wird es mit allen gehen, die sich noch bilden werden. Der Arbeiter stellt die ganz einfache und sehr richtige Schlußfolgerung an: „die Compagnie rechnet auf meine Arbeit, um ihr Glück zu machen, und ich kann ihre Hülfe jetzt entbehren. Schönen Dank! warum soll ich ohne Noth den Leibeigenen eines andern machen? warum soll ich eine Stelle annehmen, die mich in meinen Bewegungen hindert, und mich abhält dahin zu gehen, wo jedermann sich in wenigen Tagen bereichern kann." Den nächsten Tag ist er weit weg von San Francisco auf dem Weg nach den Minen, und die armen Directoren stehen da mit ihren Maschinen und vollkommen regelrechten Papieren, mit denen sie aber nichts zu machen wissen, denn die Localjustiz, die einzige Hülfsquelle, die ihnen bleibt, ist außer Stand ihren Aussprüchen einen hinreichenden Nachdruck zu geben. Das ist die Geschichte nicht bloß von einer, sondern von hundert Compagnien. Die einzige Association, welche in Californien zusammenhält, das ist die Familie. Eine zahlreiche, arbeitsame Familie kann zu San Francisco in einem halben Jahre 4—5000 Dollars zusammenbringen. Der Lebensunterhalt ist für Leute aus dem Volke nicht sehr theuer, Zwieback und Speck kosten gegenwärtig nicht mehr als in den Vereinigten Staaten, nur die Miethzinse sind übermäßig, aber man kann unter Zelten schlafen, deren unermeßliche Reihen sich endlos um die Stadt ausdehnen, und gleichsam die Vorstädte von San Francisco bilden. In den Diggings war der Lebensunterhalt eine Zeitlang unmäßig theuer, jetzt aber kann man bei der Leichtigkeit des Transports, den die Dampfschiffe der Bay von San Francisco darbieten, alle Lebensmittel sehr wohlfeil haben. Die Goldsucher, meist Leute aus dem gemeinen Volk, haben die unwiderstehliche Neigung zu starken Getränken, welche allenthalben die angelsächsische Race auszeichnet. Diese setzen, wenn sie ein tausend Dollars gewonnen haben, oft Tage lang die Arbeiten aus, um sich dem Trinken hinzugeben. Meist nach solchen Orgien werden sie von den im Innern herrschenden Fiebern ergriffen, und diese haben also weniger ihre Ursache im Klima, als in den Ausschweifungen der Emigranten. Das Land ist durchaus nicht ungesund, und zu San Francisco ist die Luft so scharf, daß man nur Wollkleider tragen kann. Die fast allgemeine Tracht der Minenarbeiter ist eine Jacke von rothem oder blauem Flanell, und Hosen von grobem Tuch oder Leinwand.

Ich habe gezeigt, worin die Arbeit der Goldsucher in Californien besteht, und man konnte sich bereits überzeugen, daß die Aussichten für Handwerker und kräftige Arbeiter vortrefflich sind. Doch muß man sich erinnern, daß gegen Ende Decembers die Regenzeit beginnt und bis Mitte Mai anhält. Während

Digitized by Google

der Regenzeit herrscht Ueberfluß an Arbeitern, und diese leiden dann nicht selten Mangel.

Vor 20 Jahren machte man auf einer kleinen Insel in der Nähe von Curaçao eine Entdeckung, die eine Zeitlang großen Lärm machte. Ein jüdischer Händler hatte in einer Negerhütte, wo er einen Augenblick anhielt, zwei große Metallstücke bemerkt, welche als Unterlagen für den Kessel dienten. Er untersuchte sie aufmerksam, erkannte, daß es Gold sey, und erhielt die Stücke ohne Mühe gegen einige Tücher und eine Pfeife. Der Jude mittelte den Ort aus, wo diese kostbaren Stücke gefunden worden waren, ging dann nach Curaçao und verkaufte sein Gold für 150,000 Fr. Die öffentliche Neugierde ward sogleich rege: die Behörden begaben sich an Ort und Stelle, ließen sie militärisch besetzen, und man arbeitete nun für Rechnung der holländischen Regierung. Nach wenigen Monaten hatte man für 5 bis 6 Millionen Gold gefunden, aber die Quelle schien plötzlich zu versiegen, denn nach längerm Suchen fand man mit Einemmal nichts mehr. Die Minen Californiens werden sich nicht so schnell erschöpfen, und zudem kann man die Entdeckung derselben nur als ein Vorspiel für ähnliche Entdeckungen in Südamerika betrachten, dessen Oberfläche von den Spaniern kaum aufgeritzt wurde. Die europäische Auswanderung wird also noch lange Jahre sich nach Californien wenden, ohne daß man zu fürchten braucht, das reiche Gebiet zu erschöpfen. Die Abkömmlinge der alten Spanier, die theils aus Mexico, theils aus Peru kamen, und noch jetzt eine besondere und ziemlich zahlreiche Classe bilden, werden die Minenausbeute eher fördern als hindern. Sie hatten anfangs die amerikanische Herrschaft mit Widerwillen betrachtet, finden sich aber mehr und mehr in diesen Stand der Dinge, der sie wie mit einem Zauberschlag bereichert hat. Ich habe selten eine schönere Race gefunden, als die spanische in Californien: die Männer sind groß, gut gebaut und voll Kraft; die Frauen haben bei schönen, glänzend schwarzen Haaren und einer Haltung voll Anmuth und Würde, die an die Andalusierinnen mahnt, eine Haut, die mit der Weiße und Durchsichtigkeit der Engländerinnen wetteifern könnte. Man kann diese Spanier, welche geraume Zeit muthvoll gegen die Amerikaner kämpften, auf 8000 Seelen anschlagen. Die Indianer, ehemals unter der Herrschaft der Jesuiten, dieser Missionskönige, die einen unauslöschlichen Eindruck auf allen Punkten des amerikanischen Continents hinterlassen haben, so glücklich und so im Fortschreiten der Civilisation begriffen, werden bald verschwunden seyn. Die aus Oregon gekommenen Leute verfolgen sie gleich wilden Thieren, und schießen sie so kaltblütig nieder, als wären es Wölfe oder Tiger. Von Rache entflammt, greifen die unglücklichen Indianer nun alle Weißen ohne Unterschied an, und so hat der Krieg nach und nach dermaßen einen allgemeinen Charakter angenommen, daß viele Leute, welche aufrichtig die armen Indianer beklagen, zu ihrer eigenen Vertheidigung genöthigt sind sie zu bekämpfen.

Der Augenblick ist noch nicht gekommen, um die Frage zu untersuchen, welchen Einfluß die Vereinigung Californiens mit der amerikanischen Union auf diese ausüben wird, das aber ist jetzt schon gewiß, daß dieß Gebiet noch lange der alten wie der neuen Welt kostbare Hülfsquellen bieten wird. Allerdings werden die Vereinigten Staaten aus dieser neuen Eroberung Nutzen ziehen, aber nicht sie allein werden es thun, sondern Europa wird seinen bedeutenden Antheil daran haben.

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Fortsetzung.)

Das Kloster Santa-Laura.

Dieses Kloster, welches einer alten Veste gleicht, ist mit hohen weißen Mauern umgeben, über welche ein wirres Gemisch von Kuppeln, sonderbaren Dächern und Cypressengipfeln hervorragt, während da und dort einige jener großen Erker, welche zu Konstantinopel Shah-neschin genannt werden, in großer Entfernung vom Boden aus der Mauer vorsprangen. Vor dem Eingange erhob sich eine Vorhalle in byzantinischem Style, welche aus einer von vier Marmorsäulen getragenen Kuppel bestand. Der Igumeno erwartete mich hier, von einer großen Anzahl Klosterbrüder umgeben; mein Grieche, den ich vorausgeschickt hatte, mußte ihm ohne Zweifel eine vornehme Person angekündigt haben, denn er begrüßte mich mit allen Zeichen tiefer Ehrfurcht. Nach den gewohnten Höflichkeitsbezeugungen zogen sich die Mönche paarweise zurück, wie in Procession; ich folgte ihnen durch die äußere und zwei innere Thüren, alle von Eisen, nach der Kirche, die mitten im großen Hofe lag. Wir knieten vor dem Altare nieder und die Mönche sangen das Kyrie Eleison in ihren höchsten Tönen. Beim Heraustreten aus der Kirche ergriff der Igumeno meine Hand und führte mich über mehrere dunkle Holztreppen hinauf in ein hübsches, türkisch eingerichtetes Gemach mit einem vorspringenden Fenster, das ich schon von außen gesehen hatte. Er ließ Kaffee bringen, und bat mich das Gemach als das meinige anzusehen. Ich übergab ihm alsdann das Schreiben des Patriarchen; nachdem er es mit den Zeichen der höchsten Ehrerbietung gelesen hatte, versicherte er mich, daß ich im Kloster willkommen sey, und daß ich bleiben könnte so lang es mir gefiele; dann verließ er mich nach wechselseitigen Begrüßungen. So fand ich mich ganz bequemlich eingerichtet in einem der großen Klöster, die noch wenig bekannt sind, in dem berühmten Heiligthum des Berges Athos, Hagion Oros im Morgenlande, oder Monte Santo auf italienisch. Mehrere der Mönche besuchten mich unter endlosen Höflichkeiten. Am Abend ging ich spazieren, während die Klosterbrüder, denen ich begegnete, mich mit großen Augen ansahen; einige bekreuzten sich sogar, wie vor etwas Bösem, Ungeheuerlichem.

Dieses große und sehenswürdige Kloster wurde durch einen Kaiser Nicephorus gestiftet, man konnte mir aber nicht sagen, ob es Nicephorus der Logothete, oder Nicephorus Phocas, oder Nicephorus Botoniates war; dieser letztere soll, von Alexis Comnenus vertrieben, ums Jahr 1081 sich in dieses Kloster geflüchtet, und Kalogeri (Mönch) geworden seyn. Nach Johann Comnenus, der den Athos 1301 besuchte, wäre Nicephorus Phocas der Stifter und Neagulus, Woywode von Bessarabien, der Wiederhersteller des Klosters. Alle Mönche auf dem Athos folgen der Regel des heiligen Basilius; sie sind Asceten, ihre Klosterzucht ist sehr streng. Sie essen niemals Fleisch, und nur an Festtagen Fische, dabei haben sie ungefähr hundert Tage Fasten, während denen sie gar keine animalischen Substanzen, ja nicht einmal Oel genießen. Während ihres Gebets, das acht Stunden des Tags und zwei der Nacht fortdauert, ist ihnen das Sitzen verboten, aber sie können sich auf die Lehnen ihrer Chorstände ohne Sitze, die in allen griechischen Kirchen gewöhnlich sind, stützen, oder auch auf eine Art Krücke von derselben Gestalt, wie der Stab des Patriarchen, eine Patritza von Silber, die reich verziert dem Stabe der römischen Bischöfe entspricht. Ich habe schon erwähnt, daß die Gemeinde durch eine hölzerne Klapper zum Gebet gerufen wird; die Glocken werden nur bei feierlichen oder freudigen Anlässen geläutet.

Eine hohe Steinmauer umfaßt einen unregelmäßigen Raum von drei oder vier Acres ungefähr; der einzige Zugang ist winklicht und durch drei eiserne Pforten vertheidigt; das Hauptgebäude am Eingang ist ungefähr 500 Fuß lang. Die äußere Mauer ist kahl und ohne architektonischen Schmuck, außer den Erkerfenstern, welche auf starken, aus dem Gemäuer hervorragenden Balken ruhen, und die hölzernen Gemächer erleuchten. Am südwestlichen Ende des Gebäudes erhebt sich ein großer viereckiger Thurm, in welchem früher eine Buchdruckerpresse stand, welche aber durch türkische Soldaten in der griechischen Insurrection zerstört wurde; sie bemächtigten sich auch einiger alten Kanonen,

Digitized by Google

welche auf den Zinnen standen, die aber die Mönche niemals zu benützen gewagt hatten. Das Innere des Klosters besteht aus mehreren kleinen Höfen und zwei großen offenen Räumen, welche mit Galerien von Holz oder Stein eingefaßt sind, und welche an die Gebäude stoßen. In dem Kloster wohnen gegenwärtig etwa 120 Mönche; dasselbe könnte aber weit mehr aufnehmen. Bei aller Unregelmäßigkeit ist die Architektur der Klostergebäude dennoch äußerst interessant und gleicht den Bauwerken, welche zwischen dem 5ten und 12ten Jahrhundert zu Konstantinopel aufgeführt wurden, und für welche im Abendland Sanct Markus zu Venedig das schönste Vorbild bietet. Die Capelle im alten Palaste zu Palermo hat von allen europäischen Denkmalen die meiste Aehnlichkeit mit den Constructionen auf dem Athos, obgleich ihre Decke arabisch, während die der letztern flach ist, mit bemalten Balken, wie in den italienischen Basiliken, nur unter den Kuppeln findet man wenige Mosaiken und meist schlechte Freskogemälde, welche in dem hergebrachten Style Heilige in idealer Häßlichkeit darstellen. In jedem der beiden großen Höfe erhebt sich eine Kirche von mittlerer Größe, mit einer Vorhalle auf leichten Marmorsäulen, deren innere Wände, wie allenthalben, mit dem jüngsten Gerichte bemalt sind. In diesen Bildern von ungeheuren Dimensionen haben sich die Künstler augenscheinlich weit mehr bemüht die Häßlichkeit der Teufel darzustellen als die Schönheit der Engel, welche in diesen alten Fresken sehr wenig begünstigt sind. Der vornehmste Teufel ist stets sehr corpulent und als Held des Schauspiels furchtbar häßlich; mit großem Rachen, langen Zähnen verschlingt er zwei oder drei Sünder, deren Fleisch nach dem Ausdruck seines Gesichtes ihm abscheulich munden muß. Er steht mitten in der höllischen Gluth, worin kleine Sünder wie Fische in allen möglichen Stellungen sich winden, ohne etwas von der Qual zu empfinden; ein Engel wägt mehrere in einer Wage, während andere sich mit kleinen Teufelchen lustig umhertreiben. Darüber bilden die Seelen der Seligen, lauter bärtige Greise, mit ernster Haltung und dicken Büchern in den Händen, eine lange Reihe, unter diesen nehmen Einsiedler und Fürsten die ersten Stellen ein; die Köpfe der Seligen sind in den reichen Kirchen mit goldenem Schein umgeben, in den ärmern ist dieser mit gelber Farbe angezeigt, so daß man glauben könnte, die heiligen Männer hätten Strohhüte auf. Diese Bilder des jüngsten Gerichtes sind ebenso hergebracht und bestimmt wie die Bilder der Heiligen, und überall dieselben.

Das Innere der Hauptkirche dieses Klosters enthält viele alte griechische Bilder, welche in der Absis hinter dem Altare angebracht sind. Die meisten derselben, auf Holz gemalt, haben nur ein bis zwei Fuß ins Gevierte; der Grund ist Gold und auf einigen wahre Gold- oder Silberplatten. Sie haben beinahe alle silberne Rahmen mit Edelsteinen eingelegt, von denen manche sehr alt sind. Zwei Bilder, größer als die andern, sind zwischen den beiden Säulen des Ikonostas angebracht, welche dem Altar am nächsten stehen, sie stellen den Erlöser und die heilige Jungfrau dar, und sind mit Ausnahme der Gesichter ganz mit Goldplatten überzogen; die Rahmen sind reich verziert mit einer Art Goldfiligran, und mit großen Türkisen, Agaten und Karneolen übersäet. Diese seltsamen Erzeugnisse alter Kunst wurden dem Kloster durch den Kaiser Andronikus Paläologus geschenkt, dessen Bild, wie auch das seiner Gemahlin, in dem silbernen Rahmen eingefügt ist.

Beide Kirchen sind mit farbigem Marmor gepflastert. Die Zahl und der Werth der Heiligthümer, welche sorgfältig hinter dem Altare verwahrt werden, hat seit der Verwaltung Abulabud-Paschas, welcher die Klöster auf dem heiligen Berg furchtbar bedrückt hat, sich bedeutend vermindert. Da aber ein Türke niemals einen Griechen zu überlisten vermag, so ist es den Mönchen gelungen einen großen Theil ihres Kirchenschatzes zu erhalten, worin sich einige Stücke befinden, welche bis in die Kaiserzeit hinaufreichen. Einige derselben verdienen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, weil sie die ältesten und sicherlich auch die prächtigsten Goldschmiedarbeiten sind, welche uns erhalten wurden, und weil ihre Aechtheit nicht in Zweifel gezogen werden kann, da sie seit ihrer Vergabung nicht von der Stelle gebracht wurden.

Der kostbarste Reliquienkasten wurde der Abtei durch ihren Gründer, den Kaiser Nicephorus, geschenkt; es ist ein Behältniß von purem Golde, ungefähr 18 Zoll hoch mit Flügelthüren, die mit einer Doppelreihe von Diamanten, die ältesten, die ich gesehen, mit Smaragden, Perlen und Rubinen von außerordentlicher Größe besetzt sind. Wenn diese Thüren aufgeschlossen sind, lassen sie ein großes Stück von dem reichen Kreuze schauen, das ganz von Edelsteinen schimmert; die innern Wände derselben und die ganze Oberfläche des Schreines sind mit erhabenen Figuren und Juwelen bedeckt, und das Ganze bildet ein bewundernswerthes Werk byzantinischer Kunst.

Das Refectorium des Klosters ist ein großes von außen viereckiges Gebäude, obgleich der Speisesaal die Gestalt eines Kreuzes hat, welches nach allen Seiten hin hundert Fuß mißt. Die Wände sind mit Heiligenbildern in Lebensgröße mit strengem, steifem Ausdrucke geschmückt. Die halbmondförmigen Tische, 24 an der Zahl, sind massiv aufgemauert und mit dicken Marmorplatten bedeckt, deren geradlinige Seite an die Mauer stößt; eine lange Marmorbank zieht sich an der zirkelförmigen Seite hin. Diese Tische nehmen die beiden langen Wände ein, dann steht am obern Ende in einer Nische höher als die übrigen der Tisch des Obern, der nur bei festlichen Anläßen mit den Mönchen speist. Die Räume zwischen den Armen des Kreuzes nehmen die Bäckerei und die Keller für Wein, Oel und Branntwein ein, denn wenn auch die Mönche kein Fleisch essen, so verstehen sie doch gar wohl zu trinken. Außer den beiden Kirchen in den großen Höfen, welche alte Cypressen beschatten, finden sich noch zwanzig kleinere Capellen, die in den verschiedenen Theilen des Klosters zerstreut sind und in welchen an bestimmten Tagen gebetet wird. Die Lage der Mönche hat sich seit einigen Jahren verbessert. Da sie auf die Fortdauer des Friedens und auf einen geordneten Zustand in den Staaten des Sultans hoffen, so fangen sie an, die Beschädigungen, welche sie während des Aufstandes erlitten, herzustellen, was dem Ganzen ein Ansehen von Wohlhabenheit und Fortschritt verleiht.

Ich besah diese ungeheure Gebäudemasse im einzelnen, und erhielt auf alle meine Fragen die bereitwilligste Auskunft. Gegenüber von dem Haupteingang der größern Kirche umschließt eine vergoldete, von vier Säulen gestützte Kuppel, ein prächtiges Marmorgefäß von zehn Fuß im Durchmesser, in welchem am Feste der Erscheinung das Wasser feierlichst geweiht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über französische Literatur in Paris. Man scheint in Paris zu fühlen, daß man darauf hinarbeiten muß, die größere Masse des Volks an den geistigen Errungenschaften der Nation Theil nehmen zu lassen, und sie dadurch mehr und mehr zu civilisiren. Seit einiger Zeit finden in Paris an verschiedenen Punkten der Stadt unentgeldliche Abendvorlesungen statt aus den Werken der berühmtesten französischen Schriftsteller. Manchmal finden sich mehrere hundert Handwerker ein, sämmtlich rein und gut gekleidet, zuweilen von ihren Frauen und Familien begleitet. Die gelesenen Stellen werden, wo es nöthig ist, von den Vorlesern mit Bemerkungen begleitet. Die Handwerker, welche am meisten Geschmack an diesen Vorlesungen zu nehmen scheinen, sind Goldschmiede, Formenstecher, Maschinisten, Zimmerleute, Kunstschreiner u. s. w.; Setzer aus den Druckereien erscheinen wenige, wahrscheinlich, weil sie den Tag über genug zu lesen haben. Bezeichnend ist, welche Werke und Schriftsteller Eindruck machen. Molières Corneille ohne Vergleich größeren als Racine, Chateaubriands Märtyrer und Atala haben großen Erfolg, dagegen Boileau's Episteln und Satyren sehr wenig. Paul L. Courrier wissen sie nicht zu schätzen, und selbst Berangers Lieder finden weniger Beifall als man hätte glauben sollen. Große Aufregung verursachte die Schilderung der Gräuel des Bürgerkriegs in den Memoiren der Madame de la Rochejacquelein, ein beachtenswerther Umstand, da wahrscheinlich sämmtliche Zuhörer auf den Barrikaden gefochten hatten, und bei günstiger Gelegenheit vielleicht nicht abgeneigt wären, abermals zu fechten. (Liter. Gaz. 26 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. 9 Februar 1850.

Die Unruhen in der Provinz Constantine. [1]

Nach einem langen, faulen Frieden, während dessen die Besatzungstruppen der verschiedenen Punkte unseres Landes höchstens dann und wann einen freundlichen Streifzug zu machen hatten, um unsere einheimischen Mitbürger an die Entrichtung der Abgaben zu mahnen, unsere Civilbehörden die Fühlhörner auszustrecken begannen und sich in mancherlei Vortritts- und Competenzstreitigkeiten mit den bald für überflüssig erachteten Militärautoritäten einließen, wobei die europäische Bevölkerung Partei bald für die einen, bald für die andern nahm, haben es sich unsere Araber und Kabylen zur Pflicht gemacht, uns jeglichen Irrthum, hinsichtlich der baldigen Alleinherrschaft der Präfecten und der vollkommenen Assimilation mit dem Mutterlande, auf die handgreiflichste Weise zu benehmen.

Jedermann kennt die verwichenen Frühling in der sonst so friedlichen Provinz Constantine ausgebrochenen Unruhen, die mit der Ermordung des Kaid Mustapha-bel-Lais zu Milah begannen und mit dem fehlgeschlagenen Angriff der fanatischen Anhänger einiger predigenden Bettelmönche auf El-Arrusch und der Züchtigung der feindseligen Stämme im Sahel zwischen Kollo und Budschia endigten. Die arabischen Bureaux, die manchmal allzusehr auf ihren Einfluß bauen, läugneten anfangs bis auf die Möglichkeit eines Aufstandes, trotz der verschiedenen Nachrichten, die von Seiten der befreundeten Stämme täglich eingingen; sie gaben erst die Wirklichkeit desselben zu, als der sogenannte Scherif mit seinen Anhängern bis in die Nähe von Philippeville streifte, als der Generalmarsch Bürger und Soldaten unter die Waffen rief. Fast zu gleicher Zeit begann Si-Busif, der sich für den aus der Festung Ham entflohenen Bu-Maza ausgab, im Herzen des Kabylenlandes den heiligen Krieg zu predigen; Si-el-Dschudi, unser Todfeind bei den Zwawas im Dschurdschuragebirg, dessen Einfluß durch die verschiedenen Niederlagen, welche die Kabylen unter seiner Anführung erlitten, einen bedeutenden Stoß erhalten hatte, benutzte geschickt die Anwesenheit des jungen, schönen, gelehrten und tapfern Inspirirten, durchzog mit demselben die Kabylenstämme, die Gleichgültigen mit dem göttlichen Zorn bedrohend und den wahren Gläubigen zeitliche und ewige Belohnungen verheißend.

Bis hierher war dieß alles für Niemand von großer Bedeutung; solche irrende Ritterfahrten kommen von Zeit zu Zeit während des mehr oder weniger freundschaftlichen Verkehrs der Eroberer mit den Besiegten vor, und eine Colonne von 300 Mann ist gewöhnlich hinreichend die Widerspenstigen zur Ordnung zu verweisen. Wenn aber auch alle diese partiellen Aufstände an und für sich unbedeutend waren, so hatten sie doch zur Folge die uns abgeneigten Stämme — und deren sind nicht wenige, denn wir werden noch lange mehr Feinde als Freunde zählen — an die Möglichkeit einer allgemeinen Insurrection glauben zu lassen. Den schlagendsten Beweis hierzu liefern die feindseligen Bewegungen im Aures und der noch ernsthaftere Aufstand in den Zibans, welcher bald zu noch größern Verhältnissen als der frühere im Dahra, unter Bu-Maza, anwachsen konnte. Der schlechte Erfolg der Colonne des Obristen Carbuccia vor Zaatscha, dem Mittelpunkt der Insurrection im Süden, hatte den Gouverneur veranlaßt eine für das Land bedeutende Truppenmasse, unter dem Befehl des Generals Herbillon, nach den Zibans marschiren zu lassen. Die Gegner der Besitznahme des Landes jenseits des Aures schrieen über die durch die Maßregeln um den Besitz und die Erhaltung einer „Wüste" veranlaßten Kriegskosten; wer aber diese Wüste mit ihren reichen Fruchtfeldern und Palmenwäldern besser kennt, findet daß, abgerechnet von dem schlechten Exempel, das die Ungestraftheit der Aufrührer im Süden für die Bewohner des Tell und des Sahel abgeben würde, es sich nicht ganz um eine Kleinigkeit handle.

Während sich General Herbillon zu einer regelmäßigen Belagerung der Oasis von Zaatscha anschickte, hatte der Unterlieutenant Beauprete, Adjunct des arabischen Bureau's zu Aumale, in dem auf der Nordseite des Dschurdschura von dem Wed-es-Sahel durchströmten Thal ein glänzendes Waffenglück. Dieser junge Officier hielt sich seit einiger Zeit auf der Gränze der Beni-Mansur und der Scherfa, zwischen den Bibans (portes de fer) und dem Dschurdschuragebirg, mit einem von ihm befehligten Gum von 300 Reitern auf, um unsere einheimischen Häuptlinge, die für die Standhaftigkeit und Treue ihrer, den täglichen Einflüsterungen von Seiten ihrer fanatischen Nachbarn ausgesetzten Stämme zu fürchten begannen, zu beruhigen. Von dem langen Widerstand der Scherfa und der Beni-Mansur gereizt, hatte der Scherif ein letztes Aufgebot an die Bergbewohner ergehen lassen; am Abend des 30 Septembers sah man die Gipfel des Dschurdschura von den Wachtfeuern von vier- bis fünftausend Zwawas erleuchtet und der neue Bu-Maza übersandte Herrn Beauprete folgendes Schreiben: „der Beschützer der Religion u. s. w. an den Ungläubigen Beauprete: — der Fluch des Höchsten komme über Dich und über alle diejenigen die Dir

[1] Aus einem zufällig verspäteten, vom 11 November, also vor der Einnahme von Zaatscha datirten Briefe, der über die frühern Vorfälle manches Interessante mittheilt. Die endliche Entscheidung, d. h. die Einnahme von Zaatscha erfolgte am 26 Nov. und war sehr blutig, da die fanatischen Anhänger Bu Zians den Ort Haus für Haus vertheidigten. A. d. R.

Digitized by Google

zugethan sind! O Feind Gottes und des Propheten, ich habe vernommen, daß Du Dich in eigener Person zu den Knechten der Christen begeben willst, um mich zu bekriegen. Ich bin bereit und verlange nichts sehnlicher, als mit Dir und Deinem Diener Achmed-ben-Zerwali, dem Niederträchtigen, Aug in Aug, zusammenzutreffen." Herr Beauprete hatte keine Zeit verloren, um dem Obristen Canrobert Nachricht von seiner Lage zu geben, und dieser beeilte sich ihm 200 Pferde Verstärkung zu schicken. Der Gum freute sich dieses Zuwachses und dennoch bewegten sonderbare Befürchtungen die abergläubischen Gemüther. „Unsere Flinten werden, dem Scherif gegenüber, versagen; was werden wir beginnen?" Diese und andere Aeußerungen derselben Art von Seiten der sonst so unerschrockenen Reiter des Gums von Aumale waren nichts weniger als beruhigend für den Befehlshaber.

Am 3 October gegen 10 Uhr Morgens ziehen die Zwawas in Masse den Berg herab und rücken in zwei großen Haufen, der eine gegen das Dorf der Schersa, der andere gegen den Fluß vor. Herr Beauprete läßt sogleich aufsitzen, einige seiner Reiter versuchen von ferne einige Flintenschüsse, die zu ihrer großen Beruhigung keineswegs versagen; bald hat ein allgemeiner Angriff die Kabylen bis an den Fuß des Gebirges zurückgeworfen. Der Knall ihrer Gewehre hatte die Reiter von der Nichtigkeit der Prophezeihungen des Derwisches überzeugt, und selbst die Verzagtesten erlaubten sich jetzt derbe Scherze über den Scherif und ihre eigenen frühern Befürchtungen. Die Beschaffenheit des Bodens hinderte die Gums die Kabylen weiter zu verfolgen, und Herr Beauparte zog sich mit denselben auf ein günstigeres Terrain zurück. In diesem Augenblick rückt der Scherif, in eigener Person von einigen Reitern begleitet, in gestrecktem Trab und mit gezogenem Säbel gegen unsere Colonne vor; einer der beherztesten alten Reiter des arabischen Bureau's, Bu-Adzuz, sprengt auf ihn los. — „Bist du der Scherif?" ruft er ihm zu. — „Ja," erwiedert dieser, „Abtrünniger, Sohn eines Abtrünnigen, du wirst die deinigen nicht mehr sehen!" Der erschrockene Reiter macht Kehrum, ohne von seiner Flinte Gebrauch zu machen; als er aber einen seiner Cameraden den Scherif bei seinem Haik fassen sieht, ermuthigt er sich und wirft den Furchtbaren mit einem Säbelhieb vom Pferd; ein dritter schießt demselben eine Kugel durch die Brust. Jetzt ist der Zauber gelöst: ein Spahi trennt dem Unglücklichen den Kopf vom Rumpf; die Niederlage der Zwawas ist vollständig und die Gums verfolgen die Flüchtigen bis weit ins Gebirg, tödten eine gute Anzahl derselben und machen mehrere wichtige Gefangene.

Am folgenden Morgen hatten die Rotten Si-el-Dschudis sich über das Gebirg zurückgezogen; die Beni Mellikech bezahlten eine Kriegssteuer und machten ihre Unterwerfung.

Die Empörung in den Zibans blieb lange das Tagesgespräch und der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Jedermann war um so begieriger auf Nachrichten von der Expeditionsarmee, als Privatnachrichten von dorther nur sparsam eingehen und den öffentlichen Blättern der Colonie jede Veröffentlichung derselben vor der officiellen Bekanntmachung im Moniteur Algerien aufs strengste untersagt ist. Auch trägt man sich daher oft mit den widersprechendsten Gerüchten, und es ist schwer die Wahrheit herauszufinden.

Zur vollkommenen Uebersicht des Ganzen und zur Beherzigung der Begebenheiten des Tages ist ein Rückblick auf das Beginnen der Unruhen auf dem Kriegsschauplatz nöthig.

Der Kreis von Biskra stand schon seit fünf Jahren unter dem Oberbefehl des Commandanten von Saint-Germain; der Muth, der Scharfblick dieses Oberofficiers, sein beharrliches Studium des Landes, seine Ausdauer an seinem so mühevollen Posten hatten ihm einen beträchtlichen Einfluß auf die ganze östliche Sahara erworben; er verdient der Gründer der französischen Verwaltung in dieser Gegend genannt zu werden. Da sein Kreis einer der ruhigsten im Lande war, so ward ihm am Anfang des Frühlings ein Commando in der Colonne des Generals Herbillon gegen die Kabylen im Sahel anvertraut; ein Officier der Garnison von Biskra versah während seiner Abwesenheit seine Stelle. In den letzten Tagen des Monats Mai vernahm der Adjunct des arabischen Bureau's von Biskra, der Unterlieutenant Seroka, auf einer Rundreise in den Zibans, daß ein gewisser Bu-Zian, Einwohner der Oasis von Zaatscha, der den Propheten im Traum gesehen zu haben vorgab, durch eine unbegränzte Gastfreundschaft eine große Anzahl Einheimischer aus den umliegenden Ortschaften an sich ziehe und denselben das baldige Ende der Regierung der Ungläubigen prophezeihe. Hr. Seroka glaubte wohl daran zu thun, den Predigten dieses Träumers ein Ziel zu setzen. Er begibt sich mit einigen Reitern nach Zaatscha, sucht Bu-Zian auf und befiehlt demselben ihm zu folgen. Dieser thut als sey er bereit zu gehorchen, zerreißt, wie durch Zufall, die Schnur seines Rosenkranzes und schickt sich langsam an, eines der Kügelchen desselben nach dem andern aufzulesen. Hr. Seroka, darüber entrüstet, läßt ihn auf ein Maulthier werfen, um ihn nach Biskra zu führen. In diesem Augenblick bricht ein allgemeiner Aufstand in der Dorfschaft aus, man greift zu den Waffen, man schließt das Thor, welches der Officier und seine Leute mit großer Mühe einsprengen, um unter einem Kugelregen mit Zurücklassung ihrer Pferde sich dem außerhalb der Oasis harrenden Rest seiner Escorte anzuschließen.

Von jetzt an ward jede Unterhandlung zurückgewiesen; das Mißlingen des Angriffs am 17 Julius unter Obrist Carbuccia hat vollends dazu beigetragen, aus dem obscuren Bewohner von Zaatscha eine wichtige Person zu machen, und von der Zeit an war die Wahrheit seiner Sendung bei den fanatischen Muselmännern keinem Zweifel mehr unterworfen. Man sieht, daß dieser Seher seine Laufbahn ganz auf dieselbe Weise begonnen, wie Bu-Maza und die übrigen vorgeblichen Scherifs: es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die von allen Seiten auf ihn heranrückende Truppenmacht seinen Anhängern die Nichtigkeit seiner Prophezeihungen bald handgreiflich darthun wird.

Der Rückzug der Colonne des Obristen Carbuccia im Monat Julius war das Signal zum Aufstand im östlichen Aures: Si-Abd-el-Hafidh, ein in dieser Gegend in großem Ansehen stehender Marabut, stand an der Spitze der Bewegung. Zahlreiche Streifbanden von Zaatscha und aus dem Aures beunruhigten oft die Einwohner der Oasis von Biskra, und bloß die alte traditionelle Ehrfurcht und Scheu vor dem Commandanten von Saint-Germain, der auf seinen Posten zurückgekehrt war, hatte bis jetzt die französische Besatzung vor ernstern Angriffen bewahrt. Es war Verstärkung an Fußvolk und Reiterei angelangt. Schon hoffte man, daß vor der Ankunft des Expeditionsheeres keine ernste Demonstration von Seiten der Aufrührer zu befürchten sey, als am Morgen des 17 Septembers ein Bote unsers Kaid im Zab-Schergui, Si-Achmed-ben-Schenuf, den Commandanten benachrichtigte, daß der Marabut Si-Abd-el-Hafidh mit zahlreichen Banden von Fußvolk und Reiterei

Digitized by Google

bei Serlana am Wed Beras (ungefähr 5 Meilen von Biskra) lagere, wo die Contingente von Zaatscha und der Uled-Dschellal zu ihm stoßen sollten. Es war keine Zeit zu verlieren, man mußte einen entscheidenden Schlag thun, wenn man nicht das ganze Land in Aufruhr und Biskra selbst belagert sehen wollte.

Hr. von Saint-Germain zog noch denselben Tag aus mit einer Colonne von 300 Mann Infanterie, 120 Mann regelmäßiger Cavallerie, an welche sich 20 Reiter des arabischen Bureau's und 200 des Kaid Ben Schenuf anschlossen; er marschirte unverzüglich gegen Si-Abd-el-Hafidh, um mit demselben noch vor seiner Vereinigung mit seinen Verbündeten fertig zu werden. Das Treffen begann am Morgen des 18ten mit Tagesanbruch. Die Infanterie marschirt in der Richtung der Fahnen, welche die Zelte des Marabut bezeichnen; der Commandant von Saint-Germain, an der Spitze der Cavallerie, greift das Lager von der entgegengesetzten Seite an; im Augenblick, wo er Fußvolk und Reiterei der Feinde in wilder Unordnung sich in das tiefe Flußbett zu werfen nöthigt, sinkt er von einer Kugel durch den Kopf getroffen todt vom Pferd. Der älteste Capitän der Colonne, Hr. von Souville, aus der Fremdenlegion, übernimmt das Commando; der Angriff erneuert sich mit Wuth: unsere Soldaten haben den Tod eines geliebten Befehlshabers zu rächen. Die feindlichen Reiter nehmen die Flucht und überlassen die unglücklichen Kabylen ihrem Schicksal; bei 600 dieser letztern umgeben ihren Marabut und werden fast zur Hälfte in Stücke zerhauen. Si-Abd el-Hafidh, aus Furcht erkannt zu werden, entkleidet sich und entflieht fast ganz nackt, seine Kleidung, seine Zelte und sein ganzes Lager fallen in die Hände der Sieger. Ohne den bedauernswerthen Tod des braven Commandanten von Saint-Germain wäre unser Verlust gering gewesen. Die Colonne zählte neun Todte, worunter drei arabische Reiter des Gums. Die 7000 Mann starke, seither noch durch mehrere Bataillone aus Oran, Budschia, Setif und Aumale verstärkte Expeditionsarmee, unter dem Oberbefehl des Generals Herbillon, hält seit dem 5 October die Insurgenten von Zaatscha belagert, ohne bis heute bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Die des Landes Unkundigen schreien über die Langsamkeit der Operationen, denn sie wähnen man könne in eine aus hundert großen und kleinen, von 7 Fuß hohen Erdmauern umgebenen Palmengärten bestehende Oasis, die rings von einem tiefen Wassergraben umzogen ist, und in die im Innern derselben gelegene Ortschaft, zu welcher unzählige, im Zickzack zwischen diesen hohen Mauern hinlaufende, schmale Gäßchen führen, ohne Schwertschlag nur eben so wie in einen offenen Duar im Tell hineinlaufen. Diese mögen sich enttäuschen, denn diese Erdmauern, in denen jede Kanonenkugel nur ein rundes Loch macht, das den Vertheidigern zur Schießscharte dient, diese undurchdringlichen Palmen- und Feigenwälder, dieses Labyrinth von unendlichen Gäßchen machen die Kriegsoperationen gegen die Oasendörfer zu einem wahren Barrikadenkrieg. Alles das hat General Herbillon bald eingesehen und deßwegen ein ganz methodisches Belagerungssystem angenommen.

Die Operation gegen die nahe bei einander liegenden Oasen von Zaatscha, Farfar und Lischana begannen den 7 October: man mußte zuerst Zaatscha von den beiden benachbarten Oasen isoliren, ehe man zu einem Angriff auf diese Ortschaft schreiten konnte. Die Belagerungsarbeiten am 8 und 9 October gaben zu ernsthaften Gefechten Anlaß. Am 12ten traf Obrist Barral mit seiner Colonne von Bu-Sada ein. Diese Verstärkung und die ihr folgenden Gums gaben das Mittel die Truppen weniger zu ermüden, die Arbeiten der Laufgräben zu beschleunigen und unter Tags die Zugänge zur Oasis zu bewachen. Ungeachtet dieser Maßregeln konnten sich jede Nacht, von der Dunkelheit begünstigt, zahlreiche Freiwillige aus Bu-Sada, den Uled-Nails und den Stämmen des Aures in das Dorf werfen. Die Belagerten, von den Fortschritten der Belagerer beunruhigt, versuchten mehrere Male die Arbeiten durch Feuer zu zerstören, die Schanzkörbe umzuwerfen. Alle diese Versuche wurden ohne großen Verlust zurückgeschlagen, und am Abend des 19ten hatte das grobe Geschütz zwei ziemlich practicable Breschen eröffnet, vor derjenigen zur Linken ward der Wassergraben mit Erde ausgefüllt. Da die Munitionen mangelten, um die Bresche besser zu eröffnen, so ward beschlossen am folgenden Morgen Sturm zu laufen.

Am 20 October um halb 7 Uhr Morgens begannen 25 Sapeurs aus dem Geniecorps, eine Grenadiercompagnie aus dem zweiten Regiment der Fremdenlegion, nebst einer Compagnie des fünften Jägerbataillons unter einem Kugelhagel den Sturm auf die Bresche zur Linken. Obrist Carbuccia führte sie an. Die Spitze der Colonne hatte die Bresche erstiegen und im Augenblick, wo sie weiter vordrang, warfen die Vertheidiger einen ganzen Lehmmauerflügel auf dieselbe. Neun Soldaten wurden erschlagen und der Sturz der Mauer ist das Signal eines mörderischen Feuers, das in wenigen Minuten 14 Mann tödtet, 38 verwundet und die Colonne in dem Laufgraben Schutz zu suchen nöthigt. Zur Rechten überschreitet Obrist Dumontet vom 43ten Linienregiment mit seinem 1sten Bataillon den Graben, wobei ihnen das Wasser bis an die Schultern reicht, ersteigt ohne Zaudern eine hohe und steile Bresche und trifft hier auf eine Barrikade, welche er, unter dem heftigsten Feuer, vergebens zu nehmen versuchte. Schon hatte er 17 Todte und 80 Verwundete, unter welchen 17 Officiere, als der General dem braven Bataillon sich zurückzuziehen befahl. Während der folgenden Nacht versuchten die Belagerten einen Ausfall auf das Lager und die Laufgräben, mußten sich aber, nach einer unschädlichen Fusillade zurückziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Saul unter den Propheten

oder

ein derber Seemann unter der Friedensgesellschaft.

So viel man auch von dem praktischen Verstand der Engländer spricht, so gibt es doch auch bei ihnen Narren und Querköpfe genug. Hiezu rechnen wir namentlich die sogenannte Friedensgesellschaft mit ihrem albernen Philanthropismus; albern nennen wir ihn darum, weil er, so geleitet, sich lächerlich machen und seines Zwecks gerade zu verfehlen muß. Die Herren — und Damen, denn diese wurden zum schönen Genuß der verzuckerten Reden eingeladen — haben sich dießmal den Hrn. Radschah Brocke zum Stichblatt auserſehen. Wir sind keineswegs geneigt diesem eine Lobrede zu halten, und glauben vielmehr, daß er mit seinem etwas romanhaften Treiben gegen die Seeräuber sehr unklugerweise in ein Weipennest sticht, aber darum die artigen, vielfach opiumberauschten Malayen und die freundlichen köpfeschnellenden Dajaks als friedsame Schafe zu preisen, ist lächerlich. Im Julius verflossenen Jahres hat der Radschah von Sarawak und englischer Ritter Sir J. Brocke den malayischen und dajakischen Seeräubern ein Treffen geliefert, und eine nicht geringe Anzahl derselben ist im Kampfe gefallen. Um ihr Entsetzen über solche That auszudrücken, hat man eine große Versammlung meist von methodistischen Reverends in der London Tavern am 30 Januar zusammenberufen. Cobden, sonst auch ein Friedensmann, aber von anderem Genre, ließ sich klüglich entschuldigen.

Digitized by Google

E. F. Sturge von Birmingham nahm den Präsidentenstuhl ein, und begann seine Sprüche damit, daß in den chinesischen Meeren nie ein englisches Schiff, das einen gesetzlichen Handel getrieben, angegriffen oder belästigt worden sey. Da ertönte die kräftige Stimme eines sonnenverbrannten Seemanns, welcher aus dem Haufen heraus erklärte, das müsse er bestreiten, er könne Beweise vom Gegentheil anführen. Das brachte große Verwirrung in die Versammlung, und um sich nicht ganz aus dem Concept bringen zu lassen, forderten sie ihn auf sich unter den Leitern der Versammlung niederzulassen, bis eine Resolution gestellt sey. Dann erzählte ein Reverend, H. Richards, die ganze lange Geschichte des Hrn. Brooke, und beschuldigte ihn, daß er die Sarawaks ganz unschuldig als Seeräuber gebrandmarkt habe, worauf ein zweiter Reverend Hr. Gribble die Resolution vorschlug, daß Sir J. Brooke's Verfahren eine grobe Verletzung aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit sey, welche auf den Charakter der englischen Nation als eines civilisirten und christlichen Volkes die tiefste Schande werfen müsse. Nun trat der Seemann auf und schilderte einen nächtlichen Angriff, den er selbst erfahren, und gab aus seiner 30jährigen Erfahrung in jenen Meeren allerhand zum Besten. Die Leiter und Führer der Versammlung geriethen in die höchste Verlegenheit, denn aus der Versammlung selbst erhoben sich allerhand unliebe Stimmen; einer rief sogar: „der gibt der Versammlung den Gnadenstoß!“ Der Seemann meinte die Herren sollten selbst nach Borneo gehen, und sehen, wie dort die Sachen stünden, aber nicht Leute wie Brooke hinter seinem Rücken verleumden. Er setzte sich endlich „zur unaussprechlichen Erleichterung der Führer der Versammlung“, wie es in dem Bericht heißt, nieder, und die frommen Herren eilten, ihrer Petition ans Parlament die Zustimmung geben zu lassen, die ihnen freilich von ihren zahlreich versammelten Anhängern nicht verweigert wurde.

Die Klöster im Morgenlande. VI.

Das Kloster Santa-Laura.

(Fortsetzung.)

Nach einer gut verbrachten Nacht suchte mich der Igumeno am folgenden Morgen in meiner Stube auf; ich befragte ihn alsdann über die Bibliothek und verlangte sie zu sehen. Der gute Vater erklärte mir, daß er mir von Herzen gerne alles zeigen wolle, was das Kloster enthalte, „aber setzte er hinzu, ich will euch zuvor ein treffliches Frühstück bereiten, und zwar mit eigener Hand, um euch meine Ergebenheit zu bezeigen; es ist ein treffliches Gericht, das nicht jedem vorgesetzt wird.“ Ich nahm es mit Dank an, weil die frische Bergluft meine Eßlust reizte, und der Abt wies auf eine Schüssel, die halb mit einer weißen Substanz gefüllt war. „Dieses ist, sagte er, der Hauptbestandtheil und die Würze dieses Gerichts; es ist gestoßener Knoblauch mit Zucker, dem ich nun noch das rechte Maaß von Oel und einige Schnitten dieses guten Käses (der mich an den in Italien bekannten caccia cavallo erinnerte und der so scharf ist, daß er die Haut von den Fingern löst), so wie einige andere Gewürze hinzufüge.“ Er rührte dieses leckere Gericht lange mit einem großen hölzernen Löffel um, bis es in dem Gemache, dem Kloster auf dem Berge und in dem Thal einen Wohlgeruch verbreitete, den ich nicht zu beschreiben versuchen will. „Da habt ihr nun, sagte der Igumeno, indem er ein wenig Brod in seinen großen Händen von zweifelhafter Sauberkeit zerkrümmelte, in Wahrheit ein kaiserliches Mahl. Eßt mein Freund und hoch verehrter Gast, macht keine Umstände. Nachher gehen wir in die Bibliothek und wohin ihr wollt. Aber vorher muß ich euch an dem Frühstück sehen, dessen Gleichen ihr nirgend finden werdet.“

Ich war in schlimmer Lage; fand sich je ein unglückseliger Bücherfreund zu solcher Qual verdammt? Es war gerade hinreichend, um dem ganzen Roxburghklub auf einmal alle Bücher zu entleiden. „Ehrwürdiger Vater, sagte ich, ich kann diesen Morgen diesem lockenden Gerichte nicht zusprechen; ich habe das Gelübde gethan zu fasten, und mein Gewissen gestattet es mir nicht, obgleich der Duft wunderbaft ist. Verspeiset es selbst, lieber Igumeno, denn ich bin solcher Leckerbissen nicht werth.“ — Nein, nein, trefflicher junger Mann, erwiederte der Igumeno, ich werde nicht davon essen, es wäre ein Raub an euch. Greift immer zu, denn die Gelübde sind den Reisenden erlassen, welche alles genießen können, was man ihnen vorsetzt, die Götzenopfer ausgenommen. Ich bewundere eure Gewissenhaftigkeit, aber fürchtet nichts; eßt immerhin, eßt alles, und nachher gehen wir in die Bibliothek. Er gab mir die Schüssel in die eine und den großen Löffel in die andere Hand. In meiner Verzweiflung verschlang ich einen Mundvoll davon, wovon mir jetzt noch schaudert. Was sollte aus mir werden? Ein zweiter Löffel voll war unmöglich; mein ganzer Eifer nach den Handschriften konnte mir den Muth nicht dazu geben. Mein Dolmetscher rettete mich, indem er sagte, daß er glaube, daß die Engländer aus religiösem Vorurtheil niemals so gute Sachen als Frühstück genießen, daß er aber das Gericht für später aufbehalten wolle, wo ich es sicherlich mir schmecken lassen würde.“ Der Igumeno schien unzufrieden, aber er billigte meine Grundsätze; in diesem Augenblicke rief die Klapper die Mönche zur Kirche. „Ich muß euch verlassen, sagte er, trefflicher und würdiger Lord; ich will euch in die Bibliothek führen, und euch den Schlüssel dazu überlassen. Vergebt, daß ich nicht bei euch bleibe, aber meine Anwesenheit in der Kirche ist nothwendig.“ Auf diese Weise kam ich leichter davon als ich gehofft hatte; aber der Geschmack des verfluchten Löffelvoll verfolgte mich während mehreren Tagen.

Die Bibliothek, links am großen Eingangshofe gelegen, bestand in zwei kleinen in einandergehenden Gemächern. Die Bücher standen wohl gereiht auf Fächern, waren aber mit ehrwürdigem Staube bedeckt; ich brauchte viele Zeit um zu wissen was sie enthielten, weil in den alten griechischen Bibliotheken die Büchertitel selten auf dem Einbande stehen. Es waren ungefähr fünftausend Bände, wovon viertausend gedruckte. Die meisten waren religiösen Inhaltes; einige darunter Classiker in schönen aldinischen Typen.

Die Handschriften waren zu zwei Drittheilen auf Papier, zu einem Drittheil auf Pergament, die erstern enthielten Homilien und Gebete, ausgenommen vier Bände, ein Homer, ein Hesiodus, und zwei seltsame alte Handschriften über Pflanzenkunde mit grobgezeichneten Pflanzenabbildungen, wahrscheinlich das Werk des Dioskorides. Unter den dreihundert Pergamenthandschriften waren viele große Folianten aus dem XIten und XIIten Jahrhundert, die griechischen Kirchenväter enthaltend, und ungefähr 50 Abschriften der Evangelien aus derselben Zeit. Eine dieser letztern hatte schöne Uncialschrift und war ein dicker Quartband, dessen erste Seite eine Zeichnung auf Goldgrund enthielt, welche den Geber des Buches und seine Frau darstellte; diese Bilder waren mit einem Stückchen Flor überdeckt. Mehrere Bruchstücke aus der Apostelgeschichte und der Apokalypse und das Buch Hiob hatten Miniaturen in steifer Zeichnung, aber sehr lebhaften Farben.

Die einundzwanzig Klöster des Berg Athos folgen nicht alle derselben Regel. In einigen derselben ist das Klostergut in den Händen des Igumeno, in den größern dagegen (Santa Laura ist das zweitgrößte) besitzen die Mönche alles in Gemeinschaft. Ich durfte nicht hoffen, daß in solch großer Gemeine die Brüder etwas verkaufen würden. Ich machte daher gar keinen Versuch hiezu; überdieß wäre es nicht klug gewesen die Aufmerksamkeit der Mönche auf diesen Gegenstand zu lenken, denn das Gerücht hätte sich bald auch in den übrigen Klöstern verbreitet, daß ich auf den Athos gekommen sey, um in den Bibliotheken zu freibeutern.

Ich blieb drei Tage zu Santa-Laura, und nahm, nachdem mir die Mönche Maulthiere und einen Führer verschafft hatten, Abschied von dem guten Igumeno, um mich nach dem Kloster Caracalla zu begeben, wo ich nach einem Ritte von fünf Stunden auf beschwerlichen aber schönen Gebirgspfaden anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Hölzerne Häuser für Californien. In Belgien, namentlich in Brüssel, baut man fortwährend dergleichen Häuser für Californien. (Journ. du Comm. d'Anvers. 3 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. 11 Februar 1850.

Eine Wanderung durch Madras. [1]

(Von W. v. Rosen.)

Ich will annehmen, lieber Leser, daß Du es bist, der zum erstenmale in Madras ans Land stieß, und will Dich begleiten auf Deiner ersten Wanderung durch eine große morgenländische Stadt. Mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, ja ohne daß auch nur ein Wassertropfen ins Fahrzeug hineingespritzt wäre, haben die nackten Ruderer das lange Boot durch die furchtbare Brandung, und von dieser auf ihren Schultern Dich vollends aufs Trockene gebracht. Du siehst noch die krampfhafte Bewegung, die sich vor wenigen Secunden in jeder Muskel ihres Körpers ausdrückte, und das „Dschelli, dschelli, dschelli!“ (hurtig, hurtig!) das wie ein Angstruf aus aller Mund ertönte, würde noch lange in Deinen Ohren widerhallen, wenn nicht der Gedanke daran sofort durch ein Bild ganz anderer Art verdrängt würde. Kaum hast Du nämlich das Ufer betreten, so umringt Dich schon eine undurchdringliche hinduische Menschenmasse von allen Seiten: sie laufen Dir über die Füße mit ihren Palankinen, versperren Dir den Weg mit ihren Wägen, schelten und schlagen sich darum, wer Deine Sachen tragen und Dir den Weg zeigen soll, suchen Dich für irgend ein Hotel zu capern, oder stehen Dir auch vielleicht bloß als müßige und neugierige Zuschauer im Wege, die ebenso gut an jeder andern Stelle stehen könnten. Du bist der Verzweiflung nah, bis ein Instinct Dir das einzige Mittel an die Hand gibt, das man gegen diese Landplage hat: Dir einen „Dobasch“ zu wählen und Dich in einen Palankin zu setzen. Der Dobasch, dieser Mensch, den Du auf gut Glück, auf sein ehrliches Gesicht, oder höchstens nach einer Gott weiß von wem geschriebenen Empfehlung, die er Dir entgegenstreckt, aus diesem fremdartigen Haufen herausgreifst, ist von diesem Augenblick an nicht nur Dein Diener, sondern auch Dein Cicerone, Dein Dollmetscher, Rathgeber, Commissionär und Cassirer; er trägt Dein Reisegepäck, beschützt Dich gegen Zudringlichkeit und Belästigungen, sorgt dafür, daß Du nicht geprellt und betrogen wirst, ja liest zuweilen die Gedanken Deiner Seele und erfüllt Deine Wünsche, noch ehe Du sie ausgesprochen. Still und lautlos weicht er fast nicht von Deiner Seite, ohne Dir doch je beschwerlich zu werden, und das einzige, was er für diesen aufopfernden Dienst verlangt, ist eine ganz unbedeutende Geldsumme, die Du ihm nach Gutdünken verabreichst. Sein Nachtlager ist eine Strohmatte und für seine Kost brauchst Du nicht zu sorgen, denn er ist so weit davon entfernt, christliche Speisen zu genießen, daß er sogar die zwei Male, die er des Tages nach Hause läuft, um in aller Geschwindigkeit seine dürftige Reismahlzeit zu halten, nicht über seine Thürschwelle tritt, bevor er sich von dem Ansteckungsstoff gereinigt, den er in Deiner Wohnung und in Deiner Gesellschaft eingesogen. Einen solchen Führer an Deiner Seite kannst Du Dich getrost auf den Weg begeben. Aber die Sonne steht noch zu hoch, um eine Spaziertour durch die Stadt zu machen, Du hältst also an der Ecke an, die vom Strande abdreht, und trittst ein in das neue, prachtvolle „United Service Hotel,“ wo man Dich in den ersten Stock, in das große nach der See hin offne Vestibule führt. Hier streckst Du Dich, müde und heiß, wie Du bist, auf einen Divan aus, läßst Dich von dem frischen Seewinde durchwehen und betrachtest nun so recht con amore das reiche, buntscheckige Getreibe unter Dir. Die Palankinträger, die unter beständigem Schelten sich die Plätze vor dem Portal des Hotels streitig machen, den Jongleur, der von der Straße herauf Dir einige seiner tausend Kunststücke zur Probe vormacht; den Schlangenbändiger, der Dir die furchtbare Brillenschlange zeigt und mit ihr spielend gleichsam ihrer Ohnmacht spottet; das Bettelmädchen, das sich mit ihrer noch kleineren Schwester herumschleppt, die sie auf ihrer einen Hüfte reiten läßt; die Kulis, die geschäftig am Strande hin und her laufen; die Buckelochsen, welche Wasser in großen ledernen Schläuchen auf ihrem Rücken tragen, oder kleine thurmartige Fuhrwerke ziehen, auf deren oberster Spitze ein schwarzer Kutscher kauert; endlich das Kamel, das schwer belastet den Weg mit seinen langen, gleichförmigen Schritten ausmißt.

Der Wienerwagen, in dem Du Deine erste, flüchtige Bekanntschaft mit den weitläufigen Promenaden von Madras und mit seiner verschiedenartigen Bevölkerung, den Hindus, Muselmännern, Persern, Afghanen, Arabern, Armeniern u. s. w. machen sollst, hat schon längere Zeit auf Dich gewartet, und da die Sonne inzwischen um ein bedeutendes niedriger steht, machst Du eine kurze Toilette und fährst im nächsten Augenblick in starkem Trab über die breiten Wege, um das Fort, durch mannichfachen Alleen, an den Palais des einst so mächtigen Nabob von Arcot vorbei, nach dem Dorf und Berge St. Thomas hinaus, dem ältesten und mächtigsten Sitz der christlichen Kirche in Indien und bis auf den heutigen Tag ein Wallfahrtsort für eine Menge syrischer Christen, die aus dem Innern Syriens, Persiens und Armeniens zu dieser heiligen Stätte pilgern, wo ihr Apostel St. Thomas vor 1800 Jahren den Märtyrertod erlitten. Die ärmlichen, fast unterirdischen Hütten, auf die Du

[1] Bruchstück aus einem später erscheinenden „Bericht über die Weltumseglungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845, 46 und 47,“ an der der Verfasser als Arzt und Naturforscher Theil genommen.

Digitized by Google

faſt überall ſtößt, ſcheinen die üppige Natur noch mehr hervorzuheben, die dem Menſchen die Entbehrung weniger fühlbar macht, welche der unzweifelhafte Begleiter der Armuth iſt, die aber zugleich auch die Kraft und geiſtige Freiheit ſchwächt, die er ſich nur in Kampf und Leiden erringen kann; — und wenn Du den hinduiſchen Bedienten betrachteſt, der, geſchmückt mit einer ſchäbigen Tiare, zu Fuß dem über die Straße dahinfliegenden Wagen folgt, um mit ſeinem großen Fächer den Pferden Kühlung zuzufächeln und die Inſecten von ihnen abzuwehren, da ſiehſt Du in ihm das Bild eines Volkes, das unter der geiſtigen Knute der Europäer lebt, deſſen Wohlſtand verfliegt iſt unter des Europäers habgierigen Fäuſten, der ihm dieſe Verluſte minder fühlbar machte, indem er ihnen ihre religiöſen Vorurtheile ließ. Ueber die großen Felder führt Dich der Weg endlich vorbei an Lord Cornwallis geſchmackloſer Reiterſtatue zurück nach der „ſchwarzen Stadt;“ die Sonne iſt wie eine glühende Feuerkugel am Horizont verſchwunden, und mit dem purpurrothen weſtlichen Himmel als Hintergrund ſiehſt Du eine herrliche Moſchee mit ihrem ſchlanken, goldnen Thurm ſich erheben und in ihren Vorhallen einige fromme Muſelmänner, die knieend und das Geſicht nach Mekka hingewendet ihr gewöhnliches Abendgebet an Allah richten. Einige Minuten ſpäter wechſeln die Farben am Himmel mit einer dichten Finſterniß, die in den Mauerniſchen angebrachten Lampen, die eine nach der andern, wie von einer unſichtbaren Hand angezündet, hervortreten, werfen, im Verein mit der ſchwindenden Abendröthe, die trotz der Dunkelheit noch ſichtbar bleibt, eine halbdunkle, magiſche Beleuchtung über das Ganze, und Du ſteigſt nun aus dem Wagen, um zu Fuß durch die weitläuftigen Bazars zu wandern und Dich unter die ſchwarze, wogende Menſchenmaſſe zu miſchen, die ſchweigend und ſchnell ſich durch die aus elenden, baufälligen Hütten gebildeten Straßen ſich wälzt, in denen Du dennoch die koſtbarſten Waarenlager in den offenen Verandas aufgeſtapelt ſiehſt, wie: Seiden- und Baumwollzeuge, Muſſeline und Kaſchmirſhawls, Perlen, Schmuckſachen, Fächer, Matten, Früchte u. ſ. w. Hier ſitzt ein Kaufmann zwiſchen ſeinen koſtbaren Waaren, ſchon halb betäubt von der Huka, die nahe daran iſt, ihm aus dem Munde zu fallen; ein anderer, deſſen Reispfannenkuchen und Confituren Du dich etwas zu ſehr näherſt, um ſie in Augenſchein zu nehmen, wirft Dir einen furchtſamen Blick zu, oder will Dich abkaufen durch das Geſchenk einiger Zuckerkügelchen, damit Du ſeiner Butik nicht zu nahe trittſt und alle ſeine Herrlichkeiten inficirſt; ein Dritter verfolgt Dich mit einer unermüdlichen Zudringlichkeit noch die ganze Straße entlang, weil Du ſo unglücklich warſt, wegen ſeiner Shawls oder Taſchentücher eine Frage zu thun. Jedes Weſen und jede Sprache hier iſt Dir fremd, und Du glaubſt ein Abenteuer aus Tauſend und Einer Nacht zu erleben; endlich führt Dein Dobaſch Dich wieder in das europäiſche Quartier der Stadt, und kehrt mit Dir in das United-Service-Hotel zurück.

Wenn am nächſten Morgen der Tag graut, ſteht er ſchon wieder an Deinem Bett, aber Du haſt noch kaum das Muskitonetz zurückgeſchlagen und die faſt niedergebrannte Oellampe ausgelöſcht, als ſchon, gerade wie Du anfangen willſt Dich anzukleiden, ein anderes Dir unbekanntes ſchwarzes Weſen eintritt. Ohne viele unnütze Fragen an Dich zu richten, nimmt er Raſirmeſſer, Seife und Schaumpinſel hervor, zeigt Dir im Spiegel deinen langen Bart und fängt an, Dich zu barbiren, dann ordnet er Dein Haar, ſchneidet es, macht ſich daran, mit einem langen ſilbernen Löffel in deine Ohren zu gelangen, bringt nach dieſem eine Bürſte und endlich auch noch ſeinen kleinen Finger in dieſelben, bis ſie einen knackenden Laut von ſich geben; er reckt alle Deine Glieder, von der Schulter bis zu den Fingerſpitzen, daß es kracht und ſtöhnt in ihnen, er ſchneidet deine Nägel und geht planmäßig noch weiter vorwärts, bis Du dich endlich ungeduldig aus ſeinen Manipulationen losreißeſt, um noch in der frühen Morgenſtunde eine Spaziertour durch die „ſchwarze Stadt“ zu machen.

(Schluß folgt.)

Die Unruhen in der Provinz Conſtantine.

(Fortſetzung.)

In den Tagen des 20ten und 21ſten wurde die Oaſis enger eingeſchloſſen, und neue, höhere Batterien, von welchen man den Fuß der Mauern beſſer ſehen konnte, errichtet. Der von Bathna verlangte Kriegsbedarf wird auf den Abend des 25ſten erwartet und am 26ſten ſollen neue Breſchen geſchoſſen werden. Die getroffenen Maaßregeln laſſen ein günſtigeres Reſultat hoffen.

Nach dem Abzug des Obriſten Barral von Bu-Sada, wo er ein kleines Detaſchement als Beſatzung zurückgelaſſen, machte eine aus der feindſeligen Fraction dieſer Stadt und einer Anzahl Araber der Uled-Nail beſtehende Bande einen Angriff auf die kleine Garniſon. Der Kaid El-Ghomri und die Seinigen waren unſern Soldaten tapfer beigeſtanden und alle Gefahr war vorüber, als die auf die Nachricht von dieſem Ueberfall von Aumale, Bordſch-Bu-Arreridſch und Setif herbeigeeilten Gums mit einem Bataillon des 38ſten Regiments die Bande vollends zerſtreuten. Die verlängerte Vertheidigung der Einwohner von Zaatſcha unterhält trotz dieſer günſtigen Erfolge, natürlich eine große Gährung in dieſer Gegend und vermehrt die Kühnheit der Inſurgenten im Aures. Die Verbindung zwiſchen Bathna und Biskra drohte mehr als einmal unterbrochen zu werden, und die Transportfuhren zogen nur unter ſtarker Bedeckung.

Daß die Einnahme, wie oben vorausgeſagt, am 26 Nov. erfolgte, haben wir ſchon erwähnt, und führen jetzt nur noch eine Probe der Discuſſionen an, zu welchen dieſe Vorfälle in Algerien ſelbſt Anlaß gegeben, Discuſſionen, welche einen Einblick in die Verwaltungsverhältniſſe gewähren.

Der Atlas enthält in ſeiner Nummer vom 24 December den Brief eines ſeiner Correſpondenten, welcher die längſt verſprochene Aufklärung über die Urſachen, die den Aufſtand von Zaatſcha herbeigeführt, geben ſoll. Dieſer Brief lautet:

„Sie verlangen von mir die Urſache des Aufſtandes in den Zibans zu erfahren. Ich will Ihnen wohl antworten, allein ich kann es nicht thun, ohne die Handlungsweiſe zweier braven Officiere, die ich von ganzem Herzen ſchätze — ich ſpreche von den Obercommandanten der Subdiviſion von Bathna und des Kreiſes von Biskra — ſtreng zu rügen. Gott verzeihe mir die Aſche eines braven, würdigen, als Opfer ſeines feurigen Muthes rühmlich gefallenen Cameraden zu erwecken; allein Sie verlangen von mir die reine Wahrheit und ich bin ſie Ihnen ſchuldig. Nach meiner Ueberzeugung hatte der ſo einſichtsvolle, pflichtgetreue, nur für das Gedeihen der Colonie Algerien arbeitende Commandant von Saint-Germain eine falſche Anſicht über die den Angelegenheiten der Zibans zu gebende Richtung. Hr. Saint-Germain war der Meinung, daß die Herſtellung des Friedens, die Unterwerfung einer Gegend durch die mehr oder minder beträchtliche in den Staatsſchatz fließende Summe der Abgaben charakteriſirt würden. So wurde er bald mehr Fiskalagent als Gouverneur und beſteuerte die Dattelpalmbäume, die Heerden,

Digitized by Google

die Kamele auf eine übermäßige Weise. Er hat die Auferlegung der Geldbußen übertrieben, die Inhaber der Staatsgüter aufgesucht und entsetzt, und einer großen Anzahl Einwohner Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben; aber sein größter Fehlgriff war unstreitig, daß er sich zu sehr zum Scheich-el-Arab gemacht, daß er nach und nach das Ansehen dieses Häuptligs so geschmälert, daß Bu-Aziz-Ben-Ganab in der Wüste zu einem Duarscheich herabgesunken war, und daß seine Familie, welche früher mit ihm die Administration der Zibans theilte, nicht mehr den geringsten Credit, das geringste Ansehen hatte. Er hat niemals verstehen wollen, daß es in diesen fernen Gegenden, wo es Frankreich im Fall eines Aufstandes so schwer wird seine Autorität zu behaupten, nothwendig, ja unerläßlich ist, einen einheimischen, mit einer unermeßlichen moralischen Gewalt umgebenen Häuptling zu haben, und daß man statt diese Autorität zu schmälern, zu vernichten, vielmehr darauf bedacht seyn müsse dieselbe unaufhörlich zu vergrößern, zu verstärken.

„Alle Männer, welche die arabischen Angelegenheiten kennen, hatten die jüngst eingetroffene Katastrophe vorausgesehen, sie hatten ihre Befürchtungen dem H. General Herbillon, dem H. Obristen Carbuccia mitgetheilt; beide Befehlshaber aber, voll Vertrauen in die Verwaltung des Commandanten von Saint-Germain, haben vernachläßigt denselben zu den Regeln der Klugheit und der gesunden Politik zurückzurufen.

„Die Araber, welche scharfsichtig sind, haben den vom Commandanten v. Saint-Germain verfolgten Zweck vollkommen verstanden: die Vernichtung der Macht des Scheich-el-Arab; sie brachten daher, statt sich an einen Mann ohne Gewalt und ohne Einfluß zu wenden, alle ihre Angelegenheiten, selbst die gewöhnlichsten, vor den Commandanten, während diese Angelegenheiten unter allen Umständen von einem einheimischen Oberhaupt hätten geschlichtet werden sollen.

„Man füge zu dem Verfall der Macht des Oberhauptes der Zibans die beklagenswerthe Politik, welche die Oasis von Suf dem Befehl Ben-Dschellabs zu Gunsten Ben-Schenuis entzogen hat, und man wird einsehen, daß es ein vorgefaßter Plan war, die erbliche Gewalt gewisser Familien in die Hände von Emporkömmlingen niederzulegen. Ben-Dschellab, das angestammte Oberhaupt des Oasenstaates Wed-Riah, wovon Tuggurt die Hauptstadt ist, war sehr mißvergnügt über die Maaßregel, die ihm einen Theil seiner Unterthanen entfremdete; er hat sich in mehrern Briefen bitter darüber beschwert. Dieser Häuptling hat zwar die insurrectionelle Bewegung nicht geradezu unterstützt, hat aber doch eine ärgerliche Neutralität behauptet, während seine Intervention, ohne diesen legitimen Grund zum Mißvergnügen, den Aufruhr gewiß verhindert hätte so große Fortschritte zu machen. Der Verhaftungsversuch Bu-Zians durch den Lieutenant Seroka war nur der Funke, welcher das Pulver entzündete.

„Der kurzgefaßte Inhalt des Vorstehenden ist: die Fiscalideen des Obercommandanten von Biskra, die Schmälerung der Gewalt des Scheich-el-Arab, der Ben-Dschellab gegebene Anlaß zum Mißvergnügen, die Gleichgültigkeit der Oberbefehlshaber der Subdivision und der Provinz hinsichtlich der ihnen deßhalb zugekommenen Klagen und Bemerkungen, dieß sind für alle diejenigen, welche die Angelegenheiten des Landes kennen, die Ursachen des Aufstandes der Oasen. Sie dürfen mir glauben, der Frieden und die Ordnung werden nicht eher in dem Lande wiederhergestellt werden, als bis man dem Scheich-el-Arab die ihm abgenommene Gewalt und dem Scheich von Tuggurt den an Ben-Schenuf abgegebenen Theil seines Regierungsbezirkes zurückgegeben haben wird.“

Dieß wäre also die unparteiische Würdigung der Thatsachen von Seiten des Hrn. Correspondenten des Atlas, Officiers der Armee und Theilnehmers an der Expedition von Zaatscha!

(Schluß folgt.)

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Fortsetzung.)

Caracalla.

Dieses Kloster ist nicht so groß wie das von Santa-Laura und gleicht eher einer mittelalterlichen Burg. Es ist bewundernswerth gelegen, auf einem Felsenvorsprunge, zwei Meilen vom Meere entfernt. Von der Höhe über welche wir herabkamen, sahen wir seine weißen Gebäudemassen sich von dem blauen Meereshintergrunde abheben, während der Felsgipfel von Samothrake und die Gebirge von Rumelien in der Ferne aufstiegen. Ich schickte meinen Diener voraus, um das Schreiben des Patriarchen vorzuweisen und anzukündigen, daß ein naher Verwandter des Kaisers aller Franken vor der Pforte warte; sogleich kam der Igumeno herbei, der wohl in seinem ganzen Leben keinen Franken gesehen hatte. Wir begrüßten uns gegenseitig mit vielen Worten, er griechisch, ich englisch, mit lebhaften Gebärden und Téménhas. Dann stieg ich von meinem Maulthier und wir zogen, gefolgt von einer langen Reihe bärtiger Mönche, in das Kloster ein.

Es umfaßt ungefähr einen Acre Landes und ist mit einer hohen festen Mauer umgeben, über welche die Dächer und Kuppeln hervorragen. Links von dem großen Thurme am Eingange sieht man dieselben Holzconstructionen, wie zu Santa-Laura über die Zinnen hervorspringen. Die Kirche erhebt sich ebenfalls mitten in einem großen, unregelmäßigen Hofe, und kleine Capellen oder Betstätten sind da und dort zwischen den Gemächern der Mönche zerstreut. Diese Anlage ist in allen Klöstern des Athos, und beinahe bei allen im ganzen Morgenlande gleichförmig. Caracalla wurde durch einen Römer oder Griechen Namens Caracallas gestiftet; Peter, Ruthentés oder Weywode der Moldau, hatte nämlich seinem Protospaïthair oder Obergeneral eine große Summe Geldes übergeben, um auf dem heiligen Berge ein Kloster zu stiften; dieser aber verwendete nur eine unbedeutende Summe zu Errichtung eines kleinen Thurmes am Meeresufer, behielt das übrige für sich und kehrte hierauf an den Hof zurück; allein der Woywode entdeckte seinen Betrug und befahl ihm den Kopf abzuschlagen, er bat aber nun so inständig um Gnade, indem er versprach, das Kloster Caracalla auf seine Kosten zu erbauen, daß der Woywode darein willigte. Die neue Kirche wurde den Apostelfürsten geweiht; später beredete der ehemalige Heerführer den Woywoden selber nach Caracalla zu kommen, und sich einkleiden zu lassen. Beide legten sich den Namen Pachemius bei und starben im Geruche der Heiligkeit.

Diese Legende wurde mir, nebst vielen andern, von dem Igumeno erzählt, der sich aber bei allem was er sagte und that, auf den Bruder Joseph, seinen Rathgeber und seine rechte Hand berief, vor dessen Weisheit er sich stets zu beugen bereit war. Mein Freund, der Abt, führte mich in die Kirche, welche ziemlich groß und mit bemalten Heiligenbildern in Relief verziert ist, deren neueste gewiß bis zum XIIten Jahrhundert zurückgehen. Ich sah auf dem Altar zwei Kreuze in Holz geschnitzt, sechs bis acht Zoll hoch, die in Gold und Edelsteine gefaßt und von prächtiger Arbeit waren; besonders das eine, vom Kaiser Johannes Tzimisces geschenkt, war ein sehr seltenes Denkmal alter Goldschmiedekunst.

Die Bibliothek, ein dunkles Gemach am Eingang der Kirche, war schon lange durch ein altes verziertes Anhängschloß verwahrt, das der Igumeno alsbald aufzubrechen entschlossen war. Ich fand auf dem Fußboden und den zerbrochenen Fächern drei bis vierhundert gedruckte Bücher und etwa hundert Handschriften, davon dreißig ungefähr auf Pergament und die übrigen auf Papier; ich hob ein kleines Querblatt auf, das sich von einem Evangelium des Matthäus abgelöst hatte; es war in griechischen Uncialen rein und deutlich geschrieben, ich konnte aber nicht entdecken, welchem Bande es angehört hatte.

Digitized by Google

Da ich nun zu Santa-Laura keine Handschriften zu kaufen bekam, fürchtete ich, es möchte in den übrigen Klöstern ebenso seyn; dennoch wagte ich dieses Blatt zu verlangen, als etwas von geringem Werthe.

Der Igumeno zeigte sich willig, und fragte, was ich damit machen wolle.

Mein Diener erwiederte, daß ich vielleicht damit einige Töpfe Eingemachtes zudecken wollte, die ich mit mir führte.

O dann, nehmt doch noch mehr. Bei diesen Worten zog er ohne weitere Umstände sein Messer hervor, ergriff eine dicke Handschrift in 4⁰ mit der Apostelgeschichte und den Episteln, und bevor ich ihn zurückhalten konnte, hat er die Blätter der Apokalypse, welche den Band schloß, etwas seltenes in den alten griechischen Handschriften, losgeschnitten. Es war eine schreckliche That, aber die Großmuth des Igumeno machte sie verzeihlich; ich steckte die Apokalypse in die Tasche und fragte ihn, ob er mir andere Bücher verkaufen wolle, weil ihm so wenig daran zu liegen scheine. Malista! (sicherlich) versetzte er; wie viel wollt ihr davon? Sie taugen mir ohnehin nichts, und da ich Geld zu Herstellung der Gebäude bedarf, wäre mir sehr erwünscht sie nutzbar zu machen.

Da ich den Igumeno so bereitwillig und geneigt fand sich von den Schätzen seiner dunkeln Kammer zu trennen, kam ich mit ihm überein, daß ich für den Augenblick nichts mitnehmen würde, aber bei meiner Rückkehr aus den andern Klöstern zu Caracalla verweilen wollte, bis ich mich wieder nach Konstantinopel verfügen würde. In der Freude über diese Uebereinkunft vergaß ich jedoch nicht den Schatz in Sicherheit zu bringen, den ich so eben erworben hatte; ich packte ihn sorgfältig in meine große Tasche, und nachdem der Igumeno mir Maulthiere verschafft hatte, gelangte ich in einer Stunde nach dem Kloster

Philotheo,

das Basanius, Philotheus und Dionys gegründet haben, worüber ich aber nichts näheres erfahren konnte. Dieses Kloster, das gleich den übrigen mit einer hohen Mauer umgeben ist, hat nichts Merkwürdiges als die Fresken seiner Kirche. Leontius und sein Sohn Alexander besserten es aus, und vergrößerten sein Refectorium im J. 1492. Die wenig einladende Aufnahme, welche ich bei den Mönchen fand, die überdieß keine Bibliothek besaßen, bestimmte mich, alsbald weiter zu ziehen, und nachdem ich ein kleines Opfer für die Kirche zurückgelassen, erreichte ich nach einem köstlichen Ritte

das Kloster Iveron oder Iberon.

Dieses Kloster, das auch das georgische oder iberische heißt, ist weit größer als Santa-Laura, man könnte es beinahe eine kleine befestigte Stadt nennen. Es liegt in geringer Entfernung vom Meere. Vier oder fünf viereckige Thürme treten aus den Umfangsmauern hervor, die beinahe ein Viereck bilden; nach jeder Seite hin sind Zellen für mehr als zweihundert Mönche angebracht. Ich glaube übrigens nicht, daß es in allem mehr als Hundert waren, und da die Gemeindeglieder vom Berge Athos gewöhnlich ihre Güter selbst bauen, so halten sich wohl selten mehr als fünfzig zumal im Kloster auf. Das Kloster wurde durch Theophania, vielleicht auch Theodora, die Gemahlin des Kaisers Romanus, Sohn des Leo Sophos, zwischen den Jahren 919 und 922 gestiftet, und seitdem durch einen georgischen oder iberischen Fürsten wieder hergestellt. Die sehr große Kirche, welche wie gewöhnlich in dem Haupthofe vereinzelt steht, ist der Ruhe der heil. Jungfrau gewidmet; sie hat fünf Kuppeln, prächtige Säulen und Marmorarbeiten, und ist ganz mit Fresken überdeckt.

Die Bibliothek ist wohl die schönste und kostbarste unter allen auf dem heiligen Berge. Sie befindet sich über der Eingangshalle, die gewöhnlich dazu benützt wird. Der Raum ist groß und mit Glaskästen von nicht sehr alter Arbeit versehen. Es mag wohl vor etwa hundert Jahren irgendein Igumeno, Prior oder Bibliothekar seine besondere Freude an den Büchern gehabt und dieselben aufgestellt haben. Diese Sorgfalt wurde durch den wohlbehaltenen Zustand, worin sich dieselben noch heute befinden, belohnt; denn seitdem ist es kaum niemand eingefallen, ein Buch von der Stelle zu rücken, und man besah sie höchstens durch die alten trüben Glasfenster hindurch. Man gestattete mir nach Muße in diesen alterthümlichen Schätzen herumzustöbern, und ich wurde bald mit dem gelehrten Theile der Gemeine bekannt, d. h. mit einem alten Mönche, der neben einer Menge anderer Aemter auch das eines Bibliothekars verwaltete. Er war zugleich Geheimschreiber des Igumeno, eines wohlwollenden alten Mannes, der aber seine Gemächlichkeit auf seinem Diwan augenscheinlich den Angelegenheiten seines Klosters vorzog. Der Mönch hatte alle Einkünfte unter sich, und die Oberaufsicht über die Wein- und Oelfässer, die mit Getreide beladenen Maulthierzüge, kurz über alle Einzelnheiten dieses reichen Cönobiums.

Einige der jungen Mönche, mit bescheidenen blühenden Gesichtern, traten von Zeit zu Zeit in die Bibliothek. Sobald ich einen Band untersucht hatte, nahmen sie ihn mir aus den Händen, schauten in die vergilbten Pergamentblätter und sagten: „Was nützt es euch, so viele alte Bücher anzusehen?“ Sie bezeigten gegen den alten Mönch eine ängstliche und achtungsvolle Bewunderung, weil sie ihn als ein Wunder von Wissen und Beredsamkeit betrachteten. Einige fragten mich leise, damit er es nicht hören konnte, woher ich komme, wie alt ich sey, ob mein Vater mich begleite u. s. w. Sobald sie sich entfernt hatten, machte ich mich wieder über meine Manuscripte in Uncialbuchstaben und über die unbekannten Classiker. Von letztern fand ich keinen auf Pergament; dagegen entdeckte ich eine Handschrift von Sophokles auf Papier in Octav, so wie koptische Psalmen mit arabischer Uebersetzung. Es waren in der Bibliothek wohl 5000 gedruckte Bände und 2000 Handschriften, alle religiösen Inhalts: ich durchging etwa ein Tausend Manuscripte auf Pergament sorgfältiger, von diesen waren Hundert in iberischer Sprache geschrieben.

Da ich sie nicht lesen konnte, so kann ich auch nicht sagen, was sie enthielten, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß es Kirchenbücher von hohem Alterthum waren. Unter den griechischen Manuscripten fand ich folgende, welche besondere Erwähnung verdienen. 1) Ein großes Evangelienbuch in Folio in ganzen großen Uncialbuchstaben; der Band war etwa 18 Zoll hoch und 3 Zoll dick, der rothsammtene Einband zeigte Spuren von metallenen Schlössern oder Verzierungen, welche abgebrochen waren; außer drei vollständig gemalten Seiten enthielt derselbe viele kleinere Bilder. Ich glaube, daß er aus dem IXten Jahrhundert stammt. 2) Eine noch ältere Abschrift der vier Evangelien, mit vortrefflich ausgeführten Miniaturbildern der Evangelisten. Sie war in runden Halbuncialen geschrieben und glich in gewisser Hinsicht den Episteln in der bodleianischen Bibliothek zu Oxford. Der Einband in schwarzem Leder, gab diesem Buch ein sehr alterthümliches Ansehen. Es war sehr sorgfältig geschrieben und sehr reinlich gehalten. 3) Eine Handschrift der vier Evangelien in Quart, aus dem XIten oder XIIten Jahrhundert, mit etwa 50 Malereien verziert. 4) Zwei Abschriften des Neuen Testaments mit der Apokalypse. 5) Ein sehr schönes Manuscript der Psalmen gleichfalls aus dem XIten Jahrhundert, aus welcher Zeit überhaupt der größere Theil der Handschriften auf Pergament, welche man auf dem Berg Athos findet, stammt. Ich sah noch einige dicke und prächtige Abschriften der Kirchenväter in Folio, von welchen ich glaube, daß sie aus dem Xten Jahrhundert herrühren, obwohl es schwierig ist, in wenigen Stunden die Eigenthümlichkeiten herauszufinden, welche beweisen, daß ein Manuscript über das XIIte Jahrhundert hinauf reiche. Die Handschriften auf Papier sind aus verschiedenen Zeiten, vom XIIIten bis aus der Mitte des XVIIIten Jahrhunderts.

Ich verschwendete vergebens meine ganze Beredsamkeit um die hartherzigen Mönche zu bewegen, mir einige ihrer Bücher zu verkaufen; dagegen schenkte mir mein Freund, der Geheimschreiber, beim Abschied eine von seiner Hand in neugriechischer Sprache geschriebene Geschichte des Klosters von seiner Gründung bis auf unsere Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Konstantinopel. Nach dem zweiten Jahrgang des zu Konstantinopel in französischer Sprache erscheinenden Almanachs beträgt die Bevölkerung 786,000 Einwohner, worunter 14,000 Juden. (Journ. du Comm. d'Anvers. 3 Februar)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. 12 Februar 1850.

Der Reiseplan Hr. du Courets.

Schon wieder ein Reisender, der ganz Afrika durchreisen will, Hr. du Couret, fast bekannter unter dem Namen Hadschi Abdul Hamid Bey, dessen ziemlich wunderliche Fahrten wir früher schon (s. Nro. 145 v. vor. J.) mitgetheilt haben. Daß er zu einer umfassenden Mission bestimmt sey, ist gleichfalls von uns gemeldet worden, wohin aber sein Weg gehen solle, das wußte man bis jetzt noch nicht. Das Decemberheft der Revue de l'Orient gibt diese Auskunft, aus der man freilich vernimmt, daß der Herr sehr weit reisen will, daß er aber, wir wollen nicht sagen in wissenschaftlicher, sondern selbst in gewöhnlicher Kenntniß nicht sonderlich beschlagen zu seyn scheint, denn sonst könnte er nicht eine Aufgabe unternehmen, die, zum dritten Theil ausgeführt, schon sehr dankenswerth seyn würde. Er soll von Algier aus über die Oase Tuat nach Tombuktu gehen, und von da aus einen östlichen Ausflug durch die Länder der südlichen Mariks nach Haussa, durch das Land der Fellatha nach Sacatu, Kaschnah, Kano und dann über den mittlern Nigerlauf zurück nach Tombuktu machen, von da den Niger aufwärts nach dessen Quellen, und endlich das Gebirge übersteigen, um nach Senegambien und St. Louis zu gelangen. Wir wären sehr erfreut, wenn er nur den Weg nach Tombuktu, und von da ohne den östlichen Ausflug, dessen aufgeführte Stationen uns sehr verdächtig vorkommen wollen, nach Senegambien ginge. Auf diesem ganzen Weg kann ihm sein Charakter als Hadschi zu statten kommen, das findet aber auf der zweiten Hälfte der freilich nur projectirten Reise fast gar nicht statt; dabei hat Hr. du Couret nichts geringeres im Sinne, als vom Cap auszugehen und über Fezzan und Tunis wieder herauszukommen. Dabei sollen natürlich alle geographischen Probleme, die auf diesem Wege liegen, gelöst werden. Eine so unsinnige Anmaßung ist ihrer Seltenheit wegen merkwürdig, und wer sich einigermaßen mit afrikanischer Geographie abgegeben hat, wird auch in den aufgeführten ächten, halb ächten und ganz falschen Namen von Völkern und Ländern, die er auf seiner Reise berühren will, leicht erkennen, daß man mit einer solchen Schautragung nur dem Publicum Sand in die Augen streuen will. Der Plan, den er dem Minister zugeschickt hat, und worin er alle die wissenschaftlichen Punkte aufzählt, die er beachten und genau erforschen will, trägt vollends den Stempel des Charlatanismus aufs deutlichste an der Stirn. Wir wollen wie gesagt, für das Interesse der Geographie in der That sehr froh seyn, wenn er die Reise nach Tombuktu und von da nach Senegambien macht; wahrscheinlich ist es auch dem französischen Ministerium um gar nichts anderes zu thun.

Die Unruhen in der Provinz Constantine.

(Schluß.)

Es sey uns erlaubt die angeblichen Mißgriffe und Mißbräuche in der Regierung und Verwaltung des Kreises Biskra näher zu beleuchten.

1. Die Dattelpalmen, die Heerden, die Kameele dieser Gegend seyen übermäßig besteuert worden. Die von den Arabern in ganz Algerien an die Regierung zu entrichtenden Abgaben bestehen nach altherkömmlicher Weise aus dem Aschur (Zehnten), wozu noch die Inhaber von Staatsgütern den Bodenzins zu bezahlen haben. Im Tell, der Region des Getreidebaues, klagt kein Mensch darüber, denn die Franzosen nehmen es in dieser Hinsicht weit weniger genau, als früher ihre türkischen Vorgänger. Die Dattelpalme gibt, einen Baum in den andern gerechnet, einen reinen Ertrag von 15 Franken; die Besteuerung von einem Franken per Baum ist daher keineswegs übertrieben und Jedermann fand dieß ganz in der Regel. Den eigentlichen Anlaß zum Mißvergnügen gab die von dem Commandanten von Saint-Germain verordnete neue Aufzählung der Palmbäume, eine Operation bei welcher früher, durch die Nachlässigkeit oder die Bestechlichkeit der dabei Angestellten, der größte Unterschleif getrieben wurde, so daß sich in Biskra selbst für manchen Eigenthümer statt 100 Bäume bloß 50, statt 200 nur 90 u. s. f. aufgeschrieben fanden. Diese von einem tüchtigen Officier, H. von Girard, geleitete neue Aufzählung, obgleich sie mit der größten Gewissenhaftigkeit durchgeführt wurde, war freilich nicht nach dem Sinn der Araber. Man warf dem Commandanten vor, er habe ebenmäßig die männlichen Palmbäume und die unfruchtbaren besteuert. Ersteres Factum ist wahr und ganz vernunftgemäß, denn bei der Seltenheit der männlichen Bäume ist der Ertrag derselben, durch den Verkauf der zur Befruchtung der weiblichen Bäume nöthigen Blüthenzweige, weit stärker als derjenige der letztern: weßhalb sollte man also dieselben steuerfrei erklären? Daß man die abgestorbenen und unfruchtbaren Bäume mit inbegriffen, ist eine Unwahrheit. Und warum sollte die Besteuerung der Heerden, die dem Nomaden keinen Pfenning kosten, eine Ungerechtigkeit seyn? Die Viehzucht ist die Erwerbsquelle der Nomaden, wie der Ackerbau diejenige des Bewohners des Tell ist; warum sollten erstere, die schon allein durch den Transport der Waaren und Vorräthe, sowohl für Privaten als auch für die Regierung, schönes Geld verdienen, frei ausgehen, während letztere regelmäßig ihre Abgaben bezahlen? Zudem haben wir die Ueberzeugung, daß bei der Schwierigkeit der Controle, für Kamele und Viehheerden statt des Zehnten kaum der Zwanzigste oder Dreißigste entrichtet wird.

Digitized by Google

2. Man habe die Auferlegung der Geldbußen übertrieben, die Inhaber von Staatsgütern aufgesucht und entsetzt. Wer kein Neuling, nicht bloß in dieser Gegend, sondern überhaupt in ganz Algerien ist, weiß daß körperliche Züchtigungen, Gefängnißstrafe und dgl. nur wenig Eindruck auf die Araber machen, von welchen die meisten lieber hundert Stockprügel aushalten, als nur eine Buße von zehn Franken bezahlen. Da nun diese Strafe zugleich menschlicher und wirksamer als alle übrigen, und im ganzen französischen Afrika üblich ist, so finden wir an der Auferlegung derselben im Kreis von Biskra gar nichts außerordentliches. Die Aufsuchung der Domanialgüter und die Vertreibung der unrechtmäßigen Inhaber derselben war nicht mehr als Pflicht.

3. Der Commandant von Saint-Germain habe sich zu sehr Scheich el-Arab gemacht und das Ansehen dieses Häuptlings geschmälert. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um einzusehen daß die einheimischen Häuptlinge, von dem Augenblick ihrer Unterwerfung an, auf das Recht ihre bisherigen Unterthanen als selbstständige Fürsten unmittelbar zu regieren verzichten, und sich mit ihrem neuen, ihnen von den Eroberern angewiesenen Wirkungskreis begnügen mußten. Bu-Aziz Ben-Ganah hat durch den Act seiner Unterwerfung selbst sein Ansehen geschmälert, wie dieß ganz natürlich der Fall seyn mußte, und der Commandant von Biskra hat nicht die geringste Schuld daran. Nach der Meinung des Briefstellers sollte der Scheich-el-Arab die obere Gewalt mit dem Commandanten von Biskra theilen oder vielleicht wohl gar über demselben stehen. Wir sehen die Zulässigkeit dieser Anordnung nicht ein. Es liegt in den Attributen der arabischen Bureaux, die Streitigkeiten der Einheimischen zu schlichten und die Vergehen zu bestrafen, während der bei jedem derselben angestellte Kadi in Sachen, welche ausnahmsweise die bürgerlich-religiöse Verfassung ihrer Gesellschaft angehen, zu sprechen hat. Warum sollte dieß nur zu Biskra nicht statthaben und die Gerechtigkeitspflege eher dem Scheich-el-Arab, als der dazu eingesetzten Obrigkeit anvertraut werden? Glaubt vielleicht der Briefsteller, daß auf diese Weise Recht und Gerechtigkeit besser gehandhabt würden? Wir bezweifeln es. Der bisher von der Regierung in Hinsicht der Stellung und der Attribute der von denselben eingesetzten oder beibehaltenen Kaids oder Scheichs eingeschlagene Weg ist unstreitig der richtige, und wir sehen nicht ein, warum der Süden des Landes ein besonderes Feudalsystem haben solle. Was beweisen die von Seiten mancher mißvergnügten Araber eingegangenen Klagen mehr als daß diese uns nicht über Gebühr liebenden Leutchen sich lieber von ihren rechtgläubigen Scheichs schinden und bestehlen lassen, als die ihnen auferlegten, gewiß nicht übermäßigen Steuern auf ehrliche, gerade Weise direct an die Ungläubigen zu entrichten.

4. Man habe durch die Beifügung der Oasis von Suf zu dem Kaidat der Uled-Saula das Mißvergnügen Ben-Dschellabs, des Scheichs von Tuggurt, erregt und uns dadurch seiner Intervention in den Angelegenheiten der Zibans verlustig gemacht. Wir enthalten uns in dieser Hinsicht irgend ein Urtheil zu fällen; wir begnügen uns die Zustände dieser Region und die Thatsachen, so wie dieselben stattgehabt, klar auseinander zu setzen, und überlassen es einem jeden, sich selbst eine Schlußfolgerung daraus zu ziehen. Der Scheich, oder, wie er sich lieber nennen hört, der Sultan des Oued-Righ, Ben-Dschellab, hat, das weitere Vordringen der Franzosen in die Wüste befürchtend, von freien Stücken für seinen aus 38 Ortschaften bestehenden kleinen Staat eine Abgabe von 20,000 Franken angeboten, welche auch von der Regierung mehr als ein Zeichen seiner Unterwerfung als in sonst einer andern Hinsicht angenommen wurde. Die acht große und kleine Ortschaften enthaltende Oasis von Suf besteht aus eben so viel kleinen Republiken, die von ihren respectiven Dschemmahs (Rath der Aeltesten) auf eine ächt patriarchalische Weise regiert werden, und es ist bloß der zwischen denselben bestehenden Uneinigkeit zuzuschreiben, daß sich der Scheich von Tuggurt zum Oberlehnsherrn von sieben dieser Ortschaften — die Stadt El-Wed hat sich selbstständig erhalten — aufgeworfen hat. Dieser beschränkte sein Gouvernement freilich nur auf die Hauptsache, das Eintreiben der Abgaben, und ließ sie im übrigen ihre Zwistigkeiten allein unter sich ausfechten; dagegen mußte er jedesmal, wenn die Suafa (Einwohner von Suf) ihm in irgend einem Kriegszug Hülfe leisten sollten, dieselben dafür bezahlen, wie dieß erst vor zwei Jahren in seiner Fehde mit dem Scheich von Tmasin der Fall war. Das Band zwischen dem sogenannten Schutzherrn und seinen Schutzbefohlenen war also ein sehr lockeres zu nennen, und die Suafa hegten längst den Plan, ihre Unterwerfung direct in die Hände des nächsten französischen Befehlshabers zu machen, bis endlich vor zwei Jahren Hadsch-Salem, Scheich der Stadt Gmar, den Reisenden Karl Zill nach Biskra zurückbegleitete, um sich von diesem dem Commandanten von Saint-Germain vorstellen zu lassen, mit welchem er sich dann über die Präliminarien dieses Unterwerfungsactes verständigte.

Die Verwaltung des Oasenstaates von Suf ist seither Ben-Schenuf, Kaid der Uled-Saula im Zab Schergui, als dem nächsten Nachbar dieses Landes, übertragen worden. Wollte man die Unterwerfung der Suafa annehmen, so konnte man dieselben unmöglich unter der Botmäßigkeit eines ununterworfenen Häuptlings lassen, und Ben-Schenuf verdient in jeder Hinsicht das Zutrauen der Regierung. Von zwei Sachen eine: entweder wollen wir die bis hieher festgesetzten Gränzen unseres Landes beibehalten, und unsere Handlungsweise muß dem vorgesteckten Zweck angemessen seyn, oder wir rücken dieselben bis an das Auresgebirg zurück und geben dem Scheich el-Arab und den übrigen Häuptlingen des Südens ihre alten Rechte zurück. Welche von diesen zwei Maaßregeln die ersprießlichste ist, wagen wir um so weniger zu entscheiden, als der Hr. Correspondent des Atlas sich nicht über diesen Punkt ausgesprochen hat.

Warum müht man sich doch ab, die Ursachen eines Aufstandes aufzufinden, der allen andern, die seit der Besitznahme des Landes durch die Franzosen stattgehabt, vollkommen ähnlich ist, Ursachen, die doch für jeden Unbefangenen, der das Land und die Eingebornen kennt, klar am Tage liegen! Was hat den großen Aufstand im Dahra veranlaßt? was die partiellen, fast alljährlich vorkommenden Aufstände der Kabylen? Der unter einer trügerischen Asche glimmende Haß der Eingebornen gegen die Eindringlinge, der Besiegten gegen die Sieger, der Gläubigen gegen die Ungläubigen, der Moslemin gegen die Rumis. Solange es irgend einem Fanatiker möglich seyn wird, sich bei seinen Landsleuten für einen gottgesandten Scherif auszugeben und dieselben an die Unfehlbarkeit seiner Prophezeiungen glauben zu machen, so lange werden von Zeit zu Zeit Aufstände dieser Art statthaben, wie groß auch der Scharfsinn, die Umsicht und die Talente des in der Gegend wo sie ausbrechen, commandirenden Officiers seyn mögen.

Digitized by Google

Eine Wanderung durch Madras.

(Schluß.)

Hier athmet alles Ruhe und Frieden. Die Hindus schlafen noch, eingehüllt in ihr leichtes Musselingewand, auf dem harten Lager vor den Häusern, und erst nach und nach kommen einige Thiere aus ihrem Versteck hervor: Eidechsen, die an den Mauern hinauf laufen, Papagaien und der naseweise Rabe, die aus einer Palme oder einem heiligen Feigenbaum emporflattern, eine Affenfamilie, die in einem gemüthlichen Knäuel auf einem Dach zusammenhockt, oder ein Pariahund, der scheu die Straße entlang schleicht, das ist alles, was den allgemeinen Frieden unterbricht, der Dich erquickt und Dir wohl thut, wie der frische Morgenthau, der seinen kühlen Teppich über die ganze Stadt geworfen hat. Aber, wird man mit Recht fragen, wo wohnt denn eigentlich die weiße Bevölkerung dieser Stadt? Sie wohnt in einer Menge von Landhäusern, die sich mit ihren Gärten und Parks nördlich, westlich und südlich von der Stadt und Festung meilenweit erstrecken. Herrliche Landstraßen durchschneiden dieses Terrain in allen Richtungen, und auf ihnen rollen elegante Equipagen in fliegender Fahrt daher, des Morgens mit Beamten und Kaufleuten, die in die Stadt an ihr Geschäft eilen; des Mittags mit Damen und jener glücklichen Classe von fashionablen Herren, die keine Geschäfte haben, denn dieß ist die Zeit der Morgenvisiten; des Nachmittags wieder mit derselben Art von Leuten die frische Luft schöpfen und zu dem Ende nach dem Strande fahren, wo auf dem Glacis der Festung lange Wagenzüge sich hin- und her bewegen oder still halten, um auf die Musik zu hören, die von den Musikern der Garnison oder des Gouverneurs ausgeführt wird. Diese Promenade längs dem offenen Strande mit der Aussicht über die Rhede und ihre vielen Schiffe, mit den schönen Palmen und andern Bäumen, deren Gipfel sich in der leichten Abendbrise wiegen, die erfrischend und belebend von der See herweht, mit der schweren Brandung, die sich ewig und unaufhaltsam gegen den Strand heranwälzt und bei dem hohlen, donnerartigen Getöse, Minutenschüssen nicht ungleich, eigenthümlich mit der muntern Musik contrastirt, die wohlbekannte Melodien aus Bellinischen und Donizettischen Opern aufspielt. Alles dieß gewährt einen überraschenden Genuß, von dem man wohl begreift, daß die Bewohner des Landes ihn begierig ergreifen als eine willkommene Abwechslung in ihrer einförmigen Lebensweise und nach der Langenweile des Tages. Dieser Genuß ist aber leider nur ein kurzer. Gleich nach Sonnenuntergang tritt die Dunkelheit ein, und einen Augenblick nachher kann man am Strande unzählige kleine Lichter sich hin- und herbewegen sehen. Dieß sind die Laternen an den Wägen, die sogleich angezündet werden, wie auf den Schiffen die den Canal passiren, um Uebersegelungen zu verhüten; aber gleich darauf spielt die Musik das letzte Stück, und mit dem letzten Ton verschwinden Wägen und Laternen in die verschiedenen Straßen und Wegen, die nach dem Glacis führen. Jeder eilt nach Hause, denn man fürchtet sich vor der höchst ungesunden Wirkung der Nachtluft.

Doch warum nannte ich aber den Tag langweilig? fragt man mit Recht. Weil das Klima, die große Hitze einer jeden, sowohl geistigen wie körperlichen Beschäftigung ein fast unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt. Von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags steht die Sonne wie ein glühender Drache vor jeder Thür und verbietet jedem den Ausgang, der nicht durch eine absolute Pflicht dazu gezwungen wird. Alles wird verschlossen, Jalousien, Fensterladen, Thüren, überall sucht man die Sonnenstrahlen abzuhalten. Folge davon ist, daß überall mehr eine Dämmerung herrscht, und die Beschäftigung mit der Feder oder Lectüre, mit dem Nähzeug oder mit Musik wird schon dadurch ziemlich beschwerlich, sie wird doppelt drückend, wenn man, wie es oft der Fall ist, selbst an seinem Schreibtisch bei Tage unter einem Muskitonetz sitzen muß, um sich gegen den Biß dieser Insekten zu schützen. Aber die Wärme bringt trotzdem herein und legt sich wie Blei auf Geist und Gedanken; das Buch sinkt unwillkürlich in den Schooß und vom Schooß auf den Boden, wo es liegen bleibt — denn man mag sich nicht bücken, um es wieder aufzunehmen — doch dazu ist bald Rath, denn überall wo man sitzt, geht, steht oder liegt, geben in den anstoßenden Gallerien und Verandas einige dienende Wesen auf jede Deiner Bewegungen Acht. Man braucht nicht zu sprechen, im höchsten Fall durch ein ganz leise ausgestoßenes „Quai hai!“ seine Noth erkennen zu geben, gleich steht eine dienstbare Person einem zur Seite, man weiß nicht woher sie kommt, ihre nackten Füße auf dem mit Teppichen und Matten bedeckten Fußboden machen ihre Schritte lautlos. Hat man sich an einen Tisch oder an ein Fenster gesetzt, oder sich auf ein Sopha oder ein Bett gelegt, gleich sieht man den Punka, diesen großen Fächer, der unter der Decke hängt, sich in Bewegung setzen, und eine höchst angenehme, beinahe magnetisch betäubende Kühle im Zimmer hervorbringen. Dieß ist wieder einer der Diener, die auf den Gängen außerhalb der Zimmer leben, der unsere Gedanken errathen hat und die aus dem Fenster herabhängende Schnur ergreift, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Dieß ist höchst angenehm, so lange man nichts thut, will man aber schreiben, da wird einem das Papier unter der Feder weggefächelt, und liest man, da wendet sich das Blatt zu früh um, und verdrießlich schließt man die Mappe, und wirft das Buch in den Winkel. So schleppt man diesen langen Theil des Tages hin. Indessen hat man hierin Abwechselungen durch die für die Ostindianer höchst wichtigen Frühstücksmahlzeiten. Gleich Morgens hat man eine Tasse Kaffee genossen. Daß man in einem solchen Klima früh, sehr früh aufsteht, ist eine Selbstfolge. Der Morgen ist der schönste Augenblick eines ostindischen Tages, da liegen der Morgenthau oder die Regentropfen erfrischend auf Laub und Gräsern, in einer leichten Morgentracht eilt man hinaus ins Freie, Wagen und Pferde stehen vor der Thür. Man fährt oder reitet nach Belieben, die Wege sind vortrefflich, man fliegt von dannen, man athmet eine balsamische, erquickende Luft ein. Man kömmt an einer hübschen Villa nach der andern vorüber; hier steht man einen griechischen Tempel, dort einen gothischen Thurm, weiterhin eine freundliche kleine Cottage, alle liegen umgeben von hübsch angelegten, wohl unterhaltenen Parkanlagen und Gärten, überall sieht man den reichsten Wechsel in der Vegetation, an manchen Stellen die prächtigsten Blumengärten, überall ist das Grün neu aufgefrischt durch die rieselnden Bäche, die das Terrain durchschneiden. Man kommt zurück, legt seine weiten türkischen Beinkleider an, trinkt ein Glas eiskaltes Sodawasser, legt sich aufs Sopha mit einer Cigarre oder leichter Lectüre, fällt bald darauf in einen leichten Schlummer, steht dann wieder auf, nimmt sein Bad und macht seine Morgentoilette um sich Punkt 10 Uhr zum Frühstück einzufinden. Thee, Kaffee (dieser letztere hier, wie überall bei den Engländern, außerordentlich schlecht), Reis und Carri, gebratene Fische, frische Eier u. s. w., so wie Früchte sind seine Bestandtheile, frische Blumen in Vasen von chinesischem Porcellan durchduften alle Gemächer. Nun trennt

man sich, der Herr des Hauses geht seinen Geschäften in der Stadt nach, die Damen begeben sich in ihre inneren Gemächer, um zu lesen, nähen, zeichnen, musiciren und vor allem um Billette zu schreiben, welches letztere nicht bloß als Folge der ewigen Mißverständnisse, die durch mündliche Bestellungen der schwarzen Dienerschaft hervorgerufen würden, zu einem der wenigen nothwendigen häuslichen Geschäfte, sondern was sogar so zur Leidenschaft bei den ostindischen Damen geworden ist, daß man förmliche Berechnungen angestellt hat, in Folge deren man ungefähr annehmen kann, daß jede Dame jährlich im Durchschnitt 2000 Billette schreibt. Etwas später am Tage kommt die Zeit, wo die Damen Visiten annehmen und sich die Chronique scandaleuse der Stadt referiren lassen. Um 2 Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, das englische „lunch,“ hier zu Lande „tiffin“ genannt, welches aus einer regelmäßigen Mahlzeit in Suppe, Fisch, Braten, Gemüse, Desert, Früchten u. s. w. besteht. Man trinkt wohl ein Glas Wein dazu, aber Bier ist das Lieblingsgetränk sowohl für Herren wie für Damen, und wird so hoch in Ehren gehalten, daß es an die Stelle des Weins getreten ist — man stößt damit an, und wenn man von dem Aufwärter ein Glas Bier verlangt — denn man schenkt sich nie selbst ein — sagt man „beer-shrob,“ was sich nicht anders übersetzen läßt, als „Bier-Wein.“ Nach dem „tiffin“ kommt eine sehr wichtige Beschäftigung für die Damen. Da es nämlich zu warm ist, um in die Läden zu gehen — sie sind außerdem auch zu weit entfernt — so werden die Läden auf dem Rücken wandernder Ladendiener in den Häusern umhertransportirt, die Waaren vor den Liebhabern ausgebreitet, und nun geht es an ein Feilschen, Vergleichen, Aus- und Einpacken, Messen, Schneiden, Reißen — ganz wie bei uns, nur daß man sich selbst dabei nicht im geringsten zu rühren braucht, sondern sich alles von der zahlreichen Dienerschaft besorgen läßt, die sich um den Kaufmann und die Herrschaft gaffend versammelt hat.

Kommt man von der Ausfahrt, deren Zeit nun da ist, zurück, dann ist es dunkel, aber das Haus ist erleuchtet. Es ist Cocus-Oel, das hier in elegante Glaslampen und Lampetten gegossen ist, über jeder Flamme befindet sich eine geschliffene Glaskugel; sie geben kein starkes Licht von sich, aber es sind viele Flammen da und alle Lampen sind angezündet in den Zimmern, den Gallerien, auf den Treppen, überall ist Tageshelle, mag man Fremde bei sich haben oder allein seyn. Die Damen eilen auf ihre Zimmer, man kleidet sich wie zum Ball oder großen Diner. Um 8 Uhr wird zu Mittag gespeist. Silber und Krystall bedecken den Tisch, große Deckel von massivem Silber verbergen die Gerichte. Der Punka bewegt sich über dem Tisch und fächelt den glühenden Stirnen der Gäste Kühlung zu, der Wein ist vortrefflich, aber das Essen ist gewöhnlich wie die englische Küche; doch muß man das stehende ostindische Gericht, Reis und Carri, nicht vergessen, das immer delicat ist, und dem man bald solchen Geschmack abgewinnt, daß man es nicht mehr entbehren kann. Die Damen verlassen den Tisch beim Dessert, die Herren bleiben sitzen, Flaschen und Karaffen, in rothe und blaue Ueberzüge eingehüllt, die sie kühl halten und vor der Einwirkung der warmen Hände bewahren sollen, circuliren beständig, aber Niemand trinkt, es ist nicht mehr Mode. Die Unterhaltung wird schläfrig, denn alle sind ermüdet vom Tage und seiner Hitze, einige fallen in Schlaf, andere rauchen eine Huka. Endlich erhebt man sich und geht zu den Damen, um dort Kaffee und Thee zu trinken, zuweilen bekommt man etwas Musik zu hören, und um 10—11 Uhr ist alles vorbei.

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Fortsetzung.)

Stavroniketa.

Eine Stunde von Iveron entfernt liegt Stavroniketa, auf einem Felsen, der in das Meer hinausragt, und an dessen Fuß sich die Wellen unablässig brechen. An dieser Stelle fand man ein wunderthätiges Bild des heiligen Nicolaus auf dem Wasser schwimmen, weßhalb der Patriarch Jeremias von Jerusalem im Jahr 1522 dieses Kloster gründete, das er den Sieg des heiligen Kreuzes nannte. So erzählen wenigstens die Mönche; da aber die Bauart von Stavroniketa auf eine viel fernere Zeit hinweist, so vermuthe ich, daß der Patriarch Jeremias das Kloster nur wieder hergestellt hat.

Die Bibliothek enthält ungefähr 800 Bände, von welchen nahe an 200 Pergamenthandschriften sind. Ich fand hier sämmtliche Schriften des heiligen Chrysostomus, in acht großen Foliobänden, und eine griechische Handschrift der Scala perfectionis mit vielen zierlichen Miniaturen. Diese Miniaturen waren Meisterwerke der byzantinischen Kunst und ich empfand ein wahres Herzeleid, daß ich sie nicht mit mir nehmen konnte; ich sah auch noch einen, gleichfalls mit Miniaturen geschmückten Psalter und zwei schöne Foliobände, welche Lebensbeschreibungen von Heiligen enthielten. Unter den 200 Papierhandschriften befand sich eine sehr merkwürdige Apostelgeschichte, welche mit großen, schön ausgeführten Miniaturen geschmückt war. Da alle diese Handschriften augenscheinlich älter sind als die Zeit des Patriarchen Jeremias, so bestätigen sie meine Ansicht, daß dieser nicht der erste Stifter dieses Klosters ist.

Pantocratoras.

Dieses Kloster wurde von den Comnenen Manuel und Alexis erbaut, und in der Folge von Barbulus und Gabriel, zwei edlen Walachen, wieder hergestellt. Die Kirche ist schön und enthält mehrere Reliquien, unter denen ein kleiner Quartband bemerkenswerth ist, welcher von der Hand des heiligen Johann von Kalavrita, eines Eremiten, der im Jahr 450 gestorben ist, und dessen Kopf man in der St. Stephanskirche zu Besançon zeigt, geschrieben seyn soll. Dieser Band enthält die Evangelien, einige Gebete und einige Lebensbeschreibungen von Heiligen, er ist in sehr feiner Schrift geschrieben, mit Miniaturen geschmückt und schien mir nicht älter als höchstens aus dem XIten Jahrhundert. Sein Einband ist ganz von vergoldetem Silber, der Rücken besteht aus feinen Kettchen, welche nachgeben, wenn man den Band öffnet; die Seiten sind mit Sinnbildern in erhabener Arbeit verziert.

Die Bibliothek, welche früher in dem großen viereckigen Thurme, der keinem Kloster fehlen darf, aufgestellt war, ging während der Revolution zu Grunde. Man zeigte mir die Ueberreste in dem untern Stockwerk des nun gleichfalls zerstörten Thurms, wo etwa hundert Handschriften auf dem Boden unter Schutt begraben herumlagen. Einige Folianten schienen mir unversehrt, als ich dieselben herbeiholen wollte, sagten mir aber die Mönche, daß man nicht zu den Büchern gelangen könne, da zu besorgen sey, daß der Boden zusammenstürze. Ich war daher genöthigt nach denselben mit einer langen Stange zu „fischen“, und zog auch glücklich einige schöne Manuscripte herbei, welche aber von dem Regen gänzlich verdorben waren. Ich verließ den Thurm, setzte mich auf einem Trümmerhaufen nieder, und war bald von einer großen Anzahl bärtiger Mönche umgeben, an welchen ich meinen Unwillen ausließ, und denen ich in langer Rede mein Bedauern ausdrückte über den Zustand, in welchem ich ihre Bibliothek traf.

(Fortsetzung folgt.)

Port Mahon ein Freihafen. Die spanische Regierung hat hinsichtlich dieses Hafens, der die Habsucht der französischen und spanischen Regierung so oft gereizt hat, und vielleicht beim nächsten Zusammenstoß der Preis dessen ist, der zuerst zugreift, einen Schritt gethan, der vielleicht das Schlimmste abwendet: sie hat denselben zum Freihafen gemacht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. 13 Februar 1850.

Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde.

(Revue des deux Mondes, Nov. 1849. Von Paul de Molènes.)

Der Pariser Gamin ist das eigenthümlichste und furchtbarste Geschöpf der Civilisation. Er hat den Muth, die Gewandtheit, bisweilen auch die Wildheit eines Mohicaners, und ist blasirt wie Byron, sceptisch wie Voltaire. Seine spottende Laune läßt er nie fahren. Nachdem er sattsam Könige und Priester verhöhnt hat, fängt er jetzt an Tribunen zu verhöhnen. Oft genug hörte ich ihn die Redner der Clubs parodiren, seinen Spott ausgießen über den Titel „Bürger," den die Patrioten zur Zeit Caussidières und Le Blancs unserer Sprache aufdringen wollten. Sinnloser revolutionärer Wortschwulst dient ihm als Zielscheibe der Sticheleien, aber in all seinem spöttelnden Treiben hat er sich doch ein Gefühl rein und frisch erhalten, angebetet wie das Andenken der ersten Liebe im Kopf des Wüstlings, das patriotische. Wenn man ihm von Kosaken oder Preußen redet, funkelt sein Auge stärker als das des Corsen, dem man vom Mörder seines Vaters spricht; dem Engländer flucht er. Nur unter der Pariser Blouse habe ich Herzen gefunden gleich dem des ritterlichen Dichters Chateaubriand, den ich noch vor mir sehe, wie er von seinem Ausfluge auf das Schlachtfeld von Poitiers erzählte, und trotz seiner Gicht sich mit den Worten erhob: ich zürne diesen Engländern, ich zürne ihnen beständig wegen Crecy, Poitiers und Agincourt. Und wenn das Pariser Kind auch nicht die Namen dieser alten Tage kennt, so trägt es doch den von Waterloo im Gedächtniß, dieser eine aber genügt ihm. Der Nationalinstinct ist dem Pariser in seiner ganzen Mächtigkeit verblieben, und dieser ist geeignet den besten Soldaten zu schaffen

Aus Pariser Gamins nun bestand fast die Gesammtheit der Mobilgarde, indeß hatten sich an dieses heldenmüthige Geschlecht noch weitere zum Kriegsdienst geeignete Menschen angeschlossen, die in anderen Lebensjahren standen und von verschiedenem Charakter waren. Dasjenige Drittel der Mobilgarde welches nicht dem Pariser Element angehörte, hatte alle Arten abenteuerlicher Persönlichkeiten in sich vereinigt. Einige unter uns hatten in Afrika unter den Zephyrs gedient, dieser auf dem Marsch, in der Schlacht und in der Garnison trefflichsten Truppe. Mehrere Freiwillige hatten sich aus Linienregimentern verabschiedet, einer unter uns war früher Matrose gewesen, ein anderer schwieg über sein bisheriges Gewerb, und wußte wohl selber nicht welches er eigentlich betrieben hatte, ein dritter wiederum gehörte einer der angesehensten Familien an, und hatte Dienste genommen, weil er die Zeit der ersten Republik wieder gekommen glaubte und meinte, daß heutzutage wie 1793 die Armee der Zufluchtsort aller Tüchtigen sey. Ganz ähnliche Beweggründe endlich wie die letztere führten einen Schriftsteller, der stets Neigung zum Soldatenstande gehabt hatte, und noch jung genug war dieser Neigung zu folgen, in eine Caserne der St. Antonsvorstadt.

Niemals werde ich den Anblick vergessen, den die Neuillycaserne darbot, als ich zum erstenmal, ich glaube am ersten März, mich ihr näherte. Um zu der am einen Ende der St. Antonsvorstadt gelegenen Caserne zu gelangen, schritt ich durch das Quartier des Aufstandes und des Elendes, in welches einige Monate später die Republik ihre Kugeln sandte, während es damals noch seines traurigen und furchtbaren Triumphes jubelnd sich freute. Noch ehe ich die Schwelle der Caserne überschritten, hörte ich einen Lärm verwirrter Stimmen, die in den widersprechendsten Melodien alle patriotischen Gesänge des Tages abschwirrten. Lärmender als in der Neuillycaserne kann es in den Höhlen des Aeolus nicht zugegangen seyn, denn in den Casernen der Mobilgarden waren damals so zu sagen alle revolutionären Winde wie in einer Grotte eingesperrt. Es stritten und rauchten, es sangen und durchkreuzten sich hier alle die zerrissenen, sorglosen und kühnen Helden des Februar, diese Kinder von fünfzehn Jahren, die zuerst mit Einwerfen der Straßenlaternen das Manifest der linksgesinnten Abgeordneten commentirt hatten. Unter die Menge der lachenden Gestalten mischten sich hie und da einige finstere, da man in jenen Tagen der Unordnung alle diejenigen in die Mobilgarde zuließ, die sich anboten und für die Ruhe in den Gassen bedrohlich werden zu können schienen. Auch die mürrischen Mienen solcher Leute waren sichtbar, welche die Mehrzahl gewisser irregulärer Corps (der Lyoneser und Montagnards) bildeten, die gesammte Menge aber trug noch die Waffen, mit denen eine Revolution das Volk ausstattet: Flinten und Rapiere, Säbel und Spieße, und der einzige Führer, der der Masse gebot, war ein kurzer, dicker Mann von kriegerischer Gestalt, als Commandant der Nationalgarde gekleidet. Ihm stellte ich mich vor.

Hinter einem Tisch sitzend, war dieser Officier damit beschäftigt, auf eigenthümlich rasche Art Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Er ließ nach der Reihe je eine Anzahl Menschen vor sich herantreten, denen er den Namen Peloton gab, und forderte sie auf, ihm augenblicklich denjenigen aus ihrer Mitte zu bezeichnen, den sie als ihren Führer anerkennen wollten. Die Wahl ging in wenigen Minuten durch Zuruf vor sich. Als ich mich dem Befehlshaber näherte, war eben ein Trupp eingetreten, der noch keinen Anführer hatte. Auf die Frage

Digitized by Google

des Befehlshabers erklärte ich, ich beabsichtige mich einzeichnen zu lassen und wünsche eine Anführerstelle. „Wenden Sie sich an das Peloton, welches so eben eingetreten ist, und fragen Sie, ob es Sie will", war die Antwort. Ich that, wie befohlen, und nach zwei, drei Worten, die ich an das Peloton gerichtet, ward ich gewählt, so daß ich das Zimmer als Führer des fünfzehnten Pelotons verließ. Unter mir hatte ich ungefähr dreißig Mann, alle Februarsieger in ihrem Kampfesanzuge, die mich so wenig kannten als ich sie, und unser künftiger Aufenthalt „bis auf weiteres" war ein ganz verwüstetes Zimmer, in dem sich einige Betten ohne Bettzeug befanden.

Die Armuth dieser Ausstattung ward noch in der ersten Nacht Veranlassung zu einer kleinen Begebenheit, die mir bewies, wie tief im Volke das Gefühl für Achtung der Autorität gewurzelt ist. Müde nämlich wie ich war, hatte ich mich ongekleidet auf eines von den leeren Betten geworfen, die mir und meinem Peloton als Schlafstätten dienten, kaum jedoch hatte ich die Augen geschlossen und begann zu schlummern, so näherten sich mir zwei von meinen Leuten auf den Zehen und breiteten eine Bettdecke über meine Schultern. Sie brachten mir, ihrem eben erwählten Führer, ein Opfer, das um so größer war, da sich im ganzen Zimmer nur drei oder vier Bettdecken befanden, und man sich um diese noch kurz zuvor mit der größten Heftigkeit und in den derbsten Ausdrücken gestritten hatte.

Ein Schuß, der mitten in der Nacht in unserm Zimmer losging, wurde nicht weiter beachtet. Von allen, die auf den Betten umherlagen, rührte sich keiner deßhalb, keiner fragte was vorgehe. Das Leben hatte für uns weniger Werth als das Geld für die Reichen und Mächtigen der Erde, und gerade diese Sorglosigkeit war das, was mir seit den ersten Tagen unser Treiben erträglich und zuweilen sogar werth machte. Sonst freilich hatte dieses Treiben, wenn man auf unser Aeußeres, auf unsere Bewaffnung sah, einen halb lächerlichen, halb phantastischen Anstrich. Einer meiner Collegen, z. B. ein Pelotonschef, trug einen wahren Riesen von Rapier, der ihn sogar beim Brodfassen beständig begleitete. Unser Koch schleppte einen Säbel, der einem Municipalgardisten genommen war, und den er zu seiner friedlichen Küchenschürze umgeschnallt hatte. Die vorhandenen Waffen aber herzugeben, weigerte sich jeder hartnäckig, obgleich durch sie täglich tödliche Verwundungen herbeigeführt wurden. Man konnte sie uns nur dadurch entwinden, daß man uns zum Ersatz für sie regelmäßige Bewaffnung versprach, und die Nebenumstände, unter denen dieses Versprechen erfüllt ward, stehen mir noch lebhaft vor Augen.

Es war Nacht, als wir sämmtlich Befehl erhielten, uns aufzumachen und uns im Hofe der Caserne zu versammeln. Während wir Folge leisteten, verbreitete sich dort das Gerücht unter uns, man schlage sich in Paris. Mit ihm kam die lebendigste Aufregung. Von allen Seiten schrie es: wir haben keine Flinten, aber was schadet das? wir werden schon welche bekommen, und wenn nicht, nun, so gibt's Pflastersteine. Alles freute sich und Niemand fragte, gegen welchen Feind es denn losgehe. Wie gewisse Künstler sich „die Kunst um der Kunst willen" zum Wahlspruch genommen haben, so war der Wahlspruch der Mobilgarde „der Kampf um des Kampfes willen." Allmählich indeß wurde uns unsere wahre Bestimmung kund: als wir nicht in der Richtung nach der Boulevards sondern auf dem Wege nach der Barriere du Trone und nach Vincennes zu marschiren, wußten wir, es handle sich um das Fassen der Waffen. In Vincennes kamen wir mit der Morgendämmerung an: die Sonne erhob sich hinter jenen Thürmchen, die das Herz in stolze Träume versenken, unsere Leute zerstreuten sich in die Höfe und betrachteten lachend die ungeheuren, symmetrisch aufgeschichteten Haufen von Kugeln und Bomben. Mit dem losgelassenen Scherze verbanden sie den Wunsch, daß Frankreich diese kriegerischen Schätze über die Gefilde Europa's versende. Die kriegerische Seite einer Revolution trat hervor, und sie erfaßte auch mich, der revolutionäre Scenen verabscheut, und in der Geschichte unserer ersten Umwälzung unter dem Kanonendonner von Jemappes und Fleurus die Klagen der gemordeten Frauen vernimmt, die blutigen Füße der Septembermörder erblickt. Aber horch! die Trommel wirbelt, sie ruft in die Reihen, es öffnen sich die Pforten des Zeughauses; das erste Peloton schreitet durch die geöffneten Thore ein, und als die Unbewaffneten bewaffnet zurückkehrten, liegt auf dem Antlitz aller ein triumphirender Ausdruck. Mehrere von unseren Freiwilligen küßten das mächtige Werkzeug des bürgerlichen Ruhms mit eben so viel Innigkeit als die Adeligen du Guesclin und Bayard nur immer beim Erfassen ihres Degens gezeigt haben können, die Marseillaise ward angestimmt, durch unsere Reihen ging es wie Athem des Vaterlandes, und die Begeisterung erlosch auch dann nicht, als bei unserer Rückkehr ein stürmischer Frühlingsregen die ärmlichen Kittel durchnäßte, in die die Mehrzahl unserer Leute gekleidet war. Warum regnet es nicht lieber Kugeln? rief ein Knabe von fünfzehn Jahren, der leichten, tactvollen Ganges einherschritt, während auf jeder seiner Schultern eine Flinte ruhte: ich aber dankte Gott für die Gefährten, die er mir gegeben, und sagte mir selber, daß man niemals an dem französischen Volk oder an der Menschheit verzweifeln dürfe, solange es noch kriegerische Seelen gibt.

Das pariser Volk hat einen eigenthümlichen Sängercharakter. Trotz des Orpheon besitzt es bis auf den heutigen Tag noch nicht die göttliche Gabe der Harmonie, es singt schlecht, so daß ein deutsches oder italienisches Echo vor seinen Wirkungen zurückschrecken würde; dafür aber begreift es auch seinen Gesang, wenn es singt, viel lebendiger Antheil an dem Inhalt des Liedes spricht sich in seinen Bewegungen, in allen seinen Mienen aus, und seine Lieder sind so mannichfaltig als möglich. Voran stehen die Hymnen der Gassen, die sich am Morgen nach einem siegreichen Aufstand voll Zorn und Stolz aus dem aufgerissenen blutigen Pflaster erheben; gleich hinter ihnen kommen die Bauern- und Soldatenlieder, die in ihrer braven, tüchtigen und naiven Weise die kriegerische Figur, das ernste Antlitz des Grenadiers und des Schnitters vor uns heraufzaubern; den Schluß endlich bildet eine Art von Gesängen, die sich in den letzten Zeiten leider sehr vermehrt haben, und die ich socialistische Balladen nennen möchte. Sie sind eine traurige furchtbare Klage, in der der Hunger die Stelle des Geistes in den deutschen Balladen vertritt. Er hat niemals in den Volksliedern eine hervortretendere Rolle gespielt als seit dieser letzten Revolution, und die finstern Oden an das Elend, die fast alle mit Verwünschungen gegen die Reichen reden, stammen beinahe sämmtlich erst aus den jüngsten Tagen.

Weß Inhalts indeß auch die Lieder seyn mögen, die Hauptsache, die ich erwähnen wollte, ist die, daß das Volk jedesmal, wenn es ein Fest begeht, singt. Ich bin in zwanzig Gesellschaften gewesen, in denen es außer Punsch und Wein nichts als Gesang gab. Gespräche kamen gar nicht zu Stande. Wenn der eine sein Lied zum Besten gegeben hatte, so folgte der

Digitized by Google

nächste unmittelbar darauf mit dem seinen. Wen die Reihe der Runde noch traf, der mußte wohl oder übel mit seiner Stimme heraus, und ich habe oft den Plan gehabt, die Bruchstücke der pariser Volkspoesie zu sammeln, die ich in jener Zeit so oft hörte, als unsere Leute singend und trinkend ihre militärische Erziehung durchmachten.

Man hatte uns aus verschiedenen Regimentern der Armee einige Officiere nebst einer gewissen Anzahl Unterofficiere und Corporäle — den sogenannten Stamm in unseren Bataillonen — zugeschickt, die uns das Soldatenhandwerk beibringen sollten. Anfangs wurde dieser Stamm — wenigstens von dem Bataillon, dem ich angehörte — schlecht genug empfangen. Als unser Lehrerpeloton zum erstenmal an den Thoren der Caserne erschien, entstand in dieser ein Höllenlärm. Man lief zu den Waffen, und weigerte sich die Ankömmlinge hereinzulassen. Das Volk ist eben eine sonderbare Mischung von blindem Zutrauen und wildem Mißtrauen; entweder schläft es zu unsern Füßen ein oder es zerreißt uns, und heute waren unsere Leute gerade in ihrer argwöhnischen Laune. Dennoch reichten einige gute und herzliche Worte hin, um die grundlose Aufregung zu stillen; die Officiere und Soldaten der Linie wurden zuletzt in die Caserne aufgenommen, und eine Stunde nachher waren sie gefeierte Personen. Militärischer Geist ist der Grundzug des Pariser Charakters. Unsere von der Gasse weggeholten Recruten nahmen die militärische Haltung mit wunderbarer Schnelligkeit an. Gleich unsere ersten Patrouillen bewegten sich in so tactfestem Schritt, daß die Vorübergehenden ihnen Beifall klatschten. Die Waffenführung und Handhabung wurde mit unglaublichem Eifer erlernt. Ich habe Pelotons gesehen, die binnen acht Tagen im Feuer exercirten, und während unser Leib in Paris war, waren wir in Gedanken alle an der Gränze. Die Gränze war das strahlende, hallende Ziel unserer Träume: in ihr sahen wir die Schwelle, über die sich's hinausschreite in die Welt des Ruhmes, in den Garten der Schlachten, in das Paradies der Trompete und des Geschützes.

Dabei lernten unsere Freiwilligen jedoch den Soldaten nicht bloß die Waffenhandhabung ab. Auch ihre Sitten bildeten sich täglich mehr nach den Gesetzen der militärischen Tradition. Der Faustkampf verschwand, um edlern Kämpfen den Platz zu räumen, ein Tausch, bei dem die Menschlichkeit gewann. Ich kenne kein wilderes Schauspiel als einen regelrechten Zweikampf mit natürlichen Waffen, wie ich ihn in den ersten Tagen der Mobilgarde erlebte. Auf einem Casernenvorplatz — eine Polizei war hier damals nicht eingeführt — bildete sich ein Kreis von Zuschauern; innerhalb dieses Kreises standen sich zwei Kämpfer gegenüber, die Brust nackt, um die Beine ein Paar schlechte Hosen, an den Füßen Stiefel, die eine bedeutende Rolle im Gefecht zu spielen bestimmt waren. Nachdem beide jene pariser Stellung eingenommen hatten, die weniger würdig und weniger gratiös ist, als die der alten Gladiatoren es war, regnete jeder von ihnen einen Hagel von Faustschlägen und Fußstößen auf den andern herab, und bald fing aus den zerschlagenen Nasen und zerschmissenen Lippen das Blut an zu fließen. Der Kampf wurde ein vollkommen wilder. Der Sieg blieb lange unentschieden, alle Arten von Wunden kamen vor, die der Mensch dem Menschen ohne Waffen beizubringen vermag; einer der Streitenden wurde vom andern in die Backe gebissen, und als zuletzt der eine zu Boden fiel, war der Zweikampf noch keineswegs beendet. Die Rolle, welche zur Zeit Ludwigs XIII der Gnadendolchstoß bei den Raffinirten spielte, ist bei den pariser Boxern dem Stiefel übertragen. Der Sieger näherte sich seinem auf den Boden hingestreckten Feind, und während der Kreis der Zuschauer schweigend umherstand, zerriß er ihm das Gesicht mit einem Tritt seines Stiefelabsatzes; dann erst wurde der Besiegte ins Hospital gebracht, das er lebend wohl nicht mehr verlassen hat. Dergleichen Begebenheiten aber waren dazumal Kleinigkeiten, besonders in einer Mobilcaserne. Es war die Zeit, in der Marc Caussidière mit seinem großen Säbel an die alterthümliche Polizei erinnerte, die Hercules mit der Keule ausübte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Name der Lesghier.

Ein russischer Lieutenant, Namens Lasarew, theilt in der Zeitschrift Kaukasus (No. 23 vom vor. J.) eine Erklärung dieses Namens mit, welche namentlich darum interessant ist, weil sie wenigstens für einen einzelnen Stamm des Kaukasus die Gewißheit herstellt, daß er ein eingeborner ist, was man bekanntlich von mehreren Stämmen, namentlich im Osten nicht mit Sicherheit weiß. Seiner Ansicht nach kommt dieser Name, den man eigentlich Lekßier statt Lesghier schreiben sollte, da die Perser denselben Läkß, die Armenier und Georgier Leki schreiben, von dem Namen Lekas her, der ein Bruder Haiks gewesen seyn soll, d. h. die Lesghier sind sprachlich den Armeniern verwandt. Der Name ging auf den Stamm über, wie der Haiks auf die Armenier und der des Kartlos auf die Georgier, welche sich Kartweli nennen. Lekas ging ins Gebirgsland (Dagestan), und ließ sich in der Kumucha nieder. Woher dieser Name kommt, sagt uns der Verfasser nicht, indeß ist er noch in dem Namen der Kasi-Kumüken erhalten. Als die Araber in den Kaukasus eindrangen, unterwarf sich ein Theil der Kumuchen, und nahm den Islam an, der andere blieb ungläubig und wurde deßhalb von Abu-Muslim, der unter Chalif Jesid (115 der Hedschra, 737 n. Ch.) ins Gebirg eindrang, Kafur Kumuch, ungläubige Kumüken, genannt, während die andern Kasi-Kumüken (Glaubenskämpfer), genannt wurden. (Ob die letzte Erklärung, die freilich von einem Araber herrühren soll, richtig ist — es sollte Ghasi, nicht Kasi heißen — mag dahin gestellt bleiben.) Der Name der Leken habe sich dann auch auf andere Völker ausgedehnt, die sich „in den ersten Zeiten der Patriarchen" in Dagestan niederließen. Da man lesgische Bücher entdeckt haben soll, so könnte der Fingerzeig hinsichtlich der Verwandtschaft der Sprache von Nutzen seyn.

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Fortsetzung.)

Vatopädi.

Zunächst bei Pantocratoras liegt Vatopädi, das reichste unter den Klöstern des Athos. Die Stiftung desselben geht bis in das Zeitalter Constantin des Großen zurück; dieser Fürst, wie es scheint vom Aussatz befallen, gebot eines Tags, daß eine gewisse Anzahl Kinder geschlachtet werde, damit er ein Bad in unschuldigem Blut nehmen könne; ein Mittel das als sehr wirksam gegen diese Krankheit betrachtet wurde; allein während man die gesündesten Kinder aussuchte, hatte der Kaiser eine Erscheinung, welche ihm ankündigte, daß er genesen werde, sobald er zum Christenthum übertrete. Er genas auch durch dieses Mittel; diese Geschichte wird von Moses von Khorene erzählt.

Im Vten Jahrhundert zerstörte Julian der Abtrünnige das Kloster; Theodosius der Große baute es, aus Dankbarkeit für die wunderbare Rettung seines Sohnes Arcadius, der von einer Galeere in den Archipel gefallen war und durch die Gnade der heiligen Jungfrau an diesen Ort gebracht wurde, wieder auf und errichtete zur Ehre derselben die große Kirche. Im Jahr 862 brannten die Saracenen das Kloster nieder, tödteten einen Theil der Mönche, plünderten den Schatz und zerschlugen die Mosaikbilder; nur das Bild der Jungfrau Maria war unzerstörbar und ist heute noch unversehrt.

Ungefähr um das Jahr 1300 stellten zwei reiche Einwohner von

Digitized by Google

Adrianopel auf den Zuspruch des Patriarchen Athanasius das Kloster wieder her. Sie liegen beide in dem Narther der Kirche begraben; ich habe bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß in den ersten Zeiten des Christenthums als man die Altäre über den Gräbern der Märtyrer errichtete, man nicht innerhalb der Kirchen begrub, eine Sitte die sich in der griechischen Kirche erhalten hat.

Die Kirche des Klosters enthält viele alte kleine Bilder auf Goldgrund und zwei große Gemälde, welche nach der Einnahme von Konstantinopel aus der St. Sophia hieher gebracht worden sind. Eine vereinzelte Capelle ist zur Aufbewahrung des Gürtels der heiligen Jungfrau bestimmt, einer Reliquie, welche die Quelle beträchtlicher Einkünfte für das Kloster war, indem sie, in zwei Theile zertheilt, beim Ausbruch der Pest nach Griechenland und Kleinasien gesandt wurde. Es genügt, den Gürtel zu berühren, um plötzlich von dieser schrecklichen Krankheit geheilt zu seyn; eine Wohlthat, die natürlich nur gegen Erlegung einer gewissen Summe gewährt wurde.

Die Bibliothek, obwohl 4000 Bände stark, enthält nichts bemerkenswerthes; das Kloster bedeckt etwa vier Morgen Land. Man zeigte mir die Capellen und die großen Oel- und Getreidemagazine; der Kellermeister war ein lustiger alter Bruder, der mir den Eindruck machte, als sey er sehr aufgelegt, den Abend an der Seite einer guten Flasche Wein zu verplaudern. Nur in einigen deutschen Schlössern habe ich größere Fässer gesehen als in den Kellern von Vatopädi. Das Oel wird in großen Gefäßen von Marmor aufbewahrt, welche die Form großer Sarkophage haben.

Sphigmenu,

ein kleines Kloster, zwei und eine halbe Stunde von Vatopädi entfernt, wurde der Sage nach von der Kaiserin Pulcheria, der Schwester des Kaisers Theodosius, der wegen seiner schönen Handschrift auch der Kalligraph genannt wird, gegründet, und ist von 30 Mönchen bewohnt.

Unter den Reliquien befindet sich ein prächtiges altes Kreuz von Gold, das mit Diamanten besetzt ist, ein Schmuck, der selten an alten Werken dieser Art getroffen wird. Die Bibliothek enthält ungefähr 4500 Bände Theologie, von welchen die Hälfte aus Handschriften auf Papier besteht. Ich hoffte in diesem alten Kloster auch Bücher von hohem Alterthum zu finden, aber ich sah nichts Erwähnenswerthes als eine russische oder bulgarische Handschrift der vier Evangelien.

Kilantari

oder das Kloster der Tausend Löwen, ist ein großes Gebäude, dessen Grundplan einem offenen Fächer gleicht. Es wurde von Simeon, einem Prinzen von Serbien, gestiftet und wird von 50 Mönchen bewohnt, welche einen prächtigen Kelch von Blutstein zeigen, der in Gold gefaßt, etwa vier Fuß hoch ist und acht Zoll im Durchmesser hat, und dem Kloster von einem byzantinischen Kaiser geschenkt wurde. Die kleine Bibliothek enthielt nur russische oder bulgarische Bücher. Auf meine Frage, ob sich im Kloster keine griechischen Handschriften finden, zeigte mir der Igumeno die einzige, die er besaß, die aber, man denke sich meine Ueberraschung, eine der schönsten war, die ich jemals gesehen. Es waren die Evangelien in Quart, mit goldenen Buchstaben auf prächtiges weißes Pergament geschrieben. Dieser kostbare Band wurde dem Kloster von dem Kaiser Andronicus Comnenus, etwa im Jahr 1184 geschenkt; er war also nicht sehr alt, aber die Seltenheit griechischer Manuscripte in goldenen Lettern machte ihn mir nichtsdestoweniger höchst merkwürdig; denn es sind im Ganzen nicht mehr als zehn oder zwölf ähnliche Handschriften, und diese nicht einmal alle vollständig, vorhanden, nämlich der Codex Cottonianus im brittischen Museum, ein Evangelienbuch in Octav in Wien, ein Bruchstück der Genesis und das Evangelium Lucas (in Silberbuchstaben) ebendaselbst; der Codex Turicensis, ein Fragment aus den Psalmen, und sechs Blätter von dem Evangelium des heiligen Matthäus in Silberbuchstaben mit goldenen Initialen im Vatican u. s. w. Lateinische Handschriften dieser Art sind häufiger.

Von Kilantari hatten wir eine reiche Ebene, welcher einzelne Bäume das Ansehen eines englischen Parks gaben, zu durchziehen, um nach

Zographu

zu gelangen, einem Kloster, das unter der Regierung von Leo Sophos gegründet wurde. Das große Gebäude liegt auf dem Gipfel eines Berges, umgeben von Bäumen und Gärten, und beherrscht ein tiefes Thal, das gegen den Golf des heiligen Berges hin offen ist. Ich fand hier keine griechische Handschrift; alle waren ziemlich neu und in bulgarischer Sprache geschrieben.

Castamoneta

ist ein sehr armes aber sehr malerisches Kloster, das ursprünglich von Constantin dem Großen gegründet wurde. Es enthält nichts der Erwähnung werthes, außer der Urkunde, durch welche Manuel Paläologus demselben die Ländereien übergab, welche es heute noch besitzt. Die Unterschrift des Kaisers ist mit großen rothen Buchstaben geschrieben. Die armen Mönche nahmen den Brief des Patriarchen mit großer Hochachtung entgegen, sie läuteten bei meiner Abreise sogar mit allen Glocken.

Eine Stunde später kamen wir in

Docheiru

an; dieses Kloster mag etwa Raum für 100 Mönche haben, obwohl deren nicht mehr als 20 anwesend waren. Die Gebäude wurden unter der Regierung von Nicephorus Botoniates errichtet und im Jahr 1578 von dem Woywoden Alexander wieder hergestellt. Ich wohnte dort sehr angenehm und wurde von den Flöhen wenig belästigt. Die Bibliothek enthält 2500 Bände, unter welchen ich 150 Pergamenthandschriften zählte. Unter letztern waren eine bulgarische in Folio und mehrere Kirchenväter die merkwürdigsten; die Handschriften auf Papier habe ich nicht gezählt, ich fand unter denselben ein Fragment des Sophokles und drei Blätter eines Evangelienbuchs aus dem IXten Jahrhundert in Uncialbuchstaben, welche die Mönche mir mitzunehmen erlaubten.

Ein Ritt von einer halben Stunde brachte uns nach

Xenophu.

In der Mitte eines Hofes, hart am Ufer des Meeres, erhebt sich eine Kirche, welche wohl die größte des Berges Athos seyn wird. Ich fand daselbst drei Bischöfe, welche auf Befehl des Patriarchen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, hierher verbannt waren. Das Kloster ist von dem heiligen Xenophu gestiftet, einem Heiligen über den ich nichts näheres erfahren konnte, und dessen Namen ich auch in keinem Verzeichnisse gefunden habe.

Die Bibliothek besteht aus 1500 gedruckten Büchern, neunzehn Handschriften auf Papier, eilf auf Pergament und drei Pergamentrollen, welche die Liturgien für gewisse Tage enthielten. Nur drei der Pergamenthandschriften verdienen Erwähnung: ein sehr alter Quartband mit Schriften des heiligen Chrysostomus, ein ähnlicher der die vier Evangelien enthält, in rothem Sammt gebunden und mit silbernem Beschläg versehen. Man versicherte mich, daß dieser Band ein königliches Geschenk sey, es stamme aus dem XIten oder XIIten Jahrhundert und ist durch seine vielen Randbemerkungen merkwürdig. Die Titel der Evangelien waren mit großen goldenen Buchstaben geschrieben. Ich habe in keinem der vierzig griechischen Klöster, welche ich besucht habe, eine zweite Abschrift der Evangelienbücher mit Noten gesehen. Die dritte Handschrift war gleichfalls ein Evangelienbuch von sehr großem Format und in grünen oder blauen Sammt gebunden, sie gilt für einen Autograph des Kaisers Alexis Comnenus. Der Text einer jeden Seite bildet ein Kreuz, zwei dieser Seiten sind mit rother Tinte geschrieben und ohne Zweifel von der Hand des Kaisers, da, wie wir wissen, die byzantinischen Kaiser nie anders als mit rother Tinte schrieben; diese Handschrift, obschon nicht in Uncialen geschrieben, ist gleichwohl eine der schönsten griechischen, die man sehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Handel Aegyptens. Die Ausfuhr wird im J. 1849 auf 1,860,561 Pfd. St., die Einfuhr auf 1,474,000 Pfd. St. angegeben. Von der Ausfuhr kamen beinahe 900,000 Pfd., von der Einfuhr etwas über 600,000 Pfd. auf England. (Shipp. Gaz. 2 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. 14 Februar 1850.

Die englische Thronrede und die Verhandlung darüber.

Nach den heftigen Auftritten in den Meetings der Protectionisten, nach dem wüthenden Ausfall Cobdens gegen dieselben zu Leeds, wo er mit offener Gewalt drohte, wenn man wieder einen Kornschutzzoll einführe, ist die Verhandlung über die Thronrede mit einer merkwürdigen Gelassenheit vorübergegangen. Cobden that kaum den Mund auf, Sir R. Peel sprach gar nicht, der eiserne Herzog, der bisher immer die Minister unterstützt hatte, enthielt sich des Stimmens, und die Protectionisten brachten in beiden Häusern ein sehr mildes Amendement gegen die Thronrede in Vorschlag: sie wollten nur erklärt wissen, daß der auch von der Krone anerkannte Nothstand des Ackerbaues seinen Grund im Freihandel habe, und daß wenn man hierin nicht nachgebe, wenigstens die hauptsächlich auf dem Grundeigenthum liegenden Lasten ausgeglichen werden müßten. Aus allem diesem geht hervor, daß die Protectionisten die Zeit, wo sie wieder als große Partei auftreten können, noch nicht für gekommen erachten. Indeß liegt in der Thronrede selbst genug vor, um es höchst wahrscheinlich zu machen, daß die Minister mit der großen Protectionistenpartei im Einverständniß handeln, um die alten Einrichtungen Englands zu retten, und den Sturz des Territorialadels wo möglich zu hindern. Die Freihändler von ächtem Schrot und Korn waren unzufrieden über die Krone, daß sie überhaupt die Klagen der Eigenthümer und Bebauer des Bodens erwähnt, und dadurch deren Bestand officiell anerkannt hatte; die Minister thaten aber noch mehr: Graf Carlisle ließ sich die Worte entfallen: die neue Gesetzgebung habe noch nicht Zeit gehabt sich hinlänglich zu erproben (the experiment should be fully and fairly tested). Was aber noch viel charakteristischer ist als solche einzelne Phrasen, das ist der Wortlaut der Thronrede selbst; diese stellt eine Erweiterung des parlamentarischen Wahlrechts in Irland, aber nicht in England in Aussicht. In Irland, einem fast rein agrikolen Lande, muß diese Vermehrung der Wählerzahl den Bodenbesitzern und damit den Agriculturisten zu gute kommen, in England würde sie hauptsächlich auf die Seite des beweglichen Reichthums fallen. Von einer Erweiterung der Wahlrechte in England oder vielmehr von einer andern Vertheilung der Wahlcollegien, welche der Aristokratie die Herrschaft entreißen müßte, ist aber in der Thronrede nicht eine Sylbe erwähnt. Lord John Russell kennt vollkommen die Macht und den Einfluß des großen Grundeigenthums in England, und hat gesehen, wie die nach der Wahlreform von 1831 gänzlich aufgelöste Torypartei binnen fünf Jahren sich vollkommen neu gestaltete und allmählich zur Majorität ward, bis sie durch den Verrath Sir R. Peels abermals aufgelöst wurde. Jetzt geht wiederum eine Neugestaltung dieser Partei vor sich, eine Neugestaltung, die vielleicht abermals einiger Jahre bedarf, und diese Jahre hindurch wird das jetzige Ministerium ohne besondere Zwischenfälle im Amt bleiben mit Zustimmung der Führer der Torypartei. Inzwischen wird das Freihandelssystem seine für England nothwendig verderblichen Folgen entfalten, der Ackerbau wird noch tiefer leiden, und zwar auf eine Art, die kein Abläugnen mehr gestattet; der jetzige Flor der Industrie kann wieder, und muß beinahe, einer der periodisch wiederkehrenden Krisen weichen, einer Krise, die um so härter werden dürfte, als der Absatz im Innern nach und nach abnehmen muß. Dann ist es für die Protectionistenpartei Zeit hervorzutreten und zu zeigen, daß der Freihandel den Ackerbau untergraben, und der Industrie keine dauernde Blüthe gebracht habe, abgesehen von den zahlreichen Gewerben, die durch die Abnahme des Wohlstandes der ackerbauenden Classen leiden müssen. Das scheint jetzt die Berechnung der Protectionistenführer zu seyn, eine Berechnung, der augenscheinlich die Regierung selbst nicht fremd ist.

Cobden hat eine große Thorheit begangen, indem er sich so wüthend gegen die Aristokratie erklärte, denn der öffentliche Geist in England ist immer noch eben sowohl aristokratisch als monarchisch. Seine Declamationen über den ewigen Frieden, so wie gegen Oesterreich und Rußland haben ihn vielfach lächerlich gemacht; man wird ihn bellen und sich abnützen lassen, wie einst den Radikalen Hunt und ähnliche Leute, die ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen waren, sich aber doch von der intensiven, mit der ganzen Staatseinrichtung eng verwachsenen Macht der Aristokratie einen unrichtigen Begriff gemacht hatten. Diese Aristokratie weiß sich dem Sturm zu beugen und zu rechter Zeit Opfer zu bringen, und sie hat England bis jetzt vor großen revolutionären Stürmen bewahrt; sie weiß, daß die englische Industrie die Märkte der Welt beherrschen oder untergehen muß; sie weiß, daß die Herabsetzung der Kornpreise, d. h. die Möglichkeit der Herabsetzung der Arbeitslöhne, der Industrie jetzt unerläßlich ist, und handelt nach dieser Erkenntniß. So sagte Sir H. Halford auf einem Meeting zu Harborough: „ich habe stets den Schutz des Ackerbaus unterstützt, und halte ihn für nothwendig, da er in England so schwer besteuert ist, aber ich glaube nicht bei Euch die Hoffnung nähren zu dürfen, daß Ihr durch eine Rückkehr zum Schutzsystem so bald werdet erleichtert werden. Große Veränderungen, wie die Einführung des freien Handels, haben eine gewisse Zeit nöthig um sich zu erproben, und ich muß gestehen, daß, wenn auch der Ackerbau

Digitized by Google

in großer Noth ist, die andern Theile der Gesellschaft das Geschehene noch nicht zu beklagen haben.“ In ähnlicher Weise äußerten sich schriftlich Lord Yarborough und mehrere andere. Und doch wissen diese Leute ganz genau, was ihnen, was der Aristokratie bei längerem Bestande des Freihandels bevorsteht: der Ruin zahlreicher adeliger Familien ist unvermeidlich, und man kann unter diesen Umständen die staatskluge Bemessung ihrer Schritte und selbst ihrer Reden nur bewundern.

Cobden und Bright, welche, namentlich an Orten wo sie sich mehr gehen ließen, wie auf einem Feste zu Waterford, ihrem ganzen Hasse gegen die Aristokratie freien Lauf ließen, schaden doch nur sich selbst und ihrer Sache, denn man behandelt sie in den Journalen als Demagogen und Republikaner. Es ist wohl möglich daß die Zeit heranrückt, wo auch die englische Aristokratie stürzt, allein bis jetzt hat man in England nur einen Kampf der Parteien unter einander, nicht aber den Kampf verschiedener Classen gegen einander gesehen; derselbe zieht sich allerdings durch mehrere Parteikämpfe der letzten fünfzig Jahre als rother Faden durch, aber noch wirkt die Einrichtung der englischen Aristokratie, welche weder ihr goldenes Buch dem Eintritt verschließt, noch sich von dem übrigen Volk absperrt, da die nachgebornen Söhne in das Volk zurücktreten, stark genug, um keinen solchen Classenkampf aufkommen zu lassen. So sind Cobden und Bright höchstens verlorene Schildwachen, aber noch nicht einmal der Vortrab einer in der Zukunft siegreichen Armee.

Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde.

(Fortsetzung.)

Es war eine wunderbare Zeit, voll der eigenthümlichsten Scenen, und eigenthümlich war auch die, welche bei Gelegenheit der Wahlen in unsern Casernen stattfand. Nach den Worten des Decrets, das die Freiwilligen zu einem bewaffneten Corps constituirte, sollten sie sich selbst ihre Führer ernennen. Eines Morgens las man uns beim Appel einen Tagesbefehl unseres Oberanführers, des Generals Duvivier, vor. Er war abgefaßt wie alle Tagesbefehle dieses etwas schwärmerischen Mannes. Wir sollten uns, seinem ausdrücklichem Wortlaut nach, sammeln und zu Gott beten; es herrschte in dem merkwürdigen Bruchstück kriegerischer Beredsamkeit ein Predigerton, den man leicht lächerlich machen kann, der aber denen für die er bestimmt war, in einem andern Lichte erschien; die Freiwilligen hörten ihm schweigend und mit ernstem Gesicht zu, und wenn ihre Wahlen Frankreich keine Hoche's oder Marceau's gaben, so lag die Schuld davon weder an ihnen, noch an General Duvivier, sondern an der Zeit und an den durch die Revolution ans Licht gerufenen Elementen.

Die Wahlhandlung selbst wurde, mindestens in der Caserne, in welcher ich ihr beiwohnte, in größter Ordnung und voll Würde vollzogen, was damit zusammenhing, daß ihr Vorwahlen vorausgegangen waren. In diesen nämlich hatte man sich über die Candidaten vereinigt, und die Freiwilligen, die aus einem lobenswürdigen Stolz die Wahlcabalen nicht zu den Ohren eines Dritten gebracht wissen wollten, hatten in ihnen beschlossen, dem künftigen Führer den rührenden und imposanten Triumph einer Einstimmigkeit in der Ernennung zu bereiten. Es hatten also die am eigentlichen Wahltage stattfindenden Ernennungen in ihrer Einstimmigkeit etwas Rührendes und Feierliches, und so oft ich an den Luftzug der Fahne gedenke, die mir bei meiner Ernennung mitten unterm Trommelwirbel über dem Haupte geschwenkt ward, so zittert es freudig in mir nach. Das erfrischende Gefühl jenes Luftzugs ist an mir haften geblieben, wie der Tropfen eines heiligen Oeles, und während ich in jenem Augenblick mich zum Soldaten „geweiht“ fühlte, erblickte ich auf mehr als einem Gesichte die Spuren derselben Bewegung, die mich ergriffen hatte. Wenn mir über den Ausfall der Wahlen ein Urtheil zu fällen erlaubt ist, so war derselbe weit aristokratischer als man hätte erwarten sollen.

Ausgezeichnetes Benehmen, Abstammung aus den höhern Gesellschaftsschichten waren nirgends als Grund zum Ausschluß von den Führerstellen betrachtet worden, sondern vielmehr als begründete Ansprüche zur Erlangung derselben. In allen Casernen, in denen junge Leute aus bessern Familien sich hatten einzeichnen lassen, wurden gerade diese zu Führerstellen ernannt, und mein Leben unter dem Volk hat mich überzeugt, daß aus allen unsern Ummälzungen ein wiedergeborenes Patriciat hervorgehen könnte, wenn diejenigen, welche sich eines traditionell bekannten Namens erfreuen, mit Muth und mit gebietendem Ansehen an die Spitze der socialen Familie treten wollten. Angenommen, es hätte sich im Februar die gesammte „goldene Jugend“ von Paris in die Mobilgarde einschreiben lassen, so würde diese von Caussidières und Ledru Rollins ausgehobene Truppe das vollendete Muster einer aristokratischen Armee dargeboten haben. Officiere und Soldaten hätten, wie in den Tagen vor 1789, zwei abgesonderte Classen gebildet. Jedoch darf dabei freilich nicht übersehen werden, daß alle die von den Freiwilligen zum Befehl Berufenen mindestens das unbestreitbare Verdienst besaßen, am Tage der Gefahr auf ihrem Posten zu seyn.

Nachdem die Officiere ernannt waren, wurden sie rasch equipirt, und trugen die Uniform ihres Corps und die Zeichen ihrer Würde. Die Soldaten dagegen behielten ihre vom Sonnenschein des Ruhmes noch nicht vergoldeten Lumpen bei. Ihre Bekleidung war so, daß, als wir eines Tages lange bei platschendem Regen im Freien gewesen waren, am andern Morgen die Freiwilligen unmöglich zum Exercieren ausmarschiren konnten. Sie mußten im Bett bleiben, damit ihre ärmlichen Blousen trocknen konnten; der Mehrzahl von ihnen fehlte es sogar an Hemden, und durch die Löcher ihrer Hosen schimmerte das nackte Fleisch. Es war ein Anblick zum Erbarmen, und da man damals alles durch Deputationen erhielt oder, richtiger gesagt, forderte, so beschlossen mehrere von dieser herzzerreißenden Blöße gerührte Officiere als Deputation zu Ledru Rollin zu gehen.

Gedacht, gethan. Nachdem das Morgengläschen, Branntwein, Weißwein, Absynthe oder sonst was getrunken war, begab sich die Deputation im Fiacre, ihre Cigarren rauchend, zum Minister des Innern. Den Glimmstengel im Munde drang sie bis ins Vorzimmer vor. Ihr Sprecher war ein Aristokrat, der die Einzelheiten dieser lustigen Begebenheit nie vergessen wird. Zuerst fragt er den Thürsteher nach dem „Bürger Minister.“ Da man ihm erwidert, dieser Bürger sey nicht da, aber ein Bürger-Secretär wolle die Deputation empfangen, so ging's zum Secretär und man erklärt diesem in Phrasen voll revolutionärer Energie, man wolle den Minister selbst sprechen. Der Secretär antwortet, der Minister sey auf dem Stadthause; die Deputation geht aufs Stadthaus, und als sie den Minister hier nicht findet kehrt sie wüthend ins Ministerium des Innern zurück. Dießmal wird sie zum Luxembourg geschickt, wo der Minister ganz gewiß ist; im Luxembourg aber ist Niemand als L. Blanc, der die

Digitized by Google

Schneider katechisirt, und die Deputation erscheint zum drittenmal im Ministerium des Innern; der Thürsteher wird von ihr Sklave gescholten und der Empfangssaal im Sturme genommen. Einige von der Deputation spazieren in ihm herum, indem sie ihre Säbel auf dem Boden nachklirren lassen, andere lagern sich auf dem großen runden Divan, den die Unterpräfecten zu bewundern gewohnt sind, manche reiten auf den Stühlen, der Aristokrat endlich sagt kurzweg: „hier wollen wir bivouakiren, bis der Minister zurückkommt, wir wollen hier rauchen, trinken und essen, und nur die Bajonette sollen uns von hier vertreiben." Darüber erschreckt verräth der Thürsteher, der Minister sey in der Tivolistraße im Ministerium der Finanzen, wo unter seinem Vorsitz eine Berathung gehalten werde, und stracks eilt die Deputation nach dem Ministerium der Finanzen. Hier erfährt sie wirklich, daß der Bürger Ledru Rollin da sey, aber nicht zu sprechen, Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit nehmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Nichts destoweniger schreibt der Aristokrat ein Billet, das die wenigen Worte enthält: „fünf Officiere der Mobilgarde müssen auf der Stelle den Bürger-Minister sprechen, ihre Dienstpflicht erlaubt ihnen nicht zu warten." Und siehe da! Ledru Rollin erscheint, um sogleich vom Aristokraten mit dem Titel Bürger angedonnert zu werden, und aus seinem Munde in einer hyperrevolutionären Rede das Elend der Mobilgarden zu vernehmen. „Möge sichs die provisorische Regierung gesagt seyn lassen; die Freiwilligen sind der Sache müde, wenn die Republik von ihren Kindern geehrt seyn will, so muß sie sie kleiden." Das Ende der Unterhaltung war, daß der Minister versprach, sowie die Berathung zu Ende sey, wolle er selber nach Clichy gehen, wo L. Blanc die Brudergesellschaft der Schneider eingerichtet hatte.

Ob Ledru Rollin darin Wort hielt, weiß ich nicht. Sicherer ist, daß die Officiere der Mobilgarde und die Mobilgardisten selber sich mehrmals nach Clichy aufmachen mußten, um nach den Kleidern zu sehen, welche die Schneider machen sollten und nicht machten, und daß es dabei nicht an sonderbaren Auftritten fehlte. So oft nämlich von diesen Arbeitern ein Einzelner fällige, aber noch nicht fertige Kleider verlangte, antworteten sie ihm in den wildesten Clubausdrücken und schienen den Dränger mit ihren Nähnadeln morden zu wollen. Kamen dagegen die fordernden Mobilen in Masse, so nahmen die Schneider mit ihren wallenden Haaren und langen Bärten gegenüber die finstere Stellung beschimpfter Gottesmänner an, und im Vollgefühl ihrer Majestät wollten sie nicht bloß nichts arbeiten, sondern auch noch alle diejenigen, die nicht mit in ihrem Rath saßen, an der Arbeit hindern. Denen, die sich der Verfertigung unserer Bekleidung unterziehen wollten, drohten sie mit Schlägen, bis man sich endlich kurzweg von ihrem Joche befreite. Einer der Mobilen erklärte: „habe ich einen Thron verbrannt, so will ich wohl auch noch euer Etablissement verbrennen," und nachdem man den verbundenen Brüdern einzelne Brüder der Mobilgarde beigegeben hatte, die sie durchbläuen wollten, jedoch nicht durchbläuten, wurde die Mobilgarde doch noch bekleidet.

Daß sie letzteres nicht schon am 16 April war, sondern damals noch ihren ursprünglichen Anzug hatte, wird Niemand von denen bedauern, die in ihren Reihen jenen Tag mitgemacht haben. An ihm boten diese in Lumpen gehüllten Kinder, die so entschlossenen Schritts zur Vertheidigung der Ordnung und der öffentlichen Wohlfahrt auszogen, einen wunderbaren, unerwarteten Anblick. Den Jubelruf, mit dem die Nationalgarde uns empfing, muß man selber gehört haben.[1] Ganze Legionen schienen mit magnetischer Anziehungskraft zu unsern Bataillonen hingerissen zu werden, von unbekannten Gestalten wurden uns rasche Händedrücke geboten, und es gab sich ein Enthusiasmus kund, der die Mobilgarde für die von ihr so unerschrocken vertheidigte Sache förmlich eroberte. Hätten am 16 April die Freunde des Bürgerkriegs eine Schlacht zu liefern gewagt, so würden die Barricaden von Soldaten in Blousen genommen worden seyn, denn unsere Leute konnten der Tracht nach unmöglich von den Arbeitern, die sie von allen Seiten drängten und ihre Reihen zu zerbrechen bemüht waren, unterschieden werden. Ich erkannte die meinen nur an jenem eigenen anständigen und entschlossenen Wesen, das sich die Männer des Volks aneignen, so wie sie das Waffenhandwerk ergriffen haben, an jenen Aeußerungen des Casernengeistes, dessen weitverbreitete Herrschaft unter uns sich um jene Zeit besonders auch in der Art zeigte, wie das Fassen der ersten Patronen zum Fest für uns ward.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Fortsetzung.)

Russico.

Dieses Kloster wurde von Lazarus, Fürst von Serbien, gestiftet, und von der Kaiserin Katharina I wieder hergestellt. Der Vorstand desselben ist ein sehr unterrichteter Mann, der mehrere Sprachen spricht; ich fand hier übrigens nur neun Handschriften, welche wenig Interesse darboten. Der Abt sagte mir aber, daß das Kloster früher eine Pergamenthandschrift des Homer besessen habe, welche vor einigen Jahren zwei Engländer gekauft hätten, welche bald darauf von Seeräubern geplündert worden seyen, wobei das Manuscript zu Grunde ging. Da ich mit Ausnahme der Herren Clarke und Carlisle von keinem Engländer gehört habe, der den Hagion Oros besucht hat, so vermuthe ich, daß es Franzosen oder Deutsche waren, welche diese kostbare Erwerbung gemacht und wieder verloren haben.

Eine Stunde von Russico entfernt liegt

Xeropotamos.

In diesem Kloster wurde ich so freundlich aufgenommen, daß ich beschloß hier mein Hauptquartier aufzuschlagen und die übrigen Klöster von hier aus zu besuchen.

Xeropotamos wurde von dem Kaiser Romanus im Jahr 920 gestiftet und 1320 von Andronicus II wieder hergestellt. Nachdem es bei einem Erdbeben wieder zu Grunde gegangen war, wurde es unter der Regierung Selims I im Jahr 1515 abermals aufgebaut. 1701 muß es in sehr schlechtem Zustand gewesen seyn, denn es wurde damals wiederum reparirt. Auch während der griechischen Revolution hat es bedeutend gelitten, zur Zeit meines Besuchs arbeitete man eifrig an demselben.

Die große und schöne Bibliothek enthält etwa 1000 gedruckte Bände und 30—40 werthlose Handschriften in sehr schlechtem Zustand. In der Kirche wird ein großes Stück des heil. Kreuzes aufbewahrt.

St. Nicolaus

ist das kleinste der Athosklöster; es liegt sehr malerisch an einem Felsen, bietet aber außer seinen köstlichen Feigen nichts erwähnenswerthes dar.

St. Dionys

ist ohne Zweifel das merkwürdigste unter den Klöstern des heil. Berges wegen der Alterthümer die es besitzt, und wegen seiner großen und wohlerhaltenen Kirche. Nahe an der Eingangsthüre sieht man das auf

---

[1] Damals wollten die Rothen ein Zeichen ihrer Ueberlegenheit geben, und marschirten in ungeheuren Massen auf, aber auch die Nationalgarde erschien zahlreich, und war natürlich über den Zuzug der Mobilgarde nicht wenig erfreut. A. d. R.

Holz gemalte Bild Alexis Comnenus, Kaisers von Trapezunt und Stifters dieses Klosters, in silbernem mit Gold und Edelsteinen verziertem Rahmen. Unter den Kostbarkeiten des Klosters verdient eine Patene, die aus einer Masse von zerstoßenen Türkisen gefertigt zu seyn scheint, (denn sie ist zu groß als daß sie aus einem Stücke bestehen könnte), Erwähnung. Diese wundervolle Platte, welche in Gold gefaßt, reich mit heil. Bildern in sehr erhabener Arbeit verziert ist, und eine sehr alte griechische Inschrift trägt, ist ein Geschenk der Kaiserin Pulcheria. Ein prachtvolles Reliquienkästchen enthält das Haupt Johannes des Täufers, dessen Gebeine sammt einem andern Haupt man in der Kathedrale zu Genua zeigt. Das zwei Fuß hohe Kästchen ist von Silber und vergoldet und in der Form einer byzantinischen Kirche gearbeitet; das Dach überragen fünf goldene Kuppeln. Die Einfassungen der Fenster sind mit seltsamen Ornamenten verziert, wie ich ähnliche niemals gesehen. Die Bibliothek enthält etwa 1000 (?) [1] Handschriften, zur Hälfte auf Papier, zur Hälfte auf Pergament.

Unter diesen fiel mir ein Evangelienbuch in Quart auf, das in Uncialen geschrieben und sehr gut erhalten war; die Dialogen des heil. Gregor, in klein Quart, waren mit zwölf schönen Miniaturen geschmückt. Unter den Handschriften auf Papier fand ich eine Ilias, in Folio, schlecht geschrieben, und eine Menge Kirchenbücher. Aber leider wollte man mir aus dieser herrlichen Sammlung, die nur sehr wenige gedruckte Bücher enthielt, nichts ablassen.

St. Paul.

St. Paul wurde von Giancobano (Brancoban), Hospodar der Walachei, für serbische und bulgarische Mönche gegründet. Die Bücher waren hier in einem kleinen Raum in neuen Schränken wohl geordnet aufgestellt; ich fand jedoch nur eine einzige griechische Handschrift aus dem XIIten oder XIIIten Jahrhundert. Im Ganzen waren ungefähr 250 serbische und bulgarische Manuscripte vorhanden, von welchen drei besonderer Aufmerksamkeit werth sind, nämlich ein sehr dickes aber gegen das Ende unvollständiges Evangelienbuch in Quart, das in neun Linien großen Uncialbuchstaben geschrieben, ist, ein anderes Evangelienbuch in Folio, mit schönen Miniaturen zu Anfang eines jeden Abschnitts. Einzelne Worte, so wie alle Unterscheidungszeichen in diesem ehrwürdigen Manuscript waren in Gold. Das dritte merkwürdige Buch, wie die beiden andern mit Uncialen geschrieben, enthielt gleichfalls die vier Evangelien und war durchaus mit Miniaturen geschmückt. Bei dem Reichthum, welcher in diesem Kloster herrschte, wagte ich es nicht, den Mönchen den Vorschlag zu machen mir ein Buch zu verkaufen; als ich mich aber zur Abreise anschickte, sagte mir der Igumeno, daß es ihn glücklich machen würde, wenn ich ein Andenken an meinen Besuch in seinem Kloster annehmen wollte; ich entgegnete ihm, daß mir ein Buch sehr erwünscht wäre. Wir gingen zur Bibliothek zurück; der Igumeno ergriff den ersten besten Band und überreichte ihn mir. Ich erwiederte ihm daß, wenn es ihm gleichgültig wäre, welches Buch er mir schenkte, er erlauben möchte, daß ich eines nach meiner Wahl mit mir nehme, und bezeichnete ihm das erwähnte bulgarische Evangelienbuch in Folio; der Mönch stellte es mir zu. Ermuthigt durch diesen Erfolg, war ich unbescheiden genug ihn zu bitten, mir die zwei andern Evangelienbücher zu verkaufen, worauf er auch diese mir zum Geschenk anbot. Ich schämte mich beinahe sie anzunehmen, und nur der Gedanke beruhigte mich, daß sie für die Mönche nach ihrer eigenen Aussage gar keinen Werth hatten, indem sie weder zu Konstantinopel noch in Smyrna verkäuflich waren.

Simopetra.

Dieses Kloster wurde von dem heiligen Simon, dem Anachoreten, gegründet. Ich fand in der Bibliothek ungefähr 150 Manuscripte, von welchen man mir drei verkaufte, nämlich das Leben und die Werke des heil. Johann Climax, Igumeno in einem der Sinaiklöster, eine Handschrift aus dem XIten Jahrhundert; eine Apostelgeschichte in Folio, und die vier Evangelien in Quart mit Abbildungen der Evangelisten. Während ich die Manuscripte bezahlte, öffnete einer der Mönche das Evangelienbuch und fand darin eine schreckliche Verwünschung eingeschrieben, welche irgendein Fürst, der das Buch dem Kloster geschenkt hatte, über denjenigen aussprach, der dasselbe verkaufen oder überhaupt weggeben würde. Diese unzeitige Entdeckung machte einen großen Eindruck auf die Mönche; glücklicherweise war in den beiden andern kein Anathem eingeschrieben, man erlaubte mir daher wenigstens diese mit mir zu nehmen.

An demselben Abend kehrte ich nach Xeropotamos zurück; man gab mir hier einen schönen jungen Mönch, der ein wenig italienisch sprach, zum Gesellschafter. Dieser erzählte mir, daß er seine Eltern in seiner frühsten Jugend verloren habe, und in einem der Klöster auferzogen worden sey. Er hatte den heiligen Berg nie verlassen und deßhalb nie eine Frau gesehen; er fragte mich, ob die Frauen den Bildern der Panagia (heiligen Jungfrau), welche man in den Kirchen finde, ähnlich seyen. Wenn man weiß wie steif und häßlich diese Bilder in den griechischen Kirchen sind, wird man mir zugeben, daß sie sich wenig dazu eignen, eine richtige Idee von dem schönen Geschlecht zu geben. ich begnügte mich daher dem jungen Mönch zu sagen, daß nicht gerade alle Frauen den erwähnten Bildern gleichen und brach dann das Gespräch ab.

Auf dem Weg von Xeropotamus nach Karyäs, dem Hauptort des Hagion Oros, liegt Kutlumuß, das am regelmäßigsten gebaute Kloster des Berges. Es bildet einen großen viereckigen Hof, der von einem Kreuzgang umgeben ist, an welchen, wie in katholischen Klöstern, die Hallen der Mönche stoßen. In der Mitte des Vierecks erhebt sich die Kirche, deren Vorhalle mit einer Darstellung des jüngsten Gerichts geschmückt ist. Das Kloster war zur Zeit meines Besuches beinahe unbewohnt; der Mönch, den ich traf, machte große Schwierigkeiten mir die Bibliothek zu zeigen, indem er sagte, daß erst vor kurzer Zeit ein Russe ein Buch entlehnt und nicht mehr zurückgegeben habe. Nur der goldene Schlüssel verschaffte mir endlich Einlaß. Ich fand in einem großen viereckigen Raume eine schöne aber vernachlässigte Sammlung. Viele Bücher lagen in Haufen auf dem Boden umher und waren mit tiefem Staub bedeckt. Es mögen etwa 6—700 gedruckte Bücher, 200 Handschriften auf Papier und 150 auf Pergament gewesen seyn. Es war mir aber nicht möglich sie zu untersuchen, weil mich der Mönch für einen Russen hielt und mich nicht allein bei den Büchern lassen wollte; ich sah verschiedene Abschriften der Schriften des heil. Chrysostomus, der, wie es scheint, der Liebling der Mönche des heil. Berges war, zur Zeit als sie Bücher lasen. Erst bei dem Besuch der Kirche hat die Ehrerbietung, welche wir dem Heiligthume erzeigten, die Mönche belehrt, daß wir keine Räuber waren. Kutlumuß ist von Alexis Comnenus gegründet und später durch einige fromme Woywoden wieder hergestellt worden.

(Schluß folgt.)

Münzen in der Provinz Constantine. Der Commandant de la Mare hatte während seines Aufenthalts in der Provinz Constantine (von 1840 bis 1845) eine ziemliche Anzahl Münzen gesammelt, und diese Hrn. V. Langlois zu einer nähern Untersuchung überschickt. Dieser veröffentlichte darüber (Revue arch. 15 Januar) eine Abhandlung, und theilt die Münzen in vier Abtheilungen ein: 1) in punisch-mauritanische, 2) in römische vor 476, 3) in römisch-griechisch-vandalische, und 4) in arabische. Die Inschriften der erstern, so weit sie solche haben, sind numidisch, und dieß macht es zweifelhaft, ob die erste Carthago zugeschriebene Münze wirklich carthagisch ist, umsomehr als sie auch auf der Rückseite das numidische galoppirende Pferd hat. Allerdings finden sich solche Münzen, die Mionnet früher Palermo zuschrieb, und von denen mehrere auch punische Schrift tragen, in großer Anzahl in der Regentschaft Tunis und in der Provinz Constantine; das Pferd dürfte aber immerhin auf numidischen Ursprung deuten. Die Zahl der entschieden mauretanischen Münzen aus der Römerzeit ist schon größer, und die der römischen Münzen natürlich am bedeutendsten, indeß finden sich unter diesen sehr merkwürdige unter andern eine vom Triumvir Pompejus.

[1] Fallmerayer, welcher im Jahr 1841 den heiligen Berg besuchte, sagt (Fragmente aus dem Orient II. S. 137): Die Klosterbibliothek zu St. Dionys, dem Rang nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur 500 Nummern, unter diesen nicht mehr als 189 Handschriften, das übrige sind in Europa gedruckte Bücher ohne Werth. A. d. Uebersetzers.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. 15 Februar 1850.

Die protestantischen Missionen im Orient, nämlich Griechenland, Türkei, Klein-Asien, Syrien und Aegypten.

(Mitgetheilt von H. Zimpel.)

Dieselben gehören entweder der Episkopal- (Landeskirche von England) oder der presbyterianischen Kirche an, und sind von den betreffenden Missionsgesellschaften beider Congregationen, von England so wie von Amerika dorthin gesandt, welche auch alle damit verbundenen Kosten und zwar aus freiwilligen Beiträgen, tragen. Eine Ausnahme von der oben ausgesprochenen allgemeinen Regel macht nur ein amerikanischer Missionär in Damascus, der von einer besondern Religionssecte, die meist im Staate Ohio wohnt und sich an einen altschottischen Ritus hält, den Presbyterianern also nahe steht, im frommen Eifer zur Bekehrung der Juden dorthin gesandt wurde. Ihm ist gleichfalls ein Arzt beigegeben, um durch Heilungen und körperliches Wohlthun die Israliten zur Anhörung der christlichen Lehre geneigter zu machen.[1] Alle Missionäre, sowohl die amerikanischen als die englischen, haben die Weisung, das Christenthum allen Völkern zu predigen und sie zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi zu bringen. Da diese sich bald überzeugten, daß das Bekehrungsgeschäft unter den Mohammedanern eine ganz vergebliche Mühe sey, wandten sie ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Erleuchtung und Aufklärung der sehr im Finstern tappenden verschiedenen christlichen Gemeinden, der Griechen, Armenier, Maroniten rc. und Juden! Unter diesen Christen ging das Bekehrungsgeschäft aber eben so langsam von statten, so daß einzelne nach 12—16 jähriger eifriger Arbeit in dem Weinberge des Herrn, an einem und demselben Orte, wie z. B. der amerikanisch-presbyterianische Missionär NN. in Athen, endlich den Ort verlassen mußten, weil die Regierung fürchtete ihn nicht gegen die Wuth des vom Priesterstande aufgewiegelten Pöbels schützen zu können, da er öffentlich und mit Muth und Kraft von den Mißbräuchen und Irrthümern der griechischen Kirche gesprochen, während der amerikanisch-episkopalische Missionär Hill an demselben Orte mit seiner Frau seit 16 Jahren das Missionsgeschäft im weitesten Umfange mit den glänzendsten Früchten fortsetzte, geliebt und geachtet von der ganzen verständigen griechischen Population Griechenlands. Der Plan welchen derselbe verfolgt, ist ganz einfach folgender: durch amerikanische Fonds in den Stand gesetzt jährlich — und zwar seit 16 Jahren, — 500 bis 600 Mädchen nicht allein in allen Elementarwissenschaften, sondern auch in allen weiblichen Arbeiten unentgeldlich zu unterrichten, befolgt derselbe beim Religionsunterricht die Politik, daß er ihnen die Bibel erklärt und ihrem Verstande es überläßt das Wahre vom Falschen, also auch die Irrthümer zu erkennen, in denen sie in ihrer griechischen Religion befangen sind, ohne ihnen zu sagen oder sie zu zwingen so zu denken als es nach seiner Ansicht Recht und Pflicht wäre. Deßhalb verwirft er auch nicht den griechischen Katechismus oder deren Gebete und gestattet ihnen, wie sich hiernach ganz von selbst versteht, bei Ausübung derselben in seiner Anstalt den griechischen Ritus, also auch das Kreuzschlagen beizubehalten. Während andere Missionäre in ihrem blinden Eifer, indem sie alles dieß verwerfen und eine absolute Unterwerfung ihrer Glaubensansicht fordern, und daher in der Regel alles verderben und nichts ausrichten oder höchstens Proselyten aber keine Convertiten machen, hat der Reverend Hill in Athen die große Genugthuung, eine edlere und reinere Ansicht vom Christenthum in diesen Mädchen erzeugt zu haben, die sie dann als Mütter und Hausfrauen auf ihre Familien wohlthätig verbreiten, ohne dadurch die unglückseligen Familienzwistigkeiten und die Auflösung aller Familienbande herbeizuführen, die in der Regel beim Uebergange zu einer andern Religion eintreten und unausbleiblich sind. Derselbe mit seiner Gattin haben es nun schon dahin gebracht, daß die ersten Familien des Landes ihre Töchter ihm zur Erziehung in diesem Institute übergaben, von denen jetzt eine Hofdame bei Ihrer Majestät der Königin von Griechenland ist, dieselbe welche letztere auf ihren Reisen in Deutschland stets begleitete und durch ihre Schönheit so viel Aufsehen machte. Ferner daß jetzt die jungen mehr gebildeten Griechen, die früher bei der Werbung um ein Mädchen nur von der Mitgift sprachen, jetzt damit die Frage verbinden, ob sie in dem Hill'schen Institute erzogen sey. Endlich hat sich allen Missionsgesellschaften im Orient die Ueberzeugung aufgedrungen, daß nur durch die Erziehung der Jugend eine höhere Moral und Religiosität in die dort wohnenden christlichen Völker gebracht werden könne, da die alten selten oder nie aus reiner Ueberzeugung die Religion ihrer Väter verlassen. Auf eine Ausnahme komme ich später. Aus diesem Grunde beschäftigen sich die Missionäre auch meist mit dem Schulunterricht der Jugend, wie Hr. Hildner in Syra, ein Deutscher im englischen Missionsdienst, der gegen 500 Knaben, natürlich unentgeldlich, weil sonst die wenigsten ihre Kinder in diese Schule senden würden, fortwährend in seiner Schule ausbildet. Dasselbe ist mit Hrn. Wolters, auch einem Deutschen im englischen Dienste, in Smyrna der Fall. In Konstantinopel befinden sich

[1] Im Dienste der letztern befinden sich meist Deutsche oder selbst Nordamerikaner.

Digitized by Google

gleichfalls einige amerikanische Missionäre deren Wirkungskreis ich aber nicht genau kenne, ich glaube auch sie beschäftigen sich meist mit dem Schulunterricht der Jugend. Am stärksten sind die Missionäre vertreten in Palästina und Syrien, und zwar sind die englischen in Jerusalem und die amerikanischen in Beyrut stationirt. Die Zahl der letztern mit Einschluß der ihnen beigegebenen Aerzte ist sechs. Diese verfolgen außer der allgemeinen Tendenz und dem Wohlthun hauptsächlich in ihrer detaschirten Abtheilung in Abeih im Libanon, die Ausbildung von jungen Männern unter den Maroniten zu Lehrern, also mehr Seminar als Schule, während die Frauen der amerikanischen Missionäre es sich meist zur Aufgabe gestellt haben, in ihrem Familienkreise Mädchen zu erziehen und sie zu vortrefflichen Hausfrauen und guten christlichen Müttern auszubilden.

Alle Missionäre in Palästina und Syrien richten ihr Hauptaugenmerk auf die Bekehrung der Juden, ohne sich jedoch eines großen Erfolges rühmen zu können. Am nachdrücklichsten wirken hierfür die Engländer, welche mehrere im Mutterlande zum Christenthum übergetretene Israeliten als Missionäre für diesen Zweck dorthin gesandt haben, worunter sich außer denen in Jerusalem, ein Deutscher Hr. Daniels in Damascus und Hr. Kolm in Safed befindet. Die beiden letztern, besonders aber Hr. Daniels verfolgen gewiß den besten Weg ihre Aufgabe zu lösen, indem sie weniger öffentlich als Prediger auftreten, sondern alles anwenden sich einen überwiegenden Einfluß als Freund und Rathgeber in den jüdischen Familien zu erwerben, um so vorerst ohne aufzufallen, auf die Moralität derselben hinzuwirken, die Macht der Rabbiner zu brechen und sie spielend dem Christenthum näher zu bringen. Ich war Augenzeuge wie die israelitischen Familien in Damascus in ihren wichtigsten Familienangelegenheiten nicht ihren Rabbiner, sondern Hrn. Daniels zu Rathe zogen. Einen schweren Stand hat Hr. Kolm in Safed, dieser von den Juden als einer der heiligsten betrachteten Stadt, von wo sie ihn früher vertrieben. Einer Wiederholung dieses Ereignisses ist nun dadurch vorgebeugt, daß derselbe gleichzeitig zum englischen Viceconsul ernannt und als solcher von den türkischen Behörden anerkannt ist, und daher einen türkischen Cavaß — einen Polizeidiener — zu seiner Disposition hat.

Ich komme nun zu dem obenerwähnten Ausnahmsbekehrungsfalle. In Aintab nördlich von Aleppo wohnen eine große Masse Nestorianer, unter denen sich ein aufgeklärter Bischof befand, dessen Namen mir entfallen, der angeregt durch einen amerikanischen Missionär Licht verbreitete in der schrecklichen Finsterniß, in der diese Christen leben. Haß und Verfolgung von den übrigen Glaubensgenossen so wie Unterdrückung von Seiten der türkischen Behörden vereitelte indeß alle weiteren Aufklärungsversuche von Seiten der Mission. Um das begonnene Werk aber fortzusetzen stationirte sich der englisch-presbyterianische Missionär Hr. Johnston, ein Amerikaner von Nord-Carolina, der schon seit 13 Jahren im Orient in dieser Eigenschaft wirkt, in Aleppo, und berief die Aeltesten dieser Gemeinde zu sich, wo er sie mit dem reinen Sinn der Bibel vertraut machte, und auf diese Weise als ein wahrer Apostel arbeitet. Es hat sich nun bereits eine nestorianisch-presbyterianische Gemeinde gebildet und ist zu hoffen daß die Verhältnisse in Aintab sich bald so umgestalten, daß Hr. Johnston geschützt von der türkischen Regierung sein begonnenes Werk dort selbst wird fördern können.

In Aegypten befindet sich in Cairo der englische Missionär der Episkopalkirche, ein Deutscher Hr. Lieder, der mit seiner Frau und unterstützt von andern Lehrern und Lehrerinnen eine bedeutende Anzahl Knaben und Mädchen unentgeldlich in den Schulwissenschaften und letztere auch in weiblichen Arbeiten ausbildet. Hr. Lieder hat zugleich ein kleines Seminarium zur Ausbildung von Lehrern etablirt. Seine Anstalt wird von Knaben aller Religionssecten besucht, nicht allein Mohammedanern, sondern auch Juden, Griechen und Kopten. Eine günstige Veranlassung dazu ist, daß der vorige Vicekönig von Aegypten Mehemed Ali bei Etablirung einer Menge Elementarschulen in Cairo, wo die Knaben unentgeldlich unterrichtet werden, mit dieser Begünstigung die Bedingung verband, daß diese Knaben später, wenn die Regierung es verlange, ihr auch als Beamte dienen müßten. Weil dadurch oft die Carriere eines jungen Mannes gestört wird, und er als Kaufmann oder im Privatleben unabhängiger und wohlhabender werden kann, so sehen sich die Eltern um so mehr veranlaßt ihre Knaben lieber in die Schule des Hrn. Lieder zu senden. Auf diese Weise wächst die Zahl von dessen Schülern häufig bis zu 4—500.

Außerdem machen namentlich die amerikanischen Missionäre häufig Reisen durchs Land, um die Bewohner desselben aufzuklären, ihnen Schriften zu ihrer Belehrung zu übergeben &c. In dieser Beziehung stehen Hr. Smith und Thompson von Beyrut oben an.

Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde.

(Fortsetzung.)

Dieß fand kurz vor dem 15 Mai statt. Wir waren den Tag über consignirt gewesen, und wie gewöhnlich an einem solchen Tage hatten sich bis gegen Abend die abenteuerlichsten Gerüchte unter uns verbreitet. Die Communisten, wurde erzählt, hätten das Stadthaus in Brand gesteckt, am St. Martinsthor schlage man sich, am Magdalenenthor werde geplündert; es wurde mit einem Wort bei uns unter Lachen und Singen ein Chaos von Gerüchten besprochen, die einen ehrlichen Bürger vor Schrecken um den Verstand gebracht hätten, als eben, nachdem die Trommel uns zur Abendsuppe gerufen, ein Officier unserm Anführer den Befehl überbrachte, er solle ein bewaffnetes Detachement absenden, dreißig Mann mit Säcken, um Patronen zu fassen. Das Wort Patronen elektrisirte uns. Der Pariser hat für das Pulver eine brennende Leidenschaft, er liebt es wie der Reiche das Gold. Wenn er es während des Gefechtes vergeudet, so verbirgt und verschließt er es nach demselben. Unter uns z. B. war keiner, der nicht in einem alten Schnupftuch so viel eingewickelt hatte, um sich damit den Bart schwärzen und das Pflaster damit blutig färben zu können; nur freilich war, was der einzelne hatte, doch bloß ein Privatschatz, ein Ersparniß aus den Februarbarrikaden, das im April zu einem tüchtigen Feuerwerk, wie Paris es erwartete und wie es wünschte, nicht hinreichen konnte. Es ergriff uns daher die Nachricht, daß eine allgemeine Patronenvertheilung stattfinden sollte, mit einem Jubel, der für den Fall des Kampfes die sicherste Bürgschaft unsers Siegs gewesen wäre. Wir schlugen die Hände in einander, wir tanzten und sprangen, wir stimmten unsere heitersten Lieder an, und als endlich die Säcke ankamen, ging im Hofe ein wahrer Hexensabbath los. Officiere, Unterofficiere, Corporale und Soldaten ergriffen sich bei den Händen, und es begann ein Rundtanz, dessen Jubel ich selbst heute noch nicht verdammen kann. Allerdings hätte ich ihn am liebsten an den Gränzen gegen das Ausland hin aufgeführt, aber auch in Paris meine ich, war er nicht am unrechten Orte. Wenn es in den Kampf

Digitized by Google

geht, darf man nie traurig seyn, das ist eine Wahrheit, welche die Mobilgarde instinctmäßig fühlte, wenn gleich sie zunächst den pariser Bürgern nur erst einen unblutigen Dienst leistete, und zwar bei Gelegenheit jener Tage, in denen der triumphirende Socialismus den Hausbesitzern Großmuth und Verschwendung aufnöthigen wollte.

Wer damals nicht damit einverstanden war, statt mit dem Miethzinse sich mit einigen Gewehrsalven und mit einer Fahne zu begnügen, die eine Aufschrift zu seinen Ehren trug, lief Gefahr in Effigie verbrannt oder gehängt, in Person durchgeprügelt zu werden. In allen volkreichen Stadtvierteln gab es bei Einbruch der Nacht furchtbaren Lärmen und unglaubliche Auftritte, die Straße der St. Antonsvorstadt war für sämmtliche Hausbesitzer eine wahre Hölle, ein schauerlicher Tartarus, der von wunderbaren Processionen unter Fackelschein durchstreift ward. Von den vielfachen, einander gleichen Begebenheiten aber, die sich in ihr zutrugen, erwähne ich nur eine ausführlich. An der Spitze eines Zugs, der die ganze Breite der Straße einnahm, bewegte sich eines Abends ein Vollblutsexemplar eines störrigen Miethsmanns daher: ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit nackter Brust und nackten Armen, auf dem Kopf eine phrygische Mütze, das Gesicht durch einen dichten Bart halb verdeckt, und auf den Schultern einen Hampelmann, der durch einen Schlafrock und eine baumwollene Schlafmütze vermummt war. Dieser Hampelmann stellte einen Hausbesitzer vor, der von seinen Brüdern zum Feuertode verdammt war, weil er den Miethzins verlangt hatte, auf den er in seiner Ungerechtigkeit und Unwissenheit rechtlichen Anspruch zu haben glaubte. Das Autodafé, zu dem man sich bereitete, sollte glänzend werden; zehn bis zwölf Mann, die eben so wie der Träger der Gliederpuppe aufgeputzt waren, schwangen ihre Fakeln und sangen die Girondistenhymne, den Februarlobgesang. Ihnen begegnete eine Patrouille von Mobilen, die aus einem Officier und sechszehn Mann in Lumpen bestand. Dem Zuge begegnen und ihn anhalten war eins. Der Hampelmann ward in den Koth geworfen, seinen Begleitern wurden die Fakeln entrissen und unter den Füßen ausgelöscht. Als der Führer des Zugs Widerstand leisten wollte, schlug man ihn mit den Gewehrkolben ans Bein und seinen Cameraden hielt man das Bajonett entgegen, bis sie flohen. So rettete man den Begriff des Eigenthums vor der Beschimpfung, die ihm angethan werden sollte, und ähnlich verfuhr die Mobilgarde in zwanzig andern ähnlichen Fällen. Mit ihren zerrissenen Blousen, mit ihren durchlöcherten Camisolen als Vertheidigerin der Ordnung auftretend, wirkte sie auf das Volk mit magischer Gewalt. Sorglos, kräftig und voll Hingebung that sie überall ihre Pflicht, und diejenigen, die sie als eine wesentlich revolutionäre Truppe hingestellt, haben sie bitter verleumdet. Von ihrem ersten Auftreten an war sie in offenem Krieg mit allen denen, die wirklich in einem Umsturz ihre Rechnung suchten.

Einzelne Schlachten dieses Kriegs wurden regelmäßig jedes Mal geliefert, wenn unsere Bataillone die Wache im Stadthaus bezogen. Das letztere war so zu sagen die Wohnung für eine neue Aristokratie geworden, die aus den verschiedensten Leuten bestand. Es fanden sich unter ihnen Menschen, die früher die Elle geführt, Akten geschrieben, auf Vorstadttheatern gespielt, in der Armee gedient hatten u. s. w., und nun in Phantasiecostümen einhergingen. Einige hatten sich Capitäns- oder Oberstenepauletts aufgehängt, andere waren vollkommen romantisch gekleidet; die Mehrzahl führte Pistolen und Dolche im Gürtel, einer von diesen Ehrenfesten trug, wenn er austritt, einen Hut mit breiter Krempe, hohe Stiefel, einen Sammtrock und langen Degen, alle zusammen aber bildeten die stolzeste Aristokratie von der Welt. In den Cafés, die sie häufig mit ihren langen Bärten und fliegenden Schärpen beehrten, duzten und schlugen sie die Kellner. Unter sich beobachteten sie dabei eine strenge Hierarchie. An den Tischen des zum flotten Gasthause gewordenen Stadthauses setzten sich die Gäste nach dem Range nieder, den sie in dieser Barrikadenwelt bekleideten. Einer von den Tischen erinnerte an den, an welchen sonst der König die in den Tuilerien diensthuenden Officiere einlud. Hatten die Herren gespeist, so erwiesen sie sich dem Volke freigebig. Diener mit großen Körben, in denen die Ueberbleibsel von Brod oder Fleisch aufgehäuft waren, vertheilten diese Reste der hungernden, hinter den Gittern des Palastes lauernden Menge, und die Triumphatoren des Stadthauses wurden in ihren Festen nicht eher gestört, als bis die Stimmen der Mobilgarde sich gegen sie erhoben. Letztere zürnte über ihre Unverschämtheit und lachte über ihr wildes Aussehen. Als Pariser wußten sie unter der Theatermaske leicht das wahre Antlitz zu erkennen; zwischen ihnen und den neugebackenen Aristokraten kam es anfangs zu Worten, später zu Händeln, einmal auch zu einer Ohrfeige, und ohne das Dazwischentreten besonnener Leute, die jedes Aeußerste verhindert wissen wollten, hätte die Mobilgarde die übernächtigen modernen Feudalherren nicht bis zum 15 Mai im Besitz ihres Stadthauslehens gelassen.

(Schluß folgt.)

Die Klöster im Morgenlande. VI.

(Schluß.)

Ich verließ das Kloster, um mich nach der Stadt Karyäs zu begeben, wenn ein Ort eine Stadt genannt werden kann, der von einigen Männern bewohnt wird, die einzig damit beschäftigt sind, Kreuze und Heiligenbilder aus Cypressenholz zu schneiden, und dessen einziges bemerkenswerthes Gebäude die große Kirche von Protaton ist, welche ich nur von weitem erblickte. Karyäs steht unter einem Aga, welchen die Pforte dahin schickt, um die Abgaben von den Mönchen zu erheben, und sie gegen Einbrüche der Türken zu schützen. Eine Taxe von den einundzwanzig Klöstern des Hagion Oros erhoben, macht sein Einkommen aus. Die Igumenen und die höhern Officialen der Gemeinden versammeln sich zu gewissen Zeiten in den Sälen, welche an die Kirche von Protaton stoßen, um ihre Angelegenheiten zu besprechen und zu ordnen. Es thut mir leid nicht einer Sitzung dieses alten Gerichtshofes beigewohnt zu haben. In geringer Entfernung von diesen Gebäuden erheben sich zahllose kleine Villas, welche die Mönche zur Zeit ihrer Versammlungen bewohnen. Einige davon sind herrlich gelegen, denn Karyäs ist in einem schönen zugänglichen Thale, halb am Berge erbaut, und beherrscht eine prächtige Aussicht auf das Meer mit der Insel Samothraki, die sich in der Ferne erhebt. Die Stadt ist von schönen grünen Fluren, großen Gärten und Pflanzungen von Pfirsichbäumen und andern Fruchtgattungen umgeben. Als ich zu dem Aga kam, war er eingeschlafen, und niemand wagte es, den Schlummer desselben zu stören. Zum Glücke wachte er von selber auf; sobald mein Dolmetscher ihm gemeldet hatte, daß ein vornehmer Mann ihn besuchen wolle, empfing er mich in einem Kiosk, einer Art von Käfig in seinem Garten, der auf einem sieben bis acht Fuß hohen Gerüste stand, dessen Dach die Sonnenstrahlen abhält, während die Luft überall eindringen kann. Da ich keinen andern Besuch vor mir hatte, brachte ich den ganzen Tag in diesem Käfig zu, dem Aga gegenüber sitzend, welcher, seine Katze zur Seite, seine Pfeife rauchte, und sehr erstaunt war, daß ich ihm in dieser angenehmen Unterhaltung nicht Gesellschaft leistete. Von Zeit zu Zeit schlürften wir Kaffee und Sorbet; alle halbe Stunden ungefähr brachte er einige Worte vor, um sich ehrer-

Digitized by Google

dieligst nach den Königen und Königinnen, meinen nahen Verwandten, zu erkundigen, oder mir einige Höflichkeiten zu sagen, oder auch mich zu benachrichtigen, daß es in der Stadt viele Derwische, wie er die Mönche nannte, gebe. Gegen Abend nahmen wir ein Mahl ein, aus Fleisch, Dolmas, Demir-Tatlessi, Oliven, Salat, Braten und Pilau bestehend; dann zog ich mich in die Villa des Klosters Russiko, die ganz nahe war, zurück, da der Aga mich nicht aufnehmen konnte. Am folgenden Morgen war ich zum Frühstück des Aga eingeladen, und während wir bei Tische saßen, kam die Katze herein; aber dießmal war sie nicht allein, zwei niedliche kleine Kätzchen folgten ihr. „Was seh' ich, sagte ich zu dem Aga? Meiner Treu, eure Katze ist weiblichen Geschlechts, und hat überdieß Familie, wie kommt sie denn auf den heiligen Berg? „Still, still, sagte der Aga leise und ernsthaft, saget nichts davon. Ja es muß eine Kätzin seyn; ich habe sie von Stambul mitgebracht; sie erinnert mich an mein Haus, an Frau und Kinder, die ferne von mir sind; aber bei dem Propheten! saget nichts davon, denn ich würde gezwungen werden, mich von ihr zu trennen."

Ich beruhigte ihn und versprach ihm kein Aufsehen davon zu machen. Als ich wegging, sah ich, wie er aus seinem Käfig, die Katze neben sich, mir nachblickte; gerne hätt' ich ihn mit nach Stambul genommen mit sammt seiner Katze, so betrübt schien mir der arme Mann über sein einsames Leben.

Drei Stunden Weges führten mich nach Caracalla zurück, wo der Igumeno und Pater Joseph mich mit der Herzlichkeit alter Freunde aufnahmen. Hier erfuhr ich, daß der Capitän des Fahrzeuges, auf welchem ich meine Ueberfahrt ausbedungen hatte, wahrscheinlich eine einträglichere Uebereinkunft gefunden und unter Segel gegangen war, ohne mich abzuwarten. Es war mir unangenehm, aber was wollte ich beginnen? Ich sandte sogleich einen meiner Leute nach Xeropotamos, dem besuchtesten Hafen der Küste, um eine andere Gelegenheit ausfindig zu machen.

Am folgenden Morgen durchstöberte ich alle Winkel und Ecken des Klosters mit Vater Joseph und dem Igumeno, welcher unablässig endlose Legenden der Heiligen erzählte, und sein Factotum zur Zeugenschaft aufrief. Ich besuchte die Bibliothek, aus der ich mit Erlaubniß des Igumeno ein Evangelienbuch in Uncialen, eine Papierhandschrift des Demosthenes, und eine andere griechische des Justinian mit mir nahm. Einer der Mönche hatte ein schönes geschnitztes Kreuz das in Silber gefaßt war, welches er verkaufen wollte; aber ich fand es von zu neuer Arbeit, und äußerte gegen den Igumeno, wenn ich irgend etwas dergleichen von hohem Alterthum erwerben könnte, so würde ich den Preis nicht scheuen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, wir könnten vielleicht ein Uebereinkommen treffen; da er sich um Alterthümer nicht kümmere, so wolle er mir für einige Goldstücke eines der alten Kreuze in der Kirche überlassen, welches durch das des Mönches ersetzt werden könne. Dieses Kreuz ist gegenwärtig eine der ältesten und schönsten Goldschmiedarbeiten, welche man in England findet, und wurde auf dem dritten Blatt, der Ornaments and decorations of the middle ages. Shaw. London 1843 abgebildet. Es war dem Kloster durch einen Kaiser Johann, wohl Johann Zimisces, vergabt.

Man kündigte mir den folgenden Tag an, daß meine Ueberfahrt nach den Dardanellen für den andern Morgen bestellt sey. Nun blieb mir weiter nichts mehr auf dem Athos zu sehen, da ich, ausgenommen St. Anna, alle Klöster desselben besucht hatte. Dieses besteht aus einer Gruppe Einsiedeleien oder Hallen, an dem äußersten Ende der Halbinsel, gerade unter dem höchsten Gipfel des Berges, und die dortigen Mönche nähren sich nur von Wurzeln und Kräutern, nach den strengsten Regeln der Ascetik. Während ich mit dem Igumeno umherging, fragte er mich plötzlich, wie durch Eingebung, ob ich wisse was in Konstantinopel die Nüsse kosteten? — Nüsse, versetzte ich? — Ja Nüsse, und zwar treffliche Nüsse, gibt es deren viele dort? — Ich weiß nicht; aber warum wollt ihr, mein Vater, wissen was die Nüsse kosten? Während wir so schwatzten, gingen wir durch mehrere Gemächer, deren Fußboden ganz mit Nüssen bedeckt war, so daß sie mir an die Kniee reichten. Der gute Igumeno hatte, wie es scheint, auf die Nüsse speculirt, und ein Fahrzeug ausgerüstet das dieselben einnehmen sollte. Er versprach sich einen ungeheuren Gewinn, den er für die Errichtung neuer Gebäude zu Caracalla bestimmt hatte.

„Nehmt davon, sagte er, so viel ihr wollt; kostet sie und sagt euern Bekannten zu Stambul, wie wohlschmeckend die Nüsse vom Athos sind." Sie waren in der That sehr gut; indeß kostete ich sie nur mit großer Bescheidenheit, weil das Mittagsmahl nahe war, und ich mir die Eßlust nicht verderben wollte. Als die feierliche Stunde endlich kam, gingen wir in mein Gemach zurück, wo Vater Joseph mit gewaschenen Händen auf dem Diwan saß und den Laienbruder, der uns bedienen sollte, anleitete. Dieser letztere brachte zuerst das Tischtuch, das er auf dem Boden ausbreitete, darüber stürzte er den Tisch mit den Füßen aufwärts; dann trug er zwei verzinnte Kupferflaschen herbei, die anderthalb Schuh hoch waren, die eine voll Wein, die andere mit Wasser, und setzte sie auf den Teppich etwas vom Tischtuch entfernt; rings um den Tisch legte er drei Polster zurecht für den Igumeno, Pater Joseph und für mich, und dann holte er das Mahl, das er mit Hülfe eines Katechumenen auf einem Sinni oder einer großen runden Platte von polirtem Kupfer, die auf die Tischfüße paßte, hereintrug. In der Mitte schwamm in tiefer Schüssel ein ungeheurer Fisch in einem Meer von Brühe, das ein hohes Ufergebirge von Reis umgab. Dieses Mittelstück umstanden kleinere Platten mit Oliven, Kaviar, Salat, Papus Palnesi und andern süßen Gerichten. Zwei Katzen folgten den Auftragenden und setzten sich bescheiden in einiger Entfernung neben einander; der Fisch verbreitete einen köstlichen Duft und schien sehr trefflich zu seyn. Ich hatte die Hände gewaschen und wollte mich niedersetzen, als der Igumeno sehr zur Unzeit eine seiner endlosen Historien begann, worüber die einzige gute Mahlzeit auf dem Berge Athos kalt und unschmackhaft wurde.

Den folgenden Morgen warteten meiner die Maulthiere, um mich nach der Brigg zu geleiten, welche mich sammt meinen Schätzen fern von diesen friedlichen Ufern wegführen sollte. Ich gab dem Igumeno alles Gold was ich erübrigen konnte, für eine alte hölzerne Kiste, welche ich mit meinen geliebtesten Folianten anfüllte; denn die leeren Futtersäcke der Maulthiere waren schon alle vollgepackt. Ich verließ den guten Igumeno herzlich betrübt, ungeachtet seiner langen Historien, und nahm Abschied von Pater Joseph und den beiden Katzen, vergaß aber zum Unglück meine Handschrift des Justinian auf dem Diwan, wo ich sie zu entziffern suchte. Es war ein kleiner Octavband auf Seidenpapier, der wahrscheinlich nach meiner Abreise in irgendeinen Winkel geworfen wurde.

Ich schiffte mich mit meinen Schätzen an der Mündung des kleinen Xeropotamos ein, nicht ohne Furcht vor den Seeräubern, und sprach deßhalb mit dem Capitän. „Oh, erwiderte er mir, das Meer ist in diesem Augenblicke sicher; seit vierzehn Tagen hat man keinen mehr gesehen!" Dieß beruhigte mich nicht gänzlich und ich bebte bei dem Gedanken, meine kostbaren Bücher ins Meer werfen zu sehen, wie den Homer meines unseligen Vorgängers. Ich brachte wegen Ungunst des Windes drei tödliche Tage auf dem Schiffe zu. Einmal glaubte ich, wir würden von einem häßlichen Kutter verfolgt, dessen großes weißes Segel stets hinter uns war; aber nach einigen Stunden voll Angst wurden endlich auf seinem Wimpel die Sterne und Streifen der Vereinigten Staaten sichtbar. Gegen Abend fanden wir uns geborgen unter den Kanonen von Rumeli-Kalessi, wo ich mit unaussprechlicher Freude die köstlichen Früchte meiner mühsalvollen Nachforschungen ans Land brachte.

Riesenhafte Fichten im Oregongebiet. Ch. Wilkes berichtet in seinem Werke „United States Exploring Expedition" (V. p. 128) von den riesenhaften Fichten, die man nicht selten in diesem Gebiet findet. Einer seiner Leute maß eine gefallene Fichte, keineswegs die größte, weder an Dicke noch an Länge, und fand, daß sie mit Einrechnung des fehlenden verbrannten Obertheils, nicht weniger als 260' Höhe gehabt haben konnte. In einer Höhe von 225" hatte der Stamm noch 10" im Durchmesser.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. 16 Februar 1850.

Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde.

(Schluß.)

Der 15 Mai, der beiläufig bemerkt die neue Tafelrunde vertrieb, würde, wenn es zum offenen Kampf in den Straßen gekommen wäre, fürchterlich blutig geworden seyn. Die Nationalgarde war an ihm von einer Energie belebt, die in den Juniustagen bereits sehr geschwächt war. Die Mobilgarde war neu gekleidet, ihre Gewehre waren in Stand, ihre Patrontaschen gefüllt, ihre Tamboure eingeübt, und fast alle ihre Bataillone hatten Trompeten. Am Morgen des Tags war unsere Caserne consignirt worden, um Mittag wurde in Paris Appel geschlagen, und um 2 Uhr erhielten wir Befehl auszumarschiren. Da wir nach dem Abgeordnetenpalast beordert waren, führte uns unser Weg über die Boulevards, auf denen man bereits die Emeutenatmosphäre spürte und die Läden geschlossen wurden. Hinter uns drein rückte eine ganze Legion Nationalgarde mit 40 Tambouren, als Vortrab, deren furchtbar rollende Musik einen hinreißenden Zauber auf uns ausübte; die beweglichen, zerschmetternden Töne der Trommel erdrücken alle furchtsamen und erheben alle männlichen Gefühle des Herzens. Ueber den Platz Ludwigs XV hinüber schlugen wir den Weg nach der Brücke ein, die zum Abgeordnetenpalast führte. Dann hielten wir an: das Palais Bourbon hob sich vor uns von einem klaren Himmel ab, seine Stufen waren von den Unsrigen besetzt, die an den fernblitzenden rothen Tschakos erkenntlich waren. Die Volksmasse vor unsern Reihen verbarg uns einen ungeheuren Tumult, von dem wir so zu sagen nur die elektrischen Schwingungen fühlten. Zahllose Stimmen sprachen Worte, von denen uns bloß der lärmende Laut zukam. Wir fühlten, daß mitten in diesem Chaos eine neue revolutionäre Welt sich zu bilden und zu heben versuche, ohne daß wir die Macht kannten, die sie hervorrufen wollte. Plötzlich drängte sich ein Mann im schwarzen Kleide in unsere Reihen und rief: „die Nationalversammlung ist aufgelöst! Ihre Republik ist hin! Es lebe die demokratische und sociale Republik!" Einige Augenblicke später zog eine Bande Menschen mit langen Bärten vorüber, die dasselbe schrieen und und hinzufügten: „Aufs Stadthaus!" Aber aus den Reihen der Mobilgarde erhob sich auch nicht Eine Stimme zu den Rufen, die man uns zu entlocken sich bemühte. Die Trommeln wirbelten, die Bajonette streckten sich ohne Widerspruch vor, so oft und so bald der Befehl dazu ertheilt ward; die Häupter des begonnenen Aufruhrs hatten keinen Muth. Die Menge, die den Bourbonplatz bedeckte und an den Gittern des Sitzungsgebäudes rüttelte, zerstreute sich vor uns. Eines unserer Bataillone rückte im Sturmschritt auf den Abgeordnetensaal zu und verjagte die Eindringlinge aus dem Tempel des Gesetzes. Die übrigen Bataillone pflanzten sich im Hof und in der Umgegend des Gebäudes auf. Das Gewitter ging ohne einzuschlagen vorüber. Am Abend bivouakirte das Bataillon, dem ich angehörte, in dem großen klösterlichen Hof des Artilleriemuseums. Auf seinem großen Plan, dessen Mitte ein grüner, von demontirten Kanonen umgebener Rasen zierte, zerstreuten sich die Soldaten mit kindischer Freude, bis sie zuletzt sich im Kreise auf dem Grase niederließen und die ganze Mainacht mit Singen verbrachten.

An einem der letzten Maitage 1848 verließ ich mit meinem Bataillon Paris, um nach Rueil zu rücken. Der Marsch, der nach 4 Uhr begann, ging in der besten Laune und unter stetem Gesang vor sich. In Rueil angekommen, traten wir das Garnisonsleben an, das nachher unser beständiges Leben ward. Die hinreißende Gluth und die frischen Hoffnungen, die uns beherrschten, zu schildern, wäre unmöglich. Galt es bei Tag, galt es bei Nacht ins Gewehr zu treten, so war auch nicht ein Soldat krank; wer keine Schuhe hatte, kam barfuß; wer sein Gewehr verlegt hatte, fand es plötzlich wieder. Fehlte dagegen der Reiz der Flintenschüsse, handelte es sich einfach ums Exerciren, so war die Gleichgültigkeit und die böse Laune allgemein. Die Handhabung der Waffen war von uns nur so lange mit Eifer betrieben worden, als sie den Reiz der Neuheit an sich trug; seitdem sie etwas Regelmäßiges und Gewöhnliches geworden war, widerte sie uns an, und ich möchte die Mobilgarde am liebsten jenen launenhaften feurigen Künstlern vergleichen, die in ihrer genialen Weise mit einer leidenschaftlichen Begeisterung für alles Schwere und Ungewohnte eine träge Verachtung für die kleinen und gewöhnlichen Arbeiten des Lebens verbinden.

Glücklicherweise indeß gingen wir oft nach Paris, und jedesmal mit vollen Patrontaschen, wie auch jedesmal unter munterem Gesang. Wenn wir an der Barriere ankamen, spielte die Musik, und die Fahne flatterte im Winde. In Paris selbst lagerten wir auf den öffentlichen Plätzen, deren Pflaster für gewöhnlich mit Stroh beworfen war, oft jedoch fehlte es auch daran, und wir mußten uns mit dem Lager auf nacktem Steine begnügen. Der Soldat nahm alsdann seinen Tornister zum Kopfkissen, der Officier lehnte sein Haupt an die Beine des Soldaten; der Schlummer mit seinem Traumgefolge ließ sich nie vergebens erwarten, und wenn der Tambour, über die ausgestreckten Leiber hinschreitend, die ersten Strahlen der Sonne lärmend begrüßte, so stand man eben so ungern auf als hätte es gegolten, sich dem weichlichen Lager eines Alcovens zu entziehen.

Diese Bivouaknächte, dieses Lagerleben war besonders für das rasche Knüpfen von freundschaftlichen Verbindungen günstig.

Digitized by Google

Die Junitage waren für uns alle Sommertage, für mich überdieß Tage der Jugend. Ich hätte dieß großartige Handgemenge, dieses Fest der Kanonen, diese Pulverorgie lieber an den Ufern des Rheins als mitten in Paris gesehen, aber dennoch bin ich glücklich darüber, diesen Gefechten beigewohnt zu haben, diesem Krieg, denn sie waren ein wirklicher, leibhaftiger Krieg.

Am Freitag Mittag begann das furchtbare Gewehrfeuer, in dem drei Millionen Patronen verbraucht wurden. Bis zum Samstag Abend wurde die Vertheidigung hauptsächlich von der Mobilgarde geführt. Das so verschieden beurtheilte System Cavaignacs zog die Armee von den Straßen zurück, in denen wir mit den Insurgenten handgemein blieben. Die Nationalgarde sandte uns in einigen Stadtvierteln Verstärkung, in vielen grüßte sie uns und sah uns sterben; in manchen endlich war sie uns feindselig gesinnt. Ein Mann in der Uniform der Nationalgarde tödtete unter andern, wie mir versichert wurde, den Commandanten unsers sechszehnten Bataillons, Cipollina, einen von denen, in welchen sich der Geist der Mobilgarde am originellsten und glänzendsten verkörpert hatte. Neben einer schönen Gestalt und einem schlanken Wuchs besaß Cipollina jenes unbestimmbare Etwas in seinem Wesen, das zugleich volksthümlich und ritterlich ist, und die Massen unsagbar mit fortreißt. Ein geborner Führer erzwang er den Gehorsam der Soldaten weit mehr durch die Wucht seines Blicks und seiner Worte als durch die Anwendung militärischen Gesetzes. Im höchsten Grade endlich hatte er das, was unsere afrikanische Armee Fantasia nennt, jenes Theatralische im bessern Sinne, welches im Augenblick der Gefahr rührend ergreift, wenn es dazu dient, edle Handlungen und unerschrockene Charaktere in hellerem Lichte strahlen zu lassen. So oft er an der Spitze seines Bataillons einherritt, folgten dicht hinter seinem Roß, noch vor dem Trompeter, zwei gewissermaßen als Pagen gekleidete Mobilgarden, die jüngsten der ganzen Truppe, und einer von den beiden trug einen ungeheuren Karabiner, den Cipollina ergriff so wie es zum Kampf blies. Es war als suche der kühne Führer sein Leben der Gefahr mit Gewalt zum Zielpunkt zu bieten. Als er eines Tages an eine Eisenbahn geschickt war, um hier bei den aufrührerisch gewordenen Arbeitern die Ruhe herzustellen, sprengte er mit seinem Roß mitten auf die Schienen hinauf; ein Bahnzug brauste in voller Schnelle daher: die Mobilen, die den Führer anbeteten, und seitab bivouakirten, riefen ihm zu: Nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht! Er selber behielt seine ruhige Fassung bei, sein Pferd machte glücklicher Weise einen Satz, der Roß und Reiter vor dem Zermalmtwerden rettete. Die Mobilen waren über seine Tollkühnheit entzückt — und nun mußte er im Straßenkampf sterben!

Seine Brust wurde von einer Kugel dicht bei einer Barricade durchbohrt, die seine Soldaten wenige Augenblicke nach seinem Tode wegnahmen, und bei welcher auch der Adjutant des sechszehnten Bataillons umkam. Vom zwanzigsten Bataillon wurde die Hälfte des Officiercorps und zwar fast nur durch tödliche Wunden kampfunfähig gemacht. Sie schossen vortrefflich, und legten sich mit ächt parisischem Scharfblick und Behendigkeit überall da in den Hinterhalt, von wo aus sie ein sicheres und wirksames Feuer unterhalten konnten. Wenn's galt, stiegen sie auch zu den Schornsteinen heraus und kletterten die Dachrinnen entlang. Die Aufständischen, die ihre Meister gefunden hatten, wurden hinter ihren Barricaden und Kreuzstöcken von unsern Kugeln erreicht, sie drangen vor unsere Bajonette. Ein sechszehnjähriger Bursche unter uns ließ sich von den Cameraden an einem Seile in einen Keller hinab, von dem aus Flintenschüsse heraufknallten.

Das Bataillon, dem ich angehörte, vernahm den Kampfesdonner zuerst am Freitag Nachmittag um fünf Uhr. Während wir im Stadthause waren, dröhnten die Kanonen auf dem wenige Schritte von uns entfernten Kai. Unsere Leute hatten gerade ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, um in Muße die Abendsuppe zu genießen, und vom Augenblick des Geschützdonners an war bei uns alles Begeisterung und Freude. Wir stimmten sämmtlich wie aus Einem Munde die Marseillaise an, und sangen fort, bis sich über uns ein auf den Hof des Stadthauses gehendes Fenster öffnete, und eine Stimme uns daran erinnerte, daß die Säle des Gebäudes in fliegende Lazarethe verwandelt seyen. Von da an schwiegen wir plötzlich.

Um uns herum freilich nahm der Lärm seinen ununterbrochenen Fortgang. Während der schönen und kurzen Sommernacht vom 23 auf den 24 Junius hörte man unzählige Flintenschüsse: unsere Schildwachen wurden alle Augenblicke von Kugeln getroffen, und unsere Mannschaft, die im tiefsten Schlaf lag, mußte vielfach geweckt werden, um die Verwundeten von ihr fortzuschaffen. Als endlich die Morgensonne aufging, und durch ein allgemeines Krachen der Gewehre und der Feuerschlünde begrüßt ward, befand sich das Stadthaus in einer gefährlichen Lage; es war von dem Aufstande wie mit einem Feuerkreise umspannt. Die Kanonen donnerten auf dem Platz Baudoyer, auf der kleinen Brücke und auf der Höhe des Justizpallastes; das Kleingewehrfeuer knatterte allenthalben. Unsere Truppen stellten sich auf dem Platz vor dem Stadthause in Schlachtordnung auf, die Musik und die Trommler in der Mitte, die Trommeln wirbelten zum Angriff, die Trompeten schmetterten; es war ein Lärm um den Teufel in Harnisch zu jagen. Ich glaubte, Paris müsse in dem Höllentoben versinken, und wenn ich an den Thurm von Notredame hinaufsah, in dem sich ein Trupp Schützen festgesetzt hatte und nun aus den langen Fenstern heraus sein wohlgenährtes Feuer unterhielt, so war mir, als habe auch für diese Kirche die letzte Stunde geschlagen.

Ich habe nur noch wenig zu erzählen, nur Einzelnheiten noch mitzutheilen.

Unsere Lage beim Stadthause wurde so gefährlich, daß General Duvivier ihr um jeden Preis ein Ende zu machen beschloß, und den Bataillonen der Mobilgarde, die ihm zur Verfügung standen, befahl, die Insurgenten in dem Labyrinth der benachbarten Straßen anzugreifen, wo jeden Augenblick neue Barricaden sich erhoben. Mein Bataillon gehörte zu denen, die sich deßhalb in Bewegung setzten. Unsern Leuten machte das Schießen viel Vergnügen; sie freuten sich auch ziemlich lebhaft darauf, das Bajonett spielen zu lassen, und trieben wohl gar das Wohlgefallen ein wenig weit. Sie hatten noch nicht das Alter erreicht, in welchem man mitleidig wird, und waren die Werkzeuge der fürchterlichen Züchtigung, welche die göttliche Gerechtigkeit dem Volke durch's Volk auferlegen wollte. In den Junitagen hat das Volk zum erstenmal an sich selber jene Verzweiflung, jene Todesängsten, jene Schrecken der Seele und des Leibes erfahren, die es bis jetzt nur in unerbittlichem Zuschauen kennen gelernt hatte. Oft genug habe ich damals Worte gehört wie die: „Capitän, hätten Sie ihn nur gesehen, wie er bleich war wie Linnen, seine Haare sträubten sich, er rief uns, wir sollten ihn nicht tödten, der Corporal gab ihm einen Bajonettstich. Er wird jetzt keine Barricaden mehr bauen." Einige un-

Digitized by Google

serer Gefangenen mit blutigem Gesicht und geschwärzten Händen bewahrten übrigens ihre stolze Haltung und glichen den Dämonen des Aufstandes.

Trotz der Mordthaten indeß, die unsern Weg bezeichneten, war doch die Mobilgarde mitten unter den Schrecken dieses Kriegs heiter. Ich erinnere mich noch der St. Martinsstraße am Sonnabend 3 Uhr, da wo sie mit den Kais in Verbindung steht und meines Bedünkens Planche Mibray-Straße heißt; die ausgedehnte an die Häusermauern angelehnte Barrikade von Pflastersteinen bot einen niederdrückenden Anblick; die Häuser waren geschlossen, die Sommersonne beleuchtete nur einige Leichname, die hie und da in Blutlachen lagen; am Eingang der Straße war eine Batterie errichtet, welche gegen eine auf der Höhe des Klosters St. Mery erbaute Barrikade andonnerte, und es wäre unmöglich, alle die Wortspiele, die schlechten Witze wiederzugeben, mit denen die das Geschütz bedienenden Mobilen jeden Knall des „brutalen Kerls" begleiteten. „Hallo!" rief der eine, „Vater Duchesne muß bös seyn, man zerbricht ihm die Pfeife." — „Platz vor den blauen Bohnen!" rief ein anderer. Einem Manne, der quer über die Straße ging — ob's ein Insurgent war weiß ich nicht — wurde der Kopf von einer Kanonenkugel vollkommen weggerissen. „Der will den heiligen Dionys ersetzen!" meinte einer unserer Leute mit einem Witze, der eben so sehr dem guten Geschmack als dem Gefühl widerstrebte, und der nur darum entschuldbar scheinen mag, weil sein Urheber gleich darauf selber von einer Kugel getroffen ward.

Die eben geschilderte militärische Heiterkeit konnte mir natürlich nicht verbergen, wie viel Trauer, welch unersetzliches Unglück hier geschehe, und das Weh der Junistage zieht sich für mich in einem Bilde zusammen, an das ich gar oft gedacht habe. Als unsere Tamboure in der Mitte einer Gasse zum Angriff trommelten und die Kugeln von allen Seiten herfliegend, die Sinne betäubten, bemerkte ich an einem Hause eine schwarz gekleidete Frau, die mit thränenden Augen die Hände rang. Fürchtete sie die Gefahr? Hatte sie ein Kind verloren? Ich weiß es nicht. Im Vorübergehen traf mein Blick den ihren, und ich rief ihr die sinnlosen Worte zu: „Beruhigen sie sich; es ist keine Gefahr vorhanden!" Bis dahin hatte ich nur Männer und Blut gesehen, an Frauen und Thränen hatte ich nicht gedacht, und die Todesschatten auf jungen und kühnen Gesichtern haben mich weniger ergriffen als diese Erscheinung.

Die letzten Worte die ich hörte, ehe eine Kugel mich traf und ins Hospital schickte, waren der Refrain eines Liedes, den unser Bataillon einstimmig wiederholte:

Mystico, dar, dar, tire lire,
Cli, clo, cla, la lirotte, la liron.

Im Spital erfuhr ich den rühmlichen Tod zweier Officiere, mit denen ich während des früher geschilderten Bivouaklebens eng befreundet worden war.

Die Junistage bilden den Glanzpunkt und den Wendepunkt in der Geschichte der Mobilgarde. Durch sie wurde Paris für uns in eine jener heftigen und raschen Aufwallungen versetzt, die zugleich ein Zauber und eine Gefahr der Hauptstadt sind. Alle Drehorgeln besangen unsere Thaten, die auf allen Kupferstichen zu sehen waren. Die Greise entblößten das Haupt wenn sie an uns vorüber gingen, die Frauen waren von allem was einen rothen Tschako trug, begeistert und entzückt. Nachher entzog uns die Hauptstadt ihre Gunst mit Einem Schlage. Sie nannte uns widerwärtig, aufrührerisch, lärmsüchtig, unsicher, unerträglich. Eine liebenswürdige Person, die zwei Monate früher am liebsten die ganze Mobilgarde in ihre Opernloge mitgenommen hätte, meinte jetzt, es sey ein Glück, „daß die kleinen Ungeheuer nicht wiedergekommen seyen." Wie eine alte Mode wurden wir von Paris verbannt und mit unserm jungen Ruhm in die Provinz geschickt. Unser Leben hörte auf ein Stück öffentliches Leben zu seyn. Wenn ich meine Erzählungen fortsetzte, so könnten sie nur noch eine Reihenfolge rein persönlicher Erinnerungen und Gefühle seyn. Und ich schließe deßhalb dahin, weil ich diese Zeilen nicht für mich, sondern für meine „kleinen Ungeheuer" geschrieben habe.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

Zweite Abtheilung.

Nachdem so die Rettung der in der Nähe befindlichen gesichert war, ließ Eddy an den Alcalden des Districts, Hrn. Sinclair, einen Brief schreiben, worin er ihm die traurige Lage der in der Sierra Nevada zurückgebliebenen Partie schilderte und ihn bat augenblicklich die nöthigen Maaßregeln zu treffen, um sie aus der drohenden Todesgefahr zu erretten. Hr. Sinclair berichtete unverweilt nach San Francisco und schickte einstweilen Kleidungsstücke für die Frauen. Eine Woche später stattete er Hrn. Eddy einen Besuch ab, und brachte dann im Verein mit Capitän Sutter mit vieler Mühe eine Expedition zu Stande, indem sie die nöthigen Pferde und Lebensmittel lieferten, außerdem aber jedem Manne täglich drei Dollars sicherten. Die Expedition, unter dem Befehl des Hrn. Glover, bestand aus den Freiwilligen Mootrey und Sel, und aus den gedungenen D. Rhodes, J. Rhodes, D. Tucker und E. Coffeymier.

Am letzten Januar setzte sich diese Partie in Bewegung und lagerte 14 Meilen weiter oben am Dry Creek; den folgenden Tag ging es bis drei Meilen unterhalb Johnsons Farm am Bärenfluß (Bear River). Vom 2 bis 4 Februar blieb man bei Johnson mit der Zurichtung von Packsätteln, dem Trocknen von Ochsenfleisch und andern derartigen Reisevorbereitungen beschäftigt. Hr. Eddy war indeß wieder ziemlich zu Kräften gekommen und entschlossen die Expedition mitzumachen, da er hoffte dabei nicht unersprießliche Dienste leisten zu können. Als sie jedoch am 5ten ihre Reise fortsetzten, mußte man Eddy auf das Pferd heben. Am 9 Februar langten sie bei den Maulthierquellen (Mule springs) an und fanden hier so tiefen Schnee, daß sie von den Pferden absitzen und zu Fuß gehen mußten. Sie erlaubten deßhalb auch nicht, daß Eddy weiter mitgehe, sondern schickten ihn am 11ten zurück, nachdem er ihnen am 10ten noch bei den Vorbereitungen, um die Lebensmittel zu Fuß weiter schaffen zu können, geholfen hatte. Die Reisenden sanken am 11ten bei jedem Schritt knietief in den Schnee und lagerten Nachts am Bärenfluß. Sie hatten anfangs beabsichtigt dessen Lauf aufwärts zu verfolgen um die Berge zu vermeiden, mußten diesen Plan jedoch der vielen Schluchten wegen aufgeben, die er bildet. Am 12ten kamen sie, des Schnees wegen, nur zwei Meilen weit und machten dann Schneeschuhe. Am 13ten reisten sie nur bis Nachmittags und verwendeten den 14ten zum Ordnen des Gepäcks u. s. w. Am 15 Februar verließen sie das Thal des Bärenflusses und gelangten nach einem 15 Meilen langen Marsch in das des Yuba. Am 16ten legten sie drei Meilen zurück und fertigten dann Schneeschuhe an; am 17ten machten sie fünf Meilen und lagerten in 15 Fuß tiefem trockenem Schnee. Am 18ten reisten sie acht Meilen und lagerten am Anfang des Yubaflusses, wo der Schnee so tief lag, daß er alle niedern Bäume und Buschwerk verbarg.

Am 19 Februar begannen sie den Hauptkamm der Sierra Nevada zu übersteigen und gelangten, nachdem sie etwa neun Meilen gemacht hatten, zu dem „Berglager", gerade als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Spitzen der Berge beleuchteten. Es war aber alles so still wie das Grab, und ringsum herrschte eine schauerliche Ruhe. Als nun einige von der Expedition ein Halloh aufschlugen, um die Aufmerksamkeit der etwa noch am Leben Befindlichen zu erregen, sah

Digitized by Google

man die unglücklichen Dulder durch Schneehöhlen aus ihren Hütten hervorkriechen, die so vollständig zugeschneit waren, daß sich dem Auge nur eine weite durch nichts unterbrochene Ebene darbot. Sie wankten auf ihre Befreier in einem wahren Freudendelirium zu, und gaben dieses Gefühl durch die seltsamsten und wildesten Gebärden zu erkennen. Einige weinten, andere lachten. Alle aber fragten: „Habt Ihr etwas für mich mitgebracht?“ Viele hatten einen eigenthümlich wilden Ausdruck im Auge, alle aber blickten gespensterhaft, unempfindlich und schrecklich drein. Das Fleisch war von ihren Körpern gewichen und die Haut schien auf den Knochen getrocknet zu seyn. Ihre Stimmen waren schwach und tönten wie aus dem Grabe, und die ganze Scene war als ob die Todten aus ihren Schneegräbern auferstanden seyen. Vierzehn von der Gesellschaft, hauptsächlich Männer, waren bereits Hungers gestorben und viele andere waren so schwach, daß man fast als gewiß annehmen konnte, daß sie nie mehr von ihrem ärmlichen Lager sich erheben würden; die Ueberlebenden alle aber waren in einem so bejammernswerthen Zustand, daß die Feder umsonst nach Worten sucht, um dem zweifelnden Geiste eine richtige Vorstellung davon zu geben.

Viele hatten seit Wochen sich ausschließlich von Büffelhaut genährt, und selbst diese Nahrung war so sehr zusammengeschwunden, daß man bereits daran dachte die Leichname der Gestorbenen zu verspeisen. Frau Reed, welche in Brinn's Hütte lebte, hatte eine geraume Zeit lang sich und ihre vier Kinder dadurch ernährt, daß sie die Knochen, von welchen die Familie Brinn alles Fleisch sorgfältig abgeschabt hatte, zerhackte und noch ein- oft auch mehreremale kochte, bis auch nicht eine Spur von weicher Substanz mehr daran war.

Einige hatten sich zum Tod vorbereitet und beteten Morgens und Abends laut um Erlösung, andere aber verfluchten Gott, den Schnee und die Berge, und beklagten im wildesten Wahnsinn ihr Unglück und ihr Elend. Viele hatten im höchsten Grade alle Selbstachtung verloren. Leiden, für welche niemals Worte gefunden werden, hatten ihren Geist gebrochen und alles, was an einen ehrenvollen und empfehlenswerthen Stolz erinnern könnte, völlig verwischt. Jammer und Elend hatten die Quellen des Herzens verstopft, und die Todten, welche sie aus Kraftlosigkeit nicht aus den Hütten tragen konnten, wurden an Stricken mit einer Gefühllosigkeit hinausgeschleift, die einen schwachen Begriff von dem Grad der Umwandlung geben konnte, welche im Verlauf weniger Wochen mit Gemüthern vorgegangen war, die einst mit den Unglücklichen weinten und mit den Trauernden trauerten. Bei manchen war jeder Grundsatz des Guten wie weggeschwemmt, so daß man den kleinen Lebensmittelvorrath, den man zu ihrer Hülfe gebracht hatte, bewachen mußte, und selbst die aus rohen Häuten geschnittenen Riemen an den Schneeschuhen ihrer Befreier nicht sicher waren, sondern gestohlen und mit Heißhunger verschlungen wurden. Nur wenige hatten sich in dieser allgemeinen leiblichen und geistigen Zerrüttung aufrecht zu erhalten gewußt, und standen ungebeugt wie ein Fels in dem wüthenden Sturme des Elends. Als aber die Befreier in die Lagerhütten traten, da boten sich ihnen Scenen des Schreckens und Schauders dar, welche nie erzählt werden können noch dürfen; Scenen welche, obwohl die Reisenden noch nicht angefangen hatten die Todten zu essen, doch so empörend waren, daß die Neuangekommenen sich schnell entfernen und ihr Lagerfeuer an einem entfernten Platze anmachen mußten, nur um des Anblicks dieses fürchterlichen Schauspiels überhoben zu seyn.

Am Morgen des 20 Februar gingen drei Mann mit einem kleinen Vorrath Ochsenfleisch nach dem acht Meilen entfernten Lagerplatz Donner's. Diese Gesellschaft besaß nur noch eine Haut und war entschlossen, wenn diese aufgezehrt sey, die Leichname der Gestorbenen zu essen. Hr. Donner selbst lag hoffnungslos darnieder; seine Frau dagegen, obwohl schwach, erfreute sich einer vollkommen guten Gesundheit, und hätte recht wohl mit Glover's Abtheilung nach den Niederlassungen abreisen können, erklärte jedoch ganz entschieden, daß sie ihren Mann nicht verlassen, sondern bis zum letzten Athemzug bei ihm aushalten werde. Und dieß that sie auch, ungeachtet sie voraussehen konnte, daß sie nothwendigerweise umkommen müsse, wenn sie zurückbleibe.

Am 20 Februar kehrte die Abtheilung von dem Lagerplatz Donner's zurück und brachte sieben Personen mit.

Am folgenden Nachmittag begann die Abreise nach den Niederlassungen mit 23 Personen, meist Frauen und Kindern. Was man an Lebensmitteln entbehren konnte, ließ man den 29 Personen zurück, welche im Lager blieben. Nachdem zwei Meilen zurückgelegt waren, konnten zwei Kinder der Frau Reed, ein achtjähriges Mädchen und ein vier Jahre alter Knabe nicht mehr nachkommen, und mußten entweder in das Berglager zurückgebracht oder am Wege dem sichern Tode zur Beute gelassen werden. Hr. Glover theilte dieß der Mutter mit, und nun entstand ein schwerer Kampf zwischen der zärtlichen Neigung der Gattin und der Mutterpflicht; letztere siegte und Frau Reed beschloß die zwei älteren Kinder, welche gehen konnten, mit der Gesellschaft voranzuschicken, mit den jüngern aber zurückgehen und nöthigenfalls zu sterben. Hr. Glover gab sich vergebliche Mühe diesen Entschluß wankend zu machen, obgleich er versprach bei der Ankunft im Bärenflußthal umzukehren und die Kinder zu holen. Endlich fragte sie: „Seyd Ihr Freimaurer?“ und fügte auf die bejahende Antwort bei: „Versprecht Ihr mir bei Eurem Wort als Freimaurer, daß Ihr nach Eurer Ankunft im Bärenflußthal zurückkehren und meine Kinder holen wollt, wenn wir nicht in der Zwischenzeit ihrem Vater begegnen?“ Hr. Glover versetzte: „Ich verspreche es,“ und nun willigte sie ein weiterzugehen. Beim Abschied nahm das achtjährige Mädchen seine Mutter bei der Hand und sagte: „Nun wohl, Mamma, küßt mich noch einmal, Gott sey mit Euch; ich werde Euch nie wieder sehen. Ich will gern nach unserm Berglager zurückkehren und dort sterben; doch kann ich nicht zugeben, daß Ihr uns dahin begleitet. Ich will gerne sterben, wenn ich hoffen darf, daß Ihr am Leben bleibt und Papa wieder seht. Sagt ihm ein Lebewohl von seiner Patty.“ Mutter und Kinder hielten sich lange umarmt und konnten nur durch das Dazwischentreten Dritter getrennt werden. Die Hrn. Glover und Mootrey brachten die Kinder nach dem Berglager zurück und während der Zeit lagerte die Karawane am obern Ende des Truckensees, von Fremont Schnee- oder Waldsee benamet. Gegen Abend kehrten die obgenannten Herren aus dem Lager zurück, verschwiegen aber der Mutter, daß die Familie Brinn sich erst geweigert, die Kinder in ihre Hütte aufzunehmen und erst gegen das Versprechen möglichst schneller Hülfe, aber auch dann noch widerstrebend, nachgegeben habe. Die tägliche Nahrung eines jeden Mitglieds der Reisegesellschaft war auf eine Unze Ochsenfleisch und zwei Löffel voll Mehl festgesetzt. Die Emigranten waren jedoch so ausgehungert, daß einige von ihnen während der Nacht die Riemen von Coffeymier's Schneeschuhen stahlen und verzehrten.

Am 22 Februar wurde die Sierra Nevada überschritten. Unterwegs war Denton auf dem Schnee eingeschlafen und konnte nur mit vieler Mühe aufgeweckt werden. Abends schlug man am obern Ende des Yubathals das Lager; hier erwartete die Gesellschaft ein neues Mißgeschick. Glover hatte im Herweg an dieser Stelle eine bedeutende Quantität Lebensmittel vergraben, die während der Zeit von einem Kaguar aufgefunden und gefressen worden war. Man mußte deßhalb die ohnehin schon schmalen Rationen noch mehr verringern, worüber großer Jammer entstand.

Am Morgen des 23 Februar eilten Glover, Mootrey und Coffeymier der Gesellschaft voraus, um eine zweite im Bärenflußthal vergrabene Quantität Lebensmittel zu holen und den Reisenden entgegenzubringen. Nachdem diese etwa eine Meile gemacht hatten, erklärte Denton nicht mehr weiter zu können und bat sich nicht weiter um ihn zu bekümmern. Nur widerstrebend ließen ihn seine Gefährten zurück, sorgten indeß so gut wie möglich für ihn, indem sie ihm ein großes Feuer anmachten und so viel Lebensmittel gaben als sie entbehren konnten. Trotzdem starb oder vielmehr entschlief Denton bald darauf an völliger Entkräftung, ohne nur die ihm überlassenen Speisen berührt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die freie Schifffahrt auf dem Amurstrom soll einer Nachricht von Gutzlaff zufolge von dem Chinesischen Kaiser in einem geheimen Vertrag zugestanden worden seyn. (Liter. Gaz. 9 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. 18 Februar 1850.

Die Khands in Gondvana.

2. Die Wirksamkeit Macpherson's seit dem Jahre 1842.

(Von Fr. Spiegel.)

Wir haben früher in diesen Blättern über das merkwürdige Volk der Khands berichtet, welches mitten in Indien, durch seine Berge und Wälder geschützt, seit unvordenklichen Zeiten dem Andrange brahmanischer Colonien und Cultur widerstanden und die ihm eigenthümlichen Einrichtungen in merkwürdiger Einfachheit bewährt hat. Wir haben damals die Umstände angeführt, durch welche die Engländer erst in neuester Zeit mit diesem Volke in Berührung kamen, und wie angelegen sie es sich seyn ließen, die barbarische Sitte der Khands: Menschen zu opfern, auszurotten. Die Geschichte dieser Bemühungen waren wir damals im Stande bis zum Jahre 1842 herabzuführen, seitdem sind mehrere Arbeiten, welche dieses Volk betreffen, in Europa bekannt geworden, darunter einige sprachlichen Inhaltes, welche die frühere Annahme zur Gewißheit erheben, daß dieses Volk zu dem Sprachstamme der dekkhanischen Völker gehöre. Außerdem wurden fortgesetzte Berichte des englischen Agenten unter den Khands, Macpherson, veröffentlicht, welche uns in den Stand setzen, die Geschichte seiner Bemühungen bis zum Jahre 1845 fortzuführen. Seine Versuche wurden mit solchem Tacte und solchem Erfolge ausgeführt und zwar so rein im Interesse der Humanität, daß wir uns das Vergnügen nicht versagen können hier in Kürze über dieselben zu berichten.

Es ist schon früher gesagt worden, daß die englische Regierung, sobald sie Nachricht von dem barbarischen Gebrauche der Menschenopfer und der Ausdehnung derselben unter den Khands erhielt, sofort ernste Maßregeln zu ergreifen beschloß, um solchen fortgesetzten Gräuelscenen für immer ein Ende zu machen. Daß diese Maßregeln vom Geiste der Milde beseelt seyn sollten, war nicht bloß wünschenswerth, sondern sogar nöthig, da die Anwendung von Gewalt in den unwegsamen Gebirgen und Wäldern, deren Klima für jeden Nichteingebornen, Hindu oder Europäer, gleich verderbenbringend war, mit zu großen Schwierigkeiten verbunden schien. Die Erfolglosigkeit der ersten Versuche auf dem Wege der Güte, der scheinbare Erfolg dagegen, den einige mit militärischer Macht ausgeführte Züge gehabt hatten, führten allmählich zu der ziemlich allgemeinen Ueberzeugung, daß nur auf dem Wege der Gewalt die Abstellung dieses barbarischen Gebrauches zu erzielen sey. Da trat Macpherson, der genaueste Kenner der Khands auf mit der Behauptung, daß die Erreichung des genannten Zweckes auf dem Wege der Güte nicht allein möglich, sondern daß dieß auch der einzig zulässige sey. Und er behauptete dieß nicht bloß, er bewies es auch. Es war seinen Beobachtungen nicht entgangen, daß die Khands zwar eine gewisse Rechtspflege innerhalb des Stammes hatten, daß aber eine solche für den Verkehr der Stämme unter einander gänzlich mangle. Um diesen Mangel zu ersetzen, erbot er sich, selbst solche Streitigkeiten nach den Gebräuchen der Khands zu entscheiden und verrichtete dieses Geschäft so sehr zur Zufriedenheit aller Parteien, daß sich mehrere Districte freiwillig erboten den Menschenopfern zu entsagen, wenn ihnen die englische Regierung ferner die Rechtspflege angedeihen lassen und diejenigen Khands, welche doch opferten, bestrafen wolle. Daß nicht eine noch größere Anzahl von Stämmen diesem Erbieten beitrat, war hauptsächlich dem üblen Einflusse Sam Bisaye's zuzuschreiben, der unter den Khands großen Einfluß und von den Menschenopfern bedeutenden Gewinn hatte. Dieser suchte den Bemühungen Macphersons in jeder Art entgegenzuwirken, um den unerfahrenen Khands vorzuspiegeln, daß Macpherson bloß nach eigenem Gutdünken, ohne Genehmigung der englischen Regierung, ja selbst gegen ihren Willen handle, wenn er die alten heiligen Gebräuche abschaffen wolle. Macpherson war ein untergeordneter Beamter und es lag nicht in seiner Macht, den lügenhaften Häuptling zur Rechenschaft zu ziehen oder gar zu bestrafen. Es blieb ihm also nichts übrig als über das Betragen Sam Bisaye's Bericht an die Regierung von Madras zu erstatten, seine Erfolge und Hoffnungen darzulegen und zugleich die Maßregeln namhaft zu machen, welche zu einer glücklichen Lösung der Aufgabe beitragen könnten, welche in seine Hände gelegt war. Unter diesen nahm nun die exemplarische Bestrafung Sam Bisaye's und die Einräumung einer größeren Macht den ersten Rang ein. Er zeigte, daß die Gerichtspflege unter den Khands, bei dem eigenthümlichen Bildungszustande derselben, doch nicht nach dem in Indien geltenden Rechte geführt werden könne, sondern daß lediglich nach ihren eigenen Gebräuchen entschieden werden müsse, daß demnach eine Unterordnung der Agenten bei den Khands unter die höhern indischen Gerichtshöfe von gar keinem Nutzen sey, die Khands aber nach dem Erfolg seiner Maaßregeln auch die Gesinnung der Regierung zu bemessen pflegten. Er wies ferner darauf hin, daß das Gebiet der Khands in zwei verschiedene Präsidentschaften, die von Madras und Bengalen, falle, und daß dieser Uebelstand das einheitliche Zusammenwirken der verschiedenen Agenten sehr erschwere. Dieser Bericht wurde bestens empfohlen von der Regierung in Madras an den Statthalter nach Calcutta geschickt, der allein die Vermehrung der Macht dem Agenten zuerkennen konnte, welche dieser gewünscht hatte. Dieser Antrag erreichte Calcutta zu einer Zeit,

Digitized by Google

als die Katastrophe von Afghanistan noch neu auf allen Gemüthern lastete, als Lord Auckland sich eben zur Abreise rüstete und der neue Statthalter, Lord Ellenborough, eben erwartet wurde; kein Wunder also, wenn eine Angelegenheit von so untergeordneter Wichtigkeit, wie die der Khands gewiß war, nicht die nöthige Beachtung erhielt. Aber auch in der Regierung von Madras, welcher Macpherson zunächst untergeordnet war, gingen um diese Zeit Veränderungen vor sich. Lord Elphinstone, der die Civilisirung der Khands mit dem wärmsten Interesse verfolgt hatte, legte im Jahre 1842 sein Amt als Gouverneur der Präsidentschaft von Madras nieder, und wurde durch den Marquis von Tweedale ersetzt. Mit nicht geringer Aengstlichkeit unternahm unter diesen Umständen Macpherson im Jahre 1843 seine gewöhnliche Rundreise, die erste, seitdem er den Khands von Bora und Athara Mata das Versprechen abgenommen, nicht mehr opfern zu wollen. Macpherson kannte die Stämme, mit denen er zu thun hatte, zu genau, um die allzu sanguinische Hoffnung zu hegen, daß die Menschenopfer nun mit einemmale gänzlich unterdrückt seyn würden. Der Erfolg des ersten Jahres rechtfertigte jedoch jede bescheidene Erwartung. Wie zu vermuthen war, hatte sich in Folge des gegebenen Versprechens jeder Stamm in zwei Parteien getheilt, eine opfernde und eine nicht opfernde; die letztere war überall in der Minorität, an einigen Orten jedoch so stark, daß sie der Majorität fast gleich kam. Daher kam es denn auch, daß ungeachtet des ausdrücklichen Versprechens doch einige Opfer vorkamen, zumeist in solchen Districten, welche dem Gebiete Sam Bisaye's am nächsten lagen, und selbst bei diesen wenigen Opfern war gegen die frühern Jahre ein großer Unterschied bemerkbar, sie wurden nicht wie früher mit den gewöhnlichen lärmenden Ceremonien vollbracht, sondern des Nachts in aller Stille, und überall hatten die verpflichteten Oberhäupter sogleich dagegen protestirt und die Uebertretung augenblicklich angezeigt. So groß war an einigen Orten die Opposition der nicht opfernden Partei gewesen, daß die Sanction Sam Bisaye's zweimal hatte eingeholt werden müssen, ehe das Opfer vorgenommen werden durfte. Es stellte sich überhaupt als unzweifelhaft heraus, daß Sam Bisaye, ermuthigt durch die Straflosigkeit seiner frühern Versuche, kein Mittel unversucht gelassen hatte, um die Khands zu fortgesetzten Opfern zu verführen. Er gab vor, er stehe unmittelbar unter dem Agenten der Regierung in Ganjam, dieser dulde und billige die Opfer sehr gerne, wenn eine eigene, sehr bedeutende Steuer dafür bezahlt werde, welche er, angeblich im Auftrage der Regierung, erhob. Noch war den Khands das Vertrauen auf Macpherson nicht gewichen, aber es war deutlich, daß sie eine Bestrafung Sam Bisaye's erwarteten. Unter diesen Umständen war es eine schwierige und zugleich peinliche Aufgabe des Agenten, seine eigene Machtlosigkeit vor den Augen der Khands zu verbergen, denn eine Entdeckung derselben würde sein Ansehen für immer vernichtet haben. Trotz aller angewandten Vorsicht aber wurde er doch von einigen Häuptlingen durchschaut, deren einer äußerte: „der Agent räume, anstatt die Tamarinde umzuhauen, die ihm im Wege stehe, die kleinen Gesträuche hinweg."

Alle diese Thatsachen, verbunden mit der Gewißheit, daß er nur der erforderlichen Macht bedürfe, um die Menschenopfer bei den Khands für immer zu beenden, bewogen Macpherson am 12 April 1843 einen neuen Bericht an die Regierung von Madras abzusenden, um auf diese Art die Bestrafung Sam Bisaye's zu erwirken. Er sagte unter anderm in seinem Berichte, daß er es nicht habe wagen dürfen, wegen Sam Bisaye's provisorische Maaßregeln zu treffen, da er nicht wisse, wie die Gerichtshöfe den Fall auffassen würden, wären aber seine Maaßnahmen nicht gebilligt worden, so würde sein Ansehen bei den Khands, die von den europäischen Abstufungen der Gewalten natürlich keinen Begriff haben, mit einem Schlage vernichtet gewesen seyn. Unter diesen Umständen habe er es für das Klügste gehalten, Sam Bisaye's Betragen so lange ungeahndet zu lassen, bis er die Gewalt in Händen haben werde, um Maaßregeln zu treffen, von denen er nicht zu fürchten brauchte, daß sie später widerrufen werden würden. Auf die Nothwendigkeit aber, solche Maaßregeln bald ins Werk zu setzen, wenn nicht das so schön begonnene Werk ganz wieder vernichtet werden sollte, wies er auf das dringendste hin. Von neuem versicherte er, daß es ihm von Tag zu Tag klarer werde, wie nothwendig es sey, die Gerichtsbarkeit über die Khands von den übrigen Gerichtshöfen auszunehmen und ausschließlich in die Hände des für die Khands bestimmten Agenten zu legen, da jeder andere Weg, als der von ihm eingeschlagene, nur vom Ziele abführen könne. Außerdem deutete er noch mehrere andere Maaßregeln an, welche seine Zwecke fördern könnten, nämlich die Anlegung einer Straße in den Ghats und die Beigabe eines Arztes. Das Klima in den Gegenden, welche die Khands bewohnten, erwies sich fortwährend als höchst ungesund für Nichteingeborne: trotz dem daß die Reise des Agenten im Jahre 1843 in der besten Jahreszeit und unter ganz besonders günstigen Umständen ausgeführt worden war, so wurden doch 35 Procent der Gesellschaft vom Fieber befallen und für Monate zum Dienste untauglich. Diese Verhältnisse machten es nothwendig, in Zukunft nur möglichst kurze Zeit in den Gebirgen zuzubringen und ärztliche Hülfe zur Hand zu haben. Doch nicht für die Europäer allein konnte ein Arzt von Nutzen seyn, er konnte auch zur Civilisirung der Khands mitwirken; die Krankheiten werden von ihnen dem Zorne der Gottheiten zugeschrieben und Sühnopfer waren die Mittel zur Heilung; nahm man ihnen nun aber diese Opfer, so mußte man ihnen auch ein anderes Mittel angeben, durch das sie ihre Gesundheit wieder erlangen könnten. Da Blattern diejenige Krankheit sind, an der die Khands am häufigsten leiden, so würde die Einführung der Kuhpockenimpfung von großer Bedeutung seyn.

Ungeachtet Macpherson in diesem Berichte seine Lage deutlich genug als eine dringliche bezeichnete und ausdrücklich um schleunige Antwort bat, so blieb doch unerklärlicherweise die letztere gänzlich aus, und dieß diente nur dazu seine Lage wesentlich zu verschlimmern. Kaum nämlich war Macpherson, durch Unwohlseyn genöthigt, im Februar 1843 aus den Gebirgen zurückgekommen, als Sam Bisaye eine Reise dahin antrat und den erstaunten Khands die Nachricht brachte, er komme direct von den Agenten der englischen Regierung in Ganjam und bringe die Erlaubniß zu den jährlichen Opfern, welche Macpherson unbefugterweise verboten habe. Um zu zeigen, wie wenig er die Strafe der Regierung zu befürchten brauche, erlaubte er den Khands auf seinem eigenen Gebiete zu opfern. Dieses Betragen konnte nur dazu dienen, die Khands, die schon früher durch Macphersons räthselhaftes Betragen schwankend geworden waren, noch mehr zu verwirren. Die opfernde Partei, welche vorher in der Minorität war, fing nun wieder an zu wachsen, es kamen mehrere neue Opfer vor, sogar in den Districten Bora und Athara Mata. War die Bestrafung Sam Bisaye's schon vorher von den Khands mit Bestimmtheit er-

Digitized by Google

wartet worden, so war sie nun unvermeidlich, wenn anders Macpherson wirklich, wie er vorgab, im Auftrage der Regierung handelte. Darum wartete die opfernde Partei auch eine Zeitlang voll Angst der Dinge die da kommen sollten. Als aber nicht bloß Tage, sondern Wochen und Monate vergingen, ohne daß Sam Bisaye oder seine Mitschuldigen die verdiente Strafe traf, da schien es auch dem Kurzsichtigsten gewiß, daß Macphersons Einschreiten gegen die alten Gebräuche ein unbefugtes gewesen seyn müsse. In dieser verzweifelten Lage richtete Macpherson — nachdem Privaterkundigungen in Madras fruchtlos geblieben waren — am 2 Sept. 1843 ein neues Schreiben an die Regierung von Madras, in welchem er seine peinliche Lage weitläufig auseinandersetzte und zugleich auf das Bestimmteste versicherte, daß wenn er binnen zwei Monaten (um welche Zeit er die Khands wieder besuchte mußte) nicht wenigstens in den Stand gesetzt sey Sam Bisaye zu bestrafen, die Frucht seiner Anstrengungen unwiederbringlich verloren und er außer Stande sey, neue Maaßregeln vorzuschlagen, um das Verlorene wieder zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Das englische Kriegsschiff der Mariner an der Küste von Japan.

In Auftrag der Admiralität fuhr das englische Kriegsschiff Mariner (ein Kutter von 12 Kanonen) unter Commander Matthison nach der Küste von Japan und ankerte vor der Stadt Oragawa 25 Meilen von der Hauptstadt und drei Meilen weiter, als man je noch ein fremdes Schiff hatte fahren lassen. Er sondirte auf seinem ganzen Weg und längs der Küste hin. Da der japanesische Dolmetscher an Bord die Behörden von dem Zwecke der Ankunft des Schiffs unterrichtet hatte, schickte Hr. Matthison seine Karte in chinesischer Schrift an den Gouverneur, bat denselben, ihn zu empfangen, erhielt aber die Antwort, aus Höflichkeit und um seine eigene Neugierde zu befriedigen, wolle er dem Commander einen Besuch machen, denn wenn er das Schiff weiter herauffahren ließe, so sey sein Leben verwirkt. Acht Meilen vom Cap Misaki, welches das südwestliche Ende der Bay bildet, kamen 10 Boote, jedes mit 20 Mann und fünf Mandarinen an Bord, heran. Hr. Matthison ließ die letztern auf sein Schiff kommen, wo sie ihm ein französisch und holländisch geschriebenes Blatt überreichten, das ihn anwies, nicht in der Nähe der Bay zu kreuzen oder Anker zu werfen. Da sie ihn jedoch entschlossen fanden weiter zu fahren, so boten sie ihm an, ihn ins Schlepptau zu nehmen, was er annahm. In der Nacht wurden mehrere Boote rund um den Mariner her stationirt, die Forts wurden beleuchtet und Hunderte von Booten, alle aber bemannt und bewaffnet, sammelten sich am Ufer. Commander Matthison ließ deßhalb seine Kanonen laden, und wies die Boote an, sich während der Nacht in respectvoller Entfernung zu halten. Othosan der Dolmetscher, war in großem Schrecken, denn er sagte, im Falle sie landeten, würden die Japanesen alle ermorden, und er selbst eines qualvollen, langsamen Todes sterben. Oragawa scheint der Schlüssel der Hauptstadt des Reichs und enthält 20,000 Einwohner. Alle Dschunken, die von oder nach Jeddo gehen, müssen hier das Zollhaus passiren; mit einer mäßigen Macht könnte man hier den ganzen Handel der Hauptstadt sperren. Zwischen der Hauptstadt und dem Hafen ist eine vortreffliche Straße. Die Mandarinen, welche von untergeordnetem Rang schienen, behandelten Hrn. Matthison sehr höflich, suchten Nachrichten von ihm herauszubringen, wollten aber keine geben. Sie nahmen Abbildungen von verschiedenen Theilen des Schiffs, schickten Wasser, Gemüse und Eier an Bord, und fragten unaufhörlich, wann das Schiff wieder abfahren werde. Capitän Matthison landete an der Simodi Bay, die Mandarinen folgten aber sogleich, und baten sie möchten an Bord zurückkehren. Auch der Gouverneur der Provinz, augenscheinlich ein Mann von hohem Rang, kam an Bord, so wie der holländische Dolmetscher aus Oragawa, wahrscheinlich um als Spione gegen die andern Beamten zu dienen. (Liter. Gaz. 9 Februar.)

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Außer Denton starb an diesem Tag auch ein Kind der Frau Kiesburg. Am 24 Februar legte man acht Meilen zurück und lagerte dann am Bärenfluß, wo Mootrey und Coffeymier mit einer kleinen Quantität Ochsenfleisch wieder zu den Reisenden stießen. Am 25sten begegnete Hr. Reed — dessen Schicksale seit seiner Trennung von der Reisegesellschaft wir weiter unten erzählen, den Reisenden. Den Jubel des Wiedersehens zwischen ihm, seiner Gattin und seinen Kindern kann man sich denken. Seines Bleibens war jedoch nicht; die Menschenpflicht und die Vatersorge trieben ihn nach dem Berglager, und somit trennte er sich auch sogleich wieder von dem kaum wiedergefundenen Theile seiner Familie.

Die Abtheilung Glover's lagerte Abends am Bärenfluß, wo sie die vergrabenen Lebensmittel unversehrt trafen; der junge Donner überaß sich, wurde in Folge dessen krank und durch Einschütten von Tabaksaft mit Mühe gerettet. Als er jedoch am nächsten Morgen in denselben Fehler verfiel, war er verloren und starb. Am 26 Februar legte man sechs Meilen zurück und lagerte am Uebergang über den Bärenfluß. Am 27sten Abends war das Lager an den Maulthier-Quellen, wo Pferde aus den Niederlassungen zum Gebrauch für die Reisenden bereit standen. Am nächsten Morgen gelangte man zu dem Cache Creek; am zweiten März erreichten die hart geprüften Dulder endlich die Niederlassung Johnson's, und am 9 März Sutter's Fort.

Von hier aus begaben sich Glover, Mootrey, Coffeymier und zwei Indianer mit zwölf Pferden und sechs Maulthieren, welche mit Lebensmitteln beladen waren, zu einem Hrn. Woodworth, der gleichfalls eine Unterstützungsabtheilung führte, nach den Maulthier-Quellen und zogen mit ihm in vier Tagreisen wieder aufwärts bis zum Yubafluß, um einer andern, unter Eddy's und Fosters Leitung nach dem Berglager abgegangenen Abtheilung entgegenzukommen und ihr Lebensmittel zuzuführen.

Wir müssen jetzt in unserer Geschichtserzählung etwas zurückgreifen und von einem Mann erzählen, den wir ganz aus den Augen verloren. Wir meinen Hrn. Reed; derselbe war bekanntlich noch weit hinter dem Ogdensfluß nach dem unglückseligen Streit mit Snyder gezwungen worden die Gesellschaft zu verlassen, welche sich, mit Ausnahme Elliot's und Eddy's, so feindselig gegen ihn erwies, daß sie ihm nicht einmal gestattete ein Gewehr oder andere Waffen mitzunehmen, um sich gegen die Wilden vertheidigen zu können. Eddy jedoch steckte ihm aus Mitleid heimlich eine Flinte und Munition zu.

Wer nur mit dem Ideengang einer wohlgeregelten Gesellschaft vertraut ist, dem wird es schwer die Natur und die Elemente eines Gefühls des Hasses zu begreifen, dessen Gegenstand auf der Straße durch die Wildnisse des Innern oft gerade die besten Männer sind. Fern von dem wohlthätigen und in die nöthigen Schranken verweisenden Einfluß, welchen Gesetz und Gerichte selbst auf die verworfensten und verderbtesten Gemüther ausüben, ohne die allmächtige Wucht der öffentlichen Meinung, kann ein Mann den Galeeren entsprungen oder aus dem Strafhaus entflohen seyn und doch noch einen Einfluß ausüben, dem es endlich gelingt gegen Männer von Rechtlichkeit und Einsicht ein Vorurtheil, ja manchmal selbst geradezu Feindschaft hervorzurufen. Bei Hrn. Reed gesellten sich hiezu noch besondere Verhältnisse, welche jedermann begreifen kann. Snyder war einer von den Ochsentreibern des Hrn. Graves, und sollte außerdem dessen Tochter heurathen; dieß war schon genug, um nicht nur die ganze Familie Graves, sondern auch ihren ganzen Anhang gegen Hrn. Reed aufzubringen. Weit früher schon war Kiesburg wegen einer oft wiederholten Unziemlichkeit gezwungen worden eine Gesellschaft zu verlassen, und zwar hauptsächlich auf Reed's Betreiben. Die häufigen Theilungen der verschiedenen Reisegesellschaften hatten die

beiden Gegner wieder zusammengeführt, und die Ermordung Snyder's, obwohl durch den ganzen Hergang des Streits so sehr gerechtfertigt, gab Kiesburg die willkommene und lange gewünschte Gelegenheit sein Rachegefühl zu befriedigen. Dieser Mann nun, dessen wahrer Charakter sich noch enthüllen wird, ehe der Vorhang dieser schauerlichen Tragödie fällt, war es auch hauptsächlich, der darauf drang, daß Reed gehangen werden solle, was nur durch den entschiedenen Widerstand Eddy's und Elliot's verhindert wurde; dagegen mußte Reed, mit Zurücklassung seiner Familie, aus der Reisegesellschaft scheiden und sich allein und ohne alle Lebensmittel durch ein feindliches Indianerland den Weg nach den Ansiedlungen der Weißen bahnen. Die Geschichte der Abenteuer, welche er dabei erlebte, würde einen ganzen Band füllen voll der belehrendsten und interessantesten Episoden. Doch gelang es ihm nach tausenderlei Gefahren, nachdem er die schrecklichen Qualen des Hungers und Durstes erprobt, und hundertmal mit dem fast unvermeidlichen Tod gerungen und Tage und Nächte voll der bittersten Herzensangst erlebt hatte, mit Gottes Hülfe die Niederlassungen zu erreichen. Mitte Januar befand er sich in Pueblo de San José an der Südostseite der Bay von San Francisco, etwa 120 Meilen von Sutter's Fort entfernt. Gleich nach seiner Ankunft hatte er die traurige Lage seiner Reisegefährten bekannt gemacht, allein der gerade in Obercalifornien herrschende Aufstand beschäftigte die nordamerikanischen Bürger und Beamten so sehr, daß man auf seine Berichte und Bitten um Absendung von Hülfe nicht achtete. Man bemitleidete seine Genossen, aber that nichts für sie. Er reiste deßhalb von San José nach San Francisco und wendete sich unmittelbar an den Gouverneur, der jedoch erklärte keine Mittel zur Ausrüstung einer solchen Expedition zu haben; dagegen wurden durch öffentliche Zeichnungen 1500 Dollars zusammengebracht und damit drei verschiedene Expeditionen ausgerüstet. Der Marinelieutenant Woodworth schiffte in einer Barke den Sacramento hinauf und von da in den Featherfluß. Greenwood, ein alter Trapper, sammelte eine eigene Abtheilung in seinem Lager am obern Ende des Nappathals, und Reed und Mc. Cutcheon machten sich in Begleitung zweier Indianer am 6 Februar mit 20 Pferden und Maulthieren, welche mit den nöthigen Vorräthen reich beladen waren, auf den Weg, um durch das Sonoma- und Nappathal nach dem Featherfluß zu eilen, sich dort wo möglich mit Woodworth zu vereinigen und gemeinschaftlich die Sierra Nevada zu übersteigen. Mc. Cutcheon war bekanntlich vom großen Salzsee aus nebst Stanton vorausgeschickt worden, um von den Ansiedlungen aus Hülfe zu bringen, fühlte sich jedoch bei der Ankunft daselbst so schwach, daß er Stanton nicht zurückbegleiten konnte, sondern bleiben mußte. Nunmehr schloß er sich Reed an.

Am zweiten Tag nach ihrer Abreise von Johnson's Gut trafen sie Schnee; am dritten Tag erreichten sie den Anfang des Bärenflußthals, wo der Schnee zwei Fuß tief lag. Hier fanden sie einen Mann, Namens Jotham Curtis, dem die Uebelthaten der unbeschnittenen Philister, welche seine Reisegenossen gewesen waren, viel Kummer und Verdruß gemacht hatten. Der Ort war von ihm als eine Zufluchtsstätte in der weiten Wildniß ausgewählt worden, wo er weder von Unrecht noch von Unterdrückung hörte; er hatte eine Art von Schafpferch aufgebaut und darüber sein Leinwandzelt als Dach gespannt; dieses lustige Gebäude entsprach bei dem zwei Fuß hohen Schnee, dem Zweck eines Palastes für den „Herrn der Gebirge" nur schlecht. Er war überhaupt seiner kühlen und frostigen Souveränität überdrüssig, und bat die Reisenden ihn bei ihrer Rückkehr nach den Niederlassungen mitzunehmen, was sie versprachen. Am folgenden Morgen setzten Reed und Mc. Cutcheon ihre Reise fort, ließen aber in Jotham's Lager einen Indianer und neun Pferde zurück. Sie verfolgten nicht den Lauf des Bärenflusses, sondern überstiegen einen Berg und lagerten Abends im Dythal. Sie hatten an diesem Tage so viele Strapazen gehabt, daß die Indianer völlig entmuthigt wurden und in der Nacht heimlich entflohen. Reed hoffte sie noch bei Curtis zu finden und ritt deßhalb dahin zurück, erfuhr jedoch daß sie drei Pferde mitgenommen hätten und weiter gezogen seyen. Später stellte es sich heraus, daß Curtis sie dazu veranlaßt hatte, in der Hoffnung die beiden Reisenden dadurch zum Umkehren zu nöthigen und bälder aus seiner üblen Lage befreit zu werden, worin er sich täuschte.

Am andern Morgen verfolgten die beiden Männer den steilen Höhenzug zwischen dem Bärenfluß und dem Yuba, hatten aber mit so tiefem Schnee zu kämpfen, daß die meisten Pferde völlig erschöpft zu Boden sanken, und sie sich noch in der Nacht entschließen mußten in das Lager Curtis zurückzukehren, von wo sie am nächsten Tag in Begleitung der Familie Curtis zu Johnson's zurückreisten.

Am 22 Februar zogen sie von hier mit neun Männern zu Fuß, welche Lebensmittel trugen, abermals aus. Hr. Eddy wollte sie begleiten, war jedoch so schwach, daß er das Vorhaben aufgeben mußte. Am 27sten trafen sie im Bärenflußthal mit der Abtheilung Glover's an einem Ort zusammen, wo sie binnen einer Stunde vom grünen Rasen zu zehn Fuß tiefem Schnee übergingen. Glover theilte ihnen mit, daß Denton am Tag vorher zurückgeblieben sey; allein sie fanden ihn, wie bereits erwähnt, nicht mehr am Leben. Der Schnee wurde von nun an gegen die Mittagszeit immer so weich, daß er die Reisenden nicht trug, weßhalb diese genöthigt waren Nachmittags zu ruhen, und Nachts zu reisen. Ohne weitere Unfälle erreichten sie das Berglager am 1 März.

Es war die höchste Zeit daß sie Hülfe brachten, denn die Emigranten befanden sich in der allertraurigsten und verzweifeltsten Lage. Die erste Hütte, auf welche sie stießen, war die der Familie Brinn, welche allein noch von allen mit einem kleinen Vorrath von Ochsenfleisch versehen war. Hier sah Hr. Reed seine Tochter Patty oben auf dem Schnee sitzen, womit die Hütte bedeckt war; das Mädchen erblickte den Vater von weitem, und wollte ihm entgegeneilen. Sie war jedoch so schwach, daß sie zu Boden fiel; ihr Vater nahm sie in seine Arme, worauf das arme Kind unter Thränen der Freude und des Schmerzes ausrief: „Oh! Papa, ich dachte nie mehr Euch zu sehen, als die grausamen Leute Euch aus dem Lager fortjagten; doch ich wußte, daß Gott gut sey und alles zum Besten lenken werde. Lebt die theure Mamma? Lebt Hr. Glover? Wußtet Ihr daß er ein Freimaurer ist? Oh! mein lieber Papa, ich bin so glücklich Euch wieder zu sehen. Freimaurer müssen doch gute Menschen seyn; ich wußte nicht, daß Hr. Glover von derselben Art Freimaurer, die wir in Springfield hatten? Er versprach der Mamma bei seinem Worte als Freimaurer, daß er mich und Tommy aus den Bergen holen werde." Hr. Reed sagte seiner Patty, daß die Freimaurer überall dieselben seyen, daß er der Mutter und Hrn. Glover begegnet und diesen seines Worts entbunden habe, da er selbst gekommen sey, um sie, den kleinen Tommy und die ganze übrige Gesellschaft abzuholen. Da Hr. Reed den Knaben nicht sah, so fürchtete er, er möchte gestorben seyn. Allein Patty sagte ihm unter Schluchzen, daß er schlafe; augenblicklich schlüpfte er nun durch die Schneehöhle in die Hütte und fand den kleinen Tommy, der nur noch ein Skelett war, in der That schlafend. Man kann sich die Gefühle des Vaters denken, als er sein Kind in einem Zustande traf, der sich nicht beschreiben läßt. Er weckte den Knaben auf und nahm ihn in seine Arme; allein dieser erkannte seinen Vater nicht, sondern fragte Patty, welche er als eine Art Mutter betrachtete, ob dieß wirklich der Vater sey. Endlich wurde er hievon überzeugt und äußerte Freude, denn er schien zu fühlen, daß er wieder einen Freund und Beschützer habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elektricität der Luft, wie sie sich nach fünfjährigen Beobachtungen zu Brüssel mit Peltier's Instrument herausstellt, ist nach der Zusammenstellung Faraday's (in einer Vorlesung im k. Institut vom 1 Februar) folgende: Januar 605, Februar 578, März 200, April 141, Mai 84, Junius 47, Julius 49, August 62, September 70, October 131, November 209, und December 507. Es ist bemerkenswerth, daß das Maximum im Januar und das Minimum im Junius so regelmäßig wiederkehrt, wie die Fluth, und daß was man früher wohl vermuthete, aber nicht so bestimmt nachweisen konnte, der elektrische Zustand der Luft im Winter am stärksten ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. 19 Februar 1850.

Etwas über Alterthümer in Central-Amerika.[1]

„Obgleich vielfach mit Amtsarbeiten beschäftigt gewesen,“ schreibt Hr. Squier, „war ich doch in den freien Stunden, die sich mir während des Fortschreitens unserer Unterhandlungen und nach ihrer Beendigung darboten, bemüht, den Alterthümern des Landes einige Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist mir in einem hohen Grade gelungen, mir das Vertrauen der Indianer zu erwerben, einige ihrer Wörterbücher sind in meinen Händen, ja das indianische Pueblo von Subtiava hat mir eine förmliche Adresse, in der ursprünglichen Sprache desselben geschrieben, überreicht, und würde morgen auf meinen Aufruf zu den Waffen greifen. Als mir die Adresse überreicht wurde, rief der Sprecher mit schrecklichem Nachdrucke aus: „die Spanier haben lange Zeit ihre Füße auf unsern Nacken gesetzt, wir hoffen die Söhne Washingtons werden sie überwältigen, wie sie es uns gethan haben; wir hassen sie!“ Es klingt wunderbar die Indianer von Washington sprechen zu hören, aber sein Name ist in jedem Rancho bekannt, und „Heil den Söhnen Washingtons!“ ist ein gewöhnlicher Gruß der barfüßigen Mozos auf der Landstraße. Die Indianer von Subtiava haben für mich eine Anzahl ihrer vergrabenen Götzenbilder bereits ausgegraben, und sind jetzt daran es noch mit mehreren zu thun; nur eine Bedingung legen sie mir dafür auf, die, nie einen Spanier bei mir zu haben wenn ich sie besuche, und denselben die Orte, wo sie ihre Götzenbilder vergraben haben, geheim zu halten. Diese letzteren gleichen, obgleich weit kleiner, in Bezug auf die Arbeit ganz denen von Copan, und waren ohne Zweifel denselben oder ganz ähnlichen Zwecken gewidmet. Acht davon in verschiedener Größe sind in meinem Besitz, von 5½ bis 8 Fuß hoch und von 4 bis 5 Fuß im Umfange. Die Gesichter der meisten sind verstümmelt, Beweise des fanatischen Eifers der früheren Spanier, die einen Krieg der Ausrottung gegen den Aberglauben der Eingebornen führten und doch darin ohne Erfolg blieben, indem sie von den letzteren auf eine sonderbare Art getäuscht wurden und zwar hauptsächlich bei Ausübung der katholischen Kirchengebräuche selbst, die ihnen von ihren Unterjochern aufgezwungen wurden. Mancher Indianer bringt beim Klange der Glocken der Kathedrale sein Opfer von Tiste (gerösteter Mais und Zucker mit Wasser gemischt) den Göttern des Feldes für das Gedeihen seiner Ernte dar, und im Geheimen verbrennt er Harze aus dem Walde zu Ehren eines irdenen Götzenbildes oder eines geschnitzten Steines, die er sorgfältig vor den Nachforschungen der Priester in einer dunkeln Ecke seiner Hütte verbirgt. Hierüber jedoch bewahrten sie jene Zurückhaltung der Indianer des Nordens, vermehrt durch die Furcht sich der Strenge der Priesterherrschaft ausgesetzt zu sehen. Einige der Statuen, von denen ich schon weiter oben sprach, zeigen denselben künstlich gearbeiteten Haarschmuck, wie jene von Copan: die eine trägt einen Schild am Arme, eine andere hat einen Gürtel, an dem ein Kopf hängt, über dem Kopfe einer dritten ragen die Kinnladen eines Alligators hervor. Alle sind sehr alt, und die Plätze wo sie vergraben, sind von einer Generation der andern überliefert; Bruchstücke vieler sind wenige Meilen von Leon zu finden, wo ursprünglich deren eine große Anzahl über das Land verstreut gewesen seyn müssen. Der bemerkenswertheste Ort ist, mit Ausnahme der Insel Ometepe im See Nicaragua, die Insel Momotombita im See Managua. Ich besuchte dieselbe Anfang Julius: es ist ein schöner vulcanischer Kegel, der sich mit aller Symmetrie eines Zuckerhutes aus der Mitte des Sees erhebt. Vor ihr erhebt sich der riesige Vulcan Momotombo, dessen kahler und geschwärzter Gipfel noch den Rauch des unterirdischen Feuers ausströmt. Momotombita ist in der That eine bemerkenswerthe Insel, und der Reisende der sie vom Ufer des Sees aus betrachtet, ist nicht erstaunt zu hören, daß unter dem Schatten und im Düster ihrer dichten Wälder, eingeschlossen von den Jahrhunderte alten Baumstämmen, die rohen und finster blickenden Standbilder der Götter der abergläubischen Eingebornen verborgen sind. Viele derselben sind weggenommen und über das Land zerstreut, einige, vermuthe ich, weggesandt worden, eine Anzahl ist noch zurückgeblieben, aber das größte von allen nahm ich nach einer tagelangen harten Arbeit und unter den größten Gefahren auf einer 15 (engl.) Meilen langen Fahrt auf dem See in einer stürmischen Nacht und in einem Boote, welches kaum im Stande war, die schwere Last zu tragen, mit mir hinweg. Dieses hatte bei einer frühern Gelegenheit den Anstrengungen von zwölf Männern widerstanden, die, nachdem sie es eine Strecke fortgeschafft hatten, dasselbe in Verzweiflung liegen ließen. Die Bootsleute hielten mich für wahnsinnig und bekreuzigten sich andächtig, als ich Anstalten machte es fortzuschaffen; sie brachten dem See Gebete dar und widmeten ihm Gelübde. Nachdem zwei oder drei Karren zusammengebrochen waren, brachte ich es glücklich in dieser Stadt in Sicherheit und werde es nun mit zehn bis zwölf andern, via Realejo und Cap Horn nach Washington senden.

[1] Die obigen interessanten Auszüge aus einem Briefe von E. G. Squier, über die Bewohner und Alterthümer Central-Amerika's, wohin derselbe als Chargé d'Affaires von der Regierung der Vereinigten Staaten gegangen war, wurden in der ersten diesjährigen Winterhalbjahrs-Sitzung der „Amerikanischen-Ethnologischen Gesellschaft“ von dem Secretär der Gesellschaft mitgetheilt.

Digitized by Google

Aber zur Sache zurück. Es scheint, daß an jener Stelle ursprünglich einige 30 oder 40 dieser Statuen von verschiedenen Größen und mehr oder weniger künstlich ausgehauen, in der Form eines Vierecks standen, alle nach Innen gekehrt. Die Dimensionen desselben lassen sich jetzt nicht mehr genau bestimmen, aber die wenigen noch vorhandenen Figuren und Fragmente sprechen für die Richtigkeit dieser Annahme. Eine eigenthümliche Thatsache und ein neues Zeugniß des Einflusses der Lehre von den zwei gegenseitigen Naturgrundsätzen (des activen und passiven, männlichen und weiblichen) in Amerika liegt darin, daß von diesen Figuren die einen als männliche und andere als weibliche dargestellt sind. „Die Indianer von Honduras" sagt Herrera, „beteten zwei Bilder an, ein männliches und ein weibliches, welche sie den großen Vater und die große Mutter nannten;" weiterhin sagt er, daß auch die Sonne und der Mond Repräsentanten derselben waren. Noch hörte ich von andern Localitäten, die ich mir gleichfalls zu besuchen vorgenommen habe, und die ähnlich der obigen beschriebenen seyn sollen, ich wiederhole daher nicht was mir gleichlautendes über sie erzählt worden ist. Zu erwähnen darf ich jedoch nicht vergessen, daß kürzlich in der Provinz Vera Paz, 150 Meilen nordöstlich von Guatimala eine in Trümmern liegende Stadt, begraben in einem dichten Walde und entfernt von jeglicher Ansiedlung, entdeckt worden ist, welche in Bezug auf Ausdehnung und Pracht der Bauten Copan oder Palenque weit übertrifft, und welche einen so hohen Grad von Kunst an sich trägt, doch keiner der Bauten von Yucatan mit ihr wetteifern kann. Die Regierung von Guatimala sandte eine Commission dahin, um sie zu untersuchen, ihre Nachforschungen wurden jedoch bald durch die innern Aufstände unterbrochen, und sie brachte nur einige rohe Probestücke und unvollkommene Zeichnungen zurück. Sobald es meine Amtspflichten gestatten, werde ich dahin gehen; eben so höre ich von andern interessanten Denkmälern, die sich ganz in der Nähe, in Honduras und San Salvador befinden sollen, und von denen bisher öffentlich keine Erwähnung geschah."

Die Khands in Gondvana.

2. Die Wirksamkeit Macpherson's seit dem Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dieser zweite Bericht lüftete nun auf einmal den Schleier, mit dem das räthselhafte Stillschweigen der Regierung von Madras bisher verhüllt gewesen war. Macphersons Bericht vom 12 April lag noch — im Bureau des britischen Agenten in Ganjam und war der Regierung von Madras noch gar nicht zugesendet worden, da ihn dieser nicht für wichtig genug gehalten hatte! Aufgeschreckt durch die entschiedene Sprache in Macphersons zweitem Berichte übermachte er nun der Regierung beide Berichte auf einmal, indem er den Verzug durch Ueberhäufung mit Geschäften, öftere Abwesenheit und dgl. zu beschönigen suchte. Die Regierung von Madras verlor nun keine Zeit, den durch die Nachlässigkeit ihres Agenten verursachten Schaden nach Kräften wieder gut zu machen. Unter dem 18 November 1843 wurde eine Entschließung des Marquis von Tweedale erlassen, wornach Sam Bisaye vor dem Agenten in Ganjam zu erscheinen und bis zur Ermittlung seiner Schuld außerhalb des Khandgebiets zu verweilen hatte; Macpherson selbst aber wurde beauftragt, die Beweisgründe für die Schuld Sam Bisaye's nach Möglichkeit zu sammeln und vorzulegen. Zugleich wurde ihm der Auftrag gegeben: den Khands bei der nächsten Gelegenheit mitzutheilen, welch' lebhaftes Interesse die Regierung an der Abschaffung der Menschenopfer nehme, und daß sie kein Mittel unversucht lassen werde, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Dem anderen Wunsche Macphersons: die unbeschränkte Jurisdiction über die Khands zu erhalten, sah sich die Regierung noch außer Stande zu entsprechen, da die Genehmigung dazu noch immer nicht von Calcutta eingetroffen war, es wurden aber erneuerte dringende Erinnerungen dorthin gerichtet. Die Entfernung Sam Bisaye's aus seinem Amte und Districte, welches zu Anfang December 1843 ins Werk gesetzt wurde, hatte das verlorne Ansehen Macphersons bei den Khands mit Einemmale wieder hergestellt, ja selbst vergrößert; die opfernde Partei betrachtete nun selbst ihre Sache als hoffnungslos verloren und lieferte die zurückbehaltenen Opfer — meist Khands — aus. Für den intelligenteren Theil der Khands war Macpherson als Schiedsrichter schon unentbehrlich geworden, und sie sahen ihn mit Freuden wieder zu früherm Ansehen erhoben. Beiden Parteien war aber Sam Bisaye gleichmäßig verhaßt, und sie baten beide, daß Panda Naik, einer der eifrigsten Anhänger Macphersons, an seine Stelle gesetzt werden möge.

Mit der Entfernung Sam Bisaye's aus seinem Amte war zwar vieles, aber bei weitem nicht alles gewonnen. Man wird sich erinnern, daß Macphersons Operationen bis jetzt nur auf die zwei intelligentesten Khanddistricte, Bora und Athara Mata, beschränkt gewesen waren. Nach Sam Bisaye's Absetzung beschloß nun Macpherson dieselben auszudehnen und vornehmlich auch den District von Hodzoghoro für sich zu gewinnen, wo bis jetzt Sam Bisaye's Ansehen unerschüttert gewesen war. Hier aber fand Macpherson des schuldigen Häuptlings fünf Söhne und Brüder fast zum Widerstande gerüstet. In Hodzoghoro bestand der Glaube noch fest, daß die Maaßregeln Macphersons mit den Ansichten der Regierung im Widerspruche seyen, und daß es Sam Bisaye gelingen werde, wo nicht sich vollständig zu rechtfertigen, doch wenigstens die Opfer in den bisher von ihm beherrschten Districten unangefochten vor sich gehen zu lassen. Sie weigerten sich demgemäß, Rechtsstreitigkeiten dem Urtheile Macphersons anzuvertrauen, und verkehrten überhaupt mit ihm bloß als eine geschlossene Körperschaft und stets in Gegenwart eines Mitgliedes aus Sam Bisaye's Familie. So wenig versprechend dieser Anfang auch war, so verlor Macpherson doch den Muth nicht. Sein erster Plan war, die Coalition dadurch zu sprengen, daß er einestheils die Khands von Hodzoghoro dazu bewege, sich seiner Rechtspflege zu unterwerfen, um dann dieselben Mittel auf sie anzuwenden wie in den übrigen Khanddistricten, dann aber auch die Familie Sam Bisaye's zu überzeugen, wie hoffnungslos ihre Intriguen seyen und wie ihr wahres Interesse es durchaus erheische, sich mit ihm zu verbünden. Das eine wie das andere mißlang. Trotz alles freundschaftlichen Zuredens der bereits mit Macpherson befreundeten Khandstämme, trotzdem, daß er sein Lager ganz an der Gränze von Hodzoghoro aufgeschlagen hatte, damit die segensreichen Früchte seiner Wirksamkeit den Bewohnern dieses Bezirkes nicht verborgen bleiben sollten, erschien doch kein Khand dieses Districts in seinem Lager, einige wenige ausgenommen, denen die Bedrückungen der Familie Sam Bisaye's unerträglich geworden waren. Eben so stellte es sich sehr bald heraus, daß es hoffnungslos sey zu erwarten, die Familie Sam Bisaye's werde sich von dem einmal betretenen Wege abwenden. Es bedurfte durchaus eines schlagenden Beweises, um die viel bezweifelte Macht Macphersons den Khands

Digitized by Google

anschaulich zu machen, und eine Gelegenheit dazu bot sich glücklicherweise um diese Zeit dar. Die Khanddistricte von Hodzoghoro und Tentilghar waren nämlich seit unvordenklichen Zeiten unter einem Oberhaupte vereinigt gewesen, und dieses Oberhaupt, Dulbehra genannt, war zugleich Oberpriester eines in diesen Districten sehr verehrten Götterbildes. Seit etwa 40 Jahren hatte ein Radscha von Gumsur aus politischen Gründen beide Districte getrennt und den District von Hodzoghoro unter die Oberhoheit der Familie Sam Bisaye's gestellt. Seitdem Sam Bisaye zur Herrschaft gelangt war, hatte er kein Mittel unversucht gelassen, um auch den Theil des Einflusses, der dem Dulbehra noch geblieben war, an sich zu reißen, sah aber ein, daß dieß nicht möglich sey, wenn er sich nicht zum alleinigen Priester des so verehrten Götterbildes machen könne. Aus diesem Grunde raubte er das Bild und führte es in sein befestigtes Dorf, von wo aus es die Khands unmöglich wieder erlangen konnten. Dieses Bild, das von den Khands als ein gestohlenes Eigenthum betrachtet wurde, ward Sam Bisaye angehalten zurückzugeben. Nachdem in einer großen Volksversammlung, an der sich auch die Khands von Hodzoghoro betheiligt hatten, die Unrechtmäßigkeit von Sam Bisaye's Diebstahl einstimmig anerkannt worden war, erschien plötzlich das fragliche Bild unter der Obhut seines rechtmäßigen Priesters, des Dulbehra. Dieser Umstand versetzte die Khands von Hodzoghoro anfangs in große Bestürzung, doch faßten sie sich bald wieder. Zwei Tage vergingen in ernsten Berathungen, nach Verlauf dieser Zeit erklärten die Oberhäupter der Stämme von Hodzoghoro, daß sie nun einsähen, sie seyen über die Gewalt Macphersons und die Absichten der britischen Regierung getäuscht worden, und daß sie bereit seyen, Macphersons Jurisdiction unter denselben Bedingungen wie die übrigen Stämme anzunehmen. So war denn die Ausrottung der Menschenopfer unter allen Khandstämmen auf das Erfolgreichste angebahnt, und dieß durch moralischen Einfluß allein!

Mitten in seiner Wirksamkeit wurde Macpherson durch das Fieber genöthigt, die Khands zu verlassen und in die Ebene zurückzukehren. Es war vorauszusehen, daß nach der Abreise des Agenten die Familie Sam Bisaye's ihr altes Spiel wieder beginnen werde, dieß sollte ihm aber diesesmal nicht gelingen. Sobald sichere Beweise ihrer Umtriebe zu Tage lagen, wurden die Oberhäupter der Familie nach Aska vorgeladen und die drei einflußreichsten dort zurückbehalten. Diese Maaßregel machte alle Zweifel verstummen, welche die Khands von Hodzoghoro noch über die Macht Macphersons gehabt hatten, und sie schlossen sich nun mit doppeltem Vertrauen an ihn an. Am 8 Mai 1844 war Macpherson im Stande, einen neuen Bericht an die Regierung von Madras abgehen zu lassen und darin die ferneren Maaßregeln vorzuschlagen, welche für seine Zwecke förderlich seyn konnten. Diese waren: 1) Absetzung Sam Bisaye's aus seinem früheren Amte. 2) Seine immerwährende Verbannung aus den Khanddistricten, so wie seiner einflußreichsten Verwandten, den übrigen sehr zahlreichen Mitglieder seiner Familie sollte zu bleiben erlaubt werden, wenn sie sich ruhig verhielten. 3) Die Bestätigung des Dulbehra in seiner früheren Würde über die Stämme von Hodzoghoro und Tentilghar. 4) Bestätigung des Sirdar Banda Naik in derselben Eigenschaft über die Stämme von Bora und Athara Mata. 5) Brachte Macpherson seinen früher schon gemachten aber noch unerledigten Vorschlag, die Anlegung einer Straße innerhalb der Gebirge, wieder in Erinnerung, da kein gewöhnlicher Weg dem Wasserandrange während der Regenzeit zu widerstehen vermöge. Auch verfehlte er nicht sein schon so oft gestelltes Ansuchen um Unabhängigkeit innerhalb seines Districtes von neuem in Erinnerung zu bringen. Bereits am 15 Junius 1844 erließ die Regierung von Madras ihre Entschließung auf die obigen Vorschläge, welche sie alle billigte und ohne Verzug in Ausführung gebracht wissen wollte. Neue Schreiben wurden nach Calcutta geschickt, um die Erledigung der Khandangelegenheit auch dort zu betreiben.

(Schluß folgt.)

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Nachdem er seinen und Brian's Kindern etwas Brod gegeben hatte, ging er nach der Hütte Kiesburg's, welche etwa 200 Yards entfernt war. Er fand die Kinder im elendesten Zustand; sie lagen im Bett und riefen fortwährend nach etwas zu essen. Von Zeit zu Zeit streckten sie auch ihre abgemagerten Aermchen aus und baten in den rührendsten Ausdrücken um ein wenig Brod. Vierzehn Tage schon lagen sie im Bett, ohne dasselbe jemals verlassen zu haben; das Uebrige muß man sich denken. Reed und Mc. Cutcheon wärmten alsbald Wasser, legten ihre Kleider ab und weit von der Hütte weg in das Freie, um sie vom Ungeziefer frei zu erhalten, wuschen die Kinder am ganzen Leib mit Seifenbrühe, rieben sie mit Oel ein und wickelten sie dann in Flanell. Der Frau Murphy, welche sich in der Hütte befand, konnte wegen dieses Zustandes der Kinder kein Vorwurf gemacht werden, denn sie war durch den Hunger selbst so völlig hülflos geworden, daß ihr Hr. Reed beim Aufstehen behülflich seyn mußte. Bald weinte und bald lachte sie, kurz sie war kindisch, gleich den meisten übrigen.

Nachdem die Kinder gewaschen und versorgt waren, nahm Hr. Reed einen Kessel voll warm Wasser und schlug Kiesburg vor auch ihm denselben Dienst zu erweisen; dieser schien hierüber sehr gerührt und rief aus: „Oh, Hr. Reed, wäre es möglich daß Ihr gekommen, um die Füße und den Leib eines elenden Wichts zu waschen, der Euch einst aufhängen wollte. Ich habe Euch so großes Leid gethan — ich habe Euch so sehr verkannt, daß ich Euer Anerbieten nicht annehmen kann; jeder andere als Ihr mag es thun; es ist zu viel.“ Reed erwiederte ihm, er erfülle, ohne Rücksicht auf das Vergangene, einfach nur eine Pflicht der Menschlichkeit. Auf die traurigen Scenen und Vorfälle der Reise solle der Schleier der Vergessenheit gedeckt werden. Die Männer hatten nun ein wenig Muße sich umzuschauen: am Eingang sahen sie den verstümmelten und fast ganz fleischlosen Leichnam eines Freundes; nur sein Kopf und sein Gesicht waren unversehrt geblieben. Halb aufgezehrte Gliedmaßen sah man in Kisten liegen; rings herum lagen abgenagte Knochen. Am Feuerplatz erblickte man ganze Büschel Menschenhaar von verschiedenen Farben. Eine schauerliche Scene, welche sie überwältigte, und nur durch einen hellen Aufschrei voll des namenlosesten Schmerzes konnten sie ihrem Gefühl Luft machen und ihre innere Empörung für den Augenblick unterdrücken.

Von diesem Todtenhaus begab sich eine Abtheilung der Hülfsmannschaft zu dem acht Meilen entfernten Lager Donner's. Hr. Reed hatte zwei Männer vorausgeschickt und bei seiner Ankunft erzählten ihm diese, daß Baptiste so eben die Hütte der Wittwe des verstorbenen Jakob Donner mit einem von dessen Beinen verlassen habe, das er auf Geheiß Georg Donner's, des Bruders Jakob's, geholt. Man gab es ihm, aber ließ zugleich sagen, daß man nichts mehr entbehren könne, da Jakob Donner der letzte Leichnam sey, den sie besäßen. Sie hatten bereits vier Körper verzehrt und die Kinder saßen als die Männer kamen, auf einem Block, ihre Gesichter mit Blut befleckt und die halbgeröstete Leber und das Herz ihres Vaters verzehrend; sie bemerkten die Ankunft der Fremden nicht, und schenkten diesen, selbst als sie bei ihnen standen, nicht die mindeste Beachtung. Frau Jakob Donner befand sich in einem hülflosen Zustande, ohne alle andere Nahrung als den Leichnam ihres

Digitized by Google

Mannes, von dem zu essen sie sich jedoch entschieden weigerte, da sie lieber sterben wolle. Um das Feuer lagen Haare, Knochen, Schädel und halb verzehrte Gliedmaßen. Nachdem Reed und seine Begleiter den armen Geschöpfen den nöthigen Beistand geleistet, entfernten sie sich, um von diesen aufregenden Scenen des Schauders und Schreckens auszuruhen und sich zu erholen. Sie waren nicht weit gegangen als sie auf das Schneegrab Jakob Donner's stießen; sein Kopf war abgeschnitten und lag mit dem Gesicht nach oben, dessen Züge durch den Schnee und die Kälte völlig unverändert geblieben waren. Die Arme waren von dem Oberkörper abgelöst, dieser selbst aufgeschnitten und Herz und Leber herausgenommen; das Bein, welches Baptiste geholt, war auf die Nachricht von der Ankunft der Hülfsabtheilung zurückgebracht worden. Außer diesem sahen sie noch mehrere andere Gräber, die jedoch nur einzelne Körpertheile enthielten.

Georg Donner, dem der nächste Besuch abgestattet wurde, befand sich in einem schwachen und hülflosen Zustande, wogegen seine Frau stark und gesund schien. Sie weigerte sich mit mitzugehen und ihren Gatten zu verlassen, und wollte selbst ihre Kinder fortlassen, da sie hoffte, daß Hr. Woodworth mit seiner Abtheilung in den nächsten Tagen eintreffen und sie dann alle zusammen nach den Niederlassungen bringen werde. Es blieben deßhalb einige Mann mit Lebensmitteln zurück, um für die unglücklichen Dulder Sorge zu tragen. Hr. Reed aber kehrte mit den beiden Kindern Jakob Donner's in das obere Lager zurück. Von da reiste er, nachdem er den Zurückbleibenden auf sieben Tag Lebensmittel gegeben, um Woodworth's Ankunft abwarten zu können, mit 17 Personen nach den Niederlassungen ab. Diese waren: Patrick Brinn mit Frau und fünf Kindern; Frau Graves mit vier Kindern; Marie und Isaak Donner, die Kinder Jakob Donner's; Salomon Hork, ein Stiefsohn Jakob Donner's, mit zwei Kindern. Am ersten Tag legten sie nur etwa drei Meilen zurück, obgleich Reed sie zu größerer Eile antrieb, und lagerten Abends am Truckensee. Man wird es kaum glauben, daß die Gesellschaft in dieser Nacht, obgleich noch von drohenden Gefahren umgeben, zum Theil selbst mit dem Tode kämpfend und fast noch auf dem Schauplatz unerhörter Gräuel sich der Fröhlichkeit überließ, und über Späße und Witzeleien lachte. Patrick Brinn spielte fast zwei Stunden lang auf einer Violine.

Am nächsten Tag legten sie fünf Meilen zurück und lagerten am Fuß des Berges. Hr. Reed suchte vergebens sie zum Weitergehen zu bewegen; die Musik der Violine verkürzte wieder die langsam dahinschleichenden Stunden, konnte aber nicht das ängstliche Gefühl verscheuchen, das in Hrn. Reed aufstieg, als er eine schwere und weithin ausgedehnte Wolke drohend auf der Spitze des Berges hängen sah. Da er niemand seine Befürchtungen mitzutheilen wagte, um den Muth der Gesellschaft nicht zum voraus zu brechen, so sah er stillschweigend dem nahenden Sturm entgegen, der bald mit der ganzen Wuth des entfesselten Elementes über die Berge und Thäler hinwüthen sollte. Nachdem die Abendmahlzeit vorüber war, blieben ihnen nur noch für anderthalb Tage Lebensmittel; deßhalb schickte Reed am andern Morgen drei Männer nach einem 15 Meilen entfernten Platz voraus, wo er Mundvorrath vergraben hatte. Im Falle dieser abhanden gekommen, sollten sie bis zu einem zweiten solchen Versteck gehen und die Lebensmittel der Reisegesellschaft entgegenbringen, wenn sie nicht vorher der Abtheilung unter Woodworth begegneten, die sie zur größtmöglichen Eile veranlassen sollten.

Sie überschritten an diesem Tage die Sierra Nevada und lagerten 10 Meilen davon an der Nordseite eines kleinen Thals, unfern dem Ursprung des Yubaflusses. Während der Nacht erhob sich ein gewaltiger Schneesturm und ein schneidend kalter Wind, der gegen Morgen zu einem Orcan wurde. Das Lager befand sich 1500 Fuß unterhalb des 9838 Fuß hohen Passes und auf einer etwa 40 Fuß tiefen Schneedecke. Zwei Tage und drei Nächte wüthete der Sturm ohne Unterbrechung. Am Morgen des dritten Tags verzogen sich endlich die Wolken und der Himmel erheiterte sich, dagegen wurde die Kälte noch stärker und empfindlicher. Die Leiden der Reisegesellschaft während dieser Zeit, besonders die der völlig ausgehungerten Emigranten, können entfernt nicht mit wahren und lebendigen Farben gemalt werden, welche so nöthig wären um ein getreues Bild der Angst, des Elends und der Verzweiflung zu liefern, worein der fürchterliche Sturm sie versenkte. Wer je so unglücklich war, sich in einer ähnlichen Lage zu befinden, der kann einigermaßen mit denen fühlen, welche allen Schrecken derselben ausgesetzt waren. Allein wer nichts kennt als das behagliche und trauliche Gesellschaftszimmer, wo das knisternde Kaminfeuer und ein belebtes Gespräch die Unbilden der Witterung vergessen machen, der kann sich keinen Begriff von den körperlichen und geistigen Qualen derer machen, welche sich überzeugen mußten, daß sie von ihren Mitmenschen verlassen seyen, deren Pflicht es gewesen wäre ihnen zu Hülfe zu eilen.

Der Ort, wo sie lagerten, bot durchaus keinen natürlichen Schutz, sondern war ganz offen, weßhalb sie sich nur durch Lagerfeuer erwärmen konnten; diese machten sie auf folgende Art. Zuerst legte man zwei starke grüne Tannen- oder Fichtenscheite in einiger Entfernung von einander auf den Boden, auf diese an ihren Enden und in entgegengesetzter Richtung zwei andere und so fort, bis sich eine Art Gerüst erhob. Auf dieses legte man trockenes Holz und zündete es an. Um das Feuer herum legte man eine dichte Lage Baumzweige, und auf diese setzte sich die Gesellschaft, die Füße gegen das Feuer zugekehrt; brannten die grünen Scheiter durch, so fiel das Feuer auf den Schnee und verlöschte somit. War man also nicht schnell bei der Hand, die abgebrannten Unterlagen durch neue zu ersetzen, so liefen die Reisenden Gefahr den Tod des Erfrierens zu sterben. Manchmal schmolz der Schnee durch die Hitze des Feuers; geschah dieß nun auf der einen Seite mehr als auf der andern, so verrückte sich die Unterlage und das Feuer oben hielt nicht, sondern fiel zu Boden. Ging das Schmelzen dagegen gleichmäßig vor sich, so bildete sich dadurch rings um das Feuer eine Höhlung von zehn bis dreißig Fuß Tiefe.

Dieß waren die Gefahren, welche die Wanderer während des Sturms, besonders in der dritten Nacht, zu befürchten hatten; rings um das Feuer wurden Baumzweige gelegt. Von der innern Seite schaffte man sodann den Schnee nach der äußern und baute damit einen hohen Damm, der als Schutz gegen den Sturmwind und das Schneegestöber dienen sollte. Die Kälte war so heftig, daß man nur wenige Minuten arbeiten konnte und dann wieder an das Feuer gehen mußte, um sich zu wärmen. Die Reisenden lagen alle auf dem Boden und suchten sich unter ihren Tüchern nach besten Kräften zu schützen, und bald waren sie völlig eingeschneit; zufällig erhoben sich einige und fanden nicht nur die Unterlagen aus der Richtung gewichen, sondern auch das Feuer beinahe verlöscht. Die ganze Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder, waren schon so erstarrt, daß sie große Gefahr liefen zu erfrieren; Hr. Reed war schneeblind geworden und zu jeder Verrichtung unfähig. Mit Ausnahme Mc. Cutcheon's und Miller's waren alle Männer in stumpfsinnige Gleichgültigkeit versunken. Die Kinder schrieen laut; die Frauen weinten theils, theils beteten sie; auch ein Theil der Männer betete. Nur die beiden obgenannten strengten sich an die fast schon erloschenen Kohlen zu neuer Gluth anzufachen, und fluchten dabei fürchterlich auf ihre Genossen, von denen sie verlangten sie sollten aufhören zu beten und dagegen das Feuer helfen zu retten suchen, indem sonst keiner von ihnen mehr das Tageslicht zu schauen bekomme. Ihren Anstrengungen gelang es nach langer Mühe das Feuer wieder in Stand zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Botta's Werk über seine Entdeckungen zu Khorsabad geht seiner Vollendung entgegen; 85 Lieferungen sind erschienen, sämmtliche Platten sind beendigt, und die Nationaldruckerei vollendet in diesem Augenblick den Abzug der fünf letzten Lieferungen, welche das Ende der Beschreibung des Denkmals enthalten. Die 220 Platten Inschriften wurden besonders herausgegeben, und zwar zu einem sehr mäßigen Preise (60 Fr.) um die Anschaffung den Gelehrten zu erleichtern, welche sich mit der Entzifferung der assyrischen Schrift befassen. (Journ. asiatique. Januar 1850.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. 20 Februar 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

5. Milah und die Umgegend.

Es waren kaum acht Tage seit meiner Rückkehr von Ferdschiwah verflossen, als ich den sehr angenehmen Besuch zweier liebenswürdigen Pariser erhielt. Die Genremaler Leleu und Hedouin, die beide in der pariser Künstlerwelt einen ausgezeichneten Rang einnehmen, hatten dieses Jahr Nordafrika zum Ziel ihrer Künstlerfahrt gewählt, und waren mit einem ganzen Zeughaus von Mappen, Farben, Pinseln und Bleistiften zu Constantine angekommen. Schon hatten sie eine Menge Ansichten und Arabergruppen im Innern der Stadt und auf dem Markt skizzirt, allein bald strebten ihre Wünsche über die Stadtmauern hinaus; sie wollten den Beduinen in seinem Duar, unter seinem Zelt, inmitten seiner Heerden sehen und studiren, und den braunen Schönen ihre zierlichsten Posen ablauschen. Da ich mir längst vorgenommen, Milah und wo möglich einen Theil des daran gränzenden unabhängigen Scheichats von Zuagha zu besuchen, so schlug ich ihnen vor einen Ausflug dahin zu machen, ein Vorschlag, in welchen sie mit Freuden eingingen. Mein alter Freund Paolo hatte versprochen uns dahin zu begleiten, da ihn aber unvorhergesehene Geschäfte daran verhinderten, so schickte er seinen Sohn Domenico, einen sehr lieben jungen Mann, an seiner Stelle.

An dem schönsten Sommermorgen zogen wir, mit Thoraufschluß, zur Stadt hinaus; der Tag war zwar ein unheilversprechender — es war ein Freitag — nichtsdestoweniger zogen wir auf flinken Maulthieren, Domenico an der Spitze, singend vor dem Begräbnißplatz auf Cudiat-Aty vorüber. Unsere Fröhlichkeit bildete einen grellen Contrast mit den von dem Friedhof der Moslemin herübertönenden Klagelauten: verschleierte Frauen brachten diesen Morgen, wie jeden Freitag, auf den Gräbern der Ihrigen dem Andenken der Abgeschiedenen ihr Thränenopfer dar. Ich machte beim Vorüberreiten unsere Künstler auf diese Trauergruppen aufmerksam, Freund Leleu aber, der in seinem Leben noch nicht oft ein Pferd bestiegen, bat mich inständig ihn einstweilen mit jeder Zerstreuung zu verschonen, bis er besser mit dieser Art von Locomotion vertraut wäre, da für jetzt die Erhaltung seines Gleichgewichts nebst der Leitung seines Maulthiers auf dem holperigen Wege seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nähme.

Wir zogen, von den Gärten von Salah-Bey an, bei zwei Stunden das linke Ufer des Rummel entlang, da während der trockenen Jahreszeit dieser Weg angenehmer ist, als der beständig auf- und absteigende Bergpfad. Die am rechten Flußufer hinlaufenden Gärten nehmen sich, von hier aus gesehen, äußerst lieblich aus; am nördlichen Ende derselben, dem Dschelullah, befinden sich herrliche Olivenbaumpflanzungen, die, früher Gut des Beylik, jetzt dem Staat angehören und zum Theil, in einer Epoche wo der Favoritismus an der Tagesordnung war, etlichen hohen Officieren und Beamten als Privateigenthum bewilligt worden sind.

Hier trafen wir einheimische Fischer an, die eben beschäftigt waren, ihre während der verflossenen Nacht gefangene Beute aus den Reusen zu nehmen. Ihr Fangapparat war äußerst einfach: ein quer über das seichte Flußbett im Zickzack geführter Steindamm hat an jedem seiner stromabwärts gerichteten spitzen Winkel eine Oeffnung, an welcher eine aus Schilfrohr grob zusammengefügte Reuse befestigt ist. Die auf diese Art am Abend gelegten Reusen werden am andern Morgen ausgenommen und der in der Nähe der Stadt ziemlich entvölkerte Fluß läßt mich schließen, daß diese Fischerei sehr destructiv seyn müsse. Der Rummel enthält bloß zwei Fischarten, eine Barbe (Barbus macropogon) und einen Aal (Anguilla callensis), von welchen beiden die arabischen Fischer ein Paar Dutzend gefangen hatten. Eine halbe Meile weiter stromabwärts trafen wir zwei Mauren aus Constantine an, die mit einem mit Bleikugeln versehenen Wurfgarn fischten, das von dem europäischen in nichts verschieden war; da aber der Fluß an diesem Ort nirgends über zwei Fuß tief war, so fingen sie nur kleines Zeug.

Während unsere Maler hier eine Skizze entwarfen, hatte ich das Glück in der Nähe einen Ibis zu erlegen, der, obgleich in mehrern Kennzeichen mit dem Ibis Falcinellus übereinstimmend, doch durch eine geringere Größe, den um die Hälfte kürzern, stärker gebogenen Schnabel und eine ganz verschiedene Färbung von demselben abweicht und hierdurch dem von Brehm in seiner Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands beschriebenen Ibis Castaneus am nächsten steht.

Wir gewannen hier den Bergpfad wieder, der, bisher mit dem Fluß in paralleler Richtung laufend, sich jetzt mehr nach Westen wendet. Das dieses Jahr brach gelegene, steinige Hügelland sah äußerst öde und traurig aus, und weit und breit war kein einziger Duar zu sehen. Erst nachdem wir uns dem Dschebel-Kaghara genähert hatten, gewährten die am Fuß desselben gelegenen grünen Gärten eine angenehme Abwechslung. Von jetzt an zog sich unser Weg durch schöne Getreidfelder, auf welchen arabische Schnitter und Schnitterinnen emsig beschäftigt waren die Aehren mit ihren gezähnelten Sicheln abzuschneiden und in kleine Büschel zu binden; anderwärts trieben sich Schaf-

Digitized by Google

und Rinderheerden auf den schon abgeernteten Stellen und thaten sich gütlich in dem frischen Stroh, das von jetzt an bis zum Beginn des Winters ihre einzige Nahrung ausmacht. Von Zeit zu Zeit kamen wir an kleinen Duars vorüber, deren Bewohner neugierig der vorüberziehenden Reisegesellschaft nachsahen, oder die uns verfolgenden Hunde mit Steinwürfen zurücktrieben. Alles dieß war bis jetzt sehr wenig, allein unsere beiden Freunde sahen alles mit Künstleraugen an. Eine Gruppe barfüßiger Jungen, ein mit einem vollen Wasserschlauch von der Quelle zurückkehrendes Weib, ein Eseltreiber, alles setzte sie in Extase, und sie bedauerten nur, nicht Zeit und Hände genug zu haben, um alle diese Schönheiten zu Papier zu bringen.

Gegen Mittag machten wir Halt an einem kleinen Bach, an welchem zwei der in meiner Reise nach Ferdschwiah beschriebenen Duodezmühlchen errichtet waren; diese standen aus Mangel an Wasser still, und keine Seele ließ sich blicken, was Freund Leleu auf die Vermuthung brachte, daß diese winzigen Mühlen wahrscheinlich nächtlicherweile von Mühlknappen aus irgend einem Gnomenvölkchen in Bewegung gesetzt würden.

Ich fing hier zwei Sumpfschildkrötenarten, die ich trotz der Behauptung eines neuern Naturforschers für wesentlich verschieden halte und den Unterschied zwischen der, auch in Europa vorkommenden Emys Sigris und der hierländischen E. leprosa gemacht wissen will.

(Fortsetzung folgt.)

Die Khands in Gondvana.

9. Die Wirksamkeit Macpherson's seit dem Jahre 1842.

(Schluß.)

Wir haben bisher bloß über die Wirksamkeit Macphersons in Hinsicht auf die Ausrottung der Menschenopfer gesprochen; er hatte sich aber nicht minder vorgesetzt, einer andern vielleicht noch unnatürlichern Gewohnheit ein Ziel zu setzen — der Ermordung weiblicher Kinder. Dieser Gebrauch stellte sich gerade bei fünf der Stämme als vorherrschend heraus, welche die Menschenopfer verabscheuten, nämlich in den Khanddistricten Pandacole, Degi, Buri, Guldi und Andami, und Macpherson glaubte, die Anzahl der jährlich in diesen Districten ermordeten weiblichen Kinder auf 1200 bis 1500 angeben zu dürfen. Der Grund zu diesem barbarischen Gebrauche war eingestandenermaßen ein religiöser. Es ist allgemeiner Glaube bei den Khands, daß die oberste Gottheit, der Sonnengott, am Anfange alles gut geschaffen habe, und das Uebel erst durch die Erdgöttin in die Welt gekommen sey. Während nun die opfernden Stämme vor allem sich angelegen seyn lassen, die Erdgöttin sich günstig zu machen, vernachlässigen die nicht opfernden Stämme dieselbe und wenden ihre Verehrung ausschließlich dem Sonnengotte zu; dieser nun befehle, glauben sie, wegen des Unglücks, das den Menschen durch eine weibliche Göttin zugefügt worden, nur so viele weibliche Kinder zu erziehen als unumgänglich nöthig sey, damit ferneres Unglück durch Weiber verhütet werde. Ferner glauben die Khands, daß die einmal in eine Familie aufgenommenen Geister stets wieder in dieselbe zurückkehren, aufgenommen wird aber ein Kind durch die Ceremonie des Namengebens, am siebenten Tage nach der Geburt. Stirbt nun ein Kind bevor diese Ceremonie stattfindet, so gehört der Geist desselben der Familie nicht an; wird also ein Mädchen vorher ermordet, so wird dadurch auch die Zahl der weiblichen Geburten in der Familie auch für die Zukunft verhindert. Dieß allein ist schon ein mächtiger Hebel für die Khands, welche einen sehr großen Stolz auf männliche Nachkommenschaft haben; doch ist dieß nicht der einzige Grund, ein zweiter liegt in der Stellung, welche die Weiber bei den Khands einnehmen: sie sind vielleicht die freiesten in der Welt. Die Gegenwart der Frauen und Schwestern ist nicht nur bei allen Kämpfen nöthig, um die Lebensmittel herbeizutragen und durch ihr Zureden zur Tapferkeit zu ermuntern, sie werden auch, da sie am Kampfe selbst keinen Antheil nehmen, allgemein als neutral angesehen und als Mittelspersonen bei Unterhandlungen verwandt. Dabei ist das eheliche Band bei den Khands ein sehr lockeres; eine Frau kann ihren Mann zu jeder Zeit verlassen, ausgenommen während der Schwangerschaft und ein Jahr nach dem sie geboren hat; ein Mann dagegen, der unverheurathet ist, kann keiner Frau abschlagen sie zu ehelichen, wenn sie selbst in sein Haus kommt und sich als seine Frau betrachtet. Untreue des Mannes gilt als ein Verbrechen, der Frau dagegen gereicht sie gar nicht zur Schande. Hiezu kommt noch, daß jeder Mann, der sich verheurathet, eine beträchtliche Anzahl Vieh als Kaufpreis an den Vater der Braut abliefern muß: diesen Preis bezahlt jedoch nicht er allein, sondern er wird durch eine Umlage auf die Mitglieder seines Stammes erhoben, und der Vater der Braut vertheilt das erhaltene Vieh auch wieder unter die Mitglieder seines Stammes. Verläßt nun eine Frau ihren Mann und nimmt einen andern, so kann derselbe den früher gezahlten Kaufpreis von seinem Schwiegervater wieder zurückverlangen, während der neue Bräutigam gehalten ist, denselben nun seinerseits zu entrichten. Diese Einrichtung führt bei Stämmen, die keine gemeinsame Autorität anerkennen, in den einfachsten Fällen endlose Verwicklungen und Fehden nach sich, und eine heurathsfähige Tochter wird von allen Khands, mit Ausnahme weniger sehr begüterter, für eine Quelle beständigen Unheils angesehen!

Die Mittel, welche Macpherson anwandte, um diese Kindermorde auszurotten, waren ganz die nämlichen, welche er auch zur Beseitigung der Menschenopfer angewandt hatte, indem er durch sein Amt als Schiedsrichter einen Einfluß auf die Gemüther der Betheiligten zu erlangen, und sie dann von der Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit des barbarischen Gebrauches zu überzeugen suchte. Gerade in diesen Districten war sein erstes Auftreten mit großem Mißtrauen beobachtet worden, da eben diese Districte durch den Krieg mit dem Radscha von Gumsur hart gelitten hatten, und deßwegen keineswegs freundlich gegen die Engländer gesinnt waren. Diese Stimmung verkehrte sich jedoch bald in das Gegentheil, und Macpherson hatte im Julius 1844 die Freude, den Einfluß der Regierung in den Districten Pandacole und Degi als vollkommen gesichert darstellen zu können, während sich auch in den übrigen Districten fortwährende Symptome einer freundschaftlichen Annäherung zeigten. Es galt nun vornehmlich den District Guldi zu gewinnen, der ferner lag und, durch seine Lage geschützt, nie besiegt worden war. Bei den Khands stand er im großen Ansehen wegen seiner Tapferkeit, und es mußte Macpherson viel daran liegen, ihn zu gewinnen. Ein freundschaftliches Verhältniß stellte sich allerdings bald her, und Macpherson wurde von den Bewohnern von Guldi mehrfach als Schiedsrichter gebraucht; auf ihre Unabhängigkeit waren sie aber sehr stolz, und zu einer förmlichen Anerkennung der englischen Regierung konnten sie nicht gebracht werden.

Sobald Macpherson seinen Einfluß auf die Gemüther dieser Khands etwas gesichert sah, so fing er an ihnen Vorstellung über ihre barbarische Sitte zu machen. Er machte vornehmlich

Digitized by Google

drei Gründe geltend, um sie von der fortgesetzten Ermordung ihrer Töchter abzubringen; 1) machte er sie darauf aufmerksam, daß die Erfahrung durchaus dagegen spreche, daß durch die Ermordung der Mädchen die Anzahl der weiblichen Geburten abnehme; 2) daß die Zwistigkeiten, welche durch Heurathen entstehen, großentheils wegfallen müßten, wenn mehr Mädchen erzogen würden, weil dann jeder leichter eine Frau werde erhalten können, der Kaufpreis sonach sinken müsse, zudem werde solchen Zwistigkeiten dann durch die englische Regierung möglichst vorgebeugt werden; endlich 3) sey der Befehl des Gottes die neugebornen Mädchen umzubringen nur bedingsweise zu nehmen, und nur eine Erlaubniß für solche, die nicht im Stande seyen, dem Uebel, welches durch die Weiber in die Welt komme, selbst die Stirne zu bieten. Besonders der letztgenannte Grund verfehlte nicht einen mächtigen Eindruck auf die Khands zu machen, welche auf Mannichfaltigkeit sehr viel halten, und die sich dadurch nun auf einmal unter alle die Völker herabgesetzt glaubten, welche ihre Kinder nicht umbringen. Noch ein anderes Mittel wandte Macpherson mit gleich gutem Erfolge an. Es ging aus allen Gebräuchen hervor, daß die Verheurathungen mehr als eine Sache der Stämme denn der einzelnen Individuen betrachtet wurden. Da durch die vielfache Einlieferung von bestimmten Opfern aus den übrigen Khanddistricten eine Anzahl Mädchen, deren Eltern entweder nicht ausgemittelt werden konnten, oder denen man sie auszuliefern nicht für gut fand, unter der Obhut der Regierung geblieben waren, so kam Macpherson auf den Gedanken, dieselben als Zeichen der Gunst von Seiten der Regierung an einflußreiche Khandhäuptlinge zu verheurathen und sich dadurch gewissermaßen einen Einfluß in den Familien derselben zu sichern, indem er für die Regierung dieselben Rechte und Pflichten in Anspruch nahm, wie sie die Stämme für ein verheurathetes Mitglied aus ihrer Mitte fordern. Anfänglich war auf beiden Seiten große Abneigung gegen diese Verbindung, kaum aber waren die ersten Heurathen dieser Art geschlossen und man bemerkte, daß die Sorge der Regierung ihren Pfleglingen auch in ihre neuen Familien folge, als große Bewerbung um diese Gunst entstand. Die Frucht dieser Anstrengungen war, daß in den fünfzehn dem Juli 1844 vorausgehenden Monaten etwa 170 neugebornen Mädchen das Leben gerettet worden war und sich eine steigende Neigung zur gänzlichen Abschaffung dieses Gebrauches wahrnehmen ließ.

Macpherson letzter Bericht ist vom 10 Julius 1844 datirt, und man sieht welche Erfolge er damals errungen hatte und wie sicher er auf ein glückliches Fortschreiten auf dieser Bahn rechnen konnte, wenn er nur die erforderliche Autorität zum freiern Handeln gehabt hätte. Die so sehnlich gewünschte Autorisirung blieb jedoch aus und er sah sich genöthigt im October 1844 selbst nach Calcutta zu gehen, um die Sache persönlich zu betreiben. Dort stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten, und es dauerte ein ganzes Jahr, bis er, allerdings mit der gewünschten Macht ausgerüstet, zu seiner Arbeit zurückkehren konnte. Hier traf er allerdings seine Partei durch seine lange Abwesenheit entmuthigt, die Gegenpartei gewachsen, doch fand er den Schaden nicht unheilbar und ging mit neuer Energie und gewohntem Tacte wieder an das Werk. Aber ein neues schweres Hinderniß sollten seine Bemühungen von einer anderen Seite her treffen. Eine kleine Meuterei brach um diese Zeit in einem entfernten Khanddistricte aus, so unbedeutend, daß sie ohne Waffengewalt leicht hätte beigelegt werden können. Das Gerücht vergrößerte jedoch die Sache in der Ferne, und General Dyce wurde mit bewaffneter Macht zur Dämpfung des Aufruhrs abgeschickt. Unglücklicherweise verstand dieser Offizier seine Aufgabe ganz falsch, fing an sich in Sachen zu mischen, von denen er nichts verstand und in die er sich nicht zu mischen hatte. Zuletzt ging er so weit, daß er Macpherson und die ihm beigegebenen Beamten zwang die Gegend ganz zu verlassen. Bei der Untersuchung war es freilich Macpherson leicht, die Nichtigkeit der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen nachzuweisen, und er erlangte nicht nur Freisprechung, sondern auch vollkommene Satisfaction. Allein das angefangene Werk war einmal unterbrochen worden und mußte unterbrochen bleiben, da Macpherson durch den Stand seiner Gesundheit genöthigt wurde, einen längern Aufenthalt in Europa zu nehmen. Hoffen wir, daß inzwischen die Schwierigkeiten nicht zu sehr anwachsen, und er nach seiner Rückkehr seine menschenfreundlichen Bemühungen wieder aufnehmen möge.

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Endlich brach der Morgen an und mit ihm legte sich der Sturm. Die Reisenden waren zwei volle Tage ohne alle Nahrung; Hr. Reed drängte sie sich wieder auf den Weg zu machen. Allein nur Hook und die Familie Patrick vermochten zu gehen. Nachdem Reed den Zurückbleibenden auf drei Tage Holz zurückgelassen hatte, trat er mit seinen beiden Kindern und den obgenannten Personen die Weiterreise an. Lebensmittel hatten sie keine, und sie mußten auch die Hoffnung auf Hülfe von Seiten Woodworth's aufgeben, denn dieser hätte längst begegnen müssen, wenn er den Weg nach dem Berglager verfolgt hätte. Als sie Abends Halt machten und lagerten, hatten die meisten Männer ihre Füße erfroren. Einige retteten sie, indem sie sie in den Schnee steckten; die andern, welche diese Vorsicht nicht übten, verloren zum Theil mehrere Zehen oder wurden Krüppel für ihr Leben lang. Nichtsdestoweniger setzten sie am folgenden Tag ihre Reise fort, und man kann sich die Freude der nun schon seit vier Tagen Hungernden denken, als sie in einem Baume einigen Mundvorrath fanden, den ihnen die vorausgeschickten Männer hier zurückgelassen hatten, nachdem sie selbst in dem Sturm beinahe umgekommen waren. Durch die kleine Mahlzeit, welche sie halten konnten, neu gestärkt, setzten die Wanderer ihre Reise bis tief in die Nacht fort und trafen dann auf Woodworth's Lager, von wo sie glücklich in den Niederlassungen ankamen.

Der Schiffsofficier Woodworth war, wie wir weiter oben berichtet, mit bedeutenden Vorräthen versehen und mit einer Hülfsabtheilung gleichfalls nach dem Berglager abgesendet worden. Vier Tage nach seinem Abmarsch von Johnson's Rancho (Farm) hatten Foster und Eddy Pferde erhalten und waren Reed entgegengezogen, bei dem Hr. Eddy seine Familie zu finden hoffte. Am zweiten Tag nach ihrer Abreise trafen sie Woodworth ruhig im Bärenflußthal lagern und seine Leute mit Kochen und andern häuslichen Verrichtungen beschäftigen. Eddy und Foster glaubten ihn schon längst über den Bergen, und als sie ihn über sein Zögern zur Rede stellten, erwiederte er, daß er sich ohne Führer nicht weiter vorwage. Eddy versetzte, der beste Führer sey die Schneespur der früheren Abtheilungen, und Woodworth versprach nun auch am nächsten Morgen weiter zu ziehen, rieth aber zugleich den Hrn. Eddy und Foster den Uebergang über die Sierra nicht zu wagen, welchen Rath diese mit der Hinweisung auf ihre erste Reise beantworteten.

Die Abtheilung setzte sich hierauf andern Tags, acht an der Zahl, in Marsch, und gelangte Abends in das Yubathal wo sie auf Reed stieß, der ihnen mittheilte, daß vierzehn seiner Unglücksgenossen sich weiter rückwärts befänden. Woodworth fragte seine Leute, ob sie mit ihm weitergehen würden, um die armen Emigranten zu retten, erhielt aber eine verneinende Antwort. Foster und Eddy versprachen nun denjenigen,

Digitized by Google

welche sie begleiten würden, jede Summe die sie verlangten, worauf ihnen erwiedert wurde, daß sie nichts versprechen könnten, da sie ihr ganzes Vermögen verloren hätten. Eddy und Foster wollten nun allein weiter reisen; diesem Vorhaben aber widersetzte sich Reed, der sie endlich vermochte mit nach dem Bärenflußthal zurückzukehren, wo er bei Woodworth's Leuten einen neuen Versuch zur Erfüllung ihrer Pflichten machen wollte. Nachdem Woodworth sich hier endlich verbindlich gemacht hatte, jedem Mann täglich drei Dollars und wenn er ein Kind rette noch außerdem 50 Dollars zu bezahlen, erklärten sich fünf Mann bereit die Reise zu wagen.

Am folgenden Morgen setzte sich dieser neuorganisirte Zug in Bewegung, und traf am zweiten Tag bei dem Theil der Gesellschaft Reed's ein, welcher hatte zurückbleiben müssen. Das Feuer hatte den Schnee bis auf den Grund hinabgeschmolzen, und das hiedurch gebildete Loch war 15 Fuß breit und 24 Fuß tief, so daß man hatte Stufen anbringen müssen, um zum Feuer zu gelangen. Von dem Elend und der Noth die herrschten, kann man sich einen schwachen Begriff machen, wenn man erfährt, daß Patrick Brinn und sein Weib, die beiden Kinder Jakob Donner's gegessen hatten und der Leichnam der Frau Graves, von dem alles Fleisch abgelöst war, mit abgeschnittenen Brüsten offen dalag, und die Brüste so wie ihr Herz und ihre Leber gerade in einem Kessel am Feuer gesotten wurden. Neben dem verstümmelten Leichnam aber saß ihr dreizehn Monate altes Kind und rief bitterlich weinend: „Ma! ma! ma!“ Es war ein hülfloses und unschuldiges Lamm mitten unter den Wölfen der Wildniß; diesem armen bedauernswürdigen kleinen Wesen widmete Eddy seine erste Sorgfalt, und schickte dann die ganze Gesellschaft unter Leitung dreier Männer in das Lager Woodworth's, während er mit den übrigen ins Berglager weiter zog, das sie am andern Tag erreichten.

Welcher Anblick ihrer wartete, kann man sich nach den früheren Schilderungen leicht denken; der Tod hatte seither noch mehr Opfer gefordert und die fürchterliche Noth war wo möglich noch höher gestiegen. Alle ohne Ausnahme fristeten ihr Leben durch das Fleisch ihrer gestorbenen Leidensgefährten, und jeder Todesfall wurde als eine gütige Schickung des Himmels begrüßt. Die wildeste Selbstsucht hatte alle besseren Gefühle des Herzens erstickt, und die Augen dieser armen Unglücklichen glänzten in schrecklicherer Wuth und tückischerer Scheu als selbst die der Cannibalen. Am häßlichsten traten diese Merkmale bei Kiesburg zu Tag, denn während die übrigen sich freuten, als ein zufällig aufgefundener Vorrath von vier Häuten und einem todten Büffel sie für eine Weile der traurigen Nothwendigkeit überhob das Fleisch ihrer Mitmenschen zu verzehren, nahm dieser ein vier Jahre altes Kind Foster's und verzehrte es über Nacht fast ganz. Was aber das Fürchterlichste daran, ist der gegründete Verdacht, daß das arme Wesen noch gelebt und er es erdrosselt habe. Gleich am nächsten Vormittag aß er dann Eddy's Kind auf, und theilte dieß dem Vater selbst in größter Ruhe mit. Als ihn der dadurch bis zur Wuth gereizte Vater fragte, warum er sich nicht an die Häute und das Büffelfleisch gehalten, erwiederte er kaltblütig, er ziehe das Menschenfleisch vor, da es sehr schmackhaft sey und mehr Nahrungsstoff enthalte.

Der Mann sah aber so schrecklich abgezehrt und elend aus, daß Eddy es nicht über sich gewinnen konnte ihn augenblicklich zu tödten, wie er anfänglich im Sinne hatte, sondern diese Expedition bis zu ihrer Ankunft in Francisco verschob. Als er dieses Vorhaben später wirklich ausführen wollte, wurde er von Freunden daran verhindert. Wie tief Kiesburg gesunken und daß er zu dieser Zeit nicht wahnsinnig war, beweist eine Aeußerung, die er lange nach ihrer Ankunft in den Ansiedlungen machte, indem er sagte: „der Mann müsse ein Narr seyn, der schlechtes californisches Ochsenfleisch dem Menschenfleisch vorziehe.“

Eddy und Foster fanden bei ihrer Ankunft im Berglager noch fünf Kinder am Leben und außer ihnen Herr und Frau Georg Donner, Frau Murphy und Kiesburg, der ohne Zweifel besser wie viele andere hätte nach den Niederlassungen reisen können, aber wohl deßhalb zurückblieb, um sich die Hinterlassenschaft der Gestorbenen anzueignen.

Frau Donner erfreute sich einer guten Gesundheit, war sogar verhältnißmäßig beleibt und unter allen Umständen stark genug zu der Reise; allein ihr Gemahl befand sich in hülflosem Zustande und sie konnte sich nicht entschließen ihn zu verlassen, so lange er noch am Leben war. Diesen Entschluß, ihm die letzten Dienste zu erweisen und die Augen zuzudrücken, vermochte nichts, weder die sie bedrohenden Gefahren, noch die Vorstellungen ihrer Freunde zu erschüttern. Wohl aber legte sie die zärtlichste Sorge für ihre Kinder an den Tag, und bat Hrn. Eddy aufs Flehentlichste sich derselben anzunehmen und sie zu retten, was er auch feierlich versprach. Man konnte keine Lebensmittel im Lager zurücklassen, und nach einem zweistündigen Aufenthalt theilte Eddy der Frau Donner mit, daß er durch die Macht der Umstände zur Abreise genöthigt sey. Es lag am Tag, daß Georg Donner von seinem Schmerzenslager sich nicht mehr erheben werde, auf das ihn Hunger und Strapazen geworfen hatten. Nächstdem war unbedingt gewiß, daß wenn Frau Donner nicht ihren Mann verlasse und die Gelegenheit nach den Niederlassungen zu kommen benutze, sie entweder Hungers sterben oder durch die Hand eines Cannibalen ein gewaltsames Ende finden werde. Der Instinkt der Mutter sprach dafür, daß sie ihre Kinder begleite und ihre eigenen Bemühungen zu deren Rettung in die Wagschale lege; auch die Liebe zum Leben erhob in diesem Augenblick ohne Zweifel ihre Stimme, und flüsterte ihr zu diesen Schauplatz der Schrecken und Verbrechen zu fliehen. Ihre Vernunft mochte ihr die Frage vorlegen: „Warum mitten in der Gefahr verweilen und einem sicheren Tod entgegengehen — ein Tod, der von allen gewiß der schrecklichste — da es doch gewiß, daß ihr Mann unrettbar verloren? da sie nicht hoffen dürfe mehr thun zu können als die wenigen Stunden eines Lebens, dessen Flamme bereits dem Erlöschen nahe, und in der kürzesten Zeit verlöschen müsse, durch ihre Gegenwart zu versüßen?“

Nie wohl befand sich ein Weib in solcher Versuchung, aber ihre Pflicht und Liebe als Gattin trug den Sieg über alle Einflüsterungen des Instincts und der Vernunft davon. Und als ihr Gemahl sie inständigst bat ihr Leben zu retten, um ihn allein sterben zu lassen, da sie ihm, der höchstens noch bis zum andern Tag lebe, doch nichts nützen könne, beugte sie sich über ihn, küßte mit thränenden Augen seine blasse, eingefallene und bereits von der Hand des Todes berührte Wange und sagte: „Nein! nein! theurer Gatte, ich werde bei dir bleiben und eher hier sterben als dich in der letzten Stunde verlassen; ich will dir deine kurze Lebenszeit nach Kräften erleichtern, und dir die Augen zudrücken. Dringe nicht weiter in mich, daß ich von dir gehe; das Leben hätte keinen Reiz mehr für mich, wenn ich denken müßte meine Pflicht gegen dich nicht erfüllt zu haben. Dagegen wird mein Sterbestündlein versüßt durch das Bewußtseyn, daß ich bis zum letzten Athemzug bei dir ausgehalten. Nein! nein! mein theurer Gatte; dieß einemal gehorche ich dir nicht. Nein! nein! nein!“ fügte sie mit convulsivischem Schluchzen hinzu. Der Abschied zwischen der Mutter und ihren Kindern war das Rührendste und Ergreifendste was man sich denken kann. Am Ende vermochte Frau Donner gegen Hrn. Eddy gewendet, nur noch die Worte zu stammeln: „Oh! rettet, rettet meine Kinder!“

(Schluß folgt.)

Der Tod des Propheten Miller. Die amerikanischen Journale zeigen den Tod des bekannten Miller an, der von 1833 bis 43 alljährlich den Weltuntergang prophezeihte, und dadurch trotz der jährlichen Enttäuschung Tausende von Köpfen verwirrte. Seine Schüler verwandelten alles, was sie besaßen, in Geld, und benützten ihren wahren oder vorgeschützten Glauben, um ihre Schulden nicht zu bezahlen. Die letzte Täuschung des Propheten im Jahr 1843 scheint seinen Credit, und vielleicht auch seinen Glauben an sich selbst erschüttert zu haben, denn er prophezeihte von nun an nicht mehr. Sein eigener Tod muß ihn und seine Lehre am meisten discreditiren, denn er hatte immer vorausgesagt, nur er und wenige seiner Auserwählten würden die Katastrophe überleben, um dem Menschengeschlecht die Grabrede zu halten. (Athen. 9 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. 21 Februar 1850.

Die kaspischen Berge.

(Nach Chodzo's, Beschreibung von Ghilan. Nouv. Ann. des Voyages. Dec. 1849.)

Die Kette, welche den indischen und den vorderasiatischen Kaukasus verbindet, hieß bei den alten Geographen sehr passend die kaspische. Ihre größte Höhe bildet der Pic von Demawend mit etwa 12,000 Fuß Höhe; sie folgt nicht parallel den Umrissen des Ufers, denn bei Sekhtesere rückt sie bis ans Meer vor, während sie in der Gegend von Rescht und Amul sich bedeutend davon entfernt. Die von Strabo citirten Schriftsteller zeigen sich als sehr genau, wenn sie sagen, daß „die kaspischen Berge in ihren niedrigern Theilen, welche ans Meer stoßen, das Bild eines Halbmondes darstellen." In der That, vom Meer aus gesehen erhebt sich diese imposante Kette im Halbkreis wie ein kolossaler Wall. Es ist vorerst eine ununterbrochene Kette von Felskämmen, die man eben so viele Zinnen nennen möchte; dann wo das grauliche Weiß der nackten oder mit Schnee bedeckten Seitenabhänge endet, beginnen plötzlich Wälder, welche mit ihrem dichten Blätterwerk die Abhänge der Kette bekleiden, und nur durch eine schmale mit Sand bedeckte Linie, welche sich wie ein gelbes Band zwischen dem Dunkelgrün der Wälder und dem matten Blau des Meeres hinzieht, von dem letztern getrennt sind. Dieser zwischen einer Kette schroffer Berge und dem Meer eingeengte Landstrich ist von dem übrigen Persien ganz abgesondert, und bietet in seinen Erzeugnissen und in seinem Aeußern gar keine Aehnlichkeit mit den benachbarten Ländern dar. Die Seenebel, welche in dem Sand der dürren Wüste (Descht) Kiptschak sich ganz nutzlos niederschlagen, nähren hier eine reiche, kräftige Vegetation. Vom Winde und der auflösenden Kraft der glühenden Sonnenstrahlen getrieben und an die Berge gedrängt, steigen sie herunter und verdichten sich, ehe sie die Höhen erreichen, oder sie lösen sich in feinen warmen Regen auf, der die an der Küste seit Jahrhunderten aufgehäuften Pflanzenstoffe durchdringt und zum Keimen bringt. Die Kraft und Schnelligkeit, womit sich hier die Pflanzen entwickeln, sind außerordentlich, aber diese Vegetation übersteigt nicht den Kamm der Kette. Es gibt nichts Traurigeres, als den Anblick der dahinter liegenden Landschaften, die mit Thon und rothem Sand bedeckten Berge von Khalkhal, die dürren Ebenen von Chamsa, Kazwin, Teheran, Semnan, Damgan und Bestam. Dort ist das Wasser und Grün so selten, als in der Nordabdachung reichlich; zwischen den einzelnen Dörfern liegen weite mit Bergen [illegible] gänzlich unfruchtbaren Ebenen bedeckte Räume.

Die Länge des von den kaspischen Bergen beherrschten Litorals ist 109½ Farsangs oder 438 englische Meilen, da ein Farsang deren vier ausmacht. Von dieser Strecke kommen auf die Provinz Astrabad 12½, auf Masanderan 58½, auf Ghilan 37, und auf Adserbeidschan 1½. Der Fluß Karasu bei Astrabad trennt dieß Litoral von der Wüste (Descht) Kiptschak und der Fluß Astara bildet die Gränze gegen Rußland. Aber die Natur, welche sich nicht um die politischen und administrativen Eintheilungen kümmert, hat alle diese einzelnen Theile einander ziemlich ähnlich gemacht. Ueberall ist derselbe Ueberfluß an natürlichen Reichthümern, überall dieselben Krankheiten, welche deren Ausbeutung den Fremden, denen die mephitische Luft dieser Treibhausatmosphäre tödlich ist, untersagen. Rechnet man noch dazu den schwierigen Zugang zu den Gebirgen, die Regen, die hier sieben Monate im Jahr herrschen, die Nebel, die Sümpfe, dann wird man begreifen, weßhalb die Bewohner dieser Landstriche, die durch so viele locale Hindernisse vertheidigt sind, ihre rohe Unabhängigkeit seit mehrern Jahrhunderten zu bewahren wußten, und bis jetzt noch nur sehr unvollkommen bekannt sind.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

5. Milah und die Umgegend.

(Fortsetzung.)

Nach eingenommenem Frühstück, in Folge dessen wir sowohl Magen als Kopf etwas beschwert fanden, ein Umstand den wir uns leicht zu erklären wußten, den aber Domenico den giftigen Ausdünstungen der Oleanderbüsche, in deren Schatten wir gelagert waren, zuschreiben wollte, zogen wir mehrere Stunden lang über das bergige, sonderbar zerklüftete Land; an manchen abschüssigen Stellen ward es unsern Pariser Reitern so unbehaglich zu Muth, daß sie vorzogen abzusteigen und ihre Thiere am Zaume zu führen. Nach einem mehr als achtstündigen Ritt waren wir überzeugt nicht mehr weit von dem Ziel unserer Reise entfernt zu seyn, allein nachdem wir schon so manchen Hügel erstiegen hatten, hinter welchem wir, statt des gehofften freundlichen Ruhepunktes, nur immer einen andern, ebenfalls zu ersteigenden Hügel erblickten, so hatten wir uns endlich geduldig in unser Schicksal ergeben. Um so überraschter waren wir, als wir in einer Gegend, wo wir es am wenigsten vermuthet hätten, von dem Gipfel einer Anhöhe herab das von Citronen- und Orangenhainen umgebene Milah, wie eine freundliche Oasis in der Wüste, zu unsern Füßen ausgebreitet sahen. Wir schwelgten einige Augenblicke im Anblick des lieblichen Städtchens, dessen einer Dorfkirche nicht unähnliche Moschee und mit Hohlziegeln gedeckte Häuser demselben von 'erne einen südeuropäischen

Digitized by Google

Charakter verliehen. Eine Viertelstunde später schlürften wir, in der innerhalb des nördlichen Thores der Stadt gelegenen Kaffeebude den von einem alten Türken nach allen orientalischen Regeln bereiteten Extract der aromatischen Bohne von Yemen, während dem Kaid unsere Ankunft gemeldet wurde.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Ein hübscher, ungefähr dreißigjähriger Mann, von mittlerem Wuchs und feinen, interessanten Gesichtszügen, trat in die Kaffeebude und hieß uns Fremde mit ächt französischem Anstande, der mit der Fertigkeit mit welcher er das Französische sprach, in vollkommenem Einklang stand, willkommen; Domenico aber, als der Sohn eines längst befreundeten Mannes, wurde aufs herzlichste von ihm umarmt. Willkommen Domenico-Ben-Paolo! willkommen Mustapha-Bel-Lais! riefen beide zu gleicher Zeit aus; Du bist sehr artig mir in meine Abgeschiedenheit so angenehmen Besuch zu bringen, fügte der Kaid hinzu. Diable! dachten die Pariser, wenn alle Einwohner von Milah ihrem Kaid gleichen, so sind wir auf ein gutes Land gefallen!

Unsere Maulthiere wurden indessen nach der alten Kasbah, die im Jahr 1838 während der Anwesenheit der vom General Galbois befehligten Truppen zu einer Caserne umgeschaffen worden, in die dort befindlichen Stallungen des Kaid geschafft, während wir mit Mustapha nach seiner Wohnung gingen. Wir mußten mit ihm zu Nacht speisen: das Mahl war für eine Milaher Küche ein ausgesuchtes, und beim Dessert figurirten stolz drei längst geschonte Champagnerflaschen, die der vorsichtige Mustapha in seinem Gartenhäuschen versteckt gehabt hatte. Wir waren alle in der fröhlichsten Stimmung und nichts fehlte bei dem Gastmahl, als die Gegenwart der Damen des Hauses, die wir natürlicherweise nicht zu Gesicht bekamen.

Mustapha-Bel Lais erzählte uns die Geschichte seiner Ernennung zu dem Kaidat von Milah. Er war früher Kaufmann zu Constantine gewesen, und hatte während der zweimaligen Belagerung der Stadt aus besten Kräften zur Vertheidigung derselben beigetragen; eine französische Flintenkugel, die er dabei in den rechten Arm erhielt, mahnt ihn noch heute, mehr als ihm lieb ist, an diese Episode seiner kriegerischen Laufbahn. Später wurde er vom Herzog von Aumale, dem damaligen Oberbefehlshaber der Provinz, ausgezeichnet und von demselben zum Kaid von Milah ernannt. Die Behauptung dieses Postens setzt den armen Mustapha täglicher und stündlicher Lebensgefahr aus, da zwei Familien, diejenige des ehemaligen Kaid von Milah und diejenige Mohammed-Ben-Azzeddins, des Scheichs von Zuagha, die beide dem neuen Amtsinhaber blutige Rache geschworen, Anspruch auf das Kaidat machen. Mustapha-Bel-Lais weiß dieß alles sehr wohl, und er sagte uns mit dem schwermüthigen Ausdruck, der ihm so wohl stand, in seinen feinen Gesichtszügen: „der Herzog von Aumale dachte wohl nicht daran, daß er, als er meine Ernennung als Kaid von Milah unterschrieben, zugleich mein Todesurtheil unterzeichnet habe. Ich muß jeden Tag darauf gefaßt seyn eines gewaltsamen Todes zu sterben; nichts destoweniger werde ich ausharren und mein Beispiel wird beweisen, daß ein Maure, so gut als ein Kabyle oder ein Araber, an seinem Posten zu sterben weiß. Ich habe dem Tod in offenem Kampf trotz geboten und ich verachte den Dolch oder die Kugel des Meuchelmörders!"

Der gute Mustapha hat sein Schicksal geweissagt, allein in diesem Augenblick dachte keiner daran, daß diese Weissagung sobald in Erfüllung gehen würde. Ein Jahr später kam mir, einige Tage nach meiner Rückkehr von Suf nach Biskra, folgender Zeitungsartikel zu Gesicht:

Constantine den 12 Mai 1848.

„Wir vernehmen mit dem größten Bedauern den Tod des unglücklichen Mustapha-Bel-Lais, Kaid von Milah. Dieser Beamte hatte sich sowohl durch seine Treue und Ergebenheit, als durch die umsichtige Verwaltung seines Kaidats die größten Verdienste erworben, und sein Tod ist ein nicht leicht zu ersetzender Verlust für das Centralbureau der arabischen Angelegenheiten der Provinz.

„Vorgestern Abend um sechs Uhr wurde der unglückliche Kaid, der ruhig im Kreise der Seinigen vor seiner Thür saß, durch einen Flintenschuß tödlich verwundet, und er verschied drei Stunden darauf in den Armen seiner untröstlichen Familie. Die Meuchelmörder hatten, zur Ausführung ihrer Frevelthat eine kleine Oeffnung in der Lehmmauer des Gartens angebracht, die man erst bei der Explosion der Mordwaffe entdeckte.

„Die Gerechtigkeit ist auf der Spur der Missethäter; zwei unsern des Ortes, wo der Frevel verübt wurde, verhaftete Araber sind in Untersuchung."

Der Kaid hat uns in seinem Hause zu übernachten, wir hatten aber schon einen der ungeheuern Säle in der ehemaligen Caserne zur Schlafstätte ausersehen und wir zogen denselben dem uns angebotenen Schlafzimmer vor, da wir auf diese Weise weder stören, noch gestört werden konnten. Es wurden Matten und Teppiche dahingeschafft und wir legten uns zur Ruhe, aber unsere an ein solches Lager nicht gewöhnten Pariser konnten keinen Schlaf finden. Um die Langeweile zu tödten, sangen sie verschiedene Bruchstücke aus Quartetten von Gall und Carulli, und da Domenico und ich unsere Bekanntschaft mit diesen Componisten durch anfängliches Mitbrummen verriethen, so nahmen die unermüdlichen Sänger bald unsere Mitwirkung in Anspruch und organisirten ein Vocalconcert, das bis in die späte Nacht dauerte. Endlich wurde es doch still, denn die Müdigkeit war in ihr Recht eingetreten; am andern Morgen versicherten unsere Virtuosen noch nie so gut geschlafen zu haben, obschon ihre anfänglich etwas steifen Bewegungen einen schlechten Beweis für die Wahrheit ihrer Aussage lieferten.

Mit Aufgang der Sonne nahmen unsere Künstler ihre Mappen unter den Arm und verloren sich in der Stadt; ich auf meiner Seite schlenderte ebenfalls in den Gassen umher, um einen Gesammteindruck von der Localität zu bekommen.

Milah liegt in einer Vertiefung, die, auf der Nordseite geöffnet, eine prächtige Aussicht auf die Berge des Scheichats von Zuagha, von denen der Dschebel-Arbes der höchste ist, darbietet. Das ungefähr 4000 Einwohner zählende Städtchen ist von den schönsten Obstgärten umgeben, welche Südfrüchte aller Art und die köstlichsten Weintrauben in Menge hervorbringen; das die Gartenanlagen von allen Seiten her durchströmende reiche, klare Quellwasser unterhält die Fruchtbarkeit und selbst während des Hochsommers die angenehmste Kühle im Schatten der dichtbelaubten Gänge, was Milah, während dieser Jahrszeit, zum angenehmsten Aufenthalt in der Provinz macht. Die Einwohner, die neben der einträglichen Obstbaumzucht noch Ackerbau und Viehzucht treiben, sind meist wohlhabende Leute.

Eine noch wenigstens auf drei Seiten vollständig erhaltene Mauer aus der Römerzeit umgibt die Stadt, und der nördliche alterthümliche Thoreingang derselben gehört, nebst der Kasbah, zu den Localmerkwürdigkeiten. Die Häuser, die meistens ein

Digitized by Google

Stockwerk haben, sind, wie diejenigen von Constantine, aus in der Sonne getrockneten Backsteinen aufgeführt und mit Hohlziegeln gedeckt; die Gassen sind aber verhältnißmäßig breiter als in letzterer Stadt. Im Centrum befindet sich ein von den Franzosen wiederhergestelltes, alterthümliches Becken, in welches, aus mehreren Mündungen, das reinste Quellwasser sich ergießt und von da nach den Gärten abfließt.

Eine andere, eben nicht graciöse Merkwürdigkeit ist ein etwa zwanzigjähriges, verrücktes Mädchen, das splitternackt in den Gassen umhergeht und dabei beständig Fliegen fängt, um dieselben mit dem größten Appetit zu verzehren. Noch ekelhafter aber ist es anzusehen, wenn sich diese Unglückliche auf dem Marktplatz vor der Stadt, wo die Fleischer ihr Vieh schlachten, mit den Hunden um die weggeworfenen Eingeweide streitet und dieselben, wie ein Raubthier, mit den Zähnen zerreißt. Manchmal fällt es ihr ein geradezu in das nächste beste Haus zu gegehen und sich jede beliebigen Eßwaaren, wie sie sich eben vorfinden, zuzueignen; jedermann findet dieß ganz in der Regel, und weit entfernt der nackten Inspirirten das mindeste in den Weg zu legen, küssen ihr die frommen Moslemins die schmutzigen Hände und Schultern.

Gegen zehn Uhr fand ich meine Künstler einem sehr pittoresken, mit Weinreben umsponnenen und von einem Feigenbaum beschatteten Schulhause gegenüber sitzen, eifrig beschäftigt eine der originellsten Skizzen zu zeichnen, die ich je gesehen habe. Der Gegenstand war wirklich ihrer Aufmerksamkeit würdig. In der Schulstube erblickte man nämlich, bei weit geöffneten Thüren, den Herrn Schulmeister im Hemde, der mit eigener Hand die zahlreichen Risse in seinem Burnus zu flicken bemüht, und so in diese wichtige Restauration vertieft war, daß er weder die Grimassen und den Höllenlärm seiner Pfleglinge, noch die ihm gegenübersitzenden Zeichner zu bemerken schien. Noch einige Striche und die Skizze war fertig und machte den Schluß des heutigen Tagewerkes, da wir, nach dem Frühstück, nach dem vier Meilen südwestwärts von Milah gelegenen warmen Bade zu reiten gedachten.

Mustapha's Schwiegervater, der am Morgen nach Milah gekommen war, führte uns Nachmittags in sein, dreiviertel Meilen von der Stadt gelegenes Bordsch (Landhaus), von wo aus er uns einen Diener zu Pferd mitgab, um uns zum Wegweiser nach dem Hammam (warmen Bad) zu dienen. Der Weg, der uns bloß durch die Fernsicht auf das Panorama der Kabylenbergkette für seine Langweiligkeit entschädigte, führte uns, nach einem dreistündigen Ritt, zu einer Schlucht, an deren abschüssigem Rand ein schwieriger, über den verwitterten Thonschiefer hinziehender Pfad in einen, von steilen Felsen eingeschlossenen Kessel auslief, in dem sich die heiße Quelle befand. Eine kunstlose, mit rohen Steinen eingefaßte Vertiefung bildet das Becken derselben; ein schwarzer, übelriechender Schlamm, der den Rand und den Ausfluß dieses Beckens überzieht, sieht eben nicht sehr einladend aus, und man muß, wie wir, den Weg nicht umsonst gemacht haben wollen, um sich zu einem Bade in diesem trüben Pfuhl zu entschließen. Einige Araber, die wir bei unserer Ankunft ein gemeinschaftliches Bad nehmen sahen, schienen sich jedoch gar nicht übel darin zu befinden, und sie versicherten uns, daß jeden Tag Badelustige in Menge hierher kämen.

Nachdem die Araber sich angekleidet hatten, kam die Reihe an uns. Hedouin und Domenico versuchten die Temperatur des Wassers vorläufig mit den Füßen, zogen aber dieselben so schnell, als wenn sie eine Schlange gestochen hätte, unter den lächerlichsten Grimassen zurück. Und wirklich war das Bad so heiß, daß man nur vorsichtig und langsam sich hinein begeben konnte, um sich nach und nach an diesen hohen Wärmegrad zu gewöhnen. Mir blieb es indessen immer sehr unbehaglich darin, und Hedouin stieg das Blut so zu Kopfe, daß man die Pulse an seinen Schläfen schlagen sah und er sich schnell herausbegeben mußte. Wohl bekomme den Arabern das heiße Bad! Ich für meinen Theil ziehe ein erfrischendes Fluß- oder Seebad allen Hammams der Erde vor.

Auch dieser Ort hat seine Sage; ein alter Mann erzählte uns dieselbe folgendermaßen:

„Vor uralter Zeit bewohnte ein frommer Mann die heilige Zawiah, welche ihr dort von jenem Berggipfel in das Thal herabschauen sehet. Der Ruf seiner Weisheit und Frömmigkeit hatte sich bis in die entferntesten Stämme verbreitet; den Fürsten des Landes ertheilte er guten Rath, den Armen spendete er reichliches Almosen, und alle die ihn in irgend einer Angelegenheit um Rath zu fragen gekommen waren, verließen ihn befriedigt.

„Der Marabut hatte eine Tochter, die schönste unter den Schönen, um deren Besitz die Edelsten des Landes vergebens buhlten, denn Ourwaida hatte einen eiteln, starren Sinn und widersetzte sich den Bitten und Ermahnungen ihres weisen Vaters. „Ich werde mich nie einem Manne vermählen," sagte sie, „denn ich bin braun und häßlich wie der unreife Granatapfel. Warum hat Allah das Antlitz der Barania mit der Gluth des herbstlichen Abendhimmels übergossen, während die Jungfrau von Cossentina wie eine weiße Rose im Morgenthau erglänzt? Allah ist ungerecht und ich will ihm nicht länger dienen! Laß mich nach El-Dschesair reisen, um in den dortigen Schönheitsbädern meine Haut zu bleichen."

„Kind, lästre nicht Allah den Allmächtigen, den Allgütigen!" erwiderte der Vater. „Gehe mit deinen Sklavinnen nach der Felsenschlucht am Abhang des Berges; an dem Ort, den du mit diesem weißen Stab berühren wirst, wird Allah eine Quelle hervorsprudeln lassen, deren Wasser deine Haut so weiß waschen wird, wie die Wolle der jungen Lämmer im Frühling."

„Ourawida hatte kein großes Vertrauen in die Worte ihres greisen Vaters. „Die übergroße Frömmigkeit hat den alten Mann wahnsinnig gemacht," sagte sie. „Laßt uns jedoch dahin gehen, um zu sehen ob Allah ein Wunder thun will!"

„Noch denselben Abend begab sie sich in Begleitung ihrer Negerinnen nach der Felsenschlucht. „Hier ist ein herrlicher Ort!" rief sie spottend aus; „jetzt zeige, allmächtiger Allah, was Du vermagst!" Bei diesen Worten schlug sie mit dem weißen Stab auf den Boden, aus welchem sich alsobald sprudelnd ein dampfender Quell erhob und in einem Augenblick eine Vertiefung des Felsens mit Wasser angefüllt hatte.

„Die Frevlerin entkleidet sich und taucht sich in das siedende Bad; aber kaum hatten die schwärzlichen Wellen ihren schlanken Leib umfangen, als sie mit einem heftigen Schrei sich erhebt und betäubt zu den Füßen ihrer Gefährtinnen niedersinkt. Die Erde erzittert, alles scheint ihr sich in wirrer Hast im Kreis zu drehen. Die Negerinnen grinzen sie an und rufen ihr höhnisch zu: „Ei Herrin, du bist schwarz geworden wie wir! Wie schön dir die dunkle Haut steht! Herrin wir wünschen dir Glück!"

„Ourwaida rafft sich auf und bricht in ein gräßliches Gelächter aus; ihr Blick scheint Funken zu sprühen, ihre Glieder zucken gichterisch — sie war wahnsinnig geworden. Jetzt klettert sie wie eine flüchtige Eidechse an dem steilen Felsen hinauf;

Digitized by Google

einen Augenblick noch sieht man ihre schwarze Gestalt an dem glühenden Abendhimmel wie von Feuerflammen umgeben, und dann verkündet ein dumpfer Schall wie sie geendet.

„In diesem Augenblick erscheint der alte Marabut mit einigen Männern des Stammes; sie eilen an den verhängnißvollen Ort, um die zerschmetterten Glieder der Jungfrau aufzunehmen, allein o Wunder! Der Leichnam zerfließt unter ihren Händen wie Nebel, und ein kleiner schwarzbrauner Vogel steigt empor und singt auf der Firste des Hügels, von einem schlanken Olivenzweig gewiegt: Ourwaida! Ourwaida![1]

„Die Quelle zeigte später nicht allein keine Spur mehr von ihrer färbenden Eigenschaft, sondern sie wurde zu einem Heilbad für die Moslemin, denn alle fürchten Gott, und selbst die Zweifler sind seit diesem Strafgericht zu besserer Ueberzeugung gelangt."

Ich habe diese Legende mit den ihr eigenthümlichen Bildern so genau als möglich, so gut nämlich, als ich sie aus dem Gedächtniß niederzuschreiben vermochte, wiederzugeben gesucht, und es kann dieselbe als Seitenstück zu der Sage vom Hammam M'skutin dienen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Ourwaida ist der arabische Name des dunkeln Droßlings (Ixos obscurus).

Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nord-Amerika.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

In der ersten Nacht lagerte Eddy am Fuß des Passes, am Ostabhang des Berges. Am nächsten Tag überstieg die Gesellschaft den Paß und brachte die Nacht auf dem halben Weg nach dem Yubafluß zu. Den dritten Tag stießen sie auf die Abtheilung Reeds, welche hatte zurückbleiben müssen (von den vierzehn Personen waren noch eilf am Leben), und trafen außerdem noch die HH. Glover, Coffeymier, Mootry und Woodworth, deren Mannschaft weiter unten am Yuba lagerte. Woodworth wurde von Eddy und Foster aufgefordert, den noch am Fremontspaß zurückgebliebenen Personen zu Hülfe zu kommen, was er jedoch ablehnte, da er nicht länger mehr ausbleiben könne. Und nun trat die ganze Gesellschaft zusammen den Weg nach den Niederlassungen an, die sie ohne weiteren Unglücksfall erreichte.

Einen letzten Rettungsversuch machte ein gewisser Hr. Fellum; derselbe reiste am 13 April 1847 in Begleitung von sechs Personen aus den Niederlassungen ab, und gelangte am 15ten an das untere Ende des Bärenflußthals. Hier hing er die Sättel auf Bäume und schickte die Pferde mit der Weisung zurück sie in zehn Tagen wieder herzubringen, um die Rückkehrenden nach den Niederlassungen zu führen; des tiefen Schnees wegen setzten sie die Reise zu Fuß fort, auf zehn Tage Lebensmittel mit sich nehmend. Am 17 April erreichten sie die ersten Hütten, fanden aber nichts als todte, halbverzehrte Körper, abgenagte Knochen, einzelne Glieder u. dgl. herumliegen. Eine frische Fußspur führte nach Donner's Lager; diese verfolgten sie und fanden dort Gegenstände aller Art aufgestapelt, Bücher, Kleiderstoff, Thee, Kaffee, Schuhe, Zündhütchen, Küchen- und Hausgeräthschaften. Am Eingang des Zeltes hing ein großer eiserner Kessel, der mit einzelnen Stücken Menschenfleisch angefüllt war. Sie waren offenbar vom Leichnam Georg Donner's abgeschnitten, dessen Schädel entzweigeschlagen und das Hirn herausgenommen war. Er konnte nicht länger als drei oder vier Tage todt seyn. Nahe bei dem Kessel stand ein Stuhl und darauf lagen drei Füße von einem Büffel, der zu Anfang des Winters geschossen aber dann zugeschneit worden war, ehe man ihn hatte zurichten können. Man fand das Fleisch gut und schmackhaft, aber mit Ausnahme eines kleinen Stücks oben an der Schulter, ganz unberührt. Am 19ten fanden sie bei der Rückkehr zu den ersten Hütten Kiesburg mitten unter den Ueberresten der todten Körper liegen, ganz ruhig seine Pfeife rauchend, und neben ihm eine große Pfanne voll frischer Leber und Lunge. Sein Aeußeres war wahrhaft schrecklich. Sein Bart hing in wilder Verwirrung bis auf die Brust herab; seine Fingernägel waren so lange gewachsen, daß sie den Klauen wilder Thiere glichen; schmutzig und abgerissen hatte sein Blick das scheue Feuer eines Wahnsinnigen oder eines Cannibalen. Sie fragten ihn, was aus seinen Reisegefährten geworden sey, ob sie noch leben und was Frau Donner mache. Er erwiederte, sie seyen alle gestorben. Von Frau Donner erzählte er, sie habe als sie von dem einen Lager sich in das andere habe begeben wollen, den Pfad verloren und eine Nacht im Freien geschlafen. Am folgenden Abend sey sie sehr erschöpft in seine Hütte gekommen. Er habe ihr eine Tasse Kaffee gemacht, sie zu Bett gelegt und wohl eingehüllt; allein am andern Morgen sey sie todt gewesen. Er habe den Leichnam aufgezehrt und das Fleisch als das beste gefunden, das er je gegessen; nebenbei auch noch wenigstens vier Pfund Fett gewonnen.

Weder von ihr noch von Frau Murphy fand man irgendeine Spur mehr. Als die letzte Hülfsabtheilung drei Wochen zuvor das Lager verlassen hatte, erfreute sich Frau Donner einer vollkommen guten Gesundheit, und bot für ihre und ihres Mannes Rettung — in Kiesburg's Gegenwart — 500 Dollars; auch hatte sie noch einen großen Vorrath Thee und Kaffee. Ohne Zweifel war sie es auch, die das Stück Büffelfleisch gegessen. In der Hütte Kiesburg's fand man zwei Kessel voll Menschenblut, im Ganzen über eine Gallone. Auf die Frage, wie er zu dem Blute gekommen, versetzte er: „In den todten Körpern ist Blut." Da auf Kiesburg starker Verdacht ruhte, daß er Frau Donner und Frau Murphy ermordet, so unterwarf man ihn einem Verhör, wobei er höchst verwirrt und verlegen antwortete. Von dem Gelde Donner's namentlich wollte er nichts wissen, sondern behauptete die Frau müsse es vor ihrem Tode vergraben haben. Man untersuchte darauf seine Kiste und fand Seidenstoffe und Juwelen aus der Hütte Donner's im Betrag von 200 Dollars. Um seine Hüfte trug er einen Pistolengurt, der Donner gehört hatte und bei genauerer Nachsuchung fand man in seiner Weste 225 Dollars in Gold versteckt.

Nun hatte aber Kiesburg's Frau in den Niederlassungen geäußert, daß man bei ihrem Mann nur wenig Geld finden werde; deßhalb sagten ihm jetzt die Männer, er lüge und wisse wohl wo Donner's Geld verborgen sey; allein selbst Drohungen vermochten ihn zu keinem Geständnisse. Am nächsten Morgen aber schlang ihm Fellum einen Strick um den Hals und drohte ihn zu erdrosseln, worauf er bekannte, daß er wisse wo das Geld vergraben sey. Und in der That fand man auch an dem von ihm bezeichneten Platze in Donner's Lager 273 Dollars. Als sie am 20 April den Rückmarsch antraten und an Kiesburg's Hütte vorbeikamen, fanden sie dieses elende Geschöpf den Rest des Gehirns und der Leber verzehren, die vom Tag zuvor übrig geblieben waren. Sie jagten ihn von seinem fürchterlichen Mahle weg und nahmen ihn gegen seinen Willen mit. Ehe er die Hütte verließ, sammelte er die Knochen und that sie zusammen in eine Kiste und sagte: „Ich hoffe Gott wird mir vergeben was ich gethan; ich konnte nicht anders! und ich hoffe doch noch in Himmel zu kommen!" Die Reisenden fragten Kiesburg warum er nicht das Büffelfleisch gegessen, worauf er versetzte: „Oh! es ist eine zu trockene Kost; die Leber und Lunge waren ein gutes Theil besser, und das Hirn gab eine gute Suppe!" Am 25 April kam dieser letzte Zug bei den Niederlassungen an.

Im Ganzen waren 44 Menschen gerettet worden, 36 aber gestorben, davon 23 Männer und acht Frauen, während 24 Männer und 20 Frauen am Leben blieben. General Kearny, welcher im Sommer 1847 auf dem Rückmarsch nach den Vereinigten Staaten an dem „Berglager" vorüberkam, ließ die noch immer zerstreut herumliegenden Ueberreste menschlicher Körper feierlich beerdigen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. 22 Februar 1850.

Das Alterthum Georgiens.

Das Journal asiatique vom Januar d. J. enthält einen Bericht des bekannten Hrn. Brosset über seine (schon mehrmals von uns erwähnte) literarische Reise nach Georgien. Der literarische Zweck dieses Berichts ist zu zeigen, in welches Alter hinauf sich georgische Denkmale verfolgen lassen. Aus der heidnischen Zeit bestehen keine Denkmäler, aber von der christlichen Zeitrechnung an läßt sich der politische Bestand des Volks und selbst eine gewisse literarische Thätigkeit nicht verläugnen. Leider sind die alten armenischen Geschichtschreiber noch zu wenig erforscht, als daß sie eine ausreichende Hülfe gewähren könnten, sie werden aber mit der Zeit unfehlbar den Beweis liefern, daß der politische Bestand dieses Volks wohl fast eben so weit, wie der der Armenier, hinaufreicht. Inzwischen bis diese Beihülfe sich bewähren wird, hält sich Hr. Brosset natürlicher Weise an das, was er selbst in Georgien fand, und führt als das älteste Denkmal auf georgischem Boden die große Kirche von Bidschwinda (Pitzunda) auf; sie trägt gar keine mit ihrer Eroberung gleichzeitige Inschrift, ist aber im Prokop deutlich genug bezeichnet, daß man nicht zweifeln kann, sie sey von Justinian I gegründet, fiele somit ins 6te Jahrhundert. Die Massenhaftigkeit und die nicht sehr elegante Solidität ihres Baues haben sie vor gänzlichem Einsturz bewahrt. Die georgischen Schriftsteller sprechen allerdings vor dem 15ten Jahrhundert wenig davon, führen dagegen andere Kirchen auf, die im 4ten und 5ten Jahrhundert gebaut seyen, von diesen hat aber aller Wahrscheinlichkeit nach keine ihre ursprüngliche Form behalten. Die zu Bidschwinda gefundenen Alterthümer, Schriften und Bilder gehen allerdings nicht über das 15te Jahrhundert hinauf.

Unter den Kirchen Abchasiens findet man zu Souk-Su das älteste schriftliche Denkmal: die Erscheinung eines Kometen in der heiligen Woche des J. 1066 ist in einer so umständlichen und so genauen Inschrift erwähnt, daß sie mit dieser Erscheinung gleichzeitig seyn muß; auch beweist die Zusammenstimmung der Eigennamen mit den Daten, so wie mit den Chroniken, auf unwiderlegliche Weise die Wahrhaftigkeit dieser letztern. Diese Wahrhaftigkeit geht indeß auch augenscheinlich aus der Aufzählung der großen Ruinen hervor, welche Abchasien decken, denn es ist nicht zu läugnen, daß der Stoff zu einem bedeutenden Staate in einem Lande vorhanden gewesen seyn muß, wo sich die Patriarchal- und Episcopalkirchen von Bidschwinda, Eidra, Dranta, die prächtige, ganz mit dem reinsten, weißen Marmor gepflasterte Basilika von Mokwi, so wie die minder bedeutenden Kirchen von Gagra, Souk-Su, Anacophi, eine an der Mündung der Psirta und so viele andere, die von den Reisenden erwähnt sind, erhoben. Es gab also hier im achten und den folgenden Jahrhunderten viele Christen und eine sehr zahlreiche Bevölkerung, deren geistliche Bedürfnisse so viele Kirchen und eine so entwickelte kirchliche Hierarchie nöthig machten. Leo III, König von Abchasien, war ein mächtiger Fürst, da er gegen das Jahr 955 Mokwi baute, und an der Gränze des Distrikts Achalziche Cumurdo; dieser Fürst starb nach der Berechnung der Chronologen im J. 957, nach der geschriebenen Geschichte hat er Mokwi gegründet, sein Grab müßte sich dort finden, und ohne Zweifel stand einst sein Name auf der jetzt eingestürzten Vorhalle. Betrachtet man diese ganz aus hartem Stein erbaute Basilika — denn Backsteine sind nur in den Bogen verwendet — so muß man gestehen, daß ein solches Gebäude einen Reichthum und einen Geschmack anzeigt, die nur bei einem mächtigen Fürsten sich finden können, einen Reichthum, der sich mit dem Elend und der jetzigen Entvölkerung dieser Länder gar nicht zusammenreimen läßt. Das jetzt so schwache Fürstenthum Abchasien war also in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts ein reicher mächtiger Staat von viel größerem Umfange wie jetzt.

Das Mizkheta unserer Tage hat wohl nichts mehr von dem der alten Zeit, aber dieser ehemaligen georgischen Hauptstadt gegenüber, auf dem linken Ufer der Aragwi, erhebt sich ein Denkmal von kaum bestreitbarem Alterthum aus dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wir wissen aus den Chroniken bestimmt, daß Fürst Dimitri, Sohn des Mihawar oder Dynasten Stephanus I, die Kirche zum ehrwürdigen Kreuz baute, daß der Mihawar Stephanus II die Einschließungsmauern und die Wohnungen der Geistlichkeit vollendete, und daß alle diese Fürsten mehr oder minder unter der Oberherrlichkeit der Griechen standen. Die Inschriften dieser Denkmale enthalten den Namen Adarnase (Vater von Stephanus II) mit der Bezeichnung „Hypatos" (Consul), und Stephanus ist als „Patricius" von Karthli aufgeführt. Es ist somit höchst wahrscheinlich, wenn auch nicht ganz gewiß, daß diese Inschriften gleichzeitig sind, somit zwischen die Jahre 600 und 663 (zwischen die beiden Stephan) fallen. Die Einfachheit des Baues und die niedrige Kuppel sind übrigens artistische Anzeichen, die auf ein sehr hohes Alter deuten. Daß Künste und Wissenschaften, wenigstens die theologischen, in Georgien schon in alter Zeit blühten, und daß sodann das georgische Volk zwischen dem 10ten und 13ten Jahrhundert sich auf eine merkwürdige Stufe von Wohlfahrt erhob, darüber lassen die obigen Angaben keinen Zweifel.

Digitized by Google

Skizzen aus der Provinz Constantine.

5. Milah und die Umgegend.

(Fortsetzung.)

Während dieser Erzählung waren mehrere Reiter bei dem Bad angekommen. Ein junger, stattlicher Mann mit einem Rosenkranz von rothen Korallen und einer mit Silber eingelegten Flinte sagte mir auf mein Befragen, daß er und seine Gefährten Fersan (Reiter) des Scheich Mohammed-Ben-Azzeddin aus dem Zuagha seyen und hier den Khotscha (Schreiber) des Scheich, der von Ferdschiwah kommen sollte, erwarteten.

Dieser junge Fers gab mir verschiedene Aufschlüsse über die Verhältnisse und Zustände des Gebiets von Zuagha. Sein Scheich, sagte er, habe schon mehreremale den Franzosen seine Unterwerfung gemacht, aber da ihn letztere immer zu übervortheilen und den eingegangenen Vertrag zu seinem Nachtheil zu umgehen gesucht hatten, so habe er jedesmal wieder mit ihnen gebrochen. Es stehe ihnen in diesem Augenblick ein Krieg mit den Franzosen bevor, da der Scheich voriges Frühjahr, einer Privatrache halber, auf dem Gebiet von Milah eine Razzia auf zwei oder drei Duars gemacht habe. Dieser Umstand solle mich jedoch nicht hindern, falls ich Lust habe, einen Spaziergang auf das Gebiet von Zuagha zu machen; die zwei in Milah ansässigen Rumis seyen beide schon mehr als einmal bei ihnen gewesen, um Honig und Wachs oder Blutigel einzuhandeln, und sie hätten sich gewiß nie im geringsten über schlechte Behandlung zu beklagen gehabt. Der Kaid von Milah möge nicht glauben, daß, weil man ihn persönlich nicht liebe, irgend ein Reisender, wenn er nicht in einer bösen Absicht zu ihnen komme, die mindeste Gefahr laufe.

Die einbrechende Abenddämmerung erinnerte uns an unsere Rückkehr nach Milah. Wir brachen auf; der aufgehende Vollmond geleitete uns und es war 10 Uhr, als wir durch die Gärten an das südliche Thor der Stadt kamen, das aber schon längst geschlossen war. Der uns begleitende Araber pochte lange und mit Ungestüm, aber die Stadt war wie ausgestorben. Da machte Leleu den Vorschlag Orpheus zu Hülfe zu rufen, und wir sangen einige Quartette, die bald den gewünschten Erfolg hatten; eben sangen wir, mit Graf Ory, im schmelzendsten Adagio:

„Accordez-nous, par grâce,
L'hospitalité!"

als sich das Thor öffnete und uns der Kaid selbst entgegen kam. Dieser entschuldigte sich bei uns, daß man uns so lange nicht eingelassen und gab dem Thorwächter, der, statt an seinem Posten zu bleiben, in das Kaffeehaus am nördlichen Thor gegangen war, einen derben Verweis.

Wir tafelten dießmal nicht so lange wie am gestrigen Abend, denn wir waren alle insgesammt, und unsere Pariser insbesondere, todmüde und bedurften keines Wiegenliedes um einzuschlafen.

Am folgenden Morgen begaben sich die Maler mit Domenico und dem Kaid in einen nahe gelegenen Duar, ich aber ritt in Begleitung eines Arabers aus der Stadt nach dem zwei Meilen nordwärts vorbeifließenden Rummel, die weitere Verfolgung meines Planes, den ich dem guten Kaid nicht zu gestehen wagte, dem Zufall überlassend. Wir folgten einer Schlucht, die den Ueberfluß der die Gärten bewässernden Quellen dem Fluß zuführt. Ich verweilte eine Zeitlang in derselben, um Mandelkrähen (Coracias garrula) und Bienenfresser (Merops apiaster), die in den steilen Erdwänden in Menge nisten, zu schießen, und gelangte so allmählich an das Ufer des Rummel, der hier schon ziemlich breit, sich einige Meilen weiter mit dem Wed-el-Kebir vereinigt, um sich mit demselben im Gebiet der Beni-Meruan zwischen Dschidschelli und Kollo ins Meer zu ergießen. Schon waren wir etwa eine Viertelmeile an dem Fluß hinabgeritten, als mir mein Araber bedeutete, daß es nicht rathsam sey weiter zu gehen, da wir uns auf der Gränze des Scheichats von Zuagha befänden, und als ich darauf bestand den Lauf des Rummel bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Wed-el-Kebir zu verfolgen, so erklärte er mir rund heraus, daß dieß rein unmöglich sey, und er, wenigstens für seine Person, nicht im mindesten geneigt sey, mich auch nur einen Schritt weiter zu begleiten.

Das war mir nun eine sehr unangenehme Geschichte; die gestrige Unterhaltung mit dem jungen Reiter ging mir gewaltig im Kopf herum, und ich kam endlich auf folgendes Auskunftsmittel: ich schickte meinen Begleiter mit dem Maulthier nach der Schlucht zurück, wo er mich erwarten sollte, und setzte meinen Weg allein zu Fuß fort. Der Araber machte mir noch einige Vorstellungen, da er aber meinen Entschluß unerschütterlich sah, so trabte er langsam davon und ich hatte ihn bald aus dem Gesicht verloren. Jetzt marschirte ich, die Büchse auf der Schulter frisch darauf los und gelangte endlich, nachdem ich den Fluß mehreremale bei seinen verschiedenen Krümmungen durchwatet hatte, an die ersehnte Vereinigung der beiden Flüsse. Der Wed-el-Kebir gewinnt dort durch den Zufluß des Rummel schon ein ganz stattliches Ansehen, und ich hätte ich weiß nicht was darum gegeben, denselben bis zu seiner Mündung verfolgen zu können.

An der sanften Abdachung des Gebirges dehnten sich hier weitläufige Kornfelder aus, auf welchen eine Menge Leute in voller Ernte begriffen waren. Die meisten derselben waren im bloßen Hemde und alle trugen einen ledernen Schurz, demjenigen unserer Hufschmiede nicht unvergleichbar, vor dem Leibe. Ich knüpfte ein Gespräch mit dem nächsten besten derselben an, und erfuhr, daß ich auf dem Gebiet Mohammed-Ben-Azzeddins sey; sie versicherten mich, daß ihr Scheich, der sich für den Augenblick bei den Hammumias am linken Ufer des Wed-el-Kebir befände, mir die beste Aufnahme angedeihen lassen würde. Die Smala sey kaum etwa vier Meilen von hier entfernt, und ich könnte leicht, ohne mich zu ermüden, noch vor der Aschia (Abendstunde) dahin kommen. Da ich aber den eigentlichen Zweck meines heutigen Ausfluges erreicht hatte und nicht den ganzen Tag ausbleiben wollte, was meine Freunde in die größte Unruhe versetzt hätte, so beschloß ich noch den östlich vom Fluß gelegenen Berg, den Dschebel-Umeia, zu besteigen und dann nach Milah zurückzukehren. Die Kabylen sagten mir, daß es nicht sehr weit sey bis nach dem fraglichen Berggipfel, von dem ich das Meer sehen könnte, und sie beantworteten meine Frage nach der ungefähren Entfernung desselben mit einem lakonischen „grib" (nahe).

Nachdem ich einige Erkundigungen über den einzuschlagenden Weg eingezogen hatte, machte ich mich auf die Beine und schritt rüstig in der gegebenen Richtung fort, mir mit dem Gedanken schmeichelnd, daß die Ersteigung dieses Bergleins für einen Mann, der den St. Gotthard und das Faulhorn erstiegen, ein wahres Kinderspiel seyn müsse. Allein erst nachdem ich etwa drei oder vier Vorberge hinter mir hatte und noch ungefähr eben so viel vor mir sah, ward es mir klar, daß ich wohl den ganzen Tag mit dieser Bergfahrt hinbringen dürfte. Ich er-

Digitized by Google

klimmte indessen, noch nicht entmuthigt, eine mit Olivenbäumen bepflanzte Anhöhe, worauf sich ein aus fünf Hütten bestehender Weiler befand. Hier erkundigte ich mich nochmals nach dem nächsten Weg nach dem Dschebel-Umeia. Die guten Kabylen sahen aber dießmal nicht sehr freundlich aus; sie betrachteten mich mit argwöhnischen Blicken und schnauzten mir statt aller Antwort ein barsches: „Asch kun enta?“ (wer bist du?) entgegen. Ich antwortete bescheiden: „Rumi.“ — „Das sehen wir wohl,“ sagten sie lachend: „Italian u la Frances?“ (Italiäner oder Franzose?) — „La Englis“ (nein, ein Engländer) rief ich keck aus. Ein „Ah bo, bo, bo, bo!“ die gewöhnliche Verwunderungsexclamation der Araber und Kabylen, entfuhr aller Lippen. „Und was thust du hier?“ — „Ich möchte sehen ob hier zu Land mit dem Blutigelhandel etwas zu machen sey.“ — „Ja, da mußt du nicht ins Gebirg kommen, sondern dich eher nach der Thalgegend der Wed-Sidi-Nacer wenden. Hast du Pulver und Blei?“ — „Ja, allein ich brauche es für meine Reise, denn ich habe mein Maulthier unten im Thal und gedenke heute beim Scheich Mohammed zu übernachten.“ — „Ah du kennst den Scheich? Das ist was anders! Willst du Milch trinken?“ — „Ich schlage es nicht aus.“

Es wurde Milch und Kesra herbeigebracht, womit ich mich herrlich regalirte, denn es mochte wohl Mittag seyn und ich hatte seit 6 Uhr Morgens keinen Bissen genossen. Während meines ländlichen Frühstücks fragten mich die Kabylen über dieses und jenes, wie es komme, daß mich die Franzosen in ihrem Gebiet reisen ließen, da sie doch in Feindschaft mit meiner Nation lebten, und ob nicht bald wieder ein englisches Schiff mit Flinten, Pistolen, Pulver und Blei nach Kollo käme? eine Frage, die mich schließen ließ, daß dieses früher schon einmal geschehen. Bald hätten sie vergessen eine Frage zu thun, die ich noch überall, wo mich meine Ausflüge hingeführt, beantworten mußte. Sie blieb aber nicht aus. „Wo hast du denn arabisch gelernt?“ „Zu Tuggurt.“ — „Du bist schon weit gereist. Warst du schon oft bei den Kabylen?“ — „Ja, im Dschebel-Aures.“ — „Ei das sind keine Kabylen, obgleich sie Dschebeliah (Bergbewohner) sind wie wir; das sind die Schawiahs. Wir Leute vom Sahel sprechen alle arabisch; die Schawiahs sprechen eine besondere Sprache.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Minahassa (Celebes).

(Von Van Eyreemenberg. Journal of the Indian Archipelago XII. Vol. II. Singapore. December 1848.)

Allgemeiner Anblick. Die Hauptstadt Menado liegt an einer großen und schönen Bay an der Westseite des nördlichen Vorgebirges von Celebes unter 1° 30' nördlicher Breite und 124° 46' östlicher Länge. Die Schiffe ankern in 35 oder 40 Faden Tiefe, eine Kabellänge weit von der Küste in der Nähe eines guten Süßwasserflusses, der nach Valentyn Menamgelabo heißt, den Eingebornen aber unter dem Namen Menange bekannt ist, nach einem Fruchtbaum, der in frühern Zeiten an seinen Ufern häufig war. Diese Bay kann nur während des östlichen Monsuns als ein sicherer Hafen betrachtet werden, da die Schiffe während der Westwinde hier den Wind im Gesichte haben; allein die Festigkeit der Küstenschiffe, durch Taue, Anker und Ketten von erprobter Stärke gestützt, verhindert das unmittelbare Aufrennen der Schiffe an die Küste, die aus einem harten, sandigen Grunde besteht. Der Ankerplatz liegt gerade dem Fort gegenüber, wo im Jahre 1655 Hüßtaart eine hölzerne Befestigung erbaute, welche später (1673) unter Fraux in ein steinernes Fort, Amsterdam genannt, verwandelt wurde, einen Namen, den es noch jetzt trägt. 1703 wurde es mit einem kreisrunden Steinwall umzogen von einem Sergenten Henri Duchielz; hierauf wurden zu verschiedenen Zeiten weitere Veränderungen gemacht, allein das Gouvernement hat kein reguläres Vertheidigungswerk aus demselben errichtet. Die Garnison, die, mit Ausnahme des Commandeurs und des Arztes, die außerhalb wohnen, in diesem Fort liegt, besteht zum Theile aus Europäern und der Rest aus Eingebornen. Im Innern befindet sich das alte Residenz-Haus, welches jetzt für verschiedene Branchen der Civiladministration, zur Schatzkammer, Frohnveste u. s. w. eingerichtet ist.

Dieser Platz führt seinen Namen nach dem Eiland, welches jetzt Menado Tuwa oder Alt-Menado heißt; es war früher bewohnt, aber nach einer Erzählung wurde es wegen fortwährender Zwiste mit den Fürsten von Bolang und des Wassermangels halber von den Einwohnern im Jahre 1682 verlassen, die sich auf den Continent zurückzogen, wo ihre Niederlassung heutzutage als District betrachtet ist und den angestammten Namen trägt. Die Alfuras aber nennen dieselbe nach dem Namen des Flusses Menange. Die vollkommene Unterwerfung des Hochlandes datirt von 1677, wo die Ostindia-Company mit Hülfe des Königs oder Sultans von Ternate das Fort Amsterdam dem Fürsten von Bolang abnahm und die Spanier von der Insel vertrieb. Während nahezu 200 Jahren scheint dieser Küstenstrich abwechselnd dem Fürsten von Bolang und dem Sultan von Ternate (Molukken) gehört zu haben; die Nachrichten über diese Veränderungen sind aber sehr verwirrt.

Es scheint, daß im Jahre 1682 ein Fürst von Bolang über alle Districte des sogenannten Minahassa geherrscht habe, mit Ausnahme von Amurang. Allein nach den Berichten der eingebornen Traditionen, die wir sammelten, welche jedoch der Zeitangaben entbehren, war Minahassa früher in zwei Theile unter den Häuptlingen von Kris und Sonder getheilt, die Tololio und Ranton hießen und aus einer Familie von Toncea stammten. Diese Trennung ist nunmehr gänzlich verwischt, dagegen Minahassa in 27 Districte oder, wie sie früher hießen, Balken (beams) getheilt, eine sehr alte Bezeichnung und in der Periode entstanden, da wir noch Balken brauchten, um unsre Factoreien und andere Baulichkeiten zu errichten. Diese Districte, deren Boden im allgemeinen sehr fruchtbar ist und von vulkanischen Gebirgen durchschnitten wird, stehen unter christlichen Beamten, sind aber unmittelbar noch einheimischen Häuptlingen untergeben, die den Rang eines Majors oder Hukom Bezar besitzen. Die Bevölkerung wird auf 84,944 Seelen geschätzt. Die christliche Einwohnerschaft, die in die obige Schätzung nicht mit aufgenommen ist, erreicht wahrscheinlich 7388 Köpfe. Abgesehen von der oben erwähnten Districtseintheilung, stehen die Bewohner unter dem Residenten von Menado, dessen Macht indessen über manche Küstenorte, z. B. über die Sangirinsel, eine sehr beschränkte ist.

Monsune, Flüsse, Communicationswege. Die Monsune stimmen mit denen auf Java überein und differiren von denen auf Amboina. Während der vier letztvergangenen Jahre kamen sie so unregelmäßig, daß es schwer zu sagen war, wann sie anfangen und enden sollten. Nach dem Verstreichen des Südostmonsuns wurden wir von einem sehr trocknen Winde heimgesucht, der für die Vegetation schlimmes befürchten läßt. Wenn die Nächte kalt sind, so sind die Tage um so heißer; das Thermometer schwankt zwischen 90° und 64° Fahrenheit. Im übrigen wechseln Land- und Seebrisen regelmäßig. Das Klima von Menado soll früher gesünder gewesen seyn; der Grund, dem man die jetzige Verschlimmerung zuschreibt, ist aber sehr zweifelhaft, insoferne die Entstehung der Cacaoplantagen diese Ungesundheit hervorbringen soll. Da wir demnächst von der Temperatur der höher gelegenen Theile des Gebiets zu sprechen haben, mag das nun Gesagte als auf die Plätze der Küste entlang bezüglich erachtet werden. Die Nordküste ist reichlich mit Flüssen versehen, indessen sind sie für Fahrzeuge von einiger Größe unschiffbar. Auch an der Südküste trifft man sie allenthalben, da aber ihr Rinnsal während des östlichen Monsuns sehr trocken und das Aufstauchen der See gegen die Küste häufig ist, so wird es mit Meerwasser angefüllt und sie sind dann gleich denen der Nordküste zum Waarentransport unbenutzbar. Einige von ihnen winden sich schlangenartig durch die Thäler des Hochlandes und sind mit Schwefeltheilen geschwängert, andere sind lauwarm.

Das Straßennetz ist so vollständig als möglich, da aber ein Theil des Landes von Bergzügen und Erdstürzen durchschnitten ist, so sind

Digitized by Google

manche derselben nicht sehr gut und es werden große Abänderungen erforderlich, um sie als Verbindungswege benützen zu können. Weil dieß ein Werk von großer Schwierigkeit ist, so wäre zu wünschen, daß endlich damit ein Anfang gemacht würde.

Da demnach die meisten Producte mit Pferdekraft befördert werden müssen, so wird der größte Theil derselben von den Gebirgsbewohnern mit ungemeinem Aufwand an Zeit und Mühe auf Karren weiter geführt; manchmal kostet das Fuhrlohn für zwei Gantangs Reis eine Rupie, und da die Erzeuger für den Gantang nur $^{5}/_{5}$ eines Gulden erhalten, so ist leicht abzusehen, welch großer Verlust durch den Transport auf ihn gelegt wird.

Vegetabilische Producte. Das Pflanzenreich bietet hier unzweifelhaft noch ein weites Feld der Untersuchung. Wir beschränken uns nur auf gewisse Unterabtheilungen dieser Sparte, deren Kenntniß wir durch Erfahrung gewannen und beginnen mit dem Cacao.

Dieses Product wird in den Hochlanden gebaut, hauptsächlich an den Küsten. Die Plantagen sind gegenwärtig ansehnlich, und dieser Zweig der Industrie allein soll nicht nur nicht durch Hindernisse eingeengt, sondern im Gegentheil noch weiter ausgedehnt werden. Er bildet einen bedeutenden Handelsartikel und liefert manchen Kleinhändlern ihr tägliches Brod, nicht zu sprechen von den Landbauern, denen die Cultur des Cacao das einzige Subsistenzmittel bietet. Die Zubereitungsart dieses Productes ist hier von der in Westindien üblichen verschieden, und da Schreiber dieß einige Vertrautheit mit der letztern besitzt, so will er hier den ersten Versuch machen, sie den europäischen Märkten anpassend einzurichten. Wir können rechnen, daß 1200—2000 Piculs von 125 Pfd. jährlich erzeugt werden; die Preise variren sehr, von 50—75 fl.

Kaffee ist ein Artikel, der von den Einwohnern ausschließlich an das Gouvernement geliefert werden muß, das Picul von 125 Pfd. holländisch um 12 Kupfergulden. Er wird in den Niederlanden höher geschätzt und erreicht bessere Marktpreise als der vorzüglichste Javakaffee. Die Bearbeitung des Rohproductes auf Java differirt vollkommen von jener, die hier im Schwunge ist; diese ist übrigens in unsern Augen bei weitem schlechter, so daß wir nicht wissen, welchem Verdienst der höhere Marktpreis zuzuschreiben ist, dem Namen oder einer innern überlegenen Qualität. Gewiß ist, daß der Kaffeebau hier sehr gedeihlich und auf eine bei weitem höhere Stufe zu bringen ist. Die Ausfuhr beträgt 10,000—12,000 Piculs von 125 Amsterd. Pfd., und hat, wie ich glaube, in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen, insofern bei der Cultivirung der Stillstand ein Rückschritt ist.

Die ältesten Nachrichten von Menado, deren Spuren wir erreichen können, wissen noch, daß diese Gegend immer reich an Reis war, wovon die Last 1671 etwa mit 7½ Reisdollars (à 48 Stuver = 192 fl. unsres Geldes) bezahlt wurde. Gegenwärtig zahlt das Gouvernement 60 Cent in Tüchern, für ein Maaß von 40 Pfd.; die Sorten sind verschieden; von der zur Ausfuhr bestimmten kostet der Coyan von 3000 Pfd. in der öffentlichen Auction 125 fl.; dieses Product ist übrigens gleichfalls einer Vervielfältigung fähig, namentlich an Plätzen, wo es sogenannte Sawafelder gibt, z. B. um Tansawang. Obgleich die Ernte sehr reichlich ist, bleibt dennoch der Mangel der Büffel ein großes Hinderniß, da bis jetzt alle Arbeit mit dem Karsten, aus einem Stück Eisenholz oder dem Gehobaume, verrichtet werden muß. Nach Tabellen, die Spreuwenberg von der Quantität des aus jedem Districte vom 1 Januar 1838 bis zum letzten December 1842 abgelieferten Reises und Kaffees gibt, erhellt, daß die jährliche Abgabe von Reis 3,390,119 Pfd. und von Kaffee 1,288,118 Pfd. betrug.

Tabak wird zwar hier gebaut, allein nur in hinlänglicher Quantität für die Consumption an Ort und Stelle. Er wächst ausschließlich in dem District von Bantik; die Art der Zubereitung ist dieselbe, wie auf Java, er ist sehr fein geschnitten und gewöhnlich durch Arak gelb gefärbt. In großen Partien gekauft kann man das Pfund für 30 Cent haben, aber in kleinen Quantitäten kostet er das Doppelte dieses Preises. Die Einwohner bedienen sich seiner nicht in dem ausgedehnten Maaße, wie auf Java.

Mais oder Türkischkorn ist ein Product, welches jeder neuen Pflanzung als von Paddy, Cacao u. s. w. vorgeht und der Bevölkerung als Nahrungsmittel dient, namentlich wenn Reismangel eingetreten ist. Der Gantang oder das Maaß von 40 Pfd. kostet in der Regel 32 Cents, manchmal ist er auch theurer. Außer den erwähnten wird kein anderes Product von einiger Wichtigkeit für die Ausfuhr gezogen.

Mit Baumfrüchten gaben sich die Einwohner hier früher gar nicht ab; die Arten, welche man trifft, verdankt man demnach dem Zufall oder einer individuellen Neigung manches Einzelnen. Der Alfura bedenkt den Gewinn, den ihm die Pflanzung solcher Bäume fortwährend einbringen müßte, durchaus nicht, sondern er hofft die Früchte seiner Handarbeit noch im selben Jahre sehen zu können, damit sie der Ordnung nach im folgenden Jahre wiederkehren. Indessen sind die Obstarten, die man hier trifft, zahlreich, wie der Mangistan, Durian; sechs Arten von Mangas, nämlich Bachang, Dammer, Malakka, Dodol, Kminie, Daning; vier Arten von Tambu oder Gora, nämlich roth, weiß, Ayer-Mawar oder Rosenwasser, Biji, hier Gojawas genannt; Langsa und reine Tomietomie; zwei Arten van Brodfrucht, Amo und Gomo, Pompelmusen (nicht sehr gut), Limonien, Chinaäpfel, limou-choei limou-padang, womit man die Kleider wäscht, limou martin, limou jurpouru, um das Haupt zu waschen und zu salben, atis oder Cirikaya, Bua manona, eine eigene Art von Pisang, Ananas, Pinang, Cocosnuß, Tamarinden (aber erst im Anfang) ein wenig Latsen und Gandaria. Solche, die in Wäldern wild wachsen aber eßbar sind, sind Palowas, Maulbeeren, Brombeeren, Pinang, Nauw, Pakewa, Kelobie, Rombongen, Kaima, Lausip, Kendis, Kenilaw, Bofua und Papaya. Die in der Küche gebrauchten, welche demnach in Gärten gezogen werden, sind Kanarie, Kemirie oder Wiauw, Klook oder Pangie, bei uns Gallnuß genannt. Bauholz gibt es in Abundanz, und einiges ist zu Schiffs- und Häuserbauten sehr geeignet.

Thiere. Raubthiere, als Bären und Tiger, hat man hier nicht aufgefunden, aber Schlangen verschiedener Art, namentlich die von den Eingebornen Ular Patola genannte Riesen- oder Königsschlange (Python amethysteus), davon es eine große Menge in der prachtvollsten Farbenzeichnung gibt. Wilde Rinder trifft man ebenfalls, vorzüglich in der höhern Gebirgsregion, aber sie haben wenig Aehnlichkeit mit dem sogenannten Banteng (Bos sondaicus) auf Java, sind nur von mittlerer Größe, besitzen aber dessenungeachtet eine erstaunliche Kraft; der Babirussa oder Hirscheber durchschwärmt die Forste in Menge. Wilde Schweine, eine große Zahl von Wildtauben und andern herrlich befiederten Vögeln, aber weder Hirsche noch Waldhühner u. dgl., welche die Wälder von Java so anziehend für das Vergnügen der Jagd machen, findet man hier.

(Es ist in dieser Aufzählung manches zu berichtigen; der Königstiger und der Leopard wohnen allerdings auf Celebes. Unter den Affen ist ein ächter Pavian (Cynoc. niger) von Quoy und Gaimard auf dieser Insel entdeckt worden. Außerdem findet man Sus Timoriensis, einige Herpesten, Pteropus und Pteromys, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß Celebes, die östlichste der großen Sundainseln, durch ihren Mangel an Mammiferen bereits stark an den australischen Continent gemahnt).

(Fortsetzung folgt.)

Norwegische Uebersetzung der Lais de Marie de France. Es besteht eine alte und sehr merkwürdige Handschrift aus den Jahren zw. 1230 und 1250, welche eine norwegische Uebersetzung der wohlbekannten Lieder der Marie von Frankreich enthält. Die Uebersetzung wurde ausdrücklich auf Befehl König Hakon IV gemacht für diejenigen Damen und Herren an seinem Hofe, welche nicht französisch verstanden, in welcher Sprache diese Lieder in Begleitung von Harfen, Geigen u. s. w., wie es in dieser Uebersetzung heißt, gesungen wurden. Vergleicht man diese Uebersetzung mit der Ausgabe Roqueforts, so zeigt sich, daß der Text dieses letztern auch das Original für die norwegische Uebersetzung war, die indeß keineswegs steif und sklavisch, sondern leicht und elegant ist. (Athen. 2 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. 23 Februar 1850.

Die Cosmogonie der Chinesen.

Die Chinesen haben seit Jahrtausenden zwei verschiedene Theorien über die Erschaffung des Weltalls, die des Hwanantse und die Theorie welche Wu Yan Lik Ninki genannt wird. Das berühmte System des Hwanantse, welches von den meisten Chinesen angenommen ist, lehrt folgendes:

„Im Anfange war der Himmel ein formloses Chaos, eine bloße Verwirrung. Zuerst kam Ordnung in den reinen Aether, aus diesem erhob sich das Weltall, welches die Luft erzeugte und die Luft erzeugte die Milchstraße. Als daraus das rein männliche Princip hervorgeflossen war, bildete dieses den Himmel, während die schweren und dichten Theilchen desselben sich zusammenballten und die Erde bildeten. Die Verbindung der feinsten Theilchen ging rasch vor sich, aber die der schweren und dichten sehr langsam, deßhalb entstand der Himmel zuerst und die Erde später. Aus der feinsten Substanz des Himmels und der Erde entwickelten sich die dualistischen Principe Yang und Yin, deren Zusammenwirkung die vier Jahrszeiten erzeugte, welche durch die ihnen beiwohnende schaffende Kraft alle Erzeugnisse der Erde gebaren. Der warme Hauch des Yang schuf verdichtet das Feuer, aus dessen feinsten Theilen die Sonne entstand. Der kalte Hauch des Yin erzeugte verdichtet das Wasser, und aus den feinsten Theilchen der Wassersubstanz wurde der Mond; Sonne und Mond erzeugten durch ihre befruchtende Kraft die Sterne. Und der Himmel war verziert mit Sonne, Mond und Sternen, und die Erde hatte Regen, Flüsse und Staub empfangen."

Die Theorie Wu Yun Lik Ninki genannt ist davon sehr verschieden, und folgende:

„Als die Urdünste und der Aether noch im Keime ruheten, da war aller Dinge Anfang; Himmel und Erde waren getrennt von einander; das männliche und das weibliche Princip (Yang und Yin) entstanden. Yang zerstreuete den Uräther und Yin nahm solchen in sich auf; aus dieser Vereinigung entstand der Mensch. Der erstgeborne war Twenku, dessen Körper kurz vor seinem Tode sich verwandelte; aus seinem Athem wurden der Wind und die Wolken, aus seiner Stimme der Donner, aus seinem linken Auge die Sonne, und aus dem rechten der Mond. Seine Glieder wurden die vier Himmelsgegenden, sein Blut und seine Säfte die Flüsse, seine Muskeln und Adern die Oberfläche der Erde, sein Fleisch die Felder, sein Bart die Sterne, seine Haut und Haare die Kräuter und Bäume, seine Zähne und Knochen die Metalle und Felsen, sein Knochenmark Perlen und edle Steine, sein Schweiß zu Regen und Hagel, und die Insecten, welche an seinem Körper sich befanden, wurden die Völker auf der Erde."

Skizzen aus der Provinz Constantine.

5. Milah und die Umgegend.

(Fortsetzung.)

Nach reiflicher Ueberlegung sah ich wohl ein, daß mein Vorhaben so ziemlich unausführbar sey, da ich wahrscheinlich noch auf manche Bergbewohner stoßen würde, die mich eben so lange aufhalten und vielleicht noch unfreundlicher empfangen dürften, als anfänglich meine gegenwärtigen Gastfreunde, und daß ich endlich, durch längeres Verweilen, Gefahr laufen könnte einem oder dem andern der gestrigen Reiter zu begegnen, die meine neuen Freunde hinsichtlich meiner usurpirten Nationalität aufklären und mir dadurch natürlich den Verlust ihrer Freundschaft, wo nicht etwas ärgeres, zuziehen könnten. Ich erklärte daher den Kabylen, daß ich mein Vorhaben, den Berg zu ersteigen, aufgegeben habe, da es schon spät an der Zeit sey und ich sonst die Smala des Scheich schwerlich heute mehr erreichen dürfte. Sie fanden dieß ganz vernünftig, und der Aelteste des Duars bot mir an mir seinen Sohn zur Begleitung mitzugeben, was ich aber höflich ablehnte. Beim Abschied rief mir der Alte noch nach: „Vergiß nicht dem Scheich zu sagen, daß du bei mir gefrühstückt! ich heiße Bel-Kassem-Ben-Ochhher."

Bergab ging es natürlich schneller als es bergauf gegangen war, ich beschleunigte meinen Schritt und hatte in Zeit von drei Stunden den Ort wo der Bach von Milah sich in den Rummel ergießt, erreicht. Ich beschloß hier einige Augenblicke auszuruhen und mich dann nach meinem, mit meinem Maulthier zurückgebliebenen Araber umzusehen. Zwei Kabylen, die mir von Ferne Zeichen machten und „arroah! arroah!" (komm hierher) zuriefen, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich begab mich zu denselben, sie erzählten mir, daß sie eine große „Kat-el-Dschebel" (Bergkatze) in einen dichten Ginsterbusch getrieben und schon über eine halbe Stunde den Schlupfwinkel mit Steinwürfen bombardirt hätten, ohne dieselbe heraustreiben zu können. Sie wollten mir das Thier zeigen, ich könne es leicht schießen. Erwünschteres hätte mir nichts begegnen können, ich bebte vor Entzücken und hätte den Kabylen um den Hals fallen mögen. Ich rieth ihnen noch einige große Steine in den Busch zu werfen, was sie mit eben so wenig Erfolg als zuvor thaten. Jetzt legte einer der Kabylen seinen Burnus ab, bog an einer etwas lichtern Stelle das dornige Strauchwerk auseinander und

Digitized by Google

kroch langsam und nicht ohne Mühe in den Busch hinein; bald darauf rief er mir zu ihm nachzukommen, was eben keine leichte Sache war, mir aber doch endlich mit Hülfe des andern Kabylen gelang. „Dort liegt sie,“ flüsterte mein Vorgänger, „siehst du nicht?“ Da lag das Thier unbeweglich, mit zurückgelegten Ohren an die Erde gedrückt und starrte mich mit feurigen Augen an. Ich war kaum acht Schritte von demselben entfernt: langsam erhob ich meinen Stutzen — ein Druck und die Katze fuhr wie ein Federball in die Höhe, um einige Minuten darauf, unter heftigen Zuckungen, wobei sie wüthend um sich biß, zu verenden. Wir zogen sie ins Freie. Es war die Tigerbuschkatze (Felis serval), ein prächtiges Thier, größer als ein Schakal.

Ich gab jedem der Kabylen ein Zweifrankenstück, worüber sie äußerst vergnügt zu seyn schienen, und sie trugen mir die Katze über den Fluß nach dem Ort in der Schlucht, wo ich mein Maulthier zu finden hoffte. Ich hatte aber der Geduld meines Arabers zu viel zugemuthet, denn es war keine Spur von ihm zu sehen. Schon hatte ich mich resignirt den Weg nach Milah vollends zu Fuß zurückzulegen, als ich, zufällig meinen Blick nach dem an das rechte Flußufer herabziehenden Hang wendend, zwei Reiter hintereinander hergaloppiren und, nachdem sie mich erblickt hatten, mir unter lautem Zuruf mit dem Burnus Zeichen machen sah. Ich erkannte in einem derselben meinen Begleiter aus Milah, der auf meinem abgejagten Maulthier dem ersten Reiter nur mit Mühe nachkommen konnte.

Sie kamen außer Athem herbeigesprengt; der Reiter, der ein Spahi des Kaid von Milah war, stotterte mir einen Schwall heftiger Worte entgegen, woraus ich anfangs nicht klug werden und endlich nur mit Mühe abnehmen konnte, daß es sich um meine schleunige Rückkehr nach Milah handle. Der Mensch ließ mich nicht zum Wort kommen und unterbrach mich jedesmal mit einem dringenden „Assa! Assa!“ (schnell, schnell!), so daß ich erst als er gänzlich erschöpft seinem Zungenwerk nothgedrungen Einhalt thun mußte, von dem andern den eigentlichen Hergang der Dinge erfahren konnte.

Mein Araber war, nachdem er einige Stunden vergebens auf meine Rückkehr gewartet, nach Milah zurückgeritten und hatte den Kaid von meiner Escapade benachrichtigt. Dieser, durch die Nachricht nicht wenig beunruhigt, hatte schnell seinen Spahi aufsitzen lassen und denselben mit dem Araber nach der Gränzscheide seines Gebietes zurückgeschickt, um mich aufzusuchen und mich zur schnellen Rückkehr zu bewegen. Die guten Milaher hatten sich aber wohlweislich gehütet die Gränzen zu überschreiten, da die Stadt seit einem halben Jahr nicht in dem besten Vernehmen mit ihren Nachbarn stand; sie waren auf der Seite, wo sie wohl wußten, daß sie mich nicht finden würden, hin und hergeritten, überzeugt, daß ich doch, im Fall mir nichts widriges begegnet, früher oder später nach der Schlucht zurückkehren müsse, wo sie mit mir zusammentreffen und sich so auf die bequemste und gefahrloseste Weise ihrer Pflicht entledigen könnten. Im Ganzen hatten sie nicht übel daran gethan, denn ihre Eile und ihr verstörtes Wesen hätten auf dem Gebiet von Zuagha nur Argwohn erregen und mir eher nachtheilig als vortheilhaft seyn können. Der ungeduldige Spahi, der, im Bewußtseyn der Wichtigkeit seiner Sendung, noch immer zur Eile antrieb, mußte sich bequemen Schritt vor Schritt zu reiten, denn der Araber hatte mein armes Maulthier hart mitgenommen, dafür mußte er aber auch zur Strafe zu Fuß nebenher traben, da er das seinige zu Milah zurückgelassen.

Die Sonne begann sich stark gegen den Horizont zu neigen, als uns unser Weg aus der Schlucht herausführte und wir das Städtchen noch in ziemlicher Entfernung vor uns liegen sahen. Die Bienenfresser schwebten, sich in den letzten Abendstrahlen sonnend, hoch in der Luft und von allen Seiten ertönte der Lockton des Feldhahns, der seine zahlreiche Familie zum Abendspaziergang zusammenrief. In einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten schlich ein mit einer Flinte bewaffneter Mann hinter einem an zwei Stäben vor sich getragenen Schirm gebückt, langsam und vorsichtig den Hügel hinan; von Zeit zu Zeit hielt er an um diesen Schirm vermittelst der Stäbe in die Erde zu pflanzen, nahm ihn aber jedesmal wieder auf, um seinen sonderbaren Spaziergang noch eine Zeitlang auf dieselbe Weise fortzusetzen. Jetzt pflanzte er denselben von neuem auf, richtete sich behutsam hinter demselben empor, erhob seine lange Flinte, und es fiel ein Schuß auf welchen einige Feldhühner vor ihm aufflogen, andere aber an der Erde zappelten und von dem herbeigeeilten Schützen aufgenommen wurden.

Ich näherte mich dem Jäger um seinen Jagdapparat in der Nähe zu betrachten. Auf dem, aus einem alten baumwollenen Haik verfertigten Schirm war, mit rother, gelber und schwarzer Farbe, eine Art von vierfüßigem Ungethüm, das, wie mir der Mann sagte, einen Panther vorstellen sollte, gemalt. Morgens und Abends, wenn die Hühner auslaufen, begibt sich der Jäger hinaus ins Freie und treibt das erste beste Volk das er antrifft, vermittelst seines kunstvollen Panthers, vor welchem sich die Hühner wahrscheinlich deßwegen nicht fürchten, weil sie nicht wissen was sie aus diesem vorsündfluthlichen Thiere machen sollen, behutsam vor sich her, bis er demselben nahe genug gekommen, um auf einen Schuß mehrere Stücke erlegen zu können. Er sagte mir, daß er auf diese Art oft in drei Schüssen über ein Dutzend Hühner erlegt habe, und daß diese Jagd besonders am Morgen bei Tagesanbruch sehr ergiebig sey. Da er vernahm, daß ich auch Jäger sey, so wurden wir bald gute Freunde, und er versprach mir diesen Abend nach der Kasbah zu kommen, um mir meine Katze abstreifen zu helfen. Er verließ uns jetzt, um seine Jagd bis zum Anbruch der Nacht fortzusetzen, wir aber schlugen den nach den Gärten führenden Fußpfad ein.

Als wir an den Eingang der Pflanzungen gekommen waren, ertönte plötzlich von einem großen, den Weg überragenden Felsenstück herab ein dreifacher Jubelruf: es waren meine Reisegefährten die, seit ihrer Rückkehr aus dem Duar, von den Befürchtungen Mustapha's angesteckt, meinetwegen in großer Sorge gewesen waren. „Hat man ihn endlich eingefangen, den Ueberläufer!“ rief Domenico lustig aus; „es ahnte mir gestern Abend schon, während euerer eifrigen Zwiesprache mit dem Rosenkranzreiter, daß ihr auf Verrath sinnen und zu Ben-Azzeddin übergehen suchen würdet; nur die ehrliche Schafsmiene, die ihr diesen Morgen bei den Warnungen unseres Freundes Mustapha annahmet, hatte mich einigermaßen über euer Vorhaben beruhigt.“ — Ich erzählte ihnen in der Kürze meine Reise- und Jagdabenteuer, ließ sie meine Tigerkatze bewundern, und alle stimmten darin überein, daß ich mehr Glück als Verstand hätte.

Bei unserm Einzug in die Stadt fanden wir den Kaid mit grämlicher Miene unter dem Stadtthor sitzen, und er gab mir von Amtswegen einen derben Wischer. „Ein Glück für dich,“ sagte er, nachdem ich ihm die Quintessenz meiner Entdeckungsreise zum Besten gegeben, „daß diese Bauern Ben-Azzeddins nicht weiter als ihre Nase sehen, sonst hätten sie dich längst über deinen Aufschneidereien von Engländer und Juggurth ertappt, und hun-

dert Stockprügel wären dir gewiß gewesen, wenn du je so wohlfeilen Kaufes davon gekommen wärest. Du weißt wohl daß ich verantwortlich für deine Person bin und hättest es mir zu lieb nicht thun sollen." — Ich mußte wohl nochmals zu der unlängst gerühmten Schafsmiene meine Zuflucht nehmen, um den Aufgeregten zu beschwichtigen; das Mittel schlug an und wir begaben uns völlig ausgesöhnt mit unsern Freunden nach seiner Behausung, wo das Nachtessen unserer wartete.

Nachdem wir uns in unsere Wohnung nach der Kasbah zurückgezogen hatten, machte ich mich sogleich daran, meine Jagdbeute abzubalgen, wobei mir meine neue Bekanntschaft, der Hühnerjäger, der mir treulich Wort gehalten, behülflich war; während dieser Zeit legten mir meine Freunde ebenfalls ihrerseits von ihrem Tagwerk Rechenschaft ab. Sie waren bekanntlich mit dem Kaid nach einem ziemlich großen, aus etwa 20 Zelten bestehenden Duar geritten, wo sie, ihres vornehmen Beschützers wegen, sehr gut aufgenommen wurden. Die Maler nahmen zuerst eine Ansicht des Duars auf, wobei sie viele Zuschauer hatten, die das Ding äußerst possierlich fanden. Später aber, als der Kaid mit dem Scheich des Duars ausgeritten war, um nach den für ihn arbeitenden Schnittern zu sehen, ging Leleu nach der nahen Quelle, um dort einige Mädchen, die Wasser zu schöpfen gekommen waren, zu zeichnen. Diese ließen den in einiger Entfernung von ihnen sich Niedersetzenden anfangs ruhig gewähren, denn die arabischen Schönen sind wenigstens eben so neugierig als die europäischen; allein als sie den Hexenmeister bald sie selbst, bald wieder sein Buch anstarren und allerlei kabbalistische Zeichen darauf machen sahen, wurden sie unruhig; als dieser aber endlich, zum Fixiren der Perspective, sein Bleistift bis zur Höhe der Augen wie einen Zauberstab erhob, ergriffen sie unter lautem Geschrei die Flucht und rannten wie unsinnig dem Duar zu. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan; ein alter Graubart, wahrscheinlich der Herr Pfarrer, oder doch wenigstens der Herr Vicar des Ortes, näherte sich in diesem Augenblick dem Künstler mit allen Zeichen des Zornes. Es sey unerhört, sagte er, daß man Leute in den Duar gebracht habe, die sich beikommen ließen die Gesichter der Gläubigen, Gott wisse zu welchem Behuf, in ihre Bücher schreiben[1] zu wollen. So lange man Zelte, Pferde und Hunde gezeichnet, habe er nichts gesagt, allein solchen sündlichen Unfug wie denjenigen, welchen sich dieser Rumi zu Schulden kommen lassen, könne man unmöglich dulden.

(Schluß folgt.)

Curioses Diebsmeeting von London.

Bekanntlich wimmelt es in London von Dieben, und man rechnet ihrer gegen 30,000; viele sind Diebe geworden, weil man sie von Jugend auf dazu anhielt, und dieß hat nun einen wohlwollenden Mann veranlaßt, Mittel zu ergreifen, um die Diebe durch sich selbst zu bessern, und den Stock junger Diebe wo möglich auszurotten. Ein Correspondent des Chronicle — denn es ist bemerkenswerth, daß seit einiger Zeit die großen Zeitungen erfahrne und gewandte Männer zur Untersuchung öffentlicher Mißstände ausschicken — veranstaltete eine Zusammenkunft junger Diebe am 4 Februar, und etwa 150 fanden sich ein. Anfangs führten sie sich ziemlich ungezogen auf, der Correspondent des Chronicle ließ sich aber nicht irre machen, sondern befragte sie nach einander, wie sie zu ihrer jetzigen Lebensart gekommen. Da zeigte es sich dann daß nur 19 beide Eltern am Leben hatten, 39 andere nur Vater oder Mutter, und die übrigen völlige Waisen waren. Anfangs wurde denen, welche sich als Erzdiebe beurkundeten, und schon oft trotz ihrer Jugend im Gefängniß gewesen waren, ein enthusiastisches Bravo zugejubelt, die Scene änderte sich aber mehr und mehr, als sie über ihr Leben und Treiben ausgefragt wurden und sich nun ein nichts weniger als rosiges Bild herausstellte. Da ergab sich denn bald, daß alle ihr jetziges Leben gern aufgäben, wenn sie nur wüßten wie. Die erste Veranlassung zu diesem Bekenntniß gab die Erwähnung der sogenannten „Lodginghouses", was die eigentlichen Diebshehlerorte sind, und wo man den jungen Dieben ihre Beute um die elendesten Preise abpreßt, und sie recht eigentlich zum Spitzbubenleben dressirt. Als einer von diesen Häusern zu sprechen begann, wurde er anfangs von dem Geschrei und den Drohungen der andern übertäubt. Der Correspondent des Chronicle ließ sich aber nicht irre machen, und stellte ihnen vor, daß diese „Lodginghouses" ihr Verderben seyen, daß die Inhaber derselben auf ihre Kosten reich würden u. s. w., Wahrheiten, die sie nicht in Abrede stellen konnten. So zeigten sie sich endlich bereit, das Geheimniß der „Lodginghouses" auszuplaudern. Noch scheint es indeß nicht geschehen, aber man erwartet nicht unerhebliche Aufklärungen, wenn man nur die Jüngern versichern kann, daß sie für die Zukunft einem bessern Loos entgegen gehen. (Athen. 16 Februar.)

Ein Blick auf Minahassa (Celebes).

(Fortsetzung.)

Ein Ausflug durch Minahassa.

Am 9 August 1842 machten Van Diemen und Moraux, die Agenten der niederländischen Handelsmaatschappy auf den Molukken, und der Schreiber dieß zu Pferd, von der Frau und den zwei Töchtern des letztern in Wägen begleitet, eine Tagreise von Menado nach den Hochlanden dieses Gouvernements. Die Gesellschaft erreichte sehr frühzeitig die Negerie Lotta, sechs Meilen von der Hauptstadt am nördlichen Abhange des Berges Impong gelegen und ein beträchtliches über den Meeresspiegel erhaben. In diesem kleinen Dorfe gibt es wenig bemerkenswerthes, außer daß es das Wohnhaus des Hukom Bezar (Districtshäuptlings) besitzt, welches nach dem alten Baustyle der Alfuras errichtet und nur durch seine Unflätigkeit ausgezeichnet ist. Es sollte angenommen werden, daß die Negritos in der Nähe der Hauptstadt in der Civilisation vor ihren Nachbarn in den entlegneren Districten vorangeschritten und, mit unsern Sitten schon seit längerer Zeit vertraut, sich allmählich dieselben zu eigen gemacht hätten. Allein das Gegentheil findet statt, und im folgenden werden wir sehen, daß viele schöne und treffliche Einrichtungen im Innern zu finden sind, deren Spuren wir umsonst in der Hauptstadt Menado aufsuchen würden.

Von der Negerie Lotta aus begannen wir den Berg Impong zu ersteigen, welcher eine Höhe von 3000' hat. Von einem Punkte dieser Straße hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf den Meerbusen von Menado, Menado Tua und die Inseln, welche die Straße von Banka bilden. In anderer Beziehung ist die Tagreise eintönig und der Weg zur Regenzeit, namentlich wenn eine ansehnliche Menge von Waaren herabgeführt worden war, nahezu unbefahrbar. Herabsteigend vom Berge Impong kamen wir auf eine gedehnte Ebene, die von hohen Gebirgen umschlossen ist. Um 11 Uhr waren wir auf der Mission Matern bei Tomohon; für uns, die wir aus einem glühendheißen Klima aufgebrochen, war der Wechsel sehr angenehm, der Thermometer zeigte eine Temperatur von 76° F. Das Wohnhaus des Hrn. Matern ist ganz reizend gelegen und nach geräumigem Grundriß erbaut. Namentlich von der hintern Galerie genossen wir eine köstliche Aussicht auf den Berg Lokon, 5052', den Impong und den Mahawu, 4197' über der Meeresfläche hoch. Der Lokon und Mahawu sind erloschene Krater; Tomohon selbst liegt etwa 2000' über der Meereshöhe.

Da wir beim Beginn unsrer Reise den Entschluß gefaßt hatten, alles, was immer sehenswerth seyn mochte, zu besichtigen, muß unsre Excursion nach dem See Lienong, in der Nähe der Negerie Lahendong gelegen, zuerst erwähnt werden. Halbwegs zwischen Sarongsong und Lahendong bemerkten wir an der Straße Schwefel aus dem Boden ausblühend und zur linken Seite einige Schwefelmoore; alle Dinge hier

[1] Die Araber der Provinz Constantine sagen 'Kteb, schreiben, für alles was mit der Feder oder dem Bleistift zu Papier gebracht wird.

Digitized by Google

sind trocken und rauh, die Natur wüst und unwirthsam. Wir erreichten bald die Höhe im Rücken der Negerie Lahendong, wo wir mit mehr Muße all die herrlichen Gegenstände, welche sich unsern Augen darboten, zu betrachten anfingen. Es ist ein preiswürdiger Anblick. Kehrt man die Haltung nach West, so erstreckt sich zu beiden Seiten des Gebirges Karey das Meer in ungemessene Weiten, zur Rechten entwickelt der Lokon seine vollen gigantischen Dimensionen, euch zu Füßen ruht die Negerie Lahendong, im Rücken aber der tiefe See Lienong mehr als eine halbe Meile im Umfang, von den Gebirgen Tolanko, Lingkoan, Kasuratan umgürtet, vom Tempusu unten in der Tiefe umfaßt. Das Flimmern des Wassers auf dem See im Grunde ist unermeßlich prachtvoll, verschiedene Farben, durch vulkanische Actionen bedingt, zucken auf seiner Oberfläche. An den Seiten und zu Füßen sieht man den Schwefel und das heiße Wasser emporquellen vom Grund, letzteres 200°—202° Fahrenheit heiß, so daß ein Ei in zwei Minuten gesotten ist. Zwei ausgehöhlte Bäume, an einander befestigt, dienten uns als Nachen, um die andere Seite des Sees zu gewinnen, wo der Anblick der Natur einen mehr Schrecken erregenden Charakter annimmt; hier stürzt das heiße Wasser von den Bergwällen in den See herab, ist aber von niedrigerer Temperatur als auf der andern Seite. Ein brennender Schwefelpfuhl 30′ im Durchmesser, erregte zuerst unsere Aufmerksamkeit. Es ist nothwendig, sorgfältig zu Werk zu gehen, wenn man Nachforschungen weiter als auf die gewöhnlichen Fahrwege ausdehnen will. Ein erfahrner Führer ist unerläßliche Bedingung, denn hier ist der Platz, wo der Graf von Vidua sein Leben für seinen Wissensdrang ließ. Ohne auf die Warnungen der Eingebornen rund um ihn zu achten, versank er in dem feurigen Schlamm.

Der Schwefeldampf verwehrte uns, länger hier zu verweilen; von Personen geführt, die der Gegend kundig waren, bemerkten wir über einigen Bäumen und niedrigem Unterholz einzelne Stellen, wo der Lehm emporlochte. Es ist erwähnenswerth, daß im Umkreise von 30—40′ verschiedene Grade von Hitze bemerkt wurden, 135°, 171°, 145° und weiter unterhalb 165°. Noch merkwürdiger ist aber, daß die Richtung des vulkanischen Stroms in der Nähe dieses Sees östlich und westlich war, und daß die Erdbeben genau denselben Richtungen folgen. Der See, welcher 10′ tief ist, hat einen Ausfluß durch den District Sonder und bildet in der Nähe der Negerie Tinji eine der schönsten Cascaden, die man bislang in dieser Gegend kennt. Um aber unsere Erzählung nicht zu anticipiren, werden wir hierauf später zurückkommen.

Im See von Lienong findet man sechs verschiedene Arten von Fischen, Cabos, Ortegote, Sayo, Lumulentik, Komo und die größte Aalart, außerdem Wildenten und andre Wasservögel in Menge. Um neun Uhr Morgens hatten wir 75° F.; durch Sarongsong wendeten wir uns rückwärts nach Tomohon.

Am Morgen des 13ten waren wir wieder im Sattel, um nach Tondano zu reisen. Dieß ist eine der größten Negerieen in Minahassa und von zwei Majors, dem von Tuhan und von Tuliemambot, verwaltet; diese beiden Theile der Negerie sind durch einen Fluß getrennt, welcher in einem großen See seinen Ursprung hat. In der Mitte des Flusses liegt eine kleine Insel, auf welcher ein Haus erbaut ist, das ehedem die Befestigung war, jetzt aber die Wohnung des Officiers Constans ist. Diese Insel ist mit dem Dorfe beiderseits durch eine Brücke verbunden; da beide Majors Christen sind, nehme ich an, daß man hier die meisten getauften Alfuras finden wird. Eine schöne Kirche und ein geräumiges Schulhaus zieren die Niederlassung. Aus diesem Theile kommen die besten Zimmerleute, die man im Niederlande fast ausschließlich verwendet; daher ist hier in der Bevölkerung ein größerer Schein von Wohlhabenheit, als irgendwo sonst. Rechts der Insel von Tuhan gegenüber befindet sich ein Marktplatz, welcher uns an einige Orte auf Java erinnerte, indessen geht diese Aehnlichkeit nicht weiter als auf einen kleinen Tauschhandel. Die ausgestellten Artikel sind Körbe von einiger Größe mit Paddy, Cobassalz, Vegetabilien u. s. w. angefüllt. Für Geld kann man kaum etwas erhalten, dagegen kommen Leute von fern und nah, um ein Ding gegen das andre einzutauschen, und manchmal ist der Wechsel ohne ein einziges Wort gemacht. Es hat z. B. jemand Salz, braucht aber Fische. Er wählt einige Fische aus und legt ihren Werth in Salz nach seiner Schätzung neben hin; der Eigenthümer der Fische sieht ihn aber nicht an und bleibt stillschweigend, der andre legt nun immer ein wenig mehr Salz zu dem Haufen, bis ihm zuletzt der Besitzer der Fische dieselben zuschiebt und das Salz in Beschlag nimmt, womit der Handel abgemacht ist.

Unter den Merkwürdigkeiten Tondano's nehmen der berühmte Wasserfall und der See den ersten Rang ein. Begleitet von dem Major von Tuliemambot besuchten wir den erstern, was hin und zurück als ein guter Marsch betrachtet werden mag. Schon in ansehnlicher Ferne vernahmen wir den immerwährenden Sturz des Wassers. Als wir am Pondoppo, welcher seitlich vom Sturze liegt, ankamen und das schäumende Wasser mit donnerartigem Krachen herabtoben sahen, wurde der Anblick großartig. Der eigentliche Fall, d. h. solange das Wasser ohne auf Widerstand zu stoßen, fällt, ist über 60′ hoch. Eigentlich beginnt er schon höher oben, allein hier ist er unterbrochen und bildet einen andern Wassersturz, von wo er erst dem wahren Falle entgegenrauscht; der Standpunkt auf der schmalen Brücke über dem Flusse, wo der zweite Fall beginnt, ist schaudererregend. Ein unwiderstehliches Schauern überfällt, unbewußt haben die Sparren, an die ihr euch lehnt, ihre Stärke erprobt, denn momentelang scheinen sie hinabgewankt, dessen unausbleibliche Folge wäre, daß man in Atome zertrümmert wird. Am ersten Falle wurden einige Baumstämme, eines Mannes Leib dick in das Wasser gebracht, aber das Auge versuchte umsonst, ihnen im Sturze zu folgen und wir konnten nach ihrem Fall nichts mehr von ihnen sehen. Manchmal ereignet es sich, daß schmale Nachen (Prahus), durch Fahrlässigkeit aus der oben gelegenen Negerie losgerissen, von dem Gießbach dem Fall entgegengetragen werden, von denen man auf demselben nie mehr etwas entdeckt hat. Mitten im Sturze hat der Fall ein Bassin gebildet, durch welches man, obgleich es sehr schlüpferig ist, durchgehen kann. Ehemals hingen an beiden Seiten des Abgrundes Leitern, über die man dazu hinabsteigen konnte; dieser Fall ist übrigens der Anfang des Flusses, welcher sich bei der Hauptstadt Menado ins Meer ergießt.

Bei unserer Rückkehr wendeten wir uns um den berühmten Kiay Modjo, den Hohenpriester von Diepo Negoro zu besuchen. Er ist klein und von gemeinem Aussehen, aber durch ein scharfes Auge und eine reißend schnelle Manier im Sprechen ausgezeichnet, welche die Leidenschaftlichkeit und den Hochmuth seines Geistes beurkundet. Unser Besuch schien ihm nicht unangenehm zu seyn, namentlich als er hörte, daß wir mit seinen revolutionären Landsleuten bekannt seyen, die jetzt im Dienste des Gouvernements auf den Prinzeninseln stehen. Sein Wohnhaus, gleich dem jedes andern Javaners, deren hier 70—80 wohnen, hat nichts bemerkenswerthes an sich und ist nach javanischer Manier gebaut, d. h., am Grunde mit einem Hag von Bambusrohr umgeben und mit Alang-Alang gedeckt. Innerhalb des eingehegten Raumes liegen ihre Sawafelder, und rund um die Häuser kleine Gemüsgärten, da der größte Theil derselben sich durch Kleinverkauf ernährt. Sie erzeugen sehr gute Pataten, Kachang Tana u. s. w. Ohne Zweifel werden sie auf Minahassa eine neue Race bilden, weil sie fortfahren dem mohammedanischen Cultus anzuhängen, und diesen auch auf ihre Heurathen mit Alfurasweibern ausdehnen, welche zuerst ihre Religion annehmen müssen.

Der District Tondano ist von guten Sawafeldern umgeben. Es ist sehr zu bedauern, daß alle Arbeit nur mit der Hand, und nicht durch Pflug und Egge verrichtet wird. Wir haben oben von Kaffeegärten gesprochen; auch das Fischen bildet einen großen Subsistenzzweig des Tondanesen. Am Morgen stand der Thermometer auf 67°.

Vor unserer Abreise luden wir die hervorragenden Häupter mit ihren Weibern und den hier wohnenden Missionär Riedel zum Essen ein, so daß an der Tafel 30 Personen gezählt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Poniatowski's Standbild, das in Warschau aufgestellt werden sollte, befindet sich jetzt auf einem Gute Paskewitsche zu Homel im Gouvernement Mohilew. (Athen. 2 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. 25 Februar 1850.

Traditionen bei den Timneh's in Westafrika.

(Von einem deutschen Missionär.)

Die Ueberlieferungen der Timneh's über die Erschaffung der Welt und des Menschen sind sehr seltsam, über ersteres jedoch ganz kurz. Ich theile hier mit, was ich von einem der ältesten Timneh's vernommen habe.

Die Timneh's glauben, in Uebereinstimmung mit dem was ihre Vorfahren ihnen gesagt haben, die Welt ruhe auf dem Kopf eines großen Thiers; alle Bäume und alles Gras auf der Erde seyen Haare dieses Kopfes, und alle lebendigen Geschöpfe so viele Läuse auf demselben. Das große Thier aber, sagen sie, bewege sich so leicht daß seine Bewegung nicht verspürt werde, nur wenn es einen steilen Schritt zu machen habe, dann werde man es gewahr, indem dann ein Erdbeben entstehe, das alles niederwerfe, und wann dieses Thier einmal niederfallen und sterben werde, dann sey die Welt zu Ende, und alles darin komme um. Nachdem Gott die Welt gemacht hatte, war noch kein Mensch da, bis an den Tag, da Er einen Mann und ein Weib machte von Erde. Nachdem Gott sie geschaffen, sagten sie zu Ihm: „Du hast uns gemacht, aber was sollen wir essen, und wie sollen wir uns vermehren?" Sie waren ganz unwissend zu der Zeit. Auf dieses hin sagte ihnen Gott, Er wolle ihnen zu essen geben, und ihnen zeigen, wie sie sich vermehren müßten. Er gab ihnen nun Reis, aber kein Feuer, sie hatten den Reis zu Mehl, und das Mehl mit Wasser zu einem Teig zu machen. Von dieser Art Speise lebten sie ein Jahr lang. Hernach fragten sie Gott wieder: „nur von diesem sollen wir immer leben?" worauf Gott ihnen erwiederte: „es thut nichts, Ich will euch auch andere Speise geben." So gab Er ihnen im zweiten Jahr jedes Kraut zur Speise, auch solche Thiere, die gegessen werden, und zeigte ihnen zugleich diejenigen Thiere, die nicht gegessen werden sollen; Er zeigte ihnen auch alle Arzneimittel, und gab ihnen Werkzeuge, den Boden zu bearbeiten, auch Feuer. Dann sagten sie zu Gott: „nun haben wir Ueberfluß zu essen, aber wir sind nur zwei, was sollen wir thun?" Hierauf ging Gott hinweg, und bald nachher sandte Er einen Boten, der von nun an immer den Mittler zwischen ihnen und Gott machte. Dieser brachte ihnen einige Arzneimittel, damit sie dieselben essen und sich vermehren möchten. Als sie diese Heilmittel sahen, verlangte das Weib zuerst davon zu essen, vor dem Manne.[1] Der Bote wollte nicht, sondern ging fort, um die Sache zuerst Gott anzuzeigen, und zu fragen was er thun solle. Gott sagte ihm, er solle dem Verlangen des Weibs willfahren, und sie die Medicin zuerst essen lassen. Es waren acht verschiedene Medicinen, das Weib nahm die größte davon und aß sie: dieß ist die Ursache, warum das weibliche Geschlecht jeden Monat unwohl ist. Dann nahm der Mann eine, und nachher theilten sie die noch übrigen sechs unter sich. Nun waren sie im Stande sich zu vermehren und Kinder zu zeugen. Das Weib ward schwanger und gebar ein Knäblein, das schwarz war. Sie wurde wieder schwanger und gebar ein Mädchen, das weiß war. Zum drittenmal gebar sie Zwillinge, einen weißen Knaben und ein schwarzes Mädchen. Als der Bote von Gott kam und dieß sah, ging er zurück, um es Gott anzuzeigen: die Menschen, die Er geschaffen, hätten nun Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Hierauf sandte ihn Gott wieder, um die Kinder zu scheiden. Er kam, und schied die weißen von den schwarzen. Den weißen gab Er Zimmerleute und Bücher. Die Zimmerleute machten Häuser für die weißen Leute, und Schiffe, um die See zu befahren, und sich Reichthümer zu erwerben. Und der Bote versetzte die weißen Menschen nahe ans Meer; die schwarzen versetzte er auf Berge und in Wälder, und unterrichtete sie, Grashäuser mit Erde zu machen, und Felder anzulegen, und er ließ sie alle harte Arbeit thun. Die weißen Leute aber hatten nichts zu thun mit solchen Dingen, auch keine Zauberei zu treiben, noch die andern Gebräuche dieses Landes; alle diese Dinge wurden nur auf die schwarzen gelegt. Deßwegen sind die weißen Leute viel klüger und verständiger und mächtiger als die Neger, so daß sogar ein weißer Knabe den Negern überlegen ist.

Von diesen weißen und schwarzen Kindern kommen alle Nationen der Erde.

Im Anfang, als Gott die Menschen gemacht hatte, waren sie dem Tode nicht unterworfen durch Krankheit und Schmerzen wie jetzt; damals lebten die Leute bis zu einem hohen Alter, einige über 600 Jahre, und wenn Gott irgend einen wegnehmen wollte, so sandte er seinen Boten kurze Zeit vorher zu ihm, der ihn benachrichtigte, seine Zeit sey bald aus und er solle sich jetzt bereit halten. Hierauf schickte sich die so benachrichtigte Person an die Welt zu verlassen, und ließ allen Freunden Lebewohl sagen. War die bestimmte Zeit verflossen, so kam der Bote Gottes wieder, und der Mann stand nur auf und ging mit ihm, ohne den Tod zu sehen. So ward damals mit allen Menschen. Späterhin aber lebte einmal ein stolzer, frecher Mann, der war ein großer Mann und sehr reich; er hatte eine Menge Sklaven, Vieh und Dienerschaft, bekümmerte sich aber um niemand und handelte nur nach seinem eigenen Willen.

[1] Die Timnehs gehören zu den mohammedanischen Negern; daher ist es zu erklären, daß durch obige Traditionen hie und da etwas orientalisches durchschimmert.

Digitized by Google

Als nun der Bote zu diesem Mann kam, ihn abzuholen, weil seine Zeit aus war, wollte er nicht mit ihm gehen; mehrere Jahre lang kam der Bote von Zeit zu Zeit und mahnte, aber der reiche Mann weigerte sich immer und sagte endlich, er wolle überhaupt gar nicht fort. Als Gott dieß von dem Boten erfuhr, sagte er: „sehr gut! ich bin froh, daß du mir das sagst, aber jetzt will ich zwei Boten schicken, die werden ihn leicht fortbringen.“ Sofort schickte Gott zuerst den Pa Ra-truh (d. h. Herr Krankheit), der ein alter Mann war. Der ging in das Haus des Mannes und packte ihn, ganz ohne gesehen zu werden, so daß der Mann sich niederlegte und sich nicht mehr rühren konnte. Am folgenden Tage gegen 10 Uhr Morgens kam Pah Rah-sih (d. h. Tod), der ein junger Mann war. Als Herr Tod kam, sagte er seinem Kameraden Herren Krankheit, dieser anmaßende Mensch dürfe nicht länger hier bleiben, er werde kein Erbarmen mit ihm haben. Alle in der Stube hörten seine Worte, aber sie konnten keinen von Beiden sehen. Nachdem er dieß gesagt, nahm er den Geist hinweg, den sie Leben heißen, ging fort und sagte den Leuten, er habe nun sein Geschäft vollbracht, und der Mann sey todt. In diesem Augenblick starb auch der Mann, und nun hoben alle seine Leute, Kinder und Sklaven an zu schreien: „unser Vater ist todt, unser Vater ist todt!“ denn zu der Zeit kannten sie noch keine andere Wehklage für die Todten. Hierauf sagte der Bote zu Gott: „der Mann ist todt; was soll man jetzt mit ihm anfangen (mit seinem Leichnam nämlich, denn sie wußten noch nichts vom Begraben)?“ Hierauf nahm Gott einige Werkzeuge heraus, eine Haue und ein Grabscheit, und gab sie dem Boten; auch gab er ihm Kleider und zeigte ihm, wie man einen Leichnam beerdigen müsse. Der Bote brachte diese Dinge zu den Leuten und zeigte ihnen, was sie mit dem Leichnam zu thun hätten. Von der Zeit an verstanden sie die Todten zu begraben, jede Nation nach ihrer eigenen Weise: die weißen Leute in Särgen, die Timnehs in Matten mit Stäben über dem Grab. Sofort gab Gott der Krankheit und dem Tod Erlaubniß, beständig in der Welt umher zu gehen, damit nicht andere Leute es auch machen möchten wie jener stolze Mann. Deßhalb hören wir auch jetzt die Leute sagen: „dieser Mann ist krank, dieser Mann ist todt.“

Hierauf schickte Gott abermals etwas in die Welt. Es war etwas wie eine Hangmatte, denn er hatte Mitleiden mit dem Volk und dachte, vielleicht würde sich nicht wieder so ein stolzer Mann erheben wie jener gewesen. Diese Hangmatte sollte die Leute von ihrer Krankheit heilen. Wenn jemand krank wurde, durfte man ihn nur in die Hangmatte legen und hin- und herschwingen, so konnte er wieder gesund werden. Allein der Mann, dem diese Hangmatte zum Gebrauch des ganzen Volks übergeben wurde, war gleichfalls ein hartnäckiger, frecher Bursche; der wollte sie keinem Kranken überlassen, sondern verbarg sie in seiner Kiste. Als Gott dieß sah, verderbte er die Hangmatte in der Kiste, wo sie versteckt lag, ohne daß der Mann etwas davon wußte. Als er nun selber krank wurde, ließ er die Hangmatte herausnehmen, um darin curirt zu werden. Sobald man ihn aber hineinlegte und einmal hin- und herschwang, brach der Strick der Hangmatte, und er fiel zu Boden und starb. Fortan behielten Tod und Krankheit die unumschränkte Herrschaft in der Welt, und der Bote Gottes, wenn er von Gott gesendet wird, geht zu Krankheit und Tod, und sagt ihnen, sie sollen den oder jenen festnehmen. Sofort hört man dann, daß diese Person krank geworden, und bald darauf, daß sie gestorben ist. Indessen soll doch niemand Böses thun, denn jeder ist allezeit von einigen Personen umringt; wo du gehst, sind zwei Personen zu deiner Linken und zwei zur Rechten, wie auch vorn und hinten, die alles vor Gott bringen, was die Menschen thun. Sie vertheidigen auch den weißen Mann in Krieg und in Gefahr, und dieß ist die Ursache, warum weiße Leute sich im Krieg nie der Zaubermittel oder Grigris bedienen, denn sie sind allezeit siegreich in der Schlacht.

Das Wort für Seele oder Geist in der Timnehsprache ist ngumpull, Pluralis: mumpull. Dieser Geist stirbt nicht mit dem Menschen, kann aber nach der Meinung des Volks als Schatten wieder erscheinen. Der Ort, wo alle Geister nach dem Tode hingehen, heißt ro-krissih, wörtlich: Ort der Geister, Geisterwelt, von krissih, Geist, was zunächst Schutzgeister bedeutet, deren es aber gute und böse gibt, weßhalb sie ihre Opfer bringen, um die letztern günstig zu stimmen. Jeder Mensch hat einen solchen Krissih; sie haben sie bei sich im Hause versteckt, manchmal in einem Stein, oder in einem Bild. Den Regenbogen nennen die Timnehs „Bey-Farmahs Bogen.“ Bey Farmah war der erste Timnehkönig, ein großer Krieger, und sie behaupten, daß vor ihm kein Regenbogen gewesen sey, er habe ihn zuerst gebracht. Er kam von Osten her, alles vor sich her treibend, und war nach der Tradition derjenige, der sie den Krieg lehrte. Seit seinen Lebzeiten sollen 300 Generationen vorübergegangen seyn.

Die Timnehsprache hat ein ziemlich reichhaltiges Verbum, das durch Suffixe verschiedene Modificationen annimmt, z. B. kbaib, v. a. spalten, zerreißen, kbaiss v. a. mit frequentativer Bedeutung, viel spalten (z. B. Holz); kbaiah, v. n. sich spalten, auseinander gehen; kbaiah, v. a. spalten für jemand (z. B. kbaiah mi oh tokk, spalte das Holz für mich); kbaissah, v. a. viel spalten für jemand; kbaineh, v. refl. für sich selbst spalten; kbaissaneh, viel für sich selbst spalten (z. B. I kbaissaneh oh tokk, ich spalte viel Holz für mich). Ein anderes: sall v. a. bauen, sallah, bauen für jemand, sallur, bauen auf etwas, sallaneh, für sich selbst bauen. Ferner: kbuppur, bedecken, kbuppurah, bedecken für jemand, kbuppurih, aufdecken, kbuppuriah, aufdecken für jemand. Ferner sott, nähen, sottah, für einen andern nähen, sottur, annähen, sottaneh, für sich selbst nähen, sotturaneh, zusammennähen. Ferner: kball, streiten, kballur, über etwas streiten, kballaneh, miteinander streiten. Ferner: trallur, in die Scheide stecken (z. B. ein Schwert), trallih, aus der Scheide ziehen. Rangkah, verfluchen, rangkih, den Fluch wegnehmen. Nall, verwünschen, nalluss, häufige Verwünschungen aussprechen, nalineh, sich selbst verwünschen, nallah, für einen andern verwünschen (z. B. nallah mi koh, fluche ihm für mich), nallahneh, einander verwünschen. Jede Form des Verbum bleibt sich durch alle Tempora gleich, die Tempora werden durch Hülfszeitwörter gebildet. Präpositionen gibt es wenig, aber das Zeitwort ersetzt sie, wie man sieht.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

5. Milah und die Umgegend.

(Schluß.)

Dieß alles wurde zwar von dem Eiferer sehr schön und kräftig gesagt, allein unglücklicherweise verstand der Strafbare kein Wort davon, und eben als Domenico einerseits dem Verblüfften den Auftritt zu erklären, andrerseits den Alten zu beschwichtigen suchte, kam der Kaid mit dem Scheich nach dem Duar zurück. Nun war die Sache bald abgethan: der Kaid

Digitized by Google

rieth dem Alten sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern und andere Leute in Ruhe zu lassen, er, der Kaid, kenne seine Religion so gut als irgend ein Taleb, und ihm komme es zu, in dem von ihm verwalteten Gebiet etwas zu erlauben oder zu verbieten. Die Araber des Duars, die während der ganzen heftigen Scene nicht gewußt hatten, ob sie lachen oder weinen sollten, waren jetzt ganz der Meinung des Kaid, das heißt des Stärkern, und der Zelot zog sich verdrießlich brummend zurück.

Die Geschichte mußte schnell von Zelt zu Zelt gelaufen seyn, denn man sah auf einmal eine Menge Weiber sich hier und dort etwas zu thun machen, viele der jetzt beruhigten Schönen guckten bei der Abfahrt der fremden Gäste neugierig über die rußige Küchenwand des väterlichen Zeltes, und ihr schalkhaftes Lachen bewies dem armen Leleu hinlänglich, daß sich ihre Gesinnungen in seiner Hinsicht vollkommen geändert hatten.

Der Kaid war gegen 9 Uhr zu uns gekommen, um uns einzuladen eine Tasse Kaffee bei dem alten Türken an dem Römerthor zu nehmen. Da ich mit meiner Arbeit fertig war die übrigen nichts einzuwenden hatten, so ließ ich mir den Vorschlag trotz meiner großen Müdigkeit ebenfalls gefallen. In allen Gassen lagen Kühe, Schafe und Ziegen bunt durcheinander, denn die Heerden der Einwohner von Milah werden jede Nacht innerhalb der Stadtmauern in Sicherheit gebracht, da man den Gränznachbarn wenig Gutes zutraut. An manchen Orten hatten wir wirklich Mühe durchzukommen, anderwärts mußten wir über ruhig wiederkäuende Kühe hinwegschreiten, die sich nicht im geringsten dadurch stören ließen.

In der Kaffeebude traf ich zwei Männer, die einzigen französischen Einwohner der Stadt an. Einer derselben, ein ehemaliger Marketender, welcher mit einem Bataillon, das früher die Stadt besetzt hielt, hieher gekommen, hat sich nach dem Abmarsch desselben definitiv hier angesiedelt und treibt jetzt einen Handel mit Blutigeln, Wachs, Häuten, Schafwolle und Ziegenhaaren, die er bei den Arabern und Kabylen der Gegend aufkauft. Der andere hat einen Garten gepachtet und brennt nebenbei Ziegelplatten für Fußböden, die wegen der Vorzüglichkeit der hiesigen Thonerde zu Constantine sehr gesucht werden. Ersterer ist verheurathet und hat drei Kinder, die alle hier geboren weit besser arabisch als französisch sprechen, und beide Männer scheinen vollkommen mit ihrem Loos zufrieden. Ich mußte dem Gärtner versprechen ihn zu besuchen.

Am andern Morgen machten wir mit dem Kaid einen Gang nach seinen Ställen. Er hatte zehn prächtige Pferde, worunter eine Zuchtstute, die er von dem Herzog von Aumale zum Geschenk erhalten; wir bewunderten einen sehr schönen ägyptischen Eselhengst, der sich zu den hiesigen Eseln wie ein Mecklenburger zu einem Corsenpferdchen verhielt; von diesem schönen Thier stammt der kräftige Schlag von Maulthieren ab, die seit einigen Jahren in der Gegend von Milah erzogen werden. Mustapha ließ ein zweijähriges Füllen herausführen, um mich über eine in Eiterung übergegangene Halsdrüsengeschwulst um Rath zu fragen. Meine Kenntnisse in der Veterinärwissenschaft war zwar nicht weit her, aber da an der fluctuirenden Bewegung, welche die Geschwulst bei der mindesten Berührung machte, leicht zu erkennen war, daß es Zeit sey dieselbe zu öffnen, so erbot ich mich zum großen Vergnügen des Kaid, diese Operation zu unternehmen, die mir auch glücklich gelang und dem armen Thier augenblickliche Erleichterung verschaffte. Mustapha war außer sich vor Freude, in der Achtung der übrigen Einwohner von Milah aber war ich um hundert Procent gestiegen, und den ganzen Tag hindurch kam einer um den andern, um mich über Menschen- und Viehkrankheiten zu consultiren, trafen mich aber zum Glück für mich und vielleicht auch für sie selbst nicht immer an.

Nach dem Frühstück machten Leleu und Hedouin, die den letzten Nachmittag unseres Hierseyns noch zu ihren artistischen Zwecken benutzen wollten, einen Gang in die Stadt, während ich meinen Gärtner aufzusuchen ging. Dieser bewohnte ein ziemlich geräumiges Haus, dessen Inneres er so gut als möglich auf europäische Art zugestutzt hatte; hinter der Wohnung dehnte sich ein weitläufiger, zum Theil mit Citronen-, Orangen-, Cedrat- und Feigenbäumen bepflanzter Garten aus; alles freie Land hatte der Gärtner zum Anbau der Kartoffeln benutzt, die in diesem Boden sehr gut gedeihen und jährlich zwei Ernten liefern; für den Gemüsebau war nur ein geringer Raum und zwar bloß für den Hausbedarf vorbehalten, da Constantine, wo allein die Gemüse guten Absatz finden, zu weit entfernt ist. Sein Ziegelofen befindet sich in einiger Entfernung von der Stadt, und die Ziegelfabrikation wird von Kabylen betrieben, die er selbst dazu dressirt hat. Der Mann scheint sich gut zu stehen; er sagte mir, daß er voriges Jahr hundert Säcke Winterkartoffeln, den Sack zu 20 Franken nach Constantine geliefert und wenigstens 20 Säcke Sommerkartoffeln mit seinem Rindvieh verfüttert habe. Seine Ziegelbrennerei mag ihm ebenfalls etwas Nambaftes eintragen. Er gab mir Wein zu kosten, den er selbst aus den Trauben seines Gartens gekeltert hatte, und der mir trotz des unvollkommenen Fabrikationsprocesses von vorzüglicher Güte zu seyn schien. Dieser Mann lebt auf seine Art glücklich: er bekümmert sich nicht um seine Nachbarn und seine Nachbarn bekümmern sich nicht um ihn; er ist thätig und arbeitsam, arbeitet aber nur wenn es ihm beliebt, und reitet aus wenn es ihm beliebt. Er hat mit geringen Mitteln so zu sagen mit Nichts angefangen, und nach und nach, so wie sich seine Umstände verbesserten, auch seine Industrie ausgedehnt. Es würde ihm schwerlich so gut geworden seyn, wenn er sich statt zu Milah mitten unter den Arabern in irgend einem Dorf im Sahel von Philippeville, wo die durch das böse Beispiel herbeigeführten schlechten Sitten den Grundstein zum Ruin der Colonisten legen und der Wucher das Uebrige thut, niedergelassen hätte.

Diesen Abend trafen wir noch alle Anstalten zur morgenden Abreise, nahmen von dem guten Mustapha-Bel-Lais herzlichen Abschied und legten uns zeitig schlafen, da wir am andern Morgen um die Frühkühle zu benutzen, mit Tagesanbruch aufzubrechen gesonnen waren.

Um 4 Uhr Morgens verließen wir das freundliche Milah, machten dann auf der ersten, das Städtchen beherrschenden Anhöhe noch einmal Halt, um demselben unsern letzten Abschiedsgruß zuzuwinken, und kehrten dann auf demselben Wege, den wir vor vier Tagen gekommen waren, nach Constantine zurück, wo wir um die Mittagsstunde ohne weitere bemerkenswerthen Erlebnisse ankamen.

Ein Blick auf Minahassa (Celebes).

Ein Ausflug durch Minahassa.

(Fortsetzung.)

Am 19 August fuhren wir in zwei Schaluppen durch den See Tondano nach Remboken, da in diesem 2000' über Meereshöhe liegenden See Hauptboote von einem Engländer, Mr. Davids, erbaut worden sind.

Man glaubt allgemein, daß dieser See, welcher drei Leagues in der Länge und $\frac{1}{3}$ League in der Breite hat, vulkanischen Ursprunges sey. In der Mitte liegt die wirkliche Quelle, wo das Wasser unaufhörlich vom Grund emporsprudelt. Dieser See bildet mit einigen Nebengewässern den Fluß Tondano und seine Cascade, er hat eine verschiedene Tiefe von 90′—100′ und die Eingebornen betheuern, daß zwischen Cacas und Rembokan eine grundlose Stelle sey, zu welcher sie ein eigenthümlicher Aberglaube hinanzieht.

An der Küste dieses Sees liegen folgende Dörfer (Dessas). Von Tondano weg rechter Hand liegen Rembokan, Passo und Cacas, an der linken Seite Tuhan Kitjili, Tandengaulambat, Watu Mera und Eris. Ausgenommen die vorzüglichern Districte, die wir erwähnten, sind die andern von geringer Wichtigkeit. Tuhan Kitjili ist allein eines Besuches werth wegen der schönen Aussicht, die man hier bei hellem Wetter über den See hat. Er ist wegen seines angenehm (?) chocoladebraunen Wassers berühmt und reich an Cabos, Getegele, Aalen und Garneelen. Bei kräftigem Rudern, und wenn der Wind nicht ungünstig ist, kann man ihn in $1\frac{1}{2}$ Stunden durchfahren, bei widrigem Winde sind manchmal fünf Stunden erforderlich. Hoher Wellenschlag macht die Fahrt etwas mühsam, umsomehr als dieß ein Widerstand ist, durch den die Passage in der Regel gefährlich wird.

Rembokan liegt an der Küste des Sees und ist kein unbedeutendes Gehöft; sein Gefild ist mit Steinen bedeckt, von denen die Sage sonderbare Dinge erzählt. Zu der Zeit als der Berg Mahawu und die von Tongsawang und Seputan eben noch in voller vulkanischer Thätigkeit standen, sandte der Gott von Impong, welcher seiner Profession nach ein Schmied war und eben an Kohlen Mangel litt, einen seiner Diener nach solchen aus. Er wurde aber daran durch den Gott Seputan verhindert, der, neidisch auf ihn, gleichfalls einen Untergebenen abschickte, der auf den Diener des andern am Wege warten und den Erfolg seines Unternehmens unmöglich machen sollte. Dieser Dämon verbarg sich auf der Höhe von Rembokan hinter einem Baume, und als der andere mit seiner Last Kohlen des Weges kam, erschreckte er ihn so sehr, daß er seine Kohlen fallen ließ und durch die Luft entfloh; daher die zahllosen Steine um Rembokan, in welche die Kohlen verwandelt wurden. Hieraus sehen wir, daß der Aberglaube und die Hinneigung zum Uebernatürlichen, welche so manches Volk des indischen Archipels charakterisirt, auch den Alfuras eigen ist; denn er glaubt auch, daß die ganze Welt (Rembokan nämlich) auf einem großen Eber ruht, und wenn dieser sich gegen einen großen Baum reibt, die Erdbeben entstehen.

Von Rembokan nach Cacas rudernd kamen wir an zwei heißen Quellen vorbei, und weiter vorwärts an einer anderen, dem anliegenden Berge gegenüber. Die letztere hatten wir zu sehen Gelegenheit bei einer Excursion von Cacas aus; die, welche an der Straße liegt, gleicht auf den ersten Anblick am meisten der Quelle von Tatearan, und soll ausgezeichnete Heilkräfte besitzen. Bei unsrer Ankunft in Cacas suchten wir Wohnung in der Loge, und wurden von dem Weibe des Majors und einem Hukom aufgenommen, weil der Major selbst an der neuen Straße über den Impong beschäftigt war. Diese Loge ist eines der schönsten Gebäude in ganz Menado; sie ist angenehm am See gelegen und von der hintern Veranda hatten wir einen schönen Ueberblick der ganzen Stadt, die in geraden Gassen angelegt ist.

Am 22 August setzten wir unsre Reise von Cacas nach Langowan fort, das vier Meilen von Cacas liegt und wohin eine ebene, gute Straße führt. Langowan ist keine unansehnliche Ortschaft, doch ist hier keine Kirche und das Schulhaus hat ein geringes Ansehen; hier wohnt Herr Schwarz als Missionär. Unter den merkwürdigen Gegenständen mögen zwei heiße Quellen und zahlreiche kochende Schlammquellen erwähnt werden. Der erste heiße Quell ist etwa sieben Faden im Durchmesser, hat eine Wärme von 165° F. und enthält sehr viel Schwefel, dessen Ausdünstung die Brust belästigt; das Wasser, welches wir tranken, schmeckte nach faulen Eiern. Das Wasser, welches vom Quell abfließt, behält in seinem incrustirten Rinnsal eine Temperatur von 151° F.

Von hier rückten wir in die Höhe empor und kamen zum Hügel Tompang. Während wir allmählich auf der Straße linker Hand emporklimmten, hatten wir eine überraschende Aussicht; nördlich und südlich lachen zwei freundliche Thäler, welche bei hellem Wetter ein herrliches Panorama bilden. Die Berge Kawatak und Pompelempungan und der Berg, nach dessen Passirung Bolang erreicht ist, zeigen sich im Westen, während das Auge über die cultivirten Aecker des Volks von Kawankoan und Rembokan schweifend zuletzt auf dem Berge Peloran ruht.

Am Fuße dieses Hügels ist gleichfalls ein heißer Wasserborn, da aber unser Thermometer zerbrochen war, konnten wir den Wärmegrad nicht bestimmen; doch schien es uns, daß er noch höher war als der aller bisher gesehenen Quellen. Er liegt tief im Walde verborgen, und wenn Hr. Schwarz denselben nicht gut gekannt hätte, würden wir ihn wohl nicht zu Gesicht bekommen haben, da der Major früher ihn für unzugänglich erklärte. Nach dem, was wir hörten, muß dieser Rückhalt dem Aberglauben zugeschrieben werden und vielleicht der Angst, die den Eingebornen eingeflößt wird, wenn sie Fremde nur der Neugierde halber an solche Plätze führen sollen. Dieß war einst auch mit dem kleinen See von Talatap der Fall, welcher eine gute halbe Meile unter der Mutterquelle liegt; das Wasser dieses Sees hat einen reißenden Seitenstrom und soll Fische enthalten.

Vom Hügel Tombang weiter emporsteigend kamen wir zu einigen kochenden Schlammsprudeln, die eine weißliche Erde emporspeien und bodenlos tief sind. Von mehr Wichtigkeit ist der große Mutterpfuhl, welcher links von der zuletzt erwähnten warmen Quelle liegt, und von dem aus man durch eine Binnenstraße nach Langowan kommen kann und so der Nothwendigkeit, denselben Weg rückwärts zu machen, entgeht. Hier ist jedes Ding vulkanisch, und der Grund auf welchem wir standen, fast unerträglich heiß; überall, wo wir mit einem Bambusstock in die Erde stießen, quoll der kochende Schlamm empor; einige dieser Sprudel machen ungewöhnlichen Lärm. Sie scheinen zu fallen oder vielmehr sie trocknen auf, je mehr sie emporkochen, und die vulkanischen Ingredienzen der Erde verzehren sich und drehen sich in eine Art Pfeifenthon zusammen; wir gingen auch um einige Plätze herum, denen sich in vergangener Zeit der Gouverneur Stuers bei seiner ersten Inspectionsreise nicht nähern konnte; dieser Pfeifenthon ist sehr fein und wird allgemein zum Waschen verwendet.

Nachdem der würdige Missionär Schwarz uns jedes Ding gezeigt hatte, war es Zeit für uns weiter zu gehen, obwohl wir willig unsern Aufenthalt verlängert hätten. Am 26 August dachten wir daran aufzubrechen, von Major, Capitän, ihren Weibern und einigen andern einheimischen Damen zu Pferde begleitet. Tompasso liegt ziemlich fünf Meilen von Langowan entfernt und ist eine nette, jedoch nicht große Ortschaft. Hier ist ein Major und ein Districtshaupt, und wir fanden eine wirklich hübsche Loge; da aber nichts speciell erwähnenswerthes vorkömmt und wir uns auch nur sehr kurze Zeit verweilten, wollen wir das Tagebuch unsrer Reise fortsetzen. Wir rückten zwei Meilen weiter nach Kawankoan vor, wo die Häupter von Tompasso sich bei uns verabschiedeten. Zunächst kamen wir nach Sonder, dessen Feste eine von den ersten ist, die in Minahassa errichtet wurden; der Major dieses Ortes, H. W. Dotulong, der in den javanischen Aufstand verwickelt gewesen war, hatte deßwegen mehr Freiheit in der Unterhaltung mit Europäern.

(Schluß folgt.)

Französische Reise in Afrika. Abermals ein Versuch durch die Wüste zu dringen. Hr. Hecquart, ein Officier der Spahis, ist von der Westküste aus nach Alba gelangt und will von da nach Sego, und dann wo möglich nach Timbuctu vordringen. Gelingt ihm dieß, so will er von Timbuctu nach Algier gehen. Er ist sehr leicht ausgerüstet, und will nach Timbuctu hauptsächlich zu Fuß wandern. Die Behörden haben alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen um sein Fortkommen zu fördern, und einem Bambarastamme große Versprechungen gemacht, wenn Hr. Hecquart glücklich nach Sego und Timbuctu gelange und noch größere, wenn er bis nach Algier durchdringe. (Liter. Gaz. 16 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. 26 Februar 1850.

Eine Reise in Ohio.

(Von Franz Löher.)

Amerikanischer Frühling. — Ein Yankee. — Weinbau der Deutschen. — Hamilton. — Deutsche Originale. — Nativeslogen. — Amerikanische Flußlandschaften. — Ein Patriarch. — Schildkröten. — Fieber und Doctorei. — Dayton. — Deutsche in den kleinen Städten. — Indianische Denkmale. — Herkunft der Indianer. — Amerik. Kirchhöfe und Grabsteine. — Waldöde. — Mäßigkeitsnarren. — Entstehende Städte. — Bildung der Farmer. — Deutsche Abstammung und Niedrigkeit. — Schulmeister. — Tanzende Shaker. — Eine Shakerpredigt. — Ihre Logik. — Vergleich mit den deutschen Rappisten. — Innere Einrichtung und Lebensweise der Shaker. — Shakermädchen. — Uferhöhen des Ohio.

Den größten Theil des Winters hatte ich in Cincinnati mit Aufhellung der früheren deutschamerikanischen Geschichte zugebracht, der Reisetrieb regte sich wieder und ließ mir keine Ruhe mehr. Der Frühling arbeitete schon nach der Natur jener westlichen Gegenden mit Gewalt hereinzubrechen, die Knospen an Baum und Gesträuch schwollen als müßten sie platzen, und bereits senkte sich die Sonnengluth in das breite Flußthal des Ohio; zwischendurch säuselte freilich noch ein eisig scharfer Luftzug, so gefährlich dem Europäer, der die wollenen Unterkleider zu früh abwirft. Ich nahm einen kleinen Streifzug in das Innere von Ohio vor, dieses Staates, welcher seither unsern Landsleuten die freundlichsten Stätten gewährt hat.

Die Postkutsche führte uns nach dem hübschen Städtchen Hamilton, sieben Stunden von Cincinnati. Der vornehmste Reisegefährte war ein langer dünner methodistischer Yankee, der, so jung auch das Bierbrauen hier zu Lande war, doch bereits in Hopfen Geschäfte machte. Er suchte mich zu bekehren und zugleich über den deutschen Hopfenhandel auszuholen. Die göttliche Gnade und Erleuchtung verwickelte sich in seinem Munde fortwährend mit Dollars und Cents. Die Gegend war vortrefflich angebaut und mit hellschimmernden Häusern besäet. Mit Verwunderung sah ich, wie weit der Weinbau sich schon vorgewagt hatte. Unsere Landsleute in Cincinnati haben ihn seit etwa zwölf Jahren begründet und laben sich bereits an dem köstlichsten Gewächse. Die andern Amerikaner verlegen sich jetzt ebenfalls auf den gewinnbringenden Anbau des Weines, dieses besten Helfers wider den frostigen Puritanismus, aber es will ihnen mit den Rebpflanzungen nicht recht gelingen, es ist ihnen die sachte, gemüthliche aber unaufhörliche Arbeit unmöglich, welche die süße Rebe von den Menschen fordert. Für so viele unserer Landsleute, welche mit ihrer feineren Bildung weder in die Oede amerikanischen Farmerlebens noch in das Marktgewühl amerikanischer Städte hineinpassen, ist die Pflege des Weinstocks mit etwas Ackerbau verbunden noch das erträglichste Geschäft. Noch sind an den Ufern des Ohio, namentlich auf der Kentuckyseite die schönsten Hügelgelände, der Acker für fünf bis zehn Dollars, zu bekommen.

In Hamilton wurde ich mit zwei dort ansässigen Deutschen bekannt, wie man dergleichen Originale in Amerika so häufig antrifft. Dem einen war der altbayerische Katholicismus zu derbe gewesen, er hatte daher drüben den Priesterrock zurückgelassen und sammelte hier eine freisinnige Gemeinde, in welcher indessen nicht minder harte Köpfe ihm viel Ungemach bereiteten. Der andere war ein freiheitsdurstiger Philologe gewesen, er hatte jetzt volle Freiheit, aber wenig zu essen, war aber ein ehrenwerther Mensch geblieben, dessen vielfache Kenntnisse von keinem gewürdigt wurden und der am Heimweh unterging. O wie viel tüchtige Kräfte gehen uns durch unsere schmählichen Zustände in Deutschland verloren! — Von jenen beiden hörte ich, daß der Orden der Natives auch schon in Hamilton eine lebhafte Loge habe. Die Natives sind die englischen Landeseingebornen, welche mit Haß und Ingrimm der hereindrängenden Einwanderung sich entgegenzustemmen suchen. Nachdem sie als öffentliche politische Partei ausgespielt haben, wollen sie jetzt durch geschlossene Verbindungen die Macht erreichen, dem Einwanderer, namentlich dem deutschen, Bürgerrecht, Aemter und nebenbei auch gewinnreiche Geschäfte möglichst lange zu versperren. Zum guten Glück ist schon dafür gesorgt, daß diese saubere Genossenschaft dem Gedeihen und dem weltgeschichtlichen Berufe Amerika's nicht zu sehr Eintrag thun kann.

Mit den beiden Landsleuten fuhr ich am andern Morgen im Miamithal hinauf. Die niedrigen Anhöhen traten weit zurück und dazwischen liegt der fette üppige Boden, den zuerst die Pennsylvanier Deutschen und hernach ihre aus Europa nachwandernden Landsleute in Beschlag genommen haben. Es gibt deutsche Bauern hier, die 2000 Acker Grundbesitz haben. Bei jeder Flußwendung sieht man ein paar von ihren stattlichen Gehöften. Der Miami, ein Fluß fast so groß wie die Weser, geht häufig mit zerstörenden Fluthen über seine Ufer, man sah noch überall die Spuren der letzten großen Ueberschwemmung. Uebrigens bietet er nur ächt amerikanische Flußansichten. Die Gewässer winden sich und fluthen mehr als daß sie strömen, über ihre trübe Oberfläche beugen sich die Bäume mit weiten Aesten, viele verdorrt, andere umgefallen mit den Wurzelscheiben gegen den Fluß gekehrt, dazwischen lange gelbe Schlamm- und Sand-

Digitized by Google

streifen, im Hintergrunde die bleichen Sykomoren wie riesige Birken, auf den leise ansteigenden Anhöhen ein weißes Bretterhaus, weiterhin im Gehölze die dunkle Blockhütte, — das Ganze hat etwas Grelles, Zerfahrenes, man meint, der braune Indianer müsse hinter den verworrenen Baumstämmen hervortreten mit seinem Haarbusche. So sind die kleinen, so die großen Flüsse, die letztern wälzen dazu noch Baumstämme und haben manchmal stolzere Ufer. Die Einöde solcher Flußlandschaften hat immer einen seltsamen Reiz, es ist das wüste Durcheinander der Urwelt. Tritt man Morgens mit seiner Flinte an diese Gewässer, dann sind sie belebt von Gevögel und allerlei Gethier, und kehrt man Abends an ihren Ufern heim, wenn der Mond sein falbes Licht durch das Baumgewirre streut und die zahllosen Leuchtwürmer wie goldene Lichtfünkchen vor den Füßen aufstieben und ringsum ein unaufhörliches Gesumme von Millionen kleiner Leben hin und herwogt, — dann fühlt man sich überweht von den einsamen Schauern des großen Geistes.

Unser Reiseziel war die Niederlassung eines ächten Deutsch-Amerikaners. Er war schon vor dreißig Jahren aus der Pfalz hieher gekommen und durch Verstand und Fleiß der reichste Grundbesitzer und der gesegnetste Familienvater geworden; beinahe ein Dutzend Söhne und Töchter hatten in nächster Nachbarschaft ihre eigenen Bauereien. Wir bogen vom Miami an einem Nebenfluß herauf. Mehrere aus dem ruhigen Wasser hervorstehende Baumstämme zeigten sich wie mit dicken Schuppen bedeckt; meine Begleiter sagten mir, es seyen Schildkröten, ich ging daher näher hinzu, und richtig, eine nach der andern patschte ins Wasser. Die Menge dieser Thiere war außerordentlich, welche Ernte für die köstlichen Gallertsuppen, die sich aus ihnen bereiten lassen. Die amerikanischen Farmerfrauen weigern sich freilich, dazu ihre Kessel herzugeben, etwa wie eine deutsche Bauernfrau ihr Kochgeschirr nicht will verunehren lassen durch Eidechsensuppen. Der kleine Fluß ging bis nahe vor die Bauerei des Alten, und auf den ersten Blick sah man, welch ein strenger und schaffender Geist hier walte. Er empfing uns mit seinem weißen Barte an der Hausthüre und gab uns ein ziemliches Essen; sein Gespräch war ein eigenes Gemisch von der Demuth eines Tunkers — er gehörte nämlich dieser friedfertigsten aller Secten an — und von der Selbstständigkeit und Verschlagenheit des amerikanischen Farmers. In diesen Gegenden hat der Charakter noch Zeit und Raum, sich rund und kernig zu entwickeln. Das rein Menschliche, der antike Hausvater kommt häufig wieder zum Vorschein, freilich auch entstellt durch amerikanische Sectirerei und Geldmacherei.

Auf dem Rückwege sprachen wir bei einem Pennsylvanier Deutschen ein, welcher Farmer wie die übrigen und daneben ein Doctor war nach altem Styl, d. h. er machte Pferdecuren mit Kalomel und Castoröl, und überließ in chirurgischen Fällen der Natur die Heilung; die hier herrschenden Fieber verstand er indessen zu heilen, besser wie viele gelehrte Aerzte aus Deutschland, deren mehrere in dieser Gegend ihr Blockhaus aufgebaut hatten. Das üppige Miamithal liegt nämlich jeden Sommer schwer unter dem Fluche der Fieber, und alle Viertelstunden wohnt ein ländlicher Doctor. Hamilton hat nur 3000 Einwohner, aber 22 Doctoren, darunter freilich auch frühere Bartscherer und die jämmerlichsten Pfuscher.

In der Nacht fuhr ich von Hamilton nach Dayton, neun Stunden, auf einem Canalboot. Auch diese Stadt ist großstädtisch, im weiten Thalboden angelegt, hat etwa 12,000 Einwohner und ist im raschen Anwachsen. Man kann unsern Landsleuten, die einmal ihr Glück in der ungewissen Fremde versuchen wollen, nicht genug anrathen, sich aus den großen östlichen Städten wegzumachen und in diesen kleinen Städten des Westens anzusiedeln; denn wenn sie nicht gerade auf den Kopf gefallen sind und kein besonderes Unglück haben, so kann es nicht fehlen, daß sie mit diesen Städten heranwachsen und wohlhabend werden; auf die Annehmlichkeiten der Geselligkeit müssen sie freilich verzichten. Das merkt man an der Freude, mit der hier ein gebildeter Deutscher einen Gast aufnimmt, mit welchem er in der Verbannung geistig verkehren kann. Auch ich fand in Dayton ein freundliches Haus bei einem Arzte und fuhr mit ihm in der Gegend umher.

Wir besuchten zuerst ein altes Denkmal, einen großen runden Erdhügel mitten im Walde. Daß dergleichen Hügel von Menschenhänden zusammengeformt sind, ist unzweifelhaft, aber man weiß noch immer nicht recht, was sie seyn sollen. Sie sind so alt wie der Urwald, der sie überwächst. Die Meisten halten sie für indianische Grabhügel, obgleich die jetzigen Indianer nur ganz kleine Gräber machen. Man hatte in diesem Sommer einige solcher Erdkegel im Staate Ohio aufgegraben, und steinerne Streitäxte, Lanzenspitzen, allerlei Geräth, auf welchem selbst noch Abbildungen zu sehen waren, und Gebeine darin gefunden. Alterthumsforscher nehmen daher einen Beweis mehr, daß Völker germanischen Stammes in der grauen Vorzeit diese hügelwelligen Ebenen bewohnt hätten. Wird doch schon die Meinung verfochten, daß die Indianer verkommene Ueberbleibsel der alten Normannen seyen, welche zuerst in „Winland" landeten. Auch in diesen Erdhügel war hinein gegraben, ohne daß jedoch etwas gefunden wurde. Eine Stunde von da, am Ende eines Bergrückens, zu dessen Füßen der Canal weiter nach dem Norden führt, war oben im Walde eine weite Umwallung, deren Linien und Ausgänge an einigen Stellen noch deutlich zu erkennen war. Sie erinnerte mich lebhaft an einen ähnlichen Wallgraben auf einer Waldhöhe bei dem Dorfe Kirchborchen in der Nähe von Paderborn in Westphalen, welche von einem befestigten Winterlager Karl des Großen herrühren soll. Ueber die Bestimmung dieser Umwallung in Ohio waren indessen alle geschichtlichen Spuren untergegangen; auch bei den Miami-Indianern, welche danach gefragt wurden, hatte sich die Kunde davon verloren.

Wir besuchten endlich noch den Kirchhof von Dayton, eine halbe Stunde von der Stadt. Nirgends findet man die Kirchhöfe passender und geschmackvoller angelegt als in den Vereinigten Staaten. Auch die Bürger von Dayton haben eine umfriedete Waldhöhe zur letzten Ruhestätte eingerichtet. Der Weg windet sich sanft um den Berg, zu beiden Seiten auf grünen Plätzchen oder an stillen Abhängen liegen die Grabhügel und Erbbegräbnisse, überhangen von den alten Bäumen des Urwaldes, dessen Rauschen die Stille noch fühlbarer macht. Oben ist eine herrliche Aussicht über die reiche, schimmernde Thalebene. Auf amerikanischen Grabsteinen findet man statt unseres Genius mit der umgestürzten Fackel häufig ein anderes liebliches Bild, ein Lämmchen ruhend unter einer Palme.

Von Dayton aus machte ich den Rückweg nach Cincinnati zu Fuß. Die Wanderung durch die Wälder hat zwar ihren eigenen Reiz: das Geflatter und Geschrei der Vögel, eine Schlange die durch die Blätter raschelt, alle Augenblick wühlende Schweine, dann Kühe mit Schellen, dann die langen Zickzackzäune von grauen Holzspaltern, diese gräßliche Augenqual, mit den Mais- und Weizenfeldern dahinter, in ihrer Mitte das Blockhaus,

Digitized by Google

Tücher zum Trocknen davor aufgehängt, der Mann vielleicht pflügend in der Nähe, jedenfalls aber in dem Hause eine nett gekleidete, oft feine Frau oder Tochter — das sind die Bilder, welche die Einöde der ebenen Wälder beleben. Aber alles das wiederholt sich völlig eintönig, nirgends heitere, zur Ruhe einladende Plätze, nirgends kühles Gebirge, Felsen und sprudelnde Bäche, selten einmal ein freier Blick auf das Land, und dazu kommt noch das ganze unfreudige, nüchterne Wesen der Amerikaner. Außer den regelmäßigen drei Mahlzeiten kann man in den Häusern selten etwas zur Stärkung auf die Reise erhalten; noch schlimmer ist man daran, wenn die Mäßigkeitsnarren wieder in einem Bezirke mehr obgesiegt haben, dann erhält man in den Wirthshäusern nichts, gar nichts als schlechtes Wasser zur Erquickung in der Sonnengluth, und als das beste Gericht ewig Speck und Eier. Mit wie manchem Seufzer denkt man dann an die herrlichen Fußwanderungen in Europa, an das fröhliche Wirthshaus und an den kühlenden Wein.

An den Menschen freilich, an der eben die Augen aufmachenden Cultur hat der Europäer in Amerika vieles zu lernen; man sieht die Ortschaften gleichsam aus der Erde wachsen. Wo zwei Landstraßen sich kreuzen, da baut der Krämer für alles seine Hütte, dann folgt der unentbehrliche Schmied und Radmacher, und in ein paar Wochen das Schulhaus, ein und der andere Handwerker und Handelsmann und der unvermeidliche Prediger, bis eine Art Städtchen zu Stande kommt und die Farmer einen Verkehrsplatz für ihre Geschäfte und Bedürfnisse erhalten haben. Der Reisende findet dann wohl des Abends in diesen ersten Absätzen zu einer Stadt — man kann diese regelrechte Ansammlung von Häusern kein Dorf nennen — politische Versammlungen, und hört mit Bewunderung die klare und gescheidte Politik der Farmer an. Einmal traf ich auch auf einen Yankee, der mit höherer Wissenschaft Geschäfte machte. Er reiste umher und hielt für Eintrittsgeld den jungen und alten Leuten Vorträge über Elektricität, Polarität, Magnetismus und Schädellehre, manches ziemlich faßlich durch Experimente veranschaulicht. Er fand überall eifrige Zuhörer, die hernach das Gelernte unter sich durchsprachen. Etwas Licht über das Naturleben erhielten sie doch immer. Wer hält unsern Bauern solche Vorträge?

(Schluß folgt.)

Unbekannte Thiere von Nordafrika.

Ein in der Revue de l'Orient. (Januar 1850) enthaltenes Schreiben des bekannten General Jussuf in Algier enthält Nachrichten über zwei, wenn nicht ganz unbekannte, doch strittige Thiere. Das erste ist der Arui, der in den Bergen nördlich von El Beida, im westlichen El Harscha, hausen soll. Jussuf stellte eine Jagd an und tödtete drei, zwei andere suchte man zu fangen, sie starben aber bald nachher. Diese Thiere sollen alle die Kennzeichen an sich haben, welche Shaw ihnen beilegt. Shaw nennt sie Lerui oder Fischt'all und sagt sie hätten die Größe einer Färse, aber einen runderen Leib, ein Büschel Haare von etwa 5″ an den Knieen, und ein anderes Büschel von 1′ Länge am Nacken; die Hörner seyen gerieselt und rückwärts gebogen wie bei den Ziegen, aber mehr als einen Fuß lang. Shaw hält das Thier für den Tragelaphus der Alten. Ein zweites Thier, das die Uled Jacub oft jagen sollen, heißt El-Hema; es soll ähnlich gestaltet seyn, wie das Arui, aber stärker; die Hörner wachsen sehr rasch, werden 5 bis 6′ lang, dünn, wie arabische Pfeifenrohre, und biegen sich so stark auf den Rücken zurück, daß das Thier mit vier Jahren nicht mehr auf den Hinterbeinen sich aufrichten kann, um zu springen. Man hat dem General Jussuf die Haut eines El Hema versprochen, wonach das Räthsel also bald gelöst würde.

Ein Blick auf Minahassa (Celebes).

(Schluß.)

Zur großen Befriedigung für uns alle lehrte er uns einen Wasserfall kennen, den er entdeckt und an den noch keines Europäers Fuß gekommen war. Er hat seinen Ursprung im See Lienong und bildet sich etwa eine Meile nördlich der Negerie Tintjep, die sieben Meilen von Sonder entfernt liegt. Obwohl der Anblick furchtbar war, welchen diese Wassermasse bot, wenn wir sie in einiger Entfernung herabtosen sahen, so war er dennoch weit imposanter, nachdem wir uns in Folge einer beträchtlichen Anstrengung am Becken des Falles selbst befanden. Donnernd und mit betäubendem Gebrülle stürzt sich ein Strom von drei Faden Breite und 15 Faden Höhe zwischen Felsenmassen herab, die vielleicht vor Menschenaltern die Gewalt der herabrasenden Fluth bekämpften. Das fallende Wasser erinnerte uns durch seinen Schaum an die großen Schneetrauben Europa's und verlor sich zum Theil, ganz zerstäubt und verspritzt, in einen dichten Nebel, welcher, vom Winde emporgetragen, wieder zu dem Elemente zurückkehrte dem er entquollen war; Regenbogen schillern im Wasser des Bassins und in den Trauben des Falles selbst.

Dieser Wasserfall ist nach unserer Meinung noch ansehnlicher als der von Tondano; zuvor taucht er sich, ohne mit einem Widerstande zu ringen, fast senkrecht hinab, dann gleich einer Schlange durch seine massiven Steinwälle furchend bildet er einen zweiten Fall und verschwindet in dem unzugänglichen Forst. Außer diesem gibt es noch zwei Cascaden in der Nähe von Sonder.

Ein Ausflug von Kawankoan brachte eine große Veränderung in unsern Reiseplan. Mit der Karte von Minahassa vor uns, sahen wir, daß wir sehr gut am Fuße des Vulkans Sepután entlang nach Tombatu, der Hauptstadt des Districts Tangsawang, reisen konnten und daß bereits ein großer Theil unsres Weges vollendet seyn würde, sobald wir nach Amurang kämen. Die Einwohner widerriethen dieß nicht nur, sondern erklärten es geradezu für unmöglich, namentlich da wir vorhatten, den Weg zu Roß zu machen, Thiere, die ihres Wissens noch niemand noch hieher gebracht hatte. Allein mit ihren Schwierigmachereien vertraut, blieben wir fest auf unserm Entschluß.

Am 12 September zogen wir durch die Negerie Tompasso an den Fuß des Berges Sempo, wo wir absteigen mußten, weil die Pferde ihren Pfad nicht weiter verfolgen konnten. Von hier zog sich unser Weg höher und höher durch ein tiefes Holz. Majestätisch wiegten verschiedene Baumarten ihre Riesenwipfel, denn die zerstörende Hand eines Menschen war noch nicht hieher gedrungen. Es ist nicht zu bestimmen, zu welch hohem Alter diese Stämme aufgewachsen waren. Emporklimmend gelangten wir zuletzt in einen kalten Nebel, welcher unsre Zähne klappern machte und dem Neujahrsreifen Europa's nahe genug kam; auf dem Gipfel des Berges Sempo angekommen, konnten wir die Gegenstände zehn Schritte vor uns nicht erkennen. Wir flüchteten uns in eine kleine für uns errichtete Hütte, die ziemlich offen war; ein Bambustisch, dergleichen Stühle und gleiches Lager bildeten unsre Einrichtung.

Der Major von Kawankoan erzählte uns, daß während des Erdbebens, das kurz vordem tobte, alles Volk, das hier beschäftigt war, in die Tiefe entflohen sey, aus Furcht, der Berg möchte zu arbeiten beginnen.

Um uns in Bewegung zu setzen gingen wir links und rechts um eine dürre Plattform, die uns der dichte Nebel in einiger Entfernung erkennen ließ; aber ein eindringliches Bild von Verlassenheit und Oede traf die Augen, wenn sie sich öffneten. So weit das Gesicht trug, war nichts zu sehen als eine trockene, sandige Wüste, der Grund von Lava gebildet, der Asche verbrannter Kohlen ähnlich, und nur schmale Büschel von Kusu-Kusu und Kano-Kano, zwei Grasarten, wuchsen hie und da. Hier ist der Krater Kano-Assem; alles besteht aus einem Conglomerat von Thälern oder hohlen Becken, wahrscheinlich tunnelartig gebildet, im Verhältnisse als die vulkanische Thätigkeit sich erschöpfte und den Grund unter der Oberfläche der Erde emporhob. Wir fanden hier keine Spur eines lebenden Wesens, wilde Rinder ausgenommen, deren Fährten so häufig waren, daß wir an einem Platze die Richtung des eigenen Schrittes verloren. Schaudernd näherten wir uns diesem Chaos der Verwüstung. Etwas

Digitized by Google

vom Rande des Kraters entfernt begannen wir zu kriechen, um in dieser Stellung oder liegend den vollen Eindruck all des schrecklichen und Grotesken, was dieses Naturwerk auszeichnet, in Sicherheit aufzunehmen. Ein Lärm tönte in unserm Ohr, ähnlich wie er entsteht, wenn die Klappe im Rohr eines Dampfbootes geöffnet wird, und der auf große Entfernung gehört werden konnte; das war der Schwefelpfuhl am Boden des Kraters.

Zuerst hinderte uns der schweflige Qualm die Gegenstände zu unterscheiden, aber nach einer halben Stunde war er vom Winde emporgehoben und das ganze Becken lag ausgebreitet vor uns; der erste Eindruck war grauenvoll. Ein kochender Schwefelpfuhl, etwa 500' im Durchmesser, eingeschlossen von steilen Felsenwällen, aus welchen offenbar der Schwefel hervorquillt, und welche senkrecht wie Säulen, andere wie Bögen, jede Minute zu stürzen drohen neben euch, weil der Rand (eine Art verkalchten und in Schlacke verwandelten Gesteins) bei der geringsten Unruhe zerbröcklend in den Abgrund fällt!

Wir versuchten Steine in die Mitte des Kraters zu werfen. In diesem Vorsatz banden wir einen ziemlich schweren Stein an das Ende eines etwa 110 Faden langen Seiles und warfen es vorwärts, aber das Seil lief 100 Faden ab, ohne daß der Stein den Schwefelpfuhl erreichte. Wir sahen kein lebendes Wesen außer einigen Schwalben, die über dem Pfuhl schwebten. Wir bemerkten auch die Spuren wilder Rinder, welche in den Krater hinabgestiegen seyn mußten; was sie suchten ist ein Räthsel, denn nirgendwo im Krater selbst oder in seiner Umgebung ist ein grünes Blatt oder Gras.

Die Nacht brachten wir am Gipfel dieses Berges zu, welcher nach Prof. Reinwardt 4744' und nach Hrn. Forster 5126' hoch ist. Die Kälte war durchdringend, weil die Kuppe gegen den Wind offen war und der Nebel sie unbehindert überstrich. Bei Sonnenaufgang zeigte der Thermometer 60° F.; die Atmosphäre war nun klar und wir sahen die Negerien Kawankoan, Tompasso, Languan und Kapas in Miniatur nebst dem vor ihnen liegenden See von Tondano. All die heißen Quellen und kochenden Schlammsprudel, die wir uns besehen hatten, lagen in unserm Gesichtskreis, jetzt wie lauter Dampfsäulen, während wir über den Berg Pompelempungan hin die Eilande und die See an der Südküste in der Fronte von Bolang, an der Nordküste aber die Bay von Amurang und die Insel Menado Tua entdeckten, ein Panorama, das nur der Pinsel, nicht die Feder zeichnen kann. Die Abwechslung ist so groß und überraschend, daß wir angefesselt an dem Platze blieben, wo wir standen.

Nachdem wir den Rano Assem besucht, verfolgten wir unsern Weg längs des Kegels des jetzt activen Vulcans, aber um ihn zu erreichen, mußten wir uns tragen lassen, weil wir unsre Pferde nicht gebrauchen konnten. Nachdem wir schließlich die Spitze erklimmt hatten, die 50' höher ist als der Rano Assem, stiegen wir herab und kamen an den Fuß des Kegels. Beim Besteigen dieses Berges ereignete es sich oft, daß unsre Träger stille standen, weil es ihnen unmöglich war, auf dem weichen Gesteine fest aufzufußen; der Fuß und die ganze Rückseite des Berges ist mit ungeheuren Steinhaufen bedeckt, welche vom Krater ausgespieen und durch die Gewalt, die eine solche Eruption angewendet, aufgehäuft worden waren; 10,000 Menschen wären nicht im Stande, diese Felsmassen zu bewegen, geschweige denn, sie weiter zu schaffen.

In einer Höhe von etwa 4000' bestiegen wir unsre Rosse wieder, allein das Gehen wurde ihnen hart wegen des groben Grieses. Von hier wandten wir uns über ein dürres, nacktes Gefild, das mit Steinen bestreut war, zwischen den Bergen Sempo und Seputan durch, und kamen auf einem verlassenen Pfade herabsteigend allmählich in einen dichten Wald, durch den wir unsern Weg so schnell als thunlich verfolgten. Es zeigte sich nichts bemerkenswerthes außer einer Menge von dicken Bäumen, mit Legionen schwarzer Bienen bevölkert. Um zwei Uhr kamen wir in Tombatu an.

Diese Negerie, welche keine große Ausdehnung besitzt, ist von Teichen und Sawafeldern umgeben, da Reis der einzige von den Eingebornen betriebene Culturzweig ist, die an Civilisation weit hinter der Bevölkerung der übrigen Districte zurückstehen. Sie werden noch lange auf dieser Stufe bleiben, weil sie ihre alten Gewohnheiten nicht ablegen wollen. Armuth herrscht überall, da aber ihre Bedürfnisse gering sind, fühlen sie dieselbe nicht; Sago ist ihnen Delice und steht hoch im Werth. Die Art, wie die Häuser gebaut sind, ist völlig verschieden von der in den andern Distrikten üblichen. Sie sind 20' und manchmal mehr Fuß hoch über der Erde auf dicken Pfosten erbaut, die meisten sind 15—20 Faden lang und 8 breit, da in einem solchen Hause nicht selten 15, 16—20 Herde und Haushaltungen vereinigt sind. Für jede Familie 5 Köpfe angenommen, trifft auf ein solches Haus ein Schwarm von 70—80 Leuten; jede Haushaltung hat ihren abgesonderten Raum und Dapor (Kochplatz), so daß die Gewohnheit aufkam, die Bevölkerung dieses Ortes nach Kochherden zu zählen. Dieselbe Eigenthümlichkeit erstreckt sich über ganz Minahassa, gerade wie dieß in Borneo nach den Kesseln (Kwantangs) geschieht, in welchen der Reis für jede einzelne Familie gekocht wird. Reinlichkeit ist ein Wort, das in der Sprache von Tongsawang unbekannt ist; unter dem Hause wird jede häusliche Verrichtung abgethan, und derselbe Platz welcher nicht selten der Leichenacker des Besitzers ist, dient zum Aufziehen der Ferkel.

Die Herren Van Diemen und Moraux machten von hier einen Ausflug nach Bolang, welches 16 Meilen weiter an der Ostküste liegt. Der Weg führte über Abgründe und Höhlen, und ist wegen seiner Versandung sehr beschwerlich. Sie fanden hier ein hübsches Dorf und eine mehr civilisirte Bevölkerung, die sich namentlich mit Fischfang und Goldgraben beschäftigt. Früher war dieß ständige Residenz des Superintendenten dieser Division; da es aber sehr ungesund und das Bolangfieber sehr gefährlich ist, verlegte er sie nach Tondano als dieß unter seine Botmäßigkeit gestellt wurde.

Von Tombatu nach Amurang beträgt die Entfernung 16 Meilen; die Straße ist, selbst wenn kein Regen gefallen, so beschwerlich, daß wir bis an die Knöchel im weichen Sande versanken. Sie war monoton, da wir durch ein dichtes Gehölz von Ahorn- und andern Bäumen ritten, so daß das Auge links und rechts gehemmt war. Um ein Uhr kamen wir in Amurang an; dieß ist ein großes Kampong, in gerade Straßen getheilt; die Bevölkerung besteht aus 1000 Christen und 2000 Alfurus, es gibt hier einige hübsche Häuser, eine ziegelgedeckte Kirche und ein großes Schulhaus. Die Fortresse ist in sehr verfallenem Stand und kann nach unserer Meinung nicht mehr in Anschlag gebracht werden. Es gibt in Amurang nichts bemerkenswerthes außer der Spinnerei, wo Gumuti-Twine verfertigt wird, aber nur die dünnere Art, weil die dickere zu Kema gemacht wird. Bei einem Ausflug nach der Negerie Romohon besuchten wir auch diese; bei unsrer Ankunft waren die Garne gesponnen und in 3/4 Stunden ein Tau von 120 Faden Länge verfertigt. Die Arbeit ist ermüdend, aber die Eingebornen verdienen durch ihre Schnelligkeit. Der Superintendent von Amurang erzählte uns, daß man im Meer eine heiße Quelle entdeckt habe; da aber die Küste nicht frei von Seeräubern ist, besuchten wir sie nicht.

Von hier nahmen wir unsern Weg heimwärts durch Tanawanko. Neun Meilen lang ist die Straße sehr eben, bis wir den Fuß des Berges Monte in der Dessa Leler erreichten, wo sie sehr steil wurde und zur Regenzeit für Reiter gewiß impassabel wird. Bei Monte wechselten wir unsere Rosse, was sehr nothwendig war, da der ganze Weg nach Rano Wanko, einer Negerie in der Nähe von Tana Wanko, keiner der gebahntesten ist und wir überall mit großen Felsen und Steinen zu kämpfen hatten.

Der nächste Tag wurde auf der Reise durch Tatelie nach Menado zugebracht, wo wir nach halb 11 Uhr Vormittags nach einer Abwesenheit von 30 Tagen wieder ankamen, sehr befriedigt von unserer Reise.

Handel mit colorirten Bildern in Amerika. Seit einiger Zeit hat der Handel mit colorirten Kupferstichen und Lithographien nach Südamerika einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, namentlich wenn sie fromme Gegenstände enthalten. Von einem colorirten Kupferstich, der den Tod des Erzbischofs Affre darstellt, sind gegen 2 Millionen nach Südamerika gegangen. (Revue de l'Orient. Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. 27 Februar 1850

Reiseskizzen aus Georgien.

3. Eine armenische Hochzeit. — Osterfest in Tiflis. — Barden. — Bettler. — Deutsche Ansiedler.

Der freundlichen Güte des Herrn Abowian hatte ich einmal die Einladung zu einer Hochzeit zu verdanken. Ein Armenier georgianischen Glaubens ehelichte die Tochter einer reichen Familie seines Glaubens, welche diesem Freier den Vorzug vor einem andern gab, weil er durch des Kaisers Gnade kürzlich eine goldne Verdienstmedaille erhalten hatte. Nächst Petersburg gibt es vielleicht keine Stadt in der Welt, wo man mit gleichem Eifer nach Rang, Orden und Ehrenzeichen jagt wie in Tiflis. Mancher reiche Armenier hat es sich bis 10,000 Rubel kosten lassen, um nur einen Stanislausorden 4ter Classe im Knopfloch zu tragen. Mit seiner funkelnden Goldmünze am rothen Halsband empfing uns der Bräutigam an der Stiege und führte uns in eine Stube, wo wir all' die männlichen Hochzeitsgäste beim Thee versammelt fanden. Nachdem der Thee getrunken war, durften wir zu den Frauen hinüber, die natürlich heute mit all' ihrem Schmuck und ihren besten Festkleidern geputzt waren. Die Braut, eine kleine unbedeutende Figur mit einem blassen, nichtssagenden Gesichtchen saß vor einem besondern Tisch, umgeben von dem jungfräulichen Theil der Gesellschaft. Zu dem seelenlosen Ausdruck ihrer Züge gesellte sich noch eine studirte passive Gleichgültigkeit. Man machte mich aufmerksam, daß nach der Landessitte eine solche frostige Miene, die man für Ernst und Würde hält, jeder Braut am Hochzeitstage anempfohlen sey. Die Ceremonien begannen mit Ueberreichung der Geschenke des Bräutigams, in Schmuck und prächtigen Kleidern bestehend. Diese Gegenstände wurden auf das Tischchen niedergelegt, vor welchem die Braut saß, nebst zwei ungeheuren Zuckerhüten, die für den Priester bestimmt waren. Nach einem langen Gebet segnete der Priester die Kleider ein und summte und heulte mit einem geistlichen Collegen ein langes Lied dazu. Darauf wurde von den Mädchen ein Theil des Schmuckes der Braut angelegt. Ein jovialer Armenier in russischer Officiersuniform wußte durch sein komisches Mienenspiel während dieser Ceremonie der Braut, trotz ihrem einstudirten Ernst und natürlichen Frost, ein Lächeln abzugewinnen. Inzwischen wurden Erfrischungen gereicht. Man plauderte, scherzte, lachte und stärkte sich den Magen, um gegen die noch langweiligere Ceremonie in der Kirche gerüstet zu seyn. Die Trauung fand nach Landesgewohnheit um Mitternacht statt und dauerte über eine Stunde. Die frommen Ceremonien bestanden wiederum in Gebetbrummen, heulendem Gesang und Geberden und Grimassen aller Art. Unter anderm wurde das Brautpaar auch mit kostbaren goldnen Kronen durch des Priesters Hand geschmückt. Nachdem die Gesellschaft sich recht müde gebetet hatte, zog sie unter Begleitung einer Musikbande nach des Bräutigams Haus.

Vor einigen Jahrzehnten, ehe noch die russischen Sitten auf alte Lebensgewohnheiten und Vorurtheile der Eingebornen gewirkt hatten, waren bei den Hochzeitsvergnügungen die beiden Geschlechter getrennt. Die Frauen verhüllten selbst in der Kirche das Gesicht, und ihren Tänzen durfte nur der Bräutigam beiwohnen. Jetzt ist es anders geworden, und die schönsten und gewandtesten Tänzerinnen des zahlreichen weiblichen Theiles der Gesellschaft stellten uns bereitwillig ihre Künste zur Schau. Die Solotänze dieser Armenierinnen, welche fast ohne Ausnahme des Landes Costüme mit dem wallenden Schleier tragen, sind mit den Tänzen der Römerinnen und Andalusierinnen, was Gewandtheit, Leidenschaft und Anmuth betrifft, nicht zu vergleichen. Ihre Haltung verlor auch während des Tanzens nicht eine gewisse Steifheit, ihre Gesichter nicht jenen passiven, geistlosen Ausdruck, der auch den wirklich schönen Gesichtern allen Reiz entzieht. Nur Fräulein Kurganoff, die Tochter eines reichen Armeniers, welcher bei dem Fürsten Paskewitsch in besonderer Gunst stand, machte eine Ausnahme. Sie war eine hohe, herrlich gewachsene Gestalt und in ihrem wunderschönen Gesicht spielte öfters ein lieblich schalkhaftes Lächeln, das ihr unter den steinernen Gesichtern der übrigen sehr hübsch stand. Sie war die gebildetste Dame der Gesellschaft, was selbst ein oberflächlicher Beobachter in ihrer Haltung und ihrem Mienenspiel beim ersten Blick erkennen konnte, selbst ohne sie im Gespräche der Prüfung zu unterwerfen. Ein anwesender Armenier, Staabsofficier der Armee, lud mich ein, neben seiner Gemahlin Platz zu nehmen, welche französisch sprach. Meine Hoffnung, mit dieser Frau eine leidliche Unterhaltung führen zu können, wurde traurig zu nichte. Geistlos und langweilig, wie fast alle übrigen Frauen des Landes, ging der Stoff des Gespräches gar bald aus. Mit Ausnahme der alltäglichsten Dinge in ihrer unmittelbaren Nähe wußte diese Frau vom hellen Tage nichts, und verstand auch nicht einmal den Sinn meiner Fragen, wenn diese nicht den Putz, das Essen, die Hochzeit oder Gegenstände des engsten Kreises, in welchem sie sich bewegte, betrafen. Das Signal zum Schmause begrüßte ich vielleicht von allen Anwesenden am freudigsten, da ich nun Hoffnung hatte, von der unnennbaren Pein dieser langweiligen Unterhaltung erlöst zu werden. Wirklich wurden nun beide Geschlechter getrennt und speisten in verschiedenen Gemächern. Nur dem Bräutigam war das Glück, oder nach meinem Gefühl die namenlose Pein beschieden, allein

Digitized by Google

mit sämmtlichen Frauen zu essen. Auf sein Bräutchen warf er dann und wann so zärtliche Blicke, wie ein Habicht auf die Turteltaube.

Der Schmaus war großartig und erschöpfte all die Erfindungen armenischer und russischer Kochkunst; sogar der Champagner floß reichlich, obwohl jede Flasche in Tiflis 4 Silber-Rubel kostet. Rauschende Tafelmusik weckte nicht minder als der moussirende Nektar von Epernay Leben und Heiterkeit. An meiner Seite hatte ein Armenier Platz genommen, dem unter seiner russischen Uniform ein Herz voll glühenden armenischen Patriotismus schlug, und der in ein endloses Klagelied verfiel über all die Bedrückungen, das schreiende Unrecht, das man seinem Volke angethan. Nach aufgehobener Tafel vereinigten sich wieder beide Geschlechter. Man brachte die Hochzeitsgeschenke sämmtlicher Verwandten und Freunde, welche, meist in baarem Gelde bestehend, in die Hände des Priesters gegeben, vor aller Augen von ihm gezählt und dann auf einer Schüssel vor der Braut niedergelegt wurden. Bevor noch der Name des Gebers laut ausgerufen und der Betrag mit eben so voller Stimme verkündet war, konnte man den mehr oder minder großen Werth des Geschenkes an des Pfaffen Miene errathen. Waren es Goldstücke, die man ihm in die Hände gegeben, so gewann sein verschmiztes Gesicht einen Ausdruck von unbeschreiblicher Seligkeit. Mit dieser Handlung, welche für das Zartgefühl der Armenier kein eben günstiges Zeugniß ablegt, war das Hochzeitsfest für die Gäste zu Ende. Ueber die folgenden Mysterien, in welche nur der Bräutigam eingeweiht wird, machte man mir eine scherzhafte Schilderung. Doch

„Das zu nennen und zu sagen,
Mag ein anderer Autor wagen.“

Die günstigste Gelegenheit, nicht nur die schöne Welt, sondern die ganze aus so verschiedenartigen nationalen Elementen bestehende, bunt gemischte Bevölkerung der grusinischen Hauptstadt auf den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen beisammen zu sehen, bietet die Osterzeit, welche nicht nur die wichtigste religiöse Feier aller christlichen Confessionen, sondern auch das beliebteste Volksfest ist, zu welchem selbst die mohammedanischen Tataren schaarenweise vom Lande herbeiströmen. Außer dem prunkvollen Gottesdienste in allen Kirchen, den militärischen Paraden, den öffentlichen Spielen und Volksbelustigungen hat das georgische Osterfest noch eine andere Seite, welche den allgemeinen Jubel erklärbar macht, sobald um Mitternacht die Kanonen donnern. Die Osterfeier befreit das strenggläubige Volk von dem übermäßig langen und exemplarisch strengen Fasten, und alle Freunde einer kräftigen Kost und leckern Tafel haben daher Ursache, den ersehnten Tag freudig zu begrüßen. Schon am Vorabend ist das Gedränge und die Bewegung auf dem Marktplatz außerordentlich. Hunderte von allerliebsten Osterlämmchen mit schneeweißer Wolle werden zum Verkauf ausgeboten. Selbst arme Familien entbehren nicht gerne des zarten Osterbratens, und manchen zerlumpten Bettler sah ich hie und da ein Lamm betasten und mit dem Tataren oder Armenier um den Preis unterhandeln. Wenn man die lieben Thierchen ansieht, die ohne eine Ahnung von dem sie bedrohenden Schicksal so geduldig auf dem Arme ihrer Herren liegen und dem Käufer mit so sanftem Blick ins Gesicht schauen, thut einem ordentlich das Herz weh, und man braucht nicht eben sentimental zu seyn, um gegen eine christliche Feier eingenommen zu werden, deren Beginn mit dem verspritzten Blute jener lieben Thierchen eingeweiht wird. Wenn die mitternächtliche Kanonade den Ostertag verkündigt, so hat das letzte Lämmchen gewöhnlich seinen letzten Todesseufzer ausgestoßen oder bratet wohl gar schon in der Pfanne. Der ganze Vorabend vergeht mit Zurüstungen zum tapfern Schmause nach Mitternacht. Hätte mich auch nicht der gewaltige Donner, der von den Festungen krachte und vom Felsenecho wiederholt wurde, aus dem Schlafe aufgeweckt, so würde es das ungeheure Jubelgeschrei gethan haben, welches durch alle Gassen tönte. Mit Ausruf: Christ ist erstanden! fielen sich nicht nur Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern Leute aus allen Ständen, alle Christen, einander um den Hals und küßten sich. Der General umarmt in der Kirche den Soldaten, der Fürst seinen Thürsteher, der reiche Gutsbesitzer seinen Stallknecht. So verlangt es der religiöse Brauch bei den Russen, Georgiern und Griechen, und auch die Bekenner der übrigen christlichen Confessionen haben sich gewöhnt, denselben nachzuahmen. Frauen und Mädchen lassen sich von Bekannten auf die Wangen küssen; nur die vornehmsten Russinnen reichen dem Küssenden statt des Gesichts die Hand. Sogar der große Zaar in St. Petersburg küßt am Ostertage seine Grenadiere. Diese christliche Sitte hätte etwas Rührendes, wenn das Gemüth dabei einigen Antheil nähme, wenn in dem allgemeinen Bruderkusse ein Fünkchen brüderlicher Liebe läge, wenn der christliche Brauch nicht eine rein äußerliche Formel wäre, die man nicht ihrer tiefen innern Bedeutung wegen beobachtet, sondern weil die alte Kirchenordnung sie vorschreibt.

Nach beendigtem Gottesdienste erwartet die Heimkehrenden ein Frühstück. Die so lange verpönten, so heiß ersehnten Fleischspeisen tauchen unter allen möglichen Formen auf und nebst dem Lammsbraten werden auch delicate Schinken, das Lieblingsgericht der Georgier, in unbeschreiblichen Massen verzehrt. Ueberhaupt spielen Gaumen und Magen, Maul und Zähne am Ostersonntag die Hauptrolle. Man kommt so zu sagen aus dem Küssen, Schmatzen und Beißen gar nicht heraus, und das sonst ziemlich frugale Volk begeht an diesem Tage vielleicht mehr Diätfehler, als im ganzen übrigen Jahr. In allen Pfannen, in allen Töpfen schmort, siedet, kocht und dampft es wie in den elisäischen Wirthshäusern nach der Blumauer'schen Schilderung. Die öffentlichen Garküchen sind Tag und Nacht von Eßlustigen belagert. Der Ossete schmaust dort mit dem Georgier, der Armenier mit dem Kosaken. Nur für den an reinlichen Tisch gewöhnten Europäer ist der Anblick des großartigen christlichen Appetits nichts weniger als Appetit erweckend. Wenn ossetische Lastträger, armenische Bettler und grusinische Vagabunden in herrlicher Gefräßigkeit dieselbe Schüssel umlagern, nehmen sie es nicht sehr genau, wenn auch ein- oder das andremal ein zu hastig verschluckter Brocken in die gemeinschaftliche Grundsuppe zurückkehrt. Der Bazar und sämmtliche Buden sind geschlossen. Ganz Tiflis ist in Festkleidern und wogt während der Pausen, welche die verschiedenen Mahlzeiten von einander trennen, durch Straßen und Plätze. Auf dem Marktplatze versammeln sich zu Tausenden die Ostereierpicker. Im Verhältniß zur Bevölkerung gibt es vielleicht keine Stadt in der Welt, wo die Stärke so vieler Eier erprobt, wo so viele Wetten dafür gemacht werden und wo man dieser Belustigung mit solcher Leidenschaft huldigt. Bevor man den Wettkampf mit dem Ei des Gegners aufnimmt, wird dasselbe zuvor genau inspicirt und die Stärke des eigenen Ei's an den Zähnen probirt. Die Kinder belustigen sich auf russischen Karoussels. Frauen und Mädchen nehmen am Feste einen mehr passiven Antheil, indem sie ihre Schönheit und ihre reichsten Kleider zur Schau tragen. Ueberall sieht man sie in Gruppen

Digitized by Google

ſtzen und die verſchiedenen Volksbeluſtigungen betrachten, an welchen wir übrigens Originalität und lärmende Fröhlichkeit vermißten.

(Schluß folgt.)

Eine Reiſe in Ohio.

Amerikaniſcher Frühling. — Ein Yankee. — Weinbau der Deutſchen. — Hamilton ꝛc.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des Staates Ohio iſt zur Hälfte deutſcher Abſtammung, deutſch ſprechen etwa noch zwei Fünftel. Gleichwohl hörte ich nur dann unſere Sprache, wenn die deutſchen Farmer ganz unter ſich waren. Das Engliſche iſt einmal die Geſchäfts- und Gerichtsſprache und viel vornehmer als das Deutſche. Wenn im Wirthshauſe oder bei dem Krämer nur ein paar engliſche Amerikaner waren, ſo machten ſie grobe Späße über die Deutſchen, welche noch nicht fertig Engliſch konnten, und unſere Landsleute nahmen die Verhöhnung ruhig hin und wagten kein deutſches Wort. Nur den Schulmeiſter ſah ich hin und wieder ſich ereifern. In den kleinen Blockhütten in den amerikaniſchen Wäldern des Sommers für 40 bis 50 Dollars Schule zu halten und Koſt und Wohnung bei den Farmern in der Reihe herum zu nehmen, iſt ja bekanntlich das Loos manches jungen unglücklichen Deutſchen, den all ſeine Ideale und ſeine Bildung hier kaum vor dem Verhungern ſchützen.

Bei Lebanon im Warren Bezirk liegt Union Ville, eine Shakeranſiedlung. Es war Sonntag Morgens als ich ſie erreichte. Ich ging gleich zum Bethaus, welches zugleich das Tanzhaus iſt. Denn nach den Offenbarungen der Fräulein Annely, „der Braut des h. Geiſtes,“ glaubt dieſe Secte, das ewige Leben durch Mönchsthum und religiöſe Tänze verdienen zu müſſen. Das Bethaus hat auf der Langſeite zwei Thüren, durch die eine treten die Männer, durch die andere die Frauen hinein. Ebenſo hatte ſich die Menge der Gäſte getheilt, welche zum Zuſehen hergekommen waren und ihre Pferde draußen angebunden hatten. Zufällig kam ich in die Frauenthür und ſah mich auf einmal in doppelter Klemme, vor mir die ſinnverwirrenden Tänze, rings um mich die hübſchen Farmerstöchter, welche mich auslachten. Ein alter Shaker bedeutete mich, auf den Platz der Männer zu gehen, da hatte ich Muße, das Schauſpiel anzuſehen. Es iſt ſo ſeltſam als man es ſich denken kann, lächerlich und grauenhaft zugleich, — die Frauen wie hüpfende Leichen, die Männer wie verrückte Betbrüder. Es war ein ganz gewöhnlicher Saal ohne die geringſte Verzierung, auf der einen Seite ſprangen die Männer, auf der andern die Frauen, bald tanzten ſie vor und zurück, hinter und gegeneinander, bald zogen ſie kleine und lange Ringelreihen. Keines aber faßte das andere an, jedes trippelte für ſich, einige machten zwiſchendurch kerzengerade Luftſprünge; das Hauptſtück ſchien aber zu ſeyn, ſich um ſich ſelbſt wie ein Wirbel zu drehen, ein Knabe leiſtete darin Unglaubliches. Dabei ſahen ſie durchaus ernſt und andächtig aus, die Hände aber hielten ſie alle halb erhoben, gerade wie die Hunde beim Tanzen ihre Pfoten halten, und den Tact gaben ſie ſich durch ein gellendes Liedchen, welches zuletzt in einen langen tiefen Ton auslief. Dann ließen ſie die Hände ſinken und ſtanden ein paar Minuten ſtill, worauf das entſetzliche Tanzen wieder anhob. Die Männer tanzten in Hemdärmeln, die Frauen hatten dunkelbraune Kleidung mit weißen Hauben und Schürzen, die Geſichter waren ſämmtlich gelbbraun mit ſcheußlich tief liegenden Augen.

Endlich war der Tanz zu Ende und jetzt wurde uns Zuſchauern der Text geleſen. Ein Shaker trat vor und hielt uns eine kluge und begeiſterte Predigt. Wir ſeyen wohl hergekommen, ſagte er, um ſie tanzen zu ſehen und dann darüber zu lachen, er aber wolle den Geiſt Gottes zu uns ſprechen laſſen. Fleiſch und Blut könnten den Himmel nicht erobern, ſondern nur der Geiſt in uns, das ſtehe in der Bibel. Daher müßten wir unſer Fleiſch abthun, nicht indem wir uns tödteten, ſondern indem wir unſer Fleiſch bei lebendigem Leibe abtödteten. Im Himmel ſey kein Freien und werde nicht zum Freien gegeben. Wir beteten aber täglich: Herr, dein Wille geſchehe wie im Himmel ſo auch auf Erden. Wenn wir es ehrlich mit dieſem Gebete meinten, ſo müßten wir denn auch das Freien laſſen. Durch ſie, die Shaker, gäbe Gott der Geiſt uns Zeugniß, die Bibel könne das nicht, ſondern der Geiſt offenbare das Rechte. Sie ſeyen glücklich und für die Ewigkeit wohl aufgehoben, — aber ob wir es wären? Das Weltende ſey ganz nahe, das Gericht Gottes breche bald herein.

Wer konnte dem Manne Logik abſprechen? Seine Logik war nur kühner, als die Logik anderer Secten. Uebrigens hatte ich das alles ſchon einmal gehört, nämlich bei den Rappiſten auf Economy, jedoch war bei unſern dortigen Landsleuten alles weit lieblicher. Der nächtliche Gottesdienſt, zu welchem der alte Rapp, der damals noch lebte, mich zugelaſſen hatte, war ebenfalls ſchauerlich genug, aber man behielt doch ſeine fünf Sinne beiſammen. Auch hatten die Rappiſten um ihre Häuſer hübſche Gärten und Blumen, während hier nur kahle Anger waren. Beide Secten denken über die Nothwendigkeit und Wirkung der Eheloſigkeit ſowie über das ſchnell herannahende Weltende ungefähr daſſelbe.

Unter den Zuhörern ſchien wenigſtens dießmal die Shakerpredigt kein Herz bewegt zu haben, Mädchen und Burſchen ſchwangen ſich fröhlich auf die Pferde und verſchwanden im luſtigen Trabe in dem Walde, ein lockender Anblick. Ich unterdeſſen ſah mich in der neuen großen Möncherei näher um. Vier lange und hochſtöckige Häuſer mit ſehr vielen Fenſtern, dazwiſchen Wirthſchaftsgebäude mit einigen hundert Ackern vortrefflich beſtellten Landes machten die Anſiedlung aus. Alles iſt zweckmäßig, aber höchſt einfach eingerichtet. Die beiden Häuſer der einen Seite ſind von den ältern und jüngern Schweſtern bewohnt, von denen die erſtern, welche über die Anfechtungen hinaus ſind, für die Brüder in den beiden andern Häuſern kochen, waſchen und nähen. Die Brüder beſorgen Ackerbau, Viehzucht und die gewöhnlichen Handwerke, dazu betreiben ſie gute Tuchwebereien, jedoch dienen die Erzeugniſſe nur zu ihrem eigenen Gebrauche und ſie treiben weiter keinen Handel damit, als um ſich damit Kaffee, Zucker und dergleichen anzuſchaffen. Fünf bis acht wohnen und ſchlafen in einem Zimmer, in jedem Hauſe iſt noch ein beſonderer Betſaal. Alles Eigenthum wie die Arbeit und Mahlzeit iſt gemeinſchaftlich und wird von ſelbſtgewählten Vorſtehern verwaltet. Von den Mutterhäuſern in Neuengland aus wird noch eine Art Oberaufſicht geübt. Dieß und ähnliches erfuhr ich in dem Geſchäftshauſe, in die andern Häuſer laſſen ſie, die Verführung zu verhindern, keine Fremden hinein. Man nahm mich erſt kalt auf, nachdem ſie mich aber ausgefragt hatten, wurden die alten Männer ganz freundliche Wirthe. Wohin ich kam, war blanke Reinlichkeit, Stille und Kloſtergeruch. Nachmittags, als keine Fremden mehr zu fürchten waren, kamen auch die jungen Mädchen in langer Reihe paarweiſe zum Bethaus, einige liebliche Geſichtchen waren darunter, alle jedoch ſahen leichenhaft aus mit dunkler Farbe unter den Augen. Sie

Digitized by Google

rissen die Augen auf, als sie mich sahen, aber kein Lächeln strahlte über ihr Gesicht. Troz der scharfen Absperrung kommt es vor, daß eine oder die andere sich sachte entfernt zu Menschen, welche das Heurathen nicht für Sünde halten. Dafür wird auch mancher Laie, der herkommt die Tänze zu sehen, durch die Predigten getroffen und schließt sich den Shakers an. Es lebt ja in Amerika, wo sich die ganze Weltgeschichte in reißender Schnelligkeit wiederholt, auch das alte Mönchsthum in neuer Weise wieder auf.

Je näher ich wieder dem Ohio kam, desto grüner wurde die Gegend. Da oben bei Dayton guckte der Frühling so eben erst aus den grünen Baumspitzen hervor, hier stand er schon in heller Blüthe. Die Uferhöhen des Flusses erschienen in der Ferne wie Gebirgszüge und erfrischten endlich wieder durch helle Aussichten und Waldeskühle. Als ich wieder nach Cincinnati in die äußern Straßen kam, schienen sie mir auf den ersten Blick vergrößert und verändert, so schnell waren mehrere Kaufläden und Häuser im Bau fortgeschritten.

Vogeljagd auf Faroe und Shetland.

Diese zwei im nordatlantischen Meer gelegenen, nur hundert und acht Meilen getrennten Inselgruppen bilden durch ihre politische Lage und ihre Verwaltung nicht geringere Gegensätze, als durch ihren geologischen Bau und die daraus entspringende Scenerie; obgleich man, da beide ursprünglich von dem nämlichen skandinavischen Stamm bevölkert wurden und lange unter Einer Regierung standen, bei ihnen noch häufige Spuren von Aehnlichkeit in Sprache, Sitte und selbst äußerer Erscheinung entdeckt.

Während Shetland zu dem brittischen Reiche gehört, dessen Gesetze, Freiheit und Fortschritt genießt, befindet sich Faroe unter der absoluten dänischen Krone, und ist einem königlichen Monopol auf Handel und andere Erwerbsquellen unterworfen, was Sitten und gesellschaftliche Einrichtung betrifft, in demselben Zustande wie wenigstens vor hundert Jahren, oder wie Shetland in damaliger Zeit.

Die Formation der Erdrinde auf den Faröern ist vulkanischen Ursprungs; daher ihre prachtvollen Basaltsäulen und konischen Hügel, tiefen Thäler und senkrechten Abgründe, engen Fjords und rauschenden Fluthen. Die Ufer sind so steil, daß auf mancher der Inseln ein geeigneter Landungsplatz fehlt. Die Boote werden mit Seilen und Winden über abschüssige Dämme gezogen, und ein schwer beladenes Schiff muß zwischen Felsen von 2—3000 Fuß Höhe auf jeder Seite eingemauert liegen. An einigen Orten zeigen diese Klippen ungeheure Basaltpfeiler, gegen welche die von Staffa Pygmäen sind; häufiger brechen sich diese Abgründe in enge Terrassen, überhängende Zacken, finstere Schlünde, von Myriaden Seevögel jeder Art bevölkert, deren stetes Flattern und schallendes Geschrei der sonst in ihrer Erhabenheit traurigen Scene Abwechslung und Leben verleiht.

Unter diesen Schwindel erregenden und fast betäubenden Umgebungen folgt der Vogelfänger seinem verwegenen aber vertrauten Amte; denn die Eier und das Fleisch der Seevögel bilden einen wesentlichen Bestandtheil der Nahrung des Faröers, so wie die Feder einen nützlichen Ausfuhrartikel.

Der Vogeljäger, „Fuglemand," wird von der Spitze der Klippe an einem etwa drei Finger dicken, mit einem breiten wollenen Band an die Mitte des Leibes und die Schenkel befestigten Seile herabgelassen. Der Abenteurer verliert seine Gefährten bald aus dem Auge, und kann sich nur durch eine dünne, ihm um den Leib gehängte Schnur mit ihnen in Verbindung setzen. Wenn er die oft nicht mehr als fußbreiten Terrassen erreicht, löst er sich selbst von dem Seile ab, bindet es an einen Stein und beginnt nach den gefiederten Bewohnern zu forschen. Wo sich die Nester in einer Höhlung des Felsens befinden, gibt sich der Vogelfänger mittelst seines Stabes selbst eine schwingende Bewegung, bis die Vibration ihn so nahe bringt, daß er auf dem Gestein Fuß fassen kann. Er vermag sich eine Schwingung von 30—40 Fuß zu verleihen; wenn aber der Rand noch weiter zurück liegt, wird ein anderes Seil zu seinen Genossen in einem Boote hinabgelassen, wodurch er sich einen Schwung von 100 oder 120 Fuß zu ertheilen weiß. Die Faröer sprechen mit Entzücken von ihren Empfindungen, wenn sie so zwischen Himmel und Erde schweben, sich an einem im Verhältnisse zum Werthe eines Menschenlebens so schwachen Bande hin- und herschaukeln. Diese rauhe Beschäftigung ist sogar so hinreißend, daß oft Individuen, mit einem kleinen Vorrath von Nahrungsmitteln versehen, sich in eine Schlucht hinunterlassen, wo der überragende Felsen Schutz von oben, und eine Plattform von wenig Fuß im Vierecke kaum einen hinreichenden Ruheplatz gewährt. Und hier weilt der Abenteurer zuweilen vierzehn Tage, ja selbst drei Wochen allein, von Zacken zu Zacken klimmend, die Vögel aus ihren Nestern holend, oder wenn sie an ihm vorbeifliegen, mit seinem Stocke und Netze fangend, bis er seine Taschen mit ihren erlegten Körpern oder Federn gefüllt hat. Man kann sich keine wild erhabenere Scene für die ruhelose Energie des Menschen zur Wahl eines temporären Aufenthalts denken. Das stete mißtönende Geschrei der zweifelsohne durch den kühnen Eindringling in ihre Clausen geschreckten Vögel, das Tosen der Brandung, das Heulen des Sturms in den Klüften und Spalten würde ein ungewohntes Ohr beinahe taub machen; dazu noch die Gefahr, die grausenhaften Abgründe, die Einsamkeit; dennoch haben mir mehrere Personen bekräftigt, daß sie in solch einziger Lage durchweg ihre glücklichsten Tage verlebt haben!

Man erzählt zu Faroe eine Geschichte von Vater und Sohn, die sich zugleich, der eine über dem andern, an dem üblichen Seile zu einem Vogelfang in die Tiefe senken ließen. Beim Hinabsteigen gewahrten sie, daß zwei von den drei Stricken, aus denen es geflochten, von den scharfen Kanten der Felsen zerschnitten waren, und nur mehr die Last Eines Menschen tragen konnten. Nach kurzem aber angstvollem Wettstreit, trug der Vater es über den Sohn davon losgeschnitten zu werden, und dieser opferte des Vaters Leben als die einzige Möglichkeit sein eignes zu retten.

Lieber verweilt man bei einer andern Begebenheit, die noch nie veröffentlicht und uns von einem Mitgliede der Familie des betreffenden jungen Mannes mitgetheilt ward. Wir haben erwähnt, daß die Vogler von oben herabgesenkt werden und sich einen festen Punkt auf irgend einem Felsengesims suchen. Während dieser junge Mensch auf der Steinplatte Fuß faßte, verlor er durch einen Zufall sein Seil aus der Hand, an welchem auch seine Signalschnur hing, die nach einigen Schwingungen senkrecht hinunter fiel, gänzlich aus seinem Bereich. Nachdem die ersten Augenblicke voll Schrecken und Todesangst vorüber waren, setzte er sich, um so kaltblütig als nur möglich zu überlegen was er thue, welchen Versuch er machen sollte, sich von dem grauenvollen Loos zu retten, Nerv um Nerv an dieser jammervollen Stelle hinzusterben. Er wußte daß seine Freunde oben, nachdem sie die gewohnte Zeit abgewartet, das Seil emporziehen, und wenn sie ihn nicht mehr daran hängen fänden, folgern würden, daß er umgekommen; oder sollten sie auch auf die gleiche Art hinuntersteigen ihn zu suchen, wie unter den tausend Winkeln dieser berückenden Felsenabgründe die geheime Höhle entdecken, die er sich gewählt, wo er sich so oft Glück wünschte zu seiner günstigen Stellung, und die nun zu seinem Grabe bestimmt seyn sollte?

(Schluß folgt.)

Prostitution unter den Arabern der Sahara. Man hat vielfach behauptet, die Prostitution existire in der Sahara so wenig als in andern moslemitischen Ländern, aber ein Officier des arabischen Bureaux bemerkt, daß zu Bu Lada, 30 Lieues von den französischen Posten, die Töchter der Uled Nail, offen dieß Gewerbe treiben; zu Tuggurt besteht es ebenfalls und Jacquot meldet, daß in den östlichen Theilen der Sahara die Frauen vielfach unbedeckten Angesichts gehen, und in manchen Oasen die Weiber mit Zustimmung ihrer Männer, die am Gewinn Theil nehmen, dieß Gewerbe treiben, besonders mit den durchreisenden Fremden. (Revue de l'Orient. Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. 28 Februar 1850.

Contraste zwischen England und Spanien.

Ampère hebt in einer neulichen Mittheilung in der Revue des deux Mondes (15 Febr.) hinsichtlich dieser beiden, von dem übrigen europäischen Continent stark abgesonderten Länder folgende Gegensätze heraus.

„In England mehr als in irgend einem Lande sind die Angelegenheiten der Nation die eines jeden einzelnen, und das allgemeine Interesse vermischt sich mit dem Privatinteresse; übrigens ist nichts centralisirt, jede Stadt, jedes Dorf, jede Gemeinde beschäftigt sich mit ihren eigenen Angelegenheiten. Daher das allenthalben thätige politische Leben Englands. In Spanien fiel mir der Mangel alles politischen Lebens, der politischen Gefühle und Leidenschaften auf. Zu Madrid gibt es eine Versammlung wo man Reden hält und Gesetze macht, es gibt auch Kaffeehäuser, wo man Journale liest, aber im ganzen übrigen Spanien schien mir die Masse der Bevölkerung sehr gleichgültig gegen Reden und Journale, noch mehr, ich konnte im Gespräch mit Spaniern, mit denen mich der Zufall zusammenbrachte, keine Spur irgend eines politischen Gefühls erkennen. In der Diligence sprach man mir oft von der Februarrevolution, aber nie von den zahlreichen Umwälzungen, welche Spanien seit 20 Jahren erfahren hat. Als ich zu Sevilla ankam, zeigte man mir, wohin die Bomben Espartero's gerichtet hatten, aber ich konnte nicht entdecken, ob die welche mit mir sprachen, für oder gegen Espartero waren. Nicht als ob sie sich fürchteten ihre Meinung zu äußern, denn man drückte sich mit aller Freiheit und oft mit viel Nachdruck über das Privatleben der Königin aus, zu meinem großen Erstaunen aber war der Parteigeist wie vernichtet. Ich begriff es nicht, und glaubte endlich, die scheinbar so erbitterten Parteikämpfe seyen nur eine oberflächliche Aufregung gewesen, welche nicht das Herz der Nation erreichte, man habe mit dem Bürgerkrieg nur gespielt, die Massen aus Geschäftslosigkeit und Lust zu Abenteuern, die Häupter um den Einsatz des Spiels, d. h. die Gewalt, zu erringen. So war das lange Zeit am heftigsten bewegte Land in Europa das ruhigste geworden, seit eine kraftvolle Hand die einzelnen Ehrgeizigen, welche die Oberfläche in Bewegung brachten, im Zaum hielt.

„Nicht geringer als die politischen, sind die gesellschaftlichen Verschiedenheiten. Der Castilianer und der Engländer sind beide stolz und achten in ihrer Person der eine den „Gentleman" der andere den „Caballero"; aber einen Caballero kann sich jeder nennen und dafür halten, während man, um ein Gentleman zu seyn, Geld haben muß. In Spanien ist jedermann von Adel. Zu Grenada zweifelte mein Cicerone, der sich Ximenez nannte, keinen Augenblick, daß er ein Verwandter des berühmten Cardinals sey. Die Formen der Sprache sind pomphaft und aristokratisch: man redet einen Schuhputzer oder einen Bettler in der dritten Person an mit dem geläufigen Ausdruck „Euer Gnaden" (Vuestra Merced), in England wird mit Ausnahme der Lords und Bischöfe jedermann mit „Sir" angeredet, aber das Verhältniß der Classen zu einander ist darum nicht minder ein Verhältniß der Ungleichheit, nur ist diese Ungleichheit anerkannt, sie verletzt niemand und jedermann findet sich vortrefflich hinein, denn jedermann nimmt seinen Platz ein nach seiner gesellschaftlichen Stellung. Auf der Imperiale der Postwagen kann jedermann auf der vordern Bank sitzen, in der Wirklichkeit aber ist diese Bank fast immer von Gentlemen eingenommen. Der Platz neben dem Kutscher, der für den besten gilt, wird gewöhnlich durch stillschweigende Uebereinstimmung dem angesehensten eingeräumt, und man bestreitet ihm denselben gar nicht. Ich habe bemerkt, daß dieser häufig das Wort an den Kutscher richtet, der ihm stets ohne Vertraulichkeit, sowie ohne Unterwürfigkeit, wie einem höhern aber nicht wie einem Herrn antwortet. In Spanien ist es anders; hier herrschen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — vor der Cigarre: ein Bettler hält vor einem spanischen Granden an mit den Worten: „haciame el favor de su candela," oder er setzt auch gar nichts dazu. Der spanische Grande gibt seine Cigarre dem Bettler, der die seinige ansteckt; dieser hat übrigens ein eben so adeliges, oft noch adeligeres Aussehen als der spanische Grande, in seinem Verlangen, das der Gebrauch rechtfertigt, liegt keine Unverschämtheit, und die Art, mit welcher er die Cigarre zurückgibt, ist voll Höflichkeit. Die Gleichheit ist in Spanien nicht anmaaßend, und die Ungleichheit in England nicht gemein und nicht unverschämt."

Reiseskizzen aus Georgien.

8. Eine armenische Hochzeit. — Osterfest in Tiflis. — Barden. — Bettler. — Deutsche Ansiedler.

(Schluß.)

Mehr Augenweide als das Osterfest gewähren die Waffenspiele im Monat Mai, an welchen die gewandtesten Reiter der verschiedenen Nationen wetteifernd theilnehmen. Tataren, Georgier, Armenier, Kosaken vom Don und von der Linie zeigen eine Kunstfertigkeit im Reiten, wie sie schwerlich von irgend einem Volk des Erdkreises übertroffen wird. Sie werfen mit Lanzen, feuern im vollen Galopp ansprengend ihre Gewehre und

Digitized by Google

Pistolen ab, schwingen ihre Säbel und führen Scheingefechte, jede Nation nach ihrer besondern Kampfweise und mit ihrem eigenthümlichen Kriegsgeschrei, aus. Der Zuschauer empfängt bei diesen Waffenspielen einen deutlichen Begriff, wie es im kaukasischen Kriege bei Reitergefechten ernster Art geht. Der Schauplatz dieser Festspiele ist gewöhnlich die Ebene bei der deutschen Colonie Neu-Tiflis. Viele Tausende von Zuschauern in Droschken und Wagen, zu Pferd und zu Fuß kommen herbeigeströmt. Die Frauen sollen eine nicht minder große Passion wie die Männer für dergleichen imposante, kriegerische Schaustücke haben. Gleichwohl benehmen sie sich nicht wie einst die germanischen Frauen bei den Turnieren oder wie die modernen Castillianerinnen bei den Stiergefechten, keine beifällige Miene, kein ermunternder Zuruf belohnt den Reiter bei diesen Waffenspielen für seine Kühnheit, Gewandtheit, Stärke oder Schönheit. Stumm blickten die Georgierinnen von ihren Wagen auf das prächtige Schauspiel herab und ihre geistlosen Gesichter verriethen keinen Enthusiasmus, nicht einmal eine lebhafte Theilnahme.

Oeffentliche Märchenerzähler, Sänger oder Barden welche im Kaukasus Kikoakoa genannt werden und die unter der Begleitung der Balalaika, einer dreisaitigen Guitarre von runder Form, gereimte Geschichten, Märchen oder zuweilen selbstgedichtete Lieder vortragen, sieht man in Tiflis seltner als in den großen Städten Persiens und im eigentlichen Kaukasus. Nur arme, blinde Bettler, gewöhnlich Tataren, welche auswendig gelernte Gesänge mit kläglicher Stimme ableiern und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf ihr Elend zu lenken suchen, bemerkt man öfters auf dem Marktplatze, in den Straßen oder an der Kur-Brücke. Was ich mir von Sprachkundigen davon übersetzen ließ, deutete auf türkische Nachahmungen persischer Dichter und versificirter arabischer Märchen. Theilnahme und Erkenntlichkeit des Straßenpublicums für diese zerlumpten Barden schien nicht sonderlich groß. Nur der ärmste Pöbel, schmutzige Jungen und Tagdiebe blieben gewöhnlich als Zuhörer stehen und oft verging manche Viertelstunde, ohne daß nur eine Kupferkopeke in der aufgestellten Tasse klapperte.

Ueberhaupt scheint der Wohlthätigkeitssinn der Einwohnerschaft von Tiflis minder groß, als in den mohammedanischen Städten zu seyn, Armuth und Elend aber sind im Verhältniß noch größer, jedenfalls augenfälliger. Mit Ausnahme des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel sah ich nirgends solche Schaaren von Bettlern. Die russische Polizei gestattet ihnen nur einen Tag in der Woche zum Sammeln milder Gaben. Um so schauervoller und erschütternder ist der Anblick, so oft jeden Freitag Hunderte, ja Tausende von hungerleidenden Menschen, von Kranken, siechen Greisen, Krüppeln und Unglücklichen aller Art durch die Gassen wanken, an jeder Thüre klopfen, ihre Noth, ihre Leiden klagen und im herzzerreißendsten Jammertone um ein Almosen flehen. Die Zahl dieser Bettler, die Summe dieses Elends ist so groß, daß selbst das mildthätigste Herz nicht wirksame Hülfe spenden, nicht einmal allen Bedürftigen eine kleine Gabe reichen kann. Wie in Neapel und Sicilien gewöhnt man sich allmählich das menschliche Elend in schauderhafter Nacktheit zu schauen und an dem hungernden Bettler ohne Almosen und mit trockenem Auge vorüber zu gehen. Bemerkenswerth ist, daß nicht Greise, nicht Blinde, nicht Krüppel und Aussätzige am meisten Erbarmen finden, wohl aber jene schamhaften Frauen, welche nicht dem niedersten Stande angehören und die mit der Tschadra das Antlitz verhüllend sich mitten in die Straße setzen und einen hölzernen Teller vor sich hinlegen. Selten geht ein Mann von besserm Stand vorüber, ohne die verhüllte Frau, die nicht durch Klagetöne das Mitleid zu erwecken sucht, kein Almosen begehrt, aus Schamgefühl den Mund nicht einmal öffnet, mit einer Gabe zu bedenken.

Von drückender Armuth bleiben zuweilen selbst Familien von hohem Stande, sogar fürstliche Geschlechter nicht verschont. Man nannte mir die Namen von armenischen und grusinischen Fürsten, welche — wenn die russische Regierung sich ihrer durch Anstellung oder Unterstützung nicht erbarmte — durch die Noth gezwungen wurden, zu gewöhnlichen Handwerken, ja zu den niedrigsten Arbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, wollten sie anders nicht durch Hunger und Elend ganz zu Grunde gehen. In der Nähe von Katharinenfeld kannte ich einen fürstlichen Bauern, unweit Elisabeththal betreibt der armenische Fürst Gurganoff ein Müllergeschäft. Mit diesem Adel Georgiens, welchen der russische Kaiser nach der Besitzergreifung des Landes in seinem Range anzuerkennen für gut befunden hat, ereignen sich manchmal in seinen Conflicten mit der russischen Polizei Scenen von ächt tragi-komischer Natur. So wurde einst ein Kutscher auf dem Platze von Tauris von der Polizei verhaftet, weil er einem russischen Beamten grob begegnet war. Der Polizeimeister ließ ihm die Bastonade geben und als der Kutscher aufschrie: er sey ein Knäß (Fürst), befahl der Polizeimeister, ihm noch 50 Hiebe über der bestimmten Zahl zur Strafe für die unverschämte Anmaßung des Fürstentitels zu geben. Der unglückliche Kutscher bewies später, daß ihm der Fürstentitel wirklich gebühre, aber die empfangenen Prügel konnte ihm selbst der Kaiser nicht mehr abnehmen.

Man lebt in Tiflis im Ganzen nicht theuer, wenn man sich einzurichten versteht. Die meisten Lebensmittel, alle Getreidearten und vorzüglich der Reis sind billig, eben so das Gemüse, welches die deutschen Colonisten zu Markte bringen. Auch die leckern Gerichte: Honig, Geflügel, Wildpret, vorzüglich Fasane, welche aus Mingrelien kommen, sind in Tiflis billiger als in Deutschland. Das kaspische Meer liefert eine Unmasse von Fischen, welche im Winter frisch, im Sommer getrocknet von Baku gebracht werden. Caviar ist ein Lieblingsgericht der Eingebornen wie der Russen. Der Wein wird in ungeheuren Quantitäten aus Kachetien gebracht, welches unter all' den traubengesegneten Provinzen Transkaukasiens den besten Wein liefert, und in dieser Beziehung bereits den Alten bekannt war und von Strabo gerühmt wird. Die Tunga (5 Flaschen) von gutem rothen Wein, der in der Farbe dem Burgunder gleicht, kostet 1 Abasen (20 kr.). Der Wein geringer Qualität wird zu dem Spottpreis von 5 bis 6 Kopeken die Tunga verkauft. Man transportirt denselben in Schläuchen von Büffel- oder Ziegenhäuten, die von der innern Seite mit schwarzer Naphta verpicht sind und dem Wein einen unangenehmen Naphta-Geschmack mittheilen. Dieser kachetische Wein gilt übrigens für ungemein gesund und stärkend, erzeugt nie das Fieber und soll, nach der Behauptung des Dr. Conradi, sogar die Gicht heilen. Der mingrelische Wein, welcher in Tiflis nur von reichen Personen getrunken wird, hat einen weit lieblichern Geschmack, soll aber weniger gesund und haltbar seyn; der beste kommt aus Odischi. Auch die deutschen Colonisten liefern einen Wein, der, da er in reinlichen Fässern statt in verpichten Schläuchen gekeltert und aufbewahrt wird, weit angenehmer schmeckt als der kachetische. Dennoch ziehen die Eingebornen den Naphtageschmack des letztern, an welchen sie gewöhnt sind, im Allgemeinen vor. Die Weinconsumtion ist im Verhältniß zur Bevölkerung enorm und

Digitized by Google

beträgt alljährlich gegen 7,500,000 Flaschen, also fast eine Flasche täglich auf den Kopf.

Oekonomische Einzelnheiten aller Art, besonders in Bezug auf die Erzeugnisse der deutschen Colonien, wurden mir von meinem Hauswirth, dem Drechslermeister Gotthardt, von meinem Nachbar, dem reichen Salzmann, von deutschen Landsleuten, die uns öfters besuchten, und später, als wir unsern Wohnsitz nach Neu-Tiflis verlegten, in Hülle und Fülle mitgetheilt, und wir kommen im Laufe unserer Schilderungen wohl darauf zurück. Was wir hier von dem Leben, den Schicksalen und den Familienverhältnissen der einzelnen Ansiedler hörten und beobachteten, gäbe zu einem Cyclus von Dorfgeschichten nach Auerbach'scher Art ergiebigen Stoff. Es wurden mir besonders über den Wanderzug, die Schicksale der Auswanderer im südlichen Rußland und über den Anfang ihrer Niederlassungen in Georgien, über Leiden und sowohl kirchliche als persönliche Zerwürfnisse aller Art eine solche Masse von Details mitgetheilt, daß man davon dicke Bände füllen könnte. Der Novellist hätte in den deutschen Colonien eine unerschöpfliche Fundgrube und ich wünschte, wenn ich zu Anfang des Frühjahrs mit meinem dicken Hauswirth und den deutschen Nachbarn am Kamin mich wärmte, mehr als einmal die Gegenwart eines so feinen Beobachters und anmuthigen Darstellers, wie unser Kohl oder Auerbach.

Vom Vaterland wurde selten gesprochen und stets nur insofern es die persönlichen Verhältnisse des einzelnen betraf. In Denkweise und Bildung repräsentiren diese Auswanderer ganz die Zeit, als sie Deutschland den Rücken gekehrt. Erst in Gesprächen mit solchen Leuten, welche an den Fortschritten des Volks- und Staatslebens daheim keinen Antheil genommen, merkt man, welch' eine umwandelnde und bewegende Kraft ein Zeitraum von 30 Jahren hat und welchen Einfluß derselbe auf Cultur, Sitten und Denkweise eines Volkes übt.

Die Familie meines Hauswirths war überaus abergläubisch. Neben Hexen und Gespenstern, welche bei ihr zum fixen Glaubensartikel wie die heilige Apostelgeschichte geworden, hatte sie auch ein blindes Vertrauen auf die unfehlbare Heilkraft gewisser Geheimmittel. Der Drechsler und seine Ehehälfte, die auch bei mir die Kenntniß untrüglicher Hausmittel voraussetzten, plagten mich oft um deren Mittheilung, und als ich einst mit ein paar Tropfen der Laudanumtinctur heftige Diarrhöe beseitigte, wollte mein Hauswirth um jeden Preis das Recept besitzen. Eines Tages wohnten wir der Verbrennung des Leichnams eines Hindu bei. Es war der Pächter der saljanischen Fischerei, dessen Seele sich zu den Vätern versammelt hatte. Sein Glaubensgenosse erzeigte ihm nach hindostanischem Gebrauche die letzte Ehre, indem er die Leiche in weiße Leinwand hüllte, den Kopf mit fünf Pfund Butter bestrich und den Körper auf dem Holzstoß unter lauten Gebeten verbrannte. Mein dicker Drechslermeister erzählte die Sache seiner Frau daheim mit löblicher Genauigkeit. Während ein gebildeter Landsmann mit mir sich an der poetischen Seite einer Leichenfeier erbaute, wo der Körper, ohne in das schauerliche Dunkel der Erde versenkt zu werden, ohne den langsamen und ekelhaften Proceß der Verwesung zu erleiden, durch die heilige läuternde Macht des Feuers an die Elemente zurückgegeben wird, beachtete Frau Gotthardt nur die ökonomische Seite, und meinte auch, diese Art der Todtenbestattung sey besser, weil wohlfeiler; man erspare den Sarg, den Todtengräber und die Kosten der Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Hr. Gotthardt opponirte und meinte, dafür sey die Butter, womit der Hindu den Kopf der Leiche so freigebig beschmiert habe, in Tiflis um so theurer. Die Frau Drechslerin erwiederte: „Glaubst du, ich würde dir auch fünf Pfund Butter aufs Gesicht schmieren? Ein halb Pfund allerhöchstens! — oder auch gar nix. Du hast ja selbst Speck genug auf dir.“ Mein dicker Hausherr gehörte nicht zu den zartfühlendsten Personen, aber die Art, wie seine Ehehälfte so ganz ohne eine Spur von Gemüthsbewegung, als handle es sich um eine Angelegenheit der Werkstätte oder des Stalles, von seiner künftigen Bestattung sprach, schien ihn sichtbar zu verdrießen, und ich hörte ihn später nie wieder vom Hindu oder vom Tode reden.

Die Stadt Rescht.

(Nach Chodzko. Nouv. Ann. des Voy. December.)

Die Stadt Rescht (50° O. L. v. Gr. und 37° N. B.) ist der Hauptort eines Districts und der ganzen Provinzen Ghilan. Vor der Sofi-Dynastie war es nur ein unbedeutender Flecken. Seine centrale für den Handel sehr vortheilhafte Lage entging dem scharfen Blicke Abbas' I nicht: es liegt in gleicher Entfernung von den Gränzen Rußlands und Masanderans, und nur sechs kleine Karawanentagmärsche von der Stadt Cazwin, dem Hauptentrepot der Waaren Persiens; 1½ Stunde davon entfernt liegt Pire-Bazar, welches ihm eine gute Verbindung zu Wasser mit der Bay von Enseli eröffnet, und sonach mit allen Häfen des kaspischen Meeres. Rescht hat sich auf der Höhe erhalten, auf die es Abbas erhoben hat, und machte selbst Fortschritte; obwohl es in den Jahren 1831/32 zwei Drittheile seiner Bevölkerung durch die Pest verlor, hat es doch noch 6000 Häuser, einen Palast, sieben Bazars, viele Mädresses und 40 Moscheen. Alle seine Straßen sind gepflastert. Von den Nogane-Tagen, d. h. in der Zeit der Seidenernte bieten seine Bazars einen sehr belebten Anblick dar. Die Landeigenthümer kommen dahin, um ihre Ernte zu verkaufen, ihre Steuern zu zahlen, ihre Kinder zu verheurathen, u. s. w. Persische, russische, armenische, griechische Kaufleute kommen von allen Seiten herbei, es herrscht viele Bewegung, eine in orientalischen Städten seltene Sache, und fast alle Geschäfte richten sich nach dem Steigen und Fallen der Seidenpreise. Weder die erstickende Hitze des Tags noch die Nebel und die Muskitos der Nacht entmuthigen die Speculanten, und was die Unannehmlichkeiten des Orts noch vermehrt, ist der Mangel an gutem, trinkbarem Wasser, da die Stadt zu hoch über den beiden sie links und rechts umgebenden Flüssen liegt, um sich aus diesen versorgen zu können, so daß man sich an das Brunnenwasser halten muß, das die Strahlen der Sonne erwärmen und mit Insecten füllen.

Vogeljagd auf Faroe und Shetland.

(Schluß.)

Mehr als einmal überfiel ihn die fast unüberwindliche Versuchung, alle Ungewißheit durch einen Sprung in den Abgrund zu enden. Ein Moment und alle Furcht, alles Leiden, das ganze „Fieber des Lebens“ wäre vorbei! Aber er erhob seine Gedanken zu Gott, und beruhigt und vertrauend harrte er, ob nicht ein Mittel der Befreiung sich böte. Zu diesem Zweck untersuchte er seinen engbegränzten Ruheplatz genauer. Es war eine Felsenwand, etwa 11 Fuß weit und immer spitzer zulaufend bis an den Abgrund, wo nicht mehr der Fuß einer Meerente Raum gefunden hätte. Auf der andern Seite brach er plötzlich ab an einem Abhange von viel hundert Fuß; im Rücken war eine Felsenmauer, wie Eis so glatt und schlüpferig, und über ihm ein moosbedeckter Zacken, die Stelle überragend, auf welcher er stand, und an dessen Außenseite sein einziges Heil hing — sein unglückseliges Seil. Er bewegte sich nach jeder Richtung hin, sorgsam nach irgendeiner Art von Entkommen aus seinem seltsamen Kerker spähend; er fand keines. Es blieb, was die Anstrengungen betraf, deren er fähig war, ein verzweifelter Weg nach Erreichung seines Seils zu streben. Mittelst seines langen Stabes suchte er es in seine Hand zu bringen; lange mühte er sich, aber vergebens: kaum daß er es mit dem Ende des Stabes zu berühren vermochte, aber

Digitized by Google

er konnte nichts ausdenken, um es anzuhäkeln. Sollte er dann vom Felsen setzen und in diesem Sprunge es zu erhaschen trachten? War hier irgendeine Hoffnung auf Gelingen, oder konnte er, wenn er es fing sich daran halten, bis er zum Gipfel gezogen würde? Dieß in der That schien sein einziges verlorenes Hoffen. Also ein heißes Gebet um Leichtigkeit, Muth und Kraft, und mit kühnem Herzen, festem Auge und ausgestreckter Hand that er den fürchterlichen Sprung! Wir wagen es nicht, und vermöchten es auch nicht, die Entfernung genau anzugeben — es war viele Fuß — aber er fing das Seil, zuerst mit der einen und dann im nächsten Moment mit der andern Hand. Es schlüpfte durch, die Haut von der innern Fläche schälend; aber der Knoten gegen die Schlingen zu am Ende hemmte die Gewalt, und er fühlte, er könne es für eine Weile festhalten; dringend gab er das übliche Zeichen und ward so rasch als möglich aufwärts gezogen. Wenn wir jedoch die schaukelnde Bewegung, die äusserste Gefahr und seine eigene nicht ausdauernde Kraft in Erwägung nehmen, mögen wir wohl glauben, daß ihm der kürzeste Zeitverfluß lang erscheinen mußte und daß er noch immer mehr als gewöhnlicher Herzhaftigkeit und Energie zu seiner Rettung bedurfte. Er gelangte zum Gipfel und sank sogleich auf den Rasen hin, knieend ein lautes und inniges Dankgebet an Gott zu richten, und kaum waren einige Worte über seine Lippen geflossen, als er völlig bewußtlos ward.

Mit größter Verwunderung hatten ihn seine Genossen mit den Händen am Seile hängend gefunden und seinen Bericht vernommen. Aber nachdem er ihnen alle Umstände seines wundersamen Abenteuers mit völliger Klarheit auseinander gesetzt, und sein Stab und Netz auf dem bezeichneten Felsen gefunden worden waren, konnte nichts mehr den Vogler vermögen, wieder auf den Gegenstand zurückzukommen; auch näherte er sich nie der Richtung jener Klippe, von welcher er sich niedergelassen hatte, ohne sich schaudernd von der Stätte zu wenden, wo er so schwere Gefahr bestand.

Völlig contrastirt mit diesen Bildern, wie wir am Eingange bemerkten, der Anblick der Natur und die Weise der Vogeljagd auf Shetland. Hier sind die Hügel nieder, die Abhänge nach dem Meere zu nicht über 0—700 Fuß hoch. Statt wie zu Faroe den Vogelfang als eine geregelte Beschäftigung zu betrachten, suchen vielmehr die Gutsbesitzer und sonstigen Behörden in Shetland ihre Untergebenen abzuhalten, Zeit und Kräfte an eine so trügerische und gefährliche Arbeit zu verschwenden, umsomehr als dieselbe die sonst so kahlen und wüsten Felsen in ihren gefiederten Vasallen der eigenthümlichen Zierde beraubt. Und doch ist diese Art die Zeit wegzuwerfen, welche wenigstens auf diesen Eilanden weit nützlicher angewendet werden könnte, so berückend und aufregend, daß manche von den Fischerleuten nach den Klippen gehen, um ihr Leben an die verbotene Jagd zu setzen. Ernstliche Unfälle ereignen sich mitunter. Vor einiger Zeit traf einen armen Mann ein schreckliches Geschick; er war in einen Spalt gekrochen, wo sich mehrere Nester mit Eiern befanden. Nachdem er mit der Hälfte seines Körpers hineingeschlüpft, hatte er einen Stein verrückt, der ihn fest hielt. Seine verwesende Leiche ward später gefunden, Kopf, Schultern und die ausgestreckte Hand in die Spalte geklemmt, Füße und Beine heraushängend.

Noch später ging ein durch seinen Vogelraub bekannter Mann eines schönen Morgens aus, um Köder zum Wallfischfange auf den nächsten Tag zu sammeln. Es war zufällig der Tag nach dem Abendmahlssonntag, wo Nachmittags Predigt gehalten wird. Die Sonntagskleider des Fischers lagen bereit; seine Familie ging zur Kirche und kehrte zurück, aber er erschien nicht. Die Nacht kam, und er blieb fort; seine Familie ängstigte sich jedoch nicht besonders, in der Meinung, daß er zu etwas entfernt wohnenden Freunden gewandert. Am Morgen aber als er sich nicht zu der gewohnten Schaar im Boote gesellte, machte man Lärm, und unverweilt fanden Nachforschungen statt. Beträchtliche Zeit blieben sie ohne Erfolg; allein endlich fand man am Rand eines Abgrunds, wo ein im Gestein sich öffnender Riß auf kurze Strecke einen zugänglichen Pfad abwärts bildete, des armen Menschen Schuhe und Köderkorb; diesen Spuren folgend, verfügten sich seine Fischergefährten in ihrem Boote an den Fuß der Klippe, von wo sie etwas gleich einem menschlichen Wesen zu gewahren glaubten. Mit erneuten Hoffnungen klimmten sie hinan und fanden ihren unglücklichen Cameraden zwischen zwei Felsen gefangen, wie im Schlafe geneigt; aber er war von großer Höhe heruntergefallen und völlig todt — und durch diesen Schulknabenstreich, für ein Paar wilde Vogeleier, ward Weib und Kind verlassen und in Trauer versenkt!

Auf dem Eilande Unst, der nördlichsten der Shetlandsinseln, lebt ein Mann, der sich durch Muth, Erfahrung und vielleicht auch durch seine unverbesserliche Hartnäckigkeit, eine Art von stillschweigender Ausnahme in dem allgemeinen Verbot verschaffte. Sein Vater war vor ihm ein berühmter Vogler, und hatte ihn seit seiner frühsten Kindheit gewöhnt zum Zeitvertreib über die steilsten Zacken zu klettern, wo sein Entkommen oft nur an einer Haarbreite hing. Er hat den unnahbarsten Schlupfwinkeln ihre Bewohner geraubt und sogar den Adler in seinem Neste überrascht. Er klimmt mit nackten Füßen und seine Zehen klammern sich wie Falkenklauen an das schlüpferige Gestein; Furcht und Schwindel kennt er nicht. Für ein paar Schillinge oder einen vergnügten Abend mißt er manche Felsensteige, dringt in manchen verwitterten Spalt, den wahrscheinlich nie ein anderer menschlicher Fuß als der seine betreten wird.

Bei einer Gelegenheit war er, von seinem unüberwindlichen Hange nach Entdeckungen verleitet, auf die Spitze einer Klippe gesprungen, wohin selbst er sich noch niemals gewagt hatte. Seine Absicht ging dahin, die Stelle zu erspähen, wo, wie er glaubte, ein Adlerpaar lang ungestört genistet. Außer sich vor Freude erreichte er den Platz; triumphirend setzte er sich in Besitz der Eier (für welche ihm nachmals ein handelnder Sammler fünf Schillinge zahlte), und jetzt erst sah er umher, wo er sich befand. Wie er dahin kam, konnte er nicht begreifen; er stand einige Augenblicke still. Es war nicht Angst, die sich seiner bemächtigte, aber wahrhaftes Erstaunen. Und dann fragte er sich natürlich: „Wie soll ich zurückkehren?“ Bekanntlich ist es weit schwerer hinunter als hinauf zu steigen. Hier war überdieß die Aufregung vorüber, der Zweck erreicht, und also das Blut kälter, der Muth berechnender. Unser Abenteurer ließ sich neben dem geplünderten Neste überlegend nieder; „ich kehre nicht mehr um und fange nichts mehr an, so viel ist gewiß,“ sagte er zu sich selbst. „Nach allen meinen Thaten und Glücksstreichen ist endlich meine Zeit gekommen. Gut, was geschehen soll geschieht; ich will ihm als Mann entgegen sehen. Wenn es seyn soll, werde ich gerettet hinabkommen, wie ich früher schon oft gethan, obschon noch nie zuvor von einem so schauderhaften Orte.“ So begann er schleunig herunter zu klettern, ohne eine andere Idee in sich aufkommen zu lassen, als den früh eingesogenen Glauben an Vorausbestimmung, und einen gelegentlichen Anruf an den Schutz des Allmächtigen. Er wußte immer, sagte er, wie und auf welchen Wegen er einen verhältnißmäßig sichern Platz erreichte; aber er würde nicht für 20 Guineen wagen auf jene Stätte noch einmal zurückzukehren.

Allein nicht bloß in den seit seiner Kindheit ihm vertrauten Oertlichkeiten übt dieser unser muthiger Vogler sein Geschick; durch das Anerbieten eines Jagdliebhabers gereizt, der ihm entsprechende Belohnung verhieß, machte er sich verbindlich, diesem ein Adlerei aus einer entfernteren Gegend zu holen. Während seiner Abwesenheit bereute jener Herr sehr, den Anlaß gegeben zu haben, aber der wackere Klippenmann kehrte zur bestimmten Zeit siegreich wieder, nachdem er zweimal den Abhang zu dem Adlerneste erklimmt hatte. Das erstemal als er die Stelle erreichte, von wo aus er das befiederte Elternpaar verscheuchte, fand er das Nest so gelegen, daß, obgleich er die Eier sah, er sie doch durch keine Möglichkeit erreichen konnte. Unverzagt kehrte er um und traf seine Vorbereitungen. An das Ende einer langen Fischerruthe band er eine Blase, deren Oeffnung er mit einem Drahte ausgespannt erhielt; indem er mit diesem einfachen aber sinnigen Apparat von dem Sitze, auf den er selbst sich stützte, nach dem Neste hinüber langte, arbeitete er allmählich die Eier mit der Spitze der Ruthe in den Blasensack hinein, und trug sie triumphirend davon. Dieß war das gewinnreichste aber auch zugleich gefährlichste Abenteuer, das er je bestanden; denn der Ort war eigenthümlich, das Wetter stürmisch, und die Adler waren grimmig und dabei in erschreckender Nähe von dem Räuber. C. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2, und Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus dem chinesischen Archipel. 1. Tschusan. Nr. 28; 2. Hongkong. Nr. 29. 30. — Eine Winterreise über die Sierra Nevada in Nordamerika. Erster Abschnitt. Nr. 28—33. Zweiter Abschnitt. Nr. 41—45. — Baalbeck. Nr. 29. 30. — Ein Waldbrand in Algerien. Nr. 30. — Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. Nr. 31—34. — Rawlinson über die Monumente von Ninive. Nr. 32. — Das Assassinen-Castel Kalaat el Alaid Sajudm. Nr. 33. — Die Klöster im Morgenlande. VI. Die Athosklöster. Nr. 33—40. — Ein Abentheuer bei den Pyramiden. Nr. 34. — Die Unruhen in der Provinz Constantine. Nr. 35—37. — Eine Wanderung durch Madras. Nr. 36. 37. — Der Reiseplan Hr. du Courets. Nr. 37. — Skizzen aus dem Leben der Mobilgarde. Nr. 38. — Die englische Thronrede und die Verhandlungen darüber. Nr. 39. — Die protestantischen Missionen im Orient, nämlich Griechenland, Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten. Nr. 40. — Die Khands in Gondvana. 2. Die Wirksamkeit Macphersons seit dem Jahre 1842. Nr. 42—44. — Etwas über Alterthümer in Central-Amerika. Nr. 43. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 5. Milah und seine Umgebung. Nr. 44—48. — Die kaspischen Berge. Nr. 45. — Das Alterthum Georgiens. Nr. 44. — Ein Blick auf Minahassa (Celebes). Nr. 46—49. — Die Cosmogonie der Chinesen. Nr. 47. — Traditionen bei den Timnehs in Westafrika. Nr. 48. — Ein Ausflug in Ohio. Nr. 49. 50. — Skizzen aus Georgien. 3. Eine armenische Hochzeit; Osterfest in Tiflis; Barden; Bettler; deutsche Ansiedler. Nr. 50. 51. — Die Vogeljagd auf den Faröern und den Shetlands-Inseln. Nr. 50. 51. — Contraste zwischen England und Spanien. Nr. 51.

Chronik der Reisen.

Das englische Kriegsschiff der Mariner an der Küste von Japan. Nr. 42.

Kleinere Mittheilungen.

Die Insel Cerigo. Nr. 28. — Indigobau in Algerien. Nr. 29. — Die Matepflanze in Frankreich. Nr. 30. — Französische Reisende. ibid. — Das Isser-Thal in Oran. Nr. 31. — Ungewöhnlich hohe Fluth in London. ibid. — Der Zansee. Nr. 32. — Nachricht über den Binnensee in Südafrika. ibid. — Ueber die Existenz der geschwänzten Menschenrace. Nr. 33. — Vorlesungen über französische Litteratur für die untern Classen in Paris. Nr. 34. — Saul unter den Propheten oder ein derber Seemann unter der Friedensgesellschaft. Nr. 35. — Hölzerne Häuser von Belgien für Californien gebaut. ibid. — Die Bevölkerung in Constantinopel. Nr. 36. — Port Mahon ein Freihafen. Nr. 37. — Der Name Leighler. Nr. 38. — Der Handel Aegyptens. ibid. — Münzen in der Provinz Constantine. Nr. 39. — Riesenhafte Fichten im Oregongebiet. Nr. 30. — Die freie Schifffahrt auf dem Amurstrom zugestanden. Nr. 41. — Die Elektricität der Luft. Nr. 42. — Nahe Vollendung des Botta'schen Werks über Khorsabad. Nr. 43. — Der Tod des Propheten Miller. Nr. 44. — Norwegische Uebersetzung der Lais de Marie de France. Nr. 46. — Curioses Diebsmeeting in London. Nr. 47. — Poniatowski's Standbild. ibid. — Französische Reise in Afrika. Nr. 48. — Unbekannte Thiere in der Sahara. Nr. 49. — Handel mit colorirten Bildern in Südamerika. ibid. — Prostitution bei den Arabern der Sahara. Nr. 50. — Die Stadt Rescht. Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

März.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 1 März 1850.

Die orientalische Frage.

Wiederum tritt diese Frage auf den Vordergrund, wird sie dießmal zu einer Entscheidung kommen? Das mag der Himmel wissen. Ein französischer Staatsmann hat sie schon vor einer Reihe von Jahren die Frage des Jahrhunderts genannt, und die Behauptung hat etwas wahres, wenn nur nicht noch eine andere Frage, die des Ausgangs der deutschen Revolution, mit verflochten wäre, aber dieser Proteus spielt eine wenn auch verdeckte Rolle in dem Drama, und ist vielleicht gar die Ursache, daß sie jetzt wieder so rasch auf den Schauplatz getreten. Ueber diese Behauptung mögen manche ungläubig den Kopf schütteln, wir wollen daher suchen sie zu beweisen, so weit sich solche Dinge beweisen lassen. Es ist eine durch die Geschichte der letzten 35 Jahre — um nicht weiter zurückzugehen — sehr bekannte Sache, daß Rußland fortwährend die Türkei zu untergraben sucht, damit ihm endlich, wenn die böse Stunde des türkischen Reichs schlägt, die Beute möglichst von selbst in die Hände falle. Zu diesem Ende hat sich Rußland sogar schon als Beschützer der Pforte aufgeworfen, damit nämlich nicht ein anderer ihm die Beute wegschnappe. Seit dem Jahre 1840, wo die orientalische Frage zum letztenmal großes Aufsehen machte, und beinahe einen Krieg herbeigeführt hätte, ist bis zum Jahre 1848 alles in möglichster Stille verlaufen. Man hat allen Grund anzunehmen, daß Rußland diese Zeit benützte, um ein Netz von Hetärien über die ganze Halbinsel südlich der Donau auszubreiten; soweit Griechen und nichtislamitische Slawen reichen, kann man den Boden als unterhöhlt ansehen, und dabei machen die Gränzen des griechischen Staats keinen Unterschied. Kommt es dann mit der Zeit zum Kampf mit der Türkei, und werden deren Heere geschlagen, so ist der Aufstand über alle Theile des Landes verbreitet, und dieß fällt als leichte Beute in die Hände des glaubensverwandten Rußlands, das neulich durch seinen Baumeister die Sophienmoschee in einer Art wieder herstellen ließ, daß man sie jeden Augenblick als die Kathedrale des griechischen Orients wieder aufleben lassen kann.

Ist dieß, wie wohl nicht zu bezweifeln, die Absicht Rußlands, so hatte die Anlage des Plans den großen Vortheil, daß man ihn ganz ruhig sich selbst entwickeln lassen und den günstigen Zeitpunkt, die angelegte Mine zu sprengen, gemächlich abwarten konnte, denn Oesterreich war seit dem J. 1828, wo es noch den Russen gefährlich werden konnte, stark von seiner damaligen Höhe herabgestiegen und hatte die Vertheidigung der deutschen Interessen im Orient, die mit der Erhaltung der Türkei zusammenfielen, mehr und mehr aufgegeben, England aber besaß nicht die Mittel, in den Donauländern sich eine starke Partei zu bilden, und die Bestrebungen der Polen, so weit sie durch Frankreich unterstützt waren, hatten zu wenig nachhaltige Kraft, um Rußland die Wage zu halten, um so weniger als die katholischen Polen an den griechischen Christen der Donau eher Feinde als Freunde hatten. Die Bildung eines liberalen Dakenthums konnte Rußland gleichfalls keine großen Besorgnisse erwecken, da der westliche Liberalismus zu wenig Boden im Volk hatte, und Rußland, auf die Interessen der Großbojaren und die Rohheit des Volks gestützt, mit einem leichten Griff ihren Planen ein Ende machen konnte. Furchtbar hätte die Sache für Rußland nur dann werden können, wenn Oesterreich alle geistigen und materiellen Interessen der Donauvölker eifrigst gefördert, und namentlich die dakoromanische Nationalität geschützt hätte, wozu nichts nöthig war, als den russischen Proconsuln einen Damm entgegenzustellen, der mit Hülfe der Pforte und der verletzten, in den Staub getretenen Interessen der Nation eben nicht schwer aufzuführen gewesen wäre. Wie wenig in dieser Beziehung von Oesterreich aus geschah, ist leider nur allzu bekannt. Rußland fand also für seine Plane keinen besondern Widerstand, und setzte sein System ungehemmt fort, als mit Einemmal die deutsche Revolution dazwischen trat. Gewiß konnte Rußland nichts ungelegener kommen, denn sein politisches System war auf die Freundschaft Preußens und auf die Unthätigkeit Oesterreichs gegründet; die preußische Freundschaft mußte aber durch die deutsche Revolution ihres natürlichen Todes sterben, und die Stellung Oesterreichs konnte sich für Rußland fast nur verschlimmern.

So wie die deutsche Revolution, deren Hauptziel die Einheit ist, in welcher Form es immer sey, ihren Endzweck erreicht, und eine concentrirtere Macht besteht, die eine freiere Verfügung über die Gesammtheit der Kräfte des Landes hat, dann ist Rußlands Stellung gefährdet, denn diese concentrirtere Macht muß nothwendig Englands Bundesgenosse gegen Rußland und gegen Frankreich werden. Diesen Zeitpunkt hinauszuschieben ist Rußlands vorherrschendes Interesse, und seine diplomatischen Bestrebungen sind wesentlich dahin gerichtet, worüber sich manche sehr augenfällige Conjecturen aufstellen ließen, wenn es hier unsere Absicht seyn könnte, uns auf eine Auseinandersetzung deutscher Verhältnisse einzulassen. So viel ist gewiß: Rußland hat bis jetzt seinen Zweck erreicht, und eilt seine Plane gegen den Orient in Ausführung zu bringen, weil nach Erreichung derselben seine politisch-militärische Stellung so gewachsen seyn kann, daß es die Einigung Deutschlands mit Gewalt hindert, was es jetzt nur durch seine diplomatische Gewandtheit zu erreichen bemüht ist.

Digitized by Google

Ist Rußland einmal Herr in Konstantinopel, dann ist es auch Herr an der Donau, und wird sich aller der slawischen Elemente im Süden und Westen der Donau bedienen, um seinen Einfluß an dieser herauf bis ins Herz Deutschlands geltend zu machen. Die Folge einer Besetzung Konstantinopels ist also eine Vernichtung Oesterreichs, denn der Beherrscher von Byzanz muß um seiner eigenen Sicherheit willen Ungarn direct oder indirect beherrschen, weil sonst der Besitzer Ungarns Byzanz auf zwei Seiten, am schwarzen und am griechischen Meer, überflügeln kann. Sind die slawischen Völker im Süden der Donau für Rußland gewonnen, dann ist Ungarn nicht mehr gegen Rußland zu vertheidigen, und Deutschlands Sicherheit ist in nächster Nähe gefährdet. Dieser Stand der Dinge bringt es mit sich, daß Rußland seit dem Ausbruch der deutschen Revolution seine Schritte gegen den Orient und namentlich gegen Konstantinopel beschleunigt hat. Es hat den Zeitraum ergriffen, wo Frankreich und Deutschland, im revolutionären Taumel begriffen, jenen Bestrebungen keine Aufmerksamkeit schenkten, und England daher ganz allein die Arbeit unternehmen mußte, Rußlands Plane in jener Zeit des allgemeinen Umsturzes in Mitteleuropa zu überwachen und zu durchkreuzen.

Man hat im westlichen Europa nicht genug beachtet und noch weniger genug erkannt, weßhalb Rußland gleich beim Ausbruch der französischen und deutschen Revolution seine Armee nicht gegen Westen, sondern gegen Süden rücken ließ. Es ist sehr charakteristisch, daß im Augenblick, wo die Nachricht von den europäischen Erschütterungen nach Konstantinopel gelangte, dort die Furcht, daß Rußland diese Lage der Dinge benützen und auf die Türkei losstürzen werde, sich laut aussprach. Man konnte auch, als die Revolution in Frankreich ausbrach, nicht anders erwarten, als daß sich die revolutionäre Partei sogleich ihren alten Neigungen und Vorausverkündungen gemäß auf die Rheinlande und Italien stürzen werde, dann war Deutschland und Oesterreich, so wie in Folge solcher Schritte auch England, das eine Ueberschwemmung Belgiens nie geduldet hätte, hinlänglich beschäftigt, und Rußland könnte ohne viel Mühe das Feuer unterhalten und zugleich, an Asien sicher angelehnt, seine Truppen gegen die Türkei verwenden, zu welchem Zweck auch sogleich ein Theil der am Caucasus stehenden Truppen abgegangen seyn soll. Als die Revolution über Deutschland hinzog, mußte Rußland fürchten, daß nun auch ganz Polen ergriffen werden würde, somit waren die Vertheidigungsmaaßregeln zunächst nach der westlichen Gränze gerichtet, als aber Preußen nicht, wie man anfangs gefürchtet zu haben scheint, einem polnischen Aufstand hülfreiche Hand bot, als es sogar selbst mit seinen Polen in Posen in Hader gerieth, da konnte man die Augen alsbald auf die Türkei richten, und als diese in ihrer lebhaften Besorgniß die Castelle am Bosporus ausbessern ließ, fragte schon Rußland an, was damit beabsichtigt werde. England war aber auf der Hut, und Verhandlungen mit Rußland fanden statt über die Stellung, welche es der europäischen Revolution gegenüber einnehmen werde; dabei erklärte Palmerston sehr unumwunden, daß England eine Benützung derselben von Seite Rußlands um sich zu vergrößern, nicht dulden werde. Was damit gemeint sey, konnte um so weniger zweifelhaft seyn, als Sir Stratford Canning sich beeilte in Konstantinopel einzutreffen, und schon am 24 Jun. daselbst ankam.

Was es mit dem Aufstand der Fürstenthümer für eine Bewandtniß hat, ist vorerst noch ein Geheimniß. Wir wollen annehmen, daß wirklich eine Partei von Magyaren, Polen und Rumunen bestanden habe, um ein allgemeines Band unter diesen Völkern gegen Rußland zu knüpfen, aber dieses Band war, falls nicht Ungarn, was es im J. 1848 nicht thun konnte, mit Heeresmacht in den Fürstenthümern einfiel, zu schwach, um einem Anmarsch der Russen, der auf ein Losbrechen der Revolutionen in den Fürstenthümern nothwendig folgen mußte, Widerstand zu leisten. Es ist deßhalb nicht unwahrscheinlich, daß Rußland selbst den Ausbruch förderte, um den Anlaß zum Einschreiten zu haben, und die Pforte handelte in ihren wohlverstandenen Interessen, wenn ihr erster Commissär, Talaat Effendi, sehr milde auftrat, ungestümme Forderungen zurückwies, aber die Beschwerden des Volks zu heben bemüht war; dieß geschah schon im Anfang Junius, und wäre das einzige Mittel gewesen einen Einmarsch der Russen in den Fürstenthümern, der den Türken am nachtheiligsten seyn mußte, zu hindern. Das reichte aber, wie man bald erkannte, nicht aus, und deßhalb wurden Truppen aufgeboten, um, wenn man den Einmarsch der Russen nicht hindern könne, doch mit daran Theil zu nehmen, und in den Augen der Welt das Suzerainitätsrecht nicht ganz einzubüßen. Indeß ehe die Türken und Russen einrückten, ging ein Zwischenspiel voran: wie Talaat Effendi sich für die Forderungen des Volks ausgesprochen hatte, so ging die Pforte in dieser Richtung weiter, erkannte, wie man sagt, von Sir Stratford Canning aufgefordert, die neue walachische Constitution an, und setzte einen Kaimakamie ein, welche aus den Häuptern der revolutionären Bewegung, Tell, Golesku und Eliade, bestand und eine so musterhafte Ordnung in der Walachei erhielt, daß Soliman Pascha den russischen Generalconsul Duhamel aufforderte, seine Truppen nicht in die Walachei einrücken zu lassen, ein Ansinnen, welches Duhamel gar nicht beantwortete und das ihn auch sehr in Verlegenheit setzen mußte, da die Besetzung der Walachei, mochten Unruhen darin herrschen oder nicht, für die Russen nothwendig war, wenn sie ihren Planen gegen die übrigen Provinzen der Türkei Nachdruck geben wollten. Am 25 August erhielt der russische Gesandte, Hr. v. Titoff, zu Konstantinopel von seiner Regierung den kategorischen Auftrag, die Absetzung Soliman Pascha's und die alsbaldige Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge zu verlangen. Diese Forderung soll geradezu mit einer Kriegsandrohung durchgesetzt worden seyn. Soliman ward abberufen und Fuad Effendi, der an seine Stelle ernannt war, ließ sogleich die Kaimakamie auffordern ihre Gewalt niederzulegen; als sie sich dessen weigerte, griff er am 25 Sept. Bucharest an, und mit den Türken zogen auch die Russen ein. Der Streich war also gelungen. Rußland konnte nun ungehindert den Krieg der Serben gegen die Deutschen und Magyaren im Banat, so wie die Unruhen in Bosnien nähren, während die Montenegriner sich rüsteten, um auf den ersten Wink mit einer bedeutenden Macht bereit zu stehen. Die Türken, innerlich ergrimmt, fuhren fort zu rüsten, aber die Russen, die, gelegentlich bemerkt, zu ihrem Zuge gegen die Moldau und Walachei selbst Belagerungsgeschütz mitgenommen hatten, kümmerten sich wenig darum. Räthselhaft bleibt, daß Sir Stratford Canning nicht die von dem Diwan durch die Person Soliman Pascha's befolgte Politik unterstützte; letzteres ist indeß wahrscheinlich geschehen, aber ohne Erfolg, und Lord Palmerston hätte wohl damals schon, wenn das Parlament ihn interpellirt hätte, sagen können, man habe in Konstantinopel nicht alles erreicht, was man habe erreichen wollen; hatte England damals seine Streitkräfte nicht so zur Hand? war es noch nicht gefaßt, nöthigenfalls mit dem Schwert drein zu schlagen? Hat es damals noch nicht so genau gewußt, wie weit

Digitized by Google

die Plane Rußlands gediehen waren? Wie dem auch seyn mag, jetzt hat es seine Revanche genommen, „with a vengeance."

Rußland benützte indeß seine gewonnene Stellung und verfuhr in den Fürstenthümern völlig willkürlich. Duhamel schlug Fuad Effendi vor eine Commission zu errichten, um die Urheber der Revolution zu ermitteln und zur Verantwortung zu ziehen, das war aber selbst Fuad Effendi zu viel, er schlug es mit Berufung auf seine Instructionen ab, und Duhamel setzte nun die Commission eigenmächtig ein. Natürlich waren zahlreiche Verhaftungen die Folge, welche von den Russen vorgenommen wurden, ohne nur die Localbehörden oder die Türken zu fragen. Darüber beschwerte sich die Pforte bei dem Gesandten Titoff, der gebieterisch antwortete, man brauche niemand zu fragen, wenn es sich um Verhaftung und Bestrafung von Anarchisten und Revolutionären handle. Titoff schien die türkische Regierung zu unvorsichtigen Schritten reizen zu wollen, und zu gleicher Zeit, nämlich gegen das Ende des Jahres 1848 mehrten sich die Brände in Konstantinopel auf eine furchtbare Weise; einige der Mordbrenner wurden ergriffen und sagten aus, daß sie von einer Gesellschaft Griechen bezahlt seyen; hohe Namen wurden genannt, und die Pforte mußte schweigen, wenn sie nicht einen Bruch provociren wollte. Wie sehr alles darauf berechnet war, sich den unbeschränktesten Einfluß zu sichern, geht auch aus dem Verhalten der Russen bei der neuen Patriarchenwahl im Anfang des Jahres 1849 hervor: der russische Agent Logotheti, eines der mächtigsten Mitglieder der Synode, soll Geld bei allen denen, welche auf die Wahl einwirken konnten, mit vollen Händen ausgestreut haben, so daß endlich der Erzbischof von Heraclea Anthimos, ein erklärter Russenfreund, gewählt wurde. Die gesammte griechische Geistlichkeit kam dadurch unter den unmittelbaren Einfluß Rußlands, und wurde mehr als je das Werkzeug der politischen Propaganda.

Dieß alles waren indeß Geschichten, wie sie die letzten 20 Jahre zu wiederholtenmalen geliefert hatten, nur die Besetzung der Fürstenthümer, das ganz willkürliche Schalten in denselben, und die offene Bewaffnung der Serben waren ungewöhnlichere Erscheinungen. Wenn England nicht ernstlicher einschritt, so lag wahl der Grund einestheils darin, daß es fast nur durch die Türkei selbst wirken konnte, anderntheils in der noch keineswegs beigelegten, vielmehr sich immer stärker verwickelnden ungarischen Frage, welche Rußland unmöglich ungelöst hinter sich lassen und auf die Türkei losgehen konnte, denn sonst wäre das Bündniß zwischen Ungarn, der Türkei und England ein offenes geworden; Rußland mußte also jedenfalls seit dem Monat October 1848 etwas sanfter auftreten. Erwägt man die Beziehungen, welche Ungarns Stellung zu der türkischen Frage hat und haben muß, so läßt sich leicht abnehmen, aus welchem Grund die ungarische Bewegung in England fast officiell unterstützt, und die Meetings aufgemuntert wurden. Diese waren nichts als ein Mittel das die Regierung anwandte, um die öffentliche Meinung wach zu erhalten, und sie auf die nothwendigen Schritte, welche von der Regierung geschehen mußten, sobald Rußland im Orient weiter ging, vorzubereiten. Darum folgte man auch in England dem Gang der Dinge in Ungarn so lebhaft, und daher die mannichfach wiederholten Erklärungen, „nachdem Ungarn gefallen, seyen nur noch die Deutschen übrig um sich der russischen Uebermacht zu erwehren." Deutschland erntete damals unerwartete Lobsprüche von Seiten der Engländer, sie sind aber gerade so verdient und so unverdient, als der harte Tadel, mit denen wir so häufig von der gleichen Seite aus überschüttet wurden: England bedarf einer Macht auf dem Continent, um nöthigenfalls Rußland oder Frankreich im Zaum zu halten; diese Macht sah man früher in Preußen, später in Oesterreich, als dieß schwächer wurde rechnete man auf Ungarn, und als dieß fiel, hat sich der Glaube wieder auf Preußen gewendet. Die Macht, welche England wünscht, soll eine Militärmacht aber nicht mehr seyn, sie soll wo möglich eine legitime oder quasilegitime seyn, aber wenn es nicht anders geht, wird man auch eine revolutionäre zu gewinnen suchen. Ohne eine solche ist England mit allen seinen Flotten vergleichsweise machtlos, denn wenn eine russische Flotte 30,000 Mann Russen nach Konstantinopel bringt, ehe die Engländer erscheinen können, wenn diese Macht die Dardanellenschlösser besetzt, ehe die Engländer es zu hindern vermögen, dann hat Rußland die halbe Arbeit schon vollbracht.

(Schluß folgt.)

Ritt in die Walachei.

(Von Arthur Schott.)

Erster Abschnitt.

Almasch und Kraina.

Es war am 22 Junius 1846, einem heißen Sommernachmittag, als ich mein ziemlich schwerbepacktes Pferd bestieg und mich von einem sehr befreundeten Nachbar und seiner Familie verabschiedete, um auf einige Wochen in die Walachei zu reisen. Ein Bekannter, der sich mir schon früher als Gesellschafter angeboten hatte, war verhindert diesen Ausflug mitzumachen, hatte vielleicht auch die Lust vorausgeahnter Strapazen wegen verloren. Kurz, ich ritt ganz allein durch das Bergstädtchen Orawitza hinaus, wo ich seit längerer Zeit meinen Wohnsitz genommen hatte.

Da ich die Landstriche und Gebirgsgegenden, durch welche der nächste Weg über Mehadia nach Orschowa an die ungarische Gränze führt, noch nicht kannte, so zog ich vor, diese Richtung zu nehmen. Da ich zu Pferde saß, war ich ja nicht eben an die Landstraße gebunden, die von Orawitza nach dem Kupferwerke Szaszka und von da über ein hohes Gebirge in das Thal der Cerna führt, durch deren schönes Gebirgsthal sich die Straße weiter fortwindet.

Mein Weg führte dießmal über die Holz- und Köhlercolonie Steierdorf und von da sechs Stunden lang durch Wald, Berg und Klüfte neben schönen Wildwassern nach Bossowitz, von wo man endlich auf die Mehadierstraße kommt.

Von Orawitza nach dem bedeutend höher gelegenen Steierdorf hat man eine ziemlich hohe Bergpartie zu ersteigen, was auf zwei Wegen, dem neuen oder alten, geschehen kann. Ersterer führt auf der Sommerseite montanistisch merkwürdiger Berge, der großen und kleinen Tilfa, auf den Berg Lup und von da auf einer Hochebene fort bis in jene Höhenthälerzweige, zwischen denen Steierdorf liegt. Der andere Weg führt, dem neuen gegenüber, an der Winterhalde des für Botaniker besonders zu beachtenden Berges Simeon, ebenfalls bis auf den Lup, wo sich beide Straßen schneiden und, so mehrmals sich kreuzend, bis Steierdorf fortlaufen. Im allgemeinen hätten natürlich diese Straßen wenig Interesse, da aber ihr Daseyn, wie ihre Entstehung, mit dem Betriebe und dem Handel und Wandel des Banater Bergbaues, besonders aber dem von Orawitza eng verbunden sind und manchen Blick auf die bureaukratische Staatswirthschaftsweise gewähren, so will ich hier einiges darüber beisetzen.

Ich hatte mein Pferd am Zügel und ihm meine überflüssigen Kleider über den Sattel gelegt, und hing verschiedenen staatswirthschaftlichen Gedanken nach, die sich mir unwillkürlich immer aufdrängten, so oft ich drüben an den Halden der kleinen oder großen Tilfa das Mundloch eines Grubenstollens oder Arbeiter an der neuen Straße beschäftigt sah, oder so oft ich in den Windungen der Waldstraße herab einen langen Zug Ochsenwägen ächzen hörte, der entweder um Fracht hinauf oder mit Steinkohlen oder Holz beladen aus dem Gebirge zurückkehrte. Es ist wahr, der alte Weg war ungeschickterweise auf der winterlichen Halde

Digitized by Google

eines dichtbewaldeten Bergriesen angelegt und besaß eine Menge technischer Fehler, wie z. B. daß sein ganzes Gefäll nur auf 4—5 sehr steile Steigungen vertheilt war, während der übrige Theil des Weges eben lief, ja sogar manchmal Fall abwärts hatte. Da mit der fortwährenden Zunahme der k. k. privilegirten Dampfschifffahrt auf der Donau die Frage um Steinkohlen immer bedeutender wurde, und sich der Verkehr im Gebirg und Wald deßhalb immer mehr steigerte, so war die Banater Bergdirection nebst den dabei betheiligten Privaten darauf bedacht, den Transport der Steinkohlen von den Grubenlagern im Gebirg wenigstens bis ins Thal nach Orawitza herab zu erleichtern. So ward die neue Straße nach Steierdorf in Angriff genommen und nivellirt. Bei der Ausführung fanden sich freilich drei Hauptübelstände, nämlich Mangel an baarem Geld, an gehörigen gründlichen Kenntnissen, und endlich an fleißigen gewissenhaften Arbeitern. Baares Geld konnte nicht in dem Maaße dazu aufgebracht werden, als wenn die Arbeit eine wirkliche Landesstraße betroffen hätte, da die Capitalien dazu natürlich nur als für eine Localindustrie angelegt betrachtet werden konnten; dieses Uebelstandes wegen beobachtete man also ein durchlaufendes Knausersystem, ich muß es so nennen, denn ein Sparsystem hat der liebe Gott selbst in allen seinen Werken. Ein Schemnitzer Bergakademiker, in Orawitza prakticirend, überkam die Vermessung und das Abwägen des Gefälls, Grubenvorsteher aber die Aufsicht über Leute, die sie im Grunde nichts angingen, nämlich das Bergwerk hatte von der Kraschowaer Gespanschaft Roboten (Fröhner) ums Geld übernommen. Also Frohnarbeiter aus den verschiedenartigsten Dörfern von nah und fern, aus dem Gebirge und der Ebene, Leute die größtentheils keinen Begriff von Straßenbau hatten, ihn nicht haben konnten und zum mindesten nicht haben wollten, was bei Landleuten leicht zu denken ist, die auf zwei und drei Poststationen Wegs zu einer öffentlichen Arbeit über das gespanschaftliche Bereich hinaus gezwungen wurden. Auf solche Weise entstand in zwei- oder dreijähriger Frist eine schmale Bergsteige mit vielen, sehr spitzen Wendewinkeln, gewöhnlich mit gar keiner Böschung gegen die Berglehne und ebenso wenig Wassergräben, so daß diese neue Straße jedes Frühjahr immer bedeutender Ausbesserung und Abräumungskosten bedürftig werden mußte. An manchen Stellen war sie besonders durch Sprengungen im tertiären Kalk sehr kostspielig, der übrigens sonst ein vortreffliches Baumaterial für Orawitza und seine Straßen liefert; dieser Kalk zeigt da, wo er an der südlichen Lehne der großen Tilfa ansteht, Ammonitenversteinerungen, deren ich in diesen Gebirgen sonst wenig zu Gesicht bekam. Die große Tilfa zeigt, von dem gegenüberliegenden alten Steierdorfer Weg gesehen, noch eine montanistische Merkwürdigkeit; oben auf seinem Scheitel befinden sich nämlich noch alte Grubenlöcher, die neuerer Zeit unberührt gebliebenen Ueberbleibsel eines vor Jahren sehr ergiebigen Baues auf reiche Golderze, weßhalb diese Stelle noch heutigentages den Namen „der reiche Spitz" führt. Von diesem läuft gerade ins Thal herab ein wenige Klafter breiter Bergstreifen, dessen Oberfläche sich sehr deutlich durch eine üppigere Vegetation auszeichnet; Eichen, Buchen, Ahorn, dann verschiedene Gesträuche sind hier alle wenigstens um 0,25 höher und mächtiger als in dem übrigen Walde, der diese ganze Berghalde begleitet. Die Ursache hievon ist eine in dieser Richtung streichende Syenitporphyrschichte, in deren Scheidungen, wie durchgängig in den Banater Gebirgen, die edelsten Erze gewonnen werden; die leichter verwitterbaren, besonders kalkhaltigen Bestandtheile dieses Gesteins tragen dann zur schnelleren Bildung eines pflanzennahrhafteren Erdreichs bei, daher jener üppige Pflanzengürtel an der ganzen Berglehne herab.

Von diesem gerade übers Thal herüber war ich an der ersten Biegung der alten Steierdorfer Steige angekommen, und wandte mich fast rechts an die nördlich gelegene Halde des großen Kalkrückens, der unter dem Volke und auf Specialkarten den Namen Simeon führt; ich mußte durch einen Bergwinkel, in welchem auch im höchsten Sommer ein äußerst kühler Luftzug weht, weßhalb ich, der außerordentlichen Schwüle wegen jetzt schon in Schweiß gebadet, hier seinen Ueberwurf umnehmen mußte. Der Holzbestand aller Bergwaldungen um Orawitza und Steierdorf ist aus Eichen, Buchen und Tannen (P. abies) gebildet. Unter den Eichen findet sich häufig quercus conferta; als Mischholz findet man aber auch viel Ahorn, Linden, Eschen, Espen und Birken, namentlich erstere durch verschiedene Arten vertreten. Für den Fremden besonders zu merken ist aber das häufige und schöne Vorkommen von Prunus Mehaleb, deren glattgewachsene Röhren den Orawitzaer Drechslern manche Arbeit liefert, die jährlich Hunderte von wohlriechenden Weichselröhren daraus verfertigen; ebenso findet man auch häufig die vor einigen Jahren wieder von Aerzten gegen Hundswuth empfohlene Crataegus torminalis. Früherer Zeit kam auch Rhamnus tinctoria hier in außerordentlicher Menge vor, wurde aber so ziemlich von den Schuhmachern ganz ausgerottet, die sein Holz zu Sohlenstiften verwendeten. Wenigstens findet er sich jetzt nur noch als kleiner verkrüppelter Strauch, der lüsternen Drechslern nicht zu genügen im Stande ist. Die Halden des Berges Simeon sind besonders durch ihre edle einfache Form ausgezeichnet, die in der Längenmitte des Berges fast geradlinig von seinem Scheitel bis zu den beiderseitigen Thalsohlen abfallen; ich nannte den Simeon oben botanisch merkwürdig, und er ist es in der Thal, weßhalb ihn die Botanikerveteranen Kitaibel und Rechel oft durch Reisende oder Briefe grüßen ließen. Der Raum gestattet mir hier nicht einen denselben bezeichnenden Florenauszug anzugeben, und der Leser mag sich begnügen, wenn ich ihm einige weniger gemeine Pflanzen nenne, die häufig und schön auf ihm vorkommen. Aconitum Anthora et septentrionale; Agrimonia agrimonioides; Allium pallens; Alyssum Wierzbicki (Heuffel); Asplenium Ceterab; Campanula divergens; Carex divulsa; C. Drymeia; Carpinus orientalis; Centaurea atropurpurea; C. cirrata; Cerinthe minor; Chaerophyllum temulum; Ch. aureum; Crocus speciosus; C. reticulatus; Cytisus elongatus; Dentaria bulbifera; D. glandulosa; Dianthus armeria; D. petraeus; D. trifasciculatus; Epipactis latifolia; E. longifolia; E. microphylla; E. rubra; Erythronium Dens canis; Ferula silvatica; Fritillaria meleagris, β montana; Genista ovata; G. procumbens; Geranium Phaeum; Hesperis inodora: H. runcinata; Iris graminifolia; Lathyrus Hallersteini; Lilium Martagon; Linum flavum; Lunnaria annua; L. rediviva; Möringia muscosa; Neottia spiralis; Ophris nidus avis; O. ovata; Orchis pallens; Peltaria alliacea; Peucedanum longifolium; Polypodium fragile; Prunus Mahaleb; Quercus aurea; Qu. conferta; Ranunculus auricomes; R. pedatus; Rhus cotinus; Ruscus aculeatus; R. Hypoglossum; Sabulina banatica; Saxifraga rotundifolia; Scabiosa banatica; Senecio tenuifolius; S. montanus; Serapias rubra; Seseli gracile; S. rigidum; Silene Armeria; S. nemoralis; S. nutans; Tamus cretica (trilobata); Veronica orchidea.

Ich hatte den Berg schon oft bestiegen und mir in seinen Wäldern und Pflanzenschätzen manches Vergnügen bereitet; ich war eben mit angenehmen Rückerinnerungen in Gedanken beschäftigt, da traf ich einen Steinkohlenfuhrmann, der eben in einer quer über den Weg laufenden Wasserrinne stecken geblieben war; er hatte zur Vorsicht einen sehr steilen Hang herunter eingesperrt, und jetzt konnten es seine beiden schwächlichen Zugthiere nicht erschwingen, den schwer geladenen Wagen herauszuheben. So band ich denn mein Pferd zur Seite und half dem Wagen dadurch heraus, daß ich mich, an den Wagenleitern haltend, in die Radspeichen stemmte. Der bedrängte Fuhrmann muß ein Sonderling gewesen seyn, daß er nicht, wie andere seinesgleichen, den neuen Weg herunterfuhr. Freilich hat dieser gerade jenes unangenehme Gefäll, bei dem der Fuhrmann nicht weiß ob er einsperren soll oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Manuscripte in der Sprache der Tuschen. Bis jetzt besaß man nichts schriftliches in der Sprache dieses kaukasischen Volksstammes, kürzlich aber erhielt die russische Akademie 1) eine Grammatik, 2) ein Wörterbuch von 3000 Wörtern, 3) eine Sammlung von Auszügen, die aus dem Russischen und Georgischen in die Sprache der Tuschen übersetzt wurden, 4) eine Sammlung von 12 Volksliedern und 5) ein neues Testament aus dem Kirchen-slawischen übersetzt. Die Arbeiten sind von einem Geistlichen, Namens Sow Ziskarew. Die Sprache der Tuschen ist verwandt mit der der Kisten, d. h. mit der tschetschuischen. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 53. 2 März 1850.

Besuch in der Stadt Hang-tschou-fu.

(Von R. Fortune. Athenäum vom 2 Febr.)

Hang-tschou-fu, die Hauptstadt der Provinz Tschekiang, ist einer der größten und blühendsten Orte in dem reichsten Bezirk des chinesischen Reiches, aber gegen Fremde, die sich der Stadt nähern und in sie hineinwollen, haben die Mandarinen stets die größte Eifersucht gezeigt: wie man allgemein glaubt, nicht bloß wegen des natürlichen Widerwillens, den sie gegen die fremden Barbaren hegen, sondern auch wegen eines mehr materiellen Grundes. Sie haben hier ein Zollhaus errichtet, bei dem sie in Widerspruch mit den Bestimmungen des Tractats von Nanking Zölle von Waaren, die durch Fremde ein- oder ausgeführt werden, erheben, und wissen gar wohl, daß wenn es Ausländern erlaubt wäre hierher zu kommen, dieses Erpressungssystem sehr bald ans Licht gezogen und vernichtet werden würde. Nichts destoweniger gelang es mir, mich am Abend des 22 Octobers den Vorstädten des Ortes zu nähern. Als ich auf die Stadt zukam, verrieth alles was ich bemerkte, in ihr einen Ort von hoher Bedeutung. Der große Canal war breit und tief und trug auf seinen Wassern viele Hunderte von Kähnen, die sämmtlich im Dienst eines eifrigen, lärmenden Handels thätig waren. Viele von ihnen segelten in derselben Richtung wie wir, während andere die Stadt verließen, und in der Richtung von Sotschu, Hotschu, Kiaking und anderen auf dieser großen, bevölkerten Ebene vielfach zerstreuten Städten forteilten. Seitwärts von dem großen Canal zweigten sich nach allen Himmelsgegenden hin kleine Canäle ab, welche die Heerstraßen des Landes bildeten. Gegen Abend legten meine Bootsleute bei und brachten den Kahn unter tausend andern derselben Art zur Ruhe, ich selber aber beschloß, da es schon beinahe dunkel war, die Nacht über hier zu bleiben. Als der nächste Morgen dämmerte, sah ich, daß wir am Ufer eines großen und breiten Bassins fest lagen, das den großen Canal abschließt, und nachdem ich mich sorgfältig angezogen, verließen wir das Boot. Unser Weg ging nach einem Wirthshause, das, wenn ich nicht irre, unsere Shanghaier Bootsleute uns empfohlen hatten, und in dem wir eine Sänfte miethen wollten. Mit uns gingen jene Bootsleute, indem sie unser Gepäck trugen, und da sie bei der Ankunft vor dem Wirthshause zu meinem Erstaunen dem Besitzer desselben, ihrem guten Bekannten, mittheilten, daß ich ein Fremder sey, vermuthete ich schon, dieser werde aus Furcht vor den Mandarinen, oder in der Absicht Geld zu erpressen, meinen Planen Hindernisse in den Weg werfen. Indeß erwiesen sich meine Besorgnisse als grundlos. Der alte Mann, der seinen Lebensunterhalt mit Sänftenvermiethen und Theeverkaufen erwarb, verachtete offenbar einen guten Kunden auch dann nicht, wenn dieser ein Fremder war, und bald war eine Sänfte herbeigeschafft, um mich nach Kantu zu bringen, einem Platz an den Ufern des hier in die Bai von Hangtschu fallenden Flusses Tsien-tang-kiang.

Ich stieg in die Sänfte, hieß meine Diener mir folgen, und so zogen wir die Straßen der Vorstädte entlang auf die Stadt zu; bis wir die Thore derselben erreichten, hatten wir ungefähr eine (engl.) Meile zurückzulegen. Der Ort selbst schien alt, seine hohen Wälle und Mauern in gutem Zustande zu seyn, die Thore waren wie gewöhnlich von einer Anzahl Soldaten bewacht. Die Hauptstraße der Stadt, durch die mich mein Weg führte, ist im Vergleich mit den Straßen europäischer Orte klein, aber sie ist hübsch gepflastert und erinnerte mich ganz besonders an die Hauptstraße von Ningpo, obgleich allerdings Hangtschou sowohl in politischer als mercantiler Hinsicht ein Ort von viel größerer Bedeutung ist als Ningpo. Es ist, wie erwähnt, die erste Stadt der Provinz, und der Wohnort für viele von den hohen Mandarinen und Regierungsbeamten, so wie für viele angesehene Kaufleute, und während man bei einer Vergleichung zwischen den Städten Shanghai und Ningpo häufig bemerkt hat, daß das erstere ein Handelsplatz und das letztere ein reicher Ort ist, scheint Hangtschou die erwähnten Eigenschaften beider vereint zu besitzen. Ueberdieß ist es auch ein Platz der Mode und für die Provinz Tschekiang das, was Sotschu für die Provinz Kiangsu; ein altes, von Du Halde angeführtes chinesisches Sprüchwort sagt bezeichnend genug: droben ist das Paradies, aber hier unten liegen Sotschu und Hangtschou.

Die Mauern dieses irdischen Paradieses haben einen Umfang von vierzig Li oder ungefähr acht englischen Meilen: innerhalb derselben liegen zwar viele Gärten und offene Plätze, jedoch muß nichts destoweniger die Bevölkerung sehr zahlreich seyn, da auch die Vorstädte sich weit ausdehnen. Du Halde schätzt die Einwohner auf eine Million Seelen, und George Staunton nahm an, daß sie denen von Peking an Zahl gleichkommen möchten. Die Häuser ferner haben eine schlagende Aehnlichkeit mit denen von Ningpo, Sotschu und andern nördlichen Städten, so daß, wenn man mich mit einem Tuch über die Augen in die Hauptstraße einer dieser Städte führte, und dieses Tuch mir plötzlich abnähme, ich in großer Verlegenheit wäre meinen Aufenthaltsort anzugeben, selbst wenn ich den Ort sonst sehr gut kannte. Indeß gibt es zweifelsohne Unterschiede in den Häusern, die dem Auge des Barbaren unbekannt sind, wohl aber denen eines Chinesen sehr deutlich auffallen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die orientalische Frage.

(Schluß.)

Ein vorherrschender Zug, den man nicht aus den Augen verlieren darf, ist der Umstand, daß die Pforte im ganzen Verlaufe der Unterhandlungen über die Donaufürstenthümer als der liberale Theil auftritt, Rußland durchaus als der illiberale, selbst was die Behandlung der Bauern anbelangt; man darf sich deßhalb auch nicht wundern, wenn die öffentliche Stimme sich in den Fürstenthümern sehr zu Gunsten der Pforte aussprach. England und Frankreich machten vergebens Vorstellungen hinsichtlich derselben, sie konnten nichts ausrichten, denn sie konnten sich auf keine Macht stützen, welche dort einzuwirken vermocht hätte, und Rußland führte bald, wenn nicht die Mächte, doch die öffentliche Meinung über seine Plane gänzlich irre. Im Anfang April — man bemerke wohl diesen Zeitpunkt — wurde General Grabbe nach Konstantinopel geschickt, wo er am 16ten anlangte; seine Sendung betraf den Abschluß eines neuen Vertrags, oder wenigstens eine Uebereinkunft mit der Pforte, und alle Welt glaubte, es handle sich jetzt darum, neue Rechte auf die Fürstenthümer zu erlangen. Große, ziemlich ausschweifende Forderungen scheinen auch gestellt worden zu seyn, aber der ganze Zweck der Sendung Grabbe's lief darauf hinaus, die Besetzung der Fürstenthümer, welche mehr als 80,000 Mann betrug, ohne Nachtheil verwenden zu können, denn Rußland erkannte bereits im März, daß sein Einschreiten in Ungarn, wo man noch österreichische Siege verkündete, eine Nothwendigkeit seyn werde; Grabbe soll zuerst eine Erneuerung des Vertrags von Chunkiar Skelessi, d. h. die freie Fahrt für Rußlands Kriegsschiffe durch den Bosporus und den Durchmarsch russischer Truppen durch Serbien (um mit Umgehung Orsowas ins Banat zu gelangen), verlangt haben; beides schlug die Türkei ab, Rußland bestand nicht länger darauf, und gewann nur, daß die Besetzung der Fürstenthümer mit je 25,000 Mann noch ein Jahr, mit 10,000 Mann auf unbestimmte Zeit dauern solle, aber sie mußte mit den türkischen Truppen getheilt werden. Dieser Vertrag setzte Rußland in Stand 50 bis 60,000 Mann aus den Fürstenthümern zu ziehen und gegen Ungarn zu verwenden.

Wie sehr die Pforte jedoch erkannte, daß damit nur eine Galgenfrist gewonnen sey, zeigt der Umstand, daß sie in ihren Rüstungen sich durch keine Unterhandlungen beirren ließ, und die Bevölkerung selbst scheint den bevorstehenden Kampf zu erkennen, denn nicht nur herrschte in allen Provinzen die vollkommenste Ruhe, sondern auch die größte Bereitwilligkeit sich der Conscription zu fügen: bedeutende Aushebungen fanden statt, und viele junge Leute meldeten sich selbst zum Dienste; die Nationalgarde (Redif) wurde in einer Art ausgerüstet, daß sie nöthigenfalls mobil gemacht werden konnte, und — ein ganz ungewöhnlicher Umstand — viele Christen wurden ausgehoben, namentlich in Bosnien [1], Armenien und Kurdistan. Fortwährend strömten vor und nach dem Abschluß der Uebereinkunft mit Grabbe Truppen nach Konstantinopel, und in der Mitte des Jahres sollen ihrer 80,000 Mann in der Umgegend vereinigt gewesen seyn. Zugleich gingen noch während des ungarischen Kriegs mehr und mehr Truppen nach der Donau ab, und die Festungen wurden so gut wie möglich ausgebessert, während die Flotte durch eine allgemeine Preßmaaßregel, der sich die sämmtlichen Handelsschiffe willig unterzogen, eine bedeutende Anzahl tüchtiger Matrosen erhielt.

[1] In dieser Provinz allein soll Tahir Pascha 15,000 auf die Beine gebracht haben.

Es stehen also zwei Dinge fest, die Pforte suchte fortwährend in den Fürstenthümern das Volk durch milde Maaßregeln für sich zu stimmen, und rüstete sich vor, während und nach dem ungarischen Krieg fortwährend zum Kampf. Unter der türkischen Bevölkerung zeigte sich eine seltene Stimmung der Einigung gegen den gemeinsamen Feind, und Rußland waffnete fortdauernd die Serben, denen es 10, nach andern 30,000 Gewehre schickte, während jetzt fortwährend an Kriegsmaterial gearbeitet wird, wie es scheint, nicht sehr zum Vergnügen des Fürsten, dem die Senatorenpartei unter Simitsch anliegt die Rüstungen zu betreiben. Die günstige Stimmung der türkischen Befehlshaber für die Ungarn blieb während des Kampfes kein Geheimniß, und war ein Gegenstand tiefer Erbitterung für die Russen; daher der Brief, den der Kaiser nach Beendigung des Kriegs an den Sultan schrieb, und ihm die Niederlage der ewigen Störer der europäischen Ruhe, der Revolutionäre, anzeigte; daher das Verlangen der Auslieferung, daher aber auch die Bereitwilligkeit, mit der die Pforte nicht nur die flüchtigen Magyaren und Polen aufnahm und ihre Auslieferung verweigerte, sondern noch mehr die Erhebung Bems und anderer, die zum Islam übergetreten, zu hohen militärischen Würden. Das Benehmen der Pforte ist sich von dem Augenblick an, wo die westeuropäische Revolution ausbrach, völlig gleich geblieben: sie hat sich zum Kriege gerüstet, aber sie hat nicht herausgefordert, sie hat das ihr drohende Schicksal nie verkannt, und gethan, was in ihren Kräften stand, sie hat ihre tüchtigsten Köpfe an die gefährlichen Stellen geschickt, und mehr als einmal ist es ihr begegnet, daß der russische Einfluß die Abberufung von Officieren durchsetzte, welche sich vielleicht etwas zu entschieden als antirussisch gezeigt hatten. Daß ein gemeinsamer, glühender Haß die Türken gegen die Russen beseelt, daran ist wohl kein Zweifel, und diese Stimmung hat die Maaßnahmen der türkischen Regierung wesentlich unterstützt.

Rußlands Umsichgreifen, das in der zweiten Hälfte des Jahres 1848 so zuversichtlich war, wurde durch den Umfang und die Bedeutung des ungarischen Kampfes auf eine unerwartete Art durchkreuzt. Rußland hatte auf eine Unterdrückung des Aufstandes durch Oesterreich selbst gerechnet, und eine solche war auch seinem Vortheil gemäß, denn Oesterreichs Kraft wäre auch nach einem Siege durch die nothwendige Besetzung eines eben erst empörten Landes gelähmt gewesen. Aber die Verlegenheiten, welche Rußland dem österreichischen Staat seit mehr als 20 Jahren in Italien und vielleicht selbst in Ungarn bereitet hatte, rächten sich nun, und Oesterreich konnte die italienische und ungarische Revolution zugleich nicht mit Einem Schlage bezwingen; Rußland selbst, dem ein Bund der Polen, Magyaren und Rumunen einen Stoß ins Herz versetzen konnte, mußte einschreiten, und verlor darüber ein kostbares Jahr, in welchem die Türkei sich zum Kampfe rüsten und England seinen Einfluß geltend machen konnte. Grabbe's Sendung hatte den Zweck, Rußlands Stellung in den Fürstenthümern während des fatalen Zwischenspiels mit Ungarn zu sichern; das gelang, weil die Pforte, um es zu hindern, augenblicklich selbst den Krieg hätte beginnen müssen, wozu sie sich nicht stark genug fühlte, und wohin ihr England auch nicht wohl hätte folgen können. Kaum war der ungarische Krieg zu Ende, so trat Rußland mit einer so harten Forderung auf, daß sich die Türkei entweder ganz zu den Füßen Rußlands werfen oder weigern mußte, dieselbe zu erfüllen. Letzteres geschah auf eine höfliche, aber sehr feste Weise. Am 16 Oct., ehe sie auf das russische Ultimatum ant-

Digitized by Google

wortete, stellte sie den vermittelnden Botschaftern von England und Frankreich sechs Fragen, von denen die vierte dahin ging, ob Frankreich und England, wenn es zum Krieg komme, die Pforte unterstützen würden. Natürlich antworteten die Botschafter, daß sie die Verantwortlichkeit einer solchen Verpflichtung nicht auf sich nehmen könnten. Indeß gab Sir Stratford Canning dem englischen Admiral Befehl, mit seiner Flotte sich nach den Dardanellen zu begeben, und der Gouverneur von Malta erhielt die Weisung alle irgend disponibeln Schiffe ihm zuzusenden. Vor dieser energischen Maaßregel wich Rußland zurück, Hr. v. Titow erklärte zwar, daß er sich auf eine Unterhandlung nur einlassen werde, wenn die englische Flotte sich zurückziehe, augenscheinlich aber hat diese sich erst dann zurückgezogen, als Sir Stratford Canning seiner Sache gewiß war, daß Rußland wenigstens vorerst keinen Gewaltschritt thun werde. Indeß ist nichtsdestoweniger gewiß, daß England nicht alles erreicht hat, was es wollte, d. h. keine Sicherheit, daß Rußland nicht demnächst einen Anlaß ergreife, gegen die Türkei vorzugehen, denn Lord Palmerston hat dieß selbst im Parlament erklärt.

Rußlands Macht im Orient beruht wesentlich auf der öffentlichen Meinung, und diese betrachtete sein Zurückweichen als eine Niederlage; wird es diese verschlucken oder vorwärts gehen? Das ist die Frage. Eine französische Correspondenz aus der Zeit, wo Rußland schon die diplomatischen Verbindungen wieder angeknüpft hatte, sagt: „der Augenblick ist vielleicht nicht fern, wo Rußland und England in einem furchtbaren Stoß im Osten Europa's aufeinander treffen, die geheimen seit langer Zeit von beiden Seiten gegrabenen Minen werden dann plötzlich springen, und der gegenwärtigen Generation, die bis jetzt nur unbestimmte Vorahnungen hat, ein in seinen Schachspielzügen unbekanntes und bizarres diplomatisches Spiel enthüllen. Rußland hat sein Spinnengewebe in allen Theilen der Türkei ausgebreitet: die ganze illyrische Nation, Serbien, Bulgarien, Herzegowina, Bosnien, Montenegriner sind in der Stellung die Türken zu stürzen und sie nach Asien zu treiben. In Serbien sieht man das Bild des Zaars selbst in der kleinsten Hütte; liefert man ihnen 30,000 Gewehre, so ist der zweite Uebergang über den Balkan den Russen gesichert. England seinerseits hat sich das Meer zugeeignet. Admiral Parker hat, ehe er Malta verließ, ägyptische Lootsen an Bord genommen, und sie eine Art Prüfung bestehen lassen, um sich zu versichern, ob sie alle Fahrwasser am Eingang in den Hafen von Alexandrien praktisch kennen. Alle Welt sagt hierüber, der fast eingestandene Zweck Englands sey, sich eintretenden Falls den Absichten Rußlands auf Konstantinopel nicht zu widersetzen, sondern sogleich durch eine Besetzung Aegyptens darauf zu antworten.“ Letzteres möchten wir geradezu in Abrede stellen; Aegypten kann den Engländern, wenn sie die Herrschaft des Mittelmeers behaupten, nicht entgehen, und Konstantinopel werden sie schon um ihres bedeutenden Handels mit Persien willen nicht in russische Hände fallen lassen, so lange sie es hindern können.

Was der Punkt seyn mag, den Palmerston nicht erreicht zu haben im Parlament offen gesteht, wissen wir nicht, jedenfalls aber bedeutet die Aeußerung so viel, daß die Streitfrage noch nicht zu Ende sey, und daß die Blokade der griechischen Häfen damit zusammenhängt, leidet keinen Zweifel. Die Forderungen, welche England an Griechenland zu machen hat — mag man darüber nun urtheilen wie man will — haben ein solches Aufgebot an Kräften nicht nöthig gemacht, ein Paar Dampfschiffe hätten dazu hingereicht, es lag also bei einer solchen Machtentwicklung ein weiterer Zweck vor, über welchen die englische wie die russische Diplomatie die Welt aufzuklären noch nicht für gut befunden haben. Das ist die herrschende Ansicht in England, und muß es auch mehr und mehr auf dem Continent werden, je genauer man sich die Sache überlegt. Wie, wenn England wüßte, daß Rußland, wie es eine gute Anzahl Serben für seine Sache geworben und bewaffnet hat, auch eine geheime Aushebung von 25,000 griechischen Matrosen ins Werk setzte? Eine solche Vermehrung würde seiner Flotte auf einmal ein Gewicht geben, das sie bis jetzt nicht hat. Bekanntlich bestand die türkische Seemannschaft früher großentheils aus Griechen, und dieß gab auch der Flotte eine Bedeutung; seit Jahren sucht Rußland griechische Matrosen an sich zu ziehen und hat die Verordnung erlassen, daß Handelsschiffe als russische gelten sollen, wenn sie auch nur Einen Russen an Bord hätten. Bei der Energie, mit der die russischen Consuln die wirklichen und angemaaßten Vorrechte ihrer Flagge in Schutz nehmen, mußte dieß Hunderte von griechischen Handelsschiffen veranlassen, sich in russische umzutaufen und dieß durch Aufnahme irgend eines Russen an Bord zu constatiren. Augenscheinlich geht unter der Decke etwas vor, von dem die große Welt, wenn der Krieg nicht ausbricht, gar nichts, und selbst wenn er ausbricht, vielleicht nur die Hälfte erfährt.

Die Bestrebungen Rußlands am adriatischen Meer einen Hafen zu bekommen, die wiederholten Gerüchte, Cattaro solle von Oesterreich an Rußland abgetreten werden, die enge Verbindung des Königs von Neapel mit Rußland, der angebliche Versuch die ägyptische Flotte für Oesterreich anzukaufen, alles dieß, mag es wahr oder falsch seyn, ist schon als Gerücht bezeichnend für den Stand der Dinge. Die türkische Flotte besteht mit Einschluß der ägyptischen aus 24 Linienschiffen, 26 Fregatten, mehr als 100 Corvetten, Bricks und kleineren Fahrzeugen, und die Zahl der Matrosen, welche schon im Anfang vorigen Jahrs aus 30,000 Mann bestand, ist durch die im Hafen von Stambul vorgenommene Aushebung auf mehr als 40,000 gebracht worden; an tüchtigen Officieren werden es die Engländer für den Nothfall nicht fehlen lassen. So rüstet man sich gegenseitig, und niemand weiß noch ob und wann das Gewitter sich entladen wird: der Angriff auf Griechenland und das Vorgehen der mit England verbundenen Pforte gegen den Bey von Tunis scheinen darauf hinzudeuten daß der Bruch nicht ferne ist, selbst wenn man die mannichfachen Rüstungen auf dem Continent nicht in Anschlag bringen will. Welche Rolle wird Oesterreich in dem Drama spielen? das ist auf dem Continent die wichtigste Frage; neutral kann es in dem Kampfe nicht bleiben, und es mag sich für welche Seite immer entscheiden, die inneren Keime der Unordnung und des Zerfalls werden dadurch zu einer drohenden Entwicklung gelangen, und Oesterreich — dieß haben wir wiederholt ausgesprochen — ist der Schlußstein des alten europäischen Staatengebäudes.

Tod des Reisenden Duncan.

Der Tod dieses kühnen Reisenden, welcher die Geographie mit einigen neuen Entdeckungen bereicherte, ist längst gemeldet, und wir führen hier nur als Merkwürdigkeit die nähern Umstände seines Todes an, da sie zeigen, daß der Aufenthalt in tropischen Klimaten seit geraumer Zeit schon seinen Körper untergraben hatte, ehe ein ernsteres Unwohlseyn ihn befiel. Er wurde zu Wydah von einem Durchfall ergriffen, worauf ihn der Capitän des Kriegsschiffs Kingsfisher zur bessern Verpflegung an Bord bringen ließ. Die ärztliche Behandlung schien anzuschlagen, und

Digitized by Google

man hoffte umsomehr auf seine Rettung als er keine Schmerzen hatte. Aber einige Tage nach seiner Ankunft zeigte sich der Magen außerordentlich reizbar, behielt keine Art von Nahrung länger als einige Minuten bei sich, und nach einigen Tagen starb Hr. Duncan. Als man ihn öffnete, fanden sich Magen und Eingeweide ganz gesund, aber überladen und befleckt mit einer sehr verdorbenen Galle, während die Leber das Doppelte ihrer natürlichen Größe hatte, und zum Theil sich zerreiben ließ, auch fanden sich sieben Unzen gallichten Stoffes in der Gallenblase. Liter. Gaz. 23 Februar.)

Ritt in die Walachei.

Erster Abschnitt.

Almasch und Kraina.

(Fortsetzung.)

Nach $1\frac{1}{2}$stündigem gemächlichem Steigen hatte ich den Lup erreicht; dieser Bergkopf ist nicht so hoch als der Simeon oder die große Tilfa, schließt aber das enge Waldthal in welchem Orawitza liegt, querüber, und an seinem Fuß entspringt das kleine Wildwasser, auf dessen Kraft die Orawitzaer Hüttenbetriebe berechnet sind. Seinen Namen hat er aus dem Walachischen, und soll davon herrühren, daß schon vor gar langer Zeit hier oben ein Wolf erlegt, und eine geraume Zeit hindurch an einer riesenstämmigen Tanne aufgehängt zu sehen gewesen seyn soll; so bekam also dieser Bergscheitel den Namen lupu spenserat (gehängter Wolf), d. i. Spitze beim gehängten Wolf. Es ist überhaupt eine nicht zu übergehende Thatsache, daß die Namen der Dörfer und Städte und der fließenden Wasser in den hiesigen Landstrichen slavischen Ursprungs sind, daß aber alle Einzelnheiten bezeichnende Namen, als Berge, Thäler, Waldpartien, Hänge, Triften u. dgl. walachische Namen führen; z. B. Orawitza ist slavisch und bedeutet etwa Nußthal (Ora, Nuß), umliegende Berge aber heißen Simeon, große und kleine Tilfa, Parlavoi, Babarna, Plai. Die Bedeutung derselben konnte ich nicht erfahren, Tilfa allein kommt oft vor und bezeichnet einen kegelförmigen Berg; darum tilfa mare oder mik (groß oder klein), tilfa Sina (Dnia, Diana), tilfa vasch (Kuhkegel) u. s. w. Dieses Namensystem scheint zu beweisen, als ob Slawen die Suprematie über dieses Land behauptet hätten, während die Walachen die Beherrschten gewesen. Etwas davon dürfte sich dadurch bekräftigen, daß die gräko-slawische Sprache noch bis auf den heutigen Tag die in der walachischen Kirche herrschende ist, wenigstens ist die Kirchensprache der Walachen noch überfüllt von solchen Worten. Bei Anlegen von Dörfern, d. h. von Kirchengemeinden dürfte also das gräko-slawische immer durch die Geistlichkeit die Vorhand genommen haben, während das Volk die Striche seines Thun und Treibens, Halden, Thäler, Wälder, Berge, kleine Bäche, Quellen u. dgl. mit eigentlichen Volksbenennungen bezeichnete.

Schon auf halber Höhe der genannten Berge kommt man auf Jura- oder Höhlenkalk, der aber nicht wie der meines Vaterlandes Schwaben so reich an Petrefakten und organischen Abdrücken ist, sondern nur dessen sonstige Eigenschaften, scharfkantigen muschligen Bruch und dessen ungemeine Zerklüftung theilt, so daß auf diesen Höhen nirgends Quellen und Wasser zu finden sind. Ebenso besitzt diese Gebirgsbildung, wie die vom Jura, jene malerischen und so höchst eigenthümlichen Felsformen, scharfe Thälerprofile, und auf ihren Oberflächen jene besondern, oft sehr tiefen trichterförmigen Einsenkungen, dadurch merkwürdig, daß dieselben nie einzeln, sondern stets paarweise, mit einander übereinstimmend vorkommen.

Häufig fährt man neben der Hochstraße, die hier nach Steierdorf durch Nadelwaldungen führt, so daß man diese bald zu beiden Seiten, bald wechselnd rechts oder links hat. Das Leben auf der stückweise noch nicht einmal fertigen Straße war so rege, als es sich denken läßt; außer den Holz- und Steinkohlenfuhren standen oder zogen ganze Wagenkarawanen von 20 — 30 Fuhren an einem vorüber, Erde, Steine, oder sonstiges Material zum Straßenbau herschaffend, oder es waren solche Fuhren ausgespannt und ihre Leitern durch übergehängte Teppiche oder Tücher zu Zelten für Bauernfamilien verwendet, die Tagreisen weit hierher zur Arbeit berufen waren und nun so lange hier campirten, bis sie den ihnen zugemessenen Theil fertig gemacht haben würden. Oder es waren Holzarbeiter seitwärts im Dickicht, die bei mit grünem Reisig oder Zimmerscharten genährter, hellflackernder Lohe das grün geschlagene Tannenholz zu Schindeln oder Gebälke verarbeiten, wozu freilich die Jahreszeit besonders übel ausgesucht war. Da hatte es aber mit dem ganzen regen Treiben und Arbeiten auf der Bergwaldstrecke zwischen Orawitza und Steierdorf eine ganz eigene Bewandtniß; diese hatte eine so plötzliche und ungemeine Betriebsamkeit und eine mächtige Umwandlung in den bisherigen Banater Bergwerksangelegenheit hervorgebracht. Während also die Bergdirection, Administration, Wald-, Berg- und Hüttenwirthschaft im Interesse des Montanärars auf Kosten des Privatbetriebs, und zum Aerger der ungarischen Hofkammer, bereits ihre Verarbeiten verhundertfachte, war der bürraukratischen Welt in diesem Landestheil ein neuer Stern aufgegangen. Der damalige Ministerpräsident, der, in seiner löblichen Absicht den zerrütteten Finanzen des österreichischen Kaiserstaats aufzuhelfen, ein eigenes System aufgenommen hatte, in welchem der sehr fragliche Grundsatz der Selbstbewirthschaftung von Staatsgütern einen wesentlichen Bestandtheil ausmachte, hatte auch dem, von der Banater Bergdirection ausgemachten, durch einen betreffenden Hofrath unterstützten Vorschlag auf Staatsunkosten einen großartigen Steinkohlenbau zu betreiben, Thür und Angel geöffnet. Die in der That großartige Idee eines durch die tertiäre Kalkformation hineinzuführenden Unterbaues, um die eigentlichen Steinkohlenschichten zu unterführen, wurde bewilligt und in Angriff genommen. Weil aber dieser Bau veranschläglich erst in 15 Jahren fertig werden konnte, so wurde als einstweiliges Auskunftsmittel öfters genannter Straßenbau so thätig als möglich betrieben, da er schon im laufenden Jahre fertig werden sollte. Banater Beamte wurden ausgesendet, um im Lande Colonisten zu werben, ebenso auch Einwanderer vom Auslande berufen. Steierdorf, das jetzt nur eine armselige einsame Holzarbeiter- und Köhlercolonie, wurde zu einem förmlichen Verwalteramte mit drei Adjuncten, Förster, Practikanten und vielen Dienern höheren und niederen Grads umgeschaffen. Da ging es jetzt bunt durcheinander, und dort wie auf der Straße war ein förmlicher Menschenmarkt aus allen Ecken und Enden der cultivirten Welt zusammengeblasen worden; theils waren diese mit Häuserbau, oder auf Wald- und Fahrstraßen oder in neu angelegten Schachten und Stollen beschäftigt. Am empfindlichsten von allen untergeordneten Interessen war durch diese Neuerung die Forstcultur des Bergwerkbezirkes betroffen, die sich nach und nach, so wie Rußland in den Donaufürstenthümern, eine gewaltthätige Oberherrschaft über Forste angeeignet hatte, deren Nutznießung und Reservirung ausschließlich durch das Landesgesetz für die Zwecke des Hütten- und Bergbetriebs hätte vorbehalten bleiben sollen. Die administrirende und beaufsichtigende Forstcultur hatte nicht nur seit einigen Jahren durch Vermehrung von Taxen und die Einrichtung eines Holzlagers, welches die königl. Regie vermehrte, die Holzpreise fast um $\frac{1}{3}$ erhöht, sondern auch die hiesigen Holzarmen immer auf die entferntesten Plätze zum Abholzsammeln angewiesen, und so das hiesige Publicum mit jenen Aftersegnungen einer förmlichen Forstdespotie vertraut gemacht, so daß sich dieses bald in dem höhern Studium verfeinerter Waldfrevel hätte prüfen lassen können. Die Forstcultur, die eine frevelnde Hand nicht allein mit einer Geldbuße und Messerconfiscatio[illegible] sondern eine abgeschnittene Ruthe wenigstens für einen vollende[illegible]aummord ansieht, diese Forstcultur war jetzt gezwungen, durch ihr fein gewebtes System von Waldwirthschaft, das sie bis jetzt so eifersüchtig bewachte, einen Hauptstrich zu machen und die schönen Tannenschläge längs der nicht wenig hin- und herschlängelnden Straße auf jeder Seite acht Klafter breit abzuholzen und dieß zu einer Jahreszeit, da das Holz den geringsten Werth hatte. Darum also das Holzfällen, Schindelspalten und Bauholzzurichten mitten im Sommer.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 54. 4 März 1850.

Beiträge zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel.

(Von Moriz Willkomm.)

4. Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen. Der Guadalquivir.

Obgleich das Flachland des Königreichs von Jaen oder das Becken des obern Guadalquivir eine besondere natürlich begränzte Abtheilung Andalusiens ausmacht, so wollen wir es doch hier gemeinschaftlich mit den Ebenen von Cordoba und Sevilla, welche das Volk mit dem Namen „Andalucia Baja," d. h. Nieder-Andalusien, belegt, betrachten, theils weil es hinsichtlich seiner geognostischen Beschaffenheit und seiner Physiognomie manche Aehnlichkeit mit jenen Ebenen besitzt, theils weil es den Uebergang von dem Tieflande Nieder-Andalusiens zu dem Hochlande von Granada und Neucastilien bildet, theils und vornehmlich weil es eben so gut wie Nieder-Andalusien von dem Guadalquivir bewässert wird.

1. Allgemeiner geographischer Ueberblick des vom Guadalquivir durchströmten Flachlandes. Das Tiefland von Nieder-Andalusien, welches einen Raum von ungefähr 250 g. Quadratmeilen einnimmt, wird gegen SW von dem atlantischen Ocean, gegen W und NW von dem Sierra Morena, gegen O von dem Becken des obern Guadalquivir, gegen SO von der Hochterrasse von Granada und von dem Hügellande der Provinz von Cadiz begränzt, und zerfällt in zwei natürliche Abtheilungen, nämlich in die Ebene von Sevilla und in die Campina de Cordova.

Die Ebene von Sevilla, die größere Hälfte des andalusischen Tieflandes, gränzt gegen NW an den Rio Tinto und die Sierra Morena, gegen NO an den Jenil, gegen SO an die Abhänge der Plateaux von Ronda und Mollina und an das Hügelland von Cadiz, gegen SW endlich, von der Mündung des Guadalquivir bis zur Ria von Huelva, an das atlantische Meer. Durch diese Gränzen erhält sie die Gestalt eines fast rechtwinkligen Parallelogramms, dessen Längenaxe von WSW nach ONO gerichtet und dessen Diagonale ziemlich genau durch den Lauf des Guadalquivir bezeichnet wird, welcher das Viereck in zwei ungleiche Dreiecke theilt. Der größte Theil dieses Flachlandes ist vollkommen eben, nur nach den nordöstlichen und südwestlichen Gränzen zu erhebt sich der Boden in Gestalt wellenförmiger Höhenkämme, die allmählich zu höhern Hügelreihen anschwellen und sich an die Gebirge anlehnen, welche die Ebene auf dieser Seite umgürten. Das südliche Stück, etwa vom Parallelkreise von Utrera an, besitzt eine so geringe Erhebung über das Meer, daß der Spiegel des Guadalquivir nur wenige Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ja an vielen Stellen fast in gleichem Niveau mit derselben steht, und sowohl sein Lauf als der aller übrigen Flüsse und Bäche kaum noch deutlich wahrnehmbare Furchen in den Boden ziehen. Nach Norden zu steigt das Land allmählich an, so daß es hier in der Nähe seiner nordwestlichen Gränze, wo der Guadalquivir strömt, von ONO nach WSW flach muldenförmig ausgehöhlt und durch die in diesen Strom fallenden Flüsse und Bäche von N nach S und von SO nach NW mehr oder weniger tief gefurcht erscheint.

Mehr erhebt sich die Oberfläche Nieder-Andalusiens in der Campina de Cordoba, welche durch das flache Thal des Jenil auf die natürlichste Weise von der Ebene von Sevilla geschieden ist. Dieser Theil des andalusischen Tieflandes hat eine fast dreieckige Gestalt, indem sich hier die Terrasse von Granada, welche die Campina gegen Osten umwallt, wegen ihrer gleichmäßig von SW nach NO erfolgenden Breitenzunahme, bedeutend dem Abhange des centralen Tafellandes nähert. Die Grundlinie dieses Dreiecks, vom Jenil gebildet, erstreckt sich von SO nach NW, die Spitze, als welche man Montoro ansehen kann, ist nach NO gekehrt. Während in der Ebene von Sevilla das Maximum der Bodensenkung von ihrem mittlern Theile in der Richtung von N nach S statt hat, zeigt die Campina ihre größten Senkungen längs ihrer nordwestlichen Gränze, wo der Guadalquivir, und längs ihrer südwestlichen, wo der Jenil fließt. Dadurch erhält diese Ebene eine doppelte Neigung, nämlich sowohl in der Richtung von NO nach SW als in der von SO nach NW. Die größte Erhebung des Bodens, etwa 4 bis 500′ über das Niveau des atlantischen Meeres betragend, beobachtet man in dem südöstlichen und nördlichen Theile zwischen Montilla und Baena und um Bujalance. Zwischen diesen beiden Wölbungen, welche sich von ONO nach WSW erstrecken und von wellenförmigen Höhenkämmen durchzogen sind, die man als die letzten Ausläufer der nach Westen gerichteten Verzweigungen der Gebirge von Jaen betrachten kann, erscheint der Boden durch das zwar seichte aber enge Thal des Guadajoz ziemlich stark gefurcht, welcher in derselben Richtung wie der Jenil strömend die Campina in zwei ungleiche Hälften theilt.

Hügelerfüllte Plateaux, die bereits bis zu einer Höhe von 500′ und darüber ansteigen und eine scheinbare Verbindung der Gebirgsgruppe von Jaen mit der Sierra Morena bewerkstelligen, trennen zwischen den Städten Montoro und Andujar das Tiefland Nieder-Andalusiens von dem Becken des obern Guadalquivir, welches im allgemeinen eine längliche muldenförmig eingebogene Fläche darstellt, die durch die Thäler dreier Flüsse, des

Digitized by Google

Guadalimer, Guadalquivir und Guadiana Menor, tief eingeschnitten ist. Dieses Becken, dessen Oberfläche theils eben theils hüglich ist, trägt bereits ganz entschieden den Charakter der Hochebenen von Ostgranada und Murcia. Sein Boden steigt in der Richtung seiner Längenaxe, die von Andujar bis an den Fuß der Sierra Segura kaum 10 Meilen mißt, von 500′ bis ungefähr 1500′, woraus sich eine durchschnittliche Erhebung von 100′ auf die Meile ergibt. Die Gränzen dieses Beckens sind im Norden die Sierra Morena, im Süden der weite Halbkreis der Gebirgsgruppe von Jaen, im Osten die Sierra Segura und der Gebirgsstock der Sagra.

2. Specielle Schilderung der einzelnen natürlichen Abtheilungen des vom Guadalquivir durchströmten Flachlandes. Wer sich das vom Guadalquivir durchströmte Flachland als eine lachende, überall von üppigem Pflanzenwuchs bedeckte, mit Orangenhainen und Weingärten geschmückte Ebene vorstellt, wie es von den Dichtern oder von Reisenden, welche nichts als die Umgebungen von Sevilla oder Cordoba gesehen haben, geschildert zu werden pflegt, der ist in einem großen Irrthum befangen. Mehr als die Hälfte jenes Landes, dem die Namen Sevilla und Cordoba einen so unerschöpflichen poetischen Zauber verleihen, ist nämlich kahl, dürr und öde, ja in manchen Gegenden gewahrt man oft Stunden lang kaum eine dürftige Spur organischen Lebens. Diese Kahlheit rührt weniger von der Indolenz der Bewohner her als von der Beschaffenheit des Bodens. Letzterer ist nämlich an sehr vielen Stellen so stark mit Salzen geschwängert, daß außer einigen Steppenpflanzen kein Gewächs auf ihm gedeiht. Dieser Salzgehalt, der am stärksten in den Ländereien längs der Basis der hochandalusischen Bergterrasse hervortritt, ist jedenfalls das Product der Verdampfung des Meereswassers, welches ehedem sowohl die Ebenen Nieder-Andalusiens als das Becken von Jaen erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch in der Stadt Hang-tschou-fu.

(Schluß.)

An Triumphbögen, Denkmälern für große Männer und tugendhafte Frauen, so wie an prächtigen Buddhatempeln fehlte es in den vielen Stadttheilen, die ich auf meinem Wege beobachten konnte, nicht, und daß dieselben in gewissem Sinne interessant sind, ist nicht zu läugnen, nur freilich können sie als Kunstwerke keineswegs mit den Bauten derselben Art, die wir zu Hause sehen, verglichen werden.

Von den Läden in den Hauptstraßen werden die Façaden bei Tage weggeräumt, so daß der Vorübergehende vollauf Gelegenheit hat, die in ihnen zum Verkauf ausgelegten Waaren zu sehen und zu beurtheilen, und ich bemerkte manche Läden, in denen sich Gold- und Silberzierrathen und prächtige Stücke des berühmten Nephrit befanden. Zahlreich waren auch die Läden, in denen man alte Merkwürdigkeiten feilbot, Gegenstände, die bei den Chinesen in hohem Werth stehen, wie alte Porzellankrüge, Bronzearbeiten, Schnitzereien aus Bambusrohr, Krüge aus Nephrit und eine Unzahl ähnlicher Dinge. Neben andern Läden bemerkte ich ferner auch einige große Seidenläden, die, nach der großen Anzahl von Personen zu urtheilen, die hier Seide tragen, ein schwunghaftes Geschäft betreiben mochten, was um so natürlicher ist, da Seide einen Hauptartikel der Manufactur von Hangtschou bildet. Du Halde nimmt an, daß von der zahlreichen Manufacturbevölkerung, welche die Stadt außer Mandarinen, Kaufleuten, Krämern und gewöhnlichen Lohnarbeitern umschließt, 60,000 Individuen bei der Seidenmanufactur beschäftigt sind. Für die mittlern Classen und die Armen endlich gab es in Hang-tschou-fu, wie gewöhnlich in allen chinesischen Städten, die ich besucht habe, eine große Anzahl Thee- und Eßwirthschaften, denen es offenbar nicht an Kunden gebrach; es drängten sich in ihnen Hunderte von Eingebornen, die hier für wenig baares Geld oder Tsin sich ein gesundes und nahrhaftes Mahl verschaffen konnten.

Nachdem wir etwa halbwegs durch die Stadt gekommen waren, setzten mich die Sänftenträger nieder und benachrichtigten mich, daß sie nicht weiter gingen. Da ich glaubte, die Träger seyen für den ganzen Weg bezahlt worden und über ihr unerwartetes Benehmen Aufklärung bei meinen Dienern zu finden hoffte, so stieg ich aus und sah mich nach diesen um, aber vergebens. Sie waren nirgends zu erblicken. Ich befand mich in einer Verlegenheit, aus der ich mit eigenen Mitteln mich kaum herauszuziehen hoffen konnte, bis zu meinem freudigen Erstaunen eine neue Sänfte gebracht, und mir bedeutet ward, ich solle in diese hineinsteigen. Jetzt ging mir ein Licht über die Sache auf, indeß war die unangenehme Scene damit noch nicht zu Ende. Der Wirth, von dem der erste Sessel gemiethet war, hatte sich nämlich allerdings dazu verbindlich gemacht, mich bis an meinen Bestimmungsort zu schaffen, und den ersten Trägern so viel Geld mitgegeben, daß sie für den zweiten Theil meines Weges mir einen zweiten Sessel miethen konnten, sie aber hatten einen Theil der empfangenen Summe unterwegs für Thee und Tabak ausgegeben, und die zweiten Träger weigerten sich mich für das übriggebliebene Geld weiter zu schaffen. Es entstand daher ein lauter Streit zwischen ihnen und ihren Vorgängern, den ich nur mit Mühe dadurch beendete, daß ich den neuen Trägern den Rest ihrer Forderung zu bezahlen versprach, sobald wir an meinem Ziele angelangt seyen. Glücklicherweise sind Streitigkeiten auf der Straße so häufig, daß auch dieser nicht weiter auffiel und ich fernerer Unannehmlichkeiten überhoben war, indeß bemerkte ich bei dieser Gelegenheit wieder, daß für uns, die wir dieß merkwürdige Volk einmal nicht begreifen können, der Wahlspruch bei Reisen in China stets der seyn muß: nimm alles was dir begegnet, ruhig auf und laß dich niemals aus der Fassung bringen.

Die Entfernung vom Bassin des großen Canals bis zum Seehafen an der entgegengesetzten Seite beträgt 28 oder 30 Li, zwischen 5 und 6 (engl.) Meilen, und nachdem wir Hang-tschou-fu verlassen, kamen wir ungefähr zwei Meilen weit durch ein hübsches, wellenförmiges Land, dann waren wir an meinem Ziele: Kantu; ehe ich indeß von Hang-tschou-fu zu reden aufhöre, will ich noch zwei Worte über seine commercielle Wichtigkeit sagen.

In die Bay von Hang-tschou fu ergießt sich nahe bei Kantu der Fluß Tsien-tang-kiang, dessen Quellen weit weg zwischen den westwärts gelegenen Bergen entspringen. Die eine derselben kommt von den Hügeln von Hwuy-tschu, die den grünen Thee tragen, die andere entspringt nahe der Stadt Tschang-san an den Gränzen von Kiang-si, die dritte an der Nordseite der Boheaberge. Diese Ströme vereinigen sich in ihrem Lauf nach Osten zu, und indem sie nahe bei Hang-tschou vorüberfließen, fallen sie in die Bai desselben Namens. Aller grüner und schwarzer Thee, der in Schanghai für die fremden Kaufleute bestimmt ist, wird den Fluß herabgeführt, und wird in Hang-tschou von den Flußkähnen auf die Schiffe her-

Digitized by Google

übergebracht, die den großen Canal hinabgehen. Es stammt also die commercielle Wichtigkeit Hang-tschou-fu's von seiner geographischen Lage her. Es müssen durch die Stadt alle Güter hindurch, die aus dem Süden und Westen nach den großen, volkreichen Bezirken um Sotschu, Sungkiang und Tschanghai gehen. Ebenso müssen durch Hang-tschou-fu hindurch alle eingeführten fremden Waaren und die Erzeugnisse der Thallande, wie Seide und Baumwolle, die nach dem Süden und Westen zu kommen bestimmt sind. Und es gleicht die Stadt einem großen Thor an einer belebten Landstraße, durch welches nichts ohne Einwilligung und Kenntnißnahme der Behörden passirt. Daß aber bei dieser Lage der Dinge die große Macht, die der Ort den chinesischen Mandarinen über unsere Aus- und Einfuhr durch Schanghai verleiht, zu einer Menge von Hemmnissen, ungesetzlichen Beschwerungen und Bedrückungen Anlaß gibt, ist leicht zu begreifen, und da der Tag noch nicht angebrochen ist, daß wir in China wie in andern Ländern reisen und handeln können, frei von den thörichten Einrichtungen der Gränzlinien, so fragt sich's, ob sich nicht unsere Regierung lieber bemühen sollte, die Stadt Hang-tschou-fu unserm Verkehr zu eröffnen, oder für alle Fälle dort zum Schutz unseres Handels einen Consularagenten zu halten.

Chronik der Reisen.

Livingstons Reise zum See Ngami in Südafrika.

In der Sitzung der k. geographischen Gesellschaft am 11 Februar wurde der „Bericht über die Entdeckung des Ngami-Sees in Südafrika durch den Missionär Dr. Livingston, in Begleitung der HH. Oswell und Murray“ vorgelesen. Livingston verließ mit seinen Freunden am 1 Junius 1849 Kolobeng (25° S. B. und 26° O L.) um durch die Wüste zu dringen und den See aufzusuchen. Diese Wüste galt bisher als eine für Europäer unübersteigliche Schranke, und das Jahr zuvor hatte selbst eine Abtheilung Griquas an verschiedenen Punkten vergebliche Anstrengungen gemacht, sie zu durchkreuzen. Als Sekome, der Häuptling der Bermangueta, die Absicht des Hrn. Livingston erfuhr, die über sein Gebiet hinaus liegenden Gegend zu durchwandern, befahl er seinen Leuten die Buschmänner und Bakalihari von der Straße zu vertreiben, damit diese die Reisenden nicht in der Aufsuchung von Wasser unterstützten. Nach einem ausdauernden Marsch über 300 Meilen Lands kamen sie endlich am 4 Julius an einen prächtigen Strom, folgten dem Ufer desselben noch etwa 300 Meilen weiter und erreichten den Batasama am Ngami-See im Anfang Augusts. Die Bakoba oder Bayeige sind eine von den Betschuanas gänzlich verschiedene Race und viel dunkler als die letzteren. Von 300 Worten, die Hr. Livingston sammelte, gleichen nur 21 denen der Sitschuana-Sprache. „Wir bewunderten, sagte Hr. Livingston, die freie männliche Haltung dieser Binnenmatrosen, welche längs ihrem Fluß und See in Kähnen, die aus ungeheuren Baumstämmen ausgehöhlt sind, hinrudern, Fische in Netzen fangen, die aus einem an den Ufern wachsenden Schilf gefertigt sind, und Flußpferde mit Harpunen tödten.“ Die Ufer sind ausnehmend schön, mit riesenhaften zum Theil bis jetzt unbekannten Bäumen bedeckt, von denen einige 70 bis 76 Fuß im Umfang halten. Je höher die Reisenden am Fluß hinaufstiegen, desto breiter wurde er, bis er zwischen dem weiten Binsengürtel 100 Yards betrug. Das Wasser war hell, wie Krystall, weich und kalt. Der Youga soll nicht bloß mit dem See, sondern noch mit andern vom Norden kommenden großen Flüssen in Verbindung stehen. Ein bemerkenswerthes Kennzeichen desselben ist sein periodisches Steigen und Fallen. Während der kurzen Zeit, wo die Reisenden blieben, stieg er um drei Fuß, und zwar in der trockenen Jahreszeit. Das Steigen ist augenscheinlich nicht durch Regen verursacht, da das Wasser so rein ist; mit dem periodischen Steigen kommen große Massen von Fischen herab. Die Lage des Sees an seinem Nordostende ist 20° 20' S. B. Die Länge schätzt Hr. Livingston auf etwa 24° O. Er erweitert sich von der Mündung des Youga bis zu 15 Meilen Breite und zeigt gegen SW. eine große Wasserfläche. Auf diese Lesung des Berichts folgte unter den Anwesenden eine lebhafte Discussion, denn es sind mehrere seltsame Punkte darin, indeß verspricht die Liter. Gaz. vom 23 Februar, welcher diese Mittheilung entlehnt ist, in ihrem nächsten Blatte noch einen Privatbrief.

Ritt in die Walachei.

Erster Abschnitt.

Almasch und Kraina.

(Fortsetzung.)

Nach einem ziemlich unangenehmen Marsch, da ich oft zu Pferd bei dem Gedränge auf dieser so belebten Straße ums Ausweichen in Verlegenheit gekommen, erreichte ich eine ziemliche steile, aber kurze Berglehne, über die hinab man in eine kleine Schlucht gelangt, welche die Straße quer durchschneidet. Es ist die Scheidung zwischen dem Jurakalk und der Steinkohlenbildung, die sich dem aufmerksamen Beschauer schon nach der Gestaltung ihrer Oberfläche kundgibt. Abgerundete Hügelkuppen, wellenförmige quellige Wiesenhänge zwischen dichten Waldungen, aus Laub- und Nadelholz bestehend, so sondert sich diese von N. nach S. mit dem Hauptgebirgszug streichende Steinkohlenformation schon oberflächlich streng von der scharf gezeichneten bergklippigen Bildung des Jurakalks. Besonders malerisch tritt diese Bildungsverschiedenheit in dem Waldthale heraus, welches sich zwischen hohen Kalkgebirgsrücken eingelagert, unmittelbar neben der Colonie Steierdorf in obengenannter Richtung hinzieht, und den wohlklingenden walachischen Namen Panora führt; die Bedeutung dieses Wortes konnte ich nicht erforschen. Es zeichnet sich durch gute Wiesengründe aus; einzelne hohe Kalkberge schließen es von den Seiten ein, deren hohe, lang hingestreckte Berglehnen die Wände riesiger Bergwaldungen bilden. Einer der schönsten und bis auf seinen Gipfel bewaldeten Berge dieses Landstrichs ist die Tilfa Sina (Dina, Diana); durch alle diese Bergwälder herrscht noch ein wildes Urwesen, was seinen Zauber auf den empfänglichen Beschauer augenblicklich kundgibt, und wenn, wie ein geistreicher schwäbischer Dichter es nannte, das Wild die Seele des Waldes ist, so haben diese Waldmeere hier noch eine ursprüngliche Seele in Bären und Wölfen, von denen alljährlich immer einige geschossen werden. Sonst hat das Panorathal noch zwei Naturmerkwürdigkeiten; nämlich da, wo sein Wasser wieder die Kalkformation betritt, verschwindet dasselbe gänzlich unter dem Boden, und kömmt erst nach ½stündigem unterirdischem Laufe wieder zu Tag; dann eine Höhle weniger durch ihre Größe als ihre grotesken Formen zu beachten. Reizend ist darin eine Oeffnung in ihrer Kuppel, durch welche der oben hereinschauende, sonnenbeschienene Wald eine besonders freundliche Wirkung macht; man könnte sie das Auge der Höhle nennen. Von dem Hügelrücken hinab, der das Panorathal von Steierdorf trennt, hat man kaum 150 Schritte nach dieser öfters genannten Colonie; man glaubt hier in der That in Steiermark zu seyn. Die Lage der kleinen Kirche, die Bevölkerung, die umgebenden Forste, theilweise Schwarzwaldungen, alles trägt zu solcher Täuschung bei. Selbst die Höfe im Dorfe, die Wiesen- und Viehwirthschaft malt dem Fremden hier eine steirische Landschaft vor.

Steierdorf hatte bis jetzt eine rein-deutsche Bevölkerung, deren Elemente aus Steirern, Oberösterreichern, Trierern und Kölnern bestand, aus denen nach und nach eine treffliche Mischung entstand, deren Individuen sich durch Fleiß und Häuslichkeit auszeichnen. Die Colonie wurde im Jahr 1773 am 24 Junius unter Maria Theresia mit 34 Holzschlägern, theils ledig, theils verheurathet, gegründet, und empfing 1774 im Monat August einen zweiten Transport Ansiedler. Die Bevölkerung nahm so zu, daß im Jahr 1802 vier Familien nach Bokoviz, bei Temeswar, 1803 10 Familien nach Karanschebesch, 1819 17 Familien nach Königsgnaden, 1826 12 Familien nach Ruelberg auswanderten, während die Muttercolonie immer vollzählig blieb. Auch eine Geschichte hat diese kleine Colonie bereits, indem bald nach ihrer Gründung die Regierung unter der bigotten Kaiserin Maria Theresia den

Digitized by Google

lutherischen Theil derselben, welcher unter der Bedingung freier Religionsübung hergekommen war, zwang, römisch-katholisch zu werden; diejenigen aber, die sich hiegegen wehrten, wurden ihrer Kinder beraubt, welche man im Schooße der heiligen römischen Kirche erziehen ließ, während man ihren eigenwilligen Eltern den Laufpaß gab und sie nach Siebenbürgen sandte. 1788 erlitt Steierdorf eine Plünderung durch die Walachen der Nachbarschaft, welche sich die Flucht vor den Türken zu Nutzen gemacht hatten. 1813 kam ein Theil des Dorfes durch eine bedeutende Bergrutsche in Gefahr, die Katastrophe ging indessen noch glücklich vorüber.

Eine wichtige Begebenheit für Steierdorf ist jetzt die in diesem Jahre über Hals und Kopf bewerkstelligte Ansiedlung von Gruben- und Holzarbeitern, welche die alte Gemeinde wohl mit 100 Familien vermehrte. Der größte Theil hievon waren Slowaken aus der Arwaergespanschaft, mitunter ein durchaus unbrauchbares ekelhaftes Gesindel, dann Deutsche von allen Stämmen: Kärthner, Steirer, Tyroler, Sachsen, Oesterreicher, Hannoveraner, Bayern, Rheinländer und Württemberger, letztere unglückliche Verzweifelnde, die ihr guter Glauben und die sinn- und planlose Auswanderungswuth auf die siebenbürger Sachsengründe geführt hatte, die aber dort theils keine Unterkunft fanden, theils der bestehenden beengten Verhältnisse wegen nicht aushalten konnten. Die Eile, womit diese Einwanderung von oben herab bewerkstelligt ward, ehe nur Dach und Fach oder auch nur das Material dazu von Wien aus bewilligt war, verursachte eine große Verwirrung und zahllose Widerwärtigkeiten, sowohl für die armen Einwandererfamilien als auch für die rathlosen Beamten, die mit der Organisation dieser neuen Ansiedlung betraut waren. Die Leute campirten theils unter freiem Himmel, theils unter Bretterhütten, wo ich selbst die häuslich Bedürftigen zu besuchen Gelegenheit hatte; dadurch, daß die alten Einwohner von ihren Wiesengründen wieder zu Hausplätzen abgeben mußten, wofür ihnen neue (freilich Waldboden) versprochen wurden, steigerte sich die Eifersucht und der Haß jener, der jeden Sonntag im Wirthshause mehr oder weniger Luft bekommen mußte und in Raufereien und Schlägereien ausartete. Die bisherige idyllische Ruhe für die Altsteirer war gestört und wird es auch für immer bleiben.

Die Art wie die neue Ansiedlung ins Werk gesetzt wurde, ist, glaube ich, ein Mißgriff, indem man ein buntes Gemisch von Nationalitäten damit zusammenwürfelte, das schwerlich je zu einem gleichartigen Ganzen verschmelzen wird. Nimmer werden sich die cultivirten Deutschen mit den bettelhaften Arwaern zusammenfügen, und so wird sich gewiß ein fortwährender Zwiespalt in dieser Gemeinde vererben.

Was für eine Zukunft diese Gemeinde überhaupt haben wird, hängt zunächst vom Gedeihen der großen ärarialischen Steinkohlenunternehmung ab, welcher übrigens bei der wandelbaren büreaukratischen Regierung in Wien gar kein Prognostikon zu stellen ist. Die Fertigung des Unterbaues ist auf 15 Jahre angeschlagen, die Kosten in die Millionen, dabei die Basis des Ganzen fast noch auf hypothetische Erfahrungen der ganzen Steinkohlenlagerung gestellt und dann, falls diese nicht trügen sollte, ein vergrößerter Absatz dieses bergmännischen Segens auf solche luftige Voraussetzungen berechnet, daß nur ein fortdauernder langer Frieden, oder was noch mehr heißen will, eine gründliche Reformation in der Staatsverwaltung Oesterreichs, so wie in der inneren Staatskunst des Königreichs Ungarn stattfinden müßte, so daß die Industrie auf sicheren Füßen, nicht schwindelnd, wie bis auf den heutigen Tag, sich so erweitern würde, daß sie statt jährlichen 400,000 Centnern, welche bis jetzt an die Donaudampfschifffahrt abgeführt wurden, in fünf Jahren eine Million und nach und nach 2 — 3 Millionen Centner Steinkohlen verbrauchte. Hierüber dürfte selbst der Bescheidenste keine Zweifel haben, selbst wenn er annähme, daß sonst nirgends in der Monarchie oder wenigstens in der Nähe der Donau Steinkohlen gefunden würden. Es ist wahr, von allen bis jetzt in der Monarchie aufgefundenen Steinkohlen ist die hiesige die beste. Sie verhält sich zu der besten englischen = 7:8; ja einige behaupten sogar dieses Verhältniß sey umgekehrt. Wird es nun auch Frieden bleiben, wo ist gegenwärtig vorauszusetzen, daß in der Staatsverwaltung eine so nachhaltige Reformation vor sich gehen werde, welche in das ganze Administrationssystem so viel Halt brächte, daß nicht ein nächstfolgender Hofkammerpräsident die ganze Sache wieder aufgibt, nicht etwa weil sie sich als unnütz erweist, sondern einzig weil sie durch einen Vorgänger ins Leben gerufen wurde? Wo ist ferner für ein Unternehmen überhaupt Sicherheit, welches erst in späteren Jahren Gewinn abwirft, während ein Staat vorher Millionen darauf verwenden muß, der schon seit mehr als 10 Jahren Millionen über Millionen Anlehen machte, um Staatschuldinteresse bezahlen zu können.

Wenn ich durch diese Gedanken zu sehr als Skeptiker erscheine, so mag dieß seyn, weil ich überhaupt ein Gegner jeder selbstbetriebenen Staatsindustrie bin, die immer nichts als ein mehr oder weniger langsamer Selbstmord ist. Sie nährt vielleicht ein Paarmal hunderttausend Staatsangehörige mit einem Capitale, welches, unter eine Million vertheilt, 10fach werthvoller umgesetzt würde.

Ueber die eigentlichen Lagerungsverhältnisse dieser fossilen Schichtungen ist zum Verwundern wenig Bestimmtes bekannt. Es ist wahr, bis jetzt hatten sich mit dem Steinkohlenbergbau nur Privaten abgegeben, welche gewöhnlich weniger der Wissenschaft als einem sicheren Erträgniß opfern; doch geschah dieß stets unter Aufsicht königlicher Beamten, die mit der richtigen Einhebung des Grubenzehntens und genauer Aufsicht über die Grubenbauten selbst betraut sind, damit nicht knauserige Habsucht es etwa an der Grubenzimmerung, oder überhaupt den nöthigen, von der Technik vorgeschriebenen Sicherheitsmaßregeln zu Gunsten von Arbeiterleben fehlen lasse. Alle königlichen wie Privatbeamten, ob sie jetzt der Manipulation oder den verschiedenen Kanzleien angehören, sind fertige Schemnitzer Akademiker, und dennoch ist es kaum begreiflich warum, wenn schon Dienst und Amt es nicht erheischen, nicht ein und der andere dieser Herren nicht dem auf der Akademie Erworbenen zulieb, sich näher sowohl um die Lagerungsverhältnisse entweder der Erzgänge oder der Steinkohlenflötze umgethan, so daß man, nachdem selbst letztere schon über 20 Jahre und von solcher Trefflichkeit aufgeschlossen sind, jetzt mehr Bestimmtes darüber wüßte. Jeder mit Hütten- oder sonstiger Industrie einigermaßen bekannte Mann mußte die Zukunft und die Bedeutung dieses unbezahlbaren Fossils in gegenwärtiger Zeit kennen, und dennoch befinden wir uns namentlich über die Lagerungsverhältnisse desselben noch sehr im Dunkeln. Jetzt erst, weil die Staatsverwaltung ein lüstern gemachtes Auge darauf warf, und für einen vermehrten Beamtenstatus ein neues Feld eröffnete, jetzt erst wird viel darüber gesprochen und gestritten, indem sich zwei Parteien bildeten, von denen jede eine Ansicht geltend machte. Die erste und worauf die königl. Direction ihre Vorschläge zu jenem oben besprochenen großartigen Staatsunternehmen fußte, ist die, welche sich die betreffende Gebirgsbildung so denkt, daß sich die Steinkohlenformation hier der Länge nach über das Urgebirge hinzieht, und vom Jurakalk überlagert wird. In mehreren Thälern desselben tritt jene zu Tag und zwar im Thal Lischawa Panora u. a. Factisch wissen wir indessen noch nicht, ob die Liasbildung und der rothe Sandstein wirklich dem Jurakalke durchaus unterliegen und unter dessen langen Bergmassen durchlaufen. Thatbestand aber ist bis jetzt nur, daß sie in den Thälern, wo sie bis jetzt aufgefunden wurden, eingelagert erscheinen. Die andere Ansicht, welche bis jetzt eine zweite Partei aufstellt, die sich nur skeptisch an das Gegebene hält, ist: der Augenschein spräche wohl hiefür, ebenso noch sonstige Erfahrungen, nach denen der Jurakalk an den hiesigen Gebirgen oft gerade auf dem Urgebirge liegt, und häufig die Mittelgebirge ganz fehlen, wonach es kein Wunder seyn dürfte, wenn dieß Verhältniß zwischen den bis jetzt aufgeschlossenen Steinkohlenflötzen ebenso befunden würde.

(Schluß folgt.)

Eine archäologische Gesellschaft ist zu Setubal ins Leben getreten. Man fand hier seit langer Zeit alte Ruinen und Denkmäler, wie Statuen, Inschriften, Münzen u. s. w., aber alles dieß fiel in Hände, die den Werth nicht zu schätzen wußten, und ging größtentheils verloren. Um den Rest vor der Zerstörung zu sichern, trat die Gesellschaft ins Leben, und wählte den Herzog von Palmella zum Präsidenten. (Revue arch. Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 55. 5 März 1850.

Der vulcanische Strich in Abyssinien und Südarabien.

(Nach Rochet de Hericourt. Journal des Debats 25 Januar.)

Die Nachweisungen, welche Hr. Rochet de Hericourt hier gibt, sind sehr unvollständig, können aber einen Fingerzeig geben über die Construction der Länder um das rothe Meer, die im allgemeinen sich noch zu heben scheinen. „Die von mir durchwanderte Gegend,“ sagt Hr. Rochet, „ist derjenige Theil Abyssiniens, welcher sich von Massowah bis zu dem Punkte ausdehnt, wo der Nil den Zanasee durchschneidet, sie umfaßt also den Strich zwischen 15° u. 12° N. B. u. zwischen 34° u. 37° O. L. Der Weg, den ich einschlug, durchschneidet diesen Theil Abyssiniens in der Richtung von Osten gegen Südwesten auf einer Strecke von etwa 160 Lieues. Die Bergketten, welche das Land in der allgemeinen Richtung von NO nach WSW durchziehen, sind das Ergebniß vulcanischer Erhebungen. Die Punkte, wo diese Erhebungen dem Geologen am meisten Interesse darbieten, sind Memullu, ein Dorf etwa eine Stunde von Massowah entfernt, Heilat, die Ruinen von Adulis und der Zanasee. Die Temperatur der Brunnen von Momullu ist 34° C., und die benachbarten Berge sind erloschene Krater. Bei Heilat, 8 Lieues westlich von Momullu, ist eine warme Quelle von 65°,2 C., das Wasser ist klar und stark mit schwefelsaurer Soda und Magnesia geschwängert. Bei Hirtefêt, im Hintergrunde des Golfs von Zulah, dreiviertel Lieue westlich von den Ruinen von Adulis springen drei warme Mineralquellen von 44° C. aus der celligen Lava hervor; Fischchen von 1 bis 2 Centimetres Länge leben in diesem gleichfalls mit schwefelsaurer Soda und Magnesia geschwängerten Wasser. Die Ruinen von Adulis, am rothen Meer im Hintergrund der Bucht von Zula, 17 Lieues südlich von Massowah gelegen, habe ich sehr genau untersucht: sie sind nicht zu verwechseln mit denen eines andern ehemaligen Adulis westlich von Zeylah außerhalb der Straße von Bab el Mandeb. Diese Ruinen haben 6 bis 7 Lieues im Umfang und deuten auf eine Stadt, welche den Glanz einer Hauptstadt hatte; sie wurde augenscheinlich durch Erdbeben zerstört. Die vulcanischen Erscheinungen setzen sich auf dem entgegengesetzten Ufer des arabischen Meerbusens fort: zu Yambo hebt sich der Boden noch immer; vor zwei Jahren verschwanden mehrere Quellen, welche die Palmen auf 6 Lieues östlich von der Stadt bewässerten, vollständig, zur großen Verzweiflung der Eingebornen. An dem kleinen Hafen Wedsche, 55 Lieues nördlich von Yambo, sind die Spuren der Erhebung sehr deutlich, denn man trifft auf dem Boden der Umgegend Muscheln, die ihre Farbe fast unverändert erhalten haben, und denjenigen gleichen, die man jetzt noch am Ufer des rothen Meeres lebend trifft.

„Der Zanasee, 10 Lieues südlich von Gondar, hat 30 Lieues Länge und 12 bis 14 in seiner größten Breite; er bildet ein Bassin von etwa 100 Lieues im Umfang, und man sollte ihn für einen einzigen unermeßlichen Krater halten; ich habe die Hauptinseln, die darin liegen, besucht: es sind lauter erloschene Vulcane. Ich habe auf verschiedenen Punkten des Sees 64 Sondirungen vorgenommen, die größte Tiefe scheint im Norden nicht weit von der Insel Matrana; an dieser Stelle konnte ich mit 197 Metres keinen Grund finden. Die Berge um den See her sind sämmtlich erloschene Vulcane; die Felsschichten sind durch die Erhebung aus ihrer anfänglichen horizontalen Lage gerückt, und bilden jetzt Winkel von 17° bis 65°; rund um den See her fand ich 25 warme Quellen.“

Beiträge zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel.

3. Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen. Der Guadalquivir.

(Fortsetzung.)

a. Die Ebenen von Jaen, Cordoba und Sevilla.

Der Boden des Beckens von Jaen ist aus sehr verschiedenen Gebirgsarten zusammengesetzt. Das die Thäler des Guadalimer und Guadalquivir scheidende Plateau von Ubeda und Baëza sowie der größte Theil der Ebene von Linares bestehen aus Sandstein und zwar demselben, welcher die südliche Basis der östlichen Sierra Morena zusammensetzt; das längs des Fußes der Sierra de Cazocha sich ausbreitende Hügelland aus Kalk; das wellige zwischen diesem Hügellande und dem Fluß von Jaen gelegene Plateau aus Gyps und salzhaltigem Thon; aus salzhaltigem Thon, Letten, Mergel und andern Diluvialgebilden endlich das westlichste zwischen dem Rio de Jaen und den Höhen von Porcuna befindliche Stück des Beckens oder die Ebene von Arjona. Unter allen den genannten Gebirgsarten besitzt der Sandstein die dickste Humusschichte. Das Kalkland ist schon viel dünner mit Humus bedeckt, noch dünner das Diluvium; die Gyps- und Thongefilde endlich entbehren der Ackererde vollkommen. Hieraus folgt, daß das Becken von Jaen stellenweis hinsichtlich seiner Physiognomie grelle Contraste darbieten müsse. So ist es auch wirklich, denn während z. B. das Plateau von Ubeda und Baëza im glühenden Schmuck einer reichen Vegetation prangt, wächst in den weiten gegenüberliegenden Fluren von Mancha Real kein einziger Strauch, geschweige denn ein Baum. Nicht weniger

Digitized by Google

grell stechen die schön bebauten Umgebungen von Arjona und Arjonilla oder das mit der üppigsten Fruchtfülle gesegnete Thal des Rio de Jaen von den kahlen weißgelben Thon- und Mergelgefilden ab, die den größten Theil des zwischen ihnen gelegenen Landes einnehmen. Das Plateau von Ubeda und Baëza ist fast durchgängig bebaut und sehr fruchtbar. Die östliche Hälfte ist beinahe gänzlich mit Olivenhainen, die gewöhnlich von üppigen Brombeerhecken eingefaßt zu seyn pflegen, erfüllt, die westliche mit Getreidefeldern, Gemüse- und Weingärten bedeckt. Letztere zieren namentlich die Umgebungen von Baëza und Ubeda. Die Abhänge des Plateau's sind nach dem Guadalimer (nach N) zu mit Gebüsch, gegen den Guadalquivir (gegen S) hin ganz und gar von Getreidefeldern überzogen. Weniger fruchtbar oder wenigstens minder angebaut ist die Ebene von Linares; dafür besitzt diese eines der reichsten Silberbergwerke der Halbinsel. Das Kalkhügelland von Cazorla enthält gute Weideplätze und ist größtentheils mit niedrigem Gebüsch (besonders Quercus coccifera, Rhamnus lycioides und Daphne Gnidium) und ziemlich reichem Kräuterwuchs bekleidet, das an dasselbe gränzende Gypsplateau dagegen, wie schon bemerkt, kahl und nackt, eine wüste weiße mit Disteln und Salzpflanzen dünn bestreute Steppe. Nur an den dem Guadalquivir zugekehrten Abhängen und an den Mündungen der Bäche, welche sämmtlich in den benachbarten Gebirgen der Gruppe von Jaen entspringen, bemerkt man hier und da kleine lichte Gehölze verkrüppelter Immergrüneichen. Die Gypsformation dieser Gegend (der Gyps tritt meist erdig und faserig auf und liegt über einem Muschelkalk, welcher auch das Hügelland von Cazorla zusammensetzt) ist, wie die in ihr eingeschlossenen Versteinerungen beweisen, ein Product des Meerwassers. Das ganze Terrain ist durch und durch mit Salzen geschwängert, so stark, daß alle Bäche des benachbarten Gebirges, welche diese Gegend durchschneiden, um zum Guadalquivir zu gelangen, sich in „Salados," d. h. Bäche mit gesalzenem Wasser, verwandeln. Im Sommer schießt an den Rändern dieser Bäche, an allen Steinen ein weißes Salz in steinigen Krystalldrusen an, welches sich bei genauerer Untersuchung als schwefelsaure Magnesia erwies. Beinahe ebenso baumlos, jedoch fruchtbarer sind die wellenförmig gestalteten, zwischen dem Rio de Jaen und der westlichen Gränze des Beckens befindlichen Landstrecken. Hier wird sehr viel Getreide gebaut, weßhalb diese Ebenen im Frühlinge einen recht heitern Anblick gewähren mögen; im hohen Sommer dagegen, wo man nichts als gelbe Stoppeln und weiße Thonhügel sieht, machen sie einen sehr düstern Eindruck. Einzelne Olivengehölze, die sich wie schwarze Flecken auf dem hellen Grunde dieses Getreidelandes ausnehmen, bedecken die aus Kies und Gerölle bestehenden Strecken, namentlich die zwischen den Flüssen von Jaen und Arjona befindlichen Höhenkämme, über welche die Straße von Jaen nach Andujar führt. Die Höhen von Porcuna, die das Becken von Jaen gegen Westen begränzen und sich gen NW an die Schleifsteinberge von Montoro anschließen, bestehen meist aus Geschieben und sind wie die Berge von Montoro mit Oelbäumen bewaldet.

Die Campina de Cordoba besitzt sowohl hinsichtlich ihrer Physiognomie als ihrer geognostischen Verhältnisse manche Aehnlichkeit mit dem Becken von Jaen. Ihr Boden gehört fast ganz den Diluvialgebilden an, denn mit Ausnahme des zwischen den Thälern des Guadajoz und Jenil sich erhebenden Höhenkammes von Montilla und Carlota, welcher aus Muschelkalk, und des westlichsten zwischen dem Jenil und Guadalquivir gelegenen Stückes, das aus neuerem angeschwemmtem Erdreich besteht, ist derselbe beinahe überall aus Gerölle, Kies, Sand, Mergel und salzhaltigem Thon zusammengesetzt. Die fruchtbarsten und anmuthigsten Gegenden der Campina sind das Plateau von Bujalance, die bereits erwähnten Höhenzüge von Montilla und la Carlota, die Umgebungen der Städte Lucena und Cabra und die längs des Guadalquivirthales sich hinziehenden Hügelkämme. Letztere bestehen größtentheils aus Gerölle und Conglomeraten und sind über und über mit wahren Wäldern alter Oelbäume bedeckt. Reich an Oliven ist auch der Höhenzug von Montilla und la Carlota, doch herrscht hier die Cultur der Weinrebe vor, besonders in den Umgebungen von Montilla und Fernan-Nuñez, wo ein vortrefflicher herber Weißwein wächst, der unter dem Namen „Vino de la Campiña" bekannt und sehr geschätzt ist. Die Umgebungen von Bujalance erzeugen ebenfalls viel Oel und Wein, namentlich aber Getreide. Die unangebauten Strecken pflegen hier gewöhnlich mit Gebüsch von Kermeseiche (Quercus coccifera) überzogen zu seyn. Die zwischen diesen Höhenzügen befindlichen Strecken der Campiña entbehren der Bäume fast vollkommen, sind jedoch reich an Getreidefeldern. Ganz wüst liegen bloß die den Ufern des Guadajoz benachbarten Fluren und namentlich der an die Terrasse von Granada gränzende Theil des Jenilthales, woselbst sich die große Laguna Zoñar, ein Landsee von ein halb Quadratmeile Fläche, und eine andere kleinere Lagune befinden. Hier ist nämlich der Boden so stark mit Salz geschwängert, daß er, wie in der Gegend von Mancha-Real, bloß Steppenpflanzen trägt. Ganz dieselbe Beschaffenheit besitzt der gegenüberliegende zur Ebene von Sevilla gehörige Theil des Jenilbeckens, woselbst die Laguna de Ayala, die Laguna Calderona und Laguna salada liegen. Ich bedauere sehr, diese in geognostischer Hinsicht jedenfalls höchst interessante Gegend nicht haben besuchen zu können. Wahrscheinlich stimmt das ganze Becken hinsichtlich seiner geognostischen Zusammensetzung mit dem Gypslande des obern Guadalquivirlandes überein. Wenigstens weiß man so viel gewiß, daß das Wasser aller der genannten Lagunen gesalzen, ja zum Theil eine so gesättigte Salzauflösung ist, daß sich ihre Ufer im hohen Sommer über und über mit einer Schicht krystallisirten Salzes bedecken. Den stärksten Salzgehalt scheint, wie schon der Name verräth, die Laguna salada — an der Basis der hochandalusischen Terrasse rechts von der Straße, welche von Archidona nach Alameda führt, gelegen — zu besitzen. „Dieser ziemlich große See — erzählt Bory de St. Vincent, meines Wissens der einzige Naturforscher, der uns bis jetzt eine Notiz über die Lagunen Nieder-Andalusiens mitgetheilt hat — scheint den Grund eines Bassins von größerer Ausdehnung einzunehmen, welches er, wenn er in Folge von Regengüssen anschwillt, jedenfalls ganz erfüllt. Wir haben ihn besucht, als die Gluthstrahlen des Sommers von 1812 überall die Landschaft ausgebrannt hatten. Sein schimmernder Spiegel war damals beinahe ganz fest; verschiedenartig gruppirte Krystalle eines weißen Salzes machten seine Oberfläche uneben und gleichsam steinig; die ihres Laubes beraubten Sträucher seiner Ufer, von denen kein einziger mehr erkennbar war, zeigten sich über und über mit Salz bedeckt; die Ufer selbst, wo die Sonne auch die geringsten Ueberreste von Grün verzehrt hatte, fanden sich mit einer glatten, mehr oder weniger dicken Salzlage bekleidet, welche man an mehreren Stellen für einen Spiegel hätte halten können, so deutlich strahlte sie alle Gegenstände, sogar die wenigen Wolken, die hier und da in der Luft schwammen, zurück. Wir konnten es nicht wagen, auf der Salzdecke des Sees bis zu den Punkten vorzudringen, wo man noch Wasser durch einige

Digitized by Google

Spalten hindurchschimmern sah, um zu untersuchen, ob dieses Mittelmeer en miniature gleich den in dem Becken des Ebro gelegenen Lagunen von Bujaraloz einige dem Meer eigenthümliche Gewächse ernähren möge, und wir verließen diese Gegend, die Augen geblendet von dem Glanze, welcher allenthalben von ihr ausging."

Einen ganz andern Charakter trägt die weite Ebene von Sevilla, das eigentliche Tiefland von Andalusien. Ihr Boden besteht zwar ebenfalls größtentheils aus Diluvialgebilden, ist aber um vieles fruchtbarer als in der Campiña von Cordoba und in dem Becken von Jaen, indem derselbe, mit Ausnahme der eben geschilderten Lagunengegend, bei weitem nicht so viel Salz enthält wie dort. Nichtsdestoweniger liegen viele Quadratmeilen wüst und unbebaut, theils weil es an Wasser fehlt, theils und vorzüglich wegen Mangel an Menschen. Solche Strecken pflegen gewöhnlich mit Gestrüpp von Zwergpalmen überzogen zu seyn. Dahin gehören die nördlichen und östlichen Partien des Beckens von Sevilla, die Umgebungen von Moron und Coronil und vorzüglich die weiten, fast ganz ebenen, an und für sich sehr fruchtbaren Gefilde zwischen Carmona und Ecija. In allen diesen Gegenden besteht der Boden meist aus Kies, Schutt und sandigem Lehm, seltener aus Conglomeraten, wie um Ecija. Einen mehr mit Lehm und Thon gemischten, sehr humusreichen Boden besitzen die fruchtbaren Ebenen zwischen dem Rio Corbones und dem Salado de Moron, welche zum großen Teil mit Getreidefeldern und Olivenhainen bedeckt sind. Auch findet man hier große, aus Pinien, verschiedenen Eichenarten und verwilderten Oelbäumen zusammengesetzte Waldungen, namentlich längs des Guadalquivirthals zwischen Utrera und Sevilla. Den fruchtbarsten und anmuthigsten Theil der Ebene von Sevilla bildet aber unstreitig das stark bevölkerte, zwischen dem Guadalquivir und Rio Tinto gelegene Land, welches der Fluß von Sanlucar la Mayor bewässert. Dieß besteht der Hauptsache nach aus einem lockern sandiglehmigen Erdreich, und zeichnet sich vor allen übrigen Gegenden Nieder-Andalusiens durch schöne Cultur und Reichthum an Bäumen aus. Außerordentlich reizend ist namentlich die Ebene zwischen dem Guadalquivirthale und Sanlucar la Mayor. Wohin man das Auge wenden möge, überall erblickt man nur Weingärten, Oliven-, Orangen-, Granaten- und Feigenhaine, Pinien- und Eichengehölze, von kolossalen Cactus- und Agavehecken eingefaßte Gemüse- und Getreidefelder, und dazwischen freundliche, gut gebaute Flecken und Dörfer, und stattliche, von Parkanlagen umringte Landhäuser. Zwischen Sanlucar und dem Thale des Rio Tinto dagegen trifft man meist bloß Weizenfluren, Oliven- und Korkeichengehölze an. Aehnliche geognostische Zusammensetzung besitzt das wellenförmig gestaltete Niederland von Huelva. Die Thäler sind hier gewöhnlich mit Orangen- und Granatenhainen erfüllt, die Höhen dagegen theils mit Getreidefeldern, theils mit Palmengestrüpp und anderem Gebüsch bekleidet. Der südliche Theil der Ebene von Sevilla ist beinahe gänzlich aus Alluvialgebilden zusammengesetzt, aber sehr wenig angebaut und auch nicht sehr fruchtbar. Theils nämlich besteht der Boden aus purem Flugsand, wie in dem Landstrich westlich vom Guadalquivir, der den Namen las Arenas Gordas führt, theils aus von Seesalz durchdrungenen Anhäufungen von Schlamm, wie zwischen Utrera und der aus Sandstein und Thon zusammengesetzten Ebene des Llano de Caulina, die sich längs des nördlichen Fußes der westlichsten Montañas del Pinal ausbreitet. Die Arenas Gordas sind nach der Küste zu, welche von der Mündung des Guadalquivir an von ungeheuren Dünen umgürtet ist, mit großen dichten Piniengehölzen bedeckt; die Marisma dagegen, wie man das salzige Schlammland längs des linken Guadalquivirufers nennt, welches zum Theil niedriger ist als der Spiegel des Stromes, entbehrt der Bäume fast vollkommen. Diese Schlammniederung besitzt eine Breite von 1 bis 2 Leguas und erstreckt sich in einer Länge von 9 Leguas (7 M.) von NO nach SW, von Utrera bis zu den der Stadt Sanlucar de Barrameda benachbarten Salinen. Ein buntes Gemisch von Strand- und Steppenpflanzen Europa's, Afrika's und selbst des Orients (z. B. Zapania nodiflora) bedeckt in dichten Büschen diesen wüsten nackten Raum, der bald von den Gluthstrahlen einer versengenden Sonne verbrannt und in braunschwarzen salzigen Staub aufgelöst, bald durch Regengüsse oder den Austritt des Guadalquivir in zähen, schwarzen Schlamm verwandelt erscheint. Einige aus der Marisma sich erhebende Anhöhen prangen gleich Oasen in einer Wüste mit einer schönen Cultur. Auf solchen begünstigten Höhen liegen die Ortschaften Trebujena, Lebrija und las Cabezas de San Juan, in deren Umgebungen der Weinstock und der Oelbaum fette Getreidefluren beschatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zustand der Türkei.

Hr. Macfarlane, derselbe der vor 20 Jahren sein „Konstantinople in 1828" herausgegeben, hat nach einem abermaligen Besuch in der türkischen Hauptstadt ein „Turkey and its Destiny" herausgegeben, welches Schicksal er sehr schwarz malt. Er führt darin das Urtheil des bekannten amerikanischen Missionärs Southgate an, welches also lautet: „der junge Sultan ist mild gesinnt, aber seine Erziehung im Harem war sehr mangelhaft; jetzt lebt er ganz im Harem, und wird von den Launen seiner Weiber beherrscht, die nicht nur durch ihre Verschwendungen seinen Schatz leeren, sondern auch seinen Geist und Körper zu Grunde richten. Dieß Leben führte er, seit er als ein Knabe von 16 Jahren den Thron bestieg. Die Wahrheit dringt selten durch die Mauern des kaiserlichen Harems, und seine einsichtsvollsten Minister zittern vor den Intriguen seiner Weiber und Eunuchen. Er meint es gut, so weit seine beschränkten Kenntniße gehen, ebenso vielleicht zwei oder drei seiner jetzigen Minister, aber sie haben keine Werkzeuge, um zu wirken. Die Beamten sind so bestechlich und räuberisch, wie je, und wo sie von dem Regierungssitze und der Kritik europäischer Gesandten und Consuln entfernt sind, so tyrannisch und grausam wie vorher. Hie und da mag sich eine Ausnahme finden, aber ich weiß nie, daß ein guter Pascha lange seinen Platz behauptete. Was den Tanzimat betrifft, der Moslems, Christen und Juden gleich zu behandeln verspricht, so ist dieß in neun Fällen unter 20 eine Inconsequenz und eine Unmöglichkeit, so lange man dem Islam treu bleibt; geht man von der Hauptstadt aus nur eine Tagreise nach Asien hinein, so gilt diese „schöne Ordonnanz" gar nichts mehr. Die übereilten türkischen Reformatoren haben ohne eine Basis gebaut; sie stützen sich auf keine religiöse Gesinnung, sondern thun alles sie auszurotten, und das ist ihnen in den letzten zwölf Jahren schon ziemlich gelungen. Sie putzen ein orientalisches System mit Fetzen verschiedener europäischer Systeme aus, und beide werden nie verschmelzen."

Ritt in die Walachei.

Erster Abschnitt.

Almasch und Kraina.

(Schluß.)

Aus den in den Steinkohlengruben selbst gemachten Erfahrungen läßt sich ebenfalls wenig Gewisses entnehmen. Bis jetzt liegen die Grubenfelder des Steinkohlengebirges in Hufeisenform, so daß dessen beide

Digitized by Google

Enden durch das rothe Todtliegende getrennt sind. Die mächtigsten Streichen (Flötze, Gänge) befanden sich dem bisherigen Betrieb nach in dem einen geschlossenen Ende gegen Nordwest, wo die großen und tiefen Hauptschächte Vorkar und Gulischtie niedergetrieben sind; die schwächsten Felder lernte ich aber in entgegengesetzter Richtung da kennen, wo im Panorathal unterhalb der sogenannten Unterrisch die Flötze sich in die ewige Tiefe zu versenken scheinen, oder wenigstens vom hereintretenden Kalkgebirge verdrückt und überlagert werden; ich lernte da zwei Grubenfelder kennen, deren Bau nicht allein schon unverhältnißmäßig viel Geld verschlungen, sondern auch an sich durch seine Sonderbarkeit merkwürdig ist. Ein Stollen, wenn er überhaupt noch den Namen eines solchen verdient, windet sich wie der Hauptzug eines Labyrinths sowohl in seiner Höhe als in seiner Fläche unter allen erdenklichen Winkeln, bald den Steinkohlenstreichen nach, bald dasselbe verlierend und wieder suchend, man könnte denken kopflos im Grubenfelde herum, wenn man nicht wüßte, daß ein Schemnitzer Professor selbst den Plan hiezu angegeben hätte. Einige tausend Centner kleiner Bröckelkohlen war alles, was diese Grube in ein paar Jahren auf die Halle warf. Sie bildet nämlich mit noch einer ähnlichen das eine Ende des Steinkohlenflötzes bei Steierdorf, welches sich hier in einer Menge kleiner oft kaum bauwürdiger Streichen unter einer Menge Verdrückungen zu verlieren scheint. Unläugbar trug zu dieser Unregelmäßigkeit hauptsächlich der Druck des nahenden überlagernden Kalkgebirges bei. Das Hin- und Herschlängeln der einzelnen Steinkohlenstreichen konnte aber nur in einem Zustande geschehen, da dasselbe noch in dickflüssigem, zieh- und dehnbarem Zustande war, mußte also der Einwirkung des Kalkgebirges nach mit dieser gleichzeitig oder später geschehen. Wäre das Gegentheil der Fall und hätten Steinkohlenschichten vorher das Urgebirge überlagert gehabt und wären erkaltet gewesen, so hätte der Druck des Kalkgebirges nachher nicht diese wellenförmige Gestaltung der Flötzende dieses Fossils hervorbringen können, was überdieß so sehr gebrechlich ist; genug davon. Möglich bleiben immer noch beide Lagerungsweisen, die eingeschwemmte oder die überflötzte. Nur sprechen für erstere die Thatsachen mehr.

Danken wir immerhin der ersteren Meinungspartei und lassen sie hoffen, daß sie schon in dem begonnenen Unterbau zwischen Kalk und Urgebirge die Steinkohlenflötze erreichen, und so nur mit halbem Aufwand an Kraft und Geld das Riesenwerk würden vollenden können. Da schon mit dem Beginn des großen Werkes die Privatindustrie der Steinkohlengrubenbesitzer ganz niedergedrückt ist, so ist wenigstens zu wünschen, daß der Staat selbst einen Vortheil dabei finde. Daß nicht lieber vorher einige Probeschächte hier oder dort angeschlagen und gleich mit dem Gros der Arbeit drein gegangen wurde, mag der sichere Erfolg rechtfertigen. Daß seiner Zeit kein Ueberfluß an Steinkohlen hier auf die Hallen gebracht werde, dafür ist schon gesorgt, theils dadurch, daß die Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft plötzlich mit dem begonnenen Staatsunternehmen alle ihre Privatcontracten der Steinkohlenlieferung aufsagte, und dann dadurch, daß der Hofkriegsrath selbst, jeder Bergindustrie im Bereich der Militärgränze alle ihm zu Gebot stehenden Hindernisse unter die Füße wirft, und deßhalb die dort zunächst der Donau aufgefundenen noch so lange kümmern werden, als dort Stock und Säbel regieren. Endlich wurde der Steinkohlenbergbau für die Privaten noch durch eine ächte Federfuchserei so beschränkt, daß in neuester Zeit die Belehnung mit Grubenfeldern (die Muthung) nur auf 20 Klafter Tiefe geschah, während beim Metallbergbau und überhaupt bis jetzt ein Feld immer auf ewige Tiefe verliehen ward. Mit der Belehnung auf nur 20 Klafter Tiefe ist somit den Privaten die Schürfung sammt der Verausgabung von Anlagecapitalien überlassen, während das Montanärar das eigentliche Mark davon sich vorbehält. Eine Belehnung der Art stellt sich so nur einer verblümten Verweigerung gleich. Wird der Staat bei seinen großartigen Unternehmungen wirklich große Einkünfte erringen, so sind weder die frommen Wünsche unterdrückter Privatindustrie, noch auf sichere Versuche basirte Voranschläge daran Schuld, sondern einzig willfährt das Glück der Laune eines gewaltthätigen Machthabers einer Privatindustrie gegenüber, welche die Kastanien aus dem Feuer holte und Hunderttausende verbaute, bis der Steinkohlenbau auch nur so aufgeschlossen war wie er es bis jetzt ist.

Die eigentlichen Steinkohlenstreichen ziehen mit dem Gebirgszuge überhaupt von N. nach S., ihr Lagerungswinkel ist gewöhnlich zwischen senkrecht bis zu einer Neigung von 45 Grad. Den im Kohlenschiefer vorkommenden Pflanzenabdrücken nach gehört die ganze Bildung der mittleren oder letzteren tertiären an. (S. Humboldts Kosmos Bd. I, S. 298) Palmen und Cycadeen sah ich wenigstens keine, wohl aber Gräser, Farn und nicht selten Ligniten, die als Braunkohle in Stücken eingetaigt worden und an denen Holztextur deutlich sichtbar ist.

Die Kohle selbst ist mit wenigen Ausnahmen von trefflicher Beschaffenheit und zeigt häufig metallischen Farbenglanz, so wie Schwefelkies. Das Gestein, welches sie in ganz verschiedener Mächtigkeit durchzieht, ist ein grauwackenähnlicher, oft ungeheuer harter Sandstein, der häufig Versteinerungen von Conchylien, besonders in nächster Nähe der Steinkohle selbst, enthält. Auch findet sich eine Versteinerung eigener Art darin, von welcher mich ein sachkundiger Bekannter versicherte, daß sie bis jetzt noch nicht näher beschrieben sey; ich selbst, nicht Mann vom Fach, muß die Beurtheilung eines solchen Fossils andern überlassen, die überhaupt Studien über die Petrefakten gemacht haben. Meinen Formenbegriffen nach kann dasselbe thierischen oder vegetabilen Ursprungs seyn; zunächst dürfte es sich an das Geschlecht Ceratophyllum anreihen.

Die Mächtigkeit der eigentlichen Kohlenstreiche ist verschieden; das Maximum, welches ich sah, war 8 Fuß, das Minimum 3''. Gewöhnlich verkünden immer einige dünne auf eine Klafter Entfernung ein mächtigeres bauwürdiges Streichen. Gewöhnlich wird zwei Schuh mächtig unter den hiesigen Bedingungen und Verhältnissen als bauwürdig angesehen, je nachdem wird aber auch noch auf ein Schuh gebaut.

Das Obenbesprochene machte so ziemlich die Hauptgegenstände des Gesprächs einer ziemlich großen Wirthshausgesellschaft in Steierdorf aus in der ich mich heute befand und worunter ich selbst eine Menge guter Bekannter zählte. Da die Steinkohlenschätze dieses Landstrichs für die Industrie der Monarchie von so hoher Bedeutung zu werden versprechen, und zugleich eine bedeutende Colonisation, Wege und Straßen mitten im Gebirge, eine Eisenbahn von Orawitza bis zur Donau und überdieß noch eine enge Geschäftsverbindung mit der Donaudampfschifffahrt im Gefolge hatten, so erlaubte ich mir, etwas weitläuftiger darüber zu sprechen, als es eigentlich für die Blätter eines Reisenden erlaubt wäre.

Wir waren gegenseitig eben im besten Zug über dieß und jenes pro et contra unsere Meinung zu wechseln, als die Thüre sich aufthat und ein junger Serbe G. Brankovitsch herein- und auf mich zutrat, indem er mir als Reisecompan die Hand hinstreckte. Er hatte heute schon als ich wegritt, höchlich bedauert, nichts von meinem Reiseplan gewußt zu haben, und hätte sich gern angeschlossen, allein er war mit nichts vorgesehen, was zu einer solchen Reise gehört; er hatte weder Pferd, Paß noch Casse. Als serbischen Bergpraktikanten, in welcher Eigenschaft er in Orawitza prakticirte, hätten ihn die Salzwerke in der Walachei, woher sein Vaterland dieses wichtige Bergproduct bezieht, sehr interessirt, und er hatte mir, als ich heute meiner Wege zog, versprochen nachzukommen, wenn er es nur möglich machen könne. Ich hatte seine Worte für Redensart gehalten und war darum nicht wenig erstaunt, als er jetzt plötzlich mit umgehängter Reisetasche eintrat und sich mir als Gesellschafter vorstellte. Geld hatte er etwas aufgebracht, auf ein Pferd hoffte er unterwegs und eine Art Certificat hatte er sich von der Orawitzaer Bergdirection verschafft. Wir waren also alle zusammen recht guten Muths, umsomehr, da ihm gleich einer der Anwesenden sein Pferd bis Bossowitz zu leihen versprach. Wir mietheten bis dahin einen Führer, der uns die wilden Päße durchs Gebirg morgen zeigen sollte.

Gegen 11 Uhr Abends verabschiedete sich alles und wir legten uns in der Kneipe zur Ruhe.

Die Abtei von Fontgombaud, eines der ältesten und prachtvollsten Denkmäler der Grafschaft Berry, wird gegenwärtig durch die Trappisten wieder hergestellt. (Athen. 23 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 56. 6 März 1850.

Rawlinson über die babylonischen und assyrischen Inschriften.

(Literary Gazette, 23 Febr.)

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 16 Febr. trat endlich Major Rawlinson auf mit einer Abhandlung über die dreisprachigen Inschriften und setzte zuerst das Verfahren auseinander, durch welches die Inschriften von Babylonien und Assyrien lesbar gemacht wurden. Er begann damit, daß sich in Persien eine große Zahl von keilförmigen Inschriften der achämenidischen Könige vorfinde, die in drei verschiedenen Sprachen abgefaßt, in drei verschiedenen Alphabeten geschrieben seyen. Diese Sprachen seyen persisch, scythisch und babylonisch, nach den drei großen Sprachfamilien, welche im Reich des Cyrus und Darius herrschten. Da die persischen Inschriften in einer dem Sanskrit nahe verwandten Sprache geschrieben, und ihr Alphabet sattsam regelmäßig war, so waren sie verhältnißmäßig leicht zu lesen. Sie zuerst wurden daher auch genauer erforscht, und durch eine sorgsame Zergliederung wurden sie vollständig entziffert. Nachdem man soweit gekommen, ging man mit dem dadurch gewonnenen alphabetischen Schlüssel an die Lesung der babylonischen Inschriften. In diesen entdeckte man ungefähr 80 Eigennamen, deren Aussprache man annäherungsweise aus den ihnen entsprechenden persischen ermittelte, und aus diesen Namen gewann man ein Alphabet von etwa 100 babylonischen Schriftzeichen. Später brachte man durch fleißige Vergleichung von Inschriften die Zahl der bekannten Zeichen von 100 auf 150: die Gränze, bis zu der sich, wie Major Rawlinson bemerkt, seine gegenwärtige Kenntniß der assyrischen und babylonischen Schrift erstreckt.

Ueber die Natur und den Bau des assyrischen Alphabets sprach sich Major Rawlinson dahin aus, daß es unzweifelhafte Merkmale eines ägyptischen Ursprungs an sich trage. Es sey theils ideographisch, theils phonetisch, und sein phonetischer Bestandtheil drücke theils Sylben, theils Buchstaben aus. Die nichtphonetischen Zeichen würden in derselben Art, jedoch nicht in derselben Ausdehnung wie im Aegyptischen, als Determinativa gebraucht, und die Namen der Götter würden gewöhnlich, entweder durch willkürliche Monogramme oder vielleicht durch den vorherrschenden Buchstaben des Namens bezeichnet. Einige Charaktere würden wohl auch gebraucht, um eine Sylbe oder den vorherrschenden Laut einer Sylbe auszudrücken; andere dagegen benutzt, um zwei ganz verschiedene alphabetische Bedeutungen darzustellen, was natürlich große Verwirrung und Unsicherheit zur Folge habe. Die ursprünglichen alphabetarischen Bezeichnungen ferner seyen arm, es fehle an einer Unterscheidung zwischen der harten und weichen Aussprache der Consonanten; die flüssigen Buchstaben und andere nicht streng gleichartigen alphabetischen Bezeichnungen würden verwechselt, es finde ein ausgedehnter Gebrauch von Gleichlautern statt; der alphabetische Ausdruck sey mit einem Wort äußerst dunkel, was er durch die Annahme zu erklären suchte, daß, da das assyrische Schriftsystem von dem ägyptischen entlehnt sey, jedes keilförmige Zeichen ursprünglich wohl einen natürlichen Gegenstand dargestellt habe, und die Lautbedeutung des Zeichens in einigen Fällen der vollkommene Name des Gegenstandes gewesen sey, in andern nur der vorherrschende Laut im Namen, bald der Schlußlaut, bald der Anfangslaut, bald auch der mittlere.

Nach diesen Bemerkungen über einen jedenfalls schwierigen Gegenstand ging Major Rawlinson auf die Betrachtung der assyrischen und babylonischen Sprache über, Sprachen, die wenn auch nicht identisch, doch jedenfalls sehr nahe mit einander verbunden seyen. Die verschiedenen Schritte, die er gethan, um den Sinn der assyrischen Inschriften zu ermitteln, setzte er weitläuftig auseinander. Aus einem Papierabdruck der babylonischen Uebersetzung der großen dreisprachigen Inschrift zu Behistun, aus einer vollständigen Abschrift der babylonischen Inschrift zu Nakschirustam und aus den verschiedenen schon veröffentlichten Abschriften der dreisprachigen Platten war ein Verzeichniß zusammengestellt worden von mehr als 200 babylonischen Worten, von denen der Laut annähernd, der Sinn genau bekannt war. Mit dieser Grundlage der Auslegung versehen und über den allgemeinen grammaticalischen Bau der Sprache im Klaren, durchforschte Rawlinson sorgfältig alles nutzbare Material. Er verglich und zerlegte sämmtliche Inschriften von Assyrien, Babylonien, Susiana und Elymais, indem er nicht bloß die in ihnen befindlichen werthvollen historischen und geographischen Nachrichten auszog, sondern auch die Sentenzen vom übrigen ablöste, verwandte oder ähnliche Phrasen, so oft sie vorkamen, mit einander verglich, und die ganze Masse einer philologischen und mechanischen durchdringenden Untersuchung unterwarf. Das Ergebniß dieses Verfahrens war, daß das Wörterverzeichniß sich bis auf ungefähr 500 gewöhnliche Wörter vermehrte, Rawlinson aber der Sprache so weit Herr ward, um die historischen Inschriften ziemlich wörtlich auslegen und den allgemeinen Inhalt jeder Urkunde feststellen zu können, gleichviel was das Alter oder der Gegenstand der letzteren war. Bei Mittheilung dieser Einzelheiten warnte Rawlinson zugleich die Gesellschaft, sie möge ja nicht glauben, daß die Entzifferung des Assyrischen nun schon erschöpft und nichts zu thun übrig geblieben sey als die Inschriften zu lesen und die Früchte unserer Kenntniß zu ernten.

Digitized by Google

Im alphabetischen Zweige der Wissenschaft müsse noch vieles bestätigt und beglaubigt, vieles vielleicht noch erst entdeckt werden, und jenes Verzeichniß von 500 Wörtern, welches jetzt das alleinige Handbuch zum Behuf der Auslegung bilde, enthalte noch nicht ein Zehntel der in den Inschriften von Babylonien und Assyrien gebrauchten Worte. Man möge bedenken daß das Studium des Aegyptischen kaum erst die Vorstufe seiner Behandlung überschritten habe, obgleich der Stein von Rosette schon vor fünfzig Jahren entdeckt sey und seitdem viele der ausgezeichnetsten Köpfe von Europa sich mit der neuen Wissenschaft beschäftigt gehabt hätten. Mit Rücksicht darauf könne man unmöglich annehmen, daß zwei oder drei Individuen in wenigen Jahren vollständig eine Sprache aufdeckten, die gleich der assyrischen weit schwieriger sey als die ägyptische, während ihr Alphabet kaum weniger Dunkelheiten darbiete als das ägyptische.

Unter wiederholtem Hinweis auf die Unvollkommenheiten und möglichen Irrthümer des gegenwärtigen Entzifferungssystems wandte sich Rawlinson dann auf ein neues Gebiet seiner Forschungen. Er untersuchte die babylonische und assyrische Sprache in der Absicht, ihre Stellung, ihre schließliche Einreihung unter die semitischen Sprachen festzusetzen. Er verfolgte die babylonische Grammatik bis in das Einzelne hinein, indem er mit dem Artikel begann, nachher die Nomina und Pronomina genau erwog und mit dem semitischen und koptischen Gebrauch sowohl die bei ihrer Bildung herrschenden Grundsätze als die verschiedenen Abwandlungen verglich, die sie erleiden, um die Verhältnisse des Geschlechts, der Zahl, der Person u. s. w. ausdrücken zu können. Als er damit fertig, untersuchte er die Zeitwörter mit fast noch größerer Genauigkeit, indem er die Conjugationen zu classificiren suchte, und das System, die Personen durch Affixe, die Zahl durch ein Suffix zu unterscheiden, weiter auseinandersetzte. Ebenso ließ er sich darauf ein, daß das babylonische Zeitwort an einem sonderbaren Mangel an Präcision leidet, indem es zwischen der vergangenen und gegenwärtigen Zeit keinen Unterschied macht, und zum Schluß der grammaticalischen Uebersicht besprach er noch kurz die Partikeln, Adverbien und die Verbindungswörter. Dann zählte er eine Reihe von ungefähr dreißig der gewöhnlichsten Wortwurzeln auf und verglich sie mit den ihnen entsprechenden in den verwandten Sprachen. Die von ihm angeführten Beispiele, sagte er, beweisen, daß die assyrische und babylonische Sprache sich in einem ursprünglicheren Zustand befinden als irgend eine andere unsern Untersuchungen zugängliche semitische Sprache, insoferne nämlich die Wurzeln fast alle ganz frei von jenem im Hebräischen, Aramäischen und Arabischen üblichen subsidiären Augment seyen, welches zur Folge gehabt habe, daß man in diesen Sprachen die dreibuchstabigen Wurzeln gewöhnlich für die vollkommenern und ursprünglicheren, die zweibuchstabigen für die mangelhaften angesehen habe. Endlich zählte er eine Reihe von Haupt- und Eigenschaftswörtern auf, die alle sehr genau wohlbekannten Formen im Hebräischen und Arabischen glichen, und schloß damit den philologischen Theil seiner Mittheilungen ab.

Seine historischen Mittheilungen nahm Major Rawlinson da wieder auf, wo er sie bei der letzten Zusammenkunft der Gesellschaft abgebrochen hatte. Ehe er den Inhalt der Khorsabad-Inschriften kurz angebe, erklärte er eine Frage behandeln zu wollen, die rücksichtlich der Identificirung der Könige dieser Linie erhoben worden, und von der größten Wichtigkeit für die assyrische Chronologie sey. Man habe als gewiß ausgegeben, daß die Könige, die den Palast von Kojundschik und den südwestlichen Palast in Nimrud erbauten, die biblischen Sanherib und Assarhaddon gewesen seyen, und wenn diese Behauptung richtig sey, so folge daraus, daß der Khorsabad-König, der der Vater des Erbauers von Kojundschik war, der Salmanassar oder Sargon der heiligen Schrift sey. So ganz sicher ständen indeß diese Ansichten indeß noch keineswegs, und er wolle zunächst die Gründe für und gegen dieselben mittheilen. Indem er letzteres that, ging er zuerst auf die Gründe dafür, dann auf die dagegen ein, diese behandelte er sichtlich mit größerer Vorliebe als jene, im Verlauf derselben erklärte er, der südwestliche Palast zu Nimrud sey nicht, wie man gewöhnlich annehme, vom Sohn des Erbauers von Kojundschik errichtet, sondern verdanke sein Daseyn einem Monarchen von einer ganz andern Linie, der sich um den alten assyrischen Ruhm so wenig gekümmert habe, daß er bei Errichtung seines neuen Gebäudes die ausgearbeiteten Annalen des Erbauers von Khorsabad, die auf den Platten des Mittelpalastes eingegraben, vernichtet habe. Diese verschiedene Linie, fügte er hinzu, müsse nach seiner Ansicht die zweite oder niedere Dynastie von Assyrien repräsentiren, und es würde daher nothwendig seyn, alle andern Monumente der obern und ursprünglichen Linie zu überweisen. Nachdem er dann noch mehrere andere Umstände angeführt hatte, die es unmöglich zu machen schienen, daß der Erbauer von Khorsabad dieselbe Person mit Salmanassar, oder der Erbauer von Kojundschik dieselbe mit Sanherib sey, entwickelte er kurz und ohne Verhehlung des Mißtrauens in ihre Richtigkeit, seine eigenen Ansichten über die assyrische Chronologie. Ihm hierin schon jetzt zu folgen, sagt die Literary Gazette, verbietet uns indeß der Raum, und wir müssen daher die Wißbegierde unserer Leser bitten, sich vorerst gedulden zu wollen.

Beiträge zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel.

4. Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen. Der Guadalquivir.

(Fortsetzung.)

b. Das Stromthal des Guadalquivir.

Da der Guadalquivir fast fortwährend durch flache, aus erdigen Formationen zusammengesetzte Gegenden strömt, so versteht es sich von selbst, daß sein Thal keineswegs so malerisch seyn kann wie das anderer großer Flüsse, welche erst bedeutende Gebirge durchbrechen müssen, bevor sie in das Flachland und an das Meer gelangen können. Bloß die Stelle, wo sich der Guadalquivir zwischen den Vorbergen der centralen Sierra Morena hindurchdrängt, ist wirklich romantisch zu nennen; indessen sind jene Berge zu niedrig und besitzt dort der Strom noch eine zu geringe Breite und Wassermasse, als daß jene Schlucht einen so großartigen Eindruck hervorbringen könnte, wie das Durchbruchsthal des Guadiana oder die Thäler des Rheins und der Elbe. Lange Strecken des Guadalquivirthales können nicht einmal anmuthig genannt werden, indem sie unbewohnt und zugleich von vegetativem Schmuck entblößt sind, denn die grünen blumendurchwirkten Wiesenmatten und duftenden Orangenhaine, von denen die Dichter und phantasiereiche Touristen bei der Schilderung des alten Baetis zu schwärmen pflegen, existiren zum großen Theil bloß in der Phantasie jener Leute.

Das Stromthal des Guadalquivir beginnt an der Stelle, wo dieser Fluß das Becken von Jaen betritt, d. h. bei Santo Tome an der Mündung des Rio Vega, und endet einige Stun-

Digitized by Google

den unterhalb Sevilla's. Es zerfällt in drei natürliche Abtheilungen, nämlich in das Thal des mittlern Stromlaufs, in das Thal der Stromschnellen oder des Uebergangs vom mittlern zum untern Stromlauf und in das Thal des untern Stromlaufes.

Das Thal des mittlern Stromlaufes stellt bis zur Mündung des Guadiana Menor eine ziemlich enge Furche dar, erweitert sich aber von dort an allmählich immer mehr, so daß seine Sohle bei Andujar, wo es seine größte Weite erreicht, bereits eine Viertelstunde und darüber in der Breite ermißt. Bis zur Mündung des Guadalimer ist seine rechte Wand bedeutend steiler als die linke, später sind beide ziemlich gleich geneigt. Sie bestehen aus denselben Gebirgsarten wie der Boden des Beckens, sind aber nirgends felsig. Die Sohle ist meist aus Sand und Kiesschichten, hie und da aus Gyps und Thon zusammengesetzt; Alluvium beobachtet man bloß um Andujar. Bis wenige Stunden oberhalb dieser Stadt ist das Thal vollkommen von Bäumen, ja wenn man das Tamarisken- und Oleandergebüsch ausnimmt, welches die Ufer des Flusses einfaßt, sogar von Strauchwerk entblößt, öde, unbebaut und unbewohnt; unterhalb der Mündung des aus der Sierra Morena kommenden Rio de la Campana aber beginnen schöne Ulmen- und Pappelgebüsche die Ufer zu bedecken, die Thalgehänge erscheinen mit Oelbäumen bestreut und auf der Sohle grünen Saaten und Gemüsefelder. Eine halbe Meile westlich von Andujar verengt sich das Thal wieder und wird nun von Stunde zu Stunde anmuthiger. Die schön geformten, dicht mit Oelbäumen und immergrünem Gebüsch bekleideten Schleifsteinberge der Sierra Morena rücken immer näher heran, bis sie endlich von Aldea del Rio an die rechte Wand des Thales bilden. Die linke besteht aus niedrigeren, ebenfalls mit Oliven bewaldeten Geschiebehügeln, welche im Westen von Aldea del Rio sich theils an die Schleifsteinberge von Montoro anlehnen, theils unmerklich mit dem Plateau von Bujalance verschmelzen. Eine kurze Strecke unterhalb Aldea del Rio beginnen die Stromschnellen des Guadalquivir. Das Thal fängt an sich zickzackförmig zu krümmen, seine Wände erheben sich immer höher und steiler, werden bald felsig und verengen in kurzem die Sohle so sehr, daß kein Raum mehr für einen Pfad längs der Ufer übrig bleibt. Bald erscheint sogar das Bett des Flusses zusammengedrängt und zu beiden Seiten von Schieferfelsen umgürtet; ja an einzelnen Stellen, wie namentlich bei Montoro, setzen Bänke von Schieferfelsen durch das Bett hindurch, wie die scharfgezackten schwarzen Klippen verrathen, welche mitten im Strom aus der schäumenden Wasserfläche hervorragen. Jene Stadt liegt nahe am Ausgange des Stromschnellenthales auf dem Gipfel und am Abhange eines schroffen, nach Norden gekehrten Felsenvorsprungs, um dessen Fuß sich der Guadalquivir in halbmondförmiger Krümmung herumschlingt. Die Abhänge dieser halbinselartigen Felszunge sind wie der größte Theil der Wände des Stromschnellenthales kahl, die benachbarten Berge dagegen so wie die Kämme der Thalwände mit großen Gehölzen alter Oelbäume und Immergrüneichen geschmückt. Die Klippen von Montoro bilden die unterste Schwelle der Stromschnellen, denn schon am westlichen Fuße des Stadtberges wird der Lauf des Flusses ruhiger, das Thal weiter und das Bett breit und sandig. Die Hügel des linken Ufers verflachen sich rasch und verschmelzen bald gänzlich mit den sanften Abhängen des schön bebauten Plateau's, auf welchem die Stadt Bujalance thront, die Vorberge der Sierra Morena weichen ebenfalls von dem rechten Ufer zurück, so daß die Thalsohle bald eine ansehnliche Breite gewinnt. Bis in die Gegend von Cordoba bilden die Vorberge der Sierra Morena noch die rechte Thalwand, ja vier Stunden unterhalb jener Stadt rückt ein Zweig derselben noch einmal bis unmittelbar an das Bett des Flusses heran, woselbst er mit einem steilen, felsigen Vorsprung endigt, dessen Scheitel das stolze Stammschloß der Herzoge von Almodovar krönt. Die linke Thalwand besteht aus sanft abfallenden Hügeln, welche allmählich immer niedriger werden und bis Cordoba mit Oelbäumen bewachsen, später kahl sind. Längs ihres Fußes schlängelt sich der Guadalquivir in sanften Krümmungen durch die fast ganz ebene, eine halbe bis eine Stunde breite Thalsohle hin, welche größtentheils aus angeschwemmtem Erdreich zusammengesetzt und durchgängig bebaut aber wenig bewohnt ist. Olivengehölze nehmen einen großen Theil derselben ein, unterhalb Cordoba bemerkt man hier und da Orangenhaine. Von Almodovar del Rio an stellt das Thal des untern Stromlaufs eine flache Mulde dar, die allmählich immer mehr an Breite zunimmt, bis sie sich endlich zu dem 2 bis 3 Stunden im Durchmesser haltenden Becken erweitert, in dessen Schooße, umringt von Gärten aller Art, fetten Weizenfluren, Orangen- und Olivenhainen Sevilla ruht. Dieses geräumige, höchst anmuthige, doch nur theilweis stark bevölkerte Becken ist auf der rechten Seite von einem niedrigen, doch ziemlich steil abfallenden, aus sandigem Lehm zusammengesetzten und gänzlich mit Oelbäumen bedeckten Kamme, auf der linken von sanft ansteigenden größtentheils mit Schaffutter und mit Palmengestrüpp überzogenen Geschiebe- und Kieshöhen umgeben. Der zwischen beiden Höhenzügen befindliche, beinahe vollkommen ebene Raum besteht aus fettem Alluvialboden und ist daher der üppigsten Production fähig. Die rechte Wand des Beckens von Sevilla rückt eine halbe Stunde unterhalb der Stadt zwischen San Juan de Aznalfarache und Gelves bis dicht an das rechte Stromufer heran, biegt sodann nach Westen um und verflacht sich allmählich zu den sandigen Niederungen des Flusses von Sanlucar la Mayor; die Höhen des linken Randes dagegen ziehen sich in einer Entfernung von einer halben bis eine Stunde von dem Strome bis in die Gegend von Utrera hin, woselbst sie an den öden Gestilden der Marisma enden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus dem stillen Meer, den 28 September 1849.

Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien.

Wieder bin ich auf hoher See, und wie ein Traum liegt die Landreise durch Südamerika hinter mir, ein wohlthuendes Gefühl ist es aber auch auf sicherem Schiffe dem ersehnten Ziel entgegenzufliegen, und wenn je ein Fahrzeug von ruhiger See und günstigem Winde begünstigt wurde, so ist es bis zu diesem Augenblick, und seit wir Valparaiso verließen, das unsere; doch ich will lieber bei dem wenigen, was ich Ihnen über unsere bisherige Fahrt zu sagen habe, mit dem Anfang beginnen, und den Schluß dann, in San Francisco angekommen, beifügen.

Nachdem sich die Reform in Valparaiso wohl acht Tage länger als ich es im Anfang erwartet, oder eigentlich gehofft hatte, aufgehalten, gingen wir am 23 August endlich in See; d. h. wir wurden erst Morgens an Bord gerufen und der Capitän, der, wie ich schon früher erwähnt habe, mit den Passagieren Streit gehabt hatte, stellte ihnen hier die Bedingung, daß sie eine Art Contract unterschreiben sollten, ehe er mit ihnen in See gehen würde:

Die Passagiere hatten nämlich in Valparaiso bei dem dortigen ruf-

Digitized by Google

sischen Consul den Capitän verklagt, ihnen schlechte und verdorbene Provisionen gegeben zu haben; dieser hatte dagegen eine andere Klage, und zwar dahinlautend erhoben, daß er durch die Passagiere an seinem Leben bedroht gewesen wäre. Dieß wies sich nun allerdings als übertrieben aus, und beschränkte sich zum großen Theil auf eine, nicht einmal directe Drohung, mehr Gewicht schien dagegen die fast allgemein erhobene Beschuldigung wegen verdorbener Lebensmittel zu haben, und es wurde deßhalb vom Consul eine Commission ernannt, dieselben zu untersuchen. Der russische Consul, den das überhaupt nur zum Schein unter russische Flagge gestellte Schiff übrigens wenig genug interessiren mochte, und der sich wahrscheinlich nicht lange und groß damit zu befassen wünschte, gab sich keine besondere Mühe genau auf Grund oder Ungrund der Klage zu kommen. Die ernannte Commission, ein Engländer und ein Amerikaner, besichtigten zwei oder drei Fässer Fleisch und einige andere Provisionen nur höchst oberflächlich, frühstückten dann mit dem Capitän und runderten dann sehr selbstzufrieden an Bord zurück.

Das Resultat war nun, daß sämmtliche Provisionen für gut befunden wurden, und man dem Capitän nur aufgab Wasser, wie einige andere Erfrischungen, als Eier, Gemüse, etwas frisches Fleisch u. s. w. einzunehmen.

Am Bord der Reform angekommen, wurde uns nun der vorerwähnte englische Pakt zur Unterschrift vorgelegt, von den Passagieren aber allgemein verworfen, da er nur Artikel enthielt die sie selbst, keinen aber der den Capitän auch zu seiner Pflicht gebunden hätte. So ungern ich mich nun auch selber gleich von vorn herein in die mir fremden Streitigkeiten mischte, so lag mir doch auch daran sobald als möglich in See zu gehen, und da der Capitän bestimmt erklärte nicht eher unter Segel gehen zu wollen, bis er nicht eine schriftliche Sicherstellung in Händen habe, so übernahm ich es eine derartige, beiden Theilen genügende aufzusetzen. Beide Theile waren auch wirklich damit, selbst zu meinem Erstaunen, einverstanden, und noch während wir unterzeichneten, rasselten oben am Deck die Ankerketten in die Höhe. Ein halbe Stunde später flatterten die Segel von den Raaen; ein paar andere Schiffscapitäne die noch bei uns an Bord waren, suchten ihr eigenes Boot um zum Lande zurückzurudern, und mit günstigem, aber sehr schwachem Wind verließen wir langsam die von Bergen dicht eingeschlossene Bay.

Anders wurde es jedoch als wir hinauskamen — hui, wie es vom Süden scharf und schneidend heraufpfiff, die Bramsegel mußten augenblicklich eingeholt werden, und ich glaube wir hatten die Nacht sogar ein Reef im Marssegel. Pfeilschnell durchschossen wir die schäumende Fluth, und höher und höher, je weiter wir in die offene See hinauskamen, hoben sich die Wellen. Prachtvoll war dabei das Panorama der Cordilleren, die in ihrer ehrwürdigen riesigen Herrlichkeit den Hintergrund der bewegten Seescene bildeten; die weißen blitzenden Kuppen schauten gar freundlich, ja wie grüßend nach mir herüber — es waren ja alte Bekannte, die ich in ihrer einzigen Heimath besucht hatte — und es überkam mich ein gewisses behagliches Gefühl der Sicherheit diese gigantischen Bergriesen, die ich auf der anderen Seite drüben mit einer Art scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, jetzt zurückgelegt und hinter mir zu haben. So großartig schauten sie aber auf dieser Seite doch nicht drein als damals, wie ich, aus den Pampas kommend, mich dem kleinen Städtchen Mendoza näherte, zu sehr wurden sie hier von anderen Bergen, den Küstenhügeln verdeckt, während ich dort gleich den ganzen vollen Anblick ihrer sämmtlichen ungeheuren Massen vom Fuß bis zum Gipfel in mich aufnehmen konnte.

An diesem Abend passirte mir aber etwas, was mir bis jetzt auf meinen verschiedenen Seereisen noch nicht passirt war — ich wurde nämlich förmlich seekrank — wenn ich übrigens ein nur zweimaliges Erbrechen, von keinem weiteren Unwohlseyn begleitet, mit diesem Namen belegen darf. Gleich darauf war ich wieder vollkommen wohl, und fühlte auch vorher und am anderen oder an späteren Tagen nicht die mindeste Unannehmlichkeit mehr. Nichtsdestoweniger war es eine Folge des ungewohnten Schaukelns, und es wurde mir jetzt recht augenscheinlich klar, daß es kein Mährchen ist, wenn man von alten Seecapitänen erzählt, die dennoch, nach längerem Aufenthalt an Bord, einem schwachen Anfall von Seekrankheit ausgesetzt waren.

Unser Cours war WNW, Temperatur von Luft und Wasser 14°.

Am nächsten Morgen befanden wir uns in offener See — selbst die Cordillerenkette lag außer Sicht hinter uns, und eine frische, ja scharfe Brise stand uns voll in die Segel, und wir liefen wohl 8—9 engl. Meilen die Stunde. Schiffe ließen sich ebenfalls nirgends erkennen, und unsere einzigen Begleiter waren die Captauben, die wir im atlantischen Ocean etwa auf derselben Höhe angetroffen, und eine kleine Art mir noch fremder Seemöven, die in ihrem Flug im ganzen Aussehen ungemein dem deutschen Sperber glichen. Ebenfalls sahen wir wieder die kleinen Seeschwalben, die über den ganzen Ocean vertheilt scheinen; der Engländer nennt sie „mother careys chickens," der Deutsche, Gott weiß weßhalb, Malefiten. Es sind kleine, liebe, geschäftige Thierchen, und ich sehe sie gar zu gern im Fahrwasser des Schiffes. Die der Südsee haben übrigens eine Eigenheit, die ich an denen des atlantischen Meeres noch nicht beobachtet habe; sie laufen nämlich weit mehr als diese über das Wasser hin, und schnellen sich dabei durch einen plötzlichen Ruck wieder in die Höhe.

Von den Captauben fingen wir einige an ausgeworfenen, mit Speck besteckten Angeln; sie kamen in Schaaren darum hergeflogen und ließen sich ungemein leicht bethören. Am Deck ließen wir sie frei umherlaufen, sie konnten sich von den festen Planken gar nicht wieder emporheben, nach wenigen Minuten schon wurden sie aber seekrank, oder brachen wenigstens eine weiße ölige Flüssigkeit aus.

Doch auch ein Wort über unsere Passagiere: Es sind meistens junge Männer und fast lauter Kaufleute, die großentheils mit Waaren nach San Francisco gehen und gerade nicht über die keineswegs günstigen Berichte in Valparaiso erfreut sind. Angenehm ist der Aufenthalt in der Cajüte dadurch, daß wir fast ohne Ausnahme nur gebildete Leute darin haben, andererseits wird er aber auch nur zu häufig durch ewige Streitereien und Häkeleien verbittert. Das Verhältniß zwischen diesen und dem Capitän ist dabei ein durchaus gespanntes, und obgleich die Provisionen jetzt bedeutend besser seyn sollen als sie von Rio nach Valparaiso gewesen, so bin ich doch überzeugt, daß auf einer längeren Fahrt der alte Groll und Unfriede jedenfalls wieder ausbrechen würde. Das gute Wetter hat jedoch auch viel mit dazu beigetragen den Frieden in etwas zu erhalten; die Leute können sich beschäftigen und fallen deßhalb nicht aus reiner Langeweile auf unnützen Zank und Streit. Besonders viel Schach wird gespielt und interessant sind dabei besonders die Gruppen der Herumstehenden, denen Einreden streng verboten ist, die aber dennoch gewöhnlich nicht an sich halten können, und bei nächster Gelegenheit dann jedesmal in heftigsten Wortwechsel gerathen. Auch Whist, Lhombre und Mariage wird viel gespielt, aber nichts um Geld, sondern höchstens zu höchst geringen Sätzen, um Citronen, Apfelsinen oder Cigarren.

Bis zum 1 September behielten wir, fast mit gleicher Stärke, den herrlichsten Wind, der uns näher und näher zum Aequator und dadurch auch in eine wärmere Temperatur brachte, denn bei dem herrschenden scharfen Südwind war es bis dahin trotz den rasch abnehmenden Breitengraden noch immer recht frisch gewesen. Unser Cours lag fast so viel gen Westen als gen Osten, des erwarteten Nordwestpassats wegen, den wir über der Linie treffen sollten (San Francisco liegt auf etwa 122° westlicher Länge von Greenwich — etwa 38° nördlicher Breite); die Temperatur der Luft war 17°, die des Wassers 15°.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katakomben von Neapel drohen gegenwärtig einem Theil der Stadt große Gefahr. Unter denselben stehen die königlichen Paläste, ein Theil des Arsenals, Santa Lucia, Pizzifalcone und andere Theile, denn niemand kennt genau die Ausdehnung derselben, da sie aus sehr alter Zeit sich herschreiben und angeblich unter dem halben Neapel sich ausdehnen. Der König hat sie seit mehrern Jahren zu einer Kohlenniederlage gemacht, in welcher nach und nach die ungeheure Masse von 15,000 Tonnen Kohlen niedergelegt wurden. Hier ist jetzt ein schleichendes Feuer ausgebrochen, und noch weiß man nicht wie dasselbe gedämpft werden kann. (Athen. 23 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 57. 7 März 1850.

Vier Murmelthiere zu Paris.

Am College de France zu Paris wohnt ein Chemiker Namens Regnault, welcher sich unter andern Forschungen viel auf das Ein- und Ausathmen der Thiere verlegt hat. Man könnte glauben, dieß sey die einfachste Aufgabe der Wissenschaft, da die Thiere es gerade so machen wie wir Menschen. Darin würde man aber sehr irren, denn es gibt Thiergeschlechter, welche sich in ganz andere Zustände versetzen, als das menschliche Geschlecht, und Verwandlungen erleben die uns ganz fremd sind. Wenn man also einen in der Naturgeschichte wenig bewanderten Menschen früge, wie geht der Athmungsproceß bei den aus 6 oder 8beinigen Insecten in Puppen verwandelten und zum Fliegen bestimmten Thieren vor sich, während ihre vorigen Eingeweide, mithin auch ihre vormaligen Athmungsorgane in eine breiartige Substanz eingeschmolzen sind, so würde er sicher verlegen seyn, ein solche Frage zu beantworten. Eben so wenig würde er wissen, wie es zugeht daß gewisse Thiere in einer Luft leben können, welche für andere tödlich ist, und wie die Thiere es machen um verschiedene Gasarten ein- und auszuathmen. Zur Erforschung dieser und anderer Erscheinungen in der Naturwelt gehört erstlich ein großer Beobachtungsgeist, und zweitens sehr vollkommene Werkzeuge, wie man sie nur in großen Städten haben kann, wo geschickte Arbeiter aller Art dem Besteller zu Gebote stehen, und wo die Kaufleute des Absatzes der feinen Instrumente sicher sind.

Mit solchen feinen Instrumenten hat denn schon seit einigen Jahren Prof. Regnault eine Reihe von Beobachtungen über den Athmungsproceß bei Thieren angestellt, und sich dabei der Hülfe eines Herrn Reiset bedient. Die Ergebnisse der Forschungen beider sind unlängst zu Paris durch den Druck bekannt gemacht worden. Jedweder kann sie also nun lesen und studieren. Wir wollen hier bloß erzählen was mit 4 Murmelthieren zugegangen ist, da es etwas höchst seltenes ist, daß ein lebendiges Murmelthier nach der Hauptstadt Frankreichs gelangt, es sey dann etwa in dem Kasten eines Savoyarden Jungen. Schwerlich sind jemals 4 lebendige Murmelthiere auf einmal und auf dieselbe Art wie die erwähnten bis zur Seine gelangt.

Mit den 4 lebendig nach Paris gekommenen Murmelthieren hatte es aber folgende Bewandtniß. Während Prof. Regnault mit seinen feinen Instrumenten Beobachtungen über den Athmungsproceß bei den Thieren überhaupt anstellte, und genau die Quantität der von ihnen ein- und ausgeathmeten Luft und jeder Gasart abmaß, gab sich ein schweizerischer Gelehrter, Prof. Sacc zu Neuenburg damit ab, die Lebensweise der Murmelthiere in ihrem Schlafe und in ihrem Wachseyn zu studieren, er hatte schon eine Menge von Bemerkungen in einer Art von Tagebuch eingeschrieben, und wollte dieselben noch fortsetzen, besonders hinsichtlich des Athmungsprocesses. Da er nun aber vernahm, daß Prof. Regnault zu Paris mit weit vollkommenern Werkzeugen als die seinigen waren, schon Jahrelang ein gleiches that, so entschloß er sich, dem französischen Gelehrten Murmelthiere und Tagebuch zu übersenden. Die 4 lebenden Murmelthiere wurden im Februar 1848 in eine zum Theile mit Heu gefüllte Kiste gepackt und mit der Post nach Paris geschickt. Die Kiste langte gerade in den berüchtigten Februartagen an, als die Pariser Radikalen damit beschäftigt waren, den Königsthron durch die Fenster der Tuilerien zu werfen und die Republik auszurufen. Die Murmelthiere hätten zu keiner ungelegenern Zeit anlangen können. Die Kiste blieb 8 Tage lang im Magazine, ehe man sie abgeben konnte, denn Barrikaden hatten den Durchzug durch die Gassen verhindert. Endlich wurde sie im College de France abgegeben. Trotz Revolution und Gassensperrung befanden sich die herausgezogenen Thiere ganz wohl, sie hätten auf der Reise schlafen können, sie hatten es aber nicht gethan. Aber fressen wollten sie doch nicht, aus purer Gewohnheit der winterlichen Enthaltsamkeit. Erst als die Witterung milder wurde, entschlossen sich zwei der Kistenreisenden zu fressen als ob sie in der Schweiz wären. Die beiden andern nahmen aber einen ganz andern Entschluß, nämlich — sie schliefen wieder ein und kümmerten sich nicht weiter um Paris und Aenderung des Klimas.

Von nun an wurden die beiden Classen, das heißt die schlafenden und die wachenden von einander getrennt und besonders beobachtet, und um sie desto besser unterscheiden zu können, hat ein Berichterstatter im Journal des Savans, der berühmte Biot, sie mit Buchstaben bezeichnet, und zwar die wachenden und muntern mit A und B, die schlafenden mit C und D.

Erstlich wurde das Athmen der wachenden, welche durchaus nicht in Schlaf zu bringen waren, ungefähr gleichartig mit demjenigen der Kaninchen befunden, welche sich fast auf dieselbe Art nähren, nur verzehrten sie mehr Sauerstoff und athmeten mehr Stickstoff aus. Ihre natürliche Wärme betrug immerfort 33 bis 34°, obschon die sie umgebende Luft nur 12° Wärme hatte.

An den schlafenden Murmelthieren war mehr zu beobachten. Das Thier C wurde einmal im Schlafe unter die Luftpumpe gebracht, und schlief unter derselben 117 Stunden 45 Minuten in einem fort, und zwar in einer Temperatur von 8°, das Thier selbst hatte nur 4 Grad Wärme mehr als die es umgebende Luft. Während seines Schlafes gab es kaum ein Lebenszeichen von sich, es verzehrte nur etwa ein Dreißigstel des von

Digitized by Google

den wachenden Murmelthieren eingeathmeten Sauerstoffes, etwas weniger als die Hälfte dieses Sauerstoffes fand sich in der von ihm ausgeathmeten Kohlensäure wieder. Das übrige war ins Innere des Körpers eingedrungen, und hatte sich mit verschiedenen Stoffen verbunden, oder hatte zum Theile zur Bildung von Wasser gedient, wovon ein Theil durch die Ausdünstung verschwand. Ferner hatte das Thier im Schlafe eine bedeutende Menge Stickstoff verzehrt, und zwar über 13 Grammen Schwere, die ausgeathmete Kohlensäure betrug etwas über 6 Grammen, somit waren 7 Grammen Stickstoff absorbirt worden, und da sonst keine einzige Materie abging während des Schlafes, so ist es nicht zu verwundern, daß das Thier im Schlafe schwerer geworden war, es nährt sich während desselben, wie man sieht, mit Luft.

C schlief noch immer als man es unter der Luftpumpe wieder hervorzog, man ließ es einige Tage lang liegen, und brachte es dann wieder darunter. Dießmal war sein Schlaf nicht so fest als das vorigemal, man bemerkte etwas Ein- und Ausathmen, wenn man das Thier anrührte, so öffnete es die Augen. Es hatte nur 11° Wärme, indeß der es umgebende Raum 10° warm war. Es blieb noch 76 Stunden im Schlafe, und hatte so wenig Athem, daß es während dieser Zeit kaum 12 Grammen Sauerstoff verzehrte, dann aber erwachte es, und zwar nicht langsam und stufenweise, sondern auf eine rasche und mühesame Art. Das Ein- und Ausathmen geschah erstlich tiefer und schneller, dann öffnete es die Augen und zitterte am ganzen Obertheile des Leibes, weil es nun den Eindruck der es umgebenden Kälte empfand, bald wurde das Athmen heftig. In weniger als ³/₄ Stunde verzehrte es 6 Grammen Sauerstoff, also die Hälfte seines Bedarfs während des 76stündigen Schlafes. Als man das Thier unter der Glocke hervorzog, war es sehr böse und wollte die Umstehenden beißen, es wollte laufen, aber vergebens, der Hintertheil des Körpers blieb noch starr. Durch die Beschleunigung des Athmens hatte die Wärme des Thieres um 10° zugenommen, sie stieg noch fernerhin, und nach Verlauf von 5 Stunden betrug sie 33° wie bei den andern Murmelthieren.

Der Schlafcamerad besagten C, nämlich D, war mit ihm unter die Glocke gebracht worden und hatte acht Tage lang mit ihm geschlafen, und wie dieses nur eine sehr geringe Menge Sauerstoffs verzehrt. Es blieb am Abende des achten Tages unter der Maschine noch so viel Sauerstoff vorhanden, daß die beiden Thiere noch zwei Tage davon zehren konnten, wenn dieses Zehren in demselben Verhältnisse vor sich ging, als während der acht Tage. Die Beobachter gingen davon; in der Nacht aber ereignete sich etwas unversehenes, wovon man sich erst am folgenden Morgen überzeugte. Das Murmelthier D war nämlich in der Nacht aufgewacht, und da sein Athem natürlich viel stärker geworden war, so hatte es bald den vorhandenen Sauerstoff eingeschluckt, und da nun nichts mehr zu verzehren war, so mußte es ersticken. Man fand es am Morgen todt neben seinem noch immer schlafenden Gefährten, auf welchen die es umgebende Stickluft gar keine Wirkung scheint geäußert zu haben. Man trug es neben das Feuer; dort wachte es bald auf und lief dann mit seiner gewöhnlichen Munterkeit im Zimmer umher. Es war also ganz unempfindlich bei dem Mangel an Lebensluft, woran sein Gefährte umgekommen war, geblieben. Von dem fernern Schicksal der drei überlebenden Alpenthiere erfahren wir nichts weiter, da es nur darauf ankam, ihren Athemsproceß zu beschreiben; wahrscheinlich sind sie ausgestopft in den Naturaliencabineten zu schauen. Auch hat Prof. Regnault so manche Thiere vorgenommen, daß wenn er das Schicksal eines jeden derselben erzählen wollte, er statt zu beobachten ein Thierbiograph werden müßte.

Paris im November. Dg.

Beiträge zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel.

8. Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen. Der Guadalquivir.

(Fortsetzung.)

3. Der Guadalquivir, seine Quellen und Stromentwicklung. Der Guadalquivir bildet sich aus drei Flüssen, welche sich, wie bereits bemerkt, innerhalb des Beckens von Jaen vereinigen. Diese drei Flüsse sind der bereits geschilderte Guadiana Menor, der obere Guadalquivir und der Guadalimar. Letzterer, der beträchtlichste von allen dreien, entspringt innerhalb des marianischen Systems am Südabhange der Sierra de Alcaraz, strömt, nachdem er auf der Gränze von Murcia durch einen kleinen See — beiläufig den einzigen, welcher sich innerhalb des marianischen Systems findet — hindurchgegangen ist, fortwährend in einem engen Thale, das im Osten von der Sierra Segura, im Westen von einem Ausläufer der Sierra de Alcaraz eingeschlossen wird, gen Süden bis in die Nähe des am Westabhange der Segura gelegenen Fleckens Hornos, woselbst er sich nach Westen wendet, indem ihm die Sierra Segura, welche sich hier ebenfalls nach Westen umbiegt, den Weg nach Süden versperrt. Bevor er die Gränze des Königreichs von Jaen überschreitet, nimmt er den Guadarmeno auf, dessen Quellen sich auf dem Plateau der Mancha südöstlich vom Flecken Alcaraz, kaum eine halbe Stunde von denen des in den Segura und durch diesen in das mittelländische Meer fließenden Rio Madera, befinden. Der aus ihnen entspringende Bach strömt lange Zeit längs des westlichen Fußes der Sierra de Alcaraz in der Richtung von NNO nach SSW, schwillt allmählich durch die vom Westabhange der Sierra de Alcaraz herabkommenden Bäche zu einem ziemlich wasserreichen Bergflusse an und tritt oberhalb des Fleckens Genave in ein enges Thal ein, welches den bereits erwähnten Ast der Sierra de Alcaraz von der Sierra Morena trennt. Von jenem Puncte an fließt der Guadarmeno direct nach Süden, parallel mit dem Guadalimar, in den er oberhalb Beas fällt. Naturgemäßer wäre es zu sagen, der Guadalimar falle in den Guadarmeno, denn letzterer ist an der Vereinigungsstelle bedeutend stärker als der Guadalimar. Nichts desto weniger wird, wie man dieß in der Hydrographie so häufig findet, der schwächere Fluß als der Hauptfluß betrachtet, und der aus beiden entstandene Fluß ebenfalls Guadalimar genannt. Dieser, die bedeutendste Wasserader, welche dem marianischen System entquillt, strömt fortwährend in der Richtung der Streichungslinie der Hauptgebirgskette in einer tiefen und ziemlich engen Thalschlucht durch die Sandsteinvorberge der Sierra Morena, wird durch den vom Norden herabkommenden Guadalen, welcher ihm den größten Theil der Gewässer der östlichen Sierra Morena zuführt, noch bedeutend verstärkt, und vereinigt sich endlich ziemlich im Mittelpunkt des Beckens von Jaen, 3 Meilen nordnordöstlich von dieser Stadt, mit dem Guadalquivir. Hier wiederholt sich dieselbe naturwidrige Benennungsweise, wie bei dem Zusammenfluß des Guadarmeno und Guadalimar, so wie bei dem des Guadiana und Guadalquivir, denn der Guadalimar ist wohl breiter, tiefer und wasserreicher als der Gua-

Digitized by Google

dalquivir. Will man nicht einen groben Verstoß gegen die Natur begehen, so muß man die Quellen des Guadarmeno als den eigentlichen Ursprung des Guadalquivir und den Guadarmeno als den Hauptfluß ansehen, den Fluß aber, welchen es der Laune der Eingebornen beliebt hat, Guadalquivir zu nennen, als einen bloßen Zufluß des Guadarmeno betrachten. Die Quellen dieses Flusses liegen beinahe einen Grad südlicher als die des Guadarmeno am Ostabhange der zum nördlichen Randgebirge der hochandalusischen Terrasse gehörenden Sierra de Cazorla, und sind so wasserreich, daß der ihnen entströmende Bach gleich vom Anfange an beträchtlich ist. Noch innerhalb des Gebirges wird derselbe durch mehrere Bäche bedeutend vergrößert; nichts desto weniger ist er da wo er sich mit dem Guadiana Menor vereinigt, um vieles schwächer als dieser. Wir wollen nun den Lauf des Guadalquivir von seinen Quellen bis an seine Mündung betrachten.

Oberer Stromlauf. Der obere Lauf des Guadalquivir, d. h. das zwischen den Quellen und der Einmündung des Rio Vega gelegene Stück seiner Stromentwicklung, ist sehr kurz, denn es mißt, die Krümmungen mit eingerechnet, bloß zwischen 8 und 9 Meilen, d. h. bloß ein Achttheil der gesammten Stromentwicklung. Ja, er würde, strömte der Guadalquivir von Anfange an gen West, noch viel kürzer seyn, denn der directe Abstand der Quellen von der Mündung des Vega oder dem Punkte, wo der Fluß in das Flachland von Jaen eintritt, beträgt bloß etwas über 3 Meilen. Der obere Lauf des Guadalquivir verdankt daher seine Länge einzig und allein dem ungeheuern hufeisenförmigen Bogen, den der Fluß beschreiben muß, um von der Ostseite der Sierra de Cazorla an deren nordwestlichen Fuß zu gelangen. Dieser hufeisenförmige Lauf ist eine Wirkung der Gebirgsgruppe der Sagra Sierra. Der Guadalquivir fließt nämlich anfangs nach NO, allein schon nach einem Lauf von zwei Meilen zwingt ihn die hohe Sierra de Castril, welche die rechte Wand seines Quellthales bildet, sich nach N zu wenden, in welcher Richtung er wieder gegen 2 Meilen zwischen dem nördlichen Stücke der Sierra de Cazorla und dem Waldgebirge des Cerro del Cuba hinfließt. Dann wird er durch die gewaltige Felsmasse der Sierra Seca genöthigt, seinen Lauf nochmals zu ändern und plötzlich nach Westen umbiegend die Gebirgszweige zu durchbrechen, welche ursprünglich die Sierra Seca mit der Sierra de Cazorla verknüpften. Nachdem er 3 Meilen weit zwischen der Sierra de Cazorla und der Sierra Segura hingeflossen ist, betritt er bei Santo Tomé, woselbst der vom Nordwestabhange der Sierra de Cazorla herabkommende Rio Vega in ihn fällt, das Becken von Jaen. Der Fall des Guadalquivir während seines obern Laufs ist wie der aller Gebirgsflüsse sehr bedeutend. Leider kennen wir bis jetzt weder die Höhe, in welcher seine Quellen liegen, noch die von Santo Tomé, weßhalb es unmöglich ist, die Größe des Falles seiner Gewässer zu bestimmen.

Mittlerer Stromlauf. Derselbe umfaßt das innerhalb des Beckens von Jaen sowie in der Thalschlucht von Montoro gelegene Stück der Stromentwicklung und ist im allgemeinen von O nach W gerichtet. In gerader Linie würde seine Länge bloß 13 Meilen betragen, dadurch aber, daß er eine beinahe Sförmige Biegung beschreibt und außerdem eine Menge bedeutender Krümmungen, namentlich von der Mündung des Guadalimar an, bildet, erhält er gegen 20 Meilen Länge. Bald unterhalb Santo Tomé wendet sich nämlich der Guadalquivir gen SW, welche Richtung er bis zur Mündung des aus den Gebirgen von Jaen kommenden Janducilla beibehält. Dort zwingen ihn die nördlichen Ausläufer der Sierra de Polera, seinen Lauf zu ändern und gen WNW zu strömen. Nach einem Laufe von 8 Meilen — in gerader Richtung gerechnet — gelangt er in der Gegend der Mündung des Rio Jandula an die Basis der Sierra Morena, woselbst er, gleichsam als habe er sich vor jenen harten Schleifsteinmassen gefürchtet, die er später dennoch durchbrechen mußte, plötzlich nach WSW umbiegt. Endlich wendet er sich bei Aldea del Rio wieder nach W, bald darauf wird sein Lauf, indem er in die Gebirge eintritt, sehr unregelmäßig. Der Guadalquivir erlangt während seines mittlern Stromlaufs hier und da schon eine ansehnliche Breite, wie z. B. bei Andujar, woselbst eine Brücke von 17 Bogen über ihn hinwegführt. Dagegen ist er fast überall seicht, nur zwischen den Mündungen des Guadalimar und des Rio de la Campana, wo ihn die Straße von Granada auf einer eleganten im Jahre 1845 erbauten Kettenbrücke überschreitet, besitzt er eine ziemlich bedeutende Tiefe. Bis Andujar bemerkt man in seinem Bette bloß Sandbänke, zwischen jener Stadt und Aldea del Rio aber erfüllt dasselbe eine Menge kleiner aus Sand und Schlamm bestehender Inseln, die theils kahl, theils mit üppigem Baumwuchs geschmückt sind. Von der Stelle an, wo der Fluß in die Vorberge der Sierra Morena eintritt, wird er schmal, tief und reißend. Wie hoch sich die Zahl der Stromschnellen belaufen möge, ist mir unbekannt, da ich auf meiner Wanderung von Aldea del Rio nach Montoro nicht fortwährend dem Rande des Flußthales gefolgt bin. Die letzte, die von Montoro, dürfte jedenfalls eine der bedeutendsten seyn. Ueber die Größe des Falles läßt sich beim mittlern Guadalquivir eben so wenig etwas Bestimmtes angeben, als beim obern, da bis jetzt noch kein Punkt des Strombettes hypsometrisch gemessen worden ist. Am schnellsten fließt der mittlere Guadalquivir von Santo Tomé bis zu seiner Vereinigung mit dem Guadalimar, am langsamsten von der Kettenbrücke von Mangibar bis Andujar. Hier wäre es allenfalls möglich, ihn schiffbar zu machen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien.

(Fortsetzung.)

Am 2 September bekamen wir Windstille und das fatale Hin- und Herschlingern des Schiffes begann, das umsomehr ermüdet, da man die Zeit des Stilliegens als eine total verlorene betrachten muß. Vergebens hofften wir dabei wenigstens einen Hai zu fangen, die sich bei so ruhigem Wetter sonst fast stets zeigen, es wollte uns keiner der gefräßigen Burschen einen Besuch abstatten. Selbst mehrere Delphine, die wirklich zum Schiff kamen, hielten sich nicht auf, sondern gingen wieder in die Tiefe.

Unter den Passagieren hatte es in dieser Zeit so häufigen und besonders lauten Streit gegeben, daß wir endlich auf ein Mittel fielen, diesen ewigen schreienden Demonstrationen ein Ende zu machen. Wir fertigten eine richtige, ehrliche hausbackene Nachtwächterschnarre an, und belehnten einen von uns, mit feierlicher Rede und mit späterem Umzug um das Quarterdeck, mit der „unverantwortlichen" Ausübung des Instruments. So wie nämlich zwei oder mehrere zusammen in Streit gerathen, ist es seine Pflicht die Schnarre zu ergreifen und bereit zu stehen, und artet der Wortwechsel nur im mindesten aus, so fährt er urplötzlich mit dem schmetternden Instrument dazwischen, das, mit dem Lachen der Uebrigen, jedes weitere Wort übertäubt, jeden weiteren Zank unmöglich macht.

Am 5ten erhob sich wieder eine frische vollkommen günstige Brise, bei der wir rasch wieder vor dem Wind unserem Ziele entgegenstrebten

Digitized by Google

Am 9 September befanden wir uns schon unter 9° südlicher Breite, und dem 106° westlicher Länge von Ferro (Temperatur der Luft 19°; des Wassers 18). Die Nähe der Linie kündeten dabei besonders häufige Regenschauer an, die mich vor allen andern am meisten trafen, da ich schon seit dem 28sten in einer Hängematte am Deck schlief, ich hielt aber ruhig aus, obgleich ich ein paarmal ordentlich naß wurde. So wie warme Nächte eintraten, schliefen mehrere der Passagiere am Deck, der Regen scheuchte sie aber jedesmal heim in die zwar trockenen, aber doch dunstigen schwülen unteren Räume, und wie Schatten der Nacht huschten sie dann mit ihren weißen wollenen Decken unter dem Arm, rasch und vorsichtig den dunkeln Eingang hinab.

Am 15ten Morgens früh passirten wir unter 110° 15'' w. L. von G. die Linie, und so kühl blies der Wind die Nacht in den Segeln herunter, daß ich in meiner Hängematte ordentlich fror.

Ein alter lieber Bekannter von mir, der Nordstern, kam jetzt ebenfalls wieder zum Vorschein, wenn uns auch der fast stets bewölkte Himmel nur höchst selten seinen freundlichen Anblick gestattete. Luft wie Wasser waren jetzt 21°.

Am 18ten und 19ten Regen — Regen was vom Himmel herunter wollte, und es wollte viel herunter. Der Aufenthalt in Cajüte wie Zwischendeck ist an solchen Tagen entsetzlich, die Lücken können schon der Hitze und des Dunstes wegen nicht festgemacht werden, und der Regen sickert dadurch fortwährend, theils in feinen Tropfen, theils dann und wann in förmlichen Rinnen von den Segeln herunter, in die unteren Räume. Einzelne der Passagiere, die nicht unausgesetzt die Stickluft einathmen können oder mögen, gehen eine Zeitlang hinauf, und kommen dann ebenfalls wieder mit ihren durchnässenden Kleidungsstücken zurück, durch das Zusammendrängen der Passagiere werden auch fortwährend Getränke und Flüssigkeiten verschüttet; die meisten sind selbst zu faul zum Waschen an Deck zu gehen, und thun das ebenfalls unten, und jeden nur möglichen niederen Raum füllen dann Karten und Schachspielen aus.

Eine wahre Pein waren bis jetzt die verschiedenen Instrumente: kein einziges, außer einer Guitarre und Flöte, wurde wirklich ordentlich am Bord gespielt, aber in jedem Winkel studirte an schönen Tagen hier einer die Cither oder Guitarre, dort quälte einer die Flöte, rechts davon zerriß ein anderer die Ohren der Zuhörer durch die Pickelflöte, und links kauerten zwei mit Waldhorn und Trompete — jeder sich den Teufel um den Nachbar scherend und unbekümmert seiner eigenen Melodie, seinem eigenen Tacte folgend. Ein paarmal wurde die Sache so arg, daß sämmtliche Passagiere, den Heidenlärm zu übertäuben, nach allen möglichen Werkzeugen, Gefäßen und Instrumenten griffen, und die Fische im Meere müssen sich dann über den Scandal entsetzt haben. Mörser, Klingel, Schnarre, Sprachrohr, Blechtöpfe und Pfeifen spielten dabei die bedeutendste Rolle, und dazu heulten die Hunde und die, welche nichts hatten den Lärm zu vergrößern, brauchten wenigstens nach besten Kräften ihre Stimmen. Aus den Cajüten selbst verbannten wir übrigens diese musikalischen Uebungen einzelner durch einen Beschluß der Versammlung — einstimmig gegen drei — daß nur auf freiem Verdeck ein Instrument gespielt oder geübt werden darf — eine höchst wohlthätige Einrichtung.

Das Regenwasser des Quarterdecks wurde übrigens fortwährend sehr sorgfältig aufgefangen und theils in Fässer gefüllt, um später zum Trinkwasser zu dienen, theils gleich zum Waschen von den Passagieren benutzt. Wunderlich feuchte, aber fleißige Gruppen sieht man da am Deck, nach allen Richtungen hin zerstreut, und Wäsche wird an allem stehenden Takelwerk, oft freilich noch in dem traurigsten Zustand, aufgehängt und getrocknet.

Am Donnerstag den 20sten bekamen wir wieder Windstille, aber damit auch trockenes Wetter; so ruhig aber auch Luft und Meer seyn mochte, so wild und unruhig ging es an Bord bei uns zu. Der „Schnaps war alle geworden“ wie der Capitän sagte, und Zwischendecks- wie Cajütenpassagiere bekamen keinen mehr Morgens, wie sie das bis jetzt gewohnt gewesen waren. Das Zwischendeck schien aber nicht gesonnen sich diese Neuerung, ohne eine andere Vergütung dafür zu bekommen, so ruhig gefallen lassen zu wollen; der Ruf „Schnaps“, „Schnaps“ wurde erst hie und da vereinzelt, dann in vollem Chore laut — bald dabei in lautem, halb lachendem, halb zornigem Aufschrei, bald in volltönendem langgetragenem Accord, bald nach der Melodie irgendeines bekannten Liedes vernommen. Das Resultat blieb aber dasselbe, der Branntwein blieb trotz dem aus und wenn auch das Rufen und Singen mehrere Tage anhielt, so mußten sich die Leute doch endlich darüber beruhigen.

Freitag der 21 September war, obgleich wir noch immer Windstille hatten, ein ziemlich interessanter Tag, denn schon ziemlich früh Morgens ließen sich zwei tüchtige Haifische hinter dem Schiff blicken, auf die ohne weiteres Jagd gemacht wurde; d. h. wir steckten ein tüchtiges Stück Fleisch auf den Haifischhaken und warfen diesen an starkem Tau über Bord. Die beiden Burschen schienen aber keinen absonderlichen Appetit zu haben, denn sie umschwammen wohl die Lockspeise, wollten aber nicht anbeißen, und der Capitän selbst suchte wohl eine volle Stunde lang vergebens sie zur Annahme zu bewegen. Endlich bekam ers überdrüssig und ich nahm das Tau, in der ersten Stunde mit nicht besserem Erfolg; die Haie wollten nicht.

Zwei gute Stunden lang mochten wir uns so mit den Thieren herumgeneckt haben, und der Anblick der Raubfische war wirklich prachtvoll. In dem hellblauen wunderklaren Wasser schwammen sie, bald zu Lar- bald zu Starbord hinter dem Schiffe her, jetzt den Köder langsam umstreichend, bald zurückbleibend nach irgend über Bord geworfenen Lebensmitteln schnappend. Endlich ließ ich den Haken, der bis jetzt etwa 15 Schritt hinter dem Spiegel gehangen, weiter hinaus, wo die Thiere nicht so deutlich die Menschenstimme hören, und auch weniger den dadurch schärfer angezogenen Haken sehen konnten. Es dauerte auch gar nicht lang, so faßte der kleinere der Haie zu und mit lautem Jubel wurde er zu Bord gezogen. Die Freude war übrigens zu voreilig gewesen, schon halb aus dem Wasser fiel er wieder zurück und schwamm augenblicklich aus Sicht; der größere ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und prachtvoll sah es aus wie er mit wohl sechs oder sieben Lootsenfischen neben sich — ich hatte noch nie vorher so viele bei einem einzigen Hai gesehen — herüber und hinüberstrich; das Schiff verließ er aber nicht. So verging wohl noch eine halbe Stunde, als plötzlich der kleinere Hai wieder kam; ich ließ jetzt das Tau aus so weit ich konnte, und kaum fünf Minuten waren verstrichen, so schoß der, der schon einmal angebissen hatte, wieder darauf zu; im nämlichen Moment blitzte der weiße Schein seines Bauches, wie er sich nämlich auf die Seite warf, zu uns herüber und rasch anziehend fühlte ich wie der Haken eindrang. Vorsichtig holten wir jetzt den sich wenig sträubenden heran bis zur Seite des Schiffs. Bis es aus dem Wasser ging, verhielt er sich auch wirklich ziemlich ruhig, kaum aber fühlte er sich in die Höhe gehoben, so fing er an furchtbar mit dem Schwanz um sich zu hauen. Es half ihm aber nichts, der Haken saß zu gut und bald darauf lag er besiegt am Deck.

Es war ein Weibchen, etwa 6—7 Fuß lang und mit sieben Jungen bei sich; außerdem saßen noch sechs Saugefische darauf und zwar einer von etwas über einen Fuß Länge. Diese Saugefische sind überhaupt merkwürdige Thiere; sie sitzen fest mit ihren Saugorganen am Hai an, ohne diesen jedoch dem Anschein nach weiter zu belästigen, und müssen nun auf die Nahrungsmittel angewiesen seyn, die ihnen auf ihrem „Ritt“ vorkommen; der Rachen dieser Gauchos des Oceans ist dabei verhältnißmäßig noch größer als der des Hais selber, und sie fallen ab, sobald der Fisch an Deck gezogen ist. Bis ans Schiff begleiten ihn auch die Lootsen, dort aber gehen sie zurück und bleiben nur noch gewöhnlich ziemlich lange in der Nähe des Fahrzeugs, wie um das Zurückkommen ihres Gebieters zu erwarten; das Fleisch wurde von den Passagieren gegessen, der Hai war aber zu alt und zäh, das Fleisch schmeckte zwar ziemlich gut, hatte aber einen schwachen Salmiakgeschmack und Geruch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln sollen wegen der kürzlich von den Franzosen ausgeübten Gewaltthätigkeiten beabsichtigen, sich unter englischen Schutz zu stellen. So melden englische Blätter (Shipp. Gaz. 28 Febr.) sagen aber nicht, was die Vereinigten Staaten dagegen thun würden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 58. 8 März 1850.

Der Eriecanal.

(Von Franz Löher.)

Albany. — Civilrecht. — Handelswege. — Canalboot. — Ungeheurer Reichthum des Canals. — Seine Anlage. — Städtebau. — Mohawkthal. — Volks- und Landesbilder. — Landleute. — Gebirgsscheide. — Waldungen. — Wasserfälle. — Ebenezer. — Alte und neue deutsche Ansiedler. Eriesee. — Buffalo.

Albany ist eine so feine Stadt als man nur sehen kann, und in Kuppeln und Säulen scheinen seine Bewohner ganz verliebt zu seyn. Da sie schon in sehr früher Zeit und von Holländern gegründet ist, so zeigt diese Stadt einzig unter den vielen neu aufwachsenden Städten des Staates Neuyork nächst der Hauptstadt selbst einen gewissen geschichtlichen Charakter und Straßen und Plätze, in denen eine vornehme Ruhe wohnt. Hier findet der Staatsmann, Gelehrte und Künstler vortreffliche Muße zum Arbeiten, und gebildete Gesellschaft und köstliche Natur genug sich zu erfrischen. Auch die Mitglieder der Landesgesetzgebung saßen und berieihen sich in Ruhe und hielten lange Reden. Es wurde gerade über die Nothwendigkeit verhandelt, ein neues Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts abzufassen, damit doch endlich, wie ein Redner sich ausdrückte, ein Recht da sey, in welchem die Vernunft und die Geschäfte unserer Zeit sich zurecht finden könnten. Wer den Wirrwarr des amerikanischen bürgerlichen Rechts kennt, muß diesem Redner vollkommen beistimmen.

Die Vornehmheit gilt aber bloß von den höher gelegenen Theilen Albany's, unten an dem Canale und Flusse herrscht ein Gewühl von Handel und Gewerbe. Die Stadt legt sich prächtig vor den Hudson und das große Bassin des Eriecanals. Auf dem letztern strömen alle Erzeugnisse herbei, welche aus den Feldern, Bergen und Waldungen des unendlich reichen Westens hervorgeholt werden. Der Hudson bietet dafür die schnelle Straße bis zum Meer, und auf dieser kommt noch Werthvolleres herauf aus den Werkstätten an beiden Seiten des Oceans. Albany nimmt zugleich die Eisenbahn auf, welche vom Eriesee neben dem großen Canale herführt und sich dann nach den Neu-Englandstaaten hin verzweigt. Deßhalb ist auch die untere Stadt von Fahrzeugen aller Art und von Wirths- und Lagerhäusern wie umzingelt, und tritt man aus dem Dampfer heraus, so muß man sich durch eine Masse Gesindel durchschlagen, welches dem europäischen sicher nichts nachgibt.

Um Land und Leute besser kennen zu lernen, zog ich vor, auf einem Canalboote zu fahren. Dieß ist ein langes, schmales Fahrzeug, welches von Pferden im Trab gezogen wird. Es enthält einen großen Saal, an dessen einem Ende die Küche und die Capitänscajüte, und an dessen anderm Ende das Schlafzimmer der Frauen sich befindet. Die Männer schlafen im Saale auf einer Art von Hängematten, welche des Abends an den Wänden übereinander geschichtet aufgehangen werden. Die 363 (engl.) Meilen von Albany bis Buffalo, welche auf der Eisenbahn in anderthalb Tagen zurückgelegt werden, fährt das Canalboot in fünf Tagen.

Die Anzahl der Boote bei Albany hatte mir schon eine Vorstellung von den ungeheuren Lasten gegeben, welche auf dem Canale verschifft werden. Als uns aber alle drei Minuten ein paar Boote begegneten, alle zehn Minuten das Wasser ganz mit Booten bedeckt war, alle übervoll beladen mit Wuchten von Getreide, Mehl, Metallen, Hölzern, Branntwein, Oel, Fleisch, Fettwaaren, Häuten, Salz, Gyps, Gewerkswaaren ꝛc., da begriff ich, daß dieser Canal täglich so viel werth war als die Arbeit von vier Millionen Pferden und noch einer halben Million Menschen dazu. Die Einnahme von demselben übersteigt die Ausgabe bereits um Millionen. Und doch wurde sein Urheber, Clinton, anfangs in der Landesgesetzgebung als ein abenteuerlicher Planemacher ausgelacht, und ein Redner sagte mit ächt amerikanischer Uebertreibung: wenn der Canal gegraben sey, so würden die Thränen über die Kosten das Wasser hergeben müssen, ihn anzufüllen. Allerdings war die Besorgniß gegründet, daß man den Canal nicht hinlänglich mit Wasser speisen könne, und man muß sich über die tüchtigen Dämme, welche dem Canal das Wasser zuführen, und über die kühnen Brückenbauten freuen, durch welche er über die Flüsse hingeht. Trotz der ungeheuren Länge ist die Steigung, welche zu überwinden war, gering, und nur an einigen Stellen, namentlich bei Littlefalls und Lockport, mußten längere Tiefgänge durch felsige Anhöhen gehauen werden. Ueberhaupt ist der Canal, wie so viele ähnliche Arbeiten in Amerika, mehr ein Riesenwerk durch seine Ausdehnung, als durch titanische Arbeiten; die Amerikaner halten ihn freilich für das größte Wunderwerk, und ich mußte unwillkürlich lachen, als mir ein Eingeborner an dem Tage, an welchem ich das Jahr vorher auf der Eisenbahn von Lüttich nach Köln fuhr, bei Lockport sagte: ein so allmächtiges Werk, wie der Eriecanal sey, habe die alte Welt nicht aufzuweisen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiträge zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel.

4. Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen. Der Guadalquivir.

(Schluß.)

Unterer Stromlauf. Der Guadalquivir und der Ebro sind die einzigen Ströme der iberischen Halbinsel, bei denen der untere Lauf den mittlern und obern an Länge übertrifft. Bei dem erstgenannten mißt der untere Lauf nicht weniger als 37 Meilen, d. h. beträgt mehr als die Hälfte der gesammten Stromentwicklung. Diese bedeutende Länge wird weniger durch die Größe des Laufes bedingt, denn diese mißt bloß 26 Meilen in der Länge, oder durch große Abweichungen des Stromes von seiner Hauptrichtung, wie es bei dem mittlern und obern Stromlauf der Fall ist, als vielmehr durch die ungeheuren Krümmungen, welche der Guadalquivir von der Mündung des Jenil an bildet.

Der untere Guadalquivir beschreibt einen flachen, mit seiner Convexität nach NW gekehrten Bogen von NO nach SW, indem seine obere (größere) Hälfte nach WSW, seine untere nach SSW gerichtet ist. Anfangs ist er nicht viel breiter als der mittlere Guadalquivir bei Andujar; erst gegen Alcolea hin, bei welchem Orte eine sehr schöne, aus schwarzem Marmor erbaute Brücke von 20 Bogen über ihn geschlagen ist, beginnt er ein stromähnliches Ansehen zu bekommen. Doch gleicht er bis Cordoba bloß hinsichtlich der Breite einem Flusse ersten Ranges, nicht aber hinsichtlich der Tiefe, denn diese beträgt bei gewöhnlichem Wasserstande an den meisten Stellen nicht über 4 Fuß. Ja bei niedrigem Wasserstande, wie im September, kann man den Strom an vielen Punkten, z. B. noch oberhalb der Brücke von Cordoba — der letzten Steinbrücke — ohne Gefahr durchwaten. Unterhalb Cordoba nimmt der Guadalquivir allmählich auch an Tiefe zu, besonders von der Mündung des Jenil an, welcher ihm von Ecija an an Wassermasse wenig nachsteht; doch machen bis Sevilla zahllose Sandbänke, die hie und da das ganze Bett versperren, so daß Strudel und Stromschnellen entstehen, die Schifffahrt unmöglich. Außer diesen Sandbänken liegen zwischen Cordoba und Sevilla mehrere kleine Inseln in dem Strome, von denen einige mit Bäumen bedeckt sind. Die größte befindet sich an der Mündung des Jenil. Von hier an gestaltet sich der Lauf des Guadalquivir sehr interessant. Wie alle Ströme, die durch eine nur sehr wenig geneigte Ebene fließen, bildet er unaufhörlich sanft gerundete, hufeisenförmige Krümmungen, welche in dem Maaße, wie der Fluß an Breite und Wassermasse wächst, an Größe und Umfang zunehmen. Die größten Schlingen befinden sich zwischen der Mündung des Corbones und dem 3 Stunden südlich von Sevilla gelegenen Städtchen Coria. Mehrere derselben, wie z. B. die letzte, an deren Ende der genannte Ort liegt, haben einen Umfang von anderthalb Meilen. Nachdem der Guadalquivir von Coria an ungefähr eine Meile ziemlich gerade gen Süden geströmt ist, theilt er sich in zwei Arme, von denen der rechte nach NW, der linke nach Ost fließt. Der erste biegt nach einem Laufe von einer kleinen Meile unter rechtem Winkel nach SW um, und spaltet sich bald darauf von neuem. Sein linker Arm, Brazo del Medio genannt, ist gen SSO gerichtet und besitzt einen Sförmig gebogenen Lauf, der zweite, welcher den Namen Brazo de la Torre führt, strömt in großen Zickzacks gen SSW. Beide vereinigen sich endlich, der erste nach einem Lauf von 3, der zweite von 7 Meilen, wieder mit dem linken Hauptarm des Stromes. Dieser vertauscht sehr bald die östliche Richtung mit der nach Süden, in welcher er in stark gekrümmtem Lauf zwei Meilen fließt, worauf er plötzlich unter spitzem Winkel nach NNW umbiegt und dem Brazo del Medio entgegeneilt. Nachdem er sich mit letzterem vereinigt hat, strömt er fast ganz gerade gen SW und fällt nach einem Laufe von 3 Meilen, wie schon bemerkt, mit dem Brazo de la Torre zusammen. Bis zu der Mündung des Brazo del Medio wird der linke Stromarm Brazo del Este genannt, später erhält er den Namen Brazo de Tarsia. Durch diese wiederholte Spaltung des Guadalquivir und den eigenthümlichen Lauf der Stromarme sind zwei unregelmäßig gestaltete Inseln von sehr ungleichem Areal entstanden, die ihrer respectiven Ausdehnung nach Isla mayor und Isla menor benannt werden. Erstere, welche beinahe $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Fläche besitzt, befindet sich zwischen dem Brazo de la Torre und Brazo del Midio, die zweite, kaum eine Quadratmeile messende, zwischen letzterem und dem Brazo del Este. Beide Inseln bestehen aus Sand und Schlamm, sind vollkommen eben und ragen nur wenige Fuß über den Flußspiegel empor, weßhalb sie fast bei jeder Anschwellung des Stroms unter Wasser gesetzt werden. Salzige Moräste, welche hinsichtlich ihrer vegetativen Physiognomie große Aehnlichkeit mit den benachbarten Gefilden der Marisme haben, fassen einzelne Strecken ihrer Ufer, besonders das westliche und östliche der Isla Menor, ein; ihre Oberfläche ist vollkommen baumlos und unbebaut, jedoch zu jeder Jahreszeit mit fettem Gras- und Kräuterwuchs bedeckt. Deßhalb weiden hier fortwährend ungeheure Heerden von Rindern, die so wild sind, daß sie beim Heranrauschen jedes Schiffes die Flucht ergreifen. Sie und ihre Hirten, ein ebenfalls halbwilder Menschenschlag, bilden die einzige Bevölkerung der großen Inseln des Guadalquivir. Man erstaunt, wenn man zwischen diesen weiten fruchtbaren Länderstrecken hinfährt, kein einziges Gehöft, geschweige denn ein Dorf in ihnen zu erblicken; nur hie und da schimmert das weiße Gemäuer einer Capelle oder einer niedrigen Hirtenhütte aus ihrem einförmigen Grün.

Die Arme des Guadalquivir sind sehr ungleich an Breite und Wassermasse. Der schmälste ist der Brazo del Medio, doch besitzt derselbe eine bedeutende Tiefe, weßhalb er den Schiffen als Fahrcanal dient. Der Brazo de Tarsia gleicht an Breite dem Rhein bei Köln; ungefähr dieselbe Breite, aber viel weniger Tiefe hat der Brazo de la Torre, wo er mit jenem zusammenfließt. Der wieder vereinigte Strom mißt beinahe eine halbe Stunde in der Breite und besitzt daher ein majestätisches Ansehen. Sein Lauf bis zu seiner in gerader Linie noch drei Meilen entfernten Mündung ist zickzackförmig gestaltet, indem der Strom zuerst gegen Süd, sodann kurze Zeit gegen West, hierauf wieder nach Süd und zuletzt nach WSW strömt. An der Mündung, welche bei der Stadt Sanlucar de Barrameda beginnt, besitzt der Strom eine Breite von dreiviertel Stunden, ja die beiden Landspitzen, welche die Gränzpunkte der Mündung bilden, sind sogar gegen eine Meile von einander entfernt, indem sich das linke Stromufer über eine Stunde weiter in die See hinaus erstreckt, als das rechte. Dieses erscheint von der Vereinigung der Arme an fortwährend mit dichter Pinienwaldung bedeckt, das linke dagegen ist bis zu der Capelle N. S. de la Bonanza, woselbst sich der Hafen der dreiviertel Stunden weiter abwärts gelegenen Stadt Sanlucar de Barrameda befindet, kahl und erst von dort an theilweis mit Pinien bewachsen. Da, wo sich der Strom das erstemal gen Westen wendet, wer-

den die Ufer kurze Zeit morastig und sind zum Theil mit Lagunen erfüllt. Ihr Wasser benutzt man zur Bereitung von Salz, weßhalb es hier einige Hütten gibt, die einzigen Spuren vom Daseyn des Menschen, welche man in dieser unabsehbaren öden Niederung bemerkt.

Die Sümpfe des rechten Ufers führen den Namen Salinas de Poniente, die des linken Salinas de Levante. Letztere hängen mit der Marisma zusammen. Von den Salinen an bestehen beide Ufer aus purem Flugsande, namentlich zeichnet sich das linke, welches bei la Bonanza ein vollkommener Meeresstrand zu werden beginnt, durch hohe Dünen aus. Zwischen Sanlucar de Barrameda und der Punta de Chipiona, d. h. dem Endpunkte des linken Ufers, sind dieselben zum Theil mit Wein bepflanzt.

Der Fall des untern Guadalquivir ist bis zur Mündung des Jenil noch ziemlich rasch, und daher die Strömung selbst bei niedrigem Wasserstande beträchtlich. Von dort an aber werden beide allmählich sehr unbedeutend, ja unterhalb der Inseln bemerkt man bei gewöhnlichem Wasserstande gar keine Strömung mehr. Im Gegentheil pflegen hier die zur Mündung hereindringenden Wellen des Oceans gewaltige Furchen auf der breiten, seeartigen Fläche des Stromes zu ziehen, zumal zur Zeit der Fluth. Die Wirkungen der letztern so wie der Ebbe verspürt man noch deutlich bis oberhalb Sevilla.

Die äußerst geringe Strömung des untersten Stromlaufes ist eine der Hauptursachen der so häufigen Anschwellungen des Guadalquivir. Wenn nämlich ein nur einigermaßen heftiger Süd- oder Südwestwind auf dem Meere weht, so ist die Wassermasse des Guadalquivir zu schwach, um dem Andrang der Wogen das nöthige Gleichgewicht zu halten und wird durch diese zurückgedrängt. Da nun die Ufer von Coria an sehr niedrig und die angränzenden Gegenden fast vollkommen eben sind, so werden bisweilen binnen wenigen Stunden ungeheure Landstrecken unter Wasser gesetzt. Hält der Wind nur kurze Zeit an, so pflegen die Ueberschwemmungen nicht über die Inseln hinaufzureichen, bei Tage lang andauernden Stürmen dagegen, oder wenn auch das obere Stromstück durch Regengüsse im Gebirge anschwillt, wird selbst das Becken von Sevilla überfluthet. Dann bekommt der sonst so ruhig fließende Strom eine starke und reißende Strömung und richtet daher oft großen Schaden an, zumal wenn er sehr hoch anschwillt. Gewöhnlich nämlich pflegt sich das Niveau des Guadalquivir bei Sevilla nicht über 5 Fuß über den mittlern Wasserstand zu erheben, doch hat man auch schon Stromschwellen von 20 und mehr Fuß beobachtet. Im ersten Falle werden beide Stadttheile bloß von Wasser umgeben, im zweiten dagegen große Strecken der Stadt selbst überschwemmt. Ueberschwemmungen der ersten Art sind sehr häufig, ich selbst habe eine solche im December 1844 beobachtet; Ueberschwemmungen der zweiten Art pflegen seltener vorzukommen, doch rechnet man alle vier Jahre eine; ja im Jahre 1843 hat es deren zwei gegeben. Die größten Ueberschwemmungen, deren die Geschichte gedenkt, fanden in den Jahren 1626 und 1642 statt. Im Jahre 1626 platzten die Abzugscanäle und die Fluth stieg so hoch, daß das Wasser in den tief gelegenen Gassen zu den Fenstern der obern Stockwerke der Häuser hineindrang. Ein Drittheil der Stadt wurde überschwemmt, der Rest von den umliegenden Ortschaften vollkommen isolirt, gegen 3000 Häuser stürzten zusammen, darunter manche so plötzlich, daß sie ihre Bewohner unter ihren Trümmern begruben. Diese furchtbare Ueberschwemmung, deren Schaden auf vier Millionen Ducaten veranschlagt worden ist, dauerte volle 40 Tage, weßhalb zuletzt Hungersnoth in der Stadt ausbrach. Viele Menschen verloren ihr Leben, theils in den Fluthen, theils durch den Einsturz der Gebäude, theils durch ansteckende Krankheiten, die sich nach dem Rücktritt des Wassers in Folge der großen Feuchtigkeit entwickelten. Noch bedeutender war die Stromschwelle von 1642, doch hatte man damals Vorkehrungen getroffen, um die Heftigkeit der Strömung zu vermindern, weßhalb Sevilla selbst nicht so sehr litt, wie 1626. (Anales de Sevilla, Tom. IV. Fol. 315—317. 374.)

Der Guadalquivir ist gegenwärtig bloß bis Sevilla schiffbar. Bis dahin können Seeschiffe von 1—300 Tonnen Last auch bei niedrigem Wasserstande gelangen. Bei hohem, wie während des Herbstes und Winters, gehen selbst kleine Dreimaster den Strom hinauf. Zur Zeit der Mauren soll derselbe bis Cordoba für Seefahrzeuge schiffbar gewesen seyn, jetzt ist sein Bett bereits oberhalb der Schiffbrücke von Sevilla so versandet, daß nicht einmal Flußkähne dahin gelangen können. Die spanische Regierung hat oft daran gedacht, jene innere Schifffahrt wieder herzustellen, aber diesen Plan als zu kostspielig immer wieder aufgegeben. Daß derselbe nicht unausführbar sey, hat Marschall Soult bewiesen. Dieser ließ nämlich, während er in Andalusien commandirte, den Strom räumen und hatte binnen 4 Monaten das Vergnügen, große Flußbarken bis Cordoba gehen zu sehen. Die durch den Abfall der amerikanischen Colonien bewirkte Lähmung des spanischen Handels, noch mehr aber der Neid der sevillanischen Rhedercompagnie ließen die Flußschifffahrt nach dem Befreiungskriege ins Stocken gerathen. Man gab es auf, das Strombett fernerhin rein zu erhalten und so gerieth der Guadalquivir zwischen Cordoba und Sevilla bald wieder in denselben Zustand der Versandung, in dem er sich vor dem Kriege befunden hatte. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt laut eines im vorigen Jahre (1848) erlassenen Decrets der Königin der Bau eines schiffbaren Canals zwischen Sevilla und Cordoba begonnen worden ist. Das Wasser des Guadalquivir, welches während des mittlern Stromlaufs eine trübe, während des untern eine ebenso schmutzig-gelbe Farbe, wie das der Elbe besitzt, ist bis zu den Inseln süß, unterhalb derselben wird es gesalzen.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag war wieder eine Art Schnapsrevolution an Bord; der Capitän hatte sich nach Tisch etwas in seine Hängematte gelegt, und die Zwischendeckspassagiere fingen wieder an nach dem zurückgehaltenen „Schnaps" zu rufen, der Capitän blieb ruhig liegen und die einzelnen Forderungen arteten zuletzt zu einem Geschrei, ja endlich sogar in eine förmliche Katzenmusik aus. Der Erfolg blieb aber nicht allein derselbe, d. h. sie bekamen keinen, sondern es wurde ihnen auch noch auf einige Tage des Nachmittags Kaffee und der Pudding entzogen. Ob mit Recht will ich dahin gestellt seyn lassen, denn wenn es auch den Passagieren nicht zukommt den Capitän persönlich zu beleidigen, so ist das doch auch wieder eine persönliche Sache, und ich weiß nicht, ob der Capitän ihnen dennoch etwas entziehen darf, worauf sie durch Zahlung ihres Passagegeldes ein volles Recht haben müssen.

Wir trieben uns jetzt eine Zeitlang mit Windstille und Regen, der traurigen Zugabe des Aequators, herum; ich wurde fast allnächtlich in meiner Hängematte naß, und was das schlimmste war, der Wind drehte sich, als er endlich wieder kam, nach der verkehrten Seite herum. Wir waren nämlich, wie mehrere mit der Südsee bekannte Capitäne dem

Digitized by Google

unsrigen auch in Valparaiso besonders angerathen hatten, in Erwartung eines späteren Nordwestpassats, sehr stark westlich gegangen, ja befanden uns schon am 22sten auf demselben Längengrad mit San Francisco, jetzt aber, anstatt einem Nordwest, kam ein richtiger Nordnordostwind, mit dem wir ganz ordentlich Nordwest anliegen mußten.

Am 26sten hatte ich eine interessante Jagd auf Schweinefische, von denen ich einen harpunirte, die Harpune riß aber wieder aus ehe wir ihn heraufbekommen konnten. Es ist überhaupt ungemein schwierig diese gewichtigen Fische an scharfer Harpune aus dem Wasser zu ziehen, und gelingt, besonders wenn nicht gleich nach dem Wurf der Fortgang des Schiffes durch Backlegen der Segel gehemmt wird, nur selten. Auf dem Talisman haben wir bis Rio fünf harpunirt, ohne einen einzigen zu bekommen, und dieses war auf der Reform ebenfalls der fünfte, mit nicht besserem Erfolg.

Noch möchte ich hier eines Unternehmens Erwähnung thun, das schon in seiner Anlage interessant genug wäre, ließe nicht der Charakter der dabei interessirten Leute an dem Erfolg verzweifeln. In Rio Janeiro nämlich schon verbreitete sich das Gerücht — das später in Valparaiso eine Art Bestätigung erhielt — daß der neue californische Gouverneur gesonnen sey, so wie er californischen Boden betrete, ein Gesetz ergehen zu lassen, nach welchem Ausländern — oder vielmehr nicht amerikanischen Bürgern — das Bearbeiten der Minen für ihre eigene Rechnung verboten würde. Unter den Passagieren der Reform befindet sich nun ein alter Matrose oder Seemann — ein wunderlicher alter Bursche, der von allem etwas weiß und ungemein praktisch, aber mir fast ein klein wenig zu schlau zu seyn scheint — dieser entwarf also, dem gefürchteten Gesetz zu begegnen, einen Plan, den er auf Actien zu gründen suchte, ein Zinkboot zu bauen, mit dem er auf dem W a s s e r, also a u ß e r der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten leben, und dort durch einen besonders dazu construirten Bohrer den Sand aus dem Flußbett heraufholen und das Gold bequem an Bord auswaschen könnte. Das Unternehmen fand aber bei den Passagieren, dieser ersten öffentlichen Anfrage nach, gar keinen Anklang, und schien schon bis zur Ankunft in Rio de Janeiro aufgegeben, als plötzlich dort zu eben diesem Zwecke Ankäufe an Zink, Tau und Segelwerk stattfanden, und es sich bald darauf herausstellte, daß der alte Bursche unter der Hand vier Passagiere, drei aus dem Zwischendeck und einen aus der Cajüte angeworben, und von dem letzteren sogar eine hinreichende Summe (d. h. alles was er hatte, etwa 120 Pfd.) erhalten hatte. Der alte Matrose ist dabei allen diesen, die er sich zu seinem Zweck ausgewählt, an Geist weit überlegen und hat nebstdem eine solche Masse anderer hochtrabender Pläne, daß man eben kein Prophet zu seyn braucht, den Ausgang des Unternehmens vorauszusehen. An Bord hier halten die Passagiere ebenfalls nichts davon, und die Angeworbenen heißen jetzt die „Haimonskinder;" gespannt bin ich übrigens selber auf das wirkliche Resultat und Ende dieser Glücksfahrt, und werde mich nach den Leuten und ihrem Unternehmen gewiß wieder später erkundigen.

Eine andere interessante Persönlichkeit ist ein zweiter Passagier, den sie hier den „Goldgräber" nennen. Es ist dieß ein gewöhnlicher Bauerknecht, der nicht mit der Hoffnung, nein mit der festen Ueberzeugung nach Californien geht, das Gold dort in Masse zu finden und dann schnurstraks als reicher Mann zurückzukehren. Einer der Cajütenpassagiere frug ihn neulich, was seine Zwecke in Californien eigentlich seyen, und er antwortete ihm ganz ruhig und ernsthaft, „der Amtmann in seinem Dorfe habe ein hübsches Gut, was 30.000 Rthlr. kosten sollte, und das wollte er gerne kaufen." „Aber lieber Freund," erwiederte ihm der Frager, „dazu braucht Ihr ja denn auch nicht gleich die vollen 30,000, wenn Ihr erst 15,000 baar niederzahlt, werdet Ihr's ebenso gut bekommen können." Der Bauerbursche schüttelte mit dem Kopf und meinte dagegen, „mit Schulden wolle er nicht gerne anfangen."

Donnerstag den 4 October befanden wir uns 130° w. L. und 30° N. B. — in sechs Tagen können wir, wenn der seit drei Tagen eingesetzte Südwestwind fest bleibt, in Californien seyn.

Heute begleitet uns auch ein sogenannter Dogfisch (Hundefisch), etwa 4—5 Fuß lang, der fortwährend theils hinter theils neben dem Schiff, wie ein Hund auf freiem Felde herläuft — die Angel mag er übrigens nicht annehmen, und zur Harpune kommt er nicht nahe genug. Er hat im Schwimmen Aehnlichkeit mit einem kleinen Hai, nur ist der Kopf kleiner und spitzer; er soll auch nach Menschen im Wasser beißen. Die Matrosen sagen, daß er oft zwei bis drei Tage neben dem Schiff bleibe.

An Bord werden jetzt schon bedeutende Vorbereitungen zum nahen Landen getroffen, Koffer gepackt, Wasserstiefeln geschmiert, Jagdtaschen, Gewehrriemen und Gürtel hergerichtet, Gewehre und Pistolen (was gegen das Gesetz nicht abgeliefert worden) gereinigt, und Kleider und Lederzeug ausgebessert. Die Haimonskinder nähen auch an ihrem Segelwerk, um dort gleich ernsthaft an ihren Bau gehen zu können, und das Verdeck bietet jetzt, besonders noch bei dem schönen Wetter, ein fortwährend reges, geschäftiges Bild.

Sonnabend der 6 October brachte uns wieder Windstille — ich sollte aber eigentlich gar nicht Sonnabend, sondern Stockfisch sagen, denn das ist wenigstens der Schiffsname, den wir diesem Wochentag gegeben haben. Die übrigen Tage mußten sich nämlich dasselbe gefallen lassen, und wir theilen demnach die Woche in „Pudding" (als Sonntag), „Erbsensuppe" (Montag), „Pöckelfleisch" (Dienstag), „Weinsuppe" (Mittwoch), „Hutzeln" (Donnerstag), „Pöckel" (Freitag) und wie gesagt „Stockfisch" Sonnabend — es soll das aber keine Schmeichelei für die Namen seyn.

Mit der Windstille aber, um wieder auf besagten Tag zurückzukommen, hatten wir einen sehr interessanten Nachmittag; ich saß gerade unten bei einer Arbeit (Schneiderarbeit heißt das) beschäftigt, als der Ruf „Schweinefische" mich an Deck zog — es war das wenigstens eine Unterhaltung. Bei Windstille kommen diese Fische aber nicht gern vorn unter den Bug des Schiffs, und wenn sie es thun, immer nur auf ganz kurze Zeit; draußen am Stampfstock stand aber einer der Matrosen mit der Harpune, und wartete auf die Fische. Da sah ich plötzlich mitten zwischen den wild und fröhlich aus der stillen Fluth vorspringenden Thieren die dunkle Flosse eines Hai, der dort geräuschlos zwischen ihnen herumglitt. Ebenso gern nun, wie ich zehnmal lieber einen Fuchs als einen Rehbock, einen Wolf als einen Hirsch schieße, so viel lieber fange ich auch einen Hai — „des Meeres Hyäne" als einen anderen Fisch, sey er noch so groß, und ich sprang deßhalb rasch zurück nach der Haifischangel. Diese war rasch an ein Tau geschlagen, ein Stück Fleisch daran gesteckt und über Bord geworfen. Obgleich der Hai aber gleich darauf hinter das Schiff kam, wollte er doch nicht das, der ruhigen See wegen etwas tief im Wasser hängende Fleisch annehmen, sondern strich nur in ziemlich engen Kreisen eine Zeitlang darum herum und schwamm dann gerade fort. Erst als ich ein paarmal mit dem Tau ins Wasser schlug, kam er wieder, und ich versuchte jetzt ihn durch Plätschern des Köders gerade unter dem Heck des Schiffs heranzubekommen. Das tief hängende Fleisch hatte er verschmäht, das auf dem Wasser schwimmende behagte ihm, rasch schoß er heran, und kam nun ganz und gar in dem klaren Wasser zum Vorschein. Es war ein tüchtiger Bursche von mindestens 11 Fuß Länge — einige der Passagiere taxirten ihn sogar auf 15 — und nahm den Köder fast augenblicklich an; ich zog aber zu rasch und er kam wieder los, kehrte jedoch augenblicklich wieder um und schluckte jetzt das Fleisch mit dem Haken, indem er sich wie spielend halb auf die Seite legte, über. Schon im nächsten Moment fühlte er den scharf angezogenen Haken und suchte zu entkommen — mit lautem Hurrah zogen wir indessen oben an — aber umsonst, die Kette des Hakens, die daran befestigt seyn muß, damit er nicht etwa einmal das Tau abbisse, riß, und der breitmäulige Schuft ging mit dem Haken fest im Rachen in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Die arktische Expedition wird dieß Jahr außerordentlich zahlreich: außer den beiden schon abgegangenen Schiffen, welche durch die Behringsstraße gehen sollen, wird Capitän Austin mit dem Resolute, Assistance, Pioneer und Intrepid nach der Baffinsbay abgehen. Capitän Penny wird mit den Schiffen Lady Franklin und Sophia im April nach dem Jones Sund abfahren, und Sir John Roß ist mit einer vierten Expedition gleichfalls aus Privatmitteln beschäftigt. (Shipp. Gaz. 1 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 59. 9 März 1850.

Strömungen und Wallfischfang.[1]

Es mag auf den ersten Anblick seltsam scheinen, daß zwei anscheinend so verschiedene Dinge, wie Strömungen und Wallfischfang, den Gegenstand Eines Capitels bilden sollen; wir werden indeß überzeugend nachweisen, daß die großen Strömungen des Oceans, welche die Nahrung für die Walthiere mit sich fortreißen, nicht bloß die Orte bestimmen, wohin sie sich gewöhnlich begeben, sondern auch die Jahreszeiten, an denen sie sich daselbst einfinden. In den Kreuz- und Querzügen unserer Expedition hatte man vielleicht mehr und umfassendere Gelegenheit, als je zuvor ein anderes Fahrzeug oder Geschwader, den Lauf und die Richtung der Strömungen zu untersuchen. Das also eröffnete Feld der Forschung erwies sich als so ungeheuer, daß ich bedauern muß, nicht noch mehr Gelegenheit gehabt zu haben, die Forschung weiter fortzusetzen. Gleichzeitige Beobachtungen in verschiedenen Theilen des Oceans und ihre Fortsetzung Monate, vielleicht das ganze Jahr lang, wären nöthig, um die Resultate, die ich gewonnen zu haben glaube, noch klarer und einleuchtender zu machen. Indeß ist, wie ich hoffe, genug geschehen, um die Neugier zu erwecken, und die Aufmerksamkeit künftiger Seefahrer anzuspornen, durch deren Arbeiten eine hinreichende Masse von Thatsachen sich sammeln ließe, auf welche eine keinen Zweifel mehr zulassende Theorie gegründet werden kann.

Ich war im ganzen Laufe unserer Fahrt bemüht, die größtmögliche Zahl von Versuchen mit der laufenden Logleine zu machen, obgleich ich wohl weiß, welche Einwürfe sich gegen dieß Instrument machen lassen, und daß namentlich wenn die Strömung unter dem Meere ist, sich gar kein Resultat gewinnen läßt. Ist das Instrument aber auch nicht vollkommen, so gibt es doch nützliche Andeutungen, und sein regelmäßiger Gebrauch der immer stattfinden mußte, wenn das Wetter es irgend gestattete, diente dazu, die Frage über die Strömungen uns stets vor Augen zu halten; das Interesse an den fast täglich fortgesetzten Versuchen dehnte sich allmählich von den Officieren selbst über die Mannschaft aus.[2] Um keine Verwirrungen zu veranlassen, habe ich zwischen Strömen (streams) und Strömungen (currents) unterschieden, und den ersten Ausdruck gebraucht, um die Bewegungen des Wassers zu bezeichnen, wodurch die Circulation der großen Masse des Oceans unterhalten wird, und den letzten auf die in ihrem Einfluß minder bedeutenden oder in ihren Wirkungen lokalen beschränkt, und die Richtungen, von denen die großen Ströme ausgehen, als polarisch und äquatorisch bezeichnet.

Gleich nach unserer Abfahrt von den Vorgebirgen Virginiens fühlten wir den Einfluß eines Stroms, der gegen Süden und parallel der Küste ging. Es ist zwar schon lange den Seemännern bekannt, daß eine Gegenströmung hart an einem Rande des Golfstroms hingeht, sie wurde aber von ihnen als eine Neer (eddy) desselben betrachtet; daß sie jedoch nicht als eine Neer dieser erhitzten Wassermasse betrachtet werden kann, geht aus dem großen Unterschied in der Temperatur hervor, denn diese fällt, wenn man aus dem Golfstrom in denjenigen, der in entgegengesetzter Richtung fließt, hinüberkommt, um 15° bis 20°. Der letztere ist also um 5° bis 10°, und selbst 15° je nach der Jahreszeit kälter, als die Wasser unserer Bayen oder Flüsse. Der innere Strom, der gegen SW fließt, besteht, wie man jetzt sehr wohl weiß, längs unserer ganzen Ostküste so wie der von Neuschottland, und die Capitäne unserer Paketboote haben durch Erfahrung den Werth, den er für sie auf der Heimfahrt haben kann, entdeckt, sie halten sich deßhalb bis zum Cap Sable nordwärts von 42°. Verfolgt man diesen Strom bis zum entlegensten Theil von Neuschottland, so ergibt sich, daß er nur ein Theil dessen ist, der längs der Küste von Labrador südwärts fließt. Der Labradorstrom kommt also aus der Davisstraße längs der Küste des neuen Continents herab bis mindestens zum Cap Hatteras; er gehört somit zu denen, welche man allgemein als die Polarströme bezeichnet.

Eine der stärksten Thatsachen, welche die Ausdehnung dieses Stroms bis in den fernsten Norden beweisen, liegt in der Fortschaffung ungeheurer Eismassen gegen Süden längs der Küste von Labrador; man trifft dieselben jährlich im Mai, Juni und

[1] Die von Capt. Wilkes commandirte „United States Expedition," welche im J. 1838 abging und erst im J. 1842 zurückkehrte, hatte neben mehreren wissenschaftlichen Forschungen namentlich die Kenntniß der verschiedenen Meere und Inseln im stillen Meere zum Zweck, um auf jede mögliche Weise den Handel der Vereinigten Staaten überhaupt, und namentlich den Wallfischfang zu fördern. Das Obenstehende ist das letzte Capitel des ganzen fünf starke Bände enthaltenden Werks, von dem eine abgekürzte Uebersetzung in zwei Bänden zur Ostermesse vollendet erscheint. Wir glaubten mit dieser Zusammenstellung einer großen Reihe von Beobachtungen den Lesern des Auslandes einen Dienst zu erweisen. A. d. R.

[2] Auf der Karte, welche die Fahrten sowohl des gesammten Geschwaders als der einzelnen Schiffe angibt, sind die Richtungen und die Gewalt der obern Strömungen angezeigt, eben so die Richtungen der Winde und die Isothermallinien für je fünf Grade des Thermometers von 30° bis 95°. Die Zonen zwischen diesen Linien sind in Tinten colorirt, die von kalt zum warm wechseln, so daß man mit einem Blick die Curven überschauen kann. Auf Einen Blick erkennt man die wahre Verbindung zwischen der Lage dieser Linien und der Gestalt der Zonen, die sie einschließen, einer- und dem Fließen der Strömungen andererseits. Man wird daraus zum mindesten sogleich erkennen, daß die Vertheilung der Temperatur über die Oberfläche des Oceans durch Ursachen bedingt wird, welche von den gewöhnlich als die einzigen angenommenen bedeutend abweichen.

Digitized by Google

Juli an den Bänken von Neufundland, sie wirken auf eine sehr merkliche Weise auf das Klima von Neufundland und Neuschottland ein, und machen, daß die Häfen selbst des letztern Landes bis zu einer späten Zeit des Jahres vom Eis geschlossen sind. Auch glaubt man, daß sie auf das Klima unserer östlichen oder das der Seeküste unserer nördlichen Staaten von nicht geringem Einfluß sind. Die Erscheinung der Eisberge entwickelt noch eine andere Thatsache in Beziehung auf diesen Strom, nämlich daß da, wo der Einfluß desselben nicht mehr auf der Oberfläche bemerkt wird, seine Wassermasse ihren Weg südwärts unter dem Golfstrom fortsetzt, der darüber gerade so hinfließt, wie das süße Wasser der großen Ströme der neuen Welt meilenweit über das dichtere Salzwasser hinströmt. Daß dem so ist, ersieht man aus dem Umstand, daß die Eisberge in der Nähe der großen Bänke da rasch süd- und westwärts sich fortbewegen, wo Schiffe von einer nördlichen und östlichen Strömung getragen werden. Die Eisberge, welche nach den Gesetzen der specifischen Schwere schwimmen, und nur ein Zehntheil ihrer Masse über der Oberfläche haben, werden augenscheinlich durch einen Strom fortgeführt, der in der frühern Richtung fließt, und gegen dessen Gewalt die Wirkung der oberflächlichen Strömung auf einen Theil ihrer Oberfläche nichts ausrichtet, während Schiffe nur in der letztern schwimmen und ihrem Einfluß gehorchen. Hier haben wir also ein Beispiel zweier Strömungen übereinander in fast entgegengesetzten Richtungen.

Der Labradorstrom wird aber nicht bloß von den Wassern des Golfstroms überdeckt, sondern der Theil, welcher an der Oberfläche bleibt, wird auch ohne Zweifel von seiner südlichen Richtung abgelenkt und an die Ostküste gedrängt, bis er in der Nähe der Georgs-Bank sehr wesentlich gehemmt wird. Die Lage und die angeblichen Gefahren dieser Bänke, so wie die Schmalheit des Labradorstroms in ihrer Nähe hat die Seefahrer verhindert von demselben den gehörigen Nutzen zu ziehen. Ich war im J. 1837 mit der Aufnahme der Untiefe an der Georgsbank beschäftigt, und sprach während dieser Arbeit mit vielen Küstenfahrern, die mir alle das Daseyn eines Stroms von kaltem Wasser zwischen dem Golfstrom und den Bänken bestätigten. In diesem kalten, für heimwärtsfahrende Schiffe günstigen Strom können diese sich halten, wenn sie nur auf den Thermometer und das Bleiloth achten; ersterer zeigt ihnen, wenn sie in den Gegenstrom des Golfs eintreten, letzteres, wann sie sich den wechselnden Strömungen des Ufers und dessen Gefahren sich nähern. Alle, welche eine rasche Fahrt von Europa herüber zu machen wünschen, müssen aufmerksam sich innerhalb dieses Stromes halten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eriecanal.

Albany. — Civilrecht. — Handelswege. — Canalboot ꝛc.

(Schluß.)

Dieser Canal hat aber nicht allein das Verdienst, daß er den Verkehr auf der großen Wasserstraße der Seen mitten durch den Staat Neuyork und geradezu auf dessen Hauptstadt geleitet hat, sondern er hat auch unermeßlich zur Bevölkerung dieses Staates beigetragen. Wo er herzieht, entstehen Werk- und Lagerhäuser und Ortschaften; die Art mäht in die Wälder hinein, um Aecker zu schaffen, denn die Leichtigkeit des Absatzes verdoppelt den Werth der Frucht. Oft ist kaum ein Waarenhaus errichtet, so wird schon ein Hafenplatz daraus, der sich dann nach dem ersten Anbauer nennt, dieser gibt nun vielleicht einer großen Stadt den Namen. So lebt noch in Rochester, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, die Wittwe Rochester, deren Mann die erste Hütte dort baute. Troja, Shenectady, Utica, Rom, Syracus, Lyons, Lockport sind andere größere Städte am Canale, welche eben so wie die Menge der kleinern von vornherein großstädtisch angelegt sind und unglaublich schnell sich vergrößern.

Und alles das was sich da anbaut und in die Breite strebt, sieht so nett und frisch, so handlich und lebendig aus, als wäre es zum Vergnügen erbaut. Das Volk ist wie ein Haufen rüstiger, lebenslustiger Burschen, der sich in die Wälder stürzt und sich im Umsehen daraus eine Stadt zurecht zimmert, an deren hübschem Aussehen er auch zugleich seine Freude haben will. Und dennoch könnte man einen Preis darauf setzen, hier einen Handschlag nachzuweisen, der überflüssig geschähe.

Das Thal des Mohawk, welches mehr als der dritte Theil des Canals durchzieht, ist eine breite Mulde voll der fruchtbarsten Aecker und hellgewässerten Triften. Es war Herbst und der Mais bereits aufgebunden, und dazwischen glänzten die gelben Kürbisse; Aepfel und Melonen waren wie ausgeschüttet. Die Mitreisenden bestanden zum größten Theile aus amerikanischen Landbauern, die aus den Neu-Englandstaaten mit Weib und Kind zum fernen Westen zogen, sich dort eine neue Heimath zu gründen. Diese standen immer voll Bewunderung und riefen: „schönes Land, allmächtig schönes Land, 300 Dollars der Acker!“ Mich zog, da ich meinen ersten Ausflug ins Innere Amerika's machte, besonders das Fremdartige der Blumen und Gesträuche an, welche in üppiger Fülle zwischen den Feldern und auf den bebuschten Anhöhen wuchsen. Wald, Fluß und Thal waren dabei in helle starke Farben getaucht, und der blaue Aether umwogte alles so leicht und klar, daß sich jedes Blatt, jede Feldspitze scharf in ihm abzeichnete. Seit Italien und Oberbayern hatte ich so hellen Himmel, so kräftig gefärbte Landschaft nicht gesehen. Die Amerikaner werden gewiß noch ausgezeichnete Landschaftsmaler haben. Und welches Leben und Treiben war überall in diesem schönen Thale. Der Fluß selbst, obwohl in weichen und nicht sehr tiefen Wellen sich ergießend, trug manchen Kahn, dicht am Ufer zog der gewühlvolle Canal dahin, auf der andern Seite brauste das Eisenroß auf der Eisenbahn, und dazwischen auf den Landstraßen flogen die Landbauern und Städter in ihren Wägelchen hin und her. Des Morgens lagerten sich gewöhnlich weiße Nebelmassen breit über das Thal hin, nur einzelne Baumwipfel und Hügel hoben sich in schwankenden Umrissen daraus hervor; man hörte das Leben auf allen Seiten von Menschen und Maschinen, sah aber nichts, bis ganz in der Ferne die Sonne bleich und dunstig auftauchte; dann kam bald ein frischer Wind und fegte den Nebel weg, und in reinster Klarheit schwebte die Sonne über die hellen Waldhöhen herauf. Eigenthümlichen Reiz hatten für mich auch die Abende. Kaum sank die Sonne hinter die Thallehnen, so warf auf einmal der Himmel seinen dunkeln Mantel über die Erde, gestickt mit dem funkelndsten Sternenlichte und dem goldfarbigen Mond. Die Boote zogen lautlos auf dem Canale hin, kaum daß ein leises Plätschern sich hören ließ. Lichter blitzten von allen Seiten durch die Bäume, die Bootsleuchten warfen lange Streiflichter auf das Wasser. Aus den Wäldern strich die würzigste Luft, vermischt mit einem seltsamen Summen, welches das vielfach wache Leben darin verkündete; dann und wann hörte man auch eine Kuhglocke. Dann wechselten die Töne, es begegneten sich Boote, das Anrufen und die

Digitized by Google

Trompeten der Bootsführer hallten weit durch die Nacht, bis das Rauschen der Schleußen alles überschallte. War auch das wieder verschollen, so versank alles wieder in der Stille, um bald mit denselben Lauten die Nacht wieder zu unterbrechen. Manchmal dauerte es indessen lange bis es am Abende auf dem Boote ruhig wurde. Auf dem Verdecke wurde Violine gespielt und der Bootsführer und seine Gäste übten sich in Yankeetänzen; es war das närrischste und geschmackloseste Gedudel, Springen und Beinschlenkern von der Welt. In der Cajüte aber saßen die ältern ernsthaft beisammen und sangen Psalmen aus einem Choralbuche. Ließ ich mich mit diesen in ein Religionsgespräch ein, so hatte ich Mühe, damit wieder zu Ende zu kommen; ihre Belesenheit in der Bibel war außerordentlich, das war aber auch ihre ganze Kenntniß. Einer, der viel von den Philosophen sprach, gab mir auf die Frage was er darunter verstehe, zur Antwort: Ein Philosoph sey der, welcher die Lichter des Himmels (die Sterne) kenne und das Wetter mache. Mancherlei Seltsamkeiten abgerechnet habe ich übrigens die amerikanische Geselligkeit auch in den untern Classen durchweg anständig gefunden; man sieht sie wohl in heftigen Streit gerathen, man ist aber sicher, daß weder mit dem Worte noch mit der Hand einer gekränkt wird.

Sobald der Canal sich aus dem Mohawkthale über die Gebirgsscheide in Durchhauen und einer Reihe von Schleußen herausgehoben hat, tritt er in die unabsehlichen Waldungen, welche noch bis zu den Seen alles Land bedecken; dann zieht er wohl stundenlang durch langweilige Wälder, in denen erst die Blockhütten errichtet werden. Die abgerindeten, vertrockneten Riesenbäume strecken wie verzweiflungsvoll ihre nackten Aeste zum Himmel. Wenn es dabei zwei Tage hinter einander regnet, dann ist eine solche Canalfahrt bei der Einförmigkeit in der Cajüte und draußen keineswegs unterhaltend; desto lebhafter wird's, wenn das Boot wieder bei den Städten anlegt, von welchen aus das Land weiter und weiter angebaut wird.

Man ist nun in der Gegend der Wasserfälle. Ich machte Abstecher von Utica nach den Trentonfällen und von Rochester nach dem Geneseefalle; die letztere Stadt hat selbst ganz hübsche Wasserfälle. Die Bodenformation ist überall ganz dieselbe wie am Niagara. Wenn man bei uns zu Wasserfällen fährt, da ist man in grünen Gebirgen unter kühlen, hallenden Felsen und Wäldern; davon ist hier nichts zu spüren. Der Weg geht durch ebenes oder leichthügeliges Land, bis man auf einmal in das in Felsen und Erde tief eingerissene Flußbette hinabschaut, in welchem das Gewässer von Zeit zu Zeit in Absätzen herunterstürzt. Ein Gang von dem Gasthause am dunkeln Flußbette des Trenton hinauf, und von dem Wasserfalle in Rochester, wo die Mühlenwerke eine ganze Menge hoher Wasserstürze ins Flußbette hinabschicken, zum großen Geneseefalle ist jedem anzurathen, dem seine Reise Zeit dazu läßt.

Zwei Stunden von Buffalo erstreckt sich am Canale hin Ebenezer, die große Ansiedlung preußischer Separatisten. Sie haben sich erst vor wenigen Jahren dort angebaut und haben jetzt schon an 3000 Aecker urbar und eine reiche vorzüglich geordnete Wirthschaft. Eigenthum und Arbeit, welche nicht zum nächsten Gebrauch dienten, sind bei ihnen gemeinschaftlich. Natürlich fehlt es auch nicht an religiösen Schwärmereien. Die Deutschen nennen sie deßhalb spöttisch die Inspirirten, die englischen Amerikaner, welche an derlei Verzückungen selbst überreich sind, sprechen mit großer Achtung von den „preußischen Ansiedlungen," weil sie deren außerordentlich rasches Gedeihen vor Augen sehen. Ueberhaupt mehren sich in den Uferlanden des Erie und Ontario die deutschen Ansiedlungen sehr schnell. Sie ziehen sich manchmal meilenweit durch die Wälder. Hier hört man noch die deutsche Sprache, während sie unter den Nachkommen der Deutschen, welche sich vor mehr als hundert Jahren am Hudson und Mohawk ansiedelten, nach und nach erstirbt; bloß unter den hartnäckigen „Mohawkern" halten noch einige fest daran. Auch die Städte am Eriecanal, dieser großen Heerstraße der Auswanderung nach dem Westen, mehren sich von Tag zu Tage durch deutsche Einwanderer. Der eine findet hier, der andere dort Arbeit, Freunde oder Geschäftsgelegenheit, und die Unbemittelten gehen gewöhnlich soweit westlich als ihr Geld noch ausreicht. Dann miethen sie sich ein, taglohnen, und helfen sich durch Fleiß und Sparsamkeit weiter, bis sie mit dem Erwerb sich ein Häuschen bauen oder weiter nach dem Westen wandern.

Bald hinter Ebenezer schimmert einem der Eriesee entgegen wie ein helles Meer. Welche frische Lebenskraft weckt doch jedesmal der Anblick des Meeres in der Brust. Erst drei Wochen hatte ich die Mühen der Seefahrt hinter mir und schon jubelte ich wieder, als ich nach den dunkeln Wäldern wieder die endlose Wasserfläche sah. — Buffalo, der andere Endpunkt des Canals, ist bereits eine prächtige Stadt voll großhändlerischer Thätigkeit und ausgestattet mit allem Luxus und aller Verderbniß großer Städte. Fort und fort bauen sich rings um sie her die hübschen weißen Häuser in die grüne Fläche hinein. Doch nimmt man sich kaum Zeit, in Buffalo sich umzusehen — der Niagara ist zu nahe!

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird sich denken können, wie wir uns darüber ärgerten, unsere Haifischjagd sollte aber für heute noch nicht vorüber seyn, nur war das Böse, daß wir keinen Haken weiter hatten. Kaum eine Stunde später kamen nämlich noch zwei andere Haie, der eine fast ebenso stark als der erste, der andere, wahrscheinlich das Weibchen, etwas kleiner zum Schiff, und ich machte jetzt eine Schlinge einen der Burschen durch dicht dahinter gehaltenes Fleisch hineinzulocken. Sie kamen aber beide so nahe, daß sich der Capitän die Harpune bringen ließ um den Versuch zu machen, ob das scharfe Eisen die allerdings etwas zähe Haut durchbringen würde; ich zog die etwas schwerfällige Schlinge deßhalb herauf und spielte mit dem Fleisch an der Oberfläche des Wassers — nicht zwei Minuten währte es, so kam der größere der Beiden heran und ein geschickter Wurf schleuderte ihm Spitze und Schaft gleich hinter dem Schädel durch den ganzen Körper, daß die Spitze, als er sich in Schmerz und Wuth auf den Rücken warf, unten durch wieder sichtbar wurde. Das Winden, Schnellen und Drehen des Thieres, das sich auf solche schmerzhafte Weise gefangen sah! In der ersten Wuth umschlug es sich mehreremale und bekam so das Tau hinter die Flossen, daß wir seiner nun ganz gewiß zu seyn glaubten. Vergebens suchte ich ihm die Schlinge über den Kopf zu werfen, er hielt keine Secunde ruhig, und war fast fortwährend mit dem Kopf unter Wasser, die Wunde wurde aber durch das unausgesetzte Drehen auch so erweitert, daß die Harpune endlich nicht mehr halten konnte, nach einem plötzlichen stärkeren Ruck riß sie aus und das zum Tode getroffene Thier sank, von einem Blutstrom gefolgt, in die Tiefe.

Ich sehe sonst nicht gern ein Thier sich quälen und suche seinen Leiden wo möglich rasch ein Ende zu machen, mit einem Hai hat man aber kein Mitleiden, er wird als der grimme Feind des Menschen vom Seemann und Passagier betrachtet, und das Aufreißen des weiten Rachens,

Digitized by Google

wenn auch in Pein, dient gerade nicht dazu die Herzen milder für ihn zu stimmen. Wir freuten uns alle, daß dem wenigstens wie seinem Vorgänger, das Handwerk gelegt sey. Wunderbarerweise hatte übrigens keiner der drei Haie, die wir an diesem Tage sahen, einen Lootsenfisch bei, noch einen Saugefisch auf sich.

Dienstag den 9ten. Es ist Morgens um 4 Uhr, und ich warte nur das dämmernde Tageslicht ab, um in den Mast hinaufzusteigen und nach Land auszuschauen. Gestern hatten wir den ganzen Tag ziemlich dichten Nebel, der unseren Gesichtskreis auf einen sehr engen Horizont beschränkte, wir mußten deßhalb sogar Abends, statt dem letzten Cours NNO NNW, ja sogar WNW steuern; ebenfalls bekam das Meer jene grüne Färbung, die stets die Nähe des Landes anzeigt; trotzdem läugnete der Capitän, daß wir uns wirklich nahe dem Lande befänden und behauptete wenigstens noch acht Tage davon entfernt zu seyn. Der gute Mann hatte die ganze Reise hindurch seine Längen- und Breitengrade ebenso geheimnißvoll gehalten, und ahnte gar nicht, daß die Zwischendeckspassagiere, in deren Raum die Cojen der Steuerleute aufgeschlagen waren, jeden Mittag, wenn diese zu Tische gingen, die Tafel mit ihren frischen Berechnungen untersuchten, so daß wir an jedem Tage genau die Breite und Länge wußten, auf der wir uns befanden.

Der Landgeruch war gestern morgen auch ungemein stark und deutlich, und wehte wie frischer Heuduft zu uns herüber, aber noch immer haben wir auf der ganzen Reise, die heute, wenn ich nicht irre, schon 40 Tage gedauert hat, noch nicht ein einziges Segel gesehen, und es ist fast als ob wir uns ganz mutterseelen allein auf dem weiten, stillen Ocean herumtrieben. Heute müssen wir aber jedenfalls einige in Sicht bekommen, denn wir sind dicht vor dem ersehnten Hafen, und es kann kaum fehlen, daß wir gerade am Eingang mit einigen der vielen, dorthin abgegangenen Fahrzeuge zusammentreffen.

San Francisco, den 13 October 1849.

Unser erstes Ziel ist erreicht, wir sind glücklich in die etwas versteckt liegende, aber sonst herrliche Bay von St. Francisco eingelaufen. Noch in den letzten Tagen hatten wir mit einer californischen Bö zu kämpfen, die uns zwang vom Lande wieder abzuhalten, und erst den dritten Tag, nachdem wir Land in Sicht bekommen, gelang es uns in den ersehnten Hafen einzukreuzen. Am Ufer hatten wir noch den interessanten Anblick einer Masse von Wallfischen oder eigentlich nur sogenannten und minder werthvollen Humpbacks, die Strahlen ausschießend und mit den riesigen breiten Rücken in schläfriger Faulheit die Fluth theilten. Vor dem Eingang oder Golden Gate, wie es jetzt die Amerikaner nennen, trafen wir noch mehr andere Schiffe — einige Amerikaner und Chilenen. Gegen Abend trieb uns eine frische Brise gegen die Fluth an zwischen den kahlen, steinigen Hügeln durch der Stadt entgegen, und als sich das Land an beiden Seiten öffnete, wurden auch schon hie und da die pittoresken, zwischen die Berge hineingedrängten weißen Zelte der Ansiedler sichtbar. Noch weiter vor und an dem rechten Abhang wurden einzelne kleine Holzgebäude sichtbar — das war Francisco, und die Masten an der linken Seite der Hafen — aber der kleine Ort? — die Hügel verbargen uns noch den Anblick des größten Theils — mit jeder Kabellänge wurde mehr sichtbar und jetzt — Mast an Mast, ein wirklicher undurchdringlicher Wald von Wimpeln und Stangen dehnte sich die ungeheure Masse der dort vor Anker liegenden Schiffe aus; dort dabei die kleinen Fahrzeuge, die rechts und links hinüberschossen, da drüben die Zelte, Rinder und Pferdeheerden, auf den Hügeln die immer deutlicher und zahlreicher auftauchenden Gebäude — das Auge fand gar nicht Zeit das alles, was sich ihm neu und anziehend bot zu fassen, zu überschauen.

Das meiste Interesse hatten aber doch für mich im ersten Augenblick die Schiffe, war es daß ich mir das Land gerade so gedacht hatte als es sich jetzt in Wirklichkeit zeigte, war es daß ich den verlassenen Talisman herauszuspähen wünschte — zwei deutsche Flaggen konnte ich dabei schon erkennen — dicht daneben eine Hamburger und dort — Seite an Seite mit einer zweiten Bremer Flagge — wehte diese, während oben auf dem Fockmast desselben Schiffes eine kleine Flagge mit einem großen H (Heydorn) flatterte. Das war der Talisman, gleich darauf kam auch Capitän Mayer in seiner Jölle heran, und zeigte uns den Platz wo wir ankern konnten; fünf Minuten später rollte der schwere Anker in die Tiefe und wir befanden uns jetzt auf californischem Grund und Boden.

Und Californien? — ich weiß wahrhaftig nicht wo ich beginnen soll — als ob alte Märchen mit ihren fabelhaften Schätzen plötzlich wieder aufgetaucht wären, und nur das noch fehlte, daß eine unbestimmte Anzahl von Genien, mit goldenen Geschirren voll Diamanten u. s. w. hier auf- und abspazierten — so kam mir das erste Betreten des Landes hier vor. Die Leute sprachen von Geld, als ob es eben nur gewöhnlicher Staub gewesen wäre, und die für alles geforderten Preise bewiesen uns nur zu bald, daß es eben kein Traum, sondern trockene, baare Wirklichkeit sey, was uns umgab.

Wie soll ich aber das Land in der kurzen Zeit, die mir hier vergönnt ist, schildern, ohne einestheils den Anschein zu gewinnen als ob ich übertreibe, und andererseits auch ohne zu wenig zu sagen. Gewiß ist, daß alle die Nachrichten, die ich in Europa hörte und verbreiten half, vollkommen begründet sind; Gold ist in Masse hier, nur der Erwerb, der harten Arbeit wegen, schwierig. In den Minen arbeiten jetzt etwa 70,000 Menschen, hier in San Francisco sind ungefähr 25,000 und viele andere Tausende in den kleinen Städten Stockton, Sacramentoville, Monterey u. s. w. Wie viel Tausende noch unterwegs sind, mag Gott wissen.

Unglückliche Speculationen haben dagegen die Kaufleute gemacht, die bedeutende Sendungen an Gütern hierherschickten; Massen von Waaren liegen hier, ohne Käufer zu finden, in den Straßen herum, und wäre die Fracht von hier fort nicht so enorm theuer, so könnte man brillante Geschäfte machen, Sachen hier aufzukaufen und nach Deutschland zurückzuschicken; Holz zu Häusern hält sich noch am besten im Preis und besonders werden für Bauplätze enorme Preise gezahlt. In dem Verhältniß stehen aber auch die Miethen; für ein ganz mäßiges Zimmer wird in einem guten Stadttheil 100—150, ja 200 Dollars per Monat bezahlt, und diese Zimmer sind oft nur Leinwand oder Kattun, über einzeln stehende Pfosten genagelt oder gespannt, so daß man ordentlich fürchtet, der erste Wind müßte die ganze Stadt über die Bay hinüberwehen. Glücklicherweise ist das Klima mild genug, und die Leute können sich schon mit einem einfachen Regenschutz behelfen. Mit dem im Verhältniß steht auch das Aufbewahren von Koffern und Kisten der Einwanderer, von denen $1\frac{1}{2}$—2 und 3 Dollars per Stück für den Monat gezahlt wird, und dann ist man noch nicht einmal sicher, daß die Sachen nicht in Wind und Wetter hinausgeschoben werden und verderben. Es mag sich deßhalb jeder, der Lust hat nach Californien auszuwandern, wohl hüten, viel Gepäck mitzubringen, da noch dazu an einen Verkauf der Sachen mit Nutzen kaum zu rechnen ist. Nur Kisten und Kasten an Land zu schaffen kostet schon einen enormen Preis; ein gewöhnliches Schiffsbootvoll schaffen die Matrosen nicht unter 10 Pfd. ans Land, und eine nur einigermaßen ordentliche Fuhr in die Stadt hinein, vom Wasser weg, kann niemand unter 2 — 3 Dollars bekommen; zwei bis drei Kisten machen aber dabei schon eine Fuhr. Rechnet man dazu noch das Lagergeld und den Ueberfluß von Waaren, mit denen die Stadt förmlich überschwemmt ist, so kann man ungefähr wissen, welchen Nutzen man sich von solchem Transport versprechen darf.

(Schluß folgt.)

Manufakturen in China. Hr. Gützlaff las in der Versammlung der statistischen Gesellschaft eine Abhandlung über die Manufacturen China's vor. Was von dem Belauf der Manufacturthätigkeit zu halten, müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen; er rechnet z. B. die Baumwollenwaaren auf 183 Mill. Pfd. St. Werth, Seide auf 12 Mill. u. s. w. Das Interessante aber ist die Angabe, daß nirgends Maschinerie gebraucht wird, sondern die menschliche Arbeit alles thut, die Werkzeuge sind ungemein roh und einfach, nur in Canton und einigen Seedistricten hat der Einfluß der Fremden eine Aenderung allmählich zuwege gebracht. Welche Aenderung in dem innern Zustand China's durch Einführung von Maschinen vorgehen muß, läßt sich denken, und es ist leicht begreiflich, daß sich die Chinesen die fremden Waaren wieder vom Hals halten wollen, als das nächste Mittel, sich der unvermeidlich eintretenden Uebelstände zu erwehren

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 60. 11 März 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die City von London nimmt eine Oberfläche von nur 370 Acres ein, etwa den 140sten Theil der ganzen Hauptstadt, nichts destoweniger ist sie der Mittelpunkt einer Menge von Straßen und Sträßchen, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung allmählich eine Menge ehemals gesonderter Ortschaften verschlungen haben, im Laufe eines Jahrhunderts nicht weniger als einen Flecken und 43 Dörfer. Trotz dieser ungeheuren Ausdehnung ist das Wachsthum noch so rasch, daß man jährlich für weitere 20,000 Menschen Unterkunft schaffen muß, und fortwährend nicht weniger als 4000 Häuser im Bau sind. London ist nicht nur der bevölkertste und thätigste Bienenstock in der Welt, sondern auch das wunderbarste Werk- und das reichste Bankhaus der Erde. Durch die Hände von 29 seiner Bankiers sind in einem Jahr 950 Mill. Pf. St. gegangen, also mehr wie 3 Mill. Pf. täglich, und ein einziger Bankier der City hat in einem Jahr 30 Mill. Pf. St. ausgeliehen. Neben diesen riesenhaften Geschäften findet sich aber auch eine große Zahl Menschen, die auf eine fast unbegreifliche Weise ihr Leben fristen: 26,000 kommen im Durchschnitt jährlich in die Gefängnisse, die Zahl derer, welche die Polizei überhaupt verhaftet, steigt auf mehr als 65,000, und die Verwaltung der letztern hat gesucht die Zahl der Diebe und gefährlichen Leute in der Hauptstadt zu ermitteln, wobei ein erstaunliches Resultat zu Tage kam: sie fand 10,400 Personen, die gar keine sichtbaren Existenzmittel hatten, und wahrscheinlich nur durch Gesetzübertretung, durch Diebstahl, Betrug und den von der Prostitution erhobenen Tribut lebten; ferner 4553 Personen, die ein Gewerb trieben, von denen man aber wußte, daß sie schon mehrere Vergehen sich hatten zu Schulden kommen lassen, und welche gleichfalls ihr Einkommen nur durch Gesetzesübertretung steigerten, endlich 2104 Personen, die sich mit der Gerechtigkeit noch nicht überworfen hatten, von denen man aber wußte, daß sie die Genossen der beiden ersten Classen seyen. Ferner entwarfen die Behörden einen Bericht über die zum Dienst des Verbrechens in der Hauptstadt geöffneten Häuser, und es ergaben sich: Häuser von Hehlern 227 Häuser; die zu Diebszusammenkünften dienten, 276; Prostitutionshäuser, welche bei sich öffentliche Mädchen unterhielten 933; Häuser, wo öffentliche Mädchen hingehen, um ihr trauriges Gewerbe auszuüben, 848; Häuser, in denen öffentliche Mädchen wohnen 1554; Spielhäuser 32; Häuser, wo Bettler wohnen 221.

Aber abgesehen von diesen Höhlen des Lasters gibt es noch eine Menge kleiner Gewerbe, die freilich oft zum Verbrechen einen leichten Uebergang bilden, von denen aber doch viele auch ganz ehrlich ihr Brod verdienen; manche derselben können in ihrer eigenthümlichen Entwicklung nur in einer so großen Stadt gedeihen, und wir wollen nach dem Morning Chronicle einige derselben unsern Lesern nach und nach vorführen.

Strömungen und Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Die Umstände begünstigten mich sehr, um Beobachtungen am Golfstrom zu machen. Wir kamen in denselben bei leichtem Wind, der unsern Fortschritt so langsam machte, daß wir 48 Stunden brauchten um ihn zu durchschiffen. Der Thermometer zeigte sogleich an, daß wir in denselben eingetreten. Die erste Sondirung ergab 77°, diese Temperatur stieg schnell auf 83° und nahm dann allmählich wieder auf 77° ab, so daß der innere oder nordwestliche Rand etwas wärmer ist als der äußere oder südöstliche. Nach den Berechnungen des Schiffslaufs ist der Strom an der Stelle, wo wir ihn durchschnitten, nämlich unter 34° 30′ N., 35 Meilen breit und seine Schnelligkeit beträgt etwa 2 Meilen in der Stunde; alle Seefahrer kennen aber die Thatsache, daß Breite und Geschwindigkeit des Golfstroms stark wechseln, und daß er manchmal der Küste viel näher kommt als zu andern Zeiten. Man hat die Annäherung des Golfstroms an unsere Ufer den nordöstlichen Winden zugeschrieben; diese wirken bekanntlich auf die Fluth in unsern Bayen und Häfen ein, ich möchte aber doch kaum annehmen, daß sie eine hinreichend mächtige Kraft seyen, um die Lage und Schnelligkeit einer so großen Wassermasse zu ändern. Dagegen ist es sicher, daß der Golf und der Labradorstrom ihr Daseyn der ungleichen Vertheilung der Temperatur über die Erdoberfläche danken; in der Mächtigkeit der Ursachen, welche diese Wirkungen in den verschiedenen Jahreszeiten erzeugen, muß eine große Verschiedenheit seyn, und man kann daraus schließen, daß der Wechsel der Jahreszeiten ungleich auf beide Ströme wirkt. Die Gewalt desjenigen Theils der Labradorströmung, welche der Küste der Vereinigten Staaten folgt, wird, wenn sie auf ihrer Höhe ist, den Golfstrom auswärts drängen, und wenn diese Kraft sich mindert, wird der Golfstrom näher an die Küste heranrücken, und zwar am nächsten, wenn seine relative Stärke am größten ist. Was auch die letzten Ursachen dieser Ströme seyn mögen, so möchten wohl die näher liegenden Ursachen unter dem Einfluß der Temperatur stehen, indem der Golfstrom an Masse und Schnelligkeit wächst, wenn die Temperatur am höchsten, und der Labrador-Strom, wenn sie am niedrigsten ist; man nimmt deßhalb ziemlich allgemein an, daß der erstere im

Digitized by Google

Sommer unseres Klima's breiter und reißender ist als im Winter. Meine eigenen Beobachtungen erlauben mir indeß nicht, ein solches Wachsthum des Golfstroms im Sommer nachzuweisen.

Nachdem die Escadre über den Golfstrom hinaus war, bemerkten wir bis nach Madeira hin wenig von Strömungen, denn der ganze Unterschied zwischen dem gegißten Weg und der wirklichen Stellung des Schiffes betrug in 26 Tagen nur 175 Meilen. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch einige ziemlich bekannte Umstände erwähnen, die aber nicht innerhalb des Bereichs unserer Beobachtungen kamen. Der Strom, den man an unserer Küste unter dem Namen Golfstrom kennt, läßt sich oft auf der Oberfläche, aber mit verminderter Schnelligkeit quer durch den atlantischen Ocean hindurch verfolgen, da er manchmal Samen und Treibholz tropischer Klimate an die brittischen Inseln wirft, selbst bis nach den Shetlands hinauf. Zu andern Zeiten, wenn der Golfstrom zu fließen aufhört oder durch die große Polarströmung überwältigt wird, werden sie von der letztern südostwärts getrieben nach den Küsten von Spanien und Portugal, welche Strömung durch die Zahl der am Cap Finisterre gescheiterten Schiffe so verderblich geworden ist; wo er sich theilt, geht ein Arm davon, jetzt die Rennelströmung genannt, um die Ufer der Bay von Biscaya herum längs der Westküste Frankreichs und von da durch den englischen Canal, während der Hauptpolarstrom südwärts längs der portugiesischen Küste gegen Madeira hin mit verminderter Schnelligkeit als eine oberflächliche Strömung fließt. Bei Madeira und den canarischen Inseln scheint derselbe aufgehört zu haben, nach unsern Beobachtungen mit dem Tiefseethermometer aber ist immer noch ein unterseeischer Strom vorhanden. Statt des erstern haben wir die gewöhnlich als die afrikanische bezeichnete Strömung, welche so viele Schiffbrüche an dieser Küste verursacht, in Folge deren oft Schiffsmannschaften gefangen und in grausame Sklaverei geschleppt wurden.

Von Madeira nach den capverdischen Inseln fand man wenig oberflächliche Strömung, aber der unterseeische Strom dauerte fort, wie die niedrige Temperatur der Tiefseesondirungen ergab. An und in der Nähe der letztern Inseln, so wie zwischen ihnen und dem Cap Verde an der afrikanischen Küste selbst bemerkt man eine starke Strömung an der Oberfläche. Was den merkwürdigen Umstand der Entstehung einer Strömung und ihre vermehrte Schnelligkeit betrifft, welche jeder Seefahrer in der Nähe vieler Inseln bemerkt haben muß, und deren Wirkungen wir selbst auf unserer Reise oft erfuhren, so will ich jetzt die Ursache angeben, welche ich für völlig ausreichend halte, um die Wirkung zu erzeugen: dieß ist die Anhäufung von Wasser durch das Hemmniß, was die Inseln dem Fortfließen der untermeerischen Ströme entgegensetzen; das Niveau des Oceans wird dadurch in ihrer Nähe gehoben, somit eine Tendenz zum Ablaufen geschaffen und dadurch eine Strömung erzeugt oder eine vorhandene Strömung verstärkt. Aus dieser Ursache sind, glaube ich, die Strömungen an den capverdisch n Inseln so wie andere in der Nähe von Inseln und Bänken hervorgegangen, was durch den Umstand bestätigt wird, daß, wo kein unterseeischer Polarstrom vorhanden ist, auch keine dauernden Strömungen sich finden, wie später zur Genüge gezeigt werden wird.

Die bemerkenswerthe Strömung längs der Guineaküste am Cap Palmas vorüber und in die Bay von Benin hinein schreibe ich derselben Ursache zu. Diese Strömung ist in der unmittelbaren Nähe des Aequatorialstromes, läuft aber in entgegengesetzter Richtung eine lange Strecke weit mit demselben parallel. Oberst Sabine, der diese Strömung im J. 1822 auf dem brittischen Schooner Pheasant beobachtete, macht darüber folgende Bemerkungen: „Auf dem Weg zwischen Cap Mount und Cap Three Points im April und Mai 1822 hat die sogenannte Guineaströmung die Fahrt des Pheasant 180 M. beschleunigt; in der Jahrszeit, wo die Südwestwinde an diesem Theil der Küste vorherrschen, läuft sie in bedeutender Schnelligkeit am Cap Palmas in der Richtung des Landes nach dem östlichen Theil des Golfs von Guinea. Die Breite dieser Strömung am Cap Palmas wechselt mit der Jahreszeit, und man fand sie bis zu 180 M. breit, weiter gegen Osten erweitert sie sich beinahe auf 300 M., und nimmt den ganzen Raum zwischen dem Land auf der einen Seite, und der in entgegengesetzter Richtung fließenden Aequatorialströmung ein. Die Schnelligkeit am Cap Palmas und Cap Three Points, so wie in der Nähe des Landes, war im Monat Mai etwa zwei Meilen in der Stunde, und weiter gegen Osten, wo der Pheasant sie der Quere nach durchschnitt und ihre Schnelligkeit durch die Ausbreitung des Wassers stark vermindert ist, betrug diese immer noch etwa eine Meile in der Stunde. Die allgemeine Temperatur des Stroms in der Mitte, im Golf von Guinea, betrug im April und Mai über 84°, verminderte sich an der Südgränze, wo sie mit dem káltern Wasser der Aequatorialströmung in Berührung kam, auf 83° und 82°, und an der Nordgränze in der Nähe des Landes hie und da auf 79° und 81½°. Auf der Fahrt zwischen dem Fluß Gabon und Ascension, eine Strecke von 1400 Meilen, förderte die Strömung den Lauf des Pheasant um mehr als 300 M. Bedeutender und für die Schifffahrt sehr nützlich ist der Unterschied zwischen der Aequatorial- und Guineaströmung. Diese zeigen das merkwürdige Phänomen paralleler, einander berührender, mit großer Schnelligkeit in entgegengesetzten Richtungen fließender Ströme, deren Temperatur 10° bis 12° von einander abweicht. Ihr Lauf geht dem Lande parallel über 1000 Meilen neben einander, und je nachdem ein Schiff in einer oder der andern Richtung längs der Küste hinfahren will, geht es in die eine oder andere Strömung über, und seine Fahrt wird um 40 bis 50 Meilen des Tags gefördert oder aufgehalten." Diese Guineaströmung verliert sich in der Bay von Benin nahe an der Prince-Insel, welche in 7° O. unter dem Aequator liegt: sie wird beschränkt und gehemmt durch einen südlichen Polarstrom, ziemlich in derselben Weise, wie der Labradorstrom an der Küste der Vereinigten Staaten von dem Golfstrom beschränkt wird, und, wie man glaubt, in der Nähe des Cap Hatteras sich verliert. Jenseits der capverdischen Inseln bemerkt man an der Oberfläche ein Ueberströmen der Wellen gegen einander, ein gegenseitiges Anspülen und eine fortdauernde Neigung zum Wechsel, als träfen zwei große unterseeische Strömungen in einiger Tiefe auf einander.

Auf unserem Wege von Porto Praya nach Rio Janeiro dauerten dieselben Anzeigen fort, wir trafen aber den Aequatorialstrom erst jenseits des Aequators unter 3° S. B. und 25° W. L.; er setzt seinen Lauf nach der Küste von Brasilien fort, von wo er zwischen den Inseln über dem Wind durchgeht, und schließlich den Golf von Mexico betritt. Dieser Theil unserer Fahrt ergab viele interessante Beobachtungen, weitgedehnte Anspülungslinien und das oben schon erwähnte Aufbrausen, die mit glatten Stellen und veränderlichen Strömungen, welche eine kurze Zeit in der einen und unmittelbar darauf in der andern Richtung laufen, abwechselten. Alles zeugte von entgegengesetzten Strömungen und einer gewaltsamen Mischung der Gewässer

Digitized by Google

unter der Oberfläche. Von Porto Praya bis Rio betrug der Einfluß der Strömungen auf unsere Fahrt 280 M. in der Richtung N 41° W. Um die Fortsetzung der Aequatorialströmung gegen Westen zu beweisen, will ich mich abermals auf eine fremde Autorität berufen, obwohl wir die Strömung auf unserer Heimreise selbst beobachteten. In der Fortsetzung der Reise des Pheasant sagt Sabine: „Auf der brasilianischen Seite von Pernambuco bis Cap San Roque nahm die nördliche Strömung schnell an Raschheit zu, bis am Cap selbst der Pheasant in den vollen Zug jenes Arms der Aequatorialströmung eingetreten war, welcher seinen Lauf längs der Nordküste von Brasilien und Guiana nach Westindien verfolgt. Vom Mittag des 16 bis zum Mittag des 17 Junius legte er $43\frac{1}{2}$ M. gegen Norden und $42\frac{1}{2}$ gegen Westen zurück, also in 24 Stunden in der Richtung N 44° W. etwa 62 M. Der Pheasant stieß, den Tag nachdem er Maranham verlassen, auf die Strömung, welche mit der erstaunlichen Schnelligkeit von 99 Meilen in 24 Stunden dahinfloß. Um 10 Sept. Morgens 10 Uhr, während der Pheasant in der vollen Stärke der Strömung, vier Knoten in der Stunde dahin fuhr, kündigte man plötzlich vom Mastkorb aus eine große Entfärbung des Meeres an: das Schiff befand sich in 5° 8′ N. und 50° 28′ W., das entfärbte Wasser konnte also kein anderes seyn, als der Strom des Marañon, der seinen ursprünglichen Lauf nicht weniger als 300 M. weit vor seine Mündung hinaus verfolgte, ohne daß sein Wasser sich mit dem blauen specifisch schwereren des Oceans vermischt, auf dessen Oberfläche es hinfloß. Es legte etwa 68 Meilen in 24 Stunden zurück."

Gegen Osten hat man nie eine Strömung von dieser Geschwindigkeit bemerkt, welchem Umstand ist nun das plötzliche Anwachsen der Strömung zuzuschreiben? oder welcher andern Ursache kann es zugeschrieben werden, als einer unterseeischen Strömung, welche direct gegen die flach auslaufende brasilianische Küste fließt, das Niveau des Oceans an diesen Ufern hebt, und dasselbe fortdauernd wieder herzustellen strebt, indem sie rasch nach der entgegengesetzten Richtung abfließt?

Ehe ich zu dem südatlantischen Ocean übergehe, will ich unsere Resultate im nördlichen recapituliren. Beginnen wir beim Aequator, so finden wir einen großen Oberflächestrom, der westwärts durch den Ocean fließt, längs der Küste von Brasilien hingeht, dann durch die Passagen der Inseln über dem Wind das karaibische Meer betritt und von da in den Golf von Mexico gelangt, von wo das Wasser in dem anfangs schmalen aber bald sich ausbreitenden Golfstrom das atlantische Meer durchzieht, und seine Kraft in der Mitte des Oceans erschöpft, manchmal aber auch bis an die brittischen Inseln reicht. Dieser große, auf dem offenen Ocean unter dem Aequator mäßig heiße Strom wird an der Küste Brasiliens mehr erhitzt, und behält der Küste der Vereinigten Staaten gegenüber im Winter wie im Sommer eine Temperatur, die nahe an 80° steigt und oft diese Stufe noch überschreitet. Inzwischen geht ein anderer großer Strom von den Küsten von Labrador und Neufundland herunter südwärts, theilt sich an diesen Bänken, und ein Arm davon folgt der Linie der Sondirungen vorwärts Neuschottland und den Vereinigten Staaten, während der andere unter dem Wasser des Golfstroms durch gegen Süden geht, und wo er mit Inseln und Bänken in Berührung kommt, auf die Temperatur der Oberfläche einwirkt. Der ununterbrochene Fluß dieses mächtigen Polarstroms geht längs der Küste von Portugal und Spanien hin, und weil er auf Cap Finisterre stößt, strömt ein kleiner Theil davon in die Bay von Biscaya und bildet die sogenannte Rennelströmung; ein anderer Theil fließt ins Mittelmeer, weil der Strom im Vergleich zu den Gewässern des letztern ein höheres Niveau hat. Der Hauptarm verfolgt seinen Weg auf der Oberfläche des Meeres bis Madeira und den Canarien, jenseits deren er nicht länger bemerkbar ist. Aber, wie die niedrige Temperatur der Tiefseesondirungen zeigt, verfolgt ein unterseeischer Strom seinen Weg bis zum Aequator, wo die Gewässer wieder denselben Rundweg beginnen, wie zuvor.

Im südlichen Theil des oben bezeichneten Raums ist eine Wasserfläche, welche merkwürdige Erscheinungen zeigt. Diese nennt man das Sargasso Meer, wegen der Menge von Tang (port. Sargasso) die sich darin findet. Die allgemeine Ansicht scheint zu seyn, daß dieser Raum durch eine Art von Rückströmung eingenommen ist, in welcher sich alle die von den verschiedenen Strömungen des Oceans fortgerissenen Stoffe sammeln, und daß dieser Ursache die Anhäufung von Tang zuzuschreiben sey. Diese Ansicht kann indeß nicht wohl die richtige seyn, denn fürs erste erscheint hier der Tang frischer als wie er auf dem Golfstrom und andern Strömungen treibt, und ist also dem Ort seines Wachsthums näher; zweitens weiß man nicht, daß irgend Treibholz oder andere Producte des festen Landes im Sargassomeer sich fänden, und drittens scheinen die bereits erwähnten Strömungen eher von hier wegzugehen, und dadurch anzudeuten, daß hier ein höheres Niveau als an andern Theilen des Oceans ist. Daß eine solche Verschiedenheit des Niveau's eine physische Ursache hat, unterliegt keinem vernünftigen Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)

Hinweisung auf ethnographische Ergebnisse der assyrischen Keilinschriften.

Das Athenäum vom 2 März enthält eine umständlichere Mittheilung über den Vortrag des Major Rawlinson, von dem wir kürzlich einen Auszug nach der Liter. Gaz. vom 23 Februar gegeben haben. Major Rawlinson beschrieb alle Feldzüge der assyrischen Könige der Reihe nach und gab viele Aufklärungen über alte und neue Geographie der Länder zwischen dem Mittelmeer und dem persischen Golf. Er gab an, daß etwa 1000 Namen von Ländern, Stämmen und Städten in diesen Inschriften erwähnt seyen und wenn die Berichte einmal vollständig ermittelt seyn würden, so werde man ein unschätzbares Gemälde der politischen Geographie Westasiens 1000 Jahre v. Ch. vor sich haben. Eine Probe hievon gab er in Bezug auf die Einmischung eines starken scythischen Elements in die damalige Bevölkerung von Mittel- und Westasien; er bemerkt, daß die Sacä oder Scythen bei Babyloniern und Assyriern stets Tsimri genannt wurden, und daß unter der Herrschaft des Khorsabad Königs diese Tsimri sich fast in jeder Provinz des Reichs fanden, und wie es scheint die Kriegsmacht derselben bildeten. Major Rawlinson bemerkte, die Tsimri, Sacä und die Scythen repräsentirten wohl die Nomadenstämme überhaupt im Gegensatz des ansässigen Landvolks, und unter ihnen möchten Celten, Slawen und Teutonen gewesen seyn, neben allen Stufen der tatarischen Familie von dem ursprünglichen Typus der Finnen und Magyaren an bis zu den später entwickelten Mongolen und Türken, und die Zimri, welche Jeremiah (XXV. 25.) neben Medern und Elamitern anführt, möchten wohl zu denselben Stämmen gehört haben.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien.

(Schluß.)

Wie mit Waaren umgegangen wird, mag folgendes Beispiel lehren. Im Anfang fehlte es ungemein an Wäsche, die Folge davon war daß

Digitized by Google

Unmassen von Hemden u. s. w. hierher geliefert wurden; Handarbeit ist aber ungemein theuer, das Waschen also ebenfalls, so kommt es denn, daß jetzt Massen von Hemden und Hosen, oft nur eine Woche getragen, sonst aber ganz unbeschädigt, auf der Straße liegen. Man trägt das Hemd, wirft es, wenn schmutzig, weg, und kauft sich — das Duzend zu acht Dollars — ein anderes.

Heute war ich am unteren Werft und wünsche nur der Leser hätte auf einen Augenblick den Platz mit mir dort übersehen können. Der Landungsplatz lag von Gütern geradezu überstreut, als ob der ganze Strand eine einzige Barrikade bilden sollte, und wie viel, wie unendlich viel, war davon verdorben: Fleischfässer aufgestoßen und der Inhalt verfault, Kaffeesäcke morsch und der Kaffee in den Schlamm getreten, Packpapier in ganzen Rießen vernichtet, Porcellan in den Körben zerschlagen, getrocknetes Fleisch in seinen Netzballen voller Maden, Schiffsbrod ausgestreut und beschmutzt u. s. w. Unberechenbar ist es wohl, für wie viel Dollars hier Güter im Freien liegen, unberechenbar der Schade, den der letzte Regen unter ihnen angerichtet hat, wo unzählige Kisten und Ballen halb im Wasser standen und die Eigenthümer derselben den Inhalt ruhig mußten durchnässen lassen.

Einen fatalen Anblick gewähren die vielen Spielbanken — es müssen wenigstens 500 Spieltische (in den größeren Häusern oft sechs und acht in einem Zimmer) in der Stadt seyn und für jetzt zahlen sie der Regierung noch eine sehr beträchtliche Steuer, ein gutes Ende nimmt es aber damit nicht, und wenn der Staat dem immer mehr überhand nehmenden Wesen gar nicht steuern will, so werden sich die Bürger wohl bald wieder, wie das auch in den Minen schon mehreremale gewesen, zu einem Regulatorengericht zusammen thun, und mit den Spielern kurzen Proceß machen.

Interessante Scenen fallen dort übrigens oft genug vor. So trat vor einigen Tagen ein Mexicaner (die Spanier zeichnen sich überhaupt durch ihre Kaltblütigkeit beim Spiel aus) an einen Tisch und setzte einen ziemlich schweren Beutel, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf eine Karte; der Spieler zieht ab und der Fremde hat gewonnen, jener öffnet den Beutel und glaubt nur Dollars verloren zu haben, wird aber todtenbleich, als er Dublonen findet. Er hatte nicht einmal genug Geld auf seinem Tisch, die Nachbarn halfen ihm aber augenblicklich aus, der Mexicaner wurde bezahlt, nahm seine beiden Geldsäcke — der Gewinn einer Minute mochte ungefähr 6000 Pfd. betragen — und schritt ebenso ruhig und gleichmüthig wie er gekommen, wieder hinaus: so glücklich beim Spiel sind aber natürlich nur wenige, und Hunderte und Hunderte verlieren in diesen Schandhöllen in kurzen Stunden ihr alles, was sie mit sauerem Schweiß monatelang zusammengearbeitet haben.

Deutsche gibt es in San Francisco in sehr großer Zahl, und in der That sind die wohlhabendsten, ja reichsten Leute hier Deutsche, die besonders mit der früheren freiwilligen Compagnie nach Californien kamen, und ganz urplötzlich, vielleicht selbst zu ihrer eigenen Verwunderung, Schätze sammelten. Auch in den Minen arbeiten große Massen unserer Landsleute, und unbegründet ist das Gerücht, was sich schon in Rio Janeiro verbreitete, daß der Gouverneur ein Gesetz erlassen wollte, nach welchem Ausländern — d. h. nichtamerikanischen Bürgern — das Goldgraben auf eigene Rechnung verboten seyn sollte. Demgemäß hat sich denn auch die Verbindung auf der Reform — die der sogenannten Haimonskinder — von selbst aufgelöst, und der eine von ihnen, der thöricht genug gewesen war das Geld vorzustrecken, ist dießmal noch mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Der alte Matrose, der seinen Halt an die vier jungen Leute nicht gern aufzugeben wünschte, hat ihnen freilich noch einen neuen Plan, eine Art Compagnie im Goldwaschen, angeboten, sie werden aber wahrscheinlich nicht darauf eingehen, wenigstens sind sie gewarnt genug.

Wunderbar ist es, daß bei dieser Menge von Einwanderern, die mit den kürzlich eintreffenden Schiffen ankommen, Arbeit noch so enorm im Preise ist — für Handarbeit wird mit größter Bereitwilligkeit 6 Dollars per Tag bezahlt, Tischler, Zimmerleute, Schmiede verdienen 10, 12 und 16 Dollars täglich, Kellner bekommen von 100—150 Dollars den Monat Gehalt, nur Commis sehen sich in ihren Erwartungen getäuscht, denn die wahrhaft enorme Concurrenz und die riesigen Miethen zwangen die Kaufleute sich so viel als möglich einzuschränken; die meisten von ihnen gehen deßhalb auch gleich in die Minen, oder treiben auf eigene Hand durch Ein- und Verkauf im Kleinen ein keineswegs schlecht lohnendes Geschäft.

Eigenthümlich ist hier die gänzliche Mißachtung der Geldsorten, Fünffrankenthaler gehen vollkommen gut als Dollars, selbst preußische, ehrliche rothbäckige preußische Thaler schlüpfen für ihre edleren Namensvettern mit durch — Franken und vier gute Groschenstücke passiren gleichfalls für viertel, und acht gute Groschenstücke für halbe Dollars; ja selbst Louisdore für Eagles zu 5 Dollars — Kupfer kennt man natürlich gar nicht, und Papiergeld ebenso wenig. Es existirt übrigens auch schon hier geprägtes Geld, mit der Aufschrift California — es soll aber nicht so gut seyn als das andere; außerdem passiren sehr viel geprägte kleine Barren von verschiedener Größe.

Eine ungeheure Menschenmenge zieht fast täglich nach den Minen hinaus, und es laufen sogar schon Dampfboote auf der Bay und dem Sacramentofluß hinauf. Die Passage auf dem letzteren kostet jetzt 25 Dollars bis Sacramento Town oder Suttersfort, auf den Schoonern, die täglich in sich immer mehr begegnenden Oppositionen abgehen, kostet es nur 14, ja auch 12 Dollars Steerage ohne Beköstigung — diese Art der Beförderung ziehen die meisten nach den Minen Abgehenden schon ihrer Billigkeit wegen vor, und auch wir werden uns morgen am 19ten October auf einem solchen kleinen Schooner nach Sacramentocity einschiffen. Ungeheuer viele Einwanderer ziehen jetzt nach Stockton den südlichen Minen zu, die sehr ergiebig seyn sollen, mich zieht es aber in die Berge hinauf, den alten Burschen, den grizzly bear (gräßlichen Bären) aufzusuchen, von dem hier fabelhafte Geschichten seiner Größe und Wildheit wegen erzählt werden. Ich will mit denen, die sich mir angeschlossen haben, so hoch in die Berge hinaufziehen, wie es nur möglich ist, und wir wollen dann einmal versuchen, was mit Jagd und Goldwäscherei zu machen ist. Wild und abenteuerlich genug ist das Leben jedenfalls, und ich kann wohl sagen daß ich mich von Herzen darauf freue.

Suttersfort gehört übrigens jetzt seinem frühern Eigenthümer nicht mehr; er hat das meiste seinem Sohne abgetreten, einen anderen sehr großen Theil seines Landes verkauft, und sich selbst auf seine Farm, in der Nähe von Sacramento Town zurückgezogen. Gegenwärtig ist er als Deputirter der Landeigenthümer Californiens in der Hauptstadt Monterey.

Die Sicherheit des Eigenthums ist hier wirklich merkwürdig — die Waaren, die sämmlich unbewacht auf den Straßen liegen, bleiben unberührt, und die geringsten Kleinigkeiten stehen oft stundenlang unten am Strand oder vor irgendeiner Thüre, ohne daß es auch nur jemandem einfallen sollte sich an ihnen zu vergreifen. Die Kaufleute, denen es bei den kleinen theueren Behausungen an Raum mangelt, lassen ihre Güter ruhig vor den Häusern, und selbst Weinkisten sind nicht, oder doch nur höchst selten der Gefahr ausgesetzt einen fremden Eigenthümer zu finden. Die Strafe auf Diebstahl ist aber auch ungemein hart und besteht in 160 Peitschenhieben, von denen der Verbrecher noch nie den hundertsten hat aushalten können. In den Minen haben sie das Lynchgesetz, und förmliche Regulatorengerichte — auf Diebstahl, selbst der geringsten Kleinigkeit, steht der Verluß der Ohren.

Die Indianer sollen wenig mehr zu fürchten seyn.

Die persönliche Sicherheit in der Stadt ist ebenfalls vollkommen; man sieht in den Straßen nur Waffen an eben Eingetroffenen; sonst trägt niemand — wenigstens nicht sichtbar — weder Pistolen noch Messer. Auch in den Minen soll, einzelne und zwar sehr einzelne Fälle abgerechnet, kein Mord in letzter Zeit vorgefallen seyn — die Minenarbeiter nehmen sich, wenn sie nicht ganz weit ins Innere gehen wollen, nicht einmal mehr Gewehre mit. Provisionen und Geräth soll man ebenfalls fast so billig in den Bergen kaufen als hier unten, und die ungemein starke Verbindung des Hafens mit dem Inneren läßt das auch erwarten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 61. 12 März 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die wandernden Fischhändler.

Die Höcker (hucksters) unterscheiden sich von dem gewöhnlichen Kaufmann darin, daß sie ihre Geschäfte unter freiem Himmel abmachen. Wenn man sie der Revue passiren lassen, d. h. mehr in Masse als im Einzelnen untersuchen will, so kann man nichts besseres thun, als die Märkte der Hauptstadt eines Samstag Abends oder Sonntag Morgens zu besuchen. Hier ergibt sich ein ebenso seltsames als lehrreiches Schauspiel. Zu London finden 15 solche Märkte am Samstag Abend und ebenso viele jeden Sonntag Morgen statt, und man zählt auf denselben nahe an 2000 Höcker; außer diesen wandernden Händlern, die auf diesem Punkte zusammenströmen, muß man auch noch diejenigen rechnen, welche in den übrigen Theilen der Hauptstadt verbreitet sind, und mit den ersten zusammengenommen zwischen 2 und 3000 ausmachen.

Eine zahlreiche Classe unter diesen Höckern sind die wandernden Fischhändler, welche alle Arten von Fischen, frisch, getrocknet und gesalzen nach dem Maaß, dem Stück und dem Gewicht verkaufen. Sie bedienen sich je nach der Willigkeit oder dem Geiz der Käufer verschiedener Wagen und Gewichte: ist der Käufer freigebig — a jonnock in ihrem Rothwälsch — so behandeln sie ihn meist ehrlich, ist er knauserig — scaly, schuppig — so regelt man das Gewicht nach der Preisermäßigung, die er erhalten zu haben glaubte. Schon die Wagschalen selbst geben ihnen meist einen Vortheil von zwei Unzen am Pfund. Gewöhnlich kaufen sie nur die Fische, welche die Ladenhändler nicht wollen. Einige wandernde Fischhändler haben einen Handkarren, die welche eine wirkliche Kundschaft haben, einen Wagen und ein Pferd; dieß sind die reichsten. Einige tragen nur ein Brett auf dem Kopfe, aber die meisten bedienen sich eines Kübels mit einem Holzdeckel, auf dem einige Fische liegen um anzulocken. Diese Kübel sind gewöhnlich das Eigenthum des Händlers, kosten $3\frac{1}{2}$ Sh. und dauern etwa zwei Jahre; manche sind aber zu arm dazu, um selbst einen solchen zu kaufen, und müssen ihn dann um 1 Penny (3 kr.) des Tags miethen, so daß sie, ehe zwei Monate herum sind, den Preis desselben gezahlt haben. Die Handkarren sind fast alle gemiethet um zwei Sh. die Woche oder 4 Pence des Tages, und tragen die Chiffre des Eigenthümers; ganz neu kostet ein solcher Karren 25 bis 30 Sh., in 12 bis 15 Wochen ist also ein solcher Karren bezahlt. Noch ärger ist der Wucher mit dem Vorstrecken des nöthigen Geldes, das sich gewöhnlich auf 1 Pfd. St. beläuft: dafür müssen sie wöchentlich $2\frac{1}{2}$ Sh. ($12\frac{1}{2}$ Procent) zahlen. Sie dürfen den Wagen zu Hause behalten, wenn sie aber am Sonntag Abend nicht zahlen, wird aller Verkehr mit ihnen abgebrochen. Mancher arme Höcker zahlt für ein Anlehen von 1 Pfd. St. und einen Wagen, der nur 30 Sh. kosten würde, das ganze Jahr hindurch 10 Pfd. St.

Manche sind in diesem Gewerbe aufgewachsen, die meisten ergreifen es, wenn ihnen ein anderes mißglückt ist; viele bleiben dabei, weil sie das herumziehende Leben lieben, weil sie Herren ihrer Zeit und ihrer Handlungen bleiben wollen. Ist einer von ihnen in Noth oder krank, so läßt er etwas ausspielen in einem Wirthshaus, ein Halstuch z. B., gedruckte Einladungskarten werden herumgeschickt, und der unwandelbare Preis der Nummer ist 6 Pence (18 kr.); 20, 30 oder 40 Personen kommen, je nach der Popularität, die einer unter den Seinigen genießt, oder sich bei ähnlichen Fällen gegen seine Kameraden freibig gezeigt hat. Sind die Höcker überzeugt, daß ihr Kamerad wirklich drunten (down) ist, daß ihn nur die Noth zu dieser Demüthigung zwingt, dann wissen sie es stets so einzurichten, daß niemand bei der Lotterie gewinnt.

Meist sind es Männer und Weiber, zuweilen auch Kinder, die dieß Gewerbe treiben; fast alle sind Trunkenbolde, denn sie sind allem Unwetter ausgesetzt und glauben, ein Glas Schnaps vertreibe die Feuchtigkeit. Man rechnet, daß sie durchschnittlich etwa fünf Schilling die Woche in Branntwein vertrinken. Unter sich sind sie sehr ehrlich, und manche behaupten, wenn sie es nicht auch gegen das Publicum seyen, so sey das Publicum daran Schuld. Ein Mann, der 16 Jahre das Gewerbe trieb, versicherte, daß wenigstens ein Drittheil der Höcker von London im Concubinat lebe. Die Fischhändler verlieren selten an ihrer leicht vergänglichen Waare, denn sie wissen sich ihrer immer zu entledigen: stinkt der Fisch etwas zu stark, so gehen sie in die Armenquartiere, wo sich viele Irländer finden, die, um mit den Fischhändlern zu reden, starker Natur und nicht sehr delicat sind in dem was sie essen. Der Tag beginnt für diese Leute um 10 Uhr Morgens: um diese Zeit holen sie ihre Waaren, frühstücken und gehen dann aus, um sie zu verkaufen. Mittwoch und Freitag sind ihre besten Tage; es sind auch diejenigen, wo es den armen Classen am meisten an Geld fehlt. Der Mittwoch Abend ist unter den Arbeitern und Taglöhnern unter dem Namen Zugnacht bekannt, weil sie an diesem Abend von ihren Arbeitsherrn eine Abschlagszahlung auf den Wochenlohn beziehen; der Freitag ist manchmal nicht minder verlegenheitsvoll. Deßhalb muß man an diesen beiden Tagen sparsam leben und ißt Fische statt Fleisch. Samstag ist der schlimmste Tag der Woche, denn manche haben nicht einen Penny übrig, um den Lohn am Abend abzuwarten.

Digitized by Google

Die gute Jahreszeit beginnt im October und endet im Mai. Der Häring erscheint im October und dauert bis Ende Novembers. Das ist die beste Zeit dieses Handels. Nach dem November kommen die Sardellen und Plattfische, diese aber hält der Händler unter seiner Würde, und läßt das Geschäft den Weibern und Kindern. Der Mai ist ein schlechter Monat, man sieht erst in den letzten Tagen Fische, und auch dann nur Salmen, die der wandernde Händler gleichfalls nicht liebt, denn er gewinnt zu wenig daran. Gegen Ende Junius erscheinen die Makrelen, welche bis Ende Julius dauern. Nach dem Julius ist die Saison von Billingsgate, dem größten Markt der Hauptstadt, zu Ende. Von Ende Julius bis October verkauft man in den Straßen nur getrocknete oder gesalzene Fische.

Den Tag über gibt es zwei Verkaufszeiten; die eine beginnt um 10 Uhr Morgens und endet um 1 Uhr, die andere beginnt um 6 und endet um 10 Uhr. Was man am Morgen nicht absetzte, wird Abends wohlfeil weggegeben. Durchschnittlich gewinnt ein Mann 16 Sh. in der Woche, das letzte Jahr hat aber dem Handel sehr geschadet, und unter den Fischhändlern herrschte große Noth. Gewöhnlich versammeln sie sich Abends, Männer, Weiber und Kinder, in gewissen Schenklokalen, wo sie trinken, singen und tanzen. Man findet hier eine Geige und einen Dudelsack, der zum Tanzen aufspielt, wo aber Männer allein figuriren. Sie haben den Pfeifentanz erfunden und lieben ihn besonders: die Pfeifen werden auf dem Boden herumgelegt, ziemlich nah an einander, und man muß dazwischen tanzen, ohne sie zu zerbrechen.

Strömungen und Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Um den vorigen Theil unseres Gegenstandes mit den Strömungen des südlichen atlantischen Oceans in Verbindung zu bringen, kehren wir zum Aequatorialstrom zurück, welchen wir, wie oben bemerkt, unter 8° S. B. trafen. Um den Schwierigkeiten, welche dieser Strom verursachen mag, auszuweichen, sollten Schiffe, welche von den Vereinigten Staaten ausfahren, es vermeiden ihn zu früh zu treffen, sonst werden sie von demselben hinter oder westwärts vom Cap San Roque geführt. Darum ist es auch, je weiter westlich man bei der Rückreise den Aequator durchschneidet, desto besser. Man hat den Grund dieser Vorschriften manchmal ganz in den Winden gesucht, die man als schwach und ungünstig an andern Orten als denen, wo die Strömung das Durchkreuzen der Linie erleichtert, dargestellt hat; das mag bis zu einem gewissen Grade wahr seyn, denn die Winde in diesen Gegenden des Oceans sind immer schwach, und mögen auch unter dem Einfluß eines so reißenden Stroms stehen. Der polarische Ursprung des Aequatorialstroms wird noch wahrscheinlicher durch die relative Temperatur derjenigen Theile des Oceans, wo er fließt, und wo keine Strömung herrscht.

An der Südküste von Brasilien findet sich eine Strömung, die anfangs gegen Südwesten geht, und dann sich allmählich gegen Süden wendet, bis man sie an der Mündung des Laplata nicht mehr bemerkt, sie scheint aber dann gegen Osten sich zu wenden und über den südatlantischen Ocean zu verbreiten. Dieß ist eine Erscheinung, deren Analogie mit unserem Golfstrom sich von selbst aufdrängt, und die Aehnlichkeit wird um so stärker, wenn man sieht, daß sie vor der Mündung des Laplata mit der patagonischen Strömung, einem Arm des großen Südpolarstroms, zusammentrifft, der um das Cap Horn herumkommt, und längs der Küste des Landes, von dem er den Namen hat, hinfließt. Dieser Strom scheint, wie der von Labrador, einen Arm, den man für eine Rückströmung angenommen hat, zwischen der Südwestströmung und der Küste auszusenden. Die Ausdehnung, in welcher er namentlich nordwärts von dem Cap Frio vorherrscht, scheint sehr für diese Annahme zu sprechen.

Man trifft die Hauptmasse dieses oder vielleicht eines andern Südpolarstroms, der ins atlantische Meer eintritt, häufig auf der Oberfläche nordwärts und ostwärts von den Falklandsinseln; manchmal werden Eisberge längs demselben gegen Nordosten geführt, und in der Nähe dieser Inseln ist das ganze Meer zuweilen wie mit Eis bedeckt. Diesen Umstand bemerkte Commodore Wadsworth, der auf einer frühern Kreuzfahrt den Vincennes commandirte, und wie ich von ihm erfuhr, hätte ein französisches Kriegsschiff um dieselbe Zeit weit ostwärts von den Falklands-Inseln gehen müssen, um dem Eis auszuweichen, wenn es nicht dieser Nothwendigkeit dadurch ausgewichen wäre, daß es sich hart an die patagonische Küste hielt, was in solchen Zeiten der sicherste Weg ist. Daß Eis auf diese Weise weit nordwärts in das atlantische Meer geführt wird, davon hatten wir auf unserer Reise einen überzeugenden Beweis, denn in einer Länge von 54° 30′ W. und in einer Breite von nicht mehr als 39° S. zeigte alles an, daß wir uns dem Eise näherten.

Der große Raum in der Mitte des südatlantischen Meeres hat nur temporäre und partielle Strömungen, und namentlich in der Nähe von St. Helena bemerkt man wenig oder gar keine Strömung. Dieß ergibt sich aus dem Umstand, daß Schiffe, die auf der Fahrt dahin leewärts gerathen sind, unschwer wieder umkehren. Die Tiefseetemperatur in der Nähe von St. Helena beweist, daß sich hier auch keine unterseeische Polarströmung findet. Es ergibt sich hieraus, daß der südatlantische Ocean der Sitz eines ähnlichen aber einfachern Systems von Strömungen ist, als der nordatlantische.

Am Cap Horn trafen wir auf den großen Südpolarstrom, dessen Kraft auf den Fortgang der Schiffe so großen Einfluß hat und die Ursache so vieler Unfälle für die ältern Seefahrer war. Dieser Strom verbreitet sich weit gegen Osten und Cap Horn theilt ihn in zwei Arme, von denen der eine längs der Westküste Amerika's weit gegen Norden hinauf geht. Der Hauptstrom geht ins atlantische Meer und ist in der Nähe des Cap Horn fast so gut bekannt, als der Golfstrom an unserer eigenen Küste. Er scheint in den Monaten August, September und October, die dem Frühling dieser Halbkugel entsprechen, am stärksten, im April und Mai, d. h. dem Herbst am schwächsten. Er setzt seinen Lauf nordostwärts fort, bis er im südatlantischen Meer sich zu verlieren scheint, wahrscheinlich aber unter das wärmere Wasser, das längs der Küste von Brasilien daher fließt, hinabsinkt. Nach unsern Beobachtungen ist seine größte Geschwindigkeit 72 Meilen in 24 Stunden, in der Richtung ONO, seine gewöhnliche Schnelligkeit ist aber nur etwa 30 M. Ein bemerkenswerther Umstand hinsichtlich des Wassers in der Nähe von Cap Horn ist seine sehr niedrige Temperatur in großer Tiefe: wir fanden es in einer Tiefe von 400 Faden nur 28°, und obwohl dieß starke Sinken der Temperatur durch andere Beobachtungen nicht genau bestätigt wurde, so sind doch die in der Nähe angestellten hinreichend niedrig, um diese bemerkenswerthe Thatsache wahrscheinlich zu machen. Daß die Richtung einer großen Wassermasse gegen Nord und Ost sich nicht auf die Nähe des Cap Horn beschränkt, davon haben wir einen Beweis darin, daß Eisberge selbst über die Linie hinausgetrieben werden, wo eine Strömung sich auf der Oberfläche be-

Digitized by Google

merken läßt, wonach sie also durch unterseeische Ströme fortgeführt werden, und einen zweiten in den Beobachtungen der französischen Expedition unter d'Urville, welche längs der Eisschranke südlich von der Powellgruppe eine Strömung gegen ONO bemerkte.

Es wurde oben angegeben, daß der nordöstlich gehende Polarstrom sich am Cap Horn in zwei Arme spaltet; der Chili-Arm behält anfangs die nordöstliche Richtung, und bringt gegen die Küste dieses Landes heran, wie er aber vorrückt, wird seine Richtung mehr nördlich: der Wechsel in der Richtung von NO gegen Nord tritt unter 37° S. B. in der Nähe der Insel Mocha ein. Dieser Strom ist nicht bloß oberflächlich, sondern herrscht bis in einer großen Tiefe, was sich zuverlässig aus den Beobachtungen Dupetit Thouars in der französischen Fregatte Venus im Jahre 1837 ergibt: als er während einer Windstille tiefe Sondirungen in diesem Strom anstellte, hing die Leine während drei voller Stunden, welche die Beobachtung dauerte, vertical hinab, was er mit Recht der gleichmäßig schnellen Bewegung der ganzen Wassermasse gegen Norden zuschreibt. Das Andringen an die Küste in dem südlichen Theile des Stroms ergibt sich aus den zahlreichen Schiffbrüchen an der chilenischen Küste, und der Schwierigkeit für Schiffe, die von Valparaiso um das Cap Horn herum wollen, hinreichend weit auf die offene See hinauszukommen. Dieser Strom, wie die andern oben besprochenen, wechselt je nach den Jahreszeiten in Breite und Kraft.

Auf unserer Fahrt von Valparaiso nach Callao fanden wir das Wasser von sehr niedriger Temperatur, aber die allgemeine Richtung der Strömung, welche 171 Meilen betrug, war fast gerade westlich; der Polarstrom an der Oberfläche scheint durch die Bucht, welche die Küste von Peru und Chili bilden, abgelenkt zu seyn, weiter hin aber erhält der Strom seine Richtung gegen Norden wieder. Vor Callao ist er auf enge Gränzen beschränkt, aber durch seine niedrige Temperatur und das Treiben des Schiffs gegen Nordwesten ist er immer noch bemerklich; seine Breite wird auf 100 M. geschätzt. Die Galapagos-Inseln setzen ihm ein Hinderniß entgegen, und in ihrer Nähe, namentlich an den südlichern, kommen Strömungen vor, welche augenscheinlich dieser Ursache zuzuschreiben sind. Durch diese Inseln wird der Strom auch in zwei Arme getheilt, von denen der eine bis Panama fühlbar ist, der andere wird westwärts gedrängt und geht in den Aequatorialstrom des stillen Meeres über. Die Temperatur des Wassers um diese Inseln her ist niedrig, wie sich erwarten läßt, da der Polarstrom sie erreicht; daraus mag sich auch die bemerkenswerthe Thatsache erklären lassen, daß an diesen Inseln, obwohl sie unter dem Aequator liegen, keine Korallen sich finden, da das Wasser eine niedrigere Temperatur hat, als in welcher nach Dana die Thiere, welche die Korallenriffe bilden, leben oder mindestens zahlreich werden können; dieß gilt überhaupt von allen Küsten, welche durch Polarströmungen bespült werden.

Zwischen Callao und Taheiti bemerkt man nach der Durchfahrt durch den Polarstrom wenig Strömung, zwischen den Inseln der Paumotu-Gruppe wurde gar keine beobachtet, und im ganzen wurden wir nicht weiter als 17 M. in einer Richtung N 57° O. getrieben. Als wir uns diesen Inseln näherten, war die Temperaturveränderung derselben Art, wie wir sie später in andern Fällen erfuhren, nämlich ein Steigen. Dieß beweist, daß die allgemein angenommene Meinung, wenn man in minder tiefes Meer oder in die Nähe von Inseln komme, so falle stets die Temperatur, nicht richtig ist. Meiner Ansicht nach findet dieser Fall nur statt, wo Polarströme vorherrschen, namentlich unterseeische. Das Hemmniß treibt das Wasser von unten nach oben, das kalte Wasser der Polarströme mischt sich mit dem an der Oberfläche und erzeugt die niedrigere Temperatur. Man könnte deßhalb fast den Satz aufstellen, daß ein Fall der Temperatur bei minder tiefer See auf das Vorhandenseyn von Polarströmen deute.

Zwischen den Gesellschaftsinseln und der Samoagruppe gibt es so zu sagen gar keine Strömungen. Die Entfernung ist etwa 2000 Meilen, unsere Fahrt dauerte 14 Tage, und in dieser ganzen Zeit wurden wir etwa 43 Meilen in einer Richtung N 9° W. fortgetrieben. Als wir uns der Samoagruppe näherten, stieg die Temperatur des Wassers um einige Grade, dem Obengesagten zufolge eine Andeutung, daß hier keine unterseeische kalte Strömung vorhanden ist. Rund um die Samoagruppe scheint eine Strömung den Kreislauf zu machen, denn an der Südseite geht sie fortwährend ostwärts, während sie an der Nordseite westwärts geht. Diese Strömung ist am schwächsten in der Nähe des Ufers und erst in einiger Entfernung von den Inseln vollständig entwickelt. Diese Erscheinung steht kaum in Verbindung mit der Ebbe und Fluth, und scheint auch außer Verband mit dem allgemeinen System zu seyn, zum mindesten konnte ich sie aus allgemeinen Grundsätzen nicht erklären; ihre Kenntniß ist indeß für den Seefahrer von Bedeutung, da er die östliche Richtung auf der Südseite der Inseln benützen kann.

Als wir die Samoa-Inseln verließen um gegen Sydney zu steuern, und westwärts an der Fidschigruppe vorüberkamen, fanden wir bis über letztere Inseln hinaus eine Strömung gegen Südwesten. Als wir uns Lord Howe's-Insel und Bells Pyramide näherten, trafen wir auf eine Strömung gegen Norden, welche auf der Fahrt nach Sydney uns 120 M. weit trieb. In der Nähe der erstgenannten Insel fiel die Temperatur des Wassers auf 66°, stieg aber, noch ehe wir die Küste von Neusüdwales erreichten, auf 73°, und wir empfanden die Wirkungen eines Stroms, welcher parallel mit der Küste von Neuholland gegen Süden geht. Dieser Strom ist, gleich dem Golfstrom, wandelbar in Breite und Stärke, und fließt in manchen Jahreszeiten mit großer Raschheit. Er macht es rathsam, daß nach Sydney bestimmte Schiffe nordwärts vom Hafen sich dem Lande nähern. Es ist nicht schwer, die Verbindung dieses Stroms mit demjenigen nachzuweisen, der, wie oben erwähnt, in der Nähe der Fidschigruppe gegen SW geht, von dem ihn schräg treffenden Südpolarstrom gegen die Küste von Neusüdwales geworfen wird, und eine vermehrte Stärke durch die Gewässer erlangt, die auf der Westseite von Neuguinea gegen SW strömen; ein starker Beweis der Existenz einer solchen Strömung findet sich in der Schwierigkeit ostwärts um die Barrier-Riffs herumzukommen. Dieser Strom entspricht unserm Golfstrom, ist aber minder bedeutend; zu Zeiten erstreckt er sich bis zum Südende von Vandiemensland, da die Entfernung, auf welcher er herrscht, von der Stärke der ihm entgegenkommenden Polarströmung abhängt. Die französische Fregatte Venus traf auf diesen Strom süd- und ostwärts von Vandiemensland im Januar 1839 und brauchte 36 Stunden, um ihn zu durchkreuzen; häufiger wendet er sich in die Baß-Straße und verliert sich dann im Meere westlich von Vandiemensland oder vermengt sich mit dem Polarstrom.

Wir erfuhren die Wirkungen des obigen Stroms bei unserer Fahrt nach und von Sydney, aber unser Lauf führte uns bald über seinen Einfluß hinaus. Die Strömung, welche wir später

Digitized by Google

auf unserm Weg gegen Süden trafen, ging gegen Norden und Osten und war am stärksten in der Nähe von Macquaries-Land, wo er 30 Meilen in 24 Stunden zurücklegte. Als wir uns dem antarktischen Continent näherten, nahm seine Stärke mehr und mehr ab, bis wir längs der Eisschranke wenig oder gar keine Strömung bemerkten. Freilich fehlten uns auch damals theilweise die Mittel der Beobachtung; aus einer Vergleichung der Lage der Eisschranke, wie wir sie sahen, mit der wie sie Cap. Roß ein Jahr später aufnahm, ergibt sich vielleicht, daß ein schwaches Treiben gegen Nordwesten statt findet, in welcher Richtung die Eisschranke in der Zwischenzeit vorgerückt zu seyn scheint. Bei der Rückkehr des Vincennes gegen Norden trafen wir abermals auf die nordöstliche Strömung, namentlich zwischen 50° und 60° S. B.; der Porpoise, dessen Weg weiter gegen Osten führte, fand auch die Richtung der Strömung östlicher, als wir aber in niedrigere Breiten kamen, wandte sie sich mehr und mehr gegen Norden, bis sie endlich ganz nördlich wurde. In der letzten Richtung trifft sie den südlichen Theil von Neuseeland, und bildet Strömungen auf beiden Seiten dieser Inseln, welche indeß nicht constant sind. Der Arm auf der Westseite scheint der stärkste, und man bemerkt ihn nördlich bis zur Cooksstraße. Die Strömung auf der Ostseite bildet gegen den Norden der Inseln einen Wirbel.

Wir müssen hier, obwohl wir keine eigene Erfahrung darüber haben, den Polarstrom hervorheben, der gegen Cap Leeuwin, das südwestliche Vorgebirge von Neuholland, geht. Nach Capitän Flinders, dessen Angaben durch französische Gewährsmänner bestätigt werden, theilt sich derselbe am Cap und beide Arme strömen mit großer Geschwindigkeit eine Strecke weit gegen Norden und Osten. Der Arm, welcher östlich längs der Südküste von Neuholland geht, hat anfangs eine Geschwindigkeit von 27 Meilen in 24 Stunden, der andere eine Geschwindigkeit von 20 bis 30 Meilen. Alle Angaben stimmen überein, daß diese Geschwindigkeit bei beiden rasch abnimmt, und der östliche Arm jenseits der Baß-Straße nur schwach gefühlt wird. Der nördliche Arm folgt einer der Küste parallelen Linie, wird, wenn er die Nordküste Neuhollands erreicht, abermals abgebogen und strömt gegen Norden und Westen.

Als wir von unserer antarktischen Kreuzfahrt nach Sydney zurückkehrten, trafen wir abermals den warmen Strom, und da ich nun seine Existenz kannte, so richtete ich den Lauf des Schiffes in der Art, daß wir ihn wiederholt berührten; die Temperatur seines Wassers war 75°. Als wir von Sydney nach Neuseeland fuhren, erkannten wir aus der Temperatur und dem Treiben des Schiffes, daß derselbe Strom in geringer Entfernung vom Land sich finde, und wir kamen auch über den von den Wallfischfängern sogenannten Mittelgrund, wo wir keine Strömung fanden, ein Umstand, den ich später noch näher erwähnen werde.

Zwischen Neuseeland und Tonga sind die Strömungen wechselnd, und ihre allgemeine Wirkung war ein Abtreiben des Schiffes um 108 M. in der Richtung S 88° W. Auf diesem Wege kamen wir an den Kermadec-Inseln vorüber und durch die Breiten, wo die Südpolarströme sich zu verlieren scheinen. Bei der Abfahrt von Tonga trafen wir bald auf eine zwischen den Fidschi-Inseln bestehende Strömung, die durch den östlichen Theil dieser Inseln gegen Nordosten geht, wie der Umstand beweist, daß die Fässer eines Wallfischfängers, der an der Schildkröteninsel scheiterte, von der Strömung nach Fulanga geführt wurden, wo man sie auffing; wir selbst erfuhren gleichfalls diese Strömung in der ersten Nacht nach unserer Ankunft an diesen Inseln. Eine starke Strömung gegen Osten bemerkt man auch an der Südseite dieser Gruppe. Ich habe hier den Verlust unseres Apparats zu tiefen Sondirungen zu beklagen, dessen Wichtigkeit zu Entdeckung kalter unterseeischer Ströme hinlängliche Erfahrungen mich gelehrt hatten; ich bin jedoch überzeugt, daß in solchen die Ursache der Strömungen an den Fidschi-Inseln liegt, und meine Ansichten wurden durch den Umstand bestätigt, daß der Peacock auf seiner Fahrt von Sydney nach Tongatabu nördliche Strömungen getroffen hatte.

Ich habe im Laufe der Reise Fälle erwähnt, wo die Inseln Polynesiens manchmal durch plötzliches Andringen des Wassers zum Theil überschwemmt werden. Ich bin geneigt, diese Erscheinung einem Polarstrom zuzuschreiben, der an den verschiedenen Gruppen aufgehalten wird, wenigstens kenne ich keine andere Ursache, die leicht solche Folgen erzeugen könnte, und man wird bemerkt haben, daß die Seiten der Inseln, welche am meisten litten, diejenigen waren, welche dem Andringen eines aus einer hohen in eine niedrigere Breite gehenden Stroms am meisten ausgesetzt sind, während die Einwirkung auf der entgegengesetzten Seite stark vermindert oder ganz unmerklich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Encumbered Estates Bill in Irland, d. h. das Gesetz, wonach überschuldete Güter ohne Rücksicht auf die bisherigen Ansprüche von Seitenverwandten verkauft werden können, macht in der That furchtbare Geschäfte. Bereits sind 500 Bittschriften eingelaufen, um den Verkauf solcher Güter einzuleiten, darunter z. B. die Güter des Grafen von Portarlington mit mehr als einer halben Million, vielleicht gegen 700,000 Pfd St. Schulden. Die Verkäufe der kleinen Besitzungen sind bisher ziemlich gut vorübergegangen, und gar oft haben die Pächter selbst die Käufer gemacht und den Kaufschilling baar erlegt, ein Beweis, daß es in vielen Theilen Irlands dem Landvolk nicht so sehr an Geld fehlt, als man oft glaubt. Die merkwürdigste Erscheinung ist aber die Opposition der Advocaten. Das verwickelte Erbrecht, das zu unsäglichen, nicht endenden Processen führte, wird durch das Gesetz, welches dem Käufer einen ganz unbestreitbaren, einfachen Rechtstitel an seinen Grund und Boden gibt, in Bezug auf diese Güter wenigstens mit einemmale aufgehoben, und dieß ist vielen dieser Rabulisten ein Gräuel: alles, was nur irgend zum Nachtheil der zur Ausführung des Gesetzes niedergesetzten Commission dienen kann, wird aufs eifrigste hervorgesucht, um sie herabzusetzen und ihre Thätigkeit zu lähmen, aber umsonst. Der Vorsitzer derselben ist fest gegen alle solche Manöuvres, und so geht diese juridische und großentheils auch ökonomische Reorganisation Irlands ihren Weg ungehemmt fort. (Shipp. Gaz. 2 März.)

Die Lage der französischen Antillen ist ruhig, aber sie machen jetzt dieselbe Erfahrung wie die Engländer: die Freiheit für die neuen Freigelassenen ist die Freiheit des Nichtarbeitens. Die Grundeigenthümer, durch die Aussicht auf den Ruin entmuthigt, raffen den Rest ihres Vermögens zusammen, und fangen an in immer stärkerer Zahl auszuwandern. Seltsamerweise wollen aber nicht bloß die Weißen auswandern, sondern auch ein Theil der Schwarzen, und zwar zurück nach Afrika, denn sie können bei den ewigen Unruhen nicht bestehen und bleiben im Elend. So die Revue de l'Orient vom Januar d. J. Es zeigt sich auch hier, daß ohne den Verstand und die Thätigkeit der Weißen die große Cultur nicht zu erhalten ist, und wenn man auch diese nicht sehr hoch anschlägt und den Handel aufopfern will, so sinkt bei der kleinen Cultur und der Unsicherheit, da doch Weiße die Colonie beherrschen und der Widerstreit der Farbe also nicht aufhört, die Civilisation zurück, und es wird endlich aus diesen französischen Antillen ein anderes Domingo, keine sehr reizende Aussicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 62. 13 März 1850.

Etwas über französische Literatur.

Man kann uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir in die französische Februarrevolution und ihre Tochter, die Republik, sehr verliebt seyen, wenn man aber manche französische Blätter und ihre Jeremiaden durchliest, so möchte man fast versucht werden sich als den Vertheidiger aufzuwerfen. Die Revue des deux mondes vom 2 März hat einen wahrhaft threnodischen Artikel über die „Democratie in der Literatur,“ der eine vollkommene Jeremiade über die gänzliche literarische Unfruchtbarkeit dieser Periode erhebt, über die Mysteres du Peuple von Sue den Stab bricht, und die „Decadence“ des „lebendigen Bildes der Poesie,“ nämlich Lamartine's, bejammert. Wir würden alles dieß wahr und richtig finden, wenn nur nicht der Verfasser, Hr. v. Mazade, uns selbst die Gegenrede an die Hand gäbe. Hat nicht Lamartine in seinem „Fall eines Engels“ lange genug gezeigt, daß er nicht das „lebende Bild der Poesie“ ist? Hat V. Hugo, „eine der neuesten Personificationen des falschen literarischen Geistes,“ nicht seit fast 30 Jahren herumgespukt? Hat E. Sue erst unter der Republik seine grassen Werke geschrieben? Der Fehler, an dem die jetzige französische Literatur leidet, liegt also nicht in der Revolution, die man zum Sündenbock macht, sondern in den geistigen Zuständen Frankreichs überhaupt, und hier ist mit Jeremiaden nichts gethan. Die politische Bildung ist in Frankreich, namentlich in den Städten, der intellectuellen weit vorangeeilt. In die vornehme, mit einzelnen Literaten durchspickte Gesellschaft des „Ancien Regime“ hat sich durch die Revolution der dritte Stand hineingedrängt, und ehe dieser noch geistig und politisch hinreichend gebildet war, hat sich der vierte Stand nachgedrängt, von dem man doch nicht erwarten wird, daß er die vornehme Literatur des 18ten Jahrhunderts und ihre Bastardtochter, die in den letzten dreißig Jahren sich oft genug wunderlich gebärdete, sonderlich goutiren soll. Die Staatsgesellschaft unserer Zeit ist, was man auch sagen mag, wesentlich demokratisch, aber so wie man von der großen Masse spricht, so darf man nicht vergessen, daß bei ihr das Nothwendige zuerst, dann das Nützliche, und erst wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind, das Schöne gefördert werden muß; ob man in Frankreich diesen freilich etwas langen, aber unerläßlichen Weg eingeschlagen, wollen wir hier nicht untersuchen, finden aber Artikel, wie den obigen des Hrn. von Mazade, obgleich wir vieles daran auszusetzen haben, sehr am Platze, denn nur durch solche Untersuchungen wird man aus dem intellectuellen Chaos, welches das schlimmste Anzeichen der dortigen Zustände ist, allmählich herauskommen. Die Revue des deux Mondes selbst, obgleich hinsichtlich der jetzigen Zustände durchaus pessimistisch, hat doch schon gegen früher (s. Ausl. Nr. 269 v. vorig. Jahr) wesentliche Fortschritte in der Erkenntniß gemacht, und es kann diesem geistreichen Journal nur förderlich seyn, daß es sich trotz der Majorität seiner Freunde in der Legislatur, in einer oppositionellen Stellung befindet.

Strömungen und Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Fidschi-Gruppe verlassen, trafen wir keine Strömung bis wir in 8° S. B. gelangten, und auch hier nur in einzelnen Stößen. Dann kamen wir in Strömungen, die 3 bis 4 Tage anhielten, und gegen SW gingen, ihre vereinte Wirkung trieb uns aber nicht mehr als 20 oder 30 M. weit. Bei der Phönixgruppe trafen wir wechselnde Strömung, und sie scheint in der Jahreszeit, wo wir hinkamen, besonders schwach, im folgenden Januar aber, als der Peacock an jener Gruppe sich befand, fand er eine westliche Strömung, die einen oder zwei Grade weiter gegen Süden wieder aufhörte. Auf dieser Fahrt durchfuhr der Peacock einen Raum im Ocean, der sich durch die hohe Temperatur von 89° auszeichnete. Die Gewässer dieses Raumes kommen also nicht in die allgemeine Circulation, und man kann denselben mit den ähnlichen Knotenpunkten im nordatlantischen Meer und nahe an den kapverdischen Inseln vergleichen.

Auf unserer Fahrt gegen Norden durchfuhren wir einen westwärts gehenden Strom, der sich von 2° S bis 3° N und bis zu der Kingsmill-Gruppe im Westen ausdehnte, darauf einen zweiten, der mit gleicher Geschwindigkeit zwischen 4 und 9° N. B. gegen Osten ging. Diese letzte tropische Gegenströmung verfolgten wir zwischen denselben Parallelen fast quer durch das stille Meer von 170° O bis 138° W. Wir hatten keine Gelegenheit uns zu vergewissern, ob sie auch westlich von den Mulgrave-Inseln existire, aber Horsburgh und mehrere andere Gewährsmänner erwähnen das Vorkommen einer östlichen Strömung bis ans Meer von Celebes hin, namentlich unter 4° N. Nachdem wir über 10° N hinaus waren, bemerkten wir die Wirkungen einer Strömung, die man dem Einfluß der Passatwinde zuschreibt, und dieß dauerte ohne sonderliche Verminderung der Stärke fort, bis wir unter 19° N die Passatwinde verloren. Die Abtrift durch diese Strömung betrug 271 M. in der Richtung S 71° W.

An den Sandwichinseln herrscht nach den Beobachtungen die ich zu machen Gelegenheit hatte, keine regelmäßige Strömung, und ihre Stellung gleicht somit der von St. Helena; auch ist

die Temperatur des Wassers um die Inseln her ziemlich der des benachbarten Oceans gleich, ein Umstand, den ich, wie oben schon angeführt, für einen Beweis halte, daß keine Polarströmung sie erreicht.

Unsere Fahrt von den Sandwich-Inseln nach der Nordwestküste Amerika's ergab in Bezug auf Strömungen interessante Resultate: sie waren unregelmäßig, bis wir 37° N erreichten, dann aber trafen wir eine Südostströmung, die 50 Meilen in 24 Stunden lief, und deren Einfluß fortdauerte, bis wir die Küste von Oregon erreichten. Als der Peacock 90 Tage später denselben Raum durchschiffte, hatte nicht nur die Geschwindigkeit abgenommen, sondern die vorhandene Strömung lief fast in entgegengesetzter Richtung. Was die Ausdehnung dieser südöstlichen Strömung in den Monaten März und April betrifft, so habe ich darüber keine genaue Nachricht und kann sie auch nicht nach andern Gewährsmännern liefern, da diejenigen, welche früher diesen Theil des Oceans besuchten, dem Gegenstand keine hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt haben; alle stimmen jedoch überein, daß sie eine südöstliche Strömung fanden, sobald sie 130° W. L. und 31° N. B. erreicht hatten. In dem Raume, der zwischen den Meridianen 145° und 160° W. L. und den Parallelen 28° bis 35° N. B. liegt, scheinen die Strömungen sich zu verlieren, und dieß ist deßhalb als ein Knotenpunkt zu betrachten. Die obengenannte südöstliche Strömung kann ein Rücklauf einer Aequatorialströmung oder ein directer Polarstrom seyn, seine Temperatur aber würde eher für das letztere zeugen; indeß besteht ein gegen Nordosten fließender Aequatorialstrom an dem entgegengesetzten Ufer des stillen Meeres. Daß dieser an der Küste von Japan sich findet, bis zu den Aleuten sich ausdehnt, und längs der Küste von Kamtschatka hingeht, ist wohl bekannt. Von seiner Existenz in der Nähe des letztern Landes haben wir überzeugende Beweise, namentlich die des Cap. Beechey über die Temperatur des Meeres in 67° N. B. nahe am Eiscap. Letztere Thatsache läßt keinen Zweifel darüber, daß der Einfluß einer aus einem tropischen Klima kommenden Strömung so weit sich ausdehnen muß, denn dieß ist der entlegenste Punkt von dem man bestimmt weiß, daß ein solcher Strom existirt. Er mag jedoch in Verbindung stehen mit der starken östlichen Strömung, die den Nachrichten aller Seefahrer zufolge, welche die nordwestliche Durchfahrt suchten, fortwährend durch das Eismeer geht. An den Aleuten scheint sich der Strom zu theilen, und ein Arm geht anfangs in nordöstlicher Richtung fort, ändert aber allmählich seinen Lauf, zieht längs der Küstenlinie von Amerika hin, und geht in den obenerwähnten Nordoststrom über. Dieser Strom, welcher durch die Aleuten geht, ist zweifelsohne ein äquatorischer, und seine niedrige Temperatur mag sich aus dem Umstand erklären, daß er sich mit dem durch eine Unterströmung aus der Polargegend durch die Behringsstraße kommenden Wasser vermischt, indem die aleutischen Inseln diese Unterströmung aufhalten, und so eine Mischung mit dem Wasser an der Oberfläche verursachen. Bei dem engen Raum der Behringsstraße kann natürlich keine große Wassermasse als unterseeischer Strom aus dem arktischen Ocean kommen, und seine Wirkung also in einiger Entfernung nicht bedeutend seyn.

Als wir auf unserer Rückkehr von den Sandwich-Inseln nach den Marianen fuhren, bemerkten wir eine leichte Strömung gegen Westen, welche man den Passatwinden zuschreiben kann. Jenseits der Marianen fanden wir eine Strömung gegen Norden, die aller Wahrscheinlichkeit mit dem Strom, der längs der japanischen Küste fließt, in Verbindung steht; diese Richtung herrschte vor, bis wir die Meerenge erreichten, durch die wir das chinesische Meer betraten. Von den Strömungen des letztern brauche ich nicht zu reden, da sie bekanntlich unter dem Einfluß der Monsuns stehen, und somit keineswegs constant sind. Da der Südwestmonsun eine Tendenz hat, den Aequatorialstrom zu verstärken, und den Gewässern eine Richtung gegen Nordosten zu geben, so können wir in dieser entlegenen Gegend die Ursache finden, wodurch die Schnelligkeit der südöstlichen Strömung an der Nordwestküste Amerika's gerade in der Jahreszeit beschleunigt wird, in der man erwarten kann, daß ein solcher Einfluß diese Ufer erreicht.

Auf unserer Fahrt aus dem chinesischen Meer nach dem Cap der guten Hoffnung trafen wir bis an die Ostküste von Afrika nur auf schwache Strömungen. Wir konnten auf diesem Theil unserer Fahrt die Tiefseetemperatur täglich untersuchen, da wir inzwischen mehrere selbstregistrirende Thermometer empfangen hatten. Diese Beobachtungen bestätigten die Ansicht, daß dieser Theil des Oceans unterseeischen Strömen wenig unterworfen ist. Als wir uns der Ostküste von Afrika näherten, empfanden wir zuerst den Einfluß des Polarstroms, dann, als wir noch näher kamen, den des Aequatorialstroms, der durch den Mozambique-canal hinabgeht. Dieser Strom ist gewöhnlich auf enge Gränzen beschränkt, wird aber in gewissen Jahreszeiten stark genug, um seine Gewässer in südwestlicher Richtung jenseits der Aguillas-Bank zu werfen. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser äquatorische Strom nur an der Oberfläche ist und den Südpolarstrom überlagert; ein Theil dieses letztern stößt an die Aguillas-Bank an, und seine Gewässer werden dadurch an die Oberfläche gedrängt; dieß ergibt sich deutlich aus dem Umstand, daß er die Temperatur des Wassers in der Nähe des Caps auf 62° herunterbringt. Dieser Polarstrom wird durch das Cap getheilt: der östliche Theil geht an der Ostküste von Afrika als unterseeischer Strom hinauf und geht durch den Mozambique Canal; der andere und größere Theil wird abgebogen, geht an der Westküste Afrika's gegen Norden und bildet endlich den großen Aequatorialstrom des südatlantischen Meeres.

Wir haben gesehen, daß ein großer westwärts fließender Aequatorialstrom im atlantischen und stillen Ocean sich findet. Nach Horsburgh findet sich auch einer im indischen Ocean unter 3° N. B.; diesen kann man zurückführen auf den Polarstrom, der an der Westküste Neuhollands heraufgeht und nothwendig die Küsten von Java und Sumatra treffen muß; nach Beobachtungen im indischen Ocean fließt er 56 Meilen in 24 Stunden. Nach demselben Gewährsmann scheint es, daß an der malabarischen Küste eine Strömung fortwährend gegen Süden geht.

An dem Chagos-Archipel sind die Strömungen periodisch, gehen während des Südostmonsuns westlich und nordwestlich, und in den Monaten December und Januar, wenn der Wind aus NW bläst, südöstlich. Um die Comorn-Inseln dagegen ist die vorherrschende Strömung von Westen her, und ober dem Nordende von Madagascar herrscht gleichfalls eine westliche Strömung das ganze Jahr hindurch. Aus diesem Grunde sind die Häfen der Insel schwer zu erreichen, und man muß sich ihnen von luvwärts nähern, da es schwer wäre, ihnen gegen die Strömung nahe zu kommen.

Im Mozambique-Canal geht eine Strömung nordwärts längs der Westküste von Madagascar, während an der entgegengesetzten Küste von Afrika das Wasser fast unaufhörlich gegen Süden geht. An derselben Küste aber findet sich nordwärts von der Linie eine schwache Strömung, die nach dem persischen Golf geht,

Digitized by Google

und so die Strömung veranlaßt, welche an der malabarischen Küste südwärts hinabläuft.

Die äquatorische Strömung des südatlantischen Oceans kann man als ein gutes Beispiel der Wirkung anführen, welche Strömungen auf das Klima haben können. Die Insel Annobon liegt stets unter ihrem Einfluß, St. Thomas, in $6\frac{1}{2}°$ O. L. und unmittelbar unter der Linie, wird zu Zeiten, die Prinzen-Insel aber nie von ihr erreicht. Oberst Sabine beschreibt die Art, wie dieser Umstand auf das Klima einwirkt, in folgender Weise: „Das zuweilen erfolgende Vorrücken des kalten Wassers der Aequatorialströmung bis zur Insel St. Thomas mag zum Theil eine anscheinende Eigenthümlichkeit im Klima dieser Insel erklären, wenn man es mit dem Klima der Küste von Westafrika überhaupt vergleicht. An allen brittischen Besitzungen vom Gambia unter 13° N. B. bis zu den Forts an der Goldküste gelten die Monate Junius, Julius und August als ungesund, während sie dagegen auf St. Thomas die gesündesten im ganzen Jahre sind, wenigstens für die Europäer, nicht aber für die Neger, welche während ihrer Dauer sehr durch Schnupfen und Rheumatismen leiden. Es ist bekannt, daß das Wasser des Aequatorialstroms um 10° bis 12° kälter ist, als das im Golf von Guinea, und daß seine Nordgränze, die zu andern Jahreszeiten 120 bis 180 M. südlich von dem Südende dieser Insel ist, im Junius die Insel selbst oder nahezu berührt, und es ist bei einer Erwägung der Ursachen, welche sein Vorrücken gegen den Aequator, wenn die Sonne in den nördlichen Zeichen steht, veranlassen, nicht unwahrscheinlich, daß er im Julius die ganze Insel St. Thomas umschließen mag. Die Temperatur der Luft hängt bekanntlich von der Oberfläche des Meeres unmittelbar ab; durchschifft man die Bucht von Biafra von Cap Formosa bis nach St. Thomas und beobachtet man die Temperatur der Luft über der Oberfläche der Guineaströmung im Schatten und luvwärts, um Sonnenaufgang, Mittag und Sonnenuntergang, so findet man sie mindestens 79°, höchstens $83\frac{1}{2}°$ und durchschnittlich $81\frac{1}{2}°$, während in der Fahrt von dem Flusse Gabon nach Ascension über der Aequatorialströmung die Luft durchschnittlich eine Wärme von nur 74° mit sehr schwachen Abweichungen hat, obwohl ein Theil der Fahrt ganz am Rande der beiden Strömungen im Angesicht der Insel St. Thomas hingeht. Die Nähe der Aequatorialströmung also, wenn die Sonne in den nördlichen Zeichen steht, muß einen wesentlichen Einfluß auf die Temperatur der Insel, namentlich da der Wind stets südlich ist, und also auch auf das Klima üben. Die Insel St. Thomas hat, da sie unter dem Aequator liegt, natürlich zwei kalte Jahreszeiten oder Winter, da die Sonne im Junius und im December gleichweit entfernt ist, aber im Junius, Julius und August kommt auch noch der Einfluß des Wassers der Oberfläche hinzu, das um mehrere Grade kälter ist als im November, December und Januar; dadurch werden die Monate Junius, Julius und August vorzugsweise zum Winter von St. Thomas, wo die Eingebornen über Schnupfen und Rheumatismen sich beklagen, die Gesundheit der Europäer aber weniger afficirt wird, als in andern Jahreszeiten, da das Klima dann dem übrigen minder unähnlich ist, als gewöhnlich. Die Ungesundheit des Klima's der Prinzen-Insel im Vergleich zu dem von St. Thomas, und beider zu dem von Annobon, was den Aufenthalt von Europäern betrifft, ist von portugiesischen Gewährsmännern häufig und speciell hervorgehoben worden, und ist auch auf der Prinzen-Insel und St. Thomas allgemein anerkannt. Das mag sich zur Genüge aus der Bemerkung erklären, daß Annobon stets von der Aequatorialströmung, die Prinzen-Insel stets von der Guineaströmung umgeben ist, daß aber St. Thomas in der Mitte liegt, und gelegentlich beide auf sein Klima einwirken. In tropischen Klimaten machen wenige Grade der Temperatur einen wesentlichen Unterschied in der Empfindung der Eingebornen und in der Gesundheit der Europäer."

(Fortsetzung folgt.)

Ritt in die Walachei.

(Von Arthur Schott.)

Zweiter Abschnitt.

Marsch nach Krajowa.

In die Walachei, in die wilde Walachei, wie sie die Philister-Geographie gewöhnlich nennt, war unser Plan. Das Land zu sehen mit seinen Städten und Dörfern, seine Natur, Berge, Ebenen, Thäler, Steppen, Flüsse und Bäche, seine Thiere, Pflanzen, seine Bewohner und etwaige Spuren vergangener Zeiten hatten wir uns zum Zweck gemacht. Um dieß möglichst genau und ganz nach unserem Gutdünken thun zu können, zogen wir vor, dieß nach orientalischer Sitte vom Sattel aus zu verrichten. Georg Brankovich aus Belgrad, ein serbischer Bergbeamter, war mein Reisegefährte, einfach und unternehmend, mit allen Entbehrungen in diesen Ländern vertraut, hatte er sich blitzschnell entschlossen mitzureisen, berichtigte von Orsowa aus in aller Schnelligkeit seine Pässe und stand mit mir am 27 Junius d. J. 1847 fertig, von Orsowa aus den neutralen Grund zu überschreiten und die Marken der Walachei zu betreten. Da sein Entschluß zu schnell gefaßt war, hatte er nicht mehr Zeit sich mit einem Pferde zu versehen, weßhalb er ein solches von einem Walachen, welcher eben auf der Szkella stand, bis Severinitzurnul miethete. Er hatte außer einiger Wäsche nichts mit als ein Paar serbische Karten, Rauchzeug und den besten Muth; ich meinerseits war länger vorbereitet, hatte außer meiner Wäsche und Kleidungsstücken, Kaffeezeug, Brod, Salami, Käse, auch einige Medicamente für etwaige Fieberanfälle, Chinin, Opiumtinctur für eine ungerufene Kolik, präparirten Weinstein als lösendes Mittel, auch eine Quecksilbersalbe gegen ungebetene Gäste, die man in den verschiedenen Quartieren und Nachtlagern, wohin einen das Schicksal in der Walachei verschlagen konnte, gar zu leicht auf den Hals bekommen kann. Ich ritt ein kleines serbisches Bergpferd, das ich schon seit sechs Jahren geritten, ein kleines aber festgebautes Thier von ausdauerndem Feuer und vollkommener Gesundheit, ganz für Strapazen gemacht.

So verließen wir denn Abends gegen 4 Uhr die Szkella von Orsowa, und traten auf den Grund über, von welchem man nur wieder durch die Quarantäne auf die österreichische Seite herübertreten kann. Die Pferde wurden noch einmal zum Wasser gebracht und getränkt, denn die Hitze war drückend.

Ueber die Aue Tschernilunka, welche als neutraler Grund das türkische Gebiet vom österreichischen trennt, und zuletzt in eine schmale kunstmäßig gebaute Straße endigt, gelangten wir zum Fuße des Berges Alion, welchen ich Tags zuvor bestiegen hatte. Alles gestern Gesehene brachte ich mir heute noch einmal ins Gedächtniß, hing still meinen Gedanken nach, mir Form und Gestalt des Landes vorbildend, welches wir eben jetzt zu betreten im Begriff standen. G. rauchte seine Pfeife, klopfte sie zuletzt aus, da wurde mit dem zunehmenden Abende das Getrappel der Pferde munterer, und indem wir demselben wie einem heiteren Liede lauschten, hatten wir die türkische Veste Adakali fast unversehens neben uns. So malerisch vom Alion herab oder von Orsowa aus gesehen ihr Anblick ist, so bietet sie in der Nähe betrachtet nur ein Bild der Zerstörung und des Zerfalls von Festungswerken und Gebäuden, welche die gewissenhaften Türken einmal durchaus nicht mehr ausbessern; die Nutznießung der Aue Lunka Cserny, welches wir so eben durchzogen, haben hälftig der Pascha von Adakali, hälftig das bestehende kaiserliche Gränzregiment. Bei einigen Cordonsposten vorüber, erreichten wir endlich den letzten, die Wodizaer-Mühle genannt, an welcher ein kleiner Waldbach in die Donau vorüberfließt; dieser bildet die eigent-

liche Gränze zwischen Oesterreich und der Walachei. Hier bot sich unseren Blicken sogleich ein ächt nationales Bild; mehrere Hunderte von Menschen, Fröhner und Zigeuner, unter der Aufsicht stock- und knutenführender Aufseher, waren hier auf einer neugebauten Kunststraße beschäftigt, den Straßendamm zu erhöhen und die beiden Köpfe einer schönen neu gebauten Brücke zu verdämmen. Die Brückenköpfe sind von Quadersteinen, Pfeiler und Brücken aber nur von Holz; der Geschmack des Baues aber ist leicht und elegant, auch glaube ich, daß diese und die andern Brücken welche wir nachher noch auf dieser Straße zu sehen bekamen, Wasser genug consumiren können, um nicht durch die Gewalt der reißenden Waldbäche, die von den Bergen hier herab in die Donau fallen, in Gefahr zu kommen. Noch triefte Wasser von den Hufen unserer Pferde, als wir das Dörfchen Wertscherowa erreicht hatten und von dem walachischen Gränzposten angehalten wurden, um die Päße vorzuzeigen und unser Gepäck durchsuchen zu lassen. Diese Annehmlichkeit, die ja jeder Reisende zu kosten bekommt, mahnte uns, daß wir doch in kein ganz rohes Land kommen sollten, und daß, wenn auch noch so wild, die Walachei doch schon manches habe, was einem an das süße Leben in mehr civilisirten Ländern erinnern konnte. Wie weit von hier in die Walachei sey, erfuhr ich schnell, denn der wachthabende Officier verlangte sogleich unsre Waffen ab, da es strenge Verordnung sey, niemanden, weder Einheimische noch Fremde, mit Waffen passiren zu lassen. Was ließ sich machen, ich übergab meinen Hirschfänger und zwei Terzerolen in die Hände des sonst artigen Wachtcommandanten.

Während dieser die nöthigen Unterschriften auf unsere Päße machte, und auch einen Schein über das von mir eingeführte Pferd schrieb, wofür ich 12 Lé als eine Art Caution zu erlegen hatte, damit, wenn ich dasselbe etwa verkauft hätte, die heilige Mauth nicht beeinträchtigt würde, betrachteten wir die russischen Uniformen des walachischen Militärs, von denen der Herr Corporal mit überschränkten Beinen auf einer Bank saß und ein Hemd für sich nähte; die walachische Uniform hat auch jene langen Graukittel als Commodröcke, wie sie die Russen tragen. Endlich und endlich waren wir fertig, und wir wollten weiter bis nach Turnul Severinului, wo sich der Sitz des Gouverneurs vom Mehedinzer Bezirk befindet; der vorbedachte Officier rieth uns ab nicht weiter zu gehen, da wir in die Nacht kommen und auf Gränzpatrouillen stoßen würden, die uns zum wenigsten mit widrigen Ausfragen nur lästig seyn önnten. Wir entschlossen uns also in dem Dörfchen zu bleiben, bezogen den hier befindlichen Han (Herberge), packten ab und schlürften alsbald keinen Kaffee; mein Pferd wurde über der Straße in einem halb dachlosen Stalle aus Flechtwerk untergebracht, dessen eine Hälfte eine Zigeunerfamilie bewohnte, die sich bei einem freien hochaufqualmenden Feuer ihr ärmliches Essen bereitete.

Die Sonne war eben hinab, da ward den Arbeitern auf der neuen Straße das Zeichen zum Feierabend (Huja!) gegeben, und wir hatten recht bequeme Gelegenheit diese armen, von Kirche und Staat mit Fasten und Arbeiten geplagten Geschöpfe betrachten zu können. Geführt, getrieben und von ihren Aufsehern angeherrscht schlichen sie vorüber, jeder seinen Weg um sich ein paar Schollen Erde zu suchen, auf denen er ruhend die Nacht verbringen konnte. Fast kann man von solchem Volke sagen, es steht in der Frühe müder auf als es sich Abends niederlegte; denn am zu vielen Arbeiten starb, glaube ich, noch kein Walache.

Die Fröhner zu solchen öffentlichen Arbeiten werden fast aus allen Gegenden des Landes zusammengetrieben, ohne Rücksicht auf den großen Zeitverlust, den sie auf der Hin- und Herreise verbringen. Der Lärm war mit den Vorüberziehenden verstummt, da wurde es in dem bis jetzt stillen Han etwas lebendiger, denn 5—6 deutsche Handwerkerleute schlugen ihren Sitz hier auf, um bei einigen Gläsern Wein den Abendimbiß einzunehmen und sich die Zeit zu verplaudern. Es waren Preußen und Sachsen, Maurer und Zimmerleute welche beim Bau der Brücken und Parapeten der neuen Straße beschäftigt waren. Es waren lustige Leute, die sich gern eines dumpfen philisterhaften Wandels begeben hatten, was freilich bei den meisten auf Kosten eines sonst mehr sittlichen Lebens geschehen seyn mag. Das Glas Wein, in welchem der germanische Teufel am liebsten haust, hat besonders in der Walachei dem guten Rufe der Deutschen viel geschadet, weßhalb es ihnen gewöhnlich schwerer wird unter den übrigen Bewohnern des Landes im Stillen zu dominiren und ihrem nationalen Namen Ehre zu machen; andererseits aber sind sie tüchtig, und wenn sie wollen, wohlvermögend, gesucht und darum in allen Theilen des Landes anzutreffen.

Wir ließen uns indessen mit diesen Handwerkskünstlern ins Gespräch ein, worin sie uns über manches, was wir hier zu sehen und zu hören bekommen würden, belehrten. Besonders nahmen wir uns die walachische Geldrechnung zu Herzen; da die Walachei kein Münzrecht besitzt, so geht darin außer türkischem alles mögliche Geld fremder Staaten. Am häufigsten findet man Ducaten und österreichisches Silbergeld von allen Sorten; die meiste Schwierigkeit für den Ungewöhnten machen die Paras, die in Wirklichkeit alle schlecht sind, von denen aber ideell immer zwei einen guten machen; dieß erinnert an die zweifache Rechnung im österreichischen Kaiserstaat, der Conventions- und Wiener-Währung.

Müde wie wir waren machten wir's, nach eingenommenem Imbiß aus dem Schnapssack, kurz, uns auf die elende Bretterpritsche auszustrecken und, unbekümmert ob Bett oder Rohrdecken besser seyen, aufs Beste zu schlafen.

Der Tag graute schon in allen möglichen Lichtern zu den mitleidigen Fenstern herein, welche zum Theil ganz gebrochen, zum Theil mit Papier oder gänzlich abgestorbenen Gläsern verkleistert waren. Die Pferde wurden schnell gesattelt und ihnen der Futtersack angehängt; während sie gemächlich kauten, schnürten wir die Päcke, machten uns fertig, um sogleich nach dem Tränken weiter zu kommen.

Ein herrlicher Morgen prangte über der großartig schönen Gegend, der halbe Donaustrom im Glanz des Morgenlichts. Von den Minarets von Adakali herab schossen Halbmonde ihre Goldblitze durch die duftig blaue Luft, vor uns das ferne Rauschen der Donau von Demirkapi her. So ritten wir an schroffen Felswänden und Berghalden hin, die bald in einer besonders reich ausgestatteten Flora den Charakter der Karpathen verriethen; da wiegten ganze Büsche der Achillea compacta ihre schweren Goldköpfe über die Felsen herab, oder grünten an deren Fuß leichte verzweigte Büsche der rosenfarb blühenden Convolvulus Cantabrica, und daneben Büsche von Jesione Montana mit ihren stahlblauen Blumen; daneben hoben sich wieder die prächtig weißblühenden Obelisken von wolligem Fingerhut (Digitalis lanata), als Seitenstücke zu seinen dunkelsaftgrünen überfallenden Felssträußen des blendend weißblühenden Cytisus Leucanthus. Häufig sah man hier auch 4—5 Fuß lange dichtbelaubte Stengel des ginsterblättrigen Leinkrautes (Linaria genistifolia) mit seinen sattgelben Blumenspindeln wie heilige Scheine um die nackten Felsköpfe bilden.

Die walachischen Berge, welche wir wie einen Lichtschirm neben uns hatten, warfen tiefe Schatten auf unsere Bahn, aber um so prachtvoller erschienen uns die über dem Strom gelegenen serbischen, die der Kalkformation angehörig, die zauberhaftesten Formen zeigten. Die Gebirgsformation, an welcher wir vorüberzogen, wechselte fast regelmäßig so, wie im Banat, zwischen Granit, Glimmerschiefer und älterem Kalk, denen sich alsdann hohe Berge von Geröll und Kiesconglomerat anreihten, die sich in fast ebenso hohe Hügel von reinem Glimmersand verliefen. Letzterer ganz ähnlich dem, der sich an dem untern Ende der Karasch befindet, auch im Bellarekathal bei Mehedia ähnliche Gebilde hervorbrachte. Der ganze Bergzug ist recht quellenhaltig, was sich in der jetzigen dürren Zeit durch besonders grüne Uferpartien am Donaugestade zu erkennen gab; die letzten Hügel verflachten sich, das Bild wurde weiter und wir passirten mehrere Dörfer, die gegen die banatisch-walachischen nichts besonders merkwürdiges darboten.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanischer Wallfischfang. In den letzten Jahren haben die Amerikaner durchschnittlich im Jahr 137,212 Fässer Spermaceti-Wallfischthran, 236,750 Fässer gewöhnlichen Wallfischthran, und 2,330,231 Pfd. Barden in den Handel gebracht. Die Zahl der jährlich auf dem Wallfischfang befindlichen Schiffe ist zwischen 5 und 600, mit etwa 200,000 Tonnen Gehalt. (ibid. 5 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 63. 14 März 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die Costermongers und „General Dealers."

Costermonger — Monger bedeutet „Händler" — ist eigentlich nur derjenige, der Obst oder Gemüse auf einem Wagen oder Handkarren in den Straßen verkauft. Die Leute, welche Orangen, Kastanien und Nüsse herumtragen, gelten nicht als Costermonger, denn man rechnet sie zu den Kaufleuten der vier Jahreszeiten, den Sardellenhändlern u. dgl., die von den Costermongers sehr hoch herab angesehen werden. Die Orangen- und Nüsseverkäufer sind meistens Irländer, und die Zeit, wo man Orangen verkauft, nennt man auch im Rothwälsch der Costermongers „die Ernte des armen Irländers." Der Costermonger verkauft alle Arten von Früchten, frisch und trocken, Orangen und Kastanien ausgenommen. Wenn er zufällig einmal sich herabläßt, Nüsse zu verkaufen, so geschieht dieß, wie er sagt, nur um seinen Sonntag hinzubringen. Die Costermongers versehen sich namentlich auf dem Markt von Coventgarden, und in der Erdbeerenzeit sieht man sie hier schon um 4 Uhr Morgens, 800 bis 1000 an der Zahl. In dieser Zeit gewinnen sie im Durchschnitt täglich 5 Shilling, manchmal mehr, wenn die Frucht noch in ihrer ersten Frische ist. Von der Mitte bis zum Ende des Julius „machen" sie in Himbeeren. Das ist auch die Zeit der Kirschen, viele ziehen aber die Himbeeren als Handelsartikel vor, weil sie solche maaßweise zu 6 P. verkaufen, während die Kirschen nach dem Pfund verkauft werden; letzteres wird freilich bei der Ungenauigkeit der Wagen und der Art des Wägens stark vermindert. Nach den Kirschen kommen die Pflaumen, die bis Ende Augusts dauern, und die man das Quart, dessen Gefäß freilich einen doppelten Boden hat, zu $3^1/_4$ Sh. verkauft. Hieran können sie 4 Shilling des Tages gewinnen. Die Johannisbeeren beginnen in den ersten Tagen Augusts, man verkauft das Gallon zu 10 P. oder 1 Sh., aber das Gallon der Costermongers ist ein sehr falsches Maaß. „Es gibt welche, sagte einer vom Gewerbe, die nicht mehr als eine Pinte halten, und bei einer gehörigen Kunst sie hineinzulegen, läßt sich noch etwas mehr gewinnen." Der Costermonger verkauft auch Grünzeug und Hülsenfrüchte, jedoch nur im Winter und so wenig wie möglich, denn dieß ist ein Handel, bei dem sich wenig gewinnen läßt, vielleicht nicht einmal zwei Shilling im Tag. Die beste Zeit der Costermongers ist die Zeit der frischen Früchte, diese dauert aber leider nicht über 4 bis 5 Monate im Jahr. Durschnittlich ist der Gewinn 16 Sh. in der Woche.

Der „General Dealer," d. h. ein Mann, der mit allem handelt, ist eine Art Costermonger und Fischhändler zugleich; er „macht" in allem, je nach der Jahreszeit. Ein solcher erzählte über seine Lage folgendes: „ich handle mit allem und meine Frau auch, und sie verkauft immer dieselben Gegenstände wie ich. Sie hat einen Platz und hält sich an der Ecke der Straße. Wir haben drei Kinder, das älteste, welches zehn Jahre hat, begleitet mich, um die Waaren auszurufen. Ich habe neulich eine Brustentzündung gehabt, und wenn ich wieder schreien will, versagt mir plötzlich die Stimme. Meine Frau hinkt von einem Fall, den sie in der Jugend gethan hat. Vorigen October hatte ich einen Katarrh, der auch die Lunge angriff, und ich mußte einen Monat lang das Bett hüten; meine Frau brachte es dahin, die ganze Zeit über die Familie zu erhalten, und ohne sie hätten wir ins Arbeitshaus gehen müssen. Gegenwärtig geht es nicht gut, ich kann nichts machen, ich habe kein Geld mehr, um Waaren zu kaufen, und finde es hart anderthalb Schilling die Woche Zinsen für zehn Schilling geliehenes Geld zu zahlen. Ich habe es schon einmal gethan, und mich beinahe zu Grunde gerichtet. Wenn die Jahreszeit besser wird, will ich versuchen, da und dort einen Schilling zu entlehnen, um wo möglich mein Geschäft wieder herzustellen. Meine Frau kann auch nichts machen, und vorige Woche mußte sie ihre Schuhe verkaufen, um den Kindern Brod zu verschaffen. Wir sind unserm Miethsherrn zwei Wochen Miethe schuldig, und obgleich ich schon fünf Jahre bei ihm wohne, ist er doch so hart gegen mich, wie gegen einen Fremden."

Strömungen und Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Faßt man die angeführten Thatsachen im allgemeinen zusammen, so geht daraus hervor, daß an den Westseiten des nord- und südatlantischen Meeres, des nördlichen und südlichen stillen Meeres und der indischen Meere Ströme von erwärmtem Wasser vorherrschen, die aus niederern nach höhern Breiten gehen. Diese wenden in den zwei nördlichen Meeren östlich, strömen gegen die entgegengesetzten Continente, und veranlassen ohne allen Zweifel die vergleichsweise gleichmäßige und hohe Temperatur an den Westküsten, wodurch das Klima der brittischen Inseln so besonders ausgezeichnet ist. Um das Gleichgewicht des Meeres zu erhalten, muß die solchergestalt von dem Aequator nach den Polen geworfene Wassermasse, nachdem sie in den höhern Breiten abgekühlt und dichter geworden ist, nach dem Aequator zurückkehren, und dieß wäre vorerst durch ganz unterseeische Strömungen zu erwarten. Aber der Einfluß des rückkehrenden Was-

Digitized by Google

sers wird auch an der Oberfläche gefühlt, und bildet die oben erwähnten oberflächlichen Polarströme. Die, welche von der großen Masse des Oceans in der südlichen Halbkugel kommen, gehen in der Richtung der vorspringenden Spitzen der Continente und großen Inseln, Cap Horn, Cap der guten Hoffnung, Cap Leeuwin u. s. w., wo sie gewöhnlich in zwei Arme getheilt werden. Die westlicheren treffen die Aequatorialströme, verändern deren Richtung, mäßigen oder hindern ihren Fortgang nach den Polen, und bilden die Knotenpunkte. Im nordatlantischen Meer haben wir gesehen, daß mindestens ein Theil des Nordpolarstroms sich am Cap Finisterre spaltet, unter dem Namen Rennealströmung, nach der Bay von Biscaya geht, die Form einer oberflächlichen Strömung verbunden mit einer Neer annimmt, während der Hauptarm seinen südlichen Lauf längs der Küste von Portugal verfolgt, und endlich ganz unterseeisch wird. Auf der Westseite des nordatlantischen Meeres in den höhern Breiten fließt der Labradorstrom, eine so mächtige Strömung, daß wir kaum ihren Ursprung der Rückkehr der tropischen Wasser des atlantischen Meeres allein zuschreiben können; man glaubt, dieß sey ein Theil des Aequatorialstroms der Südsee, der durch die Behringsstraße in das Eismeer dringt, die östlich gehende Strömung an den Nordufern Amerika's bildet, durch die vielen Durchfahrten zwischen dem Insel- und Eisbergelabyrinth ins atlantische Meer eintritt, und endlich zurückkehrt, um wieder in den tropischen Klimaten des atlantischen Meeres erwärmt zu werden.

Unzweifelhaft liegt eine größere Masse kalten Wassers in den Tiefen der Aequatorialgegenden des atlantischen Meeres, als sich auf irgend eine andere Weise denn durch unterseeische Strömungen erklären läßt. Abgesonderte Beobachtungen, welche von den verschiedenen Schiffen unseres Geschwaders auf der Rückreise an verschiedenen Stellen gemacht wurden, zeigten dieselbe niedrige Temperatur in einer Tiefe von etwa 100 Faden innerhalb einer Zone zwischen 3° S und 3° N. Die Beobachtungen der verschiedenen Schiffe differirten nur einen Grad von einander, und kamen in der Breite der ersten Zone nahezu überein. Ich bin überzeugt, daß die erste, die wir trafen, mit dem kalten unterseeischen Strom, den unsere Tiefseebeobachtungen auf der Abreise in der Nähe der kapverdischen Inseln zeigten, zusammenhängt. Da wir das südatlantische Meer durchfuhren, ohne irgend ein Phänomen dieser Art zu beobachten, so kann man zuversichtlich behaupten, daß diese Masse von kaltem Wasser aus dem Norden kommt.

Doch wir kehren zu den westlichen Armen der Polarströme, welche gegen die zwei große Vorgebirge der alten und neuen Continente andringen, zurück; diese werden durch das Land abgebogen, fließen in ihrer neuen Richtung gegen den Aequator und gehen in die westlichen Aequatorialströme über, welche gegen die Ostküsten der entgegengesetzten Continente gerichtet, durch die Sonne erwärmt und dadurch zu den warmen Strömen werden, mit denen unsere Recapitulation begann.

Die Zahl der bekannt gewordenen Thatsachen ist jetzt noch zu gering, um als Unterlage zu irgend einer Theorie dienen zu können, indeß kann wohl kein Zweifel seyn, daß die große und genügende Ursache die ungleiche Vertheilung von Hitze über die Erdoberfläche ist. Wie Ströme, Strömungen und Gegenströmungen durch die Continente afficirt werden, das läßt sich untersuchen, welchen Einfluß aber Art und Form des Meeresbetts darauf ausübt, scheint gegenwärtig noch außer dem Bereich möglicher Untersuchung zu liegen. Möglichst vollständige Nachrichten über die Strömungen sind für den Seefahrer von großer Wichtigkeit, sie nehmen zunächst nach den Winden seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und die Winde ihrerseits üben einen bedeutenden Einfluß auf die Strömungen. Die großen und manchmal sehr schwer zu erklärenden Wechsel der Strömungen wurden von allen Seefahrern bemerkt, man kann sie den bekannten anomalen und periodischen Veränderungen, die zuweilen vorkommen, zuschreiben.

Die Passatwinde, Monsuns und andere constante und periodische Winde, sowie die wechselnden Winde der gemäßigten Zonen sind durch die Art, wie die Temperatur durch die Polar- und Aequatorialströme über den Ocean verbreitet ist, entweder veranlaßt oder stark afficirt. Es ist deßhalb wegen der innigen Verbindung mit diesem Gegenstand nothwendig, die Räume zu erwähnen, welche zwischen den Zonen der Passat- und der westlichen Winde liegen, und gewöhnlich der Sitz leichter westlicher Winde und Windstillen sind. Die Existenz einer solchen Zone im nordatlantischen Ocean war schon lange bekannt, und wir haben uns von der Existenz ähnlicher, obwohl minder ausgedehnter Zonen in den andern Meeren überzeugt. Sie liegen auf beiden Seiten der Parallelen von 30° in beiden Halbkugeln, und sind etwa 300 Meilen breit. Abgesehen von den Wirkungen der großen Strömungen der Atmosphäre finden wir, daß dieser Raum eine Art Neer ist, wo der Polar- und Aequatorialfluß der Gewässer sich gegenseitig neutralisiren, und somit alle schwimmenden, von beiden herbeigeführte Stoffe sich ansammeln. Ich werde Gelegenheit haben dieser Zonen in Bezug auf den Wallfischfang besonders zu erwähnen. Wenn die oben gegebene Ansicht von dem Strömen der Gewässer des Oceans und dessen Ergebnissen richtig ist, worüber unsere eigenen Beobachtungen und die aufgezählten Nachweise kaum einen Zweifel übrig lassen werden, so vermögen wir die wunderbare Vorsorge der Natur zu erkennen, wodurch der Schöpfer die flüssige Masse des Oceans so eingerichtet hat, daß sie in ihren endlosen Kreisläufen einen Zustand von Gleichgewicht sucht, den sie nie erreicht, und zugleicher Zeit und durch dieselben Mittel die übermäßige tropische Hitze über die ganze Oberfläche des Erdkreises verbreitet, und die eisigen Massen, die sich sonst in den kalten Zonen anhäufen würden, nach dem Aequator zu führt.

Setzt man aber die partiellen, oben umständlicher angegebenen Beobachtungen über Richtung und Ausdehnung der großen Ströme und Strömungen des Oceans, mögen sie nun oberflächliche oder unterseeische seyn, ganz bei Seite, so würden schon die Gewohnheiten des Spermaceti-Wallfisches allein den genügenden Beweis liefern, daß solche Strömungen existiren, und daß sie in ihrer Stärke und selbst in ihrer Richtung je nach der Jahreszeit wechseln. Es ist den Wallfischfängern wohl bekannt, daß die hauptsächliche und Lieblingsnahrung des Spermaceti-Wallfisches eine gallertartige Meduse ist, welche bis jetzt von den Naturforschern noch nicht gehörig beachtet wurde. Man kann jedoch als gewiß annehmen, daß diese Molluske am reichlichsten in den höhern Breiten beider Hemisphären vorhanden ist, die also ihre Erzeugungsorte zu seyn scheinen, und wofür sie auch ihren Gewohnheiten zufolge am besten paßt.[1] Während unserer Kreuzfahrt in den höhern südlichen Breiten sahen wir ungeheure Massen dieser Medusen um und in der Nähe der Eisberge. Ihre Menge war so groß, daß man den Schluß daraus ziehen muß, ihr Lieblingsaufenthalt sey in Gewässern von solcher Tem-

[1] Unzählbare Thierchen, die angemessene Nahrung der gewöhnlichen Wallfische, finden sich gleichfalls hier, wie unsere eigenen Beobachtungen im Süden und die Scoresby's im Norden gezeigt haben.

Digitized by Google

peratur, wie sie durch die Nähe dieser Eismassen erzeugt wird. Wallfische finden sich hier gleichfalls in Menge, und obwohl namentlich von der Species der Finnfische, fehlen doch auch Spermaceti-Wallfische nicht ganz.

Was die Meduse betrifft, so bewegt sie sich nur schwer, und ihre Bewegungen beschränken sich namentlich darauf nach Belieben sinken und steigen zu können. Wenn Polarströmungen vorhanden sind, so müssen die Medusen durch sie von ihrem Geburtsort fortgeschwemmt werden, und auf ihrem Wege nach niedrigeren Breiten durch ihre Kraft aufzusteigen oder zu sinken die Schichten kalten Wassers aufsuchen, die ihrer Constitution am besten zusagen. Meine Aufmerksamkeit wurde auf die Gewohnheiten der Wallfische in hohen Breiten gerichtet, besonders in Folge des Umstandes, daß sie hier an der Oberfläche fressen, statt, wie in niedrigern Breiten gewöhnlich geschieht, tiefer zu tauchen; man erblickte sie fortwährend, statt, wie sonst, nur in Zwischenräumen. Man wird leicht zugeben, daß die Meduse gleich andern Thieren ihre besondern Zeiten der Fortpflanzung hat, und es ist wahrscheinlich, daß die Zeit, wo wir sie in solcher Anzahl sahen, diejenige war, wo sie in größter Menge erzeugt wurden. So gerne sie nun auch in kaltem Wasser leben, so ist es doch nicht wahrscheinlich daß ihre Vermehrung fortgeht, wenn die Gegenden, in denen wir sie trafen, vom Eise gesperrt sind, und das erweckende Licht und die Wärme der Sonne ihnen fehlt. Die Nahrung des Spermaceti-Wallfisches wird also durch die Polarströme in der einen Jahreszeit in größerer Menge nach niedrigeren Breiten geführt, als in andern, und diese Jahreszeit entspricht der, in welcher diese Strömungen die größte Gewalt haben; der Spermaceti-Wallfisch muß natürlich die höhern Breiten verlassen, und den Strömungen folgen, welche seine Nahrung fortführen. In Gemäßheit dieser Ansicht finden wir den Spermaceti-Wallfisch wandernd. Die Polarströmungen verschwinden, wie man gesehen, in manchen Fällen von der Oberfläche, hören aber darum nicht auf zu fließen, und selbst wo man sie an der Oberfläche und in der Tiefe beobachtet, wird, wenn man sich niedrigeren Breiten nähert, das Wasser höherer Temperatur an der Oberfläche seyn. Die Meduse wird deßhalb in beiden Fällen in größere Tiefe sich senken, und der Wallfisch muß, um seine Nahrung zu suchen, die er in höhern Breiten an der Oberfläche finden kann, in die Tiefe tauchen. Wir haben gesehen, in welch entschiedener Weise die Polarströmungen an den südlichen Vorgebirgen der Continente oberflächlich werden oder bleiben. Eine ähnliche, aber in minder großem Umfang wirkende Ursache hebt sie, wenn sie unterseeisch sind, nämlich Inseln, die ihren Lauf hemmen und kaltes Wasser an die Oberfläche bringen. Hier also wird in der geeigneten Jahreszeit die Nahrung des Wallfisches nicht bloß zugänglicher, sondern auch in einem gegebenen Raume reichlicher seyn, weil die Schnelligkeit des Stroms hier aufgehalten wird. Ebenso finden in der Zone der Windstillen die von den Polarströmungen herbeigeführten Stoffe aller Wahrscheinlichkeit nach einen Ruheplatz, und hier muß auch in den passenden Jahreszeiten die Nahrung des Wallfisches reichlich seyn. Solche Stellen habe ich oben schon als Knotenpunkte bezeichnet.

So annehmbar indeß diese Theorie auch seyn mag, um die Wandergewohnheit des Spermacetiwallfisches zu erklären, so kennen wir doch augenscheinlich die Naturgeschichte seiner Lieblingsnahrung, so wie den Lauf und die Schnelligkeit aller unterseeischen Polarströme viel zu wenig, um mit Gewißheit die Zeitpunkte voraussagen zu können, wo der Wallfisch sich in besondern Theilen des Oceans einfinden wird. Dieß läßt sich nur durch Beobachtung lernen, und lange Erfahrung hat die geschickten Wallfischfänger gelehrt, in welchen Gegenden des Meeres ihre Beute am liebsten sich aufhält, und zu welcher Zeit man sie am wahrscheinlichsten daselbst trifft. Vergleicht man diese Stellen und die Knotenpunkte der Strömungen, so wird das Zusammentreffen jedem Beobachter auffallen, und wenn alle zur Aufhellung des Gegenstandes nothwendigen Thatsachen sicher hergestellt seyn werden, dann mag die Theorie dazu dienen, die jetzt zur Erwerbung der nöthigen Kenntnisse erforderliche Lehrzeit abzukürzen. Der Rest dieses Capitels wird deßhalb dem Wallfischfang bestimmt seyn, um die Resultate unserer eigenen Beobachtungen zugleich mit den von andern erhaltenen Nachrichten darzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ritt in die Walachei.

Zweiter Abschnitt.

Marsch nach Krajowa.

(Fortsetzung.)

Einem dieser Dörfer gegenüber liegt Skela Kladova oder türkisch Fetislam, auch jetzt noch ein türkisches Fort, um das herum sich ein serbisches Dorf lagert. Fetislam eine der wenigen serbischen Städte, wo den Türken zu wohnen gestattet ist und wo etwas bewaffnete Macht anzutreffen ist. Die übrigen sind Belgrad, Semendria, Szokol an der bosnischen Gränze, Uschiza und Adakali. Merkwürdig an beiden Donauufern hier sind die fast unausgesetzten Befestigungstrümmer, die sich seit Römerzeiten aus allen Zeitaltern hier vorfinden.

Gleich bei Skela Kladowa befinden sich auch drei kleine unbewohnte Inseln mitten im Strome, welche sich nach der Sage durch den Gegendruck der trajanischen Brückenpfeiler nach und nach angesetzt haben sollen. Was Wahres hieran ist kann natürlich niemand feststellen, die Möglichkeit einer solchen Thatsache wird aber niemand in Abrede stellen, der das Wesen der Donau und ihr Wasserspiel kennt, womit sie in den hiesigen Gegenden Inseln und Ufer zerreißt, fortführet und wieder bildet, wobei oft ein einzelner Baumstamm Anlaß gibt. Zwischen Fetislam und walachisch Kladowa befindet sich eine Skela (Ueberfuhr), welche walachischerseits gegen Serbien ziemlich streng gehandhabt wird, indem, wer von dort herüberkommt, vier Tage Quarantäne halten muß. Es ist dieß um so sonderbarer, als es ja sehr leicht ist von Serbien auf österreichisches und von da auf walachisches Gebiet überzutreten, ohne daß alsdann nur eine Stunde Quarantäne gehalten würde. Ueberhaupt herrscht seitens der Walachei eine Art Eifersucht gegen Serbien, woran vielleicht das frühere häufige Desertiren der Walachen auf serbisches Gebiet die Schuld trägt. Der ganze nordöstliche Theil Serbiens ist auf seinen Donaustrichen mit Walachen bevölkert, die sich meistentheils erst in späterer Zeit diese Wohnorte aufsuchten. Freund B. wußte mir viel von diesen Gränzannehmlichkeiten zu erzählen, was natürlich immer mit Vergleichungen der beiden betreffenden Nationalitäten schloß. Wir erreichten bald unterm Schatten einiger an die Straße gepflanzten Bäume einen schönen, dreiröhrigen laufenden Brunnen mit vortrefflichem Wasser; seine aus Ziegeln aufgemauerte Stirnseite trug eine Menge Inschriften, Namen der einstigen Stifter dieses Labsals der Reisenden. Brunnen waren in den alten hieratischen Sprachen bedeutungsvolle Symbole, und als solche scheinen sie auch einst in dem jungen Christenthum denselben Platz eingenommen zu haben, den sie unter den Altgläubigen, den Anhängern der orientalisch-christlichen Kirche, noch heute behaupten. Bei ihnen ist z. B. eine sogenannte Todsünde mit dem Graben und Errichten von Brunnen — nach manchen müssen es sieben seyn — abzubüßen. Ebenso kann dieß auch durch Erbauen von Brücken oder Errichtung von Kreuzen geschehen, von denen man wirklich in der Walachei merkwürdige Muster zu sehen bekommt.

Weil nun die Brunnen zugleich religiöse Bedeutung haben, so sind sie häufig auch als Capellen geformt und mit Heiligenbildern bemalt.

Digitized by Google

Ein Schmuck den man häufig dadurch verunglimpft findet, daß den Heiligen mit spitzen Instrumenten die Augen herausgekratzt sind; dieß sind Werke der Türken, die aber trotz ihrem Christenhaß die Brunnen selbst ehrten und schonten.

Von dem oben bezeichneten Brunnen gelangten wir nun in einer kleinen halben Stunde nach Severinilturnul, so genannt nach einem letzten Mauerrest eines ehemaligen Römerforts, unfern dem Orte, wo einst der Ister sich ein mächtiges Römerjoch gefallen lassen mußte, da seine steinerne Brücke der Kaiser Trajan hier über den Strom gebaut haben soll. Der Zusatz Severinu unterscheidet es deutlich von einem andern Turnul, welches weiter unten an der Donau, beim Einfluß des Olts in diesen Strom auf dem linken Ufer desselben, gegenüber von Nicopolis liegt, und gleichfalls durch seine Geschichte und häufig dort gefundene Römermonumente merkwürdig ist.

Turnul Severinului, früher der Sitz der walachischen Bane Bassaraba, ist ein ganz junges Städtchen, erst von dem jetzigen Fürsten dazu bestimmt, das alte Tschernez zu verdrängen. Hier befindet sich darum der Sitz des Guberniums vom Mehedinzer Bezirk — und des Pomoschniks, eine Contumazanstalt und etwas Militär. Das Städtchen selbst muß erst werden, da es bis jetzt nur wenige Häuser von einiger Bedeutung zählt; diese sind in orientalisch griechischem Geschmack stockhoch, leicht aufgeführt als ständen sie nur vorläufig. Uebrigens gibt das Ganze ein originelles freundliches Bild, von dem nichts Schade ist, als daß es an einer der ödesten Stellen des dortigen Donauufers liegt. So nackt übrigens diese sind, so viel Interesse gewähren sie durch den Reichthum an geschichtlichen Spuren einstiger römischer Größe. Denn eine halbe Stunde aufwärts, so wie abwärts bis aufs Tschernezer Gebiet findet man Ueberbleibsel von altem Gemäuer, Schanzen, Gräben, auch Wälle, die wohl einmal zur Vertheidigung der merkwürdigen Trajansbrücke, die unfern von dem Städtchen über die Donau führte, gedient haben mögen. In einem noch durch mancherlei Mauerwerk bezeichneten unregelmäßigen Viereck neben dem Städtchen steht noch das Trümmerstück eines viereckigen Thurmes, der den Namen Severinsthurm führt, ob und mit welchem Recht oder nicht, laß ich gelehrteren Archäologen über zu entscheiden. An der Nordseite dieser Ruine bemerkt man noch aufgehängte hölzerne Gestelle, die bei näherer Besichtigung leicht als Buchstaben zu erkennen sind, welche noch vor nicht langer Zeit zu einer Beleuchtung dem Fürsten Alexander Gika II zu Ehren dienen sollten. An dem Tage, da dieser Fürst hier erwartet wurde und er Abends die Worte „Vivat Woda Woewod" auf der alten Ruine lesen sollte, geschah aber in der Hauptstadt im Jahr 1839 seine Absetzung, und so vermodern diese Holzlettern, ohne wirklich gedient zu haben, stückweise an den von Römerhänden gefügten Mauersteinen, die einst ihrem Zweck wohl besser gedient haben mochten.

In dem freundlicher gelegenen Städtchen, wo wir in dem unbedeutenden Han eines Griechen, der erste beste den wir just gefunden, eingekehrt waren, nöthigten uns die Umstände länger zu bleiben als nöthig war, um alles merkwürdige zu sehen, und als es uns gefiel zu bleiben und die langweiligen Stunden mit dem widerwärtigsten Geschäfte, welches der böse Feind Reisenden auferlegen kann, auszufüllen. Als wir uns nämlich auf dem betreffenden Amte nach unsern Pässen und Waffen erkundigten, um dieselben visirt zurückzubekommen, waren dieselben vom Gränzposten in Wertscherowa noch nicht eingesendet, und wir mußten bis um die Mittagstunde warten. Endlich kamen dieselben an, nun war es aber zu spät, denn nach walachischer Sitte halten um diese Tageszeit alle Leute von einiger Bedeutung einen langen, langen Schlaf. Siesta ist dieser kaum mehr zu nennen, denn er machte das Severinilturnul wie todt. Alles Rennen und Laufen unsererseits war umsonst, wir wurden überall abgewiesen.

Ein komisch ärgerlicher Vorfall begegnete uns beim Gouverneur des Bezirkes, dem Okromuitor (Kreismajor), zu dem wir gehen wollten, um ihn um Zurückgabe unserer Waffen und die Vidimirung unserer Pässe zu ersuchen, welche aber in selbigem Augenblick noch nicht angekommen waren.

Er und seine Frau hatten aber eben eine große Staatsvisite entlassen, deren Einzelnheiten, in einigen älteren Frauen und Officieren bestehend, wir auf der Treppe begegnet hatten; eben stand noch die Frau des Okromuitors vom Mehedinzer Bezirk, ein kleines Mädchen an der Hand. Wir verneigten uns höflich, was sie möglichst hoffärtig erwiederte, worauf sie fragte: „Seyd's Franzoseschtz?" und als wir dieß verneinten und ich ihr walachisch antwortete, wandte sie uns den Rücken mit den Worten: Abor Tiche? — Worte die etwa bedeuten: „Also was — weiter? oder was Kukuks? oder was Teufels? — denn ein ähnliches Wort füllte sicher den Gedankenstrich aus, den sie noch hochmüthig vor sich hinblies, indem sie ihre Kleine bei der Hand nahm und ging; ich wußte nicht, sollte ich mich über so närrischer Dummheit ärgern oder lachen, stieß G. an und wir traten ins Zimmer, wo sich der Kreismajor selbst noch mit einigen Officieren befand. Wir trugen ihm unsere Wünsche vor, da aber Pässe und Waffen noch nicht angekommen waren, so konnte er nichts weiter bestimmen. Unsere Absicht war auch nur, im Fall doch einem Kanzleischlendrian ein Versehen geschehen wäre, und Pässe und Waffen vielleicht doch schon da wären, daß der Okromuitor mit einigem Ernst selbst darnach fragen sollte; dieß geschah auch, er ließ den Soldaten vom Gränzposten entgegenschicken, legte sich aber dann auch schlafen, weßhalb wir keinen Nutzen davon hatten, als daß auch wir die mit Gewalt unnütz gemachte Zeit zu einer Siesta verwendeten, aus der uns endlich ein Torobanz (torobanz, walachisch Trabant, Amtsdiener) des hohen Amtes der Registratur mit der Weisung aufscheuchte, daß Pässe und Waffen da seyen, und wir uns nun um Vidimirung der letzteren melden könnten; dieß geschah denn auch sogleich. Die Waffen bekamen wir aber nicht zurück, weil es Gesetz seye, daß kein Fremder Waffen mitführen dürfe, wenn sie nicht ausdrücklich im Passe bezeichnet seyen. Da es Gesetz war, so ließ sich nichts machen und es war nicht zuviel, daß es die Beamten befolgten, aber meine Glossen mußte ich über solch schimpfliche Satzungen machen; denn entwaffnen und entmannen sind mir gleichbedeutend. Wie hätte denn auch ein Staat und eine hohe Polizei die Macht, jeden im ganzen Lande vor Gewaltthaten und wäre es auch nur vor tollen Hunden, Reisende überall und auf allen Wegen und Stegen zu schützen mit einem Bevormundschaftungssystem, welches nur für Sklaven und Feiglinge gemacht ist.

Als ich meinen Empfangschein über die abgegebenen Waffen verlangte, wurde ich ebenfalls damit abgewiesen und wir konnten nun mit vidirten Pässen weiter ziehen. So unangenehm uns übrigens diese Paßangelegenheit und der Verzug wider Willen im Severinilturnul war, so genoß ich doch dort ein großes Vergnügen, nämlich aus der Ferne ein Dejeuner Musical, welches eben die Sonntagsvisite beim Gouverneur verherrlicht hatte, und durch 3—4 armenische Lautenschläger ausgeführt wurde; auf einer Art Piccolo, wozu 2—3 Lauten die Begleitung führten, hörte ich zum erstenmal ächt walachische Melodien mit dem ganzen Zauber von Klagen eines gedrückten Gemüthes vortragen. Eben diese Weisen öffneten mir einen Blick in eine wohl längst geahnte Seite des walachischen Volkscharakters, den sie freilich mit manchen ihrer Nachbarvölker gemein haben; denselben Zug trifft man in der Musik der Magyaren, nur härter, männlicher, bei den Türken träger, oft aber ungestüm, aufschreiender, beim Bulgaren weich geschlagen und eintönig, beim Serben mehr einfach und wild, beim Bosnier gedankenärmer, Melodien öfters wiederholend und bei aller Bewegung doch eintönig klingend. Die walachische Melodie ist voll Phantasie und Weichheit, Eigenschaften die besonders dadurch, daß auch sie meistens durch Zigeuner gepflegt wird, erhöht werden; ich muß gestehen, als die Musik, der ich von ferne lauschte, aufhörte, fühlte ich mich plötzlich wieder fremd, denn Musik schafft mir immer und überall eine Art Heimath. So konnte ich, als wir aus dem langweiligen Städtchen schieden, demselben nicht gram seyn, und lustig bestiegen wir die Pferde, wandten uns rechts dem Donauufer zu, um dort die Trümmer der Trajansbrücke näher zu besichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 64. 15 März 1850.

Die Ruinen der Stadt Leuce Come.

Das Bulletin de la Société de géographie (Nov. Dec.) enthält ein Schreiben der Herrn Arnaud und Vayssière an Hrn. Quatremère in Paris über die Auffindung der Ruinen von Leuce Come am rothen Meer. Es knüpft sich hieran ein nicht unbedeutendes historisches und antiquarisches Interesse, denn Leuce Come (altarabisch: Hauara, die Weiße) gehört zu den Städten des merkwürdigen Volks der Nabatäer, über dessen Geschichte und Sprache Hr. Quatremère (im Journ. Asiat. XV. Vol.) gründliche Untersuchungen angestellt hatte. Daher kommt es, daß die beiden genannten Herren ihr Schreiben an ihn richteten. Ritter führt in seiner Erdkunde von Asien (Bd. VIII. 1. Abth. p. 126) die Stadt auf und erwähnt, daß Quatremère die Vermuthung aufgestellt hatte, eine Stadt Hauara im Innern möchte die ursprüngliche gewesen, und aus ihr, wie es bei Janbo und andern Hafenorten Arabiens bekannt ist, erst die Küstenstadt als Colonie hervorgegangen seyn, als der Handel der Nabatäer sich ausdehnte. Dieß scheint sich durch die Entdeckung der Ruinen zu bestätigen, welche man dem bekannten Hrn. Fresnel verdankt. Die Lage derselben ist etwas weniger als 26° N. B. und etwas mehr als 34° O. L. von Paris.

„Zu Um el Lidsch, so heißt es in dem Briefe der genannten Herren, finden sich die Ruinen eines aus behauenen vulcanischen, sehr großen Steinen erbauten Forts. Die Entfernung des Meeres vom Kreise der Erhöhungen, welche fast die ganze Bucht umgeben, scheint nicht über 1000 Schritte zu betragen. Spuren von Häusern finden sich auf verschiedenen Punkten. Die Bucht von Um el Lidsch könnte jetzt kaum einige Fischerbarken aufnehmen, war es aber auch ehemals so? In Folge einer geologischen Erscheinung, deren Wirkung wir auch auf andern Punkten nachweisen können, hat sich der Boden wahrscheinlich seit den historischen Zeiten gehoben; zu dieser Vermuthung führt uns der Umstand, daß man die Spuren der Arbeit der ehemaligen Einwohner nur in einer gewissen Entfernung vom jetzigen Ufer oder in einer größern Höhe findet. Etwa 2 Lieues gegen Nordwesten bildet ein Steinriff, das sich weit ins Meer hinein fortsetzt, einen mächtigen und sichern Hafen, wo die Flotte, welche die Truppen des Aelius Gallus führte, leicht vor Anker liegen konnte. Dieser Punkt heißt bei den Arabern O'zhama, vielleicht von den zahlreich in der Nähe gefundenen Menschenknochen. Hier ist die Mauer eines ehemaligen viereckigen Baues aus Polypenkalk, nur das Thor ist aus Sandstein. Noch etwas weiter gegen Nordwesten ist die Küste bedeckt mit Trümmerhaufen, auf denen Glas-, Töpferscherben u. s. w. in Menge sich finden. Diese Haufen nehmen einen sehr bedeutenden Umfang ein, und die darin gefundenen Bruchstücke verrathen eine ziemlich vorgeschrittene Kunst. Die Oberfläche des Bodens ist durchfurcht mit Mauerresten, an denen der Wind den Sand aufgehäuft hat, den man wegschaffen müßte, um einen Begriff von dem Plane der Stadt zu haben. An mehreren Orten bemerkt man Mauerkreise von etwa 20 Schritte im Durchmesser, von denen Mauerreste strahlenförmig ausgehen. Diese Punkte namentlich zeigen eine bedeutendere Erhöhung. Das für eine große Stadt, wie Leuce Come seyn mußte, nothwendige süße Wasser findet sich in geringer Entfernung. Zwischen Um el Lidsch und O'zhama findet sich gleichfalls trinkbares Wasser. Die umwohnenden Araber kennen auch den Namen Nabata oder Nabte, einen Ort in der Nähe, wo gleichfalls Ruinen zu seyn scheinen."

Strömungen und Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Den Wallfischfang kann man bei der Ausdehnung, mit der ihn unsere Landsleute betreiben, beinahe als ein wesentlich amerikanisches Geschäft ansehen. Unsere Wallfischfänger bedecken gleichsam das stille Meer mit ihren Segeln, und der Ertrag des Fangs gibt vielen Tausenden Unterhalt und Reichthum. Die Verzweigungen des Geschäfts dehnen sich auf alle Theile des Handels aus, verbreiten sich über die ganze Union, und ihr directer oder indirecter Einfluß scheint ihn dem ganz besondern Schutze der Regierung zu empfehlen. Es gehörte zu den ersten Zwecken der Entdeckungsexpedition, den gefährlichen Fahrten unserer unternehmenden Seeleute eine größere Sicherheit zu geben: auf allen unsern Fahrten wurde Winden und Strömungen die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und ich hoffe die besten Richtungen bezeichnen zu können, um auf die passenden Jagdplätze zu gelangen, und diese Localitäten genauer zu bezeichnen, als bisher geschehen ist. Unsere Wallfischfängerflotte zählt jetzt 675 Fahrzeuge, meist von 400 Tonnen; 15 bis 16,000 unsrer Landsleute sind nöthig, um diese Schiffe zu bemannen, die Hälfte davon geht in denselben zum erstenmal aufs Meer und kehrt nach einer Reise voll Anstrengungen und Gefahren, meist im stillen Ocean, als gemachte Matrosen zurück. Der Werth unserer Wallfischfängerflotte wird auf nicht weniger als 25 Mill. Dollars geschätzt, und liefert einen jährlichen Ertrag von nicht weniger als 5 Millionen. Manche glauben, der Wallfischfang sey eine bloße Lotterie, und der Erfolg mehr dem guten Glück als der guten Leitung zuzuschreiben. Das ist aber ein Irrthum,

Digitized by Google

denn es gibt vielleicht keinen Erwerbszweig auf dem Ocean, wo ein gesundes Urtheil nothwendiger, und der Erfolg mehr von Erfahrung, Unternehmungsgeist und Eifer des Befehlshabers abhängt, als der Wallfischfang.

Es sind hauptsächlich zwei Arten von Wallfischen, auf welche unsere Landsleute Jagd machen, der Spermaceti-Wallfisch (macrocephalus) und der eigentliche Wallfisch (mysticetus); beide Thiere weichen in Form und Gewohnheiten wesentlich von einander ab; der erstere hat Zähne, der letztere Barten, sie haben also verschiedene Nahrung, der erstere frißt die großen Medusen, von den Wallfischfängern „squid“ genannt, der andere kleine Crustaceen und Fische. Ihre Ernährungsstellen sind also nicht an denselben Orten, denn während der letztere hauptsächlich Küsten und Bayen besucht, findet man den erstern selten anders wo als im tiefen Meer, meist weit weg vom Land. Beide Arten werden von erfahrenen Leuten an der Masse ihres Wasserausspritzens, an der Richtung und Höhe desselben, der mehr oder minder häufigen Wiederholung, der Art wie sie tauchen, der Länge der Zeit während der sie verschwinden, und der Körpermasse, die sie außerhalb des Wassers zeigen, leicht schon in der Ferne erkannt. Ich beginne mit dem Fang des Spermaceti-Wallfisches, nicht nur weil er der wichtigere ist, sondern auch weil er mehr von der Geschicklichkeit und den Kenntnissen derer, die ihn betreiben, abhängt.

Die vorzüglichsten Stellen, wo dieser Fang stattfindet, sind den Wallfischfängern durch besondere Namen bekannt, der Uferstrich (on shore ground), der Strich ab vom Ufer (off shore ground), der Mittelstrich u. s. w. Diese Räume haben weite Gränzen, der Uferstrich z. B. umfaßt die ganze Küste von Chili und Peru von der Insel Juan Fernandez bis zu den Galapagos-Inseln, und der Strich fern vom Ufer umfaßt den Raum zwischen 5° und 10° S. und 90° bis 120° W. Die nachfolgende Liste umfaßt alle die verschiedenen Wallfischstriche, die von unsern Wallfischfängern im stillen Meer besucht werden: 1) der Uferstrich, 2) der Strich ab vom Ufer, 3) in der Nähe der Hawaii-Inseln, 4) an den Gesellschafts-Inseln, 5) an der Samoa-Gruppe, 6) an der Fidschi-Gruppe, 7) an der Kingsmill-Gruppe 8) längs und südlich vom Aequator von der Küste Südamerika's bis zur Kingsmill-Gruppe, 9) quer durch den südlichen stillen Ocean zwischen den Parallelen 21° und 27°, 10) quer durch den nördlichen stillen Ocean zwischen 27° und 35° N. B., 11) in der Nähe der Ostküste von Neuseeland, 12) der Mittelstrich zwischen Neuholland und Neuseeland, 13) die Küste von Japan und der Seestrich bis zu den Bonin-Inseln hin, 14) die Nordwestküste von Amerika, 15) die Küste von Californien. Diese Plätze umfassen also ein mächtiges Feld, und man sollte glauben, es könne einem Schiff kaum fehlen, diese Thiere zu finden. Dem ist indeß nicht immer also, und mancher kehrt leer um, wenn er nicht zur rechten Zeit anlangt. Die Erfahrung zeigt, daß Wallfische auf ihren Wanderungen sich zu gewissen Zeiten des Jahres auf den oben genannten Plätzen sammeln, und wer das Gewerbe kennt, bemüht sich bei Zeiten auf dem Platze zu seyn. Ich will jetzt nach den besten Nachrichten die Zeiten angeben, wo die Wallfische sich auf den verschiedenen Plätzen sammeln. Der Bequemlichkeit wegen theile ich diese Plätze in vier verschiedene Sectionen oder Gürtel ein. Diese Gürtel sind von 20 bis 26 Graden der Breite.

Der erste ist der zwischen dem Aequator und dem nördlichen Wendekreis, der zweite zwischen dem Wendekreis und 50° N., der dritte zwischen dem Aequator und dem südlichen Wendekreis, der vierte zwischen dem Wendekreis und 50° S. Zwischen den Tropen findet man fast immer Wallfische, indeß gibt es besondere Plätze innerhalb dieser Zone, an denen sie sich vorzugsweise sammeln. Wallfische finden sich im ersten Gürtel nördlich vom Aequator im Süden der Sandwichinseln, und von da westlich bis zu den Mulgrave-Inseln den größten Theil des Jahres hindurch, aber die einzige Stelle innerhalb dieses Gürtels, wo sie zu einer bestimmten Jahreszeit bekanntermaßen in größerer Zahl sich finden, ist westlich von den Galapagos-Inseln; sie ziehen auf ihren Wanderungen wiederholt über diesen Raum hin, man findet sie aber gewöhnlich in der Nähe der kleineren Inseln. Im zweiten Gürtel streichen sie von der Küste Japans nach der Nordwestküste Amerika's und Californiens. Hier finden sie sich vom Mai bis November. Im Monat Julius findet man sie an den Bonin-Inseln, zwischen diesen und der Küste von Japan; sie besuchen den Raum nordwärts von den Sandwich-Inseln zwischen 28° und 35° N. und 145° bis 165° W. vom Junius bis October; nach der Nordwestküste Amerika's begeben sie sich im August und September, nach der Küste von Californien im November und Januar. Der dritte Gürtel umfaßt das Meer von der Küste Südamerika's bis zur Kingsmill-Gruppe, mit Einschluß der Marquesas-, der Gesellschafts-, der Freundschafts-Inseln, der Samoa- und der Fidschi-Gruppe. Hier sind die Räume, welche man als die Striche an und ab vom Ufer kennt. Den letztern besuchen die Wallfischfänger vom November bis Februar, und längs dieses dritten Gürtels finden sich die Wallfische bis zu den Monaten Julius und August, zu welcher Zeit sie nach der Kingsmill- und Fidschi-Gruppe kommen. Nachzügler finden sich aber in diesem Raume zu allen Jahreszeiten. Der vierte Gürtel bietet die günstigste Zeit in den Monaten März, April und Mai ostwärts von Neuseeland, nach dieser Zeit längs und zwischen den Parallelen von 22° u. 28° S. B. von der Küste Neuhollands bis zu der von Südamerika.

Untersucht man die besondern Oertlichkeiten, wo Wallfische zu gewissen Jahreszeiten sich am zahlreichsten einfinden, und verbindet diese mit meinen eigenen Beobachtungen über Strömungen, so ergibt sich, daß die Sammelplätze derselben, genauer als alles andere was wir bis jetzt kennen, auf die neutralen Punkte hinweisen, d. h. auf die Räume, wo sich keine Strömungen finden. Diese müssen natürlich der Sammelort oder die Nährplätze dieser Thiere werden, und die Bestimmung dieser Punkte wird deßhalb ein neues Licht auf das System der Strömungen im Ocean werfen. Ich habe selbst mich sehr bemüht über die Ausdehnung dieser Plätze Nachrichten von den Capitänen der Wallfischfänger einzuziehen, aber ihre Angaben waren oft miteinander im Widerspruch, und weichen manchmal hinsichtlich der Gränzen um fünf Grade von einander ab. Die Lage wechselt wohl in verschiedenen Jahren sehr, aber selbst dieß erklärt die Abweichungen der Angaben noch keineswegs. Wenn wir die Jahreszeiten der Erscheinung von Wallfischen an gewissen Inseln untersuchen, so werden sie gewöhnlich zu Anfang und Ende des Sommers in diesem Striche fallen, während welcher Zeit das thierische Leben am fruchtbarsten ist, und die Nahrung des Wallfisches also auch in der Nähe der besondern Gruppe am reichlichsten. Man hat mir häufig gesagt und glaubt allgemein, daß die Wallfische die Wärme lieben, und nur wenig Plätze außerhalb der Tropen aufsuchen. Dieß wäre seltsam genug, wenn es wahr wäre, aber der Hauptgrund, weßhalb sie wärmere Meeresstriche zu gewissen Jahreszeiten besuchen, liegt im Erhaschen ihrer Nahrung, die sich hier in größerer Fülle

Digitized by Google

findet, und es scheint unzweifelhaft, daß diese Thiere bei ihren Wanderungen mit den Strömungen ziehen, bis sie ihre Nahrung in reichlicher Menge finden, und dann an einem solchen Orte bleiben, bis sie erschöpft ist.

Nachdem ich die verschiedenen Gürtel im stillen Meere bezeichnet, komme ich an die Localitäten im atlantischen und indischen Ocean, wo der Fang des Spermaceti-Wallfisches am erfolgreichsten ist. Diese entsprechen gleichfalls den Stellen, wo die untermeerischen Strömungen wegen gegen einander wirkender Ursachen sich verlieren oder an Hemmnissen anstoßen. Die Plätze sind 1) von den Azoren ab, 2) an den kapverdischen Inseln, 3) nördlich von den Bahama-Bänken, 4) im Golf von Mexico, 5) im karaibischen Meer, 6) östlich von den Inseln über dem Winde, 7 und 8) an der Nord- und Südküste von Brasilien, 9) im Carrolgrund oder einem Raum zwischen St. Helena und Afrika. Im indischen Ocean: 1) und 2) Ab vom Nord- und Südende Madagascars und zwischen dieser Insel und der afrikanischen Küste, 3) an der Küste von Arabien, 4) an der Westküste von Java, 5) an der Nordwestküste von Neuholland, und 6) an der Südküste von Neuholland bis Vandiemensland hin. Die Zeit für diese Fischereien fällt mit derjenigen zusammen, wo man erwarten kann, daß die Nahrung des Wallfisches, wenn die Polarströme sie herbeiführen, am reichlichsten ist.

Die erste Stelle hinsichtlich der Zeit ist die Nähe der Azoren; dieser Strich erstreckt sich über nicht mehr als 200 M. von diesen Inseln, und zwar namentlich im Süden derselben. Hier finden sich Wallfische während der Sommermonate und bis in den October hinein. Es ist zu bemerken, daß diese Inseln auf dem Weg des großen Nordpolarstroms liegen und ihn in seinem Lauf hemmen, folglich wird die Nahrung in ihrem Fortzug aufgehalten und hier angesammelt. Die zweite besuchte Stelle ist ab dem Cap Blanco und dem Cap Verde, und diese wird auch von den ausfahrenden Schiffen der Flotte des stillen Meeres besucht. Die Wallfischfänger des atlantischen Meeres gehen hierauf nach der Nordküste von Brasilien in den Monaten October, November und December und von da nach der brasilischen Bank und vor die Mündungen des Rio de la Plata, wo sie im Januar und Februar stichen; sodann suchen sie St. Helena und den Carrol-Grund auf, welcher 50 bis 200 Meilen südöstlich von dieser Insel gegen das Cap der guten Hoffnung zu liegt. Auf dem letztern bleiben sie während der Monate März, April und Mai; von da gehen sie westlich längs der südamerikanischen Küste, ostwärts von den Inseln über dem Wind, von da nach den Bahama-Bänken, Cap Hatteras und längs der Küste der Ver. Staaten nach Hause. Im indischen Ocean wird der südliche Theil von Madagascar, ab Point Dauphin, im März und April besucht, im Mai, Junius und Julius der Strich ab dem Südwestcap von Madagascar im Mozambique-Canal und auf beiden Seiten desselben. Hierauf bringen sie noch einige Zeit vor dem Cap Corrientes zu und besuchen die Comorn-Inseln. Spermaceti-Wallfische finden sich häufig in großer Anzahl zwischen diesen Inseln, und die Schiffe machen gewöhnlich in ihrer Nähe gute Geschäfte. Die afrikanische Küste von Mozambique bis Zanzibar ist ein vortheilhafter Strich, und der letztere Ort auch ein guter Hafen zur Ausbesserung. Einige Schiffe dehnen ihre Kreuzfahrt während des Nordostmonsuns nach der arabischen Küste aus, aber die afrikanische wird gewöhnlich vorgezogen. Der Chagos-Archipel bietet zu Zeiten einigen Erfolg, aber es ist sehr zweifelhafter Grund und wurde noch nicht oft besucht; die geeignete Zeit ist während des Südwestmonsuns. Der vortheilhafteste Strich im indischen Ocean ist die westliche und nordwestliche Küste von Neuholland, ostwärts bis zu den Inseln Timor, Lombok und Angier und westwärts bis zu den Keeling-Inseln mit Einschluß der Küste Java's. Vergleicht man diese Angaben mit den frühern über die Strömungen und die Sammelorte der Wallfische, so wird man erkennen, wie nahe sie mit den Seestrichen zusammenhängen, wo die Polarströmungen durch Land oder Inseln aufgehalten oder in ihrem Laufe gehindert werden. Das Sulumeer ist der einzige Ort, der noch zu bemerken übrig ist, amerikanische Schiffe sind indeß selten dahin gegangen, einige englische aber sollen großen Erfolg gehabt haben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Ursache einiger unregelmäßigen Anschwellungen des Nils.

Man hat mehrmals in Cairo ein ungewöhnliches, ganz außer der Ordnung liegendes Steigen des Nils bemerkt, ohne daß man den Grund davon anzugeben gewußt hätte. Hierüber äußert sich nun ein Schreiben Hrn. Arnaud's an Hrn. Jomard (Bulletin de la Soc. de géogr. November-December) folgendermaßen: „an den Gränzen des Wendekreises sind die Regen sehr unregelmäßig, es gehen manchmal Jahre vorüber ohne daß ein Tropfen fällt, wenn es aber regnet, so ist es gewöhnlich in Strömen. Durch die topographische Lage der großen nubischen Wüste sammeln sich alle Wasser im Osten, wie die im Westen des großen Thals von Gabgaba bis zum 24° N. B. und von Dschebel Elbeh am Ufer des rothen Meeres durch den Wadi Ollaky etwas oberhalb Sebu, dem Tempel von Dekkeh gegenüber im Nil. Die Masse des Wassers wird manchmal so groß, daß hier zuweilen ein dem Nil durchsetzender Strom entsteht, stark genug die Schifffahrt zu unterbrechen, wie ich selbst bezeugen kann. Daher das augenblickliche Wachsthum des Nils, das man zu Cairo beobachtet. Als ich im Jahr 1843 die große Wüste durchreiste, um den Plan zu einem Canal durch dieselbe zu entwerfen, war das Thal von Gabgaba so grün, daß man es eine Prairie hätte nennen können. Dasselbe Phänomen zeigt sich auch auf mehrern andern Punkten, von denen der bemerkenswertheste die libysche Wüste in den Umgebungen von Dongola ist."

Ritt in die Walachei.

Zweiter Abschnitt.

Marsch nach Krajowa.

(Fortsetzung.)

Der mächtige Strom, die freie Gegend, Tschernez vor uns, das Städchen hinter uns stimmte uns wieder fröhlich, und wir ließen unsre Pferde rührig zugehen, kletterten mit jenen am steilen Ufer hinunter, stiegen bei dem letzten Ueberrest des einstigen Brückenkopfes ab und gedachten Trajans; drüben auf der serbischen Seite stand noch ein ähnlicher Mauerblock wie hier. Zwischen diesem und dem Stromspiegel selbst sprudelten 6—7 kleine Quellen recht kühlen Trinkwassers herauf, die aber nicht gefaßt ihren Zoll flüssigen Krystalls dem großen Strome sogleich nach ihrem Hervortreten ans Tageslicht übergeben; nachdem wir davon getrunken hatten, saßen wir auf und nahmen feldeinwärts den Weg nach Tschernez. Auf dem Wege dahin bereitete sich über uns ein Gewitterregen vor, und wir hatten indessen Zeit, das Pferd, welches B. in Turnul bis Krajowa gemiethet hatte, näher zu betrachten und zu schätzen. Es gehörte sammt dem Sattel, welchen es trug, nach Krajowa, einem leibeigenen Zigeuner, und hätte ohnedieß zurückgeführt werden müssen. B. miethete es um acht Silberzwanziger und bekam dazu einen Brief sammt Adresse an seinen Eigenthümer nach Krajowa mit. Es war ein ziemlich großes altes Thier, kaum aus seinem langen Schritt in einen trägen Trab zu bringen, hatte plattfüßige hatschende Beine, hängende Unterlippe; auch war sein Haar von der Sonne so verbrannt,

Digitized by Google

daß seine eigentliche Farbe in eine Mißfarbe übergegangen war, die vollkommen dazu übereinstimmte, um es mit Recht ein Kamel unter den Pferden nennen zu können; wir hießen es auch im Verlauf der Reise nach Krajowa nur das Wüstenkamel. Uebrigens war uns sein breiter Rücken willkommen, um ihm das Mehrtheil meines Gepäcks draufzuladen.

Das Gewitter, das uns von seinem Wolkenmantel ein Ende zuwarf, fing an uns zu netzen, that aber wenig und spornte uns nur zur Eile, so daß wir das fast ganz vertrocknete Kiesbett des Topolnitza-Wildwassers bald überschritten hatten, und uns in den engen Gassen von Tschernez befanden, wo wir bei einem Han anhielten, um Gerste für die Pferde zu kaufen. Dieß war bald genug geschehen, und wir nahmen uns nicht Zeit diese kleine enggebaute Stadt, die wohl als Alterthum merkwürdig ist, näher zu betrachten. Ihre Physiognomie, obgleich die Gewölbe der Tscharschia alle nur von Holzläden gefertigt waren, erinnerte mich flüchtig an das verlassene Städtchen Muggia über dem Golf gleiches Namens bei Triest. Warum, weiß ich eigentlich selbst nicht, denn dort sieht man enge, enge Gassen zwischen alten, hohen steinernen Häuserreihen, hier aber sind es enge Durchgänge zwischen niedern Breiterbuden und holzgefügten Häusern. Vielleicht ists bei beiden eine reichhaltige Vergangenheit, die sie mit einander gemein haben.

Die Sonne war indessen wieder aus dem Wolkensturme hervorgetreten und verbreitete jenen bleichen Abendschein über die erfrischten Auen hin, den ich nur mit der Blässe eines Menschenantlitzes vergleichen kann, wenn ein Sturm von Leidenschaften eben aufgehört, dessen Oberfläche zu durchglühen und jene Farblosigkeit nur noch ein dumpfes, tiefes Nachhallen im Innern der Seele ahnen läßt. So lag die Umgebung von Tschernez vor uns in lichtem, aber verblaßtem Sonnenschein, wofür die dankbare Erde ihren Farbenbogen durch die Luft wölbte, während der Himmel noch sein düsteres Zorngrau zeigte, das in der Ferne der ernste Ister wiederspiegelte. Dieser lag bewegungslos durch die mehr und mehr sich verflachenden serbischen und walachischen Ländereien hingeschlungen, wo ihn das Auge in den Gegenden von Widdin zu verliert. Ein einziges kleines weißes Segel verrieth den Strom, sonst hätte man es ebenso gut für einen verglühten spiegellosen Lavastrom halten können.

Durch einen Hohlweg waren wir auf eine weite Ebene gekommen, die nichts bot als verdürrtes Weidegras und krüppelhaftes Strauchwerk von abgeweideten verkrüppelten Eichenbüschen, darunter auch hier zu Land meistens die gedrängtblättrige Eiche (Quercus conferta) mit ihren langen, ganz rauhwolligen Blättern. Endlich gelangten wir zu Feldern und Weingärten, zwischen denen wir später links in ein von flachen Waldhügeln gebildetes Thal ablenkten. Hier fand sich am Wege häufig die schöne südeuropäische Pflanze „Bärenklau" (Acanthus mollis), mit ihren mächtigen Blüthenkolben und ihren spitzen, eckig gelappten Blättern, welche einst der edlen griechischen Bildnerkunst zum Muster für die Verzierungen korinthischer Säulencapitäler gedient haben soll. Hier war sie fast ganz verblüht. Die Höhen nahmen zu, die Sonne ging hinab, bald war die Nacht da und wir hatten noch eine gute Strecke bis auf die nächste Poststation, wo wir Halt zu machen gedachten. Als wir nach der Entfernung fragten, hieß es noch eine halbe Stunde, mit dieser schien aber nur immer die letzte halbe Stunde dieses Stück Wegs gemeint zu seyn, denn wir ritten bis tief in die Nacht hinein; freilich geht der Marsch bei Nacht immer langsamer als bei Tag. Uebrigens hatten wir später noch Gelegenheit genug unsere Geduld an solchen Aussagen zu erproben, die wir über die verschiedenen Entfernungen der auf unserem Wege gelegenen Ortschaften eingeholt hatten. Viel fragen ist ohnedem meine Sache nicht, ich ziehe gerne still meines Wegs, so wie ich überhaupt nur über die Richtung, nach welcher ich zu gehen habe, einig bin. H. B. aber lebte umsomehr nach dem serbischen Sprüchworte: „Wer fragt irrt nicht," was sich aber in den uns vorkommenden Fällen gar nicht bewährte, im Gegentheile behielt das deutsche Sprüchwort: „Wer lang fragt geht lang irr" viel mehr Recht. Denn fortwährendes Fragen, wodurch man sich im Geiste seinen Weg abzukürzen sucht, täuscht und ermüdet nur doppelt.

Wir hatten indessen mehrere Hane passirt und sie zum Theil wegen ihres äußeren, zum Theil aber auch wegen Anwesenheit vieler Sonntagsgäste, die sich beim Wein vergnügten, liegen gelassen. Zwar wäre gerade da manches zu sehen gewesen, wozu aber zwei ruhbedürftige Reisende heute wenig Lust mehr hatten. Es war stockfinster geworden und wir erreichten endlich die Post bei Gutul, d. h. wir sahen links neben uns ein Feuer, um das sich ungefähr 5 — 6 Bursche gelagert hatten; dieses brannte mitten in einem durch einen Zaun und einige Gebäulichkeiten eingefangenen Hofe. Die Bursche selbst waren die zur Post gehörigen Rosseführer, die Pferde aber befanden sich neben auf der Weide. Wir grüßten die Leute, was sie uns freundlichst erwiederten, und auf unsere Fragen antworteten, daß wir unsre Pferde hier weiden lassen könnten. Es befand sich auch unfern ein Han, von dem leicht Wein beigeschafft werden konnte und womit wir hauptsächlich für unsere bereitwilligen Hauswirthe bedacht waren; die Pferde wurden losgegürtet, abgezäumt und an langen Stricken aufs Gras gelassen, während einer der jüngern Bursche um Wein ging; die übrigen boten uns an uns in der Stube oder auf der Dscheschka bequem zu machen. Wir zogen es aber nach kurzer Berathung vor, uns hier mit den andern ums Feuer zu lagern, denn die Nacht, obwohl nicht mondhell, war außerordentlich schön. Auch ist wo möglich das Freie immer vorzuziehen, denn häufig trifft man in den Niederlassungen der Menschen Dinge, von denen man nicht eben haben muß. Will zwar gegen unsre freundlichen Wirthe nichts Unglimpfliches reden, allein die niedern Classen aller Völker sind immer weniger feindselig gegen ihre Umgebung als die gebildeteren, und so ist es natürlich, wenn ein gewisses Fünfe Geradseynlassen noch andere kleine Lasten und ungebetene Gäste mit sich führt. Ein Krug Wein vom nächsten Dorfe herbeigeholt, kreiste nun herum, brauchte aber einige Zeit bis er leer wurde, denn ich muß sagen, unsere Gastwirthe ließen ihn mit solcher Bescheidenheit und Zurückhaltung an sich kommen, daß es fortwährend unseres Zuspruchs bedurfte, ja daß wir sie fast bitten mußten dem Krug die nöthige Ehre anzuthun; es war dieß aber keine wilde Scheu von ihnen, sondern wirklich gute Art, die ich schon oft im Banat an Magyaren und Walachen zu beobachten Gelegenheit hatte. Freund B. der für die Reise das Amt des Cafeti-Pascha übernommen hatte, hockte indessen beim Feuer, legte sich einen Theil der Gluth zurecht und kochte einen Kaffee, der wirklich auf einer solchen Reise zum Bedürfniß wird, da mit Wein die durch verschiedene Anstrengungen herabgestimmten Lebensgeister aufzuregen hier nicht gesund ist, eine Erfahrung, die schon viele im Südosten Europa's theuer genug bezahlten; die walachischen Weine sind übrigens fast durchgängig gut und leicht, ich ziehe sie deßhalb dem bulgarischen vor, welche stark ins Blut gehen, und so dickblütig und schläferig anstatt lustig machen.

Jetzt wurden die Pferde versorgt, der Kaffee geschlürft, die Kopfpolster von Mantel- und Zwerchsäcken zurückgelegt, Mantel und Satteltepp iche mußten als Decken herhalten, und bald ward alles still ums Feuer, das nach und nach verglimmte, so daß nur der Sternensee über uns leuchtete, ein Heer wachsamer Augen des Himmels.

(Fortsetzung folgt.)

Zölle in Indien. Der Calcutta Englishman (s. Shipp. Gaz. 8 März) meldet eine in politisch commercieller Hinsicht sehr interessante Neuigkeit. Die Regierung soll endlich eine Zollerhöhung von drei auf acht Procent des Werthes von allen Manufacten, selbst Twist, und Metallen beschlossen haben, und diese Veränderung soll mit dem 1 Mai ins Leben treten. Es ist nicht mehr möglich der Grundsteuer alles für die Regierung nöthige Geld abzupressen, das Deficit ist seit acht Jahren nie ausgefüllt worden, und endlich muß die indische Regierung zu dem gegen ihre eigene frühere Politik fast lächerlich klingenden Auskunftsmittel greifen, die englischen Waaren, die ins Land kommen, zu besteuern. Mehrere Manufacte, namentlich der Twist, sollen nicht unbedeutend darunter leiden und die englischen Manufacturisten werden dagegen schreien, aber — Noth kennt kein Gebot; das Deficit muß ausgefüllt werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 65. 16 März 1850.

Madrid und die Madrider.

(Revue des deux mondes. 1 Febr.)

Pascual Madoz liefert in seinem noch unvollendeten geographisch-statistisch-historischen Wörterbuch über Spanien und dessen überseeische Besitzungen ein Werk, das wir uns wohl hüten werden, unsern Lesern vollständig aufzutischen. Wir müßten ihnen sonst fünfzehn Riesenbände in Quart hinstellen, die von Zahlen starren wie eine Logarithmentafel, und deren Ziffermassen nur selten durch einen Commentar oder durch räsonnirende Betrachtungen unterbrochen werden. Wir glauben daher sowohl für die Belehrung als die Unterhaltung unserer Leser hinreichend gesorgt zu haben, wenn wir ihnen auf Grundlage jenes Wörterbuchs nur einiges Nähere über die Zustände von Madrid sagen.

Die Hauptstadt Spaniens hat sich in den letzten dreißig Jahren politisch negativ ausgezeichnet. In den Bewegungen des Halbinselreichs hat sie während dieser Zeit nie die Initiative ergriffen, und ihre Unterwürfigkeit unter die vollendeten Thatsachen ist sprüchwörtlich geworden. Der Anfang alles politischen Handelns ging stets von den Enden des Landes aus, während er in Frankreich immer von dem Mittelpunkte aus begann. Woher das? ist eine Frage, auf welche die statistischen Verhältnisse von Madrid eine genügende Antwort geben. Als die Stadt 1560 zur Hauptstadt Spaniens erhoben ward, war der Ackerbau in ihrer Umgegend unbedeutend. Die Mesta, die überall wo sie sich geltend machte, eine Einöde schuf, hatte sein Aufblühen gehemmt, denn seit undenklichen Zeiten hatte man in beiden Castilien der Trift eine übermäßige Wichtigkeit beigelegt, so daß Neucastilien allein im 16ten Jahrhundert bloß an Merinoschafen mehr als 6 Millionen besaß, ungerechnet seine übrigen Viehheerden. Die Verpflanzung des Hofs nach Madrid, die unter Philipp II stattfand, trug zur Hebung des Ackerbaues in der Umgegend nichts bei. Durch sie wuchs aber die Bevölkerung der Stadt so rasch, daß die 2500 Häuser, die man 1500 daselbst gezählt hatte, sich 1597 auf 7000 vermehrt hatten, ihre rasche Zunahme aber geschah auf Kosten der benachbarten Holzungen. Früher waren die Wälder um Madrid so zahlreich und dicht gewesen, daß sie im Mittelalter dem Ort den Beinamen la Osaria (die Bärenstadt) verschafften. Jetzt wurden sie verbrannt, niedergehauen und zur Herstellung von Gebäuden benutzt. Sie verschwanden mit überraschender Schnelligkeit, mit ihnen verschwanden die Gewässer, mit den Gewässern ging die Befruchtung des Erdreichs fort, und dieses wurde fortan nur noch ein ungeheurer Sandhaufen zwischen den fernen Oasen von Aranjuez und Guadarrama. Heutzutage wird daher Madrid bis zur Gränze seines Gesichtskreises durch einen weiten Gürtel von wüsten Landstrichen umgeben, in denen man oft weder Haus noch Kirchthurm erblickt. Die innerhalb seines städtischen Gerichtsbezirks gelegenen bebauten Ländereien tragen, wenn man von zwei oder drei königlichen Domänen absieht, nicht einmal volle 150,000 Frs. ein, und die Hauptstadt Spaniens hat durchaus keine agricole Bedeutung. Ebenso wenig hat sie eine commercielle. Bei dem bisherigen Zustand der Wege in Spanien war ihr jeder Handelsaufschwung durch ihre Lage im Mittelpunkt des Landes abgeschnitten: unter allen Städten des Königreichs ist sie die von beiden Meeren entfernteste. Der gleiche Umstand hemmte auch ihre industrielle Entwicklung, wenn ihre Fabricate die Einöde überschritten, durch die sie von den äußeren Absatzmärkten getrennt waren, so stießen sie im Norden und Süden, im Westen und Osten auf die Manufacturconcurrenz von Segovia oder Toledo, von Talavera, Valencia oder Avila.

Neben diesen geographischen und historischen Ursachen, die den Ackerbau, den Handel und die Industrie Madrids mit einem Interdicte belegten, drückte und drückt noch gegenwärtig auf die Thätigkeit der Hauptstadt eine Finanzwirthschaft, mit der man erst in der neueren Zeit aufzuräumen beginnt. Bis zum Jahre 1848 erhob der Municipaltarif Madrids, wenn man einige zeitweise Ausnahmen abrechnet, ununterbrochen ungeheure Abgaben nicht bloß von den nothwendigsten Lebensmitteln, sondern auch, was noch schlimmer ist, von den Rohmaterialien der Fabrication. Der Handel wurde also in seinem beweglichen Element, der Industrie, an der Quelle ihrer Entwicklung verwundet, die Vertheurung der Lebensmittel lähmte den Ackerbau außerhalb der Stadtmauern, innerhalb derselben reagirte sie auf die Löhne. Im Jahr 1848 wurde allerdings durch eine allgemeine Maaßregel das Octroi von den Fabricaten und Rohmaterialien aufgehoben, indeß blieb es auf den Lebensmitteln lasten. Der Wein wird durch die städtische Steuer auf mehr als das Doppelte seines Preises erhöht, die Steinkohlen, deren man sich in Madrid allgemein zum Brennen bedient, steigen durch sie um beinahe eben so viel, Gemüse, Frucht und Mehl unterliegen gleichfalls der städtischen Abgabe, und der Staat fügt letzterer unter dem Namen Thorgeldsgebühr und Verzehrsabgabe eine Nachsteuer hinzu, die sie verdoppelt. Die indirecten Steuern, die an den Thoren Madrids den Localverbrauch und die Localproduction fesseln, betragen, wenn man sie nach den Einwohnern berechnet, per Kopf ungefähr 134 Realen ($33^1/_2$ Frcs.). Berücksichtigt man dabei die verhältnißmäßige Billigkeit des Lebens in Spanien und die sprüchwörtliche Mäßigkeit seiner Bewohner,

Digitized by Google

so steht diese Localsteuer von 33½ Frcs., die der Einwohner Madrids durchschnittlich bezahlt, der Sache nach gleich hoch wie 60 Frcs., die ein Einzelner, oder wie 250 Frcs., die eine Familie in Paris zu verausgaben hat. Hält man sich mit einem ähnlichen Vergleich innerhalb Spaniens, so nehmen die erwähnten zwei Nachsteuern dem Madrider Verzehrer durchschnittlich zweimal mehr ab als dem Barceloner, dreimal mehr als dem Cadixer. Man kann also darnach bemessen, wie schwer Octroi und Nachsteuern auf dem Madrider Gewerbsfleiße lasten, und unglücklicherweise wird noch überdieß einer eigenthümlichen Fiscallogik zu Folge der Betrag der localen Verbrauchssteuern später von der Verwaltung der directen Steuern der Berechnung des steuerbaren Reichthums mit zu Grunde gelegt. An directen Steuern muß eine Gemeinde um so mehr zahlen, je mehr sie durch diese indirecte Taxe in ihrem Vermögen heruntergebracht worden ist. Die Immobiliarsteuer, die für den District von Barcelona durchschnittlich 25 Realen per Kopf beträgt, beläuft sich für den von Madrid auf mehr als 32, und als müßte das Steuersystem alle seine Plagen am drückendsten gerade gegen die Hauptstadt loslassen, so bezahlt durchschnittlich jeder Patentirte in Madrid 97 Frcs. für sein Patent, jeder Patentirte in Cadix nur 54, jeder in Barcelona nur 47, aus dem einfachen Grunde, weil die Höhe der Patentsteuer regelmäßig mit der Zahl der Bevölkerung steigt oder fällt.

Unter solchen Umständen kann Madrid, so lange sich nicht jene Aenderung in seinen Verhältnissen vollzieht, deren Vorzeichen schon jetzt bemerkbar sind, an Handels- und Industriezweigen natürlich nicht viel mehr betreiben, als was die unmittelbarsten Bedürfnisse des Localverbrauchs erfordern. Seine Gewerbsbevölkerung muß im Vergleich zu der anderer Hauptstädte klein seyn, und wenn seine Einwohnerzahl sich im Jahre 1848 auf mehr als 235,000 Seelen belief, so haben auf diese Höhe derselben Umstände eingewirkt, die Spanien eigenthümlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

Strömungen und Wallfischfang.

(Schluß.)

Man ersieht aus allen diesen Angaben, daß hier Raum für eine ungeheure Flotte ist, ohne daß die Schiffe darum einander in den Weg treten. Seit einigen Jahren hat sich indeß die Ansicht verbreitet, daß die Wallfische an Zahl abnehmen. Diese Vermuthung scheint aber, so viel ich aus zahlreichen Nachforschungen entnehmen konnte, nicht gegründet. Sie sind allerdings wilder, oder, wie einige Wallfischfänger sich ausdrücken, „scheuer" (scary) geworden, und somit schwer zu fangen; erwägen wir aber die Zahl, welche fortdauernd jährlich gefangen wird, so wird man an keine große Abnahme glauben. Durchschnittlich sind 50 Wallfische nöthig, um ein Schiff zu füllen, und es werden somit jährlich, wenn man die gewonnene Masse Wallfischthran berechnet, jährlich etwa 5000 gefangen. Dieß scheint aber eine sehr geringe Zahl, wenn man erwägt, daß ihre Nahrungsplätze einen Raum von 20 Mill. Quadratmeilen einnehmen.

Die Zahl der gefangenen ächten Wallfische verhält sich zu der der Spermaceti-Wallfische wie zwei zu eins. Erstere finden sich hauptsächlich an den Küsten, in den Buchten und selbst in den Häfen, und sind viel zahlreicher als die Spermaceti-Wallfische. Sie besuchen die Küste von Chili im Sommer vom October bis März und finden sich an der Nordwestküste Amerika's und Californiens während des Sommers der nördlichen Halbkugel oder vom März bis November. An der Ost- und Westküste von Neuholland, so wie an der von Neuseeland sind sie vom November bis März in großer Zahl in den Bayen, wohin sie gehen, um ihre Jungen zu werfen. Dieß können sie aber nicht länger unbelästigt thun, da die Ufer jetzt mit ausgedehnten Niederlassungen zum Fang der Wallfische besetzt sind. Sobald die aufgestellten Schildwachen das Zeichen geben, werden Boote ins Wasser gelassen, das Wild verfolgt, und wenn getödtet, in die Bay hereingeschleppt und ausgehauen. Man hat aber hier so sehr ohne Unterschied Alt und Jung geschlachtet, daß diese Striche in neuern Zeiten weniger von den Wallfischen besucht sind.

Der ächte Wallfisch findet sich in viel bedeutenderer Größe in hohen Breiten als in niedrigen, und liefert nicht selten, wenn er dort gefangen wird, 180 Fässer Thran; außer dem Thran wirft auch das Fischbein noch einigen Gewinn ab. Wir sahen eine große Anzahl dieser Wallfische in den Buchten um Cap Horn in den Monaten März und April, aber das Wetter ist selten günstig für die Anwendung der Boote. In minder tiefem Wasser hat man auch Versuche gemacht, eine andere Art, den Buckelwallfisch (Humpback, gibbosa) zu fangen, aber es ist sehr schwer, die Beute zu bekommen, denn kaum ist das Thier getödtet, so sinkt es dreißig oder vierzig Stunden lang in die Tiefe; man muß deßhalb ein Boot in der Nähe ankern oder eine Boye zurücklassen, und auch dann werden sie nicht selten durch Unterströmungen fortgeführt, oder gehen durch schlechtes Wetter verloren. Obwohl die höhern Breiten wegen der Zahl und Größe der Wallfische sehr anlockend sind, so bieten sie doch auch viele Schwierigkeiten dar, welche die Jagd in niedrigern Breiten vorziehen lassen. Das Wetter ist selbst im Sommer oft stürmisch, was das Aussetzen von Booten gefährlich macht, und auch bei schönem Wetter sind die Nebel häufig nicht bloß sehr lästig, sondern machen es unmöglich die Jagd auf irgend eine Entfernung fortzusetzen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, Boot und Mannschaft zu verlieren. Unsere Wallfischfänger finden, daß ihr Gewerbe selbst in den niedrigen und minder stürmischen Breiten Beschwerden und Gefahren in genügendem Maaße darbietet. Trotz dieser Schwierigkeit ist der beliebteste und günstigste Seestrich für den ächten Wallfisch der Raum zwischen 50° und 55° N. B., wo neulich in den Monaten Junius und Julius eine große Anzahl von bedeutender Größe gefangen wurde; obwohl die günstige Zeit kurz ist, so sind doch große Schiffe vor ihrem Schluß mit voller Ladung heimgekehrt.

Der Gewinn des Wallfischfangs ist groß, und zeigt, was Eifer und Ausdauer leisten können, wenn sie gut geleitet sind. Es ist zum Erstaunen, wie gering die Zahl der Unfälle in dieser großen Flotte ist; das gänzliche Verlorengehen, das die Assekuranzcompagnien zu zahlen haben, beträgt selten mehr als ein Procent, die Verluste aus andern Ursachen nicht mehr als ein halbes, weßhalb auch die Assecuranz selten 2½ Procent übersteigt, und dabei machen die Compagnien noch gute Geschäfte. Man rechnet, daß etwa zehn Procent der Schiffe Verlustfahrten machen, theils wegen Unfähigkeit der Capitäne, theils durch Zufall und Unglück. Ich habe oben die Anzahl der jährlich gefangenen Spermaceti-Wallfische auf 5000 angegeben, und dieß mag in manchen Jahren die Wahrheit übersteigen; nach den besten Gewährsmännern kann man jedoch annehmen, daß mindestens 10,000 von beiden Arten jährlich gefangen werden,

Digitized by Google

mit Einschluß derer, die durch Zufall verloren gehen oder wegen ungünstigen Wetters nicht an Bord gebracht werden können; diese Verluste mögen sich auf 8 bis 10 Procent belaufen. Man behauptet, daß Männchen und Weibchen in gleicher Anzahl gefangen werden, gibt indeß zu, daß die letztern viel zahlreicher sind; der Grund, daß gleich viel gefangen werden, mag darin liegen, daß die Männchen größer und mehr gesucht sind. Sie geben durchschnittlich 30 bis 100 Fässer Thran, während die Weibchen selten über 45 Fässer und manchmal nicht mehr als fünf geben. Die Männchen finden sich stets nur in kleiner Zahl, die Weibchen aber in großen Heerden beisammen. Der Fang des ächten Wallfisches findet in beiden Halbkugeln in den höhern Breiten statt, wo die Nährplätze des Thiers sind. Mit dem Eintritt des Winters gehen die Weibchen nach den Bayen, um ihre Jungen zur Welt zu bringen, und bleiben hier bis zum Frühjahr, wo sie wieder nach den Nährplätzen gehen, um mit den Männchen zusammen zu kommen; wohin die letztern während der Zwischenzeit gehen, weiß man nicht, man glaubt aber nach den hohen Breiten, wo sie ihre Nahrung in größerer Menge finden.

Die Disciplin auf den Wallfischfängern ist, namentlich in den Häfen, wo sie landen, oft sehr lax; Capitäne und Mannschaften verklagen einander bei den Consuln, die sich oft nicht zu helfen wissen; nicht selten findet man einzelne Amerikaner auf Inseln ausgesetzt, und wir sahen uns auf unserer Kreuzfahrt genöthigt mehrere solcher Unglücklichen aufzunehmen. In der Versorgung der Mannschaft und der gehörigen Aufsicht über die Gesundheit derselben, über Luft und Licht in den Schiffen fehlt es ungemein, und vieles ist noch zu verbessern. Namentlich sollte durch Lehre und Beispiel eine strenge Sitilichkeit an Bord herrschen, dann würden die Wallfischfänger in den Häfen mit Vergnügen aufgenommen werden, während man sie jetzt oft genug als einen Fluch für die aufdämmernde Civilisation betrachtet. Namentlich möchte ich zum Schlusse diejenigen, welche die Missionen in der Südsee angebahnt und gefördert haben, aufmuntern ihre Aufmerksamkeit auf die Sittlichkeit der Schiffsmannschaften und die Verbesserung ihrer Lage zu setzen. Die Mannschaften selbst aber sollten nie die Schuld der Dankbarkeit gegen diese Pioniere der Civilisation, die Missionäre, vergessen, denn sie haben schon an vielen Orten durch Beispiel und Lehren manche unserer Landsleute vor grausamer Gefangenschaft und einem schrecklichen Tode gerettet.

Das Backschischgeben bei den Vornehmen in Konstantinopel.

(Macfarlane's Turkey and its Destiny.)

Jeder Vornehme hat seine regelmäßige, gedrängte Aufwartung, und man muß manchmal in einem kalten Vorzimmer unter einer seltsamen buntscheckigen Gruppe warten. Daß ich nicht lange warten mußte, kam daher, daß man von mir als einem Engländer einen guten Backschisch hoffte, und in der That kostete mich auch jeder solche Besuch 50 Piaster (5 fl. C. M.). Lord Cowley kam bei einem Besuch bei dem Großwesir Reschid Pascha nie unter 500 Piaster weg, und Sir Stratford Canning, der nicht bloß bevollmächtigter Minister, sondern Botschafter ist, muß noch mehr zahlen. Mit Einer Zahlung kommt man nicht weg, man muß jedesmal zahlen, und wenn ich es einmal unterließ, so fand ich bei meinem Wiederkommen finstere Mienen und eine Ungeneigtheit, mich bei dem vornehmen Herrn zu melden. Gleich am Thor ist immer ein alter Türke, der die Ueberschuhe in Aufsicht nimmt, und stets einen Backschisch erwartet; ist man mit ihm fertig, so kommt erst der Pförtner und streckt die Hand aus. Es ist nicht gerathen sparsam zu seyn: ein amerikanischer, im Dienst der Pforte stehender Geologe, Namens L. Smith, wurde des ewigen Zahlens müde und verlor drei Paar Ueberstiefel in wenigen Wochen. Ein solches Paar nun, das gegen Wasser und Schnee aushält und mit dem man durch Dick und Dünn marschiren kann, kostet 200 Piaster, unser geologischer Freund fand es also wohlfeiler fünf Piaster dem Pförtner zu geben. Die vornehmen Herren kennen dieß Backschisch-System wohl, denn sie müssen wissen, daß Menschen essen und trinken müssen, um zu leben, und sie zahlen ihrem zahlreichen Dienertroß so gut wie nichts. In den vornehmsten Häusern, wo man die höchste Backschische zahlt, haben die Paschas, um die heftigen über die Theilung der Beute entstehenden Streitigkeiten zu verhindern, befohlen, daß alles empfangene Geld in eine Büchse gelegt, und am Ende des Monats durch den Haushofmeister vertheilt werde. Der Großwesir hat über 800 solcher müßiger Diener, der Reis Effendi etwa 150, und beide haben kein Privatvermögen und sind aus niederem Stand emporgestiegen.

Ritt in die Walachei.

Zweiter Abschnitt.

Marsch nach Krajowa.

(Fortsetzung.)

Morgens beim ersten Tagesgrauen saßen wir bereits wieder im Sattel, unsern Weg fortzusetzen, zuvor eine halbe Post zurückzulegen und dann erst zu frühstücken. Durch das quellenreiche Thal der Rsnitza kamen wir über Jswoareni nach Strehaja, wo sich ein großes, aber wenigstens von außen nicht sehr geordnet aussehendes Kloster befindet. Auf diesem Wege hatten wir einmal Rast gemacht und uns Zeit und Muße genommen, die Bewohner des Mehedinzer Bezirkes, in dem wir uns immer noch befanden, genauer zu beobachten. Auf der Landstraße war's lebhaft, und man sah große Züge und wieder viele einzelne, entweder mit Fuhrwerken oder Vieh oder reitend hinziehen, als ob es irgend in der Nähe zu einem Jahrmarkte ginge. Die Tracht der Weiber unterschied sich von der der Walachinnen im Banat dadurch, daß die beiden Schürzen anders zugeschnitten waren; die vordere war schmaler als die im Banat übliche, die hintere war aber zu einem Halbrock gebildet, so daß das lange Hemd rings umschlossen war; die Farbe von beiden aber war meistens roth. Der Kopfputz ist ein Schleier, der mittelst einer fast konischen Kappe, über die er geheftet ist, weit über den Rücken hinabrollt. Die Tracht der Männer ist der im Banat üblichen ähnlich, nur sind die Röcke lang, auch vertritt die Stelle des Ledergurts der äußerst malerische rothe Wollschawl, der oft über Fußbreit den Leib umwunden hält. In ihm stecken Messer und andere Lebensrequisiten dieser einfachen Leute; die Haare tragen sie meistens lang. Fette Menschen sieht man unter den Landleuten überhaupt wenig, wohl aber jene magern, dunkelfarbigen, schwarzäugigen Gesichter, ausgeglüht von der heißen Sonne und Entbehrungen aller Art.

Das Vieh, welches wir hier treiben sahen, bestand in schwarzen Büffeln oder gewöhnlichem Hornvieh, das sich gerade nicht durch eigenthümliche Farbe und Gestalt auszeichnete, sondern überhaupt der Mischrace eines Hügellandstriches dieser Länder anzugehören schien. Die Schafe fanden wir außerordentlich groß und besonders Böcke von großer Schönheit; Ziegen dieselben wie im Banat. Schweine ebenfalls sehr groß und theils rein, theils gemischt aus zweierlei Racen, nämlich einer weichen großen Aurace, die sich sehr leicht mästet, und einer langgeformten, harten, spitzbeinigen Waldrace.

Unweit von Strehaia fanden wir eine Quelle zu mehreren laufenden Brunnen gefaßt;[1] ihr Wasser hatte einen starken Geruch nach Schwefelwasserstoffgas. Das Land war Alluvium, in dem Kies und Geröllbänke breite verflachte Thäler bildeten.

Strehaia, jetzt nur mehr ein unbedeutender Marktflecken, war nach Severinitzurnul einst der Sitz der walachischen Bane Bassaraba, und der

---

[1] S. histor. Magazin. S. 106, ehemaliger Sitz der bessarabischen Bane, nunmehr aber bloß ein baufälliges Kloster, welches nach Pr. Laureani Anno 1645 erbaut wurde und erweitert im Jahr 1705 von dessen Neffen Constantin. Die Kirche wurde durch Mathias Bessaraba 1645 erbaut.

Digitized by Google

Archäologe Laureani nimmt als den Ort ihres eigentlichen Wohnsitzes die Stelle an, wo ziemlich entfernt vom heutigen Strehaia alte Befestigungsspuren zu sehen sind. In dem Orte selbst steht noch ein altes Kloster mit baufälligen zerschossenen Mauern. Nach Laureani ward es 1645 — 53 von Mathias Bassaraba erbaut und 1705 von dessen Neffen Constantin erweitert. [2]

Von Strehaja an wurde die Hitze des Tages so drückend und schwer, daß wir beide im Sattel die Köpfe hängen ließen und einschlummerten, die ermüdeten Pferde aber gingen langsam wie Saumthiere vorwärts. So gelangten wir endlich an die Motra, über welche eine gute hölzerne Brücke in ein Dorf führte. Hier boten uns ein Gebüsch und Wasser die schönste Gelegenheit, Mittagsrast zu machen. Wir koppelten deßhalb die abgezäumten Pferde zusammen und ließen sie weiden, indeß wir uns im Schatten behaglich aufs Gras streckten.

Hier saßen und lagen wir, den am Himmel hinziehenden Wolkenschiffen zusehend, bis uns eine kurze Siesta gefangen nahm. Nach dieser ging ich mit meinem Pferde ins Wasser, wo wir uns aufs angenehmste mit Baden unterhielten, was besonders letzterem außerordentlich zu behagen schien. Nach diesem ging es über den Inhalt der Zwerchsäcke, kurz, wir ließen uns vier Stunden Zeit, um dem Körper eines jeden den nöthigen Zoll abzustatten; auch dem Ausbessern einiger Lecke an den Kleidern wurden einige Augenblicke gewidmet. Als so wieder alles auf guten Fuß gestellt war, machten wir uns marschfertig, passirten die Brücke des Dorfes und sprachen im dortigen Han ein, um dem Flußwasser der Motra, das wir getrunken hatten, einigen Wein beizugesellen.

Jetzt kamen wir durch malerische dichtbewaldete Auen, und sahen bald mitten im Gebüsch wieder eine Post liegen, ebenso eingerichtet wie die, auf der wir die vergangene Nacht zugebracht hatten. Ein langer Zaun sammt Stall von Flechtwerk, außerhalb eine große Weide, auf der eben ein Troß Pferde von 30 — 40 Köpfen weidete; diese Pferde waren, unter recht hübsche gute Thiere, waren übrigens mager und sahen sehr verbraucht aus, weil sie häufig auf fast unglaubliche Weise angestrengt werden. Die Länge einer gewöhnlichen walachischen Post beträgt 7000 Klafter, es gibt aber auch solche die noch einmal so groß, also 14,000 Klafter halten; eine solche Strecke werden diese armen Thiere fort und fort in gestrecktem Trab oder Galopp, durch Dick und Dünn bergauf bergab angetrieben. Noch ein Glück dabei ist ihre magere Haltung, ohne welche gewiß nicht die Hälfte dieser armen Martyrer länger ausdauern könnte; fällt eines unterwegs, so werden einfach nur Stränge und Halfter abgenommen, und die Leiche den Thieren des Waldes überlassen. Die gewöhnliche Post ist vierspännig und besteht in einem niedern, drei Fuß hohen und fünf Fuß langen Leiterwagen, mit Rädern die kaum zwei Fuß im Durchmesser haben und nur manu rustica gezimmert und nicht beschlagen sind, was aber auch wirklich ein Meisterstück von Schmiedarbeit seyn müßte, da sie nie einen vollkommenen Kreis, sondern fast regelmäßig immer nur Vielecke bilden; Eisen befindet sich überhaupt keines am ganzen Fuhrwerk, dem als Kunststück nur eine walachische Löffelmühle an die Seite gesetzt werden kann; vier Pferde, vom Sattel aus geführt, ziehen dieses Wagner-Meisterstück, in dem nur ein, höchstens zwei Passagiere sitzen. Für die Poststation wird per ein Pferd ein Silberzwanziger (= 90 gute Para) gezahlt, die Bakschische (Trinkgeld) für die Postillione nicht eingerechnet, diese werden nach Belieben gegeben. Fährt man mit eigenem Wagen, so ist nicht gestattet weniger als acht Pferde zu nehmen; eine Vergünstigung für vornehmere oder sonst empfohlene Personen erlaubt auch nur sechse, jedoch nur ausnahmsweise. Ist ein Reisewagen groß, so werden ihm oft bis sechzehn Pferde vorgespannt; zur Sommerszeit ist diese Pferdeverschwendung kaum zu begreifen, desto leichter aber in der eintretenden schlechten Jahreszeit, wo ein ordentlicher Reisewagen bloß mit vier oder sechs Pferden auf den mächtig ausgedehnten Strecken nicht fortgebracht werden könnte. Statt des Posthorns bedienen sich die Kutscher nur der eigenen Lunge, indem sie bei Wendungen, bei ihrer Abfahrt und Ankunft nur lang gehaltene Rufe ertönen lassen.

An Wägen und Zäunen fand ich hier häufig und in üppigen Büschen cytisus leucanthus, β obscurus, eine Pflanze, die ich bis jetzt im Banat erst in der Umgebung von Orsowa gefunden hatte. Sonst stand hier auch auffallend viel andropogon ischaemon.

Gleich nachdem wir diese Post hinter uns hatten, erreichten wir ein Dorf; ich glaube es hieß In Gura Stinganëi, vielleicht waren es auch mehrere, die sich hier eins ans andere her gesiedelt hatten, denn es währte über dreiviertel Stunden bis wir seine hin und wieder im Gebüsch zerstreut umherliegenden Hüttenpartien hinter uns hatten und in einen Wald kamen, durch den uns der Weg über eine kleine Anhöhe an die Schyl hinabführte; diese durchströmt hier in einem sandigen Bette einerseits ein flaches Auland, ihr zur Rechten aber ziehen sich, so weit das Auge reicht, jene flachen, von Regengüssen zerrissenen Waldrücken hinab, welche an ihren Blößen ein blaßgelbes aufgeschwemmtes Erdreich mit eingetaigtem Geröll zeigen.

Ueber die Schyl wurden wir in einer Fähre übergesetzt; auf dem andern Ufer angekommen, hatten wir den schönen Mehedinzer Bezirk der kleinen Walachei jenseits und befanden uns in dem von Dolgiul, dessen südlicher Theil die Schyl eben auch in mittäglicher Richtung durchfließt. Das Bezirkswappen von Dolgiul (spr. Dolschiul) — denn jeder Landesbezirk hat sein eigenes Wappen, hat einen Fisch, während das Mehedinzer eine auf der Erde kriechende Biene zeigt.

Am andern Ufer bildete der schmale Weg einen Durchgang durch ein ziemlich breites, von Weichhölzern bestandenes Dschungelngehölz, mit welchem die Schyl hier stundenweit auf- und abwärts eingefaßt zu seyn scheint.

Bisher war die Richtung unseres Wegs OSO, wandte sich aber jetzt von dem Orte Zinzeren aus, den wir gleich auf dem andern Schylufer vor uns hatten, aber links liegen ließen, gegen SSO, in gerader Richtung nach Krajowa. Die Post von Zinzeren ließen wir rechts und ritten, da die Pferde noch frisch waren, bis Sonnenuntergang, bei welchem wir gerade das Dorf Filiasch erreichten. Ehe wir in dasselbe einritten, kamen wir noch an eine Brunnenkammer, gebildet in einer Erdmulde von etwa 15 Klafter im Durchmesser; in deren Mittelpunkt stand ein junger Weidenbaum, darum her aber ein Kreis von etwa 11 — 12 in Holz gefaßten laufenden Brunnen.

Der Han, welchen wir heute als Nachtquartier bezogen, war klein und schmutzig, jedoch die Wirthin, welche allein daheim war, nicht unfreundlich; sie gab willig Wein, Heu und einige Eier, sonst hatte sie nichts. Die Stube, in welcher sich die Djoschka befand, war aber so finster, klein und dumpfig, daß wir vorzogen im Freien neben den Pferden zu bleiben, für die es ebenfalls keinen annehmbaren Stall gab. Wir machten Feuer auf, versorgten Pferde und unterhielten uns mit den beiden kleinen Knaben vom Hause, die später kamen und von welchen besonders der ältere, etwa 12 Jahre alt, ein aufgeweckter frühreifer Kopf war, auch zur großen Freude von B, einem leidenschaftlichen Raucher, schon Tabak rauchte. B. steckte diesem Tabak, ich dem jüngern Zucker zu, und so machten wir uns ein Paar bereitwillige kleine Diener, die uns eiligst Holz, Wasser, Wein und alles was wir bedurften, beiholten. Gegen Mitternacht legten wir uns zur Ruhe, welche aber durch wachhaltende Nachbarhunde oft genug unterbrochen wurde. Unsere Schlafstätte nämlich war ein Garten, wo unterm Schatten einiger alten Zwetschgenbäume ein noch etwas besseres, aber auch schon längst durchweidetes Gras stand als auf der anstoßenden Hutung, und so kam es, daß jeden Augenblick etwas anderes durch den Zaun hereinguckte, bald das Gesicht eines Pferdes, bald eines Ochsen bedenklicher Kopf, bald ein naseweises Rind oder eine leckere Kuh.

(Schluß folgt.)

Brian Boroihme's Harfe. Dieser irische König, gleich bekannt durch seine Harfen- und Sängerkunst, wie durch seine Tapferkeit, fiel in einer Schlacht im J. 1014, und hinterließ so die Harfe seinem Sohn. Man kann nun den Besitz derselben documentarisch verfolgen; im Jahr 1782 befand sie sich in den Händen eines Hrn. W. Conyngham, der sie dem Museum des Trinity College in Dublin übergab, wo sie sich noch befindet; sie ist 32 Zoll hoch und gut gearbeitet. (Athen. 9 März.)

[2] G. Laureani, Magazinu istoriku pentru Dacia. S. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 66. 18 März 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Einleitung.

Der Strom des wichtigen Handels von Europa nach den und durch die türkischen Staaten fließt bekanntlich in zwei Armen, wovon der eine, kleinere, seinen Lauf nach der untern Donau nimmt, die Moldo-Wallachei und Bulgarien berührt, und sich auf diesem Wege in das goldene Horn ergießt; während der andere, größere, nachdem er Smyrna, Konstantinopel und verschiedene Binnencanäle an der Ostküste des schwarzen Meeres gespeist, über Trapezunt in das persische Emporium Täbris mündet, und von dort in langen Karawanenlinien nach allen Richtungen von Iran bis nach Qabul, Bochara, Balch, Ssämär-Känd, Koh-Känd u. s. w. ausstrahlt.[1]

Die Wichtigkeit dieses Verkehrs beruht nicht bloß auf seiner gegenwärtigen Größe, sondern noch auf der unermeßlichen Ausdehnung zu welcher die vorhandenen Elemente ihn befähigen. Es bietet derselbe dem in orientalischen Dingen bewanderten Zuschauer eigenthümliche Grundzüge dar, die sich wohl selten in den Handelsverhältnissen anderer Weltgegenden vereinigt finden.

Zum ersten hat Großbritannien bei weitem den Löwenantheil an den Ein- und Ausfuhrsendungen, nicht etwa aus irgend einer Begünstigung durch politische Verträge, aus vorgefaßter Meinung oder vorwiegender Sympathie für England seitens der orientalischen Völkerschaften, sondern ganz einfach: weil die brittischen Manufacturisten sich mehr als alle ihre Gewerbsgenossen auf dem Festlande befleißen ihre Fabricate dem Geschmacke, den Sitten und selbst den Vorurtheilen der Völker, in den verschiedenen Ländern wohin sie dieselben ausführen, anzupassen; weil die große Vervollkommnung aller ihrer Apparate und Einrichtungen, die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Binnenverführung, welche ihnen sowohl auf den Rohstoffen als auf der fabricirten Waare zu gut kommt — nebst den ohnehin geringen Entfernungen der Manufacturdistricte von den Landungs- und Verschiffungsplätzen, endlich — was für den Fabricanten von großer Wichtigkeit ist — die Leichtigkeit mit welcher sie sich jeden Augenblick die bedeutendsten Baarvorschüsse zu einem Zinsfuß verschaffen können, der in der Regel immer niedriger ist als irgendwo auf dem Continente — weil alle diese Vortheile die brittischen Fabrikherren in den Stand setzen ihre Waare zu billigern Preisen als alle ihre überseeischen Concurrenten zu liefern; und weil auf der andern Seite zum Theil aus denselben Gründen die meisten orientalischen Ausfuhrsproducte in England einen besseren Markt und größeren Absatz finden als in den Häfen und Binnenplätzen des Continents.

Zweitens sind gegenwärtig die Europäer und selbst die Engländer, sowohl in der Christenheit als zu Stambul, Smyrna und andern levantinischen Seeplätzen oder in den dortigen Binnenländern, am wenigsten unmittelbar bei diesem lebhaften Austausch betheiligt — ja, sie werden allmählich ganz davon verdrängt, und derselbe befindet sich jetzt größtentheils in den Händen der Griechen, der Armenier und der Perser, die sich dessen seit 20 Jahren bemächtigt haben. Dieses gilt hauptsächlich für die Ein- und Ausfuhr zwischen England und jener Weltgegend, die wie gesagt den größten Platz in dem Rahmen des europäischen Handels im Morgenland einnimmt. Damals bestand nämlich die brittische Levantegesellschaft, die das ausschließliche Recht hatte, Manufacte und andere Waaren von Großbritannien nach der Türkei, und umgekehrt türkische Stapelerzeugnisse nach einem brittischen Hafen zu verführen, und dieses Privilegium mittelst ihrer Agenten und Filialen zu Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien ausbeutete. Es war aber in der Regel den Geschäftsführern solcher Etablissements — die sich ungefähr dieselbe Wichtigkeit beimaßen wie der weiland Ausschuß der Superkargen zu Canton — mehr daran gelegen ihre Sinecuren in vornehmer Behaglichkeit zu genießen und die großen Herren zu spielen, als die Interessen des brittischen Handels und der brittischen Industrie zu wahren und zu fördern. Man mußte sehen — und wir sprechen als Augenzeugen — wie diese Herren bei ihren Generalconsuln und selbst beim brittischen Botschafter in Konstantinopel ein- und ausgingen ohne sich anmelden zu lassen, und wie sie diese hohen und höchsten Beamten gleichsam mehr als Bedienstete der brittischen Levantegesellschaft denn als die politischen Vertreter der großbritannischen Regierung betrachteten und behandelten, wozu sie sich freilich insofern berechtigt glauben mochten, als, wenn wir nicht irren, sämmtliche Besoldungen des Gesandten, des Gesandtschaftspersonals und aller brittischen Consulate in der Levante aus der Casse jener Corporation floßen. Man hat überhaupt mehrfachen Anlaß gehabt die Bemerkung zu machen, daß der brittische Kaufmann auf levantinischem oder persischem Boden eine ganz andere Rolle spielt — und jedenfalls zu spielen bemüht ist — als in seiner Heimath. Hier ist er vor allem ein Kaufmann schlechtweg, der nebenbei, je nach seiner Bildung und seinen Vermögensumständen, allenfalls auch ein Gentleman seyn kann. Dort ist er vor allem ein Gentleman, der wie ein

[1] Bei der Dürftigkeit unserer Alphabete müssen wir das Kaf, oder das hauchlautende K mit Q, und den Kief, oder das weiche K mit K übersetzen.

Digitized by Google

solcher leben will, sich Jagdhunde und Pferde hält und mit brittischem Stolz auf seine Standesgenossen aller andern Nationalitäten herabsieht. Eine natürliche Folge solchen Auftretens ist, daß die brittischen Handelshäuser in der Levante eines nach dem andern falliren. Das macht aber dem Inhaber einer wurmstichigen Firma wenig Sorgen, indem er wohl weiß, daß wenn er in jenen Fall kömmt, die Anwartschaft auf das nächst erledigte, mit 300 bis 500 Pf. und noch mehr ausgestattete Consulat ihm zufällt, und das ist zwar so sehr gang und gäbe, daß man füglich die brittischen Consulate in der Levante als eine Versorgungsanstalt für bankrotte oder sonst verkommene british merchants betrachten kann, und es scheint uns, dieses System ist unter dem vorigen Whigministerium Grey wie unter dem jetzigen Whigministerium Russel mit besonderer Vorliebe befolgt worden.

Unter solchen Umständen ist sich nicht zu verwundern, wenn der Handel mit den ottomanischen Staaten und durch das türkische Gebiet, so lange er in den Händen der Europäer sich befunden, immer stillstehend und nahezu am Verfall gewesen, bis jene betriebsamen und mit scharfsichtigem Handelsgeist begabten Eingebornen — welche vorher zu ihren Einkäufen in Manufactur- oder Colonialwaaren und zur Ausfuhr von Stapelerzeugnissen auf die brittische Levantegesellschaft oder sonst auf europäische Handelsherren angewiesen waren — nach dem Ablauf jenes Monopols gewahr wurden, daß der Handel zwischen Europa und dem Osten einer großen Entwickelung fähig wäre, wenn auf die Bedürfnisse der Binnenbevölkerungen und auf die Beschaffenheit dieser Bedürfnisse mehr Rücksicht genommen würde, als es früher der Fall gewesen.

Diesen unternehmenden Kaufleuten, und nicht ihren europäischen Handelsgenossen, verdankt es also die Christenheit, namentlich England, daß seine Fabriken die Anleitung bekamen, wodurch der Manufacturhandel nach der Türkei und nach Persien einen so mächtigen Aufschwung bekam, daß wo vor 20 Jahren 10 Stücke eines Kattunstoffes abgesetzt wurden, gegenwärtig deren tausend verkauft werden, und daß eben durch diese Verhundertfachung des Verbrauches der fabricirten Waare, die Ausfuhr der nach den europäischen Märkten geeigneten türkischen und persischen Landesproducte, welche großentheils in Färbestoffen für den Bedarf der Fabriken bestehen, bedeutend vermehrt worden.

Drittens — und das ist nicht der geringste Hebel des Flors dieses durch die Levantiner gehobenen Austausches — haben die türkische wie die persische Regierung zum unwandelbaren Grundsatz dem auswärtigen Handel so wenig als möglich Beschränkungen zu setzen, und sie geben in diesem Punkte der europäischen Civilisation ein Beispiel von Liberalismus, das bei den westlichen Mächten nicht die verdiente Würdigung und noch weniger Nachahmung gefunden. Schon der erste Handelsvertrag zwischen der Pforte und einer christlichen Regierung — jener Sultans Murad I mit der kleinen Republik Ragusa, den er mit seinem in die Dinte getauchten Finger unterzeichnete — ist merkwürdig durch die außerordentliche Freisinnigkeit der darin zum Vortheil seiner christlichen Verbündeten enthaltenen Bestimmungen.

Es ist also für die westlichen Mächte Europa's, und für England insbesondere, von der größten materiellen Wichtigkeit, daß die politische Unabhängigkeit der Pforte und die Integrität ihres unmittelbaren wie mittelbaren Gebietes fortan unangetastet bleiben. Denn man kann leicht voraussehen, was aus dem blühenden, noch immer im Fortschritte begriffenen Handel der christlichen Staaten mit der Türkei und durch die Türkei mit Persien werden müßte, wenn statt der gegenwärtigen freien Ein- und Ausfuhr, gegen einen mäßigen Zoll von 3 + 2 Proc. auf den Importen und 9 + 3 Proc. auf den Exporten, das russische Prohibitivsystem für Einfuhr und Transit, und die unerschwinglichen Eingangszölle für die zugelassenen Artikel einträten, was bereits den früher bedeutenden und gewinnreichen Handel der Türkei — und besonders durch die Türkei — mit Grusien vernichtete.

Das steigende Interesse, welches dieser wichtige Verkehr den Gegenden verleiht, durch welche er sich zieht, nebst der auffallenden Mangelhaftigkeit und Ungenauigkeit fast aller bisher der Oeffentlichkeit übergebenen Specialkarten Vorderasiens konnten uns allein bewegen die folgenden Erinnerungen aufzuzeichnen, welche ohne literarische Bedeutung keinen andern Werth zu haben beanspruchen, als Wahrheit der Schilderungen und Zuverlässigkeit der Angaben. Dann möchte vielleicht noch der Umstand Beachtung verdienen, daß seit der letzten Anwesenheit des Verfassers in Transkaukasien — wovon einige bisher wenig bereiste Gebietstheile in diesen Skizzen vorkommen — jenes Land den nichtrussischen Europäern, oder vielmehr den nicht in russischen Diensten Stehenden durch eine bekannte Verordnung hermetisch verschlossen worden, und nur ausnahmsweise einigen mit einem diplomatischen Charakter bekleideten Britten (unter welchen der brittische Gesandte in Persien, Oberst Shiel, und später Oberst-Lieutenant Farrant, Geschäftsträger an demselben Hofe zu Teheran) zugänglich geblieben ist, wahrscheinlich weil sie vermöge ihrer officiellen Stellung der russischen Regierung die moralische Gewähr darboten, daß sie von ihren Beobachtungen nichts veröffentlichen würden.

Mit dem pontischen Küstenlande und den Binnengegenden Kleinasiens diesseits Trapezunt — welche durch die anziehenden Bilder des Fragmentisten und die seitherige Bereisung Tschichatschews bekannt worden — wollen wir für jetzt den Leser verschonen, und beginnen deßhalb unsere Darstellungen von den Thoren jenes „Sitzes der Ruhe und Glückseligkeit", mit der Post- und Karawanenstraße von da nach Persien.

Nachdem wir jedoch so eben und zufälligerweise Gelegenheit hatten einer neuern russischen Reisebeschreibung zu erwähnen, besinnen wir uns, daß jeder Russe — er müßte denn im Zaarenreiche nichts mehr zu verlieren haben und jedenfalls entschlossen seyn nicht mehr dahin zurückzukehren — in einer für das Publicum bestimmten Behandlung nicht nur kaukasischer, sondern im allgemeinen asiatischer und selbst türkischer Zustände an eine vorgeschriebene Norm gebunden ist, von welcher er, unter strenger Ahndung um kein Jota abweichen darf, und daß lediglich rein wissenschaftliche Aufsätze etwa vor dieser Regel Gnade finden.

Madrid und die Madrider.

(Fortsetzung.)

Die Masse derer, die in Spanien vom Budget leben oder leben wollen, ist ungeheuer. Das Räderwerk der Centraladministration ist hier viel verwickelter als in Frankreich. Die Vorerhebung und Umlegung der öffentlichen Einnahmen — um nur diesen Einen Uebelstand zu erwähnen, dem man allerdings durch das neue Gesetz über das Rechnungswesen abzuhelfen bezweckt — sind unter fünf oder sechs Ministerien vertheilt, von denen jedes wieder ein förmliches Finanzministerium zum Anhängsel hat. In den letzten Jahrzehnten ferner wurde die Zahl

Digitized by Google

derer, die mit ihren Hoffnungen auf Lebensunterhalt auf das Budget rechnen, sehr bedeutend vermehrt durch den beständigen Wechsel, welchen die revolutionären Bewegungen in den Staatsstellen hervorriefen, so wie durch die Zahl derer, denen man einen Anspruch auf Staatspensionen anwies. Im Jahre 1848 zählte man im Königreich 57,000 Beamte, Agenten, Magistrate, auf Gnadengehalte gesetzte oder zur Verfügung gestellte Officiere, die auf die endliche, stets verlangte Regelung der ihnen versprochenen Pensionen warteten, und außerdem noch 15,000 entklosterte Geistliche, die gleichfalls Staatspensionäre waren. Daß sich die Masse aller dieser nach Madrid begab, liegt in der Natur der Sache. Durch ihre Gegenwart in der Hauptstadt glaubten sie ihre Ansprüche am ehesten durchsetzen zu können, und einen wie großen Theil der flottirenden Bevölkerung sie bildeten, sieht man deutlich aus den statistischen Angaben der Intendanz. So unzuverlässig diese im einzelnen sind, so geben sie doch von den Fluctuationen der Bevölkerung ein vergleichsweise richtiges Bild: nach ihnen aber ward die Einwohnerzahl Madrids 1833 auf 166,000 Seelen geschätzt, drei Jahre später erhob sie sich auf 224,000, eine Vermehrung die um so auffallender ist, da der damals am ärgsten wüthende Bürgerkrieg die Hauptstadt nothwendig Opfer an Geld und Menschen gekostet haben muß, und die sich nur dann erklärt, wenn man sie aus dem Zuströmen derer herleitet, die durch die inzwischen stattgefundenen Systemwechsel und durch ihren eigenen Ehrgeiz angetrieben wurden, ihre pecuniären Hoffnungen auf die Staatsgelder zu setzen. Bestätigt wird diese Annahme dadurch, daß 1842, als die ausschließende und gewaltthätige Politik des Regenten unerbittlich alles was nicht Ayacucho war, zurückstieß, die Einwohnerzahl von Madrid auf 156,000 Seelen fiel, und 1846, als der versöhnende Eclecticismus der Gemäßigten den Nachzüglern aller Parteien die Hand reichte, wieder auf mehr als 200,000 sich hob. Madrid war also während der bezeichneten Jahre der Hauptschauplatz für jenen Krieg um Aemter und Stellen, der seit undenklichen Zeiten die große gesellschaftliche Krankheit Spaniens bildet. Von denen der in ihm auftretenden Kämpfer, die ursprünglich bloß mit der Absicht eines vorübergehenden Aufenthaltes nach der Hauptstadt gekommen waren, blieben manche wider Willen hängen. Viele dagegen wurden durch ihre Stellung für immer an Madrid gefesselt, und um es kurz zu sagen, so gehört ein großer Theil der Einwohnerzahl in Madrid dem an, was wir am passendsten als die officielle Bevölkerung der Hauptstadt bezeichnen.

Um die Größe derselben in Ziffern angeben zu können, müssen wir zuerst die übrigen Bestandtheile der madrider Bevölkerung berechnen, und gehen bei dieser Berechnung am sichersten, wenn wir ihr die Municipalzählung von 1846 zu Grunde legen, die einzige, die nach Madoz Garantien ihrer Genauigkeit bietet, und die einzige, die sich einer speciellen Zerlegung nicht ganz entzieht. Ueber die Bestandtheile der Bevölkerung von 1848 findet sich bei Madoz kein Aufschluß. Die Municipalzählung von 1846 weist der Hauptstadt eine Summe von ungefähr 49,000 Domicilirten zu, was mit Einschluß von Frauen, Kindern und Bedienten eine Bevölkerung von nahezu 207,000 Seelen gibt. Die Zahl der Patentirten in Madrid ferner belief sich nach den Erhebungen im madozischen Werk 1846 auf beinahe 16,700, wobei zu bemerken ist, daß die Patentsteuer in Spanien sämmtliche nichtofficielle Beschäftigungen trifft, die in irgend einer Classe untergebracht werden, ausgenommen die der Taglöhner und Bedienten, sonst ist ihr alles, vom Advocaten und Bankier an bis zum einfachen, wandernden Trödler herab unterworfen. Das Personal der Taglöhner macht etwa 7000 Feuerstellen aus. Geht man auf die vier oder fünf Manufacturen ein, auf die sich die große Industrie der Hauptstadt beschränkt, so ergeben diese im Verein mit den Druckereien 1000 Arbeiter, die entweder Familienhäupter sind oder unverheurathet allein leben. Von denjenigen Arbeitern, die in Madrid das Personal der tausend kleinen, das Bedürfniß des Tages befriedigenden Industrien bilden, arbeiten die meisten auf eigene Rechnung und sind unter den Patentirten mitgezählt; andere gehören der Taglöhnerkategorie an, noch andere leben bei ihren Arbeitgebern und werden bei den Municipalerhebungen zur Familie dieser gerechnet, was besonders auch mit der Mehrzahl der Handelscommis der Fall ist. Wir greifen daher schon sehr hoch, wenn wir die Commis und die Arbeiter, die ein bestimmtes Domicil haben, ohne einer der vorhergehenden Kategorien anzugehören, auf 2000 schätzen. 2300 Domicilirte können wir auf das Personal der beiden Kammern, auf die Municipalbeamten und diejenigen Gelehrten, Künstler u. s. w. rechnen, die sich jeder officiellen Classification entziehen. Die in Madrid domicilirten Eigenthümer von Immobilien ferner dürfen wir höchstens auf 4400 veranschlagen, denn von den 7400 Privathäusern der Hauptstadt gehören oft mehrere einer und derselben Person an, manche gehören Leuten, die schon in einem der classificirten Gewerbe mit einbegriffen waren, manche sind das Eigenthum von Provincialcapitalisten, die ihr Geld in Immobilien der Hauptstadt angelegt haben, weil sie es so sicherer und fruchtbringender verwahrt glaubten als auf dem Lande. Die reichen Familien endlich, die in Madrid ohne andern Zweck leben, als den ihr Leben hier zu genießen, kann man höchstens zu 600 berechnen, da sich in Spanien, wo das Schloßleben gar nicht existirt, die Mehrzahl müßiger Reichen nur deßhalb in die Städte begibt, um hier Häuser zu erwerben, so daß sie rasch unter den Localeigenthümern verschwinden. Madrid hat überdieß gerade für diese Art Leute noch weniger Anziehungskraft als die andern großen Städte der Halbinsel, weil die verhältnißmäßige Unfreundlichkeit seines Klima's und die Theurung seines Lebens vom Aufenthalt zurückschrecken. Wir gewinnen also, wenn wir schließlich die eben einzeln aufgezählten Posten zusammenwerfen, im Ganzen 34,000 Domicilirte, und es bleibt mithin für diejenigen Ehelosen oder Familienhäupter, die vom Budget leben oder leben wollen, die Zahl von 15,000 Feuerstellen übrig, d. h. beinahe ein Drittel der Gesammtbevölkerung besteht aus ihnen.

Daß eine Stadt, deren Bevölkerung zum dritten Theil aus Staatsdienern und Sollicitanten besteht, die keine großen Industrien besitzt, und aus der die Heimathlosen überdieß gern auswandern, um an den fernen Zollgränzen das Gewerbe eines Contrabandisten zu treiben, daß eine solche Stadt kein wahres politisches Leben haben kann, bedarf keines Beweises, und wie schon oben angedeutet, hat Madrid während seines früheren Daseyns sich nur Einmal an die Spitze der politischen Bewegung in Spanien gestellt. Am 2 Mai 1808 erhob sich in seinen Straßen zuerst jener furchtbare Schrei des Aufruhrs, der bald in der ganzen Halbinsel wiederhallte. Aber freilich handelte es sich damals auch um die Existenz des Thrones, und damit um die Existenz von Madrid, welches ohne die Gegenwart eines Hofes rasch zu einem kleinen Ort herabsinken müßte: der Lebensnerv der Hauptstadt war in Gefahr durchschnitten zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Land zwischen dem obern See und Lacroix.

In der Londoner geographischen Gesellschaft am 25 Februar wurden „Bemerkungen über die Topographie des brittischen Amerika's" vorgelesen. Es sind diese das Ergebniß der Untersuchungen der Gränzcommission. Dieser Landstrich bietet in geographischer Beziehung ein besonderes Interesse dar: er ist nach keiner Seite hin weder nach der Hudsonsbay noch nach dem Lorenzthale so geneigt, daß seine Wasser abfließen konnten, sondern er bildet eine breite Wasserscheide, ein wildes Durcheinander von Bergen, Seen, Flüssen und Morästen; daher die zahllosen Seen und die nicht minder zahllosen Inseln darin. Der Regensee ist eine bedeutende Wassermasse, die 300 Meilen im Umkreis hat, und mehr als 500 Inseln in sich schließt; der Wäldersee hat 400 Meilen im Umkreis und über 1100 Inseln. Nach keiner Seite konnte das Wasser gehörig ablaufen. Außer dieser merkwürdigen geographischen Gestaltung bietet dieser Landstrich noch ein anderes Interesse dar: er zerfällt geologisch in vier Abtheilungen, zwei basaltische und zwei granitische; an dem schon ziemlich öden und arktisch aussehenden nördlichen Ufer hat sich bereits eine geschäftige Minenbevölkerung niedergelassen, denn man hat einen breiten Streifen von Kupfer- und silberhaltigem Erz entdeckt, der sich vom Nordufer des Huron-Sees nach dem Obern See herüberzieht. Südlich von dem Obern See liegt der neugegründete und blühende Staat Wisconsin, der vermuthlich das Nordufer mit den nöthigen Lebensmitteln versieht.

Ritt in die Walachei.

Zweiter Abschnitt.

Marsch nach Krajowa.

(Schluß.)

Auch heute waren wir schon wieder vor Tags auf dem Wege, tränkten die Pferde nur vorübergehend unterm Sattel und zogen fort. Wir hatten heute auf unsrem ganzen Wege, der uns im Schylgebiet hinführte, diesen Fluß immer zur Rechten, bald nah, bald fern, das Thal aber war flach und wurde besonders immer öder, je näher wir in die Gegend von Krajowa kamen. Unweit Filiasch, wo heute unser Nachtquartier gewesen, stand auf einem Berge das neugebaute hübsche Schloß des Bojaren, dem auch das Dorf Filiasch gehört; er selbst führt den Namen Filischanu. Wir kamen unten am Fuß des Berges vorüber, der großentheils eingefangen war, da sich dort eine großartige Maulbeerplantage befand, die so gut angelegt und gehalten war, daß ich wirklich davon überrascht wurde; der Eigenthümer davon, ebenfalls derselbe Filischanu, soll einer der reichsten Grundherren des Landes seyn, und scheint wirklich etwas für die Cultur seiner Güter zu thun, möge das Glück ihm dazu günstig seyn! — Auf der andern Seite im Thal unten befanden sich in den weiten Ebenen, zwischen Feldern und Auhölzern große Gartenstücke, die theils mit Hanf aber noch mehr mit Knoblauch, Zwiebeln u. dgl. Küchengewächsen bepflanzt waren; dieß, dachten wir, muß schon die Nähe der Stadt seyn, deren Bevölkerung große und strenge Fasten hat, wie es denn richtig war; der Hauptabsatz der hier erzeugten Küchengewächse geht schon nach Krajowa, der Hauptstadt der kleinen Walachei. Von jetzt an wurde das Land immer mehr flach, und die niederen Hügelrücken oft durch das kleine Bett eines Baches mit senkrechten Abstürzen durchrissener, zeigten uns nichts anderes mehr als einen fahlen, sandigen Lehm, der sich immer mehr verflachend fortzieht, Steppen und Ebenen bildend, fort in weite Fernen längs der Donau hinab bis ans schwarze Meer. Eben dieser Boden ist ungemein fruchtbar und selbst in der größten Sommerdürre jenem leidigen Uebel des Zerklüftens und Springens nicht ausgesetzt, wie z. B. der schwerere schwarze Banater Boden. Sehr wohlthuend stechen daher auf ihm die saftig schwarzgrünen Maisfelder ab, die hier wie im Banat ganze Waldungen bilden.

In dem tief ausgehöhlten Rinnsal eines kleinen Baches, wo wir frisches Gras fanden, machten wir zum Frühstück Halt; des Schattens bedurften wir nicht, denn der Himmel hatte sich heute gütigerweise mit Wolken überlaufen, und uns so das angenehmste Reisewetter bereitet. Nach kurzem Verweilen setzten wir den Marsch fort; um denselben zu beschleunigen, versuchte ich alle möglichen Mittel, das Thier welches B. ritt, aus seinem Gleichmuth zu bringen, was aber durchaus nicht möglich zu seyn schien. Es hatte wohl einen guten langen Schritt, aber ein lahmes Tempo, und wir hätten gerne geeilt, um wenigstens bis gegen Mittag Krajowa zu erreichen. Endlich fand ich's; ich ritt nämlich B. zur Linken um sein Pferd unter der Rechten zu haben, die mit einer derben Haselgerte bewaffnet das Thier bald in einen Paßgang brachte, den hier zu Lande jeder reitet, der seine Reise zu Pferde machte, und mit dem man sehr rasch vorwärts kommt, ohne daß das Thier dadurch angegriffen würde. Pferde, die diese Gangart gehen, heißen Boëstraschen und werden im Handel immer theurer bezahlt.

Die Reiseart zu reiten ist hier zu Lande darum allgemein bei solchen, die sparsam reisen wollen und dann Wege zu machen haben, auf denen sich keine Posten befinden, oder auch Geschäfte haben, die mit dem geregelten Gang der Posten nicht im Einklang stehen. Die Ausrüstung eines Reisereitpferds besteht in einem Zwerchsack sammt Mantel, welche beide hinten aufgepackt werden; der Sattel ist bei Bauern gewöhnlich das Gestell des walachischen oder ungarischen Bocks, mit einer Decke belegt, oder aber auf russische Art ausgestattet. Das Gestell bekommt dann eine Filzunterlage, und ist mit schwarzem Leder bekleidet; den Sitz bildet ein schwarzlederner Polster. Die Steigbügel sind zum Theil deutsch, theils türkisch pantoffelförmig; die Zäumung ist eine scharfe türkische Stange mit Kinnkette, aber ohne Trense. Die Bügel sind sehr kurz geschnallt, des Reiters Beine gebogen, so daß die Zehen abwärts sehen und die Ferse des Reiters fortwährend spielend am Leib des Pferdes anliegt. In der Hand hat dieser entweder einen Kantschu oder die verlängerten Zügelriemen, womit er unaufhörlich in Bewegung ist, um das Pferd im Tempo zu erhalten.

An der Straße gegen Krajowa trifft man strichweise ungemein viele Hane, die sich aber mehr oder weniger alle einander ähnlich sind. Ein hölzernes, schindelgedecktes Haus walachischer Bauart, mit einem kleinen Handelsladen, davor eine Wetiga, d. i. ein leichter Schuppen aus aufgestellten jungen Bäumen, die eine Decke von Aesten und Zweigen sammt dem Laub tragen; dieß dient zum Schatten. Auf der offenen Hausflur die Djoschka, entweder mit Teppichen oder Rohrdecken belegt; der Keller befindet sich entweder neben an und besteht nur in einem Erdloch, welches mit einem ärmlichen Dach bedeckt ist, oder er ist auch unter dem Hause selbst.

Je näher man auf der Straße von Zinzeren der Hauptstadt Krajowa kommt, um so sandiger wird der Boden, ja er geht in deren unmittelbarer Nähe in reinen Flugsand über, der so wie im Banat Wellenhügel bildet, die das Gehen sehr erschweren. Sie sind es, welche dem Auge auch allen Gesichtskreis benehmen, so daß man Krajowa nicht eher sieht als bis man unmittelbar davor steht. Die Sonne hatte nach und nach höher steigend die Wolken vertheilt, und stand jetzt nahe am Mittag, da sahen wir das alte Krajowa vor uns liegen, eine große Stadt von ganz fremdartigem Aussehen, so wie auch seine Bevölkerung eine ganz fremdartige ist; ich schwang meinen Capellmeisterstab hinter dem Rücken von Bs. Pferd, und so beschleunigten wir unsern Eintritt durch das Thor der Hauptstadt der kleinen Walachei.

Wie wir seiner Zeit Krajowa befunden, was wir da gesehen und erlebt, wurde in diesen Blättern schon unter dem Titel: „Krajowa, die Hauptstadt der kleinen Walachei" besprochen. Ich verweise darum den Leser auf die Nr. 1, 2, 19, 20 und 21 d. Jahrgangs 1847, und schließe somit diesen Abschnitt.

Neue Presse. Die Liter. Gaz. vom 9 März berichtet aus Paris von einer neuerfundenen Presse, welche die Druckkosten sehr vermindern, die Abreibung der Typen fast aufheben, und die Handarbeit auf ein Minimum herunterbringen soll, indem auch das Falten der Blätter durch die Maschine selbst verrichtet wird. In England soll bereits ein Patent darauf genommen seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 67. 19 März 1850.

Oxford und die Universitätsreform.

(Athen. vom 19 Jan. und 16 Febr.)

Was man auf den beiden älteren englischen Universitäten lernt, ist bekannt. In Oxford bilden classische Studien und Theologie nebst ein wenig Physik, in Cambridge Physik nebst ein wenig classischen Studien den Hauptgegenstand des Unterrichts. Weder hier noch dort hat man den mittelalterlichen Kreis der Wissenschaften zeitgemäß erweitert, und gegen diese Versteinerung der Hochschulen haben sich natürlich in den letzten Jahren stets mehr und mehr Stimmen erhoben. Um ihrem drängenden Verlangen einigermaßen zu entsprechen, beabsichtigt man jetzt in Oxford die Gegenstände der verschiedenen Examina für die Studenten zu erweitern und zu vermehren. Indeß ist es noch fraglich, ob man mit diesem Plan durchdringt, und selbst wenn letzteres der Fall ist, wird damit allein die geforderte wissenschaftliche Hebung der Hochschule wenig gefördert worden seyn. Die Universitäten sind weniger in der Examinationsmaschinerie als in der Unterrichtsmaschinerie fehlerhaft; diese hängt mit den Collegien und den Fellowships so fest zusammen wie der Baum mit der Erde, in der er wurzelt, und wird nur dann gründlich gebessert werden können, wenn man neben andern Einrichtungen auch die der Collegien und Fellowships ändert.[1]

Die Collegien sind wie bekannt mit reichen Einkünften versehene Stiftungen, in denen Lehrer und Lernende in einem besondern Gebäude den Wissenschaften obliegen sollen: in Cambridge zählt man ihrer 13 (und 4 Hallen), in Oxford 19 (und 6, streng nach Collegiengrundsätzen regierte Hallen). Das Einkommen des Magdalenencollegiums in Oxford beläuft sich auf jährlich 30,000—40,000 Pfd. St., das des Allerseelencollegiums ebendaselbst auf 11,000. Die Fellows aber sind diejenigen Mitglieder der Collegien, die den vollen Genuß der Stiftungsvortheile haben; die von ihren bezogenen Pfründen (fellowships) beliefen sich in früherer Zeit durchschnittlich auf 200 Pfd. St. per Jahr, jetzt auf bedeutend mehr, und das Universitätsleben ist so eingerichtet, daß die Fellows der Nerv desselben sind, die hauptsächlichsten Organe des Unterrichts. Bei der Stellung der Collegien zur Universität liegt die Leitung, die Regierung der letzten so gut wie ganz in den Händen der Fellows, außerdem sind ihrer Aufsicht fünf Sechstel der Studirenden unterworfen; aus ihnen werden regelmäßig die gut besoldeten Collegienlehrer, die college tutors ernannt, deren Unterricht ein unendlich viel wesentlicheres Lehrmittel ist als die Vorlesungen der Professoren, und der nicht schlecht bezahlte Privatunterricht für Studenten wird gleichfalls beinahe allein von ihnen ertheilt. Die Zahl der Fellowships beträgt in Oxford 560, in Cambridge ungefähr 440, und die Erlangung eines Fellowship endlich ist in Oxford, dem verknöchertsten der beiden fraglichen Universitätskörper, an Vorbedingungen geknüpft, die nicht unpassender ausgesonnen seyn könnten.

Schon das ist ein Uebelstand, daß die erledigten Pfründen unter die Bewerber auf Grund ihrer Tüchtigkeit in den classischen Studien (die oft nur nominell ist) vertheilt werden, denn daß ein Lehrer nur das am liebsten und besten lehrt, was er selber am besten gelernt hat, ist natürlich; zu dieser fehlerhaften Einrichtung aber kommen noch eine Menge anderer hinzu. Von den Stiftern der verschiedenen Fellowships haben Einige bestimmt: die Pfründe solle nur an Nachkommen ihrer Familie oder an Glieder bestimmter Familien gegeben werden; andere haben festgesetzt, sie sey nur an Eingeborne gewisser Grafschaften, dritte, sie sey nur an Eingeborne gewisser Kirchspiele zu verleihen; manche haben die Nutznießung eines Fellowship an den Besitz bestimmter Landgüter geknüpft, und da, wo der Stifter nichts derart vorgeschrieben hat, ist es sehr häufig unabänderliches Herkommen, daß die Fellows, welche die Pfründeninhaber wählen, gegen die Absicht der Gründer nur Bewerber von vornehmer Geburt ernennen. Alles in allem genommen ist in zehn von den neunzehn Collegien Oxfords die große Mehrzahl der Fellowships bloß nach Geburtsanrecht zu erwerben. Neben dieser Beschränkung findet sich nicht selten die, daß die Pfründen nur für Zöglinge gewisser Schulen zugänglich sind, und sehr häufig noch die, daß das Fellowship oder das als Stufe zur Fellowship dienende Scholarship nothwendig an junge Leute von 17 bis 19 Jahre ertheilt werden muß. Darauf, daß man von einem kaum aus der Schule austretenden Jüngling nicht wissen kann, ob er zum Lehrer tauge oder nicht, wird keine Rücksicht genommen. Er wird besten Falls in der Voraussicht gewählt, daß ihm das Amt auch den Verstand gebe. Von den 560 Fellowships Oxfords werden 400 gesetzlich an Undergraduates verliehen, die gewöhnlich unter 19 Jahre alt sind, und unter den 19 Collegien von Oxford finden sich nur zweie, bei denen die Fellowwahlen, wie sie einmal praktisch gehandhabt werden, nicht in Rücksicht auf Alter und Geburt an den zu Ernennenden gebunden sind. Und da nun endlich von den Fellows über die Hälfte fern von der Universität leben, so braucht man dem eben Gesagten nicht erst noch fernere Beweise hinzuzufügen, um zu zeigen,

[1] Auf den englischen Universitäten hat nämlich die Einrichtung der mittelalterlichen Bursen das Uebergewicht im Gegensatz gegen das continentale Professorensystem erhalten; die Bursarii (fellows) beziehen mit ihren Vorständen die Einkünfte der Universität.

Digitized by Google

daß ohne Umänderung im Wesen der Fellowships eine gründliche Cur des oxforder Universitätsunterrichts unmöglich ist.

Die Behauptung aber, daß eine solche Umänderung rechtlich gar nicht durchgeführt werden könne, ist unhaltbar. Allerdings rühren die bestehenden Uebelstände großentheils daher, daß die Pfründen von ihren Stiftern nur unter den obenerwähnten Bedingungen gegründet wurden, indeß waren diese Bedingungen nicht die einzigen ihrer Einsetzung. Von den 19 oxforder Collegien rühren 15 aus den Zeiten des Katholicismus her, und wurden unter Clauseln gegründet, die jetzt kein Mensch mehr beachtet. Dem Wortlaut der alten Stiftungen gemäß mußten die Fellows vom Allerseelencollegium eine Menge Messen lesen, die zu halten ihnen schon lange geradezu vom Gesetz verboten ist; dem Wortlaut der alten Stiftungen gemäß sind das Allerseelencollegium und das Magdalenencollegium, die nach den bestehenden Verhältnissen nur für Reiche und Adlige gegründet scheinen, bloß für Arme gestiftet. Aehnliche Abweichungen von dem Willen der Gründer lassen sich auch bei den andern Collegien und noch in einer Menge anderer Stücke nachweisen. Gewisse Vorlesungen, die alle Fellows und Scholars statutengemäß täglich zu hören gebunden sind, werden jetzt auf der Universität niemals gehalten. Mit einem Worte also: sollen die ursprünglichen Bestimmungen, unter denen die Collegien eingerichtet wurden, streng aufrecht erhalten werden, so bleibt nichts übrig als das ganze alte Unterrichtswesen, das scholastische System der Philosophie, wieder ins Leben zu rufen, da jedoch das nicht angeht, da man einmal allgemein in wichtigen Dingen von dem ursprünglichen Willen der Stifter abgewichen ist, so gibt es auch keinen Rechtsboden mehr, von dem aus man sich mit Erfolg fernern Abweichungen von demselben widersetzen könnte.

Madrid und die Madrider.

(Fortsetzung.)

Während die politische Haltung Madrids sich aus seiner Statistik ergibt, liefert letztere auch höchst interessante Aufschlüsse über das Privatleben in der Hauptstadt. Bei einem Vergleich zwischen der Häuserzahl Madrids und seiner Einwohnerzahl nach der Angabe von 1846 findet sich, daß durchschnittlich etwas weniger als acht Domicile und ungefähr 32 Einwohner auf Ein Haus fallen. Dieses Verhältniß steht weder mit der Ungebundenheit der Pariser Wohnungen auf gleicher Stufe, wo jeder Nachbar oft nur ein Unbekannter mehr in der unbekannten Masse von Nachbarn ist, noch mit der häuslichen Abgeschlossenheit, die in der Mehrzahl der Londoner Stadtviertel nur Eine Familie unter jedem Dach duldet. Es hat daher auch die spanische Hauptstadt eine eigenthümliche gesellschaftliche Physiognomie, um so mehr da die Individuen von 20 bis 30 Jahren, das Publicum der Bälle, der Rendezvous, der Bouquets und der Fächersprache, in Madrid verhältnißmäßig die zahlreichsten sind: sie belaufen sich für beide Geschlechter zusammen auf nahe an 51,000, beinahe ein Viertel der Gesammtbevölkerung. Die Breschen, die dieses erobernde Personal den Wällen und Umzäunungen des Privatlebens beibringt, kann man sich denken. Von der castilianischen Herbheit des Daseyns ist in Madrid nicht viel zu spüren. Das Vergnügen wird in großen Zügen genossen. Außer ihren Stiergefechten die sich fast ununterbrochen jede Woche erneuen, hat die Hauptstadt 7 Theater, was im Verhältniß zur Bevölkerung so viel heißt als 40 Theater in Paris; der Carneval dauert zweimal länger als in Paris. Von der Mitte des Herbstes an bis zu Beginn des Frühlings würde jeder junge Madrider sich zu compromittiren glauben, wenn er ohne Nase von Pappe auf dem Ball erschiene, und mit den lärmenden Freuden der Großstädter vereinigt Madrid auch die stillern Lustbarkeiten, die das Hauptvergnügen des Provinzlebens bieten. Märkte, Wallfahrten, Feste zu Ehren eines Schutzpatrons sind für seine junge Bevölkerung eben so viel nothwendige Stelldichein. Es werden auf ihnen viele Bonbons und viele Seufzer verbraucht, und wohl manche von den Ehen eingeleitet, deren Zahl wieder unter die Lupe der Statistik als beachtenswerther Gegenstand fällt. Die Mehrzahl der jährlichen Heurathen in Madrid werden von den Männern mit 31 Jahren, von den Frauen mit 26 geschlossen, was sehr spät scheint, wenn man die Frühreife der Spanierinnen bedenkt, sich jedoch durch die Freiheit erklärt, deren die jungen Mädchen jenseits der Pyrenäen genießen. Während für die Französin die Ehe eine Emancipation ist, nimmt die Spanierin gleich bei ihrem Austritt aus dem Kloster eine gesellschaftliche Stellung ein, in der sie berechtigt ist Huldigungen der Männerwelt sowohl entgegenzunehmen als hervorzurufen, und in der ein Reiz liegt, den sie durch Verlängerung ihres Cölibats so lange als möglich festzuhalten geneigt ist.

Springen wir nun von diesem heiteren Gegenstande zu einem dunkleren über, zu der Verbrecherstatistik von Madrid, so treffen wir sie auf eine zunächst noch mehr befremdende Erscheinung. Verbrechen und Vergehen gegen Personen, die im übrigen Spanien etwa zwei Drittel der gesammten Verbrecherzahl ausmachen, sind in Madrid weniger zahlreich als Verbrechen und Vergehen gegen das Eigenthum. Das Verhältniß der Anschuldigungen wegen Todtschlag und Verwundungen, das in dem Gesammtkreis des Madrider Gerichtsbezirks das von 1 auf 556 Einwohner ist, ist in Madrid nur das von 1 auf 667, und die specifisch plebejischen Stadtviertel Lavapies, Maravillas und Vistillas bieten nur Einen Angeschuldigten auf 293 Einwohner, während gerade im Mittelpunkt der Madrider Civilisation, in den Stadtvierteln des Barquillo, des Rio und des Prado je ein Angeklagter auf nur 150 Einwohner fällt. Wollte man diesen letzten, besonders auffallenden Umstand der Bildung der höheren Classen in die Schuhe schieben, und die Bildung der Beförderung von Verbrechen anklagen, so würde man indeß sehr irren. Der relativen Moralität der untern Classen in Madrid entspricht keineswegs eine gleich relative Unwissenheit derselben: der Unterricht ist bei ihnen viel verbreiteter als man denkt. Die öffentlichen und privaten Primärschulen der Stadt enthalten ungefähr 6700 Knaben, von denen nahezu 5000 unentgeltlich aufgenommen werden. Und da dasjenige Lebensalter, welches als dem Primärunterricht entsprechend angesehen werden kann, die Jahre von 7 bis 14 umfaßt, die Gesammtzahl der in diesem Alter stehenden Knaben aber sich auf ungefähr 8700 beläuft, von denen etwa 1000 in die 32 Collegien vertheilt sind, die den Secondärunterricht besorgen, so bleibt offenbar nur etwa ein Achtel aller männlichen Kinder des Unterrichts beraubt. Ein ähnliches Verhältniß findet auch bei den Mädchen statt. Was das so häufige Erscheinen der aufgeklärteren Classen von Madrid in den Tabellen der Criminalstatistik hervorruft und erklärt, ist einfach das bei ihnen herrschende Elend.

Der Madrider, der den untern Classen angehört, hat wenig Bedürfnisse, und kann diese wenigen leicht befriedigen. Er ist gewöhnlich am Ort selber geboren (indem wie oben erwähnt, Madrid keine solche Arbeitereinwanderungen an sich lockt, wie sie sich nach andern großen städtischen Mittelpunkten ziehen), und

Digitized by Google

hat daher von seinem Vater regelmäßige Existenzmittel überkommen. Geräth er dennoch in Noth, so entschließt er sich weit eher, als ein Mitglied der mittlern Classen, dazu, die öffentliche Wohlthätigkeit zu benutzen, die Hülfsmittel aber, die diese ihm bietet, sind sehr groß. Die Hospitäler, die Hospizen, die Arbeitshäuser und übrigen von der Municipalität abhängenden milden Anstalten geben jährlich an 25,000 Individuen eine je nach Umständen zufällige oder bleibende Unterstützung. Es wird also von ihnen fast einem vollen Achtel der Gesammtbevölkerung von Madrid beigesprungen, während doch die spanische Hauptstadt nicht einmal jene schwebende Arbeiterbevölkerung hat, die in andern großen Städten den Säckel der öffentlichen Unterstützung schon fast ganz allein für sich in Anspruch nimmt. Außer diesen öffentlichen milden Anstalten aber besitzt Madrid deren noch etwa zwanzig, die von Privatvereinen ausgestattet oder geleitet werden, und 4 bis 5000 anderen Individuen Hülfe leisten. Rechnet man zu dem allen noch hinzu, daß von den ganz Armen der unteren Classen manche den offenen Bettel gewerbsmäßig betreiben, und daher vom statistischen Gesichtspunkte aus mehr wie Gewerbsleute denn wie Arme betrachtet werden müssen, so findet sich, daß in Madrid gar viele Ursachen gerade den unteren Theil der Bevölkerung gegen die Noth der Armuth und der Verlockungen derselben schützen. Verhältnißmäßig weit empfindlicher und schärfer dagegen nagen Noth und Versuchung an der Moralität der mittleren Classen, der aufgeklärteren in der spanischen Hauptstadt. Das Darlehen auf Pfänder und der Trödel mit seinen verschiedenen Unterabtheilungen wird in ihr durch 445 Patentirte vertreten. Daraus folgt, daß, selbst wenn man die Wucherer und die heimlichen Unterhändler gar nicht einmal in Rechnung zieht, sich in Madrid in je vierzehn Häusern so viele zweideutige, unterhöhlte Existenzen befinden, daß sich von ihnen je ein solches industrielles Geschäft nährt, das zu seinem Bestehen auf die aus der Verbindung des äußeren Anstandes mit dem inneren Mangel hervorgehenden Nöthen der Menschen angewiesen ist. Das heimliche Elend in Madrid also muß sehr groß seyn, besonders bei jenen Tausenden von Bittstellern und Bewerbern um Aemter oder Pensionen, die eben in den aristokratischen Vierteln der Hauptstadt wohnen. Von außen hereingekommen haben sie in dem fremden, theuren Ort gar bald ihr Mitgebrachtes verzehrt. Sind sie damit bis zur Neige gekommen, so fehlt es ihnen an den auf den Augenblick berechneten Hülfsquellen, welche sich ihnen in London oder Paris aus der materiellen Thätigkeit dieser Städte eröffnen könnten. Die unerbittlichen Versuchungen des Elends treten um so drängender an sie heran, da sie genöthigt sind, ihre Lage zu verheimlichen, um nicht etwa einen Beschützer zurückzustoßen, einem Nebenbuhler einen Vorsprung gewinnen zu lassen, und weil das spanische Gesetz, indem es aus Menschlichkeit in gewissen Fällen den zahlungsunfähigen Schuldner in Schutz nimmt, eben dadurch den Credit des Benöthigten in engere Gränzen einzwängt. Wenn aber somit die aufgeklärteren Classen von Madrid vor dem Forum der Criminalstatistik mit dem doppelten Leiden belastet erscheinen, daß bei ihnen die Armuth verhältnißmäßig sehr häufig ist, und die Verlockungen zu Fehltritten sich ihnen weit gieriger aufdrängen als den weniger gebildeten, so darf man sich über ihr häufiges Vorkommen in den Criminaltabellen nicht länger verwundern. Weit eher sollte man darüber erstaunen, daß sie noch immer in dem verschwiegenen Zweikampf zwischen der sich verheimlichenden Armuth und zwischen der Redlichkeit verhältnißmäßig so viel Moralität zeigen.

Daß überhaupt die Moralität in Madrid noch keineswegs so ganz tief gesunken ist, darauf deutet auch eine andere Ziffer der Criminaltabellen hin. Die 656 Vergehen oder Verbrechen nämlich, die jährlich in Madrid abgeurtheilt werden, vertheilen sich auf nur 1065 Angeklagte oder Angeschuldigte, woraus man schließen muß, daß die verabredeten Vergehen oder Verbrechen, die allein eine systematische Verderbtheit bekunden, verhältnißmäßig in Madrid selten sind. Ungalant ist die hauptstädtische Criminalstatistik gegen die Frauen: diese figuriren in der Gesammtheit der Angeschuldigten oder Angeklagten mit mehr als einem Sechstheil. Die Ehelosen, wenn man die noch nicht heurathsfähigen von ihnen abzieht, erscheinen unter jener Gesammtheit in geringerem Verhältniß als die Verheuratheten, so daß man die Ehe in Madrid nicht als ein moralisches Präservativ ansehen kann. Dagegen ist sie ein vortreffliches Gesundheitspräservativ. Mit zwei Ausnahmen gehören alle in den Aufnahmen von 1846 verzeichneten Beispiele von außerordentlich langem Leben der Kategorie der Verheuratheten an. Indeß scheinen die Männer der Ehe doch noch eher überdrüssig zu werden als die Frauen. Im Jahre 1846 zählte man unter der Madrider Bevölkerung 15,175 Wittwen und nur 5,571 Wittwer,[1] so daß die Madrider Damen drei gegen eins darauf rechnen können, sie werden ihrem Gatten einen Grabstein bestellen müssen. In den Jahren dreißig bis vierzig freilich sterben die Frauen häufiger als die Männer, aber nach dieser Zeit wächst die verhältnißmäßige Wahrscheinlichkeit des Vorsterbens für die Männer so reißend, daß sie für sie in den Jahren 80 bis 100 wie 2 zu 1 steht. Selbstmorde finden in Madrid alljährlich nur zwanzig statt, was als ein Vorzug Madrids vor andern europäischen Hauptstädten angesehen werden muß.

Dieß ist vielleicht ein Vorzug, den es sich nur noch wenige Jahrzehnte hindurch erhält, denn schon zeigen sich die deutlichsten Spuren, daß die statistischen Eigenthümlichkeiten der spanischen Königsstadt im Schwinden begriffen sind. Ihre Originalität droht allmählich in der allgemeinen Einförmigkeit unterzugehen, der die moralischen, politischen und materiellen Verhältnisse der Mehrzahl unserer europäischen Hauptstädte unterliegen. Die Häuser von Madrid verlieren ihr altes Ansehen, ihre alte für die Volkssitten so wichtige Einrichtung, indem die Speculation sie maßlos zu vergrößern strebt, und das Ayuntamiento alle Rejas verbietet, die sich nicht mindestens sechs Fuß hoch über dem Boden erheben; jene enormen Eisenkäfige vor der Front der Häuser, die sich bisher nur in Mannshöhe über der Straße erhoben, und so zum heiteren, halb ländlichen Geplauder zwischen den Hauseinwohnern und den Vorübergehenden die schönste Gelegenheit boten. Gleichzeitig vermehren sich die Theater in Madrid mit reißender Schnelligkeit (seit 1840 wurden ihrer 4 neue gegründet), alles das muß auf die Sitten einwirken, und auch die politischen Verhältnisse der Hauptstadt gehen einer umfassenden Aenderung entgegen. Je länger die gegenwärtige Regierung sich erhält, desto mehr verlieren sich allmählich die Tausende von officiellen Bittstellern, die gerade durch das bisher so häufige Steigen und Fallen der spanischen Regierungen sich vermehrten, und endlich wird selbst in commercieller und industrieller Beziehung die Zukunft der Hauptstadt sicherlich eine andere werden, als ihre Vergangenheit war und ihre Gegenwart ist.

[1] Dieses Zahlenverhältniß hängt übrigens wohl damit zusammen, daß Wittwer sich häufiger wieder verheurathen als Wittwen. In gar vielen Ländern ist das Verhältniß der Wittwer zu den Wittwen ungefähr das von 1 zu 3. A. d. U.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Die Reisen des Lieutenant H. Strachey in Tibet und den Ländern oberhalb des Himalaya.

Der Umstand, daß gleich nach der Schlacht bei Sobraon 1846 das Gebirgsgebiet der Sikh an Golab Sing übertragen ward, machte es wünschenswerth, die Gränze des Ladakhgebiets, da wo sie an die von Lhassa und dem chinesischen Tibet anstieß, festzusetzen. Es wurden daher sowohl unmittelbar mit der chinesischen Regierung als mit den Localautoritäten von Lhassa Unterhandlungen angeknüpft, und Capitän Cunningham, Mr. Thomson und Lieutenant Strachey beauftragt, die Gränze zu untersuchen und zu bestimmen; indeß konnte man von der chinesischen Regierung nur mit Mühe eine widerwillige Zustimmung zu diesem Verfahren erhalten, und bei den lhassaischen Behörden stießen die Commissäre, die Simla 1847 verließen, auf lauter Hemmniß und Widerstand. Als sie über Kunawar auf einem kürzern Wege durch einen Theil des Lhassagebiets nach Leh durchdringen wollten, wurden sie von den Gartakhführern zurückgewiesen, und wandten sich nach Pitti. Ueber den Parangpaß, in einer Höhe von 18,500 Fuß, gingen sie nach Rugschur, und in Schunuck verließ Lieutenant Strachey seine Collegen, in der Absicht, so weit als möglich ostwärts vorzudringen. Zwischen Hank und Kundschul durch erreichte er Demjvokh am Indus, wo die Sikhgränze mit der chinesischen zusammenstößt, und reiste von da stromabwärts nach Leh. Während er hier den Winter über blieb, erfuhr er, daß die kirgisischen Tataren vor drei Monaten in Turkestan eingefallen seyen, unter der Anführung des Khodschah Buzurg Khan, der die chinesischen Besatzungen bei Kaschgar und Yarkand besiegt, aber die Citadellen nicht eingenommen habe und wohl deßhalb zum Rückzuge genöthigt sey. Das Klima des Industhals fand Lieutenant Strachey stärkend und kräftigend. Die Luft ist trocken, und es fällt kaum eine andere Feuchtigkeit als Schnee nieder. Der Thermometer sank bei Demjvokh im October zwei oder drei Tage auf 6 und 7° F., in Leh 11,600 Fuß über dem Meere, war die mittlere Temperatur des November unter dem Gefrierpunkt, und beläuft sich um die Wintersonnenwende gewöhnlich auf etwa 3° F. Im April 1848 verließ Strachey Leh, und indem er den Lazgunpaß, in einer Höhe von 18,500 Fuß überstieg, erreichte er den Schayukfluß bei Agam, von wo aus er den Strom entlang bis zur Stadt Schayuk fortmachte. Bei der letztern fällt der Kambanfluß, der von den Kara-Korumbergen herabströmt, in den Schayuk. Dieser selbst ist bei Agam 10,800 Fuß über der Meeresfläche erhoben, gerade oberhalb Schayuks 13,000, und von diesem Punkt aus nordwestlich laufen der Schayuk und der Indus lange Zeit beinahe parallel, werden aber durch einen ungeheuren Bergrücken von einander getrennt, dessen Pässe oberhalb Leh sämmtlich über 18,000 Fuß hoch sind. Den Schayuk entlang reiste Strachey bis nach Durguk und Tanktsi, von wo aus er sich dann wieder westwärts nach dem Pamgangsee wandte. Da er bei dieser Gelegenheit gern eine Zusammenkunft mit dem Zungpun, einem chinesischen Officier, zu Radakh durchgesetzt hätte, so folgte er seinem deßhalb abgesandten Booten in größter Eile, und kam dadurch auch wirklich ungehindert dem genannten Ort bis auf 13 Meilen nah: hier indeß hielt man ihn von Seiten des arg erschreckten Zungpun an, und zwang ihn zur Rückkehr. Er sah sich genöthigt wieder nach Schuschut am südwestlichen Winkel des Sees, und von da nach Tanktsi zu gehen, in dessen Umgegend Gerste in einer Höhe von 13,000 Fuß in großer Ausdehnung angebaut wird, aber nicht mehr als drei bis fünffach ausgibt. Nachdem er dann auch Durguk wieder gesehen, überschritt er den trennenden Bergrücken nach dem Indus hin durch den Jungtapaß in einer Höhe von 18,100 Fuß, und begab sich über Suktu und Hirnis nach Leh zurück.

Von Leh reiste Strachey im Julius wieder ab, und zog dießmal durch den 18,600 Fuß hohen Herapaß nach Tanktsi zu. Indem er einen Theil seiner früheren Marschroute durchkreuzte, kam er im J Data an, einem großen und ziemlich blühenden Thal, nordwestlich vom Pangangsee. Nachdem er für Zufuhr gesorgt, stieg er über die Berge in das Thal von Jung Chemma hinab durch den Marso Riglakpaß, den höchsten, den er bis jetzt überstiegen hatte: er erhebt sich 19,000 Fuß. In dem ungefähr 15,400 Fuß hohen Pandyalthal, in das er eintrat, schlagen die Schäfer ihre Winterquartiere auf, und in diesem wie in ähnlich hohen Gegenden wird die Shawlwolle in schönster Vollendung erzeugt. Im August wandte sich Strachey ostwärts nach Kyan, von wo aus er auf einem unbesuchten Wege sich nach den Salzthälern nordöstlich von Radakh begab. In südöstlicher Richtung vorwärts dringend, kam er über den Kyungangpaß und erreichte das Mitpal Kongmathal, was ein Sommerversammlungsort für die Schäfer ist, und das östlichste Ziel des Reisenden bildete. Von da begab er sich nach Pauscher Kongma, in dem Jangparmathal, von dem einzelne Theile stark durch Schäfer besucht werden, und erreichte den Pangangsee bei Kharmak. Als er diesen Theil seiner Landschau beendigt hatte, kehrte er über Tarang Lango und Poprang nach Ibata zurück, indem er den Nurla-Dasapaß von 18,000 Fuß Höhe passirte, so daß er die zwei höchsten Pässe, die jemals von Europäern überschritten wurden, betreten und gemessen hat. In Poprang blieb er vierzehn Tage lang. Sein weiterer Weg ging auf einer schwierigen Straße nach Ladakh. Indem er sich über die Gebirgsrücken von Burzi Lango und Kyaptang Gyeptang Lango 17,900 Fuß hoch, wagte, kam er durch das Pangschochitthal, ging dann über den 18,600 Fuß hohen Ho-e lango-Paß, und stieg auf einem abschüssigen Wege nach Ororotso hinab. Von da führte ihn eine sehr beschwerliche Straße nach dem Thal des Shayuk. Das Thal nahe Ororotse beschreibt er als das großartigste, das er je gesehen. Zehn Meilen lang wird es an den Seiten von ungeheuren Granitjähen begränzt, die einige tausend Fuß hoch sind, so glatt, daß sie künstlich ausgehauen zu seyn scheinen, und so steil, daß kein lebendes Wesen sie erklettern kann. Von Shayuk sodann kehrte Strachey auf einem, schon von andern Reisenden vor ihm betretenen Wege über den Rebuckpaß nach Agam zurück, von Agam ging's in das Yarma- oder Nordnebrathal, in welchem er einen ungeheuren Gletscher sah. Indem er seine Reise durch das Thal fortsetzte, erreichte er das Hauptdorf Siska, von wo das Thal den Namen Cherbat annimmt, und über den Cherbatpaß stieg er dann in das Industhal hinab. Hier angekommen, wurde er durch die plötzliche Annäherung des Winters zur Rückkehr nach Leh gezwungen, wo er nach einer Reise von mehr als vier Monaten binnen sechzehn Tagen eintraf. Da er so weit als möglich alle Zwecke seiner Sendung erfüllt hatte, so bewerkstelligte er seine Rückreise auf einem noch unerforschten Wege von Tro-momai vom Ursprung des Paraflusses, durch einen Theil des chinesischen Gebiets nach dem Parapaß, und von da nach Almorah im englischen Gebiet.

Die Permiaken. Die nordischen Annalen erzählen viel von den Wanderungen der Normänner nach Biarmien (Pamr), das hinter Gardarike (Rußland) lag. Russische Slawen drangen, namentlich von Nowgorod aus, mehr und mehr in dieß damals äußerste pelzreiche Land ein, und so ward dasselbe slawisirt. In den Verhandlungen der russischen geographischen Gesellschaft, mitgetheilt von Galitzin in den Nouv. Ann. des Voyages. Januar 1850, finden sich einige Angaben über die Reste dieses Volkes, das man noch auf etwa 50,000 Seelen schätzt, und welches noch seine eigene Sprache, eine finnische Mundart, redet. Sie selbst nennen sich nicht Permiaken, sondern Kochis; bis gegen das 12te Jahrhundert scheinen sie ein unabhängiges Volk gebildet zu haben, dann aber durch die siegreichen Waffen der Republik Nowgorod unterjocht worden zu seyn; mit Nowgorod gingen sie dann im 15ten Jahrhundert an die Großfürsten von Moskau über. Sie sind von kleinem Wuchs, nicht sehr fleischigem Bau, sehr unreinlich, und wohnen mit ihrem Vieh in elenden Hütten zusammen, um sich gegen die furchtbare Kälte zu schützen. Die meisten sind Fischer und Jäger, denn ehemals wimmelten die Wälder von kostbaren Pelzthieren, jetzt ist deren Anzahl aber so heruntergekommen, daß sie fast nur Wölfe und Bären jagen, die so keck sind, daß sie oft ins Innere der Dörfer eindringen. Die Jagd beginnt gewöhnlich im Anfang des Winters, und die Jäger bedienen sich der Schneeschuhe. Einige bauen auch Getreide trotz des theils steinigen, theils sumpfigen Bodens.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 68. 20 März 1850.

Die Slaven in Mähren.

(Von J. G. Bitner.)

Fast in ganz Deutschland war bei den politischen Umwälzungen im Jahre 1848 Mähren die einzige Provinz, wo die Bevölkerung, und insbesondere die auf dem Lande, ruhig blieb, was um so mehr zu verwundern, als sie mitten inne zwischen andern lag, wo die Ruhe sehr ernstlich gestört wurde. Selbst die Nähe und die lange Linie, auf der es an Ungarn gränzt, sodann der vielfache Verkehr, in welchem es von jeher mit Galizien gestanden, sollten dem Anscheine nach den Zündstoff hierher verbreitet haben. Der Umstand, daß Grundherren und Unterthanen in Mähren schon seit langer Zeit zum Mehrtheile in gutem Einvernehmen standen, läßt diese Erscheinung erklären. Hiezu kommt aber noch, daß die Bevölkerung des Landes, zum bei weitem größten Theile aus Slaven bestehend, dem Mehrtheile nach gutmüthig und nebenbei auch wohlhabend ist.

Es theilt sich aber die slavische Bevölkerung Mährens in drei Hauptzweige. Der eine, längs der Gränze von Böhmen, ist Czechisch mit einem leichten Uebergange ins Polnische, wie man es in Schlesien findet; der andere, die sogenannten Hannaken — von dem Landstriche, der Hanna, die sie bewohnen, so genannt — streifen in ihrem Dialekte schon mehr an das ächt Polnische; und der dritte, längs der Karpathen hin wohnende spricht das reine Polnische mit einer durch das Czechische etwas angehauchten Mundart. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß alle drei Zweige thätig und betriebsam sind, und besonders den Ackerbau mit Fleiß betreiben. Am meisten sind aber die Hannaken begünstigt, denn der Landstrich, den sie inne haben, liegt nicht allein in der Mitte des Landes, sondern ist auch überaus fruchtbar und trägt fast durchgehends den trefflichsten Weizen. Daher darf man sich denn auch nicht wundern, daß sich in ihrer ganzen äußern Erscheinung Wohlhabenheit zeigt, die man sowohl in ihrer Bekleidung, als in ihrem Gespann, sowie in Schiff und Geschirr, nicht minder auch an ihren Wohnungen wahrnimmt. Wie alle Slaven lieben sie die hellen und bunten Farben an Kleidern, Wohnungen und Hausrath, und ihre Frauen schmücken sich nebenbei gern mit blendend weißem Linnen. Weniger wohlhabend wie die Hannaken sind die an der Gränze Böhmens hin wohnenden Czechen, denn es ist das Land, was sie cultiviren, bei weitem weniger reich und fruchtbar. So ist denn auch ihr Aeußeres nicht so reich und ansprechend, obgleich sie die bunte Tracht so sehr wie jene lieben.

Nur kurz wollte ich diese zwei Zweige abfertigen, da die eigentliche Tendenz dieser Mittheilung auf eine Darstellung des dritten, nämlich der Slaven an der ungarischen Gränze geht, unter denen ich vor mehreren Jahren einige Tage, und zwar, wie man bald sehen wird, in sehr angenehmen Verhältnissen zubrachte.

Es war im Jahre 1840, wo ich mit dem Besitzer der Herrschaft Swietlau, unweit Ungarisch-Brod gelegen, bekannt wurde, und die Erlaubniß erhielt, Behufs der Erforschung und Auffassung landwirthschaftlicher Verhältnisse mich mehrere Tage auf dem dasigen Schlosse aufzuhalten und als gut aufgenommener Gastfreund zu leben. Der Oberbeamte, ein an sich schon sehr gefälliger Mann, hatte noch den besondern Auftrag, mir in allem zu Willen zu seyn und mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, was er denn auch redlich that.

Das Schloß Swietlau ist eine Art von Burg, die auf einem Bergkegel liegt, welcher die Thalschlucht, die hier durch nach Ungarn führt, beherrscht. Es ist ein viele Jahrhunderte altes Gebäude mit vorspringenden Erkern, von denen aus man in das reizende Thal nach allen Seiten sehen kann. Ich bekam ein Zimmer, mit welchem ein solcher Erker in Verbindung war und wohnte da wie ein Fürst, konnte mir auch auf die Tage, welche ich da verweilte, einbilden, ich sey Herr der Herrschaft, und das um so mehr, als man alle meine Wünsche zu errathen suchte und immer schleunig erfüllte. Der Berg, auf dem das Schloß thronte, war auf der Ost- und Nordseite mit dichtem Gebüsch, auf der Süd- und Westseite aber mit Zwetschken- (Pflaumen-) Bäumen besetzt. Diese Obstart habe ich überall als eine Lieblingsfrucht der Slaven gefunden. Hier in Swietlau ist aber nicht allein der Schloßberg, sondern auch sämmtliche in der Nähe herum liegenden Anhöhen mit dieser Obstart bepflanzt, so daß viele tausend Stämme da stehen, von deren Anzahl man sich einen ungefähren Begriff machen kann, wenn man hört, daß bei guten Jahrgängen schon gegen 800 Wiener Metzen (fast 900 preuß. Scheffel) getrocknete Pflaumen und außerdem noch über 100 Centner Muß gewonnen worden sind. Die Zeit der Ernte dieser Frucht ist dann ähnlich wie die Weinlese in ausgedehnten Weinbergen. Wie wohlfeil man da die frischen Pflaumen kauft, das kann man sich leicht denken, und dennoch tragen sie der Herrschaft eine sehr hohe Rente.

Am Fuße des Schloßberges gegen Osten liegt der Marktflecken Bukowitz, zur Herrschaft gehörig, welcher meistentheils mit armen Tuchmachern (slawischer Nation) bevölkert ist, von denen noch die Rede seyn wird. In den Seitenthälern so wie an und zwischen den umliegenden Bergen sieht man kleine Ortschaften und Meierhöfe, die alle zu Swietlau gehören, denn es umfaßt diese Herrschaft einige Quadratmeilen. Neben der

Digitized by Google

Merkwürdigkeit der vielen Pflaumen verdienen auch die Haselnüsse genannt zu werden, die in ungeheurer Menge in einem Walddistricte wachsen und wovon man alle Jahre viele hundert Metzen bekommt. Ein ungeheurer Zug von Bergwiesen dehnt sich eine halbe Stunde vom Schlosse gegen Süden aus, und die Heuernte ist dort allemal eine Art von Fest für die Fröhner der Herrschaft, was ich darzustellen bald Gelegenheit haben werde.

Nach dieser Einleitung komme ich zur Sache.

Es war an einem Maitage, als ich dort gegen Mittag eintraf und schon alles zu meiner Aufnahme vorbereitet fand. Der Oberbeamte empfing mich und wünschte meine Ordres entgegenzunehmen. Während des Gesprächs kam die Rede auch auf den Flecken Bukowitz, und da bemerkte er, daß dort mehrere recht tüchtige Musiker wohnten, so wenig man es den Leuten auch an ihrem Aeußern ansehen möchte. Zum Beweise erzählte er mir eine Anekdote, die sich erst das Jahr vorher hier zugetragen hatte. Ein österreichischer General hatte auf seiner Reise nach Trentschin — wohin der Weg hier durchführt — das Unglück gehabt, ein Rad am Wagen zu zerbrechen und mußte es in Bukowitz wieder herstellen lassen. Der Oberbeamte lud ihn aufs Schloß, und da der Schaden nicht so schnell wieder herzustellen war, so mußte es sich der General zum Glück rechnen, hier so gut aufgenommen zu seyn, denn es blieb ihm nichts übrig, als die Nacht hier zu bleiben. Der Oberbeamte leistete ihm Gesellschaft, und erzählte unter anderm auch von der Virtuosität der Bukowitzer Tuchmacher. Der General lächelte spöttisch, denn er mochte sich wenig davon versprechen. Nun war es an jenem, die Ehre seiner Musiker zu retten. In aller Stille ward die ganze Truppe bestellt, und als sich der General eben zum Nachtmahle niedergesetzt hatte, begann sie mit einer Ouvertüre aus einer Mozartschen Oper. Aufs höchste überrascht trat er in den Erker, wo er die im innern Hofe aufgestellte Truppe sehen konnte. Seine Verwunderung stieg von Minute zu Minute, und es war ihm durchaus unbegreiflich, wie sich dieß Musikchor hier zu dieser Vollkommenheit ausgebildet hatte.

Mir bereitete der Oberbeamte eine ähnliche Ueberraschung. Unter dem Vorgeben, es seyen heute gerade die meisten von dem Musikchor abwesend, bedauerte er, mir nicht auch einen solchen Abendgenuß verschaffen zu können, was natürlich auch mir sehr leid that. Da ich mein Abendessen zeitlich zu mir genommen, so machten wir noch einen Gang durch das am Schloßberge zu einem Park angelegte Gebüsch, und setzten uns endlich, da ringsum die Nachtigallen schlugen, auf eine Bank. Siehe, da erklang, wie von weiter Ferne her, eine wahre Sphärenmusik, die allmählich immer näher zu kommen schien. Nicht weit von uns hatte sich hinter dem Gebüsch das Chor aufgestellt und mit dem sanftesten Adagio begonnen. Ich hatte in dem Augenblicke keinen Ausdruck für meine Empfindungen und lauschte in stummem Entzücken. Nie in meinem Leben erinnere ich mich einer angenehmern Ueberraschung, für welche ich dem, der sie mir bereitete, nicht genug danken konnte. Und was das Ganze noch hob, das war der Wetteifer der Nachtigallen, so lange das Adagio währte; als aber die Musik stärker und rauschender wurde, schwiegen sie allmählich und ließen sich nur immer in den Zwischenräumen hören. Der Zusammenhang ist folgender:

Die frühere Besitzerin, eine Gräfin Haugwitz, war eine große Verehrerin in der Musik, errichtete in dem Schlosse eine Capelle und ließ die Mitglieder derselben in der Art heranbilden, daß sie junge Bursche, die Talent und Neigung zur Musik hatten, unterrichten ließ. Im Schlosse hielt sie einen Capellmeister, der das Ganze leitete. Die ausgebildeten Mitglieder bekamen nach Maaßgabe ihrer größern Fertigkeit eine Besoldung, und um die Sache nicht eingehen zu lassen, stiftete sie einen Fond, aus welchem nach ihrem Tode die Mitglieder besoldet, auch neue Musikalien angeschafft werden. Die Capelle, in welcher größere musikalische Aufführungen stattfinden, ist ein ziemlich geräumiger, gewölbter, ovaler Saal, in welchem die Instrumente und die Musikalien aufbewahrt werden, und dessen Wände die Bildnisse der größten Tonkünstler schmücken. Für die Mitglieder ist diese Stiftung eine große Wohlthat, indem die ersten derselben eine monatliche Remuneration von 6 bis 8 Gulden C. M., die niedern aber 2 bis 3 fl. haben, wobei ihnen aber noch gestattet ist, bei Hochzeiten, Kirchweihen, Fastnachten und andern Gelegenheiten zu spielen und sich ein Ansehnliches zu verdienen, was für Leute dieses Standes von großer Bedeutung ist. Diese wohnen in Bukowitz, einige aber auch in den zur Herrschaft gehörigen Dörfern.

(Schluß folgt.)

Madrid und die Madrider.

(Schluß.)

Was bis jetzt zur Entwicklung Madrids beitrug, waren allerdings nur künstliche und gemachte Verhältnisse, aber indem sie lange ununterbrochen fortwirkten, lieferten dieselben auch dauernde und wichtige Ergebnisse. Madrid hat vor den übrigen Städten der Halbinsel nicht bloß den Vorzug, der Sitz der Staatsgewalten zu seyn, sondern auch den, eine größere Bevölkerung in sich zu schließen, als jede andere von ihnen. Der ihm dadurch gewordene Vortheil wird sich steigern, sobald die Finanzänderungen ins Leben getreten sind, die in Spanien nur noch verschoben, nicht mehr verhindert werden können. Jetzt zahlt der Bewohner des Districts von Pontevedra (der mit Ausnahme der baskischen Provinzen der von Staatslasten am wenigsten gedrückt ist) 23 Realen Staatssteuern jährlich; der Bewohner des Districts von Sevilla, der nach dem Madrider am meisten belastet ist, gibt jährlich 96 Realen an die Regierung ab; der Bewohner des Districts von Madrid muß durchschnittlich 169 Realen für den Staat aufbringen, und auf den städtischen Bewohner des Districts von Madrid fallen insofern noch mehr als 169 Realen, als die letztern nach der Gesammtheit des Districts berechnet sind, die ländlichen Bewohner von diesem aber viel ärmer und viel weniger mit Steuern überhäuft sind als die ländlichen Bewohner anderer spanischer Districte. Bei einer Verbesserung des Finanzwesens wird also unter allen Spaniern der Madrider am meisten gewinnen: er wird billiger leben, billiger arbeiten können als jetzt, während in seinen Händen zugleich mehr Geld aufgehäuft seyn wird als in denen seiner fern von der Hauptstadt lebenden Mitbürger. Der Bürgerkrieg, der lange Zeit die Speculation auf Landgüter und auf Provincialindustrien gehindert, dagegen aber die Börsenspeculationen unnatürlich übertrieben hat, hat in der Hauptstadt, die den natürlichen Mittelpunkt der Agiotage bildete, ungeheure Massen an baarem Gelde und an Papierwerthen zusammengeführt, die fortan zu nützlichen Bestimmungen verwendet werden. Zur Zeit des financiellen Schwindels, der in Madrid von 1843 bis 1847 herrschte, erhoben sich hier, wo bereits mehr als 200 Bergwerksgesellschaften ihren Sitz hatten, Schlag auf Schlag 95 Plane anonymer Gesellschaften, welche

Digitized by Google

Banken, Versicherungsanstalten, commercielle, agricole und industrielle Unternehmungen aller Art ausbeuten wollten. Sie repräsentirten zusammen ein nominelles Capital von beinahe zwei Milliarden Francs, die binnen kaum vier oder fünf Jahren ratenmäßig eingezahlt werden sollten. Der Unsinn, der darin lag, strafte sich selber: die Hälfte dieser Gesellschaften kam nicht einmal so weit, sich constituiren zu können, und die den Sturm überlebenden konnten ihr Daseyn nur dadurch retten, daß sie sich gruppenweise zu zweien oder dreien verschmolzen oder ihre Emissionen beträchtlich beschränkten. Nichtsdestoweniger aber ist diese Thatsache ein schlagender Beweis für die ungeheure Anhäufung von Productivkräften, die nur darauf warten, richtig verwendet zu werden, und Madrid wird von dem Augenblick an ein mächtiger Handelsort seyn, wo es sich durch die Anlegung von größern Eisenbahnen im Königreich den beiden Meeren der Halbinsel genähert sieht, sie endlich gar erreicht. Wann derselbe eintritt, ist zwar noch unbestimmt, indeß sind darum Eisenbahnen, die ganz Spanien durchschneiden, noch keineswegs spanische Luftschlösser. Ueber die Nothwendigkeit, längere Eisenbahnen herzustellen, ist jenseits der Pyrenäen jedermann einverstanden: das Geld sie zu verwirklichen wird sich verhältnißmäßig viel leichter finden als das Geld, die Wege in Spanien auf andere Weise umfassend zu verbessern. Chausseen, gewöhnliche Straßen, müßten entweder durch den Staat oder die Provinzen oder die Gemeinden gebaut werden, diese alle aber sind im Königreich viel zu verschuldet, als daß sie in dieser Beziehung demnächst viel thun könnten. Großartige Eisenbahnen dagegen können durch Privatgesellschaften ins Leben gerufen werden, und obgleich ihre Errichtung mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn wird, so springen doch andrerseits bei ihnen Vortheile für den Interessenten heraus, die sehr bedeutende Nachtheile aufwiegen. Das Landeigenthum im Königreich hat bei dem gegenwärtigen Zustand der Straßen wenig Werth, die Hälfte des spanischen Gebiets besteht überdieß aus Weiden und Gütern, die dem Staat, den Provinzen, den Gemeinden gehören; das zur Eisenbahn nöthige Land kann daher allenthalben sehr billig angekauft werden. Man wird es zum Theil vielleicht umsonst erhalten können, und ist endlich eine umfassende Eisenbahn in irgend einer Richtung hergestellt, so hat dieselbe auf ihrer ganzen Route das vollste, ungeschmälertste Monopol des Vertriebs von Reisenden und Gütern. Sie hat nicht wie in England, Belgien und selbst in Frankreich mit der Concurrenz von andern Verbindungswegen zu kämpfen.

Denken wir uns nun, daß Madrid, jetzt durch den Zustand der Wege von aller commerciellen Bewegung abgeschnitten, diese wieder gewinnt. Mitten im reichsten Lande Europa's, zwischen fünf oder sechs Provinzen gelegen, von denen jede abwechselnd einen Ueberfluß an den nothwendigsten Lebensmitteln besitzt, die den andern vollkommen abgehen, wird alsdann Spaniens Hauptstadt einen großen Theil des Transithandels nach außen an sich zu reißen und das Entrepot für zwei Drittheile des innern Verbrauchs werden. Ihre Bevölkerung wird sich rasch vermehren, in gleichem Maaße ihr eigener Verbrauch; damit wird sich dann aber noch eine neue reiche Verdienstquelle für sie aufthun. Ihre Umgebung nämlich ist nur scheinbar eine unfruchtbare. Ueberall wo man sich in ihr die Mühe gegeben hat, ein wenig Wasser in Umlauf zu bringen, ist eine herrliche Vegetation aufgesproßt, und Wasser findet sich in ihr viel häufiger als man denkt. In den Niederungen trifft man es fast in gleicher Höhe mit der Erdoberfläche, und einige ganz einfache hydraulische Apparate würden hinreichen, diese dürren Untiefen in Gärten zu verwandeln. Um die höhern Ebenen zu befruchten, könnte man sich vielleicht mit wenig Kosten der zahlreichen Wasserleitungen bedienen, die von 10 und 12 Lieues in der Runde her die 136 Fontänen Madrids nähren. Es wird also mit der Zeit Madrid sicher auch in agricoler Beziehung auf eine ganz andere Stufe der Entwicklung steigen, als auf der es jetzt steht, und mit seinem werdenden materiellen Glanz wird der intellectuelle dann sicher nicht zurückbleiben.

Daß die Hauptstadt augenblicklich in ihrem Schooß 17 Akademien oder ähnliche Gesellschaften zählt, ist Beweis genug, wie es den Madridern wenigstens nicht an Sinn für geistige Thätigkeit und geistige Genüsse fehlt, und die literarische und wissenschaftliche Oberhoheit, die Madrid seit fast drei Jahrhunderten der Gegenwart des Hofs verdankte, hat durch die Revolution nicht gelitten. Es wurden durch letztere vielmehr zu Gunsten der Hauptstadt die großen Provincialuniversitäten ruinirt und eine Menge tüchtiger Köpfe aus den Provinzorten in den Mittelpunkt des Reichs geworfen. Die spanischen Wähler, die ohne Vorbereitung in das politische Leben eingeführt wurden und zehn bis zwölf Jahre lang genöthigt waren, mitten unter tausend die Erstarkung von Localcoterien hindernden Wechselfällen des Schicksals Deputirte nach Madrid zu ernennen, hielten sich natürlich gern an diejenigen Namen, die ganz allgemein bekannt waren. Es gibt daher wenig irgend ausgezeichnete Schriftsteller, die nicht ins Parlament, d. h. nach Madrid gekommen wären. Von denen aber, die Deputirte, Senatoren oder Minister wurden, wurde keiner seiner frühern Beschäftigung ungetreu. Er fuhr fort zu schreiben. Und in natürlicher Entwicklung davon stammen die mehrsten bedeutenden Bücher Spaniens aus Madrider Pressen, hat die Madrider Journalistik seit dem Beginn des neuen Regime eine unbestreitbare Oberherrschaft im Reiche erlangt, obgleich die Provincialjournale sich an den Mittelpunkten der revolutionären Thätigkeit befanden. Ja, die literarischen Tendenzen Madrids hätten sich noch viel rascher entwickelt, wenn nicht fünfzehn Jahre lang eine Manie für Uebersetzungen geherrscht hätte, die auf den Theatern, in den Büchern und in den Feuilletons den nationalen Schriftstellern Luft und Sonne wegnahm. Jetzt fängt in dieser Beziehung schon eine Reaction an sich zu regen. Die Hauptjournale von Madrid leihen ihre Spalten und ihre guten Dienste mit Vorliebe der einheimischen Literatur, und die Regierung hat ein Theater auf die Darstellung ausschließlich nationaler Stücke angewiesen. Endlich verdienen auch die hieher gehörigen statistischen Ziffern volle Beachtung. Eine Universität ersten Ranges, die beinahe 5000 Zöglingen höhern Unterricht ertheilt, aus der jährlich etwa 1100 Graduirte hervorgehen, 13 Specialschulen, 4 Bibliotheken, 21 Archive, 10 Museen oder wissenschaftliche Sammlungen, 1 Observatorium, 4 nichtlyrische Theater, zahllose Liebhabertruppen, 51 Journale und periodische Schriften aller Art, zahllose Druckereien von denen eine allein 1847 nahezu 183,000 Bände in Umlauf setzte, das alles liefert der intellectuellen Bewegung in Madrid in ihren drei Hauptmanifestationen, der schönen Literatur, der politischen Presse und der Wissenschaft Rekruten, Stoff und Absatzmittel genug.

Schlimmer als mit der Literatur steht es mit den Künsten im engern Sinne. Für diese ist officiell durch ein Conservatorium der Musik und Declamation, durch drei lyrische Theater und drei Museen gesorgt. Daß bei vier andern Theatern und bei nicht 240,000 Einwohnern drei lyrische Theater brillante

Digitized by Google

Geschäfte machen, ist um so weniger möglich, da die andern Theater das Ballet, welches in London und Paris einen großen Theil des Opernpublicums anzieht, auf ihren Bühnen zulassen, und Madrid kann daher weder gute Componisten noch gute Sänger auf die Dauer festhalten. Man hört in der Hauptstadt Spaniens fast nur Darstellungen der italienischen Oper, die beinahe immer durch wandernde Gesellschaften aufgeführt werden. Bezugs der Malerei und Bildhauerkunst ferner lebt Spanien überhaupt etwas sehr von seiner Vergangenheit. Ihnen beiden hat die Revolution dadurch großen Schaden zugefügt, daß sie die Privatvermögen herunterbrachte und die Klöster schloß. Indeß halten Fr. de Madrazo und zwei oder drei andere Meister immer noch mit einem gewissen Glanz den alten Ruf der spanischen Malerei aufrecht, und diese, wenn sie je wieder aufersteht, wird nur in Madrid wieder erwachen. Hier finden sich die reichsten und gebildetsten Liebhaber; man zählt etwa acht Privatgalerien, von denen jede für manches größere Museum ein Gegenstand des Neides seyn kann. Die Sculptur darf in Madrid auf eine um so größere Zukunft rechnen, je kleiner ihre Vergangenheit daselbst war. Es fehlt der Stadt mit Ausnahme des königlichen Schlosses vollkommen an merkwürdigen Gebäuden, da sie bis zu ihrer Erhebung zur Hauptstadt also gerade während der großen Architekturperiode Spaniens gänzlich vernachlässigt blieb. Einstweilen übrigens, bis der Architekturluxus anderer großen Hauptstädte auch in die von Spanien einzieht, hält sich letztere an das Comfortable. Die Municipalverwaltung unterdrückt die alten Dachtraufen, die sonst an stürmischen Tagen 7000 Wasserfälle auf die Vorübergehenden herabsandten; sie öffnet Abzugcanäle und Gossen, gibt den Straßen eine flache bogenförmige Erhöhung, damit das Wasser auf ihnen nach den Seiten hin ablaufe, sie errichtet Trottoirs und läßt so lange wöchentlich 3000 Fuß Pflaster herstellen, bis die 510 Straßen und 69 Plätze der Stadt vollkommen in den gehörigen Pflasterzustand versetzt sind. Der Asphalt fängt an sich in Madrid zu naturalisiren. Die Gaserleuchtung, die nur erst neuerdings daselbst eingeführt ist, wird sehr bald die 9000 Reverberen und Laternen ersetzt haben, an denen die schönen, hellen Sterne, die im reinsten Aether schwimmen, heut zu Tage nur sehr unmächtige, und gar oft vollkommen überflüssige Concurrenten haben. Nach den Angaben des Observatoriums zählt Madrid jährlich 251 schöne Tage, von denen 132 leicht bewölkt, 119 absolut klar und rein sind, ein Phänomen, das sich theils durch die Trockenheit des umliegenden Bodens erklärt, indem dieser die geringste Feuchtigkeit gierig aufsaugt, theils und sogar vorzugsweise durch die große Höhe von Madrid, welches beinahe 640 Metres über dem Meeresspiegel liegt. Die Hitze freilich wird durch diese Höhe von Madrid nicht abgehalten. Sie steigt zuweilen bis zu mehr als 38° C. im Schatten.

Die improvisirten Colonien in Algier.

Die neuen landwirthschaftlichen Colonien Algeriens befinden sich in einem traurigen Zustand: Enttäuschungen aller Art, das ungewohnte Klima, gänzliche Unerfahrenheit in den ländlichen Arbeiten von Seiten der meisten Colonisten, dann die endemischen Fieber, und zuletzt in manchen Localitäten die Cholera, haben störend auf das Gedeihen derselben gewirkt. Die neuangelegten Dörfer stehen meist verödet; die wenigen Zurückgebliebenen schleichen wie Schatten in denselben umher, und jedes Dampfboot führt eine Menge Entmuthigter nach Frankreich zurück. Die Cholera ist zufällig, und hierüber ist nichts zu sagen; den Fiebern aber konnte im Ganzen vorgebeugt werden, und nur die übergroße Eile, mit welcher man sich der Ueberlästigen in Frankreich zu entledigen suchte, ist Schuld, daß die nöthigen Maaßregeln hierzu vernachlässigt wurden. Nachstehender Brief eines Colonisten von Guelma an einen seiner Freunde hat diese Frage von ihrem richtigen Standpunkte erfaßt.

Guelma, den 21 October 1849.

Du begehrst zu wissen, wie es mit unsern landwirthschaftlichen Colonien steht; die Nachrichten, die ich dir darüber geben kann, sind höchst traurig. Ein Drittel der Bevölkerung ist gestorben. Ein Drittel derselben ist entmuthigt nach Frankreich zurückgekehrt. Das letzte Drittel ist krank. Ich übertreibe nicht; es ist die genaue Wahrheit.

Aus diesem wirst du schließen, daß die Gegend, welche wir bewohnen, äußerst ungesund ist; du irrst dich aber, denn unser Land ist gesund. Die Krankheiten, welche unsere Landwirthe hinwegraffen, sind Ursachen zuzuschreiben, die allen alten Colonisten dieses Landes wohl bekannt sind. Die erste derselben ist das Urbarmachen des jungfräulichen Bodens, der, während der Sommerhitze, verderbliche Dünste aushaucht. Dieß konnte man wissen, und darum behaupte ich, daß die Regierung sehr strafbar oder sehr unwissend war, die Colonisten nicht gegen diese vorübergehenden Einflüsse bewahrt zu haben, und ich prophezeihe für künftiges Jahr dieselben Krankheiten und dasselbe Sterben, d. h. den vollständigen Ruin der landwirthschaftlichen Colonien, wenn bis dorthin keine andern Maaßregeln getroffen werden. Ich sage dasselbe Unglück voraus, weil diese Ursachen noch immer vorhanden sind, denn die Häuser sind weder alle gebaut noch alle Ländereien urbar gemacht, und der frisch aufgewühlte Boden wird im Jahr 1850 dieselben Miasmen entwickeln.

Was hätte man thun sollen, oder vielmehr was sollte man thun um sich gegen die Fieber zu schützen? die Sache ist sehr einfach und ich will dir sagen welche Maaßregeln ich, was wenigstens die Gegend von Guelma anbelangt, für nöthig erachte. Während des jetzt bevorstehenden Winters, bis zum ersten Junius 1850, sollten die Ansiedler die ihrem Dorfe zunächst gelegenen Ländereien urbar machen. Die Verwaltung sollte, bis zu dieser Epoche, die Fundamente der Häuser graben lassen. Am 1 Junius sollten allen Familien Zelte gegeben werden, um dieselben etwa eine Meile von ihrem Dorfe, an einem nicht aufgerührten Orte aufzuschlagen, zu Heliopolis z. B. im Schatten der einen Hügel krönenden Olivenbäume. Am 1 October würden diese Familien vollkommen gesund in ihre Häuser zurückkehren.

Wer wird aber die Ernte besorgen? der Umstand, daß die Colonisten ihren Wohnsitz außerhalb dem Bereich der schädlichen Dünste aufgeschlagen, ist keine Ursache die Ernte zu vernachlässigen. Und wenn man mir den Einwurf macht, daß die Schnitter dem Uebel ausgesetzt sind, so antworte ich, daß dieß nicht statthaben wird, weil die Ernte im Julius endigt und die Fieber erst im August und September herrschen; wenn man übrigens annehmen will, daß Gefahr dabei sey, so hat mein Vorschlag doch immer den Vortheil, die untertags den Miasmen ausgesetzten Arbeiter doch wenigstens während der Nacht von denselben zu entfernen.

Aber die Hitze unter diesen Zelten? aber das Ungeziefer? werden sie nicht ebenso viel Krankheiten hervorbringen? Ich sage, nein: 1) Weil es weniger heiß ist unter Zelten, im Schatten der Bäume als unter Dielenhütten und selbst in euern, aus einem Erdgeschoß bestehenden Häusern, in welchen kein Plafond gegen die Hitze des Ziegeldaches schützt.

2) Weil es weniger Ungeziefer unter von einander getrennten Zelten geben wird als unter obgenannten, gemeinschaftlichen Dielenhütten, wo Groß und Klein bunt durch und unter einander zu wohnen genöthigt ist. Ein Colonist von Guelma.

Schutz der Schafe vor Nässe. In England wurde die Entdeckung gemacht, das Fließ lebender Schafe auf eine leichte und wohlfeile Weise wasserdicht zu machen, so daß einestheils die Gesundheit der Schafe erhalten, anderntheils das Wachsthum der Wolle gefördert wird. (Athen. 9 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 69. 21 März 1850.

Die Riesenschildkröte der indischen Cosmogonie.

Im Jahre 1844 legten Cautley und Falconer, die berühmten Paläontologen des ostindischen Festlandes, der zoologischen Societät zu London das mit Ausnahme der fehlenden Hals- und Schwanzwirbel vollständige Skelett einer fossilen Schildkröte von enormer Größe vor, welche aus den jungtertiären Schichten der Siwalik-Hügel im Norden Hindostans, die offenbar aus dem Detritus des Himalaya entstanden sind, neuerdings ans Tageslicht gefördert worden war.

Von allen bekannten Zünften der Reptilien wurden Reste zugleich mit denen der Riesenschildkröte entdeckt, wie von Iguanodon, Megalosaurus, Labyrinthodon rc., abgesehen von den in denselben Schichten eingebetteten Ueberbleibseln solcher amphibialischer Formen, deren Analogien lebend nicht mehr existiren, wie die Pterodactylen und die Enaliosaurier. Die fragliche Riesenschildkröte unterscheidet sich in ihrem Skelette von den Landschildkröten (Testudo) so wenig, daß ihre Entdecker Anstand nehmen, sie auch nur als Untergattung von den gewöhnlichen Landschildkröten zu trennen. Das Brustschild der Schale ist beim erwachsenen Thier 6½ Zoll dick, zweispaltig an der Spitze und an der untern Wölbung mit einem dicken, keilförmigen Kiel beleistet; das ganze Plastron (Brustschild) des ausgewachsenen Reptils wird auf 9 Fuß 4 Zoll Länge geschätzt, die Schale oder der vollständige Knochenpanzer hat 12 Fuß 3 Zoll Länge, 8 Fuß Durchmesser seiner Breitenwölbung und 6 Fuß Höhe vom Boden an. Die Extremitäten sind genau wie bei den Landschildkröten gebildet, natürlich der Größe des Panzers entsprechend, und die Nagelphalangen deuten auf einen Fuß, der mindestens mit dem des größten Nashornes wetteifert. Die Articulation des Oberarmes läßt eine beträchtliche Rotation zu und beweist, daß die fossile Riesenschildkröte ihre vordern Gliedmaßen viel weiter unter ihre Brust bringen konnte, als dieß bei irgend einer lebenden Art der Fall ist. Der Kopf gleicht vollkommen dem einer Landschildkröte und hat eine Länge von 2 Fuß, während die ganze Länge des Reptils auf 18 bis 19 Fuß und eine aufrechte Höhe von 7′ angegeben wird. Der generische Name Colossochelys, welchen die Entdecker der Riesenschildkröte gegeben, bezieht sich auf ihren gigantischen Wuchs, der specifische, „Atlas," auf die mythologische Schildkröte, die nach der hindostanischen Cosmogonie die Welt auf ihren Schultern trägt. Im Interesse einiger Leser erwähnen wir noch, daß die von Dr. Middleton angestellte chemische Analyse dieser Riesenknochen eine sehr große Quantität von Fluorin oder Phthor nachwies. Sie bestehen aus 11 Proc. Fluor und 89 Proc. Kalk, und Falconer legte Zeichnungen der Colossochelys vor, die mittelst des aus ihrem eigenen Skelette gewonnenen Fluors auf Glasplatten geätzt worden waren.

Die ersten Reste dieser kolossalen Schildkröte wurden im J. 1835 in den oben erwähnten Tertiärschichten der Siwaliks, dem südlichen Fuße der großen Himalayakette zugleich mit den fossilen Knochen vier erloschener Arten von Mastodon und Elephas, ferners untergegangenen Nashörnern, Flußpferden, Rossen, Anoplotherien, Kamelen, Giraffen, Sivatherium und einer großen Zahl anderer Säugethiere, darunter 4 bis 5 Affenarten, entdeckt. Daneben fand man viele versteinerte Amphibien, deren einige ganz untergegangen sind, während andere, wie der Gavial oder das langschnauzige Krokodil und die Süßwasserschildkröte (Emys tectum), noch gegenwärtig zu den gemeinsten Amphibien des indostanischen Continents gehören.

Gleich wichtig für Naturgeschichte und Mythologie ist die Frage, wann diese gigantische Schildkröte ausgestorben ist und ob ein vernünftiger Grund für das Herabsteigen derselben bis in die menschliche Periode spricht. Eine Unmöglichkeit a priori, daß eine gegen alle lebenden Arten so disproportionirte Species contemporär mit dem Menschen gelebt haben soll, widerlegt sich durch die Thatsache, daß andere Arten der Chelonier, die mit der Colossochelys in der Fauna derselben Schichten gleichzeitig waren, das gegenwärtige Zeitalter erreicht haben, und was wahr ist für eine Spezies der Zunft, kann unter denselben Verhältnissen eben so wahr für jede andere seyn. Allerdings haben wir bis jetzt eine directe Gewißheit über diesen Punkt noch nicht, da aus den Alluvionen noch keine Reste dieses Thieres gezogen sind, aber es gibt Traditionen, zusammenhängend mit der kosmogonischen Anschauungsweise der meisten Nationen des Ostens, welche sich auf eine Schildkröte von so riesenhaftem Wuchse beziehen, daß sie in ihren mythischen Erzählungen mit dem Elephanten verglichen wird. War diese Schildkröte ein reines Geschöpf der Einbildungskraft oder war die Idee derselben einer Wirklichkeit entnommen, ähnlich der Colossochelys?

Ohne diese Schildkrötensage durch all ihre Verästlungen zu verfolgen, erwähnen wir nur der interessanten Thatsache ihrer Existenz auch unter den Eingebornen Amerika's. Die Irokesen glauben, daß sie ursprünglich noch vor Erschaffung der Erdkugel vorhanden war, sechs männliche Thiere in der Luft schwebend, aber der Sterblichkeit unterworfen. Es gab kein Weib unter ihnen, um das Geschlecht fortzupflanzen, da sie aber erfuhren, daß es im Himmel ein Weibchen der Art gebe, unternahm eine derselben die gefährliche Fahrt, dasselbe herbeizuführen. Ein Vogel (ähnlich dem Garuda-Adler des Wischnu

Digitized by Google

oder dem Aar Jupiters) diente als Fluggespann. Der Abgesandte verführte das Weib durch Schmeichelei und Geschenke, sie wurde von der höchsten Gottheit aus dem Himmel herabgestürzt, aber glücklich auf dem Rücken einer männlichen Schildkröte aufgefangen, als plötzlich der Fischotter (ein wichtiger Intriguant in allen Ueberlieferungen der amerikanischen Indianer) und die Fische den Schlamm am Boden des Meeres aufwühlten, und indem sie ihn rund um die Schildkröte zusammenhäuften, ein kleines Eiland bildeten, aus welchem die Erde entstand. Diese Sage mag wohl aus einer östlichen Quelle geflossen seyn, da das Weibchen hierauf zwei Söhne erhalten haben soll, deren einer den andern erschlug, wornach sie noch verschiedene Kinder gebar, aus welchen die menschliche Race entsprang.

In dieser Fabel haben wir allerdings kein vergleichendes Medium für die Größe der Schildkröte, aber in der pythagoräischen Kosmogonie wird die unmündige Welt dargestellt, als auf dem Rücken eines Elephanten stehend, der von einer hohen Schildkröte getragen wird. Am umständlichsten findet man übrigens diese Sage in den Mythen der Hindu erzählt, namentlich in jenen, die auf das zweite Avatar Wischnu's Bezug haben, da mit Hülfe des auf den Rücken des Schildkrötenkönigs gesetzten Berges Mundar der Ocean in Butter verwandelt wurde und die Schlange Asoki als Butterseil diente. Wischnu mußte die Form einer Schildkröte annehmen und die neugeschaffene Welt auf seinen Rücken stellen, um sie stehen zu machen. Diese Sage ist so verwachsen mit dem Leben der ganzen Landschaft, daß die Hindus noch diesen Tag glauben, die Welt stehe auf dem Rücken einer Schildkröte. Sir William Jones gibt die folgende Uebersetzung aus dem großen lyrischen Dichter Tschajadeva: „die Welt stand fest auf deinem ungeheuer breiten Rücken, der größer wächst durch die Schwiele, welche die Last solch mächtiger Bürde erzeugt. O Cesava, der du die Form einer Schildkröte annimmst, sey siegreich! Heil dir, Herr des Weltalls."

Die nächste Gelegenheit, wo die Schildkröte in der Hindu-Mythologie eine Rolle spielt, ist bei Erzählung der Wunder des Vogel-Halbgottes Garuda, des Boten Wischnu's. Nach Aufzählung der Eigenschaften dieses Vogels und des Streites zwischen seiner Mutter Vinuta und Kudru, der Mutter der Schlange, wird erwähnt, daß er auf Abenteuer gesandt wurde, um Tschundra, den Mond, zu holen, von welchem die Schlangen das Wasser der Unsterblichkeit erhielten. Während er unter vielen Gefahren seinen Weg verfolgte, traf Garuda seinen Vater Kuschgufa, der ihn seinen Hunger an einem gewissen See stillen hieß, wo ein Elephant und eine Schildkröte im Kampfe lagen. Der Körper der Schildkröte war 80 Meilen lang, der des Elephanten 160. Garuda ergriff mit einer Klaue den Elephanten, mit der andern die Schildkröte und setzte sich mit ihnen auf einen Baum von 800 Meilen Höhe. Nach sonderbaren Abenteuern flog er endlich auf das Gebirg einer unbewohnten Gegend und vollzog seine Mahlzeit an Elephant und Schildkröte.

Bei drei Gelegenheiten treffen wir also auf eine gigantische Schildkrötenform, an Wuchs dem Elephanten vergleichbar. Wir wiederholen demnach die Frage, haben wir diese Idee als reines Product der Einbildungskraft zu betrachten gleich Minotaur, Chimära, Greif, Drachen, oder gründet sie sich auf eine rechtfertigende Realität? Die griechischen und persischen Monstra sind aus phantastischen und wilden Combinationen verschiedener Partien bekannter Thiere in unmögliche Formen zusammengesetzt, und wie Cuvier richtig bemerkt, sie sind nur die Ausgeburt ungebändigter Phantasie; aber in den cosmogonischen Formen der Indier erblicken wir immer ein Bild reeller Congruität durch all den Wust von Uebertreibung, womit sie bekleidet sind. Wir haben den Elephanten, wenigstens für die gegenwärtige Erscheinung das größte der Landthiere, einen passenden Träger der unmündigen Weltanschauung; in der Schlange Asoki, die zum Buttern des Oceans verwendet wurde, erblicken wir den Repräsentanten der gigantischen Riesenschlange Indostans, und im Vogelgott Garuda mit all seinen Attributen könnte man den Marabu oder Riesenstorch (Ciconia gigantea, einen fliegenden Vogel von 5' bis 8' Höhe) entdecken, der wenigstens die Entstehung solcher Fabel erklärt. Auf gleiche Weise würde die Colossochelys als Stellvertreterin der Schildkröte dienen, welche den Elephanten und die Welt mit einander trug. Wollten wir aber annehmen, daß der mythologische Begriff der Schildkröte als Symbol der Kraft von einer der kleinen Testudoarten, die als jetzt lebend in Indien bekannt sind, hergeleitet sey, so müßte man diese Uebereinstimmung der Ideen, die Harmonie der Darstellung vollkommen zerstören; es würde eben so gerechtfertigt erscheinen, auf einen Kampf von Ratte oder Maus mit einem Elephanten zu rechnen, als von irgend einer der bekannten Schildkröten Indiens das zu verlangen, was sie in der Garuda-Fabel thut. Die Phantasie müßte ein solches Gleichniß als ungereimt verbannen, und selbst das mythologische Gewicht wäre nicht groß genug, um während der abergläubischsten Epoche des menschlichen Geschlechtes eine solche Erzählung zur geglaubten Thatsache zu stempeln.

Allerdings sind Beweise, der mythologischen Tradition entnommen, jedenfalls schwankend und ungewiß; das Resultat zu dem wir gekommen sind, geht indeß dennoch dahin, daß Gründe für die Annahme des Fortlebens der Riesenschildkröte in die menschliche Aera vorhanden sind, und zwar 1) in Folge der Thatsache, daß andere Arten von Cheloniern und Krokodilen, welche in denselben Schichten contemporär mit der Colossochelys existirten, bis auf unsere Tage leben, und 2) nach den Andeutungen, welche die Mythologie von einer riesenhaften Schildkrötenart in Hindostan aufbewahrt.

Die Slaven in Mähren.

(Schluß.)

Bin ich einmal im Erzählen von dem musikalischen Talente der Slaven, so will ich auch gleich ein derartiges originelles Schauspiel aufführen. Bei der Heu- und Getreideernte, insbesondere wenn die großen Bergwiesen, von denen ich schon sprach, abgeheut werden, kamen zu jener Zeit, als noch die Robot (Frohne) bestand, die Fröhner vom größten Theile der ganzen Herrschaft zusammen, und schlugen, da die meisten viel zu weit hatten, um des Abends — also noch viel weniger zu Mittage — nach Hause zu gehen, ein förmliches Lager auf, in welchem es auch nicht an Kindern fehlte, da viele Mütter zur Frohne kamen, die zu Hause niemand hatten, dem sie ihre Kinder übergeben konnten. In einem solchen Lager gab es nun Trubel und Vergnügen in Menge, wobei natürlich auch die Musik nicht fehlen durfte, welche übrigens ein Ortsrichter, der bei dieser Veranlassung immer als Aufseher mitkam, ex officio zu besorgen hatte. In den Feierstunden, zu Mittage und zur Vesper, ward da aufgespielt und vom jungen Volke getanzt. Daß es des Abends, nach gethaner Arbeit auch geschah, läßt sich voraussetzen. Ja so weit ging die Tanzlust, daß die jungen Leute

Digitized by Google

oft mitten aus der Arbeit sprangen, und sich nach den Tönen, die in Unterbrechungen immer wieder aufs neue erklangen, herum drehten. So ward ihnen diese Frohne zu einem Feste, auf welches sie sich gewöhnlich schon lange im voraus freuten, und was sie sicher jetzt, da die Robot aufgehoben ist, sehr bedauern mögen.

Ein gleiches Fest, nur mit einem noch größeren Halloh durchgeführt, war allemal die Ernte der Haselnüsse. Dieselben wurden von den Einsassen der um das weite Haselgebüsch gelegenen Dörfer gegen eine gewisse Quote eingesammelt, und standen sonach, zunächst dem Waldwärter, unter der Aufsicht dieser Gemeinden, waren folglich geschützt und konnten so ihre volle Reife erlangen. Sobald diese eingetreten, ward die Lese angesagt, und nun zogen die Gemeinden truppweise näher und sammelten die durch Ueberreife schon zum Theil abgefallenen Früchte, die alle zusammen geschüttet, und sodann, nach Abzug der Quote für die Leser, nach Swietlau abgeführt wurden. Bei diesem Feste fehlte es denn eben so wenig, wie bei der Heuernte, an Musik, denn jede Gemeinde brachte sich ihren Pfeifer mit, die sich da so schnell zusammen einspielten, daß man hätte glauben mögen, sie hätten sich seit Wochen exercirt. Diese Freuden haben nun, mit der Ablösung der Servitute, aufgehört, und es ist sicher, daß die Einsassen der Herrschaft die alte Zeit, besonders in dieser Beziehung, zurück wünschen.

Die Slaven in Mähren unterschieden sich zu jener Zeit von ihren Stammverwandten in Galizien ganz vorzüglich dadurch, daß sie eine große, ja ich möchte sagen, fast abgöttische Anhänglichkeit an ihre Grundherrschaften hatten, die sie bei jeder Veranlassung an den Tag legten. So besaß z. B. die Gräfin Larisch-Mönnich, aus der Erbschaft ihrer Mutter, die Herrschaft Swietlau bereits sechs Jahre, und war noch nie dort gewesen. Das ging den Insassen sehr zu Herzen, denn sie hielten es für eine Art von Zurücksetzung. Als sie im folgenden Jahre das erstemal hinkam, ward alles, Jung und Alt, Männer und Weiber aufs freudigste erregt, und es wurde ihr der feierlichste Empfang bereitet. Die Bauern erschienen zu Pferde und ritten ihr, im höchsten Staate, mehrere Meilen weit entgegen. Weiber und Kinder versammelten sich, und bildeten ein langes Spalier, welches, obgleich aus dem Stegereife, doch aufs beste geordnet war. Mit einem lauten Freuderufe ward sie empfangen und fast auf den Händen bis nach dem Schlosse getragen. Das Musikchor spielte, Schüsse krachten und auf allen Gesichtern strahlte die reinste Freude. Rührend war es dann des Abends, wie auch die Aermsten unter den Einwohnern eine Illumination in ihrer Art veranstalteten, die sie freilich meistentheils nur mit Kienspänen in ihren ärmlichen Hütten ausführen konnten. Bis spät in die Nacht dauerte der Jubel und am andern Morgen war wieder alles auf den Beinen, um die liebe Gebieterin zu sehen. Das war nicht die erzwungene Huldigung des Sklaven, sondern das Ausströmen eines ergebenen fast kindlichen Gemüths.

Der Stamm der hiesigen Slaven ist ein kräftiger, obgleich nicht gerade sehr hoch gewachsener, in dessen ganzem Aeußern sich Gesundheit und, wo ihn die Armuth nicht zu sehr darniederdrückt, auch Frohsinn ausspricht. Wohl darf man dem hiesigen Klima, mit seiner reinen frischen Bergluft, den Einfluß hierauf nicht absprechen, der vielleicht durch die vielen hier quellenden Gesundbrunnen noch verstärkt wird. In dieser Gegend, etwas nördlich von Swietlau, ist es auch, wo die an Mineralien-Gehalt so starke Rohatscher Quelle sprudelt, deren Wasser nach allen Richtungen in weite Fernen versandt wird.

Von Haus aus scheinen die hiesigen Männer gerade nicht mit ausgezeichnetem Muthe ausgerüstet zu seyn, und dennoch rühmt man sie sehr als Soldaten, sowohl wegen ihrer strengen Disciplin, als auch wegen ihrer Bravour, die sie da zeigen wo es gilt, wovon auch die vielen Decorationen, die man hier an ausgedienten Soldaten sieht, Zeugniß ablegen. Ihre Vaterlandsliebe bewähren sie bei jeder Gelegenheit und ihrem Kaiser sind sie mit Leib und Seele ergeben.

Das weibliche Geschlecht zeichnet sich bei diesem Stamme durch Schönheit nicht gerade aus, auch selbst in der Fülle seiner Formen steht es gegen den rein czechischen Stamm zurück. Indeß rühmt man seinen Fleiß und seine Häuslichkeit, auch leidet es, wie die slavischen Stämme überhaupt, gerade nicht an Unfruchtbarkeit, wie man aus dem Schwarme von Kindern entnehmen kann, den man fast in jeder Ortschaft sieht. Diese zu ernähren macht in jenen armen Gegenden, wo der Boden wenig fruchtbar ist, den Eltern nicht geringe Sorge, daher sieht man denn auch viele dürftige, halbverhungerte und zerlumpte unter ihnen. In dem Hungerjahre von 1847 war hier die Noth entsetzlich, und es kamen nicht wenig Menschen aus Mangel um. In Swietlau wurden gegen diese Noth die kräftigsten Anstalten getroffen und ihr aufs möglichste gesteuert, so wenig man auch übrigens im Stande war ihr ganz abzuhelfen. Die Geduld und Hingebung der Bevölkerung aber war rührend, auch hat man wenig von gewaltsamen Eingriffen in fremdes Eigenthum vernommen, die hier wohl als einigermaßen gerechtfertigt hätten erscheinen können.

Den Uebergang von hier nach dem nahe liegenden Ungarn wird man in der Bevölkerung und ihrer ganzen äußern Erscheinung durchaus nicht gewahr. Denn drüben wie hüben ist derselbe Volksstamm, dasselbe Klima, und derselbe mehr sterile als fruchtbare Boden. Auch selbst die ungarische Freiheit zeichnete die Slaven von jenseits vor denen von diesseits nicht aus.

Ritt in die Walachei.

(Von Arthur Schott.)

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

Von drei Uhr Nachmittags war es $5\frac{1}{2}$ Uhr geworden, bis endlich der Wagen, an dessen Kommen wir heute schon gezweifelt hatten, vor's Haus fuhr. Der Birschar (Stellwagenkutscher) hatte natürlich für jeden Vorwurf zwei Ausreden, die er mit lakonischer Bündigkeit zu geben wußte, daß wir uns zuletzt ärgerten ihm nur solche gemacht zu haben; er setzte sich nämlich sogleich zur Wehr, trieb zur Eile, sagte, daß es spät und nichts mehr zu versäumen sey, um heute wenigstens noch eine Post zurückzulegen; dagegen konnten wir natürlich nichts einwenden, wir eilten uns im Wagen zurechtzusetzen, so gut es ging, auch unserem Gepäck welches für die Sättel recht compendiös eingerichtet war. Als Reisegesellschafter hatten wir noch den jüngern Bruder des Schulendirectors, Hrn. M., den wir schon Tags zuvor kennen gelernt hatten; er war ein stiller, bescheidener junger Mensch, der eben nach Bukurest reiste um dort ein Examen abzulegen; der deutschen Sprache war er gerade so mächtig, daß er sich so ziemlich in allem ausdrücken konnte. Mein Reitpferd wurde am Halfter neben den Wagenpferden angehängt, und konnte so die Reise frei und ledig mitmachen. In der Stadt selbst machte diese ihm neue Art zu reisen viel zu schaffen, um auf dem schlechten Pflaster an fremde Reisegefährten gebunden, allen Begegnenden gehörig auszuweichen; bald rechts, bald links springend, bald scheu sich durchdrängend, wo zu frischer Pflasterung eben aufgeführte Stein- und Sandhaufen ihm Anlaß zum Verdacht gaben, gelangten wir mit ihm endlich in den äußern Theil der Stadt, wo noch ein Passagier aufzunehmen war. Es währte

Digitized by Google

einige Zeit, bis dieß bewerkstelligt werden konnte, denn unser albanesischer Rosselenker hatte wahrscheinlich a conto entfallender Trinkgelder und sonstiger kleiner Geschenke nach ächtem deutschem Kutscherebrauch einige Gläser Branntwein zu trinken — ein Geschäft zu dem er sich alle Zeit und Muße nahm, denn der Asiate welcher in unserem Bunde der vierte seyn sollte, schien noch keinerlei Ahnung von abendländischem Reisen zu haben, wo man auf Eisenbahnen oder Dampfschiffen nach dem Secundenschlag bereit seyn muß, mitzufliegen oder sich zu trennen. Gemächlich füllte seine Riesengestalt nach und nach die Lichtung der Thüre des Hauses, welche er zu verlassen im Begriff war und gleichzeitig mit dieser Erscheinung schoben andere unbekannte Hände Bündel und Päcke von allen Größen und Kalibern in den Wagen, wo wir, da der Kutscher beharrlich beim Branntweinglas blieb, uns damit befaßten sie hinter, vor, neben und unter uns zurechtzulegen, so daß wir uns nachher der Einbildung hingeben konnten, als ob wir darauf säßen. Endlich nahte die Riesengestalt, deren Kopf vorne ein Gesicht hatte, welches einmal kein europäisches seyn konnte, und das, wollte man es unter Thiergesichter reihen, nur zu den vorweltlichen zu zählen war. Wie jeder andre Planet war diese massenhafte Gestalt von einer eigenthümlichen schweren Atmosphäre umgeben, deren dichter Knoblauchgestank sich für einen dichterischen Malerpinsel viel eher zur Darstellung geeignet hätte, als alle bis jetzt auf Leinwand gestrichenen Heiligenscheine; der asiatische Riese mit seinem sonst äußerst gutmüthigen Gesichte schien auch durchaus nichts von einem chinesischen Gaukler zu haben, denn es kostete ihn nicht wenig Anstrengung, bis er sich endlich unterm Dach des Wagens befand, ja auch unsere Füße hatten bei diesem Unternehmen zu leiden. Das für Reisende völkerrechtliche Fügen und Kreuzen der Beine war indessen bei unserem neuen Reisegesellschafter rein unmöglich, denn er trug so nationale breite rothe Schnabelschuhe, daß am Boden außer den seinigen nur noch ein paar Füße Raum hatten, die zwei übrigen Paare konnten sehen, wie sie unterkamen. Freilich waren unsere Europäerfüße gegen die braunhäutigen Elephantenknochen des Asiaten zierliche Vogelbeinchen, und er schien es gar nicht zu achten, wenn wir unsere Füße geradezu auf die seinigen stellten. Das ganze Schicksal unserer Füße von Krajowa bis Bukureſt bestand in sehr wenig Abwechslung, sie preßten und wurden gepreßt, und genossen nur Erholung, wenn wir bergauf oder bergab ausstiegen, um zu gehen, oder wenn der Asiate die seinigen hinaufzog, um auf morgenländische Weise zu sitzen, wobei er freilich seine obere Gestalt wieder dermaßen ausdehnte, daß sein Nebenmann die vermehrte Freiheit der Füße doppelt empfinden mußte.

Der Branntwein war aus, die nöthigen Paras dem Wirthe in die Hand gedrückt, und der Rosselnecht nahm seinen Sitz ein und trieb an. Noch ging es Schritt für Schritt, denn die Straße wurde eben gepflastert und war ziemlich verbarrikadirt, auch hatten wir die Linie noch nicht hinter uns, wo ein braunes, schwarzäugiges Amtsgesicht unsere Gesichter noch einmal in Augenschein nehmen wollte. Kaum war dieß geschehen, so setzte sich der Albanier, unser Kutscher, zurecht, schwang die Peitsche und ließ die Pferde laufen; hinter uns und der Stadt, welche wir so eben verlassen hatten, drängte sich das Schylthal herunter ein Gewitter, dem ein heftiger Sturmwind voranging und der uns bereits eingeholt hatte. Da hieß es wie Lenau sagt:

Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Neben uns hoben sich dichte Staubwolken die in hochaufwirbelnden Säulen wie Geisterhorden an uns vorüberfuhren; wir machten uns auf eine tüchtige Traufe gefaßt, fanden aber an der Beleuchtung und dem Aufruhr, in welche das herannahende Gewitter die ganze Natur versetzt hatte, unser besonderes Wohlgefallen; auch die Pferde schienen mit dem Sturm in die Wette eilen zu wollen. So hatten wir schnell den einsam stehenden Han (Ferrar) erreicht, wo uns der Bruder unseres jungen Reisegefährten M., der oben schon genannte Schulendirector R. aus Krajowa, mit einem kleinen Gouter und einem Glas trefflichen Weines erwartete. Diese freundliche Ueberraschung von Seite einiger neu erworbener Freunde unter dem Volke der Walachen nahmen wir als einen letzten Handschlag von Krajowa hin, in dessen Mauern wir so freundliche Aufnahme gefunden hatten. Einige Toaste und Lebewohle schlossen diese Abschiedsscene; wir stiegen ein und durch Staub und Wetter flogen wir auf der steinlosen Straße hin. Die Gegend, ein lehmiges Flachland, bot wenig Reiz dar, und ich hätte sie längst vergessen, hätte nicht das ferne Gewitter alles aufgeboten, Leben und Charakter darein zu malen; weiter hatten wir auch heute nichts von demselben, es hatte viel Lärmen um nichts gemacht, und sich auf der ungeheuren Fläche einen andern Weg genommen; es hatte es wohl nicht der Mühe werth gehalten uns seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Zwielicht verließen wir die Gränze des Bezirkes von Dolgiul und befanden uns nunmehr in dem von Romanaz, der in seinem Schilde eine goldene Weizengarbe führt und von den fünfen, welche die kleine Walachei ausmachen, wohl der kleinste ist. Seine östliche Gränze ist eine durch den Altfluß gebildete natürliche; außer diesem ist der Oltez das einzige merkenswerthe Flüßchen; dieß ist ein Gebirgswasser das seine Heimath unweit Polorraci hat, und abwechslungsweise die Bezirke Gorgiul und Vilcia durchströmt. Mit einbrechender Nacht hatten wir einen einzeln stehenden Han erreicht und uns bald darin möglichst bequem gemacht, denn außer einem paar Rohrmatten auf einem vierfüßigen Breitergestell war nichts da, was irgend zur Ruhe hätte einladen können; auf dem Herde wurde Feuer aufgeschürt, Kaffee gekocht und aus der Reisetasche brannte heut zum erstenmal eine Stearinkerze, für die ich bei meiner Abreise gesorgt hatte; der Leuchter war B. Taschenmesser, mit der Klinge auf die Djoscha gesteckt und auf den Pfeifenraumer gespießt die Kerze. Da das heutige Nachtquartier auch keine besondere Küche darbot, so hielten wir ein Taschengouter, wonach wir uns zur Ruhe zurecht machten; der Tag weckte mich als noch die Sonne und die übrige Reisegesellschaft in tiefster Ruhe lag; ich stand auf, hing meinem vierfüßigen Reisecompagnon den vollen Futtersack an, weckte den Kutscher, was nicht wenig Mühe kostete; da er Abends zuvor seinen Schlaf mit tüchtigem Schlaftrunk zu gründen gesucht hatte, wie ich glaube, ohne daß er je von Luthers Weisung dazu etwas gehört hätte oder aber dem Recept der Franciscaner gefolgt wäre: „Qui bibit bene dormit et qui dormit non peccat.“ — Gut mußte er geschlafen haben, denn er konnte nicht satt werden, seine großen Glotzaugen gewaltsam aufzureißen. Endlich schien er sich ermannt zu haben und fing an, die Pferde zu versorgen. Jetzt wurde es auch drinnen laut; ich ging zum nächsten Brunnen und erfrischte mich mit seinem kühlen Element. Von da zurückgekommen, fand ich schon alles zur Abreise fertig, eine Schnapsflasche machte die letzten Honneurs, es wurde eingesessen und im strengen Trab gings landeinwärts davon. Da wir jetzt mehr Zeit vor uns hatten als gestern Abend während der Abreise, so setzte sich B., der griechisch sprach, mit dem ungefügen Asiaten ins Gespräch, der außer Griechisch und einigen türkischen Wörtern nichts verstand. Nach einer Weile hörten wir schon die Geschichte desselben, wie sie B. mittheilte: der Asiate war Anatole und Vater von neun Kindern, ein armer Handelsmann und so wie er aussah, durchaus kein mittelschaffendes Genie. In Krajowa hatte er einen vermögenden Bruder besucht, einen ledigen Kaufmann; dieser hatte ihm 100 Stück Ducaten mit auf den Weg gegeben, welche er jetzt, so vollständig als möglich, in sein Vaterland für sich und seine Familie bringen wollte. Diese Reisegeschichten versöhnten uns einigermaßen mit der äußern Erscheinung des asiatischen Griechen, und wir fügten uns schweigsam in das Unabwendbare, was wir durch seine breitsohligen „Dampfschiffstschinadel“ (Dampfschiffboote), wie wir sie scherzweise hießen, zu erdulden hatten. Sie erinnerten mich im Stillen an die Pantoffel Caßims, denen in den Erzählungen von Tausend und Eine Nacht eine schöne belehrende Geschichte geweiht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sterblichkeit in London hat seit Anfang des Jahres fortdauernd abgenommen, und war in der ersten Woche des März nur 875, eine geringere Zahl als seit vielen Jahren. Es zeigt sich hieraus, daß der Verlust durch die Cholera sich allmählich durch mindere Sterblichkeit ziemlich wieder ersetzt. (Shipp. Gaz. 14 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 70. 22 März 1850.

Der Sieg der Rothen in Paris

hat auswärts zuverlässig mehr Erstaunen erregt als in Paris selbst. Schon Ende Februars äußerte sich ein der Majorität ergebenes Blatt, das Bulletin de Paris, dahin: „man muß sagen, die Besorgnisse hinsichtlich der Wahlen des Seinedepartements sind sehr lebhaft, und werden von der officiellen Welt allgemein ausgesprochen. Man bemerkt, der Kleinhandel wende sich, nicht gegen die Partei der Ordnung, sondern gegen die Regierung, welche er anklagt, daß sie nichts thue, eine zweifelhafte Politik verfolge, die in sie gesetzten Hoffnungen nicht gerechtfertigt habe, und nur von einem Tage auf den andern die Ordnung erhalte, ohne alle Garantie von Dauer und Zukunft.“ Ist dieser Vorwurf nicht gegründet? Hat der Kleinbürger von Paris nicht Recht? Die Masse des Volks vermag den Detailfragen selten zu folgen, sie hält sich an den allgemeinen Eindruck, und dieser Eindruck ist in dem vorliegenden Falle mit allem Fug und Recht ein Verdammungsurtheil. Der Erfolg war, daß das Kleinbürgerthum mit seiner Stimmenzahl den Rothen, an welche sich die Alt- und großentheils auch die Neurepublikaner angeschlossen, den Sieg verliehen hat. Es wäre abgeschmackt zu behaupten die hundert- und etliche dreißigtausend Stimmen, welche Carnot, Vidal und Deflotte erhalten haben, seyen von lauter socialistischen Wühlern gegeben worden, welche das Oberste zu unterst kehren wollen; eine große Anzahl derselben, jedenfalls groß genug, um den Socialisten zum Siege zu verhelfen, hat bloß der Regierung ein wohlverdientes Mißtrauensvotum gegeben, das sie sich hinter die Ohren schreiben mag, wenn sie — kann.

Was thut die Majorität in dem gesetzgebenden Körper? Warum ist sie so erschrocken über ein paar Wahlen, die an ihrem Uebergewicht nichts ändern, ja wodurch sie noch um ein paar Stimmen verstärkt wird, denn *alle* ausgestoßenen Mitglieder gehörten der Linken an, und sie hat durch die Wahlen neun oder zehn Stimmen gewonnen? Sie gibt sich durch ihren Schrecken selbst Unrecht, sie zeigt ihre Unmacht durch ihre schwache Einwirkung auf die öffentliche Meinung, sie thut eben so wie die Regierung nicht, was sie thun sollte. Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, sie alle haben ihre besondern kleinen Zwecke, sind nur einig in ihrer Negation gegen die Linke, aber etwas positives zu thun zur Förderung der eigentlichen Staatsgeschäfte sind sie nicht im Stande: sie wollen Heinrich V, den Grafen von Paris, Ludwig Bonaparte auf den Thron setzen, da aber immer zwei dieser Parteien nicht wollen, was die dritte will, so geben sie von selbst der Linken, welche den jetzigen Stand der Dinge, d. h. die Republik, aufrecht erhalten will, das Heft in die Hände. In dieser Stellung der Parteien liegt die Dauer der Republik, falls nicht ein sehr gewagter und deßhalb nicht sehr wahrscheinlicher Gewaltstreich sie umwirft. So viel wir immer wissen, gibt es nach Bugeauds Tode nur Einen Mann in Frankreich, der einen solchen Streich wagen könnte, und das ist Changarnier; dieß ist aber ein sehr vorsichtiger Mann, er weiß — und die in großer Mehrzahl der den Socialisten gegebenen Stimmen des Militärs müßten allein schon ihm diese Ueberzeugung aufdrängen — daß einem solchen Versuch, wenn er nicht augenblicklich gelingt, der Bürgerkrieg auf dem Fuße folgen könnte, und vor einer solchen Eventualität schreckt man, wie billig, zurück.

Was soll, was kann also geschehen? Das wissen die ewigen Götter, denn ein Sterblicher kann nicht errathen, was aus dem Chaos hervorgehen soll, und dieß ist im vollsten Maaße vorhanden. Man hatte vielfach geglaubt, und die Blätter der orleanistischen Partei hatten es sogar offen ausgesprochen, Thiers und seine Freunde würden, sobald nur die constituirende Nationalversammlung hinweggeräumt und durch eine zuverlässigere ersetzt sey, ins Ministerium treten und mit starker Hand die Zügel ergreifen; zu dem Ende wahrscheinlich hatte Thiers selbst die Candidatur Louis Bonaparte's unterstützt, in der Hoffnung, dieser werde ein fügsames Werkzeug in seiner Hand seyn und sich als Lückenbüßer gebrauchen lassen, bis die Orleanisten ihre Plane gereift hätten, aber Louis Bonaparte besaß just Einsicht und Eigensinn genug, sich nicht in dieser Weise brauchen zu lassen, aber nicht hinreichend Verstand und Energie, um ein eigenes System zu verfolgen. Er hatte sich nach der Constituirung der gesetzgebenden Versammlung im Junius vorigen Jahrs ein Coalitionsministerium aus den verschiedenen Fractionen der Majorität gefallen lassen, aber dieß zerfiel im October, nachdem man seiner Auflösung schon seit Monaten entgegengesehen, und nun glaubte L. Bonaparte ein eigenes Ministerium zusammensetzen zu können. Die gesetzgebende Versammlung ließ sich solches gefallen, weil keine compacte Majorität vorhanden war, um ein homogenes, in Richtung und Zweck völlig einverstandenes dem Präsidenten aufzunöthigen. Als das Ministerium bald da bald dort auf Widerstand stieß, selbst Niederlagen erlitt, rückte L. Bonaparte mit der jämmerlichen kaiserlichen Parodie heraus, solange das Ministerium *sein* Vertrauen besitze, erleide es keine Niederlagen. Solche Decrete vom kaiserlichen Steigbügel aus konnten allen Vernünftigen nur ein mitleidiges Achselzucken entlocken, und als er vollends statt des Heldenschwertes mit gleich schlechtem Erfolge die Journalistenfeder ergriff, machte er sich vollkommen lächerlich.

Digitized by Google

Aus diesem Wirrwarr, dieser Haltlosigkeit ist kein Entkommen, und die Regierungsgewalt muß immer tiefer sinken, kein Wunder also, daß man ihr Mißtrauensvota zuschickt, und diese Mißtrauensvota fallen um so herber aus, je mehr das Wahlsystem dafür gesorgt hat, aus den Candidaten bloße Rechenpfennige, bloße Parteizeichen zu machen. Davon daß dieser oder jener Mann die Bedürfnisse dieses oder jenes Districts genauer kennt, daß er sich durch langjährigen Aufenthalt und geleistete Dienste das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, davon ist kaum mehr an einem oder dem andern Orte die Rede. Die natürliche Folge ist, daß diese Parteizeichen denn auch nur zählen, insofern sie eine weiße oder blaue Kugel in die Urne werfen. Eine Folge kann aber eben darum der Sieg der Rothen nicht haben, denn sie werfen nur 20 Stimmen mehr in die eine oder andere Urne, und diese Zahl ändert das Verhältniß der Parteien, insofern es auf das Stimmzählen ankommt, nicht im mindesten; die Wahl zu Paris und in der Mehrzahl der Departements kann also nur die moralische Wirkung haben, der Regierung und der Majorität der gesetzgebenden Versammlung eine empfindliche moralische Schlappe zu geben, und ihre gänzliche Unmacht in ein sehr grelles Licht zu stellen. Freilich ist die Gegenpartei eben so unmächtig, und so stehen sie sich — man verzeihe das Gleichniß — gegenüber, wie ein Paar zähnefletschender Metzgerhunde, die man am Strick hält, daß sie nicht aufeinander losfahren können.

Dieser Strick ist die Furcht vor einem erfolglosen Gewaltschritt: welche von den vier oder eigentlich fünf verschiedenen Parteien offen das Gesetz bricht, muß siegen um jeden Preis, oder sie ist verloren. Die einzige, welche bisher im Junius 1848 zur Gewalt gegriffen hat, und im Januar und Junius 1849 zur Gewalt greifen wollte, die socialistische, wurde tüchtig geschlagen, seitdem hat man ihren Namen zum allgemeinen Sündenbock, zum Knecht Ruprecht für große Kinder gemacht, darum ist eine gesetzliche Haltung ihrerseits das dringendste Bedürfniß, um dem Schreckgespenst, das schon seine Kraft etwas zu verlieren beginnt, nicht wiederum eine Wirklichkeit zu geben. Die ganze Partei des National, obwohl durch ihre Unfähigkeit bedeutend gesunken, ist nebst General Cavaignac und den meisten Altrepublikanern mit Sack und Pack ins Lager der Socialisten hinübergezogen, die allmählich den unhaltbaren socialistischen Wust von sich abzuschaben beginnen und eine eigentliche republicanische Partei im Gegensatz gegen die drei restaurationssüchtigen Parteien bilden. Im Februar 1848 war die Republik ein Zufall, der gelungene Handstreich eine Coterie, jetzt hat sich eine, wenn auch noch seltsam durch einander gährende republicanische Partei herausgebildet, die den Wortlaut des Gesetzes für sich hat, und in der Opposition eine ihrem innern fast nur negirenden Wesen entsprechendere Stellung als in der Regierung findet; Leute, wie Cavaignac, Goudchaux und andere, wenn sie sich gleich nicht in die ersten Reihen der Staatsmänner stellen dürfen, geben ihr Halt und Bedeutung, die Regierung aber arbeitet mit ihrem unbegreiflichen Mangel an aller sichern Richtung ihren Gegnern wacker in die Hände. So ist die Republik vorerst noch, wenn nicht ganz unerwartete, gar keiner Berechnung unterliegende Zwischenfälle eintreten, eine Sache der Nothwendigkeit geworden, der man sich nicht mehr entziehen kann. Stünden die Republikaner am Ruder, hätten sie die Last und Beschwerden, namentlich aber die Verantwortlichkeit der Regierung zu tragen, sie würden zuverlässig erliegen, und ihrem Sturz würde jetzt bei der innern Ermattung wahrscheinlich der Sturz der Republik selbst folgen. Aber die Monarchisten oder wenigstens Leute, die sich lieber mit der Monarchie als mit der Republik vertrügen, sind am Ruder, und die Republikaner stehen ihnen mit gekreuzten Armen gegenüber und weiden sich an ihrer Verlegenheit; man kann die Republikaner jetzt nicht ins Ministerium rufen, denn sie sind in zu entschiedener Minorität in der gesetzgebenden Versammlung, somit müssen die Monarchisten die Last wider Willen fortschleppen, mögen sie nun Heinrich V, oder den Grafen von Paris oder Napoleon II auf ihre Fahne geschrieben haben.

So hat man also seit anderthalb Jahren die Regierungsgewalt abgenützt, und was nicht minder schlimm ist, das Vertrauen auf diejenigen Männer, welche unter Ludwig Philipp das Staatsruder geführt, nicht weniger; die Regierungsgewalt muß sonach mehr und mehr an „neue Menschen“ übergehen, denen, so tüchtig sie auch sonst seyn mögen, doch noch kein Vertrauen entgegenkommt, und welche nothwendig die eigentlich schwierigen Punkte nur mit Widerstreben anfassen. Wir wollen nur auf einen Punkt, auf die Finanzen, hinweisen. Ueber die Vertheilung der Lasten wird mannichfach geklagt, mit wie viel Recht oder Unrecht, braucht hier nicht untersucht zu werden; was wir tadeln ist der Umstand, daß man diesen Punkt von keiner Seite recht anzufassen sich getraut. Passy hat ein Budget vorgelegt, Fould ebenfalls, keines ist debattirt worden, die einzige beachtenswerthe Verhandlung über einen financiellen Gegenstand war die über die Getränkesteuer, aber die Art, wie man die Sache anfaßte, war durchaus verfehlt, wenigstens hinsichtlich des Eindrucks auf die Bevölkerung. Daß die jetzige gesetzgebende Versammlung die Steuer verwilligen und daß die Socialisten oder richtiger die Opposition in der Minderheit bleiben würde, konnte man voraus wissen, und Hr. Fould hätte eben nicht nöthig gehabt, aus Freude über die 100 Mill. die seinem Staatssäckel gesichert blieben, ein solennes Festmahl zu geben, das eigentlich zu reden eine höhnische Beleidigung gegen die zahlreichen Departements war, die über die Last und mannichfache Ungerechtigkeit dieser Steuer sich beschweren. Der Fehler, den man beging, lag aber darin, daß man dieß Gesetz einzeln für sich abhandelte; der wahre Weg der allein zur Beruhigung des Landes hätte führen können, war der, ein Ausgaben-Budget vor allem debattiren zu lassen, und erst nachdem die Summe der Ausgaben festgestellt war, auf die Mittel einzugehen, um diese Ausgabe zu decken; dann hätte sich die Nothwendigkeit dieser oder jener Steuer der Bevölkerung selbst, wenigstens so weit sie solchen Einflüssen zugänglich ist, aufgedrungen, und einer anerkannten Nothwendigkeit unterwirft man sich eher, als einem Zwang, der nur von oben herab in Bausch und Bogen zugeworfen wird. An die Behandlung des Budgets will man aber immer noch nicht gehen: man hat sich drei Zwölftheile votiren lassen, vor kurzem abermals zwei Zwölftheile, aber das Budget erscheint immer noch nicht. Wie es scheint, mag man die Misère der französischen Finanzzustände, wie sie sich namentlich seit zwei Jahren gestaltet haben, nicht recht der Welt vorlegen, allein die Finanzmänner und Capitalisten, welche sich um ihres eigenen Interesses willen darum kümmern, kennen sie doch, und vor der Nation muß man früher oder später mit dem Facit heraustreten. Je bälder dieß geschieht, desto besser, denn der Zustand ist der Art, daß er keine Palliative gestattet. Leon Faucher hat sehr scharf auf die Nothwendigkeit durchgreifender Maaßregeln schon vor einem halben Jahre hingewiesen, und diese Nothwendigkeit ist seitdem nur noch gestiegen. Findet die Republik keinen Finanz-

Digitized by Google

mann — Fould ist nur Banquier, wenn auch sehr gewandt — so wird sie, wie ihre ältere Schwester, nach den heftigsten Erschütterungen des Credits an den Finanzen sterben.

Ehe es aber dahin kommt, ist es noch eine geraume Zeit, und inzwischen kann noch manches Ministerium sterben, weil es nicht wagt, mit Muth und Offenheit sich an diesen Gegenstand zu wagen: die Frage ist eben sowohl, fast noch mehr, eine moralische, als eine materielle; man bespreche einmal alle Einkommenquellen des französischen Staates, eine nach der andern, mit allen Gründen für und wider, und — namentlich] in den größern Städten — müßte der die Franzosen sonst auszeichnende gesunde praktische Sinn ganz ausgestorben seyn, wenn nicht eine Menge socialistischer Träumereien alsbald zu Boden fallen sollten. Dabei muß man freilich zeigen, daß die Ermäßigung der Ausgaben, so weit sie irgend möglich, ernsthaft gemeint ist. Einige Monate angestrengter parlamentarischer Arbeit wären dazu nicht zu viel, und die Regierung müßte diese Debatte hervorrufen, aber diese denkt hauptsächlich nur daran, in dem alten ausgefahrenen und wohlbekannten Geleise zu bleiben, und die Opposition findet es viel bequemer, sonore Phrasen über Jesuiten und über die reactionären Tendenzen der Regierung und der herrschenden Parteien ertönen zu lassen. So ersparen sich beide Theile eine Mühe, wer aber verliert, ist fortwährend die Regierungsgewalt, so daß das Regieren bald in dem Lande, das vor allem sich nach einer starken Regierungsgewalt sehnt, und ihr so gern folgt, nahezu unmöglich werden wird. Die oben erwähnte umständliche und durchgreifende Besprechung der Staatseinkünfte in allen ihren Zweigen wäre um so nothwendiger, als es sich dann auch aufs deutlichste und unwiderleglichste herausstellen würde, daß der Staat der reiche Mann nicht ist, der jedem Arbeiter, auch dem faulen, seinen Antheil zumessen kann. In so gefahrvoller Zeit darf man sich nicht aufs Ohr legen, und den Staatswagen im alten Geleise fortschleppen lassen, sondern man muß rüstig arbeiten ihn herauszubringen; jetzt hört man nur Klagen über die Verblendung der Kleinbürger von Paris, daß sie, um der Regierung eine Lehre zu geben, für ihre natürlichen Feinde, die Socialisten, gestimmt hätten, Klagen über das allgemeine Wahlrecht, dem wir besonders in der Einrichtung, wie es in Frankreich besteht, durchaus keine absonderliche Lobrede halten, aber Ein Gutes hat es gewiß, und dieß ist, eine säumige Regierung zu treiben, daß sie thue was ihres Amtes ist. In der neuern Gesellschaft ist eine außerordentlich große Masse Menschen politisch indifferent, sie wollen nur, daß man sie in Ruhe ihren Geschäften nachgehen lasse, und darum lassen sie sich auch so oft eine gesetzliche Schmälerung des Wahlrechts gefallen; wenn diese träge, indifferente Masse in Bewegung kommt, so ist dieß schon ein Sturmvorzeichen, und die Regierung, welche diese Masse gegen sich hat, ist früh oder spät verloren. Die jetzige französische Regierung befindet sich bereits auf diesem Wege, und alle die salbungsvollen Tiraden des Journal des Debats und der Revue des deux Mondes, daß die Regierung und die Majorität doch im Angesicht des gemeinsamen Feindes einig seyn sollen, werden wegen der widersprechenden Zwecke, die von L. Bonaparte, Legitimisten und Orleanisten verfolgt werden, sehr wenig fruchten, denn aus der unfruchtbaren Negation entspringt keine fruchtbare Handlung: naturam expellas furca, tamen usque recurrit.

Murchisons Erklärung über das Vorkommen von Gold.

In dem k. Institut las Sir R. Murchison am 1 März eine Mittheilung vor „über die Vertheilung von Gold in der Kruste und auf der Oberfläche der Erde," in welcher er die bisher oft gemachte Bemerkung hervorhob, daß so wie man nach Gold im Gestein gräbt, die Adern immer schwächer und tauber werden. Er ging zuerst auf Rußland und Sibirien ein, die im größten Maaßstab die Wahrheit des Grundsatzes zeigen, daß Gold nur unter gewissen constanten Bedingungen in nennenswerther Menge vorkommt. Im europäischen Rußland ist die Erdkruste ungebrochen und kein durch Feuer erzeugtes Gestein ist durchgedrungen. Die Schichten sind nicht sehr fest, und allenthalben von metallischen Erzen entblößt, aber im Ural sind dieselben alten Niederschläge von vulkanischen Massen durchbrochen, umgestaltet, krystallisirt, mit Adern durchzogen und namentlich auf der Ostseite in hohem Grade metallführend. Gold kommt nur in dem obern Theile der aderigen Steinarten in größerer Menge vor, und wenn man diese von oben herab bearbeitet, werden sie fortdauernd minder goldhaltig, in welcher Beziehung sie wesentlich von den silber- und allen andern metallhaltigen Adern sich unterscheiden. Diese mehr oder minder oberflächliche Entwicklung des Goldes, die Eigenthümlichkeiten des Metalls selbst, und die harten Quarzadern, in denen es hauptsächlich vertheilt ist, erklären, weßhalb der größte Theil des Goldes sich in dem losen Material von Schutt, Kies und Sand, welches die Oberfläche der Erde deckt, und was aus dem Abreiben der Höhen früherer Gebirge entstand, sich findet und finden muß. Alle Schachte, die man ins Gestein eintrieb, beweisen die Abnahme des Goldes in den tiefern Theilen des aderigen Gesteins, und alle großen Goldbrocken oder Pepitas fanden sich nur in losem Geröll oder Sand, nie im festen Gestein. Dieß goldhaltige Geröll ist keineswegs zu verwechseln mit dem durch die Einwirkung der jetzigen Atmosphäre gebildeten Detritus, sondern ist das Ergebniß ehemaliger mächtiger Abreibung der Felsen, besonders zu der Zeit, wo Mammuths und andere große, jetzt erloschene Thiergeschlechter vernichtet wurden. Diese Ansicht führte Sir R. Murchison in Bezug auf alle bekannten größern Goldlager in Asien, Europa, Australien und Amerika durch. (Liter. Gaz. 9 März.)

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war schon über dem Horizont herauf und in den flachen Thälern dampfte das frisch bethaute Gras; die Bäche und sonstigen kleinen Wasser, die hier fließen sollten, lagen trocken, ihre Quellen waren der anhaltenden Dürre wegen längst versiegt. Die Landstriche, welche wir durchfuhren, waren darum auch so ziemlich blumenarm und dennoch erhaschte ich hier etwas als eine für mich botanische Seltenheit. Es blühte nämlich häufig neben Centaurea solstitialis die Centaurea tartarica mit schönen hochgelben Blumenköpfen. Im Banat und Niederungarn hatte ich sie bis jetzt noch nicht gefunden, und so reihte ich sie keck meiner walachischen Flora ein, indem ich mir hier und über dem Olt einige Exemplare davon einlegte. Die Sonne verstärkte nach und nach ihre Strahlen, und wir landeten an einem ziemlich großen Han im Dorfe Mirila; es liegt hart am Oltez, über dessen breites Bett eine lange hölzerne Brücke führt. Das Frühstück bestand in einigen Löffeln voll in Zucker eingesottener Rosenblätter und einem schwarzen Kaffee; das Eingesottene, welches hier zu Lande, so wie überhaupt in der Türkei eine große Rolle spielt, ist von der verschiedensten Art. Man hat es mit eingesottenen feuchten Rosenblättern, Citronen, auch Quitten, und ist überhaupt zweierlei Art, nämlich in dickflüssiger und fast sulziger Form. In letzterer heißt es Rachat und wird in viereckigen Würfeln in Gläsern gegeben; das erstere ist übrigens feiner im Geschmack.

Während die Pferde mit Heu versehen und im Oltez getränkt wurden, saßen wir auf der Djeschka, dieß und jenes verhandelnd, während Herr M. der, ohne Zweifel das Reisen wenig gewöhnt, auf den Rohr-

Digitized by Google

malten schlecht geschlafen hatte, sich noch geschwind mit einem Stückchen Schlaf nachbezahlte. Unser Anatole setzte sich zur Sofra, einem kleinen dreibeinigen Tische und hielt mit dem Albanier, welcher Schafkäs, Eier, Wein und Brod vor sich hatte. Ländlich sittlich lud uns der Kutscher auch ein, da er immer auch unser Gast war, wenn wir Salami, Käse und Kaffee ausgekramt hatten. Von uns wollte der Asiate außer Kaffee durchaus nichts annehmen, was uns umsomehr wunderte, als er es bei der Mahlzeit des Kutschers durchaus nie am besten Appetit fehlen, denselben aber stets die volle Zeche zahlen ließ. Als Zehrung aus dem eigenen Sacke schien er immer einige Zehen Knoblauch zu betrachten, mit denen er nebst einem Stück Brod stets den Boden zu seinen Mahlzeiten legte; dieß machte uns vielen Verdruß, indem die Sphäre dieses Mannes dadurch außerordentlich unangenehm wurde. Um ihn davon abzubringen, luden wir ihn alle zu unseren Mahlzeiten ein, ein Mittel, welches indessen dem Zweck nur unvollkommen entsprach, da er den Knoblauch, wie er sagte, außerordentlich liebte und nebenbei doch aß.

Mich am Flusse ein wenig umzusehen, ging ich an dessen Ufer und sah hinauf und hinunter an den malerisch ausgerissenen, und mit Weiden und andern Weichhölzern bekränzten Lehmwänden, welche der Oltez hier durchwand. Er hatte hier nicht mehr weit zu seinem Ende, so wie wir nur noch die Brücke zu überschreiten hatten, um einen Landstrich hinter uns zu haben, der wohl auf dem Strich, den wir in ihm bis jetzt durchreist hatten, nicht zu den malerischsten gehört, es aber gegen Norden um so mehr ist. Dort wo er, aus zerrissenem Felsgebirge herabspringend, schöne Waldgebirge und fruchtbare Thäler durchrauscht, dort mag auch ein Volkslied zu Hause seyn, das ich glaube dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen. Es lautet in meiner Uebersetzung also:

Mach mich Gott zum Silbervogel,
Schaffe Windesflügel mir
Daß ich schweifen kann und fliegen
Dort, wohin mich's ewig treibt.

Wuchs einmal ein junger Nußbaum
Zwischen dem Oltez und Schyl,
Saß darauf ein alter Kukuk,
Trübe saß er drauf und stumm.

Aber jetzt sitzt drauf ein junger,
Wiegt sich munter im Gezweig,
Und mir ist als säng' er süße
Lieder von der Liebe mein.

Denn dem Osten zugewendet
Ist er, und sein weicher Flaum
Ist so glänzend wie die Wangen
In der Liebsten Angesicht.

Und voll Anmuth liegt am Leibe
Ihm der schöne Federschmuck,
Wie um ihre zarten Hüfte
Sich ihr weißes Kleidchen legt.

Habt ihr Wasser wohl genug auch
Brausender Oltez und Schyl,
Um zu löschen jenes Feuer,
Das in meinem Herzen brennt?

Werdet unter meinen Tritten
Wohl vergeh'n zu heißem Gischt,
Von der Gluth die aus dem Herzen
Zu den Fersen strömt hinab!

Dann den Fußpfad aufzutrocknen
Der zu der Geliebten führt,
Küßt die Sonne noch die nackten
Steine im versiegten Fluß.

Wenn sie dann in meinem Arme
Und an meinem Herzen ruht,
Mögen alle Fluthen wieder
Mächtig schwellen um uns her.

Brausen mögen sie und toben
Und sich thürmen himmelan,
Wenn uns nur der Kukuk schauet,
Der von unsrer Liebe singt.

Gewiß ein ächt nationales Lied voll farbenglühender Bilder, auch sein loses Gefüge ist bezeichnend.

Der Kutscher war indessen fertig, die Pferde aufgezäumt und warteten nur auf das Einsitzen der Passagiere; der bessern Aussicht wegen hatte ich mich zum Kutscher gesetzt. Ein bis zwei Stunden nachdem wir über die Brücke waren, zog sich unser Weg durch weite, aber mit üppigen Weizenfeldern bestandene Ebenen hin. Ueber die treffliche Bearbeitung letzterer und ihren schönen Stand hatte ich meine besondere Freude; sie machten mir auch heute wieder den schon oft gehegten Gedanken besonders klar, daß nämlich der mechanisch-technische Theil der Landwirthschaft, wo er sich in den Händen des Bauern befindet, gewöhnlich nichts zu wünschen übrig läßt, ja gewöhnlich zweckentsprechender den der Herrenwirthe bei weitem übertrifft. So findet man in sogenannten rationellen Wirthschaften neuerfundene Pflüge und sonstige Ackerwerkzeuge, die kostspieliger sind, aber selten eine so verbesserte Arbeit liefern als die landesüblichen, leisten sie aber wirklich eine solche, so kommt sie entweder theurer oder man hat dabei fortwährend mit den bestehenden Einrichtungen und solchen Vorurtheilen der Handwerksleute zu kämpfen, daß ihre Instandsetzung nutzbringender unterblieben wäre. Ich fand die Felder im Romanazer Bezirk so schön und rein gearbeitet als irgendwo in Deutschland oder in der Lombardei. Anders ist es natürlich mit dem Gesammtbetrieb einer Wirthschaft überhaupt, dessen Normen sich nach Umständen, Landesverhältnissen und den bestehenden Bedürfnissen richten.

Hierin eben liegen die Ursachen, warum sich die Wissenschaft nie selbst von den rohesten Ländern hochmüthig abwenden sollte, als ob sie da nichts mehr lernen könnte.

Mir ist bis jetzt kein verbessertes praktisches Ackerwerkzeug und keine neuerfundene Maschine in der Landwirthschaft vorgekommen, deren Grundidee nicht schon hier oder dort bei einem Volke in irgendeinem volksthümlichen Instrumente vertreten gewesen wäre. Somit bestätigt sich die Wahrheit des Wortes: „Es ist nichts unter der Sonne was nicht schon da gewesen wäre." Daher nur frisch vorwärts, überall läßt sich lernen, besonders aber finden sich in weniger civilisirten Ländern Rohstoff, Ideen, Gedanken in mehr ursprünglichem Zustande, während in cultivirteren das Fabrikat, dünngeschlagenes, plattirtes, zurecht gelegte feinere Waare zur Schau getragen wird.

Nach und nach mischten sich, je weiter wir fuhren, größere und kleinere Triften zwischen die Felder, theils waren sie nackt, theils mit Strauchwerk und Dornen bestanden, an denen hie und da hängengebliebene Wolle zeigte, daß sie dem Schaftrieb ausgesetzt waren. Endlich ging der Weg mehr und mehr abwärts, und dichte Anbüsche aus Weiden und Schilfstöcken verkündigten die Nähe des Olts, an den wir jetzt binnen einer Stunde gelangen mußten. Unser Kutscher hatte von der Hauptstraße abgelenkt, um ein Stück Wegs abzuschneiden; seine Absicht schlug aber fehl, er fuhr um, und erst nach endlosem Fragen kamen wir endlich vollständig in das Flußgebiet des Olts, dessen wilde Zerrissenheit seinen Beherrscher deutlich genug zu erkennen gab; drüben sahen wir zur Linken bereits jenseits des Wassers die alte merkwürdige Stadt Slatina liegen, deren Name in der Geschichte des Landes oft genug vorkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Plan der Schlacht von Waterloo. Ein Capitän Siborne hat einen Plan der Schlacht von Waterloo in einem Maaß von neun Fuß auf eine Meile gemacht, in einer Oberfläche von 440 Quadratfuß. Alles ist wiedergegeben, das Schlachtfeld, die Aufstellungen und die Bewegungen der französischen, englischen und preußischen Armee in dem kritischen Augenblick des Gefechts. Man zählt darauf 120,000 Figuren in Metall, und unterscheidet jedes Dorf, jedes Haus, jeden Pachthof, jedes Gebüsch und jede Abwechslung des Bodens. Es handelt sich jetzt darum diese werthvolle Arbeit für ein englisches Museum anzukaufen, und zu dem Ende fand am 13ten ein Meeting zu London statt, um zu dem Ende eine öffentliche Unterzeichnung vorzuschlagen. Die ganze Arbeit soll 800 Pfd. St. kosten. (Morning Chronicl. 14 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 71. 23 März 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke zwischen Trapezunt und Erzernm.

Außer der Poststraße, wovon weiter unten die Rede seyn wird, gibt es mehrere, von den Karawanen und Reisenden benutzte Gebirgswege — die aber nur zwischen Junius und September zugänglich sind — wodurch man ersterer 6 bis 10 türkische Stunden abgewinnt, und von denen wir hier die am gewöhnlichsten befolgten kurz erwähnen wollen.

1. Drei Stunden von Trapezunt verläßt man die Hauptstraße bei dem Dorfe Mühürdschü, wo man, sich links wendend, auf einer hölzernen Brücke den Deyermân-dere-Sluyu überschreitet, von da in das Dalyan-Thal einlenkt und meistens am rechten Ufer des Bergstromes letzteren Namens, das aus Sennhütten und zwei dürftigen Chanen bestehende kleine Dorf Tschayrlar erreicht, wo unveränderlich übernachtet wird. Von hier übersteigt man das Gebirg Gümüschki, wo die Waldungen verschwinden, um bis zu den Abdachungen des persischen Tafellandes nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Für den Reisenden eine wenig tröstliche Aussicht! Am Fuße dieses Gebirges, in einer wilden öden Gegend, erreicht man die zweite Station Tasch-Köprü. Dieses Dorf besteht meistens aus Chanen und andern Zufluchtsstätten für Karawanen und Reisende, und ist wohl zu seinem Unterhalte vorzüglich auf diese angewiesen, da man hier von Ackerbau und Viehzucht wenig sieht. Von Tasch-Köprü gelangt man durch die Thäler Yumale und Waischan-deresi, wo die Gegend etwas anmuthiger ist, nach der Stadt Baiburt, unterwegs nach Umständen in der Station Toron-Ssus übernachtend und in jedem Fall hier einige Stunden rastend. Von Baiburt, wo man die Poststraße auf kurze Zeit wieder betritt, geht es dann durch die Thäler Masat-deresi, Tschöle-deresi und Ssassan-deresi, nach dem Dorfe und der Station Choscha-Pongar, und über das Gebirg letzteren Namens in das Thal Meseri-deresi, nach welchem man den Berg Agh-dagh überschreitet, die Station Meiman-Ssus erreicht, und endlich durch das Thal Ssertschemi-deresi, jenes des Dara-Ssu betritt, welches nach Erzerum führt.

Von Trapezunt nach Tschayrlar sind es 7 türk. Stunden

	Tasch-Köprü	6	—	—
„	Toron-Ssus	7	—	—
„	Baiburt	5	—	—
„	Choscha-Pongar	14	—	—
„	Meiman-Ssus	3	—	—
„	Ilidscha	4	—	—
„	Erzerum	3	—	—
		49 t. St.		

2. Die Poststraße bis Dschâwislik (6 Stunden) verfolgend, wird hier links abgelenkt, und gleich darauf beginnt das Steigen den Gebirgsstock Dara-Dapan hinan, der sich gegenüber des vorerwähnten Berges Gümüschki befindet. In dem Bergdorfe Dara-Dapan wird meistens übernachtet. Nachdem man dieses Gebirg hinter sich hat, führt ein höchst mißlicher Weg am Saume von senkrechten Abgründen durch den Engpaß von Stavri und über das Gebirg Choroß-dagh nach der Stadt Gümüsch-Chane, wo man die Poststraße wieder erreicht. Auf diesem Wege sind es 18 Stunden bis Gümüsch-chane, die Abkürzung beträgt mithin 6 Stunden. Wegen der Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Straße von Dara-Dapan nach Gümüsch-Chane wird dieselbe bloß von den im Sommer mit der Post Reisenden, die in letzterer Stadt also Pferde wechseln müssen, und von den Karawanen eingeschlagen die dahin bestimmt sind. Letztere, so wie die mit anderer Gelegenheit als mit der Post Reisenden, wenn ihre Bestimmung Baiburt oder Erzerum ist, meiden also den Stavri-Paß und den Choroß und wenden sich links nach dem, jene Schlucht beherrschenden Plateau, wo sich eine aus Chanen und Baqals (Lebensmittelverkäufer) bestehende Ansiedlung befindet, die eine Karawanenstation bildet und ebenfalls Stavri heißt. Von da geht der Weg durch das vergleichsweise liebliche und gut bewässerte Thal Thanera-deresi hinab, dann über das Marandschi-Gebirg, in das Thal Ssöker-deresi, durch welches wir die Poststraße nach Baiburt und Erzerum, am Punkte wo das Gümüsch-Chane-Thal in dieselbe mündet, erreichen.

3. Diese Straße zieht sich in östlicher Richtung am Meeresufer bis Ssürmeneh, 6 Stunden von Trapezunt, wo das Thal Dara-deresi ausmündet, durch welches man eine südliche Richtung einschlägt. Am andern Ende des Thales führt ein beschwerlicher Gebirgsweg in das obenerwähnte Waischan-Thal. Wir haben selbst diese Straße nie gemacht, und sie wird in der Regel nur von den in Ssürmeneh wohnenden Daterdschis (Maulthiertreiber) eingeschlagen. Zu Winterszeit, wie die beiden ersteren, ganz unwegsam, ist selbige außerdem wegen der Unzahl von großen Stechfliegen im hohen Sommer, und der ausgetretenen Gewässer im Thale bis Junius jedenfalls den Reisenden vor Ende August nicht anzurathen.

4. Die Poststraße, als die einzige welche das ganze Jahr benutzt werden kann, mithin die Benennung einer Straße verdient, ist diejenige welche wir eigentlich beschreiben wollten, da ohnehin die obenerwähnten, der Abkürzung wegen von Karawanen und Reisenden im Sommer eingeschlagenen Gebirgspfade hier und da in dieselbe einmünden. Obschon sie nun — trotz

Digitized by Google

daß sie 6 Stunden mehr als jene über den Qara-Qapan und gar 10 Stunden mehr als jene über Tschayrlar beträgt — aus dem Grunde daß sie weniger Entbehrungen und Beschwerlichkeit darbietet, dem Reisenden selbst im Sommer in der Regel vor den andern zu empfehlen ist, müssen wir dennoch bezüglich der Transportmittel die Bemerkung vorausschicken, daß verordnungsmäßig nur die türkische Briefpost, die Regierungstataren und die zwischen Trapezunt und Persien cursirenden Tataren oder Tschaparen der brittischen Gesandtschaften zu Konstantinopel und Thehran (und zwar mußte für letztere Couriere eigens ein Ferman erwirkt werden) an allen folgenden regelmäßigen Postrelais umsatteln können;

von Trapezunt nach	Dschäwislik	6	türk.	Stunden
„	Ardassa	12	—	—
„	Gümüsch-chane	6	—	—
„	Simän-chan	5	—	—
„	Qader-agha	4	—	—
„	Baiburt	4	—	—
„	Kop	9	—	—
„	Aghadsch-Qalä	4	—	—
„	Erzerum	9	—	—
		59 t. St.		

Die mit der Post reisenden Privatpersonen können bloß in Gümüsch-Chane, in Baiburt und in Aghadsch-Qa'lä frische Pferde erhalten, und es braucht daher kaum gesagt zu werden, daß mit Thieren die in einem Athem je 24, 13 u. s. w. Stunden zurücklegen, an rasches Fortkommen nicht zu denken ist. Ueberhaupt mag hier der Grundsatz gelten, daß Extrapostreisen auf dieser Straße dem Europäer nicht zu empfehlen ist, namentlich wenn er der Begleitung eines Tataren oder Chawassen entbehrt, da ungewöhnte oder ungeübte Pferde, die mithin einen schnellen Ritt nicht lange aushalten, und des Weges unkundige Postknechte Vorkommnisse sind, auf welche er jedenfalls gefaßt seyn muß.

Von Trapezunt abreitend beginnt der erste schlechte Paß schon in der dortigen südlichen Vorstadt. Es ist der rauhe und steile Felsweg längs dem Bos-Tepe, auf welchem man die flache Höhe dieser die Stadt Trapezunt schroff überragenden Bergwand erreicht, den Abdullah Pascha im Anfang dieses Jahrzehnts zwar etwas erweitern und verbessern ließ, wo es aber bedeutende Arbeiten und Kosten erfordern würde, um eine einigermaßen bequeme Straße daraus zu machen. Kaum hat man die Fläche des Bos Tepe hinter sich, so geräth man in einen abscheulichen Morast, welcher eine gute Strecke weit die ganze Breite der Straße einnimmt, der mit Ausnahme des hohen Sommers nie trocknet, und wo ich manches Saumthier mit seiner Last stürzen sah. Auf dem sogenannten Top-yol (Artilleriestraße), an der entgegengesetzten Seite des Bos-Tepe, umgeht man zwar den rauhen Felsweg und den Morast, und es ist derselbe bei trockener Witterung eine angenehme Partie, ein Weg, der aber wegen der lehmigen Beschaffenheit des Bodens nach anhaltendem Regen sehr schlüpferig wird. Man würde diese, unmittelbar nach dem Aufsitzen in Trapezunt vorkommenden schwierigen Stellen — wodurch die Thiere nach den ersten zwei Stunden Weges ermattet sind — vermeiden, wenn man eine Straße durch das Thal des Deyermän-dere bis zur Brücke von Mühürdschü führte, was man vergleichsweise eine gute Straße nennen könnte. Um diese Verbindung herzustellen, brauchte es wenig mehr als noch eine Brücke mit einem Bogen über jenen Fluß, eine Stunde zu Berg von dem Punkte, wo er sich ins Meer ergießt, und wo man von Trapezunt her das Thal betritt, zu bauen. Von da an würde man dann das rechte Ufer des Deyermän-dere bis zur Brücke von Mühürdschü, wo man die Hauptstraße wieder erreicht, verfolgen. Diese sehr wünschenswerthe Correctur wäre wahrscheinlich schon zu Stande gekommen, wenn die Erblichkeit des Paschaliks von Trapezunt in der damals noch reichen und mächtigen Dere-bey-Familie der Chainadar-Oghlu noch einige Jahre fortgedauert hätte; so wie die Stadt Trapezunt die in den letzten Jahrzehnten hergestellte Wasserleitung, wodurch sie mit einer Fülle des besten Trinkwassers versehen wurde, das bis dahin mangelte, einzig und allein dieser Familie verdankt. Denn von der Centralregierung ist — trotz Europäisirung, Französischsprechen und allem in der ganzen Welt ausposaunten Civilisationsfortschritt — in solchen Dingen nichts zu erwarten, noch weniger aber von den Generalstatthaltern, die sie auf Gerathewohl einsetzt, um sie nach einem oder zwei Jahren zu versetzen. Es wäre im Interesse des trapezunter Handelsstandes, diese mit verhältnißmäßig geringen Kosten verbundene Vorrichtung selbst auszuführen, was gewiß in Europa längst geschehen wäre. Allein bei der angebornen Apathie der Einwohnerschaft, von welcher die ansässigen Europäer keineswegs freizusprechen sind, würde man wohl vergeblich von der einen wie von den andern im Gebiete der Gemeinnützigkeit etwas hoffen. „Weil unsere Vorfahren auf diesem hals- und beinbrecherischem Wege gewandelt sind, warum sollten wir nicht auf demselben fortwandeln?"

Von der oben erwähnten Anhöhe des Bos Tepe gelangen wir bald in das Thal des Deyermän-dere — welches man wie oben angedeutet, besser thäte, gleich bei seiner Mündung zu betreten, wenn es nicht hauptsächlich an einer zweiten Brücke dort fehlte — das linke Ufer dieses Stromes befolgend. Vier Stunden von Trapezunt kommt man an dem Schlosse des Dere-Beys Oemer-Agha, das stolz auf einer Bergspitze von schwindlicher Höhe ruhend alle umgebenden Punkte überragt, und von welchem man also eine eben so ausgedehnte als prachtvolle Aussicht genießen muß.

Auf einer guten steinernen Brücke vom linken auf das rechte Ufer des Deyermän-dere-Sluyu übersetzend, erreichen wir bald die Station Dschäwislik: in sehr anmuthiger Lage an beiden Ufern, die durch eine nicht minder gute Brücke als die eben erwähnte in Verbindung stehen. Ich muß hier bemerken, um nicht zu wiederholen, daß ich die meisten hochgewölbten und aus einem einzigen Bogen bestehenden Brücken im Ejalet von Trapezunt in sehr gutem Zustand getroffen habe. Das Schloß, welches wir hier auf der Anhöhe erblicken, ist einer der Aufenthaltsorte des Dere-Bey Osman-Bey, dermaligen Inhabers der Woywodschaft Dschäwislik. Die Matschka und ein anderer Gebirgsstrom, der Merremän, vereinigen sich hier, und durch diesen Zusammenfluß wird der Deyermän-dere-Sluyu gebildet.

Die Straße zieht sich nun am rechten Ufer der Matschka hin, die mit solchem Getöse daherbraust, daß man sehr laut sprechen muß, um sich gegenseitig zu verstehen. Man verläßt diesen Strom erst am zweiten, nämlich am größern Ziganepaß. Von dem Punkte, wo man das Thal des Deyermän-dere betritt, bis zum Fuße jenes Gebirges, das man bei Yer-Köprü zu besteigen anfängt, ist die Straße durchgängig gut, und man kann aus ihrer Beschaffenheit schließen, daß sie auch im Winter nicht ganz schlecht seyn muß. Am ersten Ziganepaß tritt freilich eine Unterbrechung ein, und man befindet sich auf einem sehr be-

Digitized by Google

schwerlichen Waldweg, der aber durchaus gefahrlos ist. Dasselbe würde bei der Uebersteigung des zweiten südlichen Passes desselben Namens gelten, wo die Straße anfänglich durch eine Schlucht führt, wäre man nicht, und zwar eben wegen dieser Gestaltung, so sehr dem Sturze der Lawinen ausgesetzt. Um diese zu brechen, hat man zwar stellenweise Gemäuer angebracht, eine Vorsorge, die jedenfalls Abdullah-Pascha, auf dessen Anordnung dieselben aufgeführt worden, zur Ehre gereicht, obschon ich nicht versichern möchte, daß ein gewaltiger Schneesturz immer dadurch gebrochen werden kann.

Die auf der Strecke von Trapezunt bis hieher befindlichen Ortschaften bilden sich aus einer Vereinigung von Chanen, deren viele, selbst in der guten Jahreszeit, verödet sind. Die bewohnten unter denselben sind von solcher Beschaffenheit, daß man ohne Uebertreibung von ihnen sagen kann, das schlechteste Gefängniß in der Christenheit biete mehr Bequemlichkeit dar. Die Krischmas in den Steppen Neurußlands sind glänzende Gasthöfe im Vergleich mit diesen abscheulichen Schmutzlöchern.

Die eigentlichen Dörfer oder Ortschaften liegen sämmtlich abseiten der Straße, und in ihnen suchen die nicht mit der Post Reisenden ein Nachtquartier oder einen Imbiß. Allein gar oft finden sie da weder das eine noch das andere, und das ist in den von lauter Muselmännern bewohnten Dörfern — ungeachtet der vielgepriesenen türkischen Gastfreundschaft — meistens der Fall. Das Wort Schenlik (Aufnahme, Empfang) hat hier einen bedeutungsvollen Sinn. Oft hört man den zufällig verspäteten Führer Stundenlang vor der Ankunft in dem präsumptiven Nachtquartier die Vorbeiziehenden ängstlich fragen: „Ist in N** Schenlik?“

Das südliche Glied des Zigane ist weniger bewaldet als das nördliche, der südliche Abhang viel steiler als der jenseitige, jedoch ohne Abgründe und ohne alle Gefahr. In Ma'den-Chanlar, einem aus wenigen Häusern bestehenden Orte von der oben erwähnten Beschaffenheit, sieht man die ersten terrassirten Bauten auf dieser Straße, eine Bauart, die weiterhin bis in das tiefe Mittelasien vorherrschend ist, mit dem Unterschied jedoch, daß in Persien zum Beispiel die Häuser ganz aus gestampfter Erde bestehen, während sie hier zu Lande in den meisten Orten den Anblick eines mit Erde zugedeckten würfelförmigen Steinhaufens darbieten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Lage von Caranus und die Insel Arruad (Arvad oder Arphad der hl. Schrift.)

Capitän Newbold, der sich in neuerer Zeit, wie früher in Indien, so jetzt in Vorderasien durch manche antiquarische Studien ausgezeichnet, legte diese Mittheilung der asiatischen Gesellschaft am 2 März vor. Strabo erwähnt dieß Caranus als das erste Arsenal von Aradus zwischen Balanea und Enhydra. Pococke suchte es eine halbe (engl.) Meile nördlich von Tarsus, aber eine Meile noch weiter gegen Norden liegen Ruinen, welche von den Arabern noch jetzt Caranun genannt werden. Der Hafen ist klein, aber besser geschützt als irgendein anderer an der Küste, und ist theils natürlich, theils künstlich, indem ein quer über die Mündung der Bucht hinlaufendes Riff durch Mauerwerk erhöht wurde. Von diesem letztern ist jetzt wenig übrig, da die Araber die Steine zu ihren Bauten fortschleppten. Der auffallendste Theil der Ruinen ist eine Erhöhung von etwa 25' oder 30', in und um welche man Steinblöcke, Säulenbruchstücke u. s. w. herausgräbt und nach andern Städten an der Küste schickt. Die Insel Arruad ist nach Pococke ein unregelmäßiges Trapezoid, dessen längster Durchmesser etwa 1000 Schritte hält. Man nimmt an, Arvad der Sohn Canaans, habe diesen Ort zuerst bewohnt, später kamen Sidonier, und behaupteten hier als große Seekolonie und später als Republik geraume Zeit ihre Unabhängigkeit, bis sie durch Sanherib unterworfen wurden, und später das Schicksal des übrigen Syriens theilten. Im 17ten Jahrhundert besetzten die Malteser die Insel, wurden aber bald von den Türken vertrieben. Die Griechen nannten sie Arados, und nach Dionysius soll sie mit dem festen Lande durch eine Brücke verbunden gewesen seyn, von der jedoch keine Spuren mehr übrig sind. Die Insel war damals dicht bevölkert und mit sehr hohen Häusern bedeckt; selbst zu Edrisi's Zeit war sie noch wohl bewohnt; als Pococke hier war, betrug die Bevölkerung noch 1500 Einwohner, im J. 1846 1000. Volney, der die Insel als verlassen schildert, ist im Irrthum, ebenso wenn er sagt, daß keine Spuren alter Häuser vorhanden seyen, und auch nicht eine Tradition von einer Süßwasserquelle, welche Strabo als im Meere befindlich erwähnt. Große, tief in den Felsen gehauene Cisternen befanden sich fast unter jedem Hause, und Strabo sagt, daß sie mit Wasser, das vom festen Lande geholt wurde, gefüllt gewesen seyen, in Kriegszeiten aber habe man das Wasser vermittelst einer besondern Vorrichtung aus dem Meere heraufgeholt. Quellen süßen Wassers finden sich noch etwa einen Steinwurf vom Ufer, und bei stillem Wasser sieht man sie aufbrudeln. Das Wasser ist vollkommen süß und gut, und die Bewohner der Insel füllen jetzt noch von hier ihre Cisternen. Mehrere griechische aus den Trümmern entnommene Inschriften wurden zugleich vorgelegt.

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich war hier der Sammelplatz schlachtenlustiger Schaaren, wenn Aufruhr oder auch Türkenüberfälle zu den Waffen gerufen hatten; auch in diesem Augenblicke war es wegen des Baues einer neuen Brücke über den wilden Fluß lebhaft daselbst. Täglich wurde der regierende Fürst erwartet, der eine feierliche Grundsteinlegung dieses Staatsbaues begehen sollte. Eine hölzerne Brücke führte uns noch vorher, ehe wir zum Alt gelangten, über ein reißendes trübes Wasser, welches sich kaum eine halbe Stunde unter unserem Reisestrich in den Olt ergoß. Von Ferne sahen wir die Ueberfuhrboote nebst gehöriger Mannschaft, die eben abstoßen wollte, was uns zu möglichster Eile veranlaßte, so daß wir noch aufgenommen werden konnten. Die Einrichtung des Abstoßens und Anfahrens fanden wir sehr mangelhaft, umsomehr zu loben aber die Emsigkeit und Sorgfalt der dabei beschäftigten Leute, die wirklich mit aller Anstrengung arbeiteten. In der That über ein so unbändiges Wasser, wie der Olt führt, ist eine ordentliche, gutgebaute Brücke nicht nur eine Nothwendigkeit, sondern ein wahrer Segen; man begreift hier, warum Brücken überhaupt bei den alten Völkern heilige Verehrung genossen, ja daß noch heutzutage Brücken bauen, so wie Brunnen graben und Kreuze setzen, zu frommen Bußwerken gezählt werden.

Ein ziemlich steiler Hohlweg führte auf die Höhe des fast senkrecht abgerissenen linken Oltufers, von dort schauten wir noch einmal auf das jenseitige Land der kleinen Walachei zurück, und nahmen Abschied von derselben.

Somit war auch die große Walachei begrüßt, deren Oltbezirk uns jetzt aufgenommen. Da er das alte, ebenfalls am Olt gelegene Szlatina in sich hat, so gebührt ihm mit Recht der feste Thurm, den er im Schilde führt. Der Olt, von den Römern Aluta genannt, eilt aus Siebenbürgen her, den Rothen-Thurmpaß bildend, die Walachei in fast gerader Linie von Nord nach Süden durchströmend, theilt dieses Land in eine große und eine kleine Hälfte. Es ist dabei ein sonderbarer Zufall, daß das Fürstenthum, so wie seine oberste Schutzmacht, der nordische Koloß, seiner alten Form nach ebenfalls in Groß- und Kleinrußland, in eine große und eine kleine Walachei getheilt ist. Letztere hieß freilich früher Serainer Banat, und wird auch jetzt noch das Krajower genannt. Der Oltfluß bildete eine natürliche Verbindungsstraße zwischen Nieder- und Oberdacien, dem jetzigen Siebenbürgen, weßhalb sich schon unter den Römern an seinen beiden Ufern wichtige Punkte befanden, als da sind:

Digitized by Google

Turnul, Caracal, Gzlatina, Rimnik, dann andere jetzt namenlose Punkte, wo nur noch Trümmer und Spuren jenes classischen Zeitalters gefunden werden, worunter besonders eine gepflasterte Straße bemerkenswerth ist, welche von Islas, an seinem rechten Ufer hinauf, bis nach Caracal führte, und sich dort mit einer zweiten, die ebenfalls von der Donau bei Bechet herkommt, vereinigte, und dann über Rimnik hinauf durch den Rothen-Thurmpaß nach Siebenbürgen hineinführte.

Obwohl der Bezirk Oltul nicht so reich an bis jetzt darin aufgefundenen Alterthümern ist als der von Romanaz, so hatte er doch seiner Lage nach einst dieselbe Bedeutung wie dieser; beide, an dem wichtigen Fluß Olt sich bis zu dessen Donaumündung herabziehend, haben an ihren mittägigen Linien die merkwürdigen Orte von Turnul, Islas und Eschellei, und eben da auf dem andern Donauufer die Mündungen, der vom Hämus kommenden Flüsse Iskm, Bidu und Osmolul, dann das in der neuern und ältern Geschichte berühmte Nicopolis.

Viel Zeit war mir übrigens nicht gegönnt, die Augen in den Auen des Olts und die Gedanken in längst vergangene Zeiten freizulassen; der Kutscher, welcher indessen die Uferhöhe erreicht hatte, mahnte zum Einsteigen, und da die Sonne schon hoch gegen Mittag stand, warteten wir nicht, bis er seine Mahnung wiederholte. Die Gegend war schon jetzt, da wir kaum auf dem linken Oltufer waren, viel öder, und ungern hoben sich die Blicke, um zu genießen. Eine Viertelstunde vor uns feldeinwärts hielt ein Trupp von etwa 7—8 Reitern, die Köpfe ihrer Pferde gegen einander gewendet, als ob sie sich besprächen. Als wir näher kamen, trieben sie langsam an und ritten im Schritt weiter; als wir auf die Höhe kamen, wo sie seitwärts gehalten hatten, sahen wir in weiter Ferne auf freiem Felde eine dichte und bunte Masse Menschen und Thiere, die sich wie ein flüchtiger Bienenschwarm unter einem Bergwinkel festgesetzt zu haben schienen. Es war ein Jahrmarkt. Nun merkte ich wohl, daß sich die bedachtsame Unterredung der Reiter vorhin nicht um den Besitz eines Herzogthums drehte, sondern höchstens um etliche Ducaten mehr oder weniger im Handel, um dieses oder jenes.

Die Hitze wurde immer drückender, die Pferde matter, der Kutscher schläfrig, und so ging es nur langsam vorwärts. Hier in der Gegend war es auch, wo ich an einem einzelnen halbdürren Schleedorn einen entomologischen Fang machte. Es war der einzige, welcher merkenswerth ist und ein paar Prachtkäfer betrifft, welche der Gattung Buprestis tenebricosus L. angehörten. Die eigentliche Jahreszeit zum Käfersammeln war schon vorüber. Es war bereits hoher Mittag, bis wir eine kleine Straßenschenke, das Mittelding zwischen einem Han und einer Kreschma, erreichten. Sie lag an einem kleinen Thalgewinde, worin sich in der Regenzeit wohl ein Bach bilden mag, jetzt war aber kein Wasser darin zu finden, außer einem Ziehbrunnen der in der Nähe stand; das Wasser darin war gut, mithin Ursache genug um hier einzukehren, denn jetzt war es aus mit guten Brunnen und ihrem herrlichen, frischen und leichten Elemente, wie wir es zum größten Theil in der kleinen Walachei getroffen hatten. Kurze, kalte Küche, ein leichter aber guter weißer Wein, wie wir ihn fast durchgängig durch das ganze Land trafen, dann zum Schluß ein schwarzer Kaffee, machten unsere Mahlzeit, nach welcher eine Siesta trefflich behagte; dabei nahm ich mir auch Zeit und Muße die gesammelten Pflanzen umzulegen, wobei ich sogleich eine Menge Zuschauer hatte, Bauers- und Straßenleute, wie sie sich gerade als Gäste hier befanden. Auf die Frage, zu welchem Zweck ich diese Pflanzen sammle, sagte ich zuerst die Wahrheit, die sie aber natürlich nicht begriffen; da nahm ich die Zuflucht zur Unwahrheit, indem ich sagte, ich sey ein Doctor. Die eingelegten Pflanzen zu vermehren und wo möglich eine kleine Flora valachica zusammenzubringen, durchlief ich noch einige Gebüsche, die weniger von Weidevieh betreten waren, und fand hier eine Menge von Centaurea paniculata; C. tartarica; Echium italicum; Epilobium hirsutum; Galium verum; Inula oculus Christi; I. ensifolia; Nigella arvensis; Veronica spicata; etc. lauter Pflanzen, die mehr einen dürren, mageren als fruchtbaren Boden verriethen.

Nach einem Aufenthalt von etwa zwei Stunden verließen wir die Schenke und fuhren den ganzen Nachmittag durch eine Gegend, deren nackte Einförmigkeit nur hin und wieder durch niedere Gehölze oder mißhandelte Eichenwälder unterbrochen war. Hie und da schienen aus denselben einige Eichengreisinnen entsprungen zu seyn, die dann mitten in Weizen- oder Maisfeldern wie verwaist dastanden. Endlich lenkte auch eines unserer Wagenräder unsre Aufmerksamkeit auf sich; indem durch die anhaltende trockene Jahreszeit Reif und Felgen unter einander los geworden waren, drohte durch diese lockere Freundschaft der einzelnen Theile unter einander eine völlige Auflösung des Bundes der Speichen, Nabe, Felgen und des Reifs, so daß wir mitten auf der Straße einen sehr unangenehmen Aufenthalt gehabt hätten. Allein der Albanese, gleich einem umsichtigen Minister, ermahnte die Rebellischen durch einige Schläge mit einem kleinen Beil zur Einigkeit, bis wir wieder zu einem Han, nächst einem Dorfe, kamen. Dort bediente er sich nachhaltiger Mittel, legte dem Reife zwei offene Eisenbänder um, deren nach der Axe zu gebogene Ende er mit Stricken faßte, und alsdann fest um die Nabe band; dieses Mittel diente trefflich bis zum Ziel unsrer Reise, ja noch über das Pflaster von Bukurest. Unterwegs fanden wir bei einer Brücke ein großes Haus, wahrscheinlich herrschaftliches Eigenthum. Vor diesem war aus gewöhnlichen Teppichen, wie sie die nationale Industrie der Landleute liefert, ein ziemlich geräumiges Zelt aufgeschlagen, dessen Inneres aber mit ebenso vielen schönen Teppichen, gleichfalls vaterländische Handarbeit, ausstaffirt ward. Die Form des Zeltes war ein vollkommener hohler Würfel, von dem eine Seite fehlte, die aber auch mit einem Vorhang zugezogen werden konnte. Ein Tisch und zwei Sessel bildeten das ganze Mobiliar darin.

Ein Torobanz (walach. corrump. für Trabant), dessen malerische Kleidung wir besonders betrachteten, hielt Wache davor. Wir fragten nach, welchen Zweck das Zelt habe, worauf uns der trockene Wächter mit kurzer, sehr mißliebig gesprochener Antwort bedeutete, daß der Fürst erwartet werde. Es mag wohl die Weisung dieser Leute seyn mit Fremden so wenig als möglich zu verkehren, wozu sie noch ihren Amtstrotz fügen, weßhalb uns die verdrossene Einsylbigkeit sehr erklärlich war. Unweit des Zeltes kamen wir über eine hölzerne Brücke, die mit grünem Eichenreis der Art geschmückt war, daß auf jeder Geländersäule dem durchlauchtigen Reisenden zu Ehren eine junge Eiche steckte. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Brücken hier zu Lande, daß eben diese Säulen gewöhnlich höher, oft zwei Klafter über denselben sind, und ihre Enden sind dann in irgendeine kopf- oder kugelförmige Form zugehauen. Die beiden Paare an den Eingängen der Brücke sind fast regelmäßig so hoch, und häufig mit einem flachen Bogen verbunden, der dann in Fällen, wie eben heute auch, bekränzt wird. Auch auf Markscheiden, zwischen zwei Bezirken oder auch nur zwischen zwei Herrschaften sieht man sie häufig mitten auf der ebenen Straße stehen. Gewöhnlich steht auf dem Bogen ein hölzernes Kreuz, oder hängt daran eine kleine Holztafel mit einem Wappenschilde oder einem Vivat bemalt. Bögen oder Brücken mit grünen Reisern geschmückt, bilden auf diese Weise die schon halbfertigen Triumphpforten für diesen oder jenen hohen Gast. Es ist auffallend, daß in einem Lande, wo im ganzen für Straßen sogar wenig gethan ist, auf Brücken und ihre Ausstattung so viele Sorgfalt verwendet wurde; ich glaube daß dieß, wie beim Brunnengraben, eine althergömmliche Glaubenssache ist. Freilich ist anzunehmen, daß bei der Pietät, welche auch die Türken für Brücken und Brunnen haben, dieselben selbst in den unaufhörlichen Kriegen verschont blieben, wenigstens sahen wir eine Menge uralter Brunnen, auf denen höchstens nur die Augen darauf gemalter Heiliger ausgestochen waren, die sonst aber kein anderes Zeichen einer willkürlichen Zerstörung trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Unbebautes Land in Südindien. Man rechnet, daß in vielen Theilen Südindiens wegen mangelnder Bewässerung, die jedoch beschafft werden könnte, wenn die Geldmittel nicht fehlen, nahezu das Fünffache des Bodens angebaut werden könnte. (Indian News. Nr. 177.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 72. 25 März 1850.

Ueber die Vertheilung von Süßwasserthieren und Pflanzen.

Ueber diesen Gegenstand hielt Professor Forbes am 8 März eine Vorlesung, welche zum Zweck hatte, nachzuweisen, daß wenn man die jetzige Vertheilung von Süßwasserpflanzen und Thieren mit der jetzigen physischen Gestalt der Erde vergleicht, sich ohne Hereinziehung geologischer Veränderungen keine genügende Erklärung finden lasse. Betrachtet man z. B. die Süßwasserfische, Mollusken und Pflanzen Ostenglands, so zeigen sie in ihrer Vertheilung Eigenthümlichkeiten, die sich nur erklären lassen, wenn man auf die Epoche zurückgeht, wo England einen Theil des Continents ausmachte. Eine andere bemerkenswerthe Thatsache in der Paläontologie ist die, daß zu einer unmittelbar der jetzigen vorangehenden Epoche, als die große Mehrzahl der Süßwassergeschöpfe mit den in unsern Flüssen lebenden identisch war, gewisse Muschelfische von den Geschlechtern Cyrena und Paludina, welche jetzt nicht weiter als bis Aegypten reichen, damals bis Großbritannien gingen, und daß wir dieselben in dem zwischenliegenden Raum in fossilem Zustande verfolgen können. In diesem Falle haben wir also ein vollkommenes Zurückweichen der Arten, im Fall der Melanopsis Costata, die jetzt lebend in Spanien und Aegypten, in fossilem Zustande aber nur in dem zwischenliegenden Raume sich findet, haben wir ein Beispiel von Isolirung von Gruppen von Individuen durch geologische, in dem zwischenliegenden Striche vorgegangene Dislocationen. Prof. Forbes hob die auch schon von Cuvier angeführte und durch die auf der Nigerexpedition angestellten Beobachtungen bestätigte merkwürdige Thatsache heraus, daß die Fische des Nils nicht nur denselben Typen, wie die des Senegal und Westafrika's überhaupt, angehören, sondern auch zum Theil völlig identische Arten sind, und nicht mit den Typen der Mittelmeerfische zusammenhängen; er findet den Grund davon in irgend einer großen Veränderung der geographischen Gestaltung Nordafrika's, wahrscheinlich einer alten Verbindung des Nils und Senegals mit einem südlichen Mittelmeer, dessen Bette die große Wüste gewesen seyn mag.

Daß die Vertheilung der Arten und selbst der Geschlechter vorhandener Süßwasserthiere hauptsächlich durch die Wasserscheiden bestimmt war, zeigte Prof. Forbes durch eine dreifache Karte Nordamerika's, welche die Vertheilung der Fische und Mollusken im Vergleich mit den Flußsystemen dieses Gebiets und der Landerstreckung, wie solche seit der Eiszeit geworden, darstellten. Unter die herausgehobenen Thatsachen gehörte die Vereinigung der Salmen und Corregonen innerhalb der Fläche des emporgehobenen Bettes des Eismeers, die Vertheilung des Karpfengeschlechts in einer Curve, welche den Linien neuen Landes folgte, das Vorhandenseyn von Süßwasserfischen und Muscheln, die den europäischen identisch sind, nur in dem großen nördlichen Stromgebiet; das Vorhandenseyn einer einzigen besondern Art von Hecht und Lamprette in jedem großen Flußsystem, die Verschiedenheit der Arten von Fischen und Mollusken in den Flüssen auf beiden Seiten einer Wasserscheide; die Concentration der Mehrzahl der Melanien im Mississippi im Gegensatz mit der der Lymniaden in der Gegend der großen Seen, und viele andere nicht minder auffallende Thatsachen, welche den obigen Satz bestätigen.

Sodann lenkte der Verfasser die Aufmerksamkeit auf die Nordamerika und Europa gemeinsamen blüthentragenden Pflanzen in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten, wie sie in der Flora Prof. Asa Gray's aufgeführt sind. Analysirt man diese, so findet sich, daß die Gemeinsamkeit aus mehreren Elementen besteht: es sind entweder alpinische oder arktische Formen, die ihre Verbreitung den Erscheinungen der Eiszeit danken, oder Pflanzen und zwar nicht wenige, welche von Europa eingeführt und naturalisirt wurden; oder Seepflanzen, in geringer Zahl, deren Daseyn sich auf verschiedene Art erklären läßt; oder — ein bedeutender Ueberrest — mehr als 60 Arten von Wasser- und Sumpfpflanzen von germanischem Typus, die man weder unter die erste, noch unter die zweite Kategorie einreihen kann. Selbst angenommen, daß das Vorhandenseyn eines Theils dieser Pflanzen sich durch das Wandern von Wasservögeln erklären läßt, so muß man doch die Wahrscheinlichkeit geologischer und geographischer Aenderungen annehmen, und die Wanderung in den Herbst versetzen, wenn die Samen reif seyn.

Zuletzt macht Prof. Forbes noch auf eine merkwürdige Erscheinung in der Vertheilung generischer Typen von Süßwassermollusken aufmerksam. Während fast alle bis in die oolitische Periode hinaufreichen, sind die Formen einer jeden Periode in den verschiedenen Arten so wenig verschieden, daß man sagen kann, jede Gattung habe von ihrem Ursprung bis auf die jetzige Zeit dieselben Formen gehabt. Die Folge hievon ist, daß die Süßwasserformationen nicht, wie die Meeresformationen, durch die besonderen Gestalten der Art von Muschelfischen, welche sie enthalten, ihr relatives Alter anzeigen und daß man, ohne den Beweis von Ueber- oder Unterlagerung, aus der Gestalt der verschiedenen Muscheln selbst nicht angeben kann, zu welcher Epoche sie gehören, ob zur secundären, zur ältern oder neuern tertiären oder zur jetzigen.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke zwischen Trapezunt und Erzerum.

(Fortsetzung.)

In die Ebene angelangt, betritt man das Thal des Gümüsch-chane-yermag, der sich unweit Tere-bolu in das schwarze Meer ergießt und an dessen Ufer die Straße fortan hinzieht. Es ist dieselbe hier noch besser als auf der andern Seite des Gebirges, und sie könnte mit enger Spur leicht befahren werden, ohne den Uebelstand daß noch keine Geländer angebracht sind, was die Straße, welche fast überall und oft in ziemlicher Höhe gähe über den Fluß ragt, doch einigermaßen gefährlich macht.

Ardassa, die nächste Poststation, 12 Stunden von Dschäwislik, ist eine von dem Dere-Bey Osman-Bey neu geschaffene Ansiedlung, welche außer den zur Posthalterei gehörenden Gebäuden einige Buden und ein Kaffeehaus enthält. Es ist der erste Ort seit Dschäwislik, wo man sich ohne Ekel niedersetzt. Freilich mag der Umstand, daß alles hier neu war, zu diesem verhältnißmäßig behaglichen Aussehen etwas beigetragen haben. Am linken Ufer des Gümüsch-chane, auf einem der hohen Felsen, welche dort den Fluß überragen, erhebt sich die Ruine eines Raubschlosses in so kühner Lage, daß sie in einiger Entfernung von den Felszacken vor und hinter ihr kaum zu unterscheiden ist.

Von Ardassa sind es noch 6 Stunden nach der Districtstadt Gümüsch-chane, dem einzigen einigermaßen sehenswürdigen Orte, auf der ganzen Strecke von Trapezunt nach Erzerum.

Im Thale, also an der Landstraße, befindet sich bloß die Vorstadt, Güseller-Muhallä, mit 60 oder 70 Häusern, worunter die Polizei, die Briefpost und mehrere Kaffeehäuser. Die üppigen Obstgärten, welche hier beide Ufer des Gümüsch-Chane-Yermaq schmücken, deren Erzeugnisse, namentlich die Birnen, weit und breit bis nach Konstantinopel zu Markte kommen — diese Pflanzungen verleihen dem Orte einen besondern Reiz und machen denselben zu einem sehr angenehmen Ausruhepunkt. Die eigentliche Stadt, nach welcher vom Thale eine sehr gute Straße führt, liegt in der Entfernung einer halben Stunde auf der Anhöhe, an zwei Seiten einer engen Schlucht, die von einem in den Gümüsch-Chane sich ergießenden Wildbache durchströmt wird. Beide Stadttheile sind durch eine über diese Schlucht gebaute Brücke vereinigt; die Westseite erscheint in einiger Entfernung als wäre sie an der schroffen Felswand angeklebt. Hier befindet sich das Silberbergwerk, von welchem Stadt und Fluß ihren Namen herleiten. In der ganzen Einrichtung sticht die Kindheit des Bergwesens hervor. Es sind nur zwei Oefen vorhanden, und selbst von diesen zweien ist nur immer einer in Thätigkeit; es werden 50 Arbeiter dabei verwendet. Die Silbergrube von Gümüsch-Chane scheint übrigens sehr geringhaltig zu seyn, da sie dem Pascha von Trapezunt jährlich nur 60, einige sagten nur 66 Oken reines Silber abwerfen soll. Die Insassen behaupteten sogar der Ertrag übersteige eigentlich nicht 35 bis 36 Oken, es sey aber derselbe einmal zu 60 angeschlagen, und dieses Quantum müsse daher eingeliefert werden. Solche Angaben sind aber mit einiger Behutsamkeit aufzunehmen, denn sie sind oft der Ausdruck der Unzufriedenheit des Volkes, und Unzufriedenheit mit der Regierung herrscht, mehr oder weniger, überall. Außer Silber wird hier auch Blei gewonnen. Einige Stunden weiter im Gebirge befindet sich die Silbergrube von Dabaq-Ma'den, die viel ergiebiger seyn soll. Zur Bearbeitung aller Bergwerke — Silber, Kupfer, Blei — in den Statthalterschaften Trapezunt und Erzerum, deren Anzahl mir auf 36 angegeben ward, soll der District von Gümüsch-Chane nicht weniger als 1370 Hüttenwerker zu liefern haben, die sämmtlich Frohndienst thun, und wovon man sagt daß jährlich ein Viertel den schädlichen Einflüssen ihrer Verrichtung unterliegen. Man zählt zu Gümüsch-Chane beiläufig zweitausend Häuser, was eine Einwohnerschaft von zehntausend Seelen voraussetzt. Trotz ihrer Klagen — die übrigens größtentheils dem Frohndienste galten — haben die Einwohner ein besseres, wohlhäbigeres Aussehen als ich es in allen andern Orten und Gegenden auf dieser Strecke wahrgenommen. Man sagte mir, die Muselmänner seyen hier in der Regel, vermöge ihrer Stellung und besonderen Begünstigung, von der Abgabe des Esaliyaneh enthoben, woraus man schließen müßte daß das ganze Gewicht derselben auf den Rayas lastet.[1]

Die Straße bleibt gut und Kunststraße, bis gegen das obere Ende des Thales — wahrscheinlich wo das Trapezunter Gebiet aufhört. Man muß Abdullah-Pascha die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich um diesen Straßenbau bei dem Publicum und der Regierung ein um so größeres Verdienst erwor-

---

[1] Seitdem, nämlich im Anfang von 1849, ist der Tansimat-Chairie (das neue Verwaltungssystem) auch im ganzen Eyalet Trapezunt in Wirksamkeit getreten. Mit welchem Erfolg ist noch abzuwarten, denn man weiß, daß die Kraft der Regierung, in den Binnenländern ihren Verordnungen Geltung zu verschaffen, bisher nicht sehr weit reichte.

Esaliyaneh, eigentlich Esaliyaneh-Muqataß, heißt in der wörtlichen Uebersetzung „die Abgabe zur Besoldung öffentlicher Beamten." Seit langer Zeit ist es aber kurzweg eine Grund- und Vermögensteuer, angeblich zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben, die noch vor wenigen Jahren von den Statthaltern mit ziemlicher Willkür erhoben wurde. Diese Abgabe wird halbjährlich entrichtet. Hat der Gouverneur die vom Sandschak oder Eyalet zu entrichtende Gesammtziffer angesetzt, so versammeln sich die Müsselims aus allen Districten am Sitze der Statthalterschaft, wo unter dem Vorsitze des Pascha's oder seines Kihaya-bey's ausgemittelt und festgesetzt wird, welche Abgabeziffer jedem Districte zufällt. In den größeren Städten ist es dann Sache des Muhhtar's (Vorstehers) jedes Stadtviertels, in den kleineren Orten des Ayans die Einzelnen zu besteuern, wobei abermals mehr oder weniger willkürlich verfahren wird; und es ist mithin begreiflich daß den Orts- und Gemeindenvorständen die Gelegenheit nicht fehlt, sich bei solchem Geschäfte Sporteln zu verdienen. Es wird z. B. ein Haus oder eine Liegenschaft nicht nach der Messung des Grundstückes, der Höhe, Breite u. s. w. des Gebäudes geschätzt, sondern durch Vergleich mit dem Schätzungswerth nachbarlicher Besitzthümer. Man kann sich also denken welche Mißbräuche da stattfinden müssen, wie oft der Eine zum Nachtheil des Andern begünstigt, oder der Eine zu Gunsten des Andern übervortheilt wird! Denn, so nur die festgesetzte Gesammtsumme in die Koffern des Pascha's fließt, wird sich um die Einzelnheiten der Behebung wenig gekümmert. Zu dieser Behebung eine feste Basis anzunehmen oder einen Maßstab für die auf den einzelnen Steuerpflichtigen fallende Abgabeziffer zu ermitteln, hält schon darum schwer, weil z. B. ein Millet oder Kirchspiel, das ursprünglich 200 steuerentrichtende Häuser zählte und in der Zwischenzeit durch Auswanderung, Feuersbrünste oder andere Ursachen auf 100 reducirt werden, immer noch für den ursprünglichen Betrag besteuert ward; daß der Einzelne also, welcher in einem Jahre 10 bezahlte, im folgenden Jahre vielleicht 20 zu entrichten hatte, weil es ferner Classen gegeben — und wahrscheinlich selbst nach der Einführung des Tansimat noch gibt — als die Dere-beys, oder der erbliche Adel, die Molla's, Da'dis, Imams, Müezzins und andere Bevorrechtigte, welche durch ihre Stellung gesetzlich taxfrei waren. Der Quotient beruht also auf der mehr oder minder großen Anzahl solcher privilegirten Haus- und Grundbesitzer in jeder Gemeinde, was schon voraussetzt daß Mißbräuche jeder Art als fingirte Verkäufe und Erwerbungen und dgl. unausbleiblich sind, und es versteht sich von selbst daß unter allen Umständen die Rayas dabei besonders ins Mitleid gezogen werden. Daher die Menge der in allen Theilen des türkischen Reiches anzutreffenden, durch die drückende Steuer des Esaliyaneh's zu Grunde gerichteten Ortschaften, die gegen die rückständige Steuerpflichtige verübten Gewaltthätigkeiten, die Wegnahme von Zugvieh und Ackerbaugeräthschaften, wodurch sie der Mittel ihr Daseyn zu fristen beraubt und immer mehr außer Stand gesetzt waren die lästige Abgabe zu entrichten.

Digitized by Google

ben als seine Nachfolger zur Fortsetzung, ja sogar zur Unterhaltung desselben, bisher nichts gethan haben. Wenn er auch die Beutel einiger reichen Dere-begs dazu in Anspruch genommen, so scheint mir dieses Verdienst dadurch keineswegs geschmälert.

Wir betraten nun eine weite, im Frühjahr morastige, im Sommer staubige, durchaus baumlose, wellenförmige Steppe, hier und da mit einigen Saatfeldern bebaut, die sich in einem halben Durchmesser von 6 Stunden bis Baiburt erstreckt. Mit Ausnahme des eine halbe Stunde von der Straße liegenden Dorfes Balahor und der Poststation Oader-agha — wo man übrigens nichts als einen Pferdestall und nicht einmal ein Stück Brod zu kaufen findet — ist auf dieser ganzen Strecke keine einzige Wohnung zu treffen. Dann kenne ich nichts langweiligeres, Geist und Körper ermüdenderes als dieses 6stündige beständiges Bergauf und Bergab reiten, wo man immer an den Fuß eines Hügels gelangt, um einen andern unmittelbar zu ersteigenden Hügel vor sich zu sehen, und diesen Eindruck habe ich jedesmal bei meiner Durchreisung dieser Einöde empfunden.

Die Stadt Baiburt liegt an beiden Ufern des Tschorok, aber meist am linken, und wird von einer alten, seit dem letzten Russenkriege verlassenen, auf einer Bergspitze am rechten Ufer sich erhebenden Festung beherrscht. Nichts abschreckenderes und elenderes als der äußere und innere Anblick dieser Stadt, wo man glauben sollte, daß seit ihrer Ueberrumpelung durch die Russen, alles im Status quo geblieben und nichts weder aufgebaut noch hergestellt wurde. Dennoch besteht hier ein lebhafter Fruchthandel, da die Stadt von Getreideland umgeben ist. Die Häuserzahl wird nicht über 800 geschätzt, mithin die Einwohnerschaft auf beiläufig viertausend Seelen. Diese, größtentheils Moslems, ist mir jedesmal als die unfreundlichste, ungeschliffenste und gegen die Europäer am übelgesinntesten in diesem Theile des vorderasiatischen Hochlandes erschienen.

Die Reise in der Richtung nach Erzerum fortsetzend, gelangen wir, über eine noch in der Stadt befindliche ziemlich gut erhaltene Brücke auf das rechte Ufer des Tschorok, welches wir ungefähr 4 Stundes Weges verfolgen. Diese Straße, wie die liebe Natur sie geschaffen, wäre nicht schlecht, ohne die vielen Böschungen die sie zuweilen gefährlich machen würden, wenn man sie befahren wollte. Obschon von Baumwuchs entblößt, hat mir das Thal des Tschorok immer einen frischen, freundlichen Anblick gewährt, und man verläßt es ungerne, um auf einer hölzernen Brücke nach dem linken Ufer übersetzend, in das Kop-Thal einzulenken, welches wir nun bald am rechten bald am linken Ufer des Kop-dagh-Suyu, verfolgen. Zwei Stunden weiter beginnt ein beschwerliches Steigen den Kop-dagh hinan, im Frühjahr noch ein schlechter, nicht gefahrloser Weg. Die Poststation Kop — wieder ein bloßer Pferdestall, wo man weder Nahrungsmittel noch Unterkunft findet — ist am südlichen Abhang des Gebirges. Von da sind es noch 4 Stunden nach der nächsten Station Aghadsch-Dalá, meistens durch wellenförmiges Steppenland, was also wiederum eine ziemlich langweilige und ermüdende Wegstrecke bildet.

Aghadsch-Dalá ist ein elendes Oertchen mit einigen 20 Häusern und einer unansehnlichen Moschee, am rechten Ufer des Dara-Ssu oder westlichen Euphrats (der nach seiner Vereinigung mit dem östlichen Arm oder Mürad-Tschai, unweit Keban-Maden, den eigentlichen Euphrat bildet), und hat seinen Namen, wahrscheinlich wegen der großen Seltenheit — in einer Gegend wo weit und breit kein Baum zu sehen ist — einer aus einem Duzend Stämme bestehenden Baumgruppe von der Weidegattung am Ufer des Flusses. Aghadsch-Dalá verlassend, setzen wir, und zwar durch die Furt, vom rechten auf das linke Ufer des im Frühjahr bis nach Mitte Junius reißenden und angeschwollenen Dara-Ssu. Man nimmt sich also bei solcher Beschaffenheit des Gewässers einen Führer um die Furt zu ermitteln, und dieser läßt wohlweislich seine meisten Kleidungsstücke am Ufer, ehe er voranreitend das Flußbett betritt. Hat sich dann die Furt nicht verändert, und bleibt man genau in der Linie die der Führer eingeschlagen, so kann der Uebergang glücklich von Statten gehen, hat man aber das Schicksal — wie es mir selbst das letztemal passirte — durch Scheuwerden, Furcht oder Ungewohnheit seines Pferdes, von der Furt abzugleiten, so kann man leicht verunglücken, wenn man sich nicht schwimmend zu retten vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukarest.

(Fortsetzung.)

Kurz nachdem wir über die oben bezeichnete, festlich geschmückte Brücke gekommen waren, erreichten wir ein Dorf, wenn ich nicht irre, Scherbanesti, wo der Kutscher eben jene nothwendig gewordene Radreparatur vornahm, während wir uns an ein Glas Wein hielten. Hier sahen wir einen Zug von etwa 30 berittenen Torobanzen, geführt von einem Officier, wie es schien von regulärer Kavallerie. Sie führten zwei Standarten, deren Farben und Zeichen aber, in Wachstuch verwahrt, nicht zu erklären waren; das Corps der sogenannten Torobanzen ist als Ganzes eine sehr lose Gemeinschaft. Sie sind was Haiduken, Husaren oder Plaiaschen in Ungarn, die Schergen und Polizeidiener in Deutschland, die Sbirren oder Gendarmen in Frankreich und Italien sind. Wenigstens versehen sie hier zu Lande alle diese Dienste; Fang- und Spürhunde der Herren, Wächter gegen Diebe und Räuber, ist in ihre Hand die ausübende Gewalt in Civil- und Criminalsachen gelegt. So erkennt man im Lande wohl ihre Nothwendigkeit an, zollt ihnen aber weder Liebe noch Achtung, um welche sie sich freilich wenig kümmern. Sie leben im Sonnenstrahl der Gnade ihrer Herren, und kennen natürlich keine andere Pflicht als ihre ganze Dienstfreude diesen zuzuwenden. Ihre Kleidung ist volksthümlich und sehr malerisch. Ein Leibchen von gewöhnlich rothgestreiftem Zeug, darüber ein weiter gewöhnlich dunkelbrauner, oft schwarzer Ueberwurf mit langen geschlitzten Aermeln; dieser ist bunt, zumeist blau und roth ausgenäht. Solche offene Aermel sind verwandt mit denen der polnischen Nationaltracht, was um so eher zu denken ist als Walachen und Polen Nachbarvölker sind. Das Beinkleid ist eng, weiß, naturfarben wie die Schafwolle, aus welcher es gemacht ist. Sandalen und ein rother Shawl als Schärpe, in welcher Yatagan, Messer und Pistolen stecken, sind das Charakteristische dabei. Eine dunkle Pelzmütze, mit flacher Messingzier, durch welche der Name des Bezirks geschnitten und welcher roth unterlegt ist, oder eine Art russischer niederer Tschako machen die Kopfbedeckung aus.

Der Torobanzenzug auf leichten kleinen Pferden war indessen vorüber und hatte auf einem Hügel jenseits von Scherbanesti Halt gemacht, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Indessen wurde auch unser Wagen wieder flott, und bald hatten wir die Gränze des Oltbezirks hinter uns. Wir waren jetzt in dem von Teleorman, der fast in einer Diagonale von NW nach SO vom Flusse Vede durchströmt wird. Unstreitig ist dieses der Hauptfluß darin, und dennoch erhielt der Bezirk seinen Namen von dem kleinen Flüßchen Teleorman, der im oberen Theile entspringt und sich unfern von Arcschiaru in den Vede ergießt. An Spuren des classischen Alterthums ist dieser Bezirk ebenfalls reich, und es lassen sich hier die Ortschaften Flaminda, Petreschani und Arcschiaru bezeichnen, nächst welchen überall Ruinen, alte Wälle, Münzen u. dgl. ausgefunden

Digitized by Google

werden. Außerdem liegt Zimnicea an seinem Donauufer gegenüber von Sistow. Laureani erzählt, daß er bei Petroschani Römer-Ziegel gefunden habe, die den Stempel LEG. I ITAL. trugen, also von jener Römerlegion herstammten, die den schönen Namen I Adiutrix Italica Minerva führte, und mit ihren Cohorten beide Ufer des Isters besetzt hatte. „Bei Flaminda," erzählt derselbe Autor, „sieht man deutlich, wo die große gegen Osten laufende Römerstraße den von der Donau nördlich laufenden Wall schneidet."

Mit dieser Straße wird auch eine Volkssage in Verbindung gebracht, worein Kaiser Trajan verflochten ist, und welche sich dieselbe auch in Beziehung mit der Milchstraße an Himmel denkt.[1] Der Bezirk von Teleorman gehört zu den größern, obwohl er nur fünf Gerichtsstühle hat, was aber nur eine geringere Bevölkerung beweist. So ist z. B. der Bezirk Jalomnitza im südwestlichen Eck des Fürstenthums seinem Flächeninhalt nach einer der größten, und wird nur durch vier Gerichtsstühle versehen. Der ganze südöstliche Theil der großen Walachei leidet an Entvölkerung, was wohl den unaufhörlichen Kriegen mit der türkischen Nachbarschaft, zumeist aber dem allgemeinen Quellenmangel zuzuschreiben ist. Unabsehbare Flächen, nur hin und wieder mit seichten kleinen Thälern durchschlängelt, sind alles, indem hier die ganze Landesoberfläche mit recht schön bestellten Feldern und mächtigen Waldstrecken, meist mit Niederholz bestanden, abwechselt; dazwischen ziehen sich oft stundenlange nackte Weideplätze hin.

Die Sonne war eben im Untergehen, als wir das Bett des Flusses Vede erreichten. An einem Abhang, noch auf dem rechten Ufer desselben, hatte sich obenbezeichneter Torobanzenzug gelagert. Abgezäumt aber noch gesattelt, mit etwas nachgelassenen Sattelgurten, schritten die Pferde, die Köpfe weidend an der Erde nach allen Seiten hin, während die Männer in Gruppen beisammenstanden oder saßen, redend, singend, pfeifend oder in Gedanken verloren. Hier war das Nachtquartier begonnen, vielleicht auch der Ort, wo sie den fürstlichen Herrn, der jetzt jede Stunde kommen konnte, erwarteten. Diese wirklich malerische Abendscene hinter uns lassend, trieb unser Kutscher durch die Sandwellen des fast ganz trockenen Flußbettes, worin zu sicherer Durchfahrt wohl einige Kutschermeisterschaft gehörte.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Tekutsch, wo wir in dem großen, wohlverschlossenen Hofraum eines schönen, geräumig gebauten Hans für die Nacht ein gutes Unterkommen fanden. Ein Grieche hatte einige Auswahl von Süßigkeiten, getrocknete Zungen, Kaffee u. s. w. feil, Dinge, die für uns nicht zu verachten waren, denn in hanologischer Hinsicht durchreisten wir in der That eine Wüste. Im Osten hob sich indessen der Mond in hellglänzender erster Phase am dunklen, aber klaren Nachthimmel herauf, und als ob er ihn ausgesendet, wehte von eben dorther jener kühle erquickende Nachthauch, der allein im Stand ist, Wochen und Monate lang die Natur gegen die versengenden Gluthpfeile einer Juliussonne zu erhalten. Dieser Hauch ist es auch, welcher die von Tageshitze erschlafften Glieder wieder erfrischt, was in andern Jahreszeiten nur der Schlaf vermag.

Ein breiter Gang nach der hinteren Länge des Hauses lag gerade gegen Osten, und wir ließen Nachthauch und Mondschein voll auf uns niederströmen, während wir wie gewöhnlich nach eingenommener Abendmahlzeit den heißen Kaffee schlürften, wozu B. auch den Albanesen gerufen hatte. Der Asiate hatte bereits in einer Ecke des Ganges auf seinem Lager Platz genommen und schlief, wobei er im Zweifel geistig so thätig war als im Wachen. Die Pferde hatten die Futtersäcke um und vergnügten sich mit der gereichten Gerste. Die Unterhaltung drehte sich anfangs nur um allgemeine Gegenstände, bis wir unsere Lagerstätte zurecht gelegt hatten. Da machte B. als Kaffeetipascha noch einmal Kaffee, hielt den Kutscher da — denn er hatte zuvor aus einigen Worten erfahren, daß derselbe die beiden letzten serbischen Empörungszüge mitgemacht hatte — und konnte deßhalb nicht genug zu hören bekommen, denn auch B. hatte von den letztern her auf dem Wratschar vor Belgrad eine Kugelnarbe am Schenkel aufzuweisen. Kaum hatte das Thema begonnen, so fingen seine Augen zu glänzen an, er fragte dieß und jenes, und da dieß immer zum Theil serbisch, zum Theil griechisch gesprochen ward, so dolmetschte er mir alles, bis sie sich endlich zusammen in Einzelnheiten verloren. Der zweite Kaffee war auch getrunken, da ließ der feuerköpfige Serbe noch Wein bringen, bei dessen Unterbringung ich auch noch mithalten mußte. Statt daß mich aber der Wein ermuntert hätte, machte er mich bald schläfrig, so daß ich über dem Gespräch der beiden Reisegefährten einschlief, denn dieß fing bald auch an ins Türkische zu greifen, je nachdem die Rede auf einen Pascha oder diese oder jene Scene kam. Wie lange die beiden noch geplaudert haben mochten, mag der Mond wissen, welcher damals zugesehen, ich hatte mich wohl längst auf Traumes Fittigen in andere Sphären verloren. So viel mir B. am andern Morgen erzählte, so war der Albanese Nicola einer jener Landstreicher, wie man sie nur im Orient findet, und welche, rein an dem Glauben der Vorbestimmung haltend, überall dorthin eilen, wo es braust, der Strom des öffentlichen Lebens in lustigem Wellenschlag begriffen ist. Ist ein solcher Sturm vorüber, so ziehen sie weiter, sich umschauend, wo es ferner zu thun gibt. So war unser Albanese jetzt ein Bukurester Brschar, voll guter Hoffnung, daß sich vielleicht bald einmal die Bulgaren rühren werden, wo ihn alsdann keine Gewalt der Erde halten könnte über die Donau zu eilen. Auch nach Serbien ginge er, wie er sagte, zum dritten- und viertenmale wieder ebenso leicht. Daß er verheurathet war, erfuhren wir kaum nebenher. Wie viel Raum gestattet doch noch die orientalische Tyrannei ihren Sklaven, ihren Völkern!

Als ob der Mond dem Himmel über Nacht etwas Trauriges gesagt hätte, war dieser am Morgen trüb, in weißgraue, hochgehende Nebel gehüllt, sah er nieder als ob er üble Laune habe.

Die Nacht war übrigens kurz und bald stand der Osten in voller Morgengluth, wo noch vor einigen Stunden des Mondes Silberschiff durch die dunkle Fluth gezogen war. Auf! Auf! hieß es: scoale tje! haida! haida! frischko! frischko!

Dieses walachisch-gräko-slawische Sprachgemisch von Aufrufen hatte uns bald auf die Beine gebracht, ja zu unsrer aller Verdruß noch ein Mitglied mehr. Eine auf den ersten Anblick einen widerlichen Eindruck machende Person, einem Walachen angehörend, hatten wir schon am Abend bei unserer Ankunft mit dem Albanesen verhandeln gesehen — nun wußten wir warum. Kurzum, diese zuwidere Person machte ihre Bündel mit uns fertig um den wenigen Platz, den wir in dem Wagen schon bis jetzt hatten, bis nach Bukurest mit uns zu theilen. Das Lästigste war, daß wir nichts sagen durften, denn wir hatten den Wagen nicht für uns allein gemiethet. Als sich B. deßhalb gegen mich äußerte, so sagte ich nur, ich wollt' ich säß auf meinem Sattel, und war genug verstanden. Unmuthig ging ich in der Straße auf und ab, den Wagen abwartend bis er aus dem Hofe kommen würde; da fuhr ein großer Bauerwagen vorüber, auf dem vielleicht bis zehn gefangene Verbrecher saßen. Diesen Unglücklichen waren Hände und Füße in hölzerne Joche gespannt, so daß sie sich kaum rühren konnten; ich hatte genug mit diesem Anblick, um mich jetzt mit aller Geduld in die Unannehmlichkeit eines engen Sitzens in unserem Reisewagen zu schicken. Reisten wir ja doch aus freien Stücken, und konnten, ans Ziel gelangt, frei unsern Lauf nehmen wohin wir wollten, während diese Unglücklichen vielleicht erst vor ein Gericht geführt wurden, um etwa in die Salzgruben verurtheilt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Baumwolleneinfuhr in England im J. 1849 ist die größte die je vorkam, nämlich 1,905,246 Ballen, oder 166,315 Ballen mehr als im J. 1848. Es ist nicht ohne Interesse die Länder anzuführen, von denen eine vermehrte Einfuhr kam; dieß ist Nordamerika mit 103,233 Ballen, Brasilien mit 63,276 Ballen, 1290 Ballen aus Westindien, und 43,993 aus Aegypten. Dagegen hat die Einfuhr aus Ostindien abermals abgenommen um 45,203 Ballen. (Indian News. Nr. 178.)

[1] G. Laureani's Magazinu istoriku pentru Dacia. pag. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 73. 26 März 1850.

Der 4 Julius in Demopolis (Nordamerika).

(Aus dem Privatschreiben eines Auswanderers)

Acht Tage vor dem großen Freiheitsfeste (wir waren gerade in der Office (Comptoir) des Warehouse's beisammen), wurde uns eine Liste präsentirt, worauf schon die Namen mehrerer achtbaren Männer gezeichnet waren, die etwas zu einem an dem großen Tage abzuhaltenden Barbecue [1] beisteuerten. Ein Jeder nach seinem Belieben. Wir unterschrieben uns und die Liste ging weiter. Die Sache fand allgemeinen Beifall, so daß nach einigen Tagen schon vier Subscriptionslisten die Runde machten, worauf bereits 2 Ochsen (in 4 Vierteln) etwa 15 Schweine, 6 Duzend Flaschen Wein und gegen 30 Dollars an Geld zu lesen waren. Man dachte jetzt daran, die Besorgung und Veranstaltung des Festmahls einer Committee zu überlassen, und es wurden dazu 7 Personen gewählt, worunter auch Paul Monnier und G. Breitling sich befanden. Mit allem Eifer machten sich diese an die Arbeit, zum Schauplatz des Ganzen wurde von ihnen das Warehouse, oder besser der untere Hof des Warehouse gewählt, weil dieser im Falle eines Regens ringsum mit Schutzdächern umgeben war. Die Frauen wollten auch nicht zurückbleiben und setzten eine fünfte Liste in Umlauf, worauf sie nichts als Brod und Kuchen unterzeichneten. Der Hof wurde geräumt und gesäubert, Tische aufgeschlagen, ein jeder seine 60′ lang, die einen rechten Winkel bildeten — zu Bänken hatte man behauene Baumstämme von derselben Länge — dann die nöthigen Hülfstische, Kessel und Kacheln, Pfannen und Töpfe herbeigebracht, ferner wurden Pfähle zurecht behauen um daran die verschiedenen Schweine und anderes zu spießen. Alles war rege und lebendig um etwas zum großen Barbecue beizutragen. Breitling ließ ein Zimmer des Hauses zum Wirthschaftszimmer ausräumen, in welches Ihr Euch aber durchaus keine Tische und Stühle hineindenken dürft; nein, die Bar, Wirthsstube, ist ganz einfach so eingerichtet: an der Hinterwand des Zimmers, 3′ vom Boden ist ein Brett befestigt, worauf die verschiedenen Flaschen die eine mit Brandy, die andere mit Whiskey, eine dritte mit Cognac, dann mit verschiedenen Weinen u. s. w. gefüllt, zu stehen kommen; 3 Fuß weiter vorwärts ist ein Tisch aufgeschlagen, auch die ganze Länge einnehmend, und dahinter befinden sich die Kellner. Unter dem Tische stehen und liegen die nöthigen Fäßchen, das mit dem Whiskey natürlich das größte, die Gläser wie gewöhnlich auf dem Tisch; frisches Wasser diese zu waschen wird immer genug herbeigeführt. Der übrige große Raum des Zimmers ist leer.

Ich habe vergessen zu sagen, daß der 4 Julius dieß Jahr am 3. gefeiert wurde, da der 4te ein Sonntag war, und die Amerikaner den Sonntag heiligen, wenigstens die, die zu einer Kirche gehören. Am Abend des 2ten nun kamen Neger und Negerinnen in Menge mit den verschiedenen Artikeln beladen, als: ein Viertel Ochsen, 1 junges Schwein, 1 Schaf, eine Ladung junges Korn, das sehr schmackhaft zubereitet werden kann. Sodann kamen Hühner, Schildkröten (die die besten Suppen geben), Welschhühner, Gemüse (aber nur einerlei, der gewöhnliche Kohl), rothe Rüben, Gurken, Erdbirnen, Schinken u. s. w. — Zaiser und ich mußten die Sachen in Empfang nehmen und aufschreiben, und sie dann in einer besondern Vorrathskammer unterbringen. Alles war thätig. Viele hatten ihre Schwarzen gesendet um zu helfen, wovon etliche sechs damit beschäftigt waren zwei Gräben von etwa 20′ Länge und 1½′ Tiefe zu graben, über denen die Mahlzeit gekocht werden sollte. Auch Holz wurde von Jemand umsonst hergeführt. Mir schien das sehr bedenklich, die Feuergräben so nahe an Wohnplätzen zu haben, sie waren vom Gebäude nur durch einen Weg getrennt und noch näher an den Stallungen, doch das war halt amerikanisch. Die Unruhe dauerte fort bis in die späte Nacht, und noch war nicht alles da. Um halb 1 Uhr sahen Breitling und ich nochmal nach dem Feuer, wir ließen Holz zulegen, so daß bis nächsten Morgen alles abgebrannt seyn konnte, da die Köche es sonst bei hellen Flammen nicht hätten aushalten können, auch das Fleisch zu schnell gebraten gewesen seyn würde.

Den andern Morgen bei Tagesanbruch wurde ich von einem Kanonenschuß erweckt, diesem folgten bei Sonnenaufgang noch 13 (die 13 ersten Staaten), und als ich ging die Kochanstalten zu besehen, fand ich bereits etliche 20 Neger beschäftigt, unter Aufsicht von Monnier und Buford, einem Gastwirth, die Schweine, Schafe, Hühner und Ochsenviertel zu drehen und zu wenden über dem Feuer nach allen Richtungen hin. Die betreffenden Gegenstände waren an zwei Pfählen befestigt und quer über den Graben gelegt; bei je einem oder auch zwei Stücken stand einer mit einem langen Stab in der Hand, an dessen unterm Ende ein Stück Linnen befestigt war, welches er von Zeit zu Zeit in einen neben ihm stehenden Schmalztopf tauchte und das überm Feuer hängende damit bestrich. Alles ging höchst reinlich und appetitlich zu. An den untern Theilen der Gräben waren großartige Kessel über dem Feuer, worin die Suppe rc. gekocht wurden. Von dieser Scene wurde ich abgerufen durch viele Schwarze, die jetzt wieder ankamen mit dem Reste der Lebensmittel, sodann die Negerinnen mit Kuchen und Brod und andern, welche Teller, Gläser, Bestecke rc. herbeibrachten. Zai-

[1] Der ursprüngliche Sinn dieses Wortes ist das Verzehren eines gebratenen Schweines von einer Gesellschaft, aber ohne Messer und Gabeln.

Digitized by Google

ser ward zum ersten Kellner ernannt, und so hatte ich allein genug zu thun, das alles in Empfang zu nehmen, besonders mit Tellern, Gläsern 2c., da ich diese nach dem Feste wieder zurückzugeben hatte. D. Breton (franz. Schweizer), der Metzger, hatte auch hart zu arbeiten, das Fleisch und Brod 2c. zu schneiden und zurecht zu machen. In der Stadt kamen einstweilen Fremde über Fremde an. Die Militärcompagnie rückte aus (sie wurde erst vor sechs Monate errichtet und besteht aus 70 Mann), doch die Hauptpersonen wollten nicht erscheinen; das waren nämlich zwei Freiwilligencompagnien, die erst von Mexico zurückgekehrt waren, die eine von Eutaw und die andere von Greensborough; man hatte beide eingeladen, aber das Wetter hielt sie ab zu kommen. Nach einer Rede in der Kirche, gehalten von einem hiesigen Advocaten, kamen die Gäste und versammelten sich im obern Hofe; die Soldaten wurden gemustert (eine hübsche Musterung im Vergleich mit europäischen), von ihnen wurden die vier Thore des untern Hofs besetzt, damit sie niemanden hereinließen, bis die Frauenzimmer alle sich zu Tisch gesetzt hatten. Dann aber stürmten nach Amerikaner Art die übrigen auf die Tische zu, als gälte es Millionen. An Aufwärtern fehlte es nicht, schwarz und weiß, es war eine Lust das Rennen und Jagen mit anzusehen, und von den gemeinern Amerikanern die Art des Essens, das durch eine gränzenlose Hast zum Fressen wurde. Nach einer halben Stunde ungefähr füllten sich die Tische wieder mit einer zweiten Auflage von Menschen und Speisen, und so ein drittesmal. Alles war zufrieden. Toaste wurden ausgebracht, die Ladies waren schon am Nachhausegehen, als die Kanone wieder gefeuert wurde, und beim fünften Schuß ein Geschrei sich erhob; alles auf einmal stürmte hinaus, und mit großem Schrecken und Bedauern sahen wir, daß einem Schwarzen die Hälfte seines rechten Armes weggeschossen und ein Weißer, der auch zur Kanone gehörte, an einer Hand stark beschädigt war. Es war dieß um so trauriger, da alles, auch der Schwarze, freiwillig geholfen hatte; allgemein ward er bedauert, und dieser Zufall störte das ganze Fest, denn die meisten gingen auseinander, die Wirthschaft wurde, um Trunkenheit zu verhüten (da an jedermann umsonst ausgeschenkt wurde), um 4 Uhr geschlossen. Mich selbst ergriff dieser Vorfall mit Schaudern; ich sah nichts mehr als den Schwarzen ohne Vorderarm, das weggeschossene Stück am Boden liegend und das Jammergeschrei: my arm, my arm! oh Lord, my arm! — An guter Pflege fehlte es ihm nicht, er gehörte einem Herrn, der seine Schwarzen sehr gut behandelt; man glaubte anfangs er werde sterben, da es gerade so sehr heißes Wetter war, allein er ist jetzt besser, doch den Arm kann ihm niemand mehr geben. Im Ganzen zählte man beim Feste etliche 600 Personen (die mitaßen), weit mehr als erwartet wurden. Es gingen darauf 26 Schweine, 10 Schafe, $2^1/_2$ Ochsen, 20 Dzd. Weinflaschen, 50 Laib Brod, 30 Laib Kornbrod u. s. w. Die Hälfte davon blieb den Schwarzen. Alles sagte, es wäre schön gewesen, wenn nur das Unglück nicht passirt wäre.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke zwischen Trapezunt und Erzerum.

(Fortsetzung.)

Es ist eine trostlose, freilich in den türkischen Staaten gar häufige Erscheinung, daß bei solchen Flußverhältnissen, und zwar am Verzweigungspunkte zweier Hauptstraßen (nämlich der directen Ueberlandstraße von Erzerum nach Konstantinopel über Karahissar und Tokat und der Straße nach Trapezunt) in Ermangelung einer Brücke nicht einmal eine Fähre besteht. Ueberhaupt könnte man sich wundern über solche Verwahrlosung von Straßen- und Brückenbau auf der großen Handelsstraße von Persien nach Konstantinopel und Europa, wo also ein geregeltes Straßensystem durch den bedeutenden Ertrag der in der Türkei freilich noch nicht bestehenden Wegmauth sich reichlich auszuzahlen fähig wäre, wenn man nicht wüßte daß der Diwan zu Konstantinopel, was das materielle Wohl des Landes betrifft, seine Blicke in das Innere des Reiches nicht weiter richtet als allenfalls bis Adrianopel, Brussa und Smyrna, und daß er in den entfernteren Provinzen für alle Verbesserungen, gemeinnützige Anstalten und dergleichen sich auf die Einsicht und den Patriotismus, besonders aber auf die pecuniären Hülfsmittel der Provinzialstatthalter verläßt. Obschon nun aber z. B. der Oseri-asker von Erzerum, in dessen Gebiet wir uns gerade befinden, den bedeutenden Gehalt von 80,000 Piaster des Monats — nach Abzug von 10 Proc. für den Invalidenfond — bezieht und schwerlich mehr als als 40,000 für sich, seinen Harem und seinen Troß auszugeben veranlaßt ist, kann man doch diesen Herren um so weniger zumuthen aus eigenen Mitteln Vervollkommungen, Bauten 2c. zu bewerkstelligen — um welche man sich am Sitze der Regierung nicht bekümmert und wofür man ihnen kaum Dank wissen würde — als der Militär- oder Civilstatthalter einer Provinz selten länger als zwei Jahre an demselben Sitze belassen wird, und er mithin seinen Posten immer als transitorisch betrachten muß. Zur Zeit, wo die ansehnlichsten Statthaltereien im türkischen Reiche in den Familien der mächtigsten und reichsten Grundherren des Landes sich vererbten — was allerdings in politischer wie in mancher anderer Beziehung ein großer Uebelstand war — konnte man von einem solchen Machthaber eher erwarten und ihm zumuthen, daß er seinen Beutel zu nützlichen Schaffungen hergebe, im Lande, wo seine Vorfahren und er geboren sind, wo er immer gelebt hat und alle seine Besitzungen sich befinden; und die türkische Geschichte ist nicht ohne Beispiele, die freilich mehr zu den Ausnahmen als zur Regel gehören, daß außer dem schon erwähnten Abdullah-Pascha, weiland Statthalter von Trapezunt, noch andere, die wie er, die eigentlichen Fürsten des Landes, unter Oberherrschaft der Pforte waren, auf ähnliche Weise sich dem Volke wohlthätig erwiesen haben, sey es nun aus Liebe zu demselben, oder um sich in Konstantinopel einen guten Namen zu machen oder auch zur Gewinnung der Volksgunst mit Hinblick auf die Förderung ehrgeiziger Plane geschehen, wogegen einem Fremdling in der Provinz, dem jeden Tag Abberufung, Ab- oder Versetzung bevorsteht, nicht angesonnen werden kann, aus eigenem Antrieb und eigenen Mitteln (selbst wenn er diese besäße) die bedeutenden Ausgaben zu bestreiten, welche Arbeiten zu öffentlichem Zwecke immer erfordern und von denen er wahrscheinlich nicht einmal die Beendigung sehen würde.

Nicht allein daß der oben angedeutete Mißstand sehr störend auf den Verkehr wirkt, entsteht noch dadurch ein wesentlicher Nachtheil für die Localitäten, durch welche dieser Verkehr zieht. Der District Gümüsch-chane z. B., der nur aus Bergen und engen Thälern besteht, hat keinen Feldbau; Getreide, Gerste, Stroh — von welchen beiden letztern Futtergattungen die zahllos durchziehenden Karawanen und Reisenden einen so ungeheuren Verbrauch machen — stehen also verhältnißmäßig sehr

Digitized by Google

hoch im Preise, und es ist nichts seltenes, daß man noch in der guten Jahreszeit Kurzstroh zu 20 Para die Oke, und 7 Piaster für die Fütterung eines Pferdes oder Maulthiers über Nacht bezahlt, während eine Etape weiter jener Häckerling nicht mehr als 4 Para kostet. Im Winter tritt oft in den Gebirgen und Thälern gänzlicher Mangel und schreckliche Noth ein, und die zu jeder Zeit sehr hohe Landfracht von Trapezunt bis Täbris steigt dann häufig bis auf 6 oder 700 Piaster für die Pferdelast. Da aber diese Theurung meistens nur das Ergebniß der durch die schlechten Straßen — oder vielmehr den Mangel an Straßen — herbeigeführten Schwierigkeit der Verbindungen zwischen angränzenden Districten ist, so entsteht daraus die Wechselwirkung, daß in demselben Maaßstab, wie Theurung und Noth in den nicht erzeugenden Districten herrschen, dieselben Producte die man hier kaum mehr um Geld auftreiben kann, in den erzeugenden Districten zu Spottpreisen herabgedrückt werden; daß also hier der Ackerbauer und Grundbesitzer gleichsam im eigenen Fette ersticken und das Land an einem Ueberfluß verarmt, wofür es keinen Absatz findet, während man dort am Mangel derselben Bedürfnisse darbt, weil sie nicht zugeführt werden können.

Das Dorf Aladscha am rechten Ufer des Kara-Su links lassend, gelangen wir von Aghadsch-Kalä nach dem 6 Stunden entfernten Orte Ilidscha, der wegen seiner Heilquelle von Erzerum und der Umgegend viel besucht wird. Das Männer- und das Weiberbad, in zwei abgesonderten rohen Mauereinfassungen enthalten, sind beide ohne Bedachung, also von oben allen Einflüssen der Witterung zugänglich. Ersteres, das größere, besteht in einem Becken, worin das Wasser zwar die Manneshöhe nicht ganz erreicht, in welchem aber immer herumgeschwommen wird, es hat etwa 20′ im Durchmesser, mit einem Gang rings um zum Aus- und Ankleiden. Hier sieht man Alt und Jung, Reich und Arm, alles ohne Unterschied durcheinander plätschern. Trotz des vielen Zuspruches in Ilidscha ist es dennoch mit der Unterkunft in den wenigen bewohnbaren Häusern des Dorfes sehr schlecht und sehr mangelhaft bestellt. Europäer und angesehene Türken pflegen daher an den Ufern des Flusses ihre Zelte aufzuschlagen; die mittlern und ärmern Classen haben aber meistens keinen andern Zufluchtsort als eine armselige, allen Winden offenstehende Hütte, hier „Kaffeehaus" genannt.

Von Ilidscha haben wir den ersten Anblick nach der noch drei kleine Stunden entfernten Stadt Erzerum, die am Fuße einer Gebirgsreihe, deren höchste Kuppen der doppelzackige Ayarli und der Koh-Anna sind, von Südosten ein weites Becken im Kara-Su-Thal beherrscht.

Erzerum liegt 41° 18′ östlich von Greenwich und unter 39° 55′ der Breite, also südlicher als Konstantinopel und Trapezunt, dagegen mehr als 6000′ über dem schwarzen Meer, und man kann sich daher vorstellen daß der Winter hier sehr kalt und sehr lang ist. In der That fällt der Thermometer nicht selten auf — 26° R. und darunter, und ich habe selbst Mitte Junius zwischen Fenster und Vorfenster das Quecksilber am Gefrierpunkt gesehen, während es in der Stadt stark schneite. Im hohen Sommer gibt es allerdings warme Tage, am Abend wird es aber gewöhnlich kühl und oft kalt, und es ist mir hier in den Hundstagen begegnet daß ich nach Sonnenuntergang um ein Kaminfeuer froh war. Dabei ist von allen Bedürfnissen Brennholz hier am theuersten, da es in einem halben Durchmesser von 20 Stunden keine Waldungen gibt. Die ärmeren und die Mittelclassen sind also zu ihrem Heizungsmaterial auf den stinkenden Tesek (Mistkuchen) beschränkt — der außer dem übeln Geruch viel Rauch erzeugt — und bei der großen Strenge des Winters um so schlimmer daran, als ihre Häuser größtentheils der Glasscheiben entbehren.

(Schluß folgt.)

Neue Forschungen über die Niveauveränderungen im kaspischen Meer.

(Nouv. Ann. des Voy. Januar.)

Der Marinelieutenant Sokoloff, dem man diese Forschungen verdankt, machte auf den Umstand aufmerksam, daß die ersten Jahre dieses Jahrhunderts durch ein Sinken im Niveau des kaspischen Meeres bezeichnet waren, so daß man glaubte, mit der Zeit würde dieß Meer vollkommen austrocknen. Andererseits hat man genaue Andeutungen, daß das kaspische Meer ehemals periodisch gestiegen und gefallen sey. Nach verschiedenen Forschungen ist das kaspische Meer von einer nicht bekannten Zeit an bis zum J. 1744 gewachsen, dagegen von dem genannten Jahre an bis zum J. 1766 gefallen, dann fing es wieder an zu steigen bis zum J. 1814, worauf es bis zum J. 1825 wieder sank. Während dieses letztern Jahres stieg es, um später bis zum Jahr 1842 wieder zu fallen; endlich ist es seit dieser Zeit bis zum J. 1847 ohne Unterlaß gestiegen. Den Grad des Steigens und Fallens in den oben angegebenen Perioden näher zu bestimmen hält Hr. Sokoloff aus Mangel an hinreichend sichern Angaben für unmöglich, und nicht besser steht es mit der Frage, was wohl die Ursachen dieser Niveauveränderungen seyn möchten, zum mindesten hat er alle bis jetzt aufgestellten Vermuthungen als ungenügend befunden, und er glaubt, man müsse warten, bis an Ort und Stelle genauere und umständlichere Beobachtungen angestellt worden seyen.

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Fortsetzung.)

Unser neues Reisemitglied mit dem widerlichen Gesicht rechtfertigte bald den ersten Eindruck, welchen uns seine Erscheinung hatte; der Ausdruck seines Gesichts war frech, geschmeidig, biegsam, gescheidt und zur Vorsicht mahnend. Es war auf allen Seiten zerschunden, worüber er uns eine lange klägliche Geschichte erzählte, indem er umgeworfen und dabei so zugerichtet worden sey. Die Möglichkeit hievon einsehend, waren wir alle doch vielmehr geneigt zu glauben, daß es ruhmlose Spuren irgendeiner Schlägerei seyn möchten, denn der Mann sah darnach aus. Wir hatten Tekutsch schon ein gutes Stück hinter uns, als wir endlich jenen Ochsenwagen mit Verbrechern überholten; in demselben Augenblick fuhr aber auch ein eleganter Batard, mit etwa 14 Pferden bespannt, an uns vorüber. Wie ungleich sich's doch in der Welt trifft, dachte ich. Hier begegnen sich zwei Wägen vollgepfropft mit Reisenden, nur die einen frei, die andern festgespannt, und ein dritter jagt daran vorüber, in dessen weichgepolsterten Ecken lehnt ein schmächtiges Herrchen dicht in einen Mantel gehüllt; des Platzes hat er zuviel, denn er mußte sich in den Seitenschleifen festhalten, daß er nicht wie ein Volant darin hin und herflog, denn die Postkutsche hatte, scheint es, alle Eile. Mangel an Raum zwang heute auch die Gestalt unseres Anatolen mit ihrem vorsündfluthlichem Gliederbau sich zu fügen, und so konnten wir jetzt sagen, daß wir wohl verpackt waren, so daß wenigstens durch Schütteln an uns nichts verdorben werden könnte.

So kamen wir wohlverwahrt bei der etwas kühlen, gleichgültigen Laune des Himmels nach Ciolaneşt, wo wir Frühstück-Station hielten. Schon unterwegs hatte der Kutscher in stets gleicher Laune allerlei Lieder gesungen, türkisch, bulgarisch, serbisch, griechisch, in denen auch V. Meister war. Schwieg der Kutscher, so sang V. ein anderes. Alle diese Gesänge bezogen sich, wie er mir sagte, auf Begebenheiten aus den Türkenkriegen. Kaum hatten wir in eben genanntem Dorfe angehalten, so erschien auch schon ein greiser Bettelspielmann; er trug schon in die 90 Jahre auf seinem gebeugten Rücken. V. fragte sogleich, ob er nicht den Haiduken

Digitized by Google

Weliko singe, was der Alte sogleich mit Eifer bejahte, sich auf die Erde setzte und sogleich eine Weise begann, die ich, außerdem daß sie sehr wild klang, nicht verstand, B. aber schlug den Tact, half hie und da dem Gedächtniß des Alten nach, der auch viel vergessen haben mußte, denn der Sang war bald zu Ende. Die Geige zu welcher er sang, schien auch keine Cremoneserin zu seyn, oder waren die Saiten nicht die rechten. Der Greis hatte übrigens seinen Zweck erreicht, er empfahl sich unter vielen freundlichen Bücklingen für die erhaltenen Almosen. Zu unserem Kaffee lud B. mit den andern auch das neue Reisemitglied, welches aber scheinbar Anstand nahm Gebrauch davon zu machen, indem es meinte, daß dieß der entzündlichen, brennendheißen Haut seines unangenehmen Gesichts nachtheilig werden könnte. Wir lachten ihn aber boshaft aus, denn er hatte schon eine Litera Wein getrunken; hierauf trank er mit, worauf wir ihm den Rath ertheilten nur so viel als möglich frische Umschläge zu machen, was er auch unter hundert Grimassen und Gesichtsverzerrungen that. Während die Pferde noch mit ihrem Heu beschäftigt waren, hockten wir mit gekreuzten Beinen oder lehnten auf der Djoschka herum, Gegend, Vorübergehende betrachtend, deren Tracht hier schon den bulgarischen Charakter annahm, nämlich dunkelfarbige, fast schwarze, sehr weite Beinkleider, unten an den Knöcheln eng; auch sah man hier statt des sonst rothen Shawls um den Leib theils weiße, theils grüne. Ein drolliger Auftritt verkürzte uns noch die Zeit, da Kutscher und Pferde noch Zeit zum Fertigwerden nothwendig hatten. Es war ein bunter Wortwechsel zwischen einer alten betrunkenen Nachbarin und einem fast simpelhaften Viehhüter, der wahrscheinlich nachlässigerweise ein Stück Vieh von der Heerde verloren hatte, welches dann seinerseits in den Gärten des Dorfes Schaden gemacht hatte. Die Alte ließ ihm durch einen andern die Mütze vom Kopfe reißen, um sie zu pfänden, der Hirte setzte sich aber wieder mit Gewalt in Besitz.

Nachdem er den Hauptschwall der Schimpfreden der alten Lästerzunge so gut als möglich erwiedert hatte, trollte er sich seines Wegs, was aber jene durchaus nicht hinderte, mit demselben Eifer ihr Allegro fortzusetzen. Der Kutscher war fertig, weßhalb wir, die Nothwendigkeit erkennend, uns im Wagen wieder zurecht packten. Wir B., M. und ich hatten schon in Krajowa ausgemacht Plätze zu wechseln, so daß bald dieser, bald jener rückwärts zu sitzen kam, hatten auch unsern gutmüthigen Asiaten an diesem System Theil nehmen lassen, dem es aber wohler war vorn neben dem Kutscher zu hocken, bald lehnend, bald mit gekreuzten Beinen. Auch hier hatten wir's wieder so gehalten, was unserem neuen Reisemitglied wohl zu gefallen schien, obwohl wir ihm die Gefälligkeit wirklich noch nicht erwiesen hatten. Indessen fuhren wir zu, und der Kutscher, seine griechischen Schlachtgesänge fortsetzend, schonte die Pferde nicht. Da es nun hin und wieder etwas polterte, so schnitt der kranke Aufdringling die erbärmlichsten Grimassen, die aber, wie ich bald merkte, nicht ächt waren und deßhalb B. meine Bemerkung darüber machte. Der arme Leidende, wie er jetzt seine Rolle zu spielen anfing, verzerrte sein Gesicht immer mehr, befahl dem Kutscher Schritt zu fahren, indem er sonst vor Schmerzen sterben müsse u. dgl. Es waren hyperbolische Redensarten, die dem Walachen so wie allen Völkern lateinischen Ursprungs eigen sind, die aber manchen, der dieß nicht weiß, schrecken können. B. ärgerte sich über die Unverschämtheit dieses Reisemitglieds, und befahl dem Kutscher auf Griechisch nur keck zuzufahren, was dieser auch pflichtlich that. Wir hatten unsern Spaß an den Grimassen dieses katzenfalschen Ausdringlings, der wohl merken mußte, daß wir in seinen Gedanken lesen konnten. Er rief und ächzte wieder so laut daß, wenn es ihm auch ernst gewesen wäre, es für andere immer hätte lächerlich seyn müssen, wie ein Mann so weichlich seinen Schmerzen nachgeben konnte — Schmerzen, die gar nicht groß seyn konnten, denn die ganze Verwundung bestand im Verlust von ein Quadratzoll Haut im Gesicht. Er übertrieb indessen seine Rolle immer mehr, so daß es bald von beiden Seiten zur Sprache gekommen wäre, da rief plötzlich M.: „un lup! un lup!" und der Kutscher zeigte dabei auf einen mächtigen Wolf, der langsam und gemächlich etwa 30 Schritt vor uns über die Straße ging. Wir befanden uns nämlich in einem großen Eichenwald, der aber hauptsächlich nur aus Unterholz bestand; der Geruch mochte diesem Herrn Isegrimm ein Häuflein Schafe verrathen haben, das eben hier an beiden Seiten der Straße im Holz hin und her weidete. Er schien in tiefen Gedanken zu seyn, denn er ließ sich durch keinen Lärmen stören, und wechselte von einem Waldtrauf über die Straße hinüber in den andern. Eigenthümlich ist der Tact des Wolfs, wie er, kaum einen Haufen Schafe ansichtig werdend, blitzschnell gleich dem geübtesten Fleischer das beste, fetteste ausgesucht hat, welches er unfehlbar hinwürgt. Er legt sich wie Hunde oder Katzen zum Satz, springt dann seinem Opfer an die Kehle, die er mit unübertrefflicher Wissenschaft durchbeißt und schleppt es davon. In sicherem Busch läßt er's nieder und trachtet noch mehr zu bekommen, ist dieß aber nicht möglich, so beginnt er ganz regelmäßig sein Handwerk damit, daß er ihm die Wolle aus den Flanken reißt und es ausweidet, dann aber den Kunden seines Gewerbes selbst macht. Wie weit der eben gesehene Wolf mit seinen Planen kommen würde, ließen wir ihm, dem Schäfer und seinem Hunde über, wir aber machten unsre Glossen über seine Erscheinung. B. meinte, in Serbien gäbe es keine Wölfe mehr, weil ihre Köpfe taxirt seyen und jeder Mann Waffen trage, die er auch zu führen verstehe; ich scherzte dazu und sagte es seye dieß vielleicht nur ein Wolf, der gezwungen sey sich hier aufzuhalten, weil der Bezirk von Teleorman Schafe im Wappen führe, denn wo Schafe sind muß es auch Wölfe geben, so wie Schatten, da wo Licht ist. M., der nicht genug deutsch verstand, um aufzufassen was ich spaßte, sagte darauf, daß es überall in der Walachei, besonders aber in der großen viel Wölfe gäbe, was wir ihm natürlich allen Ernstes gelten ließen, denn Land und Verhältnisse waren dazu geeignet, auch den verschiedensten Wölfen ihren Theil zu gewähren.

Obwohl wir Fluß und Bezirk Teleorman schon weit hinter uns hatten, waren wir doch fast bis Talpa in seinem Flußgebiet. Mit dem Eintritt in das Gebiet des Blaschkaer Bezirks würdigte uns auch die Sonne ihrer Gegenwart, indem sich die Nebel nach und nach zerrissen und, in unregelmäßigen Wolkenherden, wenig Gutes verkündend, nach allen Seiten hinzogen. Der neue Bezirk unterschied sich bis jetzt vom vorigen fast in gar nichts; es waren immer dieselben öden, wasserarmen Flächen, doch machte ich die Bemerkung, daß je weiter wir auf dem Strich gegen Bukurest vorrückten, die Waldungen etwas besser wurden, und vielleicht nicht mit Unrecht hat der Bezirk Blaschka drei Pappelbäume im Wappenschild, vielleicht sind überhaupt drei Bäume damit gemeint. Wie beim Bezirk von Dolgiul fiel mir auch hier wieder die slawische Benennung auf, da Blaschka im Serbischen das bedeutet was Romanaz im Walachischen heißt. Beide bedeuten „walachisch", oder sollte vielleicht mit Romanaz Römisch gemeint seyn, wegen des Reichthums von Spuren und Ueberresten römischer Größe, welche man im Bezirk von Romanaz findet?

Die Hauptflüsse des Bezirks von Blaschka sind der Argish, welcher einen großen Theil von dessen Ostgränze gegen den Bezirk von Ilforul bildet und dort unweit, wo er diese Scheidelinie verläßt, den Neashloru aufnimmt, der bei Vadulat den Drimbovnik aufnimmt. Der südliche Theil von Blaschka ist wasserarm und geht schon stark in die Steppennatur über. An dem ihm zugehörigen Ufer hat er die alte Veste Giurgiu (Giurgewo), welche den Namen von einer Inselveste haben soll, welche einst die Republik Genua hier zwischen dem jetzigen Giurgiu und Ruschtschuk gebaut, und ihm den Namen St. Georg gegeben haben soll, worüber aber geschichtliche Daten fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahncompagnien in Frankreich. Der Moniteur indust. vom 17 März macht folgende Zusammenstellung: es bestehen 26 Compagnien, von denen drei in Liquidation (Lyon-Avignon, Bordeaux-Cette und Fampoux-Hazebrouck) 23 in Thätigkeit sind. Die Actien von 20 stehen unter Pari, die von drei (Paris-Orleans, Paris-Rouen, St. Etienne nach Lyon) über Pari. Die Verluste der Compagnien lassen sich auf 300 Mill., der Gewinn der drei letzten Compagnien auf 30 Mill. berechnen, so daß ein Verlust von 270 Mill. übrig bleibt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 74. 27 März 1850.

Ein Spaziergang durch die „Landes" von Bordeaux.

(Von W. F. Ainsworth.)

Als ich vor einiger Zeit auf der Reise nach den Pyrenäen in Bordeaux mich befand, beschloß ich die „Landes" genauer kennen zu lernen, als bei durcheilenden Reisenden gewöhnlich der Fall ist. Ich wußte nur ganz allgemein, daß dort weitläuftige Haiden, dunkle Fichtenwälder, eine wenig bekannte, kaum civilisirte Bevölkerung, Schäfer auf Stelzen gehend und große Sandflächen anzutreffen seyen, und das war hinreichend um den Wunsch in mir rege zu machen diese Dinge etwas näher zu betrachten. Dazu kam wohl auch, daß schon in der Idee von einer Wildniß etwas Aufregendes für mich lag, jedenfalls war es doch eine Abwechselung von den langweiligen Vierecken der Ackergrundstücke und Hecken und ein wahrer Trost bei der Einförmigkeit der Städte, Alleen und Dörfer. Aber in der Zeit, von welcher ich rede, war es viel schwieriger in die „Landes" zu kommen als jetzt, wo die Wagen der Eisenbahn im Durchschnitt zwei Reisende täglich zum Bassin d'Arcachon transportiren. Die von Bordeaux nach Bayonne führende Chaussee macht eine große Krümmung, um nur die „Landes" zu vermeiden, und doch haben manche Reisende, welche diese großen Ebenen nur von dort gesehen, sich unterfangen mit Entzücken von deren gränzenloser Ausdehnung und unerforschten Gegenden zu sprechen. Indeß belehrten meine Nachfragen mich bald über die keineswegs beträchtliche Ausdehnung der „Landes," auch daß ich um sie zu sehen, meinen Mantelsack nach Bayonne schicken und mich lediglich auf tüchtige Schuhe und rüstige Füße verlassen müsse. Es war nur ein Marsch von 100 (engl.) Meilen in gerader Richtung, vielleicht von 150 mit den Abweichungen, und das war eine Kleinigkeit für Jemanden der, wie ich, ganz Schottland zu Fuß durchwandert hatte.

Voller Freude über meinen Plan und wenig vorbereitet auf die Unbequemlichkeiten, die mich fast schon beim Ausmarsche treffen sollten, marschirte ich eines schönen Morgens aus, so leicht equipirt wie möglich und mit einem Compaß als Führer versehen. Derselbe Sand und Kies, woraus der Boden der „Landes" besteht, zieht sich von den Ufern der Garonne bis zu denen des Adour, so daß der Reisende, so wie er Bordeaux verlassen hat, in den „Landes" ist; indeß ist der Boden eine Strecke weit noch cultivirt und dort findet man namentlich die Weingärten welche die Vins de Grave liefern, die ihren Namen von den Terrains Graveleux (Kiesboden) erhalten haben, worauf sie wachsen. In Bordeaux theilt man die Weine ein in solche die auf einem kräftigen Boden, worin kein Kies befindlich ist, wachsen, und das ist der Fall in Ober- und Nieder-Medoc auf einer Fläche von etwa 20 Stunden, ferner in Weine welche auf angeschwemmtem Boden wachsen (vins de Palus) oder auf kiesigem Boden (vins de Grave); da die vins de Palus mehr Körper und Farbe haben als die andern Weine, so gebraucht man sie häufig um geringere Medocweine zu verstärken, namentlich die Gewächse von Niedermedoc, wodurch diese haltbarer werden, aber niemals die in Obermedoc wachsenden edeln Weine als Lafitte, Latour und Chateau-Margaux. Von den Vins de Grave haben die rothen eine dunklere Farbe und mehr Kraft als die Medocweine, aber nicht so viel Geruch (Bouquet) und der vorzüglichste derselben ist der Haut-Brion. Die weißen Graveweine haben ein ausgezeichnetes „Bouquet" und die vorzüglichsten sind Sauternes und Barsac; der District dieser Weine dehnt sich in verschiedenen Richtungen einige Stunden weit aus, aber auf meinem Wege hörte die Cultur schon nach einer Stunde auf und ich befand mich in der offnen Haide. Mein erster Tagemarsch bot mir nicht viel Interessantes dar, das Auge verlor sich in einer großen einförmigen Wüste, welche nur hie und da durch eine Hütte, umgeben von einem paar Mais- oder Hirsefeldern oder zuweilen durch einen Karren mit Ochsen bespannt welcher durch die pfadlose Haide zog, belebt wurde. Schäfer auf Stelzen umherwandernd sah ich hier nicht, aber die Einsamkeit und Fläche hatten etwas Großartiges und der Eindruck derselben war weder schwach noch unpoetisch. „Die Landes," sagt Theophile Gautier, „bestehen aus ungeheuren Flächen grauen, violetten und bläulichen Bodens, mit mehr oder weniger deutlichen wellenförmigen Erhebungen; kurzes und spärliches Moos, braunrothe Haide und verkrüppelte Ginster sind ihre einzige Vegetation. Es ist die traurige Oede der thebaischen Wüste, und man erwartet jede Minute Kamele und Dromedare zu erblicken; man möchte glauben Menschen wandelten dort nicht." Diese Schilderung ist viel poetischer als wahr, denn der Boden der „Landes", obgleich durchgängig Sand, hat abwechselnde Färbungen, hauptsächlich durch seine vielen Moose und Flechten. Vier Monate im Jahre sind diese Ebenen zum Theil mit Wasser bedeckt, welches sich in der Niederung ansammelt und kleine Sümpfe von geringer Tiefe bildet, die im Sommer ein kurzes Gras tragen. Diese Ansammlungen von Wasser sind zuweilen so bedeutend, daß sie zu Bächen werden, welche tiefe Furchen durch den Sand reißen, die Wurzeln des Gestrüpps bloßlegen oder dieses wegspülen und Betten von weißem, glimmerhaltigem Sand hinterlassen. Die Unfruchtbarkeit dieser Haiden scheint ihren Hauptgrund in einer harten und festen Schichte des Bodens von dunkelbrauner Farbe und von einem Paar Zoll bis zu etlichen Fuß Dicke zu haben,

Digitized by Google

welche aus Quarzsand besteht, der durch ein Cement verbunden ist, und oft so viel Eisen enthält, daß dieses mit mehr oder weniger Gewinn, und unter Napoleon sehr bedeutend, bearbeitet wurde; diese Schichten werden von den Einwohnern Alios genannt. Mein ausgezeichneter Landsmann, Arthur Young, hat nicht nur darauf hingewiesen, daß die in den „Landes“ wachsenden Bäume einen feuchten Boden andeuteten, sondern auch gezeigt, daß unter der ganzen Haide ein Lager von Mergel oder Thon sich befindet. Die Meinung, daß der Boden dieser Haiden so durchaus steril sey, daß man alles darauf verwendete Geld geradezu wegwerfe, ist nach Youngs Angabe dadurch entstanden, daß ein Herr Rollier aus Bordeaux einen mißglückten Versuch gemacht hat, dort Korn zu bauen, während wüstes Land zuerst durch Viehweide und Gras cultivirt werden muß, was man aber in ganz Frankreich nicht einsehen will. Die Vegetation dieser Haiden ist viel mannichfaltiger und interessanter als man beim ersten Anblick glaubt, und sie besteht nicht, wie Young sagt, überall aus verkrüppelten Haidsträuchen, Binsen, Ginster, Seetang und Farnkräutern, sondern sie enthält unter den Haidenblumen die hübscheste, die in Europa sich findet, Erica Ciliaris, ferneres zwei Arten Binsen (Spartium) und 3 Ginsterarten, auch hübsche Blumen, wie Daphne Cneorum, Meerzwiebel (Squilla), Veilchen, wilden Flachs, Knoblauch 2c., umflattert oder umkrochen von mancherlei, zum Theil merkwürdigen Insecten, wie die Mantis oder Phasma Rossii. Die von Ochsen gezogenen Wagen, welche man dort antrifft, sehen ächt antik, wahrhaft homerisch aus. Die Ochsen sind mit dem Kopfe in ein Doppeljoch, das mit einem Schaffell bedeckt ist, angespannt, und sie sehen so ernsthaft und geduldig aus, daß sie an die Stiere auf den Basreliefs von Aegina erinnern; dabei tragen die meisten zum Schutz gegen die Fliegen eine Decke von weißem Leinen, und nichts sieht komischer aus als diese großen Thiere in ihren Hemden, wenn sie euch ihre feuchten Schnauzen entgegenstrecken und mit den großen blauen Augen anstarren, welche von den für Schönheit empfänglichen Griechen so sehr bewundert wurden, daß sie Juno „die ochsenaugige“ nannten. Der gebräunte Kärrner mit scharfgeschnittenem Gesicht, der eure Bewunderung und das Anstarren des Ochsen stört, indem er diesen mit einem langen, spitzen Stocke antreibt, und der einsame Schäfer, welcher theilnahmlos auf einem kleinen Haidehügel gelagert Wache hält, ohne sich nur nach euch umzuschauen, sind die einzigen menschlichen Wesen, welchen man in diesen Wüsten begegnet.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke zwischen Trapezunt und Erzerum.

(Schluß.)

Wie die meisten unter den ansehnlicheren türkischen Städten, theilt sich diese in Qalà und Schähär, Festung und Stadt — was bei uns ungefähr der Benennung von „innerer und äußerer Stadt“ entspricht. Erstere Abtheilung enthält auf ihrem höchsten Punkte die Citadelle, Itsch-Qalà, von wo man ein weites Panorama überschaut und gleichsam fast jedes Gebäude der Stadt einzeln aufnehmen könnte. Es befindet sich hier ein Thurm, der vor dem letzten Krieg eine Schlaguhr enthielt, welche aber die Russen bei der Einnahme von Erzerum so wenig galant waren, mit anderer Beute fortzuschleppen und nach dem Frieden nicht mehr zurückzuerstatten. Unweit von da ist die alte Moschee Tschiftä-Minhar, ein ausgedehntes sehr festes Gebäude mit zwei gerieften Minareten von rothem Backstein, blau eingelegt, was sich gut ausnimmt. Diese Moschee wird übrigens nicht mehr zum Gottesdienste, sondern als Pulvermagazin verwendet. Von Blitzableiter ist hier nichts zu sehen, und zwar trotz der gefährlichen Nachbarschaft zweier hohen Minarete, was, nebst dem bedenklichen Umstand daß diese Pulverniederlage inmitten bewohnter Stadttheile sich befindet (!), wieder einen schlagenden Beweis von der den Türken angebornen Sorglosigkeit liefert.[1]

Die „Festung“ hat 4 Thore: Gürdschü-Qapusu, Ersinghian-Qapusu, Yeni-Qapu und Täbris-Qapusu, eine doppelte mit Zinnen versehene Ringmauer mit einem äußern und innern Graben. Jene hat in ihrer Nordseite eine beträchtliche Lücke, die Wirkung eines Erdbebens, und keineswegs des russischen Geschosses, wie man es glauben möchte, da die Stadt nach wenigen Kanonenschüssen überging. Man sieht auch im innern Raum der „Festung“ weite, mit Schutt bedeckte Plätze, in Folge der durch dasselbe Naturereigniß verursachten Zerstörung, ohne daß man in dem seither verstrichenen Zeitraum von mehr denn 20 Jahren die Bresche in der Mauer ausgefüllt oder ein einziges der umgestürzten Häuser wieder aufgebaut hätte. In der „Stadt“ hingegen sind die Ruinen ziemlich verschwunden.

Das Ganze, nämlich „Festung“ und „Stadt,“ ist außerdem noch mit einem äußern Graben umgeben, der sich aber erst vom letzten Feldzug herschreibt, und der mit Wasser gefüllt nebst den aus den Aufwürfen eiligst gebildeten Schanzen damals die offene „Stadt“ schützen sollte! Die ganze Bevölkerung wurde zu dieser zwecklosen Arbeit in Anspruch genommen, und es sollen namentlich die Christen dabei mit grausamer Schonungslosigkeit zusammengetrieben worden seyn.

In der „Stadt“ befindet sich der meiste Handel, die größten Basare und Karawan-Sarais, oder Chane. Der letzteren gibt es 13, der Moscheen an 20, wovon die ansehnlichste, Ulu-Dschami, in der „Festung.“ In der „Stadt“ nimmt sich kein

[1] Bei der unerhörten Unvorsichtigkeit im Umgang mit dem Feuer und mit feuerfangenden Stoffen, abgesehen von der mißlichen Bauart der Häuser in vielen Gegenden der Türkei, ist sich nur zu verwundern daß Feuersbrünste und Explosionen hier zu Lande nicht viel häufiger sind. Zur Zeit wo der Commandirende der Taurusarmee (nebenbei gesagt, ein Mann der durch seine Offenheit und sein einnehmendes Wesen bei den Europäern sich sehr beliebt zu machen wußte) unmittelbar vor dem letzten ägyptischen Feldzug sein Hauptquartier zu Malatia hatte, wurden im dortigen Bezirke Schwefel- und Salpetergruben entdeckt, und der Oberbefehlshaber entfaltete einen lobenswerthen Eifer diese Hülfsmittel zum Vortheil des Staates auszubeuten. Es wurde nun damit angefangen, eine Miniatur-Pulvermühle im Hauptquartier selbst, und zwar im großen Empfangssaal zu errichten! Auf einer Estrade dieses Gemaches waren ein halbdutzend Arbeiter von Morgen bis Abend mit Stampfen und Körnen beschäftigt. Nahe am flammenden Kamin (wir waren im Winter und hatten — 8° R) stand eine große mit fertigem Pulver angefüllte Kürbißflasche und daneben einige kupferne Plättchen (Tepsi), auf denen Pulver am prasselnden Kaminfeuer trocknete, während von Stunde zu Stunde in demselben Empfangssaal neuverfertigtes Pulver probirt, mithin angezündet wurde. Das alles geschah und zwar jeden Tag in einem der geräumigsten Gebäude der Stadt, wo sich unaufhörlich 500 Menschen bewegten, wie man es sich in dem Hauptquartier eines zahlreichen türkischen Armeecorps vorstellen kann. Eines Tages jedoch konnte sich dem muselmännischen Fatalismus zum Trotze die zur Aufwartung gekommene Generalität nicht enthalten, in meinem Beiseyn gegen solche Lebensverachtung unterthänige Vorstellungen an den Oberbefehlshaber zu richten, der aber nur darüber lachte und seine Pulvermanipulation ruhig fortsetzte. Durch ein besonderes Walten der Vorsehung ist zwar damals das Hauptquartier nicht aufgeflogen, wohl aber hörte ich 14 Tage nach meiner Abreise von da in Haleb, daß dieses Schicksal den Artilleriepark eben zu Malatia getroffen. A. v. B.

Digitized by Google

Gebäude besser aus als die am nordwestlichen Ende derselben befindliche, neue schismatisch-armenische Kirche. Sie ist ganz aus rothem Granit gebaut, ein Material welches die zahllosen Grabsteine in dem umliegenden großen Kirchhofe liefern mußten. Es ist eine der stattlichsten neuen Kirchen dieses Bekenntnisses, die ich noch in Kleinasien getroffen habe. Der äußere Baustyl hat jedoch nichts Erhabenes, nichts Tempelartiges, und diese Bemerkung findet auch auf die unweit von da mehr nördlich gelegene katholische Kirche ihre Anwendung. Das eine wie das andere Gebäude bilden ein längliches Viereck und haben ein mit rothen Ziegeln bedecktes Giebeldach, was sich in der Ferne ungefähr wie ein ärarialisches Magazin ausnimmt.

Erzerum zählt gegenwärtig an 33tausend Einwohner, wovon zwei Drittel Muselmänner und ein Drittel Christen (Juden sind keine da, so wie überhaupt dieses Volk in ganz Nord-Kleinasien nicht geduldet ist). Die große Mehrzahl der Christen sind schismatische Armenier, und es gibt der Katholiken dieser Nation nicht mehr als 80 Familien. Die griechische Einwohnerschaft ist noch viel geringer und nur ein Dutzend Familien stark. Vor dem russischen Feldzug soll die Gesammtbevölkerung mehr als das Doppelte betragen haben. Die seitherige Abnahme ist das Ergebniß der unmittelbar nach dem Kriege erfolgten, massenhaften Auswanderung von Armeniern auf transkaukasisches Gebiet, von wo jedoch mehrere Tausende unter den Enttäuschten bereits zurückgekehrt sind.

Die Christen wohnen meistens in der „Stadt," an deren nördlichem Ende die fränkischen Consulate und die Wohnungen der wenigen hier ansäßigen Europäer sich befinden. Außer den Consuln, ihrem Personale, und einigen nordamerikanischen Missionären — die in diesem Lande nirgends fehlen — sind hier keine angesiedelten Europäer. Das schönste und beste Haus in der ganzen Stadt ist dasjenige des brittischen Consuls, der es erst in dem vorigen Decennium selbst bauen ließ und nach europäischem Geschmack, mit brittischem Comfort, einrichtete. Das Gesetz, nach welchem Ausländer, wenn nicht Muselmänner, keine Stabilien besitzen dürfen, wird in diesem Theile der ottomanischen Staaten strenger gehandhabt und ist schwieriger zu umgehen als zu Konstantinopel oder Smyrna, und es ist daher nicht leicht, selbst unter dem Namen von Eingebornen, hier einen Grund zu erstehen. Jener mußte daher, um ein Haus nach seinen eigenen Anordnungen — wie sich versteht, auf seine Kosten — aufführen zu können, mit dem Eigenthümer des Grundes die Bedingung eingehen, dasselbe letzterem 20 Jahre nach Beendigung des Baues unentgeldlich zu überlassen, wo dann nämlich dieser es dem brittischen Consulat zu einem hohen Zinse vermiethen wird. Die besten Privatwohnungen sind diejenigen des brittischen und des russischen Consulatdollmetsches. Durch besondere Begünstigung besitzt letzterer die seinige, welche er vor einigen Jahren selbst bauen ließ, als Eigenthum. Die böse Welt will freilich wissen, er hätte nicht viel aus eigenen Mitteln dazu verwendet, sondern sowohl Bau- als Einrichtungskosten seyen großentheils durch die freiwilligen Beiträge der zahlreichen, unter russischem Schutze stehenden, hiesigen Christen bestritten worden.

In mercantilischer Beziehung ist diese Stadt von untergeordneter Wichtigkeit. Ihre geographische Lage, am Brennpunkte verschiedener von ihr beherrschten Handelsstraßen — im Osten nach Persien, im Norden nach Oars, und mithin nach Grusien, im Westen nach Tokat, Angora 2c., im Nordwesten nach dem Meer, im Süden und Südosten nach Kürdistan und Mesopotamien — diese Lage bedingt allerdings eine um so größere Bewegung von durchziehenden Reisenden und Karawanen, als hier die Hauptmauth, wo alles verzollt oder mauthämtlich behandelt werden muß, sich befindet. Daher das große Gewühl und Getümmel von Menschen, Pferden, Maulthieren und Kamelen, die Menge der Perser, Kürden und Grusier, die sich in Straßen und Basaren herumtreibt. Demungeachtet gibt es doch hier keinen eigentlichen Großhandel, so zwar daß man in der ganzen Stadt Erzerum kaum ein Dutzend vermögliche Kaufleute zählt.

Als Handelsplatz beruht also die Wichtigkeit von Erzerum lediglich auf dem großen Waarentransit und dem Zusammenfluß von durchziehenden Kaufleuten und Karawanen, das Ergebniß jener geographischen Lage, welche auch eine politische und strategische Bedeutsamkeit bedingt. Nichtsdestoweniger möchte man die Ersprießlichkeit eines hiesigen brittischen Hauptconsulats, dessen Titular 800 Pf. St. Gehalt bezieht, in Zweifel setzen, wenn man nicht wüßte daß die vorige wie die jetzige Whigregierung durch Errichtung mehrerer solcher Posten an Orten wo England keine materiellen Interessen seiner Angehörigen zu vertreten und zu beschützen hat, wo keine brittischen Schiffe einlaufen und kein einziger brittischer Ansässiger sich befindet — wie zum Beispiel in Erzerum, in Kaisarieh, in Mossul, in Batun u. s. w. — wenn man nicht wüßte daß England hauptsächlich damit bezweckt, in Ermangelung des materiellen Einflusses den es dort nicht besitzt und nicht besitzen kann, einen moralischen Einfluß zu schaffen, um dem russischen Uebergewichte so viel wie möglich die Stange zu halten.

Die französische Regierung hatte nach Gründung eines brittischen Consulats in Erzerum nichts eiligeres zu thun als ebenfalls ein solches daselbst einzusetzen, wofür freilich kein anderer Beweggrund gelten kann, als daß man auch dort hinter England nicht zurückstehen wollte! Wenn aber gewichtigere Rückgedanken und Absichten damit verknüpft seyn sollten, so weiß das allein das Ministerium zu Paris und vielleicht die Botschaft zu Konstantinopel, denn im Lande selbst hat man nicht die geringste Muthmaßung davon.

Mit Rußland hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. Die unmittelbare Wichtigkeit und Unerläßlichkeit eines russischen Consulats zu Erzerum wird schon durch die Gränzverhältnisse und den Umstand bedingt, daß mehr als Tausend russische Unterthanen und Schützlinge unter den hier seßhaften Christen und Moslems sich befinden, und daß jährlich Tausende von jenen russischen Unterthanen hier durchreisen. Das russische Paßwesen in Erzerum bildet daher kein unbedeutendes Item in den indirecten Einkünften des kaukasischen Aerars, indem die Ansässigen jedes Jahr ihren Paß oder ihren Abwesenheitserlaubnißschein zu erneuern verpflichtet sind, wofür sie je 2, 4, 8, 12 und mehr Silberrubel, je nachdem sie in den Registern des Consulats classificirt sind, zu entrichten haben, während die bloß Durchreisenden ohne Unterschied 22 Piaster für jeden Paß oder jedes Paßvisa bezahlen. Der Ertrag dieser Gebühren wird an das Commando zu Achalzik abgeführt. Und doch ist, im Gegensatz zu Frankreich und England, welche dort mit großen Kosten müßige Wachposten halten, die keinen Heller ertragen und für die betreffenden Nationen von keinem Nutzen sind — und doch ist das dasige russische Consulat mehr als 10 Jahre ohne Titular geblieben und bis noch vor kurzem durch einen Genueser Kaufmann interimistisch geführt worden!

Digitized by Google

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag bekamen wir bei einer Löffelmühle ein eigenthümliches Bild zu sehen, indem gleich neben derselben ein Trupp Büffel während der großen Hitze seine Mittagrast hielt. Dieses Hausthier des südlichen Europa's hat vor allem anderen Zugvieh den großen Vortheil einer wohlfeileren Haltung voraus, da es mit viel geringerem Futter vorlieb nimmt, aber bei Futter wie man es gewöhnlichem Rindvieh bietet, um dieses nur leidig zu erhalten, sich leicht und vollkommen mästet und dann außerordentlich stark und fett wird. Gegen Kälte und Hitze sind übrigens die Büffel viel empfindlicher, und dieß ist namentlich ein Hauptgrund, welcher ihrer allgemeineren Verbreitung im Wege steht. So tüchtig sie im Zuge sind, so ist ihnen bei großer Hitze nicht zu trauen, da sie dann wie toll auf jedes Wasser zurennen, um sich darin zu baden oder zu fuhlen, so wie Schweine. Da hilft kein Rufen und keine Mahnung, Fuhrmann und Bespannung müssen bei solchen Fällen mit ins Wasser. Ihre Stärke ist riesenhaft, und gewiß ersetzen im Zug zwei Büffel stets vier Ochsen.

Talpa hieß die Station, wo wir heute in einem unbedeutenden Han Mittag machten und uns hier wieder mit dem Gewöhnlichen begnügten. In einem einige Häuser entfernten Han hatte ein Trupp Reiter Halt gemacht, die mehrere tüchtige Strapazpferde besaßen. B., welcher Lust hatte ein solches zu besitzen, wenn der Preiß nicht zu hoch seyn würde, betrachtete sie genauer, ließ sich eines vorreiten, setzte sich auch darauf und ritt verschiedene Wendungen und Tempos. Er meinte daß es ein schwaches Hintertheil habe und hatte wenig Lust, sagte aber vollends kein Wort mehr als sein Besitzer 20 St. Ducaten dafür forderte; ich hatte mich schon gefreut B. beritten zu wissen, denn ich hatte das Fahren schon bis zum Ueberdruß satt. Als ich sah, daß es dießmal mit dem Roßhandel nichts sey, ging ich ein wenig botanisiren, fand aber nichts merkwürdiges, bezeichnend aber für die hiesige Gegend war der Ueberfluß an Veronica spicata, Dianthus deldrides et prolifer; Marrubium peregrinum; Elymus caput Medusae; Triticum villosum; Centaurea paniculata und Xanthium spinosum. Letzteres ist nach der Volkssage in der Flora valachiana noch eine junge Pflanze, und soll erst durch die Russen aus den dortigen Steppen hergebracht worden seyn, weßhalb die Pflanze auch spina muscalex (Moskowiterdorn) heißt. Man sagt die klettenartigen Samen haben in Schweifen und Mähnen der Kosakenpferde gesteckt.

Auch im Banat hält das Volk sie noch für nicht lange einheimisch und behauptet, daß es durch die serbischen Schweine über die Donau gebracht worden sey. Daß die Pflanze wirklich noch auf der Wanderung begriffen ist, bestätigte mir mein jetzt verstorbener Freund Peter Wierzbicki, Bergwerkswundarzt in Orawitza, welcher sich als Botaniker schon manche Verdienste erworben. Derselbe sah sie noch vor 25 Jahren, als diese Pflanze nicht über eine Stunde vom Donauufer bei Ujpalanca im Banat vorkam, während sie jetzt bereits entfernt schon über Temeswar hinaus gegen Lippa zu vorkommt, und auch gegen Westen schon bis tief in die Banater Ebenen drang. Ihr Zug scheint also wirklich von Osten nach Westen zu gehen. Daß sie vielleicht durch die Gränzgebirge zwischen Banat und der Walachei gehemmt worden seyn mochte, ist möglich, und sie mußte deßhalb ihren Weg durch Serbien nehmen, wo sie auf dem von Schweinen aufgewühlten Boden schnell befördert wurde. In der That erscheint sie nur auf aufgewühltem und gelockertem Boden, also auf ungebauten Landstraßen und den daneben befindlichen Weiden, wo Schweine getrieben werden. So ist im Banat buchstäblich wahr, daß dieses böse Unkraut auf den Straßen fortwandert. Ziegen und Schafe fressen indessen die jungen Zweige dieser Pflanze ab, können es aber seiner langen, scharfen Stacheln und seiner ungemeinen Samentragbarkeit wegen doch nicht bewältigen. Die Hitze des heutigen Tages war unerträglich, es schien als wollte sie stündlich noch zunehmen. Glücklicherweise aber zog sich, als wir Talpa kaum eine Stunde hinter uns hatten, ein Gewitter zusammen; die verjagten Morgennebel sammelten sich und bald drängte sich ihre schwarze Masse dicht hinter uns am Himmel herauf, weßhalb die Pferde alle bald von Schweiß trieften. Der Kutscher trieb immer besser an, nicht als ob er dem Naßwerden zu entkommen gesucht hätte, denn dieß ist in solchen ausgedehnten Ebenen unmöglich, wo Gewitter ohne alle Hindernisse wie Pfeile am Himmel hinjagen, aber der aufregende Wind that das seine an ihm, so daß er lustiger und lustiger wurde, und seine Lieder immer lauter und hastiger in die Luft sang, so daß auch die Pferde die Eile bald verstanden, und bald eins oder das andre zu galoppiren anfing. Der Albanese war heute überhaupt ganz besonders guter Dinge, indem er auch gegen B. äußerte, daß der Wolf, welcher über die Straße gegangen sey, Glück zu bedeuten habe. Plötzlich hielt er aber fluchend stille, er mußte absteigen, denn durch das ungestüme Fahren war ein Aermel seines Pelzmantels ins Rad gekommen, und so fast bis zur Hälfte in Speichen Achse und Nabe verwickelt. Unter gräßlichen Flüchen stieg er ab und machte ihn los, wobei sich zeigte, daß das halbe Kleidungsstück rein hin war. Kaum war er fertig es aus seiner Verwicklung los zu kriegen, so fing es an zu regnen. Je stärker es goß, desto stiller wurde das Gewitter selbst, welches man in kaum fünf Minuten nur noch ferne hingrollen hörte, während es stets tüchtig herabgoß. Bald darauf erreichten wir ein einsam an der Straße stehendes Haus, wo der Kutscher anhielt, um die Pferde ein wenig verschnaufen und das Wasser, welches jetzt noch in frischem Guße umherlief, von der durstenden Erde etwas auffangen zu lassen. Die Gegend, zwar flach, war hier nicht so gar öde; große Waldstücke wechselten hier nach allen Seiten hin mit Feldern und Triften, auch sah man dazwischen ein Paar einzelne Bauernhöfe liegen. Während nun der Albanese die Pferde langsam vorgehen ließ, weil der Weg schlüpfrig und weich war, hatten wir wieder Zeit die Grimassen unseres Walachen zu beobachten, welche, so wie er bemerkte daß wir ihn betrachteten, um so stärker wurden, weßhalb wir nicht unterließen ihn zu fixiren. Einmal unterwegs bei Baciul ging es aus einer kleinen Vertiefung etwas bergauf, Stellen, wie wir sie gewöhnlich zum Zufußgehen benützten, der versteiften Glieder wegen. Unser Todtkranker blieb aber sitzen. Stillschweigend fuhr unser Kutscher auf der Ebene angelangt im Schritt fort, und wir gingen eine kleine halbe Stunde noch, wobei ich an Pflanzen nichts fand als arme Exemplare von Achillea setata und Linaria linifolia. Als wir wieder einsaßen, hatte der unverschämte Aufdringling, welcher sitzen geblieben war, M's. Platz eingenommen, der seinem Charakter nach zu sanft war, um sich seines Rechtes anzunehmen und ihn sitzen ließ. Da ich schon den ganzen Tag sah, daß sein Aechzen und seine Grimassen nichts anderes zu bedeuten hatten als die Erlangung eines Rücksitzes, so ärgerte ich mich über die Unverschämtheit dieses Menschen, und sagte zu B., daß wir auf der nächsten Station ihm den Platz wieder nehmen wollten, worin uns der unverschämte Aufdringling noch dadurch bestärkte, daß ihm jetzt das Fahren keinerlei Beschwerden mehr machte, als ob der Wagen jetzt nicht auch gestoßen hätte. Hätte derselbe nur ein Wörtchen gesagt, daß er gerne rückwärts fahren möchte, daß es ihm weh thue anders zu fahren, ich hätte ihm gerne meinen Platz bis Bukurest eingeräumt, selbst wenn ich die Lüge von ihm auf der Hand gesehen hätte. Aber dieses katzenfalsche weibische Benehmen, das ein unverschämtes Einnisten schlecht genug verdeckte, hatte in mir allen Unwillen erweckt. In der That hatte ich auch den Menschen, so wie er sich bis zuletzt benahm, richtig beurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschiffe in Frankreich. Im J. 1833 zählte Frankreich 75 Dampfschiffe im J. 1842 211, im J. 1844 238, und gegenwärtig 291. Im Jahr 1833 war die Zahl der transportirten Reisenden wenig über eine Million, im J. 1840 über dritthalb Mill., und jetzt über drei Mill. Unter den 291 Dampfbooten, welche 19,771 Pferdekraft repräsentiren sind 39 stationäre Dampfschiffe, welche an Schleußen u. dgl. Schleppdienst verrichten, so wie die Kriegsdampfboote nicht inbegriffen. (Monitr. industr. 10 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 75. 28 März 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die Verkäufer von Erbsensuppe und geschmortem Aal.

Diese Leute bilden eine besondere Classe: während des Sommers verkaufen sie Aale, da die Suppe keinen Abgang finden würde. Diese Leute sind stationär, stellen ihre Verkaufsgegenstände an der Straße auf und haben manchmal sogar Schuppen. Der berühmteste ist der, welcher in Clare-Street thront, dem Gasthaus zum Katzenfleisch gegenüber. Wenn er stolz thun will, so behauptet er, auf sein Geschäft zu verzichten, wenn er weniger als 30 Sch. täglich und am Sonnabend dritthalb Pfd. verdiene; man glaubt jedoch, daß er um die Hälfte übertreibt, indeß ist so viel gewiß, daß er den ganzen Handel mit geschmorten Aalen auf dem Claremarkt so gut wie monopolisirt, denn seine Concurrenten gewinnen fast nichts. Einer seiner Collegen an der Ecke der Windmühlstraße macht gleichfalls ziemlich gute Geschäfte, und gewinnt, wie man sagt, täglich fünf Schilling, am Sonnabend das Doppelte. Noch ein solcher Aalverkäufer erscheint alle Tage, erst um 5 Uhr Abends, dem Victoria-Theater gegenüber; er hat zwei oder drei Laternen, deren Gläser mit gemalten Aalen verziert sind, und soll 7 Sch. täglich nur an den Aalen gewinnen, abgesehen von den geschmorten Fischen, von denen man zuweilen einen Fuß hohe Haufen auf seinem Tisch bemerkt. Der berühmteste von allen ist aber der von Clare-Markt, denn er verkauft zuweilen hundert Pfund Aale in Einem Tage. Man ißt sie an Ort und Stelle und es herrscht immer ein Gedränge um seine Bude. Sein Sohn und er tragen Hüte à la Jenny Lind, mit blauem Sammt gefüttert, und beide bedienen die Kunden, während die Tochter das Geschirr wäscht. „Sonntags," sagte mir einer seiner Collegen, der ihn um sein Glück beneidet, „sollte man ihn für den vornehmsten Herrn der Welt halten, wenn man ihn sieht mit seinem weißen, von einem schönen schwarzen Band umgebenen Hute, seinem grauen Paletot, seinen Perlmutterknöpfen und seinen schwarzen Lederhandschuhen, deren Finger für seine kurze Hand zu lang sind." Zu Billingsgate werden alle Aale um 6 oder 7 Uhr Morgens gekauft; die Leute gehen dahin mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und die Watermen (Themseschiffer) führen sie an Bord der holländischen, vor dem Markte haltenden Fahrzeuge. Die Fracht kostet 1 Penny für 10 Pfd. gekaufter Aale, die Personen selbst werden unentgeldlich transportirt.

Das zu diesem Handel nothwendige Capital wechselt je nach seiner Bedeutung: für eine kleine Küche kostet das Geräthe wenigstens ein Pfund; letzteres besteht aus zwei Pfannen, einer für die Fische, und einer für die Suppe, aus fünf Tellern, fünf Tassen, zehn Löffeln, einer großen Schüssel zum Abspülen und endlich aus einem Tisch. Auf größern Fuß eingerichtet kostet das Geräthe 3 bis 4 Pfd.; es besteht dann aus zwei größern Pfannen und zwei gußeisernen Oefen. Außerdem braucht der Händler 20 bis 30 Sch. zum Ankauf auf dem Markt. Für einen halben Penny erhält man 5 bis 7 Stückchen Aale nebst genugsamer Sauce; eine halbe Pinte Erbsensuppe kostet eben so viel. Um zwanzig Pfund Aal zu bereiten braucht man für Fische, Mehl, Petersilie, Pfeffer und Essig $7\frac{1}{2}$ Sch. und diese ergeben in Stücke ausgetheilt etwa 15 Sch.; davon geht aber noch das Brennmaterial und Salz ab, so daß nicht mehr als 5 Schilling übrig bleiben. Die Erbsensuppe besteht aus zerdrückten Erbsen, Rüben, Selleri und etwas Rindfleisch. Fünf Pinten kommen auf 1 Sch. 2 d. zu stehen, und ergeben in Portionen ausgetheilt nicht ganz das Doppelte, so daß nach Abzug des Brennmaterials nur 1 Sch. oder 11 d. übrig bleiben.

Die Leute, welche dieß Geschäft treiben, sind theils darin erzogen, theils haben sie es erst ergriffen, nachdem ihnen eine andere Laufbahn fehlgeschlagen. Man ruft dabei seine Waare nicht aus, um Kunden herbeizurufen, sondern hält sie nur ausgestellt; man miethet die Plätze nicht, sondern erhält sie von dem guten Willen der Personen, an deren Thüre man sich niederläßt. Viele Leute treiben dieß Geschäft, leider mehr als davon leben können. Der Gewinn ist jetzt geringer wie früher; das fashionable Costüm ist der weiße runde Hut à la Jenny Lind mit schwarzem Band, der weiße Schurz u. s. w. Sonntags gehen die Aalverkäufer nach Hamptoncourt oder Greenwich.

Ein Spaziergang durch die „Landes" von Bordeaux.

(Fortsetzung.)

In Betrachtungen verloren, überfiel mich der Abend, ohne daß ich eine Hütte erspähen konnte, und die öde, ungastliche Halde erweckte in mir unbehagliche Empfindungen, bis ich den Schimmer eines Lichts in der Ferne gewahrte, meinen Leitstern, dem ich nun im Geschwindschritt zueilte. Dort ward mir auch kein ungastlicher Empfang, und als die erste augenblickliche Scheu wegen der unerwarteten Ankunft eines Fremden vorüber war, bot man mir einen Stuhl so gut man ihn hatte. Nicht ganz so günstig lautete die Antwort auf meine schüchternen Fragen hinsichtlich der Beschaffenheit der Speisekammer; Fleisch oder Geflügel war nicht vorhanden, aber, sagte die Wirthin selbstzufrieden lächelnd, „ich kann euch eine petite soupe machen." Nach kurzer Zeit wurde mir auch dieses dort eigenthümliche Gericht vorgesetzt, welches hauptsächlich aus den Samen-

Digitized by Google

körnern der Faselblume (Dolichos unguiculatus) Kohl, Rüben und einem Stückchen Schweinefleisch bestand. Merkwürdigerweise ähneln die Gascogner den Chinesen und Japanesen darin, daß diese ebenfalls den Samen jener Blume genießen. Es war ein sehr einfaches Gericht, aber die Leute waren so freundlich, daß man unmöglich mit ihnen unzufrieden seyn konnte. Das Schicksal hatte mich auf ein Abendessen von Blumensamen und auf ein Lager als Bett angewiesen, worüber ich lieber nichts sagen will.

Mit Anbruch des Tages war ich wieder auf meiner Wanderung, und jetzt hatte ich das östliche Ende des Bassin d'Arcachon zu umgehen. Ein dichter Nebel hinderte auf ein Paar Schritt weit die Aussicht und befeuchtete die dichten Haide- und Farrenkräuter so stark, daß ich in einer halben Stunde so naß war als wenn ich durch das Bassin gegangen wäre. Mit dem vorschreitenden Tage zerriß eine kräftige Sonne den Nebel, und nun dampfte und trocknete ich eben so wie alles was mich umgab. Indem ich mich um die südöstliche Ecke des Bassins wandte, gerieth ich in Sumpf und Wald, in deren Mitte ich einen Knüppeldamm entdeckte, auf welchem ein Paar Fehltritte meine Kleidung mit Koth bedeckten, wo sie vorher nur durchnäßt gewesen war. Für dieses Mißgeschick entschädigte mich aber bald vollständig das stille, reinliche und gut versehene Wirthshaus im Dorfe La Tete oder richtiger: Teste de Buch. Ich bekam ein gutes Frühstück, wobei die Wirthin auf meine Fragen nach Fischen, welche das Bassin d'Arcachon berühmt gemacht haben, ihren Unwillen nicht unterdrücken konnte, indem sie zu einem unterwürfig aussehenden Gaste sagte: „denkt euch nur, dieser Herr kommt von Bordeaux nach La Teste, um Fische zu essen.“ Nach dem Mahle eine halbe Stunde auf einer Bank vor der Hausthür unter einem alten, schattigen Weinstocke ausruhend, konnte ich La Teste, ein Dorf von etwa 100 Häusern, an der einen Seite von Gehölz und Sumpf, auf der andern von dem Bassin umgeben, und zwischen diesem und dem Meere bewachsene Dünen eben so bequem betrachten, als die Physiognomie der Bewohner, welche nicht merkwürdig war. Teste de Buch, das Testa Bojorum der Römer, jetzt ein entlegener und unbedeutender Ort, ist sehr alt und historisch bedeutend, denn er war in den Zeiten der Gallier eine der zwölf Städte von Novempopulania, und im Mittelalter spielten die zu den großen Kronvasallen gehörigen Herren des Orts, die Captals oder Chaptals von Buch genannt, eine wichtige Rolle in der Geschichte von Aquitanien, besonders unter der Herrschaft der Engländer, bis die Revolution den Herrenrechten der Captals ein Ende machte. Unter den Captals ist der berühmteste Johann von Grailly im 14ten Jahrhundert; er war einer der größten Feldherren seiner Zeit, und du Guesclins Rival, Seneschall von Aquitanien für den König Eduard von England und Ritter des Hosenbandordens; durch ihn und den Grafen von Foix wurde der Aufstand der französischen Bauern, die „Jacquerie“ genannt besiegt; endlich von den Franzosen unter du Guesclin in Soissons 1372 gefangen, starb er nach fünfjähriger Haft im Tempelthurm zu Paris „aus Langeweile“ wie Anquetil sagt. Ihm folgte als Captal von Buch sein jüngerer Bruder Archimbald, welcher durch eine Heurath mit Isabella, Tochter des Grafen von Foix, nach dessen kinderlosem Tode Graf von Foix wurde. Die letzte dieser Familie von Foix-Grailly, Katharina Gräfin von Foix und Königin von Navarra, heurathete 1484 Johann von Albret Vicomte von Tartas, und deren Sohn war Heinrich I von Navarra, dessen Tochter Johanna von Albret sich mit Anton von Bourbon vermählte und Mutter Heinrichs IV von Frankreich wurde. So stammt einer der größten französischen Könige von den kleinen Captals von Buch ab. Unter Heinrich III war dessen Günstling Nogaret Herzog von Epernon, Captal, wahrscheinlich durch seine Heurath mit Margaretha von Foix Candale; später kam das Captalat wieder an die Foix Randan und von diesen an die Gontault die letzten Captals von Buch.

Bevor ich diesen Sitz der berühmten Captals oder Hauptmänner von Aquitanien in alten Zeiten verließ, erfuhr ich auf meine Fragen, daß an der andern Seite der Dünen ein hübsches Fischerdorf liege, wo ich übernachten könne. „Ja, und da werden Sie auch Royan und Ruten für Ihren zarten Magen erhalten“, bemerkte die dicke Wirthin, welche meine Frage nach Fischen noch nicht vergessen hatte, mit boshaftem Lächeln. Royan und Ruten sind nämlich sehr geschätzte Arten von Sardellen, welche in der Bay von Biscaya sich aufhalten und im Bassin d'Arcachon häufig gefangen werden.

Ohne an Böses zu denken verlängerte ich meinen Nachmittagsmarsch absichtlich, indem ich längs der Küste hinwandelte, statt in gerader Richtung quer über die Dünen zu gehen. Das Bassin d'Arcachon kam mir wie eine bloße Lagune mit einem Ausflusse vor, so sehr seicht war dessen Wasser; da dessen Mündung fast gänzlich gesperrt ist, so fürchte ich daß der Versuch das Bassin als Hafenplatz wichtig zu machen, indem man eine Eisenbahn dorthin führt, nicht so viel helfen wird als wenn man die Mündung austieft. Es ist an sich ein schöner Hafen von fast 20 (engl.) Meilen Umfang, von der Form eines Dreiecks und überall geschützt, mit zwei engen Eingängen, Passe du Nord und Passe du Sud genannt. In der Mitte desselben liegt die „Vogelinsel,“ welche bei dem niedrigsten Ebbestande etwa eine halbe Stunde Umfang hat; sie nimmt fortwährend an Größe zu und eine Sandbank, die sich von ihr zum Ufer hinzieht, strebt sie damit zu verbinden und so den nördlichen Eingang zu verschließen. Die Insel hat ihren Namen davon erhalten daß dort, sowie überhaupt in den flachen Ufersümpfen des Bassin d'Arcachon, in dunkeln Winternächten eine große Menge wilder Enten in Netzen gefangen werden, die 300 bis 400′ lang, und an 9 bis 10 Fuß hohe Stangen befestigt sind, welche im Zickzack aufgestellt werden. Auf den Dünen stehen etliche Fichten zusammen, von bestimmten Leuten beaufsichtigt, weil sie den Schiffern, die in den Canal einlaufen wollen, als Richtpunkt (Landmark) dienen. Mein Weg nach diesem Punkte führte zwischen Sandhügeln hin, welche mit Fichten, Eichen, Tamarisken und andern Bäumen, nebst Gesträuchen bedeckt waren. „Es ist ein sonderbarer Anblick,“ sagt Arthur Young, als er eine ähnliche Gegend auf dem Wege von Dax nach Tartas sah, „wenn man im Flugsande, der blendend weiß wie Schnee ist, Eichen von 2 Fuß im Durchmesser stehen sieht, aber das Wunder erklärt sich dadurch daß man in den Rissen des Bodens eine Schicht von weißer klebriger Erde, dem Mergel ähnlich, entdeckt.“

Wenn gleich der Gang durch diese Waldungen nicht sehr bequem war, weil der Sand dem Fuße wich, so war doch etwas Erhabenes in der ernsten Landschaft, deren Stille und Oede nur durch das Rauschen der Blätter des Forstes und das Gekreisch einzelner Seevögel zuweilen unterbrochen wurde. Das alles war wohl recht hübsch, aber wo blieb mein Fischerdorf? Ich wußte gewiß, daß ich mich südlich von der Mündung des Hafens an der Seeküste weit über La Teste hinaus gehalten hatte, aber noch immer sah ich keine Spuren menschlicher Wohnungen;

Digitized by Google

Sandhügel und Bäume beschränkten meinen Sehkreis, und als der Abend anbrach, überstieg ich noch immer eine Reihe bewaldeter Dünen nach der andern mit immer raschern Schritten, aber vergebens. Endlich blieb mir nichts anders mehr übrig als mich zu entschließen da zu übernachten wo ich eben war, denn es wurde so finster daß man unmöglich anders als durch Umhertappen vorwärts kommen konnte. Der Sand war trocken und das Wetter schön, aber mir fielen die Wölfe und die Schäfer auf Stelzen ein, und so hielt ich es nach reiflicher Ueberlegung doch für rathsam, wie der Vogel in einem Baume mich zur Ruhe zu begeben. Ich hatte mir dazu einen bequemen Gabelast gewählt, aber ich schlief nicht einen Augenblick, hier machte ich Bekanntschaft mit dem Geheul der gascognischen Wölfe, und wenn dieses schwieg, so hörte ich eine Menge schreiender, kreischender und pfeifender Geschöpfe; niemals habe ich mich wohl so gefreuet als ich die ersten Lichtstrahlen aus Osten gewahrte, wie sie über den silberweißen Sand fielen und auf der ruhigen Fläche der Bucht von Biscaia sich spiegelten. Das Morgenlicht machte es mir möglich meinen Weg zum Ufer des Meers zu finden, und ich genoß einen herrlichen Anblick. Auf der einen Seite der unbegränzte Ocean, in der Mitte vor mir ein beinahe ganz flacher Strand von 1/2 bis 1 (engl.) Meile Breite und zur linken eine hohe nackte Düne von blendend weißem Flugsand. Während in andern Küstengegenden Europa's die Dünen gewöhnlich nur 20 bis 30 Fuß hoch sind, erreichen sie an der biscaischen Bucht eine Höhe von mehreren hundert Fuß, und während sie dort gewöhnlich nur ein paar 100 Schritte breit sind, bilden sie hier Hügelketten von Meilenbreite, die in der Länge und Quere von Thälern durchzogen werden, sammt parallel laufenden Hügelreihen von verschiedener Höhe und Gestalt. Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel Hügel zu sehen deren Entstehung und Wachsthum deutlich erkennbar ist, welche derselben Ordnung folgen und denselben Anblick gewähren wie eigentliche Bergketten im Lande. In den flachen „Landes" sieht man die Dünen wegen ihrer Ausdehnung und Höhe östlich auf eine Entfernung von mehr als 30 (engl.) Meilen und bei heißer Sonne erscheinen sie durch den Reflex viel höher und wie eine Reihe ferner schneebedeckter Berge. In dieser Küstengegend hat man keine Versuche gemacht die Veränderungen der äußersten Dünenkette zu regeln, weil man annimmt, daß sie nur dem Winde und den Wellen gehorchen und von dem Menschen nicht beherrscht werden können. Nur wenn sie in das Innere vorrücken, wodurch zuweilen eben so große Verwüstungen angerichtet werden als durch Ueberschwemmungen, versucht man ihnen durch Anpflanzungen Schranken zu setzen, zuerst in den Thälern und dann, nach und nach an den Höhen hinauf bis zu den Spitzen der innersten Dünenkette. Außer den Anpflanzungen von Sandgras, Rohr, Binsen, Ginster, Waldrebe (Clematis), Fichten und andern Gewächsen welche den Sand zusammenhalten und verhindern sollen, daß er nicht weggetrieben wird, gebraucht man an dieser Küste noch andere, ungewöhnlichere Mittel, um das Vordringen der Dünen, ein Phänomen das hier in so großem Maßstabe sich zeigt, zu verhüten. Eins dieser Mitel, hier Clayonnage genannt, besteht darin, daß man oben auf den Dünen in der Richtung der vorherrschenden Winde kleine Beete mit 12 bis 18 Zoll hohen Wänden, die aus Lehm und Stroh geknetet werden, umgibt und den Samen der vorgedachten Gräser und Gewächse hineinsäet, welche dann das Erdreich zusammenhalten worauf man später Fichten pflanzt. Das merkwürdigste bleibt aber immer, daß man lange Wände von Brettern macht und diese eine hinter der andern auf der Höhe der äußern Dünenkette entlang in dem Sande befestigt, ein Verfahren welches ungeheure Kosten verursachen muß und das ich nur an einer oder zwei Stellen angewendet sah.

Schon war ich eine oder zwei Stunden längs der Küste gegangen, als ich plötzlich zwischen den Dünen eine Hütte bemerkte, woraus ein paar Männer kamen welche mit lauter Stimme schrien. Da ich gerade sehr mißvergnügt war mit allem was gascognisch hieß, auch die Dünen fast 20 Minuten von mir entfernt waren, so schritt ich fürbaß ohne mich viel um das Geschrei zu kümmern, bis ich zwei Leute mit Flinten bewaffnet und fortwährend rufend mir nacheilend bemerkte. Es ergab sich auch bald, daß die Leute Küstenwächter waren und sie verlangten meinen Paß zu sehen, den sie mir, als er in Ordnung befunden, sofort zurückgaben, wobei sie über meine Fußwanderung lachten und mich aufforderten sie nach ihrer Station zu begleiten. Bald war ich dort bei zwei oder drei Hütten, die La Biscarosse genannt werden, und in wenigen Minuten setzte eine nette freundliche Frau mir ein Gericht Fische nebst einer Flasche Wein vor, wofür meine Wirthe keine Bezahlung annehmen wollten. Von ihnen erfuhr ich, daß die Fischer in den Dünen nur in der Zeit, wenn sie im offnen Meere fischen, von Fastnacht bis zu Ostern Hütten errichten, wo sie sich dann aufhalten. Die Fischer von La Teste, Cap Breton, St. Jean de Luz und Biarritz werfen in derselben Gegend ihre Netze aus an beträchtlich tiefen Stellen mit Felsengrunde, welche sie Can (im gascognischen Dialekt so viel wie: Ufer oder Rand) nennen; diese Stellen im Meere sind von 130 bis 240 Klafter tief und aus den tiefsten zieht man große Korallen herauf.

(Schluß folgt.)

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Fortsetzung.)

Obwohl die Luft jetzt schon wieder ganz ruhig war, so wollte sich doch der Himmel heute nicht mehr ganz aufklären. Noch einmal zeigte er einen freundlichen Blick, als wir am Rand einer breiten Thalebene angekommen waren, wo unter Waldungen und Auen sich die Flüsse Drimbovnic und Reashlovu bei Badulat vereinigten. Hin und wieder sahen wir zwischen Bäumen und Gehölzen ein paar Hütten liegen. Badulat, zu deutsch breite Durchfahrt, liegt sehr malerisch an einem Hügel hingelagert und zwei etwas größere Hane, die etwas davor liegen, machen im Ganzen ein recht malerisches Bild. Wir hatten noch eine halbe Stunde zu fahren, bis wir den ersten davon erreichten, wo wir für heute unser Nachtquartier nehmen wollten. Es wurde schnell abgepackt und wir brachten unsere Effecten auf die Djoschka in einer Stube, wo auch unser widerwärtiger Patient Platz genommen hatte; ich ging, mir von der idyllischen Lage dieses Hans eine Skizze ins Tagebuch zu nehmen, und war kaum damit zu Ende, als es wieder tropfweise zu regnen anfing. Ich eilte unter Dach und hatte dieses kaum erreicht, als der Himmel, wie in einen mächtigen Schmerz ausbrechend, seine Regenfluth verdoppelte und verdreifachte. Mit der Beruhigung in unsern Gedanken, daß auch dieser zweite Regen noch keinem Baum, Strauch oder Kraut schaden konnte, ließen wir's draußen gemächlich rinnen, setzten uns auf dem Gang auf die Erde, wo uns der Logofet eine Rohrdecke und ein kleines rundes Tischchen hinbereitet hatte, um welches wir mit gekreuzten Beinen Platz nahmen, um unter allen möglichen Scherzen und Späßen einen vollständigern Abendimbiß einzunehmen, indem es hier gebackene Fische gab, die eben frisch aus dem Flüßchen Reashlovu gebracht worden waren. An dieser Vermehrung unseres Speisezettels ließ sich schon die Nähe der Hauptstadt merken. Auch unser dicker Anatole mußte mithalten, denn

Digitized by Google

wir duldeten sein gränzenloses Knoblauchessen wegen der üblen Atmosphäre, welche er sich damit schuf, durchaus nicht mehr.

Wir hatten ihm nämlich als er sich seine Lieblingsspeise durchaus nicht ausreden lassen wollte, durch den Albanesen erklären lassen, daß wir so mit ihm nicht weiter fahren würden und entweder er oder wir aussteigen würden; da ihm hiezu der beredte Kutscher noch vortrug, daß er ja ganz mit uns auf einem Brod leben und darum seinen Knoblauch sparen könne, so ging er endlich darauf ein; es kostete ihn aber einen großen Entschluß.

Nach beendigter Abendmahlzeit legten wir uns Mann an Mann auf der Djoschka in der Stube zurecht, und bald wachte nur noch einer über uns, dessen Augen über allen waltet. Wir schliefen alle vortrefflich, denn ein trefflicher Regenabend sang mit sicheren Millionen Zungen, jenen kühlen triefenden Blättern, das beste Schlummerlied, dessen Zauber nicht leicht ein Kummer oder Schmerz, am wenigsten aber ein müder Reisender widersteht. Wahrscheinlich lernten von ihnen die Morgenländer für ihre Gärten und Höfe die Wunderkraft plätschernder Springbrunnen kennen. War der Himmel trüb und düster, um uns am Abend während eines süßen Schlafes in einen Lethe der Vergessenheit zu tauchen, so glühte er am Morgen vom Gold der Morgensonne. Die Vögel in den Zweigen sangen ihre lustigen Lieder, ob auch noch an einem und dem andern Blatt eine Himmelsthräne hängen geblieben war, welche betrübt die Erde suchte, wenn einer von den lustigen gefiederten Sängern im Aufsitzen daran streifte; Gras und Laub dufteten frisch dem Aether entgegen als das Gebet einer wieder verjüngten Natur. Wie nüchtern lag noch unsere Reisegesellschaft, bis auch sie endlich munter wurde, zuletzt unsrer aller Abneigung, der kranke Passagier. Nach den Planen des Kutschers wäre unsre Eile allerdings nicht so nothwendig gewesen, denn er bat noch eine halbe Stunde warten zu dürfen, damit die Sonne noch zuvor die Straße etwas bescheinen und ein wenig auftrocknen möchte. Wir lachten zu dieser schwachen Hülfe, welche die paar Strahlen einer Morgensonne seinen Pferden leisten sollten, geduldeten uns aber, und ich wünschte ihm, daß die Sonne scheinen möge, wie eben angeführtes Volkslied sprach:

„Um den Fußpfad aufzutrocknen,
Der zu der Geliebten führet,
Küßt die Sonne noch die nackten
Steine im versiegten Fluß."

Die Aufschubfrist war bald herum, und da wir keine Verlängerung derselben mehr zulassen wollten, so spannte der Kutscher endlich den Wagen ein, und rasch ging es nun vorwärts. Die Sonne stand schon wieder hoch und brannte ziemlich heiß als wir das auf dem hohen rechten Argischufer gelegene Prisceni erreichten, wo der Kutscher, unser kühner Albanese, den Pferden noch einmal Heu geben ließ. Wir die wir alle durchaus kein Bedürfniß um einen Han hatten, hörten einige Augenblicke ein paar Zigeunerspielleuten zu, die sich eben, wo wir hielten vor einem, wie wir wohl merkten, gnädigen Herrn und ein paar Frauenzimmern in walachischen Melodien hervorzuthun suchten. Die Instrumenten, Violine, Piccolo und Dudelsack sprachen uns aber nicht an, weßhalb wir vorzogen, zu Fuß etwas vorauszugehen, bis der Kutscher und seine Pferde fertig seyn würden. Ueber den Argisch, einen wilden reißenden Fluß, welcher außerdem noch durch viele und starke Regen im Gebirge mächtig angeschwollen und trübe war, führte eine Schiffbrücke auf etwa 10 — 12 Pontons. Letztere mußten schon viel erlitten haben, denn sie sahen aus als ob sie Dienst über und unter dem Wasser zu thun hätten. Ihr Inneres war voll mit Schlamm und Erde, woraus lustig Gras und Kräuter emporsproßten, die sich so in den Booten wiegten, als freuten sie sich auf dem munteren Flusse mit auf dem Schiff zu seyn. Auf dem andern Ufer waren wir schon im Bezirk Ilfovul, demselben, in welchem auch die alte Hauptstadt, die Metropole des Landes liegt. Er ist so flach und öd wie die vorigen, und seine Hauptflüsse sind der Argisch, welcher theilweise seine Westgränze bildet und seine südwestliche Ecke durchströmt, und bei Olteniza in die Donau ausläuft; dann die Jalomiza, die einen kleinen nordwestlichen Theil davon durchfließt, und von dort in den Bezirk gleiches Namens tritt; dann die Flüsse Sabaru und Dimboviza, die beide aus den Gebirgen des Muscheluler Bezirkes kommen, diesen fast parallel mit dem Argisch durchlaufen und sich bei tieferem Hereintreten in den Ilfovuler Bezirk in den Argisch ergießen. Im Norden, im Flußgebiet der Jalomiza, hat er auch zwei kleine Seen. In seinem Schilde führt dieser Bezirk eine Kirche, über welcher zwei Heilige die Hände halten, was sich wahrscheinlich auf die Metropolkirche in der Hauptstadt beziehen mag.

Wir waren ein Stück Wegs fortgegangen, und da unser Kutscher immer noch auf sich warten ließ, lagerten sich die andern der Gesellschaft im ärmlichen Schatten eines fast blätterlosen Birnbaumes, der hier an der Straße stand, während ich in ein nahes Gebüsch ging, um vielleicht noch etwas botanisch Merkenswerthes zu finden. Indessen war die eigentliche Zeit zu diesem Geschäfte schon vorüber. Wir standen schon im Sommer und dazu in einer Gegend, wo die Sonnengluth auf magern Gründen, die sich mehr und mehr zur Steppennatur hinneigten, alles ausgebrannt hatte; doch nahm ich ein paar Nelkenarten mit, wie Dianthus prolifer, deltoides, Armeria et collina, die einzigen die ich blühend und des Mitnehmens werth gefunden hatte. Nachdem ich hier auch noch eine Weile gewartet hatte, kam endlich der Wagen und wir saßen ein. Den letzten Theil der Reise zu beschleunigen, sang der Albanese wieder seine Lieder und ermuthigte die Pferde mit Zügel und Peitsche, so daß wir bald an der Sabaru standen, wo wir aussteigen und zu Fuß über die beschädigte Brücke gehen mußten, da Pferde und Wagen durch das etwas sumpfige Flüßchen gehen mußten. Es war dieß die erste schlechte Brücke, die wir auf dem ganzen Strich durch die Walachei bis hierher gefunden hatten; möchte ich Vergleiche zwischen dieser und Ungarn machen, wo auch nur ein bevorrechteter Adel fast allein die öffentliche Wirthschaft betreibt, so muß ich ersterer bei weitem den Vorzug geben, denn in Ungarn wird man kaum eine Gespanschaft durchfahren können, ohne Wagen und gesunde Glieder auf elenden Brücken der Gefahr aussetzen zu müssen, weßhalb auch dort fast regelmäßig immer neben den Brücken, und wo thunlich auch neben den sogenannten gemachten Straßen, durchgefahren wird. In dieser Hinsicht macht zwar die Krassower Gespanschaft gut, was die benachbarte Temescher aufs gewissenloseste vernachlässigt.

Die Ursache, warum der Adel in der Walachei den ihm anvertrauten Geschäftspflichten besser nachkommt als der ungarische, mag wohl darin liegen, daß derselbe von dem Landesregenten auf die Stelle gesetzt wird, die er zu verwalten hat und diesem verantwortlich ist, während er sich in Ungarn selbst nimmt und gibt, was ihm beliebt. Eine Verantwortlichkeit gibt es dort kaum dem Scheine nach; daß andererseits nicht ebenso viele Mißbräuche hier wie dort im Schwung sind, will ich nicht bezweifeln.

An der Sabaru liegt eine Art Vorwerk von Bukurest, eine Versammlung von Schlachtbänken, die gesundheitspolizeilicher Rücksichten wegen ihre Plätze nicht in der Hauptstadt aufschlagen dürfen. Hier ist es, wo alljährlich Tausende von Mastochsen geschlagen und ausgeschrotet werden, deren Fleisch dann zu Unschlittgewinnung ausgesotten wird. Die Rindviehmast ist neben der Körnererzeugung ein Hauptbetrieb der walachischen Landwirthschaft, und eben auf erstere richten die speculativen Pächter der adeligen Güter vor allem ihr Augenmerk. Ueberfluß an Grund und Boden ist der Reichthum des Landes, den zu gewinnen die Viehmast tauglicher ist als der Pflug. Solche Schlachtbänke, wie diese, wo wir uns eben befanden, führen den Namen Sahalana. Wenn ich nicht irre, so ist das Wort türkisch, und wird abgekürzt unter dem Ausdruck Sahna auch von den Walachen des Banats gebraucht, die sich noch an vielen Orten auf gleiche Weise mit dem Hammelfleisch befassen, wie es theilweise auch hier im Brauch ist.

(Schluß folgt.)

Die Runkelrübenzuckerfabrication scheint immer noch in Frankreich im Steigen; man berechnet die Zuckererzeugung in dem Arbeitsjahren 1849/50 auf nicht weniger als 41.107,000 Kil., $9\frac{1}{2}$ Mill. mehr als im J. 1848/49. (Monit. industr. 3 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 76. 29 März 1850.

Coffin-Rock (Sargfels) im Columbia, ein alter indianischer Begräbnißplatz

(Aus Thorntons Werk, mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.)

Etwa 55 (engl.) Meilen oberhalb der Columbia-Mündung erhebt sich aus dem Fluß, und zwar an der Nordseite desselben, nicht weit von der Stelle, wo der Cowlitz einmündet, ein hoher kegelförmiger Felsberg mit Namen Coffin Rock oder Mount Coffin, einer von den sehr merkwürdigen indianischen Begräbnißplätzen im Lande Oregon. Dieser Leichenacker, welcher alt zu seyn scheint, weßhalb auch der Amerikaner ihn Ancient nennt, gehörte einst einem mächtigen Indianerstamm in der Nähe des Columbia, der vor nicht langer Zeit ausstarb bis auf eine einzige Frauensperson. Ein Herr, welcher viele Jahre hier im Lande unter Indianern gelebt, erzählte Thornton, daß in 20 Jahren 85 Procent von allen Indianern am Columbia durch hitzige und kalte Fieber umgekommen, und daß 5 Proc. derselben an der Auszehrung gestorben wären. Die Weißen, die unter ihnen wohnten, blieben fast ganz verschont. Diese große Sterblichkeit wird der Art und Weise zugeschrieben, wie sie die Krankheit behandelten. Der Kranke ward in ein Schwitzhaus gethan, wo er verblieb, bis er durch das übermäßigste Schwitzen ganz geschwächt war, und ward dann in den Columbia geschmissen und darin gelassen, bis das Blut erstarrte, worauf man ihn herauszog um zu sterben. Die Indianer am Columbia sprechen, wenn ihre Trauerzeit vorüber ist, sehr ungern von ihren Todten und mögen auch nicht, daß andere davon sprechen, und wenn ein Fremder dennoch darauf besteht, sehen sie das für eine Beleidigung an.

Im J. 1847 den 2 October besuchte Thornton in Begleitung von Roland Gelston, dem Capitän der amerikanischen Barke Whiton, in deren Gig (Schiffsboot) sie die Tour machten, den Mount Coffin. Hier pflegten früher die Wilden der Gegend ihre Todten in Canoes beizusetzen. Der Canoe des Gestorbenen ward nach dem Brauch dieses Stammes auf den Fels heraufgezogen und danach die Leiche zugleich mit allem was ihm oder ihr im Leben zugehört, sorgfältig niedergelegt und mit Baumrinde zugedeckt. Die zu Särgen dienenden Canoes, sagt Thornton, lagen ganz verfallen und in Stücken und Knochen waren überall auf dem Felsen umher verstreut. Auch konnte man sehen, daß Massen von diesen niedergefallen waren in den Columbia. „Ich sah“, fährt er fort, „eine Schnur Glas- und Kupferkügelchen neben einem verfallenen Canoe. Es fanden sich dort 18 Canoes in einem verfallenen Zustande, woraus man abnehmen möchte, daß sie einige 20 oder 30 Jahre gestanden. Manche davon enthielten die Gebeine mehrerer Körper. Die meisten der Canoes hatte ein Feuer verzehrt, welches vor einigen Jahren zufällig unter dem dürren Laub und Reisig von dem Lagerfeuer einer Gesellschaft der Exploring Expedition der Vereinigten Staaten ausbrauch, die über Nacht an diesem Ort campirte. Ich fand die Ueberbleibsel eines Canoes, worin die Frau eines Häuptlings beigesetzt worden, auf dem Felsen liegend. Unter den halbverkalkten Knochen zählte ich 66 Fingerringe, welche vermuthlich gekauft waren für sieben Biberfelle, jedes damals 7 Dollars werth. Auch zählte ich eine große Menge Perlen, wovon Mr. Latten, der, während er im Geschäfte der Hudson-Bay-Compagnie gewesen, viele Jahre bei den Indianern verlebt hatte, sagte, daß sie 20 Biberfelle gekostet; ferner zählte ich 40 Knöchel- und Handgelenkzierrathen, wovon ich in gleicher Weise erfuhr, daß man deren zwei für ein Biberfell erhalten. Der Gesammtpreis dieser Art Schmuck der Aristokratie der Columbia-Indianer belief sich also auf 47 Biberfelle, die an Werth 392 Dollars ausmachten. Sic transit gloria mundi!“

Das der amerikanischen Pelz-Compagnie gehörige Fort Laramie am linken Ufer des Flusses Laramie liegt nach Col. J. C. Fremonts Angabe unter 42° 12′ 10″ N. Br. und 104° 47′ 43″ W. L. 640 (engl.) Meilen Westnordwest von Independence in Missouri und etwa 80 (engl.) Meilen westlich von dem berühmten Schornsteinfels (Chimney Rock). Auf einer Höhe eine halbe englische Meile von diesem Fort sah Thornton einen indianischen Begräbnißplatz. Viele von den Todten lagen auf Schaffoten oder Gerüsten, die zu diesem Zweck errichtet waren, und waren in Bison- oder Büffelochshäuten eingewickelt. Büffelochsen machen die Poesie des Lebens aus in jener großen Prairiewildniß und Indianer dessen Roman. Die Knochen anderer Todten waren niedergefallen und lagen bleichend auf dem Grund in kleinen Einhegungen, die gemacht werden, um sie vor Raubthieren zu schützen. Einige wenige Körper waren in Kasten gethan. Die Wölfe heulten um den Ort die ganze Nacht.

Ein Spaziergang durch die „Landes“ von Bordeaux.

(Schluß.)

An Leib und Seele gestärkt durch die Gastlichkeit der Küstenwächter setzte ich meine Wanderung mit leichterm Schritte fort und der Charakter der Gascogner stieg in meiner Schätzung um mehrere Grade. Wenn ich bisher mich an der Küste gehalten hatte, so wollte ich nun das Abenteuer unternehmen die innern Dünenketten zu durchforschen. Kaum war La Biscarosse mei-

Digitized by Google

nem Blick entschwunden, als ich die erste Dünenreihe erkletterte dann die zweite und dann noch eine bis ich an den Rand einer großen Lagune kam, hinter welcher sich wieder Dünen erhoben, zwischen welchen ich Fichten, Korkeichen und Weinberge bemerkte. Da der Weg an der Lagune hin sehr mühsam war, so kehrte ich wieder um in die Dünen, welche hier sehr hoch sind, und schritt durch die erste Oeffnung derselben welche ich fand, dann durch meilenbreite nasse und sumpfige Thäler die zwischen den Dünenreihen liegen und von den Gascognern Letes oder Lesgues und Barthes, wenn sie mit Gebüsch bewachsen sind, genannt werden. Auf diesem Marsche fühlte ich den Boden unter mir schwanken, und als ich stillstand, um davon die Ursache zu erforschen, sank ich sehr rasch immer tiefer ein. Ohne zu zögern vertauschte ich den verrätherischen Boden mit dem festern Sande der Hügel, und später hörte ich daß in diesen Sümpfen Triebsande (von den Einwohnern Bedouses oder Tremblans geheißen) sehr häufig und Fußgänger dort nur gesichert seyen, wenn sie den Spuren des Viehs folgten. Aber das mühsame Gehen in dem tiefen Sande, sowie meine Ungewißheit hinsichtlich der Richtung die ich nehmen mußte, die Furcht vor den Triebsanden und die blendende Hitze brachten mich dem Ufer des Meers doch wieder näher als ich wollte, und hier überraschte mich die Abenddämmerung, ehe ich meinen Rastort Mimizan erreichen konnte. Obgleich ich von Tagesanbruch an bis zu Sonnenuntergang, mit der einzigen kurzen Unterbrechung zu La Biscarosse, auf den Beinen gewesen war, so schritt ich doch nun rascher aus und kam als es dunkel wurde, in eine flache grüne Gegend, welche Menschenwohnungen vermuthen ließ. Bald vernahm ich einen Laut den ich unter ähnlichen Umständen, aber in viel unwirthbarern Ländern [1] so oft mit Freuden gehört hatte, das Gebell eines Hundes, aber ein tiefer Bach trennte mich noch von einem Obdach, ich mußte an dessen Ufer entlang und dann über eine Brücke gehen die auf einen Fußweg führte, wo ein Bauer mir aus der Verlegenheit half, indem er mir unter den Häusern das Wirthshaus zeigte. Obgleich dieses gar keine große Ansprüche machte, so freute ich mich doch nicht wenig unter seinem Dache zu seyn. Da man mir auf die in solchen Fällen gewöhnliche Frage nach dem Abendessen eine Omelette versprach, so schloß ich daraus daß auch Hühner vorhanden seyn müßten und bat mir eins derselben aus. „Ein Huhn!“ sagte die Wirthin, indem sie mich von Kopf bis zu Fuß betrachtete, „von meinen Hühnern kann ich euch keins unter einem halben Franken geben.“ „Vielleicht ist heute des Herren Geburtstag“ schaltete ein Mädchen mit starkgebräuntem Gesicht ein. „Ja freilich,“ erwiederte ich rasch, „ich möchte gern ein Huhn und eine Flasche von eurem besten Wein haben um das Fest zu feiern.“

Beim Lichte des folgenden Morgens sah ich, daß Mimizan aus etlichen, um eine Kirche gruppirten Häusern besteht, die, nach ihrer Größe und guten Bauart zu schließen, einst einem wohlhabenden Orte angehörte. Der alte Ort Mimizan, welcher im „Catalogue des Roles Gascons et Normans“ sich findet, ist aber im Sande begraben, und man zeigt noch die Stelle wo dessen Kirche stand, jetzt von 90 bis 100 Fuß hohen Dünen bedeckt. Der Thurm der jetzigen Kirche, früher ein Leuchtthurm, ist jetzt durch drei Reihen Dünen von der See getrennt, und von deren niedrigstem Ebbewasser fast drei englische Meilen entfernt.

Um neue Landschaften zu sehen und die „Landes“ in allen Richtungen kennen zu lernen, wanderte ich an diesem Tage zwischen den Dünen hin, an Wäldern von Fichten und Korkbäumen, offenen Weideplätzen und den sumpfigen, aber nicht mehr sandigen Ufern von Lagunen, die meisten Fichtenwälder (pineidas genannt) bestehen aus der von französischen Botanikern Pinus Syrtica bezeichneten Art, welche eine Höhe von 80 bis 100′ erreicht. Man hat diesen Namen wie ich glaube der lateinischen Bezeichnung der „Landes“, Ager Syrticus, entnommen. Die seit einigen Jahren hier angepflanzte Pinus Genevensis gedeiht sehr gut, und hier finden sich auch 4 Eichenarten, worunter die Korkeiche (Quercus Suber) die einträglichste durch ihre Rinde ist, welche nächst den Producten der Fichten den gewinnreichsten Handelsartikel der „Landes“ bildet. Diese mit 70 bis 80 Jahren völlig ausgewachsen, liefert schon mit dem 40sten Terpenthin und dann wohl 100 Jahre lang von 6 bis 12 Pfd. jährlich durch Einschnitte, die vom Mai bis September in ihre Rinde gemacht werden. Als ich nun längs dieser Fichtenwälder hinzog, traf ich eine Gesellschaft von Bewohnern der „Landes“ in Sonntagskleidern, welche schon früh Morgens vom Trunk, dem sie bekanntlich ergeben, sehr erheitert waren und sich über mich lustig machten. Diese Couzcots oder Cocozates, wie die Bewohner der „Landes“ sich selbst nennen, waren schwächlich aussehende Bursche, von kleiner Statur, abgemagert und von gelblicher, leberkranker Farbe, deren glänzend schwarzes Haar bei einigen in langen Locken bis auf die Schultern fiel. Man schreibt die schwächliche Gestalt und das kränkliche Aussehen derselben den häufigen intermittirenden Fiebern eben so wohl als ihrem täglichen starken Trinken zu. Dann verkündete mir ein Gemurmel vieler Stimmen die Nähe eines Orts, und nicht lange nachher war ich auf einem Rasenplatze in der Mitte des Dorfs St. Julien, dessen Häuser am Saume des Waldes zerstreut stehen. Es gab in alten Zeiten in dieser Gegend einen Ort gleichen Namens mit einem Hafen, dessen Lage aber durchaus unbekannt ist, und das jetzige Dorf St. Julien liegt etwa 3 (engl.) Meilen entfernt vom Meere. Auf dem Platze wurde ich von Schaaren von Bauern, Männern, Weibern und Kindern begrüßt, denn es war ein Festtag; aber diese armen Bewohner der Fichtenwälder mußten wohl selten Fremde gesehen haben, weil sie mich umdrängten, als wenn ich ein Tanzbär wäre, so daß ich nur mit einiger Mühe in die Schenke gelangen konnte, welche aus einem großen hölzernen Gemache mit zwei Reihen Tischen bestand und stark nach Wein und Tabak duftete. Plötzlich trat ein großes, männlich aussehendes Weib mit braunen, sonnenverbrannten Armen und sehr markirten Gesichtszügen unter einem breitrandigen Strohhute ins Zimmer und drängte sich durch, zum großen Mißvergnügen meiner neuen Freunde, die jetzt verstummten und nur Blicke voll Zorn und Aerger wechselten; allein die große Frau von St. Julien kümmerte sich darum nicht im mindesten, sondern sie bat mich, oder vielmehr sie befahl mir sie nach ihrem Hause zu begleiten, weil das Wirthshaus hier ohne alle Bequemlichkeiten sey. Während sie so sprach, verschwanden die andern Leute, einer nach dem andern, und der letzte von ihnen flüsterte das ominöse Wort: „Cagote“ mir ins Ohr. Also diese große muskulöse Frau gehörte zu den rohen, aber gastfreundlichen und doch verabscheuten Parias des Landes, welche ich bald in den Pyrenäen genauer kennen lernen sollte. Gut, sagte ich mir, ihr Wuchs hat weder durch Verfolgung gelitten, noch Schmähung ihr Selbstvertrauen erschüttert, und ich fühlte, daß ich jetzt aus Klugheit höflich gegen sie seyn mußte, denn sie sah nicht so aus, als ob sie eine

[1] Mesopotamien, Chaldäa und Armenien.

Digitized by Google

Unhöflichkeit ungestraft lassen würde. Ich beendigte eilig mein leichtes Frühstück, indem ich ihr mein Bedauern ausdrückte, von ihrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, weil ich genöthigt sey weiter zu wandern.

Von St. Julien schlug ich den zur Lagune desselben Namens führenden Weg ein; diese Lagune ist ein schöner Teich, dicht umkränzt mit Gehölzen von Birken, Erlen, Ebereschen, Weiden, Hainbuchen, Haselstauden und andern Bäumen und blühenden Gewächsen. Dabei will ich nicht vergessen, eines bei St. Julien stehenden Hollunderbaums zu erwähnen, der fast 3' im Umfange hatte und etwa 30 Fuß hoch war. Am Ufer der Lagune fand ich in Menge ein bislang an andern Lagunen nicht bemerktes Gras, und sah die Abhänge der gegenüberliegenden Dünen wie vergoldet von den hellgelben Blumen des gewöhnlichen Gnaphilium, womit in Frankreich häufig die Särge geschmückt werden. Diese Lagunen wimmeln von Süßwasserfischen, als Karpfen, Schleien, Weißfischen und Barschen, doch sollen die letztgenannten nach Angabe der Bewohner der „Landes" noch nicht lange in ihren Gewässern sich aufhalten; nach ihrer Behauptung sollen auch die Aale in das Meer wandern, sobald die Blätter der Erlen abfallen. In den dichten Gehölzen am Lagunenufer hätte ich mich fast verirrt, und dabei war der Boden so tückisch, daß ich mehreremal tüchtig naß wurde; indeß gelangte ich, als es Abend wurde nach St. Leon, wo ich in einem Hause übernachtete, das im Style einer Indianerhütte erbaut war. Jenseits dieses Dorfs wird die Landschaft offener, und ich hatte nun wieder das Vergnügen in der Haide zu marschiren, und sah jetzt häufig Schäfer auf Stelzen oder Tanques, wie sie solche nennen, deren Fußtritt gewöhnlich aus dem Schenkelknochen eines Ochsen besteht; diese Schäfer sind mit Flinten bewaffnet, um ihre Heerde gegen die Wölfe zu schützen. Ein nur kurzer und dabei angenehmer Weg führte mich zur Lagune von Mouson, die etwa 300 Fuß breit ist und durch einen kleinen, natürlichen Canal in das Bassin von Boucau sich ergießt. Dieser Vieux Boucau („die alte Mündung") ist der frühere Ausfluß des Adour, und die Lagune soll ihren Namen von einem Capitän Mouson haben, der bei einer plötzlichen Veränderung der Dünen versäumte, mit seinem Schiffe das Meer zu suchen und das Fahrzeug in der jetzigen Lagune lassen mußte, welche keine andere Verbindung mit der See als durch ein schmales Bächlein hat.

Der Ort Vieux Boucau, den ich bald darauf erreichte, besteht aus etwa 30 verfallenen, größtentheils unbewohnten Häusern, welche, nebst den verlassenen Weingärten und dem grünen, aber unbebauten Strande zwischen diesen und dem Meere, einer hübschen, sonnigen Gegend, wo einst ein blühender Hafen und Handelsplatz war, einen eigenthümlichen, aber traurigen Anblick verliehen. Der Ort war von 1242 bis 1483 von geringer Bedeutung, und erst als 1597 der veränderliche Adour seine Wasser der Umgebung desselben schenkte, nahm der Ort zu und wurde wohlhabend, und noch im Jahre 1630 soll dessen Hafen im Stande gewesen seyn, Linienschiffe aufzunehmen. Die Dünen von Boucau so wie die von Cap Breton, Soustou und Messanges erzeugen Rothweine bester Sorte, welche viele Farbe, Kraft und einen schönen aromatischen Geschmack besitzen. Etwa 450 englische Morgen von diesen auf bloßem Flugsande angelegten Weinbergen liefern Wein der allervortrefflichsten Art. Die „Landes" enthalten überhaupt etwa 49,000 Morgen Weingrundstücke, welche etwa 320,000 Hectoliters Wein erzeugen, wovon mehr als die Hälfte von den Einwohnern verzehrt und das übrige verkauft, oder wie mit den weißen Weinen geschieht, in Branntwein verwandelt wird, und dann unter dem Namen Eau de vie Armagnac zu Mont de Marsan in den Handel kommt.

Die große Lagune von Orr, fast 8 (engl.) Meilen lang und eine Meile breit, führte mich nach Cap Breton, welches am rechten Ufer eines von den Lagunenwassern gespeisten natürlichen Canals liegt und von dem Meere durch Dünen getrennt ist, die größtentheils mit Reben bedeckt sind. Cap Breton, bei den Römern Caput Bruti genannt, soll von Marcus Brutus angelegt seyn, als er nach der Schlacht von Pharsalia nach Novempopulania kam, und in der Nähe werden zuweilen römische Alterthümer, besonders Aschenurnen ausgegraben. Im Mittelalter war Cap Breton als Hafen- und Handelsort von einiger Bedeutung, und Eduard I verlieh ihm dieselben Privilegien im J. 1301 wie Bayonne, aber jetzt ist es ein ärmliches, verfallenes Dorf. Die Gegend um Cap Breton heißt Marennes oder Maransin und die Bewohner derselben nennen sich nicht Conzeots, sondern Maransins. Als der Abend anbrach, erschienen die Pyrenäen in der flachen Gegend, wo ich mich befand, in ihrer schönsten Pracht; die höchsten Spitzen derselben waren von der sinkenden Sonne beleuchtet, und ihre silberweißen Häupter zeichneten sich so scharf am Horizont ab, daß ich die gewaltigen Zinnen des Maladetto und des Mont Perdu, so wie die rauhen Kegel des Marbore ganz deutlich unterscheiden konnte. Ermüdet kam ich endlich nach St. Esprit, der nördlichen Vorstadt von Bayonne (Baya Ona, der „gute Hafen" bei den Basken).

Die Engländer in Canton.

Der Overland Friend of China vom 29 December 1849 enthält eine Reihe von Bemerkungen über die Stellung der Engländer in China, und namentlich über einen Artikel des Journal of Commerce, das die abermalige Besetzung der Tschusan-Inseln angerathen hatte, als das einzige Mittel den englischen Handel und den sich häufenden Verdrießlichkeiten im Canton auszuweichen. Er hält diese Besetzung für überflüssig, so lange sich England Schanghai's als eines Emporiums bedienen könne, und für nachtheilig, indem die Unterhaltung dieses Postens jährlich mindestens 100,000 Pfd. kosten würde, während man sich im Fall eines Kriegs jeden Augenblick derselben wieder bemächtigen könne. Interessant ist die Darstellung der Lage der Engländer zu Canton, die wir hier anfügen.

„Wir stimmen theilweise damit überein, daß Canton „zu aufgeregt ist, um uns als Aufenthalt zu dienen," und daß seine Vornehmen und seine Beamtenwelt es zu einem Stapelplatz für Complotte und Verräthereien gemacht habe, aber der Handel Cantons kann niemals nach Tschusan verlegt werden. An roher Baumwolle allein führt Canton aus Brittisch-Indien jährlich für eine halbe Million Pfd. St. ein, und außer diesem Handelszweige, der niemals nach dem Norden hinübergeleitet werden kann, während im Süden, abgesehen von Canton, wenig Verlangen nach ihm ist, gibt es noch andere Einfuhrartikel, die entweder in Canton ihren großen Absatzmarkt finden, oder auf dem Canton gleichnamigen Fluß ihren Weg in das Innere nehmen. Wollten brittische Kaufleute Canton verlassen, ohne daß auch die Handelsleute anderer Nationen sich von dort wegbegäben, so würden sie ihr eigenes Interesse opfern. Der Handel des Hafens würde ihnen nicht folgen. Und würden die verschiedenen Ursachen, die allerdings zu diesem Zweck thätig sind, das gänzliche Aufgeben der Factoreien bewirken, so würde darum doch der Handel des Hafens nicht nach Tschusan oder überhaupt in einiger Entfernung vom Fluß auswandern. Denn selbst wenn der Ort zerstört wäre, so würden doch die Binnenmärkte noch Zufuhr verlangen und der Landbauer würde seine Ernte zum Verkauf bringen wollen.

Digitized by Google

„Trotz alle dem ist indeß nicht zu läugnen, daß der Tag nicht fern zu seyn scheint, an dem alle Ausländer gezwungen seyn werden Canton zu räumen und die Factoreien aufzugeben. Die gegenwärtige Lage der Ausländer daselbst ist eine höchst peinliche, ohne die geringste Aussicht auf ein Besserwerden. Die Volksgesinnung in Canton ist durch jahrhundertelange officielle falsche Darstellung der Verhältnisse vergiftet worden, und die chinesische Regierung, selbst wenn sie den besten Willen hätte, besitzt doch nicht die Kraft, die eingewurzelten Vorurtheile von Menschenaltern zu beseitigen. Unsere Lage ist in manchen Beziehungen schlimmer als sie vor zehn Jahren war. Die Bewohner sind feindlicher gegen uns gesinnt worden. Das Blut von Engländern ist nach einem Spruch der Stadtältesten vergossen worden, und die Regierung hat sich geweigert eine angemessene Genugthuung dafür zu geben. Der auswärtige Handel ist im Widerspruch mit den Verträgen ein Monopol von Corporationen, und unsere Kaufleute sind so einem durchgeführten System von Uebervortheilung ausgesetzt, dessen verderbliche Folgen nur allzu deutlich sind. Großbritannien wäre durch die unversöhnliche Stimmung der Cantoner Bevölkerung, durch die Treulosigkeit der Regierung, und die noch ungesühnten Nationalverbrechen gerechtfertigt, wenn es ohne weitere Herausforderungen abzuwarten, Genugthuung verlangte. Und um Genugthuung zu nehmen, sind wir stark genug. Indeß ist die Frage, um die es sich hier handelt, nicht so leicht auf diese Weise übers Knie abzubrechen: die Wegnahme der Stadt, die Ermordung von Tausenden ihrer elenden Bevölkerung würden unsere Lage nicht materiell verbessern. Es würde uns durch sie die Bevölkerung — wenn das möglich wäre — nur noch feindlicher werden, und durch den wüthend gewordenen Pöbel würden die Factoreien zerstört, ihre Bewohner wahrscheinlich hingeschlachtet werden, wenn wir nicht die Provinz militärisch besetzten und behielten. Die Schwierigkeiten der Lage sind so, daß sie gleich ähnlichen verwickelten Verhältnissen sich vielleicht so lange hinzieht, bis sie durch unvorhergesehene Umstände gelöst wird.

„Ein Krieg mit seinen begleitenden Gräßlichkeiten — so gerechtfertigt er auch wäre — kann, wie gesagt dem Uebel nicht abhelfen, und auch das geht nicht, daß ein Theil der Kaufleute den Hafen verläßt, während ein anderer zu bleiben und unter der Aufsicht der Gilden seine Geschäfte fortzuführen Willens ist. Verringerte Ausfuhr aus Europa würde die Waarenpreise einigermaßen steigern, aber die Manufacturisten werden nicht, wie man das vor Jahren erwartete, die Wohlthat eines vermehrten Begehrs genießen. Es ist daher wünschenswerth, daß die Regierung gezwungen werde, ohne Blutvergießen ihre Tractate zu halten, wünschenswerth endlich, daß ausländische Nationen an den Vortheilen eines ausgedehnten Handels Theil nehmen, ohne daß ausländische Kaufleute Pöbelbeschimpfungen ausgesetzt sind und durch ungesetzliche Corporationen, die mit verderbten Beamten unter der Decke spielen, geplündert werden. Und ohne Zweifel hat dieser Gegenstand schon die Aufmerksamkeit vieler unserer Leser auf sich gezogen gehabt. Es werden sich bei ihnen verschiedene Meinungen darüber gebildet haben, durch welche Maaßregeln der Handel im südlichen China auf einen sichereren Fuß gebracht, der ausländische Kaufmann vor den Beleidigungen des Volks und den Chicanen der Mandarinen geschützt werden kann. Wir unsererseits aber hegen die feste Ueberzeugung, daß um diesen wünschenswerthen Zustand der Dinge herbeizuführen, die Factoreien verlassen werden müssen, und der Handel des Hafens nach den Außenwassern gezogen werden muß."

Ritt in die Walachei.

Dritter Abschnitt.

Fahrt nach Bukurest.

(Schluß.)

Bald nachdem wir die Cabalana und ihren tödtenden Gestank aus der Nase hatten, sahen wir, bei einem einzelstehenden Han angelangt, die Spitzen einiger Thürme von Bukurest, besonders auch die der etwas höher gelegenen Metropolia. Nahe am Ziel, und des Fahrens müde, lugten wir, wo der Wagen zufällig eine kleine Oeffnung oder sonst ein Loch hatte, in der Richtung unseres Ziels hinaus, um etwas davon vorweg zu erhaschen. Aber die Straße mit ihrem Staub — denn hier hatte es diese Nacht gar nicht geregnet — zog sich in kaum merklichen Wellenlinien noch lange durch eine kahle Ebene fort, in welcher nur Fruchtfelder und Weiden abwechselten, so daß wir des Spähens bald müde waren.

Noch eine lächerliche Scene kam uns vor, ehe wir die Linie von Bukurest erreichten, nämlich der Reisewagen eines Bojaren, welcher mit acht Pferden bespannt an uns vorüberfuhr. Er war mit rothem Tuch ausgeschlagen und drin saß der reisende Gnädige, steif wie ein Fürstbischof bei einem Krönungsaufzug. Vorne aber saß ein Torobanze bis an die Zähne bewaffnet und zwar bis an die oberen; dieser saß ebenso steif mit beiden Händen einen Karabiner, die Daumen am Hahnen haltend als ob sein Herr eben „macht euch fertig!" commandirt hätte und im Begriff wäre „schlagt an" zu rufen. Es ist ein Vorrecht des Adels in der Walachei, daß er mit bewaffneter Dienerschaft reisen darf, und dieses Vorrecht schien der hohe Gnädige in vollen Zügen genießen zu wollen. Es ist als ob sich die hohe Landesregierung nur vor den Waffen des Volkes fürchtete, weßhalb dieses keine führen darf, die Waffen des Adels aber und seiner Schergen scheinen sie nicht zu beunruhigen.

Endlich, es mochte zwei Uhr Nachmittags seyn, standen wir auf der Linie, wo wir wieder wie in Krajowa vor einem kleinen Thorhäuschen angehalten wurden, die Pässe abzugeben und die nöthigen Empfangscheine dafür hinzunehmen, deren Ausstellung übrigens nicht wenig Zeit und Mühe kosten mußte, denn wir mußten gewiß eine volle halbe Stunde hier warten. Der Thorschreiber mußte überdieß schlechte Studien in der politischen Geographie unseres gesegneten Deutschlands gemacht haben, denn von einem Königreich Württemberg konnte er nicht eine Spur in seinem Kopfe finden, so daß er mein patriotisches Ehrgefühl auf keine kleine Probe setzte, was ich ihm nur verzieh, weil er vom Nachbarstaat dem Fürstenthum Serbien ebenso wenig zu wissen schien. Endlich wurden wir auch hier wieder flott, und glücklich, des verdammten Wartens los zu seyn, holperten wir durch eine lange, lange Häuserzeile eine Vorstadt hinab, hinunter und hinauf. So sahen wir uns bald mitten in dem engen Häuserlabyrinth von Bukurest. Zu guter Letzt zeigte sich unser Patient wie er von Anfang hätte sollen. Er stieg in einem Privathause ab; da er es aber nicht wußte, sondern erst in der ihm bezeichneten Gegend herumsuchte, während er uns wieder stehen lassen wollte. Wir erklärten jetzt dem Kutscher rund heraus, daß wir die Equipage des widerwärtigen Passagiers eher über Bord werfen würden, als noch einmal so lange zu warten, wie eben bei der Linie.

Diesen Spaß verdarb uns aber der dienstbare Geist des aufgefundenen Gastfreundes, der die paar Bündel des Widerwärtigen nahm, und sich uns nicht mehr zeigte, woran er sehr wohl that, denn wir hatten weder schmerzliche noch herzliche Thränen für den bereit, der uns nur zur Last gewesen und sich uns wie eine böse Räute auf die Haut gesetzt hatte. Vor einem dunklen und finsteren Han wollte uns der Kutscher (wie sie doch alle in der Welt gleich sind) geschwinde abladen, um schneller nach Haus zu kommen. Wir gaben aber nicht nach, sondern bestanden darauf, daß er uns vor den Han Simeon bringen müßte, das erste und beste walachische Gasthaus in Bukurest. Nach einigem Murren gehorchte er, und bald nachdem er die müden Pferde und den knarrenden Wagen durch ein halb Dutzend krumme und gerade, schlecht gepflasterte Gassen geführt hatte, waren wir am Ziel. Der Maitre d'Hôtel, ein Walache, und der Logofet ein Bulgare, empfingen uns artig und freundlich; sie nahmen uns höflich bei der Hand, und schritten nach einem kleinen Zimmer voran, wo wir für acht Tage unser Lager aufzuschlagen gedachten. H. M. der zu einem Professor empfohlen war, ließ sich sogleich dorthin bringen, während ich mir Stall- und Hausknecht zu Freunden zu machen suchte, damit mein Pferd ebenfalls gut versorgt werden möchte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 77. 30 März 1850.

Angloindische Finanzen.

Wir haben in frühern Jahren wiederholt erwähnt, daß die Finanzen des angloindischen Reichs seit dem afghanischen Kriege in schlechter Verfassung seyen, daß das Deficit zwischen ein und zwei Mill. Pfd. St. betrage, und man alle Mittel anwende, um Ersparungen zu erzielen. Das erste war natürlich, daß man das Militär beschränkte, allein der alte Satz „Indien ist durch das Schwert erobert worden, und muß durch das Schwert behauptet werden,“ ist immer noch wahr, und die Verminderung des Heeres, wenn sie auch die letzten Unruhen nicht hervorrief, hat doch sicherlich dazu beigetragen. Dieser neueste Sikhkrieg, der mit der Belagerung von Multan begann, erst nach drei blutigen Schlachten endigte, und die Engländer endlich dahin führte, wo sie allein Indien gegen fremde Einfälle sicher stellen können, nach Peschawer, hat viel Geld gekostet, und das Deficit, welches nach den Ersparungen der frühern Jahre auf etwa 1 Mill. Pf. St. gesunken war, wieder auf nahezu 2 Mill. gesteigert. Was soll nun geschehen? Die neuesten Nachrichten aus Indien haben das Ergebniß gebracht, das wir in Nr. 65 mittheilten: es ist eine Zollerhöhung auf die Einfuhr fremder, d. h. englischer so gut wie anderer Waaren auf 8 Pr.[1] Erwägt man, welches große Geschrei vor 6 oder 7 Jahren erhoben wurde, als man die Einfuhrzölle von 3 auf 5 Proc. erhöhte, und damals sogar noch den Twist aus dem Spiel ließ, so muß die Noth und Verlegenheit sehr groß seyn, daß man zu einem in England so mißliebigen Schritte seine Zuflucht nimmt, aber wie gesagt: Noth kennt kein Gebot, das Deficit ist da, und läßt sich nicht wohl in anderer Weise ausfüllen.

Es läßt sich denken, daß ehe man zu diesem Schritt kam, alle andern Möglichkeiten erschöpft wurden, aber in Indien sind eigene Rücksichten zu nehmen; man hatte eine Polltax, d. h. eigentlich eine Einkommenssteuer vorgeschlagen, allein damit hätte man in die Hände der Steuereinnehmer eine unmäßige, zuverlässig gemißbrauchte Gewalt gelegt, und die ganze vornehme Classe in Indien tödlich erbittert, ohne, wie dieß in Europa der Fall gewesen wäre, dafür in den untern Schichten der Gesellschaft eine entsprechende Stütze zu finden; man mußte also von diesem Plane, wenn er je auch in andern Kreisen als in denen der Presse eine Stimme fand, abgehen. Beschneidungen am Militär ließen sich, namentlich da die Besetzung des ganzen Pendschab und der Provinz Peschawer neue Truppen nothwendig machte, keine erklecklichen machen, und von einer Beschneidung der allerdings hohen Gehalte der Civilbeamten stand man bald ab. Diese Gehalte betragen allerdings die nicht unbedeutende Summe von 1,300,000 Pf. St., und vertheilen sich auf etwa 800 Beamte, worunter natürlich nur die englischen Oberbeamten begriffen sind, aber einestheils ist die Zahl dieser Beamten nicht groß für die ungeheure Ausdehnung des Landes, und anderntheils muß man die Beamten in dem fremden, unheimlichen Lande gut; ja fast verschwenderisch bezahlen, schon weil man ihnen eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft verschaffen muß. Es ließen sich nun zwar einige ganz überflüssige Gehalte wegschneiden, allein, wenn man noch so sehr das Messer ansetzte, waren nicht über 1 bis 200,000 Pf. zu ersparen, und dazu mußten gerade die obersten Stellen am meisten beitragen.[1] So ließ man auch diese Plane fallen, um so mehr, als im J. 1853 das Privilegium der Compagnie abläuft, und man darauf Bedacht nehmen muß, daß alsdann ohnehin die ganze Regierungsmaschine durchgreifend geändert werden wird. So biß man endlich in den sauern Apfel und erhöhte die Zölle, eine Maßregel, die, wenn sie nicht so sehr durch die Noth geboten wäre, als eine gegen die englische Industrie feindliche betrachtet werden würde.

Das baldige Ende des Freibriefs der Compagnie hat wahrscheinlich nicht wenig auf den Entschluß eingewirkt: man kann keine durchgreifenden Veränderungen in der Verwaltung vornehmen bei der Aussicht, daß in zwei Jahren ohnehin die ganze Einrichtung, namentlich die Frage, ob Indien fortwährend durch den Rath der Directoren verwaltet werden soll, im Parlament besprochen werden muß, denn mehr und mehr haben sich Stimmen erhoben, welche gegen die ganze jetzige Einrichtung sprechen, und zugleich die Behauptung aufstellen, daß nur durch eine solche Aenderung eine wahrhafte Ersparniß bewerkstelligt werden könne, indem mit der Directorialregierung gerade die bedeutendsten Mißbräuche wesentlich zusammenhängen. Die Geschichte der letzten Umwandlung des Freibriefs der Bank im J. 1833 ist in dieser Beziehung lehrreich genug. Damals gab die Compagnie, um möglichst günstige Bedingungen für die Aufopferung ihres Handels herauszuschlagen, ihren mercantilen Vermögensstand auf 15,329,162 Pf. St. an, während das den Actionären zu bezahlende Capital nur 12 Mill. betrug. Was wäre natürlicher gewesen, als nach Abwicklung des Mercantilgeschäfts die Actionäre voll hinauszuzahlen; als aber diese Abwicklung er-

[1] Auch der Ausfuhrzoll wird abgeschafft, ein deutlicher Beweis, was in nationalwirthschaftlicher Beziehung mit der Maßregel angestrebt wird: man muß den Ackerbau heben.

[1] Der Oberbefehlshaber des indischen Heeres bezieht 9000 Pf. St. und als Mitglied des Rathes noch 10.000; in den Rath kommt er selten oder nie und man findet die 10,000 Pf. so gut wie hinausgeworfen.

Digitized by Google

folgt war, spazirten ganz in der Stille 2 Mill. Pf. in die Hände der Commissäre, welche das Capital in Staatspapieren anlegen, und wenn diese 2 Mill. durch Zinseszinsen zu 12 Mill. angewachsen wären — was aber erst im J. 1885 der Fall seyn wird — die Actionäre hinausbezahlen sollten; inzwischen mußten die Zinsen dieses Capitals zum Betrage von 650,000 Pf. von den indischen Einkünften bestritten werden. Diese 650,000 Pf. machen ein bedeutendes Item in dem gewöhnlich nur etwas über 1 Mill. betragenden jährlichen Deficit aus, und man darf sich also nicht wundern, wenn jener Handel des J. 1833 jetzt wieder in Anregung gebracht wird. Man hat es ungerecht gefunden, daß diese 650,000 Pf. Indien aufgeladen wurden, aber mit Recht gegen diese Behauptung angeführt, daß die Eroberung Indiens selbst die ungerechteste Handlung gewesen sey, und man sich deßhalb über die Belastung Indiens nicht wundern dürfe.

Von Recht und Unrecht kann freilich nicht mehr die Rede seyn, die Frage ist nur: wie kommt man aus der jetzigen drückenden Finanzlage hinaus? Auf das indische Volk kann man, wie jetzt die Sachen stehen, keine Taxen mehr legen, vielmehr ist die Nothwendigkeit vorhanden, an vielen Orten die wichtigste und einträglichste Taxe, die Grundsteuer, herabzusetzen; man muß also sparen, aber wie? das ist die große Frage, wenn an den Militäreinrichtungen wenig oder nichts, und an den Civilbeamten jedenfalls, wenn auch einiges, doch nur sehr wenig zu ersparen ist. Allerdings wird auch an diese Einrichtungen das Messer angesetzt werden, aber warum es jetzt ansetzen, um einige 100,000 Pfund zu ersparen, wenn in zwei Jahren das ganze Gebäude umgewandelt werden muß? Der Englishman, ein angloindisches Journal, enthält darüber folgendes: „das Schlimme des jetzigen Systems liegt nicht darin, daß die ostindische Compagnie regiert, sondern daß ihre Gewalt mit dem Board of Controul getheilt wird; der letztere weicht der Verantwortlichkeit der schlimmsten Maaßregeln aus, die der Compagnie aufgenöthigt werden, und hindert aus Gründen, die sich nicht immer ergründen lassen, die redlichen Bemühungen der Directoren, nützliche Reformen einzuführen. Ein Bericht über die Zahl der Depeschen, welche Sir John Hobhouse [1] ganz unterdrückte oder verstümmelte, wäre ein sehr lehrreiches Document. In Wahrheit ist der Rath der Directoren machtlos für das Gute und nur stark im Unheil. Er ist stark durch die Nachsicht der Whigs in allem, was die Patronage [2] betrifft, und sonst in nichts. Selbst der Freibrief der Compagnie wurde (im J. 1833) geändert, um die kleine dort angebahnte Reform im Patronagesystem zu beseitigen. Die Aufhebung des Freibriefs würde wenigstens Einen großen Zweck erreichen, den, Indien eine verantwortliche Regierung zu geben. Der Ursprung jeder Maaßregel ließe sich alsbald auf seine Quelle zurückverfolgen, und statt daß der Board of Controul jetzt wie ein Lichtschirm zwischen der Nation und dem Rath der Directoren steht, und eine Untersuchung seiner eigenen Maaßregeln verweigert, unter dem Vorwand, daß sie von dem Rath der Directoren ausgehen, würde dann der Minister der indischen Angelegenheiten stets genöthigt seyn, sich und seine Maaßregeln im Unterhaus zu vertheidigen.“

Hier deutet das genannte Journal auf den wunden Fleck hin; die Doppelregierung taugt nichts, es soll Eine verantwortliche Behörde bestehen, nicht aber zwei, von denen sich immer die eine hinter die andere retirirt, wenn die öffentliche Stimme die ergriffenen Maaßregeln tadelt. Es ist gewiß ein arger Mißbrauch, daß eine Anzahl Londoner Kaufleute, pensionirte Officiere und alte Damen die Regenten eines großen Reiches wählen. So arg indeß auch dieser Unsinn ist, so läßt sich doch für seine bisherige Beibehaltung einiges anführen. Ursprünglich war die ganze Einrichtung in den indischen Eroberungen eine Sache der dabei betheiligten Kaufleute; erst als mehr und mehr die indischen Verhältnisse und Eroberungen in den Gang der politischen Weltverhältnisse eingriffen, mußte eine gewisse Aenderung getroffen werden, und so schuf Pitt das Controlbureau. In dem Maaße aber, wie es immer unmöglicher wurde, die Verwaltung eines solchen Reichs, wie das angloindische, nach kaufmännischen Grundsätzen zu leiten, mußte der Rath der Directoren an wahrer Macht abnehmen, und diese auf das Controlbureau, d. h. auf die Minister, welche dieß ernannten, übergehen. So wurde der Rath der Directoren allmählich ziemlich überflüssig, und blieb nur insofern nothwendig, als er verhinderte, daß die Besetzung der Stellen in Indien nicht ans Ministerium überging, d. h. daß das Ministerium solche nicht nach den jeweiligen Parteiansichten vertheilte. Angloindische Beamte müssen eine lange Schule durchmachen; gesunder Verstand, selbst Belesenheit in indischen Dingen reichen bei weitem nicht aus, es gehört unerläßlich eigene Erfahrung in indischen Angelegenheiten dazu, um eine Stelle angemessen auszufüllen. Deßhalb ist noch jetzt die Stimmung in England gar nicht dafür, dem Ministerinm die Besetzung aller Stellen in Indien ohne weiteres anheimzugeben; man verlangt einen Rath Indiens. Darüber bemerkt der oben erwähnte Englishman: „der Rath Indiens sollte vom Parlament aus den durch ihre Erfahrung in indischen Angelegenheiten qualificirten Beamten gewählt werden. Die Anstellung wäre eine ehrenvolle Belohnung für ausgezeichnete, in Indien geleistete Dienste; die Augen der Nation wären stets auf die Mitglieder gerichtet, und diese nicht mehr wie jetzt in der Verlegenheit, zu bestimmen, welcher Antheil an der Regierung dem Rath der Directoren oder dem Board of Controul zukomme, noch würden sie die indischen Angelegenheiten als etwas von denen des übrigen Reichs ganz Verschiedenes ansehen, das die englische Nation nichts angehe.“

Hierin liegt aber gerade die Schwierigkeit, denn die asiatischen Angelegenheiten fast ohne Ausnahme, die vorderasiatischen so gut wie die indischen, wurden bisher der Aufsicht der Nation fast ganz entzogen, und wenn man, wegen weiter gehender Folgen, sie dem Parlament dennoch vorlegen mußte, so wurden die Documente in einer dem Uneingeweihten durchaus unverständlichen Weise verstümmelt. Man darf hierüber nur die berühmt, ja man kann fast sagen berüchtigt gewordenen Vorlagen Palmerstons über die persischen Angelegenheiten im Jahre 1838 lesen, welche in einer Weise verstümmelt und verunstaltet wurden, daß Urquhart darauf seine Anklage gegen Palmerston wegen Verraths zu begründen suchte. Damit hängt denn auch die Verpflichtung zusammen, welche die Compagnie bisher allen ihren Beamten auferlegte, nichts ohne ihr Vorwissen und vorgängige Censur drucken zu lassen. Das wird zwar auch mehr oder minder dann der Fall seyn, wenn die Oberleitung dieser Angelegenheiten directer als bisher unter dem Ministerium steht, aber jedenfalls würden die Angelegenheiten vor vollendeten Thatsachen im Parlament zur Sprache kommen, und eine Controle der öffentlichen Meinung wäre möglich, was jetzt

[1] Der jetzige Präsident des Board of Controul.

[2] Das heißt das System, nach welchem es den Directoren theils einzeln, theils in ihrem collectivem Verhältniß zusteht Ernennungen vorzunehmen, die zum Theil sehr einträglich sind. Die Art, wie sie gewählt werden, nämlich durch die, welche gerade die Actien der ostindischen Compagnie in Händen haben, legt ihnen oft fatale Verpflichtungen auf.

Digitized by Google

nicht der Fall ist. Man sieht hieraus, wie tief greifend die Frage über Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie ist, welche spätestens im Jahre 1853, wahrscheinlich aber schon im J. 1852 zur Sprache kommen muß.

Der Charakter der von der angloindischen Regierung hinsichtlich ihrer Finanznoth ergriffenen Maaßregeln läßt sich also in folgender Weise zusammenfassen: 1) man kann der Grundsteuer nichts mehr hinzufügen, denn eine solche Forderung würde sich durch einen Minderertrag rächen; 2) man kann keine wesentlichen Veränderungen im Heer und in der Civilverwaltung vornehmen, weil die nahe Erneuerung des Freibriefs die ganze Einrichtung der ostindischen Verwaltung in Frage stellt. Als Folge hievon läßt sich nachstehendes bezeichnen: der seit 1786 bestehende Board of Controul, so wie der Rath der Directoren selbst haben sich überlebt, und müssen durch Eine neue Behörde ersetzt werden, indem der Rath der Directoren erst durch die Eröffnung des indischen Handels für die ganze Nation im J. 1813, dann durch die Aufhebung des chinesischen Handelsmonopols im J. 1833 seine merkantile Bedeutung ganz verloren hat, und der Rest derselben, bestehend in der Wahl der Directoren durch die Actionäre, nur noch nachtheilig wirken kann, nicht nur durch die Art, wie diese die Anstellungen vornehmen, sondern auch wie sie ganze Dienstzweige, z. B. die indische Flotte, als eine von dem allgemeinen Militärsystem Englands gesonderte Macht mit unnützen Kosten aufrecht erhalten, während doch immer bei jeder irgend nennenswerthen Gelegenlegenheit die Zuflucht zu der königlichen Marine genommen werden muß.

Wie fast immer, so führt also auch hier die Finanzverlegenheit zu einer politischen und, wie zu erwarten, ziemlich gründlichen Umgestaltung; darum ist alles was jetzt geschieht, provisorisch bis zu dieser Entscheidung. Wie diese indeß auch ausfallen möge, so kann sie das Grundübel, an dem Indien leidet, nicht aufheben, und dieß muß erst durch später folgende Maaßregeln gehoben werden. Der Abzug von Geld aus Indien nach England ist fortwährend zu groß, und das Land verarmt,[1] kann also die nöthigen Anschaffungen zu bedeutenden Unternehmungen nicht mehr machen; daher muß zu Eisenbahnen u. dgl. das Geld aus England kommen, und die Regierung muß die Versicherung dafür unternehmen, sonst steckt kein Privatmann sein Geld in eine Sache, über die er keine Art von Gewalt ausüben kann; Wege, Canäle u. dgl. muß gleichfalls die Regierung ausführen und zwar mit einem Deficit in ihrem Haushalt, eine harte und doch unerläßliche Aufgabe. So lange dieß nicht in einem weit größerm Umfange wie bisher geschieht, wird Indien hinsiechen und nur mit der größten Anstrengung die nöthigen Summen zu seiner Verwaltung aufbringen. Die hohe Fluth des Reichthums, die in Indien zur Zeit der Mogolkaiser herrschte, ist zerflossen; war auch die Herrschaft derselben drückend, so blieb doch das Geld, das sie verschwendeten, im Lande, und nährten wieder auf tausenderlei Art Industrie und Ackerbau; seit einer Reihe von Jahren geht eine Summe von 3—4 Mill. Pf. St. zur Bezahlung der Directoren, der Pensionen und tausend anderer Dinge nach England, ohne daß ein entsprechender Werth dafür zurückkäme. So ist das reichste Land der Welt ausgesogen worden. Die Erhöhung der Zölle auf fremde Waaren bis auf 8 Proc. muß in mancher Beziehung als ein Schutzzoll wirken, nachdem seit langen Jahren England die indischen Erzeugnisse schwer besteuert, die seinigen fast ohne Zoll in Indien eingeführt, und so die ehemalige Industrie Indiens vernichtet hatte. So lange hier nicht geholfen wird, so lange nicht Indien in den Stand gesetzt wird, durch eine reichlichere Ausfuhr von Producten seine jährliche Schuld an England zu zahlen, so sind alle Bemühungen der Finanzkünstler umsonst, und die Verwaltung Indiens muß auf ein asiatisches wohlfeileres Maaß, statt auf ein europäisches zurückgeführt werden, namentlich im Militär. Die europäische Militäreinrichtung dürfte sich bald als zu kostspielig herausstellen. So ist die ostindische Frage jetzt vorzugsweise eine nationalwirthschaftliche, kann aber auch, wenn diese nicht bald zu Gunsten Indiens gelöst wird, im Verlauf weniger Jahre wieder eine politische werden. Mit den Fürsten Indiens ist England lange fertig; von diesen wird nicht leicht einer das Haupt mehr erheben, allein die Noth der Völker kann, namentlich im südlichen Indien, wo das Klima dem Europäer noch ungünstiger ist als im nördlichen, Erscheinungen herbeiführen, die nicht so leicht, und am allerwenigsten durch große Schlachten zu bewältigen sind.

[1] Angloindische Wechsel auf England stehen 6—7 Proc. unter Pari, während amerikanische und französische Wechsel fast Pari stehen.

Die neuen Entdeckungen Layards.

(Liter. Gaz. 9 März.)

Die Times hat Auszüge aus einem Brief von Hrn. St. Erskine Rolland, früher im 69sten Regiment, jetzt in Nimrud mit Hrn. Layard als Gehülfe desselben bei seinen antiquarischen Nachforschungen mitgetheilt. Sie hebt dabei besonders den Umstand hervor, daß die großen Schwierigkeiten, mit denen der kühne und unternehmende Forscher zu kämpfen hat, wesentlich aus der Beschränktheit der ihm zu Gebot stehenden Geldmittel entspringen, und daß zu fürchten steht, der kürzlich abgereiste französische Antiquitätenagent werde mit seinen bedeutend größeren Geldmitteln (wie es heißt 30,000 Pfd. St.) die reiche Ernte an Antiquitäten, die der englischen Nation anheimfallen müßte, wenn Capitän Layard bei seinen Bemühungen durch größere materielle Kräfte unterstützt würde, stark beeinträchtigen. Der Brief des Hrn. Rolland aber läuft so: „die ersten zwei oder drei Tage in Mossul brachte ich damit zu, die Ausgrabungen von Kujundschik zu besichtigen, wo täglich neue Platten ans Licht gefördert werden. Während ich da war, wurden zwei neue kolossale Stiere und zwei kolossale Figuren am Eingang der Stadtthore entdeckt, und das Pflaster des Thorweges, das die Eindrücke von Wagenrädern an sich trug, ward gleichfalls bloßgelegt. Ich ließ meine Frau unter der Obhut von Mad. Rassam zurück, und begleitete Layard auf einem Ausflug zu den Dörfern Baarscheka und Bamyaneh und zu dem Hügel von Khorsabad. Mit uns hatten wir Jagdhunde, und fingen an einem Tage sieben Antilopen. Nach unserer Rückkehr schifften Hr. Layard, Charlotte, ich und unsere Dienerschaft uns auf einem Floß ein, und fuhren in sieben Stunden den Tigris hinab bis zu diesem kleinen Dorfe Nimrud, welches ganz nahe bei dem ersten aufgegrabenen großen Erdhügel liegt. Unsere Pferde nebst Gepäck wurden uns zu Land nachgeführt. Seitdem haben wir in Layards Hause gewohnt, was eigentlich wenig mehr als eine Lehmhütte ist, aber doch durch Layards Anordnungen Glasfenster, einen Tisch, einige Sophas und überhaupt so viel Comfort erhalten hat als die Umstände erlauben. Layard selbst hat einen Theil der Arbeiter unter meine Aufsicht gestellt, und mir erlaubt zu graben wo ich Lust habe. Ich aber lasse Gruben nach allen Richtungen graben und habe Hoffnung einige unterirdische Zimmer, die sich nach meiner Ansicht vorfinden müssen, zu entdecken. Schon ist an einem Ort, der weit unter dem Niveau eines der bisher aufgefundenen Denkmäler liegt, ein Bogen aus Ziegelsteinen zwischen zwei Ziegelmauern bloßgelegt, was uns alle erstaunt. Eine andere große Entdeckung ist eine ungeheure Steinmauer von sehr solider Maurerarbeit an der Innenseite der Ziegelpyramide. Die Arbeiter sind beschäftigt, einen Eingang in sie zu erzwingen, aber schreiten damit natürlich nur sehr langsam fort, indem sie täglich nur ein bis zwei Fuß weiter kommen. Die größte Entdeckung

Digitized by Google

endlich, die stattfand, seitdem die Erde zuerst aufgewühlt wurde, will ich in geziemende Weitläuftigkeit und Ordnung erzählen.

3ten Januar 1850. Am 28 December reisten Layard und ich mit unsern Dienern und zwei oder drei arabischen Scheichs ab, um den Taï jenseits des Zab einen Besuch abzustatten. Wir waren die ersten Europäer, die jemals diese Gegend betraten. Ein dreistündiger Galopp brachte uns von Nimrud aus an die Ufer des Stroms, der ebenso schnell und breit und beinahe auch ebenso tief wie der Tigris, jedoch hier, da er sich in vier Aeste spaltet, durchwatbar ist. Mit einiger Schwierigkeit setzten wir mit unsern Rossen hinüber, wobei wir natürlich sehr naß wurden. Unser Besuch hatte einen dreifachen Zweck. Zuerst wollten wir den Hügel von Abu Schita, der eine begrabene Stadt zu enthalten scheint, untersuchen; sodann wollten wir zwei nebenbuhlerische Häupter der Taï mit einander befreunden, und endlich zwischen ihnen und ihren bittern Feinden, den Dschiburs, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, was, wenn es gelingt, Layards fernere Unternehmungen sehr erleichtern wird.

Unser erste Besuch war im Lager des Hawar, der von allen Arabern, selbst von denen der großen afrikanischen Wüste, als der höchstgeborne und adeligste unter ihnen angesehen wird. Da er seinen Stammbaum bis weit über die Zeiten Abrahams hinaus verfolgt, so ist er wohl diejenige Person in der Welt, die sich der ältesten nachweisbaren Abstammung rühmt. In seinen Ansprüchen auf die Häuptlingsschaft wird er von den Türken und von der Mehrzahl der Taï unterstützt. Sein Bruder, der schönste Mann, den ich je gesehen, kam uns mit hundert Reitern entgegen, von denen die meisten am Tage zuvor nach unserm Dorfe auf Plünderung ausgeritten waren. Sie galoppirten wie wüthend über die Ebene, schwangen ihre langen Speere, erhoben ihren Kriegsruf und begleiteten uns in vollem Prachtaufzug bis zum Lager des Scheich. Hier stand er selber, um uns zu empfangen. Nie vorher sah ich eine so edle oder würdige Gestalt; obgleich schon bei Jahren und unpäßlich, ist er ausgezeichnet schön. Von riesiger Figur, ist er wenigstens sechs Fuß, vier oder fünf Zoll hoch, und gerade wie eine Fichte. Sein Zelt war so geräumig, daß es eine Unterkunft für drei Kamele, mit den Abtheilungen der Frauen an der einen Seite und der für die Pferde an der andern, alles unter einem Dache enthält. Ueber die Flur des Zeltes waren Matten und Kissen gebreitet, auf welchen der Hawar, Layard und ich, ebenso sein Bruder, sein Onkel und andere Großen des Stammes saßen, während die übrigen in einem Halbkreis an der Thür standen. In der Mitte saß ein edler Jagdfalke auf seiner Stange. Wir nahmen den gewürzten Kaffee ein, besprachen das Geschäft, das uns hergeführt hatte, und hielten im Zelt ein Mittagsmahl, das aus einem trefflichen Geschmorten von Hammelfleisch, Kürbis, Reis und saurer Milch bestand. Nach uns aß der übrige Theil des Stammes, indem eine gewisse Anzahl Personen desselben sich zusammen niedersetzte, ein jeder, nachdem er satt war, aufstand, und eine Art Ceremonienmeister den Namen dessen ausrief, der sein Nachfolger werden sollte. Geräusch oder ungeziemendes Benehmen fiel dabei nicht vor. Nach Tisch sprachen alle ihr Gebet. Unsere Zelte, die bei dem Uebergang über den Fluß sehr naß geworden waren, errichteten wir nahe bei denen des Scheich. Am nächsten Tage brach das Lager auf, um seinen Platz zu verändern, was einen höchst pittoresken Anblick darbot. Zuerst ward das Zelt des Scheichs abgebrochen, und der lange Zug beladener Kamele, Reiter, Esel und Rindvieh erstreckte sich so weit als das Auge nur reichte. Ich schätzte die Personen auf ungefähr 2000: die Zahl der Kamele, Rosse und des Rindviehs kann ich nicht angeben.

Als wir, begleitet von dem Bruder des Hawar, bei Feras, dem nebenbuhlerischen Scheich, unsern Besuch abstatteten, wurden wir gut empfangen, wenn schon nicht mit derselben würdigen Höflichkeit, die uns der Hawar erwiesen hatte. Während wir nun aber auf diese Weise abwesend gewesen waren, hatten die Arbeiter auf Layards Anordnung einen Laufgraben eröffnet gehabt, um meiner Frau eine gewisse Platte, die er vergraben hatte, zu zeigen, und bei dieser Gelegenheit wurden drei Kupferkessel von ungeheurer Größe und einige gewaltige Metallplatten bloß gelegt. Layard, als er sie sah, schaffte einen der Kessel, die theilweise mit Erde gefüllt waren, weg, und entdeckte eine ungeheure Masse von verschiedenem Elfenbeinschmuck, eine eiserne Axt ohne Stiel, und zahllose andere Gegenstände, die ich für jetzt nicht näher anführen darf, da ich Stillschweigen darüber versprochen habe. Layard räumte von ihnen so viel als möglich bei Seite, und bedeckte das übrige mit Erde. Dieß ist die obenerwähnte wichtigste Entdeckung, die bis jetzt gemacht wurde. Die gewonnenen Gegenstände hat Layard unter meine Aufsicht gegeben, und mir die Leitung über die Arbeiter anvertraut, da er selber genöthigt ist, nach Mossul zu gehen, um Vorbereitungen dazu zu treffen, daß die zwei schönsten kolossalen Löwen, die bis jetzt aufgefunden sind, nach England geschafft werden. Binnen ein oder zwei Monaten werden sie hoffentlich auf dem Wege dorthin seyn, und wenn das geschehen, wollen wir mit unsern Zelten über den Zab gehen, um hier zu lagern und unsere Zeit abwechselnd zu Jagden und zu Nachgrabungen in dem Erdhügel zu benutzen. Von den Schwierigkeiten, mit denen Layard zu kämpfen hat, können Sie sich keinen Begriff machen; ebenso wenig aber auch einen von der Energie, dem Talent, der Beharrlichkeit und der schlauen Klugheit, mit der er sie überwindet, oder von dem ausgezeichneten Tact, der guten Laune, mit der er die verschiedenen Leute behandelt, auf die er einzuwirken hat. Was ihn bei seinen Nachsuchungen leitet, ist nichts als Vermuthung; er arbeitet buchstäblich im Dunkeln, und möglicher Weise liegen alle Arten begrabener Schätze in seinem Bereich, während er wegen der geringen Geldmittel, die ihm zu Gebot stehen, unfähig ist, eine eigentlich geordnete Nachforschung anzustellen; er muß sich damit begnügen, seine Laufgräben so zu sagen auf gut Glück zu eröffnen.

6ten Januar. Gestern haben wir eine Menge Gegenstände bei Seite gebracht: mehr als dreißig metallene Vasen, Schüsseln und Saucennäpfchen, die sehr schön mit getriebener oder eingegrabener Arbeit verziert sind, einige Schilde und Schwerter, von denen nur die Griffe übrig sind, da die eisernen Klingen sich zersetzt haben, und eine kleine Marmorvase. Die Becher und Schüsseln und andre Schmucksachen sind von einer unbekannten Metallmischung, aber alle so mit zersetztem und krystallisirtem Kupfer überzogen, und so zerbrechlich, daß sie nicht ohne große Gefahr bearbeitet werden können, weßhalb auch Layard keinen weitern Versuch anstellt den Rost von ihnen wegzuschaffen, sondern sie so wie sie gefunden sind, nach Haus schickt. Um sie aus dem Lehm herauszukratzen, habe ich gestern acht Stunden gebraucht und mich dabei meiner Hände bedient, weil die Operation zu zart war, als daß man sie mit einem Messer hätte vollziehen können. Meine Frau war die ganze Nacht hindurch damit beschäftigt sie einzupacken. Wir können der brittischen Nation Glück wünschen, daß sie dergestalt eine ganz einzige Sammlung von unschätzbarem Werth besitzt. Die Verzierungen und Sculpturen auf den Vasen verrathen eine sehr vorgeschrittene Culturstufe. Einige hundert Perlmutterknöpfe, die in der Form genau unsern Hemdknöpfchen gleichen, sind nicht das wenigst Merkwürdigste von diesen Entdeckungen.

Bemerkungen über eine neue Schlammschnecke (Lymnæa Hookeri) Hooker fand sie auf der Nordseite des Sikkim Himalaya in einer Höhe von 18,000 Fuß; sie gehört zu demselben Typus, wie unsere Lymnæa peregra, und zeigt, welche außerordentlich weite Verbreitung entsprechender Formen von Pflanzen und Thieren über diejenigen Theile Europa's und Asiens haben, wo keine sehr breiten Bergschranken sich finden. Die europäische Lymnæa stagnalis fand man ostwärts bis Afghanistan, und die typische Form von L. peregra ist in der oben bezeichneten Art aus Tibet sehr charakteristisch. Südlich von der Himalaya-Kette, wo Dr. Hooker die Schneelinie 5000 Fuß tiefer als im Norden, und 3000 unter der Localität dieser Schneckenart annimmt, haben die Lymnaen einen ganz verschiedenen Typus, namentlich in den Ebenen Bengalens, wo die Schalen wegen der höhern Temperatur stärker und etwas gefärbt sich zeigen. Die europäischen Typen von Lymnæa, welche sich über Rußland und Sibirien verbreiten, treten in den stehenden Wassern von Nordamerika sehr zahlreich auf, und einige sind selbst in den Arten identisch. Athen. 23 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3, und Umschlag zum Monat März.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die orientalische Frage. Nr. 52. 53. — Ritt in die Walachei. I. Almasch und Kraina. Nr. 52—55. II. Der Marsch nach Krajowa. Nr. 62—66. III. Fahrt nach Bukurest. Nr. 69—76. — Ein Besuch in der Stadt Hang-tschou-fu. Nr. 53. 54. — Beitrag zur physikalischen Geographie und Geologie der iberischen Halbinsel. 4) Nieder-Andalusien und das Becken von Jaen; der Guadalquivir. Nr. 54—58. — Das vulkanische Gebiet in Abyssinien und Südarabien. Nr. 55. — Rawlinson über die babylonischen und assyrischen Inschriften. Nr. 56. — Vier Murmelthiere in Paris. Nr. 57. — Der Erie-Canal. Nr. 58. 59. — Strömungen und Wallfischfang. Nr. 59—65. — Die Kleingewerbe in London; Einleitung Nr. 60; die wandernden Fischhändler Nr. 61; die Costermongers und General Dealers Nr. 63; Verkäufer von Erbsensuppe und geschmortem Aal. Nr. 76. — Etwas über französische Literatur. Nr. 62. — Die Ruinen der Stadt Leuce Come. Nr. 63. — Madrid und die Madrider. Nr. 65—68. — Aus dem Tagebuch einer Reise nach dem westlichen und nördlichen Persien: Einleitung Nr. 66; Beschaffenheit der Straßen auf der Strecke von Trapezunt nach Erzerum. Nr. 71—74. — Die Umgestaltung der englischen Universitäten. Nr. 67. — Die Slaven in Mähren. Nr. 68. 69. — Die Riesenschildkröte in der indischen Cosmogonie. Nr. 69. — Der Sieg der Rothen in Paris. Nr. 70. — Ueber die Vertheilung von Süßwasserthieren und Pflanzen. Nr. 72. — Der vierte Julius in Demopolis. Nr. 73. — Ein Spaziergang durch die Landes von Bordeaux. Nr. 74—76. — Der Coffin-Rock (Grabfels) im unterm Columbiathale. Nr. 75. — Die Lage der Engländer in Canton. Nr. 76. — Die angloindischen Finanzen Nr. 77. — Die neueren Entdeckungen Layards. ibid.

Chronik der Reisen.

Livingstons Reise zum See Ngami in Südafrika. Nr. 54. — Reise nach Californien. VI. Seefahrt von Valparaiso und Ankunft in Californien. Nr. 56—60. — Die Reise des H. Strachey in Tibet und in den Ländern oberhalb des Himalaya. Nr. 67.

Kleinere Mittheilungen.

Werke in der Sprache der Tuschen. Nr. 52. — Tod des Reisenden Duncan. Nr. 53. — Eine archäologische Gesellschaft in Setubal. Nr. 54. — Der Zustand der Türkei. Nr. 55. — Wiederherstellung der Abtei von Fontgombaud ibid. — Die Katakomben von Neapel. Nr. 56. — Die Sandwichinseln sollen sich unter englischen Schutz stellen. Nr. 47. — Die arktischen Expeditionen dieses Jahres. Nr. 58. — Manufacturen in China. Nr. 57. — Geographische Ergebnisse der assyrischen Inschriften. Nr. 60. — Die Encumbered Estates Bill in Irland. Nr. 61. — Die Lage der französischen Antillen. ibid. — Amerikanischer Wallfischfang. Nr. 62. — Ueber die Ursachen einiger unregelmäßigen Anschwellungen des Nils. Nr. 64. — Zoll auf englische Waaren in Indien. ibid. — Das Backschischgeben bei den Vornehmen in Konstantinopel. Nr. 65. — Brian Borothme's Harfe. ibid. — Das Land zwischen dem obern See und dem Lacroix. Nr. 66. — Neue Presse. ibid. — Die Vermiaken. Nr. 67. — Die improvisirten Colonien in Algier. Nr. 68. — Schutzmittel gegen die Feuchtigkeit bei den Schafen. ibid. — Die Sterblichkeit in London. Nr. 69. — Murchisons Erklärung über das Vorkommen von Gold. Nr. 70. — Merkwürdiger Plan der Schlacht von Waterloo. ibid. — Ueber die Lage von Caranus und die Insel Arruad. Nr. 71. — Umfang des ungebauten Landes in Südindien. ibid. — Die Baumwolleneinfuhr in England im Jahre 1849. Nr. 72. — Forschungen über die Niveauveränderungen im kaspischen Meer. Nr. 73. — Die französischen Eisenbahn-Compagnien. ibid. — Zahl der französischen Dampfschiffe. Nr. 74. — Die Runkelrübenzuckerfabrication in Frankreich. Nr. 75. — Bemerkungen über eine neue Schlammschnecke. Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

April.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 78. 1 April 1850.

Die niederländischen Schifffahrtsgesetze.

Die Abschaffung oder vielmehr Modificirung der englischen Schifffahrtsgesetze konnte und kann nicht ohne sehr bedeutende Folgen bleiben. Wir waren und sind der Ansicht, daß die englischen Zustände einen solchen Salto mortale in der Schifffahrt so wenig, wie im Kornhandel, ertragen werden, und obwohl es noch zu früh ist — denn die Umwandlung der Schifffahrtsgesetze Englands ist ja erst seit Anfang dieses Jahrs in Wirksamkeit getreten — ein Urtheil abzugeben, so zeigt doch alles was wir seit einem Jahre hinsichtlich des Kornhandels gesehen haben, daß der unbeschränkte freie Kornhandel oder vielmehr die Befreiung des fremden Korns von allem Zoll nicht auf die Dauer durchzuführen ist. Ein gleiches dürfte sich hinsichtlich des freien Handels mit Schiffen, wie man sich neuerdings in Betreff der Umgestaltung der Schifffahrtsacte ausdrückt, ergeben, und bekanntlich hat eine Abstimmung im Parlament hinsichtlich des zum Schiffbau nöthigen Holzes bereits gezeigt, daß das Ministerium mit einem merkwürdigen Leichtsinn zu Werke gegangen ist. Wenn indeß das neue Freihandelssystem unserer vollen Ueberzeugung nach nicht in die Länge durchzuführen ist, so sind wir auf der andern Seite nicht minder überzeugt, daß das alte System nie wieder zurückkehrt, weder die Scala im Kornzoll, noch die Grundidee der alten Schifffahrtsacte, daß die Waaren fremder Welttheile nur in englischen Schiffen sollen zugeführt werden können. Im Anfang dieses Jahres brachte das „wöchentliche Beiblatt zur Börsenhalle" einen Artikel über die Ursachen des raschen Aufblühens der deutschen Schifffahrt und des deutschen Handels, und fand diese in dem englischen Schifffahrtsgesetze; die Sache hat ihre wahre Seite, wenn wir auch nicht in alle daraus gezogenen Consequenzen einstimmen können; aber insofern hat der Artikel vollkommen Recht, als er zeigt, daß alle auf das ehemalige Colonialsystem gebauten Schifffahrtsgesetze absolut unhaltbar geworden sind. Ob es derselbe Fall mit einem angemessenen Differentialzollsystem seyn wird, das bedarf noch eines Beweises, und dieser Beweis, der nach der Ansicht der „Beilage zur Börsenhalle" von der holländischen Regierung in ihren Gesetzentwürfen geliefert werden sollte, ist noch nicht geliefert, und wir glauben fast, er wird auch nicht geliefert werden.

England ist gleich nachdem sein Schifffahrtsgesetz umgewandelt war, mit sehr unverschleierten Drohungen gegen andere, namentlich kleinere Staaten aufgetreten, um sie zu dem gleichen System völlig freier Concurrenz zu bewegen. Gegen Frankreich und ähnliche Staaten ließ sich freilich nichts machen, aber Belgien und Holland wurden sehr deutlich bedroht, und in den Hansestädten brauchte man nur den Anschluß an einen deutschen Reichskörper zu hindern, um die bestehende völlige Schifffahrtsfreiheit fort zu genießen. In Bezug auf Holland stand die Sache anders, hier handelte es sich um den Colonialhandel; Holland hat durch den Mund seines Ministeriums alsbald eine umständliche Denkschrift mit angehängten Gesetzentwürfen, welche eine nahezu vollkommene Freiheit der Schifffahrt verkündeten, in die Welt ergehen lassen. Es ist aber fast ominös, daß ein Artikel dieser Gesetzentwürfe besagt, sie sollten mit dem ersten April ins Leben treten; dieser erste April ist da, und von einer Annahme und Einführung dieser Gesetze ist weit und breit nicht die Rede; wer also die alsbaldige Einführung erwartet hat, ist jedenfalls von der niederländischen Regierung in den April geschickt worden. Einen Vorwurf, daß die niederländische Regierung dieß beabsichtigt habe, kann man ihr allerdings nicht machen: die Generalstaaten haben die Gesetzentwürfe in den Ausschüssen berathen, und hat die englische Regierung zwei Jahre gebraucht, um ihren Antrag im Parlament durchzubringen, so kann man doch den bedächtigen Holländern nicht verargen, wenn sie auch zwei Jahre brauchen. Möglicher Weise geht dann inzwischen in England selbst ein anderer Wind, und man kann sich auf Englands Beispiel berufen, wenn man nicht sehr rasch vorwärts geht.

Die lange Denkschrift, welche den Eingang zu den Gesetzentwürfen bildet, ist indeß immer ein höchst merkwürdiges und sehr beachtenswerthes Actenstück, das man in Bezug auf die Handelsverhältnisse wohl studiren darf. Sehr deutlich ist England hingeworfen, daß es mit der illiberalen Ausschließung der fremden Flagge den Anfang gemacht und seine Schifffahrtsgesetze aus Haß und Neid gegen Holland erlassen, Holland dagegen bis zur französischen Revolution stets eine freisinnige Handelspolitik befolgt, namentlich die Freiheit der Schifffahrt nie verletzt habe; Differentialzölle zu Gunsten der nationalen Flagge schreiben sich auch allerdings in Holland erst von der Zeit her, wo es mit Belgien verbunden war, da diese Verbindung ihm gewisse Maaßregeln zum Schutze der einheimischen Industrie auferlegte. Holland, der mächtigste Seestaat der Nordseeküste, ist allerdings auf Freiheit des Handels angewiesen: nur durch eine möglichst unbeschränkte Ein- und Durchfuhr kann es mit Hamburg und Bremen, so wie mit Antwerpen Schritt halten; in der Concurrenz dieser vier Punkte liegt das, was man in Deutschland als Handelsfreiheit bezeichnet, und ein anderes als ein Freihandelssystem könnte diesen vier Punkten nur dann frommen, wenn sie unter einerlei Handelsgesetz ständen. Aus diesem Gesichtspunkt muß man einen großen Theil der Denkschrift erklä-

Digitized by Google

ren. Die Freiheit der Durchfuhr, die Abschaffung der Wasserzölle auf dem Yssel und der Schifffahrtsabgaben auf dem Rhein sind geboten durch die neuen Verbindungswege, die Eisenbahnen, deren Concurrenz die Schiffahrt zu benachtheiligen droht, wenn man sie irgend belastet; in dieser Beziehung erhebt sich auch in Holland kein Widerspruch, als sofern er in der Frage liegt, ob ein so schneller Uebergang auch gerathen sey. Letztere Frage gilt namentlich auch von der Gleichstellung der fremden und der einheimischen Schiffe, der eigentliche Streitpunkt ist und bleibt aber die Schifffahrt von und nach den Colonien.

Wir haben eine im Jahr 1835 zu Amsterdam erschienene halb officielle Schrift von Van Elten vor uns liegen, betitelt: Iets over den voorgaanden en tegenwoordigen Staat van Nederlandsch Indie. Hier ist p. 24 der Grund ganz deutlich angeführt, weßhalb man der niederländischen Flagge in den ostindischen Besitzungen ein Vorrecht geben mußte, wenn man nicht den Handel dieser Colonien ganz in fremde Hände übergehen lassen wollte. Es heißt daselbst: „der fremde Handel nach Indien wurde anfangs auf sehr liberale Bedingungen zugelassen, es zeigte sich aber bald, daß namentlich die Engländer dadurch ein großes Uebergewicht über unsere eigenen Kaufleute erwarben, und dieß ist nicht zu verwundern, denn die Vortrefflichkeit ihrer Fabriken setzte sie in den Stand, viele früher an Ort und Stelle gefertigte oder von der Westküste Indiens geholte Fabrikate nach dem indischen Archipel zu führen, und zwar zu Preisen, zu welchen die Waaren weder in jenen Ländern gemacht, noch von anderwärts zu bekommen waren. Diese Fabricate verschafften dem englischen Kaufmann eine Einfuhr in Indien, die ihm wichtige Vortheile gewährte, während der niederländische Handel diesen Vortheil nicht hatte, und mit dem Transport einiger Lebensmittel sich begnügen mußte, die oft nur Verlust abwarfen, weil der Markt damit überführt war. Daher kam es denn, daß die Retourladungen des niederländischen Kaufmanns alle Kosten der Hin- und der Herreise tragen mußten, während sie bei dem englischen Kaufmann zwischen beiden Fahrten getheilt waren, und er, dadurch begünstigt, für die Producte Java's höhere Preise bezahlen konnte als der niederländische Kaufmann. Außerdem gingen jährlich aus England 60 bis 70 Schiffe nach Botany Bay und andern Plätzen in Neuholland, wobei sie Verbrecher, Colonisten und die für dieselben nöthigen Waaren transportirten. Die Rheder dieser Schiffe verdienten daran gute Frachten auswärts, und wenn sie zu Port Jackson keine Retourladungen bekommen konnten, begaben sie sich nach Orten im indischen Archipel, wo sie zu bekommen waren, und begnügten sich nicht selten mit einer Fracht von 120, 100, selbst 80 fl. per Last, während unser Kaufmann selbst jetzt noch, wo die Frachten so sehr vermindert sind, 150 fl. bezahlen muß." War dieß im J. 1835 der Fall, so besteht es im J. 1850 nicht minder. Hören wir das Amsterdamsche Handelsblad vom 9 Januar, welches sich namentlich über die Eilfertigkeit, womit das alles betrieben werden soll, ereifert: „Warum, so fragt es, hinsichtlich der Schifffahrt nach den Colonien die entsetzliche Hast? Hat man bange, daß uns die Vortheile der Gleichstellung im Handel nach den brittischen Colonien entgehen werden, wenn wir nicht sobald als möglich unsere Politik nach der englischen umgestalten, und sogar mehr geben, als man mit Grund von uns erwarten kann? Diese Furcht kann wohl nicht so ganz ernstlich gemeint seyn. In den brittisch-indischen Besitzungen werden wir sicherlich nur sehr wenig für unsern Handel zu ernten finden. Welche Producte sollen wir da suchen, die für uns Werth genug haben, um deßhalb die mühsame Concurrenz gegen die bereits dort eingebürgerte englische Schiffahrt zu unternehmen? Für England ist dagegen der Vortheil vorab mit genugsamer Sicherheit zu berechnen: es wird Manufacte dahin führen, statt des Antheils, den unsere Fabriken jetzt noch daran nehmen, und der erfahrungsgemäß jetzt schon mühsam genug durch unsere Ursprungserzeugnisse zu beschützen ist. Es wird in Retourladung für diese Anfuhr, so wie als Beiladung seiner von Sydney zurückkommenden Schiffe auch Producte des freien Handels unserer Colonien mitnehmen. England gewinnt dabei unzweifelhaft viel mehr, als wir. Befassen wir uns deßhalb ruhig und nicht in toller Uebereilung mit dieser Sache."

Diese beiden Erklärungen aus den Jahren 1835 und 1850 legen ein sehr wichtiges Zeugniß für die Stellung der Niederlande ab. Während diese hinsichtlich des Handels im Mutterlande jede freie Concurrenz nur mit einer angemessenen Uebergangsweise sich gefallen lassen wollen, hält man an dem Vorrecht in den Colonien fest. Beides erklärt sich gegenseitig: wäre Holland mit seinem Hinterland zu Einem Staat verbunden, so wäre es nicht genöthigt der Concurrenz mit Antwerpen, Bremen und Hamburg wegen eine fast unbeschränkte Freiheit im Handel fordern zu müssen, und würde ein sehr mäßiges Differentialzollsystem wohl allem andern vorziehen. Hinsichtlich der Colonien wirkt die Nichtverbindung mit dem Hinterlande gerade umgekehrt: ein großes Land würde ein freies Colonialsystem befolgen können, und sicherlich an fremden Colonien oder an den frei gewordenen Ländern Amerika's gewinnen, was es an dem vorbehaltenen Colonialhandel verlöre, aber in der unvermeidlichen Schwäche eines kleinen Staats liegt die Ursache, weßhalb derselbe auf künstlichem Wege sich den Handel mit seinen Colonien zu erhalten suchen muß, und gegen diese in der Lage des Staats beruhenden Verhältnisse können theoretische Phrasen von Handelsfreiheit durchaus nicht ins Gewicht fallen. Hiebei kann man nicht umhin, einen sonderbaren Widerspruch hervorzuheben: der Nieuwe Rotterdam'sche Courant und das Amsterdamsche Handelsblad liegen sich in den Haaren über die von dem Ministerium vorgelegten Gesetzentwürfe; der erstere pries solche unbedingt an, das Amsterdamsche Handelsblad wollte sehr bedächtig das verdächtige Geschenk etwas näher betrachten, und bemerkte spöttisch, von allen den Lobeserhebungen, welche englischer und deutscher (freihändlerischer) Seits über Niederland und sein liberales Ministerium hereinströmten, werde einem ganz „duselig" (duizelig). Dieß Blatt weiß aber sehr wohl, wo ihm der Kopf steht, und verlangt genaue, bedächtige Untersuchung. Vergleicht man damit die umständliche Denkschrift der Regierung genauer, so scheint auch diese sich gar nicht sonderlich übereilen zu wollen. So klar und bestimmt die Sprache derselben in den übrigen Punkten ist, so schwankend, ja widersprechend wird sie in der Frage über die Colonien: „die Grundsätze der Freisinnigkeit und Reciprocität, welche in den europäischen Handelsbeziehungen immer mehr Wurzel schlagen, haben auf diesem Terrain noch nicht dieselbe Stufe der Entwicklung erreicht;" und weiter unten heißt es: „die verschiedenen Differentialzölle daher, welche zum Schutze der niederländischen Flagge oder der directen Ausfuhr nach den Niederlanden in die Zolltarife der Colonien aufgenommen worden sind, müssen aus denselben entfernt werden." Das ist ziemlich widersprechend, und wenn die Beseitigung der Differentialzölle bei der Ausfuhr aus den Colonien als das letzte Ziel hingestellt wird, so ist auf der andern Seite so viel von Reciprocität und andern einwirkenden

Digitized by Google

Umständen die Rede, daß man versucht ist, die ganze Darstellung für ziemlich unaufrichtig zu halten, wenigstens das Aufgeben der Bevorzugung der nationalen Flagge als noch in weiter Ferne stehend zu betrachten.

Ist von Reciprocität die Rede, dann kann man jetzt noch den Engländern, welche die Erzeugnisse ihrer Colonien noch immer geringer als die anderer Länder besteuern, nicht die freie Schiffahrt nach den Colonien gestatten, und was kann die Holländer vermögen, andere Flaggen, namentlich die deutsche und skandinavische, an diesen Vortheilen Theil nehmen zu lassen? Mit Deutschland ist freilich der besondere Fall, daß dieses einen sehr großen, ja den größten Theil der niederländisch ostindischen Producte verbraucht; diesem Lande könnte man also, wenn es als ein vereinter politischer Körper auftritt, Zugeständnisse machen, die man andern nicht machen würde und könnte, namentlich den skandinavischen Schiffen, die wohlfeiler bauen und fahren als die niederländischen. Holland kann es im Schiffbau und in den Frachtkosten mit England aufnehmen, gesteht aber selbst, daß es nicht mit den skandinavischen Schiffen gleichen Schritt halten könnte, da sie nicht nur alle Rohstoffe näher bei der Hand haben, sondern auch weit weniger Lasten tragen als diese, beiläufig gesagt ein bedeutender Wink für die Engländer, die sich mit ihrer Concurrenzfähigkeit wohl etwas zu hoch vermessen haben.[1] Es ist eine Anzahl Adressen von Rhedern, Schiffsbauern und Kaufleuten eingelaufen, daß man gegen eine gänzliche Abschaffung der Durchfuhrabgaben nichts einzuwenden habe, wenn damit eine gänzliche Aufhebung von Einfuhrzöllen mehrerer Artikel gepaart gehe; eben so wenig gegen die freie Concurrenz und Naturalisation fremder Schiffe, wenn man gewisse Steuern abschaffe, welche jetzt auf dem niederländischen Schiffbau und auf der Verköstigung der Mannschaft lasten. Das sind aber gerade dieselben Bedenken, welche die Protectionistenpartei in England erhebt, wenn sie sagt, sie wolle sich die Concurrenz gefallen lassen, wenn man sie in den Abgaben mit andern Ländern gleichstelle. Kann dieß die englische, kann dieß die niederländische Regierung thun? Niemand wird dieß im Ernste behaupten wollen. Wir stoßen also hier auf den gleichen Widerspruch, der auf gleichen Verhältnissen wie in England beruht; damit haben wir es aber hier nicht zu thun. Wie die englische und holländische Regierung über diesen Punkt hinauskommen, dieß zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Die Schwierigkeiten sind groß, doch vielleicht, was die Schifffahrt betrifft, nicht ganz unlösbar, aber an Einem Punkt halten alle Adressen fest: man will die Mitbewerbung fremder Schiffe in der Fahrt nach den Colonien nicht ausschließen, aber die Tarifbestimmungen, welche sowohl im Mutterland als in den Colonien zu dem Zweck eingeführt wurden, um die directe Verbindung zwischen Mutterland und Colonien aufrecht zu halten, dürfen nicht aufgehoben werden. Das ist unmöglich, wenn sich Holland behaupten soll, und dagegen mag die Theorie sagen was sie will, sie wird tauben Ohren predigen.

(Schluß folgt.)

[1] Beachtenswerth ist, daß am Tage, wo die Modification der Schifffahrtsgesetze die königliche Bestätigung im Parlament erhielt, in Liverpool nicht nur die englischen, sondern auch die amerikanischen Schiffe die Flagge bis zum halben Mast zum Zeichen der Trauer sinken ließen. Der Grund ist leicht zu errathen; bisher konnten die Erzeugnisse Amerika's nur durch englische oder amerikanische Schiffe nach England gebracht werden, und da letztere mit den erstern sehr gut concurriren können, und der Patriotismus der Amerikaner vorzugsweise amerikanische Schiffe befrachtet, so wurden wenigstens drei Viertheile der amerikanischen Erzeugnisse durch amerikanische Schiffe nach England befördert. An dieser Fracht werden künftig deutsche und skandinavische Schiffe Theil nehmen.

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

(Von Gabriel Ferry.)

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

In der großen Bibliothek zu Paris findet sich eine alte Handschrift, welche seit dem Tage, wo sie ihre Stelle in den staubigen Fächern einnahm, wohl niemals aufgeschlagen wurde. Es ist dieß eine Abhandlung über die Mundarten der indischen Stämme der neuen Welt, welche gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts durch Fray Alonso Urbano, einen Augustinermönch, verfaßt wurde. Die Verkettung der Umstände, welche dieses seltsame Document von Mexico nach Paris führten, ist vielleicht nur mir allein bekannt, und zwar aus einem guten Grunde, indem ich es war, der das unbeachtete Werk des Augustiners nach Paris brachte, und derjenige, welcher mir es geschenkt hat, sehr wahrscheinlich nicht mehr am Leben ist. Wie dem auch seyn mag, so wird das Ereigniß, in dessen Folge ich in den Besitz dieser Handschrift kam, niemals in meinem Gedächtniß erlöschen, und obgleich ich mich nicht für berufen erkenne, ihren philologischen Werth zu schätzen, so hat sie dennoch ein großes Interesse in meinen Augen, indem sie mich an Beziehungen erinnert, in welchen ich zu den seltsamsten Menschen stand, die mir in Mexico kennen zu lernen vergönnt war. Diese Beziehungen waren sehr kurz, allein folgende Schilderung mag einen Begriff von dem tiefen Eindruck geben, welchen sie mir zurückgelassen haben; ich darf wohl nicht hinzusetzen, daß diese Erzählung, so romanhaft sie auch klingen mag, wahr ist; in Mexico liegt, wie bekannt, der Roman in den Sitten, und wer diese treu schildert, wird immer Gefahr laufen für einen gewissenlosen Erzähler gehalten zu werden, während er nur als einfacher Beschreiber auftritt.

Zu Anfang des Jahres 1835 fand ich mich in Mexico in eine sehr häßliche Angelegenheit verwickelt; es handelte sich um Eintreibung einer beträchtlichen Schuld bei einem Manne, von welchem man nicht die geringste Spur auffinden konnte; das Geschäft, das mir anvertraut war, machte es nöthig, daß die Sache sehr nachdrücklich geführt werden mußte, und ich hatte mich deßhalb an mehrere Rechtsgelehrte gewendet, die dafür bekannt waren, daß sie niemals vergeblich mit solchen verwickelten Fällen sich befaßten. Alle hatten damit begonnen, mir ihre Mithülfe zuzusagen, allein, sobald ich den Namen des unsichtbaren Schuldners, Dionisio Peralta, nannte, nahmen sie alle ihr Wort zurück, und setzten meinem gerechten Verlangen die wunderlichsten Ausflüchte entgegen. Der eine hätte es sich niemals vergeben können, einem so feinen Manne, wie dem Hrn. Peralta, den geringsten Verdruß verursacht zu haben, ein anderer war ihm durch eine Compadrazgo (Gevatterschaft) von Alters her verbunden; der dritte hielt mir mit Rührung die Erinnerungen einer nahen Verbindung seit seiner Kindheit entgegen; ein vierter war freimüthiger als die übrigen und ließ mich errathen, daß im Hintergrunde all' dieser freundschaftlichen Bedenklichkeiten die Furcht vor einem Degenstoße verborgen liege — ein Verfahren, das der Signor Peralta ohne Zweifel mehr als einmal angewendet hatte, um sich seiner allzudringlichen Gläubiger zu entledigen. Ich kenne, setzte er hinzu, nur den Licentiaten Don Tadeo Cristobal, welcher eure Angelegenheit übernehmen könnte. Er hat ein Herz von Stein und eine Hand von Eisen, und ist der Mann, dessen ihr bedürft. Ich ging augenblicklich nach der Calle de los Batanes, wo, wie man mir sagte, der Licentiat Don Tadeo wohnte; allein hier erwartete mich ein neues Mißgeschick: er hatte seine Wohnung verlassen, und niemand konnte oder wollte mir sagen, wo er hingezogen war.

Entmuthigt und niedergeschlagen wandelte ich am Abend dieses Tages, den ich mit vergeblichem Hin- und Widerlaufen zugebracht hatte, trübselig unter den Hallen der Kaufleute (Portales de los Mercaderes) am großen Platze von Mexico, umher. Ich hatte als letztes Auskunftsmittel beschlossen Erkundigungen über Don Tadeo bei den zahlreichen öffentlichen Schreibern einzuziehen, deren Buden unter diesen Galerien gelegen, ebenso viele stets offene Nachweisungsbüreaux sind, allein als ich unter diese Bogengänge getreten war, vergaß ich den Beweggrund, welcher mich nach diesem Bazar, dem täglichen Sammelplatz aller Müßiggänger in Mexico, geführt hatte, und meine Aufmerksamkeit wurde gänzlich durch das lebendige Bild in Anspruch genommen, das sich hier vor

Digitized by Google

meinen Augen entrollte. Diese Zerstreuung ist leicht erklärlich, wenn man sich den zauberhaften Anblick vergegenwärtigt, den die Plaza Major eine Stunde vor Sonnenuntergang darbietet. Die Portales de los Mercaderes nehmen eine Seite dieses ungeheuren Platzes ein, während die Kathedrale, das Ayuntamiento und der Palast des Präsidenten die drei übrigen Seiten bilden. Die schönsten Straßen Mexico's münden zwischen diesen Gebäuden ein: die Straße de la Primera-Monterilla ganz mit eleganten Buden besetzt; die Straße de los Plateros oder der Goldschmiede, welche zu beiden Seiten mit Juwelen und Bijouterien eingefaßt ist. Diesen Straßen gegenüber, wo der europäische Handel seine ganze Pracht ausbreitet, scheint der mexicanische Kleinhandel die düstern Arkaden der Mercaderes zu seinem Schauplatz ausersehen zu haben. Zur Zeit meines Aufenthalts in Mexico hatte noch keine französische Neuerung das malerische Aussehen dieser Arkaden umgestaltet, welche getreu an das erinnerten, was man in Paris die Piliers de la Halle benennt. Schwere Bogen lehnten sich einerseits an große Magazine, andererseits an Pilaster, an deren Fuß Buden (alacenas), reichlich mit Gebetbüchern, Rosenkränzen, Dolchen und Sporen versehen, sich erhoben. Neben diesen Buden, gleichsam um den Kleinhandel auf seinen niedersten Stufen darzustellen, vertrödelten zerlumpte Leperos kleine Glaswaaren, und verfolgten mit ihrer Waare an einem Fingerende die Käufer mit ihrer lustigen Zudringlichkeit. Dazwischen kreischten die Verkäuferinnen von gebratenen Wildgänsen oder von Tamales, [1] welche im Schatten der Halle sitzen, durch das Getöse der Menge ihren bekannten Ruf: Aqui hay pato grande, mi alma; senorito venga 'sted [2] oder das ebenso häufige kurze: tamales queretanos. [3] Vorübergehende und Käufer sind aber ebenso beobachtungswerth wie die Verkäufer.

Die schillernde Farbe der Gewänder und Tapalos (Mantillen), das Gold der Mangas (Aermel), die bunten Stickereien der Sarapes (Mantel) bildeten in dem Halbdunkel zwischen den Säulen ein glänzendes Gemisch, welches an die tollsten venetianischen Maskenzüge mahnte. Besonders des Abends bot das Gedränge unter den Arkaden das bunteste Schauspiel dar, wenn die Buden sich schlossen und die Hallen sich in einen politischen Club verwandelten. Vor den Schwellen der sorgfältig verriegelten Thüren sitzend oder mit schnellen Schritten in diesen Kreuzgängen umherwandelnd, unterhalten sich Officiere und Bürger von vergangenen oder zukünftigen Revolutionen, bis endlich die fast verödeten Gänge süßen Mysterien zur Zufluchtsstätte dienen, und man unter ihren schweigsamen Wölbungen nur noch leises Geflüster von Liebenden hört.

Ich irrte schon einige Zeit unter den Arkaden umher, als der Anblick der Bude eines öffentlichen Schreibers mir den Zweck meines Ganges ins Gedächtniß rief. Unter den hier Geschäftigen bilden die öffentlichen Schreiber eine bedeutende Körperschaft. Man darf nicht vergessen, daß in Mexico der erste Unterricht im allgemeinen noch sehr vernachlässigt ist, und daß die Beschäftigung eines öffentlichen Schreibers in Mitte dieser des Schreibens unkundigen Bevölkerung nichts von ihrer ursprünglichen Wichtigkeit verloren hat. Die fügsame Feder der Evangelistas, wie man sie nennt, wird zu tausend mehr oder minder zarten und oft auch zu zweideutigen Aufträgen in Anspruch genommen, von dem alltäglichsten Liebesbriefe bis zu dem Zettel, wodurch der Bravo seine Opfer in irgendeinen dunkeln Hinterhalt lockt. Der Evangelist, den ich unter seiner zahlreichen Brüderschaft herausgefunden hatte, war ein kleines Männchen, mit beinahe kahlem Schädel, den nur wenige graue Haare umgaben. Meine Aufmerksamkeit war besonders durch den Ausdruck spöttischer Munterkeit auf ihn gezogen worden, welcher diese sonst unbedeutenden Gesichtszüge belebte. Ich wollte mich gerade an diesen Mann wenden, um Erkundigungen über Don Tadeo bei ihm einzuziehen, als ein Zwischenfall, der sich gegen mein Erwarten in die Länge zog, mich unwillkürlich veranlaßte, meine Rolle als schweigsamer Beobachter wieder aufzunehmen.

Ein junges Mädchen hatte sich der Bude des Evangelisten genähert; ihre gekräuselten Haare, die in langen Flechten unter ihrem Rebozo herabhingen, ihre lichtbraune Gesichtsfarbe, ihre halbentblößten Schultern, welche das feine mit Spitzen besetzte Hemde nur nothdürftig verhüllte, ihre schlanke Gestalt, die niemals durch ein Mieder entstellt worden war, und vor allem die drei Röcke von grell abstechenden Farben, welche in gestreckten Falten um ihre Hüften fielen, alles das verrieth in der jungen Clientin des Evangelisten den reinsten Typus der China. [1]

Tio Luquillas! rief das junge Mädchen.

Was gibt es? erwiederte der Evangelist.

Ich bedarf eurer.

Ich dachte es wohl, da ihr mir rufet, versetzte Tio Luquillas, und da er glaubte den Gegenstand der Botschaft, die man ihm dictiren wollte, errathen zu haben, entfaltete er wohlgefällig ein Blatt rosenfarbnes Papier, das mit aufgepreßten Liebesgöttern verziert war; aber die junge China machte mit ihrer braunen niedlichen Hand ein ungeduldiges Zeichen.

Was wollt ihr, sagte sie, daß ein Mann, der sterben muß, mit eurem rothen Papiere beginnen solle?

Zum Teufel! sagte der Schreiber, ohne sich zu regen, während das junge Mädchen mit einer ihrer langen Flechten über ihre schönen thränenfeuchten Augen fuhr. Es ist also ein Abschied?

Ein Seufzer war die einzige Antwort der China; dann neigte sie sich gegen das Ohr des alten Schreibers und sagte ihm einen kurzen Brief vor, nicht ohne häufige Pausen zu machen, um Athem zu schöpfen und ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Niemals war mir der Gegensatz zwischen gefühllosem Alter und leidenschaftlicher Jugend ergreifender erschienen. Ich war nicht der einzige, welcher es bemerkte, und jeder Spaziergänger, der an der Bude des Tio Luquillas vorüberging, verfehlte nicht einen Blick des Mitleids und der Neugier auf das junge Mädchen zu werfen. Der Evangelist faltete den Brief zusammen, dem nur noch die Aufschrift fehlte, als ein Vorübergehender, kühner oder neugieriger als die anderen, sich barsch in die Unterredung mischte. Das Gesicht dieses neuen Ankömmlings war mir nicht unbekannt, und ich erinnerte mich, daß er mir einige Tage zuvor bei einem Stiergefechte als wahrer Liebhaber auf die anziehendste Weise ein Schauspiel verdeutlicht hatte, das auch ich leidenschaftlich liebte. Der Augenblick war wenig günstig, um meinerseits den Evangelisten auszufragen, deßhalb blieb ich einige Schritte entfernt von der Gruppe und wartete geduldig den Moment ab, bis der neue Besucher des alten Luquillas sich entfernen würde. Dieser Mann, den ich nur durch das Gespräch weniger Stunden kennen gelernt hatte, flößte mir eine Art von Interesse ein. Er war ungefähr vierzig Jahre alt. Seinen Zügen fehlte es nicht an Adel, ungeachtet des Ausdrucks düstern Spottes, der oft ihr Ebenmaaß verzerrte. Hätte mich auch unser erstes Zusammentreffen nicht an ihn erinnert, so wäre seine befremdliche Kleidung genügend gewesen, ihn mir bemerklich zu machen. Er trug einen weiten, blauen, roth ausgeschlagenen Mantel, und einen breiten Sombrero von fahler Vigogne mit goldenen Tressen.

Für wen ist dieser Brief, mein Kind? fragte er die China mit einem gewissen gebieterischen Ausdruck.

Das Mädchen zeigte mit der Hand nach dem Gefängniß des Präsidialpalastes, und murmelte einen Namen, den ich nicht verstand.

Ach! er ist für Pepito? erwiederte der Unbekannte mit lauter Stimme.

Ach, ja! und ich weiß nicht, wie ich ihm meinen Brief zukommen lassen soll, setzte das junge Mädchen hinzu.

Sey darum ohne Sorge. Hier ist eine Gelegenheit, welche der Himmel dir sendet.

(Fortsetzung folgt.)

National-Kirchhof in England. Das Gesundheitsbureau hat jetzt den Vorschlag gemacht einen großen Kirchhof nicht für die Nation, sondern für die Bewohner Londons in einer Entfernung von etwa zwei Stunden (wahrscheinlich bei Erith) anzulegen, und damit dem Begraben in der Stadt ein Ende zu machen. (Athen. 23 März.)

---

[1] Eine Art von Klößen aus Maismehl, Fleisch und spanischem Pfeffer, welche in einem Maisblatt gekocht werden.

[2] Hier gibt es gute Gänsebraten meiner Seele; komme junger Herr!

[3] Tamales von Queretaro, eine Stadt, vierzig Meilen von Mexico.

[1] Die China ist zu Mexico, was in Madrid die Manola und in Paris die Grisette.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 79. 2 April 1850.

Sardinien im Jahr 1849.

(The Island of Sardinia etc. by J. W. Tyndale London 1849.)

I.

Beschreibung der Insel. — Schilderung sardischer Sitten und Gebräuche. — Bemerkungen über die Alterthümer der Insel. — Oertliche Eigenthümlichkeiten. — Historisches über das Haus Savoyen.

Es wäre schwer eine andere Gegend zu nennen, die gleich Sardinien mitten unter so vielen Ländern gelegen ist, welche die Blicke auf sich ziehen, und um die sich die moderne Welt so wenig kümmert, wie um diese Insel. Ihre Lage zwischen Spanien, Italien und der Berberei ist ziemlich gleich mit der der Insel Man, welche sich im Mittelpunkte der drei vereinigten Königreiche Großbritanniens befindet. Sie liegt recht eigentlich an der großen Heerstraße des alten und neuen Handelsverkehrs. Von einem italischen Volke bewohnt, gehört Sardinien zu einer der wichtigsten secundären Monarchien unserer Zeit. Obgleich es nicht wörtlich wahr ist, daß die Schildwachen von Populonia oder irgend einer andern Stadt in Italien aus

„Sardiniens schneeigen Gipfeln schaun!"

wie Macaulay nicht nach eigener Anschauung, sondern auf Strabo's Autorität hin singt, so genügt doch eine Meerfahrt von einigen Stunden, um von den Küsten Toskana's oder der römischen Campagna die malerischen Umrisse der Insel zu erblicken. Indeß wird sie seltener besucht, und ist auch weniger oft beschrieben worden, als manche der kleinen Südseeinseln.

Während ihre Schwester Sicilien nothwendig zu der Marschroute gehört, welche der Tourist im Dampfboote auf dem Mittelmeere verfolgt, bleibt Sardinien den Thun- und Korallenfischern überlassen. In gewissen Beziehungen fehlt es ihm auch wirklich an Interesse; von Kunst und Literatur ist nichts vorhanden, und seine Geschichte, ohne Klarheit und bedeutende Ereignisse, kann weder zur Bildung des Geistes noch zur Gedächtnißübung eines Schulknaben etwas beitragen. Wir zweifeln sogar, ob irgend einer unserer Leser je eine That, ein Werk oder nur auch den Namen eines Sarden erwähnen hörte. Es folgt daraus, daß außer den wenigen, die der Wanderungen auf den bekannten Straßen Italiens, Spaniens oder der Levante müde sind, wohl niemand sich versucht fühlt, in dieser traurigen und verlassenen Herberge einzukehren, die sich auf halbem Wege von den gewohnten Reisezielen findet, die wir eben erwähnten.

Und dennoch, wenn der Reichthum der Natur den Reiz zu ersetzen vermöchte, welchen die Mode allem leiht, was sie unter ihren Schutz nimmt, oder, besser gesagt, wenn Schönheit ohne Schmuck den Touristen zur See die Hälfte der Bewunderung einzuflößen vermöchte, welche sie für selbe zu fühlen vorgeben, so würde diese große Insel nicht so vernachlässigt seyn; denn eben in dieser Beziehung könnte sie ihre gerühmtesten Nebenbuhlerinnen leicht übertreffen. Sie bietet noch gegenwärtig, Dank der dünnen Bevölkerung und der Abwesenheit alles Handels, den Anblick dar, den Italien, das von der Cultur ausgesogene, oder die erschöpften Gestade Siciliens und Griechenlands zur Zeit ihrer ersten Blüthe darbieten mußten. Sie ist noch wie überwuchert von dem üppigen Pflanzenwuchse, der seit Jahrhunderten von den benachbarten Küsten verschwunden ist. Diese reiche, obgleich ausgeartete Vegetation, welche dem Becken des Mittelmeers eigenthümlich ist, besitzt nur eine sehr kleine Anzahl von Typen, die ihm eigenthümlich angehören, aber sie vereinigt die schönsten Bäume und Pflanzen verschiedener Klimate, die ungeheuern Eichen und die prächtigen Kastanien der nordischen Regionen wechseln mit der kosmopolitischen Tanne und der tropischen Palme. Sardinien war niemals sehr bevölkert; es zählt gegenwärtig auf einer fast eben so ausgedehnten Oberfläche als Sicilien kaum mehr als eine halbe Million Einwohner. Der fünfte Theil der Insel ist mit Wäldern bedeckt; aber an diese Wälder stoßen fruchtbare Ebenen, die nur die Ungesundheit des Landes und andere Ursachen anzubauen verhindern. In verschiedenen Gegenden kann der Reisende tagelang eine fortgesetzte Wildniß von Wald und Blumen durchstreifen, wo weite Strecken mit Cysten der prächtigsten Art bedeckt sind. Der Anblick der Insel, wie er heutzutage ist, muß ganz demjenigen der Gestade Hesperiens gleichen, wie sie den Gefährten des Odysseus oder den flüchtigen Trojanern erschienen, als sie dort landeten.

Die Reisenden, welcher Classe sie auch angehören mögen, werden mit Vergnügen vernehmen, daß diese Regionen mit Wild aller Art angefüllt sind. Schwarzwild, Damhirsche und das problematische Muffelthier Sardiniens sind stets noch häufig in den Wäldern. Die Sümpfe im Süden werden nicht nur von Haselhühnern und Schnepfen, sondern auch von einer Masse Pelicane, Cormorane, Reihern und andern Wasservögeln bevölkert. Im September, wenn in der Umgegend von Cagliari die Flamingos in gedrängten Flügen von Mittag her schwärmen, ist es als ob der Himmel sich in feurige Wolken hüllte. Man hat annähernd die Zahl dieser Vögel, welche sich zumal an den Teichen bei Cagliari niederlassen, auf 2 bis 300,000 geschätzt. Uebrigens scheint es nicht, als ob der Flamingo in Sardinien

Digitized by Google

des kulinarischen Rufes genießt, in welchem er bei den ausschweifenden Gastronomen, den Römern, stand. Der Naturforscher Geti war zwar kühn genug, nach ihrem Beispiel die Zungen von ein Paar Flamingos zu verzehren, obgleich ihm die berühmte Sauce des Apicius dabei fehlte, aber das Resultat dieses Versuches war keineswegs entsprechend; denn obschon diese Zungen nur jede einen Bissen ausmachten, so wurde er doch gewahr, daß sie während der Nacht seinem Magen viel zu schaffen gaben.

Die Sarden benützen die Fußknochen der Flamingos zu ihren Pfeifen oder Launeddu, und geben so dem Wort „tibia“ seine primitive Bedeutung zurück. Man weiß, daß die Alten eine Art von Blasinstrument „tibia“ nannten.

Die Geschichte der frühesten Zeiten Sardiniens ist, wie es scheint, noch verwirrter und geheimnißvoller als die der andern Inseln und Halbinseln des Mittelmeers. So gibt es in diesem Lande eine ganz besondere Art von Denkmalen, die Noraghe, alte Gräber, Tempel, Wohnungen oder Befestigungen. Was sie auch immer gewesen seyn mögen, sie bleiben für die italienischen Alterthumsforscher ein eben so sehr verwickelter Gegenstand, wie die runden Thürme in Irland für die englischen; allein ihre Zahl ist weit beträchtlicher und ihre Bauart befremdlicher. Eine erträglich erhaltene Noraghe besteht in einem Mittelbau von konischer Gestalt, der gewöhnlich zwei gewölbte Gemächer enthält, deren jedes ein abgesondertes Stockwerk mit zwei Flügeln von ähnlicher Anlage und Vertheilung bildet. Die Etymologie des Namens wurde verschieden erklärt; allein es ist gewiß, daß er viele Aehnlichkeit mit dem des Norax, nach Pausanias eines Anführers der iberischen Colonisten in Sardinien hat. Die neuen Alterthumsforscher identificiren diesen Norax mit dem Vater Sardus, einem fabelhaften Wesen, welches man für den ersten Bewohner der Insel hält. In keinem andern Land hat man Denkmale von der Art der Noraghe entdeckt, einige eben so problematische antike Ueberreste auf der Insel Minorka vielleicht ausgenommen.

Für uns scheinen sie nach der vorliegenden Beschreibung eine auffallende Aehnlichkeit mit einigen etruskischen Monumenten zu haben, von welchen uns alte Schriftsteller Nachricht geben, und welche in unsern Augen theilweise mit den Resten von Denkmalen übereinstimmen, die durch wohlgeleitete Nachgrabungen zu Tage gefördert wurden. Diejenigen unserer Leser, welche keine Gelehrten sind, müssen wir auf eine Uebersetzung des Varro verweisen, worin sie die Beschreibung des Grabes des Porsenna zu Clusium finden werden. Diese Beschreibung ist übrigens so seltsam, daß Niebuhr nach seiner Gewohnheit nicht ansteht sie unter die Fictionen zu zählen, während andere Forscher bei ihren neuesten Untersuchungen in den verschütteten etrurischen Städten die fast vollständige Wiederholung des Denkmals aufgefunden haben, welches Varro beschreibt. Nun scheint aber dieses merkwürdige Grabmal eine auffallende Aehnlichkeit mit den riesenhaften Noraghe zu haben. Ist es daher nicht seltsam, daß die Traditionen der sardischen Bauern, welche wohl nie weder von Porsenna noch von Varro reden hörten, so vollkommen mit den anscheinend fabelhaften Schilderungen des römischen Schriftstellers übereinstimmen, welcher sagt: über jeder Pyramide des Grabmals des Porsenna war ein Schirm oder erzerner Kreis angebracht, an welchem Glocken hingen.

Nun sagt uns M. Tyndale, der diese Analogie gar nicht vermuthet, und dessen Zeugniß daher nur um so werthvoller ist, daß, nach dem was man ihm berichtet hat, an einigen Noraghe Metallglocken an den Decken aufgehängt seyen; zwar ist diese Thatsache noch nicht erwiesen, und der Glaube, der unter den Bauern verbreitet ist, hat wie ein sardischer Autor meldete, große Aehnlichkeit mit dem, der unter ihnen in Beziehung auf das Daseyn von Gespenstern in diesen Bauwerken gemein ist; man kann sie sehen, aber nicht berühren (come gli spettri si veggono, ma non si lasciano toccare).

(Fortsetzung folgt.)

Die niederländischen Schifffahrtsgesetze.

(Schluß.)

Das Amsterdamsche Handelsblad enthält vom 15 Februar bis 23 März neun Einsendungen eines in hohem Ansehen stehenden Advokaten, Namens Lipman, in denen die Denkschrift der Regierung so wie die ausgesprochene Absicht der Aufhebung derjenigen Zölle, wodurch die Versendung der Colonialwaaren nach dem Mutterlande vermittelt wird, einer harten Beize unterworfen werden. Der Hauptinhalt dieser Artikel geht indeß dahin, die Handelsverhältnisse Englands und die Geschichte der Schifffahrtsacte, namentlich aber deren allmählige Auflockerung historisch nachzuweisen. Die Art der Abfassung gibt den deutlichen Beweis an die Hand, daß man in Holland Sinn und Bedeutung der englischen Handelsmaaßregeln gründlich erkennt, woran übrigens niemand zweifeln konnte, der Hollands commercielle Haltung seit dem Jahre 1841 beobachtet hatte. Man muß deßhalb mit Recht die Frage aufstellen: sind die Gesetzentwürfe und die als Einleitung dienende Denkschrift von Seite des Ministeriums ernstlich gemeint? Wird sind geneigt diese Frage verneinend zu beantworten. In Holland weiß jedermann, der sich um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, daß die jetzige Verbindung des Mutterlandes mit den Colonien eine unerläßliche Bedingung des jetzigen Staatshaushaltes ist. Das „Batig Slot“ beträgt gewöhnlich zwischen drei und vier Millionen, und mag im vorigen und diesem Jahr bei den sehr bedeutend und wohl auch künstlich gesteigerten Kaffeepreisen über 5 Millionen betragen.[1] Die Nederlandsche Handelsmaatschappy, welcher die Regierung durch allerhand Maaßregeln den Transport und den Verkauf der Colonialerzeugnisse, so weit solche nicht in Indien verkauft werden, gesichert hat, ist gehalten nur niederländische Schiffe zum Transport zu benützen, und hat in den letzten vier bis fünf Jahren nur an Frachten 10 bis 11 Mill. fl. jährlich bezahlt, und an Assecuranzprämien zwischen 7 und 800,000 fl.; welche Vortheile außerdem noch aus den Handelsspesen der Handelsmaatschappy und ihren zahlreichen Angestellten erwachsen sind, läßt sich ohne Mühe ungefähr berechnen. Alles dieß, namentlich aber das „Batig Slot“ selbst, steht auf dem Spiel, sobald Fremde mit gleichem Recht und gleichem Zoll die Erzeugnisse der niederländischen Colonien ankaufen und außer Landes führen können. Der unermeßliche Markt, den die holländische Regierung sich durch ausdauernde Bemühungen in Amsterdam und Rotterdam geschaffen hat, und der, wenigstens im Kaffee, den englischen überbietet, ist dann zu Grunde gerichtet, und damit ein in die Millionen sich belaufender Handelsgewinn. Und alles das sollte die niederländische Regierung unbedenklich aufs Spiel setzen, um einem Scheinbild von allgemeiner Handelsfreiheit nachzulaufen? Es ist ganz undenkbar, und wir sind sehr geneigt, die drei vorgelegten Gesetzentwürfe

[1] Die Zinsen der zu Lasten der ostindischen Besitzungen eingeschriebenen Schulden, fast ein Drittheil des ganzen Zinsenbetrags der Staatsschuld, sind hiebei noch nicht einmal eingerechnet.

Digitized by Google

nebst der Denkschrift, die von freihändlerischen Phrasen strotzt, als ein diplomatisches Kunststück zu betrachten, das man dem unablässigen Andrängen des englischen Gesandten, Hrn. Disbrowe, wie einen Schild enthält. Das niederländische Ministerium ist ohnehin (s. die niederländische Ministerkrise Nr. 273 bis 275 vom v. J.) von den mannichfachsten Schwierigkeiten umringt; es soll unter großen financiellen Verlegenheiten die ganze Maschinerie der Staatsverwaltung umgestalten, und wenn es sich unter solchen Umständen die diplomatischen Plackereien vom Halse schaffen will, so kann man ihm dieß eben nicht sehr übel nehmen.

Hr. Lipman scheint sich also im Amsterdamschen Handelsblad ganz umsonst so heftig zu ereifern, indeß ist auch vielleicht von seiner Seite der Eifer nicht so ganz ernstlich gemeint, und man will bloß öffentlich zeigen, welche Stimmung im Lande durch die Anforderungen Englands erregt worden. Die Art der Abfassung, welche durchaus polemisch ist, und zeigt wie die Engländer selbst bei ihren neuerlichen Veränderungen nur durch ihre gut oder schlecht verstandenen Interessen geleitet wurden, deutet hierauf hin, denn von den niederländischen Colonien selbst ist fast nur beiläufig die Rede. Erinnert man sich, wie der holländische Vertrag mit England, der im Jahre 1837 auf zehn Jahre geschlossen wurde, schon damals der „englischen" Partei im Haag zugeschrieben wurde, wie Holland seit dem Ablauf desselben sich dem Abschluß eines neuen, von England wiederholt in Anregung gebrachten entzog, wie England sein materielles Uebergewicht in Indien auf eine schreiende Weise gegen Holland mißbrauchte, und zwar zu einer Zeit, wo Holland durch sein Verhältniß zu Belgien in der schlimmsten Verlegenheit war; erwägt man alles dieß, so kann man sich die Stimmung denken, welche in Holland gegen England vorherrscht, und die man unterdrücken muß, weil die Kräfte gar zu ungleich sind. In Holland gedenkt man aber noch der Zeit, wo Tromp und Ruyter den Canal fegten, und ist gleich deren Wiederkehr vorerst unmöglich, ohne einen Umschwung des Geschicks so gewaltig als der, welcher seit Einführung der Schifffahrtsacte in England eintrat, so fühlt man sich doch stark genug, Insulte nicht ertragen zu müssen, und es fehlt bloß an einem Rückhalt, den nur eine engere Verbindung mit Deutschland geben kann. Diese herbeizuführen liegt nicht in Hollands Macht, aber man folgt sichtlich den deutschen Angelegenheiten mit einer gespannten Aufmerksamkeit. Seit dem unglücklichen Vertrage, den der Zollverein im Jahre 1838 mit Holland schloß, und der eine Fluth von Schmähungen in der deutschen Presse gegen Holland zur Folge hatte — denn die Presse schlug auf Holland los, weil die Censur das Losschlagen auf Preußen untersagt hätte — ist man in Holland zur Einsicht gekommen, daß das Hinterland nicht mehr der willenlose Klumpen ist, als den es sich früher darstellte, und von diesem Augenblick an erkannte es, daß sein Schicksal unvermeidlich mit der Entwicklung der Dinge in Deutschland verbunden sey; mit jedem sichern, zukunftversprechenden Zustand Deutschlands hätte es sich vertragen können, aber mit dem Chaos, das trotz aller anscheinenden Ruhe in Deutschland schon geraume Zeit vor den Erschütterungen des Jahres 1848 herrschte, war kein Abkommen möglich, und Holland litt darunter fast so sehr wie Deutschland selbst, weil es fortdauernd in einer diplomatisch unsichern Lage war. Aber auch auf seine innern Angelegenheiten wirkte dieß Verhältniß zurück, denn sein Zoll- und Accisewesen lassen sich nie mit Sicherheit ordnen, solange sein Handelsverhältniß nicht festgestellt ist. Diese mannichfachen Verlegenheiten wurden der Stein des Anstoßes seit Jahren für jedes Ministerium, so daß man am Ende, großentheils freilich nicht mit Unrecht, den Grund des Uebels in den politischen Einrichtungen suchte. Jetzt sind diese geändert, die Macht der öffentlichen Meinung hat höchst achtbare, keineswegs revolutionäre, aber sehr entschiedene Männer ans Ruder gebracht, die Befürchtung aber, die wir schon früher ausgesprochen, daß auch sie der unmäßigen Aufgabe nicht gewachsen seyn möchten, scheint sich allmählich schon zu bestätigen.

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick stürzte die Menge aus den Hallen lärmend nach der Plaza Major. Was war die Ursache dieses raschen Aufruhrs? Ein allzu gewöhnliches Ereigniß in Mexico, ein Mord, der auf offener Straße begangen wurde. Man hatte den Mörder ergriffen, sein Opfer aufgehoben, und der düstere Zug bewegte sich nach dem nächsten Gefängniß. Dieses war gerade dasjenige, worin der Geliebte des jungen Mädchens eingesperrt war, und ich begriff nun leichtlich den Sinn der hoffnungsvollen Worte, welche an die China gerichtet worden waren. Die Procession, welche in diesem Augenblick über den Platz zog, hatte in ihrem halb komischen, halb kläglichen Anblick eine ganz örtliche Eigenthümlichkeit. Ein Cargador (Lastträger) ging voraus, auf seinen Schultern einen Stuhl tragend, der mittelst eines Riemens, welcher um seine Stirne lief, fest gemacht war, wie es bei den mexicanischen Lastträgern gebräuchlich ist; auf diesen war ein Mann oder vielmehr ein Leichnam festgebunden, der mit einer blutigen Decke umhüllt war. Der Mörder, zwischen vier Soldaten, folgte unmittelbar seinem Opfer. Müßige Neugierige und einige Freunde des Todten, welche, so gut es gehen wollte, ihren Schmerz ausdrückten, bildeten den Zug.

Von all' diesen mehr oder minder bewegten oder geschäftigen Menschen, war der Mörder ohne Zweifel der ruhigste, indem er mitten unter den Soldaten seine Cigarette mit wunderbarer Sorglosigkeit rauchte, und von Zeit zu Zeit Vorwürfe an sein Opfer richtete, welche dieser zu seinem großen Erstaunen unbeantwortet ließ.

Heda, sagte er, keine schlechten Späße, Panchito, du weißt wohl, daß ich nicht reich genug bin deiner Frau eine Pension auszubezahlen. Du magst dich immerhin todt stellen, ich laß mich von dir nicht anführen. Aber Panchito war wirklich todt, was auch der Mörder sagen mochte, und mich überlief ein Schauder, als diese häßliche Leiche, deren Augen in den glühenden Sonnenstrahlen starr offen standen, ganz nahe an mir vorübergetragen wurde. Der Liebhaber der Stiergefechte war ohne Zweifel mehr als ich an solche Schauspiele gewöhnt, denn er ging geradezu auf den Zug los, hielt ihn an, und indem er dem Mörder den Brief der China zeigte, sagte er zu ihm: Höre, du kennst gewiß den berühmten Pepito Rechifla?

Der morgen gehängt werden soll? Meiner Treu, es ist mein Gevatter.

Wohlan! da du nicht vor ihm hingerichtet werden wirst, so wirst du ihn alsbald im Gefängniß sehen und sollst ihm in meinem Auftrag diesen Brief übergeben.

Ach, Herr Cavalier, unterbrach ihn in diesem Augenblick die junge Mexicanerin, welche das Gesicht in Thränen gebadet und mit pochender Brust sich dem Mörder zu Füßen warf, indem sie auf antike Weise den Saum seines Mantels faßte; durch Christi Blut und das Verdienst der heiligen Jungfrau mit den sieben Schmerzen, vergeßt nicht ihm diesen Abschied zuzustellen. Ich bin so unglücklich nicht bis zu ihm gelangen zu können!

Ja, linda mia, ja, versetzte der Mörder, mit der Hand über die Augen fahrend, indem er seiner Stimme einen pathetischen Ausdruck zu geben bemüht war. Auch ich habe ein empfindsames Herz, und ohne diesen verdammten Panchito, der mir immer im Wege ist, wäre ich nicht hier, ich schwör' es euch; aber gebt eure Seele zufrieden, preciosita de mi alma!...

Digitized by Google

Ein Geldstück, welches der Freund der Stierkämpfe dem Gefangenen zuwarf, schnitt diese beredte Tirade ab, und die Soldaten beeilten sich nach dem Gefängniß zu marschiren. Der Zug verschwand bald um die Ecke des Ayuntamiento, während einige Frauen mit dem Zartgefühl, welches den Mexicanerinnen eigen ist, die junge China umgaben, aber ohne sie vermögen zu können, sich zu entfernen. Bald allen Bitten widerstehend, sah ich sie auf das Gefängniß zuschreiten, sich am Fuß der düstern Mauern niedersetzen, und dort unbeweglich, das Gesicht in den Rebozo gehüllt, verweilen. Der Liebhaber der Stiergefechte hatte sich in der Menge verloren und der Augenblick war endlich gekommen den Evangelisten zu befragen: ich klopfte dem Greise leise auf die Schulter.

Könnt ihr mir sagen, wo der Licentiat Don Tadeo Cristobal wohnt?

Don Tadeo Cristobal, saget ihr? aber der war ja im Augenblicke hier.

Hier! Don Tadeo?

Habt ihr nicht gesehen, mit welcher Gefälligkeit er es übernommen hat, dem Banditen Pepito Rechifla die Botschaft zukommen zu lassen, welche mir eine der hübschesten Chinas von Mexico dictirt hat?

Wie! der Mann mit dem Sombrero und dem rothen Mantel wäre Don Tadeo, der Licentiat?

Er selbst.

Und wo ihn nun wieder finden?

Ich weiß es nicht, denn er hat, um es recht zu sagen, eigentlich gar keine Heimath; er wohnt ein wenig allenthalben. Wenn ihr indeß mit ihm wegen eines dringenden Geschäfts zu reden habt, so geht noch diesen Abend zwischen neun Uhr und Mitternacht nach dem Callejon del Arco (Sackgasse der Arkaden), und ihr werdet ihn sicher im letzten Hause rechts vom Platze treffen. Ich dankte dem Schreiber, und nachdem ich ihm einige Realen als Zeichen meiner Dankbarkeit zurückgelassen hatte, wandte ich mich nach dem Callejon del Arco. Obgleich es kaum sieben war, war es mir darum zu thun vor Nacht das Haus aufzufinden, wohin ich mich zwei Stunden später begeben wollte. Die Erfahrung hatte mir gezeigt, daß ähnliche Vorsichtsmaßregeln in Mexico nicht unnütz sind, und diese Sackgasse war mir als einer der gefährlichsten Schlupfwinkel der Hauptstadt bezeichnet worden.

Der Anblick derselben rechtfertigte nur allzugut, wie ich mich bald überzeugen konnte, was man mir davon gesagt hatte. Das Häusergewirre, wozu die Hallen der Kaufleute gehören, welches unter dem Namen Impedradillo bekannt ist, bildet kein zusammenhängendes Viereck. Gegenüber, an der Seite der Kathedrale, die gegen Südwest gewendet ist, öffnet und senkt sich in den Impedradillo ein schmales Gäßchen; es ist dieß der Callejon del Arco. Er gleicht einer jener Höhlen, welche der Ocean zuweilen in den senkrechten Abhängen des Gestades auswühlt. Wenn man, noch geblendet von den Strahlen der Sonne, welche über den Platz ausströmen und sich an den weißen Mauern der Häuser und dem Granit der Trottoirs brechen, in dieses enge und dunkle Gäßchen dringt, unterscheidet das Auge erst allmählich eine andere Gasse, welche diese im rechten Winkel durchschneidet und mit ihr einen finstern Kreuzweg bildet. Hier, wie in den Höhlen am Meeresufer, hört man keinen Lärm von außen mehr, das Ohr vernimmt nur ein dumpfes klägliches Gesumme, das ebenso wohl dem Geheule der Wogen als dem Geräusch einer volkreichen Stadt gleicht. Einige Buden von Schustern, schwere, fest verschlossene Thüren, da und dort halb offene dunkle Eingänge erinnern allein daran, daß man sich in einer Stadt, mitten unter bewohnten Häusern befindet. Die Wände sind beständig feucht und nur zur Zeit der Sommersonnenwende fällt Mittags ein flüchtiger Sonnenstrahl vom glühenden Himmel kräftig in diese Sackgasse nieder. Dann erwacht auch hier ein wenig Leben bis zum Augenblick, wenn die Sonne den entgegengesetzten Wendekreis berührt und wieder alles in Schweigen und Finsterniß zurücksinkt.

Hier war es, in einem dieser düstern Häuser, wo ich den Mann finden sollte, der, wie man mir versicherte, allein eine Angelegenheit zu beendigen vermochte, vor der alle Rechtsgelehrten von Mexico zurückgebebt waren. Ich blieb wenige Augenblicke stehen, um mit Staunen diese Umgebung zu betrachten, die zur Wohnung eines Rechtsgelehrten so seltsam gewählt war; aber hatte mich die Episode, wovon ich Zeuge gewesen, nicht schon hinlänglich auf die Sonderbarkeiten des Don Tadeo vorbereitet? Wie sollte ich mir den familiären Ton mit dem Elenden erklären, dem er unter meinen Augen die Botschaft an Pepito Rechifla übertragen hatte? Wie mir die Beziehungen erklären, welche zwischen dem Banditen und dem Licentiaten zu bestehen schienen? Diese befremdliche Vertraulichkeit zwischen einem Mann des Rechts und einem Räuber und Mörder schien mir nach dem ersten Anschein von schlimmer Vorbedeutung. Dennoch bestimmte mich die Hoffnung endlich einmal eine zu lange schon hinausgeschobene Lösung zu erhalten, und ich verließ den Callejon del Arco, indem ich mir vornahm zwei Stunden später dahin zurückzukehren.

Die Nacht war da; es war eine jener Mainächte, wo die Klarheit des Mondes Mexico einen zauberhaften Anblick verleiht. Weiche Lichter fielen auf die bemalten Kirchthürme und die farbigen Façaden der öffentlichen Bauwerke nieder. Der Mondschein unter den Tropen entfaltet wollüstigen Glanz, von welchem man in unserm neblichten Klima keine Vorstellung hat. Auf der Plaza Major war das Gedränge nicht mehr so dicht wie vor Sonnenuntergang, es war ruhiger und stiller geworden. Die Spazierenden flüsterten nur mit leisen Stimmen, wie wenn sie gefürchtet hätten das Schweigen dieser klaren Nacht zu unterbrechen. Das Wehen der Fächer, das Rauschen der seidenen Gewänder, ja zuweilen ein weibliches Lachen, melodisch und rein, wie das Anklingen eines Kristallglases, bisweilen auch das Tönen eines fernen Glöckleins, unterbrachen allein diese große Stille. Verschleierte Frauen, in Mäntel gewickelte Männer, glitten wie Schatten über den Sand, der kaum unter ihren Füßen knisterte; ich traf hier, schlecht verhüllt unter dem faltigen Schutz der Volkstracht mehr als ein geheimnißvolles Paar, das die Lästerchronik der Salons rechtfertigte, und dessen Abwesenheit nur von den Zuschauern in der Komödie bemerkt werden konnte. Neben diesen jungen schönen Frauen gab es auch von denen, welche nach dem englischen Ausdruck sich auf die wolkige Seite der Dreißig neigen. Man begegnete überdieß einer guten Anzahl jener Doncellas Mansonas, jener Schönheiten von falschem Gepräge, von denen Perez de Guevara erzählt. Ich erwähne nicht jener Abenteurer, welche man allenthalben in Mexico findet, wahre Urbilder von Eisenfressern, deren Säbel und Sporen auf dem Pflaster klirrten. So war die fröhliche bunte Menge beschaffen, die sich zu der Stunde auf der Plaza Major drängte, als ich langsam und nicht ohne eine gewisse Unschlüssigkeit mich nach dem Callejon del Arco wandte.

Bei meinem ersten Schritte in dem finstern Gäßchen wehte mir ein kalter Luftzug, wie aus einer Kelleröffnung ins Gesicht, und machte mich erstarren. Ich verweilte einige Secunden an dem Eingang der Sackgasse, indem ich versuchte, an den vergitterten Fenstern oder Thüren der Häuser irgendeinen Lichtschimmer zu unterscheiden, aber alles schien erstorben und öde; ich faßte nun meinen Entschluß und tappte nach der Richtung des Hauses, das ich selben Tages aufgesucht hatte. Ich war bis an die erwähnte Kreuzstraße gelangt, als ein Geräusch von Schritten sich hinter mir hören ließ, und ich einen Mann sah der vom Platze kam und auf mich zuging; ich wollte auf die Seite gehen, weiß aber nicht wie ich mir die Beine in einem langen Rappiere verwickelte, das der nächtliche Spaziergänger bei sich trug; ich strauchelte und konnte einem Falle nur dadurch ausweichen, indem ich mich an seinem Mantel festhielt. Der Mann trat alsbald einen Schritt zurück, und das Klirren des Stahls benachrichtigte mich, daß er seinen Degen zog.

Cava de Dios! rief er, habt ihr es auf meine Person oder auf meinen Mantel abgesehen, ihr Herr Spitzbube?

(Fortsetzung folgt.)

Layards Ausgrabungen. In dem neulich (s. Nr. 77) mitgetheilten Schreiben eines Gehülfen Layards ist angegeben, es sey etwas höchst merkwürdiges aufgefunden worden, das er nicht nennen dürfe. Die neue Liter. Gaz. vom 23 März, will wissen, man habe einen Thron von Elfenbein, mit Gold eingelegt gefunden, wahrscheinlich den Thron der assyrischen Könige.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 80. 3 April 1850.

Die Sklavenhandelspolitik in England.

Ein seltsameres Gemisch von ächter und falscher Philanthropie, von Bornirtheit und schlauer politischer Berechnung, als die Sklavenhandelspolitik kann es kaum geben. Wer möchte läugnen, daß es Wilberforce und seinen Freunden Ernst war mit der Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei? wer aber möchte auf der andern Seite auch in Abrede stellen, daß die unsäglichen, seit 40 Jahren andauernden diplomatischen Verhandlungen über diese Frage und die aufgewendeten Kosten, die man vielleicht nicht zu hoch mit 40 Mill. Pf. St. anschlägt, von der englischen Politik nicht aus bloßem Enthusiasmus für einen philanthropischen Zweck aufgewendet wurden? Klar sahen die englischen Staatsmänner ein, daß wenn sie den Sklavenhandel in den englischen Colonien verboten, die Emancipation in nicht sehr ferner Zeit bevorstehe, und daß sie dann mit den Erzeugnissen derjenigen Länder, wo die Sklaverei und der Sklavenhandel fortdauerten, nicht mehr concurriren könnten; darum sollte der Sklavenhandel auch für die nicht englischen Länder, für Cuba, Portorico, Brasilien u. s. w. abgeschafft werden, und was die amerikanischen Länder dann an Colonialwaaren weniger lieferten, sollte von Indien aus geliefert werden, und der höhere Preis die aufgewendeten Kosten decken. Hier machte der Unternehmungsgeist der Holländer, welcher in ihren indischen Colonien die Production auf eine früher unerhörte Weise steigerte, einen Strich durch die Rechnung. Den gewaltigsten aber machten die Vereinigten Staaten, denn mit der Unterdrückung des Sklavenhandels betrieben die Engländer noch einen andern Zweck, den, sich eine rechtlich begründete Seepolizei zu verschaffen. Zu dem Ende wurde alles in Bewegung gesetzt, um ein europäisches Verdict gegen den Sklavenhandel zu erlangen, und dann durch die Rückwirkung desselben auf Nordamerika und durch in Aussicht gestellte Maaßregeln gegen dessen Seehandel auch dieses zu zwingen. Daher schon die Bemühungen auf dem Wiener Congreß und endlich die im Jahre 1841 zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen, Frankreich und England geschlossene Uebereinkunft zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Diese Uebereinkunft sollte Nordamerika vorgelegt, und dieß durch die Wucht der Gesammtmächte Europa's gezwungen werden. Aber eben damals befand sich England durch die afghanischen Vorfälle in großer Verlegenheit, Nordamerika weigerte sich, in Folge dessen trat auch Frankreich vom Vertrag zurück, und im J. 1842 mußte England in dem bekannten Ashburton-Vertrag den Nordamerikanern den oft erwähnten, von England aber bisher nie zugestandenen Grundsatz, „daß die Flagge die Waare decke," einräumen. Damit fiel die Aussicht auf eine allgemeine von England völkerrechtlich zu übende Seepolizei zu Boden, und was auch später noch geschah, um schwächere Mächte zu zwingen, z. B. Brasilien, dessen Angehörige man, so fern sie Sklavenhandel trieben, als Seeräuber behandeln wollte, blieb erfolglos.

So war also die ökonomische Berechnung Englands durch die Betriebsamkeit der Niederländer und die politische durch die Ausdauer und Festigkeit der Nordamerikaner vereitelt, und die Bewachung der afrikanischen Küste nur noch eine Ehrensache, die man, um nicht mit allen frühern Kundgebungen zu brechen, fortsetzen mußte. Dagegen aber stritten drei Umstände, erstens die Kostspieligkeit, indem sich die Kosten der Bewachung der Küste auf jährlich 5 bis 600,000 Pf. St. belaufen, zweitens die Erfolglosigkeit, und drittens die positiv schädlichen Wirkungen. Die Erfolglosigkeit ist seit Jahren offenkundig und durch parlamentarische Documente nachgewiesen, und die Schädlichkeit liegt darin, daß die Sklavenhändler, um den englischen Kreuzern zu entgehen, scharf gebaute Schiffe verwenden, was den Raum für die transportirten Sklaven vermindert, und durch das Zusammenpressen der Unglücklichen eine furchtbare Sterblichkeit an Bord zur Folge hat. Die Bewachung einer Küste vom Senegal bis über Angola hinaus ist ein Unding, und ächte Menschenfreunde, wie Fowell Buxton, erkannten auch frühzeitig, erstens, daß die Verhinderung des Sklavenhandels eine Chimäre sey, so lange derselbe einen so unmäßigen Gewinn abwirft, wie jetzt, wo der Verlust zweier Schiffe durch das glückliche Entkommen des dritten immer noch reichlich aufgewogen wird, und zweitens daß die Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse an der afrikanischen Küste durch den jetzt seit drei Jahrhunderten betriebenen Sklavenhandel sich nicht auf einmal heilen lasse, und daß man an der Civilisation Afrika's arbeiten müsse, indem man den Völkerschaften und Häuptlingen begreiflich mache, daß der Anbau des Bodens und der Absatz ihrer Producte sie sicherer als der Menschenhandel bereichere. Alles dieß aber kann nur das Werk einer längern Zeit seyn, und bei dem Stande der englischen Finanzen mußten sich mehr und mehr Stimmen erheben, daß die kostspielige Küstenbewachung nicht länger fortgesetzt werde.

Seit zwei Jahren haben sich die Parlamentscommittees, wenigstens die des Unterhauses, entschieden für die Aufhebung dieser Küstenbewachung ausgesprochen, und nun ist endlich der formelle Antrag ins Parlament gebracht worden. Von den drei Gründen, welche Lord John Russell für die Aufrechthaltung der Küstenbewachung anführte, ist nur einer haltbar: die plötzliche Aufhebung derselben würde für den Augenblick den Sklavenhandel stark vermehren, und durch diese vermehrte Sklaven-

Digitized by Google

arbeit den englischen Colonien, welche durch die Emancipation und das Zuckergesetz vom Jahre 1846 in so große Noth versetzt sind, abermals einen Schlag versetzen. Daß aber der Minister zu dem verzweifelten Mittel greifen mußte, seinen Anhängern, wenn sie in der Sache gegen ihn stimmten, mit seiner Abdankung drohen, zeigt die Schwäche des ganzen jetzt noch aufrecht stehenden Systems, und überdieß hat man in England selbst schlimme Glossen über diese Drohung gemacht: man hat nämlich vielfältig die Behauptung ausgesprochen, die ganze Politik der Regierung hinsichtlich des Freihandels stehe auf so schwachen Füßen, und habe die Minister so geneigt gemacht abzutreten, daß sie sehr gern den Anlaß ergriffen hätten, um in einer Frage, wo sie die Sympathie einer zahlreichen Classe für sich haben müßten, abzutreten, statt etwas früher oder etwas später in einer das Freihandelssystem betreffenden Frage zu fallen; denn es ist kein Zweifel, daß wenn sie in einer solchen Frage geschlagen werden, nicht nur sie alsbald und ziemlich schimpflich abdanken müssen, sondern daß auch das bisher krampfhaft von ihnen aufrecht erhaltene System zugleich fällt, um zum allermindesten eine sehr wesentliche Modification zu erleiden.

Sardinien im Jahr 1849.

Beschreibung der Insel. — Schilderung sardischer Sitten und Gebräuche ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie dem auch seyn mag, so scheint doch die außerordentliche Anzahl dieser Bauwerke zu beweisen, daß die Noraghe menschliche Wohnungen oder Gräber waren. Es gibt deren noch, wie man sagt, mehr als 3000, wovon die einen erhalten, andere zerfallen sind; wenn man die unberechenbare Zahl derer in Anschlag nimmt, welche wahrscheinlich während wenigstens 2000 Jahren durch die Bauern zerstört wurden, denn schon Aristoteles und andere alte Schriftsteller erwähnen ihrer als Gegenstände, deren Ursprung nicht auszumitteln sey, so ist es klar, daß ihre ursprüngliche Zahl weit die Bedürfnisse des Gottesdienstes oder der Vertheidigung des Landes überschritten haben mußte. Andererseits schien auch der Umstand, daß man sie häufig neben alten Grabstätten von einer seltsamen und übereinstimmenden Gestalt findet, anzudeuten, daß die Noraghe selber keine Gräber waren.

Ueber diese schwachen Nachweisungen hinaus ist alles nur Vermuthung. Die Kananeische Theorie des M. Tyndale, welche übrigens das Steckenpferd englischer Alterthumsforscher ist, kann eben sowohl beseitigt werden, wie die pelasgischen, iberischen und karthagischen Doctrinen, welche gewöhnlich unter den italienischen Philosophen mehr Haltung gewinnen. Vielleicht ist es nicht die unwahrscheinlichste Vermuthung, welche annimmt, daß die Noraghe Wohnungen von Hirten, zur Zeit der ersten Inselbewohner gewesen sind, welche gleich den Cyclopen auf Sicilien getrennt von einander in patriarchalischem Zustande lebten:

„Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbten Grotten, und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein, und Niemand achtet des Andern."

Weder unter der karthagischen Herrschaft, noch unter der römischen, hat Sardinien jemals Wohlstand noch Geltung erlangt. Es war unter den Römern nur wegen seiner Fruchtbarkeit und seiner Ungesundheit bekannt, eine Eigenschaft und ein Mangel, die es noch heute auszeichnen.

Wechselfieber verheeren regelmäßig zur Sommerszeit die Ebenen und Niederungen. Was auch die Erklärungen der Aerzte und Naturforscher über die Ursache dieser Krankheit seyn mögen, so ist es doch gewiß, daß in Sardinien, wie anderwärts, die aria cattiva sich unter dem Einfluß des Austrocknens der Sümpfe und der Cultur des Bodens allmählich verliert.

Was das im Alterthum so berühmte sardonische Lächeln betrifft, so sind unsere Nachforschungen darüber von eben so geringem Erfolge als die in Beziehung auf die vorerwähnte „intempérie." Die modernen Physiologen haben noch nicht das mindeste Licht auf die Natur der Giftpflanze geworfen, welche dieses Phänomen hervorbringt; eine Pflanze:

„widerlich und schädlich,
Deren Genuß unfehlbar tödtet;
Die eben so tückisch als seltsam
Des Sterbenden Antlitz verändert,
Es zum Grinsen und Lachen verzerrt,
Wie nie sonst der Tod es vermochte."

„Spiacevole e villana
La qual gustata senza fallo uccide;
E così come e' réa, e' molto strana;
Ch'en forma propria d'uomo quando ride
Gli cambia il volto, e scopre alquanto i denti;
Si fatto morto giammni non si vide."

Diese Ueberlieferung besteht noch fort in dem Lande, und M. Tyndale glaubt, daß der ranunculus sceleratus das Kraut sey, welchem man diese übertriebene Wirkung zuschrieb. Wir aber sind geneigt der Ansicht beizustimmen, welche die fragliche Erscheinung der Wirkung der intempérie beimißt, die auf schwache Constitutionen und bei Umständen, die der physischen Desorganisation günstig sind, ungefähr eben solchen Einfluß äußert wie die Cholera und andere Epidemien.

M. Tyndale erwähnt einer andern Nervenaffection, welche wohl zu derselben Familie gehören könnte, denn auch sie ist in dem ungesunden Theile der Insel nicht selten. Es ist die timorca, ein heftiger panischer Schrecken, welchem ein Nachlaß der physischen und moralischen Kräfte folgt, und deren Ursache die Einbildungskraft des Kranken ist, welche aber der Volksglauben dem unheilbringenden Einfluß eines Gegenstandes oder einer Person zuschreibt. Dieselbe Meinung ist auch in Sicilien verbreitet, wo die Krankheit „incanto" genannt wird. Natürlich gibt man ihr einen magischen Ursprung, und die Mittel, welche die Sarden dagegen anwenden, sind so widerlich, daß wir den neugierigen Leser auf den Bericht des M. Tyndale verweisen. Die Bergbewohner im Innern von Sardinien widerstanden größtentheils der römischen Herrschaft, wie sie sich auch gegen die neuere Civilisation und die Centralisation der Verwaltung bis auf diesen Tag gesträubt haben. Die wildeste Gegend der Insel ist die Umgebung des Gennar-Gentu (Janua Argenti, die silberne Pforte), des höchsten Berges derselben. Hier unterstützte Hampsicoras, der einzige bekannte sardische Held, die karthaginensische Herrschaft mit großer Hartnäckigkeit gegen die erobernde Republik. Seine Mitbürger wurden niemals völlig unterjocht, obgleich Tiberius Gracchus, welcher sie besiegte, ein großes Blutbad unter ihnen anrichtete. Dieselben Bergbewohner hielten während mehreren Jahren gegen die Kriegerschaaren des Justinian Stand, welche sie endlich auch zurücktrieben. Man glaubt, daß es zu jener Zeit war, wo ihre Sprache, den Griechen und Römern unbekannt, ihnen den Namen Barbaricini zuzog. Noch gegenwärtig wird der Bezirk Barbagia genannt. M. Tyndale sagt, daß sie unter Gregor dem Großen Christen wurden, allein

Digitized by Google

ihre Bekehrung muß sehr unvollkommen gewesen seyn, denn der Verfasser des Dittamondo spricht von diesem Volke, wie wenn es noch 700 Jahre später seine barbarische Sprache und seine heidnischen Gebräuche beibehalten hätte.

„Io viddi, che mi parve meraviglia,
Una gente ch'alcuno non l'intende,
Nè essi sanno qual ch'altri bisbiglia.
Quel che sia cresma e battesmo non sanno
Le barbacé gl'è detto 'n lor paese.
In sicura montagna e forte stanno.“

„Ich sah, und das schien mir ein Wunder,
Ein Volk, dessen Sprache niemand versteht,
Und das nicht versteht, was andere reden.
Noch weiß von Chrisma und Taufe,
Sie sprechen barbarisch zusammen,
Und wohnen hoch im Gebirge.“

Die Barbagia und der nächstliegende Bezirk von Ogliastro sind gegenwärtig noch die rohesten und eigenthümlichst sardischen Kantone der Insel. Hier sind die Gebirge von Banditi oder Fuor-Usciti bewohnt, nicht Banditi nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern von Männern, die um verschiedener Ursachen willen, hauptsächlich wegen Thaten, welche sich an die furchtbare Vendetta knüpfen, außer dem Gesetze stehen, die hier wie auf Corsika sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und ganze Dörfer und Districte entvölkert.

Der König, die Klöster und die Banditi erheben alle einen Zehnten von den Bauern, und haben das erste Anrecht auf ihre kleine Ernte. Zu Fonni, einer Stadt von 3000 Seelen, zählte M. Tyndale sechsundvierzig Geistliche, dreißig Banditi und sechs Rechtsgelehrte. Auf fünfundfünfzig Einwohner konnte nur Einer lesen und schreiben. Ungeachtet der Erpressungen, welche dieses Volk belasten, und worüber es sich natürlich sehr beklagt, scheinen diese dennoch keine zu übeln Folgen in den entfernten und abgelegenen Bezirken nach sich zu ziehen. Die Fonnesi, wie auch die Bauern anderer Gegenden, welche unter dem Drucke ähnlicher Gebräuche leiden, leben in einer Art von rauhem, aber allgemeinem Wohlstande.

Nach verschiedenen Mißgeschicken unter der Herrschaft der Griechen, Vandalen und Gothen wurde Sardinien von den Saracenen überfallen, und erst gegen Anfang des 11ten Jahrhunderts durch die Pisaner und Genuesen von dem Joche dieser letztern befreit. Man erkennt noch den pisanischen Styl an einigen Bauwerken, die augenscheinlich aus dieser Zeit herrühren, und welche man auf der Insel zerstreut findet; sie waren mit leoninischen Inschriften in unregelmäßiger Versart geschmückt, in welcher kurz vor der Zeit, wo die Lingua Vulgare durch die Schrift eingeführt wurde, der toscanische Geschmack sich hauptsächlich hervorthat. Die Einsetzung der sardischen Richter, das hervorstechendste historische Ereigniß dieses Landes, wird im allgemeinen den Pisanern zugeschrieben, allein dieß ist ein Irrthum. Die Richter werden schon in der sehr frühen Zeit Gregor des Großen erwähnt. Die Insel war in vier Giudicati getheilt. Die Richter waren nicht allein Gerichtspersonen wie ihr Titel es angibt, sondern sie waren Könige in dem ganzen Bereiche ihrer Gerichtsbarkeit. Ihr Amt war erblich, ohne Ausschließung der Frauen, bei mehreren Gelegenheiten regierten Giudicesse in der Insel. Sie wurden beinahe immer von den Pisanern eingesetzt, und waren entweder deren Vasallen oder deren erbitterte Gegner, auch hatten sie großen Antheil an der Regierung Sardiniens bis 1324, wo die Pisaner die Insel an Aragon abtraten.

Unter den aragonesischen Königen wurde das Feudalsystem vollkommen eingeführt. Die Stamenti oder Feudalstände wurden im 14ten Jahrhundert durch Peter den Höflichen auf gleiche Weise, wie in Aragon, zusammenberufen. Von nun an gehörte Sardinien zu der großen spanischen Monarchie bis zur Zeit des Friedens von Utrecht, wo jeder anfing dem zweiköpfigen Adler die Federn auszuziehen. Der erste Entwurf dieses Vertrags theilte die Insel dem Kurfürsten von Bayern zu, in der Folge wurde sie jedoch demjenigen Theil des spanischen Staatsguts zugeschlagen, welcher dem Kaiser zufiel.

Victor-Amadeus II, damals Herzog von Savoyen, scheint die Unbeständigkeit des Charakters, welche mehr als einmal den Fürsten seines Hauses zum Vorwurf gemacht wurde, und welche sie so sehr bereit machte politische Bündnisse abzuschließen und zu brechen, bis auf den höchsten Punkt getrieben zu haben. Kein Fürst, sagt schon Voltaire von Victor-Amadeus, hatte so rasch einen Entschluß gefaßt, wenn es galt Verpflichtungen zu brechen, die seinem Vortheil entgegen waren.

Man muß indeß zugeben, daß ein Fürst, dessen Länder zwischen Frankreich, Spanien und dem Kaiserthum lagen, sich nicht sehr gewissenhaft in politischen Dingen zeigen konnte. Er war überdieß einer der kühnen Berechner, welche keck nach dem höchsten Punkte zielen, und die zu gleicher Zeit stets bereit sind jeden Vortheil zu benützen, den sie aus einem Umschlagen des Spiels ziehen können.

Nach dem ersten Vorschlag, den die Whigpartei dem Friedensvertrag von Utrecht machte, hätte er Spanien und Indien erhalten sollen, und man sagt, daß es auf dem Punkte war, daß ein Handelsvertrag zwischen ihm und der Königin von England hätte unterzeichnet werden sollen als die Torypartei zur Regierung kam, und diese glänzende Vision schwinden machte. Statt Spanien erhielt der Herzog von Savoyen Sicilien.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die französische Nationalbibliothek

enthält eine Correspondenz der Littér. Gaz. 23 März kaum glaubliche Angaben. „Ich habe Ihnen kürzlich gemeldet, heißt es daselbst, daß in der Manuscriptenabtheilung der Bibliothek große Plünderungen stattgefunden haben; aber auch die Kartenabtheilung ist in gründlicher Unordnung, so sehr, daß einem Oberbeamten zufolge 25 Jahre erforderlich wären, um die Sache einigermaßen in Ordnung zu bringen. Es sind große Zimmer von oben bis unten mit Karten aus allen Ländern und Zeiten angefüllt, aber alles durch einander in vollständigem Chaos. Außerdem finden sich große Bündel der werthvollsten Karten, die während der Plünderung von der ersten Revolution zusammengerafft wurden und seitdem unberührt und unbeachtet dem Vermodern überlassen wurden. In andern Sammlungen, wo man mit Ordnung und Katalogisirung einen Anfang machte, sind scandalöse Entwendungen vorgefallen, und sollen Karten aus Bänden herausgeschnitten oder gerissen und zu Zeiten Bündelnweise fortgeschleppt worden seyn. Und nicht nur Karten und Manuscripte hat man gestohlen, sondern es besteht eine Sammlung, der man den ausdrucksvollen Namen die „Hölle“ gegeben hat, und die aus obscönen und abscheulichen Büchern aller Art besteht, die in verschiedenen Ländern und Zeiten gedruckt wurden. Diese Werke haben zum Theil einen großen Geldwerth, stehen wegen ihrer abscheulichen Beschaffenheit unter der speciellen Aufsicht des Vorstehers der Anstalt, und wurden nur an einige begünstigte Personen ausgeliehen. Seit einigen Jahren soll aber die Hölle nicht weniger als zwei Drittheile ihres Inhalts verloren haben.“

Digitized by Google

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte diese Stimme wieder zu erkennen, und beeilte mich zu antworten: Ich bin weder ein Dieb, noch ein Mörder, Señor Don.

Ich hoffte der Unbekannte werde meinem Gedächtniß zu Hülfe kommen und seinen Namen aussprechen; aber dem war nicht so, und indem er sich an die Thüre eines nahen Hauses anlehnte, fragte er mich barsch: Wer seyd ihr, und was wollt ihr von mir?

Ich suchte die Wohnung des Licentiaten Don Tadeo, antwortete ich, und wenn ich nicht irre, ist es das Haus vor welchem wir uns in diesem Augenblicke befinden.

Ah! Und wer hat euch dieses Haus angegeben?

Tio Lucas, der öffentliche Schreiber. Ich habe Don Tadeo in einer wichtigen Angelegenheit zu berathen.

Don Tadeo!.... wohlan, er ist es selbst, mit dem ihr redet.

Die Kleidung dieses Mannes, dessen Züge ich nicht unterscheiden konnte, war in der That gleich jener, welche der Liebhaber der Stiergefechte einige Stunden zuvor trug, und dessen wahren Namen Tio Lucas mir gesagt hatten. Ich beeilte mich Don Tadeo zu antworten, indem ich mir über die zufällige Begegnung Glück wünschte, und einige Augenblicke Gehör von ihm erbat.

Sehr gerne, erwiederte er; ich bin ganz bereit mich mit euren Angelegenheiten zu befassen, aber treten wir vorerst ins Haus, wir werden bequemer reden können. Zu gleicher Zeit klopfte er mit dem Griffe seines Rappiers an die Thüre, an welche er sich lehnte. Mein Beruf, setzte er hinzu, nöthigt mich einige Vorsicht zu gebrauchen; ihr werdet sogleich erfahren, warum. Verwundert euch nicht allzusehr über meine seltsame Behausung. Man wird euch gesagt haben, daß ich ein Original sey, und man hatte Recht ... Don Tadeo hielt inne, die Thüre des geheimnißvollen Hauses war mit großem Kettengerassel geöffnet worden. Der Thürsteher, eine Stocklaterne in der Hand, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Licentiaten, der mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Wir schritten rasch über den Zaguan oder Vorplatz; nachdem wir eine steile Treppe hinangestiegen waren, blieben wir vor einem Thürvorhang von Wollenzeug stehen, über dem ein Transparent mit riesenhaften Buchstaben angebracht war, auf welchem man die Worte: „Sociedad Filarmonica" las. Laute Stimmen, verwirrtes Geschrei drangen aus dem Saale, den diese hochtönende Ueberschrift ankündigte.

Sind das eure Clienten, Herr Licentiat, welche einen solchen Lärm machen? fragte ich Don Tadeo. Ohne mir zu antworten, hob dieser den grünen Vorhang auf, und wir befanden uns in einem weiten, schlecht beleuchteten Gemache. Ein breiter, mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch der von Spielern umgeben war, stand in der Mitte desselben. Nebst den an den Wänden hängenden Lampen vervollständigten vier Wachskerzen, hoch wie Kirchenlichter, die in blechernen Lichtstöcken standen, die Beleuchtung. Kleine Tischchen dienten den Zechern, welche nach ihrer Wahl Tamarinden- oder Rosenwasser, oder auch Branntwein von Barcelona tranken. Im Hintergrunde des Saales erhob sich eine hohe Estrade mit Leimfarbe angestrichen, über der eine wunderliche Trophäe von Baßgeigen, Waldhörnern und Clarinetten ohne Zweifel an die eigentliche Bestimmung der Anstalt erinnern sollte. Man kann sich meine Ueberraschung denken, als ich den Fuß in eine solche Kneipe setzte, im Augenblick, da ich in das Studirzimmer eines Rechtsgelehrten eingeführt zu werden glaubte. Auch schaute ich meinen Gefährten an, wie wenn ich ihn zum erstenmale gesehen hätte; es war wohl der Mann, den ich auf den Stufen des Circus und unter den Hallen der Kaufleute begegnet hatte, aber an seiner seltsamen Kleidung, mit seinem langen Rappier, seinem dichten struppigen Haarwuchs, sah Don Tadeo weit eher einem Banditen als einem Rechtskundigen ähnlich. Kaum hatte er einige Schritte in dem Saale gemacht, als er von zwei Individuen angeredet wurde, welche würdige Stammgäste dieser Höhle zu seyn schienen. Es war ein Riese von wildem Aussehen, welcher dem Licentiaten eine Hand, plump wie eine Hammelskeule darbot, und ihm auf spanisch mit auffallender englischer Aussprache sagte: Wie geht es dem Señor Don Tadeo?

Besser als denen, welchen ihr gram seyd, Meister Jose Pearce, entgegnete dieser, indem er auf den ihn Anredenden einen Blick fallen ließ, kalt und durchdringend, wie die Klinge eines Degens. Wißt ihr, daß euer Ruf nun in Mexico wie in Texas gemacht ist, seitdem ihr ......

Still! entgegnete der Amerikaner, sichtbarlich wenig begierig den Licentiaten seine Rede beendigen zu hören. Mit eurer Erlaubniß, ich komme euch um Rath zu fragen.

Sogleich, erwiederte der Rechtsgelehrte, ich muß den Vorrang diesem Cavalier geben, dem ich vor euch begegnet bin.

Verzeihung, hört mich zuvor an, Herr Licentiat, unterbrach der andere mit schielenden Augen und graulichen Haaren, der die mexicanische Volkstracht trug; auch ich habe euch um Rath zu fragen.

Du bist's, Navaja! entgegnete Don Tadeo, indem er den Mexicaner, der unter seinem strengen Blick bestürzt schien, mit den Augen maß. Handelt es sich beständig noch um diese schlimme Geschichte ....

Still! rief nun auch seinerseits der Mexicaner, wenn es euch gefällt, so werde ich der Dritte seyn.

Es hatte Don Tadeo genügt, auf zwei ohne Zweifel wenig erbauliche Episoden aus dem Leben seiner Clienten anzuspielen, um alsbald von ihrem ungestümen Drängen befreit zu seyn. Ich bewunderte diese Gewalt, welche mein Gefährte augenscheinlich um den Preis eines langen, vertrauten und gefahrvollen Verkehrs mit den schlimmsten Helden des mexicanischen Gaunerwesens erkauft hatte.

Wohlan, sagte endlich Don Tadeo, indem er sich zu mir wandte, kann ich nun erfahren, Herr Cavalier, wer ihr seyd, und welches Geschäft euch zu mir führt? Es muß sehr zarter Natur seyn, denn man nimmt meine Dienste nur in Anspruch, um Schwierigkeiten zu lösen, welche meine Genossen für unübersteiglich halten. Es wird auch ohne Zweifel einer dieser würdigen Rechtskundigen seyn, der euch gerathen hat, euch an mich zu wenden.

Ich nannte den Licentiaten, der mir den kühnen Muth und die scharfe Klinge des Don Tadeo gerühmt hatte. Dieser schüttelte den Kopf mit seinem gewohnten höhnischen Lächeln.

Es handelt sich, fuhr er fort, wie ich wohl sehe, um eine gefährliche Sache. Der Mann, welchen ihr mir nanntet, ist mein erklärter Feind, und er weist mir keine andern zu; ich habe da, wie ihr mir werdet gestehen müssen, ein seltsames Fach ergriffen. Darum mag es mir auch gestattet seyn, Abends in den Straßen etwas rasch nach dem Degen zu greifen; ich bin von Sevilla, und man hat nicht vergeblich einige Jahre seines Lebens unter den Haudegen der Vorstadt Triana zugebracht.

Ihr seyd Spanier?

Ja, gewiß, und bevor ich Rechtsgelehrter wurde, bin ich das gewesen, was man uracan y calavera (Sturm und Edelmann) nennt. Ihr seht in mir einen Studenten von Salamanca, dieser schönen Stadt, in welcher man schon vor Jahren folgenden Reim gemacht hat:

> En Salamanca la tuna
> Anduve marzo y abril;
> Ninnas he visto mas de mil
> Pero como tu, ninguna.
>
> In Salamanca in guter Ruh,
> Saß ich im März und April;
> Sahe der Mädchen mehr als viel,
> Aber nicht Eine wie du!

(Fortsetzung folgt.)

Der Feuervernichter. Am 21 März wurde zu London in dem Vauxhall Garten ein Versuch mit dieser Maschine gemacht. Ein leicht aufgezimmertes, mit Theer und Terpentin angestrichenes Gebäude wurde in Brand gesteckt, und brannte bald lichterloh. Nun richtete der Erfinder des Fire Annihilator eine seiner Maschinen, die nicht größer war als eine große Kaffeekanne, gegen den Brand, und warf einen Strom seines Gasdampfs hinein, der in einer halben Minute die Flammen und den Brand vollkommen dämpfte. (Shipp. Gaz. 25 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 81. 4 April 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien.

Von Erzerum die Richtung nach Osten nehmend, erreichen wir, in der Entfernung einer halben Stunde von den letzten Häusern der Stadt, die Hügelreihe, Dewe-Boyunu (der Kamelhals) genannt, die wir überschreiten um in die große Ebene von Pasin zu gelangen. Diese, ungefähr 14 Stunden lang und 2 bis 3 Stunden breit, wird durch den Araxes in zwei Begliks, Ober- und Nieder-Pasin, getheilt, welche zusammen an 190 unansehnliche, dermalen meistens von Muselmännern bewohnte Dörfer enthalten, da die christliche, nämlich die armenische Bevölkerung nach dem letzten russischen Feldzug größtentheils auf transkaukasisches Gebiet auszuwandern veranlaßt wurde. Diese Ebene ist übrigens fruchtbar an Getreide und enthält prächtiges Weideland. Auf unserem Wege nach der 6 Stunden entfernten Poststation Hassan-Oalä finden wir jedoch außer dem Dorfe Urudscha keine Ortschaft.

Unmittelbar von jener ersten Station haben wir den Fluß Hassan-Oalä-Ssuyu zu durchreiten, der nach starken Regengüssen und namentlich im Frühjahr so hoch anschwillt, daß oft die Verbindung mehrere Tag lang unterbrochen bleibt, da nirgends eine Brücke oder sonstiges Uebergangsmittel besteht. Bei meiner letzten Durchreise kam das Wasser den Pferden bis an die Schulter, obschon es über die Mitte des Monats Junius war.

Hier ist die Gabeltheilung der Straße nach Musch, die uns rechts, also südlich bleibt.

Hassan-Oalä, der Sitz des Begs von Ober-Pasin, muß nach den vorhandenen Ueberresten ehemals ein fester und nicht unwichtiger Platz gewesen seyn. Gegenwärtig ist die doppelte Ringmauer zum Theil eingestürzt, die massiven, mit Eisen beschlagenen Stadtthore sind in unbrauchbarem Zustand und können nicht einmal mehr gesperrt werden. Die Stadt liegt in Ruinen und ist verödet. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Festung, die aus den Zeiten der Genueserherrschaft herrühren soll, und, an 1500′ über die Stadt ragend, durch einen Sporen mit letzterer in Verbindung steht. Zahlreiche heiße Quellen, theils erdpech-, theils eisenhaltig, befinden sich am rechten Ufer des Flusses Hassan-Oalä, der Stadt gegenüber. Die Bäder sind in zwei kuppelförmigen Gebäuden enthalten, und man sollte glauben, daß schon diese dem Orte einiges Leben verleihen würden, was aber keineswegs der Fall ist, denn man kann sich kaum einen bewohnten Ort denken der menschenleerer ist.

Von Hassan-Oalä die Ebene von Pasin verfolgend, welche — im Sommer wenigstens — eine gute Fahrstraße darbietet und auch von den kreischenden Arben in zahlreicher Menge befahren wird, erreichen wir bei dem Dorfe Köprü-Köy die steinerne Brücke Tschoban-Köprüsü über den Araxes oder Aras. Dieser Fluß bildet sich hier durch die Vereinigung des Bin-göl mit dem Hassan-Oalä-Ssuyu, welcher letztere bereits in seinem östlichen Laufe den Kürd- und den Ketiwen-Ssuyu aufgenommen. Die Brücke ward erst im J. 1839 neu, aber wie es scheint sehr mangelhaft hergestellt, denn ich fand ein Joch bereits wieder eingestürzt und die Lücke durch ein hölzernes Gerüst ausgefüllt. Es läßt sich also voraussehen, daß binnen wenigen Jahren das ganze Bauwerk demselben Schicksal verfallen wird.

Die Straße nach Oars am linken Ufer lassend, geht es nun auf einer Strecke von 5 Stunden parallel mit dem und in geringer Entfernung vom rechten Ufer durch die Dörfer Emr-aküm, Mändiwän, Komasur, Yüs-weran und Vatan nach der Station Dely-Chodscha, 8 türkische Stunden von Hassan-Oalä, wo wir auf die frischen Postpferde warten müssen. Ich sage warten, denn es bietet sich hier dem Reisenden ein fataler Uebelstand dar. Früher befand sich nämlich die Poststation in Dely-Baba, zwei Stunden weiter, und da dieses Postwesen zugleich unentgeldliche Verpflegung aller mit der Post oder sonstigen einheimischen Reisenden nach sich zieht, so war letzterer Ort, wie Hassan-Oalä meines Wissens es jetzt noch ist, bis dahin von der Steuer des Ssaliyaneh befreit. Nachdem aber vor einigen Jahren die Auflage auch dort eingeführt wurde, erlangten die Einwohner im Wege der Entschädigung das Verlegen der Poststation, und die Statthalterei zu Erzerum fand nichts leichter als dieselbe mit der Poststation Chorassan zu vereinigen, welche die Straße nach Oars bedient, ohne im geringsten auf den Umstand Rücksicht zu nehmen, daß Chorassan am linken Ufer des Araxes liegt, daß zwischen beiden Ufern dort weder Brücke noch Fähre besteht, daß mithin das Weiterkommen gänzlich von dem Wasserstand, nämlich von der Möglichkeit abhängt, die nackten Pferde schwimmend über den Fluß zu bringen (daß es damit nicht immer sehr geheuer seyn muß, ward mir dadurch bewiesen, daß mein Ssürüdschü oder Postknecht an jeden Vorüberziehenden die Frage richtete: „wie ist der Aras?") und daß im gelindesten Fall ein bedeutender Aufenthalt entsteht. Das sind freilich für den nicht betheiligten Europäer, besonders für denjenigen der keine Aussicht hat je diese Strecke zu bereisen, sehr unerhebliche Einzelnheiten, allein sie gehören mit zur Schilderung der Straßenverhältnisse und liefern einen neuen Beleg — wenn es deren noch bedürfte — daß für die Statthalter der Provinzen das

Digitized by Google

Publicum und dessen Bedürfnisse Nebensache sind, und daß die Vermehrung ihrer Einkünfte jeder anderer Rücksicht vorangeht. Also hier abermals Rückschritt statt Fortschritt.

Dely-Chodscha ist ein kleines Dorf an beiden Ufern eines unweit von da in den Araxes sich ergießenden Stromes, und es hat eine angenehme Lage, am Ausgang des von diesem Gewässer durchströmten Thales, in welchem die Straße eine kleine Strecke weit sich fortzieht, und dann über ziemlich wildes Hügelland in ein anderes Thal führt, wo sich das von lauter Armeniern bewohnte Dorf (ehemals Poststation) Dely-Baba befindet. Man gewahrt hier einen gewissen Wohlstand, zahlreiche Heerden und gut angebautes Land, allein die Einwohner klagten sehr über den Druck des Ssaliyaneh, das in der That an diesem Orte eine verhältnißmäßig sehr hohe Ziffer betrug — wenn die Angabe richtig war — wie ich denn im allgemeinen wahrzunehmen Gelegenheit hatte, daß diese drückende Steuer auf den Dörfern der Christen immer am härtesten lastete.

In kurzer Zeit nach dem Abritt von Deli-Baba gelangen wir in das enge Thal Tschal-dereſi, das seinen Namen von dem ehemals dort befindlichen Dorfe Tschal bekommen. Dieses wegen den Räubereien der Kürden längst von seiner Einwohnerschaft verlassen, ist jetzt bis auf wenige Ueberreste verschwunden. Das Thal selbst, beiläufig 5 Stunden lang und gegenwärtig beinahe eine Wildniß, war vor noch nicht sehr langer Zeit durch die häufig dort vorkommenden Raubanfälle übel berüchtigt und wird noch immer als ein mißlicher Paß erachtet, und das ist wahrscheinlich der Grund, warum außer dem größtentheils von Kürden bewohnten Dorfe Dahara durchaus keine Ansiedlung sich darin befindet. Aber außerdem ist das Tschal-Thal wegen des tiefen Schnees im Winter und des abscheulichen Morasts zwischen Frühjahr und Hochsommer auch ohne die beständige Unsicherheit ein sehr schlimmes Stück Weges.

Am Ausgang des Tschal steigen wir über eine steile Anhöhe in die unermeßliche Ebene von Arisch-Cherd hinab, und erreichen nach einigen Stunden die Poststation Mollah-Ssüleiman, ein wiederum bloß von Armeniern bewohntes Dorf, das nicht mehr als 40 Familien zählt. Daſſelbe liegt fast am Fuße eines einzeln stehenden Gebirgskegels, Koſſeh-Dagh genannt, dessen Höhe über dem schwarzen Meer auf 8 bis 9000′ geschätzt wird.

Wir erblicken in der Entfernung von beiläufig zwei Stunden den Ort Thopraq-Qalâ, der vormals wenigstens dem Namen nach eine Veste gewesen seyn muß, und heute noch im Land als eine Stadt gilt. Derselbe enthält an 200 Häuser und liegt abseiten der Straße. Die Ebene von Arisch-Cherd, vom Mürad-Tschai oder dem östlichen Euphrat durchströmt, hat bis Dyadin gerechnet eine Ausdehnung von 20 Stunden, enthält herrliches Weideland, und wäre außerdem, wenn zahlreicher und besser bevölkert, einer großen Fruchtbarkeit fähig. Von den 30 in derselben enthaltenen Ortschaften, Thopraq-Qal'â inbegriffen, sind nur drei ganz oder zum Theil von Armeniern, die übrigen aber ausschließlich von Kürden und Therekemehs bewohnt; letztere sind ein aus dem Chanat von Eriwan herübergesiedelter zigeunerartiger Stamm von ziemlich zweifelhafter Ehrlichkeit. Noch vor 30 oder 40 Jahren war die Ebene von Arisch-Cherd mit einer Menge armenischer Dörfer besäet, deren mehrere 300 bis 400 Familien enthielten. Allein die Räubereien der Kurden, denen die Einwohner von der Regierung schutzlos preisgegeben sind, veranlaßte die Auswanderung der meisten armenischen Familien auf das russische Gebiet; daher die Entvölkerung und zunehmende Verwilderung dieses Distrikts.

Die Strecke von 7 Stunden zwischen Mollah-Ssüleiman und Qara-Kiliſſe bildet eine vollkommene Fläche ohne Wellungen voll entsetzlicher Moräste, welche oft zu Umwegen nöthigen, um eine Furth zu suchen. Ueber den Mürad-Tschai reitend — wo es zu gewissen Zeiten mit dem Uebergang wieder mißlich aussehen muß — erreichen wir unmittelbar darauf die Poststation Qara-Kiliſſe, ein schmutziges Dorf von 35 bis 40 Häusern, das von einer nur noch in der Erinnerung bestehenden dunkelfarbigen Kirche seinen Namen hat. Die Einwohner sind zwar Armenier von Nation und Religion, obschon sie sich nach kürdischer Art kleiden, auch meistens, selbst unter sich, kurdisch sprechen, und in ihren Sitten wie in ihrem Charakter mir nicht viel besser, wo nicht schlechter als irgend ein angesiedelter kürdischer Stamm erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Sardinien im Jahr 1849.

Beschreibung der Insel. — Schilderung sardischer Sitten und Gebräuche 2c.

(Schluß.)

Der König Victor-Amadeus feierte seine Krönung im Jahre 1714 am Tag des heiligen Thomas zu Palermo, mit einer Pracht, wie sie bis daher in Sicilien noch nie entfaltet worden war. Das Volk, so lange Zeit durch die spanische Herrschaft unterdrückt, begrüßte die Ankunft eines italischen Fürsten mit dem täuschenden Ausbruche volksthümlicher Begeisterung, welcher so oftmals die vergeblichen Befreiungsversuche auf jener Insel begleitet hat .... Allein durch die Besitzergreifung Siciliens zog sich Victor-Amadeus einen Handel mit dem Pabste zu. Nach dem was Voltaire darüber erzählt, dessen sarkastische Laune sich darin gefiel, große Ereignisse von nichtigen Ursachen abzuleiten, gab ein Korb mit grünen Erbsen Anlaß zu einem der ernstlichsten Zwiste, welche in den letztvergangenen Jahrhunderten zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt ausbrachen. Die Frage ob die Gemüse aus dem Garten des Erzbischofs von Lipas auf dem Markte eine Abgabe zu entrichten haben, setzte, nachdem sie von Rechtsgelehrten und Geistlichen vielfach abgehandelt worden war, bei welchem Anlaß denn auch das so sehr angefochtene Capitel von den klerikalischen Ausnahmen zur Sprache gebracht wurde, den Gerichtshof der Monarchie in Widerspruch mit den Bischöfen, brachte den Pabst gegen das Tribunal auf, und zog endlich ein Interdict über den größten Theil der Insel herbei. Victor-Amadeus erkannte bald, was viele andere Souveraine vor und nachher gleichfalls erkennen und einsehen mußten, daß ein bloßer diplomatischer Rechtstitel auf den Besitz eines Königreichs weit entfernt ist, auch das zu übermachen, was kaum alt angeerbte Rechte und die tief eingewurzelte Anhänglichkeit eines Volkes zu verleihen vermögen: nämlich die Macht, und die Kraft einen Kampf gegen die Kirche zu beginnen und fortzusetzen. Noch ehe die Unterhandlungen zu Utrecht die Angelegenheiten der verschiedenen europäischen Staaten geregelt hatten, wich ihm seine Insel unter den Füßen. Man sagt, daß er einen geheimen Briefwechsel mit Alberoni unterhielt, und daß wegen Bekanntwerdung dieser Thatsache die Mächte, welche die Tripel-Allianz abgeschlossen hatten, ihn fallen ließen. Wie dem auch seyn mag, der Herzog verließ die Insel 1718, und nachdem Sicilien nochmals das Schlachtfeld Spaniens und Oesterreichs geworden war, unterlag es dem Schicksal, das ihm Englands sieg-

Digitized by Google

reiche Flotte auferlegte, und wurde dagegen Sardinien an Victor Amadeus überlassen. Lord Mahon bemerkt, daß diese vielleicht die einzige Unterhandlung gewesen sey, bei welcher das Haus Savoyen keinen Vortheil gefunden habe.

Der traditionelle Ehrgeiz des Hauses Savoyen ist innig verbunden mit seinen traditionellen Vorzügen. Wir sehen es stets mitten in den Händeln Frankreichs, des Kaiserreichs, Spaniens und Oesterreichs, und von allen Seiten durch die günstigsten Versprechungen und den so lockenden Köder der Vergrößerung geschmeichelt. Seine Fürsten selber, durch Doppelheurathen mit den größten souverainen Häusern Europa's verbunden, haben gelebt wie arme Edelleute, denen Verwandtschaft Eintritt in reiche und prächtige Herrenhäuser verschafft, während die geistige Ueberlegenheit mehrerer unter ihnen über gleichzeitige Monarchen, die in der Hierarchie der Thronen höher standen, an deren Berathungen Theil zu nehmen sie zuweilen berufen waren, sie oft angespornt hat die Verhältnisse zu benützen, um sich auf Kosten mächtigerer aber minder fähiger Verbündeter zu vergrößern; die wiederholten Versuche zu größerer Macht zu gelangen, hatten übrigens auch manchmal Unfälle in ihrem Gefolge. Die ganze Geschichte dieses Regentenhauses ist voll wahnsinniger Unternehmungen, welche sich den Anstrengungen und den nachhaltigen Bemühungen beigesellten, die allein wahre Macht begründen können.

Wenn die ränke- und wechselvolle Politik von 1848 längst vergessen seyn wird, wird man sich Karl Alberts noch als des größten Wohlthäters Sardiniens erinnern. Er war der Urheber der Aufhebung des Feudalsystems, welche diese Insel bedrückte, und vollzog diese wichtige Verbesserung ohne Gewaltthat und ohne Ungerechtigkeit. Die Rechte der Feudalbesitzer wurden durch die Krone abgekauft und alle bestehenden Interessen sorgfältig gewahrt, während die Emancipation der Bauern vor sich ging. Dieses Feudalsystem, das, wie man sagt, von den Pisanern eingeführt wurde, war Jahrhunderte hindurch das Verderben Sardiniens. Seine schädlichen Wirkungen wie auch sein Druck wurden ohne Zweifel hier wie anderwärts übertrieben. Allein die Armuth, die von einem System unzertrennbar seyn mußte, nach welchem drei Viertheile des Bodens Eigenthum abwesender Edelleute waren, die meistens in Spanien sich aufhielten und dadurch sowohl die Bildung eines örtlichen Adels wie auch die Verbesserung des Zustandes der Bauern hinderte, hat nicht nöthig durch irgend etwas Erfundenes vergrößert zu werden.

Seit der Aufhebung der alten Verfassung im Jahre 1838 hat sich, wie in solchem Falle gewöhnlich bei den ärmern Classen, welche sich eine übertriebene Vorstellung von den Vortheilen der Emancipation gemacht hatten, einige Unzufriedenheit kund gethan. Die Zeit ist noch zu kurz, um den Fortschritt bemessen zu können, welche diese Maaßregel in Sardinien bewerkstelligen mußte; indeß kann man den Erfolg derselben gar nicht in Zweifel ziehen, da sie auf das Recht gegründet und nach den befriedigenden Erfahrungen durchgeführt wurde, die man in andern Ländern gemacht hatte. Sardinien befindet sich gegenwärtig zum erstenmal in einer Lage, welche ihm gestattet, die großen Vortheile zu benützen, womit es in Beziehung auf Lage, Boden und Klima begünstigt ist.

Die französische Niederlassung auf Neuseeland.

Seit Jahren hat man von dieser Niederlassung nichts mehr gehört, und man glaubte schon, sie sey von den englischen so gut wie verschlungen. Dem ist indeß nicht also. Die Revue de l'Orient vom Februar theilt folgendes darüber mit: „Die kleine französische Niederlassung von Akaroa auf der Halbinsel Banks befindet sich in günstiger Lage; sie hat seit zwei Jahren einen unausgesetzten Handel mit den Wallfischfängern getrieben, welche jetzt hier anlegen, und hatte mit Manayu, dem mächtigsten Häuptling der südlichen Insel, Verbindungen eröffnet und einen Vertrag geschlossen. Die Bewohner von Akaroa haben sich unter einander verständigt, um einen gewählten Rath zu bilden, der mit der Führung der Angelegenheiten der kleinen Colonie beauftragt ist. Diese Einrichtung wirkt sehr gut, und verspricht für die Zukunft noch bessere Folgen. Die Familien, welche sich in Neuseeland niederließen, sind sehr mit den französischen Missionären zufrieden, welche in Folge des Uebergewichts, das sie über die Eingebornen gewonnen haben, ihnen von großem Nutzen sind. Diese Missionäre haben mehrere Ackerbauniederlassungen gegründet, die in gutem Gedeihen sind; man hat den Weizenbau eingeführt, welcher mit der Zeit dem Lande sehr ersprießliche Dienste leisten wird."

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Fortsetzung.)

Auch ich, fuhr Don Tadeo nach diesem ächt spanischem Citat fort, habe Verse in dieser lustigen Stadt gemacht, ich habe sogar gesungen, und es war in Folge einer Serenade, die unglücklicherweise durch ein Duell unterbrochen wurde, wobei einer ums Leben kam, daß ich mich genöthigt sah in Neuspanien mein Heil zu versuchen. Ich hatte um es hier zu finden, zwei köstliche Eigenschaften, die selten beisammen sind; ich hatte die Jurisprudenz und die Fechtkunst gleich gut inne. Ihr selbst hattet Gelegenheit, zu erfahren, daß ich von meiner alten Fechterlaune nichts eingebüßt habe; aber es fällt mir eben ein, daß ich euch, Herr Cavalier, wegen meines Ungestüms von vorhin um Entschuldigung zu bitten habe. Es hat in der That wenig gefehlt, daß ich euch meinen Degen in den Leib gestoßen hätte. Erlaubt mir, daß ich zur Sühne meines barschen Angriffs euch Rosenwasser oder Rosoglio von Catalonien anbiete. Und ohne mir Zeit zu lassen ein Wort zu sagen, zog mich der Licentiat an einen Tisch, wo wir uns setzten. Mein Erstaunen wuchs, je näher ich mit diesem seltsamen Menschen bekannt wurde. Erst nachdem man uns bedient hatte, gab er es zu, daß ich ihm mein Anliegen vortrug, was ich so kurz und klar als möglich that.

Gut, sagte er, es handelt sich also um einen Schuldner, den ihr nicht habt auffinden können. Aber ihr wißt doch wenigstens seinen Namen?

Ja, es ist ein Mann, der, wie es scheint, euren Genossen sehr lebhafte Sympathien einflößt, denn keiner wagt es, sich mit seiner Verfolgung zu befassen.

Laßt ihn einmal hören, diesen schrecklichen Namen; ich bin neugierig, ob er denselben Eindruck auf mich machen wird?

Ich werd ihn euch ganz leise sagen. Mein Schuldner heißt Don Dyonisio Peralta.

Der Licentiat verzog keine Miene. Und wie viel schuldet er euch?

Vierzehnhundert Piaster.

Wir wollen, sagte nach einigem Schweigen Don Tadeo, nach der Terrasse dieses Hauses hinaufgehen, wo wir ungestörter sprechen können. Aber vor allem erlaubt mir, daß ich die beiden Bursche hier abfertige, die darauf warten. Euer eigenes Interesse erfordert, daß bevor wir unsere Unterredung fortsetzen, ich einige nothwendige Erkundigungen unter den anwesenden Gästen einziehe. Alles, was ich von euch verlange ist, daß ihr durchaus keine Ueberraschung blicken laßt, wenn ihr hier Dinge hört oder seht, die ihr nicht verstehen solltet.

Ich drückte dem Licentiaten die Hand und wir standen auf, um uns der Gruppe der Spieler zu nähern, welche, während wir uns unterredeten, sich bedeutend vergrößert hatte. Eine doppelte Reihe von Neugierigen umstand den grünen Tisch auf welchem die Piaster mit sehr verlockendem Klang umherrollten. Der Licentiat ging an seinen beiden Clienten dem Amerikaner und Mexicaner vorüber, indem er ihnen ein Zeichen gab, ihn zu erwarten, und schritt geradezu auf einen jungen Menschen

Digitized by Google

los, der unter den Zuschauern stand, und gierige Blicke auf den grünen Teppich heftete. Dieser junge Mann mit hagerem, gelbem Gesichte trug auf seinen langen, fetten Haaren einen kleinen Hut, der beinahe keinen Rand hatte, und um die Schultern eine sehr abgenützte Esclavina (kurzer Mantel). Es war das schöne Urbild des Advokatenschreibers, welcher bedauerte nicht auf einer Karte die ganze Habe seines Patrons verspielen zu können.

Ortiz, sagte der Licentiat, indem er ihm auf die Achsel klopfte, habt ihr bei euch, was man zum Schreiben bedarf?

Sicherlich, antwortete dieser, und zog aus einer Tasche eine Rolle, welche Papier, Feder und Tinte enthielt. Der Licentiat setzte sich in eine Ecke, schrieb einige Zeilen, faltete das Papier zusammen und übergab es seinem Schreiber, der auf die Weisungen, welche ihm sein Herr mit leiser Stimme gab, nur mit Kopfnicken antwortete und eilig den Saal verließ. Der Licentiat bat mich darauf noch einige Augenblicke Geduld zu haben, während er seinen beiden Clienten die versprochene Auskunft ertheilen würde, und ich mischte mich unter die Menge, die sich um den grünen Tisch drängte. Es war in der That ein anziehendes Schauspiel, diese Versammlung von Abenteurern jeder Art zu sehen, in welcher die sonderbarsten Typen der alten Spitzbubenromane sich ein Stelldichein gegeben zu haben schienen. Eine charakteristische Einzelheit fiel mir auf, und dieß war, daß der Bankhalter ein scharfes catalonisches Messer vor sich liegen hatte. Eine Belehrung, die er den Spielern gab, erklärte mir den Gebrauch, welchen er von dieser spitzen Klinge zu machen gesonnen war.

Ich mache die hier anwesenden Herren darauf aufmerksam, sagte er daß, wenn einer sich beifallen läßt, seinen Einsatz mit der Cassa zu vermischen, ich ihm ohne Gnade die Hand an den Tisch heften werde! Diese sonderbare Drohung schien niemanden weder zu überraschen, noch zu beleidigen, und ich schloß daraus, daß der von dem Bankhalter vorgesehene Fall schon mehr als einmal vorgekommen war.

Ungeachtet der wunderlichen Auftritte, deren Zeuge ich war, fing ich doch an die Zeit etwas lang zu finden, bis der Licentiat mich der Betrachtung des grünen Teppichs entzog, und mich in eine entlegene Ecke des Saales an einen Tisch führte, an welchen seine beiden Clienten, der amerikanische Riese und der schielende Mexicaner sich brüderlich niedergelassen hatten. Der Amerikaner leerte eben den letzten Rest einer Flasche catalonischen Refinos, während der Mexicaner an einem Glas Tamarindenwasser nippte.

Hier seht ihr, sagte mir der Licentiat mit einem bedeutsamen Blicke, zwei Cavaliere, die eure Bedenklichkeiten wegen der vierzehnhundert Piaster, die ihr mir schuldet, heben und bezeugen werden, daß ihr sie mir mit aller Gemüthsruhe bezahlen könnt, indem ihr mir euer Guthaben an den Herrn Peralta abtretet, der seine Unterschrift sehr gerne honoriren wird.

Ich habe das nicht gesagt, rief der Amerikaner mit rohem Lachen; ich weiß nicht, ob er sehr gerne bezahlen wird. Alles, was ich weiß ist, daß er bezahlen wird, oder ....

Sachte, unterbrach ihn Don Tadeo, von dem Augenblick an, da Peralta mein Schuldner wird, ist mir sein Leben kostbar, und ich erwarte, daß man Rücksicht darauf nehme.

Der Herr Peralta wird gerne bezahlen; ich schwör' es euch, sagte seinerseits der Mexicaner mit süßlichem Tone, indem er sein Rosenwasser in kleinen Zügen schlürfte als wär' es Feuer gewesen, während der Amerikaner sein Glas Refino in einem Zug wie Wasser leerte.

Daß er bezahle, ist alles was ich verlange, erwiederte der Licentiat; aber ist es nicht Pepito Rechisla, den ich dort unten mit meinem Schreiber sehe? Fürwahr, Ortiz hat seinen Auftrag gut ausgeführt. Der Name Pepito erinnerte mich an die hübsche China, welche ich so trostlos unter den Hallen der Kaufleute gesehen. Deßhalb betrachtete ich auch mit Neugierde den Mann, dessen Namen der Licentiat so eben genannt hatte. Es war einer jener Bursche mit brauner Farbe, wirren Haaren und frechem Gesichte, wie man sie nur unter den Zelten umherziehender Zigeuner oder in den Straßen von Mexico begegnet. Sobald Pepito den Licentiaten erblickte, lief er auf ihn zu und drückte seine Hände mit allen Zeichen tiefen Dankes. Ach! Señor Licentiado! rief er aus, ich werde nie vergessen, daß ich euch mein Leben zu verdanken habe. Ich war verurtheilt übermorgen erdrosselt zu werden, und ihr habt mich aus den Klauen des Juez de Letras (Criminalrichters) gerettet; denn Dank einigen Realen, die aus eurer Börse kamen, wurde ich in Freiheit gesetzt. Ja, Señor Licentiado, spielt nicht den Erstaunten; ich weiß es, daß ihr mein Retter seyd, euer Schreiber hat es mir gesagt.

Ortiz ist ein einfältiger Mensch, entgegnete ihm trocken Don Tadeo, aber ich freue mich demungeachtet über dein gutes Glück; denn Morgen früh hab' ich mit dir zu reden, und ich zähle auf dich. Hier hast du vorerst einen Piaster zu deinem Abendessen.

Laßt das! Ich bin niemals hungrig als wenn ich nichts in der Tasche habe. Wenn ich einen Piaster habe, setze ich ihn aufs Spiel. Und der Bursche wandte sich gegen den grünen Tisch. Der Amerikaner und Mexicaner erhoben sich gleichfalls und folgten ihm. Don Tadeo, der auf diese Weise von diesen Ungestümen befreit wurde, zog mich alsbald in eine Ecke. Ihr seht diese drei Männer, sagte er lächelnd; glaubt ihr daß es viele Schuldner gibt, die im Stand sind, solchen Mahnern zu widerstehen, zumal wenn es sich von einer Schuld handelt, die an den Licentiaten Don Tadeo abgetreten ist. Ihr habt mich ohne Zweifel verstanden, als ich in eurer Gegenwart auf dieser Cession bestanden habe; mein Name ist eine Waffe mehr, die wir in diesem gefährlichen Kampfe brauchen. Ist er beendigt, so werden die Früchte euch gehören, nach Abzug der Kosten des Feldzugs, die ihr mir gestatten werdet mit den Ehren des Siegs zugleich in Empfang zu nehmen.

Aber wie werdet ihr diesen Peralta auffinden? Bis jetzt war es mir nicht möglich auf seine Spur zu kommen.

Das ist meine Sache, und die Sache der drei Bursche, mit welchen ich euch diesen Abend bekannt gemacht habe. Der Dyonisio Peralta ist ein schlechter Zahler, aber ein sehr guter Fechter. Indeß, wir wollen sehen. Ich erinnerte alsdann Don Tadeo, daß es geschienen habe, er wolle ausführlicher über meine Angelegenheit mit mir sprechen, und bot ihm an nunmehr seine Neugierde in dieser Beziehung zu befriedigen. Im Grunde suchte ich aber nur eine Gelegenheit diesen seltsamen Menschen genauer zu beobachten und kennen zu lernen. Don Tadeo schien meine geheime Absicht zu errathen. Es ist halb eilf, erwiederte er mir, indem er nach seiner Uhr sah; ich bin zu eurem Befehle bis um Mitternacht. Steigen wir auf die Azotea (Terrasse), welche um diese Stunde verödet ist. Die Nacht ist schön, und ihr werdet mir euer Anliegen ohne Zeugen vorbringen können.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Lage des französischen Guiana. Seit der Emancipation haben sich die Neger beeilt die Wohnungen in den niedrig gelegenen Ländereien zu verlassen, um sich auf die hochgelegenen zurückzuziehen, wo der Zuckerbau nicht sehr ergiebig ist. So sind alle die schönen Plantagen in den Niederlassungen, welche auf Betrieb des berühmten Administrators Malouet hier angelegt wurden, verlassen; die Entwässerungscanäle und die Dämme sind aus Mangel an Unterhalt schon zu drei Viertheilen verloren, und eine wilde Vegetation bemächtigt sich aufs Neue dieses Bodens, den die betriebsame Industrie des Menschen bereits gegen sie und gegen das Wasser erobert hatte. (Revue de l'Orient. Februar.)

Die belgische Colonie Santo Thomas in Centroamerika, seit einigen Jahren fast verschollen, scheint sich in ziemlich guten Umständen zu befinden, denn sie erhält sich bereits selbst ohne Zuschuß von Belgien. So melden wenigstens die belgischen Blätter (Journ. du Comm. d'Anvers. 31 März) und theilen zugleich als einem Beweis des Wohlwollens, womit die Stadt Guatemala die Colonie behandelt, die Nachricht mit, daß durch ein Decret des Präsidenten der Republik, Mariano Paredes, am 26 Januar d. J. der Hafen von Santo Thomas zum Haupthafen des Staats am atlantischen Meer erklärt wurde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 82. 5 April 1850.

Die Zustände in Neapel.

(Aus einem Schreiben im Athenäum vom 23 März.)

Die geistigen Zustände Italiens haben von der politischen Reaction, welche während des letzten Jahres eingetreten ist, so viel gelitten, und leiden noch täglich so viel, daß wir wohl kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn wir an der Zukunft der Halbinsel fast verzweifeln. Jede Art Einfluß wird angewandt, um die Gesellschaft nicht bloß in den Zustand wieder zurückzuführen, in welchem sie vor der Revolution gewesen, sondern um sie noch entarteter zu machen. In dieser Hinsicht fallen einem unausgesetzt Thatsachen auf, die vor zwei Jahren ganz unmöglich gewesen wären. Treu meinem Wunsche Sie von allem, was die geistigen Belange dieses Königreichs betrifft, auf dem Laufenden zu halten, habe ich einige ungewöhnliche Einzelnheiten zusammengestellt, die kürzlich zu meiner Kenntniß gekommen sind, und auf deren Genauigkeit Sie sich verlassen können. Scheinen Sie Ihnen zweifelhaft, so gebe ich Ihnen wiederholt die Versicherung ihrer Genauigkeit, und sage Ihnen voraus, daß, wie jetzt die Dinge gehen, ich binnen kurzem noch weit Außerordentlicheres zu berichten haben werde.

Eine fast stygische Finsterniß hat sich über uns gelagert. Ich spreche zuerst von der Tagespresse. Ich weiß nicht mehr, wie viele Blätter während der Verfassungszeiten erschienen. Zwar war viel schlechte Waare darunter, immerhin aber schufen sie eine gewisse Geistesthätigkeit und regten zum Denken an, so daß sie begangene Fehler im Laufe der Zeit stets wieder gut machen konnten. Jetzt dagegen sind wir nur noch auf einige wenige angewiesen: das Giornale Costituzionale, das über Regierungshandlungen berichtet, inhaltlose und dürftige Notizen über fremde Länder gibt, und die Tage bezeichnet, an welchen gewisse Märkte abgehalten werden. Nach ihm kommt der Tempo, der anfangs keine Abnehmer hatte, dann aber von der Regierung empfohlen und an alle Beamten vertheilt wurde. Er ist sonach eine vollständige Regierungszeitung, und der Herausgeber, der seine politische Laufbahn als rother Republikaner begann, ist jetzt ein besonderer Günstling des Königs, sitzt in Anwesenheit Sr. Majestät, während Generalofficiere stehen, und weiß sich, neben seinen jährlichen 6000 Ducati, ein Hübsches durch Uebernahme von Regierungs-Contracten in die Tasche zu spielen. Der Araldo ist eine Militär-Zeitung, deren Zweck dahin geht, den König Ferdinand als den frömmsten, großmüthigsten und aufgeklärtesten Souverän seines Zeitalters, das neapolitanische Heer als die Bewunderung aller Nationen darzustellen. Von diesem Blatte werde ich ausführlicher sprechen. Neben diesen besteht der Omnibus, ein demüthiger Nachtreter der übrigen. Er nennt sich litterarisch und politisch, und füllt seine Spalten mit Auszügen aus den mit Ermächtigung der Regierung erscheinenden, der Straflosigkeit sichern Blättern. Die Nazione, welche bis zum letzten Augenblick dem Sturme getrotzt, ist seit einigen Tagen unterdrückt. Obwohl sehr schüchtern und vorsichtig in ihren Aeußerungen, und arm an Inhalt, ließ sie doch einen Artikel zum Abdruck gelangen, welcher das Mißfallen des russischen Gesandten erregte — und sie hörte auf zu erscheinen. Die Libertà e Verità ist das Organ der Priester, ein sonderbarer Titel für das Organ eines Systems, wie es von der Priesterschaft sanctionirt ist. Außer diesen Blättern hab' ich noch ein anderes gesehen, welches den Titel Diario di Pio Nono führt, und die Beschäftigungen Sr. Heiligkeit in jeder der vierundzwanzig Tagesstunden schildert. So viel in Bezug auf die Landeszeitungen. Was die in den Kaffeehäusern zugelassenen Blätter betrifft, so unterliegen sie natürlicherweise großen Beschränkungen, und mit Ausnahme einiger Amtsblätter trifft man hier kein italienisches Journal. Das Debats findet sich im Café Europa; in den übrigen Kaffeehäusern ist es, wie auch die „Presse", verboten, damit aber dem wißbegierigen Volk jede Quelle wahrer politischer Unterweisung verschlossen, so daß dieses in völliger Unkenntniß dessen bleibt, was in der Welt vorgeht. Für die gewöhnliche Landespresse ist zwar die Censur noch nicht wieder eingeführt, allein die despotische Brutalität der Polizei und ihre summarische Verfahrungsweise sind so groß, daß niemand etwas drucken lassen will. Besser wär' es, wenn eine Censur bestände, da, wie streng sie auch seyn möchte, die Leute doch nicht aus Unwissenheit fehlen könnten. Sollte jetzt überhaupt etwas unliebsames gedruckt werden, so würde die Polizei (wie sie es oft gethan) in die Werkstätte dringen, die Pressen versiegeln und den Drucker in Verhaft nehmen.

Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so ist dieß ein Gegenstand von so unermeßlicher Wichtigkeit, und sind die Fesseln, in die er geschlagen, so drückend, daß ich umständlicher darauf eingehen will. In einem neulichen Artikel gegen die Demokratie speit der Araldo über den Unterricht Feuer und Flammen. „Die sich so nennende liberale Partei", sagt er, „hat viel Unsinn über den öffentlichen Unterricht geschwatzt, und wünschte ihn sowohl hier als in Frankreich den Händen des Clerus zu entreissen; allein wer, fragen wir, steht auf festerem Boden — die Kirche welche seit achtzehnhundert Jahren bestanden hat, oder der Staat, welcher beständigen Wechseln unterworfen ist?" Da gibt es einen Minister des öffentlichen Unter-

Digitized by Google

richts — einen Bruder Carlo Troja's, der am 15 Mai 1848 Conseils-Präsident war, allein er ist, unähnlich seinem Bruder, ein abergläubischer, unwissender Mensch, ein Sklave der Priester. Man weiß von ihm, daß er eine Sammlung von Heiligen-Reliquien besitzt und in seinem Hause eine Privat-Capelle hat, wo er eine „trockene Messe (messa secca)" verrichtet, d. h. ohne Consecration der Hostie. Dieß ist der Mann den man ausersehen, das geistige Leben der beiden Sicilien zu leiten. Unter ihm besteht ein Rath des öffentlichen Unterrichts, der aus vier Personen zusammengesetzt ist, zwei Geistlichen und zwei Laien. Präsident dieses Rathes ist Monsignor Apuzzo, der Hofmeister des Kronprinzen. Diese versammeln sich so oft sie es für nöthig erachten, und erlassen ihre Willkürdecrete bezüglich dessen was gelesen, studirt und, wenn es möglich wäre, gedacht werden soll im Königreich beider Sicilien.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien.

(Fortsetzung.)

Obschon noch 24 Stunden von der persischen Gränze entfernt, muß man von hier an — und nach Umständen noch mehr westlich — schon unter Bedeckung reisen. Diese besteht immer aus kurdischen Lanzenträgern, die außer dieser Stichwaffe noch den Säbel umschlungen und Pistolen im Gürtel tragen, und welchen Schutz diese Krieger, die gelegentlich selbst Straßenraub treiben, gegen eventuelle Angriffe ihrer Stammverwandten gewähren, lasse ich dahin gestellt seyn. Man hat aber keine Wahl, denn von türkischem Militär ist außerhalb der Stadt Erzerum und gelegentlich zu Bayasid, wo sich aber nie mehr als ein Bataillon befindet, nirgends eine Spur zu erblicken.

Von Oara-Kilisse bis zur 12 Stunden entfernten letzten Station auf ottomanischem Gebiet, Dyadin (nämlich die letzte, wenn man die längere Straße über Bayasid und den dortigen schwierigen Gebirgspaß meiden will) verfolgen wir ununterbrochen das rechte Ufer des unweit Dyadin am obern Ende des Thales Selandere entspringenden Mürad-Tschai. In geringer Entfernung vom Dorfe Balassor, das uns rechts am linken Ufer bleibt, sieht man eine halb eingestürzte, also unbrauchbar gewordene steinerne Brücke, an deren Wiederherstellung natürlich niemand denkt. Einige Stunden von da finden wir aber eine andere derartige sehr massive und noch ziemlich erhaltene Brücke, der einzige Punkt auf diesem langen Strich des Mürad-thales, wo man ohne Gefahr zu verunglücken von einem Ufer zum andern gelangt, und es ist noch dabei zu bemerken, daß, da diese Brücke kaum 10 Minuten unterhalb des Klosters Uetsch-Kilisse sich befindet, sie wahrscheinlich von dessen Gründer erbaut worden und von dessen Einkünften unterhalten wird.

Das armenische Kloster Uetsch-Kilisse, eine Pertinenz von Etsch-miasin, ist eine dem h. Gregor gewidmete Stiftung, die sich vom Anfang des 4ten Jahrhunderts herschreibt. Das Schiff der Kirche — ein ehrwürdiges großes Gebäude — ist zwar sehr finster, weil die meisten Fenster zur Befestigung des Ganzen zugemauert worden, aber der einzige Theil des Klosters der sich noch in leidlichem Zustand befindet. Letzteres selbst liegt halb in Ruinen, und die gefängnißartigen Zellen mit viereckigen Löchern als Fenster bieten eine erbärmliche Unterkunft — wie ich es bei meiner vorigen persischen Reise erfahren. Die Klosterbrüder (Keschisch), mit dem Vorsteher angefangen, sind sämmtlich von der grassesten Unwissenheit, und man versichert keiner unter ihnen sey im Stande die wenigen Bücher in alt-armenischer Sprache zu lesen, die in einem Winkel der Kirche aufbewahrt sind. Ein Dutzend Pachthäuser sind um das Kloster zerstreut, das außerdem noch ansehnliche Ländereien und zahlreiche Heerden besitzt, aber durch die Ueberfälle und Brandschatzungen der Kürden schrecklich ins Mitleid gezogen wird.

Von Uetsch-Kilisse haben wir den Mürad-Tschai auf der Furte zu durchreiten, um wieder auf die Straße zu kommen — wenn man nicht das sicherste Mittel vorzieht bis zur Brücke zurückzureiten — eine Passage die nicht immer gefahrlos ist, und es sind von hier noch 3 Stunden nach Dyadin, eine Strecke die, da die Straße gut und ganz flach ist, meistens sehr schnell zurückgelegt wird.

Dyadin ist ein großes, meistens von Kürden bewohntes Dorf, das mit starken Mauern umgebene Schloß ist ungefähr einen Flintenschuß vom Orte entfernt und steht in wagerechter Richtung mit diesem. In jenem, die Residenz des Statthalters — wahrscheinlich zugleich Grundherr — damals ein Kürde Namens Mehemed-beg, war bloß die Abtheilung des Harems in bewohnbarem Zustande, der Pferdestall im Posthause versprach mir also bessere Unterkunft. Es muß nämlich hier bemerkt werden, daß der Reisende, welcher in diesem Theile Kleinasiens im Fall ist in den Posthäusern zu übernachten, gewöhnlich kein anderes oder wenigstens kein besseres Quartier findet, als einen viereckigen freien Platz am Eingang des Pferdestalls — der zur Abwechslung bisweilen auch eine Anzahl Büffel und Kühe enthält — mit einer Brustlehne gegen das Vieh hin zur Sicherung gegen unwillkommene Berührungen mit Huf und Horn. In diesem improvisirten Diwan-Chane wird nun ein Filzteppich ausgebreitet, Nachts eine mit Leinöl getränkte Lampe an einen der Pfähle gehängt — und die Einrichtung ist vollständig. Man thut insoferne besser sich mit solchem Unterkommen zu begnügen, als man in diesen Pferdeställen nicht so sehr durch Ungeziefer und schlechte Gerüche gequält wird als in den Häusern, auch bei kalter Witterung, die sich in diesem Hochlande Nachts fast immer einstellt, wegen der Nähe des Viehes besser gegen das Frieren geschützt ist. Ein anderer Vortheil besteht darin daß man unabhängiger ist, als wenn man bei der Behörde oder bei einem andern Insassen wohnt, wo man die genossene Gastfreundschaft einigermaßen remuneriren will, die Dienerschaft zu beschenken hat, und durch das „an wen?" und „wie viel diesem, wie viel jenem?" fast immer in Verlegenheit kommt. Im Posthause hingegen läßt man was zum Essen gehört, kaufen, bezahlt auf der Stelle dafür, und weiß daß man bei der Abreise nicht mehr als 5 Piaster für Quartier und Bedienung zu bezahlen hat, womit man die Leute sehr zufrieden stellt, denn Türken und Perser geben jedenfalls weniger. Der Reisende, besonders wenn er der Landessprache mächtig ist, hat darum keineswegs zu besorgen daß er sich selbst überlassen bleibt; kaum hat er sich seiner Reiterstiefel entledigt und sich überhaupt ein wenig bequem gemacht, so kann er darauf rechnen den Besuch aller Honoratioren des Ortes die einer nach dem andern kommen, zu empfangen, und bis zum Schlafengehen nicht einen Augenblick ohne Gesellschaft zu seyn. Obschon Dyadin eine kurdische Ortschaft ist, wo man fast nur Kürden sieht, habe ich dort einen ziemlich gutmütigen Schlag Menschen gefunden.

Unmittelbar nachdem wir diesen Ort verlassen, fangen wir

Digitized by Google

an das Gebirg zu besteigen, welches das Mürabthal von der Ebene von Bayasid trennt. Hier betraten wir eine wilde, öde Gegend, bestreut und umgeben von Basaltfelsen, die den unerfreulichen Anblick einer Landschaft nicht mildern, die ganz den Stempel eines Schlupfwinkels von Räubern trägt. Vor uns haben wir die beiden, bis in den Hochsommer von der Spitze bis zum Fuße bedeckten Kuppen des Ararats (Aghri-Dagh). Auf ungefähr halbem Wege nach Bayasid ist eine Straßenverzweigung, wo wir die Richtung dieser Gränzfestung verlassen, um, rechts uns wendend, einen etwas kürzern und minder beschwerlichen Weg nach der persischen Gränze einzuschlagen, den ich übrigens dießmal schon deßhalb wählte, weil ich bereits bei meiner vorigen Reise durch Bayasid gekommen war.

Bayasid hat eine abschreckende Lage, mitten unter Felsen und in einer Vertiefung des Gebirges. Die Häuser sind eines über das andere gebaut, und sämmtliche Straßen — wenn wir ihnen diese Benennung geben können — ohne Ausnahme von einer Steilheit, die wohl in keiner Stadt Vorderasiens übertroffen wird. Die Einwohner sind ein roher, ungeselliger Schlag Menschen, in deren ganzem Wesen der zurückstoßende Anblick ihrer Localität sich spiegelt. Der Palast des Pascha, auf dem höchsten Punkt der Stadt gelegen, aber selbst von den Anhöhen, woran er sich lehnt, beherrscht, weßhalb die Russen, welche im letzten Feldzuge dieser Anhöhen sich bemächtigt hatten, den Platz trotz seiner festen Lage bald in ihre Gewalt bekamen, — dieser Palast ist eines der schönsten und solidesten Gebäude unter allen Statthalterresidenzen im türkischen Reiche, und selbst jener des Pascha's von Bagdad kann sich nicht mit demselben vergleichen. Der Statthalter von Bayasid, Behlul-Pascha, ist der Sohn des berüchtigten Mahmud-Pascha, dessen Gewaltthätigkeiten und Raubthaten ihn zum Schrecken des Landes gemacht hatten, desselben, der verrätherischerweise Hrn. Jaubert, damals auf einer Sendung nach Persien begriffen, aufheben ließ und Monate lang in einem unterirdischen Kerker gefangen hielt, wo er unvermeidlich auf gräßliche Weise verschmachtet wäre, wenn nicht der wie durch eine Art von Wunder plötzlich eingetretene, sonderbare Tod jenes mit dem Titel eines Pascha's geschmückten Banditen den Gefangenen unverhofft befreit hätte. Die Würde eines Pascha's von Bayasid hat sich durch mehrere Menschenalter in dieser Kürdenfamilie fortgepflanzt, deren Mitglieder die eigentlichen Beherrscher des Landes sind. Dieses Verwaltungssystem hat bis noch vor kurzer Zeit in den meisten entfernten Provinzen des türkischen Reiches gegolten, welche der Art factisch nicht mehr Theile des Staates, sondern eben so viele kleine Staaten unter der oft nur dem Namen nach bestehenden Oberherrschaft der Pforte bildeten.

Von dem Punkte, wo ich die Straße nach Bayasid verließ, gelangte ich bald zu einem Lager der Halderanlü-Kürden, die sehr friedfertig schienen und bei denen ich also eine halbe Stunde zu einem Imbiß verweilte.

Die Gegend verliert bald etwas von ihrem bisherigen wilden Charakter seit der Abreise von Dyadin, und wir sehen hie und da einige Saatfelder, die zu dem Dorfe Oara-Känt gehören, dem einzigen bewohnten Orte auf dieser directen Route von Dyadin nach Owadschik. Einige alte Thürme bei diesem Dorfe scheinen auf einen ehemals befestigten Platz zu deuten.

Wir fangen wieder an zu steigen, und links von der Anhöhe öffnet sich ein schönes Thal mit dem üppigsten Graswuchs, wo ich aber auch in der Ferne ein Lager der Tschellali-Kürden erblickte, des wildesten unter allen Nomadenstämmen, welche sich in diesem Gränzgebiete herumtreiben und unter dem Patronate Behlul-Pascha's die Gegend in fortwährender Unsicherheit erhalten. Hier ist der Vereinigungspunkt der Straße über Bayasid.

Von jener Anhöhe steigen wir in das Thal Oasl-göl hinab, das links nahe an der Straße durch eine abgeplattete Felswand und rechts durch ein ziemlich hohes Gebirg gebildet ist. Dieser Paß ist, und zwar nicht ohne Grund, der übelberüchtigtste in dieser gesetzlosen Gegend, und nirgends sieht man die Postknechte, und selbst die Reiter der Bedeckung, ängstlicher den Gesichtskreis erspähen.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung der Chinesen nach Amerika.

Gegenwärtig gibt sich in den südlichen Provinzen von China eine außerordentliche Auswanderungsbewegung nach Amerika kund. Die Punkte, nach denen sich der Blick der chinesischen Colonisten hauptsächlich richtet, sind Californien wegen seines Goldes und die Provinz Costarica wegen des baldigen Beginns des Nicaragua-Canals und der Eisenbahn von Chagres. In Californien werden die Fokinesen leicht mit den Auswanderern von europäischer Abkunft concurriren, denn sie sind an harte Arbeiten und Entbehrungen gewöhnt und ausnehmend ausdauernd. Aber für die Auswanderer der Provinz Canton, wo das Klima tropisch ist, gewährt die Provinz Costarica um so größere Vortheile, als die Goldminen hier nicht fehlen, und die Verbindung zwischen beiden Meeren den Werth der Naturproducte bedeutend erhöhen wird. Bis jetzt hat noch keine Compagnie daran gedacht diese Auswanderung der Chinesen im Großen zu benützen, und doch wäre es ein großes Mittel für den Erfolg von Colonien, die wie Costarica zu einer großen Zukunft bestimmt sind. (Revue de l'Orient. Februar.)

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Fortsetzung.)

Oben auf der Terrasse verweilten wir vorerst einige Augenblicke in schweigender Bewunderung. Zu unsern Füßen dehnte sich die alte Aztekenstadt mit ihren Kuppeln und zahllosen Thürmen aus, wunderlich vom Monde beleuchtet. Ganz in unserer Nähe warf die Kathedrale den doppelten riesenhaften Schatten ihrer Thürme auf die ungeheure Plaza Major. Weiterhin erhob der Parian [1] seine schwarze Masse mitten aus den lichten Räumen, welche das nächtliche Gestirn erleuchtet, gleich einem dunkeln Fels in den schimmernden Meereswogen. Etwas ferner unterschied man die zierliche Kuppel von Santa-Teresa, die fünf Kuppeln des Franciscanerklosters, die Thürme der Augustiner und der Bernhardinerinnen, und hinter diesem majestätischen Gewirre von Zinnen, Kuppeln und Thürmchen verrieth sich die Ebene durch die weißlichten Dünste, die aus den Seen aufstiegen, und gleich einem glänzenden Heiligenschein die Stadt umhüllten.

Don Tadeo brach zuerst das Schweigen, indem er einige Fragen über die Angelegenheit an mich richtete, die er zu einem ersprießlichen Ende zu führen übernommen hatte. Ich beeilte mich ihm zu antworten, indem ich mir vornahm ihn dahin zu bringen, mir über sich selber einige Mittheilungen zu machen, die zu hören ich sehr begierig war; allein der Licentiat war in ein schweigsames Träumen versunken, und ich verzweifelte schon daran sein zurückhaltendes Schweigen brechen zu können, als der befremdlichste Zufall mir zu Hülfe kam. Es war das Geläute einer fernen Glocke, das sich plötzlich wie eine geheimnißvolle Klage aus dem tiefen Schweigen der Nacht erhob. Bei diesem Tone schüttelte Don Tadeo rasch den Kopf, dann barg er sein Gesicht, das sich mit Todesblässe überzog, in beide Hände; endlich faßte er meine Hand, und ins

[1] Ein altes Gebäude, worin ein Bazar gehalten wird, dem Tempelmarkt zu Paris ähnlich.

Digitized by Google

dem er mich mitten in der Auseinandersetzung meines Anliegens unterbrach, rief er aus: Hört ihr nicht die Glocke?

Ja, in der That, antwortete ich, und wenn ich mich nicht täusche, ist es die Sterbeglocke des Klosters der Bernhardinerinnen.

Im Kloster der Bernhardinerinnen! wiederholte der Licentiat mit seltsam bewegter Stimme. Im Kloster, sagt ihr?

Ganz gewiß, ich kenne die Richtung des Schalles, und kann mich nicht täuschen.

Wohlan denn, so laßt uns hinuntergehen. Dieser Schall thut mir wehe.

Warum hinuntergehen? Zieht ihr nicht diesen schönen Mondschein den räucherigen Lampen der schrecklichen Spielhölle vor, aus der wir heraufgestiegen sind. Der Licentiat antwortete mir erst nach langem Schweigen. Die Glocke, deren Geläute immer deutlicher wurde, übte augenscheinlich auf meinen Gefährten eine Art von Einfluß oder eher einen fast unbegreiflichen Druck aus; ich weiß nicht, ob Don Tadeo am Ende mein Erstaunen bemerkte, oder vielleicht gab er einem mächtigen Bedürfniß sich mitzutheilen nach, indem er meine Hand ergriff und mitten unter halb erstickten Seufzern die befremdlichen Worte ausstieß: ihr müßt mich anhören; diese Todtenglocke tönt mir niemals ins Ohr, ohne daß ich wie in einem wirren Traume die traurigsten Episoden meines Lebens sich vor mir entrollen sehe. Ihr werdet über nichts mehr in meinem Wesen erstaunen, wenn ihr das furchtbare Ereigniß kennen werdet, das dieses Trauergeläute mir zurückruft.

Ich gab dem Licentiaten ein Zeichen, daß ich bereit sey, ihn anzuhören, und er erzählte mir folgendes mit einer Kaltblütigkeit, welche seine rasche Aufwallung, die sich zu so schmerzlichen Gefühlen gesteigert hatte, auf keine Weise erwarten ließ.

Im Jahr 1825 — es sind seitdem (1835) eben jetzt zehn Jahre her, wurde in Mexico ein Mordversuch begangen. Es geschieht dieses in der Hauptstadt nur allzu häufig, und wenn die öffentliche Aufmerksamkeit sich länger bei diesem Ereignisse verweilte, war es hauptsächlich wegen der Umstände, von welchen es begleitet war. Dank der Befremdlichkeit dieser Umstände, nahm dieser Mordversuch, anstatt nur mit kurzen Worten auf der Seite der Tagesblätter erzählt zu werden, unter den mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, welche während mehr als einer Woche die müßigen Einwohner von Mexico beschäftigen, eine Stelle ein: ein sonderbares Geheimniß waltete über dieser Unthat. In einer frühen Tagesstunde als der Paseo de Bucareli [1] noch verlassen war, hielt ein Miethwagen an einer abgelegenen Stelle der Promenade. Der Kutscher war abgestiegen und hatte sich rücksichtsvoll entfernt, als ob er den Zweck dieser Morgenfahrt errathen hätte. War es ein Mann oder eine Frau, den dieser Wagen de Providencia, ihr wißt daß in Mexico die Miethkutscher so genannt werden, zu einem verliebten Stelldichein führte? Die sorgfältig niedergelassenen Vorhänge verboten jegliche Vermuthung hierüber, aber man erfuhr später, daß sich in demselben ein junges Mädchen von blendender Schönheit befand, welche, der creolischen Eitelkeit nachgebend, sich bei dieser Gelegenheit mit allen ihren Juwelen geschmückt hatte. Die Creolinnen sind so thöricht, wie ihr wohl wißt, für ebenso reich als schön gelten zu wollen, aber dieses Mädchen war, so sehr es sich auch bemühte, doch noch schöner als reich. Einige Augenblicke waren vergangen, da nahte sich ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, dem Wagen. Der Schlag öffnete sich bei seinem Herankommen, und schloß sich dann ebenso rasch wieder. Eine Zusammenkunft dieser Art ist bei den mexicanischen Sitten so gewöhnlich, daß der Kutscher sich nicht darüber verwundern konnte, er legte sich auf den Rasen unter den Pappeln nieder und schlief bald fest ein. Als er wieder erwachte, stand der Wagen noch an derselben Stelle, wie zur Stunde, da er eingeschlafen war, aber der Schatten der Pappeln fiel gegen Morgen, ein Zeichen daß die Sonne bald unterging, und der Abend dem Morgen gefolgt war. Es war um die Zeit, zu der sich der Paseo mit Spaziergängern füllt. Der Kutscher verwunderte sich, daß er so lange geschlafen hatte; er lief an den Wagen, rief und schloß, als er keine Antwort erhielt, die Thüre auf. Nun bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick dar. Auf die Kissen zusammengesunken lag das junge Geschöpf in einer Ohnmacht, die durch das Blut, womit der Wagen überströmt war, sich nur allzuleicht erklärte. Das Blut kam aus einer tiefen Wunde, welche der Dolch irgendeines erfahrenen Banditen geschlagen hatte; die Wunde erschien beim ersten Anblick tödlich. Von allen Diamanten die auf der Brust und in den Ohren der jungen Creolin geschimmert hatten, war nicht Einer zurückgeblieben. Das unglückliche Weib hatte statt eines Liebhabers nur einen Mörder gefunden, und der Raub war dem Morde gefolgt. Das Geschrei des Kutschers rief bald die Menge herbei, unter welcher sich zum Glücke ein Arzt fand, der entdeckte, daß das Opfer noch lebte. Man brachte sie in das nächste Kloster. Dieses Kloster war das der Bernhardinerinnen. Sobald diese erste Pflicht der Menschlichkeit erfüllt war, begann die Aufgabe des Gerichtes; allein während die Aerzte durch umsichtige Sorgfalt die Unglückliche wieder zum Leben brachten, sahen die Richter ihre Nachforschungen gegen den Mörder nicht mit demselben Erfolge gekrönt. Man nahm zuerst den Kutscher fest, mußte ihn aber bald wieder frei lassen, nachdem man seine völlige Unschuld erkannt hatte. Dann wurde ein junger Spanier verhaftet, dessen Bewerbungen und Aufmerksamkeiten für die junge Creolin für niemanden ein Geheimniß geblieben waren. Dieser erfuhr auf diese Weise zugleich die Untreue und den Tod derjenigen, welche er sich zur Gattin erwählt hatte. Es war ein fürchterlicher Schlag (hier bebte Don Tadeo's Stimme merkbar) und es fehlte wenig, daß er den Verstand darüber verloren hätte. Nach Jahresfrist wurde der Spanier aus Mangel an Beweisen freigelassen; allein die Gerichtskosten hatten sein Vermögen aufgezehrt, und sein Herz war seiner theuersten Hoffnungen beraubt worden. Er erfuhr nun, daß diejenige, welche ihn betrogen hatte und die er für todt beweinte, zwar noch lebte, aber daß sie der Welt entsagt, und in demselben Kloster, das sie nach dem Ereigniß auf dem Paseo aufgenommen, den Schleier genommen habe. Er machte keinen Versuch sie wieder zu sehen; aber sein ganzes Bestreben, alle seine Gedanken waren auf Einen Punkt, die Rache, gerichtet. Die mexicanische Justiz hatte den Mörder nicht auffinden können: er entschloß sich die allzu frühe eingestellten Nachforschungen wieder aufzunehmen, und da einen Erfolg zu finden, wo die strafbare Nachsicht der Gerichte ihn für unmöglich erklärt hatte.

Hier machte der Licentiat eine Pause; die Todtenglocke der Bernhardinerinnen tönte immer fort, und ich begann die Bewegung zu begreifen, welche dieses klägliche Getöne in ihm erweckte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gewehrsalve zu Ehren eines römischen Tribunen. Ein Anachronismus und doch wahr! Am 4 März 1849 war die Garnison von Batna an den Ruinen von Lambösa versammelt vor einem römischen Grab, und erwies durch eine Bataillonssalve die militärischen Ehrenbezeugungen dem Führer der dritten augustanischen Legion, Titus Flavius Maximus. Die Sache ging so zu. Man hatte im Februar 1849 das Grabmal desselben noch ganz erhalten, aber durch ein Erdbeben erschüttert entdeckt; es drohte den Einsturz und Oberst Carbuccia kam auf den Einfall, es herstellen zu lassen, und so dem Andenken des Führers der dritten augustanischen Legion, der vor 1500 Jahren in diesem Lande commandirt, die letzte Ehre zu erweisen. Das Grab wurde abgebrochen, die Steine sorgfältig numerirt, die fehlenden und mangelhaften ersetzt, und bei dieser Arbeit fand man eine Art von bleierner Graburne vor, die, sobald sie mit der Luft in Berührung kam, sogleich in Stücke zerfiel. Sie enthielt eine kleine Glaslampe, ein zerbrochenes Thongefäß, und endlich etwas Asche, worunter noch einige erhaltene Knochen. Diese Ueberreste wurden statt des Bleiüberzugs in einen Zinküberzug eingeschlossen, und nach der Bestimmung des Grabes denselben die militärischen Ehren erwiesen. Oberst Carbuccia scheint ein großer Freund der Alterthumskunde: auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung wurden die Ruinen von Lambösa, Thamagadis, Diana Veteranorum (Zatna) von Thubuna (Tubna) und Agaus durchforscht, und allerlei interessante Alterthümer, unter andern auch eine ganz erhaltene Statue, eine große Seltenheit in Afrika, gefunden. (Revue arch. März.)

[1] Oeffentlicher Spaziergang zu Mexico.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 83.

6 April 1850.

Assyrische Studien

Die Alterthumsforscher werfen sich jetzt mit einer gewissen Gier auf diesen neu entdeckten Zweig. Raum und Zweck dieser Zeitschrift erlauben uns nicht, diesem Studium in einer andern Weise zu folgen, als indem wir die Art des Ganges derselben und etwaige Resultate in Kürze anführen. Die Revue Archéologique vom März d. J. enthält zwei Aufsätze von Saulcy, der sich namentlich durch seine phönicischen Studien einen Namen gemacht hat. Der erste derselben enthält eine, freilich wohl zum Theil errathene, Uebersetzung von 85 Linien Inschrift am Boden der Thore des Palastes von Khorsabad, worin die Thaten Sardons, d. h. des Assarhaddons der Schrift, aufgezählt werden; natürlich finden sich eine Menge Völker- und Personennamen, darunter auch wahrscheinlich Jerusalem (Irschalem), Samarien (Schamrin) u. s. w. Jedenfalls ist eine wenn auch noch beschränkte Anzahl Namen auf diejenigen zurückgeführt, welche wir theils aus der heiligen Schrift, theils aus den griechischen Schriftstellern, theils aus ägyptischen Denkmalen kennen. Der zweite Aufsatz enthält „Bemerkungen über die Namen der assyrischen Könige", wie sie Layard bekannt gemacht hat. Hier ist Hr. Saulcy bemüht, die Namen, wie wir sie aus Ctesias, Georgius Syncellus, Ptolemäus und Moses von Chorene kennen, mit denen der Inschriften in möglichste Uebereinstimmung zu bringen. In wie weit ihm dieß gelungen, darüber wagen wir kein Urtheil, jedenfalls geht aber eine wichtige Schlußfolgerung aus diesen Vergleichungen hervor, und diese ist, daß allerdings die genannten Schriftsteller bei der Abfassung ihrer Werke nicht bloß willkürliche Fabeln und zerstreute Volkssagen, sondern ächte Quellen vor sich hatten und deßhalb mehr Beachtung verdienen, als man ihnen bis jetzt geschenkt hat. Wie weit dieß geht, kann man daraus abnehmen, daß der alte assyrische König Teutamus oder Tautames (in den Inschriften Utama) in die Zeit des trojanischen Kriegs hinaufreicht, und derselbe ist, der den Trojanern Hülfe gesendet haben soll.

Die Zustände in Neapel.

(Schluß.)

Ich komme nun zu denen, die im Unterrichtswesen angestellt sind. Welche Bestimmungen werden bei der Auswahl dieser Leute als Richtschnur genommen? oder vielmehr, was wird als nothwendig erachtet, um sie hiezu geeignet erscheinen zu lassen? Zuvörderst stellt die Polizei eine strenge Untersuchung an über ihre Vergangenheit; sind sie so glücklich, daß sie keine Feinde haben und daß sich keine freisinnigen Meinungen an ihren Namen hängen, so werde sie als zulässig erkannt für die Prüfung „im großen Katechismus" — der eine umfassende und strenge Darlegung des römisch-katholischen Glaubens enthält — und in demjenigen Zweige der Litteratur und Wissenschaft, in welchem sie Unterricht ertheilen sollten. Diese Prüfung wird von dem Rath der Vier geleitet von denen man sonach annimmt, daß sie mit dem ganzen Umfang der Wissenschaft vertraut sind. Die Folge war, daß viele, die sich einer solchen Prüfung nicht unterwerfen wollten, ihrer Stellen entsetzt wurden. Eine meiner Freundinnen sagte mir neulich, sie habe einen ausgezeichneten Professor, der ihren Kindern Unterricht ertheilt hatte, gefragt: welche Prüfung er habe bestehen müssen, ohne daß sie eine Zeitlang im Stande gewesen, eine Antwort aus ihm herauszulocken. Endlich habe er ihr widerstrebenden Herzens gestanden: „die im großen Katechismus." Was den in den Schulen eingehaltenen Unterrichtsgang betrifft, so werden Sie sich nun wohl denken können, daß er mit jedem Tag in engere Gränzen eingezwängt wird. Ein Lehrer sagte mir, seine Standesgenossen erwarteten allgemein, daß man die Geschichte gänzlich aus dem Studienplane streiche. Das Lesen „der Abenteuer Telemachs" ist verboten, und der Unterrichts-Rath ist nun mit der Abfassung eines Verzeichnisses derjenigen Bücher beschäftigt, die seiner Meinung nach ohne Gefahr eingeführt werden können. Diese Thatsachen, in Verbindung mit einer andern — daß nämlich die Provincial-Lyceen jetzt unter die unmittelbare Oberaufsicht der Jesuiten gestellt sind, welche alle alten Lehrer entfernt haben — werden genügen um Ihnen zu zeigen, wie es mit dem öffentlichen Unterricht hier zu Lande steht, und welche Aussichten auf geistige Ausbildung die heranwachsende Generation in Neapel hat. Hand in Hand mit diesem beschränkenden Unterrichtssystem geht die Censur, welche über Einführung von Büchern und Karten in Neapel ausgeübt wird. Diese Censur ist an keine Vorschriften gebunden; denn obgleich wir einen „Index Expurgatorius" besitzen, bildet er, wie leicht darzuthun wäre, nicht im geringsten einen Leitfaden. Die Revisoren desselben sind wiederum die nämlichen wie vor zwei Jahren, so daß sie, neben ihrer Unwissenheit und ihrem Aberglauben, jetzt noch obendrein unter dem bequemen Einfluß persönlichen Rachegefühls handeln. Von der Beschlagnahme meiner eigenen Bücher, die überdieß mehrere Jahre lang im Lande gewesen waren, habe ich Ihnen bereits früher gesprochen. Ich muß Ihnen jetzt von denen eines Freundes, eines lange in Neapel lebenden Handelsmanns, sprechen. Seine Bücher kamen vor etwa drei Monaten hier an, und die Zollgebühren wurden sofort bezahlt. Allein trotz wiederholter Gesuche lieferte man die Bücher nicht ab,

Digitized by Google

und ertheilte erst in letzter Woche eine Antwort — einen mündlichen Bescheid nämlich, daß dieselben, mit Ausnahme von zweien, nicht ausgeliefert werden könnten. Siebenunddreißig Bücher wurden zurückbehalten, unter Anführung des Grundes, daß sie „religiöse Artikel" enthalten könnten. Diese Bücher waren das Westminster, das Edinburgh und das Quarterly Review. Selbst Chateaubriands Werke wurden eine Zeitlang zurückbehalten; deßgleichen die „Pickwick Papers", wobei wahrscheinlich das Wort Club einige Besorgniß eingeflößt hatte. Ich war Zeuge der argwöhnischen Neugier, mit welcher Chateaubriands „Geist des Christenthums" vor einigen Tagen von zwei Priestern in einem alten Bücherladen an der Mola untersucht wurde. Es ist in der That unmöglich Ihnen einen genauen Begriff von der Wachsamkeit zu geben, welche rücksichtlich der Bücher und alles dessen ausgeübt wird, was auch nur die entfernteste Beziehung auf die Religion haben könnte. Unter andern jetzt unbedingt verbotenen Werken will ich der in Turin bei Pombon erschienenen Encyclopedia Popolare erwähnen. Vor zwei Jahren war sie erlaubt, allein seitdem sind die Dinge wundervoll zurückgegangen, und wenn dieß so fortdauert, so wird die nächste Generation um ein halbes Jahrhundert hinter der jetzigen zurückstehen. Die Folge von all dem ist, daß der Buchhandel zu Grunde gerichtet wird. Die eigenen Worte eines achtbaren Buchhändlers werden diesen Zustand am besten schildern; er sagte zu mir: „die Launenhaftigkeit der Censur ist so groß, daß wir nicht wissen was wir bestellen sollen; wir bestellen daher nichts, oder so gut als nichts. Schauen Sie meine Bücher durch, und Sie werden kaum etwas über Geschichte finden. Ich getraue mir nicht solche Bücher zu halten." Murray's „Central-Italien" ist unter den verbotenen Büchern. Dieß ist ein trauriges Gemälde des geistigen Zustandes und der Aussichten des Landes; es zeigt mit grellen Farben wie hinterlistig und gefährlich die Politik der herrschenden Gewalten ist.

Um meinem Gemälde den letzten Firniß zu geben, sage ich Ihnen noch, daß die Freisinnigsten und Aufgeklärtesten im Lande die Flucht ergriffen haben, oder verhaftet, oder ihrer Stellen entsetzt sind. Richter und Advocaten, Professoren und Männer der Wissenschaft — gleichgültig. Viele leben jetzt in äußerster Armuth und Dürftigkeit. Unter den neuesten Amtsentsetzungen an der Universität sind: Tommasi, Professor der Physiologie; Capocci, Professor der Astronomie und Director der königlichen Sternwarte, so wie ein anderer, dessen Namen ich nicht kenne. Ritter Avellino, rühmlich bekannt durch seine antiquarischen Forschungen, ist kürzlich mit Tod abgegangen. Die „Schule der Nackten" ist so eben geschlossen worden, jedoch unter gewissen Beschränkungen. Dieß ließ sich erwarten, nachdem man die „Tänzerinnen" vom Theater San Carlo mit grünen Hosen bekleidet hatte. Wer weiß ob die Priester in ihrer verständigen Rücksicht für Schicklichkeit und Moralität nicht bald Befehl ertheilen zur Bekleidung der Statuen in der Villa?

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien.

(Fortsetzung.)

Wenn ich durch meine Erfahrungen und Beobachtungen bei zweimaliger Bereisung dieser Hauptstraße des Verkehrs zwischen Trapezunt und Persien zur Ansicht mich berechtigt fühle, es wäre wünschenswerth, daß diesem für den europäischen Handel mit letzterem Lande so wichtigen Transit ein besserer Verbindungsweg geöffnet würde, so leuchtet diese Ansicht nicht allein aus den vorerwähnten Localhindernissen, sondern auch aus dem politischen Zustand der durchzogenen Gegend hervor, welcher einem Verkehr, wo bei jedem Transport für den Werth von Millionen, an Baarschaft oder reichen Waaren, ohne Versicherung den Wechselfällen der Straße ausgesetzt sind, keineswegs die entsprechende Sicherheit und Beruhigung darbietet. Ich will hier des Umstandes nicht erwähnen, daß auf der langen Strecke von mehr als 110 türkischen Stunden zwischen Trapezunt und der persischen Gränze außerhalb den Städten Erzerum und Bayasid das Land gänzlich von Militär entblößt ist, sondern die 24 Stunden Weges von Kara-Kilisse bis zur Gränze — was ich nun einmal den Gränzbezirk nennen will — factisch neutraler Grund sind, wo die Kürden wie in erobertem Lande hausen und ungestraft auf offener Straße plündern oder die Dörfer überfallen und ausrauben, ein Sachverhalt der schon durch die vielen verlassenen Ortschaften, durch die weiten verödeten Strecken urbaren Landes und die zunehmende Entvölkerung sich kundgibt. Es gehört wahrhaftig seitens der betheiligten einheimischen Kaufmannschaft orientalischer Fatalismus dazu, um sich unter den obwaltenden mißlichen Straßenverhältnissen jeder Art ruhig schlafen zu legen, mit dem Bewußtseyn daß man dort ansehnliche Capitalien auf dem Wege hat, die sich auf langen Strecken ohne Straße, durch Sümpfe und Moräste ohne Dämme, über Flüsse ohne Brücken noch Fähren, und in Gegenden wo halbwilde Raubstämme nach Willkür schalten und walten, durcharbeiten müssen. Es gibt Zeitpunkte, wo die Karawanen nur in bedeutender Anzahl und mit Bedeckungen von je 300 bis 400 Reitern den Gränzdistrict zu durchziehen wagen. Der einzelne Reisende kann dort im günstigsten Fall nicht weniger als drei berittene und bewaffnete Kürden zu seinem persönlichen Schutze mit sich führen — nach Umständen kann er deren auch 20 und mehr bedürfen — was schon an sich eine Brandschatzung ist, da man diese Leute wie die Postpferde zu je 2½ Piaster für die einzelne Stunde bezahlt, und außerdem dieselben ohne ein kleines Geldgeschenk schicklich nicht entlassen kann, weil sie zu diesem Dienste commandirt sind, und von dem im voraus bei der Abreise erlegten Escortgeld wahrscheinlich wenig oder nichts zu sehen bekommen. Es ist überhaupt insofern ein Mißbrauch und ein Mißstand, daß die Bezahlung der Schutzwache auf den sogenannt Beschützten lastet, als, wie oben angedeutet, der Beg oder sonstiger Ortshäuptling den erlegten Betrag einsteckt, und man daher zur Muthmaßung berechtigt ist, daß es seinem Interesse nicht zuwider ist, wenn in dem Gebiete unter seiner Gerichtsbarkeit zuweilen einige Raubfälle sich ereignen.

Am Tage vor meiner letzten Anwesenheit zu Dyadin hatte ein solcher in der Umgegend stattgefunden, weßhalb man mir schon aus dem Grunde 6 Dschäbälli aufbürden wollte — was ich mir jedoch nicht gefallen ließ und bei dreien blieb. Ich fragte nun ob nichts geschehen, um der Thäter habhaft zu werden? „Masch-Allah!" — antwortete man — „wer wird ihnen denn nachjagen und ausfindig machen, zu welchem Stamme sie gehören?" — und die Sache hatte dabei ihr Bewenden!

Auf ihren Streifzügen unternehmen die Kürden nicht leicht einen Angriff, ohne daß ihre numerische Stärke doppelt oder dreifache diejenige der anzugreifenden Partei beträgt, und da ihre Ueberfälle außerdem immer jählings und mit außerordentlichem Ungestüm geschehen, wie kann unter solchen Umständen an Widerstand zu denken seyn, wo die Speere mit Blitzesschnelligkeit

Digitized by Google

von allen Seiten über die Angegriffenen herfallen, diese aus dem Sattel geworfen sind ehe sie sich zur Gegenwehr setzen könnten, wenn auch die Gegenwehr rathsam wäre? Es ist also schon ein höchst peinliches Gefühl und ein Unding, daß man während des Durchziehens öder und wilder Gegenden, an denen die Schlupfwinkel von Räubern unverkennbar sind, jeden Augenblick auf einen „Hurrah“ der Kürden gefaßt seyn muß, oder wie der Postknecht und die Bedeckung selbst, ängstlich nach allen Seiten hin ihre Blicke richtend, auf einmal den Ausruf „Ssuwara“ („Reiter,“ im Plural) hören lassen, wo dann entweder eine auf einer Anhöhe unbeweglich stehende Vedette plötzlich mit verhängtem Zügel den Berg hinabschießt und verschwindet, oder auch ein Trupp Lanzenreiter von verdächtigem Aussehen und verdächtig manövrirend sich zeigt, und wo man nun eine Weile in der angenehmen Ungewißheit schwebt, ob ein Angriff erfolgen wird oder nicht. Dergleichen unheimliche Erscheinungen sind selten ausgeblieben und eben so selten die Begegnung von kleinen Truppen berittener und bis an die Zähne bewaffneter Kürden, die, wenn nicht gerade zu einem Angriffe gestimmt oder bestimmt, sich zwar gewöhnlich nicht an den Reisenden selbst wenden — vielleicht weil sie nur Kürdisch sprechen — aber fast nie ermangeln den Postknecht oder die Bedeckung seinetwegen auszufragen, und das in einem barschen, übermüthigen Tone, an welchem nicht zu verkennen ist, daß sie sich als die eigentlichen Herren im Lande betrachten.

Solche nichts weniger als erfreuliche Vorkommnisse geben zuweilen auch zu komischen Auftritten Anlaß, die aber wiederum den Beweis liefern, welches Gefühl von Schrecken mit einem derartigen Zusammentreffen fast unveränderlich verknüpft ist. So geschah's mir bei meinem letzten Ritte durch den Qasi-göl, daß ein Dschäbälly der Bedeckung abermals den unheimlichen Ruf „Ssuwarah!“ vernehmen ließ, gleichzeitig mit der ausgestreckten Hand nach der Richtung etwas schräg rechts von unserem Wege deutend. Anfangs spähte ich vergebens nach dem Gegenstand, den das geübtere Auge der Kürden schon erfaßt hatte, aber bald wurden auch für mich einer, zwei und mehrere Reiter sichtbar, die das Thal quer durchritten, augenscheinlich um auf unseren Weg zu gelangen — also vermeintlich um uns den Weg abzuschneiden. Nachdem wir uns jedoch etwas mehr genähert hatten, erklärten meine Leute jene Reiter für den Postknecht und die persischen Lanzenträger zu erkennen, welche Tages zuvor zwei Tschaparen (persische Couriere) der brittischen Gesandtschaft zu Thehran über die Gränze nach Dyadin gebracht und nun gemächlich nach Owadschick zurückkehrten. Alsobald stand bei den Kürden der Gedanke auf jene persischen Reiter einzuholen, in der Absicht sich meiner Wenigkeit in ihren Händen zu entledigen und sich selbst den Weg bis Owadschick zu ersparen, ein Ansinnen gegen welches ich billigerweise nichts einzuwenden haben konnte. Allein so wie die Perser die kürdischen Lanzenreiter hinter sich gewahr wurden, und namentlich wie sie uns mit verhängtem Zügel ansprengen sahen, wurden sie augenscheinlich ihrerseits vom panischen Schrecken eines Ueberfalls ergriffen, denn wir sahen sie fliehen so schnell als ihre Pferde sie tragen konnten, und es ward ein ordentliches Wettrennen zwischen Verfolgern und Verfolgten. Als es uns endlich gelang, letztere nach einer halben Stunde des schärfsten Gallops der behenden kürdischen Pferde einzuholen, fanden wir sie, mehr todt als lebend, mitten in einer kleinen, am Ufer eines Baches rastenden Karawane, welcher sie leider ihren Schrecken mitgetheilt hatten und deren Angehörige bereits nach allen Richtungen auf der Flucht begriffen waren, ihr Vieh und ihre Waarenballen im Stich lassend. Nicht wenig beschämt waren also die tapfern persischen Ssuwars und die persischen Arrieros, als sie ihren Irrthum erkannten, doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die ersten waren darüber zu lachen. Unter allerlei gegenseitigen Scherzen wurde, mittelst der zurückkehrenden ledigen Pferde, für mich umgesattelt und umgepackt, und beide Parteien trennten sich freundlich und frohen Muthes, die Kürden, weil sie unverhoffterweise noch am selben Tage, wenn auch spät, den heimathlichen Herd erreichen sollten, die Führer und Knechte der Karawane, weil sie dießmal mit dem bloßen Schreck davon gekommen und die Episode ihnen während den übrigen Stunden ihres Haltes Stoff zum Plaudern darbot, die persischen Reiter endlich wegen dem Peskesch (Trinkgeld) den der Vorfall ihnen unerwartet zu Owadschik in Aussicht stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Fortsetzung.)

Dieser Spanier, ihr habt es errathen, bin ich selber; ich hatte aus den Actenstücken über dieses traurige Ereigniß einen Brief entwenden können, den man bei dem jungen Mädchen gefunden hatte, und welcher sie zu der Zusammenkunft einlud, wo sie dem Tode begegnet war. Dieses war für mich der einzige Faden in dem dunkeln Labyrinth, worin die mexicanische Rechtspflege sich verirrt hatte. Fortan begann für mein Leben ein finsterer und bewegter Abschnitt, den nur der Tod wird enden können. Ich entschloß mich mitten unter Räubern und Mördern zu leben, in der Hoffnung, durch ihre Mittheilungen zur Kenntniß des Geheimnisses zu gelangen, das mich umhertrieb. Unter dem Vorwande meinen Beruf als Rechtsgelehrter auszuüben, befaßte ich mich mit allen Angelegenheiten, welche mir Gelegenheit boten diese Elenden auszufragen, und in ihre Schenken und Schlupfwinkel einzudringen. Von nun an geschah in Mexico kein Verbrechen mehr, dessen Urheber ich nicht im Nothfalle dem Gerichte anzeigen konnte. Die geheimsten Verbindungen der Uebelthäter waren mir nicht verborgen. Ihr habt vielleicht von der Bande der Ensebados reden gehört, die während eines ganzen Jahres in der Hauptstadt Schrecken verbreitete. Diese Ensebados waren Männer, welche bei nächtlicher Weile, nachdem sie ihren nackten Leib mit Fett oder Oel eingesalbt hatten, sich auf den verspäteten Vorübergehenden stürzten, um ihn zu berauben oder ihn zu erdolchen. Ein einziger dieser Banditen, so unfaßbar wie ein Reptil, vermochte sich den Anstrengungen vieler Soldaten zu entziehen. Diesen Anführer der Ensebados kannte ich; er hat Mexico nicht verlassen, und noch heute könnte ich ihn im Nothfall nennen. Ich erwähne hier nur eines Beispiels dieser seltsamen Entdeckungen; ich könnte euch deren tausend anführen. Dank diesem Leben voll unablässiger und gefahrvoller Nachforschungen, erwarb ich eine Erfahrung, die mich bald den Elenden furchtbar machte, deren grauenvollste Thaten ich auf diese Weise kennen lernte. Oft auch gerieth ich in Lebensgefahr, und mehr als ein Uebelthäter suchte in mir einen unbequemen Beobachter zu bestrafen, allein die Dienste, welche meine Kenntniß des Gesetzes mir ihnen zu erweisen gestattete, erwarben mir auf der andern Seite auch genug ergebene Clienten, um die Wiederholung solcher Versuche zu verhindern, die meinen Feinden theuer zu stehen gekommen wären. Gegenwärtig genieße ich beinahe ungestraft die Macht, welche ich über die furchtbarsten Banditen in Mexico ausübe, und wie ihr seht, habe ich da ein ganzes Heer zu meinen Befehlen, um den ehrlichen Leuten Schutz zu leihen, die meines Beistandes bedürfen.

Dieß ist mein Fall, antwortete ich, und ich wünsche mir Glück, mich an euch gewendet zu haben; aber ihr sagt mir nicht, ob es euch endlich gelungen sey, den Mörder von dem Paseo de Bucareli aufzufinden.

Vollkommen; ich war so glücklich den öffentlichen Schreiber zu entdecken, dessen Feder dem feigen Mörder zu den unheilvollen Zeiten gedient hatte, welche meine junge Braut nach dem Paseo lockten. Diesen Mör-

Digitized by Google

der kannte der Schreiber, und er wies mich auf seine Spur. Ich entdeckte ihn, hätte ihn angeben und dem Gerichte ausliefern können. So wäre der Zweck meines ganzen Lebens mit einemmale erreicht gewesen. Ich habe es nicht gethan. Viele Jahre waren schon seit dem Tage hingegangen, wo der Mord auf dem Paseo geschehen war, und nachdem ich so lange unter Uebelthätern gelebt, hatte ich sie eher zu bedauern als zu hassen gelernt. Ich war sogar dahin gelangt, mir aus ihrer Verderbtheit eine furchtbare Waffe zu schaffen, um gewisse Rechtssachen zu beendigen, vor denen die mexicanische Justiz zurückbebte. Auch der Mörder vom Paseo ist für mich eines dieser Werkzeuge, das ich mit einem Worte zerschmettern könnte, das ich aber lieber gebrauche, um sie im Dienste meiner zahlreichen Clienten zu verwenden.

Ein neues Schweigen folgte auf diese Worte. Die Glocke tönte noch immer fort.

Ich habe jene nicht wieder gesehen, welche meine Braut war, und die nun den Schleier trägt, fuhr Don Tadeo fort; allein ich erhalte Kunde von ihr auf sicherem Wege, und weiß daß seit langem die Schwindsucht sie verzehrt. Ihr versteht nun, warum diese Sterbeglocke mich schaudern macht.

Ich wollte Don Tadeo auffordern hinabzusteigen, um dem Geläute zu entgehen, als die Thüre der Azotea leicht in ihren Angeln knarrte und der Mexicaner mit den schielenden Augen, den der Licentiat Navaja nannte, eher gegen uns schlich als vortrat. Er war bleich vor Schrecken und blickte ängstlich umher.

Es ist der Teufel in eigner Person! rief er, indem er sich athemlos an die Brüstung der Azotea lehnte.

Von wem redest du? fragte ihn der Licentiat.

Von dem Amerikaner! Er ist im Zuge seine dritte Flasche Mefino zu leeren, und stimmt mit heller Kehle an, was er seinen Kriegsgesang nennt. Er ist ein blutdürstiger Indianer in der Haut eines Weißen. Er zählt alle die Kopfhäute auf, welche er erobert, alle Morde, die er begangen hat, und wollt ihr es wohl glauben, daß er auch die Haut meines Schädels seinen Skalps beizufügen behauptete? Ich wiederhole es euch, dieser Mensch ist der Teufel und riecht nach Blut.

Du bist ja gewaltig gewissenhaft, sagte der Licentiat, der dem Mexicaner gegenüber seine Rolle als unbeugsamer Spötter wieder aufgenommen hatte, und seit wann fürchtest du dich denn vor dem Blute?

Die Lustigkeit des Don Tadeo war erschrecklich. Die Fragen, welche er an den Mexicaner richtete, regten bei diesem einen rohen und scheuen Haß auf, wie der des Tigers gegen seinen Wärter. Don Tadeo schien den Eindruck, den er hervorgebracht hatte, nicht gewahr zu werden, er schien im Gegentheil sich darin zu gefallen, den Elenden, den seine kalten grausamen Reden gefesselt hielten, zu reizen. Eine Anspielung auf den Mord des Paseo schien mir plötzlich diese verdoppelte bittere Ironie zu erklären. Ich hatte den Mann vor mir, an welchem der Licentiat sich hätte rächen können, und den er am Leben ließ, denjenigen, welcher versucht hatte die Unglückliche zu tödten, deren Sterbeglocke vielleicht in diesem Augenblicke ertönte.

Ruft dieses Todtengeläute der Bernhardinerinnen dir keine Erinnerung zurück? hatte Don Tadeo gesagt; allein dieser letzte Streich erschöpfte die Geduld des Mexicaners, und anstatt einer Antwort machte er einen Sprung gegen den Licentiaten, um ihm sein Rapier zu entreißen; dieser war auf der Hut, und ohne seine Waffe zu gebrauchen, stieß er den Angreifer mit kräftigem Arme zurück.

Laß das, rief er aus, du vergißt mit wem du es zu thun hast! Ich vergebe dir, Bursche, aber entferne dich im Augenblick.

Betäubt und beschämt ließ der Mexicaner sich diesen Befehl nicht wiederholen, und entfernte sich mit gesenktem Kopfe; ich konnte mich nicht enthalten Don Tadeo lebhaft Glück zu wünschen wegen seines Muthes und seiner Kaltblütigkeit.

Wie kann es anders seyn, erwiederte er mit düsterm Lächeln; ihr wißt welche Schule ich durchgemacht habe. Ich habe hinlänglich mit dem Unglück verkehrt um das Leben nur so viel zu achten als es werth ist. Aber gehen wir hinunter; ihr könnt mir über eure Angelegenheit nichts weiter sagen, und ich hoffe binnen wenig Tagen euch gute Kunde darüber geben zu können.

Wir stiegen rasch hinunter, und waren in einigen Augenblicken auf dem großen öden Platze, in welchem der Callejon del Arco einmündet. Hier trennten wir uns; der Licentiat wandte sich nach der Straße de los Batanes und ich nach der Monterilla. Auf baldiges Wiedersehen, rief mir Don Tadeo noch von weitem zu. Auf Wiedersehen, erwiederte ich, obgleich ich in meinem Innern die Zuversicht des kühnen Rechtsgelehrten nicht theilte. Ich konnte mich in der That nicht enthalten, Don Tadeo diesen Thierbändigern zu vergleichen, welche oftmals unser Erstaunen erregen durch ihren Muth und ihre Gewandtheit, deren geringste Unvorsichtigkeit sie aber mitten in ihrem gefährlichen Triumphe zu Opfern werden lassen kann.

Mein Mißtrauen war vorerst nicht ungegründet, denn ein ganzer Monat verging, ohne daß ich von Don Tadeo ein Lebenszeichen erhielt. Endlich erklärte mir ein Billet, das er mir durch die Hand seines Schreibers Ortiz zukommen ließ, diese lange Zögerung. Zwei Ursachen hatten ihn verhindert, sich mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit mit meiner Angelegenheit zu beschäftigen. „Eine davon errathet ihr vielleicht, sagte er mir, die Todtenglocke, welche wir vor einem Monate läuten hörten, galt i h r. Als, von meinem Schmerze erholt, ich meine Arbeiten wieder aufnehmen wollte, wurde ich aufs neue ins Bett gefesselt durch eine Wunde, die zum Glück wenig gefährlich war, und welche ich in einem dieser Hinterhalte empfangen hatte, die mich schon mehrmals bedrohten. Indeß kann ich euch verkünden, daß eure Angelegenheit gegenwärtig auf guten Wegen ist. Es ist mir endlich nicht ohne Mühe gelungen die Wohnung des Dyonisio Peralta aufzufinden, und ich habe die euch bekannten drei Bursche auf seine Spur gesendet. Lebt wohl; macht keinen Schritt um mich zu sehen, und in kurzem werdet ihr andere genügendere Nachrichten erhalten."

Kaum waren acht Tage hingegangen als ich von neuem Botschaft von dem Licentiaten erhielt. Er gab mir einen genauern Bericht über den Feldzug, welchen er gegen Don Dyonisio eröffnet hatte, und der glücklich beendigt war. Pepito Rechisla, der Amerikaner John Pearce, der Mexicaner Navaja hatten sich nach einander bei Dyonisio Peralta eingestellt, um, wie sie sagten, die Bezahlung einer Schuld einzufordern, welche ihnen von ihrem Freunde, dem Licentiaten Don Tadeo, überlassen worden war. Dyonisio Peralta, welcher trotz seines adeligen Wesens dennoch zu ihrer Sippschaft gehörte, hatte sie vorerst mit der noblen Anmaßung eines Capitäns in der Komödie empfangen; allein die nachdrücklichen Drohungen der drei Banditen hatten ihn bald umgestimmt. Peralta kannte dem Rufe nach die Männer, mit denen er es zu thun hatte; es war ihm ein Kampf auf Leben und Tod angekündigt, und der Einfluß des Licentiaten, welcher hinter diesen furchtbaren Helfershelfern stand, machte das Spiel entschieden ungleich. Auch hatte er am Ende eine Uebereinkunft vorgeschlagen, welche der Licentiat anzunehmen sich beeilte.

Peralta besaß in dem kleinen Dorfe Tacuba, eine Stunde von Mexico, ein Landhaus, dessen Werth dem Betrag seiner Schuld ungefähr gleichkam. Er willigte ein, es Don Tadeo zu überlassen, welcher sogleich Besitz davon genommen hatte.

Es blieb mir also nichts mehr übrig als dieses Haus aus den Händen seines neuen Besitzers in Empfang zu nehmen und alles war beendigt. Don Tadeo lud mich ein, ihn des andern Tages früh Morgen zu erwarten. Wir wollten uns zusammen nach dem ehemaligen Besitzthum meines Schuldners begeben, wo er mich als gesetzlichen Eigenthümer einzuführen beabsichtigte.

(Schluß folgt.)

Versuch zu einer neuen Beleuchtung. Man macht gegenwärtig zu Paris die Voranstalten zu einem Versuch von hoher Wichtigkeit. Es handelt sich darum vermittelst eines in einer Höhe von 300 Metres festgehaltenen Ballons eine kleine Sonne, eine mächtige elektrische Flamme, über der Hauptstadt zu erhalten. Mit diesem Apparat würde man bei ruhigem Wetter ein Viertheil der Quartiere auf dem rechten Seineufer beleuchten können. (J. du Comm. d'Anvers. 29 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 84. 8 April 1850.

Der Preis des Korns in England.

Die Cardinalfrage in England, die Frage über die nationalwirthschaftliche Zukunft, mit der die politische aufs engste zusammenhängt, rückt langsam aber sicher ihrer Entscheidung entgegen. Bereits kann man fast die Pulsschläge zählen, binnen welchen die Krise eintreten muß, und diese kann nur mit dem Tode des Freihandelssystems, so wie dasselbe bis jetzt mit einem trotzigen Tone verkündet wurde und der Welt allmählich aufgedrungen werden sollte, endigen. Dieß System läßt sich in die Frage zusammenfassen: „kann man im Handel und der Industrie eine unbegränzte Weltconcurrenz zulassen, ohne sich um bestehende Verhältnisse und Zustände zu kümmern?" Die Erfahrung und die Wissenschaft selbst werden hierauf mit einem entschiedenen Nein! antworten, troz aller Phrasen der Theoretiker und der berechnenden Schlauköpfe. Man hat von England aus die Apostel der Handelsfreiheit in alle Welt geschickt, um die Gimpel zu dem alleinseligmachenden Glauben zu bekehren, weil — die englische Industrie in allen Zweigen der fremden überlegen schien, aber die klugen Rechenmeister, welche die Geld- und Maschinenkräfte Englands größer und stärker fanden, als die aller fremden Länder, versahen es nur in Einem — im Kornhandel, sie wollten ihren Arbeitern das Korn möglichst wohlfeil verschaffen, damit sie möglichst geringen Taglohn zahlen und alle fremde Industrie überflügeln könnten, aber es hat sich bereits ergeben, daß die wichtigste Industrie, der Ackerbau Englands, wobei das Capital nur wenig und die Maschinerie fast gar nichts zu thun vermog, die allgemeine Weltconcurrenz nicht ertragen kann. Es ist jezt eine offenkundige Thatsache, daß die Minister, welche zur Durchführung des Freihandelsprincips ans Ruder kamen, über die Folgen erschrocken sind, und daß der Kornpreis tiefer gefallen ist, als sie je vermuthet hatten. Die alte Berechnung, die schon vor Jahren angestellt wurde, daß bei gänzlicher Aufhebung des Kornzolls die Preise des Weizens in gewöhnlichen Zeiten zwischen 30 und 40 Sch. fallen würden, stellt sich mehr und mehr als wahr heraus. Das ist um zwei Fünftheile des Reinertrags weniger als vor sechs bis acht Jahren als nothwendig angenommen wurde, und ein solcher Abschlag ist mit den jetzigen Werthverhältnissen in England durchaus unverträglich. Darum sprechen die Lords Landsdowne und Carlisle bereits mit gesuchter Offenheit von dem Freihandelssystem als von einem „Experiment," und Lord John Russell hat in einer neulichen Rede zugegeben, daß, so richtig auch die Freihandelsgrundsätze seyn mögen, doch die Umstände einen mäßigen fixen Zoll auf das Korn rechtfertigen könnten.

Man ist also offenbar im Umkehren, und es handelt sich für die Minister bereits darum, wie sie sich mit Ehren, und ohne geradezu ihren Irrthum einzugestehen, aus der Sache herausziehen. Eine der neuesten Veranlassungen, welche den Streit nicht eigentlich neu aufregten, sondern deutlicher ins Klare setzten, war die am 15 März gehaltene Rede eines Hrn. Sandars, Mitglieds einer großen, den Kornhandel treibenden Firma, der als Freihandelsmann ins Parlament gewählt wurde, dieß auch bis zu einem gewissen Punkt noch ist, aber dennoch zur Wiederauflegung eines fixen Zolls, — also nicht zu einer Rückkehr zur Wandelscala, rieth. Diese Rede ward, da sie im Verlauf der Verhandlungen über das Budget gehalten wurde, im Augenblick nicht sonderlich beachtet, aber von den Times eilf Tage später in einem langen leitenden Artikel bekämpft. Der Redner schickte dieselbe, als sie anfing Aufsehen zu erregen, an den Economist, dessen Herausgeber, Hr. Wilson, im Handelsbureau angestellt, der entschiedenste Verfechter der Handelsfreiheit ist, und seit einiger Zeit krampfhafte Anstrengungen macht, um zu beweisen, daß der jetzige Preis des Korns eine nur vorübergehende Erscheinung sey, und bald wieder in die Höhe gehen müsse. Hr. Wilson nahm Hrn. Sandars Zuschrift nicht auf, sondern brachte (in dem Economist vom 23 März) einen Artikel, worin er die Gründe für seine Ansicht, welche Hr. Sandars in seiner Rede aufs vollständigste widerlegt hatte, abermals vorbrachte. Dieß gewiß nicht sehr redliche Verfahren, so wie der Angriff der Times vom 26 März, vermochten Hrn. Sandars in andere, namentlich protectionistische Blätter seine Rede einzusenden. Darin ist mit schlagenden Gründen dargethan, daß bei völlig zollfreier Einfuhr der Preis des Weizens in gewöhnlichen Zeiten näher an 30 als an 40 Sh. stehen werde. Dieß sey ein Preis, wobei der englische Pächter unmöglich bestehen könne.

Der Umstand, welchen die Vorsprecher des völlig freien Kornhandels außer Acht gelassen zu haben scheinen, ist der wesentliche Unterschied zwischen der Scala und dem fixen Zoll. Ein fixer Zoll ist eine rein innere Frage, eine Frage der Nationalwirthschaft, die Scala aber wirkt auf den Gang des Handels ein: mag der Zoll 10 Sh. oder 1 Sh. betragen, wenn er nur fix ist, so kann man von aller Welt Enden her Korn mit so sicherer Berechnung, wie jede andere Waare, kommen lassen, die Scala aber macht den Handel zum Spiel. In Antwerpen, Amsterdam und Hamburg kann man jeden Wechsel der Scala sogleich benützen, nicht aber von Amerika und Odessa aus. Daraus geht hervor, daß von nun an die entfernteren Häfen in eine früher nicht beachtete Mitconcurrenz treten; ehemals unter der Scala wurden Amerika und die Häfen des schwarzen Meeres

Digitized by Google

nur im Fall wirklichen Mangels zur Theilnahme am Handel herbeigezogen, der Begehr war also ungewiß, so wie sie aber des Absatzes gewiß seyn können, so werden sich auch jene Länder darnach richten, und das Steigen der Ausfuhr aus Ibrail und Galatz, die Anstalten, welche die russische Regierung in neuerer Zeit trifft, um die Wege nach Odessa in bessern Stand zu setzen, die stets bereite Aushülfe Amerika's und die nicht unbedeutende, bald in Aussicht stehende Aushülfe Spaniens müssen nothwendigerweise gleichmäßigere und niedrigere Preise als früher zur Folge haben, und daß mit diesen niedrigeren Preisen England nicht concurriren kann, dieß geben jetzt die Freihändler selbst zu indem sie auf alle und nicht immer auf die klügste Weise zu beweisen suchen, daß die jetzigen Preise keinen Bestand haben können.

Diese Lage der Sachen drückt den dießjährigen Parlamentsverhandlungen ihren eigenthümlichen Stempel auf. Das Freihandelssystem muß zusammenbrechen, ob dieß Jahr oder das nächste, mag noch unentschieden seyn, jedenfalls aber wollen die Protectionisten noch in dieser Session vor Pfingsten den unverblümten Antrag auf einen Kornzoll wiederholen. Unterliegen die Minister, was bei den jetzigen politischen Verhältnissen des Landes, die einen Ministerwechsel kaum zulassen, nicht sehr wahrscheinlich ist, so muß die Waffe, welche man bisher von England aus namentlich gegen die kleinern Staaten geschwungen hatte und womit man sie zu englischen Handelsvasallen machen wollte, in seiner Hand zerbrechen, und das Geschrei der Engländer nach Handelsfreiheit verstummen, wenn man ihnen nicht ins Gesicht lachen soll. Das ist eine wichtige, weit über England hinausragende Folge, und darum sehen wir die Mehrzahl der Journale, namentlich die großen, außerhalb Englands viel verbreiteten, so krampfhaft an dem Freihandelssystem festhalten, denn sie haben, den Vortheil des sogenannten Freihandels für England wohl erkennend, den Grundsatz durch Dick und Dünn vertheidigt. Man wird deßhalb auch von der Regierungsseite aus eine formelle Niederlage zu vermeiden wissen, und wenn der Antrag auf Wiederherstellung eines Kornzolls keine Mehrheit, sondern nur eine bedeutende Minderheit erhält, eine Parlamentsauflösung versuchen, und vielleicht in der Zeit zwischen dieser und dem Wiederzusammentritt eine Spaltung im Ministerium eintreten lassen, damit nur das Ministerium nicht im Ganzen ein ungeschminktes Verdammungsurtheil erfahre. Die Hauptsache bleibt aber ein fixer Zoll von 6 bis 8 Sch. für den Quarter Weizen, und mit der Annahme desselben kann England nicht mehr den Freihandelsprediger machen.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien.

(Fortsetzung.)

Ehe ich obige lange Abschweifung begann, waren wir bereits im Thale des Qasi-göl angekommen, und wie man mir sagte, befand ich mich bereits an der persischen Gränze. Aber wo ist der eigentliche Gränzpunkt? Die Einen sagen mir „am Ende," die Andern „in der Mitte" des Qasi-göl. Es ist daher wahrscheinlich, daß nie eine Abmarkung dieser Gränze stattgefunden hat oder beurkundet wurde. So viel ist gewiß, daß keine eigentliche Gränzlinie dort besteht und eine solche weder durch Wachposten noch durch Schranken bezeichnet, mithin von irgend einer Beschränkung beim Aus- und Eintritt, oder von irgend einer Controle über Aus- und Eintrittlinge, beiderseits keine Rede ist. Es waren zwar bei meinem letzten Dortseyn Befehle von Thehran an den Generalstatthalter von Aserbeidschan ergangen, mehrere Vesten an der türkischen Gränze, und namentlich eine im Qasi-göl zu erbauen, wodurch Persien also von diesem ganzen, sein Gebiet wie von einem Söller herab beherrschenden Thale Besitz ergreifen würde, wenn die Türken versäumten auch ihrerseits ein solches Werk anzulegen. Ich habe aber seit der Zeit nicht vernommen, daß die verordneten Bauten ausgeführt worden. Ueberhaupt gilt in Persien noch mehr als in der Türkei die Bemerkung, daß zwischen dem Erlaß eines Regierungsbefehls und dessen Vollzug ein weiter Abstand ist.

Vom benannten Thale ausmündend blickt man von einer beträchtlichen Anhöhe in die Niederungen des persischen Gebiets hinab, und hier wäre freilich die Gränze von der Natur selbst scharf abgezeichnet. In strategischer Beziehung würde dieses aber wie oben angedeutet, für Persien eine höchst mißliche Delimitation bilden, da vom Ausgang des Thales selbst die Veste Owadschik, also der erste persische Militärposten, auf dieser Seite vollkommen beherrscht ist.

Hier eröffnet sich eine weite Aussicht über schön angebaute und fruchtbare Ebenen, und daran erkennen wir schon daß wir im Begriffe sind die wilden herrenlosen Gegenden des Gränzdistrictes zu verlassen, um das persische Gebiet zu betreten.

Folgendes sind die Poststationen und Entfernungen von Erzerum bis zur Gränze:

Von Erzerum nach	Hassan-Qalá	6	türk. St.
„	Dely-Chodscha	8	„
„	Mollah-Ssüleiman	13	„
„	Qara-Kilisse	7	„
„	Dyadin	12	„
„	Owadschik	12	„
		58	türk. St.

Schon Anfangs 1843 begab sich eine gemischte englisch-russische Commission, der auch ein türkischer und ein persischer Abgeordneter zugetheilt wurden, nach Erzerum, unter anderm mit dem Zwecke, eine Basis zur Regelung der zwischen Persien und der Türkei obwaltenden Gränzstreitigkeiten, die bereits zu argen Conflicten geführt hatten, festzustellen. Während des Aufenthalts von nicht weniger als vier und einem halben Jahre jener Herren zu Erzerum hat man zwar von ihren gastronomischen Productionen und ihren Lucullusmahlen viel reden gehört, von ihren Gebahrungen aber im Sinne ihrer Sendung nicht viel mehr, als daß in der letzten Zeit der brittische und der russische Commissär nicht mehr harmonirten, was freilich wenig dazu beigetragen haben mochte, die Erledigung der Angelegenheiten, um derentwillen sie bereits so lange dort gesessen hatten, zu fördern. Im Sommer 1847 ging also die Commission auseinander, nämlich die Mitglieder derselben kehrten vereinzelt nach Konstantinopel zurück, von wo jeder seines Weges zog. Bald darauf lasen wir im halbofficiellen Journal de Constantinople neben den gewöhnlichen Lobhudeleien, womit die türkisch-fränkische Presse so freigebig ist: „Die türkisch-persisch-anglo-russische Commission hat sich aufgelöst, nachdem sie den Gegenstand ihrer Sendung zur vollkommenen Zufriedenheit aller Betheiligten erfüllt" — und so viel wir uns erinnern, enthielt auch damals die brittische Thronrede einige Worte in demselben Sinne.

In der ersten Hälfte des Jahres 1848 trat dieselbe englisch-russische Commission in den türkisch-persischen Differenzen von

Digitized by Google

neuem in Konstantinopel zusammen — mit dem bloßen Unterschied, daß an die Stelle des russischen Obersten, der seine Regierung zu Erzerum vertrat, ein anderer russischer Oberst ernannt wurde — die nunmehr zu der in Erzerum angebahnten Gränzregulirung schreiten sollte, und dieselbe reiste demnach mit großem Gepränge von der türkischen Hauptstadt nach Mesopotamien. Später lasen wir im Journal de Constantinople darüber, daß die Commission nach ihrer Landung an der Ostküste des schwarzen Meeres mehrere Monate diesseits des Tafellandes von Kleinasien verweilte, und seither vernahmen wir ferner, daß nachdem der brittische Oberst beiläufig neun Monate mit der Fortsetzung von Botta's, von Flandins und Layards Ausgrabungen zu Khorsabad in der Gegend von Mossul beschäftigt gewesen, er endlich die Weiterreise nach Bassrah angetreten, von wo wir hoffentlich neue interessante Berichte über Ctesiphon und Seleukia und über seine zwischen diesem Punkte und Durnah auf der Tigrisfahrt angestellten Nachforschungen im Gebiete der Archäologie zu gewärtigen haben. Wann wir aber erfahren werden, ob Mohamrah den Türken oder den Persern angehören soll, wann die Gränze am Scharun, im Dast-Gôl und an andern streitigen Punkten einmal abgesteckt, und der Ungewißheit, ob man sich in solchen Gegenden auf türkischem oder auf persischem Gebiet befindet, ein Ende gemacht wird — wann wir über das alles belehrt seyn werden, steht noch dahin.

Owadschik, die erste Ortschaft im Reiche von Iran von dieser Seite, und zugleich die Poststation, befindet sich theils innerhalb, theils außerhalb einer armseligen, aus Stampferde erbauten Festung, die meines Erachtens kaum einem kürdischen Reiterangriff zu widerstehen fähig wäre. Dieses ist zwar der Sitz Halfa-Kuly-Chans, des Gränzcommandirenden, allein von allem was zum Kriegführen und zur Vertheidigung eines Platzes gehört, namentlich von Soldaten und Kanonen, ist hier nichts zu sehen. Weiter nördlich befindet sich eine andere Gränzfestung, ich kann aber nicht sagen, wie es dort mit der Bewaffnung bestellt ist, wahrscheinlich nicht viel besser.

Owadschik beherrscht ein breites Thal, wo man zwar mehr Wiesengrund als Ackerbau sieht, wo sich aber schon der Fleiß und die Ueberlegenheit der Perser im Agriculturwesen kundgibt; Am Ende dieses Thales besteigen wir eine Anhöhe, von welcher wir in einen Engpaß gelangen, der sich in das schöne, vom Dara-Dini bewässerte Thal dieses Namens öffnet, an dessen östlichem Ende das ansehnliche Dorf und die Poststation Dara-Dini sich befindet. Sowohl hinsichtlich der Leute als der Pferde bin ich noch in keinem Relais dieses Landes besser bedient worden, was ich schon bei meiner frühern Bereisung dieser Route zu erfahren Gelegenheit hatte.

Von da führt die Straße über ein Hügelland, das nur Wiesengrund enthält, in das Thal des Agh-Tschai, an dessen Ufern die Stadt und Poststation Soraba sehr angenehm liegt. Der üppige Baumwuchs, freilich nicht Waldung, sondern Obstbäume und besonders viele Pappeln, ist für das Auge um so wohlthuender, als wir bereits 100 türkische Stunden durch völlig nackte Gegenden zurücklegten. Hier mag die Bemerkung Platz finden, daß allgemein auf dem persischen Tafellande — von der grusischen Gränze bis zu den Abhängen von Fars, von den kürdischen Gebirgen bis Ghilan und Masanderan — Baumpflanzungen und Baumwuchs überhaupt nur in den durch einen Fluß oder Strom bewässerten Umgebungen der Städte und großen Dörfer zu treffen sind, und zwar sind diese Oasen nicht lediglich das Werk der Natur, sondern Anlagen, die, aus den fleißigen Händen der Einwohnerschaft hervorgegangen, eben sowohl für die große Betriebsamkeit dieses Volkes als für seine entschiedene Ueberlegenheit in der Bewässerungskunst zeugen.

(Schluß folgt.)

Neuer Reiseplan zur Aufsuchung des Süßwassersees in Südafrika

Nach einer Mittheilung in der Londoner geographischen Gesellschaft vom 23 März sollte ein Hr. Galton, begleitet von dem schwedischen Naturforscher Andeson am 3 April nach der Algoa Bay abgehen und von da den Weg über Colesberg, Lattaku und Colobeng einschlagen. Da er Livingstons Erfahrungen benützen kann, so will er Wagen, Ochsen und die meisten seiner Leute am Zouga-Fluß zurücklassen, um den Rest seiner Reise zu Wasser zu machen. Zu dem Ende ist die Reisegesellschaft mit drei Booten, die nach den neuesten und besten Methoden gebaut sind, versehen. Hr. Andeson nimmt alles mit, was irgend nöthig ist, um eine Sammlung von Thieren am See zu veranstalten, ebenso eine tragbare Einrichtung zur Aufbewahrung lebender Pflanzen. Galton ist mit den nöthigen astronomischen Instrumenten reichlich versehen, und nimmt eine Menge Gegenstände mit, die er zum Tauschhandel oder zu Geschenken benützen kann. Hr. Galton will, wenn er den See aufgenommen hat, wo möglich auf einem der großen Flüsse, die sich in denselben münden sollen, nordwärts gehen. (Liter. Gaz. 30 März.)

Scenen aus dem mexicanischen Leben.

Der Licentiat Don Tadeo Cristobal.

(Schluß.)

Des andern Tages hielt Don Tadeo genau die Stunde ein. Er kam mich abzuholen mit zwei gesattelten Pferden, und wir ritten sogleich nach Tacuba hinaus. Ich war sehr begierig mein neues Besitzthum einzusehen und ganz besonders den Feierlichkeiten anzuwohnen, welche in Mexico bei Besitzergreifungen gewöhnlich sind. Unterweges wünschte ich dem Licentiaten Glück zu dem guten Stern, der bei dem letzten Anlaß abermals sein Leben behütet hatte. Zugleich drückte ich ihm mein Bedauern aus, vielleicht die Rache des Dyonisio Peralta auf sein Haupt gelenkt zu haben, aber er antwortete mir, daß meine Voraussetzung durch nichts gerechtfertigt werde, und daß allem Anschein nach der Mensch, der ihn zu ermorden beabsichtigte, derselbe Elende sey, der den Mord auf dem Paseo begangen habe. Er setzte hinzu: wie dem auch seyn mag, hat mein Verdacht auf Navaja mich nicht gehindert, ihn in eurer Angelegenheit zu verwenden, in welcher sein Eifer mir sehr nützlich war; denn diese Menschen gehorchen, Stunden der Trunkenheit oder des Schwindels ausgenommen, blindlings dem, der sie seine Uebermacht fühlen läßt. Auch habe ich in dem Briefe, den Peralta mir geschrieben hat, um mir seine Bereitwilligkeit anzuzeigen, nicht ohne Bedauern Drohungen gegen diesen Elenden gelesen, den ich im Verdacht habe, daß er mir nach dem Leben getrachtet hat, und welcher der thätigste unter den drei Mahnern war, die ich auf die Spur eures Schuldners gehetzt habe. Peralta ist nicht der Mann vergeblich zu drohen, und ich fürchte nur allzubald gerächt zu werden.

Während wir so sprachen, waren wir aufs freie Feld gelangt, wenn man so die kahle und verbrannte Ebene nennen darf, die wir im Galopp durchflogen. Die Hitze war entsetzlich; ein düsteres Schweigen umgab uns; plötzlich unterbrach der Hufschlag eines Pferdes diese Stille, und ein Reiter, in welchem ich ohne Mühe Pepito Rechifla erkannte, schloß sich uns an. Der Bandit war mit einer gewissen Gewähltheit gekleidet; er trug eine blaue Manga mit gelbem Futter, und ritt ein Pferd, das mit mexicanischer Eleganz ausgerüstet war. Er grüßte uns mit höflicher Gönnermiene. Ihr werdet mir verzeihen, Herr Licentiat, sagte er, wenn ich mir die Freiheit nehme, mich euch anzuschließen, aber da ich von euch selbst wußte, daß ihr heute einen kleinen Ausflug zu machen habt, dachte ich, es wäre euch nicht unangenehm, einen Gefährten weiter zu finden. Dieser Weg ist nicht ganz sicher, und, setzte er hinzu, indem er einen bedeutsamen Blick auf den Arm warf, welchen der Licentiat in

Digitized by Google

der Schlinge trug, es ist auch nicht immer klug, sich zu weit allein von Hause zu wagen. Uebrigens glaube ich, daß wir heute den Degen gegen niemanden ziehen werden.

Nachdem er diese letzten Worte feierlich langsam ausgesprochen hatte, neigte sich Pepito gegen das Ohr des Licentiaten, und sagte ihm etwas leise, was ich nicht verstehen konnte; ich bemerkte nur daß er mit dem Finger auf eine Hügelreihe zeigte, welche sich zu unserer Linken erhob, und über welcher ein Flug großer schwarzer Geier kreiste. Ohne zu antworten, hielt der Licentiat einen Augenblick sein Pferd an und richtete sein Auge, in welchem ich schmerzliche Ueberraschung gewahrte, nach dieser Seite hin. Dann gab er uns ein Zeichen unsern Weg fortzusetzen, spornte sein Pferd kräftig an und einige Minuten später ritten wir in die Straßen des Dorfes ein, wo mein neues Besitzthum gelegen war.

Das Haus, welches mir Don Tadeo überlassen hatte — denn der Licentiat hatte nach der Clausel, deren man sich erinnern wird, für sich selber Besitz davon genommen — war an dem äußersten Ende des Dorfes gelegen. Zahlreiche Gruppen von Einwohnern, die an den Spenden, welche solche Besitzergreifungen begleiten, Theil nehmen wollten, hatten sich vor dem Hause versammelt und halfen uns dasselbe zu erkennen. Es war ein kleines Gebäude von ziemlich traurigem Ansehen, mit einem Vordache und Pilastern von Backsteinen. Zahlreiche Risse durchfurchten die Mauern und zeigten die gebietende Nothwendigkeit einer völligen Ausbesserung an. Hinter dem Hause dehnte sich zwischen vier bemoosten Mauern, die von Unkraut überwuchert waren, ein kleiner ganz verwilderter Garten aus. Der Hüter, welchen der Licentiat in das Haus gesetzt hatte, öffnete uns die Thüre. Ihr seyd in eurem Eigenthum, sagte er mir. Wir traten ein; das Innere des Hauses war noch zerfallener als das Aeußere. Die Decken waren geborsten, die ausgetretenen Stufen der Treppen knarrten kläglich unter den Füßen, und der Garten war ein undurchdringliches Gewirre von Hauswurz, Nesseln und Disteln, aus denen einige Fruchtbäume von sehr schwächlichem Wuchse hervorragten. Indeß konnte alles zusammen, diese zerfallene Hütte und das wüste Gelände, der Summe gleichkommen, die mir Peralta schuldete, und das genügte mir umsomehr, als man sich mit einem Schuldner von der Gattung des Don Dyonisio nicht allzu anspruchsvoll zeigen durfte.

Nachdem wir das Erdgeschoß und den Garten gesehen hatten, stiegen wir in das erste Stockwerk hinauf. Das Gemach, in welches wir zuerst eintraten, schien der Salon zu seyn, und war, nach dem Modergeruche zu schließen, der daraus hervordrang, in langen Jahren nicht aufgethan worden. Wir beeilten uns, Luft und Licht in diesen öden Raum eindringen zu lassen, den fest verschlossene Laden völlig finster machten. Lange Spinngewebe hingen von der Decke nieder, so zahlreich und dicht wie das verdorrte Bartmoos, welches von den Aesten der Cedern von Chapultepec flattert. Kisten und Kasten waren vollkommen leer, nur in Einem lag ein dickes Buch mit altem staubigem Einband, welches der Licentiat, nachdem er es rasch durchblättert hatte, unter seinen Mantel nahm. Unsere Inspection war zu Ende. Rufe Zeugen, sagte Don Tadeo zu Pepito, den wir bei diesem feierlichen Anlasse als Festordner aufgestellt hatten. Der Lepero, majestätisch in seine blaue Manga drapirt, ging sogleich nach dem Fenster, und hielt eine ebenso kurze als würdige Anrede an die Zuschauer in Lumpen, die unten versammelt waren. Der Erfolg von Pepito's Beredsamkeit übertraf unsere Erwartung, und in wenig Augenblicken war der Hof mit einer weit größern Anzahl von Zeugen angefüllt, als das Gesetz sie fordert. Niemals hatte ich eine so reiche Sammlung von Galgengesichtern gesehen. Wir gingen von Pepito angeführt in den Hof hinab, und von da, von den Zeugen gefolgt, in den Garten. „Meine Herren Cavaliere, rief Pepito mit schallender Stimme, ihr seyd Zeugen, daß im Namen des Gesetzes der hier anwesende Herr — und Pepito wies auf mich — rechtmäßig Besitz nimmt von diesem Eigenthum. Dios y Libertad.“ Don Tadeo trat nun seinerseits vor. Auf seine Anweisung riß ich eine Handvoll Gras aus, welches ich über meinen Kopf warf, dann schleuderte ich einen Stein über die Gartenmauer: dieses war der Act der Besitznahme nach der Ausdrucksweise des mexicanischen Gesetzes. Ein allgemeines Hurrah erfolgte alsbald aus dem Munde der Zeugen. Es blieb mir nun nur noch die letzte Förmlichkeit zu erfüllen übrig, welche das Herkommen auferlegt, d. h., eine Spende an die Burschen auszutheilen, welche aus allen Winkeln des Dorfes zusammengelaufen waren, um mich willkommen zu heißen. Dieß war mit einigen Piastern abgemacht, welche die Zeugen, von Pepito angeführt, in der nächsten Schenke zu vertrinken gingen.

Wohlan denn! sagte der Licentiat als wir allein waren, da seyd ihr nun endlich in Besitz eures Guthabens gelangt. Was haltet ihr von meinem Verfahren störrige Gläubiger fügsam zu machen?

Ich denke, Don Tadeo, daß ihr da ein sehr gefährliches Spiel spielt, und wenn ich euch einen Rath geben dürfte, so wäre es, so bald als möglich diesem Berufe eines Vergelters des Unrechts zu entsagen, worin der Verlust früher oder später den Gewinn übersteigen muß.

Ihr seht indeß, daß ich Glück genug in meinen Unternehmungen habe. Wie dem auch seyn mag, so möchte ich doch, im Falle daß irgendein Degenstoß vor der Zeit mir in die Quere käme, euch ein bleibendes Andenken an mich geben. Hier ist ein Buch, welches nicht in dem Inventar dieses Hauses läuft. Das Werk ist alt und hat seinen Werth.

Ich danke euch, sagte ich dem Licentiaten, indem ich den staubigen Band in Empfang nahm; mehr als dieses Buch wird die Erzählung, welche ich auf der Azotea des Hauses im Callejon del Arco gehört habe, mich an euch erinnern. Man vergißt nicht so leicht derartige Mittheilungen, und es ist ein seltsames Glück einem solchen Roman, wie dem eurigen, statt einer Rathsertheilung zu begegnen.

Die Stunde nach Mexico zurückzukehren, war endlich gekommen. Ohne Pepito abzuwarten, dessen Tagewerk sich wahrscheinlich in der Schenke beendigte, spornten wir unsere Pferde querfeld ein. Die Hitze war noch erstickender als beim Ausreiten. Wir gelangten bald in die Nähe der Hügel, welche Pepito dem Licentiaten gezeigt hatte. Die Schaar der Geier über den Felsen schien sich vermehrt zu haben, und ein Leichengeruch kam uns mit den Staubwirbeln des Windes entgegen. Der Licentiat hielt rasch sein Pferd an.

Wenn ihr neugierig seyd, bis zum letzten Blatte den Roman zu lesen, dessen ihr so eben erwähntet, so schlage ich euch vor nach jenen Hügeln zu gehen. Aber ich fürchte, ihr habt etwas schwache Nerven.

Und welches Schauspiel würde uns dort erwarten?

Es liegt dort eine Leiche, und ihr seht, wie in diesem Augenblick die Geier sich daran ersättigen. Einer der drei Elenden, welche ich beauftragt hatte euren Schuldner zu verfolgen, hat für alle andern bezahlt. Gott ist gerecht. Der Mann, welcher unter Peralta's Dolche fiel, ist der Mörder vom Paseo de Bucareli. Der Roman ist nun vollständig; was haltet ihr davon?

Ganz gewiß, der Anblick der Leiche, welche diese Geier zerfleischen, würde den Eindruck nicht verstärken, den mir eure Erzählung zurückgelassen hat.

Vorwärts! ich sehe, daß ich eure Nerven schonen muß, antwortete der Licentiat, indem er seinem Pferde die Sporen gab. Kehren wir nach Mexico zurück.

Wir trennten uns auf der Plaza Major und versprachen uns wieder zu sehen, aber das Schicksal fügte es anders, und wenige Wochen nach meiner Besitznahme des Hauses, welches Peralta cedirt hatte, mußte ich Mexico verlassen, um durch Städte und Einöden die weite Fahrt zu beginnen, wovon ich in diesen Blättern schon einige Episoden erzählt habe. Bei meiner Rückkehr nach Mexico war die Spielhölle im Callejon geschlossen und der Evangelist, Tio Lucas, welchen ich um Nachrichten von dem Licentiaten fragte, sagte mir, daß er nach Spanien zurückgekehrt sey. Seit jener Zeit bemühte ich mich vergebens neue Erkundigungen über Don Tadeo einzuziehen, und das letzte Erinnerungszeichen, welches mir von diesem seltsamen Menschen geblieben, ist die Handschrift des Alonso Urbano, die gegenwärtig auf der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 85. 9 April 1850.

Sardinien im Jahr 1849.

(The Island of Sardinia etc. by J. W. Tyndale London 1849.)

II.

Lord Nelson, der im Jahre 1805 im Mittelmeer kreuzte, nennt in einer seiner Depeschen Sardinien die wichtigste und schönste Insel dieses Meeres. Indeß landen, wie schon gesagt, nur selten Reisende an diesen herrlichen Gestaden, von denen sie die unwegsamen Straßen, der Mangel an Gasthäusern, das verdächtige Wesen der Einwohner und die Ungesundheit des Klima's entfernt halten. Diese Ungesundheit wird durch die stehenden Wasser, die großen Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, den häufigen Thau und Nebel und die rasche Verwesung vegetabilischer Stoffe unter der Einwirkung einer glühenden Atmosphäre erzeugt. Der höher gelegene vulcanische Boden ist eben so wenig von den Wirkungen der Malaria frei als die Thäler, weil die Dünste bis zu einer gewissen Höhe aufsteigen können, wie es an der Themse und andern Flußufern der Fall ist. Man weiß, daß in Italien die Malaria eben so an den Orten herrscht, wo der leichte und poröse Boden auf seiner Oberfläche trocken ist, wie in der römischen Campagna und in niedern sumpfigen Gegenden. Faulige Ausdünstungen scheinen also die Hauptursache der Intemperie zu seyn, und sie würden zuverlässig sich vermindern, wenn die Sümpfe ausgetrocknet, die Flüsse auf ihr Bett beschränkt und hiedurch unfruchtbare Landstriche in Rebgelände und Fruchtfelder umgeschaffen würden. Uebrigens ist es nicht genug, den Boden umzubrechen und urbar zu machen, er muß auch angepflanzt werden, sonst würde es an den natürlichsten Hülfsmitteln fehlen, seine Ausdünstungen zu absorbiren. Die Sarden sind der Meinung, daß grüne Feigen, welche in ungesunden Gegenden wachsen, den Stoff der Intemperie in sich aufnehmen, und ihn denjenigen mittheilen, welche sie essen; deßhalb werden auf den Märkten Zettel an den Körben befestigt, mit der Angabe der Gegend, worin die Früchte gewachsen sind. Dagegen wird das Getreide aus schattigen und feuchten Thälern höher geschätzt, weil es mehr Nahrungsstoff enthält. Man vermuthet, daß die Hecken von maurischen Feigen (cactus opuntia) die Intemperie vermehren, weil sie die Ausdünstung des Bodens verhindern, ohne wie andere Pflanzen die Feuchtigkeit an sich zu ziehen; auch behauptet man, daß da wo der Oleander blüht, die Krankheit einen gefährlichern Charakter annehme.[1]

Um den Lesern eine Uebersicht von dem socialen Zustand der Insel zu geben, legen wir ihnen die beschreibenden Skizzen einer der Provinzen vor Augen, welche mit wenigen Ausnahmen für alle andern gelten kann.

Die Haupterzeugnisse der Provinz Alghero sind Getreide, Wein, Oel und Häute, deren Ausfuhr aber beinahe gleich Null ist. Die Korallenfischerei, der wichtigste Erwerbszweig, wird von Neapolitanern und Genuesen ausgebeutet. Man findet daselbst keinerlei Fabrication, da die Industrie nach einem sardischen Schriftsteller poco men che nulla ist. Die wenigen mechanischen Producte, welche auf der Insel erzeugt werden, sind von der plumpsten Art. Die Volkserziehung ist so sehr vernachlässigt, daß bei einer Bevölkerung von 32,000 Seelen, worunter man 1900 Kinder von 6 bis 12 Jahren zählte, nur 150 zur Schule gingen. Von den erwachsenen Bauern kann unter sechzig gewöhnlich nur Einer lesen und schreiben. Die Sittlichkeit des Volkes ist kaum weiter vorgeschritten als seine Intelligenz. Die gewöhnlichsten Verbrechen sind die Vendetta,[1] die Brandstiftung in den Wäldern und der Diebstahl. Die Häufigkeit der ersten entsteht aus der bei den Sarden wie den Corsen eingewurzelten Gewohnheit, sich selber Recht zu verschaffen; die Ursache der zweiten liegt in dem Mangel an Weideplätzen, und die dritte ist die Folge eines längst bestehenden Systems gegenseitigen Diebstahls der Heerden, welche in den einsamen Landstrichen umherirren. Man schätzt den Werth des alljährlich geraubten Viehes auf 50,000 Fr. Die Zahl der Verurtheilten wegen dieser verschiedenen Verbrechen ist sehr gering, da sie sich, wenn sie angezeigt werden, alsbald in die Berge flüchten.

Der plumpe Aberglaube der Einwohner von Sardinien, besonders auf dem Lande, ist ein Beweis von ihrer Unwissenheit, welche Regierung und Geistlichkeit auf alle Weise fortdauernd zu machen suchen. Als Gast eines Schäfers auf dem Gebirge war der Verfasser Zeuge folgenden Auftrittes.

Es langte ein Mann zu Pferde an, stieg vor der Hütte ab und trat ein, dann nach kurzer Unterhaltung mit ter Familie

[1] Dieses erklärt sich ganz natürlich dadurch, daß dieser Strauch nur an feuchten Stellen gedeiht.

[1] In Sardinien zieht der Beleidiger und der Beleidigte beständig die Vendetta dem langsamen Gerichtsgange vor. Hier ein Beispiel davon: ein Fuoruscito hatte den König um Pardon gebeten, welchen ihm derselbe unter der Bedingung gewährte, der Vendetta zu entsagen und die Bestrafung seines Feindes dem Gerichte zu überlassen; allein der Fuoruscito erklärte unter solchen Bedingungen seinen Pardon nicht annehmen und lieber den Krieg mit dem Messer fortsetzen zu wollen. Ein anderes Beispiel von der Nachsicht gegen Verbrechen kam vor, als der König in einer Stadt im Innern der Insel war, und ein wohlbekannter Fuoruscito aus dem Gebirge kam und in Frauenkleidern den Festlichkeiten bei dem königlichen Besuche anwohnte, ohne daß die Obrigkeit, der sein Handel mit der Justiz wohl bekannt war, die geringste Kunde von seiner Anwesenheit nahm.

Digitized by Google

holte er ein viereckiges Päckchen herbei, zehn Zoll lang, das er mitgebracht hatte, und in der Stube niederlegte. Nachdem er sich bekreuzt hatte, öffnete er es und zog eine Schachtel heraus. Als ich hierauf Mutter und Töchter vor dem neu Angekommenen niederknieen, und meine Maulthiertreiber und Führer die Mütze abnehmen sah, dachte ich, es werde irgend eine andächtige Ceremonie stattfinden, und nahm auch meinen Hut ab. Da der Reisende nicht in geistlicher Tracht war, konnte ich, was unter meinen Augen vorging, nicht recht enträthseln, kam aber durch die Geberden jenes Menschen, neben dem ich stand, und die der Hüttenbewohner bald ins Klare. Nachdem der Fremde den Schiebdeckel seines Kästchens herausgezogen hatte, bekreuzten sich alle andächtig, beugten sich zur Erde nieder und murmelten Gebete. Ich zweifelte nun nicht mehr, daß es sich um eine tragbare Reliquie handelte, und meine Neugier führte mich nach der Seite hin, wo meine Hausgenossen knieten. Nach einigem Zögern reichte der Reisende das Kästchen allen Mitgliedern der Familie hin, welche es inbrünstig und ehrerbietig mehrmals küßten, aber als die Reihe an mich kam, und sie sahen, daß ich ihrem Beispiele nicht folgte, zeigten mir ihre verwunderten, fast erschreckten Blicke, daß sie Zweifel in meine Religiosität setzten. Der Gegenstand so großer Bewunderung und Verehrung war eine kleine hölzerne Puppe, deren Augen und Nase man kaum unterscheiden konnte. Sie war mit einem Rocke von Goldstoff bekleidet, den Kopf umgab ein Heiligenschein von Gold- und Silberflittern.

Als die Ceremonie vorüber war, fragte ich nach Namen und Geschichte dieser Trödelpuppe, und konnte nichts weiter erfahren, als daß es Reliquien einer Heiligen aus Halluan seyen, alle weitern Fragen über das Nähere, wo und wann sie gelebt, wurden durch die stets wiederholte Antwort: senza dubbio la reliquia d'una santa del paese . . . ben conosciuta da per tutto (es ist zweifelsohne die Reliquie einer überall wohlbekannten Landesheiligen), abgefertigt; vielleicht waren es meine Unwissenheit und meine ketzerische Ungläubigkeit, welche die Heilige und ihre Träger veranlaßten, die Hütte alsbald wieder zu verlassen, denn er machte sich unverzüglich auf den Weg. Allein während der Mann seine Schachtel sorgfältig einpackte, sah ich wie Mutter und Töchter Käse von verschiedener Art und Größe in die Sattelkörbe des Pferdes steckten. Als dieses geschehen und der Segen ertheilt war, ritt der Reisende von dannen. Diejenigen welche auf solche Weise umherziehen und Almosen sammeln, werden Romiti oder Eremiti genannt, obgleich sie keine Einsiedler, sondern Bettelmönche sind. Bisweilen werden sie auch von einem Zampagnatore mit einem Dudelsacke begleitet, der zuerst zu Ehren des Heiligen und dann zum Danke für die empfangene Gabe seine mißtönenden Weisen aufspielt. Die eben so zahlreiche als einflußreiche Priesterschaft ist ein mächtiger Bundesgenosse oder ein gefährlicher Feind der Regierung, je nachdem sie sich für oder gegen dieselbe erklärt.

So gering auch ihre Kenntnisse seyn mögen, die Geistlichen werden dennoch mit tiefer Verehrung und abergläubischer Furcht angesehen. Ihr öffentlicher Charakter und ihre Weihe sichert ihnen eine eben so unbegränzte Uebermacht in der Hütte wie vor dem Altare. Dieser außerordentliche Einfluß wird übrigens weder durch ihre Mühen um die Volkserziehung, noch durch die Linderung der Noth der niedern Classen gerechtfertigt. Sie erlangen ihn allein durch die geheime Kenntniß alles dessen was im Innern der Familien vorgeht, eine Kenntniß, welche sie dem Beichtstuhl und ihrer Gewohnheit sich in weltliche Angelegenheiten einzumischen verdanken. Durch diese Verschmelzung religiöser Dinge und zeitlicher Vortheile übt die Kirche eine innerliche und äußerliche Herrschaft aus, der sich die Unwissenden knechtisch unterwerfen, welche aber von dem einsichtigen Theile des sardischen Volkes laut mißbilligt wird.

Als ich eines Tages bei einem Pfarrer anhielt und mit ihm ins Gespräch kam über den sittlichen Zustand seiner Gemeinde und den Einfluß welchen er ausüben könnte, um die Vendetta zu unterdrücken und die Fuorusciti zurückzuführen, holte er eine Tabelle herbei, welche die Namen seiner Pfarrangehörigen nebst Anmerkungen und Notizen enthielt. Es war eine Masse inquisitorischer Nachweisungen, welche ihre Sünden in That und Unterlassung enthielt. Er versicherte unter anderm, daß die Zeichen bei den Namen derjenigen, welche zur Beichte gingen oder es unterließen, ihm ein Recht der Aufsicht einräumten, durch welches er nach Umständen die Vergehen seiner Pfarrkinder zu seinem eigenen Vortheil ausbeuten kann, er sagte aber zugleich auch, daß er hiezu von seiner geistlichen Behörde angewiesen sey, welcher er diese Berichte vorzulegen habe, und welche sie sodann an die Regierung befördere.

Diese Knechtschaft des Geistes ist ein Glied weiter in der großen Kette um die Familien zu fesseln, deren geheime Handlungen und Gedanken man auf diese Weise kennen lernt. Wie leicht wird es dadurch für die Willkür, die Menschen gegen einander aufzustacheln, wenn sie ein so furchtbares Mittel häuslicher Unterdrückung und politischer Centralisation in Händen hat!

Während seines Aufenthalts zu Sassari machte Hr. Tyndale mehrere Ausflüge nach Alghero in der Absicht den berühmten Antro di Nettuno, eine Stalaktitenhöhle, ungefähr zwölf Meilen von der Stadt, zu besuchen. Die Unbeständigkeit des Wetters hinderte ihn zuerst sein Vorhaben auszuführen, allein die Beharrlichkeit des Reisenden besiegte diese stets wiederkehrenden Hindernisse, und der König von Sardinien, der sich damals mit dem Herzog von Genua auf der Insel befand, erwies ihm die Ehre, ihn zu seiner Begleitung einzuladen. Die Einwohner von Alghero versichern daß unter den 365 Tagen des Jahres es 300 gibt, wo es unmöglich ist in die Grotte zu dringen, und es war daher ein günstiger Zufall, welcher den Besuch des Königs begleitete. Die Grotte des Neptun wurde durch die Natur in dem Felsen ausgehöhlt, welcher den Fuß eines der Vorgebirge in der Nähe der kleinen Insel Faradada bildet; die häufigen Gegenwinde denen sie ausgesetzt ist, machen ihren Zugang sehr schwierig.

Die erste Höhle bildet eine Vorhalle von ungefähr 30 Fuß und hat nichts bemerkenswerthes; hier schiffte sich die königliche Gesellschaft auf einem sehr kleinen Boote ein, das eigens für diese Spazierfahrt gemacht wurde. Wir gelangten alsdann in eine zweite Höhle, worin das Wasser wohl 20 Fuß tief und durchsichtig wie Krystall war, dann wandte man sich links und schiffte mühsam zwischen den Stalagmiten hin, welche zu beiden Seiten hohe Wände bilden. Hierauf drangen wir, fährt Hr. Tyndale fort, gegen Westen in eine andere Höhle, in deren Mitte eine Tropfsteinsäule steht, welche ein ungeheures Dach unterstützt, welches an den Capitelsaal von Wells erinnert. Wir landeten in dem abgelegensten Theile dieser Höhle, und der Charon dieses Styx kehrte zurück, um das Gefolge des Königs abzuholen. Außer dem Geplätscher der Ruder, das immer schwächer und schwächer wurde, jemehr das Boot sich entfernte, drang nicht ein Laut, nicht das geringste Geräusch an unsere Ohren! das Ganze hatte etwas traumhaftes, zauberisches, feenartiges, gleich dem Mährchen von Tausend und Einer Nacht.

Digitized by Google

Beim Rückblick in die Höhlen und Durchgänge, durch welche wir hereingekommen waren, sah man in weiter Ferne einen graulichen Schatten, die Wirkung einiger gedämpften Sonnenstrahlen, die von der Menge der Fackeln verdunkelt wurden, welche sich in dem ruhigen und glatten See zu unsern Füßen spiegelten. Uns gegenüber war eine Erhöhung, welche man mit einer Lichterreihe besetzt hatte, wodurch die Wölbung erleuchtet wurde und die dünnen Stalaktiten das Ansehen von Eiszapfen an einem gefrorenen Baume erhielten. Zu unsrer Rechten erhoben sich ungeheure Säulen von den seltsamsten Gestalten, manche 50 bis 60 Fuß hoch, welche die verschiedenartigsten Vorsprünge und Bogen bildeten. Galerien von 3 bis 400 Fuß Länge liefen in die Grotte aus, und erinnerten an die maurischen Bauwerke des Alhambra.

Unter den Räumen dieses Labyrinths ist besonders ein kleines Gemach merkwürdig, in welches man nur durch eine schmale Spalte gelangen kann. Die Wölbung und die Wände desselben sind ganz mit feinen, schimmernden Stalaktiten überzogen, und man fühlt sich versucht, das Ganze für ein Gewebe der Oceaniden zu halten, die hier in der Stille bilden und schaffen. Die Grotte des Neptun übertrifft die von Adelsberg, von Paros und Antiparos an Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien.

(Schluß.)

Das Thal des Agh-Tschai verlassend, gelangen wir durch eine ziemlich öde Gegend und einen wilden Engpaß in die große und fruchtbare Ebene von Choi. Diese Stadt ist dermaßen von Obstgärten und Pappelanlagen umgeben, daß bei gänzlichem Mangel an vorragenden Gebäuden man ihrer nicht eher ansichtig wird, als bis man vor ihre Thore gekommen.

Choi gehört übrigens schon zu den ansehnlicheren Städten in Aserbeidschan, enthält große Basare und treibt lebhaften Handel, der jedoch vorzüglich durch ihre geographische Lage an der Karawanenstraße zwischen Persien und der Türkei bedingt ist. Die Stapelproducte bestehen namentlich in Baumwolle und Cerealien, wovon die fruchtbare Umgegend eine große Fülle hervorbringt. Es umgibt diese Stadt eine Mauer von Kleiberlehm mit einem ziemlich breiten, im Sommer trockenen Graben, über welchen hölzerne Brücken zu den 4 Stadtthoren führen. Die Gesammtbevölkerung wird auf 25 bis 30tausend Seelen geschätzt, worunter beiläufig 300 Familien Christen, meistens schismatische Armenier. Die Muselmänner gehören zu dem Stamme der Dumbalü. Von erwähnenswerthen Gebäuden oder sonstigen Merkwürdigkeiten ist hier nichts zu sehen. Wir erblicken übrigens eine Menge Ruinen, die in den größeren persischen Städten nirgends fehlen, und auch diese ist, wie viele andere, in den langen Kriegen zwischen Persien und der Türkei oft verheert worden, und sie hat besonders zur Zeit des Aufstandes Dschaffer-Ouly-Chans gegen Feth-Aly-Schah, im Jahr 1800, fürchterlich gelitten.

Die Reise in südlicher Richtung fortsetzend, betraten wir unmittelbar vor dem Salmaserthor, eine schöne, schnurgerade, leider sehr verwahrloste Pappelallee — nach dem Bilde des Tschahar-bagh zu Isfahan angelegt — die, beinahe eine Stunde lang, am Kotur-Tschai endigt, dessen Bett zur Sommerszeit fast trocken ist. Ueber diesen Fluß führt eine schöne neue von Backsteinen gebaute Brücke mit gerippten Bogen, Oaden-Köprü genannt, weil sie auf Anordnung einer frommen persischen Frau oder wenigstens durch eine Stiftung derselben gebaut wurde.

Die Straße nach Ssalmas und Urmiah rechts lassend, gelangen wir 6 Stunden von Choi nach dem Dorfe Kisyldschi, mitten unter Pappeln, Obstbäumen und Gartenanlagen, die von dem großen Fleiße der Einwohner zeugen, am Abhang eines unansehnlichen Gebirges. Wenn dieses überschritten, beginnt eine furchtbare, zwei Stunden Weges dauernde Felsenschlucht durch das Gebirg Koh-Maschuk, einer der schwierigsten Pässe in Persien. Zu Pferde sitzen bleiben ist außer der Frage, und selbst ledig daher schreitend haben die Pferde Mühe auf dem glatten Felsweg nicht zum Fallen zu kommen. In den scharfen kurzen Krümmungen des engen Pfades stößt das Packpferd mit seiner Last unaufhörlich gegen die vorragenden Felsen, und das Gepäck fällt nicht selten mehr als einmal zu Boden. Das Wiederaufladen ist dann wegen des engen Raums zu beiden Seiten des Thieres kein geringes Stück Arbeit. Ich glaube nicht daß beladene Kamele hier durchkämen. Die Straße zu ebnen oder vielmehr was man eine Straße nennen könnte, hier durchzubrechen, würde in jedem Lande ein schwieriges und kostspieliges Unternehmen seyn, zu welchem es jedenfalls der Localverwaltung sowohl an den pecuniären Mitteln als an Willen und Willenskraft fehlt. Bei nasser Witterung oder Frost müssen Reisende, hauptsächlich aber die Waarenkarawanen, hier einen harten Stand haben. Ein Bataillon Schützen auf den Anhöhen und hinter den Felsen postirt wäre hinlänglich um hier eine Armee aufzuhalten oder gar aufzureiben.

Der östliche, äußerst steile Abhang des Gebirgs führt in eine unabsehbare, südlich durch den Schahie oder See von Urmiah begränzte Ebene. Wir verfolgen nun in einer Strecke von 6 Stunden das nördliche Gestade dieses so sehr mit Salztheilen geschwängerten Sees, daß keine Fischgattung darin leben kann. Ich habe nie ein Segel, nie das kleinste Fahrzeug darauf erblickt, und dieser Umstand ist nicht geeignet das traurige Bild zu erheitern, welches seine kahlen, beständig mit einer weißen Kruste von Alkali bedeckten Ufer dem Auge darbieten.

Der Ort Tessuch, auch Tessutsch genannt, mit einer Poststation, liegt auf einer kleinen, ziemlich fruchtbaren, die Ebene im Norden begränzenden Anhöhe. Von da führt die Straße auf einer im Sommer von allem Graswuchs entblößten, brennenden und für Auge und Geist ermüdenden, mit Getreidefeldern angebauten Fläche nach der 6 Farsang entfernten Stadt Dschäwistür, mit beiläufig 5000 Einwohnern, deren Baumpflanzungen und Gartenanlagen ihr das Ansehen einer grünen Oase in dieser versengten Fläche verleihen. Zu Winterszeit, in welcher Jahreszeit ich hier nicht durchgekommen, mag diese freilich einen minder trostlosen Anblick darbieten, nämlich wenn sie nicht mit Schnee bedeckt ist, was auf einer Höhe von 4000′ über dem Spiegel des schwarzen Meeres gemeiniglich der Fall ist.

Auf der Strecke von 9 Farsang von Dschäwistür nach Täbris erhält jener eintönige Charakter der Landschaft, den nicht die geringste Wellung unterbricht, nur durch die ungefähr auf halbem Wege eintretende morastige Beschaffenheit des Bodens einige Abwechslung. Die große Belebtheit dieser Straße gewährt jedoch glücklicherweise dem Reisenden eine Zerstreuung, und es ist selten, daß man sich nicht einem oder mehrern Persern der bessern Classen — die meistens gerne mit Europäern anbinden, weil Wißbegierde oder wenigstens Neugierde im Gegensatz zu den Türken bei diesem Volke sehr entwickelt sind —

Digitized by Google

anzuschließen Gelegenheit findet, und in deren Gesellschaft das Langweilige dieser einförmigen Fläche auf mehr oder minder angenehme Weise weggeplaudert wird.

Von dem großen Dorfe Mayan, dem letzten Zwischenorte, sind es nur noch zwei Farsang nach Täbris, und es geht nun durch breite Zugänge zwischen hohen Gartenmauern, bis wir endlich die Vorstädte erreichen. Ueberhaupt wird in den hiesigen Umgebungen, mehr als in der Türkei — selbst die Umgegend von Konstantinopel nicht ausgenommen — die Annäherung einer großen Stadt und eines großen Handelsemporiums wahrnehmbar.

Weiter als Täbris ist es für Privatpersonen nicht rathsam und auch nicht gebräuchlich, selbst auf der Hauptstraße nach Thehran, Isfahan und Schyras, mit der Post zu reisen, weil auf dieser Seite die Relais, namentlich was die Anzahl der vorhandenen Pferde betrifft, zu dürftig bestellt sind, und man daher auf jeder Station in Gefahr kommt stecken zu bleiben, wenn nur ein einziger Tschapar oder Golam dem Reisenden zuvorgekommen oder letzterer mit jenen Regierungs- und Gesandtschafts-Courieren auf einer Station zusammentrifft. Aber selbst auf der Strecke zwischen der Westgränze und Täbris kommen Plackereien und Prellereien in der Regel viel häufiger vor als in der Türkei, was namentlich von der Herreise gilt, wo man mit keinem Racham (Schutzbrief der Regierung oder des Statthalters der Provinz) versehen ist. Südlich und östlich von Täbris reist es sich besser, entweder mit eigens angekauften Pferden oder mit einem Tscharwadar, der jene vermiethet und zugleich als Führer mitreitet.

Die Poststationen von der Gränze bis Täbris sind folgende:

von Owadschik nach	Dara-Dini	6	Farsang [1]
"	Soraba	6	"
"	Chon	7	"
"	Tessutsch	10	"
"	Dschäwistür	6	"
"	Täbris	9	"
		44	F.

Weihnachtsitten in Italien.

Die Kirche der Santissima Annunziata in Parma ist ein architektonisches Meisterwerk, eine ovale Wölbung, kühn in den Himmel steigend. Ursprünglich ruhte sie auf zwei ungeheuren Pfeilern im Mittelpunkte, aber ein abenteuerlicher Baumeister aus Frankreich — der Name blieb unbekannt — erbot sich diese zwei Stützen wegzunehmen und den großen Dom frei in der Luft schweben zu lassen; er ließ beide Pfeiler abbrechen. Es wird berichtet, daß man das mächtige Gewölbe schüttern und sich schwingen, jedoch zuletzt in der graciösen Biegung festigen sah, in der es verharrt und fortdauern wird, vielleicht bis das Gewölbe des Firmaments selbst weicht.

Das Vertrauen der andächtigen Bürgerschaft von Parma zu den Grundmauern dieses herrlichen Baues ist so groß, daß sie kein besseres Obdach wissen, wenn sie ihr Haupt schirmen wollen. Die Mönche der Annunziata, ein Franciscanerorden, haben das wunderthätige Bild von San Francesco Solano irgendwie geheim aufbewahrt, welcher der Heilige des Erdbebens oder vielmehr gegen das Erdbeben ist. Beim ersten Brausen dieser ärgsten Zornruthe Gottes stellt man den holzgeschnitzten Heiligen aus, und mit ihm eine ganz hübsche Abbildung der alten guten Stadt mit all ihren Thürmen und Kirchenspitzen, welche taumeln und walzen als ob sie nach der Hornpfeife tanzten. Die Annunziata allein scheint fest zu stehen und auf ihrer Zinne sieht man St. Franciscus die Hand gebietend ausstrecken, als wehre er allen berauschten Gebäuden ringsum jeden weitern Spaß.

Die Kirche ist ferner berühmt durch Correggio's Fresken, über alles aber durch die Töne der Sackpfeife (la piva), welche auf der Orgel in der Mitternachtsmesse am heiligen Abende gespielt werden. Obschon diese Mitternachtsmesse in allen 80 Pfarrkirchen der Stadt Parma gehalten wird, Abteikirchen, Oratorien und Hauscapellen ungerechnet, läßt sich doch nichts mit den Sackpfeifentönen der Orgel von Santissima Annunziata vergleichen. Die guten Franciscaner halten einen Mönch ihres Ordens allein zu diesem Zwecke, und haben stets einen gehalten, seit undenklichen Zeiten, dessen einziges Amt darin besteht, feil zu werden und die Sackpfeife zu spielen; diese gehört nun einmal in die Weihnachtfeier, zum Gedächtnisse der ländlichen Musik, mit welcher die Hirten die Ankunft des Messias grüßten. In jede italienische Stadt kommen für die Christwochen die Pifferari oder Zampagnari mit ihren Dudelsäcken aus den Apenninen herunter.

Viele Tage vor dem Feste ist jede Hand im Kloster geschäftig bei Errichtung des Presepio. Auch in jedem andern Gotteshaus errichtet man einen heiligen Stall oder eine Krippe, in den meisten Wohnungen und sogar an den Straßenecken, wo man den Vorübergehenden zur Besichtigung einladet und brandschatzt. Unerreichbar bleiben aber die Wunder der großen Krippe von Santa Annunziata; den ehrlichen Franciscanern scheint Weihnachten von Rechtswegen eigentlich zu gehören. Ihr Presepio ist nicht etwa bloß ein Basrelief oder Tableau Mouvant, wie in andern Kirchen, nicht bloß ein Mummenschanz; man darf es eine Oper in aller Form nennen, insofern es seine Theaterdecorationen, Orchester und Chöre hat. Die Bühne ist zur Linken des Hauptaltars aufgeschlagen; wenn die Mitternachtstunde naht, zieht man den Vorhang weg, die Mutter zeigt sich in halb knieender, halb sitzender Stellung auf dem Stroh, Joseph lehnt auf seinem langen Schäferstab hinter ihr. Ernst und weise schauen die beiden vierfüßigen Gefährten drein; die Engel — Köpfe und Flügel ohne Körper — schweben über der Gruppe in der Luft. Das Kind — eine Wachspuppe mit flächsernen Locken und Glasperlenaugen, ganz in Brokat gewickelt und mit Goldflitter und falschen Kleinodien besäet — wird aus der Krippe genommen, unter den Pfeifenklängen den Zuschauern gezeigt, und macht bei ihnen die Runde. Jeder Mönch, fröhlich gestimmt vom Christabendschmaus, nimmt es aus des Nachbars Hand, tändelt mit dem Kleinen, läßt es hüpfen und liebkost es mit allem Geschick einer weltlichen Amme, während folgende Reime in Chören gesungen die schwellenden Dudelsacktöne der Orgel begleiten:

„E gia nato il bel bambinello
Piglia lo tu, caro fratello!“
Ecco, ecco il bel bambino,
Bianco, rosso e ricciolino,
La sua mamma lo piglia in braccio etc.“

(Schluß folgt.)

Orientalische Forschungen in Rom. Die französische Akademie hat einen jungen Orientalisten, Namens Renan, einen Schüler Renauds, nach Rom geschickt, um verschiedene literarische Arbeiten in den dortigen Bibliotheken vorzunehmen. Man scheint den Zeitpunkt der militärischen Besetzung durch die Franzosen benutzen zu wollen, da man solchen achtbaren Gästen nicht leicht etwas abschlagen kann. Auch fand Hr. Renan allenthalben, mit Ausnahme eines Klosters der Augustiner Mönche, eine sehr bereitwillige Aufnahme. Derselbe hat sich ein ganz eigenthümliches, aber sehr lohnendes und jedenfalls noch schwach bearbeitetes Feld ausgewählt, nämlich die Geschichte des Hellenismus bei den semitischen Völkern. Da dieser mit den Eroberungen Alexanders beginnt, die ganze alexandrinische Periode in sich schließt, und bis in die Blüthenepoche der arabischen gelehrten Literatur hineinreicht, so ist das Feld umfassend genug. Ein Schreiben im Journ. asiat. (Februar-März) gibt über seine Arbeiten in Rom Aufschluß.

[1] Nach den durch die brittischen Ingenieuroffiziere in Persien vorgenommenen Messungen beträgt ein Farsang in der Provinz Aserbeidschan und andern angränzenden Gebieten 6tausend Arschinen zu 44 englischen Zoll, oder 4,16 englische Meilen, 16,72 = 1°; in Irak Adschämi 6tausend Arschinen zu 42 englischen Zoll oder 3,97 englische Meilen, 17,53 = 1°.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 86. 10 April 1850.

Die Goldausfuhr aus Californien und dessen Einwirkung auf den Goldmarkt der Welt.

Alle Welt kennt die ausschweifenden Berechnungen des Goldertrags von Californien, man meinte das Gold müsse alsbald im Preise bedeutend sinken, bis jetzt aber ist der Einfluß in England, dem großen Goldmarkt der Welt, scheinbar kaum und in Neuyork gar nicht bemerklich. Muß man daraus schließen, die Berichte aus dem Goldland seyen alle fabelhaft gewesen? Schwerlich, aber es verlohnt sich der Mühe nachzuforschen, weßhalb die Einwirkung so gering gewesen, und daran die Frage zu reihen, ob dieß auch in Zukunft der Fall seyn werde. Man schlug im vorigen Jahr schon die Zahl der Minenarbeiter auf 80,000, und den täglichen Gewinn eines jeden auf fünf Dollars, etwa ein Pfd. St., an. Rechnet man im Monat nur 25 Arbeitstage, so wären dieß im Monat 2 Mill. Pf. St., und in 8 oder 9 Arbeitsmonaten 16 bis 18 Mill. Pf. St. Es ist aber ziemlich genau hergestellt, daß bis zum November vorigen Jahrs die Ausfuhr von Gold aus San Francisco nicht über 100,000 Pf. St. monatlich betrug, und nehmen wir auch die Summe, welche in einzelnen Händen in Californien zurückblieb, noch so hoch an, so ist immerhin klar, daß die Berechnung einer monatlichen Ausbeute von 2 Mill. Pf. St. viel zu hoch ist. Indeß wird immer noch genug übrig bleiben, um mit der Zeit einen wesentlichen Einfluß auf dem Goldmarkt der Welt auszuüben, warum dieß aber bis jetzt noch nicht geschehen ist, mag sich theils aus der Kürze der bis jetzt verflossenen Zeit, theils aus besondern Umständen erklären lassen, von denen wir hier einige anführen wollen.

Nach den Vereinigten Staaten kam zuverlässig, nicht auf den von Panama kommenden Dampfpaketbooten, sondern durch zahlreiche Privatcanäle, das meiste Gold, hat aber auf dem Neuyorker Markte nach kaum irgend einen Eindruck gemacht. Der Grund hievon läßt sich errathen: die Speculationswuth in Nordamerika ging ins Unglaubliche, und man rechnete, daß im vorigen Jahre, wenn man Ausrüstung, Lebensmittel, Schifffahrtskosten, Zeit und Arbeit in Anschlag bringt, vielleicht nahe an 100 Millionen Dollars zu Unternehmungen nach Californien verwendet wurden; nimmt man nun auch an, daß 30 Mill. in Gold zurückkamen, so besteht immer noch eine Bilance von 70 Mill. D. gegen Californien, welche sich erst im Laufe einiger Jahre ausgleichen muß. Um wie viel mehr Gold als vorher im Handelsverkehr der Vereinigten Staaten circulirt, darüber lassen uns natürlich die Nachrichten gänzlich im Stich, denn ein bis zwei Dutzend Millionen mehr Gold, wenn vorher so unmäßige Summen auf Ausrüstungen und Unternehmungen verwendet wurden, möchten kaum sonderlich in Anschlag kommen.

Auch von Europa aus sind nicht unbedeutende Speculationen nach Californien unternommen worden, die sich mindestens auf einige Millionen belaufen, und wenn sie gleich den riesenhaften Speculationen der Amerikaner entfernt nicht gleichkommen, so sind sie doch immerhin bedeutend genug, um dem aus Californien zuströmenden Gold noch die Wage zu halten. Zudem darf man nicht vergessen, daß in Europa gegenwärtig sehr verwickelte Geldverhältnisse vorwalten. Die ungeheure Aufhäufung von Metallen in der englischen und französischen Bank, in ersterer über 17 Mill. Pfd., in letzterer über 19 Mill. Pf. St., konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. Fügt man hinzu, daß seit zwei Jahren das Silber in ungeheuren Massen nach dem Continent und das Gold zum Theil nach England strömte, so erhält man den Schlüssel, warum in der englischen Bank so unverhältnißmäßig viel Gold liegt, und bringt man vollends den Wechselcurs zwischen England und Frankreich einer-, und England und Hamburg andererseits in Betracht, ein Curs der gewöhnlich einen Unterschied von ½ Proc. im Goldpreise beträgt, so kann man mit Zuversicht behaupten, daß nach Frankreich bedeutende Goldmassen gegangen sind, welche sich leichter aufbewahren lassen als bedeutende Massen Silber. Erwägt man ferner die großen Bedürfnisse aller Continentalstaaten seit dem Jahr 1848, so wird man zugeben müssen, daß eine gute Anzahl Millionen aus dem Verkehr wie verschwinden, d. h. in eine Unzahl kleiner Canäle sich verlieren mußten, aus denen sie erst im Verlaufe der Zeit in die großen Reservoirs wieder zurückströmen. Hat man diese Bemerkung schon vor dem Jahre 1848 in Folge der Eisenbahnbauten gemacht, so muß sie seit dieser Zeit in noch viel höherem Maaße gelten, wenn man auch nicht in Anschlag bringen will — was doch gewiß nicht ganz unbedeutend ist — daß große Goldmassen seit diesen beiden Jahren vergraben wurden.

Muß man nun auch von dem angeblich aus Californien strömenden Gold eine nicht unbedeutende Ziffer als übertrieben wegschneiden, so bleibt doch immer Grund genug vorhanden, an eine bedeutende Vermehrung des Golds sowohl in Amerika als in England zu glauben. Es ist erst dritthalb Jahre her, daß die englische Bank die mächtige Schraube ansetzte, um das Gold in ihre halbentleerten Gewölbe zurückzuführen, und solche Ursachen wirken in der Regel nicht auf ein paar Monate, sondern auf ein paar Jahre nach. Wie leicht ist es möglich, ja wie wahrscheinlich ist es, daß die dadurch an andern Orten entstandenen Lücken von Amerika aus, sey es durch Silber oder Gold ausgefüllt wurden, und man beantworte sich einmal die

Digitized by Google

Frage, ob die ungeheuer gestiegene Zufuhr an Lebensmitteln, namentlich Cerealien in England — letztere allein betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 18 Mill. Pf. — nicht die Bank von England ganz anders afficirt hätte, wenn nicht eine so große Geldmasse theils durch die von der Bank angesetzte Schraube, theils durch die Unruhen auf dem Continent nach England geführt worden wäre. [1] Solche Handels- und Verkehrsverhältnisse setzen eine Anzahl von Millionen Pfd. St. in Bewegung, gegen welche die bis jetzt aus Californien geströmten Goldmassen nur sehr mäßig in Betracht kommen können. Dieß mag erklären, warum die Entdeckung des Goldreichthums von Californien bis jetzt auf den Goldmarkt keine sehr merkliche Einwirkung geäußert hat. In England sucht man sich oder andere über die ferneren Wirkungen einzuschläfern, allein man lasse fünf bis sechs Jahre verstreichen, und die Wirkung muß sich, wenn gleich noch auf keine sehr auffallende Weise steigern; eine plötzlich eintretende Wirkung ist allerdings nicht zu erwarten, aber im Verlaufe von ein bis zwei Jahrzehenden wird zuverlässig das Verhältniß des Goldes zum Silber ein anderes seyn, wie jetzt. Darum kann man nicht genug darauf aufmerksam machen, wie nöthig es ist, auf dem Continent alle Goldmünzen als Handelswaare zu erklären, d. h. nur Ein Metall als Werthmesser officiell anzuwenden.

Sardinien im Jahr 1849.

(Fortsetzung.)

Uebergehend zu den Denkmalen des Alterthums beschreibt Hr. Tyndale die Sepolture dei Giganti als die merkwürdigsten nach den Noraghe.

Diese Riesengräber bestehen aus Lagen von großen Steinen, welche ohne Mörtel aufeinander gefügt sind und eine Haube von 36 bis 50 Fuß Länge auf 3 bis 6 in der Breite einfassen; die am besten erhaltenen sind mit ungeheuren Steinplatten bedeckt. Die Richtung des Grabes ist stets von Nordwest nach Südost. Am südlichen Ende erhebt sich ein gewaltiger, eckiger Stein 10 bis 15 Fuß hoch, dessen Gestalt bald elliptisch, bald viereckig, bald kegelförmig ist; mehrere haben an ihrer Basis eine Oeffnung von 18 Zoll ins Geviertte. Nach jeder Seite läuft eine Reihe Steine aus, unregelmäßig an Umfang und Gestalt, welche einen Bogen beschreiben, dessen Sehne 20 bis 40 Fuß beträgt und das Ganze einem Sporn ähnlich macht.

Die Benennung „Sepolture dei Giganti", welche die Sarden diesen Denkmalen geben, entspringt aus ihrer Ansicht, daß es wirklich Riesengräber seyen, andere Benennungen aber, z. B. „Stein der Juden", so wie ihr Alter, deuten darauf hin, daß es Opferstätten seyn mochten. Diese Sepolture scheinen Sardinien ganz eigenthümlich anzugehören. Das Zusammentreffen zweier Arten so seltsamer Denkmale wie dieser Sepolture und der Noraghe auf derselben Insel, ihr Nichtvorhandenseyn in einem andern Lande und der Umstand, daß deren Construction ein abstractes Princip von Größe und Mächtigkeit andeutet, sind gewichtige Gründe für die Annahme, daß die Gründung der einen und der andern demselben Volke und derselben Zeit beigemessen werden müssen. Man kann daher mit Recht vermuthen, daß die Sepolture die Gräber von Helden, die Noraghe Tempel oder Altäre eines abgöttischen Volkes waren.

[1] Ein Vorrath von 11½ Mill. Pf. St. unbenützter Noten der Bank von England ist bei dem nicht schlechten Handelsverkehr Englands ein sehr deutliches Zeichen, daß mehr Gold im Lande circulirt als sonst. Um einige Millionen mögen die vielen Banken Englands leicht jetzt mehr haben als gewöhnlich, und dadurch schon ist das bisherige Ergebniß der californischen Minen mehr als aufgewogen.

Uebrigens sind auf der Insel noch andere Ueberreste des Alterthums vorhanden, welche Erwähnung verdienen, wie z. B. die zu Antas in der Provinz Inglesia. Sie liegen mitten in einem Walde immergrüner Eichen, und obgleich die Reste eines kleinen Tempels und einige Steinmassen das einzige sind, was man findet, beweist dennoch deren Anlage, daß diese Trümmer dem Zeitalter des Antonin angehören.

Das Merkwürdigste unter den vielen griechischen, phönizischen und römischen Alterthümern der Insel sind die sardischen Idole, kleine 1 bis 17 Zoll große Bronzefiguren von unregelmäßiger verzerrter Gestalt und plumper Arbeit. Es ist unentschieden, ob diese Gegenstände Symbole einer den frühern Bewohnern der Insel ganz eigenthümlichen Religion, oder ob sie orientalischen Ursprungs sind. Ihre Inschriften konnten bis jetzt nicht entziffert werden. Die Sinnbilder des Dualismus bezeichnen beinahe alle diese Idole; Stab, Geißel, Schlange, Hirsch sind die Hauptattribute derselben. Einige haben Zeichen an ihren Leibern und sehen aus wie tättowirt, mehrere haben Schweife; andere sind Allegorien, die sich wahrscheinlich auf chaldäische Sternkunde beziehen; in einigen vermuthet man auch Symbole des samothracischen Cultus, sie sind unter sich durch ihre Bewaffnung und Bekleidung verschieden: einige tragen Brustharnische, andere nur leinene Gewänder. Auch Köpfe von Hunden, Katzen, Affen, Vögeln und Ungeheuern, wie sie Phönizier und Aegyptier verehrten, befinden sich unter den Sinnbildern dieser seltsamen Gottheiten. Man findet auch Talismane, Dreifüße in Bronze und Figuren von demselben Metall, welche mit den Hausgöttern alter, morgenländischer Völker übereinstimmen, besonders mit denen, welche in der heiligen Schrift Teraphim genannt werden, und weder den Laren der Griechen und Römer, noch den ägyptischen Bildnissen gleichen. Letztere, deren man auch auf der Insel entdeckte, sind von ganz anderer Ausführung und Gestalt. Ein weiteres Unterscheidungszeichen der sardischen Idole ist die gänzliche Abwesenheit des Lotus, der Skarabäen und anderer hieroglyphischen Zeichen der Aegyptier.

Es gibt vielleicht in Europa nicht ein Land, über welches die Natur ihre Gaben so reichlich ausgegossen hat, wie über Sardinien. Aristoteles sagt, daß Aristäus, welcher im Alterthum wegen seiner Vorliebe für den Ackerbau und die Bienenzucht so berühmt war, dieser Insel Gesetze gegeben hat, daß sie aber später unter der Herrschaft der Karthager beinahe nichts mehr hervorbrachte, weil diese Bäume und Gewächse, die zum Unterhalt der Menschen dienen, ausrotteten, und bei Todesstrafe den Einwohnern verboten, selbe wieder anzupflanzen. Später wurden diese barbarischen Beschränkungen aufgehoben, und neue karthagische Ansiedlungen hoben und beförderten den Ackerbau so sehr, daß, als Sardinien eine römische Provinz wurde, es nach Polybius nicht nur durch seine Ausdehnung und Einwohnerzahl, sondern auch durch die reichen und verschiedenartigen Erzeugnisse seines Bodens sehr wichtig war. Pomponius Mela und Silius Italicus reden von seiner Fruchtbarkeit, auch Horaz erwähnt es lobend, Cicero nennt es einen der drei Fruchtspeicher des Staates. Ja die Fruchtbarkeit der Insel war so groß, daß man gegen das Ende des zweiten punischen Krieges genöthigt war in Rom Vorrathshäuser zu erbauen, um das Getreide aus Sardinien aufzubewahren. Das folgende Jahr war die Ernte so reichlich, daß das Getreide bloß für den Preis der Ueberfahrt verkauft wurde. Indeß weiß man nicht, wie hoch die Zahl der Einwohner sich damals belief, gegenwärtig mit einer Bevölkerung von 524,000 Seelen, bleiben wenigstens

Digitized by Google

drei Viertheile des Bodens unangebaut. Die Kartoffeln, welche erst vor einigen Jahren eingeführt wurden, gedeihen sehr gut. Die Kastanien sind eine große Beihülfe für den Winter und werden geschält und getrocknet zu Brei und Kuchen verwendet. Auch die Eicheln werden gemahlen und zu Brod verbacken, das sich mehrere Monate hält. Diese beiden Arten von Gebäck werden mit Casu de Murgia, einer Art von Zieger, der in Salzwasser aufbewahrt wird, gegessen.

Im Ganzen werden auf der Insel alljährlich ungefähr 36,000 Ctr. Käse bereitet, die meisten aus Schaf- oder Ziegenmilch, welchen der wilde Thymian einen besondern und sehr angenehmen Geschmack verleiht. Das Gerstenbrod, S'orzatu genannt, die gewöhnliche Nahrung des Volkes ist schwer und bitter; Sucuccone, Weizenbrod, ist leicht und gut, aber etwas theuer, ebenso das Sufresu, eine Art Zwieback, der in sehr heißen Oefen bereitet wird.

Fleisch, das sehr häufig gegessen wird, ist wohlfeil. Das beliebteste Gericht der Barbaricini besteht aus einem Gemisch von Bratwürsten, Bohnen, Kartoffeln, Kastanien, Oliven und kleinen Stücken Ochsen- oder Schweinefleisch, das mit Fett bereitet wird, eine Olla podrida, aber mit weniger Oel und Knoblauch als die spanische.

Die Umgebungen von Sassari sind mit Landhäusern und Ziergärten bedacht, deren mehrere, in köstlicher Lage, von dem üppigen Pflanzenwuchse zeugen, der dieses Land vor andern auszeichnet. In einem Garten steht eine Myrte, deren Stamm bei 60 Zoll im Umfang hat und deren Aeste sich 30 Fuß weit ausbreiten. Beim ersten Anblick erregen die Orangen- und Citronenwäldchen von Milis nicht das Staunen und die Bewunderung, welche sie verdienen. Erst ein Spaziergang unter ihren ausgedehnten Schatten läßt ihre seltene Schönheit erkennen. Flumini-Majori, in einer Schlucht zwischen Bergen gelegen, wird durch den Bach bewässert, der ihm seinen Namen und die große Fruchtbarkeit gibt. Seine Orangenwälder sind nicht minder ergiebig als die von Milis, und die Früchte sollen noch feiner und saftiger seyn. Die Limonen sind köstlich, die Citronen wiegen nicht weniger als acht bis zehn Pfund; die Traube ist die einzige Frucht, welche nicht im Ueberfluß vorhanden ist.

Die Temperatur ist dort so hoch, daß selbst das Zuckerrohr und der Kaffeebaum, ersteres mit Erfolg, letzterer ohne genügendes Resultat angepflanzt wurden, was aber weniger dem Boden und Klima als der Intemperie zugeschrieben werden kann. Die Orangenwälder der Vega oder Tuerra, wie hier zu Lande bewässerter Boden genannt wird, haben eine Ausdehnung von drei Meilen Länge auf drei Viertelmeilen Breite; sie gehören verschiedenen Besitzern an, wovon die reichsten das Domcapitel zu Oristano und der Marchese di Boyl sind. Ein Canonicus verwaltet die Besitzung des Capitels, und alle Zeit, welche er bei dieser angenehmen Beschäftigung verbringt, wird ihm als im Dienste der Kirche verwendet angerechnet.

Die Zahl der Bäume in vollem Ertrag übersteigt 300,000, die jungen Bäume aber und Schößlinge können gar nicht gezählt werden. Nach annähernder Berechnung mag der ganze Ertrag jährlich 60 Millionen Früchte ergeben, oder im Durchschnitt 200 auf den Baum.

In einem Theile der Vega, welcher dem Marchese di Boyl gehört, steht ein Baum — su rei deis arangius — der König der Orangen, genannt, dessen Umfang mehr als sechs Fuß beträgt. Mehrere andere Bäume dieser Art könnten ihm seinen stolzen Namen streitig machen; allein der König von Sardinien hat sich einst unter seinem Schatten ausgeruht, und sein Recht auf den königlichen Titel bestätigt; er trägt folgende Inschrift: **Carlus Albertu, Rei nostru, hat visitau custa verga su 18 main dessu 1829.**

(Schluß folgt.)

Ueber Ponsards Charlotte Corday.

Die Revue des deux mondes (1 April) enthält einen Artikel, der die politische Seite dieses Drama's zeichnet, die in Frankreich vorherrschende Wuth, Gegenstände aus der neuen Geschichte, die noch jetzt die Leidenschaften aufregen, auf die Bühne zu bringen. Mit Recht macht sie die Bemerkung, daß schon Lamartine's Geschichte der Girondisten den Beweis geliefert habe, wie diese Heraufbeschwörung des alten Parteizanks der wahre geistige Vorläufer der Februarrevolution gewesen sey. Man kann Lamartine in dieser Beziehung wohl freisprechen, denn er war mit seinem Werke über die Girondisten mehr ein Uhrzeiger als die bewegende Kraft selbst. Für den Dichter ist aber freilich die Klippe noch viel größer. Man begreift große Verbrechen, um einen großen egoistischen Zweck zu erreichen, alles individualisirt sich, und die großen Gestalten von Verbrechern, wie Richard III, Macbeth u. dgl. heben sich aus dem minder bedeutenden Hintergrund. In den modernen Revolutionen aber, wo die Menschen sehr häufig nur als die Träger gewisser Ideen zählen, stellt sich die Sache ganz anders. Das genannte Journal hebt dieß heraus mit folgender Ausführung: „Wer wird hier Macbeth oder Duncan, Richard oder Edward seyn? Macht man sich, wie der Dichter des Macbeth und Richard, zum Rächer der Menschlichkeit, indem man die Ausschweifungen und Verbrechen brandmarkt, mögen sie von unten oder von oben kommen? Aber wo beginnt in dem Drama Ponsards die Menschlichkeit? Sind die Girondisten, die ohne innere Ueberzeugung für den Tod des Königs stimmen, den sie hätten retten können, menschlicher als die Männer des Berges, weil sie schöne Reden halten und den Horaz citiren? Erscheint Sieyes, der mit lakonischer Grausamkeit sein: La mort sans phrase, ausspricht, menschlicher als Danton? Und verdient Danton selbst, an dem noch das Blut der Septembermetzeleien haftet, daß man zu seiner Ehre eine ruhmvolle Ausnahme gelten lasse? In den großen Erschütterungen der öffentlichen Ruhe, der bestehenden Gesetze, der Institutionen einer Gesellschaft und eines Landes liegt ein gewisser fieberhafter Reiz, der jeden ergreift und bis zum äußersten vorwärts stößt. Lamartine konnte sich dieser Gefahr nicht entziehen und Ponsard ist ihr ebenso wenig entgangen. Wir sind überzeugt, daß er, wie sein glänzender Vorgänger, sich mit girondistischen Borneigungen an die Arbeit gemacht hat, aber wie dieser weicht er der Gewalt der Dinge, diesem revolutionären Crescendo, dessen Mitschuldiger man wird, indem man es zu schildern sucht, und so verliebte er sich endlich in die scharf hervortretende Gestalt Dantons, aber — sollen wir es aussprechen? es gibt eine Scene, die Hauptscene des Drama's, wo Danton erbleicht, und Marat der einzige Logiker der Revolution bleibt; freilich eine Kannibalenlogik, aber ihre wilde Energie überwiegt die sonoren Phrasen Dantons und das heuchlerische Schweigen Robespierre's. Ponsard wollte allerdings diesen Vorzug einem Menschen wie Marat nicht geben." Ponsard hat, indem er diesem Mißgriff nicht auswich, seinem Werk wesentlich geschadet. Sein Kritiker, ein Hr. Pontmartin, bemerkt ganz richtig. „Es gibt noch eine höhere Unparteilichkeit, als Ponsard hier zeigte, die, welche von politischen Unterschieden, Parteistreitigkeiten und den Leidenschaften des Augenblickes absieht, sich wenig darum kümmert, ob die Handlungen von einem König oder einem Volke ausgehen, und diese Handlungen nur den ewigen Gesetzen, welche die Menschheit regieren, unterordnet, und sie verurtheilt, je nachdem die Leidenschaft das Gewissen, oder das Gewissen die Leidenschaft bewältigt."

Weihnachtsitten in Italien.

(Schluß.)

Wir haben des Christabendschmauses gedacht. Selbst die Soldaten, welche sonst die geistlichen Verordnungen mißachten, zeigen nichtdesto-

weniger besondere Rücksicht für den heiligen Abend; keiner würde sich erlauben von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang irgendeine Nahrung zu nehmen, ausgenommen vielleicht morgens ein Pan-Grasso, ein schlechtes Gemisch von Semmelmehl, Oel und Fenchelsamen, eigens für die Gelegenheit gefertigt, und einen Fingerhutvoll Marsigliana oder starken Branntwein. Es ist ebenso viel gastronomische Berechnung als Frömmigkeit in diesem Enthalten: das Fasten den Tag über bereitet auf das nächtliche Fest vor; der Christabendschmaus gehört unter die Hauptereignisse im Jahre.

Auch die Lombarden lieben Tafelfreuden, gleich den nordischen Völkern, und rühmen sich nicht umsonst „Wölfe Italiens“ zu heißen. So lang als das Presepio ausgestellt bleibt, und das währt 12 Tage von Weihnachten an, findet von Haus zu Haus ein Austausch der Einladungen statt; dem Christtage gebührt sein Truthahn und Ravioli, wie dem Osterfeste das junge Lamm, die Fastnacht hat ihre geweihten Pfannekuchen und Pastetlein, die ganze Osterzeit ihre gemalten Eier, St. Antonius seine frische Mortadella, Bondiola und Schweinchocolade; denn der Eremit der Thebaide ist ein Freund aller vierfüßigen Thiere, das Ferklein aber sein Liebling. Eigentlich zählt er nicht mehr zu den Christfesten. Er kommt am 14 Januar, wo alle Pferde, Maulthiere und Esel, alles Hornvieh und ganze Heerden von Schafen und Schweinen vor der Kirchenthüre von dem Geistlichen mit Weihwasser bespritzt werden.

Die langen vier Wintermonate vom Advent bis zum Schlusse des Carnevals bilden die große Speisesaison. Jedem Heiligen wird auf der Mittagstafel eine entsprechende Huldigung gezollt; der Koch und Traiteur stellt in seinem Ladenfenster einen sinnbildlichen Kalender aus, den jedes Kind zu lesen und zu deuten weiß. Dieser runde reiche Schwammkuchen erzählt uns von der Zwölfnacht; er ist in zwölf regelrechte Stücke zerschnitten, von denen eins das glückbringende; man hat einen Bohnenkern geschickt hinein geknetet, und wer ihn unter die Zähne bekommt, darf sich auf einen besondern Schicksalstreffer gefaßt machen, den Fortuna nächstens schickt; der folgende Tag bringt St. Christophorus geweihte Gans.

„San Christopher grand' e gross'
Al portava al mond' addoss'.“

Das Fest aller Feste bleibt aber der Weihnachtschmaus, der von acht Uhr Abends bis tief in die Mitternacht währt und bei welchem sich jeder Koch selbst übertreffen muß. Alle Fischer des mittelländischen Meeres tauchen Monate vorher in die Wogen um diese Mahlzeit zu verherrlichen. Während der ganzen Woche vor Weihnachten wird kein Geschäft abgeschlossen außer auf dem Fischmarkte, der besonders Nachts ein hübsches Bild gewährt mit seinen hundert Lichtern in rothen Papierlampen, seinen Ladungen von Orangen und Citronen, seiner stummen Bevölkerung mit glänzenden Schuppen und seiner bunten, in südlichem Muthwillen scherzenden und lachenden Menschenmenge. Der Weihnachtschmaus muß nun einmal dem Inbegriff höchster irdischer Glückseligkeit gleichen, den uns die italienischen Feenmärchen schildern als: „Un gran pranzo con dodici piatti.“ Unter diesen 12 Schüsseln geht es nicht ab; der größte Luxus wird aber beim Nachtisch entfaltet. Weihnachten hat seine eigene Süßigkeiten: Cremona ist wegen seiner Tortoni berühmt; die beste Mostarda kommt von Venedig; Spongate und Spongatini fertigt man in Mönchs- und Nonnenklöstern, die trefflichsten aber bei den Benedictinern von St. Johannes zu Parma. Diese Spongatini dall' Aquila, also benannt von dem Adler des Evangelisten, den sie auf der Kruste tragen, und stattlicher als Hochzeitkuchen, werden in alle Welt versandt, artig in Silber und Seide gewickelt, zum Entzücken von allen Kinderherzen.

Wenn aber der Christabend seine Ambrosia hat, darf er sich auch des Nektars rühmen. Die transalpinischen Völker wissen wenig von den südlichen Likeuren, außer dem Parfait Amour und Maraschino von Zara. Aber die Italiener verstehen es aus jedem Frucht- oder Blumensaft den Rosolio zu brauen. Einige der süßesten, wie der unter dem zarten und zugleich bedeutsamen Namen, Latte di Vecchia, bekannte, scheinen durch Zauber bereitet und jeden holden Duft in ein süßes Arom wundersam zu verschmelzen; da darf sich weder Laie noch Priester schämen, „Alquanto Brillo“ — etwas erhöhter Stimmung — zu seyn, in der sich also Weltleute wie Mönche am Altare der Annunziata in der Sackpfeifennacht begegnen; doch hat die altherkömmliche Nachsicht bei diesem heitern Feste auch ihre Gränzen. Für den, der sie überschreiten möchte, fehlt es nicht an einer furchtbaren Mahnung.

In einem Winkel der weiten Kirchenhalle, zur Linken, nahe einer Seitenthüre, gerade hinter dem massenhaften Pfeiler, an welchen sich die Gläubigen drängen, um ihre Fingerspitzen in heiliges Wasser zu tauchen, sieht man einen breiten Marmorfleck, ausgetreten und altersbraun, welcher in den gothischen Buchstaben des 15ten Jahrhunderts einfach die kurze Inschrift trägt:

„Jesus Maria.“

Dem Volksglauben nach gähnt unter diesem Steine ein bodenloser Abgrund; die Sage meldet folgendes davon: zwei unglückliche Liebende, welche keinen andern Ausweg ersinnen konnten, um sich zu sehen, bestellten einander in diese Kirche, zur Zeit der Christmette in der heiligen Nacht. Das Entzücken sich nach langer Sehnsucht wieder zu finden, das schmerzlich zurückgedrängte Gefühl ließ die beiden alles um sich vergessen. Die Dunkelheit und Stille in diesem umschatteten Theile der geweihten Mauern, die magischen Wogen der Melodie, die berauschenden Weihrauchwolken, das Erhabene des ganzen Ritus, riß das zärtliche Paar aus der Wirklichkeit in träumerische ferne Sphären. Es bedurfte nicht einmal des düstern Pfeilers, welcher die Liebenden dem Späherblicke entzog; die Messe war im höchsten Momente ihrer Feier, alle Augen richteten sich nach dem Hauptaltare, und Todesschweigen herrschte jetzt statt dem unehrerbietigen Flüstern der lärmenden Menge. Das junge Paar, blind für alles außer ihrer Liebe, stürzt einander in die Arme, hält sich umschlungen, Brust an Brust, Lippe an Lippe. Eben hob der Priester die Monstranz mit dem Allerheiligsten hoch in den Händen. Kein Athemzug ließ sich vernehmen in den zahllosen Menschenmassen; alles lag auf den Knieen, mancher berührte mit der Stirne die Steinplatten am Boden. Der Geistliche allein stand mit ausgestreckten Armen vom Altar gewandt, die Hostie über seinem Haupte; plötzlich sieht man seine Hand zittern. Ein durchdringender Schrei „Jesus Maria!“ ringt sich aus seinem Munde.

In der nämlichen Minute bebte die Erde gewaltsam, düster glimmten die Kerzen auf dem Altare, und ein röthliches Licht flackerte von der Stätte empor wo die Liebenden standen. Noch ehe sich die Aufmerksamkeit der entsetzten Menge nach dieser Richtung zu wenden vermochte, war eine dunkle Flamme unter den Füßen des unseligen Paars hervorgebrochen, hatte es mit schwarzgelb leckenden Zungen erfaßt, verschlungen, ohne eine Spur von ihm zurückzulassen. Ein weiter Abgrund hatte sich unter den Küssenden geöffnet, ein bodenloser Schlund, welcher seitdem gähnt, und gähnen wird bis alle Grabsteine ringsum am Tage des Gerichtes bersten. Das Denkmal zeigte keinen Namen, ebenso wenig ein Datum der Katastrophe; aber die Mönche betheuern alle die Wagenladungen, welche vergebens hinuntergeworfen wurden, Jahr um Jahr in den schwarzen Rachen; alle die Bündel Seile, die hinabgelassen im fruchtlosen Bemühen die Tiefe zu messen. Endlich wälzte man einen starken viereckigen Stein über den Höllenzauber, und wirklich schauerlich hallt die Platte wieder, wenn zufällig ein Fuß über sie schreitet; doch wollen nicht viele auf diesem Aditus Averni stehen, und besonders in der Christnachtmette würde nur ein Freidenker es wagen, dieser Marmortafel zu nahen. Sorglich meidet man den Stein der Liebenden, la lapida degli amanti. Die Seitenthüre in seiner unmittelbaren Nachbarschaft bleibt geschlossen gleich einer andern Porta Scelerata, und die Dunkelheit und Stille, welche diesen entheiligten Theil des alten Gebäudes einhüllt, wirkt doppelt schlagend durch den Gegensatz mit dem hellen, schimmernden, buntdurchwogten Räumen. C. R.

Weinbau in Neusüdwales. Man rechnet bereits, daß die Weinproduction von Neusüdwales über 100,000 Gallonen betrage, darunter einige vorzügliche Gattungen, namentlich ein Sauterna. Man hoffte, daß das steigende Weinerzeugniß dem unmäßigen Branntweintrinken nach und nach Einhalt thun soll. (Liter. Gaz. 30 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 87. 11 April 1850.

Ueber einige Alterthümer in der Nähe des Elbruz.

Das Bulletin de la classe historique etc. del'Academie des sciences de St. Petersbourg Tom. VII. 15. enthält einen französisch geschriebenen Brief eines Beamten aus der Kanzlei des Fürsten Woronzow vom 28 Sept. v. J., der seine Reise von Kislowodsk bis nach der Malka schildert, und dann fortfährt: „bis zum Defilé des Mardsha stießen wir auf nichts, das die Aufmerksamkeit der Archäologen fesseln könnte, nicht fern von Kumbaschi aber findet man auf der Karte eine Stelle mit der Bezeichnung „District der Gräber der Natuchaier" (eines Tscherkessenstammes). Hier muß der Alterthumsforscher anhalten, denn hier ist ein großer Begräbnißplatz mit viereckigen Gräbern, an denen man durch eine kleine fensterartige Oeffnung die Gebeine sehen kann; diese Gräber mußten sehr alt seyn, denn die Knochen zerbrachen in der Hand. Keine Inschrift, kein Basrelief deutet auf den Ursprung derselben hin. Nicht weit davon, an der Mitte des Berges, sieht man ein kleines konisches Gebäude mit einem viereckigen Eingang und gewissen Figuren, die wie eine lateinische Inschrift aussahen, aber nur die Anfangsbuchstaben eines Namens schienen. Ich fragte die Eingebornen, ob sie nichts von diesen Gräbern wüßten, und sie erzählten mir, hier habe ein Riesenvolk, Namens Nart, gewohnt, es sey aber von einem andern, noch mächtigern Volke gezwungen worden sich hier lebendig zu begraben und eine Art Eremiten zu werden. Weist dieß vielleicht auf die Kämpfe der Einwohner gegen die Römer zurück?

„Auf den Ländereien des Karadschais in ihrem Aul Karadschiurt, sieht man auf der entgegengesetzten Seite des Kuban eine fast vollkommen verlassene Stadt, Steinhäuser meist von konischer Form und in Trümmer zerfallend. Meine Zeit gestattete mir nicht, Untersuchungen anzustellen, der Ort möchte aber die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich ziehen.

„Als wir dem Laufe der Tiberda folgten, sahen wir auf dem entgegengesetzten Ufer auf einem hohen Berge, einige Werst von Aul Duhambot Ataschukin eine Kirche von byzantinischer Form, und zwar nicht bloß eine isolirte Kirche, sondern ein ganzes wohlerhaltenes Kloster, dessen Cellen in den Felsen gehauen waren. Die mehrentheils erhaltenen Fresken und die sehr zahlreichen griechischen Inschriften beweisen, daß dieß eine griechische Kirche ist. Bei dem raschen Ueberblick über die Inschriften konnte ich nichts über die Zeit der Erbauung entdecken, man hat mir aber Abschriften derselben versprochen.

„Reist man von der Steinbrücke nach der Holzbrücke (Dschamenkol) längs dem Kuban fort, so kommt man durch ein Defilé, Namens Mardschasin. Hier sah ich mitten in einer Lichtung ein Denkmal, das sogleich meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Hier stand ein Idol ähnlich den sogenannten Baba's (Großmutter), die man in Südrußland oft auf den noch unerklärten Hügeln findet. Nach der Sage der Eingebornen sollen verjagte Nogaier sich hier niedergelassen und der Ort seinen Namen Mardschasin von einer sehr verehrten Fürstin erhalten haben.

„Als wir die Höhe von Eschkan erstiegen hatten, folgten wir eine Zeitlang dem Kamm des Berges, dessen Gipfel ein mächtiges Plateau bildet, das sich dann an andere anschließt. Hier in einem der Zwischenräume, wo ein Berggipfel dem andern sich nähert, sah ich etwas, dessen ich jedoch, wie ich gestehen muß, nicht ganz sicher bin; es sah aus wie eine Veste, wie eine unermeßliche, riesenhafte Brücke, die einen Gipfel mit dem andern verbindet. Ist dieß eine Menschenarbeit oder ein Spiel der Natur? Das ist eine Frage, die ich nicht zu entscheiden wage. Aber verschiedene Anzeichen, namentlich die Regelmäßigkeit und die Ansicht der Eingebornen, die das Ganze eine „Brücke" nennen, lassen mich glauben, daß es ein römischer Bau ist. Verhält sich dieß so, so kann es nur ein menschlicher Bau seyn, denn nur die Römer konnten eine so riesenhafte Arbeit ausführen. Jedenfalls würde dieser Ort der Mühe verlohnen, daß ein Archäologe sich damit beschäftigte, und die Frage entscheide.

„An der Steinbrücke (Kamennoi-Most) über die Malka zeigte man mir verschiedene Gegenstände des Alterthums, wie Armspangen, Ohrgehänge u. dgl., welche die Soldaten aus dem Boden graben. Man hat mir versprochen, welche nach Tiflis zu schicken. Endlich sah ich auf dem Wege nach Novoi Baksan eine Menge Grabhügel, meist mit Denkmalen und orientalischen Inschriften geziert. Auch dieß ist ein Feld, das eine reiche Ernte liefern kann. Ich habe die Inschriften und kann solche mittheilen."

So tief ins Land und ins Gebirge hinein hat man bis jetzt griechische Bauten, wenn wir auch von römischen abstrahiren wollen, nicht entdeckt, und man ersieht daraus, daß hier noch in historischer und archäologischer Beziehung große Entdeckungen zu machen sind.

Sardinien im Jahr 1849.

(Schluß.)

Was die Einführung der Orangen- und Citronenbäume auf der Insel betrifft, so gibt es keine andern Urkunden darüber als traditionelle Angaben, nach welchen diese Bäume schon vor

Digitized by Google

500 Jahren auf der Insel einheimisch gewesen wären. Diese Orangenwälder werden von keinen andern in Europa übertroffen, nur in der Nähe von Algier sieht man ähnliche.

Man hat berechnet daß der höher gelegene Theil des Districts von Barbagia 11,800,000 Waldbäume enthält; der mittlere 32,600,000; der untere 21,000,000 mit 9,600,000 Fruchtbäumen, was im Ganzen 75,000,000 ausmacht, unabhängig von den wilden Fruchtbäumen, deren Zahl auf 100 Millionen angegeben wird. Diese Wälder bestehen meistens aus den verschiedenen Eichenarten, Erdbeer- und Mastixbäumen, deren Laubwerk so dicht ist, daß weder die Sonne noch der Fuß des Menschen je in diese schattigen Einöden zu dringen vermochten; der Erdbeerbaum und die Erica werden bis 50 Fuß hoch.

Die schönsten Korkeichen findet man auf den Hügeln in den Bezirken von Luras und Logu-Santu, so wie auf den Anhöhen um Terranova. Die große Ausdehnung dieser Wälder, in welchen es keine gebahnten Wege gibt und die Schwierigkeit des Transportes des Holzes an das Meeresufer macht den Schlag der Korkeichen hier viel weniger einträglich als in Valencia und Catalonien. Sieben oder acht Unternehmer besitzen gegenwärtig das Monopol dieser Ausbeutung, aber ungeheure Wälderstrecken sind von der Art noch gar nicht berührt worden.

Eine der Haupterwerbsquellen der Insel ist die Thunfischerei. Die Zeit, um welche die ersten Thunfischereien eingerichtet wurden, ist ungewiß; man weiß nur, daß sie gegen das J. 1554 die Aufmerksamkeit der arragonesischen Regierung auf sich zogen, und daß man bald deren achtzehn auf der Insel zählte. Der Thunfisch zieht anfangs April ins Mittelmeer, folgt der ganzen Ausdehnung der Küste bis ins schwarze Meer, kehrt dann in den atlantischen Ocean zurück und verschwindet gegen Mitte August. Es ist eine Thatsache, daß dieser Fisch stets am Lande hinschwimmt, und die Ansicht der Alten, daß die Sehkraft seines rechten Auges die des Linken übertrifft, ist noch heutzutage die der Sarden.[1] Das Alterthum und der Werth der Fischereien sind gleichfalls authentisch. Unsere Leser mögen sich erinnern, daß das goldene Horn zu Konstantinopel, die Chrysoceras der Griechen und das Aureum Cornu der Römer, seinen Namen den reichen Thunfischereien verdankten, welche an diesem Orte bestanden.

Zu Gades, Abdera und Ceraka wurde dieser Fisch für heilig gehalten. Er war ein Lieblingsgericht der Carthaginenser, die ihm bei ihren Hochzeitsfesten stets einen Platz auf der Tafel einräumten. Die alte Art seines Fanges, wie Aelian sie beschreibt, hat große Aehnlichkeit mit der jetzt gebräuchlichen.

Ein Rais oder Anführer leitet die Fischerei. Seine Haupteigenschaften müssen Vorsicht, Erfahrung, Scharfblick und die nöthige Einsicht seyn, um die Ankunft der Fische auszuspähen, ihre Zahl zu berechnen, den richtigen Augenblick zu erkennen, um die Mattanza (den Angriff) zu beginnen, und die Fische nicht entwischen zu lassen. Während der ganzen Zeit seiner Thätigkeit genießt er einer unbegränzten Gewalt über das kleine Heer, welches unter seinem Befehle steht und ihm mit Eifer und Vertrauen gehorcht. Die Flottille besteht etwa aus zwölf Barken, welche mit 140 Mann besetzt sind. Um das Trübwerden des Wassers zu verhindern, gießt man Oel auf die Oberfläche; man sieht die Fische ohne den geringsten Anschein von Furcht unter den Barken hinschwimmen. Der Rais beobachtet sie lange; man sagt, er könne sie alle zählen, wie ein Schäfer seine Heerde, was einem ungeübten Auge ganz unmöglich wäre. Die Berechnungen der Fischer über Zahl und Größe der Fische, die Nähe des Angriffs, die Gewißheit des Siegs, die Gefahren, denen sie sich aussetzen, der zu erwartende Gewinn beschäftigen und bewegen alle Gemüther. Nur der Rais bleibt unbeweglich. Schweigend auf den Rand seines kleinen Bootes gestützt, scheint er nur für die Gefangenen Gedanken zu haben, die unter ihm in den weiten Netzen hinschwimmen, in welche man sie eingeschlossen hat.

Zeit und Raum fehlen, um zu erzählen wie man die Thunfische dazu bringt von selber in die Camera di Morte zu stürzen, und die Gebete an die Jungfrau Maria und alle Heiligen zu wiederholen; wir müssen uns mit einer Beschreibung aus der Vogelperspective auf das Schlachtfeld herunter begnügen.

Das erste Anzeichen von Unruhe, welches das Anziehen des Netzes den Fischen verursacht, ist eine Menge von Kreisen an der Oberfläche des Wassers, welche ihre drehenden Bewegungen verursachen; in diesem Augenblick stoßen die Fischer ein großes Freudengeschrei aus. Die Fische, denen ihr Gefängniß immer enger wird, steigen an die Oberfläche herauf, die Furcht beschleunigt ihre Bewegungen; sie stoßen gegen einander, indem sie nach verschiedenen Richtungen springen und tauchen. Die Fischer verdoppeln ihre Anstrengungen, um rasch die Netze zusammenzuziehen, aus Furcht die Fische möchten ihnen entschlüpfen. Der Raum wird bald so eng, daß ihnen kaum Platz zum Wogen an der Oberfläche des Meeres bleibt, das an dieser Stelle sprudelnd und schaumig wird; in den Barken wird alles von einem Sprühregen übergossen.

Der Rais ist stets auf seinem Boote und ermuntert und ermuthigt seine Leute, ohne daß er daran zu denken scheint, wie einer dieser ungeheuern Fische ihn umwerfen und in Gefahr bringen könnte. Seine Stimme kann in dem Getümmel nicht gehört werden, aber man späht auf sein Signal, und kaum hat er es gegeben, so hört man auf die Netze anzuziehen. Es gibt eine Pause von einigen Augenblicken, dann waffnen sich die Männer zu dem Kampfe mit großen Stöcken, Crochi genannt, weil sie an ihrem Ende einen eisernen Haken haben, und stellen sich in der Barke des Rais und seines Gehülfen auf. Nun beginnen die übrigen Fischer abermals an den Netzen zu ziehen, und so wie die Taue an der Oberfläche erscheinen, schlagen die andern ihre Haken ein und ziehen sie an sich. Es ist unmöglich die Verwirrung und den Tumult dieses Auftrittes zu schildern. Die Wuth, die Verzweiflung und die Zuckungen der getroffenen Fische, die Anstrengungen der Fischer, um sie in ihre Barken zu ziehen, ihre Verwünschungen, wenn es ihnen nicht gelingt, ihr Freudengeschrei, wenn sie sich eines Thuns von ungewöhnlichem Umfange bemächtigen, der vergeblich den Haken von zehn andern Fischern zu entschlüpfen versuchte, die heftigen Schläge der Flossen, welche manchmal die Barken unter den Füßen schwanken machen, alles das trägt dazu bei, die Theilnahme an dieser Fischerei in beständiger Aufregung zu erhalten. Die Fischer müssen sehr auf ihrer Hut seyn nicht in das Wasser zu stürzen, denn der Schwanzschlag eines dieser Ungeheuer würde sie betäuben oder tödten, wenn man ihnen nicht alsbald zu Hülfe käme.

Vor einer Stunde noch spielten die Thunfische in der Tiefe, und man hörte kaum einen Laut auf den blauen Wassern, die später in weißem Schaume aufsprudelten und jetzt sich mit dem Blute der sterbenden Fische purpurn färben.

Bei einem seiner Ausflüge ins Innere der Insel begegnete

[1] Occhio di Tonno ist sprüchwörtlich und bedeutet einen schiefen Blick.

Digitized by Google

Hr. Tyndal einem Bauern, der erst kürzlich von dem Tarantismus oder dem Bisse einer Tarantel hergestellt worden war. Diese Art von Spinnen, Lycosa, ist in Sardinien häufig genug, besonders in dem Campidano, Campo San Niccolo und einem Landstrich Venazzi genannt.

Die von den Sarden angewandten Heilmittel wenn sie von einer Tarantel gestochen worden, sind von denen in Puglien und Tarant verschieden. In Sardinien wird diese Spinne Arza oder Argia genannt, und die Einwohner unterscheiden drei Arten derselben. Die gestochene Person wird von eisigem Froste und wiederholten Ohnmachten befallen, ihr Puls zeigt sich sehr beschleunigt oder äußerst langsam, nach der Pietà della Persona. Man ist eifrigst bemüht das Insect aufzusuchen und zu fangen, um zu wissen welcher Art es angehört, um je nach dem die Mädchen, Frauen oder Wittwen des Ortes einzuladen, den Kranken zu heilen. Auf diese Einladung kommen die Mädchen, Frauen oder Wittwen herbei, bilden einen Kreis um den Gestochenen, und tanzen um ihn her, während er ohne Unterbrechung beim Klang des Launeddu einen Solotanz ausführt, bis alle ganz erschöpft und müde sind. Diese terpsichorische Heilweise wird täglich drei oder viermal eine ganze Woche, die gewöhnliche Zeit zur Genesung eines Kranken, fortgesetzt.

In einigen Theilen der Insel hat man ein anderes weit minder angenehmes Heilverfahren genommen: man fängt damit an, den Kranken bis an das Kinn in einen Düngerhaufen einzugraben, worauf das schöne Geschlecht, ohne Unterschied von Mädchen, Frauen oder Wittwen, den Patienten bezaubert, nicht durch Tanz und Musik, sondern durch den schrillen Klang einer Menge Tintiños, kleiner Glöckchen, wie man sie Schafen und Ziegen umhängt, und die man so lang als möglich schwingt; das mißtönende Geräusch, welches sie verursachen, soll den bösen Geist erschrecken und ihn aus dem Körper des Kranken austreiben... Die Wirkung dieser sonderbaren Heilmittel besteht augenscheinlich in der Ausdünstung, welche sie erzeugen.

Die sardische Sprache hat mehr Aehnlichkeit mit dem alten Latein als irgend einer der zahlreichen Dialekte Italiens, was nächst der Erhaltung römischer Sitten einer der charakteristischen Züge dieses Landes ist. Die Dialekte der nördlichen und südlichen Provinzen, obgleich von gemeinsamer Grundlage ausgehend, bieten mehrere wichtige Punkte von Ungleichheit dar. Die erstern wurden auf das reinste Latein gegründet, die zweiten sind aus sehr verschiedenen Wörtern und Mundarten von offenbar punischem Ursprunge zusammengesetzt, aber zu Alghero, San-Pietro und Santa-Maddalena ist es ein Gemisch von katalonischem, korsischem und genuesischem Idiom. Die sardische Sprache hat überhaupt weit mehr von den römischen, neapolitanischen und sicilianischen Dialekten als von dem im Norden Italiens, deßhalb ist sie auch wohlklingender. Die höhern Classen gebrauchen das Italienische in ihrem schriftlichen Verkehr, und ein Fremder, der diese Sprache, die lateinische und die spanische kennt, wird rasch die sardischen Mundarten verstehen, welche indeß unter sich sehr verschieden sind, je nachdem sie aus den Sprachen einer der Völker entlehnt wurden, deren Herrschaft die Insel unterworfen war.

Die Insel Kolgujeff.

(Nach A. S. Sawelieff. Journ. des russ. Minist. des Innern. Februar.)

Das größte von allen Gouvernements Rußlands, das Gouv. Archangel, bietet noch eine große Menge Gegenstände der Erforschung dar. Seine unabsehbaren Tundras, das seine Ufer bespülende Meer mit seinen Reichthümern, die größte Insel des Oceans Nowa-Semlja, die Unternehmungen und Geschäfte seiner Einwohner, alles dieß, wenn auch gekannt und in manchen Beziehungen schon geschildert, ist doch einer weit näheren Bekanntschaft werth. Der interessanteste Gegenstand der Untersuchung bleiben immer die Meeranwohner, die Fischer von Archangel. Wir staunen oft über die Thaten der englischen Wallfischfänger, über den Muth und die Kühnheit, womit sie furchtbaren Gefahren sich aussetzen, aber was wollen diese Unternehmungen heißen im Vergleich mit den Erlebnissen unserer Fischer! Man darf sich nur an ihre Frühlingsbeschäftigungen erinnern; in ihren lecken Fahrzeugen, den „Karbasen", schiffen sie ins offene Meer hinaus, durchfahren in diesen Nußschalen ungeheure Strecken, gehen unbekümmert den augenscheinlichsten Gefahren entgegen, erdulden tausendfache Entbehrungen, bringen den Winter in den entlegensten Gegenden zu, unter Schnee und mehrmonatlicher Polarnacht. Die Ufer von den Gränzen Norwegens bis zu denen Sibiriens und das weit nach Norden sich erstreckende Nowa Semlja, das ist der weite Kreis ihrer Unternehmungen. Das Meer ist ihnen eine Lebensquelle, daran sind sie von früher Kindheit an gewöhnt, und davon trennen sie sich nicht bis ins hohe Alter.

Hat der Fischer seine Karbase mit Proviant und andern Nothwendigkeiten beladen, so geht er nach Nowa Semlja auf den Fischfang. Kommt ein Sturm und er ist noch nicht ans Ziel gelangt, oder ist er im Herbst auf dem Rückweg mit der reichen Beute, kommt ein Windstoß, der sein Schiffchen ans Ufer wirft, daß er kaum noch sich selbst rettet, warum trauern und klagen! Er geht aus Ufer, zieht einen Balken Treibholz heran, und macht daraus ein Kreuz, befestigt es in den Boden und schreibt darauf, wenn er schreiben kann: „an dieser Stelle litt am Tage ... des Jahres ... NN. Schiffbruch." Dann klagt er nicht mehr über sein Loos. Ist es ihm aber gelungen in irgend einen Hafen glücklich einzulaufen, oder hat er einen reichen Fang gemacht, so ist es dieselbe Geschichte: unausbleiblich stellt er ein Kreuz zum Andenken auf, und manche Uferstriche am weißen und Eismeer, namentlich da, wo der große Fischfang vor sich geht, sind mit Kreuzen in solcher Menge besät, daß ich das erstemal solche Striche für Kirchhöfe ansah. Nicht immer entkommen sie aber glücklich aus der Gefahr, häufig gehen die Unglücklichen mit ihren Schiffen zu Grunde, sie kommen vor Hunger um und noch öfter durch den mörderischen Scorbut, der sie in ihren Winterlagern heimsucht. Jedes Jahr sieht irgendeine Familie von Meeranwohnern das eine oder andere ihrer Glieder nicht in ihren Kreis zurückkehren, aber das eine kommt um, das andere tritt in seine Fußstapfen.

Man darf indeß nicht glauben, daß die Fischer blind in jede Gefahr rennen, daß nur eine unüberlegte Kühnheit sie leitet, im Gegentheil die Mehrzahl dieser Männer hat sehr gute praktische Kenntnisse in der Schifffahrt, der Compaß verläßt sie nie, viele kennen den Gebrauch der Karten sehr wohl, ja sie selbst — und dieß ist namentlich mit den Meeranwohnern der Fall, die gebildeter als die Leute aus Mesen und die andern Fischer sind — entwerfen Karten bloß nach dem, was sie bei andern sehen, und schreiben ihre Tagebücher, worin sie die Beschreibung der von ihnen besuchten Orte eintragen, und bemerken, ob der Hafen gut oder schlecht, mit welchem Winde man am besten einlaufen kann, wie hoch die Fluth darin geht, welcher Art Ufer, Grund, Tiefe u. s. w. sind. Viele dieser Karten waren eine nicht unbedeutende Aushülfe für die Officiere, welche mit der Aufnahme der Ufer des Eismeers und Nowa Semlja's beschäftigt waren. Als Beweis hiefür können wir die Werke des bekannten Seefahrers, Admiral Lütke, anführen, der mit großem Lobe die von solchen Fischern entworfene Karte der Insel Kolgujeff erwähnt, und bemerkt, die Lage der von ihm untersuchten Ufer dieser Insel habe vollkommen mit derjenigen zusammengestimmt, wie sie auf den Karten der Fischer abgebildet gewesen, mit Ausnahme der Flüsse, welche viel kleiner befunden wurden. Selbst viele solcher Fischer, die nicht lesen können, kennen den Gebrauch dieser Karten sehr gut; als Beweis hievon kann der Steuermann dienen, mit welchem Dr. Ruprecht und ich unsere Fahrt auf dem Weißen Meer und dem Ocean machten; er hatte Lütke's Karte bei sich, von der er sich während seiner Fahrt niemals trennte. Dieser Steuermann, ein Bürger aus Mesen, Namens Iwan M. Iglin, ist ein sehr merkwürdiger Mensch: von Kindheit an

Digitized by Google

ans Meer gewöhnt, überwinterte er mehrmals auf Nowa Semlja, zweimal auf Spitzbergen, und jedes Jahr fährt er regelmäßig auf irgendeine Unternehmung aus. Um einen Begriff von seiner Kühnheit und seinen Kenntnissen in der Schifffahrt zu geben, braucht man nur zu sagen, daß ein Kaufmann zu Archangel, Namens Karnejeff, bei welchem derselbe diente, ihm in einem Sommer befahl nach Spitzbergen (Grumant, wie diese neutrale Insel von den russischen Seeleuten genannt wird) zu gehen, wo Iglin vorher nie gewesen war; der Waghals besann sich nicht lange, nahm Karte und Compaß, und schiffte glücklich hinaus, erreichte auch die Insel und überwinterte dort mit 24 Mann, kehrte aber im nächsten Jahre nach einem ziemlich reichen Fischfang statt mit 24 nur mit 6 Mann zurück; 18 blieben in Grumant liegen, als Opfer des furchtbaren Scorbuts. Gelegentlich wollen wir hier bemerken, daß Norweger, Dänen, Engländer und Holländer zu gleichem Zweck des Fischfangs die öde Insel besuchen, daß aber niemand freiwillig sich entschließt, dort den Winter zuzubringen; nur die russischen Fischer scheuen sich nicht davor. Uebrigens wird Grumant auch nicht von vielen Russen besucht: vor 1841 schickten nur der Archangeler Kaufmann Karnejeff und das danilowsche Kloster der Starowierzen im Kreise Kem Schiffe dahin. Merkwürdig wäre es die Zahl aller der russischen Fahrzeuge zu kennen, welche jährlich die Fahrt dahin unternehmen. Was Nowa Semlja betrifft, so wird auch dieß in verschiedenen Jahren nicht gleichmäßig besucht; dieß hängt von der größeren oder geringeren Menge von Seethieren ab, welche oft nach einer heftigen Verfolgung das Ufer von Nowa Semlja verlassen, und weiter nach Osten gehen. So legte z. B. im J. 1831 nur Ein Fischerfahrzeug bei Nowa Semlja an, im J. 1835 aber, nach der bekannten ersten Expedition Pachtusoffs in den Jahren 1832 und 1833 stieg die Zahl dieser Fahrzeuge auf 118! Seit dieser Zeit ist der Fang auf Nowa Semlja, wie es scheint, abermals gefallen, wenigstens gingen im J. 1841, so viel ich von Fischern hörte, nur sehr wenige dahin.

Das Eismeer ist nicht sehr reich an Inseln: auf der ganzen Strecke vom Nordcap bis zur Gränze des Gouvernements Archangel trifft man nur vier von bedeutender Größe: Spitzbergen, Kolgujeff, Waigatsch und das nördlich von Waigatsch in einem schmalen Streifen weit gegen Norden sich erstreckende Nowa Semlja, das eigentlich aus zwei Inseln besteht, die durch eine unter dem Namen Matotschkin Schar bekannte Meerenge geschieden sind. Wir wollen hier die Beschreibung der zweiten dieser vier Inseln, nämlich Kolgujeffs, mittheilen, nach den Nachrichten, die wir im J. 1841 während unseres Aufenthalts auf dieser Insel und durch Vergleichung mit frühern kurzen Beschreibungen zusammenbringen konnten. Vorerst aber wollen wir eine Uebersicht aller der in Bezug auf diese Insel unternommenen Forschungen geben.

Die erste Beschreibung Kolgujeffs finden wir in der Reise Lepechins, aber weder Lepechin noch sein Reisegefährte Oserezkowski besuchten diese Insel selbst, und letzterer entlehnte seine Beschreibung aus einer damals erscheinenden „Neuen Monatsschrift.“ Wann und von wem diese Beschreibung verfaßt ist, weiß ich nicht. In den russischen Karten wurde Kolgujeff damals entweder nach holländischen Karten, oder, was noch wahrscheinlicher ist, nach den Karten unserer Fischer eintragen. Erst im J. 1823/24 erhalten wir davon umständlichere Nachrichten: Lütke kreuzte in seiner dritten und vierten Reise nach Nowa Semlja auch an den Ufern dieser Insel, bestimmte Länge und Breite der nordwestlichen und die Länge der westlichen Spitze, und nahm einen Theil ihrer nordwestlichen Ufer auf. Diese Ansichten sind seiner Reise nach Nowa Semlja beigegeben, und hier finden sich auch einige Seiten Text über die Insel selbst. Später im J. 1826 wurde eine besondere Expedition unter Anführung des Untersteuermanns Bereshnych zur Aufnahme der Ufer ostwärts von der Mündung der Petschora, der Bucht von Tschesch, des Ostufers der Halbinsel Kanin und der Insel Kolgujeff ausgerüstet. Diese Expedition vollzog ihre Aufnahme innerhalb der zwei Sommermonate, und beschrieb alle die erwähnten Gegenden mit Ausnahme der Bucht von Tschesch, deren Aufnahme Pachtusoff im Winter desselben Jahres mit Rennthieren unternahm. Die Aufnahme von Kolgujeff wurde in Karbasen innerhalb vier Tagen vorgenommen, indem die Expedition die ganze Insel vom 21 bis 25 Julius umschiffte. Uebrigens wurde Kolgujeff bis zum J. 1841 von keinem Naturforscher besucht, in diesem Jahre aber kam der Conservator des botanischen Museums der k. Akademie der Wissenschaften, Dr. Ruprecht, mit mir dahin, um diese Inseln zu untersuchen. Anfangs landeten wir an der Südspitze an der Mündung des Flusses Waskina, von wo Dr. Ruprecht mit Rennthieren nach dem Inneren der Insel abging; nachdem er daselbst zehn Tage geblieben, beschlossen wir die ganze Insel zu umfahren, hielten uns ans westliche Ufer, und landeten am Gänse-Fluß (unter 69° 28′) und am Flusse Konkina; als wir aber die Nordspitze (unter 69° 30′) erreicht hatten, mußten wir wegen widriger Winde auf demselben Weg wieder umkehren und nach dem Swätoi-Noß am Ufer von Timan fahren. Später im Augustmonat besuchten wir Kolgujeff abermals, und da wir uns an das Ostufer halten wollten, landeten wir an Stanowoi Scharok, wo wir sechs Tage blieben, und Dr. Ruprecht abermals einen Ausflug ins Innere machte. Indeß war unser Aufenthalt auf Kolgujeff von den unangenehmsten Umständen begleitet: von 16 Tagen, die wir in der Mündung des Flusses Waskina und am Stanowoi Scharok zubrachten, war zehn Tage lang an keine Forschungen und Ausflüge auf der Insel zu denken; der heftige Sturm ließ uns nicht einmal aus der Cajüte. Trotz dieses Unwetters gelang es Ruprecht, die Flora von Kolgujeff vollständig zu untersuchen, und ich konnte die geographische Breite der Mündung des Flusses Waskina bestimmen und die Beobachtungen über die Neigung der Magnetnadel und die Intensität des Erdmagnetismus fortsetzen; ebenso auf der Westküste am Ufer des Gänse-Flusses. Seit 1841 wurde Kolgujeff, so viel mir bekannt, von keinem Gelehrten mehr besucht.

Die Insel Kolgujeff liegt zwischen 68° 43′ und 69° 30′ B. und 48° 15′ bis 49° 55′ O. L. v. Gr. Den Umkreis der Insel schätzen unsere Fischer auf 300 Werst, das ist aber ohne allen Zweifel übertrieben. Lütke rechnet ihren Umfang mit großer Wahrscheinlichkeit auf 110 Meilen oder 192 Werst. Die Form der Insel ist eine unregelmäßige Ellipse, deren größere Achse (etwa 79 Werst) von Norden nach Süden, die kleinere, etwa 60 Werst, von Ost nach West geht. Von der nördlichsten Spitze der Insel wenden sich die Ufer schroff nach SW und SO; deßhalb ist diese Nordspitze der bemerkenswertheste Punkt der Insel; der südwestlichen Richtung folgt das Ufer nur auf einer unbedeutenden Strecke, denn es wendet sich allmählich gegen Südsüdwest und endlich gegen Süden, und in dieser Richtung läuft das Ufer etwa 40 Werst weit fort. Etwas unterhalb dem Krummen-Flusse nimmt es mit vielen Biegungen im allgemeinen eine südöstliche Richtung bis zur Südspitze der Insel, der Mündung des Flusses Waskina (68° 43′), von wo sich das Ufer gegen NO wendet.

Die Insel hat auf ihrem ganzen Umkreis nicht Einen bequemen Ankerplatz oder Rhede, und die Ufer sind sehr gefährlich, namentlich für größere Fahrzeuge, wegen der geringen Tiefe des Meeres und den sandigen Untiefen, welche die Ufer einschließen. Diese Untiefen umfassen das ganze Ost- und Südostufer. Von der Mündung des Flusses Waskina, der Südspitze der Insel, erstrecken sie sich auf 20 Werst weit ins Meer hinein; zum Theil dehnen sie sich auch an der Südwestküste aus. In diesen sandigen Untiefen trifft man an einigen Stellen Durchfahrten, durch welche die Fischerschiffe ans Ufer gelangen können. Auch auf dem östlichen Ufer ist die unter dem Namen Stanowoi Scharok bekannte Rhede nichts anderes, als ein Fahrwasser, das die östlichen Sandbänke von dem Ufer trennt. Nur diese beiden Orte dienen als Zufluchtsort für die Fischer, übrigens ist die Einfahrt in dieselben sehr schwierig, und bei stürmischem Wetter ganz unmöglich. Größere Schiffe können gar nicht einlaufen, und zudem nehmen diese Sandbänke nicht immer denselben Platz ein, sondern man bemerkt jährlich in denselben Veränderungen, häufig auch bilden sich neue.

(Schluß folgt.)

Der unterseeische Telegraph zwischen Dover und Calais soll sich der Vollendung nähern, und die Drähte im Laufe des April versenkt werden. (Athen. 30 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 88. 12 April 1850.

Stimmen der Slawen.

Wir brauchen nur auf die Rückblicke des vorigen Jahrs zurückzuweisen, um darauf aufmerksam zu machen, daß das Verhältniß der slawischen Völker zu Deutschland seit einer Reihe von Jahrhunderten eine vorherrschende Wichtigkeit behauptete. Wir sind bemüht gewesen sowohl vor als nach dem Jahre 1848 dieß Verhältniß unsern Lesern zur Anschauung zu bringen, da die slawisch geschriebenen Schriften und Zeitungsartikel mit nur sehr geringen Ausnahmen der öffentlichen Kenntnißnahme entgehen. War der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten vor dem Jahre 1848 der Art, daß nur einzelne Theile des kommenden Streits besprochen werden und zur Kenntniß des deutschen Publicums gelangen konnten, so trat nach dem März 1848 das ganze Gewebe, aber noch in sehr unklaren Umrissen vor die Augen. Zwei Dinge sind indeß jedem, der dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit einiger Aufmerksamkeit folgte, klar geworden; erstens: die slawischen Völker Oesterreichs oder vielmehr deren Wortführer, mit Ausnahme der Polen, wollten die Einheit und Integrität Oesterreichs aufrecht erhalten, weil sie, etwa zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung Oesterreichs bildend, das Uebergewicht in einem österreichischen Reichstag zu erhalten hofften; zweitens: die Polen waren diesem Bestreben abgeneigt, weil sie den Verband Oesterreichs zu zerreißen bemüht waren, um sich bei günstiger Gelegenheit wieder mit dem übrigen Polen zu verbinden. Es kann, namentlich in dem jetzigen Stadium der Frage, zu nichts führen, mit den Slawen über ihre Zu- und Abneigungen zu streiten; darum wollen wir, so oft sich Gelegenheit ergibt, bloß die bezeichnendsten Artikel slawisch geschriebener Journale, so weit sie uns zu Gesicht kommen, unverändert und so viel möglich ohne Anmerkungen unsern Lesern zur eigenen Beurtheilung vorlegen. Wir beginnen deßhalb mit nachstehendem, dem Casopis ceskeho Museum 1849, IV. Heft [1] entnommenen Artikel von Wocel:

1. Unsere verflossenen Kämpfe.

Wie der Wanderer, der auf einer weiten Reise auf einem Berggipfel angelangt ist, stehen bleibt und die Blicke nach dem bereits zurückgelegten Wege zurückwirft, so blicken auch wir am Ende der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts auf den Weg zurück, den unser Volk, geleitet von der Hand der Vorsehung, bis jetzt zurückgelegt hat.

Ein Jahr ist vergangen, seit die auf dem Reichstag versammelten Vertreter der österreichischen Völker über die wichtigsten Angelegenheiten derselben zu verhandeln begannen. Damals meinte man, daß sämmtliche sehr mannichfaltige Wünsche in Erfüllung gehen würden; damals sahen viele in aufgeregtem Sinne bereits vollständig die sehnlichen, bisher im Innersten geheimnißvoll gehegten Hoffnungen und Träume sich verwirklichen. Es kam nicht also; allzu ungestüm drängten sich Bestrebungen und Wünsche vor, das Ruder fiel aus der Hand der Völker, und abermals bemächtigte sich desselben die Regierung mit Willkür. Damit verschwanden die hochstrebenden Hoffnungen Vieler gleich glänzenden Seifenblasen, und eine Menge prächtiger, in den Wolken der Zukunft aufgeführter Paläste ward verhüllt durch die finstere Wolke der Wirklichkeit. Auch uns Slawen ist einstweilen der Gesichtskreis unserer Zukunft getrübt; doch durch den Nebelschleier zittert schon das Licht, das die prachtvollen Grundmauern beleuchtet, auf denen der Tempel unserer Nationalität mit Sicherheit aufgeführt werden kann.

Die Ursache politischer Irrthümer und Lügen muß man mehr in der falschen Ansicht suchen, als ob rasche, plötzliche Umwälzungen in der politischen und moralischen Welt einen sichern zuverlässigen Bestand hätten, während wir im Gegentheil bemerken, daß, wie in der Natur, so im geistigen Leben, nur das einen festen Bestand hat, was im Laufe der Zeit und besonders durch unermüdliche Thätigkeit allmählich sich macht und feststellt. So wird auch das, was unser Volk durch stille, unablässige Bemühung langsam zu erreichen suchte, auf festem Grund ruhen und dauernden Bestand haben. Die Bestrebungen und Wünsche unsereres Volkes waren seit vielen Jahren auf die Erreichung der nationalen Gleichberechtigung gerichtet. Die österreichische Verfassung hat uns dieß höchst werthvolle Kleinod wenigstens in der Theorie zugesichert, uns kommt es namentlich zu, daß wir theils durch eifrige Sorge um die Bereicherung unserer Sprache im Kreise der Wissenschaft und Kunst, theils durch kräftige Bemühung um die Verwirklichung der nationalen Gleichberechtigung zur praktischen Durchführung dieses Grundsatzes behülflich seyen. Der lange und harte, wenn auch nur geistige Kampf um die nationale Gleichberechtigung wurde von unsrer Seite mit mächtigen und stolzen Feinden geführt, deren Widerstand eine kräftige Stütze fand in der ehemaligen politischen Einrichtung, da unsere slawische Partei, nur auf die Gerechtigkeit und die sittliche Kraft der Sache selbst gestützt, verlassen dastand in dem Sturme der wilden, feindlichen Elemente. Die Schilderung dieses geistigen Kampfes hat nicht wenig Bedeutung und Interesse, nicht nur vom historischen Standpunkte aus, sondern namentlich auch darum, weil sich in diesem Kampf offen die sittliche Kraft unserer Partei zeigt, und zugleich auch

[1] Uns erst vor wenig Tagen zugekommen.

der unmäßige Werth, den nicht nur wir, sondern auch diejenigen, welche das Ruder der Herrschaft führen, auf die nationale Gleichberechtigung, für welche wir beinahe das Leben hingeopfert hätten, gelegt haben und legen müssen. Hier wollen wir nur die Hauptzüge dieses geistigen Kampfes, so weit er sich hauptsächlich im Laufe des verflossenen halben Jahrhunderts entwickelte, entwerfen und einige Beiträge zur künftigen, umfassenden Beschreibung hinzufügen.

Der erste Kämpfer, der in dem langen tödlichen Schlummer des tschechischen Volks auf dem geistigen Kampfplatz für die Ehre und das Recht unserer Sprache auftrat, war durch eine wunderbare Fügung des Schicksals einer aus dem Orden, welcher eingesetzt war, um das Riesengrab der böhmischen Nationalität zu graben, der Jesuit Balbin. Es war dieß allerdings die Stimme eines aus dem Grabe erwachenden Kämpfers, die aber darum nur um so tiefer in das Herz eines jeden drang, dem es vergönnt war, diese Töne der heiligen Wahrheit und des ewigen Rechts zu vernehmen. Bohuslai Balbini dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica[1] — muß man als die Hauptgrundlage aller später im Verlauf der Zeit herausgekommenen Vertheidigungsschriften für das böhmische Volk ansehen. In dieser Schrift ist der Weg zum Ziele gezeigt, und die wichtigsten sowohl patriotischen als moralischen und politischen Gründe bezüglich der Vertheidigung der böhmischen Nationalität finden sich hier bereits niedergelegt. Hier zum Beweis einige Auszüge, aus denen man mit Einemmal den gesunkenen, elenden Zustand der böhmischen Nationalität am Ende des 17ten Jahrhunderts ersehen kann. „Unser Vaterland, sagt Balbin, erzeugte die abscheuliche Mode, daß wir unter allen Völkern unsere Sprache mit Verachtung betrachten, so daß es bei uns für eine lobenswerthe Eigenschaft gilt, kein geborner Tscheche zu seyn, da jedwedem unbekannten Fremden von verworfenen Sitten, ohne geistige und wissenschaftliche Bildung, der Vorzug gegeben wird vor einem gebildeten, gelehrten und sittlich gut berufenen Böhmen. Alles was vaterländisch ist, finden wir widerwärtig und verabscheuungswerth, und so verschmähen wir auch unsere Muttersprache. Es gibt ihrer viele, auf die man mit dem Finger weisen könnte, die einen solchen Haß gegen die böhmische Sprache hegen, daß wenn sie jemand in Böhmen böhmisch sprechen hören, sie sich für schwer beleidigt fühlen, in Zorn gerathen und alsbald verlangen, daß der Böhme entweder sogleich schweige oder sich entferne. Und wir sind so verblendet und blöde, daß wir nicht erkennen, wohin ein so schimpfliches Benehmen führt." Als Beispiel führt Balbin die zahlreichen und einst auch mächtigen slawischen Völker auf, welche zwischen Elbe, Oder und dem baltischen Meer wohnten, in deren Land die Deutschen sich mit Gewalt eindrängten, es in Besitz nahmen und durch alle möglichen abscheulichen Mittel das slawische Element ausrotteten und unterdrückten. „Diese so nahe liegenden, so offenkundigen Beispiele, setzt Balbin hinzu, sollten den Tschechoslawen als Warnung dienen, und sie von der ihnen drohenden gemeinsamen Gefahr unterrichten." In einem spätern Theile seiner Schrift weist Balbin nach, daß bis zum Jahr 1620 fast in ganz Böhmen böhmisch gesprochen wurde, wofür nicht nur schriftliche Beweise, sondern auch ziemlich zahlreiche alte Denkmäler sprechen (Balbin selbst schrieb seine Apologie im J. 1670). Er fügt bei, daß bis zu jener Zeit nur böhmische Eingaben an die Landgerichte gerichtet werden durften, und erwähnt noch anderer Vorrechte so wie des alten Ruhms der böhmischen Sprache, sodann aber wendet er sich zu den Ursachen des Sinkens der böhmischen Nationalität. Als erste derselben gibt er die Vernachlässigung des uralten Gesetzes an, welches vorschreibt, daß man sich an sämmtliche Aemter des Königreichs Böhmen sowohl mündlich als schriftlich nur in böhmischer Sprache wenden durfte; die zweite Ursache sagt Balbin, ist die Abneigung gegen alte Sitten und die Gewohnheiten der Vorfahren, besonders aber die doch ganz irrige Meinung vieler, daß es eine gleichgültige Sache sey, in welcher Sprache jemand in Böhmen rede oder Geschäfte führe; ferner gedenkt er des schädlichen Einflusses des Verkehrs und der Blutsverwandtschaft von Böhmen mit Fremden, sowie der niederträchtigen Handlungsweise derjenigen, die, um sich bei dem kaiserlichen Hofe und der herrschenden Partei einzuschmeicheln, die Nationalität und Sprache ihrer Väter gegen die fremde Sprache vertauschen. „Andere Schwächlinge, fährt Balbin fort, sehen wohl, wie die Fremden sich in die höhern weltlichen und kirchlichen Aemter eindrängen, schweigen dazu und rühmen sich unter einander, daß sie sich um hohe Aemter gar nicht kümmern, und lieber unter den Ihrigen eine angesehene Rolle spielen wollen. Auf diese Weise aber gehen alle geistigen und physischen Kräfte mehr und mehr in die Hände der Feinde der böhmischen Sprache über, wodurch das ganze böhmische Volk nicht geringen Schaden leidet." Pars libertatis est a suis gubernari, ruft hier Balbin aus mit dem Tacitus entlehnten Worten. Und tiefer in diesen Gegenstand eingehend, klagt Balbin bitter, wie schlechte und unedle Rathgeber den Kaisern und Königen unaufhörlich vorstellen, daß man darauf trachten müsse, das böhmische Volk durch schwere Steuern und Lasten zu entkräften und seine Muttersprache auszurotten, denn so lange dieß nicht geschehen sey, könne der deutsche Herrscher nicht auf die Treue der Böhmen sich verlassen. „Ja, ich hörte," sagt Balbin, „selbst einen dieser Rathgeber sagen, daß man alle Altböhmen aus dem Lande schaffen und ins Meer werfen sollte; dann erst werde die Widerspenstigkeit ein Ende nehmen. Solche Widerspenstigkeit und Rebellion findet sich aber nur in den Träumen jener Gegner, und diese hinterlistigen Leute geben sich denselben hin zu dem Zweck, um von dem Vermögen, dem Schweiß, den Thränen und dem Blut der Böhmen desto mehr zu gewinnen, und zahlreiche Strafgelder von dem Lande erheben zu können." — „Diese Verräther", sagt Balbin an einem andern Orte, „nehmen Recht und Herrschaft für eins und dasselbe, stellen den Herrscher über das Gesetz, und behaupten, daß keineswegs der König für das Volk, sondern das Volk für den König geschaffen sey, und daß somit jeder Wille desselben, wenn er auch göttlichem und menschlichem Rechte zuwider wäre, vollstreckt werden müsse." Als einen Hauptgrund des Sinkens der böhmischen Nationalität betrachtete Balbin auch die Verbannung vieler treuen Böhmen aus dem Lande nach der Schlacht auf dem weißen Berge und die nachfolgenden vom J. 1618 bis 1647 dauernden Kämpfe, in denen das böhmische Land ausgeplündert, mit Feuer und Schwert, durch Hunger und Pest verheert wurde, so daß es mehr einer Einöde als einem bewohnten Lande glich. An der Stelle der vertriebenen, durch das Schwert, den Hunger und die Pest gefallenen Böhmen aber ließen sich Deutsche in immer größerer Zahl nieder. Mit inbrünstigen Worten legt Balbin den Regenten ans Herz, daß sie suchen möchten, sich die Liebe und das Zutrauen des Volkes zu erwerben, wozu die Kenntniß und die Achtung der Volkssprache am meisten beitrage. Mit tiefer Begeisterung

[1] Diese Schrift wurde erst lange nach Balbins Tode im Jahre 1775 von Pelzel herausgegeben.

Digitized by Google

spricht Balbin von den slawischen Völkern, von ihrer Größe und ehemaligem Ruhme, von der Körnigkeit und Schärfe der slawischen Sprache u. s. w.

Ueberhaupt tritt in dieser Schrift die religiöse Anschauung jener Zeit hervor; nichtsdestoweniger wird die Leser nachfolgender dogmatischer Beweis der Vorzüge der slawischen Sprache, wie ihn ein katholischer Priester des 17ten Jahrhunderts ausführt, überraschen: „auch darin zeigt sich die Herrlichkeit der slawischen Sprache, daß der Sohn Gottes, in dieser Sprache angerufen, täglich zu uns herabsteigt. Ich habe mehrmals gehört und gesehen, wie die Russinen des griechischen Ritus und auch die mit der katholischen Kirche verbündeten bei der heiligen Messe sich der slawischen Sprache bedienten. Dasselbe geschieht seit vielen Jahrhunderten bei den Bulgaren, und geschah eben so bei unsern Vorfahren, deren Lehrer im geheiligten slawischen Kirchendienst die slawischen Apostel Cyrill und Methodius waren. Welche von den jetzt lebenden Sprachen kann sich eines solchen Vorzugs rühmen?"

Wenn man den 16ten Abschnitt liest, der die Ueberschrift führt: linguæ mutationem in regnis periculi plenam esse, et in Bohemia prærtim injustam videri, muß man staunen über die Beredtsamkeit, Gründlichkeit und den hellen politischen Blick des ehrenwerthen Verfassers; man findet hier Worte, die denen, welche über das Geschick der Nationen entscheiden, ans Herz dringen sollten.[1] Der fromme Priester endet sein Werk mit einem inbrünstigen Gebet an den Schutzpatron des böhmischen Landes, den h. Wenzel, indem er in böhmischer Sprache ausruft: „Laß uns in Zukunft nicht untergehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die alten Atychei (Adige) oder Tscherkessen.

Der Kawkas (Nr. 36, 37 und 39 v. vor. J.) enthält Auszüge aus den „Denkwürdigkeiten Schah Bel Mursins über den alten Zustand der tscherkessischen Stämme." Diese Denkwürdigkeiten, sagt dieß Blatt, sind voll kostbarer Materialien für Geschichte, Geographie und Ethnographie des nördlichen Abhangs des Kaukasus vom Terek bis zum asowischen Meer. Dieser gebildete Eingeborne, der die russische Sprache gut inne hat, schöpfte seine Daten aus örtlichen Ueberlieferungen, den Namen der Landstriche, aus Denkmälern, Sprüchwörtern und heroischen Liedern der alten Tscherkessen, die keine Schrift hatten, aber in ihrem Angedenken nicht nur die Geschichte des Landes, sondern selbst die Namen von Männern und Weibern aufbewahrten, welche durch ihre Thaten die Achtung oder Verachtung ihrer Zeitgenossen gewonnen hatten. Diese Lieder sind zum Theil von dem Verfasser der Denkwürdigkeiten in Uebersetzung mit Erklärungen beigefügt. Da wir den Einzelnheiten dieser Schilderung nicht folgen können, so begnügen wir uns mit den Bemerkungen über den Namen Atychei (Adige) bei den Tscherkessen. „Der kleine Theil des Kaukasus, welcher den Namen Atychien führt, erhielt seinen Namen von dem Volke der Anten, welche, wie die Ueberlieferung zeigt, von Mosdok am Terek bis zur Wolga und dem Don, und von den kaukasischen Bergen, vom rechten Kuban-Ufer bis zum schwarzen und asowischen Meere wohnten. Nachrichten von unsern Vorfahren haben sich in den Liedern Gekokos, in Sagen, Sprüchwörtern, Ueberlieferungen und schriftlichen Zeugnissen erhalten. So nennt Abu Muslim (im Derbent-name) das Volk, das vom Terek bis zum schwarzen Meere wohnt, Schurli-Ant, und die Beneder Wanidig. In allen Liedern und Ueberlieferungen, welche sich auf diese Zeit beziehen, werden die Atychei Anten genannt: Antischschao, ein antischer Jüngling; Antischork, ein adeliger Ante, Antigaschu, ein antischer Reiter. Wir selbst nennen uns ein Heldenvolk, Nart, ein aus den Worten Nar-Ant verdorbenes Wort."

[1] Z. B. S. 87. Longa est profecto populi servitute oppressi memoria, et desperantibus perire tanti non est, quantum non ulcisci libertatem amissam.

Die Insel Kolgujeff.

(Schluß.)

Die Mündungen aller Flüsse, oder richtiger gesagt Bäche, von Kolgujeff sind wegen ihrer geringen Wassermasse ganz unzugänglich, selbst für Kähne. Jedes Jahr wirft das Meer Sand in diese Mündungen, und so werden sie immer weniger tief; einige sind sogar schon ganz verstopft. So wurde z. B. die Mündung des Gänse-Flusses (am nordwestlichen Ufer unter 69° 26′ N. B.), welche vor zehn Jahren nach der Aussage unseres Steuermanns noch tief genug für Fischerfahrzeuge war, nämlich etwa 5′ Wasser hatte, von uns so seicht befunden, daß wir nicht einmal mit dem kleinsten Kahn hinein konnten. Nur die Mündung des Waskinaflusses hat eine Tiefe von etwa 9′, aber auch sie wird wahrscheinlich das allgemeine Loos der Flüsse von Kolgujeff treffen, weil man mit jedem Jahr darin mehr Versandung entdeckt.

Die Ufer von Kolgujeff sind außerordentlich einförmig; größtentheils bieten sie sandigthonige Erhöhungen von 15 bis 20 Klafter dar, nur einige Stellen des nordwestlichen Ufers sind flach, und erheben sich erst weiter gegen Nordwesten allmählich. An einigen Punkten sind diese Erhöhungen anderthalb bis drei Werste vom Meer entfernt; an andern, z. B. am westlichen Ufer steigen sie gerade vom Wasser aus an. Das südliche Ufer und ein Theil des südöstlichen sind flach, und setzen sich in der Form von Sandbänken weit ins Meer hinein fort. Das Innere der Insel ist eine weite Ebene, eine Tundra, hie und da von Seen und kleinen Erhöhungen unterbrochen. Steinige Höhen und Steine überhaupt gibt es auf Kolgujeff nicht. Bereshazch vermuthet deßhalb mit Unrecht, daß im Innern Kolgujeffs steinige Berge hinlaufen. In einen noch größeren Irrthum verfällt Hr. Islawin, indem er sagt, daß ein Zweig der Steinhöhe von Tschaizyn an dem gleichnamigen Vorgebirg (auf dem timanischen Ufer) endige und dann die Insel Kolgujeff bilde.

Das Klima von Kolgujeff ist nicht so streng wie das von Nowa Semlja; in dieser Beziehung, so wie hinsichtlich seiner geographischen Lage nimmt es wahrscheinlich die Mitte zwischen Nowa Semlja und Kanin-Noß ein. Indeß war für uns der Uebergang vom festen Lande nach der Insel sehr fühlbar: im Laufe von 19 Tagen, die wir in den Monaten Julius und August auf verschiedenen Punkten derselben zubrachten, stieg der Thermometer nie über 9°, und selbst dieß geschah nur einmal um Mittag; gewöhnlich stand er auf 4° oder 5°, und fiel selbst auf 2° ja auf 1°, während zuvor auf Kanin die Temperatur sich fortdauernd zwischen 10° und 12° hielt, und selbst nach unserer Abfahrt von Kolgujeff auf dem timanischen Ufer auf 15° stieg.

Bemerkenswerth ist, daß der Boden dieser Insel, der, wie wir eben bemerkten, nicht Eine Steinart enthält, im Lauf des Jahres nicht mehr als zwei Fuß tief aufthaut, in größerer Tiefe bleibt er immer gefroren, was wir weder auf Kanin, noch auf dem timanischen Ufer bemerkten. Die Vegetation ist deßhalb auf Kolgujeff sehr arm, ja es ist für den Nichtbotaniker ein scharfer Unterschied zwischen ihr und der Vegetation von Kanin-Noß bemerklich, trotz der geringen Verschiedenheit in der geographischen Lage. Auf Kanin bemerkten wir am 30 Junius eine Menge schon blühender Pflanzen, hier aber in der Mitte Julius zeigten die Moos-Tundras nur hie und da Blumen. Im Norden der Insel traf man selbst ganz nackte, von aller Vegetation entblößte Stellen. Die gelbe Himbeere, dieser erquickende Reichthum von Kanin und andern Tundras, gibt hier keine Früchte. Die wilde Natur Kolgujeffs lohnt hier selbst nicht durch malerische Scenerie: die ganze Insel bildet wie schon gesagt, eine ungeheure Moosebene, eine Tundra, die nur hie und da durch Seen und kleine Hügel unterbrochen ist.

Bleibende Bewohner hat Kolgujeff keine; nicht bloß das rauhe Klima, sondern auch die Entlegenheit vom festen Lande macht es den wandernden Samojeden unmöglich, sich hier niederzulassen. Es ist indeß

Digitized by Google

bekannt, daß etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, namentlich im J. 1767 etwa 70 Köpfe Roskolniken (Sectirer) diese Insel sich zum Zufluchtsort ausersahen, und sich im Norden derselben am Gänse-Flusse (unter 69° 26′) niederließen, wo auch noch jetzt einige Spuren ihrer Wohnungen zu sehen sind, aber das Klima, das den Scorbut unter ihnen erzeugte, war für sie so verderblich, daß von der ganzen Anzahl nur wenige dem Tode entgingen und Kolgujeff wieder verließen. [1]

Die russischen Fischer, Bewohner von Mesen und den umliegenden Dörfern, und Bauern von Pustosersk, welche den Fischfang und den Robbenschlag im weißen Meer und an den Ufern des Eismeers betreiben, ziehen auch aus dieser öden Insel einigen Vortheil. Sie miethen einige Samojeden aus Kanin und andern Tundras, führen sie im Frühjahr nach Kolgujeff, versehen sie mit Speise, Kleidung, Rennthieren, um auf der Insel herumzureisen — denn wilde Rennthiere gibt es auf derselben nicht [2] — so wie mit den unentbehrlichen Werkzeugen zum Robbenfang, mit Gewehren, Munition u. dgl., und lassen sie dort für den Winter. Diese Samojeden, welche sich als Knechte für einen gewissen Lohn, die ärmsten nur für Speise und Kleidung, oder für einen Antheil an der jährlichen Beute verdingen, machen sich anheischig, ein Jahr lang weiße Bären (Oschkui nennt man diese Thiere in jener Gegend), Robben, Seehasen, Füchse u. dgl. zu jagen. Mit dem Eintritt des Sommers kommen ihre Herren auf die Insel, nehmen ihnen die ganze an bestimmten Orten zusammengebrachte Winterbeute ab, bringen sie nach Mesen-Pustosersk, überhaupt an ihre Wohnorte, von wo sie solche in Archangel und auf den Jahrmärkten verkaufen.

Zu diesem Winterfang kommt noch eine nicht unbedeutende andere Beute, die man im Verlauf des Sommers gewinnt: Kolgujeff ist nämlich seit undenklichen Zeiten bekannt als der Sommeraufenthalt einer Menge von Schwanen, Enten und Gänsen, namentlich letztern. Früher flogen die Gänse in solcher Menge nach der Insel, daß fast ihre ganze Ausdehnung damit wie übersät war, jetzt kommen von Jahr zu Jahr weniger, indem die Verfolgungen sie nöthigten, weiter gegen Norden zu fliegen, und sich im Sommer auf Nowa Semlja niederzulassen. Ihre Ankunft erwartet man gewöhnlich am Ende Junius; sie brüten ihre Eier aus, mausern sich, und bleiben auf der Insel bis Mitte Augusts und selbst bis in den September, dann aber kehren sie in zahlreichen Schaaren nach dem Süden zurück. Zum Fang dieser Vögel bedienen sich die Samojeden verschiedener Mittel: sie erschießen sie mit Gewehren, fangen sie in Netzen, jagen sie mit besonders dazu abgerichteten Hunden, welche, wenn sie eine Heerde bemerken, sich sehr geschickt auf sie werfen, und den kaum mit Federn bedeckten Jungen die Hälse umdrehen; oft fallen auch die Samojeden mit Prügeln in eine Heerde ein, und tödten auf einmal eine Menge Vögel. Auch diese Vögel werden an einem bestimmten Orte zusammengebracht und den Herren übergeben, welche sie einsalzen, und zugleich mit der andern Beute zum Verkauf fortnehmen. Gänseeier sammelt man gleichfalls in großer Anzahl. Von andern Vögeln ist kein solcher Ueberfluß, doch gibt es genug Enten, deren Flaum sehr geschätzt wird.

Auf der ganzen Insel fanden sich im J. 1841 nur sieben solcher Jagdherren, die regelmäßig im Sommer jedes Jahr Kolgujeff besuchen. Der reichste derselben, ein Bürger aus Mesen, Namens Popoff, schickt jährlich ein Schiff nach Kolgujeff, eins nach Nowa Semlja und eins nach Archangel; am Flusse Indig auf der timanischen Tundra, etwa 50 Werst von dessen Mündung, hat sich schon sein Vater niedergelassen, und er selbst wohnt in dieser Einöde mit seiner ganzen Familie allein mitten unter den herumwandernden Samojeden. In geringer Entfernung, noch näher an der Mündung des Indig, hat sich sein Neffe niedergelassen. Vielleicht sind diese Ansiedlungen die Anfänge künftiger größerer Colonien.

Diese Leute bauen, wenn sie an ihren Standlagern angekommen sind, Häuschen, die zugleich als Vorrathskammern dienen. Das Holz zu diesen Bauten nehmen sie aus Mesen oder Pustoserst mit, denn das in Menge an den Ufern von Kolgujeff, namentlich auf den Sandbänken liegende Treibholz taugt zum Bau nicht, wird aber mit Vortheil als Brennmaterial benützt. Die Samojeden, die Knechte dieser Unternehmer, haben keinen bestimmten Wohnplatz, sondern wandern mit ihren beweglichen Zelten (Tschuma) auf der ganzen Insel umher. Die Jagdunternehmer kommen, wie schon bemerkt, im Anfang des Sommers nach Kolgujeff, und bleiben hier bis zur Mitte oder zu Ende Augusts. Sie bringen ihren Arbeitern Brod, Kleidung, Branntwein, den sie leidenschaftlich lieben, und verschiedene andere Gegenstände. Für den Branntwein verlangen sie von den Samojeden das Zehn-, ja Dreißigfache des wirklichen Werths, und diese geben alles her und gehen jede Bedingung ein. Ihre Leidenschaft für den Branntwein geht ins Unglaubliche, selbst Weiber und Kinder berauschen sich darin, bis sie umfallen; während des Aufenthalts der Herren auf der Insel und ihrer Abrechnung mit den Arbeitern werden die samojedischen Orgien im höchsten Grade widerlich.

Die Unternehmer suchen, wie sich von selbst versteht, daraus Nutzen zu ziehen, und dieser Umstand ist vielleicht eine der Ursachen, weßhalb viele Samojeden einem und demselben Herrn mehrere Jahre nach einander dienen, ja ich sah einige, welche zehn Jahre nach einander auf der Insel geblieben waren. Im J. 1841 waren solcher Samojeden nicht über 60 auf der Insel. Man muß indeß bemerken, daß die Samojeden für den Betrug ihres Herrn diese mit gleicher Münze bezahlen. Die Herren fordern von den Samojeden für Branntwein und andere Waaren unmenschliche Preise, dafür geben aber die Samojeden auch denselben nicht die ganze, im Laufe des Jahres gemachte Beute ab, sie verstecken einen Theil davon, und wenn die Herren fort sind, verkaufen oder vielmehr vertauschen sie solche an andere Unternehmer.

Das rauhe Klima und dessen Folge, der Scorbut, scheint auf die Samojeden gar keinen Einfluß zu haben, wenigstens versicherten sie mich selbst, daß diese Krankheit unter ihnen nicht bemerkt werde, während sie unter den Russen, die sich entschließen, den Winter dort zuzubringen, gar nicht selten ist. Für eines der besten Mittel gegen diese Krankheit gilt das Rennthierblut. Die Lebensweise der Samojeden auf Kolgujeff ist dieselbe, wie sie solche auf Kanin oder auf der timanischen Tundra führen. Dieselben Zelte, dieselbe Unreinlichkeit, dasselbe Wandern von einem Platz zum andern; nur durch ihre Aermlichkeit zeichnen sie sich vor ihren Stammgenossen auf dem festen Lande aus, weil sich als Arbeiter an die Unternehmer nur solche Samojeden aus Kanin oder Timan verdingen, welche gar kein Eigenthum haben, und auf der Tundra nur von Almosen leben müßten.

[1] Die Nachrichten über das Loos dieser Roskolniken, unter denen sich selbst Kinder von vier Jahren befanden, lauten verschieden: nach den einen sollen schon nach einem Jahre nur zwei Menschen übrig geblieben seyn; Lütke spricht von einem vierjährigen Aufenthalt. Noch unglücklicher waren die Roskolniken, die um dieselbe Zeit aus Kem flüchteten und sich auf Neufeeland an der schwarzen Bucht niederließen unter 71° N. B.; sie konnten nicht einen Winter aushalten und starben alle bis zum letzten.

[2] Lepechin sagt, daß es früher, d. h. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Menge Rennthiere auf der Insel gegeben habe, aber einige Jahre vor seiner Reise seyen sie aus einer unbekannten Ursache sämmtlich ausgestorben.

Eine alte assyrische Gesichtsmaske. In der asiatischen Gesellschaft am 16 März legte der Vorstand eine ihm von dem Rath der Directoren auf kurze Zeit anvertraute goldene Maske vor, die Capitän Lynch in einem alten Grabe an den Ufern des Euphrats noch auf dem wahrscheinlich mummisicirten Gesicht gefunden hatte; es ist eine dünne Platte von reinem Gold, und der Charakter des Gesichts zeigt deutlich die Aehnlichkeit mit den assyrischen Porträts, welche man auf den neuentdeckten ninivitischen Denkmalen abgebildet findet. Diese Maske scheint also wirklich das Porträt eines vielleicht vor 3000 Jahren hier begrabenen vornehmen Assyriers zu seyn. Das Grab ist offenbar in irgend einer frühern Zeit schon einmal ausgeplündert worden, vielleicht hatte aber eine abergläubische Scheu vor der Leiche die Entdeckung der merkwürdigen Maske, die sonst gewiß dem Raube nicht entgangen wäre, gehindert. Diese frühere Beraubung ist wahrscheinlich auch Ursache, daß man über den Sarg und seinen sonstigen Schmuck nichts näheres mittheilte. (Athen. 30 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 89. 13 April 1850.

Gibraltar.

Meines Wissens fand nirgends in der Welt der berühmte Denkspruch: „Labor omnia vincit improbus" seltsamere Bestätigung. Die Natur hatte hier einen nackten, brennenden Felsen senkrecht hingestellt, ihn allen Winden der Wüste, allen Gewittern des Himmels preisgegeben; sie hatte zweifelsohne ihre Gründe dazu: die Britten haben den Felsen behauen, in Spanien, vielleicht sogar in England Erde, und ich weiß nicht wo Wasser geholt, und das kahle Gestein in einen Garten verwandelt, der glaube ich der hübscheste und lachendste auf der ganzen Halbinsel ist. Prächtige Bäume, Aloen vom schönsten Wuchse, Blumen aller Arten, aller Zonen und Farben, reizende Kioske zeigen sich den verwunderten Blicken. Das Ganze ist freilich in einen Panzer von Granit gepreßt, und dieser Garten voll Kanonen erinnert stark an die Blumenbeete, welche die Soldaten in den Ruhestunden um ihre Zelte pflanzen; aber gleichwohl hat der Mensch nicht leicht irgendwo der Natur auf überraschendere Weise Trotz geboten. Auf einem blumigen Rasen erhebt sich eine Statue des Lord Elliot, welcher Gibraltar gegen den Grafen von Artois vertheidigte. Lord Elliot hält in seiner Hand einen mächtigen, an einer Kette, ihm an den Arm geschmiedeten Schlüssel. Es ist der Schlüssel des mittelländischen Meeres. Diese Statue ist gräulich: gerade als wollte sie sagen, daß wenn die Engländer die Natur unterjocht haben, sie gleichfalls von der Kunst besiegt wurden, und daß es noch einen andern Genius gibt als die Geduld. Die Geduld ist jedoch auch ein gutes Ding. Selbst nachdem man Gibraltar gesehen hat, begreift man kaum wie es den Britten gelang, in allen Löchern dieser senkrechten Wände fruchtbare Gärten anzulegen und rings um diesen Gipfel Straßen zu graben, wo man reitet und spazieren fährt, und zuletzt noch Fuchsjagden halten wird wie in den Prairien der Vereinigten Staaten.

Ich habe den Berg zu Pferd erklimmt und alle Grotten zu Fuß besucht. Die alte Höhle, die des heiligen Michael, ist unstreitig die schönste und am leichtesten zu sehen. Sie ist sehr groß und an der Decke mit herrlichen Stalaktiten geschmückt. Die Grueta Nueva, oder Sanct Martinshöhle genannt, welche vor 15 Jahren durch einen Deserteur entdeckt ward, den man wegen seines Funds begnadigte, öffnet sich gegenüber der afrikanischen Küste. Man muß wie ein Gemsenjäger klettern und schwindelfrei in Abgründe schauen können, man muß auf allen Vieren durch die Felsen kriechen um das Loch zu gewahren, dessen Anblick nicht für so viel Mühen entschädigt. Mein Ausflug war jedoch, außer der herrlichen Aussicht, die er mir erschloß, nicht ohne Nutzen; er gab mir Gelegenheit wilde Affen zu sehen, die Affen von Gibraltar, deren Daseyn viele Reisende läugneten. Ich erkläre dagegen, daß die Affen sich förmlich auf dem Felsen naturalisirt haben, denn ich zählte deren mehr als zwanzig auf wenige Schritte von mir, und sie finden sich hier, wie man mir versicherte, zu Hunderten. Die welche ich gesehen und verfolgt habe, waren in der Größe von achtjährigen Kindern; sie gingen aufrecht, mit verschränkten Armen und warfen mir jene menschlichen und traurigen Blicke zu, die mich meinerseits etwas verwirrten. Ich gestehe es nur ungern, aber wenn es mir, wie vielen Reisenden, begegnet wäre einen Affen zu verspeisen, würde ich nicht mehr glauben das Recht zu haben die Anthropophagen zu schmähen. Es gab unter jenen auch sehr junge, kaum so dick wie Wickelkinder von einem Monat, die im Sonnenscheine kreißten. Bei unserem Nahen riefen die Mütter sie mit greller Stimme bei ihrem Affennamen, faßten sie dann an den Händen und führten sie wie Kinder auf dem Spaziergang, luden sie zuletzt, als sie uns immer vorwärts kommen sahen auf ihren Rücken, und verschwanden mit außerordentlichen Sprüngen hinter den Felsen. Diese Thiere leben von Datteln, Früchte der Zwergdatteln, welche die Bergspitze bedecken. Zuweilen steigen sie wohl auch in die Gärten der Europa herab und verzehren deren Feigen und Gemüse. Es ist zu Gibraltar ausdrücklich verboten, diese armen Thiere zu tödten, was aber die Einwohner nicht hindert, ihnen eine Art Falle zu legen, mittelst welcher die Affen oft gefangen werden.

Man sagt, daß zwei Affenarten auf dem Berge zwei verschiedene Klippen bewohnen, und sich öfters blutige Gefechte liefern. Ich habe es nicht gesehen. Ganz gewiß jedoch ist, daß diese Thiere einander sehr anständig bestatten, wie einigermaßen civilisirte Menschen. Nie fand man Affengerippe auf dem Berge, während die Martingrotte kein Beinhaus, sondern ein vollständiger Todtenacker war.

Auf der höchsten Zinne des Felsens hat man eine Signal-Warte errichtet, deren Aussicht wundervoll ist. Von der einen Seite beherrscht man die Berge Malaga's, von der andern die des südlichen Andalusiens. Vorwärts, jenseits der Meerenge, dehnt sich Afrika aus, von Ceuta bis Tanger, dessen Häuser man deutlich erkennt, und man steht zwischen zwei Welttheilen. Ich weiß nur ein einziges Panorama, das hier als Vergleichungspunkt dienen kann: jenes, das sich vor den Blicken des Zuschauers vom Thurme von Galata entrollt. Die blauen Fluthen der Meerenge von Gibraltar bilden eine Art Triangel, welcher durch seine Lage an den des Bosphors von Konstantinopel mahnt. Die Merenge stellt die Propontis vor, die Bucht

Digitized by Google

von Algeciras das goldene Horn; das mittelländische Meer vertritt die Stelle des schwarzen; Gibraltar liegt gegenüber von Algeciras wie Galata und Pera von Stambul, die Küste Afrika's wie Scutari. Auch dort sind zwei Welttheile beisammen. Aber zu Konstantinopel scheint alles grün, rosig, lachend, während in Gibraltar alles was dich umgibt, alt und düster ist, großartig und streng. C. N.

Stimmen der Slawen.

1. Unsere verflossenen Kämpfe.

(Fortsetzung.)

Fast zugleich mit der Apologie Balbins kamen zwei Schriften heraus, welche von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der böhmischen Sprache handelten, nämlich „Erinnerungen eines Böhmen über einen wichtigen Gegenstand," von dem General Grafen Fr. Kinsky, und „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur" von Al. Hanke von Hankenstein.

Graf Kinsky und Hanke wagten es zuerst der Regierung und den Deutschböhmen die volle Nothwendigkeit und Wichtigkeit der böhmischen Sprache, so wie das Unrecht, das durch die Vernachlässigung der Volkssprache dem böhmischen Volke zugefügt werde, zu zeigen. Nichtsdestoweniger ist Balbins Schrift, obgleich um ein volles Jahrhundert früher geschrieben, jenen beiden deutschen an Gründlichkeit und ächt vaterländischer Wärme überlegen. Von Kaiser Joseph an, wo die böhmische Sprache in den Bann gethan ward, und wo man alles aufsuchte, was zur Ausrottung der böhmischen und zur Ausbreitung der deutschen Sprache abzwecken konnte, war es fast unmöglich polemische Schriften, welche die Rechte der böhmischen Sprache und Nationalität vertheidigten, in deutscher Sprache herauszugeben. Unter diesen der böhmischen Sprache nachtheiligen Umständen, wo man in den Aemtern und in den Schulen eifrig an der Entnationalisirung des böhmischen Volks arbeitete, wo nicht nur die Regierung, sondern auch die sogenannte gebildete Welt jede Anregung der böhmischen Nationalität für ein schweres Vergehen gegen den Geist europäischer Bildung und Aufklärung ansah, mußten treue Vaterlandsfreunde ihre Klagen über die fort und fort sinkende Sprache nur im Geheimen und Verborgenen ausgießen und einander mittheilen. Es erschienen, wiewohl selten, einige ältere böhmische Schriften als alte Denkmäler, als bloße Gegenstände philologischer Forschung; auf Erhebung des Nationalgeistes und Erweckung der Liebe zur Nationalsprache wagte man nicht offen anzuspielen, wenn auch viele edle Böhmen, z. B. Faustin Prochazka in seinen Vorreden zu Denkmälern unserer alten Literatur ihre vaterländischen Ahnungen und Wünsche mehr oder minder deutlich aussprachen.

Da trat der große Dobrowsky auf und begann die Grundlagen zu einer bessern Zukunft der böhmischen Nationalität zu legen. Schrieb er auch im allgemeinen mehr in deutscher und lateinischer Sprache, und waren seine Schriften, Beweise eines scharfen, eindringenden Verstandes und einer tiefen Gelehrsamkeit, nicht geeignet das heilige Feuer der Nationalität zu erwecken, ja schien es auch eher, als ob in diesen Schriften die böhmische Sprache wie ein Todter auf dem anatomischen Tisch liege, und der große Sprachforscher die einzelnen Knöchelchen und die geheimsten Fasern mit seinem scharfen Verstand untersuche und erforsche, so geschah es doch durch die Fügung eines günstigen Geschicks, daß Dobrowsky gerade dießmal so und nicht anders mit der Sache anfing. Ein directes Auftreten und Vertheidigen der unterdrückten böhmischen Sprache wäre zu der Zeit, wo die ganze gebildete Welt vor den josephinischen Ideen sich beugte, von keinem günstigen Erfolg begleitet gewesen. Dobrowsky ging seinen Weg, und suchte sich die geeignete Zeit aus, um für die slawische Wissenschaft einen sichern, unverrückten Grund zu legen, damit das nächste Jahrhundert darauf den Bau des Slawenthums sicher und dauerhaft aufführen könne.

Im Anfang des jetzigen Jahrhunderts begannen allmählich, wenn auch bescheiden und schüchtern, Stimmen zur Vertheidigung der böhmischen Sprache in Böhmen selbst sich zu erheben, aber solche Stimmen fanden einen Wiederhall nur in den Herzen der kleinen Schaar treuer Böhmen, zur Kenntniß der Gegner — und Gegner der böhmischen Sprache war damals fast jeder Gebildete — drangen sie sehr selten. Die böhmische Literatur entsprang damals aus einem unscheinbaren Samenkorn, und glich einem kleinen Garten, den ein Blumenfreund sich angelegt. Es war darum nicht zu verwundern, daß die lärmende Welt, welche durch die benachbarten prächtigen Gärten des herrschenden Elements sich ergoß, ein solches Gärtchen nicht sonderlich beobachtete. Die Censur ließ manchmal die böhmischen Klagen, die in unschuldigen Liedern sich versteckten, durchschleichen, ließ aber ähnliche Unwillensäußerungen in deutscher Sprache niemals wiederholen. Trotz allen im amtlichen, Schul- und gesellschaftlichen Leben unserer Sprache auferlegten Hindernissen glänzte die Flamme der Liebe zu unserer Muttersprache immer heller, da sie sich nicht nur an dem sich erweiternden Geist der Nationalliteratur, sondern auch eben an dem ihr entgegengesetzten Widerstand entzündete. Es traten auch immer häufiger, wenn auch von der Censur allzu sehr beschränkt, Vertheidigungen der böhmischen Sprache hervor, und doch konnten sie nicht als polemische Artikel angesehen werden, da sie der Gegenpartei unzugänglich waren, und somit den Feind weder herausfordern, noch ihm das unzerstörbare Recht der böhmischen Nationalität beweisen konnten.

Näher bekannt wurden die deutschen Gelehrten mit dem slawischen Element, als Schaffarik mit seinem Werk „Geschichte der slawischen Litteratur" vor das deutsche Publicum trat. In dieser Schrift gab unser großer Erwecker dem entsetzten Europa das erste klare Bild des ungeheuren Slawenthums, und wandte so die Aufmerksamkeit, vorzugsweise der deutschen Gelehrten und Publicisten, auf die große Slawenwelt. Dadurch ward aber auch im Lager der Germanomanen der Schrecken geweckt vor dem ungeheuren slawischen Element, statt aber sich deßhalb zu bemühen in ein friedliches und freundliches Verhältniß, namentlich mit den westlichen Slawen zu treten, und durch edles Verhalten die Unbill vergangener Zeiten in Vergessenheit zu bringen, nahmen sie vielmehr davon Anlaß zu schimpflicher Verschwärzung der Slawen. Von da an beginnen in den deutschen Zeitungen Stimmen des heftigsten Grolls und der Feindschaft gegen die Slawen, namentlich die Tschechen, aufzutreten, wozu das riesenhafte Rußland die Hauptveranlassung bot. Da trat im J. 1836 ein anderer kräftiger Krieger für das Slawenthum auf den geistigen Turnierplatz, nämlich Kollar in seiner Schrift „über die Wechselseitigkeit der Slawen." Durch diese höchst wichtige Schrift wurde den Deutschen gleichsam der letzte Schleier von den Augen genommen, daß sie den unermeßlichen Umfang des slawischen Elements erfassen, in die Tiefe der glänzenden Hoffnungen der Slawen schauen und erkennen konnten, wie die Slawen zur Erreichung eines edlen, rein menschlichen Ziels durch ein unge-

Digitized by Google

stärkeres geistiges Band sich gegenseitig verbinden und vereinigen müßten. Kollar eröffnete den Slawen das Thor der Zukunft, indem er ihnen durch die auf historische Wahrheit gegründeten Beweise zeigte, welche Aufgabe ihnen zugefallen sey, daß sie die veraltenden Elemente der Bildung verjüngen, und das geistige Leben der Menschheit vorwärts bringen sollten, da diese Aufgabe dem romanischen und germanischen Stamm bereits aus den Händen zu sinken anfange. — Bald darauf erschien allmählich die böhmische Geschichte Palazky's in deutscher Sprache. Dieß Werk wurde mit Achtung vor der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Geschichtsschreibers aufgenommen, erregte aber doch zugleich einen gewissen Groll auf Seite derer, welche, die böhmische Geschichte von einem deutschen Standpunkt betrachtend, die böhmische Nationalgeschichte für einen längst entschwundenen Glanz, für einen seit Jahrhunderten gefallenen Stern, für eine Art Kometen nahmen, der am Horizont der Geschichte aufstieg, eine Zeit lang glänzte, seit Jahrhunderten aber in den grundlosen Tiefen der Vergessenheit versank. In dem Werke Palazky's, war es auch durch die Fessel der Censur gehemmt, erschien das böhmische Volk als ein großartiger, würdiger Gegner der stolzen Deutschen, der nur für sein gutes Recht, sehr häufig ruhmvoll und tapfer, mit dem benachbarten Widersacher anband. Palazky verwies gründlich mehr als Eine Heldenthat der deutschen Herrscher gegen die Böhmen aus der Tafel einer unparteiischen Geschichte, z. B. die heldenmüthige Besiegung der Böhmen durch Karl den Großen, und mußte somit den heftigen Widerspruch der voreingenommenen Anhänger des deutschen Ruhms erwecken und den glimmenden Funken des Hasses gegen das böhmische Element um so mehr anfachen.

Es treten von dieser Zeit an immer häufiger in den deutschen Zeitschriften ernste Angriffe gegen die böhmische Nationalität auf, immer giftiger wurden die Bestrebungen der böhmischen Schriftsteller und überhaupt jede Regung unsers nationalen Elements geschildert, und ausgelegt. Das riesenhafte Schreckbild eines politischen Panslavismus fing an den deutschen Journalisten zu erscheinen, und immer offener wiesen diese auf die geheimen Complotte der Tschechen gegen die österreichische Herrschaft hin; auf die Hinneigung der Westslawen zu dem russischen Kaiser wurde häufig in den fremden Blättern, namentlich in der Augsburger Allg. Zeitung hingedeutet, fast dem einzigen Organ, in welchem ein regeres, einigermaßen geistiges Leben hinsichtlich der österreichischen Völker von Zeit zu Zeit auftrat. Gegen solche unserer Nation offen angethane Unbill erhoben sich zwar zahlreiche Stimmen bei uns, aber nur in tschechischen Journalen; so wurde die Wahrheit nur der böhmischen Lesewelt erwiesen, die ohnehin nicht daran zweifelte; gegen die Verleumder in fremden Sprachen aber trat man noch nicht auf den Kampfplatz, wodurch diese ermuthigt wurden und sich immer kecker benahmen.

Wenn ich solche Anschwärzungen und Verleumdungen der böhmischen Nationalität in den deutschen Journalen las, und bemerkte, wie tief die Vorurtheile gegen das Slawenthum, namentlich im Geist der höhern Stände, eingewurzelt seyen, wartete ich ungeduldig auf irgend einen Vertheidiger der Wahrheit und der Rechte unserer Sprache auf dem Felde des deutschen Journalismus. Aber es verfloß Jahr um Jahr, und mein Warten war vergebens, dagegen stieg die Keckheit der Gegner, und damit wuchs auch die Abneigung gegen die tschechische Nationalität in der unaufhörlich mit Lügen und Verleumdungen überschwemmten Gesellschaft. Damals wagte ich es, diesen journalistischen Straßenräubern zu antworten, und trat mit dem ersten polemischen Artikel in der Augsburger Allg. Zeitung des Jahres 1839 (5 Oct. Beil.) mit einem Artikel: „die Westslawen und die böhmische Literatur" auf. Hier hob ich die große Unwissenheit der deutschen Journalisten hervor, welche eine vollständigere Kenntniß von den fernen Welttheilen als von den im Herzen Europa's wohnenden Slawen hätten, suchte aus sittlichen und politischen Gründen die Nothwendigkeit einer Pflege der tschechischen Sprache und Literatur nachzuweisen, und daß diejenigen sich gegen das Gesetz der Billigkeit versündigen, welche nicht wollen, daß das gesunkene und verlassene slawische Volk durch seine einheimische Sprache gebildet und einem glücklichern Leben zugeführt werde. Ich gab einen kurzen Abriß des neuerweckten nationalen Lebens in Böhmen, so wie eine Uebersicht der ausgezeichnetsten Erzeugnisse unserer Literatur, und erwähnte, wie schimpflich das Benehmen derjenigen sey, welche öffentlich uns geheimer planslawistischer Pläne, die auf eine Vereinigung mit Rußland abzielten, beschuldigen, behauptete dagegen, daß die Wohlfahrt Oesterreichs fordere, daß dem russischen Absolutismus gegenüber unter dem Schirme des österreichischen Scepters ein anderes freieres Element slawischer Literatur und Bildung sich entwickle.

Es erschien indeß alsbald eine Gegenstimme gegen diese Ansichten in der Augsburger Zeitung unter dem Titel: „die Tschechen und die übrigen Westslawen." Ich war nicht wenig überrascht durch diese damals ganz unerwartete Stimme. Sprach sich darin auch eine glühende Neigung zum Slawenthum aus, so doch auf der andern Seite eine große Abneigung gegen die Böhmen. Der Schreiber des obenerwähnten Artikels, ein begeisterter Lobredner des polnischen Volks, betrachtet unser Vaterland als alt deutschen Boden, leitete alle Bildung in Böhmen aus deutscher Quelle ab, und fügte Böhmen als Anhängsel an den großen Körper Germaniens an. Es war dieß ein offenkundiges Auftreten einer deutschen, uns Tschechen entgegengesetzten Partei, die zugleich mit der polnischen Nationalität kokettirte, eine Partei, die wir in den neuesten Zeiten leider nur allzu gut kennen gelernt haben.[1] Auf die falschen Angaben und unrichtigen Ansichten des erwähnten Artikels antwortete ich in der Allgemeinen Zeitung durch einen Artikel unter dem Titel „Aufklärungen über die Westslawen." Dießmal begann auch die aus ihrer Sorglosigkeit herausgerissene Partei unserer einheimischen Gegner ihre herrische Stimme zu erheben, und sprach sich ziemlich störrig in der Leipziger Allg. Zeitung in dem Artikel: „Tschechomanie und Russenfieber" aus. Der giftige Gegner der Tschechen behauptet in seinem armseligen Schreiben, das böhmische Land sey schon von Alters her dem deutschen Element unter-

[1] Der Uebersetzer kann sich nicht enthalten hier eine Anmerkung einzuschieben. Schon im Eingang wurde auf die entgegengesetzten Bestrebungen der Polen und Böhmen aufmerksam gemacht, und es ist nicht ohne Interesse, daß solche schon so früh, nämlich, wie wir sehen, schon im J. 1839 in Zeitungsartikeln ans Licht traten. Am Slawencongreß wurde der Bruch zwischen beiden, so sehr man ihn auch zu verdecken suchte, offenkundig, und nicht mit Unrecht beschuldigt man die Polen, daß sie an dem Kampf zu Prag in den Pfingsttagen 1848 den meisten Antheil gehabt, denn sie hatten ein Interesse Oesterreichs Macht zu brechen. Erwägt man jetzt, mit den Ereignissen der letzten zwei Jahre vor Augen, die möglichen Folgen eines Siegs der Aufständischen in Prag, so kann man ziemlich zuversichtlich behaupten, daß die österreichische Monarchie zerrissen gewesen wäre, wenn der Aufstand gesiegt hätte. Fürst Windischgrätz war also damals, was man auch sonst gegen ihn einwenden mag, der Retter des österreichischen Kaiserstaats, die Tschechenpartei zu jener Zeit aber wahrscheinlich weit minder schuldig als sie es schien. Offen wurde der Bruch zwischen Polen und Böhmen bei Gelegenheit der Wiener Ereignisse, wo die beiderseitigen Blätter sich nicht sehr glimpflich behandelten.

Digitized by Google

worfen gewesen, enthalte nur einige berauschte, übrigens unbedeutende Patrioten, die geringen Ursprungs ihre Blicke zu der deutschen Bildung nicht zu erheben wagen, und dafür in den Niederungen einer gemeinen tschechischen Literatur sich gefallen. Dieser Briefsteller behauptet daß Schaffarik besser gethan hätte, seine „Slawischen Alterthümer" in deutscher Sprache zu schreiben, da ja alles, was die Literatur in Böhmen vorzügliches hervorgebracht, z. B. Eberts Wlasta, in deutscher Sprache geschrieben sey. Ich zögerte nicht in der Leipziger Allg. Zeitung gegen diese elende bodenlose Behauptung aufzutreten, und zwar mit dem Artikel: „Aufklärung über Tschechomanie," in welchem ich ein Bild der immer weiter sich ausbreitenden tschechischen Literatur entwarf, die Verdienste der Männer nachwies, die sich der Nationalsache widmeten, und die Beweise für die Herrschaft des nationalen Elements in Böhmen bis zur Schlacht auf dem Weißen Berge beibrachte. Fast zu gleicher Zeit mit dieser Vertheidigung gab Oherad eine ausgezeichnete Uebersicht der neuesten Erzeugnisse der tschechischen Dichtkunst (Allg. Zeit. April 1840), woraus das unparteische Publicum, das nur deutsche Journale las, einen würdigern Begriff von der tschechischen Literatur und von der Wichtigkeit der nationalen Bewegung in Böhmen schöpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Das schöne Kamel.

Erzählung aus dem Kabylenlande. [1]

Rachsucht ist tief eingewurzelt in der Natur des Kabylen und seine Herzenswonne. Eine Beleidigung ungerächt zu ertragen ist ihm die größte Schmach; deßhalb wüthen fortwährend zwischen einzelnen Kabylen und ihren verschiedenen Stämmen Fehden, deren Veranlassung entweder höchst unbedeutend oder schon längst nicht mehr bekannt ist. Der gegenseitige Haß vererbt sich unter ihnen von Geschlecht zu Geschlecht, und blutige Kämpfe, unaufhörliche Räuberei und Verheerung machen den Haß mit jedem Tage stärker und giftiger, und nur dann ruht die Fehde, wenn die Fahne des Krieges gegen die „ungläubigen" Beherrscher von Algerien in der Wüste flattert.

Eine solche erbliche Fehde bestand zwischen den Kabylenstämmen der Uled-Abdel-Dschebber und den Beni-Idscher, welche in der Nähe von Budschia hausen. Verhüllt in den Schleier der Zeiten war die Ursache ihrer Feindschaft, aber jede ihrer Generationen hatte solche nur immer blutiger gemacht, und vor allen waren es die Familien des Achmed-Ben-Mohammed, des Caid des erstern Stammes, und des Halled-Bursali, des Caid der Beni-Idscher welche sich am tödlichsten haßten; dazu hatte folgende Veranlassung vor etlichen Jahren gar viel beigetragen. Halled-Bursali besaß ein junges Kamel von außerordentlicher Schönheit und Gelehrigkeit, welches er selbst mit seinen Händen gefüttert und abgerichtet hatte; es war der größte Stolz seines Herzens. Der Caid Achmed betrachtete aber das schöne Thier mit dem Auge des Neides und beschloß in seinem Herzen es zu besitzen. Er schickte seine Kundschafter aus, um zu erforschen, wo Bursali's Heerden weideten und diese weideten in einem einsamen Thale nicht fern von der größten Daschkra (Dorf) der Beni-Idscher. Und das Herz Achmeds wurde mit Freude erfüllt als er vernahm, wie die Heerden seines Erbfeindes nur unvorsichtig bewacht seyen und das schöne Kamel jeden Tag mit den Heerden auf die Weide getrieben werde. Er rief nun einige seiner kühnsten Krieger herbei, die, sämmtlich wohlbewaffnet, mit ihm denselben Abend das Lager verließen und in das Gebiet der Beni-Idscher schlichen, wo sie am Ausgange des Thals, in welchem der Weideplatz war, sich in Hinterhalt legten. Die Hunde der Beni-Idscher bellten und heulten zwar, aber man glaubte, daß der beutegierige Löwe oder die tückische Hyäne beim Lager umherstreiften. Als der Strahl des Morgens die Spitzen der Berge vergoldete, vernahmen Caid Achmed und seine Krieger das Blöcken der Heerden und sahen aus ihrem Versteck, wie die Schäfer nach dem Thale zogen; aber es waren der Schäfer mehrere, auch etliche Hunde bei ihnen und Achmed, fürchtend, daß einer derselben entkommen und Lärm machen möge, regte sich nicht, denn er hoffte, daß einige der Hirten die Weide wieder verlassen würden. Das Glück begünstigte den Räuber; nach etlichen Stunden war nur einer der Schäfer zur Hut der Heerden zurückgeblieben, und dieser legte sich nieder und war bald eingeschlafen. Nun krochen Achmed und seine Getreuen auf der Erde hin wie die Schlangen, von einem Busch zum andern, denn der Augenblick war günstig; das schönel Kamel grasete ruhig neben dem schlafenden Hirten. Aber die Hunde waren wachsamer als dieser, und kaum hörten sie das leise Geräusch der kriechenden Feinde in den Büschen, so blickten sie argwöhnisch umher und knurrten. „Vorwärts, vorwärts," flüsterte Achmed, „und tödtet den Schäfer! der Tod schweigt!" Nur einen Augenblick zögerten sie um den Argwohn der Hunde zu beschwichtigen, und dann stürzten sie rasch vorwärts durch das hohe Gras. Ihnen entgegen sprangen die Hunde, aber das tödliche Messer wurde bis an das Heft in der Brust des sorglosen Hüters der Heerden begraben, ehe dieser nur von der Erde sich erheben konnte. „Allah! Allah!" diese Worte entströmten seinen Lippen, als er krampfhaft versuchte sich zu erheben, aber das aus seinem Munde stürzende Blut erstickte diesen Anruf des Allmächtigen.

„Gott ist groß! aber diese nichtswürdigen Hunde werden die Beni-Idscher herbeirufen," sprach Achmed, als die treuen Hunde wie wüthend die Räuber angriffen. „Tödtet sie, treibt so viel Vieh weg als ihr könnt, und dann fort von hier. Folgt mir, o Söhne der Tapfern!" Bald lagen die Hunde blutend und keuchend am Boden, und noch im Todeskampfe versuchten sie den Räubern näher zu kriechen und diese festzuhalten. „Fort, fort!" schrie Caid Achmed, „der Himmel wird seine Wasser herabgießen und dann wird der verfluchte Bursali unsern Fußspuren, sammt den Hufstritten der Thiere auf dem weichen Boden nachspüren und er wird laut rufen: das haben die Abdel-Dschebber gethan! und mit den Männern seiner Stärke über uns kommen und Blut wird vergossen werden in unsern Daschkras."

Kaum hatte Achmed also gesprochen, da strömten Regen herab wie die Bäche, seine Krieger wurden unruhig und sie riefen: „Wahrlich, die Beni-Idscher werden uns verfolgen und über uns kommen auf der Flucht." Der schlaue Häuptling führte sie aber über die Berge in der entgegengesetzten Richtung von den Lagern ihres Stamms, und sie trieben ihre Beute fort in den Betten der Waldströme, und wo diese nicht waren, verwischten sie die Spuren der Thiere mit ihren Fußtritten, ja sie zogen die Thiere rückwärts an den Schweifen fort, um die Beni-Idscher zu verwirren. So machten sie zwei Tage und eine Nacht einen großen Bogen um ihr Lager, bis sie an das Ufer des Wed-el-Kebir (des großen Flusses) kamen, und hier trieben sie wohl zwei Stunden lang fort im Strome um jegliche Spur zu vertilgen. Endlich erreichten sie ihr Lager, und bei der Theilung der Beute behielt Caid Achmed das unvergleichlich schöne Kamel des Halled Bursali. Laut sangen nun die Abdel-Dschebber Siegeslieder, daß die Berge von ihren Freudentönen wiederhallten und sprachen: „die Beni-Idscher sind Hunde; sie schlafen, wenn die Abdel-Dschebber wachen. Wir trinken die Milch von den Weiden Caid Bursali's, und unsere Messer sind roth von dem Blute der Beni-Idscher, denn Allah gibt dem Tapfern die Krone des Sieges!"

(Schluß folgt.)

[1] Narrative of a Campaign against the Kabailes of Algeria by Dawson Borrer. London 1849.

Gold in Sarawak. Das Journal of the Indian Archipelago enthält einen Brief aus Sarawak vom 2 November, wonach der heftige Regen des vorigen Jahrs eine Menge Erde von einem Berg, Namens Trian, herabgeschwemmt hat; diese Erde enthielt eine Menge Gold, und 2000 Männer und Weiber arbeiteten ein bis zwei Monate daran. Die Stücke fanden sich oft im Gewicht von 3 bis 4 Bonkals. Man glaubt dieß Ereigniß könne mit der Zeit zu wichtigen Entdeckungen führen. (Athen. 6 April)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 90.

15 April 1850.

Geographie von Cochin-China.

(Nach Gützlaff. Journal of the de Geogr. Sooiety XIX. 2.)

Einleitung.

Es ist ein Grundsatz der chinesischen Regierung ihre Unterthanen von aller Berührung mit Fremden möglichst fern zu halten, und die benachbarten Staaten haben diese Politik noch übertrieben. Wo kein Meer und keine Wüsten sind, da wird ein Raum zwischen beiden Ländern als undurchdringliche Waldwüste oder als Wildniß liegen gelassen; wo Bergdefileen sind, werden sie bewacht, um allen Verkehr zu hindern. Gränzstationen werden errichtet, und Garnisonen darin mit ungeheuren Kosten erhalten, um die Unterthanen der verschiedenen Länder zu hindern, mit einander Handel zu treiben. In Gemäßheit dieses Systems haben die Chinesen den ganzen Raum, wo die Provinz Kwangtung im Südwesten an Tunkin stößt, im Besitz wandernder Abenteurer und einheimischer Stämme gelassen. Die letzte Stadt in dieser Gegend ist Kintschu, ein elender Ort an einer Bucht, und etwa 14 (engl.) Meilen von der Gränze. Die beiden Länder sind geschieden durch einen Fluß, Nangan-kiang, der in gewundenem Laufe von den Bergen Kwang-si's herab in den Golf von Tunkin fließt.. Der Strich, etwa 20 Meilen westlich und südlich von diesem Fluß ist neutraler Boden, den keine der beiden Mächte in Anspruch nimmt, an vielen Stellen ein undurchdringlicher Dschungelwald, in welchem wilde Thiere und Verbrecher hausen. Auf der chinesischen Seite sind einige ärmliche Befestigungen, und an der Mündung des Flusses eine kleine Garnison mit einem Zollhaus. Drei Bergketten laufen in paralleler Richtung südöstlich gegen das Ufer des Golfs. Die tunkinesische Seite ist eine fortlaufende Fläche mit einem sehr fruchtbaren Boden. An der Küste hausen einige ärmliche Fischer. Hier erstreckt sich Tunkin bis auf 22° N. B. Die chinesische Gränze bietet einen vollständigen Contrast mit der tunkinesischen dar, denn eine Bergkette südwestlich von Kwang-si trennt die beiden Staaten. Auf der chinesischen Seite sind längs einer Gränze von mehr als 100 engl. Meilen acht blühende Städte und Vesten, auf der tunkinesischen Seite ist alles eine ungesunde Wildniß, und der erste Platz von Bedeutung in Tunkin ist Langbak-tran, etwa 30 Meilen landeinwärts. Der Nan-gan-Fluß bildet hier gleichfalls die Gränze.

In dem westlichen Ende von Kwang-si liegen die Gebirge, welche die kostbaren Metalle enthalten, und sich längs der Yünnan-Gränze ausdehnen; beide Reiche haben sich nie über die Minen gestritten, sondern gestatten einem Laos-Stamm sie zu bearbeiten gegen Bezahlung eines Tributs an die Mandarinen beider Länder. Es läßt sich nichts öderes denken, als die Yünnan-Gränze auf einer Strecke von mehr als 100 Meilen. Gebirge erheben sich über Gebirge, etwa 100 Meilen weit, zum Theil mit Schnee bedeckt, und bieten den zerstreuten Stämmen, die daselbst wohnen und den Bergbau treiben, einen spärlichen Unterhalt. Die einzige Stadt von Bedeutung auf der Yünnan-Seite ist Kai-hwa-fu. Die Berge machen alle Befestigung auf dieser Seite unnöthig. Die tunkinesische Gränze ist bevölkerter und das Land angebaut. Der nördlichste District, ein großes, fruchtbares Thal, umgeben von hohen Bergen, war einst ein unabhängiges Königreich.

Das kochinchinesische Reich: Viet-nan, Annan, und unter den jetzigen Königen „der große Süden," zerfällt naturgemäß in drei Theile, man kann indeß politisch auch folgende sechs unterscheiden: 1) Tunkin (östliche Hauptstadt) oder Danggnoi, die äußere Gegend, mit Bezugnahme auf 2) das eigentliche Cochinchina, welches Dang-trong, die innere Gegend, heißt, 3) Tsiampa oder Champa, 4) Kambodia oder Kamen, 5) das Moi-Gebiet und 6) das Gebiet der Annam unterworfenen Laos-Stämme.

1. Tunkin. Dieß Gebiet ist im Norden bergig und trägt denselben allgemeinen Charakter, wie die benachbarten chinesischen Provinzen. Im Westen bildet dieselbe Bergkette, welche das eigentliche Cochinchina von dem Innern der Halbinsel scheidet, auch die Gränze gegen das Land der Laos. Der Osten ist nahezu eben, und geht gegen das Meer zu in eine Alluvialebene aus. An der Südgränze, gegen Kochinchina zu, erstreckt sich eine Mauer von dem Gebirge bis ans Meer; diese Mauer ist aber jetzt, da beide Länder unter Einem Herren stehen, unnütz. Nächst Korea und Japan hat Tunkin sein Ausschließungssystem gegen Fremde am entschiedensten behauptet, und nach allem, was man über das Land geschrieben, ist es doch noch fast unbekannt. Gegen Norden bis zum Song-ka-Fluß dehnt sich Tunkin von 103° 50′ O. L. v. G. bis etwa 109° 48′ aus, hier aber ist es durch die große Yünnan-Kette, welche dem Meere parallel läuft, abgeschlossen; 17° 36′ ist seine Süd-, 22° 55′ seine Nordgränze. Das Land ist im allgemeinen fruchtbar und enthält eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung.

Die meisten Flüsse strömen in südöstlicher Richtung. Der größte ist der Song-ka, welcher durch die Vereinigung des Li-tien, des Gränzflusses zwischen China und dem Laos-Land, und dem Song-schai, welcher im letztern Lande entspringt, gebildet wird. Der Sand dieser Flüsse enthält viele Goldtheilchen, und Tausende von Menschen sind beschäftigt, sie zu sammeln. Der Fluß strömt dann südöstlich und läßt die Hauptstadt in Tunkin,

Digitized by Google

Kecho oder Ha-noi, rechts liegen, macht zu Hien eine plötzliche Wendung, strömt nordwärts und bildet ein Delta, auf welchem Domea, früher der Hafen für fremde Schiffe, gelegen ist. Er hat drei Mündungen, von denen die nördlichste die tiefste ist; die südlichste ist für Schiffe, die über 10′ tief gehen, fast unzugänglich. Dieser Fluß befruchtet durch seine periodischen Ueberschwemmungen die Reisfelder; nach einem strengen Winter in Yünnan ergießt er eine bedeutende Wassermasse, obgleich er eigentlich nicht größer ist als die Oder, aber er hat zahlreiche Zuflüsse und mehrere Zweige sind der Bewässerung und des Handels wegen durch Canäle verbunden. Südöstlich vom Songka sind sieben Flüsse, die alle ins Meer fallen. Das dazwischen liegende Land besteht aus Sümpfen und einigen Reisfeldern, und steht häufig unter Wasser. Hier wohnen zahlreiche Fischer, die den Alligator jagen, dessen Fleisch gegessen und in den Fleischbänken verkauft wird; nicht selten sieht man 5 oder 6 dieser Ungeheuer mit geknebelten Mäulern im Hofraum eines solchen Fischers. Der Ertrag dieser Fischerei ist ungeheuer, denn nicht nur werden die ärmern Classen im Innern, die selten anderes Fleisch essen, versorgt, sondern auch noch ein starker Ueberschuß nach China ausgeführt. Diese fleißige, hart arbeitende Classe führt ein elendes Leben, haust in ärmlichen, oft nicht einmal wasserdichten Booten, oder wenn sie ihre Fische salzen und trocknen, in Bambushütten, und hat kaum Lumpen genug ihre Blöße zu decken. Ihre Haut ist gebräunt durch das fortwährende Leben in freier Luft, ihre gewöhnliche Speise ist der Abfall von Fischen, mit etwas Reis und Salz; ihre Weiber sind schmutzig und häßlich, aber sehr fruchtbar. Dennoch sind diese Fischer ein lustiges Volk, das stets lacht und singt, und Hunger, Hitze, Kälte und Nässe ohne Murren erträgt.

(Schluß folgt.)

Stimmen der Slawen.

1. Unsere verflossenen Kämpfe.

(Fortsetzung.)

Inzwischen begann auch die dritte und zwar die verwegenste Gegenpartei, die magyarische, in den deutschen Zeitschriften sich herumzutummeln. Ein übermäßig hitziger, von Haß gegen die slawische Nation überfließender Artikel erschien im Jahre 1840 in einem sonst vortrefflichen Journal: die deutsche Vierteljahrsschrift, unter dem Titel: „die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland.“ Der Verfasser behauptet darin, daß man die Magyarisirung aller Slawen in Ungarn durchsetzen müsse, ja er fügt, von magyarischem Uebermuth hingerissen,[1] hinzu, daß auch Serben und Bulgaren magyarisirt werden müßten, wenn sie mit der Zeit, woran der Verfasser nicht zweifelt, dem magyarischen Scepter unterworfen würden. Sodann ruft er mit lauter Stimme das deutsche Volk zu den Waffen gegen die Slawen, weil Rußland alle slawischen Völker ohne Unterschied nur darum zur literarischen und nationalen Selbstständigkeit rufe, um sie desto leichter seinem ungeheuren Reiche einzuverleiben. Im Rausche des Magyarismus hat der Verfasser ziemlich offen den Zweck der Magyaromanen bezeichnet, nämlich die Herrschaft der magyarischen Sprache und Politik bis weit über die Gränzen des ungarischen Königreichs hinaus zu verbreiten. Die gefährlichsten Feinde sowohl dieses magyarischen Ziels, als der Plane der Deutschen, welche vom Schicksal auf den Osten hingewiesen seyn sollen, sind, so sagt der magyarische Verfasser, die Slawen, somit muß Deutschland mit den Magyaren sich verbinden zur Ausrottung des slawischen Elements. Niemand erwartete damals, daß, ehe zehn Jahre verfließen würden, die Richtigkeit dieser Behauptung sich bestätigen würde. Die Magyaren verbanden sich mit den Deutschen, um die austroslawische Nationalität zu vernichten und auf den Trümmern des österreichischen Staates die Fahne des magyarischen und pangermanischen Ruhms aufzupflanzen, aber die Slawen haben gezeigt, daß sie thätige, tödliche Feinde solcher Plane sind, und darum ist jetzt klar, wer es aufrichtig mit der österreichischen Regierung meinte, und wer heuchlerisch die Lebenswurzeln des österreichischen Staats untergrub.

Ich zögerte nicht in der Augsburger Allg. Zeitung gegen den magyarischen Wütherich aufzutreten, und zwar mit dem Artikel: die Slawen und ihr Verhältniß zu Deutschland. Ich zeigte, wie unrecht und lügenhaft die Beweise seyen, auf welche der Gegner der Slawen die Rechte der magyarischen Obergewalt stützt, und wie schwer sich derjenige gegen die Gesetze der Sittlichkeit versündige, der den Schrecken vor der russischen Knute vor den Augen spielen läßt, und darin eine Rechtfertigung der gewaltsamen Unterdrückung der Slawen sieht; endlich suchte ich zu beweisen, daß es Oesterreich darauf ankommen müsse, durch freiwillige Förderung der slawischen Nationalität sich die Liebe der slawischen Völker zu erwerben.

Jetzt aber wurden von allen Seiten die Pfeile gegen die Slawen abgeschossen von den magyarischen Feinden, in deren Vorderreihen der bekannte Pulszky und Lukacz standen. Die Feder würde nicht hinreichen, alle die hinterlistigen Handlungen dieser Partei und das den Slawen, namentlich denen in Ungarn, angethane Unrecht zu schildern. Besondere Hartnäckigkeit ward aufgeboten, um die armen Slowaken zu magyarisiren, woraus ein lange dauernder literarischer Streit sich entspann, der von der einen Seite mit falschen Beweisen, keckem Uebermuth und Geldmitteln geführt wurde, von der andern, und zwar von der verlassenen und armen Partei im Geiste der Wahrheit, die im heiligen Recht der Sittlichkeit und Menschlichkeit wohnt.[1] Der magyarische Zorn war nicht wenig erregt durch einige Lieder leutschauer Studenten in der Jitrzenka, von denen der Oberaufseher der evangelischen Schulen, Graf K. Zay, Veranlassung nahm, seinen Brief an einen Professor in Leutschau herauszugeben, in welchem er die slawische Sprache die Sprache der Sklaven nennt, und behauptet, wer sich der Magyarisirung der Slowaken widersetze, tödte seine eigene Mutter. Demnach muß das ungarische Reich erst dann groß und glücklich

[1] Diese Behauptung ist so stark, daß der Uebersetzer des Obigen, der zufälligerweise auch der Verfasser des incriminirten Artikels und als Deutscher keineswegs von magyarischem Uebermuth hingerissen ist, denn doch remonstriren muß. Hr. Wocel übersieht in seinem Eifer ganz, daß in dem besprochenen Artikel kein Rath ertheilt, sondern eine Thatsache hingestellt ist, die sich nicht wegläugnen läßt, und welche auch, wie jetzt männiglich bekannt, die Magyaren ins Verderben führte. Der Artikel in der Vierteljahrsschrift hat in Ungarn und in Böhmen ein unverdientes Aufsehen gemacht, und man hat Gott weiß was für Absichten dahinter wittern wollen. Die übertriebene Empfindlichkeit aber, womit man in Böhmen und Ungarn die Aeußerungen der deutschen Presse beachtet, zeugt nicht sonderlich von großer, politischer Selbstständigkeit, und mag auch die Auffassungsweise des Hrn. Wocel, die man in Deutschland vielfach sonderbar finden wird, erklären. A. d. U.

[1] Schon im J. 1833 kam eine Broschüre heraus von D. H. Karlstadt, „sollen wir Magyaren werden?“ Diese vortreffliche Schrift vertheidigte sehr gründlich die Rechte der Slawen gegen die magyarische Partei. Wir finden darin die Nachrichten von den ersten gewaltthätigen Handlungen der Magyaromanen z. B. von der Art, wie Erzbischof Kolocsky magyarisirte.

Digitized by Google

werden können, wenn sämmtliche Bewohner desselben magyarisirt sind; er dringt somit streng darauf, daß an der vollständigen Magyarisirung des slawischen Volks gearbeitet werde. Dieser thörichte Schritt des Schulinspectors erbitterte jeden nur einigermaßen aufgeweckten Slawen, und entzündete ein heftiges Zornesfeuer gegen die Willkür und den hartnäckigen Stolz des magyarischen Stammes. Mehr als Ein strenger Artikel in böhmischen und deutschen Journalen, so wie verschiedene Broschüren gegen die Magyaren geben Zeugniß hievon. Ich bemühte mich das größere Publicum in der Augsburger Allg. Zeitung durch den Artikel „die Entnationalisirung der Slawen", mit den Schritten der Magyaren bekannt zu machen. Gegen diesen Artikel trat Pulszky in der Augsburger Allg. Zeitung (1841 Nr. 287) mit einem Artikel: „Ungarische Zustände" auf, in welchem er ein gewisses Mitgefühl und Erbarmen mit den zersplitterten slawischen Völkern zur Schau trägt, nichtsdestoweniger das Benehmen Hrn. Zays billigt und zugleich behauptet, daß es der Wille des Schicksals sey, daß ein geistig schwächeres und minder begabtes Volk, wie das slawische, dem stärkern, d. h. dem magyarischen, unterworfen sey. Gegen diesen gleißnerischen Artikel trat in der Augsburger Allg. Zeit. eine Stimme auf (1841 Nro. 307), welche die falschen Beweisführungen Pulszky's gründlich und siegreich widerlegte.

Im J. 1842 gab Graf Leo Thun eine deutsche Broschüre „über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur" heraus. Durch diese Schrift that unsere Nationalsache einen bedeutenden Schritt vorwärts. Er zeigt darin, wie in einem klaren, von den Flecken des Vorurtheils unbeschmutzten Spiegel den Gang und die Entwicklung der böhmischen Literatur; zugleich ist mit überzeugenden Worten angedeutet, wie der Fortschritt des Volks, der Regierung und der Humanität überhaupt fordere, daß die Volkssprache in den Schulen und Aemtern gepflegt werde; und die erhabene historische Aufgabe der Tschechoslawen ist tief aufgefaßt und klar ausgedrückt in den Worten, „damit sie im Reiche der Aufklärung und Bildung den übrigen Slawen den Weg bahnen." In dieser Schrift ist klar nachgewiesen, daß durch das Aufblühen der böhmischen Nationalität die sittliche Kraft des österreichischen Staats vermehrt, nicht vermindert werde, wie diejenigen wollen, welche behaupten, Oesterreich sey ein deutscher Staat; zugleich ist das Schreckbild des politischen Panslavismus in seiner ganzen Nichtigkeit enthüllt, und der Weg gezeigt zur Beschwichtigung alles nationalen Haders, nämlich der Weg der Gleichberechtigung. Die Folgen der herzlichen Worte und der richtigen Ansichten in diesem Buche zeigten sich bald in unserm nationalen Leben, denn viele, welche sich sonst um die literarische Bedeutung der Tschechen wenig kümmerten, ja selbst einige von denen, welche unserer Partei entgegen waren, fingen an sich leutselig der böhmischen Nationalität zuzuneigen, wozu allerdings nicht wenig beitrug, daß der Verfasser der erwähnten Schrift in den ersten Reihen des böhmischen Adels glänzte, wodurch manchen Leuten von schwacher Beurtheilung unserer Partei ein gewisser Glanz zuzuwachsen schien.

Die Nationalsache hatte dadurch in den Augen des deutschen Publicums eine höhere Bedeutung erlangt, und man ließ bereits in den deutschen Zeitschriften nicht selten, wenn auch widerwillig, der tschechischen Partei weitern Spielraum, obgleich die Germanomanen nur noch mehr sich getrieben fühlten alle ihre Kräfte gegen das slawische Element anzuspannen. Die Magyaren begannen allmählich die Rechte der böhmischen Sprache und Nationalität in Böhmen und Mähren anzuerkennen, wie eine aus magyarischer Feder geflossene Beurtheilung der Schrift des Grafen Thun in der Augsb. Allg. Zeitung zeigt, um so stärker aber beharrten sie auf der Entnationalisirung der Slowaken. Um ihre antislawischen Ansichten und Grundsätze vor der deutschen Intelligenz aufzustellen, gründete die magyarische Partei zu Leipzig im J. 1843 ein besonderes deutsches Journal, „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn", in welchem die offenkundigsten Beweise des magyarischen Terrorismus niedergelegt sind. Im fremden Lande erhob sich mehr als Eine bedeutende Stimme über die den ungarischen Slawen auf diese Weise zugefügte Unbill. Durch das anstößige Verfahren der Magyaren aufgeregt, trat Graf L. Thun wieder auf den literarischen Kampfplatz mit einer Broschüre „über die Stellung der Slawen in Ungarn." Diese Schrift umfaßt den Briefwechsel des Grafen Thun mit Pulszky und enthält am Ende eine besondere, vom Geiste der Wahrheit und Menschenliebe durchdrungene Auseinandersetzung. Aus Pulszky's Briefen leuchtet offen der Zweck der Magyaren hervor, nämlich eine vollständige, wenn auch dem gesunden Menschenverstand widersprechende Magyarisirung der Slowaken; dieser Zweck ist in den Köpfen der Nachkommen Arpads so eingewurzelt, daß selbst den klarsten und triftigsten Beweisen kein Zugang bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Ponsards Charlotte Corday.

(Nach einem Schreiben im Athenäum. 5 April.)

Diese lang erwartete Tragödie ist endlich nach manchen Zögerungen und Hindernissen aufgeführt worden. Die Thatsache, daß ein Drama, in welchem die Helden der großen Revolution figuriren, im gegenwärtigen Augenblick vor einem französischen Auditorium aufgeführt wird, ist an und für sich schon ein bemerkenswerther Umstand. Aber Ponsards Tragödie nimmt noch in anderer Beziehung die Aufmerksamkeit in Anspruch: ihr literarisches Verdienst reicht weit über das Gewöhnliche hinaus, obgleich es vielleicht etwas unter der Erwartung seiner Freunde ist. Auf diesen jungen Dichter hatten die überlebenden Anhänger der alten classischen Schule seit einigen Jahren alle ihre Hoffnungen gesetzt: er sollte ihrer Ansicht nach dem Drama seinen alten Glanz zurückgeben, der Gründer einer neu-alten Schule seyn. Seine von der Akademie gekrönte Lucrezia sollte die erste einer langen Reihe legitimer Tragödien seyn, sollte die revolutionären Triumphe von Hugo und Dumas aufhalten, und die Herrschaft der drei Einheiten und des Alexandriners auf der französischen Bühne wieder herstellen. Aber diese Hoffnungen einer literarischen Restauration sind geschwunden: es zeigte sich bald, daß die Lucrezia mit all ihrem legitimen Farbenschmuck die letzte Blüthe auf einem verdorrten Stock war, und nur seiner Unfruchtbarkeit spottet. Selbst Hr. Ponsard sah dieß ein, da das Fehlschlagen seines zweiten Versuchs „Agnes de Meranie" ihm bewies, daß die Wiederherstellung der alten Schule ein hoffnungsloses Unternehmen sey. In „Charlotte Corday" sind viele Concessionen für den neueren Geist literarischer Reform ersichtlich. Unter diesen ist eine, die nur der, welcher mit den Gebräuchen der französischen Bühne vertraut ist, nach ihrem wahren Umfang schätzen wird. Das Theater français ist von den orthodoxen Grundsätzen des Drama's so weit abgegangen, daß es mitten in dem zweiten Act eine Sceneveränderung gestattet, keine der plötzlich ausgeführten wie sie, glaube ich, auf allen Bühnen herkömmlich sind, sondern der Vorhang fällt, und nach einer vergleichungsweise kurzen Zwischenzeit erhebt er sich wieder, um ein neues Bild zu zeigen. Dieß ist eine ungeheure Neuerung.

Das wahre Interesse der Aufführung war indeß nicht auf der Bühne, sondern vor dem Vorhang. Es war ein merkwürdiger Versuch zu erproben, ob die Menschen und die Verbrechen einer frühern Revolution ungestraft dargestellt werden könnten vor einem durch politischen Haß so gespaltenen Publicum. Ein Blick auf das Haus bei der ersten

Digitized by Google

Vorstellung kann dieß zeigen. Kaum ein in der politischen oder literarischen Welt von Paris bedeutender Mann fehlte, jeder schien bei dieser Gelegenheit dem Publicum den Puls fühlen zu wollen. Die Polizei war im Theater so zahlreich anwesend, als finde nicht eine dramatische Vorstellung, sondern eine politische Debatte statt. Zum Glück waren diese Vorsichtsmaaßregeln unnütz, und das Stück wurde mit vollkommenster Ruhe angehört, was man vielleicht minder der Unparteilichkeit, womit der Verfasser seinen Gegenstand behandelte, als dem einfachen Umstand zu danken hatte, daß die Tragödie in Versen war. Dieß hebt in großem Maaße die Wahrscheinlichkeit der Handlung auf, und gibt den Personen eine höhere Stellung und eine Unbestimmtheit, wodurch sie aus der Sphäre gewöhnlicher Menschen hinauskommen. Man fühlt unwillkürlich, daß die Dantons und Marats, die, während sie im Rathe sitzen, so harmonische Alexandriner austauschen, einer idealen Welt angehören, der Welt der Heroen und Halbgötter mit übermenschlicher Schuld und kolossalen Verbrechen, mit denen unsere Leidenschaften und Gefühle nicht im Verhältniß stehen. Ein Prolog, den Ponsard, wie man sagt, auf speciellen Befehl der Behörden schrieb, übte gleichfalls noch einen beschwichtigenden Einfluß; hier erscheint die Muse, beschreibt in sehr schönen Versen ihre Geburt und Kindheit, und rühmt sich, daß sie auf der athenischen Bühne „den Söhnen gezeigt, was ihre Väter vor ihnen gethan." Clio wendet sich dann an die Franzosen, und fragt sie, ob sie weniger unparteiisch seyn wollen, wie die Athener, als deren Erben sie sich so gerne betrachten.

Das schöne Kamel.

Erzählung aus dem Kabylenlande.

(Schluß.)

Aber die Beni-Idscher schliefen nicht. Als die Sonne untergegangen war und die Heerden nicht heimkehrten zur gewohnten Stunde in ihre Daschkra, gingen die Männer des Stammes aus um den zögernden Schäfer und seine Heerde zu suchen; da gewahrten sie den verstümmelten Leichnam ihres Bruders und treuen Gefährten, und die Schafe einzeln und verlassen umherlaufend und davon gar viele fehlend. Das meldeten sie ihrem Caid, und dieser zerraufte vor Wuth seinen Bart und schwur bei seinem Haupte, kein Schlaf solle seine Augen schließen, bis er blutige Rache an den schändlichen Räubern genommen, die es gewagt haben sein Lieblingskamel, den Stolz seiner Weiden, zu entführen. Und er erfaßte seine Waffen und eilte sofort mit den Kühnsten seines Stammes aus dem Lager; nur mit der größten Mühe konnten sie die Spur verfolgen, welche der listige Achmed gelassen hatte, und als sie endlich an das Ufer des Wed-el-Kebir kamen, war jegliche Spur verloren. Sorgfältig spähete der schlaue Caid Bursali nach den kleinsten Zeichen der Flüchtlinge, und gewahrte endlich eine Fußspur seines geliebten Kamels. Sie gingen nun weit hinauf am Strome, fanden aber keine Spuren mehr und Achmed tobte wie ein Rasender über die Vereitelung seiner Hoffnungen, und rief Allah an ihn zu rächen. „Wer glaubst du, o Caid, in der Tiefe deines Herzens, wer hat diese That gethan?" fragte ihn einer seiner Getreuen.

„Wie kann ich es sagen, o Bruder! klagt nicht mein Herz den tödlichen Feind meines Stamms an, den Achmed-Ben-Mohammed, den Caid der Abdel-Dschebber? aber wir sind nicht fern von den Wohnsitzen seines Stamms, und weisen nicht sogar die Fährten meines Lieblingskamels nach der ganz entgegengesetzten Richtung von seiner Daschkra hin?"

Auf den felsigen Ufern des „großen Flusses" sitzend, und die Wolke des Kummers über ihr Antlitz verbreitet, harrte die kühne Schaar ihres nachsinnenden Häuptlings, bis auf seinem Gesichte ein Hoffnungsstrahl leuchtete. Indem er das Haupt erhob, strich er seinen ehrwürdigen Bart und rief mit lauter Stimme: „Caid Achmed-Ben-Mohammed ist ein listiger Räuber, aber Halled Bursali ist listiger als ein Abdel-Dschebber!" dann rief er zwei seiner tapfersten Krieger zu sich und sprach: „Es ist mein Todfeind der die That gethan hat; geht als Fremde verkleidet zu seinem Stamme und saget, ihr kommet aus den fernen Bergen. Geht in das Lager Achmeds und ihr werdet sehen, ob welche von meinen Thieren dort sind." Am Ufer des Stromes erwartete Caid Bursali die Rückkehr seiner Späher, welche nach seinem Gebot thaten. Als sie zu den Abdel-Dschebber kamen, gewahrten sie die Zurüstungen eines Festes zu Ehren des Angriffs auf Bursali's Heerden, und mit ihren Augen schaueten sie dort das schöne Kamel und ihre Herzen dürsteten nach Rache als sie es sahen. Am folgenden Tage verließen die Kundschafter das Lager unter dem Vorgeben ihre Reise fortsetzen zu wollen, eilten zurück an das Ufer des Wed-el-Kebir und erzählten ihrem Caid, was sie gesehen und von den Absichten der Räuber nach etlichen Tagen ein großes Freudenfest zu halten. „Allah sey gepriesen!" rief der Häuptling, als er dieses vernommen hatte, „wir, meine Söhne, wollen Theil nehmen an dem Fest und ihr Freudengeschrei soll verwandelt werden zu Wehklagen."

Nun war das Lager Caid Achmeds und seiner Stammgenossen errichtet am Abhange eines Berges, welcher mit Bäumen, Gebüschen und langem grobem Gras dicht bedeckt war; glühende Hitze war den Regenströmen gefolgt, und hatte Gras und Blätter getrocknet und versengt. Als der Tag des Festes gekommen, war Caid Bursali mit seiner Schaar in der Nähe des Lagers seiner Feinde, und als die Sonne hinter den nahen Bergen verschwand, krochen sie näher heran zu ihren Schlachtopfern, welche keinen Argwohn hatten. „Wenn Trommel und Pfeife ertönen als Zeichen des abendlichen Festes, so wollen wir ihre Gäste seyn," flüsterte Caid Bursali seinen Gefährten zu. Dunkelheit verhüllte die Berge, und die Abdel-Dschebber waren versammelt in dem Lager ihres Häuptlings und harrten begierig des Festes, während Bursali und seine Krieger viele Haufen von dürren Grase und Zweigen im Kreise, um die aus Laubwerk erbauten Hütten der Todfeinde aufrichteten. Und die Töne des Taar (Tamburin), welches von den fröhlichen Jungfrauen des Stammes geschlagen wurde, schallten weit in die Ferne und vermischten sich mit den schrillernden Lauten des Gaspa (Rohrflöte). Da leuchteten plötzlich, wie ein Zauber, gewaltige Flammen von allen Seiten, und die ganze Daschkra war mit einem Gürtel von lodernden Feuern umgeben, die vom Nachtwinde angehaucht, rasch das dürre Laub der Wohnungen der unglücklichen Abdel-Dschebber erfaßten. Und um die Flammen her erschienen wie Gespenster die wilden Beni-Idscher, bereit, jeden niederzuhauen, der durch den Feuerkreis brechen würde.

„Ha, Ha! du Kamelräuber, du mörderischer Hund, Caid Achmed-Ben-Mohammed, ich grüße dich! die Nachtluft auf den Bergen ist zu kalt für dich und deinesgleichen! Siehe, ich bin gekommen, um dir Feuer zu geben! Giftig ist der Scorpion, o Achmed, aber er wird umkommen im Feuer!"

„Gott ist groß! o Hund der Beni-Idscher, aber der Scorpion sticht bevor er stirbt!" rief Achmed-Ben-Mohammed, und sprang mit einem gewaltigen Satze auf Bursali zu und streckte mit einem Schuß seiner langen Luntenflinte diesen seinen ärgsten Feind todt zu Boden. Kummer und Wuth ergriff die Beni-Idscher beim Fall ihres Häuptlings, aber das lodernde Feuer verzehrte die unglückliche Daschkra des Abdel-Dschebber, und wer von ihnen nicht ein Opfer der Flammen wurde, fiel unter den Streichen der Feinde, wenn er zu entkommen versuchte. Nicht Caid Achmed, nicht ein einziger in seiner Daschkra blieb am Leben, denn die Rache war blutig. Aber auch auf den Bergen der Beni-Idscher hörte man das Wehklagen der Frauen, die mit wahnsinnigen Gebärden ihre Gewänder zerrissen und schrien beim Leichnam des Caid Halled Bursali, denn er war ein großer Häuptling gewesen. Die jungen Männer des Stammes trauerten um ihn in ihren Herzen, und ihre Augen waren „mit dem Wasser der Thräne befeuchtet," als sie die „Todtenklage" der Frauen hörten, denn hatten sie nicht einen tapfern und listigen Anführer verloren?

Die Poststempel in England sind trotzdem daß sie seit zehn Jahren bestehen, noch nicht ganz eingedrungen, indem nur 50 Procent der Briefe mit Stempeln versehen sind, 46 Procent werden je mit einem Penny, dem gleichen Porto für alle im Königreich selbst versendeten Briefe, vorausbezahlt und nur 4 Procent werden unbezahlt auf die Post gegeben. (Athen. 30 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 91. 16 April 1850.

Etwas über die Geschichte von Ghilan.

(Nach Alex. Chodzko's Schilderung dieses Landes. Nouv. Ann. des Voyages. Febr.)

Die griechischen Geschichtschreiber und Geographen haben uns kostbare Nachrichten über die Ghilanier hinterlassen. Nach Herodot wohnten die Gelä in den Ländereien, die der Dniepr gegen seine Ausmündung ins schwarze Meer hin bewässert; spätere Schriftsteller sprechen aber nur von den Ghelen am kaspischen Meer in dem Lande, wo wir jetzt noch die Ghilanier finden, aber sie bezeichnen solche auch unter dem Namen Kadusier. Plinius spricht jedoch ausdrücklich von den „Ghelen, welche die Griechen Kadusier nannten.“ Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Kadusier, wie später die Deilimiten, nur ein Stamm der Ghilanier waren, der zur Zeit Alexander des Großen und der Arsaciden das Litoral des kaspischen Meeres beherrschte. G. de St. Croix hat in seinen „historischen und geographischen Forschungen über Medien“ alle Angaben über die Kadusier mit der Gelehrsamkeit und Genauigkeit, die alle seine Werke auszeichnen, zusammengestellt. Hieraus ersehen wir, daß Dionysius Periegetes ihnen den Namen Ghelen bewahrt. Nach Ctesias zog sich einer der persischen Heerführer, Namens Parsadas, aufgebracht gegen Arte, den Astyages Herodots, zu den Kadusiern zurück, und fordert sie auf die Waffen zu ergreifen. Arte konnte sich nicht mit Parsadas messen, und zog sich trotz seiner überlegenen Anzahl nach einem Verlust von 60,000 Mann zurück; der siegreiche Parsadas, von den Kadusiern zum König ausgerufen, verheerte Medien ungestraft.

Im Anfang des 6ten Jahrhunderts v. Chr. finden wir die Ghelen unabhängig, denn sie unterwarfen sich nicht dem Joche Mediens; Cyrus suchte sich mit ihnen zu verbinden, und sie sandten ihm 20,000 Peltasten und 4000 Reiter als Hülfstruppen zur Belagerung von Babylon, Xerxes war minder glücklich, denn zu seinem unglücklichen Zug gegen Griechenland lieferten sie ihm keine Hülfstruppen. Einer seiner Nachfolger, Artaxerxes Mnemon, wollte sie unterjochen, und zog an der Spitze von 300,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reitern gegen Ghilan; er fand das Land, wie es noch jetzt ist: genöthigt ein sumpfiges, von Nebeln bedecktes, von Kornfeldern entblößtes und nur an wilden Fruchtbäumen reiches Land zu durchziehen, das von wilden, kriegerischen Menschen bewohnt war, sah er sich bald in die größte Noth versetzt, und man mußte selbst die Lastthiere schlachten. Sein Heer war von einer gänzlichen Vernichtung bedroht, als einer seiner Heerführer, Tiribaz, einen der beiden kadusischen Könige gewann und einen Frieden abschloß.

Wir finden die Ghelen oder Kadusier noch in ihrer Unabhängigkeit unter Schahpur I, der sich mit ihrem Oberhaupt Valerus oder Velenus verband, und nach der Gefangennahme des Kaisers Valerius Truppen von ihm erhielt. Seit der Regierung des Kaisers Justinian aber verschwindet der Name Ghelen und Kadusier aus der Geschichte, um den Deilimiten Platz zu machen, ein eingebornes Volk aus den Bergen von Ghilan, wo es noch wohnt, nördlich von der Stadt Lahidschan. Von der Zeit Justinians an herrschen sie in Ghilan und setzen die Ueberlieferung ihrer uralten Unabhängigkeit fort. Der Islam machte schwache Fortschritte unter ihnen, und man findet sie noch mit Schilden und Saricen (σαρισσα, Lanzen?) bewaffnet, ein Schwert hing ihnen an einem über die Schultern geschlungenen Bande herab, und in der linken Hand hielten sie drei Pfeile oder einen Dolch. Wie noch jetzt, kämpften sie gewöhnlich zu Fuß. Sie machten keinen Theil des persischen Reichs unter den ersten Abbassiden aus, und auch später, als Deilim, d. h. Oberghilan, die Oberherrlichkeit der Chalifen anerkannt hatte, blieb das Sumpfland oder das eigentliche Ghilan fortdauernd unabhängig. Wer irgend von den Chalifen Bagdads verfolgt wurde, fand bei den Ghilaniern eine gute Aufnahme. Die Nachkömmlinge Ali's und seiner Gattin Fatima, der einzigen Tochter des Propheten, welche von den Abbassiden wie wilde Thiere verfolgt wurden, fanden hier eine edelmüthige Gastfreundschaft und eine sichere Zuflucht gegen die Verfolgungen. Noch jetzt findet man ihre Gräber häufig in den ghilanischen Wäldern; sie haben die zoroastrischen Gottheiten verdrängt, denn ihre Mausoleen finden sich meistens auf den Stellen ehemaliger Feuertempel. Unter dem Chalifat Moktafi's im J. 927 v. Chr. bemächtigten sich die mit ihren Landsleuten, den Deilimiten, verbundenen Ghilanier Georgiens und eines großen Theils von Persien, das sich den deilimitischen Königen unterwarf. Als die Dynastie der Deilimiten erloschen war, wurde Ghilan unter acht Fürsten getheilt, die sich aber zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit eng verbanden.

Als der Mongolensturm hereinbrach, vernichteten sie mehrere mongolische Truppenabtheilungen, und sie wichen erst, als Dschagatai, Dschengischans Sohn, über sie hereinbrach. Dennoch unterwarfen sie sich dem fremden Joche keineswegs geduldig. Der furchtbare Hulagu bekriegte und zwang sie im J. 1227 die Veste Semiran, das Palladium der ghilanischen Freiheit, mit eigener Hand zu schleifen. Von dieser Zeit an verschmolzen die Ghilanier mehr und mehr mit den Bewohnern der andern persischen Provinzen. Der Luxus des Hofs der Chalifen, den die deilimitischen Fürsten nachahmten, die persische Literatur, die unter einer neuen Form, unter den Auspicien der arabischen Literatoren und Dichter, Eingang fand, das liederliche und knech-

Digitized by Google

tische, aber in zierlichen Formen sich bewegende Leben der Höflinge des Schah, das durch den Koran ermuntert und gleichsam gebilligt war, alles dieß vernichtete die wilden Sitten der freien Männer von Ghilan. Dieser Uebergang von einer Lebensart zur andern geschah indeß, wie natürlich, nicht auf einmal, und lange bewahrten sie noch ihre Neigung zur Unabhängigkeit. Scherifeddin, der persische Geschichtschreiber Timur Lengs, sagt noch: „seit mehreren Jahrhunderten vertrauen die Herrscher von Ghilan auf die Stärke ihrer Mauern, auf den schwierigen Zugang zu ihren Sümpfen und gehorchen niemand." Sie unterwarfen sich scheinbar dem furchtbaren Timur, und versprachen einen jährlichen Tribut, sobald aber die Mongolen, die schon bis zur Brücke von Mendschille vorgedrungen waren, sich wieder zurückzogen, dachten die Ghilanier an ihr Versprechen nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Stimmen der Slawen.

1. Unsere verflossenen Kämpfe.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit erschienen zwei Werke in böhmischer Sprache, welche eine große Bewegung der Geister in einem bedeutenden Theil Europa's verursachten, nämlich die „Slawischen Alterthümer" und die „Slawische Ethnographie" von Schaffarik. Die Slawen, welche in den „Alterthümern" die wichtigsten, auf das frühere Leben sämmtlicher Slawenstämme bezüglichen Fragen mit tiefer Gelehrsamkeit und Gründlichkeit gelöst, und in der Ethnographie sich selbst in ungeheurer Schlachtreihe aufgestellt und in befreundeten Lagern geordnet sahen, blickten sich gegenseitig mit Stolz an, und begannen keck der Zeit den Puls zu fühlen und in die Zukunft zu schauen, welche sich dem starken, und zugleich Einträchtigen freiwillig beugt. Die enragirten Deutschen, welche diese Schriften in der Uebersetzung lasen, fühlten deren ungeheure Bedeutung, und traten darum mit einer Heftigkeit dagegen auf, in der die wachsende Besorgniß vor dem Slawenthum sich versteckte. Wer erinnert sich nicht der Kritik Fallmerayers in der Augsburger Allg. Zeit. (Monatsblätter April 1845)? Dieser Gelehrte, welcher sich nicht an eine gründliche Kritik des Werks von Schaffarik wagen konnte, wollte sich seiner Aufgabe durch hinterlistiges Stoßen und unzeitige Witzeleien entledigen, wobei er jedoch mehr als ein sehr herbes Urtheil gegen das deutsche Volk fällte, womit wir indeß, zur Ehre der deutschen Nation sey dieß gesagt, uns nicht einverstanden erklären.

Die Werke Schaffariks gaben eine mächtige Waffe in die Hand der unsrigen, welche, so gepanzert, in ihren Schriften auf den sichern Boden der Wirklichkeit treten konnte. So erschien im J. 1843 eine vortrefflich abgefaßte Schrift über die slawischen Völker und ihre staatlichen Verhältnisse unter dem Titel: „Slawen, Russen und Germanen", unserer Ansicht nach von J. P. Jordan. Dieser Mann, ein geborner lausitzischer Serbe, der die Idee der Erhebung der slawischen Stämme tief erfaßt und diesem einzigen Gedanken seine Kräfte gewidmet hatte, gründete im J. 1843 zu Leipzig die erste deutsche Zeitschrift zur Vertheidigung der slawischen Nationalität, nämlich die Slawischen Jahrbücher. Das Bedürfniß einer solchen Vertheidigung bestand damals in hohem Grade, denn immer mehr wuchs die Zahl unserer Feinde, und ihr Verhalten überschritt weit das Maaß der Billigkeit. Schon oben habe ich erwähnt, daß diese Feinde in drei Hauptclassen zerfallen, in die der einheimischen Gegner, in die der auswärtigen Germanomanen, und in die magyarischen Widersacher. Nicht wenig Interesse hat es, auch die einzelnen Zeitpunkte dieses Kampfes zu verfolgen, denn sobald der eine oder der andere feindliche Hause sich getroffen fühlte, schwieg er eine Zeitlang, worauf der dritte Hause um so gewaltiger gegen das Slawenthum vordrängte, und seine Pfeile aus irgend einem Hinterhalt gegen die schwächste Seite der Slawen abschoß. Im J. 1843 kam die Zeit, wo unsere einheimischen Gegner mit der germanomanischen Partei enger sich verbanden, und namentlich gegen die Tschechen ihr schweres Geschütz spielen ließen. Damals kam in Leipzig (ohne Zweifel von dem bekannten Schuselka) eine Broschüre unter dem Titel: Oesterreich und Ungarn" heraus, worin der Verfasser mit glatten, sentimentalen Worten die Partei der ungarischen Slawen gegen die Wütherei der Magyaren ergreift, dafür aber um so hitziger gegen uns Tschechen losstürmt, indem er behauptet, daß unsere erbärmliche Nationalität so oder so dem germanischen Element erliegen müsse, wobei er denn auch sehr unmanierlich gegen die Schrift des Grafen Thun auftritt. Derselbe Schuselka gab im J. 1843 die bekannte Broschüre: „Ist Oesterreich deutsch?" heraus, worin er behauptet, die slawische Sprache in Böhmen und Mähren stecke nur im gemeinsten Pöbel, während das städtische und somit gebildetere Volk schon vom deutschen Geist durchdrungen sey. Durch hinterlistige Zeugnisse sucht Hr. Schuselka zu beweisen, daß das slawische und magyarische Element in Oesterreich keine Lebenskraft und darum auch keine Zukunft habe, noch haben könne, und behauptet schließlich, ganz Oesterreich sey von deutschem Geist durchweht und müsse als eine Beute Deutschlands bezeichnet werden. Unter andern sonderbaren Beweisen führt er auch an, daß seit langen Jahren die baltischen und Elbeslawen zum größten Theile von selbst sich germanisirt hätten, da sie dem Geiste deutscher Bildung und Aufklärung nicht trotzen konnten, ja nicht einmal wollten. Ja er geht in seiner Unduldsamkeit und seinem Hasse so weit, daß er den Geist, der mit Feuer und Schwert die Stämme der Slawen heimsuchte und vertilgte, für einen Geist der Aufklärung und Bildung ausgibt. Um das Maaß der Unredlichkeit voll zu machen, sucht der Verfasser der erwähnten Broschüre auch einen durch seine Schriften um die böhmische Nationalität verdienten Mann zu verdächtigen, indem er behauptet, daß er auf ein von Rußland ihm vorgezeichnetes Ziel losarbeite. Gegen Schuselka und seine Gesellen, z. B. den Breslauer Professor Wuttke, trat Jordan in seinen slawischen Jahrbüchern kräftig auf, und bewies die Falschheit und Unredlichkeit der Beweise, die wissentliche Verdrehung der Wahrheit und die grobe Selbstsucht dieser Feinde.

Indeß lag bei einem großen Theil unserer Gegner die Ursache ihres Verhaltens weniger in schlimmer Absicht, als in ihrer Unwissenheit. Von Jugend auf im Strom der Vorurtheile über die selbstrettende Kraft (samospasitelnost) des deutschen Elements, dem die ganze Welt sich beugen müsse, untergegangen, und stets sich wiegend in dem Gedanken einer großen germanischen Zukunft, wurden sie unlieb aus ihren Träumen aufgeschreckt durch die in ihrer Nähe donnernde, auf dem heiligen, unverrückbaren Rechte der Menschheit beruhende Idee des Slawenthums. Sie die in ihren Schriften nur von dem Ruhm deutscher Bildung und von slawischer Rohheit und Schlechtigkeit zu lesen gewöhnt waren, konnten sich nur schwer mit dem Gedanken befreunden, daß das slawische Element der würdige Nebenbuhler des germanischen Genius werden, und die Keime einer fruchtbaren sittlichen und wissenschaftlichen Bildung des Volkes in sich tragen könne. Und auf die deutschen Leser dieser

Digitized by Google

Art, unter denen gewiß der größere Theil sich befand, wirkten die von unserer Seite herausgegebenen polemischen Schriften zuverlässig günstig ein, da hiedurch allmählich die dicken Nebel, die den Horizont des deutschen Geistes umhüllten, verjagt, und in den der Wahrheit zugänglichen Herzen der Weg geöffnet wurde zur Erkenntniß des Rechts der slawischen Stämme. Anders war es freilich mit den verstockten Germanomanen; diese kennen im allgemeinen das gute Recht der slawischen Völker wohl, verweigern solches auch den einzelnen Stämmen, z. B. den Polen und selbst den Slowaken nicht, ja vertheidigen solches, wenn dieß ihr Vortheil mit sich bringt; nichtsdestoweniger verweigern sie aber den Tschechen und Mähren das unverjährbare Recht der Nationalität, da dieß mit ihren selbstsüchtigen Planen nicht zusammenstimmt.

Im J. 1844 erschienen einige Auszüge aus Kollars Reise nach Italien, und erregten nicht geringe Erbitterung im germanischen Lager. In dem dichterischen Geiste des edlen Kollar erschien die untergegangene, vermeintlich slawische Welt im uralten Italien und südlichen Germanien im Lichte der Wirklichkeit; unser Dichter übertrieb das Lob dieser alten Welt auf Kosten der Wirklichkeit, und weckte dadurch eine strenge deutsche Kritik gegen sich und das Slawenthum überhaupt.[1]

Um diese Zeit erschienen in deutscher Sprache die Vorlesungen, welche Mickiewicz zu Paris über das Slawenthum gehalten. Hatten in diesem Werke Vermuthungen, Idealismus und Einbildungskraft das Uebergewicht über das Wesenhafte und die Wirklichkeit, so machte es doch einen großen dauernden Eindruck sowohl im slawischen, als im deutschen Publicum. Denn hier erschien die Aufgabe und die Zukunft des Slawenthums in einem glänzenden, idealen Lichte, und was bisher bei den Slawen nur in der Ahnung und im Gefühl unbestimmt gegohren hatte, ward jetzt in klangvollen, prächtigen Worten ans Tageslicht gerufen. Der Slawe wurde im Herzen freudig ergriffen, wenn er die von Liebe zum slawischen Stamm glühenden und von heiligem Glauben durchdrungenen Worte las, und wandte stolz seinen Blick auf die schöne Zukunft, welche die sibyllinischen Blätter des polnischen Propheten enthüllten. Der Deutsche freilich erstarrte über den Umfang der slawischen Aussichten, aber der polnische Dichter, der zugleich in einer von dem Nebel altergrauer Vergangenheit und philosophischer Vermuthungen umhüllten idealen Welt untertauchte, faßte damit die deutschen Köpfe an ihrer schwachen Seite, daß sie nicht gegen den phantastischen Forscher böse werden konnten, um so weniger, als er die Verwirklichung slawischer Größe mehr für die Aufgabe des polnischen Stammes erklärte, dem damals die deutsche Welt freundlich geneigt war. Als ächter Sohn Polens verkündete Mickiewicz die Herrlichkeit und den künftigen Ruhm seines unglücklichen Vaterlandes, und bezeichnete dieß als den Mittel- und den belebenden Brennpunkt des ganzen Slawenthums. Darum erwähnte er die geistige Thätigkeit und die Literatur der Tschechoslawen nur flüchtig und sehr lückenhaft, da er uns als einen Stamm ansah, der nur auf dem Felde der philologischen Gelehrsamkeit eine Nachlese halte.

(Schluß folgt.)

[1] Kollar erkannte, daß im südlichen Deutschland und in Italien einst ein anderes Volk als das jetzige gewohnt, und da schon Schaffarik ziemlich willkürlich die Veneder am adriatischen Meer für Slawen ausgegeben, so dehnte Kollar diese Slawen vollends über Oberitalien und Süddeutschland aus, während es jetzt eine ziemlich erwiesene Sache ist, daß in Oberitalien und im südlichen Deutschland vor den römischen Eroberungen ein pelasgisches, d. h. den übrigen italienischen Völkern verwandtes Volk wohnte. Die Deutschen drangen erst im zweiten Jahrhundert allmählich im westlichen Süddeutschland ein, und die definitive Festsetzung fällt wohl erst ins vierte. Die angebliche Ausbreitung der Slawen, die erst den aus Böhmen und den Ländern östlich der Elbe wegziehenden Deutschen nachrückten, bis ins südliche Deutschland und Oberitalien hinein, ist historisch völlig unhaltbar.
A. d. U.

Geographie von Cochin-China.

Einleitung.

(Schluß.)

2. Das eigentliche Cochin-China oder Dang-trong, ist ein nur 10 bis 20 engl. Meilen breiter Streifen Landes, der sich von den südlichen Gränzen Tunkins bis etwa 12° N. B. erstreckt, wo er an Tsiampa gränzt. Dieß Land ist im Westen von nackten, nur mit einer spärlichen Vegetation bedeckten Bergen eingeschlossen, und zehn Meilen weit landeinwärts eine völlige Wüste. Der wichtigste Fluß ist der, an welchem die Hauptstadt liegt, aber Song-ve und Song-dalang sind größer. Hat der Reisende diese von der Annam-Race bewohnten Gegenden durchzogen, so kommt er an hohe Berge, die noch kein Europäer besucht hat.

3. Tsiampa ist ein schmaler Streif Landes, der sich bis etwa 11° 35 N. B. erstreckt. Hier wohnt eine besondere Race, die mehr den Malayen, als den Annamesen gleicht. Seit das Land Cochinchina einverleibt wurde, haben die Ureinwohner, einst kecke Seefahrer im indischen Archipel, sich in die Berge zurückgezogen, sind eine verlorne, verfolgte Race, und einige tausend Cochinchinesen haben Besitz von der Küste genommen.

4. Kambodia oder Kamen; der erstere Name ist in den heiligen Büchern gebraucht und von Malayen und andern Fremden angenommen, den letztern brauchen die Eingebornen selbst. Der zu Cochinchina gehörige Theil ist eine fortlaufende Fläche, ein reicher Alluvialboden voll schiffbarer Flüsse, unter denen der Mekom zu den größten in Südasien gehört. Dieser Fluß entspringt in Yünnan, an den Gränzen von Sifan, unter 27° 20′ N. B., wo er den Namen Lan-tsan führt, gegen Süden aber, noch ehe er ins Land der Laos eintritt, führt er den Namen Kiu-lung-kiang oder der Neundrachenfluß. Die Wassermasse, die er in den großartigen Bergketten, durch die er sich den Weg bahnt, aufnimmt, macht ihn zu einem mächtigen Strom. Im chinesischen Gebiet läuft er eine bedeutende Strecke weit durch ein prächtiges Thal. Unter 16° N. B. biegt er sich mehr gegen Osten, betritt dann Kambodia, dessen Gewässer er in sich aufnimmt, und fällt unter 9° 34′ in drei Mündungen ins Meer. An vielen Stellen ist der Strom sehr tief, an andern hemmen Felsen, Cataracten und Sandbänke die Schifffahrt. In Yünnan ist er schiffbar und viele blühende Städte liegen daran, in Laos zieren große Dörfer seine Ufer, und in Kambodia wohnt die Masse der Bevölkerung in seiner Nähe. Man erkennt, was es für ein mächtiger Strom seyn muß, da er 18 Breitegrade durchströmt, und an seiner Mündung einen angeschwemmten Boden bildet, der nur dem des Yang-tse-kiang und Hoangho an Ausdehnung nachsteht. Nordöstlich von Pe-nom-peng (Kalumpe), der jetzigen Hauptstadt Kambodia's, liegt ein großer See, Bienho im Cochinchinesischen, Tan-le-sap (Süßwassersee) im Kambodianischen genannt, von dem ein breiter Fluß nach dem Mekom fließt. Der Saigonfluß, dem alle Karten nur 20 M. Länge geben, ist nichts destoweniger sehr tief, und allen Schiffen zugänglich, da er an der Hauptmündung über der Barre 6 Faden, und über dem mittlern Fahrwasser zehn Faden Tiefe hat. Mit dem Mekom ist er in der Nähe der Mündung durch zwei Canäle verbunden, und wahrscheinlich ist er nur ein Arm dieses mächtigen Stroms.

Digitized by Google

Kambodia ist das Land der Flüsse, die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens ist sehr groß, und obwohl die Einwohner im Ackerbau sehr zurück sind, ist es doch die Kornkammer von Cochinchina. An der Gränze von Siam ist der ziemlich unbedeutende Khosluß, der jedoch die Gränze beider Länder bildet. An dem Pongsom ist ein bedeutender, hauptsächlich von Chinesen bewohnter Handelsort. Der Ha-tien oder Kang-kao (10° 14′ N. B. 104° 55′ O. L.) ist sehr tief, und an seinem Ufer liegt eine blühende Stadt gleichen Namens, die von vielen chinesischen Handelsleuten und Seefahrern bewohnt ist. Dieß war einst ein großes Emporium für den kambodianischen Handel, den Europäern unter dem Namen Pon-tea-mas (Potai-mai) bekannt, ein Name, der jetzt von den Karten verschwunden ist. Während Bürgerkrieg die Aufmerksamkeit des Königs im Innern auf sich zog, ergriff ein Chinese die Gelegenheit die Stadt zum Freihafen zu erklären, und Tausende von Kaufleuten ließen sich hier in wenigen Jahren nieder. Hier ward Gerechtigkeit geübt, der Platz wurde reich, denn jeder fand Sicherheit für sein Eigenthum, und unterwarf sich willig dem liberalen Handelsoberhaupt. Aber der Neid der Siamesen duldete so viel Wohlfahrt nicht, und sie zerstörten das Emporium im J. 1717. Kang-kao, das an seine Stelle trat, ist noch ein bedeutender Handelsort, namentlich für die Ausfuhr von Reis und Salz nach Singapur. Um den Verkehr zu erleichtern, eröffneten die Cochinchinesen den Canal mit dem Mekom wieder. Ein gleiches thaten sie mit dem Karmunsa (von den Cochinchinesen Raschgia, von den Chinesen Teksia genannt), der in den Golf von Siam fällt; so drückend die Herrschaft der Cochinchinesen ist, so erleichtern sie doch, wie die Chinesen, die innere Schifffahrt, und wo es thunlich ist, führen die Mandarinen solche Unternehmungen durch gezwungene Arbeit aus. Der Tek-mao (Schwarzwasserfluß) steht gleichfalls mit dem Mekom in Verbindung, und fällt Pulo (Insel) Ubi gegenüber unter 8° 40′ N. B. in drei Mündungen ins Meer. Er ist schiffbar und sein Wasser wird stark zur Bewässerung des fruchtbaren Bodens benützt.

5. Ober-Kambodia erstreckt sich über 11° N. B. hinaus, und umfaßt beinahe 5 Grade der Länge (103° 10 bis 108°). Es liegt auf beiden Seiten des Mekom, erstreckt sich östlich bis an die chinesische Bergkette, und westlich bis Battabang, welche Provinz an Siam abgetreten wurde; vorher war die zweite Bergkette, welche von Yünnan ausgeht, und die ganze Halbinsel in ihrer Länge durchzieht, die natürliche Westgränze. Nördlich ist die Gränze durch den Bogen des Mekom bezeichnet, dessen linkes Ufer den Laos gehört, welche dem Namen nach die Herrschaft der Annamesen anerkennen. Der größte Theil dieser Gegend ist eine Ebene, die in vielen Strichen mit prächtigen, an Teck-Bäumen und Farbhölzern reichen Wäldern bedeckt ist, in denen Tiger und Elephanten hausen. Die Zahl der Städte ist sehr gering. Die kochinchinesische Regierung, welche entschlossen ist, dieß Land zu behaupten, hat Wege hindurch gebahnt, und man kann ohne Mühe auf Elephanten nach dem Schan-Gebiet reisen. Dieß ist das Königreich Kambodia, das trotz so vieler natürlichen Vortheile ein elender Staat blieb, und endlich von seinen zwei mächtigen Nachbarn verschlungen wurde. Das einzige Unternehmen, das je von diesem Volk ausgeführt wurde, war eine Colonie an der Ostküste von Borneo; auch besuchten sie hie und da die Philippinen.

5. Das Moi-Gebiet erstreckt sich zwischen Kambodia und Cochinchina von 10° 40′ bis 16° N. B. Die Annamesen bezeichnen mit dem Worte „Moi" alle die zahlreichen Bergstämme von verschiedenen Dialekten und Sitten. Die Eingebornen, welche auf einer sehr tiefen Stufe stehen, leben meist von wilden Früchten und Wurzeln. Ihre Armuth ist so groß, daß sie nie die Habsucht ihrer Nachbarn weckten, und diese drangen nie in ihre Berge ein, außer um sie zu Sklaven zu machen. Der einzige Ort von Bedeutung ist Nuok-stieng, eine kambodianische Niederlassung am Song-luong; die Cochinchinesen verbanden diesen mit dem Mekom durch einen Canal, so daß sie das ganze Land zu Wasser durchfahren können. Weiter gegen Norden ist ein Paß, der von Binh-ding durch zahlreiche Thäler 120 (engl.) Meilen weit nach Thau-lao-Buthai geht, ein Denkmal des Unternehmungsgeistes und der Ausdauer der Annamesen. Die Wälder sind reich an Adlerholz, einem sehr gesuchten Artikel.

6. Das Annam unterworfene Gebiet der Laos-Stämme; welche eine ruhige, harmlose, hart arbeitende Race im Innern sind, die von all ihren Nachbarn, Siamesen, Birmanen, Chinesen und Annamesen unterjocht wurde. Das Gebiet derer, welche den König von Cochinchina anerkennen, liegt nördlich von Kambodia und dem Mekom: nördlich stößt es an Tunkin, östlich an die große Bergkette von Annam, und westlich an die Stämme, welche unter Siam und China stehen. Die Breite des Landes ist 20 bis 25 Meilen; im Süden und Westen sind viele Städte, aber der Osten ist öde. Eine Straße, die das Land der Länge nach durchschneidet, führt nach der ersten chinesischen Schan-Station, und zwei andere im Süden stellen die Verbindung mit Tunkin her. Zwei Bergketten durchziehen im Norden die Ebene, eine zweigt sich gegen Westen ab, und die Flüsse sind nur Bergwasser. Alle Berichte schildern das Land als in einem sehr blühenden Zustand, von einem wohlhabenden, unter patriarchalischen Häuptlingen lebenden Volke bewohnt; sie bauen den Boden und haben auch einige Seiden- und Goldmanufacturen.

Berechnet man das ganze annamesische Reich auf 9800 geogr. Quadratmeilen (60 M. = 1°) so wird man von der Wahrheit nicht fern seyn. Diese Größe kommt etwa der von Frankreich gleich, und wenn man, alle Stämme und Völker eingerechnet, die Volkszahl auf 12 bis 15 Mill. anschlägt, so wird man die Wirklichkeit wohl nicht überschreiten.

Miscellen.

Die Burggrafen und die Markgrafen in Frankreich. Bekanntlich hat ein Spaßvogel den Hrn. Thiers, Broglie, Molé und Berryer den Spitznamen „Burggrafen" nach einem Roman Hugos aufgebracht. Das Wort macht Glück, weil sich die Herren aus mannichfachen Gründen, wahrscheinlich weil der Präsident unter ihrem Ministerium zur gänzlichen Null herabsinken müßte, von dem Ministerium ferne halten, und eine stolze Reserve beobachten. Jetzt hat man der Partei Dufaure, den Neurepublikanern, die sich aufrichtig der Republik anschlossen, wenigstens keine gewaltsame Aenderung derselben wollen, den Namen Markgrafen aufgetrieben. Die Franzosen können den Witz nicht lassen, obwohl ihre Lage nichts weniger spaßhaft ist.

An den Canal von Nicaragua zur Verbindung beider Meere scheint man rasch Hand anlegen zu wollen. Schon am 21 Januar d. J. kamen die HH. White, Livingston und andere bei dem Unternehmen betheiligte Personen auf einem amerikanischen Dampfboot im Hafen San Juan de Nicaragua an, und brachten ein flaches, zur Befahrung der Seen und Flüsse geeignetes Dampfboot mit. (Journ. du Comm. d'Anvers. 12 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 17 April 1850.

Etwas über die Aequatorialströmung im atlantischen Meer.

Wir haben in Nro. 59 ff. die Zusammenstellung von Wilkes über die Strömungen der verschiedenen Meere mitgetheilt und finden jetzt in einem englischen Blatte (Shipp. and Merc. Gazette 9 April) eine von dem bekannten Reisenden Robert Schomburgh, brittischem Consul auf Santo Domingo, herrührende Einsendung über zwei für den Lauf dieser Aequatorialströmung unwidersprechlich zeugende Thatsachen. Die eine ist von älterem Datum und rührt vom Jahr 1836 her, die andere aber ist neu und vom vorigen Jahre. Eine Flasche wurde von dem Befehlshaber des Schiffs Stratford auf der Rückkehr von Otaheiti am 21 Januar 1836 an der Westküste Afrika's unter 4° 7′ N. B. und 24° 17′ W. L. von G. ins Meer geworfen und am 8 Junius 1836 am Nordende von Barbados aufgefunden; ihr Lauf war also WNW ¼ West gewesen und die Entfernung in gerader Linie 2100 Meilen. Die neuere Thatsache ist folgende. Am 24 Nov. 1849 fand man an dem Ufer des dominicanischen Theils von Hayti, zu Petit Trou oder Agujero Chico eine Flasche, welche einen Zettel enthielt mit den Worten: „19 März 1849, 9° 23′ S. B. 28° 59′ W. L. v. G. um Mittag. Schiff Hashemy, Commander John Roß mit Verbrechern nach Neusüdwales bestimmt, verließ Spithead am 11 Febr. 1849.“ Folgen die Unterschriften des Schiffsarzts und der wachhabenden Officiere, nebst der Nachschrift, der Finder dieser Flasche möge sie dem nächsten brittischen Consul einhändigen, damit das Ergebniß bekannt werde. Die geographische Lage von Petit Trou ist nicht genau bestimmt, wie überhaupt die ganze Südwestküste von Santo Domingo noch fehlerhaft aufgenommen ist; man kann dieselbe indeß zu 18° N. B. und 71° 23′ W. L. annehmen. Die Auswerfung der Flasche fand also in der Nähe der brasilianischen Küste statt, die Entfernung vom Fundort ist in gerader Linie 3000 Meilen, erwägt man aber, daß das vorspringende Cap San Roque keinen directen Lauf zuließ, so ist sie gegen 3400 M. in der Richtung NW g. West. Die Flasche wurde am 27 Nov. gefunden, wäre also 252 Tage unterwegs gewesen, allein da die dortige Küste sehr verödet und nur selten besucht ist, so mag die Flasche wochenlang dagelegen haben, ehe sie aufgefunden wurde. Beide Flaschen haben im Wesentlichen denselben Weg gemacht, und rechnet man genau von der Auswerfung der Flasche bis zum Tage der Auffindung, so kommen bei der einen 13½ Meilen, bei der andern 14 M. auf den Tag heraus, welche Zahl aber durch das wahrscheinliche längere Liegenbleiben an der Küste nicht unbedeutend höher angenommen werden muß.

Stimmen der Slawen.

1. Unsere verflossenen Kämpfe.

(Schluß.)

Je prächtiger sich das Bild Slawa's in den Strahlen der Wahrheit und Liebe vor der Welt aus dem Meere der Vergessenheit erhob, desto dichter drängten die feindlichen Wolken sich gegen sie heran. Nichtsdestoweniger geschah, was wir oft am physischen Himmel sehen: verdeckte auch eine dichte Wolkenschaar den Aufgang, so trat doch die Sonne heraus am Horizont und segnete die geliebte Erde mit dem Lichte des Tages. Diesen unfreundlichen Wolken kann man die große Menge der dem Slawenthum feindseligen Artikel in deutschen Journalen und Broschüren, die während der Jahre 1845 und 1846 erschienen, vergleichen. Die Heftigkeit stieg manchmal bis zur Verrücktheit. So las man in der Augsburger Allg. Zeit. häufig logischen Unsinn, z. B. „wenn euer (der Tschechen) Thun wirklich im Volk begründet ist, so muß es gebrochen werden, ist dieß aber nicht der Fall, so muß es untergehen.“ Auch lasen wir die feurigsten und heftigsten Protestationen gegen den Tschechismus, die im Namen des Gesammtösterreichs und des verbündeten Deutschlands in die Welt posaunt wurden, und nur von Personen geschrieben waren, welche nicht einmal so viel Kühnheit hatten, sich der finstern Hülle der Anonymität zu begeben. Der bekannte Hr. Laube brach in seinem Karlsbader Brief über die Tschechen den Stab, und warf die Stücke uns vor die Füße. Dieser deutsche Belletrist nannte die tschechische Nationalität eine etwas galvanisirte Leiche, und bezeichnete sie an einer andern Stelle als einen Nagel, den man in den edelsten Theil des germanischen Körpers eingetrieben habe. Er rechnete es dem böhmischen Adel zur großen Schuld an, daß er seine Kinder die böhmische Sprache lernen lasse, und gab nur zu, daß der Adel mit seinen Dienstleuten böhmisch sprechen dürfe, aber auch nur, damit selbst diese Leute, mit Rücksicht auf das Vaterland, gebildet, d. h. verdeutscht würden. Dieser giftige Artikel, so wie jedes andere Geschreibsel derselben Art fand in Jordans „Slawischen Jahrbüchern“ eine scharfe Antwort und verdiente Verachtung. Wir würden kein Ende absehen, wollten wir alle den Tschechoslawen feindlichen Stimmen hier aufführen.

Eine große Bewegung der Gemüther erzeugte bei uns die Broschüre des Grafen M. Thun über den „Slawismus in Böhmen“, die im J. 1845 herauskam. Der edle Verfasser, welcher bekanntlich in einer unserer Nationalität ungünstigen Zeit zur böhmischen Partei hielt, suchte zur Ausgleichung der internationalen Streitigkeiten durch seine hochgeachtete Ansicht mitzuwirken,

Digitized by Google

bewies den Deutschen die Billigkeit und den sittlichen Werth unseres Strebens, und sprach in seiner oben erwähnten Schrift mehr als Eine kostbare Wahrheit aus, die sich nie mehr aus unserem Gedächtniß verlieren wird. Er sagt z. B.: „eben so falsch, wie ein Weltbürgerthum, ist eine österreichische Nationalität, denn das österreichische Kaiserthum müssen wir nicht bloß als einen Verband von Staaten, sondern auch als einen von Völkern betrachten. Der Italiener, Magyar und Slawe werden nie Deutsche werden, noch auch der Deutsche je sein Vaterland verläugnen. Nur in der Selbsterkenntniß dieser verschiedenen Nationalitäten kann das österreichische Kaiserthum eine sichere Stütze finden, nur in der Vereinigung mit dem mächtigen Kaiserreich können die Tschechen ihre Nationalität bewahren."

Gegen einige in der oben erwähnten Schrift ausgesprochene Ansichten erhob sich kräftig unser Maly in einer besondern Broschüre, worin er gegen den von dem Grafen Thun ausgesprochenen Gedanken: „wir sollten weder Tschechen noch Deutsche, sondern nur Böhmen seyn“, sich auflehnt, und zugleich nachweist, daß die Böhmen ohne Hülfe der deutschen Bildung selbst einen höhern Grad von Ausbildung errangen, wofür unsere Geschichte deutliches Zeugniß ablegt.

Die böhmische Nationalität, welche den mannichfachen ihr entgegengestellten Hindernissen muthig widerstand, näherte sich gleich einem Schiff durch die empörten Wogen kräftig dem Hafen. Die Anzahl unserer Journale wuchs, die „Matice česká“ (böhmische Muttergesellschaft) breitete sich kräftig aus, eine Bürgerversammlung, welche das Aufblühen eines nationalen Gesellschaftslebens zum Zweck hatte, wurde gegründet, in dem „Industrieverein“ fanden die Rechte des böhmischen Volkes, das die Gegenpartei gern aus der Genossenschaft der Industriellen und des höhern Handels ausgeschlossen hätte, eine kräftige Vertheidigung. In diesem Kampfe zeigten Männer, wie Strobach, Rieger, Brauner, Trojan und andere ihre Liebe zum Volke, wie ihre Beredtsamkeit.

Aber alle diese edlen Bestrebungen stießen auf großen Widerstand bei den einheimischen Gegnern. Schon im J. 1845 lasen wir in der Allg. Zeit. (23 Mai) einen Brief aus Prag, worin der Verfasser dem deutschen Publicum klagt, daß in Prag böhmische Inschriften auf den Kaufmannsschilden auftreten, daß in Böhmen tschechische Priester auf deutsche Pfarreien gelangen, daß einige Beamte auf deutsche Zuschriften böhmische Antworten geben, daß der russische Kaiser den böhmischen Literaten eine Menge Ringe geschickt, und dadurch eine gefährliche Kette bereite, wodurch er die Tschechen an das russische Reich fesseln wolle; als besondern Beweis einer anstößigen Unduldsamkeit mag hier noch erwähnt werden, daß irgend ein Eiferer es einem böhmischen Fürsten zur schweren Schuld anrechnet, daß er es wagte in seinem Garten ein Denkmal ohne eine deutsche Inschrift aufzustellen. Indeß kamen solche Anschwärzungen theils zu spät, theils beruhten sie auf schimpflichen Verleumdungen, und so konnte man darauf sehr leicht und zu nicht geringer Beschämung der Gegenpartei antworten. Ich gab eine solche Antwort in die Allgemeine Zeitung, daß darüber die Gegner bestürzt wurden, da sie fühlten, daß sie auf groben Lügen ertappt und somit vor der Welt beschämt seyen. Da sie indeß nach Verlauf einiger Zeit bemerkten, wie in dem Prager Industrieverein die tschechische Gesinnung vorherrsche, wie zahlreiche Geldbeiträge für die böhmische Industrieschule von allen Seiten zuströmen, und eine böhmische Wissenschaft und Literatur mächtig vorschreite, da fingen sie wieder an ihre Stimmen in deutschen Zeitschriften zu erheben; ich suchte jedoch die Grundlosigkeit ihrer Angaben in einigen Artikeln der Allg. Zeit. zu beweisen, welche unter dem Titel „Prager Briefe“ im J. 1846 erschienen.

Wir müssen bekennen, daß viele unserer Gegner damals anfingen, den moralischen Werth und somit auch den Adel unserer Bestrebungen anzuerkennen, und daß schon seltener den Tschechen feindselige Stimmen in Zeitungen und Broschüren, die übrigens auch geringe Theilnahme fanden, sich hören ließen. Um so heftiger fuhr die magyarische Partei gegen Slowaken und Illyrier los, und zwar nicht bloß mit Worten, sondern mit Thaten, deren Schilderung jedoch in dieser Uebersicht keinen Platz finden kann. Nichtsdestoweniger hörten die Germanomanen nicht auf, die deutsche Intelligenz fort und fort gegen die Slawen überhaupt aufzureizen, indem sie in weitläuftigen Schriften den Samen des Hasses gegen die Slawen ausstreuten. Damals gab Heffter ein übelberufenes Buch über den „Weltkampf der Deutschen und Slawen“ heraus, worin er mit geschminkter Gelehrsamkeit die unsittliche Nacktheit patriotischen Eigennutzes verbarg. Diese gelehrten Herren wollten nicht einmal zugeben, daß offenkundiges Unrecht und falsche Angaben gegen die Slawen in ihren Schriften eine Berichtigung fänden.[1]

Im Jahr 1847 erreichte unser nationales Leben die höchste Stufe der Thätigkeit, welche es unter den damaligen Umständen erreichen konnte. Ueber dem Grabe des verewigten Jungmann eröffnete sich eine neue Quelle nationalen Lebens, die aus dem glühenden Sinn treuer Tschechen hervorbrach. Es erhoben sich damals in den Tempeln des gesammten Vaterlands zahllose Stimmen, welche glühende Dankgebete für den verewigten Patriarchen der böhmischen Literatur zum Himmel emporsandten, und zugleich vollständiges Zeugniß ablegten für den erwachten Geist des böhmischen Volks. Es scheint der Wille des Höchsten gewesen zu seyn, daß das nationale Bewußtseyn des böhmischen Volks zu jener Höhe der Innigkeit gedieh, wo wirkliche Plane sich mit der übersinnlichen Welt berühren, denn bald hernach sanken die Fesseln, welche das Volk über 200 Jahr lang gebunden hatten, und ausgesprochen ist durch ein kaiserliches Wort die Losung der nationalen Gleichberechtigung. So ist erfüllt, was wir aufs innigste wünschten, wohin unsere Sehnsucht und unsere Bestrebungen zielten. Unsere Gegner nahmen es übel auf, daß durch eine consequente Durchführung des Grundsatzes der nationalen Gleichberechtigung ihre Obergewalt aufhören muß, sie erheben deßhalb ihre Stimmen und behaupten, daß mit der bloßen Gleichberechtigung unsere Wünsche und Bestrebungen nicht erfüllt seyen, und daß, indem wir von der glänzenden Zukunft und dem geistigen Uebergewicht der slawischen Völker reden und schreiben, eben damit die Bestätigung gegeben sey, daß unser Wunsch auf eine politische Vereinigung der slawischen Stämme lange schon gerichtet war, und noch gerichtet ist.

Man muß gestehen, daß diese Behauptung allerdings etwas wahres enthält, aber nur aus dem Grunde, weil in mehr als einer Schrift einer gewissen, allerdings slawischen Partei dieß oft behauptet wurde. Aber dieß ist eine Partei, welche eines-

[1] Ein Beispiel hievon ist Wolfgang Menzel, der im J. 1847 in sein Literaturblatt die Kritik einer Uebersetzung der Stulzischen Vergißmeinnichte aufgenommen hatte, worin der sanftfühlende Verfasser jener Lieder als ein wilder Feind der Deutschen geschildert ist; dagegen weigerte er sich ein friedliches und bedeutsames Wort über diese Sache von dem Uebersetzer dieser Lieder, Professor Wenzig, aufzunehmen, gab also schimpflichen Lügen und Ungerechtigkeiten, wenn sie nur der germanomanischen Partei vortheilhaft waren, den Vorzug vor der klaren Wahrheit. Näheres über diesen Streit gibt „Ein Wort über das Streben tschechischer Literaten“ von Prof. Jos. Wenzig. Prag 1848.

Digitized by Google

theils die Verhältnisse der Tschechoslawen gar nicht kennt, anderntheils zu Erreichung ihrer bekannten Zwecke alle erdenklichen Mittel anwendet, und in ihren außerhalb unseres Landes erscheinenden Schriften einen solchen politischen Plan den Tschechoslawen mit aller Gewalt aufdrängen will. Beweise hievon liefert vor allem die Schrift Cyprien Roberts „die beiden Panslawismen." Dieser französische Slawist behauptet, das Streben der vornehmsten Erwecker des Slawenthums gehe dahin, die versprengten slawischen Völker zu vereinigen, um die neuen unabhängigen slawischen Staaten errichten zu können. Aber C. Robert schöpfte seine Vermuthungen nur aus den Ansichten der polnischen Emigration, und was diese in ihren gespenstischen Träumen sah und wünschte, nahm er für Wirklichkeit, während es allgemein bekannt ist, daß unsere Partei, deren Verhalten sich niemals um ein Haar von dem gesetzlichen Weg entfernte, ja nicht einmal entfernen konnte, die Nachrichten von solchen eingebildeten Planen der Erwecker des Slaventhums nur aus der obenerwähnten Schrift und andern ähnlichen Erzeugnissen der polnischen Emigration zu ihrem nicht geringen Aergerniß erfuhr. Dennoch bleiben viele unserer Feinde darauf bestehen, daß wir geheime Pläne gehegt hätten und vielleicht noch hegten, da die nationale Gleichberechtigung so große Vortheile nicht biete, um alle unsere Wünsche vollkommen zu befriedigen. Die, welche so urtheilen, kennen die früheren Verhältnisse der österreichischen Slawen nicht, noch die große Bedeutung des Wortes „Gleichberechtigung." Denn die Geschichte der Welt kennt kein ähnliches Beispiel, daß durch ein einziges Wort Millionen Zungen gelöst, Millionen todter Geister zum neuen Leben erweckt wurden. Ja mit der Verwirklichung dieses großartigen Hephata (thue dich auf) steigt der Geist der Aufklärung in Gestalt der Sprachen zu den slawischen Völkern herab, die bis jetzt in der Finsterniß begraben lagen, und dieß Wort wird eine neue Quelle blühenden Lebens für die Slawen werden.

Eine neue Zeit ist für uns mit dem Jahre 1848 gekommen! Es eröffnet sich uns ein neues umfangreicheres Feld der Thätigkeit und auch der Kämpfe, in denen, wie ich sicher glaube, das böhmische Volk geführt von der ewigen Macht, die es bisher mit ihrem starken Schild deckte, einer glänzenden Bestimmung und Erhebung entgegen geht.

Wir haben diesen Artikel unverändert, und nur mit ein Paar unwesentlichen Auslassungen wieder gegeben, weil es an der Zeit ist, den Geist und die Bedeutung solcher slawischen Stimmen wohl ins Auge zu fassen.

Etwas über die Geschichte von Ghilan.

(Schluß.)

Ihre Freiheiten waren indeß mit den Fortschritten des Islam mehr und mehr gesunken; unter der Herrschaft der Seldschuken in Persien hatte die Verehrung von Ormuzd noch einige Tempel in Ghilan. Der berühmte Alte vom Berg, der zu Alamut, einem Landstrich in der Nähe von Ghilan, geboren war, ließ alle Feuerpriester verjagen, und zwang sie sich zur Religion seiner fanatischen Ismaeliten zu bekehren. Die Seiden, Abkömmlinge des Imam Hussein, traten in der Zuneigung des Volks an deren Stelle, die Dynastie der Sofis, die aus demselben Prophetenstamm war, wußte diese Sympathien zu Gunsten der Krone zu benützen, und vereinigte im Laufe des 16ten Jahrhunderts Ghilan mit dem übrigen Persien. Abbas I trug dazu mehr als jeder andere bei, aber wenn seine eiserne Hand schwer auf denjenigen lastete, die sich seinem Willen widersetzten, so wollte er doch auf der andern Seite ihre Wohlfahrt begründen, und die Handelshülfsquellen ihres Landes, die er zuerst begriff, entwickeln. Da die Emirs von Ghesguer durch ihre Tapferkeit und Uebermacht nur allzu häufig über das Schicksal der innern Kämpfe des Landes entschieden, so siedelte Abbas I auf dem ganzen Uferstrich zwischen Ghesguer und Schirwan einen türkischen Kriegerstamm aus Talysch an, dem er solche Freiheiten und Vorrechte gewährte, daß sie ihm treu blieben und zugleich die Ordnung in den benachbarten Provinzen aufrecht erhalten konnten. Auch ließ er die Wälder in den Niederungen durchhauen und stellte eine große, feste Straße her, machte Rescht, früher einen unbedeutenden Flecken in Ghilan, wegen seiner centralen Lage zwischen der besten Rhede des Landes und der großen Karawanenstraße zur Hauptstadt der Provinz, und eröffnete hier ein neues Handelsemporium, so daß die benachbarten Häuptlinge sich in ihren Mitteln, eine zahlreiche Mannschaft zu unterhalten, bald mehr und mehr beschränkt sahen. Wo Zwangsmaaßregeln nicht halfen oder nicht paßten, setzte die Politik des Schah andere Springfedern in Bewegung: man verheurathete Prinzessinnen und Töchter vornehmer Perser mit den einflußreichsten Leuten in Ghilan. Eine in Europa noch unbekannte Chronik eines Mannes aus der Stadt Fumene, Namens Mir Fettah, gibt eine deutliche Einsicht in die erfolglosen Versuche der Ghilani in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen; sie zerfleischten sich nur noch in einigen innern Kämpfen. Die Perser der damaligen Zeit hatten den Spruch: Merg mi khahi Ghilan beru (willst du sterben, so gehe nach Ghilan), ein Spruch, den sie heute noch wiederholen, aber sie entsagten darum dem Besitz eines so reichen, von Völkern gleichen Ursprungs und gleicher Religion mit ihnen bewohnten Landes nicht.

Um diese Zeit gewann auch die Cultur der Seidenraupe, die Hauptquelle ihres localen Reichthums, eine große Entwicklung. Die Vortheile, welche die Ghilanis aus diesem kostbaren Erzeugniß zogen, trugen wesentlich dazu bei, ihnen die Vortheile des Friedens zu klarer Erkenntniß zu bringen. Gegenwärtig gelten sie als das am mindesten kriegerische Volk Persiens.

Ghilan wurde selten von der Seeseite angegriffen; die turkomanischen Corsaren von Gurgan und Etek gingen nie über das Litoral von Asterabad hinaus, und die Kosaken vom Don und Ural konnten nicht oft so entfernte Gegenden beunruhigen. Doch wurde in den Jahren 1636 und 1668 die Stadt Rescht von ihnen geplündert, und ihr berühmtes Haupt Stenko Razin zerstörte auch von Grund aus die Stadt Ferahabad im Litoral von Masanderan, wo sein Name noch nicht vergessen ist. Die Handelsleute dieser Gegenden standen seit Jahrhunderten im Verkehr mit Rußland, aber die diplomatischen Verbindungen datiren erst von Peter I, der das kaspische Meer zu einem russischen See machen wollte. Seine Plane mißglückten, aber Rußland hat sich seitdem dennoch die moralische Eroberung aller Länder am kaspischen Meere gesichert. Spätere Verträge verbieten den Persern, ein Kriegsschiff auf diesem Meere zu halten. Die russischen Fischer begeben sich jedes Jahr an die Mündungen aller bedeutenden Flüsse und kennen die Localitäten besser als die Einheimischen; die Fregatten und Dampfer der kaspischen Flottille kreuzen ohne Unterlaß, theils um die Fischer zu schützen, theils um die Seekarten zu verbessern. Auf der ganzen Ausdehnung des kaspischen Meeres gibt es nur Einen guten Hafen, den von Asterabad, in dessen Nähe man kürzlich Steinkohlen

Digitized by Google

entdeckt hat; Rußland braucht diesen Hafen, da das gewöhnlich stürmische Meer den Schiffen oft Schaden bringt. Dieser Hafen hat für Persien keinen Nutzen. Von der Stadt Asterabad nach Bestam gibt es einen Weg, der für schwere Artillerie brauchbar ist, und auf dem man nach Chorasan gelangt. Dieß ist der einzige Uebergang über die kaspischen Berge. Diese Umstände, verbunden mit den großen Handelshülfsquellen von Ghilan, Masanderan und Asterabad, werden unvermeidlich Rußland in den Besitz aller dieser Länder setzen. Dieß scheint der Rückstoß und gleichsam die natürliche Folge der Eroberung des Pendschab durch die Engländer. Beide Mächte rücken einander durch ein unwiderstehliches Verhängniß getrieben von den entgegengesetzten Enden Asiens entgegen; nur Chorasan und Afghanistan trennen sie noch, diese Entfernung kann aber leicht durch eine Armee überschritten werden, deren Operationslinie sich auf die kaspischen Berge stützen könnte. Zu dem Ende müßte sich Rußland der Südküste des kaspischen Meeres bemächtigen, und dazu verwendet es jährlich Millionen für den Unterhalt seiner Flotte auf diesem Meer, deren es zum Schutz seines Handels gar nicht bedarf, denn die Artillerie der Kauffahrer ist hinreichend, um Kirgisen, Turkomanen und Perser, die nie Seeleute seyn werden, im Zaume zu halten.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

(Von Arthur Schott.)

Vierter Abschnitt.

Jede Erfahrung und wäre sie noch so unbedeutend, ist wenigstens immer das Aufzeichnen werth, und so bekenne ich, daß mir die Art und Weise wie uns der Hausherr und sein Logofet empfingen, auffallend war, jedoch wirklich nur im guten Sinn. Ersterer ergriff unsre Hände, klopfte uns zutraulich auf die Schultern, indem er seine Freude über unsre glückliche Ankunft aussprach. Als er vollends hörte, daß wir keine Walachen waren, so mußte sein Ehrgefühl besonders geschmeichelt seyn, daß wir seinen Han dem Hotel Brenner vorgezogen hatten. Zu dieser Bevorzugung waren wir indessen ebenso willenlos gekommen als umgekehrt bei dem deutschen Wirthshaus in Krajowa, wohin wir absichtlich verlangt hatten; wieder waren wir hier einer besondern Empfehlung gefolgt, obwohl wir das Hotel Brenner vorsorglich in der Brieftasche verzeichnet hatten. Indessen war durchaus nichts zu bereuen, da wir im Han Simeon recht gut besorgt waren. Nach italienischer Weise handelte ich mit dem Gastherrn in walachischer Sprache das angewiesene Zimmer aus, welches per Tag 1 fl. 30 kr. C.-M. kostete. Es war klein, und das Mobiliar bestand in einem langen, breiten, hartgepolsterten Sofa mit eisernem Gestell, der, wenn er für die Nacht zum Schlafen ausgestattet war, eine wahres Paradebett vorstellen konnte. Ihm gegenüber stand eine schmale, kurze, steiflehnige Ottomane moderner Art, die in keiner Hinsicht einen Vergleich mit jenem aushalten konnte; zwischen beiden stand an einem Fensterpfeiler ein kleines Tischchen, über dem ein Spiegel hing; hinter dem Sofa befand sich ein Rococo-Glaskasten, neben diesem der Ofen, und unten hing in dessen Nachbarschaft ein kupferner Waschapparat. Ein an der Wand aufgehängter Wasserkessel, mit Hahnen darunter, ein riesiges, rundes, tiefes türkisches Waschbecken, mit einer Art Seigerdeckel, durch den alles verbrauchte Wasser ablief; dieß waren nebst dem Sofa die vortrefflichsten Gegenstände des ganzen bunten Zimmergeräthes. Hausherr und Logofet waren elegant französisch gekleidet, das pechschwarze Haar glatt wie ein übergelegter Taig über den Kopf bossirt; die Diener des Hauses waren blendendweiß walachisch gekleidet, in ebenso zweckmäßiger als malerischer Tracht. Eine weite Blousehose, ein eben solches Hemd von feinem Baumwollzeug, ein grüner Shawl, die Binde um den Leib, weiße Strümpfe und schwarze Schuhe, nebst einem schwarzen breitkrempigen Hut und eine schwarze runde Mütze von Lämmerfell, bekleideten das Obere und das Untere des Ganzen. So hatten wir also nach und nach den Gastherrn, Logofet, Zimmerdiener, Hausknecht, Stallbuben und Hausfaker vor uns stehen, von denen jeder etwas anderes zu thun bekam; Wasser, Speise und Trank für das Zimmer, der Hausknecht als Oberbefehlshaber und Schlüsselbewahrer der Gerstentruhe bekam Weisungen über Fütterung und Haltung meines kleinen Serben, der Logofet war Sprecher bei dieser Dienerversammlung, welche sich nach erhaltenen Befehlen schleunigst wieder entfernte, worauf wir die Diener unseres Leibes machten und dessen Anforderungen gehorchten. Zuerst war es die einfache Wasserkunst, die wir an uns ausübten, die uns auch auf der Stelle mit allen gehabten Mühen und Strapazen der Reise aussöhnte; die trockenen Kehlen wurden erfrischt, und bald trillerten und brummten wir wieder nach gewohnter Weise alle mögliche Trümmerstücke der verschiedenartigsten Lieder.

Das Essen, welches der Zimmerkellner während der Wäsche aufstellte, war uns ordentlich zur Last, da wir an unsrem Wasservergnügen noch nicht satt hatten. Nach und nach wurde aber doch alles fertig, die Mantel- und Zwerchsäcke beseitigt, nachdem ihr Inhalt gehörig und ordentlich untergebracht war. Die Siesta fiel heute noch schlechter aus als in Krajowa, und reducirte sich einfach auf ein zweistündiges Dolce-farniente. Dieses unterbrach endlich der artige Logofet, indem er B., mit dem er als stammverwandter Bulgare sogleich nähere Freundschaft geschlossen hatte, ein bulgarisches Buch überbrachte, dessen Inhalt, wie er sagte, genau genug darthue, daß die Walachen eigentlich bulgarischen Ursprungs seyen. „So ist auch hier im fernen Osten Europa's noch keine Ruhe,“ dachte ich, „mit diesem patriotisch-nationalen Unfug, der, wie die Cholera ihrer Zeit von Osten, Europa von Westen her überzog.“

Es ist im Ganzen damit nichts anderes als eine engherzige nationale Eigenliebe, die Vorzüge des eigenen Volkes zu erheben und die der anderen herabzusetzen. An sich nicht besser als das kleinstädtische, philisterhafte Keifen der einzelnen Familien um die Alleinherrschaft auf diesem oder jenem Flecken der Welt. Welchen Zweck kann es haben, darzuthun, daß eine Nation von der andern abstamme als etwa daraus schließen zu können, daß sie dessen und dessen noch fähig seyn könnte, nicht aber ideale Vorzüge darauf zu bauen oder gar geschichtskräftige Gründe für das Besitzrecht an einen Grund und Boden damit darthun zu wollen; wer darauf sitzt und arbeitet, soll ihn haben. Ob unter französischen, englischen, deutschen, russischen oder türkischen Gesetzen und Institutionen, darauf kommt es viel weniger an als auf die Kraft, womit die Scholle emancipirt, bebaut und im Nothfall vertheidigt wird. Der Logofet konnte sich übrigens im Lob über sein Buch über die Triftigkeit der darin aufgeführten Gründe nicht erschöpfen, während B., der das Gespräch immer dolmetschte, denn es wurde serbisch verhandelt, den Schluß machte, daß ich dem patriotischen Bulgaren durch B. sagen ließ, daß die Serben und Illyrier des Banats auf dieselbe Glorie Anspruch machten, und daß auch sie Bücher geschrieben hätten, um sich die Stammvaterschaft der Walachen anzueignen, und es seye jedenfalls für letztere außerordentlich ehrenvoll, wenn sich würdige Nationen so heiß darum annähmen. Auf dieses schien er nicht gefaßt gewesen zu seyn, denn er brach ab und fragte, denn er hatte Hotellebensart genug, ob wir nicht Lust hätten, heute Abend eine Reunion im warembergischen Garten zu hören. Er nannte Wist, einen trefflichen Capellmeister, und meinte jedenfalls, daß wir die Gelegenheit nicht hinauslassen sollten, diesen zu hören und dabei die schöne Bukurester Welt versammelt zu sehen. Dieser Zuspruch war natürlich für zwei Fremde, die gekommen waren die Hauptstadt des Landes kennen zu lernen, bündig genug, und da wir des Wegs nicht kundig waren, bestellten wir einen der beiden Hausfaker, was der gesellige Bulgare sogleich besorgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cochenillezucht in Algier. Nach dem Akhbar vom 22 März hat der Präfect Proben in Algier gewonnener Cochenille nach Marseille gesandt, wo sie als ausgezeichnet gut befunden worden sey.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 93. 18 April 1850.

Ein Abenteuer in den Wildnissen Australiens.

Von Lieutenant Edenborough.

Als ich vor etlichen Jahren in den Wildnissen von Maneru in Neusüdwales, 300 englische Meilen von Sydney entfernt, meine Hütte errichtet hatte, war mein sehnlichster Wunsch tiefer in das Innere des Landes zu dringen und dabei einige Abenteuer unter den dortigen Wilden zu erleben, welche jeden Weißen für ihren Feind halten. Ein Officier vom vierten Regimente, der denselben Wunsch wie ich hegte, verband sich mit mir; wir ließen unsere umherlaufenden Pferde einfangen, und mit Sonnenaufgang an einem heißen und schwülen Tage zogen wir auf unsere Entdeckungsreise aus. Der geneigte Leser wolle sich nun zwei junge, wild und unerschrocken aussehende Männer denken, „bärtig wie ein Pardel", zu Pferde und hinter sich ein Bündel, bestehend aus einer wollenen Decke, worin ein einziges Hemd, ein Paar Socken und Stricke zum Spannen der Pferde, dabei bewaffnet mit einem Paar zuverlässigen Pistolen und einer Flinte, welche wie der Karabiner des Cavalleristen am Sattel befestigt war, nebst Patronen und Flintensteinen; so viel Thee, Zucker und Branntwein als nöthig, um bis zur nächsten Niederlassung auszureichen, etwas Rindfleisch und kalte Mehlklöße, „Dampers" genannt, hatten wir zu unserer Reise von wenigstens 500 Meilen mitgenommen, und dieser Vorrath sollte uns nebst dem Wilde, welches wir unterwegs schießen würden, ernähren; endlich hatten wir noch zwei Kochgeschirre von Blech bei uns. So ausgerüstet durchritten wir die weiten, fruchtbaren Ebenen jenes Districts, eine Gegend, welche den Freund schöner Landschaften entzücken muß, denn die schneebedeckten, anscheinend kahlen Berge in der Ferne, welche den großen Urwald zu ihren Füßen überragen, die zahlreichen Heerden halbwilden Hornviehs darin umherschweifend, und hie und da ein einsamer Schäfer, seine Heerde bewachend, gaben ein sehr romantisches Bild. Unser Weg führte durch Berg- und Felsenschluchten, wo Schaaren von Kibitzen laut kreischend uns umflogen oder dann und wann ein Adler hoch über unserm Kopfe majestätisch in den Lüften sich wiegte und so uns anzeigte, daß in unserer Nähe ein gefallenes Thier liegen müsse. Um Mittag kamen wir an einen sehr gefährlichen Waldstrom, der Schneefluß genannt, der durch seine Untiefen und durch die Bäume, welche von seinen Wassern heruntergeschwemmt werden, das Grab so manches kühnen Reisenden geworden ist. Schon manche haben ihr Leben verloren, wenn sie beim Uebersetzen über diesen Fluß unvorsichtig waren und auf tiefe Stellen geriethen oder in die schwimmenden Baummassen sich verwickelten. Als wir den Fluß erreichten, fanden wir solchen bis zum Uferrande angeschwollen und von rasender Strömung, denn die Hitze an diesem Tage hatte den Schnee auf den Bergspitzen geschmolzen und in großen Fluthen hinabgespült. Ermüdet von der Reise und erschlafft von der Hitze, nahmen wir unsern Pferden Sattel und Gepäck ab und ließen sie mit gefesselten Füßen auf dem Rasen des Ufers weiden; dann zündeten wir ein Feuer an, um unsern Thee zu bereiten, welcher mit Rindfleisch und Mehlklößen ein frugales Mahl bildete, das aber von uns mit dem Appetit eines Gourmands verzehrt wurde. Bei einem Glase Branntwein mit Wasser gemischt und bei der brennenden Pfeife, hielten wir darauf Kriegsrath über unsern Weitermarsch und beschlossen sofort aufzubrechen, um wo möglich noch vor Untergang der Sonne die in der Ferne sichtbaren Berge zu erreichen, wo wir unser Nachtlager aufschlagen wollten. Bald saßen wir wieder auf, spornten unsere Pferde in den Waldstrom und landeten ungefährdet, wenn auch tüchtig durchnäßt, am jenseitigen Ufer. Da hier kein Pfad sich zeigte dem wir folgen konnten, so mußten wir uns nach dem Compaß richten; zugleich untersuchten wir unsere Waffen und fanden sie trotz unseres Flußbades in gehöriger Ordnung, denn hier, wo wilde und gefährliche Ureinwohner sich aufhalten, mußten wir auf einen Angriff vorbereitet seyn. Nach einem beschwerlichen Ritt über rauhen Boden gelangten wir bald nach Sonnenuntergang auf die Spitze eines Berges, wo wir zu übernachten beschlossen; wir hatten einen Ritt von 50 (engl.) Meilen gemacht. Wegen der Nähe der Wilden durften wir kein Feuer anzünden, um uns ihnen nicht zu verrathen, und nachdem wir die Reste unsers Mittagmahls verzehrt, auch unsere Thiere gekoppelt hatten, legten wir uns in unsere Decken gehüllt und den Sattel unterm Kopfe nieder, und waren bald fest eingeschlafen. Als wir beim Anbruch des Tages erwachten, waren unsere Pferde nirgends zu sehen, bis wir endlich ihre Spur fanden, und dieser nachgehend die Thiere ein Paar Meilen weit auf unserm gestrigen Wege zurück, den sie trotz ihrer Fesseln gemacht hatten, antrafen. Nach einem kurzen Frühstück setzten wir unsere Reise fort und über die schneebedeckte Spitze des Berges, wo der schmelzende Schnee und Koth fast über den Pferden zusammenschlug, und kamen so an den Punkt, wo wir von der Höhe hinabsteigen wollten. Aber hier sah es so gefährlich und furchtbar aus, daß wir im Begriff waren wieder umzukehren, bis wir endlich den Muth faßten auf alle Gefahr vorwärts zu gehen. Wir stiegen ab, trieben die Pferde die Höhe hinab, und rutschten selbst einen Abhang von fast 400 Fuß Tiefe, der beinahe in einem Winkel von 45 Grad war, herunter, wobei wir denn etliche blaue Flecke und unsere Thiere Verletzungen in die Hacken bekamen.

Digitized by Google

Dann stiegen wir wieder zu Pferde und ritten durch dichte Gebüsche, aber schweigend, denn ein Gefühl von Einsamkeit schien uns befallen zu haben, erzeugt durch den Gedanken, weit von civilisirten Menschen zu seyn und mit jedem Schritte unsern gefährlichen Feinden näher zu kommen. Doch bald verschwand dieses unheimliche Gefühl und machte unserer natürlichen Munterkeit Platz, so daß wir lachend, singend und scherzend weiter ritten und dadurch der Weg uns kürzer vorkam als er war. An einem Bache fanden wir Flüge von wilden Schwänen und Enten, und schossen einige der letztern zur Vermehrung unserer schmalen Provisionen, welche wir dann beim Mittagshalt an unserm Feuer geröstet mit Behagen verzehrten. Wir hofften noch vor dem Abenddunkel über den schönen Fluß Murrumbidschi setzen zu können, und trafen auf dem Wege dahin mehrere Heerden Känguruhs, welche, erschreckt durch die Nähe fremder Wesen in ihrem Gebiete, mit ihren komischen Sprüngen auf den felsigen Pfaden dahin eilten und uns sehr belustigten. Dabei wurden wir von einer Schaar wilder Hunde (eine Schakalart) gehörig geplagt, denn sie folgte unsern Fersen dichter als uns lieb war, bis mein Begleiter ihren Anführer todtschoß; das nahmen dann die übrigen als einen Wink, daß wir ihre Gesellschaft nicht liebten, und schlichen weg. Papageien, Kakadus und Wachteln sahen wir in Menge, und wenn wir einen kleinen Teich antrafen, so war er gewöhnlich bedeckt mit wilden Enten, zuweilen auch mit schwarzen Schwänen und mit wunderschönen Wald- und Bergenten.

Unsere Reise ging durch den unendlichen Urwald von Gummibäumen (einer Mimosenart), denn in Australien sieht der Wanderer auf Strecken von mehrern hundert Meilen fast nur diesen Baum, und zuweilen den Eisenholzbaum, beide immergrün, oder richtiger gesagt, immerbraun, wodurch das sonst so schöne Land in manchen Gegenden sehr monoton wird. Wir hatten indeß dann und wann fruchtbare Striche, bedeckt mit üppigem Grase, von fast einer englischen Meile Breite zu durchziehen, in welchen kleine Heerden von wildem Hornvieh sich aufhielten, welche in rasendem Galopp forteilten, wenn sie uns kommen hörten. Mit der sinkenden Sonne erreichten wir das Ufer des Murrumbidschi, der wie alle Flüsse die wir passirten — und ihrer waren nicht wenige — hoch angeschwollen war. Da unsere Pferde von der langen Reise, etwa 60 engl. Meilen, gänzlich erschöpft waren, so beschlossen wir heute Abend nicht mehr über den Fluß zu setzen, denn er war breit, gefährlich und von starker Strömung, hielten aber dagegen für rathsam, daß einer von uns hinüberschwimme, um am jenseitigen Ufer eine Stelle auszusuchen, wo am andern Morgen die Pferde landen könnten. Wir loosten darum, wer es unternehmen solle, und das Loos traf mich. Ich mußte rüstig schwimmen und wurde doch wohl 300 Fuß weit durch den Strom fortgetrieben, fand aber endlich einen Landungsplatz und kehrte dann zurück. Nun wusch ich das Hemde, welches ich getragen hatte, wie unsere tägliche Gewohnheit war, und der Leser mag sich über unsern geringen Vorrath von Wäsche nicht wundern, denn auf einer langen Reise ist jedes Pfund Gepäck mehr lästig, und wir hatten uns nicht unnöthig belasten wollen; dann aßen wir zu Abend und sehr ermüdet legten wir uns zur Ruhe.

Mit Tagesanbruch ging es weiter, und wir hofften, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten sollten, einen eben so langen Ritt wie in den beiden ersten Tagen zu machen, um eine „kleine stille Grogkneipe", wie man in Australien sagt, zu erreichen, und dort Landsleute zu treffen. Ehe wir 10 Meilen geritten waren, kamen wir in eine niedrige, sumpfige Gegend, welche sich wohl 10 Meilen weit ausdehnte. An einem mit Trinkwasser gefüllten Loche stillten wir unsern, durch die glühende Sonne erzeugten, fast unerträglichen Durst, genossen einen Bissen und ritten wieder weiter, eine Meile Weges nach der andern ohne Wasser zu finden, so sehr uns danach wieder verlangte. Endlich kamen wir an eine kleine Höhlung, worin zwar Wasser war, aber fast ausgetrocknet und vermischt mit Blättern der Gummibäume und Gewürme scheußlich von Gestalt. Fast wahnsinnig vor Durst sprang ich vom Pferde, warf mich zur Erde und trank von dem eckelhaften Wasser, das bitter wie Galle schmeckte, bis mein Freund mich emporriß. Wir glaubten jetzt unserm Nachtlager nahe zu seyn, weil die Sonne zum Untergange sich neigte, aber wir sahen keine Wohnung weit und breit; da rief mein Reisegefährte plötzlich voll Freude, er sehe in der Ferne Licht, und zeigte nach der Richtung. Wir waren eben beim Uebersetzen eines Baches, der an beiden Seiten mit hohen Bergen umgeben war, und darunter mußten wir entlang reiten, um unser Ziel zu erreichen. Es blinkten mehrere Lichter aus der Ferne her und das machte mir klar, daß es das Haus nicht seyn konnte wo wir rasten wollten. Ich war der Ueberzeugung, daß in einer kleinen Hütte so viele Lichter nicht seyn würden, und äußerte meine Besorgniß, daß wir den Kopf geradezu in den Löwenrachen steckten. Mein Freund verlachte meine Zweifel und Besorgnisse, und wollte die verschiedenen Lichter daraus erklären, daß Führer von Ochsenkarren um mehrere Feuer sich gelagert hätten. Aber je näher wir kamen, je mehr bestätigte sich mein Verdacht, und endlich mußte mein Reisegefährte mir Recht geben; wir hielten und sahen uns verlegen an, denn umzukehren war fast unmöglich wegen der Felsen an beiden Bachufern und wegen der Entkräftung unserer Thiere, aber es war keine Zeit daran zu denken, und wir beschlossen näher zu reiten, und wenn es Kärrner wären, den Weg von ihnen zu erfragen, trafen wir aber ein Lager der Wilden, so blieb uns nichts anders übrig als mitten hindurch zu sprengen. Wir schroben die Läufe unserer Flinten von den Schaften los, um eine tüchtige Stoßwaffe zu haben, banden den Schaft an die Koppelstricke, nahmen eine Pistole in die Hand, hatten die andere gespannt im Sattelhalfter und ritten vorwärts bis zu einer Krümmung des Baches, wo wir von unsern Feinden, den Wilden, keine hundert Fuß entfernt waren. Das Geräusch unserer Tritte hatte sie sichtlich unruhig gemacht, aber es blieb ihnen keine Zeit zum Ueberlegen, denn plötzlich waren wir mitten unter sie gesprengt, und nur einige hatten Zeit gehabt ihre Speere zu ergreifen, welche in einem Haufen in einer Ecke standen. Mit rasendem Geschrei flogen die Weiber vom Feuer empor, denn unser Angriff kam so plötzlich und heftig, daß sie, es waren ihrer wohl 200, überfallen wurden. Indem ich meine Pistole in den Haufen abschoß, sah ich einen Wilden mit einer Keule neben mir, und warf nun die Pistole mit solcher Kraft in sein Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Nun zog ich den Flintenlauf, welchen ich in den Halfter gesteckt hatte, hervor, und schlug damit gewaltig um mich, so daß ein Paar Wilde niederstürzten. Jetzt war mein Freund, welchen ich beim Beginn des Gefechts aus den Augen verloren hatte, bei mir, und nun beide rechts und links dazwischen schlagend, werden wir ein Paar unserer Feinde wohl getödtet, gewiß aber mehrere Knochen zerschmettert haben. Fast wären wir aber doch einmal überwältigt worden, allein die gütige Vorsehung, die so oft über mich gewacht hat, schützte mich auch hier. Ein Hurrah

Digitized by Google

meines Freundes gab mir frischen Muth, und wir sprengten durch das Lager der Wilden. Aber unsere Pferde waren von dem Geschrei und Geheul der Wilden in solche Angst versetzt, daß wir nur mit Mühe sie vorwärts bringen konnten, besonders scheute das meinige, sprang in ein Feuer und schlug so gewaltig hinten aus, daß die Brände nach allen Seiten umherflogen. Die Wilden verfolgten uns noch ein Paar Schritte und schleuderten Speere und Streitäxte in Menge uns nach, aber erst außer ihrem Bereich hielten wir an, und nun fand ich, daß mein Pferd am Beine schwer verwundet war und stark blutete. Ich selbst war auch nicht ganz unversehrt davon gekommen, denn eine Streitaxt hatte meine Schulter getroffen, und mein Freund fühlte eine Wunde von einem Speer oder einer andern spitzen Waffe im Fleische des Schenkels, auch war sein Pferd so schwer verwundet wie das meinige, und das war von Wichtigkeit für uns. Wir mußten deßhalb die Thiere führen und einen beschwerlichen Marsch von etwa zwei Stunden machen, bis wir zu unserm langersehnten Nachtquartier kamen. Es war eine von Feldsteinen erbaute Hütte mit einem Dache aus der Rinde der nahestehenden Bäume verfertigt, und luftig genug, denn der Wind pfiff durch unzählige Ritzen der Wände. Diese Hütte bestand aus zwei Gemächern, und aus dem Raume unter dem Dache, das bis auf eine Höhe von 5 Fuß zum Erdboden sich herabsenkte, wo auch zwei Kammern sich befanden. Zwei große Steine, worauf brennende Baumklötze lagen, stellten den Herd vor, und ein großes Stück Rindfleisch schmorte an diesem Feuer. Die Möbeln bestanden aus zwei oder drei plumpen hölzernen Schemeln, einem Tisch und etlichen an der Wand befestigten Brettern, worauf ein Paar Blechgefäße und einige schmutzige Messer und Gabeln lagen, nebst einem ungeheuren Mehlkloß, so heiß wie er eben aus der Asche gekommen war. In der Hütte waren drei wildaussehende Ansiedler mit so gewaltigen Bärten, daß wir sie fast nicht wieder erkannt hätten, obgleich wir mit ihnen in England genau bekannt gewesen waren, dann sechs oder sieben Viehhüter derselben, der Wirth und seine Leute. Als sie unsern kläglichen Zustand sahen, fragten sie theilnehmend nach der Veranlassung und waren kaum zurückzuhalten, das Lager der Wilden anzugreifen, nachdem wir unser gefährliches Abenteuer ihnen erzählt hatten. Auf dem Tische stand eine große Schale voll Milch und daneben eine Flasche Rum; die Versuchung war für mich zu groß, ich goß eine Portion Rum in die Milch und trank diese in einem Zuge aus. Das Getränk schmeckte mir so köstlich, daß ich es nie vergessen werde, denn der Contrast zwischen diesem und dem scheußlichen faulen Wasser, welches ich vor unerträglichem Durst getrunken hatte, war zu groß. Dann kam unser Mahl, bestehend aus gutem Fleisch, dem wir alle Ehre erzeigten, und auch dem Rum unsers Wirths wurde gehörig, vielleicht ein Bißchen zu viel zugesprochen, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn alte Freunde sich wieder sehen. Da unser Wirth solche Luxusmöbeln, wie Betten, nicht besaß, so streckten wir unsere müden Glieder auf dem Fußboden aus, sagten am Morgen bei Sonnenaufgang unsern Freunden ein Lebewohl, und zogen weiter. An diesem Tage ereignete sich auf unserer Reise nichts Bemerkenswerthes, als daß wir fünf abgeschnittene Köpfe von Wilden neben einander an einem Baume hängend sahen, welche ein Paar Tage zuvor in einem Gefechte mit einer Schaar Weißer getödtet waren. Am Abend kamen wir zu der Ansiedlung meines lieben Freundes Fowler, die an dem Ufer des Murrayflusses, des herrlichsten Stromes von Neusüdwales, gelegen.

Manufacturen in Indien.

Man macht sich in der Regel kaum einen Begriff von der Noth und dem Elend, das die englische Herrschaft über viele Theile Indiens gebracht hat. In der Correspondenz, welche vor jetzt bald 40 Jahren zwischen dem General-Gouverneur und der ostindischen Compagnie geführt wurde, heißt es unter anderem, daß noch im Anfang dieses Jahrhunderts die ostindische Compagnie 6—8 Mill. Stücke Baumwollzeug zur Ausfuhr aus Indien von den indischen Webern bekam. Da diese auch noch den Verbrauch Indiens liefern mußten, so kann man die unermeßliche Masse Arbeit berechnen, die damals noch in Indien im Gang war; dieß ist fast alles zu Grunde gegangen durch europäische Maschinerie auf der einen, die Aufhebung der Eingangszölle in Indien und Auflegung von Zöllen auf indische Waaren in England auf der andern Seite. Jetzt steht England einem verarmten Volk gegenüber, bei welchem, wie in Irland, kein Mittel verfangen will. Es ist ein auffallender Umstand, daß man die Engländer über die Faulheit der Irländer in Irland klagen hört, während dieselben Irländer in England und in Amerika hart arbeiten und sich gut durchbringen. Dasselbe Urtheil fällt man über die Hindus. Der Mofussilite (s. Indian News. 22 März) hebt den Umstand heraus, daß die Culis, welche eben nicht zu den bessern Classen in Indien gehören, von Westindien, wo ihre Arbeit begehrt und sie gleich andern Arbeitern geschützt sind, fleißig und ausdauernd arbeiten, so daß man den apathischen, nichtsnutzigen Reiot mancher indischen Provinzen kaum darin erkennen sollte, aber die Arbeit ist so unwerth in Indien, daß ein Mann kaum das nackte Leben durchbringt, und der Landbauer sich nicht anstrengen mag, weil ihm die drückenden Steuern und deren Erhebungsart doch wieder alles entreißen.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nun war noch eine Lücke des Tages auf nützliche Weise auszufüllen, denn das Concert begann erst Abends zwischen 7 und 8 Uhr; ich nahm deßhalb das Tagebuch vor, schrieb mit einigen Schlagwörtern das Gesehene hinein, und fügte ein Paar flüchtige Skizzen bei. Später öffnete ich die Fensterladen, da die größte Hitze des Tages vorüber war. Vor allem wünschte ich die Nachbarschaft ein wenig kennen zu lernen, um es dem ersten Bild, welches ich mir beim Hereinfahren in die Stadt von demselben eingeprägt hatte, gleichsam als eine Specialtype beizusetzen.

Der Han, in welchem wir uns befanden, liegt unfern von dem Gassengewebe der Tscharschia und an einem kleinen Platze, welchem er seine Hauptseite zuwendet. Von da führt ein Durchgang in die sogenannte Leipzigergasse, die einzige Straße, von welcher ich in Bukurest einen Namen hörte; sie erhielt ihn von den vielen Handelsgewölben, die sich darin befinden und Leipziger, d. h. überhaupt Ausländerwaaren führen. Der Durchgang dazu, vom Han Simeon aus, ist sehr rein gehalten und zwei Reihen schattiger Platanen vollenden das Eigenthümliche des Bazars von Bukurest, denn er ist es, wo die reichsten hiesigen Kaufleute ihren Markt haben. Besonders befinden sich da Niederlagen von Spezereien und Colonialwaaren, deren erotischer Geruch das ganze noch fremdartig reizender macht. Zu ebener Erde befindet sich im Han ein sehr besuchtes Kaffeehaus; man trifft hier Griechen, Zigeuner und Walachen, die theils Billard, Karten oder Domino spielen oder ganz passiv dasitzen, den Tschibuk oder das Schlangenrohr des Nargileh an den Lippen. Ein alter Grieche hält die ganze Kaffee- und Gasthausunternehmung im Stand, und sitzt den ganzen Tag regungslos in einem geschlossenen Stuhle, die Casse vor sich, mittelst welcher er auch Wechselgeschäfte versieht. Die ganze Einrichtung hat sehr viel türkisches, Billard, Spieltische, Sitzbänke, Kaffeeherd, ein mächtiges Gluthbecken für die rauchenden Gäste, große Reihen von Tschibuken und 6—8 Nargileh's machen die Geräthe dieser Kafferie aus. Auf den Straßen ging es bunt und lärmend zu, da sich alle möglichen Ausrufer mit ihrem Geschrei unaufhörlich ablösten; außer einigen schönen flachen, mit Kupfer gedeckten Dächern, darunter eines mit zwei Flaggenmasten irgend einem Consulat angehörig,

Digitized by Google

sah ich noch in die Fenster eines gelbangestrichenen Hauses. An einem derselben, saß eine blasse Frau am geöffneten Fenster, ihre uninteressanten Züge gehörten wohl einer Gräkovlachin an. Sie schien höchst verdrießlich und in Affect mit jemand im Zimmer zu sprechen, indem sie mit den Händen ihren Worten heftig Nachdruck gab; aus ihren Zügen sprach weder Glück noch Zufriedenheit, sie waren so, wie man sie in Städten besonders viel sieht, und hierin schien mir auch Bukurest keine Ausnahme zu machen. Der erste Eindruck von dieser Stadt ist mir nach allem Besinnen und Erwägen geblieben.

Ich hätte gewünscht Bukurest vor Krajowa zu sehen, der Eindruck dieser großen Stadt wäre alsdann wirklich schlagender gewesen, so aber war ich mit dem Bilde einer russisch-orientalischen Stadt schon mehr vertraut, und der Anblick der vielen Kirchen mit ihren kleinen unbedeutenden Thürmchen überraschte mich nicht mehr. Letztere sind fast durchgängig nichts anderes als bretterverkleidete, theils bemalte, theils mit Weißblech überzogene Glockenstühle. Im Uebrigen bietet Bukurest dasselbe Bild wie Krajowa, nur in allem größer und großartiger. Nach den neuesten jetzt verzeichneten Planen zählt diese alte Hauptstadt der Bojaren und Generalversammlung von Kirchen und Klöstern deren über vierhundert, eine Ziffer die bei einer Stadt von 80,000 kaum glaublich klingt, wenn man aber die Kleinheit und Winzigkeit dieser Gotteshäuser betrachtet, so würde man auch nicht staunen, wenn es sechshundert wären. Die Bauart der Häuser aus Holz ist orientalisch, in einer Hinsicht aber unterscheidet sich Bukurest und andere walachische Städte von dem orientalischen Straßenbau jenseits der Donau, daß nämlich sämmtliche Straßen mit Holz gebrückt waren. Hienach läßt sich russisch-orientalisch und griechisch oder türkisch-orientalisch unterscheiden. Noch findet man in den Vorstädten von Bukurest einzelne Ueberbleibsel dieser Brückenhölzer, die der Länge nach auf hölzerne Joche gelegt waren. Dem Namen nach begegnet einem diese Straßenbauart noch durch die ganze Stadt, denn die einzelnen Theile heißen noch immer Brücke so und so, also potu Moguschoe, potu Bëilik, potu tirgu de afara u. s. f. Erst der frühere Fürst Ghika ließ die Stadt gegen die Wünsche der Bojaren pflastern; diese behaupteten, daß ihre Pferde auf dem Steinpflaster zu Grunde gehen würden. Der Fürst setzte es indessen durch, und jetzt ist so ziemlich die ganze Stadt gepflastert. Uebrigens war die alte Weise mit Holz festen Grund in den Straßen zu schaffen, eine der theuersten, denn jedes Brückenholz kostete einen Silberzwanziger, und fast durchgängig mußten alle jährlich mit neuen ersetzt werden.

Die Bevölkerung von Bukurest ist so bunt als sie immer seyn kann, und doch sieht man hier verhältnißmäßig sehr wenig Türken, die hier im Vergleich zur serbischen Hauptstadt mehr die Rolle von Verdrängten spielen. Uebrigens begegnet man allen Nationalitäten Europa's, besonders aber treten, außer den Eingebornen und orientalischen Verwandten, Franzosen und Deutsche hervor, die förmlich um die Zuneigung der Walachen buhlen und zwar beide in ihrer Art: die Franzosen ächt romanisch prahlerisch, geschickt ein glänzendes Aeußeres zu zeigen, worin sie ihre Verwandtschaft zum Walachen beurkunden, der sich deßhalb auch zu ihnen neigt, bis er findet, daß die Freundschaft doch keinen wahren Boden hat. Der Deutsche dagegen, einzig seinen Zweck im Auge haltend und auf seine Weise verfolgend, kümmert sich wenig wie es dem Walachen zusagt, weßhalb er häufig mit ihm zusammenstößt: dieser aber, die Kernhaftigkeit seines Charakters und seines Wirkens wohl erkennend, kann ihn zu gut brauchen als daß er sich ganz von ihm abwenden möchte. Ja, man kann sagen, es hat sich bereits unter der walachischen Nation selbst eine deutsche Partei gebildet, wie sich andererseits die ganze höhere Classe französischer geselliger Bildung in die Arme warf. In welchem Grade dieß der Fall ist, hatten wir Gelegenheit gleich heute Abends im warembergischen Garten mitanzusehen. Die Stunde dazu hatte geschlagen, der Wagen war vorgefahren und der Kutscher in russischer Tracht harrte auf seine Ladung, welche in uns bestand; wir waren fertig, und schnell rollte der leichte Wagen über das Pflaster der Leipziger Gasse, bog links und rechts aus, um uns über eine Dimbowitzabrücke an Ort und Stelle zu bringen. Die Dimbowitza, ein stets trübes aber reißendes Gebirgswasser, dessen Charakter sich auch hier in der Ebene noch nicht verläugnet, gehört zu Bukurest, wie die Seine zu Paris, die Themse zu London oder die Donau zu Wien, denn sie ersetzt der Stadt mit ihrem Flußwasser die mangelnden Brunnen. Ein Heer von Wasserkärnern ist ihr Dank pflichtig. In den meisten Häusern sind zu dem Behuf eigene größere Wasserbehälter aufgestellt, wo das trübe Element mittelst eines geringen Zusatzes von Alaun geläutert wird.

Auf solche Weise ist also die Dimbowitza eine Lebensader für Bukurest, und kein Wunder, wenn seine Bewohner das Lied von derselben mit aller Liebe und Wäreme aufnahmen und als Volkslied vielfach singen. Auch ich will es dem geneigten Leser nicht vorenthalten, und setze es in ungereimter Uebersetzung bei.

An die Dimbowitza.

Vom Gebirge fließt zu Thale,
Einer kleinen Quelle Fluth,
Die durch's weite Land sich schlängelt,
Leise murmelnd vor sich hin;
Dimbowitza, süßes Wasser,
Wer es trinkt, kann's nicht verlassen!

Zeiten gehen, Wasser fließen
Nimmer kehrt, was einmal hin,
Dieser Quell doch war und ist noch
Und wird bleiben alle Zeit!
Dimbowitza ꝛc. ꝛc.

Dimbowitza, süßes Wasser,
Rinnest unaufhörlich fort,
Wer dein Wasser einmal kostet,
Reißt sich nimmer von dir los!
Dimbowitza ꝛc. ꝛc.

Kühler Quell, ein heißes Sehnen,
Zieht von Ferne mich zu dir,
Schaffst dem Wandrer und dem Fremden
Um dich her ein Vaterland!
Dimbowitza ꝛc. ꝛc.

Strom mit deinen süßen Wellen,
Gerne sing' ich dir dein Lob,
Ström' hinunter, wo du endest,
Rausche fort ohn' Unterlaß!
Dimbowitza ꝛc. ꝛc.

Wie behaglich gerade bei der Brücke, über welche wir das muntere Wasser passirten, hatte sich ein großes Kaffeehaus aufgethan, da saß unter leichter Zeltbedeckung eine Menge Gäste, stumm den Tschibuk am Munde und die Augen am Spiel der Wellen vergnügend. Hier ist auch ein Punkt, von dem aus die Stadt eine äußerst malerische Ansicht bietet, die kein Fremder unbeachtet lassen sollte. In dem Augenblick war es noch besonders merkwürdig, da den Vordergrund zu diesem Bilde eine sehr belebte Scene bildete. Hunderte von Arbeitern waren nämlich thätig am Bau für ein großartiges Dampfhebewerk, womit in Zukunft das Dimbowitzawasser durch die ganze Stadt geleitet werden soll. Das Werk wird von den französischen Technikern ausgeführt, und muß jedenfalls durch seine Großartigkeit interessiren. Das Banater Eisenwerk Rußkberg liefert sämmtliche gußeiserne Leitungsröhren dazu, von denen wir bereits ein bedeutendes Quantum aufgehäuft sahen. Die Röhren haben, wenn ich mich recht besinne, etwa acht Zoll innere Lichte und werden durch die ganze Stadt vertheilt. Nun läßt sich denken, welche Wassermassen dadurch in Bewegung gebracht werden müssen. Wenn die Ausführung dieses Werkes so ehrenvoll für die Techniker seyn wird, als es der Gedanke für die dermalige Regierung ist, so darf man der täglich sich verschönernden Hauptstadt Glück wünschen. Freilich erfahren die armen Wasserfuhrleute dabei den gewinnfressenden Druck neuerer Technik und neueren Maschinenwesens. Mit dem fertigen Dampfhebwerk geht dann eine stereotype Gilde von Bukurest zu Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenopfer bei den Khonds. Die indischen Blätter (s. Indian News. 2 April) berichten, daß die Bemühungen die Menschenopfer bei den Khonds abzuschaffen (s. Ausland Nr. 42 ff) fortwährend von günstigem Erfolg gekrönt sind und ein Lieutenant Frye glücklich in die Fußstapfen Macphersons getreten ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 94. 19 April 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Täbris.

Täbris ist, wo nicht dem Umfang nach die größte, gegenwärtig die ansehnlichste und auch volksreichste Stadt in Persien; ehemals hieß sie Schah-estan, der Königsplatz. In den Kriegen zwischen Persern und Türken wurde sie mehrmals erobert und wieder genommen und öfter durch Feuer und Schwert verheert, unter anderm im Jahre 1725 durch Osman Pascha, der damals 200,000 Menschen über die Klinge springen ließ, was die Angabe Chardins, nach welchem die Bevölkerung zu seiner Zeit 500,000 Seelen betrug, einigermaßen zu bestätigen scheint.

Täbris, welches ich nun zum drittenmal besuchte, liegt unter 36° der Breite, 4500′ über dem schwarzen Meere und enthält jetzt noch beiläufig 140,000 Einwohner. Letztere beiden Ziffern lassen sich jedoch nur annäherungsweise verstehen, da, so viel ich weiß, die bisherigen Messungen bloß mittelst des siedenden Wassers vorgenommen wurden und noch keine Volkszählung stattgefunden. Nördlich lehnt es sich, durch die Vorstadt Esirchab an das Kahangebirg, über welches in der Entfernung von 10 Farsang die Gebirge von Qaradagh sich erheben, südlich und östlich wird sein Weichbild durch die kahlen Hochflächen begränzt, welche in ersterer Richtung nach den Gebirgen von Maragha und in der zweiten nach dem Koflan-Koh führen, der Gränzscheide zwischen Aserbeidschan und Irak-Adschemi; westlich entrollt sich eine ungeheure Ebene, die bis an den See von Urmiah und das Gebirg von Choi sich erstreckt.

Die Stadt, oder was man gemeiniglich hier wieder „die Festung" nennt, hat eine doppelte Ringmauer, 20′ hoch, mit Doppelthoren und einem Graben, 20′ tief, 20 bis 30′ breit und 10 bis 20 von dem Wall entfernt. Die Ringmauer ist von Kleiberlehm, oder gestampfter Erde mit Kurzstroh vermischt (ein Material, das in einem so trockenen Klima allen Bauten große Haltbarkeit gibt), die sie flankirenden Thürme sind aus Luftziegeln erbaut. Mauern und Thürme sind sehr im Verfall, zeigen zahlreiche und bedeutende Risse, und wären in keinem Fall im Stande eine Belagerung auszuhalten.

Die Citadelle oder Ark, durch einen von dem Nübarthor auslaufenden Sporen mit der Stadt verbunden, bildet das Vorwerk des Befestigungssystems. Der ansehnlichste Bestandtheil derselben ist ein hoher, quadratförmiger Thurm aus Backstein, dessen Bau sehr alt seyn soll und der Sultanin Sobeide (Subtel-Chatun), Lieblingsgemahlin des Chalifen Harun-Erraschid, zugeschrieben wird. Dieses ist zugleich das einzige Gebäude, durch welches die Stadt in einer gewissen Entfernung sich zu erkennen gibt. Diese hat acht Thore, nämlich: Derwase-i-Bagh-Mesche, Derwase-i-Gheiewan, Derwase-i-Nübar, Derwase-i-Begler-beg, Derwase-i-Ghedschil oder Angatsch, Derwase-i-Stambol, Derwase-i-Dewedschi, Derwase-i-Esirchab; 9 Vorstädte, als: Bagh-Mesche, Gheiewan, Nübar, Leiliwa, Maß-chudie, Ghedschil, Istambol, Dewetschi. Esirchab, und die Stadt sammt den Vorstädten wird in folgende 14 Districte eingetheilt: Nübar, Mir-Mir, Tschahar-minar, Esirchab, Uchtürban oder Dewetschi, Emrachis, Gheiewan, Bagh-Mesche, Merdschi, Sindscheran, Hökn-Abad, Leiliwa, Derwase, Schesch-Kilan.

Es befinden sich im Raume der eigentlichen Stadt oder „Festung" 18 Karawanserais, als: Hadschi-Sseid-Hussein-Köhne, Hadschi-Sseid-Hüssein-Orta, Hadschi-Sseid-Hussein-Tase, Schah-Sade, Dschengin-Mirsa, Mirsa-Meti, Mirsa-Mahmud, Gürdschü. Schech-Kiasim, Mirsa-Dschellil, Ketschedschi, Mirsa-Scheßin, Qara-baghle, Mitrup, Schech-Listan, Schaldschi-Hadschi-Alepker, Iki-gaple-Mehmed-Hüssein, Chan. Einige darunter sind sehr schöne Gebäude, besonders die drei erstern, welche einen reichen Kaufmann Namens Hadschi-Sseid-Hüssein zum Eigenthümer haben. Es sind dieselben fast alle mit einem geräumigen Hofe nebst kleinen Gärten und Teichen in der Mitte versehen. In den Karawanserais befinden sich sämmtliche Gewölbe und Schreibstuben der einheimischen wie der europäischen Großhändler.

In dem letztgenannten Karawanserai Chan ist das Münzamt, unter welcher Bezeichnung man den Ort verstehen muß, wo russisches Geld — denn man scheint hier wenigstens kein anderes zum Ausmünzen bestimmtes Gold und Silber zu besitzen — in persische Valuta umgeschlagen wird. Man kann sich nichts einfacheres und primitiveres als diese Anstalt denken, die in mehrern, jedem zugänglichen, offenen Buden besteht. In der einen, die in eine Werkstätte verwandelt worden, werden die fremden Münzsorten in dünne Stangen eingeschmolzen, die man eben daselbst in kleine Stücke zerhaut, welche dann in Scheiben von der Größe und Dicke der zu prägenden Geldsorte geschlagen werden. Diese Formen kommen alsdann in eine andere Bude, wo man ihnen das Staatsgepräge aufdrückt; in einer dritten Abtheilung werden die zum Einschmelzen gelieferten Münzen abgewogen, in einer vierten das neugeprägte Geld in Empfang genommen und nachgewogen, und so fort. Für den Europäer, der eine derartige Anstalt nur unter Schloß und Riegel, innerhalb der hohen Mauern eines von Schildwachen umgebenen imponirenden Gebäudes begreift, ist es gewiß staunenswerth zu sehen, wie eine solche hier nicht mehr Umständen

Digitized by Google

unterworfen ist, als jedes andere Gewerbe oder jede andere Manipulation.

Wir finden außerdem noch gegen zwanzig Karawanserais in den verschiedenen Vorstädten, sie sind aber meistentheils unansehnlicher — obschon mehrere darunter sehr geräumig — als diejenigen in der Stadt, und haben hauptsächlich die Bestimmung, Kamel- und Maulthiertreiber nebst ihrem Vieh aufzunehmen.

Der Moscheen hat es hier an Hundert, die sich aber sammt und sonders weder durch ihre Geräumigkeit noch durch Pracht und Reichthum, oder durch architektonische Schönheit auszeichnen; als Ausnahme gilt Gök-Meschid (die von ihrem Gründer auch Dschehan-Schah-Meschid genannt wird) in der Vorstadt Chesewan, leider ist es aber nur noch eine Ruine. Das noch aufrecht stehende, prächtige Portal, der im Innern überall vorherrschende weiße Marmor, der nur mit der Glasur von blauem Grund (Tschini) abwechselt, deuten auf ein herrliches Denkmal der Vorzeit. Das äußere und Grundmaterial ist Backstein, mit einer Stuccatur bedeckt, welche aus einem in den umliegenden Gebirgen gewonnenen harten Thon, Aehäk, genannt, verfertigt, und auch in den bessern Privathäusern, besonders an den Mauern der untern Räume verwendet wird.

Die ansehnlichsten der Moscheen, wo noch Gottesdienst gehalten wird, deren Mehrzahl nicht einmal Minarete hat, sind: Kirk-bir-Ssütün-Meschid, oder der 41 Säulen, Imam-Dschuma-Meschid, Hadschi-Sseferil-Meschid, Hazzaret-Meschid, Sseid-Hamse-Meschid. Die letztere, in der Vorstadt Ssir-Chab gelegen, ist zugleich eine Zufluchtsstätte, in welcher selbst der größte Verbrecher vor jeder Verfolgung sicher ist. Es liegt jedoch in der Willkür der vor dem Thore aufgestellten Wächter, oder in derjenigen ihrer Vorgesetzten, den vor dem Arm des Gesetzes Flüchtenden aufzunehmen oder ihn ohne weiteres zurückzuweisen. Ich bin selbst zufällig Zeuge gewesen, wie ein solcher vom Thore der Moschee vertrieben wurde und dennoch seinen hart hinter ihm laufenden Verfolgern entwischte.

In ihrem Innern sind sämmtliche obengenannte Moscheen finster und niedrig, ohne alle Verzierung. Rings um den innern Raum des Hofes sind die Schulstuben, welche ich ohne Ausnahme immer wohl besetzt gefunden, und wo emsig gelehrt und gelernt wurde. Ueberhaupt ist es mit den Lehranstalten, namentlich mit der Elementarlehre, in Persien viel besser bestellt als im westlichen Nachbarlande, weßhalb man dort selten jemand trifft — in der Türkei ein häufiges Vorkommniß — der nicht lesen und schreiben kann. Es gibt außer jenen, zu den Moscheen gehörigen Schulen, noch eine Menge solcher öffentlichen Lehranstalten, namentlich in den Vorstädten, und ich habe auch dort in allen Lehrer und Schüler sehr fleißig im Geben und Empfangen des Unterrichts gesehen.

Der Fluß Bagh-Mesche, welcher die Stadt von Osten nach Westen durchströmt, hat zwar an einigen Orten ein breites Bett und soll im Frühjahr tief und reißend seyn, dagegen sinkt er im Sommer zum Verhältniß eines Baches herab. Sechs hochgewölbte steinerne Brücken führen über denselben.

Ein merkwürdiges Werk ist der große Wasserbehälter, Kirk-Ayaq genannt, der in der Stadt sich befindet, nie versiegt, und von welchem alle Wohnungen die keine Cisternen haben, oder denen das Wasser ausgegangen, durch Schlauchträger versorgt werden. Der Brunnen befindet sich in der Tiefe eines gähen Abhangs, mit einer Wölbung aus Backsteinen, und 56 breite Stufen führen zu demselben hinab. Das Becken ist ein Parallelogram von sehr geringem Umfang; es mag eine bedeutende Tiefe haben, die ich aber nicht ermessen konnte, da es beständig von schmutzigem Volke, besonders weiblichen Geschlechts, besetzt ist, das seine Lumpen und sich selbst darin wäscht, während vom Morgen bis Abends ein ununterbrochener Zug von Wasserträgern dort seine Schläuche füllt. Ich fragte einige Umstehende, wie man eine solche Verunreinigung eines Brunnens gestatten könne, von welchem die ganze Stadt trinke, worauf ich den Bescheid erhielt: von einem Mumen, nämlich von einem Rechtgläubigen — also einem Schiiten — könne nichts verunreinigt werden! Dieser bequeme Glaube mag vielleicht dazu beitragen, daß gerade die Perser eines der unreinlichsten Völker Vorderasiens sind.

Viele Wasserbehälter von derselben Beschaffenheit, aber enger und weniger tief, befinden sich in den Vorstädten. Das Trinkwasser in Täbris ist durchgängig gut und frisch.

Die Basare sind alle ohne Ausnahme bedeckt, von bedeutender Ausdehnung, meistens anständig breit, jedoch kaum hinlänglich geräumig für die sich in denselben drängende und drückende Menge.

Was sich über die hiesige Bauart sagen läßt, findet auf das ganze Land von Iran seine Anwendung. Mit Ausnahme einiger in die Straße schauenden weit zerstreuten Kiöschken, hier Bal-Chane genannt (daher der Name unserer Balkone), sahen wir in den Straßen und Gassen nichts als zwei Reihen Mauern von Stampferde, an welchen niedrige Thüren angebracht sind, die inwendig mit Ketten verschlossen werden und zu welchen einige Tritte hinabführen. Intra Muros angekommen, gelangt man zuerst in eine Art Vorhof, der aber nichts ist als eine Terrasse, von da wird noch beträchtlich hinabgestiegen bis in den Haushof, in welchen die Gemächer angebracht sind. Alle besseren Häuser enthalten aber wenigstens zwei solcher Höfe: nämlich den Diwan-Chane, wo sich das oder die Empfangszimmer befinden und wo der männliche Theil der Familie sich zur Tageszeit aufhält; und der Sen-Chane, die Frauenabtheilung, nämlich die Wohnung der Familie, der Mägde und in welcher sich auch sehr oft die Küche befindet. Der innere und größte Theil des Hofraumes, in der einen wie in der andern Abtheilung, wird durch eine Vertiefung eingenommen, in welcher sich eine Art von Luxusgarten befindet, der Blumen- und zuweilen einige Gemüsebeeten nebst einer Anzahl Bäume enthält, unter denen die hochragende Pappel nie fehlt, wie überhaupt in den Anlagen und Pflanzungen unter den nicht obsttragenden Bäumen diese Gattung vorherrschend ist. Ueber die Zinnen in den Hofräumen erheben sich eine oder mehrere vereinzelte Bauten, mit einem einzigen Zimmer, Bal-Chane genannt, wovon bereits oben Erwähnung geschehen. Der Form und theilweise dem Zwecke nach entsprechen sie einigermaßen dem türkischen Kiöschk, besonders wenn ein Fenster in den Hof und ein anderes auf die Straße sieht, auf welche Weise der Luftzug hergestellt, oder je nach der Tageszeit, die den Sonnenstrahlen ausgesetzte Seite gesperrt wird. Dagegen sind diejenigen dieser Pavillone, welche, wie es meistens der Fall ist, nur in den Hof schauen, im Sommer, wegen der alsdann in denselben herrschenden unerträglichen Hitze, fast unbewohnbar.

Wie man aus dem Obengesagten sieht, heißt es also hier nicht: zu jemand hinaufgehen, sondern zu jemand hinabsteigen; eben so wird in Persien ein Haus nicht aufgebaut, sondern es wird eingebaut. Wo eine solche Baute im Werke ist, gewährt sie dem Vorübergehenden oder Vorübereilenden einen widrigen

Digitized by Google

Anblick und einen schwierigen Durchpaß, denn es wird vor allen Dingen eine ungeheure Grube geöffnet und die herausgeschaffte Erde auf die Gasse geworfen oder getragen, welche dann, nachdem sie sorgfältig geknetet und zubereitet ist, das Material zur Errichtung der äußern Mauern wie des innern Baues bildet, wo ein solcher nicht ausnahmsweise aus Luftziegeln oder Backsteinen besteht, und man kann sich daraus einen Begriff der Schwierigkeit des Fortkommens in den Straßen wo dergleichen Arbeiten geschehen, machen.

Wohngebäude aus Backsteinen findet man bloß bei den Großen und bei den sehr reichen persischen Kaufleuten, und in solchem Fall sind gewöhnlich auch die Hofräume mit diesem Material gepflastert. Bei den mittlern und den untern Classen besteht aber alles aus gestampfter Erde. Diese Bauart muß natürlich jedem Ort ein trauriges, häßliches inneres und äußeres Ansehen verleihen, bis das Auge sich daran gewöhnt hat. Allein es ist dieselbe in diesem Lande ganz zweckmäßig, denn im Sommer schützt sie gegen die große Hitze, im Winter gegen die auf dem persischen Tafellande nicht minder starke Kälte und zu jeder Jahreszeit gegen die in Persien häufigen Erdbeben. Die Bauten aus Stampferde gewähren außerdem noch den Vortheil, daß sie weder Ratten noch Mäuse zulassen, wenigstens kann ich mich nicht erinnern in den persischen Wohnungen, die aus solchem Material bestehen, je ein Exemplar dieses widrigen und schädlichen Ungeziefers getroffen zu haben, das sich überhaupt hier zu Lande bloß in alten backsteinernen Gebäuden zu finden pflegt.

In dieser großen Handelsstadt sind die Wohnungen der reichen Kaufleuten nicht selten geräumiger und schöner als diejenigen der Großen des Reiches, selbst die des Prinzen General-Statthalters nicht ausgenommen, dessen Empfangssaal wenigstens schlechter ist als die schlechtesten Audienzzimmer einiger türkischen Paschas; die Fenster öffnen und schließen durch Auf- und Niederlassen und sind das Massivste, was von dieser Art zu sehen ist; ein bei dem Auf- und Zumachen nur aus der Hand Gehenlassen würde, wenn das schwere Fenster auf den Fuß fiele, gleichsam die Wirkung des Fallbeils haben und jedenfalls den Getroffenen zum Krüppel machen. Diese persischen Guillotinenfenster sind übrigens mit Schnitzwerk überladen, welches den Einlegungen von rothen, gelben und blauen Glasstückchen — Firmamente, Capellen, Rosetten u. s. w. vorstellend — zur Einfassung dienen. Diese Fenster müssen, wie man daraus sieht, ziemlich theuer zu stehen kommen, und lassen doch das Tageslicht nur sehr unvollkommen zu. Freilich ist diese Beschaffenheit einem Lande angemessen, wo das Ersetzen zerbrochener Scheiben eine schwierige und kostspielige Verrichtung wird. Im Diwan-Chane sind keine Sofas, wie in den Häusern der Türken, sondern nur Teppiche, wo alles niederkauert. In den guten Häusern hält man jedoch einige Lehnstühle und allenfalls einen Tisch aufbewahrt, die zum Gebrauch des auf Besuch oder als Gast anwesenden Europäers aufgestellt werden, jedoch, nachdem dieser sich entfernt hat, wieder verschwinden.

(Schluß folgt.)

Die Sikkim-Geschichte,

wie die Engländer die Gefangennehmung einiger Engländer durch den Radschah von Sikkim benennen, hat vielleicht eine weitere Bedeutung als es scheint. Die Engländer haben in Folge dieses ungastlichen Benehmens dem Radschah die größere und zwar die fruchtbare Hälfte seines Gebiets genommen, welche demselben 16,000 Rupien eintrug; zudem hatte derselbe von der Compagnie einen Jahrgehalt von 6000 Rupien gezogen, welche jetzt gleichfalls in die Brüche gehen. Der arme Radschah ist also sehr übel daran, und man vermuthet, er sey zu seinem auffallenden Benehmen durch die Chinesen aufgereizt worden. Der zu Calcutta erscheinende Englishman meldet: „ein Schreiben aus Assam vom 18 Januar gibt an, daß die Bhutias an der Nordostgränze die Reiots unseres Gebiets aus den Weidestrichen an der Gränze treiben. Diese liegen, wie es scheint, allerdings jenseits der Gränze, aber die Reiots haben ihr Vieh seit undenklichen Zeiten dahin getrieben, so daß ihre Vertreibung als ein Act der Feindseligkeit betrachtet werden kann. Eine starke Truppenzahl soll sich bei Cutsch Behar sammeln, und Tsai Sodan, die Hauptstadt von Bhutan, ist durch eine starke Schaar von Tibetanern besetzt. Wahrscheinlich hängen alle diese Demonstrationen mit der Sikkim-Geschichte zusammen, aber es ist kaum anzunehmen, daß die Herren Entschlossenheit genug haben, in das brittische Gebiet einzudringen. Wenn es doch geschieht, sollte man zu Peking Rechenschaft fordern." So scheint also England auch hier in ernste Schwierigkeiten mit China verwickelt, obwohl sie vorerst nur in Neckereien sich äußern.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Es war schon völlig Abend als wir an der Pforte des Gartens ausstiegen, darin es aber noch ziemlich leer war. Wir bestellten uns den Wagen bis Abend neun Uhr wieder her, um mit dem Heimweg nicht in die Brüche zu kommen.

Der Garten selbst ist klein und auch seiner Anlage nach nicht ausgezeichnet, indessen ist die ganze Anstalt als die einzige der Art dankenswerth umsomehr, da mit ihr zugleich eine Dimbowitza-Badeeinrichtung getroffen ist. Ein kleines Gebäude, eine Reihe von Cabinen, steht längs dem Ufer des Flusses, und hat überdieß eine Douchecabine; das Badewasser ist hier nicht sehr tief: kaum eine Stelle von fünf Klafter Länge, wo es über Mannstiefe ginge und ist überdieß zu reißend, um angenehme Schwimmspiele darin zu veranstalten. Gegenwärtig war das Element von der Juliussonne so lau zubereitet, daß selbst das Bad kaum eine Erquickung zu nennen war. Nachdem wir Garten und Bad in Augenschein genommen hatten und die musikalische Unterhaltung noch immer nicht begann, traten wir mittelst einer Losungskarte, die man uns an der Casse gab, wieder aus, und mischten uns unter die zahllosen Spaziergänger, die hier der Weg vorüber führte; ich mußte mich über die magyarische Sprache wundern, die man fast vorherrschend unter diesen Leuten sprechen hörte. Es war das erstemal, daß ich diese Sprache von Leuten der niedern Classe im Auslande sprechen hörte; später erfuhr ich wohl, daß dieß lauter Dienstboten seyen, die aus Siebenbürgen hierher kommen, wahrscheinlich um sich walachische Ducaten zu sammeln. Endlich mahnten uns die ersten Bogenstriche der Violinen des Bukurester Orchesters zurückzukehren, und im Rondell des Gartens, dessen Mittelpunkt ein Pavillon oder Kiosk für die Musik bildete, auf einem der vielen Bänke Platz zu nehmen, deren hier drei Reihen hinter einander rings um den Mittelpunkt aufgestellt waren, so daß zwischen diesen und den Zuhörern ein ziemlich breiter Raum als Corso für die schöne Welt blieb. Unbekannt wie wir waren, mischten wir uns nicht in diese Bewegung der schönen Bukurester Welt, die immer die Pausen ausfüllte, sondern genossen sie nur als eine Augenweide, indem wir sie gleich einem Caroussel an uns vorüberziehen ließen. Die ganze Scene hätte ebenso gut in Pesth, Wien oder München vor sich gehen können, wenn nicht die russischen Uniformen der Officiere und die walachische Sprache, die man hin und wieder aus dem Munde eleganter Damen und Herren wahrgenommen, die Täuschung zerstört hätten, welche das fast allgemein gesprochene Französisch hervorgebracht hatte. Mehrmals traf sich's diesen Abend, daß wir den Damen, die keine Plätze hatten, die unsrigen abtraten, was stets mit Dank angenommen wurde; ich wunderte mich über letzteres, und entweder gehörten die Dankenden nicht der ganz oben schwimmenden Hautevolée an, oder hatten sie nicht alle Teufelei exclusiver allerhöchster Er-

Digitized by Google

ziehung angenommen, die ihnen nicht erlaubt hätte, zwei Fremden für eine hingenommene Artigkeit zu danken, und wenn dieselbe auch in französischer Sprache argeboten wurde. Vielleicht lag aber auch der Grund darin, weil die französische Sprache in der Walachei nicht nur Wunder thut, sondern jeden, der sie spricht, der hohen Gesellschaft gleichstellt; die französische Sprache macht hier zu Lande Zoll-, Thor- und Mauthbeamte willig, klärt alle fragenden Gesichter auf, ja in der Walachei französisch zu sprechen, nützt so viel als eine dissertatio latina zum Doctorat irgend einer Facultät in Deutschland.

Die Musik war sehr brav, und gerne stimme ich mit ein in das Lob der Bukurester zu Ehren des Capellmeisters. Sein Name ist Wiß; er hat noch das besondere Verdienst, nationale Melodien aus dem Volk zu nehmen und für sein Orchester und sein Publicum zu bearbeiten. Durch Freundeshand kam ich in Besitz mehrerer solcher Weisen.

Die Musik der Walachen und die der Magyaren sind nahe mit einander verwandt, sie sind Geschwister; ihrem Charakter nach ist jene mehr männlich, diese mehr weiblich, beide gewöhnlich melancholisch, jene öfter martialisch, diese mehr unthätig klagend. Auch ihre Form ist sich als Tanzmusik fast ganz gleich; indem dabei ein Andante oder Adagio in ein Allegro übergeht. Beim Walachen wie beim Magyaren ist ersteres immer das eigentliche Thema eines Volksliedes, und heißt bei diesen in Beziehung auf sein Tempo Lasschan, hat aber auch gewöhnlich einen Namen entweder nach einem vornehmen oder berühmten Mann, einer Stadt, Gegend, Fluß, Thal, dem Ort seiner Abstammung; so haben die Magyaren einen Neograder, Tschakathornyaer, einen Rakotzy 2c. Die Walachen haben ebenso eine Piteschtjanka, Moreschtjanka, Zinganka, dann wieder einen Fischor (Stutzer), Sladinicza u. a. m. Der zweite Theil, das Allegro, besteht mehr in Figuren, klingt eintönig, hastig nur ein paar Rythmen wiederholend. Der Magyar nennt ihn Haroma-Tanz (dreimal ein Tanz), der Walache Horrah, was ohne Zweifel mit dem russischen Hurrah gleichbedeutend ist. So hörte ich mehrmals einen Horrah de la Krajowa, de la Feryn Schiulin, de la Bukurest u. a. Da der Dudelsack stets das begleitende volksthümliche Instrument, so ist auch die Baßbegleitung all dieser Musikstücke sehr einfach und wechselt nur im Grundaccord und dem entsprechenden Dominante oder Septime. Die eigentliche Seele dieser Musikstücke recht erkannt zu haben, ist mir, glaube ich, wohl bei einigen gelungen, viele blieben aber meinem Ohr so fremd, wie eine Hottentottenmusik.

Wie schon bemerkt, ist es ein besonderes Verdienst des Capellmeister Wiß, daß er, obwohl darin den Wünschen seines Publicums entsprechend, nationale Weisen aufsucht und dieselben, bald mehr bald weniger künstlerisch hergerichtet, mit seinem Orchester vor ein gebildetes Publicum führt. Ehrend bleibt dieß immer auch für die Kunstliebhaber von Bukurest, wenn sie neben Straußischer modischer Musik auch ihre nationale Tonpoesie nicht hintansetzen.

Wie alle dergleichen Anstalten immer und überall gleich eingerichtet sind, so auch die Warembergische. Es war nämlich nicht allein für Auge und Ohr, sondern ebenso für Nase und Gaumen gesorgt, in deren Interesse ich hier besonders das treffliche Gefrorene hervorheben muß, das man, so wie überhaupt fast durchgängig in der ganzen Stadt, vortrefflich bekam. Sollte es etwa auch eine entsprechende Eigenschaft mit den Italienern seyn, daß sie diese Gaumenlust, dieses in heißer Jahreszeit so wohlthuende Giazzato, so unübertrefflich gut zu bereiten verstehen?

Die Stunde zum Heimfahren war da, und bereits wartete in der engen Gasse vor dem Garten eine dichte Reihe von Wagen und Equipagen aller Art von der elegantesten Karosse an bis zu jenen Fiakern herab, die wirklich nur im Zwielicht mit Ehren zu benützen sind. Bei einem solchen Kutscher-Stelldichein ist es nun nicht anders möglich Ordnung zu halten und Unordnungen vorzubeugen, als mittelst ernster Aufsicht. Diese war denn auch von der guten Stadt hier aufgestellt, und bestand in Kosaken zu Fuß; ihre Uniform ist dunkelblau mit scharlachrothen Aufschlägen, einer schildlosen Mütze, von denselben Farben. Diese hatten vollauf zu thun Pferde sammt Wagen zurückzudrängen, dort einen Fiaker auf seinen Platz zu weisen, dann wieder einen Troß Gassenjungen aus der Fahrbahn zu treiben. Um alle diese Aufgaben mit dem gehörigen Nachdruck lösen zu können, bedurfte es dann wohl mancher Flüche, die auch hie und da mit der umgehängten Wehre (der berüchtigten Knute) accentuirt werden mußten. Vortreffliches Fahren habe ich schon oftmals in Wien und andern Städten beim Herausgehen von Theatern, Redouten oder Concerten gesehen, weßhalb mich die Kutscherzunft von Bukurest nicht mehr überraschte, obwohl sie in ihrem Pferderegiment vom Bock aus gewiß hinter keiner andern in einer andern europäischen Stadt zurücksteht. Der Mond war aufgegangen und Nachtluft strich um die Ufer der Dimbowitza. Die fremde Stadt, die schöne Mainacht, die belebte Straße, alles hatte es drauf angelegt uns diese Abendfahrt nach Hause recht kurz zu machen, und ich gestehe, daß ich recht ungern die Droschke verließ und gerne noch eine halbe Stunde herumgefahren wäre. Der Zeitbrocken des heutigen Tages war aber abgesponnen, und so hatte ich nichts mehr als noch einen Blick in den Stall nach meinem Pferd zu thun, um mich dann auch in den Schatten des Schlafes niederzulaßen.

Die Stadt von den Straßen und Gassen aus zu besichtigen, machten wir uns am andern Tage früh auf die Sohlen, um nicht zu sehr in die Mittagshitze zu gerathen. Es war aber umsonst, die Julianssonne macht gewöhnlich kurze Morgenrast und läßt sie Vormittags 10 Uhr schon so unerträglich erscheinen, wie um 12 Uhr und ein Uhr. Als wir daher in der langen breiten Straße Potu Moguschoi herumschlenderten, um dort im Ministerialgebäude des Innern einige Adressen zu erfragen, wo wir Briefe abzugeben hatten, waren wir so in Schweiß gebadet, daß wir um 10½ Uhr nach Hause gingen, um eine Dulceschaja und einen schwarzen Kaffee zur Erfrischung zu nehmen. Auf dieses suchte V. einen Freund auf, während ich das Gesehene wieder niederschrieb mit dem festen Vorsatz, wenigstens in Bukurest nach Südländerart zu leben, d. h. den Tag über in schlafwachem oder wachschläfrigem Zustand zu verbringen, die Nacht aber wenigstens zur Hälfte thätig zu seyn.

Was mir bei meinen Straßenwanderungen hier besonders klar wurde, obwohl es mir schon in Krajowa aufgefallen, war die Naivität, mit welcher hier jeder Hausbesitzer oder Bauherr seinen Baugedanken verwirklichte. Keine Baucensur oder vielmehr Oberbaudirection mischte sich hier in das Planmachen und noch weniger in die Ausführung, und so kommt es, daß es, glaube ich, keine Bauart oder Baunnart gibt, die man hier nicht antrifft, wenn man sich einmal genugsam auskennt. Es ist dieß auch wieder eine Seite des Orients, daß man jeden bauen und verbauen läßt, wie er will, so daß eine gebildete Baupolizei über solchen Unfug in eine Verzweiflung kommen möchte wie Hogarths verzweifelter Musiker über dem Laien vor seinem Fenster. Nur wer türkische oder überhaupt orientalische Städte gesehen, kann sich einen Begriff von der Systemlosigkeit eines solchen Stadtplans machen, zugleich aber auch sehen, daß auch ohne Oberbaudirection oder sonst eine bevormundende Behörde die Leute in einer solchen Stadt leben. Mir für meinen Geschmack sind überhaupt so frei gebaute Städte mit zufällig geschaffenen Stadtplänen lieber als die schönsten neueren Städte, wo moderne Paläste, reihenweise, einer wie der andere an einander, fast stundenlange, geradlinige Straßen, oder Windfächer, wie sie zu nennen wären, einfassen und so das Ideal einer in mathematische Formen gebrachten Schönheit vollenden. Was nützt das regelmäßigste schöne Gesicht, das keine Seele im Auge und keine Geschichte auf der Stirne hat. Wie gemüthlich und lebenerweckend sind da die guten alten Reichsstädte meines Vaterlandes gegen solche straßenquadrillirte Modestädte, wo höchstens noch diese oder jene Fabrik, oder ein Bahnhof (eine fürstliche Residenz kommt kaum mehr in Betracht) dem Auge kaum einige Anhaltspunkte bieten. Das lebendigste Beispiel hievon war mir Alt- und Neumünchen; die classische Schönheit von letzterem läßt mich stets kalt; dagegen sind die verrauchten Massen der alten Matrone gemüthlich und heimathlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einrichtung der Prudhommes in Paris bewährt sich so gut, daß von 1705 Streitsachen, die im Fache der Metallarbeiten vorkamen, 1633 gütlich ausgeglichen und nur in 67 ein Urtheil gefällt wurde. (Monit. industr. 14 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 95. 20 April 1850.

Alterthümer im Gouvernement Kiew.

Das Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland VIII 3. enthält Auszüge aus einem Werke Funduklei's, Civilgouverneurs von Kiew, der die Gräber, Wälle und Ruinen dieses Landstrichs auf kaiserlichen Befehl untersucht und beschrieben hat. Die archäologischen Ansichten des Verfassers scheinen von geringer Bedeutung, und deßwegen theilen wir nur nachfolgende kurze Ansicht dieses merkwürdigen Gegenstandes, der noch weit nicht gehörig untersucht ist, mit.

„Die in dem von Hrn. Funduklei herausgegebenen Buche geschilderten Gegenstände bestehen aus Grabhügeln, Ruinen von Städten, Schlössern und Burgen, Wällen, Höhlen und den darin vorgefundenen Ueberresten. In allen zwölf Kreisen der Statthalterschaft Kiew sind bis jetzt 6239 Gräber untersucht worden; da man aber nicht alle genau besichtigt hat, und viele auch zerstört und der Erde gleich gemacht worden sind, so daß sie nicht mitgerechnet werden konnten, so glaubt der Verfasser, daß es doppelt so viel gegeben haben müsse. Ihre mittlere Höhe beträgt 2 bis 3 Sashen, einige sind aber bedeutend höher; so findet man im Lipowezer Kreise einen jetzt zu zwei Drittheilen abgetragenen Grabhügel, der noch 10 Sashen mißt.

Ueber diese Hügel haben bisher verschiedene Meinungen geherrscht. Die polnischen Schriftsteller theilten sie in Kriegsmonumente, Grabmäler und Wege- oder Landmarken. Mit letzterem Namen wurden diejenigen bezeichnet, welche zur Zeit der großen Völkerwanderungen gleichsam als Wegweiser gedient haben sollen. Diese Hypothese ward durch die meistens sehr alten Särge widerlegt, die man in den ausgegrabenen Hügeln entdeckte. Derselbe Umstand spricht auch gegen die Vermuthung, daß sie von den Tataren oder Polen errichtet worden seyen. Die Sitte, Grabhügel aufzuthürmen, hat seit Einführung des Christenthums nicht existirt, und überdieß würde es nicht an Traditionen über ihren Ursprung fehlen, wenn er in neuern Zeiten zu suchen wäre. Es scheint unzweifelhaft, daß sie von einem seßhaften Volke herrühren, welches lange an einem Orte wohnte, da seine Grabmäler sich nur allmählich in so außerordentlicher Weise vermehren konnten. Die topographischen Untersuchungen beweisen ferner, daß sich die Hügel größtentheils auf den am höchsten gelegenen Punkten des Landes befinden; im Innern der Steppe sind ihrer weniger, und man möchte daher glauben, daß eine gewisse Verbindung zwischen ihnen und den Localitäten besteht, die im tiefsten Alterthum als besonders günstig für Ansiedelungen erwähnt wurden, d. h. die Anhöhen und Ufer der Flüsse, oder mit andern Worten, daß die Grabhügel die Stelle oder Nachbarschaft der ältesten Wohnplätze bezeichnen. Welches Volk sie aber errichtet hat, können wir nicht entscheiden. Vielleicht wird die Untersuchung der Schädel, die innerhalb dieser Erdhügel gefunden wurden, die Antwort auf diese Frage liefern. Hr. Funduklei nennt die Grabmäler skythische, um anzudeuten, sagt er, daß unsere (die Kiewer) Grabmäler einem seßhaften, eingebornen und dabei uralten Volke angehören. Die Menge der Grabhügel läßt auf eine ehemalige starke Bevölkerung des Landes schließen. Endlich führt die sehr wahrscheinliche Voraussetzung, daß diese Denkmäler für Vornehme und, nach ihrer Ebenmäßigkeit zu urtheilen, gleich angesehene Leute bestimmt waren, zu der Annahme, daß ihre Erbauer unter einer patriarchalischen Regierungsform lebten und keinem Alleinherrscher gehorchten; im entgegengesetzten Falle würde man die Grabhügel nur an *einer* Stelle antreffen.“

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Täbris.

(Schluß.)

Man findet in der Vorstadt Rübar eine vom vorigen Statthalter von Aserbeidschan, dem Prinzen Behman-Mirsa, neuerbaute schöne Sommerresidenz; ob aber dieselbe seit der Ungnade und der Verbannung dieses Schah-Sades nicht schon verwüstet worden, ist sehr die Frage. Am südlichen Ende der eben genannten Vorstadt ist ein der Krone gehöriger, aber dem Nießbrauch des jeweiligen Generalstatthalters überlassener, großer Obstgarten, Bagh-Schemal, von 40 Charwar im Gevierten (1 Charwar = 100 Batman, 1 Batman = 125 Arschin zu 44'' englisch), mit prächtigen, schattigen Alleen und einem Lusthaus (Imaret) in der Mitte, das aber — wie fast alle dergleichen königlichen Gebäude in Persien — kaum des Erwähnens werth ist.

Ein anderer ähnlicher, aber weniger ansehnlicher Garten, Bagh-Ssefa, befindet sich am nördlichen Ende der Vorstadt Ssirchab und hat eine höhere, gesündere Lage als Bagh-Schemal. Die in diesen Gärten — und dieses gilt überhaupt für das ganze nördliche Persien — vorherrschenden Baumgattungen sind: Aepfel, Birnen, Aprikosen, Mandeln, Kirschen, Weichseln und I'ghdä, eine Art Brustbeerbaum, der eine, viel nach Baghdad ausgeführte, mehlige Frucht trägt, die in Hungersnothzeiten an vielen Orten das Brod vertritt. Diese Gärten bilden kühle, angenehme Spaziergänge und Erholungsplätze, und der Zutritt wird dem bessern Theil des Publicums, namentlich den Europäern, sehr bereitwillig und mit vieler Artigkeit gestattet. Ein

Digitized by Google

prachtvoller, nicht nur dort, sondern auch in den Vorstädten häufig vorkommender Baum ist der Qara-Aghadsch, eine Art Ulme, deren rundförmige, dichte Belaubung einen in diesen trockenen, staubigen Gegenden um so willkommenern Schatten gewährt.

Zu Ausflügen in der Umgegend empfehlen sich besonders Schah-gölü und Chelat-Puschan, wieder königliche Lustschlösser, beide $1^1/_2$ Farsang von der Stadt entfernt, ersteres rechts, letzteres links von der Straße nach Thehran. Schah-gölü scheint eine neue Schöpfung zu seyn, wenigstens ist außer einer Pappelallee, die rings um die quadratförmige Terrasse läuft, dort noch kein Gras- oder Baumwuchs zu sehen, obschon alle Anlagen dazu bestehen. Die Terrasse selbst bildet das Ufer eines prächtigen, bis an den Rand vollen Teiches, in dessen Mitte ein durch eine mit Quadersteinen besetzte Landzunge mit dem festen Lande verbundenes, kuppelförmiges Imaret sich befindet. Dieser Teich hat einen beträchtlichen Umfang, enthält frisches, klares Wasser und wird gelegentlich von dem Generalstatthalter und seinem Hofstaat als Freibad benützt. Ich habe nirgends in Europa eine Schwimmanstalt gesehen, die an Großartigkeit und Geräumigkeit mit dem Teiche zu Schah-gölü den Vergleich aushalten würde, und es müssen große Summen verschwendet worden seyn, um eine solche Wassermasse aus der kahlen, trockenen Umgegend herzuleiten.

Chelat-Puschan (der Ort hat den Namen, weil hier jedes Jahr die Ceremonie der Investitur des Generalstatthalters durch Anlegung des Ehrenkleides, Chelat, unter großem Gepränge begangen wird) hat einen von Schah-Gölü ganz verschiedenen Charakter, liegt viel niedriger, in einem wasserreichen, fruchtbaren Thale, das durch das große Dorf Bagh-Sindsch in die Vorstadt Bagh-Mesche führt. Es befindet sich zu Chelat-Puschan ebenfalls ein mitten in einem Teiche stehendes Imaret, und dieser Ort bildet einen mit zahlreichen Weiden- und Pappelbäumen bewachsenen, sehr ausgedehnten Park. Leider ist derselbe im Jahr 1846 durch eine niedrige Speculation der Localbehörde sehr gelichtet worden.

Auf dem scharfen Kamm des Eynel-Seinel (der eigentliche Name ist Ayn-Aly), dem höchsten Punkte des Pahan Gebirges, welches die Stadt von Norden beherrscht, hat man die weiteste Aussicht über Täbris und dessen Umgebung. Auf dieser Bergspitze steht die kleine, dem Propheten Imam-Sade gewidmete Moschee, wo am Donnerstag Abends fromme Muselmänner, zum Anzünden von Pechfackeln und zu sonstigen religiösen Ceremonien sich zu versammeln pflegen. Sonst herrscht zu Täbris — und diese Bewandtniß hat es in allen persischen Städten — gänzlicher Mangel an öffentlicher Unterhaltung, und es fehlen überall sogar die in der Türkei so zahlreichen, harmlosen Kaffeebuden. Gast- oder sonstige Unterkunftshäuser, wo man für sein Geld ein Obdach und Nahrung findet (von denen sogar in dem traurigen Erzerum einige bestehen) sind in ganz Persien außer der Frage, und der fremde Ankömmling verfällt unvermeidlich dem Gebiete des Müssafirlik, nämlich der Gastfreundschaft seiner Bekannten oder Adressaten, solange er nicht angesiedelt ist, wenn er nicht mit einem mehr oder weniger wohnlichen Gemache im Karwan-Sarai vorlieb nehmen will.

Die christliche Bevölkerung ist verhältnißmäßig sehr gering und besteht nur aus beiläufig 350, größtentheils armenischen Familien, wovon die meisten in der Stadt wohnen, nämlich innerhalb der Festungsmauern. Ich habe diese christliche Einwohnerschaft früher, unter der Regierung Feth-Aly-Schahs, in einem sehr bedrängten Zustand im persischen Reich gesehen, wo sie allen möglichen Bedrückungen ausgesetzt waren und wie Heloten behandelt wurden. Seit dem letzten russischen Kriege und durch die Einverleibung des Sancto-Sanctorum der schismatischen Armenier, Etsch-Miasin, hat sich jedoch ihr gesellschaftlicher Zustand sehr zum Bessern geändert — ja, man kann sagen, derselbe ist vollkommen umgestaltet worden, und die Armenier tragen jetzt die Stirne sehr hoch. Ein seinem europäischen Gebieter unter dem fortwährenden Rufe „Chaber-dar!" (Habe Acht!") zum Platzmachen voranschreitender armenischer Nöker (Diener) kann gegenwärtig die Perser, nämlich die Muselmänner, im Basar oder sonst im Gedränge, rücksichtslos rechts und links auf die Seite stoßen, ohne das geringste Aufsehen zu erregen.

Die europäische Gesellschaft zu Täbris, obschon zahlreicher als in irgend einer andern großen Stadt von Persien, ist noch sehr gering vertreten: außer dem Personale der brittischen und russischen Consulate — zu welchen in neuerer Zeit auch ein französisches gekommen seyn mag — besteht dieselbe nur aus einigen, namentlich griechischen Kaufleuten, unter welchen ich gebildete Personen kennen lernte.

Jene unter russischem Schutze stehenden griechischen Handelshäuser, deren in Konstantinopel ansässige Principale auch in England Niederlassungen besitzen, haben den Handel mit Europa großentheils an sich gerissen und besonders der einheimischen Kaufmannschaft darin schon bedeutenden Abbruch gethan, zum Theil deßhalb weil diese persischen Kaufleute durch ihre sklavischen Religionsgebräuche und ihre unverbesserlichen knauserischen Gewohnheiten unfähig sind directe Verbindungen mit Europa anzuknüpfen. Die letztere Untugend äußert sich unter andern in Betreff der Briefporten, welche zu bezahlen bisher noch die wenigsten unter ihnen sich entschließen konnten! Es wird zum Beispiel die wöchentliche Fußbotenpost zwischen Erzerum und Täbris, welche sehr regelmäßig ist und die Strecke in 8 bis 9 Tagen zurücklegt, ausschließlich von jenen griechischen Handelshäusern bestritten, und selbst die reichsten persischen Kaufleute hatten sich bei meinem letzten Dortseyn, theils aus Aberglaube, theils aus Geiz, noch um keinen Heller bei diesem nützlichen Unternehmen betheiligen wollen. Man kann sich also schon aus diesem verhältnißmäßig geringfügigen Umstand einen Begriff machen, wie sehr die Europäer hier gegen die Einheimischen, namentlich gegen die Muselmänner im Vortheile sind, und es ist sich also um so mehr zu verwundern, daß bisher nicht auch Handelsniederlassungen aus anderen Nationen der Christenheit dort entstanden sind. [1]

[1] Für die Gesammteintheilung des europäischen Einfuhrhandels kann beiläufig folgendes Verhältniß angenommen werden: $^4/_6$tel brittische Manufacten aus England eingeführt, außer der Colonialeinfuhr, die auch meistens über England oder dem brittischen Indien stattfindet; $^1/_6$tel deutsche und Schweizermanufacten, $^1/_6$tel deutsche Glas- und Kurzwaaren. Einzeln genommen ist, Jahr aus Jahr ein, folgendes der Bestand dieses Einfuhrhandels; brittische Manufacten: 12,000 Ballen oder 600,000 Stücke Zitz, im Werth von 800,000 Tümäns; 6000 Ballen oder 100,000 Stücke Calico, im Werth von 150,000 Tümäns; 2000 Ballen oder 50,000 Stück Madapollam, im Werth von 70,000 Tümäns; Lapeh, Cebras, Sacktücher, weiße und gefärbte Basins, Mülls, Tangibs rc.: zusammen 2000 Ballen, im Werth von 120,000 Tümäns. Ferner 200 Kisten, zu je 240 Stück Weißblech, zu 7 Tümäns die Kiste. Brittische Colonialeinfuhr: 4000 Centner raffinirter Zucker, 3000 Centner rohen Zucker (aus Indien über Buschir), 400 Kisten Thee Perle, 50 Kisten Thee Bohea. Der Absatz in Kaffee ist unbedeutend, da den untern Classen in Persien dieses Getränk so gut wie unbekannt ist. Einfuhr von Erzeugnissen der deutschen und Schweizerfabriken: 20,000 Stück Zitz mit rothem Grund, sogenannte Merinos, $^5/_8$tel breit, zu $38^1/_2$ Arschin das Stück; 15,000 Stück viereckige Zitztücher mit rothem Grund, $^6/_4$, $^5/_4$, $^4/_4$, $^3/_4$; 1000 Stück Zitz mit Golddruck und lebhaften Farben,

Digitized by Google

Trotz der großen Bevölkerung und des lebhaften Verkehrs sind in Tâbris die Lebensmittel sehr wohlfeil. Es kostet z. B. das Pfund Brod beiläufig $1\frac{1}{2}$ kr. Mz., das Pfund Fleisch nicht mehr als 4 Kreuzer; dabei sind beide Gattungen Victualien von vorzüglicher Güte. Früchte, namentlich Trauben, Pfirsiche und Aprikosen so wie verschiedene Gemüsesorten sind ebenfalls in großem Ueberfluß und bester Qualität vorhanden. Eis, dieses große Labsal in warmen Ländern, ist den ganzen Sommer hindurch massenhaft am Markte, klar wie Krystall und dabei von auffallender Wohlfeilheit. Ueberhaupt ist hier das animalische Leben viel besser und weit billiger als in einer großen Stadt der Türkei und irgendwo in der Christenheit.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wer also meinen Geschmack theilt, der wird mit mir Bukurest an und für sich so interessant und natürlich in seiner Art so gemüthlich finden als Wien, Altmünchen, Verona, Padua oder Mailand. Freilich ist zwischen Bukurest und diesen Städten der große Unterschied, daß jenes dem Morgenland, diese aber dem Abendland angehören. Im Occident herrscht überall mehr oder weniger reges Aufbauen mit einem gewissen Ewigkeitssinn, im Orient aber erheben sich die Häuser in nur leichter Bauart, nur wie Kleider für die Gegenwart. Stirbt der Hausherr, so folgt ihm sein Haus und der Sohn baut sich eine neue Stätte seines Aufenthalts; dieß ist der Grundzug aller orientalischen Städte gegenüber denen des Abendlandes. Er tritt überall hervor an Kirchen, Klöstern, an den Wohnungen des Adels, wie an der Hütte des Armen oder des Zigeuners.

Nachdem ich eine Menge der hiesigen Kirchen gesehen, aber weder bewundert noch angestaunt hatte, machte es auch keinen besondern Eindruck auf mich, da mir ein mich begleitender Freund sagte, daß nach der neuesten Aufnahme von Bukurest, bei welcher derselbe ebenfalls als Ingenieur beschäftigt war, auf diese Stadt über 400 Kirchen und Klöster zu rechnen seyen. Auf je 20 Blättern des Stadtplans stünden gewöhnlich über zwanzig; wenn er über 40 gesagt hätte, so wäre der Eindruck auf mich kein anderer gewesen, denn dem Auge des Beschauers stoßen hier Kirchen und Klöster auf, wie in einer andern Stadt etwa größere und kleinere Werkstätten und Handelsniederlagen. Für Grund und Boden sind sie ungefähr auch von derselben Bedeutung, da sie zum mindesten so viel zur Basis haben als in einem andern Lande Gewerbe, Fabriken und sonstige derartige Anstalten. Schon früher beschrieb ich in diesen Blättern die charakteristische Bauart der walachischen Kirchen, weßhalb

$^3/_8$tel breit, zu $38\frac{1}{2}$ Arschin das Stück; 100,000 Stück Zitze geringerer Gattungen, in welchen jedoch bisher die Festländer mit den Britten eine immer nachtheiligere Concurrenz zu bestehen haben; 3—4000 Stück Lankin oder gestreifte Kattuntücher: Roth, Grün und hellfarbig (Blau ausgenommen); 4—5000 Stück starkes Tuch, nach der Yard gemessen, auf englische Weise zusammengelegt und eingekleidet, von lebhaften Farben, wovon 30 Procent in geringerer Sorte, 50 Proc. in zweiter Gattung, und 20 Proc. von den feineren Sorten; 400 Stück Casimir, meistens hellfarbig, wenig blau. Monturtuch wurde unter der Regierung Feth-Aly-Schahi's, oder vielmehr unter der Militärführung des zufrühe verstorbenen vortrefflichen und freisinnigen Thronfolgers, Abbas-Mirsa, ziemlich viel vom Ausland bezogen, weil damals die regulären Truppen uniformirt waren, was seitdem aufgehört hat. 200 Stück feine, durchsichtige Leinwand, zu Hemden nach türkischer Art, für Transkaukasien bestimmt. (Die Perser gebrauchen nämlich inländischen hellblauen Baumwollstoff zu diesem Requisit). 10,000 Duzend gedruckte rothe Sacktücher, gutfarbig, $\frac{7}{8}$ Elle im Durchmesser; 4000 Stück quadrillirte ähnliche Sacktücher; 1000 Stück Schali Merinos; 30,000 Stück Kelemker oder gedruckte Mußlintücher, $1\frac{3}{4}$ Elle im Durchmesser: ursprünglich von dem in Wien ansäßigen armenischen Fabrikanten Agob-Eserkis eingeführt; 2000 St. lustrirte und gestreifte Demikattun; 1000 St. Sußrini (ein Seidenstoff); 1500 St. Gros de Naples; 1000 St. gedruckte Seidenstoffe; 2000 St. geblümte Seidenstoffe im orientalischen Geschmacke; 100 St. Seidengoldstoffe; 1000 St. Seidensammet; 4000 St. Krepp; 500 St. geblümter Goldkrepp. Bei allen Stoffen, wo das Farbenassortiment nicht angegeben, sind lebhafte Farben zu verstehen. 1000 Duzend kleine rothe Mützen (die unter dem Qualpack oder dem Turban getragen werden, also nicht die Fes nach dem neuen türkischen Geschmacke); 1000 Schachteln Nähnadeln; 5000 Ries Schreibpapier, groß Format; 1000 Kisten zu 30 St. jede, 400 Kisten zu je 15 St., Spiegel ohne Rahmen. Böhmische Glaswaaren: für 20,000 Tümâns; deutsche Kurzwaaren überhaupt: für 50,000 Tümâns; 100 Kisten assortirter Stahl. Verarbeitetes Eisen, als Sensen, Sicheln und viele andere metallene Artikel, die in Europa sehr vollkommen und verhältnißmäßig wohlfeil verarbeitet werden, während sie in Persien plump und schlecht sind — fänden hier einen guten Absatz, können aber, wegen ihres geringen Urwerths, ihrer Schwere und raumnehmender Verpackung bei dem theuren Landtransport nicht eingeführt werden, weil die Verführungskosten den Fabrikpreis um das Zehnfache übersteigen würden.

Es besteht auf allen Importen ein Einfuhrzoll von 5 Proc. ad valorem; die Platzkosten in Tâbris betragen 6 Proc. Die Exporten in persischen Stapelproducten nach allen Ländern bestehen hauptsächlich in roher Seide aus der Provinz Ghilan 15,000 Ballen zu je 55 Wiener Pfund durchschnittlich; Galläpfel, aus Persisch-Kürdistan 10,000 Centner; gelbem Wachs, 400 Ctr.; Safranum, 600 Ctr.; Kordowan 100 Ctr.; Tümbekki (das Kraut, welches durch den Qalyan oder den Narghile, nämlich durch die Wasserpfeife geraucht wird), in folgenden Sorten: aus Schyras 50,000 Ctr., aus Isfahan 30,000 Ctr., aus Daschan und Nahawând 20,000 Ctr. Shawls, aus der Provinz Kerman und Therma-lâmâ (ein sehr schöner Seiden- und Ziegenhaarstoff in Stücken von $8\frac{1}{4}$ Arschin Länge und $\frac{7}{8}$ Breite) aus Yezd, zusammen für 100,000 Tümâns. Seidenstoffe nach Transkaukasien und der Türkei für den beiläufigen Werth von 300,000 Tümâns.

Blutegel bilden einen erst vor wenigen Jahren aufgetauchten neuen Ausfuhrartikel, der fast ausschließlich von den Agenten einiger europäischen Speculanten, namentlich zu Trapezunt ausgebeutet wird und worin sie bisher keine Concurrenz zu bestehen hatten, theils wegen des Aberglaubens oder sonstiger Vorurtheile der Eingebornen, theils wegen ihrer Unkenntniß der dabei erforderlichen ziemlich verwickelten Manipulation und der Absatzwege. Es ist dieses übrigens ein Artikel, worin die dabei Betheiligten schon viel Geld gewonnen, aber auch viel Geld eingebüßt haben. Ist die Ausbeute ergiebig, und gelangen die Blutegel wohlbehalten nach Trapezunt oder in den Seehafen, wo die Verschiffung nach Europa stattfindet, dann ist die Speculation ziemlich gesichert und der Nutzen jedenfalls bedeutend. Bei einer geringen Ausbeute ist aber eben so gewiß das Geschäft ein schlechtes, weil die Einrichtungskosten und das verhältnißmäßig zahlreiche Personal, welches man bei der ganzen Vorrichtung verwenden muß, sich alsdann nicht mehr auszahlen. Die größte Gefahr besteht jedoch in der Sterblichkeit auf dem langen, schwierigen und kostspieligen Transport zu Lande bis zum schwarzen Meer, da der Tod eines einzigen Thieres hinlänglich ist, um eine ganze Sendung zu verderben. Große Sorgfalt in der Conditionirung trägt allerdings viel dazu bei, diese Gefahr zu vermindern, vermag aber nicht sie gänzlich zu beseitigen. Von Isfahan kommen auf den Markt zu Tâbris theils für den Verbrauch im Lande, theils zur Ausfuhr: 5 bis 6000 Mân oder Batman (zu 1280 Miskal) Safranum (Gül-Ghist); ferner Zitz (Qadag) der Hauptmanufacturartikel zu Isfahan, wovon jedoch nach der Türkei und Europa nichts ausgeführt wird. Das Gebiet letzterer Stadt liefert auch noch zur Ausfuhr 22 bis 23,000 Ladungen Tümbekki, zu je 23 Mân; dann Opium nach Indien, gesponnene Baumwolle und Kreuzbeeren. Die Ausfuhr von Schyras besteht in Safranumsamen und Safranum, in Krappwurzel (Runa), in Gummi-Ammoniak (Ssahkes). Letzteres Product wird hauptsächlich in den Districten von Imam-Sade-Ismail und Esel-Pessam erzeugt. Schyras liefert bessere Sorten von Tümbekki als Isfahan, und dieser Artikel unterscheidet sich in ersterer Stadt durch folgende Benennungen: Atri, Mittelsorte; Ghermesir, von dem Productionsorte so genannt, wird wenig ausgeführt, meistens im Lande selbst verbraucht, und gilt so viel ich weiß für die beste Sorte; Dochter-Pitsch in gerollten Blättern. Die Landfracht von Buschir nach Schyras beträgt:

für Colonialwaaren 22 Ssaab-Ghran } die 100 Mân von Tâbris,
für Manufacten 26 „ }

von Schyras bis Tâbris beträgt sie 6 Tümân die 40 Mân. Für alle von Indien kommenden, nach Tâbris bestimmten Waaren ist es vortheilhafter sie nach Gumru (Bänder-Abasi) als nach Buschir zu schicken und sie von ersterem Hafen directe, also Isfahan umgehend, nach Tâbris zu instradiren, weil die Waaren von Süden her, die durch Isfahan ziehen, in letzterer Stadt einem Transitozoll von 10 Proc. ad valorem unterworfen sind. Zu Isfahan beträgt der Mân oder Batman 1280 Miskal, in Schyras nur 720 Miskal. In Tâbris beträgt dieselbe Gewichtseinheit nur 640 Miskal, die 908 Dirhem zu Konstantinopel gleich sind, 400 Dirhem = 1 Oka. Der Tümân von 10 Ssaab-Ghran zu 20 Schai galt zu Chardins Zeiten 45 Franken, jetzt beiläufig einen Dukaten.

Digitized by Google

ich sie jetzt beim Anblick der Bukarester unberührt lassen, und mich nur kurz auf den Eindruck beschränken will, den sie machten. Die Metropole war das erste, was ich von Bukurest zu sehen bekam, als ich durch die flachen Umgebungen dieser Hauptstadt dahinfuhr. So ging mirs auch mit Venedig. Es waren die Kuppeln von San Marco, die zuerst aus dem Gesichtskreis emporstiegen, nur mit dem Unterschied, daß es hier die blaue wogenlustige Adria war, daraus diese Aphrodite der Städte auftauchte. Die große Walachenhauptstadt hob sich langsam hinter sonnenverbrannten, vergilbten Haiden und Weizenstoppeln empor. Seine Metropole liegt auf einem kleinen Hügel über der Stadt erhaben, so daß man von ihr aus eine schöne Aussicht auf dieselbe hat; dieß ist aber auch wirklich das Sehenswertheste für einen, der überhaupt schon mehr gesehen. Am Fuße des Hügels liegt der schön und elegant gebaute Palast des gegenwärtig regierenden Fürsten Georg Bibesco, welcher in ziemlich geräumigem und mit Baumpflanzung geschmücktem Hofraum, von einer steinernen Mauer umschlossen, dem Auge des Beschauers einen freundlichen Anblick gewährt; dieselbe Mauer enthält gerade beim Hauptaufgang zur Metropole eine Denkwürdigkeit. Es ist die zugemauerte kleine, jetzt mit einem Kreuz und einer langen Inschrift geschmückte Pforte, durch welche sich einst der unglückliche Fürst Brankovan, nachdem das Schloß schon von den Türken genommen war, hieher flüchten wollte: von einem Haufen Türken aufgefangen, wurde er auf derselben Stelle enthauptet. Wenn ich nicht irre, so geschah dieß im 14ten Jahre des vorigen Jahrhunderts. Von diesem Denkmale heben sich die Stufen zur Metropole hinauf, ein gut gebahnter, breiter, mit Alleen beschatteter Weg. Kurz, ehe man oben ankommt, fällt noch der Grabstein eines russischen Officiers auf, an den sich ebenfalls eine tragische aber unklare Geschichte knüpft; einige erzählten mir, daß er von seinem Bruder im Zweikampf erschossen worden sey. Unselige Liebe von beiden zu einem Gegenstand habe die Brüder einander feindlich gegenüber gestellt. Andere erzählen, daß er diese letzte That selbst an sich verübt, wozu ihn übrigens auch eine unglückliche Liebe gebracht habe.

Sey dem, wie ihm wolle, so bietet dieses Grab den poetischen Stoff zu einer zweiten Braut von Messina oder einem Romeo. Oben angelangt, konnte ich mich nicht genug über den unbedeutenden Bau dieser Metropolitankirche wundern. Fast möchte ich sagen, sträflich unbedeutend für eine reiche Stadt, für ein reiches Land, wie die Walachei von Natur ist, für ein Land, das vielleicht, wie nur wenige, das Ueberüberschwenglichste für seine Kirchen und seine Geistlichkeit thut. Es ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß dieser heiligen Erzkirche Mittel zugeflossen sind und noch zufließen, um eine der großartigsten der Welt zu seyn. Innen reich überladen mit schlechter geistloser Malerei (ich gestehe, daß ich überhaupt an diesem griechischen Malerstyl keinen Geschmack finde), ferner mit Opfergaben von Silber und Gold, verdient weder das Aeußere noch das Innere dieser Metropolkirche die Beiwörter erhaben, großartig, edel u. s. w. Es ist ein rohes Aufhäufen von kindischem, dabei vielleicht kostspieligem Farben- und Metallaufputz, und dennoch glaub' ich, daß große Summen der gemünzten Opfergaben ganz andere Wege gingen als durch das Portal und durch dieses griechisch-nichtunirte Gotteshaus zu heiliger Verwendung. Ohne dem inneren Wesen der orientalisch-christlichen Kirche zu nahe treten zu wollen, muß ich doch den meisten ihrer Tempel bei aller äußeren Pracht und Flitterstaat eine gewisse innere Nichtswürdigkeit vorwerfen, die, obwohl bunt und verschwenderisch genug übermalt, doch zur Genüge an ihren Mauern, Säulen und Gewölben nur ein pilzartiges Aufschießen und Bestehen beurkunden. Als Stiftungen reicher bevorzugter, weltlicher oder geistlicher Großen erbaut, schlägt doch ihre Unterhaltung keine Wurzeln in dem frommen Sinn eines gottesfürchtigen Volkes, sondern schnell, wie sie entstanden, wittern sie ihrem Verfall entgegen. Niemand achtet und schätzt diese Emporkömmlinge bigotter Laune, die häufig nichts sind als unterschobene Abschlagszahlungen eines verpraßten, liederlichen Lebens dieses oder jenes großen Herren. Nie in meinem Leben, außer im Türkenviertel zu Belgrad, sah ich so viel Zerstörung und so viel Trümmer in einer neuerdings wieder aufstrebenden großen volkreichen Stadt. In Venedig stimmte mich eine ähnliche Verwitterung vergangener Größe ebenfalls traurig; aber es ist hier wieder der mächtige Unterschied, daß das Herz in der italinischen Stadt das Untergehen vergangener Größe betrauert als Werke einer mächtigen Volksdynastie, einst angestaunt, bewundert, aber auch wegen ihres Gehalts an Geist und Kunst an Kindesstatt angenommen von einem unterdrückten Pöbel. In Bukurest aber sind es die Trümmerwerke einer bevorrechteten Adelsclasse, verflucht und gehaßt von einem ausgesogenen Volke, welches nichts davon hat als bei dem Aufbau geplagt worden zu seyn. So erstehen diese Werke noch täglich und sinken ebenso wieder in die Horizontale der Ewigkeit zurück, der Erde gleich. Nach ihrer Bauart verhalten sich Bukurest und Venedig wie Holz und Stein. Nicht ohne Bedeutung ist ebenfalls, daß sich der Rathsaal der Landtagsmitglieder der Walachei hier in den Nebengebäuden der Metropole befindet. Er bildet ein längliches, sonst aber uninteressantes Viereck, wo eine Menge Stühle einen Rathssaal bezeichnen; übrigens ist er nieder und zu ebener Erde.

Einer kleinen Kirche muß ich indessen Erwähnung thun, an welcher mir eine schöne Steinmetzarbeit aufgefallen; sie steht, wenn ich nicht irre, in einer nahen Gasse, unweit dem Hotel Brenner. Die Steinsäulen des Portals, zwar massenhaft und von gedrückter Form, sind mit schneckenförmig umwundenen Laubwerkstäben von oben bis unten geschmückt. Oefters habe ich diese Zierde an solchen Säulen schon gemalt gesehen, noch nie aber plastisch in Stein gehauen; so viel ich erfuhr, heißt die Kirche, zu der man aber erst durch einen Hof des Hans dem sie angehört, gelangt Stawropol. Sie scheint älter zu seyn und ist deßhalb bemerkenswerth. Eine andre merkwürdige Kirche der Walachenhauptstadt, aber gerade im entgegengesetzten Sinne ist die Kirche Doamni; sie ist modern und in modern gothischem Styl ausgeführt; ich möchte diesen und den altgothischen Baustyl lieber durch kalt und warm-gothisch bezeichnen. Indessen der Abwechslung wegen macht sie da, wo sie steht, einen guten Eindruck und trägt mit bei zum Bilde einer großen Stadt.

So viel von den Kirchen. Wie sie in geistlicher, so ist das Verhältniß der adeligen Sitze in weltlicher Beziehung. Auch sie gewöhnlich von sehr zusammengesetztem Grundriß, schwachmaurig, vielfenstrig, mit einer Menge von Zimmern versehen, wovon selten über die Hälfte bewohnt, ja gewöhnlich kaum ein Viertel eingerichtet ist, stehen sie unregelmäßig in ihren Höfen, von Steinmauern, Zigeunerhütten und Dienstbotenbehausungen umgeben. Viele sieht man, die, nicht einmal vollendet, schon wieder im schnellsten Verfall begriffen sind; ja sehr viele tragen den Stempel „wie gewonnen so zerronnen." Schnell zusammengerafftes Geld ist ihr Fundament, asiatisches Stillstehen ihre Mauern, bodenlos wechselvolle politische Zustände die Säulen, privilegirte Unthätigkeit, sklavische Niedertracht, systematisches Aussaugen der unadeligen Classe und gränzenlose Sittenlosigkeit meistentheils ihre Inwohner. So ist es ein Wunder, wenn solche Eintagsfliegen zwei Tage verbringen.

Neuester Zeit verwechselte die Mode das asiatische Aufzaubern solcher Kartenhäuser mit dem neuern Geschmack eleganter Bauart, gold- und silberverziertes Holz für französisch lackirte Steine, morgenländischen Flitter für abendländische Spielerei. So wich der weite Kaftan dem Pariser Frack, die faltenreiche Blousehose dem straffgezogenen Beinkleid, der wallende Bart dem zugestutzten wohlgepflegten Collier Grecque, die pathetische Tomba dem papierenen runden Hut, die griechische Sprache aber den Caquet du Monde, dem Französischen; dieß alles gehört aber zu einem Glück, welches seine Früchte erst noch zu tragen hat. Es ist, scheint es, der beste Samen, den sich der das Land beherrschende Adel aus der Hauptstadt des constitutionellen Frankreichs zu holen weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Geschenke im Orient. Wie sehr dieser uralte Gebrauch im Orient eingewurzelt ist, kann man aus dem Umstand ersehen, daß bei einem kürzlichen Besuch, den der Guicowar, Fürst von Gudzerat, in Bombay, einer unter directer englischer Herrschaft stehenden Stadt machte, wobei er auch den immens reichen, von der Königin Victoria mit der Baronetwürde bekleideten Parsikaufmann, Sir Dschamsamsetsch Dschidschi-Hoy besuchte, derselbe ihm, dem Guicowar, seiner Gemahlin und seinem Gefolge Geschenke im Werth von 100,000 Rupien machte. (Indian News. 22 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 96. 22 April 1850.

Erinnerungen eines Naturforschers:[1] die Bay von Biscaya.

1. Biarritz. — Guettary. — St. Jean de Luz.

Die ersten Tage des Junius 1847 waren für mich glückliche Tage. Nach zwei Jahren einer gezwungenen Unterbrechung nahm ich meine Studien am Ufer des Meeres wieder auf, und besuchte dießmal die Bay von Biscaya. Diese Reise war fast eine Entdeckungsreise, denn ein einziger Naturforscher war mir in der geologischen Erforschung dieses Theils der Küsten Frankreichs vorangegangen. Im J. 1794 hatte Alex. Brogniart zu wiederholtenmalen die Mündung des Adour besucht, und die Umgegend von Biarritz durchwandert. Als er meine Plane erfuhr, stellte er seine Erinnerungen, wie seine schriftlichen Bemerkungen zu meiner Verfügung: obwohl von der Krankheit, die ihn einige Monate später dahin raffte, schon schwer ergriffen, öffnete er doch für mich seine Notizbücher, und oft belebte sich die Stimme des liebenswürdigen Greises, oft erglänzten seine Augen beim Andenken an jene Tage der Jugend, wo er als bescheidener Apotheker der Pyrenäenarmee am Morgen aufbrach, ein Stück Brod in der Tasche, um die Arbeiten zu beginnen, die später seinen Namen berühmt machen sollten, und Abends zurückkehrte, glücklich ein Fossil, eine Mollaske oder irgend eine Alge von den Uferfelsen geholt oder auf dem Sande aufgelesen zu haben. Brogniart gehörte einer Generation an, die mit jedem Tage mehr dahin schwindet: stets liebte er die Wissenschaft um ihrer selbst willen, er liebte sie namentlich in denen, die sich ernstlich um sie bemühten, ohne in denselben, wie so manche andern Naturforscher nur Feinde zu sehen, die man entmuthigen und wo möglich vernichten muß.

Acht Tage später war ich zu Bayonne und staunte über den Anblick der Stadt: fast überall sonst hatte ich eine Art Trennung zwischen dem Hafen und der übrigen Landschaft gefunden, hier scheint Landschaft und Meer sich zu nähern und gleichsam in einander überzugehen. Aufwärts schlängelt sich der Adour, kaum breiter als die Seine bei Paris, am Fuße hoher Hügel hin, abwärts scheinen ihm die mit Dünen überwachsenen Fichten den Weg zu versperren. Im Innern der Stadt rücken die Bäume der Promenaden und die Werften fast bis an seine Ufer vor; überall hebt sich der schwarze Körper des Schiffs, die hohen Masten, die weißen oder röthlichen Segel von einem grünen Hintergrund ab, man glaubt einen Binnensee vor sich zu haben, aber der Ocean zeigt seine Nähe durch die Fluth. Zweimal des Tags drängt sie die Gewässer des Flusses zurück, verkehrt die Richtung der Strömung und senkt oder hebt die Schiffbrücke, welche Bayonne mit seinen Vorstädten verbindet.

Der Adour zeigt eine bei den Flüssen Frankreichs ziemlich seltene Erscheinung: er hat zu wiederholtenmalen seine Mündung gewechselt. Die Bewohner des Landes behaupten, er habe sich ehemals zwischen Biarritz und Bidar ins Meer ausgemündet südlich von der jetzigen Mündung, eine Untersuchung der Oertlichkeit bestätigt aber diese Sage nicht; dagegen ist es gewiß, daß der Fluß zu verschiedenen Zeiten gegen Norden vorgebrochen ist im J. 1360 füllte derselbe Sturm, der an den Küsten der Normandie die Flotte Eduards III vernichtete, das Bett des Adour aus, Bayonne und die Umgegend wurden überschwemmt, Ernten, Vieh, Waaren, alles ging in den Fluthen unter. Endlich fand das Wasser einen Ausgang nach dem Cap Breton hin, und der Fluß, der sich ein neues Bett grub, mündete sich am Vieux Boucaut, 8 Lieues weiter gegen Norden, ins Meer aus. Zweihundert Jahre lang folgte der Adour dieser Richtung: gegen 1579 suchte Louis de Foix ihn wieder in sein altes Bett zurückzuführen, und ein glücklicher Erfolg krönte seine Bemühungen. Wie früher kamen jetzt die Schiffe frei nach Bayonne, aber bald hatte man neues Unheil zu fürchten: unter der fortwährenden Einwirkung des Wellenschlags von Nordwesten her wurde das anfangs ziemlich gerade Fahrwasser allmählich gegen Süden gedrängt, und das Bett des Flusses versandete. Im J. 1720 war das Fahrwasser fast unbrauchbar. Jetzt begann man den Strom mit Dämmen einzuschließen, und diese wurden später sehr vergrößert und erweitert, aber die Aufgabe ist noch keineswegs gelöst, und die Barre des Adour ist ein immer schwieriger, oft unbrauchbarer Durchgang trotz der fortdauernden Anwesenheit eines Dampfschiffs, das zum Hereinziehen der Schiffe bestimmt ist.

Die Barre des Adour bietet nämlich stets den Anblick eines aufgeregten Meeres. Hier kennt der Ocean keine Ruhe. Ich habe sie besucht an einem der schönen Herbsttage, wo die ganze Natur zu ruhen und sich auf den Schlummer des Winters vorzubereiten scheint, kaum ein leichter, östlicher Luftzug hob die Wimpel der am Ufer des Flusses ankernden Schiffe, und doch hörte ich von den Seealleen an, einem herrlichen Spaziergang, den die Bayonnesen seltsamerweise verlassen haben, um auf dem Glacis der Festung zu lustwandeln, den fernen Donner des bewegten Meeres. Unter den Strahlen einer halb verschleierten Sonne, welche Bayonne und seinen Hügelkranz vergoldete, folgte ich dem schmalen Damm des linken Ufers, einer anscheinend schwachen Schranke, die aber bis jetzt ausreichte, die sandigen Ufer gegen jedes Anwogen zu schützen. Dem Dorfe Boucaut

[1] Quatrefages in der Revue des deux Mondes. 15 Jan.

gegenüber verdoppelte sich das Tosen, und an der Lazarethspitze wurde es wahrhaft furchtbar. Endlich erreichte ich den Signalthurm, und von seiner Plattform herab umfaßte ich mit Einem Blick die Mündung und ihre Zugänge. Von beiden Seiten hob das flache, einförmige Ufer sich unmerklich zu hohen Sanddünen, von denen einige ihre dürren Kegel über die Fichtenpflanzungen emporreckten, durch die sie festgemacht werden sollten. Zu meinen Füßen begannen die niedrigen Dämme, die angelegt waren, um das Bett des Flusses allmählich einzudämmen, und den Zufluß von Sand und Kies abzuwehren. Vor mir breitete sich das Meer aus, dessen durch den Ostwind geglättete Fläche nicht ein Kräuseln zeigte. Und dennoch trennte ein Halbkreis von Wogen und Schaum das Meer und den Fluß; das war die Barre des Adour und von hier ging das Tosen aus, das ich seit einer Stunde vernahm. Die Fluth stieg, unmerkliche, vom weiten Ocean hergekommene Wellen erhoben sich bei der Berührung mit dem Boden, und richten sich, Mauern von einer halben Lieue ähnlich, empor. Anstoßend an dem immer höhern Boden wälzten und überstürzten sie sich mit einem weißen Schaumkranz. Bald wieder gehoben, minder hoch, aber gedrängter bildeten sie um den Adour eine vierfache, stets zerstörte und immer wieder erstehende Schranke, erreichten endlich das Ufer, brachen sich mit Wuth, und sandten bis zur Höhe des Steilufers, das sie aufhielt, ihre langen raschen Spritzwellen. An der Mündung selbst stürzten sie sich in den engen Canal, bogen sich rechts und links gegen die Dämme, als wollten sie dem Meere einen breiten Durchgang öffnen, und führten Haufen gelben Schaums mit sich, der, gegen die Höhe des Leuchtthurms geworfen, eine Masse schwimmender Felsen zu bilden schien.

Jeder Fremde, der nach Bayonne kommt, wird auch Biarritz besuchen. Ich ermangelte nicht das Gleiche zu thun, und suchte alsbald die Mittel auf, dahin zu gelangen. Ehedem machte man den Weg „en Cacolet.“ Auf den Rücken eines Pferdes oder Maulthiers setzte man ein Gerüste ähnlich dem Doppelkorb eines Esels. Der Reisende setzte sich auf die eine Seite, und hatte als Gegengewicht eine Cacoletiere, eine hübsche Baskin, mit schwarzen Augen, lebhaften Geistes und schneller Zunge. Man folgte dem sandigen Pfade, wo es unmöglich war zu traben, das Gespräch entspann sich, der Weg wurde länger und manchmal ruhte der Reisende und seine Führerin in der „Liebesgrotte“ aus. Der Fortschritt der Civilisation, das Bedürfniß rascherer und häufigerer Verbindungen machte diesen malerischen Reisen ein Ende. Eine ziemlich gut unterhaltene Straße verbindet jetzt Biarritz mit Bayonne: Omnibus und Coucous, die man mit dem Namen Diligence belegt, benützen die Straße mit einer Emsigkeit, die durch die Concurrenz zahlreicher Cabriolets verdoppelt wird, aber auf den staubigen, schlecht gepolsterten Bänken hat sicher mancher Reisende das Cacolet zurückgewünscht.

Wie dem aber auch seyn mag, Biarritz ist es wohl werth, daß man eine Stunde lang Staub hinunterschlingt und das Stoßen verträgt. Dieses Dorf verwirklicht die zierliche Decoration einer komischen Oper: man stelle sich eine Fläche in halber Höhe des Berges vor, auf welche eine tiefe, schroff gegen das Meer geneigte, in Berge und Felsen eingesenkte Schlucht folgt, alles steil und wild, aber in Miniaturverhältnissen. Die beiden Hügel springen in Spitzen ins Meer vor. Links an der Baskenspitze beginnt ein hohes Steilufer, das sich weithin gegen Süden fortsetzt. Rechts streut der Atalai über die ganze „Narrenküste“ seine „durchbohrten Felsen“, seine einzelnen Klippen aus, die alle von den Wogen rasch angenagt, und mehr oder minder seltsam gestaltet sind. Zwischen der Baskenspitze und dem Atalai befindet sich der alte Hafen, von dem ehemals jedes Jahr einige Wallfischfänger ausgingen, der aber mit jedem Tag an Ausdehnung verliert und jetzt nur noch einige Fischerbarken schützt. In diesem bewunderswerthen Rahmen sind die Wohnungen zerstreut: die einen auf der flachen Höhe und im Hintergrunde des Thals bilden den Hauptplatz des Dorfes und seine Hauptstraße, die andern sind da und dort, wie der Boden Gelegenheit bot, gruppirt. Alle haben mit ihren grünen Läden, die sich von den blendend weißen Mauern heben, ein reinliches, wohlhäbiges Aussehen, das die Badenden anlockt. Diese nomadische Bevölkerung strömt deßhalb auch mit jedem Jahre mehr nach diesem Orte, der allmählich minder ein Sammelort für die Kranken, als für die Freunde des Vergnügens wird.

Die Küsten der Bay von Biscaya sind, einige geschützte Stellen abgerechnet, ausnehmend gefährlich, selbst für die geschicktesten Schwimmer. Der alte Hafen ist vollkommen sicher, und wie von Menschenhand zum Badeplatz ausgehauen. Rechts und links brechen die beiden Spitzen des Caps allenthalben den Andrang der Wogen, und hemmen die Strömungen. Der sandige Boden erhebt sich langsam gegen die Küste, an der die letzten Häuser des Dorfs und einige der bedeutendsten für Fremde bestimmten Badeanstalten stehen. Kleine Zickzackpfade laufen rund um den Hafen her, und bedecken sich zur Badezeit mit Spaziergängern, welche, um dieß Schauspiel zu genießen, die Felsen des Atalai und die Klippenküste der Basken verlassen. Hier sind, Dank den patriarchalen Ueberlieferungen von Biarritz, die Badenden beider Geschlechter nicht getrennt, aber eine Kleidung die den skrupulösesten Anstand befriedigt, deckt die Badenden, und Munterkeit, Gelächter und Scherze herrschen allenthalben. Jeder will sich mit seiner Schwimmkunst zeigen, und die furchtsamsten Damen wollen wenigstens einmal an dem Seil ausruhen, das den Eingang des Hafens sperrt. Dabei lassen sie sich von einem Herrn unterstützen oder nehmen ein Brett mit großen Kürbissen, ich habe aber auch unerschrockene Schwimmerinnen, meist Baskinnen oder Spanierinnen, gesehen, welche schwammen und tauchten wie die Enten.

Eine Viertelmeile von Biarritz ist die „Liebeskammer,“ eine tiefe im Halbkreis ausgehöhlte und von unzugänglichen Klippen eingeschlossene Bucht; man gelangt hinein durch eine schmale Sandzunge, die das Meer zur Ebbezeit am Fuß der Nordspitze trocken läßt. Ehemals war der Uferstrich sehr niedrig, bei hoher Fluth schlugen die Wogen an die mauerartigen Wände und drangen manchmal in eine in den Hintergrund gebrochene Grotte, die der Sage nach zwei Liebenden als Zufluchtsort diente und lange schien das Meer ihre Liebe zu achten und zu schützen, aber eines Tages stieg es bei einem Nordweststurm höher als gewöhnlich, und ein Fischer, der am andern Tag hineinbrang, fand zwei Leichen, noch in letzter Umarmung an einander geschlossen. Eine solche Katastrophe ist nicht mehr zu fürchten, denn seit einigen Jahren ist durch das wiederholte Anschlagen der Wogen ein Theil der Klippe eingestürzt, der hereingeworfene Seesand hat die Trümmer bedeckt und einen Wall um den Eingang der Grotte gebildet. Jetzt würde der von der Fluth überraschte und in der Liebeskammer eingeschlossene mit einer Einsperrung von einigen Stunden davon kommen.

Für den Naturforscher, noch mehr als für den Dichter, knüpft sich ein lebhaftes Interesse an die Liebeskammer: der wellenförmige Boden der sie umgibt, bezeichnet die äußerste Gränze

Digitized by Google

der Pyrenäenkette. Einige Schritte von dieser Bucht senken sich die Klippen, um sich nicht mehr zu erheben, und ihre letzten Felsen tauchen in dem Sandmeer unter, das sich bis zur Gironde erstreckt, und das Bild einer afrikanischen Wüste mitten in eine der reichsten französischen Provinzen versetzt. Biarritz und sein Gebiet, die somit auf der Gränze einer der großen Formationen liegen, welche unserm Erdkörper seine jetzige Gestalt gaben, bieten merkwürdige Fragen dar, über deren Lösung noch immer die Geologen uneinig sind. Wir wollen versuchen, davon eine Uebersicht zu geben.

Bekanntlich ist unsere Erdkugel nur allmählich zu ihrer jetzigen Gestaltung gelangt; ehe die jetzigen Erhebungen und Senkungen sich ergaben, hat ihre Oberfläche zahlreiche Erschütterungen erfahren, die durch lange Zwischenräume von Ruhe getrennt waren. Während der ruhigen Epochen häuften sich die Schichten im Grunde der ungeheuren Meere jener geologischen Zeitalter an, bis die Stunde einer neuen Erschütterung eintrat, die für einen Augenblick im Innern der Erde schlafenden Kräfte wieder erwachten, die unten liegenden Felsen durch die neuern Schichten durchbrachen, und einen bis jetzt versenkten Continent, eine neue Bergkette emporhoben. Ungeheure Verwerfungen, Durchbrechungen und Aufrichtungen von Schichten begleiteten jede dieser Erhebungen, und aus diesen durcheinander geworfenen Massen, in den Verhältnissen, durch welche sie unter einander verbunden sind, wußte die neue Wissenschaft, oft mit unglaublicher Sicherheit, die Geschichte dieser Revolutionen wieder aufzufinden. Zu der Zeit, wo die Länder entstanden, welche die Bay von Biscaya umgeben, glich Europa im Allgemeinen und Frankreich insbesondere keineswegs dem Bilde, das sie jetzt darbieten. Schon 12 Erhebungen hatten statt gefunden: Auvergne, das schwarze Gebirge, die Cevennen bildeten eine Art Continent, der sich bis zu den Ardennen und den Höhen der Vogesen erstreckte; die Bretagne, ein Theil der Normandie, Maine und Vendee streckten sich als unregelmäßige Halbinsel vor, und schlossen sich durch Poitou an das centrale Hochland an; Flandern, die Picardie, Champagne, das Bassin von Paris, die obere Normandie, Touraine, das südliche Frankreich und das nördliche Spanien waren ein ungeheures Meer, aus dem sich hie und da einige Inseln erhoben. Im Grunde dieses Meeres schlugen sich die letzten Secondairschichten, die Kreidelager, nieder, welche durch ihre Dicke und Mannichfaltigkeit beweisen, daß diese Periode sehr lange dauerte. Dieser Zustand der Ruhe wurde zum erstenmal durch die dreizehnte Erhebung gestört, die des Bergs Viso, welche den französischen Alpen das Daseyn gab. Dann kam, nach einer abermaligen Periode der Ruhe, die vierzehnte Erhebung, eine der bedeutendsten, deren Spuren die Erde bewahrt hat: sie erstreckte sich von dem Westende Europa's durch ganz Asien hindurch und auf der andern Seite bis nach Nordamerika; ihr namentlich danken die Pyrenäen ihre jetzige Form. [1] Das Ausbrechen von Urgebirge, das den mittleren Kamm dieser Berge bildet, hob die oben erwähnten Kreideschichten, die man auf beiden Seiten der Axe dieser Berge parallel geneigt findet, und sie sind es, welche die Klippen des Baskenlandes bilden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die jetzige Gestaltung der Bergkette ist aber nicht die Folge einer einzigen Erhebung: Hr. de Beaumont nimmt an, daß die Alpen, wie wir sie jetzt sehen, durch wenigstens fünf Erhebungen gebildet wurden, die Vogesen durch zwölf. Nach Hr. Durocher findet man in den Pyrenäen die Spuren von sieben auf einander folgenden Erschütterungen. Oft scheinen auf einem ziemlich engen Raum verschiedene, in Richtung und Zeitalter abweichende Bergsysteme gleichsam willkürlich über einander gethürmt. Boblaye und Virlet zählten in Morea neun verschiedene Erhebungen.

Der District westlich vom Indus

hat eine eigenthümliche Bedeutung in der Geschichte, und ist bis in die neuere Zeit nur sehr wenig von Europa besucht gewesen. Masson hat ihn seiner Zeit besucht, wenn wir nicht irren im Jahre 1830, und zerstreute Nachrichten darüber gegeben. Was wir hier im Auge haben, ist namentlich der Strich von Schikarpur aufwärts bis nach Peschawer hin. Diese beiden Orte sind als die hauptsächlichen Durchgangspunkte nach und von Afghanistan sehr wohl bekannt. Das dazwischenliegende Land ist es nicht, und hier war unter den ehemaligen Hindufürsten eine Reihe Befestigungen um das Land in Unterwürfigkeit zu halten und es zugleich gegen die Einfälle der wilden Bergstämme zu schützen. Diese Befestigungen verfielen, als die Bergstämme verbunden mit andern Moslems sich über Indien ergoßen, und ein Anfang einer Vertheidigung wurde erst wieder gemacht, als Randschit Singh sein Reich erhob und solches wieder an der westlichen Gränze gegen die Bergstämme schützen mußte. Seit die Engländer den Pendschab nach und nach ihrer Herrschaft unterworfen haben, wurden sie in diese Gegend geführt, und fangen jetzt erst an sich näher darin umzusehen. So wurde am 6 April in der asiatischen Gesellschaft ein Schreiben von einem jungen Officier, Namens Hugo Jones, vorgelesen, das mehrere ziemlich unbedeutende und fragmentarische Nachrichten enthält, am Schlusse aber finden sich einige antiquarische Angaben, die wir darum erwähnen, weil sie vermuthlich der Vorläufer vieler andern sind. Als die Truppen von Dera Ismail Chan nach Balut gegen die Gebirge hin marschirten, entdeckte man in der Nähe mehrere merkwürdige steinerne Gebäude, über welche die Eingebornen keine Auskunft geben konnten. Fünf (engl.) Meilen weiter oben am Indus liegt Kafir-koti, der Ort der Ungläubigen, wo die Reste eines prachtvollen steinernen Forts sich finden, das in frühern Zeiten uneinnehmbar gewesen seyn muß. Die Lage soll außerordentlich günstig und müsse von einem tüchtigen Soldaten ausgewählt seyn. Manche schrieben das Werk ohne weiteres Alexander dem Großen zu, der Briefsteller selbst aber findet dieß nicht wahrscheinlich; ohne Zweifel gehörte dieß Fort zu dem ganzen Vertheidigungssystem des rechten oder westlichen Indusufers.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Feuerthurm, der höchste der Stadt, gereicht dieser ebenfalls nicht sehr zur Ehre, indem auch er nur von Holz und außen bemalt ist. Uebrigens ist diese Warte ziemlich hoch und wir bestiegen sie, um die Stadt auch von einer andern Seite aus der Vogelperspective zu betrachten, die übrigens von hier aus gesehen keinen andern Charakter zeigt. Hier erfuhren wir, daß die Stadt in fünf Quartiere getheilt ist, von denen jedem eine eigenthümliche Farbe zugetheilt ist, als da sind: Roth, Grün, Gelb, Blau und Schwarz. Eigenthümlich und weniger nüchtern als wo dieß mit Zahlen oder Lettern geschieht; es mahnte mich auch wieder an das Bezeichnen von Ländern, Königen und Kaisern, wie es öfters in walachischen Märchen vorkommt. Von hier aus sieht man auch die an einem nördlichen Ende der Stadt befindliche neue Cavallerie-Caserne mit Stallungen für 400 Pferde; auch eine alte verbrannte Fürstenburg unter dem Namen Curtea Arsa bildet, von hier aus gesehen, ein trauriges Gegenstück zu dem freundlichen Schloß des Fürsten Bibesco. Obwohl nicht sehr alt, machen ihre hohen, nackten Backsteinmauern auf den Beschauer einen trüben Eindruck; einst fest, scheint ihr einmal auch die Rolle einer Citadelle zugetheilt gewesen zu seyn. Zuletzt bewohnte sie Constantin Ypsilant VI, unter dem sie durch Feuer zerstört wurde, was in den Anfang dieses Jahrhunderts fiel. In diesem Augenblick campirte im Hofraume derselben eine Schwadron Uhlanen, deren Pferde zu besehen wir besonders hingingen. Wir fanden darunter meist schöne und starke, ja auch ein Paar recht elegante Unterofficierspferde, größtentheils russischer und bukowinischer Abkunft. Im allgemeinen aber erscheinen sie mir zu schwer für den Dienst leichter Cavallerie, und ich

Digitized by Google

hätte sie eher für Dragonerpferde gehalten; die Haltung schien recht gut, die Thiere waren gut genährt und fleißig geputzt. Es war mir leid, während meines Aufenthalts in der Hauptstadt nicht einmal einige Uebungen der walachischen Uhlanen gesehen zu haben; ich sah hier gar nichts an militärischen Leistungen als das Aufziehen der fürstlichen Schloßwache, die mir wohlgefiel. Das Commando ist, so wie sämmtliche Uniformen, russisch; auch die Art und Weise, Mannszucht zu halten und zu strafen ist die russische, was, wie ich mir erzählen ließ, unter der Mannschaft selbst zu vielen Glossen und Spötteleien Anlaß geben soll.

Habe ich bis jetzt so manches gesagt, was der Hauptstadt der Walachen nicht eben zum schönsten Schmuck gereicht, so ergreife ich um so lieber die Feder um einen Gegenstand zu behandeln, der ihr gewiß Ehre macht. Es ist dieß das National-Collegium St. Sava. Von Krajowa aus hatte ich Briefe an mehrere Professoren dieser Anstalt, so wie an deren Director Herrn v. B.; ich wurde von letzterem artig empfangen, hatte aber zu bedauern, daß ich diese Herren eben in einer ungünstigen Zeit fand. Es fanden nämlich gerade die Prüfungen der Schüler und Zöglinge des Collegiums statt, und da waren sowohl diese als jene im höchsten Gedränge; welcher halbwegs Gebildete weiß davon nicht zu erzählen! Herr B. hatte indessen die Güte mich in eine Prüfung mitzunehmen; sie wurde in französischer Sprache verhandelt und monsieur le professeur schien zufrieden. Schon hier fiel mir an einigen der Schüler die Uniform auf, dunkelblau, gelb aufgeschlagen; es sind dieß solche, zwanzig an der Zahl, die jährlich in der Anstalt aufgenommen und mittelst Stipendien vollständig im Collegium erzogen und ausgebildet werden. Herrn B. hielten seine Amtsgeschäfte ab, selbst meinen Begleiter zu machen, weßhalb er mir jemand, dessen nähere Bekanntschaft zu machen ich nicht weiter Gelegenheit hatte, zu weiterer Begleitung mitgab. So gingen und besahen wir dann die Schlafräume der Zöglinge. Sie waren sehr nett und reinlich gehalten und schienen ganz auf französischem Fuß hergestellt. Jeder Zögling hatte seine eiserne Bettstätte und seine Nummer an der Wand; dieselbe Ordnung herrschte im Speisesaal, und überall sah man eine fleißige, geordnete Oberaufsicht des Instituts.

Die verschiedenen Mahlzeiten betreffend, so waren sie ebenfalls auf französische Weise. So viel ich mich erinnere, zweimal Dejeuner und später Nachmittags das Diner.

Die Studien bestehen in allen Gymnasialvorträgen, auch werden neben der französischen Sprache, welche natürlich bei einem romanischen Volke, wie die Walachen sind, ein Vorrecht hat, auch die deutsche, so wie lateinische und griechische gelehrt. Das Collegium besitzt außerdem schöne Hülfsmittel in einer ansehnlichen Bibliothek, einem wohlgerüsteten physikalischen Cabinet, Naturaliensammlungen, ja sogar Numismatik und Alterthümer sind hier vertreten, deren Betrachtung ich gerne mehr Zeit gewidmet hätte. Interessant war mir ein mächtiger römischer Sarkophag, der hier aufgestellt war; er war unversehrt, von Sandstein. Ferner ein Denkstein mit der Inschrift: D. M. Antonius Nicanorus. Eine eigene Buchdruckerei gehört ebenfalls dieser schönen Lehranstalt an. Viel Lob hörte ich hier dem gegenwärtigen Fürsten zollen, welcher die erwünschte Theilnahme für diese Anstalt hegt, und insbesondere auch für Lehrer in der deutschen Sprache besorgt war. Andererseits fehlte es auch nicht an Schmähungen, daß er diese nationale Anstalt durch Französiren dem Volke zu sehr entfremdet habe.

War es mir in Krajowa nicht geglückt einen Markt mit anzusehen, so ließ ich die Gelegenheit dazu hier um so weniger vorübergehen. So groß mein Widerwille gegen alle Marktgeschäfte ist, so gerne mische ich mich als Beschauer in dessen buntes Gedränge. Hier findet man immer das Volk in seinem Treiben bei einander wie auf einer Kirchweihe, oder, wenn man das sogenannte gebildete Publicum kennen zu lernen wünscht, auf einem Ball. Im Ganzen ist dieß alles ein und dasselbe; auf Bällen wird gefeilscht und gehandelt mit leerem und unwahrem Wortschwall wie auf Kirchweihen oder Jahr- und Wochenmärkten. Letztere sind für das Landvolk der Umgegend immer eine Art Casinounterhaltung, und jedenfalls handelt es sich dabei um Dinge, die zum mindesten kreuzers- und groschenwerth sind, während oft auf Bällen und sonstigen Versammlungen Sachen verhandelt werden, die ich nicht einmal um ein Linsengericht gäbe.

Hat das lärmlustige Volk der Walachen auch vieles, sehr vieles mit dem ihm verwandten Stamm der Italiener gemein, so herrscht doch auf seinem Markte ein wesentlicher Unterschied gegen jene, wie ich sie in Venedig, Verona oder Vicenza traf. Während dort alles mit angebornem und anerzogenem Kunstsinn reinlich und so gefällig geordnet ist, daß selbst Künstler dort Studien zu Ornamenten u. dgl. machen könnten, so liegt hier alles wohl in Hülle und Fülle, aber schmutzig und unreinlich am Boden, an dem durch Menschenverkehr verunreinigten Busen der Muttererde. Aus dem Füllhorn des üppigen Landesbodens lässig herausgeschleudert und ebenso lässig empfangen, liegen hier außer den gewöhnlichen Gegenständen des Grünmarktes eine eigene Art langer Gurken, eben solcher Beißbeeren (Capsicum), und die kleinen grünen gurkenförmigen Samenkapseln von einer Pflanze, die den türkischen Namen Bamisch führten und in der Küche eine Verwendung fanden, wie Kapern zu eingemachtem Fleisch und Geflügel. Die Pflanze von der sie kommen, heißt Hibiscus esculentus.

Die Volkstrachten, an denen mir beim Besuch dieses Marktes am meisten gelegen war, zeigten sich heute der drückenden Schwüle des Tages wegen sehr vernachlässigt, weßhalb im Ganzen wenig Malerisches zu sehen war.

Das einzige und erste Gasthaus fränkischen Schnitts hier, das Hotel Brenner, kennen zu lernen, gingen wir heute dorthin um zu speisen. Es liegt seitwärts in einer Gasse zwischen der französischen und der Leipziger Gasse. Ohne groß zu seyn, ist es sehr angenehm eingerichtet; ein hübsch gemalter Billardsaal, geräumige Speisezimmer, ein kleiner Garten beim Haus mit Lauben und Kiosken, die in der heißen Sommerszeit, besonders Abends benutzt werden, machen das Gros des Ganzen aus, das überdieß mit Gastzimmern und Stallungen versehen ist. Als wir eintraten, klangen uns die Töne eines herrlichen Flügels, von Meisterhänden gerührt, entgegen. Es waren die der Pianistin Sophia Bohrer, die eben in der Walachenhauptstadt anwesend war und mit Beifall einige Concerte gegeben hatte; ich ließ B. vorangehen und hörte eine Weile zu. Wer wärfe, in fremden Ländern umherirrend, nicht gerne einen Blick in die Heimath und dazu in eine so liebe, wie sie die Musik den ihrigen schafft. Erst als die Klavierspielerin schloß, trat ich in den Speisesaal, von dem ich nichts weiteres berichten kann, als daß das, was die brennerische Küche hier zu Markte brachte, gut und fein nach französischer Weise zubereitet war; ebenso gut war der Keller bestellt, der mit trefflichem Flaschenbier versehen war, eine Annehmlichkeit die gewiß jeder Reisende germanischen Stammes in einem südlicheren Lande gern hinnehmen wird. Herr Brenner ist ein artiger Vorsteher seines Hauses, und wären wir in unserem Han Simeon nicht recht gut aufgehoben gewesen, so hätten wir doppelt bedauert nicht bei ihm eingesprochen zu haben. In gasthäuslicher Hinsicht ist das Hotel Brenner ein deutsch-französischer Han zu nennen, denn ein solches ist sein Publicum. Viele entschädigen sich hier für die vielen und mancherlei Entbehrungen, die sie hier unter fremden und ungewohnten Verhältnissen zu bestehen haben; letztere hatte uns besonders in Orsowa ein glattwangiger Handlungsreisender aus Wien aufs entsetzlichste geschildert. Ihm nach hätten wir schon dort vor der Walachei umkehren müssen, um nie zu erfahren, wessen wir uns jetzt freuten. Allerdings einige Jahre früher, vor Einrichtung des brennerischen Gasthofes, mußte es wirklich Entschlossenheit kosten, als Fremder in diesem Lande und selbst in Bukurest zu leben. Ein Landsmann, den ich hier traf, erzählte mir, daß er und andere Deutsche damals bei dem einen oder andern stammverwandten Gewerbsmanne hier habe Kost nehmen müssen, wozu sich diese immer nur aus besonderer Gefälligkeit verstanden hätten. So bildet jetzt dieses neue Gasthaus mit seinen kosmopolitischen Bequemlichkeiten ein erfreuliches Seitenstück zum oben besprochenen warembergischen Garten, beide Schöpfungen deutsch gewerblichen Unternehmungsgeistes.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 97. 23 April 1850.

Weiberregimenter in Indien.

Es ist eine bekannte Sache, daß in mehreren Reichen des innern Afrika Weibersoldaten nichts ungewöhnliches sind. Die Sache läßt sich physisch erklären. Das Weib wird in jenen Gegenden mit 8 — 10 Jahren mannbar, ist aber mit 20 bis 25 Jahren, wenigstens was die Fortpflanzung betrifft, eine Matrone, nichts destoweniger aber leben sie noch fort, und sind in einem Alter, wo die Kraft noch nicht erloschen seyn kann; das „männische" Aussehen möchten sie allenfalls auch mit Macbeths Hexen theilen, und ihre Enrolirung als Soldaten kann somit, so seltsam uns die Sache auch erscheinen mag, nichts auffallendes haben. Daß es solche Weiberregimenter auch in Indien gibt, war bisher minder bekannt, und wir führen hier aus einem Artikel des United Service Magazine (April) über den Zustand von Dekkan oder eigentlich der Staaten des Nizam von Heiderabad, deren Einverleibung ins englische Gebiet man mit jedem Augenblick erwartet, folgendes Bruchstück an: „außer den gewöhnlichen prätorianischen Banden, die man aus Mißtrauen gegen die englische Herrschaft im Solde behielt, hatte der Nizam noch vor wenigen Jahren und, so weit wir immer wissen, noch jetzt eine eigenthümlich zusammengesetzte, nämlich ganz aus Weibern bestehende Wache. Diese Amazonen heißen Gardonis — wahrscheinlich aus dem europäischen Worte „Garden" corrumpirt — und sind oder waren zu der Zeit von der wir sprechen, nämlich vor 20 oder 30 Jahren, wie Sipahis gekleidet, mit Musketen versehen und bis zu einem gewissen Grade disciplinirt; daß sie zum mindesten nicht schlechter waren, als andere Haustruppen des Nizam, ergibt sich aus dem Umstand, daß sie oft thätigen Antheil an den kriegerischen Operationen nahmen, deren Schauplatz das Gebiet des Nizam so häufig gewesen. Während des Kriegs mit den Mahratten am Schluß des vorigen Jahrhunderts nahm der Nizam Ali, als er ins Feld zog, zwei dieser weiblichen Bataillone, jedes tausend Köpfe stark, unter dem Namen „Jaffer Pultuns," Sieges-Bataillone, mit sich. Sie nahmen Theil an dem Gefecht von Kurdlah, wo der Nizam von Doulet Rao Scindiah geschlagen wurde und sie, wie die Geschichte jener Zeit meldet, sich zum mindesten nicht schlechter schlugen als der übrige Theil der Armee."

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

1. Biarritz. — Guettary. — St. Jean de Luz.

(Fortsetzung.)

Wenn die um die Bay von Biscaya her vorgegangenen geologischen Phänomene in diesem Zeitpunkt aufgehört hätten, so würden sie nur geringe Schwierigkeiten darbieten; dem war aber nicht so. Durch die Erscheinung der Pyrenäen erhoben und zurückgeworfen, im Norden durch die alten Formationen, an die sie sich lehnten, zurückgehalten, waren die Kreideschichten in der Mitte gewichen, und hatten eine ungeheure Senkung ergeben, in welche das Meer sogleich eindrang. Die Pyrenäen waren somit von dem übrigen Frankreich durch einen breiten Meeresarm getrennt, der sich im Westen von Biarritz bis zur Gironde, im Osten von Carcassonne bis zur Rhonemündung ausdehnte. Tertiärschichten lagerten sich allmählich in diesem Bassin ab, und an diese knüpfen mehrere Geologen von großem Verdienst, die namentlich durch das Studium der Fossilien geleitet wurden, die Umgebungen von Biarritz, von der Liebeskammer bis zur Mühle von Sopite. Dieser Ansicht zufolge wären die Pyrenäen erst nach der Formation der Tertiärschichten emporgehoben worden, wären somit minder alt als man glaubte. Ein besonderer Umstand hat die Frage noch verwickelt und die Lösung schwieriger gemacht: lange nach der Emporhebung der Pyrenäen, nach dem Niederschlag der Tertiärschichten hat eine neue Revolution das ganze Land erschüttert, die ursprüngliche Neigung der Schichten und manchmal ihre Verhältnisse zu einander verändert. Die Ophiten, eine Art porphyrisches Gestein, brachen durch alle diese frühern Formationen hindurch und schufen auf mehrern Punkten partielle Erhebungen. Schon Dufresnoy hat diese merkwürdige Thatsache nachgewiesen, und unter anderm eine der ophitischen von Gyps umgebenen Massen abgebildet, welche auf die Klippen zwischen Biarritz und Bidar eingewirkt haben. Ich ermangelte nicht, diese merkwürdige Oertlichkeit zu besuchen, aber seit Dufresnoy die Zeichnung machte, welche seine Denkschrift begleitete, sind fast 30 Jahre verflossen, und der Anblick des Orts hat sich seltsam geändert. Unter dem unaufhörlichen Anschlagen der Wogen ist der Gyps fast ganz verschwunden, und die Uferklippen sind um wenigstens 150 Fuß ins Innere des Landes zurückgewichen. Nur der Ophit hat durch seine außerordentliche Härte widerstanden, und erhebt sich jetzt mitten auf der Uferfläche als ein Zeuge der zerstörenden Macht der Wogen. Hr. von Collegno, ein geschickter Geologe, der lange vor mir diese Bemerkung gemacht, schätzt das jährliche Vorwärtsschreiten des Meeres auf 10 Fuß.

Diese Erscheinung, die mit mehr oder minder Stärke längs der ganzen Küste sich fortsetzt, hängt mit der Art und dem Bau der Felsen zusammen. Es sind im allgemeinen mergelige oder sandige Kreidefelsen, die sich unter den bloßen Einwirkungen atmosphärischer Kräfte zerbröckeln. Uebrigens sind sie fast allenthalben in dünne Plättchen getheilt, manchmal durch Thonschiefer

Digitized by Google

getrennt. Sind diese durch das Wasser weggeschwemmt, so steht der Einwirkung der Wogen nicht mehr eine feste Masse entgegen, sondern eine Art geblätterter Paste, die beim mindesten Anprall weicht. Darum bietet das Ufer von der Liebeskammer an bis zur Bay von St. Jean de Luz auf jedem Schritt die Beweise fortschreitender Zerstörung dar: allenthalben zeigen sich tiefe Spalten, Erdstürze, frisch gebrochene Felsen. Die Wissenschaft benützt einen für die Zukunft dieser Gegenden so drohenden Zustand der Dinge. Die zerrissenen Abhänge der Klippen legen zahllose Fossilien bloß, Reste von Thier- und Pflanzengeschlechtern, welche die ehemaligen Meere bevölkerten, und jedes Gewitter, jeder Sturm bietet dem Naturforscher eine neue Ernte. Bewaffnet mit dem geologischen Hammer, mit der Steinsägerscheere machte ich mich alsbald an die Arbeit, und in wenigen Tagen hatte ich eine ganze Kiste gefüllt.

Man sieht, daß der Tourist und der Geologe zu Biarritz hinreichend interessante Dinge finden, um hier sich aufzuhalten; nicht so ist es mit dem Zoologen. Eingeschlossen zwischen zwei langen, sandigen Uferstrichen, die unaufhörlich von den Wogen angenagt werden, bieten die Felsenvorsprünge des Caps den Seethieren nur einen unsichern, beschränkten Zufluchtsort, und einige kleine Mollusken, einige seltene Anneliden und einige der gewöhnlichsten Zoophyten bilden sämmtliche Seethiere, die man findet. Um meine Zeit nicht zu verlieren, mußte ich mein Glück anderswo suchen, und von den Karten Beautemps-Beauprés geleitet setzte ich mich bald fest in dem kleinen Dorfe Guettary, zwei Lieues von St. Jean de Luz.

Eine Kirche, um welche sich 10 bis 12 milchweiße, mit rothen oder grünen Läden ausgestattete Häuser gruppiren, deren etwa fünfzig ähnliche im Raum einer halben Quadratlieue unter niedrigen Hügeln und kleinen Thälern, kleinen Wäldchen, Getreide- und Maisfeldern zerstreut sind, das ist Guettary, der wahre Typus eines baskischen Dorfes. Die in der Höhe einer der hauptsächlichen Häusergruppen unterbrochene Uferklippe senkt sich schroff nach einem kleinen, sandigen Hafen hinab, den zwei lange Felsenstreifen wie zwei natürliche Dämme schützen. Durch diesen Umstand ist Guettary gleichfalls ein Sammelpunkt für Badelustige. Die Wohlfeilheit, Ruhe und Einsamkeit des Dorfs ziehen alle diejenigen herbei, welche der Luxus von Biarritz erschreckt, und welche im Bade Erleichterung wirklicher Leiden suchen. Darum findet man hier beim Baden auch die Unbefangenheit der alten Zeit. Zu Guettary sind alle Männer Seeleute, die meisten verdingen sich jedes Jahr an Bord der nach Neufundland gehenden Schiffe, und kommen nach einem solchen Zug mit 800 bis 1500 Fr. zurück. Die andern fangen Fische, namentlich den Thunfisch. Dieser Fang geschieht hier ganz anders als im Mittelmeer; auch die Art der Fische ist eine andere. Den Thunfisch des Mittelmeers erkennt man an seinen kurzen Brustflossen; der, welchen man zu Guettary fängt, hat sehr lange Schwimmflossen, sein Körper ist kleiner, aber sein Fleisch viel zarter. Die Fischer bedienen sich der Leine, fahren 20 bis 30 Lieues weit ins Meer hinaus, und werfen ihre Angeln, deren Lockspeise eine aus gemalter Leinwand grob nachgebildete Sardelle ist. Es bedarf der ganzen sprüchwörtlichen Unerschrockenheit der baskischen Seemänner, um sich in einfachen, ungedeckten Schaluppen auf solche Entfernungen in einem Meer hinauszuwagen, das allenthalben von der furchtbaren „Eisenküste" umgeben ist, an der jedes scheiternde Schiff unausbleiblich mit Mann und Maus zu Grunde geht; ist indeß der Fischfang gut, so ist auch der Gewinn groß. Ich habe eine solche Schaluppe nach Guettary zurückkommen sehen, beladen mit mehr als 80 Thunfischen, jeden von etwa 30 Pfund Gewicht. Auf dem zweitägigen Ausflug hatte die aus 5 Mann und einem Schiffsjungen bestehende Mannschaft über 1000 Fr. gewonnen.

Die Rhederei nach Neufundland, der Thunfisch- und Sardellenfang, den namentlich die Fischer von Socoa treiben, würden leicht auf allen diesen Küsten Wohlstand und selbst Reichthum verbreiten. Mein Hauswirth zu Guettary war ein lebendes Zeugniß davon, was Ordnung und Sparsamkeit vermögen: mit 20 Jahren einfacher Matrose und ohne Vermögen hatte Cazavan eine eben so arme Frau geheurathet, und war dann nach Neufundland gezogen. Jetzt ist er Grundeigenthümer und einer der ersten Steuermänner von Bayonne. Leider bildet dieß Hauswesen eine ehrenvolle Ausnahme. Sorglosigkeit und Verschwendung erhalten diese Bevölkerung, welche so leicht zum Wohlstand gelangen könnte, in der Armuth, und sonderbarer Weise sind es namentlich die Frauen, die man deßhalb anklagen muß. Umgeben von Matrosen haben sie deren Charakter und Sitten angenommen, die meisten ergeben sich der Völlerei, und wenn Vater und Kinder von einem Zuge nach Neufundland zurückkehren, müssen sie stets von ihren Ersparnissen die Bäcker- und Weinhändlerrechnungen bezahlen. Das wenige, was übrig bleibt, ist bald auf dieselbe Weise vergeudet. So bleibt Guettary, das allein mehr als 200 Stockfischfänger liefert, und dadurch 200, bis 250,000 Fr. jährlich verdient, im Elend trotz aller Capitalien, welche die einige Meilen landeinwärts liegenden Gemeinden schnell bereichern würden, denn man muß sagen, die Basken in den Ebenen und auf den Bergen gleichen ihren Brüdern am Meere nicht, und in sehr geringer Entfernung kann man den wohlthätigen Einfluß der Ackerbauarbeiten deutlich wahrnehmen.

Rechts von dem oben erwähnten kleinen Hafen dehnt sich die sandige Küste aus, welche Guettary, Bidar und Biarritz verbinden; links beginnen die Felsen, welche bis zur Mündung der Bidassoa den Fuß des steilen Ufers einschließen und bei jeder Ebbe bloßgelegt werden. Hier war mein Erntefeld, das allerdings schwer auszubeuten war. Guettary war mein Hauptquartier, und wenn meine Sammlungen anwuchsen, ließ ich sie nach St. Jean de Luz schaffen. Diese Stadt, die letzte Frankreichs auf dieser Seite der Gränze, verdient in mehr als einer Beziehung die Aufmerksamkeit der Reisenden. Ihre Rhede, die einzige an der Küste von der Gironde bis nach der Bidassoa, gewährt einen Anblick, den man bewundert, selbst wenn man die Bay von Palermo und den Golf von Neapel gesehen hat. Das baskische Land zeigt sich hier in seiner ganzen Anmuth und Strenge. Von der vorspringenden Spitze Ste. Barbe herab, deren jetzt verfallene Casematten einst ihr Feuer mit denen des Forts Socoa kreuzten, wendet sich das Auge gegen Süden und trifft auf eine Reihe abgerundeter Hügel, die unregelmäßig mit Bäumen und kleinen Häuschen übersäet sind. Oestlich entfaltet sich die Bay in einem Halbkreis, der im Hintergrund durch die Häuser von St. Jean de Luz begränzt ist, das von Ferne gesehen ganz wie eine große Stadt aussieht. Eine schmale, zwischen zwei Granitdämmen eingeschlossene Oeffnung bezeichnet den Eingang des Hafens und die Mündung der Nivelle; weiterhin vertieft sich dieser kleine Fluß in ein lachendes Thal, das die steilen Abhänge und die dürren Gipfel der Rune überschauen. Westlich biegt sich die Bay zu einem Halbmond, läuft unter einer dreifachen Reihe von Hügeln hin, und endet an dem dicken grauen Thurme von Socoa. Allenthalben zeigen die Pyrenäen im Hintergrund des Gemäldes ihre tiefen Schluchten,

Digitized by Google

ihre Felsen, deren rauhe Umrisse die Entfernung mildert, ihre malerisch gezackten Spitzen, sie entfernen sich dann in der Richtung der spanischen Küste und verlieren sich am Horizont in dem tiefen Blau des Meeres und des Himmels.

St. Jean de Luz, jetzt eine kleine Stadt von höchstens 2000 Seelen, hatte einst seine Glanzperiode und zählte gegen 10,000 Einwohner. Lange kannten seine Seeleute, seine Wallfisch- und Stockfischfänger nicht ihresgleichen. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sein Handel sehr blühend. Ludwig XIV und die Infantin von Spanien wurden in der Kirche dieser Stadt getraut, auf welches Ereigniß die Bewohner noch jetzt stolz sind, und Bayonne, wo die Equipagen stehen blieben, hochmüthig den Stall von St. Jean de Luz nennen. Das ist aber nur noch ein trauriger Trost, denn seit Jahren ist der Wettkampf, der einst zwischen diesen beiden Städten herrschte, völlig entschieden, und Bayonne hat von seiner ehemaligen Nebenbuhlerin nichts mehr zu fürchten. Das Meer hat für dasselbe Partei genommen, und jedes Jahr reißt dieser furchtbare Verbündete einen Fetzen von St. Jean de Luz fort. Ich übertreibe nicht, sondern spreche nur eine Thatsache aus, deren allzu deutliche Beweise man auf jedem Schritte findet. Besucht man die Felsen, welche links die Mündung der Nivelle einschließen, so bemerkt man allenthalben Spuren von Fundamenten und einige zerrissene Mauerstücke. Das ist alles was von einem der alten Quartiere der Stadt übrig geblieben ist. Durchläuft man das Sandufer, welches den Hintergrund der Bay einnimmt, so findet man mindestens fünfzig Schritte von dem jetzigen Damm einen Kreis von Mauerwerk, den einzigen Rest eines Brunnens, der noch im J. 1820 die Gärten hinter einer Straße bewässerte, von der man keine Spur mehr sieht. Kommt man dann nach der Stadt zurück und hinter den zu ihrem Schutz bestimmten Damm, so findet man unbewohnte Häuser, die allmählich Risse bekommen und zusammenstürzen. Eine lange und grausame Erfahrung hat die Einwohner gelehrt, daß gegen den Feind, der an ihren Thoren tobt, jede Vertheidigung unmöglich ist, und daß sie am besten thun zu fliehen.

Ehemals hatte St. Jean de Luz seine natürlichen Dämme. Der Eingang der Bay war enger, eine Felsenbank diente als Wehre gegen den Anschlag der Wellen, und die Mündung der Nivelle blieb eingeschlossen zwischen der Bay von Bordagain und einer großen Düne. Gegen das 17te Jahrhundert wichen die vorspringenden Spitzen von Socoa und Ste. Barbe allmählich, die Hochfläche von Arta senkte sich mehr und mehr, und die Wellen, welche ohne wesentliche Hindernisse bis ans Ufer gelangten, begannen mehr und mehr dasselbe anzugreifen. Eine erste Mauer wurde aufgeführt, um sie aufzuhalten, aber das Meer gewann mit jedem Tage mehr Boden, und am 22 Febr. 1749 riß ein Sturm diesen ersten Damm mit mehrern Häusern weg. Von dieser Zeit an waren die geschicktesten Ingenieure vergebens bemüht, gegen das der Stadt St. Jean de Luz drohende Unheil anzukämpfen: die scheinbar festesten Bauten wurden umgestürzt, und ihre gänzliche Zerstörung durch die Stürme von 1822 scheint der Nutzlosigkeit dieser Bemühungen den Stempel aufzudrücken. Hr. de Vaudres hatte, um gegen die Wellen anzukämpfen, das Werk seiner Vorgänger vervollkommt, und alle Hülfsmittel seiner Kunst aufgeboten. Auf dem vom Meere selbst gebildeten Dünenwall wurde ein Damm von geschlagener Erde aufgeführt, und durch starke, im Innern angebrachte Widerlager von Mauerwerk befestigt. Sein Abhang wurde mit einer drei Fuß dicken Mauer verkleidet, um die Wellen desto besser zu brechen, und mit großen Quadersteinen gepflastert. Ungeheure Felsenblöcke durch drei Reihen von tief eingerammten Pfählen zusammengehalten, schützten den Fuß des Dammes, und doch wurden in einigen Tagen die eingerammten Pfähle ausgerissen, die Felsstücke verstreut und das Mauerwerk weggeschwemmt, so zwar, daß man auf einer Strecke von 140 Metres nicht einmal eine Spur des Dammes mehr fand. Ueber alle diese Ruinen hin hatte das Meer seinen Sandmantel geworfen.

(Schluß folgt.)

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Im Gegensatz zur fränkischen Modeküche ist die walachisch-volksthümliche, wie ich sie im Han Simeon fand, zu betrachten. So wie überhaupt die Nation, der sie angehört, scheint auch sie viel griechisches beigemengt zu haben, hat aber auch eine gewisse Art von Einfachheit mit der italienischen gemein, wie ich sie im Friaulischen, Venezianischen und Lombardischen fand. Die Suppe ist wie die italienische Minestra oder Zuppa, kein Küchenmeisterstück; sie bildet die erste Stufe nach der Losreißung von der gräko-slawischen oder gräko-walachischen Tschorba; diese empfiehlt sich Nase und Gaumen bei weitem vortheilhafter als die walachische Zama, wie die Suppe in dieser Sprache heißt. Die Tschorba ist einfach. Das kleingeschnittene Fleisch wird sammt dem Reis und dem nöthigen Grünzeug auf einmal und in demselben Gefäß schnell gar gekocht, so daß Saft und Kraft bei einander bleiben. Das Rindfleisch, als natürlicher Erbnachfolger der Suppe, ist häufig, so wie diese, zu schnell fertig gemacht und übersotten; sind also Suppe und Rindfleisch ihrer geringeren Beschaffenheit wegen zu übergehen, so verdienen das eingemachte Gemüse, Braten und Fische um so mehr Aufmerksamkeit. Besonders dürften letztere, der Stolz der gräko-slawischen Küche, auch in der walachischen denselben Platz behaupten; die Braten sind einfach und im Saft dargestellt, frei von allen halbgebildeten saftigen Küchengewohnheiten. Besonders ist aber das Eingemachte zu loben, dem gewöhnlich auch landeseigenthümliche Zuthaten nicht fehlen, welche einem fremden Gaumen gewöhnlich noch den Reiz der Neuheit in Kauf geben. Häufig trifft man dabei die obenbezeichnete kleinere, gurkenförmige Frucht „Bamisch" genannt, auch die fleischige Hülle der Padlitschane (Solanum Melongena); das Eingemachte der walachischen Küche ist die bescheidene Vervielfältigung der gräko-slawischen Jannitza, deren einfache Zubereitung leicht zu behalten ist, und deren Verfeinerung mehr in der Zuthat verschiedenartiger, zubereitungsfähiger Stoffe besteht. Es ist kein unbedeutender Zug der italienischen wie der walachischen Küche, daß sie Gemüse und Salate mit deren natürlichem Geschmack in Ehren halten, den die französische und die deutsche dagegen oft gänzlich einer Küchenschule oder Manier unterordnen. So ißt der Italiener seinen Rosenkohl nur in Salzwasser gesotten mit Essig und Oel, und der Walache seine Gurken roh, nur mit etwas Salz; während die abendländische Küche den Saft der letzteren sorgsam auspreßt, und ersteren so verhackt und mit einem Heiligenschein von Mehl umgibt, daß er in seiner Verklärung kaum mehr zu erkennen ist.

Das Register der Mehlspeisen ist nicht so groß als weiland Leporello's Verzeichniß der Schönen seines Herrn. Es sind ihrer nur wenige, und darin ist die Landesküche wieder der italienischen ähnlich; diese ehrt ihre Polenta, jene ihre Mamaliga. In gar viel der angerichteten Speisen wird jeder germanische Abkömmling hier ebenfalls manche Uebereinstimmung mit der italienischen Küche finden, denn wie dort sind sie stets auf mäßig genügsame Personen berechnet, als ob sie ganz nach Hufelands Lebensverlängerungsregeln zugemessen wären, nach welchen man immer noch halb hungrig vom Tische geht; dieser goldene Mittelweg zwischen noch mehr und genug ist es aber nur für den Deutschen. Hier zu Land beweist es nicht, wie etwa in Berlin oder sonst in jenen Strichen, Mangel an Lebensmitteln, sondern wirklich anständige Genügsam-

Digitized by Google

keit, welcher in der That jeder gesittete Mensch sich befleißen sollte. Es ist dieß eine schöne Tugend der Völker des Südens und Ostens dem Nordwesten gegenüber. Wohl mag ein Theil der erobernden, still besitznehmenden Kraft germanischer Völker eben in ihrer Freßfähigkeit liegen, mit welcher sie sich überall, wo sie hinkommen, festsetzen. Byron scheint ähnlich gedacht zu haben, wenn er in der 156sten Stanze seines zweiten Gesangs von Don Juan sagt:

„Auch Englands Volk ernährt sich, wie bekannt,
Von Rindfleisch, denn von Bier will ich nicht sagen,
Weil man's nur bloße Flüssigkeit genannt,
Die nicht der Sache dient, wonach wir fragen.
Für ein Vergnügen sind sie auch entbrannt,
Für jenes theure: sich im Krieg zu schlagen.
So auch die Kreter, drum kann man erachten,
Daß sie das Rindfleisch liebten und die Schlachten.“

Der Dichter hätte dann auch in der 157sten Stanze desselben Gesangs am Schluß sagen können:

„Fiel er auf die ihm dargebotene Gabe
Wie ein German, Pfaff, Häy und Rabe.“

Läßt ja doch einer wie der andre so wenig mehr von dem ab, auf was er sein verausschlingendes Auge geworfen hat; diese Wahrheit bestätigt auch ein kleines Märchen über die Völker Europa's. Als nämlich Luzifer vom Herrn auf diese Erde herabgeschleudert wurde, zerbarst er, sein Kopf flog nach Spanien, das Herz nach Frankreich, die Arme, einer nach Italien, der andere nach Jonien, der Rumpf aber mit Bauch und Magen nach Deutschland, daher kommt die unwiderstehliche Eßlust der Deutschen, die Freude am Nehmen von England und Italien, wenn man die Politik von St. James und St. Peter betrachtet, das eitle modesüchtige Treiben Frankreichs und der unverträgliche Stolz des Spaniers. Ueber diesen Gegenstand ließe sich ein ganzes Buch schreiben, gewiß, damit das richtige genau und gründlich auszuführen; lassen wir also den germanischen Stamm immerhin um sich zehren, und die Lateiner und Gräko-Slawen sich verächtlich enthalten. Hier in der Walachei, so wie in Griechenland und Italien müssen sich die Fremden nach Landessitte richten. Ihr Glück, wenn sie dieß verstehen und mit Leichtigkeit thun!

Eben dieß ist auch wieder eine besondere Fertigkeit der germanischen Völker, die leicht alles annehmen und sich in andere Volkscharaktere finden lernen, was z. B. dem französischen Volke und, wie es scheint, den romanischen überhaupt unmöglich ist; drum findet man auch unter den Walachen alles, was sie bis jetzt von Nachbarvölkern oder sonstigen Stämmen, mit denen sie in Berührung kamen, übergegangen, so ziemlich rein, ohne Amalgam erhalten. Man findet Türkisches, Griechisches, Bulgarisch-Serbisches, Russisches, Französisches und Deutsches neben dem angestammten Romanischen; dieß mag wohl auch die Ursache des heftigen und bis jetzt unter den Gelehrten noch nicht geschlossenen Streites über ihre Abkunft seyn.

Eine dreifache Bestätigung des so eben Gesagten gibt die Beobachtung der Wirkung dieser drei nationalen Potenzen unter den Walachen. Zuerst französische Sitten und äußere Bildung. Sie fand ihren Eingang einzig und allein unter dem Adel, als demjenigen Stand der seinem innern Wesen nach schon nicht mehr gesund ist, um dem gefälligen Glanze so hohler Formen zu widerstehen; mit dem Französischen wird daher geliebäugelt, und sich mit seinem Firniß, wie auch sonst im übrigen Europa, über die niedern Stände erhoben. Von weiterer Wirkung ist es aber auch durchaus nicht, und ferne ist es davon, daß mit diesem oberflächlichen Schein auch nur ein Theil französischer Tugenden seinen Einzug gehalten hätte. Die adelige Jugend wird entweder in Paris erzogen oder in Bukurest französisch gehofmeistert; dafür fließt ein großer Theil walachischen Goldes nach Paris oder an einzelne Franzosen. So lang die Zöglinge jung sind, benützen sie das Erworbene unter sich, mit den Jahren aber schlägt bei den meisten wieder der alte Oelflecken durch die leichte Tünche, und der Pseudofranzose stellt sich wieder dorthin, wo er hätte von Anfang an bleiben sollen. Er hätte dann zum wenigsten keine Zeit verloren; dieselbe Bewandtniß hat es mit der deutschen Gewerbsthätigkeit in der Walachei, nur daß sie für sich nicht allein den Orden des Adelstandes zum Draufwurzeln hat, sondern es sind ihr mehr allgemeinere, gemeinnützigere Interessen angewiesen. Um diesen Grad steht sie deßhalb fester und wird sich, bei etwaigen politischen Stürmen, voraussichtlich eher erhalten als eben besprochene Gallomanie. Sie hat ein größeres Publicum, ist durch wahrhaftere Bedürfnisse bedingt, und so glaube ich, wird darüber kaum ein Zweifel seyn können; das dritte äußere Element, welches sich endlich in der Walachei die Oberhand zu gewinnen sucht, ist die russische Politik. Sie hat zwar nur einen Theil des Adels, aber die ganze Geistlichkeit für sich, was wieder natürlich ist, denn wer kann ihre Rechte und das Besitzthum der Kirche besser schützen als der Czar. Wer wird es auch gewisser thun als er, da er recht gut weiß, welchen Hebel ihm dazu die Gleichheit der Religionsformen bietet. Zudem ist er der Befreier vom Türkenjoch, für welche Wohlthat ihm wenigstens ein Theil des Adels zu Dank verbunden seyn muß. Was da jetzt nur einen Schein von europäisch-politischer Ordnung hat, ist russisches Werk. Freilich läßt es sich die geleisteten großen Dienste groß zahlen, und es scheint mir als ob noch bedeutende Kosten auf dem russischen Credo zu bezahlen stünden. Wohl ist eine mächtige Gegenpartei im walachischen Adel, welche die russische Hülfe genug betrauert; diese weiß wohl, daß für die zu große und unzahlbare Rechnung am Ende auch die Walachei mit ihrer Person einzustehen hat. Als eine zweite geistige Potenz dürfte kaum die italienische Oper zu betrachten seyn, da dieselbe mehr auf Rechnung der Gallomanie des Adels gesetzt werden darf; ein Gegenstück dazu bildet die hiesige deutsche Komödie, die jedenfalls als populärer zu betrachten seyn dürfte. Uebrigens waren beide während der Zeit meines Aufenthalts geschlossen, weßwegen ich weder die eine noch die andere beurtheilen kann. So sind die Rollen hier ausgetheilt: die Franzosen wissen scheffelweise zu versprechen und nehmen, die Deutschen löffelweise zu geben und zu nehmen, die Russen aber scheffelweise zu nehmen; der Walache ist klug genug dieß zu begreifen, und kann daher keine große Freude an all den Fremden haben, die sich ihm als Gäste aufdrängen, und wendet mit Recht die Stelle eines alten Volksliedes auch auf den Moskowiter an.

nisch cu turcu
nisch cu niamtzu!
numa noe
intra noe! [1]

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Folter in China. Das China Mail vom 17 Januar berichtet folgendes: am 3 Januar sah ein Herr, der zufälligerweise längs dem Kaulong Ufer spazieren ging und das dortige Fort betrat, einen Chinesen unter einer Folter der scheußlichsten Art. Der Mann war an den Daumen und großen Zehen mit dem Gesicht gegen die Erde aufgehängt; sein Zopf ging durch ein Loch am Ende eines Gerüsts, und war dermaßen angezogen, daß die Haut an der er hing, vom Kopf sich ablöste. Die Daumen und Zehen waren ganz blau, und zu einer unmäßigen Größe angeschwollen. Das Gesicht war verzerrt und zeugte von den erlittenen Qualen. Das Leben war nur bemerklich durch ein gelegentliches convulsivisches Zucken. Dieß war um zwei Uhr Nachmittags, und der Mann sollte erst Nachts um zehn Uhr frei werden. Er sollte des Seeraubs und Mords angeklagt und überwiesen seyn, und die Folter sollte ihn zu einem Geständniß zwingen, das bei Capitalverbrechen in China unerläßlich ist.

Die Bevölkerung von Tlemsan wurde am 1 Januar d. J. auf 9448 Köpfen angegeben, worunter 1729 Europäer, 1854 Juden und 5800 Moslems. (Revue de l'Orient. März.)

[1] Nichts mit dem Türken,
Nichts mit dem Deutschen!
Nur wir
Unter uns!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 98. 24 April 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

6. Zwischen Philippeville und Kollo.

Im Westen des Oertchens Stora, das seine Existenz bloß seiner ziemlich sichern Rhede verdankt und nur aus den Marinegebäuden und einigen Matrosenkneipen besteht, beginnt der Küstenstrich, der auf den Karten mit dem Namen des „unabhängigen Sahels" bezeichnet wird. Die zwei Seestädtchen in demselben sind Dschidschelli und Kollo, welches erstere französische Garnison hat, letzteres aber, nachdem es am 11 April 1843 von den französischen Truppen unter dem Befehl des Generals Baraguay d'Hilliers in Besitz genommen worden, bald darauf, ich weiß nicht aus welchem Grunde, wieder verlassen wurde, so daß heute kein französisches Fahrzeug mehr dort landet und bloß von Zeit zu Zeit Schleichhändler, die den Eingebornen Waffen und Munition verkaufen — was bei der ziemlich nachlässigen Bewachung dieser Küste leicht möglich ist — diesen Ankerplatz besuchen.

Kollo ist einer der Orte, mit welchen schon seit langen Jahren die venetianischen, genuesischen, flamändischen und französischen Handelsleute in Verkehr standen. Die früher zu Marseille bestehende afrikanische Compagnie unterhielt einen Agenten daselbst und führte Wolle, Honig, Wachs, Häute und getrocknetes Obst aus. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Einwohner dieser Stadt nicht unfreundlich gegen Fremde gesinnt sind und den durch Sturm dahin verschlagenen Fahrzeugen aller Nationen guten Empfang angedeihen lassen, obgleich sie seit dem Abzug der französischen Besatzung so ziemlich unabhängig sind. Dagegen sind die Bergbewohner der Umgegend, wie zu jeder Zeit, ihrem alten Charakter treu geblieben, und das Land ist, kaum einige Meilen von Stora, für Europäer nicht mehr sicher. Zwei Stämme, derjenige der Agmes, dessen Gebiet gleich hinter den Bergen von Stora liegt, und derjenige der Harrakas, der das Land vom Wed-Agmes bis an den Wed-Bibi inne hat, haben sich, der Nachbarschaft von Philippeville halber, allein unterworfen; doch wagt sich nie ein Europäer über den Wed-Agmes hinaus, da die Kabylen dieser Gegend nicht für ihre Gränznachbarn, die sich wenig oder gar nicht um die französische Obrigkeit bekümmern, gut sprechen können.

Die steile, vom Meer bespülte, sich von Budschia bis nach Stora erstreckende Felsenkette ist die eigentliche Heimath des gemeinen Magots (Simia silvanus, pithecus, inuus, auct.), der sich auch in den unzugänglichen Theilen des Felsens von Gibraltar vorfindet. Seit der Gründung von Stora und Philippeville hat dieser Affe die Felsen von Stora, wo er nicht selten war, verlassen und man trifft ihn heute erst im Lande der Harrakas wieder an.

Der Wunsch dieses Thier in seinen heimischen Bergen zu beobachten, war die hauptsächliche Veranlassung meines Ausfluges zu den Harrakas. Man hatte mich zu Philippeville, aus obenangeführten Gründen, von meinem Vorhaben abzubringen gesucht. Nur drei oder vier junge Leute hatten sich angeboten mich zu begleiten. Am Abend vor meiner Abreise aber hatte jeder derselben eine Ausflucht, nur Herr P . . . ., ein französischer, kürzlich hier angekommener Kaufmann blieb mir treu, und am anberaumten Morgen machten wir uns, in Begleitung meines Arabers Mohammed, der unsern Proviant trug, und eines jungen Kabylen von Wed-Agmes, Saad-Bu-Zirib, den ich als Führer angeworben hatte, auf den Weg.

Es war im Frühling 1849. Wir verließen die Straße von Stora, um den, zu dem ersten Berggipfel, wo früher ein Blockhaus stand, hinaufführenden Fußpfad einzuschlagen. Dieser Weg ist sehr steil und ermüdend, und wenn der Thau auf den, die Berghänge bekleidenden weißen Cistrosen [1] erglänzte, so perlte der Schweiß nicht minder auf unserer glühenden Stirn, doch entschädigte uns die herrliche Aussicht auf den Golf, vom Leuchtthurm von Stora an bis an das Eisencap, reichlich für die Anstrengung.

Die Berge in der nächsten Umgebung von Stora sind, mit Ausnahme einiger an der Nordseite herablaufenden Schluchten, wo schöne Korkeichen wachsen, unbewaldet, und so weit das Auge reicht mit vorgenanntem Cistengebüsch bedeckt. Südlich von den Bergen von Stora erblickt man die einige hundert Schritte von dem westlichen Thor von Philippeville beginnende, sich im Zickzack am Berggehäng hinaufziehende Militärstraße, die bis nach Kollo fortgeführt werden sollte, deren Bau aber nach der Räumung dieses Städtchens durch die Franzosen unterbrochen wurde, und sich wenige Meilen von Philippeville in den alten Bergpfad verliert. In der Nähe letzterer Stadt erheben sich zu beiden Seiten dieser Straße einzelne Colonistenhäuschen, deren Insassen das schwierige Geschäft unternommen haben, die riesigen Haidewurzeln auszurotten und der widerspenstigen Natur, so zu sagen Schritt vor Schritt, das urbare Land abzugewinnen. Es thut dem Auge wohl freundliche Obstbaum- und Rebenpflanzungen über das Waldgestrüpp hervorragen zu sehen, während der neben dem Hause aufgeschichtete Strohmeiler, die eingefriedigten mit Kartoffeln, Ackerbohnen und Gemüsen bepflanzten Grundstücke,

[1] Cistus laurifolius, Linn. und C. Ledon, Lam.

Digitized by Google

die im Gebüsch weidenden Kühe und Ziegen hinlänglich beweisen, daß diese Vorläufer der Landwirthschaft in Algerien bis jetzt noch nicht Gefahr laufen zu verhungern. Wenn man nun fragt ob diese arbeitsamen Leutchen Franzosen oder Deutsche sind, so lautet die Antwort: es sind Malteser oder Spanier von Majorka; die meisten eurer eingewanderten Landsleute derselben Classe, die eben so fähig wären sich einen eigenen Herd zu gründen, ziehen vor in der Stadt einige Tage in der Woche zu taglöhnern, und wenn sie einige Franken in der Tasche spüren, die übrige Zeit in den Schnapsbuden oder auf der Vogeljagd zu verlungern, während die Weiber und Töchter derselben Wäscherinnen sind, und sich von ihren mehr oder weniger liebenswürdigen Kunden die Cour machen lassen, was ihnen weit mehr behagt als die undankbare Arbeit im Garten oder im Kartoffelacker. Nachdem wir einige Augenblicke die frische Seeluft eingeathmet, zogen wir weiter, unser immer auf- und absteigender Pfad führte uns einige Stunden lang an der südlichen Halde des Gebirgszuges hin, so daß wir, obgleich immer in paralleler Richtung mit der Küste, das Meer bald aus dem Gesicht verloren hatten. Die Gegend schien anfangs gänzlich unbewohnt, bald aber zeigten sich hier und da in den von den Verzweigungen des Gebirges gebildeten Thälchen kleine Gruppen von Gurbies mit Baumpflanzungen, und in den Lichtungen bildete das junge Grün der Gerstenfelder einen angenehmen Contrast mit dem dunkeln Laub des sie umgebenden Buschwerkes.

Es mochte wohl Mittag seyn, als bei einer raschen Umbiegung des Weges urplötzlich ein paradiesisches Thälchen, das im Süden von hohen Bergen eingeschlossen sich gegen Norden auf das Meer öffnet, aus der Tiefe auftauchte. Ein von alten Eichen und Espen beschatteter Bach durchschlängelt dasselbe und eilt murmelnd der See zu. Prächtige Obstgärten mit schönen Oliven- und Feigenbäumen wechseln angenehm mit gut angebautem Ackerland. Im Hintergrund erhebt sich über diese Pflanzungen ein konischer Hügel, auf welchem sich einige Gurbies befinden, und es wäre dieß ein herrlicher Ort für europäische Wohn- und Wirthschaftsgebäude. In einem Wort, wenn mir je eine Gegend für eine Ansiedelung gefiele, so wäre es das Thal des Wed-Agmes. Gutes Ackerland, weitläuftige Obstgärten, schöne Waldungen, klares Wasser im Ueberfluß, die liebliche kleine Bucht mit ihrer Aussicht auf den blauen Meeresspiegel — alles macht diesen Ort zu einem wünschenswerthen Aufenthalt.

Nie hatte ein Fremder dieses reizende Thälchen hinter den einförmigen Bergen von Stora vermuthet, und doch sind Contraste dieser Art nicht selten im nördlichen Afrika. Man kann meilenweit auf der südlichen Abdachung der Gebirge dahin wandern, und man trifft nur sparsame Vegetation und magere Quellen an, welche letztere noch dazu meistens während des Sommers ganz versiegen, allein kaum hat man den Bergrücken überschritten, so wird das Auge angenehm überrascht durch den wohlthuenden Anblick üppiger Waldungen, fruchtbarer Felder und Gärten und reicher Rinnwasser.

Bald waren wir zu dem Wed-Agmes hinabgestiegen, wir lagerten uns an dem schattigen Ufer desselben um zu frühstücken, und vertrieben dadurch ein halbes Dutzend Gabelweihen (Milvus regalis), die in den grünen Kronen der Eschen ihre Siesta hielten. Ein Straußkukuk (Cuculus glandarius), den der Zufall in unsere gefährliche Nähe geführt hatte, fiel als Opfer seiner Sorglosigkeit, während zahlreiche, auf den Triften herumspazierende Wiedehopfe es bloß dem jährlichen Besuch ihrer Stammverwandten in Europa zu verdanken hatten, daß sie unangefochten blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

1. Biarritz. — Guettary. — St. Jean de Luz.

(Schluß.)

Jetzt ersetzt ein neuer Damm denjenigen, welchen das Meer bereits zerstört hat, wir hoffen aber kaum, daß er besser als seine Vorgänger Widerstand leiste. Bereits häuft sich der Sand an seiner Grundlage, mit jedem Windstoß gehen die Wellen hinüber, fallen in die Stadt und rollen ihre mit Sand und Kies gemischten Wasser in den Straßen. St. Jean de Luz durch unmittelbare Vertheidigungswerke zu schützen, scheint unmöglich. Könnte man es vielleicht durch weiter vorgeschobene Werke thun? Die Erfahrung scheint auch dieß zu verneinen. Schon Vauban hatte die Bay vermittelst zweier Dämme schließen wollen, die, auf die Felsen von St. Barbe und Socoa gestützt, in der Mitte nur einen schmalen Eingang gelassen hätten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Ausführung dieses Plans begonnen, aber nach mehrern Versuchen mußte man darauf verzichten. Der Damm von Ste. Barbe, den man bis fast auf 300 Metres vorgeschoben hatte, ist jetzt verlassen, der von Socoa auf einen örtlichen Vortheil beschränkt, schützt nur noch das Fort und den Hafen dieser kleinen Bucht. Somit ist St. Jean de Luz oder mindestens der ganze Theil der Stadt, welcher die Bay vom Hafen trennt, der Zerstörung geweiht. So hat auch schon Napoleon auf einer seiner Reisen geurtheilt. Darum wollte er, weit entfernt den Kampf mit dem Meere fortzusetzen, demselben bis zu einem gewissen Punkte weichen und sich seiner Macht bedienen. Nach den unter seiner eigenen Eingebung entworfenen Planen hätte man die Stadt bis zur Höhe der Kirche rasirt, und dem Meer einen weiten Zugang bis zu den Untiefen, wo die Nivelle fließt, eröffnet. Ein hinter dem Berge Sibour ausgegrabener Hafen hätte die Schiffe geschützt, und endlich sollte — denn sein Geist gefiel sich im Riesenhaften — der Adour von seinem jetzigen Bett abgelenkt werden, seine Gewässer in den Hintergrund der neuern Rhede ergießen und dadurch deren Versandung hindern. Ob dieser Plan, der dieser Küste einen Zufluchtshafen verschaffen sollte, dessen sie jetzt gänzlich entbehrt, ausführbar ist, steht dahin.

Wenn man die Verheerungen betrachtet, welche das Meer längs dieser Küste ausübt, und namentlich zu St. Jean de Luz, so kann man nicht umhin sich zu fragen, welche besondere Ursache hier dem Ocean diese furchtbare Gewalt gibt. Ein einfacher Versuch wird für uns diese Frage lösen: man nehme einen Trichter und stoße ihn verkehrt in ein mit Wasser gefülltes Gefäß; bei jeder Bewegung wird man das Wasser im Trichter über das äußere Niveau steigen und sich garbenförmig durch die Oeffnung ergießen sehen. Bliebe der Trichter unbeweglich und erhöbe sich das Wassergefäß plötzlich von unten nach oben, so wäre die Folge dieselbe. Die Bay von Biscaya, durch das Zusammenstoßen der spanischen und französischen Küste, die sich fast im rechten Winkel schneiden, gebildet, ist gleichsam ein riesenhafter Trichter, dessen Basis sich gegen Nordwesten öffnet. Zudem senkt sich die Küste fast auf ihrer ganzen Ausdehnung, in dem Maaße als man sich dem Hintergrund der Bay nähert, immer steiler abfallend ins Meer, und die Tiefe des Wassers

Digitized by Google

in geringer Entfernung vom Ufer steigt in demselben Verhältniß.[1] Die vom Nordwestwind getriebene Woge durchzieht das atlantische Meer, und kommt ohne auf ein Hinderniß zu stoßen am Eingang der Bay von Biscaya an. Eingeengt durch die einander sich nähernden Küsten wirkt sie im Großen wie das Wasser unsers Trichters und stürzt sich mit wachsender Schnelligkeit gegen den Hintergrund. Nur in geringer Entfernung vom Ufer stoßen diese tiefen Wellen an die unterseeischen Böschungen an, und würden gern als Spritzwellen, wie man sie längs der Dämme auf der Oberfläche des Wassers sieht, hinausschießen, aber durch die obenliegenden Wasserschichten aufgehalten, ändern sich diese aufsteigenden Strömungen in Grundwellen, welche mit furchtbarer Schnelligkeit vorwärts dringen und mit unwiderstehlicher Gewalt gegen das Ufer anprallen. Während des Sommers von 1822 hatten die von den Felsen Arta's ausgegangenen Wellen einen Umfang von 400 Metres und durchliefen 30 Metres in der Secunde, waren also doppelt so schnell wie eine Locomotive, welche zehn Lieues in der Stunde macht.[2]

Darf man dem Oberst Emy glauben, so spielen die Grundwellen in den meisten merkwürdigen Erscheinungen des Meeres eine bedeutende Rolle.[3] Man findet sie in allen Meeren, aber die Lage des Ufers übt Einfluß auf ihre intensive Stärke. Durch diese Grundwelle und nicht durch die Bewegungen der Oberfläche werden Kies, Sand u. s. w. ans Ufer heraufgestoßen; dadurch werden an den vom Meere bedeckten Bänken die von den Matrosen so gefürchteten Brandungen erzeugt; daraus leiten wir den fortdauernden Sturm ab, der an der Barre des Adour und an einigen andern Punkten dieser Küste zu herrschen scheint; daraus erklärt Hr. Emy die seltsame Erscheinung, die sich im Kleinen an dem Fluß von St. Sebastian beobachtete, die sich aber in viel stärkerer Entwicklung bei fast allen großen Strömen zeigt, die von den Seineschiffern Barre, von denen der Dordogne Mascaret, von den Anwohnern des Marañon Pororoca genannt wird. An der Mündung dieses letztern Stroms steigt die Fluth im Voll- und Neumond, statt sechs Stunden zu brauchen, im Lauf von zwei bis drei Minuten zu ihrer größten Höhe. Eine 12 bis 15 Fuß hohe Welle erstreckt sich über die ganze Breite des Stroms, bald folgen ihr zwei oder drei andere, und alle ziehen gegen den Strom mit einem furchtbaren Geräusch und einer Schnelligkeit, daß sie alles, was ihnen widersteht, zerbrechen, die Bäume entwurzeln und weite Strecken Bodens mit fortreißen. Man fühlt die Pororoca bis auf 200 Lieues ins Innere hinein. Im Meere entwickeln die Grundwellen keine mindere Gewalt, wenn sie sich an schroffen Ufern treffen. Diese Wellen erreichen mit ihren Ausstrahlungen den Kopf von Lots Weib, einen im Archipel der Marianen gelegenen Felsen, der sich auf 350' senkrechter Höhe erhebt. Oberst Emy versichert, die Grundwellen arbeiteten bis in eine Tiefe von 130 Metres, ihre Wassersäulen erhöben sich über 50 Metres Höhe, hätten einen Umfang von 2 bis 3000 kubischen Metern und wögen 2 bis 3 Mill. Kilogramme. Solchen Zahlen gegenüber ist man nicht mehr erstaunt über die zu St. Jean de Luz angerichteten Verwüstungen, und man begreift, daß die Wellen Blöcke von 4000 Kilogrammen, wie sie zwischen dem Pfahlwerk lagen, in die Höhe heben und bis auf den Damm werfen konnten.

[1] In der Höhe von Cordouan, am Eingang der Gironde, ist die Linie, wo man die Tiefe des Meeres auf 300 Metres berechnet, etwa 40 Lieues von der Küste entfernt, bei St. Jean de Luz nur 9 Lieues. Zehn Lieues von dem Thurm von Cordouan beträgt die Tiefe 50 Metres, von den vorerwähnten Spitzen von Socoa und Ste. Barbe aus ist diese Tiefe kaum eine Lieue entfernt, und eine halbe Lieue von diesen Punkten hat das Meer noch 30 bis 35 Metres Tiefe.

[2] Der Ingenieur Wionnois konnte diese Geschwindigkeit mit großer Genauigkeit bemessen, indem er die Zeit beobachtete, welche zwischen dem Anschlagen an Arta und der Ankunft an der Küste verfloß.

[3] Hr. Quatrefages führt in einer Note die Ansicht des durch seine hydraulischen Werke bekannten Hrn. de Coligny auf, welcher diese Theorie der Grundwellen in ihrer Entstehung bestreitet, man scheint sich indeß hiebei um Worte zu streiten. Bekanntlich bringt ein Theil der Nordpolarströmung, der sogenannte Rennelstrom, von Cap Finisterre an längs der spanischen Küste herein in die Bucht von Biscaya, die von jeher als ein gefährliches Meer verrufen war. Die Steilheit der Küsten muß hier nothwendig dem Stoß der andringenden Wogen eine besondere Kraft geben.

A. d. U.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Um gegen etwaige rohe oder ungastliche Beweisgründe dieses Wortes von Seite des Volkes oder der Behörden gegen Fremde Schutz zu haben, unterhalten die verschiedenen auswärtigen Mächte hier ihre Consulate in stattlichen Gebäuden. Auf diesen erheben sich jene allen Gewittern drohenden Wetterableiter „Flaggenmaste" genannt, unter welche sich bei vorkommenden Fällen einzelne Bedrängte flüchten können. Frankreich, England, Rußland, Oesterreich, ließen es an Consulaten nicht fehlen, ebenso Preußen nicht, welches neuerer Zeit auch alle deutschen Zollvereinsstaaten unter die Fittige seines Adlers befahl. Als Deutschen und schon länger im Ausland war mir dieß nicht bekannt, und da in Krajowa der österreichische Starost meinen Reisegefährten und mich so artig und zuvorkommend behandelt und uns gesagt hatte, ja den österreichischen Consul hier zu besuchen, so ging ich hin und ließ mich melden; ich störte ihn aber beim Frühstück. Indem ich mich ihm vorstellte, erklärte er mir meinen Irrthum und beschrieb mir die Adresse des Barons S.; auf potu tirgu de afara, an deren Ende links ich seiner Zeit das preußische Consulat fand, wo ich alsbald meine einfache Paßangelegenheit bereinigte, während ich mich eine Viertelstunde angenehm mit dem gereisten alten Herrn Baron S. unterhielt. Was die Führung der Consulatsgeschäfte anlangt, so hörte ich wohl von verschiedenen Seiten mancherlei Klagen, da sie aber gleichlautend mit anderartigen sind, so halte ich es für überflüssig, hier viel Worte darüber zu verlieren, daß sich diese detachirten Aemter wenig um die ihrigen kümmern, wo nichts heraussieht, überhaupt wenig Ansprache daran zu finden ist u. dgl.; da ich glücklicherweise in keinen Fall kam, das Protectorat eines Consuls zu bedürfen, also ohne Erfahrung reden müßte, so schweige ich und wende mich lieber zur Mittheilung eines lieberen, durchaus angenehmen Protectorats, indem ich der außerordentlich gemüthlichen Aufnahme erwähne, die meinem Reisegefährten und mir in der Walachenhauptstadt zu Theil geworden, woran ich mich gewiß immer mit herzlichster Erkenntlichkei erinnern werde.

Es war ein junger, des Bergfaches kundiger Herr P., der vor einigen Jahren zu O. im Banat zugebracht und dort practicirt hatte. Von dorther kannte ich ihn dem Namen nach, der übrigens auch ein guter Bekannter von W., meinem Reisegefährten, war; durch diesen hatte ich jetzt in Bukurest die Freude persönlich mit ihm bekannt zu werden, und einen liebenswürdigen, gefälligen Freund an ihm zu bekommen. Vom Vater aus Walache, von der Mutter Deutscher, genoß er doch eine gute weltbürgerliche Erziehung, und seine und seiner Eltern Neigungen drängten ihn zur deutschen Gesellschaft zu halten. Als wir an einem der ersten Abende unseres hiesigen Aufenthaltes zu ihm kamen, machte er uns sogleich den Vorschlag, uns zu einer deutschen Familie zu führen, wohin er für den Abend gebeten war und welcher es, wie er sagte, gewiß Vergnügen machen würde, uns kennen zu lernen. „Measure for measure!" Kann Reisenden in der Fremde Besseres widerfahren? Wir gingen, und waren so artig als freundlich eingeführt in einem Kreise von Deutschen,

Digitized by Google

Polen und deutschfreundlichen Walachen. Wenn ich nicht irre, wurde ein Namenstag gefeiert, mehrere junge Leute in der heitersten Laune hießen uns, so wie wir sie, willkommen; da ich als Schwabe vorgestellt wurde, stellte sich mir sogleich die junge Frau eines H. L. als Landsmännin aus München vor. Also schon in Bukurest hatte ich die Freude, weit genug vom deutschen Vaterlande entfernt zu seyn, so daß sich Schwabe und Bayer als Landsleute begrüßen konnten. Auch war die junge Frau keineswegs so unfreundlich, daß ich ihrer Landsmannschaft wegen auch nur entfernt an den Streit der Welfen und Ghibellinen hätte denken mögen. Bei Kaffee, Bier und kalter Küche wurde unter fast kindischen Spielen ein herzlich froher Abend verbracht, bis die Beischaffung einer Guitarre dem schäkernden Lärmen ein Ende machte, als ob es dem herrlichen Mondschein zulieb geschehen wäre, der, beiläufig gesagt, solange wir in der Walachenhauptstadt zubrachten, sich schier jeden Abend selbst zu übertreffen schien. Schöne deutsche Lieder, wozu jedes beitragen mußte, wurden gesungen, und so ward auch ich aufgefordert, mein Scherflein beizutragen; auch ließ ein lustiger Spaßvogel walachische Melodien mit Dudelsackbegleitung hören, die er auf der nun fünfsaitigen Guitarre trefflich nachzuahmen wußte. Zur Ehre des Geschmacks dieser freundlichen Gesellschaft muß ich noch bemerken, daß die unübertreffliche Schönheit von Reichards Melodie zu Goethe's Lied „Freudvoll und leidvoll" so außerordentlichen Beifall fand, daß ich es jeden folgenden Abend, da wir noch zusammenkamen, 2—3mal wiederholen mußte; daran erkannte ich meine Pappenheimer und fühlte, daß ich unter Deutschen war. Zum Schluß wurde noch ein deutsches Commersbuch beigeschafft und drauf Chorus losgesungen, daß es eine Freude war; ich glaube, es ist auf keiner deutschen Universität mehr jener Geist früheren Commerslebens, wie es die Bukurester Freunde theils selbst mitgemacht, theils durch Ueberlieferung kennen gelernt hatten. Nun war es auch an uns Fremdlingen, B. und mir, hervorzusuchen was noch nicht gänzlich verrostet war, und ich darf sagen, wir waren nicht die schlechtesten, und ließen manches erklingen zur Bestätigung, daß wir keine ganzen Laien im Fach waren.

Endlich war es Mitternacht und es wurde geschieden; der deutsche Abend wurde aber nun auf Morgen vertagt oder eigentlich verabredet, und so morgen und übermorgen, und am dritten Tage wieder, so daß wir nie mehr vor Mitternacht auseinandergingen, ohne nicht unter Sang und Klang einen schönen Abend bis an die Gränze des kommenden Tages begleitet zu haben; ja auch kleine Tanzzwischenspiele wurden improvisirt. Noch muß ich lachend einer Française gedenken, die ich mit einem Pharmaceuten tanzte, denn Damen waren es nicht genug. Besonders zu gedenken habe ich hier noch eines ebenfalls liebgewordenen Freundes G., der mir außer seiner Gesellschaft im eben beschriebenen Kreis noch durch das seelenvolle Spiel auf dem Klavier wirklich besonders glückliche Augenblicke verschafft hatte. Er trug unter anderem viele walachische Nationalmelodien vor, und er ist es, der mich eigentlich in den Zauberkreis dieser fremdartigen Weisen einweihte, von denen ich schon weiter oben gesprochen; dann webte er mir wieder Beethoven'sche Sonaten vor, deren Reichthum für keinen Sterblichen zu ergründen ist, mag er Seestürme erlebt, Urwälder durchreist, die Alpenwelt durchklettert oder die Sahara durchritten haben. Beethoven bleibt bei allem dem noch neu — wenn auch dadurch besser verstanden.

Unverhoffterweise fand ich hier auch einen Freund und Landsmann aus Stuttgart, von dem ich nicht wußte, daß er nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Walachei wieder hierher zurückgekehrt war. Er ist jetzt Bezirksarzt von Ilfroul und hier wohnhaft. Meine Freude darüber war wieder ganz anderer Art, und jeder, der je in dem Fall war, versteht mich gewiß und weiß es besonders zu schätzen, in der Fremde einen zu finden, dem die heimischen Verhältnisse bekannt und mit dem man Vergleichungen über die Verschiedenheiten zweier Länder und Völker anstellen kann. Mit Herrn W., der ein genauer Beobachter ist, konnte ich dieß sehr vergnüglich thun, und er stellte mir über so manches die Schnur, nach welcher gewisse Zustände zu beurtheilen und zu würdigen waren; durch seine Bekanntschaft machte ich auch die eines Herrn Dr. Z., mit dem er zusammen wohnte und Haus hielt, indem beide noch einen dritten, einen Hrn. Professor H., einen Siebenbürger Sachsen, im Bunde haben. Eines Tags ward ich bei diesen Herren eingeladen, und so saßen wir vier Hagestolze von allen Größen und Jahren bei einander, deren nationale Farben freilich schon mehr in ein kosmopolitisches Grau übergegangen waren. Sie bewohnen das geräumige Haus eines Bojaren, welchem Dr. Z. früher gute Dienste erwiesen; die drei Herren gingen herein, da das Haus Raum genug hat, und halten mit Hülfe einer alten Köchin Haus, die übrigens ihre kulinarische Kunst trefflich zu verstehen scheint; auch der Keller war mehr nach deutscher Art, d. h. gut bestellt. Die Walachen haben meist gute gewöhnliche Weine, was aber des Klima's und des Bodens, nicht aber ihr Verdienst ist, denn sie sind in der Gewinnung und Erhaltung dieser flüssigen Gabe des Feuergottes lässig, wie die Italiener, da sie keine Trinker sind. Dr. Z. war ein äußerst gereister älterer Herr und ist im Umgang lebhaft und freundlich und voll Kenntnisse; mit seinen Ideen die leeren Stellen der Walachei mit Deutschen anzusiedeln, war ich übrigens durchaus nicht einverstanden. Die Sache hat natürlich zwei Seiten, und davon eine für sich, nämlich für die Emancipation des Bodens dieses Landes betrachtet, ja, aber für die dort etwa ansässig zu machenden Deutschen sind die Verhältnisse durchaus nicht. Die Walachen, obwohl in ebenso hohem Grade von biegsam leicht fassendem Geiste, sind der Civilisation, so wie geistiger und formeller Bildung, besonders letzterer, sehr geneigt und deßhalb nicht so deutschfeindlich gesinnt, als z. B. der magyarische Stamm, der als Vollblutmagyar starr, unwendsam, und nur bis zu einem gewissen Grad geistesregsam ist. Gleichwohl wittern jene, so gut wie letztere, instinctmäßig recht wohl, was es sie kostet, den Deutschen ihre Fortbildung zu übertragen. Sie wissen beide zu gut, daß auch der kleinste Theil dieses Stamms in ihrem Lande wie ein Sauerteig um sich arbeitet, und allmählich die ganze Masse ergreift; dennoch wäre der Widerwille, welchen diese Völker gegen ihre natürlichen Unterdrücker hegen, nicht das stärkste Uebel, welches fester Wille, zähes Zusammenhalten und reinere Gesittung leicht überwinden könnte. Nun sind aber die staatlichen Verhältnisse der Art, daß es Nachkommen eines Volkes, welches sich in seinem Vaterlande wenigstens einen Theil von Rechten und Freiheiten erworben hat, nicht möglich wäre, unter den jetzigen Verhältnissen der Walachei aufzukommen, so rühmenswerth die Bestrebungen des gegenwärtigen menschenfreundlichen Fürsten seyn mögen, die Verhältnisse der Bauern zu ordnen und eine erträgliche Stellung derselben festzusetzen. Es ist weniger die rechtsungünstige Stellung der Bauern im Lande, als der Mangel an sicherer Gewährleistung für sein Recht und Eigenthum. Es ist z. B. freizügig, kann freien Grund besitzen, allein er ist gegen die Gewalt des Adels und der machthabenden Behörden nicht geschützt; darin scheinen die öffentlichen Zustände ganz russischer Art zu seyn; käufliche Aemter die von den damit Betrauten mehr oder weniger als ergiebige Melkkühe angesehen und benutzt werden. Sucht nach Macht und Glanz und das darin wurzelnde Uebel eines undurchdringlichen Lügengewebes, das wie ein dicker Nebel Recht und Gewissen gefangen hält; so ließ ich mir mehrmals erzählen, daß die Anzahl der freien Bauerngründe im Abnehmen begriffen sey, was rein nur durch die geflissentlich angelegten Plackereien amtlicher Gränzberichtigungen zu Gunsten adeliger Nachbarn oder Kirchenbesitzthümer hervorgebracht werde. So hörte ich denn Klagen mancher Stabsofficiere, die sich ihren Dienst vergebens angelegen lassen seyn möchten, da sie beim übrigen Officiercorps nicht durchdringen konnten, welches fast ganz aus den reichen Söhnen angesehener Familien besteht, von denen keiner ernstlich zu seinem Dienst verhalten werden dürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Erleichterung der Nilschifffahrt. Der bekannte französische Ingenieur, Mongel-Bey, der durch den Bau des Bassins von Alexandria und die Arbeiten am Nildamm sich einen europäischen Ruf gemacht hat, ist nach Assuan abgereist, um wo möglich die Schwierigkeiten, welche der erste Cataract des Nils der Schifffahrt entgegensetzt, zu beseitigen, sey es durch Sprengung von Felsen, sey es durch Anlegung eines Seitencanals. (Revue de l'Orient. März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 99. 25 April 1850.

Etwas über den Namen Zimmt (cinnamomum).

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 124) einen kurzen Auszug aus einer Mittheilung Hrn. Cooley's in der Londoner geographischen Gesellschaft über die Zimmtregion der Alten in unserm Blatte gegeben, worin nachgewiesen war, daß die Zimmtregion der Alten nicht Ceylon, sondern die Somaliküste an der Ostküste Afrika's war. Das Journal of the geogr. Soc. XIX 2. bringt jetzt den umständlich durchgeführten Beweis für diese Behauptung, und hieraus entlehnen wir nur einiges über den Namen Cinnamomum, dessen Wanderung und Umwandlung nicht bloß ein sprachliches, sondern auch ein geographisch historisches Interesse hat.

Unter dem Worte Cinnamomum hat man nicht immer das Erzeugniß einer und derselben Pflanze verstanden, sondern es gibt mehrere Arten Lorbeer, die ächten Zimmt liefern, außer dem C. Zeylanicum den Laurus Cassia von Malabar, der vielleicht nur eine Varietät des erstern ist, und den C. Tamala, dessen Blätter (tamala patra) das Malabathrum der Alten lieferten; auch finden wir eine C. Aromaticum in China, dessen Blätter und zarte Zweige außerordentlich aromatisch sind; das C. Dulce, gleichfalls in China und Japan, und das C. Loureirii, welches auf den Bergen gegen Westen von Cochinchina und in Japan wächst. Dieser Baum liefert ein Zimmt, das viel aromatischer und theurer ist als das von Ceylon, und eben so die im Handel sogenannten Cassia-Blumen. Es scheint gewiß, daß der cingalesische Zimmt noch im 6ten Jahrhundert nach Chr. im Handel völlig unbekannt war, und daß die Cingalesen selbst im dreizehnten ihm noch wenig Aufmerksamkeit schenkten. Kaum können wir aber annehmen, daß die Chinesen die von der Natur über ihre Berge verbreiteten Reichthümer eben so unbeachtet gelassen hätten, man hat vielmehr guten Grund zu vermuthen, daß sie zuerst mit diesem Gewürz Handel trieben, denn der persische Name für Zimmt ist Dartschini, was „chinesisches Holz" bedeutet, und da dieser Name in die Sprachen Indiens mit wenig oder keiner Veränderung aufgenommen wurde, so ist gewiß daß der Artikel nach Indien zu Lande, d. h. durch Persien kam.[1] Erwägt man aber die frühe Entwicklung chinesischer Industrie und das hohe Alter der Handelsstraßen durch Centralasien hindurch, so erhebt sich die Frage, ob diese chinesische Waare nicht auch die Ufer des Mittelmeers erreicht habe.

Der Name Kinaman kommt zuerst in 2 Mos. XXX. 23. vor, und Herodot sagt auch, daß die Griechen das Wort Cinnamomum von den Phöniciern entlehnt hätten. Es ist nicht zu verkennen, daß Cinnamomum, Cardamomum und Castamomum zusammengesetzte Worte sind, die so viele verschiedene Arten von Amomum, welches Wort später zur Bezeichnung von Gewürzen oder Wohlgerüchen gebraucht wurde, bedeuten. Der Ursprung dieses Worts ist wohl das arabische Hamama („heiß" oder auch „Gewürz"). Was der Ursprung des ersten Theils des Worts ist, kann als nicht sicher betrachtet werden. Cooley meint das Wort „Kinah" sey so viel wie „China," das ist aber sprachlich ganz unwahrscheinlich, denn wenn China nur im Deutschen und den nordischen Sprachen mit Ch oder K ausgesprochen wird, so ist dieß sonst nirgends der Fall und hat seinen Grund nur darin, daß uns der Name über England zukam; der Perser nannte seit uralter Zeit China Tschin, und wo wir sonst auf den Namen stoßen, heißt er Sin, es ist also ein Zischbuchstabe vorn und kein Kehllaut, daher nicht abzusehen, wie die Phönicier, die doch gewiß den Namen China's über Persien erhielten, denselben so verwandelt haben sollten. Die wahrscheinliche Erklärung, obwohl Cooley sie verwirft, ist immerhin, daß das hebräische „Keneh" (Rohr) die Wurzel ist, und daß der Name „Kinnamon" wohlriechendes Rohr bedeutet. Diese Annahme paßt auch deßhalb, weil gewiß die Phönicier, welche mit dem rothen Meer sehr vertraut waren, zunächst nach der „Zimmtregion" der Alten, d. h. nach der Somaliküste kamen, die ihnen, sobald sie vor die Straße Bab el Mandeb hinauskamen, so zu sagen vor der Nase lag, und mit der sie um so besser bekannt seyn mußten, als ihnen das Cap Guardafui bei ihrer Schifffahrt am Ostufer Afrika's hinab sehr oft hinderlich seyn mochte. Nach Herodot schon kommt der Zimmt aus Arabien, zu welchem man nach damaliger Auffassung die vorspringende Ostküste Afrika's rechnete. Chinesischer Zimmt mag immerhin zu den Persern in sehr alter Zeit gekommen seyn, die Phönicier holten ihn gewiß bald selbst von der ihnen so nahe liegenden Ostküste Afrika's.

[1] Im Sanskrit findet sich das Wort in der Form „Darasini", und muß in dieser Form als ein fremdes Wort bezeichnet werden, denn würde man die Worte „chinesisches Holz" nach der Analogie der Sanskritsprache zusammensetzen, so würde es Sinadara lauten, und in dieser Form scheint es auch im südlichen Indien herrschend gewesen zu seyn, denn die Sawahili an der Ostküste Afrika's lernten den Namen, wahrscheinlich in sehr früher Zeit, in dieser Form kennen, und nennen Zimmt „Sinadalo."

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Zwischen Philippeville und Kollo.

(Fortsetzung.)

Der Knall meiner Flinte hatte mehrere Kabylen herbeigeführt, die nach altherkömmlicher Weise die Flinte in der Hand und das Messer oder die Pistole im Gürtel trugen. Es ist ihnen

Digitized by Google

verboten bewaffnet auf den französischen Märkten zu erscheinen, in ihrer Heimath aber thun sie, wie es ihnen beliebt. An Wasser fehlt es ihnen nicht, nur an Pulver und Blei leiden sie oft Mangel und machen oft zwei bis drei Tagreisen, um sich auf irgend einem Markt, im Herzen des Kabylenlandes, diese Waare, die sie höher als alles übrige schätzen, zu verschaffen. Ich fragte einen schmächtigen, bleichen Jungen, der mir höchstens vierzehn Jahre alt zu seyn schien und eine Sichel in der Hand hielt, ob er Gras für sein Vieh schneiden wolle, er antwortete mir, mich mit einem verächtlichen Blick messend: „Was glaubst du denn? ich habe eine Frau die mir Gras holen kann, wenn ich welches brauche!" Ich sah ein, daß ich einen argen Bock geschossen und nahm mir vor künftighin lieber jeden kleinen Buben zu fragen, ob er verheurathet sey oder nicht, als mich noch einmal der Gefahr auszusetzen einen vierzehnjährigen Ehemann zu beleidigen.

Wir überschritten jetzt den Bach an der Einmündung eines Bergwassers, des Wed-Harraka, an welchem letztern uns unser Weg anfangs sanft, bald aber steil aufwärts führte. Eine Meile Weges weit war der Abhang mit Buschwerk von Myrthen, Lentisken, Erdbeerbäumen und verkrüppelten Kermeseichen (Quercus coccifera Linn.) bedeckt; später durchzogen wir streckenweise schöne Korkeichenwaldungen, die einst durch regelmäßige Korkausbeutung, d. h. durch anfängliche Abschälung der rauhen Rinde, die sich dann von acht zu acht Jahren als gutes Handelsproduct wieder erzeugt, sehr einträglich werden dürften. Bis jetzt werden dieselben untertags von den Viehheerden der umliegenden Duars durchzogen und die Nacht hindurch von Rudeln von wilden Schweinen, denen Hyänen und Panther auf der Spur folgen, zerwühlt. Daß hier und da ein Stück Rindvieh von einem Panther niedergerissen wird, ist in diesen Bergen nichts ungewöhnliches, auch sind die Hirten alle bewaffnet.

Hier sah ich zum erstenmal auf afrikanischem Boden einen heimischen Baum, die Erle, nach welchem ich mich seit vier Jahren an allen Winterwassern, auf der Gränze des Tell, vergebens umgesehen. Alle Bäche nämlich, die im Sommer versiegen, sind hier mit Schlehendorn oder Oleander bewachsen, während die Bäche im Sahel in der Ebene von Eschen und Zitterpappeln, in den Bergen aber von schönen Erlen beschattet werden. Die meisten Erlen am Wed-Harraka waren nicht sehr hoch gewachsen, hatten aber bei drei Fuß im Durchmesser, und ich erinnere mich nicht in Europa Stämme dieses Baumes von solcher Dicke gesehen zu haben. Die zahlreichen feuchten Vertiefungen und Schluchten, die zu den beiden Ufern des Baches herab ziehen, sind dicht mit hohem Farrenkraut bewachsen und bergen katzenartige Raubthiere, wie die Tigerkatze (Felis serval), die gestiefelte Luchskatze (F. caligata) und den südlichen Luchs (F. caracal). Auf dem angeschwemmten Sande des Baches findet man häufige Spuren des Ichneumon (Herpestes Ichneumon), das hier die Stelle des Marders vertritt und dem Geflügel der Kabylen eben so gefährlich wird, als letzterer den Hühnerhöfen in Europa. Grün- und Buntspechte hackten fleißig an den alten, knorrigen Eichenstämmen, ich schoß zwei Exemplare des großen afrikanischen Buntspechtes, der sich vom europäischen durch einen rothen Halbmond unter einem schwarzen auf der Brust auszeichnet und den der Commandant Levaillant [1] Picus major africanus genannt hat.

Der Tag begann sich zu neigen und wir waren noch immer auf dem engen Waldwege, der uns nicht die geringste Aussicht auf die Gegend gestattete; ich fragte mehrere Hirten, die wir unterwegs antrafen, wie weit es noch sey bis zu dem Duar Amars-Ben-War, eines jungen Kabylen, der mich zu sich eingeladen, und sie antworteten mir kopfschüttelnd: „beyed, beyed!" (weit, weit!). Jetzt legte sich Saad-Bu-Zirib, unser Führer, der uns bis jetzt gewähren lassen, ins Mittel. „Ich rathe euch," sagte er, „von eurem Vorhaben bei Amar-Ben-War zu übernachten, abzustehen, denn erstens ist sein Duar noch weit entlegen und ihr würdet erst spät nach Sonnenuntergang daselbst eintreffen; zweitens ist Amar-Ben-War ein schlechter Mann (Radschil ma menusch), der euch bloß in der Erwartung eines reichen Geschenkes eingeladen hat. Wenn ihr wollt, so gehen wir zum Scheich der Harrakas, Amar-Bel-Hedâf; dieser ist ein Marabut, und was noch mehr ist, ein sehr braver Mann und er wird uns gern aufnehmen." Dieser Vorschlag erhielt unsern vollständigen Beifall; die Wohnung des Scheich war nicht mehr fern, und wir klimmten mit verdoppeltem Eifer den Berg hinan, bis wir endlich auf dem Joch desselben angelangt, gegen Osten einen Theil des Golfes ansichtig wurden. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie hoch wir gestiegen; wir setzten uns auf ein Felsenstück um Athem zu schöpfen, wo sich bald mehrere Kabylen bei uns einfanden.

Unter den Herbeigekommenen befand sich ein alter Mann von mürrischem Ansehen, der sogleich meinen Araber Mohammed mit Fragen überhäufte. „Wer bist du? wie heißt du? wie kommt's daß du diese Rumis in unsere Berge führst?" Der gute Alte ließ es sich wohl nicht einfallen, daß einer der Rumis seine Sprache verstand, und er schien äußerst verblüfft, als ich ihm barsch antwortete: „Was geht es dich an? ich kenne dich nicht, und ich will dir bemerken, daß du uns nichts zu sagen hast. Man führe mich zum Scheich Amar-Bel-Hedâf!" Ein schöner, stämmiger junger Mann, der bisher während meines Wortwechsels mit dem Alten, anscheinend theilnahmlos, als stummer Zuhörer dagesessen, erhob sich jetzt, und wies mit der Rechten auf eine Gruppe von Gurbies, die in einiger Entfernung von uns hinter Obstbäumen versteckt lagen. „Hier ist das Haus des Scheich", sagte er, „ich gehe denselben von eurer Ankunft zu benachrichtigen." Er ging. Bald darauf erschien er wieder in Begleitung eines Mannes von mittlerem Alter, der eben so einfach, nur etwas reinlicher als die übrigen gekleidet war und einen schwarzen Rosenkranz um den Hals trug. Dieß war der Scheich der Harrakas, Amar-Bel-Hedâf. Er grüßte uns höflich, entschuldigte nebenbei die thörichte Anmaßung seines alten, verrückten Nachbars, der seit der Gründung von Philippeville noch keinen Fuß in diese Stadt gesetzt habe, und noch immer das baldige Ende der Franzosenherrschaft prophezeihe; er lud uns schließlich ein bei ihm vorlieb zu nehmen; er habe ein Dar-Diaf (Fremdenhaus), wo es uns an nichts mangeln solle. Ben-Aissa — so hieß der junge, schöne Kabyle — ward abgesandt, um unsere Nachtherberge zuzurichten, und nachdem wir noch ein Viertelstündchen bei untergehender Sonne mit dem Scheich geplaudert hatten, brachen wir ebenfalls auf, um von unserm Nachtquartier Besitz zu nehmen.

---

[1] Hr. Bataillonschef Levaillant, Sohn des berühmten Reisenden am Vorgebirg der guten Hoffnung, Platzcommandant von Philippeville, Mitglied der wissenschaftlichen Commission in Algerien, ein eifriger, unermüdlicher Naturforscher, dessen der Vollendung nahe Fauna Nordafrika's gewiß jedem Zoologen erwünscht seyn wird. Es ist dieses Werk wesentlich verschieden von dem zoologischen Theil des Prachtwerkes der wissenschaftlichen Commission, wozu die mit der Herausgabe desselben beauftragten Mitglieder der Academie des Sciences die Sammlungen und Noten dieses Naturforschers, ohne dessen Zuziehung, benutzt haben.

Die Gurbies des Scheich hatten ein recht wohnliches Ansehen. Sie bestanden aus einem Erdgeschoß, die Wände derselben waren aus recht sauber mit Lehm verkittetem Fachwerk; ein dichtes Strohdach, das, nebenher gesagt, einer Anzahl südlicher Wanderratten (Mus tectorum, Bonap.) zum Zufluchtsort diente, machte die Bedeckung desselben aus. In dem uns angewiesenen Dar-Diaf, das am Eingang eines schönen, von einem langem Rebengeländer durchzogenen Obstgarten lag, fanden wir gute, aus Zwergpalmen (Chamaerops humilis Linn.) geflochtene Matten und wollene Tragsäcke über einem frischen Strohlager ausgebreitet, ganz gegen die Gewohnheit der Araber im Tell, die der Flöhe halber auf einer auf der bloßen Erde ausgebreiteten Matte schlafen. Wir hatten uns bald wohnlich eingerichtet; eine Kerze, die wir mitgebracht hatten, ward an dem krummen, mittlern Tragpfosten der Hütte befestigt, unsere Waffen in den Ecken zu unsern Häupten zurecht gestellt, und wir waren bereit einem guten Kuskusu mit Hühnerfleisch, der bald darauf erschien, sein Recht widerfahren zu lassen.

Während des Nachtessens setzte ich dem Scheich die Gründe, die mich zum Besuch dieser Gegend vermocht hatten, weitläufig auseinander. Ich erklärte ihm, daß ich gänzlich fremd im Sahel zwischen Stora und Kollo die Einladung Amars-Ben-War, als des einzigen mir bekannten Bewohners dieser Berge, gern angenommen und daß mich bloß die zu früh einbrechende Nacht genöthigt habe, ihm beschwerlich zu fallen. Der Scheich sagte mir, ich habe wohl daran gethan mich an ihn zu wenden; Amar-Ben-War sey ein liederlicher Schelm und ein arger Dieb, er habe vor kaum drei Wochen zu Bir-el-Keib (St. Charles) am hellen Tage eine Kuh gestohlen und dieselbe zu Philippeville auf dem Markt für 40 Franken verkauft. Er, der Scheich, habe es erfahren und habe dem Dieb eine Geldbuße von 40 Duros auferlegt, weßhalb letzterer gar nicht gut auf ihn zu sprechen sey, was ihn aber wenig anfechte. Er wolle nicht bloß dem Namen nach Scheich seyn, er arbeite mit Ernst an der Abschaffung der alten Mißbräuche, die von jeher die Quelle alles Unheils waren und oft zu blutigen Händeln Anlaß gegeben, und er würde in dieser Hinsicht seines eigenen Bruders nicht verschonen.

Was den Zweck meiner Reise hieher anbelangt, so begriff er ihn nur halb. „Du bist hieher gekommen,“ sagte er, „um die Gegend zu besehen, und das ist ganz recht, denn wir haben ein schönes, gutes Land, reich an allem was zur Leibesnahrung erforderlich ist, und selbst im Hochsommer, wo die Quellen im Tell versiegt und die Weiden versengt sind, findest du hier frisches, klares Wasser und grünes Futter im Ueberfluß. Dann aber tödtest du allerlei Thiere, um ihnen die Haut abzuziehen, kleine Vögel, deren Dicheld (Haut) zu nichts zu gebrauchen ist; du willst den Kird (Affen) auf unsern Felsen beschleichen, was eben keine leichte Sache ist, während du ja zu Philippeville deren in den Häusern der Rumis genug sehen, ja von Zeit zu Zeit kaufen kannst.“ Ich suchte ihm verständlich zu machen, daß Allah kein Thier geschaffen, das nicht seinen Nutzen habe, daß die französischen Tolbas es sich angelegen seyn ließen, alle möglichen Geschöpfe zu sammeln und aufzubewahren, erstlich um zu erforschen, inwiefern ein jedes dem Menschen nützlich sey, und dann um ihren Schülern die Allmacht und Größe des Schöpfers durch Anschauung seiner Werke darzuthun. Letzterer Umstand leuchtete dem religiösen Amar-Bel-Hedâf am meisten ein; meine Dissertation hatte seinen vollkommenen Beifall und er befahl seinem Ukaf (Lieutenant) Ben-Aissa Anstalten zu treffen, um am folgenden Morgen vor Tagesanbruch nach dem zwei Meilen nordwärts vom Dar-el-Scheich liegenden, das Meer überragenden Felsenkuppen, dem Aufenthaltsort der Affen, aufzubrechen. Wir legten uns deßhalb bald zur Ruhe, um keine Minute des erquickenden Schlafes, dessen wir sehr bedurften, weiter zu verlieren. Ben-Aissa und Saad, ein Diener des Scheich, wurden uns als Leibwache beigegeben und übernachteten bei uns im Dar-Diaf, das, nebenbei gesagt, keine Thür hatte, weßhalb diese Maaßregel keineswegs als bloße Höflichkeitsdemonstration anzusehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg als apokryph angegriffen.

Das ist fast ein crimen laesae majestatis, beinahe schlimmer noch als Fallmerayers bösliche Enthellenisirung der Neugriechen. Der Verbrecher hüllt sich bis jetzt noch in den Schleier der Anonymität, und schreibt in dem United Service Magazine, einer wesentlich militärischen Zeitschrift, woraus man schon ersieht, daß er diese Commentarien von dem militärischen Gesichtspunkt angreift, indem er erklärt, der große Cäsar könne diese Commentarien gar nicht geschrieben haben, denn die Verstöße gegen Geographie und Feldherrenkunst seyen allzu groß. Diese Ketzerei ist indeß nicht ganz neu: einer der größten Militärschriftsteller des vorigen Jahrhunderts, General Warnery, der das Terrain namentlich des Feldzugs gegen die Helvetier und gegen die Deutschen unter Ariovist studirte, betrachtet die Commentarien als nicht von Cäsar geschrieben, sondern hält sie eher für einen von Cäsars Anhängern verfaßten Panegyricus. Er behauptet geradezu, „die Commentarien können nicht das Werk Cäsars, noch auch nur das Werk eines Heerführers von mäßigen Fähigkeiten seyn, weil sie ganz falsche Angaben enthalten, und andere, die mit dem gesunden Menschenverstand und den Regeln der militärischen Kunst im Widerspruch stehen; wahrscheinlich seyen sie lang nach Cäsars Tod geschrieben und sie stimmten mit dem, was mehrere griechische und römische Schriftsteller über den Krieg des großen Feldherrn sagen, nicht überein.“ Selbst Friedrich der Große soll in seinen spätern Jahren an der Wahrhaftigkeit der Commentarien Cäsars gezweifelt haben. Das nimmt von Cäsars Ruhme nichts, denn jedenfalls hat er mit einem Heer von höchstens 50—60.000 Mann binnen acht Jahren etwa 30 Schlachten und Gefechte geliefert, und Gallien nebst Belgien der römischen Herrschaft unterworfen. Wir müssen hier zur Unterstützung der Behauptung wenigstens einen der hervorgehobenen Verstöße — der Artikel ist indeß im Aprilheft der erwähnten Zeitschrift nur begonnen — genauer anführen; er betrifft den Zug der Helvetier. Nach Cäsars Commentarien ist Helvetien von der römischen Provinz (Savoyen) durch den lemanischen See und die Rhone getrennt, und sie konnten nur auf zwei Wegen herauskommen; entweder durch Sequania (Franche Comté), welcher Weg eng und steinig war, da er zwischen dem Jura und der Rhone lag, wo kaum ein Wagen passiren konnte, und der übrigens von dem hohen Berge beherrscht war, so daß eine kleine Truppe eine ganze Armee aufhalten konnte. Der andere Weg ging durch die römische Provinz, und war viel kürzer und leichter, weil die Rhone, welche zwischen den Gränzen der Helvetier und Allobrogen (Savojarden) fließt, an mehrern Stellen durchwatbar ist. An das helvetische Gebiet stößt Geneva, die letzte Stadt der Allobrogen, und die Brücke, welche von dieser Stadt wegführt, gehörte den Helvetiern. Wer dieß schrieb, muß, wie schon Warnery bemerkt, ein sehr schlechter Geograph gewesen seyn, denn durch den Jura, der sich 30 Lieues weit von Pruntrut nach der Rhone zieht, gehen sehr viele Pässe von der Schweiz nach der Franche Comté, die von Schweizer und Burgunder Heeren benutzt wurden. Doch dieß nur beiläufig. Cäsar eilt auf die Nachricht von dem Zug der Helvetier, die just den schmalen Durchgang wählen wollen, von Rom nach Genf, und läßt durch eine Legion, denn mehr hatte er anfangs nicht bei sich, einen 19 Meilen langen Graben mit einer 16 Fuß hohen, mit Thürmen versehenen Mauer ziehen, um den Durchzug aufzuhalten, wenn

Digitized by Google

er versucht werden sollte. Daß der Raum a lacu Lemano ad montem Juram nur 11 Meilen beträgt, mag Nebensache seyn, wie aber eine Legion ein so riesenhaftes Werk in so kurzer Zeit ausführen, wie die Helvetier diese offenbar gegen sie gerichtete Arbeit ruhig geschehen lassen konnten, das sind Räthsel, die sich so leicht nicht lösen lassen. Zudem enthält die Erzählung auch einen palpabeln Widerspruch: die Mauer mit dem Graben lief östlich von Genf, deckte also die Brücke, von der erzählt wird, Cäsar habe sie abgebrochen, ein völliger Unsinn, da diese Brücke Cäsars Rückzug nach der römischen Provinz deckte. Zudem schützte die Mauer auch den Rhonelauf, und es läßt sich gar nicht erklären, wie die Helvetier, ohne über die Mauer zu steigen, an die Rhone hätten kommen können, über welche sie angeblich auf Flößen und Kähnen zu setzen suchten, obgleich die Rhone noch außerdem hier so reißend, tief und mit Felsen angefüllt ist, daß an ein solches Uebergehen gar nicht zu denken wäre. Man kann diese Widersprüche durchaus nur dadurch erklären, daß der, welcher diese Erzählung niederschrieb, das Land nie gesehen, und dieß es so mit Cäsar nicht ist. In diesen Beweisen geht es fort, und es gehört fürwahr ein robuster Autoritätsglauben dazu, diese Beweise nicht sehr schlußgerecht zu finden.

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Selbst wenn ganze Einwanderergemeinden hierher versetzt würden, wohin mit ihnen? Es gibt wohl völlig wüste Landstriche in dem südöstlichen Theile des Landes, aber sie sind nicht herrenlos. Wollte aber auch ein und der andere solchen Einwanderern Platz anweisen, welche Sicherheit könnte er bieten? Was sollten Deutsche mit ihrem Rechts- und Bürgersinn in einem Lande, wo Feilheit und Verkäuflichkeit der Aemter, Nepotismus und eitle Sucht nach Glanz und Rang, von Seite der höheren Stände, denen das schöne Recht das Volk zu leiten zustände, eben diese Stände fast zur tiefsten Nichtswürdigkeit zersetzt hat. Die Deutschen als Ackerbauer könnten mit Vortheil nur in den mehr flachen Landstrichen angesiedelt werden; diese sind aber überall wohl besetzt und liegen nur im südlichen und südöstlichen Theile in den Bezirken Ilfovul, Jalomitza und Braila öde, wo Mangel an Quellen und Flüssen menschlichen Niederlassungen im Wege steht, wo überhaupt eine fast vollkommene Steppennatur die Viehzucht vor dem Ackerbau begünstigt, wozu man allerdings des Deutschen nicht bedarf, da bedarf es der Hirtentasche und des Heckenstabs, nicht aber des Pfluges. Dieß wären meine Besorgnisse wegen der Zukunft einer deutschen Einwanderung; was aber die Politik der Großmächte über dieselben bringen könnte, darüber mögen scharfsichtigere Staatskundige entscheiden als ich bin. Insbesondere mögen es aber solche, welche die praktisch zugreifende Politik Rußlands, das unbegreifliche Indifferentseyn Oesterreichs, die Donaufürstenthümer betreffend, kennen, ein Fehler, den übrigens sämmtliche Großmächte, besonders aber auch Napoleon begangen. Ich muß überhaupt bei Gelegenheit gestehen, daß ich gänzlich gegen alle deutschen Auswanderungen nach Osten zu bin, und es viel passender finde, wenn ein solches Ziehen von Osten nach Westen stattfindet, welchen Weg schon die ganze Völkerwanderung zeigte, und welchen Zug fast ins Unendliche auszudehnen Columbus Amerika entdeckte. Statt daß die Deutschen ihre überfließenden Kräfte mit werthlosen Manövern gegen Osten in der Walachei, Moldau, Krimm, Kleinasien, Griechenland zersplittern, sollte zu förmlicher Gründung einer neuen deutschen Heimath in Nordamerika ein regelmäßiger Plan eingeleitet und diesem nach unter sicheren Garantien ausgewandert werden. Jetzt, da alles kaufmännisch berechnet wird, da man weiß, daß Zeit wie baares Geld zu verwerthen ist, da jenes praktische Unternehmen auf seinem Höhepunkt steht, jetzt weiß man Menschen, eine so überaus werthvolle und durch nichts zu ersetzende Waare gar nicht zu schätzen, man packt Auswanderer wie Häringe in Schiffe und verhandelt, verschleudert, vernachlässigt sie schlechter wie Sklaven. Wenn es freilich bei einem solchen Verfahren bleiben sollte, so wäre besser die Unglücklichen wo immer hinzusenden, wenn sie nur zu Land und auf eigenen Füßen hingelangen könnten. Indessen genug davon! Ich ehre die Meinung jedes Vernünftigen, aber mit einer deutschen Auswanderung in die tierra romanjaska (Walachei) bin ich unter den bestehenden Verhältnissen durchaus nicht einverstanden.

Für V. ein Pferd zu kaufen, war eine der ersten Sorgen bei unserer herannahenden Abreise, umsomehr, da ich meinem Reisegesellschafter erklärt hatte, daß ich gesonnen sey, von Bukurest aus keinen Schritt mehr zu fahren, solange mein Pferd mit Sack und Pack zu marschiren im Stande seyn würde. Die Art und Weise zu einem Pferd zu kommen, wurde nunmehr mit dem Stallministerium im Han Simeon berathen, und sich dahin entschlossen, daß der Wochenmarkt auf dem Obor la tirgu de afara (Hof auf dem äußern Markt) dazu abgewartet werden müsse, da dort allemal eine hübsche Anzahl Pferde zur Auswahl zusammenkomme. Am thätigsten mit Rath und That dabei war ein Zigeuner, der im Han, wo wir wohnten, Haus- und Stallknechts- und Fiakerdienste versah, nebenher aber auch die freie Kunst eines Thierarztes betrieb. Um sich diesen Geschäften vollkommen widmen zu können, hatte er sich von seinem Herrn mittelst einer jährlichen Abgabe in Baarem für diese Zeit losgemacht. Als wir den Pferdemarkt besuchten, führte er die Equipage des Hausherrn und flog mit uns durch die Vorstadt nach dem Obor hinaus. Auf einem weiten mächtigen Platze standen hier Hunderte von Pferden gehalten, geführt, geschlagen, geritten, gefahren, beschaut und gemessen, kurz in allen erdenklichen malerischen Gruppirungen mit ihren Käufern und Verkäufern, zwischen denen sich neugierige und handelslustige Juden und Unterhändler herumdruckten. Wir verließen den Wagen, machten links und rechts, und rechts und links unsre Wanderungen durch das Roßmarktgetriebe, fragten um die Preise, besahen was uns etwa tauglich seyn konnte, und bald wußten wir, daß die Pferde hier bei weitem nicht so wohlfeil waren, als wir nach gehörten Erzählungen dachten, die man uns früher von der Walachei gemacht hatte; heute war 21 Ducaten das theurerste Pferd, und wenn ich mich recht besinne, drei Ducaten die wohlfeilste Mähre, welche wir erfragt hatten. An tüchtigen jungen Strapazepferden waren einige Haufen da, welche Händler von Profession hergebracht hatten; ältere, zugerittene, eingeführte, fehlerhafte und zusammengeführte Thiere wurden hier in einzelnen Partien herumgetrieben. Edles Blut war nicht zu sehen, und scheint nach allem, was ich bis jetzt hier und in der Stadt an herrschaftlichen Carossen sah, gar nicht im Land gezogen zu werden. Edle Pferde werden hier alle eingeführt, entweder je nach Geschmack aus England, Rußland oder aus Siebenbürgen. Auch die Art der Bespannung ist je nach irgend einer nationalen Liebhaberei; ich wundere mich umsomehr über die Vernachlässigung der edlen Pferdezucht in der Walachei, als sie in wenigen Ländern wie hier so durch Klima und Verhältnisse begünstigt wäre, und überdieß der Landschlag bereits guten Namen und Credit hat; dieser ist es, den man auf den hiesigen Märkten in allen Größen, Farben und Altersclassen vertreten findet. Obwohl der Pferdeschlag aus diesem Theil des Fürstenthums nicht zu den harten zu zählen ist, denn gedrungen gebaute sahen wir kaum eines, so ist er doch durch Erziehung, Gebrauch und harte Behandlung dauerhaft. Die Formen sind nicht edel und besonders mangelt ihm leichter Kopf und gelenkiger Hals, der ihn zu größerer Wendsamkeit tauglich machte. Obwohl man viele langgefesselte Thiere darunter findet, welche durchtreten, so sind sie doch durch karge Haltung und Strapazen dauerhaft gemacht, und man wird sich nicht leicht verkaufen, wenn man ein Strapazepferd ohne sonstige Fehler findet, wofür aber von Seiten des Verkäufers nicht gut gestanden wird. Paßgänger sind natürlich als Reitpferde die gesuchtesten, und immer um 4—5 Ducaten theurer.

(Schluß folgt.)

Die sogenannten Taxes on Knowledge in England, nämlich Papieraccise, Zeitungsstempel und Annoncen-Abgaben machen zusammen 1,300,000 Pfd. St. aus. (Athen. 20 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 100. 26 April 1850.

Geographie von Cochinchina.[1]

Küsten und Inseln.

Wenn man von der siamesischen Insel Kokong aus der sehr niedrigen Küste von Gosatran (im Cambod. Pursat) entlang fährt, wo nur Mangrove-Bäume das Ufer bezeichnen, kommt man endlich an die große Insel Kothrol (Phukok bei den Cochinchinesen) 7 Meilen lang und 2 Meilen breit, und wohl bewaldet, namentlich mit Adlerholzbäumen; an der ganzen Küste wird die Tripangfischerei getrieben, aber die Eingebornen waten hier nicht, wie an andern Orten, ins Meer, um die Thiere mit den Händen zu fangen, sondern durchstoßen solche mit Speeren. Diese Tripangfischerei zieht sich bis zu dem bedeutenden Archipel der Rhieu-Kulao hin, welche Inseln mit Bäumen überwachsen, aber unbewohnt sind; außer dem Tripang wird hier eine gewisse Art Seetang (Agar-agar) gesammelt, ein Leckerbissen bei den Chinesen, die denselben zu einer Gallerte zusammenkochen. Die Küste ist hier noch niedriger, als weiter gegen Westen und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Sechs Leguas, ehe man an das südlichste Vorgebirge von Cambodia kommt, liegt die Insel Pulo Ubi False, und 5 Leguas südlich von dem Vorgebirge die Insel Pulo Ubi, auch Hon Kwae genannt. Den Namen Ubi haben beide von den ungeheuren 40 bis 100 Pf. schwer werdenden Yamswurzeln, die hier wild wachsen; dennoch müssen beide Inseln sehr verschiedenen Boden haben, denn Pulo Ubi False ist stark bewaldet, während Pulo Ubi nur eine spärliche Vegetation hat.

Schon jenseits des Südcaps von Cambodia, fast um einen Grad weiter gegen Norden als Pulo Ubi, liegt Pulo Panjang, von sehr kleinen Inseln umgeben. Sie ist nur gelegentlich bewohnt, wenn die Seeräuber von den Sulu-Inseln oder wenn chinesische Schiffer kommen, welche den obenerwähnten Seetang sammeln. Die cochinchinesische Regierung spricht die Herrschaft über die Inseln an, thut aber nichts um die Seeräuber zu entfernen, welche den Archipel durchstreifen, und oft den ganzen Handel längs der Küste von Cambodia vernichten. Weiter ins Meer hinaus und südlicher als Panjang liegt die Insel Konnon Kondore, deren hohe Gipfel den chinesischen Schiffen als Landmark dienen. Diese Insel erzeugt eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Bäumen, die man in andern Gegenden selten sieht, so z. B. den Milch- und Pechbaum. Diese Insel, auf welche die Cochinchinesen einen großen Werth legen, liegt so günstig, daß die Engländer im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Colonie hier anlegten und ein Fort bauten, was aber nicht lange bestand, denn die auf den europäischen Handel stets eifersüchtigen Buginesen, von denen sich einige im Solde der Engländer befanden, verriethen sie, die meisten Engländer wurden ermordet, und die Niederlassung mußte aufgegeben werden. Im Osten von Konnon Kondore ragen zwei Felseninseln empor, welche darum bemerkenswerth sind, weil sie die äußerste Westgränze der in den chinesischen Meeren so furchtbaren Typhons bezeichnen.

Schon viel weiter gegen Nordosten (15 — 20 Leguas von der Annamküste, 13 — 17° N.) liegen die Paracels (Katvang), welche Inseln, man weiß nicht aus welchem Grunde, sich mit jedem Jahr mehr erheben, so daß mehrere bereits dauernd bewohnt sind, obgleich noch vor wenigen Jahren die Wellen mit Macht darüber hinschlugen. Die Inseln wären von keinem Werth, wenn die Fischereien nicht einen außerordentlichen Ertrag lieferten, darum kommen auch seit undenklichen Zeiten zahlreiche Dschunken aus Hai-nan, und obwohl mehr als der zehnte Theil jährlich scheitert, so ist doch der Fischfang so reichlich, daß aller Verlust ausgeglichen wird; die cochinchinesische Regierung ließ auch diesen Umstand nicht aus den Augen, und unterhält hier Zollschiffe und eine kleine Besatzung, um ihre eigenen Fischer zu schützen. So hat sich hier allmählich ein bedeutender Verkehr gebildet, der wegen der Unzahl Fische, die hieher zum Laichen kommen, wahrscheinlich noch viel höher steigt.

Kehren wir nach der Ostküste von Cambodia zurück, so finden wir hier zahlreiche Deltainseln und Strommündungen, welche die cochinchinesische Regierung sehr wohl zu benützen wußte, denn meist sind die Flüsse durch Canäle mit einander verbunden. Eine große Menge Küstenfahrzeuge segelt hier stets hin und her, man hat Docks errichtet und wegen der Wohlfeilheit des Holzes wurden viele Schiffe gebaut. Hätte das Volk hieran Antheil, so könnte man sich freuen, daß die Cochinchinesen Herr des Landes geworden sind, aber diese behalten alle Vortheile für sich, und monopolisiren alles, die reichen Ladungen gehen nur nach der Küste, die gebauten Schiffe sind Zoll- oder Kriegsschiffe, und die Eingebornen werden, wie Fremdlinge, von allen diesen Vortheilen ausgeschlossen. Der unwandelbare Grundsatz dieser Regierung ist, die Unterthanen arm zu erhalten, damit sie folgsam seyen, und die Cambodianer zu unterdrücken, um ihre Nationalität zu vernichten.

Sobald man sich der Küste von Tsiampa nähert, trifft das Auge nur auf fortlaufende, höchst unfruchtbare Striche. Sandberge ohne alle Vegetation, Piks mit verkrüppelten Stauden, Granitformationen, die indeß schon an der Ostküste von Cambodia auftreten, und eine röthliche zerklüftete Steinmasse fallen hier dem Wanderer auf, den selten der Anblick eines grünen

[1] Journ. of the geogr. Society. XIX, 2.

Digitized by Google

Rasens erfreut. Und diese Verödung beschränkt sich nicht auf die Küste, sondern erstreckt sich über die ganze Breite von Tsiampa bis zum Mekom und selbst über einen Theil von Cambodia. Die Berge, welche in letzterm Lande nur 200 Fuß hoch sind, steigen in Tsiampa auf 8000 an, sind indeß nicht ganz nackt. So unfruchtbar die Küste ist, so reich ist sie an Häfen und gleicht in beiden Beziehungen den südwestlichen Theilen von Fokien. Ab von dieser Küste unter 10½° N. B. liegt die Insel Kulao-Thu, sehr berühmt wegen ihrer Vogelnester und der Menge von Tripang, und darum von den Annamesen unter Aufsicht der Regierung besucht, welche keinen einzigen Artikel, von dem ein Zoll zu erheben, oder aus dem ein Monopol zu machen ist, ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen läßt.

Von hier an folgt nun Bay auf Bay, die alle denselben unfruchtbaren Anstrich zeigen. Die tiefste aller dieser Bayen ist die von Kamraigne, und da eine hohe Insel, Tayu, an ihrem Eingang liegt, und sie auf allen Seiten von Land umgeben ist, so sieht sie mehr wie ein See aus. Die Berge in der Nähe sollen reich an Silber seyn. Der Fluß, der die nördliche Gränze des Tsiampa-Landes bildet, und den die hydrostatische Kunst der Annamesen mit dem Mekom verbunden hat, fällt nach einem, in gerader Linie gerechnet, 37 (engl.) geogr. Meilen (60=1°) langen Lauf ins Meer. Für die Verbindungen mit dem Binnenland ist er von unberechenbarem Werth. Dieß ist der geräumigste und beste Hafen, den Annam besitzt, aber weder Fremde noch Einheimische haben Veranlassung ihn zu besuchen, denn die Umwohner sind lauter arme Fischer, die einen unsichern Unterhalt gewinnen, und zudem den Erpressungen der Mandarinen ausgesetzt sind.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Zwischen Philippeville und Kollo.

(Fortsetzung.)

Es war noch vollkommen finster, als wir von Ben-Aissa geweckt wurden. Wir waren bald gerüstet, der Scheich erschien ebenfalls, um für heute Abschied von uns zu nehmen, da er nach einem hinter dem Wed-Bibi gelegenen Markt zu reiten gesonnen war. Er gab seinen Leuten, Ben-Aissa und Saad, einige Verhaltungsbefehle hinsichtlich unsers heutigen Ausfluges, und wir machten uns unter Ben-Aissa's Anführung auf den Weg. Wir hatten auf einem schmalen schwierigen Waldpfad, auf welchem wir nur, wie die Indianer in Amerika, einer in die Fußstapfen des andern tretend, einzeln hintereinander hergehen konnten, einen hohen, steilen Bergrücken zu ersteigen, von welchem wir über einem starkgewellten Hochthal die das Meer begränzenden Felswände wie einen dunkeln Schattenriß an dem noch sternbesäeten Himmel erblickten. Deßwegen waren wir aber noch lange nicht am Ziel, und erst nach anderthalbstündigem, saurem Auf- und Absteigen waren wir endlich beim ersten Grauen des Morgens am Fuß der ersehnten Felsen angelangt. Eine weite Kluft spaltete hier das Gestein und gestattete einen Blick in die gähe Tiefe, aus welcher man das dumpfe Brausen der an den Klippen sich brechenden Meereswogen vernahm.

Hier auf diesen unzugänglichen Felsen haust unangefochten der sogenannte türkische Affe, und hier sollten wir denselben, wenn uns das Glück nur einigermaßen günstig, zu sehen bekommen. Ben-Aissa postirte mich auf einen Vorsprung an dem östlichen Rande der Kluft, von wo aus ich, hinter Felsenstücken verborgen, die viel höhere westliche Seite derselben sowohl auf-, als abwärts, vollkommen überblicken konnte. Die andern versteckten sich in einiger Entfernung von mir, und Ben-Aissa so gut es sich thun ließ, und alle hatten die Weisung sich so ruhig als möglich zu verhalten und nicht den geringsten Laut von sich zu geben.

Die Sterne verbleichten einer nach dem andern und verschwammen in der zunehmenden Morgendämmerung; der östliche Himmel röthete sich immer mehr und mehr, und die zackigen Firnen des Eisencaps zeichneten sich deutlicher in dunkelm Grau auf rosigem Grunde. Jetzt begann die Blaudrossel ihren Frühgesang, welcher bald von dem Girren der Felsentauben übertäubt wurde; der Seeadler zog seine luftigen Kreise über dem dunkeln Meeresspiegel, und es erglänzten die Schwingen des immer höher Steigenden in den ersten Strahlen des Frühlichtes, während die Tiefe noch in einen grauen Schleier gehüllt war. Ich spähete mit der größten Anstrengung meiner Sinne nach jedem Vorsprung der mir gegenüber aufstrebenden Felswand; zahlreiche Flüge von Tauben verließen dieselbe mit klatschendem Flügelschlag, allein dieß waren auch lange, mit dem von Zeit zu Zeit ertönenden schrillen Geschrei des südlichen Rüttelfalken (Falco cenchris), die einzigen Laute die sich vernehmen ließen.

Die ersten Strahlen der Sonne beleuchteten die obere Hälfte des Felsens. Ben-Aissa, der sich bis jetzt nicht gerührt hatte, zog mich plötzlich sanft am Burnus, dann erhob er langsam seine Rechte, indem er mir ein leises: „hakka!“ (dort!) zuflüsterte. Ich folgte mit dem Auge der Richtung seines ausgestreckten Zeigefingers und sah jetzt auf einem kleinen Absatz einen alten Affen in sitzender Stellung, der sich mit herunterhängenden Armen phlegmatisch im Morgenschein sonnte. Er war kaum 120 Schritte von mir entfernt, ich hätte ihn leicht mit meinem Kugelstutzen erlegen können, allein er wäre ins Meer gepurzelt und ich hätte einen unnützen Mord begangen; zudem hätte ein zur Unzeit angebrachter Büchsenschuß mich meinen Zweck gänzlich verfehlen lassen, da sich schwerlich nach der Explosion noch ein Thier dieser Art gezeigt haben würde.

Wir blieben also ruhig und sahen lange dem Treiben des faullenzenden Einsiedlers zu. Er schien schon gefrühstückt zu haben, denn er holte von Zeit zu Zeit einen Knäuel aus den Backentaschen hervor, besah denselben aufmerksam und steckte ihn dann wieder ins Maul. Flogen Tauben vorüber, so schaute er denselben neugierig nach, so lange er sie sehen konnte, dann fiel er wieder in seine gewöhnliche Apathie, aus welcher er nur dann und wann erwachte, um sich mit auswärts gerichtetem Ellenbogen mit den Nägeln in die Seite zu krauen. Jetzt kamen drei andere, kleinere Affen, wovon einer ein Junges auf dem Rücken trug, mit großer Behendigkeit einen Felsenspalt heruntergeklettert und gesellten sich schreiend und schäkernd zu dem alten grämlichen Patron, der von ihrer Ankunft nicht die mindeste Notiz zu nehmen schien. Das Weibchen schleuderte sein Junges ziemlich unsanft zur Erde; dieses sprang sogleich wieder auf den Rücken der Mutter, ward nochmals herabgeworfen und nahm endlich eine sitzende Stellung an, um bald darauf den alten Großpapa zu necken, der aber das ungezogene Kind mit einigen Ohrfeigen zurecht wies. Die beiden andern waren in beständiger Bewegung; sie kletterten bald an einer schroffen Ecke des Gesteins weit abwärts, liefen mit Schnelligkeit auf einem uns kaum bemerkbaren, horizontalen Riß hinaus und verschwanden dann in irgend einem Winkel, um kurze Zeit darauf wieder,

Digitized by Google

hoch über der Stelle von wo sie hinabgestiegen, zum Vorschein zu kommen; bald erkletterten sie die Spitze des Felsens, setzten sich eine Zeitlang auf einen dürren, über dem Abgrund hängenden Baumstrunk, wobei sie den unten Gebliebenen beständig zuriefen und von denselben Antwort erhielten. Endlich kamen sie wieder alle auf der kleinen Fläche zusammen, wo sie ein lebhaftes Gespräch unter allen möglichen Affengebärden zu führen schienen. Ben-Aissa drang beständig in mich die Aeffin zu schießen, er wollte dann sehen, ob er nicht das Junge heraufholen könne. Das Thierchen war aber schon zu erwachsen, um nicht ohne die Mutter die Flucht nehmen zu können, und überdieß war der Ort äußerst unzugänglich, so daß ich mich bestimmt weigerte. Da ich aber neugierig war zu sehen, wie sich die Bande bei einem panischen Schrecken benehmen würde, so schickte ich eine Kugel ab, die dicht über derselben an den Felsen anschlug. Die Affen stießen einen gellenden Schrei aus, das Aeffchen sprang blitzschnell auf den Rücken seiner Mutter und in einem Nu war keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Diese schleunige Flucht hatte etwas ungemein possierliches und gab meinen Kabylen zu mannichfachen Witzeleien Anlaß.

Schon Leo Africanus spricht von der Anwesenheit dieses Affen in der Barbarei; daß derselbe in den Bergen von Budschia vorkomme, ist ganz richtig, daß er aber zur Zeit dieses Schriftstellers die Felsen um Constantine bewohnt habe, ist der Natur dieser Localität nach zu bezweifeln. Nach den Angaben unserer Begleiter ist die Nahrung des Magots je nach seinem Aufenthaltsort verschieden; immer aber ist es gewiß, daß sich derselbe hauptsächlich von Vegetabilien nährt. In der Nähe von Kollo und Budschia, wo sich Gärten und Fruchtfelder bis an das Gestade des Meeres hinziehen, machen die Affen manchen nächtlichen Einbruch in dieselben und lassen sich sowohl Gerste als auch Nüsse, Mandeln, Trauben, Feigen, Wassermelonen u. dgl. trefflich schmecken; in dem Land der Harraka's aber, wo der das Meer begränzende Gebirgszug nur mit magerer, sparsamer Waldvegetation bedeckt ist, beschränkt sich ihre Nahrung auf Wurzeln, Kräuter, Myrthenbeeren und Kermeseicheln. Auch säumen sie nicht, wo sie zukommen können, Vogeleier auszunehmen, nach welchen sie sehr lüstern seyn sollen. Die Kabylen versicherten mich, daß es weiter im Innern des Landes noch eine Art geschwänzter Affen gäbe; ich bin aber vom Gegentheil überzeugt, da ich überall im Bu-Taleb, im Dschebel-Sahari und im Aures mich nach diesem Affen erkundigte und niemand etwas von demselben wissen wollte. Der einzige geschwänzte Affe, den ich vor zwei Jahren bei dem Scheich von Tuggurth gesehen, war der arabische (Simia hamadryas) und war durch einen von Mekka zurückgekehrten Pilger dahin gebracht worden.

Wir verweilten noch einige Zeit an dem wildromantischen Felsengestade schwelgend im Anblick der blauen See, auf welcher sich die nach allen Richtungen hin kreuzenden Fischerkähne mit ihren weißen lateinischen Segeln wie lang beschwingte Möwen ausnahmen, und machten uns dann, nachdem wir ein frugales Frühstück eingenommen, auf den Rückweg. Wir schossen unterwegs ein halbes Dutzend Ringeltauben (Columba palumbus), die hier sehr häufig sind und alle den Kropf voll Kermeseicheln hatten; unsere Kabylen trugen Sorge denselben sogleich die Gurgel durchzuschneiden, damit sie sowohl für Christ als Moslem zum Mittagsmahl dienen könnten und rupften sie im Gehen, so daß sie bei unserer Ankunft im Hause des Scheich für die Küche bereit waren.

(Fortsetzung folgt.)

Unwissenheit in England.

Unter diesem Titel theilt das Athenäum vom 20 April aus Dickens Household Words folgendes mit: „nimmt man das ganze nördliche Europa — mit Einschluß von Schottland — und Frankreich mit Belgien, wo der Unterricht auf sehr tiefer Stufe steht, so finden wir, daß unter $2\frac{1}{4}$ Personen der Gesammtbevölkerung ein Kind ist, das Anfangsgründe des Unterrichts erhält, während in England selbst erst eines auf 14 Einwohner kommt. Man hat berechnet, daß gegenwärtig in England und Wales fast acht Millionen Menschen sind, die weder lesen noch schreiben können, so mit nahe zu ein Viertheil der Bevölkerung. (Hier ist ein Irrthum. Acht Millionen wären die Hälfte der Bevölkerung von England, und mehr als ein Viertheil der Gesammtbevölkerung von ganz Großbritannien). Ferner besuchen von allen Kindern zwischen fünf und vierzehn Jahren mehr als die Hälfte keinen Unterricht. Diese Angaben wären schwer zu glauben, fänden wir nicht tagtäglich Proben von Mangel an Unterricht, die entsetzlich wären, wenn wir uns nicht so sehr daran gewöhnt hätten. Wo wir uns hinwenden, starrt uns Unwissenheit und nicht immer mit Armuth im Bunde, entgegen. Blicken wir in der Gazette auf die Liste der aufgelösten Handelsverbindungen, so vergeht kein Monat, wo wir nicht einen Mann, der sich vielleicht im Gelde, sicher aber in Unwissenheit wälzt, welcher statt der Unterschrift nur sein Kreuzzeichen macht. Die Anzahl der Geschwornen namentlich in Landdistricten, die nur mit einem Kreuz unterzeichnen können, ist ungeheuer. Nicht selten sind Kirchspielsurkunden von Wichtigkeit mit demselben demüthigenden Symbol bedeckt, und zwar von wohlhabenden Leuten. Kurz die praktischen Beweise, wie tief das Unterrichtswesen in diesem Lande gefallen ist, sind zu häufig, um nur einer Wiederholung zu bedürfen."

Ritt in die Walachei.

Bukurest.

Vierter Abschnitt.

(Schluß.)

Nach längerem Hin- und Hersuchen warfen wir endlich unser Auge auf einen vierjährigen kleinen Rappen, dem wir aber unpoetischer Weise durchaus nicht das Prädicat eines feurigen geben konnten, was wir aber auch gar nicht suchten. Das Thier hatte etwa 14 Faust, war kurz gebaut, langbeinig, aber kurz gefesselt, der Kopf war leicht. Er sollte $7\frac{1}{2}$ Ducaten kosten; wir handelten bis auf sechs herab. Als nun der Verkäufer nicht mehr ablassen wollte, zogen wir ab, wie die Picadores vor dem rasenden Stiere und schickten den Zigeuner Scherban in den Kampf, welcher als Matador dem Handel ein Ende machen sollte, wornach wir ihm ein besonderes Geschenk versprachen; ein halber Ducaten von sechs, und so wurde eingeschlagen. Der Rappe ward unser neuer Reisegesellschafter, neben die Wagenpferde gebunden, und im Galopp jagten wir durch die Vorstadt hinein auf die Dscharschia, wo sich B. sogleich um Sattel und Zeug umsah, aber nicht einig werden konnte, da der Sattler einen Ducaten für einen Sattel verlangte.

Im Han angekommen, wurde sogleich Messer und Scheere angelegt, um dem Naturkinde aus Bauernhand das nöthige Aeußere zu geben, wie es der äußerste Anstand verlangte. Die Mähne, von der Sonne ganz rothbrandig, mußte herunter, der Schweif wurde anständig kurz geschnitten und die Fesselgelenke und Köthe von dicken Haaren gereinigt. Bei diesem Geschäfte war es Scherban, welcher auf der Remonte mit kunstfertiger Hand die ersten Abzeichen höherer Gesittung anbrachte, und Nachmittags zum Zweck guten Einverständnisses mit meinem Pferde beide aus einem Kübel Wasser zusammen Brüderschaft trinken ließ. Es ist dieß ein einfaches und leichtes Mittel zwei Pferde so aneinander zu gewöhnen, daß man sie gleichsam Smollis trinken läßt, etwa wie zwei Morgenländer zum Zeichen geschlossener Freundschaft Salz und Brod zusammen essen. Wie es scheint, leidet das Pferd an Durst viel schwerer als an Hunger, denn auch Wildfänge, die zum erstenmal an ein Halfter unter Dach kommen, langen alle in ihrem Trotz viel eher nach dargebotenem Wasser als nach Futter.

Digitized by Google

Nachmittags fielen dem Zigeuner Scherban an seinem Pflegling Symptome auf, als ob er von Eingeweidewürmern beunruhigt sey. Nach gethaner Meldung übernahm er wieder die Cur, welche er Abends zwischen 4 und 5 Uhr im Hofe vornahm; ich bezeichne die Stunde, weil es komisch war, daß gerade um diese Zeit die zahlreichen Gäste im Han, meist Walachen und Griechen, ihre Siesta im Zimmer beendigt hatten, und wie in schlafwachem Zustand einen Nachgeschmack auf den Altanen und Gängen mit der Einsicht in den Hof genossen. Die künstlerische Eitelkeit Scherbans war dadurch gesteigert, weßhalb er seine Cur an der Remonte mit allem prahlerischen Pathos eines Charlatans vornahm, wie es nur ein Mann romanischen oder zigeunerischen Stammes ohne zu erröthen ausüben kann.

Nachdem nämlich das Pferd an einem Vorder- und einem Hinterfuß kreuzweis mittelst eines schafwollenen Spannseils gefesselt war, schmierte sich Scherban den rechten Arm dicht mit Seifenwasser ein als ob er diesen rasiren wollte; dann griff er keck in jene Eingeweidsöffnung hinein, wo gewöhnlich alles von selbst herauskommt, was Magen und Gedärme im thierischen Organismus nicht mehr weiter verwerthen können. Gleich darauf nahm er seinen Rückzug und frohlockenden Angesichtes zeigte er wie ein angestaunter Taschenspieler den Triumph seiner Kunst: eine ganze Handvoll kurzer, dicker, rothbrünstiger Würmer, wie man sie bei Pferden Pferden findet, die auf die Weide gehen oder überhaupt viel Gras fressen; der gute Erfolg bewog ihn zu einer Wiederholung dieser Operation, und alsbald ward das Pferd vollständig gereinigt. Die Türken und Serben haben für diesen Fall wieder ein anderes chirurgisches Mittel, indem sie dem Pferde am Ende der Schwanzrübe einen kleinen Kupfernagel hineintreiben, was, wie mich Hr. V. versicherte, ein ganz sicheres Mittel seyn soll. Welche Art der Wirkung hiebei stattfindet, begreife ich bis jetzt nicht. Ist es der Reiz der Entzündung, der vielleicht das Auswerfen der unwillkommenen Gäste in den Gedärmen befördert, oder geschieht es durch eine Aenderung der Säfte. Die Türken haben überhaupt die Gewohnheit an ihren Pferden stets zu schneiden, zu stechen und zu brennen, bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke; ein Hausmittel gegen Eingeweidewürmer ist, 8—14 Tage lang Roggen zu füttern, wodurch diese von selbst gänzlich abgehen. Hiezu gehören weder chirurgische Fertigkeit noch Spannstricke. V. und ich hatten indessen über Scherbans Kunst so gelacht und uns gefreut, daß wir den neuen Reisecompan ihm zu Ehren Scherban hießen. V. hatte jetzt nichts eiligeres zu thun als ihm einen Sattel auflegen zu lassen, um ihn zu probiren. Natürlich war das junge Thier in seiner neuen Umgebung noch ganz fremd und ging „vitulus ad novam portam,“ wie ein Kalb, das man von einem Platz zum andern bindet. Indessen zeigte es sich mit jedem Tag, daß er einen langen und geräumigen Schritt hatte und deßhalb für des Käufers Zweck tauglich war.

Tags darauf wurde auch Sattel und Zaum beigehandelt, alles zusammen, glaube ich, um einen Ducaten und einige Piaster. Ersterer war nach russischer Art ganz leicht mit schwarzem Leder überzogen und mit einem sehr starken Wollstoff gefüttert; das Gerippe daran war leicht von Holz gearbeitet und ganz nach denselben Grundsätzen aller Sattelböcke gebaut. Das Lederwerk, welches die ganze äußere Garnitur ersetzte, bildete Satteltaschen und Schabracke, alles aus einem Stück geschnitten; das Leder, obwohl herzlich schlecht, denn dergleichen Waare ist hier allenthalben nur mit der Rinde des Perückensumaches (Rhus cotinus L.), gezackt und halb roh, bot doch den Vortheil, daß es naß werden konnte, ohne weiteren Schaden zu nehmen; der ganze Sattel war außerordentlich leicht. Der Zaum war ein einfaches türkisches Stangengebiß ohne Trense, das Riemwerk dazu vor Brust und Schweifriemen war von ebenso schlechtem Leder, übrigens mit rothen Tuchstücken und gelben Messingnägeln geziert. So ward denn Freund V. auch beritten, und wir konnten unsere Rückreise wenigstens ohne die Sorge für weitere Fortschaffungs-Gelegenheiten antreten.

Der Tag unserer Abreise schob sich bald durch Zureden unserer Freunde, bald durch diesen oder jenen Umstand hinaus, wobei sichs natürlich die Pferde, so wie wir, wohl seyn ließen. Endlich aber erklärte ich mich gegen V., der gerne noch verweilt hätte, um einen Landsmann, Herrn S., einen der Salzpächter von Okna bei Rimnik, noch zu sehen, der jeden Tag erwartet werden und immer nicht kam. Da ich nicht mehr Zeit verlieren konnte und darauf bestand, am 10ten Bukurest zu verlassen, machten wir aus, daß V. erst einige Stunden nach mir abreisen sollte, welche Zeit er benützen wollte, um Herrn S. zu besuchen, welcher noch am letzten Abend vorher gekommen war.

Unsere Abschiedsbesuche waren gemacht, den Freundlichsten der Stadt Lebewohl gesagt und Morgens acht Uhr gesattelt und gezäumt. Nach berichtigter Rechnung stand ich marschfertig, da erschien der Hausherr von einem Aufwärter gefolgt, dankte für die Ehre, daß wir in seinem Hause eingesprochen hatten, und bot noch frisches Wasser, eingesottene Früchte und eine Tasse schwarzen Kaffee. Indem ich mich hernach von V. auf ein paar Stunden beurlaubt und gebeten hatte für den Küchenschnappsack zu sorgen, saß ich auf und ritt durch die Straße Potu Moguschoe hinaus, wohin mich einer meiner hiesigen Freunde berichtet hatte. Unser Reiseplan stand über Pitest nach Rimnik am Olt. Im Vertrauen auf meines Freundes Weisung hatte ich keine Ahnung davon, daß ich in falscher Richtung war, ritt zu, ohne das Pferd zusammenzunehmen, denn die Sonne brannte schon tüchtig herunter.

In einer Stadt zu wohnen ist wie eine mehr oder weniger freundliche Gefangenschaft, welche zu verlassen stets seine Schwierigkeiten hat; da ist mit Paß, Polizei, im Gasthaus mit endlosen Trinkgeldern, auf der Linie mit Beantwortung unnöthiger Fragen zu thun. Dem allem war ich natürlich auch nicht entgangen, und ich war recht froh, trotz dem Zurücklassen von Freunden endlich aus der Linie zu seyn. Mehrmals fragte ich nach dem Weg und wurde endlich außerhalb der Stadt, zunächst dem städtischen Park, dahin berichtigt, daß ich mich auf der Straße nach Ploest, also zu weit rechts befinde. Irgend ein Gefälliger hieß mich links bis auf die nächste Hauptstraße wenden, wofür ich ihm dankte, allein doch ein wenig hielt, um den jugendlichen Stadtpark näher zu betrachten, in dessen Nähe ich wider Willen gekommen war. Wie jede junge Anlage wäre mir auch diese weniger interessant gewesen, allein ihr heutiger, sonderbarer Aufputz zu einer großartigen öffentlichen Transparentbeleuchtung für diesen Abend des morgigen Peter- und Paulifestes wegen, reizte mich, sie näher zu betrachten. Die Voranstalten dazu waren wohl noch nicht fertig, doch sah ich, daß der Hauptspaß nach türkischem Geschmack in farbigen Papierlampen bestand. Die schöngebaute Straße nach Tirgowist führte dicht an dem Park vorüber, und war regelmäßig mit einer fleißig gepflegten Allee bepflanzt.

Nunmehr wendete ich links ab, um auf die andere Hauptstraße, meinen Weg, zu kommen, was mir auch bald gelang. Die Sonne, heute eine besonders lästige Freundin, wurde immer zudringlicher, so daß ich nach und nach ein Kleidungsstück ums andere abzog und gemächlich meinen Weg hinritt, hie und da anhaltend, und nach der Stadt zurückblickend. Indem ich noch ein Bukurest Album bedachte, welches für einen Künstler von Profession keine üble Aufgabe wäre, überzählte ich, daß es ungefähr vierzehn interessante Blätter liefern könnte, die etwa folgendes darstellen würden.

1) Ansicht aus der Vogelperspective vom Frauenthurm aus gegen Norden; 2) eine Scene der Straße Potu Moguschoe; 3) Ansicht von der Dimbowitzabrücke aus, zunächst dem fürstlich Gikaischen Palais aus; 4) der Markt mit dem Brankovanischen Palais; 5) Scene von der Dscharschia; 6) Collegium St. Savà; 7) Curtea Arsa; 8) Metropolia; 9) fürstlich Gibeskoischer Palast; 10) gothische Kirche (biserica doamni); 11) der Park vom Peter und Paulsfest; 12) Thor Karls des Zwölften von Schweden; 13) Kirche Stawropol; 14) Volks- und alte Bojarentrachten, Uniformen und Livreen.

Mit diesem schloß ich ab, wandte mich ganz meinem Wege zu, welcher dem Auge nichts darbot als ein heißes wolkenloses Blau mit seinem glühenden Feuerball und darunter hin eine kupferfarbene, blaß vergilbte endlose Ebene, auf der hin und wieder ein leichter Wirbelwind dichte Staubsäulen emporriß, indem er sie als ein Wolkenspielzeug dahintrug.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 101. 27 April 1850.

Der Pelorosaurus.

Ein neues Ungethüm der Vorwelt, welche in immer deutlichern und immer merkwürdigern Zügen uns vor die Augen tritt. Dr. Mantell las in der Versammlung der Londoner k. Gesellschaft am 14 Februar eine Abhandlung vor „über den Pelorosaurus, ein noch unbeschriebenes, riesenhaftes Landreptil, dessen Ueberreste neben denen des Iguanodon und andern Sauriern in den Schichten von Tilgate Forest sich finden.“ Der Verfasser hatte schon geraume Zeit den Gedanken gehegt, daß unter den kolossalen Reptilien, die man aus den Wealden-Schichten gewann, sich mehrere Anzeichen verschiedener Geschlechter von Landeidechsen fänden, welche ihm und andern Geologen bis jetzt unbekannt geblieben. Die neuerliche Entdeckung eines ungeheuren Arm- oder Schulterknochens von einem unbekannten krokodilartigen Thier in einem Steinbruch in Tilgate Forest in Sussex, wo Dr. Mantell seit vielen Jahren zahlreiche Zähne und Knochen des Iguanodon, Hyläosaurus u. s. w., so wie einige merkwürdige, keinen bekannten Geschlechtern angehörige Wirbelknochen gefunden hatte, veranlaßte ihn, die Thatsachen, welche durch seine neuesten Forschungen ans Licht kamen, öffentlich mitzutheilen. Der erwähnte Schulterknochen fand sich im Sandstein eingelagert etwa 20 Fuß unter dem Boden, und zeigt die gewöhnliche Mineralisirung fossiler Knochen aus den Wealdenschen Sandsteinschichten. Er ist 4½′ lang, und der Umfang des untern Endes ist 32″; er hat eine Markhöhle von 3″ im Durchmesser, was ihn sogleich von dem Cetiosaurus und andern als Meerthiere angesehenen Sauriern trennt, während Form und Verhältnisse dieses Schulterknochens von denen des Hyläosaurus, Iguanodon und Megalosaurus sich unterscheiden. Das Thier nähert sich am meisten den Krokodilen, hat aber doch auch wieder Kennzeichen, die von denen jeder bekannten fossilen Art verschieden sind. Seine Größe ist ungeheuer, und übertrifft bei weitem den entsprechenden Knochen des riesenhaften Iguanodon; es wird daher der Name Pelorosaurus (von pelor, Ungeheuer) für die Gattung vorgeschlagen. Bis jetzt fand man keine Knochen in solcher Nähe bei diesem Schulterknochen, daß sie gewiß zu demselben riesenhaften Reptil gehören, aber mehrere sehr große Schwanzwirbelknochen von besonderer Form, die in demselben Steinbruch sich finden, gehören wahrscheinlich dem Pelorosaurus an. Gewisse Hüft- und andere Knochen aus dem Oolith von Oxfordshire haben gleichfalls Kennzeichen, die sie mehr dem Pelorosaurus, als, wie bisher geschehen, dem Cetiosaurus zuweisen. Was die Größe des Thiers, dem der Schulterknochen gehörte, betrifft, so will zwar Dr. Mantell aus einem einzigen Knochen durchaus keinen sichern Schluß auf das Ganze machen, bemerkt aber, daß bei einem 18′ langen Gavial der Schulterknochen 1′ lang ist, folglich der 18te Theil des Thiers von der Schnauze bis zur Schwanzspitze gerechnet; nach dieser Berechnung müßte der Pelorosaurus 81′ lang seyn und 20 im Umfang gehabt haben, nimmt man jedoch die Länge und Zahl der Wirbelknochen als Maaßstab an, so würde zwar ein Reptil von verhältnißmäßig kürzern Verhältnissen herauskommen, aber auch dann noch würde das Thier die kolossalsten Reptilformen an Größe weit übertreffen. Zum Schlusse macht Dr. Mantell Bemerkungen über den wahrscheinlichen physischen Zustand der von den Reptilen der zweiten geologischen Epoche bewohnten Länder. Diese hochorganisirten, kolossalen Landsaurier scheinen in diesen alten Faunas dieselbe Stellung eingenommen zu haben, wie die großen Säugethiere in der neuern Zeit. Die Bäume und Pflanzen, deren Ueberreste sich neben den fossilen Knochen finden, zeigen durch ihre enge Verwandtschaft mit lebenden Arten, daß die Inseln oder Continente, auf denen sie wuchsen, eine so reine Atmosphäre, eine so hohe Temperatur und einen so klaren Himmel hatten, wie die unserer tropischen Klimate. Es ist daher kein genügender Grund für die Annahme einiger Physiologen vorhanden, daß während des „Zeitalters der Reptilien“ die Erde im Zustande eines halbfertigen Planeten und ihre Atmosphäre durch ein Uebermaaß von Kohlenstoff für das Athmen warmblütiger Thiere zu schwer gewesen sey. Eine solche Ansicht kann nur aus einer unvollständigen Beobachtung aller der einschlägigen Erscheinungen entsprungen seyn, denn es ist eine so große Verschiedenheit zwischen den vorhandenen Faunas verschiedener Gegenden als in den erloschenen Thier- und Pflanzengruppen der Vorzeit.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Zwischen Philippeville und Kollo.

(Fortsetzung.)

Nach dem Mittagessen machten wir einen Ausflug nach dem noch etwa drei Meilen entfernten Dschebel-Ballota (Berg der Eichen), von dessen Gipfel wir die Thäler des nahen Wed-Bibi und des sich in der Nähe von Kollo ausmündenden Wed-Guebli nebst einem großen Theil der Bay von Kollo überblicken konnten. Ueberall, in den Lichtungen des Waldlandes, an den Ufern der Bäche, an den von Quellen befeuchteten Abhängen befanden sich kleine, aus 5 bis 10 Gurbies bestehende, von Baumpflanzungen umgebene Weiler; von allen Seiten vernahm man das Brüllen der im Wald weidenden Kühe, und an den

Digitized by Google

buschreichen Abhängen kletterten Heerden von Ziegen. Oft überraschte uns der Anblick eines Feigengartens mitten im Eichwald, oder fern von jeder Wohnung ein einsam am Fuß eines Felsens aufgewachsener, wilder Olivenbaum, an dessen abgestümmelten Aesten frische mit Meerzwiebelblättern geschirmte Propfreiser von der Betriebsamkeit der Bewohner dieser Berge zeugten. Anderwärts leiteten kleine Abzugscanäle das Quellwasser in üppige Ackerbohnenfelder, an deren Rand ungeheure wilde Weinstöcke den ihnen zur Stütze dienenden Baum bis zum Gipfel mit einem unentwirrbaren Netz von Ranken umstrickten. In den Gärten und in der Nähe der Wohnungen bringen diese wilden Reben durch darauf gepfropfte edlere Weinsorten köstliche blaue und weiße Trauben hervor, während die wilden Trauben nur kleinbeerig und von geringer Qualität sind.

Das Gebiet der Harraka's ist reichlich bewässert: vier kleine, nie versiegende Bäche, der Wed-Bisaghun, der Wed-Aghbel, der K'sir-Maffel und der K'sir-Bhallusch bilden den dem Wed-Agmes zuströmenden Wed-Harraka. Der verhältnißmäßig beträchtlichern Höhe der Berge halber sproßt hier das Gras viel später als in den Niederungen, und während die Thalbewohner schon längst Kuhmilch im Ueberfluß haben, sind die Harraka's auf die Milch ihrer Ziegen beschränkt. Der Gartenbau und die Obstbaumzucht ist hier schon ziemlich vorangerückt, doch sind die Harraka's noch nicht Meister darin wie die Kabylen weiter gegen Südwesten, denn man findet hier nicht, wie bei letztern, die prächtigen Nuß- und Aprikosenbäume, die herrlichen Pfirsiche; man pflanzt hier in den Gärten nur Zwiebeln, Rüben, Gelbrüben, selten Erbsen und Wassermelonen, während schon in der Gegend von Budschia neben den einheimischen Küchengewächsen der Kartoffelbau ziemlich allgemein eingeführt ist und zu Setif die Kartoffeln der Kabylen denjenigen der französischen Ansiedler vorgezogen werden. Ueberhaupt stehen die Kabylen, die sich in Sitten und Sprache den Arabern nähern, in landwirthschaftlicher und industrieller Hinsicht weit hinter den ächten Schawiahs zurück.

Wir kamen ziemlich ermüdet nach dem Hause des Scheich zurück, wo ich mich mit der Präparation einiger Naturalien beschäftigte. Gegen Abend kehrte der Scheich vom Markt heim. Er war befangen und einsylbig und schien seine gewöhnlich so heitere Laune auf dem Markt zurückgelassen zu haben. Dieß war auch wirklich der Fall, denn nach dem Nachtessen, nachdem er die Diener unter irgend einem Vorwand fortgeschickt hatte, redete er mich folgendermaßen an:

„Ihr müßt fort, morgen mit dem Frühesten fort, denn ihr seyd hier nicht mehr länger sicher. Schon seit einiger Zeit verkünden in den Duars und auf den Märkten herumziehende Derwische die baldige Vertilgung der Franzosen und predigen den heiligen Krieg. Ich wußte dieß schon vor mehr als drei Wochen und hielt es für meine Pflicht, das arabische Bureau von Philippeville davon in Kenntniß zu setzen, man lachte mich aber aus und fragte mich höhnisch, woher denn der Aufruhr kommen solle, im Sahel von Philippeville sey der Schlange das Gift schon längst benommen, Si-Serdut sey todt, Mohammed-Ben-Azzeddin habe genug zu Hause zu schaffen, der Scheich von Ferdschiwa sey treu und die wenigen Stämme um Kollo seyen nicht so thöricht sich mit den Franzosen in einen ungleichen Kampf einzulassen. Einige Zeit darauf schickte ich Ben-Aissa mit noch dringendern Warnungen dahin, er erhielt aber dieselbe Antwort. Heute, auf dem Markt der Beni-Salah, habe ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört. Ein Scherif — niemand will wissen woher er kommt — redete die auf dem Markt versammelten Männer an. Die letzte Zeit sey für die Franzosen herangekommen, sagte er; die Männer im Sahel müßten sich alle wie ein Mann erheben und Allah würde ihnen Sieg verleihen. Von dem unabhängigen Sahel müsse das große Befreiungswerk ausgehen; der Prophet habe es ihm im Traum gesagt. Die Kugeln der Ungläubigen würden von dem Burnus der Moslemin wie Körner des Kuskusu abprallen; die Hände der Rumis würden gelähmt werden und ihre Säbel leichter als eine Adlerfeder seyn.[1] Zu El-Arrusch müßte der erste Schlag geschehen, da der Ort nur wenige Vertheidiger zähle. Von da ginge es nach Philippeville und Bona, um der Garnison von Constantine alle Zufuhr abzuschneiden. Viele der Anwesenden, von den Worten des Scherifs bethört, sind demselben gefolgt, ohne auch nur ihre Weiber davon zu benachrichtigen; andere, klügere, sagten, sie wollten erst sehen, und wieder andere aber sagten rund heraus: Si-Serdut habe früher ganz dasselbe gepredigt und verkündigt und nichtsdestoweniger zuerst seinen Kopf dabei gelassen. So stehen die Sachen jetzt, und ihr sehet daraus, daß je eher ihr nach Philippeville zurückkehrt, desto besser es für euch seyn wird. Ich für meinen Theil bin genöthigt von nun an der Sache ihren Lauf zu lassen; ich habe das meinige gethan und man hat mich nicht angehört. Heute kann ich keinen Schritt mehr thun ohne mein Leben zu gefährden. Es ist diese Sache eine schwierige Aufgabe für die armen Harraka's, die sich von jeher zwischen zwei Feuern befunden haben. Gott erhalte uns den Frieden!"

Ich theilte meinem Begleiter den Inhalt meiner Unterredung mit dem Scheich mit; dem heute noch so Sorglosen begann es etwas unheimlich zu werden, und er drang in mich uns sogleich aus dem Staub zu machen, was aber natürlich nicht statthaben konnte. Wir legten uns zeitig zur Ruhe, und ich war zu müde, um nicht bald, trotz Derwisch und Scherif, einzuschlafen; mein Nachbar aber gestand mir später, daß er diese Nacht wenig geschlafen, und selbst dann, wenn die Natur gebieterisch ihre Rechte verlangt, von mit Kuskusu geladenen Flinten und wie Schwerter gezückten Adlerfedern geträumt habe.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch erschien der Scheich mit seinem Diener Saad, der uns hartgesottene Eier und warmen Kesra brachte. „Esset," sagte er, „bevor ihr euch auf den Weg macht, denn es ist weit bis an den Wed-Agmes. Wenn ihr einmal dort seyd, so könnt ihr ruhig frühstücken." Wir nahmen Abschied von dem guten Amar-Bel-Hedäf, der uns versprach, uns so oft er nach Philippeville kommen würde, zu besuchen, und die Sonne war schon hoch herauf, als wir am Wed-Agmes anlangten. Saad-Bu-Zirib lud uns ein nach seinem Gurbie zu kommen, wo er uns einen Kuskusu bereiten lassen wolle. Wir hielten uns daher nicht auf, und hatten zwei steile Anhöhen zu ersteigen, bevor wir bei der Wohnung desselben anlangten, die auf einem das Meer beherrschenden Bergrücken, am Rand einer von einigen alten Eichen beschatteten Quelle lag. Diese Bäume waren, mit einigen jungen Feigenbäumen im neuangelegten Garten Bu-Ziribs, die einzigen der Gegend. Der Seewind wehte frisch, und wir lagerten uns unter einen neben dem Gurbie befindlichen Schoppen, des verheißenen Kuskusu gewärtig. Von diesem Bergrücken, als dem höchsten dieser Gegend, hatte ich einen Ueberblick auf einen

[1] Wörtlich.

guten Strich Landes von hier bis nach Stora. Wenige Gurbies, von magern Gerstenfeldern umgeben, liegen hie und da an kleinen Quellen, die in engen Schluchten dem Meer zurinnen, im Hochsommer aber schon auf der Hälfte des Weges von der Sonne aufgesogen werden. Kleine Ziegenheerden und einige Schafe machen den ganzen Reichthum der hier ansässigen Kabylen aus, von denen die meisten als Nebenerwerbszweig einen Handel mit Eiern und Geflügel, die sie in den weiter gelegenen Duars aufkaufen, nach Philippeville treiben.

Saad-Bu-Ziri6 bat mich sein Kind zu sehen, das schon seit einiger Zeit am Keichhusten litt, und dieß verschaffte mir die Ehre seiner jungen, kaum 16jährigen Frau vorgestellt zu werden. Bei meinem Eintritt in die Gurbie war dieses sehr schöne Weibchen äußerst schüchtern und befangen; sie war noch nie in der Stadt gewesen und hatte noch nie einen Rumi in der Nähe gesehen. Als ich mich aber auf arabisch nach dem Befinden ihres Söhnchens erkundigte, ward sie bald zutraulich und sagte mit einem Ausdruck naiven Erstaunens in ihrem lieblichen, braunen Gesichtchen: „Wallah! i arf el arbia!" (Bei Gott! er kann arabisch!) Ich versprach den besorgten Eltern bei der nächsten Reise Bu-Ziribs nach der Stadt demselben etwas Morphinsyrup für das Kind zu geben, und beide bedeckten dafür mein Kleid mit dankbaren Küssen.

Der Kuskusu war vortrefflich; mein Gefährte, Hr. B...., ließ sich denselben nebst der frischen Buttermilch wohl schmecken, denn wir waren ja aus der gefährlichen Waldregion heraus, und er spottete nun selbst seiner gestrigen Beklommenheit. Wir wählten den kürzesten, von hier aus meist absteigenden Weg über Stora und kamen Nachmittags, noch geraume Zeit vor Sonnenuntergang, zu Philippeville an, wo ich mir vornahm, gleich am andern Morgen den Platzcommandanten, den einzigen Oberofficier den ich kannte, von dem Erfahrenen in Kenntniß zu setzen.

Gleich am Tage nach meiner Rückkehr begab ich mich, so früh als es der Wohlstand erlaubte, zum Platzcommandanten, dem ich was ich bei den Harraka's erfahren, weitläufig erzählte; dieser aber blieb zu meinem Erstaunen bei der ganzen Erzählung vollkommen ruhig und antwortete nur lächelnd, daß gar nichts zu befürchten sey, da das Bureau arabe auf die verschiedenen, in Umlauf gebrachten Gerüchte alle möglichen Erkundigungen eingezogen und daß die ganze Sache auf die Faseleien einiger verrückten Derwische, die predigend und bettelnd von Markt zu Markt ziehen, hinauslaufe. Solche Predigten kämen das ganze Jahr hindurch auf den verschiedenen Punkten des Militärgebietes vor, die Behörde würdige dieselben nicht einmal ihrer Aufmerksamkeit, denn die Araber seyen heute zu sehr über ihre wahre Lage den Eroberern gegenüber aufgeklärt, als daß das mindeste von dem Einfluß dieser Bettelprediger zu befürchten wäre. Ich insistirte nicht weiter, denn ich sah wohl ein, daß die Oberbehörde ein allzu großes Zutrauen in die Allwissenheit der arabischen Bureaux habe; allein ich war deßwegen nichts weniger als beruhigt, und hatte die volle Ueberzeugung, daß es bald etwas Neues geben würde.

Einige Tage darauf — es war ein Sonntag — machte ich mit dem Platzcommandanten einen Besuch bei Hrn. v. Burgas, einem pensionirten Bataillonschef, der eine halbe Meile von Philippeville an der Straße von Constantine ein schönes Landgut besitzt. Auf dem Rückwege sahen wir einen Mann in gestrecktem Galopp dahersprengen, Pferd und Reiter waren mit Schweiß und Koth bedeckt, und wir erfuhren von dem Eilfertigen, daß heute El-Arrusch von den Kabylen angegriffen worden sey. Wir beschleunigten unsern Schritt, und begegneten schon unter dem Stadtthor einer Schwadron Reiter, die in starkem Trab die Straße von Constantine einschlug. Die ganze Stadt war in Gährung: man erstieg die Anhöhen, von welchen man die Straße übersehen konnte; die Neugierigsten wagten sich zur Stadt hinaus, und auf den öffentlichen Plätzen sah man zahlreiche Volksgruppen, deren jede einen Berichterstatter in der Mitte hatte. Die Miliz wurde unter die Waffen gerufen und die Posten verdoppelt. Von allen Seiten wurden Verwünschungen laut gegen die anmaßende Unfähigkeit des arabischen Bureaus und die blinde Sorglosigkeit der Oberbehörde. Die Nacht verging ruhig und am andern Morgen waren die Gemüther etwas beruhigt. Gegen Mittag trafen mehrere Bürger und Militärcouriere von El-Arrusch ein und man erfuhr den eigentlichen Hergang der Dinge.

Der die kleine Besatzung von El-Arrusch commandirende Capitän hatte einen in arabischer Sprache geschriebenen Brief folgenden Inhalts erhalten:

„Der Scherif, Oberhaupt der Gläubigen, an den ungläubigen Commandanten von El-Arrusch.

„Der Prophet hat mir befohlen die Rumis (welche Gott verdammen möge!) aus dem Land unserer Väter zu vertreiben. Uebermorgen wird das Heer der Gläubigen vor El-Arrusch erscheinen, um die Häuser der Erde gleich zu machen und die Ungläubigen bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Wenn du aber deinen Irrglauben abschwören und mir die Stadt übergeben willst, so sollst du mit dem Leben davon kommen und ein großer, reicher Mann in unserm Volke werden."

Auch dieser Brief ward als Beweis, daß es mit der Sache Ernst werden sollte, an die obere Militärbehörde abgesandt, allein man nahm nicht mehr Notiz davon als von den früher eingegangenen Nachrichten, und doch ist es hier jedermann bekannt, daß solche Fehdebriefe von Seiten der Kabylen nichts ungewöhnliches sind. Si-Serdut hatte früher einen ähnlichen an den damaligen Commandanten von El-Arrusch geschrieben und hatte richtig das Lager zur festgesetzten Zeit und Stunde angegriffen.

(Schluß folgt.)

Geographie von Cochinchina.

Küsten und Inseln.

(Schluß.)

Nördlich von der Kamraigne-Bay ist die Lam-Tran-Bay, deren Umwohner ausschließlich Cochinchinesen sind. Das Land ist wohl bewohnt und bebaut, und das Ganze hat ein freundlicheres Aussehen als die südlichern Gegenden. Die Bay selbst ist sehr klein, hat aber einen guten Ankerplatz; nur wenige Meilen gegen Westen ist die größte Stadt in diesen Strichen und die Hauptstadt der Provinz, Binhoa, ein sehr belebter Ort mit einer fleißigen Bevölkerung. Ein Fluß, der gleichfalls mit dem Mekom in Verbindung gesetzt ist, fällt hier ins Meer; überall findet man Spuren des berechnenden Geistes der Mandarinen, welche durch Eröffnung von Canälen den Verkehr zu erleichtern suchen. — Etwas weiter gegen Norden findet sich eine Menge Riffe und Inseln, wovon wir die Pyramiden-Insel erwähnen, die ihren Namen von einem hohen Kegel hat, der sich darauf befindet; das Land hat hier einen romantischen Anstrich, die Bäume sind schattig und hoch, und einige der Thäler bieten reizende Aussichten, die durch den Contrast mit dem öden Land weiter

Digitized by Google

gegen Norden noch erhöht werden. Auf dieß öde Land folgt indeß der reichste Theil Cochinchina's, Phu-yen-tran, ein gut angebauter, durch Fruchtbarkeit und Schönheit gleich ausgezeichneter Landstrich. Der Hauptort Phu-yen liegt an einem vom Land umschlossenen Hafen unter 13° 23′ N. B.; das Land zeigt sich höchst vortheilhaft, da Thätigkeit und eine große Bevölkerung sich verbinden, solches möglichst anziehend zu machen.

Von hier an folgen sich die Bayen und Häfen von Kalankanh (unter 13″ 33′ N. B.), der wenig bekannte Chodschia-Hafen, Nouk-man, bekannter unter dem Namen Quinhon, der einen sehr geräumigen, aber nicht sehr tiefen Ankerplatz darbietet, endlich das Aestuarium von Sahuinh und die Mündung des Tan-Kwan-Flusses mit dem nahen Hafen von Sayhu. Wo man landet, sieht man regsame Thätigkeit, und die öde Stille ist gänzlich verschwunden; die Bewohner haben durch ihre Thatkraft die sandigen Stellen in fruchtbare Felder verwandelt. Etwas weiter gegen Norden wendet sich die Küste 15 Lieues lang gegen NW nach der Turan-Bay, dem bekanntesten Hafen an der ganzen Küste, welcher durch einen der Küste parallellaufenden Salzwasserfluß mit dem Hafen Faifo verbunden ist, dem größten Emporium für den chinesischen und ehemals auch für den japanischen Handel an dieser Küste; noch jetzt ist es ein blühender Handelsort. Das östlichste Ende der Insel Hon-san-tcha, welches den Hafen von Turan schließt, liegt unter 16° 11′ N. B., und 108° 15′ O. L. von G. Nähert man sich dem Hafen von Süden her, so erscheinen Massen von Marmorfelsen (Dolomit) von groteskem Aussehen, abstechend von der übrigen Landschaft und fast inselartig, da die Sandstrecke umher sehr niedrig liegt. Der Hafen ist amphitheatralisch von Bergen umgeben, und nur die Südseite in der Richtung von Faifo zeigt ebenen Boden; er ist etwa 8 Meilen breit, aber der von Bergen umschlossene Theil in der NO und S Ecke ist von geringer Ausdehnung; selbst bei schönem Wetter brechen sich schwere Wellen am Ufer und machen die Landung gefahrvoll. Die Nähe der Hauptstadt und das Versprechen Gialongs, des früheren Königs von Annam, das Land umher den Franzosen abzutreten, wenn sie ihm beiständen den Rebellen Tai-sons zu bekämpfen, machten die Bay den europäischen Seefahrern bekannt. Die Insel Hon-hanh liegt nordwestlich von Turan und nicht weit davon der Hafen von Bungdam, der etwa fünf Meilen Breite hat; hier bricht sich die Brandung mit fürchterlicher Gewalt, und der Ankerplatz ist während des NO Monsuns sehr gefährlich. Die Bay, in welche der Hue-Fluß fällt, ist gleichfalls, wie der Hafen von Turan, durch eine Insel geschützt, aber den Seefahrern sehr wenig bekannt. In der Entfernung von wenigen Meilen liegt an den Ufern dieses Flusses die Hauptstadt. Die Barre hat selbst bei der Fluth nur 12′ Wasser, es herrscht eine starke Brandung, und während des NO Monsuns ist es äußerst schwierig, aus dem Fluß herauszukommen. Der Eingang ist wohl befestigt, mit europäischer Kunst, und wenn von geschickten und muthigen Kanonieren vertheidigt, wäre es unmöglich die Barre zu forciren.

Der bisher beschriebene Theil der Küste ist genau aufgenommen, über den weitern Verlauf derselben sind aber die Berichte sehr spärlich, so daß der Golf von Tunkin noch größtentheils als ein unbekanntes Meer zu betrachten ist. Dieß muß um so mehr verwundern, da die benachbarten Meere um so genauer erforscht worden sind, und die annamesische Regierung selbst weder Kosten noch Mühe gespart hat, genaue Karten davon entwerfen zu lassen. Diese Vernachlässigung entsprang ohne Zweifel aus dem Wunsche, Tunkin in Vergessenheit zu begraben, und es vor der spürsamen Neugier der Europäer zu schützen. Darum haben wir über den letzten Theil der Küste wenig zu sagen. Die letzte Seestadt in Cochinchina ist Kwan-Binh, ein blühender Ort an einer tiefen Seebucht. An der andern Seite der Mauer, welche Tunkin von Cochinchina trennt, fällt ein Fluß ins Meer. Von da an ist die Küste eine fortlaufende Fläche, die von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnitten ist. Man findet keine große Stadt, und das Land scheint hauptsächlich von Fischern und Reisbauern bewohnt. Domea, über 20° N. B., war einst als Handelsort berühmt. Südlich davon ist das Ufer von chinesischen Dschunken besucht, aber Untiefen und Riffe in großer Zahl machen die Schifffahrt gefährlich, wozu noch die Typhons kommen, die hier mit überwältigender Stärke wüthen, so daß man sich über den geringen Handel mit einem Lande, das sonst durch seine Betriebsamkeit fremde Händler einladen würde, nicht verwundern darf. Die zwei Bayen am Nordufer, Ke-Kue und Ke-to, nehmen beide Flüsse auf, und bieten guten Ankerplatz, die letztere ist die geräumigste im ganzen Reich, und hat mindestens 18 große Inseln, welche bewohnt sind. Der Archipel an der Ostküste ist bestrittener Grund zwischen Annamesen und Chinesen, und Vagabunden beider Völker finden hier eine Zuflucht. Beide Regierungen haben von Zeit zu Zeit Geschwader von Kriegsbooten hingesendet, um die Ansiedlungen zu vernichten, aber die hier genossene Straflosigkeit ist zu groß, eine bedeutende Zahl verbrecherischer Menschen wird dadurch herbeigezogen, und ist stark und keck genug den Behörden zu trotzen. An einigen dieser Inseln sollen Perlmuscheln gefunden werden, und viele Boote kommen in der schönen Jahreszeit dahin, um danach zu tauchen.

Ueber Lepsius' Entdeckung eines höhern Nilniveaus in historischen Zeiten. Prof. Lepsius hatte im Nilthal in Nubien eingehauene Zeichen an Felsen entdeckt, welche seiner Ansicht nach anzeigten, daß der Nil in historischer Zeit ein höheres Niveau gehabt habe. Hr. L. Horner machte in der englischen zoologischen Gesellschaft Einwendungen gegen diese Annahme. Er theilte den Bericht des Hrn. Lepsius mit über Stellung und Charakter gewisser Hieroglyphen, die in der Zeit Amenemha's III (Möris) etwa 2000 J. v. Chr. auf dem unterliegenden Felsen und dem Mauerwerk zweier von Sesurtasen, dem Vorgänger des letztern, erbauten Vesten an den Ufern des Nils zu Semne in Nubien eingehauen worden seyen; die Verschiedenheit zwischen dem höchsten ältesten Fluthzeichen und dem gegenwärtigen betrage 26′ 8″ (englisch), und Lepsius vermuthe, das Bett des Nils in Nubien sey in den letzten 4000 Jahren um 27′ ausgetieft worden. Horner untersuchte den physischen und geologischen Charakter des Nilthals in Nubien, die Macht der Strömung und die Härte des Betts, seine Tiefe und den Grad der Neigung, und kam zu dem Schluß, daß eine allmähliche Austiefung des Strombetts nördlich von Semne in der historischen Zeit nicht stattgehabt haben könne. Die einzige Annahme, die seiner Ansicht nach den beobachteten Thatsachen entspräche, wäre entweder das allmähliche Abreiben eines Riffs an der fraglichen Stelle, was zu lange Zeit erfordere, oder das ehemalige, vielleicht durch einen Landschlipf verursachte Vorhandenseyn eines Damms an einem engen Theile des Flußlaufes unterhalb Sennevan, der im Laufe der Zeit angeschwemmt worden sey. Indeß sey von einem solchen Damme keine Spur mehr zu sehen, und die bemerkten räthselhaften Zeichen böten einem competenten Geologen, der in der Zukunft Nubien besuche, immer noch ein höchst interessantes Problem dar. (Liter. Gaz. 20 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 102. 29 April 1850.

Der Markt von Mayrena in Andalusien.

Die Revue des deux Mondes (15 April) enthält einen etwas weitschweifig und declamatorisch gehaltenen Artikel über zwei, wie es scheint, sehr anziehende spanische Werke: Escenas matritenses por el Curioso parlante (Mesonero Romanos) und Escenas andaluzas, Alardos de Toros etc. por el Solitario (Serafin Calderon, welcher bedeutende antiquarische Kenntnisse besitzt). Wir heben vorerst über den Markt von Mayrena nachstehendes aus: „Das äußere Leben nimmt eine bedeutende Stelle in Andalusien ein, und dieß erklärt die originelle Belebtheit gewisser Volksfeste. Man betrachte die unermeßliche und malerische Volksmenge, die der Markt von Mayrena herbeizieht, der im Monat April abgehalten wird; man strömt dahin von allen Punkten des südlichen Königreichs vom Xenil bis zu den Gränzen Portugals, von der Sierra Morena bis Tarifa und Malaga. Nicht bloß die Kaufleute strömen herbei, sondern namentlich die Neugierigen, welche in diesem Mittelpunkt neuer und mannichfacher Empfindungen drei vergnügliche Tage zubringen wollen. Mayrena ist, wie es der Solitario nennt, eine Art Volksuniversität von Andalusien, wo die alten Traditionen sich behaupten, wo die Gebräuche und Trachten in ihrer Reinheit und ohne eine Beimischung von fremdem Einfluß sich erhalten, Mayrena enthält in diesen Tagen „Andalusien in seinem Seyn, seinem Leben, seinem Geist, seinem Wesen.“ Nichts erinnert hier an eine andere Welt, niemand, weder Spanier, noch Fremder, wagt sich hin, der nicht andalusisches Kleid trägt. Hier üben die Raffinements der Civilisation ihre Tyrannei nicht aus, es ist ein allgemeines Fest, wo das Vergnügen jedem zu Gebot steht. Neben den sorgfältig bereiteten und mit Wohlgerüchen überladenen Früchten trifft man die Orange und das altarabische Zuckerwerk, so wie die Kuchen, welche die mit Blumen seltsam ausstaffirten Gitanas verkaufen. Seht mitten in der Menge mit ihrer andalusischen Grazie das junge Mädchen mit ihrem Geliebten auf einem Pferd, das gleichfalls mit allen nationalen Zierrathen ausgestattet ist, eines jener Pferde, jener Söhne des Feuers und der Luft, welche in ihren Adern die Reinheit des orientalischen Bluts bewahren; — sie ist die Königin des Tages von Mayrena. Das Wohlbehagen ist der vorherrschende Charakter der andalusischen „Feria“, eine Art reizender Gleichheit zeigt sich in diesem bewegten Leben, und erhöht das Interesse des Beobachters. Jeder April sieht diese Volksaissisen, dieß Fest einer praktischen Demokratie sich wieder erneuern.“

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Zwischen Philippeville und Kollo.

(Schluß.)

Die Einwohner von El-Arrusch waren aber weit entfernt die Sicherheit des arabischen Bureau's und des Obercommandanten von Philippeville zu theilen. Sie hatten in der Stille alle Maßregeln zur Vertheidigung getroffen und hielten ihre Waffen bereit. Der Commandant der Besatzung hatte kaum fünfzig Mann Infanterie, einige Trainsoldaten nebst einigen Sträflingen zu seiner Verfügung. Zwei Feldstücke machten die ganze Artillerie aus, und diese konnten noch dazu, in Ermangelung von Kanonieren, nur von Trainsoldaten bedient werden. Es wurden Vorposten ausgestellt, die Weiber und Kinder in den kleinen Forts untergebracht, und so kam endlich der verhängnißvolle Tag heran. „Heute sollen sie kommen! Muth! Muth!“ rief einer dem andern zu. Es schlug sieben, acht, neun Uhr, draußen blieb alles ruhig und innerhalb des Stadtgrabens, des einzigen Vertheidigungswerkes von El-Arrusch, herrschte die Todtenstille banger Erwartung. Gegen zehn Uhr verkündigte ein Kundschafter die Ankunft des Feindes. Alles was ein Gewehr tragen konnte, lief nach den Wällen. Bald vernahm man das Jauchzen der Kabylen, die unter Musik und Tanz mit flatternden Fahnen, wie zu einer Fastnachtsmaskerade, heranzogen. Sie schienen ihrer Sache ganz gewiß zu seyn, der Scherif hatte ihnen ja gänzliche Unverwundbarkeit zugesichert, und sie wurden in ihrem Glauben noch mehr befestigt, als die Ladung der von den unkundigen Trainsoldaten zu hoch pointirten Feldstücke unschädlich über ihre Köpfe dahinfuhr. Sie mochten etwa 1200 — andere sagen 2000 — Mann stark seyn, und rückten, von dem Knall des groben Geschützes wenig angefochten, nicht wie früher mit Ungestümm, sondern singend und tanzend, langsam aber unaufhaltbar gegen die Stadtgraben vor, wo sie von den Einwohnern mit einem Kugelregen begrüßt wurden. Dieß schien einigen Eindruck auf die fanatisirten Anhänger des Scherif zu machen, denn der Zug hielt plötzlich, wie unschlüssig, inne; als aber einige beherzte Bürger und Soldaten über den Stadtgraben sprangen und ihnen in einem Augenblick sieben Mann tödteten, da ward plötzlich der Zauber gelöst. Sie fanden die französischen Kugeln härter und die Säbel schwerer als ihnen der Scherif hatte glauben machen wollen; von einem panischen Schrecken ergriffen, stäubten sie wie Spreu auseinander und ließen ihre Fahnen in den Händen der Sieger, welche die Flüchtigen noch einige Zeit verfolgten und ihnen noch mehrere Leute tödteten oder verwundeten. Die siegestrunkenen Bürger

Digitized by Google

und Soldaten eilten jetzt ihre Weiber aus ihrem Gefängniß zu befreien, um sich von denselben den Becher kredenzen zu lassen, den sie auch mehrere Tage fleißig kreisen ließen.

Die Machthaber der Provinz waren aus ihrem Sicherheitsschlaf erwacht, die kleinen Besatzungen der Dörfer im Sahel erhielten Verstärkung; General Herbillon führte eine Colonne in die Berge von Zuagha, während der Obercommandant von Philippeville mit einer andern, an welche sich der Gum des Kaid Saudi anschloß, den Sahel bis in die Nähe von Kollo durchstreifte. Die ohnehin schon kleine Garnison von Philippeville ward dadurch bedeutend vermindert und die Miliz hatte einen harten Dienst. Nächtliche Streifwachen derselben durchzogen fleißig die Gegend zwischen der Stadt und den nahegelegenen Dörfern, und dieß war sehr zweckmäßig, denn seit der Affaire von El-Arrusch verging keine Woche, in welcher nicht ein Europäer ermordet worden wäre. Die im Feld arbeitenden Ansiedler hatten die Hacke oder die Sense in der Hand und die Flinte auf dem Rücken, und die Stadtbewohner wagten es nur bewaffnet nach ihren vor dem Thor gelegenen Gärten zu gehen.

Schon begann man sich in der Stadt an diese Art von Belagerungszustand zu gewöhnen, als plötzlich um sieben Uhr Morgens der Generalmarsch Bürger und Soldaten unter die Waffe rief. Die Kavalleriesoldaten liefen nach den Ställen um die Pferde zu satteln; die verschiedenen Compagnien der Miliz versammelten sich in ihren respectiven Quartieren, die Weiber und Kinder liefen hin und wieder. „Die Kabylen! die Kabylen sind vor der Stadt!" dieß war alles was man anfangs erfahren konnte. Jetzt hatten sich Soldaten und Miliz geordnet und der in Abwesenheit des Obercommandanten zu Philippeville commandirende Oberofficier zog an der Spitze einer kleinen Colonne, bestehend aus einigen Compagnien der Fremdenlegion, vierzig berittenen Trainsoldaten und zwanzig Spahis nebst zwei Compagnien Freiwilliger aus der Miliz den nach dem Wed-Agmes führenden Weg hinauf; auf den Stadtmauern späheten eine große Anzahl erschrockener Einwohner vergebens nach den heranrückenden Kabylen, und sahen in banger Erwartung dem den Berg hinaufziehenden kriegerischen Zug nach, so lange sie noch einen Mann von demselben erblicken konnten.

Jetzt erst konnte man erfahren was diese plötzliche Alerte veranlaßt hatte. Diesen Morgen früh waren zwei Kabylen vom Wed-Agmes zum Obercommandanten gekommen, mit der Anzeige, daß ihr Scheich in voriger Nacht ermordet worden sey, und daß dieser Mord allgemein einer großen Kabylenbande zugeschrieben würde, die man bei Tagesanbruch in einer der großen bewaldeten Schluchten, die nach dem Weg von Philippeville herabführe, erblickt habe. Da die Anwesenheit dieser Streifbande nichts gutes prophezeihe, so hätten sie sich sogleich auf den Weg gemacht, um die Behörde davon zu benachrichtigen.

Diese beiden Männer dienten der Colonne als Führer, schon hatte man mehr als vier Meilen zurückgelegt, ohne das geringste Verdächtige gesehen zu haben. An den Berghängen weideten die Ziegen, wie zur Zeit des tiefsten Friedens, und außer dem Meckern derselben war kein anderer Laut zu vernehmen. Zwei Harrakas, denen der Zug begegnete, hatten zwar von der Ermordung des Scheich Mohammed Ben-Saad gehört, wollten aber nichts von der Anwesenheit eines feindlichen Streifzuges in der Gegend wissen. Man hatte noch mehrere Kabylen aus den umliegenden Gurbies, die der ungewohnte Anblick einer französischen Truppenabtheilung in ihrer Gegend herbeigezogen hatte, darüber befragt und es hatte sich ergeben daß, außer den zwei Kabylen, die die Anzeige gemacht, kein Mensch den vorgeblichen Feind gesehen haben wollte. Dieß kam dem Anführer der Colonne verdächtig vor, um so mehr, da man schon sieben Meilen zurückgelegt hatte und nicht die geringste Spur eines Feindes zu sehen war; er ließ Halt machen, nahm die beiden Führer in ein strenges Verhör, und da ihre Antworten nichts weniger als befriedigend ausfielen, so ließ er sie festnehmen und kehrte mit der Colonne nach der Stadt zurück.

Während dieß zu Philippeville vorgefallen war, befand sich der Obercommandant mit seiner Colonne etwa fünf Meilen südwestlich von El-Arrusch. Die beiden verdächtigen Agmes wurden nach dem Lager desselben abgeführt und vor ein Kriegsgericht gestellt; es ergab sich, daß sie selbst ihren Scheich ermordet hatten, in der Hoffnung, daß ein Mitglied ihrer Familie an dessen Stelle ernannt werden würde, und daß sie die Geschichte von der Anwesenheit einer Kabylenbande erfunden hatten, um den Verdacht von sich abzuwälzen. Sie gestanden ihr Verbrechen ein und wurden zum Tod verurtheilt. Ihre Leichname blieben nach vollzogenem Urtheil noch einen ganzen Tag in der Nähe des Lagers liegen, zum warnenden Beispiel für die Araber und Kabylen, die das blutige Schauspiel von allen Seiten herbeigezogen hatte.

Die Colonne unter dem Oberbefehl des General Herbillon durchzog indeß das Gebiet der Stämme, welche den Scherifs — denn statt einen gab es jetzt deren drei — Gehör gegeben hatten; einige derselben setzten sich zur Wehr und wurden geschlagen, ihre Duars abgebrannt, ihre Ernte verwüstet und ihre Heerden weggeführt; die andern machten von neuem ihre Unterwerfung in die Hände des Generals und kamen mit Erlegung einer tüchtigen Kriegssteuer davon. Die Scherifs mit ihren Guerillabanden vermieden den Kampf, und da sie sich bald von ihren Anhängern verlassen sahen, so zogen sie sich nach ihren Zufluchtsstätten zurück, wo sie vermuthlich so lange ruhig bleiben werden, bis sie der Prophet von neuem erleuchten wird. Einer derselben, und zwar der erste, wahre Aufwiegler im Sahel, fiel in einem Scharmützel mit einer Abtheilung afrikanischer Jäger und dem Gum des Kaid von Smendu; einer der arabischen Reiter hieb ihm den Kopf ab und brachte denselben nach Constantine, wo er mehrere Tage auf öffentlichem Platze zur Schau aufgesteckt blieb.

Die Wege wurden nun wieder sicher, man hörte nichts mehr von nächtlichen Einbruchsversuchen, das wechselseitige Zutrauen zwischen Europäern und Einheimischen ward wieder hergestellt, und Araber wie Kabylen besuchten wieder wie zuvor fleißig den Markt.

So ward der Funke des Aufruhrs im Sahel gedämpft, um kurze Zeit darauf im Aures und in den Zibans in lichte Flammen auszubrechen. Man hat viel über die Ursachen dieses Aufstandes gesprochen und geschrieben, und jeder Sprecher und Schreiber behauptet den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Nach einigen würden sich die Zibans ohne die neue Aufzählung und Besteuerung der Dattelpalmen nie empört haben; im Sahel von Kollo und Budschia aber, in den Bergen der Zwawahs und im Aures, wenige Stellen auf der Südseite des letztern ausgenommen, wachsen bekanntlich keine Dattelpalmen, und es ist daher ein anderer Grund für die fast zu gleicher Zeit auf den verschiedensten Punkten des Landes ausgebrochenen Unruhen aufzusuchen. Ich habe es früher schon geschrieben: in dem religiösen Fanatismus der Araber und Kabylen und in der ganz natürlichen Abneigung der Besiegten gegen die Sieger hat es

seinen Grund, daß von jeher hie und da Versuche gemacht worden sind, das verhaßte Joch abzuschütteln, wozu es aber nimmer kommen wird, denn es fehlt hier an der zum Gelingen so nöthigen Einheit des Ganzen, und was vermag der Heldenmuth einer einzelnen Ortschaft, wie bewunderungswürdig er auch seyn möge, gegen die berechnende Beharrlichkeit der Franzosen?

Der Scheich Amar-Bel-Hedâf besuchte mich später öfters zu Philippeville. Man hatte alles mögliche aufgeboten, um die Harraka's und Agmes für die „heilige Sache" zu gewinnen. Der Scheich des Stammes am Wed-Bibi, Mohammed-Ben-Rebbah, galt lange dafür mit den Aufrührern im Einverständniß gewesen zu seyn; nichtsdestoweniger hatte er Amaru-Bel-Hedâf insgeheim beständig gewarnt, sich in keinerlei Umtriebe einzulassen. Dem sey nun wie ihm wolle, so viel ist indeß gewiß, daß er durch diese Doppelzüngigkeit, die übrigens ganz im Geist der orientalischen Völker liegt, den Aufruhr verhindert hat, sich bis vor die Thore von Philippeville auszubreiten. Ein Derwisch, der den Inspirirten spielte, hatte den Auftrag erhalten die Harrakas zu gewinnen, ward aber von dem Scheich schlecht empfangen. Amar Bel-Hedâf ist ein schlichter Mann, dem es nicht an gesundem Menschenverstand mangelt, zudem ist er Marabut und ziemlich unterrichtet, d. h. er kann lesen und schreiben und den Koran auslegen und hegt eine große Verachtung gegen die dummen, unwissenden Bettelmönche, die nach seinem eigenen Ausdruck die Zeit mit Fasten und Beten zuzubringen vorgeben, was sie aber nicht hindert von Duar zu Duar zu ziehen und sich unter dem Vorwand, daß sie den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen, den Bauch mit Kuskusu und Liben anzufüllen.

Ich erkundigte mich nach meinem Freund Amar-Ben-War, demselben, bei welchem ich bei meiner Reise zu den Harrakas übernachten wollte, und erfuhr, daß derselbe, nachdem er schon längst bei seinen Nachbarn ein Gegenstand des Argwohns geworden war, da er häufig vom Duar abwesend war und oft drei, vier Tage ausblieb, ohne daß man sich dieses Betragen erklären konnte, eines Abends spät durch vier fremde Männer schwer verwundet nach seinem Gurbie gebracht worden und noch in derselben Nacht gestorben sey. Da in der Nacht zuvor das Landhaus des Hrn. v. Gurgas von einer Streifbande angegriffen worden war, wobei die Räuber mit einer tüchtigen Gewehrsalve begrüßt worden und sich unverrichteter Sache zurückziehen mußten, so vermuthete man allgemein, daß der Unglückliche dort seinen verdienten Lohn empfangen habe.

Ben-Aissa nahm hievon Gelegenheit einen sehr sententiösen Ausfall gegen die Schändlichkeit des Diebstahls zu machen: man fange am Kleinen an und höre am Großen auf. Amar-Ben-War habe mit einem Schafdiebstahl begonnen und als Straßenräuber geendet; man könne nicht einmal sagen, daß Armuth ihn so weit gebracht habe, denn er habe Feld und Garten, Kühe, Schafe und Ziegen zur Genüge gehabt u. s. w.

Guter Ben-Aissa! du bist nicht besser als die andern! ihr seyd alle insgesammt große Kinder, und man thut wohl jedem unter euch, sey er auch der Ukaf eines Scheich, streng auf die Finger zu sehen. Derselbe tugendhafte Ben-Aissa entwendete mir später in meinem Zimmer, wo ich ihn einige Augenblicke allein gelassen, einen mir sehr werthvollen, goldenen Ring, den ich erst zwei Monate später an seinem Finger glänzen sah und ihm denselben abzuziehen mir die Freiheit nahm.

Ich habe es oft gesagt: der Beste unter ihnen taugt nichts! Wer mit ihnen zu schaffen hat, öffne die Augen wohl, wenn er nicht das Opfer seines Vertrauens werden will!

Allgemeine Beschreibung von Californien.

(Aus Thorntons „Oregon and California." New-York 1849.)
(Mitgetheilt von Dr. Element.)

Californien erfreut sich eines gesunden und heilsamen Klima's; längs der Küste machen die in der trockenen Jahreszeit vorherrschenden Nordwestwinde das Klima etwas unangenehm und kalt. Das Land im Innern indeß ist ganz verschieden von dem Küstenland, und es ist wohl kein schöneres Klima in der Welt zu finden als in einigen Theilen des Binnenlandes von Californien; von diesem Charakter ist das Klima des Thals von San Juan. Die fruchtbaren Thäler der Flüsse San Joaquin und Sacramento sind in Folge ihrer üppigen Vegetation etwas ungesund in den Monaten September, October und November, wenn diese Vegetation sich zersetzt und die Luft mit Malaria füllt; die giftigen Dünste, welche um diese Zeit die Atmosphäre beladen, verursachen Frösteln und Fieber, aber diese sind von einer so schwachen Natur, daß sie durch Arznei leicht abzuwenden und zu heilen sind. Zu andern Jahreszeiten haben diese Thäler eine herrliche und behagliche Atmosphäre, und Krankheit kommt dann selten vor. Die unangenehmen Winde, die über die Küste streifen, sind um die Zeit, wann sie das Innere erreichen, warm geworden und haben, obgleich sie ihre Reinheit und Frische behalten, an Gewalt und Heftigkeit abgenommen. Das Klima längs der Küste ist des Nachmittags oft bis zu einem gewissen Grade kalt und widerlich in Folge der Winde, ist aber doch gleichwohl im Ganzen ein angenehmes; der Grund ist nie gefroren und Frost hat man selten. Wollene Kleidung wird während des größten Theils des Jahres mit Behaglichkeit getragen; auch ist die Atmosphäre so rein, daß Fleisch selbst im Sommer nicht stinkend wird.

Der Boden Californiens wechselt ebenso sehr als die Oberfläche des Landes; mit Ausnahme einiger kleinen Thäler zwischen der Küsten-Bergkette gibt es wenig Erdreich, das zu Agriculturzwecken wohl geeignet ist. Es ist jedoch ein sehr reichlicher Vorrath von wildem Haber und Gras für das Rothwild und andre Thiere vorhanden. Das Land im Norden ist viel umfassender Unternehmungen in der Agricultur fähig, aber wenig Bemühungen sind bisher auf seinen Anbau gerichtet gewesen. Nachdem wir diese Küstenkette verlassen, ist das Land zwischen den Schneebergen und der Küste des stillen Meers der fruchtbarste Theil von Californien. Es kann indisches Korn, Weizen, Roggen und anderes Getreide hervorbringen, nebst vielen Obstarten der tropischen und allen der gemäßigten Klimate. In den Thälern ist Wässerung nicht nothwendig für viele Kornarten, auch für Tabak, Flachs und Hanf nicht, indisches Korn und Gemüse aber sind derselben bedürftig; wilder Senf, Hafer und Klee bedecken buchstäblich das Land, und die beiden letzteren wachsen bis zu einer großen Höhe. Die Thäler von San Joaquin, Sacramento, San Juan, Nappa und Sonama sind die Gartenflecke des Landes. Die hiesige Weide ist ebenfalls sehr gut, allein in der trocknen Zeit leidet die Vegetation, wenn sie auch wenig Nässe verlangt, und das Vieh leidet bedeutend aus Mangel an Nahrung.

Rinder und Pferde sind die Hauptproducte Californiens geworden; der größere Theil des Reichthums des Volks besteht in seinem Vieh, welches schön und groß ist. Die Ausfuhr von Häuten und Talg beträgt jährlich im Durchschnitt nicht viel weniger als 150,000 Arrobas von ersteren und 200,000 von letzterem; der Preis des Viehs wird durchschnittlich gegen 5 Dollars das Stück ausmachen. Pferde und Maulthiere sind zahlreich, die Pferde sind kleiner als die amerikanischen, sind aber für kurze Märsche ausdauernder und flinker. Der Preis der Pferde ist sehr schwankend in Folge der Einwanderung in das Land, doch ehe viel eingewandert ward, wechselten gute Pferde im Preise von 10 bis zu 25 Dollars.

Der Lachsfang kann ein vortheilhaftes Geschäft werden, wenn er recht betrieben wird; allein obgleich sich aus demselben eine Quelle so beträchtlichen Gewinns schaffen läßt, hat das Volk sich nie im mindesten damit abgegeben.

Digitized by Google

Die Pflanzenerzeugnisse Californiens schließen fast alle Korn- und Gemüsearten der Vereinigten Staaten, und beinahe alle Früchte der gemäßigten und der tropischen Klimate in sich; der Getreideertrag besteht aus Weizen, Hafer, Korn und andern kleinern Getreidearten. Kartoffeln, Bohnen und Erbsen geben reichlich; man fängt weit und breit an Gemüse zu bauen, und von den gerade genannten Artikeln sind Vorräthe in Menge und von schönster Sorte zu haben. Der Boden ist für den Weinbau wohl geeignet, und die Arbeit und Aufmerksamkeit des Volks beim Anpflanzen des Weinstocks nimmt mit jedem Jahre zu. Reis, Baumwolle und Zucker können hier nicht mit Gewinn gebaut werden, obgleich gewisse Leute eine entgegengesetzte Meinung geäußert haben.

Der Ackerbau ist in dem rohesten Zustande; die Feldgeräthschaften sind ebenso wie diejenigen, welche im Gebrauch waren, als Mexico von Cortez angegriffen und erobert ward, vor 300 Jahren. Der Pflug ist aus einem Zacken von einem Baum gemacht oder ein gekrümmtes Stück Bauholz von 4—5 Quadratzoll, an Gestalt unsern Pflügen etwas ähnlich, und während sie einem Amerikaner unbrauchbar vorkommen würden, so hält man doch dafür, daß sie in diesem Lande dem Zweck sehr gut entsprechen. Der Grund wird drei oder vier Zoll tief gelockert und bringt in einem reichen Erdreich und auf Flachland reiche Ernten; die Pflüge werden von Ochsen gezogen und sind dem Gebrauch des Indianers angemessen, welcher leicht lernt sie zu handhaben. Die Einführung amerikanischen Ackergeräths wird eine neue Aera im Landbau Californiens bilden. [1]

Die einzige Mühe, welche das Volk von Californien bei seiner Viehzucht hat, ist, daß es ihm alljährlich das besondre Merkzeichen eines jeden Eigners einbrennt; das Vieh weidet in Gemeinschaft. Der Mangel an Einfriedigungen im Lande gibt ihm ein weites Feld zum Herumstreifen, und jedes Jahr, wenn das Junge gebrannt werden soll, wird es in eine Hürde getrieben, in welche alle Eigner gehen zu einer und derselben Zeit, und jeder Eigner hat genau Acht auf seinen Nachbar, um einen Angriff auf seine Eigenthumsrechte abzuwenden. Wenn das Vieh gebrandmarkt worden, wird es wieder ausgelassen auf seine Weiden. Die Personen, welche die beim Brandmarken des Viehs beschäftigte Gesellschaft gebildet haben, beschließen die Arbeit des Tages mit einem großartigen Fest, das von mannichfaltigen Belustigungen begleitet ist. Es ist indeß nicht immer der Fall, daß die Eigner des Viehs bis zur Brennzeit damit warten, das Vieh in Augenschein zu nehmen; zuweilen treiben sie es zu seinen Pferchen oder Korral, wie sie genannt werden, hinauf, um zu verhüten, daß es zu wild werde, und auch um zu sehen, ob nicht einige gestohlen worden; Diebstahl vermittelst einer Schlinge wird häufig getrieben, und einige sogar, welche in andern Beziehungen für ehrenhaft gelten, eignen sich manchmal das Vieh ihrer Nebenmenschen zu; das Brennen ist das einzige Mittel zu unterscheiden, wem das Vieh zugehört. Rechtlich kann es von den Personen gefordert werden, deren Brandmal es trägt; aus diesem Grunde sind die, welche stehlen, immer besonders darauf bedacht, wo möglich das Brandmal wegzuschaffen. Beim Verkauf des Viehs muß ein andres Merkzeichen eingebrannt werden, oder auch des Käufers Rechtstitel ist kein guter. Das Vermögen eines Californiers kann man sehr genau durch Veranschlagung des Werths seines Viehs erfahren; das Einkommen jemandes von seinem Vieh, wenn er einen sehr beträchtlichen Stand hat, ist groß. Ein Thier kann meistens für 5 Dollars verkauft werden, indem die Haut 2 Dollars bringt, der Talg drei, und das Fleisch gewöhnlich nichts. Soll dem Viehstand nicht durch eine zu große Verminderung der Zahl geschadet werden, daß sie eine Abnahme des durchschnittlichen Belaufs um die Zeit, wann es auf die Weide gelassen wird, bewirkt, so kann etwa ein Viertheil jährlich getödtet werden.

In Californien erfuhr ich, daß General Don Guadalupe Vallejo von Sonama 1000 an Saum und Sattel gewöhnte Pferde hatte, 9000, die nicht zugeritten, und 20,000 Stück Vieh. Ein anderer Herr, ward mir erzählt, hatte 8000 Stück Vieh, und nach den obigen Preisen muß sein Einkommen davon gegen 10,000 Dollars betragen; das Einkommen bei den Missionen muß sehr groß gewesen seyn. Pferde, wenn gebändigt und zugeritten, sind zuweilen 100 Dollars werth, während man ein wildes Pferd für eine ganz geringe Summe haben kann, oder für die Mühe es zu greifen; Pferde sind so zahlreich, daß zu einer Zeit einige fortgetrieben und andre todtgeschlagen wurden wegen ihrer Angriffe auf die Weideplätze des andern Viehs.

Die Grasarten dieses Landes sind sehr mannichfaltig, sind reichlicher vorhanden als auf der atlantischen Küste, und haben mehr Nährstoff; die Grasarten sind so zahlreich und wachsen in solchem Ueberfluß, daß sie in der Regenzeit das ganze Land bedecken. Sie sind so nahrhaft wie das zum Futter und zur Mast des Viehs gebrauchte Korn, und machen es unnütz, Korn zum Füttern zu bauen. Der Samen des Klees und anderer Gräser ist so groß, daß das Vieh ihn leicht erfaßt, wenn er auf dem Boden verstreut liegt.

Es läßt sich eine Vorstellung machen von der Ausdehnung und dem Charakter der wilden Weidestrecken des Landes aus der Thatsache, daß im Jahre 1831 die Zahl des Hornviehs auf nicht weniger als 500,000 geschätzt ward, die Zahl der Schafe, Ziegen und Schweine auf 321,000, und die der Pferde, Esel, Maulesel u. s. w. auf 64,000; ich habe keine Data, worauf ich eine Meinung von der gegenwärtigen Anzahl der Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel, Maulesel u. s. w. gründen könnte, allein die gegenwärtige Anzahl des Hornviehs wird, wie competente Kenner glauben, nicht geringer seyn als eine Million.

Californien hat eine reiche Botanik und Flora. In den Monaten Mai und Junius zeigt sich die größte Menge Blumen. Es gibt dort viele medicinische Pflanzen; eine von diesen Pflanzen ist die Chanchalagua, welche die Bewohner für ein Gegenmittel gegen alle Krankheiten halten, denen sie ausgesetzt sind. Sie ist ganz besonders nützlich bei hitzigen und kalten Fiebern und zur Reinigung und Regulirung des Körpersystems ist sie wohl von keiner andern Arznei übertroffen. In der Blüthezeit gewähren ihre Blumen einen schönen Anblick. Es findet sich eine andre Pflanze, die Amole oder Seifenpflanze genannt, welche zum Linnenwaschen sehr brauchbar ist; ihr seifenartiger Theil, welcher di. Wurzel ist, hat eine Aehnlichkeit mit der Zwiebel und reinigt Linnen so gut als die beste verfertigte Seife; ich fand diese Pflanze auch auf meiner Reise nach Oregon gleich vor meinem Eintritt in die Umpqua-Berge. Die Botaniker werden nach diesem ein weites und anziehendes Feld zur Forschung haben in der Botanik und Flora dieses Landes.

Die Wasserkraft Californiens ist nicht sehr groß, aber für Mühlenzwecke hinreichend. Ein großer Mangel an Bauholz ist an den meisten Orten, ausgenommen, wo man schwer hingelangt; das Bauholz, das in der Nevada-Sierra zu haben ist, ist jetzt nicht zu erlangen, wegen der Schwierigkeit ihm beizukommen. Die immergrüne Eiche ist zu keinem andern Gebrauch tauglich als zur Feurung. Die Tanne und Fichte, die längs der Küste zu haben sind und in den Thälern zwischen den Bergen, taugen zu Gerümpel, und wird lange Zeit Vorrath daran seyn.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Beleuchtung durch eine elektrische Sonne. Der Garten der Madelaine zu Paris soll in kurzem durch eine elektrische, 30 Metres vom Boden angebrachte Sonne beleuchtet werden. Der Apparat wird unter Aufsicht eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften hergestellt. (Fr. Bl.)

Die Seeschlange abermals. Amerikanische Blätter behaupten, eine Seeschlange, über 120 Fuß lang, sey nicht nur von zahlreichen Zungen gesehen worden, sondern sie sey auch von Port Royal Sound den Broad River hinauf gegen Beaufort geschwommen und man habe Mittel ergriffen ihre Rückkehr nach der See zu verhindern. Liter. Gaz. 20 April.)

[1] Wenn nicht das Gold diese Aera bringen wird. Ueber die Goldregion Californiens handelt Bd. 2, S. 267—279. Anm. d. Uebers.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 103. 30 April 1850.

Ein Militäraufstand in Indien.

„Indien wurde mit dem Schwert errungen und mit dem Schwert muß es bewahrt werden“, dieß Wort tritt dem Leser aus einer Menge namentlich militärischer Zeitschriften aus Indien entgegen. Um so bedeutender ist der Umstand, daß sich Symptome von Meuterei unter den Sipahis selbst zeigen, denn nächst den Finanzen, die als chronisches Leiden wirken, ist hier die Achillesferse der englischen Macht in Indien. Darum muß man auf diese Symptome, von denen man freilich in den öffentlichen Berichten nur die gröbsten Umrisse erfährt, besonders achten, denn mehr als einmal erklärten englische Zeitschriften unverholen, dieß sey ein Punkt, über den man um der Sicherheit Englands willen nicht zu laut sprechen dürfe. Wir wollen deßhalb in Kürze den Vorfall erzählen und einige Bemerkungen daran knüpfen. Ein zu Amritsar, der bekannten Veste und heiligen Stadt der Sikhs, liegendes Regiment, das 66ste, stellte plötzlich an seine Officiere die Forderung, daß man ihm die früher versprochene Feldzulage (Batta) auszahlen solle; man bedeutete sie, das Pendschab sey jetzt mit dem angloindischen Reich vereinigt, sie befänden sich also nicht mehr im feindlichen Lande, und hätten keinen Anspruch mehr auf die Feldzulage. Der Ton der Truppen wurde drohend, man ließ sie unters Gewehr treten, befahl ihnen dann, die Gewehre zusammenzustellen, was nach einiger Weigerung geschah, und führte sie hierauf, nicht ohne verdächtige Bemühungen die Gewehre wieder zu ergreifen, zu einem Thore der Veste hinaus auf das Glacis, wo sie durch herbeigeeilte Truppen umzingelt wurden. Ueber 70 wurden zu 14 Jahren harter Arbeit, zum Theil auch zu geringerer Zeit verurtheilt, ein Todesurtheil aber nicht gefällt, da doch keine thätliche Widersetzlichkeit erfolgt war. Sir Ch. Napier fand indeß die Sache doch so bedenklich, daß er das Regiment geradezu cassirte, und einen Tagsbefehl erließ, der auch gegen einige europäische Officiere strengen Tadel enthält. Verdächtig an der Sache sind zwei Umstände: erstens, daß die Meuterei an einem so wichtigen Platz, wie Amritsar, vorfiel, wo die fanatischen Akalis stets bereit stehen, gegen die Engländer aufzutreten, und wobei es, wie auch Obergeneral Napier in seinem Tagsbefehl sagt, auf nichts geringeres als die Besetzung der Citadelle Govindghur abgesehen war; zweitens, daß das ganze Regiment verwickelt war, und die englischen Berichte durchaus die Forderung der Feldzulage als einen bloßen Vorwand betrachten, wonach also andere Einwirkungen stattgefunden haben müssen; welcher Art diese seyn mögen, darüber sagen uns die englischen Berichte nichts, und wir könnten somit auch nur Vermuthungen aufstellen. Ein einziger Umstand, der nicht ohne Interesse ist, wird hervorgehoben, daß nämlich die Engländer mit ihrer bekannten „Exclusiveneß“ gegen die eingebornen Officiere verfahren; der Obergeneral selbst forderte sie auf, „sich so viel wie möglich mit den einheimischen Officieren zu befreunden.“ Diese Ausschließungswuth ist bekanntlich ein Nationalzug der vornehmern englischen Gesellschaft, wird aber in Indien noch durch den Unterschied der Farben verschärft, und der „Nigger“ als ein untergeordnetes Wesen betrachtet. Der Fehler liegt aber auch in den militärischen Einrichtungen und hier stehen sich in Indien selbst zwei Ansichten sehr schroff entgegen. Die eine geht dahin, man solle zu dem alten angloindischen Militärsystem zurückkehren und an die Spitze eines einheimischen Bataillons nur Einen englischen Officier als Major, etwa mit einem Adjutanten, stellen; die andern verlangen eine vollständige Besetzung aller Officierstellen durch Engländer. Gewiß ist, daß das jetzige System eine Halbheit ist, die weder der einen noch der andern Anforderung entspricht, und daß die Subahdars und Dschemadars (Hauptleute und Lieutenants) welche eingebornen Stammes sind, von den englischen Officieren gleichsam nur als Unterofficiere betrachtet werden. Man muß sie entweder wirklich in diese Stellung einsetzen, wenn man dieß, was zu bezweifeln, politisch angemessen findet, oder man muß sie wirkliche Officiere seyn lassen, und entsprechend besolden und behandeln. Dieß ist nur möglich, wenn bloß der Anführer eines Bataillons ein Europäer, und alle andern Officiere Eingeborne sind. Man wird dann vielleicht etwas von dem militärischen Gamaschenthum ablassen müssen, aber nicht zum Nachtheil vielleicht eher zur Besserung der Disciplin und der Brauchbarkeit der Truppen.

Bayonne.

(Aus dem Briefe eines Reisenden. Athenäum 13 April.)

Bayonne ist in vielen Beziehungen ein ganz besonderer Ort, eine Stadt sui generis mit einer localen Färbung und Charakterzügen, welche in dieser Zeit allgemeiner Verähnlichung und des Abreibens der ganzen Welt bis zu einer polirten Oberfläche den Fremden in einem Grade interessiren, wie man es in den hochcivilisirten Gegenden Mitteleuropa's selten findet. Es ist fürs erste in gewissem Sinn die Hauptstadt, jedenfalls die bedeutendste Stadt des kleinen, von den französischen Basken bewohnten Districts. Bayonne ist allerdings nicht der Ort, wo die Sitten und Eigenthümlichkeiten dieser uralten Race am besten studirt werden können, denn die Stadt ist zu groß und zu bedeutend, um ganz ihnen zu gehören. Wie bei Brest, in der

Digitized by Google

Mitte einer ganz bretagnischen Bevölkerung, haben auch hier die Stadteinflüsse in dem District umher überwogen, eine große Anzahl Fremder hat sich mit den ursprünglichen Einwohnern gemischt, und dem Charakter und der Physiognomie der Stadt andere Elemente hinzugefügt. Dennoch ist das Meiste, was des Fremden Ohr und Auge trifft, mehr oder minder mit dem baskischen Element gefärbt, und das Ergebniß ist für den malerischen Reiz des Ganzen sehr günstig. Zunächst theilt auch das benachbarte Spanien dem Gemälde eine starke Färbung mit, und macht es viel interessanter für den nordischen Fremden, der hier zum erstenmal in Berührung mit diesem Volke kommt, dessen vergleichsweise große Isolirung mächtig dazu beiträgt, es für unsere Einbildungskraft mit einem romantischen und fremdartigen Anstrich zu bekleiden. Endlich hat auch das ausschließlich französische Element in Bayonne durch seine Lage und Beschäftigungen einen Charakter und eine Physiognomie angenommen, die es von den gewöhnlichen französischen Provincialstädten unterscheiden; es ist ganz und in außerordentlichem Grade unpolitisch. Während aller der Unruhen, die in neuerer Zeit Frankreich in der Länge und Breite erschüttert haben, war Bayonne vielleicht die einzige Stadt von Bedeutung, welche in dem Sturm ganz unbewegt blieb. Möglicherweise nehmen die Bayonnesen an den Angelegenheiten ihrer eigenen Regierung ein geringes oder gar kein Interesse, weil ihre Wohlfahrt in großem Maaße von der Regierung eines andern Landes abhängt. Eine Modification des spanischen Tarifs würde wahrscheinlich zu Bayonne größeres Interesse und mehr Hoffnungen oder Befürchtungen erwecken, als eine Veränderung der französischen Dynastie oder die Einweihung einer neuen Constitution zu Paris.

Aber der Handel von Bayonne, d. h. der anerkannte Handel, der welcher in officiellen Berichten erwähnt ist, und den man in statistischen Tabellen lesen kann, ist bei weitem nicht mehr was er war, oder ist mindestens etwas ganz anderes geworden. Aus einem Entrepot wurde Bayonne ein bloßer Durchfuhrplatz. Vor 20 oder 30 Jahren ging der spanische Handelsmann selten über den Adour, er kam nach Bayonne, um seine Ankäufe zu machen, und dieß Handelssystem rief eine Classe reicher Handelsleute ins Leben. Mit der zunehmenden Leichtigkeit des Verkehrs hat sich dieß geändert, und der spanische Handelsmann macht jetzt seine Einkäufe größtentheils bei dem Manufacturisten und Erzeuger selbst. Nur ein und zwar ein sehr bedeutender Zweig des Bayonner Handels blüht so kräftig, wie je, noch wird dieser höchst vortheilhafte Geschäftszweig sich verlieren, bis die spanische Regierung hinreichend aufgeklärt denkt, um ihren barbarischen Handelscodex bedeutend zu modificiren. Das Ergebniß des jetzigen Schutzsystems heißt allen Handel außer den des Contrabandista vernichten, und die Regierung befördert diesen noch mehr, indem sie ihre zahllose Armee von Zollbeamten so elend bezahlt, daß diese, um nur ihr Leben zu fristen, alle und jede Bestechung annehmen müssen. Wo ist übrigens der Spanier, welcher, wenn ihn der eine Theil bezahlt, um zu handeln, der andere um nichts zu thun, nicht dem letztern sich fügte? Unter diesen Umständen werden die Erzeugnisse der französischen und englischen Industrie ganz in freundlichem Benehmen in Spanien eingeführt, letztere hauptsächlich über Gibraltar, erstere über die Pyrenäen auf die möglichst regulair irreguläre Weise. Die einzigen Ergebnisse des spanischen prohibitorischen Tarifs sind, daß alle Handeltreibenden entsittlicht, der ehrliche Kaufmann ruinirt, das Staatseinkommen durch die Bezahlung eines ungeheuren Zöllnerheeres erschöpft, der Preis der Waaren für den Consumenten erhöht, und das Land aller der civilisirenden Einflüsse beraubt wird, welche ein großer legitimer Handelsverkehr dem Lande unfehlbar zutheilen würde.[1]

Ich traf vor einigen Monaten zufällig im Gebirge auf eine große Schmugglerbande, und mir fiel der Umfang, in welchem der Verkehr augenscheinlich betrieben wurde, so wie die geschäftsmäßige Regelrichtigkeit ungemein auf. Es war an der Case de Broussette, einem einsamen Hause in dem gleichnamigen Thale ganz nahe an der Gränze, unmittelbar hinter dem Pic du Midi de Pau. Die Schaar muß aus nicht weniger als 30 oder 40 Mann mit eben so vielen Maulthieren oder Bergponies bestanden haben; sie kamen aus Frankreich und wollten eine unglaubliche Anzahl Waarenballen, die rund um das Gebäude her auf dem Boden zerstreut lagen, nach Spanien hineinschmuggeln. Diese Case de Broussette war der letzte Haltplatz in ihrem mühsamen Zug über die Berge, ehe sie Spanien betraten: hier mußten also die Päcke geordnet und auf die günstigste Weise vertheilt werden; die Mannschaft mußte sich erfrischen und ausruhen, und die geeignete Stunde zu ihrem Geschäfte abwarten. Es war eine geschäftige, lebensvolle Scene in dieser Gebirgseinöde, malerisch und seltsam, aber keineswegs den romanhaften Schilderungen der furchtbaren Contrabandistarotten entsprechend, mit denen ein Zusammentreffen gefährlich wäre, da sie einen wandernden Touristen wahrscheinlich aus Mißverständniß erschlagen würden, ehe es sich zeigen könne, daß er kein Zollspion sey. Der geschäftige Haufen, der seine Arbeit einen Augenblick einstellte, um uns guten Tag zu wünschen, hatte keineswegs ein wilderes und gefährlicheres Aussehen, als eine ähnliche, und wenn nicht friedlicher, doch gesetzmäßiger beschäftigte Schaar von Trägern in London. Auch glaube ich nicht, daß ihr Zug zu irgend einem ernstlichen Vorfall Veranlassung geben könnte, denn ihre officiellen Gegner hatte ich einige Stunden zuvor auf der andern Seite der Gränze gesehen: sie bestanden aus etwa einem halb Duzend schimpflich zerlumpter, schmutziger, hohlwangiger Soldaten, die kaum noch Kraft genug zu haben schienen, ihre schlotternden Glieder zu schleppen, oder sich bei ihrem Spiel am Fuß einer sonnigen Mauer über ihre beschmutzten Karten zu zanken. Ich glaube, die ganze Abtheilung hätte Seele und Seligkeit um einen Napoleon verkauft, eine Summe, die gewiß kein vorsichtiger Trödler für ihre gesammte Garderobe gegeben hätte.

Die Einführung spanischer Waaren in Frankreich ist eine gefährlichere Geschichte, und einige der Bergpässe, welche die diesen Handel treibenden Contrabandistas aufsuchen, um den französischen Zollbeamten auszuweichen, sind in der That furchtbar. Ich kann mich eines ziemlich festen Auges rühmen, aber mit einiger Schwierigkeit kletterte ich auf Händen und Füßen und mit klopfendem Herzen über Stellen, wo diese Leute mit schweren Lasten beladen wandern. Indeß alle ihre Keckheit und Thätigkeit reichen nicht immer aus gegen die französischen Zollbeamten, wie die zahlreichen öffentlichen Ankündigungen zeigen, worin Verkäufe von Wolle, Seide, Tabak u. dgl., die von den Zollbeamten weggenommen wurden, zur öffentlichen Kenntniß

[1] Dieß ist von einem Engländer cum grano salis zu verstehen; wo man englische Waaren nicht möglichst frei zuläßt, da ist Barbarei. Wir wollen den Lobredner des alten spanischen Tarifs, der sich selbst vernichtete, nicht machen, aber Spanien ist durch die im vorigen Jahre darin angebrachten Modificationen auf einem guten, freilich den Schmugglern, Franzosen und Engländern nicht ganz zusagenden Wege.

Digitized by Google

gebracht werden. Die Ausfuhr aus Spanien ist indeß in Vergleich mit der Masse französischer Waaren, welche ihren Weg nach der Halbinsel finden, sehr unbedeutend.

Die malerischen und aufregenderen Scenen des Lebens und der Abenteuer der Contrabandistas kann man in den Gebirgen schauen, aber der Schuggelhandel wie man ihn zu Bayonne studiren kann, zeigt manche Umstände von wahrhaft staunenswerther Art. Man kann die Schmuggelhändler in drei Classen theilen. Die erste und primitivste ist die, wo ein Schmuggler oder eine Bande Schmuggler Waaren kauft, sie über die Gränze führt und verkauft, so gut sie kann. Der Gewinn des Geschäfts ist aber so groß, daß eine höhere und reichere Classe von Handelsleuten bestrebt ist, sich einen Theil davon zu sichern, und so wie in allen Arten von Industrie, ist es dem Capital, das ruhig zu Hause sitzen kann, auch hier gelungen, den größten Theil des Gewinns sich zuzueignen, während der wirkliche Schmuggler für einen bestimmten Lohn den Gefahren trotzt. Die Gefahren rühren freilich fast nur von den Elementen her, doch handelt es sich oft genug um Leib und Leben. Dieß ist die zweite Phase des Contrebandhandels. Die fortschreitende „Theilung der Arbeit" hat das Geschäft noch mehr vermannichfacht: es hat sich eine Art Mittelmänner erhoben, die gleichsam die Schmuggelmäkler machen. Der Kaufmann wendet sich an einen solchen, der die Ablieferung der Waaren an eine bestimmte Person in Spanien zu einem bestimmten Preis übernimmt. Dieser Mittelmann steht in Verbindung mit einer Schmugglerbande, kennt sie gut, und weiß, wie weit er ihnen trauen kann, nicht bloß hinsichtlich der Ehrlichkeit, sondern auch ihrer Zahlungsfähigkeit im Fall von Verlust. Denn viele der Anführer solcher Banden sind Leute von bedeutendem Vermögen, welche jeden durch Wetter, Wegnahme oder andere Ursachen erzeugten Verlust ersetzen können und auch wirklich ersetzen; wird diese Garantie nicht übernommen, so ist natürlich auch die Belohnung geringer. Der Haupttheil des Contrebandhandels wird nun auf letztere Weise geführt, und die Sicherheit und Regelmäßigkeit, mit der die Geschäfte geleitet werden, ist für einen, der auf Zollhäuser und deren Gesetze nicht gut zu sprechen ist, eine wahre Freude. Es gibt nichts, was ein Bayonner Contrebandmäkler nicht nach Spanien hineinzuschmuggeln unternimmt: keine Schwierigkeit von Größe oder Gewicht der Waare erschreckt ihn, und sein Kostentarif ist unendlich niedriger, als man erwarten sollte.

Bayonne ist in keiner Weise, was die Franzosen eine „Ville monumentale" nennen, denn es hat sehr wenig sichtbare und greifbare Ueberreste der Vergangenheit. Die interessantesten und wichtigsten Punkte seiner Geschichte waren kriegerischer Art, und der Krieg pflegt keine Spuren zurückzulassen, auf welche die Menschen mit Vergnügen zurückblicken. Als eine bloße Landschaftsansicht ist die Stelle wahrhaft prächtig. Bayonne liegt an dem Punkte, wo die Nive in den Adour fällt, beide Flüsse kommen von Osten, so daß der östliche Winkel an dem Verbindungspunkt ein sehr spitzer wird. Auf dem schmalen, so zwischen den Flüssen eingeschlossenen Streif und am südlichen Ufer der Nive oberhalb der Verbindung, und des Adour unterhalb derselben, ist die Stadt gebaut. Der Theil, welcher zwischen beiden Flüssen liegt, ist der kleinere und heißt Petit Bayonne. Auf dem Norduser des Adour, der die Gränze zwischen dem Departement der Niederpyrenäen und dem der Landes bildet, liegt die Stadt St. Esprit, eigentlich eine Vorstadt von Bayonne, obwohl sie einen eigenen Maire hat. Oberhalb St. Esprit gegen Norden steigt der Boden an, und hier liegt die Citadelle, welche eine prachtvolle Aussicht über beide Städte, so wie über den Flußlauf und den Hafen hat. Unmittelbar unterhalb der Stadt schwillt der Boden zu einer wahrhaft majestätischen Strommündung an, die namentlich zur Fluthzeit mehr einem See als einem Fluß gleicht. Das südliche Ufer ist mit einer schönen Baumanlage, der Promenade der Stadt, geschmückt, ein äußerst angenehmer, fast eine halbe Stunde langer Spaziergang, der Stolz und die Freude der Bayonnesen, die ihre „Allées Marines" für keinen städtischen Spaziergang der Welt hergeben würden.

Von der Citadelle aus überschaut das Auge unmittelbar zuerst die Stadt mit ihrer malerischen kleinen gothischen Kathedrale, die von den Engländern gebaut wurde — wie es alle bemerkenswerthen Kirchen in diesem Theile Frankreichs sind oder zu seyn behaupten,— dann den Hafen mit seinen Schiffen, der freilich in einem statistischen Bericht ziemlich ärmlich erscheint, aber für das Malerische reichlich genug ausstaffirt ist — ferner die prächtige Fläche des Adour mit seinen waldbewachsenen Ufern und weiterhin die dunkeln Massen der ungeheuren Fichtenwälder westwärts gegen die Mündung des Flusses zu — die mit Villas bedeckten Berge, welche die Stadt gegen Osten umgeben, endlich das großartigste von allen, die prächtige schneebedeckte Kette der französischen und spanischen Pyrenäen, welche die Aussicht nach Süden schließen.

Abends ging ich nach dem Theater und erwartete hier die ganze schöne Welt in Bayonne zu sehen. Darin aber fand ich mich getäuscht. Man gab die Oper „die keusche Susanna", eine Version der in der h. Schrift erzählten Geschichte, von der man nur schwer sagen kann, ob die Profanirung, die Unanständigkeit oder die Dummheit mehr vorschlagen. Ich vernahm, daß die Ankündigung dieser Oper die gesetzten und anständigen Provinzbewohner weggescheucht habe, wodurch sie von ihrem guten Geschmack ein besseres Zeugniß ablegten, als die weiter vorgeschrittenen Pariser, welche die Oper zu einer guten hinaufschraubten. Die guten Bayonnesen hatten recht, die keusche Susanna vor leeren Bänken spielen zu lassen. Sonderbar, wenn man die Art des Stücks erwägt, war es, in den wenigen besetzten Logenplätzen mehrere Juden zu bemerken. Sie sind sehr zahlreich zu Bayonne und gehören zu dessen reichsten Einwohnern. Man bezeichnete mir die besten Logen in dem hübschen kleinen Theater als dauernd von jüdischen Familien gemiethet. Bis 1831 durfte kein Jude in Bayonne wohnen, sie wurden nur in der Vorstadt St. Esprit geduldet, und mußten sich mit Sonnenuntergang dahin zurückziehen. Nach einem weitern Zeitabschnitt werden wir wohl die vollständige Emancipation sehen, indem man sie auch in die Gesellschaft ihrer christlichen Mitbürger aufnimmt, ein Recht, das ihnen bis jetzt noch verweigert wurde.

Allgemeine Beschreibung von Californien.

(Schluß.)

Die Menge Wild in Californien ist fast unglaublich; während man sagen kann, daß das Elennthier das zahlreichste ist, gibt es eine Menge Bären, Wölfe, wilde Pferde, schwarzschwänzige Hirsche, Füchse, Minx, Luchse, Bisamratten, Hasen, Dachse, Gazellen, Ottern, Coyotes, Eichhörnchen, Rockymountains-Schafe und Biber. Es ist die Meinung des Dr. Marsh, eines wohlunterrichteten Mannes, der im Lande wohnt, daß es nur eine einzige Gattung des graulichen Bären gebe. Außer dem schwarzen Bär der Vereinigten Staaten, der auch in Mexico sich findet, soll Dr. Pickering noch eine andre Gattung gesehen haben, deren Haut im Sommer einige Aehnlichkeit mit dem gelben Bär hat, der in Oregon gefunden wird. Das Junge, dem graulichen Bären ungleich,

Digitized by Google

hat keine Hornklauen; aus seinem Fell machen die Wilden Köcher. Der grauliche Bär hat ein Fell, manchmal so groß wie eine Ochsenhaut; er greift zuweilen wohl die Wilden an und verschlingt sie. Er ist sehr stark. Der Wolf soll dem in Oregon gleich seyn, andre aber behaupten, daß er und der Prairiewolf am Ober-Mississippi einer und derselbe sey. Die Füchse sind ebenso wie die grauen Füchse der Vereinigten Staaten, und haben die Gewohnheit, wenn sie verfolgt werden, auf Bäume zu klettern. An wilden Vögeln ist großer Ueberfluß; die Felle der großen Thiere werden in großen Massen ausgeführt.

Vögel gibt es ungemein viele, aber nur wenige Gattungen. Wasservögel, als wilde Gänse, Enten und Schwäne überdecken die Bayen und Einbuchten an der Küste, und die Flüsse und Seen im Innern; unzählige Eier erhält man von den Eilanden der San Franciscobay. Der Boden dieser Eilande ist geweißt mit dem Guano der Vögel. Rebhühner und Fasanen sind zahlreich in den Bergen; es gibt nicht viele kleine Vögel.

Die Indianer Californiens sind meistens von kleiner Statur, robustem Aeußern und von keinem guten Wuchs. Sie tragen ihr Haar kurz, und es ist gewöhnlich dicker als das der Wilden, die nördlich von ihnen wohnen; auch tragen sie Knebelbärte. Die Frauenzimmer tragen den Maro und die Mannsleute gehen nackend; Tättuiren auf der Brust ist üblich bis zu einem gewissen Grade. In einigen Fällen sind ihre Ohren durchbohrt, und Stücke Bein oder Holz werden in den Oeffnungen getragen. Ihre Waffen sind dieselben wie die der nördlichen Stämme: ihre Bogen und Pfeile sind an drei Fuß lang, aus Eibenholz, und in Sehne eingefaßt; die Pfeile haben feuersteinerne Spitzen, auch ihre Speere, die sehr kurz sind. Sie brauchen nicht den Tomahawk oder das Scalpirmesser.

Ein indianisches Dorf oder Rancheria besteht gemeiniglich nur aus 5—6 Wigwams; diese Hütten sind so errichtet, daß man erst ein rundes Loch im Boden gräbt, 10—20 Fuß weit und 3—4 Fuß tief. Darüber werden aneinander gefügte Hölzer gestellt, diese mit Gras und Schilfrohr gedeckt, und dann das Ganze mit Erde bedeckt. Es ist nur ein einziger Eingang zu der Hütte, und dieser ist so klein, daß man kriechen muß, um Zutritt zu erlangen; die Oeffnung am Gipfel dient zum Schornstein. Die Dächer sind stark genug, um das Gewicht von zwei bis drei Menschen zu tragen, und die Wilden sitzen gewöhnlich oben darauf. Ihre Temascals sind in derselben Weise gebaut, ausgenommen daß sie größer sind und mehrere Eingänge haben. Aus der großen Menge Muschelschalen und Eicheln, welche um ihre Hütten herumliegen, würde sich ergeben, daß diese ihre Hauptnahrung sind. Die Hütten werden dadurch beschattet, daß man große Zweige von Bäumen bei denselben aufstellt. Ihr Hausgeräth besteht hauptsächlich aus wasserdichten Körben und Binsenmatten.

In den gewöhnlichen Zeiten fangen die Indianer Fische in bedeutender Menge; ihre Fischreusen sind mit einiger Geschicklichkeit gemacht. Sie treiben Pfähle in das Flußbett, die sich stromabwärts neigen, und die drei Oeffnungen haben und zu viereckigen Gehäusen oben führen. Die Leute stehen auf einer Plattform, die über den Eingängen zu den Gehäusen errichtet ist, wo sie die Fische fangen; manchmal wird ein Feuer auf den Plattformen angezündet, um die Fische anzulocken.

Zu den Zeiten der Missionen wurden die Indianer entweder durch Ueberredung und mit Gewalt oder durch Geschenke in ihre Hürde gebracht. Die Meinung oder lieber die Weise war, daß sie Christen werden sollten, und man verlangte von ihnen ein solches werthvolles Gut mit zehnjähriger Arbeit einzutauschen. Nach Ablauf der Dienstzeit von zehn Jahren sollten sie ihre Freiheit wieder haben, zugleich mit einigen Stück Vieh und einem kleinen Lappen Landes, damit sie sich auf landwirthschaftlichen Betrieb legen möchten; aber dieß ward nur dann gegeben, wenn sie Bürgschaft für ihr gutes Betragen leisten konnten. Es fiel nicht oft vor, daß Sicherheit gegeben werden konnte, und die Wilden, in Folge eines so langen Dienstes an die Arbeit der Missionen gewöhnt, blieben meistens bei ihren alten Beschäftigungen. Ihre Dienstpflichten waren abwechselnder Art; einige arbeiteten auf dem Gut, andre hüteten das Vieh, einige lernten und arbeiteten bei Handwerkern, und andre wurden als Dienstboten an die Weißen vermiethet; Strafe erfolgte auf schlechte Aufführung, und die sich gut benahmen, wurden belohnt. Durch die versuchten Lockmittel wurden sie getrieben, solche zu den Missionen zu bringen, welche Proselyten werden wollten. Die Priester sandten auch Agenten ab, deren Pflicht es war die Missionen zu recrutiren, dadurch daß sie die Wilden in die Mission lockten, in der Absicht, sie zu christianisiren und zu civilisiren. Jede dieser Missionen bildete für sich eine Gemeinschaft und hatte ihre eignen Vorsteher. Unter der Regierung der spanischen Padres zeigte es sich, daß die Verwaltung der Missionen unter Einrichtungen geschah, die mit Rücksicht auf die pecuniären Interessen der Priester gut waren. Doch im Jahre 1835 erließ die höchste Regierung Befehle, welche die Jurisdiction der Priester annullirten und ihnen nur ihre religiöse Gewalt ließen nebst einer kleinen Vergütung, und sandte zu gleicher Zeit jeder Mission ihre Administradors. Die Verdorbenheit und Habsucht, welche sich endlich offenbarten, machten die bisher einträgliche Arbeit der Indianer völlig nutzlos für sie, während dieselbe die Reichthümer des Administradors vermehrte. Aber ein kurzer Zeitraum führte einen solchen Wechsel herbei, daß die Missionen nicht im Stande waren, selbst ihre Proselyten zu unterhalten, und die Revolution, die im Jahre 1836 vor sich ging, vermehrte die Uebel dieser Anstalten dadurch, daß sie Tausende von Schülern davon abriß, welche gezwungen wurden, sich ihren Unterhalt zu verschaffen wie sie am besten konnten. Die Regierung drang auf den ganzen Besitz des Eigenthums, ohne auf die Forderungen der Indianer zu achten. Viele von ihnen haben sich mit den Erzwilden vereinigt, und leidend unter einem Gefühl von Ungerechtigkeit und Unterdrückung, benützen sie die Erfahrung, die sie bei den Missionen erlangt, zur Vernichtung des Friedens, der Behaglichkeit und selbst des Lebens der weißen Bewohner; Wiedervergeltung von Seiten der Weißen war die natürliche Folge. Beide Theile machten die grausamsten Anschläge, um die Beleidigungen zu rächen. Die Bewohner, wenn sie aufgereizt worden, verfolgen dieselben mit der größten Heftigkeit und nehmen zu einer solchen Zeit keine Rücksicht auf Geschlecht und Lage, auf Schuldig und Unschuldig.

Bei solchen Umständen lebten die Indianer und Weißen in einem Kriegszustande; die Wilden stahlen die Pferde der Weißen, zuweilen mit der äußersten Kühnheit. Die Californier auf der andern Seite behandelten dieselben wie Vieh, und die Wilden verwirkten ihr Leben, wenn man sie beim Stehlen ergriffen hatte. Ja sie wurden niedergeschossen, wenn sie die Landesgesetze verletzten oder den Landfrieden störten, als Pestplagen für die Gesellschaft und als Feinde der gemeinsamen Wohlfahrt. Ihre große Antipathie ist gegen die Spanier gerichtet; der Charakter dieser Indianer ist nicht ungestüm. Die Bedrückungen, welche sie erlitten unter der Herrschaft der Priester, grundsatzloser Administradors und einer verderbten Regierung, haben ihre Gefühle erbittert. Es heißt, sie sind freundschaftlich gesinnt gegen andre Bürger als mexicanisch-californische. Die Kenntniß, die sie erlangt haben durch ihre Verbindung mit den Missionen, würde sie unzweifelhaft befähigen bei einer wohlgeordneten Anstrengung, wären nicht die Amerikaner und Engländer dagegen, die Mexico-Californier aus dem Lande zu treiben oder wenigstens sie auf ihre Städte zu beschränken.

Die größte Zahl der Indianer wohnt im Sacramento-Thal; die gegenwärtige Bevölkerung beträgt acht bis neuntausend. Die Blattern sind sehr verderblich gewesen für die verschiedenen Stämme, und sie sind jetzt nur ungefähr halb so zahlreich als vor den Verheerungen dieser Krankheit.

Miscellen.

Wirkungen der Revolution im Seine-Departement. Französische Blätter enthalten die fast unglaubliche Angabe, daß im Departement der Seine 125 bis 130,000 Wohnungen leer stünden, und 4—5000 Güter zum Verkaufe ausgesetzt seyen.

An der großen Ausstellung in England wird auch Indien Theil nehmen; die Indian News vom 18 April enthalten eine ganze Liste von Artikeln, welche Indien senden könnte und senden solle.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 4, und Umschlag zum Monat April.)

Digitized by Google

20ste Lfg. Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — Ein Besuch auf Montenegro. Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — Acht Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern, nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — Die heutigen Syrier, oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843. Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres von Dr. Ludw. Roſs. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843. Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842 unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

34ste — Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die niederländischen Schifffahrtsgesetze. Nr. 78. 79. — Scenen aus dem mexikanischen Leben: Der Licentiat Don Tadeo Christoval. Nr. 78—84. — Sardinien im Jahr 1849. Erster Abschnitt. Nr. 79—81. Zweiter Abschnitt. Nr. 85—87. — Die Sklavenhandelspolitik Englands. Nr. 80. — Aus dem Tagebuch eine Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien: Post- und Karawanenstraße von Erzerum nach Persien. Nr. 81—85; Täbris. Nr. 94. 95. — Die Zustände zu Neapel. Nr. 82. 83. — Assyrische Studien. Nr. 83. — Die Kornpreise in England. Nr. 84. — Weihnachtssitten in Italien. Nr. 85. 86. — Die Goldausfuhr aus Californien und deren Einwirkung auf den Goldmarkt der Welt. Nr. 86. — Ueber einige Alterthümer in der Nähe des Elbruz. Nr. 87. — Die Insel Kolgujeff. Nr. 87. 88. — Stimmen der Slawen. 1. Böhmens verflossene Kämpfe. Nr. 88—92. — Gibraltar. Nr. 89. — Das schöne Kameel. Erzählung aus dem Kabylenlande. Nr. 89. 90. — Geographie von Cochinchina. Einleitung. Nr. 90. 91.; die Küsten und Inseln. Nr. 100. 101. — Etwas über die Geschichte von Ghilan. Nr. 91. 92. — Etwas über die Aequatorialströmung im atlantischen Meere. Nr. 92. — Ein Abenteuer in den Wildnissen Australiens. Nr. 93. — Alterthümer im G. Kiew. Nr. 95. — Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya. 1. Biarritz, Guettary, St. Jean de Luz. Nr. 96—98. — Weiberregimenter in Indien. Nr. 97. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 6. Zwischen Philippeville und Collo. Nr. 98—102. — Etwas über den Namen Zimmt (Cinnamomum). Nr. 99. — Der Pelorosaurus. Nr. 101. Der Markt von Mayrena. Nr. 102. — Allgemeine Beschreibung von Californien. Nr. 102. 103. — Militäraufstand in Indien. Nr. 103. — Bayonne. ibid.

Chronik der Reisen.

Ritt in die Walachei 4. Bukurest. Nr. 92—100.

Kleinere Mittheilungen.

Nationalkirchhof in England. Nr. 78. — Entdeckung eines Thrones der assyrischen Könige durch Layard. Nr. 79. — Plünderung der französischen Nationalbibliothek. Nr. 80. — Der Fire Annihilator. ibid. — Die französische Niederlassung auf Neuseeland. Nr. 81. — Zustand des französischen Guiana. ibid. Lage der belgischen Colonie Santo Thomas. ibid. — Auswanderung der Chinesen nach Amerika. Nr. 82. — Eine Gewehrsalve zu Ehren eines römischen Tribunen. ibid. — Versuch einer neuen Beleuchtung zu Paris. Nr. 83. — Neuer Reiseplan zur Aufsuchung des Süßwassersee in Südafrika. Nr. 84. — Orientalische Forschungen in Rom. Nr. 85. — Etwas über Ponsards Charlotte Corday. Nr. 86. 90. — Baldige Beendigung der magnetischen Telegraphen zwischen England und Frankreich. Nr. 87. — Etwas über die alten Abchen oder Tscherkessen. Nr. 88. — Eine altassyrische Gesichtsmaske. ibid. — Herabgeschwemmte goldhaltige Erde bei Sarawak. Nr. 89. — Ausdehnung des Poststempels in England. Nr. 90. — Die Burggrafen und die Markgrafen in Frankreich. Nr. 91. — Racher Angriff des Canals von Nicaragua. ibid. — Die Cochenillezucht in Algier. Nr. 92. — Die Menschenopfer bei den Khonds. ibid. — Die Sikkim-Geschichte. Nr. 94. — Früchte der Einrichtung des Prudhommes in Paris. ibid. — Geschenke im Orient. Nr. 94. — Der District westlich vom Indus. Nr. 96. — Folter in China. Nr. 97. — Die Bevölkerung von Tlemsan. ibid. — Erleichterung der Nilschifffahrt. Nr. 98. — Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg als apokryph angegriffen. Nr. 99. — Betrag der Taxes on Knowledge in England. ibid. — Unwissenheit in England. Nr. 100. — Ueber Lepsius Annahme eines höhern Nilniveaus in Nubien während der historischen Zeiten. Nr. 101. — Beleuchtung durch eine elektrische Sonne. Nr. 102. — Die Seeschlange abermals. ibid. — Englische Modebestrebungen. Nr. 103. — Folgen der Revolution im Seinedepartement. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Mai.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow**, jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Rocky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 104. 1 Mai 1850.

Das Waldleben im Orgelgebirge.

Der Reisende, welcher im Anschauen der reizgeschmückten Umgegend von Rio de Janeiro vertieft ist, findet dieses unvergleichliche und großartige Gemälde auf der Nordseite durch die wilden Massen des Orgelgebirges eingerahmt, das mit seinen wunderbar geformten Kuppen und Hörnern aus geheimnißvoller Ferne herüberschaut. So viele reizende Ruhepunkte nun das Auge des Beschauers auf dieser malerischen, fast feenhaften Landschaft fesseln, so scheint jenes phantastisch gestaltete Gebirge mit seinen wildromantischen Partien im Styl des Salvator Rosa doch einen ganz eigenen Zauber zu haben, denn immer kehrt der Blick auf dasselbe zurück und die Sehnsucht wird immer drängender in der Brust, sein vielverheißendes Innere kennen zu lernen.

Auch ich konnte diesem Drange nicht widerstehen. Zwar hatte ich schon früher einen Theil jenes Gebirges durchstreift, allein theils war dieß zu schnell geschehen, theils war es jetzt noch eine andere Ursache, die mich aus dem keineswegs erquicklichen Dunstkreise der Kaiserstadt des antarctischen Wendekreises wegzog. Meine Gesundheit war nämlich etwas leidend geworden und so hoffte ich von dem Aufenthalte in der stärkenden Bergluft und von dem Genuß der krystallhellen Gewässer des Gebirges eher Genesung als von den Heilkünstlern Rios, die der Welt bislang noch keine authentischen Beweise von ihrer Geschicklichkeit geliefert hatten, wohl aber mochte die große Sterblichkeit in Rio das Gegentheil bezeugen. Es war meine Absicht, meinen alten Freund, den halbcivilisirten Wilden Antonio, zu besuchen, mich ein paar Monate bei ihm einzuquartieren und mit ihm das Gebirge zu durchstreifen.

Um am folgenden Morgen keinen Aufenthalt zu haben und um früh satteln zu können, hatte ich schon am Abend vorher mich und Pferd über die breite Hafenbai nach Praya Grande übersetzen lassen, und in dieser Villa mein Nachtquartier genommen. Schon vor Sonnenaufgang brach ich auf und ritt durch eine sich bis an die Gebirge hinziehende, meist baumlose Ebene, die überhaupt nur wenig Interesse bot. Die Gegend um Rio ist weniger angebaut und belebt, als man von dem Einfluß einer so bedeutenden Handelsstadt erwarten sollte, und gewährt nicht das lebendige Bild der Geschäftigkeit, welches sich in der Nähe europäischer und nordamerikanischer Handelsstädte ersten Ranges in so bunter Mannichfaltigkeit darstellt. Von Fabriken und Manufacturen findet sich keine Spur und eben so wenig sind Vergnügungsörter vorhanden, in denen die Lebelust bei geselliger Unterhaltung, Spiel und Tanz Genuß finden könnte. Das kommt daher, weil der Reichthum des Landes — soviel davon überhaupt das aussaugende englische Handelssystem übrig gelassen hat — verhältnißmäßig nur in den Händen weniger sich befindet, d. h. in den Händen ausländischer hier ansässiger Kaufleute und einiger einheimischen Kaufleute und Grundbesitzer. Jene suchen sobald als möglich Reichthümer zusammen zu raffen, um sie später in der Heimath gemächlich zu verzehren, und die letztern haben keinen Sinn für öffentliche Vergnügungsörter, sondern beschränken sich höchstens auf Gesellschaften in Familienkreisen. Die Masse der Bevölkerung besteht aus Lumpen, einer Bastardrace von Weißen, Negern, Mestizen, Creolen und Gott weiß was noch mehr, die in ihrer Versumpftheit, im Schmutz der Gewohnheit fort vegetirt und keines höhern Aufschwungs fähig ist. Eigentliche Volksfeste, Scheibenschießen, Ernte- und Jahrmarktsfeste ꝛc. kennt man nicht, alles wird vom Kirchenleben absorbirt. Wie in Europa die allmächtige Polizei das Volk unter ihre allbeglückende Vormundschaft genommen, so hat sich dieses Geschäfts in Brasilien die Kirche bemächtigt, und in dieser Hinsicht wenigstens scheint dem Brasilier noch das bessere Loos gefallen zu seyn, denn das Gängelband, das Priesterklugheit wob, um daran das Volk zu leiten, ist sanft und weich, während der straffe Zügel, in welchem die europäischen Polizeistaaten gehalten werden, so viele wunde und tiefgehende Stellen unsanft berührt. Die Kirche also ist dem Brasilier alles; sie muß ihm die Zeit vertreiben, wenn er sich langweilt; sie gilt ihm mit ihren wunderlichen Aufzügen für eine die Sinne kitzelnde Schaubühne. Die Kirche ists, worin die Buhlerin ihre Netze ausspannt und die Kokette nach Eroberungen angelt. Die Kirche ists, die dem Brasilier die Sünden vergibt, um noch recht viel neue zu begehen. Die Kirche ists, die mit ihren Sacramenten ihn auf dem Sterbebette tröstet, wo es vielleicht zum erstenmal geschieht, daß er ernsthaft an das Jenseits denkt; die Kirche ists endlich, in welcher der Brasilier begraben seyn will, um unter den Fittichen irgend eines heiligen Bischofs, Abts oder Mönchs mitten durch das Fegefeuer geraden Wegs in das Himmelreich zu schlüpfen.

Gegen Mittag erreichte ich das kleine Städtchen St. Joze, das ein classisches Terrain für Landstreicher, Bettler und Taugenichtse jeder Art zu seyn schien, denn an solchem nichtsnutzigen Gesindel war ein gesegneter Ueberfluß. Wahrscheinlich überschwemmte die nahe Hauptstadt mit diesem Auswurf den Ort.

Vor der etwas abwärts gelegenen Venda hatte sich im Schatten einer kleinen Baumgruppe eine Spielgesellschaft gelagert, welche mit dem dichten Kreis von Zuschauern für den Menschenbeobachter ein interessantes Schauspiel darbot und dem Pinsel

Digitized by Google

eines Hogarth Beschäftigung gegeben haben würde. Die vier Spieler saßen auf einer am Erdboden ausgebreiteten Matte und die Umstehenden verfolgten, da das Spiel um Geld ging, mit dem lebhaftesten Interesse, das sich in den Gebärden dieser Südländer so auffallend ausdrückte, den Gang desselben. Während ich vom Pferde herab die Gruppe betrachtete, ereignete sich eine sehr drollige Scene, die jedoch leicht ein blutiges Ende hätte nehmen können. Dem Spiele am nächsten stand im Kreise der Zuschauer ein wohlbeleibter Sklavenhändler portugiesischer Abkunft, letzteres an der hellern Hauptfarbe kenntlich, und hinter ihm über seine rechte Schulter hinweg blickte das pfiffige Gesicht eines Mulatten, während über diese beiden Vordermänner hinaus auf der linken Schulter des dicken Sklavenhändlers das schwarze Antlitz eines Negers zum Vorschein kam und mit blitzenden Augen den Glückswechsel des Spieles beobachtete. Dem schwarzen Eigenthümer desselben schien es keine geringe Anstrengung zu kosten, seinen Gesichts- und Ruhepunkt zu behaupten. War nun schon das Aeußere dieser drei Köpfe, die in ihrer jetzigen Lage aus einem Rumpfe hervorgewachsen zu seyn schienen, an Bildung und Farbe so wesentlich von einander verschieden, so zeigte die lebendige Erfahrung sehr bald, daß auch der innern Construction derselben keine größere Harmonie zur Grundlage diente. Dem Mulatten nämlich wurde der Andrang des ihm unbekannten Negers sehr bald lästig, und da er ihn für einen Sklaven hielt, mit dem in Brasilien wenig Umstände gemacht werden und der sich immer auf Püffe und Hiebe aus allen Compaßstrichen gefaßt halten muß, so versetzte jener diesem einige Rippenstöße mit dem Elbogen, um ihn in gehöriger Entfernung zu halten. Der Neger faßte jedoch den Beleidiger mit kräftiger Faust ins Genick, brachte mit einem Ruck das Gesicht des Mulatten in eine fast gerade Linie mit dessen linker Schulter und beugte es dann durch eine gleiche Handbewegung niederwärts, so daß es dem Fingerzeig des Negers unwillkürlich folgen mußte, der auf seine Schuhe deutete. Das sollte seinem Gegner andeuten, daß er ein freier Schwarzer, und folglich nicht gesonnen wäre, sich ungeahndet Stöße und dgl. verabreichen zu lassen. Der Mulatte gerieth jedoch bei diesem Angriff des Negers in noch größere Wuth und schrie: „nao faz nada, tome mais" (das macht nichts, da hast du mehr), wobei dann abermals sein Elbogen die Rippengegend des Schwarzen unsanft berührte. Jetzt war die Geduld des letztern zu Ende. Die Neger haben nun bekanntlich ungemein harte Schädel, und da sie diese Eigenschaft recht gut kennen, so bedienen sie sich ihrer mit großem Erfolge als Angriffswaffe, indem sie wie wilde Stiere auf ihre Gegner losrennen und letztere mit dem Kopfe in die Gegend des Unterleibes zu stoßen trachten. Ein solcher Stoß (auf portugiesisch Cabeçada) hat oft tödliche Folgen. Dieses Manöuver führte nun auch der durch wiederholte Beleidigungen gereizte Neger aus, indem er etwa 10 Schritte zurücktrat und dann mit der blinden Wuth eines gereizten Stieres mit vorgehaltenem, erdwärts geneigtem Kopfe auf seinen Feind losstürzte. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Der vorhin gedachte dicke Sklavenhändler hatte keine Ahnung von dem, was unmittelbar hinter seinem breiten Rücken vorging. Fortwährend ganz vertieft in das Spiel stand er als ruhiger Zuschauer da und hielt eben die geöffnete Tabaksdose in der Hand, um sein ansehnliches Riechorgan zu bewirthen, als ihn mit einemmale der eben so furchtbare als unerwartete Stoß des Negers rückwärts au juste milieu traf und ihn mitten zwischen die Spielenden hindurch auf die gegenüberstehenden Zuschauer schleuderte, deren Linie von der Schwerkraft dieser Fett- und Fleischmasse vollständig durchbrochen wurde. Das ging auch alles ganz natürlich zu. Der Mulatte nämlich, der dicht hinter dem Sklavenhändler stand, hatte den Angriffsplan des Schwarzen vorhergesehen, ihn deßhalb nicht aus den Augen gelassen, und so war es ihm nicht schwer geworden, durch eine geschickte Körperwendung dem gedrohten Stoße auszuweichen, dessen ganze Gewalt nunmehr den arglosen, kein Unglück ahnenden fetten Sklavenhändler traf. Die allgemeine Verwirrung wurde durch den seinem Opfer nachstolpernden schwarzen Urheber derselben und durch die beiden, dem Angegriffenen und dem Angreifer, in weitem Bogen voraneilende Tabaksdose, deren Inhalt sich in die Augen mehrerer Zuschauer verirrte, wo möglich noch vermehrt, denn es bot sich in der That eine Scene der Ueberraschung, des Schreckens und der Bestürzung dar, die schwer zu beschreiben ist. Ganz den Gesetzen der Physik gemäß, hatte die größere Schwerkraft des Sklavenhändlers alle leichtern Körper, die ihm auf seiner unfreiwilligen Laufbahn im Wege standen, in seinen Fall verwickelt und mit sich zu Boden gerissen. Der erste, welcher seine Geistesgegenwart im allgemeinen Wirrwarr wieder erhielt, schien der Schwarze zu seyn, der, seine gefährliche Lage einsehend, mit unglaublicher Gelenkigkeit dem Tummelplatz der allgemeinen Aufregung den Rücken kehrte und das Weite suchte.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, traten die Leidenschaften an dessen Stelle und es bot sich dann dem Physiognomen ein anziehender Anblick dar, da sich auf diesen erhitzten, blutdürstenden, racheathmenden Gesichtszügen alle Leidenschaften aus den verstecktesten Winkeln der Menschenbrust abspiegelten. Zehn Messer zuckten in den Fäusten, und die heftigen Gesticulationen dieser Südländer zeigten deutlich, wie leicht Menschenblut von ihren Händen vergossen wird. Glücklicherweise war der Gegenstand ihrer Rache, der Neger, bereits längst aus ihrem Bereich, so daß sie bloß eine Masse von Schimpfwörtern ihm nachschicken konnten, die der Schwarze damit beantwortete, daß er grinsend seine weißen Zähne zeigte und dann eine leichtverständliche Pantomime machte, die darin bestand, daß er den Nagel seines linken Daumens an seine Nasenspitze brachte, hierauf den Daumen der rechten Hand an den kleinen Finger der linken legte und sodann die Finger so viel als möglich ausspreizte. Hierauf entfernte er sich mit raschen Luftsprüngen. Da sich jedoch auswies, daß niemand gefährlich verletzt war, und sich nur einige über erhaltene Kopfbeulen und leichte Verwundungen, andere sich über die Schnupftabaksbeize in ihren Augen beklagten, so legte sich nicht nur die allgemeine Aufregung sehr bald wieder, sondern die ganze Scene wurde sehr bald durch das Prisma des Humors betrachtet, und dieselben Menschen, deren wilde Leidenschaften man kurz vorher noch in so großem Aufruhr gesehen hatte, rissen jetzt, in die Einzelnheiten und Varietäten des tragi-komischen Auftritts eingehend, unter lautem Gelächter ganz verdauliche Witze, mit deren scharfer Lauge besonders der am übelsten gefahrene und dem Anschein nach wenig beliebte Sklavenhändler gewaschen wurde. Der Mulatte erblickte in dem dem Sklavenhändler widerfahrenen Mißgeschicke bloß eine zwar gelinde, jedenfalls aber längst verdiente Strafe, in der man deutlich den Fingerzeig der Wiedervergeltung des Himmels wegen der vielen von ihm (dem Sklavenhändler) an den armen Negern verübten Mißhandlungen erkennen müsse; das sey übrigens bloß eine Abschlagszahlung gewesen. Der Sklavenhändler selbst schien wenig erbaut von dieser tröstlichen Aussicht, und verließ hinkend und die Fäuste

Digitized by Google

ballend den Schauplatz seiner Niederlage, indem ein reicher Blutfluß seiner Nase und dem unmittelbar darunter befindlichen Organe eine Unmasse von Schimpfworten entströmte.

Der Vendu-Wirth war ein gemüthlicher Mann. Als ich abstieg, stand er vor der Hausthür, und seine beiden Arme umklammerten wie ein Reif die Tonne, um sie am Zerplatzen zu verhindern, seinen Schmerbauch, dem die heftigsten Erschütterungen des Zwergfells ein gleiches Schicksal zu drohen schienen. Nur dann und wann, wenn die Lachmuskeln zu sehr erschlafften, um den Ausbrüchen jenes unwiderstehlichen Kitzels ferner Laute zu geben, rief er in einer Art von Erschöpfung und Abspannung aus: Oh Jesu Maria, oh Jesu Maria! Die eben beschriebene Scene hatte ihm fast den Lachkrampf zugezogen, und lange nachher, wenn ich ihn um etwas befragte, ging immer ein erneuerter Anfall der Lachlust voran, ehe er Antwort geben konnte.

Die Bemerkung möchte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn, daß ich nirgends häufiger sehr dicke Personen beiderlei Geschlechts gesehen habe, als in Brasilien. Das kommt aber nicht, wie Sir John Fallstaff sagt, davon „daß Kummer und Sorgen den Menschen aufblasen,“ sondern die eigentliche Ursache dieser Wohlbeleibtheit sind die wenigen geistigen und körperlichen Anstrengungen, denen sich der Brasilier bei einem gemächlichen Leben unterzieht.

Der Hauptbestandtheil meines heutigen Mittagsessens bildeten herrliche Fische, womit die tief in das Land einschneidende Hafenbay so verschwenderisch gesegnet ist. Der Portwein war ausgezeichnet. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht, daß man in Brasilien oft in den gewöhnlichsten Vendas eine ganz vorzügliche Qualität dieses feurigen Weins antrifft. Das kommt zum Theil daher, daß der Wein bei der Versendung die Linie passiren muß und in versiegelte Flaschen gezogen in solchen Vendas bei geringer Frequenz oft 20 bis 30 Jahre lagert, bevor er Abgang findet, so daß sich am Boden der der Länge nach aufgeschichteten Flaschen im Laufe der Zeit ein dicker Satz anhäuft, wodurch der übrige Theil des Weins den höchst möglichen Grad der Klarheit und eine weiße, nur etwas mit hellgelb gemischte Farbe und dabei eine Kraft und ein Feuer annimmt, die für den Kenner nichts zu wünschen überlassen. Die große Aufgabe liegt in dem Oeffnen der Flasche, denn die geringste unsanfte Berührung würde den Feuerglanz des edlen Traubensaftes trüben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei dem Könige der Aschanti.

(Aus dem officiellen Berichte des Lieutenants Governor von Cape Coast Castle an den Staatssecretär für die Colonien, den Grafen Grey in London, vom 13 November 1848.)

Um die seit längerer Zeit zwischen der brittischen Colonie vom Cape Coast Castle und dem benachbarten Könige der Aschanti bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse zu unterhalten, übersandte die brittische Regierung im Sommer des Jahrs 1848 verschiedene Geschenke für letztern an den stellvertretenden Gouverneur jener Colonie, den Capitän Winniett, und genehmigte, daß dieser die Geschenke persönlich übergebe. Zu diesem Zweck verließ Capitän Winniett am 28 September 1848 Cape Coast Castle, begleitet von dem Missionär Freeman, der als sein Secretär fungirte, dem Capitän Powell vom ersten westindischen Regimente und 48 Unterofficieren und Soldaten als Ehrenwache, nebst etwa 150 Musikern, Dienern und Trägern, deren Zahl indeß wegen Erkrankung mehrerer derselben und schlechter Beschaffenheit der Wege auf der Reise vermehrt werden mußte. Da das Klima jener Gegenden Lastthieren aller Art so schädlich ist, daß man sie mit Nutzen nicht gebrauchen kann, so besteht das einzige bequeme und zweckmäßige Transportsmittel in einer leichten, mit einem Schirm bedeckten Hängematte, die an einer Stange befestigt von zwei Eingebornen getragen wird, welche eine Person von gewöhnlicher Schwere etwa vier englische Meilen tragen und dann von zwei andern abgelöst werden; auf diese Weise werden täglich im Durchschnitt 25 engl. Meilen zurückgelegt. Die Entfernung von Cape Coast Castle bis Kumasi, der Hauptstadt des Aschantikönigs, beträgt etwa 200 engl. Meilen und die Reise dahin dauerte fast zwölf Tage; die Kosten der ganzen Reise vom 28 September bis 4 November 1848 beliefen sich auf 305 Pfd St. 11 Schilling und $10\frac{1}{2}$ Pence (etwa 3067 fl., und mithin für jeden Tag etwa $90\frac{1}{2}$ fl.

Der Weg führte zuerst durch das Land der Fanti, in deren Dörfern Missionäre von der Wesleyan Missionary Society mit Hülfe der zu Christen bekehrten Eingebornen Schulen, kleine Capellen und Häuser angelegt haben und wo die Reisenden sowohl von den Häuptlingen, als von dem Volke auf das freundlichste empfangen und bewirthet wurden. Am siebenten Tage erreichten die Reisenden das Land der Aschanti und näherten sich fünf Tage später der Hauptstadt Kumasi; etwa eine engl. Meile vor dieser Stadt kam eine Schaar königlicher Beamte oder Herolde ihnen entgegen, welche Staatsdegen mit goldnen Griffen trugen, um sie im Namen des Königs zu bewillkommen, und gleich darauf erschienen vier königliche Dolmetscher unter großen Sonnenschirmen, einem Zeichen, daß sie Häuptlinge waren. Diese ersuchten den englischen Gouverneur noch ein paar Minuten im Schatten eines an der Straße stehenden großen Banianenbaums zu verweilen, damit der König Zeit habe ihn angemessen zu empfangen. Nachdem man etwa 20 Minuten verweilt und ein Haufen Soldaten des Aschantikönigs seine Gewehre in die Luft gefeuert hatte, setzte sich der Zug des Gouverneurs in Begleitung der Beamten und Dolmetscher des Königs wieder in Bewegung und gelangte bis zum Marktplatze, wo der König und dessen vornehmste Häuptlinge unter großen Sonnenschirmen saßen, wie es beim Empfange angesehener Fremder hier Sitte ist. Der König und die Häuptlinge mit einer Menge von Begleitern und Dienern nahmen drei Seiten eines großen Vierecks ein, und bildeten eine Linie von mehr als 1000 Fuß Länge, welche, Kopf an Kopf gedrängt, aus wohl 10 Reihen Menschen bestand. Die Häuptlinge saßen auf Stühlen die mit rundköpfigen Nägeln von Kupfer, Silber oder Gold, nach eines jeden Range, beschlagen waren, etwa 60 Fuß einer von dem andern entfernt in der Linie, aber sichtbar, da vor ihnen die vordern Glieder der Linie geöffnet waren, und winkten mit ihrer rechten Hand den Engländern zu, ihr Zeichen freundlicher Begrüßung. Am Ende der Linie saß der König selbst, umgeben von etwa 20 seiner Hofbeamten und vielen seiner Boten mit ihren Amtsstäben und goldnen Schwertern, vor den Sonnenstrahlen geschützt durch mehrere ungeheure Sonnenschirme von Sammet in verschiedenen Farben, deren Spitzen roh gearbeitete, aber mit Goldblech belegte Figuren von Vögeln und andern Thieren darstellten; der Stuhl des Königs war reich mit goldnen Zierrathen versehen und dieser Fürst selbst, so wie dessen Begleiter trugen sehr prachtvollen Goldschmuck; viele Häuptlinge und Beamte des Königs trugen so große Goldklumpen an den Händen, daß sie ihnen lästig seyn mußten. Der König der Aschanti ist etwa sechs Fuß groß, stark und kräftig gebaut, anscheinend etwa 52 bis 56 Jahre alt und von sanften, angenehmen Zügen, in welchen die dem Gefühl und Geschmack des Europäers so sehr widerstrebenden Züge eines Wilden durchaus nicht zu bemerken sind. Capitän Winniett mit seiner Begleitung setzte sich an der offnen Seite des Vierecks hin, wie es die Etikette bei den Aschanti vorschreibt, um die feierliche Begrüßung des Königs und der Häuptlinge, über welche Sonnenschirme gehalten werden, zu empfangen. Der Zug der Häuptlinge mit ihren bewaffneten Leuten, 6—10 Mann hoch, dauerte $2\frac{3}{4}$ Stunden und die vornehmsten Häuptlinge tanzten nach einer wilden Musik von Trommeln und Hörnern vor dem englischen Gouverneur, um dadurch ihre Freude ihn zu sehen auszudrücken. Zuletzt erschien der König, und vor ihm gingen viele seiner goldgeschmückten Hofleute und Diener, auch einige seiner Frauen; als er vor dem Gouverneur sich befand, tanzte er etwas, trat dann näher und ergriff dessen Hand mit herzlichem Druck; damit endete die Bewillkommungsfeierlichkeit.

Digitized by Google

An diesem Tage war viel Leben in der Stadt, denn der König hatte die Bevölkerung der Nachbarschaft aufgefordert die Begrüßung des brittischen Abgeordneten mitanzusehen und, wie der Bericht sagt, so seyen mehr als 800,000 (?) Menschen dort versammelt gewesen, während die Zahl der Einwohner der Stadt nur etwa 25,000 betrage.

Kumaß ist im äußern Ansehen von andern Städten des westlichen Afrika's sehr verschieden, und anscheinend etwa 2 engl. Meilen lang und eine Meile breit; die Straßen sind durchgängig sehr breit und reinlich, auch von vielen herrlichen Banianenbäumen beschattet. Die Bauart der Häuser ist dadurch eigenthümlich, daß das Erdgeschoß nach der Straße zu aus offnen Gemächern besteht, welche 15—24 Fuß lang und 9—12 Fuß breit, aber 1—6 Fuß über der Schwelle erhaben sind. Die Erhöhung auf welcher diese Gemächer ruhen, ist mit Stufen nach der Straße versehen und besteht aus Lehm, der mit rothem Ocker polirt ist; die Wände der Häuser aus Flechtwerk bestehend, sind mit Lehm bestrichen und mit weißem Thon bemalt. Die Hausdächer bestehen aus Palmblättern und senken sich so tief herab über die Wände, daß sie die offnen Gemächer und die Politur der Erhöhung gegen Sonne und Regen schützen; der offene Raum des Hauses führt in die zur Wohnung dienenden Zimmer, in welche man von der Straße ab nicht blicken kann, und das Holzwerk an der Vorderseite des Hauses ist gewöhnlich mit rohem Schnitzwerk verziert; diese Bauart der Häuser, welche durchgängig für 50—250 Menschen Wohnung enthalten, gibt den Straßen von Kumaß etwas sehr Lebendiges und Heiteres. Dort haben englische Missionäre von der obenerwähnten Missionsgesellschaft eine Niederlassung, und der Missionär Hillard bewohnt ein aus Holz erbautes nettes Haus, in dessen oberem Stockwerk ein großer Saal und zwei luftige Schlafzimmer, umgeben von einer breiten offnen Galerie sich befinden, worin Capitän Winniett und seine vornehmsten Begleiter ihr Unterkommen fanden. Das Erdgeschoß enthält das Waarenlager und eine kleine Capelle, und vor dem an einer der schönsten und breitesten Straße der Stadt gelegenen Hause ist ein kleiner Garten, bepflanzt mit Citronen, Orangen, Brodfrucht und Feigenbäumen; hinter dem Hause befindet sich ein großer Hof umschlossen von Gebäuden für die Diener und Arbeiter, worin auch die Diener und Wachen des englischen Gouverneurs beherbergt wurden.

Nachdem Capitän Winniett die mitgebrachten Geschenke dem Könige zugesandt hatte, begab er sich Tages darauf in Begleitung der Missionäre Freeman und Hillard zum Könige, welcher umgeben von seinen vornehmsten Beamten im Hofe seines Palastes oder Hauses unter großen Sonnenschirmen saß, und seine Freude über den Besuch des englischen Gouverneurs in seiner Hauptstadt, so wie über die Geschenke ausdrückte, worauf er mit seinen Gästen ein Glas Wein trank, und diese sich wieder entfernten. Der Palast oder die Wohnung des Königs besteht aus vielen mit einander verbundenen Gebäuden, alle von derselben Bauart und Einrichtung wie die übrigen Häuser der Stadt, und bedeckt eine Fläche von mindestens fünf engl. Morgen (Acres); der Palast enthält mehrere kleine Höfe die in den Ecken durch Thüren mit einander in Verbindung stehen und an einer oder mehreren oder allen vier Seiten offne, in den Hof sehende Gemächer haben, welche 1—4 Fuß über dem Erdboden über Stufen von polirtem Lehm erhaben, den offnen Galerien der andern Häuser durchaus ähnlich sind. Indeß sind die Gemächer in der Wohnung des Königs viel geräumiger als die seiner Unterthanen, und sie werden außerordentlich reinlich gehalten.

Am folgenden Tage erschien eine Procession von etwa 300 Boten und Dolmetschern des Königs, und überbrachte dem Capitän Winniett nachbezeichnete reiche Geschenke desselben, welche von 550 Dienern getragen wurden: 2 Ochsen, 4 Schafe, 4 Truthühner, 6 Enten, 6 Schweine, 20 Haushühner, 20 Guineahühner, 20 Tauben, 400 Yams, 303 Bündel Pisang, 4 Schüsseln mit Reis und 5 Schüsseln voll Erdnüsse, 6 Calebassen voll Honig, Orangen, Eier, Palmnüsse und Gemüse, 40 große Stücke Holz und 10 Körbe voll Korn.

Der König besuchte später den Gouverneur in dessen Logis mehreremale und brachte einmal außer einer, wie immer, zahlreichen Begleitung viele seiner Kinder mit. Bei dieser Gelegenheit kam der Aschantikönig in einem hübschen kleinen Phaeton, einem Geschenke der Missionsgesellschaft, setzte sich dem Missionshause gegenüber in die Straße und trank Palmwein; das war ein landesübliches Compliment für den Gouverneur, wobei 5000—6000 Menschen in der wohl 400 Fuß breiten Straße versammelt waren.

Da der König den Capitän Winniett zu einem Mittagessen auf seinem etwa zwei Stunden von Kumaß entfernten Landsitze Eburaß eingeladen hatte, so begab letzterer mit Capitän Powell sich dorthin. Eburaß ist hoch und frei gelegen und der Weg dahin gut angelegt und vortrefflich unterhalten; die Häuser, woraus dieser Landsitz besteht, sind eingerichtet wie die Häuser in Kumaß, aber geräumiger und reinlicher, und das Ganze bedeckt eine Fläche von etwa vier engl. Morgen. Hier waren viele Zimmer mit europäischen Bettstellen versehen, welche seidene Umhänge hatten und mit Spiegeln, Gemälden, Uhren, Kästchen und manchen andern europäischen Fabricaten verziert. In einem Zimmer war unter Sonnenschirmen, die 10 Fuß im Durchmesser hatten, die Tafel auf englische Weise und sehr sauber servirt, und das Mittagessen bestand aus Suppe, einem ganzen gebratenen Schafe, Schaffleisch, Truthühnern, Hühnern, verschiedenen Gemüsen, englischem Plumpudding, Orangen, Erdnüssen u. s. w., nebst englischem Ale, Wein und Liqueuren. Der König aß nicht mit, indem er sich entschuldigte, daß er Messer und Gabel nicht so gut gebrauchen könne wie ein Europäer, er saß aber mit an der Tafel und trank mit seinen Gästen Wein, während er sich mit ihnen über verschiedene Gegenstände, sehr verständig unterhielt. Bei diesem Feste trug der König Officiersuniform, sonst trägt er hübsche Civilkleidung von Tuch, und bei ihm waren nur zwei seiner Vornehmen, welche hinter ihm standen. Nach Tisch führte der König seine Gäste in die Gemächer seiner Frauen und stellte sie diesen vor, indem er bemerkte: „daß kein Aschanti, selbst nicht sein vornehmster Günstling, jemals dort eingeführt sey.“ Die Reste der Speisen von der königlichen Tafel wurden nebst etlichen großen Töpfen voll Suppe für die Soldaten und Diener der Engländer in das Missionshaus geschickt.

Bei einem andern Besuche welchen Capitän Winniett dem Könige machte, wobei Osfai Kujo, der Thronerbe, zugegen war, trug ersterer den dringenden Wunsch der Königin von England vor, daß der König in seinem Lande die Menschenopfer abschaffen möge, welche noch immer vorkämen, wie er, Capitän Winniett, in Kumaß selbst gesehen habe. Der König erwiederte ihm darauf: obgleich Menschenopfer ein von ihren Vorfahren herstammender Gebrauch seyen, so vermindere er die Zahl derselben in seinem ganzen Reiche fortwährend, und er werde den Wunsch der Königin von England nicht vergessen. Uebrigens kämen in Kumaß Menschenopfer bei weitem nicht so häufig vor als man erzähle, und er hoffe, daß man darüber bloßen Gerüchten keinen Glauben schenken werde; dabei sagte er wörtlich: „Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Knabe hörte, die Engländer kämen in Schiffen an die Küste von Afrika um Sklaven zu holen, welche sie in ihr Land brächten um sie zu verzehren. Später erfuhr ich, daß dieses Gerücht falsch sey, und so wird es auch wohl mit vielen Gerüchten seyn die über mich umhergehen.“ Damit war die Unterhaltung über diesen Gegenstand, welcher wohl der Hauptzweck des Besuchs des englischen Gouverneurs war, beendigt, und nach einem 18tägigen Aufenthalte in Kumaß und einem stets freundlichen Verkehr mit dem Könige der Aschanti reiste derselbe mit seinem Gefolge längs der Küste zurück nach Cape Coast Castle, wo er, ohne irgend einen Unfall auf der ganzen Reise zu haben, nach acht Tagen wieder eintraf.

Das letzte Symbol der Sikhherrschaft im Pendschab, die Münze von Randschit Singh und seinen Nachfolgern, soll nun verschwinden; man will sie in möglichst kurzer Frist einfordern, um sie einer Probe zu unterwerfen und einzuschmelzen, damit sie in Calcutta oder Bombay in Compagniemünze umgeschlagen werden. Man wird aber wohl einen bestimmten Termin festsetzen müssen, nach dessen Verlauf die „Nanokschai“-Rupie nicht mehr als gesetzliche Zahlung gelten soll, denn sonst werden die Anhänger der alten Herrschaft immerhin bedeutende Massen zurückhalten, in der Hoffnung, die Sikhherrschaft wieder aufleben zu sehen. (Indian News. 18 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 105. 2 Mai 1850.

Die alten Ansiedlungen am nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres.

(Journal des russ. Ministeriums für Volksaufklärung. März.)

Die Colonien am nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres von der Donau bis zum Bug sind bis jetzt noch wenig erforscht worden. Dr. Muralt theilte kürzlich der Petersburger archäologisch-numismatischen Gesellschaft seine Forschungen hierüber mit, aus denen wir nachstehend die Hauptresultate ausheben.

Die Grundlagen von Gebäuden, ähnlich denen, wie sie zu Tultscha, am südlichen Ufer der Donau, entdeckt wurden, und welche zu Noviddunum, dem Standquartier der zweiten Herkuleslegion gehörten, finden sich auch zu Kartal am entgegengesetzten Ufer bei der Einmündung des Pruth in die Donau. Außer diesen Gebäuden finden sich auch zu Kartal Basreliefs, von denen eines Apollo und Diana auf der Jagd darstellt, und einige Bruchstücke von Inschriften, die im Museum von Odessa aufbewahrt werden. Nach den alten Itinerarien kann man diese Ueberreste nur dem Hafen der Stadt Tomi, Namens Kollatis (Kilia), zuschreiben, weil andere, von den Alten an der Mündung der Donau erwähnte Städte, Istropolis, in Kargalis, 83 Werste südlich von der südlichen Mündung, und Antiphyllum, dessen Strabo und der ungenannte Autor eines Itinerars erwähnen, 50 Werste oder 300 Stadien nordwärts von der Kilia-Mündung in der Nähe des Sees Karatschus liegen. Der Ort Antiphyllum war vielleicht nur ein Wachtthurm, um das innere Land zwischen Donau und Dniestr besser zu beobachten, weil die Entfernungsangaben schwer ins Gleiche zu bringen sind, wenn man unmittelbar am Ufer fortgeht. während sie leicht sich einfügen, wenn man die Sümpfe und Limane, deren sich zwei oder drei an diesem Ufer finden, umgeht; hier gewinnt man jetzt über 2½ Mill. Ctr. Salz, da sie aber im Alterthum nicht gegen die Seeseite geschlossen waren, so konnten sie als Häfen dienen, Strabo bezeichnet mindestens einen derselben, ohne ihn mit Namen zu nennen.

Oberhalb dieser Limane, 55 Werste oder 330 Stadien von Antiphyllum findet sich ein Ort Namens Cremnisces, was einen Bruch, einen Abfall oder Stufe der Steppe gegen das Meer bedeutet. Solche Stufen haben manchmal 100 bis 150' Höhe, z. B. die von Kobail bei Tatar Bunar. Der Ort Antiphyllum und Kremnisk gehörten offenbar zum trajanischen Wall, der sich von jenseits des Dniestr bis Kamieniez-Podolski ausdehnt, wo man ihn noch unter dem Namen des Schwein- oder Kiew-Walls kennt, und bis zur Ukraine, wo man ihm den Namen Drachenwall gegeben hat. Münzen des Kaisers Trajan finden sich wirklich längs diesem Wall; auch goldene und silberne Gegenstände grub man in Buseo und am rechten Ufer des Pruth aus. Ferner zeigt man einen Canal Trajans am Dniestr.

Plinius nennt vor der bedeutendsten Stadt, die am rechten Ufer des Dniestr liegt, einen Ort Aepolium, welcher wahrscheinlich eines und dasselbe ist mit dem bei Strabo erwähnten Hermonaxa, das durch einen Thurm Neoptolemus — so genannt nach einem Heerführer Mithridats — vertheidigt war. Diese Befestigung, welche 120 Stadien (20 Werst) von Kremnisk lag, muß man in Schabak, einer Schweizercolonie an einem zwischen Akkerman und dem Meere gelegenen Liman, aufsuchen. — Die alte „Insel der Tirageten" vor der Mündung des Dnieprs oder Tiras, bildet jetzt eine Halbinsel, welche von zwei Gräben durchschnitten ist, durch welche das Wasser des Liman abläuft. Nahe an dieser ehemaligen Insel, welche 8 Werste in der Länge hat, liegt das von Fischern bewohnte Dorf Bugasl. Der Name Tirageten ist zusammengesetzt aus dem Namen des Flusses Tiras, der schon im Alterthum durch seinen Reichthum an Fischen berühmt war, und dem Namen der Geten, welche an beiden Ufern in Höhlen wohnten, ähnlich den Erdhütten der jetzigen Anwohner. Der Liman hat 10 Werste in der Breite und 6 bis 10 Fuß Tiefe, während der Strom vor seiner Einmündung in den Liman 50 bis 100 Fuß Tiefe bei einer Breite von 200 bis 1000 Fuß hat. Bei der außerordentlich raschen Strömung oberhalb des Liman muß man hier die den Strom herabkommenden Schiffe mit andern vertauschen, wie sie jetzt noch zur Küstenschifffahrt benützt werden. Zu dieser Umladung war die Anlegung einer oder mehrerer Ortschaften unerläßlich.

(Schluß folgt.)

Das Waldleben im Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Ich ritt bis zum Abend in der Ebene fort und langte dann an einer vereinzelt liegenden Venda an, welche einige Stunden von St. Anna an einem kleinen, in die Hafenbay mündenden Flusse liegt. Es liegen hier immer einige Ruderboote, in denen man die Reise nach Rio von hier aus zu Wasser machen kann. Der Careiro (Ladenbursche) saß vor der Thür und vertrieb sich die Zeit damit, daß er den unzüchtigen Tänzen einiger Negerjünglinge zusah, die, von einigen Gläsern starken Branntweins begeistert, mit ihren schwarzen Herzensköniginnen unter freiem Himmel ein Tanzgelage hielten. An den seltsamen Grimassen und Körperstellungen, welche die Neger bei ihren Tänzen zu machen pflegen, kann man sich wohl eine Zeitlang unterhalten.

Digitized by Google

Am andern Morgen setzte ich frühzeitig meine Reise fort und eilte über Porto Pinheiro und Maje dem Gebirge zu, an dessen Fuße ich in einer Venda übernachtete, die viel von den Führern der Maulthierzüge, welche Kaffee und Reis über das Gebirge bringen und dagegen andere Bedürfnisse zurücknehmen, besucht wird. Ich traf mit mehrern dieser Leute zusammen, und wir übernachteten in einem Nebengebäude, in welchem einige leichte, mit Matten bedeckte Bettstellen den Reisenden die einzige Bequemlichkeit bieten. Um jedoch wegen eines Lagers niemals in Verlegenheit zu kommen, hatte ich meine Hängematte mitgenommen, worin man auch am geschütztesten gegen die Angriffe der Ameisen und anderer Insecten schläft. In der Venda war nichts als trockener Käse, Rosque (eine Art Zwiebacks) und Wein für die Abendmahlzeit zu erhalten, und obgleich die Truppeiros Lebensmittel bei sich führten und mich auch zu ihrem Imbiß einluden, so zog ich doch mein frugales Essen vor, da die untern Classen und Neger in Brasilien sich weder der Gabel noch eines Löffels bedienen, sondern mit der Hand in die gemeinschaftliche Schüssel langen und ihre Speise folglich nicht besonders einladend und appetitlich ist.

Das lange, milde Zwielicht des Sommerabends unserer nördlichen Heimath geht diesen glänzenden Himmelsstrichen ab. Das Gestirn des Tages beginnt um 6 Uhr Morgens seinen Kreislauf, um sich um dieselbe Zeit Abends wieder in die Fluthen des Oceans zu versenken. Es blieb also für uns bis zum Schlafengehen noch eine geraume Zeit übrig, welche die Truppeiros wie gewöhnlich mit dem leidigen Kartenspiel ausfüllten, und dieß mit einer Leidenschaftlichkeit und unter so heftigem Geschrei bis spät in die Nacht fortsetzten, daß ich erst gegen Morgen in Schlummer sank. Obgleich nur um Kupfermünzen gespielt wurde, so war mir doch bange, daß ein Unglück vorfallen möchte, denn wenn auch diese Menschen, ihrem Feind Stirn gegen Stirn und im ehrlichen Kampfe gegenüber, meistens sehr feig sind, so werden sie doch, sobald die wilden Leidenschaften der Spielwuth und Eifersucht ihr Blut erhitzen, zu wahren Hyänen. Die meisten Mordthaten in Südamerika fallen beim Spiel vor, und das dolchartige, in diesen Gegenden aber ganz unentbehrliche Messer, welches hinten in einer am ledernen Gürtel befindlichen Scheide steckt, wird nur zu leicht mit Menschen-, ja Freundes- und Bruderblut gefärbt. Und dabei herrscht ein Geschrei, ein Remonstriren und eine Gesticulation, wovon der Nordländer keinen Begriff hat, denn die den Franzosen von den Deutschen nachgesagte Zungenfertigkeit ist eine wahre Lappalie in Vergleich mit der der Portugiesen oder Brasilier, wenn sie einmal auf ein Lieblingscapitel gekommen sind oder irgend eine Leidenschaft ihre Sprachorgane in Bewegung setzt. Wenn ein solcher Südländer nicht ebenfalls der Erschöpfung und dem Bedürfnisse der Ruhe nachgeben müßte, so hätte man in seiner Zunge sehr bald das vielgesuchte perpetuum mobile entdeckt. Der Graf von Segur, welcher die Geschichte der großen Armee geschrieben hat, scheint dieselbe Erfahrung gemacht zu haben, wenn er behauptet, daß die schwache Division Portugiesen, welche Napoleon in die Eisgefilde Rußlands folgen mußte, auf dem Marsche und im Bivouac durch ihre Wortgefechte und ewiges Schwadroniren mehr Lärm gemacht habe, als der ganze übrige Gewaltshaufen. Inzwischen war unter den Maulthierführern alles glücklich abgelaufen, und als ich am andern Morgen bei Sonnenaufgang mein Pferd sattelte, bemerkte ich, daß sich ihr Blut wieder abgekühlt hatte und sie in der besten Harmonie zu seyn schienen. Sie winkten, da sie fast mit mir zu gleicher Zeit aufsaßen, aber eine andere Straße einschlugen, mit der den Portugiesen eignen Handbewegung mir ihr „Adeos, Senhor! passe muito bem" zu, und bald hatten wir uns gegenseitig aus den Augen verloren, da ich lustig auf das Orgelgebirge lostrabte und bald darauf diese große, romantisch schöne Wildniß betrat.

Es ist ein gewaltiger Contrast, wenn man aus der bewohnten aber monotonen Ebene in das schweigende und starkbewaldete Gebirge tritt. Unter der heißsonnigen Zone ausgebreitet, an kräftigen Bergwassern aber reich, bringt diese Gegend die merkwürdigsten Producte hervor, und Flora und Fauna wetteifern in ihren seltsamen Gebilden miteinander. Der Botaniker und Zoologe finden ein weites Feld für ihre Forschungen, aber selbst der Uneingeweihte wird durch das glänzende Gefieder der mannichfaltigsten Vögel und durch den Farbenschmelz der wunderbar gestalteten Blüthen entzückt. Für den Fremdling erschließt sich eine ganz neue Welt, worin alles von dem in seiner Heimath so wesentlich verschieden ist: vom niedrigen Moose bis zur lillafarbigen Krone des riesigen Sapucajabaumes, vom Colibri bis zum Bergadler, vom winzigen Gewürm bis zur Boa, vom harmlosen Gürtelthier bis zum blutdürstigen Jaguar, vom kleinsten Wasserinsect bis zum Alligator und dem scheußlichen Garfisch in den schlammigen Flüssen und Sümpfen der Niederungen des Landes.

Als die Gluth der Sonne zunahm, lagerte ich mich an einem der vielen kleinen, kahlen und krystallhellen Bäche des Gebirges, und so dicht ist das Laubgewölbe des Waldes, daß selbst die senkrechten Strahlen der brasilischen Sonne nicht durchzudringen vermögen. Ich erlebte hier ein kleines Abenteuer. Da im Gebirge häufig Mulattengesindel und entlaufene Negersklaven sich umhertreiben und die Wege unsicher machen — man muß sich ja hüten, an Ruheplätzen in der Nähe der Wege sich dem Schlummer zu überlassen, da man sonst bei seinem Erwachen sehr leicht sich rein ausgeplündert finden könnte — so hatte ich mich etwas in das Dickicht zurückgezogen, und als ich so im Schatten dalag und mein dürftiges Mittagsmal verzehrte, erblickte ich eine sehr große Klapperschlange, die mit ihren glänzenden Augen unverwandt auf eine Stelle blickte. Ich folgte der Richtung dieses Blickes und bemerkte dann einen Tapeti (der brasilische Hase von der Größe eines Kaninchens), der, wie gebannt von dem Blicke der Schlange, unbeweglich seine Feindin anstarrte, bis plötzlich das Reptil wie ein Pfeil auf seine Beute losschoß, es mit seinen Zähnen erfaßte und äußerst geschickt durch seinen engen aber großer Erweiterung fähigen Schlund brachte. Der Tapeti leistete nicht den geringsten Widerstand, sondern schien freiwillig in den furchtbaren Schlund zu gehen, und man konnte deutlich seine Bewegungen und Lebensäußerungen auf seiner Reise in das Innere der Schlange wahrnehmen. Theils um das giftige Reptil zu vertilgen, theils um zu sehen, ob der Tapeti auf seinem gefährlichen Durchgange viel gelitten hatte, tödtete ich die Schlange durch einen Schuß in den Kopf. Noch immer gab der Tapeti Lebenszeichen und Zuckungen von sich, und als ich schnell den Leib der Schlange aufschnitt, fand ich das Thier nur wenig verletzt noch am Leben, und ob dasselbe auch anfangs sehr angegriffen war, so erholte es sich doch immer mehr als ich es mit frischem Wasser begoß. Nach Verlauf einer halben Stunde war es so weit hergestellt, daß es langsam davon hüpfte.

Mein Weg lief beständig bergauf und ab, oft an tiefen Abgründen hin, und von der Höhe der Bergspitzen eröffnete sich die weite Aussicht auf die große und schauerliche Wildniß, die

Digitized by Google

sich unabsehbar in das Innere ausdehnte. Es war nun gerade an einer solchen Stelle, wo auf der linken und rechten Seite mich ein so steiler Abgrund angähnte, daß schon der bloße Hinblick in die unermeßliche Tiefe schwindelerregend war, als plötzlich um den Vorsprung eines nahen Felsens eine ganze, mit Kaffeesäcken beladene Truppe von 49 Maulthieren, eins hinter dem andern nachdrängend in vollem Laufe, hinten und vorn ausschlagend, wie rasend auf mich losgesprengt kam, so daß ich in eine der gefährlichsten Lagen meines Lebens gerieth. Sowohl das Ausweichen als Umwenden war mir unmöglich, da der Pfad höchstens zwei Schritte breit war. Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden, denn das vorderste Maulthier war nur noch wenige Schritte von mir entfernt und wurde, rasend wie es war, auf dem schmalen Pfade mit seinen vollen Kaffeesäcken an den Seiten mich und mein Pferd auf der einen und sich selbst auf der andern Seite in den Abgrund gestürzt haben. In diesem kritischen Augenblick feuerte ich fast blindlings mein Gewehr auf das erste Maulthier ab. Weder die Zeit noch die Unruhe meines nun ebenfalls scheu gewordenen Pferdes erlaubten mir mit Sicherheit zu zielen, allein es war ein sogenannter Schlumpschuß, welcher den Langohrigen zu Boden streckte, so daß er noch einmal seine Viere den Wolken zukehrte und dann links über mit Donnergepolter in den Abgrund rollte. Sein langohriger Nachfolger stutzte beim Anblick dieses unerwarteten Ereignisses, schien von einem heilsamen Schrecken ergriffen, schwenkte rechts um und stürzte auf sein eignes Corps, wo er, wenn möglich, die entsetzliche Verwirrung noch vermehrte. Ich gewann jedoch freien Spielraum, um aus meiner gefährlichen Lage zu kommen, da der schmale Gebirgspaß an den Abgründen entlang glücklicher Weise nicht sehr lang war und sich bald wieder erweiterte. Allein dadurch war nur wenig gewonnen, denn jetzt wurde auch mein Pferd wild und setzte wie rasend dem tollen Haufen der nunmehr wieder zurücksprengenden Maulthiere nach, welche hinten und vorn ausschlugen, ihre Ladungen abwarfen und den Kaffee auf den Weg verstreuten. Das ganze Unheil hatte ein Hornissenschwarm angerichtet, der zwischen die Thiere gerathen war und sie scheu und wüthend gemacht hatte. Nach Lebensgefahren und unsäglichen Mühseligkeiten gelang es erst, auf den halsbrechenden Wegen einigermaßen Ordnung wieder herzustellen. Der Aufseher der Truppe und seine sieben Neger, von denen einige schwere Körperverletzungen davon getragen hatten, waren in Verzweiflung, denn mehrere Maulthiere waren in die Tiefe gestürzt, andere hatten sich auf eine schreckliche Weise beschädigt, und noch andere hatten sich blindlings in das Dickicht des Waldes gestürzt und sich dort zwischen Dorngewächsen so gräßlich eingeklemmt und verwundet, daß zu ihrer Rettung nur wenig Hoffnung vorhanden war. Unbegreiflicher Weise war ich bei jener tollen und unfreiwilligen Gallopade sehr glücklich davon gekommen, da ich nur eine nicht sehr bedeutende Contusion am Knie und einige Schrammen und Schmarren im Gesicht und an den Händen erhalten hatte. Es ist unglaublich, welch Unheil ein anscheinend so unbedeutendes Insect, als eine Hornisse, anrichten kann, und wenn es dem menschlichen Verstande, der schon so viel ausgesonnen hat, jemals gelingen sollte, diese Thiere einigermaßen abzurichten, so würde die Reiterei im Felde bald sehr nutzlos, ja für die andern Waffengattungen des eignen Heeres verderblich werden, denn man hätte alsdann nur nöthig, auf das chargirende Reiterregiment einige Hornissenschwärme loszulassen und diese würden bald die rasendste Verwirrung anrichten. Die Kriegsgeschichte berichtet auch in der That mehrere Fälle, wo ein zufällig unter die Reiterei gerathener Hornissenschwarm das übrige Heer in die dadurch entstehende Unordnung verwickelte und dessen Niederlage herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien, nach einer Ueberland-Reise auf einer bisher unbekannten Route.

(Zwei Briefe eines Norddeutschen, mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.) [1]

San Diego in Californien, den 28 October 1849.

Endlich finde ich einmal wieder Gelegenheit, mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten, aber wenig darf es auch nur seyn, denn der Steamer, auf welchem ich meine Reise nach San Francisco fortzusetzen und zu vollenden gedenke, ist im Begriff abzustoßen. Sie haben vielleicht richtig vermuthet, daß diese infame Ueberlandtour sieben Monate dauern könnte. Bis heute bin ich gereist, um diese Küste zu erreichen, eine lange, lange Zeit. Erst vor einigen Wochen stieß ich auf die ersten weißen Einwohner Californiens, erreichte acht Tage später Los Angelos, von wo aus ich zu Schiff weiter zu reisen gedachte, fand auch eine Bark im Hafen San Pedro nach San Francisco bestimmt, doch nachdem ich acht Tage vergeblich auf Versegelung derselben gewartet, kaufte ich mir wieder ein Pferd — denn über meine Maulthiere hatte ich bereits verfügt — um zu Lande weiter zu gehen, indessen gerade als ich aus der Stadt ritt, stieß ich auf Herrn Fr., J. und T.'s Reisegefährten, der an jenem Ort ein Haus etablirt hat, und ließ mich von ihm bereden, sein Reisegenoß zu werden nach San Diego und dann den Steamer zu nehmen. Hier bin ich denn nun gerade zeitig genug, und hoffe in zwei Tagen auch endlich das gelobte San Francisco zu schauen; diese paar Zeilen setzen Sie und meine Eltern doch mindestens von meinem Wohlseyn und Aufenthalt in Kenntniß. Sobald ich Gelegenheit finde, werde ich meine Reisenotizen etwas zusammenfügen und Ihnen zustellen, für jetzt kann ich nur noch erwähnen, daß die Reise die schauderhafteste und gefahrvollste war, die ich nur unternehmen konnte, und ich versichere Sie, daß Geld mich nicht bewegen kann, sie noch einmal durchzumachen, sie ist mit Gefahren verknüpft, von welchen man auch nicht den entferntesten Begriff hat, ehe man davon umgeben ist; ich glaube nicht, daß zwei Drittheile der Reisenden, die unsere Route gehen, den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Ich bin Augenzeuge von mehr als 20 Todesfällen gewesen, einige wurden von Indianern erschossen, einige erschossen sich durch Unvorsichtigkeit selbst, andre ermordeten sich gegenseitig, noch andre starben aus Mangel an Wasser, und drei sah ich beim Schwimmen durch Flüsse ertrinken. Außerdem haben sich noch viele verloren, von denen nie etwas wieder gehört worden, ob sie noch am Leben, ob sie verhungert, oder von Indianern getödtet worden, kann ich nicht sagen. Gottlob ich bin einer der Glücklichen, der die Westküste dieses großen Landes wohl und munter erreicht hat, aber dem Tode bin ich auch mehr als einmal nahe gewesen. Nun Gott befohlen! P. K.

* * *

San Francisco in Californien, den 2 November 1849.

Ich bin hier in dem goldenen San Francisco gesund und munter erst vor einigen Stunden angekommen, aber mit fast leeren Taschen. Aus 10 Thalern besteht mein ganzes augenblickliches Vermögen, denn das aus New-York und Galveston mitgenommene Baar ist alles mit der Reise aufgegangen, aber Gottlob money is no object in California, Gold ist reichlich wie Sand am Meer, und in Verlegenheit bin ich nicht in einem solchen Lande; meine Tasche erlaubt mir noch fünf Tage guten Board, höre ich bis dahin nichts von J., T. oder Herrn H., so kann ich

[1] Die Reise ging von Fredericksburgh in Texas aus über die Flüsse Lane, San Saba, Concho und Puerco, das felsige Guadalupe-Gebirg und lange dürre Wüsten nach Presidio del Norte am Rio Grande, von hier den Fluß weiter aufwärts nach El Paso del Norte, Donana und San Diego, darnach durch das Gebiet der Apaches-Indianer nach den Orten Santa Cruz, Tubacca und Tuson in Sonora, darauf durch die Strecken der Pimos-(Pimas) und Coco Maricopas-Indianer über den Colorado nach Pueblo de los Angelos, San Pedro und San Diego an der Westküste Californiens. Sie dauerte sechs Monate. C.

Digitized by Google

darnach ohne weitere Mühe meine 10 Dollars per Tag machen und auf diese Weise die nöthige Summe zusammenbringen, um nach den Minen gehen zu können. So stehen die Sachen.

In meinem Briefe von San Diego versprach ich Ihnen eine ausführliche Beschreibung meiner Reise zu senden, muß solches indeß noch bis auf ferner verschieben, indem es gar zu viel Zeit erfordert, die kaum leserlichen Notizen zusammenzufügen und zu copiren, ich gebe Ihnen daher vorläufig nur eine oberflächliche Beschreibung, befürchtend, daß Ihnen meine Briefe von El Paso del Norte im mexicanischen Staat Chihuahua und von Tuton in Sonora, die ich in jenen Orten, ohne von einer weiteren Beförderung derselben etwas zu wissen, zurückließ, nicht zu Händen gekommen sind.

Also, ich glaube es war am 1 Mai, verließ ich Fredericksburgh in einer Karawane von 124 Personen und 24 Wagen, und kam nach großen Beschwerden — denn nicht nur die Wagen, die wir häufig entladen und an Tauen von steilen und felsigen Bergen herablassen mußten, verursachten uns große Mühe auf jenem unpraktischen Wege, sondern mehr litten wir noch durch Mangel an Wasser, nachdem wir die Flüsse Lano, San Saba, Concho und Puerco überschritten hatten — am 7 Junius mit abgemagerten und niedergebrochenen Thieren und mit Verlust eines Mannes, der sich aus Unvorsichtigkeit erschossen, im Presidio del Norte am Rio Grande an. So viel bekannt ist, waren wir die ersten Weißen, die diese Route gereist sind, und werden auch wohl die letzten seyn, denn Gras und Wasser, die wichtigsten Bedürfnisse, mangeln hier zu sehr. Im Presidio trafen wir einige Emigranten, die von der Mündung des Rio Grande abgereist waren, und den Fluß verfolgt hatten. Es war schauerlich deren Berichte anzuhören; sie hatten sich in den Gebirgen verirrt gehabt, waren alles ihres Proviants und der meisten ihrer Thiere beraubt worden, hatten Leute verloren, vier Wochen vom Fleisch ihrer Maulthiere gelebt u. s. w. Hier verließ ich meine Cameraden, weil sich diese nicht von ihren Wagen trennen wollten, vertauschte meine drei mageren Thiere gegen drei fette unter Zugabe von 30 Thalern, packte deren zwei und machte mich mit noch fünf andern jungen Leuten aus New-York nach El Paso del Norte auf den Weg (die Wagen-Karawane verfolgte die breite Straße nach der Stadt Chihuahua), welchen Platz wir denn auch nach Verlauf von etwa drei Wochen, aber mit Verlust eines Mannes, der in Folge eines Wolfsbisses gestorben (verwundet waren wir alle), erreichten. Auf diesem Wege sahen wir, was ein Maulthier thun kann: Berge, über welche Pferde selbst nicht ohne Reiter klettern konnten, ohne verschiedenemale zu stürzen, überstiegen unsre Maulthiere, wenn auch mit Anstrengung, mit ihrer vollen Ladung, ohne auch nur auszugleiten. Dieser ganze Weg von ungefähr 300 Miles bestand aus einer einzigen Felsenkette mit einem schmalen Pfade, welcher sich nur von Einem Thier zur Zeit überschreiten ließ; ich versichre Sie, daß ich manchmal ar allen Gliedern gezittert habe, wenn ich von der Bergspitze an die schroffe Felsenwand hinabschaute, und es ist mir noch ein Räthsel, wie wir so glücklich über die Guadalupe-Gebirge weggekommen sind. Dieser Weg hatte die vier Pferde, die wir noch bei uns hatten, total ruinirt, kaum in El Paso angekommen, starben zwei derselben, die beiden andern waren so mager und so weichfüßig, daß sie für den Augenblick gänzlich unbrauchbar waren, wir gaben ihnen in Folge dessen die Freiheit und ersetzten sie durch zwei wilde ungebrochene Maulthiere.

El Paso del Norte, mitten im Felsengebirg gelegen, ist eine Stadt von gegen 4000 Einwohner, aber wie alle andern mexicanischen Oerter, die ich gesehen, ein ganz erbärmliches Nest, von ungebrannten Ziegelsteinen zusammengebacken, natürlich mit einer großen Festung und einer reichen Kirche geziert; Kirchen- und Militärherrschaft ja überall, doch wahrhaftig eine schöne Republik, und dabei hat sie noch ihre Münze mit Dios y Libertad bezeichnet. Es war uns nicht möglich, dort auch nur des unbedeutendsten Quantums Lebensmittel habhaft zu werden; ich habe noch nie eine erbärmlichere Nation gesehen, die sich civilisirt nennt, als die mexicanische, ja es gibt ganze Indianerstämme, die, obgleich nicht Christen, doch weit aufgeklärter als die Gränzbewohner Mexico's sind; das faule Volk baut nur so viel als ihm zu einem höchst nothdürftigen Gebrauch erforderlich ist. Wir waren daher genöthigt, mit halben Rationen gegen 80 Miles an dem Rio Grande nach der amerikanischen Station Donana hinaufzureisen, wo denn freilich reichlich Proviant, indessen nur zu enorm hohen Preisen zu haben war. So bezahlten wir z. B. das Pfund Mehl, Reis, Speck, Kaffee und Zucker mit 50 Cents, und für Hufeisen forderte der Lieutenant nicht mehr als fünf Dollars das Paar. Meinen Sie wohl, daß Uncle Sam so mit seinen eigenen Kindern verfahren darf, besonders unter solchen Umständen? Wahrhaftig man sollte die Herren Officiere reportiren, die Kerle haben sich dort ein Vermögen zusammengescharrt, denn nicht nur alle Landreisende vom Süden der Vereinigten Staaten, sondern auch die meisten vom Norden und der über Santa Fé gekommenen Emigranten fanden sich hier ein, und um Ihnen einen Begriff von dem Stande der Dinge zu geben: während der vier Tage, die ich in Donana verweilte, sah ich nicht weniger als an 800 Menschen theils mit Wagen, theils mit Packthieren ankommen.

Zwölf Miles weiter nordwärts am Berg San Diego passirte ich den Rio Grande mit einer Compagnie von 30 Personen. Beim Durchschwimmen des Flusses, der hier noch ein paar hundert Ellen breit und ungeheuer reißend war,[1] ertranken sechs unsrer Thiere, und während der darauf folgenden Nacht führten die Apaches wiederum sechs unsrer besten Maulesel weg. Wir verfolgten die Diebe vier Tage, aber ohne Erfolg. Als wir kaum den Fluß verlassen, gelang es uns, die noch sichtbare vom Major Cook eröffnete Straße aufzufinden, die wir denn auch mit wenigen Ausnahmen bis zum Staat Sonora oder besser bis zu den Orten Santa Cruz, Tubacca und Tuton verfolgten. Der Weg war gut, das Gras gerade im besten Alter und in großer Menge, auch Wasser die Fülle, aber vor allem war kein Mangel an Indianern. Unser erstes Zusammenstoßen mit den Leuten war uns recht lieb, denn wir fanden Gelegenheit, die verlornen Thiere wieder zu ersetzen und die müden gegen bessere zu verhandeln, aber später machten sie uns doch viel zu schaffen, so daß wir häufig mit ihnen zu fechten hatten. Wir verloren dabei nicht nur eine große Anzahl Thiere und viel Proviant, sondern es wurden auch noch zwei unserer Leute erschossen, im Ganzen zogen die Red Faces jedoch den kürzeren dabei. So erschossen wir z. B. eines Tages nicht weniger als 20 Apaches aus einer Bande von etwa 60, die einen wüthenden Angriff auf uns machten. Bei diesem Scharmützel war es, daß unsre beiden Gefährten getödtet wurden In den obengenannten mexicanischen Plätzen war wiederum nichts für Geld zu haben, weder Lebensmittel, noch Thiere, zwei Artikel, die damals sehr in Frage standen, also theilweise zu Fuß und mit halben Rationen hatten wir uns daher auf den Weg zu machen, in der Meinung, daß wir nicht mehr als acht Tagereisen bis zu den Niederlassungen der Pimos- und Coco Maricopas-Indianer vor uns hätten, fanden uns indessen recht sehr in der Sache getäuscht, denn erst nachdem wir 15 Tage auf dem allerscheußlichsten Wege umhergetappt, in den letzten sechs Tagen nur von Wild und Geflügel gelebt hatten, und gerade im Begriff waren, einen Esel abzuschlachten, brachte uns ein junger Pimos die angenehme Nachricht, daß wir noch am selbigen Tage sein Dorf erreichen würden.

So eben bringt Herr Fr. Ihren Bruder J. ins Zimmer, der bereits seine Passage nach den südlichen Minen am San Joaquin engagirt und bezahlt hat; ich gehe mit ihm und bin deßhalb genöthigt abzubrechen. Fortsetzung meiner Erzählung folgt in kurzer Zeit. B. K.

Gold in Australien. Es leidet jetzt keinen Zweifel mehr, daß Gold in sehr bedeutenden Massen sich in gewissen Districten Südaustraliens findet, und zu dem Ende ist eine südaustralische Goldcompagnie errichtet worden. Mehrere unterrichtete Männer haben diese verschiedenen Districte seit 18 Monaten aufs genaueste untersucht, und auch bereits über 2000 Acres Land theils angekauft, theils gepachtet. Die Aufregung ist groß, und man fürchtet, daß viele den Ackerbau aufgeben, um sich mit dem Goldgraben zu beschäftigen. (Shipp. Gaz. 25 April.)

[1] Die Mündung des Rio Grande del Norte liegt auf 26° Breite, und dieses San Diego auf gut 32½° Breite. C.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 106. 3 Mai 1850.

Ueber die Shawlweberei in Kaschmir.

Wir heben über diesen Gegenstand einige Einzelnheiten aus einer Reise aus, welche drei englische Officiere im Sommer vorigen Jahrs nach Kaschmir machten, da diese Beschreibung einige minder bekannte Umstände enthält, welche besonders für den Shawlhandel überhaupt von Interesse sind. Die etwas lange und dürre Schilderung dieser Reise findet sich in der Literary Gazette vom 5 und 12 Januar d. J.

„Wer möchte nach Kaschmir gehen, ohne daselbst auch die Shawlmanufactur in Augenschein zu nehmen? Wir verwendeten einen großen Theil der kurzen, uns zur Verfügung stehenden Zeit auf diesen Gegenstand, und erfuhren zu unserm Bedauern, daß dieser schöne Kunstzweig in der Abnahme begriffen sey, denn in dem Maaße, als die französischen und englischen Shawls sich verbessern, nimmt der Begehr nach Kaschmirshawls ab. Das Geheimniß beruht bekanntlich nicht in der Bearbeitung, sondern in der schönen Wolle von den Ziegen Obertibets, die an Weichheit ihresgleichen noch nicht gefunden hat; diese Ziegen hausen in den höhern Tafelländern der Tatarei, wo die Kälte sehr heftig ist, und, um sie gegen die durchdringenden Winterwinde zu schützen, hat die Natur sie mit einem Unterhaar, Poschai, ausgestattet, welches dieß köstlich weiche und warme Material bietet. Kaufleute bringen diese Wolle jährlich einmal herab nach Kaschmir, und verkaufen sie an die Shawlfabrikanten. Nachdem man sie vollständig gereinigt, wird sie mit verschiedenen Farben gefärbt, wozu die Färber alle nöthigen vegetabilischen und mineralischen Ingredienzien besitzen, die grüne Farbe ausgenommen, und um diese sich zu verschaffen, kochen sie grünen englischen Baumwollenzeug aus. Dieß ist ein sehr merkwürdiger Umstand, nicht nur weil die so gewonnene Farbe sehr schön und dauerhaft ist, sondern weil sie von den Mohammedanern als ihre heilige Farbe sehr hoch geschätzt wird. Die Shawlmuster werden sehr klein und mit der möglich größten Genauigkeit auf Papier gezeichnet, und bei einem sehr mühsamen Muster manchmal 50 Rupien nur für das Zeichnen gezahlt. Die Shawlhändler sind die Agenten von Kaufleuten zu Bombay, Delhi, Lahore und andern großen Städten, welche Zweighandlungen in ganz Asien haben. Diese Kaufleute geben die Aufträge und schießen den Shawlmanufacturisten das Geld vor, man kann deßhalb von dem Manufacturisten keinen Shawl kaufen, denn er arbeitet nur auf Bestellung von dem Mittelsmann und hängt ganz von ihm ab. Der Webstuhl ist von der gewöhnlichen Art, die Gebäude, worin die Leute arbeiten, niedrig, eng und schlecht ventilirt. Jeder Mann — denn kein Weib arbeitet am Webstuhl — sitzt mit seinem kleinen Bündel gefärbter und auf kleine Spindeln gewundener Wolle nebst einem geschriebenen Papier vor sich, nach welchem er sich hinsichtlich der Zahl der aufzunehmenden Fäden u. s. w. richten muß. Jeder Mann arbeitet gesondert von seinem Nachbar an seinem eigenen Webstuhl, und da alle Shawls aus kleinen 8″ langen und 4″ breiten Stücken zusammengesetzt sind, so kann man den Werth jedes Arbeiters leicht entdecken. Die Geschicktesten gewinnen etwa 8 Annas (1 Sh. englisch) täglich, was in Anbetracht des höhern Geldwerths ein ziemlich hoher Taglohn ist. Diese kleinen Stücke werden an den Händler gegeben, der sie dann in roher Weise zusammensetzt, um den allgemeinen Eindruck zu beurtheilen; nachher werden sie an besondern Plätzen in einem vom Flusse abgeleiteten Bache gewaschen, und das Wasser soll eine ganz besondere Eigenschaft haben die Wolle weich zu machen und den Glanz der Farben herauszuheben. Die oben beschriebene Shawlmanufactur ist die ächte Art, eine untergeordnete nennt man „Sozuni“ oder „genähte“, wobei der glatte Grund von Wolle ist, und das Shawlmuster mit der Nadel eingenäht wird. Viele davon sind sehr hübsch und elegant, in den Augen des Kenners aber fast werthlos.“

Das Waldleben im Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Der Truppeiro hatte große Lust mir einen guten Theil an dem Unglück, wie man zu sagen pflegt, in den Schuh zu schütten, und gereizt wie er einmal in seiner Verzweiflung war, ließ er Worte fallen, die sich keineswegs in den Gränzlinien des guten Anstands hielten, z. B. was wir Ausländer in ihrem Lande zu schaffen hätten? wir sollten dahin, woher wir gekommen und uns zum Teufel scheren ꝛc. Da ich jedoch die Lage des armen Schelms erwog, auch keine Lust hatte, meine Dialektik in einem Wortgefechte mit einem brasilischen Mauleseltreiber glänzen zu lassen, so blieb ich gelassen wie ein Philosoph aus der stoischen Schule, und erst dann als er zu jenen abscheulichen, in Brasilien so gangbaren Schimpfwörtern als: „filho da puta“ „punheteiro“ „ladrao“ überging und seine Neger zu offner Gewaltthätigkeit gegen mich aufforderte, erklärte ich ihm mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem ich ihm meine Pistolen in den Halftern zeigte, die Hähne meines Doppelgewehres knacken ließ und dasselbe schußfertig hielt, daß, wofern er jetzt nicht das Maul halte und die geringste Miene zur Feindseligkeit mache, er zuerst und einige seiner Neger hinterher wahrscheinlich das Schicksal seines von mir erlegten Vierfüßlers theilen würden.

Digitized by Google

Das war deutlich und bedurfte selbst für den Verstand eines brasilischen Mauleseltreibers keines weitern Commentars. — Hierauf wandte ich ihm den Rücken und ritt meines Weges.

Inzwischen war nach diesen überstandenen Abenteuern der Abend herangekommen, und der Mond strömte eben sein volles Licht über eine Kaffeepflanzung aus, die gerade in voller Blüthe stand. Man kann sich kaum etwas Reizenderes denken als den Anblick eines Kaffeeberges in der Zauberfeier einer brasilischen Mondnacht. Wie bei uns in kältern Zonen ein verspätetes Schneegestöber im April die schon sprossenden Bäume mit seinen Flocken nicht selten dicht bedeckt, eben so dick prangen die milchweißen Blüthen auf der Kaffeestaude, mit dem hellgrünen Laube einen angenehmen Contrast bildend.

Mein beschädigtes Knie fing jezt an schmerzhafter zu werden, und von der Anstrengung des Tages erschöpft, war ich nicht wenig erfreut, als ich endlich eine einsame Venda erreichte, wo die Truppeiros und die Neger einiger hie und da im Gebirge zerstreut liegenden Landgüter (Fazendas) zu verkehren pflegten. Der Vendawirth war ein — Chinese. Das erkannte ich auf den ersten Blick an der ganzen Schädel- und Gesichtsbildung, den kleinen schief gestellten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und an der schlechten Aussprache des Portugiesischen; allein unbegreiflich war es mir, auf welche Weise dieser Sohn des dichtbevölkerten Wasserlandes im Südosten Asiens sich nach Brasilien verirrt haben könnte. Das klärte sich jedoch auch bald auf, und als ich mein Pferd gut versorgt wußte, mein Knie so gut es gehen wollte, verbunden und ein Nachtquartier zugesagt erhalten hatte, kam unsere Unterhaltung in Fluß. Dieß ist die Quintessenz dieses Gesprächs:

„Sie scheinen kein Brasilier oder Portugiese zu seyn?" begann ich, als er mir ein Glas Weinlimonade reichte.

Mein Wirth war anfangs sehr einsylbig und schien gar nicht aufgelegt zu einer längern Unterhaltung, denn er antwortete kurz: „Ich bin nicht aus diesem Lande."

„Nun," nahm ich von neuem das Wort, „darf ich fragen, und wenn ich mich nicht sehr irre, so stammen Sie aus Dsunbo (d. i. das Reich der Weltmitte oder Blume der Mitte), oder richtiger, von den Ufern des Hoangho oder Jangtsekiang (d. i. das eigentliche China)." Und glücklicherweise fielen mir einige chinesische Redensarten wieder bei, die ich einst von einem englischen, lange in Canton ansässig gewesenen Kaufmann aufgeschnappt hatte, und die ich nun nebst allen Benennungen, deren ich mich aus der Geographie und Geschichte des himmlischen Reiches erinnerte, geschickt oder ungeschickt in mein Kauderwelch einzuflicken suchte.

Ach! es ist ein eigener Zauber, dessen süße Gewalt nur der ferne Länder Bereisende ganz zu würdigen vermag, nach vielen, vielen Jahren die lang vermißten Töne der Muttersprache, wenn auch nur in wenigen einzelnen Klängen, einmal wieder zu hören. Da tritt die ganze Jugendzeit wieder voll und lebendig vor die Seele mit ihren süßen, umklammernden Gefühlen und Neigungen, mit ihren Gebilden, Wonnen und Freuden, da tauchen die Erinnerungen auf an Theures und Schönes, was längst dahin ist und nimmer wieder kehrt, an die Liebe, die Hoffnungen, die Wünsche, die einst das volle Herz begeisterten, und die vielleicht alle vor ihrer Reife die rauhe Hand des Schicksals zerknickte.

So etwas mochte auch in der Seele des Chinesen vorgehen: seine kleinen Augen blitzten feuriger, und dann begann er in seiner eigenen, einsylbigen Sprache zu reden, da die wenigen von mir hingeworfenen Brocken ihn verleitet hatten, mich für einen Kenner seines vaterländischen Idioms zu halten. Es machte mir aber Vergnügen, diese seltsamen Articulationen zu hören, und so ließ ich ihn ununterbrochen fortreden. Als er jedoch geendet hatte, gestand ich ihm, daß ich von seiner Sprache zu wenig verstehe, und bat ihn mir auf portugiesisch zu sagen, auf welche Weise er aus seiner fernen Heimath in dieß Land gekommen sey.

„Das ist sehr bald geschehen," versetzte mein Wirth. „Der Regierung dieses Landes fiel es vor längern Jahren ein, einen Versuch zum Anbau des Thees in diesem Lande zu machen, und so wurden unserer sechs, der Theecultur fähige Leute durch Vermittlung des Gouverneurs der portugiesischen Insel Macao engagirt und nach Brasilien eingeschifft; allein alle Versuche, die wir in mehrern Gegenden anstellten, um den Thee in diesem Lande heimisch zu machen, sind mißlungen. Es scheint, daß China's Boden und Klima das Wachsthum dieser zarten oder eigensinnigen Pflanze allein begünstigen. Drei meiner Landsleute sind in ihr Vaterland zurückgekehrt, einer ist gestorben, und zwei, ich und ein anderer, sind in diesem Lande geblieben und Christen geworden. In der Taufe erhielt ich den Namen Augustino."

Am folgenden Morgen zeigte sich mein Knie so sehr geschwollen, daß an eine Weiterreise nicht zu denken und ich genöthigt war, mich noch einen Tag länger bei dem Chinesen einzuquartieren, der mir übrigens mit seiner Familie viele Theilnahme bezeigte, und mit dem ich mich größtentheils über sein fernes Heimathland unterhielt. Wir waren beide nicht auf diesem Boden geboren, und gerade dieser Umstand führte zwischen uns bald ein herzlicheres und vertraulicheres Verhältniß herbei, als von unserer kurzen Bekanntschaft hätte erwartet werden können. Mein eingetretener Aufenthalt war also nichts weniger als unangenehm für mich, zumal hier inmitten einer Waldlandschaft, wo die Natur ewig zu lächeln scheint und die Thier- und Pflanzenwelt dem Auge ein lebhaftes und wechselreicheres Schauspiel bietet. Man fühlt keine Langeweile in dieser farbenreichen Einsamkeit, die im Festschmucke eines ewigen Frühlings prangt, in welcher man die Mißlaute nicht hört, die zahlreichen Uebel nicht sieht, die aus der Gesellschaft entspringen.

Mein Wirth erzählte mir manches aus seiner Jugendzeit, den religiösen Ansichten und Gebräuchen seiner Landsleute, und gab auf meine Fragen bessere Auskunft als ich erwartet hätte. Auch hatte der Chinese den industriösen Charakter mit seinen Landsleuten gemein, wovon seine Wohlhabenheit und manche kleine Luxusartikel, meistens von eigener Verfertigung, zeugten. Es war ihm nach dem verunglückten Theecultur-Versuch anfangs ziemlich schlecht in Brasilien gegangen, da die Regierung sich zwar erbot, ihm die Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland zu gewähren, im übrigen sich aber weiter nicht um ihn bekümmerte. Ohne Freund, der Sprache unkundig, als Heide verachtet („verachtet", fügte dieser, in der Heimath unter dem Bambusrohre wahrscheinlich sehr zahm gewesene Sohn des despotischen Asiens mit einem Stolze und Selbstbewußtseyn hinzu, welches jedem andern als dem in fernen Ländern Reisenden komisch genug hätte vorkommen müssen, denn nur dieser allein weiß es, zu welchem Grade der Empfindlichkeit sich das Nationalgefühl in der Fremde steigert, „verachtet von dem Pöbel eines Volks, von dessen Daseyn die Geschichte noch nichts wußte, als meine Voreltern schon Jahrtausende hindurch in allen Zweigen des Wissens hervorragten") — war ihm die Zukunft eben nicht im freund-

lichsten Lichte erschienen, und schon bedauerte er, nicht in sein Vaterland zurückgekehrt zu seyn, als er sich eines Tages in der Nähe von Itagoahy an einem Flusse gelagert hatte. In trüben Gedanken über sein Schicksal brütend, hatte er in den Fluß gestarrt, als die große Menge von Fischen, lustig im Wasser spielend, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das war ihm ein Wink des Himmels gewesen. Seine kleine Hütte, die bei der Milde des Klima's nur sehr leicht gebaut zu seyn brauchte, war bald hergerichtet. Ein alter, gutmüthiger Neger hatte ihm zuweilen hülfreiche Hand geleistet. Er hatte sich Fischgeräth angeschafft und selbst verfertigt, und sein neuer Nahrungszweig war mit Erfolg gekrönt und belohnte reichlich seine Bemühungen, da das nicht sehr ferne und lebhafte Städtchen Itagoahy, der Stapelplatz des aus den Minas kommenden Kaffees, und dessen Umgegend ihm hinreichenden Absatz gewährten. Den alten, zu keinen schweren Arbeiten mehr tüchtigen Neger habe er bald ganz zu sich genommen, um seine Hütte zu hüten und sonstige kleine Beschäftigungen zu verrichten. Da es im Flusse selbst viele Fischotter gab, so hatte ihn dieß auf den Gedanken gebracht den Versuch zu machen, einige dieser Thiere einzufangen, und wie dieß in seiner Heimath gebräuchlich, zu zähmen und zum Fischfang abzurichten (die Chinesen richten bekanntlich nicht nur die Fischotter, sondern auch den Seeraben, die wir nur in ihrem wilden Zustande kennen, zum Fischfang ab). Das hatte ihm zwar unglaubliche Schwierigkeiten gekostet — er zeigte mir eine tiefgehende Narbe am Beine, die von dem Biß der Otter herrührte — allein da er doch Muße genug hatte, so war ihm dieß bald ein angenehmer Zeitvertreib in seiner Einsamkeit geworden. Seiner Beharrlichkeit war es endlich gelungen, zwei dieser Thiere auf eine Weise abzurichten, die nichts zu wünschen übrig gelassen. Jetzt hatte der Fischfang ein neues Interesse für ihn gewonnen. An Fischen hatte er stets Ueberfluß, da die Jagdlust der Ottern unermüdlich gewesen. Allein der Fischfang war nicht der einzige Gewinn von seiner Industrie, denn bald hatte sich der Ruf von seinen Ottern bis nach dem 9 Meilen entfernten Rio verbreitet, und nun waren vornehme Leute, reiche Kaufleute, besonders Ausländer zu ihm hinausgeströmt, denn alle Welt hatte den Chinesen und seine Wunderthiere sehen und einer Jagd derselben beiwohnen wollen. Als speculativer Kopf wußte der Chinese die Neugier der vielen müßigen Eindringlinge in seine Einsamkeit trefflich auszubeuten. Der Zudrang war so groß gewesen, daß er von jedem Zuschauer den Preis von einem Pataca oder spanischen Thaler verlangt und erhalten hatte. Nun hatte er eine Zeitlang hindurch eine reiche Silberernte gehalten, und war eben so schnell als unerwartet in den Besitz einer ganz artigen Summe gelangt. Da jedoch die Anziehungskraft und der Zauber, welche die Neuheit einer Sache immer hervorrufen, sich auch bald wieder verlieren, so war diese neue und ergiebige Erwerbsquelle sehr bald wieder versiegt, und als ihm daher eines Tages ein Engländer 300 Thaler für die beiden Ottern bot, so schlug er sie los. Darauf hatte er sich zwei Maulthiere und Waaren gekauft und mehrere Jahre als herumziehender Krämer ganz gute Geschäfte gemacht. „Wer Geld hat", so schloß mein Wirth nicht ohne Humor mit einem verschmitzten, aber gutmüthigen Seitenblick auf seine gelbe Angetraute, „der findet auch leicht eine Frau, und so ist es mir nicht schwer geworden, meine bessere Hälfte heimzuführen und mich nach diesem Wendepunkte in meinem Leben hier niederzulassen, wo ich mit meiner Familie ganz zufrieden lebe."

„Außer", fiel seine Frau mit der dem schönen Geschlechte nicht seltenen Rachelust, ihm einen Gegenhieb auf seine Anspielung zu versetzen ein, „außer wenn er uns mitunter ohne alle Ursache die Ohren vollbrummt!"

Mit seiner Frau, einer Mulattin, hatte der Chinese vier Kinder gezeugt, und so mußte dieser Sohn des fernen Asiens auch noch zur Vervielfältigung der ohnehin schon so zahlreichen Bastardracen in Brasilien beitragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die alten Ansiedlungen am nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres.

(Schluß.)

Die Kalkfelsen oberhalb des Liman zeigten den milesischen Ansiedlern den Ort, der zur Anlegung einer Stadt passend war; sie hieß ursprünglich Tiras und später nach der Farbe der Felsen Castrum Album, Bielgorod bei den Slawen, Akkerman bei den Tataren. Ihre Bewohner hießen Tyriten, sie selbst aber nannten sich Tyranen, wie sowohl ihre autonomischen Münzen, als die unter den römischen Kaisern von Claudius bis Julia Mammäa geschlagenen, so wie eine griechisch-lateinische Inschrift beweist, die man kürzlich in diesen Gegenden auffand. Diese Inschrift zeigt, daß sie den Kaiser um die Wiederherstellung des Freihafenrechts baten, das ihre Väter schon genossen hatten. Obgleich ihre Beweise nicht über die Zeiten Antonins und den Präses Antonius Libero hinaufreichten, wurde ihnen das Recht doch am 17 Februar des Jahrs 201 durch ein lateinisches Rescript an ihren Vorstand Heraclit bestätigt; es wurde jedoch, damit die Einkünfte der illyrischen Provinz nicht durch das Privilegium litten, die Bedingung hinzugefügt, daß dieses Vorrecht nur diejenigen neu aufgenommenen Bürger genießen sollten, welche der Ehre des Bürgerrechts in Tiras durch den legalen oder einen andern kaiserlichen Beamten würdig erachtet würden. Außer dieser Inschrift wurde auch in Akkerman eine Münze der Stadt Tiras mit einer Abbildung der Büste Geta's auf der Vorderseite und der Fortuna auf der Rückseite aufgefunden. In andern Theilen der Stadt fand man Münzen von Alex. Sever mit einer Victoria auf der Rückseite, in den Weinbergen nördlich von der Stadt wurde eine autonomische Münze ausgegraben, in den Ueberresten der Stadt auf der andern Seite des Stroms wurde eine gleiche Münze aufgefunden, eine dritte in Phanagoria und drei andere auf der Halbinsel, welche die Achilles-Rennbahn hieß. Daraus kann man schließen, daß die Tyranen an der Verehrung des Achilles, als Localhelden, und des in diesen Gegenden berühmten Herrschers Pontarchas theilnahmen. Außerdem fand man auf den autonomischen Münzen der milesischen Ansiedler auch die Abbildungen von Apollo, Ceres, Mercur, Aeskulap, Bacchus und Hercules, letzteren mit drei Aepfeln in der linken und einer Keule in der rechten Hand, wie auf der Rückseite einer Münze Antonins. In der That finden sich auch in den Umgebungen Aprikosen, Aepfel und Birnen, und man zeigt noch daselbst die Spur eines Fußes von Hercules.

Dieser Stadt gegenüber nordwärts von Ovidiopol am östlichen Ufer des Liman lag die Stadt Nikonon, oder Nikonia. Hier fand man steinerne Gräber mit Bruchstücken von Gefäßen, einen schönen Kopf der Venus, einen priaplischen Hermes aus gebranntem Thon und eine silberne Münze Alexanders. Zwei Worte in jonischer Mundart an der Basis einer Bildsäule bestätigen gleichfalls den milesischen Ursprung dieser Colonie. — Der nächst darauf folgende Hafen wurde wohl erst zur Zeit der Römer gegründet, denn er war der Isis geweiht, deren Ver-

Digitized by Google

ehrung in diesem Land erst zur Zeit der Römerherrschaft eingeführt wurde; die Ortschaft lag wahrscheinlich am Fuße des trockenen Limans, an der Westgränze des Odessaer Landes nahe an der deutschen Colonie Lustdorf.

Der nächste Hafen, der istrianische, wird der jetzige Odessaer Hafen seyn, von wo schon vor der Gründung dieser Stadt im J. 1789, als hier Schloß und Thurm Hadschi Bey standen, polnisches Getreide ausgeführt wurde. Darum fanden sich auch um die ganze Stadt her eine Menge Kurgane, die das Alterthum dieses Hafens beweisen, aber bei Erbauung des neuen, des besten am ganzen Ufer, zerstört wurden. Obgleich auch diese Rhede nicht ganz gefahrlos ist, und in der Umgegend Mangel an Wasser herrscht, so mußte dieser Ort doch seit dem Beginn des Handels auf dem schwarzen Meere zur Ausfuhr von Rohstoffen und zur Einführung von Luxuswaaren für die Ansiedler und deren Nachbarn dienen. In Odessa fand man neben der Statue des Herzogs v. Richelieu Grundmauern von Gebäuden und zwei griechische Amphoren mit Knochen, zwischen dem Zollhaus und den Casernen einige Gräber und drei Weingefäße, zwei schwarze Gefäße und den Henkel einer Amphora, auf dem in sehr alter Schrift von der rechten Hand zur linken der Name Aristippus eingezeichnet war; nahe an dem Haus della Vos zwei archaische Vasen mit schwarzen Figuren auf gelblichem Grunde; eine davon mit einem engen Hals und Handhabe stellt Laertes und Penelopê dar, eine andere, ein kleiner Pokal (Kilikion), hat komische Bilder; außerdem fand sich eine Lampe und ein kleiner Krug mit Henkel in einem Gewölbe von Kalksteinen. Andere bemalte Vasen haben rothe Figuren auf schwarzem Grund, was von der Mitte des 5ten Jahrhunderts an gewöhnlich war; solche fand man im J. 1823. Eine dieser Vasen, etwa einen Fuß hoch, stellt eine bis zur Brust entblößte Frau dar, welche ihre Haare kämmt, und sich einem Waschbecken nähert, in welches eine andere nackte Frau die rechte Hand eingetaucht hat, indem sie die erstere mit der linken Hand herbeiwinkt. Zwei andere, gleichfalls entblößte Frauen halten Handtücher in den Händen. Darüber sieht man zwei in Anaxyrides gekleidete Füße und auf der Gegenseite drei in Mäntel gehüllte Figuren. Auf einer Vase mit einem Henkel trifft man einen geflügelten, auf den Fersen sitzenden Genius, mit einem Kistchen in den Händen. Auf den Henkeln zweier andern Weinschalen fanden sich die Namen Apsogeo und Onasos. In dem Hofe eines Hauses entdeckte man unter unbehauenen Steinen ein Gerippe, eine Amphora mit den Büsten einer Amazone und eines Greises und auf der andern Seite zwei drapirte Figuren. Auf dem nördlichen Boulevard in der Nähe der jetzigen lutherischen Kirche, im nordwestlichen Theile der Stadt, war augenscheinlich der Begräbnißplatz der Armen, weil man hier in den Gruben Menschenknochen mit Resten von Hasen und einigen Bruchstücken unbemalter Gefäße fand.

Der Liman von Odessa und der Kujalnik, die auch jetzt noch häufig durch heftige Winde aufgeregt werden, bildeten augenscheinlich einst eine einzige Bucht, die jetzt vom Meere getrennt und von zwei Uferlinien durchschnitten ist. Auf der Höhe der einen trocken gewordenen Linie fand man 20 Werste von Odessa eine bedeutende Menge bemalter griechischer Vasen, welche auf die Lage auf Physca hindeuten können, welches Ptolemäus als 35 Werste in gerade Linie vom Dniestr gelegen angibt.

Der bedeutendste Liman zwischen dem Dniestr und Bug ist Deligiol, der diese Strecke in zwei kleine Hälften theilt. Dieß kann der sagarikische Meerbusen seyn, so genannt weil er sich in zwei Arme theilt, ähnlich der Sagaris oder Doppelaxt der Skythen. Diese beiden Arme entsprechen zwei Flüssen, die von Norden her in diesen alten Meerbusen fallen, der Bjela auf der westlichen, dem Deligiol auf der östlichen Seite. Der letztere, dessen Name „Bach" bedeutet, kann der Axiaces der Alten seyn, an dem das alte Odessus oder Odesus, eine Colonie der milesischen Stadt gleichen Namens in der Nähe von Varna, erbaut war. Und in der That findet man auch noch Spuren alter Wohnungen, 45 Werste von dem jetzigen Odessa, nahe an dem Dorfe Kowlewka, zwischen der Mündung des Liman und dem kleinen See Karabat. Wenn diese Spuren noch nicht hinreichen sollten, um hier die mitten unter den Callepidischen Skythen erbaute, von den alten Geographen erwähnte Colonie zu festigen, so müssen alle Zweifel durch die Auffindung zweier römischen Inschriften schwinden. Dieß sind Exvoto für Achilles, den pontischen Gott, und Thetis, seine Mutter, von dem Archonten Leonidas und dem Priester Skarton unter dem Archonten Sagiras; außer diesen Namen finden sich in der einen Inschrift noch neben dem Archonten fünf Strategen genannt, was eine zahlreiche Magistratur beweisen würde, wenn man nicht etwa annimmt, daß diese Inschriften aus Olbia oder von der Insel Beresan, dem alten Achilleum, wo ganz ähnliche Inschriften gefunden werden, hergebracht wurden. Aber Säulen und andere Ueberreste griechischer Architektur, die von hier nach Otschakoff gebracht worden, beweisen zur Genüge, daß hier eine griechische Ansiedlung lag.

Ein sehr schöner griechischer Brunnen wurde nicht weit von Mitilei entdeckt nahe am Liman von Beresan, der durch den Saskl im Westen und den Beresan (dem Rhodus des Plinius) im Osten gebildet wird. Dieser Ueberrest des Alterthums kommt vielleicht von dem Hafen der sauromatischen Königin Alektora her, welcher auch der Hafen der Achaier heißt, an dessen Stelle später die türkische Veste Osu-Kapy getreten ist, in der sich eine bedeutende Menge olbischer Münzen, Marmorcapitäler, ein Thyrsus des Herkules, und eine Inschrift mit dem Namen Achills, des Beschützers des Hafens, gefunden hat.

Miscellen.

Rübenzucker. Es wird allgemach eine höchst wichtige finanzielle und staatsökonomische Frage, was man mit dem Rübenzucker anfangen solle. England hat ihn bekanntlich verboten, in Holland kann er neben dem wohlfeilen Rohrzucker nicht aufkommen, in Belgien kann man sich noch nicht entschließen, ihn wie in Frankreich gleichmäßig mit dem tropischen Zucker zu besteuern, und ein Gleiches gilt in Deutschland; aber die Zunahme des Runkelrübenzuckers ist riesenhaft: im Zollverein hat sich der Verbrauch von tropischem Zucker seit acht Jahren nur schwach verändert, der Rübenzucker hat sich aber verdreifacht, und das Verhältniß des Verbrauches von Rohr- und Rübenzucker ist seit 1844/45 von 13 Procent auf 41 Procent von letzterem gestiegen; in Frankreich ist im letzten Jahre 1849/50 das Erzeugniß von 36 im J. 56 Mill. Kil. gestiegen, und ein Hr. Numa Grar in Valenciennes, hat ein neues abgekürztes Verfahren erfunden ihn zu raffiniren (s. Monit. industr. 28 April). Wenn das Verhältniß so fortgeht, so wird der Zuckerhandel, der eine so ungeheure Anzahl Schiffe beschäftigte, bald eine beträchtliche Verminderung erleiden, und die Staatscassen müssen sehen, wie sie den Ausfall an den Einkünften von Rohrzucker decken wollen.

Englisches Modebestreben. Die gegenwärtige Unfruchtbarkeit der Pariser Modisten und Modistinnen soll den Londoner Modehändlern Veranlassung geben, sich etwas von der Pariser Modetyrannei zu emancipiren. (Liter. Gaz. 20 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

④ Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 107. 4 Mai 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die Carriers.

Die Verkäufer von Fleisch für Katzen und Hunde oder Carriers, wie sie sich nennen, kaufen ihre Waare bei den Schindern. Man zählt etwa 20 dieser Anstalten in London und der Umgegend, in denen man todte und lebendige Pferde kauft. Es werden zu dem Ende mit Bräuern, Kohlenhändlern, Fuhrleuten aller Art u. s. w. Contracte abgeschlossen, und gewöhnlich 2 bis $2^1/_2$ Pf. St. für das Pferd bezahlt. Auch haben die Schinder Correspondenten in der Provinz, Sattelmacher, Schmiede u. s. w., welche ihnen todte oder sterbende Thiere zuführen. Die todten schafft man auf Karren fort, hinter denen man die, welche sich noch auf den Beinen halten können, eins am Schweif des andern anbindet. So sieht man oft Züge von 14 oder 15 dieser Thiere zur Schlachtbank führen. Findet sich darunter ein junges, das man in Folge eines Unfalls zu rasch zum Tode verurtheilt hat, so bringen die Schinder es in den Stall, pflegen es, und stellen es oft wieder her. Mehr als Ein schönes Pferd wurde auf diese Weise gerettet, und eins, das man um 15 Sch. weggegeben hatte, nachher wieder um 150 Pfd. verkauft. Andere junge stättische Thiere, welche Furcht vor dem Wagen haben, oder sich nicht besteigen lassen wollen, werden manchmal an die Schinder verkauft, die nicht selten gute Pferde daraus machen.

Die Pferde werden von einer Classe Leute abgeschlachtet, die man Knackers nennt, und welche etwa 4 Sch. des Tags verdienen. Die Arbeit beginnt für sie um Mitternacht, weil ihr Fleisch vor 6 Uhr Morgens gekocht seyn muß, um zu rechter Zeit den Trägern übergeben zu werden. Man fängt damit an die Mähne so nah als möglich am Halse abzuschneiden, dann wird das Thier durch ein in Blut getränktes Tuch geblendet, damit es den, der es tödtet, nicht sehen kann, und hierauf mit einem Schlag der Schlächterkeule getödtet. Liegt das Thier am Boden, so wird ihm die Haut abgezogen, und der Körper in Viertel zerhauen. Die Knochen, Racks in der Kunstsprache, werden gebrochen und in kochendes Wasser geworfen, um das Fett daraus zu gewinnen, das zum Einschmieren von Leder, Wagen u. s. w. dient; sodann verkauft man die Knochen als Dünger. Das Fleisch wird in großen kupfernen Kesseln von 9' Durchmesser und 4' Tiefe gekocht; jeder solcher Kessel kann drei ganze Pferde halten, manchmal reichen zwei große Bräuerpferde aus, um ihn zu füllen, während vier kleine Cabrioletpferde gleichfalls hineingehen. Um ein geschlachtetes Pferd zu kochen, bedarf es etwa $1^1/_4$ Stunden, ein an Krankheit gestorbenes Pferd braucht 2 bis $2^1/_2$ Stunden. Ist das Fleisch gekocht, so wird es auf große Steine gelegt und mit Wasser begossen, um es abzukühlen, dann wird es in Stücke von einem Centner bis herab auf $3^1/_2$ Pfd. zerlegt, und auf Karren zu den Carriers geführt, falls diese es nicht von Morgens 5 Uhr bis Mittag selbst abholen. Der Centner wird im Winter zu 14, im Sommer zu 16 Sch. die Gedärme zu $^1/_2$ Sch. die 12 Pf. verkauft. Alles dieß Fleisch ist für Katzen und Hunde, und die Carriers verkaufen es in Stücken zu einem Farthing, einem halben oder einem ganzen Penny, manche bis zu einem Centner des Tags, im Durchschnitt aber wohl jeder einen halben Centner.

Man rechnet in London und der Umgegend etwa 300 solche Carriers, eine einzige Schinderanstalt liefert fast 100 unter ihnen das nöthige Fleisch, und man nimmt an, daß sie wöchentlich fast 150 Pferde aushaut. Ein Mann, der das Geschäft 25 Jahre lang trieb, berechnet, daß man in London 900 bis 1000 Pferde wöchentlich schlachtet, die durchschnittlich 2 Ctr. Fleisch geben, sonach gegen 200,000 Pfund Fleisch, das wöchentlich von Kazen und Hunden verzehrt, und wofür etwa 2000 Pfund Sterl. ausgegeben werden. Die Schinder sollen sich schnell Vermögen machen, und die Carriers sagen deßhalb, daß sie Geld schlagen. Die meisten ziehen sich nach wenigen Jahren vom Geschäft zurück und werden Landeigenthümer.

Unter den Carriers findet man Männer, Weiber und Kinder, den Frauen geht es schlecht bei diesem Geschäft, denn fast alle die es treiben, ergeben sich der Trunkenheit. Unter den 300 Carriers sollen 200 seyn, welche mindestens ein Pfund Sterling die Woche in der Kneipe ausgeben. Der Gewinn beträgt jetzt nur noch 1 Penny am Pfund, im Sommer sogar nur einen halben, weil dann das Fleisch theurer ist. Sie geben lange Credit, und werden selten baar bezahlt; manchmal nehmen sie nur 2 Sh. ein, dennoch müssen sie bei einem durchschnittlichen Absatz von einem halben Centner des Tages dem Schinder $7^1/_2$ Sh. bezahlen. Man nennt einen Carrier, der 1000 Pfd. St. zusammengebracht haben soll, er verkaufte aber auch 1 bis 2 Ctr. des Tages. Jetzt gehen die Geschäfte viel schlechter, denn die Concurrenz ist so groß, daß die einzelnen kaum leben können. Einer versicherte, er mache täglich nicht weniger als 30 bis 40 (engl.) Meilen in den Straßen von London. Die vortheilhaftesten Quartiere sind die, welche der Kleinhandel und die Arbeiter bewohnen. Die schlimmsten Kunden sind die alten Jungfern, weil sie immer am Preis abdingen und sehr unrichtig zahlen. Ueberhaupt beklagen sich die Carriers am meisten darüber, daß sie viel Geld durch schlechte Schuldner verlieren, denn sie müssen oft bis zu 1 Pfd. St. borgen. Sie haben Kunden, die bis zu 10 Pence täglich nehmen. Ein eleganter

Digitized by Google

Herr kauft täglich 4 Pfund Fleisch für zwei schöne Neufundländer Hunde, und man erzählt von einer Negerin, die sich täglich für 16 Pence Fleisch kaufte, dann auf das Dach ihres Hauses stieg und dieß Fleisch den Katzen in den Dachrinnen hinwarf. Mit der Zeit zog sie alle herumirrenden Katzen des Quartiers herbei, so daß die Nachbarn sich auf der Polizei beklagten. Man mußte ihr das Fleisch vor 10 Uhr Morgens bringen, und zwischen 10 und 11 Uhr war das Geschrei und Geheul der Hunderte von herbeigelaufenen Katzen „furchtbar anzuhören"; wenn dann die Vertheilung begann, war der Lärm und die Raufereien der Katzen wahrhaft unbeschreiblich. Ein Bierwirth in der Nähe, der vor den Kirchspielsbehörden die Anzeige machte, mußte seinerseits 5 bis 6 Hunde ernähren, um die Katzen aus der Nähe seiner Wohnung zu verjagen. Die besten Verkaufstage sind Montag, Dienstag und Samstag; am letztern Tage verkauft man für zwei, und an diesem, so wie am Montag und Dienstag zahlen auch die Kunden.

Die meisten dieser Händler tragen einen glänzend gefirnißten Hut, Aermelwesten von schwarzem Sammt, eine blaue Schürze, Hosen von Pelzsammt und ein blaues mit weißen Erbsen geflecktes Halstuch. Manche tragen zwei oder drei solcher Halstücher, was unter ihnen für sehr modegerecht zu gelten scheint. Der Carrier, welcher diese Einzelnheiten mittheilte, schien in bessern Umständen zu seyn, als ich bis jetzt noch in den untern Classen beobachtet hatte, denn Tisch und Einrichtung, wenn auch von großer Einfachheit, zeigten einen mir bis jetzt in dieser Classe unbekannten Comfort.

Das Waldleben im Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Als ich am folgenden Morgen aufbrach, gab mir mein Wirth ein gebratenes Huhn und einige gekochte Eier mit auf den Weg, welche Vorsichtsmaaßregel ihm deßhalb nöthig schien, da ich heute eine Venda nicht antreffen und erst gegen Abend bei dem Schweizer Joseph, in dessen Nachbarschaft mein alter Bekannter, der Indianer Antonio wohnte, anlangen würde. Da ich auf einer frühern Tour in dieses Gebirge einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hatte, so begleitete mich der Chinese eine Strecke, um mich auf den richtigen Weg zu bringen, durch dichten Hochwald, der nur hie und da durch mächtige Granitfelsen, von deren Spitzen sich nicht selten eine Quelle stürzte, unterbrochen wurde. Schaaren der grünen Papagayen zogen mit lautem Geschrei durch die Lüfte, Colibri und Schmetterlinge, jene durch den Glanz ihres prachtvollen Gefieders, diese durch Größe und Farbenschmelz sich auszeichnend, schwelgten in den Blüthenkelchen, und in den Wipfeln der hohen Bäume trieben muntere Affen ihre possierlichen Spiele. Hoch über uns, einem kleinen schwarzen Punkt gleich, zieht der Bergadler im reinen, tiefblauen Aether seine Kreise, mit scharfen Augen aus dieser schwindelnden Höhe seine Beute erspähend. Den prächtigen Brillantkäfer findet man sehr häufig an den Kaktusgewächsen. Schön gesprenkelte Schlangen wärmen sich im Strahle der Sonne, oder fliehen, wie die lange, grüne Seiboschlange, scheu über den Weg in die Gebüsche. So wechseln die Bilder in strotzender Lebensfülle ab. Wenn man so in der Frühe des Morgens durch diese lebens- und saftreichen Hochwälder reitet, die balsamische, stärkende Bergluft einathmet und die Natur in ihren tausend wechselreichen Gebilden belauscht, ja, dann geht das Herz über vor Wonne, und Geist und Brust fühlen sich frei von jenem Druck, den die Hohlheit und Herzlosigkeit der Verfeinerung erzeugt und der wie ein Alp auf dem Bürger in unsern europäischen Polizeistaaten lastet.

Gegen Mittag gelangte ich in ein nicht sehr breites Thal, durch dessen Mitte sich ein kleiner Fluß in angenehmen Windungen schlängelte. Die Ufer waren mit grünen Rasen bekleidet, auf welchen einiges Hornvieh theils weidete, theils Mittagsruhe hielt, und mitten zwischen demselben gewahrte man häufig den schönen Cardinal, dessen blutrothes Gefieder so auffallend mit dem grünen Teppich der Weide contrastirte. Die Abhänge der das Thal zu beiden Seiten umschließenden Berge waren an vielen Stellen von ihrem Baumwuchs gelichtet und mit Kaffeestauden bepflanzt, während man an den Niederungen des Flusses einige üppige Reisfelder gewahrte. Verschiedene Gruppen hoher Bäume mit dichten Kronen standen zerstreut auf dem Anger umher und boten mit ihrem dichten Schatten dem Reisenden einen erquickenden Ruheplatz und Schutz gegen die sengenden Strahlen der Mittagssonne dar. Einige Landhäuser mit ihren Nebengebäuden und Negerhütten lagen in der Nähe. Der ganzen Landschaft war etwas Idyllisches eigen, es war eine freundliche Oase in der großen Waldwüste, gegen deren gewaltige Massen sie abstach, wie die lachende Landschaft eines Claude Lorrain gegen die wilde Scenerie eines Salvator Rosa.

Ich nahm meinem Pferde den Sattel ab und ließ es grasen, während ich mich in den Schatten einer Baumgruppe streckte, meine mitgenommene kalte Küche verzehrte und Weinlimonade dazu trank. Den Reisenden würde es nun gewiß nicht wenig erquicken, wenn er nach einem langen Ritt auf einige Zeit sich dem Schlummer überlassen könnte, allein wie schon oben bemerkt, darf man dieß nicht wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von umherstreifendem Gesindel beraubt zu werden, wie mir dieß einst in der Nähe von St. Cruz begegnete. Ich hatte mich, von einem langen Marsche und der Tageshitze erschöpft, unter einen Baum gelegt und war bald in einen festen Schlaf gesunken. Als ich nach etwa einer Stunde erwachte, war mein Pferd, meine Flinte und Halftern fort und mir nichts als der zum Kopfkissen benutzte Sattel geblieben, den ich nun bis an den nächsten Ort tragen mußte. Da zufällig ein Friedensrichter hier wohnte, so klagte ich ihm meinen Unfall und bat um Hülfe des Gesetzes, allein dieser Pfeiler der brasilischen Gerechtigkeit gestand, in Ermanglung aller polizeilichen Anstalten, seine Ohnmacht mit einem Achselzucken ein. Das hatte ich mir zur Warnung dienen lassen.

Ich wünschte meinem Pferde eine kräftigere Nahrung zu verschaffen, und deßhalb begab ich mich nach der nächsten, nicht fernen Negerhütte, um etwas Welschkorn, das hauptsächlichste Viehfutter hier zu Lande, herbeizuholen. Es war eine erbärmliche, offenstehende Hütte, eher einem Hundestalle als einer menschlichen Behausung ähnlich, und doch herrschte in dieser niedern Wohnung des brasilischen Sklaven vielleicht mehr Glück und stille Zufriedenheit als in den stolzesten Palästen großer Städte. Es war das stille Glück der Liebe, welches auch die elende Hütte des halbnackten Sklaven verschönerte, denn als ich eintrat oder vielmehr hineinkroch, saß der junge kräftige Schwarze auf einem groben Holzblocke, sein Weib und ihren Säugling auf seinem Schooße schaukelnd und beide mit der größten Zärtlichkeit herzend. Die Frau erwiederte mit zärtlicher Innigkeit seine Liebkosungen und die kleine Gruppe stellte ganz das Bild häuslicher Zufriedenheit und innern Glücks dar, wobei mir die Worte des französischen Dichters einfielen:

La vie est un sommeil, l'amour en est le rêve.

Digitized by Google

Beide Gatten schienen so vertieft im Austausch ihrer Gefühle zu seyn, daß sie mein Hereinkommen gar nicht bemerkt hatten, und erst als ich sie anredete, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen den Eindringling in ihr Heiligthum. Der Neger brachte mir bald das Gewünschte, wogegen ich ihm einige kleine Silbermünzen gab.

Nachdem ich etwa eine Stunde durch das Thal geritten war, gelangte ich wieder in Hochwald, der sich jetzt fast ohne Unterbrechung weit in das Innere hinzog, und als die Fledermäuse ihr Wesen zu treiben anfingen, erreichte ich die fast auf dem Gipfel eines hohen Berges belegene Wohnung des Schweizers, der mich als alten Bekannten willkommen hieß. Er hatte sich kürzlich verheurathet, und neben seinem Ackerbau trieb er jetzt auch Venda-Wirthschaft, da die an seinem Hause vorüberkommenden Truppeiros und ihre Neger, so wie einige im Gebirge liegende Fazendas ihm Gelegenheit zum Absatz boten. Der hauptsächlichste Grund zur Errichtung einer Venda war jedoch der, daß ihm bei der Lage seiner Wohnung dicht am Wege die allzu oft in Anspruch genommene Gastfreundschaft lästig zu werden anfing, jetzt aber als Vendawirth konnte er für seine Leistungen Gegenleistungen fordern.

Am andern Morgen ließen wir durch einen Neger den Indianer holen, der auch bald mit dem Kopfe und der Keule eines wilden Schweines beladen erschien, denn er pflegte die Küche des Schweizers mit Wildpret zu versehen, wogegen ihm dieser wiederum Aguardente und andere in Folge der Gesittung nöthig gewordene Bedürfnisse lieferte. Bei unserm Wiedersehen gab er alle Zeichen aufrichtiger Freude zu erkennen, und er wurde bald ungewöhnlich gesprächig. Verschiedene Ursachen machten es mir wünschenswerth, mich bei dem Indianer einzuquartieren, und als ich ihm meine Absicht mittheilte, schien ihm das großes Vergnügen zu machen und er war sogleich bereit, seine Hütte mit mir zu theilen. Nachdem einige Bedürfnisse, Kochgeschirr rc. in die Hütte geschafft worden waren, folgte ich selbst bald darauf nach.

Die Wohnung des Indianers lag ganz abwärts vom Wege in einer vollständigen Wildniß. Zu derselben führten nur dicht verschlungene Fußwege, die bei der Ueppigkeit der Vegetation durch die Schneide des breiten, dolchartigen Messers, das der Reisende dieser Gegenden immer bei sich führt, oft gelichtet werden mußten, wenn jede Spur davon nicht schnell wieder durch das Ueberwuchern von Schling- und Schmarotzerpflanzen verschwinden sollte. War es Zufall oder Sinn für die Schönheiten der Natur, was den Indianer diese Gegend zu seiner Niederlassung wählen ließ? Sie war in der That äußerst reizend. Man denke sich am Abhange eines sanft ablaufenden Hügels die bescheidene Hütte und vor derselben den riesigen, säulenartigen Schaft eines Sapucajabaumes in kühner Höhe seine farbige Blüthenkrone entfaltend, welche stolz auf das niedere Dach der Hütte herabzublicken schien und dieselbe mit ihren ungeheuren Dimensionen gegen Sonnenschein und Regen schirmte. Diesen Riesen des Waldes hatte die Axt zu den angegebenen Zwecken verschont. Zur rechten Hand stand eine Gruppe Orangenbäume, schwer beladen mit ihren goldfarbigen Früchten, und zur linken erblickte man einen Haufen Bananenbäume mit ihrer großen Productionskraft, da oft ein einziger Klunker ihrer schmackhaften Frucht 80 bis 100 Auswüchse enthält, von denen sechs zum Sättigen hinreichend sind. Der Abhang vor der Hütte war von seinem frühern Baumbestande gelichtet und jetzt mit Welschkorn, schwarzen Bohnen, Kürbissen und Melonen bepflanzt, und gewährte den freien Blick auf einen kleinen, oft malerische Wasserfälle bildenden Fluß, der sich unten schäumend durch ein enges Thal stürzte. Sein Wasser war so krystallhell, daß man oft bei einer 6 bis 7füßigen Tiefe die Kiesel auf seinem Grunde zählen konnte. Etwa eine Stunde weiter bildete er eine große Naturmerkwürdigkeit, indem er sich zu einem großen Bassin erweitert, das auf allen Seiten von Felsblöcken eingefaßt wird. Bei der Unmöglichkeit, sich einen Durchbruch durch diese gewaltigen Granitwände, die wie von Menschenhänden geformt erscheinen, zu bahnen, wühlt sich der Fluß in der Mitte des Beckens in den Boden, was man deutlich an dem tiefen, trichterartigen Strudel sehen kann. Er fließt dann unter der Erde fort, und tritt erst in der Entfernung von einer halben Stunde wieder an das Tageslicht. In seinem Bette fand ich häufig Goldkörner von der Größe einer Erbse und darüber. Jenseits des kleinen Thales, durch welches sich der Fluß ergoß, erhoben sich gewaltige, mit Hochwald bestandene Gebirgsmassen und von Urwald waren auch die übrigen Seiten der kleinen Pflanzung des Wilden eingerahmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Besitzungen im indischen Meere.

(Von Gabriel Ferry.)

Am 20 März 1848 ließen wir die Anker vor Saint Denis auf der Insel Bourbon fallen. Das Ende der Ueberwinterungszeit kam heran, aber wir mußten noch das Abnehmen des Märzmondes, das wegen der häufigen Stürme von den Einwohnern so sehr gefürchtet wird, abwarten. In dieser Jahreszeit überwältigt e i n überwiegender Gedanke alle übrigen: „der Sturm.“ Gleich dem finstern Gotte der Druiden schwebt er über allen Geistern, erfüllt die Gemüther mit unbestimmten Schrecknissen, und wird zum Gegenstand jeden Gespräches. Einige Tage vor unserer Ankunft war die Insel durch einen dieser Orcane verwüstet worden; seine Spuren waren noch in langen Trümmerstreifen sichtbar; entwurzelte Bäume, aufgewühlte Maisfelder, umgewehte, auf dem Boden liegende Zuckerpflanzungen bedeckten den Grund. Das Grün der Wälder war vergilbt; breite gelbliche Furchen bezeichneten an den Bergabhängen den Zug des Wettersturms. Die ganze Insel schien in einen Schleier gehüllt; dichte, zu Pyramiden aufgethürmte Wolken verbargen ihre hohen Bergspitzen, und die Nebel strichen wie lange Schleier bis zu den trübseligen, mit schwarzem Geschiebe bedeckten Küsten herab, gegen welche das Meer seine glänzendweißen Schaumwogen wälzte. Zwischen dem Lande und den Schiffen vor Anker fand ein beständiger Signalwechsel statt, dessen lakonische Ausdrucksweise oft etwas beunruhigendes verkündete, wenn der Zustand der Atmosphäre nur von ferne auf Sturm deutete.

Der Anblick von Bourbon hat einen sehr ernsten Charakter: die Insel erhebt sich mitten aus dem Ocean gleich einer steinernen Gränzsäule an der großen Heerstraße des indischen Handels; seine Anhöhen erscheinen wie ungeheure Mauern, schwarz, von Pflanzenwuchs entblößt, mit zinnenartigen Felsspitzen, von ausgetrockneten Waldströmen und düstern Schluchten zerrissen. Wie der Samum den Sand der Wüste rings um die Pyramiden aufwirbelt, so treibt der beständige Ostwind der Tropen an den Gipfeln der Insel dickes Gewölk zusammen, dessen bewegliche Schatten den Bergrücken eine düstere Färbung leihen. Die Wogen, welche dieser Wind aufwühlt und durch die weite Fläche des indischen Meeres peitscht, brechen sich an dem steilen Felsufer, theilen sich und umfassen die Insel mit einer doppelten Strömung, während sie Steintrümmer und vulcanisches Geschiebe unter wildem Gebrause fortwälzen. Alle diese abgerissenen Ufer ohne Strand bieten nun ein Schauspiel erhabenen Grausens dar. Die Seeleute, welche in den Mühsalen einer langen Fahrt das „vor Anker gehen“ mit allen Reizen sich ausgemalt haben, empfinden eine Anwandlung von Ingrimm, wenn sie vor Bourbon anlangen; unablässig von den Wellen gerüttelt finden sie in diesem wilden Wogenspiel keinen Augenblick Ruhe. Selbst zu St. Paul, wo

Digitized by Google

das Meer an einer Düne ausläuft, gelangt man nicht zu dem Gefühle von Sicherheit. Allenthalben findet das Laden und Ausladen der Fahrzeuge mitten unter unablässigen Gefahren statt; jeden Augenblick fürchtet man die Schaluppen zerschellen zu sehen, während die Schwarzen, welche sie führen, gellendes Geschrei ausstoßen und am ganzen Leibe mit Gischt bedeckt sind. Man hat vergebens alle Küstenpunkte mit der größten Sorgfalt untersucht, aber die menschliche Kunst vermochte es nicht, für Bourbon einen Hafen, einen Zufluchtsort zu schaffen, den ihm die Natur so unbarmherzig versagte. Das ist alles, was die unseligen Verträge von 1815 Frankreich in dem indischen Meere übrig gelassen haben; ein Felsen ohne Gestade, die man nur mittelst einer Strickleiter, die über die Wellen geworfen wird, erreichen kann; eine Küste ohne Hafen, ohne Rhede, ohne die kleinste Bucht, worin Schaluppen eine Zuflucht finden könnten, und an welcher während fünf Monaten des Jahres die Schiffe nur mit äußerster Gefahr vor Anker liegen.

Die kleine Stadt St. Denis ist der Hauptort der Insel; auf dem Kamm einer doppelten Schlucht gelegen, an deren einem Abhange sie sich hinzieht, erscheint sie wie eine Oase von einem Berggürtel eingerahmt; rechts, links und über ihr steigen düstere Gebirgskuppen auf; ihr Fuß ruht auf einem Strand mit schwarzen Kieseln, über welche das Meer seinen Schaum hinsprüht. Die meisten Wohnhäuser erinnern an die reizenden Cottages Großbritanniens, sie haben vorne einen schattigen Hofraum, zu beiden Seiten schöne Bäume und grüne Rasenplätze, die Wege sind mit Blumen eingefaßt, die Häuser sind geräumig, luftig, hell, und jeder genießt im eigenen Hause der Einsamkeit und Freiheit. Das Gouvernementsgebäude ist ein angenehmer Aufenthalt, es beherrscht den Ankerplatz und das Meer. Am Ende der Stadt liegt der botanische Garten mit seinem üppigen Grün, und den vielgestaltigen Sträuchern und Bäumen, unter deren Schatten die prächtigsten Blumen sich entfalten, und die weiche laue Luft mit betäubenden Wohlgerüchen erfüllen.

Die Insel Bourbon ist ohne Zweifel ein vulcanisches Erzeugniß von neuerer Bildung. Ungeachtet der Verwirrung eines solchen Ursprungs, und der übereinander liegenden Gebirgsmassen, ungeachtet der tiefen Risse, welche durch die Erschütterung im Augenblick der großen Eruptionen entstanden sind, läßt sich dennoch in diesem Chaos von erloschenen Kratern, wovon die einen mit Wasser angefüllt, andere mit Humus bedeckt sind, eine gewisse Ordnung in den Schichtungen nicht verkennen. Der Boden scheint auf seiner Oberfläche in gegenüberliegende Thäler von dreieckiger oder halbkreisförmiger Gestalt abgetheilt zu seyn, die von den Bergmassen an das Meer niederreichen, und der Insel die Gestalt eines abgeschnittenen Kegels geben, dessen Oberfläche grob in Facetten geschnitten erscheint. Der südöstliche Theil der Insel enthält einen Vulcan in voller Thätigkeit, dessen Lavaströme in zwei Armen alljährlich unter Qualm und Rauch längs der Bergkämme ins Meer hinabgleiten. Die Insel theilt sich wie natürlich in verschiedene Zonen, wovon die erste dem Meere zunächst gelegene, die Strecke einnimmt, welche Geschiebe und alte Lavamassen gebildet haben, ein fetter fruchtbarer Boden, dessen Thäler und Abhänge die ganze Ueppigkeit tropischer Himmelsstriche darbieten; dann kommen die höher gelegenen Striche, wo die Vegetation allmählich abnimmt, und zuletzt Haideland, und die nackten Gipfel des Hochgebirges mit den kahlen Spitzen der Salases, die oft mit Schnee bedeckt sind.

Bourbon war früher nicht bewohnt; seine ersten Einwohner, die Trümmer der französischen Niederlassungen auf Madagascar, theilten sich von ungefähr in den damals werthlosen, unangebauten Boden, indem sie im Gebirge irgend einen vorspringenden Punkt erwählten und ihn als Gränze ihrer Besitzung gelten ließen. Jene Epoche wird als das goldene Zeitalter des Landes angesehen, und noch heute hört man rührende Schilderungen von der Einfachheit und dem Glück der damaligen Ansiedler. Der Bau des Moccakaffee machte Bourbon auf den europäischen Märkten bekannt, dem Zuckerrohr aber war es vorbehalten den Zustand dieses Paradieses anders zu gestalten. Die Landstriche, welche dieses köstliche Rohr hervorbringen konnten, stiegen plötzlich zu einem unerhörten Preise; Speculanten und Wucherer ließen sich auf Bourbon nieder; man sah mit einemmale große Glücksgüter sich anhäufen; der Luxus kam in ihrem Gefolge und drang allenthalben ein; allein bald verursachte die Lust an gewagten Unternehmungen jene raschen Vermögenserwerbungen und die ebenso plötzlichen Verluste, welche dem Colonialleben eigenthümlich sind. Alle Mittelpunkte der Bevölkerung sind am Meeresufer gelegen. Ehedem war der Verkehr zwischen den verschiedenen Wohnplätzen schwierig und selten; die Einwohner reisten nur zu Pferde, von schwarzen Lastträgern gefolgt. Gegenwärtig führt eine wohlangelegte und unterhaltene Straße rings um die Insel, welche sich bald an die Felswände hängt und bald über Wildbäche setzt auf Hängebrücken von der schönsten Anlage. Die Straße geht nach beiden Seiten bis an das Thal des Vulcans, welches „le grand pays brûlé" genannt wird. Um über diese wüste Strecke hinzukommen, muß man einen kaum gangbaren Fußpfad verfolgen zwischen plutonischem Gestein, über welches die Lava da und dort in Bogen sich wölbt.

Da die Insel keinen Hauptstapelplatz, sondern jedes Dorf als Niederlage für die Erzeugnisse des umliegenden Bezirkes dient, so müssen die Schiffe von Ankerplatz zu Ankerplatz fahren, um ihre Ladung mitten unter beständigen Gefahren und Anstrengungen einzunehmen. Ein Dampfboot, das allwöchentlich am Littoral hinführe, wäre für die Insel ein mächtiger Hebel für das Aufblühen und den Wohlstand; aber wo es unterbringen?

Im Innern bietet der Verkehr nicht geringere Schwierigkeiten dar, ja oft sind sie nicht zu überwinden. Die hohlen Spalten des Bodens scheinen in Abgründe zu tauchen, worin Wildbäche brausen und dröhnen; die von vulcanischen Ausbrüchen plötzlich emporgetriebenen Felsen erheben sich senkrecht mehrere hundert Fuß hoch: es ist ein Chaos von Felskämmen, nadelförmigen Spitzen, scharf ausgezackten Kanten, von denen riesige Lianengewinde niederhängen, und unzählige Wasserstürze herabfallen, welche ein silbernes Netz um die Felswände weben. Die Localadministration wollte eine Straße durch die ganze Insel bauen, welche die beiden Küsten, den Theil vor dem Winde und den unter demselben verbände. Wenn die Aufhebung der Sklaverei die Industrie des Landes nicht lähmt, so wird dieser Plan ausgeführt werden; bis jetzt ist nur ein Reitweg vollendet, der von dem Meeresufer nach dem Circus von Salasie, an dem Piton des Neiges, führt. Aus diesem Thale wollte die Juliusregierung einen Strafort machen, und die Republik wird dieses Vorhaben vielleicht ins Werk setzen; es liegt 262 Meter über der Meeresfläche und enthält Thermen, welche es berühmt gemacht haben; es wurde eine Heilanstalt da gegründet. Am merkwürdigsten ist es durch die Sicherheit des Daseyns, das weder von heftigen Stürmen noch von kalten Windstößen bedroht wird, und einer gleichmäßigen Temperatur genießt; hier gibt es keine schädlichen Insecten, keine Reptilien; man ist weder von dem Treiben der Menschen, noch durch Thiere belästigt, und findet in der reichen Natur, an dem Dröhnen des einsamen Waldstromes, dem Geplätscher der Tausende von Cascaden, welche von dem Gebirgsgipfel niederstürzen, in dem Glanze und der Pracht des Pflanzenreiches den reinsten Genuß.

(Fortsetzung folgt.)

Die angloſächſiſche Race. Ein amerikanisches Blatt (siehe Athen. 27 April) macht nachstehende kühne Berechnung: im J. 1620 habe die angloſächſiſche Race etwa 6 Mill. gezählt, und sich auf England, Wales und Schottland beschränkt, jetzt zähle sie 60 Mill., sey über alle Continente und Inseln der Erde zerstreut, und wachse allenthalben in ungeheurem Verhältniß; sie verschlinge oder verdränge alle die trägeren Racen der barbarischen Stämme, welche die Continente von Amerika, Afrika, Asien und Polynesien bewohnen. Wenn keine physische Revolution dazwischen komme und den Fortschritt aufhalte, so werde die angloſächſiſche Race in weniger als 150 Jahren 800 Mill. Menschen zählen, welche alle dieselbe Sprache reden, dieselbe Literatur und Religion haben, und alle wesentlichen Kennzeichen der angloſächſiſchen Race an sich tragen. So werde die Bevölkerung der Erde in raschem Verhältniß dem Blute nach angloſächſiſch, und was die Sprache betreffe, so breite sich diese noch schneller aus, selbst in Ostindien, und es sey wahrscheinlich, daß innerhalb 50 Jahren nicht weniger als 65 Mill. Asiaten englisch sprechen, u. s. w. Wem fällt da nicht Goethe's Wort ein: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 108. 6 Mai 1850.

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

2. San Sebastian. — Die Basken.

Wenn man St. Jean de Luz verläßt, um sich nach Spanien zu begeben, so schlängelt sich die Straße mitten durch die lachenden Hügel des baskischen Landes, hie und da bemerkt man ein Dorf, das Guettard ähnlich sieht, zuweilen ein einzelnes Haus, das aus einem Buschwerk heraus seine weißen Mauern und seine rothen Läden zeigt. Allmählich hebt sich der Weg, und plötzlich, wenn man auf einem langen, steilen Kamm angekommen ist, entdeckt man ein weites Thal, das sich links hin verengt, um sich am Horizont in den Schluchten der Pyrenäen zu verlieren, während es sich nach rechts hin weit öffnet, und zwischen der Spitze St. Anna und dem Feigenbaumcap nach dem Meere hin ausschweift. Die Bidassoa und die Fasaneninsel, zwei große Namen in der Geschichte und in der Geographie, liegen zu den Füßen des Wanderers. Aber ach! die erste hat so wenig Wasser, daß sie bei der Ebbe im Sand sich verliert, ehe sie den Ocean erreicht, die zweite, durch das Hochwasser jedes Frühjahrs angenagt, ist nur noch eine Sandbank, wo einige halb entwurzelte Weiden stehen. Aber an diesem Bache endet Frankreich und auf dieser Insel trafen sich Ludwig XIV und Philipp IV. Die Größe der Erinnerungen, das unerklärliche Gefühl, das man stets empfindet in dem Augenblick, wo man die Gränzen seines Heimathlandes überschreitet, ersetzen die Kleinlichkeit der Gegenstände selbst, und man steigt nach der Küste hinab, wandert durch Behobie und über seine Holzbrücke, und befindet sich in Spanien und vor der Douane von Irun, ehe man es recht bemerkt. Kaum wirft man einen zerstreuten Blick über Fuentarabia, die spanisch-maurische Stadt, welche von ihrem einsamen Felsen herab ihre Bastionen in die Ebene vorschiebt, und ihre Kriegs- und Kirchenthürme gegen den Himmel erhebt, gleichsam um über ihre sandige Bar desto besser zu wachen.

Dank der directen Straße, welche jetzt Irun und San Sebastian verbindet, bringt der Postwagen den Reisenden in zwei Stunden nach der Hauptstadt von Guipuscoa. Tretet ein in den Parador Real, den besten Gasthof der Stadt, und wenn ihr Naturforscher seyd, so verlangt ein Zimmer rückwärts, das groß wie ein Ballsaal und von einem Fenster mit doppeltem Kreuzstock beleuchtet ist, von dem aus man die Klippe von Santa Clara und den Eingang der Rhede sehen kann. Sicher den ganzen Tag den ganzen für eure Arbeiten nöthigen Raum zu haben, könnt ihr nun die Stadt von Süden nach Norden durchziehen, und die Zickzackpfade am Berge Orgullo ersteigen. Man wendet sich dann rund um den Berg, kommt an der Seite der Batterien vorüber, welche den Eingang der Rhede bestreichen, man bewundert die wilde Schönheit des englischen Kirchhofes, wo sich mitten aus den durcheinander geworfenen Felsen die Gräber einiger im Kriege gegen Don Carlos gefallenen englischen Officiere erheben, gelangt endlich an die Gefängnisse des Castillo, und das Auge umfaßt mit Einem Blick San Sebastian und alle seine Umgebungen.

Ein Amphitheater von Bergen biegt sich vor dem Beschauer zum Halbkreis und schiebt links die Spitze und die Steilfelsen des Bergs Ulia, rechts den Leuchtthurm und die Felsen des Bergs Igueldo ins Meer hinaus. Eine schmale, niedrige Landzunge theilt dieß Bassin von $^{3}/_{4}$ Lieue Breite und $^{1}/_{6}$ Lieue Tiefe in zwei fast gleiche Theile, und wird da, wo es den Berg Orgullo erreicht, etwas breiter. Hier ist San Sebastian erbaut. Gegen Osten, am Fuße der Wälle der Stadt, sieht man die Mündung des Urumea, dessen geschlängelten Lauf das Auge verfolgt, bis er an einem Thalvorsprung verschwindet, um sich nach der Seite von Astigaraga hin zu wenden. Die eigentliche Rhede ist auf der andern Seite. Gedeckt durch die vorspringenden Felsen des Orgullo, durch die Insel Santa Clara und die Kette von Klippen, welche diese letztere mit dem Berg Igueldo verbinden, zeigt diese Rhede gegen das Meer hin nur eine enge Einfahrt. Ein prächtiges Ufer umgibt sie mit einem Halbkreis von feinem Sand, nur durch die Felsspitze unterbrochen, auf der sich vor den letzten Kriegen die Capelle la Antigua erhob. Dieß Ufer, das sich mit einem kaum merklichen Abhang ins Meer senkt, ist jeden Sommer der Sammelplatz zahlreicher Badelustiger, die des Vergnügens oder der Gesundheit wegen aus allen Theilen Spaniens hieher kommen. Der Hafen selbst liegt unmittelbar am Fuße des Bergs Orgullo und ist auf allen Seiten selbst nach der Rhede zu durch vier Dämme gedeckt, die sich gegenseitig schützen.

Man sollte glauben, in dieser Rhede, diesem Hafen, den Natur und Kunst gegen jede Gefahr zu schützen bemüht schienen, alle mögliche Sicherheit zu finden, dem ist aber nicht also. Hier gibt es Tage, wo Wind und Wellen eine Macht haben, von der man sich keinen Begriff machen kann. Ich sah zu San Sebastian, was man an jedem andern Orte einen Sturm genannt hätte, was man aber hier nur einen starken Windstoß nannte. Ich werde keine Beschreibung versuchen, denn keine Feder und kein Pinsel können diese Stöße in der Atmosphäre, diese ungeheuren, vom Sturm zum Schaum gepeitschten Wellen, die wie Schneeflocken ans Ufer flogen und die Atmosphäre mit einem

Digitized by Google

feuchten Staub verdunkelten, im mindesten wiedergeben. Mitten in dem Kampf der Elemente wiegten sich Seemöven mit ihrem weißen Gefieder und röthliche Meeradler ruhig vor meinem Fenster, mischten ihr Geschrei in das Krachen des Sturms, beschrieben tausend launenhafte Kurven in der Luft, und tauchten zuweilen zwischen zwei Wellen unter, um einen Fisch im Schnabel mit herauszubringen. Ihr Flug, rasch wie ein Pfeil, wenn sie mit dem Wind sich treiben ließen, wurde langsamer, wenn sie dem Orkan trotzten, aber sie wiegten sich mit derselben Leichtigkeit in beiden Richtungen, ohne dem Anschein nach einen Flügelschlag mehr zu thun als in den schönsten Tagen. Es hatte etwas seltsames, diese Vögel den wüthendsten Windstößen, die den stärksten Mann niedergeworfen hätten, mit ausgebreiteten und anscheinend ganz unbeweglichen Flügeln trotzen zu sehen. Schon die HH. Quoy und Gaymard haben dieß merkwürdige Phänomen bei den großen Vögeln der antarktischen Meere bemerkt, und beide, nachdem sie tausendmal die Albatrosse und Fregattenvögel beobachtet, haben keine Erklärung zu geben gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Waldleben im Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Zur Herstellung einer angegriffenen Gesundheit hatte ich diese Reise hauptsächlich übernommen, denn von der reinen Bergluft und der Ausübung der Jagd mit ihren heilsamen Bewegungen versprach ich mir Genesung. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß der Europäer oft tagelang in diesen Wäldern jagen kann, ohne auch nur ein jagdbares Thier zu sehen, während die Indianer nie von ihren Jagdzügen mit leeren Händen zurückkehren. Dem Jagdfreunde bot sich daher hier die schönste Gelegenheit dar. Die einsame, aber wildromantische Gegend, die Nähe des klaren Flusses, welcher ein stärkendes Bad darbot: dieß waren die Vorzüge, welche mich bestimmten, die Hütte des Indianers zu meinem zeitweiligen Aufenthalte zu wählen.

Ich war an das Leben in der Einsamkeit der Wälder, an Strapazen und Entbehrungen jeder Art bereits gewohnt. Meine neue Lage hatte also weder etwas Auffallendes noch Unbehagliches für mich, im Gegentheil es liegt ein unglaublicher Zauber in diesem einsamen Jagd- und Waldleben; die Reize desselben üben eine eigne Anziehungskraft auf den Mann der Civilisation aus, besonders wenn er einmal entdeckt hat, welche Hohlheit und Herzlosigkeit die künstliche Hülle der Verfeinerung birgt. Hierdurch wird es auch erklärlich, daß es besonders in Nordamerika so viele Leute aus allen Schichten der Gesellschaft gibt, die unter dem Namen „Trappers" sich ganz von ihrer weißen Genossenschaft absondern, den größten Theil ihres Lebens in der Wildniß hinbringen und höchstens mit wilden Indianerstämmen verkehren. Das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, der Reiz des abenteuerlichen, an Abwechslungen und Gefahren so reichen, den Geist und Körper stark erhaltenden Lebens; das kühne Selbstvertrauen auf die eigne Kraft und der Drang eines unbezwinglichen Muthes, der alle Hindernisse bewältigt — das sind die Zauberbande, die diese Menschen unwiderstehlich an ihr einsames Wald- und Jagdleben fesseln und die sie mit Widerwillen und Verachtung auf das Staatsleben blicken lassen, in dessen alltäglichem, durch die enge Umzäunung der Gesetze beschränktem Kreise sich die Bürger mit ihren kleinen Sorgen und Planen bewegen müssen. Einem solchen Menschen könnte man alle Kronen und Schätze der Erde bieten, er würde nimmer sein mühevolles Jägerleben dagegen vertauschen.

Unsere Lebensweise war nun folgende. Mit Tagesanbruch steht man auf, und in der frischen Kühle des erwachenden, noch halbdämmernden Morgens steige ich hinab an den gedachten klaren Fluß im Thale, um an einer tiefen Stelle ein stärkendes Bad im reinsten, krystallnen, belebenden Bergwasser zu nehmen. Die Morgen sind kalt, und wenn ich aus dem Wasser steige, schlagen die Zähne klappernd zusammen, allein die leichte Bekleidung ist bald übergeworfen, und dann geht es im Geschwindschritt bergan zur Hütte zurück. Ehe noch die Hälfte des Berges erstiegen ist, hat sich auch die gehörige Wärme und Geschmeidigkeit des Körpers wieder eingestellt, und in der Hütte ladet eine Schale schwarzen Kaffees — Milch hatten wir nicht — nebst einigen Eiern zum Frühstück ein. Dieses Bad wird täglich ein- oder zweimal wiederholt, denn der stählende und wohlthätige Einfluß desselben bekundet sich bald durch die blühende Farbe des Gesichts und die erwachende Lebenslust.

Nach dem Frühstück beschließen ich und Antonio die Jagd, dessen Revier wir ad libitum über die ganze Erdfeste ausdehnen können, da in Amerika keine Gesetze der Waidmannslust beschränkende Gränzen ziehen. Gewöhnlich aber kehrten wir schon um Mittag zurück und überlieferten unserer Hausfrau das erlegte Wild, meistens in Geflügel, in Auerhähnen von verschiedenen Arten, Waldschnepfen, Hühnern, den gewichtigen Mutus, Enten rc. bestehend. Nach einer glücklichen Jagd sah es mitunter in und vor unserer Hütte bunt genug aus. Dort hing an demselben Sparren, woran meine Hängematte befestigt war, ein fetter Rehbock, während Antonio vor der Hütte einen Affen oder eine Klapperschlange von allen beim Verspeisen unnöthigen Attributen befreite, unsere Dame vom Hause das geschossene Geflügel rupfte und ich die schöne Bisamente (anas moschata) und andere hübsche Vögel abbalgte. Kurz, wir hatten meistens einen so reichen Vorrath an Wildpret, daß wir von unserm Vorrath unserm Nachbar manches Stück zukommen lassen konnten, da zwischen uns fortwährend ein freundschaftlicher Verkehr statthatte.

Von der edlen Kochkunst verstand unsere indianische Dame nicht sehr viel, da sie von dem Daseyn eines Almanac des Gourmands und den tausend Kochbüchern, womit die europäische Damenwelt beglückt ist, gerade so viel wußte, als wir von den Bewohnern des Sirius. Allein ein Reisender muß manches wissen, und da er sich immer gefaßt halten muß, in die sonderbarsten Lagen und Verhältnisse zu kommen, so wäre es eine unverzeihliche Nachlässigkeit von ihm, wenn er nicht wenigstens die Anfangsgründe jener von vielen Menschen so hochgefeierten, fast vergötterten Kunst gelernt hätte. Ich pflegte mir daher mein Mahl selbst zu kochen und das ist, wenn man den gesunden Menschenverstand zu Hülfe nimmt, auch eben keine schwierige Sache. Ein solches selbsterworbenes und zubereitetes Mahl gewährt einen eignen Genuß, das man gegen alle Leckerbissen der feinen Kochkunst nicht vertauschen möchte.

Der Indianer blieb bei seiner Weise, indem er eine Menge hölzerner Spieße um das Feuer steckte, das Fleisch daran eine Zeitlang braten ließ und es dann halb roh à la Roastbeef verzehrte. Regelmäßige Mahlzeiten hielt der Indianer nicht, sondern er befriedigte zu jeder Zeit seine Eßlust, sobald ihn die Anforderungen seines Magens daran erinnerten, es mochte nun Mitternacht seyn oder die Sonne im Zenith stehen. Der Indianer mochte sich dem Zwange nicht unterwerfen, den die Men-

Digitized by Google

schen in Folge der Civilisation sich auferlegen mußten und der sich sogar bis auf die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse erstreckt.

Waren wir auf weiteren Ausflügen begriffen, so übernachteten wir zuweilen im Walde, wo wir dann ein großes Feuer anzündeten, und einer von uns abwechselnd Wache hielt, um gegen den Angriff wilder Thiere auf der Hut zu seyn. Gewöhnlich erhielten wir in solchen Bivouacs den Besuch von einigen Reptilien, namentlich der giftigen Klapperschlange, welche durch die Wärme des Feuers herangelockt wurden. Dergleichen ungebetene Gäste können aber sehr leicht höchst gefährlich werden, indem sie dicht an den Schlafenden herankriechen und die geringste Berührung durch ihren tödlichen Biß rächen. Auf solchen Streifzügen fiel dann aber auch unsere Jagdbeute so reichlich aus, daß wir nicht im Stande waren, sie nach Haus zu schaffen, sondern einen Theil davon im Walde bis zu gelegener Zeit verbergen mußten. Es gehört der Ortssinn eines Indianers dazu, um solche Verstecke im Urwalde wieder zu finden. Die Mühe des Abholens hatte uns jedoch nicht selten ein Raubthier erspart und besonders war es der räuberische Puma, der uns unberufener Weise diesen Dienst leistete. Allein wegen dieser kleinen Verluste wurden wir einst durch ein schrecklich schönes Schauspiel hinlänglich entschädigt. Es war dieß ein Kampf zwischen einem Puma und einem schwarzen Jaguarette, diesen beiden Fürsten der brasilischen Wildnisse, die sich nicht selten im Kampfe auf Leben und Tod die Oberherrschaft streitig machen. Die rauhe, abgebrochene Stimme verrieth uns den Kampfplatz. Den Zankapfel bildete das unter Laub- und Buschwerk von uns verborgene Reh, das wir abholen wollten und welches wahrscheinlich vom Puma ausgewittert und ans Tageslicht gefördert worden war. Das andere Raubthier hatte ihm nun seine Beute absagen wollen, was sich jedoch der kampflustige Puma nicht so leichten Kaufs gefallen lassen mochte, und auf diese Weise hatte sich der fürchterliche Kampf entsponnen. Beide Kämpfer bluteten schon aus manchen Wunden und Wuth und Schmerz entriß ihnen ein furchtbares Gebrüll und Gekoller. Man muß diese Thiere in ihrem natürlichen Zustande sehen, um sich von der Unbändigkeit derselben einen Begriff zu machen. Ließen sich die Ungethüme dann und wann los, so war der Puma mit einem Satze auf einem nahen Baume und stürzte sich dann mit einer unbeschreiblichen Wildheit aus der Höhe auf seinen Gegner, der ihn mit seinen gewaltigen Tatzen empfing. Dieses Manöver wiederholte er mehrmals und einmal gelang es ihm durch seine unglaubliche Behendigkeit seinem Feind auf den Rücken zu springen und ins Genick zu packen, so daß wir den Jaguarette eine Zeitlang für verloren hielten, bis es ihm nach der ungeheuersten Kraftentwicklung gelang, seinen Todfeind abzuschütteln und ihm die furchtbaren Klauen in die Brust zu schlagen. Dieß war die Krisis des Kampfes und dennoch währte es noch eine geraume Zeit, bevor der Jaguarette den nunmehr gelähmten Puma kampfunfähig machen konnte, worauf der letztere unter den wiederholten rasenden Wuthanfällen seines Gegners endlich verendete. Man kann sich nichts Grauenhafteres denken, als den Anblick des Ungethüms, das stets von neuem über seinen erlegten Feind herfiel, die bluterhitzten Augen umher rollen ließ und dann und wann ein heiseres Gebrüll ausstieß. Der Sieger war inzwischen auch nicht leer ausgegangen, sondern er blutete aus mehreren weitklaffenden Wunden. Das eine Vorderbein schien gänzlich gelähmt und das schmerzhafte Zucken desselben verrieth die gräßliche Verwundung. Diesem Kampfe hatten wir eine Stunde lang mit der Spannung zugesehen, welche die Neuheit eines so seltenen und grauenhaften Schauspiels erregen mußte.

Es zeigt allerdings von geringer Großmüthigkeit gegen einen fast wehrlos gemachten Feind in die Schranken zu treten, und auch mich beschlich ein derartiges Gefühl, als wir uns zum Angriff gegen den Jaguarette rüsteten, allein wir durften das eben so schädliche als blutdürstige Raubthier nicht leben lassen und unser Operationsplan war bald entworfen. Antonio sandte ihm einen Pfeil in den Pelz, worauf das Thier von neuem über seinen todten Gegner herfiel, da es in seiner blinden Wuth den Angriff von unserer Seite gar nicht bemerkt hatte. Diesem Acte machte ich jedoch dadurch ein schnelles Ende, daß ich den einen Flintenlauf auf das Thier abschoß, und als er dennoch einige Luftsprünge machte, so erhielt es schnell die zweite Ladung, worauf es kein Lebenszeichen ferner von sich gab. Köpfe und Tatzen nahmen wir als Siegeszeichen mit.

(Schluß folgt.)

Etwas über Spitzbergen, Grumant bei den Russen.

(Journal des Minist. der Volksaufklärung. März.)

Das Ufer von Spitzbergen, an welchem die russischen Fischer gewöhnlich landen, liegt unter 77° N. B. und 20° O. L. v. G. Dieß Ufer so wie die ganze Insel ist sehr steinig, und von aller Vegetation entblößt, mit Ausnahme bedeutender Strecken weißen Mooses und Lichenen, die stellenweise den Fuß der Steilfelsen bedecken. Ein irgend fühlbarer Süd- und Südostwind treibt selbst im Sommer solche Eismassen in die Bucht, daß ein Fußgänger ohne Gefahr auf denselben bis auf 70 Werste ins Meer hinausgehen kann. Die Nord- und Norwestwinde bringen abermals Eismassen herbei, und mit ihnen denselben furchtbaren Anstoß an die steinernen Vesten der Insel. Diese ist angefüllt mit Vögeln jeder Art, versteht sich von solchen, die dem nördlichen Klima eigen sind, mit Gänsen, Enten u. s. w., die hier so friedlich und so wenig scheu sind, daß man sie auf zwei Schritte erschießen kann. Von vierfüßigen Thieren ist das einzige auf der Insel das Rennthier, von dessen Fleisch die Fischer, die dort überwintern, den ganzen Winter hindurch sich nähern. Ihrer Aussage nach ist das Fleisch der spitzbergischen Rennthiere ausnehmend zart, im Vergleich mit dem Fleisch der Rennthiere um Archangel, Kola, Mesen und Kanin-Noß; selbst von einem Ochsen aus Cholmogor gewinnt man nicht so viel Fett, wie von einem Spitzbergischen Rennthier. Die Leute, welche auf Spitzbergen aushalten, theilen sich nach ihrer Geschicklichkeit und ihren Erfolgen in drei Classen: die geschicktesten Schützen und die, welche am kühnsten zwischen den Eisschollen gehen, folglich auch dem Herrn des Schiffs den größten Vortheil bringen, erhalten bis 100 R. S. und mehr Bezahlung, außerdem beschenkt sie der Steuermann nach einem ihm von dem Eigenthümer verliehenen Recht mit Fellen wilder Thiere. Im Ganzen kann man die Bezahlung eines solchen Schützen erster Classe für die Zeit seines Aufenthalts auf Grumant zu 450 R. A. (fast 130 Rubel Silber) anschlagen, während die minder geschickten bedeutend weniger, etwa 200 R. A. erhalten; auch ihr Antheil an den gewonnenen Fellen, soweit sie der Steuermann unter der Mannschaft vertheilen darf, steht dem der ersten Jäger bedeutend nach. Die letztern der dritten Classe sind Neulinge, die noch nie auf Spitzbergen waren, oder solche, die aus Trägheit dem Herrn des Schiffs nur geringen Vortheil bringen. Diese erhalten nicht mehr als 124 R. A. für die Reise, und haben gar keinen Antheil an den gewonnenen Fellen. Endlich befinden sich unter einer solchen Schiffsgesellschaft auch bloße Handlanger, deren Sold 60 R. A. nicht übersteigt.

Die französischen Besitzungen im indischen Meere.

(Fortsetzung.)

Ein seltsames Völkchen bewohnt einige der unbebauten Strecken der Insel, und besonders die Plaine de Cilaos; man findet es auch in

Digitized by Google

Familien zerstreut an den Meeresufern; und selbst mitten unter den Laven des Grand Brûlé. Es lebt in Hütten in halbwildem Zustande; manche dieser Unglücklichen haben keine andre Zuflucht als Höhlen oder Spalten in den Felsen. Sie bauen gewöhnlich um ihre Wohnstätten ein Stückchen Feld an, das sie mittelst des Anzündens einer Strecke Waldes selber urbar gemacht haben, und wissen ihm nicht mehr abzugewinnen, als was gerade für den Unterhalt eines Jahres nöthig ist. Auf den Hochebenen pflanzen sie Mais, der sehr ergiebig ist, Hirse, Getreide und Kartoffeln; in den mittlern Regionen bauen sie süße Bataten, wovon man drei Arten zählt: Gemüse, saure Orangen und den Taro mit den gewaltigen Blättern, welcher die Hütte schmückt.

Einige Kaffeebäume unter dem Schutze strauchartiger Heidekräuter und wildes Pfirsichgebüsch, welches die Pflanzung umgibt, vervollständigen die kleine Niederlassung. Weiter unten in der heißen Zone machen das Zuckerrohr, Yamswurzeln und Bananen ihre Hauptnahrung aus. Außer einigen Ackerwerkzeugen, Jagd und Fischgeräthe besteht die Einrichtung der Hütten aus einem Topfe der, zwischen zwei Steinen aufgehängt, zur Bereitung ihres Mahles dient; Matten über einem Haufen dürren Laubes sind das Bett; ihre Kleidung ist auf das Nothwendigste beschränkt, ein Weidenhut, ein Hemde und Beinkleider von blauem Baumwollzeug für die Männer, ein Kleid von demselben Stoffe für die Frauen, machen die ganze Garderobe aus. Ihr Leben geht fast in völligem Müßiggange hin, und nur manchmal vereinigen sie sich beim Klange des Accordeon, an dem sie sich vor allem vergnügen. Ihrer Geduld auf der Jagd oder bei dem Fischfang kömmt nichts gleich; wenn sie unbeweglich auf einer Felsspitze nach einer wilden Ziege oder einer Art von kleinem Fuchse spähen, könnte man sie für versteinerte Wesen oder schlafende Wasservögel halten. Klein von Gestalt, mit schwachen Gliedern und geringer Muskelkraft, haben sie dennoch eine bewundernswerthe Gelenkigkeit und klettern wie Affen, indem sie sich an die Lianen hängen, an den senkrechten Bergwänden hin. Selten begegnet man ihnen allein, stets gehen sie zu zweien, der Mann voraus mit dem Stocke in der Hand, die Frau auf seinen Fersen, welche mit unterwürfiger Miene das Reisegeräthe auf dem Kopfe trägt, und sich als Sklavin zu erkennen gibt. Das freie Umherschweifen scheint ihr Daseyn zu bedingen, und man hat vergebens versucht sie zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten; nach einigen Tagen waren sie verschwunden, ohne daß man sie je wieder erblickte.

Dieses sonderbare Völkchen ist keineswegs der Ueberrest eines eingebornen Stammes, der in der Nähe von kräftigern europäischen Stämmen verschwände oder erlösche: es sind die Abkömmlinge der ersten Ansiedler, jener energischen Bretagner, welche zur Eroberung von Madagascar angeworben wurden und mit der Zeit in eine Entartung verfielen, welche Bourbon eigenthümlich zu seyn scheint. Man nennt sie im Lande sehr bezeichnend „die kleinen Weißen" oder „kleine Kreolen." Ihre Anzahl vermehrt sich nicht durch Reproduction, sondern durch die Abkömmlinge europäischer Familien, welche durch Trägheit, Armuth und Elend zu ihnen herabsinken. Es ist eine Art von Kretinismus,[1] welcher sich auf dieser Insel, wie der Aussatz, der europäischen Race angehängt hat; letzterer ist selbst unter den reichen Familien nicht selten. Die Leprosenhäuser, welche man an verschiedenen Punkten der Küste findet, erinnern unwillkürlich an die Zeiten des Mittelalters.

Bourbon verdankte, wie gesagt, seinen Ruhm und seinen frühesten Wohlstand dem Anbau des arabischen Kaffee, der auf seinem hügeligen steilen Boden, den leichte Erde, eine Art vulcanischen Niederschlags, bedeckt, besonders gedieh. Die Vorliebe der Colonisten für dieses exotische Erzeugniß war so groß, daß bald die ganze Existenz der Niederlassung sich darum drehte, und es in Ballen verpackt in den öffentlichen Vorrathshäusern niedergelegt das Capital einer Depotbank bildete, so daß das Land keine andern Austauschmittel mehr hatte, als Kaffeebons. Die Schöpfung dieser Art von Papiergeld war eine Calamität, begünstigte den Wucher und vernichtete auch die Cultur; da nur die Quantität angegeben wurde, ohne weder Qualität noch Ursprung zu beachten, so hatte auch der Grundbesitzer beinahe keinen Antrieb mehr seine Erzeugnisse mit Sorgfalt zu behandeln, und der Kaffee von Bourbon gerieth auf den europäischen Märkten in Mißachtung.

Dieser Schwindel ging von dem Kaffee auf das Zuckerrohr über; die Gesetze des Mutterlandes begünstigten denselben; man verlegte sich mit Wuth auf diese neue Cultur, so daß gegenwärtig von 62,000 Hectaren angebauten Landes 24,000 dem Zuckerrohr überlassen sind, und zwar der fruchtbarste Boden; nur 4000 sind noch mit Kaffee bepflanzt; 25,000, ungefähr der unfruchtbarste Theil der Insel, sind mit den alimentarischen Substanzen des Landes angebaut, das Uebrige mit Gewürznelken und andern geringern Producten der Ausfuhr.

Diese fast ausschließliche Cultur des Zuckerrohrs, welche ungefähr 50,000 Sklaven beschäftigte, machte die Bevölkerung unverhältnißmäßig anwachsen; bald reichte die Insel nicht mehr hin ihre Einwohner, deren Anzahl sich in weniger als 50 Jahren verdreifachte, zu ernähren. Wie alle großen Manufacturmittelpunkte, worin die Arbeiterclasse angehäuft ist, war Bourbon gezwungen, von außen her einen Theil seines Unterhalts zu beziehen. Durch die Nähe von Madagascar, wo man Reis und Schlachtvieh zu sehr niedrigen Preisen und in unendlicher Masse vorfand, wurde dieß sehr erleichtert. Als Austausch für diese Gegenstände nahmen die Madegassen Kleinigkeiten aus Europa, den Ausschuß aus unseren Fabriken und Kaufläden an; deßhalb fanden sich die Einwohner von Bourbon in ihren theuersten und dringendsten Interessen getroffen, als die Königin der Hovas ihre Seehäfen den Fremden verschloß und plötzlich die Ausfuhr von Reis und Vieh verbot; sie stießen einen Nothschrei aus als ob ihr Daseyn auf dem Spiele stünde. Freilich war es nichts geringes, als sie sich gezwungen sahen, Reis um baares Geld aus Bengalen zu holen, und ihre Ochsen entweder vom Cap der guten Hoffnung oder aus dem Canal von Mozambique zu beziehen, deren Preis wegen der langen und mühseligen Schifffahrt sich um 500 Proc. steigerte.

Diesen Uebelständen abzuhelfen ist nun die Aufgabe der Behörden; vor allem wäre es nöthig auf Madagascar wieder festen Fuß zu fassen, und bis dieß geschehen kann, die Insel St. Marie als Vorposten zu benützen. Diese Insel, nördlich von Tamatave und Foulpointe gelegen, hat eine prächtige Rhede und gewährt den Fahrzeugen Schutz gegen die Wogen; sie wurde bisher gar nicht beachtet, obgleich sie nur 36 Stunden von Bourbon entfernt ist. Ihr Hafen kann fünf ausgerüstete Fregatten und selbst Linienschiffe aufnehmen, wenn man mit einigen Arbeiten nachhilft; Korallendämme, welche schroff aus den Wassern aufsteigen, sind zu Werften tauglich; die Wälder der Insel liefern das schönste Schiffsbauholz. Die ganze Anlage des Platzes ist so beschaffen, daß er mit 800,000 Fr. zwar nicht zu einem Militärposten ersten Ranges, aber doch so eingerichtet werden kann, daß große Ausrüstungen erforderlich wären, um ihn zu nehmen. Durch einen glücklichen Zufall wurde ein Mann, der sich aus den niedern Kreisen der Armee emporgearbeitet, zum Befehlshaber dieses kleinen Postens berufen, welcher früher aufs erbärmlichste vernachlässigt worden war. Die Insel bot ihm eine eingeborne Bevölkerung, deren Lenksamkeit und Ergebenheit er ebenso zu benützen verstand wie die Materialien, welche er vorfand. Zugleich Maurer, Zimmermann, Baumeister, Ingenieur, Officier und Soldat, errichtete er vor allem ein Obdach für seine Mannschaft, wodurch die gefährlichen Fieber abnahmen; dann baute er Werkstätten, ein Spital, legte Gärten und Pflanzungen an, und alles beinahe ohne Kosten für den Staat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Radschah Sir J. Brooke ist bekanntlich von den holländischen Journalen ziemlich unsanft mitgenommen worden, die englischen Blätter scheinen ihn aber seit geraumer Zeit nicht milder zu behandeln, und man findet es höchst seltsam, daß der Radschah von Sarawak zugleich Gouverneur von Labuan seyn und 6—7000 Pfd. St. Gehalt ziehen soll, obgleich er sich gewöhnlich gar nicht in Labuan aufhält, und man deßhalb einen Vicegouverneur bestellen muß, dessen sich indeß Sir James vor kurzem ziemlich unceremoniös entledigte. Indeß sind die englischen Plane auf dem Archipel keineswegs aufgegeben, und darum will man, wie es scheint, den Radschah als Werkzeug benützen.

[1] Die ersten Reisenden, welche dieser kleinen Weißen erwähnen, schildern sie als muthige Jäger der Bergziegen und Marronneger; es scheint daß diese kräftigen Züge sich verwischt haben, als das Wild von der Insel verschwand und die Negerjagd aufhörte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 109. 7 Mai 1850.

Eugène Sue's Wahl in Paris.

Die Revue des deux Mondes vom 1 Mai enthält nachstehende Betrachtungen über diese Wahl, die wir um so gerner mittheilen, als sie eine sehr eindringliche Lehre enthalten über die Macht der Literatur überhaupt, so wie diejenige, deren moderner Chef E. Sue ist, insbesondere: „Sue's Name hat in den Wahlen überwogen; wir waren stets der Ansicht, daß die bösartige (malfaisante) Literatur der letztern zwanzig Jahre früh oder spät eine ähnliche Politik erzeugen würde. Dieß hat nun stattgefunden. Der Socialismus ist in der Politik, was ein gewisses Genre von Roman in der Literatur ist. Die Gesellschaft des „Ewigen Juden“ und der „Geheimnisse von Paris,“ die Personen welche sich in den elenden, durch die Sittenlosigkeit erzeugten Abenteuern ohne Zügel ihren Leidenschaften überlassen, die unmöglichen Begebenheiten, welche die Phantasie des Verfassers aufeinander häuft, die von Zeit zu Zeit durch einen reichen, kräftigen, mächtigen Mann wieder hergestellte Ordnung, alles dieß gleicht mehr oder minder der Gesellschaft, wie sie der Socialismus herstellen will, einer Gesellschaft, die bekanntlich selbst die Idee eines Dictators nicht ausschließt, der unter dem Namen eines Generalorganisators über dem Chaos thront, unter dem Vorwand die Welt zu erschaffen. In den Romanen ist eine solche Gesellschaft eine abgeschmackte Fiction, wenn aber die Fiction zur Wirklichkeit werden will, so ist sie für die Gesellschaft eine unerträgliche Qual. Der Socialismus wählt jetzt Hrn. Sue zu seinem Repräsentanten. Das ist nicht mehr wie recht und billig: die Fictionen des Hrn. Sue leben und stimmen, die Helden der Geheimnisse von Paris und des ewigen Juden wählen Hrn. Sue, damit er seine Fictionen verwirkliche. Die Lection ist gut für Hrn. Sue, aber auch für die Gesellschaft: wenn diese ruhig und glücklich ist, glaubt sie sich ungestraft an dem Bösen belustigen zu können; sie bewundert die Orgien, die Ausschweifungen, die Verbrechen, vorausgesetzt daß alles in Scene gesetzt und zu Theatercoups arrangirt ist; aber eines schönen Morgens werden diese Belustigungen zu Wirklichkeiten, und die Gesellschaft trifft diese liebenswürdigen Banditen, denen sie so gern in den Büchern begegnete, auf der Straße. Die schmutzige Orgie, welche die elegante Welt sonst in den unreinlichen Sträßchen der Cité aufsuchte, zieht in die Tuilerien ein, und setzt sich hier fest; jedes fürchtet dann, diese blutige, räuberische Schlemmerei werde sich in seinem eigenen Salon, seinem eigenen Boudoir einheimisch machen. Dann verwirft man unwillig, woran man sich kurz zuvor noch belustigte, und man findet die Journale abscheulich, die das druckten, was alle Welt mit brennender, unersättlicher Neugier las. Da man aber noch nicht entschlossen ist, ohne Kampf die Waffen zu strecken, so will man auf der Straße gegen diese ganze schlechte Literatur kämpfen, die, in eine räuberische Staatskunst umgewandelt, uns erschreckt und erbittert.“

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

2. San Sebastian. — Die Basken.

(Fortsetzung.)

Befestigungen nach Vauban und ein hoher Wall, dessen Gräben bei der Fluth sich füllen, nehmen die ganze Breite des Isthmus ein, welcher San Sebastian mit dem Continent verbindet, und schützen es gegen die Landseite. Diese Hauptstadt von Guipuzcoa bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Oberfläche nicht so groß ist als die der Weinniederlage in Paris,[1] aber dieser enge Raum wurde so gut wie möglich benutzt. Zwei Pfarrkirchen, ein Kloster, ein Arsenal sind die Hauptgebäude und liegen fast alle auf den letzten Abhängen des Bergs Orgullo. Im Mittelpunkt der Stadt nimmt das Stadthaus eine ganze Seite eines von Arcaden umschlossenen Platzes ein. Der Rest des Bodens ist ganz von hohen Häusern eingenommen, welche in fast ganz geraden Straßen hinlaufen, deren Breite streng nach dem Bedürfniß des Verkehrs zugemessen scheint. Hier sind keine Gärten, kaum einige innere Höfe, und durch diese sparsame Benützung des Bodens haben nahe an 9000 Seelen Platz gewonnen. Trotz dieser Anhäufung, trotz der ziemlich schmutzigen Gewerbe einiger Einwohner, herrscht hier allenthalben eine in unsern großen Städten sehr seltene Reinlichkeit. Dieß erklärt sich namentlich aus der Vertheilung der Bevölkerung. San Sebastian hat nicht die Straßen, die Quartiere, wo schlechte, unreinliche Wohnungen und die ärmern Classen sich häufen. Ueberall sehen die Häuser einander ziemlich ähnlich und enthalten Bewohner jeder Art. Der Kaufmann, der Grundeigenthümer bewohnt den untern Theil des Hauses und den ersten Stock, der Taglöhner am Hafen, der Fischer, der Handwerker wohnen in den obersten Stockwerken und auf den Speichern. Aus dieser Mischung entspringt etwas sehr gutes. Jeder Reiche kennt schneller und mildert leichter das Elend in seiner Nähe, und der Arme, stets in Berührung mit den wohlhabendern Classen, sieht sich gezwungen, dem nachläßigen Gehenlassen, das so schnell in Sorglosigkeit und Unreinlichkeit ausartet, von vorn herein zu widerstehen.

[1] Diese hat 134,000 Quadratmetres Oberfläche, San Sebastian nur 110 bis 112,000.

Digitized by Google

San Sebastian ist eine ganz neue Stadt: außer den Kirchen und einigen benachbarten Häusern sind alle Gebäude neu, die ältesten nicht über 36 Jahre. Im J. 1813 haben die Engländer und Portugiesen, diese Verbündeten, welche das gegen Napoleon empörte Spanien als seine Befreier begrüßte, das alte Donestia [1] in Asche verwandelt. Die Gräuel, welche dabei von diesen Freunden und Befreiern begangen wurden, gehen über alle Beschreibung, sind indeß nicht nur durch Privataugenzeugen, sondern durch officielle Urkunden, welche die Stadt- und Provincialbehörden schon im Jahre 1814, also gleich das Jahr darauf herausgaben, bestätigt. Nicht im wilden Sturm, sondern als die Franzosen sich schon in die Citadelle zurückgezogen hatten, wurden die Einwohner, welche die anrückenden Engländer und Portugiesen mit Freudenbezeugungen empfingen, auf die empörendste Weise mißhandelt, die Stadt der Plünderung preisgegeben, an verschiedenen Orten in Brand gesteckt, und das Löschen nicht nur verboten, sondern das Feuer sogar durch Brandzeug befördert. Nur 36 Häuser blieben stehen, meistens solche, die an den Felsen von Castillo angelehnt waren, wo noch die Franzosen sich hielten, so wie die, welche an zwei Kirchen anstießen, welche den Siegern als Spital und Caserne dienten. Bücher, öffentliche und Privatrechnungen, bürgerliche und kirchliche Archive, alles wurde in Asche verwandelt, und man schätzte den unmittelbaren Verlust auf 100 Millionen Realen. Die Einwohner, Weiber, Greise und Kinder flüchteten sich aufs Feld, und viele kamen vor Elend um.

Die Truppen, welche die Stadt erstürmt hatten, nahmen nicht allein Antheil an der Plünderung, Soldaten ohne Waffen aus dem etwa eine Legua entfernten Lager von Astigarraga vereinigten sich mit ihren Gefährten, die Maulthiere der Armee dienten zum Fortschaffen der Beute, und selbst die Mannschaften der englischen Kriegsschiffe im Hafen von Passages hatten ihren Antheil. Vierundzwanzig Tage nach dem Sturm durchsuchten Engländer und Portugiesen noch die Asche von St. Sebastian, und während dieser langen Zeit geschah nichts, um diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, kein Officier suchte die Soldaten im Zaum zu halten. Ja die gestohlenen Gegenstände, selbst die Kirchengefäße, wurden im Hauptquartier öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Bei solchen, von einer ganzen Bevölkerung bezeugten Thatsachen kann man unmöglich an der absichtlichen Nachsicht der Officiere zweifeln, ja die Verantwortlichkeit steigt bis zum General Graham hinauf.

In Folge des Brandes und der Plünderung von San Sebastian blieben mehr als 1500 Familien ohne Unterkunft, ohne Brod, fast ohne Kleidung; vier Monate später war ein Drittheil dieser Bevölkerung vor Hunger und Elend umgekommen. Die Civilbehörden, welche sich nach Zubieta zurückgezogen hatten, ließen durch eine feierliche Untersuchung die Thatsachen constatiren, und verlangten eine Unterstützung und Entschädigung, um ihre Wohnungen wiederherstellen zu können, aber vergebens wandten sie sich an Wellington, an die Regentschaft, an den Nationalcongreß: Unterstützung und Entschädigung wurden ihnen abgeschlagen. Da veröffentlichten sie das Manifest [2] und die Correspondenzen, aus denen diese Angaben entnommen sind. Sie wandten sich an die öffentliche Meinung Europa's, um das Benehmen der Engländer zu brandmarken, und eröffneten eine Subscription, um San Sebastian wieder aufzubauen. Auch dieß schlug gänzlich fehl: nur ein deutscher Kaufmann zu Bilbao unterzeichnete 40 Franken. Nach einigen Monaten Wartens mußte das Ayuntamiento dem einzigen Unterschreibenden, dessen isolirte Gabe unnütz geworden war, danken, aber die Register der Stadt bezeugen noch heute, daß San Sebastian, von seinen Verbündeten verbrannt, von seinen Landsleuten verlassen, nur bei einem einzigen Mann — und zwar bei einem Fremden — Mitgefühl für sein Unglück fand.

Man sieht leicht ein, daß die Anführer der angloportugiesischen Armee nicht gleichgültig den Haß der eben erzählten Thatsachen auf sich laden lassen konnten. Wellington suchte in seinen Antworten den Brand von San Sebastian bald auf die Kriegsnothwendigkeit, bald auf die Franzosen zu schieben, wenn aber die Franzosen daran schuld gewesen wären, so hätten die Bewohner von San Sebastian gewiß keinen Augenblick angestanden, sie dessen anzuklagen, denn es läßt sich voraussehen, daß sie die, welche gekommen waren um sie von einem widerwillig getragenen Joch zu befreien, nicht muthwillig verleumdet hätten. Zum Ueberfluß drückte eine unter den Augen eines Commissärs der spanischen Regentschaft vorgenommene Untersuchung der ganzen Erzählung des Hergangs einen authentischen Stempel auf. Man kann nicht zweifeln: San Sebastian wurde am 31 August 1813 durch seine eigenen Alliirten zerstört, und diese Zerstörung war beabsichtigt.

Die Verantwortlichkeit fällt augenscheinlich auf die englischen Generale, und es fragt sich, welcher Grund sie zu einem eben so seltsamen als hassenswerthen Benehmen bewog. Gewiß überließen sie sich nicht einer durch nichts als die Hitze des Kampfes hervorgerufenen barbarischen Anwandlung, denn im Augenblick, wo die englischen Soldaten ihre Alliirten plünderten und mordeten, nahmen die Officiere die mit den Waffen in der Hand gefangen genommenen Franzosen mit einer ritterlichen Höflichkeit auf. Sie hatten eben so wenig ein Exempel zu statuiren, um feindliche Bevölkerungen zu schrecken, denn wie alle Provinzen Spaniens, so nahm auch Guipuzcoa sie als Befreier auf. Aber diese Stadt war der Hauptort einer der baskischen Provinzen, welche die Colonien ausbeuteten, [1] und die Rückkehr des Friedens mußte wieder die thätigen Verbindungen mit Frankreich anknüpfen, welche seine geographische Lage unvermeidlich macht. Darum allein vielleicht mußte San Sebastian untergehen. Während die Engländer Napoleon bekriegten, benützten sie die Gelegenheit, um ihren Handel zu sichern und selbst den geringsten Keim zu vernichten, dessen Entwicklung ihre Verbündeten von der industriellen Knechtschaft befreien konnte, die noch auf Portugal lastet. [2]

Obgleich seinen eigenen Hülfsquellen überlassen, hat sich San Sebastian doch wieder aus seinen Ruinen erhoben, zur Zeit meines Aufenthalts mahnten nur noch einige eingestürzte

---

[1] Dieß ist der alte baskische Name der Stadt.

[2] Manifesto que el ayuntamiento constitucional, cabildo eclesiastico, illustre consulado y vecinos de la ciudad de San Sebastian presentan à la nacion sobre la conducta de las tropas Britanicas y Portugezas en dicha plaza el 31 de agosto de 1813 y dias sucesivas. Anno 1814. En Tolosa. Diesem am 16 Januar erschienenen Manifest folgten später einige Supplemente.

[1] Die Compagnie der Philippinen hatte ihren Sitz in San Sebastian selbst, die Compagnie von Caracas den ihren im Hafen von Passages, der nur eine kleine Legua von San Sebastian entfernt ist.

[2] Der Verfasser breitet sich hier noch weiter über diesen Gegenstand aus, und gibt den Engländern auch Schuld, sie hätten in Spanien Tuch-, Baumwollen- und Porcellanfabriken verbrannt, wo sie konnten. Eine solche Beschuldigung bedarf eines gründlichern Beweises, als er hier gegeben ist, aber die Zerstörung von San Sebastian war jedenfalls muthwillig, was auch der Grund derselben gewesen seyn mag. A. d. U.

Digitized by Google

Mauern und einige zwischen meinen Fenstern und dem Hafen liegende Trümmerhaufen an die Zerstörungswuth der englischen Truppen. Die Industrie und der Handel hatten den Wohlstand in ihre Mauern zurückgeführt. Wie vormals ist San Sebastian jetzt wieder einer der Hauptmittelpunkte der baskischen Bevölkerung. Mit dem lebhaftesten Interesse studirte ich diese merkwürdige Race, die ohne Verwandtschaft da steht unter den andern europäischen Völkern, und deren Ursprung eine der schwierigsten Fragen der Ethnologie ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das Waldleben im Orgelgebirge.

(Schluß.)

Auf diesen Streifzügen gewährte es mir ein großes Vergnügen, den Indianer zu beobachten, der wie der Spottvogel alle Stimmen des Gevögels und der Vierfüßler mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nachahmte. Bald lockte sein „Tararacca" die Tucane herbei, bald antwortete er dem kleinen Capuzineraffen auf eine so täuschende Weise, daß dieser dadurch verleitet wurde, aus seinem sichern Bereich vom hohen Wipfel in lustigen Sprüngen herabzukommen, und statt von seinem Weibchen von dem todtbringenden Pfeile Antonios begrüßt wurde. Das Fleisch dieses Thiers war der größte Leckerbissen für den Indianer. Hatten wir uns um Mittag in dem Schatten des Waldes hingestreckt, und wenn die lautlose Stille uns umringte, die namentlich um jene Zeit in den Wäldern dieses Südlandes vorherrschend ist, wo alles, Menschen und Thiere, die Siesta zu halten scheinen, so stieß mein Gefährte — bloß zu unserm Privatvergnügen — plötzlich die rauhe, abgebrochene Stimme der Unze oder das heißere Gekreisch irgend eines Raubvogels aus, und dann verwandelte sich auf einmal die lautlose Waldstille zu einem Tummelplatz des Aufruhrs und der lebhaftesten Bewegung. Die Vierfüßler scheuchten von ihren Lagern auf und das grüne Laubdach des Waldes belebte sich von aufgeschreckten Vögeln. Die Thiere des Waldes hatten die warnende Stimme ihrer Tyrannen gehört.

Als einen hervorstechenden Zug im Charakter des amerikanischen Wilden hat man seinen Hang zur Trägheit bezeichnet, und diese Beschuldigung erscheint allerdings nicht unbegründet, wenn man ihn dem dolce far niente tagelang sich hingeben sieht, bis Hunger und andere Bedürfnisse ihn wieder zur Thätigkeit aufstacheln; dagegen muß man ihn aber auch wiederum auf der Jagd beobachten, und dann hat man ein von Lebensfülle und Thatkraft strotzendes Bild der Unermüdlichkeit vor sich. Jeder Nerv, jede Muskel zeugt da von der Spannkraft seines Körpers, von der Federkraft und Elasticität einer Gelenkigkeit, die sich weder durch das Dickicht des Waldes, noch Ströme, Wüsten und Gebirge vor der Verfolgung des Wildes abhalten läßt.

Die stärkende, reine Bergluft, das erkräftigende Bad im krystallenen Flusse, die beständigen Bewegungen im Freien, und dann die strenge Diät, dieses große Arcanum der Homöopathie, äußerte sehr bald ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit, und wo diese einkehrt und der Anblick einer großartigen Natur uns entzückt, da kann unmöglich die Zufriedenheit fehlen. An solchen Tagen, wenn wir daheim blieben, beschäftigte sich Antonio mit seiner Flechterei, und ich präparirte Käfer, Schmetterlinge, Schlangen und anderes Gewürm, und er half mir wenn es galt, auf irgend ein seltenes und unbekanntes Thier Jagd zu machen. Auf diese Weise wurde alle Eintönigkeit aus unserm Leben entfernt durch ein an Beschäftigung und Wechsel reiches Leben. Für uns war es ein erhabenes Schauspiel, den glänzenden Aufgang des Tages zu beobachten. Jeder Gegenstand, worauf das Auge fällt, leitet auf eine neue Ideenreihe, erweckt einen frischen Springquell der Gefühle. Es liegt etwas in dem erhabenen Schweigen der Wildniß, das lauter zum Menschenherzen spricht, als alle die gedrechselten Redekünsteleien, die man auf der Schaubühne, auf der Kanzel und in den Kammern hört; es ist der Klang der Wahrheit, den wir in unsern gekünstelten Verhältnissen fast immer vermissen und deren durchdringende Kraft man um so mehr erkennt, je mehr sie im Schmucke besiegender Einfachheit auftritt. Im Baumschatten vor der Hütte verbrachten wir manche Stunden, und während die Kinder des Indianers sich im Pfeilschießen übten, oder sonst um uns herumspielten, erzählte mir Antonio manches Bruchstück oder Abenteuer aus seinem Leben, woraus ich, da ich keinen Grund hatte die Wahrheit seiner Aussagen zu bezweifeln, mit Gewißheit schließen konnte, daß noch viele Thiere von scheußlichem Aussehen und furchtbarer Wildheit und Größe in den Wäldern, schlammigen Flüssen und Morästen Brasiliens hausen, deren Beschreibung lebhaft an die fabelhaften (?) Ungeheuer des Alterthums erinnerte und von deren Daseyn die europäischen Naturforscher nicht das Geringste wissen. Ich habe mir diese Beschreibung des Indianers angemerkt und komme vielleicht in einem spätern Aufsatz darauf zurück.

Wenn der Abendhimmel, von der untergehenden Sonne meistens tiefpurpurn, brennend gefärbt, so daß der ganze Horizont wie in loderndem Feuer glänzte, zu erbleichen anfing, ergötzte uns das Umherschwirren der Fledermäuse, nach denen der neunjährige Knabe des Indianers nicht ohne Erfolg seine Pfeile absandte und sich auf diese Weise im Pfeilschießen übte. Um diese Zeit ließ auch der große Ibijau (nycibius grandis) sein melancholisches Geschrei hören, nach welchem dieser schwalbenartige Vogel auch benannt wird. Er wird etwa 18 bis 21 Zoll lang, sein Gefieder schwarz, falb, braun und weiß melirt, seine Schwungfedern schwarz-falb gestreift, die Grundfarbe seines Stumpfschwanzes rostfarbig, durch Braun schattirt. Er hat einen breiten, gekrümmten Schnabel, dessen Wurzel mit Borsten besetzt, und dessen Spitze zurückgebogen ist. Am Tage bewohnt er hohle Bäume, aber mit der Dämmerung fängt er an lebendig zu werden und durchstreift in allen Richtungen die Luft. Da es unschädliche Thiere sind und ihr Fleisch zwar von den Indianern und Jägern gegessen wird, obgleich es zähe und unschmackhaft, so wird ihnen nur wenig nachgestellt.

Man sieht, daß die Tage in der Wildniß Freuden mit sich führen, wovon der Salon- und Stubenmensch fast keine Ahnung haben. Dann aber folgt die Hochfeier der heiligen Nacht des Südhimmels mit ihrem silbernen Mond und den Myriaden von Sternen, Welt über Welten stehend, oder die furchtbare Majestät einer tropischen Gewitternacht, mit lautem Sturm die hohen Kronen des Waldes schüttelnd und deren Riesenstämme zerbrechend, einen wunderbaren Contrast von tiefer Ruhe und wildem Aufruhr in der Natur bildend. T. Bösche.

Die französischen Besitzungen im indischen Meere.

(Fortsetzung.)

Das Klima von St. Marie ist im allgemeinen feucht, und man kann alljährlich 120 Regentage zählen, während denen oft wahre Fluthen niederstürzen. Der Boden ist am Meeresufer sumpfig und besteht aus Lagunen, welche die Fluth überschwemmt und aus welchen die Fieber-

Digitized by Google

luft sich entwickelt, die besonders während der Nacht ihre Wirkungen äußert. Im Inneren ist der Boden sehr ungleich und von tiefen Thälern durchschnitten, zwischen steilen Hügeln mit scharfem Kamme, über welche schmale Fußsteige hinführen, auf denen kaum das Maulthier Raum findet. Dichter Graswuchs, ein fast undurchdringliches Gewirre von Ravinalos, Lianen und Heidekraut überzieht die Anhöhen; die Tiefe der Thäler ist sumpfig, und der Reis wächst im Ueberfluß darin. Es ist kein fruchtbares Land, aber Natur und Menschen überraschen den Europäer durch ihren fremdartigen und neuen Anblick. Der Ravinalo (Baum des Reisenden) leiht der Landschaft ihren Charakter; er entfaltet nach allen Seiten seine fächerartigen Blätter, und er steht bald einzeln, bald in dichtem Buschwerk beisammen. Die Wälder sind schweigsam; man hört nichts als den einförmigen Ruf des Talou, der nach Aussehen und Stimmen dem Kukuk gleicht. Da und dort trifft man auch auf einen Tanghin, dessen giftige Frucht in der summarischen Justiz auf Madagascar eine so wichtige Rolle spielt, und unter dessen Schatten die Eingebornen nie ohne geheimen Schauer vorübergehen. Man gewöhnt sich nicht leicht an das Aussehen der madegassischen Weiber; ihr wolliges Haar, das sie in Wülsten aufzausen, und ihre großen starren Augen, deren Weiß grell aus den schwarzglänzenden Gesichtern hervortritt, leihen ihrem Anblick etwas diabolisches; besonders des Abends wenn ihr hoher Wuchs sich aufrichtet, und man sie leise durch das Dickicht gleiten sieht, machen sie einen unheimlichen Eindruck. Männer und Frauen sind sehr sanft, ihre Einfalt ist reizend und ihre Fröhlichkeit bezaubernd; auch gehorchen sie mit wundernswerther Lenksamkeit. Unglücklicherweise verändert der Einfluß geistiger Getränke dieses alles, und man muß sie bei einem ihrer ländlichen Feste in einem Malouba sehen, wobei irgend jemand ihnen Arak spendet. Sie strömen bei der Ankündigung des Malouba in Masse herbei, bilden auf dem Sande kauernd einen Kreis, klatschen in die Hände und singen eintönige klagende Weisen. Zuerst ist ihre Haltung bescheiden, ihr Gesang abgemessen, das Händeklatschen mäßig; sie wiegen sich leicht auf den Hüften. Der Arak macht die Runde, sie erhitzen sich, der Tact wird schneller, der Ton höher; einige treten vor und führen einen Tanz aus, der hauptsächlich in ausdrucksvollen Körperstellungen besteht. Der Arak kreist aufs neue; die dunkle Gruppe scheint von elektrischen Schlägen berührt, die Hände klatschen stärker und rascher; die Stimmen erschallen dazwischen, alle diese wolligen bauschigen Köpfe schütteln sich lebhaft; das Weiß ihrer Augen glänzt. Noch mehr Arak und der ganze Kreis wogt und wallt wie glühender Punsch in der Bowle. Gesang und Händeklatschen vereinigen sich; plötzlich springen alle Weiber zumal auf, wirbeln singend umher, stürzen in gedrängter Reihe vor, kommen und verschwinden wie Ebbe und Fluth. Wehe dem Manne der sich unter diese wüthende Gruppe mengte! Gleich einer Hornisse in einem Bienenkorb, würde er sich dem Schicksal des Orpheus unter den Bacchanten am Hebrus aussetzen. Keinerlei natürliche Gränze bezeichnet das Ende des Festes; solange der Arak vorhält, steigt die Sonne auf und nieder über diesen Ausbrüchen rasender Freude. Bisweilen sinkt eine der Tänzerinnen vor Erschöpfung zu Boden und rafft sich nach vorübergehender Lethargie wieder auf, ein Glas Arak belebt sie aufs neue und gibt ihr ihre Stimme zurück. Wenn endlich das Faß leer ist, hören die Gesänge auf, die Glieder sinken zusammen, und ein tiefer Schlaf verbreitet düsteres Schweigen über den Festplatz, der mit unbeweglichen Körpern übersäet ist.

Allein nicht um die vertriebenen Stämme der Betsimarakas zu beobachten, hat der Stationscommandant von Bourbon sich auf St. Marie niedergelassen. Er war dahin gekommen, um seine Schiffsmannschaft zu üben, ihnen einen soldatischen Geist einzuflößen, und die große Insel im Auge zu haben. Er knüpfte allenthalben Einverständnisse mit den Einwohnern an, und wartete auf die Gelegenheit den bewaffneten Einfluß Frankreichs wieder geltend zu machen. Madagascar umfaßt, wie bekannt, 14 Breitegrade im indischen Meere. Im Mittelpunkt der Insel zieht sich eine Bergkette durch ihre ganze Länge, und bildet sozusagen ihr Knochengerüste. Die Meeresküsten sind niedrig, sumpfig, von Seen und von Flüssen durchschnitten, deren Lauf ruhig ist, wie in natürlichen Canälen, welche leicht von Piroguen befahren werden können, und der Boden von einer Fruchtbarkeit, die man nur auf den Philippinen und den Sundainseln wieder findet. Die Bevölkerung gruppirt sich nicht in einer gemeinsamen Nationalität; sie besteht aus Stämmen verschiedener Abkunft, unter welchen drei Typen hervorragend sind: Kaffern, Araber, Malayen. So groß auch die Anzahl dieser Stämme seyn mag, so gibt es in politischer Beziehung nur zwei Racen, das erobernde und das besiegte Volk. Ersteres, kräftige Bergbewohner, thätig, arbeitsam, mit einem Instinct der Mannszucht begabt, zum Befehlen geschaffen, sind die Hovastämme; das andere, die Uferbewohner, entnervt durch die lauen Küstenwinde, die schwülen Ausdünstungen der Sümpfe, träge, aller Disciplin feind, dem Umherschweifen geneigt, ist zum Diener geschaffen. Aber nicht allein ihrem Aufenthalt in den höher gelegenen Gegenden verdanken die Hovas ihren unternehmenden Geist, und ihren Trieb zur Herrschaft; sie gehören jenem Malayenstamme an, der augenscheinlich allen andern schwarzen Völkern Afrika's überlegen ist. Ihre Geschichte erinnert an die der Azteken in Mexico. Aus fernen Ländern herbeigezogen, ließen sie sich zuerst in der Mitte des Landes nieder, auf einer Hochfläche mitten in einem natürlichen Becken, das hohe Berggipfel umgeben. Gleich den Azteken gründeten sie eine Stadt, welche die Hauptstadt des ganzen Landes wurde. Tananarivo und die Seen der Provinz Ankóva erinnern an Mexico mit seinen Seen; das Hovahreich ist im Kleinen das Reich des Montezuma. Dieses Reich hat sich unter unsern Augen gebildet. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bot die Provinz Ankova nur ein Schauspiel der Anarchie und Verwirrung dar. Die Hovas, von dem Clansgeiste beherrscht, kehrten ihren Kriegsmuth gegen sich selber.

Im Jahr 1785 besiegte der Häuptling des Bezirkes von Imerne, worin gegenwärtig Tananarivo sich erhebt, ein Mann von Verstand und Muth, alle seine Nachbarn, und unterwarf sie. Er disciplinirte die Hovas, flößte ihnen Achtung vor seiner Herrschaft ein und machte sie zu einem erobernden Volke. Bald drang er in Ankóva ein, unterwarf drei der benachbarten Stämme und vereinigte sie zu einem Königreich, das er durch draconische Gesetze regierte, aber geschickt verwaltete und 1810 seinem Sohn Radama übergab. So wurde das Hovareich gegründet, und öffentliche Dankbarkeit weiht seinem Stifter Dianampuine fast göttliche Verehrung. Radama, ein Staatsmann und Krieger, verfolgte das von seinem Vater begonnene Werk; er hatte ein stehendes Heer und brachte sein Leben in Kriegszügen hin. Der König der Hovas rief sich als König von Madagascar aus. Die Engländer nahmen ihn in ihr Bündniß auf, lieferten ihm Waffen, Instructoren für sein Heer, und er wagte es die französische Flagge umzustürzen, welche seit Ludwig XIII nicht aufgehört hatte an der Küste zu wehen. Er starb 1828, 37 Jahre alt. Unter Radama war jeder Hova Soldat: es war das Zeitalter der Eroberung; seine Regierung stützte sich auf alle Grade des Adels, aber während dieses Reiches der Gewalt und des rohen Ritterthums waren Dinge vorgegangen, welche den Instinct der Hovavölker aufs tiefste verletzt hatten. Sie sind sehr abergläubisch, und das Gesetz ist in ihren Augen der Ausspruch der Götter. Der Herrscher stellt die Gottheit dar, deren Priester die Minister sind, und ihr Einfluß beruht auf dem, was das innerlichste und mächtigste ist bei gewissen höher organisirten Volksstämmen, dem religiösen Gefühle. Zugleich mit den englischen Waffen hatte Radama christliche Missionäre in sein Land eindringen lassen, welche von der Abscheulichkeit des Götzendienstes und der Verächtlichkeit der Priester falscher Götter predigten. Die Zeit mangelte ihnen um die Insel zum Christenthum zu bekehren, aber sie regten Gehässigkeiten auf, welche alsbald über ihren eignen Häuptern losbrachen.

(Schluß folgt.)

Die Masse der probehaltigen Spirituosen in England, welche im vorigen Jahr destillirt wurden, beträgt 24,775,128 Gallonen; davon lieferte England 5,573,411, Irland 8,355,083, und Schottland 10,846,634 Gallonen. Die Masse der insgeheim fabricirten Spirituosen mag diese Masse noch um ein nicht Unbedeutendes steigern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 110. 8 Mai 1850.

Die Strömung an der Meerenge von Gibraltar.

(The Pillars of Hercules. By D. Urquhart.)

Das Mittelmeer ist wie ein Sack mit zwei offenen Enden, der an beiden Seiten gefüllt wird. Die Strömung durch die Dardanellen zeigt interessante Scenen, bietet aber keine verwickelten Fragen dar. Der Ueberfluß des schwarzen Meeres ergießt sich ins mittelländische, und die Strömung ist dem Einfluß der Nord- und Südwinde unterworfen. Zu Gibraltar herrscht volle Unordnung, die Strömung ist unablässig, das Niveau auf beiden Seiten dasselbe. Die Fluth steigt und fällt, aber die Strömung geht immer aus dem atlantischen Ocean in das Mittelmeer, und so entschieden ist sie, daß die Aequinoctialstürme sie weder beschleunigen noch verzögern, und die Phasen des Mondes keine Gewalt darüber ausüben. Sie bricht durch alle Hindernisse, überschreitet alle Gesetze und scheint nur durch ihren eigenen Willen geleitet zu seyn, zu stark um sich stören, zu seltsam, um sich entdecken zu lassen. Nur manchmal, aber sehr selten, ist die Strömung umgekehrt, und Schiffe, welche die ganze Nacht fahren, und am Morgen 50 Meilen ostwärts sich glaubten, fanden sich 90 Meilen westwärts von dem Punkte, wo sie zu seyn hofften. Sie waren also Nachts 40 Meilen weit rückwärts geführt worden. Dieß geschah dem Schiff Phantome. Das fortwährende nur selten unterbrochene Hereinströmen des Wassers aus dem atlantischen Meere läßt sich nur erklären, wenn man eine Unterströmung annimmt, die einen bedeutenden Theil wieder hinausnimmt, und für eine solche Unterströmung findet sich allerdings ein gewichtiger Grund. Das mittelländische Meer enthält bekanntlich, wie die Erfahrungen mit den Dampfkesseln auf den Dampfschiffen beweisen, mehr Salz als das atlantische Meer, vielleicht in Folge der raschern Verdampfung. Dieß stärker mit Salz geschwängerte Wasser muß sich in die Tiefe senken. Daraus erklärt sich auch der Widerspruch hinsichtlich der Temperatur des Wassers. Wenn die Strömung am Eingang des mittelländischen Meeres durch nichts bedingt wäre, als durch die verschiedenen Temperaturgrade des Wassers in großer Tiefe, so würde das kalte Wasser in der größten Tiefe und das warme an der Oberfläche seyn, während gerade das Gegentheil der Fall ist. Wir haben hier eine Wassermasse von 740,000 (engl.) Quadratmeilen vor uns, dessen specifische Schwere stündlich vermehrt wird; auf der Oberfläche bleibt in jedem Jahr eine Salzkruste, stark genug bis auf 6 Faden Tiefe das Wasser doppelt so schwer zu machen. Um die dadurch entstandene Verschiedenheit mit dem atlantischen Meer auszugleichen, findet sich bloß eine schmale Oeffnung, ein bloßer Riß an der Seite eines Schiffs, eine Oeffnung von 6 Meilen an einem Umfang von 4000. Durch diesen wird in der Tiefe das schwerere Wasser sich den Ausgang bahnen und so, abgesehen von der durch Verdunstung gelassenen Leere, ein Hereinziehen des Wassers oben veranlassen. Es bleibt sonach nur übrig, durch Proben sich zu vergewissern, daß die specifische Schwere des Wassers in der Straße von Gibraltar in verschiedenen Tiefen wechselt, und in welcher Tiefe die Strömung nach außen beginnt, Proben, welche freilich manche praktische Schwierigkeit darbieten werden. Die Verdunstung und die Verschiedenheit der specifischen Schwere werden die Mittel geben, die Masse des ein- und ausdringenden Wassers zu berechnen, sowie die Tiefe und Schnelligkeit beider Strömungen. Es ist indeß zu vermuthen, daß die Strömungen oben und ganz in der Tiefe am stärksten seyn werden, daß ihre Schnelligkeit gegen die Mitte abnimmt, und daß ein neutraler Raum von todtem Wasser übrig bleibt, nicht bloß in Folge des Gegenstoßes der Strömungen, sondern wegen der größern Gleichheit in der specifischen Schwere durch die Vermischung beider Wasser, wodurch die bewegende Kraft aufgehoben wird.

Bei dieser Lösung begreift man die Machtlosigkeit von Fluth und Stürmen, die Strömung ohne Verschiedenheit des Niveau's oder vorherrschende Winde, der Umfang der Strömung ist erklärt, man weiß, wo die sich entwickelnde Salzmasse hinkommt, und der anscheinende Verstoß gegen die Gesetze der Natur besteht nicht mehr.

Die Beschreibung der Gibraltarstraße durch die Griechen und Römer ist dem jetzigen Aussehen so unähnlich, daß man glauben sollte, sie bezöge sich auf einen ganz andern District. Wer erkennt das tiefe Meer und die schroffen Küsten der Meerenge in einer von Flüssen, die aus dem atlantischen Meere hereindringen, durchfurchten Sandebene? wer kann sich die Nothwendigkeit vorstellen, flachbodige Fahrzeuge für die Fahrt von Gibraltar nach Ceuta, wo die Tiefe jetzt über 1000 Faden beträgt, zu bauen, oder den Platz für die Ueberfahrt auf die atlantische Seite zu verlegen, um tieferes Wasser zu gewinnen, während jetzt hier die Tiefe nicht den 6ten Theil dessen beträgt, wie auf der Mittelmeerseite? Dennoch ist gar nicht zu zweifeln, daß diese Angaben auf diese Stellen sich beziehen, noch kann man die bekannte Genauigkeit der Schriftsteller und die übereinstimmenden Zeugnisse in Zweifel ziehen. Wir müssen also die Nothwendigkeit irgend einer großen Revolution in der Gestaltung des Landes und eine gänzliche Veränderung in der Art der Strömung anerkennen. Die Sandbank, welche das Westufer Afrika's bedeckt, muß einst bis an die Küsten Andalusiens gereicht haben.

Digitized by Google

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

2. San Sebastian. — Die Basken.

(Fortsetzung.)

Die Basken, von verschiedenen Schriftstellern Cantabrer Euskarier, Euskaldunen genannt, nennen sich selbst Eskualdunac, nach des Abts d'Hiarce de Bidassouets Erklärung, von Eskualde-dunac, das Volk mit der geschickten Hand. Ihre Sprache Eskuara oder Euskara ist ohne Analogie mit irgend einer andern europäischen Sprache. Durch physischen Charakter, Sitten und Einrichtungen von allen benachbarten Völkern unterschieden, waren sie ehemals auch durch Traditionen und Religion getrennt. Die alten euskarischen Fabeln sprachen, einigen Schriftstellern zufolge, von der Zerstörung einer frühern Welt, welcher nur wenige Menschen, „spärlich wie die Oliven am Baume nach der Ernte, wie die Trauben an den Stöcken nach der Lese" entgingen. Unter diesen war Aitor, der Ahnherr der Euskaldunac. Zurückgezogen in eine unzugängliche Grotte mit seiner Gefährtin verlebte Aitor hier ein ganzes Jahr, und sah zu seinen Füßen Wasser und Feuer sich um die Herrschaft streiten. Voll Schrecken vergaß er alles, was seine Vorfahren ihm über die frühere Welt mitgetheilt, und erfand selbst eine neue Sprache. Die Söhne Aitors stiegen in die Ebene hinab, breiteten sich rasch aus und bildeten mächtige Nationen, bewahrten aber stets getreu die Sprache und Religion „des aus den hohen Gegenden herabgestiegenen Vaters, des Alten der Berge." [1] Der Polytheismus in seiner groben, materiellen Ausdehnung war stets den Euskariern unbekannt; sie verehrten ein höchstes Wesen, Schöpfer und Erhalter der Welten, den Jao-en-Goicoa (oder zusammengezogen Jainkoa, der Herr von oben), begannen und endeten den Tag mit Gebeten an ihn, brachten ihm durch die Aeltesten des Stammes Früchte der Erde zum Opfer, errichteten ihm aber keinen Tempel. Die religiösen, stets sehr einfachen Ceremonien fanden zu bestimmten, durch die himmlischen Erscheinungen bezeichneten Zeitpunkten statt unter derselben Eiche, wo diese durch das Vorrecht des Alters zu Häuptlingen gewordenen Greise Recht sprachen und die Angelegenheiten der Nation ordneten. Die Basken glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, an Belohnungen und Strafen nach dem Tode. Für sie war der natürliche Tod nur ein langer Schlummer, und das Grab hieß das „Bett der großen Ruhe." [2]

Ein Volk, dessen Religion stets spiritualistisch gewesen war, mußte leicht das Christenthum annehmen; auch behaupten die Basken, das erste christliche Volk gewesen zu seyn. Die Euskarier haben so zu sagen die von den übrigen Spaniern erhobenen Ansprüche auf das Alterthum ihres eigenen Stammes für sich in Beschlag genommen; diese hatten sich die unmittelbaren Noahs Nachkommen als Ahnherren gegeben, ohne über den Zeitpunkt, wo diese ersten Colonisten in Spanien ankamen, genau übereinzustimmen. Mariana, J. Moret, Gabriel de Henao, Florian d'Ocampo, Ferreras u. a. hatten die Meinung angenommen, welche Alfons Tostat aus der Leyenda Pendolada, von Herman Llanes im J. 1073 abgefaßt, geschöpft hatte. Nach ihnen wäre Thubal, Japhets Sohn, 131 Jahre nach der Ueberschwemmung geradenwegs nach dem Westende Europa's gegangen, und dieser Urstamm habe später mit seinen Colonien Europa, die Nordküsten Afrika's und selbst einen Theil Asiens bedeckt. Andere Schriftsteller, wie Bochart, Ponce de Leon, J. Pellicer, Xavier de Garma u. s. w. gaben zu, daß die Söhne Japhets von Osten nach Westen gegangen, aber nur allmählich, sie hätten die mittlern Theile Europa's auf dem Wege bevölkert, und seyen in Spanien erst 535 Jahre nach der Fluth angelangt, unter der Anführung von Tarsis, einem spätern Vetter Thubals. Beide Behauptungen wurden hitzig angegriffen und vertheidigt, beide Theile beriefen sich auf Stellen der heiligen Schrift, und die kirchlichen Tribunale, welche darüber entscheiden sollten, thaten weislich den Spruch, beide Ansichten seyen gleich wahrscheinlich, aber die Wahrheit könne sich nur in einer finden. Diese Entscheidung wurde ein Glaubensartikel, und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wäre es für einen spanischen Schriftsteller nicht klug gewesen, ein anderes Stammeshaupt als Thubal oder Tarsis anzuerkennen; die Inquisition hätte leicht eine solche Ansicht als Ketzerei ahnden können.

Die Basken, welche sich als die einzigen Repräsentanten der alten iberischen Bevölkerungen betrachten, haben nicht ermangelt, die Ergebnisse dieser Controverse für sich in Anspruch zu nehmen. Eine Art christlicher Mythologie hat die Sagen der Vorzeit ersetzt, Aitor ist Noah geworden und somit der Vater aller andern Völker, vielleicht ist sogar die Euskarasprache die, welche Adam und Eva im Paradies redeten, denn Noah konnte sie durch Ueberlieferung erhalten haben, und wenn auch Gott die Sprachen der Menschen bei dem Thurmbau von Babel verwirrte, so sagt die Schrift nicht in welchem Jahr dieß geschah, es wäre also doch möglich, daß die Colonie, welche Europa und Spanien bevölkern sollte, vor diesem Ereigniß abgezogen gewesen wäre, und die Sprache aus den frühesten Zeitaltern der Welt mit sich genommen hätte. [1] Jedenfalls ist die Euskarasprache allen andern überlegen durch ihr Alterthum, ihre Allgemeinheit, ihre Unerschöpflichkeit u. s. w.; sie enthält allein mehr Wurzelwörter als nöthig gewesen wären, um die 72 Sprachen zu bilden, welche am Fuße des Thurms von Babel entstanden. [2] Keine Sprache nähert sich also in gleichem Maße derjenigen, welche von Gott Adam und Eva mitgetheilt wurde. [3] Von Gott eingegeben ist die Euskarasprache dem Menschengeschlecht so natürlich, als das Ruchsen den Tauben, das Bellen dem Hund, das Brüllen dem Stier.

Diese Vorzüge kann man, wenn wir den baskischen Schriftstellern glauben wollen, noch viel weiter verfolgen, lassen wir aber alles, was diese linguistischen Ansprüche der Basken übertriebenes und abgeschmacktes haben, bei Seite, so muß man doch anerkennen, daß ihre Sprache sehr bemerkenswerth ist. Nach Humboldt läßt sie sich an keine Sprache der indogermanischen Familie, anknüpfen und ist z. B. von den celtischen Dialekten gänzlich verschieden; die einzigen Sprachen denen sie sich durch ihren grammatischen Mechanismus anschlösse, wären einige

[1] Artagolo, Arbassoa, Namen die man Aitorn gab.

[2] Nach Augustin Chaho. Wir müssen diesem Schriftsteller, dem Abt Hiarce und andern Basken, die ihm auf diesem Weg vorangingen, die ganze Verantwortlichkeit für diese Ansichten über den alten Spiritualismus der Euskarier überlassen. Hr. d'Avezac, dessen Meinung in dieser Beziehung von großem Gewicht seyn muß, betrachtet alle diese angeblichen Traditionen als eben so viel neuere Erfindungen. Indeß ist es immerhin interessant das kennen zu lernen, was die neuere Wissenschaft oder die Verirrungen eines übertriebenen Patriotismus neuerer Zeit den Basken in Betreff ihres eigenen Stammes eingegeben haben.

[1] Nach Abt d'Hiarce.

[2] Nach Don Pablo de Astarloa (Apologia de la lengua bascongada, Madrid 1803) besitzt die baskische Sprache über 4 Milliarden Worte von einer, zwei oder drei Sylben, abgesehen von denen die mehr haben oder aus einer Verbindung verschiedener Wurzeln hervorgehen.

[3] Nach dem Abt d'Hiarce.

Digitized by Google

amerikanische Sprachen. Der Abt d'Hiarce hat in einem von Peron aus Vandiemensland mitgebrachten Wortverzeichniß mehrere Worte bezeichnet, die streng baskisch seyn sollen. Es ist höchst seltsam, daß man die Analogien dieser Sprache bei den Antipoden suchen soll. Die baskische Sprache ist übrigens für Fremde fast unmöglich zu erlernen. Einige der grammatischen Theoreme des Abts d'Hiarce mögen einen Begriff von ihren Schwierigkeiten geben. Im Baskischen verwandeln sich die Haupt-, Für- und Beiwörter in Zeitwörter und umgekehrt. Die Propositionen, Nebenwörter, Verbindungswörter werden declinirt und conjugirt. Jedes Hauptwort hat sechs Nominative und zwölf verschiedene Casus, die Beiwörter bis 20. Das Hauptwort wechselt oft je nach dem Zustand der Sache, die es bezeichnet. Jedes französische Zeitwort ist durch 26 Zeitwörter repräsentirt, von denen jedes eine besondere Modification der Handlung, des Seyns oder der Sache, auf welche die Handlung sich bezieht, enthält; ferner gibt es vier verschiedene Conjugationen, je nachdem man sich an ein Kind, eine Frau, an Seinesgleichen oder einen höhern wendet. Das mag genügen, um die Behauptung einiger Basken zu widerlegen, daß die euskarische Sprache sehr leicht eine allgemeine Sprache werden könne; diese Sprache blieb immer auf die Basken beschränkt, diese lernen sehr leicht das Spanische oder Französische, aber Spanier und Franzosen lernen nie Baskisch.

Eine Geschichte, die spätestens 525 Jahre nach der Sündfluth beginnt, muß einige Sonderbarkeiten darbieten, deßhalb sieht man auch neben den Patriarchen bald Leute ganz anderer Herkunft erscheinen. Nach dem Tode von Tarsis wählten die Euskarier Geryon zum König, der um das Andenken seiner Herrschaft zu verewigen, zwei mächtige Städte, Girona im Norden und Cadix im Süden, bauen ließ, bald aber wollte er als Tyrann herrschen, die Euskarier empören sich und rufen Osiris, König von Aegypten, zu Hülfe, der auch mit einem Heere herbeikommt; Geryon wird auf den Feldern von Tarifa geschlagen und getödtet; seine drei Söhne folgen ihm in der Herrschaft nach, aber, ihrem Vater allzu ähnlich, lassen sie Osiris durch Typhon ermorden. Orus, der libysche Herkules, eilt aus Scythien herbei, fordert sie zum Zweikampfe, tödtet sie und errichtet als Denkmal seines Siegs die zwei berühmten Säulen, die seinen Namen tragen. Zwei Waffengefährten von Herkules, Hispalus und Atlas, folgen sich auf dem spanischen Thron. Siculus, Sohn des letztern, herrscht zugleich auch über Italien und Sicilien, nach ihm aber kommt der Stamm von Tarsis wieder zur Gewalt, bis Abides, der große Gesetzgeber, freiwillig auf den Thron verzichtet, und Iberien 1014 Jahre vor der Gründung Roms in eine große Bundesrepublik verwandelt. Von Abides oder seinen Zeitgenossen stammen alle die Heerführer der verbündeten Republiken ab, alle Helden, auf welche Spanien stolz ist, namentlich Pelayo und seine Gefährten. So ist auch noch heutigen Tages Spanien von einer euskarischen oder baskischen Familie beherrscht, und Königin Isabella stammt in gerader Linie von Tarsis und Noah ab.

Man sieht die baskischen Schriftsteller haben bis jetzt geträumt und gefaselt, und dieß ist um so mehr zu bedauern, als ihre Forschungen, wenn sie die Vorurtheile eines falschen Nationalstolzes abgeschüttelt hätten, zu sehr merkwürdigen Entdeckungen hätten führen können. Mitten unter ihren Uebertreibungen heraus läßt sich ein wichtiges Ergebniß erkennen: man findet in der Euskarasprache die Etymologie einer großen Anzahl von Fluß-, Berg- und Ortsnamen in Gegenden, wo die Euskarasprache nicht mehr existirt. Dieß bestätigt wenigstens eine der euskarischen Traditionen. Verbindet man die Schlüsse, welche sich aus diesen Ortsnamen ziehen lassen, mit einigen Angaben griechischer und römischer Schriftsteller, so muß man annehmen, daß der baskische Stamm ehemals eine viel größere Ausdehnung hatte als jetzt; wahrscheinlich nahm er einen großen Theil Italiens, der östlichen Küsten Galliens, ganz Spanien ein, und theilte sich in die Inseln des Mittelmeers mit den Libyern, den Vorfahren der heutigen Berbern. Diese Völker scheinen in früher Zeit einen gewissen Grad von Civilisation erreicht zu haben, kannten die Schrift, und ihr wahrscheinlich vom phönicischen abstammendes Alphabet glich dem einiger alten italischen Völker.

Die neuere Wissenschaft war minder glücklich, wenn sie die ursprünglichen Bewohner Spaniens an eine der großen Familien anknüpfen wollte, in welche man die Völkerstämme eintheilt. Hier ist alles Vermuthung. Bory St. Vincent ließ die ursprünglichen Bewohner Spaniens aus der fabelhaften Atlantis kommen, Petit-Radel betrachtet sie als Abkömmlinge von Lateinern und Etruriern, Michel und Brotonne sehen in ihnen einen celtischen Stamm. Einige dieser Schriftsteller unterscheiden die alten Iberer von den die Euskara-Sprache redenden Völkern, und sprechen diesen letztern die Bedeutung ab, welche wir ihnen im Einverständniß mit den ausgezeichnetsten Ethnologen zuerkannt. Zwei höchst verdienstvolle Gelehrte (Arndt und Rask) haben sich bemüht, die Euskarier an die Finnen zu knüpfen, Darley dagegen bringt sie mit den Semiten in Verbindung, was uns am mindesten unwahrscheinlich dünkt. Jedenfalls müssen wir bei dem gänzlichen Mangel bestimmter Nachweisungen die Unmacht der jetzigen Wissenschaft eingestehen, und erkennen vorerst nur mit Pritchard in den Euskariern einen Trümmerrest der alten iberischen Race, und in dieser einen Urstamm, d. h. eine Bevölkerung, welche vor unsern historischen Zeiten auf dem Boden lebte, wo noch jetzt die Reste sich finden.

Wie dem auch seyn mag, die Iberier scheinen den ersten großen Gebietsverlust erlitten zu haben, als die Ligurier, vom Flusse Ligys, den man für die Loire hält, kommend, sich der Küsten zwischen der Rhone und Italien bemächtigten. Später fand der große Einbruch der celtischen Völkerschaften statt, deren Nachkommen noch jetzt fast den ganzen Westen Europa's einnehmen. Die Celten, stärker und kriegerischer, vernichteten allenthalben die Euskarier, welche nur in den wilden Schluchten der Pyrenäen eine Zuflucht fanden.[1] Hier bildeten durch die Natur des Bodens begünstigt, und durch die Nothwendigkeit kriegerisch geworden, die Trümmer dieser Stämme mehrere kleine Republiken, und wiesen neue Angriffe siegreich zurück. Von den historischen Zeiten an sehen wir, wie alle Eroberer an diesen natürlichen Vesten sich brechen, welche der Muth der Bergbewohner uneinnehmbar machte. Karthager, Römer, Gothen, Franken, Saracenen versuchen nacheinander die Basken zu unterjochen, schlagen sie in geordneter Schlacht, verheeren ihre Thäler und Hügel, unterjochen sie für den Augenblick, aber diese Unterjochung ist stets nur temporär oder nominell, nie verlieren die Euskarier ihre Nationalität, und stets weisen sie hartnäckig alles zurück, was der Fremde ihnen bringt, Sitten und Sprache. Die euskarischen Stämme waren für ihren angeblichen Beherrscher mehr Verbündete, die man schonen mußte, als wirkliche Unterthanen. Stets bereit ihre volle Unabhängigkeit wieder zu er-

[1] Nach Chaho wären die Riesen, Tartaro, von denen in den Volkssagen die Rede ist, nichts andres als die Celten.

Digitized by Google

werben, fleht man sie keck die erste Gelegenheit zu blutiger Rache ergreifen, und man zählt mehr als einen Ort, dessen Name im baskischen Lande mit eben so viel Ruhm genannt wird, wie der von Ronceval.

(Schluß folgt.)

Die französischen Besitzungen im indischen Meere.

(Schluß.)

Bei Radama's Tode fand sich eine fanatische Partei, welche mitten im Volke wurzelte, und die Ausweisung dieser Fremden, der Apostel eines neuen gottlosen Glaubens, forderte; die Häupter dieser Partei, Anhänger des Priesterthums und des alten Götzendienstes, umgaben Radama's Sterbelager und riefen nach seinem Tod die Königin Ranavalu, seine Wittwe, aus. Ranavalu verkörperte sich gleichsam in der Partei, welche ihr göttliche Macht verlieh; ihre Urtheilssprüche waren Orakel, ihr Gericht Gottesgericht, ihre Launen der Wille des Schicksals. Sie verfügte nach ihrem Gutdünken über Habe, Leben und Gewissen ihrer Unterthanen. Die Europäer vermochten diesen Volksglauben nicht zu theilen, deßhalb wurde ihre Vertreibung eine Staatsmaxime, aber man mußte sie ausführen, ohne auf Tananarivo die rächenden Blitze Europa's herbeizuziehen. Die Launen und die Ungeduld einer Frau, die gewohnt ist alles mit Füßen zu treten, waren zu fürchten, ihrem ersten Minister und geheimen Rathgeber Rainiharo gelang das Meisterstück, dieser gränzenlosen Macht einen Charakter von Folgerichtigkeit und Ausdauer einzuprägen, welcher seine vollen Früchte getragen hat. Radama's Regierung war eine Zeit kriegerischen Ruhmes gewesen; er schmetterte alles nieder, was ihm entgegenstand; es war eine Säbelherrschaft. Ranavalu Mandjaka hat die Herrschaft einer düstern Politik eingeführt, die weniger in die Augen fällt, aber um so tiefere Wurzeln treibt. Sie verfolgt mit unerbittlicher Hartnäckigkeit Radama's Ziel, ganz Madagascar zu beherrschen, und wendet Heereszüge und Unterhandlungen, Treulosigkeit, Bestechung, alle Mittel an, sich Einfluß zu verschaffen und bebt vor nichts zurück. Ihre mächtigste Waffe ist der Tanghin; sie läßt beständig den Tod über allen Häuptern schweben; wer irgend reich ist oder gefährlich werden kann, wird dieser schrecklichen Probe unterworfen, und die Orakel verfehlen niemals, denjenigen schuldig zu finden, dessen Erbe beneidet werden kann. So groß ist der mysteriöse Schrecken, womit sie ihre Unterthanen befangen hält, daß nicht einer ihrer Agenten ihr treulos wurde. Alles beugt sich vor ihrer furchtbaren Macht; die Stämme, welche ihr Joch nicht anerkennen wollten, sind mitten in den Wäldern zerstreut, ohne Anführer, ohne Stütze, ohne Sammelpunkt irren sie am Meeresufer umher, oder haben sich nach den benachbarten Inselchen geflüchtet.

Indeß besteht Radama's Heer nicht mehr, und die Macht der Hovas verliert jeden Tag an Widerstandskräften gegen europäische Waffen. Diese Herrschaft, anfangs so geschickt gegründet, so unwiderstehlich in ihrer innern Wirkung, ist allbereits heimlich untergraben. Die Hüter der Götzen haben ihr Ansehen nur dadurch gegründet, daß sie den Adel entfernten, und die christliche Religion verfolgten; die Folge davon ist, daß sich dieser Adel mit dem Evangelium zum Sturze der Abgötter verschwört. Er versammelt sich in den verborgensten Verstecken, um die Bibel zu lesen, wie die ersten Christen in den Katakomben, um die Mysterien ihres Glaubens zu feiern. Der Prinz Rakutono, Radama's nachgeborner Sohn und muthmaßlicher Thronerbe, ist das Haupt dieser werdenden Kirche, welche jeden Tag neue Märtyrer und neue Anhänger zählt; aber bis jetzt vermochte diese Verschwörung in nichts die Politik des Staates zu hemmen; wehe demjenigen, welcher das Mißtrauen der finstern Macht erweckt, welche nur Sclaven und Eiferer zuläßt!

Doch es ist Zeit nach Bourbon zurückzukehren, dessen Schicksal durch die Aufhebung der Sklaverei aufs neue in Frage gestellt ist. Nur durch die Arbeit der Schwarzen, die gezwungene Arbeit, wurde es zur großen Zuckermanufactur. Wird es möglich seyn, sich die nöthigen freien Arbeiter zu verschaffen, um diesen Erwerbszweig fortzusetzen? Der Versuch, welchen man mit Chinesen von Singapur gemacht hat, zeigte kein anderes Ergebniß als daß in die Colonie zwei oder dreitausend Banditen eingeführt wurden, deren einziger Gedanke der Raub ist. Die Culis aus Indien bleiben noch als letzter Ausweg übrig, aber die Erfahrung hat in Bourbon wie auf Mauritius darüber entschieden; es handelt sich nun einzig um das Capital. Mauritius erhält sich durch Hülfe der Capitalien aus der Metropole. Auf Bourbon werden sich leider die nur in geringer Anzahl vorhandenen reichen Besitzungen halten können, welche entweder durch günstige Bedingungen der Cultur oder des Umtriebes im Vortheil sind, und auf welchen keine Hypotheken lasten; allein die kleinern Unternehmungen, und alle welche kein kräftiges Bestehen haben, werden allmählich zu Grunde gehen. Zudem ist auf Bourbon der Bau des Zuckerrohrs etwas unsicher; die Pflanze findet nicht, wie auf den Sundainseln, üppige Nahrung in tiefem, unerschöpflichem Boden, unter der Gluth des Aequators. Bourbon liegt beinahe an der Gränze der Zone, welche sich für das Zuckerrohr eignet, und der Bau erfordert deßhalb unablässige kostbare Pflege; auch hat die Krankheit, welche es seit einigen Jahren ergriffen, und welche der der Kartoffel gleichkömmt, etwas beunruhigendes für seinen künftigen Anbau.

Und so könnte es geschehen, daß der Glanz, welchen die Race der Weißen auf diesen Fleck der Tropen versetzt hat, erlösche, wenn der Boden seine Fruchtbarkeit einbüßte und das Menschengeschlecht selber entartete. Auf den Neger ist nicht zu zählen; er wird umkommen oder in seiner Trägheit und Stumpfheit verbleiben; europäische Civilisation vermag nichts über ihn. Die Arbeit, welche bei uns den Menschen erhebt, die Liebe zum Erwerb, welche unserm modernen Weltverband so viel Macht und Wohlseyn verleiht, findet in dem rohen Instincte des Schwarzen keinen Anklang. In jenen Himmelsstrichen scheint der Genius der Freiheit gleich Saturn seine eigenen Kinder zu zerfleischen und die Völker zu verschlingen. Der Neger wird sich mit den kleinen Weißen in die wildesten unzugänglichsten Winkel der Insel zurückziehen, und von der Jagd, dem Fischfang und einigen Früchten und Gemüsen leben, welche er nachlässig aufzieht — er wird sich mit dem Auswurf der Negerinnen verbinden, welche ähnliche Triebe in seine Nähe führen; die Race wird sich vermindern und allmählich erlöschen. Die Familien der Weißen aber, welche das Decret der Befreiung der Sklaven zu Grunde gerichtet hat, werden entweder entfliehen oder durch das Elend großentheils zum Zustande der kleinen Weißen herabsinken. So scheint durch alle Classen das Menschengeschlecht um eine Stufe herabsteigen zu sollen! Und die Creolin, dieses Wunder der Schöpfung wird auch sie der Negerin und Mulattin weichen müssen? Diese sind lebhaft, herausfordernd sinnlich, und wollen sich schon nicht mehr den Weißen unterordnen. Wenn man sie so sieht in ihren grellen Gewändern, mit goldenen Nadeln in dem dichten Haarwuchs, einen reichen chinesischen Schawl um die Schultern drapirt, über den schwarzen Häuptern den weißseidenen Sonnenschirm mit langen Fransen, die Hände in weiße Handschuhe gepreßt, mit bloßen Füßen, den Atlasschuh (das Wahrzeichenschild des freien Weibes) am Handgelenke hängend, wie sie sich brüsten mit ihrer Freiheit und constitutionellen Gleichheit, um dereinst irgend einen König Christoph oder Kaiser Faustin zu bezaubern, so kömmt einem plötzlich das Schreckbild von San Domingo in den Sinn, dessen Schicksal über allen unsern Colonien schwebt. Die Philosophie wird dieses gesellschaftliche Phänomen die Erhebung oder Wiedereinsetzung der Unterdrückten, die Weihe der Einheit der Racen nennen, und die Welt sich damit zufrieden geben. Was aber die Moral dieser neuen Gesellschaft betrifft, so wird sie den Aposteln der Menschlichkeit ein weites Feld für ihre Wirksamkeit eröffnen.

Große Cirkelfahrt. Ein Capitän Godfrey ist kürzlich innerhalb 77 Tagen von England nach Adelaide in Südaustralien gefahren, eine Fahrt, die bisher gewöhnlich 4—5 Monate einnahm. Diese außerordentliche Fahrt ist nicht die Folge des Zufalls, sondern einer genauen Beobachtung der Strömungen und herrschenden Winde, so daß er einen der Länge nach viel größern Weg in kürzerer Zeit zurücklegte. Capitän Godfrey erhielt deßhalb in Adelaide öffentliche Ehrenbezeugungen. (Shipp. Gaz. 30 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 111. 9 Mai 1850.

Urquharts Urtheil über die Mauren.

Urquhart ist in manchen Beziehungen, was die Engländer einen Odd Fellow nennen, namentlich treibt er seine Vorliebe für orientalische Sitten und Lebensweise etwas weit, und hat durch seine Lobreden auf dieselben schon mehr als einmal sich dem Gelächter ausgesetzt. Indeß ist er immerhin ein geistreicher Mann und ein guter Beobachter, und so ist in seinen Schilderungen manches wahre, wie oft sie uns auch seltsam erscheinen. Ein Beispiel hievon mag nachstehendes geben, was aus seinen Pillars of Hercules (I. pag. 94 ff.) entnommen ist.

„Wenn man den alten Mauren Spaniens mit dem afrikanischen Mauren des heutigen Tages vergleicht, so mag mancher dieß ansehen, als wolle man einen heutigen Engländer mit seinen angeblich nackten Vorfahren vergleichen; es scheint mir indeß zweifelhaft, ob das alte Licht gänzlich erloschen ist. Blickt auf den Mauren! Liegt in seiner Haltung nicht Würde, in seiner Kleidung nicht etwas großartiges? Die Erzeugnisse der Webstühle von Marokko kommen noch heutigen Tages an Schönheit und Geschmack denen jedes andern Landes gleich, wenn sie solche nicht übertreffen. In Tetuan macht man noch die Mosaiks, welche die Alhambra zieren. Die Wissenschaft ist verschwunden, aber ist sie zur Größe nothwendig? Wenn eine Nation in die Nacht der Barbarei versinkt, dann wird sie gleichgültig gegen ihre Ehre, sie haßt sich selbst mehr als ihren Feind oder Besieger. Dieser Art ist aber der Maure nicht. Zu Hause ist er mehr als irgend ein anderes moslemitisches Volk seinen Sitten anhängig; er ist fanatischer, und verabscheut mehr allen Verkehr mit Fremden. Wenn sie nach Europa kommen, machen sie es sich bequem: man sieht sie zu Gibraltar auf den Straßen, auf den Wällen, auf den öffentlichen Spaziergängen, als ob sie ganz zu den Europäern gehörten. Die bürgerlichen Magistrate schildern sie als ordentlich und friedlich, das Polizeigericht kennt so zu sagen ihr Daseyn gar nicht, und die Advokaten erklären, daß Streitsachen hauptsächlich nur vorkommen, weil sie übervortheilt werden. Sie sind Muster von Mäßigkeit, Fleiß und Redlichkeit. Ihre Gemeinde in Gibraltar ist weder klein, noch sehr auserlesen, noch besteht sie bloß aus solchen, die in günstigen Verhältnissen sich befinden; sie kommen und gehen, und manche entfliehen gänzlich verarmt vor Krieg und Verfolgung. Niemand hat von einem Mauren gehört, der ein Trunkenbold oder ein Betrüger gewesen wäre, niemand zweifelt an dem Wort eines Mauren, niemand fürchtet seine Rache oder seine Wildheit. Stehen aber diese Leute hier nicht vielleicht unter dem Einfluß europäischer Sitten? Sind sie hier nicht, wie die unterrichtetern Classen Spaniens, den Europäern assimilirt? Da liegt gerade die Verschiedenheit. Ein Maure, der 20 Jahre in Europa zugebracht, geht heim und hält sich dort, als ob er seine Heimath nie verlassen hätte; sie nehmen ihre Gewohnheiten mit sich und leben zu Gibraltar so ziemlich auf dieselbe Weise, wie südlich der Straße. Als Volk betrachtet, meiden sie die Europäer mehr als jedes andere, die Japanesen vielleicht ausgenommen; einzeln aber stehen sie in vielfacherem und vertrauterem Verkehr mit uns, weil die Mekkapilger bei der Entfernung und Schwierigkeit des Landwegs fast immer in europäischen Schiffen von Marokko nach Aegypten gehen und von da zurückkehren."

Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya.

2. San Sebastian. — Die Basken.

(Schluß.)

In dem Maaße jedoch als die benachbarten Staaten sich entwickelten, verschlangen sie auch die Glieder dieses Körpers, der nie sehr homogen gewesen war; indeß gewährten die Herrscher diesen neuen Vasallen allenthalben exceptionelle Vorrechte, und ließen sie sich selbst nach ihren Sitten und Gebräuchen regieren.[1] Am besten von allen baskischen Provinzen haben Biscaya und Guipuzcoa Sprache, Sitten und Einrichtungen ihrer Vorfahren erhalten, und es hat etwas ganz eigenthümliches, an den Thoren von Frankreich im 19ten Jahrhundert eine mittelalterliche Gesellschaft zu finden. Wenn das französische Baskenland wegen seiner geringen Ausdehnung und Volkszahl den nivellirenden Einflüssen der französischen Revolution keinen sonderlichen Widerstand entgegensetzen konnte, so war es anders mit dem spanischen. Hier spielen die Vorrechte des Baskenlandes, die Fueros, eine sehr bedeutende Rolle, sie regelten zugleich die Verhältnisse des Landes zur Krone Spanien und die innere Organisation jeder einzelnen Provinz. Hinsichtlich des erstern Punkts waren sie für Biscaya und Guipuzcoa ziemlich dieselben: der König von Castilien war Oberlehensherr, man war ihm

[1] Garazi, von navarresischen Basken bewohnt, wurde mit dem Königreich dieses Namens durch Sancho den Großen im Jahre 906 vereinigt. Alava erkannte im J. 1330 freiwillig die Herrschaft Alphons XI von Castilien an. Drei Jahre später thaten Guipuzcoa und Biscaya dasselbe. Das Land Labourt oder das französische Baskenland blieb lange als öde ungebaute Haide liegen, und wurde im J. 1106 von Guipuzcoanischen Basken um 3306 Goldgulden dem Vicomte de Labourt et Marennes abgekauft. Seit dieser Zeit theilte es das Schicksal dieses französischen Gebiets und wurde durch Carl VII im J. 1451 definitiv mit Frankreich vereinigt; aber auch dieß Land war gegen eine mäßige Steuer und die Aufstellung einer Gränzmiliz von tausend Mann von allen Abgaben befreit, eine Stellung, die bis zur Revolution dauerte.

Digitized by Google

Treue und Gehorsam schuldig, er erhob eine kleine Abgabe von einigen Häusern und von dem Ertrag der Eisenwerke, im Falle eines äußern Angriffs mußte das Volk in Masse sich erheben, dagegen waren die Provinzen von allen sonstigen Abgaben und Steuern frei, ihr Handel war völlig unbehindert, und sie gewährten an Mannschaft und Geld nur was sie für passend hielten. Guipuzcoa, an der äußersten Gränze gelegen, hatte einige feste Plätze, wo die Könige Spaniens Besatzungen hielten, es erhielt überdieß einen Generalcommandanten, der gewöhnlich zu San Sebastian wohnte, [1] aber dieser Officier konnte für sich allein nichts beschließen, und seine Rolle beschränkte sich darauf, sich mit den Alcaden über die Landesvertheidigung zu verständigen. Für Biscaya war es eines der wesentlichsten Rechte in dem ganzen Umfang seines Gebiets weder Truppen noch königliche Festen zu haben; der Herrscher selbst mußte, wenn er in gewisse Städte kam, alle seine Truppen außen lassen, und durfte nur eine schwache, in ihrer Zahl genau bestimmte Escorte bei sich behalten. Die innere Einrichtung Biscaya's und Guipuzcoa's war in gewissen Beziehungen verschieden, hatte aber das Gemeinsame, daß jede Stadt und jedes Dorf, so zu sagen, seine besondere, fast unabhängige Verwaltung, oft seine eigenen Gesetze und Vorrechte hatte. Die Provinz war in Wirklichkeit ein Bundesstaat, bestehend aus einer großen Anzahl kleiner, durch ihre Alcaden und Ayuntamientos regierter Republiken, [2] welche sämmtlich ihre Vertreter an den Bilzar oder die Versammlung der Provinzialstände schickten. Diese hatten die allgemeine Verwaltung, die Auflegung der Steuern, und namentlich lag ihnen ob, die Fueros unverändert zu erhalten.

Um an der Nationalversammlung Theil zu nehmen, brauchte man nur Baske oder vielmehr Eigenthümer zu seyn; die Feudalhierarchie, wie man sie sonst allenthalben in Europa fand, bestand niemals bei den Euskariern. Allerdings waren alle Guipuzcoaner von Geburt Edelleute, und genossen in Spanien alle damit verbundenen Rechte; die Bewohner gewisser Städte Biscaya's und Alava's hatten dieselben Vorrechte, aber alles dieß war so zu sagen nur äußerlich, und hatte keine Bedeutung in den baskischen Ländern. Selbst die höchsten Titel, welche die spanischen Könige gewissen Familien verliehen, begründeten unter ihren Mitbürgern keine wirkliche Auszeichnung zu ihren Gunsten. In Guipuzcoa, Biscaya und Alava erkannte die Constitution keine Edelleute, keine Marquis und Herzoge an, dagegen war auch niemand gemeiner Herkunft. Um an den berathenden Versammlungen, an der Verwaltung Theil zu nehmen, brauchte man bloß Etcheco yauna, d. h. Hausbesitzer zu seyn, und diese Eigenschaft vererbte sich mit dem Besitze des Bodens. Wenn ein Fremder, so niedrig auch seine Herkunft seyn mochte, Land kaufte, erwarb er dieß Vorrecht, und konnte sich Edelmann, Hidalgo, nennen, was die Basken für gleichbedeutend mit dem obigen Titel nahmen. Der Etcheco yauna genoß übrigens kein Vorrecht, [3] denn alle Stände gelten als gleichachtungswerth, und aus diesen Grundsätzen mußte eine gründliche Gleichheit unter allen Bürgern entspringen. Wenn deßhalb das Ayuntamiento, selbst zu San Sebastian, einen Ball gab, so erfolgten keine besondern Einladungen, sondern es wurde nur öffentlich angeschlagen, daß diesen Abend Ball sey, und jeder ging hin, welcher tanzen wollte. Selbst jetzt noch haben sich zahlreiche Spuren dieser patriarchalischen Sitten erhalten, sie verwischen sich allerdings in dem Maaße, als die Basken sich mehr und mehr mit den benachbarten Völkern vermengen, und die Eitelkeit der einen, die Eifersucht der andern sucht schärfere gesellschaftliche Unterschiede aufzustellen, aber bei den Gesangvereinen, bei den Tanzabenden an Sonn- und Feiertagen sah ich hohe Adelige und selbst Personen, die bei uns kaum über dem Handwerker stünden, vereinigt: Marquis und Grafen standen im Contretanz neben Schneidern und Quincailleriewaarenhändlern, und niemanden fiel dieß auf.

Die baskischen Fueros, die durch den Krieg unter Don Carlos einer ernstlichen Gefahr des Untergangs ausgesetzt waren, entgingen dieser Gefahr durch die Convention von Bergara und die Klugheit der spanischen Regierung; sie haben nur zwei in Wirklichkeit leichte Einbußen erlitten: die Carabineros, welche den Gendarmeriedienst versehen, wurden in den drei Provinzen eingeführt, und die Zolllinie an die Gränzen Frankreichs verlegt, [1] und selbst in dieser letzten Beziehung wurde zu Gunsten der baskischen Provinzen noch eine große Ausnahme gemacht: Salz, Zucker, Tabak, auf denen im übrigen Königreich sehr hohe Steuern liegen, genießen hier fast völliger Zollfreiheit. Der König von Spanien kann jetzt, so wenig wie früher, einen Mann oder einen Realen erheben, ohne die ausdrückliche Zustimmung der Stände, und jeder Versuch irgend ein Steuer- oder Conscriptionssystem einzuführen, hätte wahrscheinlich einen neuen Aufstand zur Folge.

Dieß zeugt von einem gesunden Sinn und einer großen Theilnahme an allen Landesangelegenheiten. Der euskarische Stamm war nie unterdrückt und hat nie unterdrückt werden können; er wurde nie bezwungen und hat nie Eroberungen gemacht, [2] man trifft bei ihm nicht den Contrast äußersten Elends und übermäßigen Reichthums; ein allgemeiner, auf den Anbau des Bodens gegründeter Wohlstand scheint zu allen Zeiten in diesem Lande geherrscht zu haben, das seine Wohlfahrt auch dem Seehandel dankte. Ausgezeichnet geeignet zu jedem Geschäft, das Muth, Gewandtheit und Geschicklichkeit erfordert, waren die Basken lange Zeit die kecksten Seeleute von der Welt, und erhalten diesen alten Ruf auch noch jetzt. Im Mittelalter verstanden sie es allein die damals in diesen Meeren sehr zahlreichen Wallfische anzugreifen und zu tödten. Wahrscheinlich in Verfolgung dieser

[1] Man hat deßhalb San Sebastian als die Hauptstadt von Guipuzcoa betrachtet; dieß ist aber nicht richtig, denn in dieser Provinz wechselt der Bilzar oder Sitz der allgemeinen Versammlung und der Regierungsjunta alle Jahre. Es gibt also keine eigentliche Hauptstadt.

[2] Biscaya zählte 110 Infanzonedas oder kleine Republiken, welche das Recht hatten, Abgeordnete an die allgemeine Versammlung zu senden; Guipuzcoa war minder getheilt.

[3] Diese allgemeine Gleichheit erlitt nur eine einzige Ausnahme: einige Häuser, Infanzones genannt, gaben ihren Eigenthümern einen ausgezeichneten Platz in gewissen Kirchen, und das Recht auf ein Glockenspiel im Fall des Todes; bemerkenswerth ist aber, daß diese mit großer Sorgfalt und Stolz in denselben Familien erhaltenen Häuser fast sämmtlich in den Händen einfacher Bauern blieben.

[1] Seit die Zolllinie vom Ebro an die Pyrenäen verlegt wurde, hat sich in dem spanischen Baskenlande und namentlich in Guipuzcoa eine sehr interessante Bewegung kundgegeben. Frankreich spielt hier eine Rolle, die man ihm sonst selten beilegte, die der Anregung in Sachen der Industrie und des Handels. Die Häuser von Bayonne wurden nach San Sebastian verlegt, und sie haben durch ihre Thätigkeit zum großen Vortheil der Consumenten den Handel mit Colonialwaaren gänzlich umgewandelt. Die Manufacturindustrie selbst, welche in der Bevölkerung zahlreiche, thätige und verständige Arbeiter fand, entwickelte sich mit beachtenswerther Schnelligkeit, und hier hat Frankreich fast allein den Anstoß und die Richtung gegeben. Von 1842 bis 1847 wurden in Tolosa, Irun, Hernani, Renteria, San Sebastian und Passages zehn bedeutende Fabriken errichtet, davon sechs mit französischem Capital allein und vier mit französisch-spanischem. Ein großer Theil der Arbeiter und fast alle Arbeitsaufseher sind Franzosen.

[2] Die Herrschaft einiger Baskenhäuptlinge jenseits ihren Gränzen war stets nur vorübergehend; so oft der Stamm sich ausdehnen wollte, wurde er zurückgeworfen.

Digitized by Google

Thiere gründeten sie auf den französischen Küsten Colonien wo man noch mitten unter einer Bevölkerung ganz andern Ursprungs die unbestreitbaren Kennzeichen des baskischen Typus findet. [1] Die Basken trieben ihre Fischereizüge sehr weit, gingen frühzeitig nach Island und Grönland, und sollen nach einigen Angaben Neufundland und Canada, 100 Jahre ehe Christoph Columbus in Amerika landete, entdeckt haben.

Die euskarische Race zeichnet sich durch die Schönheit ihrer Züge aus, deren ethnographische Hauptkennzeichen ein runder Schädel, eine offene, entwickelte Stirne, gerade Nase, sehr fein gezeichneter Mund und Kinn, ein ovales, unten etwas schmales Gesicht, große schwarze Augen, schwarze Haare und Augbrauen, ein bräunlicher, schwach gefärbter Teint, mittlere aber vollkommen proportionirte Größe, und endlich kleine, gut geformte Hände und Füße sind. Bei den seltenen Kreuzungen hat sich dieser Typus, namentlich in den Bergen von Guipuzcoa und Biscaya, mit einer erstaunlichen Reinheit erhalten. Manchmal habe ich sehr zahlreiche Gesellschaften zu San Sebastian bewundert, wo man für eine nicht eben angenehme Gestalt 20 bis 30 prächtige Gestalten zählte; namentlich die Frauen besitzen die charakteristischen Züge ihrer Race in hohem Grade, [2] und die Grazie und der Anstand gehen hinab bis in die untersten Stände. Die Männer haben vielleicht minder ausgezeichnete Gesichtszüge, aber die Schönheit der Formen und die Harmonie der Bewegungen theilen sie mit den Frauen. Der rothe Gürtel um die Lenden, die Weste, wie den Dolman eines Husaren, über die linke Schulter geworfen, den Berret leicht übers Ohr gestülpt, den Stab in der Hand scheinen die Guipuzcoaner stets sprungbereit, und wenn sie hoch den Kopf tragend und mit stolzem Blicke grüßen, so fühlt man in dieser anderswo mit Servilität gepaarten Handlung eine wahre Courtoisie, und betrachtet man diese Bevölkerungen, wo jeder seine persönliche Würde zu behaupten und zugleich die des andern zu achten versteht, so begreift man die alten, von den spanischen Königen gewährten Urkunden. Die Guipuzcoaner, die Basken, sind in der That ein Volk von Edelleuten.

Von der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Guettary an fiel mir auf, daß ich nie die beiden Geschlechter bei den Sonntagsspielen beisammen sah. In den Dörfern, wohin mich meine geologischen Ausflüge führten, hatte ich oft Gelegenheit, dieselbe Bemerkung zu machen. Fast allenthalben spielen die Männer das Ball- oder Kegelspiel, die Frauen tanzen mit einander. Es ist dieß ein sehr auffallender Gegensatz gegen das, was man bei den celtischen oder germanischen Völkern sieht. Die Gebirgsbasken zeigen einen noch charakteristischern Sittenzug: wenn eine Frau niederkommt, so legt sich der Mann ins Bett, nimmt das neugeborne Kind zu sich, und empfängt die Complimente der Nachbarn, während die Frau aufsteht und den häuslichen Geschäften nachgeht. Diese Sitte ist wohl ein Rest der alten Barbarei, die man bei so vielen wilden Völkern findet, wo der Mann, der Krieger, alles und die Frau nichts ist.

Die sittlichen und geistigen Züge dieser Völkerschaften entsprechen vollkommen ihrem Aeußern. Eine ausgesuchte Reinlichkeit, die namentlich bei den französischen Basken auffällt, zeigt bei den Euskariern die Achtung vor sich selbst, welche französische Bauern und Arbeiter nur allzu oft vergessen. Das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe zu ihrem Lande sind die großen bewegenden Kräfte ihres Lebens: stolz auf ihren Ursprung verachten sie ihre spanischen und französischen Nachbarn, doch sind die Castilianer und Gallegos ein besonderer Gegenstand ihrer Geringschätzung. Unternehmend und thätig verlassen sie leicht ihr Vaterland, aber nur um dahin zurückzukehren, wenn sie Vermögen erworben haben. Ausdauernder Anstrengungen fähig werden sie bald vortreffliche Arbeiter, und diese Eigenschaft sichert in einer industriellen Zeit, wie die unsrige, vielleicht in einer nahen Zukunft den baskischen Provinzen Spaniens ein entscheidendes Uebergewicht über die andern Völkerschaften dieses Staats. Sie besitzen einen lebendigen, durchdringenden Geist und sind geneigt zu Scherz, selbst zu Spott. Der Instinct der Poesie und Musik, begünstigt durch eine Sprache, wo die zusammenstimmenden Laute jeden Augenblick wiederkehren, ist bei ihnen stark entwickelt. Manchmal liefern sich die Bewohner zweier Dörfer wahrhafte poetische Kämpfe: ganze Tage lang fordern sich die Improvisatoren beider Lager heraus und antworten sich in Versen, die bald gesprochen, bald nach Nationalmelodien, Sorsicos genannt, gesungen werden. Das geringste Ereigniß wird zum Thema eines Liedes, welches das Land durchläuft und eine furchtbare Waffe ist, um Rache zu nehmen an manchen kleinen Vergehen. Jeder verrathene oder betrogene Liebhaber macht ein Lied auf seine Geliebte, und eine Zeitlang kann diese nicht ausgehen, ohne daß der letzte Straßenjunge ihre Treulosigkeit herleiert. Dieser Reichthum an Erzeugnissen hat vielleicht seine Nachtheile, denn die neuen bringen die alten in Vergessenheit, und von mehreren Liedern die ich mir übersetzen ließ, zeigte nur ein einziges Kennzeichen höhern Alters. Man muß jetzt bis in den Mittelpunkt der Gebirge eindringen, um einen Greis zu finden, der noch die alten Lieder kennt, die von Karl dem Großen handeln und Bericht geben von den alten Sagen der Euskaldunac.

Sierra Leone

Geschildert von einer Dame. [3]

Nach einer Fahrt von 33 Tagen sah ich endlich das Ziel meiner Reise, Sierra Leone, neben unserm Schiff wie eine Insel sich erheben, die senkrecht aus dem Meere aufsteigt, deren Bergketten bis zu dem Cap an unserer Rechten allmählich höher werden, und diesem gegenüber schlanke Bäume, welche im Wasser zu stehen schienen — es ist das „Bullomufer," nach einem aus der Sprache der Eingebornen entnommenen Worte so genannt, welches „flaches Land" bezeichnet. Wir waren nahe genug um die Häuser am Ufer mit bloßen Augen unterscheiden zu können, Freetown erschien wie ein weißer Fleck am Fuß der Berge durch die Masten der Schiffe im Hafen, und die kleinen grünen Bananasinseln sahen wir südlich von dem niedrigen langen Cap liegen. Aber uns fehlte der Seewind um ans Land kommen zu können, und die hübsche Aussicht mußte

---

[1] Die Bewohner einiger Inseln der Bretagne, so wie einiger Häfen der Normandie danken vielleicht die sie auszeichnenden Gesichtszüge einer Mischung des euskarischen Elements mit dem celtischen. Dieß scheint mir wahrscheinlich in Bezug auf die Insel Brehat, in Bezug auf Grandville unbestreitbar. Die Frauen dieses Hafens erinnern ganz an die Baskinnen durch den allgemeinen Ausdruck ihres Gesichts, durch ihre Schönheit, und namentlich durch die zierliche Form der Linie vom Kopf bis unterhalb der Schultern. Letzterer Zug scheint mir in der That charakteristisch. Herr Vivien de St. Martin hat in Bezug der Fischerbevölkerung des Hafens von Boulogne ähnliche Beobachtungen gemacht, und glaubt sogar, daß das ethnologische Element der schwarzen Haare, das sich auf mehreren westlichen Punkten Europa's mit dem blonden celtischen Element mischte, durchgängig euskarischen Ursprungs seyn könnte.

[2] Es ist indeß ein allgemeines bei den Ethnologen sehr wohlbekanntes Factum, daß die Frauen die Race reiner repräsentiren.

[1] Dieser seltsame Gebrauch besteht auch bei einigen Völkerschaften Afrikas und einigen Wilden Amerikas. Auch erwähnt seiner Diodor bei den Bewohnern Corsica's.

[3] A residence at Sierra Leone; by a Lady. 1849.

Digitized by Google

uns viele Stunden dafür entschädigen, daß wir unserm Bestimmungsorte nicht ein Klafter lang näher kommen konnten. So hatten wir bei vollkommner Windstille, und langweilig genug, bis zwei Uhr gelegen, als ein Lootse zu uns kam, ein sehr anständig aussehender Neger, der, wie ich zu meinem großen Erstaunen hörte, auch Methodistenprediger war. Auf die Frage, wie er denn am (heutigen) Sonntage seine weltlichen Geschäfte besorgen könne, erwiederte er: „daß es ebenso wohl ein Werk der Nächstenliebe als der Nothwendigkeit sey ein Schiff in den Hafen zu lootsen," und damit waren wir alle durchaus einverstanden; die Sonne ging auf dem spiegelglatten Meere unter, und wir mußten uns darin finden noch eine Nacht am Bord zuzubringen; aber da wir die Fluth für uns hatten und ein leichter Seewind gegen $12^1/_2$ Uhr Morgens sich erhob, so verkündeten bald das Rasseln der Ankerkette und das Anschlagen des Wassers an die Schiffswand, daß wir endlich geankert hatten. Sobald das Licht des Morgens in das kleine Fenster unserer Cajüte fiel, schaute ich erwartungsvoll aus, und erblickte dicht vor mir phantastisch bemalte Gebäude im Glanze einer tropischen Sonne, und hinter diesen die hohen Berge von Sierra Leone, deren Grün durch einen dünnen Nebelschleier weicher und lieblicher erschien als das saftige Grün der Vegetation nahe vor uns, welches einen starken Contrast mit der dunkelrothen Farbe der Erde auf den Wegen und am Flußufer bildete; die ganze Landschaft gab mir die Idee von einem ewigen Sommer.

Bald hatten wir unser Gepäck in Bereitschaft um das Schiff zu verlassen; Wirthshäuser gibt es zwar nicht, aber da ankommende Fremde in den Wohnungen der hier sich aufhaltenden Engländer stets freundlich aufgenommen werden, so beschlossen wir die Gastlichkeit von Sierra Leone zu erproben und nach der Wohnung des Herrn — uns zu begeben, welche am Flusse etwas höher hinauf als Freetown steht. In Begleitung zweier hiesiger Freunde meines Mannes, welche zu uns an Bord gekommen waren, bestiegen wir ein hübsches bequemes Boot, welches mit einer weißen Flagge versehen und mit sieben Schwarzen bemannt war, die Hemden mit dunkelblauen Kragen und Aufschlägen besetzt und Pantalons von Leinen trugen, so daß ihre einfache Tracht den Anschein einer Art Uniform gewann. Außer diesen befand sich noch ein alter Diener meines Mannes in dem Boote, welcher die Jacke und Mütze der Colonialmiliz trug, worin er als Sergeant dient, und ich war erstaunt über die verständigen Gesichter und das rücksichtsvolle Betragen dieser civilisirten Wilden, von denen keiner seinen breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe behalten wollte, während sie uns so wacker ruderten, daß das Boot wie ein Pfeil über das glatte blaue Wasser dahinflog.

In der Landschaft fiel mir der Mangel an Bäumen sehr auf, denn obgleich Ebene und Berge fast überall mit Grün bekleidet waren, so schien doch kein Baum höher zu seyn als hohes Gesträuch in unsern Parks zu Hause, mit Ausnahme der Palmen, deren schlanker gerader Stamm und gefiederte Krone, für den Fremden ein ganz neuer und merkwürdiger Anblick, dessen Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmen, wenn er die Ufer überschaut; die Berge ähneln den schottischen Bergen mit ihrer Abwechselung von Gras, Haide und Gestrüpp, aber das, was hier Haide zu seyn schien, ist, wie man mir sagt, nichts anders als langes Gras das durch Trockniß verdorrt ist, und die schönen Weideplätze, welche man zu sehen wähnt, sind angebaute Stellen des Bodens mit üppig wachsenden Gemüsen und Kräutern bedeckt, während das wuchernde Unkraut und Gesträuch welches in allen tropischen Ländern vorherrscht, wenn es nicht durch Cultur oder Abbrennen vertilgt wird, wie das dunkelgrüne niedrige Gestrüpp unserer Heimath aussieht. An den Bergabhängen standen hie und da einzelne Riesenbäume mit weißlichen Stämmen und breiten dürftigen Aesten, die einsamen Ueberbleibsel der dichten Waldungen, welche einst die „wilden Sierras" unserer afrikanischen Colonie bedeckten. Das Ufer besteht aus bröckligem schwarzem Gestein, und hin und wieder aus Stellen mit weißem glänzenden Sand bedeckt; am Ufer sind unzählige kleine schattige Buchten und in einer derselben legte unser Boot an. Es war ein so romantischer Platz, wie die Phantasie nur ihn erschaffen könnte: denke dir einen sehr schmalen umschlossenen Einschnitt in das Land, wo Wellen schwarze Felsenblöcke, die mit weißen Seemöven besetzt sind, bespülen, und das steile rothe Ufer bis zum Wasserrande mit grünen Zweigen behängt ist; ein Paar strohgedeckte Negerhütten schauen hervor aus dem grünen Dickicht von Bananen und Pisang, und eine hohe Treppe von rauhem Gestein führte zu einem verfallenen Gebäude, alles so malerisch und ruhig schön, daß die Landschaft mich an Poussins und Claude Lorrains Gemälde erinnerte.

Als ich aus dem Boote stieg, fühlte ich mich so schwach und schwindlig, daß ich die Treppe hinaufgetragen werden mußte. Von da ging ich langsam auf einem schmalen Fußpfade, wo eine ungeheure roth und blaugefleckte Eidechse sich sonnte, dann führte eine Krümmung des Weges uns plötzlich dicht vor ein Haus, und durch eine sonnige Veranda in dasselbe, wo mehrere große schwarze Gestalten mit gelben, blauen und weißen spitzigen Mützen uns in ein helles, kühles Gemach geleiteten, dessen breite Fenster, welche auf das Meer sahen, nebst vielen Thüren weit geöffnet waren, um so viel Luft als möglich einzulassen; ich war für die kurze Rast sehr dankbar, hatte auch das Glück hier eine Sänfte zu erhalten (die einzige in der Colonie, wie ich glaube), und darin von unsern Ruderern getragen, setzte ich meine Reise fort auf einem schattigen Wege voll kleiner wollhaariger Negerkinder, welchen ich wohl ebenso merkwürdig erschien als sie mir waren. Eine Allee von herrlichen Bäumen und Gewächsen führte uns über einen Rasenplatz vor ein großes weißes Haus, dessen bunt gemalte Fensterladen und Jalousien Kühle und Schatten versprachen, und die fanden wir auch als wir die hohen und geräumigen Zimmer betraten. Die luftigen Corridore, welche das Haus an allen Seiten umgeben, bestehen nach außen nur aus Brettern und erhalten im Erdgeschoß Luft und Licht nur durch Jalousien, im obern Stock aber durch Glasfenster; breite Flügelthüren, worin Jalousien, führen durch die steinernen Wände, welche die innern Gemächer von den Corridoren trennen Mir fiel die Dunkelheit dieser Gemächer zuerst sehr auf, aber sie ist nothwendig wenn man die Gluthstrahlen der Sonne abhalten will; alle Gemächer, mit Ausnahme des Besuchszimmers, haben keine Fußteppiche und sehen sehr kühl aus, und Kühle ist die größte Annehmlichkeit in einem Tropenlande. Obgleich die Möbeln europäische waren, so gaben doch die eigenthümliche Bauart und Einrichtung des Hauses, so wie die vielen ganz weiß gekleideten schwarzen Diener, und die schönen blühenden Gewächse vor den Fenstern dem Ganzen das Colorit eines glänzenden Gemäldes, auf welchem wir Landschaft und Costüm des Orients plötzlich in der Wirklichkeit vor uns sehen. Zu Hause können wir uns Sierra Leone nur in Verbindung mit Krankheit, Schrecken und Tod denken, aber in den ersten Stunden meines Aufenthalts an dessen sonnigen Ufern hatte ich ganz andere Ideen davon, denn kaum war ich gelandet, so fühlte ich mich viel besser als seitdem ich England verlassen hatte, und als ich am Abend umherwandelte, konnte ich mir nur einbilden, daß die Luft in Sierra Leone eine wohlthätige Einwirkung besitze, und daß die fürchterlichen Geschichten von der Tödlichkeit seines Klima's von dem Neide der Leute erfunden sey, welche in einer nicht so warmen Zone wohnen. Kurz vor Sonnenuntergang schlenderten wir bis zu der Pforte der Allee und ich war wie bezaubert von der Pracht der Bäume, besonders des „Rosenapfels" (Eugenia jambosa), dessen dichte Zweige eine undurchdringliche Masse von dunkelgrünem Laubwerk bilden, woraus herrliche weiße Blüthen, wie seidne Quasten, hervorschimmern. Ueberall strahlten Blumen aller Farben aus dem Duft der Orangen- und Citronenblüthen hervor, und die Luft war so kühl und angenehm, daß wir bis nach Untergang der Sonne dort verweilten, bis im Dunkel des Abends das Summen von Millionen Insecten begann, unterbrochen von dem wilden, klagenden Gesange der Ruderer auf dem Flusse, welchen man erst schwach, dann immer lauter und, wenn der Kahn vorüberflog, im vollen Chor vernahm, bis die Töne wieder nach und nach, wie Geistermusik, langsam und immer leiser in der Ferne erstarben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeschlange, welche die Amerikaner den Broad River hinaufschwimmen gesehen haben wollten und verfolgten, wies sich als ein Wallfisch mit drei Jungen aus. (Liter. Gaz. 27 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 112. 10 Mai 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Ausflug von Täbris nach Persisch-Kurdistan.

Da keine Wasserverbindung, ja nicht einmal ein Brett zum Behuf des Publicums auf dem Schahie-Derya besteht, so muß man, um von Täbris nach der Stadt Urmiah zu gelangen, den langen Weg von 34 Farsang um das nördliche Ufer des Sees einschlagen, eine zu jeder Zeit langweilige und im Sommer wegen der theilweise morastigen Beschaffenheit des Bodens beschwerliche Strecke.

Beiläufig 18 Farsang weit verfolgt man die bereits beschriebene Straße nach Choi, die uns dann rechts bleibt. Eine Stunde weiter erreichen wir ein halb Dutzend schlechter Gebäude, eigentlich eine Mauthstation, Hhanedan-Mürechtare genannt, wo sich einige zerlumpte Zollwächter aufhalten. Hier scheiden wir von dem etwas längern Weg über Ssalmas — oder eigentlich über Dilliman, denn es gibt keinen Ort des Namens Ssalmas — und betreten nun, eine Weile das Seeufer verlassend, eine große aus Alluvialgrund bestehende Ebene, auf welcher wir nach dem Dorfe Changheri gelangen. Von da um das Vorgebirg Dara-Burnu biegend, erreichen wir das nördliche Ufer des Sees von Urmiah in der Ebene, die ebenfalls unter dem Namen Dara-Burnu bekannt ist.

In diese Gegend wird von einigen Schriftstellern die Oertlichkeit der alten Stadt Ekbatana versetzt, welche nach andern an der Stelle der heutigen Stadt Hamadan seyn soll.

Nach drei Stunden Weges beginnt das Ansteigen des gegen seinen Culminationspunkt sehr steilen Berges Weghevüs, von welchem wir in das Thal hinabsteigen, welches denselben Namen führt und bei Kuschtschi an das westliche Gestade des Sees ausläuft. Dieser Paß wird insofern als mißlich erachtet, als die Kürden des Stammes Ael-Bäng zuweilen ihr Wesen dort treiben sollen, und noch zwei Tage vor meiner Durchreise war eine Karawane in dieser Passage angefallen und ausgeraubt worden.

Die Poststation Kuschtschi ist ein ziemlich ansehnliches Dorf von beiläufig 200 Häusern auf einer das Seeufer beherrschenden Anhöhe, mit vielen Obstbäumen in und um dasselbe. Der Ort hat eine Fülle guten Trinkwassers, wodurch sich auch jener üppige Pflanzenwuchs erklärt. Es befindet sich hier eine mit vier runden Thürmen flankirte Art von Festung, wie alle Bauwerke dieser Gegend von Stampferde aufgeführt, die aber jetzt verlassen ist. Unweit Kuschtschi, in der Tiefe des Thales, sind zwei Dörfer der Nestorianer, die ich nicht sah, weil sie seitwärts von der Straße liegen. Letztere führt nun durch eine Ebene angeschwemmten Bodens zwischen dem See und einer Vorkette der kürdischen Gebirge. Diese Gegend ist nicht sehr fruchtbar; wir sehen jedoch einige Saatfelder und mehrere Baumwollpflanzungen, die sämmtlich, da es an fließendem Wasser fehlt, durch einen groben, aber sinnreichen Apparat, Dolab genannt, aus den Sümpfen bewässert und befruchtet werden.

Die wenigen Dörfer auf dieser Straße sind unansehnlich und befinden sich alle zwischen der Straße und dem See. Die oben erwähnte Gebirgskette endigt nach vier Stunden in das Vorgebirg Kis-Dalä-Burnu (das Cap der Mädchenfestung), von wo die prachtvolle, mit Kornfeldern, vielen andern Pflanzungen und einer Menge Dörfern übersäete Ebene von Urmiah sich eröffnet, eine der üppigsten Gegenden in Persien. Es wird dieselbe durch den Fluß Nasli Tschai — über welchen eine Brücke aus Backsteinen mit zwei obeliskähnlichen Pfeilern an beiden Enden führt — und eine große Anzahl von Canälen bewässert. Diese gesegnete Landschaft wird östlich durch den See und westlich durch eine Hügelreihe begränzt, hinter welcher sich das mit ewigem Schnee bedeckte Hochgebirge erhebt, welches das türkische von dem persischen Gebiete trennt. — Urmiah, am linken Ufer des Ssohur, von den Einwohnern Schähär-Tschai (Stadtfluß) genannt, der sich hier in zwei Arme theilt, behauptet die Stelle der medischen Stadt Thebarma, von welcher jedoch, vielleicht mit Ausnahme eines alterthümlichen Thurmes, keine Ueberreste vorhanden sind, und wird als der Geburtsort Serduschts (dessen Namen die alten Griechen in Zoroaster verstümmelt, wie sie überhaupt die persische Geschichte mit Namen, wie Cyrus, Darius, Xerxes, Artaxerxes, Mandane ꝛc. geziert haben, die in Persien nie vorgekommen sind und von denen man dort nie gehört) bezeichnet, dessen Grab in Utschnu, 9 Farsang südwestlich von hier sich befinden soll. Daß Urmiah, oder Thebarma, einst ein Sitz der Feueranbeter gewesen, scheint durch den Umstand angegeben, daß mehrere in der Umgegend befindliche Durgane, sogenannte Tumuli, unter ihrer Oberfläche viele Asche und Gebeine enthalten.

Diese Stadt, beiläufig vier geographische Meilen im Umfang, hat sieben Thore und enthält an 25,000 Einwohner, eine geringe Bevölkerung im Verhältniß zu solchem Umfang, was daher rührt, daß viele Wohnungen der Großen durch ihre Gärten und Höfe einen bedeutenden Raum einnehmen. Es ist dieselbe mit einer in moderndem Zustand sich befindlichen Ringmauer und einem äußern Graben umgeben, der mit einer stinkenden, auf ihrer Oberfläche grünen Lache angefüllt ist, was nebst mehrern in und außer der Stadt enthaltenen Teichen den Aufenthalt namentlich zur Sommerzeit sehr ungesund macht.

Digitized by Google

Außer der Moschee Dschûma-Meschid, mit einer ausgezeichneten Kuppel — früher eine große und schöne Kirche der Nestorianer — dann dem Palaste des Gouverneurs, demjenigen des Schah-Sade Melek-Qasim-Mirsa und dem Gebäude der protestantischen Mission, hat die Stadt so viel ich weiß keine Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Letzteres ist eines der stattlichsten Bauwerke in Persien, mehr im europäischen als im orientalischen Style aufgeführt. Dasselbe ist in drei Höfe abgetheilt, die mit Quadersteinen gepflastert, ringsum von einem fließenden Bache durchströmt und durch prächtige Platanen beschattet sind. Es wird somit in den Gemächern eine im Sommer köstliche Kühle unterhalten, die um so behaglicher ist, als man auch die Unannehmlichkeit der Fliegen da nicht verspürt. Dieses, oder vielmehr diese Gebäude, welche mit einem Seminarium viel Aehnlichkeit haben, enthalten die Wohnungen der Missionsmitglieder und ihrer Familien, diejenigen ihrer Nestorianerzöglinge beider Geschlechter und eine sehr vollständige Buchdruckerei mit mechanischen Pressen, die lediglich Werke von religiöser Tendenz in alt- und neuchaldäisch liefert. Der Druck ist sehr schön, auf starkem Papier ausgeführt, welches von Triest beschickt wird, und für jemand der in dieser Sprache bewandert ist, kann es wohl nichts geben, das sich so gut liest. Das bringt schon die Gestaltung der Schrift mit sich, die von der Art ist, daß kaum mehr als 40 Zeilen in einer Octavseite enthalten sind. Es würde also einen nicht ganz dünnen Band von diesem Format erfordern, um eine einzige Nummer der Times vollständig abzudrucken. Diese Schrift nimmt in den Missionsbüchern einen um so größern Raum ein, als die Bibel z. B. halbbrüchig in der alten wie in der neuen Sprache gedruckt ist. Die Buchstaben sind in beiden Uebersetzungen dieselben, nur die Worte verschieden.

Die Zimmer im Missionshaus sind einfach, aber bequem eingerichtet, und alle haben Fenster nach europäischer Weise — eine große Seltenheit selbst in den Hauptstädten Persiens — statt der geschnörkelten persischen Fenster, die kaum das Tageslicht zulassen, wenn man sie zu sperren genöthigt ist.

Ungeachtet dieser Bequemlichkeit und dieser Kühle ihrer Stadtwohnung pflegen die Herren der Mission und ihre Familien aus hygiänischen Rücksichten mit dem Eintritt des Sommers nach Seher, einem schloßähnlichen, mit einer von vier Thürmen flankirten, starken Mauer versehenen großartigen Gebäude, am östlichen, also diesseitigen Abhang des Gebirgs, zwei Stunden von der Stadt zu ziehen, ein sehr lieblicher Sommeraufenthalt, von wo man eine herrliche Aussicht auf die prachtvolle, einem großen Garten ähnliche Umgebung Urmiah's und die üppige Landschaft genießt.

Die Mitglieder der amerikanischen Mission selbst waren mir die interessanteste Erscheinung in Urmiah. Es bestand dieselbe aus drei Geistlichen, einem Arzte und dem Vorstand der Druckerei, sämmtlich sehr liebenswürdige, äußerst gebildete Leute. Das Chaldäische, in welcher Sprache erstere ihren nestorianischen Kirchkindern predigen, sprechen und schreiben sie alle nebst ihren Familien ganz fertig, und die meisten dieser Herren hier und in den andern Sitzen der Mission besitzen noch außerdem die übrigen orientalischen Sprachen. Alle bis auf einen waren mit Landsmänninnen verehelicht, die sich mit ihren Kindern bei ihnen aufhalten, und man kann also behaupten, daß Urmiah die zahlreichste civilisirte Gesellschaft unter allen Städten Persiens besitzt. Uebrigens sind die Missionsmitglieder alle strenge Teetotalisten, und selbst das Rauchen ist ihnen untersagt oder wenigstens bei ihnen verpönt. In ihren Sitten und Gewohnheiten wird man bald einige Sonderbarkeiten gewahr, in welche man sich nicht leicht findet; von dem etwas langen Vorgebete bei Tische nicht zu sprechen (nach der Tafel wird nicht mehr gebetet), ist es schon auffallend, daß die Herren alle auf der einen, die Damen alle an der andern Seite des Tisches sitzen. Sind Gäste anwesend (es waren unserer zwei), so setzt man sie zusammen, und auch sie bekommen keinen Tropfen Wein zu trinken. Nach der Suppe kam eine Schüssel gedämpften Hammelfleisches, das mit Reis und grünen Erbsen flankirt war, und das war der einzige solide Bestandtheil der Mahlzeit; dann erschien ein stattlicher Eiskuchen und zum Nachtische große, mit verschiedenen Gattungen köstlicher Früchte beladene Schüsseln. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, daß diese protestantischen Missionäre mit ihren Familien Früchte und Gurken in maß- und rücksichtsloser Menge verspeisen. Am Abend gibt es Thee mit verschiedenem Backwerk. Ohne die Abwesenheit des Weines bei Tische, womit der Europäer bei Europäern (zu welchen wir doch diese Nordamerikaner zählen dürfen) sich nicht recht vertraut machen kann, und des Qalyans (der Wasserpfeife) das man sich schon gewöhnt hat in allen Häusern dieses Landes vorgesetzt zu bekommen, würde sich sonst jeder einigermaßen genügsame Mensch mit der Einfachheit solcher animalischen Lebensweise leicht versöhnen. Man sagte mir, diese Missionsbrüder predigten fleißig gegen den Genuß von Wein und sonstiger geistigen Getränke, während doch die Nestorianer, welche größtentheils in den Gebirgen mitten unter rohen kurdischen Völkerschaften wohnen, gewiß wenig ausgesetzt sind, zur Unmäßigkeit verführt zu werden. Jedenfalls schien es mir, daß diese Herren nicht minder wohl thun würden, und daß es vielleicht zweckdienlicher wäre, gegen den unmäßigen Genuß der Gurken zu eifern, statt dem Volke darin mit bösem Beispiel voranzugehen, wie ich so eben zu erwähnen Anlaß hatte. Es ist in der That unglaublich, mit welcher Gier alle Classen in Persien über diese fade und ungesunde Speise herfallen und welche erstaunliche Menge davon verzehrt wird. Nach dem Gelde liebt der Perser unstreitig nichts so sehr als die Gurken, und die dortigen Christen sind nicht minder dafür eingenommen.

In Seher wohnt der männliche Theil der Nestorianerzöglinge unter Zelten, die Mädchen im Schloßgebäude. Unter erstern sieht man schon Jünglinge im Mannesalter, und unter beiden Geschlechtern gibt es mehrere Subjecte, die das Englische ganz fertig sprechen, lesen und schreiben. Es wird ihnen aber von der Mission nicht nur geistige Nahrung verabreicht, sondern sie werden auch von derselben unentgeltlich beherbergt, verköstigt, gekleidet und erhalten außerdem noch Geldstipendien. Das ist aber leider der einzige Weg, den Unterricht und die Religion bei uncultivirten Völkern mit Erfolg und auf die Dauer zu verbreiten. Uebrigens hat man eine wahre Freude an dem einfachen, aber netten und reinlichen Aussehen dieser Asiaten — ich brauche nicht zu sagen, daß in ihrer Nationaltracht keine Veränderung vorgegangen und man ihnen auch keine zumuthet, — an ihrem anständigen Benehmen und an einem Gesichtsausdruck, aus welchem gepflegte Intelligenz und geistige Bildung leuchtet.

Man hat mir die Anzahl dieser von der amerikanischen Mission zu Urmiah unterhaltenen Zöglinge beider Geschlechter auf 60 bis 70 angegeben, und man kann daraus so wie aus den muthmaßlichen Kosten der Union selbst schließen, daß die betreffende Gesellschaft über bedeutende pecuniäre Mittel ver-

Digitized by Google

fügt. Zwar müssen ihre culinarischen Ausgaben wie man gesehen, verhältnißmäßig sich nicht hoch belaufen, besonders bei der ausnehmenden Wohlfeilheit der hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse zu Urmiah. Es kosten z. B. 300 Pfund Weizen durchschnittlich nur 5 Ssab-Chran oder 30 kr. rh., 4 Pfund des besten Hammelfleisches 6 Schai oder 9 kr., Gemüse und Früchte sind zu Spottpreisen zu haben.

Unter solchen Umständen ist sich nicht zu verwundern, daß die amerikanische Mission bei den Einwohnern und namentlich bei den Nestorianern einen gewissen politischen Einfluß übt. In Urmiah selbst ist die Anzahl der letztern verhältnißmäßig gering; im Lande dieß- und jenseits der Gebirge soll aber dieselbe nicht weniger als 10,000 Familien betragen.

Ich habe in Sseher eine ziemlich seltene bibliographische Merkwürdigkeit gesehen, es ist eine handschriftliche Bibel (ich weiß nicht mehr ob das alte oder das neue Testament) auf Pergament, in syrischer Sprache, die nicht weniger als sechshundert Jahre alt seyn soll.

Mit der französischen Lazzaristenmission steht es hingegen etwas kläglich aus, wenigstens war dieß während meines Daseyns der Fall. Es befand sich nur noch ein einziges Mitglied derselben, Hr. Rouge, hier anwesend. Ich kenne ihn persönlich nicht, denn ich verfehlte ihn bei dem Besuch, den ich ihm machen wollte, und er verfehlte mich beim Gegenbesuch, übrigens habe ich nur Gutes von ihm gehört. Gegen die palastähnliche Wohnung der Amerikaner erscheint die seinige erbärmlich genug. In Chosrowa, in der Ebene von Ssalmas, wohin die französische Mission ihren Hauptsitz verlegt hat, soll es damit etwas besser bestellt seyn. Es ist nur zu beklagen, und macht bei den Eingebornen einen für die Europäer ungünstigen Eindruck, daß zwischen der katholischen und der protestantischen Mission ein nichts weniger als gutes Vernehmen zu bestehen scheint, was übrigens schon die confessionellen Verhältnisse mit sich bringen. Ich hörte selbst, daß die erstere, schwächere, von der letztern, also der mächtigern, verfolgt werde, was ich für sehr möglich halte, und wenn es wahr wäre, dieser allerdings nicht zur Ehre gereichen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wechselumlauf in England.

In der statistischen Gesellschaft in London legte ein Hr. Newmarsh den wesentlichen Inhalt einer umfassenden Untersuchung vor, mit der er sich seit geraumer Zeit befaßt hatte, nämlich über den Betrag und die Fluctuationen des Umlaufs von Wechseln in den 20 Jahren von 1828 bis 1847. Bisher war nur ein Versuch gemacht worden hinsichtlich des Betrags zu einer gewissen bestimmten Ansicht zu gelangen, und zwar durch einen Bankier, Namens Leatham. Die große Schwierigkeit ist, möglichst genau die Durchschnittssumme und die Durchschnittszeit jeder Art von Wechsel zu bestimmen, denn so lange dieß nicht geschehen, können die Angaben des Stempelamts über die Zahl der gestempelten Wechsel von keinem besondern Werth seyn. Hr. Newmarsh hat mit sechs der größten Bankiers von London Berathungen gepflogen, und sie haben 4387 Wechsel zum Betrag von 1,216,884 Pfd. genau untersucht. Das allgemeine Ergebniß ist, daß in den letzten 20 Jahren durchschnittlich 79,127,000 Pfd. St. in England und 17,380,000 Pfd. St. in Schottland zu gleicher Zeit in Umlauf waren. Von der ersten Summe kam auf Lancashire, den Sitz der Baumwollenindustrie, allein beinahe 11 Millionen Pfd. Der Betrag der in England umlaufenden Wechsel ist also jeder Zeit viermal so groß, als der im Umlauf befindliche Betrag von Noten der englischen Bank. Ueber den Belauf der auf fremde Länder gezogenen Wechsel finden wir in dem Journal, dem dieß entnommen ist (Athen. 4 Mai), keine Angaben, obwohl Hr. Newmarsh seine Forschungen auch hierüber ausdehnt. Indeß ist derselbe nicht bloß auf solche statistische Daten eingegangen, sondern hat auch allgemeine Schlüsse daraus gezogen, und zwar unter anderem einen, der mit den bisherigen Annahmen in vollem Widerspruch steht. Selbst die zuverlässigsten Autoritäten haben es nämlich bisher als gewiß angesehen, daß die Fluctuationen im Belauf der Wechsel sehr genau mit denen im Belauf der Banknoten übereinstimmten, so daß ein Mehr von Banknoten auch mehr Wechsel ins Daseyn riefen. Die Untersuchungen Hrn. Newmarshs führen nun gerade zu einem entgegengesetzten Schluß: es besteht zwischen Banknoten und Wechseln gar keine oder nur eine sehr schwache Wechselwirkung, und was z. B. zu einer Ausdehnung des Wechselumlaufs führt, ist keineswegs eine Periode lebhaften Handels, sondern im Gegentheil ein Beweis von Handelsnoth. So war z. B. der Wechselumlauf im Jahr 1847 der höchste in den Jahren von 1828 bis 1847.

Sierra Leone.

Geschildert von einer Dame.

(Fortsetzung.)

Man hat hier die Gewohnheit frühmorgens eine Tasse Thee oder Kaffee zu genießen, und diese wurde mir am nächsten Morgen, ehe ich aufgestanden war, von einem kleinen schwarzen Mädchen in weißem Kleide mit mehreren bunten Halsbändern geschmückt, gereicht. Während ich mich ankleidete, standen die auf den Corridor führenden Thüren weit offen und durch die Jalousien kam ein kühler Lufthauch, gemischt mit dem Dufte vieler mir unbekannten Blumen; ein Streifen des Flusses von der Morgensonne bestrahlt blinkte durch die dichte Wand von Blättern und Blüthen; auf dem Rasenplatze vor dem Hause weideten ein paar Kühe von dunkelbrauner Farbe, aber sie waren viel kleiner als die Rinder auf unsern Kleeweiden; dicht vor ihren Füßen schritten viele ganz schneeweiße Kraniche, anscheinend zahm wie Haushühner, umher, und gar mancher schöne Vogel und manches buntgeflügelte Insect flog dahin durch die helle, milde Luft, während das leise Geplätscher der an das Ufer spülenden Wellen in tausenden von fröhlichen Tönen sich verlor. Beschäftigt auf diese zu horchen, wurde ich zum Frühstück gerufen und, das ist in diesem Lande ein Mahl, welches weder zu der Hitze des Klima's, noch zu den feenhaften Bildern die ich draußen gesehen, paßte. Man setzt sich an eine Tafel die mit stark gewürzten Gerichten von Fleisch, Fisch, Geflügel und Gemüse, alle dampfend heiß, beladen ist; Brühen und in Gewürz eingemachte Sachen werden wie bei einem Mittagessen umhergereicht; neben der Weinflasche steht der Wasserkrug und Bordeauxwein sammt Ale sind in den Schatten gestellt um kühl zu bleiben. Hierauf folgen Thee und Kaffee oder Chocolade, nebst Brod, Zwieback, gekochten Eiern, Früchten und Süßigkeiten und, wo man Kühe hält, Butter weiß wie Rahm aussehend, die in einer Schale von Krystall schwimmt und von jedermann für einen großen Leckerbissen gehalten wird.

Während der Tageshitze verließ ich das Haus nicht, und erst nach dem Mittagessen fuhren wir auf dem Rennplatze umher, einer einsamen kleinen abgelegenen Halbinsel unter hohen wüsten Bergen, die vom Flusse gebildet wird, wo die Elite der Colonie Abends sich sehen läßt, um Luft und Bewegung zu haben. Auf dem breiten kreisförmigen Wege fuhren vielleicht ein halbes Dutzend Wagen, in einem oder zwei derselben saß eine kränklich aussehende europäische Dame in weißem Muslinkleide mit kurzen Aermeln, langen Handschuhen, dünnem Shawl und durchbrochenem Hut, und ein Paar weiße Herren tummelten dort ihre feurigen Rosse umher; aber der ganze Corso sah sehr öde aus, und meine Landsleute erschienen mir sämmtlich blaß, hinschmachtend und melancholisch. Die einzigen, welche sich hier zu ergötzen schienen, waren die Reiter von Othello's Farbe, alle mit Schnurrbart und in netter blauer Jacke wie Officiere, die auf ihren halbwilden Pferden in vollem Prunk von scharlachrothen Schabracken und mit klirrenden Zügeln einhersprengten. Nachdem wir den Platz verlassen und einen nach Freetown führenden Weg eingeschlagen hatten, bemerkte ich die Baumlosigkeit nicht mehr, welche so sehr auffällt, wenn man vom Meere ab Sierra Leone sieht, denn jede

Digitized by Google

Negerhütte war dicht beschattet von Orangen, Citronen, Bananen und Pisang und vielen andern Bäumen deren Namen ich nicht anzugeben weiß, während die schönsten Schlingpflanzen an den einfachen Zäunen ihrer Gärtchen emporrankten, und hier und da eine Gruppe Palmen ihren dunkeln Schatten auf die Stückchen bebautes Land warfen, welche hinter der langen Reihe Hütten von Flechtwerk liegen die den Weg einzäunten. Die Neger saßen gruppenweise zusammen vor der niedrigen Thür ihrer Hütte, die Männer rauchend, schwatzend und lachend, die Frauen das Abendessen bereitend in glänzenden Schalen, die aus der Rinde der Calebasse verfertigt sind, oder heimkehrend mit schweren Lasten auf dem Kopfe, während die Kinder zwischen Hunden, Ziegen und Schafen umhersprangen und lärmende Spiele spielten. Die hiesigen Schafe sind den unsrigen nur von fern ähnlich, viel größer und haben statt Wolle ein zottiges Fell von kurzen rauhen Haaren, schwarz, braun und weiß gefleckt; die Ziegen sind meistens zierliche, rehähnliche Thiere und jede Familie schien einige zu besitzen.

Als wir am folgenden Abend in unsern Gartenanlagen umherschlenderten, kamen wir zu einem Ananasgarten, aber, glaube mir, eine Ananas auf dem Teller oder in dem Treibhause ist ein ganz anderes Ding als die Ananas im Boden ihrer Heimath wachsend. Hier sah ich auch den erwähnten „Rosenapfel," eine Frucht von grüngelblicher Farbe, so groß wie ein Taubenei, deren weiche, schwammige, etwa einen halben Zoll dicke Schale von schwachem Rosengeruch und Geschmack gegessen wird.

Am nächsten Morgen regnete es zur Verwunderung aller „Leute," weil es in der trocknen Jahrszeit war, aber bald nachher konnte man keine Spur des Regens mehr bemerken, obgleich er mit der Heftigkeit eines Hagelschauers gefallen war. Wir machten dann eine angenehme Fahrt nach Freetown. Wenn man an den aus Flechtwerk und Erde bestehenden Negerhütten vorüber ist, erscheinen kleine Häuser ganz von Holz verfertigt als erster Fortschritt in der Civilisation, dann Häuser auf steinernen Fundamenten mit offnen, von Pfeilern getragenen Vorhallen und von kleinen Gärten voller Obstbäume umgeben. Eine Brücke führt über eine Schlucht, in deren Grunde ein Bach über große schwarze Felsblöcke hüpft, an welchem Negerinnen mit Zeugwaschen beschäftigt waren; und nun kamen wir in geräumige, aber weniger bevölkerte Straßen, deren meiste Häuser verhältnißmäßig reichern Leuten gehören, wo nur selten eine von Gras geflochtene Hütte und dann fast ganz in grünem Laube verborgen sich zeigt, aber hohe Gebäude kreischend roth, gelb, blau, grün oder ziegelfarbig bemalt stehen; eins derselben im bessern Style erbaut als die andern, mit flachem Dache und eingelegten Thüren zog meinen Blick vorzugsweise dadurch auf sich, daß es so vernachlässigt aussah, und nur etliche schlecht gekleidete und ärmlich aussehende Schwarze in dessen Verandah umherschlichen. Es wurde, wie man mir erzählte, von einem europäischen Kaufmann erbaut, der alle Thüren und Fensterrahmen dazu aus England kommen ließ. Als aber Geldmangel es ihm unmöglich machte das Haus zu vollenden oder nur es zu bewohnen, blieb es halbfertig stehen und verfällt mit jedem Jahre mehr, indeß der Eigenthümer „in den Busch gegangen ist," d. h. aus der brittischen Colonie und zu den Negerstämmen sich geflüchtet hat, die höher am Flusse hinauf wohnen. Da alle Straßen mit Gras bewachsen sind, außer an den Stellen wo Fußpfade und Fahrwege sie durchschneiden, so sieht die Stadt sehr curios und, wie ich zuerst mir einbildete, sehr öde aus. Aber diese Idee verschwand bald als ich einsah, daß die grünen Straßen lediglich durch die rasche Vegetation in diesem Klima entstehen, und wenn das Gras nicht darin wüchse, der Staub unerträglich seyn würde; dabei hindern die in den Straßen weidenden Kühe, Schafe und Ziegen, daß das Gras so hoch und üppig emporwächst daß dessen Nähe unangenehm oder gar ungesund werden könnte. Gegen Sonnenuntergang hielten wir vor einem hohen großen Hause in einer zum Ufer hinabführenden Straße. Wir stiegen zwei hölzerne Treppen hinauf in das obere Stock dieses Hauses, wo in Freetown gewöhnlich die Zimmer der Familie sich befinden, weil es hier luftiger und durch die Höhe gesunder ist als im Unterhause. Hier sollte in dem neuen Lande meine Wohnung seyn. So geräumig und hoch die Corridore des Hauses auch waren, so dachte ich zuerst immer dabei an Dachkammern, nicht nur weil das Dach bis auf ihre Fenster herabging, sondern weil sie bloß aus Brettern mit Schiefer bemalt bestanden. Trotz der vielen Glasfenster und hübschen Flügelthüren des Saals kamen unsere modernen Möbel mir immer so vor, als wenn sie nicht dazu paßten, und wenn es Abend wurde und die aus dunkelrothem Holze bestehenden langen und breiten Corridore ganz schwarz aussahen, so gehörte keine große Phantasie dazu, um mir einzubilden, daß ich die hohen dunkeln Galerien einer alten Burg durchwandelte.

In der Nacht hörte ich aus der Ferne den Ton des Tamtam, und in den Straßen erschallte Musik von Flöten und Waldhörnern, um eine Fluth alter Erinnerungen an das heutige Weihnachtsfest in mir zu erwecken.

Es gibt hier nur männliche Dienstboten, und sie scheinen so träge zu seyn, daß man ihrer acht bis neun haben muß, wo man in England mit drei oder vier auskommen würde; ich wünschte eine Dienstmagd zu haben, aber das erreicht eine Europäerin auf keine andere Weise als daß sie ein kleines Mädchen dazu anlernt, und man brachte mir nun ein winziges kleines Ding von acht Jahren, um es in der Kunst einen Tisch abzustäuben und bei der Toilette zu helfen, zu unterrichten, aber bis jetzt hat meine lilliputanische Zofe mehr Aufwartung nöthig, als sie mir leistet.

Von der Hitze leide ich nicht so sehr als ich gefürchtet hatte, und auf dem Schiffe war es viel heißer. Ich stehe gleich nach fünf Uhr Morgens auf, wenn der Kanonenschuß der Garnison den Anbruch des Tages verkündet; um sechs Uhr geht die Sonne auf, nun werden alle Fenster weit geöffnet, nur die nicht in welche der Landwind hineinwehen kann, und dann ist die Luft angenehm kühl und lieblich; aber schon gegen acht Uhr fühlt man die tropische Hitze, und es ist einige Stunden lang drückend heiß bis der Seewind eintritt, im Anfange kaum bemerkbar, jedoch immer stärker bis etwa sechs Uhr Abend, wo er heftig weht. Dieser Wind ist so weich und balsamisch, daß ich oft an den offnen Fenstern der Verandah, in welche er gerade hineinbläst, sitze, und die so fremdartig nach Sonnenuntergang aussehende Stadt träumerisch betrachte. Es ist eine verworrene Masse von Gebäuden, im tiefen Schatten liegend, und wenn man auch keine Reihen von Straßenlaternen gewahrt, so sieht man doch Tausende von Lichtern mehr oder weniger hell durch das Laub blinken wie Sterne; man hört kein Wagengerassel und in den Straßen ist kein Gedränge von Fußgängern, aber Gesang, um es so zu nennen, ertönt fast aus jedem Hause. Da erschallt von der hochgelegenen Caserne ein Hornsignal, es ist acht Uhr, und in demselben Augenblicke erhellt ein Blitz auf einen Augenblick die Landschaft, welchem das dumpfe Echo des Kanonenschusses folgt, um anzuzeigen, daß es jetzt Abend und Zeit ist die Fenster zu schließen. In der Nacht dreht sich der Wind langsam und gewöhnlich weht er des Morgens in ganz entgegengesetzter Richtung vom Lande her.

Alle Häuser hier sind so gebaut, daß sie so viele Kühlung als möglich geben können; eins meiner Zimmer hat acht große Thüren, ein anderes sechs, nebst zwei Fenstern die auf die Verandah sehen, und da am Tage sämmtliche Thüren und Fenster offen stehen, so kann die Luft überall durchziehen. Indeß deutet ein großer Ofen im besten Zimmer doch an, daß auch in diesem Tropenlande zuweilen ein Feuer nöthig ist.

(Schluß folgt.)

Eine schiffbare Mündung des Columbia. Die gewöhnliche Mündung des Columbia zeigt durch den Zusammenstoß der mächtigen Wassermasse des Stroms mit dem Meere eine so ungestüme Barre, daß man nur bei sehr günstigem Wetter und besonders günstigem Winde einlaufen kann. Viele Schiffe sind schon dort gescheitert, und dieser Umstand war ein großes Hinderniß für den Handel zwischen Californien und Oregon. Jetzt soll nach dem Morning Chronicle vom 30 April das sogenannte südliche Fahrwasser, das für ganz unzugänglich galt, völlig fahrbar gefunden worden seyn. Dieß würde dem Handel an der Westküste Amerika's einen mächtigen Aufschwung geben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 113. 11 Mai 1850.

Etwas über die Schlangen von Ceylon.

Hr. C. Sirr theilt in seiner Schrift „Ceylon and the Cingalese" einige Notizen mit über zwei Schlangen Ceylons, die Cobra Capello und die Tic-Polonga, welche von Interesse sind, namentlich weil sie auf dieser Insel einen Rest ehemaligen Schlangendienstes nachweisen, obwohl bekanntlich die ganze Insel mit sehr schwachen Ausnahmen vom Buddhismus durchdrungen ist. „Die Cobra Capello heißt bei den Eingebornen Naga und gilt für heilig, da sie auf der Westküste vor der Ankunft Gautama Buddha's wahrscheinlich von dem Volke verehrt worden ist. Die Achtung, womit man diese Schlange betrachtet, obgleich ihre giftige Natur sehr wohl bekannt ist, hält viele Eingeborne ab, sie zu tödten, und den Europäern werden die scharfsinnigsten Gründe angeführt, um den von der Naga nur allzu oft beigebrachten tödlichen Biß zu entschuldigen oder zu erklären. Wenn man in Kandy eine Naga fängt, so wird sie um ferneres Unheil zu verhindern, nicht getödtet, sondern die Leute halten sie gefangen und tragen sie in der Nacht nach einem entfernten Dorfe oder Wald. Die welche die Naga fürchten und gerne umbringen möchten, aber aus Aberglauben Anstand nehmen, sie gleich zu tödten, stecken die Schlange in einen Mattensack mit etwas gekochtem Reis zur Nahrung, und werfen den Sack mit dem Reptil und dem Reis in ein fließendes Wasser, wo die Schlange sicher den Tod durch Ertrinken oder einen minder frommen Verehrer findet. Wer nach Ceylon geht und einmal auf seinen Wanderungen einen sehr sorgfältig zugeschnürten Mattensack auf einem Fluß schwimmen sieht, hüte sich ja ihn zu öffnen, er könnte durch ein lautes Zischen begrüßt werden und seine Neugierde schwer büßen.

„Die Tic-polonga, obwohl etwas kleiner als die Naga, ist mehr zu fürchten, wie diese, denn ihr Biß ist fast augenblicklich tödlich, und das furchtbare Reptil schießt vorwärts ohne die mindeste Warnung, kurz sie ist die gefährlichste und bösartigste Schlange auf der Insel, ausgezeichnet behend und rachsüchtig; sie greift Vögel und Vierfüßler an, und die Wirkung ihrer giftigen Zähne ist die gleiche auf alle: die Muskelkraft wird gelähmt und das Blut gerinnt schnell; die Fälle, daß Menschen nach einem Biß davon kamen, sind sehr selten. Die Tic-polonga ist häufig 3 bis 4 Fuß lang und der Körper verhältnißmäßig dick, der Kopf ist dreieckig und die Farbe dunkelblau, fast bleiartig. Die Cingalesen verabscheuen diese Schlange eben so sehr, als sie die Cobra Capello verehren."

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Ausflug von Täbris nach Persisch-Kurdistan.

(Fortsetzung.)

Die Einwohnerschaft im Districte Urmiah besteht wesentlich aus dem Stamme der Efscharen, einem der mächtigsten der sogenannten türkischen Zunge (Türk-Seban), zu welchem der schreckliche Thamas-Kuly-Chan oder Nadir-Schah gehörte; ein Volk, das seinen Ursprung aus Afghanistan herleiten soll und die besten Truppen in Persien liefert, oder wenigstens unter den frühern Regierungen lieferte und gewiß noch liefern könnte, wenn man sich in dem heutigen Persien ein wenig mehr um das Militärwesen kümmerte, als es seit dem Tode des verdienstvollen Schah-Sade Abbas Mirsa geschehen. Uebrigens sind die Efscharenhäuptlinge in der Stadt Urmiah zahlreich und mächtig. Der ansehnlichste unter ihnen, wo nicht der einflußreichste, ist Nasiß-Kuly-Chan, bis noch vor wenig Jahren Beglerbeg oder Statthalter; wegen Unfähigkeit oder aus andern Gründen hat er bloß den Titel dieser Würde behalten, die einem Kürden, Namens Yahiya-Chan — der aber bei meinem Dortseyn noch immer unter seinem erblichen Titel, Il Chany (Haupt der Stämme) angeredet und besprochen ward — verliehen wurde, der mir als ein thätiger, fähiger Mann beschrieben ward und mir auch als ein solcher erschien. Die Efscharenhäuptlinge, eine ohnehin schwer zu regierende und zu befriedigende Classe, waren natürlich mit diesem Wechsel nichts weniger als einverstanden und hatten zu Thehran laut dagegen protestirt. Nachdem aber Yahiya-Chan den großen Vortheil über sie besaß, einer der Schwäger des regierenden Königs Mohammed-Schah zu seyn, blieben die Beschwerden der Efscharen ohne Erfolg, ihre Unzufriedenheit darum aber unvermindert.

Früher wurden Stadt und Provinz Urmiah — wie es in der Regel mit den schönsten Statthalterschaften von Iran geschieht — durch einen der zahlreichen Prinzen von königlichem Geblüte verwaltet, oder vielmehr regiert, und solche unglückliche Länder bilden also die Apanage dieser königlichen Sprößlinge, deren Zahl Legion seyn würde, wenn nicht der größte Theil von ihnen, nach der bestehenden barbarischen Hofsitte, des Lebens beraubt würde, ehe oder unmittelbar nachdem sie zur Welt kommen. Der frühere Vorgänger Yahiya-Chans in der Ausbeutung des Gebiets von Urmiah war also der bekannte Melek-Kasim-Mirsa (von dem später in diesen Notizen die Rede seyn wird), der sich durch seine Mißgriffe, Bedrückungen und Tollheiten bei Muselmännern und Christen gleich verhaßt zu machen

Digitized by Google

gewußt hatte, aber den viel größern Fehler beging, mit dem bis noch vor kurzer Zeit allmächtigen Hhadschi-Mirsa-Aghassi in Zerwürfniß zu gerathen, der ihm wahrscheinlich übel mitgespielt haben würde, wenn nicht der König selbst ihm als Verwandten beigestanden hätte. Man begnügte sich also damit, ihn nach Schischewan auf seine Güter zu verweisen.

Yahiya-Chan hatte den Ruf — und dieser Ruf war bis zu dem königlichen Mûsnûd zu Thehran gedrungen — die Christen zu drücken. Es war daher kurz vor meiner Anwesenheit zu Urmiah — wahrscheinlich auf Verwendung der einen oder der andern von den europäischen Gesandtschaften — eine Art speciellen Gouverneurs für die einheimischen Christen in der Person eines Armeniers, Namens Dawud-Chan, eingesetzt worden, der sich aber noch nicht auf seinen neuen Posten begeben hatte. Ich habe den Titular bei meiner vorigen persischen Reise zu Isfahan getroffen, und zwar ebenfalls in der Eigenschaft eines Vorstandes der christlichen, nämlich der armenischen Einwohnerschaft, in welcher Stellung er sich viel Geld erworben haben soll. Es war also ziemlich die Frage, ob durch diese abgesonderte Gerichtsbarkeit das Schicksal der Christen zu Urmiah sich sonderlich verbessern würde.

Es gibt in Urmiah auch ungefähr 100 jüdische Familien, größtentheils Kleinhändler im Basar, die in ziemlich dürftigen Umständen zu leben scheinen, so wie ich überhaupt nie gesehen oder gehört habe, daß die wenigen Juden in Persien auf einen grünen Zweig kommen.

Urmiah ist zwei Farsang vom Schahie entfernt. Es befand sich eine einzige Barke an diesem Ufer, ein plumpes Fahrzeug, das Eigenthum Yahiya-Chans, der es aber nie wagte, dasselbe nach dem östlichen Ufer überzusenden, aus Furcht, der dort waltende Melek-Qasim-Mirsa, mit dem er persönlich verfeindet war, möchte Beschlag darauf legen, so wie letzterer, der sich ebenfalls einige ähnliche Barken zu Schischewan, an jenem östlichen Ufer hält und wahrscheinlich dem Statthalter von Urmiah dasselbe Verfahren zutraut, nur höchst selten die eine oder die andere an den diesseitigen Landungsplatz entsendet, und da auf dem ganzen großen See kein anderes Material zur Beschiffung desselben besteht, so ist, wie man sieht, solcherweise aller Verkehr zu Wasser abgeschnitten, während doch eine regelmäßige Verbindung auf diesem Binnenmeere für das Publicum und den Handel von Täbris und Urmiah von unendlichem Vortheil wäre. Allein die Perser, bei all ihrer sonstigen großen Betriebsamkeit, haben für nichts in der Welt weniger Sinn und Geschmack als für Schifffahrt, die in allen ihren Häfen, am kaspischen Meere wie am persischen Meerbusen selbst, in der Bemannung der kleinsten Schaluppe lediglich durch Russen, Araber und andere Ausländer vertreten ist.

Nach einem Aufenthalt von drei Tagen zu Urmiah meine Reise in südlicher Richtung fortsetzend, überschritt ich den Schahur auf einer guten, steinernen Brücke, ähnlich derjenigen über den Nasli-Tschai, von welcher weiter oben Erwähnung geschehen. Noch während einer Strecke von drei Farsang behauptet die Gegend, vom Gebirge bis zum See, den Charakter außerordentlicher Ueppigkeit und Fruchtbarkeit, der mich schon 4 Farsang nördlich von Urmiah so sehr entzückt hatte. Man kann sich aus dieser großen Ausdehnung einen Begriff machen, wie sehr die Vorsehung diesen District gesegnet hat und welchen Wohlstand zweckmäßige Verbindungsmittel hier zu verbreiten fähig wären. Während z. B. gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in den Südwestprovinzen des Reichs, namentlich zu Hamadan und Kermanschah, Hungersnoth herrschte, litt man damals im Districte Urmiah und im ganzen Aserbeidschan an zu großem Ueberfluß und Mangel an Absatz! Also immer dieselben Wirkungen durch dieselben Ursachen, die ich weiter oben bei meiner Beschreibung der Straße von Trapezunt nach Erzerum anzuführen Gelegenheit hatte.

Bei dem Dorfe Dscheheran überschritten wir auf der Furte den Baradus-Tschai, und erreichen hier das Ende der Ebene von Urmiah; zugleich gewinnt auch die Gegend eine andere Gestaltung, und der Boden ist bei weitem nicht mehr so fruchtbar. Beim Dorfe Schaitan-Owa, das auf einem einsamen Kegel liegt, beginnt eine magere Steppe mit wenigen Saatfeldern, die sich zwischen dem See und einer kahlen Hügelreihe hinzieht. Diese überschreitend verlassen wir das Seeufer, und die Landschaft wird nun zu einer vollkommenen Wüste, bis wir in die große Ebene von Sseldus hinabsteigen.

Sseldus erscheint in manchen Karten als ein Ort, dieses ist aber ein Irrthum; es ist der Name eines Districts, beiläufig hundert Dörfer enthaltend, der in jener Ebene zwischen besagter Hügelreihe und einer andern niedrigen Gebirgskette eingeschlossen ist, hinter welcher der Bezirk von Lahidschan sich befindet, der durch die Hochgebirge begränzt wird, wo das türkische Gebiet beginnt. Diese beiden Gränzdistricte enthalten zwar mehrere kurdische Dörfer, die Qarapapaken sind aber in der Mehrzahl. Dieses ist ein nach der Einnahme von Eriwan durch Paskewitsch von dortiger Gegend ausgewanderter, oder, wie sie mir vielleicht euphemisch sagten, von den Russen ausgetriebener Stamm. Ein schöner, kräftiger Menschenschlag, und, so viel ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, wackere Leute, wenigstens erschienen sie mir weniger gewinnsüchtig und redlicher als die Perser. In ihrer äußern Erscheinung unterscheiden sie sich von letztern hauptsächlich durch die Kopfbedeckung, welche aus einer niedrigern, regelmäßiger konisch zugeschnittenen Mütze, meistens von braunem Lammfell, besteht.

Diese Qarapapaken werden unmittelbar durch eine Familie aus ihrem eigenen Stamme beherrscht, wovon ein Mitglied, Namens Meti-Chan, damals als ihr Oberhaupt amtlich von der Regierung zu Thehran anerkannt wurde, und sie stellen beiläufig 1000 Reiter ins Feld.

Vor dem Zeitpunkt meines Dortseyns hatte Meti-Chan in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Districte Sseldus und Lahidschan die Weisung erhalten, ein Fort an der äußersten Gränze, also am Fuße des mehrerwähnten Hochgebirges aufzuführen, was auch geschehen war. Diese Veste, natürlich wieder von Stampferde, war um einen kegelförmigen Hügel, wahrscheinlich ein Qurgan, erbaut, hatte eine runde Gestalt, eine doppelte Ringmauer und einen äußern Graben. Die Regierung hatte aber wieder vergessen, daß eine Festung, um ihrem Zwecke zu entsprechen, mit Geschütz und einer Besatzung Fußvolks, mit Munition und Proviant versehen seyn muß. Von dem allem war aber nichts vorhanden. Die Balbaß-Kürden, ein wegen seiner räuberischen Gewohnheiten sehr verschriener Nachbarstamm, dem türkischen Gebiete angehörend, hatten indessen diese Ansiedlung mit scheelen Augen betrachtet, wähnten — mit Recht oder Unrecht läßt sich nicht bestimmen, denn hier finden wir wieder den alten Uebelstand, daß die Gränze nirgends abgemarkt ist — oder wenigstens gaben vor, es hätte eine Gebietsverletzung stattgefunden, und waren wenige Tage vor meiner Ankunft in der Gegend, 10,000 Mann stark, über das von nur 500 Qarapapaken vertheidigte Fort hergefallen. Letztere mußten also nach

Digitized by Google

einigen zu ihrem Nachtheil ausgefallenen Gefechten der großen Uebermacht weichen und den Platz räumen, der nun von den Kürden geschleift und dem Boden gleichgemacht wurde. Die Balbaßiten hielten seitdem die Stelle besetzt, und unternahmen von ihrem dasigen Lager aus Raubzüge in das flache Land. In der Zwischenzeit und auf die Kunde von dem Anrücken der Kürden, waren 2000 Serbasen (sogenannte reguläre Truppen) von Urmiah ausmarschirt und bis in die Ebene von Sselduß vorgedrungen. Freilich kamen sie „zu spät", also nachdem das Fort bereits genommen und die Darapapaken das Lahidschan hatten räumen müssen, man hätte aber dessenungeachtet diese Truppen zur Vertreibung der Eindringlinge, oder wenigstens um das Land gegen ihre weitern Uebergriffe zu schützen, verwenden können. Jedoch sey es, daß Meti-Chan diesen Streithaufen unzureichend fand, um es mit Burut-Chan, dem Anführer der Balbaßiten aufzunehmen, oder — was wahrscheinlicher schien — daß er diese schlecht disciplinirten Hülfstruppen ungern in seinem Gebiete sah, kurz, er schickte die Serbasen bis auf den letzten Mann nach Urmiah zurück, und verließ selbst unmittelbar darauf die Gegend, vorgeblich, um in der Stadt Bin-Ab mit dem Generalstatthalter von Aserbeidschan Rücksprache zu treffen. Ich war also nicht wenig erstaunt, Meti-Chan bald darauf zu Aschan bei dem Prinzen Melek-Dasim-Mirsa — der sein Sommerlager dort hatte — zu treffen, ganz gemüthlich mit Forellenfang und Araktrinken sich unterhaltend. Er hatte sich unmittelbar von Sselduß dahin begeben, und nie daran gedacht, Behman-Mirsa zu Bin Ab oder anderswo aufzusuchen. Es schien also damit sein Bewenden gehabt zu haben, und ich habe seitdem nicht gehört, daß man zu Thehran oder zu Konstantinopel von jenem Eingriff in das persische Gebiet seitens eines der Türkei angehörenden Stammes die geringste Notiz genommen.

Die heimkehrenden Serbasen waren mir bereits auf meinem Wege von Urmiah nach Sselduß begegnet. Man kann sich nichts kläglicheres, unmilitärischeres denken als das Aussehen dieses sogenannten regulären Fußvolkes, das besonders auf dem Marsche mehr den Anblick eines zusammengelaufenen Raubgesindels als einer Truppe Soldaten gewährt, und daß sie bei ihrem Aus-, wie bei ihrem Rückmarsch nicht gelegentlich die Dörfer im eigenen Lande ausplündern, dafür sehe ich nirgends die geringste Gewährleistung.

Uebrigens habe ich durch diese Abschweifung nur einen neuen Beleg liefern wollen, wie jämmerlich es in beiden nachbarlichen Gebieten, namentlich in Persien, um die Bewachung der Gränze beschaffen ist, und wie leicht es für die Türken seyn würde, wenn es wieder einmal zu einem Bruche zwischen beiden Staaten kommen sollte, Einfälle in das diesseitige Gebiet zu bewerkstelligen. Besonders ist dieses der Fall, nachdem es der Pforte durch die seitherige Unterwerfung und Gefangennehmung der mächtigsten und gefährlichsten Kürdenhäuptlinge, als Bederhan-bey von Dschesireh, Chan-Mahmud zu Kochald und Wan, Nurullah-Bey von Hakiari und Scherif-Bey von Musch gelungen ist, den größten Theil von Türkisch-Kürdistan, also des langen Saumes, der sich von Norden nach Süden zwischen der Türkei und Persien hinzieht, unter ihre unmittelbare Gewalt zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kheiberpässe nach Afghanistan.

Der Gürtel der Gebirge, welche die Scheidewand zwischen Ostpersien und Indien bilden, öffnet sich bekanntlich nur in einigen schmalen Pässen, gleichsam Spalten, welche durch Erdstöße einst in die fortlaufenden Felsenmassen gerissen wurden. Schon seit dem afghanischen Feldzug kennen die Engländer die Schwierigkeiten dieser Pässe aus mancher leidigen Erfahrung, Randschit Singh mußte sie stets mit einem Armeecorps unter dem bis zur Grausamkeit strengen General Avitabile bewachen lassen. Jetzt erfahren die Engländer dieselbe Schwierigkeiten, und noch wissen sie nicht, wie sie sich dabei verhalten sollen. Den ungefähren Stand der Dinge zeigt folgende Stelle in den Indian News vom 4 Mai: „in den Nachrichten aus Indien unterbricht nichts die lange Monotonie als die Nachrichten aus Peschawer, die keineswegs sehr erfreulich lauten. Man hätte glauben sollen, wir hätten schon stark genug für die Thorheit gebüßt, unsere Feinde zu verachten, und doch sind wir abermals geschlagen, ja — denn es gibt kein anderes Wort dafür — geradezu genöthigt worden, zu capituliren, wie eine kurze Skizze des Vorfalls zeigen wird. Capitän Coke hatte einen von unsern Truppen besetzten Thurm in den Pässen entsetzt, und war dann nach Kobat zurückgekehrt. Kaum war dieß geschehen, als die Afridis unter Derin Chan, dem ursprünglichen Anstifter des Unheils, abermals angriffen, mit regelmäßigen Approchen bis in die Nähe des Thurms vorrückten, und demselben wieder das Wasser abschnitten. Capitän Coke, dem es an Munition gebrach und der solche nicht mehr wohl aus Peschawer beziehen konnte, beschloß die Besatzung zurückzuziehen, was auch am 3 März geschah „in Folge von Unterhandlungen, welche durch Leute aus befreundeten Stämmen eröffnet wurden."" Der Thurm wurde geräumt, die Afridis blieben Meister des Platzes und waren nicht wenig stolz auf ihre Erfolge; da sie von den Afghanen aufgestachelt werden, so zeigen sie sich vermuthlich als sehr lästige Nachbarn. Die Meinungen über die Abhülfe sind in Indien getheilt: einige meinen, man solle alle die Bergstämme in Sold nehmen, andere, man solle sie mit starker Hand unterdrücken. Uns scheint, daß eine abermalige Expedition unvermeidlich ist, und wir hoffen, daß sie in einem Maaßstab unternommen werden wird, daß von einem Mißlingen nicht die Rede seyn kann, denn wenn wir den Zauber unserer Unbesiegbarkeit in den Augen unserer Bergstämme in einer Reihe mißlungener Unterwerfungsversuche zernichten, so werden wir bald genöthigt seyn, Armeen statt Regimenter hinzusenden." Diese Worte beweisen, daß man die ganze Schwierigkeit der Stellung den afghanischen Bergvölkern gegenüber zu fühlen anfängt.

Sierra Leone,

geschildert von einer Dame.

(Schluß.)

Früchte, billig und in Menge vorhanden, bilden die Hauptnahrung der Schwarzen, aber 8—12 große schöne Orangen kosten auch nur 3 kr., Ananas ½—1 kr. das Stück und ein Bündel von 5 oder 6 Bananen ebenso viel; andere Nahrungsmittel sind ebenso wohlfeil, Rindsbraten, hier freilich nicht viel größer als ein englischer Hammelbraten, das Pfund 12 kr., und Fleisch von hiesigen Hammeln, die so groß sind wie unsere Lämmer,* gewöhnlich trocken und mager, 18—20 kr. das Pfd., obgleich ein Schaf nur zwei Dollars kostet. Gänse und Enten sind sehr groß, aber die Hühner merkwürdig klein, und Truthahnen selten, auch theuer. Fische sind in Menge, billig und gut zu haben; Brod ist theuer und dabei so schlecht, daß wir es durch englischen Schiffszwieback ersetzten; ein Weinglas voll Milch kostet aber 3 kr., und stark gesalzene, fast zu Oel gewordene Butter wird aus Amerika eingeführt. Der hiesige Boden ist zwar sehr fruchtbar, aber er bietet uns nicht einmal die Hälfte der Nahrungsmittel, welche wir in England für unumgänglich nothwendig zu halten gewohnt sind.

Der Markt wird in der Straße am Fuße des Hügels, worauf die Casernen stehen, gehalten, und überraschte mich sehr durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Waaren. Beide Seiten der Straße sind mit kleinen Buden oder Marktständen besetzt, um es so zu nennen, denn gewöhnlich liegen die Waaren auf der Erde neben den Verkäufern, die unter niedrigen Schutzdächern von Bambusrohr oder getheertem Segeltuch zusammengekauert sitzen; andere saßen aber unter dem Schatten uralter seidner Regenschirme oder unter Bäumen. Alle

Digitized by Google

hatten sehr verführerische Haufen von Orangen, Citronen, Ananas, Bündel von Bananen und Pisang, sowie Stücke schneeweißer Cocosnußkerne zu verkaufen oder Körbe voll gerösteter Erdnüsse (Arachis hypogaea), die fast wie Mandeln aussehen und schmecken, Calebassen gefüllt mit Mehl von Pfeilwurz und Manioc, oder unbekannte Gewürze, sorgfältig in große Blätter zusammengerollt; andere verkauften nur Küchengewächse als Yams, wilde Liebesäpfel (Solanum lycopersicum), kleine Zwiebeln und mancherlei Blätter, welche die Neger zu ihren Suppen gebrauchen. Auf Tischen von ungehobelten Dielen gemacht stand allerlei gewöhnliches Töpfergeschirr, als Teller, Schalen und Krüge, auch wohl daneben vergoldete viereckige Flaschen voll Liqueur, die in Auctionen der Vorräthe condemnirter Sklavenschiffe angekauft waren. Dann gab es viele Buden, worin baumwollne Tücher, die geringsten Sorten gedruckter Kattune und andre grobe Baumwollenwaaren zur Schau lagen, während Körbe von verschiedener Gestalt und Größe, Calebassenschalen und inländische Thongefäße mitten zwischen gedörrten Fischen, Hühnern und Eiern standen. Die Verkäufer bestanden zum größten Theile aus Negerinnen, von welchen viele nur halb gekleidet waren, und sie schienen mir die am wenigsten civilisirten unter der einheimischen Bevölkerung zu seyn, so roh und wild sahen sie aus. Einige, welche ihre Waaren schon verkauft hatten, gingen wieder heim nach ihren Bergdörfern, andere welche von dort kamen, trugen auf dem Rücken Kinder in ein langes breites Tuch gebunden, dessen Ende die Mutter mit einer Hand festhielt, während sie an der andern Hand ein zweites Kind führte und dabei einen schwerbeladenen Korb auf dem Kopfe trug. Der Markt beginnt mit Tagesanbruch und dann schon sieht man Knaben umherlaufen, Bretter tragend, worauf kleine braune Kuchen liegen und laut ausrufen: „Wer will heiße Honigkuchen kaufen?" während dort Mädchen ebenso laut schreien: „Agadi! wer will süßen Agadi?" (gekochten und versüßten Reis oder Mais in ein Blatt gewickelt). Dazwischen drängen sich Männer umher, beladen mit Flaschen, von der Form der Selterwasserkrüge, die mit Palmwein gefüllt sind, und viele andere welche ihre Waaren, mir gänzlich unverständlich, ausrufen. Ein Mädchen, es war wohl eine Hausirerin, welches, im himmelblauen Rocke, gelben Shawl und carmoisinrothen Tuche um den Kopf gebunden, wie ein Papagai aussah, trug um den Hals ein Dutzend Schnüre ebenso bunter Glaskorallen, und daran waren kleine Spiegel in rothen oder gelben lakirten Rahmen und Perlmutterknöpfe befestigt. In der einen Hand hatte sie einen Korb voll Näh- und Stecknadeln, Röllchen von baumwollnem Garn, leinenes Band und messingene Fingerhüte, und in der andern Stränge Zwirn und bunte Korallenhalsbänder, welche sie mit Mienen voll Freude und Stolz hin- und herschlenkerte.

Die Kleidung der Eingebornen ist sehr verschieden im Werth und Ansehen, und einige sind nur in ein großes Stück Zeug, wie ein Betttuch gehüllt, welches über die eine Schulter geworfen und unter der andern durchgezogen wird; es besteht aus vielen Streifen in verschiedenen Farben von einem an der Küste gewebten starken Baumwollenzeuge, welche fest aneinander genäht werden. Die Frauen tragen gewöhnlich einen Rock von grobem, blauem, baumwollnem Zeuge oder von dünnem Kattun, der, blau und weiß mit Sternen und Streifen gedruckt, der amerikanischen Flagge ähnlich ist; die Wohlhabendern haben Röcke von rothem oder Lilakattun besserer Qualität und dabei seidne Shawls. Am Sonntag wird immer das schönste Kleid getragen; dann sieht man alte Frauen mit großen Tüchern von hellfarbiger Seide oder möglichst buntem Kattun, mit schwarzen Mannshüten auf dem mit einem Tuche umwickelten Kopfe, die Mädchen in langen Kleidern von weißem, gestreiftem Muslin und hellblauen Filzhüten oder gewöhnlichen Stroh- (richtiger: Gras-) hüten, die mit einer Masse von blutrothen Bändern geziert sind und die meisten von seidnen Regenschirmen beschattet. Bis jetzt habe ich noch keine Negerin in Schuhen gesehen, und sie watscheln alle ebenso wie Gänse; jeder hat seine größte Freude an Zierrathen und die Männer tragen Ringe, gewöhnlich von Silber, an den Armen und Fingern und in den Ohren; Halsbänder von Bernstein und Korallen haben fast alle, selbst die deren Kleidung höchst dürftig ist. Aus entfernten Dörfern kommen wild aussehende Leute mit Holz- und Grasbündeln zu Markte, die über ihrer Landestracht zuweilen einen gelegentlich erkauften alten Ueberrock oder eine abgelegte Militäruniform tragen, während ihre Augen unter einer rothen rauhen Mütze oder Perrücke von Affenfell herausfunkeln. Die Tracht der Mandingos oder mohammedanischen Neger ist die eigenthümlichste und hübscheste von allen, die ich hier gesehen habe. Sie besteht aus einem weiten fliegenden Mantel mit hängenden Aermeln, der mit dem Gürtel vorn zusammengehalten wird, sehr weiten, um den Knöchel gebundenen Beinkleidern, einer hohen spitzen Mütze von weißem oder scharlachrothem Zeuge, oder von blauem, bunt gesticktem Tuch; um ihren Hals hängt ein Amulet, hier „Grigri" genannt, gewöhnlich eine Stelle aus dem Koran eingenäht in einen kleinen ledernen Beutel, oder eingeknetet in eine schwarze Masse, und sie haben Rosenkränze von Glaskorallen oder polirtem Holz, worunter in der Mitte ein Paar größere Kügelchen aus einem undurchsichtigen gelben Stein verfertigt sich befinden. Nächst diesen ist die Tracht der Timmanis, der Ureinwohner von Sierra Leone, die zweckmäßigste in einem heißen Klima, denn sie besteht aus einer Art Hemde ohne Aermel und starken Hüten von Gras geflochten, die, mit schwarzer Oelfarbe angestrichen, vollkommen wasserdicht sind. Die schwarzen Ansiedler in der Colonie und die hier freigelassenen Afrikaner nähern sich in ihrer Tracht der Tracht der Europäer; die wohlhabendern derselben sind mit Jacken, Westen und Pantalons von Tuch, weißem Drillich oder ordinärem dünnem blauem Baumwollenzeuge bekleidet; sie tragen breitkrempige Strohhüte mit schwarzem oder buntem Bande umwunden oder nette runde Tuchmützen, während die gewöhnliche Kleidung der männlichen Dienstboten aus weißer Jacke, gestreiftem Baumwollenhemde und Pantalons von Drillich besteht. Unter den Frauen sehen die der Dschalloffs am klügsten und hübschesten aus, und die Männer sind von andern hier ansässigen Afrikanern leicht zu unterscheiden durch ihre hohe Statur, stolze Miene und besondere Tracht. Sie stammen südlich vom Senegal her und viele derselben bekennen sich zur katholischen Religion; ihre Kleidung besteht aus einem großen, gewöhnlich weißen Tuche und wird über den Kopf geworfen, so daß es, ähnlich der spanischen Mantilla oder dem Jaschmak der Türkinnen, in breiten Falten über die ganze Figur herabfällt. Uebrigens sind in Freetown so viele verschiedene und auf einander eifersüchtige Negerstämme, als Clans in den schottischen Hochlanden, und wenn letztere durch das verschiedene Muster ihrer Mäntel sich unterscheiden, so erkennen sich erstere ebenso genau durch Einschnitte und Tättowirungen im Gesichte als Landsleute. Alle diese Schwarzen haben die eigenthümliche Negerphysiognomie, mit Ausnahme der Mandingos und der ebenfalls mohammedanischen Fulahs. Letztere, von allen hiesigen Afrikanern die hübschesten, auch nicht so schwarz als die andern, haben weniger platte Nasen und Haare, welche sie geflochten oder in langen Locken tragen; sie sind durchgängig sehr groß, aber für ihre Größe nicht breit und muskelkräftig genug. Die Krus, ich glaube ihr rechter Name ist „Gribos", an der Küste beim Cap Palmas zu Hause, sind kühne und arbeitsame Neger. Bis jetzt ist es niemals gelungen sie zu Sklaven zu machen, obgleich sie den Spaniern und Brasilianern nicht selten beim Sklavenhandel behülflich sind. Viele aber verdienen ihr Brod als gute und treue Domestiken, oder zuverlässige Kahnführer und Piloten, auch oft als Matrosen auf den zur Unterdrückung des Sklavenhandels ausgerüsteten Kreuzern; sie sind Heiden und man kennt kein Beispiel, daß einer von ihnen zum Christenthum bekehrt ist, aber sie sind ehrlicher als die mohammedanischen Neger, welche meistens Handel treiben.

Die weiße Bevölkerung von Sierra Leone, im Ganzen ein Paar hundert Seelen, besteht aus den Regierungsbeamten, den Officieren und Soldaten der schwachen Garnison, einem Dutzend Kaufleute und etlichen, aber wenigen Domestiken. Das Leben der gebildeten Europäer in einem Klima, welches so viele Sorge für die Gesundheit erfordert, bietet wenige Abwechslung, und Fahren, Reiten oder Gehen in der Kühle des Frühmorgens oder am Abend sind eigentlich die einzigen Vergnügungen hier. Gesellschaften, mit Ausnahme von Mittagsessen oder gelegentlichen Besuchen, sind nicht gewöhnlich. Bälle gibt es nicht, weil hier nur ein paar Damen und in der Regel kränkliche leben, und Theater oder Concert kennt man hier nur dem Namen nach.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 13 Mai 1850.

Die Kleingewerbe in London.

Die Händler mit Fayence und mit alten Kleidern.

Es mag seltsam erscheinen, daß wir diese beiden Gewerbe zusammenwerfen, aber sie gehören vielfach zusammen, denn die erstern verkaufen seltener ihre Waare, als sie solche gegen alte Kleider u. dgl. vertauschen. Die Fayencehändler sind ziemlich zahlreich in London, es muß ihrer mindestens einige Hunderte geben; sie kaufen nicht aus erster Hand, sondern in gewissen Läden, und gegen Abend sammeln sich hier diese Händler oft in beträchtlicher Zahl; sie nehmen alles gegen baare Bezahlung, können aber das Unverkaufte zurückgeben, falls es nicht gelitten hat. Fast alle lassen ihre Körbe, die für 5 bis 15 Sh. Waaren enthalten, des Nachts bei dem Kaufmann, und holen sie Morgens ab, um ihre Wanderung zu beginnen. In dem Quartier, wo sie ihre Waaren kaufen, verfertigt man auch die zum Tragen derselben passenden Körbe. Diese wandernden Porcelanhändler sind entweder kleine Detaillisten, denen ihr Geschäft mißrathen ist, oder Commis ohne Platz, oder Juden oder endlich Leute aus Staffordshire, die im Geschäft aufgewachsen sind. Jeder hat eine besondere Art von Waaren: den Mann aus Staffordshire erkennt man am Gewicht seines Korbs, denn er hat darin nur wenig leichte oder Phantasieartikel, sondern nur Teller, Platten, Tiegel u. s. w. Der Detaillist, den der Bankerott in dieß Gewerbe geworfen hat, ist leichter beladen: er trägt gewöhnlich Theeservice, Vasen, Tassen u. dgl. Der Jude trägt nur sehr leichte Dinge, er nimmt böhmisches Glas, Dinge die leicht wiegen und grosartig aussehen, von den Kunden nicht leicht zu schätzen sind und ihn nicht ermüden.

Diese Classe von Händlern beginnt ihre Wanderungen Morgens 9 Uhr. Die meisten setzen ihre Waare nicht gegen Geld ab, lassen sich auch nicht leicht mit Personen ein, denen sie anmerken, daß sie die Waaren kennen. Deßhalb fragen sie meist, ob man alte Kleider zu verkaufen habe. „Wir geben", so erzählte einer dem Berichterstatter, „gewöhnlich einen guten Theeservice für eine vollständige Kleidung, Hut und Stiefel mit inbegriffen, aber sie muß gut seyn; wir geben eine Zuckerdose für einen Frack oder Ueberrock und eine Kaffeetasse für ein Paar Stiefel à la Wellington. Für ein Milchkännchen müssen wir eine Weste oder Hose haben, vorausgesetzt, daß sie nicht zu sehr gelitten haben; nichts aber nehmen wir lieber als ein Paar alte Stiefel. Für ein Paar Wellingtonstiefel kann man immer ein Mittagessen haben, aber hinsichtlich der Fräcke und Westen herrscht die Mode, und was dem einen gefällt, gefällt dem andern nicht. Mit einem Paar Stiefel brauche ich mich nur in der Straße zu zeigen, um einen Käufer zu finden: die Schuhflicker reißen sich darum und die Rohre haben immer ihren Werth, aber alte Filzhüte oder Westen gelten nichts oder fast nichts. Doch ist mit alten Seidenhüten noch etwas zu machen, man bürstet sie wieder aus und macht neue Hüte für das Landvolk daraus. In Devonshire-Street ist ein Hutmacher, der uns wöchentlich wenigstens 30 Duzend abkauft; man sieht oft neben seinem Laden drei oder vier Concurrenten, die uns bei der Rückkehr von unsern Gängen erwarten, und mehrmals den Preis in die Höhe treiben, wie sie sich auch manchmal verstehen, ihn herabzudrücken. Eben so ist es mit alten Regenschirmen, von denen nur das Fischbein einen Werth hat; die welche aus Rohr oder Rottang gemacht sind, gelten nur 1 oder 2 Pence."

Die Porcelan- und die Glaswaaren, welche die Händler verkaufen, sind immer nur Ausschuß; fast alle haben Fehler oder ertragen das siedende Wasser nicht. Jeder Händler nimmt, ehe er sich auf den Weg macht, einen Sack, um die Gegenstände, die er im Austausch für seine Waaren erhält, hineinzustecken. „Wir kaufen die abgelegten Kleider der Männer, und namentlich sind es die Frauen, die uns solche verkaufen, die Frauen von Krämern und Handwerkern oder Wirthshausmägde, und mit diesen macht man bessere Geschäfte als mit andern. Da sie dergleichen Dinge umsonst haben, geben sie solche auch leicht her und begnügen sich mit einer Zuckerdose, die 6 Pence werth ist, für Gegenstände, die wir manchmal zu 2 bis 3 Sh. verkaufen. Aber die Hausfrauen sind wahre Drachen: sie verlangen einen ganzen Tafelservice für die Lumpen ihrer Männer, Schüsseln und Teller, glauben sie, dürfe man auf der Straße aufheben. Oft verkaufen sie die Kleider ihrer Männer ohne deren Wissen, und manchmal macht der Herr des Hauses, wenn er heimkehrt, während wir daran sind einen Handel abzuschließen, demselben kurzweg ein Ende. Ich sah mehr als eine Frau die schönsten Stücke aus der Garderobe ihres Mannes verkaufen, um ein Schaustück auf ihrem Kamin zu haben. Die härtesten von allen aber sind gewisse Damen aus der höhern Gesellschaft; sie halten einen auf den Trottoirs an, bestimmen eine Stunde, wo man zu ihnen kommen soll, und wenn sie einen ganz ruhig in irgend einem Hinterzimmer festhaben, fangen sie an zu jüdeln (jewing), preisen ihre Waaren und setzen die des Verkäufers herab. — In den Straßen rufen wir gewöhnlich: alte Kleider zu verkaufen oder zu vertauschen! Manchmal klopft man an die Thüren, um Anerbietungen mit einem Kauf von 15 Sh. zu machen. An manchem guten Tag erhalte ich nicht mehr als einen Shilling in Geld, aber ich bringe eine Masse alter Kleider zurück, zwei oder drei Hemden, einen oder zwei Fräcke, vielleicht einen

Digitized by Google

Frauenrock, eine Weste und ein Paar Stiefel. Alles dieß trage ich auf der Schulter, den Rest meines Porcellans auf dem Kopfe, einen oder zwei Regenschirme unter dem Arm und fünf oder sechs alte Hüte in der Hand. Alles das wiegt vielleicht 70 oder 80 Pfund, und ich muß es mindestens 15 Meilen weit tragen, denn in dem Maaße, als ich mein Porcellan verkaufe, ersetze ich es durch alte Kleider. Von diesen weiß ich nie recht den Werth, bis ich auf die Kleiderbörse in Houndsditch (Hundsgraben) komme."

Diese Börse findet im Winter zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, im Sommer zwischen fünf und sechs Uhr Abends statt. Man muß zu diesen Stunden kommen, weil hier die Käufer sich einstellen, und weil die Porcellanhändler am andern Tage keine Geschäfte machen könnten, wenn sie nicht den Erlag des vorherigen Tags verkauft hätten. Der Ort der Börse ist ein großes, vielleicht einen Acre im Umfang haltendes Viereck, das von einer etwa 8' hohen Mauer umgeben ist, die oben einen Vorsprung hat, der kaum breit genug, um einen Mann gegen den Regen zu decken. Hier sind vier Doppelreihen von Bänken aufgestellt, die mit den Rücklehnen aneinander stoßen, und alle jüdischen Kleiderhändler, die Käufer alter Schuhe, die Trödler von Toilettegegenständen, die Käufer von Hasenbälgen und Regenschirmen kommen hier zusammen. Die Käufer gehören allen Stämmen an und tragen alle möglichen Costüme; man sieht darunter Griechen, Schweizer, Deutsche; die einen kaufen den Ausschuß aus den Magazinen der Armee, der für Irland bestimmt ist, andere Hasenbälge, alte Pelze, alte Theekannen. Mancher, den man hier in langem Bart und schmierigem Kittel sieht, hat mehrere tausend Pfund Sterling im Vermögen, und gewinnt vielleicht sechs Pence an all dem Plunder, der hier in Päcken am Boden liegt. Etwas vor drei Uhr drängt sich die Masse der Händler nach dem Versammlungsplatz. An der Thüre steht der alte Barney Aaron, und verlangt einen halben Penny, den man für die Erlaubniß zum Eintritt in diesen seltsamen Markt zahlen muß. Neben ihm steht sein Sohn mit einem großen ledernen Geldbeutel voll Kupfermünze, um sie nöthigenfalls gegen Silbermünze auszutauschen. Der Geruch, der aus allen diesen Lumpen sich entwickelt, ist ekelhaft, erstickend. Die Anwesenden sind in ihre schlechtesten Kleider gehüllt, denn mit reinlichen Kleidern kann man nicht auf diese Börse gehen. Fast alle, die hinkommen, haben einen Sack auf der Schulter, und jeder ist, so wie er eintritt, von einem halben Duzend Juden umdrängt. Einer befühlt den Sack, der zweite verlangt die Waaren zuerst zu sehen, ein dritter ruft: „ich weiß gewiß, ihr habt was, das für mich paßt." „Ihr kennt mich," sagt ein vierter, „ich bin coulant in Geschäften." Der eine sucht die größern Kleiderstücke heraus, aus denen man noch Mützen machen kann, der zweite verlangt alte Stricke, ein dritter Stiefel. Und so groß ist der Andrang der Käufer, daß der Händler kaum seinen Sack auf dem Rücken behalten kann. Endlich bahnt er sich seinen Weg nach einer Bank, leert seinen Sack auf die Erde aus, und alles wird sogleich von den Juden, die sich an seine Schritte geheftet haben, kritisirt; sie fragen nach dem Preise, und kaum hat er ihn ausgesprochen, so schreien sie Zeter und bieten den vierten Theil. Es bedarf der größten Wachsamkeit um in der Verwirrung nicht betrogen zu werden, und die Waaren nicht ohne Bezahlung fortgeschafft zu sehen. Während jedermann streitet und zankt, schreit ein Jude auf einer mitten im Markte angebrachten Erhöhung: „Glühwein! einen halben Penny das Glas!" neben ihm verkauft ein zweiter warmen Aal, und etwas weiter hinweg ein dritter Zuckerwaaren, um welche sich ein Haufe jüdischer Kinder drängt. Zwischen den Reihen gehen Weiber umher mit Körben voll Hammelsfüße, und einige Schritte hinter ihnen trägt ein Mann eine große Blechbüchse unter dem Arm und ruft mit Stentorstimme: „warme Pastetchen!" In einer Ecke wird Bier und Kaffee geschenkt, und im Innern des Schuppens spielen Juden mit Würfeln, verhandeln Geschäfte und schließen Käufe ab. Nirgends leicht würde man einen solchen Lärmen, ein solches Ensemble von Lumpen und Schmutz finden.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Ausflug von Täbris nach Persisch-Kurdistan.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Sseldus ist, wie bereits erwähnt, in zwei Hügelreihen eingeschlossen, mit einer südöstlichen Oeffnung gegen den See, und wird von dem Flusse Kidar (den ich in den Karten unter dem Namen Garder finde) durchströmt, der sehr große Karpfen enthalten soll und sich durch jene Thalmündung in den Urmiahsee ergießt. Diese Landschaft hat zwar keinen Mangel an Feldbau, ist aber reicher an Viehzucht.

Die Residenz der Beherrscher von Sseldus blieb mir rechts, also westlich liegen, und ich hatte mein erstes Absteigequartier dort in dem Dorfe Mimetiar am Kidar, von wo ich die Ebene bis zum Dorfe Mämäli überschritt, das am westlichen Saum derselben liegt, wo ich bei einem der beiden Qarapapaken, die mir bis Ssaok-Bulaq das Geleite geben sollten, übernachtete und vor Tagesanbruch im Sattel war um eine südliche Richtung einzuschlagen.

Bei dem Dorfe Schichamet verließ ich das Thal und betrat dann bergansteigend einen vier Stunden langen, öden und wilden Paß, der keine Spur von Wachsthum oder Bewohnung enthält und in welchem nicht einmal ein Tropfen Wasser zu finden ist. Diese Einöde, zu jeder Zeit übel berüchtigt, war bei den oben angedeuteten politischen Zuständen als besonders gefährlich erachtet, und von den Karawanen, so zahlreich sie auch seyn mochten, sehr gefürchtet. Ich habe übrigens dort kein lebendiges Wesen zu Gesichte bekommen, und wäre es der Fall gewesen, würde es wahrscheinlich keine erfreuliche Unterbrechung dieser Einsamkeit gewesen seyn. Ich konnte also meinen beiden Begleitern ansehen, daß es ihnen, obwohl Kriegsmänner, nichts weniger als wohl zu Muthe war, und daß sie es schon beinahe bereuten in so geringer Anzahl diesen Zug unternommen zu haben, wozu ich allerdings etwas Mühe gehabt hatte sie zu überreden, obschon — was mir als ein Beweis der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit dieses Volkes galt — sie sich eine äußerst mäßige Belohnung dafür ausbedungen hatten. Bei mehr als einer, ihnen wahrscheinlich aus Erfahrung bekannten Stelle nahmen sie das Gewehr von der Schulter, untersuchten das Zündkraut und baten mich meine Feuerwaffen ebenfalls in Bereitschaft zu halten. Es hat sich jedoch, wie schon gesagt, weder Freund noch Feind sehen lassen. Bloß am südlichen Abhang des Passes, nicht mehr als eine Stunde von unserer Bestimmung und zwar über die gefährlichsten Stellen hinaus, stießen wir auf einige Kürden von sehr zweideutigem Aussehen, die sich mit meinen Qarapapaken in ein Gespräch einließen, aus welchem ich — so wenig ich in dem vom Persischen abgeleiteten Kauderwelsch, das man die kürdische Sprache nennt, bewandert

Digitized by Google

hin — doch so viel herausbrachte, daß sie letzteren den Vorschlag machten ihnen beizustehen um den Kafir zu erschlagen, oder sich wenigstens neutral dabei zu verhalten, und sich mit ihnen in die Beute zu theilen. In größerer Anzahl hätten sie wahrscheinlich nicht für nöthig erachtet zu parlamentiren, allein wenn auch die Kürden eben so gute Reiter sind als die Qarapapaken, sind ihnen diese in der Tapferkeit eben so überlegen wie im Punkte der Redlichkeit, und man kann sich also denken wie der Antrag aufgenommen wurde. Die Kürden suchten sich nun damit auszureden „daß sie es nicht so ernstlich gemeint hätten," und damit zog jede Partei ihres Weges. Ich habe, als ich eine Stunde darauf zu Qadir-agha kam, ganz vergessen ihm von dieser Begegnung zu erzählen, was übrigens wahrscheinlich sehr wenig Eindruck auf ihn gemacht hätte, indem dieser Häuptling selbst über einen Raubstamm gebietet.

Ssaok-Bulaq, einer der beiden Hauptorte (der andere ist Ssenna) von Persisch-Kürdistan und Sitz der Mikriekürden, liegt am rechten, also östlichen Ufer des Flusses Ssaok-Bulaq, der sich etwas weiter nördlich mit einem, in der Karte von Monteith unter dem Namen Tatawa bezeichneten Flüsse, unweit seines Ergusses in den Urmiahsee, vereinigt. Diese auf einer Anhöhe liegende ganz offene Stadt von beiläufig 1400 Häusern enthält wenig Sehenswürdiges. Die ungepflasterten Straßen sind im Sommer sehr staubig und natürlich in der schlechten Jahreszeit desto kothiger, voller Schutt und Unrath, die Basare so eng, daß man mit Mühe durch das Gedränge von Kürden, namentlich aus der Umgegend, die sie beständig überfüllen, sich winden kann. Die wenigen Karwanserais sind klein und unansehnlich.

Auf drei Seiten von kahlen Hügeln eingeschlossen, ist diese Stadt im Sommer ein außerordentlich heißer Aufenthalt und die Luft zum Ersticken drückend. Schatten findet man nur am linken Ufer des Flusses, an welchem sich eine Reihe dicht belaubter Obstgärten hinzieht, worin die Aprikosenbäume vorherrschen. Südlich und westlich thürmen sich die Berge, deren Pässe in das Innere von Kürdistan führen.

Perser und Armenier sind hier in geringer Anzahl, und die wenigen anwesenden Individuen dieser Nationen nicht ansässig, sondern nehmen während ihres kürzeren oder längeren Aufenthalts ihre Wohnungen in den Karwanserais. Stadt und Land sind ausschließlich von Kürden bewohnt.

Qadir-Agha war zur Zeit als das Oberhaupt der Mikrie-Kürden anerkannt. Sein Vater, Abbas-agha, war zwei Jahre zuvor von einem andern Kürdenhäuptling, Abdullah-Chan, seinem nahen Verwandten, verrätherischerweise überfallen, auf dessen Befehl erdrosselt und sein Palast verwüstet worden. In dieser großen Ruine, wo nur noch die Stallungen in leidlichem Zustand sind, wurde mir auf Befehl Qadir-Agha's — der zwei Stunden von der Stadt im Gebirge wohnt und sich nur zufälligerweise anwesend befand — mein Absteigequartier angewiesen. Die verschiedenen Höfe und alle Räume waren mit dem zahlreichen Troß dieses Häuptlings und ihren Pferden angefüllt.

Letzterer, der in der Geschichte dieses entlegenen Gebietes seine Rolle spielt, ist noch ein junger Mann, schlank gebaut, und eher mager von Gestalt und Gesicht mit schönen und feinen Zügen, in deren Ausdruck jedoch etwas verschmitztes liegt, und im trotzigen wilden Auge malt sich der Blick eines verwegenen Räuberanführers. Möge mir Gott verzeihen, wenn ich ihm in dieser Auffassung seines Aeußern Unrecht thue! Sein Leumund ist aber nicht geeignet diesen Eindruck Lüge zu strafen, und sein Stamm gilt als einer der wildesten und schlimmsten unter den übelberüchtigten Kürdengeschlechtern. Ich muß aber auch bekennen, daß dieses Volk mir nirgends in einem so nachtheiligen Lichte erschienen war, und ich nirgends so widrige, so freche Banditengesichter gesehen wie unter den Kürden dieses Stammes der Mikrie, wie der übrigen Stämme aus den dortigen Gebirgen, welche den Schild auf dem Rücken und den Säbel an der Seite, Straßen und Basare füllen. Dagegen ist der Turban bei den Kürden in Südkürdistan das schönste und graziöseste was ich bisher von der Art im Morgenland gesehen, und nirgends weiß man diesem Kopfputz einen so malerischen Faltenwurf zu geben, der noch durch das reiche Farbenspiel — Roth, Grün und Gelb — des gestreiften Seidenstoffes erhöht wird. Qadir-Agha trug einen ähnlichen Turban, mit dem blossen Unterschied, daß der Stoff reicher war und daß ein Goldband kreuzweise denselben umschlang, wahrscheinlich zur Bezeichnung seiner Würde als Oberhaupt seines Stammes.

Dieser Häuptling soll reich begütert, aber auch sehr verschuldet seyn, weil er, wie ihm nachgeredet wird, viel Geld zu seinen politischen Intriguen — namentlich zu Thehran, um seine Belehnung mit der Statthalterwürde zu erwirken, bereits verwendet und verschwendet hatte. Hier ist jedoch letztere ein ganz leerer Titel, da keine Perser in diesen kürdischen Districten wohnen und auch keine persischen Truppen dort liegen, die Gewalt also factisch in den Händen des jeweiligen Oberhauptes der Mikrie-Kürden ruht. Der damalige Inhaber jener von Qadir-agha angestrebten Stelle war Allah-Quly-Chan, ebenfalls ein Kürde, der dieselbe unter dem Titel eines Naib bekleidete.

Abdullah-Chan, der Mörder von Qadir-Agha's Vater, an den ich auch empfohlen und angewiesen war, befand sich gerade zu Thehran, was mir nicht unlieb gewesen.

Der wesentliche Ausfuhrhandel des persischen Kürdistan besteht in Galläpfeln, welche die dortigen Wälder in Fülle erzeugen und für welche Ssaok Bulaq ein Hauptstapelplatz ist.

Nördlich von dieser Stadt eröffnet sich eine große und fruchtbare Ebene, mit vielen kürdischen und einigen armenischen Dörfern besäet. Auf der Rückreise nach Täbris in dieser Richtung besuchte ich in Lärz, einem Orte von beiläufig 300 Häusern, einen Oheim Qadir-Agha's, Namens Mehemed-Agha, der dort eine Art Schloß oder Veste von bedeutendem Umfang bewohnt, ein reich begüterter Mann, der besonders eine Anzahl schöner Pferde besitzt, die er mir mit vielem Wohlgefallen vorbeiführen ließ.

In dieser endlosen, einer großen Steppe ähnlichen Ebene — wo ich mich nebenbei gesagt verirrte, trotzdem daß ich von zwei Kürden aus Lärz begleitet war — erstreckt sich das kürdische Gebiet von letztgenanntem Orte noch drei Farsang nördlich, wonach wir wieder persische Dörfer treffen, unter welchen Sindschir-Abad, wo ich über Nacht blieb, eines der größten und wohlhabendsten ist. Ich habe selten einen so beträchtlichen Viehstand vereinigt gefunden. Ich bekam daselbst Quartier für mich und die Pferde nebst meinen beiden Führern, bei einem der reichsten Einwohner des Ortes, der, obschon nur ein schlichter Landmann — der es sogar nicht verschmähte mir um billigen Lohn bis Maragha das Geleit zu geben, da meine beiden Kürden, wie schon angedeutet, des Weges unkundig waren — außer einer großen Anzahl Hornvieh und Kamele, ein Dutzend ausgezeichnet schöner Pferde besaß, die wahrscheinlich zum Verkauf bestimmt waren. Es werden in diesen unermeßlichen Triften auch viele Kamele gezogen.

Digitized by Google

Diese gesegnete Landschaft, die sich bis an die Gebirge von Maragha erstreckt und wo neben dem besten Weideland unabsehbare Getreidefelder und Baumwollpflanzungen in schönem Gedeihen sind, wird durch die Flüsse Tatawa und Dschigatta (letzterer auch unter dem Namen Dschagatti in den Karten vorkommend) bewässert und befruchtet.

Lechler ist ebenfalls ein bedeutendes und wohlhabendes, mit einer Lehmmauer umgebenes Dorf auf dieser Straße. Schiwian, die letzte Ortschaft dieser großen Ebene, hat eine reizende Lage, am Fuße einer niedrigen Hügelreihe, und einen herrlichen Pflanzenwuchs. Diese Anhöhe überschreitend, gelangten wir in die an hohe Gebirge sich lehnende schöne Ebene von Maragha, die, von dem Ssafi-rud (bei der Einwohnerschaft türkischer Zunge auch Ssofu-Tschai genannt) bewässert, mit Getreide und verschiedenen Obstgattungen ebenfalls reich gesegnet ist.

Ich muß hier bemerken, daß in der auf einem großen Maßstab gezeichneten Specialkarte des ostindischen Generalstabsobersten Monteith, wo diese Strecke von Ssack-bulaq nach Maragha vorkommt, kein einziger der oben erwähnten Orte, wenigstens nicht unter den von mir angeführten Benennungen — wie sie mir in Loco angegeben wurden — erscheint. Der letztgenannte Fluß heißt zum Beispiel bei Monteith buchstäblich „Soste-Tschai." Ueberhaupt habe ich mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, die bisher über Vorderasien veröffentlichten Karten und Reisebeschreibungen in ihrer praktischen Anwendung hauptsächlich dazu dienen den Reisenden zu verwirren.

Maragha, als der Sitz und Begräbnißort des gefeierten Holaku-Chans, Enkel des Welteroberers Dschenghis, hat eine geschichtliche Berühmtheit und mag zur Zeit ihres Flors eine ansehnliche Stadt gewesen seyn. An Umfang hat sie jetzt noch eine ziemliche Größe, enthält aber nicht mehr als beiläufig 30 tausend Einwohner. Aus der Ferne und von den die Ebene umgebenden Anhöhen nimmt sich diese Stadt gut aus. In der Nähe aber ist sie wegen der dichten sie von allen Seiten umschließenden Baumpflanzungen (bekanntlich in Persien ein gewöhnliches Vorkommniß) nicht mehr sichtbar, bis man an eines der 4 Stadtthore gelangt.

Der Anblick, welchen gegenwärtig Maragha von außen und innen darbietet, ist ein Bild des Verfalls und der Verödung. Es ist jetzt nur noch eine sehr schmutzige Stadt, wo man wenig Lebhaftigkeit in Handel und Verkehr wahrnimmt. Von den hier befindlich seyn sollenden alterthümlichen Ueberresten ist mir nichts zu Gesichte gekommen, außer einem Durgan und am Fuße desselben die Ruinen eines kuppelförmigen Gebäudes, wo ich vermuthlich die Sternwarte des berühmten Chodschas Naßr-ed-din und das Grab Holaku-Chans hätte suchen und vielleicht finden können. Ich will aber lieber der Wahrheit getreu ganz einfach bekennen, daß ich, ohnehin für das Jagen nach Alterthümern wenig Beruf und Neigung fühlend, diese Merkwürdigkeiten nicht näher in Augenschein nehmen konnte, nachdem am Tage die glühende Hitze — welche schon die Ortslage mit sich bringt — es unzulässig machte, ohne Gefahr einen Sonnenstich oder Fieberanfall davon zu tragen, Excursionen in die Umgegend zu unternehmen, und der ganze Abend durch meinen Wirth, Hüssein-Chan, in Anspruch genommen wurde, dem ich die Aufmerksamkeit, ihm nach seiner Siesta Gesellschaft zu leisten, schuldig zu seyn glaubte.

In Abul-Feda findet man Maragha's erwähnt, als „eine der bedeutendsten Städte der Provinz Aserbeidschan und eine ansehnliche Handelsniederlage für das ganze Land. Auf einem Hügel außerhalb der Stadt pflegte der Meister (Chodscha) Naßr-ed-din, auf Befehl Holaku-Chans, die Sterne zu beobachten, in welchen Studien er durch Müyd-ed-din-ål-Fardhi und durch Yahiya-ebn-ål-Moghråby unterstützt wurde." Hamd-Ullah beschreibt Maragha als „eine Stadt von mittelmäßiger Größe, aber fest, ehemals die Hauptstadt von Aserbeidschan. Das Klima ist gemäßigt, aber ungesund, weil die Luftströmung durch das Ssehånd-Gebirg, das im Norden der Stadt liegt, gehemmt wird. Man sieht hier viele Gärten. Die Stadt erhält ihr Wasser vom Ssafy-rud (dem reinen Fluß), welcher im Ssehånd entspringt und sich in den See von Urmiah ergießt. Die Haupterzeugnisse des Gebiets von Maragha bestehen in Getreide, Baumwolle und Früchten, namentlich Trauben, und alle diese Producte sind gewöhnlich zu sehr billigen Preisen zu haben. Dieser District zerfällt in sechs Kantone, als Berachun, Nyahhun, Dercherud, Gaudbul, Häsch-rud und Dyhstan. Die Einwohner sind von heller Farbe und haben sonst viel Aehnlichkeit mit den Türken. Die Stadt bezahlt an Abgaben 70,000 Dynar, das ganze Gebiet 185,000 Dynar Ssemany.[1] Außerhalb der Stadtmauer ließ der gelehrte Meister Naßr-ed-dyn-ål-Thussi, auf Befehl Holaku-Chans, eine Sternwarte erbauen, die jetzt zerstört ist."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Bruchstück des verlornen Buchs von Chäremon über Hieroglyphen ist kürzlich wieder aufgefunden worden, und Hr. Birch stattete in der k. Literaturgesellschaft zu London Berichte darüber ab. Chäremon war ein alexandrinischer Schriftsteller aus dem ersten Jahrhundert, und durch seine Stellung wohl befähigt, die Hieroglyphenschrift genau kennen zu lernen. In dem aufgefundenen Bruchstück ist eine bedeutende Anzahl hieroglyphischer Zeichen ganz auf dieselbe Weise erklärt, wie in dem neuen Interpretationssystem. (Athen. 4 Mai.)

Die Geschichte der Hindustani-Literatur von Garcin de Tassy ist zu Delhi in einer Hindustani-Uebersetzung erschienen, wohl ein ziemlich sicherer Maaßstab von dem Werthe des Werks. (Athen. 4 Mai.)

Wichtige Entdeckung von Mineralien in Kleinasien. Das Journal des Débats enthält in einem Schreiben aus Konstantinopel die wichtige Nachricht, daß man in der Nähe von Erzerum ein ausgedehntes Kohlenlager gefunden habe. Die Provinz Erzerum war bisher ohne Brennmaterial und das einzige Feuerungsmittel der Armen war getrockneter Viehmiſt. Das Land, wenn auch sehr fruchtbar, ist bedeutend kalt, und der Thermometer sinkt häufig auf 25° (C.?) unter Null. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung ist deßhalb augenscheinlich, und wahrscheinlich ist sie nur der Vorläufer anderer und noch werthvollerer, denn wissenschaftliche Männer, welche in neuerer Zeit die Gebirge dieses Theils der Türkei untersuchten (Tschichatscheff?), haben gefunden, daß der Boden eine große Analogie mit dem des Altai zeigt, und wahrscheinlich Gold- und Silberminen enthält.

[1] Diese Währung ist in Persien längst verschollen und hatte übrigens zweierlei Bedeutung. Unter dieser Benennung ward im allgemeinen ein Goldstück verstanden, und von diesen „Dynars" ist hier die Rede. Man gab aber auch diesen Namen der kleinsten Münze des Landes — daher wahrscheinlich der französische denier — deren 10,000 Stücke auf einen Tüman gingen. A. d. V.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 115. 14 Mai 1850.

Die europäisch-cingalesische Mischlingsrace.

Das von uns schon erwähnte Buch von Sirr „Ceylon and the Cingalese“ enthält eines jener merkwürdigen, noch nicht erklärten Beispiele, daß die Mischlingsracen sehr oft physisch und geistig unter ihren Voraltern stehen. In Ceylon gibt es eine solche sogenannte Halbcaste, deren Name „Burgher“ beweist, daß sie von holländischen Männern und cingalesischen Frauen abstammen. „Sie kleiden sich, wenigstens die Männer, europäisch, die Weiber aber tragen ein seltsames Gemisch von europäischer und cingalesischer Kleidung. Die Männer stehen den Cingalesen an physischer Kraft, Größe, gutem Aussehen und geistigen Fähigkeiten weit nach; ihre Farbe ist minder hell, ihre Züge übel geformt, der Ausdruck ihrer Gesichter plump und sinnlich, und wie an körperlichen Reizen, so fehlt es ihnen auch an sittlicher Haltung und Redlichkeit. Die Frauen dieser Classe zeichnen sich in früher Jugend durch Schönheit aus, aber alle Spuren davon sind mit 30 Jahren verloren, und sie sind dann entweder gestaltlose Fleischmassen oder auf Haut und Knochen reducirt. Es ist höchst auffallend, aber alle die im Orient waren, gestehen es offen, daß unter den Halbcasten jedes Laster sich findet, das die Menschheit entehrt, und nirgends ist dieser Grundsatz auffallender verdeutlicht, als in den männlichen und weiblichen Burghers von Ceylon. Indeß wir dieß aussprechen, wollen wir nicht behaupten, daß alle der Ehrbarkeit bar sind, da wir zwei oder drei Leute von freundlicher Gesinnung und gebildetem Geiste kannten, unglücklicherweise sind dieß aber Ausnahmen von der allgemeinen Regel.“ Die viel besprochene Frage über „hybridity“ bei den Thieren sollte auch in Bezug auf die verschiedenen Menschenstämme etwas näher untersucht werden, denn während der Mulatte, dem es an einigen nicht gering anzuschlagenden geistigen Eigenschaften fast durchgehends fehlen soll, körperlich ein ganz tüchtiges Geschöpf ist, soll die Quarterone oder Quinterone zeugungsunfähig werden, wie einige behaupten wollen. Engländer oder überhaupt Nordeuropäer pflanzen sich in Indien nicht fort, weil die Kinder meistens zwischen dem 2ten und 7ten Jahre sterben; mit den Georgiern und Tscherkessen, welche die Mameluken in Aegypten und Bagdad bildeten, war es derselbe Fall. Bei der Abscheidung der Stände im Orient stehen die Halbcasten in Indien vereinzelt da, und gehören weder zu den Indiern, noch zu den Europäern, sind also hinsichtlich ehelicher Verbindungen auf ihren kleinen Kreis angewiesen, sollte hierin ein Grund der Entartung liegen? Die sogenannten schwarzen Portugiesen in Indien sind nicht minder entartet, als hier die Nachkommen der Holländer geschildert werden.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Ausflug von Täbris nach Persisch-Kürdistan.

(Schluß.)

Ich habe oben meines Gastherrn zu Maragha, Hussein-Chan erwähnt, den man gemeiniglich Hussein-Pascha-Chan (warum dieses „Pascha“, ein Titel der in Persien gar nicht besteht, habe ich nicht ermitteln können) auch Ssertib-Chan nennt. Dieser ist nicht nur die vornehmste Person in Maragha und der ganzen Umgegend, sondern, obschon nicht der eigentliche Statthalter, der höchste Gewalthaber und thatsächlicher Beherrscher des Landes, und er gilt überdem als ein sehr reicher Mann. Es ward mir, dort und zu Täbris, allgemein behauptet, daß er durch eine der Frauen Holaku-Chans in gerader Linie von diesem Enkel Dschenghis-Chans abstamme, was übrigens nicht wenig zu dem Ansehen beiträgt, in welchem seine Familie im Lande steht. Sein Großvater, Ahmed-Chan, soll einer der mächtigsten Edelleute in Persien gewesen seyn. Man erzählte mir unter andern von ihm, er sey beständig von 1000 wohlberittenen und bewaffneten Trabanten umgeben gewesen, die sämmtlich in seinem geräumigen Palaste wohnten und deren Pferde ebenfalls in seinen Stallungen untergebracht waren.

Meine Reise in nördlicher Richtung fortsetzend, gelangte ich durch dicht beschattete Alleen in das reizende Thal des Ssafy-rud, wo sich dessen beide Arme vereinigen, um in die Ebene von Maragha zu fließen. Alle in der Beschreibung dieser Tour erwähnten Flüsse ergießen sich in den Schahy-Derya und haben ihre Quellen in den kürdischen Gebirgen, mit Ausnahme des Ssafy, der im Ssehänd-Gebirge entspringt.

Nach einem Ritt von zwei Stunden in diesem Thale bestieg ich eine Anhöhe, auf welcher das schöne und wohlhabende Dorf Aschan sehr romantisch zwischen hohen Felsen gelegen ist. Von da hatte ich aber in die Tiefe des Thales hinabzusteigen, um das Zeltenlager des Prinzen Melek-Qassim-Mirsa zu erreichen, das dort an den Ufern des Ssafy-rud in einer schwer zugänglichen Lage aufgeschlagen war.

Melek-Qassim-Mirsa, einer der zahlreichen Söhne Feth-Aly-Schahs, ist ein schöner Mann, der damals Haar und Bart nach europäischer Weise gestutzt trug und mich in einer Art von europäischem Negligé empfing. Wenn ich nicht irre, haben französische Zeitungen und Zeitschriften diese königliche Hoheit verschwenderisch gelobhudelt, wahrscheinlich weil ihre Berichterstatter, durch seine sehr mittelmäßige französische Plauderei und durch die große Seltenheit, daß sie mit einem persischen

Digitized by Google

Großen ohne den Beistand eines Dolmetschers schwatzen konnten, zur Entzückung hingerissen waren. Seine französische Schreiberei hätte jedoch geeignet seyn sollen, diesen Enthusiasmus ein wenig zu mäßigen, denn in den Proben davon, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, war kaum ein Wort, das nicht einen groben Schreibfehler enthielt, und dabei sind diese fürstlichen Epistolarerzeugnisse nicht selten mit den größten Albernheiten geziert. So sah ich z. B. einen Brief, worin er den Adressaten beauftragte — und zwar in einem P. S. — den russischen Generalconsul in seinem Namen zu ersuchen, „dem Kaiser Nikolaus die Gefühle seiner Hochschätzung darzubringen!" Dann bedauere ich in aller Aufrichtigkeit, im Widerspruche mit jenen Bewunderern des Schah-Sades, das Geständniß ablegen zu müssen, daß derselbe in seiner Unterhaltung mir als ein sehr oberflächlicher, herz- und kopfloser Mensch, als ein Zwitterding vorgekommen ist, das nicht mehr Persisch seyn wollte und nie Europäisch seyn kann, abgesehen davon, daß er alle Untugenden seines Volkes in hohem Grade besitzt und übt, und daß seine Lasterhaftigkeit und Grausamkeit selbst von seinen europäischen Freunden in Persien nicht in Abrede gestellt wurden. Man pflegt die Türken wegen ihrer Civilisationsgeckerei und ihren mangelhaften Begriffen von wahrer Civilisation zu verlachen, ich habe aber noch nie einen Türken getroffen, der nicht mehr Anlage besessen hätte und mir fähiger erschienen wäre, ein civilisirter Mensch zu werden, als Prinz Melek-Qassim-Mirsa. Ich fand denselben zu Aschan mit einem ansehnlichen Trosse, einem Harem von 20 Weibern und einer gewissen Anzahl hübscher Ganymeden. Ueber solche Requisiten orientalischer Sinnlichkeit und Verderbtheit würde sich bei jedem andern persischen Großen niemand aufhalten, dort nimmt man aber Aergerniß daran, weil die Beibehaltung ähnlicher Gebräuche mit dem Anlegen und zur Schau Tragen europäischer Sitten und europäischer Denkungsweise in schroffem, ekelhaftem Widerspruche und unverträglich ist.[1]

Was mir im Lager des Prinzen am besten behagte, das waren die schattigen, belaubten Gänge, die wohlthuende Kühle, das herrliche Wasser und — die Forellen, welche dort im Ssafyrud in Menge gefangen werden und von vorzüglicher Güte sind. Der großen Hitze wegen hatte ich von Aschan den freilich viel mühsamern, aber auch kürzern Weg über die sogenannten Gebirge von Maragha zur Fortsetzung meiner Reise bis Täbris einzuschlagen vorgezogen. Zuerst stieg ich fast senkrecht zwischen abgerissenen Felsblöcken, die auf gewaltige Naturzuckungen deuten, bis auf die Anhöhe, welche sich hier schroff über das sehr verengte Thal des Ssafy-rud erhebt. Von da ging es bergan fort, jedoch viel sanfter, wenigstens 5 Stunden lang bis zur Linie des ewigen Schnees und am Sjehänd vorbei, einer Gebirgskuppe, deren Höhe über dem schwarzen Meer nicht unter 1000′ geschätzt werden kann. Am nördlichen Abhang treffen wir mehr Schnee als am südlichen, und der Weg führt öfters über ganze Felder davon.

Auf dieser beiläufig 10 Farsang betragenden Gebirgsstrecke in directer Linie von Aschan bis Täbris liegt keine einzige Ortschaft, nicht einmal ein Haus, wohl aber trifft man in großer Anzahl die Obas (Filzzelte) der Mughada, eines Nomadenstammes, der von Qara-Tschibich, in der Gegend von Bin-ab, kommt und ein sehr harmloses Volk ist, so daß man trotz der Wildheit und Oede dieses Landstriches hier vollkommen sicher reist.

[1] Bekanntlich ist nach dem seither erfolgten Ableben Mehammed-Schahs und der Thronbesteigung seines Sohnes Naßr-ed-din-Schahs, was den Sturz des bis dahin allmächtigen Hadschi-Mirsa-Aghassi, des Schah-Sade's ärgsten Feinds, zur unmittelbaren Folge hatte, letzterer wieder zu Gnaden und Würden gelangt und zum Minister des Auswärtigen ernannt worden.

Die Kleingewerbe in London.

Die Händler mit Fayence und mit alten Kleidern.

(Schluß.)

Der mittlere Gewinn der Händler, welche Porcellan, Fayence und Glaswaaren gegen alte Kleider jeder Art austauschen, beträgt 8 bis 10 Sh. in der Woche. Die besten Zeiten für diesen Handel sind natürlich die Wechsel der Jahreszeiten. Die Händler mit alten Kleidern sind fast sämmtlich Juden, und einige Christen darunter bilden die Ausnahme. Ein Jude versicherte mich, daß die Gojim in Bezug auf den Handel weit weniger geeignet sind, als die Leute seines Stamms, und daß die Kunden nicht gerne mit ihnen zu thun haben. Der Mann, welcher dem Berichterstatter am meisten Auskunft über diesen Handel gab, war ein Jude, der vielleicht ein Dutzend Sprachen spricht und schreibt, und etwa 50 Jahre den Handel treibt. Er schlägt die Zahl seiner Genossen auf 800 bis 1000 an. Ein Theil der Leute, welche den Altenkleidermarkt besuchen, sind Christen, und diese handeln mit Fayence u. dgl.; es mögen ihrer 150 bis 200 seyn, unter denen sich nur 5 oder 6 Juden befinden. Die Kleiderhändler sind größtentheils in dem Geschäft aufgewachsen. Die jüdischen Kinder sind im Allgemeinen gute, ihren Eltern sehr ergebene Söhne, welche alles, was sie gewinnen, gewissenhaft ins Vaterhaus bringen. Ehe sie sich mit dem Kauf und Verkauf von Kleidern abgeben, verkaufen sie meist Orangen und Citronen in der Straße, und schaffen sich dadurch eine kleine Kundschaft; kauft eine Magd bei ihnen Citronen, so verfehlen sie nicht nach alten Kleidern oder Stiefeln zu fragen. Sind solche zu verkaufen, so schlägt der kleine Jude ihr den Ankauf vor, und übersteigt der Preis seine Geldkräfte, so läßt der Junge das Geld, was er bei sich hat, der Magd als Pfand, läuft zu einem alten Kleiderjuden, und bittet diesen, das Fehlende vorzuschießen. Dieß geschieht unter der Bedingung, daß der Darleiher den halben Rybek, d. h. den halben Gewinn, am Kauf erhalte; dieser begleitet dann den Jungen nach dem Hause, wo der Kauf abgeschlossen wird, um zu sehen, ob der junge Handelsfreund nicht zu theuer eingekauft hat. Ist der Kauf abgeschlossen, so gehen beide nach Petticoat-Lane (Unterrockgäßchen), verkaufen das eben Gekaufte und theilen ehrlich den Gewinn. In dieser Schule lernen die jungen Juden die Waaren und Geschäfte kennen, und ihre Auffassungsgabe ist so rasch, daß sie in einigen Monaten genug wissen, um auf eigene Rechnung zu handeln.

Die jüdischen Kleiderhändler bewohnen den östlichen Theil der Stadt, und haben hier kleine Häuser inne, in denen sie 4½ Sh. wöchentlich Miethe zahlen. Sie sind sehr mäßig, obwohl nicht immer sehr ehrlich, indeß verläßt ein Jude selten seine Wohnung ohne zu bezahlen, und wenn man ihm in Folge von Verlegenheiten die Waaren in Beschlag nimmt, so schießen seine Religionsgenossen meistens zusammen, um seine Schulden zu bezahlen. Im Allgemeinen sind sie sehr mildthätig gegen einander, und lassen, wenn sie es hindern können, keinen der ihrigen ins Elend sinken. Einige alte Juden sollen sich kein Gewissen daraus machen, gestohlene Sachen zu kaufen, obwohl meistens der verlangte Preis den Ursprung sehr deutlich beweist, sie fragen aber nie, woher eine Waare kommt, und suchen nur den möglich besten Kauf zu schließen. Es ist fast ohne Bei-

Digitized by Google

spiel, daß man einen jüdischen Kleiderhändler betrunken gesehen, dagegen lieben sie das Theater leidenschaftlich und am Freitag ist das Strandtheater zur Hälfte mit Kleiderhändlern angefüllt. Eben so lieben sie das Spiel, und treiben es theils in ihren Häusern, theils in den benachbarten Kneipen. Ihre Lieblingsspiele sind Domino, Karten und das Emporwerfen von Münzen, wo es darauf ankommt, ob Wappen oder Schrift niederfällt. Diese Spiele gehen manchmal sehr hoch, und am Samstag wird den größten Theil des Morgens und Nachmittags gespielt. Wenn sie dabei betrügen können, so geschieht es, namentlich mit falschen Stücken, die man Grays nennt, welche Wappen oder Schrift auf beiden Seiten haben. Das Spiel dauert bis der Sabbath zu Ende ist; wenn die Stunde geschlagen hat, gehen sie ihren Geschäften nach oder ins Theater.

Die jüdischen Kleiderhändler sind nicht sehr fromm, sie gehen selten in die Synagoge und bringen den Sonntag meistens mit Kartenspiel in ihrem Hause zu. Während ihrer Wanderungen in der Stadt essen und trinken sie fast niemals etwas, weniger aus Sparsamkeit, als aus Geschäftseifer. Die meisten sind zu träge, um Morgens, ehe sie sich auf den Weg machen, ein Feuer anzuzünden: 19 unter 20 frühstücken in den Kaffeehäusern von Houndsditch; kommen sie von ihrer Arbeit zurück, so finden sie das Mittagsmahl durch ihre Verwandte oder Frauen bereitet. Wer keine Familie hat, geht in das Wirthshaus, meist solche die von ihren Religionsgenossen gehalten werden, wenn es aber niemand sieht, so schlüpft der Jude wohl auch in eine christliche Taverne, denn der Kleiderhändler, gewöhnlich ein starker Geist, hat keine sonderliche Abneigung gegen den Tryfer, d. h. gegen das von Christen geschlachtete Fleisch. Wer nicht verheurathet ist, versteht sich meistens mit einem Nachbar in Betreff des Essens am Sabbath. An diesem Tage essen sie stets frische Fische zum Frühstück und Mittagessen, und ein Jude würde eher sein Hemd verkaufen, als an diesem Tage keine Fische essen. Die Fischhändler von Billingsgate kennen diese Gewohnheit sehr wohl, und steigern darum an den Festtagen der Juden den Preis aufs Doppelte. Die jüdischen Kleiderhändler sind im Allgemeinen viel reinlicher, als die untern Classen der englischen Bevölkerung: sie waschen sich stets die Hände vor dem Essen, sie bedienen sich, um das Fleisch zu schneiden, niemals des Messers, mit dem sie Butter genommen, sie legen das Fleisch nie auf einen Teller, auf dem Butter war, sie werden sich, um die Suppe zu essen, nie eines Löffels bedienen, in welchem geschmolzene Butter sich befand. Dieß Vorurtheil,[1] das sie abhält, Butter und Fleisch zu mischen, geht so weit, daß ein Jude, wenn er das eine gegessen hat, von dem andern erst nach Verlauf einiger Stunden ißt.

Wenn die Juden verheurathet sind, benehmen sie sich in ihren Familien fast sämmtlich auf eine exemplarische Weise; es gibt wenig liebreichere Väter und sie würden eher selbst hungern, als ihre Familien Noth leiden lassen. Was auch sonst ihre Fehler seyn mögen, sie sind wenigstens gute Väter, gute Ehemänner und gute Söhne. Der Hauptzug ihres Charakters bleibt die Liebe zum Geld. Das Capital, was einer nöthig hat, um den Handel mit alten Kleidern zu beginnen, beträgt etwa 1 Pfd. St.; der Jude entlehnt oft, namentlich nach Festtagen, wo er viel ausgegeben und nichts eingenommen hat. Wenn seine eigenen Capitalien erschöpft sind, so geht er zu einem Nachbar, meist zu einem Wirth, und entlehnt am Montag Morgen ein Pfund, das er am Freitag Abend mit einem Schilling Interessen zurückbezahlt; dieß geschieht sehr pünktlich: er würde lieber seine Kleider verkaufen, als diese Verbindlichkeit nicht erfüllen, denn er würde sich dadurch allen Credit für die Zukunft abschneiden. Mit diesem Capital geht er Morgens gegen acht Uhr aus, eher ohne Frühstück, als daß er das entlehnte Geld angriffe. Jeder hat sein Quartier, seine Straßen, ohne je auf das Gebiet seiner Handelsgenossen überzugreifen; wenn er dasselbe durchwandert, so enthält er sich des Ausrufens. Manchmal verbinden sie sich zu halbem Rybek, d. h. sie theilen den Gewinn des Tags, aber auch in diesem Falle theilen sie sich in die auszubeutenden Straßen. In dem östlichen Theile der Stadt besuchen die Kleiderhändler namentlich die von den Matrosen besuchten Häuser, wo die öffentlichen Mädchen ihnen oft deren Kleider verkaufen. Im Westende, d. h. in dem von den reicheren Leuten bewohnten Theile der Stadt, durchlaufen sie namentlich die Sträßchen hinter den großen Häusern, wo die kleinen Krämer und die ärmeren Familien wohnen. Ihre meisten Geschäfte machen sie aber im andern Theile der Stadt, namentlich in den Häusern wo Matrosen wohnen.

Der Jude nimmt gern die alten Hüte, deren Rand nicht allzu abgegriffen ist. Mögen sie sonst verunstaltet seyn wie sie wollen, wenn nur der Rand erträglich ist, so kann man sie wie neu herstellen. Die Fräcke, welche man in den Abendgesellschaften trägt, haben wenig Werth, man kann sie höchstens benützen um daraus Mützen zu machen, der Jude gibt nie mehr als einen Schilling, und erhält nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Sh. dafür. Der Grund liegt darin, weil man diese Kleider sehr schwer an Arbeiter oder an Arme verkaufen kann. Alte Paletots dagegen kann man immer, Sommer wie Winter, losschlagen, und wenn sie auch in einem Zustande sind, daß man sie zerschneiden muß, so findet man daran noch gute Stücke, aus denen man mehrere Mützen machen kann, während man aus einem Frack selten ein hinreichend großes Stück gewinnt. Solche aus Lappen alter Kleider gefertigte Mützen kosten $4\frac{1}{2}$ Sh. das Stück, und alle Mützenfabrikanten Londons im Osten wie im Westen der Stadt erhalten solche aus alten Paletots oder Oberröcken geschnittene Stücke durch polnische Juden geliefert. Hieran gewinnt der Jude am meisten, denn die Leute, welche ihnen solche Kleidungsstücke verkaufen, kennen den Unterschied des Werths von einem alten Paletot und einem alten Frack nicht. Ist an einem alten Paletot der Kragen noch so schmierig, die Aermel noch so abgetragen, er ist für den Juden immer noch $4\frac{1}{2}$ Sh., der Frack nicht den dritten Theil werth. Der „Globberer" reinigt den schmutzigsten Kragen in wenigen Minuten. Wenn der Jude einen Paletot kauft, bestimmt er den Preis nach dem mehr oder minder Abgetragenseyn der Aermel; ist das übrige Kleidungsstück gut und hat nur der untere Theil des Aermels gelitten, so wird dieser so gut durch ein neues Stück ersetzt, daß der Käufer nichts bemerkt. So macht man für Arbeiter und Commis neue Kleider aus den abgelegten Kleidern der eleganten Welt.

Es gibt zwei Börsen für die alten Kleider, die eine heißt die Isaaks Börse und befindet sich in Phils Buildings Houndsditch, die andere in Culter-Street ist unter dem Namen Simmons Börse bekannt. Der Kleiderhändler begibt sich an einen dieser Orte am Nachmittag, und wo er auch seine Kundschaft in London haben mag, er verfehlt diese Zusammenkunft nicht. Die Geschäfte beginnen um 1 Uhr und endigen im Winter um 4 Uhr, im Sommer um 8 Uhr. Hier werden die abgelegten

[1] Es beruht unsers Wissens auf dem mosaischen Verbot, das Kalb in seiner Mutter Milch zu kochen. A. d. U.

Kleider von ganz London verhandelt. „Vor 40 Jahren,“ erzählte einer, „gewann ich oft wöchentlich fünf Pfund, und zum allermindesten zwei Pfund. Jetzt stehen die Sachen anders und die Leute sind viel schlimmer geworden; jetzt kennt jeder den Werth eines alten Kleides, die Frauen noch mehr als die Männer. Der durchschnittliche Gewinn ist jetzt nicht höher als 1 Pfund.“ Daraus geht hervor, daß der Gewinn an alten Kleidern in London sich jährlich auf etwa 50,000 Pfund belaufen muß.

Die Balli-Inseln bei Java.

(Bericht eines Augenzeugen, mitgetheilt von Dr. Clement.)

Das Land Balli, dessen Name von den Eingebornen Balli, nicht Baly gesprochen wird, besteht aus zwei, etwa drei Meilen von einander entfernt liegenden Inseln, Balli Badong (die größte) und Balli Ampanang. Sie gehören bis jetzt keiner von den europäischen Mächten zu, und Balli Badong wird von fünf Rajas, nämlich einem Ober-Raja und vier andern regiert. Auf Balli Ampanang hat sich ein Engländer niedergelassen, Mr. King, und auf Balli Badong ein Däne von Fühnen, Namens Lang.

Balli Badong ist eine länglich gestaltete Insel von angeblich 90 Meilen Umfang; die Nordwestseite ist hoch und ihre Küste hoch und steil. Der höchste Theil der Insel ist die Ostseite, in welcher Gebirgsgegend reichlich Tabak gebaut wird, der aber den Europäern nicht schmeckt. Die ganze Mitte des Landes zwischen der Nordwest- und Ostseite ist Flachland. In der Küstenbucht, in deren Nähe Hr. Lang wohnt, kann man vom Top eines Schiffes bei klarem Himmel die Cocosbäume an der gegenüberliegenden Küste und den dort an dieser Küste stehenden Flaggenstock sehen. Die Gipfel des östlichen Gebirgs auf Balli Badong liegen bei dickem Wetter in Nebel eingehüllt. Das Land ist sehr fruchtbar und das Klima gesunder als auf Java. Von Morgens acht bis Nachmittags fünf weht ein frischer Seewind und dann wird es ganz stille; von der Ostseite Balli Badongs aus scheint die südostwärts davon liegende Insel Balli Ampanang überall gebirgig und ziemlich hoch zu seyn. In Batavia, wo ein häßlicher Geruch aus dem Binnenlande kommt und, nachdem es den ganzen Morgen Windstille gewesen, erst um Mittag der Seewind weht, ist es ungemein viel ungesunder als zu Balli für Europäer, obgleich es hier sehr ungesund ist, viel Wasser zu trinken; je mehr man trinkt, desto durstiger wird man; das Trinkwasser ist gut. Das Jahr gibt vom Julius bis December zwei Reisernten; in diese Hälfte des Jahres fällt die Winter- oder Regenzeit. In den letzten Tagen vom October 1848 regnete es acht Tage um und um, und das Land ward so voll Wasser, daß man vom Inlande keinen Reis nach der Nordwestseite schaffen konnte. In der Winterszeit sieht die Luft oft aus als ob sie fallen wollte, und ganz schwarz; der Regen ist kalt und die Fremden können sich in dieser Zeit leicht stark erkälten. Die nackten Eingebornen sind dann sehr frostig und zittern vor Kälte; auch im Winter brennt die Sonne heftig, und der Seemann aus unsern Ländern darf ohne Gefahr keine fünf Minuten lang mit bloßer Haut auf dem Deck sitzen. Zu Balli weht immer nur Ein Wind, entweder von dem Lande oder auf das Land; der letztere ist der Nordwest-Passat. Häfen für große Seeschiffe gibt es nicht; diese liegen gemeiniglich $1/4$ bis $1/2$ Meile vom Lande. An den Außenküsten ist es überall voller Brandungen, und es ist hier gefährlich zu liegen; die Ebbe und Fluth sind ziemlich stark, und das Wasser fällt oft so sehr, daß alle Untiefen draußen trocken liegen. Haupterzeugnisse des Landes sind Reis und Cocosnüsse; auch bringt es Tabak, spanischen Pfeffer, türkischen Weizen, Baumwolle, Bananen und Pompelmus hervor. Anfang August d. J. langte die Bremer Bark Herder mit 8000 Säcken Reis von dort in Bremerhafen an; der größere Theil von Balli ist hohes Land, die Mitte niedriges, wo alles über und über von Cocos- und Bananen-Bäumen bewachsen ist. In der östlichen Gebirgsgegend wird außer Tabak auch ziemlich viel Baumwolle gebaut.

Bisher ist wenig Fahrt von Europäern auf Balli gewesen; sie nimmt aber zu. Balli wird von bremischen, hamburgischen und englischen Schiffen dann und wann besucht, am häufigsten jedoch von englischen, die Küstenhandel treiben und zuweilen großentheils mit Malayen bemannt sind. Der schon genannte Däne Lang ist der einzige ansässige Weiße auf Balli Badong; er ist als Matrose oder Schiffskoch nach Balli Ampanang gekommen und von Engländern nach Balli Badong vertrieben worden. Als Hr. Lang mit Mr. King in Streit gerieth, schickten beide ihre Leute bewaffnet ins Feld gegen einander. Der Engländer siegte, und so mußte Lang Balli Ampanang verlassen; jetzt ist er ein reicher Mann. Es ist viel Handel mit Ochsen und Schweinen von hier auf Batavia, den großentheils Hr. Lang mit seinen eigenen Schiffen treibt, deren er sieben hat, nämlich zwei Kutters, zwei Schooners, einen dreimastigen Schooner, ein großes Barkschiff und eine Brigg. Sie fahren unter holländischer Flagge; Hr. Lang wohnt dreiviertel Stunden vom Strande der Nordwestseite hinein. Seine Wohnung ist aus Bambus erbaut, hat mit Kalk getünchte Mauern, ist mit rothen Dachziegeln und Cocosblättern gedeckt und von allen Seiten mit einer hohen steinernen Mauer umgeben; an der Pforte dieses Hauses eben an der Binnenseite stehen zwei Kanonen. Eine ganz kleine Strecke davon an einem kleinen Fluß steht sein Packhaus mit einer Cocosölfabrik, die von Ochsen getrieben wird; in diesem Packhause bewahrt er auch sein Geschütz auf, als einige Kanonen, Flinten mit Bajonetten, Säbel u. s. w. zur Sicherung vor Ueberfall, da in der Macassarstraße so viele Seeräuber sind. Vor ein paar Jahren ward in dieser Straße ein holländischer Kriegsdampfer bei stillem Wetter von solchen Piraten mit mehreren Booten überfallen, worin wenige Menschen zu seyn schienen, da die meisten unten verborgen lagen. Das Kriegsschiff ließ sie ohne Argwohn über, und als sie im Uebersteigen begriffen waren, kamen alle wie ein Bienenschwarm von unten herauf und huschten über an Bord des Europäers. Sie waren endlich nur dadurch zu vertreiben, daß man kochendes Wasser und Feuer aus der Röhre fliegen ließ, welches auf die nackten Leute fiel und sie von Bord jagte. Auch in Ballisuum, auf der Ostseite der Insel und in der Ebene, hat Hr. Lang ein Haus. Die Engländer sind zu Balli Badong bei den Eingebornen am beliebtesten, man kann die Holländer nicht leiden. Mit den deutschen Seeleuten, die hierher kommen, sprechen diese Eingebornen gewöhnlich Englisch, wovon viele ein klein wenig verstehen.

Die Ballinesen haben wenig Körperkraft, sehr dünne Beine und sehr kleinknochige Hände, aber große breite Füße; einige tragen sehr lange Nägel, die so spitz auslaufen wie eine Nadel und wohl fünf Zoll lang sind und darüber: das sind Vornehme, und solche Nägel werden für eine Zierde gehalten. Das weibliche Geschlecht ist feist und rund, das männliche gewöhnlich mager und kleinknochig. Sie wundern sich, wenn europäische Seeleute landen, über deren kräftigen und stärkeren Gliederbau und betrachten ihre Füße und Hände sehr aufmerksam. Die Männer tragen stets entweder einen etwa zwei Finger breiten und $1\frac{1}{2}$ Fuß langen und mit Blumen und andern Zierrathen versehenen Dolch in einer hölzernen Scheide, oder ein 1 Fuß langes und 3—4 Zoll breites Messer, das keine Spitze hat, sondern am Ende gleich breit ist, an der Seite; das Messer haben sie bei dem Tuch um die Hüften eingesteckt. Die meisten Männer haben keinen Bart. Beide, Weiber und Männer in Balli haben so große Löcher in den Ohrläppchen, daß man eine Fingerspitze durchstecken kann, und sie tragen keine Ringe darin. Die Chinesen, die nach Balli kommen, haben hohe Backenknochen, sind auch größer, stärker und schlanker als die Ballinesen. Die Schmiede auf Balli sind Chinesen.

(Fortsetzung folgt.)

Witterung in Tiflis. Ein Beweis, daß der lange andauernde Winter nicht nur im Norden lästig fiel, mag darin liegen, daß man in einem Schreiben aus Tiflis (s. Nord. Biene 20 April) klagt, daß man seit Menschengedenken keinen solchen Winter kenne; noch am 22 und 23 März (3 und 4 April) fiel der Schnee ohne Unterlaß.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 116. 15 Mai 1850.

Die französischen Finanzen.

Es ist charakteristisch für unsere neuere Zeit und neuere Staatskunst, daß es nichts conservativeres gibt, als die Finanzen. Den tollsten Politikus führen sie, falls er nicht ein entschiedener Dummkopf oder ein Spitzbube ist, der sich bloß bereichern will, zur Nüchternheit zurück, und wenn in Frankreich die Herrschaft der republikanischen Experimentalisten bald und unter dem Hohne ihrer Gegner zu Ende ging, so sind die Finanzminister absoluter Staaten um ihre mehr oder minder geheimen Schäden und Leiden auch nicht zu beneiden. Das kommt daher, daß unsere neuern Staaten größtentheils auf der Arbeit und Verkehrsthätigkeit beruhen, und diese beiden Elemente kommen bei schlechter Finanzverwaltung schnell ins Stocken oder in Siechthum. In neuester Zeit, d. h. seit 20 Jahren ist noch ein anderes Element hinzugekommen, das die bedeutendsten financiellen Folgen hatte, die Eisenbahnen: seit 20 Jahren sind nach einer mäßigen Berechnung 4 bis 5 Milliarden Gulden in Europa in Eisenbahnbauten gesteckt worden. Die amerikanische Geldkrise vor 12 Jahren war eine Eisenbahnkrise, herbeigeführt durch den übermäßig raschen Bau dieser Verkehrswege; die französischen Finanzverlegenheiten vor der Revolution, Verlegenheiten, die zum Ausbruch der letztern nicht wenig beitrugen, waren durch den nothwendigen Bau der Eisenbahnen wesentlich veranlaßt und durch das Hungerjahr 1847 nur verschlimmert. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich und Deutschland hat, wie natürlich, die Abhülfe wesentlich erschwert, und wir sind mit all den Verlegenheiten noch weit nicht am Ende.

In Frankreich ist der politische Zustand ein wesentliches Hinderniß, ans Ende zu gelangen, denn hier ist der Parteihaß am heftigsten, und die Parteien stehen sich am unversöhnlichsten gegenüber, aus dem einfachen Grunde, weil hier der Streit weit mehr in der Gesellschaft als im Staate ist. Damit wollen wir eben nicht den albernen Beschuldigungen gegen die Socialisten, daß sie die Familie und das Eigenthum umstürzen und vernichten wollen, das Wort reden, sondern nur einen für die Beurtheilung der französischen Verhältnisse beachtenswerthen Umstand herausheben. Wenn eine Revolution ausbricht, so ist gewöhnlich die regierende Classe vorher entnervt und schwach, oder durch besondere Umstände sehr verhaßt geworden: so in der ersten Revolution, wo die herrschende Classe, der Adel, eben so verdorben, als durch seinen Uebermuth verhaßt war. Damals riß der Adel das Königthum ins Verderben, in der Julius- und Februarrevolution war es ganz anders: hier fielen die Königsfamilien, aber die Gesellschaftsclassen, welche diese um sich versammelt hatten, blieben stehen, standen sich während des Juliuskönigthums, und jetzt noch, feindlich gegenüber, so daß, wie wir früher schon bemerkten (s. Nr. 70), alle die schönen Declamationen von Zusammenhalten gegen den gemeinsamen Feind der Gesellschaft durchaus nichts helfen wollen. Neben Legitimisten und Orleanisten will sich jetzt, mit schwachen Kräften, eine dritte dynastische Gesellschaftsclasse, die bonapartistische, bilden, und diesen drei unversöhnlichen, durch gesellschaftliche Erinnerungen schroff geschiedenen Classen gegenüber haben die Republikaner und sogenannten Socialisten gewonnenes Spiel. Gäbe es eine, durch gemeinsame Interessen und Neigungen verbundene Partei der Ordnung, die aber nur auf dem Papiere, nicht in der Wirklichkeit besteht, so wäre der ganze republikanische Plunder längst hinausgefegt, so aber muß man nothgedrungen die Republik behalten, weil jede Partei die andere an der Erreichung ihres besondern Zwecks hindert. Mit diesem negativen Ergebniß aber nicht zufrieden, haben die sogenannten conservativen Parteien in ihrem blinden Haß gegen die Republik derselben einen neuen festern Boden in der Volksmeinung gegeben: als die Republikaner im Besitz der Gewalt waren, fielen sie immer tiefer, und zwar sehr rasch, in der öffentlichen Meinung, und der Socialismus mit ihnen, seitdem aber die jetzt herrschende Partei den Socialismus zum allgemeinen Sündenbock machte, und, selbst sündigend auf die wieder gewonnene Gewalt, die ganze heilige Hermandad der Polizei mit aller ihrer Liebenswürdigkeit gegen denselben losließ, da wandte sich der Proteus der öffentlichen Meinung mit seinen feinen Fühlhörnern, und der Republikanismus mit dem Socialismus kam wieder mehr zu Ehren. Das ist nicht zu verwundern: was bietet die sogenannte Ordnungspartei, die wie Cerberus mit drei Mäulern bellt, dem Volke? Entweder einen schwächlichen Despotismus unter dem Neffen, der den Onkel spielt, oder den Kampf zweier Dynastien, und zum Angebinde dieser kostbaren Aussichten einen Staatsstreich, eine Revolution, wo nicht gar einen Bürgerkrieg. Und für solche Aussichten sollte die Masse des Volks einen großen Enthusiasmus fühlen und eine Einigkeit zeigen, die in den herrschenden Parteien selbst am meisten fehlt? Man ist wahrhaftig versucht, ihnen die doppelte Niederlage am 10 März und am 28 April zu gönnen, denn sie haben solche durch ihr Verhalten reichlich verdient.

Wir wollen wahrhaftig die Candidatur und Wahl eines sybaritischen Romanschreibers wie Eugène Sue nicht loben, aber ein kläglicheres Schauspiel, als die conservative Partei mit ihrer Candidatenaufstellung bot, läßt sich kaum denken. Die Candidatur Foy's hatte einen Sinn: er war der Sohn eines der ausgezeich-

Digitized by Google

netsten Männer Frankreichs, der mit dem Degen wie auf der Rednerbühne sich einen Ruf errungen, und vom Sohne war vorauszusetzen, daß er in die Fußstapfen seines Vaters treten werde; aber die legitimistische Partei haßte ihn, eben um seines Vaters willen, und so mußte er beseitigt werden, um einem allem Anschein nach sehr ehrenwerthen, aber durchaus unbedeutenden Nationalgardisten, einem Papierhändler Leclerc, Platz zu machen. Um der Nationalgarde als der großen Emeutendämpferin zu schmeicheln, vereinigten die Häupter dreier dynastischer Parteien ihre Stimmen auf diesen Mann, der ziemlich unschuldig zum Helden aufgepufft werden mußte; sie selbst hatten also keinen Mann, den sie dem socialistischen Candidaten entgegenstellen konnten. Damit haben sie sich selbst ein Armuthszeugniß ausgestellt, und zu erkennen gegeben, daß sie auf ihre eigenen, ihnen zukommenden Waffen, Verstand, Redefertigkeit und Schrift verzichten, um dem Werkzeug, das sich gegen den Straßenaufstand bisher noch am wirksamsten erwiesen, ihre Huldigung darzubringen. Ehe die jetzt noch regierende, reichere und gebildetere Classe sich nicht entschließt, ihre Dienste dem Lande zu weihen, ohne Rücksicht auf die augenblicklich bestehende Staatsverfassung, die ihnen nicht genehm ist, ehe sie sich nicht aufrichtig der Republik anschließt, statt dagegen zu complottiren und, so weit es angeht, die Polizei dagegen aufzubieten, eher ist an eine Besserung der Zustände nicht zu denken, die Aussicht auf Bürgerkrieg wird immer wie ein drohendes Gespenst da stehen, und alles Vertrauen auf die Zukunft, somit auch Handel und Verkehr darniederhalten.

Ehe diese Besorgnisse nicht schwinden, ehe das Vertrauen nicht wiederkehrt, können auch die Finanzen sich nicht bessern, und hierin liegt die Hoffnung, daß die regierenden Classen sich endlich aufraffen werden, um so mehr, als mehrere Generale, wie Changarnier, Lamoricière und vielleicht selbst Cavaignac, obgleich dieser mit den beiden ersten nicht zum besten steht, sich das Wort gegeben haben sollen, keinen gewaltsamen Bruch der Constitution zu dulden; zu einem solchen Entschlusse haben sie einen sehr gewichtigen Grund, nämlich die Möglichkeit, daß bei einem etwaigen Staatsstreiche die Truppen unter sich uneins werden, und Militär gegen Militär geführt werden müßte, wobei zum mindesten alles Ansehen nach außen in die Brüche fiele. Bestätigt sich dieß, worauf manche einzelne Umstände hinweisen, so ist den zankenden Wortführern der Parteien die Macht genommen, und sie sind, wenn auch wider Willen, auf friedliche Mittel hingewiesen. Dann ist es auch das vorwiegende Interesse der reichern besitzenden Classen, den Staatshaushalt zu ordnen, unter dessen Störung sie selbst am meisten leiden müssen. Die nationalwirthschaftlichen, commerciellen und finanziellen Verhältnisse Frankreichs sind in einem unnatürlichen Zustand: vor der Revolution gaben Staat und Privatgesellschaften zusammen 300 Millionen jährlich für öffentliche Arbeiten aus, jetzt ist diese Summe auf höchstens 150 Mill. reducirt, was auf den Stand der Geschäfte an sich schon einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben muß und erklärt, weßhalb man die Bahn von Paris nach Avignon selbst unter sehr lästigen Bedingungen an eine Privatgesellschaft abtreten will, um nur wieder den Eisenbahnbau und die zahlreichen damit in Verband stehenden Geschäfte in raschern Gang zu bringen. Kommen aber die Geschäfte in Gang, strömt das Geld, das sich jetzt massenhaft in der Bank angehäuft, wieder heraus, dann wird der Staat minder leicht seine Schatzscheine, die sich jetzt auf mehr als 100 Mill. belaufen, unterbringen, er muß der Bank die ihm vorgeschossenen Gelder zurückbezahlen, und muß den jetzt bereits über zwei Jahre dauernden gezwungenen Curs der Bankbillete aufheben, lauter sich von selbst verstehende Folgerungen, wenn man zu einem normalen Zustande zurückkehren will. Die augenblicklichen Verlegenheiten, ob man 50 oder 80 Millionen vom Budget streichen will oder muß, sind also Nebensachen; es handelt sich um den Gesammtzustand, der mit der politischen Lage des Landes aufs engste zusammenhängt, und läßt sich dieser Gesammtzustand bessern, so werden die augenblicklichen Verlegenheiten schwinden oder leicht zu heben seyn, wie man denn auch den augenblicklichen Ausfall durch eine Veränderung im Tarif zu heben hofft — eine Aussicht, die man nicht aus dem Auge verlieren darf, denn sie schließt eine wesentliche Umgestaltung des zu weit getriebenen Schutzsystems in sich, und enthält gleichfalls eine Anklage gegen das unter Ludwig Philipp in Gang gekommene System des Gehenlassens.

Die Noth lehrt beten und führt auf natürlichere Verhältnisse zurück; die fabelhaften Budgets von 17 bis 1800 Mill. fangen an zu verschwinden, und man sieht klarer. Das letzte Budget der Monarchie (1847) belief sich

	an ordentlichen Ausgaben,	an außerordentlichen,	im Ganzen
1847	1427 Mill.	178 Mill.	1605
1848	1609 „	160 „	1770
1849	1453 „	119 „	1572 [1]
1850	Passy's Budget		1512
	von der Commission amendirt		1428. [2]

Die starke Verminderung, welche von 1849 auf 50 stattfindet, ist erstens dem Umstand zuzuschreiben, daß Passy 79 Mill. Renten, welche der Staat zurückgekauft hatte, aber sich selbst noch verzinste, aus den Rechnungen strich, zweitens strich er sowohl als sein Nachfolger Fould die Schuldentilgung mit 65 Mill., wodurch die Summe von 1591 auf 1447 Mill. sank; ferner verminderte die Commission die 103 Mill. für öffentliche Arbeiten auf 58, wodurch die Gesammtsumme auf 1402 fällt, und an der Land- und Seemacht, sowie einigen minder bedeutenden Ausgaben wurde eine Ersparung von 38 Mill. in Vorschlag gemacht, so daß die Gesammtsumme sich auf 1364 Mill. ermäßigt. Der Finanzminister schätzt die gewöhnlichen Einnahmen auf 1251, drei neue Auflagen auf Stempel, Enregistrement und Post zu 32 Mill., und einige andere außerordentliche Einkünfte schlägt er zu etwa 20 an, so daß er eine Einnahme von ungefähr 1304 Mill. hätte, welche, da die 58 Mill. für öffentliche Arbeiten der schwebenden Schuld zur Last fallen sollen, mit den Einnahmen — vorausgesetzt, daß keine falschen Berechnungen mituntergelaufen sind, und keine Supplementärcredite, die man gewöhnlich auf 25 bis 30 Mill. anschlägt, dazu kommen — so ziemlich übereinstimmte. Indeß beträgt das Deficit vor 1848 227½ Mill., die der Jahre 1848 und 49 zusammen 257; hiezu kommt noch eine Entschädigung an die Sparkasseneinleger — denen man im J. 1848 Papiere zu einem allzu hohen Curs für ihre Einlagen aufgenöthigt hatte — mit 33 Mill., die außerordentlichen Arbeiten mit beinahe 59 Mill., endlich 30 Mill., welche auf den Bau der Eisenbahn von Paris nach Lyon verwendet werden müssen, wenn keine Compagnie dazwischen tritt, so daß am Ende des Jahres eine schwebende Schuld von 630 Mill. bestehen wird, eine Summe, die sich indeß durch den Besitz einiger Actien [3] auf

[1] Die Rechnungen sind noch nicht geschlossen, und die Supplementär- und Complementärcredit werden die Summe wohl auf 1655 bis 1660 Millionen erhöht haben.

[2] Natürlich immer in den Zahlen.

[3] Nämlich Canal- und Rentenactien etwa 60 Millionen, und eine Schuldforderung an die Nordbahn von 35 Millionen.

Digitized by Google

535 vermindern wird. Am 1 März dieses Jahres betrug die schwebende Schuld 576 Mill., wovon der Staat 100 an die Bank schuldete, ein Verhältniß das beiden vortheilhaft ist, da die Bank den Werth dafür in Händen hat, und sie ihre disponibeln Mittel bei dem stockenden Verkehr kaum anders verwenden kann. Aber 476 Mill. jeden Augenblick rückzahlbare, schwebende Schuld ist zu groß, und die Sicherheit erfordert, sie zu vermindern. Dieser Stand der Dinge ist um so fataler, als der Minister das Budget von 1851 zwar nur auf 1282 Mill. Ausgaben und 1292 Mill. Einnahmen rechnet, aber keine Supplementaircredite in Anschlag bringt, und die außerordentlichen Arbeiten mit 54 Mill., so wie die noch immer dem Staat obliegende Fortsetzung der Lyoner Bahn nicht aufgeführt sind, was zusammen wenigstens auf 80 Millionen anzuschlagen ist. Dagegen will der Minister 50,000 Hektaren Wald verkaufen, die aber, da sie im glücklichsten Falle nur 50 Millionen eintragen, einestheils nicht zureichen, anderntheils ein nicht so schnell zu wiederholendes Auskunftsmittel sind. Zu einem Anlehen bezeugt der Minister unter den jetzigen Umständen sichtlich keine Lust, da man die fünfprocentige Rente kaum höher als zu 80 anbrächte; man sieht indeß nicht ab, wie er ohne dieß Auskunftsmittel einer zu großen Vermehrung der schwebenden Schuld ausweichen will.

Es erhebt sich vorerst die Frage, ob man von der bedeutenden Summe von 1282 Millionen nicht auch eine bedeutende Ersparung machen kann, zergliedert man aber dieselbe, so muß man diese Frage durchaus mit Nein beantworten. Unter den 1282 Mill. befinden sich 152, welche verschiedene Departements und Gemeinden durch Zusatzcentimen unter sich aufbringen, und welche nur wegen der Gesammterhebung der Steuer durch die Beamten des Staats in der Rechnung dieses letztern fortlaufen, ohne ihm anzugehören; 78 Mill. betragen die Ausfuhrprämien und Ankäufe von Tabak und Pulver, die Gesammtsumme des Budgets kommt also auf 1052 Mill. herab. Davon erfordern die Zinsen der Schuld 327, die Kosten der legislativen und executiven Gewalt 9 Mill., die verschiedenen Ministerien 595 Mill., und die Erhebungskosten 123 Mill. Letztere lassen sich vielleicht, jedenfalls aber nur sehr langsam, ermäßigen; von den 595 Mill. betragen die Kosten für das Landheer, die Marine, die Colonien und Algier 395 Mill., es bleiben für den Civildienst also nur 200 Mill. übrig Vergleicht man dieß Budget mit dem von 1847, so ergibt sich bereits eine Verminderung von 80 Mill., ein Beweis, daß die letzte Finanzcommission nicht umsonst fünf Monate gesessen ist. Was das Kriegsbudget betrifft, so ist solches nicht bloß um 118 Mill. geringer als im J. 1848, sondern da Algier 75 Mill. und die Marine mindestens 70 bis 80 verlangt, so ist das Militärbudget auch wirklich nicht mehr so unmäßig, als es scheint, Bei den Ansprüchen, welche Frankreich hinsichtlich seiner Stellung in Europa macht, bei der Nothwendigkeit im Innern, namentlich in Paris, eine starke bewaffnete Macht auf den Beinen zu erhalten, ist die Zahl der Truppen gegenwärtig eine sehr mäßige zu nennen, und man sieht nicht ab, wie vorerst im Kriegsbudget eine wesentliche Verminderung eintreten soll.

Zergliedert man in gleicher Weise die Einnahmen — mag nun das Budget der Commission für 1850 mit 1283½ oder das vorgeschlagene des Ministers für 1851 mit 1288½ angenommen werden — so findet man, daß die eigentlich für die Bedürfnisse des Staats erhobenen Steuern nicht so unmäßig sind, als sie in den Budgets von 1700 bis 1800 Mill. aussehen. Rechnet man die vom Staat für Rechnung der Departements und Communen erhobenen Zusatzcentimen, die erhobenen und in der Form von Prämien zurückgezahlten Zölle und einige andere ähnliche Posten, den Ertrag der Domänen und Forsten, und endlich den des Post-, Tabaks- und Pulvermonopols zusammen mit 418 Mill. ab, so kommt man auf 870 Mill. Steuern herunter, von denen 265 auf die directen und 545 auf die indirecten, wie Zölle, Salz, Getränke und Enregistrement, fallen. Rechnet man den Betrag der Monopole von Pulver, Tabak und Post gleichfalls als indirecte Steuer mit 171 Mill., so hat man einen Gesammtbetrag von 1041 Mill. Steuern, was 30 Fr. auf den Kopf gibt, während in England der Kopf 50 zahlt, und die Localsteuern weit bedeutender sind. Ausgaben und Einnahmen des Staats sind also in Frankreich bei weitem nicht so fabelhaft, als sie die künstlich hinaufgeschraubten Budgets erscheinen ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Haifischzauberer in Ceylon.

(Ceylon and the Cingalese. By H. C. Sirr.)

Zauber und Amulette spielen unter den Cingalesen eine wichtige Rolle, und interessant ist namentlich der Glaube an die Haifischzauberer, der bei den Perlfischern von Ceylon vorherrscht. „Kein Geldanerbieten, wie groß es sey, keine Lockung, wie stark sie seyn mag, kann die Taucher bewegen, sich ins Meer hinabzulassen, wenn nicht zwei Haifischzauberer anwesend sind, welche, wie man glaubt, durch ihren Zauber und ihren gewaltigen Spruch die Ungeheuer der Tiefe abhalten, Unheil anzurichten. Einer dieser Betrüger tritt in das Lootsenboot, und bleibt am Steuer stehen, indem er, so wie jeder Mann sich hinabläßt, um den Gefahren der gewaltigen Tiefe zu trotzen, eine bestimmte Zauberformel murmelt. Der andere Haifischzauberer bleibt am Ufer, wo er sich nackt in ein Zimmer einschließt, bis das Boot mit den Tauchern zurückgekehrt ist. Ein großer eherner, mit Wasser gefüllter Napf wird darin aufgestellt, worin zwei silberne Fische gesetzt werden, und man behauptet, im Augenblick, wo ein Hai in der Nähe der Taucher erscheine, beunruhigten diese das Wasser, und wenn ein Unfall eintrete, beiße ein Fisch den andern; wenn der Zauberer solche Anzeichen bemerke, binde er sogleich den Hai durch einen mächtigen Zauber, und zwinge so das Thier von den Tauchern abzulassen. Diese Haifischzauberer halten während der Fischerei eine reiche Ernte, da die Eingebornen glauben, wenn sie solche nicht freigebig belohnten, so würden sie durch ihre mächtigen Zauberformeln die Haifische antreiben Unheil anzurichten, statt ruhig zu bleiben, bis die Perlfischerei vorüber ist. Seltsam bleibt es indeß, daß die Taucher zwar häufig Haifische sehen, daß aber Unfälle selten vorkommen, und zahlreiche Fischereien ohne auch nur einen einzigen Unfall abliefen."

Die Balli-Inseln bei Java.

(Fortsetzung.)

Der Ober-Raja von Balli wohnt im Hochgebirg auf der Ostseite und hat vier Rajas unter sich; derselbe soll jetzt den Holländern in die Hände gefallen seyn. Einer der Unter-Rajas wohnt auf der Nordwestseite, ein andrer zu Ballisuun auf Balli Badong, nicht weit von dem Ort, wo Hr. Lang wohnt. Ballisuun liegt dicht an einem Fluß an derselben Küste, wo Hr. Lang wohnt, etwa zwei Meilen östlicher und ebenfalls im Flachlande. Im Jahre 1848 machte dieser Raja eine Reise durchs Land zugleich mit seiner Gemahlin, beide nackt und getragen von Ballinesen in einer Tragmaschine oder Sänfte, und alles Volk, dem er begegnete, fiel mit den Händen vor den Augen gehalten zur Erde nieder.

Die Ballinesen kaufen ihre Weiber auf eine Zeit von ihrem Raja und können so viele nehmen als sie wollen. Ihre Kinder, wenn sie geboren sind, müssen dem Raja überliefert werden, der sie aufziehen läßt, und nach Belieben damit verfahren kann. Wenn sie erwachsen sind, müssen sie für ihn arbeiten auf Lebenszeit, oder er verkauft sie an Hrn.

Digitized by Google

Lang, wenn dieser einige nöthig hat. Für einen Knaben werden hundert Roppi oder 25 spanische Thaler bezahlt; Kepping oder Kees ist die einzige Münze, 200 davon gehen auf ein Roppi und 800 auf 1 Dollar. Von Eltern und Verwandten also weiß man dort nichts; von der Kindheit an von ihnen abgerissen, wächst man auf. Ein höchst roher Zustand.

Nicht allein die Menschen, sondern auch die Thiere hier sind den Weißen abgeneigt; die Ballinesen dürfen auf dem Wege fremden Seeleuten nicht entgegen gehen, sondern laufen dann gewöhnlich seitwärts oder ins Gebüsch. Auch sind sie vor den europäischen Schiffshunden sehr bange und wagen sich ihretwegen nicht an Bord. Mit Europäern wollen sie nicht in Gesellschaft essen, sondern allein sitzen. Sobald die Ochsen die Leute eines Schiffs erblickten, liefen sie davon, und die Hunde, in Schaaren versammelt, bellten und liefen schon, wenn sie dieselben noch nicht einmal sahen. Es sind außerordentlich viele Hunde in Balli, alle klein, auch unzählige Schweine, alle schwarz; ein Ferkel kostet $\frac{1}{2}$ Thaler Bremisch. Hühner und Enten gibt es in Menge; Eier sind wohlfeil, zwei Kees das Stück. Die Pferde sind klein und schlank. Die Kühe werden nicht gemolken, sondern von den beilaufenden Kälbern gesogen, nur Ziegen melkt man; die Kühe sind größer als bei uns und kahler von Haar. Ihr Weidegras ist länger und breitblätteriger. An den von Europäern gewöhnlich besuchten Plätzen hat der Eingeborne sein eignes Land und man pflügt mit Ochsen. Viele Schweine werden nach Java verschifft, besonders von Hrn. Lang, auch Pferde und Ochsen werden von hier als Handelsartikel nach andern Gegenden geführt. Wenn die Ballinesen einen Ochsen schlachten, schlagen sie denselben erst vor den Kopf und schneiden ihm dann den ganzen Kopf ab, schinden ihn nun, zerschneiden das Fleisch in große Stücke und legen es auf Bambusmatten an die brennende Sonne, um zu dörren, und so getrocknet, wird es verschifft. Auch bereitet man auffallend dicke Wurst, die fast zwei Fuß im Umfang mißt; die Schweine sind beständig unter freiem Himmel und suchen sich selbst einen Theil ihrer Nahrung, auch gibt man ihnen den Abfall von Bananen.

Die Wohnungen der Ballinesen (vier Pfähle aus Bambus und ringsum und oben mit Cocosblättern bekleidet) sind so schwach gebaut, daß sie, wenn man sich dagegen anlehnt, auch ohne ein Eimsen zu seyn, umfallen wollen. Die Feuerstellen, nur zwei platte Steine einige Zoll von einander, über deren Zwischenraum das Gefäß steht, sind gemeiniglich nicht drinnen, sondern draußen. Hrn. Langs Haus steht an der Seite von 150 solcher Hütten; drinnen sieht es sehr unordentlich und unreinlich aus, und das Innere besteht nur aus einem einzigen Raum. Die Bewohner essen, sitzen und schlafen hier auf einer Art Tisch von Bambus, dessen Platte eine Matte ist, und man deckt sich während des Schlafens nicht zu; Schlafen und Spielen ist das meiste was die Leute thun. Für Kost und Kleider brauchen sie ja nicht zu arbeiten, Kleider brauchen sie nicht, und ihre Kost ist Reis, also haben sie Zeit zum Schlafen und Spielen. Ihre Zuthat zum Reis ist Obst und ihr Trank Cocosmilch. Besonders viel Gefallen finden sie an Hahnenkämpfen; sie lehren den Hähnen das Fechten, richten sie ab zum Gefecht und binden ihnen an den Füßen eiserne Spitzen in Messerform an, womit sich die Hähne die Köpfe zerklauben. Solche Hahnenkämpfe sind Wettspiele, wobei sie fast all ihr Vermögen einsetzen. Man schöpft das Trinkwasser aus runden Brunnen, die offen und ungefähr $2\frac{1}{2}$ Faden (15 Fuß) tief sind, und zwar mit einem aus einem Baumblatt gemachten Gefäß, woran ein langes aus Stroh gedrehtes Seil befestigt ist. Manche Brunnen sind mit natürlichem Gestein rund ausgemauert. Männer und Weiber können schwimmen wie die Fische. Seife kennt man nicht, man wascht wenig; sich selbst wascht man am ganzen Körper und badet nicht selten. Die Weiber tragen ihre Kinder in einem Tuch auf dem Rücken; Kinder tragen erst nachdem sie einige Jahre alt geworden, den Gürtel oder Schurz. In der Ballisprache heißt essen Makan. Die Ballinesen essen nicht mit Messer, Gabel und Löffel, denn die kennen sie nicht, sondern mit drei Fingern; mit diesen greifen sie ins Reisgefäß hinein, ballen das was sie erfaßt, zusammen und werfen es behend in den Mund. So sitzen sie mit einander um ein einziges Gefäß und empfinden keinen Ekel. Aerzte gibt es nicht; Hr. Lang hat einen in Batavia, der von Zeit zu Zeit einmal herüberkommt. Die Karren zu Balli sind ungefähr wie die englischen; überall an beiden Seiten der Wege und Fußsteige sind Alleen, so daß allenthalben Schatten ist. Im Baumklettern sind die Ballinesen sehr geschickt; sie binden sich die Beine unten an den Knöcheln mit einem Strohseil fest, setzen dann die Füße auswärts und steigen so hinauf so schnell wie Katzen. Fast alles wird auf dem Kopf getragen, einiges auf den Schultern; Hr. Langs Sklaven tragen die Reissäcke an Bord der Boote, welche dieselben zu den Schiffen hinausbringen; mit einem solchen Reissack auf dem Kopf, häufig 200 Pfund wiegend, watet der Ballinese bis unter die Arme, und oft wenn er Heu für die Ochsenfahrer hinausbringt, natürlich auf dem Kopf, schlägt ihm die See über den Kopf hin. Die Ballinesen haben einen großen Hang zum Stehlen und Betrügen, und verstehen dieß; Rasirmesser, alte Scheeren u. dgl. Sachen sind dort Lieblingsgegenstände und daher gut abzusetzen. Fast ein jeder hat Strandmuscheln anzubieten, die man draußen auf den Untiefen zur Ebbezeit sammelt — am Strande selbst trifft man sie nicht so fein an — und welche sich durch ihre Feinheit und Schönheit von denen der Westküste Amerika's auffallend unterscheiden. So oft als Europäer landen, kommen Kinder schaarenweise und bieten ihre Muscheln feil. Von denselben Untiefen holt man eine Art Seegras, welches man ißt, und wovon man Fremden, die zufällig zugegen sind, gern mittheilt, die es aber gewöhnlich nicht mögen. Ueberall vor den Hütten sieht man Leute, die in viereckigen Trögen Reis zubereiten; sie stampfen denselben ebenso wie man bei uns zu Lande Kalk stampft. Vor Hrn. Langs Thür trifft man immer einige Frauensleute an, die Geld zählen und die Keppings zu Roppien machen, d. h. dieselben zu je 200 an der Zahl — denn 200 Keppings machen 1 Roppi aus — an einem Strohhalm vereinigen. Diese Münze hat in der Mitte ein viereckiges Loch; sie zählen 5 Stückweise, sind sehr geschickt darin und es geht damit sehr schnell. Dabei haben sie stets ein Spucknäpfchen bei sich, weil sie zugleich Betel kauen. Beim Kauen läuft ihnen der Speichel am Munde nieder und sieht aus wie Blut; auch rauchen sie viel Opium, um gut schlafen zu können. Beim Opiumrauchen haben sie eine Cocosöllampe dicht vor sich und halten die Pfeife beständig im Licht, und saugen dann und wann einmal; dieß wird so lange fortgesetzt, bis sie in Schlaf fallen. Man pflegt sich oft mit einer gelben Masse den ganzen Körper zu beschmieren. Die in Hrn. Langs Ort sich aufhaltenden Europäer tragen lauter weiße Kleider und einen Strohhut, keine Weste, und sie wechseln gewöhnlich dreimal täglich ihren Anzug, immer einmal wenn sie zu Tisch sollen. Blaue und schwarze Tuchkleider der fremden Seeleute mögen die Ballinesen, die nicht nackt gehen, sondern bekleidet sind, nicht, sondern wer mit ihnen handeln will, muß ihnen bunte und vielfarbige Kattune anbieten und auch Stoffe von weißer Farbe; die ballinesischen Fischer sind nicht bekleidet. Die Frauensleute weben und spinnen, die Männer nicht. Man spinnt noch mit der Spindel; sie haben die Baumwolle unter dem einen (linken) Arm und setzen mit drei Fingern die Spindel in Bewegung. Ihr Webstuhl, den man unter dem Arm oder mit einer Hand tragen kann, ist nur zwei Fuß hoch und reichlich drei Fuß breit. Beim Weben sitzen sie auf der Erde; der Webstuhl ist an zwei eingeschlagenen Pfählen befestigt und vorn geht davon ein Holz um den Rücken der Weberin herum; ein Webschiff wie bei uns hat man nicht, aber der Webkamm ist fast ebenso. Der Webstoff ist meistens Baumwolle; die Zeuge sind dünn, los gewoben und karrirt oder gerautet, oft blau und weiß. Im Lande selbst braucht man sie nicht, sondern verkauft sie an diejenigen, die zur See fahren, seyen es Fremde oder Eingeborne.

(Schluß folgt.)

Ein Hofnarr von Rosas. Die aus Europa verbannten Hofnarren scheinen sich in Amerika ansiedeln zu wollen. Ein Mensch, Namens Marechal, der sich in Paris als Aequilibrist zeigte, eine außerordentliche Gewandtheit, und zugleich das Talent besitzt, die Stimmen der Vögel und das Geschrei der wilden Thiere nachzumachen, soll der unzertrennliche Begleiter des Dictators Rosas geworden seyn. (Journ. du Comm. d'Anvers. 8 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 117. 16 Mai 1850.

Eine schwimmende Insel in Livland.

(Nordische Biene 22 April.)

Auf dem Ilsingsee, nahe bei dem Gute Festen, ist eine schwimmende Insel, welche jährlich gegen den St. Jakobstag (25 Jul.) vom Grunde der See nach der Oberfläche aufsteigt, und um den Michaelistag (29 Sept.) sich abermals in die Tiefe senkt. Schon im J. 1780 beobachtete Fischer diese Insel, aber bis jetzt hat kein Naturforscher eine so ungewöhnliche Erscheinung auf angemessene Weise untersucht und beschrieben. In der Versammlung der Riga'schen Naturforscher-Gesellschaft hat kürzlich Major Wangenheim von Qualen eine Beschreibung dieser Insel vorgelesen.

Schwimmende Inseln gehören nirgends zu den Seltenheiten, und in nördlichen Ländern, wo die Ufer der Seen aus einem sumpfigen oder torfartigen Boden bestehen, gehören sie zu den gewöhnlichen Erscheinungen. So ist z. B. in einem goldführenden District des Gouvernements Perm in der Nähe von Kyschtym eine schwimmende Insel von bedeutender Größe, welche wie ein kleiner Park mit dichtem Gras, Gebüschen und kleinen Birken bewachsen ist, und je nach der Richtung des Windes auf dem weiten See von einem Ufer zum andern hinübergeht. Auf dieser Insel, sagt Major Wangenheim, sammelte sich oft eine lustige Gesellschaft, um Thee zu trinken, und trieb beim Klange der Lieder je nach dem Willen des Windes auf dem See umher. Den Ursprung solcher Inseln zu erklären, ist nicht schwer. Eine Hauptbedingung liegt in dem sumpfigen oder torfartigen Boden, wenn nicht des ganzen Seeufers, doch zum mindesten eines Theils desselben. Die Wurzeln von Heidekraut und andern Sumpf- und Waldpflanzen, welche die Unterlage des Ufers ausmachen, bilden eine Art Geflecht oder vegetabilischen Filz, dessen specifisches Gewicht leichter als das des Wassers ist, und auf welchem sich allmählich eine mit Pflanzen und Gebüschen bedeckte Humusschichte sammelt. Wenn unter der obern Schichte dieses Sumpfbodens zufälliger Weise eine Schichte Sand oder andern lockern Bodens sich findet, und das Ufer in einer Landzunge in den See hinein vorspringt, so wascht der Andrang des Wassers leicht die untere lockere Bodenschichte aus, endlich wird dieser Theil des Ufers losgerissen und auf dem See erscheint eine schwimmende Insel.

Solcher Art ist aber die schwimmende Insel in der Nähe des Gutes Festen nicht, sie erscheint immer an einem und demselben Orte, und verschwindet wieder bei der ersten Kälte, als suche sie ihr Winterquartier. Diese Erscheinung unterliegt nicht dem mindesten Zweifel und wird durch alle Augenzeugen bestätigt. Nachstehendes hat Major Wangenheim aus den Erzählungen glaubwürdiger Leute, aus mündlichen Nachrichten des Besitzers von Festen und namentlich aus schriftlichen Mittheilungen des dasigen Pastors erfahren. Die Insel befindet sich an der tiefsten Stelle des Ilsingsees, da wo die Tiefe 3 bis 4 Klafter beträgt. Vor sechzig Jahren war der See unbedeutend, aber sein Umfang und seine Tiefe haben sich bedeutend vergrößert durch die Erbauung eines Mühldamms, so daß gegenwärtig der See, welcher wie ein Fluß zwischen hohen Hügeln hinläuft, gegen zwei Werste lang ist. Die Ufer bestehen theils aus Thon, theils aus Sumpf, Sand und Humus. Ist der Sommer warm, so erscheint die Insel gewöhnlich in der Mitte und in kalten Jahren am Ende Augusts,[1] und mit der ersten Kälte verschwindet sie plötzlich ohne alle vorhergehende Anzeichen. Selten geschieht es, daß die Insel gar nicht erscheint, wie dieß in dem kalten und regnichten Sommer des vorigen Jahrs der Fall war. Nach Fischers Beschreibung und nach den Angaben vieler Augenzeugen tritt die Insel auch in der Mitte oder am Ende des Julius hervor, und einmal geschah es, daß die Insel plötzlich einfror und nicht mehr auf den Boden sinken konnte, aber mit einbrechendem Frühjahr, als das Eis aufging, versank sie sogleich. Alte Leute versichern von ihren Vätern gehört zu haben, daß die Insel stets dasselbe Aussehen, wie jetzt, gehabt habe. Die Größe der Insel beträgt 16 bis 18 Klafter; ihr Boden besteht aus einem sehr festen Schlammgrund, welcher selbst dem Einschlagen von Pfählen widersteht. Wahrscheinlich hat sich derselbe ursprünglich aus Pflanzen gebildet, um so eher, als auch auf der Insel selbst ziemlich hohes Schilf wächst. Das untersuchte äußerste Ende der Insel besteht aus einer festen Sandschichte, welche steil in den See abfällt. Die Insel erscheint 80 oder 100 Schritte vom Ufer stets an einer und derselben Stelle, die sie bis jetzt niemals gewechselt hat; selbst ein starker Wind kann sie nicht von der Stelle bewegen. Obwohl sie jährlich heraufschwimmt, ist sie doch an den Grund des Meeres wie angefesselt, und versinkt im Herbst wieder an derselben Stelle. Fischer, die ihre Netze an dieser Stelle auswarfen, haben nicht die mindeste Spur von ihr gefunden.

Dieß sind die vorläufigen Nachrichten über diese merkwürdige Erscheinung. Ohne eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle möchte die Erklärung dieser in ihrer Art vielleicht einzigen Erscheinung sehr schwierig seyn. Mit Zuverlässigkeit läßt sich nur angeben, daß das jährliche Heraufschwimmen der Insel auf die Oberfläche des Sees vorzugsweise von der Wärme

[1] Oben scheint die Angabe nach altem Styl gemacht, hier nach neuem. A. d. R.

Digitized by Google

abhängt, und man kann annehmen, daß die leichtern Gase, welche in den Sommermonaten theils durch das Faulen des vegetabilischen Grundes (Schwefelwasserstoffgas), theils durch die Vegetation selbst (Sauerstoff) sich stärker entwickeln, das specifische Gewicht der Insel vermindern. Aber in einem solchen Falle kann die Verschiedenheit des Gewichts in Vergleich zu dem des Wassers nicht sehr bedeutend seyn, auch erklärt sich daraus nicht das stete Erscheinen der Insel an einem und demselben Flecke des Sees. Dem Botaniker ist in Europa keine einzige Pflanze bekannt, welche einen Körper von so bedeutender Größe, wie diese Insel, durch ihre Wurzeln an den Grund des Sees fesseln und in solchem Grade festhalten könnte, daß sie jedem Sturm widerstehen kann. Eben so ist auch der Geolog nicht im Stande, die Verbindung der Insel mit dem Boden des Sees und deren periodische Erscheinung und Verschwinden zu erklären.

Die französischen Finanzen.

(Fortsetzung.)

Faßt man die zergliederten Zahlen des Ausgabe- und Einnahmebudgets ins Auge, so erkennt man alsbald, daß von Steuernachlässen, die hundert Millionen betragen, so wenig als von neuen Steuern, die eine solche Höhe erreichen, die Rede seyn kann, und auf die Einzelnheiten, was dieser oder jener Steuernachlaß, diese oder jene erhöhte oder neu geschaffene Steuer betragen mag, können und wollen wir uns hier nicht einlassen. Die Hinaufschraubung des Budgets hat ihren Grund einerseits in den unnützen Berechnungen eines fictiven Amortissements, andrerseits in den seit 1840 unmäßigen gesteigerten Ausgaben für die Armee und Marine, und drittens in den Eisenbahnen. Der erste Punkt ist so ziemlich, der zweite großentheils beseitigt, und der dritte Punkt muß auf die eine oder die andere Weise erledigt werden: man muß die Bahn, welche das Mittelmeer mit dem atlantischen verbindet, man muß die Bahn von Paris nach Straßburg schon aus militärischen Gründen ausbauen, und es fragt sich nur mit welchen Mitteln? Wir haben oben gesehen, daß der Staat vor der Revolution in den letzten Jahren 200, und die Privatcompagnien 100 Millionen auf diese Arbeiten verwandten, und daß diese Ausgabe auf höchstens 150 gesunken ist, was auf die Arbeitsthätigkeit den nachtheiligsten Einfluß üben mußte. Der Staat kann kaum auch nur in der bisherigen Weise fortbauen, ohne seine bereits zu hohe schwebende Schuld, 575 Mill., auf eine gefährliche Weise zu vermehren; macht aber der Staat ein permanentes Anlehen, so kann dieß nicht wohl ohne große Nachtheile die Summe von 200 Mill. übersteigen, wodurch er fürs erste nichts gewinnt, als eine angemessene Verminderung seiner schwebenden Schuld, und zweitens wird ein solches Anlehen die Unternehmung des Baues der Bahn von Paris nach Avignon, wofür 260 Mill. erforderlich sind, durch eine Privatcompagnie unmöglich machen, denn die Actien der Compagnie und die Renten des Staats würden auf eine verderbliche Weise am Geldmarkt concurriren.

Bekannt ist die Art, wie man sich in Frankreich nach langem verderblichem Streit über die Art, wie die Eisenbahnen gebaut werden sollten, im J. 1842 verständigte: die Gemeinden und Departements sollten den Grund und Boden, der Staat die Erdarbeiten und den Unterbau überhaupt, die Compagnien den Oberbau und das Betriebsmaterial liefern. Es war dieß eine nicht sehr glückliche Transaction zwischen verschiedenen Streitkräften. Ursprünglich sollte und wollte der Staat bauen, aber dazu verweigerten die großen Banquiers ihre Beihülfe, weil sie mit einem Blick auf die großen Eisenbahnbauten und deren Gewinnste in England selbst bauen wollten. Doch waren sie nicht so mächtig, wie die englischen Capitalisten, und mußten sich deßhalb gewisse Bedingungen vom Staat vorzeichnen lassen. Das Compromiß schlug anfangs, namentlich mit Einrechnung der Actienspeculationen, so gut an, daß bald sich mehrere Compagnien, die Nordcompagnie und die Lyoner, so wie die von Lyon nach Avignon anheischig machten, ganz allein zu bauen, allein auf dem Wege von Lyon nach Avignon ward nie eine Schaufel angerührt, und die Ohnmacht der Compagnie lag schon vor der Revolution am Tage; nach der Revolution mußte auch die Lyoner Compagnie ihre Ohnmacht eingestehen, und an den Staat verkaufen, der bis jetzt die Arbeiten freilich nicht ganz mit dem gehörigen Nachdruck fortgesetzt hat. Mit der Februarrevolution war die Partei ans Ruder gekommen, welche von jeher oder mindestens seit 1842 die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat verlangt, und welcher die abscheuliche Agiotage mit den Eisenbahnactien einen bedeutenden Relief gegeben hatte; sie trug sich also in der ersten Zeit immer mit dem Plane, sämmtliche Eisenbahnen an den Staat zu ziehen, ein Plan, an welchem sie bei ihrer Abhängigkeit von dem Geldmarkt scheiterte. Später kamen zwar wieder Männer ans Ruder, welche den Compagnien abermals den Vorzug gaben, letztere aber, selbst durch durch die Folgen der Februarrevolution hart betroffen, machten jetzt so unmäßige Forderungen, daß bisher noch keine Einigung erzielt werden konnte, um so weniger, als Bineau, der seit dem 31 Oct. vorigen Jahrs als Minister der öffentlichen Arbeiten ins Ministerium trat, selbst der Ausführung durch den Staat geneigter war, als der durch die Compagnien. Es fragt sich jetzt, wer stärker ist, der Staat oder die Börsenmänner? Wenn man nach einigen Bekehrungen schließen darf, so hat sich der Wind im allgemeinen gedreht, und die Wahrscheinlichkeit ist, daß der Staat zum mindesten die Bahn von Paris nach Avignon baut, und solche nicht, wie die Compagnien verlangten, mit den bereits darauf verwandten 157 Mill. unentgeldlich den letztern überläßt. Und nicht nur diese Forderung wird gemacht, sondern der Staat soll auch noch den schwierigsten und kostbarsten Theil der Bahn, den Weg durch Lyon, selbst bauen und 24 Mill. darauf verwenden, zum Schlusse aber noch für die ganze aufzuwendende Summe 5 Procent sichern.

So wünschenswerth es ist, den Geist der Association wieder zu erwecken, und den Eisenbahnbau, der namentlich auch die metallurgische und Maschinenindustrie belebt, rasch zu fördern, so sind doch die gestellten Forderungen so unmäßig, daß sie bis jetzt keine Aufnahme gefunden haben, und der Staat für jetzt noch auf eigene Rechnung fortbaut. Fast scheint es, daß die bisher regierenden Banquiers, gerade wie die bisher regierenden politischen Classen ihre Kräfte der allgemeinen Staatsgesellschaft gegenüber zu hoch angeschlagen haben, und ihre Forderungen der Regierung gegenüber herabstimmen müssen. Haben diejenigen, welche die ausschweifenden Forderungen der Compagnie billigen, in der That Recht, sind diese Forderungen auf die wahre Lage der Sachen gegründet, dann steht es um Frankreichs financiellen Credit viel schlechter als es den Anschein hat. Die Regierung zögert sichtlich, und ist nicht geneigt alle Bedingungen zu unterschreiben: gegen Ende vorigen Jahrs boten sich nicht weniger als vier Compagnien für den Weg von Paris nach Avignon an, mit sehr verschiedenen Bedingungen, so verschieden, daß einige den Bau der Bahn durch Lyon hindurch

Digitized by Google

selbst übernehmen, andere vom Staat verlangen wollten, ein Unterschied von 24 Millionen. Die Speculationswuth der Jahre 1845 und 1846, die Hinopferung so vieler kleinen Vermögen zum Vortheil der großen Banquiers fängt an ihre Früchte zu tragen, die Zahl der Vertreter des Baues durch den Staat mehrt sich. Das bedeutsamste Zeichen aber, daß der Staat nicht mehr Lust hat, seine und des Handels Interessen der Agiotage preiszugeben und sich der Verfügung über die Eisenbahnen zu entschlagen, ist eine Untersuchung, welche eine Commission des Staatsraths unter Vorsitz Hrn. Viviens kürzlich über den Betrieb der Eisenbahnen angestellt hat. Die Commission vernahm zehn Administratoren von Eisenbahnen, von Fuhrwerkunternehmungen und Wassertransporten, so wie Abgeordnete verschiedener Handelskammern. Es stellte sich über allen Zweifel heraus, daß die Eisenbahncompagnien mit ihren verschiedenen Tarifen jede Industrie, welche schwerer Transporte bedarf, nach Gefallen beherrschen können. Vor zwei Jahren noch kamen Kohlen von St. Etienne, wenigstens einige der vorzüglichern Qualitäten, besonders Cokes, bis nach Paris; seitdem sind sie verschwunden, und die Kohlen von Mons in Belgien an ihre Stelle getreten. Aehnliche, zum Theil noch schreiendere Fälle wurde mehrere aufgeführt, und ein Hr. Bayvet erklärte geradezu: „wir sehen daß Tarifverminderungen für gewisse Entfernungen zu Gunsten gewisser Localitäten vorgenommen werden, während andere ungleich schwereren Tarifen unterworfen bleiben; erkennt man den Compagnien das Recht zu, solche verschiedene Tarife aufzustellen, so gibt man das Schicksal der Kaufleute, die Wohlfahrt der Industrien in ihre Hand; man gestattet ihnen die Bewegung der Geschäfte willkürlich von einem Ort an den andern zu verlegen, mit einem Wort, man überliefert den Handel und seine Zukunft ihrer Willkür.“

Die Aufstellung dieser Commission scheint zu beweisen, daß die Regierung mit den Compagnien brechen will, dann aber muß sie sich auf einen schweren Kampf mit der Geldmacht gefaßt halten, einen Kampf, den Ludwig Philipps Regierung nicht gewagt hat. Die Furcht vor ausschweifenden Monopolen ist keineswegs eine Chimäre. Von den vier Compagnien, die sich im October v. J. um die Bahn von Paris nach Avignon, oder eigentlich bis nach Marseille meldeten, da die Compagnie Avignon-Marseille unmöglich prosperiren kann, so lange die Bahn von Paris nach Avignon nicht ausgeführt ist, und auch wirklich im halben Bankerott sich befindet, waren eigentlich nur zwei ernstlich gemeint, wovon die eine mit der Nordbahn, also mit Rothschild, die andere mit der Bahn Orleans-Paris in Verbindung stand. Welche ungeheure Macht der Besitz der ganzen Bahnstrecke von Marseille an das atlantische Meer dem Hause Rothschild und seinen Genossen geben mußte, ist an und für sich klar, allein die Inhaber der Bahn Paris-Orleans sind nicht minder gefährlich, denn letztere wollen gegenwärtig sämmtliche zehn große Canäle in der Mitte Frankreichs pachten, um den ganzen Verkehr in einem weiten Umfang an sich zu reißen. Solche Monopole kann die Republik nicht bewilligen, der Handel und die Industrie wehren sich mit aller Macht dagegen, und das allgemeine Stimmrecht gibt ihnen ein furchtbares Mittel in die Hände, der Regierung ihr Gewicht fühlen zu lassen, wenn sie sich solcher Anforderungen nicht zu erwehren weiß. Die Regierung ist also trotz ihrer Bedrängniß zu einem Kampf mit der Geldmacht genöthigt, die dem Lande schwere Lasten auflegen kann, die aber immer leichter zu tragen seyn werden, als die zahllosen indirecten Lasten, welche ein monopolisirter Transport dem Lande auferlegen würde. Bedenkt man, daß die Transportkosten der größern Waaren und auf weitere Entfernungen im J. 1830, wo also noch von keiner Eisenbahn die Rede und der Verkehr weit geringer war, auf 600 Mill., und die Ersparung daran durch die Verbesserung der Verkehrswege im J. 1843 von Lacave Laplagne auf 120 Mill. berechnet wurde, so erklärt sich, welches Interesse Handel und Industrie haben, eine früher mögliche, jetzt unmögliche Concurrenz nicht in ein Privatmonopol ausarten zu lassen.

Der Widerstand, welchen der Ackerbau, der Handel und die Industrie den Eisenbahnmonopolen entgegengesetzt, hat sich erst in neuerer Zeit recht organisirt, und in der Staatsrathscommission seinen Ausdruck gefunden; er hat die Verwerfung des Vorschlags der Ueberlassung der Lyoner Bahn an eine Compagnie in der gesetzgebenden Versammlung herbeigeführt,[1] und die Fonds sind darauf, ein Zeichen der Feindseligkeit der Geldmächte, etwas gefallen, aber die unbeschäftigten Capitalien haben sie bald wieder in die Höhe getrieben. Der Kampf hat begonnen, und wenn er mit einiger Energie geführt wird, so muß der Staat Sieger bleiben, denn die Geldmacht bedarf seiner eben so sehr, wie der Staat der Geldmacht; schon ist ein wichtiger Grund, weßhalb die Regierung früher die großen Capitalisten mehr schonte, hinweggefallen, und beide sind zu einander in ein natürlicheres Verhältniß getreten, indem die Regierung das unsinnige Aufkaufen von Renten durch den Tilgungsfond, während sie zugleich immer neue Schulden machte, und eben damit auch das künstliche in die Höhe Treiben der Rente vorerst aufgegeben hat, wodurch eine Art Solidarität der Banquiers und der Regierung entstanden war. Ein ziemlich sicherer Beweis, daß die Ausführung der Eisenbahn nach Lyon durch den Staat beschlossen ist, liegt in den neuesten Nachrichten, welche die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Anlehens melden. Dieß schließt die Errichtung einer Compagnie, welche zu gleicher Zeit für einige hundert Millionen Actien auf den Markt würfe, aus. Für große weitaussehende Unternehmungen ist kein Vertrauen in die europäischen Zustände, und da die Capitalien dennoch Verwendung suchen, so ist der Staat noch der sicherste Schuldner. Diese Lage der Dinge unterstützt gegenwärtig den Staat im Gegensatz gegen die großen Banquiers, und die Regierung kann sich trotz der nicht sehr blühenden Staatsfinanzen unabhängiger von denselben stellen, als dieß vor der Revolution der Fall war. Nichtsdestoweniger wird der Kampf zwischen der Regierung und den Geldmännern sehr bedeutend und vielleicht folgenreicher seyn, als die Wahl Sue's, der man zu viel Wichtigkeit beigelegt hat, namentlich in andern Ländern. Eine gewisse fieberhafte Aufregung ist im politischen Leben von Paris gewöhnlich und dabei kommt es auf einen Querstreich mehr oder weniger nicht an; aber Paris ist auch ein mächtiges Centrum der Geldmacht, der Industrie und des Handels, und diese Bewegungen, wenn sie gleich minder Lärm machen, sind meist von einer nachhaltigern Bedeutung, als politische Schaustücke.

(Schluß folgt.)

[1] Wie vorsichtig indeß die Regierung dabei auftritt, zeigt der Umstand, daß Bineau, der für einen entschiedenen Anhänger des Baues der Eisenbahn durch den Staat gilt, doch den Vorschlag machte, die Bahn von Paris nach Avignon einer Compagnie auf 99 Jahre zu übergeben; indeß die Bedingungen (les cahiers des charges) waren so gestellt, daß ein im Interesse der Nordbahncompagnie stehendes Blatt geradezu sagte: „wir begreifen nichts von dem Vorschlage eines so abgeschmackten Plans, dessen Verwirklichung radikal unmöglich ist.“ Die Gesetzentwürfe wurden nach der ersten Verwerfung geändert wieder vorgelegt, man vermuthet aber, daß die Regierung sie ganz zurückziehen werde.

Digitized by Google

Die Assam-Thee-Compagnie.

An das Schicksal dieser Compagnie knüpft sich bekanntlich ein ungewöhnliches Interesse. Die Opiumeinfuhr aus Indien in China trägt der ostindischen Compagnie etwa 2 Mill. Pfd. St. ein, weil der Opium ein Monopol der Regierung ist; die Aussichten sind nicht ferne, wo diese Opiumeinfuhr, wo nicht aufhören, doch sich stark vermindern wird, indem man erwartet, daß mit dem Tode des jetzigen Kaisers von China das abgeschmackte Verbot, Opium in China selbst zu ziehen, aufhört. Dann muß die Einfuhr fallen, denn die Chinesen werden sich dieses Industriezweiges sehr bald bemächtigen, und die ostindische Compagnie mag sehen, ob sie den Ausfall auf anderem Wege, namentlich durch den Anbau von Thee im eigenen Lande, ersetzen kann. In Assam fand man die Theestaude wild, hat sie jetzt cultivirt und Chinesen zur Bearbeitung des Thees herbeigerufen; die Pflanzungen sind in gedeihlichem Fortgang, und die Schößlinge werden auf einer Menge Plätze am Südabhang des Himalaya verbreitet, um die Pflanzungen auszudehnen. Diese Umstände geben, wie gesagt, der obigen Compagnie eine Wichtigkeit. Die Shipp. Gaz. vom 6 Mai enthält nun den Jahresbericht derselben, wo es heißt, daß die Geschäfte sich fortdauernd bessern, und bereits ein sehr günstiges Aussehen zeigen; die Schulden sind fast sämmtlich abgezahlt und die Ausgaben ermäßigt. Der zubereitete Thee — vieles scheint wegen der Versendung der Schößlinge nicht zubereitet zu werden — betrug 216,000 Pfd., etwa 30,000 Pfd. mehr, als das aus vorigen Jahr, und ergibt eine größere Menge feiner Sorten. Darum ist auch bei den Verkäufen der Durchschnittspreis auf 1 Sch. 11½ P. gestiegen, während er zuvor nur 1 Sch. 8 P. war.

Die Balli-Inseln bei Java.

(Schluß.)

Die Fischerfahrzeuge zu Balli sind aus Einem Stück, platt unten, die kleinsten nur fünf Fuß lang, reichlich zwei Fuß hoch und so breit, daß man eben darin sitzen kann, spitz vorn und hinten und alle am ganzen Rumpf auswendig und inwendig mit Kalk übertüncht, statt gepicht und getheert zu seyn; darin sind 2 — 3 Mann. Andre sind viel größer; auch mit diesen kleinen Fahrzeugen wagt man sich auf die See. Die gefangenen Fische, wenn ihnen das Eingeweide ausgenommen, werden auf Holzkohlen gelegt, so gekocht und dann gegessen.

Die Ruderstangen dieser kleinen Fischer-Canoes sind so beschaffen:

die Ballinesen fassen sie mit beiden Händen in der Mitte an, schlagen sie abwechselnd an der einen und der andern Seite ins Wasser und schaufeln so das Fahrzeug fort; die großen Passagier-Canoes haben auch Segel. Während die Canoes zu Balli alle innen und außen ganz mit Kalk bestrichen sind, sind es die Kauffahrer nur unten an der Außenseite mit einem Gemisch von Kalk und Cocosnußöl, was statt des kupfernen Bodens dienen soll, damit der Anwachs sich nicht zu stark anhäufe. Die Fischer fischen mit Angeln oder Haken, die ebenso geformt sind wie bei uns, aber von Messing und größer sind. Die Leinen daran sind von Baumwolle; die Leine ist an einem dünnen Stäbchen von Horn befestigt, in dessen Mitte ein ringsum bewegliches Gelenk ist, wodurch sich die Angel umdrehen kann. So oft sie einen Fisch gefangen, ziehen sie ihn auf den Bord herauf und schlagen ihn mit einem Stock todt; es ist dort voll von Fischen. Die ballinesischen Canoes sind nicht so beschaffen wie die [illegible]indischen. Es gibt, wie gesagt, kleine und große, sogar so kleine, daß nur ein Mann darin sitzen kann. Von der letzten Art werden Europäern zuweilen für 6 Roppi (1½ span. Thlr.) das Stück angeboten. Diese ostindischen Fahrzeuge alle sind an den Seiten merkwürdig eingerichtet; es gehen nämlich an jeder Seite zwei Bambusstangen vom Deck außer Bords hinaus, deren Enden an einer andern ungefähr armdicken Bambusstange, welche die Länge des Fahrzeugs hat und mit demselben parallel läuft, so befestigt sind, daß dieselbe beweglich ist und eben die Oberfläche des Wassers berührt. Dieß schützt die Canoes vor Umkippen bei hohler See und der dort gewöhnlichen hohen Deining, d. h. des hohen Seeganges; dasselbe wunderliche Seiterinstrument haben selbst die dreimastigen Frachtfahrer der andern Inseln, die häufig Kanonen an Bord führen, nichts als Ramsegel und ein Focksegel haben, und auch bei Windstille rudern. Diese großen Fahrzeuge haben eine auffallende Form; hinten vom Hintertheil bis zum Mittelmast ist der Rumpf hoch, zwischen dem Mittel- und Fockmast oder Vormast auf einmal bedeutend niedriger und am Bug am niedrigsten, fast mit dem Wasser gleichliegend. Sie haben ihr Steuerruder nicht hinten, sondern an der Seite des Hintertheils; jene Dreimaster haben zwei solche Ruder, an jeder Seite eines, die Canoes aber nur eines und zwar an der Steuerbordseite. Frauensleute fahren auch mit auf den größeren Fahrzeugen, thun aber keine Matrosenarbeit. Diese Fahrzeuge sind stark bemannt, manche mit 40—50 Mann.

Auf der Nordwestseite an dem Ort, wo Hr. Lang wohnt, ist auch ein Tempel, viel größer als die Hütten neben ihm. In diesem Tempel stehen an den Fenstern oder Fensterlöchern, die 3 — 4 Fuß lang sind, einige Abgötter, Bilder in menschlicher Gestalt; dicht bei jedem Abgott steht ein Topf mit Reis, ein Gefäß mit Bananen-Frucht und ein Krug Wasser. Vor den Fensterhöhlen sind Gardinen zum Schutz des Abgotts vor der Sonne. Die Eingebornen besuchen einzeln diesen Ort und werfen sich dann auf die Knie vor ihrem Götzen nieder; jede Nacht ohne Ausnahme kann man dort auf den Bergen an vielen Stellen die großen Feuer der Eingebornen zu Ehren ihrer Gottheiten sehen.

Ihre Todten bestatten sie auf folgende Weise zur Erde: zwei lange Stöcke Bambusrohr mit Querstangen daran befestigt dienen zur Bahre. Diese wird mit einer Matte bebreitet, dann die nackte Leiche darauf gelegt und mit einer andern Matte zugedeckt; sechs Männer tragen. An dem Begräbnißplatz oder Kirchhof — denn diese Begräbnißplätze sind eigentliche Kirchhöfe — angelangt, setzt man die Bahre nieder. Jetzt erst wird, mit einer Art Spaten, dessen unterster Theil von Eisen ist, das Grab gegraben, ungefähr fünf Fuß tief; wenn das Grab fertig ist, wird unten eine Matte hingebreitet, die Leiche hineingelegt und eine Matte darauf gelegt. Im Leichengefolg sind einige zwanzig Leute, die sich geberden wie Kinder, einige lachen, andre weinen, meistens aber geben sie zwischenhinein heulende Töne von sich; mitunter auch singen sie. Sie folgen nicht allein hinter der Leiche, sondern an allen Seiten. Wenn das Grab zugeschaufelt, was von so vielen geschieht als dabei ankommen können, streuen sie Blumen auf das Grab und grüne Zweige, und pflanzen einige davon darauf; danach gehen sie heim. Hernach wird ein Gehege von Bambusstöcken um das Grab gemacht, 3 — 4 Fuß hoch. An einem Ende des Grabes wird dann eine lange Stange von Bambus auf das Grab gesetzt mit etwas Rundem oben daran, was korbähnlich aussieht und mit dem Bambusstäbchen kreuzweise belegt ist. Bei vielen Gräbern sieht man auf einem Bänkchen einen Krug mit Wasser und ein Gefäß mit Reis, ebenso wie bei dem Abgott, um genug zu essen und zu trinken zu haben.

Auf der Nordwestspitze von Balli Badong am steilen hohen Rande auf einem steinernen Thurm steht auch ein großer Abgott, welcher den Gott der See vorstellen soll. Auf der Südostseite der Insel, wo ein Fluß einläuft, ist ein rundes Gebüsch mit ungeheuer hohen Bäumen, welches heilig ist und das kein Fremder betreten darf. In diesem Hain hörte man ein beständiges Geräusch von Thieren in den Bäumen. Die Eingebornen sollen den Glauben haben, dieß sey ein Gebet zu den Göttern für Balli.

Berichtigung.

In dem Artikel: „Aus dem Tagebuche einer Reise von Trapezunt nach dem östlichen und westlichen Persien" findet sich in der Nummer 115, S. 458 a Z. 14 v. unten die Angabe man müsse die Höhe des Elsändgebirgs über dem Meere auf wenigstens 1000 Fuß annehmen; es sollte 10,000 heißen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 118. 17 Mai 1850.

Die Slaven in Istrien.

Die Slavenvölker Oesterreichs haben in den zwei letzten verhängnißvollen Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa in so hohem Grade erregt, daß es sich wohl der Mühe verlohnen dürfte, auch die kleinern, früher entweder ganz unbekannten oder doch kaum beachteten Zweige der größern Stämme näher kennen zu lernen. Von jeher waren die civilisirten Nationen des westlichen und südlichen Europas gewohnt, mit Verachtung auf den gutmüthigen Slaven herabzublicken, seine guten Eigenschaften entweder gänzlich zu übersehen oder durch das trübe Glas des Nationalhasses zu betrachten, seine wirklichen Fehler zu übertreiben oder ihm sogar solche anzudichten, die ihm ganz fremd sind. Noch viele sehen in dem Slaven eine Art Halbmenschen, dessen Geist von der Natur stiefmütterlich bedacht wurde und der seine geringe Bildung nur aus Deutschland oder Frankreich zu holen genöthigt ist. So thöricht es wäre letzteres ganz in Abrede stellen zu wollen, so ungerecht ist es aber auch, die Slaven für eine unvollkommenere Menschenrace halten zu wollen; denn so wie kein Gelehrter vom Himmel fällt, so verdankt auch kein Volk seine Bildung sich allein, sondern eines wird von dem andern erzogen und unterrichtet. Der Slave steht an Bildungsfähigkeit keinem Deutschen oder Italiener nach, wie dieß so viele deutsch oder italienisch erzogene Slaven durch ihre schriftstellerischen Werke beurkundet haben. Aber auch der ungebildete Slave wird in jenen Gegenden, die vor dem ansteckenden Einflusse fremder Sitte frei geblieben sind, dem unparteiischen Forscher durch seine Gutmüthigkeit, Frömmigkeit, Friedfertigkeit, Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Gastfreiheit, Dienstfertigkeit und treue Anhänglichkeit an seinen rechtmäßigen Herrscher und Vorgesetzten Achtung und Wohlwollen abdringen. Gerade diese Eigenschaften sind es, die nebst der Unverständlichkeit der Sprache dem Slaven in den Augen seiner gebildeten Nachbaren den falschen Anstrich eines einfältigen, beschränkten Menschen verleihen; denn im Durchschnitte achten die Menschen nur jenen hoch, der ihnen Furcht und Schrecken einflößt, sind aber geneigt, den Friedfertigen und Harmlosen zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen. So nennt der Italiener den Slaven gemeiniglich nur Schiavo und verbindet mit diesem Worte den verächtlichen Begriff eines ungeschliffenen, groben und ungeschlachten Menschen, während der Slave gerade in seinem Benehmen die Kehrseite zu dieser Beschuldigung aufweist und den stolzen Italiener an moralischer Kraft und Würde weit übertrifft. Nicht leicht findet man die obenerwähnten originell-slavischen Charakterzüge in einer solchen Reinheit, wie bei den Slaven in Istrien. Ihre Gesittung und Lebensweise erinnert an die Unverdorbenheit und kindliche Einfalt des patriarchalischen Zeitalters oder jenes der ersten christlichen Gemeinden. Ihr Ursprung verliert sich in Roms Vorzeit und läßt durchaus keine historische Evidenz zu. Nur so viel ist außer Zweifel, daß sie die ersten Bewohner des Landes waren,[1] aus deren Sprache selbst mehrere der bei ihnen angelegten römischen Colonien ihren Namen erhielten, wie z. B. Pola von polje, pole Feld, Tergeste von terst, terstje Schilf. Sie sind einander an Sprache und Sitten fast durchgehends gleich. Nur in jenen Gegenden, welche durch feindliche Einbrüche oder durch die Pest verödet und erst später durch Einwanderer aus Dalmatien oder Croatien bevölkert wurden, finden einige Unterschiede statt. Sie bekennen sich fast insgesammt zur katholischen Kirche und beobachten jede, auch die geringfügigsten Satzungen und Vorschriften derselben mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß sie eher den Märtyrertod erleiden, als sich die geringste Uebertretung derselben erlauben würden. Gegen ihre Seelsorger hegen sie eine kindliche Ehrfurcht. Da sich ihre Geistlichkeit beim Unterrichte in der Religion, bei Gebeten, Gesängen, Evangelien und Predigten nur der Mundart des Volkes, nicht aber, wie es bei den benachbarten Italienern der Fall ist, der lateinischen Sprache bedient, so findet auch das Wort Gottes Eingang zu dem Herzen, so daß der Istrianer Slave in religiöser und moralischer Beziehung höher steht als sein wälscher Nachbar, welcher lateinische Gebete und Kirchenlieder herunterleiert, ohne etwas davon zu verstehen, und das Aeußerliche der Gottesverehrung mit dem Wesentlichen der Religion verwechselt. Der Istrianer Slave wagt es nie an der Wahrheit irgend einer Glaubenslehre zu zweifeln, ja er duldet es nicht einmal, daß jemand in seiner Gegenwart einen solchen Zweifel auszusprechen sich unterfange.

Am meisten äußert sich dieser kindlich fromme Glaube bei der Feier des Frohnleichnamsfestes. An diesem Tage eilt die ganze Gemeinde früh Morgens mit Blumen- und Kräutersträußen herbei und legt sie in einer langen Doppelreihe von den Stufen des Altars bis weit hinaus vor die Thüre auf dem Wege nieder, worüber der Priester mit der Monstranz einherschreitet. Die von seinen Füßen getretenen oder berührten Sträuße und Kränze gelten dann für geweiht, und werden, wenn sie verdorrt sind, zur Einräucherung bei Krankheiten oder zur Abwendung eines drohenden Gewitters gebraucht. Sobald nämlich hagelschwangere Wolken am Himmel heraufziehen, so

[1] Dieß ist bekanntlich eine strittige Frage. Nach andern und wahrscheinlichen Vermuthungen waren die Veneter ein pelasgisches Volk. A. d. R.

Digitized by Google

stellt man Gluthpfannen vor die Thüre, und legt die geweihten Kräuter darauf, während im Innern der Stube die ganze Familie auf den Knieen liegt, und in brünstigem Gebete den Schutz des Himmels anfleht. Dabei gibt man Acht, ob der Rauch gerade gen Himmel aufsteigt, denn dieß gilt für ein Zeichen der Erhörung. Für die Mutter des Heilands hegen sie eine vorzügliche Verehrung. Nie sprechen sie den Namen Jesus oder Maria aus, ohne den Zusatz: Slava i cast njim budi! — Ruhm und Ehre sey ihnen! — Alle Slaven in Istrien, sowohl Männer als auch Weiber, tragen immer einen Rosenkranz in der Tasche, und beten denselben unterwegs auf allen Gängen und Reisen. Sie laufen nie Gefahr denselben zu Hause zu vergessen, indem sie nur jene Gebete für gültig und wirksam halten, die sie mit ihrem eigenen Rosenkranze verrichten; würden sie sich eines fremden bedienen, so käme nach ihrer Meinung ihr Gebet nur demjenigen zu Nutz und Frommen, der ihnen denselben geliehen hätte. Deßhalb liefern sie jeden Rosenkranz, den sie zufällig finden, sogleich an ihren Pfarrer ab. Den Papst und die Bischöfe betrachten sie als lebende Heilige. Sie rechnen sich es zu einer besondern Ehre, wenn ein Priester ihre Schwelle betritt und sich würdigt an ihrem Tische zu speisen. Selten lassen sie ihn dann fort, ohne ihn mit irgend einer Gabe zu beehren. Seinen Worten hören sie mit gläubiger Ehrfurcht zu, besonders aber finden sie Wohlgefallen an Schilderungen aus dem Leben der alten Patriarchen, denen sie in ihrer Lebensweise so sehr gleichen. Die Fasten halten sie so strenge, daß viele sich nicht bloß alle Fleischspeisen, sondern selbst Milch und Eier für die ganze vierzigtägige Dauer derselben versagen. — Eine prunkhafte Kirchenfeier läßt in ihrem schlichten Herzen einen so bleibenden Eindruck zurück, daß sie sich wochenlang davon unterhalten. Zu den Feiertagen wird das ganze Haus rein gefegt und gescheuert. Am Weihnachtsabende läßt man einen großen Klotz auf dem Heerde glimmen und wirft von jedem Gerichte einen Bissen darauf. Während der Mahlzeit liegt ein Laib Brod auf dem Tische, worin drei Kerzen stecken, die man zur Ehre der heil. Dreifaltigkeit brennen läßt. Dieses Brod wird dann aufbewahrt, um es dem Vieh, wenn es krank wird, als Heilmittel einzugeben. Weihwasser darf in keinem Hause fehlen. Sie besprengen damit am Feste der h. drei Könige ihre Wohnungen und Felder. Kurz die Religion ist mit ihrem Denk- und Gefühlvermögen so innig verwachsen, daß sie oft unbedeutenden oder gleichgültigen Dingen und Handlungen eine religiöse Bedeutsamkeit beilegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Finanzen.

(Schluß.)

Soll die Regierung diesen Kampf mit sicherer Aussicht auf Erfolg führen, so muß sie ihre Einnahmen vermehren, um nicht jeden Augenblick von der Geldmacht abzuhängen. Das wird sie auf dem gegenwärtigen Wege nicht erreichen: sie hat, dem Andrang der Volksstimme nachgebend, mehrere Steuernachlässe vorgeschlagen, die, einmal in Anregung gebracht, sich nicht wieder zurücknehmen lassen, so 17 Zusatzcentimen an der Grundsteuer, welche nahe an 27 Mill. ertrugen; der Grund lag hauptsächlich darin, daß die Socialisten unter dem Landvolk mehr und mehr Boden gewannen, und man demselben zeigen wollte, daß die Regierung seinen Zustand nicht vernachlässige; man berief sich auf die 45 Centimes Zusatzsteuern, welche dem Ackerbau im J. 1848 auferlegt worden waren. Aber die Mittel den Ausfall zu decken sind theils kleinlich, theils unsicher und unzureichend, wie die Steuer auf das zur Sodabereitung nöthige Salz, der Zeitungsstempel, dessen Annahme noch unsicher ist, und einige Abgaben auf Pulver, Blei und Spielkarten. Alle diese Abgaben werden zusammen vielleicht 12 Mill. einbringen, den obigen Ausfall also nicht decken, so wenig als die Erhöhung des Portos von 20 auf 25 Centimes. Ein anderes und sichereres Auskunftsmittel ist eine Veränderung des Tarifs, indem man gewisse Verbote abschafft und die verbotähnlichen Zölle ermäßigt. Leon Faucher schätzt die aus einer sehr mäßigen Veränderung des Tarifs hervorgehende Mehreinnahme in den Zöllen auf 25 bis 30 Mill. an, und Coquelin glaubt, das jetzige Ergebniß der Zölle könne sich in drei bis vier Jahren verdoppeln, d. h. von 150 auf 300 Mill. steigen. Eine solche Vermehrung würde freilich die Staatscasse aller Abhängigkeit vom Geldmarkt so ziemlich entheben.

Die Sache hat allerdings ihre große politische Schwierigkeit: die französische Industrie ist unter einem sehr strengen Schutz-, ja man kann sagen, Verbotssystem groß gezogen worden, und hängt an dem ganzen Bau des jetzigen Systems mit einem gewissen Aberglauben; die unklugen Vertheidiger einer unbedingten Handelsfreiheit haben durch ihre Declamationen vollends die Industriellen kopfscheu gemacht, so daß ein Aufschrei erfolgt, wenn man nur an die heilige Bundeslade des Tarifs rührt, und da die Deputirten aus den industriellen Classen unter der Regierung Ludwig Philipps größtentheils zu der conservativen Partei gehörten, die Regierung aber diese in ihren wachsenden Verlegenheiten keineswegs erschüttern wollte, so geschah in den letzten Jahren der Julitsmonarchie durchaus nichts, wenigstens nicht in der Kammer, was diese Classe hätte beunruhigen können, und die früher in den dreißiger Jahren unter Duchatel angeregte Tarifreform blieb liegen. Es ist indeß hier ein Augiasstall zu misten, ähnlich dem des englischen Zollwesens, wie man sogleich sehen wird, wenn man erwägt daß der Zolltarif etwa 1000 Gegenstände umfaßt, von denen 17 ungefähr 120 Mill., und 79 andere etwa 25 Mill. abwerfen, während die 900 übrigen zusammen nur 7 bis 8 Mill. ertragen. Schon die Vereinfachung des Tarifs ist im Interesse der Ersparung an den Zollausgaben dringend geboten; Coquelin rechnet schon in diesem Punkt einen bedeutenden Gewinn, und erwartet, obwohl er für eine große Anzahl Artikel einen wesentlich niedrigern Zollansatz verlangt, im ersten Jahre ein Vermehrung des Einkommens von 30 bis 35 Mill. und im vierten Jahre eine Verdoppelung, ohne daß damit einem wohlverstandenen Schutzsystem irgend Eintrag gethan wäre, denn seine Zollbeträge variiren für fabricirte Waaren zwischen 15 und 25 Proc., und er hält sich mehr an die letztere Zahl als an die erstere.[1] Wird die französische Finanzverwaltung sich jetzt in einem so kritischen Zeitpunkt an ein solches Unternehmen, wie eine gründliche Reform des Zollwesens ist, wagen? Das ist freilich sehr zu bezweifeln. Es gibt allerdings einen Punkt, hinsichtlich dessen die Finanzfrage durchaus vorwaltet, und dieß sind die Colonialwaaren. In England ist der Verbrauch von Kaffee seit dem Anfang dieses Jahrhunderts,

[1] S. seine Abhandlung über Zölle und Finanzen in der Revue des deux Mondes, Jahrgang 1848. Seine Vorschläge gehen namentlich dahin, die Ausgangszölle abzuschaffen, der Industrie, so wie den eigentlichen Bedürfnissen des Volks, Fleisch und Korn, die Rohstoffe zu verwohlfeilen, durch Abschaffung der Verbote und verbotähnlichen Zölle in den Fabrikaten ein Zollerträgniß von 24 bis 25 Mill. und durch bessere Einrichtung des Zollsystems auf Colonialwaaren eine ähnliche Summe zu erlangen, während die Einnahmen durch die Nachlässe im Zoll nur etwa 17 Mill. verlieren werden.

Digitized by Google

wo der Zoll auf das Pfund 1½ Sh. (54 kr.) betrug, während er jetzt nur noch 4 Pence (12 kr.) ist, von 750,000 Pf. auf 35 Mill., und von etwa 2 Unzen per Kopf auf mehr als 1½ Pfd. gestiegen. Der Verbrauch von Cacao, der im J. 1820 noch 1 Sh. per Pfund zahlte, wobei 276,321 Pfund verbraucht wurden, stieg seit dem J. 1832, wo der Zoll auf 2 Pence herabgesetzt wurde, bis zum J. 1846 auf beinahe 3 Mill Pfd. Der Theeverbrauch in England ist vom J. 1814 bis zum J. 1846 von 19 Mill. Pfd. auf 46 gestiegen, nicht weil der Zoll abnahm, denn dieser ist ziemlich derselbe geblieben, sondern weil der durchschnittliche Preis des Pfundes von 44 Pence auf 16 gesunken ist. Aehnliche Erfolge erwartet man in Frankreich. Hier zahlt der Kaffee 93 Fr. für 100 Kilo., und der Zoll macht 14 bis 15 Mill. aus; es zeigt dieß einen Verbrauch von etwa 320,000 Ctrn. an, etwa um die Hälfte geringer als der Zollverein. Man schlägt vor den Zoll auf 30 Fr. für 100 K. herabzusetzen, wodurch gleich im ersten Jahre der Verbrauch steigen, der Schmuggel, der sehr thätig betrieben wird, vernichtet, und die Cichorien, welche jetzt eine so große Rolle spielen, verdrängt würden.[1] Noch größere Hoffnungen setzt man auf eine Veränderung des Zuckerzolls, und hier ist allerdings vieles zu hoffen, wenn auch die ausschweifenden Erwartungen sich nicht verwirklichen dürften. Frankreich hat seit dem Frieden hinsichtlich seiner Zuckergesetzgebung ein ganz falsches System befolgt, indem es dem elenden Rest seiner Colonien einen Vorzug gewährte, der seinem Handel einen großen Schaden bringen mußte, denn die Colonien konnten den Zucker nicht in hinreichender Menge liefern, und der Zoll zu ihren Gunsten war so groß,[2] daß der Preis in Frankreich unnatürlich in die Höhe getrieben, und der Rübenzucker gewaltsam begünstigt wurde, so daß man später gegen diesen einschreiten, und die Abgabe von demselben mit der vom Colonialzucker gleich machen mußte, was jetzt wiederum nicht zureichen will, wie die bedeutende Vermehrung des Rübenzuckers zeigt. Das Mittel gegen diesen liegt in einer Herabsetzung des Zolls auf fremde Zucker, um so mehr als die Aufhebung der Sklaverei in den französischen Colonien, wie früher in den englischen, die Zuckererzeugung bedeutend herunterbringen muß; natürlich muß man dann den Handel der Colonien freigeben, was für Frankreich nur ein Vortheil seyn kann, und von den Seehäfen schon seit längerer Zeit verlangt wird. Ist die Zuschlagsteuer auf fremden Zucker abgeschafft, und wird zugleich — dieß ist der jetzige Vorschlag — der Zuckerzoll auf 35 Fr. für 100 Kil. herabgesetzt, eine Ermäßigung von fast zwei Fünfteln, so glaubt man den Zuckerverbrauch binnen eines Jahres sich fast verdoppeln zu sehen, und wenigstens würde die Zufuhr fremden Zuckers sich verdoppeln, was dem Handel wie dem Zolleinkommen gleichmäßig zu Gute kommen würde.

Es sind dieß nur einige Andeutungen über die Aenderungen, welche vielleicht dem französischen Handelssystem bevorstehen, und jedenfalls, wenn nicht auf einmal, doch im Laufe einiger Jahre durchgeführt werden müssen. Der Zustand der öffentlichen Meinung ist, wie sich unter den jetzigen Verhältnissen leicht erklären läßt, ziemlich ungeduldig, und diese ungeduldige Stimmung, welche mit der Erschlaffung vor der Revolution stark contrastirt, wird die Ministerien vorwärts treiben. Bereits haben mehrere Zweige der innern Verwaltung Modificationen und Reductionen — vielleicht zum Theil allzu große — erfahren, aber jedenfalls wäre vor der Revolution nicht daran zu denken gewesen. Die politischen Ereignisse sind in keinem Lande weniger als in Frankreich zu berechnen, man darf aber doch nicht außer Acht lassen, daß sich in sehr bedeutenden Kreisen eine höchst empfindliche Stimmung gegen das bodenlose Treiben der jetzigen politischen Parteien, ohne Unterschied ihrer Farbe, zeigt. Es ist dieß ein sehr zu beachtendes Symptom: man ist des unfruchtbaren Zanks der Parteien herzlich müde und verlangt, daß die gesetzgebende Versammlung sich mit den wahren Interessen des Landes beschäftige, und das nutzlose Intriguiren unterlasse; ehe sich es die politisirenden Herren versehen, könnte diese Stimmung anwachsen, und wenn sie gleich ihrer Natur nach mehr defensiver als aggressiver Art ist, den zankenden Parteien einen schlimmen Streich spielen. Wer diese materiellen Interessen zufrieden zu stellen weiß, wird der Mann seyn, der am Ende die Entscheidung herbeiführt. Gegen nutzlose, nur den Frieden störende Gewaltstreiche wird sich die öffentliche Meinung immer stärker und stärker aussprechen.

[1] Letzteres ist zu bezweifeln. In England, wo der Zoll nur 12 kr. auf das Pfund beträgt, während er freilich in Frankreich nach dem obigen Vorschlag nur etwa 6 kr. betragen würde, schadet der Gebrauch der Cichorien dem Kaufmann und dem Schatzamt ungemein. Kürzlich haben 13 Londoner Handelshäuser eine Schrift gegen den Gebrauch der Cichorien bei dem Ministerium eingegeben.

[2] 20 bis 25 Franks für 100 Kil. Es läßt sich nicht genauer bestimmen, da die Unterabtheilungen sehr mannichfach sind.

Ritt in die Walachei.

(Von Arthur Schott.)

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

Wir hatten erst in Bukurest bestimmt unseren Rückmarsch über Pitest und Rimnik zu machen, um bei letzterer Stadt am Olt die Salzwerke von Olna Mare zu besuchen. Unsre Straße zog sich also größtentheils an den Flüssen Sabaru und Argisch (sp. Ardjisch) hinauf bis Pitest und überschritt von da die Flußgebiete des Topolog und Olt bei Rimnik. Wie sehr ich also irre geritten war, als ich mich auf der Straße von Tirgowist befand, auf welche mich ein Bukurester Freund gewiesen hatte, läßt sich denken, da die Richtung meines einsamen Ritts gegen NNO statt NNW zog. Ein Blick auf die Karte hätte mich natürlich schnell unterrichtet, allein diese war wohl eingepackt; für alle also, die je einmal in Bukurest unbekannt sind und dieses allein gegen Pitest zu verlassen wollen, sey's gesagt, daß sie nicht durch Potu Mogus̆oi hinausgehen, sondern daß sie, die Dimbowitza und die neue Reitercaserne zur Linken, jenen Weg nehmen, der deutlich genug durch die Gurtea Arsa bezeichnet ist. Daß ich nach Erreichung der mir angewiesenen Straße noch immer nicht auf der rechten war, wußte ich natürlich noch nicht und zog guten Muthes vorwärts, mich durch Hitze und endlosen Staub fortarbeitend; hier war alles flach. Eine gelbe kahle Stoppelebene zog sich fast gränzenlos vor mir hin, und nur auf einer Seite machte eine ferne Baumgruppe und daneben die Ruine einer großen Kirche eine etwas erhabene Gränze zwischen der duftverlorenen flimmernden Runde und dem wolkenlosen Himmel.

Ich hatte, eben abgestiegen, mir an einem Ziehbrunnen einen vollen Eimer zur Erfrischung heraufgezogen, und war im Begriff zu trinken, da eilte ein Schäfer herbei und bat mich, ihn zuerst trinken zu lassen, da seine Schafe dort allein in der Nähe eines Feldes seyen, wo er gepfändet werden würde, wenn sie Schaden machten. Ich überließ ihm also den Eimer, und er that, was ich wollte; als er fertig war, fragte ich ihn, ob es noch weit nach Bolentin auf die nächste Post sey, worauf er sagte: Nein, es sey kaum eine kleine halbe Stunde mehr; ich setzte mich daher, nachdem ich getrunken, getrost auf und ritt zu. Das war aber eine halbe Stunde, die, wie die Landleute in meinem Vaterlande sagen, der Fuchs gemessen hat; ich erreichte die einzelnen Häuser eines Orts, einen einsamen Han und ritt vorüber, weil ich noch immer keinen Posthof sah. Endlich hielt ich an einer zweiten Straßenschenke

Digitized by Google

an, denn ich war schon drei Stunden von Bukurest weg, stieg ab, um mich recht genau um meinen Weg zu erkundigen, weßhalb ich mir ein paar Brezeln und eine Litera Wein geben ließ. Jetzt erst, nachdem ich etwa eine Post hinter mir hatte, erfuhr ich, daß ich mich nicht auf der Straße nach Pitest, sondern auf der von Tirgowist befinde.

Es war die Wirthin, ein Kind und ein junger Mann, der aber nicht zum Haus zu gehören schien, die saßen eben an einem frisch gebackenen Stück Malai und hielten Tafel; der Mann gab mir nun die Auskunft, daß ich mich hier sogleich links auf einem Feldweg halten solle, bis ich eines Dorfes rechts und eines links ansichtig würde. Wenn ich mich dann immer links halte, so könne ich die Straße nach Polentin in einer halben oder dreiviertel Stunden erreichen. Auf dieses rieb ich meinem Pferde zur Erfrischung Augen und Ohren, steckte ihm eine Brezel zu und zog in der bezeichneten Richtung fort. Ueber meinen ersten Fehler gleich an der Linie von Bukurest hatte ich mich getröstet durch den Anblick des zur Illumination aufgeputzten städtischen Parkes, den ich, ohne den Weg zu verfehlen, nicht zu Gesicht bekommen hätte; den zweiten Fehltritt, obwohl auch Folge des ersten, verschmerzte ich, mein Pferd bedenkend, viel schwerer; dieses aber schien auch von meiner Ansicht beseelt und schritt jetzt rüstiger zu, um den begangenen Fehler gut zu machen. Hier fand ich in einem dichten, aber durch Viehweidegang verkrüppelten Gesträuppwerk mehrere Pflanzen, die ich als botanischen Fund sogleich zwischen dem nöthigen Papier unterbrachte. Es waren Centaurea trinervia und Scabiosa integrifolia, besonders schön durch ihre feurigen blutrothen Blumen; auch Anthericum ramosum war hier häufig. So war es vielleicht Bestimmung gewesen, daß ich hierher kommen mußte, um die beiden ersteren Pflanzen zu finden, die ich auf dem ganzen Reisestrich dann nicht mehr zu Gesicht bekam. Da mein Pferd, nachdem ich es auch einmal getränkt hatte, frisch und munter zuging, so war ich über diese kleine Irrfahrt nicht sehr böse, lernte ich ja dadurch doch einen größeren Theil von Bukurests Umgebung kennen. Unfern eines Dorfes bei einer sehr malerisch gelegenen Mühle passirte ich die rauschende Dimbowiza, deren Wasser hier schon viel klarer war als im Weichbilde von Bukurest, was fast bei allen Flüssen der Fall seyn wird, welche Hauptstädte durchfließen; ich hielt in Gedanken noch eine kleine Anrede an sie und dachte:

„Dimbowiza, süßes Wasser,
Wer es trinkt kanns nimmer lassen."

Fast ging mirs auch so, und noch jetzt hatte ich ja in der That alle Mühe gehabt aus ihrem Bereich zu kommen. Schöne große und kleine Auen, bald ein Kloster oder ein zwischen Bäumen zerstreut umher liegendes Dorf, als Kern enthaltend, durchzogen zwischen den Ufern der Dimbowiza und Sabaru üppige Wiesen und Felder. Häufig begegnete ich auch Gruppen von Arbeitern mit Sensen, die während der gegenwärtigen Erntezeit vollauf zu thun hatten. Mein Weg, den ich nun nicht mehr erfragen wollte, sondern nur überhaupt nach Gutdünken aufsuchte, wand sich jetzt in einen fast stundenlangen Wald; dessen Unterholz bestand aus Eichen, worunter auch Quercus conferta, die auch so sehr häufig im südlichen Ungarn vorkommt.

Dieser Wald war auch mehrfach von trockenen Flußbetten durchrissen, über die ziemlich lange Brückensteige führten, Beweise, daß das Wasser hier oft sehr mächtig kommen mußte. Meine breite Straße wand sich bald hin bald her, und immer blieb sich der Wald gleich dicht, gleich hoch; nirgends ein Punkt, daß man hätte hinaussehen können, so daß er eintönig und langweilig wurde, wobei ich alle meine Geduld brauchte, um nicht unmuthig zu werden. Endlich lichtete sich eine Seite, und es wechselten Jungholz, Gestrüpp und Ackerfeld. So erreichte ich nach 2½stündigem Ritt einen ärmlichen Han, wo ich einen schlechten Wein aber eine freundliche Wirthin fand, die mir sogleich die beste und angenehmste Auskunft dahin gab, daß die Poststation (Polentin de sus) Oberpolentin keine halbe Stunde mehr entfernt liege; sie zeigte mir auch die Giebel einiger Häuser und eines Kirchthurms, die unfern hinter den Vorhölzern des Waldes lagen, durch den ich eben gekommen war; ich nahm wieder eine Litera Wein zu mir, der wohl einen Faßgeschmack hatte, sonst aber angenehm und leicht war, wie alle walachischen weißen Weine den Vorzug vor den ungarischen haben, daß sie die Lebensgeister erwecken, statt einzuschläfern. Als ob mein Pferd das mit der Wirthin gepflogene Gespräch verstanden hätte, ging es jetzt nach 5½stündigem Marsche munter vorwärts, so daß wir bald, nachdem wir Eichenhölzer und Gestrüppe in allen Richtungen durchzogen hatten, die erwünschte Post erreichten. In letzterem Gestrüpp war das häufige und außerordentlich schöne Vorkommen der Pflanze Digitalis lanata (wolliger Fingerhut), die zwar in der Walachei häufig ist, besonders bezeichnend. Sie wuchs zu mannshohen reichblüthigen Candelabern empor, so daß mir nur leid war, nicht ein so großes Exemplar vollständig einlegen zu können. Am Herrschaftshaus vorüber ritt ich gerade einem Han zu, wo sich der Tschausch der Post befand. Da indessen hier kein Heu zu bekommen und B. noch nicht angekommen war, wählte ich einen zweiten, wo es Futter gab. Nachdem das Pferd erleichtert und versorgt war, nahm ich Platz neben den zahlreichen Gästen, die sich hier beim Schalle zweier von Zigeunern gespielten Violinen lustig und bunt durch einander drängten. Es fehlte mir natürlich nicht an Unterhaltung, bis B., der noch immer nicht da war, ankommen würde. Besonders war mir hier die feinere Tracht der Männer aufgefallen, deren Hemde an Kragen und Aermeln häufig mit groben Spitzen besetzt waren, ein Industrieerzeugniß der kunstfertigen Weiber. Vom großkrempigen Hute ließen sie breite und bunte Bänder herabflattern, wonach zu schließen die hiesigen Bauern zu den wohlhabenderen gehören mußten, wenigstens sagt das Sprüchwort: „Wer lang hat, läßt lang hängen." Weniger unterschied sich die weibliche Tracht von der gewöhnlichen. Nachdem ich etwa eine Stunde verweilt, kam B. auf einem gewöhnlichen zweispännigen Leiterwagen angefahren, dem er, wenn ich nicht irre, sechs Silberzwanziger für diese Poststation hatte zahlen müssen. Er hatte beabsichtigt mit Post zu fahren, hätte aber dazu in der Stadt Paß und Ausweise gebraucht, und gar noch einmal von der Polizei, ja ich glaube sogar eine Bescheinigung vom Consul einholen müssen, weßhalb er es der friedlichen Kürze wegen vorzog, sich einen eigenen Wagen zu nehmen. Kurzum, so kam er mit einem bescheidenen Zweispänner an, unsern neuen Reisecompan, sein Pferd, den neugetauften Scherban, neben angebunden. Nach kurzem Gruß fertigte er seinen Privatpostillon ab, und unsre beiden vierfüßigen Reisegefährten hatten jetzt die Freude eines rührenden Wiedersehens, was sie beide durch Wiehern und Brausen durch die Nüstern und Scharren kundgaben. Währenddem verlangte ich von B. die Reisetaschen ein wenig auszuweiden, da ich mich sehr zum Essen aufgelegt fühlte, dieser schaute mich auf mein Ansuchen bedeutsam an und erklärte nunmehr, daß er nichts von Proviant mit sich gebracht, da man ihm in Bukurest gesagt habe, daß er in jedem Han auf dieser Straße alles bekomme, was zwei anspruchlose Reisende bedürften. Ich gestehe, daß ich über der Leichtfertigkeit meines Reisecameraden sehr ärgerlich war, da er mit mir schon den Strich von Orsowa bis Bukurest, also jedenfalls auch eine Hauptroute kannte, und so gut als ich erfahren hatte, daß nirgends oder höchstens nur zufällig etwas zu bekommen war. Dennoch ließ er sich wieder bereden, und wir saßen jetzt ohne Proviant in Oberpolentin, noch einen Marsch von acht walachischen, mitunter sehr gedehnten Posten vor uns habend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende Wallin brach gegen Ende des Jahrs 1847 von Cairo auf, um durch einen von Europäern bisher nicht beschriebenen Theil Arabiens zu dringen. Er vollendete sein Unternehmen glücklich und schickte die handschriftliche Beschreibung seiner Reise an die Londoner geographische Gesellschaft. Sein Weg ging längs dem Ufer der Sinaihalbinsel nach Altur, Ascharm, Muweilah, Dschebel Schammar und durch die Wüste Dahna nach Meschhed Ali und Bagdad. Die Beschreibung ist um so interessanter, als die Nachrichten alter arabischen Schriftsteller mit den persönlichen Erfahrungen des Reisenden zusammengestellt sind. Die ostindische Compagnie will nach seinen Aufzeichnungen zwei Karten dieses Theils von Arabien herausgeben, und diese sind auch schon ziemlich weit vorgerückt. (Athen. 11 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 119. 18 Mai 1850.

Die archäologischen Ueberreste in Mesopotamien.

(Aus einem Briefe Dr. P. Colquhoun's von der persischen Gränze. Lit. Gaz. 11 Mai.)

Die Entdeckungen in Mesopotamien sind auf eine äußerst systematische und methodische Weise fortgeschritten, was freilich mehr Sache des Zufalls als eines Plans war, welchen man selbst von dem geschicktesten Archäologen nicht verlangen konnte, der wie Layard kaum einen Fingerzeig hatte, um sich in seinen Forschungen leiten zu lassen. Zuerst wurden die alten königlichen Paläste ans Tageslicht gebracht, und die Berichte, mit denen ihre Mauern angefüllt waren, gaben Gelegenheit zu Aufklärungen über die Geschichte jener Zeit. Diese werthvollen Denkmäler wären jedoch ein bloßer Gegenstand antiquarischer Neugierde geblieben, hätten nicht Rawlinsons Scharfsinn und unermüdliche Thätigkeit der Welt ihren Inhalt enthüllt.[1] Dieß kann man den ersten Schritt in diesen Entdeckungen nennen. Der zweite ist die Entdeckung der mythischen und religiösen Emblème der Assyrier, über welche schon Layard sehr scharfsinnige Vermuthungen aufgestellt hat, zu deren voller Erklärung aber wir die kritischen Untersuchungen über die Sprache abwarten müssen. In allem, was auf erloschene Nationalitäten Bezug hat, ist nichts so wichtig, als die Frage über den religiösen Glauben, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß er sich gewöhnlich auf eine viel ältere Geschichte gründet, die durch die Ueberlieferung vieler Jahrhunderte hindurch alle Kennzeichen einer mythischen Theologie annahm, worin wirkliche Eroberer in Dynastien verschmelzen, und dynastische Helden zu Schattengestalten mythischer Gottheiten werden. Drittens endlich sind die häuslichen Gewohnheiten des Volkes durch allerlei Hausgeräthschaften aufgehellt worden. Davon hat Layard 40 Kisten aus Nimrud gesammelt, die nicht bloß, wie man glaubte, aus Küchengeschirren bestehen, sondern aus sehr mannichfachen Geräthschaften, zahlreicher als man sie in den Katakomben Aegyptens entdeckte. Noch ist dieser Vorrath keineswegs erschöpft, und Layard will die Forschungen auch nicht aufgeben, solange sie etwas werthvolles liefern; dann aber will er sich nach den neuern, aber nicht minder interessanten Erdhügeln von Babylon begeben. Das letzte, auf was man im Laufe der Nachsuchungen gestoßen ist, sind die Aufbewahrungsorte der Todten.

Oberst Williams, großbritannischer Gränzcommissär, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, Layard in seinen Untersuchungen zu unterstützen, verwendet jetzt seine übrige Zeit auf Workah, eine unermeßliche Ruine südlich von Babylon. Er hatte vorläufig den seiner Mission beigegebenen Naturforscher Loftus mit einer Karawane von Maulthieren und Pferden durch die Wüste geschickt, und dieser hat wahre Fundgruben von Alterthümern entdeckt, bestehend in Backsteinen mit vollkommen erhaltenen Inschriften, welche bedeutendes Licht auf den Zeitpunkt der Geschichte werfen müssen, der diese Stadt angehörte. Sie entdeckten ferner Särge aus verglastem Thon, woraus sie Arm- und Fußspangen mit vollständig erhaltenen Inschriften entnahmen. In der kurzen Zeit von drei Tagen hat Hr. Loftus mit Hülfe von Arabern aus diesen Hügeln 60 merkwürdige Stücke, meistens in Arm- und Fußspangen, Pfeilspitzen, kleinen Statuen von Bronze und Thon, und einem Schwert bestehend, gewonnen. Bei seiner Rückkehr ins Hauptquartier belud Hr. Loftus seine Maulthiere mit einigen schönen Bruchstücken einer Bildsäule in schwarzem Basalt, welche mit allen andern Gegenständen, so wie mit Layards dritter Sendung von assyrischen Marmorplatten, nach England geschickt werden soll.

Oberst Williams sucht jetzt Gelegenheit, Ausgrabungen zu Susa zu machen. Es scheint in Mesopotamien eine Fundgrube von Alterthümern zu liegen, welche nicht bloß den jetzt dort beschäftigten Männern volle Beschäftigung geben wird, sondern Gelegenheit zu Nachforschungen noch für viele kommende Jahre, und zwar ohne weit von Babylon wegzugehen. Das alte Ctesiphon, Seleucia, Kufa sind in der Nähe, kurz wohin man sich wendet, erheben sich die riesenhaften Ueberreste der größten Reiche alter Zeit, als forderten sie den Reisenden selbst zur Nachforschung auf.

Es sind Briefe von Layard bis zum 18 März eingelaufen, in denen er erwähnt, daß nach arabischen Berichten sich merkwürdige Alterthümer in der Wüste von Chabur finden, wohin nie ein Europäer gekommen ist, und wohin er sich eben mit einer Schaar arabischer Scheichs und ihrer Leute, etwa 70 bis 80 an der Zahl, aufgemacht hat. Während seiner Abwesenheit sollen die Ausgrabungen in Nimrud fortgesetzt werden, und haben neulich interessante Gegenstände geliefert, darunter eine wichtige Inschrift, mehrere geflügelte Löwen und Stiere u. s. w. Hr. Layard hat Major Rawlinsons erste Auseinandersetzung über die ninivitischen Alterthümer erhalten, ist aber namentlich mit seiner Chronologie gar nicht einverstanden, und beharrt auf den in seinem eigenen Werk ausgesprochenen Ansichten.

---

[1] Dieß ist indeß sprachlich und historisch bis jetzt noch nur in sehr spärlichem Maaße geschehen. A. d. U.

Digitized by Google

Die Slaven in Istrien.

(Fortsetzung.)

Verlöbnisse und Heurathen.

Weil die Ehe die beste Schutzwehr gegen Unsittlichkeit und die festeste Grundlage aller bürgerlichen Tugenden ist, so sind sie frühzeitig darauf bedacht ihren Söhnen würdige Lebensgefährtinnen auszusuchen. Diese Sorge bleibt den Eltern ganz überlassen. Sie sehen sich für ihren Sohn, sobald er das Alter der Mannbarkeit erreicht, nach einer Braut von gutem Geblüte (wie sie sich auszudrücken pflegen) um, d. h. nach einem Mädchen, deren Aeltern wegen ihrer Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit in gutem Rufe stehen. Dabei wird auf körperliche Gesundheit sowohl bei der Braut selbst als auch bei ihren Aeltern Rücksicht genommen. In ihrer Sorgfalt für einen guten Leumund sind sie so ängstlich, daß sie ihre Nachforschungen selbst auf die Ururältern der Familie, mit der sie sich zu verbinden Willens sind, erstrecken, und bei der Entdeckung irgend eines lang vergessenen Verbrechens sogleich zurücktreten. Ihre größte Aufmerksamkeit aber richten sie auf den Charakter der Mutter nach dem bei ihnen üblichen Sprüchworte: wie die Mutter spinnt, so webt die Tochter. Bei solchen Veranlassungen führen sie immer Sprüche aus dem Evangelium an, als: sammelt man auch Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also bringt ein guter Baum gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte. Eben so holen umgekehrt die Eltern der Braut genaue Erkundigungen über den Charakter des Bräutigams und seiner Angehörigen ein, wobei sie ihr Hauptaugenmerk auf den guten Ruf richten, ohne sich vom Interesse blenden zu lassen. Lobenswerth ist auch die Vorsicht, welche sie abhält, ihr Blut, wie sie sagen, mit kränklichen, schwächlichen, krüppelhaften oder mit erblichen Uebeln behafteten Personen zu vermischen.

Die für einander bestimmten Brautleute wissen oft nichts von allen diesen Schritten und Unterhandlungen, ja oft kennen sie einander gar nicht. Erst, wenn der Beschluß ihrer beiderseitigen Eltern feststeht, macht man ihnen denselben bekannt, und selten ereignet sich der Fall, daß die Kinder sich gegen die Wahl ihrer Eltern sträuben, denen sie ihr ganzes Leben hindurch, auch wenn sie schon großjährig sind und selbst Kinder haben, bei allen Gelegenheiten Gehorsam, Ehrfurcht und kindliche Liebe beweisen.

Ist das Verlöbniß beschlossen, so begibt sich der Vater des Bräutigams mit drei oder vier Blutsverwandten, die in der Familie das größte Ansehen genießen, zu Pferde nach dem Hause der Braut, um förmlich um sie anzuhalten. Dort halten sie vor der Thüre, ohne abzusteigen, rufen die Eltern heraus, ziehen den Hut vor ihnen ab und bringen ihr Begehren in folgenden Worten an: „Gelobt sey Jesus Maria! Wir kommen Euch zu fragen, ob ihr zufrieden seyd, Eure Tochter N. N. unserem geliebten Sohne N. N. zum Eheweibe zu geben." Der Vater oder Vormund der Braut antwortet darauf: „in acht Tagen könnet Ihr um die Antwort kommen." Nach dieser lakonischen Antwort lenken die Brautwerber ohne weitere Complimente ihre Pferde um und sprengen im Galopp davon.

Ungefähr drei Tage darauf wissen sie schon, welche Antwort sie von der Braut zu erwarten haben, denn im Falle der Einwilligung schickt die Braut ihrem Zukünftigen einen Blumenstrauß, im entgegengesetzten Falle ein Büschel Wermuth; daher bei ihnen die Redensart „Wermuth schicken", statt „einen Korb geben." Sind die Eltern des Bräutigams eines günstigen Erfolges gewiß, so kehren sie mit denselben Begleitern und ihrem Sohne nach Verlauf von acht Tagen nach dem Hause der Braut zurück, um die Antwort zu vernehmen. Dießmal steigen sie jedoch vom Pferde ab, und treten in das Haus ein, wo nach wechselseitigen Umarmungen und Begrüßungen die gewünschte Zustimmung ertheilt wird. Nun wird das Verlobungsmahl in Anwesenheit der werthen Gäste bereitet, denn bei den Slaven in Istrien, so wie in vielen andern von Slaven bewohnten Ländern, dient ein und dasselbe Gemach zur Küche und Wohnstube. Die Braut läuft dabei geschäftig hin und her, um ihre Häuslichkeit im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen, und gibt sich dabei das Ansehen, als kümmere sie sich um ihren Verlobten nicht im mindesten, der seinerseits bei der Erlangung eines Glückes, welches ihm von seinen Eltern bereitet wurde, ohne daß er selbst sich darnach sehnte, nicht minder lüstern nach der am Spieße sich drehenden Hammelskeule, als nach seiner künftigen Lebensgefährtin blickt. Sobald das Mahl bereitet ist, setzen sich die Männer allein zu Tische, denn so erheischt es die Etiquette der Gastfreundschaft bei den Istrianer Slaven. Zuerst trägt man die Suppe, dann ein Gericht Leber auf. Bei diesem hält man inne und eröffnet die Präliminarien des Heurathscontracts. Dieser Contract bezieht sich nur auf die in der gewöhnlichen Truhe enthaltene Ausstattung an Wäsche und Kleidungsstücken, unter denen ein neuer Pelz nie fehlen darf; zugleich werden die Geschenke bestimmt, die der Bräutigam seiner Braut an Geld und Feldereien zu machen gedenkt, nebst den Beiträgen an Lebensmitteln für den Hochzeitsschmaus. Von einer Mitgift ist keine Rede, denn die Slaven geben ihren Töchtern nichts als das pflichtmäßige Erbtheil, das ihnen erst nach dem Ableben der Eltern verabfolgt wird. Ist man über die Bedingungen einig geworden, so schmaust man fröhlich weiter, widrigenfalls verläßt der Vater des Bräutigams sammt ihm und seinen Begleitern Tisch und Haus, ohne weiter ein Wort zu verlieren und alle traben wieder nach Hause zurück. Im erstern Falle verehrt der Bräutigam nach Abschluß des Contractes seiner Braut ein Kopftuch oder eine silberne Reliquienkapsel, welche die Istrianer Weiber am Halse zu tragen pflegen, wofür er von ihr einen Strauß künstlicher Blumen empfängt, den er bis nach Beendigung der Trauung auf seinem Hute trägt.

Gebräuche bei der Hochzeitsfeier.

Zu der Hochzeit werden die nächsten Verwandten des Bräutigams eingeladen, deren Zahl beim Abschluß des Heurathspactes vornherein bestimmt wird. Tags zuvor werden alle Anstalten getroffen, um den Hochzeitschmauß so leckerhaft als nur möglich zu bereiten. Jeder einzelne von den Hochzeitsgästen ist verpflichtet, wenigstens ein Hammelsviertel oder sonst eine beliebte Eßwaare mitzubringen. Wenn alle versammelt sind, so schwingt sich der Bräutigam, von einigen Männern begleitet, auf sein Roß, um seine Braut abzuholen. Alle sind mit Pistolen bewaffnet, aus denen sie von Zeit zu Zeit, besonders aber vor der Wohnung der Braut, Freudenschüsse abfeuern. Einer von der Hochzeitsgesellschaft macht den Vorreiter, Barjaktar genannt. Er schwingt eine bunte Fahne an einem langen Stocke, an dessen Spitze eine Brezel und über derselben ein großer Apfel steckt. Bei der Ankunft überreicht der Bräutigam seiner Verlobten ein Paar neue Strümpfe und Schuhe. Ein zweites Paar neuer Schuhe schenkt er ihrer Mutter, oder wenn diese

nicht mehr am Leben ist, jener Frau, welche die Stelle der Mutter vertritt. Die Braut legt sogleich die ihr verehrte Fußbekleidung an, denn nur in dieser ist es ihr erlaubt in die Kirche zu gehen. Sobald sie ganz angekleidet und geschmückt ist, erscheint sie vor ihrem Bräutigam mit drei Aepfeln, die sie plötzlich aus aller Kraft gegen ihn wirft, während er sich gegen die Würfe hinter der Fahne zu schützen sucht. Man kann sich denken, welches schallende Gelächter diese komische Scene unter den Anwesenden erregt, besonders wenn der Bräutigam derb getroffen worden ist. Dieser klaubt dann die drei Aepfel sorgfältig auf und verzehrt sie nach seiner Rückkehr aus der Kirche mit seiner Braut. Der Putz des Bräutigams besteht in großen rothen Bändern an seiner Kappe. Die Braut trägt ein scharlachrothes Leibchen, und auf dem Kopfe eine Guirlande von künstlichen Blumen, von welcher rund herum breite bunte Bänder flattern. Der Ritt zur Kirche findet gemeiniglich unter Begleitung von zwei Schalmeibläsern statt, welche eine beliebte altslavische Tanzweise spielen. Die Braut wird von den Brüdern des Bräutigams und von einigen ihrer nächsten Verwandten geleitet. Der Brautführer reitet zur Seite der Braut, indem beide die entgegengesetzten Zipfel eines bunten Taschentuches halten. Er darf die Braut nicht aus den Augen lassen, denn diese trachtet wo und wie sie kann zu entschlüpfen und sich zu verstecken. Gelingt ihr dieß, so wird der gefoppte Brautführer weidlich ausgelacht, und sowohl er selbst als auch seine Gefährten, welche an der Aufsicht mit betheiligt sind, müssen obendrein der Braut irgend ein Geschenk machen. Der Braut gibt man den schlechtesten Gaul, so daß sie immer ganz zuletzt bleibt und sich manchmal gewaltig anstrengen muß, um den andern nachzukommen. Nach der Trauung wirft die Braut beim Herausgehen aus der Kirche Stücke von Brezeln unter die herbeigelaufenen Kinder. Beim Weihkessel tunkt sie eine ganze Brezel in das Weihwasser ein und bekreuzt sich damit, vor der Thüre aber wirft sie solche so weit sie kann unter den Haufen der Kinder. Nach der Rückkehr der Getrauten und ihrer Begleiter wird bis zum Abend getanzt, worauf sich alle in die Wohnung der Braut zum Hochzeitschmause verfügen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von Richardsons Reise.

Nach einem Schreiben in den Times vom 8 Mai hat Hr. Richardson Tripoli am Charfreitag Morgens verlassen um seine Reise ins Innere anzutreten. Der Transport des Bootes, das zur Beschiffung der Seen im Innern (Tschad u. s. w.) dienen soll, ist eine höchst schwierige Sache, denn es muß eine Reise von vier Monaten zurücklegen, ehe es an den See Tschad gelangt. Hr. Richardson und seine deutschen Reisegefährten gehen zuerst nach Murzuk auf der von Europäern noch nicht betretenen Straße über Migdal, dann nach Ghat und von da durch das Land der Suandefs nach Ahir und Ugatschy an den Gränzen von Sudan wo sie das Ende der Regenzeit in den Tropen, während dem alle menschliche Arbeit eingestellt ist, abwarten wollen. Ist diese Fieberzeit vorüber, so wollen die Reisenden nach Kano und Sakkatu gehen, den bedeutendsten Städten des Sudans und des Reichs der Fellatahs, dann sich ostwärts nach Bornu wenden, um den See Tschad zu erforschen, und wenn dem Boote irgend ein Unfall zugestoßen seyn sollte, ein neues bauen, da sie mit Werkzeug und Material dazu reichlich versehen sind. Wenn die Ufer des Tschad untersucht sind, werden die HH. Barker und Overweg sich von Hrn. Richardson trennen. Die beiden ersteren wollen östlich gegen die Mondgebirge und die Ostküste Afrika's wandern, der letzte nördlich auf der alten Bornustraße nach dem Mittelmeer zurückkehren. Man erwartet ihn im Herbst 1851 zu Tripoli, die Rückkehr seiner Gefährten läßt sich freilich auch nicht annähernd bestimmen.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Indessen war da nicht viel zu bedenken. Während S. sogleich wieder sein Amt als Kaffetierpascha antrat und einen guten Schwarzen verfertigte, erhandelte ich vom Inhaber dieser Dorfschenke ungefähr zwölf elende Fastenbrezeln, die von einer Härte waren, wie ich sie im Leben nur einmal an einem Friauler Weißgebäck, „Cornetti" genannt, mit den Zähnen zu versuchen bekommen hatte. Ein ebenso harter Ueberrest einer walachischen Salami, welchen ich getreulich mit V. theilte, bildete zu dieser Zahnübung den animalischen Theil, und nur die feste Ueberzeugung, daß auch dieser stahlharte Gegenstand, aus dem mächtigen Register der Würste, einiges Osmazom enthalten müsse, half meiner Geduld ihn zu kauen auf die Beine. Besser war das Dessert nach diesem Diner, welches nur die vorgerückte Tageszeit zu einem in der That sehr vornehmen machen konnte. Stille wurde der Kaffee genossen, während die Pferde ihr Mischfutter von Gerste und Mais kauten; nachdem diese getränkt und die Gurten wieder angezogen waren, packten wir zusammen, zäumten auf und ritten nach kurzem Abschied von Oberpolentin thalwärts, durch schöne waldbeschattete Auen, Unter-Polentin (Polentin de schos) zu, um wenigstens heute noch die nächste Post Florest zu erreichen, die eben nicht zu den großen gehörte.

Der Abend mit seiner erquicklichen Kühle hatte bereits seinen Frieden über das ganze Rund verbreitet, und beide Pferde, eines munter neben dem andern, schritten tapfer zu, so daß wir bald die Gränze des Bezirkes von Ilfovul überschritten und im Bereich jenes Kreises waren, dem die Dimbowitza ihren Namen gab. Wir befanden uns an dessen Südwestgränze, dicht am linken Ufer des wilden Argisch. Unter andern hatten wir auch eine steinerne Brücke zu passiren, wo ein kleiner Zoll zu erlegen war; also wieder etwas, worin die wilde Walachei weiter ist als das edle Ungarland, dessen Adel bei derlei Gelegenheiten nur den Armen bezahlen läßt, während er selbst die Gnade hat, frei Brücken und Ueberfuhren zu benützen. Die Gegend um Florest ist nicht ohne Reiz, und besonders ist der Wechsel angenehm zwischen Feldern, Wiesen, Auhölzern, aus denen man hie und da die Spitze eines Klosterthurms hervorragen oder heimischen Brodem aufqualmen sieht. Der Tag sank zur Ruhe, die ersten Sternlein wurden sichtbar, indeß der bleiche Mond nach und nach eine leckere Goldfarbe annahm. So hatten wir in tiefem Zwielicht Florest erreicht und fragten einen dunklen Jemand, der uns eben begegnet war, nach einem Han; der Dunkle war indessen ein frommer Bruder, der uns sogleich sagte, wir sollen nicht den Han, sondern das ganz nahe Kloster gleich zur Rechten des Dorfes aufsuchen, wo wir Stall und gute Unterkunft finden würden. Nach kurzer Berathung beschlossen wir, dem freundlichen Rath des Klosterbruders zu folgen, nahmen den uns bezeichneten Weg und nach einigen Windungen desselben ritten wir in den Klosterhof ein. Hier standen wieder ein paar Männer, welche wir bei dem indessen höher gestiegenen Monde unterscheiden konnten; der eine war ebenfalls ein Klosterbruder, der andere ein Laie, und Reisender wie wir. Im Hofe stand sonst noch ein Reisewagen, an dem drei Pferde und ein Kutscher standen; es war die Equipage zweier fahrenden Frauenzimmer, die, wenn ich nicht irre, von Ploest herkommend nach Bukurest reisten und heute bei einbrechender Nacht ebenfalls hier Quartier genommen hatten. Der Geistliche zog alsbald eine Glocke an der innern Klosterpforte, und wies uns zugleich den Stall, wohin er uns ein Licht bringen ließ. Hätten wir dieses nicht zum Abzäumen und Anhängen der Pferde nothwendig gehabt, so wäre fürwahr besser gewesen in diesem Klosterstall nicht zu sehen, was mitleidvolles Dunkel wohl versteckt hielt. Wir suchten darin einen reinen Fleck für die müden Pferde, wo der Unrath am wenigsten tief war, machten, in Ermanglung von passenderem, von gutem üppigem Gras eine Streu, rafften solches zum Aufstecken noch im ganzen Stalle zusammen, so viel wir nur vermochten, wenigstens sollten die heutnächtigen Stallgäste am Fressen keinen Mangel leiden. Während wir lustig und munter die Pferde vom Kopf bis zu Fuß, so weit dieß der Sättel wegen möglich war, abrieben, machten wir sauberen Klostergäste zum

Digitized by Google

voraus unsere Glossen über die Wirthschaft und Stallpolizei des Klosters, dessen freundliche Räume uns Fremdlingen heute Nachtquartier gaben; Mist die Menge, der ebenfalls, wie weiland der augiatische, von Rindern herzustammen schien. Dieß zu erkennen hatten wir naturhistorische Kenntnisse genug; gemähtes Gras in den Raufen hatten wir ebenfalls genug, ja es befand sich zu dicht und zu viel aufeinander, so daß es schon warm geworden war; dieß alles roch nach etwas Stall- und Wirthschaftsanarchie. Was ging uns indessen solches viel an? Nachdem wir also die Pferde versorgt hatten, schleppten wir unser Gepäck ins Kloster, wo uns ein reinliches nettes Zimmer angewiesen wurde. Kaum erblickte B. den trefflichen Diwan, der beinahe eine Hälfte des Zimmers einnahm, so sprang er darauf und meinte: nun heute werde es uns wohl gehen; dieses treffliche Zimmergeräth hatte übrigens auch alle Vorzüge, und konnte wohl Tische und Stühle entbehrlich machen. Solch ein Diwan oder ein italienisches Bett — und man hat schon bei seinem Anblick geruht. Glückliches Morgenland, brachte es der nimmermüde Westen am weitesten zu schaffen und zu arbeiten, so hast du die Wissenschaft, zu ruhen, am tiefsten ergründet. Vom Feß oder Turban an bis zu deinen breitsohligen Pantoffeln, zeigst nur du, was „Behagen" heißt, indessen die Steifpappentracht des Abendlandes nur gemacht zu seyn scheint, ihre Träger zu belästigen. Ach! dachte ich hier an den runden Cylinderhut, Krawatt, Frack, Schnürleibweste, die straffen Beinkleider und jene hühneraugensüchtigen Stiefel, und sah hier den Diwan vom Kloster Galsienne, so fühlte ich mich in der Hölle und sehe ein Pförtlein zum Himmel offen stehen. Wir maßen uns indessen die Kreuz und die Quere auf dieser trefflichen Lagerstatt herum, und hätten selbst, so hungrig wir waren, das Abendessen versäumt, hätten wir sogleich hier unsere Schlafunterhaltung beginnen können; dem standen aber noch zwei Dinge im Weg, nämlich ein Besuch beim Archimandriten, den wir dem Vorsteher des gastlichen Klosters schuldig zu seyn glaubten, und das Körnerfutter und Wasser welches wir unsern Pferden, nebst völliger Absattlung, ohne Widerspruch schuldig waren; diese zwei Dinge hinter uns zu bekommen, zupften wir dann auch sogleich noch die Halsbinden zurecht, die Haare, welche wir der Einfachheit wegen ohnedem sehr kurz trugen, bedurften kaum der kleinen Rockbürste, und so traten wir zu Hrn. Pater Climint, der übrigens seinerseits durch den Empfang unseres Besuchs so belästigt schien, als wir, die ihn machen zu müssen glaubten. Wir hatten freilich sehr weit fehl geschossen, solche hohle Unbequemlichkeit verlangt der materielle Orient nicht, und niemand hätt' es uns verargt, wenn wir das Gastrecht im Kloster angesprochen hätten, ohne dessen Vorsteher diese leere Aufmerksamkeit zu erweisen. Die Klöster, ohnedem reich genug vom Lande bedacht, haben diese Verpflichtung, wie es auch sonst in andern Ländern der Fall war; nur ist also nicht ihnen die Ausübung des Gastrechts zu danken, sondern der Nation, die von jeher Gut und Blut in die Wagschale legte, um den angestammten Boden zu erhalten. Wir wechselten indessen die gleichgültigsten Reden ohne uns übrigens zu setzen, denn wir beabsichtigten nur eine ganz kurze Staatsvisite bei dem Hrn. Archimandriten, der sich seinerseits nach dem Woher, Wohin und Wie und Was erkundigte, indeß wir so und so, nebst „versteht sich" und „gewiß" antworteten, indem einer dem andern von uns in die Rede fiel, um diesen herrlichen Trilog zu beleben. Wir brachen ihn endlich ab, als wir dachten, daß er jetzt die gehörige Länge und Breite habe, empfahlen uns und eilten zum Stall, unsern zwei Reisegefährten die Gerstensäcke um die Ohren zu hängen; hernach erwarteten wir hoch, wie vom Balcon unseres Diwans herab, der Dinge die da kommen sollten. Freilich sollten wir, aber lange genug, warten, so daß wir bereits nach unserm Brezelvorrath greifen wollten, um für den Abend Basta zu machen; da rief endlich eine Stimme aus der Wüste, daß das Abendmahl bereit stehe. Es war aber auch Zeit, denn schon der Klang der dürren Brezeln hatte uns so erschreckt, als ob wir mit den Fingern in Todtenbeinern gespielt hätten.

In dem ziemlich kleinen Speisezimmer worein wir geführt wurden, stand ein einfacher für drei Personen gedeckter Tisch; den Ehrenplatz hatte bereits irgend ein fremder Unbekannter eingenommen, welcher uns gute Zeit wünschte und freundlich sitzen hieß. Er war aus der Gegend von Tirgowist gekommen und reiste ebenfalls nach Bukurest, wie die beiden Frauenzimmer, deren Zimmer sich dem unsern gegenüber befand; diese schienen aber dort zu speisen, wenigstens bekamen wir sie kaum vorübergehend zu Gesichte — die Tafel begann mit einer Tracht hartgesottener Eier, dann kam ein eingemachtes Huhn, dem ein gebratenes, mit Essiggurken und Pfefferini folgte. Letzteres ist eine nicht scharfe Gattung spanischen Pfeffers (Capsicum annuum), aus der Familie der Solanaceen; sie werden hier so wie in Ungarn häufig in Essig, Salzwasser oder Sauerteig eingemacht. Den Beschluß der Mahlzeit machte eine Schüssel saurer Buttermilch. Wenn je eine geniale Köchin etwas treffliches für die Gäste ihres Tisches lieferte, so war diese unscheinbare Schüssel heut für mich an ihrem Platz. Diese Sauersuppe ließ mich jetzt am späten Abend fühlen, welche Hitze ich heute über Mittag ausgestanden hatte, als ich auf Irrwegen die Auen der Dimbowitza, Sabaru und des Argisch durchkreuzt hatte. Was hätte oft mein armes Pferd dazu gesagt? Das Gespräch mit dem Fremden, welcher mit uns zu Tische saß, blieb ein durchaus oberflächliches. Es drehte sich um die Beschaffenheit der Landstraßen, Klöster, die schlechten Schenken, die gegenwärtige Dürre und Hitze u. dgl. Während des Essens bemerkten wir übrigens, wie der Unbekannte mit dem Brauch in Klöstern einzukehren wohl vertraut zu seyn schien, denn bald befahl er dieß bald jenes, während wir alles in Andacht hinnahmen, wie es kam. Der Klosterkeller hatte, obwohl der Wein gut war, darin nichts vor einem Wirthskeller voraus. Das freie Benehmen des Fremden brachte uns auf verschiedene Gedanken, die darauf hinausliefen, daß es mit dem ausgedehnten Klostergastrechte doch nur ein Mißbrauch sey, und das Land wohl zehnmal mehr kosten müsse, als es für Reisende eigentlichen Nutzen schaffe. Wir sahen zwar, wie frei unser Tischgenosse verlangte, was er wünschte, bemerkten aber auch sehr gut die stumme Bereitwilligkeit dessen, der im Namen des Klosters bediente, was nur zu sehr bewies, wie doch das Gastrecht in den Klöstern seine gemessenen Gränzen habe. Weiter aber läßt sich wohl denken, daß sich Koch, Keller und Proviantmeister in einem solchen Kloster so gut wie Vorsteher und alle die mit der Verwaltung desselben bethätigt sind, gerne auf Regimentsunkosten etwas zu machen suchen, um ihre gehabte Mühe einigermaßen zu belohnen. Wenigstens müßten die Klöster der Walachei hierin eine ebenso unglaublich rühmliche Ausnahme von dem machen, was wir z. B. im Banat schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Indessen war es uns heute bei unserer vollständigen Proviantlosigkeit, in die wir durch Freund B's Sorglosigkeit versetzt waren, gut gegangen, und wir dankten dem Kloster in Gedanken, wie Uhland dem Apfelbaum, der ihn einst bewirthet hatte. Es war jetzt Zeit den Pferden Sättel und Futtersäcke abzunehmen, damit sie wie wir uns endlich zur Nachtruhe legen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Chesney's Euphratexpedition. Es ist sonderbar, daß die Engländer, welche doch sonst mit ihren Reisen sehr schnell herausrücken, mit dieser so lang im Rückstand geblieben sind. Erst jetzt kündigt Longman die zwei ersten Bände — zwei andere sollen noch folgen — dieser in den Jahren 1835—37 ausgeführten Reise an. Der Grund der verzögerten Erscheinung lag wahrscheinlich darin, daß Chesney außer seiner ostensiblen Aufgabe den Euphrat zu untersuchen, noch manche politische Aufträge hatte, wie unter andern seine Denkschrift über die Stellung Persiens zu Rußland und England beweist. Ein Bericht über seine Reise erschien schon im 7ten Bande des Journals der Londoner geographischen Gesellschaft. Chesney hatte zwei eiserne Dampfboote, die man auseinander nehmen konnte; man brachte sie nach dem Fluß Orontes in Syrien, schaffte sie von da mit ungeheurer Anstrengung theils auf Flößen und Pontons, theils auf Wagen nach Bir — oder Port William, wie die Engländer bereits den Ort nannten — einer Stadt am Euphrat, etwa 133 Meilen vom Mittelmeer und 117 von dem persischen Golf entfernt. Zu Bir wurden die Dampfboote zusammengesetzt, und die Abfahrt auf dem Euphrat, so wie die Aufnahme des Flusses am 16 März 1836 begonnen. Die Einzelnheiten dieser Expedition finden sich nun in dem Werk: The Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris in the Years 1835, 1836 and 1837. By Lt. Col. Chesney.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 120. 20 Mai 1850.

Die Papuas.

(Nach Windser Earl. Journal of the Indian Archepalago. Jan. 1850.)

Obwohl im indischen Archipel die Papuas und Malayu-Polynesier in vielfache und enge Berührung kommen, so behalten doch beide Racen ihre charakteristischen Züge in vollkommenster Reinheit. Die Verwirrung, welche sich oft hinsichtlich der Verbindung beider Stämme ergibt, scheint die Folge eines falschen Namens gewesen zu seyn. Die Portugiesen, die ersten europäischen Besitzer von Amboina, nannten die unabhängigen Stämme im Innern Alfores oder Alforias, was Freigelassene bedeutet, und dieser Ausdruck ging mit einer Menge anderer in den malayischen Dialekt der Molukken über, und wurde endlich auf allen Inseln des östlichen Archipels auf die Bewohner des innern Landes angewendet. Da viele der malayu-polynesischen Stämme die hohen Tafelländer dieser Inseln bewohnen, während die Papuaner in vielen Fällen in die hohen Gebirge getrieben wurden, so erscheinen sie beide als Binnenbewohner, und werden unter dem allgemeinen Namen Alfores, holländisch Alfoer, und bei den Engländern und Franzosen Arafura und Horafura, beschrieben. Neuere Reisende glaubten auch zwischen den Küsten- und Binnenbewohnern von Neuguinea einen hinreichend großen Unterschied zu entdecken, um beiden eine verschiedene Abstammung zuzuschreiben; zufälligerweise sind die Papuas aus dem Innern von Neuguinea im allgemeinen den Europäern bekannter als die Küstenbewohner, da die meisten Papua-Sklaven, die sich auf den Molukken und selbst weiter westlich in so großer Anzahl finden, den Binnenstämmen abgekauft oder ihnen gestohlen wurden, und diese besitzen ohne Ausnahme die Papua-Kennzeichen in einem hohen Grade, und allen Nachrichten zufolge weichen sie von den Uferbewohnern nur schwach ab. Philologen sind erstaunt über die große Anzahl malayu-polynesischer Worte, die sie in den Wörtersammlungen der Papuadialekte finden; diese Worte beschränken sich aber fast ausschließlich auf die Dialekte derjenigen Stämme, welche der großen Straße der malayu-polynesischen Wanderungen näher liegen, und beziehen sich auf einzelne Verbesserungen in ihrem gesellschaftlichen Zustande, namentlich auf den Ackerbau, welchen die Papuas von den Malayu-Polynesiern erlernt haben. Mit wenig Mühe kann man sogar nachweisen, von welch besonderem Stamm der Malayu-Polynesier sie jede einzeln angebaute Frucht oder Wurzel erhalten haben. Der Zug der Civilisation scheint sich längs dem Norduser von Guinea und den Inseln gegen Osten ausgedehnt zu haben, und westlich bis gegen die Torresstraße hin, denn die uncivilisirtesten Küstenstämme finden sich zwischen der Torresstraße und jenem Theil der Südwestküste, welcher unmittelbar im Osten der Arru-Inseln liegt, welche die Südgränze für die Ausflüge der Handelsleute von Ceram und Macassar bilden. Hier wird man die Einwohner Neuguinea's mehr als anderswo in ihrem ursprünglichen Zustande, ehe sie mit Fremden Verkehr hatten, finden.

Die Papuarace erstreckt sich von Neuguinea östlich durch die Louisiaden und den Salomon Archipel nach den Neuhebriden, wo sie neben einigen malayu-polynesischen Stämmen wohnen, und bis zu den Fidschi-Inseln, was indeß ihre äußerste Ostgränze ist. Es ist sonderbar, daß die Papuarace in dem Maße sich bessert, als sie sich von dem Continent Asiens entfernt und ins stille Meer vorrückt: die Fidschi-Insulaner sind die Aristokratie der Race, sie sind Papuas nur in ihren physischen Eigenthümlichkeiten, ihre Civilisation ist so weit vorgerückt, als die ihrer Nachbarn auf den Freundschaftsinseln. Die gleiche Stellung, welche sie in Bezug auf die letztern, die sie lieber zu Freunden als zu Feinden haben, einnehmen, beweist daß die physischen Fähigkeiten der Papuas denen der Malayu-Polynesier nicht nachstehen, und daß der erdrückende Einfluß, den die letztern innerhalb der Gränzen des indischen Archipels über die erstern errungen haben, mehr ihren furchtbarern Waffen, wie Säbel und Musketen, und ihrer Disciplin, so schwach diese ist, als irgend einer natürlichen Ueberlegenheit zu verdanken ist. Neucaledonien ist von einer Race bewohnt, von welcher es schwer zu sagen ist, ob das papuanische oder polynesische Element vorherrscht. Mehrere Reisende glaubten auch in Neuseeland Spuren einer Negerrace zu finden, was nicht unmöglich ist, denn die Fidschi-Insulaner waren lange gewohnt, von Insel zu Insel zu schiffen, und konnten eben so wohl dahin geführt werden, als die Malayu-Polynesier.

In südlicher Richtung haben sich die Papuas augenscheinlich weit und breit über den Continent Australiens ausgebreitet, denn obwohl das Einströmen eines andern Volks den papuanischen Racencharakter sehr modificirt hat, so besteht oder bestand er vielmehr auf Vandiemensland in seiner größten Reinheit. Der unauslöschliche Haß, den sie gegen die europäischen Ansiedler hegten, machte ihre Gegenwart so gefährlich, daß die letztern sich in Masse erhoben, um sie zu vernichten, aber diese Naturkinder, welche in Busch und Wald besser zu Haus waren, brachen durch den Cordon, den man um sie gezogen. Diplomatie vollendete, was die Gewalt nicht ausführen konnte, und der Rest des Stammes wurde bewogen sich zu ergeben, worauf er nach einer Insel in der Baß-Straße versetzt wurde. Nur ein Mann und zwei Knaben entkamen, wurden aber später, als sie

Digitized by Google

zwei Schäfer angriffen, gleichfalls gefangen und nach der Flindersinsel versetzt.

(Schluß folgt.)

Die Slaven in Istrien.

(Fortsetzung.)

Der Hochzeitschmaus.

Bei diesem werden drei der erfahrensten und schätzbarsten Männer zu Ceremonienmeistern gewählt. Der erste heißt Domacina und ist beauftragt, die ganze Hausordnung aufrecht zu erhalten. Der zweite ist der Anführer des Hochzeitgefolges und heißt Stari-Svat, der dritte ist sein nächster Stellvertreter und führt den Namen Rastacia. Der Domacina, dem zugleich das Tischregiment zukommt, weist den Gästen ihre Plätze an. Das Brautpaar sitzt in der Mitte. Hierauf zieht er die Kappe ab und spricht folgendes Gebet: „Wie unser Herr und Heiland Jesus Christus die fünf Brode und zwei Fischlein gesegnet hat, um das hungrige Volk in der Wüste zu speisen, so möge unser barmherzige Vater im Himmel alle Speisen segnen, die auf diesen Tisch kommen werden." Hierauf setzen sich alle nieder, doch wagt es keiner eher ein Gericht anzurühren, bis nicht der Domacina mit dem Commandowort Ajde! (frisch auf!) das Signal dazu gibt. Er hat auch das Recht die Gäste zu nöthigen, so viel Humpen zu leeren als er befiehlt, und zu diesem Zwecke bestimmt er schon vor Beginn des Mahles, wie viele Gläser lautern Weines ausgestochen werden müssen. Er selbst macht den Anfang und reicht den immer von neuem gefüllten Humpen seinem Nachbar, dieser seinem Nebenmann u. s. w.

Sobald die festgesetzte Anzahl Gläser ausgetrunken worden ist, so hört die Vollmacht des Domacina auf, und an seine Stelle tritt der Stari-Svat, der zwar auch die Rolle des Zechmeisters übernimmt, dabei aber nur das Recht besitzt, durch sein Beispiel zum Gesundheittrinken aufzumuntern, keineswegs aber zu nöthigen. Wenn er merkt, daß das Mittagsmahl zu Ende geht, so fordert er singend den Hausvater auf, das Abendmahl auftragen zu lassen. Sogleich wird ein gebratenes Hammelsviertel, oder ein ganzes Lamm, oder Maccaroni oder ein anderes ausgiebiges Gericht aufgetischt.

Diese beiden ohne Unterbrechung auf einander folgenden Mahlzeiten dauern gewöhnlich bis Mitternacht, wo die Braut das Haus ihrer Aeltern verläßt.

Abreise der Braut aus dem väterlichen Hause.

Der Gebrauch, die Braut erst um Mitternacht in das Haus des Bräutigams zu führen, erhält seine Bedeutung durch die Parabel von den zehn Jungfrauen. Die Braut wird von niemanden ihrer Angehörigen begleitet. Sie reist allein ab mit ihrem Bräutigam und seinem Gefolge von Männern, nachdem sie den Segen ihrer Aeltern und ältesten Verwandten empfangen hat. Der Domacina insbesondere legt ihr die Pflichten ihres neuen Standes an das Herz, empfiehlt ihr treue Liebe zu dem ihr vom Himmel bestimmten Gatten, Ehrerbietung und Dienstfertigkeit gegen die ältesten Mitglieder des Familienkreises, in welchen sie einzutreten im Begriffe steht, Arbeitsamkeit, Friedfertigkeit und kindliche Ergebenheit gegen ihre Schwiegerältern. Die bis zu Thränen gerührte Braut nimmt Abschied von allen, bittet einem jeden einzelnen das Unrecht ab, welches sie ihm je wissentlich oder unwissentlich zufügte, und vergißt nicht einmal den Haushund, der ihr treu die Heerde hüten half, und streichelt ihn freundlich zum Lebewohl. Das treue Thier scheint zu wissen, welcher bittere Verlust ihm bevorsteht und leckt seiner jungen Gebieterin winselnd die Hände. Endlich macht der gebieterische Ruf des Vorreiters dieser rührenden Scene ein Ende, Pistolensalven werden abgefeuert, und nun traben und galoppiren alle unter lautem Juchhegeschrei mit der Braut davon. Um die Braut unterwegs zu unterhalten, stimmen einige ihrer Begleiter Lieder zu ihrem Lobe an, oder sie besingen die Heldenthaten des berühmten Marko Kraljevic, der auch bei den Istrianer Slaven in ehrenvollem Angedenken steht. Der Stari-Svat, der sich vor der Abreise aus dem Hause der Braut mit einem vollen Weinfäßchen oder Schlauche versehen hat, reicht von Zeit zu Zeit seinen Gefährten oder auch Fremden, die dem Zuge begegnen, einen Labetrunk. Der Bräutigam kehrt mit seiner Braut nicht auf dem geraden Wege nach seinem Hause zurück, sondern schlägt mancherlei Umwege ein. Vielleicht rührt dieser Gebrauch noch aus der vorchristlichen Zeit her, wo Entführungen der Bräute unter den Slavenvölkern häufig Platz griffen. Auch der Umstand, daß man der Braut den schlechtesten Gaul gibt, rührt vielleicht daher, daß man ehemals dadurch einer freiwilligen Flucht derselben vorbeugen wollte.

Ankunft der Braut im Hause des Bräutigams.

Wenn der Zug vor dem Hause des Bräutigams angelangt ist, so kommen mehrere Mädchen mit Laternen heraus, um das Brautpaar zu empfangen. Inzwischen schließt sich wieder die Thüre und nun eröffnet sich zwischen den Hausbewohnern von innen und den Hochzeitgästen von außen ein herkömmliches Frag- und Antwortspiel, welches nicht unterbleiben darf, und wenn auch inzwischen der Regen scheffelweise auf die armen Brautleute herabströmte. Wenn sich endlich die Hausbewohner die Gewißheit verschafft haben, daß keine Gefahr drohe und daß die Braut vollkommen würdig sey eingelassen zu werden, so öffnet die Mutter des Bräutigams die Thüre, und wirft dem Brautpaare, welches inzwischen abgestiegen ist, und Hand an Hand vor der Thüre steht, ein Tuch oder sonst etwas Werthvolles um den Hals, zieht damit beide in die Hütte und begrüßt sie mit herzlichen Umarmungen. Das Halstuch bleibt dann der Braut zum Geschenke als das erste Unterpfand der Liebe ihrer Schwiegermutter. Nachdem die Braut auch von allen andern bewillkommt worden ist, wirft sie eine große Brezel in das Feuer, welche aber sogleich der Koch oder die Köchin als Honorar ihrer Mühe auffängt. Ein leichtes Abendmahl ist auch hier für die Brautleute und ihre Gäste bereit, bevor man sich aber dazu setzt, erfüllt der Stari-Svat seine letzte Obliegenheit. Er kramt nämlich vor der Braut allerlei Haus- und Ackergeräthe aus, hält dann eine seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbte Rede an sie, worin er sie gleichfalls nachdrücklich an ihre neuen Standespflichten erinnert und schließt mit den Worten: daß sie sich fortan nicht mit Veilchen, Rosen, Nelken und andern Blumen ergötzen, nicht mit den Lämmern herumhüpfen, sondern den Garten und das Feld bauen und das Hauswesen besorgen werde. Demnächst breitet man auf dem Estrich einen Teppich aus, unter welchem eine Pistole, ein Messer und ein Beil verborgen liegt. Der Bräutigam tritt darauf und betheuert in Gegenwart aller, er wolle von diesen Waffen nie gegen seine geliebte Ehegenossin Gebrauch machen, sondern um sie damit bis zum Tode zu schützen und zu vertheidigen. In einigen Gegenden stellt sich bei dieser Ceremonie die Braut neben den Bräutigam. Nach Beendigung des vom Bräutigam abgelegten Gelöbnisses langt der Stari-Svat eine ungeheuere Brezel hervor,

Digitized by Google

und legt sie wechselsweise dem Bräutigam und der Braut auf den Kopf, während die Umstehenden einen Hochzeitgesang anstimmen. Nach eingenommener Mahlzeit begeben sich dann alle zur Ruhe.

Des andern Morgens muß das Brautpaar sehr frühe auf den Beinen seyn. Die Braut erscheint ohne den jungfräulichen Kranz und hat statt des scharlachrothen Jäckchens ein veilchenblaues angelegt. Sie greift nach dem Besen und fegt den Boden, wobei ihr die Hausleute, um ihre Geduld auf die Probe zu setzen, Blumenblätter, Strohhalme u. s. w. auf die abgefegten Stellen streuen. Wenn der Bräutigam so etwas bemerkt, nimmt er sich seiner Braut an und macht diesen Neckereien ein Ende. Hierauf schwingt der Vorreiter sein Fähnlein, einer bringt eine Wasserbutte, ein anderer einen Speisekorb mit Brod und Käse, ein dritter ein Fäßchen Wein, und nun setzt sich der ganze Zug nach dem Brunnen zu in Bewegung. Dort füllt man die Butte mit Wasser an und bedeutet der Braut sie auf den Rücken zu nehmen und nach Hause zu tragen. Der Bräutigam widersetzt sich und bespritzt die zunächst stehenden schonungslos mit Wasser, welche ihrerseits ein komisches Zettergeschrei erheben. Nach eingenommenem Frühstück begibt sich die ganze Hochzeitgesellschaft wieder nach Hause zurück, wo man abermals ein reichliches Mittagsmahl für sie zurichtet, welches aber ohne irgend eine Ceremonie verzehrt wird. Das eheliche Leben der Slaven in Istrien zeichnet sich durch Eintracht und Treue aus, äußerst selten hört man von ärgerlichen Auftritten wie sie in der feingebildeten Gesellschaft so häufig vorkommen und Ehescheidung kennt man unter ihnen kaum dem Namen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von dem Nimrod Roualeyn Gordon Cumming.

Wir haben in Nr. 309 vom vorigen Jahr Nachricht von diesem Manne gegeben, dem das enge Garnisons- und Gesellschaftsleben zu lästig geworden, und der in die Wüsten Südafrika's eingedrungen ist, um die Jagd im großen Styl auf Löwen, Elephanten, Rhinocerosse u. s. w. zu treiben, und den Erlög der Jagd zu verkaufen. Davon lebt dieser sonst unvermögliche Mann. Das Athen. (vom 11 Mai), welches die Aufstellung seiner Jagdtrophäen in London anzeigt, findet die Lebensweise des jungen, in den schottischen Hochlanden gebornen Mannes geradezu barbarisch, und meint, diese Art von Abenteuergeist, der die Leute in die Wüste führe, die Mordlust, die sich darin kund gebe, seyen gar nicht anständig. Wir gestehen, daß wir diese Glacéhandschuhcivilisation schon mehrfach getroffen, aber nicht in einem englischen Journal gesucht hätten, das allem „sport“, d. h. männlichen auf Körperübung berechneten Vergnügungen gerade zu den Stab bricht. Doch dem sey wie ihm wolle, Hr. Cumming wird sich wahrscheinlich um die Hypercivilisation des Athenäums wenig kümmern. Der kühne Mann hat nicht weniger als 18 Löwen, 28 schwarze und 39 weiße Rhinocerosse, 75 Flußpferde und 105 Elephanten getödtet. Seine Löwenfelle sind die schönsten die man sehen kann, er hat wenigstens für 1000 Pfd. St. Elfenbein in den Zimmern, wo seine Jagdbeute aufgestellt ist, darunter ein Paar Elephantenzähne von 9' Länge, die größten die man kennt. Man scheint zu glauben, daß diese Ausstellung mehrere der großen Jagdfreunde Englands veranlassen werde, wie Cumming auf Jagdabenteuer auszuziehen. Letzterer war indeß in seiner Art nicht der erste. Harris, der später die Gesandtschaftsreise nach Schoa machte, hat bekanntlich ähnliche Jagdzüge, aber nicht so weit, ins Innere von Südafrika unternommen, freilich auch nicht, um mit dem Ertrag der Jagd zu handeln, wie Cumming sich dazu durch seine Verhältnisse genöthigt zu sehen scheint.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Einer Lust sich ganz hingeben, sollen Weise nie thun, dieß ist wahr; aber deßhalb nicht so gut zu schlafen als man nur immer vermag, wäre doch auch Thorheit. Und so schliefen wir beide auf dem Klosterdiwan so, daß diesen Klosterschlaf zu beschreiben mir rein unmöglich ist, denn ich wenigstens weiß nichts mehr davon, als daß ich nach vier Uhr früh erquickt davon erwachte, und daß wir dann beide gegen fünf Uhr wieder rüstig im Sattel saßen, unsern Weg längs dem Argisch hinnehmend. Wir treten jetzt von einem Länderstrich zum andern über, und der, den wir eben jetzt betreten, gehörte wohl zu den reizendsten Flachlandschaften, die uns bis jetzt auf diesem Streifzug durch die Walachei vorkamen. Die Straße zog sich, wie schon früher bemerkt, zwischen dem wilden Argisch und dem Flüßchen Sabaru in nordwestlicher Richtung dem Gebirgslande zu, welches mit seinen außerordentlichen kecken Felsgiganten, wie nur Kalkgebirge sie schaffen konnten, eine sehr malerische Fernsicht an dem duftverlorenen Gesichtskreis dieser Gegend bildete. Das aufgeschwemmte Land wechselte zwischen sandigem Lehm und lehmigem Sand, hin und wieder von größeren und kleineren Kiesbetten durchschlungen, wie sie eben den Wassern, denen sie zum Rinnsal dienten, angemessen waren. Die Fluren wogten zum Theil noch von reichen Saaten, oder waren mit schon in Garben gebundenem Erntesegen geziert, ohne daß die Freiheit der Natur und ein angenehmer Wechsel für das Auge gestört gewesen wäre, denn überall wanden sich fern und nahe Auhölzer von Felben, Eschen, Eichen, Weiden, Ulmen durch, als ob sie ihrer Pflicht hier ganz besonders aufmerksam nachgekommen wären, nöthigen Schatten und Schutz vor der Sonne und Stürmen in den Fluren umher zu vertheilen, Oasen zur Mittagsruhe für Menschen und Vieh zu bilden, oder Dörfer, einzelne Höfe oder Hane in ihren schützenden Armen zu halten. Leider war die Jahreszeit zum Botanisiren schon vorüber. Der fürchterliche Typhon mit seinen glühenden Büffeln war schon im Anzug und die zarten Kinder der Blumenwelt hatte deren zerstörender Tritt schon fast vertilgt. Das war die Zeit der Sommerpflanze wie Centaurea solstitialis paniculatum; Echium vulgare; E. italicum; Artemisia campestris; Eryngium planum; Achillea setacea; A. millefolia, Triticum villosum, Elymus caput Medusae; Nigella arvensis; Inula dysenterica; I. oculus Christi; I. ensifolia; I. germanica und andere Syngenesisten, welche alle hinlänglich die Jahreszeit und die gleichzeitige Dürre in einer Gegend beurkundeten, die so wohl bewässert und von wohlthätigen Gebüschen und Hölzern geschützt, wohl manche andere hätte zeugen können, wo jetzt fast ausschließlich nur obengenannte Pflanzen Platz genommen hatten.

Die Agricultur war hier so rein und schön, als ich sie in den Bezirken von Dolgiul und Romanaz angetroffen hatte. Uebrigens ist durch diese fleißige Cultur die Großartigkeit der Landschaft wie überhaupt in der Walachei, Ungarn oder Serbien, so viel ich bis jetzt gesehen, durchaus nicht gestört; man sieht hier nichts Kleinliches, Beengendes, wie z. B. in vielen cultivirten Strichen Deutschlands, ja selbst der Schweiz, wo es mich z. B. in den Geländen am Züricher See ordentlich schmerzte, daß der von Natur so herrliche Vorgrund zu den Mittel- und Hinterpartien dieser Landschaftsideale so armselig verkleinert und seines Charakters beraubt war. Freilich ist es natürlich wie auf einer Wage: jedes Mehr auf der einen erzeugt in der andern Schale nur zu wenig. So ein Land wo das Gewicht in die Wagschale der Menschen an Zahl und Thätigkeit vorherrscht, ordnet sich die Natur mit ihren Reizen und Schönheiten unter.

In der Anschauung der Natur und unter Bemerkungen über die Schönheit der Gegend erreichten wir etwa zwischen sieben und acht Uhr das Dorf Maruncishul, wo wir in einem Han Heu bekamen, deßhalb Halt machten um den Pferden das Morgenfutter zu reichen, und uns auch nach dergleichen umzusehen. Das Glück hatte uns wohlgeführt, denn obwohl kein Brod zu bekommen war, sondern wir nur auf unsere Todtenbeiner angewiesen blieben, wie wir fortan diese harten Walachenbrezeln

Digitized by Google

nannten, so konnten wir dieselben doch mit frischen vermehren. Auch bekamen wir noch Eier, zufällig auch frische Fische und Pastrama, d. h. lufttrockenes Schaffleisch. Wir hatten also Gelegenheit genug nicht nur unsere Schnappsackküche bestens auszustatten, sondern auch das Verlangen des unzufriedenen Magens wieder zum Schweigen zu bringen. Die Frau Wirthin, welche hier mit einem 13—14jährigen Knaben, einem gewandten Logofeten, Haus hielt — der Mann war im Zweifel auf Arbeit im Felde — war äußerst bereitwillig und dienstbehend. Wir hielten uns an weichgesottene Eier und frische Argischfische, deren Namen ich übrigens vergessen habe; sie hatten ein hartes mehr trockenes Fleisch, und bewiesen so, daß sie aus frischem lebhaft fließendem Wasser waren, wie es der Fluß, der sie hegte, noch weiter südlich, da wir ihn bei Prissitschen überschritten, gezeigt hatte. Wie dort, war auch hier in der Nähe die Verbindung mit dem rechten Ufer durch eine Schiffbrücke hergestellt.

Unter der Menga, dieser Einkehrschenke, die übrigens ziemlich viel Gelaß in sich schloß, befand sich mit uns ein Trupp Reisender, ihrer Kleidung nach Kaufleute, Wirthe oder Speculanten, eine Volksclasse, wie sie der Walache mit dem Namen Schupunje (vielleicht vom slav. Schupan) belegt. Es bedeutet im Sinn des Walachen ein Mittelding zwischen Herr und Bauer; wer z. B. über Diener zu gebieten hat oder einem ausgedehnteren Geschäfte vorsteht, ist Herr, ein Kaufmann, Wirth, Wirthschafter, Gewerbsmann oder ein Notar sind Schupunje. Also etwa 5—6 berittene Schupunje machten unsere Gesellschaft aus, die sich hier im Schatten der Menga von der ersten Tagesarbeit erholten; sie waren freundliche, gesprächige Leute und hatten viel zu schauen und zu fragen, denn sie sahen an der Ausrüstung, besonders aber an der Zäumung meines Pferdes, sowie an unserer Kleidung, daß wir Fremde waren. Wir dagegen zogen kurze Erkundigungen über Straßen, nächste Richtung und Entfernung nach Pitest zu ein; bald darauf saßen jene auf und ritten ihres Wegs Florest zu, während wir unsern Pferden Zeit ließen, ihr Hartfutter unterzubringen.

In dem für diesen Straßenzug ziemlich reich ausgestatteten Waarenlager sah ich unter anderem auch Milchtöpfe von verschiedenen Größen, welche mir ihrer durchaus antiken Form wegen merkwürdig waren und sie mir deßhalb ganz besonders merkte. Nachdem wir nun noch unsern Proviantvorrath für die Weiterreise vermehrt und besonders mit 12 hartgesottenen Eiern versorgt hatten, berichtigten wir mit dem kleinen Logofet unsere Zeche und saßen auf.

Die Gegend zwischen hier und Gaiest, wo wir die Mittagstation zu machen gedachten, behielt immer denselben Charakter bei, nur daß jetzt die Tageshitze immer mächtiger wurde, weßhalb wir den hin und wieder an den Straßen befindlichen Brunnen stets besondere Aufmerksamkeit schenkten. Freilich waren es nicht mehr die hübschen, zierlich gemauerten Brunnencapellen der kleinen Wallachei bei Sewerin oder Gatal, oder die manu rustica errichteten artesischen, wie wir sie bei Strehaia Filiasch und andern Orten getroffen hatten, sondern wir sahen hier ganz einfache sogenannte Reiherbrunnen, wie man sie in Ungarn zu nennen pflegt.

Ein weniger poetischer Name wäre Schwengel-, Zieh- oder noch bezeichnender Wagbrunnen, denn an dem einen Ende eines Wagbaumes der auf einer Stütze ruht, hängt das Gestänge mit dem Eimer, während das andere Ende entweder schwerer gearbeitet oder mit Steinen und Holzstücken beschwert ist. Im Ruhestand zeigt diese Brunnenart allerdings die Figur eines riesenhaften Reihers, der auf einsamer Haide eines Fanges gewärtig steht. Wird der Eimer niedergezogen, so ist es als ob der Reiher niedertauche. Der Vergleich ist in der That nicht unpassend, und da diese Brunnen hauptsächlich flachen Gegenden und Riethländern eigen sind, wo auch die Mächte stummer Einsamkeit daheim sind, so hat die Bezeichnung dieser Brunnenart wirklich Wahrheit und Poesie, weßhalb ich sie beibehalten will. Die Reiherbrunnen, wie sie hier auf der Straße nach Gaiest und Pitest viel vorkommen, haben indessen noch eine Merkwürdigkeit, die mir wenigstens hier zuerst auffiel. Statt daß nämlich die Brunnengrube ausgemauert wäre — die Steine sind hier selten und deßhalb Hände, welche sie zu benützen verständen, noch seltener — so bildet eine ausgehöhlte Eiche die mächtige Hülse, in welcher sich das Wasser sammeln kann. Schon ein Beweis, wie wir uns den Wald- und Gebirgsgegenden des Landes näherten; die Anfertigung einer solchen eichenen Brunnenfütterung ist einfach; ein ausgesuchter Stamm wird der Länge nach entzweigetheilt und beide Stücke ausgehöhlt, dann wird ein Stück um das andere in den frisch gegrabenen Schacht hinabgelassen und beide Längeränder wieder durch Holznägel und Haken verbunden; auch der Brunneneimer zeigt hier eine sehr ursprüngliche Holzarbeiterkunst. Eigentliche Böttcher-Erzeugnisse sind hierlands selten oder doch unvollkommen und mangelhaft. An ihrer Stelle sieht man deßhalb viel, was die rohere einfachere Kunst der Waldbewohner fertigte, nämlich einfach ausgehöhlte Holzstücke und Klötze von allen Formen und zu den verschiedensten Zwecken. Unter diesen also sind auch Brunneneimer aus einem Stück gebohrt und gehöhlt, welche überdieß den Dienst an so einsamen Brunnen besser versehen, da sie, oft lange außer Gebrauch, dem Vertrocknen und Zusammenfallen nicht unterworfen sind.

Eben in der Nähe eines solchen Brunnens war es, als wir mit zwei berittenen Landleuten zusammentrafen, die ein und dieselbe Straße zogen; der eine, ein runder rothbackiger Greis von kleiner untersetzter Gestalt, ritt einen winzigen Rehbraunen, der in seiner Art dieselbe gedrungene Gestalt hatte, wie sein Reiter; der andere, ein junger bescheiden zurückhaltender Mann, saß auf einem Rothschimmel, der sich stets hart wider das Gebiß lehnte, um vorzueilen. Es war, wie uns nachher die beiden Unbekannten sagten, ein in der ganzen Umgegend gerühmtes Thier.

Wie wir, schienen auch unsere Pferde über die neue Reisegesellschaft erfreut zu seyn; alle vier bezeugten durch lebhaftes Zuschreiten, wie sehr die Gesellschaft der Pferdenatur zusage. Brauste das eine fragend durch die Nüstern, so antworteten die andern, der Rehbraune und der Rothschimmel, nur der Remonte Scherban schien noch nicht genug Roßbildung erlangt zu haben, um der freundlichen Sitte nachzukommen, ließ sich übrigens nicht träg finden und hielt wacker Schritt; die größere Reihe schuf ihm vielleicht zu viel neue Eindrücke, als daß er sich in angeborner Weise gehen lassen konnte. Schon früher und zu öfterenmalen machte ich die Bemerkung, daß sowohl Pferde und andere Thiere durch stets veränderte Umgebung in fortwährender innerlich geistiger Arbeit unterhalten würden. Oft bestätigten mir dieß alte Husaren, welche beim Anreiten von Remonten sich häufig auch dieses Vortheils bedienten, um sie ihre natürliche Wildheit vergessen zu machen, indem sie zum Aufsitzen, Satteln, Zäumen, Gurtenanziehen u. dgl. stets Stellen und Stände wechselten. Sehr oft hörte ich auch erzählen, wie die wildesten unbändigsten Wildfänge aus der Moldau, der Bukowina, bis sie mit dem Transport nach ihren fernen Stationen eingerückt waren, so handfromm wie Lämmer geworden waren, sie hatten bei dem fortdauernd neuen veränderten Umgebungen nicht zu sich kommen können, und waren so durch dasselbe Mittel gezähmt, wie die Edelfalken durch fortwährendes Gestörtund Geschaukeltwerden in den Ringen, in welche sie gesetzt werden. Also in der Thierwelt ganz dieselben Erscheinungen wie beim Menschen. Fortwährende Arbeit, Reisen, immerwährendes Fortgerissenwerden von einer in die andere Umgebung hindern uns ebenso in uns zu versitzen und zu versauern, sie erhalten uns in unaufhörlicher segnender Wechselwirkung mit den reichen Spenden göttlicher Freiheit; sie schützen uns vor dem verdumpfenden, versumpfenden Wesen einengender Stabilität und tödtenden Formenlebens. Diesem Gesetze folgen Menschen, Thiere, Pflanzen, ihm unterliegen die Reiche der Mineralien, und ich betrachte es darum unbedingt als ein göttlich Nothwendiges.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Wallin, dessen Reise wir kürzlich (s. Nr. 118) erwähnten, wird von Rawlinson als ein Mann geschildert, der viele Aehnlichkeit mit Burkhardt hat, eine eiserne Constitution, dieselbe Gewandtheit, dieselbe unbezwingliche Energie und Ausdauer, dieselbe Vorliebe für die Wüste, im Gegensatz gegen dichtbevölkerte Städte. Er spricht das Neuarabische so vollkommen wie Burkhardt, und ist mit dem Literärarabischen vollständig bekannt. Major Rawlinson machte seine Bekanntschaft an den Ufern des Tigris. (Liter. Gaz. 11 May.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 121. 21 Mai 1850.

Englische Dampfpaketverbindung mit Mittel- und Südamerika.

Der lange besprochene Plan der englischen Regierung hinsichtlich eines vollständigen Systems von Dampfschifffahrtsverbindung mit Westindien, Mexico, Brasilien und dem stillen Ocean scheint nun zur Reife gediehen. Fürs erste soll eine Dampfbootlinie direct von Southampton nach dem Isthmus von Panama gehen. Alle 14 Tage soll ein Dampfboot erster Classe, das 12 bis 14 Knoten in der Stunde zurücklegt, von Southampton aus zuerst nach der Insel St. Thomas gehen, welche Entfernung etwa in 12 Tagen zurückgelegt werden wird. In St. Thomas-Bay sollen drei Zweigdampfboote warten, ihre Postfelleisen in Empfang nehmen und sogleich eines nach Havana und dem Golf von Mexico, das zweite nach Porto Rico, Hayti, Jamaica, Santiago de Cuba, Honduras, Nicaragua u. s. w., ein drittes nach den Inseln über und unter dem Wind und bis nach Demerara gehen; das Hauptdampfboot aber wird sogleich von St. Thomas nach dem kleinen Orte Chagres an der Landenge von Panama seinen Weg fortsetzen, seine Briefschaften fürs Stille Meer abgeben, dagegen die aus dem Stillen Meer in Empfang nehmen, und dann nach St. Thomas zurückkehren, wo inzwischen wieder, wenn kein Unfall eingetreten, die drei Zweigdampfboote angekommen seyn werden. Von St. Thomas wird es, beladen mit den Brieffelleisen aus dem Stillen Meer und denen der drei Zweigdampfboote direct seinen Rückweg nach Southampton einschlagen. Man berechnet, daß durch dieß System directer atlantischer Dampfboote eine Beschleunigung der Verbindung um 12 bis 15 Tage für alle mit diesen Fahrten in Verkehr stehenden Orte eintreten wird. Bei dieser Einrichtung auf der atlantischen Seite Amerika's will die Admiralität, daß die Dampfschifffahrtscompagnie des stillen Meeres alle 14 Tage, statt wie jetzt alle Monate, ein Dampfboot nach und von Panama und Valparaiso sende. Dieß wird Chagres und somit auch England in viel engere Verbindung mit der Westküste Südamerika's bringen, während möglicherweise ähnliche Einrichtungen sich dann nach Californien und der übrigen nordamerikanischen Küste des stillen Meeres ausdehnen.

Ferner soll ein monatliches Dampfboot nach Brasilien abgehen und unterwegs zu Funchal auf Madeira, Sant-Cruz auf Teneriffa, Porto Praya auf den Cap Verd-Inseln, Pernambuco und Bahia anlegen. Von Rio soll dann ein Paketboot nach Buenos-Ayres und Montevideo gehen. In Lissabon soll das Dampfboot nicht anlegen, was zu bedauern ist, da der Vortheil des Handels zwischen Portugal und Brasilien dadurch den Contrahenten entgeht, man vermuthet indeß, daß ein Zweigpaketboot zwischen Lissabon und Madeira eingerichtet werden wird, was denselben Zweck erfüllen würde. Die Entfernung zwischen England und den brasilianischen Häfen wäre somit: nach Pernambuco 18 oder 19 Tage, nach Bahia 20 oder 21, nach Rio Janeiro 24 oder 25 Tage. Ein wichtiger Punkt dieser brasilianischen Linie ist aber die Möglichkeit ihrer weitern Ausdehnung, so daß sie West- und Südafrika berührte. Porto Praya ist nur 710 Meilen von Sierra Leone entfernt, könnte also leicht durch ein Zweigdampfboot erreicht werden, während ein anderes Zweigdampfboot von Porto Praya nach dem Cap ginge, wodurch der Verkehr zwischen England und seinen südafrikanischen Besitzungen auf 31 Tage herabgebracht würde.

Was die Zeit betrifft, wo die obigen Einrichtungen in Ausführung gebracht werden können, so hängt dieß davon ab, wann die nothwendigen neuen Dampfboote gebaut oder neu hergestellt seyn können. Man hofft, daß die für die brasilische Linie bis zum August oder September fertig seyn können, und obwohl es ein Jahr bedürfen wird, bis die Dampfboote nach Westindien und Chagres fertig seyn können, so glaubt man doch, daß selbst mit den jetzt vorhandenen Fahrzeugen ein Theil des Plans bald in Ausführung gebracht werden kann. Die Regierung wird an die Westindia Mail Company 240,000 Pf. jährlich bezahlen, was man für hinreichend erachtet, um die Kosten des ganzen Plans zu decken; auch wird dadurch eine Ersparniß von 30,000 Pfd. erzielt, indem dann die Paketboote zwischen Falmouth und Brasilien wegfallen.

Welche ungeheure Verbindung steht hier in Aussicht, und welcher Fortschritt, wenn man bedenkt daß erst zwölf Jahr verflossen sind, seit das erste Dampfboot wagte die Fahrt nach Amerika zu unternehmen, was mehrere sehr unterrichtete Leute damals noch für unmöglich hielten.

Die Slaven in Istrien.

(Fortsetzung.)

Gebräuche bei Geburten und Taufen.

Wenn ein slavisches Weib ihrer Entbindung nahe ist, so geht sie zur Beichte und Communion und wohnt einer Messe zu Ehren der heil. Jungfrau bei, deren Schutz und Schirm sie sich empfiehlt. Hat sie sich zu Bette begeben, so wird ihr Lager rings herum mit Leintüchern umspannt, um jedes Aergerniß zu verhüten. Die slavischen Wöchnerinnen lassen selten eine Hebamme rufen und ziehen den Beistand gewisser alter Weiber vor, deren Kunst sich von Mutter auf Tochter forterbt. Werden sie

Digitized by Google

deßhalb zur Verantwortung gezogen, so entschuldigen sie sich mit allerlei Ausflüchten und oft auch damit, daß Mutter Eva im Paradiese auch ohne den Beistand einer Hebamme geboren habe. Unglückliche oder unzeitige Geburten sind bei ihnen eine Seltenheit. Nach der Geburt aber beeilt man sich das Kind vor der Taufe von einer Hebamme untersuchen zu lassen. Mißgeburten so wie Unfruchtbarkeit sind äußerst seltene Erscheinungen unter ihnen. Eines und das andere wird für eine Strafe Gottes angesehen. Für die unfruchtbaren Weiber gibt es unter ihnen ein eigenes Schimpfwort, Scirke, was ungefähr so viel bedeutet als ein Zwitter mit vorwiegender Bedeutung des weiblichen Geschlechtes. Die schwangern Weiber beobachten gar keine besondere Diät, sie genießen die gewöhnliche Kost und arbeiten bis sie von den Wehen befallen werden. Gleich nach der Entbindung bringt man ihnen eine tüchtige Portion Eierkuchen und läßt sie ein paar Gläser des besten Weines trinken, den man zu Hause hat. Die neugebornen Kinder läßt man so bald als möglich taufen. Wenn es kalt ist oder regnet, wickelt man sie in Felle ein. Ueberhaupt werden die Kinder in den schlecht verwahrten Wohnungen der Istrianer Slaven frühzeitig an jede Witterung gewöhnt, abgehärtet und stark. Das istrianische k. k. Regiment Prinz Leopold liefert einen Beleg dafür, denn es besteht durchgehends aus schönen, flinken, abgehärteten Burschen. Die Taufe ist ein Familienfest für die Slaven, besonders wenn das Kind ein Knabe ist. Auch bei der Wahl der Taufpathen sind die Aeltern sehr vorsichtig und wählen dazu nur Personen von untadelhaftem Rufe und wo möglich aus der Verwandtschaft. Wenn ein Slave eifersüchtig ist (was sehr selten geschieht, nicht wegen Mangel an Liebe, sondern wegen der musterhaften Treue und Keuschheit der Weiber), so bittet er gerade denjenigen zu Gevatter, den er als seinen Nebenbuhler fürchtet, denn so groß ist die Macht der geistlichen Verwandtschaft bei diesem frommen Volke, daß sie es für eine der größten Sünden halten, dieselbe durch was immer für eine ehr- und treulose Handlung zu beflecken. Diese Achtung für geistliche Verwandtschaft beschränkt sich nicht bloß auf die Taufpathen, sondern sie erstreckt sich auch auf die Firmpathen. Die Folgen davon sind überaus heilsam, indem dadurch mancher Zwiespalt, manche Feindschaft entweder gar nicht zum Ausbruche gelangt oder doch leicht wieder beigelegt wird, während man dafür sehr häufig die schönsten Beispiele liebevoller Hülfeleistung antrifft.

Wie oft hört man nicht einen Istrianer Slaven, wenn er von einem Gevatter beleidigt worden ist, ausrufen: Ala! da mi nebis bio Kum! (Ha! wärst Du nicht mein Gevatter!) So lange die Taufe dauert, wartet der Vater des Kindes vor der Thüre und empfängt dann seine Gevattersleute mit den herzlichsten Umarmungen und Versicherungen einer ewigen Freundschaft. Wenn eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme das Haus eines Istrianer Slaven betritt, so unterläßt man nie, dem Kinde eine Frucht oder ein Ei zu schenken, und wenn es noch in Windeln ist, so steckt man ihm das Geschenk in die Falten derselben. Wer dieses zu thun unterließe, würde nach ihrer Meinung den Schutzengel des Kindes beleidigen, und sich ein Unglück zuziehen.

Heilung der Kranken.

Wenn jemand unter den Istrianer Slaven schwer erkrankt, so schickt man sogleich um den Pfarrer, von dem der Kranke die heil. Sacramente mit der auferbaulichsten Ergebung in den Willen Gottes empfängt. Er äußert seinen letzten Willen und ertheilt heilsame Lehren seiner Familie und dem Hausgesinde. Seine Nachbaren besuchen ihn, um ihm auch die letzten Abschiedsküsse zu geben, die er mit ungetrübter Gemüthsruhe entgegennimmt. Um ärztliche Hülfe kümmern sich die Slaven wenig oder gar nicht. Sie folgen dem Rathe ihres Pfarrers und überlassen das übrige der Vorsehung. Ein Arzt aber hätte auch eine schwierige Aufgabe zu lösen, da er sie schwerlich überreden würde seinen Vorschriften Folge zu leisten. Wein oder Branntwein sind ihre Universal-Mittel, selbst bei Entzündungen. Sie verschmähen die Suppen-Diät und verlangen ihre gewöhnliche Kost. Sonst curiren sie sich auch mit gewissen Kräutern und diätetischen Maßregeln ganz eigener und nicht selten nachtheiliger Beschaffenheit, und lassen sich dabei durch keine noch so vernünftigen Gegenvorstellungen beirren. Und dennoch überstehen sie auf diese Art schwere Krankheiten, daß man darüber erstaunen muß. Es gibt sonst auch gewisse Leute unter ihnen, welche die Stelle der Wundärzte vertreten, verrenkte und gebrochene Glieder einrichten und selbst Arkana gegen Hundswuth zu besitzen vorgeben. Diese Kunst erbt sich durch ganze Generationen von Vater auf Sohn fort. Gewöhnlich sind diese Chirurgen zugleich Veterinäre. Sey es was es will, Geschicklichkeit oder Zufall, so viel ist gewiß, daß sie manche Wundercuren verrichten. Bei ihren Curen sagen sie gewisse Stoßgebete her, schlagen Kreuze, besprengen mit Weihwasser, tragen den Kranken eine gewisse Anzahl Paternoster auf u. s. w. Man kann diesen Leuten durchaus nicht den Vorwurf machen, daß sie auf Betrug und Prellerei ausgehen, denn sie gehören meistens zu den ansehnlichsten und wohlhabendsten Familien und nehmen für ihre gelungensten Curen nicht das mindeste Geschenk als Honorar an. Besonders merkwürdig ist die Art, wie sie die Bisse giftiger Thiere heilen. Indem sie mit der Hand fortwährend Kreuze machen, sprechen sie die Worte des Evangeliums: „an denen aber, welche glauben, wird man diese Zeichen wahrnehmen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, neue Sprachen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; den Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden."

(Schluß folgt.)

Die Papuas.

(Schluß.)

Das Haar der Bewohner von Vandiemensland trägt durchaus den Papua-Charakter, und dadurch unterscheiden sie sich von den übrigen Australiern. Anderson, Cap. Cooks Arzt, vergleicht es mit dem büschelartigen Haar der Hottentotten, dem es allerdings vollkommen gleicht. Sonst findet sich in ganz Australien kein Stamm von reinen Papuas, und der einzige Reisende, der ein Volk beschreibt, das man als ein solches ansehen könnte, ist der berühmte Dampier, welcher ein Volk von wolligem Haar auf der Nordwestküste getroffen haben will. Der Stamm, welcher jetzt diesen besondern Fleck bewohnt, gleicht der Beschreibung in allem, nur nicht im wolligen Haar. Es scheint unwahrscheinlich, daß eine so große Veränderung in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit vor sich gegangen seyn sollte, doch ist es nicht geradezu unmöglich. Die Melville-Insel, welche von der Küste Australiens durch eine Straße von wenigen (engl.) Meilen Breite getrennt ist, wird von einem reinen Papuastamm bewohnt, der von den Eingebornen der gegenüber liegenden Küste Australiens als fremd betrachtet wird, und mit dem sie wenig Verkehr, und zwar nur einen feindlichen unterhalten.

In nordwestlicher Richtung von Neuguinea dehnt sich die

Digitized by Google

Papuarace durch die Molukken, die Philippinen und möglicher Weise auch nach Borneo aus, [1] aber auf diesen Inseln erscheinen sie nur in kleinen zerstreuten Stämmen in den Gebirgen. Die kleinen Inseln, welche sich von Neuguinea nach Timor hin ausdehnen, sind mit Ausnahme der Arru-Inseln ganz von entschiedenen Malayu-Polynesiern bewohnt, aber auf Timor, namentlich am Nordostende, erscheint abermals ein Papuastamm, doch, so viel man immer weiß, nicht ganz rein. Diese Stämme sind von den Malayu-Polynesiern, welche das Tafelland im Innern inne haben, sehr unterdrückt, und die Sklaven, welche nach den Niederlassungen an der Küste gebracht werden, und früher bis Macao geführt wurden, waren hauptsächlich von diesem Stamm, was zu sehr irrigen Ansichten über die Abkunft der Timoresen geführt hat. Einige Stämme auf der großen Insel Flores oder Mang'arai zeigen einen entschiedenen Papuacharakter, auch soll ein derartiger Stamm in der Nähe des Timboro-Bergs auf Sumbawa sich finden; weiterhin verschwinden sie, und man trifft sie erst wieder auf der malayischen Halbinsel unter dem Namen Semangs, wo sie einige Bergstriche in den Staaten Kedah, Perah und Kalantan bewohnen. Die Andaman-Inseln in der Bay von Bengalen sind von ganz entschiedenen Papuas bewohnt, welche eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Vandiemensland zeigen. Von da an kann man sie nicht weiter verfolgen, wenn nicht die von Hrn. Norris neulich entdeckte Analogie zwischen der tamulischen Sprache auf der Coromandelküste und einigen australischen Dialekten zur Herstellung einer Verwandtschaft zwischen diesen Völkern führt. Doch dieß ist mehr eine Frage für die Ethnologen Indiens.

Da die Papuas keine historischen Denkmäler und nur sehr unbestimmte Sagen haben, so kann das Geheimniß, welches auf ihrem Ursprung liegt, nur durch eine aus den Umständen, in denen wir sie jetzt finden, gezogene Analogie gelüftet werden. Eines unterliegt keinem Zweifel, daß alle Negerstämme östlich vom Continent Asiens einer und derselben Race angehören. Dieß ergibt sich aus der fast vollkommenen Gleichheit zwischen allen den zum Theil sehr ferne von einander wohnenden Stämmen, welche nicht mit civilisirtern Nachbarn in Berührung kamen, und wo dieß, wie in Neuguinea und den benachbarten Inseln des stillen Meeres geschah, blieben ihre körperlichen Kennzeichen doch in voller Reinheit. Mit der einzigen Ausnahme der Fidschi-Inseln kann man jeden Fleck, wo diese Race jetzt wohnt, vom asiatischen Continent aus durch eine Fahrt von Insel zu Insel erreichen, ohne daß man das Land aus den Augen zu verlieren braucht. Ein Blick auf die Karte des indischen Archipels und des stillen Meeres wird dieß deutlich machen. Daraus gehen zwei Dinge hervor, erstens, daß wenn sie von irgend einem Continent kamen, sie von Asien gekommen seyn müssen, und zweitens, daß sie keine Schiffe gehabt haben konnten, welche auch nur eine Fahrt von mehrern Tagen zu machen im Stande waren, kurz daß sie genau in derselben Lage waren, wie die Bewohner von Vandiemensland, der Melville-Insel und dem südwestlichen Theil von Neuguinea noch auf den heutigen Tag sind, wo die, welche von den freiwilligen Gaben der Natur leben, ihr Leben besser am Meeresufer als in den dichten Wäldern des Innern fristen. Die Papuas leben allenthalben gern an der Küste, obgleich sie eigentlich kein Seevolk sind, während die höhern Stämme der Malayu-Polynesier gern auf den Tafelländern im Innern wohnen, wo sie bei ihrer Kenntniß des Ackerbaus einen reichlichen Unterhalt gewinnen. Die Wanderlust ist bei Leuten, die ohne feste Wohnungen am Meeresufer leben, so groß wie bei Hirtenstämmen, besonders wenn sie von hinten gedrängt werden, wie dieß wahrscheinlich hier durch das Vorrücken der höhern Race auf dem Continent Asiens der Fall war. Diese Neigung kann man noch heutigen Tages in voller Kraft an der Nordküste Australiens sehen, wo die Einwohner gern in Familien längs dem Uferrand des Meeres wandern, Fische und oft auch Schildkröten mit Speeren erlegen und gewöhnlich 8 oder 10 (engl.) Meilen des Tages machen. Wollen sie eine benachbarte Insel besuchen, über einen Fluß oder Seearm setzen, so streifen sie in Zeit von einer halben Stunde die Rinde eines krummgebogenen Stammes in einem einzigen Blatt ab, binden die zwei Enden zu, halten die Mitte durch Stöcke auseinander, und verwandelten sie so in ein Boot, das bequem genug ist, um die Familie über ein schmales Wasser hinüberzuführen; fehlt dieß Material, so thut ein Floß aus Pandanuspalmen denselben Dienst. Welches Paradies muß Australien für ein solches Volk gewesen seyn, mit seinen sandigen, fischreichen Buchten, und seinem offenen, mit Känguruheerden dicht bevölkerten Innern!

[1] Man glaubte bisher Borneo sey ganz frei von Papua-Stämmen, aber ein Cap. Brownrigg, der im J. 1844 an der Nordostküste scheiterte, und mehrere Monate in einer Stadt am Brau- oder Burn-Fluß sich aufhalten mußte, erzählt von Leuten, die absichtlich aus dem Innern kamen, um die Weißen zu sehen. Diese müssen von Papuarace gewesen seyn, denn er beschreibt sie als kurze, stark gebaute, schwarze Leute, mit so kurz gerolltem Haar, daß der Kopf wie mit kleinen Knöllchen, erbsengleich, bedeckt war. Sie standen mit den Bewohnern der Stadt, meist Bugis, in gutem Vernehmen. Da unsere Kenntniß von dem nördlichen Theile Borneos täglich zunimmt, so wird man wohl bald Aufschluß darüber bekommen.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Wir ritten also munter zu, dieß und jenes besprechend, kamen aber natürlich auch bald auf die bäuerlichen Verhältnisse des Landes zu reden, wobei die beiden Fremden manches zu klagen und zu seufzen hatten. Den Armen schien demnach wenig genug von der humanen Gesinnungsart des Landesfürsten bekannt geworden zu seyn, oder vielleicht gerade nur so viel davon, daß ihnen das viele, viele Fehlende erst recht fühlbar geworden. Instinct und im Leben erworbener Tact machten ihnen klar genug, wie ungünstig ihnen ein Geschick gesinnt ist, das auf der andern Seite eine bevorzugte Adelsclasse mit seinen vom großen Troß angebeteten Glücksgütern überschüttet. Das Gespräch endete damit, daß wir sie fragten, ob sie sich nicht sehr vom Drucke erleichtert fühlten, seit das türkische Joch gebrochen sey. „O ja!“ erwiederte halb hämisch der Alte, „es ist wohl besser, aber es wäre gut, wenn es noch einmal Krieg geben möchte, damit das Land von den Herren gewaschen würde (se fir spoilet tiera de domni); diese, nicht der Türke, hatte uns gefressen (jei ai munkat pe noe, nui turtschi!“ dieses Glaubensbekenntniß kurz und gut gesprochen, wie es war, gab uns viel zu denken und zwischen B. und mir zu besprechen. Der Alte, dieß merkend, schwieg, legte aber seinem Pferde fortwährend die großen Blechbiegel an die Flanken, so daß es in einen ausgiebigen Paß verfiel, ein Tempo, in das unsere Pferde sogleich, ohne getrieben zu werden, mit einstimmten. So kamen wir rasch vorwärts, und ich wünschte im Stillen bei mir der Cultur und Civilisation des Landes, das wir eben durchritten, eine eben solche Bewegung vorwärts. Bald darauf, nachdem wir bei einem von Weiden umschatteten Brunnen einen kleinen Halt gemacht hatten, trennte sich unser Weg; der freundliche Alte wies uns den unsrigen, der sich durch ein halbdürres, aber fast halbmeilenlanges Gestrüpp wand, während er sich mit seinem jungen Genossen rechts hielt, wo, in nicht großer Entfernung, ihr Ziel in Form eines zerstreut, zwischen Baumgruppen umherliegenden Dörfchens

Digitized by Google

sichtbar war. Auch wir hatten nicht mehr weit bis Gaeſt, welches gleich hinter dem Gebüsche lag, dessen staubgepuderte Dorn- und Sträuchergruppen umsoweniger botanisch-merkenswerthes beherbergten, als sie zur Viehweide des nahen Ortes zu gehören schienen.

Bald hatten wir Gaeſt erreicht; es ist dieß ein großer, aus weitläufigen Häuser- und Hüttengruppen bestehender Ort, durch den wir fast eine Viertelstunde zu passiren hatten, bis wir den Han erreichten; dieser war ziemlich groß und roth angestrichen, so daß er sich auf ziemliche Entfernung als eine der hervorragenderen Baugestalten kundgab. Die Menga befand sich neben und war ärmlich genug in keinem Verhältniß mit dem prahlerischen Anstrich des Hauses; die Djoschla auf dem Gang vor dem Hause fehlte, und nur eine schmale, strohgeflochtene Britsche ersetzte sie mangelhaft genug. Außer dem Futter für die Pferde bekamen wir hier nichts als einen trefflichen Wein aus der Gegend von Tirgowiſt, welches etwa zwei Posten nordnordöstlich von hier an dem Flüßchen Jalomitza liegt. Wie alle walachischen Weine war auch dieser leicht ohne schwach zu seyn, und deßhalb angenehm zu trinken; überdieß hatte er eine Blume à la vanille, welche ganz besondere Aufmerksamkeit verlangte. Ein Glück, daß wir unsere Küche auf der letzten Post so gut versehen hatten, und jetzt unsre Tafel mit Eiern und Postrama bestellen konnten, so daß wir, wenn wir den Schnappsack schüttelten, die Todtenbeiner klappern hörten und drum nicht über Mangel an Hartfutter zu klagen hatten. Ein Scherz, der von B's. unverwüstlich guter Laune zeugte, gab uns beiden Anlaß zu vielem Lachen. Als wir nämlich das nationale Pöckelschaffleisch zertheilten und dasselbe, ausgedörrt, wie es war, trotz unserer scharfen Messerklingen mehr seinen natürlichen Muskelfasern nach riß, so fand sich, daß das Fett dazwischen fast bis zur Hälfte lebte. Ich zeigte mein Stück B., und fragte ihn, was er wohl glaube, was dieß für Larven seyen, ob, von der musca putris, carnaria oder vomitaria? Er lachte und meinte denn ächt bergmännisch, daß er dieß zu unterscheiden nicht verstehe, jedenfalls aber wisse er, daß eben zwischen den Scheidungen im Gesteine sich die edelsten Schätze vorfänden. Da uns nun freilich die im Postrama gefundenen edlen Schätze für diesen Augenblick nicht dienen konnten, so verwarfen wir das Edle und hielten uns stoisch an das taube Gestein, das magere Postrama. Die todtenbeinerne Zubehör zu diesem nationalen Essen verlangte wohl auch nationalen Wein, und mit diesem hatten wir's getroffen. Ein weißer Wein aus der Gegend von Tirgowiſt mit einem bouquet à la vanille wetzte alle Scharten aus, welche die mangelhafte feste Nahrung unseres heutigen Mittagmahles zurücklassen konnten. Tirgowisteanu! Ja! er war es werth, daß sich zwei durstige Seelen dran letzten, aber auch nicht ohne des Schlachtfeldes zu gedenken, wo einst manche Christenseele durch die Waffen des Halbmonds gewaltsam aus ihren tapfern Trägern getrieben wurde. Wir ließen Tirgowiſt und das Andenken der Gefallenen hoch leben, wobei wir recht lebhaft eines walachischen Volksliedes gedachten, welches früher einmal in der Foaie, d. i. in der Beilage der Gazetta di Transilvania erschienen war, und das ich mir von dorther übersetzt hatte, es lautet also:

Gestern Mädchen, grad zu Mittag,
Zog wie eine Wetterwolke
Fort zur Schlacht der Herr des Landes,
Als ein Held war er zu schauen!

Er, der sonst zum meisten schweigsam,
Heute hat er doch geschworen
Als ein Adler hinzufliegen,
Seine Beute sich zu machen.

Zu den Häuptlingen er sagte:
„Ketten hemmen unsre Arme,
Und zu Füßen des Tyrannen,
Weinen bitter die Walachen!

Zeit ist's heute, meine Brüder,
Daß wir unser Joch zerbrechen,
Oder daß wir alle sterben,
Seufzen werden wir dann nimmer!“

Also er. Darauf erwiedernd
Rief das Heer: „Entweder siegen
Oder sterben wir im Kampfe,
Denn s'ist herb in Ketten leben!“

Und mit diesen, liebe Mädchen,
Zog Anai [1] auch, der meine,
Ach und mit dem schwersten Schmerze
Sagt ich zu ihm: „Armer, gehe!“

Und so ging er, ein Walache,
Fröhlich, willig sich zu schlagen,
Hättet ihr ihn doch gesehen,
Wie so schön er war vor allen.

O ihr Adler, die ihr suchet
Beutegierig auf dem Felde,
Ziehet nur mit aller Lust hin
Eure Feinde zu zerreißen.

Mädchen aber ihr mögt kommen,
Daß zum lieben Gott wir beten,
Für die Süßgeliebten alle,
Für Anai auch den meinen!

Wie mancher Anai, wie mancher Süßgeliebte mochte vielleicht noch auf dem Schlachtfelde von Tirgowiſt blutig gebettet worden seyn? Glücklich die sich für das Vaterland mit so rothen Rosen schmückten. Die spätesten Enkel, die Nachwelt muß sie ehren! Also auch damals grad zu Mittag, wie das Lied sagt, war es als Michail mit den Seinen schwur, als kühner Adler auf die Feinde zu stoßen. Jahre sind seither drüber hin, ihr Andenken lebt und zwei fremde Wandersleute segnen ihren Labetrunk mit ihrem Andenken.

Heißer und glühender schien jetzt die Sonne mit jedem Augenblick, obwohl sie schon weit über Mittag stand, da kam auch uns wieder der philisterhafte Mahner zur Zahlung, der müde Leib verlangte die schuldige Ruhe, und als ehrliche Zahler ließen wir uns nicht vergebens mahnen, bald lagen wir jeder auf einem Brett, selbst wie Bretter. Wie einst der arme Ulysses auf Ithaka sein Vaterland selbst nicht mehr erkannte, so wußten auch wir nicht in welchem Reich der Erquickung wir während dieser Siesta gelandet hatten, denn keiner wußte, wie süß er schlief. Wir hätten dieß auch wohl nie so deutlich erfahren, wenn wir natürlich erwacht wären, etwa schlafsatt oder die Rippen auf den harten Brettern gehörig abgelegen; so aber führte der Zufall einen Reisenden ebenfalls zu dem Han, dessen erste Plätze wir in Beschlag genommen hatten. Es war ein Walache, und wie uns schien, sogar eine Art Herr (domnu oder spicèr?), der mußte an unsern Kleidern gesehen haben, daß wir Fremde seyen und setzte sich mit dem Tschibuk an den Lippen uns zunächst gegenüber, indem er uns mehrmals und öfters anredete; ich erwachte zuerst, er grüßte mich freundlich und suchte ein Gespräch anzuknüpfen, wozu ich aber durchaus nicht aufgelegt war; ich drehte mich einfach zur Seite, kurz seinen Gruß erwiedernd. Hiedurch ließ sich aber die immer reger werdende Neugier des Fremden nicht irre machen, er sprach und fragte immer fort, und wie ich mich auch aller teufelhaften Exclusivität befliß, um einem Unbekannten nicht Rede stehen zu müssen, dieser ward wie eine unausstehliche Fliege, oder wie ein Krebs, welcher, was er einmal mit seinen Zangen packt, nicht mehr los läßt. Wie hatte ich da mich gegen die rücksichtslose Schwatz- und Neugier des Widerwärtigen zu wehren? Sollte ich ihn etwa erziehen? Ich gab nach und beendete meine Siesta. Glücklicher war B., der hatte sich mit seinem Taschentuch das Gesicht verhüllt und schlief fest weiter. Die Fragen des Fremden beantwortete ich so einsylbig als möglich, denn sie waren möglichst langweilig und hatten nur den Grund der überflüssigsten Neugierde. Endlich erwachte B., und das war ein Glück, denn diesem war der Besuch angenehm, er hatte nichts lieber als Gesellschaft und ich fand ihn darin nie lecker. Der Unbekannte hatte dieß schnell ersehen und bald befanden sich beide im Gespräch, worin B. jenen über das Woher? Wohin? Wie? Wo? Was? Wann? u. s. w. verständigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die zoologische Gesellschaft in England verwendet jährlich auf die Unterhaltung und Vermehrung ihrer Menagerie nicht weniger als 8500 Pfd. Ihre Einnahme, namentlich von Besuchern, betrug im vorigen Jahr 8771 St. (Athen. 11 Mai.)

[1] Anai abgekürzt von Anastaß.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 122. 22 Mai 1850.

Die englischen Finanzen.

„Coming events cast their shadows before." England hat in seinem letzten Budget einen Ueberschuß von 1,500,000 Pfd. nachgewiesen, und diese haben alsbald eine Menge Ansprüche auf Herabsetzung oder Abschaffung von Steuern geweckt, der Kanzler der Schatzkammer hat sich aber nur veranlaßt gesehen 750,000 Pf. nachzulassen, und deßhalb die Taxe auf Backsteine aufzuheben. Dieß hat zweierlei Widersprüche hervorgerufen. Einerseits behaupteten die verletzten Ackerbauinteressen, daß diese Abschaffung der Backsteinsteuer mehr den Städtern als ihnen zu gut komme, eine Behauptung die wohl keinem Zweifel unterliegt; andere fanden jede solche Steuerermäßigung in den financiellen Verhältnissen des Landes unpassend. Das letztere verdient wohl am meisten Aufmerksamkeit, da es ein Licht auf den allgemeinen Charakter der Finanzzustände wirft. Peel hat im Laufe seines ministeriellen Daseyns von 1842 bis 1846 nicht weniger als 7 bis 8 Mill. Steuern aufgehoben, meist solche die auf dem Handel lasteten. Kein Zweifel, daß diese Erleichterung sich mannichfach wohlthätig erwies, aber sie hatte ihre Bedenklichkeiten. England hat in den letzten 35 Friedensjahren seine Schuld, nach Abrechnung der Rückzahlungen, um 27 Mill. Pf. vermehrt, und man fragt mit Besorgniß, was daraus werden soll, wenn die Schuldenlast in einer so langen Friedensperiode nicht erleichtert wird. In den Finanzverhandlungen der Jahre 1820 und 21 wurde von vielen die Nothwendigkeit ausgesprochen, einen bleibenden Sinking-Fond von mehreren Millionen zu bilden, und so die Nation allmählich zu erleichtern; das Geschrei um Steuernachlaß war aber damals schon so groß, daß kein Finanzminister wagte, Millionen über den laufenden Bedarf zu fordern, und daß der Grundsatz aufgestellt wurde, nur die gelegentlichen Ueberschüsse zum Schuldenzahlen zu verwenden. Nach diesem Grundsatz ist man denn auch in den letzten dreißig Jahren verfahren, aber es hat sich gezeigt, daß man auf einem gefährlichen, somit falschen Wege ging. Mit dem Ende des Kriegs trat der Verkehr mit dem Continent wieder in sein natürliches Geleise, und eine Ausgleichung der Preise mußte allmählich erfolgen. Diese Ausgleichung war im Jahre 1820 noch schwach, und die alten Preise Englands hatten sich großentheils noch behauptet, eben damit auch die größere Steuerfähigkeit. Hätte man damals, wie vorgeschlagen war, einen sicheren Sinkingsfond von 3 Millionen jährlich ausgeworfen, so wären jetzt mit Zurechnung des Umstandes, daß die 3 Procents selten auf Pari standen, etwa 100 Mill. Capital abgezahlt, oder mit Zurechnung der Nothwendigkeit neuer Anlehen, wenigstens 70, eine nicht unbedeutende Erleichterung. Statt dessen ist nichts geschehen, die Ausgleichung der Preise zwischen dem Continent und England ist fortgeschritten, und die Hemmnisse, die derselben entgegenstanden, sind durch die Aufhebung der Kornzölle vollends niedergerissen worden. Jetzt ist die Creirung eines gesicherten Sinkingsfonds von einigen Millionen fast zur Unmöglichkeit geworden, außer man entschließt sich, einen festen Kornzoll von 7 oder 8 Sh. auf den Weizen einzuführen und den Ertrag desselben, der sich allenfalls auf 3 Mill. berechnen läßt, auf die Schuldentilgung regelmäßig zu verwenden. Dem steht aber das Freihandelsprincip entgegen, und Lord John Russel hat der Deputation der großen Meeting zum Schutz der Nationalarbeit erklärt, daß sich nur mit Steuererleichterung der ackerbauenden Classe helfen lasse. Also wiederum Steuernachlaß. Freilich ist die Erhöhung der Kornpreise um 15 bis 20 Proc. eine schwere Last für die großen Fabrikanten, namentlich die „Cottonlords", welche ohnehin mit erneuter Besorgniß auf die Rivalität Nordamerika's sehen, eine Besorgniß, die sich neuerdings in mehrern bedeutsamen Handelscircularen geäußert hat. Aber die Lage des Ackerbaus wird kaum ein anderes Auskunftsmittel zulassen. Der Streit über den sogenannten Freihandel wird sich bald umwandeln in eine Frage des englischen „Staatscredits."

Die Slaven in Istrien.

(Schluß.)

Begräbniß.

Wenn ein Istrianer Slave stirbt, so benachrichtigt man alsbald alle seine Freunde und Verwandten von seinem Hintritte, welche sich, wenn sie nicht durch wichtige Hindernisse abgehalten werden, auch pünktlich zur Leichenfeier einfinden. Mag auch eine Familie noch so arm seyn, so unterläßt sie doch nie, Seelenmessen für den Verblichenen lesen zu lassen. Eine Familie, welche dieß zu thun versäumen würde, wäre ein Gegenstand des bittersten Tadels. Die Männer, welche die Bahre begleiten, ziehen alle ihre Tuchkleider, selbst bei der brennendsten Sonnenhitze an, die Weiber hingegen verhüllen sich mit einer Art dunkler Teppiche, welche bis auf den Boden herabhängen, und folgen mit Thränen, Schluchzen und lautem Geheule, wie die Klageweiber der alten Römer. Sie preisen die Tugenden des Verstorbenen, zählen seine guten Werke auf, sprechen zu ihm, als wäre er noch am Leben und wiederholen die guten Lehren, die er ihnen vor seinem Hinscheiden gab.

Diese Thränen und Klagen sind aber nicht erkauft, sondern kommen aus der Tiefe des Herzens, denn wie oben erwähnt

Digitized by Google

wurde, so begleiten nur die Anverwandten und Freunde den Verstorbenen, welcher ohne Sarg mit seinen besten Kleidern angethan in das Grab versenkt wird, worauf ein jeder eine Schaufel Erde hineinwirft, mit den Worten: „Gott erbarme sich deiner!“

Bevor sie den Gottesacker verlassen, beten sie auch noch für die andern Todten, indem sie sich auf den Grabeshügeln ihrer theuersten Verstorbenen auf die Knie werfen. Hierauf begeben sie sich nach Hause, wo ihrer eine mäßige Erfrischung wartet. Bei diesem Mahle erhält ein jeder, der das Haus betritt, seinen Antheil, besonders aber die Armen, denen man reichliche Almosen spendet, damit sie für die Seele des Verstorbenen beten. Bevor man sich zu Tische setzt, knieen alle Anwesenden nieder und verrichten gleichfalls Gebete in gleicher Absicht. Nach beendigtem Mahle hält der Aelteste von der Gesellschaft oder der Pfarrer, wenn er gegenwärtig ist, eine kurze Rede zu Ehren des Verblichenen, und empfiehlt ihn noch einmal dem fernern Gebete der Anwesenden. Nun knieen alle abermals nieder, beten und nehmen dann betrübt Abschied von einander. Den Traueranzug trägt man ein volles Jahr, und bisweilen noch länger. Die Istrianer Slaven hegen eine besondere Verehrung für die Seelen der Verstorbenen. In der Nacht vor aller Seelen-Tage lassen sie Kerzen bis zum Tagesanbruche brennen und beten dabei die ganze Nacht für die armen Seelen im Fegfeuer. Dann eilen sie in die Kirche und zünden dort neue Kerzen an, von denen sie eine jede dem besondern Andenken eines Verstorbenen widmen, so daß die Kirchenstühle mit brennenden Wachskerzchen ganz besäet sind. Nach Beendigung der kirchlichen Functionen begeben sie sich wieder nach dem Friedhofe, werfen sich auf den Gräbern nieder und klagen in rührenden Worten ihr tiefes Leid ihren darin schlummernden Geliebten. Die Gräber der Kinder bepflanzen sie mit Rosensträuchen und andern Blumen, welche die Mütter mit ihren heißen Thränen begießen, indem sie sich dem Gebete ihrer zum Himmel entschwebten Engelseelen anempfehlen. Findet man einen Todten auf der Straße, so errichtet man auf derselben Stelle einen Steinhaufen, zum Zeichen, daß daselbst ein Unglück geschehen oder ein Mord verübt worden ist. Jeder Vorübergehende legt noch einen Stein darauf, so daß dergleichen Steinhügel mehrere Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte fortdauern und immer größer werden. In ältern Zeiten pflegten die Slaven ihre Todten in gemauerten Gräbern zu bestatten, die sie mit einer Steinplatte verschlossen, worauf das Symbol des Standes, zu dem der Verstorbene gehört hatte, ausgemeißelt war, z. B. ein Pflug, eine Egge, eine Sense oder sonst ein Feldbaugeräthe für Ackerleute, Hämmer, Zangen, Meißel, Kellen u. s. w. für Handwerker.

Gegenwärtiger Zustand und häusliche Sitten.

Die Slaven lieben häusliche Unabhängigkeit und Arbeitsamkeit. Sie besitzen fast alle einen eigenen Herd und Grund. Feldbau und Viehzucht halten sie für ehrenvoller als alle noch so gewinnreichen Handwerke, Künste und Handel. Dieß mag der Grund seyn, weßhalb sie sich in das Innere des Landes zurückgezogen und die Küsten fremden Ansiedlern überließen. Für ihre Hausthiere, die treuen Gefährten ihrer Feldarbeiten, denen sie ihren Lebensunterhalt verdanken, sorgen sie sehr eifrig. Bettler sind unter den Istrianer Slaven äußerst selten. Sobald die Kinder groß genug sind, um allein ausgehen zu können, müssen sie schon Truthühner, Lämmer, Schweine oder Kühe auf die Weide führen. Dort härten sie sich gegen Kälte, Regen, Hunger, Durst und alle Beschwerden ab. Bei dieser spartanischen Erziehung werden sie stark, wohlgebaut, behende und zu jeder Arbeit tauglich. Körperliche Gebrechen trifft man bei ihnen selten an. Die Mädchen werden von ihren Müttern frühzeitig im Spinnen, Stricken, Flachshecheln, Wollkrämpeln unterrichtet. Die Männer arbeiten auf dem Felde, die Weiber besorgen die Arbeiten zu Hause und sind keinen Augenblick müßig; selbst auf ihren Reisen nehmen sie die Spindel mit und spinnen gehend und oft sogar mit einer schweren Last auf dem Rücken. Die Kleidung der Istrianer Slaven besteht aus einem groben braunen Tuche, an den Füßen tragen sie die Opanka, eine Art Sandalen, die sie sich selbst aus Rindshäuten bereiten. Ihren Hausrath, der sehr einfach ist, ihre Karren und Ackerwerkzeuge verfertigen sie sich größtentheils selbst. Wanduhren sind bei ihnen ein Luxusartikel, den man nur in reichern Häusern antrifft; sie bedürfen auch derselben nicht, denn bei Tage richten sie sich nach der Sonne, des Nachts nach dem Stand der Gestirne, und irren sich selten in der Zeitangabe. Den Gestirnen selbst legen sie Namen von den Gegenständen bei, womit sie sich beschäftigen. Das Brod bereiten sie aus Mais, Spelt oder Gerste. Den Weizen verkaufen sie in der Regel ganz, nicht so die andern Getreidearten, auch wenn die Ernte noch so reichlich wäre, indem sie den Ueberfluß für die Nothjahre aufsparen. Im Sommer schlafen die Männer immer unter freiem Himmel, dabei legen sie, wenn sie schlafen gehen, weder in noch außer dem Hause ihre Beinkleider und Kappen ab, ja nicht einmal wenn sie krank sind. Diejenigen unter ihnen, welche am treuesten die Sitten ihrer Vorfahren bewahren, tragen Jacken, bei denen der rechte Ärmel fehlt, und verhüllen den rechten Arm selbst bei der strengsten Kälte nur mit dem Hemde. Die Knaben dürfen erst mit dem 10ten Jahre Beinkleider anlegen, bis dahin tragen sie eine Art Tunika von braunem Tuche, die mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird und bis an die Kniee reicht. Seltsam ist bei ihnen die Sitte, daß auf Reisen die Männer zu Roß sitzen, die Weiber aber nebenbei oder hinterdrein zu Fuße gehen. Ein slavisches Weib würde glauben ihren Mann zu erniedrigen, wenn sie ihn zu Fuße gehen ließe, vorzüglich aber im Angesichte anderer.

Moralischer Charakter.

Die sittliche und politische Erziehung der Slaven beruht ganz auf der Religion. Das Evangelium ist für sie die Schule aller Weisheit. Unter ihren Tugenden ist auch ihre Gastfreundschaft sehr rühmenswerth. Jeder der bei ihnen einspricht, er mag ein Bekannter oder Fremder seyn, findet einen freundlichen Empfang und darf nicht fortgehen, ohne von ihrem Brod und Wein genossen zu haben. Letztern, den sie selbst nicht immer genießen, bewahren sie eigens zu diesem Zwecke auf. Der Hausherr selbst kredenzt den Wein in einem Kruge und trinkt zuerst auf die Gesundheit des Gastes, damit dieser ohne Furcht und Argwohn davon genieße, was eine uralte Sitte ist, um dem Fremden jeden Verdacht über die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu benehmen. Man würde es für eine Beleidigung des ganzen Hauses halten, wenn der Gast, und wäre er noch so hohen Ranges, sich nicht würdigte, nach dem Hausherrn zu trinken. Der Entschuldigungsgrund, man sey kein Weintrinker, würde den üblen Eindruck in dem Herzen dieser guten Leute nicht sehr verringern, welche sichs schon zu einer besondern Ehre anrechnen, wenn ihnen ein irgendwie angesehener Mann eine

Digitized by Google

Prise Tabak anträgt. Mit einer solchen Kleinigkeit erwirbt man sich ihr Wohlwollen auf immer.

Die Slaven sind auch sehr wohlthätig gegen Nothleidende, denen sie bereitwillig Obdach und Nahrung gewähren und noch obendrein beim Weggehen ein Geschenk von Getreide oder Wolle mitgeben. Meistens sind es auswärtige Bettler, welche an ihre Thüren klopfen, denn unter ihnen selbst gibt es, wie oben bemerkt wurde, fast gar keine, weil sie sehr genügsam und arbeitsam sind und einander in der Noth hülfreiche Hand bieten. Sie halten es für eine große Sünde und für einen Diebstahl, den sie gegen die wahrhaft Armen verüben würden, wenn sie, so lange sie sich noch durch ihre Händearbeit im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen im Stande sind, zum Bettelstabe griffen.

Auch Treue in der Freundschaft gehört zu den Tugenden der Istrianer Slaven. Sie sind behutsam in der Wahl ihrer Freunde, sie verschenken ihr Herz nicht leichtsinnig; haben sie aber einmal Jemand zum Freunde gewählt, so bleiben sie ihm treu bis in den Tod. Ein Slave, der sich einer Treulosigkeit gegen seinen Freund schuldig macht, wird von allen verachtet und man weist ihm mit Fingern nach. Wehe dem, der unter dem Deckmantel der Freundschaft oder geistlichen Verwandtschaft das Haus seines Freundes zu verunehren wagte!

Gemeiniglich hält man die Slaven für argwöhnisch, verschlagen und hinterlistig. Dergleichen Charaktere jedoch kommen bloß ausnahmsweise unter ihnen vor. Es ist ihnen freilich nicht zu verargen, und auch nicht ihre Schuld, wenn sie gegen Fremde, die ihre Sprache nicht verstehen und sie mit hochmüthiger Geringschätzung behandeln oder sie wohl gar betrügen, eine gewisse Zurückhaltung beobachten. Wer ihnen hingegen Vertrauen beweist und sie gerecht und human behandelt, der kann sich auch auf ihre Ehrlichkeit und Dankbarkeit verlassen. Stets führen sie das Sprüchwort im Munde: ein Mensch ohne Glauben verdient keinen Glauben.

Die Istrianer Slaven sind sehr witzig, scharfsinnig und besitzen nicht gemeine Geistesanlagen. Im Kopfrechnen sind sie besonders gewandt und lösen oft die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit auf, ohne jemals einen Unterricht in der Arithmetik erhalten zu haben. — Gegen ihre Obrigkeiten, vorzüglich wie schon oben erwähnt gegen die geistlichen, sind sie sehr ehrerbietig. Ihre Treue gegen den Kaiser bewiesen sie in den verflossenen zwei verhängnißvollen Jahren, besonders als die sardinische Flotte vor Triest lag. Nur ihrer festen drohenden Haltung verdankt man es, daß die italienischen Küstenbewohner nicht sammt und sonders abfielen, denn die Slaven, welche ihre Treulosigkeit kannten, ließen ihnen ankündigen, sie würden bei dem ersten Versuche über sie herfallen und sie bis auf den letzten Mann todt schlagen. Widersetzlichkeit gegen den Willen des Kaisers und gegen ihre Obrigkeiten ist in ihren Augen eine Sünde, deren sie sich nicht einmal in Gedanken schuldig machen. Sie richten sich hierin streng nach der Vorschrift des Evangeliums: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Dajte Cesaru sto je cesarovo, a sto je bozje, Bogu.

Was ich hier über die Istrianer Slaven mittheilte, ist ein kurzgefaßter Auszug des Wissenswürdigsten aus einem vor drei Jahren in der italienischen Zeitschrift L'Istria erschienenen Aufsatze, dessen Verfasser D. A. Fachinetti, durch langjährigen Aufenthalt und Umgang mit diesem Volke genau bekannt, seine gewissenhaften Forschungen und unparteiischen Beobachtungen, zur Bereicherung der Kenntniß seines Vaterlandes und zur Ausrottung der über die Slaven verbreiteten ungerechten Vorurtheile zu veröffentlichen für gut fand.

W. J. Menzel.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Wir wußten übrigens auch bald Namen, Stand, Wohnort und Reiseziel des Unbekannten, ich gestehe aber dieß alles wieder vergessen zu haben, weßhalb ich genauere Angaben darüber nicht geben kann. Nur so viel weiß ich noch, daß er für gewöhnlich in Rimnik wohnte und jetzt nach Tirgowist reiste. Seinem Stande nach gehörte er gemäß seiner Aussage zu einer Art kleiner Edelleute, die sich in der Walachei nach einer Menge von Graden und Rangstufen ins Niederste sowohl bis unter die Stufen ihres fürstlichen Throns verlieren. Wie er erzählte, kannte er mehrere uns in Bukurest bekannt gewordene Personen, und gab uns auch Grüße an einige Salzbeamte auf, die wir in Olne Mare, einem Salzwerk bei Rimnik, zu besuchen vorhatten. B. als Kafetipascha, machte sich nun zum Herd, um noch einen Schwarzen zu kochen, währenddem suchte ich des Grundsatzes wegen, gegen niemand unfreundlich zu seyn, mein eintöniges Betragen gegen den Fremden gut zu machen. Er war ja doch nicht böse, sondern nur etwas zugezogen, was mich umsomehr zu übler Laune veranlaßte, als er mich eben durch seine rücksichtslose Zudringlichkeit aus der Siesta gestört hatte. Freilich war mein Unwille schnell gebüßt, denn was ich ihm nicht sagen oder nicht anhören wollte, mußte ich gleich darauf B., welcher die walachische Sprache nicht verstand, dolmetschen; dieß brachte das Gespräch bald ins rechte Geleis, an dem zwar nichts gelegen gewesen wäre, denn so geschwätzig er es fließen ließ, so seicht waren seine Reden. Der Kaffee war fertig, der Fremde unser Gast, was uns übrigens nicht hinderte die Gurten unsrer Sättel anzuziehen, und während des Ausschlürfens des heißen Getränks allmählich die Päcke zu schnüren, so daß wir nach bereinigter Zeche und kurzem Abschied von unserer neuen Bekanntschaft aufsitzen und weiter marschiren konnten. Gaest ist ein großer Ort, durch den sich die Landstraße in den verschiedensten Richtungen durchwindet. Er hat auch mehrere Kirchen, und wie es schien viele Herrenhäuser, deren eigenthümliche Bauart für mich noch immer den Reiz der Neuheit hatte. Die ganze Anlage des Fleckens ist ächt walachisch, indem es nicht aus Alleen von Häusern bestand, welche die Straßen bildeten, sondern jedes Haus mit seinem Gehöfte stand — dieß sah man — wie es seinem Besitzer just gefallen hatte es hinzusetzen. Es ist darin ein viel tiefer gehender Zug, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, denn es zeigte den völligen Mangel an gemeindlichem Sinn sowohl für Polizeiliches als für Administratives, insofern es diese Dorfschaften angeht. Ein jeder ist Herr seines Willens und seiner Rechte, und baut wie und wo er will. Ein walachisches Dorf oder Stadt ist nur eine Versammlung zufällig zusammengestellter Häuser, dem aber alles Bürgerhafte, Gemeinschaftliche fehlt.

Als wir die letzten Häuser von Gaest hinter uns hatten, dehnte sich wieder eine Ebene mit Triften und Weiden vor uns hin, die einzig durch ein weidenbegränztes Fluß- und Wasserbett karg genug getheilt waren. Fern im Hintergrunde erheben sich Berge; als ob uns der Himmel die Eintönigkeit der Gegend vergessen machen wollte, hatte er in NO die schwarze Maske eines Gewitters aufgesetzt. Wir hatten unsre Freude daran, wohl wissend daß, wenn es auch über uns weiter gehen sollte, es nicht zu lange dauern würde; denn über flache Gegenden jagen diese Wurfgeschosse des Meeres ungehindert und blitzschnell in ihrer Richtung fort. Wir ließen den Augen freien Lauf in die tiefen wallenden Thäler, diese grauen Wolkenmassen die sich gegen den Horizont herab wie zu einem mächtigen grauen Spiegel oder See verflochten. Ein Paar Adler, die sich dort herumschwenkten, ihre Blutgesänge kreischend erschienen darauf wie ein Paar kreuzende Brigantinen.

Daß wir übrigens trotz der flachen Gegend dem waldreichen Gebirge schon ziemlich nahe waren, bewiesen die Dörfer, welche wir von nun an

Digitized by Google

passirten, und eine Menge Fuhren die mit rohen und bearbeiteten Holzwaaren des Weges uns entgegenkamen.

Sie führten Werk-, Bau- und Binderholz, welches, soviel wir erfahren konnten, ein französischer Speculant im Gebirge accordirt hatte und auf diesem Wege am Argisch hinab nach der Donau führen ließ, von wo es leicht zu Waßer bis an den Ort seiner Beſtimmung zu bringen war. Uebrigens ward ihm wenig Gewinn vorhergesagt, da sonstige ungünstige Verhältniße bei diesem Handel vorwalteten. Eigenthümlich waren die kleinen fliegenden Behausungen, welche diese Holzfuhrleute auf ihren schwerbeladenen Wägen gegen Wind und Wetter angebracht hatten. Lange und breite Rindenschwarten von riesigen Buchen oder Tannen aus dem Gebirge waren über die Breite des Wagens gebogen, und bildeten die fliegende Hütte für die ganze Familie des Fuhrmanns, welcher die seinigen alle auf seine lange Reise mitgenommen hatte. Einfach, bequem und ohne viele Umstände war so das Leben und Vermögen des freien Hausstandes bei einander. Mann, Weib und Kind, Wagen und Ochsen, und zuletzt die Fracht, welche nach monatlangem Fahren endlich einen kleinen Gewinn abwerfen sollte. So sahen wir langes Gebälke, Scheite und Faßtafeln führen; der Ort durch den wir eben kamen und deßen Namen mir entfallen, zeigte in seinen Häusern und Hütten, die sich in niederen Gruppen und Reihen der Straße entlang hinzogen, wie schon bemerkt, genügend, daß wir den Waldstrichen des Gebirges bereits näher waren. Der Charakter der hiesigen ländlichen Baukunst bewies dieß durch einen Reichthum mannichfaltiger, leicht ausgeführter Baugedanken; wie viel kam mir dabei in Erinnerung, was ich seiner Zeit an der Landwirthschaftslehranstalt zu Hohenheim durch einen betreffenden Professor dieses Faches im Collegium mitangehört hatte. Damals galten uns deßen Lehren und Ideen höchstens als geistvolle Hypothesen, deren Ausführung fast alles entgegenstand. Hier sahen wir jetzt in schlichter anspruchloser Einfalt hingestellt, was wir Schüler damals mit halbgelehrtem achselzuckendem Widerspruchsgeist mitangehört hatten. Es waren die Ideen eines schon längere Zeit verstorbenen Mannes, die durch Wohlfeilheit der Ausführung und praktischen Nutzen so manchem alten Schlendrian altherkömmlicher bürgerlicher Baukunde den Rest zu geben drohten.

Der Mann starb und mit ihm auch seine zum Theil sehr praktischen und wohlgegründeten Ideen. Es machte mir deßhalb nicht wenig Vergnügen, hier so manches zu sehen, was mir schon längst theoretisch bekannt war. Theils waren die Häuser, Ställe, Schupfen u. dgl. aus Flechtwerk, Prügel- und Wellholz zusammengefügt, jedoch sah man hin und wieder auch ein unteres Stockwerk aus Kothziegeln gemauert. Die meisten Wohnhäuser waren gewöhnlich geformt, wie ich sie auch schon im Banat gefunden. (S. Einleitung, walachische Märchen von Gebr. Schott. Stuttgart 1845). Doch sah ich mehrere, die aus Kothziegeln gemauert waren und auf denen sich aus Flechtwerk ein zweiter Stock befand, es war der Maisaufbewahrungsort; dieser muß nämlich besonders luftig seyn, weßhalb seine Wände gerne aus Reisern geflochten werden. Ebenso werden auch Ställe oben mit ähnlichen Vorrichtungen versehen, nur war dabei die Vorsicht, daß die Wände des Stalls sich nicht am Boden des zweiten Stockwerks anschloßen, sondern auf 1—1½ Fuß frei gelaßen waren, so daß der Luftzug die Ausdünstung des Stalles stets mit fortnehmen konnte, was die Vorräthe vor Anlaufen und Schimmeln genügend sicherte. Manche derlei Vieh- und Fruchtbehälter erschienen mir als kolossale Doppelkörbe mit einem einfachen pyramidalen Dache gedeckt. Vier Pfosten und die Wände, alles von Flechtwerk, verschafften sehr leicht Widerstand gegen Wind und Wetter. Viele waren auch von runder oder eiförmiger Gestalt. Auf diese Weise, kann ich sagen, durchritten wir eine ganze Musterkarte von nach solchen Grundsätzen zusammengestellten Wirthschafts- und Bauerngebäuden, die aber auch als Muster von ebenso wohlfeiler als praktischer Ausführbarkeit und Anwendung dienen konnten; ich will hier nicht besonders noch an das erste Erforderniß von Wirthschaftsbaulichkeiten, an die ihnen nöthige Wohlfeilheit erinnern, sie ist allerseits unbestritten. Allein ein schon öfters gehabter Gedanke lehrte mir auch hier wieder, daß man, um Gedanken und Ideenmaterial zu finden, dem Osten zu reisen müße, im Westen dagegen betriebsame Ausführung und Geformtes, Gebildetes zu finden habe. „Je unbemittelter, um so gedankenreicher, je vermögender, um so gedankenarmer. Die Armuth ist die Mutter des Genius, dieses auf sich angewiesenen vaterlosen Waisen; Reichthum aber der Vater des Unverstands, eines unbeholfenen Majoratsherrn, des stets fremder Gedanken und Spende Bedürftigen." So vor mich hindenkend, ritt ich beschaulich und schweigend neben B. hin, während mir noch manches an den einfachen Hütten dieses Dorfes Stoff zum Ueberlegen gab.

Nachdem wir das Dorf, deßen Baulichkeiten mir so viel Interesse boten, hinter uns hatten, kamen wir durch eine Gegend, die eigentlich im Malersinn keine Gegend war. Rechts eine Reihe kahler oder höchstens nur bestrüppter Hügel, links aber eine Fläche, die meistentheils keinen Horizont hatte oder nur hin und wieder ferne Auholzpartien vom Argisch her blicken ließ. Uebrigens hatten wir große Freude an der fleißigen Cultur, mit welcher hier der Boden bearbeitet zu seyn schien. Bald darauf erreichten wir mit Sonnenuntergang Kritschinowul (Circinovul), einen Marktflecken, welcher uns für heut zum Nachtquartier dienen sollte. Es ist ein großer schöner Ort, mit vielen malerischen und netten, selbst wohlhäbig aussehenden Häusern, welche sich sogar hin und wieder mittelst kleiner Gärtchen vor, neben oder hinten lose aneinander reihten. Es sah aus als ob hier ein recht gütiger Grundherr zu befehlen habe, dem wirklich etwas am Wohlstand seiner Unterthanen liege. Auch für uns hatte das hübsche Aussehen des Ganzen noch den besondern reellen Werth, daß wir auf ein gutes Nachtquartier hoffen durften. Wir ritten daher am ersten vorüber, weil es voll mit Fest- und Feiertagsgästen war, die sich bei Wein, Tanz und Sang und Klang heute lärmend lustig machten. Obwohl nähere Betrachtung einer solchen Gesellschaft wünschenswerth für uns gewesen wäre, so zogen wir es doch vor, ein andres Wirthshaus aufzusuchen, wo wir ruhig und sicher uns und unsre Pferde unterbringen konnten. Wir ließen diese also langsam vorwärts treten, um uns das hübsche Dorf rechts und links genau anzusehen, und mochten so wohl noch eine halbe Stunde geritten seyn, bis wir endlich mit einbrechender Nacht (der Himmel hatte sich auch getrübt), den zweiten Han erreichten. Das Aussehen deßselben war aber trotz seiner Ausdehnung so abschreckend, daß wir ohne auch nur anzufragen, weiter wollten. Noch ein paar Schritte aber, als wir uns am Ende des Dorfes befanden und von einigen Leuten unterrichtet wurden, daß sich in Kritschinowul kein anderer Han mehr befinde, mußten wir wieder umkehren und ohne weiteres unser Nachtquartier da nehmen. Da war keine Seele, die unseren Wünschen entgegenkommen wäre, weßhalb ich abstieg und ins Innere ging; da saß bei einem hellflackernden Feuer umgeben von 3—4 schmutzigen Kindern in ebenso tiefem Schmutz und Sorglosigkeit ein junges unschönes Weib, die eben ihr jüngstes äzte. Auf die Frage, ob hier Platz sey, hieß es, ja, ob Heu, Gerste, Mais oder etwas Aehnliches vorhanden, erhielt ich nur ein lakonisches Nein. „Na! dacht' ich, da haben wir's gut getroffen!" So rief ich B. abzusitzen und helfen zuzusehen, wie wir Pferde und uns in diesem Han heute unterbringen könnten. Wie wir es aber anstellten, es blieb immer nichts: ja, ich erinnerte mich sogar des Schalk Reineckens Benehmen, als er zu der Meerkatze kam und der unliebenswürdigen Brut gegenüber folgende Worte aufwendete:

„Sind's eure lieben Kinder hier?
Beim Himmel sie gefallen mir!
Welch schönes lustig Völkelein,
Verdiente jedes Prinz zu seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Recht der englischen Krone an gefundene Schätze hat diese in einen Streit mit dem archäologischen Institut verwickelt; sie verlangte einige goldene Reife (armillae) zurück, die vor mehreren Jahren in Schottland gefunden wurden. Das Institut scheint die Absicht zu haben das Parlament anzugehen, um diesen barbarischen Rechtstitel, welcher der Erhaltung werthvoller Alterthümer sich schon so oft nachtheilig erwiesen, abzuschaffen. (Athen. 11 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 123. 23 Mai 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

7. Die Colonien der Pariser.

So werden hier allgemein die am 19 Sept. 1848 von der französischen Nationalversammlung decretirten neuen Colonien genannt, welche Benennung durch den Umstand, daß die meisten der in dieselben aufgenommenen Individuen, wo nicht alle geborne Pariser, doch durch einen mehrjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt eingebürgert waren, einigermaßen gerechtfertigt wird. Die Gründung dieser Colonien war ein gutes Auskunftsmittel in der dringenden Verlegenheit, in welche sich die junge, französische Republik durch den mißglückten Versuch mit den Nationalwerkstätten (ateliers nationaux) gebracht sah; nur ist es schade, daß ihr diese Idee nicht früher gekommen, da hiedurch die schönen Summen, die für eine eitle Demonstration vergeudet wurden, eine zweckmäßigere Anwendung gefunden hätten. Diesem Drang der Umstände ist es zuzuschreiben, daß kaum 19 Tage nach der Bekanntmachung des Decrets schon der erste Colonistenzug reisefertig war. In Algerien kamen die Nachrichten von diesem raschen Gang der Dinge Schlag auf Schlag, wie ein Blitzstrahl von heiterm Himmel an; die vorläufigen Installationsarbeiten wurden mit rastlosem Eifer betrieben, allein was konnte in so kurzer Zeitfrist gethan werden? Kaum konnte man die Ansiedlungsorte bezeichnen und einige Dielenhütten aufschlagen, als die Nachricht von der Abfahrt des für die Gründung von Robertville und Gastonville bestimmten Zuges zu Constantine anlangte.

Zu Philippeville und Bona war alles in großer Bewegung, und die erwartete Ankunft der „Pariser" war das Tagesgespräch. Von Seiten der Behörden wurden Anstalten zum feierlichen Empfang der Colonisten getroffen; Exemplare des Decrets der Nationalversammlung vom 19 September und des ministeriellen Beschlusses vom 27ten gleichen Monats wurden zu Tausenden verkauft, und das neugierige Publicum war bald mit dem Inhalt vertraut. Es war in der ersten Hälfte des Monats October. Ein Kanonenschuß verkündete die Ankunft der Dampffregatte, welche die für Robertville und Gastonville bestimmten Colonisten an Bord hatte. Die Behörden von Philippeville begaben sich in feierlichem Zug nach dem Marineplatz, um die neuen Bürger der Colonie zu empfangen. Weltliche und geistliche Herren hielten lange Reden, die von den Ankömmlingen mit einem enthusiastischen Vivat beantwortet wurden. Es waren von Seiten der Ortsbehörde hinlängliche Anstalten zum einstweiligen Aufenthalt der Colonisten getroffen worden, allein jeder Bürger wollte einen oder mehrere Auswanderer beherbergen, und Reiche wie Arme wetteiferten in der Ausübung der zuvorkommendsten Gastfreundschaft. Dieselben Demonstrationen hatten in den übrigen Seestädten Algeriens mit verschiedenen Varianten statt, und die entzückten Auswanderer konnten sich nur Glück wünschen in dieses Schlaraffenland aufgenommen worden zu seyn. Allein jedes Ding hat seine Schattenseite, und der alte Goethe hat irgendwo sehr wahr gesagt: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen!"

Die Colonisten wurden in langen Wagenzügen nach ihren Bestimmungsorten abgeführt, wo die noch in der Erinnerung der Abfahrts- und Ankunftsfestlichkeiten Schwelgenden sich auf einmal in die prosaische Wirklichkeit zurückgerufen sahen. Ein Capitän, Director und Verwalter der Colonie, mit seinem Adjuncten, ein Sergeant, einige Corporale und etliche 30 Mann empfingen die Ankömmlinge und brachten einen Theil derselben in den wenigen fertigen Dielenhütten, andere in den Zelten, die ebenfalls nicht in hinreichender Anzahl vorhanden waren, so gut es sich thun ließ, unter. Diese Vergünstigung ward jedoch nur den Familienvätern mit ihren Angehörigen zu Theil; die Unverheuratheten mußten sich bequemen, die erste Nacht unter freiem Himmel zu campiren und für die folgenden Nächte sich in aller Eile Laubhütten von Lentisken und Myrthenzweigen zu errichten, in Erwartung der für sie zu verfertigenden Baraken, zu welchen sich die Dielen vielleicht noch mitten auf dem Mittelmeer an Bord irgend eines schwedischen Kauffahrers befanden. Nichtsdestoweniger waren die Colonisten voll frischen Muthes, und ertrugen die von einer ersten Ansiedelung unzertrennlichen Widerwärtigkeiten mit ächt französischem Humor. Bald hatte sich jeder einen kleinen Garten zurecht gemacht, in welchem er die ersten Elemente der Landwirthschaft auf praktischem Wege zu studiren bemüht war; während dessen bestellten die Araber aus der Nachbarschaft frohnweise das Winterfeld der Colonie, um den Ansiedlern die erste Ernte vorzubereiten. Zu gleicher Zeit wurde fleißig an dem Bau der Dielenhütten gearbeitet; allein trotz aller Thätigkeit kam die Regenzeit heran, ehe noch drei Viertel der erforderlichen Zahl fertig waren. Jetzt wurde in den öffentlichen Blättern bitter über die Fahrlässigkeit der Regierung, die Unzulänglichkeit der Rationen Lebensmittel, die Tyrannei der Beamten u. s. w. geklagt, und nach allen diesen heftigen Ausfällen zu schließen, hätte man die kaum gegründeten Niederlassungen ihrem Ende nahe glauben sollen; allein die besser Unterrichteten fürchteten wenig von den vorübergehenden Unbequemlichkeiten des Winters, desto mehr aber von dem nächsten Sommer mit seiner Glühhitze, seinem

Digitized by Google

Sirocco und seinen Fiebern für die nicht an das Klima gewöhnten Colonisten.

Zu Anfang Februars 1849 machte ich mich auf, um die neuen Niederlassungen zu besehen. Ich verließ mit Tagesanbruch El-Arrusch, wo ich übernachtet hatte, und kam in Zeit von zwei Stunden zu dem neuangelegten, zwischen Philippeville und El-Arrusch, an der Straße von Constantine gelegenen Gastonville, dessen Baracken, Zelte und Gurbies einen nicht eben sehr pittoresken Anblick gewährten. Ueberall sah man kleine, mit Reisholz umzäunte Gärten, in denen die Erstlinge des jungen Anbaues zu sprossen begannen. Westwärts von dem Dörfchen zogen sich die von den Arabern für die künftigen Bedürfnisse der Colonie bestellten Weizen- und Gerstenfelder sanft ansteigend bis an den Fuß der Hügelreihe, jenseits welcher die Colonie Robertville liegt; ostwärts, in geringer Entfernung von demselben fließt der Wed Saffaf (Bach der Espen), der sich bei Philippeville ins Meer ergießt. In Hinsicht der Fruchtbarkeit läßt die Niederlassung von Gastonville nichts zu wünschen übrig, nur ist es zu bedauern, daß der im Sommer fast ganz versiegende Bach nicht zur Bewässerung des Landes benutzt werden kann. An Brennholz mangelt es nicht, da die Berge ostwärts der Colonie, so weit das Auge reicht, mit dichtem Buschwerk bewachsen sind. Es waren schon einige Brunnen fertig, die gutes Trinkwasser lieferten, und man war daran, deren mehrere zu graben. Die sich in rechten Winkeln durchschneidenden Gassen des Ortes waren abgesteckt, und hie und da ragten die Fundamente einiger während der wenigen regenlosen Wintertage begonnenen Häuser über den Boden hervor. Ein schwarzer, zu einem zähen Teig zusammengestampfter Koth machte die Circulation äußerst schwierig und unangenehm, und die zahlreichen, Sand und Stein herbeischleppenden Maulthiere und Esel trugen keineswegs zur Verbesserung dieses Straßenpflasters bei.

An der Straße hatte ein Malteser eine Victualien- und Branntweinbude errichtet. An der Vorderwand zweier großen Baracken empfahlen sich in großen römischen Buchstaben die Hotels Melin und Sedeau, während an mehreren andern Hütten ein bescheideneres: „Bon vin à emporter, à 6 et à 8 sous le litre,“ oder „Café à 6 sous la tasse“ zu lesen war.

Seyd gesegnet, ihr Gründer aller dieser philanthropischen Anstalten! Von nun an bin ich über die Zukunft der Colonie vollkommen beruhigt: Weinschenken, Kaffeehäuser und Schnapsbuden! was bedarf es mehr? Der Grundstein zur künftigen Prosperität der Colonie ist gelegt!

Ich trat in eines der Kaffeehäuschen, wo mir ein kokettes, sehr reinlich, fast elegant gekleidetes Weibchen eine der bewußten Tassen Kaffee à 6 Sous mit vieler Grazie servirte. Zwei aus in die Erde gerammten Pfählen und darüber genagelten Brettern bestehende Tische nebst dergleichen Bänken machten das ganze Mobiliar aus, und der Kaffee wurde in einem hinter der Baracke eigens dazu errichteten Gurbie gebraut. Ungeachtet der Bescheidenheit ihres Etablissements hatte sich meine zierliche Wirthin eines ziemlich zahlreichen Zuspruchs zu erfreuen, und während einer halben Stunde hatte ich alle Gelegenheit die zu ihrer Arbeit gehenden Colonisten nach Herzenslust zu mustern. Es waren hier die Trachten aller Classen der Pariser Gesellschaft repräsentirt, nur die Kopfbedeckung war fast durchgängig dieselbe, da die meisten Colonisten die Käppi's der Pariser Nationalgarde beibehalten hatten. Die Mehrzahl der Männer trugen die classische Bluse der Arbeiter aus den Vorstädten von Paris, unter ihnen machten sich andere durch eine Kleidung, die auf ehemalige Eleganz schließen ließ, bemerkbar: hier ein Herr im modischen Schlafrock, mit der Hacke auf der Schulter, dort ein anderer im eleganten Paletot, mit dem Spaten unter dem Arm, oder ein dritter in blauem Frack und enganliegenden Beinkleidern, mit der Axt und der Säge in der Hand — nirgends aber sah man die alterthümliche Tracht des französischen Landmannes, oder vernahm man die originellen Laute seines heimischen Patois. Die Colonisten waren nichts weniger als einfachen Bauersleuten zu vergleichen, ihre Sprache hatte den biegsamen Accent der Hauptstadt und sie mochten vermuthlich meistentheils zu der im Art. 1 des ministeriellen Beschlusses bemeldeten Kategorie gehören, zu welcher nicht die eigentlichen Landwirthe zählen, sondern diejenigen welche erklärt haben „es unmittelbar werden zu wollen.“

Ein junger Mann von freundlichen offenen Gesichtszügen war der letzte, der sein Gläschen Cognac schlürfte, bevor er an die Arbeit ging. Ich unterhielt mich einige Zeit mit demselben und suchte von ihm zu erfahren, inwiefern die von den Zeitungen ausgesprochenen Klagen gegründet seyen. „Ei was!“ sagte er, „diejenigen die nicht zufrieden sind, sind nicht vernünftig! Es gibt überall Leute, denen es unser Herrgott selbst nicht zu Dank machen könnte. Was haben wir denn hier seit unserer Ankunft so hartes erleiden müssen? In Frankreich waren wir nach der Februarrevolution Monate lang ohne Arbeit, folglich ohne Brod, oft ohne Obdach; hier ist unser Tisch gedeckt, der Winter ist nur naß und es erfriert Niemand. Die rauhe Jahrszeit ist bald vorüber, und wem es in seine Baracke, sein Zelt oder seinen Gurbie regnet, der stopfe das Loch zu. Die Schreier sind nirgends zufrieden, zu Paris hatten sie oft nicht satt zu essen, hier ist ihnen schon das Commißbrod verleidet und sie wollen Weißbrod in die Suppe haben; sie vermissen die guten Nationalwerkstätten, wo sie für wenig und schlechte Arbeit schönen Lohn ausgezahlt erhielten. Ich für meinen Theil klage nicht und die meisten denken so wie ich. Es ist bis jetzt noch kein Mensch krank gewesen, die Häuser werden nach und nach erbaut, die Gärten werden bald Gemüse in Fülle liefern und es muß immer besser kommen. Wir haben zwar meistens alle noch nie den Pflug geführt, allein dieß wird auch zu erlernen seyn, und auf jeden Fall nicht schwerer hergehen als die bisherigen Arbeiten mit der Hacke und dem Grabscheit. Nur eins wird bedenklich; die Herren der Garnison, vom Capitän bis auf den Corporal herab, fangen an mit unsern Weibern, Töchtern und Schwestern schön zu thun, was uns in keiner Hinsicht anständig seyn kann, es kann dieß nur große Unannehmlichkeiten herbeiführen, da die Herren Militärs in den Colonien allmächtig sind. Doch ich habe schon zu lange geplaudert. Besuchen Sie mich einmal an einem Sonntag. Adieu!“

Außer den Bauarbeitern, die neue Baracken aufzuschlagen beschäftigt waren, sah man jetzt wenige Männer im Dorfe, doch spazierte hie und da ein modisch gekleideter Herr herum und rauchte seine Cigarre, oder sah den Arbeiten zu. Es waren dieß die Aristokraten der Ansiedelung, verunglückte Employé's, mißverstandene Denker, ruinirte Speculanten u. dgl., die als letztes Auskunftsmittel den heroischen Entschluß gefaßt hatten vor der Commission zu versprechen „Landwirthe werden zu wollen.“ Einer dieser Herren redete mich an, und sein Drang sich mitzutheilen ließ mich bald mit seinen frühern Verhältnissen intime Bekanntschaft machen. Er war früher Huissier in einer Provinzialstadt gewesen, hatte ein großes Haus gemacht und mit

Digitized by Google

den Vornehmsten seiner Stadt auf dem allervertrautesten Fuß gelebt. Ungeachtet seiner hohen Stellung sey er aber nie stolz gewesen und habe Vornehmen wie Geringen gleich guten Empfang angedeihen lassen. Man habe aber seine Güte aufs schrecklichste mißbraucht, und diejenigen welche am meisten Gutes bei ihm genossen, hätten am meisten zu seinem Ruin beigetragen und ihn später über die Achsel angesehen. Demungeachtet habe er aber noch einige Hülfsquellen und lasse sein Loos von Soldaten anbauen, da ich leicht einsehen werde, daß ein Mann wie er nicht im Feld arbeiten wolle, er habe indeß schon oft seinen Entschluß hierher zu kommen bitter bereut, denn ein Mann von Erziehung könne sich unmöglich in der Gesellschaft unwissender Arbeiter, die nicht das geringste Savoir vivre hätten, gefallen. Ein anderer war Redacteur an den „Petites affiches" gewesen und hegte den kühnen Plan ein Journal zu gründen, und ein dritter hoffte, nach der Einverleibung der Colonie ins eigentliche Civilterritorium, eine seiner Individualität und seinen Fähigkeiten angemessene Stelle in der Verwaltung zu finden. Glücklicherweise sind solche, von der Gesellschaft verkannte Individuen nicht in großer Anzahl vorhanden, sonst würde es schlecht um das Gedeihen der Ansiedelung stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Maaß der Schädel.

Hr. G. Morton, bekannt durch seine „Crania americana" und andere ethnologische Schriften, theilt in Silliman's Journal of Science (March 1850) seine Messungen des innern Raums der Schädel mit, deren er nicht weniger als 623 nach der Methode von Phillips mit Schrot gemessen hat. Als Ergebniß bezeichnet er folgende Punkte: 1) der teutonische Stamm, umfassend Deutsche, Engländer und Angloamerikaner, hat das größte Gehirn, 2) die alten Peruaner und Australier das kleinste. 3) Die barbarischen Stämme Amerika's haben ein weit größeres Gehirn als die halbcivilisirten Mexicaner und Peruaner; 4) die alten Aegyptier haben von allen kaukasischen Völkern mit Ausnahme der Hindus das kleinste Gehirn, denn selbst die wenigen semitischen Köpfe sind bedeutend größer. 5) Das Negergehirn hat 9 Kubikzoll weniger als das teutonische, und 3 Kubikzoll mehr als das der alten Aegyptier. 6) Das größte Gehirn in der ganzen Reihe ist das eines Holländers mit 114 Kubikzoll, das kleinste das eines alten Peruaners mit 58 Kubikzoll. Das Gehirn der Australier und Hottentotten steht unter dem des Negers und mißt genau so viel als das der alten Peruaner.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Auch ich hatte freundliche Worte zu den Kindern gerichtet, aber die unfreundliche Hausfrau blieb trotzdem weit hinter der Meerkatze zurück; ich konnte nichts herausschlagen als zwei Eier, die sie noch hatte, und die Erlaubniß draußen in dickfinsterster Nacht auf dem Hof die Stelle zu suchen, wo den Winter über Heu aufgeschobert war, wovon noch einige verfaulte Ueberreste für unsre ermüdeten Thiere zu erbeuten waren; da war nichts zu machen, als sich in das eherne Schicksal zu ergeben. Wir stellten die Pferde in Gottes Namen ein, zündeten eine Kerze an, die wir mitgebracht hatten und weideten unsere Zwerchsäcke aus; ich hatte noch in instinctartiger Wirthschaftlichkeit ein Futter Mais auf seinem Grund behalten, welchen wir theilten und den Pferden in die Bahren warfen, für uns aber nahmen wir die beiden erhaltenen Eier, dann das Postrama und noch einige Todtenbeinchen von Maruneschiezul; „da hieß es, jedem ein Ei, jedoch nur zwei für alle zwei." B. hatte das Unglück von diesem Pärchen just das stinkende zu erwischen, er mußte also bei dem zahnprobenden Postrama und den steinharten Brezeln bleiben. Unter Lachen gönnte ich ihm nun die Strafe des Eifastens, weil er so unverzeihlich Reise- und Schnappsackküche in Bukureß vernachlässigt hatte; das Abendmahl, welches ein Wein, immerhin gut genug, bethaut hatte, war vorüber; da berietHen wir, wo wir schlafen wollten, denn einen Theil von der Stube Besitz zu nehmen hätten wir nur mit unserem Blute bezahlen müssen, anderntheils wußten wir aber nicht, waren die Pferde im Stalle über Nacht sicher, am andern Morgen von den Händen wieder losgebunden zu werden, welche sie Abends hineingestellt hatten. Dieser Gedanke und die Gewißheit den zahllosen springfüßigen Blutzöllnern in diesem Raume unnöthigerweise so viel von dem unseren gönnen zu müssen, brachten uns zu dem Beschluß, im Stall unser Nachtlager zu halten, welches wir sogleich, die Zwerchsäcke und sonstige Päcke aufnehmend, bezogen. Der Stall war übrigens das Schönste und Beste von allen Baulichkeiten die zu dem Han gehörten; die Pferde hatten doppelte Freude, da sie uns kommen sahen, denn sie hofften wie gewöhnlich nach genommenem Körnerfutter auf Heu. Es war uns aber leid, da sie uns vergebens darum betrachteten, weßhalb noch ein letzter Versuch gemacht wurde, um Heu zu bekommen, indem ich B. auf meine Schulter steigen ließ, von wo aus er den Heuboden erklimmen konnte, Dank der in aller Welt verbreiteten Nachlässigkeit und des Schlendrians sämmtlicher Dienstboten, Kutscher, Hausknechte und Mägde, die es mit dem Zusammenfegen nirgends so genau nehmen! Nur durch sie wurde es B. möglich noch einige Hände voll Heu droben zusammenzuraffen, mit denen wir wenigstens die gereizte Ungeduld der Pferde der Form nach stillen konnten. Ist es ja auch bei regelmäßig gehaltenen Thieren nicht immer das wahre Bedürfniß des Magens dieß und jenes zu bekommen, sondern nur Gewohnheit. Freilich thut entbehrte Gewohnheit so weh als unbefriedigtes Bedürfniß. Nun nahm jeder seinen Sattel und Mantel unter den Kopf, und streckte sich so gut er konnte in die Krippe. B. getraute sich nicht die Stallthüre offen zu lassen, und so mußte ich schwitzend und in schlafwachem Zustand diese Nacht hinbringen, was, ich gesteh es, meine Natur sehr in Anspruch nahm. Ich glaube in meinem Leben wenig Nächte so elend zugebracht zu haben, weßhalb ich sie auch nicht kurz genug machen zu können glaubte. Kaum graute es, so legten wir schon die Sättel auf und machten uns mit dem Vorhaben davon, beim nächsten besten Han, wo wir Futter für die Pferde erhalten konnten, abzusitzen und zu füttern. Der Himmel war trüb, es fing an zu tröpfeln und innerlich schaute es wenigstens bei mir auch nicht ganz rosenfarb aus.

Obwohl der Himmel immer verdrießlicher werden zu wollen schien, ließen wir uns dadurch doch nicht stark anfechten, und dachten „Morgenregen und Altweiberlieb dauern nicht lang," womit wir fleißig zuritten, so daß wir nach etwa ¾stündigem Marsch wirklich einen kleinen Han erreicht hatten, in welchem wir Heu und Wein für die Pferde bekommen konnten. Da ließen wir's uns wohl seyn und gaben den Pferden so viel sie fressen mochten, und um ihnen alle Sorgfalt zuzuwenden, sattelten wir sie überdieß noch zum Striegeln und Bürsten ab. Ueberdieß aber streckten wir uns auch noch ein wenig auf ein Paar schmale Bänke hin, um uns für die schlecht gehabte Nacht noch mit einem Stückchen Nachschlaf zu entschädigen.

Da dieß alles abgemacht war, machten wir uns wieder auf den Weg, um nach Pitest zu kommen; der Weg war nicht ohne Reize und hatte sogar seine Schönheiten. Spuren des immer näher tretenden Gebirges wurden häufiger, obwohl dieses selbst noch nicht sichtbar und wahrscheinlich von Unmuth des Himmels, von trägen Wolkenmassen, verhängt war Rechts zog sich eine stets höher werdende Reihe schön geformter Vorgebirge hin, aus deren Schluchten und Thälern sich viele Fluß- und Bachbetten uns quer über den Weg dem Argisch zu herabzogen. Freilich waren jetzt die meisten der lang anhaltenden Dürre wegen trocken, aber das Material welches sie führten, ließ keinen Zweifel darüber, daß hier Sturm und Wetter oft genug böses Spiel treiben können. Die Brücken darüber fanden wir indessen durchaus gut; an den baumreichen grünen Berghalden hin, größtentheils mit Rebenpflanzungen bekleidet, standen unzählige Sommer- und Preßhäuser, und Hütten hin und her zerstreut; sie nehmen sich auf der grünen Fläche des Gebirges aus, wie die großen und kleinen Sterne am Himmel. Der Charakter

Digitized by Google

dieser Landschaft erinnerte mich sehr lebendig an das Weingebirge von Arad, Menesch und Villagosch in Ungarn, welches ebenfalls, gegen Osten am höhern Gebirge gelehnt, gegen Westen in weite Flächen ausläuft, welche dort von der Marosch, hier vom Argisch durchströmt werden. Je näher man auf der Straße, welche wir ritten, Pitest kommt, um so stärker weicht diese von den Bergen ab und wendet sich links in die Ebene dem Argisch zu. So kamen wir denn durch eine lange und wie es schien vom Viehtrieb ziemlich öd gemachte Aue, und endlich zum breiten Bett des wilden Argisch, welcher hier die Gränze zwischen den Bezirken Muschekul und dem von Argheschul macht. Ersterer ist für den Archäologen besonders merkwürdig wegen der vielen Ueberbleibsel römischer Größe, nächst dem Markte Cimpulung, wo einst nach Laureani das alte Romula der großen Lateiner-Nation gestanden haben soll (siehe magazinu istoricu pentru Dacia sult Redakziu lui A. Treb. Laureani si Nicol. Valschesku. Tom. 2. fol. 87.) Ueber den Argisch führte eine ziemlich breite, in sicherem Stand erhaltene Brücke in die Stadt; auf dieser hatten wir das wirklich schöne Bild einer schönen Gebirgsgegend. Der Himmel hatte seine Wolken im Augenblick etwas in die Höhe gezogen und gewährte die Ansicht der Ferne gerade gegen Norden, die wohl einzig genannt werden darf. Von den Alpenriesen, die sich hier in den überraschendsten Formen über einander zum Himmel thürmen, zog sich ein nacktes und zerrissenes Berg- und Hügelland bis in die Nähe der Stadt herab, welches wohl für sich den Namen eines nahe gelegenen Marktfleckens Curtea de Argisch, Curie des Argisch, überhaupt verdiente. Von den vier Flüssen Argisch, Borasu, Doamnu und Tirgului durchrissen, bot dieser Punkt das ächte Bild eines Waldstromtummelplatzes dar. Diese Alpenkinder, deren Wiege in dem Gebirgsstocke rechts vom Timischpaß, brausen hier südlich in ungezügeltem Laufe herab, Feld und Auen zerreißend und ihr verderbliches Spielzeug in mächtigen Kies- und Steinbänken zur Seite auflagernd. So vereinigen sie sich oberhalb Pitest paarweise und stürzen sich alle zusammen in den Argisch, welcher mit ihnen allen in wildem Bergbraus gegen Süden jagt, nach und nach ruhiger werdend um sich gegen SSO bei Olteniza in den Donaulagunen zu verlieren. Wie einer, dem zwei langweilige Gaffer überdrüssig wurden, fing jetzt der Himmel an zu schmollen, und in schweren Tropfen sandte er die Mahnung herab, uns zu tummeln. Wir sahen also zu, das andere Ende der Brücke zu erreichen, bezahlten da einen kleinen Uebergangszoll, machten die Angabe, daß wir mit Pässen versehen seyen, nahmen aber auch dagegen die Auskunft ein, wohin wir uns in der Stadt zu wenden hätten, um einen guten Han zu treffen.

So befanden wir uns jetzt bereits unter dem Banner des Raben, welchen der Bezirk Argehsul im Schilde führt. Wir hatten den Han Mayolo kaum erreicht und unsere Pferde in einem Bretterschuppen trefflich und bei sehr vielem Heu untergebracht, so fing es aber auch dergestalt zu gießen an, daß wir den Regen seiner Artigkeit wegen nicht genug preisen konnten, da er uns noch vorher auf der Brücke so dringend gewarnt hatte. Wir hatten uns zu sehr über das schlechte Pflaster der krummen und geraden Gassen dieser Stadt beeilt, daß wir von der äußern Physiognomie derselben wenig mehr erspähen konnten, als die Aehnlichkeit, die sie mit andern walachischen Städten hatte. Es war 10½ Uhr da wir angelangt waren, und es regnete so gemüthlich, daß wir kaum noch glauben konnten, heute noch weiter zu kommen, weßhalb wir uns ein Zimmer geben ließen, um wo möglich einzuholen, was wir in Kritschinowul so bitter hatten opfern müssen: Nachtessen, Schlaf und Frühstück. Ueberdieß war es bald Mittag und somit ward beschlossen diese drei Mahlzeiten jetzt zu vereinen, und nachher selbst mehr als eine Siesta zu machen.

Der Mehanschia (Wirth), ein macedonischer Grieche oder Gräko-Wlache, wie seine Nationalität richtiger zu bezeichnen wäre, hieß Manolo und war der gewandteste Mann seines Fachs, der mir seit langer Zeit vorgekommen ist. Obwohl kein Zug deutschgemüthlicher Theilnahme oder gesprächigen Verbindens des Walachen, oder ehrlicher Granbezza des Magyaren, oder ernstredlicher Gewissenhaftigkeit des Serben dabei zu erkennen war. Der Mann war ganz Grieche, und ohne alle diese Eigenschaften ein sehr angenehmer trefflicher Wirth; ließ sich seine gleichgültige Miene etwas verrücken, so war es eher zum Freundlichen, sonst stand er aber ruhig an seinem Tisch, oder ging um dieß und jenes mit so gemessener Fertigkeit umher, daß man wohl sah, wie der glücklichste natürliche Tact ihm sein Geschäft erleichterte. Seine Augen waren ein folgsames Schwalbenpaar: in allen Ecken und Richtungen herumfliegend, brachte es seinem Herrn die nöthige Kunde, indessen ihm Mund und Zunge mit lakonischen Worten zu Gebot standen wie einem gewandten Künstler sein Pinsel, womit dieser auch mit einigen Strichen und Punkten eine ganze Welt von Gedanken auf die Leinwand wirft. Seine Ohren endlich waren wie Almosenbüchsen, in denen auch der schlechteste Pfennig nicht verloren geht, so unbemerkt er immer hineingeschlüpft wäre. So konnte uns denn die schnellste und angenehmste Bedienung nicht fehlen, und wir bedauerten nur diesen gewandten Griechen nicht in einem abendländischen Gasthof beobachten zu können, wobei er und wir mehr zu thun gehabt hätten. Hier aßen wir Dieß und Jenes, Solches und Anderes, wie es die Landessitte mit sich brachte und wie ich schon mehr beschrieben; alsdann streckten wir uns auf unsre Djoschken, um zu schlafen. Mittag war vorüber, die Siesta vollbracht, wir sprangen auf die Füße und gingen nach der Dscharschia, wo sich B. einen Mantel kaufen wollte; denn der Regen hatte ihm noch besonders eine Mahnung gegeben, welche er sich in der Nähe des Gebirges, an welchem wir von hier an hinzureisen hatten, wohl doppelt gemerkt hatte. Der Handel um eine Kabanitze, wie sie hier landesüblich sind, war bald im Reinen. Es war ein derbes, aber auch dauerhaftes Kleidungsstück; die dazu verwendeten Walkzeuge von naturfarbener weißer Schafwolle sind ein Hauptzweig der Landesindustrie, sowie in Ungarn und Serbien und im ganzen Orient überhaupt. Der Schnitt eines solchen Mantels ist nach Art der Carbonari, hinten mit einem kleinen viereckigen Kragen, dessen unteres Ende zusammengeheftet eine Kukuletta (Capuze) bildet und so die Brauchbarkeit des Ganzen erhöht. Nach beendigtem Handel schlenderten wir nach der Dscharschia und einige Gassen auf und ab, die Stadt betrachtend. Sie enthielt mitunter recht ansehnliche Gebäude und Höfe, alle von derselben Bauart, wie ich sie schon früher in Krajowa und Bukurest beschrieben; aber auch hier ist alles von demselben verfallenden Ansehen, welches die walachischen Gebäude schon vor ihrer Vollendung haben und damit den ächt orientalischen Ausdruck an sich tragen. Viele groß angelegte aber nicht vollendete Häuser, ebenso viele längst leer stehende, deren Fenster und Dächer verwittert und verfallen sind. An die Mauertrümmer eines ehemaligen Hans sah man Reihen elender Holzbuden gestellt, wo Krämer oder die lockeren Träger landessittlicher niedriger Industrie ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Die Lage der Stadt und ihr Aeußeres selbst ließen vermuthen, daß die Geschichte manches über sie verhängt haben mochte. Besonders denkwürdig aber ist, daß sie einst Zeuge der überwilden Grausamkeit eines walachischen Despoten war. Hier wurden nämlich einmal 200 sächsische Jünglinge aus Kronstadt, welche auf dem Wege nach der Gelehrtenschule Gürlau in der Moldau gefangen wurden, hingerichtet und sammt und sonders verbrannt. Es war dieß ein Act wiedervergeltender Feindseligkeit des Fürsten Wlad Dragula. Einer spätern Regierung dürfte es dagegen vorbehalten seyn, Pitest zu einigem industriellen Glanze zu bringen, wenn sie die in der Nähe hier brechenden Quecksilbererze gewinnen ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphenkette zwischen Europa und Amerika soll jetzt wirklich zur Wahrheit werden. Die Neuyorker Blätter geben die Einzelnheiten des von Hrn. John Wilkes entworfenen Plans, zu dessen Ausführung sich jetzt in dieser Stadt eine Gesellschaft bilden soll. Das Ganze ist auf eine halbe Million Dollars angeschlagen. Alle hundert Meilen soll ein kleiner Floß mit Mast und Flagge aufgestellt werden, der mit dem im Meeresgrunde liegenden Draht in Verbindung stünde, um den letzten herausnehmen zu können, so oft eine Ausbesserung nöthig wäre, die Ansicht aber ist, daß ein in der Tiefe von 1—1½ (engl.) Meilen gelegter Drath keiner Beschädigung ausgesetzt seyn werde. (Athen. 18 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 124. 24 Mai 1850.

Die Stellung der Freihandelsfrage in England

gewinnt mit jedem Tag an Wichtigkeit nicht bloß für England selbst, sondern auch für den europäischen Continent und selbst in noch weitern Kreisen. Daß kürzlich Hr. G. Berkeley geradezu auf Wiedereinführung eines Kornzolls angetragen und damit durchgefallen ist, hat auf den Stand der Frage keinen Einfluß, da man einen solchen Ausgang in dem jetzigen Parlament zum Voraus kannte; wie es scheint sollte bloß damit gezeigt werden, daß manche der großen Whigfamilien — denn einer solchen gehört Hr. Berkeley an, und war noch überdieß früher ein Freihandelsmann — sich geradezu von der jetzigen Whigregierung lossagen. Wichtiger als dieses parlamentarische Exercitium war die Versammlung der Protectionisten am 7 Mai, und die darauf folgende Deputation an Lord J. Russel und Lord Stanley. Ersterer, als das Haupt der jetzigen Regierung, verwarf zwar jeden Gedanken an eine Wiedereinführung des Schutzsystems, gab aber doch zu verstehen, er hätte es für besser gehalten, wenn man statt der Zollscala einen fixen Zoll eingeführt, und nicht den Zoll völlig aufgehoben hätte; eben so gab er zu, daß ein großer Theil des im Lande herrschenden Nothstandes eine Folge der Aufhebung des Kornzolls sey, daß indeß jeder Uebergang einen solchen Uebelstand mit sich führe, und man deß-deßhalb nicht wieder von der freien Einfuhr abgehen könne. Indeß geht sowohl aus der Antwort Lord John Russells als aus verschiedenen Erklärungen erklärter Freihandelsmänner hervor, daß die Kornpreise tiefer gefallen sind als selbst die Freihandelsmänner wünschten. Fügt man nun hinzu, daß mehrere Cabinetsminister, wie die Lords Landsdowne und Carlisle, gleich im Anfang der Parlamentseröffnung von dem Freihandel als von einem großen „Experiment" sprachen, das sich erst erproben müsse, so ersieht man, daß selbst in diesen Regionen das neue System keineswegs so fest steht als es scheint.[1] Daraus darf man indeß nicht auf einen schnellen Fall schließen, denn es haben nicht nur schon vor der Parlamentseröffnung hochgestellte, einem Schutzsystem ergebene Männer die Sache als vorläufig entschieden erklärt, sondern Lord Stanley selbst, an den sich, wie oben erwähnt, als an das parlamentarische Haupt der Protectionisten, die Deputation jener großen Meeting wandte, sagte ausdrücklich, ehe an eine Aenderung des jetzt herrschenden Systems zu denken sey, müsse es noch viel schlimmer werden; das einzige Rettungsmittel liege darin, daß das Land durch die Folgen des jetzt herrschenden Systems allmählich belehrt werde, und so auf seine Repräsentanten zurückwirke. Das ist freilich eine etwas lange Procedur, aber die einzige, welche wirklich Heilung verspricht. Wenn den Pächtern Englands ein Drittheil ihrer bisherigen Einnahmen entzogen wird — eine Summe, die sich im mindesten Anschlag auf 60 bis 80 Mill. Pf. St. beläuft — so kann es nicht fehlen, daß der innere Handel und Verkehr des Landes dadurch leiden müssen, und dieß Symptom gibt sich auch schon in manchen ganz unverkennbaren Anzeichen kund. In der wachsenden Ueberzeugung, daß nicht bloß das directe Interesse der Pächter und Gutsherren, sondern das Interesse der Kaufleute und Gewerbe mit betheiligt sind, liegt der zwingende Grund zu einer Aenderung des jetzigen Systems. Das ist etwas anderes, als zwei durch politische Meinungen geschiedene Parteien, jetzt sind es zweierlei Volksclassen mit verschiedenem Interesse, der Unterschied von Whigs und Tories ist gänzlich todt, und nur Protectionisten und Freihändler, mit andern Worten Anhänger des aristokratischen Altenglands und eines ziemlich republikanischen Neuenglands stehen sich schroff gegenüber.

Es läßt sich daraus ohne Mühe abnehmen, welchen schweren innern Zerwürfnissen England entgegengeht. Daß manche Noth unter den Pächtern herrscht, läugnen selbst die Freihändler nicht, und diese Noth muß sich bald den Gutsbesitzern selbst fühlbar machen, die keinen oder einen sehr geringen Pacht erhalten werden. Das Verhältniß ist ein kaum lösbares: Leute wie Cobden und wohl auch Bright würden gerne den grundbesitzenden Adel mit dem Oberhaus zusammenbrechen sehen, so weit gehen aber weder die Wünsche noch die Ansichten des englischen Volks, und sobald die Sachen einem solchen Aeußersten sich nähern, erfolgt sicher ein mächtiger Umschlag in der öffentlichen Meinung. Die Schwierigkeit liegt in dem jetzigen Gütersystem Englands, in dem, was Disraeli mit dem Ausdruck „Territorial Constitution" bezeichnet hat. Dieß System der großen Güter mußte dahin gehen, einen großen Grundbesitz mit verhältnißmäßig wenig Menschen anzubauen, und so gewissermaßen fabrikartig zu bewirthschaften; dadurch wurden die Menschen vom Lande in die Städte getrieben, und um sie hier zu beschäftigen, mußte die Industrie auf alle Weise befördert werden. Jetzt ist die Industrie riesengroß herangewachsen, gebietet über ungeheure Geld- und Menschenkräfte, und das Auftreten der Liga war eine Drohung mit physischer Gewalt, gerade wie sich jetzt die Agriculturistenpartei ebenfalls wieder zu Drohungen mit physischer Gewalt hinreißen läßt. Die Industrie forderte wohlfeiles Brod, um den Lohn herabsetzen und die Concurrenz auf dem Weltmarkt bestehen zu können; der Ackerbau fordert jetzt einen Kornzoll, um die Concurrenz mit den fremden Landproducten aus-

[1] Cobden sah sich in seiner Rede gegen Berkeley's Antrag veranlaßt, gegen den Ausdruck „Experiment" geradezu zu protestiren.

Digitized by Google

halten zu können. Der Mißbrauch des Schutzes hat zur völligen Abschaffung desselben geführt, und jetzt ist die industrielle Partei im Besitz und will sich nicht wieder hinauswerfen lassen. Wer siegt, ist höchst zweifelhaft, weil der Sieg zum Theil vom Wetter abhängt: liefert dieß Jahr in Europa und Amerika eine gute oder auch nur erträgliche Ernte, so daß England in gleichem Maaße, wie in den drei oder vier letzten Jahren versorgt werden kann, dann dürfte die Entscheidung sehr bald zu Gunsten der Agriculturisten ausfallen, denn die Einfuhr wird sodann die Preise fortdauernd zwischen 30 und 40 Sh. für den Weizen halten, und die andern Früchte im Verhältniß.[1] Dann muß Noth und Verlegenheit unter den Pächtern und Gutsherrn, so wie unter den mit ihnen im Verkehr stehenden Handelsleuten sich sehr steigern, und der Aufklärungsproceß, den Lord Stanley in Aussicht stellt, wird sehr schnell gehen. Sollten aber durch irgend ein Ereigniß, durch Krieg und dergleichen, die Landeserzeugnisse einige Jahre hindurch in der Höhe gehalten und so die Abschaffung der Kornzölle zu einer durch die Länge der Zeit gewissermaßen geheiligten Maaßregel werden, dann wird der Rückschlag um so stärker seyn, wenn wieder das natürliche Verhältniß eintritt. Dann geht das System der großen Güter in England zuverlässig zu Grunde, und mit ihm ein großer Theil des Adels, ungeheure, dem Landbau geliehene Capitalien gehen verloren, und England wird, wenn auch nicht unglücklicher, doch entschieden ärmer, und eine gründliche Umgestaltung seiner gesellschaftlichen Verhältnisse muß eintreten.

Wenn die industrielle Partei und die Landaristokratie in England durch den Verlauf der Dinge allmählich in eine fast feindselige Stellung hineingerathen sind, wenn die beiderseitigen Anhänger in den untern Schichten bei verschiedenen Manifestationen selbst handgemein wurden, so darf man doch nicht glauben, daß der Streit je mit Gewalt entschieden werden wird, oder daß auch nur solche Gewaltscenen, wie sie allerdings schon vorkamen, über das Maaß von Localkrawallen sich versteigen. Man ist in England zu sehr gewohnt, solche sociale Fragen mit Ruhe und Sachkenntniß zu behandeln; die zahlreichen vermöglichen Personen, welche an den Staatsgeschäften ohne alles persönliche Interesse, bloß aus Pflichtgefühl, Theil nehmen, sind zu einsichtsvoll, um je der Leidenschaft und selbst dem verletzten Privatinteresse zu sehr Gehör zu geben. Man hüte sich ja Parallelen zwischen dem Continent und England zu ziehen. Die beiderseitigen Lebensverhältnisse sind zu verschieden, und werden durch die Entwicklung der neuen Verhältnisse auf dem Continent, durch Güterthheilung, Beamtenwesen und allgemeine Wehrpflicht immer verschiedener, wie neuerdings wieder Samuel Laing, schon lange durch seine Schriften bekannt, wieder in einer besonders lesenswerthen Schrift [2] sehr einleuchtend gezeigt hat. Um so interessanter ist es den Entwicklungen einer so gänzlich verschiedenen Gesellschaftsverfassung zu folgen.

[1] Dieser Umstand ist nicht außer Acht zu lassen. Die alte Zollscala beförderte den Weizenbau unmäßig, und war das Jahr sehr günstig, so konnte allerdings der Weizenertrag so groß ausfallen, daß der Preis trotz der gehemmten äußern Zufuhr sehr tief fiel, wie er denn auch im Jahre 1835 auf $38\frac{1}{2}$ Sh. sank, was die Freihandelsmänner jetzt oft anführen, um zu beweisen, daß der Preis des Weizens auch bei dem vorigen System manchmal fast so niedrig, wie jetzt, gewesen sey. Dabei wird aber nur aus der Acht gelassen, daß der Preis der andern Landeserzeugnisse doch verhältnißmäßig hoch blieb, und somit Ersatz gewährte. So waren Gerste, Hafer, Roggen im J. 1835 um $33\frac{1}{3}$ Proc. theurer wie jetzt.

[2] Observations on the social and political state of the European People.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Die Colonien der Pariser.

(Fortsetzung.)

Ein Gesang aus einer hellen Weiberkehle zog jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine Strophe aus einem bekannten Pariser Kinderlied und ich blieb lauschend stehen. Ein vor einer Baracke angebrachter Gurbie von grünem Laubwerk verbarg mir die Sängerin, diese sang eben, als ich eintrat:

„J'n'aime pas le fouet qu'on me donne à l'école,
J'n'aime pas Titin' qui mange mon déjeûner.
J'aime papa, j'aime maman,
J'aime mon p'tit chien, mon p'tit chat, mon p'tit frère,
J'aime papa, j'aime maman,
J'aime mon dada et mon cerf-volant!"

Ländlich, sittlich! Der ernsthafte Puritaner in Nordamerika singt seine frommen Psalmen, und der pariser Colonist in Nordafrika singt seinen Beranger, und selbst die Kinderlieder des letztern tragen den Stempel naiver Leichtfertigkeit. Eine reinlich gekleidete Frau von etwa 50 Jahren saß an der Erde und überwachte den brodelnden Suppentopf. Ein kleines, hübsches Mädchen hing an ihrem Halse und drei muntere Jungen spielten um sie herum. Sie erhob sich, erwiderte höflich meinen Gruß und bot mir einen hölzernen Schemel zum Sitzen an. „Sie treffen mich in einer nicht ganz ziemlichen Stellung an", sagte sie, „allein man muß ja wohl mit den Kindern Kind seyn, und die Kleinen sind so artig, so lieb, besonders die kleine Marie da, die in ihrer Befangenheit an dem Fingerchen kaut. Sie müssen wissen, ich bin die Mutter Pinot, so nennt man mich allgemein in der Colonie; ich habe gar viele Kinder, Große und Kleine. Tagtäglich nach dem Feierabend kommen meine Nachbarn und Nachbarinnen hier zusammen, und wir machen uns lustig beim Wasserkrug und singen dazu die Liedlein des guten Beranger, ohne daß es uns einen Centime kostet —

„Laridirette!
Quand on n'a rien
On ne saurait manger son bien!"

wie der alte Chansonnier sagt. Sie nennen mich scherzweise die Nachtigall von Gastonville — eine alte Nachtigall fürwahr und noch dazu eine hinkende! denn ein arger Beinbruch hat mich für den Rest meiner Tage krumm gemacht, und ich bin nur noch gut, meinem Alten die Suppe zu kochen und meinen Nachbarinnen die Kinder zu hüten, wenn sie ihre Arbeit auswärts ruft. Wenn Sie noch einen Augenblick verweilen wollen, so können Sie meinen Alten sehen, der bald zum Frühstück kommen wird."

Ihr Mann kam bald darauf nach Hause. Er war Zimmermann, arbeitete für den Augenblick an den Dachstühlen der zu errichtenden Häuser, wo er täglich 6 bis 8 Franken verdiente, und war vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Ich plauderte noch eine Zeitlang mit den guten Leuten und setzte dann meinen Spaziergang durch die Ansiedlung fort.

Die Colonisten kehrten von allen Seiten zum Frühstück heim, und einer oder der andere, der irgend ein Extragericht in dem vor der Thür unter freiem Himmel dampfenden Topf wußte, lüftete lüstern den Deckel trotz dem Abwehren der scheltenden Hausfrau. Einer derselben lud mich ein, von seiner Schildkrötensuppe zu kosten, die man zu Paris, bei Very, nicht besser finden könne, ein anderer hatte ein Gericht wilder Tauben, und wieder ein anderer ein Ragout von Schakalsfleisch neben dem von der Verwaltung gelieferten Ordinaire. Ueberhaupt schienen

Digitized by Google

mir diese intrepiden Pariser so eine Art von Omnivoren, und nicht sehr wählig in Hinsicht ihres Wildprets zu seyn. Zwei Weiber hatten jede einen großen Geier (Vultur fulvus) zu 15 Sous das Stück erhandelt, und waren sehr erfreut, ihren Männern ein leckeres Mahl bereiten zu können. „Wir haben unsern Bekannten zu Paris geschrieben", sagten sie, „daß wir schon Hyänen-, Schakal-, Fuchs- und Adlerbraten gespeist haben, und wir wollen nun auch sehen wie der Geier schmeckt." Wohl bekomme ihnen der Geierbraten! Ich hatte früher zu Constantine einen Schakal, der, sonst kein Kostverächter, sich mit Abschen von dem ihm dargebotenen Geierfleische abwandte; ich wäre deßwegen begierig gewesen zu erfahren, wie den Colonisten von Gastonville der liebliche Aas-Hautgout behagt hatte.

Was ich auf diesem Morgenspaziergang gesehen und gehört, war hinreichend mir einen Begriff von der Physiognomie der pariser Ansiedlungen zu geben, und da sie alle aus denselben Elementen bestehen, so kann man von der einen auf alle übrigen schließen.

Nachdem ich in dem oben erwähnten bretternen Hotel Sedeau ein Frühstück eingenommen, machte ich mich auf den Weg nach Robertville, wo ich zu übernachten gedachte, hatte aber zuvor noch das Vergnügen einer durch Trommelschlag verkündigten Distribution von Lebensmitteln beizuwohnen und einen widerspenstigen Colonisten von Obrigkeitswegen, d. h. von Capitäns wegen, ins Loch führen zu sehen. In Zeit von drei Viertelstunden hatte ich die Anhöhe erstiegen, hinter welcher sich ein schönes, fruchtbares Thal, anfangs enge, sich immer mehr erweiternd, bis an die Berge des unabhängigen Sahels ausdehnt. In dem engsten, ungesundesten Winkel desselben, am Fuße hoher, mit wilden Olivenbäumen bewachsener Hügel, liegt die Ansiedlung Robertville, von welcher das kleinere Gastonville nur eine Succursale ist. Vor nicht mehr als zwei Jahren las man zu Philippeville und Constantine auf den an allen Straßenecken angeschlagenen „Avis aux colons": die Sanitätscommission von Algerien empfiehlt den Einwanderern dringend, im Interesse ihrer Gesundheit ihre Wohnung ja nicht in Niederungen oder sumpfigen Orten, sondern wo möglich auf einem Hügel oder an dem Abhange desselben mit gegen die Nordseite gekehrten Fenster- und Thüröffnungen zu errichten." Und hier, wo dieselben Maaßregeln im Großen wie bei den einzelnen freien Colonisten im Kleinen in Anwendung zu bringen waren, wählte man für den neuen Pflanzort den unfreundlichsten, ungesundesten Theil des Thales mit Verschmähung so vieler schönen Punkte auf den Anhöhen, woran es nirgends mangelt. Es war des Wassers wegen, sagt man, und doch kommen die den kleinen Bach von Robertville bildenden Quellen alle von den Anhöhen, und es hätten dieselben mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand in das auf einem dieser Punkte angelegte Dorf geleitet werden können. Indessen ist der Fehler gemacht und die armen Colonisten haben später die Folgen davon schwer empfinden müssen.

Robertville ist mit Ringmauern umgeben, während Gastonville bloß mit einem Graben umzogen ist. Es war hier am meisten gearbeitet worden, und eine ziemliche Anzahl Häuser hätten bald in bewohnbarem Stand seyn können, wenn man nicht im Anfang aus übel verstandener Oekonomie Lehm statt Mörtel angewendet hätte, so daß dieselben schon nach den ersten Regentagen alle zusammenrumpelten und von neuem, mit Anwendung bessern Materials, angefangen werden mußten. Etwa hundert Schritte von dem westlichen Thore fließt das magere Bächlein, das während des Sommers nicht viel Wasser aufzuweisen hat; am abschüssigen Ufer desselben ist eine Quelle in ein gemauertes Becken eingefaßt und muß einstweilen für den Trinkwasserbedarf der Colonie hinreichen, ist aber nichts weniger als bequem, da sie stark bergab liegt und das Wasserholen viele Mühe und Zeitaufwand erfordert. Die neu angelegten Gärten sind sehr vortheilhaft in den Lichtungen der Olivenwäldchen gelegen, und eine von der Verwaltung angelegte Baumschule ist nun bald im Werden begriffen. Das Dorf besitzt dieselben Erfrischungs- oder vielmehr Erhitzungsanstalten wie Gastonville und hat als Hauptort noch ein Billard vor letzteren voraus. Die Colonisten arbeiteten fleißig und so gut es sich von angehenden Ackersleuten und Gärtnern erwarten ließ, und waren bis jetzt im Allgemeinen zufrieden, nur wurde hier und da über den Despotismus des militärischen Directors und über das anmaßende Wesen der Sergenten geklagt. Noch habe ich vergessen zu sagen, daß sich in jeder Colonie ein katholischer Geistlicher befindet, der einstweilen das Amt eines Schullehrers versieht; auch hat jede derselben einen Ackerbau-Monitor, der die Colonisten in die Geheimnisse des Ackerbaues einzuweihen beauftragt ist und denselben viel von double und triple assolement, von culture d'hiver und culture d'été verspricht; der Arme wird aber später einsehen, daß er hier zu Land seine Systeme in etwas modificiren muß, da er bald für die Anwendung derselben zu viel Sonne und zu wenig Wasser haben wird.

Nach dem Art. 8 des ministeriellen Beschlusses sollten die Colonien das Ackerbaugeräth und das zur Bestellung des Landes nöthige Zugvieh erhalten; nun bestand bis jetzt das ganze Ackerbaugeräth aus Hacken, Spaten und Schaufeln, und in der ganzen Ansiedelung von Robertville waren nur zwei Pflüge zu schauen. Aber heute noch, im Augenblick wo ich dieses schreibe, ist das Ackerbaugeräth und das Zugvieh äußerst sparsam zugemessen. Jede Familie hat einen Zugochsen, vier Familien haben zusammen einen Pflug und fünf Familien einen Karren zu ihrer Verfügung. Für die gewöhnlichen Arbeiten ginge dieß zur Noth noch an, allein zu einer Epoche wo die Arbeit drängt, z. B. in den letzten Tagen vor den großen Winterregen, mag diese Anordnung zu einer schönen Confusion Anlaß geben.

(Schluß folgt.)

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Die Regenwolken hatten sich verzogen, die Wasser verlaufen und die Sonne nahm ihren Platz am Himmel wieder, den im Norden jener Alpendamm zu stützen schien, welcher die Walachei von Siebenbürgen trennt. Besonders malerisch stellte sich die Berggruppe hin, durch welche sich der Timischpaß windet, und auf dem die Straße nach Kronstadt hinzieht. Mit wiederkehrender Sonne hoben dann auch wir die Köpfe wieder, und schnell ward die Abreise beschlossen, welche wir auf morgen verschieben zu müssen gedacht.

Mit Manolo ward die Rechnung still und einfach bereinigt, und munter ritten wir auf der Straße nach Draganul den äußeren Linien der Stadt zu. So freundlich der Abend auch war, so schwierig war übrigens das Fortkommen, denn der heutige heftige Regenguß hatte die ganze Straße fast fußhoch mit seinem gelbem Schlamm überführt, so daß an manchen Stellen die Pferde Arbeit hatten vorwärts zu kommen. Erst als sich die Straße theilte und wir uns links zu wenden hatten, bekamen wir bessern Weg; dieser Straßenzweig war weniger befahren

Digitized by Google

und hatte rechts und links frische Rasenstreifen, auf denen sich's trefflich hinritt, während die Straße nach Curtea d'Argisch, so weit wir sie verfolgen konnten, das Hauptbad des heftigen Gewitterergusses bekommen zu haben schien. Wenigstens hörten wir auf eine halbe Stunde Entfernung die Mahnungen von Fuhrleuten an ihre Pferde, die zu 12 und 14 Stück vor Frachtwagen gespannt waren und sich doch kaum fortzubringen vermochten.

Auf einer kleinen Anhöhe wendeten wir uns noch einmal um, die Pferde das erstemal ausschnaufen zu lassen und zum letztenmal vom gastlichen Pitest Abschied zu nehmen. Wir thaten dieß wohl leichter als es einst der unglückliche Ypsilanti gethan haben mochte, als er hier seine letzten strategischen Bewegungen gemacht hatte, um bald darauf ein freies Hoffen mit einer Gefangenschaft in Munkatsch zu vertauschen.

Je weiter wir die Stadt hinter uns ließen, desto mehr hob sich der Weg auf der blumenreichen Thalsohle zwischen waldbekränzten Hügelreihen höher und höher einem wasserarmen Bächlein nach, bis wir zuletzt ganz aus dem Bereich des heutigen nassen Wolkenspiels waren.

Hier war es auch, wo wir von Ferne einen sonderbaren Lärmen hörten, aus dem wir lange nicht klug werden konnten. Ich würde mich hier vergebens auf ein Wort besinnen, diese Töne zu bezeichnen, denn weder Kreischen, Schrillen, Schlagen, Klopfen u. dgl., reichten hin es zu bezeichnen, am nächsten kam der Lärm einem hundert und tausendstimmigen Aechzen und Krächzen, Keiksen und Kräksen u. s. f. So sonderbar wie der Lärmen, war aber auch das Aussehen eines Gespanns, wie ich es nie gesehen hatte und von dem es herrührte. Wir sahen nämlich als es näher kam, etwa 24 Paar große Holzräder, wie sie durch die ganze Walachei üblich sind, je zwei und zwei auf eine hölzerne Stange, welche die Achse bildete, gesteckt und so das ganze von beiläufig 10 Ochsen nicht ohne ziemliche Anstrengung fortgezogen; dieser Rädermarsch ging auf den Markt nach Pitest und kam vom Walde, wo diese Instrumente verfertigt worden waren. Von geschmierten Achsen ist dabei natürlich keine Rede und daher diese ohrenzerreißende Musik, welche ohne Scheu auszuhalten jedes Trommelfell vorher gefaßt seyn muß; die Form der Räder war übrigens, kaum sollte man's glauben, auch etwas außergewöhnlich. Wenige darunter waren wie sie hätten seyn sollen, sondern die meisten bildeten Polygone, und drum ist's leicht begreiflich, daß durch ihre Umdrehung in die Musik, welche sie machten, einiger Tact gebracht wurde. Die Felgen dieser an und für sich sehr massiven Räder zeichneten sich überdieß noch durch besondere Stärke und Dicke aus, welche Eigenschaften in der Walachei den Beschlag ersetzen müssen. Ueberdieß fiel mir noch dabei auf, daß eben die Felgen nicht dicht in einander gezapft waren und ich konnte mir nichts anderes denken als daß dieß eine Art Spielraum zum Schwinden und Anschwellen dieser Holzwaare bezwecken müsse.

Der Himmel wurde immer freundlicher und die Welt erschien mir im heutigen Abendglanze wie eine schöne Frau, deren Augen kurz vorher von Thränen getrübt waren, von denen noch einige an den Wimpern hingen, in denen sich aber auch bereits wieder die Sonnenstrahlen der Freude und aller Reiz einer durch Stürme zum Frieden gelangten Seele aufs glänzendste tausendfältig wiederspiegelte. Im Hintergrunde noch der dunkelblaue Alpenzug, um welchen zerrissene Wolkenschleier hingen, übrig gebliebene düstre Gedanken, die Samenträger zu neuem Unheil, welches aus den dunklen Wimpern niederstürmen konnte, und vor uns Wald und Flur und Berg und Halde in buntgeblümtem, grünem Naturgold, durch welches der geschmeidig plaudernde Bach von Weiden und Erlen bekränzt dahin rieselte; hin und wieder die freundliche Begegnung eines grüßenden Wanderers dazu, und so konnte es nicht fehlen, daß wir unsern Marsch bald nur als einen lieblichen Spazierritt betrachteten. Auch die Flora schien auf diesen Punkt der Erde einmal besonders hergeblickt zu haben; denn unter tausenderlei anderen gewöhnlichen Pflanzen standen hier auch in Menge ausgezeichnet schön Oenothera biennis; Echinops Ritro; Eryngium amethysticum; Melampyrum nemorale; Scabiosa integrifolia; Saponaria officinalis; Echium italicum etc. So ritten wir ein paar Stunden durch einen Wechsel herrlicher frischer Wald- und Triftenlandschaften hin, die unsern Augen vorübergingen wie ein chinesisches Schattenspiel, ohne freilich Wunder über Wunder zu häufen, wenn man nicht die ganze Natur als ein solches betrachten will. Was unter anderem einen sehr freundlichen Eindruck auf uns machte, war eine Pomana eigener Art, eine religiöse Sitte, die ich besonders mit dem Namen heilig benennen möchte, obwohl sie, aus dem Orient stammend, Christen und Mohammedanern, Buddhisten und Feueranbetern angehört, und nur in unseren berechnenden und speculativen Abendländern zum Werth- und Nutzlosen verkehrt wurde. Hier fanden wir nämlich mehrere alte Eichen, an denen kleine, mit Schindeln gedeckte Gestelle festgenagelt waren; auf diesen stand ein kleines Holzgefäß, in welchem die Bewohnerinnen dieser quellenarmen Gegend stets frisches Wasser für die vorüberziehenden Durstigen erhalten. Es ist dieß ein Werk der Buße und Barmherzigkeit; besonders auf letztere hält der Orient viel, wie Bibel und Koran genügend lehren; wäre es aber auch nur aus ersterem Beweggrund, so ist doch Sinn und Ausführung gewiß viel viel schöner als so manche andere Bußwerke, von denen weder der liebe Gott noch die Welt irgend Nutzen haben. Die Samariterin, welche einst dem Herrn den Krug mit Wasser bot, erhielt dafür von ihm das Wasser des Lebens, und so betrachtet, ist diese Sitte mit dem Wasserreichen gewiß eine heilige, wahrhaft schöne. Was das Wort Pomana anlangt, so gehört es der griechischen Kirchensprache an und bedeutet Opfer, oder auch zur Erinnerung; auch benützen es die Walachen als Zeitwort. Siehe walachische Märchen von Gebrüder Schott. Stuttgart 1845 bei Cotta. S. 66 und S. 308.

Noch ehe die Sonne den Horizont erreichte, befanden wir uns in dem Walddorfe Draganul, das hier im Schatten von Gebüschen und Bäumen umher zerstreut lag. Der Han, obgleich sehr klein und beschränkt, war trefflich, denn er hatte Heu, Eier oder Milch; Brod und Hartfutter hatten wir mitgebracht und so fehlte es uns an nichts, um den widerwärtigen Gläubiger, den Körper, zum Schweigen zu bringen.

Eine junge hübsche Wirthin, noch kein Jahr mit ihrem Herrn verheurathet, empfing uns schüchtern aber freundlich; sie hätte, glaube ich, solcher Gäste ungewohnt, auf Verlangen das ganze Haus zur Verfügung gestellt. Nachdem die Pferde wie gewöhnlich versorgt waren, setzten wir uns auf die kleine Djoschka mit der Wirthin zu plaudern, und bald hatte sich ein Kreis von neugierigen Zuhörern, ja selbst Mitplauderer um uns gebildet. So fehlte sich's nicht, daß wir bald mehr über die inneren Verhältnisse des Dorfes erfuhren als wir zu wissen wünschten. Hiezu verhalf uns besonders ein Individuum, das sich überall vorausdrängte und mit lauter und sehr zuthunlicher Rednerkunst über alles Aufschluß gab, was gefragt und nicht gefragt wurde. Solche Leute finden sich bei jeder Gemeinde und in jedem Orte wo sich mehr Menschen zusammenfinden. Der Walache, welcher überhaupt in diesem Sinne eine Menge der treffendsten Ausdrücke hat, bezeichnet solche Originale mit dem Worte gura satu lui: „Maul des Dorfes;" dieses Wort läßt sich dann je nach Maaßgabe als Zunge, oder Sprache des Dorfes wiedergeben. Durch dieses Dorfmaul hatten wir alsobald Freundschaft mit allen Anwesenden geschlossen, deren Werth für die guten Draganuler noch dadurch erhöht wurde, daß das Dorfmaul früher Einiges mitgemacht hatte, Soldat war und auf diese Art zu schätzen wußte, wie Reisende in der Fremde geschätzt werden müßten.

Nachdem die Neugierigen einigermaßen befriedigt waren, verließen sie sich, wir aber sahen zu unsre Pferde zu tränken, da eben auch der junge Wirth zu Hause gekommen war. Im Augenblick als die Pferde zur Quelle geführt werden sollten, zeigte sich zu unserem Schrecken, daß Scherban, unser junger Reisecompan, krumm ging und hinkte. Was mußte da geschehen seyn? Er war doch auf geraden Beinen hier angekommen, eine gute Weile herumgeführt worden, damit sich seine Glieder nicht zu schnell abkühlen, und jetzt war er trotz dieser Vorsicht krumm.

(Fortsetzung folgt.)

Wordsworth's nachgelassene Gedichte. Wordsworth soll ein Gedicht in 14 Gesängen nachgelassen haben, worin er sein Leben, seine Ansichten und Meinungen schildert, nebst der Anweisung, daß es nach seinem Tode herausgegeben werden soll. (Athen. 18 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 125. 25 Mai 1850.

Ueber die Geologie und Fossilien Neuseelands.

Wir haben wiederholt sowohl der Entdeckung von Knochen des Moa-Vogels, als der gelehrten Abhandlungen Prof. Owens über die erloschenen Vögelarten Neuseelands gedacht, und nicht minder die Funde eines gewissen Dr. Mantell erwähnt, dessen Vater jetzt in dem k. Institut in London am 10 Mai eine Vorlesung über die Geologie und Fossilien Neuseelands hielt. Wir heben aus derselben, so wie sie uns bis jetzt vorliegt (s. Lit. Gaz. 18 Mai) einige allgemeine Bemerkungen aus. Dr. Mantell erwähnt vor allem des aufeinander folgenden Auftretens und Verschwindens von Racen hochorganisirter Wesen, z. B. der Geschichte des Dodo, als Beweis, daß das Gesetz der Erlöschung noch immer fortgeht, und der von den Paläontologen oft bemerkten Seltenheit von fossilen Vogelüberresten. Die Entdeckung solcher Ueberreste in großer Zahl in den Alluvial- und Tertiärniederschlägen von Neuseeland ist deßhalb ein höchst interessanter und wichtiger Umstand, ganz abgesehen von der bemerkenswerthen Größe und dem eigenthümlichen Charakter verschiedener Gattungen und Arten. Die zwei Hauptörtlichkeiten, wo Moa-Knochen aufgefunden wurden, sind in der Nordinsel ein Bett von vulkanischem Sand (menaccanite) an der Mündung des Flusses Waingongoro, und auf der mittlern Insel ein Morast in der kleinen Bai von Waikouaiti, den mit Ausnahme der Zeit der tiefsten Ebbe das Meer bedeckt. Das interessanteste Stück, das man in der letztern Oertlichkeit auffand, sind zwei vollständige Füße, indem augenscheinlich der Vogel im Sumpf versank und umkam; der Vogel, dem sie gehörten, muß 10' oder 11' hoch gewesen seyn. Indeß fanden sich verschiedene Gattungen und Arten, welche Prof. Owen mit den Namen Dinornis, Palapteryx, Aptornis, Notornis u. s. w. unterschieden hat, und Dr. Mantell wies nach, daß ein zweizehiger, straußenartiger Vogel zugleich mit dem riesenhaften Moa gelebt haben muß. Außer diesen finden sich aber auch Knochen von Albatroß, Fettgans, Nestor, Apteryx und andern noch lebenden Repräsentanten der colossalen Straußenvögel, die einst die Neuseelandinseln bevölkerten, so wie Knochen einer Hundsart und zweier Robbenarten, die unzweifelhaft mit dem Moa gleichzeitig gewesen seyn müssen, denn sie fanden sich an derselben Stelle und in demselben fossilen Zustande, wie die Vogelknochen; jetzt sind eine Art Ratte, und vielleicht ein otterartiges Thier, das man nur aus den Beschreibungen von Eingebornen kennt, die einzigen eingebornen warmblütigen Vierfüßler. Dr. Mantell schloß aus der ungeheuren Menge von Vögelknochen, ihrer weiten Verbreitung und der Lage der Fundorte, die auf ein hohes Alter deuten, daß das Geschlecht der colossalen Vögel Jahrtausende, unbelästigt durch reißende Thiere und Menschen, umherwanderte, daß mit der ersten menschlichen Colonisation die Zerstörung begann, und daß die letzten, wie der Dodo und das irische Elennthier, in vergleichsweise neuer Zeit ausgerottet wurden. Aus manchen Umständen geht es bis zur Evidenz hervor, daß diese Inseln des südlichen stillen Meeres, nämlich Neuseeland mit Philipps- und Norfolk-Insel im Norden, den Chatham- und Aucklandinseln im Süden und Osten, nur die Spitzen eines ungeheuren, jetzt versunkenen Continents seyen, über den der Moa und seine Verwandten frei hin und her schweiften. In Bezug auf die noch jetzt von vielen behauptete Theorie, daß die Vertheilung der thierischen Formen und der besondere Bau vieler erloschenen Geschlechter von dem jetzigen Zustand der beseelten Natur gänzlich verschieden gewesen seyen, führte Dr. Mantell auffallende Beweise an, daß in gewissen Organisationstypen und localen Faunen sich so große anscheinende Anomalien und Widersprüche finden als in irgend einer, welche die Geologie zu Tage gefördert hat. Die Reptilien der Galapagos-Inseln, die Beutelthiere von Neuholland und die Vögel Neuseelands weichen von allen europäischen Gruppen so sehr ab, als die Bildungen der Tertiär- und Secundärepoche, während der Ornithorynchus oder das otterartige Thier mit dem Entenschnabel, das seine Jungen säugt, in der Classe der Säugethiere ein so großes Paradoxon ist, als der ausgestorbene Iguanodon — ein grasfressender Saurier, der seine Nahrung zermalmte, wie die Wiederkäuer, und trotz seiner ächt eidechsenartigen Schuppenhaut eine der Ausdehnung fähige Unterlippe und eine zum Fassen taugliche Zunge hatte — in der Classe der Reptilien.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

6. Die Colonien der Pariser.

(Schluß.)

Nachdem ich die Nacht in einer schlechten Kneipe zugebracht, machte ich mich am folgenden Morgen bei Zeiten auf nach dem Thal des Wed-Fendek, um die Colonie Jemappes zu besehen. Von dem Dorfe St. Charles führt der Weg zwischen bewaldeten Bergen hin, und nach einem vierstündigen Marsch gelangt man in das Thal, das von dem Fendekfluß durchströmt wird, und in dessen Mitte sich auf einem isolirten Hügel die weißen Mauern von Jemappes erheben. Diese Mauern umschlossen aber bis jetzt, wie zu Robertville, nur eine gewisse Anzahl von Baracken und Zelten, doch wurde an dem Bau der Häuser thätig gearbeitet. Den zwischen dem Hügel und dem Fluß gelegenen Strich

waren die Colonisten beschäftigt in Gärten umzuschaffen, die aber leider, wie seitdem die Erfahrung gelehrt, jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Dagegen ist das Dorf einzig schön gelegen, und es ist kein Punkt des Thales, von dem man es nicht erblicken könnte. Die Composition der Einwohner ist ganz dieselbe wie in den beiden andern Colonien, und es gab für mich hier wenig auf das Colonisationswerk bezügliches zu sehen, das nicht ganz mit dem in den beiden andern Colonien Beobachteten übereinstimmte. Die aus den sechzehn, vom 8 October bis zum 10 December 1848 eingeschifften Colonistenzügen gebildeten fünfundzwanzig Niederlassungen müssen sich nothwendig alle gleichen, da sie aus denselben Elementen bestehen und auf denselben Grundlagen errichtet sind.

Ich wendete den Nachmittag dazu an die in der Gegend zerstreuten römischen Ruinen zu besuchen, und schlug am andern Morgen den directen Weg übers Gebirg nach Philippeville ein, mit dem Vorsatz in Zeit von einigen Monaten dieselbe Tour noch einmal zu machen, um zu sehen welche Fortschritte die Colonien während dieser Zeit gemacht hätten.

Das Leben und Treiben in den neuen Colonien ging noch einige Monate lang seinen gewohnten Gang. Nach und nach aber gab es kleine und große Anläße zum Mißvergnügen. Manche der Directoren nahmen einen ganz andern Ton an und mißbrauchten die ihnen anvertraute, fast willkürliche Gewalt auf das gröblichste; statt mit gutem Beispiel voran zu gehen, machten sie am ersten häufige Verstöße gegen die Sittlichkeit. Der arme Colonist, der die Ungnade des Autokraten sich zuzuziehen das Unglück hatte, ward ohne Spruch ins Loch geworfen; oft brach der Herr Capitän die Ursache dazu vom Zaun, um bei der koketten Frau des Unglücklichen freies Spiel zu haben. Doch muß man auch zur Steuer der Wahrheit sagen, daß bei vielen der Eifer erkaltete in dem Maße als die Hitze zunahm und bei diesen eine gewisse heilsame Strenge ganz an ihrem Platz war. Indessen trieben es einige der gnädigen Herren doch zu bunt, und es kamen merkwürdige Scandale vor. Jedermann kennt hier die Geschichte der beiden Colonisten, die zu Algier und Constantine vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, weil sie sich der Insubordination gegen den Hrn. Capitän schuldig gemacht hatten. Und worin bestand diese Insubordination? Sie hatten sich förmlich geweigert ihre Weiber und Schwestern allein bei den Herren Capitäns tanzen zu lassen. Natürlich wurden sie freigesprochen, allein die HH. Capitäns blieben an ihrer Stelle.

Während des Monats Juli hatte die von der Regierung zur Inspection der landwirthschaftlichen Colonien nach Algerien gesendete Commission ihre Rundreise in den Niederlassungen gemacht; es gab damals noch nicht viele Kranke und die Herren fanden nach einer mehr als oberflächlichen Untersuchung den Zustand der Colonie im Allgemeinen befriedigend. Wären sie doch einen Monat später gekommen, wie ganz anders hätten sie dieselben gefunden! Die Colonisten, die sich viel von dieser Commission versprochen hatten, sich aber in ihrer Erwartung getäuscht sahen, belegten dieselbe mit den scherzhaftesten Namen, besonders einer derselben ist allgemein angenommen: „die Commission des Hieronimus Paturot," mit Anspielung auf eines der Mitglieder, H. Louis Reybaud, Verfasser des „Hieronimus Paturot in Aufsuchung einer socialen Stellung" und eines Seitenstücks desselben „Hieronimus Paturot in Aufsuchung der besten Republik." Einige Schöngeister unter den Colonisten machten dieselbe in satyrischen Feuilletons lächerlich, die für den Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten können. Ein Fragment einer dieser Satyren dürfte hier an seiner Stelle seyn:

Hieronimus Paturot ist zu Robertville und beginnt sein Examen.

— Nun, guter Mann, über was habt ihr euch zu beklagen?

— Ueber die Hitze, Herr, welche alles in meinem Garten versengt...

— Gut! Wir werden die Regierung ersuchen das Thermometer um zehn Grad fallen zu lassen.

— Sagen Sie gleich fünfzehn, weil Sie doch daran sind, es macht noch heiß genug.

— Ihr habt keine andere Bemerkung . . .

— Ich wollte sagen, daß eines Tages der Herr . . .

— Persönlichkeiten! . . . Ein anderer.

Ein zweiter Colonist nähert sich.

— Habt ihr eine gute Ernte gemacht!

— Herr, ich hatte Kartoffeln gepflanzt und die Hitze war so groß, daß ich dieselben beim Ausbacken gebraten fand.

— Dieser Bericht ist sehr interessant...

Und Hieronimus Paturot schrieb auf seine Schreibtafel: „Eine Abhandlung für die Akademie zu schreiben über eine Ernte gebratener Kartoffeln."

— Herr, ich habe Ihnen noch zu sagen, daß man mich eines Tages ins Gefängniß gesteckt, als ich reclamirte wegen....

— Ach! schon wieder Persönlichkeiten.... Sprechen wir von Ackerbau.... Habt ihr dieses Jahr viele Trüffeln geerntet?

— Trüffeln? ich habe noch nie welche gesehen.

— Ist es möglich Ackerbau zu treiben in einem Land, wo es keine Trüffeln gibt!

Und Hieronimus Paturot schrieb: „Land ohne Zukunft, keine Trüffeln...."

— Meine Herren, die Untersuchung ist beendigt.

Unterdessen war die Erntezeit herangekommen. Die der Feldarbeit in der drückenden Hitze ungewohnten Ansiedler hatten die Ernte zu schneiden und einzubringen; ihr dadurch geschwächter Körper wurde nun empfänglicher für die unter der Einwirkung der glühenden Sonne, aus dem frisch aufgerührten jungfräulichen Boden sich entwickelnden Miasmen, und bald waren in jeder der Colonien nicht zehn Personen zu finden, die nicht an den endemischen Fiebern darnieder lagen. Die Dörfer verödeten in dem Maaße, als sich die Hospitäler in den Städten füllten; als ich im Monat August einen zweiten Besuch in den Ansiedelungen machte, war eine Todtenstille an die Stelle des früher so bewegten Lebens getreten. Robertville hatte am meisten gelitten; ich fand in dem ganzen Dorf keine zwanzig Einwohner mehr, und die wenigen Zurückgebliebenen schlichen wie Schatten umher.

Es schien sich alles gegen die unglücklichen Colonisten verschworen zu haben. Tagtäglich kamen ganze Transporte Fieberkranker zu Philippeville an. Es wurde ein besonderer Wagendienst organisirt, der täglich die Reise hin und her machen mußte; später mußten noch die von Maulthieren getragenen Sattelsänften der Feldambulanz zu Hülfe gerufen werden, und es war nichts ungewöhnliches ein von einem Trainsoldaten geführtes Maulthier zum Thor hereinkommen zu sehen, auf dem einen Sitz der Sänfte einen Kranken, und auf dem andern einen unterwegs Gestorbenen tragend.

Von den kaum Genesenen schifften sich viele mit Verzichtleistung auf ihre Concessionen nach Frankreich ein; die Convalescenten verlängerten ihren Aufenthalt in der Stadt so viel es sich thun ließ, um dem bei ihrer Rückkehr in die Colonie unvermeidlichen Rückfall der Krankheit auszuweichen. Das Maaß ihres Elendes war aber noch nicht voll, denn jetzt erschien die Cholera und raffte mit unerbittlicher Strenge dahin,

Digitized by Google

was bis jetzt das Fieber verschont hatte. Was war das Fieber gegen dieses blinde, gefräßige Ungeheuer! Die armen Colonisten flohen nach ihren erst noch so gefürchteten Ansiedelungen zurück, aber der schwarze Tod ereilte sie — der Spruch des Verhängnisses mußte an ihnen erfüllt werden.

Zu dieser Zeit war es, wo einer der Uebriggebliebenen an seine Freunde nach Frankreich schrieb:

„Ein Drittel der Colonisten ist gestorben.“

„Ein anderes Drittel ist entmuthigt nach Frankreich zurückgekehrt.“

„Das letzte Drittel ist krank.“

Die Cholera hatte aufgehört; die Fieber ließen unter dem Einfluß des herannahenden Winters nach, und wer jetzt die „Häupter seiner Lieben zählte“, der fand, daß ihm manch theures Haupt fehlte. Es mangelte jetzt nicht an Raum in den Niederlassungen; man hätte jedem Colonisten fünf Häuser geben können, und es wären derselben noch hinlänglich für neue Ankömmlinge übrig gewesen, was der damals in einem Beschluß des Kriegsministers ausgesprochenen Behauptung, daß die Zahl der in die verschiedenen Niederlassungen aufgenommenen Familien für die Ausdehnung der Ländereien schon zu groß sey, und daß man deßwegen die Aufnahme neuer Colonisten nur auf wenige seltene Ausnahmen beschränken müsse, geradezu widersprach.

Mit der Gesundheit kehrte den Colonisten die Hoffnung zurück; von neuem Muthe belebt setzten sie die begonnenen Arbeiten fort, so gut es die ihnen an die Hand gegebenen, unzulänglichen Mittel zuließen; allein der Willkür einer exceptionellen Verwaltung preisgegeben, sind sie nichtsweniger als glücklich und sehen täglich mehr ein, daß die ihnen von dem Decret vom 19 September gegebenen Garantien nur ein todter Buchstabe sind. In Gemäßheit des Art. 7 dieses Decrets sind alle im Jahre 1848 gegründeten landwirthschaftlichen Colonien seit dem 10 December 1848 in Hinsicht der Gerechtigkeitspflege den Gemeinden des Civilterritoriums gleichgestellt; nach dem Art. 5 desselben Decrets können die Colonisten, die ihre Verpflichtungen nicht erfüllt haben, erst nach Verlauf von drei Jahren ihrer Concessionen verlustig erklärt werden. Und doch ist noch am heutigen Tag der dirigirende Herr Capitän souveräner Richter in der Colonie, und erst kürzlich sind zu Castiglione, in der Provinz Algier, durch einen von einem Bericht des dortigen Directors veranlaßten Beschluß des Generalgouverneurs neun Colonisten aus der Colonie verwiesen worden!

Wo ist das Recht? wo die Gerechtigkeit?

Die neun Colonisten, nachdem sie vergebens gegen die Ungesetzlichkeit dieses Verfahrens protestirt hatten, haben sich in einer collectiven Bittschrift direct an die Nationalversammlung, den Präsidenten der Republik und an den Kriegsminister gewendet, und jedermann ist auf den Ausgang dieser, das allgemeine Interesse in Anspruch nehmenden Geschichte begierig. Der in diesem Augenblick der gesetzgebenden Versammlung vorgelegte Gesetzentwurf bestätigt den Colonien die Wohlthat der Civilgerechtigkeitspflege, und sichert den Colonisten neue Gewähr gegen jede arbiträre Verfallerklärung zu. Es ist hohe Zeit, eine mangelhafte, nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigende Organisation mit einer rationellern, bessern zu vertauschen, sonst dürften die ohnehin schon seit ihrer Geburt kränkelnden Ansiedlungen kein hohes Alter erreichen.

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Was war zu machen, um dem armen Thiere zu helfen, besonders aber auch um unsere Wanderschaft flott zu erhalten? B. fragte sogleich um einen Mann, der sich auf Pferdecuren verstehe, sey es jetzt sympathetisch, hydrotherapisch oder homöopathisch. Nur einer hätte jetzt da seyn sollen; allein dieß war ein frommer Wunsch in einem Dorfe, dessen zusammengehörende Häuser über eine Stunde Entfernung auseinander lagen. Also nach dem Satze „Hilf dir selber, so hilft dir Gott;“ wurde dann zur Berathung geschritten und nach abgehaltenem Concilium kamen wir darin überein, daß es bei dem Patienten eine Verkühlung von früher seyn müsse, die ihm vielleicht jetzt erst nach stärkeren anhaltenden Märschen fühlbar geworden. Tüchtiges Reiben der Glieder und bei Gelegenheit in Wasser zu stellen ward verordnet und mit der ersten Curhälfte auch sogleich der Anfang gemacht; das Pferd wurde eine halbe Stunde herumgeführt und dann genügend abgerieben, hierauf aber für die Nacht sich selber überlassen.

Bei dem herrlichen schönen Abend welchen der Mond nach und nach in eine prachtvolle Sternennacht umwandelte, war heute die einzige Sorge, mit welcher wir zusammen auf der engen Pritsche einschliefen, ob wir wohl morgen uns so leicht würden flott machen können, und ob besonders Scherban tüchtig seyn würde.

Mit dem ersten Tagesgrauen waren wir munter, sorgten für die Pferde und B. nahm sogleich das seinige, führte es etwas hin und her, und hatte die Freude zu sehen, daß es den Fuß kaum merkbar mehr schonte. Lustig und munter wurde also wieder drauf losgerieben, gestriegelt, gebürstet, gesattelt und gezäumt, und bald standen wir fertig den Wirthsleuten die Zeche zu bezahlen, um weiter zu ziehen. Letztere war natürlich bei der Einfalt dieser Waldbewohner nicht groß, und war bald im Reinen.

Jetzt wünschten uns die Wirthsleute glückliche Reise und wir ritten das Thal hinauf. Wir hatten Vormittags die Wasserscheide zwischen dem Argisch und dem Topolegul zu passiren, und wollten Nachmittags aus dem Gebiet des letzteren noch nach Rimnik am Olt. Der Morgen war frisch und duftig, und hin und wieder hingen an einer Waldhalde gewisse Nachtschleier, Nebelwolken, welche uns der Kühle wegen nicht unangenehm waren.

Unterwegs fiel uns auch noch die ebenso einfache als praktische Verrichtung auf, womit sämmtliches Weidevieh gehindert wird aus den Hutweiden hinaus in die dornen- und pfahlumzäunten Ackergründe zu brechen, die hier zerstreut zwischen den Wald- und Holzlichtungsstücken umherlagen; da hatte nämlich jedes Stück einen aus stärkeren oder schwächeren Holzstäben zusammengesteckten Triangel um den Hals; die Spitzen desselben liefen in lange Enden aus. So hatte es jedes Stück, Rindvieh, Schweine, sowie sämmtliche Gänse und Enten. Das Ganze bewies schon den Mangel an ackerbaren Gründen, und daß Viehzucht hier den Hauptbestandtheil des landwirthschaftlichen Betriebs ausmachte, darum war die äußere Feldwirthschaft von dem innern Theil der Triften und Hutweiden durch Dorn- und Faschinenzäune getrennt, die Durchlässe aber auf den Straßen durch hölzerne Gatterthore gesperrt, sowie wir dieß schon in der kleinen Walachei zwischen Tschernetz und Krajowa getroffen hatten, und wie es insbesondere auch in der Krajina und Almasch im Banat üblich ist. Die Einfachheit der Vorrichtung, womit das frei umgehende Vieh gehindert wird von seiner Freiheit Gebrauch zu machen, ist ebenso merkens- als in nöthigen Fällen nachahmungswerth, glaube übrigens die Vorrichtung nicht mehr näher beschreiben zu müssen. Nicht minder als diese kleine landwirthschaftliche Bemerkung nahmen einige freie Holzwerkstätten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; dieselben scheinen, je nach dem Holzbedarf, ganz nomadisch betrieben zu werden, und es war für die Arbeiter kein anderer Schutz gegen Wind und Wetter als auf vier Stangen ein leichtes, nach einer Seite hin geneigtes Dach von Reisern, Moos und Waldstreu. Hier wurden von kunstfertigen Händen Pflüge und Post-

Digitized by Google

wägen, wie ich sie schon früher beschrieben, gefertigt; auch Räder, wie wir sie in jenem merkwürdigen Zuge vor Vitest begegnet hatten, wurden hier zusammengestellt. Ueberdieß bildeten große und hohe Wände von aufgeschichteten Faßtafeln hier die weithin schauenden Aushängschilde dieser freien Holzwerkstätten; die Holztafeln der letztern waren nur wechselweise durch drei fest in die Erde gerammte Stangen über einander eingespannt, so daß die Mittelstange stets den Punkt bildete, wo das Holz gebraucht werden mußte. Die Pflüge, welche wir hier bauen sahen, waren, wie alle hierländischen, Beetpflüge und fast ganz ähnlich denen, wie sie auch im Banat unter den Walachen üblich sind. Ein langer, breiter und hinten im Sterzbaum tief angesetzter, nach vorne zu stark aufsteigender Grindel, ebenso eine breite Sohle, sind seine Hauptmerkmale; das Vordergestell ist nicht besonders ausgezeichnet. Von einem Achsende zum andern läuft ein bogenförmiger durchlöcherter Arm, mittelst welchem die Richtung in oder aus dem Land bewirkt werden kann. Er läuft durch den kurzen Deichselstumpen, an welchem das eigentliche Ziehder hängt und kann in ersteren je nach Bedarf gesteckt werden. Bei Betrachtung dieses Pfluges wäre es mir auch von Werth gewesen, einen Ruhrhacken zu sehen, von welchen ich schon früher gehört hatte, daß sie in einigen Gegenden der Walachei üblich sind.

Mittlerweile hatten wir in einem Thale den Punkt erreicht, von dem sich unser Weg im Zickzack an einer ziemlich steilen Berghalde hinaufhob, von welcher wir dann auf einen langen Waldrücken kamen, der hier die Wasserscheide zwischen dem Argisch und dem Topologul bildet. Auf der Höhe dieser Berghalde ragte recht heimlich und malerisch ein Kloster mit seinem Holzthurm aus einem Eichenwalde hervor. Wir ließen dasselbe links, klimmten vollends, die Pferde an der Hand führend, hinauf und erreichten bald eine breite Waldbahn, die sich hier zwischen langen langen Forsten hinzog. Der Bestand war anfangs aus Eichen zusammengesetzt; meist abständiges Holz zwischen krankhaftem Nachwuchs bewies eine ebenso schlechte Forstcultur als wie die, welche wir im Süden des Landes und in dessen Ebenen gesehen hatten. Nachdem wir ungefähr eine Stunde Weges in diesen Wäldern zurückgelegt hatten, machten wir zum Frühstück Halt, zäumten ab und warfen uns ins Gras.

Wir genossen recht von ganzem Herzen, was uns die Natur hier bot, und es kostete ordentlich Ueberwindung den Aufenthalt nicht zu lang zu machen. Dem freundlichen uneigennützigen Wirthe dankend, zogen wir weiter und erreichten nach einer halben Stunde einen schönen Birkenwald, fast in reinem Bestand.

Anfangs bot dieser wirklich manchen Reiz dar, wie er sich in so schönen silberstämmigen Gruppen zeigte, deren Kinder wie leicht beschwingte, an der Straße hingelagerte Feen anzusehen waren, während kurz vorher noch die schwarzästigen Waldgiganten, jene verwitterten Eichen, sich wie finstere Wegelagerer oder sturmherausfordernde Amazonen hingestellt hatten. Als aber der Birkenwald stundenlang dauerte, durch den sich die Straße immer nur wieder in weichen Biegungen hinzog, da wollte es fast ins Langweilige gehen und die Geduld wäre uns ausgegangen, hätte nicht der Anblick eines schönen Viehparkes die Einförmigkeit des Ganzen in Etwas unterbrochen. Wir betrachteten einen Augenblick das schöne Vieh, welches zwar keiner scharf ausgesprochenen Race angehörte, sonst aber eine gute Haltung verrieth. Es war ein Mittelschlag, größer als eine Gebirgsrace, und kleiner und weniger schlank gebaut als Marschvieh; die Farbe war verschieden, wodurch sich jedenfalls die Mischung mit Gebirgsvieh verrieth. Noch ein kleines Intermezzo unterbrach am Ende des ungeheuren Birkenwaldes die Einförmigkeit unseres Durchmarsches. Wir hatten nämlich unsere Pferde durch eine kleine Schlucht geführt, B. mit dem seinigen die Probe machend, es frei sich folgen zu lassen; dieses schien aber einen Scherz bemerkt zu haben, welchen heute mein Pferd vor dem Abmarsch gemacht hatte, und that jetzt deßgleichen, so daß wir das unternehmende Thier eine Viertelstunde zwischen den Büschen herumtreiben und locken mußten, bis wir's wieder zu Handen bekamen. B. hatte freilich die stille Freude dabei, daß es lustig und munter war, besonders aber nicht hinkte.

Nachdem wir jetzt noch eine halbe Stunde geritten waren, erreichten wir einen einsamen Han und freuten uns auch auf einen erfrischenden Trunk, denn die Hitze war heute unerträglich geworden, und wir hatten schon stundenlang weder Bach noch Quelle gesehen; so trocken war die birkenbewaldete Wasserscheide zwischen dem Argisch und Topologul. Bei dem Han befand sich eine Cisterne, die aber auch nur mehr etwas weniges faulendes Wasser enthielt. Wir mußten uns also an ein Paar Gläser Wein halten, der zwar nicht von schlechter Abkunft, aber sehr übel gehalten zu seyn schien und einen Geschmack hatte, als ob er mit dem stinkenden Cisternenwasser getauft gewesen wäre.

Von hier aus galt es aber auch nur hinabzusteigen, denn wir hatten den höchsten Punkt der Wasserscheide hinter uns. Noch einige Windungen durch einen lichten Eichenwald, der an einer westlichen Berghalde des Topologulthals hing, und wir hatten dieses wie einen Riesenplan vor uns liegen. Kahl und nackt mit einigen kaum sichtbaren Häusern und Hütten, bot es uns in seiner durchaus schattenlosen Beleuchtung den Anblick eines anatomisch dargestellten geognostischen Bildes dar; dabei, sonderbar genug, wie es oft mit solchen Eindrücken geht, fiel mir die Statue des heiligen Borromäus ein, die hinter dem Altar im Mailänder Dom steht. Beide hatte ich sie jetzt gesehen, die Statue, dieses Wunder von Kunst, den Heiligen darstellend, wie er geschunden seine eigene Haut über die Schulter hängen hat, dem Auge des Beschauers jede Muskel, Sehne oder Ader zur Schau stellend, worüber einen freilich, wenn man nicht gerade anatomische Gelüste hat, eher Schauder als Ehrfurcht ergreift. So war mir auch der Anblick des Topologulthales, das hier unten vor uns lag, nackt, kahl, entwaldet und seine aufgeschwemmten Berg- und Hügelrücken von 100 und 1000 kleinen Bächen zerrissen, aufgeschlossen; die Thalsohle von Topolog selbst durchrauscht und mit Kies- und Sandbänken überlagert, war es geeignet seine Erd- und Gesteinsverhältnisse, so weit das Auge reichen konnte, genau zu bestimmen, aber gewiß in keine Verwunderung zu setzen, oder gar uns unsern brennenden Durst vergessen zu machen. Wie lieblich schaute sich von oben das zerrissene Bett des Topologs an, in dem wir uns jedenfalls genügend den Durst zu löschen hofften. So stiegen wir also ab, und führten unsere Pferde auf spröden weißlehmigen Thonschrollen die Berghalde hinab und kamen so nach einer weiteren halben Stunde zu einem Han, in dessen nächster Nähe eine kleine Mühle war, durch deren blitzschnelle Löffelräder der Topolog, ein munterer Bergsohn, hinabrauschte; auch ein Brunnen war da, und so hatten wir alles um uns gehörig zu letzen und zu vergnügen. Von hier aus hatten wir nur noch eine Post nach Rimnik, konnten es uns also einige Stunden recht wohl seyn lassen. Wein, Käs, Brod und Kaffee waren für den ersten Anlauf, dann aber die Siesta und ein Bad im rauschenden Fluß wurden zu einem förmlichen Feste. So löste sich die Dissonanz, in welche uns nach und nach Hitze, Durst, Hunger und Strapaze des Tages zu versetzen angefangen hatten, wieder in einen vollen wohllebigen Dreiklang auf.

Nachdem wir uns zur Weiterreise wieder fertig gemacht, legte ich noch einige Exemplare des schönen großblühenden Weidenröschens (epilobium grandiflorum) ein; dann aber ritten wir unseres Wegs. Dieser führte vom Topologthal in eine Schlucht, an deren beiden steilen Halden und Hängen sich ein zerstreutgebautes Dorf hinaufzog. Auch die Straße führt hier durch über einen ziemlich hohen Bergrücken, der wieder die Wasserscheide zwischen dem Topolog und dem Olt bildete, von welchem wir nun nicht mehr ferne waren.

(Fortsetzung folgt.)

Schneeberge in Neuseeland. Der Wellington Independent berichtet von einem Ausflug, den der Vicegouverneur der Colonie nach der mittlern Insel machte. Vier kleine Tagreisen von Wairau erreichten sie den großen Schneeberg, der den Hauptgipfel des Kaikoran bildet, mindestens eine Höhe von 9000' hat, und oben mit einer tiefen Schneeschichte bedeckt ist. Die Gesellschaft erreichte den Gipfel, doch leider so spät Abends, daß man den Westrand unbesucht lassen mußte, obgleich man von hier aus eine ausgedehnte Aussicht auf die südlichen noch kaum besuchten Gegenden gehabt hätte. Beim Hinabsteigen rollte einer der Eingebornen über einen Steilabhang von 1500' Höhe hinab, und zerschmetterte sich völlig; der Gouverneur entging nur durch Zufall demselben Schicksal.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 27 Mai 1850.

Ueber den Einfluß der Natur auf die Geschichte Rußlands.

(Nach Solowiew. Vaterländische Memoiren 1850. N. 4.)

Es ist herkömmlich, wenn man von der Geschichte eines großen Reichs spricht, auf dessen Umfang als auf eine Hauptbedingung seiner Kraft und seiner Bedeutung unter andern Reichen hinzuweisen. Einige bestreiten dieß, und weisen auf Griechenland hin, das einen so unbedeutenden Raum auf der Karte der Welt einnimmt, und dessen Geschichte doch für die Menschheit viel wichtiger war, als die so mancher riesenhaften asiatischen Reiche. Man kann augenscheinlich weder der einen, noch der andern Ansicht geradezu den Vorzug geben, weil es namentlich darauf ankommt, auf welche Art sich das Reichsgebiet bildete, wie die besprochene Größe entstand: geschah dieß in Folge von Eroberungen, Verwandtschaftsbündnissen unter den Herrschern, sind es Verbindungen verschiedenartiger, durch die Natur selbst getrennter Stämme und Länder mit einer ursprünglich an Umfang unbedeutenden Provinz, oder hat die Natur von Anbeginn an dem Reiche weite Gränzen angewiesen; im letztern Falle erschien es plötzlich gleich bei seiner Entstehung als groß und mit einer mehr oder minder gleichartigen Bevölkerung ausgestattet; im Laufe der Zeit mag das einige Reichsgebiet durch verschiedenartige Umstände in mehrere getrennte Gebiete zerfallen, die Natur wird früher oder später den Sieg davon tragen, die getrennten Theile streben doch trotz aller Hindernisse zur Einheit und erreichen endlich ihr Ziel, das Reich wird seiner natürlichen Richtung folgend wieder in seinem großartigen Umfang erscheinen. Hier findet keine äußerliche Erweiterung der Gränzen, sondern eine innere Bewegung statt, und das Eintreten des Reichsgebiets in seine natürlichen, weiten Verhältnisse erscheint als eine Folge innerer Kräftigung des Organismus. Eine solche innere Bewegung, eine solche innere Kräftigung des Organismus hat eine große Bedeutung in der Geschichte, und unter solchen Umständen erhält auch der mächtige Umfang eines Reichsgebiets eine wichtige Bedeutung, weil die natürliche Entwicklung der Dinge, die natürliche Bestimmung der Gränzen eine Bedingung ihrer Unveränderlichkeit ist; bei dem natürlichen Streben zur Einheit kann das Auseinanderfallen nur von kurzer Dauer seyn, und die Vergleichung mit den alten riesenhaften Reichen, welche nur durch eine gewaltsame, so zu sagen mechanische Verbindung von auseinander strebenden Theilen entstanden, ist hier nicht am Platze.

Was Rußland betrifft, so ist der mächtige Umfang seines Reichsgebiets durch die Natur des Landes selbst bedingt. Der ganze europäische Theil Rußlands vom weißen bis zum schwarzen Meer und vom kaspischen bis zur Ostsee stellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar, denn die Berge scheiden die Völker, geben ihnen eine besondere Gestaltung, und bedingen durch diese verschiedene Gestaltung auch verschiedene, entgegengesetzte, und in Folge dessen einander feindselige Nationalitäten; es ist bekannt, daß nirgends die Nationalitäten sich weniger zersetzen als in den Gebirgen, und eine besondere Nationalität sich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erscheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen streben verschiedene Nationalitäten bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verschmelzung hin, scharfe, nationale Eigenthümlichkeiten glätten sich aus, und bald bietet die ganze Ebene Ein Volk, mit Einem Glauben, Einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf dieser Verkehrsstraße der Völker, viele verschiedene Stämme auseinander gestoßen, jeder Stamm lebte für sich und feindete die übrigen an; aber diese Absonderung und diese Feindschaft konnten sich nicht lange auf der Ebene erhalten; mit staunenswerther Schnelligkeit verschmolzen diese Stämme unter einander, fanden einen gemeinsamen Mittelpunkt, das Christenthum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstenthümer hervortraten, konnten auch diese nicht lange Zeit sich abgesondert behaupten: der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden bedingt eine rasche Vereinigung aller Fürstenthümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz der ungeheuren Ausdehnung unbedeutend. In Folge historischer Ereignisse waren viele russische Provinzen unter fremde Herrschaft gerathen, aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland nicht von dem nordöstlichen abreißen.

Indeß kann die ebene Beschaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebiets bedingen: zu einer raschen Verbindung und Ausgleichung der Stämme sind auch noch leichte Verbindungswege, schiffbare Flüße nöthig, und in dieser Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünstigt. Der Größe des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, und diese riesenhaften Stromsysteme verflechten sich fast unter einander, und bilden so zu sagen im ganzen Lande ein Wassernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der rus-

Digitized by Google

fischen Geschichte eine bedeutende Rolle: sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte, sie trugen viel zur Volks- und Reichseinheit bei, und selbst troß diesem allgemeinen Einheitsstreben hatten ursprünglich besondere Provinzialverhältnisse und Eintheilungen von Fürstenthümern in diesen besondern Stromsystemen ihren Grund.

Die bedeutendsten russischen Ströme entspringen nicht weit von einander aus einerlei Quellgebiet. Dieß Quellgebiet, das man mit verschiedenen Namen belegt, als alaunische Berge, flache Höhe, wolkowischer Wald, oder wie andere wollen, die Wolgaische Höhe — dehnen sich von den Ufern des Ilmen, bei Nowgorod, gegen Nordwesten bis zur Stadt Twer im Südosten 50 Meilen weit aus, und noch weiter gegen Südosten erstrecken sich einige kaum bemerkliche Erhöhungen bis nach Moskau hin; in entgegengesetzter Richtung dehnt sich dieser Höhenzug im Südwesten bis zum Flusse Tschagadoschtscha im Nordosten aus, ja man kann sagen, von der Düna bei Witepsk bis Bieloosero in doppelter Erstreckung hundert Meilen. Die Entstehung dieser Höhen schreibt man dem Wasser zu. So unbedeutend sie auch sind, und so wenig sie irgendwo den Gebirgscharakter an sich tragen, theilen sie doch das Gebiet des europäischen Rußlands in zwei Theile, in den baltischen oder nordwestlichen und in den pontischen oder südöstlichen. Der erstere gehört, seinen physischen und historischen Verhältnissen nach, mehr zum westlichen Europa, der zweite senkt sich gegen Asien und bildet das Uebergangsland zwischen beiden Welttheilen; der erstere unterliegt dem Einflusse des feuchten Klimas von Westeuropa, der zweite dem des trockenen Klimas von Asien.

Außer dieser Haupttheilung theilt diese Wasserscheide das russische Land nach den verschiedenen Stromsystemen, die darin ihren Ursprung haben, in vier Theile, und diese physische Eintheilung fällt vollkommen mit der historischen zusammen. Das erste Gebiet ist das der Seen von Nowgorod, das zweite das Dnieprgebiet mit dem eigentlichen alten Rußland; das dritte ist das Gebiet der obern Wolga oder das von Rostow, das vierte das der Düna, die Provinz der Kriwitschen oder die von Polozk. Diese vier abgesonderten Wassersysteme sind zugleich vier besondere Systeme von Fürstenthümern, jedes mit eigenem Charakter und eigener Geschichte. Die Provinz Nowgorod bildet ein Ganzes mit dem finnischen Seegebiet, und bietet in geographischer und historischer Beziehung die Vermittlung zwischen dem westlichen Europa und Rußland. Hier stieß der slawische Stamm mit dem germanischen zusammen, die Slawen erreichten in ihrem Streben von Süden nach Norden in der Mitte des 9ten Jahrhunderts nirgends die baltischen Ufer. (Alt) Ladoga im Norden und Pskow im Westen waren — wenn je diese beiden Orte vor der Berufung der Waräger bestanden — die äußersten Gränzen der nowgorodischen Slawen gegen Norden und westlich gegen das Meer. Im Gegensatz gegen die langsame Bewegung der Slawen sehen wir die rasche Bewegung der Waräger, eine Bewegung, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Slawen verhinderte, weiter vorzudringen und sich am Meere festzusetzen. Die Nachkommen Ruriks begannen wohl die Bewegung gegen das Meer hin, Jaroslaw der Große verlegte die russischen Gränzen weiter gegen Westen bis über den Peipus-See hinaus, aber die Familienverhältnisse, welche nach Jaroslaws Tode das Uebergewicht zu erhalten anfingen, hinderten die Angriffsbewegung gegen das Meer, und die Deutschen bemächtigten sich der Ufer desselben. Nicht zufrieden mit den Ufern begannen Deutsche und Schweden ins Innere des russischen Landes einzudringen, und zwar von zwei Seiten. Ein hitziger Kampf entbrannte, wobei es sich um die russische Nationalität handelte, denn die Feinde unternahmen die Kreuzzüge zur Ausrottung des russischen Glaubens; die Bevölkerung der Provinz Nowgorod wurde genöthigt sich auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken, bis sie sich endlich dem mächtigen stammverwandten Reichskörper anschloß, der sich im Osten gebildet hatte. Damals begann Rußland seine natürliche, unvermeidliche Bewegung gegen die Ufer des Meeres, und der deutsche Stamm mußte weichen.

Wenn aber die nowgoroder Slawen in ihrer Bewegung gegen das Meer durch die unternehmenden Waräger aufgehalten wurden, so konnten sie keinen bedeutenden Widerstand in ihrer Bewegung gegen Nordosten bis zum Ural hin finden. Das Gebiet der Dwina stößt ganz natürlich mit dem Seegebiet von Nowgorod zusammen, und scheidet sich ab von dem Gebiet der obern Wolga: von dem nördlichen Theile des mittlern Ural läuft gegen Nordwesten zwischen den Quellen der Petschora und den Zuflüssen der obern Kama ein Hügelland, die Uwalen genannt. Diese theilen sich in zwei Theile, einen nördlichen und einen westlichen; der nördliche erstreckt sich gegen Nordwesten, scheidet zwei Flußsysteme, das der Petschora und das der Dwina, und verliert sich in den Sümpfen am Eismeer; der westliche Theil geht zwischen den Quellen der Petschora und Kama hindurch, scheidet das Gebiet der Dwina von dem der nördlichen Wolga, und erstreckt sich hundert Meilen weit gegen Westen zwischen den Städten Wologda im Norden und Kostroma nebst Jaroslawl im Süden. Die Uwalen gehen bis zum Bjeloosero (Weißen See), wenden sich dann gegen Südwesten, und stoßen im Südosten von Nowgorod an die Waldai-Höhen. Solchergestalt bilden die Uwalen, indem sie an die große flache Höhe sich anschließen, in Verbindung mit ihr die bezeichnete Gränze zwischen dem nordwestlichen oder baltischen und dem südöstlichen oder pontischen Theile des europäischen Rußlands. Dieser Umstand erklärt unter anderm auch die Erscheinung, weßhalb das Gebiet der Dwina in politischer Beziehung vor Alters zu Nowgorod und nicht zu Rostow im Gebiet der obern Wolga gehörte, da dieses durch die Uwalen davon getrennt ist. Das Gebiet der Dwina ist in der russischen Geschichte sehr wichtig: hier liegt die Handelsstraße, welche vermittelst Nowgorod das nordwestliche Europa mit den Ländern am und jenseits des Ural verband; sodann sehen wir in der Geschichte des moskowitischen Reichs hier den Handelsweg zwischen Moskau und dem westlichen Europa über das weiße Meer. Durch diese sich durchkreuzende Richtung der Nowgoroder gegen Osten und der Bewohner der Provinz Rostow, später Moskau, gegen Norden nach dem Weißen Meer stießen hier die Interessen von Nowgorod mit denen der Fürstenthümer Rostow-Wladimir und später Moskau an einander. In Folge dieser Handelsstraßen entstanden hier blühende Städte, die, stark durch ihren bürgerlichen Geist, in der Periode der Unruhen der Anarchie einen kräftigen Widerstand entgegensetzten.

In dem Gebiet von Nowgorod, das mit einem Netz von Flüssen und Seen bedeckt ist, ist der wichtigste Wasserpunkt der See Ilmen, der eine große historische Bedeutung hat. Auf dem System des Ilmen und der in ihn sich ergießenden Flüße führt die Wasserstraße von dem nordwestlichen Europa nach dem südöstlichen und nach Asien, von den Warägern zu den Griechen, ein Weg, auf welchem ehemals die nordischen Krie-

Digitized by Google

gerschaaren nach Süden zogen, um die Ufer des Reiches zu verwüsten; auf eben dieser Straße ging der Handel zwischen dem Norden und Süden Europa's. Der Ilmensee, der von Süden her die weit verzweigte Lowat aufnimmt, sendet gegen Norden in den Ladogasee den Wolchow; die große Wasserstraße ging also aus dem finnischen Meerbusen auf der Newa in den Ladogasee, von da durch den Wolchow nach dem Ilmen und vom Ilmen in die Lowat. Dem slawischen Stamme gelang es, sich an diesem bedeutenden Punkte, am Ausfluß des Wolchow aus dem Ilmen, wo Nowgorod erscheint, festzusetzen, aber an dem zweiten wichtigen Punkte dieser großen Straße, an der Einmündung des Wolchow in den Ladogasee, gelang es nicht, weil, wenn wir auch annehmen, daß Ladoga vor der Ankunft Ruriks schon bestand, es doch nicht an der Mündung des Wolchow selbst lag; wenn Alt-Ladoga von den nowgorodischen Slawen erbaut wurde, so zeigt seine Lage von ihrer Seite eine gewisse Langsamkeit, eine Scheu sich dem See Newo zu nähern. Was den Fluß Newa betrifft, so hält ihn der Chronist Nestor nicht für einen Fluß, sondern für die Ausmündung des Sees ins Meer. Die Newa floß lange in wilder Unabhängigkeit, und ihr kurzer Lauf war lange Zeit Zeuge eines hartnäckigen blutigen Kampfes zwischen zwei Völkern, den Schweden und Russen. Den Russen gelang es im Laufe dieses Kampfes sich an dem dritten wichtigen Punkte dieser großen Straße, am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee festzusetzen, wo Orjeschek gebaut wurde, welche Festung später den Schweden abgetreten werden mußte. Peter der Große nahm es wieder und nannte es Schlüsselburg, und endlich gelang es ihm auch sich des Newalaufs zu bemächtigen; damit setzte er sich an dem letzten und wichtigsten Punkte des Seesystems, am Anfang der großen Wasserstraße, nämlich an der Einmündung der Newa ins Meer fest, wo er Petersburg gründete. Diese Lage am Anfang der großen Wasserstraße, welche das nördliche Europa mit dem südlichen, und Europa überhaupt mit Asien verbindet, ist in der russischen und allgemeinen Geschichte so wichtig, daß Petersburg natürlich und unvermeidlich die Hauptstadt Rußlands werden mußte. Hier begann in der Mitte des 9ten Jahrhunderts die erste Hälfte der russischen Geschichte, und im Anfang des 18ten die zweite. Die Bewegung unserer Stämme von Süden nach Norden auf der großen Wasserstraße, eine Bewegung, die in der vorhistorischen Zeit begonnen, erreichte erst im Anfang des 18ten Jahrhunderts ihr Ziel, das Meeresufer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Chinesen in Californien.

Ein englischer Maler, Namens Ryan, den sein unruhiger Geist in den Krieg zwischen Nordamerikanern und Mexicanern getrieben, befand sich nach dessen Schluß in Südcalifornien, und ging als das Gerücht von den Goldlagern sich verbreitete, gleichfalls dahin, zu einer Zeit, wo die Zahl der Bewohner von San Francisco noch kaum 10,000 überstieg. Schon damals strömten Chinesen dahin, und hatten unter anderem nicht weniger als 75 Häuser aus Canton mitgebracht, und dort durch chinesische Zimmerleute aufschlagen lassen. Sie gehörten zu dem ordentlichsten und achtungswerthesten Theil der Einwohnerschaft. Sie waren mit ihren Häusern und Waaren an gewisse Amerikaner consignirt, für welche sie contractmäßig zu einem viel niedrigern Preise, als sonst Handwerksleute bezahlt wurden, arbeiten sollten. Die Häuser, die sie mitbrachten und aufschlugen, wo man ihrer eben nöthig hatte, waren weit besser und fester als die, welche von den Yankee's errichtet wurden, da sie meist aus Balken oder 6 bis 8 zölligen Brettern aufgeführt waren. „Diese Chinesen, sagt Ryan, sahen ganz aus, als sollten sie gute Bürger werden, denn sie waren ruhig und äußerst betriebsam. Ich ging einmal in ein Speisehaus, das einer derselben hielt, und war erstaunt über die nette Einrichtung, die Reinlichkeit, den vortrefflichen Tisch und die Wohlfeilheit. Man nannte es den „Canton Restaurant," und das Ganze war so ächt chinesisch, daß man sich im Herzen des himmlischen Reichs hätte glauben können. Der Kellner, der indeß vortrefflich englisch sprach, war ein Chinese, sowie seine Untergebenen. Alles, selbst das Geringste, was verkauft wurde, ward in chinesischer Schrift sehr sauber und rasch notirt. Man hatte mir diese Leute, als sehr unreinlich geschildert, ich muß aber gestehen, daß ich die Ungerechtigkeit einer so allgemeinen Behauptung versichern kann."

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns in den aufgeschwemmten Vorgebirgen, die sich hier als riesige zerrissene Vordämme an die eigentlichen walachischen Alpen lehnen und das Romanenland von Siebenbürgen trennen. Wir befanden uns jetzt auf demselben nackten und kahlen Bergland, welches wir von den Gehängen vom jenseitigen Topologufer herab so anatomisch aufgeschlossen vor uns liegen gesehen. Jetzt, da wir seine Hänge, Halden, Risse, Schluchten, Thäler und Kuppen näher sahen, so fanden wir allerdings den ersten Eindruck den es auf uns gemacht, richtig, denn in der That ist diese Gebirgsgegend so gestaltet, als ob sie von der schöpferischen Natur aus noch nicht vollendet wäre. Hin und wieder Stücke und Zeichen sehr üppigen Pflanzenwachsthums, ja oft mitten zwischen Meeren von Steinen und zerrissenen Abhängen sieht man auch die dunklen Schatten schwarzgrüner Wälder von Eichen und Buchen. Was uns aber neben der bleichen lehmfahlen Farbe des Grund und Bodens am meisten auffiel, waren die verschwemmten, von Kies, Gries und Gerölle überlagerten Thalsohlen, in denen in diesem Augenblick kein Tropfen Wassers zu sehen war. Also ein Land voll Wildbäche, die, ob brausend, ob taubliegend, immer klar genug beweisen, welche Schrecken sie in ihrem Alpenrauschen durch die fernsten Thäler verbreiten können. Da ist wohl noch jeder Winter, jeder Frühling thätig, enge Schluchten und Thäler zu verschwemmen, und so nach und nach kecke zerrissene Formen weicher zu machen und abzurunden. Diese Landstriche hatten also, wie es schien, noch nicht jene äußere Gestalt, die ihnen von der Natur bestimmt wäre, wenn einmal von den Riesenhäuptern der Alpen herunter ist was herunter soll, wenn die Schluchten und Thalsohlen ausgeebnet und die Bergzüge mehr und mehr so gestaltet sind, daß die Pflanzenwelt ungefährdet ihr Reich darauf ausdehnen kann.

Mehrere Stunden hatten wir, von einem Thal ins andre kommend in dieser Gegend zurückgelegt, bis wir endlich durch einen engen Paß, einen schönen grünen Plan vor uns liegen sahen. Da standen einige alte schwarzstämmige, von Sturm und Wetter mitgenommene Eichen, die konnten wohl Zeugen seyn von manchem, was hier an den Ufern des Olts seit Jahrhunderten und Aber-Jahrhunderten vor sich gegangen seyn mochte. Wir befanden uns jetzt auf classischem Boden, an dem das Donau-Romanierland so reich ist. Bald standen wir am Ufer voll Weiden und Kiesbänken, und vor uns hinab rauschte der Olt, der wilde Nordbazier, wie noch im Zorn über den Alpendamm, der ihm noch eben die Bahn versperren wollte; rechts hinauf waren die wilden zerrissenen, himmelanstrebenden Bergriesen und die Gebirgsgruppe des rothen Thurmpasses. Vor uns hinüber lag ein Bergland mit besonders phantastischen Höhenkuppen, die Salzlager von Okna Mare enthaltend. Links hinunter aber zog sich das breite hügel- und bergbekränzte Olthal, welches sich drunten, weit drunten im Süden in blauen Duft verlor. So lag jetzt das alte Rimnik vor uns, reizend im Abendschein, als ein walachisch gefärbter Abdruck etwa von Salzburg, wenn anders mit der Lage dieses Orts irgend etwas zu vergleichen ist. Freilich ist es gewagt eine Walachenstadt mit einer deutschen zu vergleichen, denn erstere theilt mit allen orientalischen Städten auch die Eigenschaft, daß ihr

Digitized by Google

Bild von innen stets weit hinter dem von außen erblickten zurückbleibt, und so vermutheten wir, daß es auch bei Rimnik der Fall seyn würde.

Indessen suchten wir die Ueberfuhr und hatten, von einigen Fischersleuten weiter hinaufgewiesen, nur noch eine kleine Viertelstunde zurückzulegen.

Wir waren bald eingeschifft und übergeführt, bezahlten die nöthigen Backschisch und erkundigten uns nach dem besten Han, was einem in der Walachei gewiß nicht zum Uebermuth gerechnet werden kann. Während wir die Pferde wieder bestiegen, um in die Stadt zu reiten, wendeten wir uns noch einmal, der großen Walachei Lebewohl sagend, und uns für das Genossene im Stillen bedankend — denn mit der Ueberfuhr auf dem Olt hatten wir den Bezirk von Argeshul hinter uns, den von Vilcia und somit auch die kleine Walachei wieder betreten. Wir hatten nach und nach in den Bezirken von Dimbowitza, Muschezul und Argeshul den Theil eines heidnischen Zodiaks durchritten, der in den verschiedenen Bezirkswappenschildern nach und nach eine Ziege, eine Taube und einen Raben gezeigt hatte. Mit dem Eintritt in den Vilciabezirk befanden wir uns in dem Zeichen des Wagens.

Für den Augenblick begaben wir uns aber jetzt unter den Schutz des Hans a lu Mita, wohin uns die Leute bei der Ueberfuhr gewiesen hatten, und welchen wir, über ein entsetzlich schlechtes Pflaster durch einige Kreuz- und Quergassen hintrollend, bald erreichten. Die Aufnahme war sehr zuvorkommend und freundlich, nur waren leider keine leeren Kammern da, so daß wir ohne Unterkunft geblieben wären, hätte uns nicht ein artiger Gast, ein Handlungsreisender, schon besser mit den hiesigen Verhältnissen bekannt scheinend, die seinige eingeräumt und uns so zu freundlichstem Danke verpflichtet.

Im Han a lu Mita war es bei unserer Ankunft ziemlich lebhaft, eine Menge Leute saßen und standen herum, darunter auch solche, die hier auf einige Tage Quartier genommen hatten; dieß hinderte aber nichts, denn auch wir waren untergebracht. Von dem Unterschied der Kammern und ihrer Einrichtung, welche wir bekommen und einem Zimmer im Hotel Metternich in Triest oder in einem Schweizergasthof wäre hier überflüssig zu sprechen; jeder wird sich gewiß dabei etwas unvergleichbares selbst denken, und hier entfernt nichts ähnliches erwarten, wie wir es im Han Simeon zu Bukurest hatten. Wir brachten also ohne weiteres unsere sieben Sachen hinein, nachdem wir die Pferde im Stall versorgt hatten, wozu wir hier sogar eine Art von Hausknecht oder Stallbuben erhalten hatten, schlossen dann mittelst eines Vorhängschlosses und gingen uns mit Wein und Kaffee zu letzen. B., ein eifriger Bergmann, hatte sich kaum diesen kleinen Dienst gethan, so erkundigte er sich schon um einen Führer, der ihm den Weg nach Okna Mare (große Grube in bergmännischem Sinn) weisen sollte. Unter den Anwesenden entstand sogleich ein eifriges Um- und Umfragen, Wer? Wie? Wohin? Wie weit? Wie spät? u. s. w., und je länger dieß währte, umsomehr verlangte der eine und der andere; man sprach von zwei Stunden Wegs, von Schwerstaben, Verspäten in die Nacht hinein und der Preis war sechs Silberzwanziger. B. wollte dort einen Freund aufsuchen, einen österreichischen Bergbeamten, welcher von seiner Regierung auf sechs Jahre beurlaubt und für diese Zeit von der walachischen bei den Salzgruben von Rimnik angestellt war, um daselbst nach Ablauf der Pachtzeit einen gründlichen, geregelten Bau ins Leben treten zu lassen. Daß Herr F. sich in Okna Mare befinde, hatten wir in Bukurest in Erfahrung gebracht, und nun freute sich B. den hier zu sehen, welchen er schon auf der Schemnitzer Akademie kennen gelernt hatte. Indessen rieth ich ihm, da es schon Abend war, hier zu bleiben und morgen F. aufzusuchen; ich wolle ihm dann Gesellschaft leisten. B., für den es aber in dieser Art nie Hindernisse gab, blieb darauf, und hätte einem Führer was immer gezahlt, um nur heute noch nach Okna Mare zu kommen.

Glücklicherweise befand sich noch ein Soldat, entweder Abschieder oder Urlauber, unter der Gesellschaft, dem schien es mehr ernst zu seyn, etwas zu verdienen, und mit ihm wurde B. einig. Beide nahmen schleunigst den Weg unter die Füße, während ich allein sitzen blieb. Nachdem ich meinen Schwarzen getrunken, machte ich mich ebenfalls auf die Beine und durchschlenderte einige Gassen der alten, sehr alten Stadt Rimnik, die ihren Namen noch von den Römern herleitet, welche hier im blühenden Dazien saßen. Ueber die Stadt, ihre Umgebung, Namen, Bedeutung in älterer und neuerer Zeit hatte ich bereits die Ehre in diesen Blättern zu sprechen und verweise hiemit auf den Artikel „Rimnik.“ S. Ausland Nr. 107. Jahrgang 1839.

Es war bereits Abend geworden als ich von meiner Stadtbesichtigung heimkam, weßhalb ich mich sogleich darüber machte, das Gesehene im Tagebuch aufzuzeichnen, dann aber dem plumpen Gläubiger, dem müden Körper, seine Rechnung zu bezahlen, so gut es bei den verschiedenen Gästen, die mit in dem Staub der Kammer und in den alten nie geputzten Fugen der Djoschka im Quartier waren und ebenfalls sehr ungestüme Forderungen machten, gehen mochte. Indessen die Nacht ging um, und ich befand mich des anderen Tages sehr wohl.

Wie ich auch heute in der Anschauung der herrlichen Landschaft, welche hier der Olt und im Norden die Alpen, dann vor und zurück deren Ausläufer bildeten, geopfert hätte, so wäre es zu Ausfüllung des Vormittags doch immer nicht genug gewesen. Während ich also unsern Pferden die Wohlthat doppelten Bürstens und Schwemmens im Olt angedeihen ließ, setzte ich mich auf den offenen Gang des Hans, um nach und nach fremde und einheimische Hausgenossen zu sehen und kennen zu lernen. Vorerst setzte sich jener Handlungsreisende, der uns so gefällig das von ihm bezogene Zimmer, wenn man es so nennen wollte, eingeräumte, zu mir, und bald waren wir im Gespräch über die Plagen und Leiden einer Reise durch die Walachei. Versteht sich, daß wir in unsern Beschwerden sehr bald einig waren, ohne aber deßhalb die Vorzüge des Landes darüber zu vergessen. Die strenge Polizei, die Sicherheit mit welcher auch der Geringste hier reist, sind Vorzüge, die wenig Länder aufzuweisen haben, die sonst mit der Walachei auf Einer Bildungsstufe stehen. In ihnen läßt sich eine wohlmeinende aufrichtige Landesregierung nicht verkennen; dasselbe bezeugt auch die wohlwollende, Fremden freundliche Aufnahme von Ausländern aller Art, wodurch eben die Walachen vor manchen andern Völkern einen feineren, gebildeteren Geist verrathen. Dagegen liegen freilich wieder Dinge in der Wagschale, die nur durch eine Verkettung von Umständen und Verhältnissen noch haltbar zu seyn scheinen, als da sind das Adels-Unwesen und eine daraus entwachsene tiefe Corruption aller Classen, welche die Städte und deren Nähe bewohnen. Ferner der übermäßige Güterbesitz der Geistlichkeit, jener angeblichen Vertreterin dessen, der einst nicht hatte wo er sein Haupt hinlegen sollte, dessen Lehre doch andere Bewegungen hervorbrachte und täglich noch hervorbringt, als die sind, welche hier nach dem griechischen Ritus in allen Kirchen und Capellen abgesungen werden, alle Hörer aber so kalt lassen als vorher. Dieß und Aehnliches verhandelten der Handlungsreisende und ich, als sich vor uns die Thüre neben dem Zimmer öffnete, welches ich für heute bewohnte. Ein Blick, und ich hatte genug, um an Hogarths unübertreffliches Bild „the strolling actresses dressing in a barn“ auf nicht unangenehme Weise erinnert zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung eines merovingischen Begräbnißplatzes zu Envermeu. Der Abbé Cochet, Inspector der historischen Denkmale zu Rouen, hat abermals eine archäologische Entdeckung gemacht; beim Ausgraben eines neuen Wegs von Blangy nach Bolbec über Envermeu stieß man auf einen merovingischen Begräbnißplatz, ähnlich denen zu Douvrend und Londinieres; dieß ist der dritte fränkische Begräbnißplatz, den man seit 12 Jahren im Thal des Eaulne auffand. Der merkwürdigste Gegenstand, den man fand, ist ein Helm mit einer Spitze oben, ähnlich denen der normännischen Krieger, wie man sie auf der berühmten Tapete von Bayeux abgebildet sieht. Zu den Füßen der Skelette waren irdene Gefäße von verschiedener Form. Das Feld, in dem man die Gräber auffand, war unter dem Namen „la Tombe“ bekannt. Man erwartet mit Interesse den Bericht Abbé Cochet über die Entdeckung. (Liter. Gaz. 18 May.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 127. 28 Mai 1850.

Die Eisenbahn von St. Louis nach San Francisco.

Das Düsseldorfer Journal vom 9 und 10 April und 14 Mai d. J. bespricht in Bezug auf die Bonn-Coblenz-Binger Eisenbahn und deren Fortsetzung nach Mainz die im Titel erwähnte von St. Louis oder irgend einem andern Ausgangspunkt am Mississippi nach San Francisco zu führende Eisenbahn. So seltsam es scheinen mag, zwei so weit entlegene, scheinbar in gar keiner Beziehung zu einander stehende Dinge aneinander zu knüpfen, so unterliegt doch die Beziehung beider Bahnen zu einander keinem Zweifel. Freilich ist diese Beziehung sehr allgemeiner Natur, aber darum nicht minder wichtig. Im vorigen Jahre sammelten sich zu St. Louis 436 Deputirte aus den verschiedenen Staaten der nordamerikanischen Union, um über die Ausführung des riesenhaften Unternehmens einer Eisenbahn vom Mississippi nach San Francisco zu berathen. Bekanntlich ist ein Vorschlag dazu bereits im vorigen Frühjahr an den Congreß gelangt, und von diesem günstig aufgenommen worden, indeß bedarf ein so ungeheures Unternehmen eines Zusammenwirkens von Kräften, wie man solches, so lange die Welt steht, wohl noch nicht gesehen, aber die Amerikaner sind nicht die Leute vor irgend etwas der Art zu erschrecken, und das Ziel, um welches es sich für sie handelt, ist so groß, daß sie gewiß keine Opfer und keine Anstrengungen scheuen werden, es durchzuführen. Nordamerika würde dadurch zum großen Emporium des Welthandels, es würde Indien und China auf eine Art mit Europa verbunden, daß dieses auf den bisherigen Wegen in keiner Weise mit Amerika concurriren könnte, und letzteres würde nicht nur den ganzen ungeheuren Handel vermitteln, sondern auch zum Regulator der großen Geldgeschäfte der Welt werden, somit London von seiner jetzigen Höhe herabstürzen. Wer auch nur seit den letzten 20 Jahren dem Gange des Welthandels etwas gefolgt ist, und namentlich die Plane von Nic. Biddle, dem ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Bank, ins Auge gefaßt hat, wer sich erinnert, wie die englische Regierung selbst an deren Sturz gearbeitet, dem werden solche Plane, wie der oben erwähnte, nicht mehr so chimärisch erscheinen, wären sie auch nicht in einer voriges Jahr in Amerika erschienenen Denkschrift (s. Ausland Nr. 311 vom vor. J.) ausdrücklich ausgesprochen worden.

Sobald in Amerika ernstliche Schritte geschehen, den Plan einer Eisenbahn vom Mississippi nach San Francisco ins Leben zu führen, so ist England auf der empfindlichsten Seite bedroht, und man sieht, daß es Gegenanstalten ergreift. Die neulich (s. Nr. 121) von uns erwähnte umfassende Dampfschifffahrtsverbindung über das atlantische Meer nach Panama und Brasilien ist schon eine Seite dieser Maaßregel, und England wird den Weg über Panama, der allen gleich offen stehen wird, jetzt mehr und mehr begünstigen, aber dieß ist nur Eine Seite dieser großen Frage. Die andere ist der Weg durch das Mittelmeer, der den Engländern am Herzen liegen muß, darum ihre erneuerten Anstrengungen sich in demselben festzusetzen, und fremden Einfluß mehr und mehr zu beseitigen. Aber auch in dieser Beziehung ist England in einer nicht eben günstigen Stellung. Die Fahrt durch die ganze Länge des Mittelmeers hin und durch die Straße von Gibraltar ist schon wieder etwas zu weit, und eine Handelsstraße quer durch den Continent ist ihm nöthig. Dazu bieten sich namentlich drei an: erstens über Marseille und Frankreich, zweitens über Triest, und drittens über Livorno oder Genua durch die Schweiz- und Westdeutschland. Aber die Eisenbahn von Marseille nach Havre ist noch lange nicht fertig, und zudem ist Frankreich der Hauptrivale Englands auf dem mittelländischen Meer. Die Bahn von Triest nach der Nordsee ist zwar nahezu fertig, aber Triest mit seinen mannichfachen levantinischen Verbindungen ist ein lästiger Nebenbuhler, besonders in der Hand eines so bedeutenden Staats, wie Oesterreich. Darum wird eine Eisenbahn, welche Livorno oder Genua mit einer rheinischen Eisenbahn und einem Nordseehafen verbindet, so wichtig, und wir sehen seit mehrern Jahren, wie England Piemont und die Schweiz Oesterreich gegenüber feindlich zu stellen sucht, eine Verbindung der norddeutschen Staaten zu fördern und Oesterreich zurückzudrängen bemüht ist. Auf die politischen Folgerungen, welche aus diesem Verhältnisse entspringen, wollen und können wir nicht eingehen, machen aber darauf aufmerksam, daß England in seinem ganzen politischen Thun wesentlich von seinem Handelsvortheil geleitet ist: wenn Urquhart seiner Zeit von Rußland sagte, es habe „ends no principles", so gilt dieß eben so sehr, wo nicht noch mehr, von England. Ueberdieß wird es gegenwärtig durch die Rivalität Nordamerika's angespornt, und muß seine äußersten Kräfte anstrengen; wir werden es deßhalb seine Plane mit unwandelbarer Energie verfolgen sehen, wozu allerdings Palmerston der rechte Mann ist. Wenn man, wie Frankreich dieß in letzter Zeit versuchte, ihn durch äußere Intriguen stürzen zu können glaubt, so dürfte man sich in einem schweren Irrthum befinden. England kennt vollkommen das Maaß seiner eigenen, wie der ihm feindlichen Kräfte, es wird nicht leicht einen Krieg beginnnen, aber zweimal ihn in Europa wagen, um hier seine Plane durchzusetzen, ehe es einmal gegen die trotzige Republik im Westen aufzutreten wagt und dort einen Krieg beginnt, der ihm vielleicht kahle Lorbeern, aber

Digitized by Google

etwas zu essen und eine Fahrgelegenheit aufzunehmen um hinzukommen, wohin wir wünschten.

Mit dem Essen waren wir schneller bedient als mit einer Fahrgelegenheit, die uns nach Okna Mare bringen sollte, denn Hanschia Mita meldete bald, daß seine Nachforschungen und Erkundigungen darum erfolglos geblieben seyen. Wir hatten uns also schon vorgenommen, den Weg selbst unter die Füße zu nehmen und zu Fuß hinzugehen, da erkundigte sich der Maestro oder Patron der englischen Reiter- und Seiltänzergesellschaft nach dem Ziel unseres Vorhabens, und da er hörte, daß es Okna Mare seye, bot er uns aufs Gefälligste an, mit ihm und den Seinigen zu fahren, da er eben diesen Nachmittag im Sinn habe hinzufahren. Bekannte und Freunde daselbst hatten ihn nicht ungegründet hoffen lassen, daß er heute dort Vorstellungen geben dürfe; denn Okna Mare ist zugleich ein nicht unbedeutender Marktflecken. Wir besannen uns also nicht lange, und nahmen das freundliche Anerbieten an; vielleicht sollte uns heute die Ehre widerfahren, nicht nur als reisende, sondern auch als englische Reiter angesehen zu werden, was immerhin mehr gewesen wäre, als wir wirklich hätten vorstellen können.

Bald war die kleine Reisegesellschaft fertig. Ein Groom, der aber eher einem walterscottischen Dicky an Schmutz und Mißgestalt ähnlich war, zerrte die edlen Kunstcollegen der englischen Gesellschaft aus dem Stalle, um sie vor einen riesigen Wagen zu spannen, der zu weiteren Reisen vorgerichtet mit einem Rohrmattendach versehen, bereits im Hofe stand; die armen Thiere, drei Schimmel, die, wenn das Leben überhaupt nur mit dem Schönen so verfährt, Wunder von Adel und Wohlgestalt gewesen seyn mußten! Jetzt freilich waren es nur drei Jammerbilder von armen Märtyrern, hingeopferten Kreuzfahrern abendländischer Cultur hier im Osten, denn alle drei trugen ein rothes Kreuz auf dem sonst weißen Rücken, tiefe weit offenstehende Wunden, Sattelmäler ihrer unglücklichen Bestimmung.

Als wir eingesessen waren, bildete die ärztliche Behandlung solcher Wunder das Gespräch zwischen dem Maitre d'Equitation, B. und mir, was jedoch nicht behinderte, daß B. endlich in eine tiefe Siesta verfiel, während ich stets nach links und rechts die Blicke wandte, um bald die Hügel- und Bergkette rechts und die Uferflächen des Olts mit den jenseitigen Bergen zu betrachten.

Die Hitze wurde immer drückender, was auch den kleinen Kunstreitersprößlingen unerträglich zu werden anfing, die mehr und mehr ungebärdig wurden; die Mutter berichtete endlich das zügellose Emancipationsbegehren der Kleinen mit einigen flachen Handstreichen, und so ward Ruhe, als wir eben rechts in ein ziemlich geschlossenes aber flaches Thal einbogen, in welchem wir alsbald die Ortschaft Okna erblickten. Dieser Markt ist bekannt durch die nächst ihm oberhalb im Thal gelegenen Salzgruben. Schon der Name Okna Mare, große Grube, bezeichnet dieß; ich sollte jetzt das erstemal eine Gegend sehen, auf deren Erdoberfläche, um bergmännisch zu reden, Salz ausbiß, und wie es eben geht, sieht man das erstemal etwas, so glaubt man etwas Besonderes daran erkennen zu müssen; drum ließ ich kein Auge mehr ab, Boden, Farbe und Gestaltung, Pflanzen, Bäume, Sträucher und alles besonders scharf zu betrachten. Die Menschen die meine Aufmerksamkeit sonst in jeder neuen Gegend am meisten in Anspruch nahmen, ließ ich vorübergehen, kümmerte mich, als der Wagen endlich durch die Dscharschia holperte, wenig um die darin sichtbaren Waaren und Handelsartikel, bis endlich die mir gegenübersitzende Künstlerin, die Mutter der beiden hoffnungsvollen Kunstreiterfrüchtchen, mich auf das schöne und ausgezeichnet fette Geflügel aufmerksam machte, welches nur hier so besonders gedeihe, weil das Wasser, welches sie trinken, alles gesalzen sey. In der That nahm das Wasser, dessen versandetes wasserarmes Rinnsal hier zugleich die Straße bildete, mehrere kleine kaum so zu nennende Bächlein auf, die alle überschüssig Salz führten. Das Wasser hatte indessen das Ansehen eines ganz gewöhnlichen Grubenwassers, wie man es aus den Mundlöchern von Schächten hervorrieseln sehen kann. In der Mitte des Marktes ließ endlich der Herr des Wagens seinen Kutscher halten, indem er uns sehr artig verständigte, daß er hier aussteigen wolle, um sich mit mehrern ihm befreundeten Herren zu besprechen, damit ihm erlaubt würde, heute Abend den guten Bewohnern von Okna Mare einen englischen Kunstgenuß zu verschaffen. Für den Fall, daß wir wieder mit ihm zurückzufahren wünschten, gab er auch Zeit und Stunde zur Rückfahrt nach Rimnik an.

B., der unterdessen erwacht war, und ich wußten indessen noch nicht, wie wir für den heutigen Tag mit der Besichtigung des Sehenswerthen fertig werden würden, und konnten deßhalb nichts versprechen. Wir schieden also von den gefälligen Leuten mit dem Bemerken daß, wenn wir zur bestimmten Zeit nicht zurück seyen, sie uns nimmer erwarten sollten, indem wir alsdann den näheren Weg übers Gebirg zu Fuß einschlagen würden.

Unser Weg ging einigemal an so ziemlich nackten Hügelhängen auf und ab, an denen nur hin und wieder ärmliche Hütten wie angeklebt lehnten. Als wir eben anfingen die drückende Schwüle recht zu empfinden, führte mich B., der gestern und heute in der Frühe schon hier war, einen kleinen Weg zu einer Hütte hinauf, welche Herr F., der Bekannte von B. bewohnte; dieser empfing uns äußerst vergnügt und freundschaftlich. Indem er sich erbot, uns herumzuführen das Merkenswerthe zu zeigen, hatten wir Gelegenheit tiefere Blicke in den Betrieb dieses Salzbergbaues zu thun.

Als wir wieder aus seiner Behausung traten, zeigte er gegenüber auf einer Anhöhe ein größeres hübsches Gebäude von einem starken Plankenzaun umgeben und Wachen vor den Thüren. Es war die Strafanstalt, die Quartiere der Salzminensträflinge. Es lag so ziemlich todt da, denn seine Bewohner befanden sich in diesem Augenblick alle unter der Erde bei der Arbeit. Zunächst führte uns Herr F. zum Inspector der Strafgefangenen, einem runden schwarzaugigen Griechen, welcher aber auch schon ziemlich herumgekommen zu seyn schien; derselbe hielt gerade eben seine Siesta, weßhalb wir nicht vorkommen konnten. Ebenso wenig war seine Frau, „eine Wienerin,“ sichtbar. Indem wir bei dem Diener hinterließen, später wieder zu kommen, gingen wir am Serbenhause vorüber unmittelbar nach den Gruben. Im Serbenhause wohnen die Bestellten jener serbischen Salzpächter, welche die Versendung und Verrechnung des Salzes hier an Ort und Stelle über sich haben. Als solche Salzpächter wurden mir schon früher die ersten serbischen Familien genannt als: Simich, Capitän Mischa, der regierende Fürst Alexander u. a. m., die so mit dem Salzverkauf an ihr Vaterland ein erpachtetes Monopol ausüben. Zuerst kamen wir jetzt zu einem der F'ischen Arbeiter, es war ein kleiner nicht tief gehender Probeschacht, der nur dazu dienen sollte, zu erfahren, wie tief hier die Salzstreichen unter Tag hinziehen, um Karten darnach zeichnen zu können. Es waren schon mehrere solche eröffnet, aber auch wieder geschlossen worden. Weiter kamen wir zu einem Salzteich, d. i. einem ersäuften alten Schacht von bis jetzt ungemessener Tiefe, da kein Blei hinabzubringen ist. Das Wasser ist schwer und durchsichtig dunkelgrün, wie die Seen des Tyrols und des bayerischen Alpenlandes, und wie die Salzseen in den obercalifornischen Steppen, von denen Genieoberst Fremont in seinem Werk darüber erzählt. Ganz zum Wasser hinzutreten ist hier an den meisten Stellen gefährlich, da es von einem Kranz grundlosen schwarzen Salzthonschlammes umgeben ist. Auch liegen mächtige Massen alten Grubenauswurfs darum gelagert, deren eigenthümliche Formen für Zeichner und Maler eigene Studien darbieten würden, die den Vordergrund von Nordpolgemälden treffend darstellen könnten. Die atmosphärische Feuchtigkeit sowie der Regen laugen diese wie zu Eisklötzen erstarrten Massen aus, während durch die Sonne die gelöste Salzfeuchtigkeit sich wieder neuerdings wie Eis daran befestigt, und so stehen sie da, wie Gletscherkränze in einem fortwährenden Leben und Sterben von Schmelzen und natürlichem Gradiren begriffen.

(Schluß folgt.)

Einfall von Schlangen. Die Liter. Gaz. vom 18 Mai berichtet nach dem Adelaide Observer, daß in einem District von Australia Felix, gewöhnlich Gippsland genannt, mit einemmal eine unglaubliche Menge Schlangen eingebrochen und selbst in die Häuser eingedrungen seyen. Eine große Anzahl derselben wurde getödtet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 128. 29 Mai 1850.

Die Akhdam, eine Pariakaste in Jemen.

(Nach Arnaud und Vayssière. Journal asiat. April 1850.)

In den verschiedenen Provinzen Jemens gibt es eine besondere unter dem Namen Akhdam (im Sing. Khadem, der Diener) bekannte Kaste. Niebuhr kannte sie, und so kurz sein Aufenthalt war, so gibt er doch eine treue Schilderung in den nachstehenden wenigen Worten: „Wir sahen heute (zwischen Mosbak und Sehan) eine Vagabundenfamilie, die erste dieser Art, die ich in Jemen traf; sie hatten kein Zelt und lagerten unter einem Baum; sie hatten Esel, Hunde, Schafe und Hühner bei sich. Ich vergaß mich nach dem besondern Namen dieser Horde zu erkundigen, ihr Verhalten ist aber ganz dem der Zigeuner analog, denn sie bleiben nicht lange an einem Orte, sondern ziehen von Dorf zu Dorf, bettelnd und stehlend, und die armen Bauern geben ihnen gerne ein Almosen, nur um ihre fatale Nachbarschaft baldmöglichst wieder los zu werden. Ein junges Mädchen kam zu uns mit entblößtem Gesicht und bat uns um ein Almosen." Wir können die von dieser heruntergekommenen Race bewohnten Landstriche nicht genauer angeben, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß sie nicht über das Assir im Norden hinausgeht, und daß sie sich östlich bis zum Lande Dschauf und Mescherek erstreckt; ob sie in Hadramaut und andern Theilen Südarabiens sich findet, wissen wir nicht. Gewiß ist, daß sie in den Landstrichen, welche das eigentliche Gebiet der Tobbas von Jemen waren, sich aufhalten.

Was das Gesicht betrifft, so unterscheiden sich die Akhdam sehr von dem Araber, der neben ihnen lebt, und haben eine größere Aehnlichkeit mit den Abyssiniern und den Leuten aus Samhar (dem abyssinischen Uferstrich des rothen Meeres), welche nach Lefevre „die größte Aehnlichkeit mit der Hindurace zeigen." Wie die Leute der afrikanischen Küste, so hat auch der Khadem „straffe Haare mit einem dunkelschwarzen Teint, Adlernase und dicke Lippen." Er ist übrigens größer als der Araber; die Formen des letztern sind trocken und eckig, bei dem Khadem rund, indem das Muskelsystem entwickelter ist, mit Einem Wort, er hat eine Neigung zum Dickwerden und ein Hervortreten der Hüften, wie bei den Familien mit rother Haut in Afrika und Indien. Diese Parias Südarabiens theilen sich in vier Classen, die alle nekes (unrein) sind, und wovon nur zwei zum Gebet in den Moscheen zugelassen werden, obwohl sie alle Moslems sind. Woher kommt dieß Anathem mitten unter ihren Religionsgenossen? Was ist ihr Ursprung?

Wir haben viele unterrichtete Araber gefragt, aber nichts Sicheres erfahren, und man erzählte uns nur nachstehende Tradition. „In der Zeit vor dem Islam hatte Arabien viele Kriege mit den Königen von Habesch auszuhalten. Bei dem letzten Einfall wurden die Araber besiegt, und blieben 70 Jahre lang den Fremden unterworfen, endlich aber schüttelten sie das Joch ab und verjagten die Eroberer, doch blieb von den letztern eine große Anzahl Familien, die im ganzen Lande zerstreut waren, zurück, und um das Andenken des Siegs zu verewigen, verdammten die Araber sie zur Unterthänigkeit, ja die Befehlshaber wurden noch auf eine schimpflichere Weise behandelt, sie wurden zu erblichen Barbieren gemacht." Diese Tradition ist nicht wohl annehmbar, denn die Abyssinier waren Christen, und da bald darauf der Chalif Abu Bekr das Land eroberte, so hätte er diese zu Sklaven, und nicht zu Leibeigenen, zu Barbieren, Musikern, Gauklern, Dieben u. s. w. gemacht. Indeß leuchtet immer aus der Tradition der gemeinsame Ursprung mit den Abyssiniern hervor, und man muß darin wahrscheinlich die Erinnerung an den Kampf zweier Racen sehen, wovon die eine nach langem Widerstande besiegt, und des Eigenthumsrechts an den Boden beraubt wurde. Eine der beiden streitenden Racen mußten die Hamjars seyn, und wahrscheinlich unterlagen diese, deren ehemalige Hauptstadt Saba war, und wir hätten also in den Stämmen der Akhdem deren Nachkommen zu suchen.

Die Hamjariten des glücklichen Arabiens und die Hamara Abyssiniens waren ein und dasselbe Volk, und beide Namen kommen augenscheinlich von der Wurzel „hamr" roth, her. Der Name Aethiopien, den die Griechen dem südlichen Arabien und einem Theil Ostafrika's gemeinsam beilegten, war ehemals streng richtig, und zeugte für eine Gleichheit der Race, die niemand bestritt. Die in beiden durch das rothe Meer getrennten Ländern gesprochenen Sprachen wurden mit demselben Alphabet geschrieben, wie dieß die Inschriften zu Axum und in den Ruinen von Mareb beweisen, und waren vermuthlich nur ein oder zwei sehr nahe verwandte Dialekte. Die hamjaritische Sprache erlosch in Arabien mit der alten sabäischen Civilisation, man findet sie aber wieder in der heiligen Sprache der Christen von Habesch, dem Ghez, und in dem Dialekt der Stämme der Samhar. Uebrigens kann dieser gemeinsame Ursprung allein erklären, wie die Tradition von der Reise der Königin von Saba nach Jerusalem sich in Abyssinien und selbst noch weiter hinab in allen Goldländern Ostafrika's findet. Endlich nennt sich auch der König Aizanas in einer griechischen Inschrift zu Axum stolz den König der Homeiriten, der Aethiopier, Sabäer 2c.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber den Einfluß der Natur auf die Geschichte Rußlands.

(Fortsetzung.)

Der jetzt durch einen Canal beseitigte Wolok zwischen der Msta, die in den Ilmen, und der Twerza, die in die Wolga läuft, schied dieß Gebiet Nowgorods von dem Rostows; die Nowgoroder Gränzstätte waren hier Wolok (oder Wyschny Wolotschok, der kleinere, höher gelegene Uebergang) und Torshok.[1] Letzteres an der Twerza gelegen, gehörte eben darum zum Wolgasystem, die Nowgoroder griffen also hier auf fremdes Gebiet über; sie thaten dieß aber auch noch auf der andern Seite und setzten sich, man weiß nicht wie und wann, in Wolok Lamskoi fest, aber die Herrscher von Rostow, im Gebiet der obern Wolga, konnten dieß nicht dulden, und beide Städte Torshok und Wolok erscheinen als getheilt: die Fürsten von Wladimir und später von Moskau haben ihren Antheil daran, und halten darin ihren Tiun (Vogt.)

Rostow war die Stadt eines Stammes, und wenn wir die Nachricht eines Chronisten annehmen dürfen, die einzige in der ganzen weiten Provinz, welche von ihr den Namen erhalten hat. Eine der Hauptzweige der Thätigkeit der russischen Fürsten war die Anlegung von Städten, und diese Anlegung trägt die Spuren der Berechnung, des vorbedachten Strebens an sich, was man aus der Lage der neuen Städte und aus ihrer Entfernung von einander erkennt. Jaroslawl wurde an einem wichtigen Punkte angelegt, an der Einmündung der Kotorosl in die Wolga, welche durch diesen Zufluß mit dem Rostower See in Verbindung steht. Sodann zeigen die nördlichen Fürsten im Bau ihrer Städte ein fortdauerndes Streben nach Süden; auf der einen Seite gehen sie an der Wolga abwärts und bauen Städte an den Hauptbiegungen des großen Stroms, an den Mündungen seiner bedeutendsten Zuflüsse; so Kostroma an der Wendung der Wolga gegen Süden in der Nähe der Einmündung des Kostromaflusses; Jurjewez Powolosħki bei der nächsten großen Wendung der Wolga nach Süden an der Einmündung der Unscha, endlich Nishnei Nowgorod an der Einmündung der Oka in die Wolga. Hier hielt das natürliche Streben der nördlichen Fürsten an der Wolga abwärts nach den Gränzen von Asien hin vorerst inne, denn man mußte einen hartnäckigen Kampf mit den an den Ufern der Wolga und ihrer Zuflüsse wohnenden asiatischen Bevölkerungen beginnen; daher die unvermeidlichen Kriege der nördlichen Fürsten mit Bulgaren und Mordwinen; die russischen Schaaren bleiben fortdauernd Sieger, und drängen die Barbaren sichtlich enger zusammen, aber Asien sammelt hier auch gleichsam seine letzten Kräfte zum Widerstand gegen den gefährlichen Feind, und sandte Schaaren von Tataren aus. Der Gründer von Nishnei Nowgorod, Jurji, Wsewolods Sohn, fiel im Kampfe mit den Tataren, und die Bewegung der Russen an der Wolga abwärts war auf lange Zeit gehemmt. Unter Dimitri Donskoi begann sie aufs neue, die moskowitischen Schaaren erschienen wieder im alten Bulgarenlande, und hier entbrennt der letzte erbitterte Kampf zwischen Europa und Asien, ein Kampf, der eine große Bedeutung nicht bloß für die russische Geschichte hatte. Die Asiaten gründen im Gefühl der Gefahr im bulgarischen Lande einen festen Damm gegen das Andringen der Russen, und in deren Person gegen Europa und das Christenthum: dieser Damm ist Kasan. Nach langem, hartnäckigem Kampfe fiel es vor Iwan dem Schrecklichen. Wie wichtig Kasan für Asien war, erhellt auch daraus, daß kurze Zeit nach seiner Eroberung die Mündung der Wolga durch die Unterwerfung von Astrachan schon in die Hände der Russen fiel, georgische Fürsten sich bereits unter dem Sohne Iwans Rußland unterwarfen, und der Kaukasus, die letzte Zuflucht asiatischer Wildheit, von russischen Besitzungen umschlossen wurde. Dem Kaukasus hat übrigens die Natur von vornherein die trennende Kraft entzogen, indem es ihn auf zwei Seiten mit völkerverbindenden Meeren umgab. Von Osten her stellte die Natur gleichfalls der Ausbreitung des russischen Gebiets im nördlichen Asien keine Hindernisse entgegen: der Ural hat wegen seiner unbedeutenden Höhe nicht den trennenden Charakter anderer Gebirgszüge, der Uebergang über denselben ist leicht, für Rußland namentlich; die an Zahl schwachen, auf ungeheuren Strecken zerstreuten wilden Stämme konnten keinen Widerstand entgegensetzen, die Natur gab in der bequemen Wasserverbindung den unternehmenden russischen Schaaren die Mittel an die Hand, mit großer Raschheit neue Länder aufzusuchen, und bald standen die russischen Gränzen an den Ufern des östlichen Oceans.

Außer dem Vorrücken an der Wolga abwärts findet sich bei den nördlichen Fürsten noch ein anderes bedeutenderes Streben, nämlich gerade gegen Süden, um mit dem Rußland am Dniepr, wo der Hauptschauplatz der Thätigkeit war, in Verbindung zu kommen; es ist ein Aufsuchen eines Mittelpunkts, um den die russischen Provinzen sich sammeln könnten, um der natürlichen Entwicklung aus dem Quellland längs der Ströme hinab nach deren Mündung zu folgen. Das Streben der Fürsten gegen Süden zeigt sich in der Verlegung des Fürstensitzes aus Rostow nach Susdal; der erste Fürst, welcher lange Zeit in der Provinz Rostow bleiben mußte, Jurji Wladimirowitsch Dolgoruki, hielt sich schon nicht mehr in Rostow, sondern in Susdal auf, einer südlichern Stadt. Was ist nun die Lage dieser Stadt, und auf welche Weise mußte diese Bewegung gegen Süden vor sich gehen? Hier, wie immer in der alten russischen Geschichte, hat der Wasserweg eine große Bedeutung. Der nächste Fluß nach der Kotorosl und von dem Rostower See an gegen Süden ist die Nerl, die selbst ein Zufluß des Kljäsma ist; folgt man also der urthümlichen Flußstraße, so ist die erste Stadt von Rostow gegen Süden Susdal an der Nerl, dann kommt südlich von Susdal, an der Kljäsma selbst, Wladimir; die nördlichen Fürsten verlegten nun ihre Sitze von Rostow nach Susdal, und von Susdal nach Wladimir. Hier, in dieser letztern Stadt behauptete sich der großfürstliche Sitz lange Zeit, weil die nördlichen Fürsten,[1] so wie sie diesen Punkt erreicht hatten, das südliche Rußland aus der Acht ließen, und der Anweisung der Natur gemäß an den Flüssen hinab von der Kljäsma in die Oka und von der Oka nach der Wolga vorrückten; die Lage Wladimirs war für die damalige Zeit sehr vortheilhaft, da nach dem Einbruch der Mongolen die östlichen Verhältnisse eine große Rolle spielten: Wladimir liegt an der Kljäsma, welche in die Oka fällt, da wo diese mehr dem Osten sich zuwendet. Hier gibt die Natur ihrerseits gleichfalls die Erklärung an die Hand, weßhalb die Fürsten von Wladimir ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des Nordens richteten, gegen den

[1] Dieser Name kommt wohl von Torg, der Markt, her, was den Ursprung des Orts genugsam bezeichnet. A. d. U.

[1] Eigentlich die Fürsten von Sjewerien, von Sjewer, der Norden; die Bezeichnung der geographischen Richtung ward zum Landsnamen, und beweist wieder, daß die russischen Slawen allmählich von Süden heraufgedrungen waren.

Digitized by Google

Süden dagegen so kalt waren, und ihre Interessen von denen des letztern so sehr schieden, was man namentlich in der Thätigkeit Jurji's II bemerkt, der all seine Aufmerksamkeit im Nordosten concentrirte, und gegen die Ereignisse im Süden durchaus gleichgültig war. Daraus ersieht man, daß Wladimir nicht der Mittelpunkt für die russischen Provinzen seyn konnte; Wladimirs Lage ist einseitig, denn der Fluß, an dem es liegt, strömt gegen den finnischen Nordosten. Dieser Mittelpunkt ward wieder gefunden in Folge der Richtung nach Süden zu, wodurch sich Jurji Dolgoruki auszeichnet. Von Rostow führt ein Flußweg nach Süden, aber nicht direct, sondern gegen Südosten, während man, um ein Centrum für die slawischrussischen Provinzen aufzusuchen, sich nach Südwesten wenden mußte, was Jurji Dolgoruki that, indem er südwestlich von Rostow, auf dem Wege nach dem Dniepr-Rußland, Perejaslawl Saljeski und Moskau baute. Letzteres war namentlich der gesuchte Punkt, und als solcher erscheint es sogleich in der Geschichte. Moskau wird bekanntlich zum erstenmal 1147 bei Gelegenheit einer Zusammenkunft Dolgoruki's mit Swätoslaw von Sjewerien erwähnt, und in der That bestimmte auch die Natur Moskau als Vereinigungspunkt für den Norden und Süden, wie für den Osten und Westen. Moskau liegt an der Moskwa, welche zwischen Wolga, Oka und dem obern Dniepr fließt; sie fällt gleich der Kljäsma in die Oka, jedoch mit dem Unterschied, daß die Kljäsma da in die Oka fällt, wo diese dem finnischen Nordosten angehört, während die Moskwa da einmündet, wo die Oka gegen Osten sich wendend, an die Moskwa ihre Verpflichtung abtritt, als Vereinigungspunkt für die nördlichen und südlichen Provinzen zu dienen. Der verbindende Punkt mußte einen nordischen Charakter an sich tragen, und eigentlich dem Norden angehören, weil hier die starken staatlichen Grundlagen sich fanden, die man im eigentlichen Gebiet der Oka, im Lande der Wjätitschen, einem Durchgangslande ohne bestimmten Charakter, das mehr dem anstoßenden Süden glich, nicht findet. Hier müssen wir einige Worte über die nördliche Bevölkerung sagen, deren Charakter zum Theil durch die Natur des Landes bedingt ist: der Kern des moskowitischen Staats, die Strecke zwischen Wolga und Oka ist nicht sehr fruchtbar; dieser Umstand, in Verbindung mit den Vortheilen der Wasserverbindung und der centralen Lage, konnte die Bevölkerung nicht lange in einem geschlossenen abgesonderten Zustande belassen, und unvermeidlich mußte sich in derselben ein Streben nach den benachbarten Gegenden hin, ein Streben diese ihrem Einfluß zu unterwerfen, entwickeln. In unserer Zeit ist dieser Landstrich vorzugsweise industriell; die industrielle Bevölkerung hat auch jetzt noch Moskau zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit, und man kann dieser Stadt das Depot der Thätigkeit der ganzen Kreisbevölkerung nennen. Auch im Alterthum war Moskau in ähnlicher Art ein Mittelpunkt für diese thätige Bevölkerung, und daraus erklärt sich seine Bedeutung; nicht bloß durch seine centrale Lage ist es das Herz Rußlands, sondern darum, weil es als Mittelpunkt einer ungewöhnlich lebendigen, thätigen Bevölkerung dient, darum schlägt auch dieß Herz so lebhaft.

Das Gebiet der Moskwa war die ursprüngliche Provinz der Fürsten von Moskau, und gleich von Anfang an bemerken wir bei denselben ein Bestreben den ganzen Lauf des Flusses in ihre Gewalt zu bekommen. Quellbezirk und Mündung befanden sich in fremden Händen, folglich war das Gebiet des Fürstenthums Moskau an beiden Enden gesperrt; das Quellland des Flusses war in den Händen der Fürsten von Moshaisk, die Mündung in den Händen der Fürsten von Rjäsan; hier lag die Stadt Kolomna. Daher ist es begreiflich, warum die ersten Eroberungen Moskau's Moshaisk und Kolomna waren; Jurji Danilowitsch konnte erst, als er sich dieser beiden Städte bemächtigt, sein Gebiet als völlig unabhängig ansehen.

(Schluß folgt.)

Ritt in die Walachei.

Fünfter Abschnitt.

Nach Pitest und Rimnik.

(Schluß.)

Indem wir den Auslauf dieses Salzwassers überschritten, machte uns Herr F. auf besondre Pflanzen aufmerksam, welche untrüglich das Vorkommen von Salz bezeichneten. Es war Salicornia herbacea L., dann aber auch das ganz verkrüppelte Vorkommen von Artemisia Absinthicum, und Hippocentaurea (?) Der ganze Boden erschien hier ungemein pflanzenarm. Weiter gingen wir zu den Schächten, die, wenn ich nicht irre, ihrer vier auf einem Raum von etwa 34 — 40 Quadratfuß bis 94' tief niedergehen und ganz Manu Rustica gearbeitet sind. Die mächtige Tiefe und der enge Raum, auf dem sie angebracht sind, läßt natürlich unten nur die mangelhafteste Luftcirculation zu; daher drunten Unglück durch schlagende Wetter häufig sind. B. und ich hatten Lust einzufahren, was uns aber Hr. F. durchaus widerrieth, um uns ein ebenso grausen- als ekelhaftes Bild zu ersparen, da überdieß dabei kein regelmäßiger Abbau zu sehen sey. „Da drunten," meinte Hr. F., ist es jedenfalls fürchterlich; da keiner der Sträflinge über Tage herauf darf, so bleibe bei allen nächtlichen unterirdischen Schrecken auch alles menschliche drunten begraben, dabei ein willkürliches Raubbauen von Aufsehern und Individuen geleitet, welche in Siebenbürgen oder sonst wo etwas von dieser Arbeit hatten läuten hören. Dazu kein Tageslicht, keine Luft — kurz ich hatte zum voraus genug. Schon vorhin berührte ich die elenden Göpeleinrichtungen, von deren einer die andere an Pfuscherhaftigkeit überbietet. Alles ist hier auf seiner ersten Stufe; Zigeuner sind die Werkleute, welche aus Holz und Eisen den Bedarf zusammenfügen, und Zigeuner sind es auch, unter denen Hr. F. selbst als Obergesell vorzeichnet, vorstemmt, vorhobelt, vornagelt und vorschmiedet alles wie er es bedarf. Er muß sich erst hier die nöthigen Handwerksleute an die Hand gewöhnen. Zunächst den Schächten und Göpelwerken liegen die thurmhohen Salzsteinvorräthe unter freiem Himmel, deren untere Schichten auch wieder durch Regen und Sonnenschein zu festen Salzfelsblöcken zusammengeschmolzen sind. Bei dieser Aufspeicherung gehen jährlich wohl auch mittelst des Regenwassers ein Paar hundert Centner davon, worüber die Rechnung nichts weiß, und doch ist der Arbeitslohn darauf verausgabt. So geht es beim Reichthum.

Wir verließen diesen Göpelgarten mit seinen vier Schächten und stiegen noch eine halbe Stunde lang an den Gehängen der Salzformation herum, und kamen so auch zu einer Quelle, die gänzlich salzgesättigt war und um die sich die eben beigetriebenen Göpelpferde herumdrängten, um die gewohnte Salzlacke genießen zu können. Hier zeigte uns Hr. F. mit dem Stocke nachgrübelnd seine Erdschichten sammt dem stahlblauen oder schwarzen Thon, der hier regelmäßig auf dem reinen Steinsalze aufliegt. Von hier aus ließ sich auch das Streichen der Salzformation von NNW nach SSO übersehen. Die Formen des nackten unfruchtbaren Gebirges waren eigenthümlich geformt; kühn aufgethürmte Hügelköpfe, dazwischen ausgeschwemmte, gleichsam ausgewaschene muldenförmige Thäler, wie sie überhaupt diese Gypsformation zu sehen bietet.

Die tiefergehende Sonne machte bereits längern Schatten, als wir umkehrten, um den Strafhausinspector noch einmal zu besuchen, der nun wohl seine Siesta beendet haben mochte.

Dem war auch so, er empfing uns sehr höflich und freundlich, während seine Frau, obwohl Wienerin, nach orientalischer Sitte fortwährend unsichtbar blieb. In Zucker eingesottene Früchte, frisches Wasser und Tschibuk wurden herumgeboten und angenommen, und so eine halbe Stunde über sonstige hiesige Verhältnisse verplaudert. Die Strafgefan-

Digitized by Google

genen betreffend, empfingen wir noch einigen beruhigenden Aufschluß über deren Verpflegung. Von dem Lohne nämlich, den sie von den Salzpächtern für geleistete Arbeit bekommen, wenn ich nicht irre, 40 gute Para täglich (d. i. 10 kr. C.-M.), wird ihnen $^1/_3$ für Verköstigung zurückbehalten, $^1/_3$ bekommen sie in die Hand und $^1/_3$ wird ihnen zurückgelegt, und jedem das Seine nach Ablauf der Strafzeit als ein kleines Capital eingehändigt. Die Verköstigung besteht in den landesüblichen Speisen, ich glaube in festenfreien Zeiten zweimal Fleisch wöchentlich, während der Fasten aber jene armselige Kost, mit welcher sich auch die freien Angehörigen der orientalisch-christlichen Kirche begnügen müssen. Zu allem dem erzählte uns der Inspector, daß sich in den Schächten drunten keiner überarbeite, da schon die Aufsicht nicht der Art bestellt seyn könne, und daß weder er noch sonst Sachverständige viel einfahren, wozu sie sich immer erst ihrer Pflicht wegen mit Gewalt entschließen müßten.

Nebenbei wußten auch wir so manches zu erzählen, was sich während unseres Aufenthaltes in Bukurest zugetragen hatte, und woran die Herren hier Interesse hatten. Als zum Schluß des Gespräches endlich noch ein trefflicher „Schwarzer" eingeschlürft war, empfahlen wir uns von dem freundlichen Hausherrn auf morgiges Wiedersehen, und gingen mit Hrn. F. in seine Wohnung, wo wir uns ein wenig über die Landeskarten setzen wollten, auf denen uns der gefällige Hausherr das Streichen der Salzformation zeigen wollte, wie sie längs der Ost- und Südseite des Karpathenzugs von Galizien und der Moldau her ganz regelmäßig angelagert erscheint. Dabei ergab sich eine merkwürdige Verschiedenheit des Vorkommens in der Walachei und in Siebenbürgen. Während hier die reichen Salzstreichen regelmäßig und fast ununterbrochen längs dem Gebirgstock hinziehen, d. i. vom Osten aus der Moldau kommend über Rimnikul Sarat (Salzrimnik, Bezirk Slam Rimnik), in der Richtung von Cimpina, Cimpulung, Rimnik am Olt, und wahrscheinlich noch weiter, wenn es untersucht würde, erscheinen die Salzlager in dem zur österreichischen Monarchie gehörigen Großfürstenthum nur fleckweise unregelmäßig übers ganze Land hin zerstreut, wenigstens ist bis jetzt noch kein System aufgestellt, nach welchem ihr Vorkommen gegründet wäre. Möglich, daß die bis jetzt da bekannten nur die Knoten eines über dieses kleine Land verbreiteten Salzlagernetzes bilden. Was sich mein Reisegefährte während dieses Gespräches hauptsächlich angelegen seyn ließ, war die Hypothese Hrn. F's. nach welcher sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen ließ, daß im südöstlichsten Theile von Serbien Salz aufzufinden wäre. Hält der Salzgebirgzug an, meinte Hr. F., so würde derselbe gewiß noch in die Gränzen Serbiens, da wo sich die Negotiner Ebene ans Gebirg schließt, zu finden seyn, aber vielleicht erst in sehr mächtiger Tiefe. Dabei wäre freilich noch ein Umstand zu berücksichtigen, daß nämlich große Stromzüge, wie eben der der Donau, bei Bildung solcher jungen Formationen nicht ohne Einfluß geblieben, und so ließe sich andererseits nicht mit Unrecht annehmen daß, wenn auch ein Salzlager da wäre, dieses wohl vielleicht weiter östlich bis in die Bulgarei hinein gerückt vorkäme. Nun wußte B., dem am Auffinden von Salz in seinem Vaterlande alles gelegen gewesen wäre, gerade so viel, wie vorher. Zehntausend Stück Ducaten stehen nämlich Prämie für den darauf, welcher in Serbien Salz auffindet. B. als Mann vom Fach, dachte darum an einen solchen Fund gerne, besonders da er sich schon mehrmals in der dortigen Gegend darum umgesehen hatte.

Nachdem Herr F. und B. und ich so manches andere, darunter auch Erinnerungen früherer Zeiten besprochen hatten, machten wir uns auf den Rückweg nach Rimnik, indem wir den kürzesten übers Gebirge einschlugen, wobei uns Hr. F. bis über einige alte Sälzteiche (eingegangene alte Salzschächte) hinaus das Geleite gab. Da wir morgen unsere Reise ebenfalls über Ocna Mare fortsetzen wollten, so nahmen wir nicht förmlichen Abschied und stiegen rüstig hinan, zwischen Hängen, Triften und Gärten hin und her, denn der Weg war, obwohl ihn B gestern gemacht hatte, bald genug verfehlt. Indessen nahmen wir uns Stöcke zu Handen, die neidischen Hauswächter abzuwehren, welche Vorüberziehende bei den verschiedenen einzelnen Bauerhöfen anklässten. So bewaffnet, den Compaß im Kopf und Eile an den Sohlen, hatten wir den höchsten Punkt bald erstiegen, sahen das Ziel des heutigen Tags drunten vor uns liegen, den Olt im letzten Abendscheine seinen fast geraden Lauf hinabrauschen, und als ob wir uns ein Muster daran nehmen müßten, wollten wir einen engen Fußsteig hinab, setzten drunten auf einem schmalen Steg über ein Wasser und kamen bei einbrechendem Dunkeln in dichtes Erlengehölz, wo aber eine große Zigeunerbande bei ihren schwarzen Lappenzelten Feuer aufgemacht hatte. Es war ein lustiges romantisches Treiben dabei und ein Lärm dazu, als ob ein ganzes Regiment hier campire. Dieses lustige muntere Bivouac noch in Gedanken hatten wir die Stadt bald erreicht, und uns in der kleinen Kammer bequem gemacht. B. machte sich noch hin und her zu thun, während ich mich an das Aufzeichnen des Gesehenen machte. Ein kleiner Knabe brachte mir Wasser, blieb aber als er solches auf den Tisch gestellt hatte, stehen, die Augen fest auf einen vor mir liegenden Gegenstand haltend. Als ich ihn darum befragte, bat er mich um die Gefälligkeit, ihm eine der Broschüren zu zeigen, die vor mir auf dem Tische lagen. Es war des schon oben genannten Professor Laureani's Magazinu istoricu pentru Dacia. Als der Knabe es in die Hand nahm, sagte er mir, daß er ohne Bakschisch zu begehren, mir alles aufs Zimmer bringen wolle, was ich wünsche, ich möchte ihn nur ein wenig in diesem Buche lesen lassen. Verwundert rief ich ihn näher und ließ ihn lesen, worauf er leidlich eine halbe Seite durchbuchstabirte. Als ich ihn fragte, ob er wisse, was er gelesen verneinte er es, und wünschte jetzt auch in dem andern nebenliegenden Buche zu lesen; es war ebenfalls von Laureani, aber deutsch; dieß war dem armen Kleinen zu viel, indem er gestand, daß er nur walachisch zu lesen verstehe. Auf die Frage, wo er denn lesen gelernt, sagte er: Daheim habe es ihm der Lehrer des Dorfes ein wenig gezeigt und dann habe er sich durch Uebung selbst damit fortgeholfen. Als ich ihn fragte, ob er gerne in die Schule gehen und mehr lernen möchte, lachte er und meinte, daß ihm dieß lieber als alles wäre, aber seine Umstände seyen nicht darnach, indem ihn sein Herr hier zur Arbeit brauche. Jetzt erst sah ich, daß der arme Junge Sklave war und von seinem Herrn dem Wirthe hier gegen einen jährlichen Geldbetrag abgetreten, d. h. verpachtet war. Der arme Junge mußte sich hier im Han Mita zum Hausknecht heranbilden lassen, während er unter freien Verhältnissen es mit seiner Wißbegier bis zu einem Popen oder Erzpriester hätte bringen können, was freilich der Landescultur auch nicht sichtlich fortgeholfen hätte.

Die Sonne stand am andern Morgen ziemlich hoch und versprach heute besonders zu glühen, deßhalb ließen wir den Pferden die Zügel, um sie nicht gleich von Anfang herein zu ermüden. So zogen wir die Straße, welche wir gestern in der Kunstreitergesellschaft gefahren waren, hier unserer Marschroute nach.

Die syrischen Werke der Bibliotheca Laurentiana in Florenz. Hr. Renan, der sich auf einer philologischen Reise in Italien befindet, und namentlich mit der Geschichte des Graecismus bei den semitischen Völkern befaßt, meldet an das Journ. asiat. (April 1850): „diese Bibliothek ist vielleicht in Bezug auf syrische Philosophie die reichste in Europa. Ich fand zwei Manuscripte der großen peripatetischen Encyklopädie des Barhebräus, ein noch jetzt bei den Syriern classisches Werk. Außerdem fand ich eine große Anzahl Abhandlungen über Logik, Uebersetzungen, Auszüge, Analysen, Paraphrasen des Organon, die vereinigt mit den Documenten, die ich zu Paris und im Vatican gefunden, mir einen genauen Begriff von der Geschichte des Organon bei den Syriern geben. Diese Frage kann nicht für müßig gelten, wenn man weiß, daß es die Syrier waren, welche die Araber in die Pflege der Wissenschaft und der griechischen Philosophie einweihten, und wenn man den ungeheuren Einfluß erwägt, den die arabische Cultur auf die Geschicke des Menschengeistes ausgeübt hat. Den ersten Ausgangspunkt dieser großen Bewegung muß man in den Schulen und Klöstern Syriens suchen."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 129 — 30 Mai 1850.

Glänzende Fische im japanischen Meer.

Die nordische Biene vom 4 Mai entlehnt aus irgend einem nordamerikanischen Journal die Beschreibung einer merkwürdigen Erscheinung, welche ein Wallfischfänger, Whales Fisherman genannt, im japanischen Meere hatte und die sich endlich als eine Unzahl glänzender fliegender Fische herausstellte, von denen einige ins Neuyorker Museum gebracht wurden, und andere nach Paris in das Naturaliencabinet gesendet werden sollen. Das Schiff befand sich in der Nähe der unter dem Namen Madschikosima bekannten Inselgruppe unter 25° N. B. und 125° O. L. v. G.; das Wetter war stürmisch, das Meer wogte stark, und die Nacht war finster. Plötzlich entdeckten die wachehabenden Matrosen vom Bakbord aus in der Entfernung eines guten Kanonenschusses etwas, das einer ungeheuren funkensprühenden Woge glich, die mit einem ungewöhnlichen Geräusch auf das Schiff sich zuwälzte und es zu umringen drohte. Die Wachehaltenden bildeten sich ein, dieß seyen Dschonken chinesischer und japanischer Seeräuber, die in diesen Meeren sehr zahlreich sind, und machten Lärm. Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck, und sah nun ein furchtbares, großartiges Schauspiel: so weit das Auge reichen konnte, schien das Meer in Flammen zu stehen; zuweilen erhob sich daraus mit einem unbeschreiblichen Geräusch ein blendender Streif vielfarbiger Feuer, der beim Niederfallen eine oder mehrere, eben so bunte und glänzende Garben erzeugte. Das Ganze glich einem der unabsehbaren Brände in den amerikanischen Savannen. Beim Anblick einer so unerwarteten Gefahr wußten Capitäne und Mannschaft nicht, was sie unternehmen sollten: sie glaubten jetzt nicht mehr an Seeräuber, vermutheten aber, es sey dieß irgend ein vulcanischer Auswurf, und fürchteten, in einen jener schrecklichen Unfälle hineingerissen zu werden, welche in den japanischen Meeren bei den noch nicht ganz erloschenen feuerspeienden Bergen nicht selten sind. Inzwischen näherte sich die flammende Woge, schon war sie nur noch auf Kabeltaulänge entfernt, sie hofften noch, die Woge werde innehalten, ihre Richtung ändern, da erscheint eine neue Woge, noch heller, noch glänzender als die vorangegangenen, und fällt auf das Schiff, das sie buchstäblich in Flammen hüllt. Officiere, Matrosen, alles ist betäubt, geblendet, als aber der erste Schreck vorüber ist, sieht die Mannschaft, mit welchem Feind sie es zu thun hatte: das Verdeck war mit schimmernden Fischen bedeckt.

Diese Fische sind, so viel bekannt, noch von keinem Naturforscher beschrieben und haben eine Aehnlichkeit mit unsern Sumpffröschen, nur statt der vordern Pfoten haben sie breite Schwimmflossen, nach Art der Fledermausflügel. Der Körper endigt in einen Schwanz oder richtiger gesagt in einen Fächer, der sich nach der Willkür des Fisches öffnet und schließt, und das Geräusch hervorbringt. Mit Hülfe der Schwimmflossen und des fächerartigen Schweifs erheben sich die Fische zu einer bedeutenden Höhe und können eine gewisse Strecke weit fliegen; ihr Körper ist graugelblich, mit unregelmäßig gezogenen grünen und orangefarbigen Streifchen und mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, welche das ungewöhnliche helle Licht ausstrahlt. Die Matrosen, welche die Fische ohne alle Vorsicht packten, fühlten eine ziemlich starke Hitze. Eine große Anzahl dieser Fische wurde in Glaskisten gesperrt, wo sie nach einigen Tagen abstanden, bemerkenswerth ist aber, daß ihr phosphorisches Licht nicht schwächer wurde, sondern sich im Gegentheil noch zu verstärken schien, oder wenigstens, wie der Schiffscapitän versicherte, so schimmernd blieb wie am ersten Tag.

Ueber den Einfluß der Natur auf die Geschichte Rußlands.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, daß die Ausbreitung der russischen Besitzungen dem Lauf der Flüsse folgte. Zuerst rückte sie am nowgorodischen Seegebiet vor, dann auf dem Gebiet der Düna und des Dnieprs gegen Süden und Südwesten, und zugleich auf dem Wege nach dem Weißen See durch die Scheksna nach der Wolga, dann auf der Wolga weiter bis zur Oka. Entgegen dieser von Norden kommenden Bewegung, welche, wie wir gesehen, nicht weiter als bis zur Moskwa ging, bemerken wir eine Bewegung von Süden her, auf der Desna, einem Zufluß des Dniepr, und der Oka, einem Zufluß der Wolga. So ging also die ursprüngliche Ausbreitung vorzugsweise auf dem ungeheuren, von der Wolga gegen Norden gebildeten Bogen bis zur Einmündung der Oka, und auf dem Dniepr gegen Süden, dann der erstern dieser entgegen von Süden her, natürlich vom Dniepr aus, wo dann beide im Gebiet des Moskwaflusses zusammenliefen und hier den staatlichen Mittelpunkt bildeten. Der Lauf der Oka von ihren Quellen bis zur Einmündung der Moskwa, und von da weiter, hatte eine große historische Bedeutung, weil er das Wassernetz zwischen dem südlichen und nördlichen Rußland vermittelte. Die Bewegung von Süden her, nämlich vom Dniepr die Desna und ihre Zuflüsse hinauf, von dem Schauplatz der größten Thätigkeit, dem Kiewer Gebiet aus, ging natürlich schneller als die entgegengesetzte Bewegung von Norden her, aus dem wilden, schwach bevölkerten Gebiet der obern Wolga, und schritt darum bald aus dem Desnagebiet in das der Oka über; in Folge hie-

Digitized by Google

von besetzen die Nachkommen Swätoslaws, die in Tschernigow saßen, beide Gebiete. Den raschen Uebergang aus einem Flußgebiet ins andere beförderte die Nähe der Quellen und der Zuflüsse beider Flußsysteme; diese Nachbarschaft des Oka- und des Desnagebiets, oder, in weiterem Umfang gesprochen, des Wolga- und Dnieprgebiets und ihre frühzeitige politische Verbindung waren ein bedeutendes Hinderniß zur Losreißung des nordöstlichen oder moskowitischen Rußlands von dem südwestlichen oder litthauischen, der Wolok zwischen der Ugra und dem Dniepr, der eigentlich das Dnieprgebiet von dem der Oka schied, konnte nicht lange als Gränze zwischen beiden Hälften Rußlands dienen, obwohl Litthauen gleichfalls sich bemühte, hier die Gränze festzustellen. Das Gebiet der untern Oka, von der Einmündung der Moskwa bis Murom, fiel dem jüngsten Sohne Swätoslaws von Tschernigow, Jaroslaw, zu, der durch seinen Neffen Wsewolod Olgowitsch aus Tschernigow verjagt worden war. Dieß Gebiet wurde in der Folge in zwei Fürstenthümer getheilt, in das von Rjäsan und Murom. Diese beiden Fürstenthümer hätten, wie es schien, sich mit dem Fürstenthum Wladimir in das Streben zur Ausbreitung der russischen Besitzungen gegen Osten theilen sollen, indem sie dem natürlichen Wege auf der Oka und dann auf der Wolga folgten; allein das Fürstenthum Rjäsan war in seinem Streben gehemmt, da es als besondere Provinz einer verdrängten fürstlichen Linie mit den übrigen Linien der Nachkommen Swätoslaws in feindseligen Verhältnissen stand, so zu sagen von seiner Wurzel losgerissen war, und somit keine Nahrung, keine Mittel zu weiterem Wachsthum von derselben empfangen konnte. Auf der andern Seite stießen die Besitzungen von Rjäsan und Murom an das Gebiet eines fremden Zweigs, des Hauses Wsewolod, mit welchem gleichfalls sich bald feindliche Beziehungen entspannen. So war Rjäsan eine slawisch-russische Colonie in der fremden, damals für sie feindlichen finnischen Welt, seinen eigenen Kräften im Kampfe mit dem Osten überlassen, aber diese Kräfte, zudem noch durch innere Uneinigkeit geschwächt, waren unzureichend zu einer Angriffsbewegung.

Das Gebiet des Don befand sich geraume Zeit außerhalb des russischen historischen Schauplatzes, der Don blieb ein bloßer Steppenfluß fast bis zum 15ten Jahrhundert, d. h. bis zur Kräftigung des moskowitischen Staats, welcher im 14ten Jahrhundert an seinen Ufern den ersten bedeutenden Sieg über Asien, nämlich über die Mongolen, errang. Auch später ging die Ausbreitung des russischen Gebiets am Don nur langsam vor sich, die Asiaten blieben hartnäckig auf ihrer alten, wilden Ungebundenheit, und dem Staate wurde es schwer sich hier festzusetzen, denn außer den asiatischen Nomaden hatte er hier noch mit andern Steppenbewohnern, namentlich mit den alten Kosaken zu kämpfen, deren Bestand gleichfalls durch die Natur des russischen Staatsgebiets bedingt war. Das Gebiet des europäischen Rußlands zerfiel von Alters her in zwei Theile, den nordwestlichen und südöstlichen, in Wald und Feld (pole, Flachland) nach dem alten Ausdruck; während der erstere eine ansässige, zur Aufnahme und Entwicklung der Civilisation geeignete Bevölkerung in sich schloß, war der zweite, das Feld oder die Steppe, der Tummelplatz verschiedener Wanderhorden, deren Hauptbeschäftigung die Verwüstung der Provinzen des jungen Staats war. Auf den Gränzen beider Hälften ging der hartnäckige Kampf zwischen Europa und Asien vor sich, dessen Perioden sich leicht in der russischen Geschichte nachweisen lassen: von der Mitte des 9ten bis zu den vierziger Jahren des 13ten Jahrhunderts ist das Uebergewicht auf keiner Seite; die Petschenegen und nachher die Polowzen führten manchmal große Verheerungszüge gegen Rußland aus, dafür aber drangen auch russische Fürsten manchmal tief in ihre Steppen, jenseits des Don, und nahmen ihre Thürme ein; von den 40ger Jahren des 13ten Jahrhunderts bis zum Ende des 14ten haben die Asiaten in der Mongolenherrschaft das Uebergewicht, von dem Ende des 14ten Jahrhunderts an überwiegt Europa durch Rußland, der europäische Theil der großen östlichen Ebene beginnt sich auf Kosten des asiatischen zu vergrößern. Aber die Natur bietet keinen scharfen Uebergang von einem Theil zum andern dar, sie erschuf keine eigentlichen Gränzen zwischen denselben, die den Ansässigen vor den Angriffen der Nomaden schützen und vertheidigen konnten; der erstere mußte selbst fortwährend auf der Wache stehen, und der Staat mußte einen Theil seiner Bevölkerung ausdrücklich zum Schutze der Gränze bestimmen. Wenn der Staat vollkommen entwickelt und kräftig ist, dann weiß er, wie natürlich, diese Wache auf eine diesem Zweck entsprechende Weise zu bilden, so daß sie ihm nur nützlich seyn kann; ist aber der Staat selbst noch jung und schwach, muß er sich selbst noch organisiren, dann kann er unmöglich die kriegerische Gränzbevölkerung in gebührender Unterordnung, deren Thätigkeit in bestimmten Gränzen erhalten. Wenn andererseits der Staat nicht mit einem andern Staate zusammengränzt, nicht an das unverrückbare Meer, sondern an die Steppe stößt, die weit sich öffnet und zugleich zur freien Bewohnung einladet, so eröffnet sich für Leute, die aus was irgend für einem Grunde sich von der Staatsgesellschaft lossagen wollen, eine freie Bahn zum Austritte aus dem Staat und eine Aussicht auf ein freies Wanderleben in der Steppe. Daher bevölkerten sich die südlichen Steppenländer Rußlands dem Laufe der großen Ströme nach seit alter Zeit mit Kosakenschaaren, welche als Gränzwache für das Reich gegen die nomadischen Räuber dienten. So mußte Rußland in Folge seiner geographischen Lage einen fortdauernden Krieg führen mit den Bewohnern der Steppen, den asiatischen Nomadenvölkern, bis es endlich in seinem staatlichen Organismus sich kräftigte, und die Steppen, früher die Zufluchtsorte der Nomaden und Kosaken, in reiche, fruchtbare Sitze der Civilisation umwandelte; die Nomaden mußten vor der staatlichen Ordnung weichen oder sich der Civilisation unterwerfen, und unter dem Namen Kosaken versteht man jetzt nur noch treue Diener des Reichs. Aber diese Umwandlung, dieser Sieg des Staats, des europäischen nordwestlichen Theils von Rußland über das asiatische südöstliche, und die allmähliche Ausdehnung des erstern auf Kosten des zweiten, war zum Theil gleichfalls durch die Natur bedingt, denn die südöstliche Steppenhälfte gleicht nicht den asiatischen und afrikanischen Steppen, sie ist nicht sandig, wasserlos, zum Anbau und bürgerlichen Leben ungeeignet, vielmehr zeichnet sich das Feld, das Flachland, durch Fruchtbarkeit aus, und ist von wasserreichen Flüssen bewässert, deren Quellland im Centrum des Reichs liegt; darum konnte auch der Staat, welcher die Quellen des Flachlandes in seinen Händen hatte, dieß nicht in der Gewalt der Nomaden lassen.

So hat die Natur selbst den großen Umfang und die Integrität des russischen Reichsgebiets bedingt, indem sie die Theile der weiten Ebene durch riesenhafte Flüsse verband, deren Quellen im Mittellande liegen, von wo das Reich sich stromabwärts nach allen Richtungen ausbreitete. Spricht man aber von der großen Bedeutung der Ströme in der russischen Geschichte, so muß man auch noch den Umstand bemerken, daß manche der jetzt

Digitized by Google

wasserarmen und nicht schiffbaren Flüsse im Alterthum wasserreich und schiffbar waren; so war z. B. die Stugna, jetzt ein kleiner, 60 Werste langer Fluß, der bei Tripolja von der rechten Seite her in den Dniepr fällt und gegenwärtig völlig unschiffbar ist, in frühern Zeiten sehr wichtig; an ihm baute der h. Wladimir eine Stadt, und man findet darin noch Reste sehr großer Fahrzeuge. Auch findet man solche aus sehr alter Zeit in andern kleinrussischen Flüssen, die jetzt unschiffbar sind, z. B. der Sula, Worskla, dem Chorol und andern. Man behauptet, der Fluß Trubesh sey im Laufe von 35 Jahren auf 20 Werste weit ausgetrocknet, aber auch im Trubesh finden sich Reste alter Fahrzeuge, obgleich der Fluß jetzt durchaus nicht mehr schiffbar ist.

Die Akhdam, eine Pariakaste in Jemen.

(Schluß.)

Die Hamjariten und die Aethiopier Abyssiniens gehörten zu demselben ethnologischen Zweige. Wenn dieser Zweig sich in Arabien bis auf unsere Zeit forterhielt, so können die Nachkommen nur die Akhdam seyn, denn in Jemen gibt es nur zwei Racen, eine weiße, welche den Abyssiniern gar nicht gleicht, und sich somit auch nicht Hamjar nennen konnte, und eine rothe, welche alle physischen Charakterzüge des Aethiopiers von Habesch hat. Der Araber kam aus dem Norden der Halbinsel durch Einbrüche, deren Unfälle die Geschichte nicht aufgezeichnet hat, die aber durch die Ruinen, mit denen Südarabien bedeckt ist, erwiesen sind, er kam auch durch eine Art fortlaufender Infiltration, welche noch jetzt fortdauert.[1] Der Akhdam gehört zu der Race, welche zuerst auf dem Boden des südlichen Arabiens ankam, an einigen Orten durch die neuen Ankömmlinge ausgerottet, an andern bloß durch die Eroberung außer Besitz gesetzt wurde.[2]

Die traurige Lage, in welcher die Akhdam zweifelsohne seit vielen Jahrhunderten sich befinden, reicht nicht hin, um die hamjaritische Familie aus Indien abzuleiten, aber andere Aehnlichkeiten könnten wohl diese Ansicht bestätigen. In Indien, wie in Jemen und in Abyssinien gelten gewisse Gewerbe für entehrend: die Gerber, Töpfer, Barbiere, Wäscher, Musiker und Tamtamspieler (Marfa im Jemenarabischen) gehören stets Leuten der verachtetsten Classe an. Bei den Indiern und Abyssiniern haftet an allen Handwerken eine gewisse Unehre, bei den letztern ist der Schmied wie verfehmt, da er mit Geistern

[1] Die Hochebene in der Mitte der arabischen Halbinsel wird jährlich von Norden nach Süden und von Süden nach Norden von nomadischen Stämmen mit ihren Heerden durchzogen, für welche sie Weide aufsuchen; diese periodischen Wanderungen, welche bald etwas mehr nach Osten, bald etwas mehr nach Westen gehen, sind für gewisse ackerbauende Länder in der Nähe dieser Strömung sehr verderblich.

[2] Diese Schlußfolgerung hat manches gegen sich: die Akhdam mögen Nachkömmlinge der rothen äthiopischen Race seyn, das ist sehr möglich, selbst wahrscheinlich, aber sprach diese rothe Race ursprünglich auch semitisch? das ist mehr als zweifelhaft. Die Ghezsprache ist rein semitisch, die Schrift, mit der sie geschrieben wird, findet sich auch in Inschriften Südarabiens, aber die Sprache steht dem Nordsemitischen, z. B. dem hebräischen, in manchen Beziehungen näher als dem Mittelarabischen, das durch den Koran zu der Sprache wurde, die man jetzt im allgemeinen als arabisch bezeichnet. Auch erwähnt schon die heil. Schrift gewisser Landstriche in Südarabien, z. B. des Landes Hadrament. Der jüdische Stamm gehörte ganz gewiß zu der weißen Race, eben so die südarabischen Stämme, welche die Ghez-Sprache in Südarabien und auf dem westlichen Ufer des rothen Meeres sprachen und schrieben. Kommt nun der Name Hamjar von Hamr, roth, her, so gaben die semitischen Völker diesem äthiopischen Stamm den Namen, denn dieser rothe Stamm sprach nicht semitisch. Ist diese Schlußfolgerung richtig, so muß die obige nothwendig falsch seyn. Der Verfasser widerlegt sie übrigens weiter unten so zu sagen selbst.
A. d. U.

in Verbindung stehe, und sich Nachts in eine Hyäne verwandeln könne. Gewisse Stämme der Hindus, der Akhdam und einige Horden der Sambar essen ohne Widerstreben das Fleisch gefallener Thiere; in Arabien kennt man diese Stämme unter dem Namen Schafuli und Schimr, denen die Araber den Mord der Kinder der Tochter des Propheten zuschreiben; zur Strafe dafür seyen die Schimr mit dem Aussatz heimgesucht worden, und die Reste ihrer Nahrung würden augenblicklich von den Würmern verzehrt. Die Schafuli und Schimr dürfen die Moscheen nicht betreten. Unter den Akhdam, den Stämmen der Sambar, wie unter den Indiern gibt es herumirrende Horden, die man beschuldigt aus dem Diebstahl ein Gewerbe zu machen, und deren Frauen wahrsagen. In Arabien bedienen sich diese Frauen, wie die Gaddi Aegyptens, kleiner farbiger Steinchen und Muscheln, die auf den Boden geworfen nicht durch Zufall, sondern in einer gewissen Reihenfolge sich ordnen, aus der der Kunstverständige die Geheimnisse der Vergangenheit und Zukunft herausliest. In Arabien, wie in Indien, finden sich Gauklerfamilien, die, wie die Psyllen Aegyptens, unfehlbare Mittel besitzen sollen, die Schlangen zu bezaubern. Endlich beschuldigt Diodorus Siculus einige Stämme der alten Troglodytis, des Sambar, daß sie wie die Totiers von Maduré, die Gemeinschaft der Weiber dulden, und sonderbar genug, dasselbe Gerücht geht noch jetzt von einigen Bevölkerungen Arabiens und Indiens von der moslemitischen Secte der Ismaeliten. Fügt man zu dem allem die Thatsache einer in Jemen existirenden Pariakaste, erinnert man sich, daß die Akhdam von Abyssinien sehr dem Indier gleichen, erwägt man, daß die Religion des Korans noch ganz andere Spuren ihres Ursprungs verwischen mußte, so wird man nicht mehr zweifeln, daß die Akhdam, wie einige Stämme Abyssiniens und einiger andern Länder des afrikanischen Continents, ursprünglich aus Indien kamen.[1]

Man theilt die Akhdam in vier große Classen, die eigentlichen Akhdam, die Barbiere, die Schafulis und die Schimr, und diese vier Classen theilen sich wieder in eine Menge Unterabtheilungen. Die Akhdam sollen keine besondere Sprache haben, sondern das Jemenisch-Arabische sprechen, in welchem sich bekanntlich die Reste einer viel ältern, aber verlorenen Sprache finden. Indeß haben sie Dichtungen, die einen ganz eigenthümlichen originellen Stempel haben, und welche die Araber wegen ihrer Kraft bewundern, obgleich sie in einer rohen Sprache abgefaßt sind. Der Khadem kann Grundeigenthümer werden, sich aber nie losmachen von der Verpflichtung, für den arabischen Stamm oder die Familie zu arbeiten, deren Leibeigener er ist. Er kann keine arabische Frau heurathen, aber der Araber, selbst der Scherif und der Seid, können seine Tochter ehelichen. In der Behausung seines Herrn kann er sich nicht auf ein Serir (Bett) niedersetzen, sondern muß auf der Erde kauern; eben so ist es in seinem eigenen Haus, in einem fremden, in einem öffentlichen Kaffeehause, sobald sein Herr da ist. Der Khadem muß außer den Frohnen, denen er unterworfen, auch noch die gewöhnlichen Steuern bezahlen.

Die Heurathen der Akhdam sind sonderbar genug, daß wir etwas darüber sagen müssen. Vor dem Hochzeitstage sendet der Bräutigam dem jungen Mädchen hundert Packete Majoran (Barbakus), hundert Bündel Rackwurzeln (el cascha-roca, Forskall), der man sich als Zahnbürsten bedient, hundert Packete Sesam-

[1] Somit, wenn auch Hamjar genannt, nicht die Ghez, d. h. keine semitische Sprache redeten. A. d. U.

Digitized by Google

sprößchen (semsem), hundert Jasminblumenfäden (ful), hundert Rosenkränze von Ken (Nebekfrucht, (Rhamnus nabeca), hundert grüne Datteln (belâ). Die junge Frau muß alles dieß auf dem Kopf tragen, den sie mit einem Diadem aus Rinde vom Bisamcitronenbaum schmückt, die man in Rauten geschnitten zusammennäht, und roth und schwarz bemalt; über dem Ganzen ragt eine Kadiblume (Keura odorifera) hervor. Der Mann muß überdieß 40 Maß (Keleh) Durra, Gewürze, Salz, Zwiebel und eine anderthalbjährige Färse liefern, auf deren Rücken die Mutter oder Großmutter der Braut mit ihrem ganzen Gewichte sitzt. Biegen sich die Lenden der Färse, so wird das Geschenk zurückgewiesen; dasselbe würde geschehen, wenn man nicht genau oben bezeichnete Gegenstände schickt. Man führt die Braut auf einem Kamele sitzend zu ihrem Gemahl, und vor dem Zuge her geht die Mutter oder Großmutter derselben, welche auf dem Wege alte Sandalen, abgefallene Bananenblätter und die Kinnbacken von Thieren, die auf dem Wege liegen, aufliest, und sie in dem Stück Zeug verbürgt, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Hinter dem Kamel kommt der ganze Clan, Männer und Weiber tanzen, erstere mit einem gezogenen Säbel in der Hand. Hält zufälliger Weise ein Araber an, um den Zug vorübergehen zu sehen, so gehen einige Akhdam auf ihn zu, und weisen ihn mit den Worten zurück: „wir sind arme Akhdam, Herr! hier ist nicht dein Platz.“

Der Mineralreichthum von Algerien.

(Nach Chevaliers Recension eines Werks von Fournel. Journ. des Debats. 16 Mai.)

Die verschiedenen geologischen Formationen zeigen in Algerien eine solche Verwicklung, daß es nicht leicht ist, einen genauen Begriff von der Geologie dieses Landes zu geben, doch weiß man genug, um die Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Zweige des Mineralreichthums zu lenken, aus denen sich Frankreich dereinst für einen Theil der aufgewandten Kosten bezahlt machen kann. Unter den Mineralien, deren reichliches Vorhandenseyn Fournel nachgewiesen hat, bemerkt man Marmor, Salpeter, Salz, Blei, Kupfer und Eisen. Steinkohlen, allenthalben von großem Werthe, aber in Afrika doppelt, weil die nur an die Weide denkenden Nomaden fast allenthalben die Wälder zerstört haben, hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, was freilich noch nicht heißen will, daß keine sich finden, denn die Bodenschichten, welche von der Kohlenformation bedeckt werden, so wie diejenige, welche auf ihr liegen, haben sich beide gefunden, und das Brennmaterial liegt also vielleicht zwischen beiden, bis jetzt hat man aber noch nicht die mindeste Andeutung gefunden. Lignit dagegen hat man in geringer Entfernung von Constantine, bei Smendu entdeckt, und im J. 1840 auch versuchsweise angebohrt: in einer Tiefe von 52 Metres fand man eine Schichte von 69 Centimetres Mächtigkeit. Ist sie von guter Qualität, so wäre sie ein Schatz. An andern Punkten hat man Hoffnung, ähnliche Entdeckungen zu machen.

Der numidische Marmor war einst zu Rom sehr berühmt: es war eine Mischung von Gelb, Rosa und Purpur. Statius und Juvenal, Seneca und Plinius rühmen ihn sehr; er kam unzweifelhaft aus dem heutigen Algerien, Hr. Fournel hat zwar die Brüche nicht aufgefunden, aber ganz nahe bei Philippeville in dem Gebirge von Felfela hart am Meer einen vollkommen weißen Marmor von ausgezeichneter Schönheit nachgewiesen. Eine ungeheure Aushöhlung beweist, daß man ihn schon zu der Römer Zeiten benützte. „Dieser Steinbruch, sagt Fournel, mußte ungeheure Blöcke liefern, und es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht der Bildhauerkunst ein Material würdig ihrer schönsten Werke liefern sollte.“ Da das Lager nur wenige Schritte vom Meere entfernt ist, so wäre die Wiederaufnahme der Ausbeutung leicht und vortheilhaft.

Salpeter findet sich auf vielen Punkten Algeriens, nämlich Kratzsalpeter, wie der in Spanien, Indien und an den meisten Orten, die ihn erzeugen. Obwohl die Entdeckung von Bänken salpetersaurer Soda in Peru und Chili den Salpeterausbeutungen großen Nachtheil gebracht hat, so ist die Erzeugung desselben doch immer noch von Interesse. Die Eingebornen Algeriens sammeln den Salpeter schon seit langer Zeit, und die Kabylen auf dem Weg von Setif nach Budschia machen Pulver daraus; dieß ist sogar die Hauptbeschäftigung des Stamms der Rebula.

Salz ist reichlich in Algerien vorhanden, und man kann in gewisser Beziehung sagen, daß es eine der Plagen des Landes ist, denn es verderbt oft das Wasser der wenigen Quellen, auf welche der Reisende rechnete, um seinen und seiner Thiere Durst zu löschen. Das Land bietet ungeheure Niederlagen von Steinsalz, die oft zu Tage anstehen, wie die von Cardessa in Catalonien. Viele Mergel- und Thonstriche sind damit geschwängert, und das Salz beißt auf vielen Strecken aus. Die fließenden Wasser, welche über die Mergelschichten hinfließen, oder die Schluchten von Bergen durchziehen, welche Steinsalz enthalten, nehmen Salz mit sich fort in die Niederungen, bilden Seen welche die Sonne austrocknet, und die dadurch in Salzgruben umgewandelt sind. Alle Seen, welche auf den Karten Algeriens Schott oder Sebka heißen, sind solche Anhäufungen von Salzwasser. In der Provinz Algier, in einiger Entfernung südlich von Medeah, ist der See Zagrez ein merkwürdiges Beispiel dieser salzhaltigen Wasserflächen. Als Hr. Fournel ihn am April 1844 sah, war dieß ganze nicht weniger als 12 Lieues lange Bassin völlig mit einer Salzkruste bedeckt, deren eisglatte Oberfläche in der Ferne den Eindruck eines ruhigen Wassers machte. Die Dicke der Kruste war in einiger Entfernung vom Strande 33 Centimetres, in der Mitte aber 70; dieß gibt also drei Milliarden metrische Centner Salz, die gratis zu haben sind; man braucht es nur zu zerreiben. Viel näher am Meer, nur einige Lieues vom Hafen von Arzew bietet der See El Melah ein ähnliches, allerdings minder großes Feld der Ausbeutung dar, denn die Ausdehnung desselben ist nur zwei Quadrat-Lieues. Als Hr. Fournel sich dort befand, faßte eine Compagnie den Plan, eine Eisenbahn anzulegen, um in den sechs Monaten der trockenen Jahreszeit alles brauchbare Salz herauszuschaffen; ist dasselbe so rein, wie das am See Zagrez, so könnte es ein bedeutender Handelsgegenstand werden.

Ein andres und vielleicht das merkwürdigste Beispiel von allen ist der große See Meigig in der Wüste, der durch seine Ausdehnung alle anderen übertrifft. Es sind darin Strecken von flüssigem Sand, die das Salz bedeckt, und in denen man leicht einbricht. Nach den Berichten der Araber ist die Flüssigkeit so groß, daß Reisende und Lastthiere verschwinden, ohne die mindeste Spur zurückzulassen, wenigstens ist in der Rahla (Ausflug) El Tedschanis folgendes erzählt: „wir kamen Morgens an und die Karawane war noch im Marsche. Man hielt das Gebiet auf einem Boden, der ein Teppich von Kampher oder eine Terrasse von Alabaster schien. Der Boden ist so wenig fest, daß eine Strecke von 100 Ellen, auf der man oft und viel gegangen war, plötzlich einsank und Menschen und Thiere, die darauf sich fanden, verschlang. Die Kamele blöckten und es blieben keine Spuren davon übrig, als ihr Koth, der an die Oberfläche herauskam. Ich sah einen Mann, der mit einer langen Lanze den Ort untersuchte, wo alles verschwunden war; er stieß die Lanze bis an die Hand hinein, ohne Grund zu finden.“

(Schluß folgt.)

Unterricht in den nordwestlichen Provinzen Indiens in der Muttersprache. Der Friend of India enthält einen von der Regierung entworfenen Plan zum Volksunterricht in den nordwestlichen Provinzen, wonach in jedem der 59 Districte eine von der Regierung bezahlte Schule als Musterschule eingerichtet, und die Errichtung von andern Privatschulen möglichst befördert werden soll. Es ist fast unbegreiflich, wie viele Mühe es noch in Indien kostet, der Regierung den Unterricht in den eingebornen Sprachen abzuzwingen; immer soll noch der Unterricht in der englischen Sprache ertheilt werden, obgleich sich die Nachtheile dieses Verfahrens schon mannichfach herausgestellt haben. Ein Hauptzweck bei den neuen Schulen scheint zu seyn, sich eine gute Anzahl junger Leute heranzuziehen, denen man die untern Regierungsstellen anvertrauen kann. (Indian News. 22 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 130. 31 Mai 1850.

Der Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel in Frankreich.

Dieß ist eine unter den jetzigen Umständen Frankreichs höchst merkwürdige, vielleicht sehr folgenreiche Institution. Wir haben wiederholt, selbst schon vor der Februarrevolution, darauf aufmerksam gemacht, wie schwer es war, die nationalwirthschaftlichen Fragen vor die Kammern zu bringen: die Interessen wurden sogleich auf die schroffste Art rege gemacht, und die festgeschlossene Partei der Regierung, der „satisfaits", drohte sich aufzulösen, wenn derlei Dinge vorkamen. Diese Lage der Sachen scheint schon die Regierung der Juliusdynastie (1841 u. 1845) veranlaßt zu haben, Abgeordnete des Ackerbaues, der Industrie und des Handels nach Paris zu berufen, die wichtigsten Fragen, ungehemmt durch politische Streitfragen und Parteien, mit diesen zu berathen, und dann die Sache durch Ordonnanzen in Ausführung zu bringen oder, wo dieß nicht anging, so genau und vollständig motivirt den Kammern vorzulegen, daß diese, ohnehin von der Sache zum voraus unterrichtet, keine erheblichen Einwendungen mehr machen konnten; wo solche noch allenfalls zu erwarten waren, legte man die Gesetzentwürfe der Pairskammer zuerst vor, um sie hier durch Leute, welche durch Alter und Geschäftserfahrung mehr zur Besonnenheit gestimmt waren, vorerst verarbeiten zu lassen. Hatte nun die Regierung schon vor der Februarrevolution ungerne Sachen dieser Art an die Kammer gebracht, so stieg diese Schwierigkeit ins Ungeheure, seit die republikanische Constitution das Zweikammersystem hinweggefegt, und durch die Art des Wahlgesetzes den legislativen Körper zur Arena der erbittertsten Parteikämpfe gemacht hatte. Mit diesem legislativen Körper scheint nicht sehr viel anzufangen zu seyn, denn im Grunde ist er bei der Verantwortlichkeit des Präsidenten, welche die Minister zu Commis macht, nichts mehr und nichts weniger als ein mißrathener Convent, mißrathen aber nur deßwegen, weil die Nation eine solche Conventsherrschaft nicht lange ertragen würde. Sie hat jetzt andere Interessen, als die reinpolitischen, und diese andern Interessen, die materiellen, überwiegen in der neuern Staatsgesellschaft so sehr, daß man sehr deutlich bereits den Widerspruch wahrnimmt, in welchen die politischen Parteien, ohne Unterschied der Farbe, mit den wesentlichen Interessen der Nation und deren Repräsentanten getreten sind. Die Symptome dieses Widerspruchs sind so offenkundig, daß wir sie gar nicht weiter zu erwähnen brauchen.

Unter diesen Umständen hat die Regierung, vielleicht nicht ohne manche Nebenabsichten, das Institut des Generalraths des Ackerbaues, der Manufacturen und des Handels wieder hervorgesucht, um hinsichtlich der nationalwirthschaftlichen Fragen, vielleicht selbst der Nationalversammlung gegenüber, sich einen festen Boden zu gewinnen. Um der Sache ein desto größeres Ansehen zu geben, eröffnete der Präsident denselben mit einer Art Thronrede, und die Regierung nahm in den Berathungen und Abstimmungen eine höchst bezeichnende Aenderung vor: sonst hatten die Abgeordneten des Handels, der Industrie und des Ackerbaues besonders berathen und besonders gestimmt, und wenn sie über Fragen nicht einerlei Ansichten waren, so stimmte jede der drei Abtheilungen für sich, so daß zwei Stimmen gegen Eine eine Entscheidung herbeiführten; jetzt wurden die drei Räthe in Einen Körper vereinigt, und stimmten nach Köpfen, was dem Generalrath fast das Ansehen einer politischen Versammlung gibt, obwohl er die Bedeutung einer solchen vorerst durchaus nicht haben kann, da er einestheils nicht durch die Constitution anerkannt, anderntheils willkürlich durch die Regierung berufen und zur Hälfte sogar durch den Minister des Ackerbaues und Handels ernannt ist. Er kann also unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts seyn, als eine berathende Behörde, aber die Regierung scheint geneigt ihm eine möglichst große Bedeutung beizulegen, und man spricht bereits davon, daß er häufiger wiederkehren, und periodisch werden solle. Die Periodicität wäre freilich das Schiboleth seiner künftigen Bedeutung, und wenn man sich erinnert, daß in neuerer Zeit der Vorschlag gemacht wurde, die Generalräthe des Departements — aus denen hauptsächlich dieser Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel entnommen ist, da einer wie der andere die Localaristokratie repräsentirt — mit der politischen Vollmacht zur Führung der Staatsgeschäfte zu beauftragen, falls in Paris eine Revolution ausbräche, so kann man sich der Vermuthung nicht enthalten, daß hier nicht ohne Absicht der Keim zu neuen Institutionen gelegt ist, falls der eigentliche legislative Körper durch den unfruchtbaren, nie endenden Streit über die politischen Doctrinen sich in der öffentlichen Meinung vollends zu Grunde richtete, wozu er auf dem besten Wege ist. Der Moniteur Industriel (7 April) sagt in seiner Ankündigung der Eröffnung des Generalraths ganz trocken: „man weiß, daß derselbe aus 236 Mitgliedern bestehen wird, die unter den bedeutendsten Männern unsers Ackerbaues, unserer Industrie und unsers Handels erwählt oder ernannt sind. Wenn in unsern Köpfen die wichtigsten Fragen das Uebergewicht über die minder wichtigen hätten, so würde das Land aufmerksamer auf das seyn, was hier, als was irgendwo anders gesprochen wird." Ein sehr deutlicher Seitenhieb auf die unfruchtbaren Debatten der Legislative.

Die Zusammensetzung des Generalraths ist beachtenswerth.

Da für den Ackerbau keine solche Kammern wie für den Handel und die Industrie bestehen, so hat der Minister aus den Departementalräthen 86 der bedeutendsten Grundeigenthümer zu Mitgliedern ernannt, und außerdem noch in ganz Frankreich 10 angesehene, im Fache der Agricultur ausgezeichnete Männer gewählt; die „berathenden Kammern für Manufacturen und Gewerbe“ haben 51 Mitglieder gesendet, und der Minister hat 8 andere bezeichnet; die Handelskammern der Departements haben 65 Mitglieder erwählt, und der Minister acht weitere ernannt, so daß der Ackerbau 96, der Handel 73 und die Manufacturen und Gewerbe 59 Mitglieder zählen; acht weitere wurden als eine Art Repräsentanten für Algier und Colonien ernannt; endlich will man in den Departements Agriculturkammern errichten, und gibt man diesen das Recht, je einen Mann zu wählen, so hat man einen vollständig gewählten Körper, dem die Regierung eine Anzahl Mitglieder als besonders Sachverständige anfügt. Man kann kaum umhin, hierin die Grundlage eines neuen Systems zu sehen, und wenn der Generalrath vorerst auch nur dazu bestimmt ist, „die Arbeiten für den eigentlichen Repräsentanten der Nationalsouveränität vorzubereiten“, so muß der letztere allmählich für die wichtigsten Fragen eine bloße Einregistrirungsbehörde werden.

Aus dieser Zusammensetzung geht hervor, daß der Generalrath größtentheils aus sehr vermöglichen, durch Erfahrung erprobten Männern besteht, deren Urtheil schon darum eine große Autorität haben muß. Man hat ihnen sehr wichtige Fragen vorgelegt, und nicht minder wichtige in Aussicht gestellt, worauf wir sogleich zurückkommen werden, ja man hat über eine im Augenblick vor der gesetzgebenden Versammlung schwebende Frage denselben Mann zum Berichterstatter gewählt, den auch die Commission der letztern bezeichnet hatte. Beweis genug, welchen Gebrauch die Regierung von dem Generalrathe zu machen gedenkt. In dieser Beziehung ist es von großem Interesse zu wissen, welche Stellung die gesetzgebende Versammlung zum Generalrath einnehmen wird, und wenn darüber von Seite der erstern noch nichts verlautete, so hat der letztere eine, wie es uns scheint, ziemlich unkluge Initiative ergriffen. Drei Mitglieder desselben haben die im allgemeinen höchst ungünstige Lage des Ackerbaues, der Industrie und des Handels zum Gegenstand genommen, um den Generalrath anzugehen, er möchte der Regierung gegenüber den Wunsch aussprechen, daß sie sich ohne Zögerung in ganz specieller Weise mit der wachsenden Noth beschäftige. Diese Frage mußte politisch werden, und wenn der allgemeine Ausdruck eines solchen Wunsches auch im Munde des Generalrathes sehr erklärlich und verzeihlich war, so enthält der Bericht darüber, den ein Hr. Barbet verfaßte, und worin er sich in heftigen Ausfällen gegen die Socialisten ergeht, eine große Unklugheit, denn er nützt nichts, da man solcher Ausfälle schon genug gehört hat. Der Generalrath würde besser gethan haben, sich streng auf seine materiellen Fragen zu beschränken, und durch die That wie das Wort anzuzeigen, daß es ihm durchaus nur darum zu thun sey, der legislativen Versammlung die Arbeiten vorzubereiten, damit sie mit vollständiger Sachkenntniß, und ohne sich in Discussionen einzulassen, die bei der Unwissenheit der großen Mehrzahl der Mitglieder in solchen Dingen doch zu nichts führen können, den letzten Entscheid zu geben vermöge. Eine solche Stellung ist ganz legitim, man kann sie dem exclusivsten Repräsentanten der Volkssouverainetät gegenüber ohne Scheu behaupten, und nur so kann der Generalrath seine zukünftige Stellung sichern. Jede Parteinahme ist ein Fehler.

Eine zweite Thatsache, aus der wir zwar dem Generalrath kein Verbrechen machen, die ihm aber doch, so unvermeidlich sie vielleicht war, mit der Zeit große Ungelegenheit bereiten kann, ist eine Art Haß gegen die Doctrinen der Nationalökonomie. Wir bemerken denselben in England eben so, wie in Frankreich, und wenn in Deutschland nationalökonomische Fragen mehr die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums in Anspruch nähmen, so würde die Sache auch bei uns in gleich schroffer Weise hervortreten. Der Streit ist in Frankreich sehr natürlich: nachdem dort die mercantile Schule unter Colbert, die agrikole unter Turgot, und die industrielle durch die Revolution und Napoleon nicht bloß zu Ansehen und Einfluß, sondern auch zu lange andauernder Wirksamkeit gelangt sind, jede aber ihre Einseitigkeit nach und nach kund gab, hat sich auf den Trümmern dieser verschiedenen Schulen die abstracte Doctrine erhoben, und will nun dictatorisch den verschiedenen Zweigen der Nationalthätigkeit ihre Schulweisheit aufdrängen. Angenommen nun, die aufgestellten Sätze seyen ganz richtig, was erst noch zu beweisen wäre, so widersprechen sie dem Leben, den bestehenden Verhältnissen, und der puritanische Eifer, mit dem namentlich der Freihandel seit einigen Jahren auch in Frankreich seine alleinseligmachenden Lehren verkündigte, hat eben unter den Betheiligten, unter Ackerbauern, Handelsleuten und Industriellen, die durch alle Lebensverhältnisse auf das factisch Bestehende und nicht auf das was seyn sollte, hingewiesen sind, jene Erbitterung erregt, die sich im Generalrathe Luft machte, und welche selbst Mich. Chevalier, sonst ein klarer Kopf und ein besonnener Mann, zu kosten bekam. Das Journal des Economistes ist aber ganz wüthend über den Generalrath, und wirft demselben „krasse Unwissenheit, auffallende Unredlichkeit, jesuitische Insinuationen, feige Hinterlist und schamlosen Egoismus“ vor, ja er erklärt die Mitglieder des Generalraths als „Gegner des nationalwirthschaftlichen Fortschrittes, die sich eher entschließen würden den Schlepp der Fourieristen zu tragen, oder die Toga Couthons anzulegen, als ihre Augen dem Licht über die Zollfragen zu öffnen.“

Lassen wir indeß die Zornausbrüche der Schule, die das „odium theologicum“ zu Ehren bringen könnten, und wenden wir uns zu den Fragen, welche dem Generalrath vorgelegt wurden, und, in so weit es an ihm war, ihre Erledigung fanden. Das erste war, den Forderungen der Zeit und der Verhältnisse gemäß, die Frage über die „Pensionscassen der Arbeiter,“ eine seit dem Februar 1848 wiederholt und lange besprochene Frage, die auch gegenwärtig der legislativen Versammlung vorliegt, weßhalb Benoist d'Azy, der dort Berichterstatter ist, auch hier zum Berichterstatter gewählt wurde. Man beschloß, zwar den Staat zum Generalverwalter der Pensionscassen zu machen, aber seine Beiträge grundsätzlich auszuschließen, und eben so die Theilnahme an diesen Cassen nicht obligatorisch zu machen, da der daraus folgende Abzug am Lohn allmählich den Charakter einer Auflage annehmen, und das ganze, nothwendig auf Freiwilligkeit gegründete Institut zu einer Staatspensionsanstalt machen müßte. Berechnungen, die nach den besten Sterblichkeitstabellen angestellt wurden, stellen heraus, daß mit einer jährlichen Zahlung von 10, 15 oder 20 Fr. des Jahrs sich nach Verlauf von 30 oder 40 Jahren eine Leibrente von 200, 300 oder 400 Fr. ergibt. Sehr verständiger Weise hat man das Maximum der Pension auf 360 Fr. festgesetzt, damit sie bloß den Lebensunterhalt eines Arbeiters sichere, und nicht andere Einlagen dadurch gleichfalls herbeigezogen werden. Die Frage, in wie weit die Inhaber großer, industrieller Unternehmungen zu den Zah-

Digitized by Google

lungen beizusteuern hätten, wurde dem guten Willen und der Uebereinkunft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern freigestellt, und gleiche Vorsicht in Bezug auf „die Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung" beobachtet. Dieß war der zweite Gegenstand der Berathung, der eine nicht minder sorgsame Erwägung erforderte. Solche Gesellschaften bestehen schon in großer Zahl, und es bilden sich fortwährend neue. Die großen Industrieunternehmungen tragen bedeutende Summen dazu bei, und finden selbst ihren Vortheil dabei durch die Zuverlässigkeit, die sie in Folge hievon bei ihren Arbeitern gewinnen. Die Regierung schlug vor, diese Gesellschaften für „Anstalten des öffentlichen Nutzens" zu erklären, damit sie rechtlich befugt seyen, Geschenke und Legate anzunehmen. Zugleich aber zeigte sich auch das Mißtrauen in die jetzigen Zustände des Landes, indem man die Regierung mit der Gewalt ausgerüstet sehen will, die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaften zu beschränken, damit solche nicht ausarten. So sehr diese Vorsicht durch die augenblicklichen Verhältnisse geboten seyn mag, so ist doch in der Wirklichkeit eigentlich nicht zu fürchten, daß solche Gesellschaften einen zu weiten Umfang gewinnen; man bemerkt schon jetzt, daß selbst in Paris die Arbeiter gewisser Gewerbe, die sich unter einander mehr oder minder kennen, und die gegenseitigen Bedürfnisse und Ansprüche zu beurtheilen wissen, sich besonders zusammenschaaren. Die Municipalautorität muß hier mit einer gewissen Machtvollkommenheit ausgerüstet seyn, und je nach Umständen zu geben und zu nehmen wissen; nur Paris mit seinem Polizeipräfecten, der mehr Staats- als städtischer Beamter ist, müßte hier eine Ausnahme machen.

Außer diesen zwei Punkten wurden auch noch über die Arbeitszeit der Erwachsenen, der Frauen und Kinder Bestimmungen getroffen, denen man eine väterliche Sorgfalt für das Wohl der arbeitenden Classen nicht absprechen kann, dann aber machte sich der Generalrath an die Zollfragen, welche auf den Wohlstand aller und somit auch auf das Loos der arbeitenden Classen einen so großen Einfluß ausüben müssen. Hier wurde die freie Einfuhr der algierischen Bodenerzeugnisse, eine bedeutende Herabsetzung des Zuckerzolls und namentlich auch des Differentialzolls auf fremden Zucker, ferner auf Kaffee und lebendes Vieh [1] beantragt, und eine Berathung über die durch die Aufhebung der englischen Schifffahrtsacte nöthig gewordenen Veränderungen im System der Gesetzgebung über den Seehandel angeregt, aber bald wieder auf die nächste Session, die vielleicht schon im folgenden Jahre stattfindet, verschoben. Eben so mußten Bestimmungen über die Tarife der Canäle und Eisenbahnen, über die Beaufsichtigung der Gewässer, über den Kornhandel und das Bäckerwesen, über den Credit des Grundbesitzes, hinsichtlich dessen eine Umwandlung des Hypothekengesetzes im Werk ist, sowie über eine große Anzahl anderer Punkte auf eine spätere Zeit aufgespart werden. Wir führen diese Punkte nur an, um die Zahl und Bedeutung der berathenen Gegenstände zu zeigen, und darauf hinzuweisen, welche Vortheile für das Land und die Regierung daraus erwachsen, wenn letztere ausgerüstet mit dem reichhaltigsten Material praktischer Erfahrungen auftreten, und dem gesetzgebenden Körper wohl ausgearbeitete, durch die Zustimmung angesehener Männer und einer bedeutenden öffentlichen Meinung schon zum voraus sanctionirte Gesetzentwürfe vorlegen kann. Je mehr sie diese Bewegung der materiellen Interessen, diese Vertretung derselben, unbeirrt von politischen Zänkereien, befördern kann, desto mehr wird sie für die Ruhe des Landes und dessen Fortschritt thun, und wenn allerdings die oben erwähnte Philippika des Hr. Barbet nur allzu viel Wahres enthält, insofern sie die schlimme Lage des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels aus dem mangelnden Zutrauen in die Zukunft erklärt, so ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Gewohnheit allmählich mit manchen Unbequemlichkeiten der jetzigen Lage versöhnt, daß es immer deutlicher vortritt, wie viele Personen zur Einsicht gelangen, man werde die Republik so schnell nicht los, daß man also mit dem gegenwärtigen Zustande sich vertragen lernen müsse. Wächst diese Ueberzeugung heran, dann werden auch die politischen Kampfhähne allmählich etwas ruhiger werden. Freilich mag bis dahin noch manches Wasser die Seine hinabfließen, und die im Jahre 1852 bevorstehende Umänderung der Verfassung wird immer noch vorerst das drohende Gespenst bleiben.

[1] Der Zoll soll künftig nicht mehr nach der Stückzahl, sondern nach dem Gewicht, so daß die nicht gemästeten Thiere einen bedeutend verminderten Zoll bezahlen, erhoben werden.

Der verstorbene Kaiser von China,

dessen Regierung als die Periode Tau-Kwang, Ruhm der Vernunft, bekannt ist, war nach dem in mehreren anglochinesischen Kalendern angegebenen Datum am 12 September 1782 geboren, aber Williams gibt in seinem „Reich der Mitte" October 1781 als Monat und Jahr seiner Geburt an. Die Monatsangabe ist wahrscheinlich richtig, da der Jahrestag stets am 10ten des 8ten Monats gefeiert wurde, und daß auch das Jahr richtig ist, erhellt aus einem Manifest vom Jahr 1831, worin es heißt: „in diesem Jahr fällt der glückliche Tag, an welchem Wir das fünfte Jahrzehnd unseres Lebens vollenden. Wir erheben die Augen zu dem hohen Himmel, dankbar für das Glück, womit Wir unterstützt wurden und für die Ruhe, womit die Wohnung innerhalb des Umfangs (unseres Gebiets) erfreut war." Aber die chinesische Rechnung nach Mondjahren mag den Irrthum auf der einen oder andern Seite veranlaßt haben. In einer für die Könige von Cochinchina gedruckten Uebersicht der Geschichte China's ist erwähnt, daß „im 8ten Jahre der vorigen Regierung (1803) Kia-kin, der Kaiser, seinen zweiten Sohn, der damals den Titel eines Prinzen von Geblüt führte, Tschi, den jetzigen Kaiser Tau-kwang mit seinem dritten Sohn (von einer andern Frau, der verstorbenen Kaiserin Wittwe) Mien-kai nach dem Palast geschickt habe." Dieß geschah wegen der Ruhestörung, die durch die Faction, deren Symbol die weiße Lilie ist, veranlaßt wurde; zwei derselben wurden von dem Prinzen, dem nachherigen Kaiser, getödtet. Er war damals der älteste überlebende Sohn Kia-kin's, aber seine Mutter war gestorben ohne Kaiserin zu werden, und der ernannte Thronerbe war Mien-kai, zur Zeit jenes Aufstands etwa zwei Jahre alt; als sein Vater im J. 1821 starb, war er also kaum 20, und sein älterer, minder hochgeborner Bruder soll ihm vorgezogen worden seyn auf Verlangen der verstorbenen Kaiserin Wittwe. In seinem Testament ernennt deßhalb Kia-kin den letztern wegen seiner gegen die obenerwähnten Rebellen geleisteten Hülfe zum Thronfolger, und dieser verlieh seinem Halbbruder den Titel eines Prinzen von Geblüt, Tun. Kanghi, der zweite Kaiser der Dynastie, machte eine Liste von Namen für jede künftige Generation seiner Familie, und der fünfte dieser Liste war Mien, deßhalb hieß der verstorbene Kaiser Mien-ning (Taukwang ist nur der Regierungsname), seine Brüder Mien-kai und Mien-yu, seine Kinder und Neffen haben den sechsten Namen auf der Liste „Yih" erhalten, und so heißt der jetzige Kaiser, das vierte Kind und der älteste überlebende Sohn des letzten Kaisers, Yih-tschu; er soll kaum 20 Jahre alt seyn. Der älteste Sohn starb im J. 1832, wie man sagt, in Folge eines von seinem Vater ihm gegebenen Schlags. Nach ihm kamen zwei Prinzessinnen, beide lebend und verheurathet, dann der jetzige Kaiser, bisher der „vierte Bruder" genannt, dann die „fünfte Prinzessin," hierauf der „sechste, siebente und achte Bruder." Diese Art die Mitglieder einer Familie zu zählen, ist geeignet, fremde Genealogen in Verwirrung zu bringen. Diese acht Söhne und Töchter sind Kinder von drei Kaiserinnen, wo nicht von mehr. (Indian News. 22 Mai.)

Digitized by Google

Der Mineralreichthum von Algerien.

(Schluß.)

Blei scheint sich auf mehrern Punkten Algeriens zu finden; Hr. Fournel erwähnt mehrere Minen, und gibt die Analysen des Erzes. Das Silber, welches vielen Bleiminen allein Werth verleiht, ist nicht in schätzbarer Menge vorhanden. Das Kupfer verspricht mehr; die Kupferminen von Muzaia haben bereits einen Ruf. In einer interessanten Schrift über die Minen Algeriens von Pothier heißt es, „diese Adern hätten einen Zug und einen Reichthum, der sie zu den merkwürdigsten regelmäßigen Gängen in der Geschichte der Minen mache.“ Die Ausbeutung dieser Gänge ist organisirt, man hat schon viel Erz herausgezogen, aber die Frage einer guten metallurgischen Behandlung ist noch nicht gelöst. Das graue Kupfer ist ein sehr zusammengesetztes Mineral, denn es ist mit Schwefel, Antimonium und Arsenik versetzt, die man nur schwer ausscheiden kann; man hat ein neues Verfahren versucht, wo es wahrscheinlich besser gewesen wäre, eine der englischen oder deutschen Methoden zu copiren. Uebrigens ist dadurch der Erfolg des Unternehmens nur vertagt; aus Mangel an Brennmaterial muß man die Erze von Muzaia in Frankreich, an irgend einem Punkt des Mittelmeeres, schmelzen.

Die Kupferminen von Muzaia sind indeß bei weitem nicht die einzigen, welche Algerien aufzuweisen hat, Hr. Fournel bezeichnet mehrere andere, und darunter solche, welche die Römer schon ausbeuteten, z. B. die im Südwesten von Constantine, im Dschebel Sidi Rgheis. Diese sind in einem ausserordertlich harten Sandstein; die Geschichte hat uns die Leiden der Christen aufbewahrt, welche man zur Strafe in diese Bergwerke schickte. Im dritten Jahrhundert waren neun Bischöfe, Priester, Diacone und viele Laien in die Bergwerke verurtheilt worden. St. Cyprian war damals Bischof von Carthago, und am 30 August 257 wurde er nach Curubes exilirt; von da richtete er einen Brief voll rührenden Enthusiasmus an Nemesian, Felix, Lucius und die andern Brüder in den Minen (et caeteris fratribus in metallo constitutis.)

Das Eisen zeigt sich in Algerien auf einigen Punkten in großer Menge; Fournel bezeichnet Minen von Magneteisenstein in der Nähe von Bona, die durch die Art des Erzes und die Leichtigkeit der Ausbeutung an die von Schweden erinnern. Sie haben mit diesen berühmten Minen eine andere Analogie, auf welche Elie de Beaumont schon in seinem Bericht an die französische Akademie aufmerksam gemacht hat, nämlich die Verbindung zwischen den Marmorarten, den granathaltigen Glimmerschichten und dem Magneteisenstein. Das Innere des Landes zeigt andere Eisenminen, welche die Kabylen auf vielen Punkten nach der alten Weise ausbeuten. In dieser Beziehung merkt Hr. Fournel, der den Geschmack und das Talent für archäologische Forschungen in einem hohen Grade besitzt, eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit an. Die Vandalenherrschaft war es, welche die Eisenindustrie in Afrika einführte; sie, deren Name synonym mit Barbarei geworden ist, brachten eine nützliche Kunst mit, und überhaupt scheinen sie eine sehr regelmäßige Herrschaft in Afrika begründet zu haben. Die Schönheit und Wohlfeilheit des Eisenerzes in Algerien haben Hrn. Fournel sehr in Verwunderung gesetzt; es ist dieß der hervorragendste Theil des Mineralreichthums von Algerien, und die Ausbeutung der prächtigen Minen in der Umgegend von Bona sollte möglichst aufgemuntert werden; der See Fzara würde bei einiger Nachhülfe den Transport ungemein fördern, und es bedürfte nur einiger Vorschriften gegen die Waldbrände, um die Wälder Algeriens schnell wieder in guten Stand zu bringen. Dann könnte ein Theil des Erzes auf algierischem Boden geschmelzen werden. Hr. Fournel hofft, daß das Eisenerz von Algier ein in der Qualität dem schwedischen gleichkommendes Eisen geben würde.

Unter den Mineralreichthum Algeriens rechnet Hr. Fournel auch sehr richtig nicht das Mineralwasser, oder das mit andern Substanzen überhaupt geschwängerte Wasser, sondern das ganz einfache Wasser zum Trinken und Bewässern, das man aber vermittelst artesischer Brunnen aus den Eingeweiden der Erde heraufholen muß. Es ist dieß ein Gegenstand, den Fournel mit Vorliebe behandelt hat. Der Mangel an Wasser ist die Verzweiflung der Afrikaner; durch das Wasser hat man mitten in Afrika, in der Wüste, jene köstlichen Oasen, von denen der Reisende eine so reizende Erinnerung zurückbringt. Das Vorhandenseyn oder der Mangel an Wasser sind Leben oder Tod. Kann man hoffen, daß in der Wüste, südlich von Biskara, artesische Brunnen gelingen? Allerdings, denn es gibt schon welche. In einer gewissen Entfernung in der Sahara trifft man einen bewohnten Landstrich, Wad Righ, der nur eine Oasengruppe von 120 Kilometres Länge auf 60 Kilom. Breite ist; auch liegt eine bedeutende Stadt Tuggurt daselbst. Diese Oasen sind künstlich: die Natur hat hier keine Flüsse hingesetzt, ja kaum eine kleine Anzahl Quellen. Die Menschen haben unter Umständen, welche denen, wo die artesischen Brunnen gelingen, vollkommen gleichen, den Boden angebohrt und das Wasser zur Bewässerung der Oasen gewonnen. Bis auf eine bedeutende Tiefe, auf 70 oder 80 Metres, ist der Boden nicht sehr fest, und das Wasser kann durchdringen, dann aber folgt eine harte feste Schichte, welche dem untern Wasser, wo solches sich findet — und es ist in der That in Fülle vorhanden — den Durchgang sperrt. Die Einwohner graben also den Brunnen bis auf den Felsen hinab, machen dann in diesen ein Loch, und das Wasser springt mit Gewalt hervor, steigt bis zur Mündung des Brunnens und läuft über. Ein arabischer Schriftsteller, El Ajatschi, beschreibt das Ausgraben künstlicher Quellen im J. 1663, und setzt dann hinzu: „die Quellen des Wad Righ haben diesen Ursprung.“ Das Zeugniß des Engländers Shaw, der im Anfang des 18ten Jahrhunderts reiste, ist ganz ähnlicher Art. Hr. Carette, der sich viele Mühe gab den Thatsachen auf den Grund zu kommen, drückt sich ganz auf gleiche Weise aus. Es ist klar, daß diese artesischen Brunnen ohne artesische Sonde sind, und wenn man nach europäischen Methoden verführe, würde man die Kosten vermindern, und den Brunnen eine unendlich größere Dauer geben, denn bei der Art, wie die Araber sie machen, verstopfen sie sich leicht.

Die Oasen des Wad Righ sind nicht die einzigen, die der Mensch hervorgerufen hat, denn es scheint mit den andern Oasen von Afrika der gleiche Fall zu seyn: durch artesische Brunnen scheint man ihnen das Daseyn gegeben zu haben; Fournel beweist, mit den Denkmälern der Geschichte in der Hand, daß schon die Aegyptier diese Kunst geübt haben. Es wäre also wohl möglich, daß man durch Anlegung von artesischen Brunnen diese Zahl und Größe der Oasen noch sehr ausdehnen könnte. Dieß ist um so wahrscheinlicher, weil artesische Brunnen bekanntlich in nieder gelegenen Landstrichen höher steigen, da der Druck aus den höher gelegenen Theilen das Steigen befördert. Nun hat aber Fournel durch eine barometrische Nivellirung nachgewiesen, daß die Sahara der Boden eines Bassins ist, das im Norden durch den Atlas, im Süden durch die hohen Gebirge jenseits Waregla begränzt ist. Nach den barometrischen Messungen Fournels liegt Biskara, an der Gränze der Wüste, nur 100, vielleicht nur 75 Metres über dem Meere, die Wüste selbst noch tiefer, und der obenerwähnte See Melgig kaum über dem Meer. Dieser dürfte also die bereits lange Liste der großen Salzseen vermehren, welche Senkungen unter dem Niveau des Meeres einnehmen. Die solchergestalt auf allen Seiten überragte Sahara könnte somit ein ungeheures Feld für artesische Brunnen werden, vorausgesetzt, daß die undurchdringliche Schichte, unter welcher das Wasser eingesperrt ist, nicht allzu tief liegt. Hr. Fournel glaubt, daß die Anlegung einer Reihe von artesischen Brunnen je an den Lagerplätzen für die Karawanen zwischen Biskara und Tuggurt dem Handel großen Vortheil gewähren, und namentlich Algerien wieder den Antheil am Handel mit dem innern Afrika gewähren würde, den es früher besaß.

Die Eisenbahnen in Indien scheinen gänzlich ins Stocken zu gerathen; die Regierung will keine Garantie übernehmen, und damit fällt wohl das ganze Unternehmen zusammen. Ueber die nähern Gründe geben die Indian News, welche diese Nachricht mittheilen, noch keinen Aufschluß.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern**, nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Das Waldleben im Orgelgebirge. Nr. 103—109. — Ein Besuch bei dem König der Aschanti. Nr. 104. — Die alten Ansiedlungen am nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres. Nr. 105. 106. — Eine Ueberlandreise nach Californien auf einer bis jetzt unbekannten Route. Nr. 105. — Etwas über die Shawlweberei in Kaschmir. Nr. 106. — Die Kleingewerbe in London: die Carriers Nr. 107; die Fayence- und Kleiderhändler. Nr. 114. 115. — Die französischen Besitzungen im indischen Meere. Nr. 107—110. — Erinnerungen eines Naturforschers: die Bay von Biscaya. 2) San Sebastian; die Basken. Nr. 108—111. — Eugène Sue's Wahl in Paris. Nr. 109. — Die Strömungen an der Meerenge von Gibraltar. Nr. 110. — Urquharts Urtheil über die Mauren. Nr. 111. — Sierra Leone. Nr. 111—113. — Aus dem Tagebuch einer Reise nach dem nördlichen und westlichen Persien: Ausflug von Tebris nach Persisch-Kurdistan. Nr. 112—115. — Etwas über die Schlangen auf Ceylon. Nr. 113. — Die europäisch-cingalesische Mischlingsrace. Nr. 115. — Die Balli-Inseln. Nr. 115—117. — Die französischen Finanzen. Nr. 116—118. — Eine schwimmende Insel in Livland. Nr. 117. — Die Slaven in Istrien. Nr. 118—122. — Die archäologischen Ueberreste in Mesopotamien. Nr. 119. — Die Papuas. Nr. 120. 121. — Englische Dampfpaketbootverbindung mit Mittel- und Süd-Amerika. Nr. 121. — Die englischen Finanzen. Nr. 122. — Skizzen aus der Provinz Constantine. VII. Die Colonien der Pariser. Nr. 123—125. — Die Stellung der englischen Freihandelsfrage. Nr. 124. — Ueber die Geologie und Fossilien Neuseelands. Nr. 125. — Ueber den Einfluß der Natur auf die Geschichte Rußlands. Nr. 126—129. — Die Eisenbahn von St. Louis nach San Francisco. Nr. 127. — Die Abdam, eine Partakaste in Jemen. Nr. 128. 129. — Glänzende Fische im japanischen Meere. Nr. 129. — Der Mineralreichthum Algeriens. Nr. 129—130. — Der Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel in Frankreich. Nr. 130.

Chronik der Reisen.

Ritt in die Walachei. 5. Nach Pitest und Rimnik. Nr. 118 — 123.

Kleinere Mittheilungen.

Beseitigung des letzten Symbols der Sikhherrschaft im Pendschab. Nr. 104. — Gold in Australien. Nr. 105. — Fortschritte des Rübenzuckers. Nr. 106. — Englisches Modebestreben. ibid. — Die angelsächsische Race. Nr. 107. — Etwas über den Aufenthalt der Russen auf Spitzbergen (Grumant.) Nr. 108. — Ueber den Radschah Sir J. Brooke. ibid. — Die Masse der probehaltigen Spirituosen in England. Nr. 109. — Große Cirkelfahrt. Nr. 110. — Die Seeschlange in Amerika erweist sich als eine Reihe von Wallfischen. Nr. 111. — Der Wechselumlauf in England. Nr. 112. — Eine zugängliche Mündung des Columbia. ibid. — Die Kheiberpässe nach Afghanistan. Nr. 113. — Ein Bruchstück des verlornen Buchs von Chairemon über Hieroglyphen. Nr. 114. — Garcin de Tassy's Geschichte der Hindustani-Literatur in das Hindustanische übersetzt. ibid. — Entdeckung von Mineralien in der Provinz Erzerum. ibid. — Witterung in Tiflis. Nr. 115. — Die Haifischzauberer in Ceylon. Nr. 116. — Ein Hofnarr von Rosas. ibid. — Die Assam-Thee-Compagnie. Nr. 117. — Wallins Reise quer durch Arabien. Nr. 118. — Nachricht von Richardsons Reise. Nr. 119. — Chesney's Buch über seine Euphratexpedition. ibid. — Nachricht von dem Nimrod Cumming in Südafrika. Nr. 120. — Dr. Wallins Persönlichkeit. ibid. — Die zoologische Gesellschaft in England. Nr. 121. — Das Recht der englischen Krone auf gefundene Schätze und die Alterthumsgesellschaft. Nr. 122. — Ueber das Maaß der Schädel. Nr. 123. — Die Telegraphenkette zwischen Europa und Amerika. ibid. — Wordsworths nachgelassene Gedichte. Nr. 124. — Schneeberge in Neuseeland. Nr. 125. — Entdeckung eines merowingischen Begräbnißplatzes zu Envermeu. Nr. 126. — Einfall von Schlangen. Nr. 127. — Die syrischen Werke der Bibliotheca Laurentiana in Florenz. Nr. 128. — Unterricht in den nordwestlichen Provinzen Indiens. Nr. 129. — Der verstorbene Kaiser von China. Nr. 130. — Die Eisenbahnen in Indien. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Juni.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes“ zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath.“ Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc.“ Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 131. 1 Junius 1850.

Wanderung durch Nordwales.

(Von Franz Löher.)

Ich hatte noch acht Tage Zeit, ehe das gute amerikanische Packetschiff, die Southcarolina, welches ich mir zur Ueberfahrt nach Newyork ausgesucht hatte, die Docks von Liverpool verließ. Nach den geräuschvollen Wochen, welche ich unter dem Arbeitsgewühl der englischen Städte verbracht hatte, lechzte ich nach Wald und Einsamkeit, vor mir hatte ich auf einige Zeit die grüne Oede des Weltmeers, ich entschloß mich also kurz und schwenkte links ab in das Gebirge von Nordwales. Ich dachte die Landzunge, welche die beiden tiefen Meeresbuchten, den River Mersey und den River Dee scheidet, quer zu durchschneiden und fuhr am 15 Julius über den ersten nach Birkenhead, welches Liverpool gegenüber liegt. Die Rhede bietet eine prachtvolle Wassersicht, voll von schlanken Schiffen und dennoch blank und weit, drüben glänzen die Hügel mit Grün und mit weißen Landhäusern. Auf dem Dampfschiffe ließ sich das schottische Pibrock hören, es klingt ächt gälisch, kindisch fröhlich und frech. Es waren auch vier junge Engländer da, sichtlich aus den höchsten Kreisen, denn sie fuhren hernach vierspännig weiter und von königlicher Livree bedient; sie fielen mir auf wegen ihres feinen und leichten Wesens, welches die nationale englische Steifheit ganz abgeschüttelt hatte, aber auch sie stampften mit den Füßen den Tact zum Pibrock. Auf dem höchsten Punkte von Birkenhead labte ich mich an der Stille, welche mich hier endlich wieder umwehte, und an der Aussicht da unten, wo der Dampfwagen zwischen den häuserbedeckten Hügeln einherbrauste und die Schiffe auf der breiten hellen Rhede fuhren. Die Ebbe umzog diese mit einem dunkeln Streifen zwischen Meer und Land, soweit nämlich das Wasser vom Lande zurücktrat. Jenseits streckte sich die unabsehliche, vom Rauche meist verhüllte Seestadt hin.

Dann ging ich hügelauf hügelab in die kleine Halbinsel hinein, ergötzte mich an der niedlichen Landschaft, die jedoch bald einförmig wurde, sah in die Häuser und lernte das Leben des englischen Landvolkes kennen. Manches hübsche Kind spazirte mit dem Buche in der Hand im Grünen umher, freilich auch manche aufgeputzte alte Jungfer, denn England ist das Land, wo die Jungfrauen alt werden wie geräucherte Fische. Der Gang der Engländerinnen ist fest und aufrecht, jedoch nicht anmuthig, und erinnert manchmal, wenn das Selbstbewußtseyn nicht durch Geist und Leben unterstützt wird, an den ehrbaren Gang der weißen Gänse. Die freundlichsten Landhäuser standen auf allen Höhen, man kann nichts behaglicheres schauen. Auch der gemeine Landmann wohnt in netten Häuschen von Stein, wenn sie auch nur mit schlechtem Stroh bedeckt sind. Es ist sehr beschränkt darin, aber alles blank und zierlich, wie bei Kindern. Ein Kämmerchen ist an dem andern, in jedem aber weiß man Putzwerk anzubringen. Dazu muß sich namentlich das Hausgeräth hergeben, das feinere, oder wenn man nichts anderes hat, glänzt auch wohl Muschel und Quarz auf Kaminsimse, eine Menge Zangen, Feuerstecher, Schüppen, Krüge und dergleichen muß die Wände bekleiden. Es liegt etwas Heimisches in dieser Sitte, denn auch das Hausgeräth gehört zu unserer Gemüthlichkeit, aber in England macht es zu oft die Stube zur Küche und dient dennoch nur zum Prunke. In alten Bürgerfamilien Deutschlands ist dasselbe üblich, aber da läßt man doch nur das Silber- und Zinngeschirr und die Ehrengeschenke glänzen. In seinem städtisch eingerichteten Häuschen sitzt nun der kleine englische Landbauer, starkleibig und gutmüthig, aber oft ziemlich dumm; selbst in der Nähe großer Städte findet man hier Landleute, deren Denken und Wissen nicht weiter geht als ihre tägliche Aussicht. Auch ihr Ackerbau soll, wie ich vielfach von Kennern versichern hörte, wenig kunstreich und gewinnbringend seyn. In seinem Wesen ist der englische Bauer langsam, er scheut die Anstrengung und behütet seinen Leib vor Fährlichkeit; feurig Blut hat er wenig, wenn er aber zu arg gereizt wird oder sonst nicht anders kann, dann schlägt er los und hält auch aus im Schlagen. Selten hört man sie laut werden; des Abends kommen sie im Wirthshause mit gefurchten Stirnen zusammen und setzen sich schweigend hin, man sollte meinen, sie dächten etwas ganz besonderes; ganz allmählich kommt ein flüsterndes Gespräch in den Gang wie ein schlechtgeöltes Rad. Natürlich gilt dieß nicht von dem wohlhabenden englischen Landmann, denn der ist ein ganz anderer Mann.

Mit meiner Wanderung auf gut Glück kam ich aber übel an. Der Fremde in England, namentlich wenn er zu Fuße und von den Hauptstraßen ab ist, muß um sein Nachtquartier erst lange unterhandeln, sonst bekommt er keins. Der Engländer ist mißtrauisch gegen die, welche er nicht kennt, und will vor allen Dingen sein Haus rein halten. Ich fragte vergebens drei- oder viermal um Herberge an, und mußte in der Nacht noch einen guten Theil Weges zurückwandern. Dabei sah ich hin und wieder einen alten Mann zwischen den Zäunen turkeln, welcher des Brandy am feuchten Abend zu viel genommen hatte. Endlich fand ich nicht weit hinter Birkenhead in einem Privathause eine gute Aufnahme.

Am 16. ging meine Wanderung noch weiter zurück, um auf der Eisenbahn nach Chester zu kommen. England ist das

Digitized by Google

Land der Heckenreiter und Strauchdiebe, allwärts gibt es dichte Hecken, Gebüsch, Gräben und sonst allerlei Verstecke. Es regnete häufig; Luft und Wetter sind die meiste Zeit in England so wie bei uns nach langem Regen. Chester ist eine der alten englischen Städte, alterthümlich, mit einer stattlichen Burg in den Ringmauern; die Häuser haben oben und unten Hallen und Gewölbe. Unter dem ärmern Volke vernimmt man schon etwas von den wälschen Gurgeltönen.

Von Chester fuhr ich nach Flint dem Gestade entlang. Anfangs regnete es stark, das Boot war fast überschwemmt und tanzte vor dem Winde über die schäumenden Fluthen; nach und nach wurde es lichter und das Meer glatter. Die vier Ruderer, unterstützt von Wind und Segel, ließen das Schiffchen fliegen. Sie waren sehr gutmüthig und wohlauf und äfften die wälsche Sprache nach. Jedes Boot, das in der Abendstille vorbeikam, wurde angerufen und gab Antwort. Die Luft war dunkel und feucht, das Wasser hell, am Ufer gingen Fischerböte ihrem stillen Geschäfte nach. Vom linken Ufer hörte man dann und wann den schrillen Klang aus den Werkstätten, in denen hier Schiffe und eiserne Dampfboote gebaut werden; etwas weiter erhoben sich endlich die grünen Berge, deren Anblick nach so langen Ebenen mich schon um Mittag entzückt hatte. Dann zeigte sich Flint: die breite Burgruine von der Fluth bespült, die Schiffe und Böte, die alterthümlichen Häuser und Hütten weithin zerstreut, das Holzwerk am Strande, mancherlei Volk dazwischen, das alles, von Ruhe und feuchtem Glanz umflossen, machte einen wunderbaren Eindruck. Die Seele ging mir auf. All die Land- und Seeräuber-Romantik hob sich aus ihren dunkeln Gründen hervor: hier die ewige Meeresfluth, am Gestade die Forts, von denen herab die normännischen Herren die Wälschen bezwangen, dort die tiefen Bergschluchten, aus denen die Weißmäntel hervorbrachen. Weil es eben Ebbe war, ging man über eine Strecke Meeresboden zum Lande, die Seekrebschen schlüpften mir unter den Füßen weg.

Das Castle Inn (Gasthaus an der Burg) war vortrefflich, voll von See- und Handelsleuten, und dennoch höchst sauber und gemächlich eingerichtet für andere Reisende. Zur Nacht reichte man mir ungefordert Schlafmütze und ein feines Nachthemde. Der Kaffee war so gut, wie bei uns an Brunnenorten, was für England viel sagen will, und die mancherlei Fischgerichte wirklich köstlich. Ich unterhielt mich des Abends lange mit einem Schiffscapitän aus Memel, einem Pommer, dessen Eltern und Verwandten immer Schiffer gewesen, und der in diesem seinem Lebensberufe mit seinen Gedanken und Ansichten fest gewachsen war. Sein Schiff, welches Salz geladen hatte, lag am Ufer und hatte Gebrech. Ich lernte von ihm mancherlei über die Städte und Frachten der Ostsee, über den Sund, und die preußische und englische Rhederei.

Am andern Morgen, den 17ten, besuchte ich sein Schiff, und stöberte dann am Seestrande nach seltsamen Gewächsen und Thieren. Muschelsucher gingen weit vom Ufer mit ihren Körben in der See herum, denn der Strand ist hier sehr flach; es sieht seltsam aus, man meint, die Leute wandelten auf dem Meere. Die Burgtrümmer erheben sich mächtig auf Felsen, welche die Fluth seit Jahrhunderten auswäscht; um die alten Zinnen streiften die Wolken, von denen die Bucht umsäumt war, und durch sie hindurch schnitten hin und her die weißen Möwen; zu Zeiten wurde das Gebirge durch Sonnenblicke grün erhellt. Die Besatzung in der Burg muß ehemals von vieler Gefahr umdrängt gewesen seyn, denn die Burg war überaus stark befestigt. Die beiden Landseiten des Vierecks waren durch drei gewaltige Thürme beschirmt und von einem Graben umzogen, die beiden andern Seiten vom Meere bespült. Vor dem Eingange stand noch ein stärkerer Thurm, in welchem sich drei Rundgänge übereinander befinden, so daß zuletzt noch in der Mitte des Thurms ein Vertheidigungsort bleibt. Dieser Thurm steht durch einen unterirdischen Gang mit der Burg in Verbindung, dann war noch der breite Burgberg unten mit Graben und Wallmauer umgeben. Jetzt steht ein Gefängniß auf demselben. An einen Trümmerrest lehnte sich eine Gesellschaft Engländer, die sich zum Baden in Flint aufhalten; sie sangen, beteten und plauderten wechselsweise, indem sie auf das Meer starrten. Flint hat bedeutende Fabriken, die einen argen Rauch über den Ort verbreiten. Auch hier fand ich in der größten Fabrik, in welcher Vitriol, Bleiweiß u. s. w. bereitet wurde, in ihrem Vorsteher einen Deutschen, wie schon mehrmal in England.

Gegen Mittag ging ich voll Erwartung ins Wälsche hinein. Erst an der Küste hin zur Seite angenehm bebaute Anhöhen, den Blick auf den Meerbusen. Oft umschwärmte mich ein Haufen neugieriger und jubelnder Kinder, Bart und Reisehut erwecken noch immer in England Aufsehen; wie es scheint, brauchen die Engländer ihre auffallende Reisetracht nur in der Fremde. Bald ging es von der Küste ab ein Gebirgsthal hinauf, und ich war auf einmal mitten im Gebirg, sah wieder grüne Berglehnen, unten die weidenden Rinder, oben den klaren Aether, und hörte wieder die Wasser plätschern und die Vögel singen. In Holywell war der Freitagsmarkt, und die Wälschen dort in Masse versammelt. Es sind lauter dicke, kurze Menschen, wie ein Beutel mit zwei Beinen, halten sich meilenweit von englischer Sauberkeit entfernt, sind immer lustig und verliebt, neugierig und zutraulich wie die Kinder. Der Engländer läßt sich sein Urtheil von seiner Partei zurecht machen, er folgt gefügig der öffentlichen Meinung und ist in seinem Denken und inneren Gefühl weit weniger republikanisch als der Deutsche; der Wälsche aber läuft immer mit dem Troß, bei ihm ist die öffentliche Meinung eine Windfahne, bald herrscht die eine Gruppe vor, bald die andere. So sah ich auch hier die Wälschen gruppenartig zusammenstehen und mit Händen und Füßen agiren. Ihre Sprache klingt unangenehm, als hätten sie einen Knochen im Gaumen, sie gurgeln alles heraus, noch viel schlimmer als die Schweizer. Dieß wälsche Volk war mir immer merkwürdig; wie viel von diesen beuteligen Leuten mag unter der Kappe einer andern Volksart in der Welt umherlaufen; ihre reine Nationalität aber ist überall, in Spanien und Frankreich, in England und Schottland in die höchsten Gebirge zurückgedrängt, und ihre Eigenthümlichkeit muß täglich mehr vor der eindringenden Kraft des Germanischen und Romanischen verbleichen.

Von Holywell schlug ich den Fußweg über das Gebirge ein. Auf der Höhe war eine weite Aussicht über die Bay und auf die ringsum sich thürmenden Berge, die hie und da eine Burgkrone trugen. Ueber eine Hochebene und durch fruchtreiche Thäler kam ich nach Caerwys, welches unter einem hohen Berge liegt und eben daran ist, sein mittelalterliches schwärzliches Kleid etwas zu lüften. Ich fand dort gutes Ale und ging dann ohne Weg und Steg nach Denbigh. In Nordwales ist es angenehm zu Fuß zu reisen, bald hat man eine Straße, ein breites Thal hinab, mit weiter Aussicht im Hintergrunde, bald geht der Fußweg wieder über klare Hügel und durch bebuschte Schluchten, überall aber kann man mit einiger Anstrengung und Kletterei leicht auf die Berge und Joche kommen, und

Digitized by Google

jedesmal sieht man sich durch eine frische Aussicht belohnt. Zur Linken lag mir ein Berg, wie sie seyn müssen, am Fuße Fruchtfelder und Gärten, darauf einen Waldgürtel mit Wässern und Mühlen, dann glatt und rund wie ein Kegel, und oben zackiges Felsgestein, und eine weite Aussicht, halb in ernste Gebirgsschluchten, halb in lichte Breiten. Ich übersah von der Höhe dieses Berges den Meerbusen, welchem entlang ich gekommen, und die Halbinsel, auf der Birkenhead liegt, auch der andere Meerbusen schimmerte herüber. Auf der einen Seite war Hochgebirge, auf den beiden andern Seiten tiefe, breite Thäler, von mächtigen Höhen umschlossen, hinter denen noch ansehnlichere Kuppen ragten. Die Aussicht herabwärts in die bebauten Thäler hatte viel ähnliches mit der im Erzgebirg gewöhnlichen. Oben war niemand als Berghämmel und Geier. Es gab einen kleinen Sturm, und ich sah von einer Felsenhöhlung aus gemüthlich herab auf die dunkeln, regnenden Wolken unten, auf die Streiflichter, welche die gegenüberliegenden Höhen erhalten, und endlich den Regenbogen, der an den grünen Gebirgswänden flimmerte. Herunter wand ich mich durch Gärten und Parks wieder auf die Straße, die nun anderthalb Stunden lang durch eine Thalmulde führte, die den reichen Thälern im Tirol und in den südlichen Alpenabhängen glich, so stolz die Berge, so gewölbt und dicht waren die Bäume, so niedlich und weiß die Landhäuser dazwischen. Es muß übrigens in Wales Geistergeschichten in Menge geben, man kommt gar zu häufig an Plätzen vorbei, welche entschieden dafür passen, an himmelhohen Erlen in schwarzen Schlüften, an sturmumwogten Felsgestalten, und an reißenden oder tief schleichenden Flüssen. Wo eine dunkle Naturgewalt zu Zeiten Macht über den Menschen gewinnt, da stellt sich das Volk ja gern einen unheimlichen Geist vor.

Die Nacht blieb ich in Denbigh und bekam zum Nachtessen außer Thee und Schinken, gedörrtem Fleisch und dreierlei Butterbrod noch den allervortrefflichsten Berghammel, nicht minder preiswürdigen frischen Lachs, Krebse, die einem Prälaten ins Herz gelacht hätten, und kleines Muschelzeug, welches ich nicht kannte.

Den 18ten. In Denbigh war ebenfalls Markt und die Straße mit Menschen besäet. Ich stieg zu den überaus schönen Burgtrümmern hinauf. Diese bedecken die ganze Stirn eines Felsberges, der sich mitten in dem weiten Thale und vortrefflich zu dessen Ueberwachung geeignet erhebt. Höfe, Hallen und Gemächer kann man sich noch deutlich vorstellen, namentlich nimmt sich die Capelle in ihren Trümmerbogen gut aus. Die Aussicht ist nach allen Seiten anziehend, wenn auch nicht abwechselnd. Hier oben wird alle drei Jahre das Preisspielen der wälschen Barden oder Harfner gehalten, ich möchte es nicht anhören, denn der Geist der Musik scheint die Wälschen nicht zu seinen lieben Kindern zu zählen.

Nach Llansannan waren es nur zehn Meilen, aber es war schwüle Luft und kein Haus zur Erquickung am Wege. Es ging bergab, bergauf, aber immer höher, bis ich an einer abschüssigen Bergwand wieder niederstieg in eine tiefe Schlucht, welche mit üppigem Baumgrün zugedeckt und durchplätschert war von Bächen. Dieß war der zweite Höhenzug, den ich überstieg, hinter Holywell war der erste. Llansannan lag etwas weiter in der Schlucht hinauf. Dort aß ich zu Mittag, bekam aber wieder den verdammten englischen Schinken mit Eiern, die ewige Reisekost in Großbritannien. Nach ein paar Stunden Ruhe wanderte ich, ohne Aufhören hoch hinan- und wieder steil hinabsteigend, die zwölf Meilen nach Llanwrst. Die steinernen Häuschen der Wälschen nehmen sich in ihrem Schmutze von außen malerisch aus, sind aber inwendig nicht selten reinlich und behaglich, wenn sie auch eigentlich nur eine Kammer bilden. Der Deutsche will doch eine Hausflur haben, in England hält man sie nicht für nöthig. Unten die Kammer, unter dem Dache die Schlafstätte, nebenan das Ställchen für das Vieh und vorn ein Mistchen, das sind die Häuser hier. Die Gegend hatte viel ähnliches mit meiner heimathlichen im Teutoburger Wald, nur war hier zu wenig Wald, das Baumgrün aber dafür desto üppiger. Ueber diesen tiefen, wälschen Thälern hängt ein ewiges Halbdunkel, und die Sonne war noch nicht unter, da umhüllte alles schon ein geisterhaftes Zwielicht. Noch eine Höhe hinan, und zwar mit einem Wälschen, der mich seine Sprache lehrte — und nun lag vor mir das sich höher und höher thürmende Gebirge mit seinen unzähligen Kuppen. Den Haken des Snowdon hatte ich schon länger gesehen; das Gebirge ist schwarzblau, unten grün und steigt ziemlich senkrecht und massenhaft. Leider liegt Llanwrst ganz am Fuße desselben, und ich mußte wieder eine gute halbe Stunde steil bergab.

(Fortsetzung folgt.)

Labrador und dessen Bewohner.

(Mac Lean's Notes of a 25 service in the Hudsonsbay Territory.)

Die Halbinsel Labrador, auch Neubrittannien oder das Land der Eskimos genannt, bekanntlich zum brittischen Gouvernement Neufundland gehörig, und eins der nördlichsten und unwirthbarsten Länder in der ganzen Welt, von angeblich mehr als 20,000 deutschen Quadratmeilen Flächengehalt, bildet einen Theil des der Hudsonsbay-Compagnie überwiesenen Gebiets, welche an der Küste des Nordmeeres mehrere Factoreien besitzt. Nachdem diese Compagnie aber aus einer von herrenhutischen Missionären herausgegebenen Schrift ersehen hatte, daß das Innere von Labrador vortreffliches Pelzwerk liefere, so wurde auf dringendes Anrathen ihres Gouverneurs Sir George Simpson (bekannt als Verfasser der Reise zu Lande um die Welt) beschlossen, sich dort niederzulassen, um, wie man es nannte, „die Lage der Eingebornen zu verbessern“ und zuerst im Jahre 1831 eine Abtheilung Beamte und Diener der Compagnie von Canada aus zu Lande dorthin gesandt; diese gründeten im Innern von Labrador den Handelsposten oder die Niederlassung Ungava, welcher unter 59° 28' Breite am östlichen Ufer des Ungava- oder Südflusses, etwa 30 englische Meilen von der See entfernt, in einer der traurigsten Gegenden der Welt, umgeben von kahlen, nur mit gelblichen Moosen oder Flechten spärlich bedeckten Felsen und etlichen verkrüppelten Fichten, belegen ist. Diese Speculation, welcher die meisten Theilnehmer (partners) der Hudsonsbay-Compagnie von Anfang an entgegen waren, entsprach auch den gehegten Erwartungen durchaus nicht, indem theils Pelzthiere in solcher Menge dort sich nicht vorfanden, daß sie erheblichen Gewinn abwarfen, theils die meisten europäischen Waaren, namentlich Kleiderstoffe, von den Eingebornen nicht gekauft wurden, weil sie keinen Gebrauch davon machten, theils aber wegen der Unfruchtbarkeit des Landes die Niederlassung verproviantirt werden mußte, und der weite Transport der Lebensmittel nebst Waaren unverhältnißmäßig kostbar, auch sehr schwierig und zu Lande fast unmöglich war. Der Verfasser des oben angeführten Buchs mußte nun im Dienste der Compagnie fünf Jahre lang (von 1836 bis 1841) in Labrador, namentlich in Ungava, zubringen und im Auftrage derselben das Innere des Landes, freilich unter großen Entbehrungen und Gefahren, durchforschen um darüber genauen Bericht zu erstatten. Das von ihm gewonnene Resultat seiner Forschungen war, daß Niederlassungen der Compagnie im Innern von Labrador aus den bereits erwähnten Gründen durchaus unvortheilhaft seyen, und demgemäß wurde die Niederlassung von Ungava im Jahre 1842 wieder aufgegeben.

Digitized by Google

Da Labrador, zumal im Innern, bis jetzt nur sehr wenig bekannt geworden ist, so wollen wir folgende Notizen darüber aus Mac Lean's Schilderung entlehnen.

Labrador, welches von der Eskimobay an der Meerenge von Belleisle bis nach der Spitze des amerikanischen Continents, Cap Chudleigh, am Eingange der Hudsonsstraße sich ausdehnt, wird im Innern von den zwei zum Volke der Kris gehörigen Indianerstämmen, den Bergindianern (Mountaineers) und Naskopis bewohnt. Die Küste wurde in frühern Zeiten nur von Eskimos bewohnt, aber jetzt ist ihr südlicher Strich bevölkert von einer Mischlingsrace, den Bastarden von Europäern und Eskimos, nebst etlichen umherstreifenden Eskimos, auch von englischen und canadischen Fischern und Jägern, die in Sitten und Lebensweise fast Eskimos geworden sind. Während diese Europäer aus Noth manche Sitten der Wilden annehmen müssen, so haben letztere so viele europäische Gewohnheiten sich angeeignet, daß ihre Nationalität so gut wie verschwunden ist. Sie kochen ihre Speisen, trinken Rum, rauchen und kauen Tabak, und tragen durchgängig Kleider von europäischem Schnitt, besonders die Frauen; sie haben ein bischen Französisch und Englisch gelernt, namentlich die Flüche aus diesen Sprachen und sie verstehen zu lügen und zu betrügen. Alle Verhältnisse in Anschlag gebracht muß man sich indeß doch wundern, daß ihre Sitten nicht noch verdorbener sind als wirklich der Fall ist. Im Sommer halten sich immer mehrere kleine amerikanische Handelsschiffe an der Küste auf, in deren Ladung das abscheuliche „Feuerwasser" ein Hauptartikel ist, welchen sie in Menge an die Eingebornen im Tausch umsetzen. Diese amerikanischen Abenteurer sind gewöhnlich Menschen von sehr lockern Grundsätzen, welche nur gar zu gern ihre Kunden hintergehen; indeß sind jetzt die Eingebornen schon so klug geworden, daß sie eher andere betrügen als sich betrügen lassen. Die Eskimos an der nördlichen Küste sind in jeder Hinsicht verschieden von ihren Brüdern im Süden, denn sie haben einige Kenntnisse der christlichen Religion erlangt, auch einige der nützlichsten Künste civilisirter Menschen gelernt und doch von ihrer ursprünglichen Einfachheit wenig eingebüßt; dieses verdanken sie den mährischen Brüdern (Herrnhutern), diesen treuen „Nachfolgern der Apostel," welche unter unglaublichen und Jahre langen Beschwerden und Entbehrungen die Heiden bekehrt und unterrichtet und um sich in Dörfern gesammelt haben, welche Hoffnungsthal, Nain, Okok und Hebron heißen. Die europäischen Bewohner der Labradorküste bestehen größtentheils aus englischen Matrosen, welche die Freiheit eines halbbarbarischen Lebens in Gesellschaft einer braunen Frau, der strengen Schiffsdisciplin und den weißen Schönen vorgezogen, und in diesem unwirthbaren Lande für ihre Lebenszeit sich niedergelassen haben. Sie ernähren sich vom Fischfang und von der Jagd, und wohnen in hölzernen mit Schindeln gedeckten Hütten, worin gute Oefen sich finden; die Bastarde leben ebenso wie ihre europäischen Väter, sind nüchtern und fleißig, richten sich nach den Lehren des Christenthums, haben wenige Laster der Civilisation und sind von den Verbrechen derselben ganz frei. Es überraschte mich als ich fand, daß alle lesen und schreiben konnten, obgleich Schulen und Lehrer nicht vorhanden waren; die Mutter unterrichtet die Kinder, und sollte sie dazu nicht im Stande seyn, was selten vorkommt, so ist ihre Nachbarin immer bereit den Unterricht für sie zu ertheilen. Diese Bastardeskimos sind aber nicht nur fleißig, sondern auch geschickt und wissen sich immer zu helfen. Die Männer verfertigen ihre Boote selbst und die Frauen alles was in der Haushaltung erforderlich ist; fast alle Männer sind ihre eignen Schmiede und Zimmerleute, und jede Frau ist Schneiderin und Schuhmacherin. Sie besitzen anscheinend alle Tugenden der beiden Racen aus welchen sie entsprossen sind, jedoch mit Ausnahme des Muths, denn sie gelten für furchtsamer als die Eskimos, aber da sie sich hüten andere zu beleidigen, so werden auch sie selten beleidigt.

Das Klima des südlichen Theils von Labrador ist nicht sehr streng, und in den kältesten Monaten des Jahres zeigt der Thermometer nur selten 30° F. unter Null. An dem Ufer der Eskimobay finden sich einige zum Ackerbau geeignete Stellen, und man zieht dort Kartoffeln nebst Küchengewächsen im Ueberfluß, auch Korn, besonders Gerste und Hafer, würde dort unbezweifelt gedeihen, aber die Bewohner geben mit andern Beschäftigungen sich ab, wann es Zeit wäre das Feld zu bestellen.

Das Klima von Labrador in einem so hohen Breitengrade wie Ungava liegt, hat begreiflich nur große Hitze und große Kälte, und nicht die gemäßigte Frühlings- und Herbsttemperatur, denn dort folgt unmittelbar auf die Strenge des Winters die starke Hitze des Sommers und so umgekehrt. Am 12ten Junius 1840 bemerkte ich, daß der Thermometer von 10° F. unter Null bis auf 76° Wärme im Schatten stieg, während der Himmel hell und das Wetter ruhig war, und das war der erste Tag des Sommers. Zehn Tage früher stieg der Thermometer von 15° F. unter Null bis zu 32° darüber, und das Wetter war so unruhig wie im Januar, denn es schneite und stürmte den ganzen Tag. Die Hitze nahm vom 12 Junius an immer zu und der Thermometer zeigte häufig von 85° bis 100° F. im Schatten; diese große Hitze entsteht wohl unbezweifelt theilweise durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der felsigen, gewöhnlich kahlen Oberfläche des Landes. Wenn indeß der Wind vom Meere her weht, so wird die Atmosphäre so kühl, daß sie unangenehm ist, und solche Witterungswechsel, die man im Sommer häufig erlebt, werden wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß das Meer beständig voll Eis ist. Bemerkenswerth ist, daß hier die strengste Kälte stets von stürmischem Wetter begleitet wird, während im Innern von Nordamerika heftiger Frost ruhige Luft erzeugt. Der Winter, um es so zu nennen, beginnt in Labrador im October, denn gegen Ende dieses Monats ist die Erde mit Schnee bedeckt und die Flüsse nebst den kleinern Seen sind übergefroren; indeß hält die Kraft der Fluth und der Strömung den Ungavafluß nicht selten noch bis zum Monat Januar offen. In dieser Zeit ist keine Gegend der Welt die ich gesehen, oder von welcher ich gehört oder gelesen habe, ein trostloserer Aufenthalt für civilisirte Menschen als Ungava. Das unaufhörliche Krachen des von der Fluth hin und hergetriebenen Eises betäubt beständig das Ohr, während das Licht des Himmels durch den in der Luft hängenden dichten Nebel verhüllt ist und nur ein trübes Zwielicht herrscht. Wenn das Eis im Flusse sich festgesetzt hat, so zeigen sich die Schönheiten der Winterlandschaft, eine unabsehbare Fläche von blendendem Schnee, worin hie und da eine Gruppe zwerghafter Fichten oder die kahlen Felsenspitzen nackter Berge hervorragen, von welchen die Gewalt der eisigen Sturmwinde selbst die zähen Flechtmoose herabgerissen hat. Die dortigen Winterstürme sind die heftigsten welche ich erlebt habe, und sie reißen alles mit sich fort, so daß sie oft den Indianern tödlich werden, die davon im Freien überfallen wurden. In dem Jahre vor meiner Ankunft in Labrador hatte eine Gesellschaft Indianer mit ihren Frauen auf eine wüste Insel in der Bucht sich gewagt, um Rennthiere zu jagen und wurde dort durch einen plötzlichen Sturm genöthigt, in möglichster Eile wieder zum Festlande zurückzukehren. Allein die Frauen waren bald von dem rasenden Sturme so erschöpft, daß sie nicht mitkommen konnten und ihrem Schicksal überlassen liegen bleiben mußten, worauf sie denn von dem heftigen Schneefall bedeckt wurden. Als die Wuth des Sturms nachgelassen hatte, gingen die Männer aus um sie zu suchen, aber vergebens, sie waren nirgend zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Streit der Engländer mit den Affridis. Wir haben in Nr. 113 erwähnt, daß die Engländer mit einigen afghanischen Stämmen wieder im Hader sind, und bis jetzt eben nicht mit günstigem Erfolg sich mit ihnen herumgeschlagen haben. Jetzt bringen aber die neuen englischen Berichte, und namentlich ein Artikel der Times vom 20sten, die Ursachen dieses Streits, der den Engländern noch viel Geld, und vielleicht eine gute Anzahl Menschenleben kosten kann. Die Engländer sind in entschiedenem Unrecht, wenn bei solchen Eroberungen überhaupt noch von Recht und Unrecht die Rede seyn kann: sie haben den Häuptlingen der Affridis gewisse Geldsummen versprochen, wenn sie den Paß von Peschawer nach Kohat offen ließen und gegen Räubereien sicherten. Dieß versprachen die Affridis, nun kamen aber die Engländer und erhoben einen Zoll von Salz, der wahrscheinlich darauf berechnet ist, das Salzmonopol in Indien auch auf diesen District auszudehnen; vorher bezahlten die Affridis 4 Maunds (328 Pfd.) Salz mit einer Rupie, jetzt sollen sie für Einen Maund (82 Pfd.) 4 Rupien bezahlen. Dessen weigerten sie sich und griffen die Engländer an, welche wieder nachgeben müssen, wenn nicht das umschlossene Kohat in die Hände der Affridis fallen soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 132. 3 Junius 1850.

Etwas über die Mantschu-Sprache.

Hr. Meadows, Dollmetscher des brittischen Consulats in Canton, hat einige „Uebersetzungen aus dem Mantschu mit den Originaltexten und einer Abhandlung über die Sprache als Vorrede" herausgegeben, worüber das Colonial Magazine (Mai 1850) einige Bemerkungen mittheilt, die nicht ohne Interesse sind. Bekanntlich ist schon von mehreren Seiten behauptet worden, das Mantschu werde binnen kaum mehr als 100 Jahren aussterben, wenn aber dem auch in dem eigentlichen Mantschugebiet nördlich von der großen Mauer so seyn sollte, da dort das Chinesische immer weiter vordringt, und die schwachen Mantschustämme immer mehr zusammenschmelzen, so wird das Mantschu als Staatssprache in China wahrscheinlich noch lange fortleben, wenigstens so lange, als die jetzige Dynastie auf dem Throne sitzt, und nicht eine gänzliche Umwälzung in China eintritt. Im Anfang der Mantschuherrschaft, noch ehe sie gänzlich überwog, war das Mantschu bloß die rohe Sprache der rohen Krieger aus dem Mantschustamm, im J. 1599 befahl aber der Kaiser Tien-Ming zwei mongolischen Gelehrten, Erteni und Kakai, aus der mongolischen Schrift eine solche für die Mantschusprache zu bilden. Dieß gelang anfangs ziemlich schlecht, aber unter dem Kaiser Tien-tsing verbesserte eine Commission diese Schrift, und seitdem ist sie unverändert geblieben. Der kaiserliche Hof beförderte das Studium dieser Sprache ausnehmend, und sie wurde von Zeit zu Zeit durch öffentliche Verordnungen als ein wesentlicher Theil der amtlichen Kenntnisse empfohlen, ja verlangt. Privatpersonen haben eine Anzahl chinesischer Werke sowohl als mongolischer, und namentlich auch die heiligen Schriften der Tibetaner in die Mantschusprache übersetzt, so daß solche jetzt nicht nur eine ziemlich reichhaltige Literatur hat, sondern auch durch den politischen Gebrauch als Staatssprache sich fortbildet, fremde Ausdrücke ersetzt und die Sprache den neuen Erfordernissen sich anbequemt. Ein merkwürdiges Beispiel hievon gibt ein Bericht des Artilleriedepartements zu Peking vom Jahre 1848, wo der Kaiser gebeten wird, einen Mantschuausdruck für das Wort „Percussionsgewehre", die damals eingeführt wurden, zu bezeichnen.

Es geht aus dem Obigen hervor, daß das Mantschu keine alte Nationalliteratur hat, und als Sprache nur insoweit es ein Zweig der großen uralischen Familie ist, in philologischen Betracht kommen kann, daß es also seine Wichtigkeit nur aus seinem Charakter als Staatssprache schöpft. Jedenfalls ist es aber von nicht geringer Bedeutung, daß eine Sprache, wie das Mantschu, welches in seinem Bau den europäischen Sprachen ohne allen Vergleich näher steht als das Chinesische, eine so bedeutende mantschu-chinesische Literatur hat, wodurch nicht nur das Verständniß chinesischer Schriften durch die Vergleichung der Uebersetzung mit dem Urtext erleichtert, sondern auch für manche das Lesen derselben erst möglich wird, da wohl die meisten eher Mantschu als chinesisch lernen. Indeß schließen sich die äußern Formen der Schrift den chinesischen an, denn man schreibt es jetzt mit Pinseln aus Kameelhaaren, statt der früher üblichen Rohrfedern, und in perpendiculären Linien in Columnen von Rechts nach Links. Auch geschieht wie bei chinesischen Werken, der Druck mit Holzblöcken, und nur eine Seite des Blattes wird bedruckt, so daß man die Ränder des zusammengelegten Bogens nicht aufzuschneiden braucht.

Wanderung durch Nordwales.

(Fortsetzung.)

Den 19ten. Am Morgen weckten mich die Sonntagsglocken. Ich frühstückte im Gasthofsgarten, dessen Bäume sich in den vorbeibrausenden Conway tauchten. Ringsum prangten die hohen Bergwände im grünen Schmucke, beglänzt von einer hellen Sonne. Der Glockenklang lief an ihnen hin und her in weichem und hallendem Schwunge. Ich war jetzt mitten in Nordwales und stöberte in den Bilderbüchern seiner Vorzeit, welche man mir sehr gefällig aus verschiedenen Häusern brachte. Die Nordwälschen, etwa 400,000 an der Zahl, sind ein unvermischter Rest der alten Britten. Südwales wurde immer schnell erobert und nahm die Sitten der Eindringlinge gefügiger an, jetzt ist es bereits halb englisch; nicht so Nordwales, hier ist das Volk härter und hängt hartnäckiger an der Weise seiner Väter. Es stand früher unter Häuptlingen, welche einem oder mehreren Gliedern aus der fürstlichen Familie des Landes folgten, oft mit Gewalt dazu genöthigt. Gegen Römer und Sachsen hielten sich die Nordwälschen tapfer. Wilhelm der Eroberer aber, dieser harte und kühne Mann, leitete die anwohnenden Barone an, mit den wälschen Häuptlingen in Familie oder Feindschaft anzubinden, und stückweise vordringend, stückweise durch Burgen sich schirmend, das Land für sich selbst zu erobern, gerade so wie es die Deutschen gegen die Slawen machten. Diesen Baronen (Lords Marchers) ließ Wilhelm noch mehr Selbstständigkeit als seinen übrigen Vasallen, wie er denn überhaupt den Grundsatz, mit dem er statt einer Volksherrschaft eine Fürstenherrschaft gründete, befolgte, seinen Baronen freie Hand nach unten zu lassen, sie an sich selbst aber durch Interesse, Furcht und Verwicklungen zu binden. Die Wälschen aber erhuben sich

Digitized by Google

wiederholt, wo immer nur ein kühner Häuptling unter ihnen aufstand. Der letzte dieser Fürsten war der große Llewyn. Er sammelte noch einmal die ganze Kraft seines Landes, aber König Eduard I schlug ihn in einer blutigen Schlacht im Jahre 1282, in welcher Llewyn und die Blüthe des Volkes den Tod fand. Llewyns Bruder und Nachfolger, David, wurde gefangen und hingerichtet. Seit dieser Zeit blieb Nordwales unter englischer Botmäßigkeit, aber seine Nationalität mußte man ihm lassen.

Die Wälschen waren in den beiden letzten Jahrhunderten ziemlich unbekannt, sie kümmerten sich nicht um England und dieses sich nicht um sie, allmählich siedelte sich jedoch das Englische an. In neuerer Zeit, wo überall die Nationalitäten sich wieder erfrischen, andrerseits aber die geistig stärkern von selbst eindringlicher werden, sind auch in Nordwales Sprache und Sitten der Vorvordern sorgsam wieder cultivirt. In kurzer Zeit entstanden eine Menge wälscher Buchdruckereien, die alten Bardenwettstreite zu Caerwys wurden wieder ins Leben gerufen, und eine Literatur angebaut, in welcher man sich bestrebt, reines Wälsch zu schreiben. Indessen lernt der Gebildete doch immer mehr Englisch, und bei dem besten Willen, gut wälsch zu bleiben, nimmt er mit englischer Sprache auch Englands Geist und Sitten an. Zudem sind die öffentlichen Institutionen hier dieselben wie im übrigen England. Das Wälsche muß jährlich mehr verblassen und endlich sich auf die versteckten Dörfer zurückziehen. Noch aber gibt es reiche Farmer, die kein Wort Englisch verstehen.

Ich ging in den Straßen von Llanwrst umher, und kam auch in die Kirche, welche castellartig erbaut ist. Ein freundlicher Herr lud mich sogleich in seinen Kirchstuhl neben seiner Familie; es wurde wälsch vorgebetet und gepredigt. Durch die offenen Kirchthüren schimmerten die Leichensteine des Kirchhofs und das hellgrüne Gebirge, und drang das Rauschen des dicht vorbeiströmenden Conway. Dann sang ein Kinderchor sehr lieblich; es waren ganz dieselben Melodien, welche ich als Kind mitgesungen, jetzt hörte ich sie in diesem wälschen Erdwinkel rührend schön wieder. Im Umherschlendern machte ich noch manche Bekanntschaft. Der Abstich gegen England ist sehr merklich. Die Wälschen sind herzlich gastfrei, zutraulich und höflich. Mit einem feinen Anstande grüßen sie, indem sie die Hand zum Hute erheben. Gegen Engländer, die unter ihnen ein Gewerbe anfangen, sollen sie jedoch sich verschlossen verhalten und sie gern ein wenig placken. Sie sollen durchweg ehrlich und besonders religiös seyn, theologischen Streit sehr lieben und gern lesen lernen. Die Bibel fand ich in ganz armen Berghütten. Verbrechen sind in Wales etwas Seltenes; dieß Volk hat noch zu viel natürliche Güte und Armuth, aus Armuth ist es ehrlich; dabei sind sie sehr sparsam und darin dem Irländer sehr unähnlich. Ihre Sprache ist wie alle Ursprachen, voll unendlicher Biegungen und grandios im Ausdrucke. Hat man das Ohr an die Gaumen- und Nasentöne etwas gewöhnt, so klingt das Wälsche manchmal sogar lieblich, jedenfalls nicht viel schlechter, als das schnarrende, zischende Englisch. Die öffentlichen Zusammenkünfte werden mit Reden, Musik, Hin- und Herlaufen und vielem Essen und Trinken gefeiert, so bei Hochzeiten und Leichenmahlen. Auch vom Kiltgange erzählte man mir; wahrscheinlich hält man die Ehe, wenn sie in der Familie geschlossen ist, auch ohne die Kirche für vollzogen. Familienleben herrscht bedeutsam vor, alle sind mit einander verwandt und verschwägert, und wissen das genau aufzuzählen. Es ist ein haushälterisches Volk, das seine Freude hat am Lieben und am Zusammenseyn und Herumstreiten. Zu Pferde sah ich die Männer immer nur im wilden Jagen. Die Mädchen sind nicht besonders schön, aber sie haben glänzende Augen und ein natürliches, anmuthiges Benehmen.

Von Llanwrst schlug ich den Fußpfad ein nach Capel Currigh, der übers wilde Gebirge führt. Jetzt kam ich wieder in den wehenden Wald. Das duftig frische Grün, der würzige Hauch erfrischten wieder die Brust. Ich versenkte mich recht in das Waldgrün und lauschte durch die Bäume nach den stillen heimlichen Plätzchen, wo die Wässerchen blinken und die Sonne ihr Strahlengold durch die kühlen Schatten verstreut. Je höher ich stieg, desto weiter und farbenvoller lag hinter mir das schöne Thal von Llanwrst, das der braune Conway durchströmt, und als ich oben kam, da umragten mich in einsamer Größe die kahlen Berggipfel mit ihren Felsenhörnern, und aus den waldigen Tiefen schaute hier und da ein heller See herauf. So im Gebirge wandern, dem Wind entgegen zu steigen, der über die Joche herabrauscht, und oben im klaren Aether zu ruhen und hinab zu schauen auf die wogenden Wälder und bebauten Fluren, und dann wieder hinein in die lauschigen Waldthäler, wo um den See düstere Felsen starren oder die Quellen sickern — so Tage lang, sein Mahl in der Tasche, umher zu wandern, keinen Menschen als den Hirten, kein Thier als etwa Bergziegen und Geier zu sehen — das ist eine reine und hohe Lust. Man versenkt sich da in das wunderbare Weben und Wirken der Natur und unbewußt gleitet unser Geist in ihre geheimen Tiefen. An solch einem einsamen Tage denkt und lernt man mehr als wochenlang in den Städten. Man ist da nicht einsam, die großen Geister der Natur wandern und rasten mit uns. Unsere Seele schafft fortwährend ernste und schöne Gebilde, und wie wir den Lauf des Wassers durch die Thäler und seinen Ursprung in den Adern der Berge verfolgen, so dringen wir nachdenkend ein in die einfachen und erhabenen Gesetze des Weltalls.

Mein Weg führte mich oben um einen Gipfel herum längs eines Sees hin. Vom Ende des letztern ging es bergab über Felsenstrecken, wallende Bergmoore, blühende Halden, durch Felsenschluchten neben kleinen Wasserfällen vorbei. Immer öffneten sich, wo ein Eckfelsen sich abrundete, herrliche Aussichten in farbenreiche Gebirgskessel, aus deren Gründen Fichtenwäldchen in spärlichen Streifen heraufklimmten, sonst war alles nacktes Gebirge. Ganz oben trifft man unter Felsüberhängen oder in einer Vertiefung Hirtenhäuser, roh von Steinen zusammengelegt. Auch auf diesen Höhen sind die Räume noch auf englische Weise bezirkt; weil aber die Mauern roh und niedrig aufgerichtet sind, so vermehren sie eher den wilden Anstrich der Gegend, als daß sie ihn vermindern. Der Snowdon mit seinem Kranze von zackigen Bergen starrte mir immerfort in düsterer Erhabenheit entgegen. Heller Sonnenschein, frische Luft und zwischendurch ein Regenschauer hielt Brust und Glieder immer frisch.

Ich sah endlich das Thal von Capel Currigh und stieg eine halbe Stunde durch allerlei Buschwerk schnell hinunter, um auf die jenseitige Straße zu kommen. Unten fand ich aber einen reißenden Bergstrom, und die Karte zeigte, daß ober und unterhalb meilenweit keine Brücke zu finden, selbst wenn ich durch das Ufergestrüpp bis dahin durchdringen könnte. Ich hing also meine Kleider im Bündel geschnürt über den Nacken und schritt wie St. Christoph durch den Strom. Der Wasserdrang war aber zu stark und der felsige Grund zu glitschig, als daß ich nicht bald bis an den Hals hinein tauchte. Jetzt hatte sich aber mein Kleiderbündel voll Wasser gesogen und hing mir am Halse

Digitized by Google

wie ein Eimer Wassers, ich versuchte es hinüber zu schleudern, warf aber zu kurz, und in der Hast es wieder aufzufangen, verlor ich allen Grund, und der wilde Strom trieb und schlug mich an einen Felsen daß ich quappte, mein Bündel schwamm mir nach. Als ich mich nun am Ufer trocknen wollte, drang auch kein Bißchen Sonnenschein in diese felsige buschüberhangene Tiefe. Ich mußte das nasse Zeug daher wieder anziehen, und kletterte eben in der unbehaglichsten Stimmung über die Mauer auf die Landstraße, als ein Wälscher in seinem gebrochenen Englisch mir gefällig zurief: „Herr, hier ist ein feiner Wasserfall.“ Ich hatte Wasserfall genug gehabt. In der That nahm sich aber der eine halbe Stunde weiter oben stürzende Schwalbenfall sehr hübsch aus. Ein eiliger Marsch, Thee und Brandy brachten mich bald in Cahpel Currigh warm zu Bette.

Den 20. Capel Currigh hat jetzt einen sogenannten vornehmen Gasthof, denn hier sammelt sich alles, was zum oder vom Snowdon kommt. Wenn man aber die Zurüstungen sieht zu einer Snowdonfahrt, sollte man meinen, es ginge zum Himalaya. Auch „der Verstorbene“ hat zu viel Wesens von der Fährlichkeit seiner wälschen Touren gemacht. Nordwales kann man ganz gemächlich und ohne Gefährde in wenigen Tagen durchwandern und braucht dazu weder Führer noch Weg und Steg. Es hat einige finstere schreckhafte Partien, aber man ist gleich wieder unter Menschen. Man kann sich auch überall frei umsehen, denn es fehlen die weithin wogenden dunkeln Bergwälder. Das Gebirge ist meist kahl, dagegen überschüttet von allerlei Farben des Erdreichs und der Felsen, und zeichnet sich vor allen andern aus durch die Menge von Kuppen und das Durcheinander der seltsamsten und wildesten Formen. Man hat häufig ein wahres Gewirre von abenteuerlichen riesigen Berggestalten um sich her.

Im Gasthofe verbrachte ich einige Stunden in einem herzlichen Gespräche mit ein paar Engländern. Sie waren gebildete und aufrichtig freundliche Männer. So habe ich sie meist gefunden, obgleich sie anfangs scheu an sich halten. In ihrem kleinen überfüllten Lande gibt es zu viel Bettler und Spitzbuben, und dem gilt jeder gleich, bis er Vermögen und Bildung aufgewiesen hat. Man muß nur ruhig abwarten, bis sich ungesucht ein offener Gegenstand zur Unterhaltung findet, dann ist der Engländer bald freundlich. Unser Gespräch drehte sich um die verschiedenen Nationalitäten, und man erzählte mir, wie sehr es in England Mode werde deutsch zu lernen, und wie viele höchst geschickte Deutsche in den Fabrikstädten sich niederließen, englische Frauen nehmen und bedeutende Geschäfte gründeten. Aber so geht es den Deutschen. In der Fremde machen sie großartige Unternehmungen in Handel und Gewerben zum Abbruch des eigenen Landes: in der Heimath fühlen sie sich durch tausend große und kleine Hindernisse und Rücksichten zu beengt. In England, Nordamerika, Frankreich, selbst in Rußland geht alles nach ein paar tüchtigen Zuschnitten, während bei uns die Dinge und Zustände breiartig zerdrückt sind und man nirgends einen festen Hebel ansetzen kann in diesem immer wieder ängstlich zerfließenden Stoffe. Die beste Manneskraft wird bei uns todt gemacht, ehe sie sich in die Höhe gerungen hat. Auf keinem Volke lastet so viel herrschendes Gesindel, welches selbst zu schwach und zu unwissend zum tüchtigen Schaffen die schöpferische Kraft des Volkes niederhält. Starke politische Kämpfe müssen unser Volk erst durchschütteln, damit wieder eiserner Gehalt hinein kommt. Der unendliche Reichthum unserer Literatur macht unter andern Völkern täglich größere Eroberungen; wie gewaltig würde sie erst wirken und erstarken, wenn Deutschland auch politisch groß dastände!

Unter so bittern Gedanken wanderte ich zum Snowdon. In der Nähe von Capel Currigh hört das Gehölz auf und man befindet sich in einem ächten Hochgebirgsthale, vor sich den zackigen Kranz der Snowdonberge, zu beiden Seiten ungeheure öde Felsenwände, bethürmt mit schwarzen Felsblöcken, zwischen denen in krystallnen Güssen das Wasser niederrauscht. Das Haupt des Snowdon sah nur dann und wann aus dem Nebel heraus. Die Walliserinnen mit ihren dunkeln breitkrämpigen Männerhüten, machten das Heu auf den dürftigen Bergwiesen, es wurde in feste Haufen gebracht, mit Matten überdeckt und mit einem kleinen Steinwall umzogen, zum Schutze vor dem Winde. Die Straße führt bis zur Wasserscheide und geht dann nach Llanberris hinunter, der Steig zum Snowdon geht links über scharfe Steine, zackige Felsen und glitschigen Anger in einen Bergkessel, und über drei Seen hin, von denen der folgende immer höher liegt als der vorige. Nachdem ich den ersten, weil keine Fähre zum Ueberholen da war, mühselig umwandert hatte, suchte ich meinen eigenen Weg in die Höhe. Zwei Stunden kletterte ich in dieser grauenhaften Bergwüste herauf, rings umstarrt von steilen nackten Felsbergen, um welche sich die Wolken jagten und aus deren Klüften das Wasser brausete, zu Füßen die Kessel mit den Seen, schwarz wie die Nacht, hinter mir, wenn der Wolkenschwall zerriß, die Aussicht auf die wildesten Felsthäler und einen Bergrücken über dem andern. Nichts war zu hören als das Hallen und Seufzen des Windes, das Stürzen der Wässer und zu Zeiten etwa von unten herauf ein klägliches Blöcken der Bergschafe. Quarzstreifen und Bäche zwischen dem Gestein, Silberflocken gleich, wetteiferten an schimmernder Weiße. Der Wind war so stark, daß ich mich mehrmal platt hinlegen und an den Zacken fest halten mußte. Oben kam ich in einen dicken Nebel, daß ich nicht drei Schritte weit sehen konnte. Es war ein schauriges Gefühl, auf einer Felszacke einen Augenblick rastend dicht unter sich einen qualmenden Wolkenkessel, über und um sich weiße Wolken, und außerdem nichts als seine Zacke zu sehen, gleichsam als hinge man in der Luft. Endlich war ich ganz oben, nämlich auf dem schmalen Grat. Wenn die Hexen hier tanzen wollten, sie fänden keinen Platz dazu, sie müßten denn von einer Zacke zur andern springen, anders gibt es hier nichts. Der Nebel war so dick, daß ich ihn meinte ballen zu können, und der Wind pfiff nicht wenig. Ich wanderte auf der Kante auf und ab, ein Bißchen Nichtvorgesehen und ein Windstoß könnte einen wohl mit zerschmetterten Knochen in der Tiefe begraben. Der alte Hr. Snowdon that auch mir den Gefallen nicht, seine Nebelkappe ein Bißchen zu lüften. Man soll von hier aus die Küsten bis Liverpool, selbst Irland und landeinwärts bis York sehen.

(Schluß folgt.)

Labrador und dessen Bewohner.

(Fortsetzung.)

Während des Winters zeigen sich am Himmel häufig strahlende Nordlichter, selbst am Tage, und ich habe beobachtet daß, wenn der Südwind, der kälteste Wind dieser Gegend (weil er die eisbedeckten Regionen von Canada und Labrador durchzieht), längere Zeit weht, der Himmel hell wird und das Nordlicht verschwindet. So wie aber Ostwind eintritt, welcher mit den Dünsten des atlantischen Oceans geschwängert, milderes Wetter selbst im tiefsten Winter mitbringt, so strahlen die Nordlichter, zuerst am hellsten, dann immer schwächer, bis sie mit dem Winde wieder verschwinden.

Digitized by Google

Während meines fünfjährigen Aufenthalts in Ungava fiel der Thermometer zweimal bis auf 59° F. unter Null, häufig aber und mehrere Tage lang von 38° bis 48°; der größte Wärmegrad war 100° um Mittag im Schatten.

Der Boden um Ungava besteht hauptsächlich aus verwitterten Flechtmoosen, welche eine torfähnliche Substanz bilden. In den Niederungen an den Ufern der Flüße ist der Boden gewöhnlich tief und fruchtbar genug, um große Bäume zu erzeugen, und in den Thälern findet man Gruppen von Bäumen, welche immer zwerghafter werden, je höher hinauf sie an den unfruchtbaren Bergen stehen, bis sie zuletzt in niedriges Gestrüpp ausarten. Die Gehölze an der Seeküste bestehen nur aus Lärchentannen und diese finden sich auch hauptsächlich im Lande vor, untermischt mit Fichten und einigen Pappeln, Birken und Weidenbäumen. In günstigen Jahren ist die ganze Gegend bedeckt mit den verschiedensten Beeren, als Heidelbeeren, Preiselbeeren, Stachelbeeren, rothen Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Bromberren, auch dem hochnordischen Ländern eigenthümlichen Rubus arcticus und R. chamaemorus mit seiner gelben angenehm schmeckenden Frucht; daneben findet sich auch der Lakrizenstrauch an den Ufern des Ungavaflusses.

Die verschiedenen Thiergattungen des Landes aufzuzählen ist bald geschehen, weil die überall sterile Beschaffenheit des Bodens und das strenge Klima nur den ausdauerndsten Thieren gestatten dort zu existiren, und deßhalb finden sich nur folgende Vierfüßler dort vor: schwarze, braune und graue Bären, so wie Eisbären, schwarze, blaue, rothe, weißliche und silberweiße Füchse, Wölfe, Wolverinen (Gulo luscus), Marder, Biber (aber sehr selten), Ottern, Hermeline, Moschusratten und Stinkthiere, weiße Hasen, Kaninchen, Rennthiere, und in einigen Gegenden im Innern der Lemming.

Die Bären von den verschiedenen Farben sind nach meiner Meinung verschiedene Species dieses Thiers und nicht von einer und derselben, denn sonst würden sich wohl die verschiedenen Varietäten auch in Canada finden, wo der graue Bär niemals vorkommt. Es ist merkwürdig, daß eine Bärin mit Jungen selten oder niemal geschossen wurde, und daß der schwarze Bär den Menschen vermeidet und gar nicht gefährlich ist, während der graue Bär ihn stets zuerst angreift. Unter den Füchsen gehören nach der Meinung der Wilden und der weißen Jäger die rothen, schwarzen und silberweißen zu einer und derselben Species, weil sie junge Füchse von allen diesen Farben in demselben Neste gefunden haben; die weißlichen und blauen Füchse dagegen gehören zu einer andern Varietät, sind auch sehr dumm und werden deßhalb leicht gefangen, während die erstern außerordentlich schlau und vorsichtig sind. Die Rennthiere bestehen aus zwei Arten, den wandernden und den einheimischen oder Waldrennthieren, welche von größerer Gestalt, aber nicht zahlreich sind; die ersteren ziehen in großen Schaaren zu bestimmten Jahreszeiten und kommen von Westen her gewöhnlich im Anfange März an den Ungavafluß, gehen dann über das kahle Land an der Seeküste bis an den Georgsfluß, wo die Weibchen im Junius Junge zur Welt bringen, während die Böcke in kleinen Heerden im Innern von Labrador sich zerstreuen, bis im September die ganze Schaar sich versammelt und langsam nach der Küste immer weiter westlich wieder abzieht.

An Vögeln habe ich dort im Winter nur Haselhühner, Schneehühner, eine kleine Art von Waldspechten, Neuntödter und winzig kleine Sperlinge gesehen; im Sommer erschienen Schwäne, Gänse, Enten, Adler, Falken, Raben, Eulen, Rothkehlchen, Schwalben und besonders Eidergänse in großer Zahl.

In den Seen finden sich nur Weißfische, Forellen und Karpfen, und im Ungavaflusse fingen wir zuweilen Lachse, die an der Küste in großer Menge seyn müßen. Im Meere gibt es schwarze Wallfische, Tümmler, Seehunde und das Narwal oder Seeeinhorn.

Die Geologie des Landes bietet sehr wenig Abwechslung und Interesse dar; die Formation längs der Meeresküste besteht aus Syenit, der sich etwa 40 (engl.) Meilen tief in das Land bis an den Südfluß erstreckt, und 60 Meilen höher hinauf zeigt sich Grünstein, worauf feinkörniger Schiefer folgt. Auf der Höhe des Landes, welche die nach verschiedenen Richtungen in die Eskimobay und die Ungavabay fallenden Wasser scheidet, bis zu den Fällen des Hamiltonflusses findet sich wieder Syenit, dann Gneiß und an dem Ufer der Eskimobay Syenitgneiß und reiner Quarz, aber überall sieht man Klumpen von schwarzer und rother Hornblende. Das ganze Land ist mit Felsenblöcken besät, die zum Theil aus Granit bestehen, welcher dort sich nicht findet, und sämmtlich abgerundet, also offenbar vom Meere aus weiter Entfernung hergetrieben sind. An einigen Stellen der Küste liegen diese Blöcke reihenweise, eine Reihe etwa 40 Fuß weit von dem höchsten Wasserstrande, und die andern immer höher an den Hügeln hinauf bis zu der Spitze derselben.

Die Indianer welche das Innere von Labrador um Ungava bewohnen, sind die Naskopis, ein Stamm der Kri-Nation, die aber nur etwa 100 streitbare Männer zählen. Ihre Sprache, ein Dialekt der Kri- oder Kristeneausprache, ist stark mit Worten der Sauteur- oder Odschibbewaysprache gemischt und ihr religiöser Glaube ist derselbe, welcher sich bei den übrigen ihnen verwandten Indianerstämmen in diesem Theile von Amerika findet. Sie glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens, welches die ganze Welt regiert und Urheber alles Guten ist, auch an ein böses Wesen, dem Urheber alles Bösen; dem guten, so wie dem bösen Wesen, welche untergeordete Geister als ihre Diener haben, bringt man Opfer und zwar dem bösen Geiste, um ihn zu versöhnen und sich geneigt zu machen; da die untergeordneten Geister auch die Macht besitzen Gutes oder Böses hervorzubringen, so werden ihnen ebenfalls Opfer gebracht um ihre Gunst zu erlangen, und die „Medicinmänner" stehen bei diesen Indianern fast in demselben Ansehen wie die Geister. Ein Paar Naskopis sind in unsern Gränzniederlassungen getauft und werden von ihren Lehrern für gute Christen erklärt, weil sie Worte gelernt haben, welche sie Gebete nennen, allein ihr ganzes Leben beweist hinlänglich, daß sie Heiden geblieben sind. Von allen Indianern, die ich kennen gelernt, haben die Naskopis am meisten Abneigung gegen Veränderung ihres Aufenthalts durch Reisen, und viele derselben werden alt, ohne daß sie auch nur ein einzigesmal einen Handelsposten der Weißen besuchten. Vor der Niederlassung in Ungava pflegten sie zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Platze im Innern des Landes sich alle zu versammeln, und ihr Pelzwerk einem der ältern Männer zu übergeben, welcher damit nach den Factoreien oder der Eskimos reiste und dafür die Gegenstände, welche sie zu haben wünschten, eintauschte. Diese Indianer haben so wenigen Verkehr mit den Weißen gehabt, daß man sie noch jetzt für ächte „Naturmenschen" halten kann, welche auch alle Tugenden besitzen, die man dem Naturmenschen zuschreibt; indeß muß ich sagen, daß sie, nach meiner Beurtheilung, in moralischer Hinsicht nicht höher standen als unseresgleichen, die wir durch die Künste der Civilisation verderbt sind. Die Naskopis geben sich ungescheut allen rohern Leidenschaften hin, und sie haben in ihrer Sprache kein Wort, um Schamgefühl auszudrücken, weil ihnen dieser Begriff fehlt. Ehe wir zu ihnen kamen, war ein so nützlicher Haushaltsartikel wie ein Löffel gänzlich unbekannt, und ihre unreinen Hände mußten dessen Stelle vertreten. Wenn sie essen wollen, so setzen sie sich im Kreise nieder um einen Kessel, und beginnen damit, daß sie das mit den Händen davon abgeschöpfte Fett einschlürfen; dann fischt jeder sich die Fleischstücke heraus, zerreißt, zerbeißt eins nach dem andern, bis alles verzehrt ist oder Uebersättigung eintritt, und dann legt er sich zum Schlaf nieder wie ein gesättigtes Raubthier.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheurer Hagel in Indien. Ein Brief im Bombay Telegraph (Shipp. Gaz. 24 Mai) meldet, daß bei einem Dorfe, Namens Condwal, etwa 6 Meilen von Sattarah, ein ungeheurer Hagel fiel, dessen Steine so groß und größer waren wie Cocosnüße. Mehrere Häuser stürzten ein, Vieh wurde erschlagen und Menschen getödtet; ebenso viele große Fische im Strom. Die Eingebornen erklären, nie in ihrem Leben einen solchen Hagel gesehen zu haben; wir im Lager — der Brief ist von einem Officier — hatten bloß einen furchtbaren Staubsturm, aber mehrere Stunden lang sahen wir die Abhänge des Berges weiß von Hagel, wie von Schnee.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 133. 4 Junius 1850.

Die Malayu-Polynesier.

(Journal of the Indian Archipelago. Februar 1850.)

1. Allgemeine Uebersicht nach Windsor-Earl.

Den stärksten Beweis für einen gemeinsamen Ursprung dieser Stämme liefert die allgemeine Uebereinstimmung im Bau ihrer Dialekte. Die physischen Kennzeichen sind so verschieden von dem der Papuarace, daß man sie auf den ersten Blick erkennt. Ihre Hautfarbe wechselt von blaßgelb bis zu nußbraun: die erstere ist gewöhnlich begleitet von vergleichsweise regelmäßigen Zügen, straffem Haar und höherem Wuchs, die letztere dagegen von kürzerem, dickerem Körperbau, plumpen Zügen, schiefen Augen und, zwar langem, doch oft gelocktem, selbst gekräuseltem Haar. Der Unterschied erklärt sich indeß leicht, denn die Leute von hellern Farben gehören alle zu den höhern Classen, welche besser genährt und nicht der Sonne und dem Regen ausgesetzt sind, während die dunklern alle zu den ärmern Classen gehören, auf welche Armuth und Mühseligkeiten einen drückenden Einfluß ausüben. Derselbe Unterschied macht sich unter den Stämmen des indischen Archipels bemerklich, hier aber sind die Ursachen noch einleuchtender: die hellen Stämme bewohnen unwandelbar die hohen Tafelländer, während ihre Brüder an der Küste einen großen Theil ihrer Zeit in kleinen Prahus zubringen und selten den freien Gebrauch ihrer Glieder haben. Ein auffallendes Beispiel bieten die Bewohner von Celebes, wo die Bergstämme, was das äußere Aussehen betrifft, die Aristokratie ihrer Race, aber augenscheinlich dieselbe Race mit den dunklern kurz gebauten Bugis sind. Die moralischen Unterschiede zwischen Papuas und Malayu-Polynesiern sind nicht minder groß, denn während die Papuas einen wilden Haß gegen Fremde zeigen, legen die Malayu-Polynesier eine freundlichere Gesinnung und eine große Gastfreundschaft an den Tag, wenn gleich der Einfluß des Islam auf den westlichen Theil, den im indischen Archipel, nicht günstig gewirkt hat.

Trotz dieser freundlichern Züge herrscht eine furchtbare Sitte bei ihnen, nämlich die Menschenopfer. Unter den Stämmen von Borneo, den Philippinen, Ceram und Timor nimmt dieß die Form des Köpfeschnellens an, indem sie damit ihre rohen Tempel zieren, aber im stillen Meer und auch in den Molukken hat die Sitte einen entschiedenern religiösen Charakter. Der Einfluß der Europäer hat im stillen Meer der Sitte fast ein Ende gemacht, auf den Molukken herrscht sie aber noch immer, wenn auch nicht in hohem Grade. Dieß muß man indeß nicht dem Blutdurst der Malayu-Polynesier zuschreiben, sondern der Einsetzung einer Kaste von Priesterherrschern, welche bemerkte, daß sie eine große Macht über die Gemüther des Volks üben könnte, wenn es in ihrer Gewalt stund, einzelne zum Opfertod zu bezeichnen. Die auffallendste Sitte der Malayu-Polynesier ist aber die Art ihre Todten zu bestatten, die selbst unter den entlegensten Stämmen dieselbe ist. Unter den rohern Stämmen werden die Leichen in weiche Rinde eingewickelt, und in einer Art Wiege, die man zwischen Bäumen aufhängt, niedergelegt, bis das Fleisch verfault ist, worauf dann die Knochen herausgenommen und im Hause oder einem heiligen Ort aufbewahrt werden. Wo es keine Bäume gibt, errichtet man Plattformen, wie die Morais der Südseeinsulaner. Angus fand diese Sitte in Südaustralien, Stokes im Golf von Carpentaria und ein Ungenannter bei den Nagas oder Bergstämmen von Assam. Die Dayaks auf Borneo, die Eingebornen im Innern von Formosa, Ceram, den Molukken, alle haben diese eigenthümliche Begräbnißweise.

Die Wanderungen der Papuas scheinen in sehr alter Zeit vor sich gegangen zu seyn, die der Malayu-Polynesier viel später, und sich über einen sehr langen Zeitraum ausgedehnt zu haben, da sie von den Europäern auf sehr verschiedenen Stufen von Civilisation gefunden wurden. Die Südseeinsulaner scheinen den Weg über die Philippinen genommen zu haben, von denen aus die Marianen- und Carolinen-Inseln eine fast ununterbrochene Kette bis zu den Freundschaftsinseln bilden. Ihre Geschicklichkeit in dem Schiffsbau und der Schifffahrt machte sie zu längern Seereisen tauglich, als die Papuas je hätten unternehmen können; sie kannten indeß das Eisen nicht, und waren überhaupt roher als der Zweig der Race, welcher sich über den indischen Archipel bis Ceram ausdehnte, wo er durch die Papuas aufgehalten worden zu seyn scheint; dieser Zweig hatte mehrere Kenntnisse, die nicht von Hindus oder Mohammedanern entlehnt waren, sondern die er von dem ursprünglichen Sitz der Race mitgebracht haben muß, wo nun immer dieser Sitz auch gewesen seyn mag. Eine auffallende Erscheinung sind die Bewohner der Serwatty-Inseln, welche sich in ihrem Aeußern den Südseeinsulanern weit mehr nähern, als den Bewohnern des indischen Archipels. Hier haben Hindus, Mohammedaner und Christen stark auf die Naturbeschaffenheit und Sitten der Bewohner eingewirkt, und in Java z. B. ist die ursprüngliche Race ganz verschwunden, wenn nicht etwa in dem Tenger-Gebirg noch ein Rest sitzt. Spuren von Hindu-Eroberung finden sich auf Borneo und Celebes, und die Mohammedaner haben sich selbst über die Molukken verbreitet, so daß der einzige Strich, in welchem die

Digitized by Google

alte Race als noch frei von fremdem Einfluß bezeichnet werden kann, die Inselkette von Timor bis Timor Laut ist, wo keine werthvollen Handelsartikel fremde Händler anzogen.

Wanderung durch Nordwales.

(Fortsetzung.)

Ich begab mich endlich auf den Rückweg nach Llanberris. Dieser ist ein Kinderspiel gegen die Bergfahrt auf der andern Seite. Hier stürzt sich der Snowdon zwar ebenfalls felsengerade rechts und links herab, aber oben ist doch grüner Anger, der allmählich auf einen breiten, welligen Gebirgsrücken hinabläuft. Zwei Touristen pilgerten mir schweißbedeckt entgegen, und nach kurzem Warten vorüber in die Wolken hinein. Jetzt machte der Wind hie und da einen Riß in den Wolkenqualm, und ich stand betroffen über die majestätische Schönheit der Aussicht. Wo ich nur ein Bißchen blauen Himmel auf dem Berge sah, eilte ich hin, oft wurde die Aussicht schnell wieder geschlossen, oft hatte ich sie minutenlang, es war ein ewiges Vorhang auf und Vorhang nieder. Aber um nur einige Fetzen dieser Aussicht zu erhaschen, möchte man sich gern den ganzen Tag mit Wind und Wolken herumschlagen. Mit der Aussicht vom Rigi und den ihm benachbarten Höhen hat sie viele Aehnlichkeit, freilich fehlt Wald und Gletscherkette, dafür sind hier aber das schimmernde, unendliche Meer, das frische Eiland Anglesea, die seltsamsten Berggestalten und die prachtvollen Felsenfarben. Ein ungeheurer Berg ist wohl von unten bis oben mit Streifen und Schattirungen von Roth und Gelb, Blau und Grün, Grau und Weiß übergossen; dabei strecken sich die felsigen Glieder so schlank und doch so riesig hoch aus den reinen Höhen in die hellgrünen Thäler, durch welche die Bäche ihre silbernen Fäden ziehen, und tauchen sich so anmuthig in die Seen, daß man gar nicht müde wird hinabzusehen, und mit jedem Schritte, nach jeder Seite ändert sich die großartige Bühne. Man kann sich das Gebilde dieser Berge etwa vorstellen wie einen festgewordenen Wellensturm des Oceans. Der Snowdon war der Gipfel der Woge, da brach sie zusammen und bildete nach der einen Seite den tiefen Bergkessel mit den Felsenzacken oben und weiterhin die Berglinien, welche ich die Tage vorher überstiegen; hier auf der andern Seite strömte die flüssige Masse in mehrern Zügen zurück, zwischen denen ein grüner Meeresgrund sich gleichsam ausdeckt.

Es wurde Abend und ich eilte nun hurtig hinunter. Schaaren von Steinklötzen und Berghämmeln setzten vor mir her die Abhänge hinab; die letztern sind häßliche Thiere, und man sollte nicht glauben, daß sie unter ihrem schmutzigen Fell so leckeres Fleisch tragen. Die beiden Seen von Llanberris mit den Trümmern der Dolbadarnburg verdienen die Vorliebe der Touristen, so kühl, so schimmernd und doch so gewaltig sind diese Felsengründe. Der große Llewyn mit seinen erschlagenen Helden, welche so viel gekämpft bei den Pässen von Llanberris gegen die Bedränger ihrer Heimath, ruhen hier in majestätischer Grabstätte. Auch der Wasserfall von Ceunant Mawr ist eine anziehende Erscheinung. Den See hinab geben noch die Felsentrümmer das Geleit, man blickt von der Straße in tiefe Schieferbrüche hinab, bald siedelten sich Häuschen mitten zwischen die Felsen an und vermindern etwas die Oede, welche jetzt überaus traurig wird. Der Mond ging auf und beglänzte die weißen Nebelgestalten, welche lautlos über das Gewässer zogen wie die Geister der Erschlagenen. Nur der Wind ließ die Wellen des Sees ein klagendes Geflüster erheben. Mit dem Ende des Sees ist man auf einmal aus den Bergen heraus, und es eröffnet sich die Aussicht auf das Meer. Es geht über eine Brücke und zur Seite eines rauschenden Flusses nach Caernarvon, wo ich nicht lange vor Mitternacht eintraf und nach einigem Herumwandern in der alten Burg noch Leute antraf, welche mich freundlich in das Castle Inn brachten. Dort fand ich, nach dem reichen aber anstrengenden Tage herzlich müde, Ruhe und Erquickung.

Den 21sten. Caernarvon liegt schön gebettet an dem krystallenen Grün des Menay, so heißt das schmale Meerwasser, welches Wales von Anglesea trennt. Gegenüber buschige Anhöhen, im Rücken die Snowdonberge. Im Hafen war ein kleiner Sturm, welcher das klare, grüne Wasser zu weißen Schaumwellen auftrieb und ein großes Seeschiff schaukelte, welches zum Kalfatern dalag. Caernarvon ist die Hauptstadt von Nordwales und hat deßhalb auch die Hauptburg, welche den westlichen Eingang des Menay bewacht. Die Trümmer derselben, auf deren Erhaltung man gut Acht hat, gehören zu dem Schönsten, was man in dieser Art haben kann. Es ist ein Sechseck, an jeder Ecke eine kleine Thurmburg für sich. In dieser Burg wurde bekanntlich der erste Prinz von Wales geboren. Sein schlauer Vater versprach den Wälschen einen Fürsten, der in ihrem Lande geboren sey und kein Wort Englisch könne, und als sie freudig einem solchen zu folgen versprachen, holte er ihnen sein eben gebornes Söhnlein mit den wälschen Worten: „eich dyn", d. h. dieß ist euer Mann. Davon soll das Motto im englischen Wappen: „ich dien" herrühren. Mir fiel dabei ein, daß als Kaiser Sigismund England besuchte, der englische König mit seinen Großen ihm bis an sein Schiff ins Meer entgegenritt und sich feierlich zu seinem Vasallen und Diener erklärte. Caernarvon ist, wie alle wälschen Städte, ziemlich still und haushälterisch, sie haben meist kleine, bürgerliche Häuser, nur in den schlechten Straßen findet man Alterthümliches; gleichwohl sieht es aus, als hätten diese Städte viel erlebt.

Des Nachmittags schlug ich den Rückweg nach Liverpool ein über Bangor am Menay hin. Diese Straße bietet manche Schönsicht mit etwas Marine; nur war selten ein trockenes Plätzchen zu finden, wie gewöhnlich in England bei den schönsten Aussichten, denn es regnet alle Augenblicke. Die Engländer sind wahrlich genügsam in Bezug des schönen Wetters; wenn ich dreimal des Tages naß wurde, hieß es: „ein schöner Tag heute!" Uebrigens geben die dicken Wälschen neben dem niedern Volke in England, bei dem man es allenfalls auf das Biertrinken schieben könnte, den Beweis, daß nicht die feuchte Luft die langgestreckten dünnen Engländer macht. Das Wälsche war hier schon wieder stark mit englischen Wörtern untermischt, als Haus- und Familiensprache hört es sich gut an. Offenbar haben die Franzosen, welches Volk gegenwärtig am meisten wälsche Beimischung hat, ihre Nasenlaute von den Wälschen, ihren Ahnen mütterlicher Seite.

Auf halbem Wege nach Bangor war eine kahle Höhe mit Schieferbrüchen, aus welcher die Wagen auf einer Eisenbahn an Ketten herab kamen. Ich klimmte hinauf, es war die letzte Höhe die ich auf lange Wochen bestieg, der Ocean wurde jetzt mein Feld, der nur Tiefen hat, wunderbare, unerforschte. Noch einmal erfrischte ich mich an der lebenskräftigen reinen Luft, in der die Gedanken so lichtschnell sind und so fest werden wie Krystall. Noch einmal ließ ich die Blicke schweifen über das grüne Eiland Anglesea und in das thürmende Gebirge, welches mit seinen tiefen Schluchten mich angähnte. Ich nahm Abschied von

Digitized by Google

ihm, von seiner finstern Romantik und seinen blühenden Thälern. Nach wenigen Jahrzehnten wird das Naturvolk dieses Gebirges gründlich zersetzt und von englischem Geist und Wesen überwältigt seyn. Aber bis die Engländer so weit kamen, hat es sie blutige, jahrhundertlange Kämpfe gekostet. Die alten Nordwälschen haben manchen Engländer mit zerschlagenem Schädel unter ihren Bergen bestattet. Noch jetzt liegt etwas Unheimliches auf jenen Bergschluchten mit ihren schwarzen Seen. Es heißt, der finstere Geist des Gebirges sey zornig, daß seine Altäre nicht mehr rauchen, und fordere alljährlich ein junges Blut zum Opfer. Ich hörte darüber folgende Sage. Auf den Bergen weidete ein Hirtenmädchen, welches wie die Morgenröthe frisch war und wild wie der Vogel in den Lüften. Ein englischer Lord auf der Jagd sah sie, ihre Anmuth ergriff ihn und auf sein inniges Werben folgte sie ihm auf seine Burg. Weil er aber verlangte, daß sie ihrer Heimath Sitten und Glauben aufgeben und ihm dienen sollte als seine Magd, entfloh sie wieder zu ihren Bergen. Er setzte ihr nach, und bis hoch ins Gebirge ging die wilde Jagd, sie rangen lange mit einander und er faßte ihr langes Haar, sie mit sich fortzureißen. Da rief sie laut um Hülfe, und im Nu überfiel sie eine Sturmwolke und riß beide hinunter in den dunkeln See. Von dem Mädchen hörte man niemals wieder, den Lord aber fand man am Ufer mit stieren Augen und verrückten Sinnen, denn er hatte den furchtbaren Rächer des Gebirges gesehen.

Bangor liegt gar hübsch zwischen grünen Höhen, vor sich die Bay. Es ist eine alte Stadt mit neuem Anzug und voll von Wirthshäusern. Nachdem ich mir den hier ausgezeichneten Ale hatte gut schmecken lassen, stieg ich über Mauern und Pforten den mittlern Hügel hinauf und genoß eine schöne Aussicht auf die Bay und das Bangorthal. Dann hinab zur Hängebrücke. Diese ist in der That ein feines, schönes Werk, ebenso kühn als stark, der Wind sauste in den vielfachen Verschlingungen der Eisendrähte. Nach beiden Seiten hat man von der Brücke eine hübsche Flußansicht mit niedrigen Felsenufern. Aber prachtvoll wird die Bay, je weiter man auf der andern Seite der Meerenge kommt, lauter schöne Parks, und die Aussicht auf das herrliche frische Meergrün und die Felsberge, die sich hineintauchen.

Den 22sten. Die Bay von Beaumaris gehört wohl zu den schönsten auf der Erde. Sie hat die farbigen, massenhaften Felsgestade und die würzige Luft eines italienischen Golfs, und doch die Nebel und Stürme des Nordens. Ein seltsam gestaltetes Felsgebirge, welches bis weit ins Meer hineingeht, hat Aehnlichkeit mit Capri im Golf von Neapel. Das Wasser ist krystallhell, und glänzt und wechselt in prachtvollen Farben. Beaumaris ist ein vornehmes Seebad, und der Aufenthalt hier zählt zu den angenehmsten in England. Die Burgruine stellt sich prächtig dar. Die mächtigen Zinnen und Thürme der Hochburg sind durch ein gleichgebautes niedriges Viereck von Mauern und Thürmen umschlossen. Das meiste ist wohlerhalten und der Epheu hat seine ehrwürdige grüne Hülle darüber gezogen.

Um 10 Uhr fuhren wir die schimmernde Bay hinab. Die Einsichten rechts in die Bergthäler sind wundervoll. Links steht man die Feuerschiffe und den hellweißen Leuchthurm mitten in den Fluthen. Jener capriähnliche Felsberg wimmelte von Seegevögel aller Arten, und es war schön anzusehen, wie die donnernden Wogen den Felsen hinanstürmten und der Möwen weißes Gefieder so ruhig darüber hin und herflatterte. Um schnell zu fahren, ließ der Capitän stark arbeiten, das Dampfschiff tauchte dann mit dem rechten, dann mit dem linken Borde tief ins Wasser, und diese Bewegung machte uns sammt und sonders seekrank. Es gab eine Fülle der erbärmlichsten Scenen. Dafür fuhren wir bereits um 3 Uhr Nachmittags in den Mersay ein. Ganze Züge von Schiffen verkündigten die Welthandelsstadt Liverpool.

Californien und Oregon.

Der New-York Herald macht über die in Amerika sich immer stärker kundgebende Bewegung nach Californien Bemerkungen, die, obwohl rein vom merkantilen Standpunkt aufgefaßt, doch auf den künftigen Gang der Dinge im nordwestlichen Amerika ein großes Licht werfen. „Die Berichte über Californien beginnen ihre Früchte zu tragen. Der Westen wird entvölkert, und seiner Hülfsquellen beraubt, das Eigenthum fällt im Werth, die Kaufleute können ihre frühern Ankäufe nicht bezahlen, und wollen keine neuen Verpflichtungen eingehen. Die Vorrathshäuser unserer Einfuhrkaufleute füllen sich mit den unermeßlichen Zufuhren des Frühjahrs, welche durch die günstigen Verkäufe des vorigen Jahres noch gesteigert wurden, und die Aussichten auf einen thätigen Frühjahrshandel sind sehr düster. Die Seifenblase kann kaum einen zweiten Herbst überdauern, und unsere Ansicht ist, daß sie im nächsten September platzen wird, was auf Tausende die schlimmste Rückwirkung üben muß. Zwischen jetzt und dem September werden mindestens hunderttausend Menschen aus den Vereinigten Staaten nach Californien abgehen, und diese Zunahme der Bevölkerung Californiens, verbunden mit der aus allen andern Theilen der Welt, wird die Krisis beschleunigen und die spätere Explosion verschlimmern. Was aus der unermeßlichen Menschenmasse, die jetzt schon nach Californien unterwegs, oder im Begriff ist aufzubrechen, werden soll, vermögen wir nicht zu sagen. Californien kann der ungeheuren Bevölkerung, welche jetzt dahin strömt, nicht genug liefern, und die Goldgewinnung wird wahrscheinlich kaum hinreichen, die nöthigen Lebensmittel anzukaufen. Die Wahrscheinlichkeit ist daher, daß eine starke Auswanderung nach Oregon stattfinden wird, um dort den Ackerbau zu betreiben. Oregon wird durch das Platzen der Seifenblase in Californien gewinnen, und wenn die Unfälle, welche durch die Goldminen erzeugt werden, verschmerzt sind, kann immer San Francisco ein bedeutender Handelspunkt, die Minen von Californien mäßig productiv, und Oregon das große Ackerbauland für das Stille Meer werden, auf das der Handel desselben sich stützen muß.“

Labrador und dessen Bewohner.

(Fortsetzung.)

Vielweiberei ist gewöhnlich bei den Naskopis, hauptsächlich wohl wegen Bequemlichkeit des Mannes, denn je mehr Frauen, je mehr Sklavinnen hat er, und wirklich leben die Frauen in einem Zustande schrecklicher Sklaverei. Alle schweren Arbeiten der Haushaltung fallen auf sie; wenn sie im Winter von einem Lagerplatze zum andern ziehen wollen, so müssen die Frauen zuerst gehen und die Schlitten ziehen, welche mit ihrem Gepäck und den kleinen Kindern beladen sind, während die Männer so lange müßig und rauchend in dem verlassenen Lager sich aufhalten, bis sie vermuthen können, daß die Frauen das neue Lager schon erreicht haben werden, wenn sie hinkommen; dort reinigen die Frauen den Boden vom Schnee, schlagen die Zelte auf, sammeln Brennholz, und wenn sie endlich damit fertig sind, kommen ihre Herren und Gemahle, um sich behaglich niederzulassen. Die einzige Beschäftigung der Männer ist die Jagd und im Winter der Fischfang, aber sie bringen nicht einmal das erlegte Wild nach Haus, denn das ist auch das Geschäft der Weiber, und nur wenn die Familie dem Verhungern nahe seyn sollte, lassen sich die Männer herab, so viel Fleisch selbst nach Haus zu tragen als für das augenblickliche Bedürfniß hinreicht.

Die Naskopis haben jetzt die noch barbarische Sitte beibehalten, ihre hochbejahrten und schwachen Eltern und Verwandten umzubringen; dabei muß ich ihnen jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erwäh-

Digitized by Google

nen, daß der alte Vater oder Verwandte selbst den Wunsch ausdrückt diese Welt zu verlassen, und daß wahrscheinlich sonst die unnatürliche That unterbleiden würde, denn durchgängig behandeln sie ihre alten Leute mit vieler Sorgfalt und Zärtlichkeit; der Sohn oder nächste Verwandte übernimmt das Henkeramt, indem er das freiwillige Opfer erdrosselt. Wenn ein Naskopi im Winter stirbt, so wird der Leichnam auf ein hohes Gerüst gelegt und erst im Sommer begraben.

Hinsichtlich ihres Lebensunterhalts rechnen die Naskopis vorzugsweise auf die Rennthiere, und diese Rechnung ist wegen des gewöhnlichen Umherziehens derselben sehr trügerisch. Sollten sie diese Thiere auf ihren Zügen durch das Land im Herbste verfehlen, so leiden sie im Winter Mangel, ja oft sogar Noth an Nahrungsmitteln, und sind gezwungen diese mit großer Mühe in den Seen sich zu verschaffen; dann müssen sie das zuweilen 8—9 Fuß dicke Eis durchbohren, um ihre Angeln in das Wasser bringen zu können und fangen nach einer mühseligen Tagesarbeit vielleicht nicht einen einzigen Fisch. Allein sie dürfen nicht nachlassen, bis sie etwas gefangen haben, und müssen die Angel bald an dieser, bald an jener Stelle hinabsenken, so daß sie jede Stelle im See durchsuchen. Sie verstehen sich auch recht gut auf die Fischerei mit Netzen unter dem Eise, aber schon gegen die letzten Tage Decembers gehen die Fische in das tiefste Wasser und bleiben dort bis zum Ende März, so daß während dieser Zeit kein Fisch im Netze sich fängt. In einzelnen Gegenden sind Rebhühner sehr zahlreich, aber als sicheres Lebensmittel nicht zu rechnen, weil sie die Gegend leicht mit einer andern vertauschen können, wenn sie verfolgt werden, und Nahrung finden sie im ganzen Lande. Aus diesen Bemerkungen wird hervorgehen, daß die Naskopis wie alle andern umherziehenden Indianerstämme die nothwendigen Folgen dieser Lebensweise tragen, nämlich daß sie zu einer Zeit im Ueberfluß schwelgen und zu einer andern Zeit fast verhungern. Indessen sind sie glücklicherweise von allen Indianern Amerika's diejenigen, welche am unabhängigsten von den Weißen sind, ebenso wie die Eskimos. Die wenigen Pelzthiere, welche ihr unfruchtbares Land liefert, sind so werthvoll, daß sie mit geringer Anstrengung ihre wenigen Bedürfnisse dafür sich verschaffen können, und das Fell des Rennthiers gibt ihnen eine so zweckmäßige Kleidung wie möglich; sie verstehen dieses Fell auf eine eigenthümliche Weise zuzubereiten, daß es so weich und geschmeidig wie Gemsenleder und dann ein werthvoller Handelsartikel wird. Da in ihrem Lande Handelsfactoreien errichtet sind, so werden unbezweifelt mit der Zeit künstliche Bedürfnisse entstehen, die dann ihnen ebenso unumgänglich nöthig werden als jetzt ihre wirklich nothwendigen Bedürfnisse. Um dieses Resultat hervorzubringen, bedient sich der Handelsmann aller möglichen Künste und erreicht damit zuletzt unausbleiblich seinen Zweck. So hatte in den letzten zwei Jahren meines dortigen Aufenthalts die Nachfrage nach einigen europäischen Fabricaten schon bedeutend zugenommen.

Die Winterkleidung des Naskopi besteht aus einer eng anschließenden Jacke von Rennthierfell, mit dem Haar nach innen und einem Ueberrock von demselben Stoffe mit dem Haar nach außen getragen; der vorn lang herabgehende Rock wird von einem Gürtel zusammengehalten, an welchem Messer und Tabaksbeutel hängt. Lederne Beinkleider und Gamaschen oder Strümpfe von Tuch schützen seine Beine, wenn auch nicht genügend, gegen die Kälte, während seine Hände durch Handschuhe die bis an die Ellenbogen reichen, gut verwahrt sind. Auf dem Kopfe trägt er eine mit Bären- und Adlerklauen reich verzierte Mütze, obgleich sein langes dichtes Haar die Kopfbedeckung überflüssig macht, allein so will es die Mode. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem viereckigen Stücke von weichem Rennthierfell, welches um die Hüften mit einem Gürtel von Tuch oder gestrickter Wolle und auf den Schultern durch Lederriemen gehalten wird, aus einer ledernen Jacke und Tuchgamaschen, und einige trugen einen weiten Rock von Leder; die ledernen Kleidungsstücke beider Geschlechter sind gewöhnlich bemalt und häufig so geschmackvoll, wie man es bei ihnen nicht vermuthen sollte. Das Reisegepäck derselben besteht aus einem kleinen Zelte von Leder, einem Kleide von Rennthierfell mit dem Haar nach außen, einem ledernen Sack, worin Federdunen, und einem Kessel. Wenn der Naskopi sich zum Schlaf niederlegen will, so zieht er sein Oberkleid aus und breitet es auf der Erde aus; dann steckt er seine Beine in den Dunensack, wickelt sich in das Oberkleid, indem er seine Knie bis an sein Kinn heraufzieht und ist so gegen die strengste Kälte gut geschützt.

Erwägt man die Art und Weise, wie sie ihre Frauen behandeln, so wird man schwerlich glauben können, daß Liebe irgend Einfluß auf ihre ehelichen Verbindungen hat, und wirklich scheint auch dieses Gefühl dem Herzen dieser Wilden gänzlich fremd zu seyn. Wenn ein junger Mann ein gewisses Alter erreicht hat und im Stande zu seyn glaubt eine Frau ernähren zu können, so theilt er seinen Eltern seinen Wunsch mit, bekümmert sich aber weiter nicht um diese Angelegenheit, bis die Eltern mit den Eltern eines Mädchens die Sache ins Reine gebracht haben, wobei die Braut gar nicht gefragt wird. Dann zieht der junge Mann in das Zelt seines Schwiegervaters und wohnt dort ein Jahr lang; ob er dann das Zelt verläßt oder dort noch länger lebt, ist einerlei, denn nach einem Jahre gilt er für ein unabhängiges Mitglied der Gemeinde, welchem niemand mehr zu befehlen hat. Heurathen unter nahen Verwandten sind erlaubt, auch gilt es nicht für unschicklich, wenn ein Mann zwei Schwestern zu gleicher Zeit heurathet; Vettern und Muhmen werden als Geschwister angesehen und auch so genannt.

Die Naskopis haben einige eigenthümliche Jagdgewohnheiten; wenn ein angeschossenes Thier auch nur eine kurze Strecke fortläuft, bis es niederstürzt, so gehört es demjenigen welcher es findet, und nicht dem welcher es verwundet hat, und ebenso, wenn ein Thier tödlich verwundet ist, aber nicht augenblicklich niederstürzt und ein anderer Indianer darauf schießt, so daß es fällt, so gehört es diesem letztern.

In ihrem Verkehr mit den Weißen zeigten sich die Naskopis ganz anders als andere Stämme der Kris Indianer, nämlich höchst egoistisch und ungastlich, so daß sie für das geringste bischen Lebensmittel stets prompte Zahlung verlangten; ich weiß indeß nicht, ob ich ein Recht habe dieses Verfahren an ihnen zu tadeln, da sie es von uns gelernt haben. Denn ohne Bezahlung erhalten sie von uns auch nichts, nicht eine Ladung Pulver, nicht eine Kugel oder einen Flintenstein. Unter einander aber üben sie die größte Freigebigkeit und Gastfreundschaft. Von dem erlegten Thiere behält der Jäger nur den Kopf für sich und verschenkt das übrige; ebenso freigebig und dabei unpartheiisch gibt er seine Fische, Vögel und Fleisch weg, und derjenige welcher am meisten vertheilt, ist anscheinend mit dem wenigen, welches er selbst behält, ebenso zufrieden, als wenn er es zum Geschenk erhalten hätte. Es scheint wirklich eine Art von Gütergemeinschaft unter ihnen zu existiren, und sogar die von uns gekauften Paar Artikel gehen bei ihnen von Hand zu Hand und bleiben nur selten länger als zwei oder drei Tage in dem Besitze des ersten Käufers. Da die Naskopis nur von verwandten Stämmen umgeben werden, so leiden sie nicht von den Schrecknissen des Krieges und sind deßhalb ein friedliches, harmloses Volk; dabei aber sind sie von demselben blinden Haß, wie andere Indianerstämme, gegen die armen Eskimos erfüllt, und lassen keine Gelegenheit vorübergehen diese anzugreifen, wenn sie es ungestraft thun können. Unser Aufenthalt bei ihnen hatte jedoch die gute Wirkung ein freundschaftlicheres Verhältniß zwischen beiden Völkern hervorzubringen, und besonders mag der Umstand, daß viele Eskimos jetzt Feuergewehre besitzen und ohne Gefahr nicht anzugreifen sind, dazu beigetragen haben, daß die Naskopis sich jetzt mehr in Acht nehmen sie zu kränken.

(Fortsetzung folgt.)

Der zoologische Garten Londons erhält fortwährend die größten Bereicherungen. Eine der größten Merkwürdigkeiten sind ein Paar lebendige Wölfe von der Beutelthierfamilie aus Vandiemensland, ein Thier, das wohl bald aussterben wird, da die Schäfer es lebhaft verfolgen. Jetzt erwartet man ein Nilpferd in England, das erste, das bis jetzt lebend dahin kam; es ist noch jung und soll seinen arabischen Wächtern sehr zugethan seyn. Ueberdieß kommt dasselbe nicht allein, sondern in Begleitung einer guten Zahl anderer Thiere aus der afrikanischen und arabischen Wüste. (Athen. 25 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 134. 5 Junius 1850

Thee und Theehandel in Rußland.

(Von Schtschukin. Journal des Minist. des Innern. April. Mai.)

Der Thee kam uns aus China auf zwei Wegen zu, über Europa von Westen her und über Sibirien von Osten. Nach Europa brachten ihn im 17ten Jahrhundert die Holländer, schrieben dieser Pflanze eine Menge medicinischer Eigenschaften zu, und empfahlen dessen Gebrauch in allen Krankheiten. Das war fürs erste eine Handelsberechnung, denn die Holländer wollten die Europäer an den Gebrauch eines neuen Einfuhrartikels gewöhnen, zweitens aber waren sie selbst verleitet durch die Ansichten der Chinesen von den wohlthätigen Eigenschaften des Theeblatts, dem sie unter anderem die Kraft zuschrieben, die Pest zu beseitigen, so wie die Fähigkeit von der Völlerei abzubringen; das erste bestätigte sich durch die Erfahrung nicht, dafür aber ward das letztere durch die That selbst bekräftigt. Indeß fand er in Europa wenig Anhänger und außer Rußland nahm ihn nur England begierig auf und machte ein Volksgetränke daraus. Auf der andern Seite fanden die Russen, als sie erobernd in Sibirien vordrangen, bei den jenseits des Baikals nomadisch herumziehenden Buräten den Thee als tägliches Nahrungsmittel stark im Gebrauch. Die Buräten aber tranken und trinken nicht den Thee, wie wir ihn gebrauchen, und bereiten ihn auch auf ganz andere Weise: ihr Thee ist nämlich der Ziegelthee, weil er in fest zusammengedrückten Platten von der Form eines Ziegelsteins verkauft wird; man kocht ihn im Wasser, setzt im Fett geröstetes Mehl, Salz und Milch hinzu, und trinkt ihn einigemal des Tags. Die Russen in Sibirien gewöhnten sich bald an dieß unvermeidliche Getränke, und sie fingen an ihn mit Brod zu trinken. Den so zubereiteten Thee nannten sie „Karymthee," und unter diesem Namen ist er auch jetzt noch in Sibirien bekannt.[1] Indeß entspann sich auch in Kiachta der Austausch des eigentlichen Thees gegen russische Waaren, und die Kaufleute führten ihn sowohl auf den Markt von Nishneinowgorod, als direct nach Moskau.[2] Hier lernten sie den Thee nach europäischer Weise mit Zucker trinken, sie brachten diese Sitte auch nach Irkutsk, und der Verbrauch der bessern Sorten Thee mit Zucker verbreitete sich auch dort unter Kaufleuten und Beamten; übrigens bedienten sie sich dabei noch größtentheils des chinesischen, d. h. des Kandiszuckers, denn der weiße Zucker aus Europa war selten und theuer. So theilten sich die Theetrinker in Irkutsk in zwei Parteien: die einen tranken Ziegelthee nach einheimischer Sitte mit Salz, Milch und Brod, die andern bedienten sich der höhern Theesorten mit Zucker. Wahrscheinlich kamen damals auch die Benennungen für beide Theesorten auf, die bessere Sorte hieß Baicha, die andere Ziegelthee. In der Folge erreichte die Leidenschaft der Sibirier für den Thee einen solchen Grad, namentlich bei den Frauen, daß ohne Thee sie eine Beklemmung überfiel; eine ähnliche Manie wüthet in Petersburg hinsichtlich des Kaffees nur unter den Köchinnen, Näherinnen und dgl. Im eigentlichen Rußland verbreitete sich der Gebrauch des Thees erst im jetzigen Jahrhundert, machte aber nichts destoweniger ungeheure Fortschritte, namentlich in den Hauptstädten. Abgesehen von den wohlhabendern Classen der Einwohner, welche bei sich zu Hause Thee trinken, zuweilen dreimal des Tags, gehen selbst Kutscher, Lohnarbeiter und Handwerker in die Restauration, um Thee zu trinken. Die Portion kostet 10 K. A.; die Wohlfeilheit befördert den Gebrauch, und die Gewohnheit wurzelt sich ein und wird stärker. In Petersburg ist in der Gartenstraße ein Traiteur, der jeden Tag eine ganze Theekiste[1] braucht.

Der Thee wächst und wird bereitet im südlichen China. So viel auch die Engländer sich bemüht haben, den Thee in ihren Colonien zu ziehen, die Sache ist nicht gelungen, nicht als ob der Thee in andern Ländern nicht wüchse und reifte, im Gegentheil der Baum erhält seine volle Entwicklung, aber der aus seinen Blättern bereitete Thee fand keinen Beifall: wir sind an den chinesischen Thee gewöhnt, erkennen jede Nachahmung sogleich, und haben einen Widerwillen dagegen. In der letzten Zeit ist es, wie einige Zeitungen versichern, den Engländern gelungen, den Thee an den Abhängen der Himalaya-Berge zu gewinnen, sie haben aus Canton und andern chinesischen Gouvernements wirkliche Chinesen zur Bereitung des Thees hingebracht, der Thee kam auf den Londoner Markt und soll dem chinesischen nichts nachgeben: wir wollen sehen!

Wir geben hier die Beschreibung der Theepflanze und der Theebereitung namentlich nach den Nachrichten, welche die russischen, in Peking sich aufhaltenden Missionäre geliefert haben. Die Theestaude ist ein Strauch von der Gattung des Lorbeerbaums, zu dem auch die prächtige Camelia gehört; er ist nur zwei Fuß hoch. Eine einzige Sorte Thee wird von einem starken Baum gesammelt, der mehrere Klafter Höhe und zwei im Umfang hat; dieser Thee wächst in der Provinz Junnan, und heißt dort Pchu-er-tscha, in Kiachta Burtscha; er gehört

[1] Karym nennt man in Sibirien auch einen Menschen mit einem Kalmükengesicht; die Russen scheinen ihn also hauptsächlich durch Vermittlung von Kalmüken erhalten zu haben.

[2] Man verkaufte ihn daselbst schon im J. 1674 zu 30 Kop. das Pf.

[1] Zybik, gegen 60 Pf.

Digitized by Google

zu einer Sorte grünen Thees, der eine schwächende Eigenschaft hat. Die Theestaude wächst wild auf den Bergen, und wird in dem Striche des südlichen China zwischen 23° und 31° N. B. künstlich gezogen; sie wächst auch in Japan, aber die dortigen Einwohner ziehen den chinesischen Thee dem ihrigen vor. Die Theepflanze heißt auf Chinesisch Tscha, und die zum Trinken zubereiteten Blätter Tscha-e (Theeblatt), woher das russische Wort Tschai kommt. Der Theesamen reift im September; nachdem man ihn in der Sonne getrocknet, mischt man ihn mit feuchtem Sand und bewahrt ihn in Körben auf, die mit Stroh zugedeckt werden. Im März wird der Boden für die Anpflanzung hergerichtet, gewöhnlich unter Bambusbüschen oder Maulbeerbäumen, um die jungen Schößlinge vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen; man gräbt zwei Fuß von einander runde, drei Fuß im Umfang haltende und ein Fuß tiefe Löcher aus, mischt die herausgenommene Erde mit Humus, und füllt dann die Löcher wieder auf. In jedes Loch kommen 60 bis 70 Samenkörner, die dann einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden, bei trockenem Wetter begießt man sie mit Wasser, in welchem man Reis ausgewaschen hat. Zwei Jahre wächst die Theestaude mit dem wilden Grase fort, im dritten Sommer aber jätet man das Gras aus und hüllt die Staude in Seidenwurmmist, den man mit Urin befeuchtet hat. Zu diesem Geschäft gehört eine Gewandtheit, die man nur durch Uebung lernt. Im vierten Jahre endlich kann man Thee ernten.

Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser ablaufe; muß man aber die Staude auf ebenem Grund anpflanzen, dann werden zum Behuf des Wasserablaufs tiefe Rinnen gezogen, denn bei übermäßiger Feuchtigkeit verdirbt die Pflanze. Die Abhänge, an denen Pflanzungen angelegt werden, müssen die Richtung nach Süden haben, die Nordabhänge sind weit ungünstiger, und darum erntet man auch auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten dichtes Buschwerk, wie olea fragrans, prunus armeniaca, magnolia julan u. s. w., deren Zweige die Theestauden im Herbst vor dem Reif, im Sommer vor der sengenden Hitze schützen. In der ersten Hälfte Aprils, wenn die Knospen sich zu entwickeln anfangen, sammelt man den Thee gewöhnlich vor Sonnenaufgang; man kippt die Blättchen mit den Nägeln ab und wirft sie in reines Wasser, damit der Thee nicht durch die Berührung mit den Händen seine Frische und Reinheit verliere: zarte, einer Vogelzunge ähnliche Keime gelten für die besten, dann kommen die schon etwas entwickelten Blättchen. Hierauf wird ein Feuer aus Reisig angemacht, ein gußeisernes Kesselchen oder Schaale darüber gehängt, die abgenommenen Blättchen hineingeworfen, und rasch mit einem Stäbchen umgerührt, damit sie nicht anbrennen. Dabei muß mit sehr großer Vorsicht verfahren werden: in den Kessel legt man ein halbes bis ein Pfund Blätter; anfangs wird das Feuer ganz schwach gemacht, und nur allmählich verstärkt, aber nicht mit Scheitholzen, sondern mit einzelnen Reisigstäben. Sobald die Blätter anfangen einen starken Geruch von sich zu geben, nimmt man den Kessel vom Feuer und schüttet die Blätter auf eine Platte. So bereitet man alle Sorten schwarzen Thees, der grüne wird etwas anders behandelt. Man nimmt die jungen Blätter heraus und kippt die Spitzen und Stengel ab, durch welche das Theeblatt anbrennen könnte; wenn die Blätter anfangen, in dem Kessel zu dampfen, so treibt der Arbeiter mit einem Fächer den Dunst weg, sonst werden die Blätter gelb und verlieren Geschmack und Geruch. Den verdunsteten Thee schüttet man auf längliche Schüsseln oder Porcellanplatten, breitet sie in einer dünnen Schichte aus, treibt die aufsteigenden Dünste fleißig mit dem Fächer weg, und reibt ihn dann, wenn er noch feucht ist, mit den Händen, wodurch die Blättchen sich gleichsam zusammenrollen. Dann werden die Blättchen wieder in den Kessel geworfen, an leichtem Feuer getrocknet und endlich aufbewahrt. Die Verdunstung gilt für unerläßlich, weil die Theeblätter an und für sich eine sehr narkotische Eigenschaft haben; ohne diese Verdunstung wären sie Gift und kein Kraut, das Munterkeit und einen guten Schlaf bringt. Zu demselben Zwecke röstet man in Europa und in Asien den Kaffee, denn sonst wäre er ein sehr betäubendes Getränke.

Den zubereiteten Thee bringt man in Porcellangefäße, und verklebt sie fest, damit er nicht verdufte, und durch den Einfluß anderer Körper beschädigt werde, denn der Thee ist sehr zart und empfindlich, ein fremdartiger Geruch, woher er nun auch kommen mag, nimmt ihm seine Güte, und darum hält man ihn namentlich von Eßwaaren und dgl. abgesondert; er verträgt selbst nicht einmal Papier: wickelt man ihn in eine Papierdüte und läßt ihn über Nacht darin liegen, so kann ein guter Thee auf solche Weise schlecht werden. Den zur Ausfuhr bestimmten Thee schüttet man in Bleikistchen, verlöthet sie und stellt diese dann in Holzkisten, die mit einem Geflecht von Bambusrohr umwickelt sind. In dieser Gestalt bringt man ihn nach Kiachta und tauscht ihn dort an die russischen Kaufleute gegen russische Fabrikate aus. Den am Ort der Bereitung angekauften Thee ladet man auf Schiffe, und führt ihn zuerst zur See nach Norden, läuft dann in den großen Canal ein, und führt ihn von da auf dem Landwege durch die Mongolei auf Kamelen nach Kiachta. Diese Theekisten wiegen 63 bis 67, oder 87 bis 93 Pfund. Der Blumenthee der bessern Sorten wird in kleinen rothen Kistchen in eine gewöhnliche große Theekiste, die man in Rußland „Zybik" nennt, gepackt. Bei dem Tausch wird jede einzelne Kiste erprobt, man schlägt ein Loch hinein, nimmt etwas Thee zur Probe heraus, und näht dann die Kisten in rohe Kuhfelle ein; in dieser Gestalt geht der Thee nach Rußland. Hier unterligt er dem äußersten Verderben: man nimmt ihn aus den Kisten, wickelt ihn pfund-, halbpfund- und viertelpfundweis in Papier, und so wird er den Käufern zugestellt. Zudem wird außerdem auch noch im Laden Kaffee und Zucker verkauft, was alles ihm sein eigenthümliches Bouquet nimmt. Auf der andern Seite verdirbt der aus Canton zur See nach Europa geführte Thee durch das lange Verweilen in der feuchten Atmosphäre des Meers. Im westlichen Europa verfährt man noch barbarischer mit ihm als in Rußland: in Paris z. B. liegt er in flachen Schalen ganz offen da; gießt man sodann siedendes Wasser darauf, so färbt er dieß allerdings, einen Geruch hat er aber gewiß nicht mehr. Vor 30 Jahren befanden sich in Irkutsk einige Japaner, die durch einen Sturm nach Kamtschatka verschlagen worden waren; sie waren Matrosen auf einem Kauffahrer, und sagten aus, als sie Thee auf Schiffe geladen, seyen sie in eine Art Berauschung gerathen, und hätten ferne von den Kisten ausruhen müssen, um mit neuen Kräften wieder an die Arbeit gehen zu können; so stark ist der Thee am Ort seiner Erzeugung!

Die besten Sorten Blumenthee werden in kleine Kistchen oder blecherne, reich verzierte Büchsen geschüttet oder in Kugeln gerollt; die letztere Sorte Thee wird selten über die Gränze geführt. Die mittlere Sorte wird mit andern wohlriechenden Dingen verbessert: auf drei Theile Thee nimmt man Einen Theil

Digitized by Google

Blüthen von olea fragrans, Jasmin, Pomeranzen oder Muskatrosen; man schüttet eine Schichte Thee in die Kiste, und dann eine Schichte Blumen darüber, und so fort, dann werden die Gefäße fest verklebt, in einem Kessel Wasser ans Feuer gestellt, und wenn das Gefäß wieder erkaltet ist, der Thee von den Blumen getrennt und am Feuer getrocknet. Auf solche Weise kann man auch bei uns einen verrauchten Thee verbessern, aber wo kann man eine solche Menge Blüthen sammeln?

Was nun den Handel mit Thee in Rußland betrifft, so wird mit Ausnahme Odessa's, wohin, als nach einem Freihafen, Thee aus dem westlichen Europa geführt werden darf,[1] der Thee nach allen Punkten Rußlands aus Kiachta und Semipalatinsk gebracht; die auf letzterem Wege empfangene Masse Thee ist unbedeutend im Vergleich mit der aus ersterem Orte. Der in Kiachta eingetauschte Thee wird nach Irkutsk gebracht, und von da nach dem europäischen Rußland, namentlich nach dem Jahrmarkt von Nishegorod geschickt. Der gegenwärtige russische Handel mit China begann im Jahre 1792, und damals wurden 6861¼ Pud bessern Thees eingeführt, im J. 1807 bereits 39,781 Pud. Seitdem breitete sich der Gebrauch des Thees in ganz Rußland fortwährend aus, und im J. 1820 wurden schon über 100,000 Pud eingeführt. Von da an bis zum J. 1836 stieg die Einfuhr nur schwach, aber dann hob sie sich wieder und betrug im J. 1847 226,410 Pud, der Verbrauch hat sich also in Rußland seit dem J. 1820 mehr als verdoppelt.

Wenden wir uns jetzt zum Handel mit Ziegelthee: in Sibirien gebrauchen ihn die nomadischen Eingebornen allgemein, im transbaikalischen Lande auch die angesiedelte russische Bevölkerung; im europäischen Rußland trinken ihn nur Tataren und Kalmüken. Auf der ganzen Gränze des Gouvernements Irkutsk ist seit 1830 die Einfuhr dieses Thees ohne Zoll gestattet, und folglich geht der, welcher über Kiachta kommt, seit dieser Zeit vorzugsweise zu den Tataren und Kalmüken im europäischen Rußland. Eingeführt wurden im J. 1792 11,552 Pud, im J. 1802 schon 23,455 Pud, im J. 1807 33,713; von dieser Zeit an minderte sich die Einfuhr, so daß im J. 1814 nur 9080 P. über Kiachta kamen; augenscheinlich stieg in dieser Zeit der Schmuggelhandel mit China. Von 1817 an begann der Handel mit Ziegelthee wieder sichtlich zu steigen, und die Einfuhr betrug 41,004 Pud, im J. 1836 79,455. Von dieser Zeit an schwankte der Absatz und fiel auf 60,000, stieg aber in den letzten Jahren auf 130,000, und fast diese ganze Menge ging nach dem europäischen Rußland und soll für Tataren und Kalmüken bestimmt gewesen seyn! Das ist sehr unwahrscheinlich, schon darum, weil in diesem Jahre für den Gebrauch der Russen im ganzen Reiche nicht mehr als 201,042 P. Baicha-Thee eingeführt wurden; der Ziegelthee muß also einen neuen Absatzweg wahrscheinlich über die Gränze gefunden haben, aber wohin? das weiß niemand. Bekannt ist unzweifelhaft nur das, daß in Rußland selbst das gemeine Volk nicht nur keinen Ziegelthee trinkt, sondern selbst dessen Namen noch nicht gehört hat; ginge aber dieser Thee bloß zu den Tataren und Kalmüken, so würde er in Kasan anhalten, dagegen geht der größte Theil davon auf den Jahrmarkt von Nishnei-Nowgorod und nach Moskau, wo ihn die Moskauer und Petersburger Handelsleute aufkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die Menge des nach Odessa gebrachten Cantonthees steigt fortwährend, und hat von 1200 Pud im J. 1836 bis zum J. 1847 die Masse von 5331 Pud erreicht.

Antiquarische Entdeckungen in Edinburgh.

Zu Edinburgh wurde kürzlich ein neues Reservoir ausgegraben, und bei dieser Gelegenheit kam man unter den Fundamenten der ältesten Mauer auf eine Thon- und dann auf eine Moosschichte, oder vielmehr verfaulten thierischen und vegetabilischen Stoff, in welchem man eine gut erhaltene Münze des griechischen Reichs fand. Unter diesem Moos fanden sich zwei merkwürdige Eichensärge, beide aus einem einzigen Eichstamm ausgehöhlt (Todtenbäume?) Die Knochen waren sehr zerfallen und leider litten auch die Särge, ehe die Entdeckung von kundigen Personen in Augenschein genommen werden konnte. Sonst kennt man nur noch Einen ähnlichen Sargfund in England, und dieser ist nach dem Tumulus und dem Inhalt zu schließen heidnisch, während die auf dem Schloßberg von Edinburgh aus späterer Zeit scheinen, denn sie liegen von West nach Osten, und haben weder Waffen noch andere heidnische Ueberreste, obgleich dabei mehrere Hirschgeweihe und ähnliche Jagdreste gefunden wurden. Die Särge unter einer solchen Masse von animalischem und vegetabilischem Stoff möchten wohl einen alten Begräbnißplatz andeuten, der rings um die rohen ursprünglichen Wälle des Schlosses angelegt war. Der merkwürdigste Umstand bei dieser Entdeckung ist aber die Anhäufung von mehr als 20' künstlichen Bodens an dieser hohen Stelle, so daß die Gebäude des 15ten und 16ten Jahrhunderts auf den Fundamenten viel älterer gestanden haben müssen. (Liter. Gaz. 25 Mai.)

Labrador und dessen Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Eskimos sind in ihrer Physiognomie und Gestalt, in Sprache, Sitten und Gebräuchen so gänzlich verschieden von allen übrigen Ureinwohnern Amerika's, daß sie unbezweifelt einer andern Menschenrace angehören müssen. Ihre Gesichtsbildung, Statur und Farbe sind denen der Bewohner des Nordens von Europa so genau ähnlich, daß man auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen muß. Die Eskimos haben besonders mit den am Meere wohnenden Lappländern viele charakteristische Kennzeichen gemein; die schwärzliche Gesichtsfarbe, die hohen Backenknochen und hohlen Wangen, das spitze Kinn und der breite Mund, der starke Bart, das lange schwarze Haar, die gewöhnlich kleine Statur, ebenso wie die Kleidung, Nahrung und Wohnung sind bei diesen beiden Völkern ganz dieselben. Daß die Eskimos auch mit den Grönländern verwandt sind, ist völlig zweifellos in den Berichten der herrnhutischen Missionäre nachgewiesen, welche unter beiden Völkern sich aufgehalten haben. Auf welche Weise sie aber von einem Continente zum andern gekommen sind, bleibt der Vermuthung überlassen. Die Meinung ist indeß so unwahrscheinlich nicht, daß sie durch stürmisches Wetter in das Meer und an die Küste von Grönland verschlagen wurden, und von da im Laufe der Zeit nach der entgegengesetzten Küste von Amerika kamen. Von der Südspitze von Labrador bis zur Behringsstraße sprechen die Eskimos dieselbe Sprache, und nur die Aussprache einzelner Worte ist hin und wieder verschieden. Ein im Compagniedienste befindlicher Eskimo von der Hudsonsbay, welcher dem Capitän Franklin nach dem Mackenzie- und Kupferminenflusse begleitet hatte, versicherte uns, daß er die Eskimos in jener Gegend und die bei Ungava, obwohl sie einige tausend (engl.) Meilen von einander entfernt wohnen, ebenso gut verstehe als seinen eignen Stamm. Und ebenso ähnlich sind ihre Sitten, Gewohnheiten und Kleidung. Die Eskimos sind von jeher ein besonderes Volk gewesen, welches von den übrigen amerikanischen Wilden mehr für Thiere als Menschen gehalten wurde, denen man nur dann sich näherte, wenn man sie tödten wollte. Obgleich kein Volk anscheinend mehr Neigung hat mit seinen Nachbarn im Frieden zu leben als die Eskimos, so ist doch jeder Nachbar ihr Feind; wenn sie aber erst Feuergewehre besitzen, so werden sie ihre Feinde schon in Respect halten, da sie diesen an Muth und Entschlossenheit bei weitem überlegen sind. Der Eskimo wird nicht leicht zum Zorn erregt, aber wenn es geschieht, so wird er wüthend, schäumt wie ein wilder Eber, knirscht mit den Zähnen und stürzt seinem Feinde entgegen mit der Wuth eines Raubthiers. Die Hauptquelle ihrer Streitigkeiten unter einander scheint auch hier die Galanterie gegen das

Digitized by Google

schöne Geschlecht zu seyn. Unverheurathete Frauenzimmer können thun und lassen was sie wollen, und hier droht dem Galan keine Gefahr, sondern nur bei verheuratheten Frauen, denn diese werden streng überwacht und hier wird des Galans Kopf und der Dame guter Ruf nur mit des Ehemanns Bewilligung bewahrt, wie indeß nicht selten geschieht. Heurathen werden auf dieselbe Weise wie bei den Indianern von Labrador zu Stande gebracht, nämlich durch die Eltern ohne die Verlobten zu fragen; zuweilen werden sie in ihrer Kindheit verlobt und heurathen sich sehr jung; ich habe einen Knaben von 14 Jahren mit einem Mädchen von 12 Jahren verheurathet gesehen. Bei ihren Hochzeiten finden gar keine Ceremonien oder Festlichkeiten statt; Vielweiberei ist bei den Eskimos im Gebrauch und der Mann ist der Gatte, Richter oder Henker seiner Frau, ohne daß irgend jemand ein Recht hat dreinzureden. Glaubt indeß die Frau, daß sie von dem Manne ungerecht behandelt werde, so flieht sie zu ihren Eltern und bleibt bei diesen bis die Sache aufgeklärt ist; wenn dann dadurch eine Versöhnung nicht herbeigeführt wird, welche die Gatten wieder vereinigt, so kann die Frau, wenn sie will, eine andere Ehe eingehen.

Ich weiß nicht ob man von den Eskimos sagen kann, daß sie eine religiöse Idee oder Meinung haben. Die Erde war im Anfange mit Wasser bedeckt, so erzählen sie, und als dieses gefallen war, erschien der Mensch; Agluktuk ist der Name des Menschen, welcher die Thiere und Fische erschuf, denn er fällte einen Baum der über das Meer hinaushing, und die davon in das Wasser fallenden Späne wurden die Fische, während die auf das Land fallenden Späne zu Thieren wurden. Ihr Paradies liegt unter dem Meere und diejenigen, welche ein gutes Leben geführt haben, kommen in ein Meer, wo es Wallfische und Robben in Menge gibt, wo sie frei von Sorgen und Mühen herrlich leben, von rohem Fleisch und Thran bis in alle Ewigkeit. Die Gottlosen dagegen müssen in einem stürmischen Meere sich aufhalten, wo jene Leckerbissen sich gar nicht finden und wo sie selbst die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse nur mit endloser Mühe, Schmerz und Täuschung sich verschaffen können. Obgleich die „Tomaks“ oder Todten im Meere wohnen, so gehen sie doch, wenn sie Lust haben, auch dem Vergnügen der Jagd auf dem Lande nach, und man hört oft wie sie einander rufen, wenn sie das Rennthier verfolgen. Die Eskimos haben auch ihre „Medicinmänner,“ deren übernatürlichen Gaben sie das unbedingteste Vertrauen schenken, und die wegen der abergläubischen Furcht des Volks unter ihnen in hohem Ansehen sind; diese listigen Betrüger leiten alle wichtigen Angelegenheiten und überhaupt scheinen sie die einzigen Häuptlinge unter ihnen zu seyn, denn sie mischen sich fast in alle Handlungen der Einzelnen ein.

Die Eskimos legen ihre Todten auf die Felsen und bedecken sie mit Eis oder Steinen, allein das ist nur eine schwache Schutzwehr gegen Wölfe und andere Raubthiere, denn diese schleppen die Leichen bald weg. Neben dem Grabe werden die Sachen des Verstorbenen hingelegt, sein Cajak oder Lederboot, seine Bogen, Pfeile und Speere, damit der abgeschiedene Geist in dem bessern Lande gleich gerüstet ist. Es ist von einigen behauptet worden, die Eskimos setzten ihre hochbejahrten Eltern hülflos aus, indeß haben eigne Beobachtungen und Nachfragen mich zu der Meinung geführt, daß dieser Vorwurf ein unbegründeter ist und daß sie ihre Eltern wenigstens ebenso liebevoll als andere Wilde, die ich gesehen habe, behandeln. Uebrigens läugnen sie nicht, daß zuweilen hülflose Greise, welche keine Verwandte haben, von denen sie verpflegt werden, ausgesetzt werden um den Tod zu finden.

Es leidet wohl kein Volk so sehr vom Hunger als die Eskimos, welche am Ufer der Ungavabay wohnen, denn da im Winter Robben außerordentlich selten und Fische gar nicht anzutreffen sind, so müssen diese unglücklichen Menschen oft in der größten Noth ihr Leben auf die entsetzlichste Weise zu fristen suchen. Ein Eskimo, der etwa zwei Jahre lang bei der Factorei sich aufgehalten hatte, reiste im Winter 1839 nach der Küste um einige Verwandte zu besuchen, und als er im Frühling darauf zurückkehrte, bemerkte ich, daß seine Mutter und eins seiner Kinder nicht mehr bei ihm waren. Auf meine Frage, wo sie geblieben, erwiederte er, sie seyen Hungers gestorben, und er, sowie die übrigen seiner Familie würden dasselbe Loos getheilt haben, wenn sie nicht durch das Fleisch der Verhungerten sich am Leben erhalten hätten.

Im Winter halten die Eskimos stets nahe am Meere sich auf, weil dieses ihnen ihre Hauptnahrung liefert und weil sie, unbekannt mit Schneeschuhen, die Rennthiere nicht weit verfolgen können. Sobald aber im Sommer die Flüsse frei vom Eise werden, ziehen sie landeinwärts und finden Nahrung im Ueberfluß. Sehr charakteristisch ist die Weise wie sie Fleisch aufbewahren; so wie ein Thier getödtet ist, nehmen sie dessen Eingeweide heraus, hauen dessen Vorder- und Hinterviertel ab und stecken diese in das Thier hinein, indem sie solche mit Holzspittern, die durch das Fleisch gezogen werden, befestigen. Darauf wird das Ganze in die nächste Felsenspalte gelegt und solche mit Steinen dergestalt umbaut, daß es vor den Raubthieren gesichert ist, bis die Jäger wieder gegen Winter nach der Küste zurückkehren; dann ist das in starke Fäulniß übergegangene Fleisch ein Leckerbissen für den Gaumen des Eskimo. Untereinander helfen sie sich in der Noth mit Lebensmitteln aus, ohne jedoch ihre Vorräthe so zu vertheilen wie die Naskopis; wenn ein Wallfisch getödtet ist, so fasten sie 24 Stunden lang, nicht aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, sondern zu Ehren des Fisches, der es sehr übel nehmen würde, wenn jemand nicht fastete, und diesen Sünder mit Krankheit und anderem Mißgeschick heimsuchen könnte. Wenn die Jagd im Sommer und Herbst reichliche Beute liefert, so ist der Eskimo eins der glücklichsten Geschöpfe auf dieser Erde, denn dann verbringt er den langen Winter ohne einen Gedanken von Sorge oder Angst, dann ißt er und schläft, und steht wieder auf um zu essen. So vergeht der größte Theil der Zeit, und wenn sie einmal recht munter sind, so belustigen sie sich mit ihren wenigen Spielen, hauptsächlich dem Ballspiel, woran Männer und Frauen theilnehmen, die in zwei Parteien getheilt den Ball einander zuschlagen. Sie tanzen auch, indem zwei Reihen Männer und Frauen, oft aber auch nur von einem Geschlechte, einander gegenüberstehen, Schultern und Knie hin und her bewegen, und sich fürchterlich angrinsen ohne aber einen Fuß von der Stelle zu bewegen; die Musik bei diesen Tänzen besteht darin, daß sie durch tiefes Athemholen Töne hervorbringen, welche dem Röcheln eines dem Ersticken nahen Menschen ähnlich sind, und so ist denn eine solche Musik des erwähnten Tanzes würdig. Außerdem unterhalten sie sich mit Faustkämpfen und Ringen, und übertreffen als Ringer bei weitem die Indianer des Landes.

Man kann die Kleidung der Eskimos häßlich und schwerfällig nennen, aber man muß zugestehen, daß sie für das Klima die zweckmäßigste ist, welche erdacht werden könnte. Wasserdichte Stiefel mit Vogelfell oder dünnen Rennthierhaaren gefüttert, schützen die Füße gegen Nässe und Kälte; zwei Beinkleider von Leder, von denen das untere das Haar nach innen hat, und zwei Röcke oder Ueberwürfe von Rennthier- oder Robbenfell, von welchen der obere eine große Capuze hat, die bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird, nebst großen Handschuhen, machen ihre Kleidung aus. Die Tracht der Frauen ist der der Männer ganz gleich, nur hängt von dem Rocke hinten ein Stück Leder bis auf die Fersen herab, welches den Frauen ein höchst komisches Ansehen gibt. Indeß hat diese Schürze oder Schleppe doch den Nutzen, daß die Frauen solche zusammenschlagen und so bequemer auf den kalten Felsen sitzen können.

(Schluß folgt.)

Eine Reliquie aus der Alhambra. In der Londoner Gesellschaft der Alterthumsforscher legte ein Hr. Ford einen der hölzernen Sterne vor, welche so zahlreich die Alhambra zieren, und zur Zeit der Erbauung gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts eingefügt wurden. Der Stern war vollständig erhalten ohne die mindeste Spur von Zerfall; er besteht aus einem dem nördlichen Afrika fast ganz eigenthümlichen Holz, das ohne besondere Härte doch der Einwirkung der Atmosphäre widersteht, und von vielen für unzerstörbar gehalten wird. Diese Reliquie war aufbewahrt worden, als die Spanier einen Theil des Gebäudes niederrissen und hat nicht mehr als 8'' im Durchmesser.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 135. 6 Junius 1850.

Die Gesundquelle beim Tempelplatze in Jerusalem.

(Von Dr. Titus Tobler.)

Seit Catherwood's Arbeiten aus den Werken von Bartlett und Fergusson bekannt sind, hat man von der Felsenkuppel und ihrer heiligen Höhle, von der Aksamoschee und dem alten Thorgange unter ihr, von den Cisternen und den unterirdischen Gewölben in der Südostecke des Tempelplatzes eine so genaue Kunde; daß wenig mehr übrig bleibt, was die Neu- oder Wißbegierde befriedigen könnte. Der Künstler führt uns sogar mit seinem Bild in das Innere der herrlichen Felsenkuppel und der vielgliederigen Aksamoschee. Allein gleich beim Tempelplatze gibt es noch Gegenstände, welche den genaueren Untersuchungen bisher entgangen sind, um nur den Teich Obrat und die Gesund- oder Heilquelle (Ain esch-Schefah) zu nennen. Ich werde nun die letztern einer näheren Aufmerksamkeit würdigen. Ich finde die gewisse Erwähnung der Heilquelle nicht eher, als im Jahre 1821 (Scholz); man führte das Bad esch-Schefah an, welches das Wasser aus der unter dem Haram (Tempelplatz) gelegenen Quelle erhalte, und man behauptete, daß das wie in Siloah salzige Wasser, wenn es den ganzen Tag über erschöpft sey, während der Nacht in großer Menge wieder hervorquelle. Im J. 1838 wurde von Robinson und Smith die Quelle genauer gewürdigt, ohne daß der Versuch hinabzusteigen gelang. Dagegen setzte ein anderer Amerikaner, Samuel Wolcott, am 10 Januar 1842 die Untersuchung durch. Die Heilquelle liegt südlich am Suk el-Kattanin (Baumwollenmarkte), 135' (engl.) von der Westmauer der Tempelarea.[1] Um dahin zu gelangen, geht man durch den Suk el-Kattanin gegen das Bab el-Kattanin (Baumwollenthor), biegt gegen Mittag ab und steigt auf Treppen zum Dache hinauf an den Brunnen, der von dieser Höhe eine Tiefe von 99' hat. Als Wolcott sich in denselben an einem Seile hinabließ, fand er in der Todtenstille der Nacht unten Niemand, der ihn empfing. Er trat auf der entgegengesetzten Seite in einen Wassercanal; der Compaß wurde unbrauchbar und das Licht erlosch. Bei so hohem Wasserstande, daß die wieder angezündete Kerze zwischen dem Wasserspiegel und dem Gewölbe des Canals kaum Platz hatte, und angethan mit einer Schwimmweste, kam der Forscher zu einer Quelle oder zu einem Wasserbecken, wo er nicht weiter vordringen konnte, weil zwischen dem Wasser und Gewölbe für den Kopf nicht genug Raum übrig war. Auf Wolcott, welchem das Unternehmen nicht ganz glückte, soll ein Pascha von Jerusalem die Untersuchung aufgenommen haben, die angeblich nachwies, daß der früher mit Wasser so stark angefüllte Canal bis unter die Mitte der Felsenkuppel reicht, wo das Wasser aus dem Felsenboden selbst hervorquelle. Diesem moslemitischen Berichte, der nur aus einer ältern Sage hervorgewachsen zu seyn scheint, gebricht es an genaueren Angaben in dem Grade, daß ich ihm mißtraue.

In solcher Ungewißheit schwebte theilweise die Kenntniß vom Brunnen, als ich mich zu einem Besuche desselben[1] entschloß. Die Schwierigkeit des Unternehmens hielt mich vom Versuche so lange ab, daß ich es erst am 14 März 1846 ausführte. Hr. James Nathan und ich gingen mit einem Dolmetscher an einem Morgen zum Brunnen, und trafen eben zwei Siluaner, welche mit Eimern an einem Seile Wasser schöpften. Mit 50 Piaster Trinkgeld gewannen wir die Leute für unsere Absicht, doch nicht ohne einige Schwierigkeiten, indem sie zuerst vorschützten, daß man ohne die Erlaubniß des Badaufsehers nicht hinuntersteigen dürfe, dann aber auf dringendes Zureden die Sache so über sich nahmen, daß sie die Forderung mehr und mehr verstärkten. Gleichzeitig beharrten sie darauf, daß man ihnen das Geld zum voraus in die Hand gebe. Letzteres war schmählich und gefährlich, und wir sträubten uns eine Zeit lang, allein wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen, wenn wir Aussicht haben wollten das Ziel zu erreichen. Für ein ehrliches Meinen zeugte die Furcht, welche die Wasserschöpfer durchblicken ließen, und der gänzliche Mangel an einer Spur von Freude, als sie, nach dem Begriffe armer Leute, viel Geld auf einmal in Empfang nahmen. Auf die Rückweisung an den Badaufseher wollten wir gar nicht eingehen, überzeugt, daß diese Ausflucht nur dazu dienen würde, das ganze Unternehmen zu vereiteln. Ein anderes, ähnliches Beispiel ging nicht ohne einen belehrenden Wink für uns verloren. Wir wußten, daß der Augenblick entschied, und darum erfaßten wir ihn mit ganzer Seele. Es galt endlich nach sehr verdrießlichen Unterhandlungen Ernst, und der Ruf: El-Ualed (Junger), hallte hinab in die Tiefe des Brunnens, und unten kam ein Jüngling mit einer Lampe zum Vorscheine. Ich zog sofort meine Kleider bis auf das Unterhemde aus, und wickelte ein Tuch um den Hals, um eine Kerze und den Compaß in jenes zu stecken, allein die Siluaner weigerten sich hartnäckig gegen die Mitnahme der Magnetnadel. Hr. Nathan, welcher oben bei der Brunnenöffnung blieb, hatte jedoch den glücklichen Einfall, mir den Compaß insgeheim in die Hand zu drücken. Wir hatten kein Seil und keine Leiter mitgenommen, und so mußte ich mich den Siluanern und ihrer Einrichtung völlig

[1] Auf meinem letztes Jahr erschienenen Grundrisse von Jerusalem mit Nr. 39 bezeichnet.

[1] S. Ausland 1848, S. 73.

anvertrauen. Ich setzte mich also auf den ledernen Wassereimer und kreuzte um diesen auf einer Seite die Füße, ergriff zugleich das Seil, welches an den Eimer befestigt war, und der größern Sicherheit willen noch ein anderes, das um meinen Leib geschlungen war. Bald glitt ich hinab, zwar mit der gespanntesten Erwartung, aber ohne Furcht, daß etwa eines der Seile oder gar beide zerreißen möchten und ich hinabstürze. Nicht lange, und ich sank, ohne unangenehme Gefühle, in ein Wasserbecken, woneben ich den mich freundlich empfangenden Jüngling traf.

Dieses Wasserbecken, welches ich das nördliche nenne, hat etwa 3′ tief Wasser und einen Umfang von etwa 3 bis 4′. Die Mauer des Brunnens, durch den ich am Seile herabgelassen wurde, hat eine ungleiche Weite, oben von etwa 12′, mehr unten nur diejenige eines Kamins, noch tiefer ist das Viereck von größerem Umfange und von glatt gearbeiteten Steinen sehr gut gemauert. Auch stellte das Mauerwerk unten falsche Bogen, wenn ich mich recht erinnere, Spitzbogen, vor.

(Schluß folgt.)

Thee und Theehandel in Rußland.

(Fortsetzung.)

In Irkutsk kostet das Pfund des geringsten Thees 1 Rub. 70 Kop. S., in Petersburg verkauft man denselben Thee zu 1 Rub. 50 Kop. S. Von zweien eins: entweder nehmen die Kaufleute von Irkutsk einen ungeheuren Gewinn am Thee, oder die Petersburger leiden furchtbare Verluste. In der Wirklichkeit findet wohl das Gegentheil statt. In den letzten Jahren war der Handel mit Baicha-Thee so unvortheilhaft für die Großhändler von Irkutsk, daß mehrere derselben ihn ganz aufgeben, andere setzen ihn nur fort, weil sie eine bedeutende Menge Pelzwaaren in Händen haben; sie werden aber den Handel unbedingt aufgeben, sobald sich ihnen dazu eine bequeme Gelegenheit darbietet. Inzwischen vergrößert sich in Moskau und Petersburg unaufhörlich die Zahl der Theemagazine. Der Handel mit Baicha-Thee muß also in Rußland bedeutende Vortheile abwerfen, während er in Sibirien ruinirt. Man hat Proben gemacht: der geringste in Irkutsk auf dem Markt gekaufte und in gut vermachter Kiste mit der Post nach Petersburg geschickte Thee zeigte sich weit besser als der gewöhnliche mit 2 R. S. erkaufte Thee in Petersburg. Indeß gehen nach dem europäischen Rußland stets die bessern Theesorten, die schlechtern und wohlfeilern bleiben in Irkutsk. Auf die Frage: woher erhalten die Petersburger Kaufleute so geringe und wohlfeile Theesorten, antworten sie gewöhnlich: „aus Semipalatinsk." Aber auch von hier ist die Entfernung nach Petersburg über 3000 Werste, und wenn der Thee aus Semipalatinsk den Kaufmann an Ort und Stelle mit Einschluß des Zolls nur 1 R. S. kostet, so treiben doch Transport und andere mitlaufende Kosten den Preis auf 2 R. S. hinauf, während man zu Petersburg im J. 1843 Thee zu 1 R. 40 K. S. kaufte. Ja, die Menge des in Semipalatinsk eingehandelten Baichathees ist nicht einmal so groß, daß man das Bedürfniß auch nur der Hauptstädte damit bestreiten könnte; im J. 1836, als der Tauschhandel in Semipalatinsk eröffnet wurde, wurden nur 9 Pud eingehandelt, im J. 1847 2,374; was machen aber diese 2400 Pud aus, wenn es in Petersburg einen Traiteur gibt, der allein 90 Pf. des Tags oder über 800 Pud im Jahre gebraucht?

Die Sibirier sind sehr leidenschaftliche Freunde des Thees und von Kindheit auf daran gewöhnt; sie unterscheiden alle Sorten, ohne sich im mindesten zu täuschen, nach dem Geschmack; in Irkutsk z. B. geht jede Frau nach dem Laden, probirt den Thee, indem sie einige Blätter zerkaut, und täuscht sich nie in der Güte. Dießseits des Ural kann man solche Proben nicht machen: hier nimmt man den Thee aus seiner Kiste, wickelt ihn pfund-, halbpfund- oder viertelpfundweise in Papierdüten, und legt ihn in dieser Form den Käufern vor, ob sie kaufen wollen oder nicht; eine Probe ist nicht gestattet. Wir haben oben gesagt, daß der in Papier gewickelte Thee sein Bouquet verliere: das ist leicht zu erweisen. Der Thee liegt in einer etwa 2 Pud schweren Kiste fest zusammen in großer Masse, und da er eine narkotische Pflanze ist, so befindet er sich in Gährung; das Bouquet wird darin verstärkt. Bei der Vertheilung in kleine Häufchen wird der Gährung ein Ende gemacht, das Papier zieht ihm sein Bouquet aus, theilt ihm noch überdieß seinen Geruch mit, und der Thee verdirbt. Die europäischen Verkäufer begreifen dieß nicht, und man trinkt guten, aber schaal gewordenen Thee.

Die in den Hauptstädten wohnenden Sibirier begriffen lange nicht, woher die Kaufleute der Hauptstädte so wohlfeile und so geringe Sorten, geringer als die ihrigen, bezogen? Daß der Thee durch langes Verweilen in einem und demselben Magazin mit Kaffee, Zucker und andern Waaren verliere, wußten sie wohl, aber die Wohlfeilheit und die ungewöhnlichen Theeblätter darin, die Spitzen und kleinen Zweige, die dicke röthliche Farbe des Aufgusses nebst dem übeln Nachgeschmack, setzten sie in Verwunderung. Die Regierung entdeckte ihrerseits Fabrication von falschem Thee, und in der That mischte man in Petersburg Wegerichblätter (epilobium), in Nishneinowgorod und in Kasan Distelblätter (serratula) hinein. Diese Fälschungen sind der Gesundheit schädlich, und die Regierung verfolgte die Fälscher. Einige meinten der Thee komme aus England durch Schmuggel nach Rußland, oder die Kaufleute mischten mit dem wirklichen frischen Thee die schon gebrauchten, ausgetrockneten und mit den Händen wieder gerollten Blätter.

Endlich zog der unmäßig sich steigernde Ankauf von Ziegelthee die Aufmerksamkeit der sibirischen Kaufleute auf sich. Sie wußten sehr wohl, daß das transbaikalische Land, das an China stößt, denselben von jenseits der Gränze bezieht, aber wer verlangt davon in Rußland 130,000 Pud? Die Kalmüken und Tataren allein? Dagegen läßt sich sagen, daß die Einwohner des Kreises Nertschinsk, welche als die leidenschaftlichsten Freunde und größten Consumenten des Ziegelthees bekannt sind, und 120,000 Seelen zählen, nur 25,000 Pud verbrauchen, also auf den Kopf etwas mehr als 8 Pfd. des Jahres; nimmt man nun an, daß der Kalmüken und Tataren im europäischen Rußland 260,000 sind, und jedes 10 Pfund des Jahres gebraucht, so macht dieß erst 65 000 Pud aus, und wohin kommen dann die übrigen 65,000? Ferner, der Baicha-Thee aller Sorten, von der besten bis zur geringsten herunter, wird bloß aus Blättchen der Theestaude bereitet; je jünger das Blatt, desto vortrefflicher ist der Thee; in diesen Sorten kann kein Stengelchen seyn und von einem Aestchen ist gar keine Rede. Dagegen wird der Ziegelthee aus völlig entwickelten, zur Reife gelangten Blättern, und vielleicht auch von einer andern Staude gemacht, denn unsere Nachrichten über seine Bereitung sind sehr unvollständig; man weiß nur, daß die Blätter mit den Stengeln und kleinen Aestchen abgerissen werden, und daß man sie dann in hölzerne Formen preßt, wie bei uns die Backsteine. Man darf nur ein beliebiges Stück Ziegelthee betrachten, so sieht man Stengel

Digitized by Google

und Holzästchen darin. Wenn also im Baicha-Thee auch nur ein Stengelchen, ein Zweigchen sich findet, wenn unter den Blättern nur Ein länglichtes, die übrigen an Größe bedeutend übertreffendes Blatt von röthlicher Farbe sich findet, so ist der Thee gemischt.

Die sibirischen Kaufleute, Freunde und Kenner des Thees, unterwarfen den Petersburger Thee einer chemischen Untersuchung, nicht nach den Regeln der Wissenschaft, sondern nach ihrer Erfahrung. Man nahm z. B. Thee von 1½ R. S. das Pfund, schüttete ihn in die Theekanne, und goß nicht siedendes, sondern bloß heißes Wasser darüber, und es zeigte sich der verdorbene Geschmack schon gebrauchter und wieder getrockneter Blätter. Goß man das erste Wasser weg, und ließ stärker erhitztes Wasser darüber laufen, so ergab sich der Geruch des Ziegelthees. Goß man siedendes Wasser darüber, so trat der Geruch des wirklichen Thees hervor. So überzeugten sich die Sibirier, daß in einem solchen von ihnen auf die bezeichnete Weise untersuchten Thee, zu 1½ R. S. das Pfund, sich nur ⅓ wirklichen, und ⅔ bereits getrunkenen und Ziegelthees findet. Daraus erklärt sich dann auch, wohin die 65,000 Pud Ziegelthee kommen. Nimmt man nun an, den Verkäufer selbst koste das Pfund des gewöhnlichsten Thees 1½ R. S., so macht das Drittelpfund 50 Kopeken aus, ein Drittelpfund Ziegelthee kostet 16 Kopeken, und die Blätter gebrauchten Thees kosten gar nichts; nehmen wir aber auch an, sie kosteten 4 Kopeken, so kommt das aus den Magazinen zu 1½ R. S. verkaufte Pfund den Kaufmann nicht höher als 70 K. zu stehen. Darum vergrößert sich in den Hauptstädten die Zahl der Theemagazine mit jedem Jahr.

Bei dem obigen Processe findet sich keine Beimischung anderer Blätter, der gebrauchte Baicha- und der Ziegelthee ist doch immer Thee, und somit vollkommen unschädlich; wir erwähnen die Mischung nur, um zu erklären, wohin die ungeheure Masse im europäischen Rußland eingeführten und auf dem Jahrmarkt von Nishneinowgorod verkauften Ziegelthees kommt. Wer zu Petersburg um anderthalb Rubel S. ein Pfund Thee kaufen will, das in Kiachta selbst den Kaufmann eben so viel oder noch mehr kostet, der betrügt sich, so gut wie der, welcher ächten Rum oder ächten Madeira um 50 K. S. kaufen zu können glaubt. Etwas anders ist die Beimischung fremdartiger, mehr oder minder schädlicher Blätter; das ist eine strafbare Fälschung.

Jetzt einige Worte über die in Sibirien gebräuchliche Verwendung des Ziegel- oder Karymthees, welche nicht nur in Europa, sondern selbst in Petersburg unbekannt ist. Aus welchen Blättern dieser Thee bereitet wird, wissen wir, wie oben gesagt, nicht; die Chinesen in Kiachta sagen, man lege die Blätter dieses Thees in hölzerne Formen und drücke sie fest zusammen; dabei werden sie wahrscheinlich noch des Zusammenhaltens wegen mit Leim oder einer andern zähen Flüssigkeit übergossen. Wenn der Thee auf diese Weise völlig ausgetrocknet ist, nimmt man ihn aus den Formen, umwickelt ihn mit Papier und legt ihn in Kisten zu je 36 Ziegeln; wenn er aus den Formen herausgenommen ist, hat er die Dicke eines Brettes von einem halben Werschok (1″), eine Breite von 4 bis 4½ Werschok und eine Länge von 8 Werschok. Die Russen nennen diese Theebrettchen Ziegel, und unter diesem Namen kennt man sie auch im Handel und im Gebrauch; sie sind so fest zusammengepreßt, daß kaum ein starker Mann ein Stückchen davon abbrechen kann. Je fester der Ziegel zusammengepreßt ist, desto kleiner sind darin die Blätter und desto vortheilhafter sind sie im Gebrauch; nimmt man davon so viel, als sich mit einigen Fingern fassen läßt, so gibt dieß einen dicken Aufguß. In diesen Ziegeln finden sich manchmal Steinchen, Bambussplitter u. s. w. Die Farbe des Ziegels ist dunkelgrau, manchmal grünlich. Diesen Thee schickt man zu Wasser nach Nishegorod, damit die Landfracht ihn nicht zu sehr vertheure.

Der Ziegelthee wird beim Gebrauch ganz anders behandelt, als der Baichathee. Man schlägt ein Stückchen vom Ziegel ab, und stößt es in einem hölzernen Mörser nach und nach klein, macht unterdessen Wasser in einem eisernen Topfe siedend, schüttet den zu Pulver gestoßenen Thee hinein, und läßt das Wasser fortkochen. Sobald man bemerkt, daß der Thee vollständig aufgequollen ist und das Wasser kaffeebraun gefärbt hat, nimmt man den Topf vom Feuer, nimmt mit einem aus dünnen Stäben der sibirischen Akazie gefertigten Rührstock die oben fettartig schwimmende, wahrscheinlich den verbindenden Stoff bildende Substanz ab, und fängt nun an ihn abzugießen. Diese Operation geschieht auf folgende Weise. Man schöpft den Thee mit einem Löffel heraus, und gießt ihn aus einer gewissen Höhe herunter wieder in dasselbe Gefäß; aus Erfahrung weiß man, wie viele Löffel man heraus schöpfen und wieder ausgießen muß, zu viel und zu wenig verderbt den Thee. Hierauf gießt man ihn in ein anderes Gefäß, stellt dann eine stark ausgehöhlte Pfanne ans Feuer, gießt Rahm, Fett und Mehl hinein, und läßt diese Mischung so lange zergehen, als nicht das Mehl an dem Fette sich röstet, hierauf gießt man in diese Mischung dick zusammengekochte Milch und endlich den schon etwas erkalteten Thee. Hierauf setzt man gewöhnliches Salz oder noch besser Gusbar, d. h. aus dem Boden ausblühendes Salz hinzu und der Thee ist fertig. Man trinkt ihn in hölzernen chinesischen Schalen, die mit einer rothen Olive bedeckt sind. Die Russen genießen zu diesem Thee auch Brod, die Nomaden trinken ihn allein; dieß Getränke bildet bei ihnen fast die einzige Speise der Armen.

Die russischen Bewohner des Kreises von Nertschinsk, namentlich die Frauen, lieben diesen Thee so leidenschaftlich, daß er daselbst ein Nationalbedürfniß geworden ist. Ohne Thee befällt sie Beklemmung: sie versetzen das Letzte, um Thee zu kaufen. Morgens ist Ziegelthee ihr Frühstück, ohne Thee geht niemand an die Arbeit; zwischen dem Frühstück und dem Mittagessen trinken sie wieder Thee, nach dem Mittagessen erscheint der Thee als Magenschluß; zwischen Mittag- und Abendessen wieder Thee, und selbst bei dem Abendessen geht es nicht ohne Thee ab. Der Bewohner des Kreises Nertschinsk trinkt also fünfmal des Tages Karymthee. Die Nomaden trinken ihn vom Morgen bis zum Abend, und behaupten, die Russen wüßten dieß ihr Lieblingsgetränke nicht zu bereiten. Das ist auch wahr! Bei den Russen steht fortwährend auf dem Ofen ein Krug oder ein gußeiserner Topf mit heißem Wasser; in dieß Wasser wird der Thee geworfen, kann aber darin nicht völlig auskochen, wie bei den Nomaden, wo der Topf am Feuer steht und das Wasser völlig kocht. Arme Familien nähren sich während der Fasten durchaus nur von diesem Thee, nebst Brod und Kartoffeln.

(Fortsetzung folgt.)

Labrador und dessen Bewohner.

(Schluß.)

Im Winter leben die Eskimos in Hütten von Schnee erbaut, und sie sind darin besser gegen das strenge Klima geschützt und behaglicher als in Häusern von Stein oder Holz, worin kein Feuer brennt. Um diese Hütten zu erbauen, was stets von den Männern geschieht, müssen

Digitized by Google

ihrer zwei, der eine von außen, der andere von innen arbeiten, und die Arbeit erfordert große Erfahrung und Geschicklichkeit. Zuerst werden auf dem Platze, welcher zum Fußboden der Hütte bestimmt ist, große Stücke Schnee mit einem scharfen Instrumente herausgeschnitten und so aufgerichtet, daß sie sich ein Bißchen nach innen und in die Runde neigen; diese Schneeblöcke von etwa zwei Fuß Länge, zwei Fuß Breite und acht Zoll Dicke werden dicht aneinander gelegt, und zwar jede Reihe derselben nach oben immer etwas enger, bis ein kleines Loch in der Spitze des Gebäudes bleibt, welches mit einer durchsichtigen Eisscholle bedeckt wird, die als Schlußstein des Gebäudes und zur Erhellung im Innern dient. Um die Schneewand läuft im Innern eine Bank von Schnee, die mit Fellen bedeckt als Sitz und Bette dient, und die ganze Hütte, von 10 — 12 Fuß im Durchmesser und etwa acht Fuß Höhe im Innern, sieht aus wie ein Gewölbe oder ein tiefer Bogen. Zuweilen leben zwei oder drei Familien unter demselben Schneedache, indem jede ihr besonderes Zimmer zum Schlafen hat, welches mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht wo sie sich versammeln. Ein gekrümmter, bedeckter Gang führt in das „Iglei" (Hütte), welcher bei Tage offen, des Nachts gegen die Kälte, selbst die strengste, dadurch gut verwahrt wird, daß man Eisstücke an jeder Wendung des Einganges aufstellt. Im Winter gebrauchen die Eskimos kein Feuer, und ihre Lampen von Stein geben ihnen Wärme genug, um ihre Stiefel und Kleider zu trocknen und das rohe Fleisch und Fett zu erwärmen. Sie sind von früher Jugend an die Kälte gewöhnt; die Kinder werden in der Capuze auf dem Rücken der Mutter umhergeschleppt bis sie drei Jahre alt sind, und zwar ganz nackt und doch sieht man zuweilen die kleinen Geschöpfe im kältesten Wetter in ihren Nestern stehend, ohne daß sie davon zu leiden scheinen. Die Eskimos schlafen nie in Kleidern, selbst wenn sie in einer offnen Felsenritze liegen.

Bekanntlich essen sie gewöhnlich Fleisch und Fische roh, und davon kommt der Name Eskimo, den die französischen Entdecker ihnen gegeben, und welcher wohl unbezweifelt aus dem Worte „Eschlimai" entstanden ist, welches in der Kri- und Sauteursprache: „Menschen, die rohes Fleisch essen," bezeichnet. Die Hunde der Eskimos ähneln gezähmten Wölfen in ihrem Naturell und heulen, aber sie bellen niemals; sie sind ihren Herren von dem größten Nutzen und kosten ihnen fast nichts, denn im Lager wird ihnen nicht das Geringste zu fressen gegeben, so daß es mir unerklärlich ist wovon sie leben, und auf Reisen, wenn sie den Schlitten ziehen, erhalten sie Abends ein Stückchen Fett als einzige Nahrung. Zu einer weiten Reise gebraucht man 10—15 Hunde, und jeder ist für sich an einem an das Halsband befestigten Riemen angeschirrt, der am Vordertheil des Schlittens angebunden wird; diese Riemen sind so befestigt, daß gewöhnlich die Hunde neben einander laufen und dem Leithunde folgen, der dem Zurufe des Herrn augenblicklich gehorcht, weil bei dem geringsten Zaudern dessen gewaltige Peitsche ihm um die Ohren saust; diese Peitsche hat einen Griff von 18 Zoll und ist etwa 15 Fuß lang, und die Eskimos wissen durch beständige Uebung solche sehr geschickt zu handhaben. Die Schlitten sind ungefähr fünf Fuß lang und zwei Fuß breit, und die Schlittenbäume gewöhnlich mit Fischbein oder Zähnen vom Wallroß beschlagen, auch mit angefeuchteter Erde bestrichen, die sehr glatt und wenn sie verwischt ist, wieder erneuert wird. Der „Kajak" oder Kahn der Eskimos, von etwa 12 Fuß Länge und 2 Fuß Breite, läuft von der Mitte nach beiden Enden sehr spitz zu und besteht aus Holz mit Robbenfell ganz überdeckt, mit Ausnahme einer Oeffnung in der Mitte des Fahrzeuges, in welche der Ruderer seine Beine steckt, denn diese Kähne sind nur für eine Person berechnet, obgleich es möglich ist einen Passagier darin mitzunehmen, wenn dieser sich der Unbequemlichkeit und selbst der Gefahr unterziehen will sich auf dem Bauche auszustrecken, aber ohne ein Glied zu rühren, weil bei dem geringsten Schaukeln der Kahn umschlagen würde; indeß werden auf diese Weise zuweilen Leute mehrere 100 (engl.) Meilen transportirt. Diese Kähne, nur zur Jagd dienend, werden mit zwei Ruderschaufeln gerudert und fliegen durch das Wasser so schnell wie ein Delphin; ein Landthier im Wasser wird von diesen Kähnen mit Leichtigkeit eingeholt, dann zu dem Fleck, wo der Jäger landen will, getrieben, und dort mit einem Lanzenstoß getödtet. Wenn der Kahn umschlägt, so verstehen die Eskimos nicht sich wieder damit aufzurichten und deßhalb verlieren sie bei einem solchen Zufall gewöhnlich das Leben, sobald keine Hülfe zur Hand ist. Selten fehlt aber Hülfe, weil solche Unfälle nur in der Hitze der Jagd, namentlich beim Harpuniren der Wallfische vorkommen, wobei stets mehrere Kähne beschäftigt sind; ihre Lederboote „Uimeyak" genannt, sehen zwar unbehülflich aus, sind aber deßhalb gar nicht zu verachten, denn wegen der Schwimmkraft ihres Materials widerstehen sie den stärksten Wellen besser als unsere tüchtigsten Schiffsboote; diese Fahrzeuge, welche von den Weibern gerudert werden, dienen dazu um die Familien längs der Küste zu transportiren. Ihre zur Jagd und Fischerei dienenden Geräthschaften zeigen vielen Geschmack und Verstand: ihre Kähne sind mit mathematischer Genauigkeit verfertigt, die Ruder oft recht geschmackvoll mit Wallroßzähnen ausgelegt, ihre Speere sind sauber geschnitzt und ihre Bogen übertreffen alle Bogen der Indianer die ich gesehen habe, bei weitem an Kraft und Elasticität. Sehr sinnreich ist ihre Weise Wallfische zu fangen; sie befestigen ein mit Luft gefülltes Robbenfell mit einem wohl 20 Fuß langen Riemen an die Harpune und werfen dieses in demselben Augenblicke über Bord, wenn der Wallfisch von der Harpune getroffen ist; indem das Fell durch die Bewegungen des Thiers im Wasser umhergeschleudert wird, setzt es diesem einen so kräftigen Widerstand entgegen, daß der Fisch bald davon erschöpft aus dem Wasser hervorkommt, um sich auszuruhen. Jetzt nähert sich der Eskimo von hinten her dem Fische und tödtet ihn oft mit einem einzigen Lanzenstoße. Die Eskimos gebrauchen auch Wurfspeere mit vieler Geschicklichkeit, und verstehen die Schleuder so gut zu handhaben, daß sie damit wildes Geflügel im Fluge erlegen.

Die Gesichtsfarbe der Eskimos ist schwärzlich, indeß habe ich einige ihrer Kinder gesehen welche so weiß waren als die weißesten europäischen Kinder, aber sie werden mit zunehmenden Jahren ebenso dunkel als ihre Eltern. Unreinlichkeit und Färbung durch das Klima haben darauf keinen Einfluß, denn ich habe bemerkt, daß die Abkömmlinge eines Europäers und einer Eskimofrau in der dritten Generation so schwärzlich waren wie ächte Eskimo, wenn sie auch ganz wie civilisirte Europäer lebten, reinlich waren und sich dem Wetter nicht mehr als andere aussetzten; die Eskimos sind zwar von kleiner Statur, aber zwerghaft möchte ich sie nicht nennen. Um mich genau zu überzeugen, nahm ich die ersten besten fünf Männer aus einem Haufen von einigen zwanzig heraus und fand durch Nachmessen, daß sie durchschnittlich fünf Fuß und fünf Zoll (engl.) groß waren; unter den andern waren einige fünf Fuß, 7—9 Zoll und einer über sechs Fuß groß. Sie erscheinen kleiner als sie wirklich sind, weil sie durchgängig von größerm Umfange als die Europäer sind, und ihre schwere, steife Kleidung sie noch dicker erscheinen läßt; da diese Kleidung von Fellen ihren Bewegungen sehr hinderlich ist, so kann man über die Behendigkeit ihres Körpers nicht urtheilen, aber ich darf behaupten, daß sie an Körperkraft alle andern Ureinwohner von Amerika übertreffen. Ihre Gesichtszüge sind durchaus nicht unangenehm, und ich habe einige ihrer Frauenzimmer gesehen, welche auch unter den Weißen für recht hübsch gelten würden, wenn sie ihren Schmutz und ihre häßliche Kleidung abgelegt hätten und mit europäischen Kleidern geputzt wären. Die Frauen binden ihr Haar auf dem Kopfe in einen Knoten und gebrauchen statt Pomade ranziges Oel, auch tättowiren sie ihr Gesicht, um sich zu verschönern. Ihre Zähne sind blendend weiß und regelmäßig, ihre schwarzen Augen mehr von runder als ovaler Form, und ihre Backenknochen hervortretend; die Stirn ist niedrig, der Mund groß und das Kinn spitz. Die Eskimos genießen durchgängig einer guten Gesundheit und, so viel ich erfahren habe, herrschen epidemische Krankheiten unter ihnen nicht.

Eine Geschichte Rußlands von Guizot. Einem Gerücht zufolge soll sich Hr. Guizot mit einer Geschichte Rußlands beschäftigen, die ein Seitenstück seiner großen Werke über die englische Revolution und die Civilisation werden soll. (Liter. Gaz. 1 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 136. 7 Junius 1850.

Die Mandadschaha oder Schüler St. Johanns.

(Nach Chesney's: Expedition for the Survey of the Euphrates etc.)

Unter den mannichfachen Secten Vorderasiens, die sich aus einer nicht mehr zu ermittelnden Zeit herschreiben, und jedenfalls über die christliche Zeit hinaufreichen, muß man die Jesidis und die Mandadschaha anführen. Die letztern sind in neuerer Zeit vielfach genannt und geschildert worden, weniger die erstern, über welche Chesney folgendes mittheilt: „Die Mandadschaha finden sich zerstreut in kleinen Gemeinden zu Basrah, Kurnah, Mohammerah und Scheich-el-Schujuch, wo etwa 300 Familien sich finden. Die von Basra werden schon von Pietro della Valle erwähnt, welcher sagt, daß die Araber sie Sabäer nennen. Ihre Religion ist augenscheinlich eine Mischung von Heidenthum, Judenthum, Islam und Christenthum. Sie behaupten ihr Leben nach einem Buch, Sidra genannt, zu regeln, das viele moralische Lehren enthalte, und durch Traditionen von Adam durch Seth und Enoch auf sie gekommen sey, es soll in ihrer Sprache, d. h. chaldäisch, aber in einer besondern Schrift geschrieben seyn. Sie verabscheuen die Beschneidung, unterscheiden aber sehr genau zwischen reinen und unreinen Thieren, und halten auch den Sabbath außerordentlich streng. Die Psalmen Davids haben sie, achten sie aber geringer als ihr Buch. Sie enthalten sich des Knoblauchs, der Bohnen und einiger andern Hülsenfrüchte, so wie überhaupt der Speise zwischen Sonnenaufgang und Untergang einen ganzen Monat vor der Frühjahrstagundnachtgleiche, außer welcher noch ein anderes Fest, das der fünf Tage genannt, gefeiert wird. Vor der Stadt Mekka haben sie große Verehrung, noch größere aber vor den Pyramiden Aegyptens, in deren einer ihr großer Ahnherr, Saba, Seths Sohn, begraben seyn soll; zu seinem ursprünglichen Wohnsitz zu Haran wallfahrten sie besonders und opfern dabei einen Widder und eine Henne. Sie beten siebenmal des Tags und wenden sich dabei bald gegen Süden, bald gegen Norden; zugleich aber haben sie einen Theil des alten Sternendienstes behalten, und den der Engel hinzugefügt, indem sie glauben, daß auch die Seelen der Bösen nach 900jähriger Leiden ein glückliches Loos genießen werden. Ihre Priester oder Scheichs haben eine besondere Art Taufe, die von St. Johannes eingeführt worden seyn soll; hiebei, so wie bei andern Ceremonien bedienen sie sich der chaldäischen Sprache.

Thee und Theehandel in Rußland.

(Fortsetzung.)

In der Ansicht, der Thee sey ein unnützes Kraut und komme nur theuer zu stehen, suchten Philanthropen und Speculanten Thee aus Blättern von Erdbeeren, Salbey und andern Kräutern zu machen, um den ächten Thee zu ersetzen; es kam auch etwas theeähnliches heraus, aber in die Länge ging es doch nicht, da es den Oekonomisten ihrerseits nicht gelang, die Regierung zu einem Verbot der Einführung des wirklichen Thees zu bewegen, und dadurch das eigene Fabrikat in den Gebrauch zu bringen. An Beweisführungen hinsichtlich der Vortheile hievon hat es nicht gefehlt: Millionen, sagten sie, blieben in Rußland! Allerdings, nur haben die Theefeinde vergessen, daß zum Austausch gegen Thee russische Manufacte abgesetzt werden, die man anderwärts nicht hätte absetzen können, und welche einer großen Anzahl Arbeiter aus den stärker bevölkerten Gouvernements ihren Lebensunterhalt sichern; was der Staatsschatz vom Kiachtahandel für die Bedürfnisse des Staats erhebt, beträgt an Zoll einige Millionen Rubel S., und Sibirien gewinnt an dem Transport der Waaren von und nach Kiachta gleichfalls eine Million. Alles dieß wäre mit einem Verbot der Theeeinfuhr zu Ende gewesen. Manche Leute beschuldigen auch den Kiachtahandel, daß er die Pelzwaaren verschleudere; wäre dieser Handel nicht, so würden wir, sagen sie, in Zobeln gehen! Zur Beruhigung dieser Phantasten bemerken wir, daß nach China hauptsächlich Eichhörnchenfelle gehen, von Zobeln aber nur die schlechtesten Sorten! Das Eichhörnchen pflanzt sich in den Wäldern Sibiriens fort ohne die geringste Vorsorge von Seiten des Menschen; man schießt es im Herbst, wenn die Bauern keine häuslichen Arbeiten mehr haben. Dieß ist mehr eine Lust als eine Last, und der Bauer gewinnt im Herbst bloß an Eichhörnchen gegen 10 R. S. Man sagt ferner, die Ausfuhr ziehe den Bauern von der Arbeit ab, gewöhne ihn an Müßiggang und Schlemmerei, eine ganz falsche Klage. Die Waaren gehen nach Kiachta im Winter, wo der Bauer nichts zu Hause zu thun hat, und dann ist der Transport in den Händen reicher Bauern, die viele Pferde besitzen, welche im Winter müßig dastehen würden. Das Gouvernement Irkutsk und ganz Sibirien haben nie Mangel gelitten an Getreide, Holz und andern Erzeugnissen, im Gegentheil führt der Kreis Irkutsk jedes Jahr gegen 100,000 Pud Getreide nach der Provinz Jakutsk aus, und das transbaikalische Land setzt an die Chinesen zu Kiachta gegen 30,000 Pud Weizen ab. Die Arbeiten der Bauern leiden also nicht unter der Ausfuhr nach Kiachta.

Was den Betrieb des Theehandels in Kiachta selbst betrifft, so zerfallen die hier Handel treibenden Kaufleute in zwei Abtheilungen, Pelzhändler und Tuchhändler. Die Sibirier selbst bilden die Abtheilung der Pelzhändler, die großrussischen Kaufleute die der Tuchhändler. Es war eine Zeit, wo beide Ab-

Digitized by Google

theilungen einander hinterrücks zu schaden suchten, wodurch manche in die äußerste Noth kamen, endlich aber beschlossen beide Theile gemeinsame Regeln für den Handel festzustellen, die auch von der Regierung bestätigt wurden.

Der Tauschhandel wird zu einer festgesetzten Zeit eröffnet, nämlich nach dem neuen Jahr der Chinesen, was gewöhnlich in den Februar fällt.[1] Um diese Zeit kommen nach Kiachta sowohl die russischen, als die chinesischen Waaren. Eine Eröffnung des Tauschhandels vor der bestimmten Zeit gilt als Contrebande. Die russischen Kaufleute wählen aus ihrer Mitte zuverlässige Leute, welche den Namen Compagnons führen, und deren Obliegenheit darin besteht, nach gemeinsamer Uebereinstimmung den Preis jedes Ausfuhrartikels zu bestimmen, zugleich werden auch nach den vorgelegten Mustern die chinesischen Waaren geschätzt. Kein Kaufmann darf seine Waaren unter dem festgesetzten Preise austauschen. Die Berechnung der Tauschpreise ist ausnehmend verwickelt. Bei der Feststellung der Preise suchen die Parteien der Pelzwaaren- und Tuchhändler gegenseitig den Preis der Waaren des andern Theils herabzusetzen, aber was auch geschehen mag, der Preis wird festgesetzt und der Handel eröffnet. Viele haben vorgeschlagen, in Kiachta einen freiern Austausch zu eröffnen, so daß jeder, der das Recht hat zu handeln, zu einer beliebigen Zeit kommen, und seine Waaren zu einem beliebigen Preis festsetzen könne. Aber die Kaufleute widersetzen sich einer solchen Maaßregel, und die Regierung hat ihre Gründe in Erwägung gezogen, denn es ist schwer in dem Verkehr mit Chinesen, die in jeder Beziehung am Alten hängen, Neuerungen einzuführen.

Die Mannichfaltigkeit der chinesischen Waaren minderte sich indeß bei der Einrichtung des Handels mit jedem Jahr, und wandte sich endlich zu einem einzigen Artikel, Thee. Früher erhielt man von den Chinesen seidene Gewebe, Nanking, Daba, Kandiszucker und Galanteriewaaren, bekannt unter dem Namen „chinesische Seltenheiten," jetzt haben europäische Atlasse die chinesische Kanfu verdrängt, sie ist nur gefärbt gut, denn die schwarzen, womit man die Frauenmäntel fütterte, werden an der Sonne roth; Nankings werden seit lange in Kasan gemacht, die Daba wird nur von den Bewohnern des Gouvernements Irkutsk und selbst von diesen nur in geringer Menge zu Hemden verwendet. Dagegen ist der Absatz russischer Waaren von Jahr zu Jahr gestiegen. Um von den Tuchen nichts zu sagen, so haben selbst die russischen Baumwollen- und Hanfzeuge Liebhaber in China gefunden, Plüsch und Tscheschuika gehen jetzt in ungeheurer Menge dahin. Letzteres Gewebe ist in Rußland wenig bekannt, und wird nur zur Ausfuhr über die Gränze gefertigt: die Chinesen überziehen damit ihre Diwane. Schade, daß dieß schöne Gewebe nach einem Jahr schießt und nach zweien ganz widerlich aussieht; die russischen Fabrikanten schaden sich dadurch sehr.

Manchmal lieferten die Chinesen vortrefflichen Indigo, schickten ihn den moskauischen Fabrikanten zur Probe, und der chinesische Indigo zeigte sich nicht nur besser, als der von den Engländern gelieferte, sondern auch wohlfeiler. Jährlich erhält Rußland für 2 Mill. S. R. Indigo aus Ostindien; für eben so viel würde an unsern Manufacten nach China gehen, wenn der Austausch dafür in Kiachta eröffnet wäre. Zugleich würde der Preis des Indigo gesunken seyn, was seinerseits wieder die zahlreichen, damit gefärbten Gewebe wohlfeiler gemacht hätte. China ist reich an Baumwolle, schon mehreremal schickte man davon nach Moskau zur Probe, und das Ergebniß zeigte sich sehr befriedigend. Warum diese beiden, für Rußland so nützlichen Ausfuhrartikel bis jetzt unbeachtet blieben, müssen die Kaufleute wissen.

[1] D. h. nach alter, nämlich julianischer Zeitrechnung.

Der Handel in Kiachta ist in vollem Sinne ein Tauschhandel, und darum haben die Handelsleute sehr häufig kein Geld; alles wird in Waaren abgemacht, und doch muß man an das Zollamt einen Zoll bezahlen. Um einer so bedeutenden Unbequemlichkeit abzuhelfen, ist es den Kaufleuten gestattet Wechsel abzugeben, die man nach Moskau oder Nishegorod schickt, wo die Kaufleute Geld für ihren Thee erhalten und die Wechsel bezahlen. Der Zoll wurde anfänglich von der Kiste oder Zybik erhoben, seit aber die russischen Kaufleute die Chinesischen überredet haben, die Zybiks bis auf 90 Pf. zu vergrößern, wurde der Zoll nach dem Pfund festgestellt. Von 1845 an erhob man von Blumenthee 80 K. S., von gewöhnlichem Thee 40, von Ziegelthee 10 K. S., seit dem vorigen Jahr aber wurde der Zoll auf schwarzen Blumenthee und die besseren Sorten von grünem Thee auf 70 K. S. festgesetzt.

Es ist kein Zweifel, daß alle Theesorten bei den Chinesen ihren besondern Namen haben, wir ersehen dieß sowohl aus der chinesischen Grammatik des Pater Hyacinth, als aus den englischen Preißcourants. Aber in dem Handel zu Kiachta trägt der Thee den Namen derjenigen Compagnie, die damit handelt. Die chinesischen Kaufleute vereinigen sich in einige Compagnien, erstens um das Capital und den Betrieb zu erhöhen, zweitens um im Fall eines Unglücks im Handel nicht ganz zu Grunde zu gehen. Jede Compagnie wählt sich einen Namen, der gewöhnlich eine freundliche Bedeutung hat, und treibt unter dieser Firma den Handel. Der Laden oder das Magazin einer Compagnie heißt auf chinesisch Phu-dsy, nach der russischen Aussprache Fusa. Die russischen Kaufleute, welche anfangs die chinesischen Gewohnheiten nicht kannten, nahmen die Firma der Compagnie für den Eigennamen des leitenden Handelshauses oder des Geschäftsführers, und trugen ihn dann auf den Thee über. So ist z. B. der in ganz Rußland bekannte Thee Majukon nichts anders als der Name der Fusa oder Compagnie Mei ju-schun-dsy. Einer der chinesischen Handelsleute war den Russen unter dem Namen Losan bekannt; er zeichnete sich durch einen ungewöhnlich langen Bart aus, und die russische Handelsjugend nannte ihn das Spanferkel. Um diese Zeit fiel es den Chinesen ein, in jede Kiste eine Declaration in russischer Sprache zu legen, welche von den russischen Handelsagenten verfaßt wurde. Einer derselben überlegte, daß es doch grob sey, den Hrn. Losan ein Spanferkel zu nennen, und um den Ausdruck zu mildern, beschloß er das in Sibirien übliche Wort „Ososok" zu gebrauchen, was ein Ferkel bedeutet, das noch an der Mutter trinkt. So wurde die Fusa Losan-Ososok in ganz Rußland bekannt, als der Name eines Thees.

(Schluß folgt.)

Die Gesundquelle beim Tempelplatze in Jerusalem.

(Schluß.)

Auf der südöstlichen Seite des genannten Wasserbeckens führt ein Canal zuerst 17 Schritte in der Richtung von Nordwest gegen Südost und dann 25 Schritte in der Richtung von Nord nach Süd zu einem tiefern Canal und zu einem andern Wasserbecken, welches ich das Südbecken heißen will. Der Gang (Canal) ist auf dem Boden überall aus dem Felsen gehauen, im Anfange (N.) jedoch in einiger Höhe gemauert, und theils

Digitized by Google

platt gedeckt, theils mit Mauerwerk gewölbt. Die Breite des Canals mag unten etwa 1½ bis 2′ betragen, nimmt aber, wenigstens da, wo sich die Mauergewölbe vorfinden, oben immer zu. Einige Schritte vom Nordbecken sind mehrere, etwa ½′ im Durchmesser haltende, die Decke bildende, querüber gelegte, weiße, marmorne, glatte Säulen ohne Knauf und Fuß bemerkenswerth. Südlich daneben steht schief am Gewölbe ein Säulenfragment von weit beträchtlicherem Durchmesser. Die Biegung aus der südöstlichen Richtung nach Mittag ist ziemlich rasch. Die Höhe, von großer Verschiedenheit, nördlich etwa 10′ erreichend, nimmt gegen das Südbecken sehr merklich ab bis zum niedrigen Gewölbe desselben. Der Boden des Ganges, ohne einen Niederschlag von Wasser, ist sehr roh ausgehauen. Gelangt man gegen das Südende, wo das Wasser aufgeschöpft wird, so wird er plötzlich gegen 3′ tiefer, und an dieser Fallstelle ist eine aufragende Steinplatte angebracht, damit das Wasser beim Hinüberschöpfen aus dem tiefern in den höhern Canal nicht wieder sogleich zurückfließe. Bis zur Steinplatte leuchtete mir der Junge, und nun zündete er links und rechts an der Felswand eine Lampe an. Ich stieg dann allein in den mit Wasser gefüllten, 3′ tiefern Canal von wenig Fuß Länge hinab; im obern Canal stand das Wasser höchstens 1″ hoch, doch etwas höher am Süd-, als Nordende. Ueberall hatte es den gleichen Salzgeschmack. Am Südende der tiefern Canalstrecke schießt der Boden jäh ab, und zwischen dem Felsgewölbe des Beckens und dem Wasserspiegel bleibt nur ein wenige Zoll hoher Luftraum übrig. Dieses Becken, anscheinend von rundem Umrisse, mißt im Durchmesser etwa 6 bis 8′, den Grund konnte ich nicht erblicken, und eben so wenig eine Bewegung oder ein Sprudeln des Wassers, oder eine Fortsetzung des Ganges an einer andern Stelle des Beckens bemerken. Diesen Dingen schenkte ich wie billig die ungetheilteste Aufmerksamkeit. Das Südbecken oder doch sein Gewölbe ist roh in die graue Kalksteinmasse gehauen, und zwar so, daß man beinahe versucht werden möchte, an eine Naturhöhle zu glauben. Wenn zu gewissen Zeiten oben an der Brunnenöffnung geschöpft wird, so weilt hier unten immer ein Mensch, der mit einem ledernen Eimer das Wasser aus dem tiefern Canal schöpft und in den höhern ausleert, wo es dann in das Nordbecken rinnt und von hier ans Tageslicht hinaufgeschöpft wird. Man theilte mir mit, daß der Wasserstand von meteorologischen Verhältnissen bedeutend bestimmt werde, und daß nach anhaltendem, starkem Regen das Wasser seinen Ausfluß in das Nordbecken von selbst nehme. Ich durfte in dem warmen Gange, wie gerne auch die Genauigkeit der Untersuchungen mehr Zeit angesprochen hätte, mich nicht zu lange aufhalten, weil mich die Besorgniß beschlich, daß mein Unternehmen bei längerem Verweilen entdeckt werden könnte, woraus große Unannehmlichkeiten entspringen mußten, und ich setzte mich wieder getrost auf den Wassereimer, und wurde, die Muskelkräfte der Leute oben am Brunnen recht eigentlich auf die Probe setzend, ohne Unfall hinaufgezogen, nur stieß ich einmal auf den Kopf des zweiten, am andern Ende des Seiles befestigten, eben herabsinkenden leeren Wassereimers, was in der That eine gut gemeinte Erinnerung war, weil ich sonst sehr leicht mit dem Absatze des engern Brunnenschachtes in allzu vertrauliche Nähe hätte gerathen können. Mein Compaß langte, dießmal in einem Hemdärmel, auch ganz gut an. Erst wie ich völlig angekleidet und die Gefahr der Ueberraschung vorüber war, verklärten sich freudig die Gesichter der Wasserschöpfer, und wie sollte ich verbergen, daß auch ich freier und froher athmete? Daß durch meine Bemühungen die Untersuchungen zwar weiter gebracht, aber noch nicht geschlossen sind, sieht wohl jedermann ein. Es bleibt künftigen Forschungen immerhin noch vorbehalten, zu entscheiden, ob die Quelle periodisch oder ähnlich fluthe, wie die Marienquelle im Thale Kidron. Schließlich mag die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß meine Untersuchungen nach sehr starken Regengüssen und während des Regenwetters vorgenommen wurden und das Licht überall gut brannte.

Aus dem Besuche des Quells, so weit ich ihn verfolgen konnte, ergibt sich die Thatsache, daß er nicht innerhalb des Tempelplatzes liegt, wie man irrigerweise behauptete, denn derselbe ist höchstens 60′ von der Mündung des Brunnens in gerader Richtung von West nach Ost entfernt, während die Entfernung vom Haram bis zur Mündung in gerader Richtung, wie bemerkt, 135′ (engl.) beträgt. Durch die Biegung des Canals schien man gerade vermeiden zu wollen, daß man der Tempelarea nicht zu nahe rücke. Bei näherer Betrachtung des Brunnenschachtes oder der Gewölbe an der nördlichen Abtheilung des Ganges wird wohl jeder die Ueberzeugung gewinnen, daß sich hier manche fremdartige Baubestandtheile zusammenfinden, die keineswegs zu einem Brunnen gehören. Wahrscheinlich hat man es in der Tiefe mit dem hohen Alterthume zu thun, obschon nirgends große Bausteine ins Auge fallen. Es ist merkwürdig, daß der Geschmack des Wassers von der Quelle Siloah und der Heilquelle, wenn nicht gleich, doch im höchsten Grade ähnlich ist, und daß eine in neuerer Zeit vorgenommene vorläufige chemische Analyse beider Wasser die gleichen Ergebnisse lieferte.

Wer die Untersuchungen wiederholen will, der wähle die Herbstzeit, wo der Regen noch nicht eingefallen ist, wodann es möglich werden muß, bei niedrigerem Wasserstande das Südbecken genau zu prüfen, und wo es vielleicht geschehen kann, daß man einen unter das Haram führenden Gang entdeckt.

Ein Ball in Andalusien.

Die Umgebung von Sevilla hat einen recht merkwürdig südlichen Charakter. Zu beiden Seiten des Weges strecken die Aloen ihre Riesenschwerter empor und die Stämme der stacheligen Feigenbäume gleichen Schaluppenmasten. Schaaren von Eseln und Maulthieren, welche Staubwolken aufwirbeln, Arrieros in großem andalusischem Pomp, ihre Stutzbüchse am Sattel, Galeras, eine Art linnengedeckten, mit Maulthieren bespannten Wagen voll junger lautlachender Mädchen und Soldaten, welche Guitarre spielen, rings um dich her; über dem Haupte im ganz blauen Himmel eine strahlende Sonne; am Horizont eine große und schmucke Stadt, deren Kirchthürme, Pfeiler, Dächer und weiße Mauern sich wie ein feines Spitzengewebe auf dem tiefen Azur ausscheiden; dieß alles meldet geziemend die Hauptstadt Andalusiens an.

Unsere Post mit fernläutendem Gespann raste auf diesem malerischen Weg hin; bald zeigte sich zur Linken ein schöner Wasserfall, und endlich sahen wir die alten Stadtwälle vor uns. Immer im Galopp drangen wir in ein Labyrinth von engen, schweigsamen, mit milchweißen Häusern umsäumten Gassen. Die Mittagsonne warf eine unbarmherzige Gluth auf diese blendenden Wände; die Stadt schien zu schlafen, der Vorübergehenden waren Wenige. Kaum daß einige Männer, schweißtriefend unter ihrem schweren braunen Mantel, in welchen sie sich unter dem Vorwand hüllen, daß es kein frischeres Gewand geben könne, rasch längs der Mauern schlüpften. Nichts glich dem Sevilla, das ich mir vorgestellt hatte. Bei der Fonda de la Union angelangt, trat ich plötzlich in einen Patio voll Orangenbäume und Lorbeerrosen; einige junge Weiber saßen plaudernd in diesem Blüthengebüsch, und ich hörte eine vibrirende Stimme, die nach einer gar heitern Melodie mit Begleitung der Guitarre die traurigen Worte sang:

Digitized by Google

„Cuando yo me muera
Dejaré encargado
Que con una trenza
De tu pelo negro me amarren las manos."

„Wenn ich sterbe will ich verordnen, daß man mir die Hände mit einer Flechte von deinen schwarzen Haaren binde."

Ich hatte nichts eiligeres zu thun als mich zu dem kleinen Kreise zu gesellen, welcher auf den wandernden Sänger horchte; diese Jotas, die sich ohne Zusammenhang aneinander reihten, mahnten mich an die endlosen Lieder der Griechen in Kleinasien, die andalusische Lebendigkeit abgerechnet. Uebrigens saß ich kaum am Fuß eines Orangenbaums, als ein dicker Mann mit einem ganz kleinen Hut in den Patio und gerade auf mich zu kam und mich sehr fliessend französisch fragte, ob ich zuerst den Dom oder den Alcazar, oder die Tabakfabrik, oder das Museum, oder die Bibliothek, oder den Kopf Peters des Grausamen u. s. w. sehen wolle.

„Nichts von all dem," entgegnete ich. „Ich habe überall Schlösser, Fabriken und Bibliotheken gesehen, 200 Museen und 500 Domkirchen besucht. Wie heißen Sie?" — „Bailly." „Nun gut, Herr Bailly; ich wünsche vor allem die Tänzerinnen von Sevilla zu sehen. Ich will die Cachucha, die Jota, die Gitana, den Fandango, die Lola und den Jaleo tanzen sehen. Wenn Sie mir diese Dinge zeigen können, bin ich der Mann für Sie; im Gegenfalle, nicht."

„Bueno! Bueno!" schrieen die mich umringenden Cigarettenraucher fröhlich an, und sogleich erlangte ich großes Ansehen im Gasthofe. In der That, es war ein Satrapenvergnügen, das ich mir bestellte, eines der theuersten Vergnügen, welche man sich in Spanien, wo meines Wissens nichts wohlfeil ist, bereiten mag. Es war überdieß eine Artigkeit, denn man belehrte mich, daß ich keine Tänzerinnen sehen könne, ohne einen Ball zu geben und zu diesem einladen dürfe wer mir behage. Ich begriff, daß ich mich in meiner Hast verrannt hatte, allein ich war zu weit gegangen um wieder umkehren zu können, und lud also sämmtliche Anwesende zu diesem improvisirten Feste ein; die jungen Leute nahmen mit Vergnügen an. Einige junge Frauen lächelten ohne etwas zu erwiedern, als wenn sie ihre Lust daran nicht zu gestehen wagten. Die andalusische Gesellschaft thut nämlich, als wenn sie die Castagnetten und die Basquina als abscheulich verdamme, und duldet nur mit allem Vorbehalt die Stiergefechte. Sie wäre glücklich wenn sie den Fremden weiß machen könnte, daß diese Nationalvergnügen, welche sie demokratisch und gemein findet, nie existirten. Wer in einer gewissen Welt auf der Halbinsel Glück machen will, muß Spanien für ein ausnehmend gewerbliches Land anerkennen, wo man für Eisenbahnen schwärmt und die constitutionelle Regierung alles umgeschaffen hat. Es ist unnöthig erst zu versichern, daß das Volk sich nicht um diese spießbürgerlichen Ansprüche kümmert, und daß die Aristokratie, welche meist überall sich dem Volke mehr nähert als die Mittelclasse, sich nicht abhalten läßt, den Toreros und den Tänzerinnen Beifall zu zollen. Die hohen Damen versäumen keine Gelegenheit die Basquina anzuziehen, und die vornehmen jungen Männer tragen gern bei jedem Anlaß das Gewand des Majo, nehmen sogar Unterricht in der Tauromachie.

Gegen neun Uhr Abends benachrichtigte uns Herr Bailly, der sein Amt als Ceremonienmeister sehr ernst genommen hatte, feierlichst, das Ballet sey bereit und man warte nur noch auf uns. Er führte uns in ein Nachbarhaus; der innere Hof, vollauf mit Blumen geschmückt, war a giorno erleuchtet. Jeder Orangenbaum trug Lampen statt der Früchte, jeder Rosenlorbeer war mit bunten Gläsern statt der Blüthenkelche belastet, die Versammlung zahlreich. Auf dem obern Balcon harrten mehrere sorgfältig verschleierte Señoras, welche sich in ihren, gleich den Dominos geheimnißvollen Mantillen versteckten, schweigend der Stunde einer verbotenen Lust. Ueber dem Patio, den Blumen, den Lichtern, den Balcons, den Mantillen, breitete sich wie ein dunkles perlengesticktes Zelt ein Stück sternbesäeten Himmels aus. Bei unserm Eintritte gab das, aus einer Violine, einer Guitarre und einem Sänger bestehende Orchester das Zeichen, und vier Tänzerinnen, in der Tracht der Majas — kurzer Rock mit Goldflittern, seidne Strümpfe, gelbe Schuhe, eine Granatenblüthe am Schlaf — sprangen beim Schalle der Castagnetten, von vier Andalusen in seidnen Hosen geleitet, in den Patio, und führten die Cachucha aus; darauf entstand Stille, eine der Tänzerinnen trat allein vor, langsamen Schrittes, mitten in den Patio; sie hieß Carmen. Es war ein Mädchen von 16 Jahren, bleich, schmächtig und biegsam, mit jenem spanischen Blick, der strahlend und schmachtend zugleich ist, und in welchem sich Wehmuth und Leidenschaft mit einander streiten; sie trug einen rothen Rock. Ihre Arme, die noch den etwas magern Umriß des jugendlichsten Alters hatten, aber gleichwohl voll Grazie waren, erhoben sich langsam, sie ließ die Castagnetten erklingen und alsbald begann die Musik eine jener langsamen einfachen Melodien, deren naive Anmuth an die Urzeit vom Morgenlande erinnert. Carmen, welche bisher völlig regungslos gewesen, fing jetzt einen der wollustvollen Monologe an, welche beweisen, daß Andalusien dem Oriente verwandt ist, mehr noch in den Tänzen als in den Trachten. Carmen durfte nur ihre blasse Stirne mit goldnen Sequinen behängen, ihre schmiegsame Gestalt in Flor hüllen — und sie war mit ihrer Haltung, ihren Augen, ihren weichen Schwingungen eine Bajadere Indiens.

Die hübsche Tänzerin schien immer mehr zu erglühen vom Feuer des Gedichts, dessen wechselnde Stanzen sie vor uns aufführte. Ihr Blick beseelte sich, ihre Gestalt, die sich wölbte und wand, schmiegte sich immer weicher, ihre bleiche Wange röthete sich; bald schien sie mit blitzendem Auge und halbgeöffneter Lippe durstig die Luft zu trinken, gleichsam als suche sie jemand, und schlug mit ihrem kleinen Atlasfuß Liebestappel; die Castagnetten rasten in ihrer Hand; endlich, da der Geliebte ausblieb, kam sie gerade auf mich zu, schoß einen berauschten Blick auf mich, der mich verwirrte, und warf mir wie eine Sultanin ihr Taschentuch zu. Sogleich entstand ein allgemeines Castagnettenklappern auf allen Bänken, in allen Händen, und die entzückten Zuschauer schrien: „Salero! Salero!"[1] was ein Ruf der Bewunderung ist; meine Paschrolle setzte mich in einige Verlegenheit. Carmen wiegte sich noch immer gegenüber von mir auf der nämlichen Stelle, gleichsam um ihre vollendeten Formen zu zeigen, dann schwebte sie verlockend wie eine Fee auf mich zu und zog sich plötzlich grausam wieder zurück. Sie schien verklärt: elektrische Funken flogen aus ihren Lavaaugen, und als sie besiegt, entwaffnet, sich auf ein Knie niederließ, gleichsam um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, hätte sie den ältesten Sultan bezaubert. Aber alsbald hörte die Musik auf: Carmen erhob sich leicht, ihre Finger schlossen sich, ihre Blicke erloschen, sie erbleichte wieder und setzte sich ganz ruhig, ganz sittsam neben ihre Mutter auf den Schooß ihrer Schwester; die Bacchantin war verschwunden, und Carmen nichts mehr als eine arme Arbeiterin der Tabakfabrik. Es ist wunderbar zu beobachten, wie die menschliche Physiognomie in ihrer Beweglichkeit sich so leicht allen Umwandlungen leiht, welche ihr die Kunst des Mimen gebietet.

Solltest du es nun glauben, daß diese Mädchen von Sevilla, die für einige Douros die Lola, die Gitana und andere leichtfertige Tänze vor dir aufführen, Tugenden von sechzehn Ahnen sind, welche allen Verlockungen widerstehen? Und doch ist es wahr, es gibt mehr als genug Beweise davon, und diese Anomalie gehört nicht unter die wenigst merkwürdigen Züge des weiblichen Charakters in Spanien. Zu der Zeit als ich Andalusien durchstreifte, befand sich leider die berühmteste Tänzerin Sevilla's in England. Ein Capitän der brittischen Marine war von jener Schönheit so hingerissen, daß nachdem er vergebens Goldhaufen ihr zu Füßen gelegt hatte, er ihr seinen Namen mit seiner Hand angeboten. Das junge Mädchen willigte zuletzt ein, von ihrer Mutter begleitet, ihm nach London zu folgen; aber hier erhob sich ein unüberwindliches Hinderniß; die Tänzerin des katholischen Spaniens weigerte sich einen Protestanten zu heurathen, und ich weiß nicht was daraus geworden ist. Ich meinerseits beschränkte mich darauf, mit völliger Uneigennützigkeit Carmens Taschentuch zurückzugeben. Die Boleros, die Fandangos währten bis tief in die Nacht und ich kehrte sehr befriedigt nach der Fonda de la Union heim.

G. M.

[1] Salero heißt wörtlich Salzfaß. Man sagt im Spanischen von einer pikanten Frau, daß sie gesalzen ist: „Salada."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 137. 8 Junius 1850

Herrn Laings Ansichten über das sociale System in Europa.

Hr. Laing, bekannt durch seine Reisen in Norwegen und Schweden, so wie durch andere europäische Länder, hat ein in vielen Beziehungen höchst interessantes und lehrreiches Buch über die socialen Zustände Europa's, namentlich des Continents, geschrieben, worin er den ganzen reichen Schatz seiner Erfahrungen niederlegte. Wir können hier vorerst nur Einen Umstand hervorheben, der aber von den weitgreifendsten Folgen ist: er stellt den socialen und politischen Zustand Englands und des Continents einander gegenüber, und bemerkt daß die Kluft, welche beide trenne, eher sich erweitere als schließe. Dieß ist in gewisser Beziehung wahr, und wir müssen in wenigen Worten seinen Gedanken in dieser Beziehung bezeichnen. In England ist die politische Freiheit wesentlich aus der Freiheit der höhern Stände erwachsen, und hat ihre wahre Grundlage in dem sogenannten Selfgovernment; dabei ist aber zu bemerken, daß sich die Freiheit selbst in den kritischen Zeiten, welche sie auch in England zu bestehen hatte, wesentlich nur durch den Adel, d. h. durch die reichen, angesehenen, unabhängigen Grundbesitzer erhielt. Diese unabhängige Stellung vermöglicher Leute bei einem gesicherten Rechtszustand ist auch noch jetzt was die Freiheit, selbst wenn sie weniger durch Gesetz geschützt wäre, und sogar die Ordnung erhält, indem die große Zahl solcher vermöglichen Leute auf die große Masse einen mächtigen Einfluß ausüben muß. Dagegen findet Hr. Laing den Continent gar nicht wohl zur Freiheit geschaffen, eben weil sich hier alles nivelirt, weil ein Netz von gering bezahlten Beamten den Staat durchdringt, weil die Militärpflichtigkeit, der aller Stände, fast auf dem ganzen Continent, ohne Unterschied unterworfen sind, diese Nivelirung befördert, und die Vertheilung des Grundeigenthums ihr das Siegel aufdrückt. Nach diesen Vorbemerkungen wird man die Bedeutung nachfolgender Sätze erkennen: „selbst die Vereinigten Staaten begannen, bei ihrer Losreißung von England, mit einer altbegüterten landbesitzenden Classe, die allen Einfluß und alles Ansehen besaß, das höhere Bildung, Vermögen und Lebensstellung nur immer geben können. Washington und fast alle Führer im Kampfe für die amerikanische Unabhängigkeit gehörten dieser Classe an, welche in jeder Beziehung gleichbedeutend war mit dem englischen Landadel. Eine solche Classe unabhängiger Grundeigenthümer mit bedeutendem Vermögen und entsprechendem Einfluß im Lande hat sich aber auf dem Continent durch das Zersplittern der Ländereien des Feudaladels und der Domainen und Kirchengüter nicht gebildet. Man ist einer Gleichheit der gesellschaftlichen Lage nahe gekommen, weit näher als in der amerikanischen Republik, weil hier Handel, Capital und industrielle Unternehmungen jeden Tag die Kluft zwischen den verschiedenen Classen erweitern; aber diese Gleichheit auf dem Continent, welche sich auf Bildung, wie auf Besitzthum erstreckt, scheint der Freiheit nicht näher zu bringen. Eine Republik kann sich nicht bilden aus einer Volksmasse heraus, wo jeder Mann seinem Nachbar an Rechten und Ansprüchen, ja an Vermögen, Bildung, Einfluß so ziemlich gleich ist. Das kann nur Anarchie seyn, wo nichts einflußreich, stabil und sicher ist. Eine beschränkte Monarchie mit keinem beschränkenden Element von Macht und Einfluß auf den gesellschaftlichen Körper zwischen dem Monarchen und dem Volk kann nur eine Constitution auf dem Papier und keine Wirklichkeit seyn. Eine militärische Autokratie ist in diesem Zustand agrarischer Gleichheit die einzige anwendbare und vielleicht mögliche Regierung."

Es wäre trostlos, wenn dieß Urtheil richtig wäre, aber es ist nicht richtig. Hr. Laing hat nur die Oberfläche gesehen, aber nicht den tiefern Grund, und hat seine englische Voreingenommenheit nicht ablegen können. Wir müssen, um den Zustand des Continents klarer zu begreifen, nicht die französische Revolution vorzugsweise ins Auge fassen, sondern den langsamen Gang der Dinge, welcher in dem weiten Umfang des alten deutschen Reiches seit vier Jahrhunderten den Bestand des feudalen Systems mehr und mehr gelockert, und jetzt nur schwache Reste desselben übrig gelassen hat. Vergebens hat man versucht, aus diesen schwachen Resten eine Aristokratie zu bilden, welche eine Stellung zwischen Volk und Krone einnähme. Alle diese Versuche sind vollkommen fehlgeschlagen, und was man bis jetzt versucht hat, eine erste Kammer zu bilden, hat sich als schwach und unkräftig bewiesen. Dennoch ist ein solcher Körper, der in der Mitte zwischen der Demokratie und der Krone steht, durchaus nöthig, es fragt sich aber nur, wie er gebildet werden soll. In Deutschland hat die Miserabilität der Kleinstaaterei, wo jeder politische Gedanke zur Carricatur wird, den Blick getrübt, und man ist an der Erschaffung einer ersten Kammer nahezu verzweifelt. Die unabhängige Macht zwischen Krone und Volk können nicht mehr einzelne Personen seyn, denn ihre Bedeutung als reiche angesehene Leute ist nur noch eine locale. Nur in den erweiterten Rechten von Provinzen und größern Städten, dadurch daß man diese dem Schlendrian eines ertödtenden centralisirten Schreiberregiments entzieht, ist eine solche Macht zu finden; man kann ohne allen Schaden für die wahre Monarchie, zu der wir das Zaunkönigthum freilich nicht rechnen, größern Districten und größern Städten eine

Digitized by Google

ziemlich republikanische Verfassung geben, denn in diesen wird sich die Localaristokratie schon von selbst geltend machen. Man sehe nur auf Belgien; nicht der jetzigen Zusammensetzung seiner ersten Kammer, sondern seinen Gemeinde- und Provincialfreiheiten verdankt es seine Ruhe mitten unter den Stürmen. In der Ruhe und Sicherheit der großen Städte, dieser Mittelpunkte der Geschäftsthätigkeit für weite Bezirke, ist die Ruhe ganzer Landstriche bedingt. Aus dem Register der Hindernisse einer freien und friedlichen Entwicklung der Continentalverhältnisse wie es Laing aufstellt, müssen wir freilich, zwar nicht den Beamtenstand, der ein sehr nothwendiges Glied geworden, sondern die centralisirte Schreiberwirthschaft, die sich dem wahren Leben gänzlich entzieht, wegstreichen; ohne diese Hinwegräumung ist kein Heil, aber noch ein anderes, von Laing nicht beachtetes Moment ist zu berücksichtigen, die Freizügigkeit, die ein eben solches Trugbild ist, wie der Freihandel. Wir können auf diesen Uebelstand, der auch in Preußen immer stärker gefühlt wird und selbst in dem industriereichen England seine schlimmen Wirkungen zu äußern beginnt, hier nicht näher eingehen, machen aber auf den Umstand aufmerksam, daß die Maaßregeln, welche die conservative Partei in Frankreich gegenwärtig ergreift, die Festsetzung einer längern Ansässigkeit für Begründung des Wahlrechts, ferner die erwarteten Gesetzvorschläge über das Paßwesen und Domicil, sämmtlich Eingriffe in die bisher allgemeine Freizügigkeit in Frankreich sind. Wir wissen wohl, daß es für illiberal gilt, solchen Beschränkungen das Wort zu reden, aber wie wir, im Interesse der Monarchie und der Ordnung, einer größern Selbstständigkeit der Gemeinden und Provinzen das Wort reden müssen, so müssen wir uns gegen die Freizügigkeit erklären, welche nur geeignet ist, locale Schmerzen zu allgemeinen und fast unausrottbaren Uebeln zu machen.

Thee und Theehandel in Rußland.

(Schluß.)

Der unmäßige Verbrauch von Thee in Europa erregt Verwunderung: woher nehmen ihn die Chinesen? Wenn man im Frühjahr von dem Strauch alle Knospen abzwickt, so stirbt er ab, und die besten Sorten werden doch entschieden bloß aus Knospen bereitet. Das Räthsel kann sich lösen, wenigstens zur Hälfte, indem der Thee an den Bergen gezogen wird, wo kein Ackerland ist, und wahrscheinlich auf einem Boden, der sonst zu nichts taugt; deßhalb beschränken die Pflanzungen den Landbau nicht. Wie dem indeß auch seyn mag, der nach Rußland geführte Thee wechselt in seiner Eigenschaft von Jahr zu Jahr; alte Leute in Irkutsk erinnern sich der Güte des frühern Thees und erzählen, daß, wenn man im Hause Thee trank, der Geruch davon im Sommer bis auf die Straße hinab bemerkt wurde. Jetzt ist dieß nicht mehr der Fall, d. h. die Chinesen haben aufgehört sich um die Bereitung der bessern Theesorten zu kümmern, wahrscheinlich weil die Möglichkeit dazu nicht mehr vorhanden ist. Die Güte des Thees hat sich auch dadurch vermindert, daß die russischen Kaufleute den Chinesen riethen, den Thee nicht mehr in Bleikisten zu schütten, sondern in hölzerne, innen mit chinesischem Papier überzogene. Die russischen Kaufleute erwogen, daß sie ganz umsonst den Fuhrleuten für die 9 bis 13 Pfund schweren Bleikisten die Fracht bezahlen müßten. Der Vorschlag war nach dem Geschmack der Chinesen: sie brauchten keine Bleikisten, noch den schweren Transport mehr zu zahlen. Der seit dieser Zeit in hölzernen Kisten zugeführte Thee heißt San-sin.

Zum Schlusse noch einige Worte über den Ort, von wo aus der Thee sich über ganz Rußland verbreitet, über Kiachta. Nach dem ungeheuren, von dem Zollhaus zu Kiachta erhobenen Zoll zu schließen, sollte man meinen, Kiachta sey eine Stadt, wie Riga, Odessa, Archangel oder Astrachan; dem ist aber keineswegs also. Kiachta gleicht erstens einem Dorfe, in welchem nur Gutsbesitzer wohnen, dann auch einer kleinen Kreisstadt, endlich aber ist es keinem Ding, das in Rußland sich findet, ähnlich und bildet eine Besonderheit für sich. Kiachta besteht eigentlich aus drei von einander abgesonderten Orten. Der erste ist Troizkosawsk, eine Festung, aber nur dem Namen und den Rechten nach. Hier wohnt der Zolldirector von Kiachta, der Gränzbefehlshaber, der städtische und Kosakenataman; die Gemeinde besteht aus Kaufleuten, Kleinbürgern und Kosaken; es gibt einen städtischen Rath (ratuscha), aber sonst außer der Gränzverwaltung keine Behörden. Troizkosawsk liegt an dem ärmlichen Bache Kiachta und leidet Mangel an Wasser. Der Gesandte Sawwa Wladislawitsch gründete diese Veste im Jahre 1727 ohne auf die Aermlichkeit des Baches Rücksicht zu nehmen, welcher nach dem chinesischen Gebiet zu läuft, und dort in das Flüßchen Buru fällt. Um das Wasser zu fassen, hat man einen Damm gebaut, den man den obern (werchnaja) nannte, woher Troizkosawsk jetzt auch den Namen Werchnaja Plotina führt. Inzwischen hatten die Kaufleute, welche ihre Wohnungen vier Werste weiter unten bauten, dort einen zweiten angelegt, und nannten ihn den untern (nishnaja). Dieß ist das eigentliche Kiachta, wohin aus ganz Rußland die unermeßlichen Vorräthe von Tauschwaaren für die Chinesen kommen, und von wo der Thee sich über das ganze Reich verbreitet. Trotz allem diesem Reichthum findet sich auch nicht Ein steinernes Haus, die Straßen sind ohne Plan, die Bauart weder luxuriös, noch reich, und nicht einmal schön. Die Kaufleute, denen die Häuser gehören, wohnen hier nur für einige Zeit, und ihre Geschäfte werden von Commissionären besorgt. Das ist der zweite Theil von Kiachta. Den dritten bildet das chinesische Städtchen Maimatschen, zwischen dem und Kiachta die Gränze und ein neutraler Landstrich durchgeht.

Maimatschen bildet ein längliches Viereck und ist von einem Stangenzaun umgeben, so daß man von außen nichts sehen kann, als einige hohe Stangen mit Flaggen vor dem Tempel. In der Mauer ist ein Thor, vor welchem ein hölzerner Schild steht. In der Länge hält Maimatschen nicht mehr als eine halbe Werst, die Straßen sind gerade und mit Kies beschüttet, der mit Thon festgestampft ist. Die Häuser sind nieder, von Einem Stockwerk und ohne Fenster nach der Straße zu; die Wohnzimmer gehen nach dem Hofe, aber auch hier sind die Fenster, statt mit Glas, mit dünnem Papier verklebt, so daß man aus dem Zimmer sehen kann, was im Hofe vorgeht; in das Papier sind Oeffnungen gemacht, und in diesen Frauenglas eingeklebt. Der Hof ist bei den Chinesen zugleich auch der Garten; hier sieht man einen sehr kleinen, künstlichen, mit Blumen bepflanzten Fels und statt des Teiches eine hölzerne Kufe mit Wasser, in der Fischchen schwimmen. In den Zimmern ist alles, wie bei den Russen: der Ofen unter dem Boden, statt der Möbel eine breite Bank und niedrige Tische, an den Wänden Bilder von ihrer grellen und unregelmäßigen Malerei. Der Hausherr ist stets angekleidet und hat die Mütze auf dem Kopfe, denn einen Gast unbedeckten Hauptes empfangen gilt für unhöflich. Die erste Bewirthung ist eine Tabakspfeife, dann Thee. Die Pfeifen sind klein, von Metall mit einem dünnen Rohr

Digitized by Google

aus schwarzem Holz oder aus Bambus, glatt, geschnitzt oder gemalt. Ihr sehr klein geschnittener Tabak gleicht dem türkischen. Ein russisches Geräthe, z. B. ein Theekessel, im Hause des Chinesen ist eine Seltenheit. Beim Eintritt in Maimatschen wird der Geruchsinn eines Europäers durch einen starken Knoblauchgeruch afficirt; die Chinesen lieben scharfe Sachen außerordentlich, darunter auch den Knoblauch. In polizeilicher Hinsicht bemerkt man auf den ersten Blick die Besonderheiten einer asiatischen Verwaltung. Unter den Hauptthoren sitzen Arrestanten mit hölzernen Klötzen am Halse, am Hause des Befehlshabers stehen flache Bambusstöcke, die Werkzeuge des Gerichts, und doch sieht man auch hier auf der Straße Bauern in blutigem Streit; die Polizei trennt sie nicht mit Gewalt, sondern sucht sie nur zu überreden. Alle gehen mit Pfeifen aus, treiben sich unter einander herum, singen Lieder und spielen das Damenspiel. Jenseits Maimatschen, gegen das chinesische Gebiet zu, sind Gemüsegärten angelegt. Die Chinesen sind geschickte Agronomen, und in dieser Beziehung die Europäer ihre Schüler. Der Befehlshaber von Maimatschen heißt Dsargutschei, und wird auf drei Jahre ernannt. Seine Gewalt ist unbeschränkt. Die Chinesen haben keine Frauen in Maimatschen, und diese Gewohnheit ist allmählich zum Gesetz geworden; früher gingen auch die russischen Frauen, welche aus Neugierde gern das Leben und Treiben der Chinesen gesehen hätten, nur in Männerkleidung nach Maimatschen; jetzt ist dieß nicht mehr der Fall. Die Chinesen nähern sich im allgemeinen einigermaßen den russischen Sitten; indeß wollen sie doch immer noch nicht glauben, daß das russische Reich größer ist als das ihrige, und daß es von Kiachta nach Petersburg 6000 Werst sind.

In dem chinesischen Leben fallen dem Europäer zwei Gegensätze auf: die ungewöhnliche Höflichkeit und Feinheit im Benehmen, und zugleich die unwissendsten Urtheile; z. B. auf den Erzeugnissen der Fabriken von Jaroslawl ist ein Bär abgebildet, der auf den Hinterpfoten steht und eine Axt auf der Schulter hat; die Chinesen sind überzeugt, daß dieß ein Mensch ist, und daß solche Leute im russischen Reiche leben. Ihr hartnäckiges Widerstreben gegen Neuerungen übersteigt alle vernünftigen Gründe. Einmal brach in Maimatschen ein Brand aus, das Feuer griff um sich, die Chinesen bemühten sich es mit großen Schneemassen zu löschen, aber umsonst; endlich fürchteten sie, das Feuer könne sich so weit ausdehnen, daß ganz Maimatschen zu Grunde gehe, und schickten zu den Russen um Hülfe. Die russische Löschmannschaft kam herbei, und in einer halben Stunde war der im Grunde unbedeutende Brand gelöscht. Die Chinesen waren sehr erfreut und dankbar, und betrachteten die Spritzen mit Neugierde; unsere Kaufleute nannten ihnen den Preis, um welchen sie sich solche Spritzen anschaffen könnten, die Chinesen weigerten sich aber. Die russischen Kaufleute schrieben dieß dem Geiz zu, und erboten sich solche Spritzen auf ihre Rechnung machen zu lassen; aber die Chinesen schüttelten zu dem Vorschlag die Köpfe. „Haben aber, sagten die russischen Kaufleute, unsere Löschmaschinen nicht bei euch Wunder gewirkt, haben sie nicht dem Brande Einhalt gethan? Was sagt ihr dagegen?" Die Chinesen schüttelten dazu abermals nur die Köpfe, und damit war die Sache abgethan. Uebrigens fürchten die Chinesen nicht die Neuerungen selbst, sondern nur deren Folgen; sie sagen, die Neuerungen verunreinigen das Volk, bilden in einem Staate zwei Parteien, und verwirren die öffentliche Meinung; was ist das für ein Staat, in welchem sich eine Partei gegen die andere etwas herausnimmt? was ist das für eine Familie, in welcher ein Sohn bei dem Alten bleibt, und der andere zur Neuerung übergeht? solche Söhne sind keine Brüder.

Von den russischen Kaufleuten kennt keiner die chinesische Sprache, dagegen sprechen alle Chinesen russisch, aber diese russische Sprache versteht man außer Kiachta nirgends in Rußland. Fügt man zu dem Radebrechen der russischen Worte noch die ganz unrussische Aussprache hinzu, daß der Ton gar nicht auf dieselbe Sylbe fällt, wie bei den Russen, so ergibt sich, daß man ohne russischen Dolmetscher nicht russisch mit den Chinesen reden kann. Das kommt indeß nicht daher, daß die chinesische Sprache so fern dem Russischen steht, daß die Chinesen nicht ein einziges Wort richtig aussprechen könnten, denn die in Peking bei dem russischen Kloster wohnenden Chinesen sprechen gut russisch, und bei ihnen findet man nicht die verunstaltete Aussprache von Maimatschen. Der Grund liegt darin, daß in Peking die Chinesen das Russische bei Russen lernen, und in Kiachta bei ihren Landsleuten, bei denen sich vom Anfang des Handels in Kiachta an ein conventionelles Russisch gebildet hat. Die Chinesen schreiben die russischen Worte mit ihren Laut-Hieroglyphen nieder, und da diese Hieroglyphen ganze Sylben bezeichnen, und nicht einzelne Buchstaben, so wurde z. B. das Wort „blisoruki" (kurzsichtig) niedergeschrieben, und dann von den Chinesen pi-li-sa-ru-ki ausgesprochen. So bildete sich im Laufe der Zeit in Maimatschen eine besondere russische, mit chinesischen Hieroglyphen geschriebene Sprache. Ein junger Chinese, der zum erstenmal nach Maimatschen kommt, tritt nicht in Verkehr mit Russen, ehe er nicht diese conventionelle Sprache gelernt hat. Die russischen Kaufleute sprechen mit den Chinesen in dieser Sprache, und somit hat ein Chinese gar nicht nöthig, die eigentliche russische Sprache zu lernen. Russisch zu schreiben versteht kein Chinese.

Vor kurzem wurde in Kiachta eine Unterrichtsanstalt in der chinesischen Sprache für Russen errichtet. Hier lernt man aber nur die chinesische Büchersprache, und auf die gesprochene wird keine Aufmerksamkeit gewendet; indeß wäre die Kenntniß dieser letztern für die russischen Kaufleute ohne Vergleich nothwendiger als die erstere; hat aber die Kenntniß der chinesischen Schriftsprache jetzt auch noch keine directe Anwendung, so wird sie sich doch vielleicht in Zukunft nützlich zeigen.

Neucaledonien

(Aus: Notes of a 25 years service in the Hudson's Bay Territory. By John M'Lean. 1849.)

Derjenige Theil des brittischen Nordamerika's, welcher unter dem Namen: „das Gebiet der Hudsonsbay" bekannt ist, zieht sich von der östlichen Küste in etwa 60° W. bis zu der Gränze des russischen Reichs 142° W., und vom Golf von St. Lawrence längs des Ottowayflusses, des Huronen- und Obern-Sees bis an die Gränzlinie der Vereinigten Staaten; von da dehnt sich das Gebiet in der Breite bis zum nördlichen Ende von Amerika hin. Dieses Gebiet, von etwa 2600 englischen Meilen Länge und etwa 1400 Meilen Breite, wird seit Anfang des Jahrs 1821 von der damals mit der Nordwest-Compagnie vereinigten Hudsonsbay-Compagnie auf den Grund einer Parlamentsacte besessen und ist in vier Departements getheilt: das Departement von Montreal, das südliche, das nördliche und das Columbia-Departement, von welchen jedes wieder in Districte zerfällt. Das Columbia-Departement wird im O. von den Felsengebirgen, im W. von dem stillen Ocean begränzt, im S. trennt eine ideelle Gränzlinie dasselbe von Californien in 41° 30' Breite,[1] und

[1] Augenscheinlich vor der neuen Gränzausgleichung mit Nordamerika niedergeschrieben, denn jetzt geht das Gebiet der Vereinigten Staaten bis an die De Fuca-Straße. A. d. R.

es zieht sich bis zur russischen Gränze in 55° Breite; der wichtigste, aber am wenigsten bekannte District dieses Departements wird Neucaledonien genannt, welcher in den Felsengebirgen liegt und verschiedene Handelsposten am Fraserflusse hat, der in 49° Breite und 122° westlicher Länge in den Meerbusen von Georgia sich ergießt.

Das Klima von Neucaledonien ist in allen Jahreszeiten sehr veränderlich; ich habe am Stuartssee im Monat Julius innerhalb 12 Stunden jeden denkbaren Witterungswechsel erlebt, denn am Morgen fror es, um Mittag war es glühend heiß und darauf kam Regen, Hagel und Schnee. Im Winter ist die Witterung nicht so stark veränderlich, und etliche Jahre nach einander waren die Winter fortwährend gelinde; diesen Witterungswechsel muß man, wie ich glaube, den Localverhältnissen zuschreiben, der Nähe oder Entfernung der Gletscher der Felsengebirge, den herrschenden Winden, der Lage eines Orts u. s. w. Fort St. James am Stuartsee ist durch seine Lage dem Nordostwinde ausgesetzt, welcher die eisigen Dünste der Gletscher dorthin weht, und wenn der Wind aus dieser Richtung kommt, so merkt man in demselben Augenblicke einen Temperaturwechsel; hält dieser Wind nur ein paar Stunden an, so wird es so kalt, daß selbst im Hochsommer kleine Teiche mit dünnem Eise belegt werden; das Land umher ist bergig und felsig. Frasersee ist etwa 30 englische Meilen von Fort St. James entfernt, und hier gedeihen Gemüse, Kartoffeln und Rüben vortrefflich, zuweilen sogar Weizen und Gerste; der dortige Handelsposten befindet sich aber in einem gegen Südwesten offnen Thale, das Land von sandigem Boden ist flach und durch eine hohe Bergkette gegen den Nordostwind geschützt. Selten tritt hier der Winter vor dem December ein, und in der Regel ist der See im Anfang des Mai für die Schifffahrt offen.

Nur wenige Länder bieten eine solche Abwechselung schöner Landschaften als Neucaledonien dar; Fort St. James, der Hauptposten des Districts, steht am Ausfluß des Stuartsees, der etwa 50 engl. Meilen lang, 3—4 Meilen breit ist und einen etwa 20 Meilen langen Arm in nordöstlicher Richtung hat. Vom Fort aus übersieht man diesen ganzen Theil des Sees mit seinen vielen schönen Inseln; das westliche Ufer desselben ist flach, aber von vielen kleinen Buchten eingezackt, welche durch die in den See vorragenden bewaldeten Bergspitzen gebildet sind, während der steil emporsteigende Hintergrund von einer hohen Bergkette überragt wird. Nach Osten ist der Blick durch ein hohes Vorgebirge bis auf zwei oder drei Meilen beschränkt, und darüber im tiefsten Hintergrunde erheben sich die beschneiten Spitzen der Felsengebirge; ich kann versichern, daß ich in diesem Theile Amerika's keine so herrliche Landschaft gesehen habe als die geschilderte. An einem schönen Platze am See liegt ein indianisches Dörflein aus fünf oder sechs Hütten bestehend, aber jede Hütte ist von mehreren Familien bewohnt; die Hütten sind gar einfach und leicht gebaut, denn sie bestehen nur aus Pfählen die neben einander in den Boden geschlagen werden und auf den Pfählen ruhen viereckige Balken, an welche die Pfähle mit Streifen von Weidenrinde befestigt sind; der dadurch entstehende, stets viereckige Raum wird mit einem Dachgerüst und Sparren versehen, und diese mit Fichtenrinde bedeckt. Gewötnlich befindet sich an jedem Ende des Gebäudes eine etwa $2^1/_2$ Fuß im Durchmesser haltende runde Oeffnung, die aus der Pfahlwand herausgeschnitten wird, nachdem das Haus fertig geworden ist, und einem Weißen wird es schwierig genug durch eine solche Thür in die Hütte zu gelangen, während die Indianer mit der Behendigkeit eines Wiesels durchschlüpfen. Zuerst muß man das eine Bein hineinstecken, dann den Körper zur Erde beugen, damit man Kopf und Schultern hineinbringen kann, und dabei ist es schwer sich im Gleichgewicht zu halten, denn wenn man zu rasch den übrigen Theil des Körpers nach sich ziehen will, so ist es sehr wahrscheinlich, daß man auf den Kopf zu stehen kommt.

Aehnliche Landschaften wie bei Fort St. James, wo Berg und Thal, Wald und See mit grünen Ebenen und einem Hintergrunde von ungeheuren Bergketten und Gletschern malerisch sich verbinden, sieht man in Neucaledonien fast überall. Viele der dortigen Landschaften erinnern einen Schotten unwillkürlich an sein armes und doch so geliebtes Vaterland, das freilich nicht so gut bewaldet ist und nicht so große Seen hat als Neucaledonien. Die dortigen Wälder bestehen durchgängig aus verschiedenen Arten von Nadelholzbäumen, welche leider sehr stark und schnell ausgehen, weil ihre Rinde von einem Insecte zerstört wird, und wenn das Land dereinst seiner Wälder beraubt seyn sollte, so wird es einen gar trostlosen Anblick gewähren. In einigen Gegenden findet man auch Pappeln und Espen, so wie Birken, aus deren Rinde Kähne verfertigt werden, aber nirgend Eichen, Buchen, Cedern oder andere Bäume von hartem Holze. In den Gegenden, welche nicht in der unmittelbaren Nähe des ewigen Schnees liegen, wachsen verschiedene wohlschmeckende, gesunde und nahrhafte Früchte wild, besonders und am reichlichsten die sogenannte „indianische Birne,“ eine schwarzröthliche, birnenförmige Frucht von sehr süßem Geschmack, welche frisch und getrocknet von Indianern und Weißen sehr geliebt wird, ferner Heidelbeeren in Menge und andere Beeren.

Neucaledonien ist noch immer reich an Pelzthieren, besonders an Bibern und Mardern, und diese werden wahrscheinlich noch viele Jahre lang dort in großer Zahl anzutreffen seyn, weil sie in den Wildnissen der Felsengebirge sichere Schlupfwinkel finden, in welchen sie ungestört sich vermehren können; dort ist das große Biberland, welches unausgesetzt die Zahl der in zugänglichern Gegenden zerstörten Thiere ersetzt, aber auch dort hat ihre Anzahl sich bedeutend vermindert seit die Indianer Biberfallen von Stahl gebrauchen. Ferner finden sich hier Ottern, Moschusratten, Luchse und Stinkthiere; von größern Vierfüßlern sind nur die Bären zahlreich, aber diese in allen ihren Varietäten, graue, schwarze, braune und chocoladefarbige, welche häufig von den Indianern in hölzernen Fallen gefangen werden; zuweilen kommt auch das Musethier oder Rennthier hier vor und das wilde oder Bergschaf (wohl eine Steinbockart), welches auf den unzugänglichsten Berghöhen sich aufhält; Murmelthiere, deren Fleisch vortrefflich schmeckt, und Kaninchen gibt es in Menge, ebenso Rehe in der Umgegend von Fort Alexandria. Rechnet man zu dem Fleische dieser Thiere das Fleisch von Hunden und Pferden, so gibt das Land seinen civilisirten und wilden Einwohnern eine so reiche Abwechslung von animalischer Nahrung als sie nur wünschen können. Ein sehr schädliches Thier ist die Waldratte, welche gewöhnlich in Felsenritzen wohnt, aber in die Wohnungen der Menschen noch lieber sich einnistet, wo sie alles zerstört und wegschleppt was nicht in festen Behältern verwahrt wird, und welche schwer wieder zu vertreiben ist; die Waldratte, grau von Farbe, ist von der Größe und Gestalt der gemeinen Hausratte, aber ihr Schwanz ist dem des amerikanischen Eichhörnchens ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiger Fall von Aerolithen. In der Versammlung der k. Gesellschaft zu London am 21 März wurde ein Auszug eines Schreiben des Reisenden Richardson aus Dscherba (Tunis) vom 25 Januar d. J. vorgelesen. „Ich kann nicht umhin, einer Erscheinung zu erwähnen, welche vor etwa zwei Monaten diesen ganzen Küstenstrich erschreckte. Dieß war ein Regen von Aerolithen, der unter einem glänzenden Lichtstrom niederfiel und sich von Tunis bis Tripoli erstreckte; einige Steine fielen in letzterer Stadt. Die Unruhe war in Tunis sehr groß, und mehrere Juden und Mauren flohen instinctartig nach dem brittischen Consulat, als dem gewöhnlichen Zufluchtsort bei allen Gefahren. Dem Fall der Aerolithen folgte der strengste und kälteste Winter, dessen sich die Einwohner von Tunis und Tripoli seit langen Jahren erinnern. (Liter. Gaz. 1 Junius.)

Neue Art Sägemühle. Der St. Louis Republican gibt Nachricht von Erfindung einer merkwürdigen Sägemühle, deren bewegende Kraft gerade in dem Balken liegt, der durchsägt werden soll. Da ein solcher 6 — 8000 Pfd. wiegt, so ist die bewegende Kraft nicht gering. (Athen. 1 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 138. 10 Junius 1850.

Reiseskizzen aus Mingrelien.

1. Redut-kaleh. — Commercielle Wichtigkeit dieser pontischen Küstenstadt. — Kloster Chopi. — Martwili. — Sugdidi, die Dadianresidenz. — Ausflug am Phasis. — Landschaftliche Schönheit von Kolchis. — Poti.

Der blaue Himmel, die Pracht der im Sonnenglanz und Pflanzengrün weithin leuchtenden Waldlandschaften, die unvergleichlich reinen, milden Mondscheinnächte, welche uns während unserer Wasserfahrt auf dem Phasis und durch den Tsiwa-Canal begünstigt hatten, erreichten mit unserer Ankunft in Redut-kaleh ihr Ende. Unter Sturm, Donner und Regen landeten wir in dieser mingrelischen Küstenstadt. Dieselbe gleicht in Bauart einem deutschen Jahrmarkt aus zwei unendlich langen Reihen hölzerner Barrakenhäuser bestehend, welche nicht viel größer und geräumiger als Frankfurter Meßbuden, auf Holzklötzen ein Fuß hoch über der Erde stehen. Auch die größeren Häuser der russischen Beamten, die Caserne, die Kirche rc. sind aus Holz gebaut. Unter den neu-russischen Städten mag die Hauptstadt der Don'schen Kosaken Nowo-Tscherkask mit Redut-kaleh die meiste Aehnlichkeit haben. Obwohl die Feuchtigkeit der Gegend und die Menge der Holzwürmer den hölzernen Häusern dergestalt zusetzen, daß solche nach wenigen Jahren von Grund aus neu gebaut werden müssen, zieht man doch diese Bauart den solideren und trocknen steinernen Häusern vor. Die mingrelischen Wälder sind so reich und berühren in so bequemer Nähe beinahe den Strand des Meeres, während weit und breit kein Fels aus dem üppigen Humusboden dieses grünen kolchischen Tieflandes sich erhebt und Bausteine daher mit ziemlich großen Kosten aus der Ferne zu Schiff herbeigebracht werden müßten.

Die Lage der Häuser auf Holzpfählen ist eine nothwendige Folge der unbeschreiblichen Feuchtigkeit dieses Bodens. Ueberall wo die kolchische Küste flach ist, bildet das mit dem Lande rastlos kämpfende Meer, welches die größere Hälfte des Jahres hindurch in heftiger Brandung gegen das Gestade schäumt und die Mündung der Flüsse durch Sandbarren und aufgehäufte Rollsteine verengt, zeitweise auch gänzlich sperrt, am Ufer weite Moräste, welche den kolchischen Küstensaum besonders in den von vielen Gewässern durchströmten und mit wucherndem Pflanzentrieb überschütteten Mingrelien zu einer der ungesundesten Gegenden der Welt machen. Die Grundlage dieser Barrakenstadt selbst ist so feucht und morastig, daß man in der Straße an jedem Regentage im Koth stecken bleiben würde, wäre der Boden nicht mit einer schuhhohen Schichte von Meerkies bestreut.

Der kolchische Küstensaum hat bekanntlich nicht einen einzigen guten Hafen. Schon dieser Umstand erschwert hier Schifffahrt und Handel und mindert den Werth des Besitzes von Ländern, die zu den fruchtbarsten der Welt zählen. Der Ankerplatz von Redut-kaleh gilt selbst unter den schlechten und gefährlichen kaukasischen Rheden für einen der schlimmsten und gefahrvollsten. Es ist hier weder eine Bucht noch eine eigentliche Rhede vorhanden. West- und Südwinde stürmen hier ungehindert gegen das offene Gestade, und dem heftigen Wellenschlag widersteht selbst bei mäßigen Orkanen kein geankertes Schiff. Jedes größere Fahrzeug lichtet daher, so oft ein Ungewitter am Himmel heraufzieht, die Anker und sucht die hohe See zu gewinnen.

Der Fluß Chopi, welcher Redut-kaleh durchschneidet und dicht an dem Städtchen in den Pontus mündet, ist ziemlich tief, und ansehnliche Schiffe könnten in seinem Bett ruhig ankern, wenn die Mündung selbst nicht, wie bei sämmtlichen Flüssen der Ostküste des schwarzen Meeres, durch eine hohe Sandbarre verstopft wäre, welche nur durch schwierige und kostspielige Bauten beseitigt werden könnte. Fahrzeuge, welche mehr als drei Fuß Tiefgang haben, können daher nicht in den Fluß einlaufen und beeilen sich immer, ihre Ladung so schnell als möglich an das Land zu setzen, um sogleich wieder in die offene See zurück zu steuern. Der Ankerplatz von Poti an der Rion-Mündung, so wie der von Anaklia an der äußersten Nordgränze Mingreliens, ist nicht sicherer. Nur die kleinen türkischen Einmaster, welche von Samsun, Sinope und Trapezunt nach Redut-kaleh fahren und gelegentlich auch Sklavenhandel treiben, beschiffen die kolchische Küste ziemlich gefahrlos, da sie bei sehr geringem Tiefgang in die seichten Mündungen der Flüsse leicht einlaufen und an den flachen Küstenstellen auch ohne große Mühe an das Land gezogen werden können.

Redut kaleh war zu keiner Zeit eine Stadt nach occidentalischem Begriff. Doch war die Wichtigkeit dieses Küstenpunktes groß seit Anbeginn der russischen Herrschaft in Mingrelien bis zum J. 1831. Durch den Ukas vom 8 Oct. 1821 genossen die transkaukasischen Provinzen einer vollkommenen Handelsfreiheit auf 10 Jahre. Dieser Zeitraum war der blühendste nicht nur für das ganze russische Kolchis jenseits der hohen Bergkette, sondern in eben so hohem Grade auch für Grusien und russisch Armenien, welche damals im Besitz des ganzen einträglichen Karawanenhandels mit Persien waren, der später eine andere Richtung nahm.

Wer das Reisewerk des Herrn Gamba, französischen Consuls in Tiflis, gelesen, mag sich einen Begriff machen, wie schwer es hält, selbst einem so befähigten Volke wie das armenische, zu lehren, zu seinem eigenen Vortheil andere Wege einzuschlagen,

Digitized by Google

als die seiner Väter gewesen. Mit großer Mühe konnte man damals einige armenische Großhändler überreden, die Reise nach Leipzig zur Messe zu machen, um dort mit dem Waarenbedarf Vorderasiens sich zu versehen. Endlich entschlossen sich einige Armenier von Tiflis. Sie besuchten die Messen von Leipzig und Frankfurt, erstaunten über die reiche Auswahl der Waaren, kauften wohlfeile Tücher und Kattunzeuge, Manufacturwaaren nach orientalischem Geschmack, böhmisches Glas und andere Gegenstände, welche als fränkische Waaren auf dem Bazar von Tauris seit langer Zeit gekannt sind, in ziemlich beträchtlichen Quantitäten ein und spedirten dieselben über Brody und Radziwiloff nach Odessa, von wo sie durch Transportschiffe nach Redutkaleh gelangten. Der Transport von dort nach Tiflis geschah theils auf Wagen, theils auf Maulthieren. Dieser Weg führt fast immer durch weite Ebenen, und hat für Karawanen, mit Ausnahme der kleinen Strecke durch das Likhigebirg, welches Imerethien von Georgien scheidet, keinerlei Schwierigkeit. Von Tiflis brachten Karawanen die Leipziger Meßwaaren über Eriwan und Nachitschewan nach Tauris. Der Verkauf brachte gleich im ersten Jahr solche Vortheile, daß die Zahl der von Tiflis nach Leipzig reisenden armenischen Großhändler sich im folgenden Jahre verdoppelte, und der kaufmännische Unternehmungsgeist, welcher bei diesem klugen Volke nur einer sehr leichten Anregung bedarf, sich auf eine fast großartige Weise entfaltete.

Redut-kaleh, bisher ein kleines, dem Handel fast unbekanntes Nest aus einigen Dutzend armseliger hölzernen Hütten bestehend, wurde plötzlich das wichtigste Emporium an der Ostküste des schwarzen Meeres, wie Phasis in der alten Zeit. Bauunternehmer, Handelsleute, Karawanenführer, Schenkwirthe und Speculanten aller Art siedelten sich in Masse an, und die neuen Magazine schossen wie Pilze aus dem Morastboden. Der unerschöpfliche Reichthum der nahen Wälder an Bauholz aller Art kam der neuen Ansiedlung außerordentlich zu statten. Aus den Häfen Kleinasiens strömten türkische und griechische Schiffer herbei, welche mit ihren schlanken und leichten Fahrzeugen dem sturmvollen Pontus und seinen Tücken ziemlich gefahrlos trotzen, und mittelst der Ruder selbst bei sehr hochgehender See in die Mündung des Chopiflusses einlaufen können. Selbst die Spediteure von Odessa befrachteten diese kleinen Fahrzeuge lieber als ihre Dreimaster und Briggs, deren nicht wenige an der kolchischen Küste sammt der Ladung zu Grund gingen. Der Werth der eingeführten Waaren belief sich auf nahe an 2 Mill. Silber-Rubel. Auch die bisher so dürftige Ausfuhr der kolchischen Provinzen nahm an der progressiven Handelsbewegung natürlicherweise Antheil. Man machte mit verschiedenen Landesproducten als Rückfracht Versuche. Mais, Hirse, getrocknete Früchte, Tabak, Häute, Wachs, Wein und vor allem die trefflichen mingrelischen Bauhölzer nahmen ihren Weg nach Odessa, wurden dort mit Vortheil abgesetzt, und das bisher so arme kolchische Küstenland, dessen fast einziger Ausfuhrartikel früher in schönen Weibern für die türkischen Harems bestand, genoß während der zehnjährigen Handelsfreiheit eines rasch steigenden Grades von Wohlstand. Auch Tiflis und Eriwan, deren Karawanserais damals außerordentlich belebt waren, so wie alle Theile des transkaukasischen Binnenlandes, welche die Karawanen auf ihrem Zuge nach Persien berührten, theilten sich mit den Seehäfen Odessa und Redut-kaleh in die Vortheile dieses einträglichen Transithandels.

Im Jahre 1831 schickte die russische Regierung den Kanzler Weltschinski nach Tiflis, um sich über den Stand des Handels zu unterrichten. Nach der Ansicht des Finanzministers Cancrin, welcher das den transkaukasischen Provinzen gewährte schöne Privilegium der Handelsfreiheit gleich vom Anfang an mit scheelem Auge betrachtet hatte, war der richtige Zeitpunkt zur Einführung des russischen Zollsystems für diese Länder gekommen. Die Handelsfreiheit sollte aufhören, die russische Zolllinie bis an die Adscharische Bergkette und den Araxes vorgeschoben und Persien genöthigt werden, seinen Waarenbedarf aus dem Innern Rußlands zu beziehen. Unter den Personen, welche über diese für die Blüthe Transkaukasiens entscheidende Maaßregel zu Rathe gezogen wurden, ließen sich Stimmen für und wider, je nach den persönlichen Interessen, welche dabei in das Spiel kamen, vernehmen. Nicht die reichen Fabrikanten von Moskau allein sind es gewesen, welche damals den unseligen Ruf nach Einführung des russischen Prohibitivsystems an die Stelle der Handelsfreiheit für diese Länder erhoben. Auch in Tiflis stimmten einige reiche armenische Speculanten, welche von russischen Manufacturwaaren bedeutende Vorräthe auf ihrem Lager liegen hatten, in dieses Geschrei für Versetzung der russischen Zolllinie an die Südgränze Transkaukasiens mit ein. Die Folgen dieses Schrittes, welche den Ruin der Bevölkerung herbeiführten, scheinen nur wenige in ihrem ganzen Umfange erkannt zu haben.

Außer dem Kanzler Weltschinski und dem Finanzminister Cancrin war es der damalige Civilgouverneur Zavileiski, auf dessen Namen als eines der Haupturheber dieser verderblichen Maaßregel der Fluch des Landes haftet. Derselbe hatte mit Unterstützung der reichen Capitalisten von Tiflis eine asiatische Handelsgesellschaft gegründet, deren Zweck war, den russischen Manufacturwaaren den Weg nach Persien zu bahnen. Er selbst war mit einer ansehnlichen Summe bei diesem Unternehmen betheiligt. Als eine ausgemachte Sache ward angenommen, daß Persien sich mit russischen Fabrikaten begnügen müßte, sobald den englischen, deutschen und französischen Waaren der Durchgang durch Transkaukasien abgeschnitten sey. In Tiflis theilten sowohl die russischen Beamten als armenischen Capitalisten mit der St. Petersburger Regierung und den Fabrikanten von Moskau die seltsame Illusion, daß man den Handel zwingen könne, eine bestimmte Richtung zu nehmen oder beizubehalten. Im J. 1832 wurde die Handelsfreiheit aufgehoben zum größten Schrecken der kolchischen Bevölkerung, deren Ruin als sicher vorauszusehen war. Aber auch in Tiflis und Moskau folgte die Enttäuschung den schwindelnden Hoffnungen auf dem Fuße. Der persische Karawanenhandel nahm wieder die alte Richtung über Trapezunt und Erzerum. Drei der reichsten griechischen Häuser von Konstantinopel bemächtigten sich dieses einträglichen Handels, welchen die neu errichtete Dampfschifffahrtslinie zwischen Trapezunt und Stambul ungemein begünstigte. Diese Häuser errichteten Filiale in Tauris. Die Waaren wurden zum größern Theil direct aus England, zum kleinern Theil aus Deutschland bezogen. Nach den Fabrikaten von Moskau war keine Frage. Die unglücklichen transkaukasischen Provinzen verloren aber mit dem Gewinn des Transithandels auch fast die ganze Exportation, welche als directe Fracht keinen Vortheil gewährte. Redut-kaleh war zur Zeit meines Aufenthalts wieder verödet. Der Bedarf der transkaukasischen Provinzen selbst an russischen Manufacturwaaren ist unbedeutend und entschädigt keinenfalls für den Verlust des Transithandels. In neuester Zeit ist es dem Fürsten Woronzow gelungen, durch seine gewichtige Stimme die Aufhebung des russischen Prohibitivsystems

Digitized by Google

für diese Länder durchzusetzen. Um aber den persischen Karawanenzug wieder durch russisches Gebiet zu leiten, dürfte es heute zu spät seyn. Die türkische Regierung hat diesen Handel aus all ihren Kräften begünstigt. Die Karawanen reisen gegenwärtig mit größter Sicherheit durch das türkische Armenien, selbst durch das einst so verrufene Kurdenland zwischen Toprakaleh und Bajasid. Die Begleitung eines türkischen Kawassen reicht hin, die kurdischen Raubbanden jener Gegend von Angriffen abzuschrecken.

Wir fanden in Redut-kaleh kein Fahrzeug zur Reise nach Trapezunt. Ueberdieß blies ein heftiger Gegenwind aus Südwesten, und die pontischen Wellen, welche in der Ferne den Furchen grüner Felder, in der Nähe des Ufers, wo sie sich brachen, schaumgekrönten Mohillen glichen, prallten mit solcher Heftigkeit gegen das Gestade, daß man ihr Brausen und Rauschen, so wie das Krachen und Klappern der von der Brandung hin und her gewälzten Rollsteine, mitten durch das Pfeifen des Windes und das Pochen der Holzkäfer in den Barraken vernahm.. Während der Nacht war dieses Geräusch der Brandung besonders unheimlich. Es war ein Winseln und Stöhnen, als schrien aus jenen rollenden Grabhügeln die Stimmen der Todten, welche der böse Strand, das tückische Meer begraben. Kein Fleck des großen Russenreiches ist den nordischen Ankömmlingen verderblicher als dieser Küstensaum an den Mündungen des Chopi und des Phasis. Während der Monate Juli, August und September stirbt gewöhnlich ein Viertheil der russischen Besatzung, welche aus diesem Grunde auf eine sehr geringe Zahl reducirt ist. Die übrigen Soldaten, welche nach mehrjährigem Aufenthalte der Tod verschont, gleichen wandelnden Leichen, die nordische Kraft ist aus ihren Gliedern gewichen, sie patrouilliren mit schlotternden Beinen, mühsam die Muskete schleppend, am Meeresstrand, welchen sie gegen Schmuggler und Sklavenhändler bewachen sollen. Die kleine Civilbevölkerung leidet minder als die Besatzung, weil sie den Miasmen der Sümpfe sich weniger aussetzt, bequemer wohnt und bessere Lebensmittel genießt. Gleichwohl hat auch sie ein starkes Contingent zur Bevölkerung jenes großen Friedhofes geliefert, welcher 12 Werste von Redut-kaleh in südlicher Richtung gelegen ist. Man kann sich keine reizendere Lage für eine Todtenversammlung denken. Die Gräber stehen zerstreut in einem wunderschönen Wald unter dem Schatten prächtiger Bäume nahe am Ufer des Meeres, dessen tönender Wellenschlag wie eine ewige Todtenklage durch die Lücken der Bäume und Büsche dringt und mit den Aeolsharfentönen der bewegten Urwaldwipfel sich vermählend zu einer sanften Trauermusik wird von zwar monotoner, doch nicht unmelodischer Art. Der Weg zu diesem schönen Gräberhain ist unbeschreiblich anmuthig. Ueberall wuchert, strebt, klettert, windet und verschlingt sich die kräftigste Vegetation. Fruchtbäume aller Art, besonders Kirschen, Feigen, Pflaumen-, Aepfel und gewaltige Nußbäume, deren Früchte der Wind auf den Boden herabschüttelt, wo sie ungenossen verfaulen, bilden neben den Eschen-, Linden-, Buchen- und Ahornbäumen die dickstämmigen Riesen dieses Friedhofwaldes, während schlankstämmige Lorbeer, Myrthen und wilde Rosen an den Grabhügeln emporwachsen und wilde Reben, Winden, Epheu, Scharlachbeeren und hundert andere Schlingpflanzen als natürliche Guirlanden die hölzernen Kreuze umranken — ein Allerseelenschmuck, wie ihn die Gärtnerkunst auf den Kirchhöfen europäischer Hauptstädte in gleicher Schönheit nie hervorgerufen hat.

Während meine Begleiter wegen des naßkühlen Wetters die trockene und warme Baracke unsers griechischen Gastwirths selten verließen, machte ich Spaziergänge und Ausflüge in der Umgegend, theils zu Fuß, theils zu Pferd, begleitet von einem jungen mingrelischen Burschen, dessen Gesichtszüge dem Canova'schen Paris an feiner und regelmäßiger Schönheit nichts nachgaben. Obwohl derselbe seit Jahren in Redut-kaleh wohnte, war er vom Fieber verschont geblieben. Die bösen Miasmen, welche den Russen tödlich sind, auf jeden Fremden verderblich einwirken und selbst bei den Eingebornen die Gesundheit allmählich untergraben, ein frühes Altern herbeiführen und den Lebensfaden weit früher abschneiden als unter den Bewohnern des gesunden Hochlandes der Nachbarschaft, hatten noch nicht die Rosen von den Wangen dieses Jünglings vertrieben, das Mark und die Säfte der schwellenden Glieder nicht vermindert. Die sechzehnjährige Jugendkraft hatte dem bösen Feind bis jetzt widerstanden. Solche Fälle sind in Mingrelien nicht selten, selbst in den ungesundesten Gegenden, doch wird in den zwanziger Jahren die Einwirkung des Klima's bei den meisten Individuen bereits bemerkbar.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht von Damascus.

(Nach Chesney's Expedition for the Survey rc.)

Diese Stadt, der man allerhand Beinamen, Eden der Moslims, Thor der Kaaba, Auge des Ostens u. s. w. angegeben hat, nimmt die Mitte eines reichen Landstrichs voll fruchtbarer Felder und üppiger Gärten ein. Wie eine Perle in der Wüste liegt sie am Ostabhang des Antilibanon und ihr Gebiet bildet den Haupttheil des Districts El Gutha, der etwa 80 Dörfer enthält und wahrscheinlich das alte kleine Königreich Aram umfaßt. Mit Ausnahme der Vorstadt Salahiyah, anderthalb (engl.) Meilen von der Stadt liegt sie auf ebenem Boden, und der Anblick von dieser Vorstadt, so wie von der Oeffnung der jenseits gelegenen Berge aus ist ausnehmend reizend. Die Masse der Stadt bildet einen Triangel, dessen eine Seite fast drei Meilen lang ist. Sie ist von den Ueberresten ihrer alten Mauern umgeben, und hat in ihrem Innern eine schloßartige Citadelle, außer einer angemessenen Zahl von Hans, Bädern, Serais, glänzenden Kuppeln und schlanken Minarets; sie liegt in Blumen- und Fruchtgärten eingerahmt, ist da und dort mit wohl beschatteten Kiosks besäet, und das Ganze bildet einen waldigen Gürtel von wenigstens 30 Meilen im Umfang. Das Innere der Stadt gleicht so ziemlich, ist aber schöner als Großcairo, ihre jüngere Schwester, und ihr Charakter ist eigenthümlicher orientalisch, vielleicht im Ganzen genommen, mehr als selbst Bagdad und Isfahan.

Neucaledonien.

(Fortsetzung.)

In Neucaledonien finden sich ganz dieselben Vögel wie in Canada, und außerdem nur eine besondere Gattung von Brachvögeln im Sommer in den Ebenen von Fort Alexandria. Von den Seen sind mehrere sehr fischreich, und Forellen, Karpfen, Hechte und Weißfische am häufigsten; die Seen enthalten ferner Störe von 100 — 500 Pfd. schwer, doch fängt man selten mehr als ihrer fünf oder sechs in einem Jahre; Salme in vier Varietäten, von welchen die größte, gewöhnlich 10—20 Pfd. schwer, dieselbe zu seyn scheint, die man in den Flüssen Großbritanniens fängt, und einen kleinen, dem Lachs ähnlichen Fisch von der Größe einer Sardelle und köstlichem Geschmack; der Lachs, eine Hauptnahrung des Bewohners von Neucaledonien, geht aus dem stillen Ocean den Fraserfluß und dessen Nebenflüsse bis zu dem flachen Wasser ihres Ursprungs schaarenweise hinauf um zu laichen. Nachdem dieses geschehen, sieht man Tausende von todten Lachsen in den Flüssen treiben, und nur wenige kehren lebend in das Meer zurück; aus diesem Grunde ist dort jedes vierte Jahr Mangel an diesen Fischen, welche von den Indianern in Lachsfängen, den unsrigen ganz ähnlich, im Flusse gefan-

gen und meistens gedörrt werden. Da den Indianern diese wichtige Nahrung periodisch mangelt, wie ich erwähnt habe, so würden sie Hunger leiden, wenn nicht die gütige Vorsehung ihnen einen Ersatz gäbe, nämlich Kaninchen; denn so sonderbar es erscheinen mag, diese Thiere vermehren sich an Zahl, wenn die Lachse verschwinden, so sehr, daß das ganze Land von ihnen wimmelt, und wenn die Lachse wiederkehren, so vermindern sich die Kaninchen nach und nach, indem sie von ihren größten Feinden, den Luchsen, welche zuerst in kleiner, dann in immer größerer Anzahl sich zeigen, gefressen oder verscheucht werden, worauf beide, Luchse und Kaninchen, zusammen verschwinden. Die Ursachen dieser Erscheinung in der dortigen Thierwelt wage ich nicht zu erklären.

Neucaledonien wird von dem indianischen Volke oder Stamme der Takelly oder Carrier, und von etlichen Familien der Tsekangut an der nordöstlichen Gränze bewohnt; die Takelly theilen sich in acht verschiedene Stämme, welche früher mit einander in Feindschaft lebten, aber jetzt durch die Anwesenheit der Weißen im Zaume gehalten werden, obgleich zuweilen noch einzelne Mordthaten unter ihnen vorfallen. Vor Einführung der Feuergewehre kamen häufig Duelle ganz eigenthümlicher Art bei ihnen vor; der Krieger, welcher Genugthuung für eine Beleidigung von einem andern forderte, schoß seinen Pfeil nach demselben ab, der aber gewöhnlich nicht getroffen wurde, weil er durch Hin- und Herspringen das Geschoß zu vermeiden wußte; deßhalb waren ihre Duelle selten tödlich, und nachdem durch einen Pfeilschuß beiden ihr Recht geschehen, gingen sie als gute Freunde zu Haus. Indeß scheinen sie zu plötzlichen Ausbrüchen von Zorn viel geneigter zu seyn, als die meisten andern Indianer die ich gesehen habe, und Streit, so wie Schimpfworte fallen oft genug unter ihnen vor. Die Sauteux, die Kris und andere Indianerstämme an der Ostseite der Felsengebirge sprechen selten mehr als ein paar Worte, bevor sie zuschlagen und dann oft tödlich, aber die Takelly gebrauchen meistens mehr Worte als Hiebe. Bei ihnen geben die Frauen die gewöhnliche Veranlassung zu den Streitigkeiten, und wenn alle Gatten die erlittenen Kränkungen durch das Blut der Schuldigen rächen wollten, so könnte dadurch das Land bald entvölkert werden. Auch noch jetzt haben ihre Häuptlinge eine große Autorität, obgleich ein großer Theil des Ansehens, welches sie in frühern Zeiten in Anspruch nahmen und genossen, jetzt auf die „weißen Häuptlinge" oder Handelsleute übertragen ist, die von ihnen für die größten Männer in der ganzen Welt gehalten werden. „Nach dem Manne des Himmels," sagte der alte Häuptling Quay zu einem Handelsfactor, „bist du der größte." Das Volk ist abergläubig und fürchtet seine Häuptlinge noch immer wegen der ihnen zugeschriebenen Zauberkräfte; es glaubt daß jene nach Gefallen Krankheiten, Unglück jeglicher Art, selbst den Tod hervorrufen können, und dieser Aberglaube ist so tief eingewurzelt, daß sie sogar dem Schatten eines Häuptlinges oder „Medicinmannes" ausweichen, „damit er uns keine Krankheit bringen kann, wenn er uns nicht gut ist." Ihre Zauberer oder Aerzte sind aber die ärgsten Pfuscher in ihrem Handwerk, bei weitem nicht so pfiffig als die anderer Indianerstämme, z. B. der Sauteux und kennen die Heilkräfte von Kräutern und Gewächsen durchaus nicht, womit die Sauteux und andere Indianer oft erstaunenswerthe Curen machen. Die Takelly geben dem Kranken gar keine Arznei, sondern suchen ihn durch allerlei lächerliche Gebärden, Singen und Schläge zu heilen, und dadurch befreien sie denn nicht selten den Kranken von allen Plagen des Lebens; mögen sie den Kranken nun herstellen oder nicht, stets werden sie für ihre Bemühungen gut bezahlt und das mit Recht, denn sie strengen sich so heftig dabei an, daß der Schweiß aus allen ihren Poren fließt. Das einzige Heilmittel, welches sie gleich andern Indianern gebrauchen, ist das Dampf- oder Schwitzbad; sie wenden es bei allen von heftigen Schmerzen begleiteten Krankheiten an, und ich kann bezeugen, daß es bei einer Gliederlähmung mit Erfolg angewendet wurde. Wegen des gesunden Klima's sind Krankheiten unter ihnen selten, mit Ausnahme solcher welche durch Ausschweifungen entstehen; Syphilis ist unter ihnen sehr verbreitet, und scheint ein einheimisches Uebel schon vor der Bekanntschaft mit den Weißen zu seyn. Bei ihren Festen essen sie so viel, daß oft ihr Leben in Gefahr kommt, und nach einem Feste pflegen viele der Theilnehmer längere Zeit krank zu seyn, aber das hält sie nicht ab bei erster Gelegenheit sich wieder mit Speisen zu überladen. Heftige Augenentzündungen befallen Alt und Jung, Männer und Frauen, hauptsächlich dadurch nach meiner Meinung veranlaßt, daß sie den Winter in unterirdischen Hütten zubringen welche für den Rauch keinen Ausweg haben, und weil, wenn sie herauskommen, der Glanz der Sonnenstrahlen auf den Schneeflächen ihre Augen angreift; ich konnte es wegen des dichten Rauchs und der verdorbenen Luft in diesen garstigen Löchern nicht zwei Minuten aushalten.

Die Weißen, welche zuerst in Neucaledonien sich niedergelassen, haben die Bemerkung gemacht, daß seit ihrer Ankunft die Indianer an Zahl rasch abnehmen und dieses Factum scheint mir vollkommen richtig zu seyn; viele ihrer Dörfer und Lagerplätze haben nicht einen einzigen Bewohner, wie ich selbst beobachtet. Was ist die Ursache davon? Hier sind es weder die Blattern, noch der Rum gewesen, diese Geißeln der unglücklichen Indianer in andern Gegenden. Als die Weißen zuerst vor wenigen Jahren an den Columbiafluß kamen, schwärmten dessen Ufer von Indianern, aber bald brachen unter diesen Krankheiten aus, wodurch sie fast gänzlich vertilgt sind. Mir erscheint es durchaus zweifellos zu seyn, daß es die Bestimmung der Ureinwohner von Amerika ist einer andern Menschenrace Platz zu machen, und eine lange Zeit wird nicht mehr vergehen, bis man die jetzige Race der Indianer nur aus den historischen Nachrichten ihrer Nachfolger kennen lernen kann.

Da die Takelly auf ihren Jagdstreifereien keine Kähne mitnehmen, so müssen sie ihr sämmtliches Gepäck auf dem Rücken tragen, und es ist erstaunenswerth welche schwere Lasten sie tragen können, besonders die Weiber, zu deren Obliegenheiten es mitgehört. Indeß genießen bei diesem Stamme die Frauen größere Achtung als bei andern Indianern, sie sitzen mit im Rath und einige der angesehensten Frauen dürfen sogar an den Festen theilnehmen. Man zollt ihnen unbezweifelt diese Achtung wegen ihrer thätigen Bemühungen im Herbeischaffen der Lebensbedürfnisse. Beim Fischfang sind beide Geschlechter gleich thätig beschäftigt, denn die Männer bauen und bessern die Lachsfänge und fangen die Fische, während die Frauen solche der Länge nach durchschneiden — und das ist eine schwere Arbeit wenn die Lachse häufig sind — auch das Dörren der Fische besorgen. Außerdem sammeln sie Beeren und graben eßbare Wurzeln aus, die in Zeiten des Mangels für sie von großer Wichtigkeit sind, kurz, sie tragen ebenso viel zum Unterhalt der Familie bei als die Männer; die Männer sind dem Spiel leidenschaftlich ergeben, sie setzen alles was sie besitzen aufs Spiel, und spielen unausgesetzt Tag und Nacht so lange, bis sie aus wüthendem Hunger oder weil sie nichts mehr zu verlieren haben, aufhören müssen; ich habe ihr Spiel nicht begriffen, war auch selten dabei zugegen, und wir gaben uns alle mögliche Mühe diese schädliche Gewohnheit abzustellen. Ihr Spiel besteht darin, daß sie ein Paar kleine zierlich geschnitzte Stöcke, worauf verschiedene Zeichen eingeschnitten sind, in ein kleines Heubündel einwickeln, und der Spieler die Stöcke einen nach dem andern herauszieht, in die Höhe wirft und wieder auffängt; sind alle Stöcke herausgezogen, so werden sie einzeln gegen ein Stück Pergament geworfen und dann wieder in das Heu gesteckt. Beim Anfang des Spiels ist die ganze Gesellschaft lustig genug, und singt ein Lied im Chor mit solcher Anstrengung ihrer Lungen, daß sie heiser sind, wenn das Spiel ohne Gesang seinen Fortgang nimmt; der unglücklichste Spieler tödtet sich selbst niemals, aber er schießt zuweilen den Gewinner todt.

(Fortsetzung folgt.)

Augenblickliches Erstarren der literarischen Thätigkeit in Frankreich. Die Liter. Gaz. vom 1. Junius meldet aus Paris: „die literarische Welt ist gegenwärtig in einer vollkommenen Erstarrung, nicht ein einziges Werk von dem geringsten literarischen Interesse erscheint in dem letzten officiellen Katalog, und ich erfahre von einigen der bedeutendsten Verleger, daß gegenwärtig kaum irgend etwas gedruckt wird. Vor wenigen Wochen war der literarische Unternehmungsgeist wach, aber in solcher revolutionären Zeit sind solche Erscheinungen sehr kurzathmig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 139. 11 Junius 1850.

Geologie der Südsee-Inseln.

(Geology of the Unit. States Expl. Expedition. By J. Dana.)

1. Allgemeine Bemerkungen über die Inseln der Südsee.

Das stille Meer zwischen der Küste Amerika's auf der einen und Asien, dem indischen Archipel und Neuholland auf der andern Seite, der Behringsstraße im Norden und dem 66° S. B. im Süden bedeckt mehr als 62 Mill. Quadratmeilen, und ist um 10 Mill. Quadratmeilen größer als der Flächengehalt aller Continente und Inseln des Erdballs zusammengenommen. Etwa 675 Inseln sind über diese Wasserfläche zerstreut, aber die Oberfläche aller, mit Ausnahme von Neuseeland, zusammengenommen, beträgt nicht über 80,000 Quadratmeilen, wenig mehr als Neuseeland allein; nehmen wir Neucaledonien, die Salomongruppe und andere große Inseln im südöstlichen Theile des stillen Oceans zwischen ihnen und Neuguinea aus, so blieben nur 40,000 (engl.) Quadratmeilen für die 600 übrigen Inseln. Und dennoch bietet diese kleine Landfläche uns Berge von 14,000 Fuß Höhe, Vulkane von einem Umfang, der seines Gleichen auf der übrigen Welt nicht hat, Gipfel, Felsenzacken und Schluchten von alpenartiger Kühnheit. Und mitten unter der Wildheit und Großartigkeit dieser Landschaften, von denen manche uns einen Begriff von einer Welt in Ruinen geben könnten, blühen die Palmen, die Farrenbäume und andere tropische Gewächse mit ausgezeichneter Ueppigkeit. Ferner bedecken Zoophyten den Meeresboden in der Nähe der Ufer mit Blumen, und bilden Inseln mit grünenden Wäldchen über und Korallengärten unter dem Wasser. In keinem Theil der Welt erscheinen Felsen, Wasserfälle und Baumpracht in solcher Mannichfaltigkeit, und das Erhabene und Malerische mischt sich in seltsamen Verbindungen.

Das mag dem, der nur die Oberfläche seines eigenen Landes durchwandert hat, seltsam erscheinen, man wird es aber bis zu einem gewissen Grade begreifen, wenn man die Kräfte, die hier wirksam sind, in Erwägung zieht: allenthalben haben Vulcane Berge aufgethürmt, und ihr eigenes Werk wieder zerstört, ein gewaltiges Meer brandete gegen die seinem Anfall ausgesetzten steilen Ufer, schroffe Abhänge gaben den herabstürzenden Waldbächen eine furchtbare Gewalt, das Klima begünstigt das Wachsthum der Korallen im Meere, und begräbt die steilsten Spitzen in Blätterschmuck. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß diese Meerländer mit allen Reizen für das Auge des Künstlers und des wissenschaftlichen Mannes ausgerüstet sind. Die Gewässer sind reich an Fischen, Mollusken, Echinen, Krebsen und andern Formen von Crustaceen, Asterien oder Sternfischen und den mannichfach gefärbten Aktinien oder Meeresblumen, und die süßen Gewässer haben, obwohl die Inseln einsam im weiten Meere stehen, ihre eigenen Arten von Fischen, Reptilien und selbst von Unioniden. Und bei all dieser Fülle von thierischem und Pflanzenleben ist es nicht wenig seltsam, daß außer Fledermäusen ein eingebornes vierfüßiges Landthier im ganzen stillen Meere nicht bekannt ist, obgleich es an Ratten und Mäusen, die durch die Schiffe hingebracht wurden, nicht fehlt. Neuseeland, obwohl so groß wie Neuengland, hat nicht eine einzige einheimische Art, außer vielleicht eine Maus von zweifelhaftem Ursprung, und Fledermäuse, deren Flügel die Wanderung beförderten.

Es ist augenscheinlich, daß die Geologie der Südsee-Inseln Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit umfaßt. Umfassende Gesteinbildungen sind im Fortschreiten, die durch die Thätigkeit des thierischen Lebens aus dem Wasser hervorgehen, andere Bildungen legen in ungeheurem Maaßstabe Zeugniß ab von der Wirksamkeit des Feuers in der Veränderung der Erdoberfläche, anderswo zeigen sich Beispiele von Entblößung und Zerreißung, die mit der Höhe der Berge in Verhältniß stehen. Diese drei großen Ursachen der Veränderung und des Fortgangs in der Geschichte der Erde sind durch zahlreiche Beispiele belegt. Dieß wird aus einer nähern Darstellung deutlich hervorgehen.

Reiseskizzen aus Mingrelien.

1. Redut-kaleh. — Commercielle Wichtigkeit dieser pontischen Küstenstadt rc.

(Fortsetzung.)

Wir machten zuerst einen Besuch am offenen Meeresstrand, wo ich das immer majestätische Schauspiel eines pontischen Sturmes genoß. Die am Strande von der Brandung aufgethürmten Rollsteine, an welchen der kräftige Wellenschlag rüttelte, bestanden aus sehr mannichfaltigen krystallinischen Felsarten, meist unter der Eigröße, weil die beständige Bewegung des Meeres die Steine durch Reibung abschleift und ihren Umfang verringert. Granit, Syenit, Gabbro, Quarz, Marmor lagen unter dem Gerölle in allen möglichen Abänderungen; dichter Kalk war selten. All' diese Geschiebe stammen aus dem Kaukasus, wo die von den Südabhängen entspringenden Flüsse sie nach dem kolchischen Strand getragen. Am häufigsten und mannichfaltigsten ist der Porphyr in zahllosen Varietäten. Als der Regen aufgehört hatte und statt des schwarzen Sturmes der weiße blies — so nennt man am schwarzen Meer den wolkenlosen Orkan — machte ich Ausflüge nach dem Kloster Chopi

Digitized by Google

und der Mündung des Phasis, später nach Martwili und nach Sugdidi, der Residenz des mingrelischen Dadian, in einer herrlichen Gegend der Landschaft Odischi gelegen. Diese Punkte wurden bereits von so manchem meiner Vorgänger, besonders von Chardin, Dubois, Koch, Parrot besucht und beschrieben, und ich beschränke mich daher nur auf wenige Bemerkungen. Als später das Unwetter sich legte, das Meer weniger heftig tobte, der Himmel wieder blau und heiter über die silberleuchtende Alpenkette des Kaukasus sich wölbte, fanden wir das ersehnte türkische Fahrzeug, welches uns nach dem kolchischen Hafen Trabisonta führen sollte und wir landeten ein paarmal an der lasischen Küste, wo ich die von Reisenden selten besuchte Stadt Batum und die Mündung des Tschorokh kennen lernte, auch bei fortwährendem Gegenwind, der unsern türkischen Capitän nöthigte sein Schifflein an den flachen Strand zu ziehen, einige botanische Excursionen in die lasischen Urwälder machen konnte.

Man findet in Mingrelien keine Ortschaft, welche dem europäischen Begriff eines Dorfes entspricht. Die Häuser stehen zerstreut mitten in den Hainen und Wiesengründen, welche in dem gelichteten Urwald wie Inseln aus einem unermeßlichen Baummeer hell und sonnig hervorlachen. Auch die Häuser des Dorfes Chopi stehen über eine weite Strecke zerstreut. Das Kloster dieses Namens krönt in geringer Entfernung vom Dorfe den Gipfel eines herrlichen Waldhügels am Ufer des Flusses. Ueberall dieselbe Pracht der Pflanzenwelt, welche dem Lande selbst ohne die Aussicht auf das Hochgebirg einen immer gleichen malerischen Reiz verleiht und die das Auge zu bewundern nicht müde wird. Unter den Buchen, Eschen und Eichen, welche an den deutschen Waldcharakter erinnern, erheben sich auf den Bergabhängen wilde Juglanden, Dattelpflaumen, Erdbeerbäume mit feuerrother Rinde und vor allen der süße Kastanienbaum, der an sonnigen Stellen zu eben so großer Höhe emporschießt und ein eben so gewaltiges Blätterdach ausbreitet wie die Platane, wie die Eiche, welche von jenem an pittoresken Formen der Aeste, Zweige und Blätter übertroffen werden. Der Maiblumenbaum, der Schlingstrauch mit seinen klein gesägten Blättern, der drüsenhaarige Brombeerstrauch mit krummen Stacheln, langauslaufenden Zweigen und Stengeln von purpurrother Farbe, der Epheu mit seinen zahllosen glänzend grünen Herzen, welcher die deutsche Volksbenennung Klimmauf hier vollständig rechtfertigt, denn kein Urwaldwipfel ist dem nimmer müden grünen Steiger zu hoch, und nur die Rebe sah ich im kolchischen Urwald in noch kühnerer Umarmung die alten lebenssatten Bäume stützen — all' diese Schlingsträuche, zu welchen noch die Heckenwinde mit ihren pfeilförmigen Blättern, der wilde Hopfen, der Berberizenstrauch mit rothen Beerentrauben und hundert andere lianenartig wuchernde Pflanzen gehören, schmiegen sich an die Baumstämme, ranken sich empor, winden und schlingen sich um Aeste und Zweige oder wachsen auch als ächte Schmarotzer aus alten morschen und abgestorbenen Stämmen hervor. Das Vegetationsgemälde der Phasisufer wiederholt sich am Chopi und am Tschorokh, doch minder großartig. Die Schönheit der kolchischen Flußufer war schon bei den alten Griechen Gegenstand der Bewunderung. Strabo preist dieselbe, und wenn Xenophon bei seiner Rückkehr aus Persien der Pflanzenpracht und grünen Frische des kolchischen Küstensaumes mit keiner Sylbe gedenkt, so muß er für landschaftliche Reize minder empfänglich gewesen seyn als meine französischen Reisegefährten, welche das ausgedorrte Reich des Cyrus und Darius gleichfalls aus trauriger Erfahrung kannten und über den Contrast, den die Erinnerung an khorasansche Salzwüsten im Vergleich zur saftig grünen kolchischen Gegenwart ihrem Blicke zeigte, gar oft in laute Ausrufe bewundernder Begeisterung ausbrachen.

Das Kloster Chopi ist von einigen georgischen Mönchen vom Orden des heiligen Basilius bewohnt, welchen ein Archimandrit vorsteht. Ehedem war es eines der sechs Bisthümer Mingreliens, welche später in Abteien verwandelt wurden. Eine hohe Mauer umgibt diesen geistlichen Sitz, wie fast alle Klöster Transkaukasiens. Die Bauart und innere Ornamentirung der Klosterkirche bietet wenig Merkwürdiges. Die marmornen Capitäler der Säulen zeigen bunten Mischmasch der verschiedensten Style und sind grob gearbeitet. Das Kloster Chopi ist das Saint Denis der mingrelischen Herrscher. Seit Wamk Dadian wurden die sterblichen Reste aller Prinzen der Dadian'schen Fürstenfamilie hieher gesetzt.

Nach kurzer Rast im Kloster ließen wir unsere Pferde wieder satteln und ritten nach Sugdidi weiter. Es ist die alte Hauptstadt des Landes am Ufer der Tschechuta gelegen, welche nach ihrer Vereinigung mit der Dschumi sich in den Engur ergießt. Sugdidi war seit alten Zeiten die Hauptresidenz der mingrelischen Herrscher, und der gegenwärtige Dadian David, welcher Oberst in russischen Diensten ist und sich auf seine Würde und seine Uniform, wie Bodenstedt richtig bemerkt, ungemein viel zu gut thut, hat sich dort in neuester Zeit ein stattliches Wohnhaus gebaut. Die Natur hat zur Ausschmückung dieses Fürstenthums freilich unendlich mehr gethan als die mingrelischen Baumeister. Nach allen Seiten hin ist die Umgebung reizend, der Boden ungemein fruchtbar. Neben der natürlichen Vegetation der Bäume, der Waldbüsche und Schlingpflanzen sieht man schöne Pflanzungen, Felder von Hirse, hier Gomi genannt, und türkisches Korn, dessen Halme die Höhe von zwölf Fuß erreichen und Roß und Reiter verbergen, zwei und drei volle Maisähren an jedem Stengel sind nichts Seltenes. Im Norden von Sugdidi, unweit des Ortes, liegen die Ruinen einer alten Stadt, deren Ursprung und Geschichte völlig unbekannt sind. Keine Inschrift verräth ihren Namen. Die Landschaft Odischi, in welcher des Dadian Residenz gelegen, ist reich an Ruinen alter Schlösser und Burgen. In sämmtlichen transkaukasischen Provinzen gibt es mit Ausnahme von Gurien und der Rionufer keine Gegend, welche die Landschaft Odischi an Fruchtbarkeit und Schönheit übertrifft. Fast noch reizender als Sugdidi und Chopi ist das Kloster Martwili gelegen. Dubois hat Bauart und Merkwürdigkeiten des Klosters ausführlich beschrieben. Zur Zeit des Besuches dieses Gelehrten residirte dort der Bischof David Tschekoindeli aus fürstlichem Geschlecht, welcher später, der Aufhetzung des regierenden Fürsten Dadian gegen Rußland und der Vergiftung dessen Bruders, des Generals Dadian, verdächtig, seiner Würde entsetzt wurde. Von der Höhe des Klosters genossen wir der herrlichsten Fernsicht, die man sich denken kann. Das ganze von Pflanzenleben strotzende, saftgrüne kolchische Paradies lag zu unsern Füßen. Der Himmel war wieder heiter geworden und die Atmosphäre, wie gewöhnlich nach einem anhaltenden südlichen Regenschauer, reiner und durchsichtiger als während der heißen Sommermonate. Ganz Mingrelien und Imerethien lagen wie ein Bild vor uns ausgebreitet mit einem goldschimmernden Rahmen von Gebirgsketten. Der Blick umfaßte den ganzen Lauf der schönsten kolchischen Ströme des Phasis, des Chopi, des Engur und Tschenitskali, deren Quellen von den Gletschern des Passentaberges, nächst dem Elbrus und dem Kasbek der höchste Gipfel des Kaukasus,

Digitized by Google

ihren Ursprung nehmen. Dieser majestätische Schneeberg mit seinen zwei weißen Spitzen ragte über die kaukasische Alpenkette im Norden, die mit ihrer langen Reihe von Schneehörnern, Pyramiden und Kuppeln den Hintergrund des kolchischen Landes nach jener Himmelsrichtung bildet, wie ein Koloß hervor und das Auge blieb bei Vergleichung mit der weißen Pyramide des Elbrus zweifelhaft, welcher von beiden Riesen der größere sey. Nach Süden und Osten verlor sich das Auge in den von sanften Hügeln theilweise durchschnittenen Flach- und Tiefländern von Mingrelien, Imerethien und Gurien. Die weißen Gipfel der Gebirgskette von Abchara und Achalziche waren im Süden deutlich sichtbar, während gegen Westen der blaue Nebel über den Mündungen des Engur und Phasis die Wasserfläche des schwarzen Meeres andeutete. So entzückend die Details der kolchischen Landschaft, welche der Blick von der Höhe des Klosters in der Nähe beherrscht, so grandios ist die Gebirgsscenerie des nördlichen und südlichen Hintergrundes.

Ein scharfer Ritt auf kräftigen und leichtfüßigen mingrelischen Rennern brachte uns noch an demselben Tag nach Redut-kaleh zurück, wo die drei Franzosen eben in Unterhandlung mit einem türkischen Capitän begriffen waren, der die Ladung seines Schiffleins bei der Quarantäne trotz der hochgehenden Brandung glücklich an das Land gebracht hatte. Der Türke wollte baldmöglichst nach Trapezunt zurücksegeln, denn er kannte den türkischen Strand und die Gefahren der pontischen Schifffahrt gegen die Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Seine Forderung des Passagiergeldes war ziemlich mäßig. Aber der griechische Wirth, bei dem wir logirten, gönnte dem Ungläubigen nicht den Gewinn der unverhofften Rückfracht. Er hätte denselben lieber einem seiner Glaubensgenossen zugewendet, dessen Ankunft er täglich erwartete. Um uns bis dahin zurückzuhalten log und der Grieche alles mögliche vor, schilderte uns in kohlschwarzen Farben die Gefahren, welchen wir auf einer baufälligen türkischen Barke mit schlechten Fährleuten unter der Leitung eines unkundigen Capitäns entgegen gingen, und sprach sogar den Verdacht aus, der Türke werde uns an irgend einer einsamen Stelle der lasischen Küste den räuberischen Bergbewohnern in die Hände liefern. Meine Reisegefährten wie ich selbst waren jedoch durch lange Praxis an griechische Lügen und Schurkereien zu sehr gewöhnt, um uns durch die Vorstellungen des Wirthes irre machen zu lassen. Dagegen machten seine Worte auf den Pater Benedetto tiefen Eindruck. Der Kapuziner war ein schlechter Menschenkenner, der sich bei seiner Schwäche und Furchtsamkeit leicht hintergehen ließ. Einige Mingrelier, welche der Grieche mit in das Complott gezogen hatte, bestätigten dessen Besorgnisse, und der Kapuziner war ihr erkorenes Werkzeug, durch welches sie vor allem auf die von Schreckbildern erfüllte Phantasie der beiden Damen zu wirken suchten. Auch von Seite der russischen Behörde wurden allerlei Anstände erhoben. Unser Gepäck, unsere Schriften sollten einer genauen Visitation unterworfen, sogar unser baares Geld sollte in Gegenwart eines Gränzbeamten gezählt werden. Zur Rechtfertigung dieser widerlichen Formalitäten, welche den Abreisenden auf das unnützeste necken und erbittern, beriefen sich die Beamten von Redut-kaleh auf verschiedene Ukasbestimmungen, deren rigorose Anwendung nur durch Silberrubel abzuwenden war.

Während meine Reisegefährten unterhandelten und fluchten, machte ich dem Ufer des Meeres entlang einen Ausflug nach Poti und zur Mündung des Phasis. Der Weg führt theilweise durch jene zauberischen Kolchis-Wälder, welche in kurzen Zwischenräumen aus dem fetten Boden immer wieder empor tauchen. Wo Meerwasser und Flüsse den Boden nicht in Sumpf oder See verwandeln, strotzt in diesem Wunderlande die Pflanzenwelt dergestalt von Saft, Leben, Fülle und Uebermuth, wie Bewohner Europa's sie nicht begreifen. Unter diesem glücklichen Himmel schienen damals die drei holdesten Jahreszeiten vereinigt. Das Laub jener Baumarten, welche die kolchische Flora mit der deutschen gemein hat, deutete bereits durch bunte und wechselnde Farben den Herbst an, während die mit halbreifem Obst überlasteten Bäume wie die noch kaum gerötheten Trauben, welche wegen der Höhe, zu der die kolchische Rebe emporklettert, in Mingrelien später zeitigen als im Rheingau, an den Sommer erinnerten, dagegen das Grün jener vielen Büsche ohne Laubfall, die vielen Waldblumen, worunter sogar noch blühende Rhododendron- und Azalea-Sträucher, deren gewöhnliche Blüthezeit in den Frühling fällt, die blaßrothen Rosen sammt der mild lauen Atmosphäre dem Wanderer hier den Kalender vergessen machen und ihn in die Maizeit versetzen. Je näher ich der Phasismündung und dem See Paliastom kam, um so riesenhafter erschienen die aufragenden Urwaldgestalten, um so schwelgender die kriechende, kletternde und schmarotzende Vegetation, welche das Phasisbild zur Copie einer jener Mississippi-Orinoko-Gemälde machte, die uns die großen Naturzeichner Humboldt, Schomburgk und Chateaubriand entworfen. Zu der hängenden und schwebenden Flora gesellte sich am Paliastom noch die schwimmende. Unzählige Nymphäen mit weißen und gelben prächtig gefüllten Rosen trieben auf dem Wasserspiegel.

(Schluß folgt.)

Neucaledonien.

(Fortsetzung.)

Bei ihnen werden die Hunde, wenn auch nicht für heilig gehalten, doch ebenso geachtet als die Menschen. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein Hund zum Nachfolger eines Häuptlings ernannt wurde, und sein Amt mit dem größten Ernst und Anstand versah, auch bei einem zu Ehren seines verstorbenen zweibeinigen Vorgängers stattfindenden Feste sich einfand und seinen Beitrag an Speisen dazu lieferte, durch einen Stellvertreter, wie sich versteht; dieser vierbeinige Häuptling wurde von seinem Herrn ebenso geliebt als wenn es sein Kind gewesen wäre, und alle übrigen behandelten ihn mit der größten Achtung, und gaben ihm die zärtlichsten Worte: „Komm in den Kahn, mein Sohn," oder: „Sey ruhig, mein Kind; belle die weißen Männer nicht an, denn sie werden dir nichts zu Leide thun."

Die Liederlichkeit der Weiber dieses Indianerstammes ist über alle Begriffe groß; da sie schon von früher Jugend an allen, auch den abscheulichsten Lüsten sich hingeben, so werden sie früh schwach und kränklich, und dieser enormen Unzucht muß man gewiß die Entvölkerung dieser Gegend theilweise zuschreiben. Sie heurathen nicht eher als bis sie von Lüsten übersättigt sind, und wenn eine Frau dann die Beschränkung des Ehejochs mit Widerwillen ertragen sollte, so kann diese Verbindung durch Einverständniß der Ehegatten temporär aufgehoben werden, und beide setzen dann ihren frühern Lebenswandel fort. Indeß darf die Frau während dieser temporären Scheidung einen andern nicht heurathen, sonst kann nach ihren Gesetzen der gekränkte Ehemann sie tödten, wenn er will oder den Muth dazu hat. Vielweiberei ist erlaubt, aber obgleich eine der Frauen als die Gattin angesehen wird, so leben doch alle mit einander anscheinend in der vollkommensten Eintracht, und wenn die Begünstigte ihren Platz einer Rivalin einräumen muß, so thut sie das ohne Murren und bleibt ganz vergnügt in ihrer untergeordneten Stellung. Zuweilen kommt es freilich vor, daß die verstoßene Gattin sich tödtet und namentlich waren Selbstmorde häufig unter den Frauen in der Umgegend von Fort Alexandria.

Digitized by Google

Die Takelly sind kein rühriges Volk, denn in der strengen Winterzeit verlassen sie ihre Hütten gar nicht. In dieser Zeit kann man in einem Dorfe seyn und nicht bemerken, daß es bewohnt ist, bis man zu ihren Brunnen und Gruben, worin sie ihre gedörrten Fische verwahren, kommt. Sie sind übrigens sehr gesellig, besuchen einander in den Hütten und verbringen ihre Zeit mit Schwatzen und Schlafen; wenn sie nicht schlafen, so sind ihre Zungen beständig im Gange und alle schreien gegen einander, so daß es mir immer ein Räthsel gewesen ist, wie einer den andern in einem solchen Lärm verstehen konnte. Alle Indianer, sowohl Christen als Heiden, mit welchen ich in Berührung gekommen bin, waren Lügner, aber die Takelly die größten, und sie erzählen Geschichten, die einen solchen Anschein von Wahrheit haben, daß man oft dadurch getäuscht wird, selbst wenn man seine Leute gut kennt. Als die Weißen zuerst zu ihnen kamen, waren sie die geschicktesten Diebe in der Welt, und wurden mit der größten Wachsamkeit doch nicht ertappt; ich weiß daß etlichen unserer Leute ihre Gürtel vom Leibe gestohlen wurden, ohne daß sie es bemerkten, und manchem armen Burschen der eine Nacht in ihrem Dorfe schlief, wurde die Hälfte seiner wollenen Decke im Schlafe abgeschnitten. Jetzt sind Diebstähle nicht mehr so häufig als früher, und sonderbar genug, ihre Schulden bezahlen sie so redlich, wie vielleicht nicht alle Indianer thun. Es wäre zwar sehr wünschenswerth, daß das schon seit langer Zeit eingeführte System des Creditirens der Weißen an die Indianer aufgegeben würde, aber dann würden letztere den größten Theil ihrer Jagdbeute nach entferntern Gegenden zum Verkauf bringen. Einige Indianer von der Küste sind in den letztern Jahren Handelsleute geworden und gehen mit ihren Waaren tief in das Innere; sie erhalten ihre Waaren von den Handelsposten der Hudsonsbay-Compagnie an der Küste oder von fremden Schiffen; die Waaren gehen durch Tausch von Hand zu Hand, so daß sie vielleicht bis an die Gränze von Neucaledonien kommen und auch dort noch dem indianischen Speculanten einen guten Gewinn abwerfen. Gastfreundschaft in der wahren Bedeutung dieses Worts üben die Takelly nicht, denn wenn ein Fremder zu ihnen kommt, so erhält er zwar Lebensmittel unentgeltlich, aber nur für einen Tag und reichlich, und bezahlt solche wenn er noch länger sich aufhält. Bei ihren Festen werden aber die Fremden eingeladen und bewirthet.

Ihre Lieder haben mehr Abwechslung und Melodie als diejenigen, welche ich bei andern Indianer gehört habe, und es gibt unter ihnen Liedercomponisten von Profession, welchen bei Festen ihre neuen Arien zu hohen Preisen abgekauft werden. Männer und Weiber tanzen bei ihnen zusammen, indem sie sich an den Händen fassen und beide Füße zusammenhaltend alle zu gleicher Zeit etwas zur Seite hüpfen, wobei jeder seinen Nachbar mit fortzieht; der im Kreise getanzte Tanz scheint sehr anstrengend zu seyn, denn sie vergießen dabei viel Schweiß, aber sie bleiben stets im Tacte und der harmonische Gesang der Männer und Frauen im Chore macht einen angenehmen Eindruck.

In früheren Zeiten verbrannten die Takelly ihre Todten auf Scheiterhaufen in Gegenwart der Verwandten des Verstorbenen und seiner Wittwe, welche sämmtlich bewaffnet waren. Nachdem die Wittwe den Holzstoß angezündet hatte, mußte sie daneben stehen bleiben und ihren Busen mit dem aus der Leiche durch die Hitze hervorquellenden Fett einreiben; wenn aber die unglückliche Frau die Gluth des Feuers nicht länger aushalten konnte und zurückzutreten versuchte, so wurde sie durch die von den Verwandten ihres Mannes ihr entgegengehaltenen Lanzenspitzen gezwungen, die schreckliche Qual der Gluth zu ertragen und zwar so lange, bis entweder der Leichnam zu Asche geworden oder sie fast zu Tode geröstet war. Die Verwandten der Wittwe thaten nichts weiter als für das Leben derselben zu sorgen und führten sie weg, wenn sie vor Qualen umfiel; diese Hülfe gab aber oft Veranlassung zu blutigen Kämpfen unter den beiderseitigen Verwandten. Nachdem die Leiche zu Asche geworden, wurde diese gesammelt, in einen Kasten gelegt und der Wittwe übergeben, welche solchen so lange in Verwahrung hatte bis das Todtenmahl zugerüstet war; dann wurde ihr der Kasten abgenommen und in eine kleine Hütte oder auf einen hübsch ausgeschnitzten Pfahl gestellt. Bis dahin aber, daß der Todte diesen Ruheplatz gefunden hatte, befand sich die Wittwe in einem Zustande der entsetzlichsten Sklaverei, denn alle im Dorfe, selbst die Kinder, hatten über sie zu befehlen und durften sie so unbarmherzig schlagen als sie Lust hatten, ohne daß jemand Einhalt that. Erst nach dem Todtenfeste erhielt sie ihre Freiheit wieder und hatte nun Aussicht noch einmal geröstet zu werden, wenn sie sich wieder verheurathete. Um den unglücklichen Weibern solche entsetzliche Qualen zu ersparen, brachten wir die Takelly durch unsern Einfluß endlich dahin, daß sie ihre Todten nicht mehr verbrennen, sondern begraben, und ich sah das erste Begräbniß welches bei ihnen stattfand. So wie der Sarg in die Grube gesenkt war, warf sich die Wittwe auf denselben, schrie und zerraufte ihr Haar und konnte nur mit Gewalt davon weggerissen werden; daneben standen mehrere Weiber, Verwandte des Verstorbenen, welche den tiefsten Kummer an den Tag legten und in den traurigsten Tönen die Todtenklage sangen, während sie auf ihre Brust schlugen und Thränen über ihre Wangen strömten. Die Männer zeigten gar keine Betrübniß, selbst die Brüder des Verstorbenen nicht, und gingen nach Ende der Ceremonie sogleich weg, gefolgt von den Klageweibern, welche nun so munter und lustig waren als wenn sie von einer Hochzeit kämen. Die Wittwe allein blieb bei dem Grabe zurück, weil die Gebräuche ihres Volks erheischen, daß sie Tag und Nacht trauert, bis die Verwandten ihres verstorbenen Mannes eine solche Menge von Fleisch zusammengebracht haben, daß sie eine Mahlzeit zu Ehren seiner Gebeine geben können. Die bis dahin dauernde Sklaverei der Wittwe ist aber bis jetzt noch geblieben.

Schon oft hatte ich von den Festmahlzeiten der Indianer gehört, aber noch keiner beigewohnt, als wir im Anfange des Winters zu einer solchen eingeladen wurden, welche zu Ehren eines vor etlichen Jahren verstorbenen Häuptlings gegeben werden sollte. Der Indianer welcher uns dazu einlud, schritt mit Mienen voll großer Wichtigkeit in das Zimmer, bestreute unsere Köpfe mit Federdunen, nannte den Namen des beim Feste präsidirenden Häuptlings und ging wieder fort ohne noch ein Wort hinzuzusetzen. Am späten Abend begaben wir uns nach der „Festhalle,“ einer großen, nur für diese Veranlassung erbauten Hütte, wo wir die zahlreich versammelten Gäste bereits sitzend fanden. Für uns waren Plätze leer geblieben und der Oberfactor, Herr Dease, setzte sich neben dem großen Häuptling Quaw, und dann kamen wir als seine „kleinen Häuptlinge.“ Die Gesellschaft saß in zwei Reihen, die Häuptlinge und Alten an der Wand und die jüngern Männer ihnen gegenüber, so daß zwischen beiden Reihen ein etwa drei Fuß breiter Raum blieb; dort waren in der ganzen Länge des Gebäudes ungeheure Haufen gebratenen Fleisches vom Bären, Biber, Murmelthier u. s. w. aufgethürmt; daneben standen hölzerne Tröge, woran ein großer Holzlöffel gebunden war, und darin befanden sich Beeren mit ranzigem Lachsfett gemischt, oder Fischroggen, der ein Jahr lang in der Erde vergraben gewesen war, um ihm einen angenehmen Geschmack zu geben; die Freuden des Festes begannen mit folgendem im Chor gesungenen Liede:

„Ich nähere mich dem Dorfe,
Ya, ha, hi, ha, ya, ha, ha, ha!
Und höre die Stimmen vieler Leute,
Ya, ha u. s. w.
Das Gebell der Hunde;
Ya, ha u. s. w.
Lachse gibt es in Menge,
Ya, ha u. s. w.
Die Ernte der Beeren ist gut,
Ya, ha u. s. w.“

(Schluß folgt.)

Sammlung alter russischer Inschriften. Die k. russische archäologische Gesellschaft hat auf den Vorschlag des bekannten Alterthümersammlers Sacharow beschlossen, sämmtliche alte russische Inschriften auf Grabsteinen, Glocken, Kreuzen, Kleidern, Kirchengefäßen u. s. w. fertigen zu lassen, um sie dadurch vor der Zerstörung zu bewahren und dieß nöthige Hülfsmittel der Geschichte zu retten. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 140. 12 Junius 1850

Die Baumwollenkrise.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist eine sehr bedeutende Baumwollenkrise im Anzug, welche die mannichfachsten, zum Theil sehr ernsten Folgen nach sich ziehen kann. Bekanntlich beklagt man in England seit Jahren die Abhängigkeit, in der man sich hinsichtlich des Baumwollenbezugs Amerika gegenüber befindet, aber troß der langen Klagen hat man kein Abhülfsmittel dagegen gefunden: der Baumwollenbau in Indien ist nicht in dem erwarteten Maaße fortgeschritten, Port Natal zeigt nur einen Anfang, und was in Englisch-Westindien geschehen, dürfte gleichfalls nur als Anfang zu betrachten seyn. Die Ernte des Jahrs 1849 ist aber in Amerika um ein Viertheil zurückgeschlagen, folglich herrschen Besorgnisse, daß es an Baumwolle fehlen werde, und somit eine Industrie, welche direct oder indirect zwischen zwei und drei Millionen Menschen in England beschäftigt, einigermaßen ins Stocken kommen werde. Erwägt man diese Umstände, so wird es nicht in Verwunderung setzen, daß man in England als Grundsatz aufstellt, England könne nicht ruhig seine Geschäfte betreiben, wenn es nicht einen Jahresvorrath von Baumwolle für sich im Lande liegen habe. Dieß ist nach dem neuen Bedürfniß Englands etwa 1,700,000 Ballen oder ein Werth von 10 bis 14 Mill. Pf. St. England ist reich genug diese Summe aufzuwenden, allein vorerst wird es am Besten, d. h. an der Baumwolle selbst fehlen; die Amerikaner haben für sich gesorgt, und ihren Bedarf gedeckt, und lassen den Engländern das Nachsehen; es wird vielleicht eine halbe Million Ballen Baumwolle dieß Jahr weniger nach England kommen, und die 1,200,000 Ballen, welche kommen, werden von den Engländern so theuer, wo nicht noch theurer bezahlt werden müssen, als das volle Contingent von 17—1800,000 Ballen. Man hat lange gegen die Evidenz eines Ausfalls der Ernte die Augen verschlossen, endlich aber doch sich derselben nicht entziehen können, und das kalte Wetter dieses Frühjahrs, welches sich auch in Nordamerika fühlbar zu machen scheint, soll den Baumwollenpflanzungen sehr nachtheilig sich erweisen, so daß die Wahrscheinlichkeit bereits dafür ist, daß die nächste Ernte gleichfalls nicht sehr günstig ausfällt. Schon jetzt finden sich die Spinner gröbern Garns so wie die Weber gröberer Zeuge in England in keiner sehr günstigen Lage, was aber noch mehr auffallen muß, ist der Umstand, daß Lowell in Massachusetts gleichfalls in Noth ist, und dort schon gegen 4000 Arbeiter entlassen werden mußten. Der Grund hievon möchte indeß in einer ganz andern Ursache als in dem Mangel oder der Theuerung der Baumwolle liegen, denn geschützt durch einen Zoll von etwa 30 Procent können sie den ungeheuren Markt Nordamerika's für sich in Anspruch nehmen, und haben seit längerer Zeit in diesen Stoffen eine glückliche Rivalität mit England auf dem Weltmarkt bestanden. Lowell leidet durch die innere Concurrenz, indem der Süden der Vereinigten Staaten auf einmal sich auf diese Industrie geworfen hat, und seit einigen Jahren gegen 100 Spinnereien mit etwa 150,000 Spindeln entstanden sind. Diese verspinnen alle geringern Baumwollensorten an Ort und Stelle und haben keine oder eine sehr geringe Fracht dafür zu zahlen. Der Hauptsitz dieser neuen Industrie ist Graniteville in Georgien, und der New York Herold meint schon, Lowell und Lawrence in Neuengland, so wie Manchester und Bolton in Altengland hätten ihre besten Tage gesehen. Es ist dieß wohl zu viel behauptet, allein verkennen läßt sich nicht, daß die gröbere Spinnerei sich mit raschen Schritten nach dem Süden der Vereinigten Staaten übersiedelt. Es läßt sich fast mathematisch berechnen, daß in wenigen, sehr wenigen Jahren Nordamerika die Hälfte so viel Baumwolle verbraucht als England, ein ungeheurer Umschwung, wenn man bedenkt, daß vor 15 bis 18 Jahren der Verbrauch Nordamerika's kaum 100,000 Ballen betrug. Gelingt es Nordamerika, wie es allen Anschein hat, den ihm nöthigen Bedarf sich zum Voraus zu sichern, dann geräth England in völlige Baumwollennoth. Man vergesse nicht, daß in diesem Jahre schon 10 Mill. Dollars europäisches Geld nach Amerika gingen, um dort in Fonds angelegt zu werden; man kann sagen, dieß ist lauter vor den europäischen Wirren geflüchtetes Geld, bis jetzt noch ein kleiner Theil dessen, was nach England strömte — was man, gelegentlich bemerkt, auf 25 Mill. Pfd. St. anschlägt — aber bald wird wegen der höhern Zinsen mehr Geld dahin strömen, und die Amerikaner in den Stand gesetzt seyn, ihre Unternehmungen zu fördern, falls nicht eine californische Krise einen Mißcredit auf ganz Amerika wirft. Kann Amerika, durch solche Capitalzuströmung unterstützt, seine Baumwolle vorauskaufen, ehe sie den englischen Markt aufsucht, dann wird eine sehr wohl mögliche zweite schlechte Ernte eine Baumwollenkrise in England hervorrufen, die vielleicht kaum geringere Folgen als die Kartoffelnoth nach sich zieht.

Reiseskizzen aus Mingrelien.

1. Redut-Kaleh. — Commercielle Wichtigkeit dieser pontischen Küstenstadt. — Kloster Chopi ꝛc.

(Schluß.)

Nach dreistündigem Ritt hatte ich Poti und die Phasismündung erreicht. Ein bläulicher Höhenrauch schwebte über den

Digitized by Google

unabsehbaren Garten von Guria, des herrlichsten Landes im herrlichen Kolchis. Leider mußte mir der Fernblick genügen. Wie lockend auch der sirenenartige Zauber dieses gurischen Naturparks, welcher Mingrelien an Anmuth noch übertreffen soll, so konnte ich mich doch nicht entschließen, mich dort zu vertiefen und Gefährten, Gepäck und Schiffsgelegenheit im Stiche zu lassen. Nach kurzer Rast im alten Poti, wo ich mein Pferd zurückließ, wanderte ich am rechten Ufer einige Meilen stromaufwärts und ließ mich unterhalb Korki nach dem linken Ufer übersetzen.

Ein stiller und milder Tag, lindes Säuseln des Uferwaldes, wehmüthiger Kukuksruf vom morschen Stamm einer altersschwachen Platane lockten Träume und Erinnerungen herauf. Die Waldkräuter, die Coleopteren, die ich sammeln wollte, blieben unberührt. Ich setzte mich auf einen schaukelnden grünen Diwan, durch Reben und Winden zwischen einer Esche und Silberpappel improvisirt, und holte mir aus dem Reisesack Homers Odyssee, welche mich mit dem Goethischen Faust auf einsamen Excursionen zu begleiten pflegte. Die las sich hier schon anders als zu Hause auf der Schulbank! Nicht gedruckte Worte, nicht schwarze Hexameter auf weißem Lumpenpräparat gaukelten vor den Augen, sondern Gestalten und Töne rauschten aus diesem Boden, auf dem einst die Irrfahrer von Ithaka wandelten. Durch Dubois und andere Forscher ist es erwiesen, daß der Schauplatz der Odyssee meist am Pontus spielte, und die Aea, der Sitz jener kolchischen Zaubergöttin, der Schwester des „hartgesinnten" Königs Aeetes, welche mit ihm aus Helios Stamm entsprossen, lag ganz nahe der Gegend, wo wir eben weilten.[1] Wie konnten Erscheinungen ausbleiben auf solcher Erde? Homers göttliche Lyra selber tönte aus diesem Lorbeerbusche, der mir zur Lehne diente, der unsterbliche Epiker erzählte mir den zehnten Odyssee'schen Gesang, das Verweilen seines irrenden Helden in Aea. Und während des Singens rauschte und säuselte es in Luft und Zweigen mit nie gehörter Melodie, und zwischen den Waldlücken am glänzenden Ufer des Phasis schwebten die edlen Schatten seiner Dichtung nicht bleich, nicht blutleer wie in Aides finsterem Reiche, sondern voll des Prometheischen Lebensfeuers vom Homerischen Hauche, von griechischer Sonne durchschimmert.

„Aber es wird dunkel werden, Herr, bis wir zur Krepost kommen und Sie haben heute noch nichts gegessen." Mein Führer und Dragoman war es, der in meiner Andacht mich störte. Er hatte am Landungsplatze meiner geharrt, mich lange vergebens in diesem Irrgarten gesucht, und mich endlich träumend und lesend auf dem grünen Schaukelstuhl gefunden. Der trockene Schleicher mit seiner hungrigen Prosa mußte die Homerischen Gestalten verscheuchen. Aber die Nymphe Kirke selbst „groß, fein und lieblich", wie Homer sie malte, sah ich am Abend wieder, als ich nach zweistündiger Ruderfahrt vor einer Hütte oberhalb der Krepost Poti landete. Es war die Tochter eines Fischers aus Guria, welcher dort seine hölzerne Baracke aufgeschlagen hatte. In „silberhelles Gewand mit goldschimmerndem Gürtel" war die gurische Nymphe allerdings nicht gekleidet, dafür aber mit farbigen Lumpen drappirt, welche an die schönen jugendlichen Glieder nur halb verhüllend sich schmiegten. Ihr Gesicht war unverschleiert. Feinere Züge und eine reizendere Gestalt habe ich selbst unter diesem schönen Volke selten wahrgenommen. Durch meinen Führer ließ ich den Fischer fragen, ob er mich auf eine Nacht beherbergen wolle, da ich die Festung zu vermeiden wünschte. Freundlich Wort und klingender Silberrubel stimmen hier zu Land auch den Aermsten gastlich. Der Fischer, ein früh gealterter und kränklicher Mann, hieß mich höflich willkommen. Die schöne Tochter hatte keine Scheu vor dem Fremden. Wie einer der Schiffer mir sagte, hätte der Vater aus Armuth sie gerne nach der Türkei verkauft, aber das Mädchen zog die heimische Buschwildniß am Phasis und die elende väterliche Hütte dem Haremleben in Stambul vor, wie sehr man auch bemüht gewesen, ihr dasselbe nach Landesgebrauch reizend zu schildern. In frühern Zeiten würde der Vater um diese Heimathliebe der Tochter sich wenig gekümmert und sie, willig oder nicht, einem türkischen Sklavenhändler in die Hände geliefert haben. Seit der russischen Herrschaft haben Zeiten und Sitten sich etwas geändert, und sein eigen Kind gegen dessen Willen nach Stambul zu verschachern, wagt selbst ein gurischer Rabenvater nicht mehr so leicht wegen der strengen Strafen des russischen Gesetzes. Die gurische Jungfrau reichte mir getrocknete Früchte, Hirsenbrei und Maisbrod, und kredenzte mir den lieblichen Wein, in diesem Lande selbst ein Labsal des Bettlers, doch freilich nicht aus „silbernem Mischkrug" in „goldenem Becher", sondern aus irdenem Hafen in hölzerner Schale. Die Zeit des Luxus bei diesem armen Volke liegt weit, weit hinter ihm. Den König Aeetes und sein Reich haben sie bis auf den Namen vergessen. Phasisschlamm und Schlingpflanzen decken die verwitterten Reste seiner glänzenden Residenz, und das goldene Vließ der kolchischen Schafe, von den Dadianen längst bis auf die Haut abgeschoren, wollte selbst unter der Herrschaft der Russen nicht mehr nachwachsen. Noch treibt und gebärt mit gleicher Fülle die unerschöpfliche Mutter Erde fort, noch keimt, sproßt und grünt in ewiger Jugendkraft die kolchische Flora, noch ist dem Menschenantlitz die antike Schönheit geblieben. Aber das Volk in diesem Paradies ist leidend, arm und elend!

Es war Nacht geworden. Das schöne Fischermädchen bereitete mir das Lager, nicht wie die emsige Magd der Kirke aus „schönprangenden Polstern, purpurroth von oben und Teppiche drunten von Leinwand", sondern aus schlechter Streu von dürren Maisblättern und Binsen. Des trüben Wechsels der Zeiten gedenkend, wickelte ich mich ergebungsvoll, doch kleinlaut in meine bockshaarige Burka, welche mir gegen den herbstlichen Nachtfrost gute Dienste leistete. Der alte Fischer brachte mit meinem Führer und den Schiffern die Nacht wachend am Feuer zu. Die gurische Nymphe, deren Temperament von der schöngelockten melodischen Kirke merklich verschieden schien, war verschwunden. Sie war wohl auch nicht auf Flaum und Seide gebettet, aber nach ihrem Lager selbst in der Dunkelheit zu schielen, verbot die Schicklichkeit. Trotz der Härte der Streu schlief ich bald ein, nicht ohne geheimen Neid auf den irrenden Touristen von Ithaka, dem das Geschick so viel holder gewesen.

Die von den Türken erbaute russische Festung Poti am linken Phasisufer enthält nichts merkwürdiges. In geringer Entfernung davon liegen die Trümmer eines befestigten römischen Castells. Die Stadt Phasis, das berühmteste Emporium am kolchischen Strand stand auf dem Delta, welches der Rion, der See Paliastom und der von dort nach dem Flußbett ausmündende enge Canal einschließt. Dubois hat die Backsteintrümmer der viereckigen Römerburg mitten in dem von Pflan-

[1] Nach der Ansicht des Archäologen Dubois lag die kolchische Aea stromaufwärts an der Stelle des Dorfes Nakolakewi zwischen dem Hippus und dem Cyanus.

Digitized by Google

zen überwucherten Morastboden aufgefunden und über die Lage jenes großen Emporiums der Kolchier eine ausführliche Abhandlung geschrieben. Die Gestalt des Strandes hat sich seit jenen alten Zeiten hier nicht weniger geändert als bei andern Küstenstädten, in deren Nähe Flüsse in das Meer einmünden. Wie bei Carthago, wie am alten Hafen von Hippo regius hat sich hier überall der Strand erweitert, das aufgeschwemmte Land, das Depositum der Ströme, haben das Meer zurückgedrängt. Wenige Flüsse der Welt führen reichlichern Niederschlag von Sand, Lehm und Humus mit sich, wie der braune Rion. Von dem kolchischen Emporium selbst ist keine Ruine übrig geblieben. Dem römischen Castell gegenüber liegt eine lange Insel, auf welcher der Tempel der Cybele stand, dessen Ruinen der Reisende Chardin noch gesehen zu haben behauptet. Daß noch andere Ruinenreste an den Ufern des Flusses existiren, ist keineswegs unwahrscheinlich. Aber selbst dem eifrigsten Antiquar würde bald die Lust vergehen, auf diesem feuchten und höchst ungesunden Boden nach versunkenen Trümmern zu stöbern, welche von den grünen Netzen der Schlingpflanzen verhüllt und unter undurchdringlicher Urwalddecke begraben liegen.

Seit dritthalbhundert Jahren steht die Festung Poti, welche dicht am Meer erbaut worden. Aber das Meer ist seitdem bereits zurückgewichen und bespült nicht mehr seine Mauern. Man war daher genöthigt, ein kleines Fort näher der Phasismündung anzulegen. Dubois vermuthet mit Recht, daß auch die türkische Festung nach einigen Jahrhunderten unter Schlamm und Morast begraben seyn werde, wie gegenwärtig die Römerburg, und dann werde auch mancher irrig glauben, die Festung sey versunken, wie man es jetzt von dem alten Emporium ebenso irrig glaubt, dessen Trümmer einige Forscher im Salzgrunde des Paliastoms suchten.

Poti ist wo möglich noch ungesunder als Redut-kaleh. Die Türken, welche vor dem Jahre 1829 hier die Besatzung bildeten, zogen sich während der heißen Jahreszeit in die höher gelegenen Landestheile zurück, weil sie die verderbliche Wirkung der Miasmen dieses Bodens wohl kannten. Die Russen, welchen an Schonung des Menschenlebens wenig gelegen, lassen dort eine ständige Besatzung, sogar eine kleine Militärcolonie, welche dem fürchterlichen Klima alle zehn Jahre vollständig erliegt und daher immer wieder erneuert werden muß. Oft hat sich die russische Regierung mit dem Project beschäftigt, hier eine bedeutende Festung und einen großen Kriegs- und Handelshafen anzulegen. Das mörderische Klima stand diesem Plan im Wege. Paskewitsch, Rosen und ihre Nachfolger machten durch Lichtung der Wälder einige Versuche, die bösen Miasmen mittelst des leichtern Zugangs der Seewinde zu vertreiben. Alles umsonst! Poti ist noch heute dasselbe Fiebernest und trotzt hartnäckig den Experimenten russischer Luftverbesserer. Dubois hat dem Statthalter Rosen den Vorschlag gemacht, das Bett des Phasis wieder in den Paliastom[1] zu leiten und diesen Morastsee mit seinem brakischen Wasser, welchem man die verderbliche Fieberluft vorzüglich Schuld gibt, durch einen breiten Canal nach dem Meer zu leiten, d. h. das todte Gewässer zu beleben. Da müßten freilich noch kolossale Dammbauten im Meer errichtet werden, um die Verstopfung der Canalmündung durch die pontische Brandung zu hindern. Der Paliastom und das breite, tiefe und ruhige Bett des Phasis würden dann selbst Kriegsschiffen einen bequemen und vollkommen sichern Ankerplatz gewähren. Ein solcher Hafenplatz mit dem kolchischen Paradiese hinter sich und im Besitze des persischen Transithandels, welchen die Beschiffung des Rion bis Marran ungemein erleichtern würde, hätte eine große Zukunft, und das Emporium Phasis würde wieder aus seinem Schutt erstehen. Aber riesenhafte Arbeiten dieser Art erfordern einen ungeheuern Kostenaufwand. Fürst Woronzow soll nun Vorschläge in diesem Sinne gemacht haben. Doch ein kolchisches Emporium ist nun einmal kein Schooßkind des Kaisers, welcher die russischen Staatsgelder besser verwendet glaubt für seine großartigen Casernenbauten, für die brillante Equipirung seiner Garde und für den Unterhalt jener stabilen Gränzarmeen, welche den russischen Boden gegen das Eindringen occidentalischer Ideen bewachen oder einmal in dem demagogisch durchwühlten Europa „die Ordnung herstellen" sollen.

[1] Ist Paliastom das verstümmelte griechische *παλαιὸν στόμα* (die alte Mündung). A. d. R.

Das Staatssiegel von Californien,

welches am 5 October 1849 von dem Convente zu San Francisco angenommen wurde, besteht aus einem runden Schilde, dessen Rand 31 Sterne umgeben, als Zahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn Californien aufgenommen seyn wird. Das Wappen selbst zeigt im Vordergrunde zur Rechten die sitzende Minerva, wie sie aus Jupiters Kopfe entsprungen ist, mit Helm, Panzer, Mantel, Schild und Speer, als Symbol der politischen Geburt Californiens. Zu ihren Füßen liegt ein grauer Bär von einem Haufen Weintrauben fressend und daneben ein Bündel Weizenähren, um die Hauptproducte des Landes anzudeuten. Im Mittelgrunde zur Linken ist ein Mensch beschäftigt in einem Felsen am Rande eines Wassers, des Sacramentoflusses, mit der Hacke einzuhauen, daneben liegen die gewöhnlichen Instrumente der Goldsucher und auf dem Flusse sieht man Schiffe, um den Metallreichthum und den Handel des Landes zu bezeichnen. Im Hintergrunde rechts zeigen sich die steilen Spitzen der schneebedeckten Sierra Nevada, und über dem ganzen Wappengemälde steht das griechische Motto: Eureka (ich habe es gefunden!) welches wahrscheinlich auf den Goldreichthum des Landes hindeuten soll. Eine Abbildung dieses Wappens findet sich in London Illustrated News, Januar 1850.

Neucaledonien.

(Schluß.)

Nach dem Gesange begann die Vertilgung der Berge von Fleisch, aber das war keine Kleinigkeit trotz der unermüdlichen und kräftigen Anstrengungen der Gäste. Dabei herrschte indeß die größte Ordnung; die männlichen und weiblichen Verwandten des Verstorbenen besorgten die Aufwartung, und jeder von ihnen nahm einen gebratenen Biber oder ein anderes gutes Stück, kauerte vor einem der Gäste nieder und reichte ihm mit beiden Händen den Braten, indem er bat, solchen zu verzehren. Wenn etwa der Gast nicht tüchtig zugriff, so wurde er mit den höflichsten Worten zum Essen genöthigt. „Ich bitte dich, beiß einmal kräftig an;" „es freut mich daß du so rüstig issest;" „nun aber stopf dir auch dieses schöne Stück von einem fetten Bären in den Mund." Und man muß den Mund immerzu vollstopfen oder man zahlt eine Strafe, weil man sonst leicht Unannehmlichkeiten haben kann. Hat man gezahlt und sich durch des Wirths Höflichkeit für besiegt erkannt, so braucht man nicht mehr zu essen, und dem Gaste wird Fleisch nicht mehr angeboten, sondern statt dessen auf einen Teller neben ihn gelegt. Da wir uns unfähig fühlten in diesem Wettstreit des Essens die Ehre unsers Landes aufrecht zu halten, so hatten wir schon beim Anfang des Schmauses Strafe erlegt, und unsere Portionen wurden zur Seite gestellt, um nach unserer Wohnung gebracht zu werden. Der Wettkampf der Esser endete, wie er begonnen hatte, mit Gesang und Tanz, obgleich nur wenige Gäste jetzt noch im Stande waren mitzutanzen. Darauf folgte der rohe Versuch einer dramatischen Darstellung; der alte Quaw, der Häuptling der Nekeslay, erschien zuerst auf der Bühne als Bär und dazu war er sehr

Digitized by Google

passend. Mit wüthendem Brummen stürzte er aus seiner Höhle um den Jäger, einen Häuptling, zu verfolgen, der mit einer langen Stange sich vertheidigte und daraus entstand ein Kampf, in welchem sie bis in die entfernteste Ecke der Hütte gelangten und dann abtraten. Nun erschien ein eifersüchtiger Ehemann mit seiner Frau, beide von Männern in Masken gespielt, aber das Stück schien ziemlich langweilig zu seyn, denn es bestand bloß darin, daß der neben seiner Ehehälfte sitzende Gatte allen ihren Blicken argwöhnisch folgte und ihr nicht gestattete, weder die jungen Männer anzusehen, noch mit diesen zu sprechen. Dann stellte noch ein Mann einen Hirsch vor, der andere einen Wolf und der dritte einen Fremden vom Stamme der Tsikany, aber der Bär schien am meisten die Zuschauer zu belustigen. Das Fest endigte mit einem wechselseitigen Austausch von Geschenken, worauf die ganze Gesellschaft sich entfernte.

Zwei junge Indianer aus dem Oregongebiete, welche am rothen Flusse (Redriver) einigen Unterricht erhalten hatten, führten nach ihrer Rückkehr in ihre Heimath eine Art Religion ein, welche anscheinend aus dem Christenthum entstanden war, aber auch einige Ceremonien der heidnischen Indianer hatte. Diese Religion verbreitete sich mit überraschender Schnelle weit und breit und erreichte bald Fort Alexandria, den entferntesten Handelsposten von Neucaledonien, wo sie von sämmtlichen Nekeslayinkianern angenommen wurde. Der Gottesdienst besteht nur aus Singen und Tanzen, denn was die Lehren der christlichen Religion betrifft, so war der Verstand dieser Indianer nicht aufgehellt genug um solche zu begreifen, und ihre Sitten waren zu verderbt um sich dadurch zu bessern; sie kamen nun zu uns um sich zu belehren, und unser würdiger Vorgesetzter gab sich dabei viele Mühe, aber leider meistens vergebens. Indeß schien seine Belehrung doch auf einige Indianer Eindruck zu machen, und das hätte von guten Folgen seyn können, wenn Missionäre bei uns gewesen wären. Aber wegen des Einflusses der „Medicinmänner," welche sich einer Religion mit aller Anstrengung widersetzen, die ihre Gaukeleien an den Tag bringt und dadurch sie ihres Gewinns beraubt, nicht weniger auch wegen der allgemein herrschenden und schrecklichen Verdorbenheit der Takelly wird ihre Bekehrung zum Christenthum sehr schwierig zu erreichen seyn. Die Sprache der Takelly hat auch in der That keinen Ausdruck, um die Begriffe: Gottheit, Geist oder Seele zu bezeichnen, und deßhalb mußten unsere Dolmetscher, als die erwähnte neue Religion eingeführt wurde, erst das Wort: Yagasite, „Mann des Himmels" für den Begriff: Gottheit erfinden. Die einzige Redensart der Takelly, welche auf eine geringe Ahnung von einem höhern Wesen schließen lassen könnte, ist, wenn der Lachs nicht kommt, diese: „der Mann, welcher die Mündung des Flusses mit seinen rothen Schlüsseln so verschlossen hat, daß die Lachse nicht hinaufsteigen können." Einer unserer Beamten, ein Katholik, lehrte die Takellys das Zeichen des Kreuzes zu machen und die dabei gebräuchlichen Worte zu sprechen, welche sein Dolmetscher aber den Indianern folgendermaßen übersetzte: „Im Namen des Vaters, seines Bruders und seines kleinen Knaben!"

Die Sprache der Takelly ist ein Dialekt der Tschippewaysprache und es ist gewiß merkwürdig, daß die Dialekte der zwischen erstern und den Tschippeways wohnenden verwandten Stämme der Biberindianer und der Tsikany sich der Sprache der Takelly so sehr nähern, daß sie sich mit einander vollkommen verständlich machen können, während sie von ihren nächsten Nachbarn, den Tschippeways, fast gar nicht verstanden werden. Ueber die verschiedenen Sprachen der Indianer herrscht, nach meiner Meinung, viel Irrthum. Es gibt in der That nur vier in ihrer Wurzel verschiedene Sprachen unter den Indianern von der Labradorküste bis zum stillen Meere, nämlich die Sprachen der Sauteux, Tschippeways, Etna und Tscheinuks. Die Sprache der Kris ist offenbar nur ein Dialekt der Sauteuxsprache und von derselben Construction, und die Nascopis oder Bergbewohner von Labrador sprechen einen aus diesen beiden Sprachen entstandenen Dialekt. Folgt man dem Wege von Montreal bis zum Fuße der Felsengebirge, so findet man zuvörderst die Stämme der Sauteuxindianer, welche von dem See der zwei Berge bis zum Winnipegsee wohnen, dann die Kris bis nach Isle a la Crosse hin, darauf Kris und Tschippeways bis Athabasca, und endlich an den Ufern des Friedensflusses die Biberindianer, welche deren untern Theil, und die Tsikany, welche deren obern Theil innehaben. Die Tschippewaysprache ist ganz deutlich als die Wurzel der Dialekte letzterer beiden Indianerstämme, so wie der Takelly oder Carrier zu erkennen, und sie wird auch von dem in der Gegend des Mackenzieflusses wohnenden zahlreichen Stamme der Hasenindianer gesprochen. An der westlichen Seite der Felsengebirge folgt auf die Sprache der Takelly die Sprache der Etne, welche längs des Columbiaflusses ebenso allgemein verbreitet ist, als die Sprache der Tscheinuk an der Küste des stillen Meers; die Etnesprache, in verschiedenen Dialekten scheint in einem ebenso großen Landstriche als die Sauteux- oder Tschippewaysprache zu herrschen.

Neucaledonien ist einer der reichsten Districte im großen Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie und liefert jährlich im Durchschnitt etwa 8000 Biberfelle, außer einer Menge von anderem werthvollen Pelzwerk. Als die Weißen zuerst dort sich niederließen, wurden die zu ihrem Handel erforderlichen Waaren aus der Niederlage am Regensee (Lac la pluie) geliefert. Die Handelsleute verließen Neucaledonien im Frühling, sobald als Flüsse und Seen offen waren, und kehrten spät im Jahre mit Waaren dorthin zurück, so daß sie oft unterweges vom Winter überfallen wurden und von Kälte, Hunger und Anstrengungen viel zu leiden hatten. Allein der Unternehmungsgeist der unerschrocknen, unermüdlichen Diener der damaligen Nordwest-Compagnie besiegte jede Schwierigkeit. Der Muth dieser kühnen Abenteurer eröffnete eine Verbindung quer durch den ungeheuren Continent von Amerika, drang bis zu den Eisregionen der Polargegend vor und knüpfte Handelsverbindungen mit den Eingebornen dieser entfernten Länder an, wobei die nöthigen Waaren in der sehr kurzen günstigen Jahreszeit von Montreal bis nahe an das stille Meer geschafft werden mußten. Jetzt werden die für Neucaledonien bestimmten Waaren von England um das Cap Horn nach Fort Vancouver am stillen Meere gesandt, von da in Booten nach Okanagan und von dort auf Pferden nach Fort Alexandria, dem ersten Handelsposten des Districts geschafft; von hier kommen dann die Waaren zu Wasser nach Fort St. James. In Neucaledonien befinden sich gewöhnlich zwei Beamte der Compagnie, ein Oberfactor und ein oberster Handelsmann, nebst sechs oder sieben Unterbeamten (clerks) in den einzelnen Handelsposten, sammt etwa 40 Leuten, hauptsächlich Irokesen und Bastarde von Weißen und Indianerinnen. Der Lebensunterhalt in den einzelnen Handelsposten ist nach den Localverhältnissen sehr verschieden, in einigen erträglich, in andern aber kaum gut genug für einen Hund. Die Compagnie verwilligt jedem Unterbeamten zu seinem jährlichen Unterhalt zwei Säcke Mehl, 60 Pfd. Zucker, 12 Pfd. Thee und eine kleine Quantität Wein und Branntwein. Butter wird jetzt in Neucaledonien im Ueberfluß erzeugt, aber wo es keine Gärten gibt, besteht die Hauptnahrung der Leute aus gedörrtem Lachs und das ist für den civilisirten Menschen eine schlechte Nahrung, hat auch auf die meisten zuerst dieselbe Wirkung wie Glaubersalz. Trotz dem leben die Leute davon gewöhnlich Jahre lang, anscheinend zufrieden und vergnügt, aber leider ist in dem ungebundenen Verkehr mit den indianischen Frauen die Hauptursache ihrer Zufriedenheit zu finden.

Der Runkelrübenzucker in Rußland hat eine merkwürdige Ausdehnung erreicht. Im J. 1848/49 waren 307 Fabriken in Thätigkeit, von denen nur 112 vor 1840 bestanden, die andern alle sind erst seit dieser Zeit errichtet worden. Von diesen 307 Fabriken finden sich 72 allein in dem Gouvernement Kiew, und die Mehrzahl der übrigen in den benachbarten Gouvernements Podolien, Wolhynien, Kursk, Poltawa, Tschernigow, Charkow u. s. w., welche alle von 15 bis 36 Fabriken besitzen; indeß ist die Zahl im Ganzen über 23 Gouvernements vertheilt. Das Gesammtergebniß in dem Jahr 1848/49 war 796,500 Pud oder etwa 300,000 Centner, wovon das Gouvernement Kiew allein fast die Hälfte lieferte. Siebzehn unter den Fabriken arbeiten mit Dampfpressen, treiben also das Geschäft ziemlich ins Große. Im Ganzen sind vierthalbtausend Männer das ganze Jahr und 40,000 Männer und Weiber die eigentliche Betriebszeit hindurch dabei beschäftigt. (Vaterl. Memoiren. 1 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 141. 13 Junius 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

8. Ein Waldbrand.

Es ist oft und viel über die Ursachen der gänzlichen Abwesenheit von Holzwuchs in dem Theil der nordafrikanischen Küstenländer, welchen man den Tell nennt, gesprochen und geschrieben worden. Die einen suchten dieselben in der Wasserarmuth dieses Landstrichs, andere in der lang anhaltenden Sommerhitze, wieder andere in beiden zugleich, als wenn nicht viele Holzarten auf dem trockensten Boden fortkämen und nicht eher umgekehrt der Wassermangel der Abwesenheit von Waldwuchs zuzuschreiben wäre. Herr Doctor Warnier, Mitglied der wissenschaftlichen Commission von Algerien, hat die Sache auf seine Weise zu erklären gesucht: nach ihm bestünde der Boden im Tell größtentheils aus einer kaum zwei Fuß dicken Rinde von Humus, auf mächtigen Lagern von Jurakalk und Dolomit, welche letztere der Ausbreitung und Befestigung der Wurzeln hinderlich wären; dazu kämen die heftigen Ostwinde im Winter, welche nothwendigerweise den so schwach angewurzelten Baum, wenn er auch durch Zufall aufgegangen und durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände eine Zeit lang fortgekommen wäre, über kurz oder lang entwurzeln müßten; schon zu Sallust's Zeiten sey der Anblick des Landes ganz derselbe gewesen, und er fände darin einen neuen Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung.

Es ist zu verwundern, daß Herr Warnier, der einen ziemlichen Theil des Landes bereist und dem wir so schöne Karten von Algerien verdanken, diese Sache von einem so unrichtigen Standpunkt erfassen konnte. Wenn er nur von der Umgegend von Constantine und einigen Hochebenen im Tell gesprochen hätte, so hätte er, hinsichtlich der geringen Schichte vegetabilischer Erde, Recht gehabt; hat er denn aber die Salzgruben zwischen Milah und Dschemilah, die in der Ebene der Uled-Abd-en-Nur gegrabenen Brunnen, die Flußbette des Rummel und des Bu-Marzug nie gesehen? Dort hätte er doch von der Tiefe der die Steinablagerungen bedeckenden Erdschichte anders urtheilen müssen. Und zugegeben, der ganze Tell verhalte sich so, wie es Herr Warnier angenommen, so ist hieraus noch nicht zu folgern, daß an keinem Waldwuchs zu denken sey, denn es mangelt nicht an Thatsachen, die den klarsten Beweis vom Gegentheil liefern. Im Tell befinden sich überall, und zwar oft auf den höchsten, dürrsten Punkten, einzelne Bäume, welche eine Dschemmah (Andachtsort der Araber) oder einen Begräbnißplatz bezeichnen und zu deren Fuß sich die mancherlei ex voto's, von denen ich früher zu sprechen Gelegenheit hatte, niedergelegt finden; es sind dieß gewöhnlich alte Stämme von Weißdorn oder vom gegliederten Lebensbaum, hier und da manchmal auch ein wilder Olivenbaum, dessen hohes Alter deutlich darthut, daß weder Wind noch Trockene ihm etwas anhaben mochten. Kommen nun einzelne Bäume auf diese Art fort, um wie viel mehr ein ganzer, zur gehörigen Zeit ausgesäeter junger Schlag, der eben durch seine gedrängte Masse die Feuchtigkeit länger zu erhalten und den stärksten Winden zu trotzen im Stande ist. Ich könnte noch ein Beispiel anführen, dasjenige des prächtigen Waldes auf dem Dschebel-Togor bei Bathna, dessen himmelanstrebende Cedern auf dem dürrsten Sandboden und in den Felsenspalten seit Jahrhunderten dem kalten Nordost wie dem glühenden Scirocco Trotz geboten haben.

Wenn keine Steinkohlenlager in Algerien entdeckt werden, so wird es doch einmal dazu kommen, daß man die nicht zum Anbau geeigneten Stellen der Forstcultur widmen muß, und ich bin überzeugt, daß die von Herrn Warnier und seinen Vorgängern angegebenen Hindernisse derselben nicht den geringsten Eintrag thun werden. Der Tell könnte dadurch in jeder Hinsicht nur gewinnen, und nach Verlauf eines Jahrhunderts würde sowohl Sallust als auch Herr Warnier über die Veränderung, welche in demselben vorgegangen, erstaunen, wenn es ihnen vergönnt wäre einen Blick auf diesen Theil unsers Planeten zurückzuwerfen.

Die Ursachen der Entwaldung von Mittelalgerien liegen, meines Erachtens, viel näher, und zwei Dinge stehen, seit undenklichen Zeiten, dem Baumwuchs im Wege: das Feuer und der Weidgang. Die Araber hatten von jeher die Gewohnheit auf den lange brachgelegenen Stellen das hochemporgeschossene Unkraut, das aufgekommene Ginster-, Weißdorn-, Vogelkopf- und anderes Gebüsch, an einem heißen Sciroccotag abzubrennen, unbekümmert wohin der Wind die schnell dahin laufenden Flammen treiben werde, da einige dürre Distelstengel oder getrockneter Kuh- und Pferdemist ihnen zur Besorgung ihrer frugalen Küche hinreichend sind, und sie das wenige benöthigte Holzwerk auf ihren Nomadenzügen sich aus dem Gebirg verschaffen. Zudem hat dieser Gebrauch im Tell selbst nicht das geringste Nachtheilige und erleichtert einerseits die nachgehende Bestellung des Ackerlandes, andererseits verschafft er frische, von altem dürrem Unkraut freie Weide für den künftigen Winter und Frühling. Nicht so aber ist es auf der nördlichen Gränze des Tell oder im Sahel selbst, wo pflügbares Land und Weideplätze mit Buschwerk und Hochwald abwechseln, dort kann das Anzünden des Gestrüppes und des Unkrautes auf dem Brachland und auf den Weideplätzen nur die nachtheiligsten Folgen haben, denn man kann sich leicht

Digitized by Google

denken, daß wenn das Feuer einmal angelegt ist und unter dem Impuls des heftigsten Südwindes mit Blitzesschnelle über das dürre Gras dahinfährt, es in Niemandes Macht mehr steht die benachbarten Waldgegenden davor zu bewahren, es sey denn daß — wie es vor einigen Jahren geschah, wo man die Araber für die auf ihrem Gebiet ausgebrochenen Waldbrände verantwortlich machte — das Abbrennen nur theilweise und unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln stattfinde. Durch letztere Verfügung waren seit vier Jahren diese Feuersbrünste seltener geworden; ich hatte während eines mehr als dreijährigen Aufenthaltes in der Provinz nicht ein einziges Mal Gelegenheit eine solche zu sehen. Im Anfang des Jahres 1849 befahl eine Ordonnanz des Generalgouverneurs allen militärischen Behörden die arabischen Angelegenheiten so viel als möglich im arabischen Sinn abzuthun; was er eigentlich damit sagen wollte, war Niemand ganz klar, denn in Folge dieser Disposition hätte man auch den einheimischen Mörder eines Franzosen, der das Blutgeld zu erlegen im Stande war, auf keine andere Art zur Rechenschaft ziehen können, was ebenfalls im arabischen Sinne liegt. Die Befehlshaber in den verschiedenen Kreisen legten die Sache so aus, daß man mit den armen Arabern überhaupt glimpflich verfahren müsse, und die Stifter der in diesem Jahr ausgebrochenen, ungeheuern Waldbrände wurden alle freigesprochen.

Wenn nun dieser zwar herkömmliche, aber deßwegen nicht durch eine strafbare Nachsicht aufzumunternde Gebrauch keineswegs der Conservation der schon vorhandenen Waldungen förderlich ist, so kann ebenfalls die alljährlich über die dürren Fluren des Tell dahinlaufende Flammenfluth in dieser Region nicht den geringsten Strauch aufkommen lassen, es müßte denn an Orten seyn, die von der Natur, z. B. durch ausgedehnte Felsenlager oder durch Sümpfe isolirt sind. Aber selbst hier sagen die Anhänger des Systems, welches die geologische Beschaffenheit des Bodens als dem Waldwuchs zuwider finden will, selbst hier ist das Gesträuch nur verkrüppelt und wie unter der Scheere eines altfranzösischen Kunstgärtners gehalten. Dieß ist wahr, allein daran ist weder ein den Wurzeln undurchdringlicher Boden, noch die Heftigkeit der Winterstürme schuld, wohl aber der verderbliche Zahn der zahlreichen Heerden, der keinem jungen Schoß Zeit läßt sich gehörig zu entwickeln.

Warum ist in den Ländern Europa's, wo die Forstcultur eine Wissenschaft geworden ist, der Weidgang in den Wäldern aufgehoben worden? Warum kommen dort, wo weder klimatische Verhältnisse noch geologische Beschaffenheit des Bodens der Waldvegetation entgegen sind, auf den durch Waldungen begränzten Weiden keine Bäume auf, während kaum einige Schritte davon in den gehegten Revieren der üppigste Holzwuchs besteht? Die Antwort liegt klar vor Augen und man sieht, daß schon der Weidgang allein hinreichend ist, der Ausdehnung des Waldlandes Gränzen zu setzen.

Wenn von der Forstcultur im Tell die Rede ist, so ist damit nicht gesagt, daß derselbe nordeuropäische Forstbäume hervorbringen müsse. Jedes Klima, jeder Boden bringt die ihm angemessene Baumart hervor; ja sogar in der Wüste sind ganze, mit Tamarisken und Weißdorn bewachsene Strecken nicht selten, und wenn die zum Anbau ungeeigneten Striche im Tell nur das für den Verbrauch dieser Gegend benöthigte Brennholz hervorbringen könnten, so wäre schon viel gewonnen. Die Regierung würde daher wohl thun auf mehrern Punkten Versuche anstellen zu lassen, damit bei weiterer Fortschreitung der Colonisation dieser wichtige Gegenstand nicht außer Acht gelassen werde.

Wie viel bleibt aber, in forstwirthschaftlicher Hinsicht, selbst in den den französischen Centralstädten in Algerien nahe gelegenen Waldungen noch zu thun übrig! Algerien hat zwar eine Forstverwaltung, die aber, solange sie unter der Militärbehörde stehen wird, nur der Schatten einer solchen seyn kann. Unglücklicherweise liegen die Waldungen größtentheils auf dem Militärgebiet; die Stämme, die man früher nach einer vernunftgemäßern Einrichtung für die bei ihnen ausgebrochenen Waldbrände zu starken Geldbußen anhielt, sengen und brennen heute ungestraft darauf los; doch ist es der Forstverwaltung erlaubt, hie und da einen einzelnen, der einige junge Bäume zur Errichtung seines Gurbie abgehauen, vor Gericht zu ziehen. Schöne Compensation! Der Colonist zog bis heute vor das zum Bau seiner Wohnung nöthige Holz aus Schweden zu beziehen, da die militärische Commission die ihm von dem sachverständigen Forstbeamten taxirten Bäume stets zu niedrig angeschlagen fand, und dieselben eigenmächtig um das Fünffache höher ansetzte. Niemand thut Nachfrage mehr nach dem theuern Holz der einheimischen Waldungen, dessen Herbeischaffung noch dazu der unzulänglichen fahrbaren Wege halber äußerst schwierig ist; das nordische Holz ist, trotz der Eingangszölle, unstreitig wohlfeiler und besser, und die einheimischen Waldungen bleiben einstweilen aus übel verstandenem Fiscaleifer unbenutzt. Es bleibt ja immer die einträglichere Ausbeutung des Korkes, sagt der hochedle Rath; das Lumpenvolk der freien Colonisten mag zusehen und sich helfen wie es kann. Aber die Waldbrände, welche zu verhüten selbst die geringsten Maßregeln vernachlässigt werden? Nun die Waldbrände thun eigentlich den Korkwaldungen keinen so großen Schaden, die Flamme verlöscht bald auf der leicht entzündlichen Rinde bei dem ersten Grad äußerer Verkohlung derselben, und der Baum schlägt wieder aus; der Verlust des Unterholzes ist bis heute nicht hoch anzuschlagen, die Bäume müssen ja doch zur Gewinnung des feinen Korkes vorläufig geschält werden, und bis dahin werden die Araber und Kabylen, Dank unserer väterlichen Duldung und Belehrung, civilisirter und aufgeklärter seyn und sich nichts dergleichen mehr zu schulden kommen lassen.

Unter so bewandten Umständen ist die Forstverwaltung überflüssig, und eine aus lauter Soldaten bestehende Scheinforstverwaltung könnte ihre Stelle versehen und ganz dieselben Resultate erhalten. Man erwartet von der neuen Organisation, die bald der Gegenstand der Berathung der gesetzgebenden Versammlung seyn wird, eine gänzliche Umgestaltung der Dinge und hofft einstweilen das Beste.

Algerien hätte so schöne Waldungen aufzuweisen, wenn dieselben nicht seit mehreren Jahrhunderten den Verwüstungen der Araber preisgegeben wären; die einzigen, welche den Charakter der europäischen Wälder behalten, sind diejenigen, welche ihre unzugängliche Lage vor den Köhlern und den Ziegen schützt. Nach den Arbeiten und Aufnahmen der Forstverwaltung kann man den Flächeninhalt der Waldungen, deren Existenz und Beschaffenheit constatirt worden sind, auf etwas mehr als 800,000 Hectares anschlagen.

Die Hauptmassen derselben sind die Wälder von Mazaffran (Flächeninhalt 1400 Hectares), des Bu-Duau (2000 H.), der Karezas (9000 H.) und von Ain-Telezid (5200 H.), in der Umgegend von Algier, Koleah und Blidah; der Wald von Tenes (2000 H.), die Wälder der Beni-Menacer, der Sumata

(18,000 H.), des Wed-Derder (9000 H.) und von Teniet-el-Had (3000 H.); die Wälder des Warensenis, des Sebau, des Dschebel-Dira, in der Provinz Algier; die Wälder von La Calle (10,000 H.), des Edugh (30,000 H.) bei Bona; des Wed-Zeramna und des Dschebel Filfila (5200 H.) bei Philippeville; der Hanenscha (40,000 H.), der Kette des Bu-Taleb, im Süden von Setif; des Belezma (8000 H.) 12 Kilometer nordwestlich von Bathna, in der Provinz Constantine; der Wald von Muley-Ismael, 32 Kil. südwestlich von Oran und an die neuen landwirthschaftlichen Colonien gränzend; die Wälder von Emsila und der Makta, bei Oran und Arzew; der Wald der Habra, 32 Kil. nördlich von Mascara; die Wälder zwischen Saida und Tekdemt, zwischen Saida und Daya, zwischen Daya und Tlemsan, bis an die Gränze von Marokko; diese letztern, in der Provinz Oran, sind an vielen Punkten Urwald und von unermeßlichem Umfang.

Der Gesammtflächeninhalt von 368,419 Hectares der Wälder, welche unter der Aufsicht der Forstverwaltung stehen, ist folgendermaßen in den drei Provinzen vertheilt:

Algier	73,749	Hectares
Constantine . .	195,270	—
Oran	99,400	—
	368,419	Hectares.

Dazu kommen noch 470,000 Hectares, deren Flächeninhalt nur sehr oberflächlich abgeschätzt ist, was für den Gesammtflächeninhalt des bis heute bekannten Waldreichthums von Algerien ein Annäherungstotal von mehr als 800,000 Hectares ausmacht. Dieß ist für ein südliches Land von 55 Millionen Hec. Flächeninhalt, das man lange für fast ganz waldlos gehalten, sehr schön und kann später, wenn die Colonie einmal ist was sie seyn kann und seyn soll, einen nicht unwesentlichen Theil zur Prosperität derselben beitragen.

Der Cedernwald von Teniet-el-Had ist einer der schönsten in Algerien, und die Bäume desselben, so wie auch diejenigen des Belezma (Dschebel Tugor) sind von fabelhaften Dimensionen. Im Dschebel-Amor sieht man oft Terebinthen, in deren Schatten dreißig Reiter mit ihren Pferden Platz haben, und Fichten wie die größten Mastbäume; in dieser letztern Region kann aber noch lange von keiner Ausbeutung die Rede seyn.

Die Wälder bei La Calle und Philippeville, die fast ausschließlich aus Korkeichen bestehen, sind in Hinsicht der Korkgewinnung von unschätzbarem Werthe, aber wie gesagt, es müssen ernstliche Maaßregeln zur Verhütung der Feuersbrünste getroffen werden, wenn man nicht Kohlen statt des Korkes daraus ziehen will.

Andere, wie z. B. diejenigen des Mazaffran, der Schiffa, der Sumata u. s. w. können vortreffliches Brenn- und Werkholz liefern.

Wieder andere endlich, so wie diejenigen des Edugh, des Filfila rc. sind für die Ausbeutung der dortigen reichen Eisenerzlager von der größten Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die südamerikanischen Republiken.

(Nach Botmiliau, ehemaligem französischen Consul in Peru. Revue des deux mondes. 1 April.)

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

Das Emporkommen der Mittelclassen, deren Einfluß in den Republiken Südamerika's auf die Herrschaft der spanischen Aristokratie folgte, war für die Mehrzahl dieser Staaten eher ein Unglück als eine Wohlthat. Diese Classen waren der großen Rolle, die ihnen plötzlich zufiel, nicht gewachsen, und eine Masse obscurer Intriganten stritt sich unter ihren Bannern nicht um die Ehre, sondern nur um den Gewinn der Gewalt. Die Herrschaft untergeordneter Mittelmäßigkeiten wurde eingesetzt unter dem Schutz der großen Worte Freiheit und Constitution, und der Name Republik diente dem ärgsten Despotismus als Vorwand. Daher die lange Reihe von Bürgerkriegen und militärischen Revolutionen, welche bei mehreren derselben leider noch fortdauern; daher die furchtbaren Krisen, welche ein besser geleiteter Uebergang den südamerikanischen Bevölkerungen erspart hätte. Die Nothwendigkeit eines solchen Uebergangs entging dem berühmten Befreier des spanischen Amerika nicht. Nach den Schlachten von Junin und Ayacucho hielten sich die alten Unterthanen Spaniens für frei, weil sie ihre Herren verjagt hatten. Bolivar aber wußte, daß sein Werk noch bei weitem nicht vollendet war: er hatte seine Landsleute befreit, aber ihre Regierungen noch nicht gegründet, und hier begann der schwerste Theil seiner Aufgabe. Im ersten Enthusiasmus des Siegs hatten die Amerikaner aus Haß gegen den Madrider Despotismus die Republik ausgerufen. Bolivar hätte eine den Erinnerungen und Gewohnheiten der spanisch-amerikanischen Gesellschaft minder widersprechende Regierungsform vorgezogen: sein geheimer Wunsch war die Gründung eines mächtigen südamerikanischen Reichs, auf dessen Thron vielleicht ein französischer Prinz gestiegen wäre, aber Bolivar wurde von seinen Generalen, selbst von seinen Freunden überflügelt, und seine Nebenbuhler klagten ihn an, insgeheim nach dieser Krone zu streben.[1] Diese Taktik triumphirte, und die republikanische Regierungsform wurde in allen ehemaligen Colonien Spaniens eingeführt, Präsidenten gewählt, Constitutionen entworfen und nun trat das spanische Amerika in das Zeitalter politischer Abenteuer: 26 Jahre sind seit der Schlacht von Ayacucho verflossen, und nur ausnahmsweise hat es in diesem Vierteljahrhundert Ruhe unter rechtmäßig eingesetzten Oberhäuptern genossen. Um hier nur von Peru zu sprechen, so ist die Geschichte dieses Landes von seiner Emancipation bis zur Präsidentschaft des Generals Castilla in trauriger Weise bezeichnend. Vielleicht nirgends waren die Quellen der Anarchie so zahlreich und so mächtig; obwohl diese Ursachen zum Theil jetzt nicht mehr wirksam sind, so ist es doch von Interesse Licht auf diesen sonderbaren Wirrwarr von Revolutionen und Kriegen zu werfen, in welche die Unklugheit einiger ehrgeizigen Anführer eines der blühendsten Länder Südamerika's gestürzt hat. Besonders wichtig ist es hier auf den gemeinsamen Charakter der peruanischen Revolutionen hinzuweisen, nämlich das Uebergewicht der persönlichen Fragen über die principiellen. Um den Willen des Landes kümmerten sich die peruanischen Republikaner am allerwenigsten. Es ist deßhalb nützlich die Geschichte dieser persönlichen Conflicte, so erbärmlich sie auch erscheinen mögen, kennen zu lernen, und eine Schilderung der Racen und des Klima's bildet natürlich die erste Grundlage.

Peru erstreckt sich längs des stillen Oceans von 3° bis 21° S. B. zwischen dem Flusse Loa und der Wüste von Atacama, die es im Süden von Chili trennen, und dem Fluß Tumbes, der es im Norden von dem Staate Ecuador scheidet. Oestlich stößt es mit dem großen Titicaca-See an Bolivien, so wie an die weiten Länder, wo längs dem Ucayali und Marañon noch ununterworfene Stämme wohnen, obwohl Spanien und Portugal sich lange um das unfruchtbare Recht stritten, ihnen Gesetze aufzuerlegen. Die Hauptstadt von Peru, Lima, hatte unter spanischer Herrschaft eine hohe Stufe von Reichthum, Luxus und Macht erreicht, wovon noch glänzende Reste Zeugniß ablegen. Als Wohnsitz der Vicekönige und Hauptort eines ungeheuren Reichs, zählte Lima gegen 80,000 Einwohner; mehrere große Familien hatten sich in der Stadt niedergelassen, deren Bevölkerung gebildeter und geschliffener war als die der meisten südamerikanischen Städte. Trotz des Madrider Despotismus, der den geistigen Aufschwung der Colonien niederhalten wollte, um den Geist der Unabhängigkeit zu ersticken, war zu Lima seit dem Jahre 1551 eine Universität gegründet. Man sieht noch die mächtigen, schönen Gebäude dieser Universität auf dem ehemaligen Inquisitionsplatz, denn die Inqui-

[1] Die letzten Tage des Befreiers waren sehr traurig und bitter: nachdem er mehreremale beinahe ermordet worden wäre, starb er nicht aus Alter, sondern aus Kummer in demselben Amerika, das er unabhängig gemacht hatte.

Digitized by Google

sition war bis nach Lima gedrungen, obgleich sie keine zahlreichen Opfer machte. Das Gebäude, in welchem sie thronte, erhob sich hart neben der Universität, beide Paläste aber, der der Wissenschaft und des heiligen Amts fallen aber jetzt in Ruinen. Aus dem Inquisitionsgebäude hat man das Stadtgefängniß gemacht, in der verlassenen und verödeten Republik hört man jetzt keine andern Reden mehr, als die der Deputirten der Republik, welche alle zwei Jahre in ihrer alten Capelle am Fuße einer in eine Tribüne umgewandelten Kanzel sich versammeln.

Der vom stillen Meer bespülte Theil Peru's ist im allgemeinen dürr und nackt; man darf hier nicht die Großartigkeit und Kraft der Vegetation suchen, die man in andern Gegenden Amerika's bewundert. Die Cordilleren schieben da und dort ihre verbrannten Blöcke bis in die Wellen vor. Diese Gebirge bilden ein finsteres Amphitheater, dessen verschiedene Stufen gegen das Meer zu gerichtet sind. Zwei fast parallele Ketten laufen von Süden nach Norden, ein ewiger Schnee bedeckt die traurigen Gipfel, welche der Reisende von den Dampfbooten aus, die in großer Zahl zu allen Jahreszeiten an den Küsten Südamerika's hinfahren, von ferne erblickt. Einige kleine, von Ost nach West laufende Flüsse verbreiten indeß etwas Frische über diese trübselige Landschaft. In allen den Schluchten, wohin ihre Gewässer dringen, bilden Bananen, Orangen- und Citronenbäume, hoch wie junge Eichen, frische Oasen auf dem grauen Felsengrund. Zwischen diesen kleinen Thälern herrscht eine wahre Sandwüste, und der Raum zwischen den beiden parallelen Cordillerenketten ist selbst nur eine Reihenfolge von dürren Hügeln und Hochebenen, wo man nur selten Spuren von Anbau findet. Auf diesen unfruchtbaren Höhen führt der Indier traurig sein armes, monotones und sorgloses Leben mitten unter den zahlreichen Heerden von Llamas und Alpacas, deren Wolle die Kaufleute der Küste ihnen alle Jahre abkaufen. In den finstersten Schluchten dieser Berge, in den ödesten Tiefen sind die Silber-, Eisen-, Kupfer-, Quecksilber- und Bleiminen verborgen, die mit Recht in der ganzen Welt berühmt sind; hier holten die Spanier die Barren, mit denen sie ihre Silberflotten beluden, und hier findet der Handel noch das Silber, welches Peru alle Jahre gegen Waaren und Erzeugnisse des alten Continents nach Europa schickt.

So stellt sich der westliche Theil der Cordilleren dar; der östliche verdient nicht geringere Aufmerksamkeit. Am Fuße dieses Abhangs beginnt das ungeheure Plateau des Amazonenstroms, wo nur einige wandernde Indierstämme wohnen, die zwar hie und da von einigen muthvollen Missionären besucht und unterrichtet wurden, von denen man aber wenig mehr weiß, als daß sie zwar ihre Unabhängigkeit gegen die europäische Herrschaft behauptet, von der Civilisation der alten Incas aber keine Spur bewahrt haben. Indeß ist der Ostabhang der Cordilleren der schönste Theil Peru's, der welcher die glänzendste Zukunft zu haben scheint, wenn einmal die Dampfboote den Amazonenstrom hinauffahren, und die Erzeugnisse Europa's gegen die allzu lang vernachlässigten natürlichen Reichthümer dieser Länder austauschen. Die Spanier hatten sich nicht um diese Reichthümer gekümmert, und die Gebirge an der Küste sagten besser als die im Innern diesen in so kleiner Anzahl in dem an Verkehrsmitteln Mangel leidenden Lande sitzenden Eroberern zu. Das spanische Peru, wenn ich mich so ausdrücken darf, umfaßt nur die Landzunge, welche von Chili bis zum Aequator an den Küsten des stillen Meeres sich ausdehnt. Hier erhoben sich in einem unentwirrbaren Durcheinander von Bergen und Hochebenen die großen spanisch-amerikanischen Städte, fast alle in der Nähe des unaufhörlich von den Galeeren des Mutterlands durchfurchten Meeres. Hier concentrirt sich das politische Leben Peru's, und die verschiedenen Phasen entrollen sich abwechselnd am Fuße dieser rauhen Gebirge bald zu Arequipa, bald zu Cusco, bald zu Lima. Auf diesem Schauplatz des Dramas müssen wir einen Augenblick anhalten.

Schon die Gestaltung Peru's reicht beinahe hin, um die mannichfaltigen Revolutionen, die aufeinander gefolgt sind, zu erklären. Die durch große Entfernungen von einander getrennten, im Innern des Landes vergrabenen oder am Meeresstrande verlornen Städte können kaum gemeinsam mit einander leben. Diese großen Mittelpunkte der Bevölkerung, mächtige Hauptorte nebenbuhlerischer Provinzen, sind kaum durch schlechte Straßen mit einander verbunden: mehr als einmal wollten Arequipa und Cusco sich zu unabhängigen Hauptstädten emporschwingen. Zwischen diesen Hauptorte der Provinzen liegen andere minder bedeutende Städte, welche weniger ein Hinderniß ihrer Plane, als Trabanten ihres Ehrgeizes waren, so Tacna, Puno, Cerro und endlich die zahlreichen Häfen des stillen Oceans, deren Bedeutung mit jedem Tage wächst. Arica, welches fast alle Erzeugnisse Boliviens ausführt, Iquique, das seine Salpeter in den Handel bringt, Islay, von wo die Wolle des Collao ausgeführt wird; Pisco, vor welchem die Inseln Chincha liegen, wo die europäischen Schiffe Guano laden, Callao, welches der Hafen Lima's ist, Payta, in dessen Nähe die Baumwolle geerntet wird, die man aus Peru holt. Diese Städte mit einem schwachen Umkreis sind die einzigen bewohnten Punkte Peru's, der übrige Theil des Landes ist wüste, und abgesehen von den Gruppen von Hütten am Rande der Flüsse und den kleinen Dörfern, die gar keinen Namen verdienen, trifft man in dem alten Reiche der Incas keine Wohnungen als Posthäuser, wo man, so gut es gehen will, einige schlechte Pferde für Couriere und Reisende findet, und selbst diese sind ziemlich selten. Zu Pferde durchwandert man das Innere Peru's, nicht auf gebahnten Straßen, sondern auf kaum erkennbaren Pfaden, oft über Abgründen hin, deren Tiefe der Blick zu ermessen sich scheut, und auf welcher nur der Fuß des Maulthiers sich hinwagt. Auch darf man auf kein anderes Unterkommen für die Nacht rechnen, als arme indianische Hütten, die man nach einem beschwerlichen Reisetage nicht einmal immer mit Sicherheit trifft. Nun stelle man sich vor, was ein Aufstand in einem Lande seyn kann, wo die Hauptstadt und die bedeutendsten Orte so vollkommen isolirt, und die Verbindungen der Centralgewalt mit den Provinzen durch solche Hindernisse gehemmt sind. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß viele Revolutionen, welche Peru erschütterten, ohne Mühe erstickt oder vereitelt worden wären, wenn die Regierung mit der nöthigen Schnelle hätte handeln können. Da diese leichte Wirksamkeit fehlte, wandten sich oft die militärischen Anführer, welche unter dem Namen Präfecten in jedem Departement befehlen, gegen die Centralgewalt. Diese Anführer können sich, wenn sie wollen, fast unabhängig machen, und stets finden sie eine zahlreiche Menge von Unzufriedenen, um sie zu unterstützen. Steht einmal ihr Plan fest, so heben sie Truppen aus, legen Steuern um, und marschiren unter dem ewigen Vorwand, daß die Constitution verletzt sey, gegen die Hauptstadt. So beginnt eine Revolution, manchmal ein Bürgerkrieg, und der Kampf hat selten ein andres Resultat, als die Besiegung des einen Anführers durch einen andern.

Solchen Vorschub thut die Gestaltung des peruanischen Landes der Anarchie. Außerdem tragen noch drei andere Ursachen bei in Peru eine Aufregung zu erhalten, welche nur der feste Wille des jetzigen Präsidenten im Zaum halten konnte, die Rivalitäten der Städte und der Racen und die schlechte Organisation der Armee.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die jüdische Bevölkerung in Rußland mit Ausnahme Polens betrug nach amtlichen Blättern im J. 1847 1,041,363 Seelen. Hievon kommen auf die ehemaligen polnischen Provinzen 947,783 Seelen. Wolhynien, Podolien, Kiew, Mohilew sind am stärksten mit Juden bevölkert, dann kommen Wilna, Grodno, Witepsk, Minsk. Die ganze hebräische Bevölkerung gruppirt sich in Städten und Städtchen, und zwar in 864 Gemeinden, und im Durchschnitt kommen auf die Gemeinde fast 1200 Personen. (Die Juden in Cherson und Taurien, welche Karaiten sind, gehören wahrscheinlich nicht zum jüdischen Stamm, sondern sind vermuthlich Nachkommen zum Judenthum bekehrter Chasaren.) (Vaterl. Memoiren. Mai.)

Die goldene Medaille der Londoner geographischen Gesellschaft wurde dieß Jahr dem bekannten amerikanischen Oberst Fremont zugetheilt. (Athen. 8 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 142. 14 Junius 1850.

Sir Fowell Burton's Motion im englischen Parlament über Westindien.

Es ist just zwei Jahre, weniger einen Monat, daß im englischen Parlament ein Antrag auf Unterstützung der westindischen Pflanzer gestellt wurde, und in einem voll besetzten Hause von 565 Mitgliedern nur eine Majorität von 15 Stimmen für die Minister ergab. Dießmal fanden sich für Sir Fowell Burtons Motion, „es sey ungerecht und unpolitisch, den durch freie Arbeit gewonnenen Zucker der englischen Colonien und Besitzungen einer ungehemmten Concurrenz mit dem Zucker fremder, sklavenhaltender Länder auszusetzen," eine Zahl von 509 Mitglieder im Hause ein, und die Minister erhielten eine Majorität von 41 Stimmen, was im Grunde nicht mehr bedeuten will als eine Majorität von 15 vor zwei Jahren. War damals schon die Frage: „wer soll nach dem Zurücktreten der Whigs an deren Stelle ins Ministerium treten?" eine sehr kitzliche, so ist sie es jetzt noch viel mehr geworden, und die etwas größere Majorität mag sich hieraus erklären lassen. Die Frage über Westindien war damals dieselbe, wie jetzt, und umfaßt, so unschuldig sie auch aussieht, die ganze Handelspolitik der Regierung und vielleicht noch etwas mehr. Daraus mag sich zum Mindesten das sehr vollzählig besetzte Haus erklären, und vielleicht wäre dasselbe noch stärker besetzt gewesen, wenn man an dem Tag der Verhandlung (31 Mai) schon die Nachricht von der amerikanisch-spanischen Expedition nach Cuba gehabt hätte, welche erst am 3 Juni eintraf. Beides, die Motion im Parlament und die Expedition nach Cuba haben einen starken Bezug auf einander: gelingt das Unternehmen des General Lopez, was für jetzt noch sehr zweifelhaft, so ist aller englische Einfluß im mexicanischen Golf, so wie in Westindien überhaupt als verloren zu betrachten, und Englands dortiger Handel wird völlig aus dem Felde geschlagen. Man erinnere sich nur, daß England durch die Emancipation der Sklaven in Westindien die theurern amerikanischen Colonialproducte halb aufgab, und die Haupterzeugung dieser letztern nach dem verarmten Süden Asiens versetzen wollte. Nordamerika tritt jetzt in gewisser Beziehung als der Vertheidiger der amerikanischen Interessen gegen die englisch-asiatischen auf. Die Consequenz ist ganz einfach: wird Cuba unabhängig, was nur ein anderes Wort für nordamerikanisch ist, so erhält es einen solchen Zuwachs von Capital und Betriebsamkeit, daß es die englischen Colonien völlig ruinirt, wenigstens ganz gewiß, wenn England auf seinem jetzigen Handelssystem beharrt, und seine westindischen Colonien der vollen Concurrenz der sklavenhaltenden Länder Preis gibt.

Hier haben wir also den Grund der Motion Burtons, eines Sohns des bekannten, vor einigen Jahren verstorbenen Philanthropen Fowell Burton, in der einfachsten Weise vor uns: wird Nordamerika Meister, so wird und muß die Sklaverei der Neger noch geraume Zeit andauern, denn nur durch die Sklaverei der Neger ist die wohlfeile Erzeugung der Colonialproducte möglich; wird die Sklaverei in Amerika abgeschafft, so muß, da der freie Neger nicht zu einer anhaltenden strengen Arbeit zu bringen ist, die große Erzeugung der Colonialproducte nach Südasien verlegt werden. Das erhellt sehr deutlich aus den Amendements, die zu der anscheinend so ganz unschuldigen Motion gestellt wurden: Hume schlug vor, man solle die Westindier nicht in der Einführung freier schwarzer Arbeiter beschränken, sondern solche als Lehrlinge (apprentices), d. h. als zeitweise gezwungene Arbeiter, welche aber, nach Ablauf ihrer Lehr-, d. h. Miethzeit, frei würden, einführen dürfen. Das wäre zwar nicht für Westindien, wohl aber in Bezug auf Afrika selbst eine Erneuerung des englischen Sklavenhandels, welchen die Regierung doch nach 40jährigen Anstrengungen zur Abschaffung des Sklavenhandels und nach allen ihrer pomphaften Verkündigungen von Philanthropie nicht zulassen kann. Hinter Hume kommt Hr. Berkeley mit einem zweiten rein protectionistischen Amendement, und wird selbst von einem so bedeutenden Mann, wie Gladstone, unterstützt, welcher verlangt, daß der jetzige Schutzzoll bestehen bleiben und sich nicht allmählich vermindern soll, um nach einigen Jahren ganz zu verschwinden. Man sieht, das ist die immer und ewig, in allen möglichen Formen wiederkehrende Freihandelsfrage. Der Fall ist kitzlich: schreitet Cuba wie bisher in seiner Entwicklung fort, sollte es vollends gar unabhängig werden, so erdrückt es die englischen Colonien, will England aber den Schutzzoll für seine westindischen Besitzungen verewigen, so wird Brasilien auf seinen Differentialzoll zurückkommen, und Spanien oder Cuba gleichfalls Retorsionsmaaßregeln ergreifen. Die Freihandelspartei wird also hier fast Recht behalten müssen, wie es aber dann nach Aufhebung der Schifffahrtsacte, welche den Handel dieser westindischen Inseln mit allen andern Ländern freigibt, binnen wenigen Jahren mit dem englischen Handel stehen wird, ist eine andere Frage, welche man sich leicht beantworten kann, wenn man erwägt, mit welcher unglaublichen Energie die Amerikaner jetzt über den mexicanischen Golf und über alle Länder bis zur Landenge von Panama herfallen, um sie wo möglich ihrem ausschließlichen Einfluß zu unterwerfen. Gelingt die Eroberung Cuba's vorerst nicht, so wird der Freischaarenhaufe anderswohin, und wahrscheinlich nach Yucatan, sich wenden, wo er ver-

Digitized by Google

muthlich von den über die Empörung der indischen Bevölkerung erschreckten Weißen gerne aufgenommen wird. Es werden wahrscheinlich keine 20 Jahre vergehen, so sind sämmtliche Provinzen Mexico's und vielleicht selbst Centralamerika's zur Lebensrettung der weißen Bevölkerung genöthigt, sich ein nordamerikanisches Protectorat gefallen zu lassen. Die Anfänge im nördlichen Mexico und selbst im Staate Nicaragua, wo die Indianer sich aus Haß gegen die spanischen Einwohner an die Amerikaner drängen, sind sehr deutlich. Wird es gelingen, diesem Strom einen Damm entgegenzusetzen, wenn man die englischen Colonien durch ihr Interesse wieder enger an England fesselt? Wir vermuthen fast, dazu ist es zu spät. Die bisherige Politik Englands gegen seine westindischen Colonien hat das Grundeigenthum großentheils zerstört, und Hr. Hume sagt gerade heraus: „ich wünsche die Folgen des jetzigen Systems nicht zu erleben, denn wenn man darin beharrt, so werden die Colonien im Laufe einiger Jahre in einen Zustand von Barbarei zurückkehren.“ Wenn der Schwarze nicht durch irgend einen Zwang zur Arbeit, und zwar zu einer dauernden Arbeit, angehalten wird, so verläßt er sich auf die Fruchtbarkeit des Bodens, baut Yams, pflanzt Bananen u. s. w. und sinkt immermehr in afrikanische Barbarei zurück; ob er dabei in seiner Art nicht glücklicher ist, als wenn er viele Bedürfnisse hat, und um diese sich zu verschaffen viel arbeiten muß, wollen wir hier nicht untersuchen; daß er aber, frei von Zwang, sich bald wieder mit den rohesten Bedürfnissen begnügt, das hat der Erfolg jetzt deutlich genug bewiesen. Das Zurücksinken in die Barbarei ist also ziemlich unvermeidlich.

Dagegen wollen die von dem Kanzler der Schatzkammer Sir Ch. Wood beigebrachten Beweise von Zunahme des Zuckerbaues in den englischen Colonien nichts sagen. Wenn er unter anderm bemerkt, daß der Verbrauch von Colonialzucker seit vier Jahren von 227,000 Tonnen auf 282,000 gestiegen, der von Sklavenzucker dagegen von 61,000 auf 36,000 Tonnen gefallen sey, so darf man nur nicht vergessen, daß von dieser Zunahme von 55,000 Tonnen nicht weniger als 15 — 20,000 T. auf Mauritius allein fallen, das sehr günstig liegt, um seine Arbeitskräfte durch Culis aus Ostindien zu verstärken, und daß das Uebrige meist auf die ostindischen Besitzungen, z. B. auf Pulo Pinang fällt, da in den verarmten südasiatischen Ländern der Taglohn ungemein niedrig ist, der Zucker also wohlfeil beschafft werden kann. Wenn Antigoa, Barbados und andere kleine westindische Inseln ihre Zuckererzeugung vermehrten, so hat dieß den absonderlichen Grund, daß dort seit langen Jahren aller Boden vertheilt und besetzt ist, daß also die Schwarzen auf den Pflanzungen arbeiten müssen, um zu leben, während in Jamaica und Guiana, welche vor der Sklavenemancipation zusammen 110,000 Tonnen Zucker lieferten, das letzte Jahr trotz der kostspieligen Einfuhr von Culis, von befreiten Negern und von Portugiesen aus Madeira nicht mehr als 65,000 Tonnen oder 40 Proc. weniger ergaben, weil hier die Schwarzen Land genug haben, um sich davon zu nähren, ohne in den Zuckermühlen arbeiten zu müssen. Daß die westindischen Inseln, namentlich die größern, furchtbare Verluste erlitten haben und noch erleiden, läugnet niemand; doch haben einige der entschiedensten Freihändler sich ermannt, und wollen behaupten, diese Inseln seyen wieder in der Besserung ihrer Zustände begriffen (s. Economist vom 1 Jun.), allein sie hängen doch eine Bedingung an, und diese ist, daß ja die Insel Cuba nicht in amerikanische Hände falle, und dadurch das Uebergewicht der Amerikaner im ganzen antillischen Meer entscheidend werde. Etwas früher oder etwas später wird dieß aber doch geschehen, denn die Cubaner sind es herzlich müde sich von der verschwenderischen Regierung Spaniens ausplündern zu lassen, und wenn dann die englisch-westindischen Inseln nicht durch sehr feste Bande an England geschlossen sind, so ist auf ihre Erhaltung so wenig zu zählen, als auf die von Canada, und der nordamerikanische Plan, die Engländer mehr und mehr von Amerika auszuschließen, rückt seinem Erfolg immer näher.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

8. Ein Waldbrand.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mancherlei über die Prairienfeuer und Waldbrände in den Vereinigten Staaten gelesen, und wäre längst begierig gewesen einen Waldbrand in Afrika in der Nähe zu sehen; die Araber und Kabylen aber befleißigten sich seit geraumer Zeit aus Gründen einer musterhaften Vorsicht und außer einem unbedeutenden Gestrüppfeuer bei El-Haria, das im Jahre 1847 von Constantine aus gesehen werden konnte, erinnere ich mich nicht von irgend einem andern sprechen gehört zu haben. So ist der Mensch! Ich war beinahe verdrießlich, daß der Einfluß der Franzosen den alten, großartigen Gebräuchen in Algerien störend entgegentrete; hatte ich doch weder Garten noch Landhaus, mein Zelt war gleich demjenigen des Arabers bald aufgehaben und wieder aufgeschlagen. Das Land wird bald das Bißchen Poesie vollends verloren haben, eiferte ich bei mir selbst; schon tragen in dem Bezirk der Städte Gendarme und Flurschütz, diese Beförderer der Civilisation, aus besten Kräften dazu bei, und wenn ich einen zu Markte ziehenden Araber mir ein bon jour statt des alten Salamalek zurufen höre, so bin ich jedesmal geneigt ihm mit Stockprügeln zu danken. Seitdem ich aber die ungeheure Feuersbrunst im Sahel von Philippeville gesehen, bin ich anderer Meinung geworden. Diese Feuersbrünste können jetzt schon bei der noch sparsamen europäischen Bevölkerung sehr verderblich werden, um wie viel mehr später, wenn das Land mit Dörfern und Meierhöfen bedeckt seyn wird!

Immer ist es aber ein schrecklich schönes Schauspiel, eine unabsehbare Flammenfluth auf den Flügeln des Windes heraneilen zu sehen. Wie klein ist da der Mensch, den unwiderstehlichen Kräften der Natur gegenüber! Wohl stemmt er sich instinctmäßig einige Augenblicke der drohenden Gefahr entgegen, aber bald läßt er, im Gefühl seiner Ohnmacht, entmuthigt die Arme sinken und

„Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.“

Der Sommer des Jahres 1849 war einer der heißesten, die ich in Afrika erlebt. Der Geist und Körper lähmende Scirocco blieb selten eine Woche aus, die endemischen Fieber nahmen auf eine beunruhigende Weise überhand, und zuletzt machte die Cholera die Summe des Uebels voll. Zu Oran zündete man auf den öffentlichen Plätzen der Stadt große Feuer an, um die Miasmen zu neutralisiren, was aber nicht den geringsten Erfolg hatte, denn nirgends wüthete die Seuche stärker als eben in dieser Stadt, wo vom 19 bis zum 26 October täglich bei 50 Personen von derselben hinweggerafft wurden. Wenn das Feuer ein Präservativ wäre, so hätte nothwendig der Sahel von Philippeville an bis nach La Calle von der Cholera verschont werden müssen, denn das Erscheinen der Krankheit fiel

Digitized by Google

gerade in die Zeit der Waldbrände, welche über einen Monat lang auf allen Punkten des Küstenlandes ausbrachen.

Die Vorläufer der großen Waldbrände in der Provinz Constantine waren einige Gras- und Gestrüppfeuer auf der Gränze des Tell, von welchen eines sich bis nach El-Arrusch verbreitete, wo das Nachlassen des Südwindes und der Mangel an Nahrung, in Verbindung mit den Anstrengungen der Einwohner dieses Ortes, der weitern Ausdehnung desselben ein Ziel setzte. Dann brannten einige bewaldete Schluchten, die eine bei dem Dorfe Damremont und zwei andere in der Richtung des Weges von Kollo, wo ebenfalls das Feuer aus vorgenannten Ursachen nicht weiter um sich griff. Die Brände des Beni-Melek und der Berghänge von Stora wurden schon als bedeutende Feuersbrünste betrachtet, waren aber nichts in Vergleich mit der allgemeinen Feuersbrunst, die am 14 October die Thäler des Wed-Zeramna und des Wed-Saf-Saf bei Philippeville, nebst den dieselben einfassenden Bergen auf eine Ausdehnung von vier Quadratmeilen verheerte.

Es war an einem Sonntag. Ich hatte zu Gastonville übernachtet und wollte nach dem Frühstück zu Fuß nach Philippeville zurückkehren. Ein Araber, Namens Ben-Amar, aus der Gegend des Wed-Fendek, welcher bei der Forstverwaltung als Hülfsförster angestellt und zur vorläufigen Einsicht des bei El-Arrusch durch das Feuer verursachten Schadens hieher gekommen war, war mir ein willkommener Begleiter, denn die Unterhaltung mit Leuten seines Schlages hatte von jeher großen Reiz für mich gehabt, da sie bei ihrer wilden, herumschweifenden Lebensweise mit den geheimsten Winkeln des Landes vertraut sind und als kühne, beharrliche Jäger dem Naturforscher manche belehrende Auskunft zu geben im Stande sind.

Wir machten uns gegen 10 Uhr auf den Weg, trotz den Mahnungen des Wirthes, der mich gern noch einen Tag länger behalten hätte und mir deßhalb allerlei von dem nachtheiligen Einfluß der Tageshitze auf die Gesundheit und dergleichen vorsprach. Das Wetter war aber schön, es wehete ein angenehmer Seewind und ich konnte nöthigenfalls auch ein Bißchen Hitze vertragen; zudem konnten wir zu St. Charles für ein Paar Stunden Halt machen, um in den kühlern Nachmittagsstunden unsern Weg nach Philippeville fortzusetzen.

Als wir noch etwa eine kleine Meile von St. Charles entfernt waren, ließ der Seewind nach, um einer drückenden Schwüle Platz zu machen. Kein Lüftchen regte sich mehr, und wir gingen etwas von der Straße ab, um uns ein wenig im Schatten eines Baumes zu lagern. Bald aber fühlten wir den glühenden Hauch des beginnenden Scirocco, der Himmel überzog sich mit röthlichen Dünsten, die immer dichter und dichter wurden und die Sonne mit einem trüben Schleier umhüllten. Die Heftigkeit des Windes nahm immer zu, und in Zeit von einer Viertelstunde war er zum wüthenden Orkan geworden. Unsere bisher von Schweiß triefende Haut war plötzlich trocken geworden, die Pulse schlugen schneller und heftiger, und kaum konnte man vor dem feinen, brennenden Staub die Augen offen erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber aufeinander folgende Wälder aufrechtstehender Bäume in den Kohlenschichten Amerika's und Nord-Europa's

las in dem k. Institut der bekannte Geologe Sir Ch. Lyell eine Abhandlung vor. Die meiste Kohle zeigt oft Pflanzeneindrücke, und der vegetabilische Ursprung dieses Brennmaterials zeigt sich noch unzweifelhafter, wenn man den innern Bau, der aus Holzfasern, treppenförmigen Gefäßen und Zellengewebe besteht, unter dem Mikroskop betrachtet. Dieser Bau zeigt sich nicht bloß in bituminösen Kohlen, sondern selbst im Anthracit, wo die Veränderung des ursprünglichen Holzes am weitesten gediehen. Die verschiedenen Pflanzen, welche durch ihre Zersetzung zu Kohlen geworden, wuchsen fast immer an der Stelle, wo sich jetzt die Kohle findet. Dieß ergibt sich aus den aufrechten Stämmen, deren untere Theile auf Kohlenschichten aufliegen, und den zahlreichen Stumpen und Wurzeln, die in Nordamerika und Europa auf dem unter den Kohlenschichten liegenden Thon sich finden. Den zahlreichsten dieser Wurzeln hat man den Namen Stigmaria gegeben, sie sind aber, wie schon Brogniart vermuthete, und Hr. Binney nachwies, die Wurzeln fossiler Bäume, der Sigillarien. R. Brown hat solche stigmarische Wurzeln auch am Cap Breton nachgewiesen, und wo die zarten Wurzelfasern in allen Richtungen den unterliegenden Thon durchdringen, kann kein Zweifel seyn, daß dieß der ursprüngliche Boden war, auf dem die Bäume wuchsen. (Athen. 8 Junius.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Als alter Wohnsitz der spanischen Aristokratie ist Lima, wie wir gesehen, die Hauptstadt des Landes, der nothwendige Mittelpunkt der Regierungsgewalt. Zwei andere Städte machen ihm indeß dieß Vorrecht streitig, und bieten den militärischen Befehlshabern, die nach Pronunciamientos lüstern sind, Stützpunkte dar; dieß sind Arequipa und Cusco. Ersteres ist gleichsam die Hauptstadt von Südperu. Diese Stadt, welche etwa 20 Leguas vom Meer und durch eine Sandwüste davon getrennt ist, erhebt sich am Ufer des kleinen Flusses Chile, mitten in einer prachtvollen Landschaft, welche eine Art Oase zwischen den sandigen Ebenen der Küste und den öden Hochflächen der Cordilleren bildet. Ein jetzt erloschener Vulcan, dessen Lava ehemals eine weite Landstrecke bedeckte, der Misti, überragt die Häuser von Arequipa, und wenn man in einer schönen Nacht diesen unermeßlichen, mit ewigem Schnee bedeckten Kegel am finstern Vorhang der Cordilleren sich abheben sieht, so glaubt man einen Riesen über der schlummernden Stadt wachen zu sehen. Arequipa zählt etwa 25,000 Einwohner, darunter wenige Neger, viele Indier und einige weiße Familien, die hier, wie allenthalben in Amerika, die Aristokratie des Landes bilden. Im allgemeinen ist die Race hier schöner, die Männer größer und stärker als zu Lima, und wenn diese letztere Stadt sich mit Recht eines Firnisses von Civilisation rühmt, den sie der Berührung mit Fremden verdankt, so macht Arequipa Ansprüche darauf, die Hauptstadt des Landes durch den Verstand und die Thatkraft seiner Bewohner zu übertreffen.

Ein noch schärferer Unterschied trennt Cusco von Lima; Cusco ist vorzugsweise die indische Stadt, die alte Hauptstadt des Reichs der Incas. Hier ist alles voll von ihren Denkmälern: die Ruinen der alten Hauptstadt erheben sich allenthalben unter den Neubauten der modernen Stadt. Einige Schritte von der Mauer, auf einem Berge der die Stadt überragt, sieht man die riesenhaften Trümmer der Veste, welche ehemals die Incas bewohnten; selbst der berühmte Sonnentempel, der jetzt in eine christliche Kirche umgewandelt ist, steht noch als ein letzter Rest der gefallenen Größe. Das Joch Lima's abzuschütteln, wo die weiße Race herrscht, das zerstörte Reich Manco Capacs wieder herzustellen, der Hauptstadt der Incas ihren alten Glanz wieder zu geben, das sind die Träume der Indier, mit denen sich leider auch eine unbestimmte Hoffnung blutiger Rache an den Europäern verknüpft. Der Racenhaß ist unversöhnlicher in Peru als die Eifersüchteleien der Städte, und vielleicht sind diese letzteren nur die Maske des ersteren. Unter der Abneigung, welche die Leute von der Küste und die des Gebirgs, die Serranos, trennt, fühlt man den in der Stille fortglimmenden Haß der erobernden und bezwungenen Gesellschaft: die Gebirge sind hauptsächlich mit Indiern und Mestizen bevölkert, während die weiße Race sich vorzugsweise in der Nähe des Meeres hält. Der Serrano blickt mit Verachtung auf eine ihm an physischer Stärke untergeordnete Bevölkerung, und die Limeños

Digitized by Google

ihrerseits, trotzig auf ihre halb europäische Civilisation, würden erröthen, sich mit einem Serrano zu vergleichen, deren bloßer Name in ihrem Munde fast eine Beleidigung ist. Man kann in Peru drei Hauptracen unterscheiden, unter denen die Verschmelzung, aus der die Einheit des peruanischen Volks hervorgehen könnte, nur sehr wenig Fortschritte gemacht hat, die Weißen, die Mestizen und Indier, und die Neger. Die weiße Race ist bis jetzt immer noch die höhere, die aristokratische geblieben, das sangue azul, oder blaue Blut, wie man zu Lima sich ausdrückt. Trotz der verkündeten Gleichheit in den südamerikanischen Constitutionen hat der Cultus der Aristokratie alle Revolutionen überdauert. Wie sollte dieß auch anders seyn? Die herrschende Aristokratie ist die des Bluts, folglich die exclusivste von allen, die welche am wenigsten Mißheurathen eingeht. Die weiße Race verachtet die Mestizen und Indier, wie die Schwarzen, und sie hält eifersüchtig die Schranken fest, welche sie von der übrigen Bevölkerung trennen.

Indeß haben die Mestizen, namentlich die vom indischen Blute, die Cholos, seit der Emancipation wichtige Posten im Heere und in der Regierung inne. Ein Mann, der in Peru eine große Rolle gespielt hat, der General Santa Cruz, stammt durch seine Mutter von den alten indischen Caciken ab, indem schon seit der Eroberung die Spanier sich mit den vornehmsten eingebornen Familien vermählten. Der Unabhängigkeitskrieg steigerte den Ehrgeiz der Mestizen, und die Peruaner weißer Race erregten, um sich an ihnen eine Stütze zu sichern, die Hoffnung eines neuen Reichs, eine Fortsetzung des Incareichs, dessen geschwundene Größe noch im Andenken aller Indier Peru's lebt. Die Revolution Bolivars wurde für sie gleichsam eine bewaffnete Reaction gegen die Eroberung Pizarro's, darum erhoben sich die Indier und Mestizen in Masse, und ohne diese mächtige Hülfe wären die Spanier nie verjagt worden. Die Belohnung für diese der Revolution geleistete Hülfe war ihre Zulassung zum politischen Leben, dessen Rechte und Pflichten sie vorher nie gekannt hatten. Man vertraute ihnen wichtige Posten an, und da eine große Anzahl der vornehmsten Familien, namentlich zu Lima, sich nach der Unabhängigkeitserklärung absichtlich von der neuen Regierung fern hielt, so benützten die Mestizen diese hochmüthige Gleichgültigkeit, um die ihnen anvertrauten Stellungen zu behaupten. Die Weißen hätten auch Mühe gehabt, dieselben wieder einzunehmen, denn die militärische Gewalt gilt alles in Peru, und damals, wie jetzt noch, bildeten Indier die Mehrzahl des Heeres.

Der Cholo ist der Sohn des Weißen und des Indianers; er ist klein und untersetzt, hat eine niedere Stirne, breites, plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, schwarze, straffe, harte Haare, gelbe Farbe, kurz alle Kennzeichen der Urbewohner des Landes. Er ist träg und schlau, sanft und sorglos, wie der Indier. Diejenigen Cholos, welche sich nicht in den Städten niederlassen konnten, führen ein elendes Leben in einer kleinen Chacra (Pachthof) mitten in den Cordilleren; einige leben an der Küste vom Fischfang in kleinen Dörfern vereinigt, im Hintergrund einer kleinen Bucht. Die Schwarzen sind in Peru sehr wenig zahlreich, aber ihre Nachkommen, die Sambos, die aus der Verbindung mit Weißen hervorgingen, sind auf dem ganzen Uferstrich verbreitet. Der Sambo ist lebhaft, klug, thätig, aber verdorben und boshaft. Er verachtet den Indier und haßt den Weißen; aus Sambos bestehen die geschicktesten Arbeiter in den Küstenstädten.

Dieß sind die Haupttypen, welche in der peruanischen Gesellschaft sich neben einander finden. Um eine größere Verschmelzung herbeizuführen müßte Peru einer langen Ruhe und Wohlfahrt genießen, die allein den Haß auslöschen und die localen Eifersüchteleien abstumpfen könnte. Leider ist aber der Racenkampf nicht das einzige Element der Unordnung in Peru; es gibt noch ein zweites, die schlechte Organisation des Heers. Dieß ist jetzt bei weitem nicht mehr, was es zur Zeit des großen Unabhängigkeitskriegs war. Damals erhob sich die Masse der Bevölkerung unter tapfern, erfahrnen Officieren, von denen viele den Krieg in den Reihen der Spanier selbst gelernt hatten. Jetzt ist dieß anders: der Indier, den kein nationales Interesse mehr treibt, nimmt nur gezwungen Dienst, und zeigt nicht mehr den Muth, den er ehemals den Spaniern gegenüber bewies. Die Officiere sind noch schlechter als die Soldaten. Vom einfachen Cadetten bis zum Oberst und General durch Intriguen und Revolutionen ernannt und gehoben, oft ohne die Anfangskenntnisse militärischer Wissenschaft, sind sie nur gut dazu ihre großen Lederhüte und vergoldeten Uniformen in den Straßen umherparadiren zu lassen, und welches Vertrauen sollten gezwungene Soldaten zu einer Fahne haben, welche die Officiere am Tag des Gefechts nur allzu oft zuerst verlassen? Die Armee recrutirt sich aus den niedrigsten Classen des Volks und durch den Preßzang: will man die Rahmen ausfüllen, so durchziehen starke Patrouillen die Straßen der Städte, und treiben ohne Unterschied alle waffenfähigen Indier und Sambos zusammen; einige Tage gehen mit dem Geschäft hin, ihnen die nöthigsten Begriffe von der Handhabung des Gewehrs beizubringen, dann schickt man sie nach den verschiedenen Corps, wo sie nur die Gelegenheit abwarten zu desertiren. Diese Gelegenheit ist meistens der Tag des Gefechts: der Tumult und die Unordnung, die ihm vorangehen oder folgen, unterstützen vortrefflich die Plane der zahlreichen Unzufriedenen in jeder peruanischen Armee. Jeder wählt dann den günstigen Augenblick, um die schwere Soldatenausrüstung abzuwerfen, und wieder Hirte im Gebirg oder Arbeiter in den Städten zu werden. Das hindert freilich den General nicht, die großartigsten Proclamationen zu erlassen, hinter denen alle Hyperbeln der castilianischen Ruhmredigkeit weit zurückbleiben. Um die nicht durch den Tod allein herbeigeführten Lücken wieder zu füllen, reiht man die Gefangenen unter die siegreiche Armee ein, wo sie sich nun gegen ihre ehemalige Partei schlagen, denn was liegt dem Indier an der Fahne, unter der er marschirt? Dem Cholo indeß fehlt es nicht an Muth: er ist kräftig, unermüdlich und mäßig; etwas Mais und einige Cocablätter reichen ihm für einen ganzen Tag aus. Mit Disciplin und guten Officieren könnte man vorzügliche soldatische Eigenschaften bei ihm entwickeln.

Nichts ist merkwürdiger als der Auszug einer peruanischen Armee ins Feld: Weiber und Kinder ziehen mitten unter der langen Soldatenreihe, die in der von den Führern angegebenen Richtung verwirrt dahin marschirt. Mit Gepäck beladene Esel und Maulthiere folgen der Colonne und kommen jeden Augenblick mitten unter die Reihen. Nichts ist vorgesehen, alles fehlt, die Lebensmittel und oft selbst der Sold. Deßhalb lebt man fast immer auf Kosten des Landes, welches durchzogen wird, und die gewöhnlichen Gefährtinnen der Soldaten, die Rabonas, ersetzen die Militärverwaltung. Der Gebrauch die Weiber mit ins Feld zu führen, ist indischen Ursprungs; gestattete man diesen nicht, so wäre es unmöglich, auch nur einen Mann unter den Fahnen zu halten. Die Rabonas, Gattinnen oder Beischläferinnen der Soldaten, bleiben immer bei ihnen selbst auf den mühseligsten Märschen, und haben dabei nicht selten ein Kind auf der Schulter und ein anderes am Kleid hängen. Man sah die peruanische Armee unter Santa Cruz bis 20 Leguas des Tags im Gebirge machen, ohne daß die Weiber sie verließen. Diese Ausdauer ist wahrhaft merkwürdig, umsomehr, als die Rabona weniger die Frau als die Sklavin des Soldaten ist. Sehr oft geprügelt und sonst mißhandelt berührt sie doch das von ihr bereitete Mahl nicht, außer wenn ihr rauher Gefährte ihr es gestattet. So hart und mühselig auch dieß Leben ist, scheint es die Rabona doch zu lieben; auch wenn der Soldat in die Caserne zurückkehrt, folgt sie ihm, und besorgt die Haushaltung. Der Marsch einer peruanischen Armee mit diesen unerschrockenen Frauen gleicht einer Wanderung der alten indischen Völker, wenn sie durch das Vordringen der weißen Race aus ihrem Gebiet verjagt wurden.

Eifersucht der Städte unter einander, Haß der Racen und schlechte Organisation der Armee, das sind die drei großen Ursachen der Unordnung. Die Geschichte Peru's seit der Emancipation zeigt uns den verderblichen Einfluß abwechselnd und oft neben einander. Ist also dieß Land zu ewigen Unruhen, zu stets erneuerten Kämpfen verdammt? Ich glaube nicht, und wenn ich die Umwälzungen geschildert, so will ich die Keime von Wohlfahrt, von materiellem und moralischem Fortschritt andeuten, welche in der Entwicklung begriffen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

zed by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 143. 15 Junius 1850

Geologie der Südsee-Inseln.

(Geology of the Unit. States Expl. Expedition. By J. Dana.)

2. Geographische Vertheilung der Inseln.[1]

Ueberblickt man das stille Meer nur mit Bezugnahme auf das Verhältniß zwischen Wasser und Land, so bemerken wir die auffallende Thatsache, daß die Inseln mit sehr wenigen Ausnahmen auf 23° 28′ nördlich und südlich am Aequator vertheilt sind; Neuseeland mit seiner Zubehör und einige kleine Punkte nördlich von der Hawaii-Gruppe bilden fast die einzige Ausnahme. Eine zweite nicht minder bemerkenswerthe Thatsache ist, daß, acht oder zehn ganz kleine Inseln ausgenommen, in der Nähe des Aequators von den Galapagos-Inseln bis zu den Carolinen keine Inseln vorkommen. Diese Wasserfläche ist mehr als 6000 Meilen oder ein Viertheil des Erdumfangs lang, und erstreckt sich von 5° S. B. bis Hawai unter 19° N. B. Der weite Strich von der südamerikanischen Küste bis zu den Paumotu's, eine Strecke von 3000 Meilen ist gleichfalls leer, und diese Leere setzt sich westwärts von den Paumotus zwischen dem südlichen Wende- und dem antarktischen Kreise in gleicher Breite fort. Das neu entdeckte antarktische Land[2] bildet die Südgränze dieses offenen Meeres. Wenn man von den vorhandenen Inseln sagt, daß sie zerstreut umher liegen, so gibt dieß einen falschen Begriff ihrer Lage, denn in ihrer Ordnung herrscht ein System so regelmäßig, wie in den Berghöhen eines Continents, und Erhebungsketten sind angedeutet, so hoch und weit aus sich erstreckend, als sie nur immer ein Continent darbietet, und ein Blick auf der Karte genügt, um einen allgemeinen Linearverlauf in den Gruppen und einen Parallelismus selbst zwischen denen in entferntern Theilen der See zu entdecken. Die Hawaii-Inseln z. B. erstrecken sich in gerader Linie gegen Nordwesten; die Marquesas sind meist in einer einzigen Kette; die Taheiti-, Tonga-, Samoa-Gruppe, die Neuhebriden, Neucaledonien, die Salomon-, Radack- und Ralik-Inseln, die Kingsmill-Gruppe und die Ladronen sind deutlich Lineargruppen. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung beschränkt sich nicht auf den stillen Ocean, obwohl dieser fast ein Drittheil der Erdoberfläche einnimmt, sondern er hängt mit einem System zusammen, das durch den ganzen Erdball geht. Einzelne Abweichungen von der geraden Linie dürfen keinen Maaßstab geben, denn die Gebirge auf den Continenten, namentlich die Gipfelreihe, läuft gleichfalls nicht in einer geraden Linie fort.

Sämmtliche Inselgruppen des stillen Meeres halten zwei Hauptrichtungen ein, eine nordöstliche und eine nordwestliche; der erstern gehören die Fidschi-, Tonga-, Kermadec-Gruppe, Neuseeland, die Ladronen- und die Pelew-Inseln, der zweiten alle übrigen an. Ueberblickt man das ganze stille Meer, so unterscheidet man nicht nur eine vorherrschende nordwestliche oder südöstliche Richtung, sondern die gesammte Inselmasse erstreckt sich auch vom asiatischen Continent aus in derselben Richtung. Das Verhältniß der Neuhebriden und Salomons-Inseln zu Neuguinea ist kaum minder auffallend als das des ungeheuern oceanischen Archipels zu den Ländern im Nordosten. Wir sehen ferner, daß dieß große System von Inselketten auf beiden Seiten durch Continentalketten derselben Richtung begränzt ist, denn auf der einen Seite liegt die Küste von Mexico und Californien mit Gebirgen, die fast parallel den Hawaii-Inseln streichen, und auf der andern Seite die Küste von Neuholland, denn die Richtung der Südküste des Carpentaria-Golfs und die Ostküste bis zum Ostcap Australiens läuft parallel mit den Salomon-Inseln und den Neuhebriden.[1] Man kann also alle die verschiedenen Linien der Gruppen auf wenige große, den Ocean durchziehende Bergketten zurückführen, denn diese Inseln erscheinen nur als die Gipfel der großen Ketten, deren tiefer gelegene Theile mit Wasser bedeckt sind. Könnten wir aus der Vogelperspective über diese 6000 Meilen zwischen Neuholland und Mexico hinblicken, so würden wir einige der größten Bergketten der Welt sehen, die samoanische, die sich über 3800 M., die hawaiische, die sich über 2000 M. erstreckt, und andere nicht minder bemerkenswerthe, die sämmtlich eine systematische Regelmäßigkeit einhalten, welche selbst die der continentalen Ketten übertrifft. Die Höhe der Gipfel vom Meeresgrunde an gemessen würde die großartigsten Gipfel der Himalayakette übertreffen, denn nimmt man die Tiefe des Meeres bei Hawaii nur auf drei Meilen an, so erreicht der Berg Loa eine Höhe von 30,000 Fuß über seiner Grundfläche.

Ohne hier in Einzelnheiten einzugehen, müssen wir noch einige Bemerkungen beifügen. Ueberblickt man die einzelnen Ketten des Ganzen, so sind sie gewöhnlich etwas mehr oder minder gekrümmt, und die Querketten wechseln in ihrer Richtung zu dem nordwestlichen Zuge, so daß sie stets so ziemlich in rechten Winkeln mit dem letztern sind. Da wo die beiden

[1] In Bezug hierauf steht auch das ethnographische Verhältniß, welches wir nach dem Werke des die Expedition begleitenden Philologen, Hor. Hale, nachtragen werden. A. d. R.

[2] Diese Entdeckung der Ver. Staaten Expedition unter Cap. Wilkes wird bekanntlich von den Engländern zum Theil bestritten. A. d. U.

[1] Nur die Verlängerung des Nordcaps von Australien gibt dem ganzen Nordostufer eine etwas mehr nördliche Richtung.

Digitized by Google

Systeme am meisten mit der äquatorischen und Meridianrichtung zusammenfallen, findet sich am meisten festes Land. Die Tonga-, Samoa- und Fidschi-Gruppe bilden einen dieser Striche, Ostindien den andern. Westindien und die mexicanischen Gebirge sind ein Beispiel ähnlicher Art.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

8. Ein Waldbrand.

(Fortsetzung.)

„Ein gewaltiger Guebli,“ [1] sagte Ben-Amar, „ich kann mich nicht erinnern je einen heftigern erlebt zu haben. Hier ist unsers Bleibens nicht, und wir müssen auf gut Glück Bir-el-Kelb (St. Charles) zu erreichen suchen, wo wir vielleicht eine noch zeitig genug geschlossene Stube antreffen werden. Wir erhoben uns, um uns mühsam weiter zu schleppen, obgleich uns der Wind unwiderstehlich vorwärts trieb, so hing es doch wie Blei an unsern Füßen, die Zunge klebte an dem dürren Gaumen und bei jedem neuen Windstoß schien der Athem ausbleiben zu wollen. Anfangs war der Staub auf der Straße erstickend, bald aber war dieselbe wie mit Besen rein gekehrt und man hätte jedes Kieselchen darauf zählen können. Die auf der dürren Weide zerstreuten Ochsen und Kühe hatten sich gesammelt und lagen, dumpf brüllend, an der Erde, Hals und Kopf in der Richtung des Windes vor sich ausgestreckt; die Schafe standen in dicht gedrängten Haufen, Kopf an Kopf, mit zu Boden gehaltener Nase, und die sonst so muntern Ziegen liefen ängstlich meckernd hin und her, als wenn sie von einem Raubthier gejagt würden. Die kleine Strecke bis nach St. Charles schien uns eine Ewigkeit, und als wir endlich mit Mühe und Noth das Dorf erreicht hatten, so war dasselbe wie ausgestorben, und wir mußten erst lange an der Thür des Wirthshauses, wo wir einzukehren gedachten, anpochen, bevor wir eingelassen wurden.

Auf dem Boden der Wirthsstube lagen Soldaten, Fuhrleute und Taglöhner bunt durcheinander; es war mir unmöglich in dieser mephitischen Atmosphäre auch nur einen Augenblick zu verweilen, und wir zogen uns unter einen Schuppen im Hof zurück, wohin man uns eine Flasche Wein und einen Krug Wasser brachte. Ich trank zwei Gläser von dem ziemlich erträglichen Wein, worauf ich mich merklich gestärkt fühlte; Ben-Amar aber, als guter Muselmann, begnügte sich den Mund mit Wasser auszuspühlen und den Bart zu benetzen, dann ließen wir uns von neuem von dem ungestümen Wind, wie Seegelboote, nach Norden treiben. Nachdem die kleine, von dem genossenen Wein bewirkte Aufregung vorüber war, verfiel ich in eine Art von Stumpfsinn und trabte mechanisch, mit halbgeschlossenen Augen durch die Wimpern blinzelnd, bei zwei Stunden lang auf der auf- und absteigenden Straße dahin, ohne ein einziges Mal anzuhalten und ohne mich einmal nach meinem Gefährten umzusehen.

Die Hand Ben-Amars, die ich auf meiner Schulter fühlte, weckte mich aus meiner Apathie. „Sidi,“ sagte er, „das Feuer ist hinter uns. Ich rieche es schon seit einer Stunde und glaubte bis jetzt, daß es über das, mit grobem Diß (Berggras) bewachsene Hügelland, zwischen dem Wed-Smendu und dem Rummel hinlaufe, denn die Aschenflocken die bisher niederfielen, hatten die Form dieses Grases; seit einigen Minuten aber fallen Flocken von Olivenblättern, wie du dich selbst überzeugen kannst, und dieß läßt mich schließen, daß das Feuer jetzt die wilden Olivenbäume hinter Robertville, welche die Rumis den Nordwald nennen, ergriffen habe, da es sonst keine andern Bäume dieser Art in der Gegend mehr gibt. Wir müssen uns eilen weiter zu kommen, dürfen aber nicht auf der Straße bleiben, denn das Feuer wird, ehe eine halbe Stunde vergeht, dieselbe erreicht haben und darüber schlagen, wo es hinreichende Nahrung finden wird; es handelt sich jetzt darum sobald als möglich den Wed-Saf-Saf zu gewinnen, an dem jenseitigen Ufer desselben wohnt mein Schwager, wo wir in Sicherheit abwarten können bis der Brand vorübergezogen, der, wenn sich der Wind nicht legt, erst am Ufer verlöschen dürfte.“ Jetzt erst bemerkte ich die blutrothe, durch dunkelbraune Rauchwolken blickende Sonnenscheibe, welche die ganze Gegend wie mit einem bengalischen Feuerschein beleuchtete. Ben-Amar drängte: „Fort, fort! es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir nicht wie Schildkröten gebraten seyn wollen,“ und er riß mich auf einem ostwärts von der Straße ablaufenden Seitenpfad durch dichtes Myrthen- und Lentiskengebüsch unaufhaltsam mit sich fort.

Es ist nichts von wunderbarerer Wirkung auf den abgespannten Körper als eine starke moralische Aufregung, noch vor einigen Minuten konnte ich mich mit der größten Anstrengung kaum dahinschleppen, jetzt eilte ich behenden elastischen Schrittes hinter meinem Gefährten her, all' mein Denken war auf einen einzigen Punkt, das Feuer, concentrirt und der noch immer mit gleicher Heftigkeit forttobende Gluthwind war nur eine unbedeutende Nebensache.

Nachdem wir so etwa eine Meile zurückgelegt hatten, machten wir auf einer Anhöhe Halt, um Athem zu schöpfen. In Richtung nordwestlich von St. Charles sah man eine lange, unabsehbare Linie weißen Rauches über die buschreichen Hügel dahinlaufen; von Zeit zu Zeit loderten helle Flammenzungen daraus empor und verschwanden an einem Ort, um an einem andern wieder auszubrechen. Der Brand war noch etwa drei Meilen von dem Ort wo wir uns befanden, entfernt, und schien mit der Schnelligkeit eines trabenden Pferdes vorzurücken; es ward immer dunkler und die Aschenflocken fielen immer dichter, je näher er sich herbeizog. „Wenn das Feuer bloß auf dieser Linie besteht,“ bemerkte Ben-Amar, „so wird es in Zeit von einer Stunde die Gegend oberhalb St. Antoine erreicht haben, die schon vor acht Tagen kahl abgebrannt ist; dort muß es dann aus Mangel an Nahrung verlöschen, und wir können ruhig durch das obere Thal des Wed-Saf-Saf nach Sgigeda (Philippeville) wandeln. Wenn aber, wie ich befürchte, ein anderer Arm des Feuerstromes das Waldland diesseits des Marabut Sidi-Embarek erreicht hat, so wird der Brand bald furchtbar werden.“

In diesem Augenblick flohen drei wilde Schweine an dem jenseitigen Hang herab, und ein Flug Ringeltauben schwirrte wie betäubt über unsern Häuptern dahin. „Es ist so, wie ich vermuthete,“ sprach Ben-Amar, „das Feuer hat die Korkeichen in den Bergschluchten erreicht; die wilden Schweine beweisen wohl nicht dafür, allein wenn einmal die Zedut (Holztauben) um diese Tageszeit sich so weit von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort begeben, so ist es gewiß dort nicht richtig. Der Kapitan-Rghaba (Oberförster) kann dem schönen Wald vom obern Zeramna, der schon seit langen Jahren vom Feuer verschont geblieben, Lebewohl sagen. Schade für die schönen Ballota (Korkeichen)!“

Wir gingen nun abwärts dem Wed-Saf-Saf zu; der im Winter so reißende Fluß hatte jetzt kaum anderthalb Schritt breit Wasser, und schien mir wenig geeignet den Fortschritten

[1] Südwind, Scirocco.

Digitized by Google

des Feuers, falls es in diese Gegend käme, Schranken zu setzen. Auf mein Bemerken, sagte mir Ben-Amar, daß er in dieser Hinsicht mehr auf die an beiden Seiten des Flusses sich hinziehenden, schon längst abgeernteten und vom Vieh zusammengetretenen Getreidefelder, als auf den Wed-Saf-Saf zähle.

Jenseits des Flusses lag auf einem Hügel ein von Cactusfeigen und Olivenbäumen umgebener kleiner Duar, dessen wenige Einwohner alle auf einem Felsenvorsprung versammelt waren, um die Fortschritte des Feuers zu beobachten. In einer Umzäunung zwischen den Gurbies befand sich das kläglich brüllende, unruhig hin und her gehende Vieh; die Hunde gingen ab und zu und brachen von Zeit zu Zeit in ein gräßliches Geheul aus.

„Salam alaikum! — Alaikum Salam! Ei Ben Amar, wo kommst denn du her und wie siehst du aus? Dein Burnus ist ja ganz in Fetzen! — Du wirst doch heute nicht noch nach Sgigeda wollen? — Und der Rumi, wer ist er? — Setzet euch ein wenig hier unter den Olivenbaum. Zora! dein Bruder ist da: Bringe Kesra und Liben!“ — Diese von einer Menge anderer Fragen begleiteten Ausrufungen ertönten fast zu gleicher Zeit aus dem Munde der Anwesenden. Wir lehnten Speise und Trank ab und Ben-Amar antwortete seinem Schwager, daß wir nicht hier bleiben könnten, er möge ihm sagen ob es gerathen sey entweder auf dem vom Wed-Fendek nach Philippeville führenden Wege, oder über die Hadschar-Ruman (römischen Steinbrüche) nach der Stadt zurückzukehren. „Was kann man sagen, „erwiederte dieser; „am sichersten ist es, ihr bleibet hier bis der Brand vorübergezogen. Vor zwei Wochen stand, wie du weißt, das ganze Berggehäng bis zu unserm Duar in Flammen, welchen letztern wir nur durch schnelles Abschneiden der denselben umgebenden dürren Unkrautstengel vor der Zerstörung bewahren konnten; gestern erst brannte es in der Schlucht, die nach dem Wege des Wed-Fendek herabführt, und wenn je in einem faulen Baumstamm noch etwas Feuer geblieben, so kann man bei einem solchen Guebli nicht gut dafür sprechen, daß nicht das Feuer noch einmal bis an den Wed-Saf-Saf herablaufe. Meines Erachtens ist es am besten ihr gehet über den Berg der Hadschar-Ruman; der Weg ist wohl viel mühsamer, allein auf der einen Seite seyd ihr durch die Straße von Constantine und das Bett des Wed-Zeramna, und auf der andern durch den früher schon abgebrannten Berghang bei Damremont vor dem Feuer geschützt. Rohh b' Salam (zieh in Frieden!) Ich will euch nicht länger aufhalten, denn wenn es so fortgeht, so dürfte das Feuer noch vor euch zu Sgigeda eintreffen!“

Die beiden Schwäger küßten einander auf die Schultern, und wir machten uns unverzüglich auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. — Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Der erste der ephemern Dictatoren, welche sich an der Spitze der peruanischen Republik so rasch folgten, ist der Präsident La Riva Aguero. Kaum hatten die Spanier nach der Schlacht von Ayacucho das Gebiet der Republik geräumt, so begann ein Oberst Lafuente, den man in allen Unruhen der werdenden Republik finden wird, und der ungeduldig einer regelmäßigen Regierungsgewalt sich gegenüber sah, die erste jener militärischen Verschwörungen, deren Wiederkehr Peru so oft verheeren sollte. Die Verschwörung gelang, die Truppen sprachen sich gegen La Riva Aguero aus, und der Congreß mußte ihm einen Nachfolger geben. Die Wahl fiel (August 1827) auf den Großmarschall Lamar; das taugte aber nicht in den Kram des Obersten Lafuente, der sich der Präsidentschaft zu bemächtigen gehofft hatte, und durch seinen Sieg nur den Rang eines Brigadegenerals gewann. Der unermüdliche Verschwörer machte sich alsbald wieder an die Arbeit, und eine neue Militärintrigue stürzte den General Lamar, während er eben gegen Columbia Krieg führte, denn zum Bürgerkrieg kam auch noch die Geißel der nicht minder beklagenswerthen Kriege, welche die spanischen Republiken, statt sich gegenseitig zu unterstützen, unter den elendesten Vorwänden gegen einander führten. Aber auch dießmal ward der Ehrgeiz Lafuente's getäuscht: man ernannte ihn nur zum Divisionsgeneral; er hatte sich mit den Generalen Santa Cruz und Gamarra gegen Lamar verbunden, und Gamarra ward zum Präsidenten gewählt, der mittelmäßigste von allen. Santa Cruz besaß einige Eigenschaften, die ihn zum Regierungshaupt befähigten, und entschädigte sich bald für das Mißlingen in Peru, indem er sich in Bolivien zum Präsidenten ernennen ließ. Lafuente, der Sohn einer Mulattin und eines Spaniers aus Arequipa, zeigte in seiner Person den Typus eines der thätigen und unternehmenden Creolen, welche den Mangel einer genügenden ersten Bildung durch eine seltene Lebhaftigkeit des Geistes ersetzen. Anfangs Lieutenant in der spanischen Armee, war er Capitän, dann Oberst geworden, indem er sich den Patrioten anschloß, endlich General, indem er militärische Pronunciamientos organisirte; indeß war er ein mittelmäßiger Officier und sein Muth ward bei mehr als einer Gelegenheit in Zweifel gezogen.

Die Präsidentschaft Gamarra's machte zu viele Ehrgeizige unzufrieden, um nicht neue Stürme über Peru hereinzuziehen; ein Militäraufstand brach im J. 1830 in Cuzco aus, und konnte nur im Blute des Anführers, eines Oberst Escobedo, gelöscht werden, der mit den Hauptverschwornen gefangen genommen und erschossen wurde. Zahlreiche Unruhen brachen auf verschiedenen andern Punkten des Gebiets aus, und Gamarra erreichte das gesetzliche Ende seiner Macht (18 December 1833) nur unter Schwierigkeiten aller Art. Der Congreß wählte sodann den General Orbegoso. Dieser gehörte einer der ersten Familie von Peru an, und dieß verschaffte ihm die Sympathien der ganzen alten spanischen Aristokratie, die durch ihren Reichthum und ihren moralischen Einfluß noch sehr mächtig war; bisher hatten die meisten durch die Revolution zur Gewalt gelangten Menschen nicht einmal der weißen Race angehört. Noch jung und mit allen den glänzenden Eigenschaften ausgestattet, die den Massen gefallen, machte sich Orbegoso bald auch im Volk eine bedeutende Partei. Seine Präsidentschaft begann unter günstigen Auspicien: eine Militärverschwörung, durch den Expräsidenten Gamarra und den General Bermudez angezettelt, hatte einen Augenblick die Hauptstadt erschreckt, aber dieser kurze Triumph zeigte den Einfluß Orbegoso's nur in einem um so günstigeren Lichte: die ganze Bevölkerung erhob sich, verjagte die Garnison nach einem blutigen Kampf, und führte den Präsidenten, der sich während desselben (28 Januar 1834) in die Veste Callao zurückgezogen hatte, im Triumph nach Lima zurück.

Das war eine bezeichnende Manifestation, und doch nur der Anfang des Bürgerkriegs. Gamarra, der die Verschwörung angezettelt hatte, hielt sich im Innern des Landes an der Spitze bedeutender Streitkräfte. In diesem Augenblick versuchte ein Mann, der später die erste Rolle in Peru spielen sollte, sich als Schauspieler in das begonnene Drama einzumengen, der General Santa Cruz, welcher Präsident von Bolivien geworden war, und Orbegoso anbot, ihn gegen Gamarra zu unterstützen. Orbegoso zögerte lange, ehe er das Anerbieten annahm, und der Bürgerkrieg begann, ehe die Bolivier dazwischen treten konnten. Gamarra's Unterbefehlshaber, General Ramon, schlug unter den Mauern Arequipa's (2 April 1834) den General Nieto, der hier für Orbegoso befehligte; General Nieto hatte, wiewohl zu spät, die Hülfe von Santa Cruz angesprochen. Orbegoso selbst, der mit seinen Truppen von Lima ausgezogen war, wurde gleichfalls von einem Anhänger Gamarra's, dem General Bermudez geschlagen, und die Revolution drohte auf allen Punkten zu siegen, als plötzlich ein unerwarteter Umschwung, wie man solchen nur in Peru sehen kann, eintrat. Die Truppen unter Bermudez erklärten sich gleich nach dem Siege über Orbegoso für letztern, und lieferten ihm sogar ihren Anführer aus, der verbannt wurde. Ein anderes empörtes Corps, unter Oberst Guillen, folgte diesem Beispiel. Die Stadt Cuzco unterwarf sich, und Orbegoso, der nun nach Lima zurückkehrte, konnte seine Macht für stärker als je befestigt halten. Ein Decret

Digitized by Google

ewiger Verbannung wurde gegen General Gamarra und San Roman erlassen; Santa Cruz hatte keine Gelegenheit gefunden sich einzumischen, konnte sich aber leicht trösten, da er wußte, daß die Gelegenheit sich früh oder spät darbieten würde.

Orbegoso konnte sich allerdings über die Bedeutung seines Siegs täuschen, denn alles schien jetzt eine Rückkehr zur Ruhe und zum Vertrauen anzudeuten. Am 19 Junius 1834 wurde eine neue Constitution proclamirt, und das Heer bedeutend vermindert. Aber dieß war nur ein kurzer Waffenstillstand; der Krieg, welcher diesem Waffenstillstand folgte, mußte für Peru ernstere Folgen haben als irgend eine der bisherigen Krisen. Das Signal dazu gab ein Aufstand zu Puno, welcher den Präsidenten nöthigte, außerordentliche Gewalten zu verlangen; mit diesen ausgerüstet, verließ Orbegoso am 10 November Lima, und marschirte gegen Süden. Dieser Abzug rief wieder neue Verschwörungen hervor: am 1 Januar 1835 erhob sich die Besatzung von Callao und rief den General Lafuente als neuen Präsidenten aus. Diese ohne Mühe unterdrückte Bewegung war aber nur das Vorspiel zu einem furchtbarern Aufstand. Unter den Befehlshabern, die Orbegoso zu Lima gelassen, befand sich der Oberst Salaberry, der sein ganzes Vertrauen genoß, das er in keiner Weise verdiente. Jung, thätig und unternehmend strebte Salaberry seit langer Zeit nach der Dictatur, und es war ihm gelungen sich im Heer eine Partei zu machen. Der Aufstand von Callao bot ihm eine Gelegenheit, die er rasch ergriff: nachdem er diese Veste den Anhängern Lafuente's abgenommen, setzte er sich selbst darin fest und versah sich mit Lebensmitteln, Waffen und Kriegsvorräthen. Die schwache Regierung von Lima bestätigte ihn im Oberbefehl, den sie ihm nicht zu entreißen wagte. Solchergestalt in seiner usurpirten Gewalt anerkannt, zog Salaberry den größten Theil der Garnison von Lima unter verschiedenen Vorwänden an sich, machte ihr große Versprechungen und erhob sodann die Fahne des Aufruhrs. In Peru brauchte es keiner großen Armee, um eine Regierung zu stürzen. Salaberry befand sich an der Spitze von 600 Mann, als er gegen das von Truppen entblößte Lima marschirte und ohne Widerstand einzog. Allerdings war er insgeheim durch die Anhänger Gamarra's unterstützt, welche in ihm ein leichtes Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane zu finden hofften. Ihr Benehmen öffnete ihnen bald die Augen; überdieß war er nicht der Mann so mit sich spielen zu lassen und beschloß seine Herrschaft durch den Schrecken zu sichern: den vornehmsten Familien wurde ein Anlehen auferlegt, die Güter aller Ausgewanderten, die nicht binnen 14 Tagen zurückkehren würden, eingezogen, und endlich allen Ausreißern und auf Halbsold gesetzten Officieren unter den strengsten Strafen geboten, sich unter seine Fahnen zu reihen. So bildete er eine bedeutende Armee um sich.

Orbegoso, von den Vorfällen zu Lima unterrichtet, hatte unter Befehl des Generals Valle Riestra 500 Mann gegen Salaberry geschickt, welche zu Pisco landeten. General Miller, ein geborner Engländer und ein guter Soldat, der den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht hatte, zog an der Spitze einer zweiten Abtheilung von Cusco gegen Jauja, wo Orbegoso alle seine Streitkräfte vereinigen sollte. Salaberry, der nur einige hundert Mann hatte, schien verloren, als plötzlich die Division Valle Riestra sich gegen ihren Befehlshaber erhob, der feiger Weise erschossen wurde. Zugleich verlassen die Städte Puno, Ayacucho und Cusco die Sache Orbegoso's, und erklären sich unter einander zu verbünden, von Lima trennen und an dem begonnenen Kampf keinen Antheil nehmen zu wollen; General Miller wird von seinen Truppen gleichfalls verlassen, und diese erkennen die neue Föderalregierung an. Nur General Nieto behauptete im District Libertad noch die Sache Orbegoso's, aber Salaberry zieht gegen ihn an der Spitze von 450 Mann und auch dieser General wird ihm von dessen eigenen Truppen ausgeliefert. Endlich erklären die Befehlshaber mehrerer peruanischen Kriegsschiffe ihrerseits sich für Salaberry, und stellen ihre Schiffe zu seinen Befehlen. Alle diese Verräthereien, die schändliche Frucht der Bestechungen und Umtriebe dieses kecken Anführers, schändeten die Geschichte der peruanischen Soldateska, und sicherten Salaberry nur ein vorübergehendes Uebergewicht.

Nur Arequipa widerstand. Orbegoso, der sich mit 2000 Mann daselbst befand, und zum Kampf mit seinem Feind zu schwach war, sah sich genöthigt den Beistand von Santa Cruz anzurufen. Dießmal standen die bolivianischen Truppen bereit. Santa Cruz, der den Augenblick, um in Peru einrücken zu können, seit langer Zeit erwartet hatte, ergriff ihn mit Begierde, und zog sogleich seine Truppen an der Gränze zusammen. Gamarra war bisher in Bolivien zurückgehalten worden, wohin er sich nach seinem Revolutionsversuch zu Lima geflüchtet hatte; Santa Cruz, welcher wußte daß derselbe in Peru noch zahlreiche Anhänger hatte, gestattete ihm nun dahin zurückzukehren und schloß mit ihm und Orbegoso einen Vertrag ab, worin sie sich alle drei gegen Salaberry verbanden. Alsbald erklärten sich mit der leidigen Wandelbarkeit, die wir schon so oft gerügt, die Truppen zu Cusco für Gamarra, eine zweite Abtheilung unter Oberst Larenas trat gleichfalls auf seine Seite, und dieselben Soldaten, welche wenige Tage zuvor Salaberry ausgerufen hatten, verließen ihn jetzt, wie sie vorher Orbegoso verlassen hatten.

Indeß verlor Salaberry den Muth nicht, er antwortete auf die Proclamationen seiner Feinde mit einem Decret, das „Krieg bis auf den Tod gegen die Bolivier" aussprach, er sammelte seine Truppen in einem verschanzten Lager nahe bei Lima bei dem kleinen Dorfe Bella Vista, wo er sich zur entschlossensten Vertheidigung rüstete. So schwach auch seine Hülfsmittel im Vergleich mit denen der Coalition schienen, so blieb ihm doch noch eine Aussicht auf Erfolg: das gute Einverständniß konnte sich nicht lange im Lager seiner Feinde erhalten. Der herrschende Gedanke des Generals Santa Cruz war stets gewesen, Bolivien und Peru zu vereinigen und sich die Oberleitung dieses Staats vorzubehalten. Dieser Gedanke, den er seit dem Jahr 1828 hegte, wo er mit Lafuente und Gamarra die Revolution gegen den Präsidenten Lamar anzettelte, hatte zahlreiche Anhänger. Die geographische Lage seines Landes, das nur den schlechten Hafen Cobija besaß, und somit hinsichtlich seiner Handelsverhältnisse großen Nachtheilen ausgesetzt war, scheint Santa Cruz den ersten Gedanken zu einem solchen Bündniß eingeflößt zu haben. Damit aber Bolivia in Folge der Verbindung mit einem reichern und größern Staate nicht ein bloßes Anhängsel desselben werde, sollte Peru in zwei Staaten getheilt werden, deren Macht dann so ziemlich gleich mit der Bolivia's gewesen wäre. Santa Cruz hatte den General Orbegoso für diese Ansicht zu gewinnen gewußt, und ein neuer Vertrag ward in diesem Sinn unter ihnen abgeschlossen. Gamarra erhielt nicht sobald Kenntniß hievon, als er insgeheim Salaberry vorschlug sich mit ihm gegen die Bolivier zu verbinden. Hätte Salaberry angenommen, so wäre er vielleicht im Stande gewesen Santa Cruz zu widerstehen, aber er wußte, daß mehrere seiner Officiere Gamarra zugethan seyen, er fürchtete von ihnen verlassen, geopfert zu werden, und lehnte den Antrag ab. Gamarra, der an der Spitze bedeutender Streitkräfte stand, glaubte allein auftreten zu können, und trennte sich von seinen alten Alliirten. So standen sich jetzt drei verschiedene Regierungen gegenüber: Orbegoso zu Arequipa, Salaberry zu Lima, Gamarra zu Cusco. Da letzterer seine Macht in den Departements Cusco und Puno zu befestigen suchte, hielt Santa Cruz für nöthig zuerst gegen ihn zu marschiren, und die bolivischen Truppen, vereint mit denen Orbegoso's, stießen auf ihn bei einem kleinen Gebirgsdorfe, Yanacocha (am 13 April 1835). Gamarra wurde gänzlich geschlagen, und die Departements, die ihn anerkannt hatten, gezwungen sich dem Sieger zu unterwerfen. Er selbst suchte nicht einmal die Trümmer seiner Armee zu sammeln, da er wohl wußte, daß sie keinen Widerstand mehr leisten könnten, und suchte eine Zuflucht in Lima, wo er noch Anhänger hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Hasen von glänzend schwarzer Farbe. Im District an der Ishma, im Dorf Mochtschonskoje im nördlichen Rußland, wohnt ein Bauer, der namentlich seinen Unterhalt mit der Jagd gewinnt. Unter den Thieren, die er erlegt, finden sich auch Hasen von glänzend schwarzer Farbe. Sie sollen nur an einem, irgend wo in der Tundra befindlichen Strich, den bloß dieser Bauer kennt, sich finden; die Thiere sollen die Größe der grauen Hasen haben, aber ungemein wild und vorsichtig seyn. (Vaterl. Memoiren. Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 144. 17 Junius 1850.

Die Musselinweberei zu Dacca in Indien.

Die Indian News vom 4 Jun. entlehnen dem Friend of India einige Auszüge aus zwei Berichten, welche der Rath der Directoren in Bezug auf die Ausstellung im J. 1851 von den HH. Taylor und Royle, beide in der wissenschaftlichen Welt wegen ihrer Forschungen über indische Erzeugnisse wohl bekannt, abgefordert hatte. Hr. Taylors Bericht enthält Mittheilungen über die Musselinbereitung zu Dacca, welche allerdings in commercieller Beziehung durch die Concurrenz der englischen Maschinen und den Zoll auf indische Waaren in England, während die englischen fast ohne Zoll eingeführt wurden, sehr gesunken ist, in künstlerischer Beziehung aber noch viel interessantes darbietet. Wir heben aus denselben nachstehendes aus:

„Man hat beabsichtigt einen Dacca Webstuhl in der Ausstellung aufzustellen, um als Seitenstück zu den neuesten Maschinenwebstühlen Englands zu dienen, man sollte aber alle beim Spinnen und Weben gebrauchten Werkzeuge nebst Proben der feinsten Fäden und der zartesten Gewebe aufstellen. Die Einfachheit der Werkzeuge contrastirt auffallend mit dem zarten Gewebe, und zeigt, daß die Kunst der Bearbeitung weniger das Resultat complicirter mechanischer Vorrichtungen, als der Gewandtheit von Hand und Fuß und dem feinen Tastsinne zuzuschreiben ist, den die bengalischen Arbeiter in so hohem Grade besitzen. Mit ihren rohen Werkzeugen fertigen die Hindus von Dacca Musseline, denen, wie Dr. Ure bemerkt, „europäische Kunstfertigkeit nichts an die Seite stellen kann, und man begreift nicht, wie dieß Garn, viel feiner als die höchsten in England gesponnenen Nummern, mit dem Spinnrocken und der Spindel gesponnen und mit irgend einer Maschinerie gewoben werden kann. Die erste Reinigung der Baumwolle geschieht durch den Kieferknochen des Boalifisches (Silurus Boalis), dessen feine, gebogene, eng aneinandergesetzten Zähne wie ein feiner Kamm arbeiten, und kleine Erd- und Pflanzentheilchen aus der Baumwolle entfernen. Dann scheidet die Spinnerin den Samen durch ein kleines eisernes Walzwerk, und facht dann die Baumwolle mit einem kleinen Bogen von Bambus, an dem eine doppelte Schnur von Catgut, oder Muga-Seide oder zusammengedrehte Fasern des Platanenbaums übergespannt sind, wodurch sie in ein feines, dünenartiges Vließ umgewandelt wird, das man endlich in kleine cylindrische Rollen (Puni) zusammenballt, und beim Spinnen mit der Hand hält; dieß geschieht vermittelst einer kleinen eisernen Spindel, an welcher, um ihr die nöthige Schwere zu geben, eine Thonkugel festgemacht ist. Mit diesem Werkzeug thun es die Hindufrauen fast der fabelhaften Kunst Arachne's gleich, und der außerordentlich feine Faden ist nur aus der zarten Leibesbeschaffenheit und dem eigenthümlichen Tastsinn der Hindufrauen zu erklären.

Der feinste Faden wird früh am Morgen gesponnen, ehe die aufsteigende Sonne den Thau vom Grase aufzehrt, denn die Zartheit der Faser ist so groß, daß sie brechen würde, wenn man sie während des wärmern und trockenern Theils des Tags behandeln wollte. Ist am Morgen kein Thau auf dem Boden, so wird der Faden über einem flachen Wassergefäß gesponnen. Eine Probe, die ich im J. 1846 zu Dacca untersuchte, maß 1349 Yards und wog nur 22 Gran.[1]

Der feinste Zeug, den man jetzt in Dacca webt, ist der Mulmul Khas, was so viel bedeutet, als Musselin für den besondern Gebrauch eines Fürsten. Er wird in Halbstücken gewoben, die 10 Yards Länge und 1 Yard Breite haben, 1900 Fäden im Zettel enthalten und 10 Siccas (etwa 3¼ Unzen avoir du pois) wiegen. Das feinste Halbstück, das ich sah, wog 9 Siccas. Der Preis ist hundert Rupien (120 fl.)"

Skizzen aus der Provinz Constantine.

8. Ein Waldbrand.

(Fortsetzung.)

Wir mußten wieder an das linke Ufer des Wed-Saf-Saf hinüber, von wo uns ein schmaler Ziegenpfad durch hohes dichtes Strauchwerk aufwärts führte. Je höher wir stiegen, desto unerträglicher wurden Hitze und Rauch, unsere Augen thränten, wie bei einem heftigen Schnupfen, der Athem war beengt und unsere Haut war trocken und gespannt bis zum Aufplatzen. Dazu kam ein unerträglich quälender Durst, und nirgends war ein Tropfen Wasser zu finden, unsere brennenden Lippen zu netzen. Auf der ersten Anhöhe angelangt, bot sich uns ein fürchterlich großartiges Schauspiel dar: der ganze Wald am obern Zeramna, westlich von der Straße von Constantine, stand in Flammen; der Brand war allgemein und näherte sich am Fuß des Berges mit Riesenschritten den zwischen Philippeville und St. Antoine gelegenen Gärten und Landhäusern, während die von dem Gipfel desselben herabziehenden Schluchten in ungeheuern Feuersäulen aufloderten. Die Rauchwolken glüheten

---

[1] Dieß ist weit mehr als Baines in seiner „Geschichte der Baumwollenmanufactur" p. 19 anführt, wonach ein Strähn, welcher 34¾ Gran wog, 1018 Y. 7" maaß, sonach 28 Y. auf einen Gran gingen; bei der obigen Probe gehen 61 Dacca-Yards (à 34" engl.) oder 57⅔ engl. Y., also beinahe das Doppelte auf 1 Gran. Man hat nach Baines in England Mulegarn von Nr. 350 gesponnen, von dem 294,000 Y. auf ein Pfund gehen. Obiger Daccafaden gibt über 403,000 Y. auf das Pfund.

Digitized by Google

jetzt in bluthrothem Wiederschein, und das von fernher vernehmbare Prasseln der Flamme in dem grünen Laube war demjenigen eines auf dürres Erntefeld niederfallenden Hagelschauers zu vergleichen. Der Scirocco, weit entfernt im mindesten nachzulassen, brauste mit verdoppelter Heftigkeit fort, und wir sahen das Feuer breite, leere Räume überspringen, denn flammende, durch die Luft getriebene Zweige entzündeten weit vor der Feuerlinie, wie der Funke das Pulver entzündet, das hohe, dürre Gras der Niederungen.

Ich fragte Ben-Amar, ob er nicht glaube, daß wir aus dem Regen in die Traufe, oder vielmehr aus der Hitze in die Gluth gerathen seyen; dieser aber schaute bedächtig nicht nach der Seite, wo das große Feuer wüthete, sondern nach der entgegengesetzten, wo es am gestrigen Tage gebrannt hatte. „Es ist dort unten nicht richtig", sagte er; „es raucht zwar seit gestern an vielen Punkten der Brandstelle, wo sobald kein Feuer mehr auskommen wird, allein dort an der Ecke steigt eine dichte Rauchsäule auf, und ich fürchte, daß wir uns bald zwischen zwei Feuern befinden möchten. Das ist eine verfluchte Nachlässigkeit! Der Capitän des Bureau arabe war doch gestern mit 25 Spahis dort: hätte er nicht den Arabern befehlen sollen, die wenigen angebrannten Baumstämme jenseits des Wed-Saf-Saf umzuhauen und mit Erde zu bedecken? Die drei Tropfen Wasser im Bache sind kein Hinderniß für die Verbreitung des Feuers. Sieh! sieh! da haben wirs! Jetzt fort nach dem Duar an der obern Berghalde, von wo wir eine der nach Damremont führenden, früher abgebrannten Schluchten zu gewinnen suchen müssen, denn hier wird es nicht lange mehr gut thun." Eine breite Flamme schlug jetzt aus dem dicht in einander gefilzten, hohen Brombeergebüsch, am westlichen Ufer des Wed-Saf-Saf hervor und leckte gierig an dem Saum des darangränzenden Myrthen- und Lentiskenwaldes. Wir verdoppelten unsere Schritte und eilten, so schnell als es der beschwerliche Waldpfad zuließ, bergauf bergab dem ersehnten Duar zu; wir hatten aber noch drei steile Anhöhen zu ersteigen, bevor wir an die in einer kleinen Schlucht rinnende Quelle kamen, welche die Nähe menschlicher Wohnungen verkündigte.

Hier löschten wir zuvörderst den brennenden Durst und wuschen Gesicht und Arme, dann sagte uns aber ein Blick nach unten, daß keine Zeit zu verlieren sey, und wir hatten die kleine Strecke von der Quelle bis zum Duar bald zurückgelegt. Wir traten ungehindert in denselben ein: es war alles todtenstill, kein bellender Hund fuhr uns entgegen, die Gurbies waren leer, der Duar war verlassen. „Die Araber haben sich mit ihren Heerden geflüchtet", sagte Ben-Amar, „und sie haben wohl daran gethan, denn eine halbe Stunde später wäre es nicht mehr Zeit gewesen. Jetzt frisch vorwärts! das ärgste ist überstanden; es geht jetzt immer bergab, und in einer halben Stunde sind wir auf der Straße von Damremont."

Wir schritten, im Gefühl baldiger Sicherheit, mit neuem Muthe vorwärts, allein der Rauch ward immer dichter und dichter, was meinen Begleiter bald beunruhigte, zumal da die Hitze und ein gewisses verdächtiges Knistern immer mehr zuzunehmen schienen. Ganze Ketten Rothhühner schnurrten an uns vorüber, jeden Augenblick lief ein Hase oder ein Schakal quer über den Weg; weiter unten brach ein Rudel wilder Schweine durch das Dickicht, und zu unsern Füßen fiel ein Laufhuhn (Hemipodius tachydromus), das ich anfangs für eine gegen den Wind kämpfende große Heuschrecke gehalten, todt nieder. Jetzt sahen wir bei einer Biegung des Weges einen langen, halbmondförmigen Feuerkordon die südöstliche Berghalde heraufziehen, und wir überzeugten uns zu unserer Bestürzung, daß uns der Weg schon längst abgeschnitten war. Das hohe, dürre Unkraut am Fuß des Berges hatte den Brand schnell nordwärts geleitet, während er in dem grünen, weniger entzündlichen Buschwerk weniger schnell um sich greifen konnte. Ben-Amar machte schnell Kehrum, und ich folgte ihm stillschweigend. Es bedurfte keiner weitern Erläuterung: wir befanden uns inmitten eines riesigen Feuernetzes, das sich von Minute zu Minute enger und enger zusammenzog.

Nachdem wir den Weg, auf welchem wir gekommen, eine kleine Strecke zurückgegangen waren, schlug Ben-Amar einen kaum bemerkbaren, steil aufwärts führenden Seitenpfad ein; bald mußten wir gebückt unter dichtverschlungenem Dorngestrüpp hindurchkriechen, bald am jähen Absturz einer Felsenschlucht über loses, zerbröckeltes Gestein klettern, und kamen endlich an den Fuß eines kegelförmigen Gipfels, an dessen Nordseite sich die alten Steinbrüche befanden, wo einst die römische Legion die Steine zum Bau der prächtigen Rusicada holte. Der Boden war ringsum mit großen Büscheln von hohem Seggengras bedeckt, zwischen welchen hie und da ein Cistenstrauch stand. Hier blieb mein Führer stehen. „Wir müssen hier das Gras bis an die Felsen hinauf abbrennen", sagte er, „ehe der Brand heraufkommt; die Flamme wird bald reine Arbeit gemacht haben, und wir können dann in einer Kluft des Steinbruchs abwarten, bis die Halde gegen Damremont rein gefegt seyn wird. Wenn uns das Feuer in einem der Waldthäler des Wed-Fendek wie hier von allen Seiten zugleich überrascht hätte, so würde es uns schwerlich so gut geworden seyn." Er zog jetzt ein Stück Schwamm aus seiner ledernen Seitentasche, schlug auf der Zündpfanne seiner Flinte Feuer und zündete damit, durch mehrmaliges Hin- und Herschwingen, ein Büschel dürren Grases an. In kurzer Zeit stand das ganze Berggehäng vor uns in lichten Flammen, die schnell bis zum Gipfel hinauf und eben so schnell an beiden Seiten der Felsenmasse wieder hinabliefen; bald sahen wir nur noch einen schwarzgebrannten Grasboden vor uns, über welchen hie und da einige noch glimmende Sträucher hervorragten. „Jetzt hinauf in die Felsen!" rief Ben-Amar aus, der Brand mag jetzt heraufkommen, wann er will, und er wird überall reine Arbeit antreffen. Es wird zwar oben etwas warm machen, aber wir haben bis daher auch nicht gefroren und sind das Ding schon etwas gewohnt." Wir kamen nicht ohne Beschwerde auf dem Felsengipfel an; mein vormals weißer Kaban hing in Fetzen an mir herunter und war schwärzer als das Wamms eines Schornsteinfegers; Ben Amar aber sah wirklich ächt dämonisch aus und glich nicht übel dem bösen Feind auf dem Blocksberg.

Hier oben saßen wir eine Zeit lang wie auf einer Warte und blickten ringsum auf eine Scene gränzenloser Verwüstung. Hinter uns hatte der Brand die Stelle des Weges erreicht, wo wir umgekehrt hatten; gegen Westen aber war die ganze Gegend nur eine Feueresse: der Feuerstrom war schon über die schönen, von der Straße von Constantine bis an den Fuß des Berges sich erstreckenden Maulbeerbaumpflanzungen hingegangen; das schöne Landhaus des Hrn. von Gurgas, der Meierhof des Hrn. Viglia und verschiedene kleine Gärtnerhäuser standen in Flammen; schon brannte die ganze grasreiche Ebene bis in die Nähe der Stadt, und kaum 500 Schritte von den vor dem constantiner Thor aufgeschichteten großen Heumeiern sah man die Soldaten der Garnison vergebens mit belaubten Aesten die vor-

Digitized by Google

dringende Feuerlinie bekämpfen. Unweit des Dorfes St. Antoine hatte der Brand über die Straße geschlagen und zog jetzt mit verdoppelter Wuth den Berghang in der Richtung der römischen Steinbrüche, wo wir uns befanden, hinauf, während auf dem Bergkamm jenseits des Thales des Wed-Zeramna ebenso viele Feuerpyramiden, als es dort Korkeichen gab, gegen Himmel strebten.

Jetzt wurde der Rauch in unserer Nähe so dicht und erstickend, daß wir es nicht mehr auszuhalten vermochten, und Ben-Amar bemerkte, daß es Zeit sey unsern Zufluchtsort aufzusuchen. Wir kletterten einige 30 Fuß in einen Felsenspalt hinab, wo das Gestein eine kaum vier Fuß hohe, kleine Grotte bildete, in welcher bequem vier bis fünf Personen Raum hatten, und die zur Winterszeit den Hirten zum Obdach diente, wie dieses aus einer in der Mitte befindlichen Feuerstelle ersichtlich war. Die Hitze schien hier um einige Grad stärker zu seyn, was von dem Mangel an Luftzug herrühren mochte; allein bald verschaffte uns ein wohlthätiger Schweiß, zum erstenmal seit fünf Stunden, einige Erleichterung und wir athmeten freier, obschon die Luft etwas verdumpft war. Oben aber, in der Mündung des Felsenspaltes, heulte der Scirocco; dazwischen vernahm man das Prasseln der herannahenden Flamme, und da auf dieser Welt alles relativ ist, so ließ mich ein unbeschreibliches Gefühl von Sicherheit unsern Aufenthalt erträglich, fast angenehm finden.

Ich bemerkte meinem Gefährten, daß es mir unbegreiflich sey, wie die Araber so thöricht seyn könnten, so ganz ohne Ueberlegung Feuer anzulegen, und um einige Weideplätze zu gewinnen, sich der Gefahr auszusetzen ihre Heerden zu verlieren und alle ihre unbewegliche Habe im Rauch aufgehen zu sehen. Dieser erwiederte mir, daß ich nicht glauben solle, daß die Araber und Kabylen im Sahel die Ursächer dieser alles verheerenden Feuersbrünste seyen, denn das Abbrennen der dürren Triften habe hier gewöhnlich unter mancherlei Vorsichtsmaaßregeln statt; nie wähle man hier im Waldland, so wie man im Tell zu thun pflegt, einen Sciroccotag dazu, und wenn je einmal hie und da ein Strich Waldes Feuer fange, so sey dieß zufälligen Ursachen, wie z. B. einem leichtsinnig verlassenen Hirtenfeuer oder einem aus den Fasern der Zwergpalme bestehenden, brennenden Flintenpfropf zuzuschreiben. Seiner Meinung nach hingen diese allgemeinen, fast zu gleicher Zeit auf den verschiedensten Punkten des Landes ausbrechenden Feuersbrünste mit der Insurrection im Süden der Provinz zusammen, denn es mangle, von dem Aufstand der Kabylen im Sahel an bis auf die heutige Empörung in den Zibans und im Aures nicht an herumziehenden, der Localität fremden Unruhstiftern, die größern Antheil an diesen Verwüstungen haben dürften, als es die französische Behörde glauben wolle. Ein Derwisch habe jüngst auf einem Markt im Land der Zerdesas gepredigt, daß Gott die Luba (Cholera) gesandt habe, um die Rumis zu vertilgen; dieß habe öffentlich stattgehabt, und es sey sehr wahrscheinlich, daß dergleichen von irgend einem Intriganten ausgesendeten Missionäre ihre Proselyten insgeheim zu bewegen suchen, der Luba durch Feuer nachzuhelfen; die Luba raffe aber eben sowohl den Moslem wie den Rumi dahin, und das Feuer möge heute manchen Duar verzehrt haben.

Ben-Amar war auf Recognoscirung zum Eingang der Kluft hinaufgestiegen und rief mir jetzt zu, ihm nachzukommen. Welch ein Schauspiel! Rings um uns her, zu unsern Füßen, bot das vor kurzer Zeit noch so dichte Buschwerk nur noch traurige, halb verkohlte Skelette dar; der Brand hatte sich von dem Bergrücken gegen das Thal des Wed-Saf-Saf hinabgezogen und hatte das dürre Gras auf den dieses Jahr unabgemäheten Wiesen gewonnen, auf welchen er sich mit Windeseile gegen den Fluß ausdehnte. Die Ziegelhütte in der Ebene von Damremont stand in Flammen, so wie auch ein einzelnes, an der Straße von Valée gelegenes Colonistenhaus. In der Richtung von Philippeville konnte man wegen der vor uns aufsteigenden dicken Rauchwolken nichts genau unterscheiden; doch mußten die Wohn- und Wirthschaftsgebäude der eine halbe Meile westwärts von der Stadt gelegenen Gouvernementsbaumschule große Gefahr laufen, und es wollte uns zuweilen bedünken, als brenne es innerhalb der Stadtmauern.

(Schluß folgt.)

Eine monumentale Liste wissenschaftlicher Männer aller Nationen.

In einem Pariser Schreiben der Liter. Gaz. vom 8 Junius findet sich folgende Angabe: „auf einer meiner Wanderungen in jenen fernen Gegenden von Paris, auf welche das Pantheon so stolz herabsieht, entdeckte ich, daß an der Außenseite der neuen sich jetzt rasch der Vollendung nähernden Bibliothek von Ste. Geneviève die Namen fast aller in irgend einem Zweige der Literatur und Wissenschaft ausgezeichneten Männer von der ältesten Zeit bis auf die neueste, in goldenen Buchstaben aufgezeichnet sind. Die Liste ist natürlich von entsetzlicher Länge, und bedeckt nicht weniger als drei ganze Seiten des ungeheuren Gebäudes. Man kann nicht umhin, den Geist, in welchem die Idee aufgefaßt und die Unparteilichkeit, mit der sie ausgeführt wurde, zu bewundern, und die Unternehmung gereicht den Parisern und namentlich den Municipalbehörden zur hohen Ehre. Die Namen sind in chronologischer Ordnung aber ohne Datum, und ohne Rücksicht auf die besondere Nationalität oder den Gegenstand, in welchem sie sich ausgezeichnet. Die zwei letzten Namen sind die von Berzelius und Chateaubriand, und etwas über ihnen stehen Walter Scott, Byron und andere Engländer. Lebende Celebritäten sind natürlich ausgeschlossen."

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Obwohl Salaberry sich nicht mit Gamarra gegen den gemeinsamen Feind hatte verständigen wollen, so war doch der Fall eines Anführers, der eine so mächtige Diversion zu seinen Gunsten machen konnte, ein furchtbarer Schlag für seine Sache. Dennoch verlor er den Muth nicht, und mit einer Charakterstärke, welche nur wenige peruanische Generale in so schwieriger Lage gezeigt haben, beschloß er selbst seinen Feinden entgegenzugehen. Ein Decret rief alle waffenfähigen Männer von 18 bis 40 Jahren unter die Waffen, er brachte 4500 Mann zusammen, brach sein Lager zu Bella Vista ab, und zog gegen Süden. Da er Gamarra nach dessen Niederlage bei Yanacocha für unschädlich hielt, oder vielleicht auch, da er die Nothwendigkeit fühlte ihn zu schonen, so hatte er denselben zu Lima wohlwollend aufgenommen, und ihm sogar die Vorstandschaft des Verwaltungsrathes, den er bei seinem Abgang zu Lima zurückließ, angeboten. Aber Gamarra glaubte jetzt seinerseits das Anerbieten ausschlagen zu müssen, und stellte sich als wolle er ins Privatleben zurückkehren. Er hatte selbst unter denjenigen, welchen Salaberry die wichtigsten Posten anvertraut hatte, ganz ergebene Leute, und wartete, aber einem so argwöhnischen Mann, wie Salaberry, waren solche Plane nicht lange zu verheimlichen. Kaum waren einige Wochen verlaufen, so kam plötzlich ein Befehl an, Gamarra und fünf seiner wärmsten Anhänger zu verhaften. Sie wurden nach Pisco ins Hauptquartier geführt, ihr Proceß war bald eingeleitet, und das Urtheil wäre schnell von dem Manne gesprochen gewesen, der den unglücklichen General Valle Riestra erschießen ließ, wenn Salaberry nicht durch die Furcht

zed by Google

einen Theil seiner Soldaten gegen sich aufzubringen, abgehalten worden wäre. Man verurtheilte sie bloß zur Deportation nach Costa Rica (13 October 1835).

General Santa Cruz war seinerseits nicht unthätig geblieben; nach seinem Einzug in Cusco, dessen Thore ihm Gamarra's Niederlage geöffnet hatte, begab er sich nach Arequipa, wo er, seinem Gedanken einer Föderation Peru's und Boliviens getreu, der Errichtung des neuen südperuanischen Staats selbst beiwohnen wollte. Dieser sollte die Departements Cusco, Ayacucho, Puno und Arequipa umfassen. Eine Deputirtenversammlung sollte am 26 October zu Sicuani zusammentreten, um die Grundlagen der neuen Verfassung zu legen, und Santa Cruz wollte das Gewicht seiner Armee in die Wagschale legen.

Während dieser Zeit befand sich Lima in der größten Unordnung: Salaberry hatte, um die zu schwache Zahl seiner Armee zu vermehren, bei seinem Abzug sämmtliche, gewöhnlich mit der Polizei und der Bewachung der öffentlichen Ruhe beauftragte Leute mit sich genommen. Während der Bewegungen des Bürgerkriegs hatten sich in der Umgebung der Stadt Schaaren von Montoneros — eine Art Guerillas, welche in Peru stets durch die Unruhen erzeugt werden — gebildet, zogen, unter dem Vorwand Orbegoso's Sache zu vertheidigen, plündernd umher, ohne daß irgend eine Truppenmacht im Stande gewesen wäre, sie aufzuhalten, und bedrohten selbst die Regierung. Die Sache ging so weit, daß Oberst Solar, den Salaberry zum Oberbefehlshaber von Lima eingesetzt hatte, in der Besorgniß ihnen, wenn die Stadt ernstlich angegriffen würde, nicht widerstehen zu können, allen Beamten befahl sich nach Callao zu begeben, wo er für den Fall eines kecken, aber immerhin möglichen Handstreichs den Sitz der Regierung gründen wollte. Callao ist der Hafen von Lima, etwa zwei Leguas von der Stadt. Er hatte damals geringe Wichtigkeit, aber die Spanier hatten daselbst eine prächtige Veste gebaut, deren Feuer einerseits die Rhede, andererseits die ganz offene Straße nach Lima bestreichen konnte. Hieher zog sich Solar mit der Familie Salaberry's und den wenigen Soldaten, die ihm übrig blieben, zurück. Von dieser Zeit an (28 December) war das von den Truppen völlig verlassene Lima angefüllt mit Montoneros, und man hätte die größten Ausschweifungen befürchten müssen, wenn nicht die im Hafen anwesenden fremden Kriegsschiffe ihre Soldaten und Matrosen ausgeschifft, und die öffentliche Ruhe erhalten hätten. Die Ankunft des Generals Vidal, der diese Horden einigermaßen zu organisiren suchte, schien einige Ruhe zu versprechen, und vergebens suchte Solar, auf die höhere Disciplin seiner Truppen rechnend, die Stadt zu überfallen; der Haß, den Salaberry's Regiment eingeflößt, war so groß, daß die ganze Bevölkerung sich rüstete, und Solar, schimpflich zurückgeworfen, sich abermals in seine Veste einschließen mußte. Endlich kam Orbegoso selbst nach Lima zurück, wo er am 9 Januar 1836 seinen Einzug hielt. Sein erstes Geschäft war die Citadelle von Callao zu belegen, welche alsbald auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Salaberry's Familie begab sich auf einer französischen Fregatte nach Chili.

Von diesem Tage an ging es mit der Sache des Letztern schnell zu Ende. General Pardorela, der unter ihm ein Corps von 500 Mann im Departement de la Libertad befehligte, verließ ihn, dennoch waren die Truppen, die er von Lima mitgebracht hatte, noch unerschüttert, und obwohl an Zahl geringer, rechnete er doch auf sie, und suchte selbst den Kampf als letzte mögliche Rettung auf. Das Gefecht entspann sich zwischen seinen Truppen und denen von Santa Cruz nahe an dem kleinen Dorfe Socobaya, einige Leguas von Arequipa. Salaberry wurde vollkommen geschlagen, fiel selbst in die Gewalt seines Feinds, wurde mit acht seiner vornehmsten Officiere zum Tode verurtheilt und erschossen. Selbst die Flotte unterwarf sich bei dieser Nachricht. Salaberry, den man später zu einem Märtyrer der von den Bolivianern unterdrückten Unabhängigkeit seines Landes machen wollte, hat allerdings im Laufe der eben erzählten Begebenheiten Muth und Energie bewiesen, doch kann man ihn nur als einen strafbaren Ehrgeizigen betrachten, der, um sich ans Ruder zu schwingen, gegen sein gesetzliches Oberhaupt, seinen Wohlthäter und Freund sich empörte, und sein Land abermals in Bürgerkrieg und Revolutionen stürzte; zudem wird das Blut des unglücklichen Generals Valle Riestra stets seinen Namen beflecken.

Der Sieg von Socobaya beendigt die erste Periode der Geschichte Peru's, die, wo die unablässigen Militärintriguen aller Regierungsgewalt die Kraft benehmen; indem nun die Regierung in festere Hände kam, wurde es möglich, einigermaßen an der Befestigung des wankenden Gebäudes seine Institutionen zu arbeiten. Während der Präsidentschaft des Generals Santa Cruz gibt es indeß mehr auswärtige Kriege mit den benachbarten Republiken als innere Kämpfe. Das ist ein Fortschritt.

Am Tage nach der Schlacht von Socobaya war Santa Cruz Herr. Die Versammlung von Sicuani, welche das Jahr zuvor wegen des Kriegs nicht hatte zusammenkommen können, wurde auf den 16 März 1836 berufen, und ihre erste Handlung war, die Departements Maquegua, Arequipa, Puno, Cusco und Ayacucho als unabhängigen Staat unter dem Namen Südperu auszurufen. Die neue Republik sollte sich mit Nordperu und Bolivia verbinden, und die Obergewalt in der Hand des General Santa Cruz, als Protector, liegen. Müde der Militäraufstände, deren Schauplatz Lima unaufhörlich war, suchten die Südprovinzen, indem sie sich von Nordperu lossagten, eine Ruhe, der sie namentlich bedurften, und die sie in einer gesonderten Verwaltung zu finden hofften. Die Stadt Cusco wurde zum Regierungssitz ausgewählt; als Hauptstadt des alten Incareichs war sie fast ganz von Indiern bewohnt, deren Eigenliebe geschmeichelt wurde, indem man ihre Stadt zum Haupt eines unabhängigen Staats machte. In Bolivien ward die Errichtung der Republik Südperu nicht minder günstig aufgenommen, denn der Vertrag, der beide Länder verband, sicherte ersterem die Häfen, deren er bedurfte, und mußte seinen Handel, so wie den Werth aller seiner Producte, verdoppeln. Zudem stand sein eigener Präsident an der Spitze des Bundes, und der Einfluß Boliviens war somit gesichert. Der große zu Sicuani geschehene Schritt wurde deßhalb mit Freude und Hoffnung begrüßt. Zu Lima und im Norden Peru's war dieß freilich nicht der Fall, da aber jeder Widerstand für den Augenblick unmöglich war, so beruhigten sich die Gemüther nach und nach, und eine zweite Versammlung wurde auf den 15 Julius zu Huaura zusammenberufen, um den neuen Staat Nordperu zu constituiren. Auch hier war der Einfluß von Santa Cruz vorherrschend. Die Departements vom Amazonenstrom, vom Junin, Libertad und Lima wurden als besondere Republik unter dem Namen Nordperu constituirt. Santa Cruz wurde Protector der Conföderation, Orbegoso Präsident zu Lima und General Herrera zu Cusco. Diese beiden letztern waren thatsächlich nichts mehr als die Stellvertreter von Santa Cruz.

Dieser hatte also das Ziel seiner langen Bemühungen erreicht: er vereinigte in seiner Hand die Regierung der beiden Republiken Peru und Bolivia, Lima wurde seine Hauptstadt, und er sollte jetzt die erste Rolle in Südamerika spielen; sein Ehrgeiz war namentlich darauf gerichtet, die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zu ziehen, das er bewunderte und beneidete; er wollte in dessen Augen als der Nachfolger Bolivars erscheinen, als ausersehen, das von dem Libertador begonnene Werk fortzusetzen und zu beenden, indem er den Völkern, welche Bolivar nur unabhängig gemacht hatte, Verfassungen gab. Darum berief er eine große Anzahl Fremde zu sich, denen er oft die wichtigsten Stellen anvertraute. Zugleich zeigte er in seinem Verkehr mit den diplomatischen Agenten Europa's freundliche Formen und Gesinnung, wie diese solche nicht immer bei seinen Vorgängern gefunden. Endlich traten die von ihm geleitete Verwaltung fest und offen auf, und trotz der Kriege, welche seine Anstrengungen oft hemmten, und ihn sogar endlich stürzten, machte das Land rasche Fortschritte. Lima besonders schien einen Theil seines alten Glanzes wieder zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Graveure China's scheinen noch unerreicht. Ein Capitän Gaull legte in der Gesellschaft der Alterthumsforscher Englands einen Chalcedon vor, auf dem die Venus dieses Lands eingravirt war. Die besten Graveure Londons erklärten, daß man diese Arbeit in England gar nicht oder nur mit großer Anstrengung binnen mehrern Jahren ausführen könne. (Athen. 8 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 145. 18 Junius 1850.

Geologie der Südsee-Inseln.

(Geology of the Unit. States Expl. Expedition. By J. Dana.)

3. Allgemeine Beschaffenheit der Südseeinseln.

Man sollte glauben, daß ein so bedeutender Strich, wie das stille Meer, in der geologischen Beschaffenheit seiner Länder eine große Mannichfaltigkeit darbieten werde, wenigstens eine eben so große, als die höhern Gipfel der Continente. Dieß ist indeß keineswegs der Fall. Durch Feuer entstandene Felsen, vulkanische oder basaltische und hie und da porphyritische, bilden alle Inseln, die ihren Ursprung nicht den Korallen verdanken, bis nach Ostindien und dem Continent Asiens hin, wo Granit und Niederschlagsgestein sich findet. Neuseeland hat Granit, Schiefer- und Kohlenformation, Neucaledonien Ketten von Talkgestein, Glimmerschiefer und wahrscheinlich auch anderes aus Niederschlägen gebildetes Gestein, und viele der größern Inseln Melanesiens nähern sich in ihrem geologischen Charakter Australien und Neuguinea. Aber nach unserer jetzigen Kenntniß sind in ganz Polynesien, mit Ausnahme von Neuseeland, und in einem bedeutenden Theil Melanesiens die 600 Inseln basaltisch oder korallinisch. Unter der Benennung „basaltisch" umfassen wir auch die vulkanischen, da die letztern von den erstern nur insofern verschieden sind, als bei den letztern die vulkanische Thätigkeit noch bis auf die neuere Zeit fortdauerte. Die Inseln des stillen Meeres zerfallen also in drei Abtheilungen, in korallinische, basaltische oder vulcanische, und in die continentalen, worunter wir diejenigen verstehen, welche den gemischten geologischen Charakter der Continente haben.

Die Koralleninseln des stillen Meeres belaufen sich auf etwa 290, die vulkanischen auf 350, die Zahl der dritten Art ist zweifelhaft, da verschiedene Inseln der Salomon-Gruppe und einige benachbarte nicht hinreichend bekannt sind. Die große Anzahl der Koralleninseln ist eine interessante Thatsache, da wir daraus ersehen, wie viel der stille Ocean und der ganze Erdball den Korallenzoophyten verdankt. Wollten wir auch die vielen grünen Flecke zählen, die groß genug sind für ein Dorf oder ein Palmenwäldchen, und welche auf den Riffen um die höhern Inseln herumliegen, so würde eine noch weit größere Anzahl herauskommen. Das Meer hat durch die neuen Beobachtungen über Korallen einige seiner Wunder verloren, denn frühere Reisende glaubten, sie führten ihre Bauten aus dem tiefen Grunde des Meeres auf, und wegen ihres raschen Wachsthums meinte man, die Schifffahrt werde bald dadurch allenthalben mehr und mehr gehemmt werden. Diese Ansichten haben sich als grundlos erwiesen, aber manche Thatsachen müssen immer noch in Erstaunen setzen, denn es ist wahr, daß diese Inseln in einem unergründlichen Ocean stehen, und die Versuche, diese Thatsache mit dem nur in seichtem, nicht über 20 Faden tiefem Wasser vor sich gehenden Wachsthum der Korallen in Uebereinstimmung zu bringen, erzeugten, ehe man sich der Wahrheit schließlich vergewissert hatte, eine Menge Vermuthungen. Der ganze von Koralleninseln bedeckte Strich des Meeres ist nahezu 19,000 Quadratmeilen groß, aber die eigentliche Fläche trocknen Landes ist nicht mehr als etwa der achte Theil dieser Ausdehnung.

Diese Inseln bilden, nordöstlich und östlich von den Gesellschaftsinseln, einen großen Archipel, genannt die Paumotugruppe: es sind 82 an der Zahl, sämmtlich Koralleninseln, mit Ausnahme der Gambiergruppe und der Pitcairn-Insel. Die Karolinen bilden einen zweiten Archipel von ähnlicher Art und Ausdehnung, und wenn wir die Marihal-, die Tarawan- und Depeyster-Inseln dazu rechnen, so steigt die Zahl auf 94; die einzigen hohen Inseln in diesem Raume sind Ualan, Banabe oder Ascension, und Hogoleu. Zwischen diesen großen Korallenarchipels sind verschiedene Inseln über den Ocean zerstreut, die nördlich einer Linie von den Gesellschaftsinseln nach Samoa und Rotuma sämmtlich der Korallenformation angehören. In einem dritten Archipel, Flinders-Inseln genannt, zwischen Neucaledonien und Neuholland, sollen alle Inseln nördlich von 25° B. Koralleninseln seyn. Korallenriffe finden sich auch an den meisten hohen Inseln in weiter Ausdehnung.

Die basaltischen Inseln bedecken, abgesehen von den noch nicht untersuchten Salomon- und einigen benachbarten Inseln, eine Fläche von mehr als 16,000 Quadratmeilen. Sie finden sich von allen Formen, von dem einfachsten vulkanischen Kegel bis zu zerrissenen Berghöhen mit tiefen Schluchten und hohen Gipfeln. Diese Inseln zeigen an, daß dieses Meer der Schauplatz einer ungeheuren Anzahl über- und unterseeischer Vulcane war, und wenn die Koralleninseln eine basaltische Grundlage haben, wie es in denjenigen Theilen des Oceans, wo alle andern Inseln basaltisch sind, wahrscheinlich ist, so würde ihre Zahl noch viel größer seyn. Wir können auf jede Insel einen, auf manche zwei und noch mehr rechnen, so daß die Zahl, unbedeutendere Luftlöcher ungerechnet, nicht weniger als tausend seyn kann. Indeß sind gegenwärtig wenige in Thätigkeit: in Polynesien, welches drei Viertheile des stillen Meeres umfaßt, sind sie auf vier Inseln beschränkt, Hawaii in der gleichnamigen Gruppe, Tafoa und Amargura in der Tongagruppe [1] und die nördliche Insel von Neuseeland. In Micronesien sind nur zwei

[1] Auf letzterer fand kürzlich (9 Juli 1847) ein starker Ausbruch statt.

Digitized by Google

oder drei auf den nördlichen Ladronen, Assumption, Pagon und Guguan, die aber kaum rauchen. In Melanesien finden sich die vulcanischen Inseln Tanna und Ambrym in den Neuhebriden, Matthewsfelsen westlich von dem Südende Neucaledoniens, Tinakoro in der Santacruz- oder Vanikoro-Gruppe und Seruga, so wie vielleicht einige andere in der Salomongruppe und einer oder zwei an der Ostküste von Neubritannien. Diese allein sind noch übrig von den Feuern, die auf dieser weiten Strecke gebrannt haben.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

8. Ein Waldbrand.

(Schluß.)

Gegen das Dorf Damremont zu waren, wie schon weiter oben gesagt worden, die den Berg hinaufführenden Schluchten schon früher abgebrannt, und wir mußten eine derselben zu gewinnen suchen, um nach der Straße von Damremont zu gelangen. Der Strich von den obern Felsen bis dorthin rauchte noch gewaltig, allein es blieb uns keine andere Wahl übrig, und wir mußten uns bequemen diesen Weg einzuschlagen.

Im Anfang ging es ziemlich gut: der Grasboden war kahl abgesengt, und hier setzten sich uns wenig Hindernisse in den Weg; bald aber mußten wir uns zwischen schwarzgebranntem, zum Theil noch heißem Stangenholz von Lentisken und Erdbeerbäumen hindurch winden, und obgleich wir meist den von den Ziegen gebahnten Pfaden in allen ihren Krümmungen folgten, so ward doch unser Absteigen äußerst beschwerlich, und wir kamen nur langsam voran. Wir trafen von Zeit zu Zeit auf Schildkröten, über welche der Brand hingegangen war, und die, obgleich außerhalb gänzlich gebraten, doch noch alle am Leben waren. Die Schildkröten mit rauhen, monstruösen Schalen, die man oft in den Waldgegenden antrifft, mögen wohl eine solche Feuerprobe überstanden haben. Ein schwarzer, unförmlicher Gegenstand zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß es ein vierfüßiges Thier von sonderbarer Bildung war. Ein ungestalter, dicker Kopf mit dicken, wulstigen Lippen, kurze, mit langen Krallen bewaffnete Füße und ein aufgetriebener, walzenförmiger Körper mit kurzem Schwanze gereichten dem Thier nicht eben zur Zierde, zumal da es über und über mit calcinirten, gekräuselten Federn bedeckt war. Ich träumte schon von einer neuen Gattung und einer neuen Art von Nagern, als Ben-Amar meine wissenschaftliche Wallung mit einem Wort niederschlug. Er stieß nämlich das Ding mit dem Fuß an und sagte nichts dazu als: „el Torbän" (Stachelschwein)! — Was! dieses Monstrum ein Torbän! wo hatte ich denn die Augen? Armes Torbän! Du hast wohl nicht wie wir zeitig genug eine schützende Höhle gefunden! — Obgleich das Thier mausetodt war, so behauptete doch Ben-Amar steif und fest, es lebe noch ein wenig, und schnitt ihm, nach muselmännischer Weise, die Kehle durch; dann weidete er dasselbe aus, packte es in seinen Burnus und wir fuhren fort uns von dem schwarzen Holz zeichnen und zersetzen zu lassen. Unterwegs erklärte er mir, daß das Stachelschwein ein sehr gutes Essen sey, und daß man am gegenwärtigen die Arbeit des Sengens zum Besten habe. Ich speiste Tags darauf von dem gerühmten leckern Braten, und fand, daß man denselben dem besten Wildbraten keck an die Seite setzen dürfe.

An der Schlucht angelangt fanden wir unsern Weg besser als wir es vermuthet hatten: am Rande derselben führte ein Fußpfad über ziemlich freies Land nach den Wiesen von Damremont hinunter, wo wir in Zeit von einer halben Stunde ankamen und ohne Aufenthalt die Straße nach Philippeville einschlugen, um der quälenden Ungewißheit so bald als möglich ein Ende zu machen, denn der Gebirgszug bildet an der Vereinigung der Straßen von Valée und Damremont einen spitzigen Winkel, welcher uns nicht die geringste Aussicht in das jenseitige Thal, an dessen westlichem Ende die Stadt liegt, gestattete.

Wir hatten bald die Straße von Philippeville erreicht und sahen jetzt, daß der ganze nördliche Abhang des Berges, an dessen Fuß sich die Baumschule befand, in Flammen stand. In der Nähe der Stadt hatte der Brand an der Straße von Constantine aufgehört, wüthete aber desto stärker in der Richtung des südlichen, sich am Berg hinaufziehenden Stadttheiles und hatte schon das Gestrüpp ergriffen, das die ganze Anhöhe bis an die obern Ringmauern der Stadt bedeckt. Gegen Südwesten war das ganze Gebirg nur ein Feuer.

Bei der Baumschule angelangt, fanden wir auf der über den Wed-Zeramna führenden Brücke den Director dieser Anstalt, der mehrere hier versammelte Männer aus den Dörfern Valée und Damremont vergebens um Hülfe anrief: das Feuer habe das Dachwerk der Seitengebäude ergriffen und ein Gehülfe nebst zwei Arbeitern, die einzigen in diesem Augenblick dort anwesenden Personen, seyen nicht hinreichend die Fortschritte desselben wirksam zu bekämpfen. „Ei was!" erwiederten die Angesprochenen, „das sind Sachen der Regierung und gehen uns nichts an. Eine solche Baumschule, oder keine! Wenn ein armer Mann einiger Bäumchen bedarf, so sind jedesmal tausend Geschichten und Formalitäten nöthig. Die gnädigen Herren von Philippeville mögen ihre Baumschule selbst bewahren!"

Diese dumme brutale Antwort entrüstete mich auf das äußerste, ich konnte nicht umhin dem einfältigen Gesindel allerlei Verbindliches zu sagen, das mir von demselben mit Wucher wieder zurückgegeben ward; ich erklärte dann dem geängstigten Director, daß ich und mein Begleiter bereit seyen ihm zu folgen, ein junger, eben herbeigekommener Mann schloß sich uns an und wir eilten durch die große Allee der Baumschule den bedroheten Gebäuden zu. Letztere waren von den Pflanzungen durch einen breiten, mit Oleandergebüsch bewachsenen Graben getrennt, das Feuer war schon in demselben hingelaufen und wir mußten über die bereits brennende hölzerne Brücke hinübersetzen. Um die Gebäude herum war alles schon abgebrannt, das Wohngebäude war unversehrt, allein unter den Ziegeln der Bedachung der Seitenflügel drang ein verdächtiger Rauch hervor. Drei bisher vergebens sich abmühende Männer empfingen die geringe Verstärkung mit einem Freudenruf. Es gelang unsern vereinten Kräften das schon halbverkohlte Dachwerk niederzureißen und bald war das Hauptgebäude außer Gefahr. Wir nahmen jetzt Abschied von dem uns mit Danksagungen überhäufenden Director, nachdem wir ihm versprochen hatten, dem Unterpräfecten von seiner Lage Nachricht zu geben und denselben zu bitten ein Picket Pompiers herauszuschicken, und eilten dann der Stadt zu.

Von der Anhöhe auf welcher die Gebäude der Baumschule erbaut sind, konnte man das Thal des Wed-Saf-Saf in seiner ganzen Ausdehnung überblicken. Das Feuer hatte die Wiesen jenseits des Flusses, auf welchen dieses Jahr das Gras aus Mangel an Käufern stehen geblieben, gewonnen, und hatte sich gegen Osten über die Besitzungen des Herrn Ferdinand Barrot bis

Digitized by Google

an das Territorium der Bu-Afia, und gegen Norden bis an die Dünen des Meerbusens ausgebreitet, wo es in diesem Augenblick die Tamarisken, Espen und Pappeln der dortigen Sümpfe verzehrte. Es begann bereits dunkel zu werden als wir in der Stadt ankamen. Wir traten in das erste beste Kaffeehaus ein, um die Neuigkeiten des Tages zu vernehmen, und waren dort bald von dem Vorgang der Dinge unterrichtet. Bei der ersten Nachricht von der Feuersbrunst hatte sich alles, was nicht am Fieber oder an der Cholera krank lag, in das südliche, einstweilen in Erwartung der noch zu erbauenden Häuser mit Gesträuch und Unkraut bewachsene, obere Stadtviertel begaben, um die Fortschritte des Feuers zu beobachten. Man war schon einigermaßen an dergleichen Schauspiele gewöhnt und war deßwegen nicht sehr bestürzt darüber. Die Civilbehörde war außer Stand etwas dagegen zu thun, und als der Brand die Ebene zwischen St. Antoine und der Stadt gewonnen hatte, ließ der Obercommandant die Garnison ausrücken, die sich aber bald vor dem unüberwindlichen Feind zurückziehen mußte. Bald schlug die Flamme über die Stadtmauer, welche man bis jetzt für eine hinreichende Schutzwehr gehalten, und jetzt begann es den bisher mit großem Gleichmuth zusehenden Bürgern von Philippeville anders zu Muthe zu werden; es handelte sich jetzt nicht mehr um „Sachen der Regierung,“ sondern um Hab und Gut und sie waren plötzlich thätig geworden. Man schnitt so schnell als möglich das bis an die ersten Häuserreihen den Boden bedeckende, dürre Gras und Unkraut ab, und Schaufeln, Hacken, Besen und dergleichen von mehreren Feuerspritzen unterstützt, thaten das Uebrige. Obschon der Wind gegen Abend etwas nachließ, so konnten doch die wenigen, innerhalb der Stadtmauern am Berg hin zerstreuten einzelnen Häuser nur mit großer Mühe gerettet werden; die neben der südwestlichen Redoute in der Ringmauer angebrachte Ausfallthüre wurde nebst der daneben befindlichen großen Artilleriebaracke ein Raub der Flammen. Wenn der Scirocco nur noch eine halbe Stunde mit derselben Heftigkeit fortgedauert hätte, so war höchst wahrscheinlich die Stadt verloren.

Wir entledigten uns jetzt unsers Auftrages bei dem Unterpräfecten, Ben-Amar mußte mit, so sehr er sich auch dagegen sträubte, und hatte das Glück vor den Augen des gestrengen Herrn Gnade zu finden. Der arme Director der Baumschule aber war nicht so glücklich, er hätte sich nach der Meinung des Herrn Unterpräfecten ganz anders benehmen sollen u. s. w.; ich fand diese schwarzgalligen Bemerkungen höchst ungerecht und ungeziemend, allein seine Gestrengen trafen doch Anstalten zur Absendung des verlangten Pikets und dieß war die Hauptsache.

Ben-Amar zog sich jetzt in eines der arabischen Kaffeehäuser zurück, wo er, wenn ihn seine Berufsgeschäfte nach Philippeville führten, zu übernachten pflegte; ich drückte ihm die Hand und versprach ihm, ihn einmal in seinem Gurbie, hinter dem Dschebel-Alia, wo er mit seiner Mutter und seinem Bruder hausete, zu besuchen. Wir hatten aber einander zum letztenmal gesehen, denn drei Wochen später wurde der gute Ben-Amar von der Cholera weggerafft, welche die Stämme gegen den Wed-Fendek hart heimsuchte. Ich betrauerte ihn von Herzen, denn nichts knüpft die Menschen, trotz der Verschiedenheit des Standes und der Erziehung, mehr aneinander, als gemeinschaftlich miteinander bestandene Gefahren und Abenteuer.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Brand auf den Berggipfeln fort und war einem ungeheuern Festfeuerwerk zu vergleichen. Nur ist es im Interesse der Colonie zu wünschen, daß sich solche Feuerwerke nie mehr wiederholen mögen.

Die große Feuersbrunst war eine Zeit lang der Gegenstand der täglichen Unterhaltung und man trug sich mit den gewagtesten Meinungen über die Ursachen derselben um. Der Herr Unterpräfect des Kreises von Philippeville brauchte drei ganze Monate dazu, um der Sache auf die Spur zu kommen und sprach sich dann officiell in dem Beschluß dahin aus, „daß es den Arabern verboten seyn solle, trockenes Holz nach der Stadt zu bringen, es sey denn sie könnten nachweisen, daß das Holz von ihrem Eigenthum komme.“ Dieser Beschluß macht dem Scharfsinn des Hrn. Unterpräfecten von Philippeville alle Ehre, obschon Uebelwollende seine Erwägungen höchst lächerlich finden wollen. Dem sey nun wie ihm wolle: so viel ist indessen gewiß, daß durch diesen Beschluß in einer Gegend, wo es nicht an Holz mangelt, das Brennholz selten und theuer geworden ist, worunter die arme Classe am meisten zu leiden hat; unterdessen bleibt ganz in der Nähe von Philippeville eine Menge abgestorbenen Holzes unbenutzt und kann dem Aufkommen der jungen Triebe nur hinderlich seyn.

Die Bevölkerung der Stadt ist in der Hoffnung, daß der neue Unterpräfect den Beschluß seines Vorgängers als unzweckmäßig und dem öffentlichen Wohl entgegen widerrufen werde.

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Ein ernster Vorwurf wird indeß mit Recht der Regierung des Generals Santa Cruz gemacht. Oft von Geldnoth gedrängt, um innern wie äußern Feinden zu widerstehen, griff er zu der unglücklichen Maaßregel das Geld zu verschlechtern, indem er beinahe ein Drittel Zusatz beifügte. Er hoffte ohne Zweifel diese Münzen eines Tages leicht aus der Circulation ziehen zu können, aber dieser Tag den er für nahe hielt, kam niemals; er selbst fiel unter den Anstrengungen seiner Feinde, und die von ihm geschaffene falsche Münze blieb in Peru und Bolivia, welche die Masse derselben noch fortdauernd wachsen sehen.

Der innere Friede war allenthalben hergestellt, und Santa Cruz brauchte nur noch sein Werk zu befestigen. Leider sollten ihm neue Schwierigkeiten, auf die er nicht gerechnet hatte, von außen kommen. Chili hatte die Unruhen in Peru benützt, um in seine Häfen fast den ganzen Handel Europa's zu ziehen, dessen mächtiges Entrepot Valparaiso geworden war. Chili fürchtete diesen Vortheil zu verlieren, wenn die Ruhe zu Lima hergestellt würde, und zudem erließ Santa Cruz ein Decret, welches direct den chilenischen Handel traf, indem er die Schiffe, welche, ehe sie in einen peruanischen Hafen einliefen, in einem chilenischen angelegt hatten, einer starken Erhöhung der Abgaben unterwarf; eine große Anzahl Schiffe mußte sich also jetzt direct nach Callao begeben, das ihnen den vereinigten Markt von Peru und Bolivia anbot, welcher viel reicher und vortheilhafter war, als der von Chili. Dieß war für letzteres eine Frage von höchster Wichtigkeit, und es sah keine andere Lösung, als den Sturz der Föderalregierung und den Fall von Santa Cruz. Der Krieg ward beschlossen und die Vorwände konnten nicht fehlen.

General Freyre, Expräsident von Santiago und nach Peru verbannt, hatte insgeheim zu Callao zwei Schiffe ausgerüstet, mit denen er an den Küsten von Chili zu landen versuchte, um die Verwaltung des General Prieto zu stürzen. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß Santa Cruz die Plane Freyre's nicht kannte, gewiß ist aber, daß er sie nicht unterstützte. Chili glaubte nichtsdestoweniger Repressalien ergreifen zu müssen, und obwohl Freyre in seinem Unternehmen gescheitert war, schickte die chilenische Regierung doch ein Kriegsschiff, die Brick Achilles, nach Callao. Als befreundetes Fahrzeug und ohne daß irgend jemand den mindesten Verdacht hegte, zugelassen, nahm die chilenische Brick in der Nacht vom 21 auf den 22 August 1836 drei peruanische Kriegsschiffe weg, welche sich auf ihrer eigenen Rhede überfallen ließen. Nicht

Digitized by Google

nur hatte keine Kriegserklärung stattgefunden, sondern die Regierung von Santiago hatte auch wegen der Angelegenheit des Generals Freyre noch nicht einmal eine Reclamation in Peru erhoben. Am Tage nach diesem Piratenstreich sandte der Befehlshaber der Brick Achilles eine Note nach Lima, daß die Wegnahme dieser drei Schiffe nur der Vorläufer ernsterer Feindseligkeiten sey. Santa Cruz ließ im ersten Zorn den chilenischen Geschäftsträger verhaften, setzte ihn zwar bald in Freiheit, schickte ihm aber seine Pässe zu mit dem Befehl augenblicklich das Gebiet der Republik zu verlassen.

Indeß sandte Chili, um die Drohungen des Commandanten der Kriegsbrick zu unterstützen und die Feindseligkeiten fortzusetzen, ein Geschwader unter dem Befehl des Admirals Blanco nach Callao. Er wollte augenscheinlich den Krieg, um aber doch wenigstens den Anstand zu beobachten, ward ein bevollmächtigter Minister, Hr. Egaña, ans Land geschickt, um eine Uebereinkunft vorzuschlagen. Santa Cruz, welcher fühlte, daß er seine Macht nur durch den Frieden befestigen könne, willigte darein Egaña zu empfangen. Die Conferenzen wurden eröffnet, man sah aber bald, daß eine Verständigung unmöglich sey. Peru konnte die demüthigenden Bedingungen, welche Chili ihm auflegen wollte, nicht annehmen, und Egaña verweigerte jede Nachgiebigkeit. Santa Cruz machte einen letzten Versuch den Frieden zu erhalten, und schlug vor den Streit den fremden diplomatischen Agenten zu Lima zur Entscheidung vorzulegen, und sich dieser zu unterwerfen. Dieser Vorschlag ward zurückgewiesen, wie die andern, und nun war der Krieg unvermeidlich; er wurde am 28 December 1836 erklärt, und kurze Zeit darauf verband sich die argentinische Regierung mit Chili, um die Conföderation zu stürzen.

Die Kriegsrüstungen hinderten Santa Cruz nicht, sich thätig mit der innern Organisation der drei vereinten Republiken zu befassen, denn er wußte, daß er von den innern Feinden viel mehr als von den äußern zu fürchten habe; die chilenische Marine war allerdings der seinigen überlegen, besonders nach der Wegnahme der drei Schiffe durch die Brick Achilles, aber Peru und Bolivia konnten ein bedeutendes Heer auf die Beine stellen, und alle dem Angriff offene Punkte ihrer Küste vertheidigen. Die ganze Frage für ihn lag also in der Aufrechthaltung der innern Ruhe, darum eilte er unaufhörlich vom Norden nach dem Süden, von Peru nach Bolivien, nach allen Punkten des ungeheuren Landes, das er regierte, wo er nur immer seine Anwesenheit für nöthig hielt. Zu gleicher Zeit wurde eine Deputirtenversammlung nach Tacna berufen, um die Constitution für die föderirten Republiken zu entwerfen. General Santa Cruz begab sich dahin, sowohl um in der Versammlung den Vorsitz zu führen, als um seine Streitkräfte im Süden zu vereinigen, und seine Vertheidigungsanstalten gegen die wahrscheinlichen Einfälle von Chili her zu treffen. Die Versammlung bestätigte Santa Cruz den Titel eines Protectors der Föderation, welcher ihm schon zu Sicuani und Huaura ertheilt worden war. Jeder der drei Staaten sollte seine besondere Regierung behalten, und eine allgemeine Regierung bestehen, aus zwei gewählten Kammern, die sich alle zwei Jahre abwechselnd in einer der drei Republiken versammeln sollten. Die Ernennung des obersten Protectors gebührte dem Congreß, und sollte alle zehn Jahre geschehen, der austretende Protector aber wieder gewählt werden können. Dieß waren die Hauptbestimmungen der zu Tacna angenommenen Constitution, die jetzt nur noch von jedem der drei Staaten ratificirt zu werden brauchte. Leider erhoben sich gerade da Schwierigkeiten, wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen. Während der Abwesenheit von Santa Cruz hatte sich in Bolivien eine starke Opposition gegen ihn gebildet, der unter der Präsidentschaft Calvo's versammelte Congreß enthielt in seinem Schooße eine mächtige Partei, welche das System der Conföderation verwarf. Diese Partei, unzufrieden mit der für Lima allzugünstigen Richtung, welche sich bei Santa Cruz kundgab, fürchtete Bolivien möchte mit der Zeit von Peru verschlungen werden, seine abgesonderte Existenz einbüßen, und nichts mehr als eine Provinz seiner glücklichen Nebenbuhlerin seyn. Die kaum geschlossene Föderation stand also auf dem Punkte wieder zu zerreißen, Santa Cruz glaubte sich alsbald selbst nach Bolivien begeben zu müssen, überzeugte sich aber bald, daß unter den herrschenden Umständen jede Discussion gefährlich wäre, und schnitt die Schwierigkeit kurz ab, indem er den Congreß auf unbestimmte Zeit vertagte.

Schon vorher hatte er den Verlegenheiten seiner Lage ein wichtiges Opfer bringen müssen. Die Reformen der innern Verwaltung hatten stets seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und eine der dringendsten war ohne Widerspruch die der Gesetzgebung. Darum hatte er bald nach seiner Ankunft zu Lima einen neuen Gesetzcoder bekannt gemacht, der großentheils im Geist des französischen Gesetzbuchs abgefaßt war, und an die Stelle des Irrsals von spanischen Gesetzen und Verordnungen treten sollte, die bis auf diesen Tag in Peru gegolten hatten. Die Einführung dieses Coder stieß aber auf große Schwierigkeiten, namentlich in der Magistratur und bei den Advocaten, die plötzlich aus ihrem Schlendrian herausgerissen werden sollten, und endlich auch bei der Geistlichkeit, deren allzu große Vorrechte er verminderte. Eine Deputation, an deren Spitze der Erzbischof von Lima stand, begab sich in den Palast, um den Protector zu bitten, den neuen Gesetzcoder zu modificiren. Santa Cruz, dessen Regierung noch nicht gehörig befestigt war, hielt es für klug, für den Augenblick nachzugeben. Eine Commission wurde ernannt, um den Coder zu revidiren, und seine Anwendung wurde provisorisch suspendirt. Als Santa Cruz fiel, vernichteten seine Feinde aus Haß gegen ihn alles, was er geschaffen hatte, und der neue Coder, der ohnehin nur allzu vielen Widerstand fand, verschwand nothwendig mit seinem Schöpfer.

Während Santa Cruz die Provinzen Peru's durchzog, um die innere Ruhe zu sichern, hatte Chili seine Rüstungen beschleunigt, und im Monat October 1837 erschien seine Flotte vor dem kleinen Hafen Hornillos nahe bei Quilca, wo sie 2800 Mann Fußvolk und 600 Reiter ans Land setzte, welche sogleich gegen Arequipa marschirten. Zu schwach zum Widerstand zog sich die Besatzung dieser Stadt in die Berge zurück, wo sie die Ankunft von Santa Cruz abwartete, der sich noch in Bolivien befand, und eilig seine Truppen zusammenzog, um sich dem feindlichen Einfall zu widersetzen. Er kam mit bedeutenden Streitkräften, aber um die Chilenen zu schlagen, bedurfte es nicht einmal einer Schlacht. Ich habe schon erwähnt, daß Arequipa durch eine 20 Leguas breite Sandwüste vom Meer getrennt ist, und daß auf der andern Seite die Cordilleren liegen, wo einige Mann hinreichen, um einer ganzen Armee den Zugang zu versperren. Die Chilenen, welche nicht vorwärts dringen konnten, sahen sich also zwischen der Wüste und den Soldaten von Santa Cruz eingeschlossen, die in überlegener Anzahl herbeikamen. Durch Krankheiten geschwächt, waren die Chilenen unfähig diesem Feind Widerstand zu leisten, und dem Admiral Blanco blieb nichts übrig, als den Weg der Unterhandlungen zu versuchen. Santa Cruz befand sich zu Paucarpata, einem kleinen Dorfe, eine Legua von Arequipa, und empfing hier die Eröffnungen des chilenischen Generals. Mehr als jemals fühlte er das Bedürfniß des Friedens, den er immer gewünscht hatte, und beging den Fehler allzu bereitwillig auf Vorschläge zu hören, und nicht die genügenden Garantien zu verlangen, um die Ausführung des mit Blanco abgeschlossenen Vertrags zu sichern. Hielt sich die chilenische Regierung, sobald ihre Armee aus der Sackgasse, in die sie sich hineingezwagt, heraus war, durch das Wort ihres Generals gebunden? Ohne sich um diese Frage zu kümmern, unterzeichnete Santa Cruz am 17 November 1837 den Frieden auf Bedingungen, die für beide Theile ehrenvoll, aber für Peru nicht so vortheilhaft waren, als Santa Cruz sie hätte auflegen können. Admiral Blanco zog sich zurück und schiffte sich unbelästigt ein; 14 Monate später landeten dieselben Truppen, welche Santa Cruz geschont hatte, in der Nähe von Lima, und erfochten den Sieg von Yungay, der dem politischen Leben des Protectors ein Ende machte.

(Fortsetzung folgt.)

Weiches und hartes Wasser in London. Die Commission, welche die Versorgung Londons mit Wasser bespricht, ist der Ansicht, kein Flußwasser, sondern nur Regenwasser zu verwenden, indem letzteres viel vortheilhafter sey, und dadurch nur beim Waschen eine Ersparniß von 4000,000 Pfd. St. an Seife, und beim Theeverbrauch von einem Drittel des Thees gewonnen werde. (Athen. 8 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 146. 19 Junius 1850

Italien.

Für Italien ist wieder ein Haltpunkt eingetreten, ein Temps d'arrêt, wie die Franzosen sich ausdrücken. Nicht die Waffen sind es, welche den dortigen Streit im Wesentlichen entscheiden werden, wenn gleich im Augenblick die Ruhe nur durch die Waffen aufrecht erhalten wird. Wichtige Fragen, welche die europäische Welt bewegen und die Zukunft bestimmen, wandern von einem Lande zum andern, treten unter verschiedenen Verhältnissen auf, und müssen Perioden der Prüfung und Metamorphosen bestehen, bis sie ins Völkerleben eindringen und mit demselben verwachsen. So die Kirchenfreiheit, welche Frage vor mehr als 300 Jahren durch die Reformation in Deutschland angeregt, dann lange durch den Polizeistaat zurückgehalten, endlich in Belgien unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen sich Bahn brach, und in Frankreich an dem festgeschlossenen Polizeistaat bis jetzt scheiterte; nun ist sie in Italien aufgetreten durch den Entschluß der österreichischen Regierung, die katholische Kirche von aller Vormundschaft zu entbinden. Wir haben es hier nicht mit den allgemeinen Beziehungen dieser Frage zu thun, nicht mit dem Einfluß, welchen sie in Deutsch-Oesterreich und Böhmen, in Folge des lange unterdrückten protestantischen Geistes, in Ungarn auf den mit dem Protestantismus ziemlich eng verschwisterten Magyarismus, und im slavischen Süden auf die Verhältnisse der griechischen Kirche üben wird, welche bereits dieselbe Freiheit, wie die katholische, für sich in Anspruch nimmt, sondern mit dem Gegensatz, welchen die Siccardischen, auf josephinischen Grundsätzen ruhenden Reformen in Piemont mit dem neuen österreichischen Grundsatz der Entlassung der Kirche aus der Vormundschaft bilden wird. Der Gegensatz ist schneidend, und der Papst hat bereits seine Entscheidung gegeben, indem er in seiner neuesten Allocution sich für den österreichischen Grundsatz gegen die Siccardischen Reformen erklärte. Man wird die ganze Bedeutung dieses Schrittes von Seite Oesterreichs, wie des Papstes ermessen, wenn man sich erinnert, wie Metternich in einer vom August 1847 datirten Zuschrift an den österreichischen Gesandten zu Paris, den Grafen Appony, sich über diesen Punkt äußert: „Läßt die Stellung des Oberhaupts der christlichen Gemeinde diesem, wie jedem andern Staatsoberhaupt, das Recht, in weltlichen Angelegenheiten alles zu thun? Das ist mehr als zweifelhaft. Möge der Papst sich nicht hinreißen lassen durch die Lehren der Gioberti und Lamennais, welche ihm predigen sich auf den demokratischen Theil der katholischen Ideen zu stützen. Das ist eine falsche und verderbliche Gewalt. Wenn der Papst seine Zuflucht dazu nehmen wollte, so würde er Europa den größten Gefahren aussetzen, die es je seit der französischen Revolution bestanden hat."

Die Kirchenfreiheit muß die Kirche in mancherlei Conflicte mit dem Staate bringen, und da die weltliche Macht für die bürgerliche Gesellschaft zu wichtig ist, so kann die Kirchengewalt nie völlig siegen; da aber ihre Arme über die einzelnen politischen Staaten hinausreichen, so bildet sie eine Gewalt außerhalb derselben, und kann diese nur dadurch behaupten, daß sie ihre eigene schwache weltliche Macht, den Kirchenstaat, vollends aufgibt. Dahin muß die Kirchenfreiheit mit der Zeit führen, gewiß zum Vortheil der Kirche selbst, aber gewiß auch nur auf Kosten gewaltiger Kämpfe, welche auf den jetzigen Territorialbestand namentlich in Italien nicht ohne Einfluß bleiben werden. Man vergesse nicht, daß Frankreich sich in einer ganz andern Lage befindet: es ist auf drei Seiten durch Meere und Gebirge abgeschlossen, und die nichtfranzösischen Theile seines Gebiets sind im Verhältniß zum Ganzen zu unbedeutend, als daß sie ein Gewicht in die Waagschale legen könnten. Die Nation wird das unter sich ausmachen, und der Gährungsproceß kann ohne Störung der öffentlichen Ruhe eine geraume Anzahl von Jahren hindurch verlaufen. In Deutschland ist die Vorarbeit dieses Kampfes längst gethan: der westphälische Frieden hat verschiedene Religionsgenossenschaften mit gleicher Berechtigung neben einander gestellt, und dieser Grundsatz ist in Saft und Blut der Nation übergegangen; man wird hier vergebens die einzelnen Religionsgenossenschaften gegen einander aufzubringen suchen, und jede Religionsgenossenschaft würde ungebührliche Anmaaßungen der andern zurückweisen. In Italien ist der Fall ein anderer: hier steht die Macht des Katholicismus unerschüttert, und nur im Innern der Kirche regen sich bedeutende Streitfragen; hier stehen hohe und niedere Kirche in einem sehr schneidenden Gegensatze, und die letztere schließt sich einerseits den nationalen Bestrebungen, andrerseits den einzelnen Regierungen an, weil sie von diesen Schutz gegen die oft strenge Herrschaft der Kirchenobern verlangt und erwartet, ein Hauptgrund, weßhalb die Siccardischen Reformen in Piemont so vielen Anklang fanden. Im allgemeinen wird der niedere Clerus, der dem Volke näher steht, das nationale Element verstärken, und da dieses seine Hauptstütze jetzt in Piemont findet, so wird sich der niedere Clerus vorzugsweise zu Piemont hinneigen, während die Träger der streng kirchlichen Idee, der hohe Clerus, sich zu Oesterreich hingezogen fühlen, und mit diesem und dem Papst vereint stehen werden. So ist der von Oesterreich ausgesprochene Grundsatz der Entlassung der Kirche aus der Vormundschaft die neue Form des Bündnisses zwischen Oesterreich und dem Papst, eine

Digitized by Google

umfassendere, tiefer begründete als die frühere, welche nur auf der drohenden materiellen Macht Oesterreichs beruhte, und dieses zum Zionswächter aller alten politischen Schäden machte, selbst gegen seinen Willen, denn vom Jahre 1831 an hat niemand eifriger eine Heilung der innern Verwaltung des römischen Staats erstrebt, wie Oesterreich, und daß es diese Heilung nicht durchzuführen vermochte, weil sein Einfluß an den zähen Gewohnheiten des Priesterregiments scheiterte, hat Oesterreich selbst am allerschmerzlichsten gefühlt und vielleicht auch am schwersten gebüßt. Jetzt hat es durch das neue Bündniß mit dem Papst den ganzen Haß unerreichter politischer Reformen auf die französische Republik geworfen.

Frankreichs Stellung vor der Februarrevolution zu Italien ist in der Correspondenz zwischen Guizot und Rossi zu klar gezeichnet, als daß man an der Richtung seiner Politik in jener Periode zweifeln könnte. Guizot wollte alle Reformen im Innern der einzelnen Staaten fördern, fest überzeugt, daß eine solche Freiheit in den einzelnen Staaten den Unabhängigkeitsgeist in Bezug auf Oesterreich stärken und so den Interessen Frankreichs dienen müsse. Dagegen warnte er, wie Rossi, unaufhörlich, die Italiener sollten nicht zur Erringung ihrer nationalen Unabhängigkeit auf einen allgemeinen europäischen Brand rechnen. Dieß war der Punkt, hinsichtlich dessen die damalige französische Politik mit der österreichischen übereinstimmte. Für Polen, für Italien stand die Aussicht da, durch einen „allgemeinen Brand" wie man sich ausdrückte, mit andern Worten durch eine deutsche Revolution zu ihrer Unabhängigkeit zu gelangen; eine solche Revolution konnte Frankreich um seiner selbst willen nicht wünschen, und es gehörte die ganze hochmüthige Bornirtheit, die in dem Ton der alten französischen Opposition herrschte, dazu, um der Regierung aus ihrer Stellung ein Verbrechen zu machen; darum war es auch eine nicht minder große Thorheit, wenn die französische Republik in den ersten fünf bis sechs Monaten ihres Daseyns die republikanische Partei in Italien gegen den König von Sardinien unterstützte. Frankreich arbeitete dadurch nur Oesterreich in die Hände, folglich seinem eigenen Interesse und Streben, sich in Italien festzusetzen und einen dauernden Einfluß zu gewinnen, entgegen. Darum fiel der Umschlag in der französischen Politik, als die römische Expedition angeordnet wurde, so entsetzlich auf, denn diese Expedition hieß mit einem Worte nichts anders als der Guizot'schen Politik Recht geben und der ganzen herkömmlichen, durch die Revolution zur Gewalt gelangten französischen Phraseologie über den Beruf Frankreichs ins Gesicht schlagen. Den Don Quixote der Völkerfreiheit und Völkerunabhängigkeit auf eigene Kosten und Gefahr zu machen, einen allgemeinen Krieg muthwillig herausfordern, und mit unkräftiger Hand Napoleons Riesenschwert zu schwingen, das konnte der von so vielen Schwierigkeiten umrungenen republikanischen Regierung nicht einfallen, und so hat man denn noch zeitig, trotz alles Geschreies, in die breitgetretene Bahn der monarchischen Politik Louis Philippe's wieder eingelenkt.

Wollte man nicht Oesterreich völlig und unbeschränkt Herr in Ober- und Mittelitalien werden lassen, so mußte man sich zu der römischen Expedition entschließen, die, so sehr solche auch im Interesse der alten französischen Politik in Italien lag, so sehr Guizot und Rossi den Fall eines Einmarsches vorausgesehen hatten, doch die französische Republik zum Gegenstand des Gelächters und des Hasses in Italien machte. Da die französische Regierung keinem der beiden streitenden Theile Vertrauen einflößte, so mußte ihre Stellung in Italien nothwendig schwach bleiben; Oesterreichs Stellung war dagegen ganz klar: es gewährte materielle Ruhe und Ordnung unter Obhut der österreichischen Waffen; wahr ist's, man liebte die letztern nicht, aber die mannichfachen Unruhen und gesellschaftlichen Zerrüttungen, welche die vorhergegangene Zeit mit sich gebracht hatte, ließen die materielle Ordnung selbst mit diesem unangenehmen Beigeschmack als sehr annehmbar erscheinen. Die Franzosen haben zu spät und zu ihrem Schaden erfahren, daß die Vermittlerrolle zwischen den alten Regierungen und der neuen Zeit ein höchst undankbares Geschäft sey, und ihre Unterhandlungen mit dem Papst sind fast der Kinderspott geworden. Die Frage: kommt der Papst nach Rom? kommt er nicht? hat Monate lang die Zeitungen beschäftigt, und jetzt, nach dem er endlich gekommen, hat er ihnen das Vergnügen gemacht, in seiner feierlichen Allocution sich für das österreichische System zu erklären, während zugleich die Oesterreicher durch die Besetzung der Legationen und Marken bis nach Ancona das Westufer des adriatischen, und durch die Besetzung Toscana's zum Theil das tyrrhenische Meer beherrschen, wodurch sie Ober- und Mittelitalien, Piemont und Rom auseinander halten, und die Franzosen, selbst diejenigen, welche die römische Expedition am lautesten und standhaftesten gepriesen, fangen an, viel weniger von innern Reformen wie früher, und weit mehr von italienischer Unabhängigkeit zu sprechen, Beweis genug, daß sie selbst fühlen, daß ihre Vermittlerrolle ihnen nicht zum Vortheil ausgeschlagen.

Auch in allgemeiner politischer Beziehung haben sie sich schlecht gebettet, und könnten aus ihrer falschen, unhaltbaren Stellung nur heraus kommen, wenn sie sich geradezu als Kämpen der italienischen Unabhängigkeit aufwärfen, ein mißliches Unternehmen, das nicht nur einen Krieg mit Oesterreich, sondern auch einen mit England herbeiführen müßte. Ein Krieg in Italien hätte aber einen zweiten Krieg am Rhein fast zur unvermeidlichen Folge, kurz Frankreich müßte, unter weit ungünstigern Verhältnissen, als in den neunziger Jahren, einen neuen Revolutionskrieg beginnen. Piemont ist jetzt durch den Besitz von Genua und der ganzen Riviera, so wie durch seine neue Umgestaltung im Innern viel stärker als damals, und nur ein glücklicher Kampf mit der englischen Flotte könnte den Franzosen Genua in die Hand liefern. Die Aussicht, daß Siege in Mittelitalien und in der Lombardei gegen Oesterreich Piemont, wie im J. 1799, gleichsam von selbst in ihre Gewalt fallen lassen müßte, ist jetzt ohne Vergleich geringer, und die napoleonischen Reminiscenzen, die im Jahre 1848 vorwalteten, haben in der römischen Expedition ein allzugroßes Dementi gefunden; durch den Wechsel der Politik ist vollends die vermittelnde und die revolutionäre Rolle gleich schwierig geworden. Allerdings ist Oesterreichs Stellung in Italien nicht beneidenswerth, aber immerhin sind sie im Besitz, eine mächtige einflußreiche Partei arbeitet in ganz Italien zu ihren Gunsten, und nur anderweitige Schwächung und überwiegende französische Waffengewalt könnten sie aus dem Besitz werfen.

Die italienischen Mächte selbst spielen augenblicklich eine theils unglückliche, theils höchst schwierige Rolle. Neapel ist gegenwärtig gar nicht zu rechnen: der König hat im Innern genug zu thun, sein Volk zu bewachen, und das Diario costituzionale in ein Diario schlechtweg zu verwandeln; eben so wenig steht ein glücklicher Ausbruch sobald in Aussicht, falls nicht die Engländer wieder Sicilien, wo die Noth zum Ausbruch zu treiben scheint, unterstützen. Toscana ist auf unbestimmte Zeit von den Oesterreichern besetzt, eben so der östliche Theil des Kirchenstaats,

Digitized by Google

während der westliche durch die Franzosen niedergehalten wird. Es ist kaum eine Aussicht vorhanden, mit Schweizern und päpstlichen Unterthanen eine päpstliche Armee zusammenzusetzen, welche das Land ohne Hülfe von Fremden in Ordnung erhalten könnte; man hat an eine irische Legion gedacht, sie soll aber an der Forderung Englands, die Officiere zu ernennen, gescheitert seyn, die Idee einer spanischen Legion fand gleichfalls bei der spanischen Regierung, vielleicht auch bei der französischen, keine Gnade, und der Gedanke durch den wiederhergestellten Maltheserorden eine Streitmacht aufzustellen, dürfte sich gleichfalls unausführbar beweisen, schon weil die begüterten Maltheserritter sich nicht wohl entschließen würden, den Polizeidienst im Kirchenstaate zu besorgen. Das Erbtheil Petri ist also gegenwärtig bei seiner Finanznoth und in die Enge geklemmt zwischen seinen hülfreichen Freunden, Frankreich und Oesterreich, so gut wie gar nicht vorhanden. Könnten die Mächte sich verständigen, den westlichen Theil des Kirchenstaats an Toscana, den östlichen an Oesterreich zu geben, Rom aber zur freien Municipalstadt zu erklären, in welcher der Papst, ausgerüstet mit einer aus seinen ehemaligen Besitzungen ausgeworfenen reichen Dotation residirte, und dadurch immer an seinem Wohnorte der erste seyn würde, so möchte für die wahre Unabhängigkeit der Kirche mehr gethan seyn, als mit dem unhaltbar gewordenen Besitz des sogenannten Patrimonium Petri, in welchem sich unläugbar ein immer gründlicherer Haß gegen das Priesterregiment, und — da die Masse des Volks hier nicht zu scheiden pflegt — gegen die Priester selbst ausbildet.

Inzwischen sucht Piemont möglichst die Wunden zu heilen, welche ihm die unbesonnene Politik Carl Alberts geschlagen: gedeckt einerseits durch England gegen Frankreich, andererseits durch Frankreich gegen Oesterreich, ist es bestrebt, seine zu allen Zeiten schwankende Unabhängigkeit zu behaupten. Daß man nicht mit Oesterreich gehen, sondern gelegentlich wieder unter günstigen Umständen als der Vorkämpfer Italiens auftreten will, zeigt der nach dem unglücklichen zweiten Feldzug gegen Oesterreich gefaßte Beschluß auf dem constitutionellen System zu beharren, obgleich man sich dessen ohne alle Mühe hätte entledigen können, und das unsinnige Benehmen der frühern Deputirtenkammer die Regierung selbst dazu aufforderte. Diese aber blieb unter Azeglio's Leitung fest, löste die Deputirtenkammer, welche den Frieden mit Oesterreich nicht anerkennen wollte, auf, ließ an die Wähler Anweisungen und Aufforderungen ergehen, daß sie sich bei den Wahlen betheiligen sollten, und erhielt auf diese Weise eine vernünftigere, gemäßigtere Kammer, welche nicht mit dem Kopf durch die Wand wollte. Den Entschluß der Regierung bei dem constitutionellen System zu verharren, nahm die hohe Geistlichkeit sehr übel, und ihre Hirtenbriefe zur Zeit der Fasten waren stark mit Politik und Ausfällen gegen das Statuto gewürzt; namentlich der Bischof von Saluzzo hatte sich darin ausgezeichnet, und der Erzbischof von Turin, Hr. Franzoni, der seit zwei Jahren Turin meiden mußte, weil er sich durch Unduldsamkeit den öffentlichen Haß zugezogen, und den nach seiner Rückkehr die Regierung durch Truppen, die in seinen Palast verlegt wurden, gegen Insulte schützen mußte, war nicht zurückgeblieben. Unter diesen Umständen legte Graf Siccardi, ehemaliger Richter am Appellhof und bei der gesammten Magistratur hochgeachtet, die nach ihm benannten Gesetze vor, wonach Civilprocesse zwischen Geistlichen und Laien, so wie unter Geistlichen allein, vor die gewöhnlichen bürgerlichen Gerichte gezogen, die Geistlichen denselben Strafgesetzen wie andere Bürger unterworfen und das Asylrecht aufgehoben wurde,[1] lauter Dinge, welche in sehr vielen katholischen Staaten, selbst in Italien z. B. in Toscana und Neapel, längst bestehen. Die Gesetzentwürfe gingen in der Deputirtenkammer mit 130 gegen 26, in der ersten Kammer mit 51 gegen 29 Stimmen durch, und die Gegner sprachen bei weitem weniger gegen die Gesetze, als gegen die Einführung, ehe das mit Rom bestehende Concordat abgeändert sey; Unterhandlungen mit Rom hatten aber bereits seit geraumer Zeit stattgefunden, ohne zu einem Ziel zu führen, und es fragte sich nun, ob man sich noch länger hinhalten lassen wollte. Diese Frage wurde durch die oben erwähnte Mehrheit in beiden Häusern verneinend entschieden. Hat nun auch der Erzbischof Franzoni, der in Turin sehr wenig Freunde zu zählen scheint, sich ganz umsonst zum Märtyrer gestempelt, so ist doch der Conflict zwischen dem hohen Clerus und zwischen der piemontesischen Regierung eine keineswegs gleichgültige Sache, und die bald nach dem Erlaß der siccardischen Gesetze erfolgte Freigebung der Kirche von der staatlichen Vormundschaft durch die österreichische Regierung gibt ihr eine noch höhere politische Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Badigherm (warme Wind) in Ghilan.

(Nach Chodzko. Nouv. Ann. des Voy. April.)

Ghilan hat bekanntlich ein sehr feuchtes Klima, so feucht, daß man im Julius und August die Trommeln, welche vor dem Palast des Gouverneurs geschlagen werden, am Feuer trocknen muß. Um so auffallender ist der „warme Wind" (Badigherm), der manchmal die im September beginnende Regenzeit unterbricht. Zu Rescht kommt er von Westen, mitten aus der Kette der kaspischen Berge, denn die hinter denselben liegenden Länder kennen ihn nur dem Namen nach. Eine Dauer von 24 Stunden genügt, um alle Sümpfe der Niederungen auszutrocknen oder wenigstens mit einer hinreichend dicken Kruste zu bedecken, daß sie einen Reiter tragen können. Er dauert manchmal eine Woche ununterbrochen. Dann löscht man alle Feuer aus, und bleibt in Städten und Dörfern Abends ohne Licht, da der geringste Funken das Holz der Häuser von Arm und Reich in Brand stecken kann, weil sie durch den Wind sehr leicht entzündbar gemacht worden sind. Man hat Dächer von Reisstroh sich von selbst entzünden und das Feuer in den Wäldern fortpflanzen sehen. Rescht, Fumen und Lahidschan sind mehr als einmal von Feuersbrünsten verheert worden, welche durch den Badigherm veranlaßt wurden. Die Luft ist während seiner ganzen Dauer ziemlich unangenehm zum Einathmen, man hat indeß nicht bemerkt, daß er zu Krankheiten Anlaß gibt.

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Santa Cruz sah nach Blanco's Abzug allzu spät den begangenen Fehler ein: Chili ratificirte den zu Paucarpata abgeschlossenen Frieden nicht, und der Krieg begann abermals und lebhafter wie je. Chili wollte um jeden Preis die perubolivianische Conföderation vernichten; es fürchtete die Concurrenz des Hafens von Callao für Valparaiso, es fürchtete namentlich die überlegenen Talente des Generals Santa Cruz, und sah, um seine Handelsüberlegenheit zu behaupten, kein anderes Mittel als den Krieg. Santa Cruz war also genöthigt wider Willen die Waffen wieder zu ergreifen.

Das chilenische Geschwader, bestehend aus fünf Fahrzeugen unter den Befehlen Postegos, erschien bald wieder vor der Rhede von Callao (3 Mai 1838). Es war allerdings zu schwach, um ernstliche Besorgnisse wegen einer Landung einzuflößen, wenn die innere Ruhe nicht gestört gewesen

[1] Später wurde auch bei Schenkungen an geistliche Corporation die Genehmigung der Regierung vorbehalten.

wäre. Leider machte sich seit geraumer Zeit ein dumpfes Mißvergnügen in Nordperu bemerklich, welches die Gründung der Conföderation und die Bildung Südperu's als unabhängigen Staats immer mit Mißvergnügen betrachtet hatte. Gamarra hatte immer noch zahlreiche Anhänger, die eben darum Feinde von Santa Cruz und geneigt waren, zu seinem Sturze den Chilenen die Hand zu bieten. Diese rechneten auch auf solche Mißverständnisse. Die Anwesenheit einer bolivischen Armee in der Umgegend von Lima, die große Anzahl wichtiger Stellen in der Verwaltung, welche mit den immer noch als Fremde betrachteten Bolivieren besetzt waren, hatten die nationale Eigenliebe der Peruaner verletzt, und die Conföderation war schon viel stärker durch diese Keime inneren Zwiespalts als durch die Waffen Chili's bedroht. Zudem lastete der Krieg, den man allein gegen Santa Cruz gerichtet wußte, besonders schwer auf Nordperu, das gerade am mindesten geneigt war, ihn zuertragen. Die verspätete Anerkennung durch den bolivischen Congreß zu Cochabamba (30 Mai 1838) war kein Ersatz für die Schläge, welche zu Lima auf die Conföderation geführt wurden. Ein Revolutionsversuch hatte stattgefunden, war zwar unterdrückt worden, aber die öffentliche Meinung sprach sich nichtsdestoweniger gegen die Conföderation aus, und alle Anhänger der gefallenen Regierungen, alle Ehrgeizigen, die in einer Revolution nur das Mittel sahen zur Gewalt zu gelangen, arbeiteten eifrig daran, den Haß der Peruaner gegen die Bolivier rege zu machen. Bereits unterhielt der General Nieto, der in Nordperu commandirte, Einverständnisse mit dem chilenischen Admiral; Gamarra und Lafuente, die nach Chili geflüchtet waren, unterhielten einen geheimen Briefwechsel mit den Unzufriedenen, und feuerten das Cabinet von Santiago an, seinen Landungsplan in Ausführung zu bringen. Sie rechneten dabei auf ihre Anhänger und suchten deßhalb den Krieg nicht mehr als einen Kampf von Nation zu Nation, sondern als den zweier Parteien darzustellen, von denen sich die eine auf die Einmischung Chili's, die andere auf die Boliviens stützte. Um den schlimmen Eindruck eines fremden Einfalls möglichst zu vermeiden, hatten sie es dahin gebracht, daß man verbannten peruanischen Officieren wichtige Stellen in der chilenischen Armee anvertraute, und sie selbst sollten in deren Reihen auftreten.

Orbegoso, mochte er es nun insgeheim bedauern, seine Macht unter dem Protectorat von Santa Cruz auf Nordperu beschränkt zu sehen, oder glaubte er, daß die Interessen seines Landes ihm eine Aenderung seines Verhaltens vorzeichneten, genug erklärte sich jetzt seinerseits gleichfalls gegen das Föderativsystem. Santa Cruz, der sich häufig nach den verschiedenen Punkten der beiden von ihm regierten Staaten begeben mußte, befand sich damals in Südperu, seine Feinde hatten somit freies Feld, die dem Protector treu gebliebenen Truppen sahen sich genöthigt Lima zu verlassen, und zogen sich nach Callao zurück. Die Chilenen fanden den Augenblick zu einer Landung günstig, und benützten ihn um so eher, als sie gerade Verstärkungen erhalten hatten. Nachdem sie noch eine Zeitlang vor Callao gekreuzt, liefen sie in die kleine Rhede von Ancon ein, einige Leguas nördlich von Lima, und landeten hier unter den Befehlen von Bulnes (8 August 1838).

Hier ergab sich eine der in Peru so gewöhnlichen Complicationen. Orbegoso hatte sich zwar gegen Santa Cruz und die peru-bolivianische Conföderation ausgesprochen, war aber nicht gemeint, eine Armee, welche das Gebiet von Peru angriff, als befreundet zu empfangen. Zudem befanden sich Lafuente und Gamarra, die beiden unverbesserlichen Verschwörer, in den Reihen der Angreifer; mehr bedurfte es nicht, um Orbegoso zu bestimmen, an der Spitze von 2500 Mann gegen die Chilenen zu marschiren. Am 17 August zogen die Chilenen nach der Straße von Callao, anderthalb Leguas von Lima, und am 21sten wurde unter den Mauern der Stadt ein entscheidender Kampf geliefert. Die peruanische Armee schlug sich gut, war aber weit schwächer an Zahl, und ein bedeutendes Corps unter General Nieto, der im Einverständniß mit General Bulnes stand, nahm keinen Antheil am Gefecht. Orbegoso's Truppen wurden gänzlich geschlagen, Lima fiel in die Gewalt der Chilenen, und Gamarra ließ sich durch eine Versammlung von Notabeln, welche Bulnes alsbald zu diesem Ende berief, zum provisorischen Präsidenten ausrufen. Orbegoso schloß sich anfangs in die Veste von Callao ein, begab sich aber dann an Bord der französischen Fregatte Andromeda. Erst am 10 November erschien General Santa Cruz, nachdem er seine Truppen gesammelt, vor Lima an der Spitze von 6500 Mann, Bulnes glaubte ihn nicht erwarten zu dürfen, und zog sich gegen Huaras zurück, Santa Cruz aber statt ihn unablässig zu verfolgen, und ins Meer zu werfen, verlor eine kostbare Zeit zu Lima, und gestattete dadurch den Chilenen sich zu befestigen.

Indem Santa Cruz zu Lima sich aufhielt, hegte er einen Plan, dessen Ausführung leider seinen Erwartungen nicht entsprach. Nicht zufrieden die Chilenen aus Peru zu verjagen, wollte er auch namentlich ihre Marine vernichten, da er aber selbst ihnen nichts entgegenzusetzen hatte, so begünstigte er die Ausrüstung von Corsaren, die sich namentlich unter den desertirenden Matrosen aller Nationen, welche die Aussicht auf eine leichte Beute in großer Anzahl herbeizog, recrutirten. Handelsfahrzeuge wurden gekauft und zum Kriege ausgerüstet; mit Caperbriefen versehen und mit der peruanischen Flagge ausgerüstet, sollten sie alle chilenischen Schiffe angreifen, und dessen Seehandel vernichten. Ein Franzose, Namens Blanchet, den Santa Cruz zum Schiffscapitän ernannte, erhielt den Befehl über diese Corsaren, und lief auch alsbald aus dem Hafen von Callao aus. Anfangs war er glücklich, und dieß ermuthigte ihn so, daß er endlich die vereinte chilenische Escadre angriff. Das Glück schien ihm anfangs günstig; er hatte durch sein überlegenes Geschütz dem Schiffe, auf dem sich der chilenische Befehlshaber befand, großen Schaden zugefügt, und war im Begriff dasselbe zu entern, als ihn eine Kugel niederstreckte. Entmuthigt durch den Fall ihres Anführers stellte die Mannschaft des Schiffs den Kampf ein, beide Schiffe trennten und begnügten sich, einander gegenseitig zu beobachten, ohne das Feuer wieder zu beginnen. Die peruanischen Corsaren liefen wieder in Callao ein, aber Blanchets Tod hatte sie in Unordnung gebracht, Uneinigkeit brach aus unter den Leuten verschiedener Nationen und Sprachen, welche nur die Raubsucht einen Augenblick zusammengehalten hatte, und man mußte die Schiffe, die sie besetzt hatten, entwaffnen.

Das war ein Schlag für Santa Cruz. Die Chilenen blieben Meister des Meeres, und er hatte kein Mittel mehr sie anzugreifen. Endlich entschloß er sich Lima zu verlassen und gegen Bulnes zu marschiren, der noch immer zu Huaras stand. Die Truppen des Protectors waren denen seines Feindes weit überlegen und alles schien anzukündigen, daß derselbe vernichtet werden würde; aber im peruanischen Lager gährte seit langer Zeit der Verrath. Beide Armeen trafen sich (20 Junius 1839) bei dem kleinen Dorfe Yungay, einem berühmt gewordenen Orte, denn von der hier gelieferten Schlacht datiren der Sturz der Protectoralregierung und der Fall des Generals Santa Cruz. Dieser zeigte während des Gefechts nicht den nöthigen Muth und Kaltblütigkeit, und da er noch überdieß von seinen Unterbefehlshabern verrathen war, wurde er vollkommen geschlagen, verließ die Trümmer seiner Armee, und eilte nach Lima, um selbst die Nachricht seines Unfalls dahin zu bringen und neue Hülfe zu begehren. Santa Cruz mußte sich, da von den drei Staaten, welche die Conföderation bildeten, Nordperu ihm am wenigsten geneigt war, einer seltsamen Täuschung hingeben, daß er nach der erlittenen Niederlage noch auf dessen Beistand rechnete. Die Unruhestifter, die er einen Augenblick niedergehalten hatte, sahen in seinem nahen Fall nur die Gelegenheit, wieder auf dem öffentlichen Schauplatz zu erscheinen, und sich der Gewalt zu bemächtigen. Mehrere waren auch mit den Chilenen einverstanden, niemand dachte daran sie zurückzuweisen, und man gab sich das Ansehen, in ihnen keine Feinde, sondern Verbündete zu sehen, welche sie von den Boliviern befreiten. Man konnte voraussehen, daß Peru mit der Zeit den Jahrestag der Schlacht von Yungay als einen Sieg feiern würde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebäude zur allgemeinen Industrieausstellung in London soll 2300′ lang und 400′ breit, die Gänge in der Mitte 48′ breit werden. (Times. 6 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 147. 20 Junius 1850.

Die finnischen Bewohner des Gouvernements Petersburg.[1]

Woten (Watjalaiset). Dieses finnische Völkchen besteht aus den Ueberresten der ursprünglichen Bewohner des westlichen Fünftels vom alten nowgorodschen Gebiete, der sogenannten Wotskaja-Pjatina, zu welcher die Städte Jama (Jamburg), Koporje, Ladoga, Orjeschek (Schlüsselburg) und Korela (Kexholm) gehören. Die Zahl der Woten beträgt jetzt ungefähr 5000 Seelen. Von den benachbarten Russen werden sie nur Tschudja, schriftlich Tschud genannt. So unzweifelhaft es ist, daß diese Tschuden die Wod der nowgorodschen Jahrbücher sind, so dürften sie doch auch wohl mit den Tschuchnen oder Tschuchonzen, wie die Esten vorzugsweise genannt werden, verwechselt worden seyn. Die Geschichte erwähnt des Gebietes der Woten schon vor dem Jahre 1054. Aus einer Urkunde vom Jahre 1534 scheint hervorzugehen, daß ihre Wohnsitze im 16ten Jahrhundert noch östlich von Petersburg bis zur Ishora sich erstreckten. Gegenwärtig findet man, von Osten kommend, die ersten Woten nicht gar weit von Koporje, die letzten aber im Dorfe Korokolje (finnisch Joensuu, d. i. Flußmündung), nahe dem Ausflusse der Luga in den finnischen Meerbusen. Von Jahr zu Jahr werden diese Urbewohner der Statthalterschaft Petersburg immer mehr russisch, so daß man nicht ohne Mühe dazu gelangt, ächte wotische Volkslieder zu hören. Die Woten sprechen oder verstehen wenigstens gewöhnlich drei Sprachen: ihre Muttersprache, die Sprache der „lutherischen Finnen" (Aeyrämöiset und Sawakot), und die russische. — Ihre Nationaltracht wird immer seltner.

Ingrier wohnen auf der ganzen Halbinsel Soikina, an beiden Ufern der untern Luga und im nordöstlichen Theile des Kreises Luga. Die letztgenannten sind den übrigen Finnen unter dem Namen Aerräjät bekannt. Die Zahl dieser Aerräjät beträgt jetzt 2179 Seelen. Bei ihnen soll die finnische Sprache immer mehr aus dem Gebrauche kommen.

Aeyrämöiset und Sawakot. Dieser kleine Stamm lutherischen Bekenntnisses zeichnet sich durch seine bunte Kleidertracht aus. Er bemüht sich sehr, die Liebe zu aller nationalen Eigenthümlichkeit in seinen Kindern zu befestigen; doch beginnt die einfachere weiße Kleidung der Sawakot allmählich die Oberhand zu gewinnen, was besonders bei Gelegenheit ehelicher Verbindung der Fall ist. Die ächten Aeyrämöiset sehen dieß nicht gern, und es hat sich ihrer der Glaube bemächtigt, daß mit dem Tode des letzten ihres Stammes das Ende der Welt kommen müsse.

[1] Aus einem Artikel des Herrn Köppen im Bulletin der Academie der Wissenschaften.

Italien.

(Fortsetzung.)

Unter allen diesen Verhältnissen sind die römischen ohne Widerspruch die bedeutendsten, denn so groß ist das Ansehen des Papstthums und der alte Glaube an Rom, daß die Zustände der übrigen italienischen Länder durch das Uebergewicht Roms nahezu beherrscht werden. Die Franzosen erkannten wohl, daß sie mit Rom nichts hätten, wenn sie den Papst nicht hatten, daher die ewige Unterhandlung, um den Papst zur Rückkehr zu bewegen. Einstweilen war Rostolan als bloß militärischer Befehlshaber in Rom geblieben, sah sich aber bald mit der päpstlichen aus drei Cardinälen bestehenden Commission in die widerlichsten Streitigkeiten verwickelt: er mußte mit Gewalt drohen, daß die Cardinäle auch nur den äußern Anstand gegen ihn beobachteten, und dabei war es noch seine Obliegenheit, die Ausbrüche des Priesterhasses, der mit Mazzini und Garibaldi nicht abgezogen war, zu bekämpfen. Da er nur die Polizei- und Militärgewalt, nicht aber das Recht zu politischen Unterhandlungen hatte, so kam er in ewige Verlegenheiten, denen die französische Regierung dadurch ein Ende machte, daß sie ihn Ende Octobers vorigen Jahrs abrief, und den General Baraguay d'Hilliers an seine Stelle ernannte, der zugleich bei der päpstlichen Commission und dem noch immer zu Portici weilenden Papst accreditirt war. Er begab sich kurz nach der Uebernahme seines Postens an letztern Ort, und allen Umständen und Nachrichten zufolge muß sein Auftrag dahin gegangen seyn, den Papst durch die Drohung, die päpstliche Commission durch eine französische Verwaltung zu ersetzen, zur Rückkehr zu bewegen. Abermals umsonst; der päpstliche Hof fand noch einmal einen Ausweg, sich der Anforderung zu entziehen, indem es zur Stützung des päpstlichen Ansehens nöthig sey, den in Rom herrschenden Geldwirren ein Ende zu machen, und dadurch der Rückkehr ein für das Volk günstiges Gepräge aufzudrücken. Trotz dieses glücklich ersonnenen Vorwandes scheint man doch am päpstlichen Hofe endlich mehr und mehr erkannt zu haben, daß die Rückkehr ohne bleibenden Nachtheil für das weltliche Ansehen des Papstes nicht mehr lange verschoben bleiben könne, denn die päpstliche Commission machte den Römern nur die Nachtheile des Priesterregiments fühlbar, nicht die Vortheile, welche mit der Anwesenheit des Papstes, und namentlich eines so milden Mannes, wie Pius IX, dessen Namen seinen Zauber noch keineswegs verloren hatte, verbunden seyn konnten. Die financielle Lage wurde immer schlimmer, die päpstlichen Cassen konnten wiederholt nicht mehr zahlen, und selbst die Bank verweigerte die Auszahlung

Digitized by Google

von Anweisungen über 30 Scudi; neue Steuern, namentlich Consumtionssteuern, mußten ausgeschrieben werden, und die Wiederherstellung der Mahlsteuer stieß an manchen Orten beim Landvolk auf gewaltsamen Widerstand. Alles dieß konnte nicht ohne Einwirkung auf den päpstlichen Hof bleiben, und nach und nach kamen immer mehr einzelne Cardinäle nach Rom, gleichsam um anzudeuten, daß der h. Vater auch nicht mehr lange zögern könne. Zugleich gab der Umstand, daß das bevorstehende Jahr 1850 ein Jubeljahr war, Gelegenheit, dasselbe durch die Rückkehr des Kirchenfürsten zu verherrlichen.

Indeß war diese Rückkehr noch durch gar mancherlei Umstände verzögert: eine bloß französische Besatzung zu Rom war dem päpstlicheu Hofe aus manchen leicht begreiflichen Gründen sehr zuwider, und man hätte gar gerne eine neapolitanische oder eine spanische gesehen, da an eine Mitbesetzung durch Oesterreich nicht zu denken war, allein, wie die Franzosen im April 1849 sich geeilt hatten, vor allen andern fremden Truppen nach Rom zu gelangen, wie sie bisher alle andern Truppen fern gehalten hatten, so wiesen sie auch jetzt die neapolitanischen als Verbündete Oesterreichs zurück, und bewogen den spanischen Hof, seine Truppen abzurufen, die denn auch im November und December Italien größtentheils räumten. So standen die Franzosen zum großen Aerger des päpstlichen Hofs allein da, und nur die Oesterreicher waren durch die Franzosen nicht ferne zu halten: diese besetzten nicht nur mehrere von den Spaniern geräumte Punkte, in welcher Beziehung zwischen Franzosen und Oesterreichern eine Art Demarcationslinie verabredet worden zu seyn scheint, sondern die Besetzung Toscana's durch die Oesterreicher scheint gleichfalls durch das Maaß der Besetzung des römischen Gebiets von Seite der Franzosen bedingt gewesen zu seyn; wenigstens hob der Großherzog um dieselbe Zeit drei Regimenter auf, so daß nur ein einziges toscanisches Regiment übrig blieb, und die lange erwartete Uebereinkunft zwischen der toscanischen Regierung und Oesterreich über die Besetzung des erstern Landes wurde längere Zeit nicht abgeschlossen, sondern sichtlich hinausgeschoben bis zur Entscheidung der Frage, ob und in welcher Stärke die Franzosen nach der Rückkehr des Papstes in Rom bleiben würden.[1] Von einer gut berechneten Schicklichkeit geleitet wurden diese Unterhandlungen möglichst in der Stille geführt, um von keiner Seite den Italienern das Schauspiel zu gewähren, in welcher Art fremde Nationen über ihr Schicksal entschieden. Die Stimmung war im Allgemeinen bitter genug, und die Correspondenzen französischer Blätter geben davon genügendes Zeugniß. So schrieb J. Lemoinne, der Correspondent des Journal des Debats, gegen Ende des vorigen Jahrs an letzteres: „ich werde aus diesem Lande die unwiderstehliche Ueberzeugung mitnehmen, daß alles, was man versucht hat wieder aufzubauen, auf durchaus nichtigen Grundlagen beruht, welche bereits zusammengebrochen sind, und ferner noch zusammenbrechen werden. Warum die Augen verschließen, um das Feuer nicht zu sehen, es wird dennoch immer brennen. Wie lange wird der jetzige Kirchhofsfrieden dauern? ich weiß es nicht. Italien ist erschöpft und vernichtet, die Revolutionen haben es geschüttelt, wie der Sturm einen Baum schüttelt, und haben Blüthen und Früchte heruntergerissen. Vielleicht braucht es Jahre, um Saft und Leben wieder emporsteigen zu lassen. Was aber auch kommen mag, die Nation wird in ihrem Herzen ein Ideal bewahren und dieß verfolgen. Wenn dann die Stunde einer neuen Prüfung, einer neuen Anstrengung kommt, sollte Sieg oder Tod das Ende seyn, immer wird wieder mit ihrer vollen Wucht die unerbittliche Frage über die Lage des Papstes kommen." Es klingt wie ein Ton der Verzweiflung, wenn der Briefsteller als letztes Mittel die Berufung eines europäischen Congresses zur Regelung der italienischen Frage fordert, zum Mindesten ist genug angedeutet, daß die Franzosen ihren Zweck nicht erreicht haben, und was ein europäischer Congreß bewirken soll, ist gar nicht abzusehen: Italien ist nur ein Incidenzpunkt in der großen europäischen Verwicklung, und wie soll man diesen wenn auch wichtigen Incidenzpunkt entscheiden, so lange alle andern Fragen noch schwankend sind.

War die Zukunft trübe und ungewiß, so war die Gegenwart für niemand erfreulich. Was manche schon lange vorhergesagt, daß sich das politische Leben Italiens wieder in Geheimbündlerei zurückziehen werde, schien sich von allen Seiten zu bestätigen: man wollte in Neapel, in Rom und in Toscana einer Gesellschaft der „Einheit Italiens", einer Nachfolgerin der alten Carbonaria auf der Spur seyn, und mochte dieß nun Polizeifurcht oder Polizeierfindung seyn, so waren doch in Rom geheime Verschwörungen gegen das Leben französischer Offiziere und Soldaten an der Tagesordnung;[1] mehrere Ermordungen, welche vorfielen, veranlaßten den Commandanten jeden mit dem Tode zu bedrohen, der mit einem Dolch oder ähnlichen Waffe betroffen würde.[2] Mehrere Hinrichtungen, welche auf offenem Marktplatz erfolgten, stellten einigermaßen die öffentliche Sicherheit her. Dagegen soll von der republikanischen Partei in Rom ein strenges Verbot gegen die Feier des Carnevals erlaßen worden seyn, und der Schrecken erzeugte Gehorsam. Ein Bonaparte, der das Verbot übertrat, wurde durch eine in den Wagen geworfene Granate verletzt, und der Mörder nicht ausfindig gemacht; die Nachforschungen sollen zu allerlei nicht gehörig nachweisbaren und darum auch nicht veröffentlichten Entdeckungen geführt haben. An andern Orten, in Livorno, Turin und Venedig wurden von der Polizei Maßregeln gegen die Masken getroffen, und Mailand stand wie verödet, indem niemand, der sich zur patriotischen Gesellschaft zählte, die Bälle besuchen wollte oder zu besuchen wagte.

Herrschte somit in diesen Kreisen Schrecken, Besorgniß und tiefe Erbitterung, so waren in der höhern Welt Verlegenheiten an der Tagesordnung, der financiellen ganz zu geschweigen. Der Großherzog, der gern seine Kammern wieder berufen hätte und dem Statuto treu geblieben wäre, soll mit dem österreichischen Minister über die Dauer der Besetzung in Zerwürfniß gerathen seyn, und man sprach laut von seiner Absicht, die Krone niederzulegen. Er war das Opfer der Verhältnisse, denn die Oesterreicher besetzten Toscana nicht aus Furcht vor Aufständen, sondern um den Franzosen eine Paroli zu biegen. Diese waren

[1] Auch in der jüngst deßhalb abgeschlossenen Uebereinkunft ist kein Zeitpunkt festgesetzt, wann die Oesterreicher Toscana räumen würden, ein sicherer Beweis, daß nicht der gährende Zustand Toscana's, wo sehr wenig von Aufständen zu befürchten ist, sondern das Verhältniß zu Frankreich den Maaßstab für die Dauer abgibt. Indeß wurden alle diese Verhandlungen mit dem Papst sowohl als mit Oesterreich unter strenger Beobachtung äußerer Rücksichten geführt, und nur Ein öffentliches Actenstück, der Tagsbefehl des Generals Baraguay d'Hilliers nach seiner Ankunft in Rom vom 20 Nov. 1849, enthielt eine Andeutung möglicher neuer Waffenkämpfe. Auffallender Weise wurde dieser Tagsbefehl von keiner italienischen Zeitung mitgetheilt.

[1]) Zwischen diesen Ereignissen in Rom und ähnlichen Auftritten in Toscana gegen Oesterreicher wollte man einen geheimen Zusammenhang wittern.

[2]) Auch in den Provinzen spukte es fortwährend gewaltig; mehreremale wurden ganze Ortschaften, ja Städtchen, regelmäßig gebrandschatzt, und zweimal ergab sich der Fall, daß die Post von Neapel nach Rom aller politischen Depeschen beraubt wurde, sonst aber frei ausging.

Digitized by Google

mit dem Papst noch nicht fertig, und schickten den in hoher Achtung bei ihm stehenden Cardinal Dupont an ihn, der ihn zur Rückkehr bewegen sollte; diesem scheint er auch wirklich das Versprechen gegeben zu haben, zurückzukehren, sobald das Anlehen zu Stande komme. Dieß ward nun von der französischen Regierung eifrigst betrieben, und am 5. März unterzeichnet, darauf ein Consistorium abgehalten, und der Beschluß gefaßt, in der zweiten Osterwoche nach Rom aufzubrechen. Ein am 11 März datirtes Notificationsschreiben ließ, obwohl es noch viele Ungläubige gab, keinen vernünftigen Zweifel mehr, und insoweit hatten die Franzosen endlich ihren Zweck erreicht, allein nicht vollständig. Lange, scheint es, hielt der päpstliche Hof den Rest der spanischen Truppen zurück, [1] um sie theils bei dem Einzug in Rom theils später als Besatzung zu verwenden, indem 8000 Mann derselben neben 8000 Mann römischer Truppen, die unter dem Namen Velites neu organisirt waren, den Dienst thun sollten. Darum wohl sprach auch noch Cardinal Antonelli in seinem oben erwähnten Notificationsschreiben „von den katholischen Waffen," die den Aufstand im Kirchenstaat gedämpft hätten. Ueber diesen Punkt scheinen aber die Franzosen unerbittlich gewesen zu seyn, und sich allein das Besatzungsrecht vorbehalten zu haben. Dagegen drangen sie mit der Forderung nicht durch, daß der Papst zur See und von der französischen Flotte geleitet nach Rom gehen sollte; das wäre den Franzosen zu viel eingeräumt gewesen. Wenn es nach dem päpstlichen Hof gegangen wäre, hätte man die Franzosen ganz heimgeschickt, oder ihnen höchstens eine Besatzung von 6000 Mann in Civitá vechia gestattet. Aus der Abneigung, Franzosen in Rom als Besatzung zu behalten, flossen die chimärischen Plane von fremden Legionen, Erneuerung des Maltheserordens und dgl., lauter Plane, die allgemach im Sande verlaufen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von Layard.

Briefe bis zum 10 April sind von Layard eingelaufen und datirt aus Arban am Flusse Khabur. Die Leser werden sich erinnern, daß es Layards Absicht war in die Wüste einzudringen; er hat dieselbe jetzt drei Wochen lang erforscht, und zahlreiche Reste der alten Bevölkerung gefunden, obwohl nicht so viele Alterthümer als er erwartet hatte. Sein jetziger Aufenthalt ist jedoch reicher an archäologischen Ueberresten, und da diese unzweifelhaft assyrisch sind, so zeigen sie zugleich die große Ausdehnung dieses Reichs. Zwei geflügelte Stiere und andere Ueberreste fanden sich unter den Ruinen. Das Land umher ist sehr schön, die Fluren reich an Gras, und die Ufer des Khabur mit Blumen überdeckt. Hr. Layard will diesen Fluß bis an seine Mündung verfolgen, aber die Araber in dieser Richtung sind denen feindlich, mit welchen er bisher verkehrt hatte, und unter deren Dromedaren, Viehheerden und Zelten er gelagert war. Der Scheich und seine Damen, so wie der ganze Stamm waren sehr gastfrei. (Liter. Gaz. 15 Junius.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. m. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Da Santa Cruz von Lima nichts erhalten konnte, so begab er sich nach Arequipa, wo er ein Reservecorps stehen gelassen hatte. Da der Süden immer günstiger als der Norden für ihn gesinnt gewesen war, hoffte er mit der Unterstützung der Südprovinzen seiner Sache wieder aufzuhelfen. Bald stand er auch an der Spitze einer neuen Armee, Südperu hatte alle seine Hülfsquellen bewahrt, und wenn die Bewohner desselben ihm in der That günstig gesinnt gewesen wären, so war der Kampf keineswegs zu Ende und die Chilenen konnten zurückgewiesen werden, aber in Amerika sind die Freunde, welche bereit sind für ein besiegtes Oberhaupt sich zu opfern, noch seltener als anderswo. Zu Arequipa, wie zu Lima, war bereits jeder kleine persönliche Ehrgeiz in Bewegung, und die Sache des von Fremden überzogenen Landes verschwand hier ebenso unter dem Druck der Privatinteressen. General Santa Cruz, aufs Neue von seinen Soldaten verrathen, und genöthigt, nicht nur die Gewalt niederzulegen, sondern sogar zu fliehen und sich zu verbergen, konnte kaum mit heiler Haut ein englisches Kriegsschiff erreichen, wohin er sich (am 23 Februar 1839) flüchtete. Einige Tage später kehrte der General Gamarra mit den Chilenen nach Lima zurück, und die Bolivier übergaben ihm die Citadelle, die sie bis jetzt noch besetzt gehalten hatten.

So endete die peru-bolivianische Conföderation; ein zu großes Gebäude, eine zu schlecht gefestete Vereinigung von Staaten, die durch tausenderlei Eifersüchteleien getrennt waren, konnte, wie groß auch der Geist des Oberhaupts seyn mochte, nicht dauern, und man konnte vom ersten Tage an den Sturz voraussagen. Die Dazwischenkunft von Chili wurde nur durch die Unzufriedenheit im Innern furchtbar. Nach der vom Congreß zu Tacna votirten Constitution sollte die Regierung des Protectors abwechselnd in die verschiedenen Staaten der Conföderation verlegt werden, factisch aber hatte Santa Cruz Lima zu seiner fast bleibenden Residenz gemacht. Er schien einen großen Schauplatz nöthig zu haben, wo ganz Amerika ihn betrachten konnte, und in dieser Beziehung konnte er allerdings nicht besser wählen; in politischer Beziehung aber beging er einen großen Fehler. Lima, ein ewiger Herd von Intriguen und Revolutionen, war die letzte Stadt, wo er seine Gewalt zu befestigen hoffen konnte. Von den Peruanern stets als Fremder betrachtet, verletzte er wider Willen ihre nationale Eigenliebe, und entfremdete sich zugleich durch den Vorzug, den er Lima gab, die Bolivier, seine wärmsten Anhänger. So bereitete er auf beiden Seiten seinen Sturz vor.

Der Fall der Regierung des Generals Santa Cruz macht Epoche in der Geschichte Peru's. Trotz seiner Fehler und Irrthümer kann man ihn nicht unter die gemeinen Intriganten, die Urheber von Militärrevolutionen, rechnen, welche in der Regierung des Landes auf einander folgten. Santa Cruz war diesen Abenteurern nicht nur durch seine Einsichten, sondern auch durch nationale und amerikanische Sinnesweise überlegen. Nur mit der Größe seines Vaterlandes beschäftigt, wußte er seinen Zweck, wenn auch nicht mit aller wünschenswerthen Geschicklichkeit und Festigkeit, so doch mit unverkennbarer Redlichkeit und mit Edelsinn zu verfolgen. Eine Periode von Anarchie war seiner Präsidentschaft vorangegangen, eine nicht minder traurige Periode folgte ihr, aber auch sie sollte auf einen Zeitraum von Ruhe und Fortschritt hinauslaufen. Der Fall von Santa Cruz führte die sogenannte Restaurationspartei ans Ruder, und Gamarra wurde zum Präsidenten ausgerufen; diese Partei aber, deren vornehmste Häupter sich nur einen Augenblick zum Sturze der bestehenden Regierung verbunden hatten, trennte sich bald selbst, und Gamarra's zweite Präsidentschaft war noch mehr als die erste durch Unruhen und Aufstandsversuche getrübt.

Die für einen Augenblick entmuthigten Freunde von Santa Cruz waren noch zahlreich und mächtig, und namentlich in Bolivien konnte der Exprotector noch hoffen, eines Tages wieder zur Macht zu gelangen. Im J. 1841 stürzte ein Aufstand den General Velasco, der größere Theil der bolivischen Provinzen rief den General Santa Cruz von neuem aus, andere erkannten Ballivian, seinen Stellvertreter und Freund, der jedoch die Sache des Protectors nicht in allem Umfang zu der seinigen machte, als Oberhaupt an. Die Regierung von Lima, die nur aus Restauradoren bestand, war natürlicherweise über diese so leicht vollbrachte Revolution betroffen. Der Präsident Gamarra erhielt sogleich außerordentliche Vollmachten, und die durch zahlreiche Aushebungen verstärkte Armee rückte alsbald nach der Gränze vor, um sich als Beobach-

[1] Noch drei Bataillone waren Ende Februar da; von den vorher abgegangenen hatte ein Theil wegen stürmischen Wetters in Genua gelandet, und die Officiere waren dort im Theater mit Zischen und Pfeifen empfangen worden. Der spanische Consul wollte klagen, ließ sich aber doch endlich beschwichtigen, da das unziemliche Benehmen nicht der spanischen Nation, sondern der Sendung der Truppen gegolten habe — ein Beweis, wie man in ganz Italien die Expedition betrachtete.

Digitized by Google

tungscorps aufzustellen. Das war für Bolivia eine directe Drohung; aber Gamarra, hiemit noch nicht zufrieden, betrat sogar das Gebiet von Bolivia, unter dem Vorwand hier die Revolution zu ersticken, und drang bis La Paz vor, um den Willen Peru's geltend zu machen, das um keinen Preis gestatten wollte, daß Santa Cruz ferner zu Chuquisaca den Oberbefehl führe. Das Gefühl der Nationalität ist bei den Amerikanern äußerst lebendig. Der peruanischen Fahne, die auf ihrem Gebiet wehte, und den Soldaten gegenüber, die von ihnen zu Yanacocha und Socobaya besiegt worden waren, vereinigten sich die in zwei Parteien gespaltenen Bolivier, die Anhänger von Santa Cruz mit denen Ballivians. Dieser hatte den Vortheil an Ort und Stelle zu seyn, erhielt durch gemeinsame Zustimmung den Oberbefehl über die Armee, und die Schlacht von Ingavi (1841), in der Gamarra fiel, krönte ruhmvoll die patriotischen Anstrengungen der Bolivier, welche ihre Feinde über die Gränze zurückjagten.

Stark durch den Glanz des Siegs, den Ballivian eben mit einer schwächern Truppenmacht über den Feind errungen, hatte er keine Mühe sich in der Gewalt zu behaupten, welche ihm die Santa Cruzistas nur für den Augenblick in Anbetracht der dringenden Verhältnisse des Landes anvertraut hatten. In Peru war die Partei von Santa Cruz gleichfalls nicht im Stande, die günstigen Aussichten, welche der Tod Gamarra's zu bieten schien, zu benützen. Santa Cruz selbst zeigte sich unentschlossen, da er sich nicht beeilte, an den Küsten von Südperu, das ihm besonders ergeben war, zu landen. Gamarra hatte übrigens, ehe er Lima verließ, Vorsichtsmaßregeln gegen einen solchen Fall getroffen. Der Präsident des Staatsraths Bermudez war, gleich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Ballivian, der Satzung der Constitution gemäß mit der Vollziehungsgewalt bekleidet worden. Das waren freilich keine ernsten Hindernisse für Santa Cruz, und man darf sich allerdings wundern, daß er nicht mit mehr Entschlossenheit die Gewalt wieder zu ergreifen suchte, die so schwachen Händen anvertraut war. Indeß suchte Menendez die Regierungsgewalt zu behaupten, und rief nach der Niederlage von Ingavi und dem Tode Gamarra's nicht alsbald den Congreß zusammen, damit er zur Ernennung eines neuen Präsidenten schreite. Menendez bedachte nicht, daß er dadurch dem durch Gamarra's Tod erweckten Ehrgeiz Waffen in die Hände gab, denn die Unruhestifter verlangten nichts als einen Vorwand, um über Verletzung der Constitution zu schreien. Nach der Schlacht von Ingavi war eine neue peruanische Armee aufgestellt worden, und General Lafuente hatte den Oberbefehl erhalten. Menendez sah nicht ein, wie furchtbar für ihn die Umtriebe dieses ehrgeizigen Mannes werden mußten. Lafuente beeilte sich mit Ballivian zu unterhandeln statt ihn zu bekämpfen, und dann an der Spitze seiner Truppen das Gewicht ihres Einflusses bei der Wahl eines neuen Präsidenten in die Wagschale zu legen. Menendez erkannte endlich den Fehler, den er begangen, indem er diesem unermüdlichen Verschwörer den Oberbefehl über die Armee übergab. Um der Gefahr zu begegnen, ließ er sogleich eine zweite Armee ausheben, und vertraute das Commando derselben einem noch jungen General, Namens Torrico an, der in der Politik noch gar keine Rolle gespielt, und nur durch einen Cavalerieangriff bekannt war, der ihm einen großen Ruf von Tapferkeit verschafft hatte. Dieser nicht sehr fähige, aber sehr anspruchsvolle Mann hielt sich, wie so viele andere, für allein geeignet die Republik zu retten, und sobald er die Armee hatte, verjagte er Menendez, der sich (16 August 1842) nach Chili zurückziehen mußte.

Uebrigens kann es nichts friedlicheres und minder revolutionäres geben, als die peruanischen Revolutionen. Die Verschwörung spinnt sich eine Zeitlang im Stillen fort, das größte Geheimniß, die undurchdringlichste Verstellung wird beobachtet. Die Rollen sind ausgetheilt, die Proclamationen gedruckt, die künftigen Inhaber der Beamtenstellen bezeichnet, die Belohnungen versprochen, und am bestimmten Tage macht ein Regiment, oder auch nur einige Compagnien, ein Pronunciamiento: fünf oder sechs der einflußreichsten Personen werden in ihren Häusern verhaftet, die andern verbergen sich, einige Adjutanten durchfliegen im Galopp die Straßen, alsbald schließen sich alle Thüren, das Wort Revolution läuft von Mund zu Mund, nur einige neugierige, meist ganz sorglose Köpfe zeigen sich an den Fenstern, die Proclamationen werden angeheftet, und die Revolution ist vollbracht. Die Hefe des Volks, der man einige Geldstücke und Piscobranntwein gibt, begrüßt den neuen Inhaber der Gewalt mit Lebehochrufen, damit am folgenden Tag das officielle Blatt nach dem unabänderlichen Herkommen sagen kann, die Regierung sey von dem ganzen Lande mit Acclamation aufgenommen worden.

Während Torrico seine Revolution zu Lima machte, geschah dasselbe von Lafuente im Süden, nur verbarg er sich unter dem Namen des Generals Vidal, zweiten Vicepräsidenten des Staatsraths, der als solcher sich zum Haupt der Nation erklärte, unter dem Vorwand, daß Menendez, dessen Fall noch unbekannt war, ganz unter der Herrschaft von Torrico und seinen Soldaten stehe, und der erste Vicepräsident, Hr. Figuerola, durch sein Alter und seine schlechten Gesundheitsumstände unfähig sey, die Republik unter den bestehenden schwierigen Verhältnissen zu regieren. Beide Prätendenten standen an der Spitze einer Armee, das Loos der Waffen mußte also unter ihnen entscheiden. Das geschah auch; Torrico verließ Lima, zog seinem Feinde entgegen, und lieferte ihm (October 1842) ein Gefecht bei dem kleinen Dorfe Agua Santa, worin er aber, obgleich stärker an Truppen, seinen früher erworbenen Ruf als muthiger Soldat nicht bewährte. Er ward vollkommen geschlagen, kehrte eiligst, nur von einigen Officieren gefolgt, nach Lima zurück, hielt sich aber nicht daselbst auf, sondern eilte über Hals und Kopf nach Callao an Bord der französischen Kriegsbrick Adonis. In Südamerika sind Kriegsschiffe und Wohnungen der Consuln die allgemeine Zuflucht für gefallene Gewalthaber, unglückliche Revolutionsmacher und politische Abenteurer jeder Art, welche ihren Kopf für den Augenblick in Sicherheit bringen zu müssen glauben. Sie begeben sich dann in ein benachbartes Land, wo sie sich besuchen und besprechen, mit ihren Freunden und zurückgebliebenen Anhängern correspondiren, und ruhig und in voller Sicherheit den Augenblick abwarten, wo sie eine neue Revolution wagen können.

Hinsichtlich dieser unaufhörlich wiederkehrenden Revolutionen muß ich auch etwas über die Rolle sagen, welche die Frauen darin spielen. Die Limeñas, geistvoll, lebendig und intrigant, sind im allgemeinen ihren Ehemännern überlegen, wissen nöthigenfalls die festesten Entschlüsse wankend zu machen, und leiten oft factisch die wichtigsten Angelegenheiten. Begünstigt durch ein ebenso bizarres als zierliches Costüm, das von ihrer ganzen Gestalt nichts als ihren großen schwarzen Augapfel sehen läßt, können sie allenthalben hingehen, alles sehen, alles besuchen, überall intriguiren ohne erkannt zu werden. So ist denn auch keine Revolution, kein Pronunciamiento in Lima vorgefallen, an dem die Frauen nicht den bedeutendsten Antheil gehabt hätten. Sie sind es, die ihre Ehemänner aufreizen, vorwärts treiben, ihre Anhänger anfeuern, ihre Gegner auf falsche Fährte bringen, alles vorhersehen und für den Triumph vorbereiten. Da sie unter dem Saya y Manto — dieß ist der Name ihres unvergleichlichen Costüms — unter einer Maske welche die öffentliche Meinung gewissermaßen für unantastbar erklärt, alles sagen können, so haben sie nicht zu besorgen, sich selbst oder ihre Familien zu compromittiren; höchstens halten sie es, wenn ihre Plane fehlschlagen, für klug, sich für einige Monate in eines der zahlreichen Frauenklöster von Lima zu verschließen. Diese sind das sicherste und bequemste Asyl, denn keine Macht würde wagen solches anzutasten, und die politischen Wühlerinnen Lima's können hier ihre Intriguen durch Correspondenz fortsetzen, manchmal auch indem sie unter der Saya y Manto ausgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Große arabische Bibliothek in Indien. Der französische Gelehrte Ochoa fand zu Bidschapur eine bedeutende Bibliothek, die einem jetzt verfallenen] Lehrinstitut gehört hatte. Auf seinen Betrieb wurde die zum Theil von Ratten und weißen Ameisen schon stark mitgenommenen Bücher besser geordnet, aufbewahrt und katalogisirt. (Liter. Gaz. 15 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 148. 21 Junius 1850.

Reiseskizzen aus Mingrelien und Lasistan.

2. Gesellschaftliche und politische Zustände in Mingrelien. — Fahrt nach Batum. — Aufenthalt an der lasischen Küste. — Die Lasen und ihre Thalfürsten.

Das Land Mingrelien mit seinen Lianenwäldern, seinem paradiesischem Himmel und seinen schönen Menschen — einer der von Gott freigebigst ausgestatteten Erdstriche — ist nicht glücklich. Wirft man einen Blick in seine Geschichte, sein Regierungssystem und in die Volkszustände der Gegenwart, so wendet sich das Auge mit Mitleid und Grauen von diesem kolchischen Eden. Nicht die Miasmen, nicht die verderblichen Seuchen der von vegetablischer Ueberfülle strotzenden Erde sind des Landes schlimmste Geißel, sondern die stupide Tyrannei seiner Herrscher und Herren. Das Feudalwesen, das hier in ungebeugter Starrheit seit undenklichen Zeiten herrscht, drückt dieses Volk zu Boden und hindert jeden moralischen Aufschwung von Menschen, welche das Gepräge der Bildungsfähigkeit und geistigen Anlagen auf ihren edlen Gesichtszügen in einem Grade tragen, wie kein anderer Zweig des indo-europäischen Völkerstammes. Auch Kerker, Sklavenloos und Leiden, sagt man, mache die Gewohnheit erträglich. Das mingrelische Volk hat sich an den Feudaldruck, welchen seit einer Reihe von Jahrhunderten der Vater dem Sohn wie ein trauriges Familienerbübel hinterlassen, in der That gewöhnt und man hört es heute selten murren. Nur das Gefühl des Occidentalen wird hier empört, wenn er den Fleiß darben, den Müssiggang schwelgen, die Menschen elend und hungrig sieht auf so herrlicher Erde. Wohl ist auch im Occident das Schicksal ungleich vertheilt. Aber dem Menschen bleibt dort wenigstens die volle Freiheit, Herrn und Boden zu wechseln, wenn er sich unglücklich fühlt. Die vollen Maiskolben, die fetten Gomifelder Mingreliens gehören nicht dem, der sie pflügt und pflanzt. Der Edelmann, der Fürst, der Dadian nehmen davon das beste, und wenn aller Habsucht befriedigt ist, so ist noch der russische Zollwächter, der Gränzsoldat, der Kosak in der Nähe, dem Bauern das Letzte zu plündern.

Wie bei den Adighevölkern des Kaukasus, wie bei den alten Germanen existiren auch in Mingrelien vier Stände: der Dadian oder König, welcher seit dem Jahr 1804 zwar die Suveränität des russischen Kaisers anerkannt und auf das Recht, über Leben und Tod seiner Unterthanen zu verfügen, verzichtet hat, im übrigen aber unbeschränkter Selbstherrscher seines kleinen Reiches ist und seine geplagten Unterthanen nach Willkür brandschatzt. Dem Dadian zunächst stehen die hohen Adeligen, die Fürsten des Landes, welche bedeutendes Grundeigenthum besitzen und gegen die Autorität ihres Lehensherrn sich zuweilen empören. Dem niedern Adel gehört der übrige Theil des Landes. Er hält sich an dem armen Bauern schadlos für die Demüthigung, die ihm oft die despotische Laune des Herrschers und die Arroganz der Großen bereitet. Das Schicksal des mingrelischen Bauern unterscheidet sich von dem Loos des russischen Leibeigenen und des ägyptischen Fellah nur insofern, als in diesem Lande bei der Feudalbedrückung mehr Methode herrscht. Man erkennt darin ein traditionelles System, welches hier seit Jahrtausenden eingebürgert und in Gewohnheit, Sitten und Denkweise der Menschen übergegangen ist. Der mingrelische Leibeigene bezahlt dem Edelmann, dem Fürsten und Herrscher einen bestimmten Theil seiner Ernte von Mais, Hirse, Früchte und Wein, er liefert ihm einen Theil seines Viehstandes, er leistet ihm an gewissen Tagen Frohnden und stellt einen Knaben oder ein Mädchen aus seiner Familie für sein Gefolge zu seiner Bedienung. All' diese Abgaben sind durch Gewohnheit ziemlich geregelt. Der Leibeigene besteht wenigstens insofern auf seinem Rechte, daß er an Arbeit und Abgaben für seinen Herrn nicht mehr leistet als seine Vorfahren gethan. Der Kolchier hält überhaupt den alten Brauch, die hergebrachte Sitte eben so pedantisch-heilig wie der Indier. Er thut genau so viel wie sein Vater gethan, nicht mehr, nicht weniger. Ein Bauer, der für seinen Herrn das Feld gepflügt hat, wird nicht für ihn dreschen oder Heu machen. Jeder Leibeigene hat daher seine traditionelle Aufgabe, die er ohne Murren vollzieht. Wollte der Edelmann mehr von ihm fordern als der Vater des Bauern gethan, so würde der Mann sich höchst unglücklich fühlen und auf seine Flucht bedacht seyn. Die Nähe der Gebirge und die undurchdringlichen Wälder sind für den mingrelischen Bauern gewissermaßen eine Garantie, daß er von seinem Herrn nicht mehr geplagt wird als er es von jeher gewohnt war. Erlaubt sich der Fürst oder Edelmann Erpressungen, die dem Bauern unerträglich sind, so flieht derselbe gewöhnlich auf türkisches Gebiet und nimmt dort den Islam an. Die Natur des Landes begünstigt diese Flucht selbst für ganze Familien: doch kommen solche Fälle nicht oft vor, da der Mingrelier, wie alle ungebildeten Völker, mit unendlicher Liebe am Boden seiner Väter hängt.

Die schlimmste Art von Bedrückung, welche der Dadian im Lande übt, geschieht durch seine großartigen Jagdzüge. Auch der mingrelische Herrscher ist ein Gewohnheitsmensch wie der gemeine Bauer. Sein Vater und Urvater haben der Leidenschaft der Jagd gehuldigt, und so ist auch David Dadian ein eifriger Nimrod geworden, der sein Reich rastlos in allen Richtungen durchbürscht und Dammhirsch, Bär und Hyäne durch

Digitized by Google

Dick und Dünn verfolgt. Undurchdringliche Buschwildnisse sichern diesem Lande den Jagdreichthum noch für Jahrhunderte. David Dadian hat zwar viele Schlösser und Landhäuser, aber er zieht es auf seinen Jagdpartien vor, bei Edelleuten und Bauern sich einzuquartieren, weil es sein Vater Lewan und sein Großvater Wamekh Dadian eben so gemacht haben. Er verläßt nicht mit seinem Jägertroß das Bauernhaus, bis das letzte Huhn und das letzte Maisbrod des unglücklichen Besitzers aufgezehrt sind. Dann geht die wilde Jagd weiter und läßt sich wie ein wanderndes Heuschreckenheer auf einem andern Edelhof, in einem andern Bauernhaus nieder. Diese periodische Plünderung wird von dem mingrelischen Bauern am meisten gefürchtet. Doch klagt er nicht, wenn nur sein Vorfahr auch einmal ähnliches erduldet hat. Ich kenne kein Land, in welchem Leben und Beschäftigung so stabil, Denk- und Handlungsweise so stereotyp geworden. Wie vieles erinnert hier an das indische Kastenwesen! In dem benachbarten Imerethien hat das Aufhören der einheimischen Königswürde und die directe Verwaltung des russischen Generalstatthalters manche Aenderung herbeigeführt. Die Leibeigenen der imerethinischen Könige wurden dort in russische Kronbauern verwandelt, und bezahlen nur eine sehr geringe Abgabe. So oft ein streng gerechter Generalstatthalter an der Spitze der transkaukasischen Verwaltung steht, und dessen ernster Wille oder der Zufall für einen ehrlichen Natschalnik in Kutais gesorgt hat, kann sich der imerethische Kronbauer im Vergleich zum Mingrelier glücklich schätzen. Gleichwohl blieb auch dort die Umgestaltung eine sehr unvollkommene. Dem imerethischen Adeligen hat man seine Feudalrechte ungeschmälert gelassen. Die russische Regierung hatte in den eroberten und neu organisirten Provinzen wohl die Macht, nie aber den guten Willen, in das traditionelle Verhältniß zwischen Fürsten, Adel und Bauern einzugreifen, und das starre Feudalwesen zu reformiren. Sie hat in dieser Beziehung in den Kaukasusländern weit weniger als in den alten polnischen Provinzen gethan. Immer suchte sie im Kaukasus ihre Stütze bei den Großen und dem Adel des Landes, nie bei dem Volk. Wie oft klagte mir General Rajewski, der mit mir oft die kaukasischen Verhältnisse besprochen, über die unverbesserliche Verblendung seiner Regierung. Dieser geistreiche Militär, welcher kurze Zeit das Obercommando an der kaukasischen Küste geführt hat, meinte: kein anderes Mittel gebe es für Rußland, den Widerstand der Tscherkessen zu brechen, als wenn die russische Regierung entschieden die Partei des unterdrückten Volkes gegen die anmaßende Ueden-Kaste ergreifen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

(Fortsetzung.)

Der Papst wurde, wenn man den officiellen Blättern, sowie den officiösen in Frankreich Glauben schenken darf, mit unaussprechlichem Jubel empfangen, andere Berichte wollen freilich wissen, daß der Jubel sehr mäßig gewesen und namentlich von Weibern und Kindern ausgegangen sey. Ein solches Ergebniß darf niemand verwundern, und spricht auch nicht im mindesten gegen die Person des Papstes, wohl aber gegen die unseligen Verhältnisse, die weder der Papst noch sein Cardinalscollegium ändern konnten: man stand zwischen zwei Unmöglichkeiten, zwischen der Rückkehr zur alten Theokratie und der Entsagung des Papstes auf seine weltlichen Herrscherrechte. Es sollen im Cardinalscollegium selbst drei Parteien bestanden haben, die der Rückkehr zur unbeschränkten Herrschaft, die des Statuto, worin eine Art constitutioneller Verfassung gegeben, und die des Motu proprio, wonach nur den Laien ein gewisser Antheil an der Verwaltung, namentlich der Municipalverwaltung, zugesichert war. Im Grunde waren diese beiden letzten Parteien nicht wesentlich geschieden, und in der Ansicht einverstanden, daß die alte unbeschränkte Herrschaft nicht mehr durchzuführen sey; die erste Partei, welche letzteres wollte, war jedenfalls die schwächste. Aus den officiellen Actenstücken und officiösen Artikeln der Franzosen geht hervor, daß sie sich hauptsächlich dem Motu proprio hinneigten, indem eine constitutionelle Verfassung unter einem Papst ein Unding sey; die Herrschaft sollte aber, wie natürlich, unter der Leitung Frankreichs geübt werden.

Es trat jetzt zu Tage, weßhalb die Franzosen so entschieden alle fremden Truppen, nicht bloß Oesterreicher,[1] sondern auch die neutralen Spanier zurückgewiesen, und warum der Papst so lange und hartnäckig sich geweigert hatte nach Rom zurückzukehren, so lange außer den schwachen päpstlichen Truppen nur Franzosen in der Stadt stünden. Daß man bereits von einer zehnjährigen Besetzung sprach, mag übertrieben seyn, obwohl die unbestimmte Zeit, während welcher die Oesterreicher Toscana besetzt halten wollen, bis zu einem gewissen Grade dieß Gerücht rechtfertigt. Wenn die mehrfach laut gewordene Behauptung wahr seyn sollte, Pius habe endlich um so eher in die Rückkehr gewilligt, als er dadurch von den lästigen Fesseln, welche das Cardinalscollegium um ihn gezogen, sich um so eher befreien zu können hoffte, so mußte er bald erfahren, daß er von dem Regen in die Traufe gekommen, denn wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom soll bereits das herrische Benehmen des französischen Generals den fremden Gesandten sehr anstößig erschienen seyn, und die Cardinäle sich nicht minder ungünstig geäußert haben. Bald, wenn nicht zu gleicher Zeit, kam die Reihe mißvergnügt zu seyn an den Papst, denn die Sorgfalt der Franzosen für Roms Sicherheit und seine Person ging etwas zu weit: alle Thore Roms — so meldet wenigstens das Florentiner Blatt il Nazionale — wurden eine halbe Stunde nach dem Ave Maria geschlossen, und die Schlüssel dem französischen Platzcommandanten überliefert. Von dem 19 Mai an wurden die Thore des päpstlichen Palastes nach 7 Uhr Abends geschlossen, und das Gebäude von einer Abtheilung französischer Truppen während der ganzen Nacht bewacht. In den Vorzimmern des Papstes befindet sich stets ein französischer Oberst mit seinen Ordonnanzen, und wenn der Papst die Mauern Roms verlassen will, begleitet ihn eine Abtheilung französischer Reiterei. Der Papst soll sich mit dieser außerordentlichen Höflichkeit der Franzosen nichts weniger als zufrieden zeigen, und schon mehrmals versucht haben sich ihren Händen zu entziehen. Eben diese Versuche hätten die seit dem 19 Mai eingetretenen schärferen Maaßregeln hervorgerufen; kurz der Papst ist nicht viel besser als ein Gefangener, und wie es bei der Besetzung fast des ganzen Staats durch fremde Truppen mit der Regierungsgewalt aussehen mag, läßt sich ohne Mühe errathen.

Zu dieser trübseligen Lage kommt noch das Ereigniß der siccardischen Gesetze in Turin, gegen welche Cardinal Antonelli

[1] Es sollte das österreichische Wappen wieder aufgepflanzt werden, und als der Papst, noch in Portici, den General Baraguay d'Hilliers fragte, ob für einen solchen Fall die öffentliche Ruhe zu erhalten sey, antwortete dieser, er werde bei der Sache völlig neutral bleiben, und seine Truppen in ihren Casernen consigniren. Als am 21 März das österreichische Wappen enthüllt wurde, erschien auch wirklich kein französischer Soldat, und Baraguay d'Hilliers soll nur in bürgerlicher Kleidung als Zuschauer den Ceremonien beigewohnt haben.

Digitized by Google

als Staatssecretär mit großer Bitterkeit protestirt haben soll. Das fatalste dabei ist, daß die niedere Geistlichkeit diese Gesetze in der Mehrzahl sehr günstig aufgenommen hat, und wäre dieß nicht der Fall gewesen, so würde auch wohl kaum die piemontesische Regierung so entschieden, namentlich in dem Processe gegen den Erzbischof Franzoni, aufgetreten seyn. Dieser hatte in einem vom 18 April datirten Hirtenbrief geradezu — so lautete die Anklage — gegen bestehende Gesetze des Staats aufgereizt, und da diese Circulare auch gedruckt gewesen, sich zugleich eines Preßvergehens schuldig gemacht. Das Appellationsgericht sprach ihn einstimmig schuldig, und verurtheilte ihn zu einem Monat Gefängniß und 500 Lire Geldbuße. Der Fiscus hatte 6 Monate Gefängniß und 1000 Lire Geldbuße verlangt. Der Vorfall erregte das ungeheuerste Aufsehen, und der Erzbischof, der übrigens mit aller seinem Rang und seiner Stellung schuldigen Rücksicht behandelt wurde, erhielt eine Unzahl Condolenzvisiten: an einem einzigen Tage sollen 150 Wagen bei ihm vorgefahren seyn. Indeß blieb die Regierung fest, und der Erzbischof wurde erst am 2 Junius aus seiner Haft entlassen. Viele erwarteten, die päpstliche Regierung werde ein allgemeines Interdict über Piemont aussprechen, allein Pius IX ist durch den Erfolg seines gegen die Römer erlassenen Bannfluches nicht sehr ermuthigt, einen Schritt zu thun, der, wenn er mißlingt, dem päpstlichen Ansehen einen gewaltigen Stoß beibringen müßte, abgesehen davon, daß die Aufregung eines solchen kirchlichen Streits politische Folgen nach sich ziehen müßte.

Wie es scheint, soll gegenwärtig niemand mit seiner politischen Lage in Italien zufrieden seyn; abgesehen von der Masse des Volks, welche die Lasten des jetzigen Zustandes tragen muß, von der ganzen gebildeten Classe, welche durch die Vernichtung ihrer italienischen Hoffnungen im Innersten erbittert ist, sind die Regierenden selbst am wenigsten mit ihrer Lage zufrieden: für Oesterreich, obwohl es gegenwärtig die erste Rolle in Italien spielt, ist es doch eine klaffende Wunde, denn mit Zwangsanlehen kann man nicht lange regieren. Handel und Gewerbe, seit dem Jahre 1848 ohnehin hart mitgenommen, liegen aus Mangel an Geldkräften jetzt darnieder, und der kleine Grundbesitz ist am schlimmsten daran. Daß Venedig seinen Freihafen bis auf einen kleinen Fetzen verlor, mag in der allgemeinen Noth vollends verschwinden, aber unerläßlich scheint es, in der Lombardei und Venedig eine Civilregierung wiederherzustellen und der herrschende Geist der Widerspenstigkeit wird dieß zu einer höchst schwierigen Aufgabe machen; die italienischen Vertrauensmänner, welche mit den Regierungsbevollmächtigten die Einführung des Statuts, nach welchem künftig die lombardischen und venezianischen Provinzen verwaltet werden sollen, in Wien beriethen, scheinen keineswegs sehr befriedigt auseinandergegangen zu seyn, da die in Wien noch immer vorherrschende Richtung administrativer Centralisation das Verständniß erschwerte. In Piemont hat man sich, wie erwähnt, in einen sehr fatalen Streit mit der Geistlichkeit eingelassen, und andererseits erntet man nicht einmal von denen Dank, bei welchen er wirklich verdient wäre. Die zahlreich in Piemont befindlichen Ausgewanderten anderer italienischen Staaten, namentlich die aus der Türkei nach Sardinien gekommene italienische Legion sollen der Regierung manche Sorge machen. Im Allgemeinen aber ist Piemont in Vergleich mit Toscana und Rom noch sehr günstig daran, Regierte wie Regierung. Aus Neapel vernimmt man gar nichts, als hie und da einen versuchten, aber mißglückten Aufstand, und hier wie im übrigen Italien ist alles provisorisch, wenn auch der König selbst mit eigener Kraft die Ruhe aufrecht zu erhalten weiß, und nicht fremder Hülfe bedarf.

Was aus dem jetzigen Zustande der Dinge hervorgehen soll, ist in keiner Weise abzusehen: die Ruhe wird durch Fremde, durch Oesterreicher und Franzosen, erhalten, ob aber diese nicht auf die Länge die Sache zu kostspielig finden werden, ist eine andere Frage. Der Streit in kirchlichen Dingen, der sich in Folge der siccardischen Gesetze erhoben hat, kann nur den Wirrwarr vermehren, und in rein politische Dinge eine religiöse Erhitzung hineinbringen. Piemont wird durch Oesterreichs Maaßregeln auf seiner Bahn vorwärts gedrängt, und muß die Entwickelung seiner constitutionellen Einrichtungen und den Volksunterricht auf alle Weise fördern, wenn es bestehen will; ein schwieriges Unternehmen, das nur dadurch gelingen kann, daß es sich zu einem künftigen Kampfe für die italienische Unabhängigkeit stärkt. Das Papstthum steht aber am gefährdetsten. Daß es sich vor Pius IX mit Oesterreich zur Aufrechthaltung der Ruhe in Italien verband, war ihm durch Pius des IX Auftreten verziehen worden, daß aber jetzt Pius sich für Oesterreich und gegen Piemont erklärt, wird von der Masse nicht als ein kirchlicher, sondern als ein politischer Schritt betrachtet werden. Ein einziger Unfall Oesterreichs kann den Papst verderben, und Frankreich, das es verstanden hat, sich gründlich beim Papst und seinem Volk verhaßt zu machen, wird ihn nicht erhalten.

(Schluß folgt.)

Angeblich semitische Inschriften in Warraputa am Essequibo.

In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 1 Junius las ein Dr. G. R. Bunyan eine Mittheilung vor über diese Inschriften. Warraputa ist ein Wasserfall, der aus zwei Schnellen besteht, zwischen denen ein Bett von Rollsteinen ist, die sämmtlich mit einer schwarzen Glasur überzogen sind, indem das Eisen des Gesteins durch die Einwirkung des Wassers oxydirt wird. Auf dem anstoßenden Gestein sind Zeichen, die man für Buchstaben zu halten gezwungen ist, und nicht für launenhafte Striche; sie sind etwa 10" hoch, tief eingeschnitten und sehr deutlich. Dr. Bunyan hält sie für semitisch, und glaubt, die Sprachen der Guiana-Stämme enthielten manche Worte, die mit den hebräischen sinn- und lautverwandt seyen. Die Buchstaben hätten eine allgemeine Aehnlichkeit mit der semitischen Schrift in ihrer ältesten und rohesten Form. Er stellte deßhalb nachstehende Sätze auf: 1) die Zeichen sind nicht zufälliger Art, sondern sie haben eine Bedeutung; 2) diese Bedeutung muß in einem alten semitischen Dialekt gesucht werden, und 3) die Inschriften rühren von einem civilisirten Volk in einer fernen Periode des Alterthums her. (Liter. Gaz. 15 Junius.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Lafuente, der zu Agua Santa allein befehligt hatte, hätte sich, wenn er gewollt, leicht der Präsidentschaft bemächtigen können, er zog es aber vor, sich unter die Bastard-Legalität des Generals Vidal zu verstecken, und ließ zur Wahl und Zusammenberufung des Congresses schreiten. Er hoffte gesetzmäßig zur Gewalt zu gelangen, und so eine moralische Kraft zu gewinnen, die er in anderer Weise nicht gehabt hätte, aber die fast nur durch Acte der Gewaltthätigkeit und Unfähigkeit bezeichnete Verwaltung des Generals Vidal erbitterte bald die öffentliche Meinung, und Lafuente, von dem man wußte daß er unter seinem Namen regiere, mußte nothwendig die Folgen dieser Unpopularität erfahren. Dennoch hätte er sich noch wählen lassen können, wenn die Santacruzisten nicht ihrerseits sich erhoben und ohne den Exprotector, der sich kluger Weise

Digitized by Google

ruhig zu Guayaquil hielt, vorzuschieben, den General Vivanco, damals Präfect von Arequipa, einen jungen einsichtsvollen, aber in den Geschäften noch unerfahrenen Mann, proclamirt hätten. Die Armee selbst, unter den Befehlen des General Pezet, erkannte Vivanco an, und Vidal sah sich genöthigt, ohne auch nur einen Versuch zu seiner Vertheidigung zu machen, abzutreten, und übergab die Gewalt dem ersten Vicepräsidenten des Staatsraths Figuerola, einem kranken Greise, dessen Unfähigkeit er wenige Monate zuvor selbst ausgesprochen hatte. Diese lächerliche Regierung dauerte nur drei Tage, nach deren Verfluß Figuerola abgesetzt, General Vivanco allenthalben anerkannt wurde, und auch bald seinen triumphirenden Einzug in Lima hielt.

Die neue Verwaltung begann unter den günstigsten Auspicien, denn troß ihres fehlerhaften Ursprungs hatte man Vertrauen auf sie: man glaubte viel von einem Manne erwarten zu können, der allen den Abwegen der vorigen Regierungen fast fremd geblieben war und laut die längst verlangten Reformen versprach. Aber schon das Wort „Regeneration Peru's“, das man in seinen Ohren wiederholte, war die erste Ursache zu den Fehlern, die nach und nach seinen Sturz herbeiführten. Er hatte anfangs mit dem bescheidenen Titel eines Directors sich begnügt, bald aber ging er so weit durch ein einfaches Decret die Constitution umzuwerfen, in deren Namen er seine Fahne aufgepflanzt und die er zu vertheidigen geschworen hatte. Statt nun sobald wie möglich den Congreß zu berufen, fing er an den Dictator zu spielen und berief eine constituirende Versammlung. Indeß war in dem von Revolutionen ermüdeten Volke der politische Sinn so abgestumpft, daß alle diese seltsamen Acte das Land nicht in Aufstand brachten, sondern Vivanco fiel, nicht weil er mit einem Wort die Constitution unterdrückt hatte, sondern weil er eine nützliche, selbst nothwendige Sache unternahm, ehe er sich in der Gewalt hinreichend befestigt hatte: er wollte eine Verminderung des Heers vornehmen. Diese Reform war unerläßlicher, und die öffentliche Meinung, welche sich jeden Tag mehr gegen das Militär aussprach, verlangte sie laut, aber sie war schwierig, namentlich unzeitig, und leider glaubte Vivanco in blindem Vertrauen auf sich selbst, es sey ihm nichts unmöglich. Er hatte den Plan eine gut organisirte Nationalgarde an die Stelle des Heeres zu setzen, vielleicht eine glückliche Idee, der alle Welt Beifall geschenkt hätte, wenn er stark genug gewesen wäre, sie auszuführen. Er war es aber nicht, und durch seinen unglücklichen Versuch machte er ganz unnützer Weise diejenigen unzufrieden, denen er seine Erhebung verdankte, und die nun anfingen sich zu seinem Sturz zu verschwören.

Einer der vornehmsten Anstifter des Aufstandes war der General Ballivian, ehemals der Freund von Santa Cruz und jetzt sein Nachfolger. Ballivian suchte durch alle Mittel die Macht Vivanco's zu untergraben. Die peruanische Armee war unzufrieden, und schien den General Torrico zurückzurufen, da dieser letztere gewiß nie die Reformen unternommen hätte, womit Vivanco sie so unkluger Weise bedrohte. Der Präsident von Bolivien hatte keine Mühe sich mit General Torrico zu verständigen. Eine ziemlich große Anzahl von Peruanern war seit der Schlacht von Ingavi in Bolivien geblieben. Ballivian übergab sie ihm, man fügte einige neue Recruten hinzu, Torrico stellte sich an ihre Spitze, und überschritt unter Ausstreuung zahlreicher Proclamationen an die Armee, deren von Vivanco verkannte Rechte er zu rächen versprach, die Gränze. Er hoffte seine alte Partei wieder zu erheben und alle Unzufriedenen an sich zu ziehen, indem er ihnen einen ersten Kern zeigte, an den sie sich anschließen könnten: denn dieß ist der Verlauf aller südamerikanischen Revolutionen. Dießmal aber schlug der Versuch vollständig fehl, einestheils, weil in der Provinz, wo Torrico eindrang, keine Truppen standen, andererseits, weil sein Name im Lande nur geringen Einfluß hatte. Dennoch war der Aufstand von schlimmen Folgen für die Regierung Vivanco's, denn er nahm dessen Aufmerksamkeit in einem Augenblick in Anspruch, wo eine viel erstere Gefahr auf einem andern Punkt des Gebiets drohte.

Die Stadt Moquegua hatte Vivanco's Regierung nie anerkennen wollen, sich mit Kraft im Namen der verlangten Constitution erhoben, und mehrmals die zu ihrer Unterwerfung ausgeschickten Truppen siegreich zurückgeschlagen, als General Castilla, den Vivanco eben nach Chili verbannte, aus dem Schiffe, das ihn dahin führte, entkam, nach Moquegua sich begab, das Commando der Nationalgarden, die sich dort schlugen, übernahm, und mit den Generalen Nieto und San Roman unter dem Namen einer constitutionellen Junta eine Regierung gegen die zu Lima einsetzte. Diese anfangs als unbedeutend betrachtete Bewegung wurde bald wichtig genug, daß Vivanco den Kriegsminister selbst, den General Guarda, an der Spitze von 3000 Mann, d. h. eine für Peru, sehr bedeutende Armee abschickte. Ein Gefecht wurde in der Nähe der kleinen Stadt San Antonio geliefert, und Guarda, mochte nun Verrath unter seinen Truppen herrschen oder er selbst zu unfähig seyn, nicht nur geschlagen, sondern genöthigt vor einem viel schwächern, kaum bewaffneten Feind schimpflich die Waffen zu strecken, und seine ganze Armee zu übergeben. Jetzt änderte sich die Lage der Dinge, denn wie es in solchen Fällen in Peru sehr häufig ergeht, fast alle Gefangenen, d. h. fast die ganze Armee Guarda's, vermehrte die Armee Castilla's, und dieser befand sich nicht nur an der Spitze bedeutender Streitkräfte, sondern auch im Besitz von Waffen und Kriegsmunition aller Art, woran es ihm bisher hauptsächlich gefehlt hatte.

Dieß war der Stand der Dinge im Süden Peru's, als ein neuer Vorfall noch das Ansehen des Generals Castilla vermehrte. Plötzlich erfuhr man, Santa Cruz sey in der kleinen Bay von Mejillones gelandet und gefangen genommen worden. Santa Cruz hatte nie die Hoffnung aufgegeben, wieder zur Gewalt zu gelangen. Während seine Partei den General Vivanco zu Lima proclamirte, arbeitete sie nicht minder thätig in Bolivien, wo eine ungeheure Verschwörung zu Gunsten des Exprotectors nur seine Ankunft erwartete, um loszubrechen. Aber auch dießmal fehlte es Santa Cruz an Energie oder Entschlossenheit, die Verschwörung wurde entdeckt, und unter andern bezahlten zwei seiner Neffen ihre Anhänglichkeit an seine Sache mit ihrem Leben. Indeß war die Partei der Santacruzisten so stark, daß die einen Augenblick verduzte Verschwörung sich immer wieder von neuem knüpfte. Voll Scham, zweimal anscheinend entschieden günstige Gelegenheiten durch seine Abwesenheit versäumt zu haben, verließ endlich Santa Cruz, der auch auf den Gouverneur von Lima rechnete, Guayaquil, und landete im südlichen Peru. Leider hatten die ungünstigen Winde seine Ankunft verzögert, und als er landete, war Castilla bereits Sieger: statt Freunde zu finden stieß er auf Gegner, fiel alsbald nach seiner Landung in ihre Hände, und wurde von Castilla der chilenischen Regierung ausgeliefert, in Folge eines zwischen dieser Regierung, Bolivien und der constitutionellen Junta abgeschlossenen Vertrags. Man hielt ihn eine Zeitlang gefangen und gab ihn endlich gegen das Versprechen frei, Amerika auf immer zu verlassen; er mußte selbst fühlen, daß seine politische Rolle für immer ausgespielt sey.

Seit der Schlacht von San Antonio erkannte der ganze Süden Peru's den General Castilla an, Arequipa, Lima und die Norddepartements dagegen gehörten Vivanco. Dieser hob eine zweite Armee aus, stellte sich selbst an ihre Spitze, und marschirte nach Arequipa, das er zu seinem Hauptquartier machte. Seine Truppen waren denen seines Feindes überlegen, besser bezahlt und namentlich besser ausgerüstet; jedermann erwartete deßhalb eine Schlacht, und die Aussichten schienen für Vivanco günstig, aber er war nicht bloß ein sehr mittelmäßiger General, sondern auch außerordentlich unentschlossen: statt Castilla anzugreifen, zog er mehrere Monate in zwecklosen Märschen und Contremärschen im Gebirge umher, verlor dabei durch Desertion und Krankheiten eine Menge Leute, und sah sich endlich mit seinen ermatteten, demoralisirten Truppen von seinem thätigen, unternehmenden Gegner unter den Mauern von Arequipa zusammengedrängt. Der Ausgang des Kampfes schien auch nicht im mindesten zweifelhaft, als ein neues Pronunciamiento in Lima gegen Vivanco ihn noch unzweifelhafter machte.

(Schluß folgt.)

Ein Orcan in den Bahamas am 30 März hob ganz buchstäblich Häuser auf und führte sie fort; die Inwohner kamen um. (Liter. Gaz. 15 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 149. 22 Junius 1850.

Die Menschenracen.

Dieß Thema wird nie erschöpft, und ist auch nie zu erschöpfen, darum sind die Ansichten unterrichteter Leute, namentlich solcher, die viel selbst gesehen haben, immer von Interesse. Dr. Pickering hat die amerikanische Entdeckungs-Expedition unter Cap. Wilkes auf ihrer Fahrt um die Erde begleitet, und nach Beendigung derselben ein Werk herausgegeben unter dem Titel: die Menschenracen. Er hatte sich vorher viel mit dem Gegenstand abgegeben und sich endlich dieser Expedition angeschlossen, weil er es unmöglich fand, aus fremden Beschreibungen ein ihm selbst genügendes Resultat zu erlangen. Wiederholt schildert er, daß er oft geschwankt in seinen Ansichten; endlich kam er darauf hinaus 11 Racen anzunehmen, zu deren Verständniß wir bemerken müssen, daß er geneigt ist, die Tropen als das Urland des Menschengeschlechts zu betrachten, von dem es erst in die entferntern Zonen sich verbreitete. Er führt folgende auf. a) Weiß: 1) Araber, 2) Abyssinier.[1] b) Braun: 3) Mongolen, 4) Hottentotten, 5) Malaien. c) Schwarzbraun: 6) Papua, 7) Negrillos, 8) Telinga in Indien, 9) Aethiopier. d) Schwarz: 10) Australier, 11) Neger. Dann setzt er hinzu: „Die Ausdrücke „Weiß und Schwarz" sind auf keine Schattirung menschlicher Farbe im absoluten Sinne anzuwenden, sie sind aber in allgemeinem Gebrauch, und darum ist es nicht unpassend, die obigen vier allgemeinen Eintheilungen beizubehalten. Zwei dieser Racen kann man als weiß, drei als braun, vier als schwarzbraun und zwei als schwarz bezeichnen.[2] Fünf dieser Racen (Araber, Mongolen, Malaien, Telinga und Australier) haben straffes oder fließendes Haar, während es bei den übrigen mehr oder minder gekräuselt ist, und bei zweien, nämlich bei Hottentotten und Negern, geradezu Wolle genannt werden kann. Andere Arten die Racen zusammenzustellen sind folgende: man kann Malaien, Negrillo und Papua als Insel-, die acht andern als Continentalracen bezeichnen; hinsichtlich der Vertheilung über den Erdkreis sind sechs asiatisch oder ostindisch, vier afrikanisch, und die eilfte, die Weiße, nimmt eine Mittelstellung ein. Die Existenz der Racen ist ein vom Klima unabhängiges Phänomen; alle physischen Racen, die in kalten Strichen vorkommen, lassen sich auch bis zu den Tropen verfolgen."

[1] Sollte wohl richtiger der rothe Stamm der alten Aethiopier heißen, aber unter Aethiopier versteht man jetzt gewöhnlich nur Schwarze, deßhalb bringt er diesen Namen später unter den Schwarzbraunen.

[2] Man sieht, Hr. Pickering ist vollkommener Gegenfüßler Hrn. Pritchards, der die Farbe als etwas ganz Unwesentliches bezeichnet.

Italien.

(Schluß.)

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß der österreichischen Regierung bei Abfassung ihrer Verordnung vom 18 April d. J. diese Consequenz entgangen seyn sollte, und hat sie solche in Erwägung gezogen, so bereitet sie sich zuverlässig auf den Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes vor. Hinter jeder wahren, aufrichtig gemeinten politischen Reform des Kirchenstaats steht dessen Säcularisation, somit die gänzliche Umgestaltung des Papstthums, wie es sich seit den letzten tausend Jahren gebildet. Durch das Erbtheil Petri wie durch die Güter, welche die Kirche in den verschiedenen Ländern erwarb, ist sie im Mittelalter ein Theil des Staats, eine politische Macht geworden; daraus entsprang denn der Kampf zuerst zwischen Kaiser und Papst, dann zwischen dem Staat und der Kirche, und dieser Kampf wird und muß fortdauern, bis die Kirche nur auf einer freien Vereinigung der Gläubigen beruht, ihre Macht in den Gemüthern, nicht mehr in weltlicher Gewalt sucht, und für letztere unerreichbar und eben darum auch unantastbar wird. In diesem Element liegt die unverwüstliche Freiheit des Occidents, im Gegensatz gegen die dem weltlichen Despotismus verfallene Kirche des Orients, und die österreichische Regierung hat sich gewiß nicht ohne reifliche Erwägung der Folgen in kirchlicher Beziehung auf einen Standpunkt gestellt, durch welchen sie, gründlicher noch als durch die Freimachung des Bauernstandes, mit der alten Zeit für immer gebrochen hat. Sie hat sich, gewiß im Gefühle ihrer Kraft, hinausgewagt auf ein stürmisches Meer, lieber als daß sie das Schiff unthätig im Hafen verfaulen und von den Würmern anfressen ließe.

Wenn sie den Erlaß vom 18 April als provisorisch bezeichnete, so kann dieser Vorbehalt nur einen Bezug haben auf die Ueberreste des alten Zustandes, namentlich auf die weltliche Stellung der Seelsorger, die man nicht ohne Uebergang der Willkür der Kirchenobern überlassen darf. Wenn Fürst Metternich den Papst warnte, sich nicht dem gefährlichen kirchlich-demokratischen Elemente anzuvertrauen, so darf man auch dieß demokratische Element, in welchem doch am Ende auch die Kraft der hohen Kirche beruht, nicht geradezu vor den Kopf stoßen, sonst verwickelt man sich in einen Kampf, wie Gregor VII hinsichtlich der Ehelosigkeit der Priester mit der damals großentheils verheuratheten Curatgeistlichkeit, und die Strömung der Zeit möchte den Kampf dießmal nicht zum Nachtheil der letztern entscheiden. Sind diese Bemerkungen im allgemeinen richtig, so erhalten sie eine besondere Bedeutung in dem gährenden Zustande Italiens, wo bereits sehr viele Priester, fortgerissen von dem Strome sich

Digitized by Google

der nationalen Bewegung anschlossen, und eine etwas unkluge Strenge sie geradezu dem hohen Clerus feindlich gegenüber stellen muß. Man vergesse nicht, daß der blinde Enthusiasmus, der in den ersten anderthalb Jahren die Person Pius IX umgab, hauptsächlich seinen Grund in der thörichten Ansicht hatte, der Papst werde sich zum Bannerträger der italienischen Unabhängigkeit machen. Als ob das Haupt der katholischen Christenheit für einen, wenn auch schönen, doch jedenfalls weltlichen Zweck der Unabhängigkeit Italiens gegen andere katholische Fürsten und Völker auftreten könnte! Hierin lag der Grundirrthum Gioberti's und seiner Anhänger; wir sagen Irrthum, weil bei der ungeheuern Mehrzahl diese Ansicht mehr ein unklares Gefühl, als ein berechneter Plan war. Je weniger aber diesem Irrthum eine böse Absicht zu Grunde lag, desto gewaltsamer muß jetzt der Rückschlag seyn, und desto mehr muß die Mazzinische Lehre von der Unverträglichkeit des Papstthums mit der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit Anhänger gewinnen. In dem Augenblick, wo Pius IX den Schleier des Zweifels zerreißen und zeigen mußte, daß der Papst das Haupt der Christenheit und nicht einer italienischen Carbonaria sey, in diesem Augenblick brach auch die Revolution gegen ihn los, und Mazzini kam ans Ruder; zwar fiel er durch die Gewalt fremder Waffen, aber die Erfahrung wird fortwuchern in den Gemüthern.

Augenscheinlich in Anerkennung dieser Sachlage, und um die katholische Kirche vor spätern unvermeidlichen Stürmen zu sichern, that die österreichische Regierung den schweren, durch die Verhältnisse Italiens, nicht durch die ihrer andern Länder dringend gewordenen Schritt. Die Mazzinische Republik ist allerdings ein lebloses Gespenst; sie wurzelt in alten classischen Reminiscenzen, die in verschiedenen Zeiten und, wie natürlich, immer in Rom wieder zur Geltung zu kommen suchten, und ist durchaus unhistorisch, da ihr die ganze von christlichen Erinnerungen des letzten Jahrtausends durchdrungene Geschichte feindlich entgegensteht; die Mazzinische Republik wird deßhalb nie einen dauernden Einfluß in der Halbinsel erringen, und kann nur die Begriffsverwirrung, die ohnehin groß genug ist, vermehren; was aber den Wirrwarr vollendet, ist das Einschreiten der französischen Republik, die, ihrerseits gleichfalls dem Papstthum feindlich und in ihren Grundansichten von classischen Reminiscenzen ausgegangen, diese bei allen Verpuppungen und Enthäutungen noch bis auf den heutigen Tag nicht abgelegt hat. Nur Eine Folge hievon ist vielleicht mit der Zeit günstig für Italien, die daß es zwar die Oesterreicher nicht liebt, aber die Franzosen nicht minder gründlich haßt, und somit nicht mehr zu Frankreich seine Zuflucht nehmen wird, um sich Oesterreichs zu entledigen. Die in Oesterreich ausgesprochene Freiheit der Kirche zeigt einen Ausweg aus dem jetzigen endlosen Wirrwarr, wenn der bereits durch und durch zerfressene Bau des römischen Staats vollends zusammenbricht, wenn alle die künstlichen Stützen, mit denen man ihn jetzt noch zusammenhält, nicht mehr ausreichen.

Bis diese Zeit kommt, wird sich Italien auf seinem Schmerzenslager winden, und man wird über Thun und Treiben der meisten auf dem Schauplatze öffentlicher Thätigkeit auftretender Menschen nichts anderes sagen als quasi e vinculis ratiocinantur, denn die meisten werden sich in einer durchaus falschen, unhaltbaren Lage befinden. Am besten wird immerhin Piemont fahren, wenn seine Regierung dem offen ausgesprochenen Satze treu bleibt, „Piemont müsse dahin zu wirken suchen, daß es von der Diplomatie vergessen werde." Es kann jetzt nur Einen Gedanken haben, den seine Wunden zu heilen, alles andere ist Nebensache, wo nicht gar vom Uebel; es wird den Kampf nicht mehr herausfordern, wie Carl Albert gethan hat, die Angelegenheiten Mittelitaliens werden ihm früh oder spät, vielleicht zu früh für seine Kräfte, die Rolle auferlegen, die es zu spielen hat. Für Oesterreich gibt es nur Einen Weg, und dieser besteht darin, allen berechtigten Anforderungen der italienischen Nationalität entgegenzukommen. Schon vor den Ereignissen des Jahres 1848 war es zum Theil auf diesem Weg begriffen, und diese Ereignisse haben es allzusehr davon abgeführt. An einen gewaltsamen Aufstand ist vorerst nicht zu denken, aber der jetzige Besitz Italiens kostet nur Opfer und bringt keine Vortheile; man wird nothgedrungen die Bedingungen desselben ändern müssen, wenn man die bedeutende Stimme in den Angelegenheiten Italiens, die man bis jetzt geführt hat, ferner fortführen will. Die römische Frage ist und bleibt die klaffende Wunde, und ist sie für Oesterreich auch dadurch, daß Frankreich sich in so seltsamer Weise eingemischt hat, erleichtert, so kann sie doch jeden Augenblick Ungelegenheiten bereiten.

Reiseskizzen aus Mingrelien und Lasistan.

2. Gesellschaftliche und politische Zustände in Mingrelien. — Fahrt nach Batum. — Aufenthalt an der lasischen Küste. — Die Lasen und ihre Thalfürsten.

(Fortsetzung.)

Als ich von Poti nach Redut-Kaleh zurückgekehrt war, fand ich meine französischen Gefährten reisefertig. Auch der Ungar war mit dem Gepäck und den Sammlungen, welche ich in Tiflis einem Karawanenführer übergeben hatte, eingetroffen. Der Accord mit dem türkischen Capitän war abgeschlossen, den lästigen russischen Gränzformalitäten und der Habsucht der Zollbeamten Genüge geschehen. Auf einer von fünf Türken und einem Armenier bemannten Barke steuerten wir in das schwarze Meer hinaus. Die Sonne schaute klar und herrlich vom wolkenlosen Himmel. Bei anhaltender Windstille mußten sich unsere Türken der Ruder bedienen. Delphine geleiteten und umtanzten das Schifflein, stellten uns ihre feuchten Kunststücke zur Schau, und schienen sich mit ihren Luftsprüngen und Tummeleien in ihrem kühlen Element überaus wohl zu fühlen. Der türkische Capitän versuchte ein paarmal seine Geschicklichkeit mit der Harpune, doch ohne Erfolg. Die Menschenfreundlichkeit der pontischen Schwimmer war nicht so groß, daß sie mit dem spitzen Eisen unsers beturbanten Commandanten in ein näheres Verhältniß zu kommen wünschten. Auch der türkische Gurgelgesang unserer Matrosen übte auf sie nicht die Anziehungskraft der Arion'schen Leyer und Kehle. Und so haben uns die Delphine gezeigt, daß sie gute Tönekenner sind, und mit Recht mehr Hirn im Schädel haben als all' die andern Wassergeschöpfe. So gleiteten wir im Takt der Ruderschläge über den dunkelgrünen Pontusspiegel und schauten vor uns die leuchtenden Gebirge von Lasistan, welche südöstlich von der russischen Gränzfestung St. Nicolai über der Küste emportauchten, weniger majestätisch als der Kaukasus, doch immer noch eine prächtigere Hintergrunddekoration, als sie das Mittelmeer irgendwo aufzuweisen hat.

Der erste lasische Ort jenseits der Gränze heißt Tschoruk-su, nach dem Namen eines kleinen Baches in der Nähe. Er gehört zum Paschalik Achalzich, und besteht aus wenigen Häusern. Unsere Barke ankerte einige Klafter vom flachen Ufer. Die türkischen Matrosen trugen uns auf ihren Schultern ans Land. Ein neugieriger Haufe von Türken und Lasen war am Strande versammelt, und brach in ein lautes Gelächter aus, als der

Digitized by Google

Capuziner Pater Benedetto auf den Schultern eines robusten Türken zitternd vor Angst durch das feuchte Element getragen wurde. Seine nackten Beine lauschten aus der braunen Kutte hervor. Abbé Vidal, der ein lustiger Mann und guter Zeichner war, brachte sogleich diese Gruppe zu Papier, und zeigte dieselbe sodann dem Capuziner, welcher in seiner Gutmüthigkeit selbst herzlich darüber lachte. Ein einziger Europäer wohnte in Tschoruk-su, der Commis eines italienischen Kaufmanns. Er hieß uns freundlich willkommen und bewirthete uns mit Thee. Wir verweilten nur wenige Stunden hier, und ich benützte die kurze Rast zu einem botanisirenden Ausflug in den nahen Wald. Unser Capitän kaufte hier einige Provisionen ein, und setzte dann mit uns die Fahrt nach Batum fort. Die Anwesenheit der sieben persischen Windhunde und des schwarzen Mopses auf dem Schiff, welchen die alte französische Mamsell beständig caressirend wie ein Schooßkind auf dem Arm wiegte, gab der türkischen Mannschaft einigen Anlaß zum Murren. Der Türke hält bekanntlich den Hund für ein unreines Thier, und vermeidet jede Berührung mit demselben. Doch wußte die gute Laune des Capitäns einen Ausbruch von Unfrieden zu vermeiden.

Ein lauer Westwind brachte uns nach Batum, dem wichtigsten Handelsplatz der lasischen Küste. Unser Schifflein wurde dort ans Land gezogen, da nach verschiedenen Anzeichen ein heftiger Sturm zu vermuthen war. Wir fanden in dem weißen Häuschen des englischen Consuls gastfreundliche Aufnahme. Zwar war derselbe nicht persönlich anwesend, aber sein Dienstpersonal hatte den Auftrag, jeden durchreisenden Europäer zu beherbergen. Ein mit dem Consul befreundeter italienischer Kaufmann, welcher eben im Begriff war, einen schönen Dreimaster mit Bauholz zu befrachten, hatte im Consulatgebäude schon seit längerer Zeit Quartier genommen, und lud uns freundlich ein, seinen Tisch mit ihm zu theilen. Wir ließen uns diese Invitation nicht zweimal wiederholen, sondern verspeisten ohne Umstände mit bestem Appetit den Caviar, den Hirschbraten und die frischen Seefische, welche eben auf der gedeckten Tafel standen. Ein paar Flaschen vom besten gurischen Wein steigerten die Fröhlichkeit und unerschöpfliche Redseligkeit der Franzosen und des Pater Benedetto, der ganz selig war, hier so unverhofft einen Landsmann zu finden.

Der italienische Kaufmann, welcher die lasische Küste oft besuchte und seit Jahren von hier aus einen einträglichen Exportationshandel mit Schiffsbauholz betrieb, kannte Land und Leute ziemlich genau und ertheilte eine bereitwillige Auskunft auf meine Fragen. Das Land, sagte er, ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Selbst der fette Boden der Lombardei, welchen der Alpenhumus düngt und nie versiegender Wasserreichthum befruchtet, liefert weder mehr Jahresernten, noch reichlichern Ertrag. Das Volk nährt sich, wie in Mingrelien, von Mais, Gomi und den wilden Früchten des Waldes. An Heerden ist in den höheren Gebirgen ziemlicher Ueberfluß. Die Exportation Batums besteht in Häuten, Wachs, Honig und vor allem in Schiffbauholz, welches die Eichenwälder am Fuße und auf den Abhängen der Berge in unerschöpflicher Menge und reichlicher Auswahl bieten. Die Einwohner der Stadt Batum sind größtentheils Türken und Lasen, mit welchen der Verkehr für den Europäer weit angenehmer ist als mit Griechen, Armeniern und selbst mit Russen. Vor der Demüthigung der Türkenmacht durch russische Waffen war der türkische Hochmuth, besonders in Kleinasien, wahrhaft unerträglich. Seitdem das moskowitische Waffenglück ihren Stolz gebrochen, sind die Türken freundliche und verträgliche Leute geworden, deren Privattugenden jeder Kenner des Orients weit höher anschlägt als die aller christlichen Orientalen zusammen genommen. Der italienische Kaufmann hielt der Redlichkeit der Türken im Handel und Wandel eine große Lobrede, meinte aber gleichfalls, daß es der russischen Kanonen bedurft habe, um ihren fanatischen Hochmuthsteufel auszutreiben und sie im Umgang mit den Europäern artiger zu machen. Die Bevölkerung Batums spricht noch den gurisch-lasischen Dialekt, der mit der georgischen Sprache gleichen Stammes ist. Zum Theil stammt dieselbe von gurischen Renegaten ab und hat sich mit den moslemischen Bewohnern Lasistans durch Heurath vermischt.

(Schluß folgt.)

Eine meteorologische Gesellschaft in England.

Seit einer Reihe von Jahren hat man in England, namentlich in Folge der Aufforderung der jährlich sich versammelnden Gesellschaft brittischer Naturforscher eine ungeheure Masse meteorologischen Details aufgestapelt, das bis jetzt ziemlich nutzlos daliegt. Darum ist jetzt nach dem Athenäum vom 13 Junius die Bildung einer Gesellschaft im Werke, welche 1) correcte handschriftliche Beobachtungen sammeln, 2) Tabellen herausgeben, 3) aus den gesammelten Beobachtungen nützliche Folgerungen ziehen, 4) eine Sammlung sämmtlicher Beobachtungen über dieselben Phänomene veranstalten, 5) ein Repositorium (wahrscheinlich eine Zeitschrift) bilden soll, worin Beobachter die Resultate ihrer Arbeiten niederlegen können u. s. w. Hr. Whitbread soll der erste Präsident der neuen Gesellschaft seyn, und der Rath derselben aus lauter bisher schon als Meteorologen bekannten Männern bestehen. Eine solche Gesellschaft ist allerdings nöthig, wenn das aufgehäufte Material nicht nutzlos verloren gehen soll; kaum möchte es eine Wissenschaft geben, die eines reichern Materials bedarf, wo aber auch die Arbeit, wenn das Material ein wirklich nutzbringendes Ergebniß liefern soll, so groß ist.

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. a. Geschichtliches.

(Schluß.)

Vivanco hatte bei seinem Abzug aus Lima mit dem Titel eines Präfecten und mit sehr ausgedehnten Gewalten einen Mann zurückgelassen, dessen Name in der Revolutionsgeschichte seines Landes bis jetzt noch unbekannt war, der aber große Fähigkeit und noch größern Einfluß besaß. Den Domingo Elias, dem er geraume Zeit allen den Beistand an Menschen und Geld verdankte, die ihn bisher in den Stand gesetzt hatten, den Kampf zu halten. Don D. Elias fürchtete wahrscheinlich durch den drohenden Fall Vivanco's seinen Handel und seinen mächtigen Grundbesitz zu verlieren, und gab dem Director selbst den letzten Stoß, indem er ihn für „unfähig erklärte ferner den Bedürfnissen der Nation zu entsprechen," und darum provisorisch die ausübende Gewalt übernahm (17 Junius 1844). Vivanco hatte jetzt nur noch Einen Ausweg, nämlich eine Schlacht zu liefern; siegte er, so kehrt Lima ohne Zweifel zu ihm zurück, Arequipa war ihm ohnehin ergeben, seine Armee trotz aller Verluste noch zahlreich; aber er konnte nie sich entschließen, und während er eine kostbare Zeit damit verlor, ohne recht zu wissen warum Stellungen einzunehmen und wieder zu verlassen, wurden einige seiner Compagnien zu Panahuara von den Vorposten Castilla's überfallen und zurückgeworfen, worauf andere Compagnien ausmarschirten, um sie zu unterstützen. Castilla seinerseits unterstützte die seinigen, und ohne daß Vivanco einen einzigen Befehl gegeben, ja ehe er noch benachrichtigt worden war, entspann sich der Kampf von beiden Seiten, verworren, unordentlich auf Seite der Truppen des Directors, die nach kurzem Widerstand sich zerstreuten und nach Arequipa zurückkehrten (22 Julius 1844). Besiegt fast ohne Kampf zog sich Vivanco mit einigen ihm besonders ergebenen oder am meisten compromittirten Officieren nach Islay zurück, wo er drei oder vier Schiffe hatte, auf denen er sich nach

Digitized by Google

Lima einschiffen und bei Elias einen letzten Versuch machen wollte, ihn zurückzuführen, da er aber besiegt und unmächtig war, so weigerte sich, wie er hätte erwarten können, das Geschwader ihm zu gehorchen und unterwarf sich Castilla, in dessen Hände Vivanco wahrscheinlich gleichfalls gefallen wäre, wenn er nicht noch eins der Dampfboote erreicht hätte, die monatlich zwischen Valparaiso und Callao hin und hergehen. Vivanco ging also nach letzterem Hafen, von wo ihn Elias nach Centralamerika verbannte.

Indeß stand einer der Unterbefehlshaber Vivanco's, der General Echenique, an der Spitze von 1800 Mann im Departement Junin; auf die Nachricht von dem durch Don D. Elias eingeleiteten Pronunciamiento marschirte er gegen Lima, in der Hoffnung, diese neue Partei in der Geburt zu ersticken und die Hauptstadt dem Director zu erhalten. Aber Elias hatte sich bereits kräftig festgesetzt und die Zuneigung der Bevölkerung gewonnen; an diese wandte er sich um Lima zu vertheidigen; geschickt faßte er die erste Idee Vivanco's, die Armee durch die Nationalgarde zu ersetzen, auf, organisirte diese mit den Waffen und Ausrüstungsgegenständen, die er zur Bekämpfung Castilla's zusammengebracht hatte, und stellte sich keck an die Spitze der bürgerlichen Partei gegen den Militärdespotismus, der das Land seit so langer Zeit erdrückte. Einige hundert Mann, die er aus der ihm gänzlich ergebenen Provinz Ica kommen ließ, bildeten den Kern, um den sich die Nationalgarden schaarten. Als Echenique, der keinen Widerstand erwartete, unter den Mauern von Lima erschien, erkannte er die Unmöglichkeit einzudringen, und zog wieder nach den Cordilleren zurück, wo er durch Elend und Ausreißer mehr als die Hälfte seines Armeecorps verlor.

Kaum war Elias dieser ersten Gefahr entledigt, so schickte er, ohne deßhalb die Vertheidigungsmaßregeln einzustellen, Commissäre an Castilla, dem er allerdings den größtmöglichen Dienst erwiesen hatte, und ließ ihm Anträge zu einer Ausgleichung machen. Er hatte nie ernstlich daran gedacht, die Gewalt für sich zu behalten, nach den Gefechten von San Antonio und Yanahuara war auch aller Widerstand unmöglich, und die Grundzüge einer Uebereinkunft waren also nicht schwer festzustellen. Da jedoch Castilla stets im Namen der Constitution gekämpft, so mußte er darauf bestehen, daß Elias die vollziehende Gewalt an Menendez, Präsidenten des Staatsraths und nach Gamarra's Tode einziges gesetzliches Oberhaupt, übergab. Menendez, der in Folge einer von Elias erlassenen Amnestie sich eben in Lima befand, wurde also durch ein seltsames Spiel des Zufalls für den Augenblick wieder an die Spitze der Staatsgewalt gestellt, während Elias bis zur Ankunft Castilla's der eigentliche Leiter der Geschäfte seyn sollte. Das wollte Menendez nicht begreifen, und durch eine unbegreifliche Einbildung so wie durch schlechte Rathgeber verleitet, suchte er eine unmögliche Opposition einzuleiten, die aber nur einige Tage dauerte, worauf er unter dem Vorwand seiner schlechten Gesundheit die Gewalt in die Hände des Vicepräsidenten Figuerola niederlegte, der, ein fast 80jähriger Greis, Elias zu seinem Generalminister ernannte, und bloß seine Unterschrift gab.

Indeß schritt man allenthalben zur Wahl eines Präsidenten der Republik, deren Ergebniß nicht zweifelhaft seyn konnte, und wenn Elias, dessen Partei doch in Lima und in den Norddepartements das Uebergewicht hatte, sich einen Augenblick hätte täuschen können, so mußte ihm alsbald die Binde von den Augen fallen. Von den Freunden Vivanco's wegen der Opposition gegen denselben, nachdem er ihn so lange unterstützt, lebhaft angegriffen, die heftigen Kämpfe der Parteien und der politischen Interessen wenig gewöhnt, zog er sich müde seiner Rolle und mit Widerwärtigkeiten überhäuft zurück; Figuerola mit ihm. So gelangte Menendez zum drittenmal zur Gewalt und behielt sie bis zur Proclamation Castilla's zum Präsidenten der Republik.

Hier endet die Geschichte der letzten Revolutionen Peru's, denn bis jetzt ist die Präsidentschaft Castilla's nicht durch Unruhen gestört worden. Wird diese Ruhe dauern, und durch welche Mittel kann Peru die Wiederkehr der politischen Stürme fördern, durch die es so sehr gelitten hat? Wenige Worte werden vielleicht diese Frage beantworten.

An der Spitze des Staats steht ein auf sechs Jahre gewählter Präsident, und neben ihm ein permanenter Staatsrath, der die Gesetze vorbereitet, und dessen Vorstand den Präsidenten im Fall von Abwesenheit oder Krankheit ersetzt. Der Congreß, aus einem Senat und einer Deputirtenkammer bestehend, wird durch allgemeines Stimmrecht gewählt und versammelt sich alle zwei Jahre; die Sitzungen dauern kaum einige Monate. Die Republik ist in Departements eingetheilt, an deren Spitze ein Präfect als Militär- und Verwaltungshaupt zugleich steht. An den Hauptorten befinden sich zugleich Appellhöfe, von denen die Entscheidung an den höchsten Gerichtshof zu Lima geht. Die financiellen Hülfsmittel Peru's beschränken sich fast auf die Zölle, die sehr hoch sind, und wozu noch seit einigen Jahren der Verkauf des Guano auf den Chincha-Inseln kommt, der sehr bedeutende Summen abwirft. Diese Einkünfte sollten und würden hinreichen, wenn die Revolution und die daraus entspringenden Unordnungen nicht sehr kostspielige Lasten im Gefolg hätten, namentlich die Ausgaben für die Officiere aller Grade und die Angestellten jeder Art, die bei jeder Revolution gewechselt werden, und denen man dann einen Halbsold oder Monte pio zahlen muß. Uebrigens ist die Stellenwuth nirgends so arg als in Amerika, und bei dem raschen Wechsel suchen sich natürlich manche nur schnell zu bereichern.

Ein solcher Stand der Dinge erfordert allerdings große Reformen und erklärt die Unfälle, welche Peru seit der Unabhängigkeit durchzumachen hatte, nur allzu sehr. Leider sind dieß Reformen, welche nur die Zeit durchführen kann. Indeß ist es nicht die Armee allein, die derselben bedarf, die Geistlichkeit und die Magistratur sind es nicht minder, und das weiß in Peru jedermann. Trotz dieser schlimmen Einflüsse ist Peru seit einigen Jahren im Fortschreiten, und was bedürfen auch diese Länder mehr als Frieden und Ruhe, um zu gedeihen? Hier fehlt nicht der Boden den Beschäftigung suchenden Händen, sondern die Hände fehlen dem Boden. Eine Einwanderung würde für das Land und die Eingewanderten sich sehr vortheilhaft erweisen, leider aber ist man in Peru wie im ganzen spanischen Südamerika gegen die Einwanderung sehr eingenommen, zum Glück nicht gegen die Einzelnen, aber im Ganzen genommen werden Engländer, Franzosen und Italiener, Europäer überhaupt, welcher Nation sie angehören mögen, von der Masse der Bevölkerung herzlich verabscheut, und wenn die Gelegenheit sich ergäbe, würde man sie sammt und sonders vom amerikanischen Boden verjagen. Dieser Haß muß allmählich verschwinden, denn die spanische Race Südamerika's hat einen viel schlimmern, viel furchtbarern Feind als die Europäer, nämlich die angelsächsische Race der Vereinigten Staaten, die bereits halb Mexico eingenommen hat, und laut erklärt, daß sie, ehe dreißig Jahre vergehen, zu Panama seyn wird. Wer weiß ob sie dort anhält. Diese Gefahren sollten die spanischen Amerikaner zum Nachdenken veranlassen, denn wenn sie sich nicht durch europäische Einwanderungen verstärken, welchen Damm können sie den Anglo-Amerikanern entgegensetzen?

Miscellen.

Der ghilanische Tiger (Bebr) scheint ganz derselbe mit dem Königstiger Indiens. Englische Officiere, die ihn in Bengalen und in Ghilan gesehen, erklären einstimmig, daß sie keinen Unterschied gefunden haben. Die Kette der kaspischen Berge, welche den georgischen Kaukasus mit dem indischen verbindet, kann wohl den Tigern beider Länder als gemeinsames Vaterland gedient haben. Im J. 1835 wurde einer im russischen Talysch bei Lenkoran getödtet; in den Gebirgen von Murghab, so wie in denen der Hazareh von Afghanistan und Khunduz sind sie sehr zahlreich; sie erstrecken sich also von der Bay von Bengalen bis zur Mündung des Araxes. (Ann. des Voyages. April.)

Erforschung der epidemischen Krankheiten. In London bildet sich gegenwärtig eine Gesellschaft, welche aus Veranlassung der im vorigen Jahr so heftig grassirenden Cholera sich die Aufgabe stellt, die Gesetze und die eigentliche Natur epidemischer Krankheiten zu untersuchen. Das Feld ist weit genug. Dr. Babington steht an der Spitze. (Athen. 15 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 150. 24 Junius 1850.

Das Schloß Pevensey in Sussex.

Verläßt man London mit der Eisenbahn um sich südöstlich zu wenden, so durcheilt man zuerst freundliche Gegenden. Die Grafschaft Surrey bietet alle Abwechslungen ächt englischer Landschaften. Der wellenförmige Boden ist reich angebaut, Schlösser und Pächterhäuser von Parks mit herrlichen Baumgruppen umgeben, üppige Wiesen wechseln mit wogenden Kornfeldern, eingefaßt von Weideplätzen mit grasenden Pferden und Vieh bedeckt, ab. Reinliche Dörfer mit Häusern von rothen Backsteinen erbaut, mit warmen Strohdächern und spiegelblanken Fensterscheiben erfreuen das Auge. Die Vorsicht hat in England noch nicht die malerische Strohbedeckung der Häuser verpönt, man baut von Stein und fürchtet die Gefahr des Feuers nicht, selbst die Wohlhabenden wenden diese Dachbedeckung häufig an, welche somit wohl ihrer Wärme und Trockenheit wegen in dem feuchten Klima beliebt ist. Sie dient oft zur Verschönerung der besonders im Süden eben nicht sehr malerischen Landschaften, da Epheu- und andere Schlingpflanzen abwechselnd Haus und Dach umranken. Einen heitern Anblick gewähren auch die vielen modernen gothischen Kirchen und Capellen, welche nicht selten zwischen alten Ulmen auftauchen. Sobald man sich dem Herzogthume Sussex nähert, verschwindet der liebliche Charakter der Gegend. Höchst eigenthümlich steigt plötzlich eine Bergwand vor uns auf. Flach abgerundet, oft als zusammenhängendes Plateau sich erstreckend, bald einzeln aus der Ebene auftauchend, treten uns die Süd-Dünen (South-Downs) entgegen. Kein Baum ziert ihre Höhen, nur eine dichte Decke des üppigsten blumenreichsten Grases mildert den ersten trostlos kahlen Anblick. An einzelnen Stellen, wo entweder durch Witterungseinflüsse oder gewaltsame Naturereignisse die grüne Sammtdecke zerrissen ist, zeigen die Berge weiße Kalk- und Kreidekörper, welche in der Sonne blendend leuchten. Diese scheinbar unwirthlichen Hügelreihen heben sich an ihren höchsten Punkten nicht viel über 500 Fuß über die Ebene, bilden aber eine Quelle des Wohlstandes für die Gegend, welche sie durchziehen. Sie sind mit zahlreichen Heerden bedeckt, und ernähren besonders eine in England bei den Feinschmeckern berühmte Schafrace, welche den Namen der Gegend führt. Die „South-Downs" sind klein, rund, mit schwarzen Köpfen und Beinen, sonst weiß, Schwanz kurz, ebenso die krause Wolle wie bei den spanischen Schafen. Sie werden schnell sehr fett und ihr Fleisch ist zart und schmackhaft, wozu das vortreffliche Futter am meisten beiträgt; es ist darum sehr gesucht. Ein großes Diner ohne einen „South-Down" Braten wäre in England kaum denkbar. Außer der herrlichen Weide bieten die Süd-Dünen in ihren unerschöpflichen Kalkfelsen, vom besten Feuerstein in wagrechten regelmäßig wechselnden Schichten durchstoßen, eine äußerst ergiebige Handelsquelle. Fortwährend gehen Schiff- und Wagenladungen mit dem vortrefflichsten Kalke von da ins In- und Ausland. Auch der Naturforscher, besonders der Geologe wird bald Interesse genug an diesen Bergen finden. Sie enthalten einen bedeutenden Reichthum von Fossilien, und manches seltene Stück, das die inländischen Sammlungen schmückt, haben sie geliefert. Doch wie gesagt, ihren innern Werth verbirgt ihr erster unscheinbarer Anblick, und man ist froh, vermittelst mehrerer, zum Theil langen Tunnels ihre Massen schnell durchschneiden zu können. Bevor sich noch unsre Phantasie ein Bild dessen, was uns an ihrem südlichen Abhange erwartet, entwerfen kann, erblickt man plötzlich das Meer, und man ist mitten in der schönen, belebten Stadt Brighton, die sich traulich an den Fuß der Süd-Dünen lehnt. Brighton, vor 80 Jahren noch ein armes Fischerdorf, spiegelt sich fröhlich in dem majestätischen Meere, und zeigt in seinen freundlichen Straßen und Plätzen, seinen großartigen Kais mit palastähnlichen Häusern längs dem Meere, daß die fashionable Gesellschaft Englands, welche sich hier alljährlich versammelt, um von der erschöpfenden Londoner Saison auszuruhen, mit wahrer Vorliebe den Wohlstand des angenehmen Badeortes zu heben sucht.

Von Brighton wendet sich die Eisenbahn links durch einige recht freundliche Thäler; die Gegend ebnet sich mehr und mehr, bald treten die Berge rechts zurück, und einzelne Hügel, nur wie verlorene Posten, unterbrechen noch die Einförmigkeit, bis man das uralte Städtchen Lewes erreicht. Dieser, auf einem kleinen Hügelabhange amphitheatralisch an der Ouse gelegene, äußerst gewerbsame Ort hatte früher seine eignen Grafen, und ist in der Geschichte Englands hochberühmt, auch vielfach in jene von Pevensey verflochten. Die großartigen, von einem dichten Epheumantel umhüllten Ueberreste seines uralten Schlosses beherrschen es und weisen in ihren wohlerhaltenen Riesenthürmen auf normännischen Ursprung hin. Bald hinter Lewes öffnet sich die Gegend, welche sich als eine große fruchtbare Ebene bis ans Meer hinausdehnt. Rechts enden die „Süd-Dünen" mit der schroffen Spitze von Beachy-Head — der südlichsten in England — und fallen in malerischen Felsenpartien 540 Fuß hoch senkrecht ins Meer ab. Links verfolgt der Blick ihre Züge bis zu dem herrlichen Felsen, dessen Gipfel das Schloß krönt und zu dessen Füßen die uralte, geschichtlich so merkwürdige Stadt Hastings liegt. Die ganze Gegend liegt vor unsern Augen, wie ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch, in welchem das Blatt von Pevensey

Digitized by Google

Castle kein unwichtiges ist. Da mir in England durch Freundes Güte die Chronik des Herzogthums Sussex zu Gebote stand, so übersetzte ich aus der Geschichte dieser merkwürdigen Ueberreste einstiger Größe, was mir der Aufmerksamkeit des Lesers werth schien.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Mingrelien und Lasistan.

2. Gesellschaftliche und politische Zustände in Mingrelien. — Fahrt nach Batum. — Aufenthalt an der lasischen Küste. — Die Lasen und ihre Thalfürsten.

(Schluß.)

Die Rhede Batums ist vielleicht die beste und sicherste an der ganze Ostküste des schwarzen Meeres. Der gute Ankergrund nimmt freilich nur einen sehr schmalen Raum ein und würde für eine Flotille nicht hinreichen. Die wenigen Kauffahrteischiffe, welche hier lagen, waren gegen den heftigen Wind, der am Abend unserer Ankunft aus Südwesten sauste, vollkommen geschützt. Aber kaum 500 Schritte weiter nördlich tobte die Brandung bereits ziemlich stark am Ufer und würde jedes Schiff gefährdet haben. Während unsers dreitägigen Aufenthaltes in Batum sahen wir viele gewaffnete Gebirgsbewohner vom Stamme der Adscharen, der sich von den übrigen lasischen Stämmen weder durch Sprache noch durch Physiognomie unterscheidet, ab- und zugehen. Auch begegnete ich deren öfters auf meinen Ausflügen in den Wäldern, welche ich allein mit meinem Jagdgewehr durchstreifte. Die schönen Männer grüßten mit ernstem Gesicht. Ihr Benehmen gegen den Europäer verrieth weder feindseligen Hochmuth, noch feige Kriecherei. Die Sicherheit ist im Lande so groß, daß der italienische Händler einigemal ohne andere Begleitung als die seines polnischen Dieners die Reise nach Trapezunt zu Land machte, ohne von den Eingebornen belästigt zu werden. Nicht aus Furcht vor räuberischen Anfällen gehen die Eingebornen stets bewaffnet, sondern weil sie die Blutrache fürchten. Diese alte Sitte ist bei den Lasen tiefer eingewurzelt als bei irgend einem andern kaukasischen Volke. Man erzählte mir von den fürchterlichen Folgen der eingefleischten Rachsucht, welcher das lasische Volk bis auf das äußerste fröhnt, schauderhafte Beispiele. Ganze Geschlechter haben sich gegenseitig aufgerieben und das Blut selbst der Säuglinge bei ihren Gegnern nicht geschont, um nur jener alten Sitte Genüge zu thun. Alle Versuche der türkischen Regierung, der Blutrache durch Strenge Einhalt zu thun, blieben wirkungslos.

Die lasischen Völkerschaften haben zwar seit langer Zeit die Oberherrschaft des türkischen Padischah dem Namen nach anerkannt, waren aber in der That ziemlich unabhängig unter ihren eingebornen Häuptlingen, den Derebeis oder Thalherren. Die Paschas von Trapezunt und Kars waren selbst bis auf die neueste Zeit geborne Lasen, wie die Paschas der kurdischen Länder in Bajasid, Musch und Wan geborne Kurden sind. Der bekannte Wütherich Abdullah, Pascha von Trapezunt, war ein solcher Derebei und erst seit seinem Tod hat die Pforte gewagt, einem wirklichen Türken dieses Paschalik zu übertragen. In Stambul hatte man sich um die innern Angelegenheiten dieses Gebirgsvolkes wenig bekümmert. Die Pforte begnügte sich mit dem schmalen Tribut, welchen die Derebeis alljährlich durch Vermittlung der Paschas von Achalziche und Trapezunt dem großherrlichen Schatz übersandten. Seitdem aber die Russen von der lasischen Seite näher gerückt sind und in Folge des letzten Friedensschlusses Poti und einen Theil des Paschaliks Achalziche sich angeeignet haben, hat die Pforte wiederholte Versuche gemacht, ihre Autorität in Lasistan fester zu stellen. Sie hat außer dem Tribut auch Rekruten für den Nisam aus Lasistan gezogen und die Thalherren unter dem Titel Ajans in ihrer Macht und Wirksamkeit bestätigt. Es gibt in Lasistan fünfzehn solcher Ajans, die wir hier der Reihe nach von Westen nach Osten anführen: 1 und 2. Von den beiden zu Atina residirenden Thalherren besitzt der eine den Küstenstrich von der äußersten westlichen Gränze nach Risa zu bis an den sogenannten Mädchenthurm; ihm gehören aber auch zur Hälfte die Einnahmen, welche der Marktflecken Atina als solcher abwirft. Vier Dörfer: Dschemer, Melliat, Selek und Dschumbat stehen unter seinem Befehle, und bei dem letztern befindet sich die Ruine Laros. Auf den gewöhnlichen Karten sind die Entfernungen von Risa bis Atina, sowohl absolut als relativ, zu groß und falsch angegeben. Risa soll nur 8—10 und sein äußerstes Dorf Mapawreh 4 Stunden von Atina entfernt liegen, während die Burg Laros mir nur 1, das Dorf Dschemer hingegen 3 Stunden weit angegeben wurde. Der zweite Thalherr von Atina besitzt den Ort als solchen allein und ihm gehört noch außerdem der unbedeutende Küstenstrich eine halbe Stunde jenseits des Sucha-Dereh. 3. Der Thalherr von Bulep besitzt das zwar kleine aber sehr fruchtbare untere Gebiet des Baches von Marmanat. 4. Dem Thalherrn von Artaschin gehört das untere Gebiet der Furtuna und das ganze Thal des Odscha-Wassers. Der Hauptort Artaschin liegt von Bulep $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt; $3\frac{1}{2}$ Stunden weiter nordöstlich wohnt an der Küste der 5te Thalherr von Witzeh und besitzt das ganze bis an den Kamm des Gebirges reichende Thal des Witzeh-Wassers. 6. Das Gebiet längs des Meeres, in einer Entfernung von 3 Stunden, gehört nun dem Thalherrn von Kapisteh, dessen Residenz auf der linken Seite des Archaweh-Ssu liegt, während drüben 7. der Thalherr von Archaweh residirt und das Gebiet des genannten Wassers bis an den Kamm des Gebirges besitzt. 8. Das Küstengebiet auf einer Strecke von 3 Stunden nordöstlich gehört dem Thalherrn von Kisseh, worauf 9. das Thal von Choppa kommt, ebenfalls wie das des Archaweh Ssu bis an den Kamm des Gebirges reichend und einem besondern Thalherrn unterthan. Von hier aus hat sich der Gebirgszug selbst dem Meere bis zu $2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden genähert und Lasistan breitet sich über dasselbe bis zum Tschoruk aus. 10. Auf der andern Seite des Gebirges, dem Choppa-Ssu entsprechend, fließt der Uetsch-Kaleh-Ssu in den Tschoruk, und sein 3 Stunden langes Thal gehört dem Thalherrn von Tschat. 11. Oberhalb Choppa fließen zwei Bäche in das Meer, und ihr Gebiet, sowie die ganze 3 Stunden lange Küste gehört dem Thalherrn von Makria. 12. Jenseits des Gebirges fließt, dem Makri-Ssu entsprechend, ebenfalls ein Bach, in dessen Thale der Thalherr von Perlewan wohnt, während die unbedeutende linke Seite des Tschoruk weiter abwärts bis zum Durchbruch dieses Flusses 13. dem Thalherrn von Maradit gehört. 14. Die fruchtbare Ufergegend an der Mündung des Tschoruk, Kahaber-Owa genannt, gehört auf der linken Seite dem Thalherrn von Gunieh, einer unbedeutenden Veste, die 3 Stunden von Makria entfernt liegt, während 15. die andere Seite bis an die Nordostgränze dem Thalherrn von Batum unterworfen ist. Batum selbst, der wichtigste Handelsplatz neben Trapezunt, wurde mir 4 Stunden entfernt von Gunieh angegeben.

Der dreitägige Aufenthalt in Batum wurde zu einem Ausflug nach der Mündung des Tschoruk und zu Spaziergängen in die nahen Wälder benützt. Der Tschoruk ist ein bedeutender

Digitized by Google

Fluß, fast eben so breit und tief wie der Rion, aber von minder trägem Lauf, und deßhalb zur Binnenschifffahrt weniger tauglich. Eine Sandbarre, durch die Brandung aufgehäuft, hat auch hier die Mündung des Flusses schmal und seicht gemacht, und das Einlaufen großer Kauffahrteischiffe erschwert. Das Bett des Flusses war durch die Regengüsse des Octobers stark angeschwollen, und lieferte dem schwarzen Meer eine solche Wassermasse, daß dessen gewöhnlich dunkelgrüner Spiegel über zwei Seemeilen vom Ufer schmutzigbraun gefärbt war. Die Waldungen der Umgegend von Batum haben höhere und dickstämmigere Bäume als die mingrelischen Urwälder, sind aber viel weniger reich an Schlingpflanzen, Schmarotzergewächsen und niedern Kräutern. Meine Ausbeute an Pflanzen, Insekten und Landconchylien war minder ergiebig als am Phasis. Je weiter man südwestlich an der kolchischen Küste fortschreitet, desto mehr scheint der üppige Lianencharakter der Waldvegetation sich zu verlieren. Der Waldcharakter wird dem mittel- und südeuropäischen ähnlicher. Dieß scheint wenigstens aus den botanischen Bemerkungen des Herrn Professors Karl Koch hervorzugehen, welcher in den letzten Jahren den südwestlichen Theil von Lasistan bereiste. Auch während meiner spätern Ausflüge in der Umgegend von Trapezunt bemerkte ich mit Verwunderung die veränderte Physiognomie der Vegetation. Die Flora hat dort im Ganzen dieselben Pflanzenarten aufzuweisen, aber der Charakter der Wälder, die Mischung des Grüns ist mächtig verschieden. Die schönen Küstenpunkte im türkischen Kolchis sind überaus malerisch, tragen aber lange nicht den üppigen Schmuck, die unglaubliche Pflanzenpracht der Phasisufer und des großen Naturgartens von Guria. Im Kessel von Risa kommen allerdings Orangenbäume fort, welche in keiner andern Gegend am schwarzen Meer gedeihen. Doch haben die Wälder bei Risa trotz dem mildern Klima nicht den großartigen Pflanzentrieb aufzuweisen wie das russische Kolchis.

Als ich am dritten Tag unseres Aufenthaltes in Batum ziemlich spät in das Consulatgebäude zurückkehrte, fand ich den italienischen Kaufmann und meine Reisegefährten im eifrigen Gespräch mit einem schönen Mann in tscherkessischer Tracht. Es war ein Ubben vom Volk der Dschigeten, welches nördlich von Abchasien den pontischen Küstenstrand bewohnt und zu den streitbarsten Stämmen des Kaukasus gehört. Derselbe war auf einer Reise nach Constantinopel begriffen, allem Anschein nach in einer politischen Mission. Ueber die letzten Ereignisse in Daghestan, wo die Tschetschenzen und Lesghier kurz zuvor die kleine Festung Unzula erstürmt hatten, sowie über die Bewegungen und Plane Schamyl's schien dieser Mann, der dem englischen Consul von Batum schon früher als Kundschafter gedient hatte, ziemlich genaue Kenntnisse zu haben. Er war auch sehr mittheilsam und glaubte uns dasselbe Zutrauen schenken zu können wie dem Consul, der wegen der herrschenden Fieber sich auf drei Monate nach Trapezunt zurückgezogen hatte. Das Gespräch ward mittelst eines Dolmetschers geführt und endigte erst nach Mitternacht, als unser Schiffscapitän durch einen Matrosen uns benachrichtigte, daß der Wind sich günstig gedreht habe, und daß er uns sogleich an Bord erwarte. Wir nahmen von dem Italiener und dem Kaukasier alsogleich Abschied, und eilten nach dem Hafen, wo die Barke soeben mit Hülfe einiger kräftigen Lasen von unsern Matrosen in das Fahrwasser gebracht wurde. Noch vor der Morgenhelle schwammen wir auf offener See.

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Von den Vaterländischen Denkwürdigkeiten (Maiheft) aus dem in kurzem erscheinenden Werke Rafalowitschs mitgetheilt.)

Die jetzige Stadt Damiat oder eigentlich Dumjât, wohin ich am 17 Februar 1847 kam, liegt zehn Werste von der Mündung des östlichen Nilarms in das Mittelmeer, und ist 164 Werst in gerader Linie, 225 Werste nach dem geschlängelten Laufe des Stroms von Cairo entfernt. Die Stadt liegt sehr malerisch am rechten Ufer des Flusses längs einer Bucht, die einen großen länglichen, von Süden nach Norden, mit der converen Seite gegen Osten gerichteten Bogen bildet. Die Reihe der an einander stoßenden, vielstöckigen Häuser, die mit Kalk geweißt und mit flachen Terrassen statt der Dächer versehen sind, erhebt sich unmittelbar über dem Fluß, so daß die Fundamente von den Wellen des Nils bespült werden und zu einem Kai kein Raum übrig bleibt; aus der Thüre heraus tritt man in die Boote und Nachen, durch welche die Verbindung in diesem Theile der Stadt unterhalten wird. Auf dem westlichen Ufer des Nils, Damiat gegenüber, liegt das Dorf Senanie, das sich durch zwei große Gebäude von europäischer Architektur auszeichnet; in einem befand sich die jetzt aufgehobene Schule zur Bildung von Infanterieofficieren, das andere dient als Caserne. Der Anblick Damiats von der Uferseite ist sehr hübsch und originell; die zahlreichen an der Anfahrt stehenden Barken, und die mit einer bunten, mannichfaltigen Menge angefüllten, auf dem Flusse herumfahrenden Nachen erinnerten mich lebhaft an den Eindruck, den einige Dörfer des Bosporus auf mich machten. In den Händen einer civilisirten Nation könnte Damiat ein reizender Aufenthalt werden.

Diese Stadt ist viel älter als Rosette; sie stand, wenn auch nicht ganz an der Stelle des jetzigen Damiat, doch schon zu den Zeiten des byzantinischen Reichs und hieß damals Thamiatis. In dem Maaße, als Pelusium zerfiel, vergrößerte sie sich und erweiterte ihre Handelsbeziehungen. Im J. 235 der Hidschra (849 n. Chr.) bemächtigten sich die konstantinopolitanischen Truppen derselben, aber nicht auf lange, denn sechs Jahre später unter der Regierung des Chalifen el Motawakel el Abassi, dem Gründer von Rosette, befand sich Damiat schon wieder in den Händen der Araber, die es befestigten und mit einer Mauer umgaben. Seit der Zeit wurde es mehreremale von den Kreuzfahrern erobert, die sich jedoch nie lange darin halten konnten. Im J. 648 d. H. (1250 nach Chr.) nahm es der H. Ludwig ohne Kampf, aber zwei Jahre später, nach der Niederlage dieses Königs und seiner Entfernung aus Aegypten, beschloß der damals den Thron besteigende erste Mamelukensultan, El Melek el Mues el Turkomani, die Stadt gänzlich zu zerstören, da sie so oft die Gjauren an die Ufer des Nils gelockt hatte. Nach dem Zeugniß Abulfeda's und El Makrizi's wurde Damiat damals völlig dem Erdboden gleich gemacht, mit Ausnahme einer einzigen Moschee, und die Bewohner wurden acht Werste weiter nach Süden versetzt, wo man ihnen Land zur Gründung einer neuen Stadt, des jetzigen Damiats, anwies. Diese letztere wurde 11 Jahre später vollständig ausgebaut und befestigt unter dem Sultan El Melek el Dacher Beibar, welcher außerdem auch die Mündung des Flusses mit Steinen verschütten ließ, damit die Schiffe nicht bis an die neue Stadt heraufkommen könnten. Einige Gelehrte und Reisende, welche die Versetzung der Stadt um acht Werste weiter nach Süden außer Acht ließen, fanden in der Entfernung der jetzigen Stadt von der Mündung des Nils den Beweis raschen Anwachsens des aufgeschwemmten Bodens am Ende des Deltas; eine genauere Untersuchung der geschichtlichen Quellen warf diese ungegründete Ansicht über den Haufen, die auch mit den geologischen Nachforschungen über die Ufer Aegyptens nicht übereinstimmt.

Nachdem wir noch von den Ueberresten des gestrigen Abendessens gefrühstückt, begaben wir uns nach der Stadt zu dem österreichischen Viceconsul, Hrn. Kachil. Dieß ist ein levantinischer Kaufmann, der sich auch im Nothfall der russischen Unterthanen annimmt, unter denen Moslems nicht selten zur See nach Damiat gehen, um von da aus ihre Reise nach Mekka fortzusetzen. Ich hatte von dem russischen Generalconsul ein Schreiben an ihn, das ich seinem Sohne übergab, der bei ihm als Kanzler dient. Nach den ersten Begrüßungen und der unvermeidlichen

Digitized by Google

Bewirthung zeigte uns der Sohn die Merkwürdigkeiten der Stadt, von der ich mir bei diesem Spaziergang zuerst einen allgemeinen Begriff machen konnte. Die Bauart der Häuser und der äußere Anblick der Straßen erinnerte mehr an Cairo als an Rosette, dem eine außerordentliche Menge von Säulen auf den Vorderseiten aller Häuser eine besondere Physiognomie gibt. Die Häuser sind aus Backsteinen aufgeführt, aber nicht mit solcher Sorgfalt wie in Rosette. Dagegen trifft man in Damiat an den Thüren einiger Häuser Schnitzwerk in Holz, das ich sonst nirgends in Aegypten beobachtete; es sind zierliche Arabesken, die sich eben so sehr durch Zartheit und Originalität des Geschmacks, als durch außerordentliche Mannichfaltigkeit der Muster auszeichnen. Besonders merkwürdig sind in dieser Beziehung die Thüren zweier Okellen in einem der Basare. Hier ist das Schnitzwerk alt; was man anderswo an neuen Thüren trifft, kann sich entfernt nicht an Kunstfertigkeit damit messen, ist aber doch sehr hübsch, und zeigt daß diese Kunst auch noch jetzt nicht ganz in Damiat verschwunden ist. Wir bedauerten sehr kein Daguerreotyp zu haben, um damit die Arabesken zu copiren; sie mit dem Bleistift nachzubilden wäre schwer und würde allzuviel Zeit erfordern. Rühmenswerth und der Aufmerksamkeit von Kunstkennern würdig ist auch das durchbrochene hölzerne Getäfel, womit die Vorderseite der Hauptmoschee verziert ist. Es ist dieß kein Schnitzwerk, sondern Dreherarbeit.

Die Straßen von Damiat sind ziemlich reinlich gehalten, wenigstens die Hauptstraßen, welche ziemlich breit sind; andere sind so eng, daß die gedeckten Balcone der Häuser von den entgegengesetzten Seiten der Straße einander berühren. In Europa würde eine solche außerordentliche Nähe der Behausungen zu allerlei Ergebnissen, Bekanntschaften, romantischen Verbindungen und Intriguen führen, hier hört man nichts von einem solchen Einfluß dieser Balcone auf die geselligen Verhältnisse, obgleich hinter den Gittern die Frauen müssig, ohne alle Zerstreuungen sitzen — junge Frauen, mit einem von tropischem Himmel erhitzten Blut! Aber im Orient bei der besondern Bauart der Häuser unterwerfen die Nachbarn einander einer gegenseitigen, unablässigen Aufsicht, die man eine wahre Spionerie nennen kann, und welche alle unerlaubten Bekanntschaften außerordentlich schwierig macht. Außerdem haben Sitten und allgemeine Zustimmung der Regierung das Recht gegeben, geradezu in diese Angelegenheiten sich einzumischen, und jeden streng zu bestrafen, den Neigung oder andere Beweggründe veranlassen könnten, die Gesetze der Sittlichkeit in Bezug auf die Familien zu verletzen. Jedem Europäer, der eine Zeitlang im Orient gelebt hat, müssen Beispiele bekannt seyn, welche das hier Gesagte bestätigen; während meines Aufenthalts in Damiat fiel ein Araber, der mit der Frau eines eben abwesenden eingebornen Beamten ein Verhältniß angeknüpft hatte, in die Hände der nach ihm fahenden Polizei, während er eben verstohlen aus dem Hause seiner Schönen schlich. Vor den Gouverneur geführt erhielt der zärtliche Liebhaber alsbald eine genügende Anzahl Stockstreiche auf die Fußsohlen, welche seine flammenden Gefühle wesentlich beschwichtigten, und ein gleiches Loos stand dem Gegenstand seiner Seufzer bevor, aber Dank der Verwendung eines mit ihr bekannten europäischen Consuls (der mir die Einzelnheiten dieses Vorfalls erzählte), erließ der Gouverneur zum erstenmal der treulosen Gattin die Strafe.

Die Einwohnerzahl in Damiat beträgt jetzt 18 oder 20,000, darunter ziemlich viele Kopten und syrische Christen, sehr wenige Juden und nur vier oder fünf Europäer. Zu Savary's Zeit wohnten hier gegen 80,000 Menschen, und noch unter der französischen Expedition gegen 60,000. Mit dem Verfall des Handels und der allgemeinen Verarmung des Landes unter Mehemed Ali, der sich die ganze Production und den Handel desselben aneignete, theilte Damiat das Loos der übrigen Städte, und der größte Theil der Kaufleute siedelte nach Alexandrien über; in Folge dessen stehen hier, wie zu Rosette, jetzt viele Häuser leer und fallen in Trümmer, in andern bewohnen die Inhaber nur die untern Stockwerke. Mitten zwischen den Häusern stößt man hie und da auf große Plätze, welche mit einem Zaun von trockenem Schilf eingekreist sind, und wo man den Reis in Hülsen zum Trocknen niederlegt, ehe er in den Fabriken gereinigt wird. Dieser Reis bildet jetzt fast den einzigen Zweig des Ausfuhrhandels in Damiat, wo von 60 Fabriken jährlich etwa 60,000 Ardebs (jeder zu 225 Okas) zubereitet und nach verschiedenen Theilen der Levante versendet werden. Der Reis von Damiat ist röthlich, mit einer zarten Hülse, die fest am Kern haftet und beim Reinigen nicht ganz sich loslöst; er kocht schneller im Wasser als der Rosette-Reis, die Körner quellen mehr auf und werden weicher als die letztern, weßhalb sie von den Orientalen vorgezogen werden, während man in Europa den Damiater Reis gar nicht kauft. Man sagte mir, daß die Kaufleute diesen Reis nicht selten mit Eisenocher färben, um seine röthliche Schattirung zu verstärken. Indeß hat man in einigen Fabriken von Damiat jetzt auch angefangen, einen Reis zu bereiten, der dem von Rosette an Weiße nichts nachgibt; das dabei beobachtete Verfahren ist verschiedener Art. Hr. Kachil-Sohn, welcher drei Fabriken besitzt, verkaufte mir einen Sack mit vollkommen weißem Reis, von dem wir auf dem Rückweg nach Cairo jeden Tag einen vortrefflichen Pillau machten; er war nach einer von einem arabischen Aufseher, der ein Geheimniß daraus machte, erfundenen Methode in einer der Reismühlen Kachils gereinigt worden. In dieser Mühle werden jährlich etwa 1200 Ardebs Reis gereinigt, und sie hat 60 Arbeiter, denen Hr. Kachil für jeden Ardeb rothen Reises 6, und für jeden Ardeb weißen Reises 10 Piaster bezahlt; außerdem erhält der Aufseher auch noch allen den bei der Reinigung von den Körnern sich ablösenden Staub, den man hier dem Geflügel und Rindvieh als Futter gibt. Auf andern Reismühlen zahlt man die Arbeiter mit den in den hölzernen Mörsern sich zerspaltenden Reiskörnern, Dyschisch; aus diesem Dyschisch backt man ein Brod, Masbube genannt, das nur von den untersten Classen der Bevölkerung gegessen wird; es ist von der Größe eines kleinen Theekuchens, hart und spröd, aber von ziemlich angenehmem Geschmack. Auf der von mir besuchten Fabrik Hrn. Kachils befinden sich 24 Stiere, die man abwechselnd an den Zug spannt, der vier horizentale Balken, an deren Enden verticale hölzerne Hämmer befestigt sind, durch einen sehr einfachen Mechanismus in Bewegung setzt; diese Hämmer fallen auf die in hölzernen Mörsern befindlichen Reiskörner, und machen die Schale so wie die viel feinere innere Hülse los. Hier, wie zu Rosette, fügt man Salz zu dem zu reinigenden Reis hinzu; anfangs nahm man $^1/_3$ Ardeb auf einen Ardeb Körner, nach und nach hat man sich aber überzeugt, daß ein Zwanzigstel hinreicht. Der Pächter des Salzwerks am See Menzaleh, ein gewisser Karabet in Cairo, der ihnen früher das Ardeb Salz (zu 240 Okas) um $19^1/_2$ Piaster verkaufte, hat bei dem verminderten Absatz nach den Fabriken den Preis auf 27 Piaster erhöht, die Kaufleute von Damiat haben sich klagend an Mehemed Ali gewendet, aber ohne Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage von Halicarnassus. In der k. Literaturgesellschaft in London las Hr. Spratt, Schiffslieutenant und sonst schon durch antiquarische Forschungen bekannt, über seine Bemühungen hinsichtlich der wahren Lage von Halicarnassus und namentlich des viel bestrittenen Mausoleums. Ihn leiteten theilweise die Bemerkungen neuerer Reisenden, hauptsächlich aber Vitruvs Beschreibung der Stadt und der Bericht den Plinius von dem Mausoleum gibt. Die Stelle, welche Mausolus wählte, ist bemerkenswerth, sowohl wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer natürlichen Vortheile als Hauptstadt eines Landes. Die Mauern, welche einen Umkreis von drei (englischen) Meilen einschließen, sind leicht zu verfolgen. In der Mitte und gerade in einer Lage, wo der umliegende, von den Mauern eingeschlossene Raum am entschiedensten beherrscht wird, scheint eine geräumige Plattform, welche den von Vitruvs angegebenen Maaßen ziemlich entspricht, und von Sculpturbruchstücken und andern Andeutungen, daß hier einst ein prachtvoller Bau stand, umgeben ist, deutlich die von Artemisia für das berühmte Denkmal ihres Gemahls ausgewählte Stelle zu bezeichnen. Plane und Ansichten, welche Hr. Spratt gezeichnet, verleihen der Mittheilung einen besondern Werth. (Athen. 15 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 151. 25 Junius 1850

Nachrichten über Gadames.

(Nach Prax. Revue del' Orient. Mai.)

Die Stadt Gadames bildet eine isolirte Oase, aber die Handelsthätigkeit seiner Bewohner und die Lage der Stadt selbst, welche gleichsam ein Ruhepunkt zwischen dem Lande der Schwarzen und den Barbareskenstaaten ist, verknüpfen diesen Punkt durch eine große Anzahl Straßen mit den wichtigsten Handelsmittelpunkten Afrika's, wie Tripoli, Gabes, Tunis, El Wad, Tuat, Tombuktu, Ghat, Kano und Fezzan. Die Stadt Gadames dehnt sich viel mehr in die Länge, als in die Breite aus, und zerfällt in sieben Quartiere. Die Bevölkerung der drei ersten, Zarzan, Tinguezet, Tserfera, bildet den Stamm des Beni Uzid, die andern Quartiere, Taska, Beni Derar und Beni Mazer machen den Stamm der Beni-Uled aus; alle diese sind Berbern. Das siebente Quartier, welches die Vorstadt von Gadames bildet, gehört den Uled Billal, Arabern vom Stamme Sinaua. Diese sind die Kameltreiber und die Beschützer der Kaufleute der Stadt, welche ihrem eigenen Geständniß nach wenig Muth besitzen. Dieß ist auffallend, da in der Wüste die Berbern, unter dem Namen Tuareks, durchaus für muthvoller und tapferer gelten als die Araber.

Wie man sich denken kann, ist das Wasser und die Vertheilung des Wassers an einem Ort wie Gadames eine Sache von hoher Wichtigkeit, und niemand darf das Wasser zu lang auf sein Grundstück leiten. Zu diesem Ende ist die Quelle durch eine gemauerte Leitung in ein Bassin geführt, das den Namen Hafrat el Gaddus, der Brunnen des Eimers, führt. Ueber dem Bassin ist eine Kuppel aufgeführt, und hier hängt ein kupferner Eimer, der unten ein Loch hat. Dieser Eimer entleert sich, wenn man ihn mit Wasser gefüllt hat, in einer bestimmten Zeit, und darnach richtet sich die Bewässerung; jedem Grundstück ist seine Zeit zugemessen. So oft der Eimer ausgeleert ist, macht man einen Knopf. Von der Quelle laufen fünf Canäle aus, also werden fünf Grundstücke auf einmal bewässert. Wenn das Wasser nach einem andern Grundstück gehen soll, berechnet der Herr oder Diener, der sich am Bassin befindet, die Zeit die er braucht, um sich an Ort und Stelle zu begeben, und kommt in dem Augenblick an, wo er das Wasser auf sein Grundstück laufen lassen darf.

Bis zum J. 1843 wurde Gadamus durch einen Rath verwaltet, dessen Mitglieder aus den verschiedenen Quartieren genommen waren; zudem gab es auch geschriebene Gesetze. Der Pascha von Tripoli schickte alle Jahre einen Mann unter Eskorte hin, um den Tribut von 300 Mitskal Goldstaub (etwa 3000 Fr.) zu erheben. Derjenige, welcher im J. 1843 hingeschickt wurde, ward auf dem Wege ermordet, und der Mörder fand eine Zuflucht zu Gadames, worauf der Pascha Truppen schickte, und eine Summe von 40,000 Mitskal Goldstaub erheben ließ. Seit dieser Zeit stehen 100 Mann türkischer Truppen dort, und die Stadt zahlt 2500 Mitskal Goldstaub jährlich.

Das Schloß Pevensey in Sussex.

(Schluß.)

Nahe am Meere auf einer flachen Bodenerhöhung stehen noch die mächtigen Trümmer fast ganz mit Epheu bedeckt. Die Bauart des Schlosses zerfällt in zwei Theile: der eine ist römischen, der andere normännischen Ursprungs. Das Hauptgebäude mit 9 Schuh dicken Mauern scheint ein großes Viereck mit vorspringenden Pfeilern gebildet zu haben. Zu bemerken ist, daß der eigentliche Wartthurm nicht am Eingange des Schlosses wie gewöhnlich, sondern gegen die nordöstliche Seite desselben gestanden zu haben scheint. Das Ganze umgab von allen Seiten ein großer freier Raum, der wahrscheinlich Höfe und Gärten enthielt, und welcher durch eine hohe, mit mächtigen Thürmen versehene Ringmauer eingeschlossen war. Deutlich erkennt man noch heute, daß, wie bereits Männer von Fach ausgesprochen, Pevensey zu zwei verschiedenen Perioden erbaut wurde, zuerst die römische Festung, dann das normännische Schloß. Das Entstehen des letzteren verliert sich ins graue Alterthum, und sein Erbauer ist unbekannt. Zuerst geschieht dessen Erwähnung im Jahre 792, wo Pevensey durch den sächsischen Herzog Bertwald dem Kloster St. Denys in Paris geschenkt wurde. Er that dieß zum Danke für die wunderbare Heilung aus schwerem Siechthum durch den Heiligen, zu dessen Grabe er gewallfahrtet war. — Jetzt wo Pevensey fast eine Viertelstunde vom Meere entfernt ist, hat man Mühe zu glauben, daß es einst einer der besten Häfen in Sussex war. Das ehemalige Städtchen Pevensey, links vom Castell, bezahlte ehedem einen Hafenzoll, und gehörte zu den „Cinque Ports" (nach dem 1086 zusammengetragenen Dooms-Day-Book). Die Sachsen nannten Pevensey „Peovensea", die Normannen „Pevensel", auf dem großen Siegel der Corporation heißt es „Pevenes", später „Pemsey", doch ist jetzt der sächsische Name „Pevensey" allgemein angenommen. Das Schloß hatte einen, dem jetzigen ähnlichen brittischen Namen, es hieß „Caer Pensavel Coit", das heißt „Pen isse coed" oder „die Festung am untern Ende des Gehölzes", was auf den altberühmten Eichenwald Bezug zu haben scheint, der einst die ganze Ebene von Sussex bis ans

Digitized by Google

Meer bedeckt haben soll und von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden. Ob „Pevensey" die ehemalige römisch-britische Stadt Anderida war, welche im Jahr 491 durch den Sachsen Ella zerstört wurde, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, da sieben Städte in Sussex (auch Newenden in Kent) auf diesen Ursprung Anspruch machen.

Am merkwürdigsten war für Pevensey das Jahr 1066 — mit welchem seine geschichtliche Bedeutung beginnt. Den 28 Sept. desselben Jahres landete unter seinen Mauern Wilhelm der Normanne, ein Königreich zu erobern. Zuerst stiegen Bogenschützen und Reiter ans Land, dann die Handwerksleute des Heeres, wie Pioniere, Zimmerleute und Schmiede, welche Stück für Stück drei schon bereit gehaltene hölzerne Burgen ausschifften. Der Herzog kam zuletzt. Als sein Fuß das Ufer berührte, glitt er aus, und fiel flach auf die Erde. Seinen Begleitern, welche hierin ein böses Omen sehen wollten, sagte er: „Was erschreckt Ihr doch? Ich habe nur mit ausgebreiteten Händen von dem Lande Besitz genommen; und bei der Herrlichkeit Gottes, niemand soll es uns jetzt mehr entreißen." Nicht lange darauf schlug er die Sachsen in einem ersten Treffen, eine Stunde von Pevensey, noch jetzt heißt der Ort „Battle", und endlich in Hastings, drei Stunden weiter, lieferte er die entscheidende Schlacht. Nach der Eroberung kamen die ausgedehnten Besitzungen von Pevensey an den Grafen von Moreton oder Morteign, Halbbruder Wilhelms des Eroberers, die den Hafen beherrschende römische Festung wurde in ein normannisches Castell verwandelt, um sie gegen die Einfälle der Dänen und anderer Feinde zu schützen. Pevensey ward durch diesen tapfern, aber tyrannischen Stamm zu einem Caput baroniae erhoben. Zur Zeit Heinrich des I. wurde die Herrschaft Pevensey eingezogen, weil ihr Besitzer Wilhelm Graf von Moreton sich zu Gunsten Robert Curthose gegen den König erklärt hatte. Dieser gab sie an Gilbert von Aquila, aus einem uralten normännischen Geschlechte stammend, woher sie den Namen „das Gebiet des Adlers" erhielt. Sein Sohn Richard von Aquila folgte ihm zwar in der Baronie, ließ sich aber bei seinem heftigen, wilden Charakter zu öfteren Empörungen gegen den König hinreißen, und so verlor er 1127 die Besitzungen von Pevensey wieder, welche nun Heinrich Fitz-Empreß, nachmals Heinrich II, erhielt. Während des Kampfes um die Krone zwischen dem rechtmäßigen Erben Heinrich und dem Usurpator Stephan wurde Pevensey durch die Königlichen belagert, war aber unter Gilbert Grafen von Clare so stark befestigt und tapfer vertheidigt, daß König Stephan, der die Belagerung selbst leitete, nach fruchtlosen Versuchen die Festung zu nehmen, die Belagerung aufhob, und vor Pevensey nur so viel Mannschaft zurückließ, um sie zu Land und zur See zu blokiren. Ob es dem Könige gelang die Besatzung auszuhungern, oder ob der Graf noch vorher capitulirte, ist nicht bekannt. Später verglich sich Heinrich mit Stephan, und verlieh die Herrschaft Pevensey an Stephans Sohn Wilhelm, der sie jedoch 1154 dem Könige zurückgab. So kam sie später wieder in den Besitz von Aquila, denn man erwähnt, daß Gilbert II von Aquila 21 L. 7 Sch. 6 Pen. als Beitrag zum Lösegeld für den gefangenen Richard Löwenherz abgefordert wurden. Unter der Regierung König Johanns I wurde seinem Sohne indessen zur Strafe wegen Uebersiedelung nach der Normandie Pevensey wieder abgenommen. Heinrich III gab 1235 Pevensey an Gilbert Marschall Grafen von Pembroke, dieser besaß es jedoch nur 5 Jahre. Im 25sten Regierungsjahre des Königs gab er Pevensey als Unterstützung dem Peter von Savoyen, Oheim der Königin Eleonore, um sie, so lange es ihm gefiele, zu behalten; 5 Jahre später erhielt er eine weitere Zugabe vom „Gebiete des Adlers", mit den Patronatsrechten der dazu gehörenden Kirchen und den mit Schloß Pevensey verbundenen Bezirken und ritterlichen Lehen. Dieser junge Edelmann war der Sohn von Thomas von Savoyen, und scheint beim Könige sehr in Gunst gestanden zu haben, nicht allein daß ihm das Gebiet des Adlers übergeben wurde, sondern er wurde auch zum Vormunde Johann von Warren's bestellt, und als solcher war er Befehlshaber des Schlosses Lewes. Als die vereinten Barone in Oxford eine bewaffnete Zusammenkunft hatten, war Peter von Savoyen einer der 12 Erwählten auf des Königs Seite, um die Streitigkeiten zwischen den erbitterten Baronen und dem übelberathenen Könige beizulegen. Ob Peter bei der Schlacht von Lewes zugegen war, ist nicht bestimmt zu ermitteln, doch ist es wahrscheinlich. Sein Name findet sich unter den 23 weltlichen Grafen, Baronen und Herren, welche nach dem berühmten Urtheilsspruche von Lewes im Jahre 1264 zum ersten Parlament berufen wurden.

Im 53sten Regierungsjahre Heinrich's III vermachte Peter „das Gebiet des Adlers" dem Thomas Amadeus und Ludwig. Doch wurde noch im nämlichen Jahre die Herrschaft Pevensey dem Prinzen Eduard und seinen Erben zugeschrieben, und bestimmt daß sie fortan mit der Krone vereinigt bleiben sollte. Im 44sten Regierungsjahre Eduards III erhielt Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, die Erbrechte von Pevensey, und 1394 scheint derselbe das Amt eines Burgvogtes dem Johann Pelham Esq. mit allen Rechten und Einkünften, zum Zeichen treuer Freundschaft und Erkenntlichkeit für geleistete Dienste, verliehen zu haben. Im Jahre 1400 ward diese Verleihung durch Heinrich IV erneuert und 1405 dem Sir John Pelham Eduard, Herzog von York, nach Pevensey als Gefangener übergeben, doch erhielt derselbe bald die Freiheit wieder. Von 1419 bis 1423 soll auch die Königin Johanna von Navarra, letzte Frau Heinrichs IV und Schwiegermutter Heinrichs V, in Pevensey gefangen gewesen zu seyn. Sie war mit ihrem Beichtvater, dem Pater Randell, der Hexerei und Wahrsagerei und böser Absichten gegen den König angeklagt. Durch Bevorwortung des Parlaments wurde sie jedoch im zweiten Regierungsjahre Heinrichs VI befreit.

Die ehrwürdigen Mauern von Pevensey bergen noch eine romantische Erinnerung an den unglücklichen Prinzen Jakob I von Schottland. Sein Vater Robert III sandte im Jahre 1405 seinen Sohn Jakob zu Vollendung seiner Erziehung nach Frankreich. Unterwegs wurde der Prinz so krank, daß er in Scarborough landen mußte. Dort wurde er auf Befehl Heinrichs IV festgenommen und nach Pevensey als Geisel gebracht, wodurch man die Schotten in Furcht halten wollte. Diese barbarische Maaßregel brach des alten Königs Herz, er starb drei Tage nach Empfang der Nachricht. Die Bewachung des Prinzen wurde abermals dem Sir John Pelham übergeben. Dieser erhielt jährlich 700 Pf. S. für Beköstigung, Kleidung und übrige Bedürfnisse der Gefangenen, welcher wahrscheinlich 18 Jahre seiner Haft meistens in Pevensey zubrachte. Erst 1423 wurde er frei. Im 4ten Regierungsjahre Heinrichs II wurde West, Lord de la Warre, mit der Herrschaft Pevensey belehnt, 1620 jedoch gehörte sie wieder der Krone. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts kam sie in die Hände des Wilhelm Bentink, Herzog von Portland, der dieselbe 1730 an den Hon. Spencer Compton, Graf von Wilmington, verkaufte. Durch die Heurath von dessen Enkelin mit Lord Heinrich Cavendish, Sohn des Grafen von

Digitized by Google

Burlington, kam die Herrschaft an diese Familie, welche sie noch heute besitzt.

Dieser gedrängte Abriß der Geschichte des einst so wichtigen Platzes reicht wohl hin das Interesse des Historikers und Archäologen zu erwecken, und es dürften beide reiche Ausbeute hier finden. Man weiß von keinen Alterthümern, die in diesen malerischen Ruinen gefunden wurden und einiges Licht über ihr erstes Entstehen geben könnten. Dunkelheit umhüllt die brittische, römische, dänische und sächsische Zeit, und erst seit der Eroberung Wilhelms kann man mit Sicherheit geschichtliche Thatsachen nachweisen. Seitdem ich die riesenhaften Trümmer gesehen, wünschte ich etwas über Pevensey Castle in Deutschland bekannt zu machen. Die stolzen Thürme sind größtentheils weit über die Hälfte herabgebrochen, doch ist ihr Umkreis noch ganz vorhanden, dicht verhüllt in üppigen Epheuschmuck, wie er nur in Englands feuchtem Klima gedeihen kann. Links von den Ruinen ist das jetzt zum ärmlichen Dorfe herabgesunkene Städtchen Pevensey, rechts das früher kaum bekannte, nun geschäftig aufblühende Westham, mit seiner uralten fast einer Festung zu vergleichenden Kirche. Diese ist in eigenthümlich gothischem Style gebaut, ähnlich den Kirchen von Hastings und Eastbourne in Sussex. Wo einst ein undurchdringlicher Eichenwald, der das Landen sehr erschwerte, ist jetzt eine lachende, reich bebaute Ebene, hin und wieder durch kleine Hügel unterbrochen, auf welchen sich bald langgeflügelte Windmühlen, bald grün umrankte Landhäuser erheben. Die Sitte vor dem Eingange, selbst der ärmsten Bauernhütte, Blumen zu pflanzen, verschönert Dörfer und Landschaften in Sussex sehr. Gewöhnlich steht nächst der Thüre in einer Ecke ein Fuchsiabusch, der in dem milden Klima, wo der Thermometer fast nie unter 5 Grad Wärme steht, einen äußerst üppigen Wuchs erreicht, so daß er nicht selten seine blumenschweren Zweige bis aufs Dach treibt und sie dort behaglich auf der warmen Strohdecke lagert. Daneben mengen sich Rosen, Epheu, Geißblattgewinde, mit welchen die Häuser umrankt sind und freundlich das Unschöne der praktischen hohen Kamine verdecken. Schönes nußbraunes Vieh, von der kurz zusammengedrängten Sussex Race, weidet auf den fetten Triften um Pevensey, ja selbst in die innern freien Räume der Ruinen dringen die Heerden und lagern dort vereint mit den beliebten South-Down-Schafen, von denen die Sage geht, daß Wilhelm der Eroberer gleich nach der Landung einige habe einfangen lassen, um ein köstliches Mahl zu bereiten. Um indessen den Contrast zwischen Sonst und Jetzt in Pevensey fühlbarer zu machen, so hat die moderne, alles nivellirende Civilisation am Eingange des alten Castells eine Station für die Eisenbahn von London nach Hastings gebaut! Wo einst das mächtige Brausen der Meereswogen sich an den Riesenmauern brach — da dampft, zischt und pfeift jetzt die Locomotive! Unser praktisches Zeitalter verdrängt mehr und mehr die Romantik früherer Zeiten.

Im Julius 1846 als ich Pevensey zuerst sah, hatte die neugegründete archäologische Gesellschaft von Sussex im Innern der alten Mauern ihre erste Zusammenkunft, wobei mehrere auf Pevensey bezügliche Vorträge gehalten wurden. Auch zeigte man einige dort aufgefundene römische Münzen, wovon eine aus der Zeit Constantins. Auch das ehemalige Wappen des Hafens von Pevensey unter dem Herzoge von Lancaster (2 Straußenfedern, darüber die Herzogskrone, und die Umschrift „The Custum selle (seal) of the porte of Pemse"). Möge das Bestreben der archäologischen Gesellschaft von Sussex, an deren Spitze ausgezeichnete Männer stehen, nicht nachlassen, ihre an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Gegend zu durchforschen, vielleicht dürfte dann auch über die großartigen Ruinen von Pevensey noch manches Licht verbreitet werden.

Der chinesische Moniteur.

Auch China hat endlich seinen Moniteur erhalten, eine Institution, die fast auch die Reise um die Welt machen will. Dieß Journal, auf sehr schönes Papier in chinesischer Sprache zu Peking am 1 Januar 1850 gedruckt, ist mit der indischen Post nach Europa gelangt. Alle höhern Beamten, die Mandarinen der ersten und zweiten Classe, lassen sich einen Abzug an ihren Gehalten gefallen, um zu den Kosten des Blattes beizutragen. Es ist ein officieller Moniteur, der allen untern Beamten, wovon mehrere durch Artikel, Bemerkungen u. s. w. mitwirken, unentgeltlich zugesandt wird. Die erste Nummer enthält unter andern Gegenständen auch noch eine Verordnung des jetzt verstorbenen Kaisers Tao Kuang, welcher alle Auswanderung von Chinesen nach Californien und Costa Rica verbietet; bekanntlich sind seit einiger Zeit zahlreiche chinesische Fahrzeuge nach der Küste von Costa Rica abgegangen, in der Hoffnung hier Gold zu sammeln oder sonst vortheilhafte Geschäfte zu machen. (Revue de l'Orient. Mai.)

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Fortsetzung.)

Für den Reis in Hülsen wird hier ein besonderes Maaß gebraucht, das nur in Damiat besteht und Daribe heißt; es mißt 460 Okas. Bei meiner Anwesenheit kostete ein Daribe Reis 400 P., und gab nach der Reinigung etwas weniger als zwei Ardebs weißen Reises zu einem Preis von 330 Piaster für den Ardeb. Von dem Feddan Land zwischen Mansurah und Damiat erhält man etwa anderthalb Daribe Reis in Hülsen, und bezahlt an den Schatz je nach der Güte des Bodens 60—90 Piaster Grundsteuer (miri) des Jahrs. Savary und nach ihm Cabalverne irren, wenn sie behaupten, daß es zwischen Damiat und dem See Menzaleh mit Reis bebaute Landstriche gebe, welche in einem gewöhnlichen Jahr einen 80fachen Ertrag abwerfen; von einer solchen Fruchtbarkeit hat man hier nie etwas gehört. Nach Hrn. Kachils Angabe haben alle Kaufleute, Franken und Levantiner, welche von dem Vicekönig Ländereien zum Anbau von Reis in Pacht nahmen, bedeutende Verluste erlitten; sie wurden von den Fellahs allzusehr bestohlen. Nur kleine Grundeigenthümer, welche persönlich die Arbeit beaufsichtigen, und selbst auf ihren Feldern arbeiten, machen bei diesem bedeutenden Zweig der Landwirthschaft einen Gewinn.

Der größte Theil des zu Damiat gereinigten Reises wird zur See nach syrischen Häfen geschickt, in Sembilen, welche ein Drittel Ardeb enthalten und an Ort und Stelle 70 Padd kosten. Küstenfahrer von 3—400 Tonnen, welche in Damiat Reis laden, bringen aus Syrien zurück Tabak, Baumöl, Seife, seidene Gürtel (Tarabluß) und andere Stoffe, getrocknete Aprikosen und Aprikosenmarmelade, die man, ich weiß nicht warum „Glaubensgürtel" (kamr ed din) nennt, Mühlsteine, Holzkohlen u. s. w. Der Tabak, namentlich der von Latakia, bildete früher den Hauptartikel des Einfuhrhandels von Damiat, welches Cairo und ganz Aegypten damit versah, aber die neidischen Alexandriner Kaufleute erlangten unter dem Vorwand einer genauern Quarantäneaufsicht von Mehemed Ali eine Verordnung, daß alle sogenannten ansteckungsfähigen Waaren ausschließlich in der Quarantäne von Alexandrien, als der zuverlässigeren, gereinigt werden sollten; der in Säcken von grober Leinwand zugeführte Tabak wurde in die Reihe der ansteckungsfähigen Artikel aufgenommen, und Damiat verlor den Hauptgegenstand seines Handelsverkehrs mit Syrien. Diese unbillige Maaßregel zwang endlich viele Kaufleute von Damiat nach Alexandrien überzusiedeln. Von den in Damiat gebliebenen Kaufleuten sind die bedeutendsten jetzt Levantiner; auch gibt es einige Griechen- und Juden-Rajas, die sich mit dem Großhandel beschäftigen; die Araber treiben nur Kleinhandel und den Verkauf in den Läden, welche nur unbedeutende Waaren enthalten. Holz wird auch

Digitized by Google

hier nach dem Gewicht verkauft: der Cantar zu 108 Rotl kostet 11 Piaster, fast das Doppelte des frühern Preises, was vermuthlich von der verminderten Schifffahrt zwischen Damiat und den türkischen Provinzen des Mittelmeeres herkommt, aus denen Brenn- und Bauholz nach Aegypten geführt wird. Holzkohlen kommen hierher aus Jaffa, Chaifa, Sur und den benachbarten Orten; die Oka wird hier in den Kaufläden zu 15 Fadd verkauft, die Oka Hammelfleisch kostet 3 Pi., Kuhfleisch 6, und für einen guten Stier zahlt man nicht weniger als 2000 P. (200 fl. C. M.)

Abends besuchte ich den Dr. Reggio, einen Piemontesen, der hier als Polizei- und Quarantänearzt dient; er ist der einzige europäische Arzt in der Stadt, in der keine Apotheken sich finden. Seiner Versicherung zufolge wenden sich kranke Araber nie an ihn um Rath, und im Nothfall nehmen sie zu den eingebornen Empirikern ihre Zuflucht, deren es in Aegypten, wie allenthalben im Orient, eine Menge gibt. Sie widmen sich gewöhnlich ausschließlich der Heilung einiger besondern Krankheiten, so daß jetzt noch in vollem Maaße die Worte Herodots auf sie anzuwenden sind, der (II. 84) sagt: „Aegypten ist voll von Aerzten, von denen jeder sich nur mit einer Art von Krankheit beschäftigt; der eine heilt Augenleiden, der andere Kopfschmerzen, ein dritter Zahnweh, andere endlich den Bauch und die benachbarten Theile; noch andere heilen nur innere Krankheiten." Unter den jetzigen ägyptischen Empirikern schöpfen sehr viele ihr Wissen aus den schlechten arabischen Uebersetzungen verschiedener medicinischer, in französischer Sprache geschriebener Werke, die ohne sonderliche Auswahl und Kritik auf den Rath irgend eines angesehenen europäischen Bei in Cairo unternommen wurden. Diese Uebersetzungen sind in der Staatsdruckerei in Bulak gedruckt, verbreiteten sich trotz ihrer Irrthümer und Ungenauigkeiten im Publicum, und richten bei der vollkommen willkürlichen und unklaren Terminologie, wie man mich versicherte, ohne Vergleich mehr Schaden als Nutzen an, wie dieß denn auch nicht anders seyn kann. Hr. Reggio zeigte mir die Register, in denen Name, Alter, Geschlecht und Krankheiten der Personen, die in der Stadt starben, verzeichnet waren; nach seiner Instruction muß er diese letztern bezeugen, thut dieß aber in der Wirklichkeit nicht; die gestorbenen Frauen besichtigt eine ägyptische Hebamme. Aus der mir von Hr. Reggio mitgetheilten Liste sämmtlicher zu Damiat im Laufe der letzten drei Jahre gestorbenen Personen ersieht man, daß die Sterblichkeit in der Stadt durchschnittlich jährlich 1189 beträgt, eine ungeheure Zahl.

Am 18 Februar um 8 Uhr Morgens zeigte der Thermometer bei trübem Wetter und starkem Nordwinde in der Cajüte + 10° R.; dann tröpfelte ein schwacher Regen herunter, der uns jedoch nicht abhielt unsern gestrigen Spaziergang mit Hrn. Kachil fortzusetzen. Wir besahen unter anderem die am nordöstlichsten Ende der Stadt gelegene und von einem Begräbnißplatz umgebene Moschee „Sultan Abulats", die jetzt leer steht. Sie muß sehr alt seyn, wenn man darnach schließen darf, daß ihre Mauern und ihr hoher schöner Minaret stark durch die Zeit gelitten haben. Nach dem allgemeinen Plan solcher Gebäude in Aegypten besteht die Moschee aus oben gedeckten Galerien oder Portiken, welche an drei Seiten eines großen viereckigen Hofs umherlaufen; die flachen, aus Balken bestehenden Decken der Galerien stützen sich auf Bogen von Backstein, welche ihrerseits von zahlreichen kleinen Marmorsäulen gestützt sind, die man augenscheinlich aus andern, älteren Gebäuden genommen hat. Viele Säulen haben sich gespalten, und sind durch eiserne Klammern befestigt; die Capitäler, die sich übrigens nicht auf allen finden, sind verstümmelt und von schlechtem Styl. Sehr bemerkenswerth sind vier Säulen aus schöner grüner, von den Kennern so hoch geschätzter Breccie, und zwei andere aus dunkelrothem Porphyr, welche ihre ausgezeichnete Politur vollständig behalten haben. Nicht weit von denselben steht eine Säule aus weißem Marmor, deren ganze untere Hälfte weit dünner, als die obere, uneben und höckerig ist, gerade als ob man sie mit Zähnen angenagt hätte; stellenweise sieht man dann Spuren frischen Bluts. Einem hier herrschenden Volksglauben zufolge lecken Kranke, die an der Gelbsucht leiden, diese Säule so lange mit der Zunge, bis Blut heraustritt; nach dem bedeutend verminderten Umfang der Säule zu schließen, muß die Zahl der sie leckenden Patienten sehr groß seyn. Beim Eingang in die Moschee ruht einer der Bogen auf zwei ganz nahe an einander stehenden Säulen; die Araber behaupten, daß wer durch den Zwischenraum dieser Säulen hindurchgehen könne, ein Mensch ohne Sünde seyn müsse, dem die Thore des Paradieses frei offen stünden. Dieser Glaube ist ganz zum Vortheil hagerer Leute, und von den mit mir anwesenden Personen konnte ich allein nach Ablegung meines Ueberrocks die trügerische Probe durchmachen, welche mir übrigens früher auch in der Moschee Amrus zu Alt-Cairo, wo sich zwei ähnliche mit keinem geringern Privilegium ausgestattete Säulen befinden, geglückt war. Die Mauern, welche die Vorhalle der Moschee Abulats umgeben, waren meist mit hölzernem Getäfel verziert, auf dem lange kufische Inschriften eingeschnitten waren; ein Theil dieses Getäfels hat sich erhalten, durch die Länge der Zeit aber, und vielleicht auch durch die Einwirkung der feuchten Luft ist die ganze Holzmasse in einen schwammartigen Zustand übergegangen; bei der Berührung mit dem Finger ist sie weich und glatt wie Sammt, unter den Nägeln aber zerbröckelt sie sich ohne Mühe in ganz feine Fasern oder Wolle von dunkelgelber Farbe. Hinter der Moschee mitten unter halbverfallenen Gräbern ist eine Capelle aufgeführt, in welcher Sultan Abulat begraben liegt; hier steht unter einem Baldachin eine Art hölzerner Sarg oder Katafalk, der mit Seidenstoff bedeckt und von einem hölzernen Gitter von sehr schöner Schnitzarbeit umgeben ist; vier kleine Säulen aus prächtigem rothem Porphyr zieren das Innere dieser Capelle. In einer Seitennische befinden sich zwei grabartige Denkmale aus weißem, mit Oelfarben bemaltem Marmor, mit Abbildungen von Blumen u. s. w. in sehr schlechtem türkischem Geschmack in Relief; hier ist die Nichte Mehemed Ali's und ihr Mann, Halil Bey, der Mudir von Damiat gewesen und vor einem Jahre starb, begraben. Der Boden in der Capelle ist nach orientalischer Sitte mit Matten belegt, und der Wächter verlangte anfangs, daß ich die Stiefel am Eingang ablege, meine Bemerkung aber, daß dieß mit einiger Schwierigkeit verbunden sey und er einen Bakschisch zu erwarten habe, machte ihn ganz demüthig und er gestattete mir, mit giaurischer Fußbedeckung diese Matten zu betreten, wandte aber doch vorher die obere Seite nach unten.

Von da kehrten wir nach der Stadt zurück und besuchten die koptische Kirche, welche, wie die zu Rosette, durch nichts sich vor den übrigen Häusern auszeichnet, so daß wir sie in dem Labyrinth der engen Sträßchen des koptischen Quartiers nur mit Mühe auffanden. Der Geistliche, welcher schon am Morgen benachrichtigt worden war, erwartete uns in der Vorhalle. Die Kirche ist etwas größer als die von Rosette, aber das Innere und der Altar ebenso einfach und fast aller Zierrathen bar; Bilder sind sehr wenig da, und die Malerei ist unter Mittelmäßigkeit, der Ikonostaß (Bilderschrank vor dem Allerheiligsten) aus einem durch die Zeit schwarz gewordenen Holze, von geschnitzter Arbeit und mit Elfenbein ausgelegt, das über dem Eingang ins Allerheiligste weiße arabische und koptische Inschriften auf dunklem Grunde bildet. Durch zwei hölzerne hohe Gitter, welche mit dem Ikonostaß parallel laufen, ist das Innere der Kirche in drei Theile getheilt, die alle einen besondern Eingang von außen haben; die äußerste Eintheilung, näher an den Thüren, ist für die Frauen bestimmt, die mittlere für die Männer. In dieser Abtheilung ist ein Feuerherd eingerichtet mit einem kleinen eisernen Kessel, über dem eine kleine Kuppel mit einem Kreuz darüber sich befindet; in diesem Kessel wird das Wasser zum Taufen der Kinder gewärmt, welche, wie bei uns, dreimal untergetaucht werden. Schemel gibt es in den koptischen Kirchen nicht, aber an den Wänden sind an Nägeln lange Stäbe aufgehängt, die oben ein Querholz haben und Krücken gleichen: während des Gottesdienstes stützen sich alte Leute und angesehene Personen mit der Brust und beiden Händen auf diese Krücken, welche in den Augen der Kopten eine gewisse mystische Bedeutung haben, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Buchstaben T, welchen man so oft in den alten Hieroglypheninschriften trifft, wo er nach der Ansicht einiger Gelehrten das „Symbol des Lebens" ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 152. 26 Junius 1850.

Das Vordringen der Amerikaner gegen Süden und die Expedition nach Cuba.

Die Expedition nach Cuba hat in England eine große Bewegung und bei einigen officiellen und halbofficiellen Personen und Journalen eine tugendhafte Entrüstung erregt, worein einige französische Blätter mit diplomatischer Morgue einstimmten. All' das ist pure Heuchelei oder die gröbste Selbsttäuschung, die es geben kann. Canning rief eine neue Welt, die südamerikanischen Republiken, ins Leben, trotz des guten Fußes, auf welchem England zu Spanien stand, und die Werbungen gingen vor den Augen der englischen Regierung und gegen das offenkundige Gesetz des Landes vor, welches verbietet, Truppen im Lande für einen fremden Dienst gegen eine befreundete Regierung anzuwerben. War der Zug von Lopez ein Piratenstreich, so war es die Unterstützung Bolivars durch die Engländer, mit Connivenz der englischen Regierung, nicht minder. Selbst die Unterstützung Don Pedro's und die Expedition De Lacy Evans', der für seine in Spanien geleisteten Dienste sogar den Bathorden erhielt, können kaum anders wie ebenfalls als solche Pointenstreiche angesehen werden, denn was gingen England die Thronfolgestreitigkeiten in Portugal und Spanien an. Es war aber Englands Interesse, und somit wußte man dem Völkerrecht eine Nase zu drehen. Jetzt affektirt man, der alte „Rüstig und immer fertig" (rough and ready, wie man den jetzigen Präsidenten Zach. Taylor im mexikanischen Kriege nannte) sey so ein ehrlicher Kauz, daß wenn er nur das Geringste von dem Unternehmen des Generals Lopez gewußt hätte, er es sicherlich gehindert haben würde. Aber wenn die Gerüchte einer solchen Expedition in Europa gingen, wenn in Spanien ein General ausdrücklich ernannt wird, um die Vertheidigungsmittel Cuba's und der andern spanischen Besitzungen zu inspiciren, so ist es geradezu lächerlich zu behaupten, Taylor habe nichts davon gewußt. Die Expedition sammelte sich unter dem Vorwande eines Zuges nach Californien, und wenn der Präsident hätte einschreiten wollen, so hätte man es den Mitgliedern der Expedition nicht beweisen können; der Schritt wäre also ziemlich unnütz gewesen, denn die im Interesse der Unternehmung schreibenden Journale, wie der Sun in Neuyork, ein spanisches Journal la Verdad in derselben Stadt, und namentlich das Delta, welches in Neuorleans herauskommt, rühmten, als die Expedition abgegangen war, die Geschicklichkeit, mit der das Ganze verheimlicht worden war. Daß eine solche Expedition im Werke sey, war aber offenkundig.

Wir wollen keineswegs die abstracte Rechtsfrage hinsichtlich der Expedition nach Cuba besprechen, und meinen nur, wenn man in England voll tugendhaften Eifers für die Grundsätze Puffendorfs und Vattels das Anathema gegen die Amerikaner ausspricht, so sollte man das Sprüchwort bedenken, daß wer andern die Fenster einwerfen will, nicht selbst in einem gläsernen Hause wohnen sollte, denn die Fälle, wo England gegen alles Völkerrecht verfahren ist, kann man allmählich an den Fingern herzählen, ohne lange die Bücher der Geschichte nachschlagen zu müssen. Was aber die Amerikaner betrifft, so darf man nur nicht vergessen, daß wenn sie gegen England erbittert sind, und ihren Vortheil rücksichtslos auch zum Schaden Englands verfolgen, man ihnen dieß sehr zu Gute halten muß: die Plane, wonach man sie von Canada aus mit großer Heeresmacht anfallen, in die südlichen Staaten Negerregimenter um die Neger zum Aufstand und zur Ermordung der Weißen zu führen, schicken, die Ostküste mit der überlegenen englischen Marine blokiren und das ganze Westufer Nordamerika's mit Einschluß Oregons und Californiens ihnen entreißen wollte, sind erst seit wenig mehr als 10 Jahren zur Fabel geworden. Der Plan durch die Unabhängigkeit von Texas, die England seiner Zeit selbst beförderte, dort eben so wie in Canada, ein Schmuggeldepot zu gründen, und durch zollfreie Einfuhr der englischen Waaren auf der Landseite die Finanzen der Vereinigten Staaten zu ruiniren, ist noch nicht einmal so alt. Die Hudsonsbay-Compagnie, dieser Deckmantel für englische Plane in jenen Gegenden, hatte ihre befestigten Handelsposten durch ganz Oregon bis in die Nähe von Californien hin vorgeschoben, und was man gegen dieß Land, dessen Goldreichthum vor 4 Jahren noch völlig unbekannt war, für Plane hegte, ersieht man aus dem von mehreren englischen Journalen ihrer Regierung gemachten Vorwurf, daß sie sich hinsichtlich Californiens von den Vereinigten Staaten den Vorsprung habe abgewinnen lassen. Kurz an freundlichen Planen, die junge Republik auf ihrer ganzen Peripherie zu umgarnen, hat es nie gefehlt, und nur die Gewißheit, daß ein Kampf mit Nordamerika von den europäischen Feinden Englands zuverlässig benützt werden würde, hat die Ausführung solcher Plane gehindert.

Bis in den Anfang der zwanziger Jahre war Amerika, das überdieß damals kaum 8—9 Mill. Menschen hatte, im Nachtheil, von dem Augenblick an, wo England Rußlands Plane gegen die Türkei bewachen mußte, kam es in Vortheil;[1] mit

[1] Es ist höchst charakteristisch, daß der amerikanische Gesandte Rush im J. 1824 noch einen Vertrag unterzeichnete, welcher England das Recht einräumte, nordamerikanische Schiffe zu durchsuchen, ob sie keine Sklaven führten; aber die nordamerikanische Regierung, schon besser unterrichtet als ihr Gesandter, verwarf den Vertrag, und die Frage blieb wieder schwebend.

Digitized by Google

dem J. 1842, wo England wegen Afghanistan in Noth war, und im Ashburtonvertrag das Durchsuchungsrecht amerikanischer Schiffe aufgeben mußte, wird dieser Vortheil, der bisher mehr eine Art Geheimniß war, offenkundig, und von nun an beginnt der reißende Lauf der Amerikaner, der Oregon, Texas, Californien und Neumexico verschlingt und in die nordamerikanische Bewegung hineinreißt. Vor dieser Zeit hatte Amerika Spanien den Besitz der Insel Cuba gesichert, weil England, wenn es sich desselben bemächtigt hatte, den mexikanischen Golf so gut wie gesperrt haben würde, in der neuerlichen Parlamentssitzung, wo die Expedition nach Cuba zur Sprache kam, kam es deutlich zum Vorschein, daß England Spanien den Besitz gegen Amerika garantirt hat. Die Rollen scheinen also gegen früher geradezu umgekehrt.

Im J. 1803 kamen die Vereinigten Staaten erst in den Besitz von Louisiana, noch im J. 1813 hatten die Engländer den Plan, Neuorleans in Besitz zu nehmen und dadurch den Mississippihandel der Vereinigten Staaten zu sperren, erst seit 1819 gehört Florida den Vereinigten Staaten, und die Kriege mit den Seminolen sind noch nicht seit 10 Jahren beendigt. Die Bewältigung des französisch-spanischen Elements durch das angloamerikanische nahm ohnehin Zeit in Anspruch, in dem Maaße aber, als Neuorleans durch seine Lage begünstigt emporblühte, fühlte es auch die Fesseln, welche durch spanische, mexicanische und englische Tarife und andere Handelsmaaßregeln seinem Fortschreiten entgegenstanden. Neuorleans ist das natürliche Emporium des ganzen mexicanischen Golfs und der westindischen Inseln. Den ungeheuren Mississippi herab kommen aus dem Norden Getreide, Holz und Fleisch, die starken Absatz in den Antillen finden, und geraume Zeit nicht dahin geführt werden durften, wenigstens nicht in die englischen, und noch immer ist der Handel mit Cuba den mannichfaltigsten Fesseln unterworfen. Durch Centroamerika und über Panama gehen ferner die Hauptstraßen nach dem neuen Goldlande; ist es zu verwundern, wenn der Amerikaner alle Hemmnisse, welche sich diesen Verbindungen und dem natürlichen Zuge des Handels entgegensetzen, aufs heftigste bekämpft? England wollte die Mündung des San Juan-Flusses, der nach dem See von Nicaragua hinaufführt, eigenmächtig ohne irgend einen plausibeln Grund für sich in Anspruch nehmen, es hat am Ende vorigen Jahrs die Tiger-Insel in der Fonseca-Bay besetzt, um den in Zukunft im Hafen von Realejo ausmündenden Canal, der die beiden Meere verbinden soll,[1] zu sperren. War es zu erwarten, daß die Amerikaner ein so herausforderndes Betragen ruhig hinnehmen? Der kürzlich abgeschlossene und von dem Senat der Vereinigten Staaten jetzt bestätigte Vertrag über die Nicaraguafrage hat dem vorschnellen und unbefugten Auftreten Englands ein Ende gemacht. Der Ausgang ist für England ziemlich demüthigend und positiv schädlich: es trat sehr trotzig und mit unhaltbaren Ansprüchen auf, die Amerikaner aber sind am wenigsten die Leute, die sich dadurch imponiren lassen, und das gezwungene Zurücktreten von solchen unhaltbaren Ansprüchen ist nicht geeignet, Achtung zu erwerben.

In Amerika gehen solche Dinge nicht an den Ohren der Massen vorüber, alle Welt kennt den Verlauf der Unterhandlungen, und erwartet mit Spannung den Ausgang, sicher, daß die Regierung der öffentlichen Meinung gegenüber nicht ein Jota von den Rechten des Landes und dessen gegründeten Ansprüchen vergeben wird. Das Benehmen, wie es die Engländer den Amerikanern gegenüber seit einer Reihe von Jahren eingehalten haben, ist sehr geeignet den Haß stets wach zu halten aber weder Furcht noch Achtung zu gewinnen. Seit dem verhängnißvollen Jahre 1842 sind die Engländer fortwährend vor den Amerikanern zurückgewichen, ist es zu verwundern, daß diese jetzt alles für möglich halten, und mit Ansprüchen auftreten, die sich vielfach nicht rechtfertigen lassen, kurz daß sie dem Zuge ihrer Interessen rücksichtlos folgen? England hat Nordamerika geraume Zeit durch seine Sklavenpolitik bekämpft, es hat die südlichen Staaten mit einem Einfall bedroht, es hat ihnen dann wieder zu schmeicheln gesucht, um sie zu bewegen, auf einem niedern Tarif zu bestehen; es hat, um die Uneinigkeit zu erhalten, die Abolition im Norden begünstigt, und ist bei der Errichtung von Abolitionslogen thätig gewesen, bis man in Amerika sehr klar erkannt hat, in welcher Weise England Unkraut säe; seit dieser Zeit, etwa seit 10 bis 12 Jahren, hat sich eine mannichfache Annäherung zwischen dem Süden und Norden kundgegeben, und wenn jetzt wieder der Zank über die Sklavenfrage entbrannt ist, so kommt hiebei das Sklaveninteresse nur in zweiter Linie, das erste ist das politische durch das wachsende Uebergewicht der nördlichen Staaten. Daß die Sklaverei in einem großen Theil der jetzt noch Sklaven haltenden Staaten fallen müsse, darüber macht man sich im Süden keine Illusionen mehr, wie aber die nördlichen Staaten, als sie die Sklaverei bei sich abschafften, ihre Sklaven nach den südlichen Staaten verkauften, so wollen auch sie die ihrigen verkaufen; darum wünschen sie die Vermehrung der Zahl der Sklavenstaaten, und ein mächtiges Interesse treibt sie, Cuba unabhängig zu machen, oder mit andern Worten den Vereinigten Staaten einzuverleiben, denn in diesem Falle könnten sie ihre Sklaven, bei vielen fast das ganze Vermögen, mit gutem Vortheil nach Cuba absetzen, wo noch ungeheure Landstriche dem Anbau tropischer Gewächse offen stehen.

Darum wird in den südlichen Staaten die Befreiung Cuba's vom spanischen Joche mit so großer Energie und von so bedeutenden Männern betrieben, als nur immer seiner Zeit die Besetzung und Annexation von Texas, und die ehemaligen Jägerlogen im Norden der Vereinigten Staaten, deren Zweck die Vereinigung von Canada oder wenigstens die Beförderung eines Aufstandes war, hatten in der Verbindung der „Amseln und Eulen" im Süden ihr Abbild. Der Krieg mit Mexico hatte, wie es bei der Art der Truppenwerbung in Amerika nicht anders seyn kann, ein Geschlecht erzeugt, dem keine Ruhe mehr zusagte. Die obengenannte Verbindung arbeitete, unter dem Aushängeschild in den Nordprovinzen Mexico's einen Aufstand zu unterstützen, und die Errichtung einer von Mexico unabhängigen Republik der Sierra Madre zu befördern, an der Eroberung Cuba's. Ein angesehener Mann aus Illinois, ein General Shields, stand anfangs an ihrer Spitze, gab aber die Sache auf, als er vom Staate Illinois zum Senator gewählt wurde. Dieß machte aber dem Bunde der „Amseln und Eulen" noch kein Ende; sie verbanden sich jetzt mit cubanischen Pflanzern und Leuten, die wegen politischer Vergehen aus Cuba verbannt waren, und General Lopez als ihren Führer anerkannten. Als der Präsident im vorigen Jahr gegen das Unternehmen einschritt, stellten die „Amseln und Eulen" ihre Theilnahme daran völlig in Abrede, und Lopez erklärte, die für das Unternehmen

[1] Mit dem Canal möchte es indeß noch im weiten Felde stehen, hauptsächlich weil es an Arbeitern in jenem Lande fehlen wird; die Eingebornen sind zu träge, und welche fremde Arbeiter soll man hinbringen? Centroamerika erkennt keine Negersklaverei an, europäische Arbeiter würden an mehreren Punkten dieser Strecke sterben wie die Fliegen, und es bleiben höchstens chinesische Arbeiter übrig.

verwandten drei Millionen Dollars hätten die Hülfsquelle seiner Freunde erschöpft; aber jetzt erst traten die Amseln und Eulen mit den unzufriedenen Cubanern in engere Verbindung. Die zwei Mittelpunkte der Verschwörung waren Neuorleans und Neuyork; am erstern Ort befand sich der General Henderson, der die Milizen des Staats Mississippi befehligt hatte, und Senator in Washington gewesen war, nebst mehreren andern sehr einflußreichen Personen. In Neuyork kennt man bis jetzt nur den Redacteur des Sun, einen Hrn. Beach, und den Hrn. Tolon, der das Organ der ausgewanderten Cubaner, La Verdad, redigirte. Die Unternehmung wurde in einem großen Maaßstab organisirt: gleich nach Einsetzung der provisorischen Regierung unter Lopez sollten die Obersten der Expedition 30,000 Doll., die Capitäne 10,000 und die Lieutenants 5000 empfangen; Landbewilligungen wurden allen Theilnehmern, Officieren wie Soldaten, zugesichert. Daß solche Versprechungen viele Abentheurer lockten, wird man nicht seltsam finden, besonders wenn man hört, daß angesehene Männer aus den Vereinigten Staaten ihre Theilnahme versprachen: Oberst O'Hare von Kentucky und Oberst White aus Louisiana hatten Befehlshaberstellen unter Lopez angenommen, General Quitman, der im mexicanischen Kriege unter Taylor gefochten und in diesem Augenblick Gouverneur von Kentucky ist, versprach seine Entlassung von diesem Posten zu geben und die Leitung der Militäroperationen zu übernehmen, sobald Lopez sich an irgend einem Punkt festgesetzt haben würde.

Erwägt man, welche Summen eine solche Ausrüstung kosten mußte, und wie viele hochgestellte Männer des Südens mit im Geheimniß waren, so wird man sich leicht einen Begriff von ihrer Bedeutung machen, und wie populär die Sache im Süden war, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß Lopez, als er nach seinem verunglückten Unternehmen zu Savannah gelandet, und von dem Marshall, einem Beamten der Centralregierung, verhaftet worden war, durch den Districtsrichter wieder auf freien Fuß gestellt werden mußte, weil man keine Zeugen finden konnte, die über die ihm Schuld gegebenen Vergehen eine Aussage machten. Die versammelte Volksmenge empfing diese Entscheidung des Richters mit donnerndem Beifallsruf, Lopez haranguirte die Menge, erklärte, daß er sein Unternehmen keineswegs aufgebe, und reiste nach Mobile ab. Wie viel die angeordnete Untersuchung über die Art und den Umfang der Theilnahme herausstellen wird, muß man abwarten. Einige Kaufleute sollen ihr ganzes Vermögen an das Unternehmen gesetzt haben, und man nennt Leute, die 200,000 D. daran wagten. Alles dieß aber möchte die ungeheuern Summen, welche die Expedition kostete, noch nicht erklären.

Mag man nun über die moralische und völkerrechtliche Ansicht von einem solchen Zuge urtheilen, wie man will, jedenfalls wird man erkennen müssen, daß wenn auch ein gut Theil Flibustiergeist darin steckt, und die durch einen Krieg, wie der gegen Mexico, aufgeregten Massen ihr Theil beigetragen haben, doch ein mächtiger Zug allgemeiner Interessen vorherrscht, der sich früher oder später geltend machen wird und muß. Es ist jetzt wenig mehr als ein halbes Jahrhundert, seit die Amerikaner von Virginien aus nach dem Mississippithal drangen, die Bewältigung der Indianer nahm Jahrzehende weg, die des Bodens ist noch lange nicht vollendet, aber es rauscht von Leben und Unternehmungsgeist in dem bereits von Millionen bewohnten Mississippi-Thale. Die Republik ist jetzt noch nicht ganz 70 Jahre alt; in den ersten drei Jahrzehenden ihres Daseyns wirkten die Interessen der Mississippibevölkerung theils noch gar nicht, theils noch sehr schwach auf die allgemeine Politik der Vereinigten Staaten ein; Aaron Burrs Plan im Anfang des Jahrhunderts, von Mississippi aus nach Mexico vorzudringen, ist nur das Zucken eines Blitzes durch die dunkle Nacht, die damals noch auf jenen Gegenden lagerte; bis in die dreißiger Jahre herein kennt man in der Parteipolitik der Vereinigten Staaten nur den Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Staaten, jetzt strebt der Westen mit Macht hervor, nicht bloß die dritte Territoralmacht, sondern die erste zu werden, und die manufacturirenden Neuenglandstaaten im Norden, wie die Sklavenstaaten im Südosten in den Hintergrund zu drängen. Die ganze Lebensbewegung dieses ungeheuren Gebiets, eines der mächtigsten Stromgebiete der Erde, geht stromabwärts nach Süden, nach Neuorleans, von da über den mexicanischen Golf nach dem Antillenmeer und der Nordküste von Südamerika. Die östlichen Staaten scheuten noch die Macht Englands, wir haben oben erwähnt, mit welchen Planen man sie umgarnen und ihren Drang nach Westen aufzuhalten suchte, die Bevölkerung des Mississippithals scheut keinen äußern Feind mehr, denn sie ist für alle unzugänglich und unantastbar. Ohne Mühe läßt sich deßhalb vorhersagen, daß sie dem ihr inwohnenden Drange folgen, daß sie wie über Mexico, so über die Antillen und Mittelamerika sich ergießen wird. England hat vergebens gestrebt sie aufzuhalten, seit dem Jahre 1842 ist jede Aussicht dazu verloren, und wir werden noch ganz andere Unternehmungen sehen, als die jetzt mißglückte gegen Cuba.

Allgemeine Ansicht der Regentschaft Tripoli.

(Nach Prax. Revue de l'Orient. Mai.)

Eine Bergkette, welche zwei und eine halbe Tagreise vom Meer parallel mit der Küste läuft, und sich westlich in der Regentschaft Tunis fortsetzt, scheidet die Regentschaft Tripoli in zwei Zonen: die Ebene und die Hochfläche welche von den Arabern der Rücken des Berges, Dhar el Dschebel genannt wird. Man braucht eine Stunde, um vom Fuß zur Höhe anzusteigen, und ist man oben, so befindet man sich auf einer mächtigen Hochfläche, welche sich in sehr wenig merklicher Abdachung bis Gadames erstreckt. Der Theil der Ebene, welcher sich östlich von Tripoli bis Mesurata ausdehnt, heißt Sahel, was im Arabischen Uferland bedeutet; westlich von Tripoli bis Zuara führt die Ebene den Namen Schott, was hier gleichfalls als Bezeichnung von Uferstrich dient.[1] Die Breite des Sahel und Schott beträgt nicht über einen Tagmarsch; der Rest der Ebene heißt Dschefara (was Umfang, Umkreis bedeutet). Im Sahel und Schott sieht man Dattelwälder und Gärten, wo man die Fruchtbäume der wärmeren Zone findet, und Pfeffer, Mais, Hirse, Weizen, Gerste und Tabak gezogen werden, und Brunnen das nöthige Wasser liefern. Alle ein, zwei oder drei Lieues stößt man auf ein Dorf. Die Dschefara ist von arabischen Stämmen bewohnt, die unter Zelten leben, auf dem Berge hausen Berbern in festen Wohnungen. Auf dem tripolitanischen Plateau trifft man Brunnen und natürliche Cisternen, welche das Regenwasser bewahren, namentlich in den Thälern des Südabhangs gegen Gadames hin; diese natürlichen Cisternen nähren die zahlreichen Quellen dieser Gegend; nach dem Meere hin fallen die Thäler rascher ab, und es finden sich keine solche natürlichen Cisternen. Im Winter durchziehen die Araber mit ihren Heerden diesen weiten Landstrich, der dann gute Weiden liefert.

[1] Sonst bedeutet Schott auch einen breiten Strom, wie der Euphrat an seiner Mündung Schat heißt; in Algerien nennt man so die flachen Binnenseen; vielleicht kommt der Ausdruck hier in der Nähe von Tripolis daher, daß große Strecken zeitweise überschwemmt werden. A. d. R.

Digitized by Google

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Fortsetzung.)

Im Hofe vor der Kirche saßen 20 oder 30 Knaben von sieben bis 10 Jahren, welche hier im Lesen unterrichtet wurden. Viele hatten eine regelmäßige, angenehme und offene Physiognomie ohne den heimlich lauernden Ausdruck, der sich fast ohne Ausnahme bei den erwachsenen Kopten findet; alle hatten schwarze große Augen, und beim besten Willen war es nicht möglich in diesen Gesichtszügen eine Aehnlichkeit mit den altägyptischen oder mit den neuesten der jetzigen Fellahs zu finden. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des Hrn. d'Arnaud auf diesen Umstand, und zeigte ihm, wie wenig der charakteristische Typus dieser Kinder demjenigen entspreche, welche Volney bei den Kopten gefunden haben wollte: „alle, sagt er, haben ein aufgedunsenes Gesicht, vortretende Augen, dicke Lippen, platte Nasen, mit einem Wort, ein ächtes Mulattengesicht.“ Volney war augenscheinlich von der Ansicht geleitet, „die alten Aegyptier seyen reine Neger gewesen, Eines Stammes mit den ächten Bewohnern Afrika's, und hätten ihre jetzige Gestaltung durch die Beimischung mit Griechen und Römern erlangt,“ aber das Bild des Kopten wurde von dem gelehrten Reisenden nicht nach der Natur entworfen, sondern so, wie er es finden mußte, wenn es seiner theoretischen Ansicht von diesem Gegenstand entsprechen sollte. Häufige und aufmerksame Beobachtung der Physiognomie der Kopten in den verschiedenen Gegenden Unter- und Oberägyptens beweisen mir das völlig Unbegründete dieser Ansicht, welche ich nie theilen konnte, wobei ich jedoch nie verfehlte, zu bemerken, daß die Frage über die Herkunft der Kopten zu den verwirrtesten und unlösbarsten in der Wissenschaft gehöre. So sagte z. B. der Oberchirurg der französischen Armee, Baron Larrey, gestützt auf seine Forschungen und Messungen der Schädel von Kopten und alten Mumien, daß „ohne allen Zweifel die Kopten die wahren Nachkommen der alten Aegyptier seyen, und deren physische Formen, Sprache, Sitten und Gewohnheiten bewahrt hätten;“ er setzt indeß hinzu, daß die Aegyptier nicht von Negern, sondern von den Abyssiniern stammten. Auf der andern Seite lautet nicht minder entschieden der Ausspruch des jungen Champollion, welcher versichert, daß man „bei den Kopten auch nicht einen der charakteristischen Züge der alten ägyptischen Bevölkerung finde,“ und daß man „vergebens sich bemühe bei ihnen die Hauptkennzeichen dieses alten Stammes aufzusuchen.“ Endlich nimmt Dr. Pruner an, bei den jetzigen Bewohnern des Nilthals, sowohl Moslems als Christen, herrschten zwei Typen, von denen einer dem altägyptischen sehr nahe komme; seiner Ansicht nach hat sich dieser letztere sehr rein bei den Kopten, namentlich bei den Frauen erhalten, „deren ganzer Körper, wenn man ihn mit den Statuen und Gemälden aus den pharaonischen Zeiten vergleicht, vom Kopf bis zu den Füßen ihren alten Ursprung abspiegelt.“ Aus den hier wörtlich angeführten Widersprüchen wird sich der Leser überzeugen, daß diese Frage nicht als gelöst betrachtet werden kann, ja es ist ungewiß, ob sie je gelöst wird, weil im Wesentlichen nicht vorauszusehen ist, daß sich neue Daten ergeben, und aus den bis jetzt erhobenen Thatsachen jeder Beobachter einen andern Schluß ziehen kann.

Aus der Kirche begab ich mich in das Haus des Hrn. Kachil, der mir die Berichte vorlas, die er im März des Jahres 1845 an den österreichischen Generalconsul in Alexandrien aus Veranlassung eines damals zu Damiat vorgefallenen furchtbaren Ereignisses geschrieben hatte. Ein Eseltreiber, ein Araber, gerieth mit einem koptischen Schreiber in Streit, und klagte ihn an, er habe sich herausgenommen, den Propheten Mohammed zu lästern; der Kopte wurde sogleich verhaftet, und der Gouverneur, Ali Bey, befahl alsbald ihm 500 Stockstreiche zu geben, um das Bekenntniß der Schuld von ihm zu erpressen; am andern Tage wiederholte man diese Marter, aber ebenso erfolglos, wie den Tag zuvor. Die muselmännische Bevölkerung, aufgereizt von dem Scheich-ol-islam, Ali Chafahi, empörte sich, und am 18 März 1845 war die Stadt Zeuge eines furchtbaren Schauspiels: man schor dem Kopten den halben Bart, setzte ihn nackt, mit dem Gesicht nach dem Schweife zu, auf einen Büffel, band ihm eine Katze und zwei Hunde an, bestrich ihm das Gesicht mit Koth, und umwickelte ihm den Kopf mit Büffeldärmen. In diesem Zustande führte man ihn durch alle Straßen mit Musik und unter Begleitung eines fanatisirten Pöbels, schlug ihn mit Stöcken und Prügeln, warf ihn mit Steinen, und einige gossen ihm sogar, nach Kachils Aussage, geschmolzenes Pech auf den Kopf; in dem wüthenden Haufen, der den armen Leidenden umgab, befanden sich Ulemas, Beamte, Officiere der Miliz, von denen viele ihm mit gezogenen Säbeln drohten. Der Kopte ertrug diese höllischen Qualen mit Heldenmuth, verwarf den Vorschlag sich, um sein Leben zu retten, zum Islam zu bekehren, mit Verachtung, und wiederholte, daß er unschuldig leide und freudig sterbe. Endlich führte man den Unglücklichen nach einem kleinen Dorf in der Nähe der Stadt, wo seine Familie wohnte, und da diese, aus Furcht den Pöbel zu Grausamkeiten gegen sich selbst zu reizen, ihn nicht aufnehmen wollte, so legte man ihn, da er eben in Ohnmacht gefallen war und man ihn für todt hielt, auf den Boden; erst gegen Abend hoben ihn seine Verwandten auf, und brachten ihn ins Haus, wo er in der Nacht vom 24 auf den 25 März starb. Der inzwischen in die Stadt zurückgekehrte Volkshaufen schlug in den von Christen bewohnten Häusern die Fenster ein, zerstörte das Kaffeehaus eines Griechen, und prügelte einige Christen, die sich nicht mehr in den Häusern verbergen konnten. Sobald Mehemed Ali von diesem traurigen Vorfall unterrichtet war, schickte er alsbald seinen Kriegsminister Achmed Pascha zur Untersuchung nach Damiat; der Kopte lebte damals noch, sobald aber der Vicekönig erfuhr, daß derselbe gestorben sey, so wartete er das Ende der Untersuchung nicht ab, sondern schickte den Gouverneur für fünf Jahre nach Abukir auf die Galeeren, entzog ihm seine Stelle und seinen Oberstenrang, den Scheich ol Islam aber, den Haupturheber des ganzen Vorfalls, verwies er auf ein Jahr nach Tanta, dem gewöhnlichen Verbannungsort für Personen geistlichen Standes. Andere Bestrafungen, außer diesen beiden, sind nicht erfolgt.

Es ist möglich, daß der Bericht Hrn. Kalichs, der unter dem Einfluß der augenblicklichen Erbitterung und der persönlichen Gefahr, der er selbst mit den andern christlichen Bewohnern unterworfen war, einigermaßen in den Einzelnheiten übertrieben ist, aber im Wesentlichen ist die Erzählung richtig und der tragische Ausgang unzweifelhaft. Er beweist, daß der religiöse Fanatismus der Moslems, wenn er in Aegypten unter der gewaltigen Hand Mehemed Ali's sich nicht äußert, darum nicht weniger unter der Asche glüht, und daß ein von Böswilligen angefachter Funken zur verderblichen Flamme ausbrechen kann.

Der schwache Regen dauerte bis zum Abend an, am andern Morgen, 19 Februar, trat aber ein abscheuliches Wetter ein: vom frühen Morgen an wehte ein heftiger Nordwestwind, und trieb auf dem Strom mächtige Wellen auf, auf deren Höhen unsere Barke mit Krachen und Aechzen schaukelte, und mit der Seite unaufhörlich ans Ufer gestoßen wurde, was uns sehr unangenehme Stöße und Püffe beibrachte; zum Glück war der Grund am Ufer erdig und weich. Hierauf goß ein heftiger Platzregen herab, und der Thermometer fiel bedeutend, um halb eilf zeigte er in der Cajüte nicht mehr als + 11° R. Gegen Mittag erneuerte sich der Regen und dann fiel ein dicker Hagel, der etwa zehn Minuten anhielt, und Straßen und Terrassen der Häuser mit erbsengroßen Hagelkörnern bedeckte. Unsere Matrosen, welche diese Erscheinung vorher nie gesehen hatten, begannen die Hagelkörner vom Verdeck in einen Zuber zusammenzukehren, und nannten sie Matar-el-melch (Salzregen). Nach drei Stunden entluden sich die Wolken abermals über die Stadt, und drei Minuten lang fiel Hagel von der Größe einer Haselnuß; Hr. d'Arnaud, der sich um diese Zeit in der Stadt befand, bemerkte hier Hagelkörner von der Größe einer mittlern welschen Nuß, und sagte mir, daß einige Levantiner, welche sie von den Terrassen sammelten, sie mit Zucker bestreuten, und als eine Art Gefrornes aßen, das man sonst in Damiat nicht zu essen bekommt.[1] Bis zur Nacht wiederholte sich der Regen noch einigemal, und den ganzen Tag verließ ich die Barke nicht, da ich ganz ordentlich durchgefroren war.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Das Gefrorne, welches man zu Alexandrien im Sommer in einem einzigen Kaffeehaus verkauft, wird aus Eis bereitet, das aus Triest dahin gebracht wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 153. 27 Junius 1850.

Ueber die Militär- und Ackerbaucolonien der Chinesen.

(Nach Ed. Biot. Journal Asiatique. April 1850.)

Die chinesische Regierung hat seit langer Zeit ihre Truppen zu Ackerbauarbeiten verwendet, indem sie solche gruppenweise concentrirte und so nach unserm Ausdruck Militärcolonien bildete. Die ersten Colonien dieser Art, deren die Geschichte gedenkt, reichen ins erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf; sie wurden anfangs an den Gränzen China's und auf mehreren Punkten der gegen Westen eroberten Länder gegründet, um die in diesen fernen Gegenden versammelten Truppen zu versorgen. Zu manchen Zeiten nach den verderblichen Kriegen, welche wiederholt das Reich verheerten, wurden die Militärcolonien auch auf Ländereien im Innern vertheilt, welche von den Eigenthümern oder Pächtern verlassen worden waren. Unter denselben Umständen erschuf die chinesische Regierung solche Ansiedlungen auch aus Familien bürgerlichen Standes, welche durch die Lieferung von Saatkorn und Vieh aufgemuntert wurden. Die Berichte und Verordnungen über diese beiden Systeme sind sehr zahlreich; sie sind für jede Dynastie in einer besondern, ihrer officiellen Geschichte angehängten Abtheilung gesammelt, und bedeutende Auszüge daraus finden sich in Ma-tuan-lin und andern Encyklopädien. Auch in der Sammlung der Verordnungen der Mantschu-Dynastie finden sich genaue Angaben über die jetzige Ausdehnung der Militärcolonien und einige Andeutungen über die Art wie sie geleitet werden. Wollte man diese Masse von Urkunden übersetzen, so würde dieß einen Octavband füllen, aber die Einzelnheiten haben für Europa zu wenig Wichtigkeit, und überdieß bieten sie zahlreiche Wiederholungen; wir heben daher nur die wichtigsten Punkte aus, um zu zeigen, daß die Leitung dieser Colonien seit mehr als 1200 Jahren einen besondern Zweig der chinesischen Verwaltung bildet.

Erster Abschnitt: Colonien unter den Han, Tsin und Thang.

Nach den officiellen Annalen begannen die Chinesen Militärcolonien gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zu bilden. Die ersten Versuche wurden an der Nordwestgränze gemacht auf Befehl des Kaisers Han-wu-ti, unter welchem die chinesischen Armeen gegen denjenigen Theil Centralasiens vorrückten, der sich jenseits der Sandwüste vom See Lop bis Kaschgar und Jarkhand ausdehnt. Da einer seiner Feldherrn, Namens Ha-kiu-ping im J. 120 v. Chr. die Hiong-nu aus dieser fruchtbaren Gegend vertrieben hatte, ließ Han-wu-ti auf drei Punkten des Wegs der dahin führte, und von denen der fernste schon jenseits des Lopsees gelegen gewesen zu seyn scheint, Militärcolonien anlegen. Sie waren namentlich bestimmt, die Versorgung der nach jenen fernen Gegenden geschickten Truppen zu erleichtern, da der Besitz dieses Landes die Chinesen in Berührung mit den Jue-tschi, einem den Hiong-nu feindlichen Volke und andern westlichen Stämmen brachte. Der dritte und äußerste Punkt war bestimmt ein Verwaltungsmittelpunkt zu werden und sein Vorgesetzter erhielt den Titel Hiao-wei (Beschützer und Friedebringer). Dieser Titel und der eines Tu-wei, Friedebringer eines Districts wurden später besonders den Gouverneuren der Districte Si-ju oder des Westlandes gegeben. Gegen das Ende der Regierung desselben Kaisers Wu-ti (90—80 vor Chr.) wurde von einem Beamten ein noch weiter westlich gelegener Punkt zu einer Ansiedlung vorgeschlagen, aber der Kaiser, der China durch einen 32jährigen äußern Krieg erschöpft sah, wies den Antrag zurück, den jedoch sein Nachfolger Tschao-ti wieder aufnahm, und die Colonie am Lun-thal oder „Thurm der Räder" gründete. Im J. 68 vor Chr. schickte Siuen-ti in das Land Khiu-li eine starke Abtheilung begnadigter Verbrecher, um hier das Land anzubauen und Vorräthe von Korn anzulegen. Diese neue Colonie wurde der Mittelpunkt der Kriegsoperationen gegen die Kiu-sse (Uiguren), welche sich bis Turfan ausdehnten. Diese unterwarfen sich, und nahmen eine Colonie von 300 Soldaten auf, die aber bald von den Reitern der Hiong-nu angegriffen wurden. Man schickte von Khiu-li 1500 Soldaten zu Hülfe, da aber die Entfernung zu groß war, wurde die Colonie aufgegeben, und das Land der Kiu-sse durch einen Vertrag vom J. 62 den Hiong-nu überlassen. Später unter Juen-ti (48—32 v. Chr.) nahmen die Chinesen den geschwächten Hiong-nu dieß Gebiet wieder ab, und begründeten hier eine dauernde Schutzherrschaft (Hiao-wei). Der Kaiser Tschao-ti begründete gleichfalls im J. 77 vor Chr. eine andere militärische Colonie zu J-sun nahe am Lop-See im Lande der Schen-schen, dessen Oberhaupt um die chinesische Bundesgenossenschaft gebeten hatte. Diese Colonie stand unter einem Reiteranführer, der 40 Officiere unter sich hatte. Später wurde an diesem Platz ein District-Friedensbeamter (Tu-wei) eingesetzt, und eine Landesverwaltung begründet. Dieß war der Ursprung der Militärverwaltungen, die nach und nach von den Chinesen in Centralasien gegründet wurden.

Um dieselbe Zeit war die Westgränze von Schensi, in der Umgegend von Kin-tsching (Lan-tschen) von der Horde der Sien-ling besetzt. Weiterhin fanden sich andere Völkerstämme tibetanischen Ursprungs, von den Chinesen mit dem allgemeinen

Digitized by Google

Namen Khiang bezeichnet. Als im J. 63 vor Chr. ein Austausch von Geiseln zwischen mehreren dieser Völkerschaften und den Sien-ling stattgefunden hatte, fürchteten die Chinesen einen Angriff. Ein an Ort und Stelle geschickter kaiserlicher Abgeordneter berief 30 Häuptlinge der Sien-ling in sein Zelt und ließ sie ermorden. Die erbitterten Barbaren griffen im Frühjahr 61 vor Chr. das chinesische Gebiet an, und ein alter erfahrener Heerführer, Namens Tschao-tschung-kue, wurde beauftragt sie zu bestrafen. Während er seine Anordnungen traf, Posten errichtete und Verschanzungen aufwarf, wurde der Gouverneur von Tschang-je (jetzt So-tscheu) vom Kaiser ermächtigt, auf dieser Seite einen Kriegszug zu unternehmen, und bemächtigte sich einer Stadt der Sien-ling südlich von Kin-tsching. Der Kaiser gab ihm den Titel „Besieger der Khiang" und schickte an Tschao-Tschung-kus Befehl den Krieg lebhaft fortzusetzen. Dieser nahm es jedoch über sich, diesen Befehl nicht sogleich in Ausführung zu bringen: er setzte in einem langen, an den Kaiser erstatteten Bericht auseinander, daß man zuerst in dem strittigen Lande feste Militärcolonien bilden müsse, da dieß das beste Mittel sey, ohne Kosten hinreichende Streitkräfte zu unterhalten, und die Horde der Sienling ganz zu vernichten.

Dieser Bericht, der noch jetzt als ein Muster gilt, ist uns in den Annalen aufbewahrt worden. Tschong-kue verlangte, daß man 10,000 Mann zu seiner Verfügung stelle, die auf den wichtigsten Punkten vertheilt werden sollten, und daß man jedem Mann 30 Meu (etwas weniger als 2 Hektare) zum Anbau gebe. Beim Schmelzen des Eises, sagt er, werden diese Leute die ersten Niederlassungsarbeiten, wie den Bau der Brücken, die Vertiefung der Canäle, den Bau oder die Wiederherstellung der Verwaltungsgebäude unternehmen. Wenn das Gras gewachsen ist, wird man, ein bewegliches Reitercorps mit Lastpferden für das Futter bilden, und zur Zeit der Ernte werden die Abtheilungen das Korn an den Hauptort Kin tsching bringen, der dadurch versorgt werden wird. Auf diese Weise kann man die Kosten der Ernährung von 10,000 Mann ersparen, wird das Innere des Reichs nicht entblößen, und wird die temporären Kriegszüge vermeiden, welche die Soldaten ermüden und eine große Zahl derselben ins Grab strecken. Auf diese Weise wird man die Sien-ling aus ihren besten Weideplätzen verdrängen, sie werden sich in das schlechtere Land zurückziehen und dort vor Hunger und Kälte umkommen. Tschong-kue zählt im Ganzen 12 Vortheile auf, die man durch das System der festen Colonien gewinne, und schließt seinen Bericht mit den Worten: „so wird man das Land ohne viele Mühe erobern, und die Leichtigkeit des gewöhnlichen Dienstes wird hinreichende Hülfsquellen für unerwartete Fälle übrig lassen." Der Bericht wurde im Ministerrath besprochen und endlich angenommen. Man entließ die regulären Truppen, gründete die festen Colonien, und bald darauf unterwarfen sich die benachbarten barbarischen Stämme von Kin-tsching der chinesischen Herrschaft.

Im J. 42 v. Chr. unter Juen-ti dehnte man dieß System auf die Umgegend von Lung-si (Kung-tschang-fu [1]) aus, von wo man die Khiang vertrieben hatte. Man entließ die für diesen Kriegszug versammelten Truppen, und legte Militärcolonien auf verschiedenen Punkten des neueroberten Landes an.

Siebzig Jahre später nach den Unruhen, die China unter dem Usurpator Wang mang verheerten und dessen Sturz herbeiführten, ließ der erste Kaiser der östlichen Han, Kuang-wu, in mehrern, noch nicht ganz unterworfenen Districten des innern Landes Militärcolonien anlegen, namentlich in den Jahren 28 bis 30 nach Chr. Eine Verordnung aus dem letztern Jahre befahl auch Colonien auf der Gränze gegen Norden und Osten zu errichten, „um die Barbaren im Respect zu erhalten." Niederlagen von Korn wurden auf mehrern solchergestalt colonisirten Punkten angelegt, und auf die verwilligten Ländereien eine Steuer von $^1/_{30}$ des Ertrags gelegt. Der Text der Annalen sagt, daß man darin der alten Regel gefolgt sey, woraus man schließen muß, daß dieß einem Drittel der gewöhnlichen Steuer entsprechende Verhältniß schon von den ersten Han festgesetzt worden war. Diese Colonien wurden durch regelmäßige Zusendungen von begnadigten Verbrechern oder verabschiedeten Soldaten verstärkt.

Die von Tschao-Tschong-kue im Westen von Schen-si gegründeten Colonien waren ums Jahr 136 n. Ch. in kläglicher Lage; sie waren von den Khiang verwüstet worden, welche bis Kin-tsching oder Lan-tscheu vordrangen, wo mehrere Beamte des Hofs riethen diese den Einfällen der Barbaren allzu ausgesetzten Ländereien aufzugeben. Ein Feldherr, Namens Ma-juen, bestritt diesen Vorschlag, und wurde im J. 36 an Ort und Stelle geschickt, stellte die Mauern der Städte her, errichtete an den Verbindungswegen Posten, ließ Land umbrechen, grub Canäle und ermuthigte die Ackerbauer und Viehzüchter. Im Jahr 45 ging er angriffsweise zu Werk gegen die U-huan, einen Theil der wilden Völker, die in der alten Geschichte mit dem allgemeinen Namen der Barbaren der Gebirge (Schan-schung) bezeichnet sind.

Während der innern Unruhen des Reichs hatten die Hiong-nu das fruchtbare Land wieder besetzt, das ihnen zwischen den Bergketten des Thian-schan und Kuen-lun entrissen worden war. Die Uiguren oder Kiu-se hatten das Joch der chinesischen Oberherrschaft abgeschüttelt, die Handelsstraße zwischen China und dem Westen war also aufs neue gesperrt. Die Ordnung wurde wieder hergestellt durch den großen Zug gegen Westen, den der Kaiser Ming-ti im Jahre 72 anordnete, und der von dem Feldherrn Pan-tschao geleitet wurde. Das von den Feinden gesäuberte Land wurde militärisch besetzt, dauernde Colonien auf mehrern Punkten gegründet, wo man die fünf Kornarten bauen und Maulbeerbäume pflanzen konnte. Die Denkwürdigkeiten über die westlichen Länder, die den Annalen der Handynastie angehängt sind, erwähnen der Colonie der J-u, im J. 73 1000 Li westlich von Tun-hoang, im Norden des Landes der Schenschen nahe am See Lop gegründet; sie wurde zwar im J. 77 wieder aufgegeben, aber im J. 118 wieder hergestellt, und erhielt im J. 131 einen Militärcommandanten. Dieselben Denkwürdigkeiten erwähnen auch der Colonie Lieu-tschong, die im J. 123 nördlich von der vorigen auf dem Gebiete von Turfan gegründet wurde. Diese vorgeschobenen Posten der chinesischen Civilisation waren den Angriffen der nomadischen Hiongnu sehr ausgesetzt; auch die Uiguren suchten ihr altes Gebiet wieder einzunehmen, aber nach den Siegen Pan-jongs, des Sohns von Pan-tschao, (124 nach Chr.) wurden diese beiden Völker uneinig und zerstreuten sich. Das so lange bestrittene Land erkannte schließlich die Suprematie der Chinesen an.

In der Zwischenzeit war das System der festen militärischen Colonien auch in gerader westlicher Richtung von Schen-si ausgedehnt worden in das Land Hoang-tschong, welches dem jetzigen District Si-ning nahe am großen Westsee Kuke-noor

[1] Si heißt der Westen, Lung-si also das Land westlich von Lung; fu, die Stadt.

Digitized by Google

entspricht. Im Jahre 88 wurde nach einem glücklichen Feldzug gegen die widerspenstigen Khiang eine ähnliche Colonie im Lande der friedlichen, unterworfenen Khiang gegründet; sie bestand aus 3000 Verurtheilten, deren Strafe umgewandelt worden war, und stellte bloß die Mauern der Städte und Vesten wieder her. Im J. 102 wurden die rebellischen Khiang abermals gezüchtigt, und stellten ihre Räubereien in der Umgegend des Sees Kuke-noor ein, den die Chinesen das Westmeer (si-hai) nennen. Nun wurde der alte Hauptort des Districts wieder hergestellt, zum Sitz eines besondern Schutzbefehlshabers gemacht, und weitere 27 Colonien bei Kien-wei, und sieben andere mehr im Norden gestiftet. So kamen auf einmal 34 Colonien an beiden Ufern des gelben Flusses zu Stande, sie dauerten aber nur wenige Jahre, und wurden zwischen 107 und 114 nach Chr. nach abermaligen Einbrüchen der Khiang wieder aufgegeben. Als diese im J. 126 wieder geschlagen worden waren, wurden im Jahre 129 die Militärcolonien auf der Nord- und Westgränze von Schen-si wieder hergestellt; die Khiang hielten sich ruhig, und fünf neue Abtheilungen von Colonien wurden in diesem Lande des Hoang-tschong, welches fruchtbare Ebenen, Wasser, Weiden und einen Salzsee bot, was alles der Viehzucht günstig war, gegründet. Im Jahre 133 wurde das zum Schutz des Landes bestimmte Militärcommando von Lung-si wieder errichtet und das Gebiet definitiv besetzt.

Die Namen der Orte, wo diese verschiedenen Militärcolonien sich fanden, sind im Text ohne Erklärung gegeben, so daß sich ihre genaue Lage nicht bestimmen läßt; auch läßt sich die eigentliche Wichtigkeit dieser Colonien nicht gehörig schätzen, weil der Text die besagte Fläche nicht angibt. Solche Angaben finden sich gewöhnlich in den spätern Urkunden, welche die Hunderte der angebauten Meus aufzählen. Das Meu ist das in China allgemein gebräuchliche Landmaaß; es ist nicht immer, und wahrscheinlich nicht in allen Landstrichen gleich gewesen: aller Wahrscheinlichkeit nach darf man aber den Meu zu 6 Ares und das Hundert Meu also zu 6 Hektaren annehmen.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung brach in China eine große Pest aus, und dieser folgten bedeutende Unruhen. Schaaren von Aufrührern, die man die rothen Mützen nannte, verheerten die Provinzen des Ostens sowie die mittlern Districte, viele Landbewohner hatten ihre Güter verlassen, und in den ungeheuren, von dem gelben Flusse, dem Hoai und Kiang durchströmten Ländereien brach eine Hungersnoth aus. Die kaiserlichen Armeen, die nichts mehr zu leben hatten, trieben Raub, oder aßen Maulbeeren und die zarten Schoßen des Schilfs. Alle Truppen zerstreuten sich, so daß die Armeen vernichtet waren, ohne daß sie den Feind gesehen hatten; das Elend war so groß, daß man Menschenfleisch aß. Der erste Minister Tsao-Tsao vernichtete endlich die Rothmützen, und beschloß an verschiedenen Orten militärische und bürgerliche Colonien zu gründen, um sich Korn zu verschaffen und seine Truppen versorgen zu können; so kehrte endlich die Bevölkerung zu ihren Arbeiten zurück, und die Ruhe stellte sich durch diese weise Maaßregeln für den Augenblick wieder her.

(Schluß folgt.)

Squier's archäologische Forschungen in Nicaragua.[1]

„Meine archäologische Forschungen, sagt Squier, sind über Erwartung glücklich gewesen. Von fünf ursprünglich in Nicaragua gesprochenen Sprachen habe ich bereits zwei der Vergessenheit entrissen und einige Bruchstücke einer dritten gesammelt. Die beiden ersten nenne ich aus gewissen Gründen Orosinan und Dirian, die dritte ist das Cholutekische, was mit dem Mexicanischen zusammenfällt, und die Wahrheit der von Oviedo berichteten Thatsache beweist, daß ein Theil der Nicaraguaner mexicanischen Ursprungs ist. Die Ureinwohner dieses Stamms scheinen ihren Hauptsitz an dem Ort, wo jetzt die Stadt Nicaragua steht, gehabt haben. Gerade dieser Stadt gegenüber findet sich im See die Insel Ome-tepec mit ihren prächtigen vulcanischen Kegeln; o m e im Mexicanischen bedeutet zwei, und t e p e c Berg. Ich fand hier eine große Anzahl höchst merkwürdiger Denkmäler, die einige Aehnlichkeit mit den Monolithen von Copan haben. Die Arbeit der Ornamentation scheint mit weniger Geduld ausgeführt, dagegen aber von künstlerischem Standpunkte aus besser zu seyn. Ich habe die kleinsten dieser Denkmale, die einzigen die man fortbringen konnte, nach den Vereinigten Staaten geschickt, wo sie in Verbindung mit meiner Sammlung von Alterthümern aus dem Unionsgebiet einen Anfang zu einem amerikanischen Museum der Archäologie bilden werden. Ein eigenthümlicher Umstand knüpft sich an diese Monolithen, daß nämlich Kenner mexicanischer Alterthümer mehrere derselben als Statuen mexicanischer Götter wieder erkennen. Ein anderer Umstand, der mich besonders interessirte, ist die Entdeckung mehrerer Malereien auf Felsen, welche die Schlange mit Federn und andere charakteristische Bilder, die in den Manuscripten zu Dresden enthalten sind und zu so vielen Conjecturen Anlaß gaben, darstellen."

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Fortsetzung.)

Am 20 Februar wehte bei schwachem Regen ein durchdringender Wind mit gleicher Heftigkeit, wie den Tag zuvor, und um 7 Uhr Morgens stand der Thermometer in der Cajüte auf $8\frac{1}{2}^0$ R., und diese Temperatur erschien mir bei der Feuchtigkeit der Luft außerordentlich unangenehm; sie war auch in Wirklichkeit gegen 6^0 niedriger als die gewöhnliche Temperatur unserer erwärmten Zimmer mitten in dem Fest der drei Könige; wie mußte es unseren armen halbnackten Matrosen ergehen! Nach dem Mittagessen wurde das Wetter einigermaßen besser, die Sonne blickte hinter den Wolken vor, und wir gingen mit Hrn. d'Arnaud in den Umgebungen der Stadt spazieren. Anfangs wandten wir uns gegen Süden durch die mit Weizen und Bersim bebauten Felder; der erstere war nicht über einen Fuß hoch, während er mir 14 Tage früher zu Rehille am Rosettearm an den Gürtel reichte. Auf dem Wege besichtigten wir einen großen Fruchtgarten, der dem frühern Gouverneur Halil Bei gehörte; hier fanden sich unter anderem ausgezeichnete Bananen, von denen mir der arabische Gärtner 7 Pfd. um 10 P. (1 fl. C. M.) verkaufte. Zwei Werste von der Stadt liegt das Dorf Miniet el Dumjat, wo die Häuser alle von Backstein, die Straßen breit und reinlicher sind als zu Damiat. Wir traten in das Arbeitszimmer eines Webers, der gerade weiße leinene Handtücher zurüstete, durch welche ehemals die hiesigen Fabriken so berühmt geworden waren; bei diesen Servietten ist der zwei Zoll breite Saum von rother oder gelber Seide; das Stück kostet 11 P. Die an fünf Webstühlen arbeitenden Araber betrachteten meine europäische Kleidung und namentlich die schwarzen Handschuhe mit einigem Lächeln, denn sie hielten die Farbe für die meiner eigenen Haut, und sahen mich wahrscheinlich für einen Färber an; als sie mit mir sprachen, befühlten sie unaufhörlich bald das Tuch meines Paletot, bald das Unterfutter, bald den Westenzeug, und fragten neugierig, was das für seidene, wollene oder baumwollene Gewebe seyen. Gleichen technischen Forschungen wurde meine Kleidung sehr häufig in ägyptischen Dörfern unterworfen. Miniet el Dumjat liegt zwei Werste westlich von dem See Menzaleh, dessen Ufer aufwärts bis nach Phareskur hin sich nahe am Nil hält, und fast parallel mit demselben hinläuft; der schmale Streif Landes, der den Strom von dem See scheidet, wird ganz mit Reis bebaut, und wenn dieser eingeheimst ist, mit Weizen. Die Höhe des Nils ist hier nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß geringer als die der

[1] Obige Mittheilung findet sich in einem Briefe Squier's vom 8 Februar d. J. an Hrn. Jomard im Bull. de la Soc. de geogr. (April); ihr folgt eine umständlichere Schilderung, die wir aber, da sie in dem genannten Heft nicht vollendet ist, auf später verschieben müssen. A. d. R.

zed by Google

Ufer, und die Bewässerung der Felder deßhalb leicht und bequem. Wir kehrten nach der Stadt zurück längs dem Erdaufwurf, der dieselbe auf der Süd- und Ostseite des Canals umgibt, längs welchem Fellahs wohnen, die sich mit Ackerbau und Fischfang abgeben; ihre Häuschen sind außerordentlich schlecht gebaut, niedrig und sehr unreinlich. Die Straßen und Häuser dieses Theils von Damiat, den wir auf dem Rückweg durchwanderten, sind gleichfalls höchst unreinlich; viele Häuser, so wie auch die hier liegenden Moscheen fallen zusammen, und die Bevölkerung lebt in der größten Armuth. Die zahlreichen Leinwandfabriken, die einst in der Stadt bestanden, und mit ihren Erzeugnissen die ganze Levante versahen, sind fast völlig verschwunden.

Am 21 Februar um 9 Uhr Morgens fuhren wir auf unserer Barke nach der Mündung des Nils, welche in einer Entfernung von 120 Werst ostwärts an dem Rosettearm liegt. Die Ufer des Flusses in den Umgebungen der Stadt sind mit großen Dattelwäldchen bedeckt, und die ganze Landschaft erinnert an den Bogas von Rosette. Ein günstiger WNW gestattete uns ziemlich rasch die zahlreichen Krümmungen des Stroms zurückzulegen, und anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt von Damiat hielten wir an der auf dem linken Ufer liegenden Veste Kalaat el Gôde oder el Kbire (die große), welche im J. 1799 von den Franzosen erbaut wurde. An dieser Stelle stand früher ein großes Dorf, dessen Bewohner sich empörten, die schwache Garnison ermordeten, und nach Syrien flüchteten; die Franzosen verbrannten das Dorf und vernichteten die hinterlassenen Häuser völlig mit Ausnahme einer Moschee mit hohem Minaret, die jetzt innerhalb der Befestigung liegt, und damals in ein Militärlazareth umgewandelt war. Die Backsteine aus den abgebrochenen Häusern wurden zum Bau der Bastionen und Festungsmauern verwendet, so wie zur Errichtung einer großen zweistöckigen Caserne, welche noch besteht, obgleich in einem sehr vernachlässigten Zustande. Jetzt steht in der Veste ein Posten von 300 Artilleristen, größtentheils Türken; der sie befehligende Topdschi-Baschi,[1] ein alter Mann mit weißem Barte, aber noch rüstig und frisch, hatte durch Hrn. d'Arnaud, dem die Ausbesserung der Festungswerke übertragen war, von unserm Besuche Nachricht erhalten, und erschien gleich nach unserer Ankunft auf der Barke, wo wir ihn mit Kaffee und einer Pfeife bewirtheten. Er führte uns sodann in die Festung, die großer Ausbesserung bedarf, trotz der Arbeiten, welche sieben Jahre zuvor, bei dem Ausgang des syrischen Kriegs, unter Aufsicht des Artilleriegenerals Edhem Bey, des jetzigen Ministers des öffentlichen Unterrichts, darin vorgenommen worden waren. Die auf den Bastionen stehenden eisernen Geschütze, so wie die Laffeten befinden sich im kläglichsten Zustande; ich sah hier nur Ein Metallgeschütz von kleinem Kaliber, aber sehr hübschem Modell, worauf die Inschrift stand: „Clemens VII. pont. maxim. 1533." Außer der Veste Kalaat el-Kbire sind zur Beschützung der Ufer des Bogas noch zwei andere geringere Befestigungen angelegt; sie liegen etwas weiter gegen Norden, die eine auf dem rechten, die andere auf dem linken Ufer, in geringer Entfernung von der Mündung des Stroms. Jede derselben besteht aus einem runden nicht sehr hohen Thurm, der vor 36 Jahren aus behauenem Kalkstein von der Mokattam-Kette aufgeführt wurde, und von einer Backsteinmauer umgeben ist; als Besatzung liegen darin dreißig Mann und einige vom Rost zerfressene Kanonen. Die reihenweise neben den Geschützen aufgestellten Kanoniere erwarteten Hrn. d'Arnaud, ihr Befehlshaber nahm uns freudig auf, bewirthete uns mit den unvermeidlichen Pfeifen und Kaffee, und fragte neugierig nach Cairo und den politischen Neuigkeiten, die gar nicht nach diesen vereinzelten Punkten des afrikanischen Ufers gelangen. Die Mündung des Nils zeigt hier ganz genau dieselbe topographische Lage wie zu Rosette, und aus denselben Ursachen, nämlich eine unsichere Sandbank auf der Linie, wo die Gewässer des Flusses mit den Wellen des Meeres zusammenstoßen, und ein seichtes, seine Richtung stets wechselndes Fahrwasser. Das linke Ufer springt in einem schmalen, keilförmigen, von aller Vegetation entblößten und mit Sandhügeln bedeckten Strich ins Meer vor, und diese Sandhügel bewegen sich merklich von Westen nach Osten vorwärts; das rechte Ufer ist sumpfig abgerundet, und läuft weit mehr als das linke ins Meer hinein, das unter furchtbarem Gebrüll mit den Wellen des Meeres kämpft, und einen so gräulichen Lärmen macht, daß wir die Nacht über nicht schlafen konnten.

Im Bette des Flusses selbst, nahe am Bogas, bemerkte ich einige nahe auf Pfählen erbaute Hütten, in denen Fischer saßen, welche sich auf Rechnung eines Pächters mit dem Fischfang auf dem Bogas und dem See Menzaleh beschäftigten. Der Pächter zahlt jährlich an die Staatscasse 3000 Beutel (150,000 fl. C. M.), und verwendet außerdem noch eine gleiche Summe auf den Fang, die Zubereitung und das Einsalzen der Fische (Perca nilotica, und verschiedene Arten Silurus, Cyprinus, Clypea u. s. w.), welche in ungeheurer Menge nach den Inseln des Archipels, nach Griechenland und selbst ins Innere Aegyptens ausgeführt werden, wo sie unter dem Namen Fessich eine Hauptnahrung des Volks bilden. Die im hiesigen Lande auf den Märkten verkauften gesalzenen Fische sind indeß gewöhnlich sehr schlecht; sie sind abgestanden, verbreiten einen widerlichen Geruch und sind in Folge der schlechten Zubereitung im See selbst der Gesundheit schädlich. Die Gesundheitsintendantschaft zu Alexandrien wandte sich sehr häufig mit Vorstellungen an Mehemed Ali, den Verkauf verdorbener Fische zu verbieten, aber immer umsonst; die Aegyptier lieben auch diesen Fessich, der namentlich im Monat Ramadan genossen wird, so sehr, daß nach der Versicherung Dr. Pruners die Weiber sich nicht selten von den Männern scheiden, wenn sie ihnen während des besagten Monats nicht hinreichend für den Tisch kaufen. Ein anderes nicht unbedeutendes Erzeugniß des Fischfangs im See Menzaleh ist der Caviar (Butarga), an der Luft in den Häutchen getrocknet, in denen er sich in dem Fische selbst befindet; dieser Caviar ist, wenn frisch von Bernstein- oder gelbgrauer Farbe und sehr angenehmem Geschmack; wenn er alt ist, wird er von dunkler Farbe und bitter; Griechen und levantinische Christen genießen ihn in großer Menge, namentlich in der Fastenzeit. Der See Menzaleh, der nur durch eine schmale Sandzunge vom Meer getrennt ist, hat von Osten nach Westen etwa 30 Werst Länge, und ist abgesehen von den Fischen reich an wilden Gänsen, Enten, Quarkenenten, verschiedenen Schnepfenarten und vielen andern Vögeln, von denen der prächtige Flamingo (phoenicoptlterus) mit feuerfarbenen Flügen und der Pelikan die schönsten sind.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Die griechische Marine zählte im J. 1838 3269 Fahrzeuge von 88,502 Tonnen; eilf Jahre später, im J. 1849, war die Zahl der Schiffe auf 5052 und die Tonnenzahl auf 234,443 gestiegen. Am 1 Januar 1849 schätzte man die Zahl der Matrosen auf diesen Schiffen auf 23,000, und glaubt daß die Bevölkerung der Inseln und des griechischen Littorals nöthigenfalls 40—45,000 Matrosen liefern könnte. So berichtet die Revue del' Orient. vom Mai 1850, allein die Zahlen bieten mehrere Unwahrscheinlichkeiten dar: im J. 1838 wären auf das Fahrzeug durchschnittlich 24 Tonnen gekommen, im J. 1849 $46^1/_2$, also fast das Doppelte, eine ganz ungewöhnliche Zunahme. Ebenso stimmt die Zahl der Matrosen nicht sonderlich zur Tonnenzahl, indem 10 Tonnen auf ein Matrosen kommen, ein mehr als doppelt so großes Verhältniß, wie in andern Marinen, wo man durchschnittlich fünf Matrosen auf 100 Tonnen, und nur ausnahmsweise bei den Amerikanern vier rechnet.

---

[1] Top bedeutet bekanntlich eine Kanone, Topdschi einen Artilleristen; Baschi bedeutet der Anführer, von Basch, der Kopf.

[1] Geoffroi St. Hilaire, Mitglied der ehemaligen französischen Expedition, bemerkt, daß von den in ungeheurer Zahl im See Menzaleh getödteten Flamingos nur die Zungen benutzt werden, aus denen man in der Stadt Damiat ein Fett preßt, das in der Küche den Butter ersetzt. „Zur Zeit der römischen Herrschaft, setzt dieser Gelehrte hinzu, bezahlte Aegypten einen Theil seines jährlichen Tributs in Flamingozungen, welche damals schon, ebenso wie es jetzt noch geschieht, den getödteten Vögeln ausgerissen wurden; nur galten bei den Römern die Zungen selbst, und nicht das aus ihnen gepreßte Fett als ein Leckerbissen, von dem namentlich Heliogabal ein großer Liebhaber war."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 154. 28 Junius 1850.

Das Hinschwinden der polynesischen Bevölkerung.

(Nach dem Edinburgh Review. April.)

Die Inseln des stillen Meeres von der malayischen Halbinsel bis zur Westküste Amerika's sind bekanntlich von zwei Racen bewohnt, von denen die eine in ihren physischen Kennzeichen sich dem Neger, die andere mehr den Völkern des asiatischen Continents nähert. Zieht man von der nördlichsten Insel der Hawaii-Gruppe zu dem westlichsten Punkt Neuseelands eine Linie, die ostwärts an den Fidschis vorübergeht, so herrscht im Osten dieser Linie die polynesische, im Westen die Papuarace vor. In der Nähe dieser Linie aber, z. B. in den Fidschis, den Neuhebriden und Neuseeland finden sich die beiden Racen in engster Berührung. In Neuseeland sind zwar platte Nase, dicke Züge und krauses Haar sehr gewöhnlich, die Sprache ist aber rein polynesisch, und diese Sprache wird von den Sandwich-Inseln bis Neuseeland, eine Strecke von 70 Graden der Breite, und von Tongatabu bis zur Osterinsel, eine Strecke von 60 Graden der Länge, mit keiner größern dialektischen Verschiedenheit gesprochen, als auf dem beschränkten Raume Englands das Englische. Wir kommen vielleicht später auf diese eigenthümliche und augenscheinlich sehr alte Sprache zurück, hier haben wir es nur mit einem vortretenden Zuge ihres jetzigen Daseyns zu thun, mit dem starken und noch immer sehr raschen Dahinschwinden der Race.

Die Polynesier sind allerdings diesem Schicksal nicht allein unterworfen, die nordamerikanischen Indianer verschwinden gleichfalls rasch vom Angesicht der Erde, aber sie waren und sind noch jetzt ein Jägervolk, das vor dem Anzug der Colonisation, da ihr Jagdgebiet, also ihre Subsistenzmittel geschmälert werden, fortdauernd zurückweicht. Zu Zeiten wehrten sie sich gegen die eindringende Race, aber dieß beschleunigte nur ihr Verderben oft trotz der aufrichtigen Bemühungen ihrer Gegner. Die einst zahlreichen Ureinwohner von Vandiemensland sind gänzlich verschwunden, und derselbe Stamm in den andern australischen Colonien zieht sich gleichfalls rasch zurück oder verschwindet. Die Gründe sind leider bekannt: Vertilgung war die Regel, Gesammtmetzeleien sind vorgefallen, die gar keinem Zweifel Raum lassen, und das vorwiegende Benehmen der freien Ansiedler sowohl als der Verbrecher scheint dahin gegangen zu seyn, sie kaum als menschliche Wesen zu betrachten.

Die Polynesier dagegen waren keinen so gewaltsamen Unfällen ausgesetzt: sie waren nie Jäger, denn ihre Inseln haben keine einheimischen Säugethiere; sie bauten stets systematisch das Land, und wenn sie hie und da gewaltthätig behandelt wurden, so wußten sie bei ihrem Muth, ihrer Wildheit und großem Verstand so gut Rache zu nehmen, daß fernere Gewaltthat unterblieb. Ja man muß bekennen, daß die Polynesier seit einer Reihe von Jahren mit besonderem, allerdings nicht immer gut geleitetem Wohlwollen behandelt wurden, und sich aus dem Verhältniß zu ihnen gleichsam ein neues Rechtsgefühl hinsichtlich des Verkehrs mit rohen Stämmen bildete. Die englische Regierung hat, wo sie konnte, allen ihren Einfluß zu Gunsten dieser Stämme aufgeboten, und in Neuseeland, wo die Colonisation regelmäßig und systematisch war, haben die Ansiedler bis zu den arbeitenden Classen hinab, trotz vielfacher Herausforderungen der Eingebornen, eine sehr ehrenwerthe Nachsicht gegen sie gezeigt. Die vorherrschenden Ursachen der Abnahme der amerikanischen Indianer, nämlich die Beschränkung ihrer Jagdgründe und der Mißbrauch des Branntweins, haben bei den Polynesiern nicht mitgewirkt, und doch ist die Abnahme der letztern nicht geringer als der erstern. Wie ist dieß zu erklären? In welchem Umfang ist es dem Verkehr mit Europäern, oder früher schon vorhandenen Ursachen zuzuschreiben? Lassen sich die Uebel heilen oder mildern? oder sind sie mit ihrer Gesellschaftsverfassung und ihren Gewohnheiten so verflochten, daß der Proceß des Dahinschwindens rascher wirken muß als die möglichen Heilmittel? Das sind Fragen, die wir nicht genügend beantworten können, und es bleibt nichts übrig, als Einzelnheiten anzudeuten, sowohl in den Gewohnheiten der Eingebornen als in der Art des europäischen Verkehrs mit ihnen, welche auch auf ihren Zustand in merklicher Weise eingewirkt haben und noch einwirken.

Der Zweig der großen polynesischen Familie, mit dem wir am besten bekannt sind, ist derjenige, welcher Neuseeland, in ihrer Sprache Maori, das reine, genannt, bewohnt. Die starke Abnahme an Zahl fällt jedem auf, der sich im Lande aufhält, und wenn auch kein genauer Census möglich ist, so stimmen doch sämmtliche Angaben der Missionäre aus allen Theilen des Landes zu sehr überein, als daß man die Thatsache bezweifeln könnte. Vor der Festsetzung der englischen Autorität nahm man die Volkszahl auf 120,000 an, Dieffenbach schätzte sie 1840 auf 114,000, spätere Berichte vermindern diese Zahl auf 109,000, und nach der allgemeinen Annahme der Missionäre darf man sie jetzt nicht über, eher unter 100,000 anschlagen. Freilich kann man sich auf keine dieser Zahlenangaben verlassen, aber die Anzahl verlassener Wohnstätten oder Kaingas, und die sichtliche Abnahme der Bewohner derjenigen Pahs und Kaingas, welche von Reisenden besucht wurden, lassen keinen Zweifel an

Digitized by Google

diesem Hinschwinden, das auch den Eingebornen selbst keineswegs entgangen ist.

Von andern Inseln läßt sich begreiflicher Weise noch weniger genaues sagen, aber nach Jarves wurde die Bevölkerung der Hawaii-Inseln zur Zeit der Entdeckung (1779) aufs mäßigste zu 300,000 geschätzt, eine Schätzung von 1823 gibt 142,050, ein Census von 1832 130,313, ein Census von 1836 108,579, und Jarves fügt hinzu: „der Census von 1840 ist nicht genau bekannt, aber man schätzt die Bevölkerung der gesammten Gruppe auf mehr als 100,000, worunter 1000 Fremde, und ungefähr eben so viele Mischlinge." Eine ähnliche Abnahme findet auf den meisten Inseln der polynesischen Gruppe statt.

Selbst einem oberflächlichen Beobachter fällt in Neuseeland die geringe Anzahl Weiber im Verhältniß zu den Männern, und im Vergleich mit den Europäern die geringe Kinderzahl auf. Das Verhältniß der Männer zu den Weibern ist mindestens wie 5:4, aber oft auch wie 4:3 und selbst wie 3:2. Dieß ergibt sich aus genauen Erhebungen über die Bevölkerung mehrerer Pahs, und ähnliche Verhältnisse herrschen auf allen polynesischen Inseln, wenn auch umständliche Angaben fehlen. Die bloße Thatsache wird fast von allen Schriftstellern, von Cook herunter, erwähnt; Cook schildert sie als ein allenthalben ersichtliches Uebel, und auf der Osterinsel, die der gewöhnlichen Fahrt der Schiffe sehr fern liegt und selten von Europäern besucht wird, ist die Thatsache bis auf den heutigen Tag eben so richtig. Aus mehreren Nachrichten über die amerikanischen Indianer und die Australier muß man fast den Schluß ziehen, daß diese Ungleichheit der Geschlechter als ein allen wilden Stämmen, unter denen die Stellung der Weiber sehr beklagenswerth ist, gemeinsamer Zug erscheint.

(Schluß folgt.)

Ueber die Militär- und Ackerbaucolonien der Chinesen.

(Schluß.)

Vom J. 220 bis 260, während des Kriegs der drei Reiche, welche sich um die Herrschaft China's stritten, erwähnen die Annalen einer Militärcolonie am Flusse Wei in Schen-si durch den berühmten General Tschu-ko-liang, welcher die Dynastie Han in Se-tschuen unterstützte; dann die Civilcolonie von Hai-tschang (Kwang-tong) und einige andere Versuche im J. 226 während einer Hungersnoth im südlichen Reiche U; ferner wurde eine bedeutende Masse Volk zwischen den J. 220 und 227 aufgeboten, um den District Tschu-tscheu zu colonisiren, endlich ein großes Cultursystem ähnlicher Art im J. 242 nördlich und südlich des Flusses Hoai begonnen, um die Armee des Königreichs Wei zu versorgen, welche den Süden angreifen sollte. Dieses letztere wurde durch einen Staatssecretär Teng-'ai vorgeschlagen, dessen Denkschrift hinsichtlich der Richtigkeit der Ansichten und der Klarheit in der Darstellung mit derjenigen verglichen wird, welche der oben erwähnte Tschao-tschong-kue dem ersten Kaiser von der Dynastie Han vorgelegt hatte. Er ließ von den 50,000 Soldaten, welche nördlich und südlich des Hoai standen, durch 10,000 das Land bauen, um durch das eingesammelte Korn 100,000 Mann auf drei Jahre versorgen zu können. Man leitete durch einen Canal einen Theil der Gewässer des gelben Flusses (Hoang-ho) nach dem Flusse Pien ab, der in den Hoai fällt.[1] Die angebauten Ländereien wurden getheilt in Ackerbau-Inspectionen und in Militärcolonien. Prächtiger Boden wurde gewonnen und die Magazine im Norden des Hoai füllten sich. Das Beispiel Teng-'ai's wurde nachgeahmt von einem Gouverneur des südlichen Schan-tong, und von einem General, der den District Kiang-ling (in Hu-kwang) besetzt hielt. Beide wandten ihre Truppen zu großen Arbeiten der Austrocknung und der Vertheidigung an, und organisirten sie in Brigaden, die bald arbeiteten, bald die Arbeiter beschützten.

Diese vortheilhafte Verwendung der Truppen wurde fortgesetzt unter den Tsin, den Nachfolgern der Wei. Die sumpfige Niederung zwischen dem Han und Kiang wurde durch die vereinten Anstrengungen der Soldaten und des Volks allmählich in gesundes Land umgewandelt. Während des vierten Jahrhunderts aber und bis ans Ende der Tsin erwähnen die Annalen weniger weitern Thatsachen. Juen-ti, der fünfte Kaiser der Dynastie, erklärte durch ein Edict vom J. 318, daß der Rang der Districtsgouverneure nach der Masse Korn, die sie in die Magazine liefern würden, geregelt werden sollte; dieß trieb alle Befehlshaber von Besatzungen und Militärposten an, ihre Soldaten mit dem Landbau zu beschäftigen. Da zu derselben Zeit eine Hungersnoth das Land U, d. h. den östlichen Theil von Kiang-nan und Tsche-kiang verödet hatte, so erinnerte einer der Heerführer an die Maaßregeln, welche Wu-ti, von der Dynastie der Wei, unter ähnlichen Umständen ergriffen hatte, und schlug vor, unter gleichen Bedingungen Land an Soldaten und Colonisten zu verwilligen.

Nach den Tsin sind die Berichte über Militär- und Civilcolonien sehr selten in der Geschichte der kurzen Dynastien, welche im Norden und Süden China's aufeinanderfolgten bis zur Throngelangung der Sui. Als aber Wen-ti von der Dynastie der Sui im J. 583 ganz China unter seine Herrschaft vereinigt hatte, und fand daß die Nordgränze durch die Einbrüche der Thu-kiue oder Osttürken und der Thu-ko-hoen verheert wurde, befahl er dem Generalgouverneur von So-fang (was den District Ning-hia und das Land der Ortus umfaßt), eine Linie von Militärcolonien nördlich der großen Mauer zu organisiren, und gründete ähnliche um die Vesten des Landes westlich vom gelben Flusse.

Unter der großen Dynastie Thang (7ten, 8ten und 9ten Jahrhundert) gewann das System des Anbaus durch Colonien eine große Ausdehnung. Man findet Nachrichten über Organisation und Zahl dieser neuen Colonien; sie führen den Titel Tun-tien und Yng-tien, welches letztere Wort „geschlossene Felder" bedeutet. Die ersten waren Militär-, die letztern Civilcolonien, aber auch den letztern wurden ganze Dörfer gebaut. Es waren Landverwilligungen des Staats, wobei dieser Wohnung und Vieh lieferte und die Colonisten für einige Jahre von den Steuern freisprach. Ein Schriftsteller bemerkt, die Colonien der Han seyen meistens Militärcolonien, die der Thang meistens Civilcolonien gewesen, aber die Texte der verschiedenen Schriften sind nicht immer genau genug, um beide zu unterscheiden.

[1] Früher floß die große Masse der Gewässer nach Nordosten ab. Man ersieht aus diesem Beispiel, wie dieß System von Ackerbaucolonien, das sich im Innern China's immer mit den Bürgerkriegen verschwisterte, dazu führte, Ländereien anzubauen, welche nur durch gemeinsame große Anstrengungen zur Fruchtbarkeit gebracht werden konnten. Diese innern Colonien spielen also in der Geschichte des Landbaues in China eine eben so große Rolle, als die Militärcolonien in der Geschichte der Eroberung gegen Westen, worin immer die Frage abgehandelt wurde, ob das ackerbauende Volk der Chinesen oder die Nomaden des türkisch-mongolischen Stammes das Uebergewicht haben sollten. A. d. U.

Digitized by Google

Die ersten Colonien der Thang scheinen doch Militärcolonien gewesen zu seyn, welche in den Jahren 623 und 627 an der Nordgränze gegründet wurden, um die Osttürken in Respect zu halten. Andere wurden im Südwesten an der Gränze von Sse-tschuen gegen die Khiang gegründet, und an der von Ning-hia, um den Chan von Hie-li im Zaum zu halten. Unter der Kaiserin Wu-heu, welche von 684 bis 705 regierte, legte Li-han, Gouverneur von Kan-tscheu, militärische Colonien in diesem District an, der damals ihrer 40 enthalten haben soll; man wollte die Zahl der Soldaten und Colonisten vermehren, aber die Angriffe der Tibetaner hinderten dieß, und ein officielles Document des folgenden Jahrhunderts, das den Namen Lu-tien, die sechs großen Grundordnungen, führt, zählt nur noch 19 Militärcolonien in Kan-tscheu auf.[1] Glücklicher war man mit den Ackerbaucolonien im Innern und an der Nordgränze von Pe-tschi-li. Im J. 720 dämmte ein Gouverneur den gelben Fluß bei Tschao-y ein, gewann dadurch 200,000 Meu (12,000 Hektaren) fruchtbaren Landes, und bildete zehn Ackerbaucolonien, wofür er in einer besondern Verordnung des Kaisers Hiuen-tsong als ein Mann, der sich um das Reich verdient gemacht, belobt wurde.

Die regelmäßige Organisation der militärischen und bürgerlichen Colonien im ganzen Reiche datirt von der Regierung dieses Kaisers zwischen den Jahren 713 und 742. Nachstehendes liest man in der Abtheilung der Denkschriften über die Lebensmittel und den Handel, welche den Annalen der Thang angefügt ist: „unter den Thang begann man das System der Militärdepartements (Kiun-fu), um die wichtigen Pässe der Gränze zu vertheidigen, und begründete auf dem freien Lande einen geschlossenen Anbau (yng-tien). Im Ganzen waren auf der Fläche des Reichs 992 Colonien verbreitet. In den verschiedenen Cantonnirungen der Districte des Innern oder der Militärposten an der Gränze bestand jede Colonie aus 5000 Meu (etwa 300 Hektaren) und in jeder waren 300 Meu (nahe an 17 Hektaren) der Wohnung der Aufsichtsbeamten zugegeben. Höhere Beamte unter dem Titel „Staatsminister" (Schang-schu-seng) wurden abgeschickt, um die Localitäten auszuwählen, Wasser, Wege und den Grad der Fruchtbarkeit zu untersuchen, die den verschiedenen Bodenarten angemessenen Besamungen und Pflanzungen zu bestimmen, die Colonisten zu beaufsichtigen, die Thätigen und die Unthätigen zu bezeichnen, und die Menge der gewonnenen Erzeugnisse zu verificiren. In den Colonien, welche im Innern der kaiserlichen Parks angelegt wurden, wählte man gute Landbauer, welche die Aufsicht zu führen hatten. Sie selbst werden beaufsichtigt durch Beamte, welche den Titel Ju-se (kaiserliche Schreiber oder Correspondenten) führten und regelmäßige Rundreisen antraten. Die Colonien des ganzen Reichs ergaben damals ungefähr 1,900,000 Schi[2] Getreide. Aber gegen das Ende der Herrschaft Hian-tsong's (819 — 820) erschlaffte die Aufsicht, in allen Colonien waren Leute, die man zur Arbeit miethete, man tauschte die guten Ländereien gegen schlechte aus, und als Mo-tsong (im J. 821) auf den Thron gestiegen war, befahl er, daß die ausgetauschten Ländereien dem Staat zurückgegeben und durch kaiserliche Soldaten angebaut würden." Das obenerwähnte officielle Document Lu-tien (die sechs Grundordnungen) sagt, unter den Thang sey die Zahl der Colonien 992 gewesen, und führt sie folgendermaßen auf: in Ho-tong (jetzt Schan-si) 131, in Kuan-nei (Schen-si) 258, in Ho-nan[1] 107, in Ho-si[1], welche Provinz sich westlich bis zum Himmelsgebirge ausdehnte 156, Long-jeu 172, und Ho-pe[1] (jetzt Pe-tschi-li) 208. Dieß gibt eine Anzahl von 1032 Colonien, sie mögen aber im ganzen Umfang des Reichs von Jahr zu Jahr gewechselt haben. Das System der Colonien wurde auch vorgeschlagen, um die Selbstverwaltung der Staatsgüter zu beseitigen.

Als Hiuen-tsong im J. 756 abgedankt hatte, begann die Dynastie Thang, welche noch anderthalb Jahrhunderte herrschte, zu verfallen; indeß werden noch immer einzelne, zum Theil sehr bedeutende Colonisationen aufgeführt, so im J. 811, um die bedeutenden Transportkosten für das Getreide nach den verschiedenen Garnisonen im Norden zu ersparen; der Minister Li-thong schlug vor Civilcolonien auf der dahin führenden Straße zu errichten: über 400,000 Meu (etwa 24,000 Hektaren) wurden angebaut und dadurch ungeheure Ersparungen bewirkt.

Man sieht aus dieser ganzen Darstellung, wie das Interesse der Landesvertheidigung gegen die Nomadenstämme gleichsam alles andere in den Hintergrund zurückdrängt, und so dürre die obige Aufzählung zuweilen ist, so gewinnt sie doch, wenn man sie mit der Geschichte China's und den Verhältnissen zwischen dem Culturvolk und den Nomaden zusammenhält, ein ungewöhnliches Interesse.

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Fortsetzung.)

Nicht mehr als ein Gewehrschuß von der Veste Kalaat el Kbire findet sich das Dorf Esbet el Borg, das ganz aus rothen Backsteinen aufgeführt ist, und, wie man vermuthet, auf der Stelle des alten Damiat steht. Es hat etwa 2000 Einwohner; die Straßen sind breit und ziemlich reinlich, aber die obern Stockwerke vieler Häuser sind gänzlich eingefallen, jetzt wird aber vorgeschlagen, alle Gebäude abzubrechen und das Dorf weiter nach Süden zu verlegen, weil die allzu große Nähe an der Festung für nachtheilig in militärischer Beziehung gilt. Neben dem Dorf steht eine, eben vollendete, zur Zeit meines Aufenthalts noch ganz neue Quarantäne, der alten ganz von Sand verschütteten gegenüber, denn dieser gewinnt unaufhörlich gegen das linke Ufer hin. Der neue Bau kostete nicht mehr als 50 Beutel, und bildet ein längliches 98 Schritte langes und 58 Schritte breites Viereck, das von einer hohen Backsteinmauer umgeben ist, an welche auf der Ostseite das zweistöckige Haus sich lehnt, welches 16 große aber dunkle Zimmer, jedes mit einem besondern Eingang, enthält. Südlich von diesem Gebäude quer durch den ganzen Hof läuft das Parlatorium mit doppelten Holzgittern, und trennt das Gebäude von dem andern kleineren Hof, welcher freie Pratika hat, und wo die Quartiere für die Beamten und die Quarantänewachen sich befinden. Der allgemeine Plan und die Anlage der Anstalt sind nicht übel, doch hat sie einige sehr bedeutende Mängel, so z. B. daß darin keine besonderen Wohnungen für Passagiere weiblichen Geschlechts sind, etwas unerläßliches im Orient; keine Magazine zur Reinigung oder Lüftung des Gepäcks und der die Ansteckung nicht aufnehmenden Waaren; die welche solche annehmen, werden nur in der Quarantäne von Alexandrien gereinigt; keine Cisterne zur Aufbewahrung des Wassers, da man doch das Nilwasser in den ersten Sommermonaten durchaus nicht trinken kann, wegen des Salzgeschmacks, den es durch das in das Bette des seichtgewordenen Bogas eingedrungene Meerwasser angenom-

---

[1] Ein Beweis, daß die chinesische Eroberung gegen das sich damals mit Macht ausdehnende tibetanische Reich zurückwich.

[2] Das Schi hat 120 chinesische Pfund; dieß Pfund aber war nicht immer dasselbe und scheint unter den Han 252 Grammes, unter den Thang vom 7ten bis 10ten Jahrhundert 550 Gr., und unter den Sung vom 10ten bis 13ten Jahrhundert 602 Gr. enthalten zu haben. Hier ist die Zeit unter den Thang gemeint; das Schi muß also auf 66 Kilogr. oder 132 Zollpfund angeschlagen werden.

[1] Ho-nan, heißt das Land im Süden des Ho oder gelben Flusses, Ho-si, das Land im Westen des gelben Flusses, Ho-pe, das Land nördlich vom gelben Fluß.

Digitized by Google

men hat. Endlich liegen alle Gebäude überhaupt nicht weit genug von dem Ufer des Flusses ab, so daß dasselbe keineswegs sehr sicher gestellt, da der sehr regellose Lauf desselben oft ohne alle sichtbare Ursache bald das eine, bald das andere Ufer unterwascht. Zudem ist auch das Wasser am Ufer unmittelbar vor der Quarantäne sehr seicht, was für Barken und Schaluppen, die an dieselbe nahe herankommen sollen, sehr unbequem und lästig ist. An der Anstalt findet sich ein türkischer Director, dessen Adjunct und der Arzt — der in Damiat wohnende Dr. Reggio — Europäer sind. Der älteste unter den Wächtern ist ein Grieche. Die Wache besteht aus 24 Militärwächtern, die mit Armeemusketen und Seitengewehren bewaffnet sind; ein Theil derselben wohnt in der Quarantäne, ein anderer in der Stadt; sechs Mann besetzen die Uferpunkte in Aschtum und Hemilah an beiden Seiten des Bogas, wo die Schiffe bei schlechtem Wetter anlegen. Außerdem durchreiten sechs berittene Wächter täglich das Meeresufer bis zu dem Städtchen Burlos, das auf halbem Wege nach Rosette liegt. Im Nothfall kann die ständige Wache durch 50 temporäre Wächter verstärkt werden, die in dem Dorfe Ebbet el Borg wohnen und nur dann Sold erhalten, wenn sie wirklich im Quarantänedienst sich befinden. Alle diese untern Chargen sind sehr schlecht bezahlt. Bis zur vollständigen Beendigung und Ausrüstung der neuen Gebäude werden die zur See aus Syrien kommenden Passagiere sehr unbequem in einer Abtheilung der innerhalb der Festung befindlichen Caserne untergebracht. Die aus Syrien kommenden Personen einer Quarantäne zu unterwerfen, wenn Aegypten selbst frei von der Pest ist, muß als eine ganz unverständige, nutzlose und rein auf Plackerei berechnete Maaßregel angesehen werden, die aber dem Pascha ein ziemlich bedeutendes Einkommen abwirft; darum wird er nicht leicht einwilligen sie aufzuheben, obgleich in Wirklichkeit durch die Belastung und Beschwerung der Handelsverhältnisse das Land indirect mehr verliert, als Mehemed Ali durch die directe Einnahme von der Quarantäne persönlich gewinnt.

Das Wetter, welches überhaupt während meines ganzen Aufenthalts in Damiat nicht sehr angenehm gewesen war, wurde am 22 Februar wirklich furchtbar: nach einem reichlichen Regen erhob sich um 6 Uhr Morgens ein greulicher Nordwestwind, der bald in einen wahren Orcan umschlug und bis zum Abend dauerte. Am Ufer konnte man kaum auf den Füßen stehen, aber auch das Sitzen in der Barke war mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden, sich mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen ganz unmöglich. Nach dem Mittagessen beschloß ich doch das Minaret der Moschee innerhalb der Veste zu ersteigen, um einen allgemeinen Eindruck von den Umgebungen zu gewinnen, bald aber mußte ich wieder herabsteigen, da man sich auf der Galerie des Minarets nur mit der größten Mühe halten konnte. Von dieser Höhe entfaltet sich ein sehr weiter Horizont, und die oben geschilderte topographische Lage der Ufer an der Mündung des Nils stellt sich sehr gut wie auf einem Plane dar.

Diesen Tag so wie den folgenden verbrachten wir am Bogas und erst am 24 Februar um Mittag brachen wir wieder auf, um nach Damiat zurückzukehren. Um diese Zeit erschien bei uns auf der Barke ein alter Araber im Gewand eines Fellah, und erzählte mir, er habe zwey Jahre lang als Sais (Stallknecht) bei Napoleon in Aegypten und Syrien gedient; er sprach mit Entzücken von ihm. Die Erinnerungen dieses alten Mannes, der noch einige Worte französisch verstand, erscheinen mir im Geiste orientalischer Uebertreibung verschönert, im Wesentlichen aber wahr und sehr interessant. Er erinnerte sich recht gut der Belagerung von St. Jean d'Acre, der Erbauung der Veste Kalaat el Kbire, der Zerstörung des an der Stelle des letztern gestandenen Dorfes durch die Franzosen, und war mit dem General Caffarelli bekannt, dem damaligen Gouverneur von Damiat, den er Abu Chaschab, den Vater des Holzes, nannte, weil er einen Fuß verloren hatte, und auf einem hölzernen Bein ging.[1] Nachdem er alle seine Berichte von Napoleon, seiner „Tapferkeit, Großmuth und Freigebigkeit" beendet hatte, setzte er mit einem Seufzer, augenscheinlich mit Hinweisung auf die jetzigen Regenten Aegyptens, hinzu: 'Bunabart musch beni-adam seie dol' (Bonaparte war kein solcher Menschensohn, wie diese).

Nachdem der Sturm den Tage zuvor ausgewüthet hatte, wurde das Wetter sehr schön, warm und still, aber die eintretende gänzliche Windstille hatte für uns den Nachtheil, daß sie die Matrosen nöthigte die Schiffe vom Lande aus der Strömung entgegen aufwärts zu ziehen. Hrn. d'Arnaud, welcher die Entwerfung der Plane des Festungswerks vollenden mußte, kam diese langsame Bewegung sehr zu statten, ich aber zog vor, zu Fuß längs dem rechten Nilufer nach der Stadt zu gehen. Der Weg hält sich in geringer Entfernung vom Fluß und verläuft anfangs durch Felder, welche mit Weizen und Bersim angebaut sind; an vielen Orten ist der Boden sumpfig und mit verschiedenen fetten Pflanzen bedeckt, aus deren Asche der Araber Soda zieht. Auch kommen häufig völlig nackte Stellen vor, die mit weißem Salzanflug bedeckt sind, womit der untere Boden Aegyptens allenthalben gesättigt ist. Als ich an den armen und unreinlichen Dörfern Scheich el Dagfur (?) und El Chaiat vorüber war, befand ich mich plötzlich in einem Fruchtgarten, der auf dieser Seite die ganze Umgebung Damiats vom Flusse bis zum See Menzaleh einnimmt. Von hier angefangen wird die Landschaft reizend: Dattelpalmen, welche übrigens hier niedriger und namentlich viel dünner als um Rosette und Cairo sind, standen in dichten Gruppen; in den Zwischenräumen blickte hell das blendende Grün des saftigen Bersim durch, Canäle mit hohen Erdaufwürfen an den Ufern durchschneiden den Boden in verschiedenen Richtungen, die Räder der Ziehbrunnen drehten sich mit Geräusch unter dem Schatten ungeheurer Feigenbäume, welche das an diese Apparate gespannte Vieh vor der Sonnengluth schützen; zwischen Palmen weideten Ochsen und Büffel auf den Bersimfeldern, und um sie her kokettirte, hüpfte und schäkerte, indem er Fliegen und Insecten fing, ein milchweißer Vogel mit orangefarbenen Füßen (Ardea garzetta C.); dieß schöne Thier ist in Aegypten wenig kleiner als eine Gans und findet sich stets in der Nachbarschaft des Rindviehs, mit dem es in freundschaftlichem Verkehr steht, und sich auf seinen Rücken setzt, so daß die Europäer es den Ochsenhüter nannten. Fellahs trieben friedliche mit Grünzeug und andern Producten beladene Esel in die Stadt, und das ganze mich umgebende, von einem warmen tropischen Colorit erhellte Gemälde athmete ungestörte Ruhe und war für Augen und Seele genußreich. In meiner Freude über diese herrliche Natur, deren üppige Gaben hier leider der Mensch nicht zu benützen weiß, bemerkte ich gar nicht, wie die Zeit verging, obwohl es von Ebbet el Borg nach der Stadt etwa neun Werst ist.

(Schluß folgt.)

Herausgabe englischer Staatspapiere. Bekanntlich herrscht in wenigen Ländern eine solche officielle Vernachlässigung wissenschaftlicher Nationalanstalten als in England. So kommt es auch, daß noch eine Menge Staatspapiere aus älterer Zeit nicht aus Geheimnißkrämerei, sondern weil nichts dafür geschieht, begraben liegen; jetzt soll endlich wie das Athen. vom 22 Junius meldet, ein genaues chronologisches Verzeichniß aller Staatspapiere von Eduard VI an bis zum Ende der Regierung der Königin Elisabeth herausgegeben werden, so daß die Freunde der historischen Studien sich mindestens Raths erholen können.

[1] Wenn der Araber die eigentliche Benennung einer Person oder einer Sache nicht weiß, so bezeichnet er ihn im Gespräch gewöhnlich durch ein äußeres Kennzeichen, das ihm am meisten daran auffällt, mit Beifügung des Wortes abu, Vater; z. B. einen Mann, welcher Brillen trägt, nennt er Abu Gesas, Vater der Gläser; einen Bucklichten, Abu Funduk, Vater der Kiste, einen Mann mit langem Bart oder großem Schnurrbart Abu dekn und Abu schened u. s. w. Einen mir bekannten Franzosen in Cairo, der stets ein Rohr in der Hand trug, nannten die Araber nicht anders als Abu Nabut, den Vater des Stocks; die spanischen Colonnaden heißen Abu Matfe, Vater der Kanone, weil die Araber die auf diesen Thalern abgebildeten Herkulessäulen für Kanonen halten; die österreichischen, unter Maria Theresia geschlagenen Thaler nennt man in Aegypten Abu Nokta, Vater der Punkte, von einer Reihe erhabener Punkte, welche die Edelsteine in der kaiserlichen Krone dieser Fürstin darstellen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 155. 29 Junius 1850

Die Anglisirung von Wales.

Man wird sich erinnern, mit welchem fanatischen Eifer die Engländer mehrere Jahre lang das Traumbild verfolgten, Bildung und Unterricht in Indien nur durch das Medium der englischen Sprache zu verbreiten. Man ist von dem kolossalen Unsinn endlich abgegangen, weil die gänzliche Erfolglosigkeit des Systems zu klar am Tage lag, und jetzt ist endlich die Ueberzeugung vorhanden, daß man das Volk nur durch die Landessprachen (vernacular languages) unterrichten könne. Was aber sich in Indien und an seiner massenhaften Bevölkerung als unausführbar bewies, das glaubt man noch immer ohne alle Gefährde in Wales zur Ausführung bringen zu können. Die Commissionen, welche zur Untersuchung des Unterrichtswesens und des Zustandes von Wales niedergesetzt wurden, haben sich nicht entbrechen können, theilweise wenigstens und schüchtern auf Unterricht in der Muttersprache anzutragen, sie wurden aber für diese Versuche einer hinstrebenden Nationalität wieder aufhelfen zu wollen, tüchtig abgekanzelt, und noch ist in dieser Beziehung nichts geschehen. Bei der herrschenden Anglomanie findet natürlich auch die jährliche Zusammenkunft zur Erneuerung des alten wallisisch-literarischen Dichterlebens nur sehr mäßige Anerkennung, und man betrachtet die Sache mehr als Spielerei, jetzt aber tritt eine Gesellschaft von Freunden des interessanten Fürstenthums zusammen, und schlägt vor Bücher und Zeitungen in wallisischer Sprache zu verbreiten, und gegen diesen Versuch fährt das Athenäum vom 22 Jun. in folgender Weise aus: „dieser Versuch die äußern Zeichen einer kleinlichen „„Nationalität““ in einer entfernten Ecke unserer Insel zu verewigen, ein Versuch, der, wie wir schon früher bemerkt, denen, für die er bestimmt ist, zum größten Nachtheil gereichen muß, indem er sie von der großen Masse ihrer Landsleute entfernt hält und sie des Gebrauchs der gemeinsamen Literatur beraubt, soll durch den Satz gerechtfertigt werden, daß das Lesen wallisischer Bücher einen Geschmack für Erlernung des Englischen erzeugen werde. Der Satz ist so unrichtig, als die darauf gebaute Praxis absurd ist. Alle Erfahrung beweist, daß die Bauerschaft eines Landes nicht dauernd zwei Sprachen brauchen kann. Wenn das Wallische befördert werden soll, so geschieht es, um das Englische zurückzuhalten. Hätten sie vorgeschlagen die Bauern zuerst Englisch zu lehren, und dann das Wallisische diejenigen, welche es lernen wollen, so hätten wir nichts gegen einen solchen Plan zu sagen, aber öffentliche Subscriptionen zu verlangen, um das große Hinderniß des Fortschreitens des Fürstenthums in Künsten und Ackerbau zu verewigen, das ist ein Anachronismus, gegen den wir aufs nachdrücklichste aufzutreten für Pflicht halten.“

Es läßt sich nicht leicht mehr hochmüthiger Unverstand in wenigen Zeilen zusammendrängen; wenn der wallisische Landmann und Kleinbürger nicht früher aus seiner Unwissenheit herausgerissen werden soll, als bis er englisch gelernt hat, so wird er freilich nicht herauskommen, als bis die Engländer nach und nach das Land überschwemmt haben, was denn doch nicht so gar schnell zu gehen scheint. Zu was soll der Unterricht im Lesen dienen? Damit der, welcher Lesen gelernt hat, durch Bücher und andere Schriften sich in nützlichem Wissen unterrichte; und wie geschieht dieß am leichtesten, als wenn er in der Sprache liest, die er von Kindesbeinen an gelernt hat! Wie soll der Kleinbürger und Bauer Zeit haben, vor allem Englisch zu lernen? er wird, wenn er nicht mit Engländern in Verkehr kommt, und sich auf diese Weise englisirt, das Erlernen der englischen Sprache wohl bleiben lassen, und da ihm in der wallisischen Sprache kein Unterricht geboten werden soll, wohl in seiner jetzigen Beschränktheit fortvegetiren. Das Wallisische scheint allerdings unvermeidlich dem Untergang bestimmt, aber einige hundert Jahre wird es wohl noch dauern, bis es erlöscht, und sollen darum die Wallisser noch so lange alles Unterrichts in nützlichen Dingen, in Ackerbau und Handwerken entbehren, während man ihnen doch in wallisischer Sprache predigt. Der Widersinn ist zu schreiend, und wir würden denselben hier nicht zur Sprache bringen, wenn nicht einerseits in Deutschland selbst gegen die slawischen Enclaven nur allzu oft dasselbe System beobachtet worden wäre, und wenn nicht andererseits eine so gar hochmüthige Verachtung der untern Volksclassen, ihrer Bedürfnisse und natürlichen Rechte zu Grunde läge. Das Auffallendste ist aber, daß die Herren nicht einsehen, wie dieß System sich selbst vernichtet: zuerst lernen die höhern Classen die Sprache des fremden Eroberers, sprechen sie nach und nach unter sich, und nur mit dem niedern Volke und den Dienstboten sprechen sie die Landessprache. Das ist aber noch lange nicht im Stande die Volkssprache umzuwandeln; dazu muß erst die fremde Sprache in den Städten und größern Ortschaften völlig herrschend geworden seyn, was nur geschieht, daß man den Kleinbürger genügend unterrichtet, und diese Repräsentanten des beweglichen Vermögens auf die Vortheile hinleitet, welche die Erlernung der fremden, reichern und gebildetern Sprache mit sich bringt. Das ist eine Sache des Privatvortheils und der Gewohnheit, die in einem gewissen Zeitverlauf allmählich vor sich gehen wird. Sobald dieß erreicht ist, wird die Entnationalisirung mit reißenden Schritten vor sich gehen, aber nicht früher; die Masse

Digitized by Google

der Städtebewohner muß erst durch Vortheil und Gewohnheit zweisprachig geworden seyn; ist dieß geschehen, dann wird das Zweisprachigreden ans Landvolk kommen, und sobald dieß geschehen ist, wird der Städter bald die alte einheimische Sprache verlieren, weil er sie nicht mehr braucht. Mit dem Unterricht der fremden Sprache auf dem Lande beginnen, heißt so ziemlich das Unmögliche versuchen.

Das Hinschwinden der polynesischen Bevölkerung.

(Schluß.)

Wo ein solcher Ueberschuß der männlichen über die weibliche Bevölkerung besteht, wirkt er stets entsittlichend, um wie viel mehr in einem Gebiet, wo die geschlechtlichen Ausschweifungen so weit gingen, wie nirgends und vielleicht nie sonst in der Welt. Alle Nachrichten stimmen überein, daß frühzeitige Ausschweifungen unter dem weiblichen Geschlecht auf den völlig bekehrten Inseln keineswegs ausgerottet sind. Daher denn auch die meistens schwache Kinderzahl. Jarves führt die Bevölkerung der Sandwichinsel Kauai an, welche um das Jahr 1840 8656 Einwohner hatte; unter dieser ganzen Zahl waren nur 68 Paare, welche drei oder mehr Kinder hatten, die andern nur 1 oder 2; im Ganzen waren es nur 2072 Köpfe in nicht heurathsfähigem Alter. Man darf sich darüber nicht sonderlich verwundern, wenn man hört, daß die Zahl der in heurathsfähigem Alter stehenden Männer 2784, die der Weiber nur 2233 beträgt, wonach also auf 100 Weiber beinahe 123 Männer kommen. In Neuseeland zählte ein Pah unter 89 Erwachsenen ein Paar mit 5 Kindern, ein Paar mit 3, fünf Paar mit 2, 10 Paar mit 1, 10 mit keinem Kind, 27 unverheurathete Männer und 8 ledige Frauen; also kamen 28 Kinder auf 89 Erwachsene oder $31^1/_2$ auf 100, während in den Vereinigten Staaten auf 100 Erwachsene 80 Kinder kommen.

In vielen Inseln des stillen Meeres, und namentlich in Neuseeland bestehen noch Umstände und Sitten, welche den Ueberschuß einer männlichen Bevölkerung sehr erschweren; der erste ist die wenigstens unter den Häuptlingen herrschende Sitte der Polygamie, und das Recht der Häuptlinge, junge Mädchen, die ihnen gefallen, mit dem Tabu zu belegen, d. h. für sich selbst vorzubehalten. Hiezu kommt noch die Anwesenheit der Europäer, die, wie sich durch die Art der Auswanderung ergibt, selbst einen Ueberschuß an Männern haben, dessen schlimme Folgen jedoch nicht auf die Europäer, sondern auf die Eingebornen fallen, denn die erstern nehmen in einem solchen Falle eingeborne Weiber. Auf der mittlern und südlichen Insel, an deren Ufern die Wallfische zahlreich sind, und somit auch die Wallfischfahrer in großer Anzahl erscheinen, ist bereits eine schöne Mischlingsrace emporgekommen, welche eine große Zukunft zu haben scheint.

Gerade dieser Umstand aber wirkt sehr auf die Abnahme der Eingebornen ein: nicht nur wird dadurch abermals ein Theil der Weiber den eingebornen Männern im blühendsten Alter entzogen, sondern sie gehen für die Fortpflanzung durch Eingeborne überhaupt verloren, denn Graf Strzelecki will aus Hunderten von selbst erfahrenen Fällen die allgemeine Regel abstrahiren, daß bei den eingebornen Stämmen die Frauen, welche von Europäern Kinder gehabt haben, von eingebornen Männern nicht mehr aufnehmen, sondern der Fortpflanzung nur noch mit Weißen fähig sind. Diese Regel scheint allerdings mehr nur für die weit schwächere australische Race zu gelten, in gewissem Grade aber dürfte sie jedenfalls auch eine allgemeinere Bedeutung haben. Da z. B. in Neuseeland das Verhältniß der Geschlechter unter den Europäern wie 100:72,4 ist, so entgeht jedenfalls der einheimischen Bevölkerung auch eine bedeutende Anzahl Weiber zur Fortpflanzung der reinen polynesischen Race.

Man kann unmöglich sagen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen das fragliche Mißverhältniß der Geschlechter in Polynesien zuerst entstand. Ihre Sprache beweist die Einheit ihres Ursprungs, und Einwanderung führt stets einen Ueberschuß der Männer über die Weiber herbei, weil letztere minder leicht wandern. Jedenfalls wurde aber das wenn auch ursprünglich in Folge der Wanderung bestehende Mißverhältniß der Geschlechter erhalten durch den erniedrigten Zustand, in welchem das schwächere Geschlecht augenscheinlich seit langer Zeit gehalten wurde, und der noch jetzt nicht wesentlich gebessert ist. Sie werden ganz wörtlich wie Lastthiere behandelt, oft wegen kleiner Fehler grausam geschlagen, und wegen schweren sogar getödtet. Die fortdauernde harte Arbeit und systematische Grausamkeit bringt nicht nur viele Weiber frühe ins Grab, sondern stört auch ihre Fruchtbarkeit.

Hat die Berührung mit Europäern einige Uebel herbeigeführt, so war sie doch auch von manchen guten Folgen begleitet; das europäische Beispiel hat das Loos der Frauen gemildert, die Verbreitung europäischer Aerzte die Krankheiten während und nach der Schwangerschaft minder tödlich gemacht, und die Reinlichkeit ist augenscheinlich im Zunehmen, wodurch gleichfalls nicht wenig Leben gerettet werden. Kindermord herrschte früher auf allen polynesischen Inseln, und ist jetzt theils durch das europäische Beispiel, theils durch die Lehre der Missionäre wesentlich gemindert. Die Kaste der Areoi auf Taheiti ermordete alle ihre Kinder. Ein Hr. Stuart, ein Missionär, behauptete im J. 1824, daß zwei Drittheile der Kinder durch die Hand ihrer Aeltern umkämen, und auf Neuseeland kamen zuverlässig mehr Mädchen als Knaben um, denn diese behielt man um die Zahl der Krieger zu verstärken, die Mädchen wurden als eine Last bei Seite geschafft. Jedenfalls hat aber harte Behandlung und übermäßige Arbeit selbst während eines Theils der Schwangerschaftsperiode unter allen wilden Stämmen am meisten Weibern und Kindern den Tod gebracht.

Kindermord hat in den völlig christianisirten Ländern der Südsee aufgehört und nimmt in Neuseeland rasch ab, aber absichtlicher Abortus dauert fort, nicht sowohl, um die Schande zu verbergen, als um sich die Mühe des Aufziehens zu ersparen. Eine Classe Weiber macht ein Gewerbe daraus, diese Fehlgeburten künstlich herbeizuführen, und dadurch wird die Fruchtbarkeit der Weiber nicht nur geschwächt, sondern oft zerstört. Zudem wird dadurch Ausschweifung gefördert.[1] Man hat angenommen, Kindermord und Abortus seyen eine Folge der Schmach, die auf dem Verkehr mit Europäern hafte, und namentlich auf der Geburt eines solchen Mischlingskindes. Dieß ist aber ganz falsch, denn der Verkehr mit Europäern gilt nicht als Schande, außer bei denen, wo schon Begriffe von christlicher Sittlichkeit eingedrungen sind, und dann liegt die Schande in der Hand-

[1] Vor der Heurath oder der dauernden Verbindung, welche der Heurath gleich geachtet wird, gilt Keuschheit nicht bloß bei den jungen Mädchen selbst, sondern auch bei den Männern als keine Tugend. Die Fälle, wo unerlaubter Verkehr wirklich oft zu Kindermord oder Abortus führt, sind die, wo das Weib eines Häuptlings schwanger wird. In solchem Falle wird sie den Beweis ihres Fehlers zu vernichten suchen, um der Strafe ihres Herrn zu entgehen, ob aber der Theilhaber ihrer Schuld ein Pakeha (Europäer) oder ein Maori ist, gilt gleich. Die größte Schmach, und die auch meist mit dem Tode gebüßt wird, ist die, wo ein Weib höhern Rangs sich mit einem gemeinen Freien (tutua) oder gar einem Sklaven (taurekareka) einläßt.

Digitized by Google

lung selbst und wird durch die Verschiedenheit der Race nicht erhöht. Ein eingebornes heidnisches Weib, und selbst viele, welche sich zu der neuen „Tikanga" bekennen, zeigen ihre mit einem Europäer erzeugten Kinder mit Stolz. Und warum sollten sie es auch nicht nach ihren Begriffen von Sittlichkeit? Einwilligung mit einem Mann zu leben, ist die einzige Heurath, welche die eingeborne Frau je gekannt hat, und sie wird von Eltern und Verwandten aufgemuntert, mit einem Europäer zu leben. Ihre Lage wird dadurch außerordentlich gebessert: sie hat mehr und gesündere Nahrung, wird nicht aus der Anwesenheit ihres Herrn verwiesen, sondern theilt sein Mahl und seine Gesellschaft; sie vertauscht ihre zerrissene Matte gegen europäische Kleidung, sie lernt reinlich zu seyn, ihr glänzendes Haar zu kämmen, und ihre Person zu schmücken, bis sie entweder selbst den Vortheil fühlt oder wenigstens ihre Eitelkeit geschmeichelt ist. Sie wird Gegenstand einer Zärtlichkeit, die sie nie zuvor kannte, sie lehrt ihren Herrn ihre weiche Sprache, und lernt dagegen seine Sitten. Selbst der rohe Wallfischfänger ist im allgemeinen freundlich gegen die Frau, mit der er lebt, und in vielen Fällen ist die vorübergehende Verbindung in eine bleibende umgewandelt worden; selbst wenn eine Trennung stattfindet, ist es nicht mehr als eine solche Frau auch von ihrem eingebornen Manne zu befahren gehabt hätte. Wollte dagegen ein eingebornes Mädchen eine solche Verbindung verweigern, und dadurch ihre Eltern des gewöhnlichen Utu (Geschenks) berauben, so würde sie zur Strafe für ihre Verkehrtheit grausam geschlagen werden. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diejenigen Theile Neuseelands, die dem Missionärunterricht am entferntesten liegen, wo aber solche Verbindungen am zahlreichsten vorkommen, nämlich die Ostküste der mittlern Insel, sich früher als der Norden an europäische Bedürfnisse, namentlich Kleidung gewöhnten, wozu freilich auch das rauhere Klima beigetragen haben mag.

Bei der Beurtheilung des jetzigen Zustandes der Polynesier sollte man ihre frühern Kriege nicht aus der Berechnung lassen, und hierin hat namentlich der Verkehr mit Europäern günstig gewirkt. Im Verhältniß zu der kleinen Volkszahl waren diese Kriege furchtbar und bis ins Unglaubliche zerstörend. In vielen Fällen wurden ganze Gemeinden, Hapu oder Stammesabtheilungen, ausgerottet, weder Alter noch Geschlecht geschont, höchstens einige Knaben, um sie zu Sklaven, und Mädchen, um sie der Wollust dienstbar zu machen. Reist man an der Küste von Neuseeland hin, so stößt man allenthalben auf entvölkerte Pahs und auf Felder vernichteter Stämme; große Landstriche sind verlassen oder nur spärlich bevölkert, tragen aber die unzweideutigsten Zeichen früherer starker Bevölkerung und der Art, wie diese verschwand. Nachdem die Nga-puis an der Inselbai sich Feuergewehre verschafft hatten, wurde der große Pah der Waikatto, welche bloß Keulen, Streitäxte u. dgl. hatten, angegriffen, in sehr kurzer Zeit genommen, und über 2000 Menschen niedergemetzelt, deren Knochen noch jetzt in der Ebene bleichen; die Löcher im Boden, wo das Fleisch zwischen erhitzten Steinen gekocht wurde, beweisen noch die barbarischen Mahlzeiten, in denen die Sieger schwelgten. In den vollkommen christianisirten Inseln ist der Krieg fast oder ganz zu Ende, an andern Orten wird er minder häufig und in milderer Form geführt; in Neuseeland hat er unter den Eingebornen fast aufgehört, und bei dem letzten Aufstand wurde der Kampf ziemlich nach der menschlichern europäischen Art geführt.

Cook und Forster haben von der im Allgemeinen sehr guten Gesundheit der Polynesier gesprochen; indeß ist es nicht zu läugnen, daß ziemlich allgemein Lungenkrankheiten vorherrschen, und skrophulöse Leiden, namentlich eine skrophulöse Scabies, sehr gewöhnlich sind. Dürftige Kleidung, schlechte Häuser, die jede Luft durchstreichen lassen, das Schlafen auf dem kalten feuchten Boden, und die schlechte Nahrung wirken verderblich ein, und haben namentlich für die Neuseeländer, welche aus einem tropischen Klima nach einem gemäßigten, im Verhältniß zu seiner Breite aber ziemlich kalten und sehr feuchten versetzt wurden, dabei aber ihre tropische Lebensweise beibehielten, sehr nachtheilige Folgen gehabt. Die schlimmen Folgen des Verkehrs mit Europäern, nämlich Mißbrauch geistiger Getränke, europäische Krankheiten und europäische Waffen haben viel minder schädlich gewirkt, als man gewöhnlich annimmt; das Laster der Trunkenheit ist selten; die europäischen Krankheiten, worunter man wohl hauptsächlich die syphilitischen versteht, haben ohne Zweifel viel Schaden gethan, aber in Neuseeland hat, namentlich seit der regelmäßigen Colonisation und der sie begleitenden ärztlichen Hülfe das Uebel wesentlich abgenommen. Was die Waffen und das Schießgewehr betrifft, so haben diese die Raschheit der Entscheidung vermehrt, aber die Wildheit des Kampfes vermindert, denn der Gebrauch des Feuergewehrs erregt nicht die thierische Wuth, wie das Gefecht Mann gegen Mann. Läßt man aber auch die volle Macht dieser Uebelstände gelten, so ist doch auf der andern Seite keineswegs in Abrede zu stellen, daß europäischer Unterricht und europäisches Beispiel günstig gewirkt haben. Wo sind jetzt ihre Areoi-Gesellschaften? ihre Menschenopfer? ihr Kindermord? ihre Vertilgungskriege? ihre Menschenfresserei? Nahezu erloschen. Sie lernen jetzt den Gebrauch gesünderer Nahrung und Kleidung, Reinlichkeit, Geschmack für häusliche Bequemlichkeit, und vor allem die Kunst ihre Unterhaltsmittel durch einen klug geleiteten Fleiß zu vermehren.

Ob dadurch das Hinschwinden der polynesischen Race aufgehalten werden wird, das kann keine menschliche Voraussicht bestimmen; wenn es geschehen soll, so muß Eins vor Allem erreicht werden, die Verbesserung des Looses der Weiber, so daß das Verhältniß der Geschlechter gleichgestellt, und die Zahl der gebornen und aufgezogenen Kinder vermehrt wird. Auf den Tongainseln soll der Abnahme der Bevölkerung Einhalt gethan seyn, und es ist bemerkenswerth, daß die Sitten des Volks hier immer milder als auf andern Inseln, und die Behandlung der Weiber menschlicher war; Neuseeland hat jetzt eine große Anzahl Ansiedler höherer Classe, deren geordnetes Leben nicht ohne Eindruck auf ihre nachahmungslustigen Nachbarn bleiben kann. Erwägt man freilich die Größe und Beschaffenheit der zu besiegenden Hindernisse, so ist eine baldige Beseitigung derselben fast hoffnungslos. Eine sehr bedeutende Abnahme wird wahrscheinlich noch unter der Maori-Bevölkerung, wie auf andern Inseln, vor sich gehen, ehe der Wendepunkt erreicht werden kann, da die alten schlimmen Folgen nothwendig noch nachwirken müssen; sollte aber auch dieser Wendepunkt niemals erreicht werden, so wird doch der Erlöschungsproceß langsamer, friedlicher und minder schmerzhaft seyn; es wird eine allmähliche Amalgamation mit den Europäern stattfinden, und eine neue civilisirte Mischlingsrace diesen Theil der Erde bedecken.

Russische Expedition zur Erforschung des Aralsees.[1]

Im Jahr 1848 rüstete die russische Regierung eine Expedition zur Erforschung des Aralsees vermittelst leichter zu diesem Zweck erbauter

[1] Von dem Akademiker Bär den Nouv. Ann. des Voyages (Mai) mitgetheilt.

Digitized by Google

Fahrzeuge aus. Es war seit Jahrhunderten das erstemal, daß der Aralsee Segelfahrzeuge trug, denn da die Umgebungen dieses großen Sees oder Meeres, wie die Russen sagen, kein Holz darbieten, so haben die Anwohner auch keine andere Schiffe als schwache Kähne, deren man sich in den Mündungen des Amu zum Fischen bedient. Man fand bei dieser Expedition fast in der Mitte des Sees eine große Insel, von der man bis jetzt gar keine Kenntniß gehabt hatte, sondern worüber nur dunkle Gerüchte unter dem Landvolk umliefen. Vielleicht erstreckt sich das Eis, welches sich jeden Winter bildet, von Zeit zu Zeit so weit, daß man die Insel erblickt, denn die Anwohner gehen jedes Jahr aufs Eis, um die Robben zu jagen, und gehen so weit hinein wie möglich. Auch die Karte der Ufer des Aralsees wurde berichtigt, aber die Expedition ist noch nicht zu Ende, und man kennt noch nicht alle Ergebnisse.

Die Stadt Damiat (Damiette).

(Schluß.)

Nicht mehr als zehn Minuten nördlich von der Stadt liegt das Dorf Gebet el Lachm, das in dem dichten Grün der es umgebenden Palmen fast verschwindet; seine Backsteinhäuser fallen größtentheils ein, trotzdem, daß das Dorf durch seine reine, gesunde Luft berühmt ist, und die wohlhabenden Damiater im Sommer dahin übersiedeln, um den Wechselfiebern zu entgehen, die dann in der Stadt herrschen; hier hat sich auch eine ganze Colonie verworfener Weiber niedergelassen, die kürzlich von der Polizei aus Damiat verjagt wurden. Um vier Uhr kam ich in die Stadt ohne die geringste Müdigkeit zu fühlen, da mir der Spaziergang außerordentlich behagt hatte, und verfügte mich sogleich mit Hrn. Kachil zu dem Generalgouverneur, Achmed Pascha Minikli, der schon von meiner Ankunft gehört hatte und mich freundlich und zuvorkommend aufnahm. Nach der Gewohnheit vieler Großen im Orient persönlich in kleine Wirthschaftseinzelnheiten einzugehen, sprach der Pascha gerade mit einem griechischen Schneider, der bei ihm und nach seiner Anweisung leinene Ueberzüge für die Sofakissen zuschnitt. Bei meinem Eintritt stand er vom Diwan auf, und schritt mir bis in die Mitte des Zimmers entgegen, eine Ehre, deren ganze Wichtigkeit und Bedeutung von Seite eines hohen moslemitischen Beamten gegen einen jungen Europäer Leute, die mit den Gewohnheiten des Orients und dem Stolz der Türken bekannt sind, leicht einsehen werden, aber der Name eines Russen ist jetzt in den ottomanischen Besitzungen eine Empfehlung, über welche nichts geht. Man gab Pfeifen und Kaffee, und wir sprachen von Pest und Quarantänen, von Syrien und Petersburg, vom Kaukasus und Georgien; sehr viele türkische Beamte in Aegypten, frühere Mameluken des Pascha's, die in ihrer Kindheit aus diesen letztgenannten Ländern fortgeführt wurden, fragten bei dem Zusammentreffen mit Russen unaufhörlich nach ihrem Heimathlande.[1] Achmed Pascha trug das neue stambulische Costüm; er ist ein sehr hübscher Mann, 46 oder 48 Jahre alt, von hohem Wuchse und gut gebaut; seine Physiognomie ist martialisch, streng und doch offen. Dieß ist einer der uneigennützigsten Beamten und besten Generale Mehemed Ali's; er zeichnete sich während der Feldzüge im Hedschas und Syrien aus, und verwaltete drei Jahre lang das Sennaar, wo er wegen der häufigen Aufstände mit der größten Strenge, die einen bleibenden Eindruck bei den dortigen Einwohnern machte, zu verfahren genöthigt war; er interessirt sich auch lebhaft für den Gang der europäischen Politik, und hält einige Journale, deren Inhalt ein europäischer Secretär ihm ins Türkische übersetzt: mir fiel namentlich seine genaue Bekanntschaft mit den Zuständen und dem Gang der Dinge im Westen auf, und seine häufigen Berufungen auf die „Augsburger" Zeitung. Mein Besuch dauerte über eine Stunde, und ich nahm beim Abschied einen sehr angenehmen Eindruck von seiner Persönlichkeit mit mir.

Von da ging ich nach der Moschee Maainije, von deren Minaret man die ganze Stadt und deren Umgebungen in einem weiten Panorama übersieht. Nach einem alten Privilegium haben österreichische Kaufleute das Recht, dieß Minaret zu besteigen, und mit Fernröhren von da aufs Meer hinauszublicken, ob ihre Schiffe nicht ankommen; jetzt beim Verfall des Damiater Handels wird dieß Vorrecht selten in Anspruch genommen, das jedoch in seiner ganzen Stärke sich erhalten hat, während in die andern Moscheen Gjauren bis jetzt in keinem Falle zugelassen werden. Bei meiner Ankunft beteten einige Araber im Innern des Tempels, durch den man gehen muß, um das Minaret zu besteigen; die Stiefel wollte ich nicht abnehmen, und mit den Stiefeln wollte mich der Wächter nicht hineinlassen; der ihn lockende Bakschisch aber weckte seinen Erfindungsgeist, und um aus der Verlegenheit zu kommen erfann er folgendes Mittel: er bückte sich nieder, nahm mich auf die Schultern, und trug mich so durch die ganze Moschee durch bis an die Thüre des Minarets; die rechtgläubigen Zeugen dieser Scene achteten in dem ihnen eigenthümlichen Gleichmuth nicht im mindesten auf den außerordentlich lächerlichen Zug. Etwas unterhalb der Spitze ist das Minaret von einem dreifachen Balcon oder einer Galerie umgeben, ich ging aber nur bis zur ersten vor, weil die gewundene Steintreppe nach oben zu etwas eingefallen war. Die Aussicht von dieser Höhe ist sehr malerisch: zu unseren Füßen dehnten sich die Gebäude von Damiat aus, umfaßten den silbernen Bogen des Nils und den auf allen Seiten anstoßenden dichten Saum von Dattelpalmen im Halbkreis und drückten ihn gleichsam an ihre Brust; gegen Osten breitet sich weithin die blaue Fläche des Menzaleh aus; gegen Westen sieht man das Dorf Senanije, das linke sandige Ufer des Bogas und das wogende Meer. Die untergehende Sonne goß ihre feurigen Strahlen auf das Bild, und die schlanken Minarets, die Kuppeln der Moscheen und die Backsteinmauern der Häuser erglänzten in Gold und Purpur.

Die Barke näherte sich inzwischen bereits der Stadt; wir beschlossen am folgenden Tage die Stadt zu verlassen und nach Cairo zu gehen, nahmen aber zum Abschied noch bei Consf. Kachil das Abendessen ein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich eine bei den des Schreibens und Lesens kundigen Arabern gewöhnliche Sitte sich zu unterreden, so daß die Ungebildeten sie nicht verstehen könnten. Die Buchstaben des arabischen Alphabets haben bekanntlich einen Namen, der aus einem ganzen Wort besteht, wie man im Griechischen Alpha, Beta, Gamma u. s. w. statt a, b, g sagt; bei der genannten Unterredungsart zerlegen nun die Araber das Wort in seine Buchstaben und nennen jeden Buchstaben besonders, z. B. Lam Elif statt La, nein, Elif jaswawshe statt etwa ja, Elif nun elif Mim wawschin Ainwaw zein statt Ana musch aus, ich will nicht, u. s. w. Bei einiger Uebung versteht man einander bei dieser „tarabarischen" Redeweise so leicht wie beim gewöhnlichen Gespräch, aber augenscheinlich kann es derjenige nicht verstehen, der nicht lesen und schreiben kann; um aber dem Ungebildeten Zuhörer das Verständniß noch mehr zu erschweren, werden die Benennungen der Buchstaben gleichsam durch die Nase und sehr gedehnt ausgesprochen. Diese Unterredungweise ist sehr gebräuchlich unter den syrischen Christen, und bei den Moslems unter den Fukaha, womit man eigentlich einen Gesetzkundigen, im allgemeinen aber einen gebildeten Mann versteht.

[1] In Aegypten und Syrien traf ich sehr häufig türkische Officiere, die, wenn sie erfuhren, daß ich ein Russe sey, sich mit den Worten empfahlen: ana keman muskubi (ich bin auch ein Russe), worunter sie verstanden, daß sie in unsern kaukasischen und transkaukasischen Besitzungen geboren seyen. Einmal in Jericho wandte sich ein Beduine mit der Frage an mich: „ist es wahr, daß die Mutter des Sultans Abdulmedschid von den eurigen ist?" — „Wie? von den unsrigen?" — El nas biguln an bija muskubije (die Leute sagen sie sey eine Moskowiterin), entgegnete der Beduine. Die Sultanin Walide in Stambul ist in der That tscherkessischer Abkunft.

Zahlreiche liegen gebliebene Briefe in England. Dieß bildet eine stehende Klage der Post, und die Zahl der nicht abgegebenen Briefe selbst solcher welche Geld enthalten, geht wirklich ins Ungeheure; im Julius 1847 hatten sich im Londoner Postamt nur von zwei Monaten her 4658 Briefe mit Geld oder Geldeswerth aufgehäuft, die wegen schlechter Adressen nicht abgegeben werden konnten. Damals lagen Wechselbriefe für die Summe von 40,410 Pfd. in dem Amt der sogenannten „todten" Briefe. (Athen. 22 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Wanderung durch Nordwales. Nr. 131—133. — Labrador und dessen Bewohner. Nr. 131—135. — Etwas über die Mantschu-Sprache. Nr. 132. — Die Malayu-Polynesier. 1. Allgemeine Uebersicht nach Windsor-Earl. Nr. 133. 2. Das Hinschwinden der polynesischen Bevölkerung. Nr. 154. 155. — Thee und Theehandel in Rußland. Nr. 134—137. — Die Gesundquelle beim Tempel in Jerusalem. (Von Titus Tobler.) Nr. 135. 136. — Die Mandadschaba oder Schüler St. Johannis. Nr. 136. — Ein Ball in Andalusien. ibid. — Hr. Laings Ansicht über das sociale System in Europa. Nr. 137. — Neucaledonien. Nr. 137—140. — Reiseskizzen aus Mingrelien. 1. Redut-kaleh; Handelswichtigkeit der pontischen Küstenstädte; Kloster Chopi; Martwili; Sugdidi, die Dadianresidenz; Ausflug am Phasis; landschaftliche Schönheit von Kolchis; Poti. Nr. 138—140. 2. Gesellschaftlicher und politischer Zustand in Mingrelien; Fahrt nach Batum; Aufenthalt an der lasischen Küste; die Lasen und ihre Thalfürsten. Nr. 148—50. — Geologie der Südseeinseln. 1. Allgemeine Bemerkungen. Nr. 139. 2. Geographische Vertheilung der Inseln. Nr. 143. 3. Allgemeine Beschaffenheit derselben. Nr. 145. — Die Baumwollenkrise. Nr. 140. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 8. Ein Waldbrand. Nr. 141—145. — Die südamerikanischen Republiken: Die Republik Peru. a. Geschichtliches. Nr. 141—149. — Sir Fowell Buxtons Motion im Parlament über Westindien. Nr. 142. — Die Musselinweberei zu Dakka in Indien. Nr. 144. — Italien. Nr. 146—149. — Die finnische Bevölkerung im Gouvernement Petersburg. Nr. 147. — Die Menschenracen. Nr. 149. — Das Schloß Pevensey. Nr. 150. 151. — Die Stadt Damiat. Nr. 150—155. — Nachricht von Gadames. Nr. 151. — Das Vordringen der Amerikaner gegen Süden und die Expedition gegen Cuba. Nr. 152. — Ueber die Militär- und und Ackerbaucolonien der Chinesen. Erster Abschnitt: Colonien unter den Han, Tsing und Thang. Nr. 153. 154. — Anglisirung von Wales. Nr. 155.

Kleinere Mittheilungen.

Streit der Engländer mit den Affridis. Nr. 131. — Ungeheurer Hagel in Indien. Nr. 132. — Californien und Oregon. Nr. 133. — Bereicherung des zoologischen Gartens in London. ibid. — Antiquarische Entdeckung in Edinburgh. Nr. 134. — Eine Reliquie aus der Alhambra. ibid. — Eine Geschichte Rußlands von Guizot erwartet. Nr. 135. — Merkwürdiger Fall von Aerolithen an der nordafrikanischen Küste. Nr. 137. — Neue Art Sägmühle. ibid. — Ansicht von Damascus. Nr. 138. — Augenblickliches Erstarren der litterarischen Thätigkeit in Frankreich. ibid. — Sammlung alter russischen Inschriften. Nr. 139. — Das Staatssiegel von Californien. Nr. 140. — Der Runkelrübenzucker in Rußland. ibid. — Die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Rußland. Nr. 141. — Die goldne Medaille der Londoner geographischen Gesellschaft. ibid. — Ueber aufeinander folgende Wälder aufrechtstehender Bäume in den Kohlenschichten Nordamerikas und Nordeuropas. Nr. 142. — Glänzend schwarze Hasen in Nordrußland. Nr. 143. — Eine monumentale Liste wissenschaftlicher Männer aller Nationen. Nr. 144. — Geschicklichkeit der chinesischen Graveure. ibid. — Weiches und hartes Wasser in London. Nr. 145. — Der Badigherm (warme Wind) in Ghilan. Nr. 146. — Umfang des Gebäudes für die allgemeine Industrieausstellung in England. ibid. — Nachricht von Layard. Nr. 147. — Große arabische Bibliothek in Indien entdeckt. ibid. — Angebliche semitische Inschrift in Warraputa am Essequibo. Nr. 148. — Ein Ocean in den Bahamas. ibid. — Eine meteorologische Gesellschaft in England. Nr. 149. — Der ghilanische Tiger. ibid. — Gesellschaft zur Erforschung epidemischer Krankheiten. ibid. — Die Lage von Halicarnassus. Nr. 150. — Der chinesische Moniteur. Nr. 151. — Allgemeine Ansicht der Regentschaft Tripoli. Nr. 152. — Squiers archäologische Forschungen in Nicaragua. Nr. 153. — Die griechische Marine. ibid. — Veröffentlichung englischer Staatsschriften. Nr. 154. — Russische Expedition zur Erforschung des Aralsees. Nr. 155. — Die ungeheure Zahl liegen gebliebener Briefe in England. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

Julius.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 1 Julius 1850.

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

(Nach Veuillot, Revue des deux mondes. 15 Jun.)

Das Werk der Missionen war früher wesentlich katholisch, und Frankreich nahm darin einen bedeutenden Platz ein. Die Unterdrückung der Jesuiten im J. 1773 versetzte den Missionen einen ersten gewaltigen Schlag, denn ihre Congregation zählte damals, wie jetzt, die meisten Missionäre. Die Lücke war noch nicht ausgefüllt, als die französische Revolution ausbrach: alles wurde zerstreut, die zahlreichen Stiftungen, Collegien und zum Unterhalt der Missionen bestimmten Besitzungen verschwanden. Soldaten hausten zu Rom im Collegium der Propaganda, Krieg tobte in der Christenheit und schloß meistens das Meer. Fünfundzwanzig Jahre lang war jede regelmäßige Verbindung unterbrochen, übrigens hätte das Geld gefehlt, um die Ueberfahrt der Missionäre zu bezahlen; nichts destoweniger wurden einige Anstrengungen gemacht: unter den deportirten oder aus Frankreich flüchtigen Priestern fanden sich einige, welche den civilisirten Heiden Asiens oder den Wilden Amerika's das Evangelium verkündigten. Im J. 1791 schickte die französische Congregation der fremden Missionen, welche, da sie nicht aus Klostergeistlichen, sondern aus Weltpriestern bestand, die Verfolgung noch nicht allzu hart getroffen hatte, sechs ihrer Mitglieder nach Indien und Cochinchina. Auch später gelang es den bald nach Rom, bald nach London geflüchteten Directoren dieser Congregation einige neue Apostel in ihre Missionen zu senden, zehn in den 15 Jahren von 1792 bis 1807, aber die schwachen, nur mit der größten Anstrengung aufgebrachten Unterstützungen konnten höchstens den Todeskampf dieser frommen Anstalten verlängern.

Unter dem Kaiserreich hatten die Priester wieder nach Frankreich zurückkehren können, im J. 1805 wurde die Congregation der fremden Missionen, so wie einige andere, durch kaiserliches Decret wieder hergestellt, das Missionswerk fing an wieder in Thätigkeit zu kommen, aber im J. 1809 nahm Napoleon, der in einem bedauernswerthen Kampfe mit dem Oberhaupt der Kirche begriffen war, alle frühern Concessionen zurück. Man mußte 1815 abwarten; damals wurde der katholischen Propaganda das Feld wieder eröffnet, aber leider fehlten die Hülfsmittel: die Unterdrückung der religiösen Orden bei mehrern europäischen Völkern hatte die Klöster und Schulen geschlossen, wo die Kämpfer des Apostolats so lange sich gebildet hatten. Die an Missionären reichsten Kirchen, und namentlich die von Frankreich schienen genug zu thun zu haben, um bei ihnen selbst die Disciplin und den Glauben wieder aus ihren Trümmern zu erheben, wie sollte man auswärts etwas gründen? Doch der Eifer der Frommen wußte aus Nichts etwas zu machen. Im J. 1817 gründete ein durch französische Priester veranlaßter päpstlicher Indult eine Betgesellschaft für das Missionswerk. Diese Gesellschaft hatte ursprünglich einen beschränkten, fast localen Zweck, aber endlich wurde beschlossen dieselbe zu vergrößern und jedem Mitglied einen kleinen Beitrag zur Begründung einer allgemeinen Anstalt abzuverlangen. So entstand das „Werk der Verbreitung des Glaubens" im Jahre 1822, dessen Zweck war, den Ertrag katholischer Mildthätigkeit zur Verfügung des Apostolats zu stellen, die Abreise der Missionäre durch Bezahlung der theuern Ueberfracht zu befördern, ihren Unterhalt zu tragen, ihnen Beisteuern zur Erbauung von Kirchen, Schulen und Spitälern zukommen zu lassen, endlich einen Theil ihrer Briefe in ihren „Annalen" zu veröffentlichen, und so ihre Bedürfnisse und ihre Arbeiten zur Kenntniß der katholischen Christenheit zu bringen. Die Thätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich über die ganze Welt: wo es Katholiken gibt, sammelt sie Almosen, wo ein Missionär hindringen kann, dahin sendet sie Beisteuern. Ihre Einkünfte belaufen sich auf etwa 3 Mill. Fr. jährlich, wovon Frankreich nahezu zwei Drittheile beisteuert, darunter die Diöcese Lyon am meisten, dann folgt Nantes, Paris erst in dritter Linie. Im Ganzen und im Verhältniß zur allgemeinen Volkszahl genommen, haben die westlichen Departements am meisten Subscribenten. Nach Frankreich ist die Gesellschaft in den sardinischen Staaten am meisten verbreitet, dann kommt Belgien, jedoch nur mit einer schwachen Mehrheit vor Preußen; durch Irland, das sein tiefes Elend nicht hindert, das Seinige zur Verbreitung des Katholicismus durch die Missionäre beizutragen, nimmt Großbritannien den fünften Rang ein. Die Niederlande, wo der Eifer der Katholiken die kleine Zahl ersetzt, kommen gleich nach Großbritannien. Diese drei Millionen werden ganz wörtlich Sou für Sou zusammengebracht, denn die Mehrzahl der Mitglieder der Gesellschaft ist so arm, daß sie in der That wöchentlich nicht mehr zahlen kann. Zwei große Räthe, der Centralrath von Lyon und der Rath von Paris, verzeichnen die Einnahmen und leiten die Ausgaben. Die Arbeit geschieht durch Laien und fast möchte man sagen von Frauen, denn es sind fast immer Frauen, welche die je aus zehn Mitgliedern bestehenden Gruppen bilden und die Einzahlungen in Empfang nehmen.

Der Proselytismus ist gewissermaßen das Wesen des Katholicismus, und so gab es immer in der Kirche mehrere Orden, deren einziger oder Hauptzweck die Missionen waren. Die französischen Missionäre gehören jetzt fast alle einer der nachstehen-

Digitized by Google

den fünf Congregationen an: Jesuiten, Lazaristen, fremde Missionen, Maristen und die Priester der Picpusgesellschaft. Von diesen fünf Congregationen haben die vier letzten einen französischen Charakter, so weit ein wesentlich katholisches Werk einen besondern Charakter haben kann, d. h. sie sind in Frankreich gegründet, haben hier ihren materiellen Mittelpunkt, und nehmen meist nur Franzosen zu Mitgliedern, aber, wie alles, was mit der Kirche zusammenhängt, erhalten sie ihre geistliche Sendung von Rom, und die von Gregor XV um das J. 1620 eingesetzte Congregation zur Verbreitung des Glaubens weist ihnen die Länder an, in denen sie das Evangelium verkünden sollen. Diese Congregationen sind zwar nicht streng in einen gewissen Kreis eingeschlossen, haben aber doch ihre Bemühungen nach einem bestimmten Punkte zu richten: die Maristen und die Picpuspriester haben Oceanien, die Priester der fremden Missionen vereinigen ihre Wirksamkeit auf Indien, China und die diesem ungeheuren Reich tributbaren Länder, wo sie 17 Missionen haben, in denen 20 französische Bischöfe, 160 Missionäre und 175 einheimische Priester thätig sind; die Lazaristen, denen wir alsbald nach Tibet folgen wollen, haben zahlreiche Niederlassungen in der Levante, wo man ohne sie den einst so geachteten französischen Namen kaum mehr kennen würde; die Jesuiten sind so ziemlich überall, nichtsdestoweniger ist Nordamerika der Hauptschauplatz ihrer Arbeiten, und sie zählen daselbst 621 Mitglieder ihres Ordens.

Die Aufgabe der fünf Congregationen wird somit in gewissermaßen zum voraus gezogenen Gränzen verfolgt; jeder Orden der Missionäre kennt vollkommen das seinem Eifer anvertraute Land, und leitet demgemäß die Anstrengungen und Studien seiner Mitglieder. Die Missionäre machen jedoch in Frankreich nur vorbereitende Studien, die Lazaristen, Jesuiten und die Priester der fremden Missionäre haben Erziehungsanstalten am Sitze ihres Apostolats und selbst Seminarien zur Bildung einheimischer Geistlichen. Alle Religiosen begeben sich nach ihrer Landung zuerst in die Procuratur ihres Ordens; für China ist die Procuratur der Priester der fremden Missionen zu Hong-Kong, die der Lazaristen zu Macao; hier lernen die französischen Religiosen die chinesischen Sitten und Gebräuche.

Die neuerliche Reise zweier französischen Lazaristen nach Tibet kann einen Begriff von den Mühseligkeiten und Beschwerden geben, denen sich die Männer unterziehen, welche das Evangelium in Centralasien predigen; sie kann auch zeigen, welche Dienste diese unerschrockenen Apostel der Wissenschaft leisten, selbst wenn sie nur für die Sache des Glaubens zu handeln vermeinen.

I.

Im Monat August 1844 verließen zwei zum apostolischen Vicariat der Mongolei gehörige französische Lazaristen die kleinen chinesischen Dörfer He-schuy und Pie-li-kéu, die am Eingang in die Wüste der mongolischen Tatarei, in einem Lande liegen, das von dem tatarischen Königreich Uniot abhängt. Das Ziel ihrer Reise war Hlassa, die Hauptstadt von Tibet, die heilige Stadt des Buddhismus; beide Missionäre hatten sich mehrere Jahre auf diese Reise vorbereitet: der eine derselben, Gabet, war seit 9 Jahren in China, der andere, Huc, hielt sich schon fünf Jahre an den Gränzen der Mongolei auf. Auf Tibet, den Sitz des Aberglaubens, gegen welchen die beiden Söhne St. Vincent de Pauls hauptsächlich zu kämpfen hatten, war seit dem Beginn ihres Apostolats ihr Hauptaugenmerk gerichtet gewesen: sie wünschten den Buddhismus auf dem Schauplatz seiner größten Macht zu studiren, sie wollten von dem gekreuzigten Gott in der Stadt reden, wo man als die glanzvollste Incarnation Buddhas den Tale-Lama, das lebendige Götzenbild, verehrt. Alle freie Zeit, welche ihre Missionspflichten ihnen übrig ließen, verwandten sie auf das Studium der tatarischen Idiome. Als sie das Mongolische sprechen konnten, wie ihre Muttersprache, und die tibetanischen Schriften besser lasen als viele Lamas, baten sie den apostolischen Vicar der Mongolei um Erlaubniß sich durch das **Land der Kräuter** — so nennt man die unbebauten Länder der Tatarei — nach Hlassa zu begeben, und reisten nach erhaltener Erlaubniß ab, wohl vertraut mit den Gefahren, die ihrer harrten. Zu Hlassa den Grund zu einer neuen Mission zu legen, war das gefahrvolle Unternehmen der beiden frommen Reisenden.

Die Fahrt von Frankreich nach Macao ist für den Europäer, der sich nach Tibet begibt, eine Kleinigkeit, erst im Innern von China beginnen Schwierigkeiten und Gefahren. Die chinesische Polizei ist geschickt, ihre zahlreichen Agenten wissen die best angelegten Plane zu vereiteln, und zahlreiche kaiserliche Edicte, welche die Mandarinen bei Strafe der Absetzung beobachten müssen, untersagen den „Fremden des Südens" den Eintritt ins himmlische Reich. Der Missionär führt hier stets das Leben eines Geächteten, die Christen nehmen ihn nur zitternd auf, denn wenn er verhaftet wird, kann die Todesstrafe nicht bloß gegen ihn, sondern auch gegen die, welche ihm eine Zuflucht gewährten, ausgesprochen werden. Die Wanderung durch China war also keine geringe Schwierigkeit, dennoch erwähnen ihrer die HH. Huc und Gabet nicht einmal, und beginnen den Bericht ihrer Reise erst an der chinesischen Gränze jenseits der riesenhaften Befestigung, die man die große Mauer nennt, und die Thin-schi-hoang-ti 213 vor Chr. zum Schutz gegen die Hiong-nu aufführen ließ.

Von der großen Mauer nach Hlassa ist der Weg weit; schlägt man die geradeste Straße ein, so braucht man eine Bedeckung und Führer, denn man muß während drei oder vier Monate schneebedeckte, von Steilabstürzen umsäumte Berge erklettern, wo nachläßig hingeworfene Baumstämme die Brücken über den Abgründen bilden. Zieht man vor durch die Mongolei zu wandern, so kommt man auf dem Wege durch die tributpflichtigen tatarischen Königreiche Uniot, Geschekten, Tschakar, Efe, Tumet, der Ortus, der Alechans u. s. w., erst weiterhin findet man steile Berge und tiefe Abhänge, ohne noch das „blaue Meer" in Anschlag zu bringen. Wenn der gelbe Fluß nicht über die Ufer getreten, wenn die Karawane, ohne welche es fast unmöglich ist von der Gränze Tibets nach Hlassa zu gehen, gerade im erwünschten Augenblick ankömmt, wenn die Kamele nicht der Anstrengung unterliegen, wenn man den Räubern und dem Frost entgeht, mit Einem Wort, wenn alles nach Wunsch abläuft, dann ists eine Reise von mindestens zehn Monaten; die Herren Gabet und Huc konnten sie nur in achtzehn zurücklegen.

Die Missionäre sind gewohnt sich mit wenigem zu begnügen; haben sie das Nothwendige, so glauben sie im Luxus zu leben. In China mehr als anderswo vielleicht — denn nirgends ist die Verfolgung so gewandt — gewöhnen sie sich schnell an die härtesten Entbehrungen. Die HH. Huc und Gabet waren in vortrefflicher Verfassung um eine Reise nach Tibet zu unternehmen, sie waren sehr einfach gewöhnt, genossen einer starken Gesundheit und besaßen hinreichend kräftigen Willen, um sich nicht zum voraus um Eis, Hunger und Sonne zu kümmern. Sie besaßen drei Kamele, ein verbuttetes Maulthier, ein weißes

Digitized by Google

Pferd und einen Hund; die Beaufsichtigung derselben, an der sie selbst thätigen Antheil nahmen, war eigentlich einem jungen bekehrten Lama, Namens Samdadschiemba anvertraut, der an dem nomadischen Leben einen solchen Gefallen gefunden hatte, daß er schon einmal allein und ohne Zweck die Wüsten der Tatarei durchwandert hatte. Der Auszug aus He-schuy gewährte den beiden Missionären große Freude; indeß betrachteten sie sich erst dann als wirklich abgereist, nachdem sie sich des Gewandes chinesischer Kaufleute, unter dem sie so lange sich verborgen, hatten entledigen können; sie schnitten den langen Zopf ab, womit sie sich in Folge ihres mehrjährigen Aufenthalts geschmückt hatten, und schritten zu einer neuen Verkleidung. Ein großes gelbes Gewand, auf der rechten Seite geschlossen und um den ganzen Körper durch einen rothen Gürtel festgehalten, eine rothe Weste mit gelbem Kragen, und eine ungeheure gelbe Mütze mit einem scharlachrothen Knopf schuf sie in Lamas um, die ihr weltliches Kleid trugen; sie hatten dieß Kleid angenommen, nicht bloß weil es ihnen mehr als jedes andere die achtungsvolle Zuneigung der Bewohner der zu durchwandernden Länder sichern konnte, sondern auch, weil es die Priesterkleidung war. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen drangen sie allein und ohne Führer in eine neue Welt ein, voll der Hoffnung das Wort Gottes auf einem Boden zu verkündigen, den bis jetzt noch kein Missionär dem Evangelium hatte erobern können; sie beeilten sich so sehr in der Wüste anzukommen, und ein vollständiges Nomadenleben zu führen, daß sie gleich in der ersten Nacht, obwohl sie in der Nähe eines tatarisch-chinesischen Gasthauses waren, unter freiem Himmel campirten. Diese Gasthäuser sind allerdings nicht sehr anlockend und ihre Bauart ist sehr einfach: mitten in einer ungeheuren Umzäunung, die durch lange, mit Reisig umflochtene Stangen gebildet wird, findet sich ein von Erde aufgeführtes Haus, das höchstens drei Metres hoch ist; ein ungeheurer Saal dient zugleich als Küche, Speise- und Schlafzimmer. Das wichtigste, wo nicht einzige Meubel desselben, das fast den ganzen Raum ausfüllt, ist ein ungeheurer Kang oder Ofen, auf welchem die Reisenden mit unterschlagenen Beinen sitzend Platz nehmen, und der zugleich drei ungeheure Kessel erhitzt, die stets mit kochendem Wasser zum Thee angefüllt sind. Auf dem Kang wird nicht nur gegessen und geschlafen, man raucht, trinkt und spielt auch darauf. Diese Anstalten, die man anfangs verschmäht, werden bald vermißt, und man findet sie in der That nur an den Gränzen China's; so wie man etwas weiter in das „Land der Kräuter" eingedrungen ist, sieht sich der Reisende auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen, und muß sich für Tage, selbst für Wochen in den fern von einander durch die Chinesen angelegten militärischen Posten versorgen, die durch den betriebsamen Geist des Volks allenthalben zu Märkten und an mehrern Stellen zu wahren Städten herangewachsen sind. In diesen findet man nicht bloß das rohe Gasthaus mit dem widerlichen Kang, man kann ganz in europäischer Art nach der Karte speisen. In dieser Beziehung wenigstens hat die chinesische Civilisation von der unsrigen nichts zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico.

Von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg.[1]

Sie wissen, daß ich den 13 April des v. J. den Bremerhafen verließ, mit ungewöhnter Schnelligkeit vom Angesicht der deutschen Küsten in 24 Tagen die ersten westindischen Inseln erreichte und glücklich in den Mississippi einlief, nachdem ich den C. von Cuba umschifft und durch das Vorgebirge des h. Anton in den Golf von Mexico gesegelt war. Schwüle Hitze, Regengüsse und zahlloses geflügeltes Ungeziefer bezeichneten die Südküste von Louisiana, und die Cholera, diese neuere Geißel der alten und neuen Welt, decimirte die große Hauptstadt der südlichen Vereinigten Staaten. Wie sehr sich Neu-Orleans verändert, vergrößert und verschlimmert hat,[1] brauche ich nicht zu erwähnen, da es eine bekannte Sache ist, daß Städte, welche sich in einem so riesenhaften Maaße erweitern, in den Sitten ihrer Bewohner nicht gewinnen; Trunk und Spiel, zwei Laster welche die Amerikaner zur Zeit der Stifter ihres großen Bundes nicht kannten, haben tiefe Wurzeln gefaßt. Die Abnahme jener strengen Religiosität und die Zunahme der Laster und des Luxus zernagen den kräftigen Baum und sind fürchterliche Feinde, denen ein Gebäude nicht widerstehen kann, welches allen äußern Feinden Trotz bieten könnte und eine ungeheure Rolle in der Weltgeschichte eingenommen hätte, wenn der Geist Washingtons und Franklins sich nicht von ihnen gewendet hätte. Die Besitznahme von Texas, der Krieg mit Mexico und nun gar das Gold von Californien haben die Vereinigten Staaten umgeformt, und ein Volk welches erobert, verliert durch Vergrößerung und Zunahme seines Volumens in dem Maaße an innerer Kraft, als die Zahl der äußern Feinde zunimmt. Mein Aufenthalt in Louisiana war kurz, ich betrat ein Dampfboot und segelte nach Brasos und von da nach Matamoros, einer an dem Rio Grande (Bravo del Norte) gelegenen Stadt, wo ich im Hause von Hrn. Karl Uhde, dem brittischen Consul und Sohn unseres wackeren Freundes Hrn. Uhde von Handschuchsheim, die liebenswürdigste Aufnahme fand. Meine erste wissenschaftliche Arbeit war dem südwestlichen Texas zugewendet, da ich die Landstrecke vom 25—26° N. B. zwischen dem Nueces und Rio Grande für unerforscht hielt. Sowohl das Thierreich als das Pflanzenreich, wenn gleich letzteres, wie in allen flachen Grassteppen und trockenen Niederwaldungen, nicht sonderlich reich ist, bietet interessante, zum Theil neue Formen, die oft an Pracht des Farbenschmuckes mit der reichsten Vegetation wetteifern; ich begab mich über Reinosa nach Roma am linken Texasufer, bestellte dort meine Reiseequipage und begab mich 10 Leguas nach NO an einen tiefen Giesbach, den Aroyo Perez, der zwar im heißesten Sommer austrocknet, zur Zeit meiner Ankunft aber noch Wasser hielt, um daselbst zu jagen und zu sammeln. Während eines vierzehntägigen Aufenthaltes in dieser wildreichen Gegend habe ich meine Sammlungen mit manchem guten Exemplar vermehrt. Das mexicanische wilde Schwein, Dicotyles torquatus, Cuv., das schwarze Gürtelthier, Dasypus niger, der mexicanische Luchs, Felis (Lynx) mexicana, mit weißem Halbmond hinter dem Ohr, die Gabelgemse, Antilocapra americana und der am. Damhirsch, Dama virginiana oder vielmehr die Spielart D. (cervus) mexicana (maxame), sind hier in Menge zu Hause. Zahlreiche Wolfsarten, der Cojote, Canis campivagus (von C. latrans verschieden), Pr. Württ., ein ächter Schakal und Höhlenthier, ein großer großohrigter Wolf (Megalocerda), beinahe nackt, mit Borstenhaaren auf dem Rücken und Hals und niederm Hintertheil, kurzer Ruthe, bildet den Uebergang zu den Hyänenhunden und nähert sich in Sitten und Lebensweise dem Canis pictus von Afrika. Ein anderer Wolf, wahrscheinlich Canis nubilus, Say, ist ein ächter Wolf und scheint dem Norden mit anzugehören. Ersterer und letzterer sind sehr verbreitet, nicht scheu und oft in großen Truppen vereinigt, arge Heuler welche die Ruhe der Nacht unterbrechen und nur vom Aase leben. An Nagern besitzt das südliche Texas mehrere Arten, einen überaus niedlichen Spermophilus und drei Hasen; zahllose wilde Rinder und wilde Pferde (Mustangs), durchziehen die mit Dornensträuchern und Cactus bedeckten Flächen (Chaparal), so wie die mit hohem Gras und Kräutern belebten Steppen. Acazien, Inga, Zizyphus, Carissa, Parkinsonia u. a. dornentragende niedere Baumformen, Agave und Jucca-Arten und eine Masse Cacteen, Opuntia, Cereus, Melocactus und Mamillaria bilden oft undurchdringliche Gehäge, und die Klapperschlange (Crotalus tergeminus, Say) erschreckt den Wanderer durch ihre Menge, wenn gleich ungereizt, harmlos und furchtsam.

[1] Aus einem Schreiben aus Mazatlan an einen Naturforscher entnommen.

[1] Der Verfasser besuchte bekanntlich Nordamerika in den Jahren 1822 bis 1824.

Digitized by Google

An Vögeln ist dieser Theil von Texas wenn gleich nicht reich, doch insofern beachtenswerth als seltene und theilweise neue Arten erscheinen. Unter den Raubvögeln sind die zwei Aasgeier Amerika's, Percnopterus atratus (Jota) und Cathartes Aura, so wie Polyborus brasiliensis, der auch ein Aasfresser ist, sehr gemein. Diese Luftreiniger gehen auf dem Kamm der Cordillera, so wie in den brennenden Flächen ihrer Nahrung nach. Das wahre Vaterland eines bisher sehr seltenen Raubvogels fand ich hier, ich meine den schönen Buteo (Poicilopternis, Kaup), Harrisii des Audubon, der in allen Gewändern, alt und jung, Mann und Weib, dem von dem Entdecker gegebenen Charakter treu bleibt und nicht mit Buteo unicinctus verwechselt werden darf. Eine große Ohreneule, wie der europäische Schuhu von den Mexicanern Tecolote genannt, erscheint paarweise, und der amerikanische Fischadler, ganz dem der alten Welt ähnlich, ist nicht selten. Unter den rabenartigen Vögeln ist der mexic. Kolkrabe mit keilförmigem Schwanz und langen Halsfedern, Corvus mexicanus, und die Fischkrähe Corvus ossifragus gemein. Ein wunderschöner Heher aus der Sippe der grüngelben, von denen C. peruvianus der Typus ist, scheint gewiß neu zu seyn, ich möchte die Sippe als subgenus unter Chrysocorax aufstellen und die Art des Rio Grande Chrysocorax personatus nennen. Kopf schwarz, Stirn und Wangen vom herrlichsten Blau, Rücken grün, Bauch und Schwanz goldgelb, Länge 11''. Aus der reichen Familie der Cassiceen erscheinen auch zwei mir unbekannte Arten, die eine dem Cassicus mexicanus, die andere dem Cassicus Guirahuro zunächst stehend. Sporadisch sah ich im Lauf des Sommers den seltenen Cassicus Bullockii, gemein dagegen Cassicus niger (der Hahn mit gelber Iris), und Cassicus phoeniceus. Aus der Zahl der Aheln ist der schöne und sehr vertraute Quiscalus caudatus, dessen Männchen prachtvoll schwarz, das Weibchen braun ist, und Quiscalus versicolor ganz gemein. Von Staaren ist Sturnella magna im Herbst, im Sommer die kleine Sturnella hippocrepis nicht selten. Aus der Zahl der Finken und Ammern zählte ich sehr viele Arten, zwei Cardinäle, ein Coccoborus, eine prachtvolle neue Euspiza, zwei Geospiza, Spiza amoena und Cirris; zwei mir noch nicht bekannte Corydalina, Pyranga rubra, drei Ammodromus und vier ächte Ammern. Unter insectenfressenden Sängern, zwei Tyrannus, ein Vireo, drei Helinaia und zwei Zosterops, eine Meise mit großer schwarzer Haube auf dem Kopf. Lanus septentrionalis und carolinus, letzterer über die Andenkette bis zur Westküste verbreitet; zwei prachtvolle Milvulus (Tyrannus), mit langen Schwanzfedern, Milvulus verticalis, und eine Art mit sehr langen äußern Schwanzfedern und lebhaftem Orangeroth unter den Flügeln und den Seiten des Bauches, Milvulus cruentatus, Pr. Württ. Dem Weibchen fehlen die langen Steuerfedern. Eine Muscicapa, grau mit rosenrothem Bauch, halte ich auch für neu, und nenne sie einstweilen Muscicapa Rhodope. Aus der Gruppe der Drosseln bemerkte ich erstens zwei bekannte Arten, Turdus migratorius und melodus, von Mimus M. rufus, von Spottdrosseln, Orpheus polyglottus und von Toxostema mit feuerfarbenem Augenkreis den in Mexico sehr verbreiteten Nopaltencol, den Lichtenstein Turdus deflexus nennt. Unter den Klettervögeln ist der Coccyzus carolinus sehr verbreitet, und der Erdkukuk, Geococcyx viaticus, der in Größe und Lebensart die Penelope mit den Kletterfüßen verbindet, nicht selten. Von Spechten nur zwei Buntspechte, Picus aurifrons und eine kleine mir nicht bekannte Art.

Aus der Familie der Tetraos zwei Ortyx; Ort. virginiana und eine schöne Species mit großer weißer Haube; Ort. leucolopha, Pr. Württ.; ferner Meleagris gallopavo und Penelope garrula oder vetula, Wagn. Die Stelzfüßer sind sehr stark vertreten; Tantalus loculator, Ibis, I. rubra, alba, Guarauna, Ordii. Numenius longirostris, Limosa Fedoa, Scolopax noveboracensis, Talmatias sp? Tringa islandica, minuta, semipalmata, maritima, Totanus flavipes. Calidris arenaria, Hemipalama americana (Totanus semipalmatus), Charadrius vocifer, Wilsonius Haematopus ostralegus, Haematopus nigricollis, Platalea Ajaia, Ardeola exilis, Butaurus frontalis (nycticorax), Tigrosoma lineata, minor, Garzetta Egretta, Leuce, alba, candidissima, coerulescens, Pealii, Ludowiciana, cancrivorus violaceus (jamaicensis), scopularis, Cancromus cochlearius, Grus Struthio, americana, Podilimbus maculirostris, Fulica} leucopyga, Phoenicopterus ruber, etc. Von Tauben: drei Ectopistes, E. carolinensis, inornata, d'Orb., albipennis sp. nov. Pr. Württ. Columba, zwei mit weißem Flügelfleck, C. leucoptera, Pr. Württ. C. an C. caribaea. Schwimmvögel; Phaeton aethereus, Larus argentatus, canus, zonorhynchos, tridactylus, atricilla, maritimus, Sterna fuliginosa, minuta, anglica cayennensis, Rhynchops nigra, Pelecanus platypus, Thajus, fuscus (raficollis Pr. Württ). Dysporus Bassanus, Sula, Tachypetes Fregata, Colymbus Septemtrionalis, Cygnus buccinator, Anser hyperborea, Brenta leucopsis, Anser intermedia, Cygnanser canadensis, Dendrocygna autumnalis, Carina moschata, Anas Boschas, Aja sponsa, Rhynchaspis americana, Dafila sp. nova Mareca americana, fistularis, sp. nova, M. albiceps, Pr. Württ., an M. chiloensis. Clungula americana, Fuligula rufitorques, Melanetta americana, fusca, mergus merganser et cucullatus.

Große Seeschildkröten, oft 5—600 Pfd. schwer, erscheinen in Masse bei stürmischem Wetter in den Baien auf sandigem Strande, und eine große Landschildkröte mit gewölbtem höckerigem, schwarzem, roth und gelb gezeichnetem Schilde in den westlichen Prairien.

Von Sauriern ist ein flüchtiger Tejus, zwei Anolius, darunter A. bullaris, zwei Agamen und Phrynosoma orbicularis sehr gemein. Von Schlangen fand ich in Texas keine große Auswahl. Hydrodynaster (Coluber) constrictor oft bis 10' lang. Tropidonotus vittatus und Saurita, letztere in den stehenden Pfützen und Esteros, eine Homalopsis auf überschwemmtem Grasland, Trigonocephalus cenchris selten (bei den Mexicanern schlechtweg Vivora genannt), und allgemein verbreitet Crotalus tergeminus, mit drei schwarzen, weiß eingefaßten Flecken vor der Rassel, vulgo Cascabel. Sehr selten die oft 3—4 lange prächtige Elaps coralina (Cobra coral, furchtbar giftig, aber nicht gefürchtet, weil es eine schläfrige Schlange ist, die die Mundwinkel nicht weit öffnen, und daher größere Glieder nicht umfassen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Verwendung von Gutta Percha. Diese macht jetzt ihren Weg in der Welt. Leder hat in der Concurrenz nicht wenig gelitten, einige Arten von Zierholz sind beseitigt, da man jetzt allerlei Siebensachen und auch Gemälderahmen daraus fertigt; das Gold, mit dem man die schadhaften Zähne ausfüllte, ist der Gutta Percha gewichen, und die Seide auf den Gestellen unserer Regenschirme ist ebenfalls dadurch ersetzt. Vor einigen Tagen lasen wir eine Ankündigung von Hüten aus Gutta Percha, so daß wir wahrscheinlich bald von der Sohle bis zum Scheitel in Gutta Percha eingeschachtelt seyn werden. Das ist aber augenscheinlich nur im Anfang. Vorige Woche wurde eine aus diesem Stoff gebaute Yacht, die man weder versenken, noch umstürzen konnte, auf dem Serpentine ein Hydepark gezeigt. Das Boot segelte gleich gut leer und mit Wasser angefüllt, ein Versuch es umzustürzen, schlug fehl. Allerdings ist sie nach dem Grundsatz der Rettungsboote gebaut, und mit Luftcellen versehen, wodurch sie selbst, wenn sie mit Wasser angefüllt, fortschwimmen und ihre Ladung führen kann. (Athen. 22 Junius.)

Die Nahrung des Ghilaniers. Die Nahrung des Ghilek ist sehr einfach: seine Speise besteht in Reis, im Wasser gekocht und gesalzenen Fischen, deren er sich mehr bedient, um den Reis zu würzen, als sich daran satt zu essen. Von allen Ländern Persiens ißt man nur in Ghilan Rindfleisch und verkauft solches im Basar. Wildpret ist überall reichlich, der Ghilek aber verkauft lieber Geflügel, Rindfleisch und Wildpret als alle Tage davon zu essen. Seltsamerweise ist dem Ghilek von reinem Blut das Brod zuwider, so daß man bei Streitigkeiten von ihm die seltsame Verwünschung hören kann: „Friß Brod und verreck!“ Er nennt spöttischerweise seine Landsleute im Gebirg „Gerstenbrodesser.“ Die Perser jenseits der kaspischen Kette haben dagegen einen Abscheu vor Oliven, Oel, gesalzenen Fischen und Rindfleisch. (Chodzko in den Nouv. Ann. des Voyages. Nat.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 157. 2 Julius 1850.

Die Fortschritte Australiens.

Am 26 Januar d. J. feierte die Colonie Neusüdwales ihren 62sten Stiftungstag, und bei dieser Gelegenheit entwirft der Sydney Herald von diesem Datum ein Bild des Fortschrittes dieser Colonie, das allerdings in seiner Art glänzend genug ist, um so mehr, wenn man bedenkt, daß Botany Bay geraume Zeit nur als Verbrechercolonie galt. „Der Knabe, sagt dieß Blatt, welcher 8 Jahre alt mit der ersten Flotte landete, kann, wenn er noch lebt, ein gesunder frischer Mann seyn. Im Leben eines Menschen sind 62 Jahr eine ungeheure Zeit, im Leben eines Landes bilden sie nur eine kurze Spanne. Wenn wir Neusüdwales von 1788 mit dem von 1850 vergleichen, so staunen wir, was in so kurzer Zeit geschehen ist und was in gleich langer Zukunft noch in diesem großen Südlande geschehen kann. Vor einem halben Jahrhundert war die Bevölkerung dieses Landes 5000 S., jetzt nahe an 250,000, also eine fünfzigfache Vermehrung in etwa so vielen Jahren. In den letzten 50 Jahren hat sich Nordamerika kaum etwas mehr als vervierfacht, und ist von 4 Mill. auf 17 gestiegen. In den 10 Jahren von 1834—1844 hat Canada nur um 60 Proc. zugenommen, Neusüdwales um 160 Proc. Gehen wir von der Bevölkerung auf den Handel über, so ist diese Vergleichung noch mehr zu unsern Gunsten. Die Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten betrug im J. 1840 nur 2 Pf. 14 Sch. 11 d. auf den Kopf, in den brittisch-nordamerikanischen Colonien im J. 1845 5 Pf. 11 Sch. 3 d. In Neusüdwales betrug sie durchschnittlich im J. 1848 16 Pf. 2 Sch. 7 d. Während der 9 Jahre von 1834 — 1843 schritten Ein- und Ausfuhr von Brittisch-Nordamerika nur von 5,511,000 Pf. auf 6,267,000 Pf. vor, in Neusüdwales in denselben Jahren von 1,351,000 auf 2,357,000 Pf., im erstern also um 14, im letztern um 74 Prct. Aber diese Vergleichungen sind nicht Alles, denn die Statistik der Bevölkerung und des Handels von Amerika umfaßt auch die Länder, welche seit dieser Zeit erworben und besiedelt wurden. Unsere Statistik sollte also den ganzen Kreis von Colonien umfassen, deren ursprünglicher Kern Neusüdwales war; dann werden die Wunder unsers Wachsthums noch wunderbarer erscheinen, als selbst die obigen Zahlen nachweisen."

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien

(Fortsetzung.)

Folgen wir den frommen Wanderern nach Tolon-noor, einer Stadt, wo nur Chinesen wohnen, wie in allen Städten der Mongolei: man sieht über der Thüre eine dreieckige Fahne, das Zeichen eines Gastwirths, und tritt ein. Zahlreiche kleine Tische sind mit Ordnung und Symmetrie in einem geräumigen Saale vertheilt, man nimmt Platz und alsbald setzt ein Kellner die Theekanne vor den Gast. Dieß ist Regel: man bringt diese Kanne, ohne daß man sie verlangt. Hierauf kommt der Aufseher des Tisches, gewöhnlich ein Mann von artigem Benehmen und ausgerüstet mit einer wunderbaren Geläufigkeit der Zunge: so wie man die Schüsseln bezeichnet, die man haben will, zeigt er sie dem „Regenten des Topfes" singend an. Man wird mit einer bewunderswerthen Schnelligkeit bedient, ehe aber das Mahl beginnt, erfordert die Etiquette, daß man aufsteht und in der Runde alle anwesenden Gäste einlädt: „Kommt, kommt alle mit einander," ruft man ihnen zu, indem man zugleich mit der Hand ihnen zuwinkt, „kommt, trinkt ein kleines Glas Wein und eßt ein wenig Reis." — „Danke, danke," erwidert die Versammlung, kommt vielmehr an unsern Tisch, wir laden Euch ein." Nach dieser Ceremonie hat man dem Localausdruck zufolge „seine Ehre kundgethan," und kann als Mann von Welt speisen. So wie man aufsteht, um fortzugehen, erscheint der Aufseher des Tisches: während man den Saal durchschreitet, singt er aufs Neue die ganze Karte herunter, und spricht endlich mit lauter verständlicher Stimme die Summe aus. Man hält am Zahlbrett an und zahlt. Hr. Huc bemerkte, die chinesischen Restaurateure wüßten sehr gut durch Anregung der Eitelkeit die Gäste zum Verzehren aufzumuntern. Wie in unsern großen Städten, kommen in diese Gasthäuser auch die Leute des Orts, welche keine Haushaltung haben oder sie nicht lieben, so wie die Reisenden, welche nicht in ihrem Gasthof speisen wollen. Die chinesischen Hotels gleichen übrigens den unsrigen sehr, nur haben sie gesuchtere Titel, z. B. „Gasthof der drei Vollkommenheiten," der „ewigen Billigkeit," „Herberge der Gerechtigkeit," oder der „fünf Glückseligkeiten" u. s. w.

Tolon-noor kann es nicht nur hinsichtlich der Höflichkeit der Tischaufseher mit den europäischen Städten aufnehmen, es ist auch eine bedeutende Handelsstadt, namentlich berühmt durch die kolossalen Statuen von Eisen und Erz, die aus seinen großen Gießereien hervorgehen; hier werden die meisten Götzenbilder, Glocken, Gefäße und andere bei den Ceremonien des Buddhismus gebräuchliche Gegenstände fabricirt. Zur Zeit ihrer Durchreise sahen die HH. Huc und Gabet einen Zug von 84 Kamelen abgehen, auf denen Stückweise eine einzige Statue Buddha's verladen war. Die gewöhnliche Last eines Kamels ist 7—800 Pf. Auch in künstlerischer Beziehung haben diese Statuen ein unbestreitbares Verdienst; übrigens haben die Gießer von Tolon-noor, wie alle chinesischen Arbeiter, das Talent der Nachahmung im höchsten Grade. Die französischen Missionäre hatten einen sehr schönen Christus, und verlangten, daß man

Digitized by Google

einen ähnlichen mache: dieß gelang so vollkommen, daß sie einige Mühe hatten, die Copie vom Muster zu unterscheiden. Das große Verdienst der chinesischen Künstler ist Gefälligkeit und Bescheidenheit; sie opfern willig ihre eigenen Ansichten, und weigern sich nie eine Arbeit neu zu beginnen, wenn man nicht damit zufrieden schien.

Tolon-noor liegt in dem Tributairkönigreich Takar, und dient gleichsam als Niederlagsort und Markt für die mächtige chinesische Provinz Schan-si. Es ist eine offene Stadt, die Häuser sind häßlich und schlecht vertheilt, man sieht in der Stadt nur Sumpflöcher und Kloaken. Mitten unter diesem Schmutz treiben sich unaufhörlich die zahlreichen Trödler herum und schreien ihre Waaren mit mächtigen Erklärungen aus. Die Ladenbesitzer aber begnügen sich mit einem Lächeln auf den Lippen freundliche Worte an die Vorübergehenden zu richten. Hr. Huc sieht in Tolon-noor eine gewaltige pneumatische Maschine, um die mongolischen Beutel zu leeren; wo aber Chinese und Tatar in Berührung kommen, überall wird der letztere ruinirt, und die Chinesen rühmen sich dessen auch, indem sie sich Tatarenfresser nennen.

Um nach Tolon-noor zu gelangen, hatten die Missionäre mit dem Nomadenleben Bekanntschaft machen müssen, ihre großen Mühseligkeiten begannen aber erst, nachdem sie die Stadt verlassen. Beim Zuge durch den kaiserlichen Wald, dessen erste Bäume nahe an der großen Mauer sind, und der von Norden nach Süden über hundert, von Osten nach Westen fast 80 Lieues lang ist, wird der Reisende mehr als einmal aus seinem Nachsinnen aufgeschreckt durch das drohende Geheul der Tiger, Bären und Wölfe. Das ist aber nichts, denn man hat gegen diese unbequemen Vagabunden eine leichte und fast ganz zuverlässige Waffe: die Nase der Kamele. Um diese Thiere leichter zu führen, steckt man ihnen einen Pflock durch den durchbohrten Nasenknorpel. Die Wunde ist groß, schmerzhaft und bleibt offen; man braucht nur daran zu ziehen, und das Thier stößt so wilde, durchdringende Töne aus, daß ganze Schaaren hungriger Wölfe fliehen. Troz dieser Bevölkerung von Tigern, Bären und Wölfen ist dieser kaiserliche Wald noch der lachende Theil der Reise, denn hier gibt es Futter, Holz und Wasser im Ueberfluß, wenn man aber einmal im offenen, unfruchtbaren Lande ist, z. B. in dem der Ortus, wenn man in einer dürren, endlosen Sandebene sich befindet, wo man Abends, wenn man den ganzen Tag über ohne Wasser geblieben, an einem stinkenden Brunnen ankommt, dann ist man erst wirklich auf dem Wege und man kann von der Tatarei reden. Vielleicht findet man aber diese Entbehrungen noch erträglich, wenn man an die Sümpfe denkt, die man an den Ufern des gelben Flusses durchziehen muß.

Ueberhaupt ist das nomadische Leben zu anstrengend, um sich der Langeweile hinzugeben. Sobald der Tag graute, und ehe noch die ersten Strahlen der Sonne ihr Zelt trafen, machten sich die HH. Gabet und Huc von den Bockshäuten los, in welche sie sich die Nacht über gehüllt hatten; dann brachten sie ihr Kochgeräth in Ordnung und die Sauberkeit ihrer hölzernen Schöpflöffel so wie ihre glänzenden Kupfergeschirre waren auf der ganzen Reise die Bewunderung der Tataren. Sobald diese ersten Arbeiten geschehen, und Sambadschiemba das Vieh besorgt hatte, wurde das gemeinsame Gebet abgehalten, und einige Augenblicke dem Nachdenken gewidmet; hierauf nahm jeder einen Sack und suchte Argols auf. Was sind Argols? Das ist in der Wüste das nothwendige Element für die Küche jedes Tages; fände man keine Argols, so müßte man von kaltem Wasser und roher Hirse leben. Diese kostbare, unerläßliche Waare ist reichlich allenthalben vorhanden, wo Heerden weiden, denn der Argol ist der Mist der Thiere, wenn er getrocknet und zum Brennen tauglich ist. Gleich nach dieser Einsammlung wird der Herd aufgerichtet, und während der Thee im Topfe kocht, zerstößt man Hafer oder Hirse, und bald backt der Teig unter der Asche. Ein guter Appetit, der um so ausreichender war, als man ihn selten genügend stillen konnte, würzte dieß Anachoretenmahl. Während sodann Sambadschiemba die lezte Hand an die Ausrüstung der Kamele legte, lasen die Missionäre ein Stück aus ihrem Brevier, und brachen endlich auf. Da das Frühstück wenig Zeit wegnahm, so hinderten die verschiedenen Morgenbeschäftigungen nicht, daß man sich zu einer Stunde auf den Weg machte, wo manche Leute noch nicht ans Aufstehen denken. Das Land bot manchmal einen sehr eintönigen Anblick, aber die Möglichkeit auf wilde Thiere oder Räuber zu stoßen, die Furcht sich zu verirren, das Zusammentreffen mit einer Weideplätze aufsuchenden Tatarenfamilie oder mit einer nach Tibet sich begebenden Pilgergesellschaft, namentlich aber die Ermattung ließen an die Eintönigkeit der Landschaften nicht denken. Um Mittag machte man Halt, ein Mahl, so einfach wie das am Morgen, und einige Augenblicke Schlaf waren nöthig, um bis zum Abendhaltplatz zu gelangen. Konnte man das Zelt an einem Teich oder einer Quelle aufschlagen, hatte man zum Schutz gegen den Wind die halb eingestürzte Mauer einer der verlassenen Städte, deren Ruinen man zahlreich in der Mongolei trifft, war der Boden nicht durch einen Gewitterregen überschwemmt, und die Argols reichlich und trocken, so bot der Abend eine wahre Erholung.

Sandadschiemba bereitete den Thee als Kenner und verschlang ihn mit Begierde, während die HH. Huc und Gabet mit stets erneuter Rührung den schönen Anblick betrachteten, den die Nacht der Wüste gewährte. Sambadschiemba konnte sich die Neigung der Missionäre zu beschaulichem Treiben nicht erklären, aber er war wohl damit zufrieden, durch Erfahrung überzeugt, daß die Zerstreuung welche die Landschaft seinen Gästen gewährte, ihm das reichlichste Maß von Thee und Kuchen sicherte, denn dieß war die gewöhnliche Abend-, Mittag- und Morgenmahlzeit. Manchmal suchten die Missionäre ihrem Gefährten eine Probe der bessern europäischen Kochkunst zu geben, da aber die strengste Sparsamkeit nothwendig war, so begnügten sie sich meistens mit in Asche gebackenen Hirsekuchen, Pau-tan, in siedendem Wasser zerlassenem Hafermehl und Ziegelthee. Kurz die HH. Huc und Gabet lebten so ziemlich wie Mongolen und Tibetaner, namentlich in den Ländern, wo die magern Weiden den Preis des Fleisches erhöhen.

Diese harte, für Europäer schwer zu ertragende Lebensweise war indeß nicht das einzige, was ihren Gesundheitszustand gefährdete, sie waren auch Temperaturwechseln unterworfen, viel schneidender als die, vor welchen die Aerzte bei Todesstrafe sich zu hüten verordnen. Die Missionäre zogen einst mühsam durch die sandige, dürre Wüste des Landes der Ortus, der Schweiß floß von ihrer Stirne, denn die Hitze war erstickend; selbst die Kamele haschten mit vorgestrecktem Halse und halb geöffnetem Munde vergebens nach ein wenig Frische in der Luft; sie suchten einen Ort, um ihr Zelt aufzuschlagen, und ein Obdach zu finden. Aber wo? Vergebens erstiegen sie die Anhöhen, um irgendwo eine tatarische Wohnung zu entdecken, die Füchse suchten in aller Eile ihre Lager auf, und die Heerden junger Ziegen, die nach den Berg-

Digitized by Google

schluchten rannten, störten allein die trübselige Stille der Wüste. Bald wehte der Nordwind mit Macht und das Gewitter brach los: anfangs fiel Regen, dann Hagel, endlich halb geschmolzener Schnee. In einem Augenblick waren die Reisenden bis auf die Haut durchnäßt, und fühlten sich von Eiseskälte durchdrungen. Sie stiegen ab, in der Hoffnung, sich durch das Gehen etwas zu erwärmen, aber kaum hatten sie einige Schritte in dem überschwemmten Sand gemacht, in welchem ihre Füße wie in einem Sumpfboden einsanken, so mußten sie anhalten; dann suchten sie einen Schutz neben ihren Kamelen, an die sie sich andrängten, um etwas von der Wärme der Thiere zu gewinnen. Das Zelt aufzuschlagen war unmöglich, denn das Wasser strömte überall hin, und die Zeltwände hätte man unmöglich ausspannen können. Die Kamele waren durchfroren, wie die Menschen, und der Sturm dauerte fort; sie glaubten in der Nacht vor Kälte umkommen zu müssen, was vielen Reisenden in der Tatarei geschieht. In Folge einer neuen Anstrengung entdeckten sie endlich eine Grotte, wo Brennmaterial zurückgelassen worden war: sie zündeten ein prächtiges Feuer an, und die kleine Karawane kehrte zum Leben zurück. Am folgenden Morgen wurde die Temperatur milder, aber in der nächsten Nacht fror es so stark, daß sie das Eis mit dem Beil aufhauen mußten, um die Thiere zu tränken; wenn man das Zelt zusammenlegen wollte, brachen Nägel und Pflöcke wie Glas, und man konnte sie erst ausreißen, nachdem man sie wiederholt mit kochendem Wasser begossen. Kaum war dieß geschehen, so nöthigte sie die Hitze einen Theil ihrer Kleider abzulegen.

Die Ungewitter, in denen sich Regen, Hagel und Schnee mischen, sind in der Tatarei sehr gewöhnlich; allerdings geht die Temperatur nicht immer von der Sommerhitze in die strengste Winterkälte über, aber das unvermeidliche Ergebniß ist, den Reisenden bis auf die Haut zu durchnässen und da zugleich die Argols vernichtet sind, mehrere Stunden ohne Feuer in einem Zelt zuzubringen, das man mitten im Koth aufgeschlagen. Indeß sind die Wassergewitter vielleicht noch minder furchtbar, als die Staub- und Sandstürme, wie die HH. Huc und Gabet sie in Kan-su erfuhren, als sie eben nach viermonatlicher Reise denjenigen Theil der Tatarei erreichten, wo das tibetanische Element vorherrscht. Plötzlich trat eine völlige Stille in der Atmosphäre ein, und die Temperatur kühlte sich außerordentlich ab, bald nahm der Himmel eine weißliche Farbe an, ein heftiger Westwind erhob sich, und die Karawane wurde dergestalt von Sand und Staub eingehüllt, daß man nichts mehr sah; jeder kauerte möglichst schnell mit geschlossenen Augen und bedecktem Kopfe an den Boden. Dieß dauerte über eine Stunde. Wenn ein ähnlicher Wirbelwind, statt die Reisenden auf einem festen Boden zu treffen, sie einige Tage früher im Gebiet der Aleschans erreicht hätte, so wären sie verloren gewesen. Die Aleschans sind eine lange Bergkette von feinem, beweglichem Sand, in den die Kamele bei jedem Tritt fast bis an den Bauch einsinken, und wo die Pferde nur sprungweise vorwärts kommen können. Wehe dem Reisenden, der hier im Augenblick eines Sturms sich befindet, er wird lebendig begraben. Die HH. Huc und Gabet hatten in diesem letztern Lande stets ruhiges, heiteres Wetter; sie wurden sogar in den seltenen Herbergen auf dieser Straße nicht zu sehr geplündert. Zu Kao-tan-dze konnten sie sich einen Eimer Wasser um 50 Sapeken verschaffen, was sehr wohlfeil war, denn von Kao-tan-dze nach der nächsten Quelle ist es 60 Li (sechs Lieues). Da sie erfuhren, daß dieß elende, über allen Ausdruck widerliche Land ein Verbannungsort sey, so fragten sie den „Tischaufseher" ob unter seinen Unglücksgefährten sich auch Christen befänden. „Nein," erwiderte er, „hier zu bleiben ist noch eine Gnade, die um der Religion des Herrn des Himmels willen Verbannten werden alle nach Ili geschickt. Nach der Todesstrafe ist die Verbannung nach Ili das härteste."

Das Elend ist übrigens nicht die einzige Geißel, welche auf den Verbannten von Kao-tan-dze lastet. Sobald die HH. Huc und Gabet abgestiegen waren, sagte man ihnen: „wir haben zwei Arten Herbergen, die wo man sich schlägt und die wo man sich nicht schlägt, in der ersten zahlt man viermal mehr als in der andern, welche wählt Ihr?" Die Missionäre, die nicht sehr schlaglustig waren und sparen wollten, waren im Begriff, sich für eine friedliche Herberge zu erklären, als ihnen noch beifiel, eine Erklärung zu verlangen. — „Ihr wißt also nicht, daß man hier unaufhörlich von Räubern angegriffen wird?" — „Wir wissen dieß wohl." — Nun, in den Herbergen, wo man sich nicht schlägt, läßt man Euch berauben, ohne auch nur eine Bemerkung darüber zu machen, in denen, wo man sich schlägt, empfängt man die Räuber mit Flintenschüssen. Die Missionäre zogen die letzteren vor, und alles lief ganz friedlich ab. Einige Wochen später betraten die Missionäre nach mehreren erfahrenen Wechselfällen die Stadt Tang-keu-öl, und mietheten sich in einem Ruhehause ein, das ein Moslem hielt. Vier Monate waren seit ihrer Abreise verflossen; als sie in einer Stadt anlangten, wo der Chinese vor dem Osttibetaner verschwand, glaubten sie sich fast am Ende ihrer Reisen und Mühseligkeiten; indeß mußten sie noch Bekanntschaft machen mit den Straßen, welche von den Gränzen Tibets nach Hlassa führen.

Tang-keu-öl ist eine Stadt, die starken Handel treibt; sie dient als Niederlagsort für die Waaren aus Tibet, China und der Mongolei. Man trifft unaufhörlich in den Straßen Osttibetaner oder Langhaare, Chinesen, Tataren vom blauen Meer, Kolos, ein nur vom Raube lebendes Volk, Eleuten und Moslems, deren Anzahl in diesem Theile der Tatarei bedeutend ist. Neben seiner Handelsbedeutung hat Tang-keu-öl auch noch den Vortheil, der Durchgangs- und Ruheort für die zahlreichen mongolischen Pilger zu seyn, welche sich nach der Lamaserie von Kunbum, der berühmtesten in Osttibet, begeben. Die französischen Reisenden hatten große Lust, Kunbum, wohin es nur noch 11 Lieues war, zu besuchen, doch wollten sie auch ihre Reise nach Hlassa beschleunigen. Die Unmöglichkeit aber dahin abzureisen, entschied: sie mußten die Rückkehr der tibetanischen Gesandtschaft abwarten, welche alle drei Jahre dem Kaiser von China die Glückwünsche des Tale-Lama überbringt. Diese Gesandtschaft kam zu derselben Zeit nach Peking, wo die Missionäre nach Tang-keu-öl gelangten; sie konnte erst in acht bis zehn Monaten zurückkehren, was sollte nun in der Zwischenzeit geschehen? Gewöhnliche Reisende wären sehr in Verlegenheit gewesen; die HH. Huc und Gabet beschlossen sich in der tibetanischen Sprache und Religion zu vervollkommnen; in dieser Beziehung bot ihnen das nahe Kunbum dieselbe Gelegenheit dar, wie sie solche zu Hlassa hätten finden können. Sambadschiemba hatte in dieser Lamaserie einen Vetter, Namens Sandara, der Bärtige, ein skeptischer und selbst etwas spitzbübischer Lama, aber sehr unterrichtet; er nahm gegen eine Entschädigung den Unterricht der beiden „Lamas des westlichen Himmels" über sich. Sandara der Bärtige kam anfangs zu den HH. Huc und Gabet nach Tang-keu-öl, später fanden sie mit ihrem Lehrer in der Lamaserie selbst eine Unterkunft, was sie lange schon gewünscht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico.

(Fortsetzung.)

Ueber die Insectenwelt will ich später berichten. Von Pflanzen bemerke ich, daß eine Auswahl baum- und strauchartiger Leguminosen, welche zum Theil ein sehr hartes farbiges Holz liefern, vorherrscht, außerdem eine Menge Dornen und Stacheln tragender Bäume von niederm Wuchs welche die sogenannten Chaparal und Mesquital bilden; eine Inga? wird Ebeno genannt und liefert ein rothes Holz, welches dem Holz des Hämatoxylon nichts nachgibt. Das wahre Vaterland von Parkinsonia aculeata ist das westliche Texas. Eine herrlich blühende strauchartige Chamaefistula ist sehr verbreitet und mehrere empfindliche Mimosen sind entweder kurz- und vieldornige Sträucher oder sehr kleine, kaum zollhoch über den Boden ragende Pflänzchen. Auffallend endlich ist eine ganz winzige schön blühende Chamaecrista. Die Ipomeae liefern einen herrlichen Flor von weißen, rothen und blauen Arten. Ein Convolvulus trägt eine große prächtige rothe Blume, er nähert sich dem C. maritimus, der auch an dem Strande wächst Eine andere Art trägt Knollen. Einige Onagreen tragen sehr schöne Blüthen, ebenso die stark vertretenen Apocyneen. Eine kleine lederblättrige Anona hat eine schwarze wohlschmeckende Frucht. Die Familie der Cacteen ist stark vertreten, besonders Opuntia und Mamillaria. Unter Cereus einige nette Formen; unter andern ein knollentragender, sehr feingliedriger, 7—9eckiger, dicht weißbestachelter, ruthenförmiger Cereus, dessen Gelenke oft bei 1—1½' Länge kaum 2—3''' dick ist. Aus der Familie der Lilien fand ich drei Agaven, darunter Agave americana, atrovirens und eine unbekannte Art. Unter diese Gruppe gehörig eine schön blühende Knollenpflanze. Von Jucca sehen wir die Jucca aloefolia (Pita), die J. filamentosa (Palma), und eine feinblättrige zu Bonapartea sich neigende Art, welche sich nicht über den Boden erhebt. Unter den Giftpflanzen erscheint eine dickknollige, kurzstaudige lenipha, aus der Familie der Solaneen 2 oder 3 staudige Arten, und ein Capsicum mit ganz kleiner Frucht; auch eine Physalis. Die ärgste Qual verursacht eine stachelige, brennende, aber schön blühende Loosa mit tiefgelappten Blättern, und der schönste Schmuck der Chaparales ist im Herbst ein prachtvoll feuerrother Hibiscus und eine gelbblühende krautartige Pflanze aus der Familie Tropeolum. (?)

Auf den Boden des westlichen Texas zu kommen, bemerke ich, daß es meist ein sehr fetter thonhaltiger Sand und Letten ist, ruhend auf Sandstein oder Kiesellager, oft auf Breccie aufliegend. Das Land erhebt sich erst hin und wieder, höhere Ufer bildend 6 — 8 Leguas oberhalb Reinosa, aber nicht auf mexicanischer Seite, sondern auf texanischem Gebiet. Die neue Stadt Rio Grande City, Camargo beinahe gegenüberliegend, etwas nordöstlich von der Mündung des aus Nueva Leon strömenden San Juan, steht etwa 35' über dem mittleren Wasserstand und Roma, 15 engl. Meilen nordwestlich, mag 50—60' über dem mittlern Wasserstand liegen; Laredo erhebt sich 80 — 90'. Niedere Hügel von Kieselbreccie durchziehen dann hin und wieder das Land, durchfurcht von tiefen Arroyos, denen doch in der trockenen Zeit das Wasser ausgeht. Ueber die Cultur des Landes muß ich bemerken, daß diese noch tief darniederliegt; die klimatischen Verhältnisse wären günstig für den Anbau des Zuckers, des Reises, der Baumwolle und des Mais. Doch nur letzterer wird regelmäßig gebaut, und das von der sehr sparsamen Bevölkerung der Ranchos auf texanischem Gebiet. Die Viehzucht wird durch die Menge gänzlich verwilderten Rindviehes und der Menge wilder Stiere die zu Banden von Hunderten zu Wasser ziehen, sehr erschwert. Die wilden Indier, Comanchen, Lipanis und Tunkawais, welche das Land decimiren und namentlich die unversöhnlichen Feinde der mexicanischen Bevölkerung sind, erschweren den Anbau ungemein. Die Schaf- und Ziegenheerden (Ganados) welche das Land durchstreifen, müssen abnehmen, da die Indianer die Hirten, meist gezähmte Garitee-Indianer, regelmäßig tödten. Das Land leidet an drei Hauptübeln: sehr starke Trockenheit in einigen Monaten des Jahres, und grimmige Hitze im Junius, Julius, August und September, und dann plötzliche ungeheure Regengüsse, die alles überschwemmen und den Boden grundlos machen. In den Wintermonaten treten äußerst kalte Nordwestwinde ein, und ich erlebte in der Nähe der Mündung im December v. J. ein heftiges Schneegestöber. Ein drittes Uebel ist der völlige Mangel an Bauholz, welches aus den Vereinigten Staaten mit ungeheuren Unkosten und Schwierigkeiten herbeigeschafft werden muß. Die Häuser der Stadtbewohner sind meist aus Latten zu Grunde gegangener Dampfschiffe, oder aus gebrannten und ungebrannten Ziegeln, selbst aus altem Zelttuch errichtet, von Pisé zu bauen ist erst ein Versuch in Rio Grande City gemacht worden, obgleich der Boden die rechte Mischung enthält, welche die gestampfte Erde erfordert. Die Bevölkerung des westlichen Texas ist sehr unbedeutend; dem Ackerbau Beflissene sind sehr wenige und diese meist Mexicaner, die Bewohner der Städte Brownsville, Rio Grande City, Roma und Laredo, welche zusammen wenige Tausend Seelen zählen, sind meist Kaufleute, welche der bisher thätig betriebene Schmuggel nach Mexico verlockt hat, sich an die Gränze zu ziehen. Dieß hört auf, wenn die mexicanische Regierung über ihren Nutzen einmal die Augen öffnet, und den Tarif (Aranzel) herabsetzt; dieß wäre der Todesstreich für diese kleinen Kaufleute und mit ihnen würden die wenigen Handwerker und Schenkwirthe auch wegziehen. Alle Völker Amerika's und Europa's sind jetzt übrigens im westlichen Texas repräsentirt, und man hört alle Sprachen des gebildeten Europa's reden. Die mexicanische Bevölkerung ist durch die Sittenlosigkeit der Gränzer sehr verdorben, und Trunk, Spiel und Tanzsucht haben so überhand genommen, daß in Rio Grande City Nacht vor Nacht getanzt und gejubelt wird. Die Regierung hat drei Besatzungen im südwestlichen Texas, eine im Fort Brown bei Brownsville, die andere mit einer halben Batterie reitender Artillerie in Camp Ringgold bei Rio Grande City, und die dritte bei Laredo; diese Besatzungen kosten viel Geld ohne wesentlich zu nutzen, da die Indianer unter den Augen der Soldaten ihre Verheerungen fortsetzen. Es ist der Schnelligkeit eines indischen Kriegers ein Leichtes jeglicher Verfolgung sich zu entziehen, und das Pferd der Amerikaner, obgleich flüchtiger als das Roß der Prairie, ermüdet bald und verträgt die Nahrung der Steppe nicht.

Durch drei Monate waren meine Forschungen dem Landstrich zwischen beiden oben erwähnten Flüssen gewidmet; Entbehrungen aller Art, eine unbeschreibliche Hitze, so daß der Thermometer selbst Nachts selten unter + 30° Reaumur sank, zahlloses Ungeziefer, sehr bissige Ameisen die alles zerstören, Moskitos und Schnacken; die stechenden Samen einzelner Gräser, schlechtes Wasser und einige ungemein heftige Stürme mit gewaltigen Regengüssen, die Nähe feindlicher Indier, welche meine besten Pferde stahlen, Ueberfluß und Mangel an Lebensmitteln, nach Maaßstab der besseren oder schlechteren Jagdgründe, machten die Reise in diesem Landstrich ziemlich mühsam, belohnten aber andererseits durch den Gedanken eine nicht wissenschaftlich erforschte Gegend der neuen Welt betreten zu haben. Nachdem ich einige hundert Stunden Wegs hin und her zurückgelegt hatte, verließ ich für meine Person meine Leute und das aufgeschlagene Lager, um nach Neu-Orleans mich zu begeben, da ich im Sinn hatte im Laufe Novembers den Staat Illinois zu besuchen. Ende Octobers traf ich wohlbehalten in Neu-Orleans ein und begab mich ohne Verzug an Bord des schönen Dampfbootes Sultana, welches mich nach einer zehntägigen Reise in Chester, 60 engl. Meilen unterhalb St. Louis, an das Land setzte. Einem glücklichen Zufall verdankte ich die Erhaltung meines Lebens; ich beabsichtigte nämlich mich auf ein anderes Boot, die Louisiana zu begeben, da dieses aber seine Abfahrt verzögerte, so ging mir die Geduld aus. Die Louisiana flog bei ihrer Abfahrt auf, wobei über 150 Menschen auf eine gräßliche Weise verunglückten.

(Fortsetzung folgt.)

Eröffnung einer großen hebräischen Bibliothek in London. Das Jewish Chronicle berichtet: die in dem Beth Hamedrasch befindliche prächtige hebräische Bibliothek — dieselbe wenn wir nicht irren, welche vor einigen Jahren durch den Ankauf der in Hamburg gesammelten großen hebräischen Bibliothek bereichert wurde — wird jetzt dem Publicum geöffnet, wenigstens auf drei Stunden täglich, man hofft bald auf fünf. (Athen. 22 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 158. 3 Julius 1850.

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

(Fortsetzung.)

II.

Von China bis an die Gränzen Tibets hatten alle Lamas, die sie über die buddhistische Lehre befragt, ihnen stets dieselbe Antwort gegeben: „wandert gegen Westen, dringt in Tibet ein, dort werdet ihr die wahre Lehre unserer Religion finden; dort trägt man die heiligen Vorschriften Buddha's in ihrer ganzen Reinheit vor." Die Lamaserie von Kunbum ist nicht bloß berühmt durch ihre Lage an der Stelle, wo der große Reformator Tsong-Kaba geboren wurde, durch seine Reichthümer, durch seine 4000 Lamas, sondern auch durch seine Wissenschaft. Die Missionäre waren also in sehr guter Schule, und konnten in der That zu Kunbum ihre bereits erlangten Kenntnisse von der Lehre und den Einrichtungen des Buddhismus vervollständigen. Die buddhistische Reform datirt sich aus dem 14ten Jahrhundert und ist das Werk Tsong-Kaba's. Wer war dieser Tsong-Kaba? woher kam er? was that er? Ueber diese verschiedenen Punkte sind die Lamachroniken nicht sehr klar, und wundersame Sagen schlagen vor. Ueber die Wunder, welche die Geburt Tsong-Kaba's bezeichneten, über den prächtigen weißen Bart, den er schon hatte, als er auf die Welt kam, so wie über die weisheitsvollen Reden, die er in einem Alter hielt, wo andere Kinder kaum zu sprechen anfangen, können wir rasch hinweggehen, und wollen nur das Wichtigste über die Lehre mittheilen, die er predigte und die ihn überlebt hat. Tsong-Kaba war aus Amdo, einem Theile Tibets, das wie die Mongolei von Nomaden bewohnt ist, widmete sich sehr jung dem Klosterleben, und hatte bereits einen großen Ruf von Heiligkeit erlangt, als ein in den fernsten Gegenden des Westens geborener Lama bei ihm einsprach, und sein Lehrer wurde. Dieser Fremde starb einige Jahre nach seiner Ankunft in Ampo, und Tsong-Kaba reiste nach dem Mittelpunkt Tibets, nach dem „Land der Geister" (H'lassa) ab. Hier führte er anfangs ein zurückgezogenes Leben, doch nicht so zurückgezogen, daß man nicht erfahren hätte, er wolle den alten Cultus umgestalten, und neue Gebräuche in die lamaitischen Ceremonien einführen. Bald hatte er eine Partei und predigte seine Lehre öffentlich. Der indische oder ursprüngliche Buddhismus, der sich gegen das 7te Jahrhundert in Tibet verbreitet hatte, konnte den Streichen, die der beredte Agitator gegen ihn führte, nicht lange widerstehen; er war in Indien nur noch die Religion der Minderzahl und verschwand in Tibet vollständig. Das Oberhaupt der Religion und der König des innern Tibet erkannten selbst die Ueberlegenheit Tsong-Kaba's an, und so ging die Reform ohne Hinderniß vor sich. Der Leib des Reformators wird in der Lamaserie von Kaldan aufbewahrt, und unter den Buddhisten gilt es als Glaubensartikel, daß er zwei Fuß über dem Boden auf wunderbare Weise schwebend erhalten wird. Die Lamaserie von Kaldan verdankt ihren Reliquien einen großen Aufschwung, sie zählt 8000 Lamas.

Tsong-Kaba änderte an den ersten Grundlagen des Buddhismus nichts, er nahm die Seelenwanderung und alles Uebrige an, aber er bemühte sich die Sitten zu bessern, die Lamas einer strengern Disciplin zu unterwerfen, den Cultus zu vergeistigen; er verstärkte die geistliche Hierarchie und führte eine neue Liturgie ein. Sein Werk liegt ganz in diesen letztern Maaßregeln.

Durch das gelehrte Werk Burnoufs über die Geschichte des Buddhismus im Norden Indiens kennt man den Grund der buddhistischen Lehre, man weiß, daß sie eine fortlaufende Reihe von Erschaffungen und Zerstörungen voraussetzt. Die beseelten Wesen sind in sechs Classen getheilt: Engel, Teufel, Menschen, Vierfüßler, Vögel und kriechende Thiere. Alles was Leben hat durchläuft unaufhörliche Verwandlungen, je nach Verdienst oder Schuld in diesen sechs Classen. Am Ende der Wanderung erreicht man die Vollkommenheit, und verliert sich dann in dem großen Wesen Buddha's, in dem Lichtraum, der alle künftigen Wesen umfaßt, und alle diejenigen, deren Prüfungen geendigt sind, in sich aufnimmt. Das ist reiner Pantheismus. Da die Menschen geleitet werden müssen, so willigt Buddha, das selbstständige Wesen, der Anfang und das Ende aller Dinge, der Weltenschöpfer, ein, sich in menschlicher Hülle zu zeigen. Die Incarnationen sind unbeschränkt, und es geht daraus hervor, daß die Zahl der lebenden Buddhas sich stets zu vermehren strebt. Die Heiligenbücher der Buddhisten sind Sammlungen von Sentenzen und meist sehr weisen Lehren. Aber nie hat es eine Lehre an der Reinheit der Grundsätze fehlen lassen, die Grundsätze sind immer sittlich und erhaben, aber auf die Ausübung muß man sehen, man muß den Charakter des tibetanischen Buddhismus in der äußern Form des Cultus studiren, so wie in seiner doppelten, geistlichen und weltlichen Organisation. Obwohl die HH. Huc und Gabet schon in China erfahren hatten, daß eine große Aehnlichkeit zwischen den katholischen und lamaitischen Ceremonien bestehe, so konnten sie sich doch eines tiefen Erstaunens nicht erwehren, als sie sahen, daß man diese Aehnlichkeit keineswegs übertrieben, vielmehr zu gering angegeben hatte. Den lebenden Buddhas gebührt es, über die regelmäßige Beobachtung des Cultus und der liturgischen Vorschriften zu

Digitized by Google

machen, die Erhaltung der Lehre ist namentlich dem Tale-Lama, dem mächtigsten der lebenden Buddhas anvertraut. Man rückt in der lamaitischen Hierarchie durch sein Verdienst, unterstützt von etwas Protection und ein wenig Intrigue vor, die Würde eines lebenden Buddha aber wird nicht erworben, man bringt sie auf die Welt, da die vollkommenste Tugend nicht genügen kann, den Menschen hienieden in eine Gottheit umzuwandeln. Wenn ein lebender Buddha stirbt, so heißt dieß ganz einfach, daß er den Körper wechseln wollte. Die ihres Oberhaupts beraubten Lamas sind deßhalb durchaus nicht traurig, sondern sie erwarten, daß der „Schaberon" wieder erscheine. So nennt man alle diejenigen, die nach ihrem Tode verschiedene Incarnationen durchmachen, mit andern Worten die, welche das Vorrecht haben, einen alten kränklichen Körper gegen einen jungen und kräftigen auszutauschen; dieß sind die lebenden Buddhas. Die neue Incarnation wird nie sogleich bekannt, sondern die Lamas sind, sobald ihnen ihr besonderer Heiliger entrissen wurde, beschäftigt, den Ort in Tibet zu entdecken, wo derselbe seine Umwandlung bewirkt hat, denn der Buddha wählt seinen neuen Körper immer in Tibet; wenn ein Regenbogen oder ein anderes Zeichen ihnen den Weg angedeutet, holen sie Rath ein bei dem Tschurtschun oder Wahrsager, und ziehen dann aus, um ihren Schaberon aufzusuchen, der manchmal sich die Mühe nimmt, ihnen selbst zu sagen, wo er ist. Er thut sich kund mit den Worten: „Ich selbst bin der lebendige Buddha, der unsterbliche Vorstand dieser oder jener Lamaserie, man führe mich dahin." Trotz aller ihm gebührenden Achtung ist der junge Schaberon einer vorläufigen Prüfung unterworfen; er muß die Bücher, die Geräthschaften, deren er sich in seinem vorigen Leben bediente, unter andern heraussinden, die Lamaserie nennen, deren Großlama er seyn will, und die Anzahl der dort wohnenden Lamas angeben. Gewöhnlich geht das Kind, obgleich meist erst fünf oder sechs Jahre alt, siegreich aus diesen Prüfungen hervor. Nach beendigter Prüfung wird er als lebender Buddha officiell proclamirt, im Triumph nach seiner Lamaserie geführt, und jeder betet ihn an.

Um den Tale-Lama (Meer der Weisheit), den lebenden Buddha von Hlassa, den Großpriester des Buddhismus und weltlichen Beherrscher von Tibet, zu erkennen, wird mit größerer Feierlichkeit verfahren. Die Hutuchtu-Lama, welche in der lamaitischen Hierarchie unmittelbar nach dem Tale-Lama kommen, schreiben in allen Lamaserien Gebete und Fasten vor, damit es Buddha gefalle, bald möglichst wieder zu erscheinen. Die Eltern, welche den Tale-Lama in dem Kind entdecken, das sie für ihren Sohn hielten, benachrichtigen die Behörden von Hlassa. Hat man nicht bloß einen, sondern drei authentische Schaberons aufgefunden, so halten die Hutuchtu eine geheime Versammlung, und bringen sechs Tage in Zurückgezogenheit, Fasten und Gebet zu; endlich am siebenten gräbt man die Namen der drei Candidaten auf goldene Marken, die man in eine Urne von demselben Material wirft, worauf der älteste der Hutuchtu eine dieser Marken zieht. Der Schaberon, den der Zufall begünstigt hat, wird als Tale-Lama proclamirt, und man betet ihn an. Die beiden Concurrenten erhalten jeder eine Entschädigung von 500 Unzen Silber.

Während ihrer langen Reise kamen die HH. Huc und Gabet mit zwei lebenden Buddhas in Berührung, mit dem erstern in der Stadt Tschoang-lung [1] im Gasthof der „Drei Gesellschaftsverhältnisse"; der Buddha war selbst auf Reisen. Als er die Anbetung der Gläubigen empfangen, fiel er auf den Gedanken, das Gasthaus, welches er durch seine Anwesenheit heiligte, im Einzelnen zu besehen. Ueberall auf seinem Wege warf man sich vor ihm nieder. Die Missionäre grüßten ihn achtungsvoll, ohne jedoch ihre Sitze zu verlassen. Er schien darüber mehr erstaunt als erbost, und betrachtete sehr aufmerksam die beiden Fremden. Dieser Buddha war etwa 50 Jahre alt: er trug ein Kleid von gelbem Taffet und Stiefeln von rothem Sammt. Güte wäre der herrschende Ausdruck seines Gesichts gewesen, wenn seine Augen nicht etwas Verstörtes, Seltsames gehabt hätten, das erschreckte. Nachdem er die Missionäre lange gemustert, redete er sie an, und diese luden ihn ohne weiters ein sich neben sie zu setzen; er zögerte einen Augenblick, da er seine Göttlichkeit in Gefahr zu setzen fürchtete, endlich gewann die Neugierde das Uebergewicht, und das Gespräch begann. Ein Brevier, das die Missionäre neben sich liegen hatten, zog alsbald seine Aufmerksamkeit auf sich, und er fragte, ob es erlaubt sey solches zu untersuchen. Auf die bejahende Antwort nahm er es mit beiden Händen, bewunderte den Einband, den Goldschnitt, dann öffnete er es, und blätterte ziemlich lange darin. Endlich schloß er es wieder, brachte es feierlich an seine Stirne und sagte: „das ist Euer Gebetbuch, man muß stets die Gebete ehren und achten." Dann fragte er um die Erklärung der zahlreichen Kupfer, die das Buch enthielt, und schien keineswegs erstaunt über das, was die Missionäre ihm sagten. Nur als sie ihm das Bild der Kreuzigung erklärten, bewegte er den Kopf zum Zeichen des Mitleids, und berührte mit seinen gefalteten Händen die Stirne. Nachdem er alle Kupferstiche durchgegangen, nahm er das Brevier aus den Händen der Missionäre, und berührte abermals die Stirne damit. Dann erhob er sich, grüßte sie mit vieler Freundlichkeit, und verließ das Zimmer, wobei ihn die Missionäre bis an die Thüre begleiteten.

Der zweite lebende Buddha, mit dem die französischen Missionäre in ein freundliches Verhältniß traten, war ein junger Mensch von 18 Jahren. Er hatte eine sehr ausgezeichnete Haltung und sein Gesicht drückte Offenherzigkeit und Langeweile aus. Er war von Na-ptschu bis Hlassa, etwa 14 Tage lang, ihr Reisegefährte. Dieser Schaberon schien durch seine Gottheit sehr unglücklich zu seyn; er hätte gerne gelacht, wäre gelaufen, hätte sein Pferd Cabriolen machen lassen, kurz er wäre gerne frei gewesen, aber er war Gott: auf dem Marsche mußte er sich ruhig mitten unter seinem Ehrengefolge halten, und wenn man anhielt, und er nicht gerade schlafen wollte, mußte er sich anbeten lassen. Man verehrte ihn zu sehr, um ihn einer andern Zerstreuung für zugänglich zu halten; darum war er in der That glücklich, wenn er seinen Gläubigen entging, und unter dem Zelt der Missionäre plaudern konnte. Hier wurde er als Mensch behandelt, und fühlte erst daß er lebe. Er fragte gerne die Lamas des Westens über ihre Religion, die er sehr hübsch fand; wenn diese ihn aber fragten, ob es nicht besser wäre Jehovah anzubeten, als lebender Buddha zu seyn, so erwiederte er, das wisse er nicht. Ueber sein früheres Leben und seine Incarnationen konnte man ihn nicht fragen, ohne daß ihm die Röthe in die Wange stieg. „Sprecht mir nicht von diesen Dingen," sagte er, „Ihr macht mich traurig."

Jede Lamaserie von einiger Bedeutung besitzt einen lebenden Buddha; unter diesem Superior göttlichen Rechts steht aber ein Großlama, Mitglied einer mächtigen, oft königlichen Familie. Dieser ist der eigentliche Verwalter, und die einer streng gere-

[1] Eine Stadt von Kan-su, welches Land an China gränzt und demselben tributär ist, wo aber das tatarisch-tibetanische Element überwiegt.

Digitized by Google

gelten Hierarchie unterworfenen Subaltern-Beamten stehen unter ihm. Diese Stellen werden nur nach bestandener Concursprüfung vergeben. Jeder Lama, dessen Studien als beendigt gelten, nimmt den Titel „Lama-Lehrer" an, sollte er auch, was nicht selten vorkommt, nicht lesen können. Jeder Lama-Lehrer hat einen oder mehrere Schabi (Schüler) unter sich, welche ihm sein Hauswesen besorgen müssen, und die er schlagen darf. Dieses Rechts bedient er sich und wäre dazu gezwungen, wenn er auch nicht wollte, denn die Schabis glauben einmal, daß man ohne Schläge nichts lernen könne. Der Schabi studirt, wann es ihm gut dünkt, nur muß er Abends seine Aufgaben hersagen können. Neben diesen Privatstudien gehen öffentliche Vorlesungen her, die in vier Abtheilungen zerfallen: 1) Mysticismus, 2) Liturgie, 3) Medicin und 4) Gebet. Allenthalben hat der Unterricht etwas sehr unbestimmtes, ein Lehrer mit klarer, bestimmter Sprache würde schlechten Erfolg haben, und als frivoler Schwäper angesehen werden. Die Lamas finden eine Lehre um so erhabener, je unbegreiflicher sie ist. Um die Grade zu erhalten, muß man gewisse Bücher auswendig wissen, und es ist nicht immer unnütz, den Examinatoren Geschenke zu machen.

Die Lamas sind einer gleichförmigen Regel unterworfen, sie führen aber eigentlich kein gemeinsames Leben. Jedes Mitglied einer Lamaserie hat seine besondere Wohnung, ein weiß angestrichenes, mit einem Belvedere versehenes Häuschen, wo er nach seinen Mitteln lebt. Alle drei Monate nimmt die Verwaltung unter dem Namen von Beihülfe eine Mehlvertheilung vor, die Gaben der Pilger und der Fleiß des Lama's müssen die übrigen Nahrung und die Kleider liefern. So ist der eine Lama Rinderhirt, der andere Schneider u. s. w., die Gelehrtesten sind Abschreiber, Aerzte oder Zauberer; alle Gewerbe sind den Lamas erlaubt, das des Schlächters ausgenommen. Ihnen ist als Priestern verboten eine gewaltsame und vorzeitige Wanderung der in dem Körper irgend eines Thiers eingeschlossenen Seele zu veranlassen; sie beobachten strenge dieß Verbot, aber minder scrupulös als die frommen Hindus essen sie gerne Hammelfleisch und Hühner, deren Seelenwanderung der „schwarze Mensch" auf ihren Befehl und unter ihren Augen fördert.[1]

Die Lamaserien gleichen wirklichen Städten: die weißen Häuschen der Lamas sind so aneinander gereiht, daß sie Straßen bilden, welche von den buddhistischen Tempeln mit ihren großartigen Formen und vergoldeten Dächern überragt werden. Diese Tempel sind reich verziert; Elephanten, Löwen, Tiger, Bären, in Marmor oder anderem Stein ausgehauen, scheinen die Thore zu bewachen. Im Innern findet man andere Sculpturen und Gemälde: überall sieht man die Statue Buddha's, oder Gemälde, die eine Handlung seines Lebens darstellen; allenthalben stoßen auch die Augen auf fromme Sprüche. Solche sind auf den steilsten Bergen, wie an den Mauern der Tempel eingegraben. Eine solche Arbeit auszuführen gilt für Gebet. Die Lamas sind ziemlich schlechte Maler, aber ihr Talent als Bildhauer und Formengießer scheint wirklich ausgezeichnet. Schweigen ist zwar in den Straßen der Lamaserien nicht gerade vorgeschrieben, wird aber doch beobachtet. In den Stunden des Gottesdienstes werden die Lamas durch Glocken und das Blasen von Seemuscheln eingeladen sich in den Tempel zu begeben. Das religiöse Costüm, rothes Kleid, kleine Dalmatica ohne Aermel, rothe Schärpe und gelbe Mütze ist im Innern der Lamaserien strenge vorgeschrieben.

Im allgemeinen sind die Lamas im Ausdruck ihrer religiösen Gesinnungen aufrichtig, die HH. Huc und Gabet kannten nur Sandara den Bärtigen, der vollkommen ungläubig war; aber die Aufrichtigkeit dieser Gläubigen hindert sie nicht zu seltsamen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um sich das Gebet zu erleichtern: sie haben ein Rad, Tschu-kar, das drehende Gebet, genannt, auf dessen Flügeln fromme Sprüche geschrieben sind; man dreht dieß Rad rasch um und jede Wendung, die es macht, gilt für ein Gebet. Die Tschu-kar sind von verschiedener Größe: die einen werden nur mit der Hand gedreht, andere aber stehen als wahre Mühlen längs der Bäche, und die Strömung dreht sie unablässig, so daß ihre Erbauer den Vortheil haben Tag und Nacht zu beten. Man sieht auch in den Lamaserien große Puppen, die ganz aus zahllosen Papierblättchen bestehen, die aufeinander geklebt und mit Gebeten bedeckt sind; diese Puppen können leicht in Bewegung gesetzt werden, und sie beten für jeden Lama, der ihnen im Vorübergehen einen Stoß gibt. Ein anderes, eben so einfaches und sinnreiches Mittel ist, alle frommen Bücher, die man finden kann, in eine Trage zu legen und mit dieser Last auf dem Rücken eine Promenade um die Lamaserie zu machen. Dieser Gang gilt für eben so viele Gebete, als man deren getragen hat. Solche Auskunftsmittel sind völlig erlaubt, indeß nehmen manche Lamas doch ihre Zuflucht nicht dazu und legen sich unendliche Gebete und sehr schwere Bußen auf. Viele Lamas verstehen die Mildthätigkeit gerade so wie die Gebete, wenn sie z. B. einen Beweis von Liebe für ihren Nächsten geben wollen, namentlich für Reisende, so schneiden sie kleine Pferde in Papier aus, tragen sie an einem Tage, wo großer Wind herrscht, auf die Spitze eines hohen Berges und beten zu Buddha, daß er sie in wirkliche Pferde verwandeln möge.

Außer den Lamas in den Lamaserien gibt es auch Eremiten-Lamas, welche in einer Art von Käfig an Bergabhängen hausen; diese widmen sich natürlich einem beschaulichen Leben. Auch trifft man reisende Lama, die stets Pilgerfahrten aufsuchen; andere Lamas endlich leben ruhig im Schooß ihrer Familien, wo sie wie andere Leute ihr Vieh weiden; der rasirte Kopf, das gelbe Kleid und die Beobachtung der Ehelosigkeit unterscheiden sie allein von andern Hirten. Alle diese Lamas zusammen bilden etwa den dritten Theil der männlichen Bevölkerung der Mongolei und Tibets; nirgends noch hat man eine so zahlreiche Geistlichkeit gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei merkwürdige Richtersprüche des Vicekanzlers von England in wissenschaftlichen Angelegenheiten.

Das Athenäum vom 22 Junius berichtet über zwei Aussprüche der juridischen Weisheit eines englischen Vicekanzlers — wie es scheint, Lord Cottenham — die man auf dem Continent mehr als seltsam finden dürfte, und die einer Aufbewahrung werth sind. Ein Hr. Hartley hatte im J. 1843 in seinem Testament 300 Pfd. St. als Preis ausgesetzt für die beste Abhandlung „über die natürliche Theologie" namentlich mit hinzugefügter Beweisauflage, daß diese zureichend sey, den Menschen zu erheben und ihn zu einem verständigen, glücklichen Wesen zu machen. Der Vicekanzler gab sein Verdict dahin, dieß Legat sey ungültig, weil die augenscheinliche Tendenz desselben dahin gehe, die Gesellschaft zu demoralisiren und die Kirche umzustürzen. Umsonst führte man dem gelehrten Lord die Bridgewater-Bücher an, er ließ das Beispiel nicht

[1] Die Lamas rasiren ihren Kopf und man nennt sie deßhalb „weiße Menschen", und im Gegensatz „schwarze Menschen" die, welche sich nicht einem religiösen Leben gewidmet haben. (Der sonderbare Ausdruck der Russen „schwarzes Volk" [tschern] für Pöbel scheint also mongolisch-tatarischen Ursprungs.)

gelten, obgleich die Bridgewater-Bücher auch durchaus nichts anderes sind, als ein Versuch die Religion durch aus der Natur entnommene Beweise zu stützen. — Eine zweite, in demselben Processe gefällte Entscheidung ist noch merkwürdiger. Hr. Hartley hatte 200 Pfd. ausgesetzt für die beste Abhandlung über Auswanderung, und den amerikanischen Gesandten zum Verwalter des Fonds ernannt. Auch dieß Legat ward für nichtig erklärt, da eine solche Abhandlung Personen aufmuntere, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und so ihre Unterthanentreue gegen die Königin aufzugeben!!

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico.

(Fortsetzung.)

Sehr verändert fand ich nach 17 Jahren die Ufer des Mississippi, eine Menge neuer Plätze waren entstanden, kleine Ortschaften wie Vicksburg und Memphis waren zu großen Städten emporgewachsen. Die Riesen der Wälder hatten urbaren Feldern Platz gemacht und durch frühere Urwälder waren Straßen und Eisenbahnen gezogen.

Die Zuckerpflanzungen, sonst unter der Pointe Coupée begränzt, erstrecken sich bis zum rothen Fluß. Die Cultur der Baumwolle erstreckt sich bis zum 35° N. B., dann folgt meist nur der Mais und in Illinois der sehr stark betriebene Bau des Ricinus zum Behuf des allgemein begehrten Castor-Oels. Die Differenz des Klima's war ungemein auffallend, denn während in der Louisiana noch der Sommer herrschte, war es unter 38° N. B. völlig Winter, und wenn gleich schönes heiteres Wetter, doch so kalt, daß Morgens der Thermometer 4—6° unter 0 zeigte; der Wasserstand sehr niedrig und daher Vorsicht beim Schiffen nöthig. Von Chester begab ich mich zu Lande über Sparta, eine kleine, zwischen Timbers (Eichenwaldungen) gelegene Stadt über den Kaskaskia-Fluß, dessen Umgebungen meist sumpfig, im Herbst der Haltplatz zahlloser Wasservögel ist, nach Belleville, einem meist von Deutschen bewohnten Platz, den auch namentlich badische Flüchtlinge unter Hecker zum Sammelplatz zu wählen scheinen, nach dem etwa 18 engl. Meilen in Südost gelegenen Mekaniksburg (Mascouta), wo ich einen ehemaligen Diener aufsuchte, der seit 8 Jahren daselbst ansäßig ist und wo einige Württemberger leben. Der Boden ist daselbst gut, Wald und Prairie doch etwas sumpfig und ungesund. Saint Louis, jetzt eine der größten und wichtigsten westlichen Städte der Union, hat durch den Brand im Mai und durch die Cholera im Sommer sehr gelitten. Sehr viele Fremde namentlich fanden ihr Grab. Solche Städte erholen sich aber immer schnell von ähnlichen Katastrophen, und das Anströmen der Auswanderer ist so groß, daß Missouri und Illinois trotz ihrer großen Fläche bald bevölkert werden können, um mit Pennsylvanien und Ohio zu wetteifern. Wisconsin ist übrigens nebst Michigan vortheilhafter noch zur Aufnahme der Nordländer und der Transport in die entferntesten Winkel der Union so schnell, bequem und wohlfeil, daß Entfernungen nicht bemessen werden und wenige Tage Differenz verursachen. Zu Herrmann in Missouri wird viel Wein gebaut; die Trauben zum Verkauf gebracht tragen mehr ein als das gegohrene Getränk. Ich habe keine große Meinung von diesen Weinen der Vereinsstaaten, welche gegen die Erzeugnisse von Parras und Mendoza im ehemaligen spanischen Amerika gar keinen Vergleich aushalten, und bei der großen Wohlfeilheit des in die Vereinigten Staaten eingeführten fremden Weines keinen Nutzen bringen; die Weinpreise sind namentlich in den Seeplätzen unglaublich gering. Die feinen französischen Kisten-Weine, weiße und rothe per Dutzend 3—6 Dollars, in Fässern Wein von Bordeaux und Marseille, ordinäre Trinkweine, zu 14—20 Dollars, inclusive Faß etwa 60 Gallons. Spanische, Port- und Teneriffweine das Gallon von 1—3 Thaler u. s. w. Von geringem Gewächs kömmt in Neu-Orleans die Flasche zum Hausbrauch 5—7 Cents. Lebensmittel sind in den Vereinigten Staaten im allgemeinen sehr billig und gut; das Barill feines Weizenmehl zu 5 Doll.; Louisianazucker das Barill 5—7 Doll. (105 Pfd.).

Meine zeitig angetretene Rückkehr nach Neu-Orleans nahm wieder 10 Tage hin, und ich sah mich aus dem Winter wieder in ein warmes Klima versetzt. Da ich bereit war den Rio Grande zu erreichen, machte ich mich in den ersten Tagen Decembers auf den Weg, und schiffte mich an Bord des Dampfpostschiffes nach Brasos San Jago ein. Wegen der stürmischen Jahreszeit mußte das Dampfschiff die Küsten halten, und ich berührte Galveston und die Dünen der Aranzas-Bai. Die Küsten von Texas sind niedere Sanddünen, und das Festland wird durch Lagunen und Inseln vom Meer getrennt; diese ernähren riesenhafte Schildkröten und zahllose Seevögel, wimmeln auch zu gewissen Zeiten von Fischen aller Art. An den Küsten, namentlich im grauen Wasser fluthen große Züge von einer großen, kugelförmigen Medusa; das Wetter war sehr stürmisch und die See bewegt, die Fahrt beschwerlich und nicht gefahrlos, da vor meinen Augen kurz vor meiner Einfahrt in die durch eine böse Barre gefährdete Bucht ein eben auslaufendes Dampfboot zu Grunde ging; ich mußte zu Lande von Brasos nach Brownsville, Matamoros gegenüber, eine Strecke von 30 engl. Meilen. Es fiel ein heftiger Nordwestwind ein, das Thermometer fiel von 22° R. auf 2° R., der Regen fiel in Strömen, der Weg wurde abscheulich und das Wasser, welches die Arroyos und Esteros überfluthete, machte das Fortkommen beinahe unmöglich.

Ich berühre nun einen neuen Abschnitt meiner Reise, da von Matamoros aus die Ausrüstung des zweiten Theiles derselben beginnt, ich meine die Unternehmung nach der Westküste quer durch die ehemaligen Provincias Internas Neuspaniens, ein wenig durchforschter Boden, der dem wissenschaftlichen Reisenden zwar manche Beschwerde, aber auch manchen schönen Genuß darbieten mußte.

Der Plan, den ich befolgte war durch die Staaten von Tamaulipas, Neu-Leon, Cohahuila, Zacatecas, Durango und Cinaloa nach dem stillen Ocean zu dringen, die heiße Ebene bei Monterey (Hauptstadt von Nueva Leon), und die Steigung gegen Leona del Vicario (Saltillo) zu verlassen, über die Hochebenen der Anden, der Tierra Fria, und die Wasserscheide des stillen Ocean (10,000—10,500') zu schreiten, von Durango den zweiten Kamm der westlichen Cordillera zu durchziehen und die heißen Thäler der Westküste, der Südspitze Californiens gegenüber, zu betreten; ich berechnete hiezu drei Monate Zeit, und habe, da ich Muße zum Arbeiten brauchte, die Rechnung richtig gestellt. Von Matamoros fuhr ich in einem Dampfboot, Reinosa berührend, nach Rio Grande City, nahm meine Leute am Arroyo Perez an mich, und begab mich auf mexicanisches Gebiet nach Camargo und Villa Nueva, wo ich einen Bekannten, den Zoll-Administrator Hrn. Fierro besuchte, von dem ich Empfehlungsbriefe erwartete. Die Neujahrsnacht, welche ich in den Ebenen von Texas zubrachte, hätte gefährlich für mich ausfallen können, da die Comanchen in dieser Nacht mein Lager besuchten, sich aber damit begnügten einen jungen mexicanischen Hirten dicht bei meinem Zelte zu erschlagen und zu scalpiren. Derlei Begebenheiten sind im westlichen Texas und nördlichen Mexico so etwas gewöhnliches, daß man wenig Acht darauf gibt, und die Frechheit der Indianer nimmt immer mehr zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Druckerei der Times. Aus einer neuerlichen Mittheilung im Institut der Civilingenieure ergibt sich, daß die Times vom 7 Mai d. J. mit ihrem Supplement 72 Columnen oder 17,500 Linien enthielt, die über eine Million Typen erfordern. Davon wurden etwa $\frac{2}{5}$ nach 7 Uhr Abends geschrieben, gesetzt und corrigirt. Das Supplement wurde um 7 Uhr 50 M. Abends, die erste Form des Hauptblattes um 4 Uhr 15 M., und die zweite Form um 4 Uhr 45 M. Morgens in die Presse gebracht. Um 6 Uhr 45 M. waren schon 7000, um 7 Uhr 30 M. 21,000 und vor 8 Uhr 45 M. 34,000 Abzüge gemacht. Die größte Anzahl Abzüge, die an Einem Tage gemacht wurden, waren 54,000, nämlich am 1 März 1848 (mit den Nachrichten über die Pariser Revolution), wo die Masse Papier 7 Tonnen weg, während man sonst nur $4\frac{1}{2}$ Tonnen braucht. (Liter. Gaz. 22 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 159. 4 Julius 1850

Mayotte.

Die Besetzung dieser Insel von Seite der Franzosen geschah wesentlich in der Absicht, für den Fall eines Kriegs daraus eine Art Wegelagererstation, wie aus den Marquesas zu machen, und wie aus Basilan im Sulu-Meer, wo es aber bei dem Project blieb. Jetzt stellt sich heraus, daß Mayotte den gewünschten Vortheil nicht gewähren wird, und die Revue del'Orient (April) enthält nachstehenden Auszug aus einem Privatbrief: „Mayotte kann in militärischer Hinsicht die Vortheile nicht gewähren, die man davon erwartet hat; der Korallenriff, von dem es eingeschlossen ist, läßt mehrere sehr breite Fahrwasser offen, von denen die beiden größten durch kein befestigtes Werk vertheidigt werden können; um diese Zugänge vertheidigungsfähig zu machen, müßte man eine starke Garnison auf der Insel unterhalten. Als ein unsern Kreuzern nützlicher Punkt ist Mayotte, ohne Interesse, der Handel dieser Insel nach Madagascar und der Ostküste Afrika's kann Vortheile darbieten, aber der Handel mit Indien geht nicht mehr durch den Canal von Mozambique. Die Wichtigkeit Mayotte's als Anhaltspunkt für Ausbesserung der Schiffe ist fast null; zu Bourbon sind allerdings die Orkane häufig, aber Mayotte ist 300 Lieues davon entfernt, und unsere Handelsfahrzeuge werden, statt sich dahin zu begeben, um die erlittenen Beschädigungen auszubessern, und die von der Regierung zu ihrer Verfügung gestellten Hülfsmittel zu benützen, stets lieber nach Mauritius gehen, obwohl dort die Kosten bedeutend sind.

Wenn der Besitz Mayotte's nicht die Vortheile gewährt, welche man sich in militärischer und commercieller Beziehung davon versprochen, so ist dieß in Bezug auf Ackerbauinteressen anders: Mayotte hat eine Bevölkerung von 6000 Seelen und könnte 18,000 ernähren; sein Gebiet ist außerordentlich fruchtbar, und der Anbau des Zuckerrohrs gelingt vollkommen. Mayotte könnte also eine Ackerbauniederlassung seyn; bereits hat eine französische Compagnie unter sehr günstigen Aussichten wichtige Culturen unternommen, und bedeutende Capitalien sind flüssig gemacht, um ihre Entwicklung zu fördern. Das Land würde schnell zu einem gesunden Aufenthalt werden, wenn die Colonisten den Gürtel von Manschinellbäumen niederhieben, der rings um die Insel einen pestilenzialischen Sumpf unterhält. Um eine bloße Ackerbauniederlassung zu bilden wären die Kosten unbedeutend, eine Besatzung von hundert Mann würde hinreichen, um die Bevölkerung im Zaum zu halten, und diese Besatzung wird nicht mehr durch die Fieber decimirt werden, wenn die Vorarbeiten zu den Befestigungen vollständig eingestellt sind. Geben wir Mayotte auf, so werden sich die Amerikaner desselben bemächtigen."

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

(Fortsetzung.)

III.

Der Augenblick sich wieder auf den Weg zu machen nahte heran. Die Missionäre sollten zu der großen tibetanischen Karawane an den Ufern des Kuku-noor (blauen Meeres) stoßen, eines großen Salzwassersees von mehr als 100 Lieues im Umfang. Ehe sie Kunbum verließen, tauschten sie Khatas oder Glücksschärpen mit ihren vertrautesten Freunden aus. Der Khata ist ein kleines Stück Seide, fast so fein wie Gas, mit Franzen verziert und doppelt so lang als breit. Wenn man einen Etiquette-Besuch macht, wenn man eine Gefälligkeit verlangen, seine Dankbarkeit bezeugen oder einen Beweis von Freundschaft geben will, so bietet man zuerst einen Khata an. Nachdem die HH. Huc und Gabet diese Pflicht der Höflichkeit erfüllt, versahen sie sich mit Mundvorräthen auf vier Monate. Diese Vorsicht muß man beobachten, wenn man nicht Gefahr laufen will auf dem Wege von Kuku-noor nach Hlassa Hungers zu sterben. Nachstehendes ist die Liste dieser Nahrungsmittel: fünf Stück Ziegelthee, zwei Hammelsbäuche voll Butter, zwei Säcke Weizenmehl, acht Säcke Tsamba (geröstete Gerste) und eine furchtbar große Anzahl Knoblauchzehen. Der mit den Fingern in gesalzenem Thee geknetete Tsamba ist das tägliche Mahl; den Knoblauch kaut man beim Uebergang über gewisse Berge, welche verpestete Dünste aushauchen.

In Tibet hatten die Missionäre nicht wie in der Mongolei gegen die plötzlichen Temperaturwechsel sich zu schützen, sie hatten nur von Kälte zu leiden; die Furcht vor den Kolos jedoch ließ sie oft die Strenge des Klimas vergessen. Und in der That, diese Karawane, die aus 2000 Menschen bestand, aber 15,000 Stück langhaarige Ochsen, 1200 Pferde und eben so viele Kamele mit sich führte, bot den Räubern der Berge Bayen-Kharat eine sehr lockende Beute. Diese Räuber, die man mit dem allgemeinen Namen Kolos bezeichnet, sind Si-fan oder Osttibetaner. Die von Steilabstürzen umsäumten Gebirge, in denen die Quellen des gelben Flusses sich befinden, dienen ihnen als Aufenthalt; sie bilden mehrere Stämme, von denen der eine, vielleicht der mindest wichtige, den bei uns sehr bekannt gewordenen, fast populären Namen Kalmück führt. Wie die meisten nomadischen Tibetaner tragen auch die Kolos in jeder Jahreszeit einen weiten Mantel von Hammelsfellen, der um die Lenden durch einen dicken Strick von Kamelhaaren grob zusammengehalten ist; rohe

Digitized by Google

Lederstiefel vollenden dieß Costüm, zu dem noch ein breiter Säbel im Gürtel, prächtige Schnurrbärte und die Haare kommen, welche in Unordnung über das Gesicht und den Rücken hinabfallen.

Die ersten Reisetage waren ziemlich ruhig; man hatte die Gebirge von Tibet noch nicht erreicht und die Kälte war erträglich. Beim Uebergang über die 12 Arme des Buhain-gol, eines Flusses im Westen des blauen Meeres, begannen die Schwierigkeiten der Reise. Das Wasser war gefroren, doch nicht stark genug, daß das Eis als Brücke hätte dienen können. Man mußte die Thiere in den Fluß treiben und durfte sich glücklich schätzen, daß nur zwei Ochsen und ein Mann umkamen. Der Burkan-Bota, ein durch seine stets fortdauernden pestilentialischen Ausdünstungen berüchtigter Berg, bot Schwierigkeiten anderer Art.. Ehe man die Ersteigung unternahm, verschluckte man eine Anzahl Knoblauchzehen, eine durch die Ueberlieferung angerathene Vorsichtsmaaßregel. Der Burkan-bota entwickelt in der That ein sehr verderbliches Gas. Die Pferde weigern sich bald die Reiter zu tragen, diese müssen allen ihren Muth zusammennehmen, und sich sagen, daß man vorwärts gehen oder sterben muß, um nicht selbst der Anstrengung und der Uebelkeit zu erliegen. Die Gesichter erbleichen, Uebelkeiten steigen auf, die Beine zittern; man legt sich nieder und steht wieder auf, um sich wieder niederzulegen und abermals aufzustehen; endlich ist man am Ziel. Aber noch schlimmer als der Burkan-bota ist der Schuga. An dem Tage, wo dieser Berg erstiegen werden muß, macht man sich um 1 Uhr Morgens auf den Weg, sonst könnte man mitten unter Schneemassen von der Nacht überrascht werdeu. Die dicksten Kleider, die wärmsten Pelze schützen nicht gegen die Kälte. Die Thiere, bis zum Bauch im Schnee, und durch die fortdauernden Schneewirbel geblendet, rücken nur sprungweise vor, von Zeit zu Zeit öffnen sich Abgründe unter ihren Füßen und verschlingen sie mit allem was sie tragen. Die Karawane verlor nur Lastthiere, aber viele Reisende hatten Ohren und Nasen erfroren, darunter Hr. Gabet. Einige Kugeln Tsamba schienen eine ungenügende Nahrung nach einem solchen Tagemarsch; doch muß man sich damit begnügen, glücklich genug, wenn man unter dem Schnee so viel Argols findet, daß man ein wenig Feuer anmachen und laues Wasser haben kann. Ist dieß frugale Mahl vorüber, so rollt man sich in seine Bocksfelle und sucht bis zum Signal des Wiederaufbruchs zu schlafen. Der Berg Schuga selbst ist überdieß nur ein Vorgeschmack der Leiden, die den Reisenden in den Wüsten Tibets erwarten. Da der Boden sich stets erhebt, je weiter man vorwärts schreitet, so nimmt die Vegetation immer mehr ab, und die Kälte wird heftiger Das Wasser ist spärlich, die Weide mangelt vollkommen, und alle Tage muß man einige Lastthiere zurücklassen. Der Weg ist besäumt mit Thiergerippen und Menschenknochen, ein Schauspiel, das Hrn. Huc um so mehr erschreckte, als die Kräfte seines Reisegefährten mit jedem Tage mehr schwanden. Wenn er daran dachte, daß sie noch im strengsten Winter zwei Monate lang unterwegs seyn würden, ohne ein anderes Getränke als Thee im Schneewasser gekocht, und ohne andere Nahrung als Gerstenmehl, so erschien ihm die Zukunft sehr düster. Nachstehende Thatsache kann einen Begriff von der Strenge der Kälte geben. Sobald der Tsamba gekocht war, wickelten die Missionäre drei oder vier noch siedend heiße Stücke in ein erwärmtes Stück Linnenzeug, und legten sie in ihren Busen unterhalb der Kleidung, die aus einem Rock von grobem Schaffell, einer Weste vom Lammfell, einem kurzen Mantel von Fuchspelz und einem Ueberwurf von Wollzeug bestand. Troß dieser Vorsicht gefroren die Tsambakuchen zwei Wochen lang jeden Tag, und die Reisenden mußten einen gefrorenen Papp, um nicht Hungers zu sterben, verschlingen, auf die Gefahr hin sich die Zähne zu zerbrechen. Beim Uebergang über den Murui-ussu sah die Karawane etwa 50 wilde Ochsen, die beim Ueberschwimmen von den Eisschollen gefaßt worden waren. Ihre schönen, mit großen Hörnern geschmückten Köpfe standen hervor, und schon hatten Adler und Krähen ihnen die Augen ausgehackt; das Eis war übrigens so durchsichtig, daß man hätte glauben sollen, sie schwämmen.

Eines Tages, als die HH. Huc und Gabet wegen der Erschöpfung ihrer Pferde etwas zurückgeblieben waren, sahen sie einen jungen mongolischen Lama, mit welchem sie häufig verkehrt hatten, regungslos auf einem großen Stein sitzen; sie riefen ihm, er antwortete nicht, sie traten zu ihm, sein Gesicht war wie Wachs, seine geöffneten Augen sahen glasig aus, und an Nase und Mundwirbeln hingen Eiszäpfchen. Der Unglückliche war erfroren; die Missionäre hüllten ihn in eine ihrer Decken, und führten ihn ins Lager. „Ihr habt ein vortreffliches Herz,“ sagten die Gefährten des jungen Lama, „aber ihr habt Euch unnöthig Mühe gegeben, er ist f e r t i g.“ — Es war so. Mehr als 40 Leute der Karawane wurden so zurückgelassen; sobald ein Unglücklicher dieser Art von der Kälte ergriffen nicht mehr essen, reden, noch sich halten kann, gilt er für verloren, und man läßt ihn auf der Straße zurück. Als letztes Zeichen der Theilnahme läßt man neben ihm eine Schale und einen kleinen Sack Mehl stehen, dann geht man weiter, ohne auch nur zu wagen den Kopf noch umzuwenden, denn man weiß, daß in einem Augenblick die Raubvögel ihn zerreißen werden. Diese aufregenden Scenen und die andauernde Kälte mußten nothwendig den Zustand Hrn. Gabets verschlimmern; schon waren Füße, Hände und Gesicht erfroren, die Lippen farblos und der Blick erloschen. Man wickelte ihn in Decken und band ihn auf ein Kamel. Als die Karawane vor der ungeheuren Bergkette Tant-la ankam, erklärten die alten erfahrenen Reisenden Hrn. Huc, sein Reisegefährte werde auf diesem furchtbaren Wege unfehlbar sterben. Ganz das Gegentheil erfolgte. Die Luft des Tant-la-Gebirgs stellte Hrn. Gabet her.

Die Zeit der großen Strapazen war endlich vorüber, der Boden senkte sich, die Kälte nahm ab, das Gras wurde reichlich, und Hlassa war erreicht. Am 29 Jan. 1846 betraten die HH. Huc und Gabet die heilige Stadt des Buddhismus; seit sie das kleine chinesische Dorf He-schuy verlassen, waren 18 Monate verflossen. Hlassa liegt in einem Thal, und hat zwei Lieues im Umfang; sein Anblick ist majestätisch und imposant, es soll ehemals befestigt gewesen seyn, jetzt aber hat es statt aller Befestigung nur einen Gürtel uralter Bäume um sich her. Mitten durch die Blätter sieht man die großen weißen Häuser sich erheben, die in eine Platform endigen, und von Thürmchen überragt sind. Zahlreiche Tempel mit vergoldeten Dächern und glänzendem Farbenschmuck überragen die Häuser und sind selbst durch den Palast des Tale-Lama überragt. Dieser ist wahrhaft prachtvoll: er liegt im Norden der Stadt, und ein Felsberg, Buddha-la genannt, dient ihm als Fundament. Mehrere Tempel von verschiedener Größe und Schönheit sind um den Haupttempel her gruppirt, welcher die Mitte einnimmt und vier Stockwerk hoch ist; dieß Gebäude läuft in eine ganz mit Goldplättchen bedeckte und mit einem Gang von gleichfalls vergoldeten Säulen umgebene Kuppel aus. Das Innere ist mit Reichthü-

Digitized by Google

mer und Zierrathen aller Art in maaßloser Verschwendung ausgestattet, überall stoßen die Blicke auf Malereien, Sculpturen, kostbare Stoffe, Silber und Gold. Hier wohnt der Tale-Lama, der Großpriester des Buddhismus und der weltliche Beherrscher von Tibet. Man hat bisher mit Unrecht geglaubt, dieser lebende Götze sey beinahe unsichtbar, er ist aber im Gegentheil leicht zugänglich und zeigt sich den bloßen Neugierigen, wie den Gläubigen.

Die Missionäre stiegen nach ihrer Ankunft bei den Mongolen ab, mit denen sie einen Theil der Reise gemacht hatten, suchten aber gleich am folgenden Tage ein eigenes Unterkommen. Die Häuser von Hlassa sind im Allgemeinen groß, haben mehrere Stockwerke und oben eine Terrasse; äußerlich sind sie mit Kalk geweißt, mit Ausnahme der Thür- und Fensterrahmen, welche roth sind. Das Ausweißen geschieht regelmäßig alle Jahre, darum haben die Häuser der „Stadt der Geister" für den Reisenden durch ihre Reinlichkeit und Frische etwas Reizendes. Die Täuschung hört auf, sobald man ins Innere dringt, denn hier ist alles unreinlich, räucherig und stinkend. Stein und Backstein sind die gewöhnlichen Materialien beim Häuserbau, doch sieht man auch einige von gestampfter Erde, und in einem ganzen Quartier sind die Häuser aus Ochsen- und Schafshörnern aufgeführt. Der Anblick ist bizarr und nicht ohne Reiz: die glatten weißen Ochsenhörner unter den schwarzen, knorrigen Schafshörnern geben zu originellen Darstellungen Anlaß, und die Gewandtheit der tibetanischen Architekten weiß dieß zu benützen. Nach mühsamem Suchen mietheten die HH. Huc und Gabet endlich ein kleines Quartier in einem Hause, wo etwa 50 Miethsleute wohnten. Eine Treppe ohne Geländer, mit engen, steilen Stufen führte zu ihrem einzigen Zimmer, das durch ein enges Gitterfenster und ein Loch im Dach erleuchtet war, welches zugleich zum Abzug des Rauchs diente, denn zu Hlassa kennt man kein Kamin, sondern macht Feuer in einem Becken, das man an einem beliebigen Ort hinstellt. Sambadschiemba, den man in einem Corridor untergebracht, wurde zur Würde eines Kochs erhoben, und damit war ihre Einrichtung vollendet.

Hlassa ist nicht bloß eine Stadt der Frömmigkeit, sondern auch des Handels; der Tale-Lama zieht Pilger, und die Pilger Kaufleute herbei. Außer seiner ständigen Bevölkerung hat Hlassa eine sehr zahlreiche schwebende, unter der man stets Leute aus allen asiatischen Völkern findet, eine erstaunliche Mannichfaltigkeit von Physiognomien, Costümen und Idiomen. Auch die ständige Bevölkerung ist nicht ausschließlich tibetanisch, sondern enthält eine große Anzahl Pebuns, Katschis und Chinesen. Die Pebuns sind Indier aus Butan, welche zu Hlassa allein in Metall arbeiten. Ihr Quartier ist ausnehmend lärmend; man sieht nur Schmiede, Kesselmacher, Bleigießer, Verzinner, Goldschmiede und dgl. Auf allen Thüren ihrer Häuser, zu deren Betretung man stets drei oder vier Stufen hinabsteigen muß, sieht man eine rothe Kugel und darüber einen weißen Halbmond, Sonne und Mond. Die Pebuns sind vortreffliche Arbeiter und selbst geschickte Künstler; viele unter ihnen besitzen ziemliche Kenntnisse in Physik und Chemie. Das Pu-lu genannte Tuch wird von niemand so gut wie von ihnen gefärbt. Sie bekennen sich zum indischen Buddhismus, tragen ein violettes Kleid von Pu-lu, eine Filzmütze von dunkler Farbe und eine rothe Schärpe, die man zweimal um den Hals schlingt, und dann auf die Schultern hinabfallen läßt. Alle Morgen schmücken sie die Stirne mit einem ponceaurothen Flecken. Die Katschis sind Moslems aus Kaschmir, welche mit Luxus- und Toilettengegenständen handeln, und Wechselgeschäfte treiben; ihre Magazine sind reich und gut unterhalten; vermöge eines besondern, ihnen vom Tale-Lama gesicherten Vorrechts haben sie eine besondere Verwaltung und ihr Oberhaupt hat zugleich die politische Leitung. Nicht zufrieden sich streng an das Gesetz Mohammeds zu halten, geben sie sogar eine tiefe Verachtung für den Buddhismus zu erkennen, werden aber darum von der lamaitischen Regierung, deren Toleranz in der That unbegränzt ist, nicht schlimmer angesehen. Von den Chinesen gehören einige zur stehenden Garde des Kintschai oder Abgeordneten des himmlischen Kaisers, andere haben ein Amt in den Tribunalen oder treiben verschiedene mehr oder minder verdächtige Gewerbe; alle sind gleichmäßig verachtet und verabscheut.

Wenn die Tibetaner nicht gleichen Schritt halten können, weder mit den Pebuns in Metallarbeiten, noch mit den Katschis in Verfertigung von Toilettengegenständen, so thun sie es dagegen allen andern zuvor in der Bereitung des Pu-lu, der Tsan-hiang und des Töpfergeschirrs; auch bearbeiten sie das Holz mit Geschicklichkeit. Der Pu-lu ist ein Wollenstoff, den man für jeden Geschmack und jede Vermögensclasse fabricirt, neben dem langhaarigen, wohlfeilern Tuch finden sich Merinos von außerordentlicher Feinheit und unmäßigem Preise; Hlassa führt Pu-lu in bedeutender Menge nach China und der Tatarei aus. Die Tsan-hiang sind wohlriechende Stangen von 3' bis 4' Länge, aus einem Pulver von verschiedenen aromatischen Bäumen bereitet und mit Moschus und Goldstaub gemischt: sind sie einmal angezündet, so brennen sie langsam fort, ohne je zu verlöschen und verbreiten weit umher einen ausgezeichneten Geruch. Den Chinesen, welche alles nachmachen und die geschicktesten Nachahmer der Welt sind, ist es nicht gelungen, die Tsanhiang auf eine erträgliche Weise nachzumachen.

In Tibet, wie in der Mongolei hat jedermann eine Schale, von der er sich niemals trennt; die modischern Leute verschließen sie in einen Beutel, den sie an den Gürtel hängen, die ungenirtern stecken sie einfach in ihr Kleid: die Ursache dieses Gebrauchs liegt darin, daß man allenthalben jeden Augenblick Thee angeboten erhält, und daß man nie aus der Schale eines andern trinkt. Dieß unentbehrliche Geräth ist aus mehr oder minder kostbarem Holze, von zierlicher Form, und etwas Firniß ist die einzige Zierrath, die man daran anbringt. Es gibt solcher Schalen, die 500 bis 1000 Fr. werth sind; die letztern sind aus den Wurzeln gewisser seltenen Bäume, die auf den Bergen von Tibet wachsen; auf den ersten Anblick soll es schwer seyn die kostbarsten von den einfachsten zu unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico.

(Fortsetzung.)

Wegen der trockenen in diesem Jahre besonders fühlbaren Jahreszeit war die Vegetation der Gräser und kräuterartigen Pflanzen ganz abgestorben, und, außer im Fluß San Juan, das Wasser ganz ausgetrocknet. Das Vieh und die Pferde fanden kein Futter; die Preise des türkischen Weizens waren unverhältnißmäßig, da die Almuda bis zu vier Realen, die Fanega (12 Almudas) zu 6 Dollars bezahlt werden mußte, und selbst das Stroh vom Mais (Rastrojo) nicht aufzutreiben war. Während in der nassen Jahreszeit eine herrliche Vegetation die Ebenen bedeckt, ist in dem Zeitraum der Trockenheit alles wie abgestorben, selbst wenige Bäume, deren es ohnehin nicht viele von hohem Wuchse gibt, sind blätterlos. An den Ufern des Flusses stehen einzelne hohe Stämme, Acazien, Inga und Taxodium; die Form der Cactus, die Yucca und Agave sind

Digitized by Google

ftar- repräsentirt. Von Vögeln fand ich neue Formen unter den vielfachen Muscicapideen und eine unerwartete Erscheinung an den felsigen Ufern des San Juan, nämlich eine schwarze Dohle, in Lebensart, Größe und Geschrei ganz der europäischen Thurmdohle ähnlich, aber von prachtvoll violettem Gefieder und dunkelgebändert wie die afrikanische Inida. Es wäre dieß die vierte bekannte Dohle, da mit monedula spermologus, wenn solche wirklich als distincte Species bestehen kann, außer der europäischen Dohle nur Monedula Davurica aus Asien im System dasteht. Ich werde vorschlagen diese Dohle der neuen Welt Monedula phoenicophaga zu nennen.

Einen prächtigen Anblick genießt der Reisende, wenn er die kleine Stadt China am San Juan verläßt. Niedere Hügel mit Kieselbreccie überzogen und arm an strauchiger Vegetation erheben sich im Westen und durchziehen die Ebene, von diesen Höhen übersieht man die hohen Kämme der Cordillera de la Sierra Madre, die östlichste Verzweigung der Andenkette in einer Reihenfolge von mehr denn 60 Leguas von Süd zu Nordwest (24—26° 30′ N. B.). Diese Gebirgskette, welche sich über 10,000′ erhebt, ist reich an vielfachen und malerischen Formen und läuft von Victoria in Tamaulipas, wo solche den Wendezirkel erreicht, bis in den Staat von Cohahuila und von da gen Norden fort, wo sich die Sierra Madre mit den Gebirgen des Rio Grande vereinigt und verschmelzt. Ich nahm die Profile der ganzen Bergkette auf und denke damit eine Lücke der Andographie zu ergänzen.

Unweit des östlichen Abhanges von der Sierra Madre zwischen 25—26° N. B. liegt in einer sehr warmen Gegend unter prächtigen Anona- und Orangenbäumen das liebliche reinliche Städtchen Caboreita im Staat Nueva Leon; diese Stadt, etwa vor hundert Jahren gegründet, ist nach einem ganz regelmäßigen Plan gebaut, hat einen großen schönen Platz, gerade, breite, gut gepflasterte Straßen und schöne Gärten von den herrlichsten Bäumen beschattet. Monterey, Stadt mit 24,000 Einwohnern, Hauptstadt des Staates, liegt 12 Leguas im Westen von Caboreita am Fuß der Cordillera, die sich von hier in vielfache Thäler und Gebirgsgruppen verzweigt. Malerisch und schön geformt ist namentlich die sattelförmige Felskuppe der Silla, östlich von Monterey, und die Mitra im Westen. Die Bewohner von Nueva Leon gefallen mir am besten unter allen Mexicanern. Es ist ein gutes freundliches, sehr reinliches Volk, welches den Fremden höflich aufnimmt; die Weiber sind hübsch und sehr arbeitsam, berühmt wegen ihres Kunstfleißes in Bearbeitung von Webereien, besonders dauerhafter Costales, Serapes und Corongos, in denen sie Arbeiten liefern, welche den französischen Gobelins nahe kommen und oft theuer verkauft werden. Der Preis solcher Teppiche und Decken steigt von zwei bis 60 spanischen Thalern.

In vieler Hinsicht fand ich überhaupt die Einwohner des nördlichen Mexico verschieden von denen der südlicheren Staaaten. In religiöser Hinsicht fand ich namentlich viele Duldsamkeit, der Gottesdienst ist so ziemlich in das Innere der Kirchen beschränkt, und der äußere, namentlich Straßengottesdienst, bestehend in Bildern aus der Martyrologie, Kreuzen u. s. w., beinahe gänzlich verschwunden, eben so die Klostergeistlichkeit und die Weltgeistlichen haben sogar im Privatleben die Tracht der gebildeten Bürger angenommen. Nur in Durango sah ich noch einzelne Priester in altspanischer Tracht mit aufgestülptem breitkrämpigem Hut. In Monterey sind seit der Invasion der nordamerikanischen Truppen in dem letzten Krieg viele Fremde ansässig, und der sonst wenig bekannte Platz bedeutungsvoll für den Handel geworden. Es hat sich ein starker Verkehr zwischen Monterey, San Louis Potosi, Zacatecas, Durango und Chihahua gebildet, und fahrbare Straßen verbinden die abgelegenen Staaten selbst mit der Hauptstadt. Monterey liegt noch in einer sehr lieblichen warmen Ebene, inmitten herrlicher Gärten, und die Orangen sind berühmt.

Von Monterey zwängt sich der Weg nach Westen zwischen hohem Gebirg in allmählicher Steigung; die Straße ist steinig und zum Theil schlecht. Ein enges Fels- und Bergthal, la Rinconada genannt, wäre eine treffliche militärische Position zur Vertheidigung des Landes, wurde aber ganz vernachläßigt im letzten Kriege. Hier tritt die Agave in Masse auf, und die Berge bedecken sich mit der sägeblättrigen Jucca, deren Blüthenstengel 12—15 Fuß sich erheben und Fahnenbüschel bilden; hier treten auch die Melo- und Echinocacten schon in den auszeichnenden Formen hervor; die mexicanische Pappel, hier im Januar mit frischem Grün geschmückt, erhebt sich zum mächtigen Stamm. Bis Saltillo (Leona del Vicario) im Staat Cohahuila erhebt sich die Ebene bis 4500′, und unsere europäischen Obstbäume gedeihen vortrefflich. Saltillo ist eine bedeutende, gut im altspanischen Styl gebaute Stadt mit mehreren Kirchen und Plätzen; die Kathedrale, ein großes Gebäude gemischter arabischer und altspanischer Baukunst, zeichnet sich durch Cupolen mit gebrannten Thonplatten bedeckt aus.

Bis Buena Vista, wo der jetzige nordamerikanische Präsident Taylor die Mexicaner unter St. Ana mit 5—6000 Mann gegen 24,000 aus unvortheilhafter Stellung (!!!) auf das Haupt schlug, erhebt sich das Terrain bis gegen 5000′ und der Boden ist kahl und vegetationsleer. Hier fand ich einen Repräsentanten aus der Familie der Storchschnäbel, wahrscheinlich ein neues Geranium. Die Gebirge, welche das Thal von Buena Vista bilden, sind sehr merkwürdig und die Formen unserer Jura-Alp treten auffallend im Westen und Norden hervor; diese Sargformen und abgeschnittenen Kegel wechseln mit spitzigen Hörnern und Kämmen von nun an gegen Südwest ab, und die vulcanischen Revolutionen gestalten die Gebirge zu den sonderbarsten Gebilden. Westlich von Buena Vista öffnet sich das Land zu einer breiten Ebene; ich verließ die Nordweststraße von Parras, dem Weinlande Nordamerika's, und schlug den Weg nach Zacatecas in Südwest ein. In einem waldigen Hohlwege, der Capulin genannt, tritt die Kiefer- und Lorbeereiche hervor mit blühenden Jucca, und der Fuß der Bäume trägt zahllose Agave und Bonaparteen mit Juniperus und Thuja gemengt; welche Contraste von Pflanzenformen! Dieser Paß ist übel berufen, denn mexicanische Räuber oder wilde Indianer wetteifern darin die Reisenden zu behelligen. Der Paß des Capulin, nach einer sanften Steigung und unbedeutendem Abfall, beträgt 2—3 Leguas, und öffnet sich, bei einem Teich von gutem Wasser (Tangue), in eine mit Bergen umgränzte Ebene. Auf diesen Bergen namentlich den Cerros de S. Helena sah ich die schönsten Gebilde der so reichen Cactusfamilie. Ein Cereus, oft 15—20′ hoch, dick wie eine 50jährige Tanne, in Gruppen gesellig lebend und ganz mit langen, blutrothen Stacheln bedeckt, ist gewiß eine der größten Zierden dieser Familie. Ein ungeheurer Melocactus, 5—6′ im Umfang haltend, gleicht aus der Ferne runden Felsblöcken. Ein anderer Cereus hat eine oft mehrere Pfund schwere Knolle zur Wurzel. Im Ganzen sammelte ich gegen 50 Species Cactus aus allen Subgenera der Sippe.

Die vulcanischen Formen des Andenplateau's treten nun immer mehr hervor, und nehmen in dem Grade zu als man nach Westen vordringt. Eine zu weitläuftige Schilderung meiner ferneren Fahrt in ihrem Detail würde zu viel Zeit rauben, und ich schränke mich daher so kurz als möglich ein. Die Bergwerke vom Mazapil und Cedros erregten natürlich meine Aufmerksamkeit. An letzterem Ort interessirte mich besonders der Weinberg der Minendirection; es scheinen andalusische Reben zu seyn. Sie gedeihen bei 6—7000′ recht gut; es sind starke, im Bock geschnittene Stöcke, die in Reihen 8—10′ aus einandergesetzt sind; der Wein gleicht dem geringeren Azorengewächs, kann aber keineswegs schlecht genannt werden; leider stand der Stock kahl und ich kann über die Gattung der Rebe nichts sagen. In Parras ist der Weinbau sehr verbreitet und verbessert, so daß Parras einen sehr ausgebreiteten Handel, besonders nach S. Luis Potosi und Zacatecas, treibt. Der Preis der besten Qualität ist zu 30—40 Thlr. das Barill, so daß die Flasche auf $1\frac{1}{2}$ Realen an Ort und Stelle kömmt (8 Realen à 2 fl. 30 kr.). Der Minendirector war so gütig mich von allem möglichst genau in Kenntniß zu setzen. Das Erz von Mazapil ist reich an Kupfer, von dem ich schöne Stufen erhielt, das von Cedros enthält kaum 3—4/100 Silber, aber viel Blei.

(Schluß folgt.)

Die Pflanzensammlung des bekannten verstorbenen Botanikers Griffiths, welche namentlich in Assam zusammengebracht wurde, erhielt die Londoner linnéische Gesellschaft von der ostindischen Compagnie zum Geschenk. (Athen. 29 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 160. 5 Julius 1850.

Geologie der Südsee-Inseln.

(Geology of the Unit. States Expl. Expedition. By J. Dana.)

1. Allgemeine Bemerkungen über die Hawaii-Inseln.

Unter den Gruppen Polynesiens übertreffen die Hawaii-Inseln alle andern an geologischem Interesse. Die Wirkungen von Feuer und Wasser in der Bildung von Felsen zeigen sich nicht nur in den Ergebnissen, sondern auch durch den noch stets fortwirkenden Proceß, und der Naturforscher kann die Stufen durch ihre aufeinander folgenden Wirkungen beobachten: er kann hinabsteigen in den kochenden Schlund, und die Thätigkeit des ungeheuren Laboratoriums mit derselben Bedächtlichkeit in Augenschein nehmen, wie den Proceß in dem Ofen eines Chemikers. So wird die Art, wie Berge entstehen und Inseln aufgebaut werden, ein Gegenstand der Beobachtung. Man kann den vulkanischen Dom sehen, wie er durch überströmende Lava Massen aufhäuft, und kann den Gang verfolgen, wie er zunimmt an Größe; eben so lassen sich die Zerreißungen in den aufgehäuften Felsen beobachten, bis sie in den unterliegenden Laven wieder verschwinden.

Während diese vulkanischen Berge in einem Theil der Gruppe ihre Gränzen noch immer ausdehnen, sind in andern diejenigen Veränderungen, welche durch die Einwirkung von Wasser, allmähliche Zersetzung und andere verbündete Ursachen vor sich gehen, aufs klarste dargestellt, und diese Wirkungen sind auf jeder Stufe von Fortgang begriffen: in einigen Fällen behalten die Abhänge die gleichmäßige Oberfläche des neuesten Lavastroms, in andern sind sie in allen ihren Zügen geändert, die Höhen zersetzt, die ganze Oberfläche in Schluchten und Thäler zerrissen, und die Tiefe dieser im Laufe der Zeit gezogenen Furchen zeigt an, daß die verschiedenen Inseln stark von einander abweichen hinsichtlich der Länge der Zeit, seit welcher die Feuer erloschen und sie der Einwirkung der atmosphärischen Elemente ausgesetzt wurden.

Ferner zeigen die Korallenbildungen der Ufer Riffe, die durch die wachsenden Zoophyten jetzt im Fortschreiten sind; andere Riffe erheben sich mehrere Fuß über den Meeresspiegel und haben eine große Aehnlichkeit mit Kalksteinlagern. Anderswo finden sich Hügel von Triebsandgestein corallinischen Ursprungs; die verschiedenen Thatsachen beleuchten daher sämmtliche Ergebnisse des Wachsthums und der Anhäufung der Korallen.

Die Gruppe ist somit der Schlüssel zur polynesischen Geologie, sie vereint alle Züge, die anderswo weit zerstreut sind, und sie stellen sich daran so in fortschreitenden Stufen dar, daß sie einander gegenseitig erklären. Eine so in Gipfel und Ketten zerrissene Insel, wie Taheiti, kann Staunen und Ungewißheit erregen, die Hawaii-Gruppe bietet dasselbe schwierige Problem dar, wie Taheiti, zugleich aber auch für die Betrachtung und das Studium eine verständliche Lösung.

Die Inseln der Hawaii-Gruppe sind 8 an der Zahl, und liegen nahe an dem nördlichen Wendekreis zwischen 19° u. 22½° N. Br. Fängt man vom Südwestende an, so folgen sie sich in nachstehender Ordnung: Hawaii, Maui, Kahulawe, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Nihau. Die Länge der ganzen Linie ist etwa 400 (engl.) Meilen, man hat aber bemerkt, daß die Kette sich eigentlich noch gegen NW fortsetzt, und die zwei Felseninselchen, Necker und Bird, sowie einige Korallenriffe umfaßte, so daß sie eine Strecke von fast 2000 Meilen einnimmt. Diese Gruppe ist nur eine lange Kette von Berghöhen, die sämmtlich mit Ausnahme der jetzt Inseln bildenden Theile unter dem Wasserspiegel liegen. Die höchsten Punkte sind in der südöstlichen Insel Hawaii der Mauna Loa, nach den Messungen der Expedition 13,760 (engl.) Fuß hoch über der halben Fluth, und der Berg Kea 14,950 F.; auf derselben Insel noch erreicht der Berg Hualalai nahezu 10,000 Fuß. Die nächstgelegene Insel Maui hat einen Gipfel Haleakalai von 10,217 F. und einen zweiten, Ika, von 6130′. Oahu hat zwei nahe an 4000′ hohe Ketten, und auf Kauai ist ein Gipfel, den man auf 8000′ schätzt. Molokai steigt zu einer Höhe zu 2500′ und Lanai mehr als 1600′ an. Es ist dieß gewiß eine merkwürdige Reihenfolge von Höhen für einen Flächengehalt von kaum 76 geographischen Quadratmeilen.[1] Da zwischen den Inseln der Gruppe in der Richtung der Kette keine Tiefseesondirungen gemacht wurden, so haben wir noch keine bestimmte Anzeige bezüglich der Höhe der Gipfel über der zwischenliegenden vom Meere überschwemmten Kette. Die Hawaii-Inseln zeigen allenthalben überflüssige Beweise ihres Ursprungs durch Feuer, doch sind die thätigen Vulcane jetzt auf die Insel Hawaii beschränkt. Wir werden in der Folge zeigen, daß Hawaii darum nicht als die neueste Insel der Gruppe zu betrachten ist, es ist nur die letzte, auf der das Feuer erlöschen wird. Es wird klar werden, daß die Vulcane der Gruppe zuerst am Nordwestende der Linie erstarben und so in ziemlich regelmäßiger Reihenfolge gegen Südosten hin.

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

III. (Fortsetzung.)

Die Tibetaner gehören der mongolischen Race an, zeichnen sich aber vor andern tatarischen Stämmen durch eine Gewandt-

[1] Damit hat er wohl 60 M. auf den Grad gerechnet, während oben die gewöhnliche englische Meile, etwa 67½ auf den Grad, gemeint sind. A. d. U.

Digitized by Google

heit des Körpers und des Geistes aus, welche den Chinesen Besorgnisse einflößt; sie sind großmüthig, offen und tapfer, das religiöse Gefühl geht zwar bei ihnen nicht wie bei den Mongolen bis zur äußersten Leichtgläubigkeit, ist aber nichtsdestoweniger sehr entwickelt und stark; ihre Züge drücken den tatarischen Typus sehr rein aus, sind aber durch einen Ausdruck von Lebendigkeit und Fröhlichkeit gehoben, der sie von Mongolen und Mantschu unterscheidet. Sie tragen lange, auf den Schultern fliegende oder wie die Chinesen in einen Zopf geflochtene Haare; ein rother Hut, in Form dem baskischen Beret ziemlich ähnlich, oder eine blaue Faltenmütze mit einem Visir von schwarzem Sammt und rother Verzierung, ein weiter an der Seite durch eine Agraffe zusammengehefteter und durch einen rothen Gürtel gehaltener Rock, und Stiefel von Tuch sind die wesentlichen Theile ihrer Kleidung. Die Frauen tragen einen ähnlichen Rock wie die Männer, fügen aber eine kurze vielfarbige Tunica bei; ihre Haare sind stets in zwei Zöpfe getheilt, die sie hinten hinabhängen lassen; eine kleine, gelbe Mütze, ähnlich der phrygischen, ist der Kopfputz der Frauen des Volks; die vornehmen Frauen tragen statt allem Kopfputz eine Perlenkrone. Das Costüm ist zierlich, nichtsdestoweniger sind alle Tibetanerinnen häßlich anzusehen, selbst für diejenigen, welche kleine, ziemlich geschlossene Augen, vorstehende Backenknochen, kurze Nase und einen breiten Mund lieben, denn sie gehen nie aus ohne das Gesicht mit einem klebrigen, schwarzen Firniß bestrichen zu haben, der ziemlich dem Weinbeermuß gleicht. Die Mode ist nicht Schuld an dieser Sitte, sondern die Frömmigkeit; der Nomechan oder Lama-König, der vor 200 Jahren in Tibet herrschte, und die Sitten seines Volkes sehr locker fand, glaubte dem Uebel abzuhelfen, wenn er den Frauen gebot, sich öffentlich nur mit einem abscheulich geschwärzten Gesicht zu zeigen; man gehorchte vollständig, und jetzt gilt die Sache als ein Glaubensartikel; nur verworfene Frauen wagen es sich mit unverschmiertem Gesicht zu zeigen. Es ist übrigens zu bezweifeln, ob das Verbot des Nomechan der öffentlichen Sittlichkeit sonderlichen Vorschub gethan hat. Der unmittelbar unter der weltlichen Herrschaft des Tale-Lama stehende Theil Tibets ist in Wahrheit nicht sittlicher als die Länder, die nur seine religiöse Obergewalt anerkennen, und doch sieht man, sobald die Gränze des innern Tibet überschritten ist, nur geschwärzte Gesichter. Abgesehen von der Verbindlichkeit diese abscheuliche Maske zu tragen, genießen die Frauen in Tibet eine ziemlich große Freiheit, sind arbeitsam und thätig, halten Läden, nehmen an den Ackerbauarbeiten bedeutenden Antheil, kurz sie mischen sich in die Geschäfte und selbst in die Gesellschaft. Man darf aber darum nicht glauben, daß der Buddhismus der tatarischen Frau die Stellung gebe, welche das Christenthum allenthalben der christlichen Frau sichert. Der Buddhismus gestattet Ehescheidung und Vielweiberei, nur ist die erste Gattin stets die Herrin der Haushaltung; die Paga-Eme oder Nebenfrauen müssen ihr gehorchen und ihr die Achtung bezeigen. So ist es wenigstens rechtlich, begreiflicherweise aber ist es in der Wirklichkeit nicht immer so. Die Ehescheidung geht mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit vor sich, denn der Mann erklärt bloß den Verwandten der Frau, daß er nichts mehr von ihr will; damit ist alles geschehen. Man ist an dieß Verfahren so gewöhnt, daß niemand einen Anstoß daran nimmt.

Obwohl die Fremden sehr zahlreich zu Hlassa sind, so wurden die beiden Missionäre doch sehr bald bemerkt; ihre europäischen Gesichtszüge stachen zu auffallend von allen den asiatischen Gesichtern ab, und bald erfuhren sie, daß man sie mit dem Namen Azaras bezeichne. Sie fragten um die Bedeutung dieses Wortes, und erfuhren, daß die Azaras Indier seyen, eifrige Verehrer Buddha's, und daß man sie alsbald für Azaras erklärt habe, da sie weder Pebuns, noch Katschis, noch Tataren, noch Chinesen seyen. Ein einziger Umstand weckte noch Zweifel über die Richtigkeit dieser Entdeckung: die Azaras, welche als Pilger nach Hlassa gekommen, waren schwarz, man setzte sich aber darüber weg, und nannte die Missionäre „weiße Azaras“; diese versicherten aber, sie seyen gar keine Azaras, weder weiße, noch schwarze. Die HH. Gabet und Huc lachten anfangs über das Geschwätz, dessen Gegenstand sie waren, bald erfuhren sie aber, daß die Sache ernsthaft sey: während das Volk sie weiße Azaras nannte, erklärten die Politiker, und namentlich die der chinesischen Gesandtschaft, sie für Russen oder Engländer, doch eher für Engländer als Russen. „Ein solches Quiproquo, sagt Hr. Huc, mußte uns höchst unpopulär machen, und hätte vielleicht hingereicht, uns viertheilen zu lassen, denn die Tibetaner haben sich, wir wissen nicht recht warum, in den Kopf gesetzt, die Engländer seyen ein räuberisches Volk, dem man mißtrauen müsse.“ Die Missionäre hofften noch, alle diese nachtheiligen Gerüchte kurz abzuschneiden, indem sie sich selbst bei den Behörden meldeten, wie es übrigens auch die Verordnungen über die Fremden vorschrieben. Sie stellten sich deßhalb bei dem Vorstand der Polizei, und sagten: „wir kommen von dem Himmelsstrich des Westens, unser Land heißt Frankreich, unser Zweck ist hier die christliche Religion zu predigen, deren Priester wir sind.“ Der Mann zog phlegmatisch seinen Pinsel hinter dem Ohr vor, und schrieb, ohne die geringste Bemerkung zu machen, etwas nieder. Als er fertig war, wischte er den Pinsel an den Haaren aus, steckte ihn wieder hinters Ohr und sagte zu den Missionären: Jak poze (es ist gut!) — „Temu-schu“ (bleibe in Frieden) antworteten sie, streckten ihm nach den Regeln der tibetanischen Höflichkeit die Zunge heraus und gingen fort. Diese einfache Erklärung wäre wahrscheinlich von der Polizei zu Hlassa für genügend anerkannt worden, und die Missionäre hätten in Frieden das Evangelium predigen können, wenn der Kin-tschai oder chinesische Gesandte nicht eingeschritten wäre. Die politische Organisation Tibets und sein Verhältniß zu China können allein die Bedeutung dieser Einmischung begreiflich machen.

Tibet erstreckt sich bis nach Indien, wo es den Himalaya zur Gränze hat; China drängt es im Osten, Norden und Süden, doch gränzen das himmlische Reich und die Staaten des Tale-Lama nirgends zusammen. Zwischen den Gränzen des eigentlichen China und Tibet sind allenthalben Staaten, welche in weltlicher Beziehung von Peking, in geistlicher von Hlassa abhängen. Ich weiß wohl, daß die Geographen Tibet auf dieselbe Linie stellen, wie die Tributärstaaten, die zwischen ihm und China liegen, das ist aber ein Irrthum: obwohl die Unabhängigkeit Tibets nicht vollständig ist, so kann man es doch in keiner Weise als ein Anhängsel des chinesischen Reichs darstellen. Die große materielle Macht China's und die religiöse Oberherrlichkeit Tibets machen einen mannichfachen Verkehr zwischen beiden Ländern nothwendig. Dieser Verkehr hat eine Menge Streitigkeiten hervorgerufen, und Krieg folgte nicht selten auf die diplomatischen Streitigkeiten; die Chinesen erlebten in Tibet sogar sicilianische Vespern. Obwohl aber im allgemeinen der Waffenerfolg den Tibetanern nicht ungünstig war, so zog doch

Digitized by Google

China aus den Streitigkeiten den größten Nutzen, denn stets wußte es durch Unterhandlungen mehr zu gewinnen, als es durch Schlachten verloren hatte.

Bei den chinesischen Staatsmännern ist das religiöse Gefühl längst erloschen, sie kümmern sich so wenig um Buddha, als um Confutse, aber Buddha wird von Völkern angebetet, über welche China seine Herrschaft erhalten oder ausdehnen will, folglich erzeigt China allen lebenden Buddhas und namentlich dem Tale-Lama jede äußerliche Achtung. Um diese Achtung desto besser zu zeigen, unterhält es fortwährend zu Hlassa zwei vornehme, mit dem Titel Kin-tschai, d. h. außerordentliche Gesandte oder Abgeordnete, ausgestattete Mandarinen. Die officielle Mission dieser Gesandten besteht darin, in gewissen Fällen dem Tale-Lama die Ehrfurcht ihres Gebieters zu bezeugen, und ihm den Beistand China's gegen jeden Feind zuzusichern. Um für so viel Sorgfalt dankbar zu seyn, schickt der Tale-Lama alle drei Jahre nach Peking eine feierliche Gesandtschaft, welche Geschenke überbringt und empfängt: es ist dieß ein Tausch, kein Tribut, aber die Chinesen verdienten nicht ihren Ruf als außerordentlich schlaue Leute, wenn sie dadurch nicht wenigstens einen Anschein von Oberherrlichkeit gewonnen hätten; nach blutigen Niederlagen und langen Unterhandlungen erhielten sie das Recht militärische Posten in Tibet zu unterhalten. Diese Posten sind erbärmlich genug: von Hlassa z. B. bis Se-Tschuen auf einer Strecke von etwa 400 Lieues haben sie nur 2 bis 3000 Mann. Ihr Zweck ist den Durchzug der kaiserlichen Couriere zu fördern. Die Chinesen, welche zu Hlassa in Besatzung stehen, dienen nicht dem Tale-Lama als Wache, wie man behauptet hat, sondern dem chinesischen Gesandten; es sind ihrer 400. Man sieht auch einige chinesische Posten von 100 Mann auf der Straße von Hlassa nach Butan. Endlich lassen die tibetanischen Truppen diese unangenehmen Hülfsvölker auch an der Beschützung der Gebirge Theil nehmen, welche die Staaten des Tale-Lama von den englischen Vorposten trennen. In den andern Theilen Tibets sieht man keine Chinesen, es ist ihnen selbst untersagt, dahin vorzudringen.

Diese in einzelnen Abtheilungen von 50 bis 100 Mann auf einem ungeheuren Landstrich vertheilten Posten geben China keine Gewalt, sichern ihnen die Besetzung keines einzigen strategischen Punktes, aber es ist doch ein Anfang. Das fühlen die Tibetaner so gut, wie die chinesischen Staatsmänner, und dieß hat die Folge, daß gewöhnlich eine stille Feindseligkeit zwischen den Regierungen von Hlassa und Peking herrscht, die eine sucht stets die gemachten Concessionen zurückzunehmen, die andere eben so unabläßig die gemachten Eingriffe auszudehnen. In diesem Kampf gibt die Einrichtung der Regierung von Tibet den Chinesen jeden Vortheil in die Hand. Die Geschichte beweist, daß allenthalben unter allen Regierungsformen die Regentschaften eine Ursache von Unruhen und Schwäche sind, daß sie Unordnungen im Innern und die Einmischung des Auslandes in die Nationalangelegenheiten hervorrufen. In Tibet folgt auf jede Regierung eine Regentschaft, da Buddha sich stets nur in dem Körper eines Kindes incarnirt. Die Einrichtung des Nomechan oder politischen Oberhaupts von Tibet mindert diese Gefahren eines Zwischenreichs, hält sie aber nicht auf. Obwohl der Nomechan, den man stets aus der Classe der Lama-Schaberon nehmen muß, auf Lebenszeit ernannt ist, hat er doch nicht die Gewalt des Tale-Lama: er kann nicht alle Ansprüche zum Schweigen bringen, und oft besteht zwischen ihm und den vier Kalon oder Ministern ein geheimer Kampf. Diese letztern werden vom Tale-Lama nach einer Candidatenliste ernannt, die der Nomechan selbst entwirft, was aber nicht immer eine Uebereinstimmung herbeizuführen im Stande ist, da der einmal ernannte Kalon nur durch den Tale-Lama wieder abgesetzt werden kann. Eine solche Organisation muß Intriguen begünstigen, der chinesische Gesandte mischt sich thätig hinein, und wenn die Partei, welche er unterstützt hat, den Sieg davon trägt, so ist die Unabhängigkeit Tibets neuen Angriffen ausgesetzt.

Aber nicht bloß die Verfassung der Centralgewalt erleichtert den Chinesen die Einmischung in die innern Angelegenheiten Tibets, sondern auch die in manchen Beziehungen feudale Einrichtung des Landes. So bestehen neben dem direct vom Tale-Lama und dem Nomechan beherrschten Districte auch Fürstenthümer, welche der Gewalt der Lama-Hutuchtu unterworfen sind. Die Hutuchtu hängen vom Tale-Lama ab, seine Investitur ist ihnen nothwendig, sie müssen stets zu seiner Verfügung stehen, und in ihren Streitigkeiten ihn zum Richter nehmen, aber auch hier überwiegt die That oft das Recht. Die Hutuchtu erkennen die Gewalt der Regierung von Hlassa nur an, wenn sie solche fürchten; zudem vergessen diese lebendigen Buddhas manchmal, daß sie ein und derselbe Gott in mehreren Körpern sind, sie führen gern Krieg mit einander, und nicht selten sucht der Besiegte als letztes Hülfsmittel die Vermittlung oder das Einschreiten der Chinesen nach, die sich nie umsonst bitten lassen. Ihre Politik gegen die tibetanischen oder tatarischen Oberhäupter erinnert vollkommen an die der Engländer in Indien, und wie dort die Engländer stets irgend einen erbitterten Feind haben, so gibt es auch in Tibet stets irgend einen lebenden Buddha, der von Ausrottung der Chinesen träumt. Gegenwärtig wohnt dieser Buddha in Dschaschi-lumbo, der Hauptstadt des westlichen Tibet; er steht an geistlicher und weltlicher Macht nur dem Tale-Lama nach, seit einigen Jahren übertrifft er ihn im Rufe der Heiligkeit, kurz es ist ein Vasall, der den Oberherrn zu überflügeln droht. Der Nationalgeist gründet auf ihn um so größere Hoffnungen, als die Prophezeihungen den lebenden Buddha von Dschaschi-lumbo als künftigen Eroberer der ganzen Welt bezeichnen. Provisorisch organisirt dieser Prätendent sein Heer unter dem Titel der Brüderschaft der Kelan. Diese Verbindung hat sich schon von Tibet bis nach der Mongolei verbreitet, und die Chinesen fangen an, darin eine drohende Maaßregel zu sehen. Da indeß der Buddha von Dschaschi-lumbo noch mehrere Incarnationen durchmachen zu müssen scheint, ehe er ins Feld rückt, so kümmern sie sich nicht allzu sehr um seine kriegerischen Plane. Für sie besteht die höchste Weisheit darin von einem Tag auf den andern zu leben; sie wollen Schritt vor Schritt und diplomatisch Boden gewinnen. In dieser Beziehung wissen sie geschickt alle Gelegenheiten zu ergreifen, und das Benehmen des Kin-tschai bezüglich der französischen Missionäre beweist dieß deutlich genug.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico.

(Schluß.)

Von Cedros westlich erhebt sich der hohe malerische Pic von Teria, den ich längere Zeit zuerst in West und dann in Ost vor Augen hatte. Auf den Ebenen (8—10,000′) über der Fläche des mexicanischen Meeres, welche nun gen Westen sich abdachen, bilden sich die Wasserscheiden; die gegen Nordost fließenden Bäche verlieren sich in die Lagunen nördlich von Parras und Mapimi. Die vulcanische Natur hat

Digitized by Google

in diesen westlichen Plateaux und den mondringförmigen Gebirgen des Centrallandes die ungeheuersten Umgestaltungen zu Wege gebracht, und die chaotischen Gebilde der cosmischen Feuerthätigkeit überschreiten alles, was ich von Eruptivthätigkeit der Vulcane je gesehen. Meere von Laven, ganze von Schorf, Schlacken und Bimsstein dicht überschüttete Flächen, zerborstene Gebirgsmassen, spitze, steile Kegel von großer Höhe, wie einzelne ungeheure Zähne, Sarggestalten, steile Wände, ungeheure Steinmauern, Felstrümmer, porphyritische Sandhaufen und ganze Flächen, Massen von Süßwasserkalk, ausgebrannte, in Wasserbecken verwandelte Krater u. s. w. folgen sich in weiter Strecke bis zu der großen Stadt des westlichen Andenplateau's Neu-Spaniens, dem noch so wenig bekannten Durango, welches ich den vierten März erreichte. Die liebevolle Aufnahme der HH. Stahlknecht und Lehmann, deutscher Landsleute, und mein Aufenthalt im Kreise ihrer liebenswürdigen Familien und einiger Verwandten, so wie der Umgang mit Dr. Kegel, ehemaligem preußischem Stabsarzt, machten mir Durango unvergeßlich. Durango ist eine große, gut angelegte Stadt mit breiten Straßen, großen Plätzen, etwas über 6000' über der Meeresfläche des stillen Oceans unter 24° 4' N. B. und 107° (einige Minuten) westlicher Länge von Paris, 70 Leguas östlich vom stillen Ocean unweit des Tepehuen (Rio Guadiana), der, durch die Cordillera sich Bahn brechend, nördlich S. Blas in das stille Meer fließt, von Bergen umgeben in einer äußerst fruchtbaren gut bewässerten Ebene, mit trefflichem, beinahe ewig heiterem Klima, in dem es aber 10 Monate nicht regnet.

In Durango fand ich einen der unterrichtetsten Männer des ehemalig spanischen Amerika's in der Person des ehemaligen Justizministers Don José Ramirez, der eine für einem Privatmann in Mexico beinahe unglaublich reiche Bibliothek besitzt, und auf das freundlichste und liebenswürdigste mich aufnahm. Durango besitzt große Kirchen von maurisch-spanischem Styl, schöne Plätze und große Häuser. Die Alameda, der Spaziergang der Einwohner, von hohen Alamos (Pappeln) beschattet, mit Rosen bepflanzt, ist ein Quadrat von mehreren Morgen. Malerisch liegt die Capelle de los Remedios in West auf einem Berge; große Reihen von Agaven (Maguey) bilden breite Straßen um die Stadt, und große Felder sind für den Anbau urbar gemacht. Die HH. Stahlknecht und Lehmann haben eine bedeutende, vom Fluß Guadiana zwei Leguas von Durango betriebene Manta- (weißes Baumwollenzeug-) Fabrik am Tunal, die 2—300 Arbeiter beschäftigt, Hr. Georgi aus Dresden betreibt eine große Oekonomie (Hacienda) La Tapia, eine Legua von Durango, wo der Anfang mit einem Weinberg gemacht ist. Hier sind von zahllosen Wasservögeln bewohnte Lagunen, auf welchen ich in 24 Stunden allein 19 Enten- und Gänsearten vorfand. Das Land, obgleich nach Verhältniß gegen die Abhänge der Cordillera zum westlichen Meer, noch arm an Vögeln, ist doch schon so reich, daß ein langer Aufenthalt dazu gehört um alles zu sammeln. In der Regenzeit vom Julius bis September bedeckt sich das Land mit Pflanzen und Blumen der seltensten Art; eine kleiner sehr giftiger Scorpion ist die Plage von Durango. Das merkwürdigste aber ist der Cerro Mercado, ganz nahe im Norden der Stadt; dieser berühmte Meteor-Eisenstein von solch gewaltiger Masse, daß er seinesgleichen in der Welt nicht mehr hat, gibt $^{81}/_{100}$ reg. Eisen und gleicht einer ungeheuren Masse Gußeisens, die nur den gewaltigsten Hammerschlägen nachgibt und Stücke von der Masse lostrennen läßt. Leider ist dieser ferruginöse Koloß ein todtes Gut, welches unverbraucht dahin schlummert wie so mancher Metallreichthum der neuen Welt.

Den 17 März, Sonntags früh, verließ ich Durango mit zwei Dienern und meinem mexicanischen Mozo zu Pferd, begleitet von Freunden, welche mir das Geleit bis auf die Sierra gaben; diese fängt schon eine Legua westlich an und ein schrecklich steiniger Felspfad ist der erste Eindruck der ungemein beschwerlichen Wege, welche meiner warteten. Die ersten 4—5 Tagereisen führen durch die kalte, von mannichfachen Eichen, herrlichen Kiefern und Sträuchern belebten Wälder der nördlichen Andenkette, abwechselnd steinige Bergwände hinauf und hinab bis zu den westlichern Abhängen, wo man über Echevarias sich dem wärmeren Klima nähert und durch Herabsteigen von gewaltigen Bergrücken nach dem Rio Baluarte begibt, der seine reißenden Fluthen durch gewaltige Felsblöcke in der Tropenzone gegen das stille Meer durchwälzt. Die schauerlich fürchterliche Kluft wird erhöht durch die herrlichste Tropenvegetation des Westens, und zahllose Formen, zum Theil neu, zum Theil bestimmt, erfreuen den Naturforscher. Vom Baluarte steigt man wieder in engen steinigen Gebirgspfaden herauf und hinab 7—8000' bis zum Batel, von dessen hohem Gipfel sich plötzlich das schöne Panorama der westlichen Bergabhänge, der stille Ocean in einer Entfernung und Ausbreitung von mehr denn 30 geographischen Meilen und im fernen Nordwesten die Gebirge Südcaliforniens vom Cap S. Lucas bis S. José ausbreiten. Vom Batel zieht sich eine gewaltige Baranca ins Thal von S. Lucia und zu dem Minenwerk Panuco hinab, von wo aus wohl noch Gebirge zu übersteigen sind, aber immer der Charakter der Tierra Caliente vorherrscht. Die reichste Vegetation, die schönsten Vogelformen entschädigen nun den Naturforscher für die Gefahren in der langen Reise durch die westliche Cordillera; ich besuchte die reiche Kupfergrube von S. José de Malpica, vier Leguas von S. Sebastian, und brachte die herrlichsten Erze von diesem Schacht zurück, welche außer dem Kupfer in sehr vielfachen Verbindungen noch Silber, Gold und Platin in ihrem Schooß verbirgt. Der weitere Weg führte durch die waldige Ebene, von Aras, Papagaien und andern herrlichen Vögeln bevölkert bis an die Seeküste, wo der nun so in Aufschwung gekommene Hafen von Mazatlan und seine malerische Lage, zwischen zwei Meeren auf einem Isthmus gelegen, mit freundlichster Aufnahme deutscher Landsleute mich schadlos hält für die lange beschwerliche Reise vom atlantischen bis stillen Ocean. Ein reiches Feld eröffnet sich mir hier, und der Reichthum von Festland und Meer beschäftigt mich natürlich ohne Unterbrechung.

Das Klima ist hier sehr angenehm, nicht zu heiß und nie kalt, ganz dem der benachbarten Sandwichinseln gleich.

So weit ich nun auch von Europa entfernt bin, scheint der Raum weniger groß im Maaßstab der Beschäftigung, welcher der Naturforscher obliegt, der so reichen Stoff zum Sammeln vor sich sieht.

Jahre gehören aber dazu das jungfräuliche Gebiet der nördlichen Westküste zu erforschen, dessen Formen so reich, besonders im Schooße des unermeßlichen Raumes des Oceans sind. Mollusken und Fische, deren Gränzen kein Menschenleben erforschen wird, und welche besonders die Nordwestküsten beleben, bedürfen der anhaltendsten Thätigkeit.

So groß der Drang des Goldlandes Nordcalifornien ist, das immer neue Massen Einwohner an sich zieht, so groß ist noch der Flächenraum der unbewohnt ist, und die Sucht kostbare Metalle, welche nur im sterilen Boden lagern, aufzusuchen, läßt den fruchtbaren Theil des Landes unbebaut. Die reiche Productivkraft der Erde bleibt unbenützt, weil alle Arme das Land nach Metallen durchwühlen. Die reichsten ergiebigsten Ländereien sind der Natur überlassen und die nothwendigsten Bedürfnisse, statt für theure Preise eingeführt zu werden, würden wie von selbst dem Schooße der ergiebigen Erde entlockt werden, wenn die Habsucht und Goldgier nicht alle Thätigkeit in Anspruch nähme. Die reichen Quecksilberadern, welche neuerdings entdeckt wurden, können noch bedeutungsvoller für das nördliche Californien werden als die schon stark abnehmenden Goldwäschen. Das südliche mexicanische Californien ist nun beinahe ganz entvölkert; Weinbau und Viehzucht sichern daselbst einen dauernden Wohlstand. Dieses Land ist für den Naturforscher wichtiger als Neucalifornien, und gänzlich neu und der Wissenschaft verschlossen gewesen. Ich muß schließen, da ich wegen Abgangs des Panama-Dampfbootes den letzten Bogen schon in sichtbarster Eile schrieb.

Winterrindenbäume aus der Magellansstraße. In der Londoner linnéischen Gesellschaft legte der Präsident Theile von Stämmen von Winterrindenbäumen vor, welche Capitän King im J. 1826 in der Magellansstraße hatte umhauen lassen; es befanden sich Inschriften darauf, welche ein Untersteuermann der Expedition des Capitän Cordoba im J. 1786 und ein Gefährte Bougainville's im J. 1769 durch die Rinde hindurch gemacht hatten. Die Jahresringe an der jüngern Inschrift entsprechen deutlich dem Zwischenraum zwischen beiden Reisen. (Athen. 29 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 161. 6 Julius 1850.

Das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule in Frankreich.

Der Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel hat eine seltsame- und in manchen Beziehungen wichtige Nachwirkung, einen höchst erbitterten Streit zwischen der herrschenden staatsökonomischen Schule und den bestehenden staatsökonomischen Verhältnissen. Da in England und Deutschland derselbe Streit, wenn auch unter ganz andern Umständen, sehr lebhaft geführt wird, so ist es von Interesse diesen Gang in Frankreich gleichfalls etwas näher ins Auge zu fassen. Es handelt sich um den Kern des Lebens der neuern Völker, um die Arbeit und die Verhältnisse der Arbeiter unter einander. Wir nehmen hier das Wort Arbeiter keineswegs im beschränkten Sinne von Handarbeiter, sondern im Sinn von Erzeuger, mag derselbe nun dem Ackerbau, den Gewerben oder der großen Industrie angehören. Der Handel vertheilt sich unter den drei Classen, von denen er leben muß, da er selbst nicht producirt, sondern nur den Vermittler zwischen dem Erzeuger und Verzehrer macht. Diejenige Classe, welche außer den obigen dreien steht und bloß von ihren Renten lebt, ist in den neuern Staaten zu schwach vertreten, und hat übrigens durch ihren Besitz selbst an dem Wohle der drei Classen ein zu directes Interesse, als daß man eine besondere consumirende Classe daraus stempeln könnte, ein nicht zu übersehender Umstand, da man in der Regel einen absoluten Unterschied zwischen Producenten und Consumenten statuiren will, und auch die französischen Professoren der Staatsökonomie darauf ein besonderes Gewicht legen, indem sie behaupten, daß es hauptsächlich das Schutzsystem sey, welches den Consumenten, namentlich auch dem gewöhnlichen Arbeiter, das Leben vertheure, wobei es seltsam erscheinen muß, daß sie einen Hauptgrund dieser Vertheurung, die indirecten Abgaben auf Lebensmittel, namentlich die Octrois, gar nicht berühren. Man ersieht hieraus schon, daß sie von englischen Ansichten ausgehen, denn die Engländer haben gar keine Octrois, und die Vertheuerung der Lebensmittel, das Bier abgerechnet, kam nur durch die Zölle, namentlich die Kornzölle.

Der Einfluß des englischen Beispiels auf viele Franzosen hat etwas fabelhaftes, denn er ist oder scheint wenigstens noch viel stärker als auf Deutschland, sie berufen sich auch fast nur auf England, und doch kann es kaum etwas verschiedenartigeres geben, als die ökonomischen Verhältnisse Frankreichs und Englands. Hier liegt aber eben der Knoten: die Frage ist, sollen gewisse abstracte, mit mehr oder minder Logik aus einer Anzahl Thatsachen abgeleitete Ansichten oder Lehrsätze, wenn man sie so nennen will, in der Gesetzgebung eines Landes maaßgebend seyn, oder sollen Veränderungen in den bestehenden Gesetzen nur nach Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse vorgenommen werden? So muß man gegenwärtig die Frage stellen, wenn von Freihandel oder Schutzzoll die Rede ist, denn es gibt in der Nationalökonomie keine abstracten Grundsätze, welche nicht durch diese oder jene Umstände einer wesentlichen Modification unterliegen müßten. Wir haben gar nichts dagegen einzuwenden, daß man im allgemeinen den Satz aufstellt, Freiheit im Handel und Wandel sey besser als ein System zweckloser und willkürlicher Beschränkungen, aber wer soll der Richter seyn, ob gewisse Beschränkungen zwecklos und rein willkürlich sind? Wenn, um ein anderes Beispiel einer bestrittenen politischen Frage anzuführen, wenn in einer Stadt, die bisher streng ihre Eigenthümlichkeit wahrte, fremde Zuzüger nur mit großer Auswahl aufnahm und die Aufnahme an sehr beschränkende Bestimmungen band, plötzlich eine volle Freizügigkeit gewährt werden sollte, wonach wer Lust hat, Reich und Arm, geschickte Arbeiter und faule Vagabunden sich in das Bürgerrecht derselben eindrängen könnten, was würden die entschiedensten Vertheidiger der Freiheit in einer solchen Stadt dazu sagen? Die unbedingte Handelsfreiheit predigen ist gerade so viel als den Staat nach den Grundsätzen des Contrat social restauriren. Und doch haben in Frankreich nicht bloß die dii minorum gentium, sondern selbst ein Michel Chevalier sich zu nachstehenden Sophismen hinreißen lassen:[1] „Die Regierung hat sich in allen Documenten, welche sie dem Generalrathe vorlegte, zur protectionistischen Ansicht bekannt. Man mag daraus ersehen, daß sie sich bis an die Gränzen des Socialismus vorwagt, wenn sie nicht sogar diese Gränzen überschreitet. Es ist nicht hinreichend zu schreien, man sey kein Socialist, man muß auch zeigen, daß man nicht von denselben Grundsätzen ausgeht, wie die Socialisten. Nun haben aber das protectionistische System und der Socialismus einerlei Ursprung, beide entspringen aus der despotischen Ausdehnung der Staatsautorität und der Unterschiebung der Willkür an die Stelle der Gerechtigkeit. Wenn der Staat dazwischen tritt, um mich zu zwingen, Waaren zu kaufen die ein Franzose gefertigt hat, statt anderer aus einer fremden Fabrik, die mir besser gefallen und

[1] In einem Artikel über den „Generalrath für Gewerbe, Ackerbau und Handel.“ Dieser Artikel ist höchst charakteristisch. Chevalier wurde in dem Streit, den wir gleich näher schildern wollen, nicht direct, wohl aber indirect angegriffen, und rächte sich durch diesen Artikel in der Revue des deux Mondes (15 Junius), worin er diese Zusammenkunft als total verfehlt darstellte, die Schuld aber, da er die große Anzahl angesehener und einflußreicher Männer nicht anzutasten wagte, durchaus auf die Regierung wälzte.

Digitized by Google

die ich wohlfeiler haben könnte, so überschreitet der Staat seine legitimen Befugnisse; er beraubt mich einer natürlichen Freiheit, und besteuert mich zu Gunsten eines Mitbürgers, der vor dem Gesetz meines Gleichen ist oder seyn sollte, und dem ich also keine Steuer schuldig bin, so wenig als er mir. Das Schutzzollsystem brüstet sich mit patriotischen Methaphern, aber der Socialismus hat seine philanthropischen Metaphern, die nicht minder klangvoll sind. Würde der Socialismus zum Staatsgesetz, so würde er die Freiheit und die Gerechtigkeit im angeblichen Interesse der Mehrzahl verletzen, das Schutzsystem ist der einen wie der andern zuwider, und zwar in einem Interesse, das nicht so bedeutend ist, manchmal sogar zum Vortheil einer ganz kleinen Anzahl von Personen." Diese Tirade wäre würdig von einem deutschen Theoretiker und philosophischen Freihandelsmanne geschrieben zu seyn, billig darf man sich aber wundern, daß die neugebackenen französischen Philosophen den Staat so en Bagatelle zu behandeln anfangen. Wenn man derlei Tiraden auf dem Katheder vorträgt, so hat die Sache weiter nicht viel zu sagen, sie sind theoretisch ganz richtig; nur muß man nicht den Philosophen mit dem Staatsmann verwechseln. Si le philosophe n'est au but, il ne sait où il est, si l'homme d'état ne voit son but, il ne sait où il va, sagt Rousseau. Der Staatsmann mag immerhin völlige Handelsfreiheit als Ziel vor Augen haben, um sich nicht in dem Irrsaal der nationalökonomischen Fragen zu verirren, wenn er sich aber gleich ans Ziel stellen will, wird er an eine Mauer anrennen, und sich wenn nicht den Schädel, doch die Nase einschlagen.

Das haben die französischen gelehrten Staatsökonomen übersehen, oder, um mit Benoist d'Azy zu reden, ihr Laternenlicht für die Sonne angesehen. Der Irrthum ist verzeihlich, so lange er sich in gewissen Schranken hält, so wie er aber zum Fanatismus wird, so wirkt er schädlich, und wenn die Herren sich vollends so weit vergessen, daß sie mit ihrer unverdauten Philosophie die eine Classe der Staatsgesellschaft gegen die andere hetzen, wenn ein Hr. Blanqui in Paris, wo die Lehren des weisen Junkers Louis Blanc noch in frischem und verderblichem Angedenken sind, im Conservatoire des Arts et Metiers vor einem sehr gemischten, großentheils aus Arbeitern bestehenden Publicum den alten Kram der exploitation de l'homme par l'homme auskramt, und geradezu behauptet, daß der Schutz der Nationalarbeit eine Beraubung des Arbeiters zum Vortheil des Fabrikanten sey, so überschreitet er die Gränze der erlaubten Lehrfreiheit, so gut wie die der Klugheit. Dieß ist der Streit, der sich zwischen dem Generalrath für Ackerbau, Handel und Industrie auf der einen, und den Professoren der Staatsökonomie auf der andern Seite erhoben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

(Fortsetzung.)

III.

Im J. 1846 war der Posten eines Kin-tschai durch einen Mandarin besetzt, dessen Name in Europa nicht unbekannt ist, nämlich Ki-schan, denselben, der im J. 1840 den Auftrag erhielt, als kaiserlicher Commissär die zwischen China und England ausgebrochenen Streitigkeiten auszugleichen. Ki-schan hatte Vollmacht, und man erinnert sich, daß er sich ihrer bediente, um die kleine Insel Hong-kong an England abzutreten, was der Kaiser nicht ratificiren wollte. In China läuft ein unglücklicher oder desavouirter Unterhändler starke Gefahr zum Tode verurtheilt zu werden; Ki-schan erhielt das Leben geschenkt, wurde aber degradirt, seine Güter confiscirt, seine Frauen im Aufstreich verkauft, und er selbst ins Innere der Tatarei verbannt. Da die Ereignisse ihm Recht gaben, er überdieß zahlreiche Freunde hatte, und seine Geschicklichkeit unbestreitbar war, so wurde er im J. 1844 zurückgerufen, und man beauftragte ihn mit einer außerordentlichen Mission zu Hlassa, wo ernste Verwicklungen sich erhoben hatten. Der Nomechan, der damals Tibet regierte, hatte Mittel gefunden, den Tale-Lama in gänzlicher Unterwürfigkeit zu halten: alle zwei oder drei Jahre trat er gezwungen die Seelenwanderung an. Bereits hatte Buddha drei neue Incarnationen durchmachen müssen, einer war erdrosselt, ein zweiter erstickt und ein dritter so eben vergiftet worden. Die öffentliche Stimme klagte den Nomechan der so rasch aufeinander folgenden Mordthaten an, aber er war mächtig, hatte zahlreiche Anhänger und niemand wagte es etwas zu sagen. Indeß mußte man den neuen lebenden Buddha vor den Zufällen schützen, welche seine drei Vorgänger getroffen hatten, und die Kalons verlangten insgeheim den Schutz des Kaisers. Die durch die Umstände gebotene Einmischung der chinesischen Regierung konnte sich übrigens auf einen ganz zufälligen Umstand stützen. Der Nomechan war aus Kan-su, einer China unterworfenen Provinz, gebürtig, der Kaiser hatte also richterliche Gewalt über ihn. Der Hof von Peking sah hierin eine vortreffliche Gelegenheit, seinen Einfluß in Tibet zu vermehren, und Ki-schan wurde nach Hlassa geschickt. Glücklicher als zu Canton hatte er in der Hauptstadt von Tibet einen vollständigen Erfolg: der Nomechan, plötzlich verhaftet, machte vollkommene Geständnisse und wurde zur Deportation nach der Mantschurei verurtheilt. Trotz des Abscheus, den seine Verbrechen einflößten, brach, sobald die Bevölkerung erfuhr, welche Rolle der chinesische Gesandte in der Sache gespielt hatte, ein Aufstand aus, und Ki-schans Wohnung wurde verheert; er war dessen gewärtig gewesen, und hatte sich deßhalb klüglich verborgen. Von der Gesandtschaftswohnung eilte der Haufe nach der der Kalons, bemächtigte sich des einen derselben und riß ihn in Stücke; endlich gelang es auch den Verurtheilten zu befreien, da dieser aber erklärte, daß er gehorchen wolle, hörte der Aufstand auf. Ein neuer Nomechan wurde gewählt, da er aber, wie der Tale-Lama, noch minderjährig war, so erhielt der erste Kalon den Titel Regent, und übernahm die Leitung der Geschäfte. Dieß war die Lage Tibets im J. 1846. Alles was die Localgewalt an Kraft und Ansehen verloren hatte, war in nothwendiger Folge dem chinesischen Einfluß zu Gute gekommen.

China, welches keine Missionäre bei sich duldet, konnte sie eben so wenig in Tibet dulden; Ki-schan beschloß also die HH. Huc und Gabet zu vertreiben. Spione führten sich anfangs unter verschiedenen Vorwänden bei den beiden Franzosen auf, endlich erhielten sie Befehl sich in den Palast des Regenten zu begeben. Sie gehorchten. Dieser Beamte war ein Mann von 50 Jahren mit einem offenen, verständigen und gutmüthigen Gesicht. Ein prächtiges, mit Zobelpelz besetztes gelbes Kleid hob noch seine natürliche Majestät, die allerdings in europäischen Augen etwas leiden mochte durch seinen Kopfschmuck von drei Goldkämmen, welche seine auf den Scheitel hinauf gebundenen Haare zusammenhielten. Er hieß die beiden Missionäre sich niedersetzen, und beobachtete sie mit einer halb spöttischen, halb wohlwollenden Miene. Ein solcher Empfang war nicht sehr beunruhigend, deßwegen sagten die HH. Huc und Gabet auf französisch zu einander: „unsere Sache wird gut gehen." — „Welche Sprache sprecht Ihr?" rief der Regent. — „Die Sprache unseres Landes."

Digitized by Google

Er bat sie die Phrase zu übersetzen, und sie wiederholten dieselbe auf tibetanisch. „Ah! Ihr habt Vertrauen auf meine Güte, ich bin aber sehr boshaft." Dann setzte er etwas später hinzu: „Ihr habt Recht, ich bin gut, denn Güte ist die Pflicht eines Kalon." Das Verhör wurde bis zum Ende mit großer Freundlichkeit fortgeführt. Der Regent wollte geraume Zeit nicht glauben, daß er keine Engländer vor sich habe, indeß ließ er sich doch überreden. Nach einer Menge Fragen verlangte er, daß sie einige Worte in ihrer Sprache niederschrieben und die tibetanische Uebersetzung daneben setzen sollten. Einer der Missionäre schrieb: „was hälfe es dem Menschen wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele." Der Kalon bewunderte diesen Satz sehr. So standen die Sachen, als man den chinesischen Gesandten ankündigte, und der Regent zeigte den Missionären an, daß Ki-schan sie vernehmen wolle. „Setzt ihm offen Eure Lage auseinander und rechnet auf meinen Schutz; ich bin es der hier regiert."

Die Chinesen gehen allenthalben, selbst wo sie durchaus Herren sind, mit großer Höflichkeit zu Werke, Ki-schan konnte also nicht umhin, sich im Palast des Regenten sehr artig zu zeigen, da er aber von den Missionären zwei Dinge erfahren wollte, welche diese fest entschlossen waren, ihm vorzuenthalten, nämlich das Versprechen Tibet zu verlassen, und ihm Mittheilungen über ihre Reise durch China zu machen, so konnte er einige Bewegungen übler Laune nicht unterdrücken. Indeß endigte die Sitzung ziemlich gut, nur daß sie keine Lösung gab. Sobald Ki-schan fort war, ließ der Regent den Missionären ein Abendessen vorsetzen, sprach viel mit ihnen, und gab ihnen endlich zu verstehen, daß sie provisorisch Gefangene seyen. Am folgenden Tage wurde das Gepäck der HH. Huc und Gabet, geleitet von dem ersten Kalon selbst, nach dem Gerichtshof gebracht, wo Ki-schan sie erwartete. Es handelte sich darum zu wissen, ob sich handschriftliche Karten bei ihnen fänden; in diesem Falle wären die beiden Franzosen zuverlässig alsbald ausgewiesen, wo nicht zum Tode verurtheilt worden. Sie hatten indeß nur gedruckte Karten. Ki-schan erklärte dieß selbst um einen Beweis seiner Kenntnisse zu geben, und der Regent konnte sich nicht enthalten, seine Freude über dieß Ergebniß kund zu thun. Am folgenden Tage wollte er den Franzosen einen öffentlichen Beweis seiner günstigen Gesinnung geben, und wies ihnen eine Wohnung in seinem eigenen Hause an.

Für dießmal glaubten sich die Missionäre aller weitern Belästigungen enthoben, verwandelten das schönste Zimmer ihrer Wohnung in eine Capelle, und begannen die Lehren des Evangeliums zu verbreiten. Ein junger Arzt von chinesischer Herkunft war ihr erster Schüler. Der Regent seinerseits wollte sie nicht wieder von sich lassen, denn er konnte sich nicht satt hören an den Nachrichten, die sie ihm über Europa mittheilten, und namentlich ließ er sich gerne die katholische Lehre auseinandersetzen. Die Sachen schienen auf so gutem Wege, daß die HH. Huc und Gabet schon daran dachten, ihre Verbindungen mit Europa über Indien anzuknüpfen, um sich die nöthigen Hülfsmittel zur Begründung einer Mission zu Hlassa zu verschaffen. Das war ohne Ki-schan gerechnet, denn dieser arbeitete unaufhörlich gegen sie: er stellte dem Regenten vor, die beiden Lamas aus dem Lande Frankreich hätten den Zweck ihre Religion in Hlassa einzuführen, und seyen schon darum die größten Feinde des Tale-Lama. „Was thut das?" erwiederte der Minister, „es sind fromme und gelehrte Männer; wenn ihre Lehre falsch ist, werden die Tibetaner sie nicht annehmen, ist sie aber im Gegentheil wahr, was haben wir zu fürchten? Wie könnte die Wahrheit den Menschen schädlich seyn?" Im Grunde kümmerte sich Ki-schan gar nicht um die religiöse Frage, aber der Aufenthalt zweier Franzosen zu Hlassa war der chinesischen Politik entgegen, und er konnte sie nicht dulden. Sobald er sah, daß seine Diplomatie nicht ausreichte, erklärte er einerseits den Franzosen, daß er sie austreiben lassen wolle, und andrerseits ließ er den Regenten fühlen, daß ihm der Schutz China's nothwendig sey. Der letztere verweigerte, obwohl sichtlich beunruhigt, jede Nachgiebigkeit, der Gesandte wurde drohend, ein Schritt weiter und die diplomatischen Verhältnisse zwischen China und Tibet wurden abgebrochen. Die Missionäre begriffen, daß sie den Widerstand nicht weiter treiben könnten, und kündigten an, daß sie entschlossen seyen abzureisen. „Ja", sagte Ki-schan zu ihnen, „Ihr müßt Euch auf den Weg machen, das wird gut seyn für Euch, für mich, für die Tibetaner und für alle Welt." Der Regent schien traurig und verlegen. „Die Chinesen benützen die Unmündigkeit des Tale-Lama", rief er, „um sich bei uns unerhörte Rechte anzumaßen."

Die Reise von Hlassa bis zu den englischen Vorposten von Indien konnte in 25 Tagen zurückgelegt werden, und die HH. Huc und Gabet hatten den Plan, von Tibet über den Himalaya abzureisen, aber auch hier setzte ihnen Ki-schan einen unbezwinglichen Widerstand entgegen. China will nicht, daß die Straße über den Himalaya bekannt werde, und dieser Ansicht stimmt Tibet vollkommen bei. Indeß hätte der Regent doch mit Vergnügen den Missionären, seinen Freunden, die gewünschte Freiheit der Reise bewilligt, aber Ki-schan war nicht zu bewegen, und man mußte die Straße direct nach den Gränzen China's einschlagen. Obwohl diese Richtung sie durch einen noch unbekannten Theil Tibets führte, so konnten sich die Missionäre doch eines gewissen Schreckens nicht erwehren, als sie erfuhren, daß die Berge, die sie vom blauen See nach Hlassa überstiegen hatten, im Vergleich mit denen, welche ihrer warteten, für leicht und sicher galten. Indeß hatten sie sich um die Transportmittel nicht zu kümmern, denn Ki-schan hatte alles vorgesehen und angeordnet; ein Mandarin und eine ziemlich zahlreiche Bedeckung sollte über sie wachen.

Der Mandarin, welcher sie begleiten sollte, war mit den Voranstalten noch nicht fertig, und die Missionäre konnten somit der Feier des neuen Jahres zu Hlassa beiwohnen. Nach der tibetanischen Chronologie fällt dieß in den Monat März, und ist hier, wie allenthalben, eine Gelegenheit zu öffentlichen und Privatvergnügungen; man muß sehr arm seyn, um nicht zwei wohlgefüllte Schüsseln, die eine mit gekochtem, die andere mit rohem Fleisch an diesem Tage auf dem Tisch zu haben; rohes Fleisch ziehen die Tibetaner von altem Schrot und Korn vor, wer nur gekochtes Fleisch ißt, beugt sich den chinesischen Gebräuchen und zeigt keinen Patriotismus. Zwei Ceremonien, welche in Tibet mit der Feier des neuen Jahrs verbunden sind, verdienen Erwähnung. Die Tibetaner tauschen, wie wir, Besuche aus, zeigen aber mehr Eifer: gleich nach Mitternacht verlassen sie ihre Häuser und eilen zu ihren Bekannten. Statt der Visitenkarten haben sie einen mit Kügelchen aus Honig und Mehl, Luk-so, angefüllten Topf, und bieten hievon allen Freunden, denen sie begegnen, an; die Höflichkeit erfordert davon zu nehmen. Dieß Fest bot den Missionären Gelegenheit zu bemerken, welche ausgedehnte Bekanntschaft sie hätten: gleich um Mitternacht klopfte man an ihrer Thüre, und bis zum Frühstück folgten einander die Besucher, welche alle Luk-so mit sich

Digitized by Google

brachten. Die Neujahrsfeste dauern zehn Tage; der dritte ist durch den Beginn des Hlassa-Moru bezeichnet, d. h. durch die Ankunft aller Lamas der ganzen Provinz in Hlassa; da nun die Provinz Wei, in welcher Hlassa liegt, 3000 Klöster zählt, und von diesen Klöstern drei allein zusammen 4500 Lamas zählen, so gibt es natürlich für diese ganze Masse weder Unterkommen noch Lebensmittel; die Lamas wissen das, und jeder bringt seine Mundvorräthe und sein Zelt mit, das er auf dem öffentlichen Platze aufschlägt. Der Hlassa-Moru dauert sechs Tage, dabei herrscht eine unbeschreibliche Unordnung, bei der man die Tribunale schließen und alle Aufsicht einstellen muß. Der Gebrauch ist zuverläßig alt, aber man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, in welche Zeit er hinaufreicht, denn die Tibetaner setzen in ihren Geschichten fast niemals Daten fest; ein sehr gelehrter und berühmter Lama, dem die Missionäre hierüber eine Bemerkung machten, antwortete ihnen: „wenn man nur weiß, was in alten Zeiten geschehen ist, das ist das Wesentliche. Wozu genau die Zeit eines Ereignisses kennen? Welchen Nutzen kann dieß haben?"

Endlich mußte die Reise angetreten werden. Außerhalb der Stadt erwartete eine ziemlich zahlreiche Gruppe die Reisenden: sie bestand aus ihren innigsten Freunden, denen, die angefangen hatten sich in den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten; sie hatten sich versammelt, um den Lamas des Himmels im Westen das Khata des Abschieds anzubieten. Die HH. Gabet und Huc richteten an diese bereits christlichen Herzen Worte des Trostes und der Aufmunterung, aber sie waren selbst tief erschüttert, wenn sie des Guten gedachten, das sie geträumt hatten, und das sie ohne die Eifersucht der Chinesen hätten ausführen können.

Man hatte die Missionäre nicht getäuscht, als man ihnen gesagt, daß der Weg den sie einschlügen, um nach China zurückzukehren, fortdauernd rauher und gefährlicher sey, als derjenige, auf dem sie so große Leiden erduldet hatten. Sobald man das felsige Thal, in welchem Hlassa liegt, hinter sich hat, betritt man eine Bergkette, welche in einer Länge von 3 bis 400 Lieues fortläuft, aber nicht der wilde öde Charakter dieser Gebirge fällt dem Auge des Europäers am unangenehmsten auf, sondern die Menschenleichen, um welche sich die Raubthiere streiten. Wenn man eine große tibetanische Stadt verläßt, so ist dieß ein Schauspiel, das man leider nicht vermeiden kann: die Aussetzung der Todten auf den Gipfeln der Berge ist eine in Tibet sehr übliche Begräbnißart; manche Familien finden es aber allzu mühsam, das verlorene Mitglied so hoch hinauf zu tragen, schneiden deßhalb den Leichnam in Stücke und geben ihn den Hunden zu fressen. In Folge dieses Gebrauches haben sich die Hunde in Hlassa sehr vermehrt, und es gibt sogar Hunde, die bestimmt sind, reichen Leuten als Grab zu dienen, und diese werden in den Lamaserien sorgfältig aufgezogen und bewacht Hr. Huc schildert den öden Anblick der Gebirge, die Hlassa von China trennen, sehr lebendig in folgender Weise: „Von Hlassa bis nach der Provinz Sze-tschuen sieht man nichts als ungeheure, von Wasserfällen, tiefen Schluchten und engen Defilés durchschnittene Bergketten. Diese sind bald wirr durcheinander gehäuft und zeigen die bizarrsten und seltsamsten Formen, bald laufen sie in Reihen fort, und sind systematisch gegeneinander gedrängt, wie die Zähne einer unermeßlichen Säge; der Anblick dieser Landschaften wechselt jeden Augenblick, und bietet dem Auge des Reisenden Bilder von unendlicher Mannichfaltigkeit. Dennoch ergibt sich aus dem unaufhörlichen Anblick von Gebirgen endlich eine gewisse Gleichförmigkeit, die ermüdet. Sobald man den Gipfel des Schar-ku-la verlassen hat, stößt man auf eine lange Reihe furchtbarer Schlünde, die zu beiden Seiten von senkrecht abgeschnittenen und gleich zwei hohen Felsenmauern sich erhebenden Bergen eingefaßt sind. Die Reisenden müssen längs dieser tiefen Abgründe hingehen, indem sie in großer Höhe einem so schmalen Pfad folgen, daß die Pferde oft kaum den nöthigen Platz haben ihre Füße hinzusetzen."

Solche Wege muß man drei Monate lang verfolgen, da indeß das Land bewohnt ist, und man allenthalben Lebensmittel und Ulah [1] (Transportmittel) findet, so sind die Beschwerden minder groß als in der Wüste. Die beiden Missionäre kamen in ziemlich guter Gesundheit zu Bathan, einer von Hlassa etwa 400 Lieues entfernten Stadt, an; hier endet zwar nicht Tibet, wohl aber die weltliche Macht des Tale-Lama. Das Land, das man sodann betritt, ist noch nicht die Ebene, aber die Berge werden bedeutend milder, und man sieht allmählich große, fruchtbare Thäler. Uebrigens scheinen die Gebirge Tibets selbst reich an fetten Weiden, und enthalten außerdem große Reichthümer an Metallen.

Die HH. Huc und Gabet hatten, nachdem sie Tibet verlassen, nur noch China zu durchreisen, ein Nichts für sie. Im Anfang Octobers kamen sie zu Macao an. Nachdem sie in der Procuratur ihrer Congregation eine Zeitlang ausgeruht hatten, kehrte Hr. Huc nach der Mongolei zurück, wo er noch ist, Hr. Gabet, dessen Gesundheit zu sehr gelitten hatte, kehrte nach Frankreich zurück, suchte aber doch, nachdem er wieder einige Kräfte gesammelt, neue Arbeit in Brasilien auf. Das ist das Leben eines Missionärs. Das Werk, das die beiden Söhne St. Vincent de Pauls zu vollenden hofften, ist nicht aufgegeben, denn die Kirche hat noch größere Hindernisse besiegt, als sich hier entgegensetzen. Kürzlich hat der heilige Stuhl ein apostolisches Vicariat für Osttibet errichtet; diese Mission, deren Boden die HH. Huc und Gabet so muthvoll untersucht haben, wird namentlich dem Eifer der Lazaristen anvertraut werden; sie wird die siebente ihrer Niederlassungen in Hochasien bilden. Die sechs schon bestehenden und blühenden Missionen zählen 24 Geistliche und zehn barmherzige Schwestern, unterstützt von 40 eingebornen Priestern.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnertrag in England. Die englischen Blätter (s. Shipp. Gaz. 26 Junius) theilen ein Actenstück über diesen Ertrag mit, das zu manchen Bemerkungen Anlaß geben kann. In den ersten 24 Wochen ertrugen die Eisenbahnen:

Jahre.	Ertrag.	Zahl der eröffneten Meilen Eisenbahnen.	Ertrag auf die Meile
1846	3,172,950 Pfd. . .	2232 M.	1477 Pfd.
1847	3,654,196 „ . .	3031 „	1273 „
1848	4,136,834 „ . .	3804 „	1127 „
1849	4,664,032 „ . .	4711 „	1020 „
1850	5,291,235 „ . .	5560 „	979 „

Die Zahl der eröffneten Meilen stieg im J. 1846/47 um 799 M., im J. 1847/48 773, im J. 1848/49 907 M., im J. 1849/50 um 849. Aber in dem Verhältniß als die Meilenzahl zunahm, nahm der Ertrag auf der Gesammtzahl der eröffneten Meilen ab, ein Beweis, daß die später eröffneten Eisenbahnen den frühern eine sehr starke Concurrenz machten und die Ertragsfähigkeit beschränkten.

[1] Man gibt diesen Namen einem organisirten Frohnsystem für den Dienst der Beamten auf der Straße von Hlassa nach den Gränzen China's. Jeder Bewohner muß zu der Ulah beitragen; wer keine Lastthiere hat, trägt durch Arbeit bei. Die Anzahl von Menschen und Thieren, auf welche der Reisende Anspruch hat, ist auf einem von der tibetanischen Regierung ausgestellten Passe bemerkt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

igitized by Go

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 162. 8 Julius 1850.

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien.

(Schluß.)

IV.

Das Buch der HH. Huc und Gabet weckt eine Frage, die sehr schwer zu lösen wäre, die man aber wenigstens andeuten muß. Welche Zukunft wartet der buddhistischen Völker? Welchen Einfluß wird Tibet auf die Geschicke des fernen Osten haben? Man hat lange Zeit geglaubt, der Buddhismus habe die Völker die ihm anhängen, völlig entnervt; der Bericht der französischen Missionäre spricht aber gegen diese Ansicht. Der Nomade der Mongolei und Tibets gleicht allerdings keineswegs dem Tataren, wie wir ihn uns gewöhnlich vorstellen, obwohl aber der Mongole nicht die wilden Sitten hat, welche die Ueberlieferung ihm beilegt, so könnten doch aus dem „Land der Kräuter" noch furchtbare Armeen erstehen, und als Krieger muß man den Tibetaner noch höher stellen als den Mongolen. Wenn jemals einer der vornehmen lebenden Buddha's einen großen Ehrgeiz hegt, wenn auf dem Sitze zu Hlassa oder Dschaschi-lumbo ein Mann von Kühnheit und Ausdauer sitzt, der von Eroberungsgeist beseelt ist, so gibt es in Tibet und der Mongolei Millionen Fanatiker, die bereit sind, seinem Aufruf zu folgen. China hat zwar unermeßliche Armeen, aber keinen wahren Soldaten; es erhält seine Gewalt nur durch Schlauheit. Wenn die Tibetaner für ihren Götzen von der Herrschaft der Welt träumen, so kann man freilich nur lachen, wenn sie aber an einen Einfall in China denken, so haben sie Mögliches vor Augen. Wenn ein einziger Mann unter ihnen aufsteht, so ist diese Eroberung leicht. Uebrigens würden die Buddhisten in ihrem Siege ihr eigenes Grab finden: wären sie Herren von China, so würden sie die Häfen öffnen und der europäischen Propaganda das Feld frei lassen; die Propaganda hätte aber bald den Buddhismus, selbst den reformirten, zu Staub gerieben.

Im Grunde verhehlt es sich der Chinese selbst nicht, daß die Zahl und der Eifer der Schüler des Tale-Lama und aller lebenden Buddhas seine Herrschaft ernstlich gefährden, und er nimmt zu allen Auskunftmitteln der Politik seine Zuflucht, um die Epoche des Kampfes hinauszuschieben. Zeit zu gewinnen ist sein Bestreben: er schreckt und schmeichelt, er säet Unfrieden und besticht. Dieß Volk ohne Glauben, das seit langer Zeit seine eigenen Altäre verlassen hat, trägt die tiefste Achtung für die Lamas zur Schau, und würde sie nöthigenfalls anbeten. Die chinesische Regierung läßt die Tempel des Confutse in Trümmer fallen, und kümmert sich nicht im mindesten um das Elend der Bonzen. Dagegen läßt sie den großen Lamaserien der Mongolei reichliche Unterstützung zukommen. Diese Freigebigkeit hat einen doppelten Zweck: den Mongolen gefällig zu seyn durch die anscheinende Achtung für ihren Cultus, und die Bevölkerung der buddhistischen Klöster zu vermehren, indem sie das Leben darin bequemer macht. Wenn über die innersten Gedanken der chinesischen Staatsmänner in Betreff der Buddhas noch ein Zweifel bestehen könnte, so würde nachstehende Thatsache die Zweifel aufklären.

Von allen Lamaserien der Mongolei ist die berühmteste und reichste die von Groß-Kuren im Lande der Chalchas am Ufer des Flusses Tula, wo ein unermeßlicher Wald beginnt, der sich nördlich bis zu den russischen Gränzen ausdehnt. Der in Groß-Kuren angebetete lebende Buddha heißt der Guison-Tomba; er übt einen bedeutenden Einfluß auf den Norden der Tatarei aus, und die seinen Staaten benachbarten Stämme sind ihm eben so ergeben, wie die, welche er als Tributärfürst China's regiert. Allenthalben nennt man ihn vorzugsweise den Heiligen. Dieser Einfluß beunruhigt die chinesische Regierung um so mehr, als die Chalchas kriegerisch sind, und nicht vergessen haben, daß Tschingischan aus ihrem Stamme hervorging. Darum ist die Lamaserie von Groß-Kuren stets ein Gegenstand der Unruhe für den Hof von Peking, und er sucht diese Unruhe durch die Darlegung der achtungsvollsten Gesinnungen zu verbergen. Im J. 1839 fiel es dem Guison-Tomba ein, statt wie gewöhnlich einen einfachen Gesandten nach Peking zu schicken, selbst dem Kaiser einen Besuch abzustatten. Sobald diese Absicht bekannt wurde, ergriff der Schrecken alle chinesischen Staatsmänner: sie sahen in der Höflichkeit, womit der Heilige von Groß-Kuren sie bedrohte, nur eine List, um die Einbildungskraft der Chalchas anzuregen; Unterhändler wurden an ihn geschickt, um ihn von seinem Plan abzubringen und es gelang ihnen auch zum Theil, denn sie bewogen den Guison-Tomba, nur 3000 Mann als Gefolge mitzunehmen und sich von den andern drei Chalchas-Fürsten, die von ihm, so wie er von China, abhingen, nicht begleiten zu lassen. Als der einzuschlagende Weg geregelt war, setzte sich der Heilige in Marsch. Alle Stämme der Mongolei brachen auf, um ihm das Geleit zu geben; eine unzählige, mit Geschenken beladene Menschenmenge drängte sich auf seinen Weg, und sobald sein Palankin erschien, warf sich alles auf die Kniee. So ward er angebetet bis zur großen Mauer; hier hörte er auf Gott zu seyn, und der Hof von Peking nahm, sobald er sah, daß er keineswegs daran denke, die Horden die ihm gefolgt waren, China betreten zu lassen, seine gewöhnliche Zuversicht wieder an. Der Guison-Tomba blieb drei Monate bei dem himmlischen Kaiser, starb aber auf dem Rückweg in seine Lamaserie. Die Mongolen behaupteten, die chinesische Regierung habe ihn ver-

Digitized by Google

giften lassen, und das Verbrechen ist in der That nicht unmöglich. Die Reise des Guison-Tomba war als eine Drohung betrachtet worden, man mußte ihn dafür strafen. Ein offener Kampf hätte Gefahren dargeboten, in welche die Chinesen sich nicht gerne einlassen, Gift schlichtete der Streit auf eine nicht sehr glänzende, aber sichere Weise. Es ist also nicht unmöglich daß der Verdacht der Mongolen gegründet ist.

Nicht minder lehrreich, als die Furcht, deren die chinesische Regierung sich bei der Nachricht von der Reise des Guison-tomba nicht erwehren konnte, ist das Gerücht, das sie in den Häfen, wo Europäer und namentlich Engländer zugelassen sind, verbreiten ließ. Ihre Agenten erklärten, dem Kaiser sey der Gedanke gekommen, den Großlama, seinen Tributairfürsten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und er habe ihm befohlen nach Peking zu kommen. Diese Darstellung ward als richtig angenommen, selbst von den Engländern, ja man glaubte sogar, das Haupt des Buddhismus, der Tale-Lama selbst, habe sich gelehrig dieser kaiserlichen Laune gefügt, so daß man in einer Handlung, die so viel Schwäche zu Tage brachte, einen Beweis von Kraft sah. Diese Politik ist den Chinesen geläufig: sie haben die Tataren beredet, daß sie siegreich aus ihrem Kampf mit den Engländern hervorgegangen seyen, und daß nur ein Gefühl von Mitleiden sie abgehalten habe, diese Seeungeheuer ganz zu vertilgen.

Der Haß, welchen Mongolen und Tibetaner gegen China hegen, hält sie nicht ab, auf Seite dieser letztern Macht gegen England zu stehen; sie hoffen eines Tages das chinesische Joch abzuwerfen, fühlen aber, daß das Joch der Engländer härter und zu gleicher Zeit schwerer abzuschütteln wäre. Ohne die Ereignisse in Indien genau zu kennen, wissen sie doch genug, um das Schicksal dieses Landes zu fürchten. Die Bemühungen der indobrittischen Diplomatie, Verbindungen mit Tibet anzuknüpfen, haben den Verdacht und die Besorgnisse vermehrt, auf deren Beschwichtigung sie berechnet gewesen seyn sollen.

Nach England gibt es eine zweite europäische Nation, welche die Völker Hochasiens kennen und fürchten, nämlich Rußland; wenn Großbritannien durch Indien an Tibet stößt, und die Küsten China's beherrscht, so regiert Rußland über einen Theil der Tatarei, und zählt Buddhisten, wahrscheinlich selbst lebende Buddhas zu seinen Unterthanen. Zu London und Paris handelt Rußland als europäische Macht, zu Peking ist sie eine asiatische und unterhält aus diesem Rechtsgrund mit der chinesischen Regierung Verhältnisse, welche diese nicht zu unterbrechen wagt.

Trotz des Mangels an Territorialbesitz könnte Frankreich in Asien eine ruhmvolle Rolle spielen, welche weder Rußland noch England spielen kann: es könnte die Missionäre schützen, ihre Arbeiten leichter und fruchtbarer machen. Das wäre sein Interesse, sein Recht und seine Pflicht, denn es ist eine katholische Macht, und die meisten Missionäre sind Franzosen. Ich habe oben bemerkt, daß die Lazaristen, von welchen wir zweien Brüdern nach Tibet folgten, namentlich in der Levante das Evangelium verkündigen; in Konstantinopel allein haben 14 Lazaristenpriester, 17 Brüder der christlichen Schüler und 44 barmherzige Schwestern mit dem „wöchentlichen Sou" der Propaganda schon Großes geleistet; sie haben ferner Niederlassungen zu Santorin und auf Naros im Archipel, zu Damascus, Antura und Beirut in Syrien, zu Smyrna und zu Alexandrien. Eine Nation, deren Kinder solches leisten, kann ihren diplomatischen Einfluß verlieren, darf aber nicht fürchten vergessen zu werden. Die französischen Missionäre haben nur Einen Zweck, das Evangelium zu predigen, aber ihr Einfluß erstreckt sich in sehr verschiedenen Richtungen: sie sind Schullehrer, Reisende, Aerzte und Krankenwärter; sie müssen Kenntnisse erwerben, um dem Armen, dem Kranken, dem Kinde die niedrigsten Dienste zu erweisen. Sie kennen die Sprache, Gebräuche, Sitten und Geschichte der meisten rohen Völker, aber von ihren Briefen erscheint nur ein schwacher Theil in den „Annalen zur Verbreitung des Glaubens", und doch sind sie voll von neuen Ansichten und Entdeckungen über alle möglichen Dinge, welche den menschlichen Geist interessiren können. Nichts destoweniger sind diese wichtigen Arbeiten außerhalb der religiösen Welt kaum bekannt, obwohl die wissenschaftliche Welt wohl ein Interesse hätte, sie zu Rathe zu ziehen.

Das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Hr. Blanqui hatte diese seine Lehren und Ansichten seit einer Reihe von Jahren auf dem Katheder ausgesprochen, sie erregten aber in der ruhigen Zeit Ludwig Philipps nur vorübergehende Aeußerungen des Unwillens. In der ersten Zeit der Revolution bereiste er die Fabrikdistricte Frankreichs, und stattete über den Zustand der Fabrikbevölkerung, namentlich im Norddepartement, einen Bericht ab, der allerdings über den Zustand derselben ziemlich unerfreuliche Aufschlüsse gab. Indeß hielt er sich darin hauptsächlich auf seinem Standpunkt als Berichterstatter, und so hatte er das Verdienst, manches was einer Verbesserung fähig war, ans Licht gestellt und Verbesserungen hervorgerufen zu haben. Später bestieg er seinen Lehrstuhl wieder, und nun traten seine Ansichten, die noch dazu in einer sehr unklugen Sprache vorgetragen wurden, immer greller hervor. Der erste Ausbruch dagegen erfolgte einige Zeit vor dem Zusammentritt des Generalraths, und der Moniteur Industriel, ein sehr gemäßigtes, sachkundiges und lehrreiches Blatt, das sonst jeden politischen Hader von sich weist, ließ sich schon unter dem 10 März d. J. dahin vernehmen: „wir mögen die Frage drehen und wenden wie wir wollen, wir können nicht begreifen, wie die Regierung, welche nicht jedem die Freiheit läßt, in den Clubs zu sagen was er will, Hrn. Blanqui im Conservatoire des Arts et Metiers einen wahren staatswirthschaftlichen Aufstand, die Verachtung der bestehenden Zollgesetze predigen, die bestehende Noth aus der hartnäckigen Weigerung der Gesetzgeber, alle fremden Erzeugnisse frei in Frankreich eingehen zu lassen, erklären, und von der Abgeschmacktheit und Ungerechtigkeit aller derer reden läßt, welche für unsere Zollgesetze gestimmt haben und deren Ausführung überwachen." Nachdem die Wahrheit dieser Beschuldigungen genügend dargethan worden, fährt das Blatt fort: „so spricht Hr. Blanqui, der von dem Staate bezahlt ist, um die Wissenschaft der politischen Oekonomie zu lehren! In seinen vier letzten Vorlesungen hat er auch nicht ein Wort gesagt, um zu erklären, weßhalb man Zölle eingeführt, weßhalb man die Zollgesetze beobachten läßt, weßhalb man diesen oder jenen Zoll auf dieß oder jenes Erzeugniß gelegt, was man damit beabsichtigt, und was erreicht worden ist. Alle seine Bemühungen hatten nur zum Zweck, diese Gesetze lächerlich zu machen, und diejenigen, welche ihre Ausführung überwachten, mit Kerkermeistern und Polizeispionen zu vergleichen." Der Streit hatte also, abgesehen von frühern Häkeleien, schon be-

Digitized by Google

gonnen, ehe der Generalrath zusammengetreten war, ja ehe derselbe noch berufen worden. Zum Ueberfluß hatte auch noch Hr. Blanqui, wie ihm ein eifriger Zuhörer, ein Hr. Beaumanoir, in einem veröffentlichten Schreiben vom 16 März d. J. vorwarf, den Fabrikanten schuld gegeben, daß sie sich „unredlicher und schimpflicher Mittel bedienten, um den Taglohn herabzudrücken, und die Arbeiter um einen Theil desselben zu betrügen."

Man kann sich also denken, daß unter den Industriellen, welche mehr als ein Drittheil des Generalraths ausmachten, und zu den reichsten, vielfach durch langen Dienst als Deputirte hoch angesehenen Männern gehörten, gegen Hrn. Blanqui und gegen die Professoren der Nationalökonomie überhaupt, welche, wenn auch minder heftig, ziemlich in dasselbe Horn bliesen, nicht die günstigste Stimmung vorherrschte, um so mehr, als Blanqui's Vorträge nicht bloß vor einer studirenden Jugend, sondern vor einer großentheils aus Arbeitern zusammengesetzten Zuhörerschaft gehalten wurden. So entschloß sich denn eine Abtheilung des Generalraths, das Comité der Maschinenbauer, in einem Schreiben an den Minister des Ackerbaus und des Handels, so wie an den Präsidenten des Generalraths, Klage gegen Blanqui zu führen. Das Schreiben ist, wenn man die ungemessene Sprache Blanqui's erwägt, sehr gemäßigt abgefaßt, und der Generalrath kam in Folge hievon zu nachstehendem Beschluß: „Der Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel spricht den Wunsch aus, daß die Staatswirthschaftslehre von den durch die Regierung bezahlten Professoren nicht mehr bloß aus dem theoretischen Gesichtspunkt des Freihandels, wie dieß bisher geschah, sondern auch und namentlich vom Gesichtspunkt der bestehenden Verhältnisse und der über die französische Industrie erlassenen Gesetze gelehrt werde." In Folge dieses Spruches hat man dem Generalrath den Vorwurf gemacht, daß er aus selbstsüchtigen Absichten die wissenschaftliche Lehrfreiheit beschränken wolle.

Für Hrn. Blanqui hatte die Sache ziemlich unangenehme Folgen. Das oben erwähnte Schreiben an den Minister und den Generalrath war vom 30 April datirt, und unter dem 3 Mai schickte Hr. Blanqui an den Monit. industr. eine Antwort, die ziemlich ungeschickt war und insofern ganz schwächlich ausfiel, als er den schlimmsten Theil seiner gebrauchten Ausdrücke in Abrede stellte, und mit seinem Ehrenwort versicherte, daß er sie nicht gebraucht habe. Hierauf erfolgte von dem Comité der Maschinenbauer eine Duplik, worin die Wahrheit der gegen ihn angebrachten Beschuldigung nicht bloß durch Aussagen von Ohrenzeugen, sondern auch durch Auszüge aus von ihm unterzeichneten Journalartikeln erhärtet wurde. Das war streng aber nicht unverdient: Blanqui mußte schweigen, und seine Collegen vertheidigten ihn gar nicht mehr oder nur schwach, wogegen sie sich mit Wuth gegen den Generalrath wendeten und diesen mit den gröbsten Schimpfworten überschütteten, wahrscheinlich zur größern Ehre der Wissenschaft. Der Minister des Ackerbaues und des Handels antwortete dem Comité der Maschinenbauer sehr kurz, führte den (oben mitgetheilten) Wunsch des Generalraths wörtlich an, und fügte bloß hinzu: „Sie können darauf zählen, daß die Frage, so gestellt, von Seite meines Departements Gegenstand einer ernstlichen Prüfung seyn wird." Er vermeidet, einen officiellen Tadel gegen die Professoren auszusprechen, um so mehr, als man solchen nicht von ihm verlangt hatte. Was Hrn. Blanqui persönlich betrifft, so wurde im Verlaufe des sehr bitter geführten Streites die Hindeutung laut, er sey ein von englischen Freihändlern bezahlter Verräther. Man thut ihm also eine Ehre an, wenn man ihn für einen unbesonnenen, aber ehrlichen Fanatiker erklärt.

Das mindeste was man ihm vorwerfen kann, ist eine ungemessene Heftigkeit der Sprache und eine große Rücksichtslosigkeit bezüglich des augenblicklichen Standes der öffentlichen Angelegenheiten. Man hat seit zwei Jahren mit sehr unvernünftigen Ansprüchen der arbeitenden Classen zu thun, die in ihrer durch die Stockung der Geschäfte vermehrten Noth Forderungen gestellt hatten, die kein Staat mit dem besten Willen erfüllen kann. Welchen Eindruck mußte es auf die Arbeiter und auf die Fabrikanten machen, wenn ein von der Regierung bezahlter Lehrer öffentliche Vorträge hält, worin geradezu den bestehenden Gesetzen über das Zollwesen die Schuld des niedrigen Taglohns und des theuern Lebens Schuld gegeben wurde. Die Regierung konnte, besonders nachdem öffentlich über dieß Benehmen Klage geführt worden war, nicht stillschweigen, und das Schreiben des Ministers enthielt eine leise Andeutung, daß die Regierung einschreiten werde; aber selbst diese leise Andeutung erregte einen wahren Sturm, denn mit dieser Andeutung war nicht nur der, zum mindesten gesagt, unbesonnene Blanqui, sondern auch der weit bedeutendere M. Chevalier getroffen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Mission Dolores, 20 März 1850.

(Von Dr. Gerstäcker.)

Vier Tage in der Bay von San Francisco.

Die Regenzeit war jedenfalls vorüber, der Himmel lachte wieder so klar und blau, die Sonne schien so warm, die Luft wehte so lind und labend wie je — einen schöneren Tag konnte man sich zu einer Wasserfahrt kaum denken, und da zugleich ein Geschäft damit verbunden werden sollte, säumten wir nicht die günstige Zeit zu benutzen. Die deutsche Brauerei auf der Mission Dolores, unter der Firma „Witzleben, Brothers und Walter, wollte nämlich eine Quantität Fässer aufkaufen, die in einer Bucht, Namens Corte Madeira, in der Bay von San Francisco lagern sollten, und um diese vorher in Augenschein zu nehmen, ging Herr Arwied von Witzleben und ich am Sonnabend Morgens den neunten März unter Segel.

Der Wind wehte zu schwach um ein Segel mit Vortheil führen zu können, wir griffen deßhalb zu den Rudern, und da wir die Strömung der Ebbe für uns hatten, schossen wir rasch vorwärts, durchschnitten den äußeren Theil des Hafens von San Francisco, zwischen den letzten dort vor Anker liegenden Schiffen und der Insel Yerba Buena hindurch, und hielten auf die Insel Los Angelos zu, noch unschlüssig ob wir sie zur Linken oder zur Rechten lassen sollten, da wir wohl ungefähr wußten nach welcher Richtung hin Corte Madeira lag, den Platz selber aber weiter auch nicht im entferntesten kannten.

Wir hatten ein nicht eben großes Ruderboot, eine sogenannte Captains Yawl und machten ziemlich guten Fortgang, riefen dicht vor Los Angelos ein anderes Boot, des gesuchten Ortes wegen, an und hielten nun, den Eingang der San Francisco Bay, das sogenannte „goldene Thor" zu Larbord lassend, auf die erste Spitze von Los Angelos zu, da von hier aus die Ebbe, die uns bis jetzt günstig gewesen, gerade uns entgegenkam, indem wir nun in den nördlichen, nach dem Sacramento und Joaquin hinaufführenden Theil der Bay einliefen.

An Los Angelos beschlossen wir zu landen und zu frühstücken; am sandigen Strome schlug jedoch die Dünung zu schwer gegen unser Boot an, und wir liefen deßhalb in eine kleine mehr geschützte Felsenbucht ein. Eigenthümlich war hier eine Höhle, die sich das Widerschlagen der Wellen bei steigender Fluth förmlich ausgebauen hatte; sie bildete gerade mit dem über sie hinüberhängenden Felsen die eine Spitze der Insel, und lag nur jetzt, bei fallender Ebbe, trocken. Mit einiger Schwierigkeit kletterten wir über die bröcklichen schlüpfrigen Steine hindurch und fingen

Digitized by Google

dort eine Partie Seekrabben oder Seespinnen, wie sie, glaub' ich, genannt werden, die sich hier auf den warmen Steinen sonnten und bei dem Geräusch von Fußtritten immer rasch und seitwärts in ihre Felsspalten zurückglitten.

Auf der Insel wuchs üppiges Gras, und eine frische Quelle sprudelte den Rasen hinunter und rieselte über den Sand des Ufers hin in die Bay. Die Insel Los Angelos ist die größte der Bay von San Francisco, und etwa fünf engl. Meilen im Umfang, auch in letzter Zeit an einen gewissen Tomson für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe verkauft, sonst aber fast noch gar nicht weiter benutzt, als daß an entgegengesetzten Enden zwei Hütten darauf gebaut sind. Vieh habe ich nicht auf der Insel gesehen, ebenso wenig Fenzen oder andere Zeichen der Cultur, sie wird aber in späterer Zeit schon ihrer vortrefflichen Lage wegen gewiß ein nicht unbedeutender Platz in der schönen Bay werden.

Nach einigen Stunden, die wir zwischen den Felsen und auf den blumigen Wiesen zugebracht, ruderten wir in der jetzt stiller gehenden Ebbe am Ufer hinauf bis zu dem nächsten Vorsprung hin, und hielten von dort aus quer durch die Strömung und Nord zu West nach dem gegenüberliegenden Festland hin.

Wir wollten im Anfang nicht dort landen, ein halb Duzend Seehunde aber, die am Ufer spielten, und deren glänzende Felle in der Sonne weiß herüberblitzten, änderten unseren Entschluß; wir liefen in eine kleine weiter oben liegende Bucht ein, und ich schlich mich von da zurück einen der faulen Bursche zum Schuß zu bekommen; die Thiere waren aber entweder schlauer als ich gedacht, oder ihre Spielzeit mußte gerade vorüber seyn; denn wie ich den Felsen erreicht hatte, den ich mir gemerkt, und der sich in ungefähr hundert Schritt von ihrem früheren Spielplatz befand, war dieser leer, und ich sah die glattköpfigen Amphibien eine kurze Strecke vom Ufer herumschwimmen, manchmal mit den schwarzen erstaunten Gesichtern urplötzlich auftauchen und dann blitzesschnell wieder in der Tiefe verschwinden. Allerdings schoß ich von hier aus einen von ihnen, in der Hoffnung daß er vielleicht, wenn schwer verwundet, zum nahen Ufer kommen sollte, er sank aber unter und die übrigen entfernten sich rasch aus dem Bereich der Kugel.

Am Strand fanden wir hier ein zerschelltes Canoe aus Cederholz leicht und scharf geschnitzt, das jedenfalls aus einer der Südseeinseln hierhergeschafft seyn mußte, und mehrere Stücke Planken, von welchen letzteren wir einige in unser Boot nahmen. Von Witzleben fing ein Paar ganz eigenthümliche Seespinnen, die in den die Felsen überwuchernden Seegewächsen saßen.

Der Abend rückte jedoch allmählich heran, und es war Zeit daß wir aufbrachen, wenn wir heute Abend noch einen ordentlichen Schlafplatz erreichen wollten. Eine lange Strecke ruderten wir jetzt, immer noch gegen die Strömung aber dicht am Lande hin, aufwärts, und hielten nur manchmal, um theils eigenthümliche Pflanzen näher zu betrachten und Blumen zu pflücken, oder an den niederrieselnden Quellen zu trinken, da wir in der That ganz vergessen hatten einen Wasservorrath für unsere Seefahrt mitzunehmen.

Gerade mit einbrechender Nacht erreichten wir die Mündung einer kleinen Bay und beschlossen in diese einzulaufen. In weiter Entfernung erkannten wir jetzt ein Licht und hielten darauf zu, es war aber schon zu dunkel weiter etwas zu erkennen, und da das Licht ebenfalls bald darauf wieder verschwand, beobachteten wir nur die ungefähre Richtung nach dem Umriß der Berge und glitten, jetzt von keiner Gegenströmung mehr zurückgehalten, ziemlich rasch vorwärts; manchmal kam es uns wohl noch so vor, als ob wir das Licht wieder blitzen sähen, es verschwand aber stets ebenso rasch wieder, und unsere einzige Hoffnung blieb jetzt nur noch auf zwei dunkle Punkte geheftet, die wir deutlich auf dem hellern Wasserspiegel erkennen konnten, und für Boote hielten, die dort angehangen oder vor Anker lagen, jedenfalls aber dann die Nähe menschlicher Wohnungen bekunden mußten. Das einzige was uns etwas beunruhigte, war das immer seichter werdende Wasser; schon fühlten wir, daß unser Kiel auf dem weichen dünnen Schlamm hinglitt, und die Boote waren noch eine ziemliche Strecke entfernt. Das Rudern schien uns zuletzt gar nicht mehr von der Stelle zu bringen, wir nahmen deßhalb die Ruder aus den Dollen, und stießen das Boot langsam dem Orte zu, wo wir die Fahrzeuge vermutheten, und wo dann auch wahrscheinlich tieferes Wasser war. Nach wohl halbstündiger Anstrengung in der wirklich stockfinsteren Nacht erreichten wir endlich, das eigene Boot aber dabei fortwährend im jetzt immer zäher werdenden Schlamm weiter stoßend, die vermeintlichen Kähne und fanden — zwei Muschelbänke, die aus dem hier kaum acht Zoll tiefen Wasser vorragten. Mit einem Landungsplatz war es nichts, so viel sahen wir bald, und wollten wir nicht hier in dem Schlamm übernachten, so mußten wir machen, daß wir wieder zurückkamen. Nach ziemlicher Anstrengung gelang uns das auch endlich, und wir erreichten, jeden Gedanken an ein Nachtlager unter Dach und Fach aufgebend, das rechte Ufer der Bay, wo wir unser Boot, so weit wir konnten, auf den Sand zogen, nach frischem Wasser umschauten, aber leider keines in der Nähe fanden, und uns dann, müde und durstig im Boote selbst in unsere Decken wickelten.

Die Nacht war sehr schön und wir schliefen vortrefflich, nur peinigte uns, wenn wir aufwachten, der Durst, den konnten wir aber gleich mit anbrechendem Tage löschen, denn wie es heller wurde, fanden wir nicht weit davon eine kleine Quelle, nahmen ein sehr frugales Frühstück, aus etwas Brod und Schinken und einem Cognac bestehend, ein, und machten uns jetzt fertig die Gegend, in der wir uns eigentlich befanden, zu recognosciren. Wilde Enten kamen indessen so nahe an unser Boot heran, daß wir zwei davon schießen konnten, wir holten sie aus dem Wasser, befestigten dann das Tau gut am Ufer, und stiegen nun die ziemlich steile Landspitze hinan, die hier, den oberen Theil der kleineren Bay bildend, in die größere — oder wie man recht gut sagen könnte — in See hinauslief. Die Aussicht die wir hier hatten, war reizend; über dem Hügel hinüber fanden wir wieder eine andere Bay, die noch tiefer in das Land einschnitt als die, in welcher wir die Nacht campirt, und ziemlich weit oben, am Fuß der Hügel, die noch von der See durch eine breite Strecke morastigen Landes getrennt wurde, lag eine dicht gedrängte Häusergruppe mit rothen Dächern, neben der, in geringer Entfernung, ein einzelnes, ziemlich stattlich aussehendes Gebäude stand, das jedoch ganz in der Art der spanischen Ranchos errichtet war. Einzelne der den Hintergrund bildenden Hügel waren mit Bäumen bewachsen. Viel pittoresker lag dagegen die andere, eben verlassene Bay da; ein hoher spitzer Berg bildete den Hauptpunkt des Hintergrunds, düstere Rothholz- und Kieferwaldungen zogen sich an ihm hinauf und bedeckten mit ihren spitzen, schlanken Wipfeln die benachbarten niedrigern Hügel; wie ein Spiegel lag davor die ruhige Bay, auf der Hunderte von Wildenten hin und wieder strichen, und wellenförmiges Hügelland umschmückte, mit lebendigem Grün bekleidet, die stille Bay.

Ein kurzer Kriegsrath ward jetzt auf dem Gipfel des Berges gehalten — die vor uns liegende Häusergruppe wurde einstimmig für die, von der Mission Dolores etwa 20 Meilen entfernte Mission San Raphael erklärt, und die Frage blieb nur noch: ob Corte Madeira wirklich in der eben verlassenen oder der noch über San Raphael hinaus befindlichen Bucht liege. Am wahrscheinlichsten schien uns das erste, doch konnten wir auf dieser Seite nicht ein einziges Haus erkennen, und da wir die Mission San Raphael doch zu besuchen wünschten, beschlossen wir zu unserem Kahn zurückzukehren und zuerst nach der Mission hinüber zu rudern.

(Fortsetzung folgt.)

Beabsichtigtes Riesenschiff zur Verbindung zwischen England und Irland. Ein Dampfschiff von 1200 Pferdekraft, und von 12 bis 15.000 Tonnen Gehalt, das nur 12 Fuß in Wasser geht, soll gegenwärtig in Liverpool gebaut werden. Man rechnet, daß man mit diesem Schiff, das Hunderte von Passagieren aufnehmen könnte, in drei Stunden nach Dublin fahren könnte, und zwar in so sanfter Weise, daß von keiner Seekrankheit die Rede wäre. Man berechnet die Kosten des Schiffs auf 26.000 Pfd., die Maschinen auf 72.000, das Ganze also auf 98.000 Pfd. St. Da man aber ziemlich regelmäßig auf 500 Reisende rechnen kann, so würde dieß zu dritthalb Schilling den Kopf gerechnet 39.125 Pfd. St. jährliche Einnahme ergeben (ohne die Waaren zu rechnen). (Athen. 29 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 163. 9 Julius 1850

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

Wenn unter allen größern Städten — und gelegentlichen königlichen Residenzen — in Persien Täbris mit Recht den Vorrang behauptet, so gebührt ihm solcher nicht nur wegen seines Reichthums, seiner politischen und commerciellen Bedeutsamkeit und des erquickenden Anblicks eines zunehmenden Gedeihens im Gegensatz zu dem Verfall, der sich in den andern Hauptstädten des Landes überall kundgibt, sondern auch wegen des viel gesündern und angenehmern Aufenthalts daselbst.

Namentlich zu Thehran, 88 Farsang südöstlich von Täbris, ist in Folge der entsetzlichen Schwüle und Hitze und des dichten Staubes der Aufenthalt zur Sommerszeit fast unerträglich, und wer alsdann nicht durch Beruf oder Nahrungssorgen zurückgehalten in der Stadt bleiben muß, flieht in die kühlere Region des Elbrus, die zum Glück nicht weit entlegen ist. Als ich bei meiner vorigen persischen Reise Mittags in Süleimanieh 7 Farsang diesseits Thehran ankam, wo ich den Rest des Tages verblieb, erschien mir die ganze Gegend als wäre sie in einen dichten Nebel verhüllt, obschon es erst der 20 September war, und die Sonne ward den ganzen Tag nicht sichtbar. Bald überzeugte ich mich aber, daß was ich um so mehr für Nebel hielt, als dabei kein Lüftchen wehte, nichts anderes war als die in der Luft gebliebenen feinsten Theilchen einer Tags zuvor durch einen heftigen Wind erhobenen Staubwolke. Die Täuschung war aber vollkommen. Am folgenden Tage bei meiner Ankunft in Thehran war die Erscheinung fast ganz verschwunden.

In Täbris ist die Luft von solcher Trockenheit, daß wer bei schönem Wetter vor dem Schlafengehen einen Bogen Papier außerhalb seines Fensters anheftet, sicher ist denselben am Morgen so trocken zu finden, als hätte er vor der Mündung eines heißen Ofens gelegen. Diese Beschaffenheit der Atmosphäre bedingt auch, daß während der Sommermonate jedermann, selbst die Europäer, fast ohne Ausnahme im Freien, nämlich in dem Hofraume schläft, ohne den geringsten Nachtheil davon zu verspüren. Was aber auch dazu beiträgt, das dortige Klima gesund zu machen, ist die Vortrefflichkeit des Wassers, des Brodes, des Fleisches, überhaupt der wesentlichsten animalischen Bedürfnisse, dann die ziemlich starke Brise, welche im Sommer wie ein Passatwind jede Nacht mehrere Stunden lang von den Gebirgen Qara Daghs herüberweht und gewöhnlich erst mit der Morgendämmerung sich legt, wodurch also die Luft von allen schlimmen Dünsten vollkommen rein erhalten wird.

Indem ich aber weiter oben von Annehmlichkeit des Aufenthalts in Täbris gesprochen, kann sich das nur beziehungsweise und im Vergleich mit andern großen Städten von Iran verstehen. Es bedarf schon einer gewissen Angewöhnung des Landes, um dem dasigen Leben einigermaaßen Geschmack abgewinnen zu können. Die außerordentliche Trockenheit der Luft, obschon im allgemeinen eine Gesundheitsbedingniß, ist nicht jedem Temperament zusagend. Von Anfang Mai bis Ende September regnet es in der Regel nicht oder selten. Ich habe bei meiner vorigen und jetzigen persischen Reise je 7 bis 8 Wochen zur Sommerszeit in Aserbeidschan zugebracht, also im Ganzen beiläufig vierthalb Monate, während welchem Gesammtzeitraum ich mich nicht zu erinnern weiß, daß es mehr als dreimal regnete, und es waren zwar jedesmal bloße Gewitterschauer, die nur wenige Stunden anhielten, mithin den Boden nur oberflächlich befeuchteten.

Wie in allen warmen Ländern Asiens sind die Straßen hier ungepflastert, woraus man bei den erwähnten klimatischen Verhältnissen schließen kann, daß, wenn auch der Staub zu Täbris weniger lästig ist als zu Thehran, es dennoch an dieser Landplage nicht gebricht.

Die würfelförmige Bauart der sämmtlich von Stampferde oder Luftziegeln aufgeführten Gebäude, vereint mit den von Waldwuchs gänzlich entblößten Gebirgen und der kahlen Gegend überhaupt, verleihen der Stadt und Landschaft ein kahles, staubiges Antlitz, das nichts weniger als ansprechend ist und unvermeidlicherweise den Ankömmling aus Europa, oder nur aus der Türkei, anfangs in eine trübe, schwermüthige Stimmung versetzt. Wo es im Sommer viel staubt, gibt es gewöhnlich im Winter viel Koth. So auch in Täbris, wie ich es bei meiner ersten persischen Reise erlebte, als ich im Spätjahr von Tiflis kommend, hier meinen ersten Aufenthalt nahm. Zudem führen die meisten Straßen, namentlich die Hauptstraßen der Stadt, über sogenannte Qanewat (in einigen Provinzen auch Qariz) genannt, nämlich über die dem Lande eigenthümlichen, von alten Zeiten her in den Reisebeschreibungen vorkommenden unterirdischen Wasserleitungen mit Oeffnungen von einem oder 2 Zoll im Durchmesser mitten in der Straße angebracht, die oft von den Einwohnern zum Wasserschöpfen benutzt werden, obschon es nicht ein allgemeiner Gebrauch ist, weßhalb es, besonders im Winter, wo man diese Löcher noch eher zu übersehen in Gefahr ist, sehr mißlich wird nach eingetretener Dämmerung ohne Laterne auszugehen.

Digitized by Google

Durch die oben angeführte Trockenheit der Luft wird auch die Abwesenheit einer Hauptplage der heißen Länder, nämlich der Moskiten, bedingt. Dafür wird man aber im Sommer desto mehr von einer Art Mücken aus dem Geschlechte der Sandfliegen gepeinigt, die sich wie jene ebenfalls bei einbrechender Nacht einfinden, und deren Stich nicht minder schmerzhaft ist, so daß man die Nächte mehr oder weniger in einem fieberhaften Zustande durchschläft, wenn man nicht, wie die Eingebornen es zu thun pflegen, die Vorsicht gebraucht oder gebrauchen kann, sich während des Schlafes den ganzen Körper — also auch den Kopf — zuzudecken. Der durch den Stich dieses Insectes verursachte Schmerz oder das Jucken ist das einzige Zeichen, woran man dessen Anwesenheit vernimmt, denn dasselbe ist so klein, daß man es kaum sieht. Ich habe wenigstens noch nie eines gesehen, so sehr und so oft ich auch davon geplagt worden bin. Auch läßt es kein Summen hören.

(Fortsetzung folgt.)

Das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule in Frankreich.

(Schluß.)

Die Antwort des Ministers an das Comité der Maschinenbauer macht den Unwillen der Schule in hohem Grade rege, und das Journal des Debats, d. h. wahrscheinlich Hr. M. Chevalier selbst, der dessen eifriger Mitarbeiter ist, enthielt einen geharnischten Artikel, der aber nichts gab als eine lange Tirade für die Freiheit des Unterrichts, die niemand angegriffen hatte, denn der Generalrath hatte nur Klage geführt über eine augenscheinlich zum Ungehorsam gegen die Landesgesetze aufreizende Sprache. Indeß war es eigentlich weder das Schreiben des Comité's der Maschinenbauer, noch die Antwort des Ministers, was den Zorn der gelehrten Herren rege gemacht hatte, sondern der von Lavergne in seinem Bericht über den Generalrath herausgehobene Umstand, daß „die drei Comités (in welche der Generalrath zerfiel) sich stets in Einem Punkte einstimmig zeigten, in dem Haß gegen die Staatswirthschaftslehre als Wissenschaft." Man muß gestehen, die Herren sind in dieser Beziehung von dem Generalrath hart mitgenommen worden. In der Commission, welche wegen des Schreibens der Maschinenbauer an den Minister niedergesetzt wurde, saß unter anderen Benoist d'Azy, ein Mann, der Ansehen, Kenntnisse und Einfluß genug besitzt, daß er im vorigen Jahr unter gewissen nicht eingetretenen politischen Eventualitäten Finanzminister geworden wäre. In der Discussion, die darauf folgte, ließ er sich unter andern folgendermaaßen vernehmen: „ich gestehe meine tiefe Unwissenheit, ich glaube nicht an die Nationalökonomie als Wissenschaft; ich glaube, daß es nur Ansichten sind, sehr vage Ansichten, ausgesprochen von sehr unterrichteten, sehr intelligenten Leuten, welche gewandt genug sind, Schlüsse zu ziehen aus Thatsachen, die sie leider nur sehr unvollständig kennen." Dann an die Freihandelstheoretiker, deren höchster Zweck möglichste Wohlfeilheit ist, speciell sich wendend, fuhr er fort: „Sie haben seit zwei Jahren die ernstlichste Erfahrung machen können, was ihre Theorien vermögen; niemals waren Nahrungsmittel und Kleidung wohlfeiler, niemals aber auch das Elend größer in unserm Lande, weil die Arbeit vermindert, die Thätigkeit gehemmt ist, weil für niemand Sicherheit sich findet, weil niemand etwas zu unternehmen wagt in einem Lande wo alles in Frage gestellt ist. Ihre Freihandelstheorie, m. HH., hätte zum unbestreitbaren Erfolg, einen bedeutenden Theil der Nationalarbeit zu unterdrücken, und hat jetzt zur unmittelbaren Folge, die Unordnung in den Köpfen zu vermehren. Wenn neben unserer politischen Unordnung auch noch Ihre Freihandelstheorien, Ihre Theorien von Nationalwirthschaft die verschiedenen Industriezweige über ihre Existenz beunruhigen, dann werden Sie die gefährlichen Besorgnisse, welche diese Theorien bereits erregt haben, verewigen. Ich glaube daß die Nationalökonomie eines Tags eine Wissenschaft seyn wird, wenn sie damit beginnt die Thatsachen zu studiren, wenn sie wirkliche Thatsachen gesammelt und daraus Schlüsse gezogen haben wird; bis jetzt aber betrachte ich sie nicht als Wissenschaft und die Folgerungen, die man daraus gezogen, als sehr nachtheilig. Ich will keineswegs der Freiheit des Unterrichts zu nahe treten, ich möchte im Gegentheil, daß diese Lehren frei ausgesprochen würden; ich verlange nicht, wie Hr. Wolowski mir vorwirft, daß man die Bücher und die Lehrstühle verbrenne, wenn man aber im Namen der Regierung von einem sehr ausschließlichen Standpunkt aus Unterricht gibt, so ist es ganz natürlich, daß die Leute, welche man in den Bedingungen ihrer Existenz angreift, daß alle die Fabrikanten, welche sich hier vereinigt finden, die Regierung fragen können, ob wir uns vertheidigen, oder ob sie nicht selbst allenthalben der Vertheidiger der auf die Gesetze des Landes gegründeten Interessen seyn soll?"

Was ließ sich gegen diese mit der ganzen Ueberlegenheit von Welt- und Geschäftserfahrung ausgesprochenen Worte sagen? Man hatte die Herren, so lange das Land in Ruhe war, ungenirt ihre Weisheit auskramen lassen, in dem zum Unerträglichen gesteigerten Zustande von Unsicherheit, in welchem sich die ganze Industrie jetzt befindet, konnte man die Hetzereien eines Blanqui, der unter anderm äußerte, „er begreife nicht, weßhalb man in Frankreich, wo man sich doch gegen alles empöre, nicht auch gegen das unsinnige und ungerechte System der Zölle empöre," nicht mehr ungerügt hinnehmen, um so weniger als er ein von der Regierung selbst aufgestellter Lehrer war, und wenn das Journal des Debats oder vielmehr Hr. Chevalier die Lehrfreiheit in unbeschränktestem Maaße in Anspruch nahm, so konnte man mit Recht fragen, wie das Journal des Debats, das doch die Clubs und die Presse eifrigst hatte beschränken helfen, nur allein für die Professoren der Nationalökonomie gar keinen Zügel kennen will.

Der Journalstreit ist indeß eine große Nebensache: was die Schule am meisten kränkte, war die Einstimmigkeit des Generalraths in der Verdammung dieser Hetzereien. Dieser Generalrath von 236 Mitgliedern war eine zu imposante Versammlung; fast alle von dem Ministerium für den Zweig des Ackerbaues bezeichneten Mitglieder wurden aus den Präsidenten der Ackerbaugesellschaften in den Departements entnommen; darunter waren mehrere ehemalige Minister wie Decaze, Gasparin, Tracy, Passy, Tourret und Lanjuinais, so wie die bedeutendsten Mitglieder des ehemaligen Agriculturraths. Eine große Anzahl ehemaliger Pairs und Deputirten und fast 100 Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung saßen im Generalrath, und von einer solchen Versammlung perhorrescirt zu werden, war allerdings den Kathederherren sehr empfindlich; sie hatten sich aber diese Rüge reichlich durch ihre ungemessene Sprache zugezogen. M. Chevalier ist ein ausgezeichneter Kopf, aber dem wirklichen Geschäftsleben doch zu sehr entfremdet, um nicht gleichfalls ins Theoretische sich allzu sehr zu verirren. Der verletzte Stolz der Schule that dann das Uebrige.

Wenn wir indeß Benehmen und Haltung der Professoren

Digitized by Google

durchaus tadeln, die des Generalraths dagegen nur billigen können, so darf man doch nicht vergessen, daß die Excentricität der Schule zum Theil ein natürliches Ergebniß der politischen und nationalökonomischen Verhältnisse des Landes ist. Wir haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß nationalökonomische Fragen in den legislativen Körperschaften Frankreichs sehr selten und nie genügend abgehandelt wurden, hauptsächlich darum, weil die mühsam zusammengehaltenen Majoritäten sich darüber hätten spalten können. Die Ursachen können uns indeß hier gleichgültig seyn, hier handelt es sich bloß um das Factum und dessen Folgen: hätte man in Frankreich so wie in England die nationalökonomischen Fragen regelmäßig, wie sie auftauchten, besprochen, hätte man sich nicht in politischen Zänkereien erschöpft, so hätte sich über diese Fragen eine gewisse öffentliche Meinung gebildet. Diese besteht jetzt gar nicht, und Hr. M. Chevalier mag ganz Recht haben, wenn er behauptet, daß die Versammlung des Generalraths das Publicum völlig gleichgültig gelassen habe; wenn er aber die Schuld dieser Gleichgültigkeit auf die Behandlung der vorgelegten Fragen schiebt, so ist er sicher im Unrecht, denn die gleichen Gegenstände hätten, in dem legislativen Körper berathen, gleichfalls die Bänke und Tribünen geleert, weil das Publicum überhaupt an diesen Fragen kein Interesse nimmt. Zu diesem Ergebniß haben alle Parteien in Frankreich das Ihrige redlich beigetragen, und jetzt tragen sie auch alle, und wie natürlich die jeweilige Regierung am meisten, die Folgen davon.

Weil die nationalwirthschaftlichen Fragen in den legislativen Körpern nicht besprochen wurden, weil die Journale selbst damit sich nicht befaßten und höchstens über einzelne Punkte einen speciell unterrichteten Mann zu Mittheilungen aufforderten, fiel dieser ganze Zweig des politischen Wissens der gelehrten Kaste anheim, und bei dieser mußte er zu der ganz ungesucht sich darbietenden Freihandelstheorie als dem Bequemsten sich hinneigen, M. Chevalier ohnehin bei seiner allenthalben vortretenden Anglomanie. Wenn der Minister Dumas, um die durch seine Antwort eröffneten Aussichten wahrzumachen, einen Schritt thun will, so darf er nur einen Lehrstuhl der Geschichte der Handelsgesetzgebung errichten. Es gibt kein anderes und kein eindringlicheres Mittel, um aus dem Irrgarten der Schule herauszuführen, als ein solches Studium, wie es auch in der Finanzwissenschaft keinen lehrreichern Zweig gibt, als die Geschichte derselben in den einzelnen Ländern. Da man aber die Lehrer für ein solches Fach nicht aus der Erde stampft, so wird man in Frankreich wie anderswo wohl thun, solche Versammlungen, wie der französische Generalrath für Ackerbau, Manufacturen und Handel regelmäßig zu versammeln; das öffentliche Interesse wird sich dann bald finden, und die Excentricitäten der Schule werden sich zu ihren sehr zahlreichen Vätern versammeln.

Ein Urtheil über Chateaubriands Memoiren.

Die Liter. Gaz. vom 29 Junius enthält in einem ihrer gewöhnlichen Briefe aus Paris nachfolgendes, wie es scheint, keineswegs ungegründetes Urtheil über diese Memoiren. „Der eilfte und letzte Band ist jetzt in Bücherform erschienen und wird demnächst in den Feuilletons vollendet seyn. Ein zwölfter Band soll indeß als Supplement hinzukommen. Wie ich schon bei mehr als einer Gelegenheit bemerkte, dieß große Werk des ausgezeichneten Franzosen, dem er und seine Freunde eine unermeßliche Wichtigkeit beilegten, hat keineswegs den Eindruck gemacht, noch besitzt es den Werth, welchen man erwartete. Es ist viel zu lang, spricht unendlich viel von unbedeutenden Personen, um die sich kein Mensch kümmert, zeigt die übertriebene Eitelkeit des Verfassers in einem fast spaßhaften Lichte, und seine Ansprüche auf großes, mannichfaches Wissen, die fast auf jeder Seite vortreten, sind manchmal kläglich, und fast immer nicht am Platze. Dagegen muß die Vorahnung der Zukunft, die der Verfasser in einigen seiner letzten Capitel zeigt, lebhaftes Erstaunen erwecken: die Februar-Revolution, der Fall Ludwig Philipps, die Errichtung der Republik, die furchtbare Erhebung der Demokratie in Europa sind deutlich vorausgesagt, sämmtlich vor mehr als zehn Jahren, also zu einer Zeit, wo Ludwig Philipps Thron auf Jahrhunderte gegründet schien, und man von ewigem Frieden träumte; ja selbst der Antheil der einzelnen an der großen Erschütterung, die Grade von Strafe, die alle Throne und lebenden Staatsmänner treffen würde, sind mit wunderbarer Genauigkeit vorhergesagt. In dieser Beziehung hat Chateaubriand seine Ansprüche als Staatsmann genügend begründet, denn was ist wahre Staatskunst, wenn nicht die Kunst in der Zukunft zu lesen.“

Chronik der Reisen.

Vier Tage in der Bay von San Francisco.

(Fortsetzung.)

Schon seit einiger Zeit hatten wir indessen einen der kleinen Prairiewölfe, die es hier überall in bedeutender Menge gibt, bellen und heulen hören, ihn jedoch weiter entfernt geglaubt; als ich aber jetzt den Hügel wieder herunterkam, nach unserem Boot zu gehen, sah ich einen der kleinen Bursche, wie er in etwa 150 Schritt von dem angebundenen Boote, diesem zugewendet stand, und aus Leibeskräften über den für ihn jedenfalls fremdartigen Gegenstand zu räsonniren schien. Er lief dabei, sich aber immer in gleicher Entfernung vom Ufer haltend, bald auf den nächsten kleinen Hügel hinauf, bald wieder hinunter, und bezeugte jedenfalls eine höchst ungewöhnliche Neugierde. Von Witzleben war indeß an der andern Seite des Hügels herumgekommen, und wir hatten ihn so gewissermaßen eingeklemmt auf der engen Landzunge. Wenn er nicht das Wasser annahm, mußte er einem von uns zum Schuß kommen; ich schnitt ihm, rasch nach Rechts hinunter, den Weg ab, und hierher wandte er sich auch, um zunächst wieder in die Büsche zu kommen. Das Terrain war ihm jedoch zu ungünstig, die Bay schnitt hier gerade nach mir zu ein, und als er, das Sumpfland zu umgehen, den Hügel schräg hinaufsprang, kam er mir auf etwa siebenzig Schritt zum Schuß. Beim Knall schon brach er zusammen, raffte sich dann rasch wieder auf und rannte, den rechten Vorderlauf schleifend, davon, stürzte auch noch mehreremale, und war augenscheinlich schwer getroffen, kleine Dickichte standen aber nicht weit davon entfernt, eines von diesen erreichte er und blieb dort, da wir uns nicht die Mühe nahmen weiter nachzusehen, liegen.

Wir schifften uns jetzt wieder ein, umgingen das kleine Vorgebirge und ruderten nun die ziemlich lange Strecke bis zur Mündung des San Raphael Rivers (unter River ist hier nämlich nur der von Ebbe und Fluth abhängige, sonst aber allerdings flußartige Einlauf des Sumpflandes verstanden). Es war Sonntag, und von fern schon tönten uns die Glocken der Mission entgegen, die wir aber erst gegen ungefähr 12 Uhr erreichten. Eine Masse von großen Schnepfen und Enten waren im Fluß, wir konnten aber keine bekommen.

Die Mission San Raphael ist noch kleiner und unbedeutender als die von Dolores, wenigstens sind da lange nicht so viel Gebäude, und Kirche und Missionshaus sahen, wenn das nicht schwer wäre, wo möglich noch elender und verfallener aus als die Doloreskirche; das einzeln stehende Gebäude, das wir schon vom Berge aus bemerkt, stach desto mehr dagegen ab, denn es war jedenfalls das beste, wohnlichste und solideste Haus, was ich bis dahin noch in Californien gesehen hatte. Es wird von einem Mr. Murphy, einem alten Ansiedler an der Bay, bewohnt, der hier ebenfalls eine Farm und bedeutende Strecken Landes besitzt; er hält auch, durch einen californischen Steward, eine Art Gasthaus, in dem Fremde wenigstens Nahrungsmittel und Obdach bekommen können, und wir benutzten dieß, unsere etwas ausgehungerten Mägen wieder zu restauriren.

Der alte Murphy ist ein geborner Irländer, zwanzig Jahr schon in Californien und eine wahre Riesengestalt, so hoch und derb und kräftig gebaut. Er will übrigens, wie wir hörten, Farm und Land

Digitized by Google

ausverkaufen und sich nach der weiter obenliegenden San Pedro Point, wo er eine Stadt anzulegen gedenkt, zurückziehen.

Wir hörten hier daß die Bay, in der wir die Nacht campirt, allerdings die von Corte Madeira und bei Land nur etwa drei Meilen von da entfernt sey, verzehrten also zuerst unser Mittagessen, hingen dann die Büchsen über die Schulter, und stiegen langsam den Bergrücken hinauf, der die Thäler Corte Madeira und San Raphael von einander trennt. Der Hügel war ziemlich steil, doch entschädigte uns dafür die Aussicht vom Gipfel desselben, und wir konnten von hier aus deutlich die kleine Häusergruppe Corte Madeira's sehen, die uns am vorigen Abend durch Hügel und Büsche verdeckt gewesen. Allerdings hatten wir die Büchsen mit, ich erwartete aber hier kaum Wild zu finden, und war nicht wenig erstaunt, als v. Witzleben plötzlich den Hügel hinabzeigte und „ein Hirsch" rief. Und in der That war es ein junger „Bock," der hier mit der Kuh gestanden und jetzt, bei unserem Näherkommen, in langen Sätzen den Hügel hinunter floh; ich suchte ihnen zuvorzukommen, doch umsonst, das Wild ist hier durch das viele Jagen der neu eingetroffenen Amerikaner zu scheu gemacht, und aus den besiedelten Stellen in die stilleren Thäler zurückgescheucht; die wenigen aber, die noch ihren alten Weidegründen treu geblieben, sind sich der Gefahr in der sie fortwährend schweben, nur zu gut bewußt, und fortwährend bei dem geringsten Geräusch, bei der geringsten fremden Witterung, auf der Flucht.

Ohne weiter etwas Merkwürdigem zu begegnen, stiegen wir in das Thal hinunter, einen andern kleineren Bergrücken wieder hinauf und hatten nun auf der anderen Seite des Thales Corte Madeira (Holzschneide oder Sägemühle) dicht vor uns. Der Ort lag in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit, von den dunklen Bäumen hoch überragt, und aus dem Grün der Gebüsche gar traulich vorschauend, freundlich genug da; eine ziemlich bedeutende Fläche cultivirten Landes (die sogenannte „Farm des Capitän Cooper"), gab dem Ort zu gleicher Zeit einen Anstrich von Civilisation und die Aussicht auf die grünen Flächen und Hügelhänge, auf denen zahlreiche Heerden weideten, und zwischen dem Laub der Büsche hindurch nach der Bay hinüber, über die von der andern Seite her ein einzelnes Segel glitt, schmückte ihn dabei mit einem ganz eigenen wohlthuenden Zauber.

Vor allen Dingen galt es jedoch jetzt dem nachzukommen, wegen dessen wir hierhergefahren, und zwar nach den hundert achtzehngallönigen Fässern zu fragen, die hier in dem Hause eines gewissen Mr. Cordua lagern und von uns besichtigt werden sollten.

Das Resultat was wir hier erhielten, war ein sehr mittelmäßiges — die Ersten die wir deßhalb befragten, schienen uns nicht recht Rede stehen zu wollen. Ein Mr. Cordua hatte allerdings dort gewohnt, und zwar in einem Häuschen etwas weiter nach der Bay zu, seit zwei Jahren aber schon Corte Madeira verlassen, und Fässer — lägen auch nicht mehr in dem alten Haus — ein halbes Duzend vielleicht ausgenommen. Mr. Rendall oder Randell, der jetzige Pächter von Capitän Coopers Farm, sollte uns die nächste Auskunft geben. Zu diesem gingen wir also — er wohnte in demselben Hause, bestätigte uns aber nur als Thatsache, was wir bis dahin bloß oberflächlich gehört. Mr. Cordua sollte Corte Madeira seit zwei Jahren verlassen und sich um seine zurückgebliebenen Fässer gar nicht weiter bekümmert haben; seit der Zeit waren aber große Veränderungen in ganz Californien, und auch in diesem etwas abgelegenen Theil desselben vorgefallen, unter anderem besonders aber eine Masse fremder Einwanderer gelandet. Von diesen besuchten manche auch die Bay von Corte Madeira, und Einzelne hielten sich besonders des Jagens wegen länger dort auf, und was konnte ihnen da bequemer kommen als das dicht an der Bay befindliche alte unbewohnte Gebäude des Mr. Cordua. Die darin lagernden Fässer kamen ihnen ebenso erwünscht; ein Theil davon wurde zu Stühlen, ein anderer zu nach und nach absterbenden Tischbeinen verwandt, und der übrige Rest als gutes trockenes Holz zu Brennmaterial. So ein Faß war bald zusammengeschlagen, und die um das Haus herumliegenden eisernen Reife sollten die Wahrheit des Gesagten bestätigen.

Zu zweifeln brauchten wir an dem uns eben Mitgetheilten nicht — darin daß keine Fässer mehr da seyn sollten, stimmten alle überein; die Verwendung derselben mochten wir aber nicht allein den „fremden Jägern" zuschieben, denn gerade in des guten Mannes Hause, der uns all diesen Aufschluß gab, sahen wir nahe an ein Duzend der nämlichen Fässer, zu sehr verschiedenen Zwecken verwendet, stehen, und konnten jetzt wohl denken daß die ganze Nachbarschaft aus einem solchen, für jeden Hausstand bequemen Waarenvorrath den größtmöglichsten Nutzen gezogen hatte. Mr. Rendall meinte dabei die Fässer seyen ihm übrigens gar nicht übergeben gewesen, und er habe also auch nicht für fremdes Gut stehen können; übrigens brauchten wir gar nicht nach dem Hause hinunterzugehen, denn es sey alles so, wie er es uns gesagt habe.

Herr Rendall war Alcalde von Corte Madeira und San Raphael; wir wollten uns aber doch lieber von Augesicht überzeugen, und wanderten deßhalb, da die Sonne noch hoch genug stand, an dem kleinen Fluß, der sich in die Bay ergießt, hinunter, kamen an der neu und sehr schön eingerichteten Dampfsägemühle vorbei, die dem ganzen schönen Thal seinen sicherlich unpoetischen Namen gegeben, und erreichten bald darauf das bezeichnete Haus, wo wir die Aussagen des Alcalden allerdings bestätigt fanden. Der Ort sah wild genug aus: eiserne Faßreifen lagen in ziemlichen Quantitäten auf den Dächern und dem Boden herum, und im Inneren des Hauses war alles oberst zu unterst gekehrt. Zwei lebensmüde Tische, die uns noch unschlüssig schienen nach welcher Seite hin sie zuerst umbrechen wollten, die Ueberreste eines wirklichen Stuhles, einzelne Fässer, die theils zu Sitzen, theils zu Speiseschränken benutzt worden, die Hälfte eines alten blauen Rocks mit einem einzigen messingenen Knopf, eine total durchgesessene Hose, einige paar Sockenschäfte, und ein isolirter Stiefel, der auf einem Bein in der Ecke stand, füllten den inneren Raum des einen Gemachs, während ein frischgemaltes tüchtiges Seeboot, mit den Rudern darüber auf den Querbalken gestützt und wohlverwahrt, den anderen einnahm. Bewohnt war das Haus auf keinen Fall, die Asche im Kamin bewies aber, daß dann und wann dort gerade von der Nacht überraschte Jäger oder Bootsleute, welche die Bay hereingekommen waren, übernachtet hatten.

Gute oder wenigstens noch brauchbare Fässer — denn von Wind und Wetter mitgenommen sahen sie alle aus — standen in und vor dem Gebäude, nur noch 19 Stück statt der versprochenen hundert, und derenthalben war es allerdings nicht der Mühe werth, den weiten Weg mit dem Boote von Mission Dolores herzukommen, unser Weg war also umsonst gewesen, und wir konnten uns, so schnell es uns gefiel, wieder auf den Rückweg machen.

Für diesen Abend war das freilich etwas zu spät, langsam schlenderten wir deßhalb wieder über die Berge nach San Raphael, sahen noch unterwegs einen Hirsch und mehrere Hasen — ohne jedoch im Stande zu seyn in dem dichten Gebüsch etwas zu erlegen, und legten uns nach bei Murphy eingenommenem Abendessen ruhig in unser Boot, um schon in der Nacht mit steigender Fluth von dem Schlamm, auf dem uns die Ebbe zurückgelassen, loszukommen. Um 10 Uhr Abends bekamen wir aber nur halbe Fluth, kamen nicht los, und mußten nun die nächste, gegen 11 Uhr am anderen Morgen abwarten.

Der Morgen und die Fluth kamen, mit ihnen aber auch ein ungewöhnlich starker Südwester, der mit der steigenden Sonne ebenfalls zu wachsen schien. Zwischen den Hügeln spürten wir ihn aber nicht so stark, brieten vor allen Dingen zum Frühstück unsere Enten, und ruderten dann langsam den ziemlich breiten Einfluß hinunter. Enten und Schnepfen gab es in Masse, sie waren aber entsetzlich scheu, und nur im über uns Wegfliegen waren wir im Stande zwei der großen Sumpfschnepfen (wie ein junges Huhn groß) zu schießen.

(Schluß folgt.)

Der Goldvorrath der englischen Bank am 22 Junius d. J. belief sich auf beinahe 17 Mill. Pfd. St. Die Zahl der umlaufenden Noten wenig über 20 Mill., so daß die Masse des umlaufenden Papiers nur um weniges über 3 Mill. mehr als diese vorhandene Metallmasse beträgt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 164. 10 Julius 1850.

Skokloster, der Familiensitz von Tycho Brahe.

Auf meinem Wege von Upsala nach Stockholm besuchte ich Skokloster, der Familie Brahe gehörend, aus welcher der berühmte Astronom des 17ten Jahrhunderts entsprossen. Es ist ein großes viereckiges Haus im Geschmacke jener Zeit, recht anmuthig am Gestade eines Sees gelegen, zwischen tannenbedeckten malerischen Gründen. Nachdem ich mein Fuhrwerk zu Alsike gelassen hatte, kam ich an einen Arm dieses Sees und bestieg einen kleinen Kahn, in welchem mich ein Fischerknabe bis zum ehrwürdigen Sitze der Brahe ruderte. Die Familie befand sich dort, bewohnt aber ein oberes Stockwerk, und verstattete ihren Dienern, die Hauptreihen der Gemächer in den andern Theilen des Gebäudes zu zeigen. Der seltsam verzwickte moralische und religiöse Geschmack des 17ten Jahrhunderts trat in den sinnbildlichen Figuren und den Inschriften vor, welche Stiegenhäuser und Gallerien zieren. Die Staatszimmer des ersten Stocks sind prächtig, sowohl durch Schmuckwerk und Geräthe, als durch Gemälde und Merkwürdigkeiten. Unter den Familienbildnissen fesselte uns Tycho, der sich uns als ein wohlaussehender Mann mit rothem Barte und sehr hoher Stirne darstellt. Noch anziehender ist Ebba Brahe, ein reizendes junges Wesen, das Gustav Adolph bekanntlich zur Braut wählen wollte, von dessen Mutter aber während seiner Abwesenheit mit einem Edelmann vermählt wurde. Darunter hängt eine alte Dame in strengem Traueranzug. Sie hat ihre obern Zähne verloren und scheint an den Augen zu leiden. Mit einer gewissen Wehmuth hört man daß es — die nämliche Ebba Brahe ist! Die königlichen Portraits von Gustav Wasa bis auf Karl Johann und Oskar, denen die Familie befreundet war und ist, liefern gleichsam eine Abhandlung der vaterländischen Geschichte. Das Täfelwerk des Saales hat etwas eigenthümlich Phantastisches, bedeckt mit nach der Natur gemalten Thiergestalten in sehr erhabenen Reliefs, z. B. ein Krokodil, das einen Armleuchter im Rachen trägt. Einige Cabinette zeichnen sich durch eingelegte Arbeit aus. An den Schubfächern bemerkte ich in Elfenbein geschnitzt eine Darstellung aller Spiele, welche in der civilisirten Welt des 17ten Jahrhunderts üblich waren. Ferner umfangreiche Glaskästen, welche reiche goldene und silberne Becher, alte Ringe, Börsen und sonstige Kleinodien enthalten, meistens Eigenthum geschichtlicher Personen. Ein Rubinring der lieblichen Ebba wird besonders hervorgezogen. Ich erwähne noch Messer und Gabel von Gustav Wasa, und Kaffeetasse und Fleischbrühschüssel der Prinzessin Sophia Albertina.

Das oberste Stockwerk nehmen Bibliothek und Waffensammlung ein, beide äußerst zahlreich und erstere in schönster Ordnung. Ein Seitengemach bewahrt eine sehr große Collection der mathematischen Instrumente und Hülfsmittel zum Studium aus der Zeit Tycho's, mit Einschluß eines recht primitiv aussehenden Telescops im Lederfutteral. Diese Gegenstände, welche beinahe einzig in ihrer Art seyn mögen, werfen ein merkwürdiges Licht auf die frühe Geschichte moderner Wissenschaft. Hier befindet sich auch ein Automat-Kanarienvogel im Käfig, sehr energisch, aber keineswegs gleich den natürlichen Vögel zwitschernd. Zahllos sind die alten Himmelskugeln und Karten, und Kupferstiche von Porträts, die vor Jahrhunderten erschienen.

Die Waffensammlung umfaßt Musketen in allen Formen, von den frühesten bis zu den neuesten Zeiten; eine endlose Abwechslung von Schwertern, eine ganze Reihenfolge alter Metallrüstungen, mit inbegriffen jene, in welche die Ritter ihre Streitrosse zu bergen pflegten. Mittelalterliche Degen — breit damascirte Klingen mit dem Sinnspruch: „vim vi repellere licet." Jede Gattung von Stiefeln, Schuhen und sonstiger Fußbekleidung und Gewänder längst vergangener Geschlechter, darunter Garderobestücke von Gustav Adolph, Gustav Wasa, Spazierstöcke von Carl XII und Gustav III, der Dolch König Erichs XIV u. s. w.

Ich füge noch hinzu, daß jetzt ein Dampfschiff, welches jeden Tag die Seen und Ströme zwischen Upsala und Stockholm befährt, den Besuch von Skokloster erleichtert, und dieses ehemals so schweigende Haus alle vier und zwanzig Stunden einmal mit schaulustigen Fremden überschwemmt.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

(Fortsetzung.)

Bei meiner oben angedeuteten ersten Reise in Persien hatte ich von Täbris die Richtung nach Ardebil und dem kaspischen Meere genommen, das zweitemal war ich südwärts, nämlich nach dem persischen Meerbusen und von da nach Basrah und Bagdad gereist; dießmal hatte ich mir also vorgenommen, die Rückreise nach den türkischen Staaten durch die nördliche persische Provinz Qara-dagh und die kaukasische Provinz Qarabagh zu bewerkstelligen. Es war Anfangs August, die indische Cholera wüthete bereits zu Thehran und zu Qasbin, in welchen Städten sie jeden Tag zahlreiche Opfer forderte, hatte jedoch noch nicht den Koflan-Koh, der Iraq-Adschemy von Aserbeid-

Digitized by Google

schan scheidet, überschritten. Es war aber vorauszusehen, daß die durch jenes unansehnliche Gebirg gebildete schwache Schranke nicht im Stande seyn würde die Seuche von ihrem weitern Vordringen nach Norden lange abzuhalten. Die Civilstatthalterei zu Täbris, nämlich der Begler-Beg, hatte indessen einige Vorsichtsmaaßregeln getroffen, die jedoch hauptsächlich darin bestanden, daß man durch die Ausrufer im Basar die Ausstellung zum Verkaufe von Maulbeeren und Aprikosen bei Strafe des Abschneidens von Nase und Ohren unbeschadet einer Geldbuße verbieten ließ. Der noch schädlichern Gurken aber, die so massenhaft von den Persern verschlungen werden, und gegen welche Aprikosen und Maulbeeren gewiß sehr unschädliche Früchte sind, von den Gurken sagte das Verbot kein Wort!

Ich gewann also freilich bei der oben angeführten Beschaffenheit meines Reiseplans die wenig verführerische Aussicht an der transkaukasischen Gränze, 28 statt 4 Tage contumaziren zu müssen, was jedoch noch keineswegs gewiß war, indem das dießfällige Gerücht lediglich auf dem Umstand beruhte, daß der russische Generalconsul zu Täbris durch Circular die Gränzbehörden von dem Ausbruch der Cholera in Thehran und deren Fortschritt gegen Norden benachrichtigt, und ich also noch immer die Hoffnung behielt, daß die oberste Behörde zu Tiflis durch die Erfahrung der Jahre 1831 und 1832 belehrt zur Einsicht gelangt seyn würde, daß die Cholera eine Epidemie ist, deren Verbreitung nicht durch Berührung, sondern durch den Luftzug oder durch klimaterische Verhältnisse bedingt ist, die sich mithin durch keine Absperrung aufhalten läßt.

Mit einem Paß (Bilett) des russischen Generalconsulats, einem versiegelten Schreiben des Consuls selbst an den Natschalnik (Militärstatthalter) der Provinz Qara-bagh, endlich mit einem Nacham (Geleitbrief) des Emir Nisam, Militärgouverneurs von Aserbeidschan, versehen, reiste ich also getrost an einem heißen Augustmorgen in der mir vorgezeichneten oben erwähnten Richtung von Täbris ab. Mein bescheidener Zug bestand nur aus drei Pferden, wovon das eine mich selbst, das andere den Führer oder Tscharwadar, und das dritte meine juchtenen Reisetaschen trug.

Bei dem großen Gewühl von Menschen, von Pferden, von Kamelen und andern beladenen Lastthieren ist das Reiten durch die Straßen und Basare einer großen Stadt Persiens, besonders wenn ein Packpferd nachgeschleppt wird, sehr beschwerlich, zeitraubend und geduldershöpfend; ich war daher sehr froh, nach vielen solchen Begegnungen, nach vielem gegenseitigem Geschrei und manchen Peitschenhieben, womit der Europäer in Persien gerade nicht sparsam ist — zum Durchkommen, endlich durch das Thor von Bagh-Mesche die Vorstadt gleichen Namens zu erreichen, die ich bis zu ihrem Ende verfolgte.

Als ich mich ganz im Freien befand, führte der Weg eine kurze Strecke entlang des früher erwähnten Gebirgzuges von Pahan, an welchen die Stadt sich lehnt, das große Dorf Baghtirdsch auf der Straße nach Thehran mir rechts bleibend. Bald darauf mich links wendend, begann ich das Pahangebirg zu ersteigen, von dessen Kamm ich in eine ziemlich öde Gegend hinabkam, die mit vielen einzelnen kahlen Hügeln besäet ist, welche durch die Mannichfaltigkeit ihrer Schattirungen in ihrer Gesammtheit einen eigenthümlichen Anblick darbieten. An den mit einigen Saatfeldern umgebenen Dörfern Rahänd, Nömäd und Chodscha vorbei, gelangte ich gegen Mittag an den Fluß Adschi-Tschai, dessen Ufer ich eine Zeitlang verfolgte. Das Wasser desselben ist salzig, was wohl zu der wüstenartigen Beschaffenheit der Landschaft beitragen mag, und daher auch sein tatarischer Name „Adschi," bitter.

Bald hatte ich wieder ein Gebirg zu übersteigen, auf dessen Nordseite die Gegend ein anderes Ansehen gewann, denn ich befand mich jetzt in einer schönen, fruchtbaren Ebene, die sich nördlich an ein ziemlich hohes Gebirg lehnt. Der Hauptort in derselben ist das große Dorf Billi-werdi, 8 Farsang von Täbris entfernt, wo ich Nachtlager hielt. Mein Tscharwadar, für einen Perser ein ziemlich einfältiger, beschränkter Mensch, war hier nicht bekannt; denn obschon er öfter durch die Gegend gekommen, war es immer in Begleitung einer Karawane gewesen, und diese haben bekanntlich ihre Rastplätze immer im Freien, gewöhnlich in ziemlicher Entfernung von jeder Ortschaft. Dieses Unbekanntseyn mit den Oertlichkeiten, in grellem Widerspruch mit den Versicherungen des Gegentheils, die mir in Täbris gemacht worden, war kein geringer Uebelstand für mich während dieses ersten Abschnitts meiner Reise nordwärts bei dem ohnehin etwas beschränkten Scharfsinn meines Führers. Das war zum Theil Schuld, daß ich eine starke halbe Stunde vor dem ersten besten Hause in Billi-werdi zu warten hatte, bis der Ket-Choda (Ortsvorsteher) hergebracht werden konnte, der mir ein Nachtquartier ausmitteln sollte.

Uebrigens muß ich hier bemerken, daß in ganz Persien — im Süden und Osten noch mehr als im Norden und Westen — passiver Widerstand gegen die Bestimmungen des Nachams, womit jeder ausländische Reisende in der Regel versehen ist, nicht selten vorkommt, und ich finde hier einen passenden Anlaß, um ehe ich in der Beschreibung des Reiseverlaufs fortfahre, einiges zu sagen, das dem Reisen in diesem Lande im allgemeinen gilt.

Mir selbst ist es mehr als einmal begegnet, namentlich in Iraq-Adschemy und in Fars, wo die Dörfer meistens wie eine Festung mit einer Lehmmauer umgeben und mit schmalen, niedrigen Thoren versehen sind, die kaum ein gesatteltes Pferd durchlassen, daß diese Thore gesperrt wurden, so wie das Herannahen meines Zuges wahrgenommen und die Einwohner von ihren Zinnen herab mir geradezu den Einlaß verweigerten. Ich mußte dann oft eine halbe Stunde und noch länger von unten hinauf parlamentiren, gute Worte geben und — was am besten wirkte — meine Bereitwilligkeit betheuern für alles Verabreichte, in Victualien und Futter, baar zu bezahlen, und nach einigem Geduldaufwand, besonders nachdem die Partei oben die Ueberzeugung gewonnen, daß ich von keinem offenen oder verkappten Mihmandar begleitet war, hatte die Unterhandlung jedesmal ein für mich günstiges Resultat. Auch muß ich der Wahrheit getreu sagen, daß ich nie Ursache hatte bei Bezahlung der Lebensmittel, der Gerste und des Kurzstrohs Uebervortheilung zu rügen, und daß man immer mit dem von mir außerdem für meine Beherbergung dargereichten Peschkesch (Geldgeschenk) zufrieden sich äußerte.

Der Mihmandar [1] — weil doch eben davon die Rede war, ist bekanntlich ein dem fremden Reisenden von der Behörde zugetheilter Angestellter, dessen Beruf darin besteht, den im Nacham enthaltenen Befehlen während der Reise volle Geltung zu verschaffen, nämlich für Quartier, Stallung und Nahrung zu sorgen, wo es dann häufig geschieht, daß ein solcher nicht nur mit dem frechsten Uebermuth gegen die Gastgeber sich benimmt, sondern den von dem Reisenden als Zahlung oder Entschädigung hinterlassenen Geldbetrag einsteckt und außerdem die schamlose-

[1] Von Mihman, derjenige welcher die Gastfreundschaft empfängt; der Mihmandar ist derjenige, welcher für die Gastfreundschaft sorgt.

sten Erpressungen verübt. Kein Wunder also, daß diese Reisemarschälle den Einwohnern ein Gräuel sind, und besonders in den entfernten Provinzen, wo die Befehle der Centralregierung so gut wie kraftlos sind, sich nicht scheuen dieses Gefühl durch eine feindselige Haltung zu offenbaren, in welchen Fällen freilich der Reisende selbst immer derjenige ist, welcher am meisten darunter leidet. Wenn man die Reisebeschreibungen europäischer Touristen in Persien liest — und wie wenige gibt es deren, die nicht gereist sind, um über ihre Reise ein Buch zu schreiben — so wird man finden, daß die darin, und zwar nicht sparsam, vorkommenden verdrießlichen oder tragischen Begebnisse in den meisten Fällen von ihren Mihmandaren herrührten. Der europäische Reisende, besonders wenn er ein mehr oder minder großer Herr ist und als solcher auftreten will, der sich einbildet nicht anders als mit allem europäischen Comfort versehen und viel Gepäck mit sich führend reisen zu können, der überdem mit Landessprachen und Landessitten unbekannt ist, der mithin in Begleitung solcher mit orientalischen Reisen wenig verträglichen, oder wenigstens Beschwerlichkeiten und Gefahren vermehrenden Elementen seine Wanderung antritt — der unter solchen Umständen Reisende glaubt sich allerdings der Behörde ungemein zu Danke verpflichtet, die ihn mit einem derartigen vermeintlich lebenden Talisman gegen alle Sorgen, Plagen und Unannehmlichkeiten, die mit einer persischen Reise jedenfalls verknüpft sind, versieht. Er wird sich aber bald durch bittere Erfahrung enttäuscht finden.

Ueber alles das genügsam belehrt, habe ich bei allen meinen Streifereien in Persien zu jeder Zeit mir zur Regel gemacht, den Mihmandar standhaft von der Hand zu weisen, so oft man mir einen solchen als unentbehrliches Reiseerforderniß aufbringen wollte, und ich habe mich immer wohl dabei befunden. Selbst ohne den Mißstand einer solchen Persona ingrata ist, wie oben erwähnt, der Inhaber eines Rachams nicht immer ein willkommener Gast, aus dem einfachen Grund, daß kraft dieses Instrumentes derselbe auf unentgeltliche Verpflegung für sich, seine Dienerschaft und seine Pferde Anspruch machen kann — eine auf den Gemeinden lastende indirecte Steuer — wenn nicht ausdrücklich darin erwähnt ist, „daß ihm nur die Herberge gebührt und er für alle seine übrigen Bedürfnisse zu zahlen verpflichtet ist.“ Eben deßhalb habe ich nie versäumt, mir die Einschaltung dieser Clausel von der Behörde eigends auszubitten, und es hat mir diese Vorsicht noch jedesmal bereitwillige und freundliche Aufnahme verschafft, wenigstens den Empfang sehr erleichtert, sobald der Ortsvorstand von dem Inhalt des Geleitbriefes Kenntniß genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Vier Tage in der Bay von San Francisco.

(Schluß.)

Die See brauste indessen, über das flache Land hin konnten wir schon von weitem den weißen Schaum der aufthürmenden Wogen erkennen, und gegen das Ufer spritzte die Brandung in jähen Schlagwellen empor. Die Ebbe hatten wir dabei allerdings zu unseren Gunsten, der stürmische Südwest war uns aber total entgegen und hob den Vortheil also mehr als auf. Gegen Wind und Wellen mußten wir an, und gegen Wind und Wellen legten wir uns aus Leibeskräften in die Ruder, so daß sich das elastische Holz bei jedem Schlage bog und den widerspenstigen Kahn immer gegen neu heranstürzende Wassermassen antrieb. Nicht möglich war es dabei dicht unter Land zu halten, da der weite flache Sumpf, der sich nach dem Lande hin wohl über zwei Meilen ausbreitete, das Boot zwang gerade in See zu halten, den zähen Schlamm seiner Ufer zu vermeiden. Nur langsamen Fortgang machten wir aber auf diese Art; dabei wurde, je weiter wir hinauskamen, das Wasser desto stürmischer, das Wogenheer drohender und gefährlicher, und der ein paarmal über Bord schlagende Kamm einzelner Wellen machte uns auch darauf aufmerksam, daß wir füllen und dann, nur zu zweien, keine Hand würden entbehren können das eingenommene Wasser wieder auszuschöpfen; so langsam rückten wir zu gleicher Zeit vor, daß noch Stunden vergehen mußten, ehe wir im Stande gewesen wären das andere Ufer zu erreichen; füllten wir, so war in dem weichen Schlamm nicht einmal Rettung möglich — und hätten unsere ununterbrochen in Anspruch genommenen Kräfte auch so lang ausgehalten?

Ein paar rasch gewechselte Worte, denn zu langen Berathschlagungen blieb keine Zeit, waren genügend unser weiteres Verhalten zu bestimmen — der Bug des Fahrzeugs flog, von einer Woge gerade gehoben, rasch herum, und vor Wind und Wellen suchten wir jetzt, mit wirklich äußerster Anstrengung, den vor kaum einer halben Stunde verlassenen und gegen die Wogen wenigstens geschützten Hafen zu erreichen. Aber selbst zurück zeigte sich die Fahrt schwieriger als wir gedacht; ohne Steuermann lag das Gewicht der Wellen zu sehr auf der Außenseite, als daß wir ihm immer hätten so schnell als nothwendig begegnen können, und während wir zwar rasch vorwärts glitten, trieb das Boot auch zu gleicher Zeit dem schlammigen Ufer näher. Berührte nur der Kiel den Grund, daß die Wogen beim Anprallen den geringsten Widerstand fanden, so schlugen sie über uns hin, und unsere Lage wäre dann allerdings eine fatale gewesen; der zähe Schlamm hätte uns selbst am Schwimmen verhindert. So weit sollte es aber nicht kommen, dicht am Schlammufer hin glitt unser wackeres Fahrzeug, die äußerste Spitze des gefährlichen Ufers war erreicht, und im nächsten Augenblick befanden wir uns in ruhigem sicherem Wasser.

Rechts einbiegend, wo der kleine Fluß eine Biegung gegen die Hügel machte, glitten wir in eine kleine geschützte Bucht, befestigten dort unseren Kahn und erreichten dann, da von hier aus eine schmale Kiesbank bis fast zum Fluß führte, auf dieser die nächsten Hügel, an denen hin wir zur, am letzten Abend erst verlassenen Mission wieder zurückgelangen konnten.

An diesem Tag war an einen zweiten Aufbruch nicht zu denken, denn jedenfalls mußten wir, da der Sturm auch nicht eine Viertelstunde nachließ, die Fluth des nächsten Morgens abwarten. Um unsere Zeit deßhalb nur in etwas zu benutzen, besuchten wir das Missionsgebäude.

Lieber Gott, ich hatte geglaubt die Mission Dolores stehe schon, was Kirche und Privatwohnungen anbetraf, einige Grad unter den niedrigsten Erwartungen, ich fand aber jetzt daß ich mich im Vergleich mit dieser geirrt hatte, und die Kirche und Mission von Dolores, im Vergleich mit der von San Raphael, ein wahres Prachtgebäude sey.

In Art der Anlage haben beide Aehnlichkeit mit einander; die Jesuiten sind mit ihren californischen Missionen wohl ziemlich nach einem gemeinsamen Plane verfahren, Zeit und Wetter den aus ungebrannten Lehmsteinen errichteten Gebäuden aber keineswegs günstig gewesen. Es regnete gerade was vom Himmel herunter wollte, als wir in die zwar geräumige, aber öde Kirche traten, Kirche? — und warum nicht? — Die Leute, die diesen allerdings etwas wüst aussehenden Platz aus freiem Antrieb aufsuchten, hier ihre Andacht zu verrichten, konnten das gewiß dort ebenso gut als wenn das Haus von prächtigem Marmor aufgeführt und von Säulen getragen worden — die so oft gepredigte und so selten befolgte ächt christliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wäre auch hier vollkommen gut repräsentirt gewesen, nur störte die Masse bunten Nürnberger Flitterwerks, das wahrscheinlich gute Christen um den Altar herum aufgehäuft hatten, den wenigstens auf mich hervorgebrachten guten Eindruck, und contrastirte eigenthümlich genug mit den kahlen Lehmwänden und dem durch das zerrissene Dach in förmlichen Traufen niederströmenden Regen.

Die Priesterwohnung stand in vollkommenem Verhältniß mit der Kirche; der Geistliche, ein geborner Franzose, hatte einen kranken Fuß und saß, diesen pflegend, in der hohen kahlen, kalten und feuchten Stube.

Digitized by Google

Ein allem Anschein nach sehr hartes Bett, noch dazu nur dürftig mit Decken versehen, ein paar Stühle, ein wackliger Tisch, ein kleiner Bücherschrank und mehrere augenscheinlich europäische Koffer bildeten sein ganzes Hausgeräth, und die Stube schmückten noch außerdem einige Heiligenbilder — Gott verzeih es dem Maler der die Gesichter von sicherlich ganz braven Leuten auf so scheußliche Art entstellt hatte — und ein Bündel Rosenkränze — wahrscheinlich zu Geschenken bestimmt. Die Bibliothek, in der ich mich nach alten, auf die Mission bezüglichen Werken vergebens umsah, enthielt nur einige spanische Gebetbücher und mehrere Predigten in Manuscript — keinesfalls etwas erhebliches.

Indianer sahen wir nur wenige in der Mission; das Missionswerk scheint überhaupt für Californien vorbei zu seyn. Man wird allerdings die wenigen armen eingebornen Teufel, die nach der gewaltsamen Entwicklung dieses wunderbaren Landes noch übrig bleiben, zu der äußeren Bekennung der christlichen Religion bringen, dabei wird es aber auch bleiben, und sich um ihr wirkliches Christenthum niemand besonders kümmern.

In San Raphael beabsichtigte man ebenfalls eine Stadt anzulegen — wie überhaupt an sämmtlichen nur halb günstig gelegenen Plätzen der Bay — und Bauplätze wurden zu 30 Dollars ausgeboten.

Die Nacht schliefen wir, um dem starken, von heftigem Wind begleiteten Regen zu entgehen, in Mr. Murphy's Haus. Gegen Morgen legte sich der Sturm, und um 11 Uhr als sich das schlimmste Wetter gelegt und die See etwas beruhigt hatte, gingen wir aufs neue in See — dießmal aber, mehr vom Wind begünstigt als gestern, unter Segel. Allerdings mußten wir so dicht wir konnten, bei dem Wind halten und machten deßhalb keinen sehr bedeutenden Fortgang, die Ebbe war uns aber ebenfalls günstig, und nur etwas zu weit in die Mitte der Bay hinausgetrieben, hielten wir scharf auf die obere Spitze von Los Angelos zu. Nach Mittag drehte sich der Wind wieder etwas, wir mußten das Segel einziehen und zu den Rudern greifen und erreichten etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang nach schwerer Arbeit Los Angelos.

Am westlichen Ufer der Insel hin hielten wir uns dießmal, noch immer von der abströmenden Fluth begünstigt, und lagen dort etwa eine halbe Stunde still, uns theils auszuruhen, theils die nächste Fluth abzuwarten, um mit dieser gegen San Francisco hinauf zu halten. Der Abend rückte aber zu rasch heran, und der Himmel selber sah viel zu drohend aus, als daß wir viel Zeit hätten unnütz versäumen dürfen. Wir setzten deßhalb das Segel wieder und hielten an der Insel Alcatraces vorüber, auf die Westspitze der Insel Yerba Buena zu, von wo aus wir hoffen durften, entweder die über der Stadt und nach Dolores zu liegende Bayspitze oder doch wenigstens die Stadt selber zu erreichen, und von da an konnten wir dann, von dem hohen Ufer geschützt und von der steigenden Fluth begünstigt, noch in derselben Nacht in den Bayausfluß der Mission Dolores einlaufen. Wind und Wetter machten uns jedoch einen bedeutenden Strich durch diese Rechnung.

Noch vor Yerba Buena kam uns der Wind wieder entgegen und wir mußten rudern, und als wir kaum das erste und äußerste der vor San Francisco vor Anker liegenden Schiffe erreicht hatten, und gerade als sich die Fluth drehte, brauste es wieder über die See herüber, und der weiße Kamm der heranbrechenden Wogen kündete uns eine Fortsetzung des gestern Begonnenen. Dabei wurde es dunkel; sollten wir es jetzt wagen nach dem noch über zwei Meilen entfernten Lande in solch stürmischer See hinüber zu halten? Jedenfalls wäre es sehr gewagt gewesen, und da die Noth es nicht dringend erforderte, beschlossen wir da, wo wir uns gerade befanden, liegen zu bleiben. Hinten am Spiegel der Barke hing nämlich ein ziemlich großes Lichterboot, eine sogenannte Scow. In dieser lagen einige Bretter — das Boot befestigten wir an die Scow, schoben uns die Bretter dachförmig zurecht, deckten unser Segel darüber — was wenigstens vollkommenen Schutz gegen den Regen gab — und machten uns dann bereit die Nacht hier zu verbringen.

Immer lauter heulte aber der Sturm, immer höher hoben sich die Wogen, und unser Boot drohte an der schweren Scow zu zerschellen. Mit in dem Lichter gefundenen Stricken und einem sandgefüllten Sack, den wir neben den zusammengedrehten Seilen über Bord hingen, sicherten wir in etwas unser Boot; wie sich das Wetter aber verschlimmerte, wurde auch dessen Zustand bedenklicher, und zuletzt erreichte es einen solchen Grad, daß wir die Erhaltung unseres Fahrzeugs fast aufgaben, und wenigstens alles, was herausgenommen werden konnte, wie Ruder, Dollen u. s. w. in die Scow retteten. Provisionen hatten wir, außer etwas trockenem Schiffszwieback und den beiden, aber doch nicht roh zu verwendenden Schnepfen, keine, auch keinen Appetit etwas zu verzehren, und müde und kalt drückten wir uns, nachdem das Boot so gut verwahrt war wie es die Umstände nur gestatteten, unter unser extemporirtes Schutzdach, unter dem wir wie in einem Sarge lagen.

Ich habe schon manche schlechte Nacht in meinem Leben mit durchgemacht, so gefroren aber noch in keiner. An Schlafen war dabei gar nicht zu denken; die Wogen schlugen gegen die Scow an, hoben sie und schlenderten sie hin und wieder; der Regen klatschte auf das Segel nieder, der Sturm heulte, und zum Ueberfluß hing noch ein anderer, aus rohen Brettern roh gezimmerter Kahn an demselben Schiff mit uns, barst schon in der ersten Stunde durch die wiederholten Schläge, und donnerte nun seine Stücke die ganze Nacht hindurch gegen die Vorplanken der Scow an, auf denen wir gerade mit dem Kopfe lagen.

Schlaflos warfen wir uns die ganze Nacht auf den feuchten Planken herum, und der kalte Wind pfiff unter dem Segel durch, daß uns das Mark in den Knochen erstarrte. Die Vergangenheit trug ebenfalls nicht dazu bei, mir wenigstens meine Lage zu erleichtern — an demselben Abend hatte ich im vorigen Jahr die Meinen verlassen, und jetzt? — Hol der Teufel das Nachdenken, wenn sich der Geist an solche Punkte klammert, und nicht los davon zu reißen ist.

Die Nacht kam mir so lang wie ein Monat vor, und als der Morgen endlich trübe durch unser naßgraues Segel dämmerte, konnte ich die erstarrten Glieder kaum so viel bewegen, unter unserem Dachwerk vorzukriechen.

Mein erster Blick war nach dem Boot, der zweite nach Himmel und Wellen — das Boot lag wirklich noch unbeschädigt neben uns, die See hatte sich beruhigt, der Sturm etwas nachgelassen, und wenn uns auch der Wind entgegen war, konnten wir doch jetzt leicht mit Rudern das Ufer gewinnen.

Unser Frühstück hielt uns nicht lange auf, ein Stück Schiffszwieback und ein Schluck Wasser; rasch packten wir unsere Habseligkeiten wieder in das Boot und stießen, jetzt mit der besten Hoffnung, von unserem Nachtquartier ab.

Das Schiff an dem wir gelegen, war eine große französische Barke, L'Abeille und von den Leuten die wir an Bord sahen, wie sie uns von dort herunterriefen, vor einigen Tagen aufgefangen, ohne daß weder ein Capitän noch sonst irgend jemand von der Mannschaft an Bord gewesen wäre.

Nach zwei Stunden etwa erreichten wir San Francisco. Wir sahen übrigens aus wie die Räuber und Mörder, und wären in jeder Stadt Deutschlands augenblicklich beim Kragen genommen und durch irgend einen wohlwollenden Polizeidiener der Aufmerksamkeit der Straßenjungen entzogen worden. Hier aber fällt das nicht auf, die Leute sind an abenteuerliche Gestalten jeder Art gewöhnt; unbelästigt konnten wir uns restauriren und liefen noch an demselben Morgen, allerdings etwas müde, sonst jedoch wohl und gesund, in den kleinen Fluß der Mission Doloresbay ein.

Der Tribut Aegyptens an den Sultan beträgt 1,333.000 spanische Thaler — so berichten wenigstens englische Blätter (s. Shipp. Gaz. 29 Junius). Die Geschenke welche nebenher laufen, mögen kaum weniger ausmachen, denn man führt ein schönes Schraubendampfboot und 50.000 Pfd. St. (etwa 250.000 span. Thlr.) als Nebengeschenke auf. Schlägt man nun auch das Einkommen, das Abbas Pascha noch selbst bezieht, auf mehr als diese Summe an, so ergeben sich doch aus dem einst so ungeheuer reichen Lande nicht mehr als 5—6 Mill. span. Thaler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

ed by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 165. 11 Julius 1850.

Sir Robert Peel.

Der erschütternde Eindruck, den der plötzliche Tod dieses Mannes in England machte, wird sich erklären, wenn wir mit voller Wahrheit den Satz aussprechen, daß die Lebensgeschichte Peels seit 30 Jahren so eng mit der Geschichte Englands verbunden ist, daß man sie durchaus nicht trennen kann; noch mehr, wenn man hinzusetzen muß, daß die mehrfachen Gesinnungswechsel Sir R. Peels — Wechsel, welche natürlicher Weise ihm aufs bitterste vorgeworfen wurden — sich gerade nur aus der immer stärker sich verändernden innern Lage Englands erklären lassen. Nimmt man hiezu noch, daß sein Privatcharakter selbst von seinen heftigsten Feinden nie angefochten worden, daß niemand ihm eine große Rednergabe streitig machte, wenn ihm auch der sarkastische Geist eines Brougham und der sprühende Witz Cannings abging, und daß seine Verwaltungstalente von allen Seiten als ausgezeichnet anerkannt wurden, so wird sich die schmerzliche Bewegung, die alle bei seinem Tode ergriff, erklären. Noch deutlicher aber wird dieß werden, wenn wir seine Stellung seit vier Jahren ins Auge fassen, wo er von der Regierung zurücktrat mit der ausgesprochenen Absicht sie nie wieder zu ergreifen. Diese neutrale Stellung machte ihn, wie die Engländer sich ausdrücken, zum „Moderator" des Unterhauses. Der Mann mit der umfassenden Erfahrung und den gründlichen Einsichten mußte für Regierung und Opposition eine außerordentliche Bedeutung haben, wenn gleich die eine Zeitlang von ihm gebildete Mittelpartei schon seit der Session vorigen Jahrs sich ziemlich aufgelöst hatte.

Peels erstes bedeutendes Auftreten war bei Gelegenheit der nach ihm benannten Bill vom J. 1819, welche die Wiederaufnahme der Baarzahlungen durch die Bank einleitete. Es ist höchst charakteristisch, daß er schon damals, als er diese Bill einbrachte, geradezu erklärte, er sey seiner frühern Ansicht ungetreu geworden, und scheue sich auch gar nicht dieß auszusprechen. Jene Bill wirkt noch jetzt nach, und ist die fruchtbare Mutter aller spätern staatsökonomischen Maaßregeln geworden. Indem sie das im Verhältniß zum baaren Geld stark gesunkene Papiergeld wieder auf gleiche Stufe mit diesem hob, mußte sie allen Inhabern der Papiere, allen Gläubigern außerordentliche Vortheile gewähren, sie mußte die Schuldner, und somit die Nation selbst am meisten, benachtheiligen, und die Last der Nationalschuld erschweren, folglich die Steuerkraft des Volks vermindern, mit einem Wort, sie drückte die Preise aller Dinge langsam aber unvermeidlich herab, und wohlfeile Preise, wohlfeile Lebensmittel wurden nun die stehende Redensart des Tages. Man mag nach spätern Reden, welche Peel für die Korngesetze hielt, bezweifeln, ob er die ganze lange Reihe von Schlußfolgerungen übersah, aber seine Entschuldigung lag darin, daß er erkannt hatte, England könne bei dem nun eröffneten Verkehr mit dem Continent das Schwanken der Werthe zwischen Geld und Papier nicht ertragen, und man müsse auf einen festen Haltpunkt, den der Bestand eines so allgemein als Werthzeichen benützten Metalls, wie das Gold, ergab, sich stützen. Leider kamen theils mit theils im Gefolge dieser allgemeinen Maaßregel noch einige andere, welche die unvermeidlichen Uebel der Hauptmaaßregel noch erhöhten; diese bestanden in der Ausschließung des Silbers von allen größern Zahlungen, in der Einziehung der Ein- und Zweipfundnoten und der Beschränkung der Landbanken. Wir wissen sehr wohl, daß alle diese Maaßregeln ziemlich triftige Gründe für sich hatten, aber alle erschwerten und verminderten den Geldumlauf, und haben eben damit ungünstig auf den Verkehr eingewirkt. Peels Bankmaaßregel vom Jahre 1844, wo er den im allgemeinen richtigen Grundsatz aufstellte, daß ein Papier nur ein Werthzeichen sey, das nur dann einen wirklichen Werth habe, wenn es jeden Augenblick in Gold umgewandelt werden könne, war nur das Complement seiner Bill vom Jahre 1819, wurde von den bedeutendsten Bankiers Londons als zu exclusiv bestritten, und litt in der großen Handelskrise des Jahres 1847 so ziemlich Schiffbruch. Der Streit über diese Geldfragen in England ist aber noch lange nicht geschlichtet, und die seit der großen Krise des Jahres 1847 angestellten Untersuchungen über das Geldwesen haben noch zu keinem Resultat geführt. Wer diesen Gegenstand kennen lernen will, muß Peels parlamentarische Laufbahn studiren; dann wird ihm wenigstens der Ariadnefaden aus diesem Labyrinth nicht fehlen.

Aber dieser Faden leitet nicht bloß denjenigen, welcher die Geschichte der Geldverhältnisse Englands studiren will, sondern auch den, welcher sich die Bekehrung Peels vom Protectionisten zum Freihandelsmann zu erklären sucht. Die Aufopferung der Torypartei in der Katholikenemancipation hatte man ihm halb verziehen, denn sie war mit Zuziehung des Herzogs von Wellington geschehen, und man erkannte nur allzu wohl die zwingenden Umstände, aber das Aufgeben des protectionistischen Systems vergab man ihm nicht, und dieser Haß hat ihn auch im J. 1846 vom Amte verdrängt. Dennoch ist dieser Schritt, wenn gleich er sich darin selbst aufs entschiedenste widersprach, der erklärlichste von allen: er ist die nothwendige Folge der Ermäßigung des Preises aller Dinge, die durch seine Bill vom J. 1819 herbeigeführt worden war; sanken die Preise aller andern Dinge, so mußten auch die Kornpreise sinken, und darum die

Digitized by Google

Korngesetze, wenigstens in ihrer damaligen Gestalt, fallen. Er suchte diese Nothwendigkeit aufzuhalten, und die Städtebevölkerung, die hauptsächliche Inhaberin des beweglichen Vermögens, durch eine Ermäßigung der Korngesetze und die Reform des Tarifs zu beschwichtigen; er wurde aber durch die Consequenz seiner eigenen Handlungen immer weiter bis zum gänzlichen Aufheben der Korngesetze fortgeführt. Daß auf seine Entschlüsse Furcht vor der städtischen Bevölkerung mit eingewirkt, leidet keinen Zweifel, und ist ihm auch oft und bitter vorgeworfen worden. Die seit einem Jahre wiederholt vorgekommenen gewaltthätigen Auftritte der städtischen Bevölkerung gegen Pächter, die sich in Marktorten versammelten um über ihre schlimme Lage sich zu berathen, zeigen hinlänglich, daß hier ein Bodensatz von Animosität gährt, welcher schlimme Früchte tragen kann, und augenscheinlich die Protectionisten abhält, die Freihandelsminister schnell vom Amte zu treiben.

Die Aufhebung der Korngesetze war der bedeutendste Schritt seines ganzen Lebens; der Haß, den er durch den „Verrath" an seiner Partei gegen sich hervorrief, trieb ihn vom Amt, indem bei einer Frage über die Beschwichtigung Irlands die Tories mit der liberalen Opposition sich verbanden, um ihn zu stürzen. Seit dieser Zeit spielt er im Parlament die oben bezeichnete Rolle als „Moderator", und dabei mußte ihm sein erworbenes Ansehen und seine Erfahrung in fast allen Zweigen der Staatsgeschäfte sehr zu statten kommen. Diese Stellung war neu in der parlamentarischen Geschichte Englands, sie paßte nicht in das bisherige Parteitreiben, und darum wohl war Peels Ansehen in der letzten Zeit etwas im Sinken. Das wäre aber jedenfalls nur vorübergehend gewesen, und wenn in dem bevorstehenden unvermeidlichen Conflict zwischen Freihandel und Schutzzoll das jetzige Ministerium fällt, so wäre Peel nicht ins Ministerium getreten, hätte aber durch die Macht seines Ansehens ein Ministerium unter Graham, das einen Mittelweg versucht hätte, unterstützt, vielleicht nicht ohne Glück; jetzt ist ein solches Mittelministerium nicht wohl möglich, und dieß mag zum Theil die Bestürzung über den Unfall erklären: man fühlt, daß die Hand, welche die Wage hätte halten können, gesunken ist.

Ueberblickt man so die politische Laufbahn Sir R. Peels, so muß man bekennen, daß er sich mehr von den herrschenden Verhältnissen leiten ließ, als daß er sie beherrschte, was vielleicht auch in keines Menschen Kraft lag; er fügte sich dem Unvermeidlichen und beharrte nicht eigensinnig auf seiner Meinung; ob der Zwang der Umstände so groß war als seine Freunde, oder so schwach als seine Feinde sagen, das zu beantworten muß der Zukunft überlassen bleiben. Von Einem Vorwurf aber wird man ihn nie freisprechen können: er war das anerkannte Haupt der Tory- oder, wie sie sich damals nannten, der conservativen Partei, der Vertheidiger der protectionistischen Interessen vom J. 1835 bis zum J. 1841, er selbst hätte also nicht als Haupt des Ministeriums dagegen auftreten sollen; er hätte erklären können, er habe seine Ansicht geändert, und könne nicht mehr das alte System vertheidigen, aber ihm kam es nicht zu, den Schlag selbst zu führen. Dieß war der Wurm, der an seinem persönlichen Ansehen nagte. Es hat dieß Benehmen dem Vertrauen auf leitende Staatsmänner in England einen harten Stoß gegeben, und unparteiische Männer haben wiederholt darüber als über eine Herabstimmung des politischen Charakters der Engländer geklagt. Jetzt um sein frisches Grab flicht sich der Ruhmeskranz, aber wie die Zeitgenossen, so wird auch die Nachwelt dieß als einen Fehler Peels hervorheben.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

(Fortsetzung.)

In Persien wie in der Türkei hat gewöhnlich jeder Ort wo kein Kerwan-Sarai oder Mihman-Chane sich befindet, gewisse bewohnte Häuser welche die Reisenden aufzunehmen bestimmt und verpflichtet sind, was lediglich Sache der Gemeinde und zwischen dem Rysch-Sefid (Ortsältesten) und den betreffenden Hauseigenthümern abzumachen ist.[1] Es sind auch die zu solchem Behuf erkorenen Häuser in der Regel hiezu eingerichtet und abgetheilt, so daß die Familie durch die Einquartierung nicht gestört wird. Bloß in dem Fall — der auch mir, obwohl selten, begegnet ist — wo der Reisende eine solche Herberge nicht anständig findet, hat der Ortsvorstand die Verpflichtung gegen diesen, und die Befugniß der Einwohnerschaft gegenüber, ersterem in einem beliebigen Hause ein anderes Quartier anzuweisen. Bei der Ankunft desselben muß aber immer der Ket-Choda herbeigerufen werden, der, entweder persönlich oder durch den Gemeindevorstand, jenen in das ihm bestimmte Quartier einzuführen hat.

Ob und welche Entschädigung der Hausbesitzer oder Inwohner für die ihm aufgebürdete Last erhält, ist mir nicht bekannt. Von dem europäischen oder sonstigen ausländischen Einkehrenden erhält er gewöhnlich ein Peschkesch (dem türkischen Wort Bachschisch entsprechend), was jedoch gänzlich dem freien Willen des letzteren anheimgestellt ist. Wenn die Einquartierung aber aus Persern besteht — und diese bilden doch die Mehrzahl der Reisenden, — so sind diese Accidenzien sehr prekär. Wenigstens kann ich mit völliger Sachkenntniß sagen, daß es unter den letzteren, selbst in den höheren Classen — die doch immer mit einem mehr oder minder zahlreichen Troffe reisen — schmutzige Filze genug gibt, die Morgens abziehen ohne einen Schai zu hinterlassen.

Die meisten Häuser haben einen Hofraum, in welchem die Wohnung oder Wohnungen stehen. Vor jeder derselben ist auf beiden Seiten der Hausthüre zwei bis drei Schuh über den Boden des Hofraums, eine mit einer niedrigen Brustwehr versehene Erhöhung oder Altane von gestampfter Erde wie das Haus selbst, wo der Reisende zur Vermeidung der Hitze, noch mehr aber des Ungeziefers im Innern der Wohnung es in der Regel vorzieht sein Lager aufzuschlagen, wenn und so lange Witterung und Temperatur es nur immer gestatten. Diese Stelle wird vor allem bespritzt und gekehrt, dann bringt der Hausherr eine Rohrmatte, worauf er gewöhnlich noch einen Teppich ausbreitet, und es werden außerdem ringsum Polster angelehnt. Wie man sieht und bereits gesehen hat, ist die persische Einrichtung noch luxuriöser bestellt als man sie zum öftesten in der asiatischen Türkei findet! Gepäcke nebst Sattel- und Zaumgeschirr werden ebenfalls hier untergebracht, und zwar wird das alles zur Sparung des meistens ziemlich beschränkten Raumes so symmetrisch als möglich geschichtet. Die Reitstiefel werden ausgezogen und zur leichteren Beobachtung der Landessitte, den Tep-

[1] Rysch-Sefid, in Persisch, und Aq-Sfagalle, Türkisch, heißt wörtlich „Weißbart," und dieses Wort hat in beiden Ländern dieselbe Bedeutung, nämlich „Ortsältester" oder Gemeindevorstand. Der Unterschied zwischen dem Rysch-Sefid und dem Ket Choda (auch Kelonter genannt) besteht also darin, daß ersterer die Gemeinde und letzterer die Regierung vertritt.

A. d. V.

Digitized by Google

pich nie beschuht zu betreten, durch Babuschen ersetzt, und nachdem der Reisende seine erste Pfeife geraucht hat, wird ein Diener oder sonstiges Mitglied der Familie, dem jener den beiläufigen Betrag zugleich einhändigt, mit der Beischaffung des Abendessens, Achscham-Thamini (im Orient wie im civilisirten Europa, das eigentliche Diner), beauftragt. Oft wird dieses ohne daß man es zu bestellen braucht, von der Familienküche auf einem Thäpsi (großen, runden, kupfernen Brette, worauf die verschiedenen Gerichte, jedes in einer zugedeckten Schüssel von demselben Metalle, enthalten sind) gebracht, in welchem Fall dann natürlich bei der Abreise der Betrag des verabreichten Peschkesch sich darnach richtet. Die Kost ist freilich nie so ausgesucht, noch so mannichfaltig, daß eine Unverdaulichkeit zu besorgen wäre; es besteht dieselbe gewöhnlich in einem Pillau aus Reis und Erbsen zusammengesetzt, nebst gebackenen Eiern, süßer oder geronnener Milch (Yoghurt) und ungesäuertem Brod in der Gestalt von Weizenkuchen, deren Dicke nie über eine Linie ist.

In vielen Gegenden von Persien — ich möchte sagen in der Regel überall — ist es beinahe unerläßlich mit eigenem Geschirr versehen zu seyn (ich habe es jedoch immer bei einem Mathar-ab — juchtenen Wasserbehälter, ungefähr eine Maß enthaltend, der am hintern Sattelbogen hängt — bewenden lassen), wenn man nur einigermaßen auf Bequemlichkeit sieht, indem die Religionsgebräuche der Schiiten ihnen streng untersagen, aus einem Geschirr zu essen oder zu trinken, dessen sich ein Ungläubiger, und namentlich ein Sunnite, bereits bedient hat. Im Norden Persiens, wo etwas weniger Fanatismus herrscht als namentlich in I'raq-A'dschemi südlich von Thehran, in Fars und in Chorassan, wird zwar meistentheils das Geschirr hergegeben; allein es muß, wenn von Töpfererde, nach dem Gebrauch zerschlagen, oder, wenn von Metall, für die nachfolgenden Thersa (Ungläubigen) aufbewahrt werden.

Nach Beendigung des frugalen Mahles wird noch eine oder zwei Stunden in Gesellschaft des Hausherrn und der gewöhnlich durch ihre Neugierde herbeigezogenen Ortsnotabilitäten verplaudert und verraucht. Die Perser sind in der Regel lebhafter und gesprächiger, auch gegen den Europäer zuvorkommender als die Türken, aber großentheils unermüdliche und unbarmherzige Frager. In den größten Städten des Landes muß sich der Ankömmling gefallen lassen, noch ehe er sein Absteigequartier erreicht hat, daß jeder dem es einfällt, ihn ohne weiters mit directen Fragen, wie: „as kuda myayid?“ (Wo kommen Sie her?) oder „kuda myräwid?“ (wo reisen Sie hin?) und dergleichen ihn anredet, wobei das klügste ist sich nicht ungeduldig zu gebärden, sondern, ländlich sittlich, gelassen zu antworten was man will, so oft man gefragt wird. Man kann also denken, daß bei den Abendbesuchen, womit man von den Honoratioren des Ortes im Quartier beehrt wird, die Fragen sich ins Unendliche vervielfältigen, aber auch da thut der solcherweise Gepeinigte am besten sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Dafür hat er aber den Vortheil daß er auch seinerseits mit Fragen über alle Gegenstände, die im Fassungsbereiche seiner Zwischenredner sind, gerade nicht zurückhaltend zu seyn braucht, und mithin Gelegenheit hat sich über die örtlichen und Landeszustände vielseitig zu unterrichten, und dieses ist zwar um so mehr der Fall, als die Perser noch weniger als die Türken sich um Polizeispitzel, geheime oder hohe Polizei, Staatsinquisition und dergleichen Zugehör der europäischen Civilisation zu bekümmern haben. Das Gespräch dauert übrigens nicht gar zu spät in die Nacht hinein, denn die Einwohner müssen wegen des Morgengebets bei Tagesanbruch aufstehen und der Reisende will seinerseits frühzeitig aufbrechen. Der Hausherr zieht sich also in sein Aenderun, nämlich in das Gemach der Familie zurück; die Besucher gehen nach Hause, und der Fremde macht sich an derselben Stelle wo er gesessen, sein Bett zurecht, eine Verrichtung die ihm freilich wenig zu schaffen macht, indem sie lediglich darin besteht sich mit seinem Mantel und dem etwa noch mitgeführten Dabanemed oder Burqa zuzudecken.[1]

Was ich übrigens hier von der Betteinrichtung erwähne, findet bloß auf solche orientalische Reisende seine Anwendung, die, in jenen Ländern von dem europäischen Comfort sich lossagend, lieber ländlich sittlich sich bequemen, und für die erlittenen Entbehrungen darin eine Entschädigung finden, daß sie weniger Plackereien, weniger Sorgen auf die Reise mitnehmen, daß sich auch die Gefahren derselben vermindern und — last not least — weniger Geld mitzuführen brauchen, indem ihre Ausgaben solcherweise sich bedeutend vermindern. Ich kenne jedoch manche, die sich an solche vereinfachte Reiseeinrichtung schlechterdings nicht gewöhnen können, oder wenigstens der Meinung sind, daß es nicht möglich sey. Unter andern weiß ich einen brittischen Consul von meiner Bekanntschaft, der seit 30 Jahren im Orient lebt, viele und große Reisen in Armenien, Kürdistan und Persien gemacht hat, der aber selbst unter dem Zelte nie anders als völlig entkleidet und im Nachthemd sich schlafen legt, also unveränderlich gerade als wäre er zu Hause zu Bette geht.

Sollten diese Zeilen jemals vor das Publicum kommen, so wird man vielleicht obige Abschweifung von dem Verfolg der Erzählung insoferne nicht für überflüssig erachten, als fast alle diejenigen welche bisher über diese Länder geschrieben, von verdrießlichen Begebnissen und Begegnungen zu berichten wissen — was freilich der Beschreibung zur Würze dienen mag — die aber, wie man sich leicht überzeugen wird, großentheils auf die Unzweckmäßigkeit der Reiseeinrichtung und der Reiseerfordernisse zurückgeführt werden müssen.

. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über den Handelsbetrieb im nordöstlichen Rußland.

(Nordische Biene. Nr. 130 f.)

Die Stadt Tscherdyn war im tiefen Alterthum in ganz Großpermien sehr berühmt durch ihren ausgebreiteten Handel mit fremden Völkern, namentlich Persern, Indiern, Scandinaviern u. s. w. Hierüber heißt es in einer alten Handschrift: „Außer Cholmogor, der bedeutendsten Stadt Großpermiens oder Biarmiens, das in den ältesten Zeiten als die Hauptniederlage des Handels für die westlichen und nördlichen Völker diente, war die Stadt Tscherdyn, oder richtiger die tschudische Ansiedlung, deren merkwürdige Trümmer noch 25 Werst von Tscherdyn am Flusse Kama zu sehen sind, die berühmteste Stadt und vielleicht die Hauptstadt des weiten Permiens und der Sitz des einheimischen, wie des fremden Handels. Denn in diesen Trümmern finden sich noch eine Menge goldener und silberner Geräthe von asiatischer und sonst fremder Arbeit, was auf einen ehemaligen Handelsverband der Bewohner Permiens mit denselben hinweist.“ Und auch jetzt noch steht Tscherdyn,

---

[1] Dabanemed, ein grober dichter Mantel mit kurzen Aermeln, der auch in der asiatischen und europäischen Türkei sehr im Gebrauch ist und dort Aba heißt, den ich aber für meine Person bloß als Ersatz alles Bettgewandes bei mir führe. Der Burqa ist ein kürzerer, ebenfalls sehr dichter Mantel von Ziegenhaar, ohne Aermel, vollkommen wasserdicht, die Außenseite langhaarig, wird meistens von den Kaukasiern getragen und ausschließlich bei ihnen verfertigt. Meines Wissens macht man die schönsten und besten in Derbent.

Digitized by Google

das gleichsam in der Tiefe der Wälder begraben ist, in Handelsbeziehungen auf gleicher Stufe mit den besten Städten des Gouvernements Perm.

Die Kaufmannschaft von Tscherdyn, welche von alter Zeit her mit den Anwohnern der Petschora Handel trieb, machte die Russen erst bekannt mit der Petschora und den Ufern des Eismeers, woher sie in großer Menge die Pelzwaaren, die auf die Märkte von Irbit und Nishegorod zum Verkauf kommen, alle Arten von Fischen, namentlich frische und gesalzene Lachse, Fischthran, Robben- und Seehundsfelle und Schleifsteine erhält, wogegen sie im Austausch die Anwohner der Petschora mit Getreide und verschiedenen andern ihnen unentbehrlichen Erzeugnissen versieht. Um die Petschora zu befahren, entdeckten die Handelsleute einen Weg aufwärts an den Flüssen Kolwa, Wyscherka, dem Tschussowoje Osero, der Beresowka, Jelowka und Wogulka; dann werden die Waaren in Kähnen über den sogenannten Petschora-Wolok (Tragplatz) gebracht, worauf der Weg die Wolosniza und Petschora abwärts nach dem Hafenplatz an der Jakscha geht. Die ganze Wasserstraße von Tscherdyn nach der Jakscha berechnet man auf 430 Werst.

Seit welcher Zeit die Schifffahrt und der Handel auf der Petschora eröffnet wurden, ist nicht mit Genauigkeit bekannt, doch dauert der Ueberlieferung zufolge der Handel der Tscherdyner mit den Anwohnern der Petschora schon über 200 Jahre. Der Hafenplatz an der Jakscha ist der Hauptpunkt, wo die verschiedenen nach der Petschora gehenden und von deren Unterlauf herauf kommenden Vorräthe und Waaren niedergelegt werden. Der Hafen liegt im nördlichsten Winkel des Kreises von Tscherdyn, und ist von undurchdringlichen Wäldern umgeben. Die Niederlagshäuser sind an beiden Ufern der Petschora errichtet, auf dem linken zwischen den Flüssen Kirscha und Jakscha, von welchem letzteren der Hafen den Namen erhalten hat, und auf dem rechten Ufer erstrecken sich diese Vorrathshäuser 150 Klafter weit längs dem Ufer. Es sind ihrer 88; außerdem ist hier eine Capelle zum wunderthätigen Nikolaus, zwei gut gebaute Häuser für den zeitweiligen Aufenthalt der Handelsleute und acht Wachthäuschen.

Diese Stelle wurde vor 60 Jahren von einem Kaufmann aus Tscherdyn, Namens Wolujeff, aufgefunden, welcher im Gouvernement Wologda einen Schleifstein-Berg gepachtet hatte, und darum zuerst dort ein Vorrathshaus baute. Der frühere Hafenplatz befand sich 30 Werst höher hinauf an der Petschora, aber die Händler fanden den neuen Platz bequemer, bauten hier ihre Vorrathshäuser und verließen den alten Hafenplatz. Die Herbeischaffung von Lebensmitteln für die Anwohner der Petschora geschieht auf folgende Weise. Mit dem Eintritt des Frühjahrs, im Anfang Mais, fahren die Händler von Tscherdyn in kleinen, zum Theil mit einem Verdeck versehenen Fahrzeugen auf der oben bezeichneten Wasserstraße ab. Jeder miethet für den Hin- und Herweg etwa 10 Arbeiter, denen er außer dem Lohn gestattet bis 30 Pud kleine Waaren zum Verkauf oder Austausch gegen Fische in Pustoserek mitzunehmen. Sobald man bis zum Petschora-Wolok gelangt ist, wird die Ladung und die Schiffe selbst auf Pferden nach der Wolosniza geschafft, und auf dieser und der Petschora dann nach dem Hafenplatz an der Jakscha hinabgefahren. Der Petschora-Wolok besteht aus festem, hochliegendem Boden, theilt zwei Flußsysteme, das der Petschora und Kama, und hat zwischen der Wolosniza und Wogulka nur einen Zwischenraum von vier Werst, auf dem ein gerader und breiter Weg angelegt ist. Von wem und wann derselbe angelegt wurde, ist unbekannt, alte Leute aber behaupten, der Wolok habe früher einem Kloster in Tscherdyn gehört,[1] und sey erst später an die Krone übergegangen. Der Wolok wurde den Bewohnern von Tscherdyn in Pacht gegeben, und die Abgaben, welche für den Waarentransport bezahlt wurden, fielen in die Casse des Pachtinhabers; seit 1845 aber hat die Krone den Pacht aufgehoben, und den Wolok ganz in die Verwaltung der Handelsleute gegeben.

An der Stelle der Wogulka, wo der Wolok beginnt, befindet sich jetzt eine Stube mit einem Ofen, ein Schuppen, zwei Vorrathshäuser, Ställe, eine Schmiede und zwei Capellen. Außer den gewöhnlichen Wagen zum Fortschaffen der Schiffe findet sich hier noch ein besonderes Fuhrwerk, der kleine Bär (medwiedok) genannt, der nur aus zwei ungeheuren Rädern besteht, welche an den eisernen Achsen durch einen dicken Querbalken mit zwei Femerstangen verbunden sind. Auf dem ganzen Wege von Tscherdyn bis nach dem Hafenplatz an der Jakscha trifft man nur zwei Dörfer: Fadina an der Wyscherka und Ust-Wolosniza an der Einmündung der Wolosniza in die Petschora. In dem letztern Dorfe beschäftigen sich die Bauern mit dem Bau von Fahrzeugen für die Handelsleute, und nach viertägiger, langweiliger und ermüdender Fahrt werden endlich die Schiffer durch den Anblick der Jakscha erfreut. Die reißende Petschora gibt hier einen Begriff von ihrer Bedeutung durch eine Breite von 100 Klaftern; das Umhertreiben der Menschen und die rasche Verladung der Waaren lassen fast das Land als bewohnt erscheinen, sobald aber die Händler sich zur Weiterfahrt nach den Ufern des Eismeers auf den Weg gemacht haben, wird Jakscha wieder eine langweilige, traurige Einöde.

Die Händler halten auf ihrem Wege in dem Dorf Ishma an, das zum Gouvernement Archangel gehört, verkaufen hier einen Theil ihrer Waaren und ihres Getreides, und kaufen für das erlöste Geld Fässer ein, die ausdrücklich zum Einsalzen der Fische eingerichtet sind. Außerdem wohnen auch in den Dörfern an der Ishma fortwährend Agenten der Kaufleute von Tscherdyn, welche bei den Eingebornen Pelzwerk und sämisches Leder einkaufen, das von den Syrjänen in vorzüglicher Güte bereitet wird. Wenn die Fischergesellschaften an Ort und Stelle angekommen sind, schreiten die Tscherdyner zum Kauf oder Tausch der Fische gegen Getreide und Hanf zu Fischnetzen. Der Lachs kostet hier bis anderthalb Rubel das Pud.

Der Lachsfang beginnt am 15 Julius. Um diese Zeit kommt er nach den Ufern des Eismeers, und steigt in der Petschora anderthalbhundert Werst weit hinauf. Diese Strecke theilen die Uferanwohner in Striche von fünf Werst (Tschemkas) unter sich, und jede Fischergesellschaft muß sich auf ihrem Antheil halten. An den Ufern und Buchten des Eismeers treiben die Samojeden den Fang. Die dabei gebrauchten Netze, Peremeten genannt, sind, je nachdem die Gesellschaft groß ist, ein bis anderthalb Werst lang. Zur Zeit der Ebbe stecken die Fischer an den Ufern und Buchten Stangen ein, die ein Klafter hoch und zwei Klafter weit auseinander stehen, und an diese knüpfen sie ihre Netze an. Wenn das Wasser zu steigen beginnt, und die Stangen endlich ganz bedeckt hat, fahren die Fischer auf ihren Nachen nach beiden Enden des Peremets, und nehmen die sich darin verwickelnden Lachse heraus. Diese werden augenblicklich ausgeweidet, gesalzen und in Fässer gepackt. Der reichlichste Fang ist vom 1 bis 15 August; nach dieser Zeit geht der Fisch ins Meer zurück. Im Oberlauf der Petschora kommt der Lochowina vor, d. h. die Jährlinge des Lachses, welche in der Petschora bleiben; sie unterscheiden sich von dem gewöhnlichen Lachs nicht nur im Geschmack, sondern durch ihre äußere Gestalt, denn sie haben z. B. auf dem Rücken schwarze Pünktchen, die Nase ist dünner und etwas krumm, der Körper schwächer und blässer; da er viel schlechter als der eigentliche Lachs ist, so wird er bloß an die Bauern des Kreises Tscherdyn um einen sehr geringen Preis verkauft. Nach Beendigung des Fischfangs kehren die Händler nach Hause zurück.

(Schluß folgt.)

Zerstörung von Kirchen und Klöstern in Südungarn. In Folge der Verheerungen, welche der Krieg in Ungarn über die Bewohner der serbischen Woiwodschaft brachte, wurde in Rußland eine Sammlung veranstaltet, um die zerstörten Kirchen und Klöster wieder herzustellen. Die Nordische Biene vom 8 Junius d. J. enthält eine Schilderung der Verheerungen, bei denen es „auf eine gänzliche Vernichtung des serbischen Volks und des wahren Glaubens abgesehen gewesen." Ueber 150,000 Menschen hätten Obdach, Nahrung und Kleidung verloren, und 115 Kirchen seyen zerstört worden, davon im Kirchspiel Neusatz 48, in dem von Temeswar 57; der Schaden betrug über 1,300,000 fl. C. M. Die russischen Beisteuern zur Linderung der Noth sind nicht angegeben.

[1] Dieß Kloster ist abgebrannt, und dabei sind auch alle Papiere über dessen Geschichte verbrannt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 166. 12 Julius 1850.

Kleinasien und Deutschland

von Ludwig Roß.

Was für barocke Ideen doch in den Leuten aufsteigen, und wahrhaft fix werden, so daß man um den gesunden Verstand derselben besorgt wird. Da ist Hr. Ludwig Roß, sonst ein ganz vernünftiger Mann, der sich viel mit griechischen Alterthümern, Inschriften u. dgl. beschäftigt, auf den seltsamen Einfall gekommen, die Deutschen sollten das von den faulen hinsterbenden Türken öde und wüst liegen gelassene Kleinasien besetzen, anbauen und in einen fruchtbaren Garten verwandeln. Die Idee ist ihm schon im J. 1844, wo nicht gar noch früher gekommen, und in den bösen Jahren 1848 und 1849 hat sie sich immer mehr in seinem Kopfe festgesetzt, kurz sie ist fix geworden, was gewöhnlich als ein minderer Grad von Verstandesverwirrung angesehen wird. Abgesehen von dieser Idee jedoch spricht er ganz wie ein vernünftiger Mensch, nur zuweilen überkommt es ihn, und er schwatzt von der schwarzrothgoldenen Fahne, die Deutschland nach Kleinasien tragen solle, ohne zu erwägen, daß in seinem, mit so viel vorschauender Klugheit und Entschlossenheit aus den Klauen seiner Feinde gerissenen nordalbingischen Vaterland die Dänen, doch gewiß ganz mit Unrecht, diese Fahne die Räuberflagge genannt haben. Nun soll sie das wirklich werden, und wir gegen die wohlbegründeten, vielfach bekundeten Ansprüche von Engländern, Russen [1] und Franzosen Kleinasien ganz und gar an uns reißen. Der Herr Archäologe ist wirklich sehr aus der Rolle gefallen, und wir können uns nicht entschließen, ihm in seinem ausschweifenden Plane zu folgen.

Leider vermögen wir dieß auch nicht in seinen archäologischen Mittheilungen, denn sie liegen sehr sporadisch umher, und bringen neben den in neuerer Zeit sehr zahlreichen englischen Schriften über die Lycier und ihre Gräber wenig Neues; wenn auch einzelne Bemerkungen, z. B. über die polygonischen Bauten, die keineswegs immer auf ein rohes Urgeschlecht hindeuten, für den Alterthumsfreund von Interesse sind. Ueber die ungemein zahlreichen lycischen Grabmonumente erfahren wir nicht mehr, als was wir schon wissen, und die wahrhaft ägyptische Neigung des alten einheimischen Volks zu prachtvollen Grabbauten erscheint uns immer noch gleich räthselhaft. Die Grabkammern in Myra (p. 15), Phellos (p. 35), Xanthus (p. 46), Tlos (p. 61) und Telmessos (p. 72) bleiben uns bis jetzt noch ein Buch mit sieben Siegeln, um so mehr als die lycischen Inschriften, die keineswegs bloß im Innern vorkommen, sondern bis an die Küsten herabreichen — sie finden sich z. B. an dem Hafen von Antiphellos (p. 88) — immer noch unentziffert sind. Wenn wir über die alten Lycier etwas erfahren wollen, müssen wir uns an diese Grabdenkmäler halten, denn wie zu Xanthos (s. p. 48), so ist es wohl an den meisten Orten, daß die andern Werke einer eigenthümlichen nationalen Bauart weit mehr durch die Zerstörungen der Perser und Römer gelitten haben. Ueberhaupt ist die Aufgabe der Archäologen in diesem südlichen Theile Kleinasiens eine höchst schwierige, denn nicht immer läßt sich zwischen lycischen, altgriechischen, macedonischen, römischen und byzantinischen Bauten unterscheiden, und die Spätern haben sehr häufig, wenigstens theilweise, das Vorhandene benützt.[1] Zu den byzantinischen Bauten des Mittelalters kommen hie und da auch noch fränkische, namentlich von Johanniterrittern, so daß auf diesem vielfach bestrittenen Boden sich die mannichfachsten Ueberreste begegnen.

Jetzt herrscht der furchtbarste Verfall, und eben daraus leitet sich die fixe Idee des Verfassers her, daß wir Deutsche die verlassene Stelle einnehmen sollen. Allerdings, meint der Verfasser, hätten auch die Türken ihre Glanzperiode gehabt, jetzt ist aber alles im schauderhaftesten Verfall, und der Verfasser äußert an verschiedenen Stellen (s. p. 14 u. 49) sich dahin, die Türken dürften nur noch eine Zeitlang so elend fortvegetiren, so sterbe die Race von selbst aus. Davon legt freilich selbst ein wohlhabender Ort, Namens Levissi, der etwa 600 Familien zählt und oberhalb des alten Küstenorts Karmylassos liegt, ein auffallendes und sehr charakteristisches Beispiel ab. Hier ist die Ebene vortrefflich angebaut, und der Ort bildet mit seiner Umgebung eine wahre Oase in der Wüste (s. p. 75), allein der Wurm nagt an dieser Blüthe, und in wenigen Jahren kann die Ortschaft verödet stehen, denn sie ist in der Steuer überbürdet, und viele Bewohner möchten gern in minder hart besteuerte Gegenden ziehen, aber die Wachsamkeit der eigenen Dorfgenossen, der Griechen wie der Türken verhindert dieß, weil sonst die Zurückgebliebenen auch die Steuer für die Fortgezogenen zahlen müssen. Wie lange kann dieser gewaltsame Zustand halten? Sobald einer bedeutenden Zahl die Geduld reißt, so ziehen sie weg, und die übrigen können sich dann nicht mehr behaupten. Zu diesen Ursachen der Entvölkerung kommt dann noch die Conscription, welcher sich manche, und zwar gerade die kräftigsten, durch die Flucht entziehen und sodann als Räuber im Lande herumtreiben, so daß, wie der Verfasser be-

[1] Eine kleine Kirche in der alten lycischen Stadt Myra soll die Gebeine des h. Nikolaus umschließen, und ein griechischer Schiffer konnte sich nicht genug wundern, weßhalb der Kaiser von Rußland immer noch zögere, von diesen Gegenden Besitz zu nehmen und die Gebeine seines Schutzheiligen aufzusuchen.

[1] Merkwürdig genug finden sich auch unvollendete Denkmäler, wie das Didymäon der Milesier, aus der griechischen Periode.

Digitized by Google

merkt, bei den Griechen Kleinasiens der Name Taktikos mit Räuber gleichbedeutend geworden ist (s. p. 77). Die Entvölkerung durch Steuerdruck, schlechte Verwaltung, Unsicherheit und Aushebungen scheint allerdings große Fortschritte gemacht zu haben, und so bemerkt Hr. Roß (p. 93): „der Wanderer kann keinen Rückblick werfen auf die bisher durchzogenen Landschaften von Myra bis Mylasa, auf die herrlichen von der Natur mit allen Bedingungen menschlicher Wohlfahrt so überreich begabten und einst so blühenden Gebiete, wo im Alterthum Stadt an Stadt und Flecken an Flecken sich drängte, und wo er jetzt auf ganzen Tagereisen kaum einer oder zwei Gruppen türkischer Nomadenhütten begegnet, ohne daß das Schicksal dieser Länder ihm das Herz bewegt, und daß sich ihm die Frage aufdrängt, welche ihre nahe Zukunft seyn wird und seyn kann." Der Verfasser stimmt hier nur allzu sehr mit allen denjenigen überein, welche das türkische Reich nicht bloß in einzelnen noch blühenden Städten, sondern im Innern gesehen haben. Ein unheilbarer Marasmus scheint seit geraumer Zeit an dem Reiche zu zehren, und alle Künste, mit denen man nicht sowohl das türkische Reich erhalten, als den Augenblick, wo das Loos fallen soll, wem es in Zukunft angehören kann, hinausschieben will, werden diesem Marasmus nicht Einhalt thun.

Dieser Gedanke tritt einem beim Durchlesen des Buchs allenthalben entgegen, man wird daneben die archäologischen Bemerkungen dankbar als Zugabe mit hinnehmen, und die Grundidee, daß Deutschland jene verödenden Räume in Besitz nehmen müsse — einstweilen als einen schönen Traum gelten lassen.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

(Fortsetzung.)

Da ich mit der Morgendämmerung von der Station Billi-werdi aufgebrochen, war die Sonne schon am Horizonte als ich das Dorf Meyeni, am Fuße des Tages zuvor von der Ebene aus gesehenen Gebirges, erreichte. Mehrere reichhaltige Brunnen, aus denen ein sehr gutes, klares und frisches Wasser fließt, verleihen dem Orte einen erfreulichen Anblick. Von hier begann ich das erwähnte Gebirg zu übersteigen, welches gegen den Gipfel einige schwierige und selbst mißliche Stellen für den dieses Weges Ziehenden hat.

Auf der Nordseite angelangt, betrat ich die fruchtbaren Gefilde der Ebene von Aehär, gerade wie eine Heuschreckenwolke sich niedergelassen hatte, die in ihrem Verheerungsproceß begriffen war. In geringer Entfernung vom Fuße des Gebirgs kam ich durch das Dorf Tschaghala, am linken Ufer eines Wildbaches, — wo ich mich an dem guten frischen Wasser labte — ein Zuströmen des Aehär-Tschai, der ihn unweit von hier aufnimmt. Diesen Fluß selbst, den ich nach einigen Stunden erreichte, hatte ich wegen Mangel an Brücke oder Fähre auf der Furte zu überschreiten — in dieser Jahreszeit freilich keine schwierige Aufgabe. Von da war es nur noch einen Büchsenschuß weit nach Aehär, dem Hauptorte der Provinz Oara-dagh und dem Ziel meiner heutigen Tagreise, obschon nur 7 Farsang von der Station Billi-werdi entfernt, die ich am Morgen verlassen hatte.

Schon eine Stunde vor meiner Ankunft in Aehär, zeigte sich in der Ferne der prächtige Tempel Schech-Ti, welcher die Stadt beherrscht. Diese hat weder Mauern noch Thore und zählt nicht mehr als 400 Häuser, fast alle von finsterem, ungastlichem Aussehen.

Aehär war zur Zeit der Sitz, vielleicht der Verbannungsort des Schah-Sade Firuß-Mirsa, eines jüngeren Bruders des regierenden Königs Mohammed-Schah. Als ich mich nach der Ortsbehörde erkundigte, um mir von selbiger wie gewöhnlich mein Absteigequartier anweisen zu lassen, sah ich mich bald von mehreren Feraschen umgeben, die darauf bestanden mich sogleich dem Schah-Sade vorzuführen. Alle meine Einwendungen, auf den Grund hin daß ich vor allen Dingen ein Quartier haben müsse, halfen nichts. Vor dem Thore der ziemlich ruinirten fürstlichen Residenz hieß man mich einen Augenblick warten, während einer der Feraschen mit meinem Racham fortlief. Da legte sich mein Pferd, mehr aus übler Gewohnheit als aus Müdigkeit, am äußersten Rande eines wenigstens 5 Klafter tiefen Loches, einer vertrockneten Cisterne nieder, und ich mußte es beinahe als ein Wunder ansehen, daß ich nicht sammt dem Thiere hineinfiel. In wenigen Minuten kam der Ferasch mit der Meldung zurück, daß der Prinz mich erwarte.

Wie alle Wohnungen der persischen Großen, besteht der Oasir zu Aehär in mehreren von einer Ringmauer umfaßten, je durch Höfe und Luststücke unter sich abgesonderten Gebäuden, welche den Diwan-Chane (die Aufenthaltszimmer des Herrn bei Tage und die Empfangssäle), das Aenderun oder Frauengemach, die Wohnungen des Gefolges und der Dienerschaft, die Stallungen u. s. w. enthalten. Das Aussehen intra muros war demjenigen extra muros vollkommen entsprechend; überall Verwüstung und Verfall, die Zimmer, selbst im Diwan-Chane, nichts weniger als luxuriös ausgestattet. In einem von diesen wurde ich von Thefer-Ouly-Chan, dem mütterlichen Oheim des Prinzen — einem der unzähligen Verwandten des regierenden Hauses durch die zahlreichen Weiber, sehr artig und zuvorkommend empfangen. Bald darauf erschien der Schah Sade selbst, ein junger Mann, der kaum 24 Jahre zählen mochte, von einnehmendem Aeußern und lebhaftem, ungezwungenem Wesen, der bei seinem Eintritte auf europäische Weise mir freundlich die Hand reichte und in der Unterredung sich sehr gut zu benehmen wußte. Ich konnte schicklicherweise die mir angebotene Gastfreundschaft nicht ausschlagen, so gern ich dieselbe abgelehnt hätte, um mit einem schlechten Obdach vorlieb zu nehmen, denn wenn man auch in solchen Fällen sowohl bezüglich der Wohnung als der Nahrung viel besser aufgehoben ist, als es bei der gewöhnlichen Einquartierung zu seyn pflegt, so bezahlt man diese Vorzüge gleichsam mit dem Verlust seiner Freiheit, und da dem Ankömmling sogleich ein halb Dutzend dienender Geister zugetheilt werden, so kostet in der Regel eine solche gastfreundliche Aufnahme beiläufig das Sechsfache dessen was man bezahlt, wenn man Kraft des Rachams sein Quartier angewiesen erhält und auf eigene Kosten zehrt, außerdem daß man vor und bei der Abreise durch die Ungewißheit gepeinigt wird, wie viel Peschkesch man geben soll, welchem mehr, welchem weniger, und ob die Gaben den Erwartungen der Empfänger zu entsprechen geeignet sind. Ich benutzte, als die Sonne auf der Neige war, den Austritt des Schah Sade mit seinen Falken und Windhunden zu einem Spaziergang durch die Stadt und den Basar, namentlich aber zu einem Besuch des Tempels Schech-Ti, der zu den merkwürdigsten Gebäuden in Nordpersien gehört. Es ist dasselbe von einer weitläuftigen Ringmauer umschlossen, in deren Raum sich ein großer Obstgarten befindet. Der Tempel selbst ist übrigens nur noch eine Ruine. Man sagte mir, die Verwüstung rühre von den Russen

her, die während des letzten Kriegs in dieser Gegend arg gehaust haben sollen; es ist aber wohl möglich daß der Zahn der Zeit und Mangel an Unterhaltung eben so viel dazu beigetragen haben als die Moskowiten. Dieses Bauwerk hat eine ansehnliche Höhe, und man genießt von oben eine weite und schöne Aussicht über die fruchtbare Umgegend. Bewundernswürdig ist namentlich das noch wohl erhaltene große Portal mit seinen hohen Säulen, dann der Guristan oder Begräbnißplatz im innern Raum des Tempels, wo man zierliche Exemplare orientalischer Schnitzarbeit sieht. Diese Abtheilung bildet eigentlich das Grabmal Schehab-ed-dins, des geistlichen Lehrers Schech-Sefis, Gründers der vorigen Dynastie, und das Ganze kann wohl als ein Mausoleum zu Ehren des hier bestatteten Heiligen betrachtet werden.

Abends wurde im Diwan-Chane Thee getrunken und dabei der Qalyan (die persische Wasserpfeife, nach dem System des türkischen Narghile, aber angenehmer) und das Tschubuk oder die türkische Pfeife geraucht. Dieses ist jedoch in Persien ein wenig verschieden von dem türkischen Apparat gleichen Namens, und der Unterschied ist meines Erachtens zum Vortheil des letztern, schon weil das persische Tschubuk ohne Mundstück geraucht wird; dagegen ist hier der Kopf (Lülä), welcher bei den Türken, selbst bei den Großen, unveränderlich Thonarbeit, bei den höhern Classen silbern, am Stoße, nämlich an der Stelle, wo der Rauch in das Rohr strömt, mit einem kleinen, metallenen Sieb versehen, um zu verhindern, daß der Stoff selbst, der so fein wie trockener Schnupftabak, mit dem Rauch durch den Canal dringe. Dieses Kraut ist strohgelb und dem Europäer, der sich nicht leicht daran gewöhnt, in Beschaffenheit und Zubereitung weniger zusagend als der türkische Tütün. Zu desto größerer Vollkommenheit haben es die Perser hingegen in der Bereitung des Qalyan gebracht, das wie schon oben angedeutet, dem türkischen Nar-ghile meines Erachtens weit vorzuziehen ist.

Unter den Abends zur Aufwartung bei dem Schah-Sade Anwesenden befand sich Mohammed-Chan, Oberhaupt der Tschälä-bianlü-Kürden, der im Laufe der Unterhaltung von der ihm unlängst seitens der russischen Gränzbehörde zu Chuda-Anteryn — dem Uebergangspunkte, wohin ich mich zu begeben im Begriff stand — gewordenen Behandlung eine Beschreibung machte, die allerdings wenig verführerisch und für mich noch weniger ermunternd klang. Indeß war es nunmehr zu spät mir deßhalb Sorgen zu machen!

Als Mohammed-Chan in Kenntniß gesetzt ward, daß ich auf meiner Reise sein Gebiet betreten würde, ließ er sich sogleich Schreibrequisiten bringen und fertigte ein Empfehlungsschreiben zu meinen Gunsten an seinen Sohn Mahmud-Bey aus, das er mir übergab. Es hatte nämlich, wie es schien, der Vater seinen bleibenden Aufenthalt zu Aehär, von wo er nur zuweilen seinen Stamm besuchte.

Ein anderer mit dem Gastiren bei einem persischen Großen verknüpfter Uebelstand besteht darin, daß die Abreise selten frühzeitig Morgens oder sonst zur bestimmten Stunde stattfinden kann, und daß man in der Regel schon lange reisefertig, noch einen Geduldcursus bis zum ersehnten Augenblick des Aufsitzens durchzumachen hat, weßhalb auch meine Abreise von Aehär folgenden Tages zu ziemlich später Morgenstunde vor sich ging.

Die Ebene von Aehär, die ich noch einige Stunden lang durchritt, ist eine fruchtbare und üppige Gegend. Am Ende derselben erreichte ich den Fluß Alisa-Tschai und bald darauf das große Dorf Dendewa, 2 Farsang von Aehär. Von da überstieg ich eine Anhöhe, die mich in das Aengürt-Thal führte, welches von dem Flusse gleichen Namens durchströmt ist. Ich ritt an mehrern Saatfeldern vorbei, wo alle Stengel aufrecht standen, aber auch nicht eine Aehre darauf, als wenn diese sammt und sonders mit der Sichel oder der Sense abgemäht worden. Es war das Werk der Heuschreckenschwärme, von welchen diese Gegend zuweilen auf so verheerende Weise heimgesucht wird.

In demselben Thale befinden sich auch einige der vielbesprochenen Kupferbergwerke von Qara-dagh, die einige Jahre lang von Engländern unter der Leitung des bekannten Sir Harry Bethune (der, ehe er diesen Titel ererbte, Lindsay hieß) weiland Befehlshaber der Armee des Schah, betrieben wurden, welcher letztere, wie man mir zu Täbris versicherte, nicht weniger als 12,000 Pfd. St. in dem Unternehmen stecken, dasselbe am Ende fahren ließ und nach Europa zurückkehrte, nachdem er mehrere Jahre lang mit brittischer Zähigkeit und Ausdauer gegen die Apathie, die Wortbrüchigkeit der Localregierung und gegen ihren systematischen Mangel an Vorschub und Unterstützung gekämpft hatte. Ich glaube auch von einem auswärtigen Einfluß gehört zu haben, welcher angeblichen Umtrieben zum Nachtheil dieser Ausbeutung nicht fremd geblieben seyn soll, wobei freilich ein jeder sich denken kann was er will. Nur ist es billig zu berücksichtigen, daß demselben Einfluß, eben weil seine Wesenheit eine unläugbare Thatsache ist, gar vieles zur Last gelegt wird, woran er vielleicht keine Schuld hat.

Um aber auf die Minen von Qara-dagh zurückzukommen, deren es noch andere in diesem Gebiete geben und die nicht nur an Kupfer-, sondern auch an Eisenerz reichhaltig seyn sollen, habe ich die beiden von mir besuchten Bergwerke vollkommen verlassen gefunden und die kostspieligen, aus England verschriebenen Maschinen, Maschinenbestandtheile und Werkzeuge in einem Zustande gänzlicher Verwahrlosung herumliegen sehen. Es würde sich hier für die montanistische Wissenschaft ein reiches Feld der Forschung darbieten. Was den ökonomischen Theil der Frage betrifft, sind freilich die Transporte in Persien schwierig und kostspielig, da alles auf Lastthieren verführt werden muß. Dieses Land bezieht aber viele Eisenstoffe, als Stahl, Blech ꝛc., so wie Kupfer in reinem Zustande vom schwarzen Meere her, welche Artikel seine eigenen Bergwerke, wenn sachverständig behandelt und redlich verwaltet, bei der theuern Landfracht ihm vortheilhafter liefern könnten.

Das Thal Aengürt wird durch einen ziemlich hohen Hügel begränzt, auf welchem der gleichnamige Ort sich befindet, wo ich übernachtete, eine sehr kurze Tagreise, da die Strecke von Aehär bis hieher nur 5 Farsang beträgt, allein theils wegen des späten Aufbruchs am Morgen, theils weil ich zur Besichtigung der Bergwerke etwas Zeit verloren hatte, war es dennoch ziemlich spät, als ich in Aengürt eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige römische Festung in England

Die Ausgrabungen bei Stutfall Castle in der Nähe von Lymne (portus Lemanis) zeigen fortwährend bedeutendes architektonisches Interesse. Die Porta Decumana ist jetzt offen gelegt; sie war nach innen und außen von kleinen Thürmen flankirt, welche auf einer Plattform von erstaunlicher Solidität standen, denn manche Steine wiegen eine Tonne, und viele haben Zuglöcher (lewis-holes), eine vermeintlich neuere Erfindung. Nicht weniger als fünf Peternen-Eingänge fanden sich, und mins

destens zehn halbrunde Thürme. In vielen Punkten weicht dieß Castrum von allen bekannten Beispielen ab, und seine Ausgrabung muß als eine der glücklichsten jetzigen Forschungen betrachtet werden, da an mehreren Stellen die Mauern mindestens 10, und gewöhnlich 4—5 Fuß tief vergraben sind. Der innere Raum von 10 Acres ist noch nicht berührt, und seine Ausgrabung wird aus Mangel an Fonds wohl verschoben werden. Unter die interessanten Gegenstände, die man um die Mauern her fand, gehören einige Ziegel mit den Namen von Cohorten, die hier stationirt waren, und Münzen von Tetricus, Victorinus, Carausius, den Constantiern, Valens und Gratian. Nach einigen sächsischen und normännischen Ueberresten zu schließen kann dieß große Standlager nach dem Abzug der Römer nicht verlassen gewesen seyn, und der große Landschlipf, der die Mauern umstürzte und begrub, fällt wahrscheinlich ins 11te oder 12te Jahrhundert. (Liter. Gaz. 29 Junius.)

Etwas über den Handelsbetrieb im nordöstlichen Rußland.

(Schluß.)

Jetzt müssen wir die Aufmerksamkeit der Leser auf die Fortschaffung aller der von der Petschora kommenden Waaren nach Tscherdyn wenden. Diejenigen Erzeugnisse welche früher nach dem Hafenplatz an der Jalscha kommen, werden auf leichte, bedeckte Fahrzeuge geladen, und namentlich zur Regenzeit fortgeschafft, da sonst die Seichtigkeit der Flüsse, namentlich der Wolosniza und Wogulka die Fahrt sehr erschwert, und die Schiffer dann aus Stangen, Segeln, Rasen u. s. w. für den Augenblick kleine künstliche Schleußen (saboiki) anlegen müssen, um nur fortzukommen. Die Waaren, welche erst im October in den Vorrathshäusern ankommen, bleiben daselbst liegen, bis der Winterweg sich hergestellt hat, und werden dann mit Pferden fortgeschafft. Diese Operation ist aber mit großen Mühseligkeiten verknüpft, wie man aus dem folgenden ersehen wird.

Mit dem Eintritt des Winters miethen die Handelsleute Fuhrwerke, um Getreide und andere Vorräthe von Tscherdyn nach dem Hafen an der Jalscha zu führen, wo sie für die Frühjahrsabfahrt bereit gehalten werden sollen; auf dem Rückweg nehmen sie mit denselben Pferden die an der Jalscha aufbewahrten Waaren von der Petschora mit nach Tscherdyn, und dieser wechselseitige Transport dauert fast den ganzen Winter hindurch. Diesen Transport betreiben Kronbauern aus dem nördlichen Strich des Kreises Tscherdyn. Nach der Petschora gehen bloß an Getreide 200,000 Pud, an Salz 16,000 Pud, an Hanf 3000 Pud, und wie viel an Spezereiwaaren, Thee, Zucker und Tabak, an Kupfer- und Eisengeschirren, so wie an andern Kleinigkeiten versendet wird, läßt sich nicht bestimmen. Von der Petschora kommen rohe Pelzwaaren, als Eichhörnchen, Hermeline, Steinfüchse, Hasen, Bären, rothe, schwarzgraue und schwarze Füchse für bedeutende Summen, ferner gegen 2600 Fässer gesalzene Fische, gegen 60,000 Pud Schleifsteine. Schlägt man die Fuhre auf 20 Pud an, so erfordert dieß hin und zurück etwa 13,500 Fuhren.

Es ist auf der einen Seite schwer zu glauben, daß eine so ungeheure Menge Fuhren sich in einem so schwach bevölkerten Land zusammenbringen lasse; erwägt man aber, daß die Bauern zehn Reisen hin- und zurückmachen, so verschwindet das Unglaubliche. So bedeutend auch für das Land um Tscherdyn ein so vortheilhafter Handelszweig ist, so zwingt doch die Mühseligkeit, mit welcher der Transport der Lebensmittel nach und der Waaren von der Petschora zurück verknüpft ist, die besondere Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Wegs von Tscherdyn nach dem Hafen an der Jalscha zu richten; dann wird sich ohne Zweifel der Handel noch mehr entwickeln, denn bis jetzt gibt es außer den oben genannten, nur in der kurzen Sommerszeit zu benützenden Flußstraßen gar keinen Weg von Tscherdyn nach der Jalscha.

Nachstehendes ist eine kurze Beschreibung des Wintertransports der schweren Waaren. Die Bauern, welche die Fortschaffung übernommen haben, begeben sich zuerst nach dem Dorf: Nyrobskoje, und bahnen von hier an selbst den Weg. Zu diesem Ende hat die erste Karawane, je nach der Tiefe des Schnees, 60 und mehr Vorrathspferde, welche sie vor sich her treibt, um den Weg auszutreten, damit die nachfolgenden Wagen einigermaßen erleichtert sind. Fast jeden Winter tritt auf dem Tschussowoje Osero ein sogenanntes Aufeis (naled) ein, d. h. Wasser, das auf die Oberfläche vortritt. Dieß zu umgehen ist keine Möglichkeit, und deßhalb geht es selten ab ohne daß die Waaren naß werden. Ereilt aber die Fuhrleute ein starker Schneefall mit Sturm, und wird der ausgetretene Pfad verweht, so verliert die Karawane ihre Richtung, und irrt Tagelang auf dem See umher, ohne einen andern Schutz gegen die Kälte zu finden, als auf ihren Wagen. Tritt ein solches Aufeis in den Flüssen Wyscherka und Beresowka ein, und erfahren dieß die Fuhrleute zu rechter Zeit, so gehen sie die Kolwa hinauf, und geradenwegs nach dem Petschora-Wolok, was aber ein Umweg von mehr als 100 Werst ist. Von dem Dorf Monastyrska bis zu dem Wolok rechnet man 60 Werst, auf welcher Strecke weder eine Wohnung, noch eine Straße ist, die Bauern brechen sich sozusagen durch eine Waldsteppe Bahn, und bleiben die Nacht über auf dem Schnee unter Tannen. Die Pferde sinken in den nicht ganz durchgefrornen Sümpfen ein, brechen durch die in der Eile gemachten Knüppeldämme, und selten geht es ohne Verstümmlung einzelner Pferde ab.

Wenn aber die von dem Hafenplatz an der Jalscha rückkehrende Karawane auf dem Weg von einem heftigen Schneesturm überfallen wird, so lassen die Bauern ihre Waaren auf gut Glück in den Wäldern, bahnen sich, so gut es geht, zu Pferde einen Weg nach Tscherdyn, und zeigen den Vorfall dort ihren Herren an. Beim Eintritt der strengen Kälte gehen sie wieder darnach aus, wenn sie auch die Waaren in einer Entfernung von 200 Wersten liegen ließen, und fordern dafür keine andere Bezahlung als den zum voraus bestimmten Frachtlohn. Der Gouverneur der Provinz, dem diese Nachtheile nicht unbekannt blieben, schickte einen Beamten nach Tscherdyn, um die Kaufleute zu vermögen, auf dem Wege von Tscherdyn nach dem Hafenplatz an der Jalscha Häuser zur Unterkunft für die Menschen, und Schuppen für die Pferde zu bauen, oder wenigstens einen bequemeren Weg aufzusuchen. Letzteres gelang auch und der neue Weg wird links von den oben bezeichneten Flüssen führen.

Ein Kaufmann aus Tscherdyn, Namens A. Mitschurin, der mit dem Petschora-Land Handel treibt, nahm zwei Forstleute in Dienst, und trug dem einen auf, einen Weg nach dem Oberlauf der Pilwa, und dem zweiten einen solchen von diesem Punkt nach dem Petschora-Wolok aufzusuchen. Das Ergebniß des ersten Versuchs ist nicht ganz befriedigend ausgefallen; sie durchgingen zwar die Strecke und machten an den Bäumen Einhaue, um wieder zu erkennen, wo sie gegangen, allein sie waren nicht ganz gewiß, ob sie auch überall auf trockenem Boden gegangen, da der Schnee gerade sehr tief lag; deßhalb trat der, welcher die erste Hälfte des Wegs gegangen, im Mai seine Wanderung nochmals an, durchging die ganze Strecke bis zum Petschora-Wolok, und zeigte dann dem Kaufmann Mitschurin an, daß die Gegend trocken, der Wald spärlich und zur Anlage eines Wegs geeignet sey. Und für diese Nachforschungen verlangten sie nur eine Belohnung von 43 R. S. Im gegenwärtigen Sommer soll ein Beamter hingesendet werden, um den aufgefundenen Weg zu messen, und eine topographische Beschreibung desselben abzufassen.

Ueberwiegen der amerikanischen Baumwolle über die indische. Man will jetzt die Bemerkung gemacht haben (siehe Indian News 1 Julius nach dem Friend of India) daß die indische Baumwollenpflanze ein ganz entartetes Aussehen hat, und ihr Samen allmählich an Größe und Productionskraft abnahm, während die amerikanische und ägyptische Baumwolle, wie sie zu Coimbatore gebaut wird, ganz das Ansehen einer vollkräftigen Frucht hat, weßhalb man vorschlägt, Samen von dieser vorzüglichern Baumwolle in den verschiedenen Baumwollendistricten möglichst weit zu verbreiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 167. 13 Julius 1850.

Professor Dove's Karten der monatlichen Isothermallinien.

Diese Karten zeigen die mittlere Temperatur, nach Reaumurs und Fahrenheits Scala, an 900 Stationen auf dem Erdkreise in jedem Monat des Jahres; sie sind mit großer Mühe nach den zuverlässigsten, jahrelang fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen gefertigt, und wir theilen hier einige der wichtigsten Resultate mit.

Theilt man die Erdkugel am Meridian von Ferro, und berechnet man die Temperatur der Parallelkreise östlich und westlich von diesem Meridian nach je 10 Graden der Breite, so findet man, daß mit Ausnahme des 70° B. die östliche Hälfte, welche die größte Landmasse hat, kälter ist als die Westhälfte, daß aber der Unterschied, je näher man dem Aequator kommt, immer mehr abnimmt. Innerhalb der Tropen nimmt die Temperatur gegen Norden zu mit großer Regelmäßigkeit ab. Die durchschnittliche Winter- und Sommertemperatur der nördlichen und südlichen Halbkugeln ergibt sich aus folgender Tabelle.

Januar	nördliche Halbkugel	7°5 R.
	südliche . .	12°2 „
	Wärme des Erdballs	9°9 „
Julius	nördliche Halbkugel	17°3 „
	südliche . .	9° „
	Wärme des Erdballs	13°5 „

Die Temperatur des ganzen Erdballs steigt also vom Januar bis Julius um volle 3°5 R. Nehmen wir den Durchschnitt zwischen den Angaben über diese beiden Monate, so ergibt sich als die mittlere Temperatur des Erdballs 11°7, als die mittlere Temperatur der nördlichen Halbkugel 12°4, und die der südlichen 10°9. Prof. Dove bemerkt: „da die Sonne, wenn sie bei ihrer jährlichen Bewegung in andere Zeichen tritt, immer andere Theile der Erdoberfläche überblickt, diese aber mannichfaltig gestaltet ist, so muß die Wirkung der Sonnenstrahlung sich stets ändern, denn die Sonnenwärme bewirkt in den Substanzen, die ihren Aggregatzustand nicht verändern, eine Temperaturerhöhung, dagegen wird sie im Schmelzungsproceß des Eisens und im Verdampfungsproceß des Wassers gebunden. Tritt daher die Sonne von ihrer nördlichsten Abweichung in südliche Zeichen, so wird wegen des immer zunehmenden Antheils der flüssigen Grundfläche, ein um so größerer Antheil ihrer Wärme gebunden, daher jene große periodische Veränderung der Gesammttemperatur der Erde."

Wir kommen jetzt in Kürze an eine Uebersicht der monatlichen Isothermallinien, wie Prof. Dove sie aufzeichnete. Nimmt man die Temperatur im Januar auf dem Eispunkt an, so geht die über den Erdball gezogene Linie von Philadelphia über die Bänke von Neufundland und durch den südlichsten Theil von Island nach dem Polarkreis, den sie im Meridian von Brüssel erreicht; sie steigt dann senkrecht, d. h. in der Richtung des Meridians nach Holland herab, von wo sie in südöstlicher Richtung nach dem Balkan geht; von der Mitte des schwarzen Meeres läuft sie in westöstlicher Richtung quer durch Asien nach Korea, von wo sie zu den Aleuten aufsteigt, und in Amerika wieder bis zur Breite von Palermo herabsinkt. Geht man also im Januar von den Shetland-Inseln an der Ostküste Großbritanniens herab bis zum Canal, so finden wir keine Veränderung der Temperatur, während diese mit jedem Schritt westlich nicht unbedeutend wärmer wird, denn die Westküste Irlands und der äußerste Punkt von Cornwall liegen über die Linie von 4° R. hinaus.

Im Februar beginnen die Isothermen im nördlichen Asien nordwärts zu rücken, während sie in Nordamerika noch immer südwärts gehen. Im März haben sich die Zwischenräume zwischen den Isothermallinien von 22° R. in Amerika und Afrika vereinigt. Im April sind zwei Räume von unzweifelhaft hoher Temperatur, begränzt durch Isothermen von 24° R., in der Mitte von Nordafrika und im Innern des westlichen Indiens entwickelt. Ueberall, in Asien und Mitteleuropa, sind die Isothermen fast parallel mit den Breitegraden. Nur die Linie von 0° R. behält immer noch ihre außerordentliche Beugung: sie läuft vom Cap Breton nach dem Südpunkt von Grönland durch Island fast hinauf zur Bäreninsel, geht von da zum Nordcap, und sinkt auf dem Kamm der skandinavischen Alpen bis zur Breite von Drontheim herab, von wo sie sich gegen Osten biegt. Das Treibeis an der Küste Grönlands und der Baffinsbai ist die Ursache dieser Erscheinung. Im Mai ist die Wirkung dieses Treibeises noch entschiedener. Von Neuschottland bis Neufundland sind die Isothermen sehr nahe zusammengedrängt; daraus entspringt in Neufundland im Frühjahr die merkwürdige Erscheinung, welche man den Silberthau nennt, wo warme Südwinde die Bäume mit einer dicken Eiskruste bedecken; daher auch die dicken Nebel, welche um diese Zeit den Eingang in die Baffinsbai verhüllen. Inzwischen hat der durch eine Isotherme von 24° R. beschränkte heiße Raum in Afrika sich ausgedehnt, und mit dem heißen Raum im westlichen Indien verbunden.

Im Junius hat diese Linie in Europa bis nach Christiania reagirt. Die großen Ausmündungen des arktischen Meeres zeigen ihren Einfluß durch concave Einbiegungen in dem allgemein regelmäßigen Lauf der Isothermen in diesem Monat. In

Digitized by Google

der südlichen Halbkugel sind die Curven ausnehmend flach geworden, und selbst die Verschiedenheit zwischen der Ost- und Westseite Südamerika's tritt nur schwach hervor.

Im Julius zeigen sich die Extreme der Temperatur. Innerhalb eines verlängerten Raums, der Nubien und Südarabien einschließt, erscheint eine Linie mit der Temperatur von 26½° R. Dieß sind die Länder, von denen Hadschi Ismael sagt, daß „die Erde Feuer, der Wind Flamme ist." Aber auch im westlichen Indien ist die Temperatur seit Mai außerordentlich hoch geworden; in Afghanistan herrscht das Sprichwort: „Großer Gott, wozu brauchst du die Hölle, wo es ein Ghizni gibt?" In Europa haben die Isothermen die runde Form überschritten, und beginnen im Innern des Continents convex zu werden. Im August widersteht auf dem alten Continent nur noch die Ostseite von Novaja Semlja der stets fortdauernden Tendenz der Curven converer zu werden, und daher erscheinen zwei charakteristische Ausbauchungen, eine bei Spitzbergen, die andere an der Mündung der Lena. An der Küste Grönlands aber, da die Kälte im hohen Norden bereits zu wachsen beginnt, wird das Eistreiben gegen Süden vermindert, und die Ostküste Amerika's behält also noch etwas mehr von der Hitze, die sie empfangen, und die Isothermalcurven werden flacher.

Im September ist dieß noch in höherem Grade der Fall, und da die Kälte in Nordsibirien jetzt den Continent von Asien zu ergreifen beginnt, so werden die converen Höhen gleichfalls abgeflacht. Dieß ist also der Monat, wo die Vertheilung der Temperatur über die Erde am regelmäßigsten ist, und selbst der Continent von Amerika macht hievon keine Ausnahme. Die Isothermen des Nordens zeigen ein entschiedenes Hereindringen der Kälte aus dem Norden, und im November und December werden sie in beiden Continenten concav.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

(Fortsetzung.)

Durch eine hügelige, öde Gegend stieg ich wenige Stunden nach dem Abritt von Aengürt in ein Thal hinab, das, so weit man sehen konnte, mit den in verschiedenen Lagern abgetheilten Oba's (länglichten Filzzelten) der Tschäläbianlü-Kürden bedeckt war, wo ich von ihren zahllosen großen Schäferhunden, die mich truppweise anfielen, nicht wenig belästigt ward. Im Hauptlager angelangt, führte mich ein voranschreitender Kürde zu einem der größten Zelte, vor welchem ich vom Pferde stieg. Dieses war augenscheinlich der bewegliche Diwan-Chane oder das Empfangszelt, das mir zugleich zum Absteigquartier bestimmt wurde. Der Inwohner des Zeltes, gleichsam der Ceremonienmeister, empfing mich sehr zuvorkommend; in wenigen Augenblicken kam der ungezuckerte, schwarze Kaffee — nebenbei gesagt in Persien eine seltene Erscheinung — nebst dem unausbleiblichen Qalyan, und unmittelbar darauf der Morgenimbiß, aus Qaymaq (verdichtetem Rahm von der Consistenz des Butters), Milch, Honig und den gewöhnlichen dünnen Weizenkuchen, die in Persien überall das Brod ersetzen, bestehend. Nach einer Stunde kam Mahmud-Bey selbst mit seinem Trosse angesprengt; er bewillkommte mich sehr freundlich, und entschuldigte sich wegen seines langen Ausbleibens. Dieser Häuptling war ein junger Mann in den 20 Jahren, schlank gewachsen, wie alle Leute seines Stammes von kriegerischem Aussehen, jedoch etwas schüchtern in seinem Benehmen. Da es noch kaum vier Stunden nach Sonnenaufgang war und ich an diesem Tage nicht mehr als 3 bis 4 Farsang zurückgelegt hatte, so wünschte ich sehr noch am selben Tage meine Reise fortzusetzen, mußte aber zu meinem großen Leidwesen, um meinen Gastfreund nicht zu beleidigen, der dringenden Einladung nachgeben, bis am folgenden Morgen meinen Aufenthalt in seinem Lager zu verlängern, eine ziemlich langweilige Aufgabe, denn außerdem, daß ich mich in einem engen Thale ohne Aussicht und ohne Schatten befand, war schon wegen den Schaaren halbwilder, grimmiger Hunde die sich in diesen Triften herumtrieben, an ein Ergehen in der Umgegend nicht zu denken, und ich war also gleich einem Gefangenen auf das Sitzen und Rauchen im Zelte, welche Zerstreuungen mit Auf- und Abgehen am Bache, der vor demselben vorbeirauschte, abwechselten, angewiesen.

Die Tschäläbianlü haben mit den verschiedenen Kürdenstämmen, die ich bisher getroffen, nichts gemein als die Lebensweise, nämlich das Nomadisiren und den Betrieb der Viehzucht als ausschließliche Beschäftigung, und durch die nach meiner Ansicht mißbräuchliche Stammbenennung „Kürden", ist vermuthlich mehr das Wesen dieses Volkes als dessen Nationalität gemeint, denn es hat dasselbe von den Kürden in Kürdistan weder die Gesichtsbildung noch die Sprache und Kleidung, und selbst in der Bewaffnung unterscheidet es sich von letztern. Ob dasselbe, wie diese, gelegentliche Raubzüge unternimmt, möchte ich ihm nicht nachreden, da ich nichts davon wahrgenommen. Durch physische Beschaffenheit wie durch Lebensweise und Gewohnheiten würde es sich allerdings eben sowohl dazu eignen als dessen Namensverwandte, es ist ein noch kräftigerer Menschenschlag und augenscheinlich ein durchaus kriegerischer Stamm. Geborne kühne und gewandte Reiter, sieht man hier alles, was dem Knabenalter entwachsen, nie anders als bis an die Zähne bewaffnet zu Pferde steigen. Ihre Armatur besteht in einem über die Schulter geschlungenen langen Gewehr mit gezogenem Lauf, einem Säbel an der Seite, dem Qama (langen, geraden Dolch) und einem Paar Pistolen im Gürtel. Um diesen und über die andere Schulter hängt der Apparat, welcher den immer mitgeführten reichlichen Munitionsvorrath enthält; dagegen habe ich die nationelle Waffe der Kürden, nämlich die Lanze, bei ihnen nie erblickt. Ihre Kleidung unterscheidet sich wenig von der tatarischen, und ähnlich vielen Tatarenstämmen tragen sie Mützen von braunem Lammfell; nur bei den Häuptlingen besteht diese Kopfbedeckung aus schwarzem Fließ.

Die Kürdensprache (bekanntlich ein verdorbenes Persisch), das Nationalidiom sämmtlicher Stämme dieses Geschlechtes und selbst der Jesiden des Gebirges Sindschar, habe ich bei den Tschäläbianlü nie vernommen, und ich möchte behaupten, daß dieser Dialekt nur von einzelnen und sehr ausnahmsweise verstanden wird. Ich habe sie nie anders als Tatarisch unter sich sprechen hören. Ihre Zelten wie alle diejenigen der vorderasiatischen Nomadenstämme — Kürden, Trüchmenen, Türkomanen, Jürüken ꝛc. — nennt man Oba, sie sind von schwarzbraunem Filz und haben die Gestalt einer unregelmäßigen Ellipse; die bessern unter ihnen sind auf beiläufig 4' Weite mit einer Verzäunung von Schilfrohr umgeben.

Die Ausläufer des Qara-dagh gegen den Araxes sollen durch bewaffnete Schmugglerbanden und anderes Gesindel unsicher gemacht werden, weßhalb es nicht rathsam ist, diese Gegend ohne eine Bedeckung zu bereisen. Mahmud-Bey ließ es

Digitized by Google

sich nun nicht ausreden, mir bis zur russischen Gränze selbst das Geleit zu geben, und es ward also am frühen Morgen des folgenden Tages mit sechs vollständig bewaffneten Reitern, an deren Spitze der junge Häuptling sich setzte, die Weiterreise angetreten.

Nach während einigen Stunden fand ich die hügelige Gegend gänzlich von Ortschaften oder festen Wohnungen entblößt; dagegen kam unser Zug durch mehrere andere Lager derselben Nomaden, wo Mahmud-Bey überall mit den einem Herrscher gezollten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Diese Gebirgssteppe endigte am Rand einer ziemlich tiefen Schlucht, wo ich einmal wieder Waldwuchs zu sehen bekam, ein Anblick, der doppelt erfreulich und erquickend ist, wenn man ihn lange vermißte, und das war — mit Ausnahme der Waldpartien an beiden Ufern des Sfasi-rud — seit bereits drei Monaten, nämlich seit ich das Paschalik Trapezunt verlassen, bei mir der Fall gewesen. Auf der vorigen persischen Reise, die in südlicher Richtung ging, hatte ich vom letzt angeführten Punkte bis vier Farsang jenseits Schyras, also in einer Strecke von beiläufig 1400 geographischen Meilen keine andere Waldung zu sehen bekommen, als die einer Oase ähnlichen Baumpartien zu Koh-rud, die nächste Station südlich von Oaschan auf der Straße von Thehran nach Isfahan.[1]

Nach Ueberschreitung jener Schlucht erreichten wir um die Mittagsstunde das armenische Dorf Inghirischlagh, welches auf dem Kamm des Berges liegt. Dem gegenüber und durch eine andere tiefe Schlucht getrennt, sehen wir in ganz ähnlicher Lage und Höhe das Dorf Baghirischlag. Diese beiden Punkte bilden zusammen eine eben so merkwürdige als starke Stellung, und scheinen nicht ohne strategischen Zweck bei Anlegung der Ortschaften, die in frühern Zeiten befestigt gewesen seyn mochten, gewählt worden zu seyn.

Im erstern jener Dörfer wurde gerastet und abgefuttert. Mahmud-Bey und seine Leute äußerten ihre Absicht hier zu übernachten, was ich jedoch — über die kurzen Tagreisen von 3 und 5 Farsang nachgerade ungeduldig geworden — nicht zugeben wollte, und meinen Entschluß erklärte, auch ohne sie von dannen zu ziehen, wozu ich auch sogleich Anstalt machte. Etwas unwillig begannen nun die Kürden ebenfalls ihren Pferden die Zäume anzulegen und die Sattelgurten anzuziehen, und der Zug ging unvermindert vorwärts durch eine waldige, ziemlich wilde und öde Gegend, deren lichte Stellen durch einige Lager desselben Nomadenstammes eingenommen waren, aus welchem meine Bedeckung bestand. In einem derselben blieb letztere auf einmal zurück oder streifte sonst von dem Wege ab — wahrscheinlich weil Mahmud-Bey hier oder dort Geschäfte hätte — ohne daß ich anfänglich diese Abwesenheit bemerkt hatte und ohne mich sonderlich darum zu bekümmern, als ich selbe gewahr wurde, obschon die Gegend gerade nicht im besten Ruf der Sicherheit stand und außerdem mein Tscharwadar, mit dem ich nun allein geblieben, des Weges unkundig war. Daß wir also in dieser waldigen, abgeschlossenen Gegend nur zweimal auf kurze Distanzen den Weg verfehlten, um bald wieder in die rechte Richtung zu kommen, verdankten wir das erstemal der Begegnung vorüberziehender Leute, und das zweitemal dem bloßen Zufall. Diese, leider auf orientalischen Reisen nicht seltenen verdrießlichen Episoden hatten sich vor und hinter dem Dorfe Oara-Thurpag — wo ich mir und den Pferden eine halbstündige Ruhe anberaumte — zugetragen. Uebrigens wurde diese kurze Rast, was meine Person betrifft, gänzlich von einem dort verweilenden kaiserlich russischen Unterthanen — sehr wahrscheinlich einem ohne Urlaub absentirten Kosaken der Araresstationen — in Anspruch genommen, der, so wie er einen Europäer vom Pferde steigen sah, natürlich voraussetzte, daß dieser in der russischen Sprache bewandert seyn müsse, in dem Glauben, daß es im christlichen Europa keine andere gebe.[1]

Dieses Dorf liegt am Rande eines Thalkessels, der ein Silbererz enthaltendes Gestein birgt, wovon man mir einige Proben zeigte, und das nach der Versicherung meines russischen Freundes im Ueberfluß vorhanden seyn sollte. Auch sah ich in der Tiefe des Thales, am Ufer eines dasselbe durchfließenden Gewässers wirklich einige Gebäulichkeiten, nach welchen man urtheilen konnte, daß hier Hüttenwerk betrieben wurde. Ich wollte aber, so harmlos die dortigen Einwohner mir erschienen, den schon durch die eifrige Geschwätzigkeit ihres vermuthlich nicht sehr willkommenen Gastes rege gewordenen Argwohn nicht unnützerweise vermehren, und enthielt mich daher geflissentlich jeder Frage über diesen Gegenstand.

(Schluß folgt.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

Man würde sich einen sehr falschen Begriff von der peruanischen Gesellschaft machen, wenn man sie nach der politischen Geschichte beurtheilen wollte. Nach den ewigen Bürgerkriegen zu schließen, sollte man glauben, daß da zwischen den Cordilleren und dem stillen Meer eine der mühseligsten Entwicklungen vor sich gehe, die eine neue Aera in dem Leben der Völker begründen; bei einer sich umbildenden Gesellschaft, einer sich gründenden Nationalität sollte in der Physiognomie der Bevölkerung alles den Stempel einer großartigen Wiedergeburt tragen. Hat man aber einige Tage an Ort und Stelle zugebracht, so ist man schnell enttäuscht; man findet in Peru denselben Contrast, wie in fast allen spanischen Republiken Südamerika's; eine übertriebene Aenderungslust im politischen Leben und einen nicht minder hartnäckigen Geist der Erhaltung im gesellschaftlichen — alles trägt noch den Stempel einer Vergangenheit, die in vollkommenem Widerspruch mit der Lage ist, in welche diese Colonien durch die Emancipation gekommen sind. Halb spanisch, halb indisch ist die peruanische Civilisation ein malerischer aber gefährlicher Anachronismus, der alle Versuche einer politischen Wiedergeburt zur Unfruchtbarkeit zu verdammen scheint. Darum sieht man auch diese Versuche ins Unendliche sich vervielfältigen, ohne daß sie die von dem Lande geforderten Elemente der Wohlfahrt und Dauer mit sich brächten. Das Schauspiel, das die peruanischen Sitten darbieten, ist darum nicht minder interessant als das seiner Revolutionen, denn ein Land, wo sich die Sitten des alten Inkareichs und des alten Spaniens in sonderbarer Mischung erhalten, hat gewissermaßen einen doppelten Anspruch an die Neugier des Reisenden.

Schon die Gestaltung Peru's hat die Bevölkerung dieses Landes in zwei verschiedene Gruppen getheilt, die eine wohnt in den wenigen Küstenthälern, am Rande der kleinen Flüße, die in denselben fließen, die andere in den Gebirgen, welche den stillen Ocean von den großen, vom Amazonenstrom durchfurchten Einöden trennen. An der Küste herrschen spanische, im Innern indische Sitten vor. Die erstere hat stets

[1] Man findet zwar hier die Wiederholung einer schon in diesen Notizen vorgekommenen Bemerkung, in welcher wir aber vergessen haben, dieser Ausnahme von Koh-rud zu erwähnen. A. d. V.

[1] Ich glaube schon irgendwo erinnert zu haben, daß vielleicht mit Ausnahme der Provinz Chorassan und von Chusistan, wo ich noch nicht gewesen, der in Persien reisende Europäer, im Bekesch oder sonstigem zugeknöpften Gehrock von dunkler Farbe, und mit einer dunkelfarbigen Schirmmütze auf dem Kopfe, vom Arares bis zum persischen Meerbusen, von Urmiah bis zum kaspischen Meere, so viel ich nach meiner persönlichen Erfahrung sagen kann, vollkommen geachtet wird, und wegen seines Anzugs keiner Belästigung vom Pöbel ausgesetzt ist. A. d. V.

Digitized by Google

in der peruanischen Republik einen vorwiegenden Einfluß ausgeübt, und muß also zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Alle Städte Peru's haben eine Familienähnlichkeit, und Lima faßt in seinem halb maurischen, halb spanischen Aussehen, in dem sorglosen leichtsinnigen Charakter seiner Bewohner gewissermaßen ihre unterscheidenden Züge zusammen. Ueberall findet man die in rechten Winkeln gezogenen Straßen, welche die unter dem Namen Cuadras bekannten Vierecke von gleichen und regelmäßigen Häusern einschließen, allenthalben findet man den großen Mittelplatz, wo auf der einen Seite die Kathedrale, auf der andern, wenn es eine Hauptstadt ist, der Regierungspalast steht; gegenüber eine Reihe Häuser mit Arcaden, wo Läden den untern Stock einnehmen, und sehr häufig von kleinen französischen Kaufleuten besetzt sind.

Lima bietet diese eigenthümliche Anlage spanisch-amerikanischer Städte in großem Maaßstabe dar. An einem zur Zeit der Schneeschmelzen reißenden, aber im Winter fast ausgetrockneten Flusse von Pizarro am 6 Januar 1545 gegründet — woher sie den Namen „Stadt der Könige“ erhielt — zeigt sie ihren spanischen Ursprung selbst durch die Bauart ihrer großen luftigen Häuser, die oft außen mit Frescogemälden geziert sind, was ihr einen eigenthümlichen Stempel aufdrückt; um den häufigen Erdbeben zu widerstehen, sind die Häuser nur ein Stockwerk hoch. In den wenigen Häusern, die ein zweites Stockwerk haben, ziert ein ungeheurer Balcon mit grünen Jalousien die Vorderseite, und tritt oft drei Schuh weit in die Straße vor. Abgesehen von diesen ziemlich malerischen Balconen sind die regelmäßigen Linien der Cuadras sehr streng eingehalten. Kirchen und Klöster nehmen eine große Stelle in der Physiognomie der spanisch-amerikanischen Städte ein. Zu Lima haben mehrere Kirchen zahlreiche Spuren ihrer alten Pracht erhalten, die Kathedrale hat einen der schönsten Chöre von geschnitztem Holz, die man sehen kann; San Pedro entfaltet einen Luxus von Gemälden und Vergoldungen, von dem sich der an den strengen Styl unserer gothischen Kathedralen gewöhnte Europäer keinen Begriff machen kann. Neben diesen noch so reichen Kirchen zeichnen sich die Klöster durch den Umfang und der Großartigkeit ihrer Verhältnisse aus. Das Kloster von San Francisco nimmt nicht weniger als zwei Cuadras ein: es ist eine Reihenfolge von Gärten und viereckigen Höfen, längs denen zierliche Arcaden köstliche Spaziergänge bilden. Die Cellen öffnen sich an den obern Galerien, die an den vier Fronten des Gebäudes angebracht sind, und zu denen man auf prächtigen Treppen hinaufsteigt. Man zählt diese Cellen nach Hunderten, aber das ehemals vielleicht für seine fromme Bevölkerung zu kleine Kloster ist jetzt nur von wenigen Mönchen bewohnt, welche traurig und bleich in den öden verfallenen Sälen umherirren. Die Klöster von St. Augustin und von der Gnade sind minder groß als das von San Francisco, aber nicht minder öde. In der Kirche des heil. Augustin bemerkt man unter andern kostbaren Gegenständen die schönste Marmorstatue, welche Amerika besitzt, die der heil. Rosa, eine ausgezeichnete Arbeit, die dem Meißel Canova's Ehre machen würde. In den sehr zahlreichen Frauenklöstern ist den Männern der Zutritt durchaus versagt. Alle besaßen einst prächtige Gemälde, welche die Könige von Spanien gern hieher schickten, aber die meisten sind verschwunden, und das Museum, sehr arm außer an indischen Alterthümern, hat kaum einige behalten. Man sieht hier indeß eine merkwürdige Sammlung von Porträts aller Vicekönige und der ersten Präsidenten Peru's von Columbus bis auf den Großmarschall Lamar.

Kirchen, Klöster, Häuser, alles ist spanisch zu Lima; wenn man die Schattirungen unterscheiden will, welche Klima und Racenmischung in den ursprünglichen Typus hineingebracht haben, muß man die Quartiere der Mitte verlassen, wo die reichern Classen wohnen, und die Straßen, wo die ärmere Volksclasse haust, damit vergleichen. Allenthalben aber beim Armen wie beim Reichen dieselbe gastfreundliche Aufnahme, dieselbe anregende Vertraulichkeit, welche die spanische Sprache durch das unübersetzbare Wort „Confianza“ so gut ausdrückt. Zu einer bestimmten Stunde sind zu Lima alle Salons eröffnet; eine mitten im Zimmer aufgestellte Lampe, dem großen nach der Straße führenden Thor gegenüber, wirft ihr Licht in den innern Hof und scheint dem Vorübergehenden anzudeuten, daß die versammelte Familie die Besuche erwartet. Der Fremde kann ohne Scheu eintreten, und braucht kaum vorgestellt zu werden; kommt man zum zweiten- und drittenmal, so wird man schon als alter Freund behandelt. Dieser spanische Charakter in dem häuslichen Leben der Limener erscheint stärker oder schwächer ausgesprochen, je nachdem man der Mitte der Stadt näher oder ferner ist. Gewisse Salons sind schon ganz europäisch: das Piano ist an die Stelle der Guitarre, die italienische Musik an die Stelle der monotonen Klänge der alten „Romances“ getreten. In den minder reichen Familien haben sich die Ueberlieferungen der alten andalusischen Gesellschaft — denn die ersten Bewohner Lima's waren fast lauter Andalusier — reiner und lebendiger erhalten. In einigen Häusern hat die Emancipation keine andern Spuren als den Verfall zurückgelassen, und man findet hier noch mit den Erinnerungen an die alten Vicekönige die Gewohnheiten einer mit ihnen entschwundenen Welt; ein Rest von altem Damast, letzter Zeuge verlornen Wohlstandes, und einige Frescogemälde ersetzen auf den durch die Erdbeben zersprungenen Mauern die reichen Tapeten, die mannichfachen Zierrathen, die man in andern, dem Pariser Luxus minder unzugänglichen Quartieren findet. Einige schlechte Heiligenbilder zwischen den Spiegeln mit verblichenen Goldrahmen, einige Stühle, die in die Zeit des Vicekönigs Amat hinaufreichen, ein runder Tisch, über dem sich eine alte Blechlaterne wiegt, das ist das Ameublement des Salons, dessen Fenster bei dem Mangel an Glasscheiben mit Stangen von gedrechseltem Holz versehen, und durch dicke, jeden Abend geschlossene Läden gesichert sind. Es gibt nichts bescheideneres als diese Wohnungen, die letzten Zufluchtsorte der limenischen Gesellschaft vor der Unabhängigkeit, und doch zeigt sich noch der Stolz der alten Eroberer in der kalten Würde, mit der die Inwohner ihr Elend tragen.

In den Festen zeigt sich noch mehr als in den freundschaftlichen Zusammenkünften die Physiognomie der peruanischen Gesellschaft mit allen ihren Schattirungen und ihrer Originalität. Um die Limenerinnen in all ihrer Anmuth und Lebendigkeit zu sehen, muß man die Straßen während einer der glänzenden Processionen durchwandern, welche die obligate Begleitung aller religiösen Ceremonien in Peru sind. Die Saya-y-Manto gibt den Limenerinnen ein interessantes und seltsames Aussehen. Ein seidener, gewöhnlich schwarzer, sonst ziemlich enger, jetzt viel weiterer Unterrock bildet die Saya; darüber läßt ein reicher, chinesischer Shawl seine langen Franzen über entblößte Arme fallen, und ein dichter schwarzseidener Schleier, Manto, im Dreieck zusammengeschlagen und mit den Enden an der Taille befestigt, schließt die ganze Gestalt dermaßen ein, daß man nur ein Auge sieht. Dieß Costüm, das die Frauen mit einer unvergleichlichen Anmuth zu tragen wissen, ist den Tag über für die Gänge in die Läden, oder für kirchliche Ceremonien (funciones de iglesia) eine der großen Angelegenheiten der Limenerinnen, gebräuchlich. Abends wenn die „Oracion“ geläutet hat, sieht man nicht Eine Saya mehr in den Straßen: die Pariser Moden treten in ihre Rechte, und bald, fürchte ich, werden sie die Saya selbst entfernt haben: schon hat die höhere Classe sie fast aufgegeben, und der Tag wird kommen, wo es als schlechter Geschmack angesehen werden wird, sich auf den Straßen von Lima im Nationalcostüm zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Schutzmittel gegen Schiffbruch. Das Athenäum vom 6 Julius erwähnt einer Erfindung, welche ein ziemlich wirksames Mittel gegen Schiffbruch abgeben kann, und worauf Hr. Catlin, der bekannte amerikanische Reisende, der darauf verfiel, nur darum kein Patent nahm, weil er hörte, daß ein Capitän Oldmiron schon vor einigen Jahren einen ähnlichen Plan verfolgt habe. Es besteht darin, das obere Verdeck des Schiffs in der Art zu bauen, daß man es mit sehr geringer Mühe ablösen kann, wonach es dann als Floß dient, und das Mittel zur Rettung werden kann, sey es, daß das Schiff scheitert oder in Brand geräth, in welchem letztern Fall man es bloß durch Einschlagen von Lücken versenken darf. Brächte man vollends blecherne Büchsen in diesem Verdeck an, welche Lebensmittel für mehrere Tage enthielten, so möchten wohl Tausende von Menschenleben gerettet werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 168. 15 Julius 1850.

Die untergegangenen Straußvögel aus der Gruppe der Dronten oder Dodonen.

Es ist unsern Lesern kaum unbekannt, daß holländische Seefahrer auf der Insel Mauritius einen Vogel entdeckt, welchen sie Dronte oder Walgvogel nannten, ausgezeichnet durch einen Geierschnabel, kurze dicke Hühnerfüße, außerordentliche Beleibtheit und gänzliches Unvermögen zu fliegen. Der Umstand, daß man seit Beginn des 18ten Jahrhunderts diesen Vogel nirgendwo wieder gesehen, führte zu der Behauptung, derselbe sey ein Product ungelehrter Einbildungskraft und habe niemals existirt. Würde übrigens diese Meinung nicht an und für sich durch den im brittischen Museum aufbewahrten Fuß dieses Vogels (Shaw Nat. Miscell. Tab. 143) und durch einen Kopf desselben im Ashmolean-Museum zu Oxford widerlegt, so wäre die Entdeckung mehrerer dem Dronte sehr ähnlicher kleiner Strauße (Apteryx-Talegalla) auf den Inseln der australischen Südsee hinreichend, ein vorschnelles Verwerfen ungerechtfertigt zu belassen.

Es ist wohl bekannt, daß Leguat, ein flüchtiger französischer Protestant, der mehr als zwei Jahre auf der Insel Rodriguez, nahe bei Mauritius wohnte (1691—1693), unter dem Namen le Solitaire einen Vogel beschrieb, den Latham als einen Artsverwandten des Dronte oder Dodo bestimmte und Gmelin Didus solitarius genannt hat. Spätere Autoren betrachteten Leguats Vogel entweder als gänzlich fingirt, oder als aus einer ungenauen Beschreibung des ächten Didus ineptus entstanden, über dessen frühere Existenz auf Isle de France jetzt kein Zweifel mehr obwaltet. Bedenkt man indessen, daß Leguat ein unterrichteter Mann war und der Rest seiner Erzählung klare Beweise seiner Wahrheitsliebe in sich trägt, so kann man an der Genauigkeit seiner Beschreibung des Solitaire im Allgemeinen nicht mäkeln und muß diesen als einen zweiten, vom Dodo generisch und specifisch verschiedenen Straußvogel ansehen. Der Einsiedlervogel unterscheidet sich vom Dronte besonders durch weniger nacktes Gesicht, höheren Wuchs und Beine, endlich entwickeltere Flugwerkzeuge, die indessen zum Flug nicht tauglicher waren, als die des Dronte selbst. Während der Dronte auf Mauritius, war der Solitaire auf Rodriguez beschränkt, was bei der Unfähigkeit beider, zu fliegen oder zu schwimmen, nicht befremden darf.

Es scheint demnach genügend sicher, daß noch im J. 1693 die Insel Rodriguez von einer großen Vogelart bewohnt war, die jetzt erloschen ist. Leguat, der eine detaillirte Beschreibung ihrer Lebensweise gibt, sagt, daß der Solitaire ein Ei auf einen Haufen von Palmblättern lege in der Höhe von $1\frac{1}{2}'$, ein Charakter, der möglicherweise auf eine Verwandtschaft mit den Geschlechtern Talegalla und Megapodius, die noch jetzt in Australien leben, hinweist.

Der Einsiedlervogel von Rodriguez scheint von keinem andern Schriftsteller außer Leguat erwähnt worden zu seyn, und wir nehmen an, daß die Art wenige Jahre nach seinem Besuche auf dieser Insel erloschen sey. Nichts destoweniger besitzen wir die Gewißheit darüber, daß andere straußartige Vögel aus dieser anomalen Familie auch auf der Insel Bourbon, der dritten in der Gruppe der Mascarenen, ehedem gelebt haben. In der Bibliothek der Zoological Society zu London befindet sich ein Manuscript des berühmten Naturforschers Telfair, der während seines Aufenthaltes in Mauritius manch wichtiges scientifisches und geschichtliches Document gesammelt hat. Telfair spricht bei Gelegenheit der Oiseaux de terre: „Einsiedler heißt man auf Bourbon oder Mascarenas gewisse Vögel, welche immer allein gehen. Sie haben die Größe eines Schwanes und weißes Gefieder, mit schwarzer Einfassung am Ende des Schwanzes und der Flügel. Am Stoß besitzen sie Schmuckfedern ähnlich denen des Straußes, einen langen Hals und einen Schnepfenschnabel, doch ist er weit größer; Beine und Zehen gleichen denen eines kalekuttischen Hahns. Diese Vögel laufen und fliegen nur ganz wenig.“ „Oiseaux bleux (blaue Vögel) von der Größe des Solitaire haben ein ganz blaues Gefieder, rothen Schnabel und Füße, ähnlich denen der Hühner; sie fliegen gar nicht, laufen aber ungemein schnell, so daß sie ein Hund kaum einholen kann; ihr Fleisch ist sehr gut zu essen.“

Daraus geht hervor, daß um das Jahr 1670 die Insel Bourbon von zwei Arten straußartiger Vögel bewohnt war, deren eine Solitaire, die andere Oiseau bleu hieß. Uebertieß war der Einsiedler von Bourbon jedenfalls von dem auf Rodriguez verschieden, weil sein Gefieder weiß mit schwarzer Einfassung ist, während Leguat den Vogel von Rodriguez als grau und braun beschreibt. Wir müssen also annehmen, daß die drei benachbarten Eilande, Bourbon, Rodriguez und Mauritius ehedem von wenigstens vier verschiedenen Vogelarten bewohnt waren, die, ganz oder fast des Flugvermögens beraubt, dem lebenden Apteryx von Neuseeland ihrer Structur nach näher standen als irgend einem andern noch existirenden Vögelgeschlecht. Wenn der Bericht des François Cauche von einem dreizehigen flügellosen Vogel auf Mauritius, Oiseau de Nazare genannt, wahr ist, muß man sogar an die Existenz einer fünften Art aus dieser anomalen Familie glauben, die sich vom Dronte durch den Mangel der vierten Zehe unterscheidet.

Dessen ungeachtet dürfen wir vor der Annahme, daß der dem Dodo nahestehenden Arten so viele gewesen seyen, nicht

Digitized by Google

zurücktreten, wenn wir bedenken, daß Owen eben bewiesen hat, daß nicht weniger als fünf Arten des gigantischen Dinornis, dieses Wunders der Vogelwelt, Neuseeland noch vor sehr kurzer Zeit bewohnten und zweifellos gleichzeitig mit dem vor der Hand noch überlebenden Apteryx existirten. Noch weniger kann uns das plötzliche Erlöschen dieser Vögel befremden, seitdem Menschen den Archipelagus von Isle de France besetzt. Auf sehr kleine Eilande beschränkt, unfähig, ihren Verfolgern durch Flug zu entgehen, überdieß als Wildpret höchlich geschätzt, haben sie dasselbe Loos erfahren, wie die australischen Riesenstrauße (Dinornis), ein Loos, das nächstens auch den wehrlosen Apteryx erwartet.

Es ist wahrscheinlich, daß im J. 1693, als Leguat Mauritius besuchte, der Dodo schon vor langer Zeit ausgerottet war. Er erwähnt nirgend eines solchen Vogels, bemerkt aber: „die Insel war früher ganz angefüllt mit Gänsen, Wildenten, Wasserhühnern, Land- und Seeschildkröten, aber all dieß ist sehr selten geworden“ — ein Beweis, daß seit der Zeit, als die Holländer Mauritius besetzten, die Civilisation bereits große Verheerungen in der Fauna dieser Insel angerichtet hatte.

Außer diesen historischen Beweisen hat man einige factische und einige hypothetische für die Existenz der dronteartigen Vögel von den Mascarenen. Ein Haupt und ein Fuß des ächten Dodo befinden sich in England; Schädel, Brustbein und einige Flügelknochen (von Desjardins eingeschickt) in Paris gehören dem Solitaire, da sie nach Quoy's Versicherung nicht aus Mauritius, sondern aus Rodriguez gekommen sind. Andere Knochen des Solitaire hat Telfair aus Rodriguez vorgezeigt, weitere des Dodo aus Mauritius liegen im Andersonian-Museum zu Glasgow.

Die wichtigste Monographie der Dodoniden, zugleich ein umfassendes Quellenwerk, hat Strickland unter dem Namen „the Dodo and its Kindred“ vor zwei Jahren in London veröffentlicht, aus welchem zum Theil die vorstehenden Notizen gezogen sind. Jedenfalls beweisen seine Untersuchungen die Existenz der lange und namentlich von Cuvier selbst angefochtenen Dronten auf den Mascarenen, wenn auch vielleicht nicht alle fünf Arten wirklich verschieden sind. So könnte der Solitaire Leguats nur ein unausgefärbter, d. h. junger Vogel des Solitaire von Rodriguez, der Oiseau bleu Telfairs aber aller Analogie nach ein Sultanshuhn (Porphyris) gewesen seyn. Auch die geringe Größe der Dodo-Vögel im Verhältniß zu unsern Straußen kann nicht mehr befremden, seit man die 3 Schuh hohe Rhea Darwinii aus Patagonien und den Apteryx aus Australien kennt — beides wahre Strauße — ebensowenig das rasche Verschwinden derselben, da Dinornis und andere gigantische Vögel und Säugethiere so zu sagen unter unsern Augen erloschen sind. Dr. Erhard.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch nach Norden.

(Schluß.)

Gegen Sonnenuntergang kam ich nach Wina, einem ziemlich großen Dorfe in sehr schöner Lage an der Abdachung des Gebirges, das sich hier sanft nach dem Thal des Araxes senkt, welches man von dieser Höhe überschaut. Hier nahm ich mein Nachtquartier in dem Hause, oder richtiger gesagt, vor dem Hause des Gemeindevorstandes, der wie alle seine Hausgenossen und die übrigen Einwohner mir viele Zuvorkommenheit und Artigkeit bezeigte. Dieser Ort, 11 Farsang von Aengürt, ist nebst den andern Dörfern, welche ich an diesem Tage gesehen, und so viel ich gehört, nebst allen Ansiedlungen in diesem Districte lediglich von Armeniern bewohnt, die unter der unmittelbaren Herrschaft des vorerwähnten Mohammed-Chan, Oberhaupt der Tschäläbianlü-Kürden, dem sie auch einen Tribut entrichten, stehen.

Mehrere Stunden nach meiner Ankunft in Wina, nämlich in der Nacht, langte auch Mahmud-Bey mit seinem Trosse an, ohne mich von der Ursache seiner Trennung und langen Abwesenheit in Kenntniß zu setzen, worüber ich ihn übrigens nicht befragte.

Am Morgen darauf war dieser Häupling schon in aller Frühe mit seinem Gefolge im Sattel, was am Tage zuvor nicht der Fall gewesen. Die Richtung welche wir nun von Wina aus verfolgten, führte in einer Strecke von beiläufig 3 Stunden durch wilde Schluchten und eine unwirthliche, übelberüchtigte Gegend, wo nirgends die geringste Spur von Ansiedlung zu sehen war, und die auch meistens nur von Schmuggler- und Raubgesindel besucht seyn soll, da die Karawanen vielleicht eben darum einen andern Weg einschlagen.

Letzterem Umstande, so wie meiner Bedeckung und dem scharfen Reiten durch diese gefährlichen Päſſe, hatte ich es wohl beizumessen oder zu verdanken, daß ich dort weder Freund noch Feind zu Gesichte bekam. Am letzten Abhang über den Araxes angekommen, wo die Gegend anfängt sich zu öffnen ohne deßhalb von ihrem wilden, wüstenartigen Charakter etwas verloren zu haben, entfernte sich abermals die ganze Begleitung, mit dem Häupling an der Spitze, ohne daß irgend einer von ihnen ein Wort sagte, indem sie alle mit verhängtem Zügel davon sprengend eine Richtung rechts einschlugen wo ich sie in wenigen Augenblicken aus dem Gesichte verlor. Bald darauf erreichte ich die Ufergegend unweit des aus, großen Maulwurfshaufen nicht unähnlichen Erdhütten bestehenden Dorfes Ssudscheili, ein Kischlaq (Winteraufenthalt) der Tschäläbianlü, weßhalb der Ort zur Zeit verlassen war. Bloß in der größten und besten Wohnung desselben traf ich einige Leute dieses Stammes, die mit Brod- oder vielmehr Kuchenbacken beschäftigt waren. Noch nüchtern und durch die kühle Morgenluft ziemlich hungrig geworden, dachte ich hier einen Morgenimbiß einzunehmen. Allein ich hatte, ganz im Sinne des Wortes, meine Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn es begegnete mir hier, was ich auf meinen vielen Wanderungen im Morgenlande selten erfahren, nämlich daß die angesprochene Labung mir ohne weiters rund abgeschlagen wurde; schon deßhalb ein fast unerhörtes Vorkommniß, weil es nicht nur gegen muselmännische Sitte, sondern auch gegen die religiösen Gesetze verstößt und nicht viel besser als ein Verbrechen ist. Ich war mir zwar bewußt, daß dieses ungastliche Benehmen um so strenger geahndet werden sollte, als es gerade in der Winterresidenz Mahmud-Beys sich zugetragen, den die Wichte nicht so nahe wähnten oder vielmehr nicht so nahe glauben wollten — denn ich hatte sie davon benachrichtigt — eine voraussichtliche Genugthuung wodurch freilich mein Appetit nicht gestillt wurde. Ich mußte also mit leerem Magen abziehen und war noch schlimmer daran als unsere Pferde — die wenigstens an den wilden Hecken und Stauden etwas zu fressen fanden — in einer durchaus öden Gegend, wo ich, so weit der Gesichtskreis an diesem Ufer des Araxes reichte, umsonst nach einer Wohnung spähte.

Digitized by Google

Es bedarf übrigens keines kürzeren oder längeren Aufenthalts an diesen Gestaden, um bald die Ueberzeugung zu gewinnen daß in den Erzählungen von der tödtenden Eigenschaft des hiesigen Klima's nichts übertrieben ist. Obschon es noch nicht über 7 Uhr Morgens war, als ich die Niederungen erreichte, fand ich schon eine außerordentliche Schwüle und ich fühlte mich von den mephitischen Dünsten wie beklommen. Die traurige Stimmung, in welche man durch diese Beschaffenheit des Dunstkreises verfällt, wird noch durch die gänzliche Verödung, den gänzlichen Mangel an jeder Cultur in dieser durch ihre Temperatur und die Ueppigkeit ihres Bodens eines reichlich lohnenden Anbaues fähigen Landschaft vermehrt, wo aber die fieberschwangere Luft keine bleibende Ansiedlung zuläßt, und die in ihrer Abgestorbenheit dem giftigen Hauch des Würgengels preisgegeben scheint. Selbst die Wachposten, mit welchen die russische Seite der Gränzflüsse anderswo auf Flintenschußweite von einander entfernt besetzt sind, fehlen am linken Ufer gänzlich, mit Ausnahme von Chuda-Anteryn, der einzigen Station, des einzigen Gränzpostens unmittelbar am Gestade, in einer Strecke von vielen Stunden. Der einzige Wachposten, den wir vom rechten Ufer erblicken konnten, befindet sich auf einer Anhöhe in ziemlicher Entfernung landeinwärts. Ueber solche mangelhafte Bewachung der Gränze kann man jedoch aus besagten Gründen der Provinzialregierung von Transkaukasien kaum einen Vorwurf machen, da das mörderische Klima besonders bei den Russen — bei diesen also noch mehr als bei den Eingebornen — seine Wirkung äußert, vielleicht hauptsächlich wegen des Hangs zur Trunkenheit, namentlich zum Branntwein, der bei ersteren so sehr vorherrschend ist. Man kann sich aber denken, daß unter solchen Umständen nothwendigerweise dem Schmuggel von dem persischen nach dem russischen Gebiete großer Vorschub geleistet wird, namentlich vom Spätsommer bis gegen das Frühjahr, wo der Fluß so seicht ist, daß sogar die Menschen denselben an vielen Stellen überwaten. Man darf sich also nicht verwundern daß dieser gegen das russische Aerar beständig geführte Krieg in dem ganzen Stromgebiet des Araxes so riesenhafte Verhältnisse erlangt hat. Uebrigens soll es an dem russischen Gestade des kaspischen Meeres dieselbe Bewandtniß damit haben, was der Muthmaßung Raum gibt, daß die Bestechlichkeit der Gränzbeamten und Gränzkosaken vielleicht eben so viel als die klimatischen Zustände an dieser Unzukömmlichkeit beitragen.

Von Ssudscheily, das noch in einiger Entfernung vom Araxes liegt, näherte ich mich immer mehr diesem Flusse, dessen rechtes Ufer zu Thal verfolgend. Unter den Pflanzen, die überall in dieser Wüstenei wuchern, waren auch wilde Trauben, die ich vollkommen reif und ganz süß fand, was gewiß ein Beweis ist daß unter andern der gepflegte Weinstock hier sehr gut gedeihen würde.

Nachdem ich etwas über eine Stunde am Gestade fortgeritten, kam ich zu zwei kolossalen steinernen Brücken, beide über den Araxes gebaut, etwa hundert Schritte von einander entfernt und namentlich die erstere, also westliche, wie mir schien aus uralter Zeit herstammend. Diese ist übrigens gegenwärtig in unbrauchbarem Zustande, nämlich mit einem eingestürzten Joche, und da sie augenscheinlich einem früheren Zeitalter angehört als die andere östliche, so läßt sich daraus schließen, daß diese gebaut wurde, nachdem erstere schon zum Theil eingestürzt war. Zu welchem Zwecke aber eine neue Brücke in eben so grandiosem Maßstabe erbaut worden, statt die alte wieder herzustellen, habe ich mir nicht und hat mir Niemand erklären können. Etwa eine Viertelstunde weiter nordöstlich, also nicht unmittelbar am Ufer, sahen wir die Ruinen eines alten, massiven Karwanserai's nebst den Ueberresten anderer Bauten, was vermuthen läßt daß ehemals hier eine Stadt oder sonstige Ortschaft bestanden habe, obschon es nicht wohl begreiflich ist wie man eine solche Oertlichkeit zu einer Niederlassung erkiesen konnte; denn abgesehen von der schrecklichen Ungesundheit dieser Ufergegend, ist hier jede Spur von Wachsthum verschwunden und der Boden so kahl, daß das Vieh nicht einmal zu grasen findet.

Dieses ist Chuda-Anteryn, von den Persern gemeiniglich Chuda-Peri genannt,[1] meines Wissens der einzige Uebergangspunkt von der persischen Provinz Qara-dagh nach der transkaukasischen Provinz Qara-bagh, wo wir also wieder die Karawanenstraße betraten. Hier ward ich auch von Mahmud-Bey und seinem Gefolge eingeholt. Der Häuptling entschuldigte sich, Geschäfte vorschützend, wegen seines plötzlichen Verschwindens einige Stunden von hier, besonders aber wegen der in Ssudscheily erfahrenen Unbilde, wovon er schon unterrichtet und die bereits mit einer tüchtigen Prügelsuppe abgestraft worden, ein schlechter Trost für einen hungrigen Magen.

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Unter den religiösen Festen Peru's ist das bedeutendste das der heil. Rosa, jetzt die Patronin Lima's, seit der große San Jago mit der spanischen Flagge, die er nicht zu vertheidigen wußte, gefallen ist. Am Morgen des Tags beginnen die Glocken aller Kirchen das furchtbarste Glockenspiel, das je ein Ohr zerriß, denn die Glocken zu Lima haben nicht die ernste Harmonie, welche bei uns ihren Stimmen einen so mächtigen Reiz verleiht. Man schlägt nämlich den Schwengel der Glocken gegen die Wände, statt die Glocke selbst in Bewegung zu setzen. Dieß geschieht gewöhnlich durch kleine Neger, die, wenn man sie an der Balustrade hängen und Grimassen schneiden sieht, für ebenso viel Teufel gelten könnten, welche das religiöse Instrument zu quälen scheinen, damit es unter ihrem wiederholten Schlagen das seltsamste Aechzen ausstoße. Dieß wunderliche Glockenspiel entzückt nichtsdestoweniger das nicht sehr heikliche Ohr der Limener, es ist ja die Ankündigung eines großen Festes, das, so oft es sich auch erneuert, sie immer entzückt. Schon sind die Altäre geschmückt, die Bilder der Heiligen aufgestellt auf ihren Tragbahren, und mit den reichsten Zierrathen bedeckt; die verehrten Reliquien der heil. Rosa liegen auf einem Sammtkissen. Die Menge erfüllt die Kirche, wo die Priester das Hochamt halten, aber bald öffnen sich die Thore, und nun kündigt ein Schwarm von Petarden und ein dreifaches Glockenspiel der ganzen Stadt den Auszug aus der Kirche an. Eine große religiöse Ceremonie zu Lima ist wirklich ein merkwürdiges und ergreifendes Schauspiel.. In den mit Blumen bestreuten Straßen, zwischen den Mauern der unter reichen Teppichen verschwindenden Häuser rückt langsam der glänzende Zug vor, begrüßt von tausend jungen lachenden Köpfen, die sich von allen Balconen herabbeugen. Zwei Reihen Soldaten können die Menge kaum zurückhalten. Eine lange Reihe von Mönchen mit Kerzen in der Hand eröffnet den Zug, und man muß selbst sehen, mit welchem reizenden Muthwillen die Tapadas[2] den ehrwürdigen Vätern mit Wort und Blick die tollsten Herausforderungen zuwerfen. „Wah![3] könnt Ihr denn gar nicht die Wachskerze halten? — Eh! Picaro, Ihr habt Euch lange nicht sehen lassen, aber man weiß schon, wo Ihr steckt!" Und der Mönch unterbricht manchmal seinen Gesang und läßt sich ganz einfach mit der Tapada in ein Gespräch ein; ist er jung, so lacht und

---

[1] Chuda-Anteryn bedeutet „das Kleid Gottes," Chuda-Peri „der Flügel Gottes."

[2] Verhüllte; so nennt man die Frauen, die durch den Manto verschleiert sind.

[3] Ein Lieblingsruf der Limenierinnen.

Digitized by Google

schwazt er mit ihr, ist er alt, so hält er ihr eine kleine Strafpredigt, im leztern Fall aber werden seine Bemerkungen sehr schlecht aufgenommen: „Bah! Señor Padre, glaubt Ihr, ich sey hergekommen, um zu beichten!" Und leicht wie eine Gazelle flieht sie lachend und gefolgt von vier oder fünf Schwestern, Cousinen oder Freundinnen, die sie stets begleiten.

Indeß erscheinen die Bilder der Heiligen in ihrem ganzen Pompe. Jede der verehrten Statuen ruht auf einem ungeheuren Piedestal, das von acht oder zehn großen Negern getragen war, von denen der reiche, goldbefranzte Vorhang nur die kräftigen Beine und nackten Füße erblicken läßt. Wenn der Zug anhält, strecken die von der Hitze halb erstickten Unglücklichen den Kopf zwischen den dicken Sammtvorhängen hervor, und lassen ihre großen Augen mit allen Zeichen des Erstaunens auf der Menge herumlaufen. Die Tapadas haben, wie man sich leicht denken kann, für sie so wenig Mitleiden als Achtung vor den Mönchen, sie werden mit einem Hagel von Quodlibets empfangen, und ziehen bald die Köpfe unter die Teppiche zurück, durch die sie vor der spöttischen Neugier der Zuschauerinnen in der Saya geschützt sind. Endlich zieht die Statue der heil. Rosa die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Santa Rosa ist mit einem frischen Rosenkranz geschmückt. Que bonita! que blanca! ruft man von allen Seiten, und Blumensträuße fliegen von allen Balconen auf das geliebte Bild herab. Hinter der Heiligen kommt der Erzbischof mit der Hostie, und plözlich tritt stumme Andacht an die Stelle der lärmenden Gespräche. Dann kommt der Präsident der Republik, gefolgt vom Staatsrath, den Generalen und allen höhern Officieren im vollen Glanz ihrer gestickten Uniformen. Die ganze in Lima anwesende Truppe, oft 2—3000 Mann, dient ihnen als Geleite. Hiezu kommt noch der pomphafte Zug der ganzen Volksmasse, eine lärmende, buntscheckige Menge, wo der Indier mit dem Europäer, der Mestize mit dem Schwarzen zusammentrifft, und Frauen in Mantillen oder in Saya, verschleiert oder unverschleiert, mitziehen; man denke sich noch als Rahmen zu dem Gemälde einen glänzenden Himmel, mit Fahnen geschmückte Häuser, die mit Zuschauern besezten Balcone, und man hat einen Begriff von der malerischen Pracht, welche die lebhafte Vorliebe der Limener für religiöse Ceremonien erklärt. Daß dabei von einem tieferen Gefühl nicht die Rede ist, versteht sich von selbst, man läuft zu einer Procession, wie zu einem Schauspiel, und niemand denkt daran, in dem Kirchenpomp eine Veranlassung zu einer frommen Sammlung zu suchen.

Nach den religiösen Feierlichkeiten sind es die Volksfeste, aus denen man die charakteristischen Züge der jungen Gesellschaften Südamerika's am besten auffassen kann. Das merkwürdigste dieser Feste in Peru ist ohne Widerspruch das der Amancaes; es umfaßt alles, was die Limener in ihren öffentlichen Vergnügungen suchen, Lärm, Bewegung, Tanz in freier Luft. Wie um es zu begünstigen, verschleiert sich der in Peru gewöhnlich so warme und reine Himmel selbst in einen leichten Nebel. Die im Sommer nackten und öden Gebirge bekleiden sich in einigen Tagen mit einem grünen Mantel; der Anblick des Landes wechselt, wie unter einem Zauberstab, denn der Regen wirkt für diese dürren Küsten, wie eine wohlthätige Fee, und das durch eine mehrmonatliche Hitze vertrocknete Land scheint dankbar die feuchten Tropfen einzusaugen, welche von diesem glänzenden Himmel fallen, dessen unwandelbares Blau nur hie und da der Condor unterbricht.

Die für das Fest der Amancaes gewählte Stelle ist eine der pittoreskesten, die man in ganz Amerika finden kann. Nicht ganz eine Legua von der Stadt in einer Einbiegung, die von den Hügeln gebildet wird, welche gewissermaßen die erste Stufe der Cordilleren bezeichnen, erstreckt sich ein grüner Rasen, wo während der Monate Junius und Julius der Nachtthau eine Menge Blumen mit goldenen Staubfäden und mit lilienartigen Kelchen hervorlockt, die man im Lande unter dem Namen Amancaes kennt.

Vom 24 Junius an zeigt die Hochfläche der Amancaes das belebteste Schauspiel. Ein Eremit, der gleich nach der Eroberung sich hier niederließ und im Geruch der Heiligkeit starb, soll diesem Volksfest seine Entstehung gegeben haben. Wie dem auch seyn mag, so wie die Hochfläche grün wird, begibt sich die Bevölkerung von Lima zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen dahin. Auf den sonst so ruhigen Bergen herrscht ein betäubendes Treiben; Buden von Brettern und Binsen erheben sich mit feenhafter Schnelligkeit; man verkauft daselbst Brod, Fleisch, Früchte, namentlich aber Branntwein von Pisco und Chicha, eine Art Maisbier, das die Indianer sehr lieben. Da und dort erheben sich Tanzsäle, die mit großen Blumenkränzen geschmückt sind. Der 24 Junius, der Sct. Johannistag, ist der große Festtag der Amancaes. Vom frühen Morgen an ist der schmale staubige Weg dahin mit ganzen Schaaren bedeckt, die in mehr oder minder zahlreichen Gruppen von Freunden und Verwandten hinausziehen. Jede Gruppe (partida) führt Mundvorräthe und eine Guitarre mit sich. Ist die Partida zu Fuß, so nimmt einer der muntern Pilger die Guitarre zur Hand, stellt sich an die Spitze seiner Gefährten, und stimmt, um die Langeweile der Wanderung abzukürzen, einige Verse an nach der populären Melodie der Zambacueca. Der Zug ermangelt nie, diese im Chor zu wiederholen, auf die Gefahr hin eine Masse von Staub zu verschlucken, der durch den Strom der Fußgänger und Reiter auf der Straße aufgeregt wird. Männer und Weiber, Weiße, Neger, Indier, Mulatten, Sambos und Cholos alles zieht singend und lachend fort. Die ganze Bevölkerung Lima's scheint plözlich wie vom Wahnsinn ergriffen: hier hält eine vom Marsch ermüdete Partida am Strande des Weges an, um die Kraft durch reichliche Schlücke Pisco wieder zu gewinnen. Dort erheben sich auf einer übermäßig beladenen Karriole, die von zwei dürren Pferden mühsam fortgezogen wird, stolz einige Sambas in großem Schmuck, den Shawl gleich dem Mantel eines Caballero über die Schultern geschlagen. Endlich rennen die Ginetes (Reiter) auf hohen Sätteln und die Füße in ungeheuren Steigbügeln begraben, mit verhängtem Zügel gegen die ruhigen Wanderer heran, und wenn die dampfenden Nüstern der Pferde fast deren Rücken streifen, wenden sie durch einen kräftigen Ruck des Zügels ihre Pferde um, und sprengen dann zur großen Bewunderung der Menge und zu nicht geringem Schrecken derer, die an solche Reiterstücke nicht gewöhnt sind, wieder davon. Wehe dem Reiter, der auf seinem Pferde nicht festsizt, und sich unklugerweise in einen solchen Wirrwarr hineinmengt. Kaum ist er in der Pampa (Ebene) angekommen, und reitet ruhig in seinem Paso[1] fort, so tönt ein Schrei hinter ihm und der stampfende Galopp eines Pferdes; ehe er Zeit hat auch nur den Kopf zu drehen, fühlte er sich in der Mitte des Körpers von einem ehernen Arm umfaßt, von irgend einem Sambo wie eine Feder aus dem Sattel gehoben und auf den Hals des eigenen Pferdes gesezt, ohne daß deßhalb im Rennen eingehalten würde; hat nun der amerikanische Riese seine Geschicklichkeit und Stärke genugsam bewundern lassen, so sezt er den armen Reiter ruhig auf der Erde nieder, mit der Einladung sich künftig fester im Sattel zu setzen. Widersteht zufälligerweise der Ginete dem ersten Angriff, dann entspinnt sich ein kurzer rascher Kampf zwischen beiden Reitern. In den Steigbügeln stehend, den Körper leicht vorwärts gebeugt, fassen sie sich, zerren an einander und suchen sich aus dem Sattel zu ziehen, während beide Pferde neben einander fortrennend und durch die Anstrengungen ihrer Herren selbst angefeuert mit aller ihnen möglichen Geschwindigkeit dahin fliegen, und bald unter dichten Staubwolken verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Yaru-dsang-bo-tsiu d. h. große Strom von Osttibet bietet bekanntlich ein noch nicht ganz entschiedenes Problem dar, indem es sich fragt, ob er der Oberlauf des Irawaddy oder der Bramaputra sey. Die Schale scheint sich mehr und mehr für lezteres zu neigen, indem eines der Mitglieder der nepalesischen Gesandtschaft in London, welcher der geographischen Gesellschaft eine Mittheilung über die auf den Karten schlecht verzeichnete Nordgränze Nepals machte (s. Athen. 6 Julius), gelegentlich beifügte der Dsang-bo sey von der tibetanisch nepalesischen Gränze nur sieben Kos oder 14 englische Meilen entfernt. Zwei so große Ströme können wohl nicht in solcher Nähe bei einander sich finden, die Wahrscheinlichkeit ist also für den Bramaputra.

[1] Ein eigenthümlicher Schritt, wobei die Pferde den rechten oder linken Vorder- und denselben Hinterfuß zugleich aufheben, und den die Pferde erst lernen müssen. Der Trab erscheint diesen Reitern als zu beschwerlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 169. 16 Julius 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

9. Das Cap Filfila.

Das Cap Filfila bildet den Mittelpunkt des den Golf von Stora vom sogenannten Cap der Affen bis zum Eisencap umschließenden Gebirgszuges und ist einer der schönsten Berge im Sahel von Philippeville. Oft blickte ich vorigen Sommer, von einem Abendspaziergang nach Stora zurückkehrend, sehnsüchtig nach den waldgegürteten Felsenmassen der lieblichen, vom Abendlicht übergossenen Berglandschaft, und bedauerte, daß die Zeit meiner Abreise so nahe sey und ich die Provinz verlassen müßte, ohne diesen reizenden Punkt des Küstenlandes gesehen zu haben. Das Erscheinen der Cholera in Nordafrika machte bald einen Strich durch meine Reiseplane; der Hafen von Tunis ward gesperrt; zu Oran, wohin ich mich später zu begeben gedachte, wüthete die Seuche stärker als irgendwo, und ich hielt es für das Gerathenste einstweilen meinen Aufenthalt in der Provinz Constantine zu verlängern, bis wieder alles ins gewöhnliche Geleis zurückgetreten seyn würde. Indessen kam der Winter heran mit seinen Stürmen und unaufhörlichen Regengüssen; das Stubenleben lag wie ein bleiernes Gewicht auf mir, und eine Geniefahrt trotz Wind und Wetter, gleichviel wohin, wurde bei mir immer mehr zur fixen Idee. Jetzt kam mir das Cap Filfila wieder in den Sinn, ich hatte seitdem erfahren, daß sich mitten auf dem Abhange dieses Berges am Saum des Waldes ein von dem Besitzer verlassenes Haus befinde. Dieß war nun ganz meine Sache, ich beschloß den ersten regenlosen Tag zu benutzen, um die Gegend einzusehen, dann, wenn ein verlängerter Aufenthalt daselbst für meine Zwecke ersprießlich wäre, mich mit dem Eigenthümer des Hauses wegen einer Wohnung in demselben zu verstehen, und unverzüglich mit Sack und Pack nach dem Dschebel-Filfila auszuwandern.

Ich erkundigte mich nach der Richtung des Weges und nach der Entfernung; die einen sprachen von fünf, andere von acht Meilen, wieder andere sagten es wäre in dieser Jahrszeit, der angeschwollenen Bergwasser halber, gar nicht dahin zu kommen. Keiner war im Stande mir etwas bestimmteres und näheres darüber zu sagen, allein alle stimmten darin überein, daß sie selbst noch nie dort gewesen und mir ihre Nachweisungen bloß durch dritte oder vierte Hand zukämen. In dieser Ungewißheit hielt ich es für das beste mich so zeitig als möglich auf den Weg zu machen und auf gut Glück die Fahrt zu versuchen. Ueber den einzuschlagenden Weg war sich nicht zu irren, bis nach dem Wald von Bu-Asla ging es über das große Wiesenthal des Wed-Saf-Saf, von dort lief der Weg nach dem Dschebel-Filfila immer parallel mit der Küste in geringer Entfernung von derselben, und endlich hatte man das Ziel der Reise beständig vor Augen, um sich bei vorkommender Theilung des Weges orientiren zu können.

Nachdem ich einmal über die Marschlinie mit mir im Reinen war, stand nichts der Ausführung meines Projectes mehr im Wege, und am ersten günstigen Morgen fand mich die aufgehende Sonne auf der Straße unfern des Dorfes Valée, am Eingang des sich von diesem Punkt bis an die Küste erstreckenden Wiesenthals des Wed-Saf-Saf. Hier fand ich aber die ganze Ebene größtentheils mit Wasser bedeckt, und es war nichts anderes zu thun, als einen langen Umweg am Fuße des Berges hin, dem Meierhof des Hrn. Ferdinand Barrot vorüber, bis nach dem bedeutend höher liegenden Wald von Bu-Asla zu machen. Allein selbst die allernächsten Umgebungen dieses Landstges sind kaum im Sommer, und um so weniger im Winter zugänglich, und ich hatte drei volle Stunden mit allen Schwierigkeiten eines bald holperigen, zerklüfteten, bald sumpfigen bodenlosen Weges zu kämpfen, ehe ich den Eingang des Waldes erreichte. Dort ging es schon besser, denn vor vier Jahren hatte die Verwaltung einen Fahrweg zum Behuf der Holzfuhren von Philippeville über das Wiesenthal bis hieher anlegen lassen, zur Winterszeit aber ist derselbe auf den Wiesen nur eine unzugängliche Morastlinie und bloß im Wald noch so ziemlich unverändert erhalten. Der an das Wiesenthal gränzende Theil dieses Waldes ist unter der Aufsicht der Forstverwaltung, durch regelmäßige Holzschläge ausgebeutet worden, und es ist deßwegen zu verwundern, daß man heute die Ziegenheerden der Bu-Asla ungestört in demselben weiden läßt.

Am Ausgang dieses Waldes verengert sich der Weg in einen gewöhnlichen Maulthierpfad, welcher über sandiges, hügeliges Dünenland, an verschiedenen, stark durch das Feuer beschädigten kleinen Waldpartien vorüber, ostwärts führt. Gegen die See zu sind die Sandhügel dicht mit Gesträuch aus den Gattungen Helianthemum und Cistus (Tournefort) bewachsen; gegen das Gebirg zu ist der Boden anfangs mit Kermeseichengebüsch und dann partieenweise mit Korkwald bestanden, welcher letztere auf dem Kamm des mit dem Meer gleichlaufenden Dschebel-Alia ein ziemlich ununterbrochenes Ganze bildet.

Auf dem frischen Sande des Pfades bemerkte ich eine große Pantherspur, die in den Wald hinein führte; die Fährten der großen katzenartigen Raubthiere unterscheiden sich leicht von andern durch ihre Größe, und dann durch die Abwesenheit von Eindrücken der Krallen, welche letztere das Thier beim Gehen

Digitized by Google

eingezogen hält. In manchen Gegenden von Europa hat man schon einen ziemlichen Respect vor dem Wolf; was würde man dort sagen bei der Nachricht, daß sich kaum zwei Meilen von der Stadt Panther sehen ließen? Hier zu Land macht man sich nicht besonders viel daraus, ich habe seit meiner Anwesenheit in Algerien nur von einem einzigen Beispiel, daß ein Araber von einem Panther zerrissen worden sey, sprechen hören, und noch ist dieses Factum nicht ganz erwiesen. Ein anderes ist es, wenn dieses Thier von dem Jäger nicht tödlich getroffen wird, dann mag er sein Testament machen, wenn er nicht einen zweiten, sichern Schuß anbringen kann.

Nach einem ziemlich mühsamen Marsch über den lockern, unter den Füßen weichenden Sand gelangte ich an den Zusammenfluß zweier Bäche, welche durch eine mit undurchdringlichem Dickicht bewachsene Schlucht dem Meere zueilen und hier den Namen Wed-el-Dysop annehmen. Hier sah ich zum erstenmal die schöne kastanienblätterige oder Zeen-Eiche, deren ganzer Habitus an die Eichen des Nordens erinnert und die eben so gutes Bau- und Werkholz als diese liefert.

An einem andern, weiter östlich fließenden Bach, Wed-el-Kat (Katzenfluß) genannt, dessen Ufer noch stärker als diejenigen des vorigen bewaldet sind, traf ich einen Araber mit seinem Esel an, der aus dem Land der Guerbes mit Wildpret und Geflügel nach Philippeville zu Markte zog. Dieser sagte mir, daß diese Nacht der ungeheure Löwe, der sich schon den ganzen Winter über in der Gegend aufhielt, hier durchgegangen sey, und er zeigte mir die Fährten desselben, die über 50 Schritt weit über den hier sehr breiten, sandigen Weg hinliefen. Dieß war ganz was anders, als meine kürzlich bewunderte Pantherspur; es mußte ein ungeheurer Löwe seyn, denn die Fährte, deren Umriß ich genau zu Papier brachte, hatte acht Zoll im Durchmesser. Der Araber sagte mir ferner, daß dieser Löwe erst seitdem der obere Wald theilweise durch das Feuer gelichtet worden sey und die wilden Schweine sich nach der Mündung der Bäche gezogen hätten, so weit herunter komme, er habe denselben schon mehreremale des Nachts brüllen hören. Dieser Ort ist ungefähr fünf Meilen von Philippeville entfernt, und es ist demnach wohl zu glauben, daß früher während der Gründung dieser Stadt und selbst einige Zeit nach derselben die Schildwachen zuweilen nächtliche Besuche von diesem Herren des Waldes, in dessen Charakter ein gewisses, großartiges sans façon ein hervorstechender Zug ist, erhalten haben.

Seit meinem Austritt aus dem Wald von Bu-Asia hatte ich stets den Gipfel des Dschebel Filfila vor Augen; ich hatte schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, und die Distanz schien sich nicht verringern zu wollen. Daran war aber nicht die Einförmigkeit des Weges, der im Gegentheil mannichfaltige Abwechslung gewährt, sondern die Ungeduld, das Ziel meiner Reise zu erreichen, schuld. Ich hatte erst bei meiner Ankunft auf dem Berg frühstücken wollen, allein die Mahnungen meines Magens waren dringend, und meine Jagdtasche mußte einen Theil ihres Vorraths hergeben. Während ich so am Ufer des Waldbaches tafelte, kam ein junger Mann mit einem Frauenzimmer die Anhöhe herunter. Es war ein Förster aus dem Dorf Valée mit seiner jungen Frau; letztere hatte ihn gequält, ihn auf einem seiner Umgänge zu begleiten, hatte aber ihren Kräften zu viel getraut und war todtmüde. Ich bot den Leutchen ein Glas Wein an und wir waren bald gute Freunde. Nachdem ich dem Mann von der Ursache meines Hierseyns und von meinem Plan nach Filfila zu ziehen gesprochen hatte, erfuhr ich, daß der Eigenthümer des Hauses auf Filfila, ein ehemaliger Forstbeamter, Namens Cabarroc, wegen eines Processes schon über ein halbes Jahr, theils zu Philippeville, theils zu Algier zurückgehalten werde, und daß seitdem das Haus unbewohnt sey, da niemand Lust gehabt hatte, die Aufsicht desselben zu übernehmen; dieser Hr. Cabarroc sey vor einiger Zeit nach Philippeville zurückgekehrt, wo er beim Forstinspector wohne, und wenn es mir recht sey, so wolle er demselben von meinem Vorhaben sprechen. Dagegen war nun nichts einzuwenden; ich lud ihn ein, mich in einigen Tagen zu besuchen, und wir trennten uns, um jeder seine Straße zu ziehen.

Kaum war ich einige hundert Schritte weiter gegangen, als ich Menschenstimmen und Pferdegetrappel hinter mir vernahm und eine bunte Gesellschaft, bestehend aus Bürgerlichen, Mauthbeamten, Matrosen und Spahis den Weg heraufziehen sah. Es war der Capitän und die Mannschaft eines vor einigen Tagen an der Küste der Guerbes gestrandeten Fahrzeugs, welche sich mit dieser officiellen Begleitung nach dem Ort des Schiffbruchs begaben, um so viel als möglich von der Ladung zu retten zu suchen. Der Capitän hatte die Aufsicht über das Wrack einem ehemaligen, alten Reis (Seemann), dessen Gurbie sich nicht weit davon befand, anvertraut, und dieser kam ihm jetzt entgegen, um ihm als Führer zu dienen. Hausin, so hieß der Alte, war ein stämmiger, lebhafter Patron, der früher in der einheimischen Handels- und Kriegsmarine gedient und ein halbes Dutzend Sprachen, am besten aber das Italienische und die Lingua Franca mit großer Zungenfertigkeit sprach. Er hatte sich vor einigen Jahren auf der Küste der Guerbes angesiedelt, sich aus am Strand zusammengelesenen Schiffstrümmern selbst eine Feluka (Boot) gezimmert, und geraume Zeit Holz, Kohlen, Geflügel, Eier u. dgl. aus den Guerbes nach Philippeville geführt. Vor ungefähr einem Jahr aber bekam er Schwierigkeit mit der Mauth hinsichtlich einer Taxe, die man ihm auferlegen wollte, und machte derselben dadurch ein Ende, daß er sein Boot zerschlug und statt dessen einen Pflug zimmerte, womit er wie seine Nachbarn seine Gebda Landes baut. Einer der Mauthbeamten, der ihn kannte, sagte zu ihm: „Gewiß, Papa Hausin, du hattest Unrecht dein gutes Boot, das dir manchen schönen Duero eingetragen, einer an die Mauth zu entrichtenden Kleinigkeit willen zu zerschlagen.“ — „Nein, nein!“ erwiederte dieser; „ich habe euch Herren manchen fetten Hahn und manches Lamm oder Zicklein in die Küche springen lassen, und ihr hättet mir nichtsdestoweniger das Fell über die Ohren gezogen. Der alte Hausin ist kein Malteser oder Neapolitaner, und hat lieber sein Boot zertrümmert, als sich von euch eine Nummer darauf malen zu lassen!“ Dieser burleske Streit ergötzte mich so sehr, daß ich darüber, ohne es zu bemerken, mit der Gesellschaft über eine kleine Ebene und einen schönen, mit Erlen, Pappeln und Espen eingefaßten Bach, den Wed-Rera, bis an den Fuß des Filfila gekommen, und eine gute Strecke auf dem allmählich an dem südwestlichen Abhang desselben hinaufsteigenden Weg nach den Guerbes mit derselben fortgezogen war. Ein Spahi bemerkte mir, daß das Bordsch (Landhaus) auf dem nördlichen Berghang liege und ich, um dahin zu gelangen, dem Lauf des Baches bis zu einer kleinen Feigenbaumpflanzung folgen müßte, wo ich einen den Berg hinaufführenden Fahrweg antreffen würde. Ich wünschte daher dem Capitän und seinen Begleitern eine glückliche Reise und eilte meinen Weg aufzusuchen.

Bei dem Feigengarten angelangt, sah ich keine Spur von

Digitized by Google

irgend einem Weg, denn die Kabylen hatten den Eingang des Thälchens umgepflügt, und erst nach langem Suchen gelang es mir endlich, den angezeigten Fahrweg aufzufinden, welcher in mannichfaltigen Krümmungen dem zufälligen Laufe des Berggehänges folgend allmählich aufwärts führte. Von einem Hause war noch nichts zu sehen; ich kam aber bald zu einem links am Weg liegenden, kleinen Duar, wo man mir sagte, daß ich in Zeit von einer Viertelstunde bei dem Bordsch anlangen würde. Der Alte, der mir diese Nachweisung gab, inquirirte mich nun auch seinerseits. „Du gehst spazieren? Du hast vielleicht das Bordsch gekauft?" sagte er, und als ich auf letztere Voraussetzung verneinend antwortete, fuhr er fort: „Cabarroc hat viel hier gearbeitet; er hat das große Haus oben am Walde gebaut und alle Wege, die du hier siehst, angelegt. Vor drei Jahren war es hier belebter als heute, und viele Rumis und Araber hatten hier Arbeit. Jetzt aber ist alles todt; Cabarroc hat kein Geld mehr!"

Ich verließ den schwatzhaften Alten und erblickte bald bei einer Krümmung des Weges ein schönes viereckiges, mit einer Terrasse und vorspringenden Eckthürmchen versehenes Gebäude, dessen weiße Mauern mit dem dunkeln Grün des hinter demselben sich erhebenden Waldberges angenehm contrastirten. Das Haus liegt auf einem kleinen Plateau kaum 20 Schritte von einem schönen Korkwald, der sich bis auf den Gipfel des Berges hinaufzieht, und hat eine entzückende Aussicht auf die Bai von Stora und einen Theil des Thales vom Wed-Saf-Saf. Die Thüren und Läden des Erdgeschosses waren mit starkem Eisenblech beschlagen, letztere noch dazu mit starken, eisernen Stangen vergittert, und alle vier Seiten des Gebäudes konnten bequem von den Schießscharten der Eckthürmchen aus durch ein Kreuzfeuer bestrichen werden. Wer doch einen Schlüssel hätte, um das Innere des Hauses in Augenschein zu nehmen! Ich mußte mich begnügen dasselbe von außen zu betrachten, allein der Vorsatz wurde in mir immer mehr und mehr fest, alles aufzubieten, um diese liebliche Einöde bewohnen zu können. Hier konnte ich meinen naturhistorischen Studien und literarischen Arbeiten obliegen, ohne von zudringlichen Müßiggängern gestört zu werden, und von hier aus konnte ich zur Vermehrung meiner Kenntniß des Landes Ausflüge nach verschiedenen, noch wenig oder gar nicht bekannten Gegenden machen. Für meine Sammlungen konnte ich ebenfalls keinen geeigneteren Ort finden: auf der einen Seite das Meer, auf einer andern das Waldgebirg, und wieder auf einer andern die Ebene mit ihren kleinen Seen und Sümpfen. Es war ausgemacht, gleich am folgenden Morgen mußten alle Schritte zur Ausführung meines Projectes gethan werden, und dann je eher je lieber hinaus aus der langweiligen Stadt in die Arme der Mutter Natur, welche den ihr treugebliebenen Kindern täglich neue Genüsse darbietet!

(Fortsetzung folgt.)

Der St. Valentins-Tag an der englischen Post.

Der St. Valentins-Tag ist nach altem Herkommen der Tag der Liebesbriefe in England, und einige Personen nahmen sich die Mühe an diesem Tag die Postbureaux zu durchwandern, und Nachrichten einzuziehen. Vormittags werden alle zwei, Nachmittags jede Stunde die Briefkasten ausgehoben. Es ergaben sich am 14 Februar von Morgens 8 bis Abends 8 an baar bezahlten Briefen 53,624, an nicht frankirten 6401, an solche die durch Poststempel frankirt waren 126,952, zusammen also 192,321. Hinzu kommen noch 6000 Briefe „durch London," oder solche die von einem im Umkreis der Stadt liegenden Dorf oder Bureaudistrict kommen, und nicht durch die Centralstelle laufen, ferner 100,000 Briefe in die Provinzen und in überseeische Länder. Die Gesammtzahl steigt also auf 300,000. Die Vermehrung durch den St. Valentins-Tag beträgt 70,000 in London, da sonst der Februar täglich nur etwa 123,000 Briefe ergibt, die in London selbst und dessen District umlaufen. Diese Vermehrung trifft nur die Districte und Transitbureaux, nicht das Departement des Innern, denn die Liebenden sind meist nahe Nachbarn. Die Gesammtcorrespondenz der drei Königreiche steigt am St. Valentins-Tag um etwa 400,000 Briefe. (Revue Britann. Junius.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Endlich sind wir auf der Hochfläche der Amancaes; Männer und Weiber sind ab- und ausgestiegen, der erste Augenblick der Verwirrung ist vorüber, die Pferde sind ausgespannt und an die Wagenräder angebunden, wo sich dann bis zum Ende des Tages niemand mehr um sie kümmert. Dann sammeln sich die Partidas, die Freunde finden sich, man breitet die Lebensmittel auf dem Grase aus, und die Viguela mit ihren schnarrenden Tönen läßt die ersten Accorde zur Zambacueca vernehmen. Dieser Tanz, der einzige, den das Volk in Peru kennt, verdient vielleicht etwas näher beschrieben zu werden. Das Orchester, von der primitivsten Art, besteht unabänderlich aus der Guitarre, die einer der Anwesenden mit einem wirklich bewundernswerthen Muthe aus allen Kräften bearbeitet, und darein die Accorde einer nicht sehr harmonischen Stimme mit meist ganz unbedeutender, wenn nicht cynisch ausgelassener Wortbegleitung mischt. Neben dem Guitarrespieler sitzt, eine eingeschlagene Schachtel zwischen den Füßen, ein zweiter Musiker von ziemlich derselben Stärke, jedenfalls ein ebenso mitleidloser Sänger, und schlägt zur Begleitung mit der Faust den Takt auf seine improvisirte Pauke. Auf diesen lärmenden und unwiderstehlichen Aufruf tritt alsbald ein mehr oder minder schwarzer Sambo in den Kreis, den die Zuschauer bereits gebildet, und wählt, den Poncho nachlässig um die Schulter geschlungen, mit Artigkeit die Dame aus, mit der er zu tanzen wünscht. Das ist gewöhnlich eine hübsche Samba mit schwarzen, glühenden Augen, mit schlanker, biegsamer Taille, weißen Zähnen und langen Haaren, die in zwei Zöpfen auf ihre Schultern herunterfliegen. Aufrecht einander gegenüber, die Linke stolz in die Hüfte gestemmt, warten sie, daß die Musik ihnen die Signale gibt. Bei den ersten Klängen der Guitarre, bei den ersten kreischenden Tönen der Musiker beginnen beide, den Körper leicht geneigt, und in der rechten Hand zierlich die Tücher schwingend. Anfangs sind es langsame, noch nicht sehr belebte Schritte, wobei der Tänzer mit scheuer, bittender Miene seine Tänzerin zu verfolgen scheint, die ihn verächtlich anschaut und wie eine Sylphide flieht, indem sie sich um ihn herumdreht. Dieser verfolgt sie, ohne sich abschrecken zu lassen, in allen Windungen, die der Tanz ihm vorschreibt; bei jeder neu beginnenden Bewegung steht er ihr gegenüber, und nähert sich ihr immer mehr; das Tuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu reden. Bald bewegt er sich in abgestoßenern, rascheren Sätzen, und die Tänzerin scheint seinem Rufe zu folgen. Das Orchester selbst, als nähme es Theil an dem Kampf, belebt sich zu rascheren Accorden, nach einem lebhafteren, wilderen Rhythmus. Mit glühenden Augen und die Stirne mit Schweißperlen bedeckt, den obern Körper vorgebogen über die Guitarre, hält der Musiker zuweilen mit seinem unbedeutenden monotonen Gesang inne, um einen wilden Schrei der Aufregung auszustoßen. Die Zuschauer klatschen mit verdoppelter Kraft in die Hände, und schließen sich dem unaussprechlichen Spiel an. Vergebens widersteht die Tänzerin noch, biegt den Körper zurück, sucht in einer letzten Anstrengung zu fliehen, umsonst — ihr Tänzer erwartet und drängt sie — erschöpft, keuchend weicht sie endlich, sie erkennt sich für besiegt, unter dem wilden Beifallsgeschrei der Menge läßt sie das Tuch fallen und scheint ihre Niederlage und den Sieg des Tänzers zu verkünden.

Digitized by Google

Die Zambacueca wird noch häufig in Peru getanzt, ja in vielen Salons von Arequipa, Cusco und den innern Städten ist es der einzige Tanz, den man kennt. Durch den Anstand ermäßigt, ist es hier eine Art schöner, leichter, rascher Pantomime geworden, welche die Anmuth des Körpers und die Biegsamkeit der Bewegungen in vollem Maaße zeigt. So ist aber nicht die Zambacueca, wie man sie bei den Amancaes tanzt, namentlich am Abend, wenn der Piscobranntwein rasch gekreist hat, und die Köpfe erhitzt sind durch die Bewegung und den Lärm. Nichts ist merkwürdiger als diese populäre Zambacueca in ihrer vollen Freiheit, in ihrem lärmenden Toben. Allmählich geht das Fest zu Ende; man sammelt sich um einen Stein oder eine Rasenbank, die aus der Stadt mitgenommenen Vorräthe werden mit einem lockenden Luxus ausgebreitet, namentlich kaltes Fleisch, gewürzt mit rothem Pfeffer oder Aji, der jede andere als eine amerikanische Kehle gleich einer Kohle verbrennt; gebackene Fische, deren Geruch sich weit umher verbreitet, scheinen die Gäste anzulocken; Brod, gekochter Mais und Chicha, die in einem einzigen, aber ungeheuren, mehrere Maaß haltenden Glase unaufhörlich circulirt; endlich der weiße Branntwein von Pisco, über den gar nichts geht. Schlendert man an einem solchen ländlichen Bankett vorüber, wo es lärmend und lustig zugeht, wie bei Schülern an einem Vacanztage, so wird man höflich eingeladen, sich zu setzen und lo poco que hay (das Wenige was da ist) zu theilen; es wird willig geboten. Weigert man sich, so steht eine Frau auf, nimmt eine Pisco-Bouteille mit der einen und ein kleines Glas mit der andern Hand, und tritt einem entgegen mit den Worten: Usted tomara con migo, Caballero (Trinken Sie mit mir, mein Herr!) Dießmal ist es schwer auszuweichen, nicht bloß, weil die Samba häufig sehr niedlich ist, sondern auch, weil es die größte Unhöflichkeit wäre nicht trinken zu wollen. Man nippt also leicht von dem kleinen bis an den Rand gefüllten Glase; schwer ist es zu vermeiden, es ganz hinabzuschlucken, und nur wenn man seine Eigenschaft als Fremder und die schwache Gewöhnung an die starken Getränke des Landes vorschützt, wird man allenfalls entschuldigt; die Samba aber betrachtet, wenn man ihr das Glas fast voll zurückgibt, den Fremden etwas verächtlich und erstaunt, trinkt es selbst auf einen Zug aus, und setzt sich lachend wieder unter ihre Partida nieder.

Endlich gegen fünf Uhr, wenn die Sonne sinkt und die erste Kühle der Nacht sich fühlbar macht, schlägt die ganze lustige Schaar wieder allmählich den Weg nach Lima ein, in derselben Ordnung oder vielmehr Unordnung, wie sie am Morgen kam. Eine dicke Staubwolke zieht sich unter den Füßen der Menge von den Bergen bis nach der Stadt. Die besten Reiter auf blumenbehängten Pferden, die im Galopp bis auf die Alameda sprengen, sind der Vortrab dieses unordentlichen Zuges. Die ganze vornehme Gesellschaft in ihren reichsten Toiletten kommt dem Zuge bis ans Ende der Stadt entgegen. Zwei lange, von Maulthieren gezogene Wagenreihen ziehen sich links und rechts unter den Bäumen der Promenade hin, und in die Mitte fällt lawinengleich die wirre, lärmende Masse, die von den Amancaes kömmt. Lachend, singend, tanzend zieht sie vorüber unter dem Klang der Viguelas, die sich auf allen Seiten vernehmen lassen. Uebrigens sieht man in dieser ganzen Masse während der zehn Stunden, wo sie sich in voller Freiheit belustigt, niemals einen Kampf, niemals ein Gebalge, niemals auch nur ein Wortgefecht, vor allem aber niemals das schimpfliche Schauspiel der Trunkenheit, das in Europa nur allzu häufig Volksbelustigungen begleitet. Eine gewisse Ordnung herrscht selbst in der Unordnung der Ankunft und des Abzugs. Nie ist auch nur die mindeste Polizei nöthig, um die Ordnung zu erhalten. Die Peruaner sind ruhigen, sanften Charakters, der wohlgekleidete Mann kann sich ohne alle Besorgniß in die Versammlungen und Feste des Volks mischen, und der Indier scheint sogar geschmeichelt, wenn der Weiße sich manchmal unter die Menge mischt: er grüßt ihn höflich, und wenn ein Caballero in einem der zahlreichen Kreise, die sich um die Zambacueca-Tänze bilden, blicken läßt, so wird ihm alsbald der beste Platz eingeräumt. Es ist dieß eine Art schweigender Huldigung für die Aristokratie der Farbe und der Race.

Um einen so wohl ausgefüllten Tag würdig zu schließen, begeben sich die Unermüdlichsten auch noch in die äußersten Vorstädte Lima's in einige Chinganas (Gasthäuser), wo der Tanz von neuem beginnt und oft bis weit in die Nacht hinein dauert. Die Chicha und der Pisco kreisen hier ebenso reichlich, wie am Morgen. Dann beginnt, namentlich unter den Negern, die Zambacueca mit größerer Wuth als je; weit in die Runde hört man die wirren Stimmen und das tolle Stampfen dieses infernalischen Orchesters. Sieht man die schwarzen, von zwei schlechten an die Mauer geklebten Lichtern halberleuchteten Gesichter, die Piscogläser, die von Hand zu Hand gehen, hört die Aufrufe, das Beifallgeschrei, die Töne, die aus jeder Brust sich entringen, so sollte man sich in einem Pandämonium glauben. Hier kann man freilich die Belustigungen der Amancaes nicht in ihrer zierlichen Eigenthümlichkeit beobachten. Diese Zambacueca, diese nächtlichen Orgien der Neger, bilden nur einen widerlichen Contrast und keinen Pendant zu den Festen des Morgens; auch kann man sich die Scenen denken, die dabei vorfallen.

Diese den Limenern so werthvollen Volksfeste und religiösen Feierlichkeiten bieten gewiß ein glänzendes Schauspiel; der Europäer aber, der kalten Blutes diese lachende, sorglose Bevölkerung betrachtet, kann sich beim Anblick dieser seltsamen Bilder, die nur freundliche Gedanken erwecken zu müssen scheinen, einer gewissen Traurigkeit nicht enthalten. Welcher Unterschied zwischen dem emancipirten Peru und dem unter den Vicekönigen? Ist es nicht noch derselbe Geschmack für Spectakel, für äußern Pomp, für alle Augenvergnügungen? Haben die Bürger der peruanischen Republik die mindeste Anstrengung gemacht, um ihr Privatleben zu erheben auf die Stufe der ernsten Pflichten, welche die Unabhängigkeit für sie geschaffen hat? Vergebens sucht man in den größten Städten Peru's eine Spur der geistigen Anregung, eine Spur jener moralischen Umgestaltung, welche durch die politische angekündigt schien. Allerdings gibt es Tage, wo das politische Leben in den Straßen Lima's oder Arequipa's sich zeigt; es sind die Tage der Pronunciamientos, des Militäraufstands, aber auch in diesen schmählichen Intriguen und Verschwörungen kann man nur einen Vorwand erblicken, um dem Geschmack der Peruaner an Straßenspectakeln zu fröhnen. Im Grund ist dieß eine liebenswürdige, frivole Gesellschaft, die sich selbst bis hinab in die zahlreichen Bürgerkriege kund gibt. Gibt es neben dieser mehr spanischen als indischen Bevölkerung der Küstenstädte eine indische oder gemischte im Innern, die mehr Elemente der Zukunft hat? Auf diese Frage kann nur eine Wanderung in die Cordilleren antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfischfang im Allerheiligen Meerbusen in Brasilien. Die häufige Erscheinung der Wallfische in einem so engen, vom Land umschlossenen Bassin ist ein merkwürdiger Fall in der Geschichte des Wallfischfangs. Das Schauspiel dieses gefährlichen Fanges, den man sonst nur in den Polarmeeren oder unter den Riffen der Südsee sehen kann, dient dagegen hier den sorglosen Stadtbewohnern als Belustigung. Hunderte von Negern und Mulatten, die sich auf den Kaien sammeln, belustigen sich hier den ganzen Tag an den Fahrzeugen, welche den Riesen des Thiergeschlechts hitzig verfolgen. Die Bucht von San Salvador, sonst auch der Allerheilige-Meerbusen genannt, an welchem die Stadt Bahia liegt, ist stets eine Lieblingszuflucht der Wallfische, die Wallfischjäger behaupten aber, daß diese Thiere nur Morgens hineingehen und nie Nachts darin bleiben. Der Fang beginnt am 13 Junius und endet am 21 September; gewöhnlich werden 150 bis 200 Wallfische des Jahrs getödtet. Die hieher kommenden Wallfische sind nur von zweierlei Art, der Caschelot und der sogenannte große Wallfisch; der erstere gibt nicht mehr als 3—400 Canadas (100 = 13.5 französische Litres), der große Wallfisch aber 800—2000 C. Mit dem Wallfischfang beschäftigen sich in Brasilien namentlich Leute, die viele Sklaven haben, welche sie dazu verwenden können, doch werden auch Freie in Dienst genommen, und im Ganzen mag die Zahl der mit dem Wallfischfang beschäftigten Personen 2000 betragen, und der Gewinn sich auf 80,000 Milreis belaufen. Das gemeine Volk genießt das Wallfischfleisch als Nahrung, und man kann es täglich auf dem Markt kaufen; das Fleisch ist hart, aber nicht ungesund. (Nordische Biene. 23 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 170. 17 Julius 1850.

Das „Circular to Bankers"

ist ein Journal, das auf dem Continent wohl nur sehr wenig gehalten wird, in England aber einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübt. Wir führen dasselbe wegen eines sonderbaren Zusammentreffens hier auf. Wenige Tage nach Sir R. Peel's Tode trat dessen standhaftester ausharrendster Gegner, der Verfasser — denn so, nicht Redacteur muß man ihn nennen — der Circular to Bankers gleichfalls ab, indem er einer frühern Ankündigung zufolge seiner vorgeschrittenen Jahre wegen — er muß einer Andeutung zufolge nahe an 70 seyn — zurücktrat. Dieser Mann trägt den auf dem Continent wohl kaum bekannten Namen, Henry Burgeß, und doch war derselbe mit einer großen Anzahl der bedeutendsten Staatsmänner Englands, so gut wie mit Bankiers, Manufacturisten und Ackerbauern in starkem Verkehr. Wir wissen von seinen frühern Lebensverhältnissen nichts, seine öffentliche Wirksamkeit beginnt aber mit dem Jahre 1826, wo er ein „Schreiben an den sehr ehrenwerthen G. Canning über Banken- und Geldumlauf" richtete, welches damals — in Folge der furchtbaren Geschäftskrise im Jahre 1825 — einen sehr großen Eindruck machte, und die Nachtheile der Peels Bill vom J. 1819 scharf hervorhob. In Folge desselben wurde Hr. Burgeß von einer Anzahl sogenannter „Landbankiers" aufgefordert, ein wöchentliches Circular zu schreiben, das als Brief an die subscribirenden Bankiers, welche dafür 12 Pf. St. jährlich zahlten, aber nur an diese geschlossene Classe versendet wurde. Das Unternehmen begann im J. 1827, und fand bald Anklang: im Anfang des J. 1828 beschloß man die Sache zu erweitern, und die anfängliche Subscription von 12 auf 6 Guineen herabzusetzen. Immer aber war es noch die specielle Angelegenheit einer besondern Classe,[1] und Hr. Burgeß durfte außerhalb des Kreises, der sich selbst gebildet hatte, keine Subscribenten annehmen. So aber bezahlte sich das Unternehmen nicht, und endlich wurde beschlossen, dasselbe ganz öffentlich zu machen. Das gelang, und seit dem Jahre 1835, wo die Subscription auf 5 Guineen für 52 wöchentliche Blätter herabgesetzt wurde, war der Absatz so gleichmäßig, daß sie in dem ganzen Verlauf der Zeit nicht um mehr als 30 bis 40 Abonnenten wechselte.

Das „Circular to Bankers" ist keine Zeitschrift im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern jedes Blatt enthält nur einen, selten zwei Aufsätze politisch-mercantilen Inhalts, mit hinten angefügter tabellarischer Uebersicht des Standes der wichtigsten Staatspapiere und Actien von Privatunternehmungen. Wir können hier nicht auf eine Schilderung der Grundsätze eingehen, von denen diese Wochenschrift ausging, denn wir müßten zu weit uns über die innern Verhältnisse Englands auslassen, ohne sie erschöpfen zu können, und begnügen uns nur mit der Andeutung, daß er einer der standhaftesten Gegner von Peels nationalwirthschaftlichen Maaßregeln war, im Allgemeinen aber gegen die unter den englischen Staatsmännern nur allzu oft herrschende Unwissenheit in nationalwirthschaftlichen Dingen ankämpfte. Man kann sich schon aus der Abonnentenclasse entnehmen, daß diese Wochenschrift stets in einem sehr anständigen Tone abgefaßt ist, und daß man es, selbst wo man die Folgerichtigkeit seiner Ansichten nicht einsieht, und seine Ansichten nicht theilt, dennoch immer lehrreich findet. Für den mit der innern Geschichte Englands und namentlich seiner neueren Handelsentwicklung Unbekannten ist sie freilich meist ein Buch mit sieben Siegeln, und daneben muß man sich auch in die englische Anschauungsweise von fremden Verhältnissen hineingedacht haben, denn diese sind mit einer merkwürdigen Rücksichtslosigkeit, ja wenn der Ausdruck nicht viel zu hart wäre, mit einer gewissen Art von Bornirtheit behandelt; fremde Angelegenheiten sind durchaus nur mit der strictesten Rücksichtsnahme auf englische Verhältnisse behandelt, wobei denn freilich manches ausbleibt, was gar sehr der Erwägung und Berücksichtigung selbst englischer Leser werth wäre. Auch in dieser Beziehung ist das Blatt „thorough english", und viel mehr als manche größere Journale, die mehr auf die große Masse und auf Parteizwecke Rücksicht nehmen. Man scheint in Deutschland an einigen Orten etwas ähnliches zu versuchen, die Zeit ist aber wohl kaum dazu gekommen.

[1] Damit war auch ein in London errichtetes Bureau verbunden, wo die Subscribenten umständlichere mündliche Nachrichten über einzelne Gegenstände einholen, und sich aus dem dort aufgespeicherten Material selbst unterrichten konnten.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

9. Das Cap Filfila.

(Fortsetzung.)

Wie gerne wäre ich diese Nacht hier geblieben! allein dieß war nun einmal nicht möglich, und es war Zeit an die Rückreise zu denken. Ich hoffte noch vor Sonnenuntergang an dem Wiesenthal des Wed-Saf-Saf anzulangen, das ich dießmal, zur Abkürzung des Weges, in seiner ganzen Länge trotz Wasser und Morast in gerader Linie zu durchziehen gedachte; allein die Abenddämmerung war bereits angebrochen, ehe ich noch den Wald von Bu-Asia erreicht hatte. Auf der ganzen Strecke Wegs bis dorthin begegnete ich keinem Menschen, und hätte eher zwei Panthern begegnen können, denn es führten zwei schöne Pantherfährten auf dem sandigen Pfad zum Wald heraus,

Digitized by Google

sie waren noch ganz frisch und die Thiere mußten noch nicht lange den Wald verlassen haben. Der Umstand, daß diese Spuren mir entgegenliefen, bewies mir hinlänglich, daß ich von den zwei vorübergezogenen Thieren nichts mehr zu befürchten hatte; nichtsdestoweniger fand ich für gut meine Doppelbüchse mit frischen Zündhütchen zu versehen und den bloßen Hirschfänger zwischen die Zähne zu nehmen, denn im Wald ward es bald so finster, daß ich keinen Schritt weit vor mir sehen konnte, und ich wollte für alle möglichen Fälle gerüstet seyn. Ich erreichte jedoch ohne Zufall die Wiesen, auf welche anfangs ein erträglicher Weg hinunter führte, der aber bald einem Schlammgraben eher als einem Weg ähnlich sah. Es blieb mir aber nichts anderes übrig, ich mußte dem Weg, so schlecht er auch war, folgen, wenn ich mich nicht in der Ebene verirren wollte, und ich watete dabei oft im Wasser bis an die Knie; endlich erreichte ich mit Mühe und Noth die Brücke des Wed-Saf-Saf, und es schlug 11 Uhr, als ich am Stadtthor anlangte, das ich natürlich um diese Zeit geschlossen finden mußte. Ich wußte aber einen Weg über die Ringmauer, den mir einmal ein Jäger gezeigt hatte, und pochte bald darauf an meine Thür, welche mir der junge Thomas, ein Knabe, den ich erst seit kurzem in Dienst genommen, und der über mein langes Ausbleiben in der größten Unruhe war, mit einem Freudenruf öffnete. Kaum war ich eingetreten, als der schon lange drohende Regen in Strömen heruntergoß, um zwei Tage lang ununterbrochen fortzudauern.

Es war an kein Ausgehen zu denken, denn die gute Stadt Philippeville bietet nach einigen Regentagen in den niedern Quartieren der Stadt einen wahren Pfuhl dar, und Stelzen wären hier, wie früher in manchen Dörfern des untern Elsasses, nicht am unrechten Ort. Am ersten erträglichen Tage kam mein Förster aus Valée, der mich nicht vergessen hatte, mit Hrn. Cabarroc zu mir. Ich ward bald mit letzterem einig, denn er begehrte nicht mehr als sein Haus bewohnt und unter Aufsicht zu wissen; er schickte mir den Schlüssel und ich machte unverzüglich Anstalten zur Abreise. Mein weniges Geräthe und meine Bücher waren bald eingepackt und die Vorräthe eingekauft; mein aus Thomas und einem Hühnerhund bestehender Hofstaat hatte sich um eine Person vermehrt und war zum Aufbruch bereit. Letzteres Supplementarsubject nannte sich Mohammed — ein Name, der hier so allgemein, wie bei uns der Name Milord für Jagdhunde ist — ich hatte diesen etwa achtzehnjährigen Jungen als Läufer angeworben, um mir in vorkommendem Falle meine Aufträge in der Stadt zu besorgen, obgleich er nichts weniger als zum Laufen geneigt war. Er stammte aus dem Lande Suf in der Sahara, war den ganzen Winter über krank gewesen und hatte mich oft um Almosen angesprochen, daher datirte sich unsere Bekanntschaft. Ein in der Nachbarschaft dienender Araber behauptete, daß er ihm verschiedene Gegenstände gestohlen habe; ich nahm ihn deßhalb ins Verhör und bedeutete ihm, als er hartnäckig läugnete, daß ich es trotz seiner schlechten Reputation mit ihm versuchen wolle, daß ich ihn aber beim ersten Diebstahl, sey er auch noch so gering, wie einen Hund niederschießen und ins Meer werfen würde.

In den ersten Tagen des Monats Februar trugen drei Maulthiere meine fahrende Habe nach meiner neuen Residenz, die ich bis jetzt noch nicht von Innen gesehen hatte, und deren verrostete Thürschlösser sich nur mit vieler Mühe öffnen ließen. Das Erdgeschoß bestand aus einem großen, gepflasterten Pferdestall und verschiedenen Magazinen, und war in einem erträglichen Zustande; in der feuchten Hausflur aber kam mir ein verdumpfter Modergeruch entgegen; die Treppe war mit Schimmel bedeckt und im obern Stockwerk waren alle Thüren so aufgequollen, daß ich dieselben nur mit der größten Anstrengung zu öffnen vermochte. Die Ratten, die hier in Unzahl hausten, hatten unten an jeder Thürecke ein Loch gemacht, und aus einem Wandschrank, welcher noch einige Victualien enthielt, sprangen mir mehrere dieser Thiere entgegen. An den Balken der Zimmerdecke wuchsen Schwämme, an den Wänden sickerte das Wasser herab und der Fußboden glich einem kryptogamischen Herbarium. Es war hohe Zeit der Luft freien Zutritt zu gestatten und das Haus wieder in bewohnbaren Stand zu setzen, denn noch ein Winter wie dieser hätte dasselbe unfehlbar zu einer Ruine gemacht.

An Holz ist hier kein Mangel, ich ließ in allen Kaminen Feuer anmachen, und als dieß nicht schnell genug wirken wollte, mußten meine Jungen einen ganzen Tag lang Reisigbüschel auf dem mit Ziegeln ausgelegten Fußboden verbrennen. Nichtsdestoweniger waren in Zeit von acht Tagen die Zimmer noch nicht bewohnbar, und wir mußten einstweilen unten in dem weniger feuchten Stall campiren. Endlich hatte ich mir drei Zimmer hergerichtet, die für meine Bedürfnisse mehr als hinreichend waren, und fing an meine Kisten aufzuschlagen und auszupacken. Thomas, der flinke Junge, ging mir dabei thätig an die Hand, Mohammed aber, der sich bis heute noch nicht sehr angestrengt hatte, hatte eher Lust alles in die Hand zu nehmen und zu betasten, als seine Spindelbeine in Bewegung zu setzen.

Beim Einräumen der Bücher hatte ich meinen Geldbeutel, der einige Fünffrankenstücke enthielt, in den leeren Wandkasten eines Nebenzimmers, und zwar auf das oberste Brett desselben gelegt, um ihn später in eine meiner Kisten zu verschließen, als ich ihn einige Zeit nachher wieder nehmen wollte, war er verschwunden. Die Untersuchung war nicht schwer: Thomas, in dessen Gegenwart ich den Beutel hingelegt, konnte ihn nicht genommen haben und war äußerst bestürzt, als ich ihn von dem Verschwinden desselben in Kenntniß setzte. Es blieb also nur Mohammed übrig, den ich sogleich mit der directen Frage, warum er den Geldbeutel, den ich in den Kasten gelegt, weggenommen habe, ins Verhör nahm. Er antwortete mir mit einer dumm verlegenen Miene, daß er nicht gewußt habe, daß es der meinige sey, er habe geglaubt, daß früher Jemand denselben hier zurückgelassen, und er habe ihn eingesteckt, um mir ihn einzuhändigen. Ich dankte ihm mit einigen Rippenstößen für seine Dienstfertigkeit und wiederholte ihm meine Drohung, ihn ohne weiters zu erschießen, so wie ich noch das geringste von ihm gewahr werden würde.

Diese Einzelnheiten mögen manchem Leser überflüssig scheinen, allein ich glaubte dieselben nicht übergehen zu dürfen, da sie als neuer Beitrag zur Sittenkenntniß dieses sonderbaren Volkes dienen können.

Das Haus auf Filfila verdankt seine Entstehung der Entdeckung der großen, schon von den Römern ausgebeuteten Marmorbrüche dieses Berges. Am 14 December 1844 kam Herr Cabarroc, damaliger Forstbrigadier, mit einigen Förstern zur Erkennung der umliegenden Waldungen in diese Gegend, die damals sehr verrufen war und in welche sich kein Europäer wagte, wenn er nicht auf ein militärisches Geleit zählen konnte. Er bestieg den Gipfel des Berges trotz der Abmahnungen seines arabischen Führers, und fand daselbst mächtige Felsenmassen vom

Digitized by Google

schönsten reinweißen, feinkörnigen Marmor, welche unverkennbare Merkmale früherer, ins graue Alterthum hinaufgehender Bearbeitung an sich trugen. Zu gleicher Zeit entdeckte er auf dem nördlichen Abhang des Berges ungeheure Lager von Magneteisenstein und Rotheisenerz. Von allen diesen Mineralien brachte er Muster mit die er an den Minister schickte; bei dieser Gelegenheit kam er zugleich um die Concession der von ihm entdeckten Marmorbrüche ein. Der Marmor und die Erzstufen wurden Sachverständigen zur Untersuchung übergeben, von vortrefflicher Qualität gefunden, und gleich am Anfang des folgenden Jahres erhielt Hr. Cabarroc die verlangte Bewilligung, nebst mehreren Hectaren guten Ackerlandes im Thal, an der Mündung des Baches, wo er später eine Mahl- und Sägemühle anzulegen gedachte. Dann associrte er sich mit einem Capitalisten und begann die ersten Arbeiten für die Gewinnung des Marmors, die sich aber auf den Bau des Wohnhauses und auf die Anlegung der Wege beschränkten, da der Associé bald die Concession allein an sich zu reißen suchte, und zu diesem Zweck Hrn. Cabarroc, als den einzigen gesetzlichen Concessionnär, durch Vorenthaltung der benöthigten Capitalien in die größte Verlegenheit brachte. Dieß gab zu einem langwierigen Proceß Anlaß, der erst kürzlich in letzter Instanz zu Gunsten des Concessionnärs entschieden wurde.

Während der ersten Tage nach meiner Ankunft erhielt ich öftere Besuche von meinen Nachbarn aus dem nahegelegenen Duar. Herr Cabarroc hatte mir von denselben ein nicht sehr günstiges Bild entworfen, nach ihm waren sie habsüchtig, diebisch, verschlagen, treulos, und hatten sich zu diesen schönen Nationaleigenschaften noch einige Laster der Civilisation angeeignet, die sie den früher hier arbeitenden Europäern abgesehen hatten. Er hatte aber hinzugefügt, daß dieß nur von meinen nächsten Nachbarn gelte; und daß in den andern weiter entlegenen Duars noch recht ordentliche Leute zu finden seyen. Dieser vorgefaßten Meinung zufolge empfing ich zwar die Besucher mit Höflichkeit, bedeutete ihnen aber zu gleicher Zeit, auf welchem Fuß ich mit ihnen zu leben gedächte. Ich insistirte besonders auf einen Punkt, nämlich daß sich keiner von ihnen unterstehen solle bei Nacht in die Nähe des Hauses zu kommen, da ich, bei der Unmöglichkeit einen befreundeten Burnus von einem feindlichen zu unterscheiden genöthigt sey, auf jeden nächtlichen Spaziergänger, der demselben zu nahe käme, Feuer zu geben.

Ich hatte darauf gezählt hier Milch, Geflügel und Eier im Ueberfluß zu finden, wenn ich aber fragte, ob dieß oder jenes zu haben sey, so war ich sicher, statt einer directen Antwort das abscheuliche „Kadesch? wie viel," was aber nicht, „wie viel willst du haben?" sondern „wie viel willst du geben?" bedeutet, zu vernehmen. Was die Milch anbelangt, so konnte man nur mit Mühe und zwar gegen schweres Geld einige Tropfen erhalten, da ihnen dieselbe gut verkäufliche Butter und als Nebenproduct den sogenannten Liben (Buttermilch) gibt, welcher letztere mit dem Kesra und dem Kuskusu ihre einzige Nahrung ausmacht; für das Geflügel und die Eier verlangten sie mehr als sie in der Stadt, auf dem Markt, dafür bekommen hätten. Dagegen waren sie nicht blöde von mir jedesmal, wenn sie mich zu Gesicht bekamen, mit der kaltblütigsten Unverschämtheit Pulver und Blei zu fordern. Mein Verkehr mit ihnen beschränkte sich deßhalb auf zufälliges Begegnen, denn ich hatte mir vorgenommen eher die ganze Zeit über nichts als Wildpret zu essen, als mir ihre theure Waare aufzwingen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Der Europäer, welcher den bergigen Theil Peru's besuchen will, muß sich auf alle Arten von Mühseligkeiten und Entbehrungen gefaßt machen. In den fast wüsten Landstrichen, die man durchzieht, wo nur einige Indianerhütten hie und da auf den Bergen zerstreut sich finden, stößt man oft nach einem ganzen, zu Pferde zugebrachten Tag kaum auf ein elendes Posthaus, wo man die Nacht zubringen könnte. Dieß sind elende, mit Stroh gedeckte Hütten, an denen eine über einem rohen Gestell ausgespannte Ochsenhaut als Thüre dient; im Innern läuft rings umher eine etliche Zoll hohe Bank von Erde, die als Schlafplatz dient, und in der Mitte vertritt eine andere etwas höhere Bank die Stelle des Tisches, wo jeder seine mitgebrachten Lebensmittel niederlegt, oder sich Chupe auftischen läßt, falls die Ingredienzien dazu, getrocknetes Fleisch und Kartoffeln, sich im Posthaus finden. In den Bergen um die Hütte her irren fünf oder sechs schlechte, zusammengerittene magere Pferde, deren Rücken mit großen Wunden bedeckt ist, und welche die Indier zu einem Real für die Legua vermiethen, nebst einem Medio (Halbreal) für den Postillion, der dem Reisenden folgt, oder vielmehr immer vorausgeht, und das Pferd von der nächsten Posta wieder zurückzuführen hat.

Das sind die Hülfsmittel, welche das Innere von Peru dem Reisenden darbietet; man muß also nicht bloß seine eigenen Pferde bei sich haben, sondern alles mit sich nehmen, namentlich sein Bett, wenn man nicht auf dem nackten Boden schlafen will, sein Brod, seinen Wein, und selbst seine Kerzen, wenn man nicht Abends in dem unglücklichen Rancho, in welchem angehalten wird, ohne Licht zu bleiben Lust hat. Ein Indier dient als Führer und Diener zugleich auf der Reise. Er besorgt die Maulthiere und führt das, welches das Gepäck trägt, an seinem Laso nach. Die Ausrüstung des Reisenden ist folgende. Ein Strohhut aus Guayaquil mit niederem Kopf und breitem Rand wird unter dem Kinn durch einen Haken befestigt, dunkelblaue Brillen schützen die Augen gegen den Widerschein der Sonnenstrahlen von der Schneefläche, und manchmal schützt noch ein Schleier das übrige Gesicht. Ueber die Schultern hängt der wohlbekannte Poncho herab, und große Ledergamaschen, Polaynas genannt, werden mit Riemen über dem Knie fest gebunden, und schützen die Beine des Reiters vollkommen. Auf den Sattel wird ein künstlich bereiteter Wollteppich, Pellon genannt, oder auch einfach ein an der Innenseite gegerbtes, noch mit der Wolle versehenes Hammelsfell gelegt. Ungeheure Steigbügel schließen den ganzen Fuß ein. Das ist die obligate Ausrüstung des Reisenden in den Cordilleren. Obwohl man diese Gebirge zu allen Jahreszeiten durchziehen kann, so sind doch die Monate April und September, d. h. die Zeit vor und nach der Schneeschmelze, die günstigsten. Etwas früher oder später ist der Weg nicht ganz ohne Gefahr, sowohl wegen der Stärke und des Ungestüms der Waldbäche, die sich plötzlich in den Schluchten bilden, als wegen des schlechten Zustandes der Wege, welche sodann durch den Regen aufgeweicht sind oder unter einem ungeheuren Schneemantel ganz verschwinden.

Uebrigens ist die Straße manchmal selbst in der guten Jahreszeit fast ungangbar. Kaum ist man von Lima entfernt, so scheint sich die Natur selbst plötzlich umzuwandeln, die Thäler verengern sich und verschwinden allmählich, und die Wege sind nur noch schlechte Pfade, die sich mühsam durch die Schluchten hinschlängeln. Kaum ist man einige Stunden marschirt, so befindet man sich schon in einer Einöde, und mit jedem Schritt scheint das Land nackter und wilder zu werden. Bald ist es eine enge, tiefe Schlucht, welche sich wie das seit Jahrhunderten ausgetrocknete Bett eines Waldbaches hindehnt und auf allen Seiten durch einen Wall rother Berge eingeschlossen ist; die Sonne, welche senkrecht auf den feinen Sand niederscheint, der die Strahlen wie ein Spiegel zurückwirft, macht bei Tage die Schlucht zu einem wahren Ofen; hier wächst mitten unter den Steinen nichts, als einige stachelige Cactus, kein Lebenszeichen, kein Vogel, kein Insect ist zu sehen, alles hat diesen dürren glühenden Boden verlassen, wo man bei jedem Schritt auf Leichen von Maulthieren stößt, die hier vor Hitze und Anstrengung umgekommen sind, und deren blei-

Digitized by Google

chende Gebeine gleichsam dem Reisenden als Wegweiser dienen. Bald stößt man auf Berge, wo der senkrecht über einen Abgrund hinlaufende Weg so schmal und zugleich so gewunden ist, daß Kopf und Hals des Maulthiers über den Rand hinaus ins Leere reichen. Hie und da erreicht der Reisende Gipfel, von denen aus er das Ganze des Landes in seiner malerischen Gestaltung überschaut: überall Schluchten, welche gleich ungeheuren Rissen die in schauderhafter Unordnung übereinander gehäuften Massen scheiden; in der Ferne ein Nebelmeer, aus dem hie und da dürre, nackte Ketten herausschauen; am Fuße dieser Kämme neue, zwischen die Berge eingezwängte, gleichsam erdrückte Schluchten, deren Seitenwände sich zu berühren scheinen und von fast unübersteiglichen Felsen oder von Wildbächen durchschnitten sind.

Unter solchen Aufregungen und Anstrengungen verflossen die ersten Tage meiner Reise nach den Cordilleren; ich war endlich am Fuß ihrer höchsten Gipfel angekommen. Es war etwas nach Mitternacht, als ich nach einigen in einer Indierhütte zugebrachten Stunden mein Maulthier bestieg und mich auf den Weg machte, um die höchsten Gipfel, die mich von dem Ostabhang trennten, zu übersteigen. Zwei in diesem Theil der Cordilleren gelegene Dörfer, Pasco und Vilque, zogen mich hauptsächlich an; das eine ist jedes Jahr der Schauplatz einer religiösen Feier, die ich gerne mit den glänzenden Processionen Lima's verglichen hätte, das andere ist berühmt durch einen Markt, der für die Gebirgsbevölkerung dasselbe ist, wie das Fest der Amancaes für die Limener. Meine Absicht war, den indischen Theil der peruanischen Gesellschaft ebenso genau zu beobachten, wie ich zu Lima die spanische studirt hatte.

Im Augenblick meiner Abreise war die Kälte sehr empfindlich, und doch konnte ich wegen des schwierigen Wegs nur sehr langsam vorwärts kommen. Zum Glück begünstigte mich ein prächtiger Mondschein, und die blassen Strahlen, die durch den Schnee der großen Piks zurückgeworfen wurden, beleuchteten mit einem milden Schimmer die um mich aufgehäuften Massen. Wir haben in Europa keine Nächte, die sich hinsichtlich ihrer Klarheit und der Reinheit des Himmels mit diesen prachtvollen Nächten in den Cordilleren vergleichen lassen. Tausende von Sternen machen daraus fast eine Dämmerung oder vielmehr einen Tagesanbruch. Manchmal sah ich aus der Tiefe einer Schlucht den weißen Schaum eines Waldstroms über Felsen stürzen, der Ton schlug dumpf und klagend an mein Ohr, und über den Wassern sah man einen schwarzen Punkt; das war die Brücke aus Baumästen, die mir den Weg zeigte und die ich überschreiten mußte. So kam ich gegen Morgen auf dem Gipfel der Cordilleren an: rings um mich erhoben sich ungeheure Gipfel, zum Theil unendlich höher als der Punkt auf dem ich stand, zum Theil unter mir aufgehäuft, wie die fest gewordenen Wogen eines Meeres; der Himmel war klar, die Luft scharf und rein. Leider konnte ich dem großartigen Anblick, der mich umgab, nur wenige Augenblicke widmen; mein Führer mahnte mich, daß die Zeit vorüber und daß es nicht sehr gerathen sey, den Mittag auf den Höhen der Cordilleren abzuwarten; denn Nachmittags brechen die furchtbaren, in diesen Bergen während mehrerer Monate des Jahrs so gewöhnlichen Gewitter los. Dann werden die Berge von unermeßlichen Schneewirbeln ganz eingehüllt; der Wind rollt und peitscht den Schnee mit solcher Gewalt, und dieser Schnee selbst ist so dicht, daß es durchaus unmöglich ist, auch nur auf einige Schritte vor sich etwas zu unterscheiden, jeder Weg, jeder Pfad verschwindet, man hört nur noch das abgestoßene Rollen des Donners, man sieht nur den rothen Schein der Blitze durch den vom Orcan gepeitschten Schneewirbel zucken. Ich habe diese großen Ungewitter in den Cordilleren zweimal von Ferne beobachtet; das ist ein Anblick, den man nicht vergißt.

Ich befand mich damals etwa 14,000 Fuß über dem Meere. Die Luft war so dünn, daß sie kaum zum Athmen hinreichte, selbst die Maulthiere mußten jeden Augenblick anhalten. Man hat bemerkt, daß diese Verdünnung der Luft Nachmittags noch stärker ist als Morgens, ja sie ist manchmal so stark, daß Reisenden das Blut aus Nase und Ohren lief. Noch viel gewöhnlicher ist ein allgemeines Unbehagen, begleitet von starken Kopf- und Magenschmerzen, kurz von einer Art Seekrankheit, welche fast alle diejenigen ergreift, die zum erstenmal über die Cordilleren gehen. Die Indianer nennen dieß Uebelbefinden Soroche und schreiben es der Verdünnung der Luft und den metallischen Gasen zu, welche die Sonne in den Gebirgen entbinde.

Endlich begann ich hinabzusteigen, aber der Ostabhang bietet zahlreiche Absätze dar. Die großen Gebirge sind nicht aus einem einzigen Guß hervorgegangen: an ihrem Gipfel, wie an ihrem Fuße bestehen sie aus einer Menge anderer Gebirge, deren Kämme sich amphitheatralisch übereinander erheben, so daß wenn man in eine Schlucht von mehrern hundert Fuß tief hinabgestiegen ist, man andere Höhen entdeckt, die man hinaufsteigen muß, um dann wieder hinabzusteigen; so geht es mehrere Leguas weit fort. Aber der Ostabhang ist wesentlich von dem Westabhang verschieden: minder durch einander geworfen, minder von Schluchten zerrissen, enthält er zwischen seinen einzelnen Kämmen beträchtliche von zahlreichen ostwärtsströmenden Bächen durchschnittene Ebenen; diese Bäche bilden die Quellen der großen Ströme, die den amerikanischen Continent durchziehen, um sich ins atlantische Meer zu ergießen. Diese Ströme selbst kommen aus Seen oder Teichen, die durch das Schneeschmelzen gebildet wurden, und zwischen den höchsten Piks der Cordilleren ruhen. Schaaren wilder Gänse mit weißem Körper und schwarzen Flügeln, ruhige Bewohner dieser öden Orte, flogen plump auf bei meiner Annäherung und ließen sich in geringer Entfernung nieder. Manchmal streckte ein Vicuñaschaf, von der Höhe eines Felsens herab, seinen langen Hals gegen mich aus, betrachtete mich halb erschreckt und floh dann in die Berge. Weiterhin fressen gezähmte Lamas das spärliche Gras zwischen den Steinen ab, heben kaum den Kopf auf, wenn sie mich sahen, und fuhren dann wieder zu grasen fort. Diese Thiere kündigten mir die Nähe von Menschen an, und in der That, sobald ich Lamaheerden begegnete, sah ich auch unmittelbar darauf einige indische Hütten, deren Schwelle gewöhnlich nur von einigen Kindern in Lumpen bewacht war, die mitten unter einer Schaar magerer, hungriger Hunde im Staube spielten. Man muß in diese Hütten getreten seyn und den Mahlzeiten der Inwohner beigewohnt haben, um zu wissen, wovon menschliche Wesen, ich will nicht sagen leben, sondern in der Verthierung und dem Elend vegetiren können. Die Hütte hat meistens nur einen, kaum etliche Quadratfuß großen Raum; das konische, aus Zweigen gefertigte und mit einem langen, trockenen, in den Cordilleren sehr gewöhnlichen Gras bedeckte Dach gibt ihr von Ferne das Ansehen eines großen Bienenstocks; die Thüre ist so niedrig, daß man häufig nur auf allen Vieren hineinkommen kann. Im Hintergrund der Hütte ist ein kleiner Ofen aus Thon, wo man aus Mangel an Holz mit Gras und Schafmist Feuer macht. Zwei schlechte, vom Rauch geschwärzte Gefäße bilden den ganzen Hausrath; in diesen kocht man, mit vielem Pfeffer, Mais, Kartoffeln, manchmal jedoch selten ein Stück an der Sonne getrocknetes Hammel- oder Lamafleisch. Das ist der Chupe, ich glaube das einzige ächt indische Gericht; an Festtagen tödtet man indische Ratten, welche die Indier sehr gerne essen, und die sich in allen Ranchos in Menge finden. Neben dem Ofen ist eine Art Bank von Erde, die mit Schaffellen gedeckt ist, das gemeinsame Bett der Familie, wo Vater, Mutter und Kinder in ihre Ponchos gewickelt sich ausstrecken, und indem sie möglichst nahe an einander liegen, gegen die Kälte der Cordilleren sich schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Archäologisches Werk über Algerien. Von Delamarre wird nächstens in Paris auf Kosten der Regierung ein großes archäologisches Werk über Algerien erscheinen; man hat allenthalben im Innern, wie an der Küste, an Stellen, wo man bisher gar nicht wußte, daß der römische Adler hingekommen, Spuren von ihm gefunden. Algerien soll reicher an römischen Alterthümern seyn wie ganz Norditalien. Inschriften, Grabmäler, Straßen, Brücken, Tempel und Triumphbogen beweisen den vollständigen und langen Besitz Numidiens, und unerwartet große Entdeckungen sollen die Forschungen der von der Regierung ernannten Commission belohnt haben. (Athen. 6 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 171. 18 Julius 1850.

Einige Worte über die assyrische und babylonische Keilschrift.

Wir haben in Nr. 56 einiges über Rawlinsons Aufklärungen hinsichtlich dieser Keilinschriften mitgetheilt, aber aus den sehr unvollständigen Angaben des Athenäums. Inzwischen ist das Journal of the Asiatic Soc. Vol. XII. Part. 2 erschienen, und theilt die ganze, ursprünglich in dieser Form nicht zur Veröffentlichung bestimmte Abhandlung mit, aus der wir nur Einen für die Culturgeschichte dieser Länder höchst merkwürdigen, bisher gänzlich unbekannten Umstand hervorheben. Als Rawlinson den persischen Theil der Behistun-Inschrift entziffert hatte, hoffte man, daß diese Entdeckung schnell zur Entzifferung der babylonischen und assyrischen Schrift führen werde, und war hauptsächlich nur darauf gespannt, ob die Sprache derselben semitisch oder arisch seyn werde, d. h. ob hier wirklich semitische Völker geherrscht, oder ob nicht, auch wenn sie diese Länder bewohnten, ein arischer Stamm in derselben die Oberherrschaft an sich gerissen habe. Die fast vollkommene Erklärung der persischen Inschrift — denn „in sämmtlichen persischen Keilinschriften sind wahrscheinlich nicht mehr als 20 Worte, über deren Bedeutung, grammatisches Verhältniß und Etymologie noch ein Zweifel bestehen kann" — ließ eine ziemlich eben so rasche und vollkommene Erklärung der babylonisch-assyrischen Inschriften hoffen. Darin findet man sich nun sehr getäuscht. „Daß die Keilschrift in Assyrien entstand, während das Schriftsystem, worauf sie angewendet wurde, aus Aegypten entlehnt war, läßt kaum mehr einen Zweifel zu. Das ganze System der Homophonen ist wesentlich ägyptisch, und konnte nur bei einer Nation entstehen, welche eine Bilderschrift hatte, ehe sie einen alphabetischen Ausdruck suchte." So haben wir also einen sehr durchgreifenden ägyptischen Einfluß auf die Länder Vorderasiens in einer sehr alten und langen Zeit vor uns, und es möchte sich hauptsächlich nur fragen, ob diese vorderasiatischen Völker den ganzen langen Proceß von der Bilderschrift zur Buchstabenschrift durchzumachen hatten, oder ob sie das Ganze völlig ausgebildet von den Aegyptiern überkamen. Rawlinson ist auch noch der Ansicht, daß dieß aus einer Bilderschrift hervorgegangene assyrische Alphabet, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprache, in ganz Vorderasien bis auf Cyrus angewendet wurde. Die Alphabete von Armenien, Assyrien, Babylonien, Elymais und Susiana sind wesentlich dieselben, obgleich die Sprache Armeniens gewiß und die von Elymais und Susiana wahrscheinlich einem ganz andern Stamm, als das Babylonische und Assyrische, angehören, die unzweifelhaft altsemitisch sind.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

9. Das Cap Filfila.

(Fortsetzung.)

Eine Reihe von Ausflügen ließ mich bald zur Ueberzeugung gelangen, daß die Gegend des Dschebel-Filfila eine der schönsten und reichsten Gebirgsgegenden in Algerien ist. Mein erster Gang war an das Meeresufer, zu welchem von obengedachtem Feigengarten ein von Hrn. Cabarroc angelegter Weg führt. Die sandige Küste erstreckt sich gegen Westen in einem Halbmond bis an die Mündung des Wed-Saf-Saf bei Philippeville, gegen Osten aber begränzen steile Felsen das Gestade und bilden, sich immer mehr erhebend, das Cap Filfila, das sich nach und nach gegen die gewellte Ebene der Guerbes abdacht. An dem Ort wo das Gestade felsig wird, ergießt sich der Wed-Rera ins Meer. Der Rücken der sich über die See erhebenden Vorberge ist mit niederigem Gesträuch bedeckt, erst auf der halben Höhe des Berges in der Nähe des Hauses beginnt der hauptsächlich aus Korkeichen bestehende Hochwald.

Die Mündung des Baches war von Seevögeln aller Art umschwärmt, worunter sich besonders die schöne Möve Auduins (Larus Auduinii) auszeichnete; nicht weit davon bemerkte ich einen kleinen, halb im Sand begrabenen Gurbie, der mir eine Art von Schießhütte zum Anstand auf Wasservögel zu seyn schien. Als ich mich derselben näherte, kroch ein junger, mit einer Flinte bewaffneter Mann heraus, grüßte mich bescheiden und fragte mich dann „ob ich nicht der Mercanti [1] sey, der das Bordj' Cabarroc bewohne." Als ich es bejahete, fuhr er fort: „ein Mann aus dem Stamm der Harraka's hat mir viel Gutes von dir gesagt. Wenn ich dir in irgend einer Sache von Nutzen seyn kann, so zähle auf mich." Auf meine Bemerkung, daß er mich ja nicht kenne und ihn vielleicht später sein freundschaftliches Anerbieten gereuen könnte, antwortete er mir: „man hat mir gesagt, du seyest nicht wie die andern und du verachtest nicht die Moslemin, weil sie nicht von deiner Religion sind; du hassest nicht ein ganzes Volk, weil sich viele Schlechte darunter finden. Gleichwie von den fünf Fingern der Hand keiner dem andern ähnlich ist, eben so ist nicht ein Mensch wie der andere, und der weise Mann weiß einen Unterschied zwischen den Guten und den Bösen zu machen. [2] Es ist bei den Kabylen der Brauch, daß sich der unter ihnen lebende Fremde einen Saghbi (Freund) wähle: willst du mich zum Freunde haben?" Achmed-Bu-Aziz.

---

[1] Mit dem Wort Mercanti bezeichnen die Araber und Kabylen jeden Europäer, der nicht Militär ist.

[2] Ein Lieblingsgleichniß der Araber.

Digitized by Google

so hieß der junge Kabyle, hatte diese Worte so ernst und mit so einfachem Anstande gesprochen, daß ich nicht umhin konnte, ihm die Hand zu reichen. „Es ist gut," sagte er, „ich bin dein Freund beim Ungewitter wie beim Sonnenschein, bei Tag und bei Nacht!" [1]

Ich ging mit meinem neuen Freund nach seinem, eine kleine Meile vom Meer, an dem nordöstlichen Abhang des Dschebel-Alia, am Saum eines Eichwaldes gelegenen Duar, wo er mich seiner Familie, bestehend aus seiner Frau mit zwei kleinen Kindern, einer Schwester derselben, seinem Schwiegervater Brahim-Ben-Salah und seinem Bruder Abd-Allah, vorstellte. Diese liebenswürdige Familie war ein Muster von Eintracht und wechselseitiger Anhänglichkeit. Welcher Unterschied zwischen dem Faullenzerleben meiner nächsten Nachbarn und der regen Betriebsamkeit, die in diesem Hause herrschte! Brahim-Ben-Salah war Marabut und galt allgemein für einen sehr frommen, gottesfürchtigen Mann, was ihn aber keineswegs hinderte seinen weltlichen Beschäftigungen mit nachahmungswürdiger Thätigkeit obzuliegen. Er drechselte, vermittelst einer sehr einfachen Vorrichtung, hölzerne Geschirre, Kuskusuplatten, Butterschüsseln u. dgl. aus leichtem Holze; die Weiber verfertigten irdene Töpfe und Tassen; Achmed fabricirte Seife aus Olivenöl und einer aus der Asche des Oleanders bereiteten Lauge, und Abd-Allah zog mit allen diesen Producten einer einfachen Industrie auf die Märkte des Sahels zwischen Philippeville und Bona. Diese Arbeiten hinderten sie aber nicht an der Bestellung ihres Feldes und an der Wartung ihrer Heerden, und Allah gab all' ihrem Thun Gedeihen; ihre Nachbarn zollten ihnen die Achtung, welche den Kabylen wie den Arabern nicht sowohl ein fleißiges, arbeitsames Leben, als der daraus entspringende Wohlstand einflößt. Das wahre Maß der öffentlichen Achtung in diesem Lande sind die Duros; wer Geld hat, auf welche Weise er es auch erworben habe, ist ein braver Mann, wer aber keine Fantasia machen kann, ist kaum der Beachtung werth.

Die Gurbies in diesem Duar sind gut gebaut. In jeder Wohnung befinden sich mehrere große, krugähnliche, aus Thon und Häckfel aufgemauerte Behälter zur Aufbewahrung des Getreides, welche von ziemlich gefälliger Form und mit allerlei Schnörkeln verziert sind. Der Bau der Wohnhütte ist Sache des Mannes, die Anfertigung der Fruchtbehälter ist die Arbeit der Frau. Das Winterfeld wird hier mit Gerste und Weizen und das Sommerfeld mit Moorhirse (Sorghum vulgare Pers.) und Wassermelonen bestellt. Die Felder liegen stückweise an den Ufern des Wed-Rera, in den Bergschluchten, an den Abhängen, in den Lichtungen des Waldes und überhaupt wo sich pflügbares Land vorfindet, und manche derselben befinden sich oft weit vom Duar. Deßwegen hat jede Abtheilung des Stammes einen Winterduar oben auf dem Berg und einen Sommerduar in der Nähe des flachen Landes an den Ufern des Baches, und sie bewohnt dieselben wechselsweise, je nach den Erfordernissen ihrer ländlichen Arbeiten. Die Männer des Duars wechseln ab mit dem Hüten der Heerde und jeden Tag kommt die Reihe an einen andern; derjenige welcher den Tag über das Vieh gehütet hat, hat auch die Wache beim Pferch bis an den andern Morgen, d. h. der Wachthabende liegt wie gewöhnlich auf seiner Matte, und hat bloß nachzusehen, wenn die Hunde Laut geben. Allein trotz aller Vorsicht wird dann und wann ein Stück Vieh oft mitten im Duar von einem Panther niedergerissen, und wie schnell sich auch bei dem ersten ernstlichen Hundegebell alles auf die Beine mache, so ist doch gewöhnlich das Unglück schon geschehen, wie dieß erst kürzlich in dem Duar Brahims-Ben-Salah statt hatte. Sie sind alle große Liebhaber der Jagd, und es ist ein Glück für sie daß es ihnen etwas schwer wird sich Pulver und Blei zu verschaffen, sonst würden sie alles darüber vernachlässigen. Eine Frau, und zwar von den schönsten, kostet hier zwei bis dreihundert Franken, wohlfeiler kann man gewiß keine Magd bekommen, und doch wird es manchem schwer diese Summe aufzubringen, was zu verbotenen Liebeshändeln mit seines nächsten Weib Anlaß gibt. Der Wald ist der mehr oder minder verschwiegene Mitwisser dieser Intriguen, und mancher Verliebte treibt die Frechheit sogar so weit sich nächtlicher Weile mit Bestechung der wachsamen Hunde unter ein fremdes Dach einzuschwärzen. Solche Abenteuer haben aber oft einen blutigen Ausgang, wobei entweder der Prätendent oder der rechtmäßige Besitzer das Leben verliert. Man erzählte mir, daß vor zwei Jahren ein Mann aus dem meiner Wohnung zunächst gelegenen Duar einen andern auf den bloßen Verdacht eines unerlaubten Verhältnisses zu seiner Frau durch einen Pistolenschuß todt niedergestreckt habe, und dann mit Zurücklassung aller seiner Habe zu den Guerbes entflohen sey. Die Familie des Ermordeten stand gegen Erlegung einer namhaften Summe von der Verfolgung des Mörders ab, und dieser lebt seitdem unangefochten in seinem Exil. Manche Familien dieser Gegend haben oft die sonderbarsten Beinamen, wie z. B. Bu-el-Fragh (Vater des Vogels), Bu-el-Dscherad (Vater der Heuschrecke); daß sich aber einer meiner Nachbarn Bu-Haluf (Vater des Schweins) nenne, kam mir bei einem rechtgläubigen Moslem äußerst sonderbar vor. Unsere Israeliten wenigstens würden eine solche Benennung mit Abscheu von sich weisen.

Meine Besuche bei dieser guten, schlichten Familie waren für mich immer angenehm und belehrend, und die männlichen Mitglieder derselben besuchten mich ihrerseits öfters. Achmed-Bu-Aziz war mir fast unentbehrlich geworden, er versorgte mich mit Lebensmitteln, war mein Führer auf meinen Spaziergängen, mein Gefährte auf der Jagd, „bei Tag und bei Nacht", wie er sich früher ausgedrückt hatte. Und dabei blieb er immer anspruchslos, immer bescheiden, und wenn ich ihn je einmal ein kleines Geschenk anzunehmen vermochte, so war es für seine Frau oder für seine Kinder, denen er mit großer Zärtlichkeit zugethan war.

Mein Aufenthalt mitten in einer abgelegenen Waldgegend war der Vermehrung meiner Sammlungen sehr günstig. Ich hatte eine sehr einfache, aus vier dicken Prügeln bestehende Kneipfalle für kleine Raubthiere verfertigt, worin ich Genettkatzen und Ichneumons fing. Anfangs gingen diese Thiere blind in die Falle, nach und nach wurden sie aber mit dem Mechanismus derselben vertraut, und wußten sehr pfiffig dieselben zuerst zuzuschlagen und dann den als Köder dienenden Vogel herauszukrallen, so daß ich mit meinen Fangmethoden abwechseln mußte. Der größern katzenartigen Raubthiere konnte ich aber nicht so leicht habhaft werden, und es waren dieselben bloß auf dem Anstand zu erlauern. Der Luchs und der Serval sind äußerst schlau und vorsichtig, und es erfordert eine große Beharrlichkeit, um eines dieser Thiere zu schießen. Der Panther verläßt selten den Wald, wo er den wilden Schweinen auflauert; der Luchs, die gestiefelte Katze und der Serval durchschleichen oft das Erlengebüsch an den Ufern des Baches, die Hyäne und der Schakal aber streifen überall herum und machen regelmäßig

[1] Wörtlich.

die Runde bis ans Meer, um todte Fische und Mollusken aufzulesen.

Nichts ist großartiger als ein nächtlicher Anstand in dieser Gegend, wobei man vor der Abenddämmerung an Ort und Stelle seyn muß. Die untergehende Sonne, das Abendlied der Nachtigall und des afrikanischen Spottvogels, das zitternde Licht des aufgehenden Mondes, und dann, wenn alles schweigt, die tiefe Stimme des Meeres und das Gefühl gänzlicher Abgeschiedenheit haben etwas ungemein ergreifendes. Der schüchterne Hase erscheint zuerst: in kurzen Sätzen hüpft er über den Sand, von Zeit zu Zeit erschrocken anhaltend, um mit aufgerichtetem Vorderleib jeder etwas stärker als gewöhnlich anschlagenden Meereswelle zu lauschen; dann schleichen leisen Trittes die vorsichtige Genette, das gefräßige Ichneumon aus dem Gebüsch hervor. Gegen zehn Uhr ertönt, in kurzen Zwischenräumen, das rauhe Bellen der den Duar in immer engern Kreisen umstreichenden Hyäne, und dieß ist das Signal eines hundertstimmigen Schakalconcertes. Die Hunde der Kabylen werden wach, und ihr wildes Gebell, zwischen welchem der aufmunternde Ruf des Wächters erschallt, benachrichtigt die stupide Hyäne, die durch ihr vorlautes Geschrei diesen Rumor veranlaßt, daß man bereit sey sie gehörig zu empfangen; sie schleicht endlich, nach von Zeit zu Zeit wiederholten Versuchen gleicher Art, entmuthigt der Küste zu, um mit dem kärglichen Auswurf des Meeres ihren nagenden Hunger zu stillen. Um Mitternacht, manchmal auch früher, läßt der Panther sein kurzes, rauhes Gebrüll vernehmen; aber nur selten grollt die donnerähnliche Stimme des Löwen im fernen Wald des obern Wed-el-Kat. Das wilde Schwein ist die ganze Nacht hindurch thätig, die ganze Gegend vom Gipfel des Berges bis an das Gestade des Meeres ist sein Revier; langsam und vorsichtig durchschreitet es Busch und Sumpf, nie verräth der geringste Laut seine Gegenwart, und beim ersten Grauen des Morgens geht es eben so stumm als es gekommen war, nach seinem Lager im Dickicht zurück.

Achmed-Bu-Aziz, mein treuer Saghbi, hatte mich in alle Geheimnisse dieser nächtlichen Jagd eingeweiht. Es war mir jetzt ein Geringes, eine mondhelle Nacht in einer Lichtung des Waldes oder in den Dünen des Meeresufers zuzubringen. Das Geheul der Raubthiere ist dem einmal damit vertrauten Jäger eine liebliche Musik. Von dem schädlichsten aller Raubthiere, dem Menschen, hatte ich hier in dieser Einöde, wo es wenig zu stehlen gibt, nichts zu befürchten, dieses geht nur in der Nähe der Städte und Dörfer auf seinen Raub aus. Der Panther, das Schrecken der europäischen Jäger, begegnet nie freiwillig einem Menschen, und ich hätte ihn gern nach mehrern fruchtlosen Nachtwachen etwas weniger scheu gewünscht. Bei dem Löwen ist es freilich ganz was anders, denn dieser bleibt nicht zurück. In einem solchen Duell der Intelligenz mit der rohen physischen Kraft ist ein gutes Gewehr, kaltes Blut und ein sicherer Blick nöthig; wer nicht auf diese Trinität zählen kann, der bleibe zu Haus.

(Schluß folgt.)

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

So leben und sterben Tausende von Unglücklichen im Innern Peru's. Nur einmal im Jahre, vielleicht gleichsam um das Elend, das sie erdrückt, bei einer sich darbietenden Gelegenheit, einem Feste z. B. abzuschütteln, fallen Orgien und Ausschweifungen vor, denen nichts gleichkommt. Ich habe während meiner Reisen in der Sierra mehreren solcher Feste beigewohnt; sie haben, abgesehen von den Unordnungen, die unmittelbar darauf folgen, oft etwas bizarres, das seltsam mit den katholischen Ceremonien contrastirt, und auf eine Fortdauer der indischen Götzendienerei hinweist, trotz des Einflusses, den die christliche Religion seit Jahrhunderten in den Cordilleren übt.

Namentlich zu Pasco fiel mir dieser Contrast zwischen dem katholischen Glauben und den religiösen Festen der Indier auf. Pasco ist ein kleines Dorf mit trübseligen, schmutzigen Straßen, das mitten zwischen den reichsten Silberminen Peru's erbaut ist, und eben darum bei gewissen religiösen Feierlichkeiten einen barbarischen Luxus entfaltet, den man auf keinem andern Punkt der Cordilleren findet. Ich hatte Gelegenheit einem dieser Feste beizuwohnen, worüber die Indier in einer Stunde roher Völlerei mehrere unter der Erde und bei den mühsamsten Minenarbeiten zugebrachte Monate vergessen. Vom Morgen an herrscht im Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung; von allen Seiten eilen die Indier in ihre schönsten Ponchos gekleidet herbei, die Minenarbeiten sind allgemein aufgegeben, die Kirche ist mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt, und die Glocken kündigen lärmend das Fest des Patrons von Pasco an. Bald wird die Masse zahlreicher und dichter. Ueberall sind rohe Tische auf dem öffentlichen Platze aufgeschlagen; man verkauft Chupe, geröstetes Fleisch, Brod, Chicha und namentlich Branntwein. Die Indier lagern sich lärmend um diese Tische her, und beginnen in Erwartung der Procession, die herauskommen soll, tüchtig zu trinken. Plötzlich wird durch eine kreischende Musik das Signal zum Fest gegeben. Schaaren von maskirten Männern durchziehen unter Sprüngen und den heftigsten Körperverdrehungen die Straßen; fast alle stecken in alten Uniformen und tragen große Federhüte, die der staubigen Garderobe irgend eines Generals aus den ersten Zeiten der peruanischen Republik entnommen sind. Einige sind zu Pferde, und große Reitersäbel hängen an den Seiten der armen Klepper hinab, die nur durch wiederholte Spornstöße sich in Trab bringen lassen. Geldstücke, welche an die gestickten Kleidern dieser grotesken Generale genäht sind, bringen bei jeder ihrer Bewegungen einen hellen Silberklang hervor. Mehr als ein schlauer Cumpan plündert seinen Nachbar, sobald er die Gelegenheit sich seinem Diebsgelüste hinzugeben günstig findet. So sah ich zu Pasco einen Indier ganz ernsthaft beschäftigt seinem Gefährten ein Zweirealenstück zu stehlen, während ein anderer dem Dieb selbst einen Piaster abriß, der an den Schößen eines prächtigen, mit zwei ungeheuren Epauletten beladenen Rockes angenäht war. Alles war indeß schon zu drei Viertheilen betrunken, und schrie und fluchte gegen den Pfarrer, der die Procession zu lange warten ließ.

Diese beginnt endlich, einige Wachskerzen erscheinen unter dem Thorgang der Kirche, aber die Menge steht so gedrängt, daß man unmöglich hineinkommen kann. Endlich treten zuerst 12 Indier heraus, an dem linken Arm eine Art von von kleinem Schild aus rothem Stoff, in der rechten Hand einen langen mit Silber besetzten Stab. Glöckchen tönen an ihren Füßen, und mischen ihr Geklingel in den Ton der Tausende von Geldstücken, die an ihren aus Lumpen von allen möglichen Farben zusammengesetzten Kleidern angenäht sind. Die 12 Indier stellen sich einige Schritte von der Kirche im Kreise auf, zwei davon in die Mitte, und nun beginnt eine Art von Tänzen und Gesängen begleiteten Gesprächs, an welchem die Masse der Zuschauer Theil nimmt. Die beiden Indier stampfen mit dem Fuß auf die Erde, zeigen abwechselnd bald ihre Schilde, bald ihre Stäbe, ohne aber je ihre Stelle zu verlassen, und begnügen sich, unter dem Klang einer monotonen, traurigen Melodie, in welche die ganze Menge sogleich im Chor einfällt, sich um sich selbst zu drehen. Dieß ist vielleicht ein alter indischer Tanz, der weit über die Eroberung der Spanier hinausreicht. Wenn er beendigt ist, stellen sich die 12 Indier mit großem Ernst an die Spitze der Procession, die endlich den Marsch beginnen kann, aber durch häufige Zwischenspiele von Tanz und Gesang unterbrochen wird. Endlich ist der Platz umkreist mitten unter Petarden und Raketen, die auf allen Seiten geworfen werden. Zwei mit Blumen geschmückte Heiligenbilder, Frauen mit Wachskerzen, der Pfarrer, der unter dem verblichenen Baldachin neben seinem Vicar feierlichen Schrittes dahin wandelt, der Kirchendiener und ein Dutzend zerlumpte, barfüßige Soldaten, die unter dem unwiderstehlichen

Digitized by Google

Druck der Menge vergebens ihre Reihen einzuhalten suchen, das ist der ganze Zug, der an gewissen durch den Gebrauch geheiligten Tagen zwei Stunden lang die Straßen des kleinen Dorfes Paeco durchwandert. Ist die Procession beendigt, so wird die Kirche beleuchtet, und glänzt von tausend Feuern; der Geistliche besteigt die Kanzel und nach einer andächtig angehörten Predigt zerstreut sich die Menge, und umlagert nun die Branntweinbuden; die einen Augenblick unterbrochene Orgie dauert die ganze Nacht fort, um am andern Morgen von neuem zu beginnen. Während drei Tagen folgen sich Processionen, Tänze und Gelage bunt durch einander auf demselben Platz, in denselben Straßen und unter einem entsetzlichen Lärmen. Das nennt man ein religiöses Fest in der Sierra.

Die Indianer, welche in den Cordilleren zerstreut leben, gehören zur ärmsten Classe der Bevölkerung, in ihren großen Flecken und Haciendas hat sie glücklichere Bewohner; indeß haben diese Indier durch mannichfache Kreuzungen viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und nähern sich mehr der halbspanischen Bevölkerung an der Küste. Der Hauptreichthum dieser in besserer Lage befindlichen Indier besteht in den zahlreichen Heerden, die auf der Hochebene des Collao umherirren; sie besitzen und bebauen die spärlichen Thäler dieser Gebirge, liefern den Küstenkaufleuten den größten Theil der Landesproducte, welche nach Europa ausgeführt werden, und hier findet sich vielleicht auch einer der fruchtbarsten Lebenskeime, die sich mit der Zeit in Peru entwickeln werden.

Diese verständigen, civilisirten Indier führen indeß immer noch ein sehr hartes, mühseliges Leben. Die Hülfsmittel einer kleinen Stadt in den Cordilleren sind natürlich sehr beschränkt. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, und zugleich, um den immer häufigern Verkehr mit den europäischen Kaufleuten zu erleichtern, hat man einen großen Jahrmarkt eingesetzt, der alle Jahre um Pfingsten mitten in der Sierra stattfindet. Einige Meilen von dem großen See von Titicaca, der wie ein inneres Meer zwischen der Hochfläche von Collao und den Gebirgen Boliviens ruht, erhebt sich das kleine Dorf Vilque. Hier wird dieser Markt, der bedeutendste in Peru, vielleicht in ganz Südamerika, abgehalten, und die Bewohner nicht nur der benachbarten Provinzen Arequipa, Moquegua und Cusco, sondern auch Boliviens und der argentinischen Provinzen, namentlich Tucumans strömen dahin. Vierzehn Tage lang sieht Vilque, das kaum einige hundert Einwohner hat, seine Bevölkerung auf 10 bis 12,000 Seelen steigen, und die Häuser sind natürlich zu eng, um die Masse der Reisenden zu beherbergen; diese verbreiten sich deßhalb in der Umgegend, suchen in den Chacras (Pachthöfen) ein Unterkommen für die Nacht, andere wickeln sich in ihre Ponchos und schlafen auf den Thürschwellen, an den Straßenecken und selbst auf dem öffentlichen Platze. Im Innern Südamerika's gibt es keine Gasthöfe, in denen man absteigen kann, aber zu Vilque würden zur Zeit des Marktes auch die mächtigsten Gasthöfe nicht hinreichen, die nomadische Bevölkerung, die sich in dem kleinen Dorfe drängt, zu fassen. Ich hatte glücklicherweise meine Vorsichtsmaaßregeln ergriffen, und — eine unerläßliche Sache, wenn man in Peru reist — an alle Orte hin Empfehlungsschreiben mitgenommen; durch diese findet man allenthalben die offenste und artigste Gastfreundschaft. Zu Vilque wohnte ich bei einem der vornehmsten Einwohner, den ich vorher zu Arequipa gekannt hatte. Während des Mahles traten zwei Serranos (Bewohner der Sierra) ein; der Hausherr war abwesend, und nur seine Frau saß mit uns am Tische. „Señora, sagten diese, wir sind seit langer Zeit in Geschäftsverkehr mit Ihrem Gemahl; wir müssen mehrere Tage auf dem Markt bleiben, und haben uns die Freiheit genommen, bei Ihnen abzusteigen.“ — „Gut,“ erwiederte diese, „setzen Sie sich, Sie kommen gerade noch recht zu Tische.“ Man legte noch zwei Couverts auf, und das schon angefüllte Haus zählte zwei Gäste weiter, ohne daß sich irgend jemand darum kümmerte.

Allerdings ist auch die Gastfreundschaft in der Sierra höchst einfach. Jeder Reisende nimmt sein Bett mit sich, und Abends breitet er es, so gut er kann, in dem am wenigsten überfüllten Zimmer aus. Jeder drückt sich so gut er es vermag, zusammen, um dem Neuangekommenen in dem gemeinsamen Zimmer Platz zu machen. Jedermann schläft den gesunden Schlaf, wie man ihn gewöhnlich durch eine ermüdende Tagreise sich verschafft. Am andern Morgen werden alle Matratzen aufgerollt, zusammengebunden, und in einer Ecke aufgeschichtet; das Zimmer wird dadurch wieder frei für die Besuche, die man zu empfangen und die Geschäfte, die man abzumachen hat. Meistens geht man aus, um auf dem Markte herumzulaufen, und kehrt erst zur Essenszeit zurück. Hier erst können die Gäste Eines Hauses sich sehen, und kennen lernen. Das Frühstück, das um 9 Uhr aufgetragen wird, besteht regelmäßig aus Fleischbrühe mit Fleisch darin, einer Platte Eier oder Fische, weißem Käs, den die Indier in der Sierra machen, und einer Tasse Chocolade. Das Mittagessen, das zwischen zwei und drei Uhr kommt, ist noch derber: vorerst verschiedene Arten Chupe's aus Hammelfleisch, Hühnern und Fischen, in ungeheuren tiefen Schüsseln aufgetragen, deren Umfang der Zahl und dem gesunden Appetit der Gäste ruhig Trotz bieten kann. Dann kommen Braten (asados) und geschmortes Fleisch, alles mit kleinen Stücken Käse gewürzt, die in Schalen allenthalben auf dem Tische stehen, und mit denen man den Appetit reizt. Zum Nachtisch bringt man Dulces, die zu Lima und Arequipa bereitet werden, und bei den Peruanern sehr in Gunsten stehen. Endlich zwischen 8 und 10 Uhr Abends nimmt man den Thee, eine englische Sitte, die sich selbst bis ins Innere von Peru zu verbreiten beginnt. Dann zerstreut sich alles von neuem. Einige gehen zu den angesehenen Leuten von Vilque, um eine Cigarre zu rauchen oder die Zambacueca zu tanzen; andere, und zwar die Mehrzahl, gehen in ihre Mäntel eingewickelt nach entfernten Ranchos, wo sie von Bekannten zu irgend einer großen Montepartie erwartet werden. Dieß ist das allgemeinste Hazardspiel in Peru; man spielt zum Theil mit Karten, meistens aber mit Würfeln. Im letztern Fall sitzt der Banquier vor einem großen grünen Teppich, der durch zwei in der Mitte sich in rechten Winkeln schneidende Linien in vier Abtheilungen getheilt ist, hat Haufen von Silber und Gold bei sich, die er jeden Augenblick erklingen läßt, gleichsam um die Spieler anzulocken. Auf jeder der vier Abtheilungen sind zwei A und zwei *S*, die ersten Buchstaben der Worte „Azar“ und „Suerte“ gezeichnet. Die Spieler setzen nach Belieben auf den einen oder andern dieser Buchstaben, der Banquier wirft zwei Würfel, deren verbundene Zahlen dem einen oder andern Buchstaben Gewinn geben. Das Spiel dauert bis an den lichten Morgen; der Banquier ebenso kalt, ebenso ruhig, wie am Anfang der Nacht, wirft seine Würfel noch immer mit derselben Gewandtheit auf den grünen Teppich, einige standhafte Spieler stehen noch um den Tisch, die andern schlafen in ihre Ponchos gehüllt auf dem Boden. Der Anblick eines Schlachtfeldes nach dem Kampf ist kaum minder traurig, als ein solcher von den ersten Strahlen der Sonne erhellter Spielsaal. Das Montespiel des Marktes zu Vilque ist übrigens in ganz Peru berühmt, es verschlingt oft große, durch den Handel gewonnene Vermögen, und man nennt mehr als Einen Kaufmann, dessen Untergang es beschleunigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die chinesischen Piraten. Man hat in neuerer Zeit über die sehr raschen Maaßregeln der Engländer gegen die chinesischen Piraten allerlei Glossen gemacht, allein die Engländer scheinen sehr wohl gewußt zu haben, mit wem sie es zu thun hatten. Die neuerliche Aufnahme des geschlagenen Seeräuberanführers unter die chinesischen Mandarinen ist ein fast verdächtiger Umstand, als ob die chinesische Regierung bei dem Piratenunwesen mit unter der Decke gesteckt sey. In frühern Zeiten stieg das Piratenwesen in den chinesischen Meeren oft auf eine gleiche, ja noch bedeutendere Höhe, aber nur im Verlauf vieler Jahre; das rasche Emporkommen in den wenigen letzten Jahren ist ein weiterer verdächtiger Umstand. Zudem erzählt die Revue de l'Orient vom Mai d. J., daß man nach dem Kampf am Bord der Dschonken die man durchsuchte, ehe sie in Brand gesteckt wurden, eine ziemliche Anzahl englischer Kanonen fand, und fast alles Pulver in den Magazinen des Arsenals trug gleichfalls das Zeichen englischer Manufacturen. Es ist kaum anders anzunehmen, als daß einige große europäische Schiffe, die verschollen sind, von den chinesischen Piraten genommen wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 172. 19 Julius 1850.

Die alten Denkmäler Ningpo's.

(Nach Lavollée. Revue del' Orient. Mai.)

Unter den chinesischen Städten, welche den Europäern zugänglich sind, bietet Ningpo in Bezug auf die Kunst unstreitig das meiste Interesse, denn es besitzt eine große Anzahl alter Denkmäler, welche von den Chinesen bewundert und verehrt werden. Die meisten dieser Denkmäler sind Thore, aus Stein aufgeführt und mit Sculpturen geschmückt, welche sehr alte religiöse Sagen oder historische Vorfälle darstellen. Die chinesischen Gelehrten können nur ungefähr aus den von den jetzigen sehr abweichenden Costümen die Zeit der Erbauung bestimmen. Die Denkmale selbst und die Sculpturen sind trotz ihres unbestreitbar hohen Alters sehr wohl erhalten; die Zeit hat ihnen nur eine grauliche Schichte aufgelagert, und den Cement, der die Steine verband, losgelöst, die Arbeit des Künstlers und die Zartheit der von dem Meißel gezogenen Linien ist unangetastet geblieben. Einige Basreliefs sind nicht ohne Geschicklichkeit ausgeführt, aber, nach diesen Sculpturen zu schließen, hat die chinesische Kunst nie eine große Vollkommenheit erreicht.

Das merkwürdigste Gebäude zu Ningpo ist ein alter in China eben so berühmter Thurm als der von Nankin. Er liegt an einem der Enden der Stadt in einem ziemlich verödeten Quartier, auf einem beinahe runden Platz. Es ist ein Sechseck, aus Backsteinen gebaut, sechs Stockwerke hoch, und auf allen Seiten und in jedem Stockwerk von kleinen, oben abgerundeten Fenstern durchbrochen. Der Thurm ist mehrere Jahrhunderte alt, aber fast zur Ruine geworden. Ein alter mit dem Aussatz bedeckter Bonze ist der Wächter desselben, der dem Besucher den Eingang zur innern Treppe aufschließt. Diese Treppe von 150 Stufen zieht sich in einer Spirallinie an der etwa 2 Metres dicken Mauer hinauf. Oben ist ein großes Belvedere, dessen Wände jetzt mit europäischen Inschriften bedeckt sind, und von dem man eine prächtige Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen hat.

Es gibt in China eine große Menge ähnlich gebauter Thürme; nur die Zahl der Stockwerke wechselt. Man hat sie vorzugsweise am Rande der Flüsse und auf dem Gipfel von Hügeln aufgeführt, wahrscheinlich zu einem rein religiösen Zweck, nämlich um die Umgebung vor dem Einfluß der bösen Geister zu bewahren. Diese Meinung stützt sich auf die fast in jedem Stockwerk angebrachten kleinen Altäre, und stimmt zu den abergläubischen Begriffen der Chinesen.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

9. Das Cap Filfila.

(Schluß.)

Eines Abends befahl ich dem grämlichen Mohammed, sich bereit zu halten und mit mir auf den Anstand zu gehen; ich gedachte einen Hasen für die Küche zu schießen und wollte mir von dem Jungen meine Kugelbüchse nachtragen lassen, um mich nicht mit zwei Gewehren zu schleppen. Dieser stellte sich äußerst ungebärdig: „Ich kann nicht mit dir gehen," rief er aus, denn ich fürchte mich. Du bist ein Mann, aber ich bin noch so jung; dieser Gang würde mein Tod seyn! verzeihe mir!" Ich glaubte fast er wäre verrückt geworden; ich schalt ihn wegen seiner Zaghaftigkeit tüchtig aus, und es gelang mir endlich ihn zu bewegen mir zu folgen. Er drang darauf den Weg bei dem Duar vorbei zu nehmen, um dort, wie er vorgab, einige Eier die man ihm schuldig geblieben, zu reclamiren. Vor dem Duar, wohin ich ihn allein gehen ließ, hatte er eine lange Unterredung mit einem Mann, den ich dabei öfters laut auflachen hörte, und ich mußte ihm mehreremal zurufen, bis es ihm endlich gefiel mir nachzukommen. Die Sonne war im Untergehen, als wir bei dem Feigengarten unten im Thal anlangten. Hier blieb er auf einmal stehen: „O Sidi, o Sidi! ich gehe nicht mit dir! Ich fürchte mich zu sterben!" rief er mit allen Zeichen einer wahren Todesangst aus. Ich blickte ihn an: seine Züge waren entstellt, seine Knie schlotterten und seine Stimme war rauh und abgebrochen. Dieses unerklärliche Betragen begann mich zu beunruhigen; er war wirklich in einem bedauernswürdigen Zustand, und ich beschloß ihn nach dem Bordsch zurückzuschicken, um dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Als ich ihm deßhalb meine Kugelbüchse abnehmen wollte, geberdete er sich auf einmal wie rasend und weigerte sich bestimmt mir dieselbe zu geben, so daß ich sie ihm mit Gewalt entreißen mußte. Er warf sich lautschreiend zur Erde: „La Allah ill' Allah, Mohammed rasul illah!" und verlor endlich die Besinnung. Ich fühlte tiefes Mitleid mit dem durch langwierige Fieber abgeschwächten Jungen und schleppte ihn zum nahen Bach, wo ich ihn so lange mit Wasser besprengte, bis er sich erholt hatte. Er schien sich zu verwundern daß er noch lebe, und nur die Versicherung, daß ich mit ihm nach dem Bordsch zurückkehren wolle, konnte ihn etwas beruhigen. Allein um keinen Preis wäre er vor mir hergegangen; was ich auch dazu sagen mochte, ich mußte vorausgehen, behielt aber aus Vorsicht beide Flinten, da mir der Armselige in einem neuen Anfall von Wahnsinn leicht einen schlimmen Streich hätte spielen können.

Digitized by Google

Wir erreichten endlich das Haus, wo er sogleich sein Lager aufsuchte, und weder ich noch Thomas vermochten mehr aus ihm herauszubringen als das ewige: „Ich fürchtete ich müsse sterben!“

Am folgenden Tage begegnete ich dem Mann, mit welchem Mohammed den Abend zuvor gesprochen hatte. Er erzählte mir, daß der Junge ihn um seinen Schutz angefleht habe, da ich ihn, wenn er mit mir ginge, unfehlbar erschießen würde, er habe denselben aber wegen seiner einfältigen Zaghaftigkeit ausgelacht und ihn versichert, daß er in dieser Hinsicht, was er sich auch zu schulden kommen lassen, nichts zu befürchten habe. Jetzt erst ward mir sein Betragen klar: der diebische Mohammed, der vielleicht noch mehrere kleine Sünden auf dem Gewissen hatte, hatte sich meiner Drohung erinnert und sich in seinem schwachen Gehirn eingebildet, daß ich ihn unter dem Vorwand der Jagd ans Meer zu locken suche, um ihn dort ungestört umbringen zu können. Die ausgestandene Todesangst konnte ihn aber nicht von seinem Hang zum Stehlen curiren, und ich mußte ihn nach Ablauf des ersten Monats sein Bündel schnüren lassen und ihn nach der Stadt zurückschicken.

Hr. Cabarrec kam für einige Tage auf Besuch nach Filfila; ich machte in seiner Gesellschaft mehrere Ausflüge nach den verschiedenen Theilen des Berges, besonders aber nach den von ihm entdeckten Marmorbrüchen und Eisenlagern, und jeder derselben ließ mich neue Schönheiten bewundern.

Der ganze Berg ist reich an gutem Quellwasser: in jeder Schlucht desselben rinnt ein belebendes Bächlein herab und unterhält daselbst eine üppige Vegetation. Eine starke, in der obern Hälfte des südwestlichen Berghanges zu Tage kommende Quelle ward von den Römern nach Rusicada geleitet; man trifft von hier aus bis nach Philippeville überall Ueberbleibsel einer prächtigen Wasserleitung an. Es geht dieselbe über den Wed-Rera, läuft bergauf, bergab über die sandigen Hügel am Fuß des Dschebel-Alia, wo große Bruchstücke des gemauerten Canals theils noch an ihrer ursprünglichen Stelle sich befinden, theils beträchtliche Strecken in dem lockern Sande herabgerollt sind, so daß sich oft das Fundament aufwärts und die Wölbung abwärts gekehrt findet; dann kann man den fernern Lauf derselben durch den Wald der Bu-Asia und über das Wiesenthal des Wed-Saf-Saf verfolgen; man findet die letzten Spuren davon in dem Eigenthum des Marinecommandanten unfern von Philippeville und endlich bei der unter der östlichen Stadtmauer gelegenen Arena, von wo sie in die Stadt hinauf steigt. Die Municipalität von Philippeville hegt den kühnen Plan einer neuen Wasserleitung von Filfila nach der Stadt, und hofft dazu auf den Beistand der Regierung. Ob und wann dieser Plan in Ausführung kommen werde, wird die Zukunft lehren; ich für meinen Theil bin geneigt zu glauben, daß die Regierung, erwägend, daß bis heute die gute Stadt Philippeville hinlänglich mit Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen versorgt gewesen, vorläufig das Wasser von Filfila für einen entbehrlichen Luxusartikel erklären werde.

Auf der westlichen Bergkuppe, die aus einem Kegel von grobkörnigem Kalk besteht, findet man Spuren roher Befestigungswerke und Ruinen von aus Stein und Erde aufgemauerten Gurbies, die aus früherer Zeit, wo die Bergbewohner mit den Leuten der Ebene in beständiger Fehde lebten, herstammen sollen. Dieser Ort ist ganz zu einer Citadelle geeignet, und der Felsen liefert für den Fall einer Belagerung hinlängliches Trinkwasser, das zu jeder Zeit aus allen Spalten desselben hervorsickert. Mitten in diesen Ruinen erhebt sich eine aus vier rohen Mauern von Stein und Erde bestehende Dschemmah, wo die Einwohner des Dschebel-Filfila an gewissen Feiertagen ihre Andacht verrichten, und in welcher eine Menge irdener Lampen, Töpfe und Schüsselchen mit Räucherharz als Opfergaben oder ex voto niedergelegt sind. Am Fuße dieser Felsen entspringen zwei schöne Quellen, welche zwei große Obstgärten, bestehend aus Feigen-, Granaten-, Aepfel-, Quitten- und Judendornbäumen (Zizyphus vulgaris Lam.) bewässern, und nachdem sie sich durch einige kleine Kornfelder geschlängelt, in engen, waldbewachsenen Felsenschluchten dem Wed-Rera zurinnen. Von der Kuppe verlängert sich ein Felsenkamm bis an einen mit Hochwald bewachsenen Abhang, der auf einen hufeisenförmigen Berggrat führt. Südöstlich an der äußern Biegung dieses Hufeisens geht es gäh in ein kesselförmiges Hochthal hinab, an dessen steilen Abhängen mehrere kleine Duars, worunter derjenige des Scheich Bel-Hermusch, zerstreut liegen. Das Ackerland ist hier, des im Uebermaaß beigemengten Eisenockers wegen, von dunkelrother Farbe, was aber der Fruchtbarkeit desselben keinen Eintrag thut. Der Kork bildet hier das Hauptmaterial zum Bau der Gurbies: die Wände und die Bedachung derselben bestehen aus großen Korkplatten. Die Kabylen des obern Filfila ziehen viele Bienen, welche eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für dieselben sind; die Bienenkörbe sind ebenfalls aus Korkrinde und sind durch ein spitzig zulaufendes Strohdach gegen die Winternässe geschirmt. Oben auf dem Berggrat ist eine zweite Dschemmah, um welche sich die Gräber der verstorbenen Bergbewohner reihen. An dieser Dschemmah vorüber geht es steil aufwärts nach den beiden höchsten Gipfeln des Berges, zwischen welchen die alten Marmorbrüche liegen; dieselben sind von großem Umfang, und uralte Eichen, die in den Spalten des Gesteins wurzeln, zeigen an, daß hier die Natur seit Jahrhunderten wieder in ihre Rechte getreten. In dem ersten Bruch findet sich ein feinkörniger, einfärbiger, aschgrauer, im zweiten aber der schönste, reinweiße Marmor, welcher nach dem Urtheil der Sachkundigen den carrarischen an Schönheit und Güte übertrifft. Hie und da trifft man noch aus dem Rohen gearbeitete Säulen und Capitäler an, und ein kaum begonnenes Grabmal aus grauem Marmor läßt auf eine plötzliche Unterbrechung der Arbeiten schließen. Die zu Philippeville ausgegrabenen schönen Bildsäulen sind alle aus dem weißen Marmor von Filfila, und dieses kostbare Material dürfte bald dem italienischen Marmor eine bedeutende Concurrenz machen, zumal wenn, wie es davon die Sprache ist, den Producten Algeriens freie Einfuhr gestattet wird. Es sind aber noch beträchtliche Summen für Anlegung einer von dem 600 Fuß über dem Spiegel des Meeres gelegenen Bruche bis an das Ufer desselben herabführenden Bahn erforderlich, ehe an einen definitiven Anfang der Arbeiten für die Gewinnung des Marmors zu denken ist.

Von dem höchsten Gipfel des Berges genießt man der schönsten Aussicht, die man sich denken kann. Gegen Norden der liebliche Golf, gegen Osten die Thalebene der Guerbes und von Sanhadja, hinter welcher man die Kette des Edugh, den See Fezara und die Berge von Guelma erblickt, gegen Süden die Berge der Zerdezas und die Gebirgsthäler vom Dschebel-Alia an bis an das Zwillingspaar der Tumiet, gegen Westen endlich der ganze Zug der Kabylenberge von Kollo bis in die Gegend von Setif.

Der südöstliche Abhang des Dschebel-Filfila, über welchen der Weg nach der Ebene der Guerbes führt, ist ein prächtiger

Hochwald von riesenhaften Korkeichen, die alle eine auf der Oberfläche verkohlte Rinde haben, was von einem frühern Waldbrand herrührt; ich habe überhaupt noch nicht einen einzigen Wald in Nordafrika gesehen, der nicht Brandspuren an sich getragen hätte, es sey denn daß einzelne Baumgruppen durch eine besonders günstige Lage von dem Feuer verschont geblieben wären. An letztgenannten Stellen sind aber auch die Bäume prachtvoll und nur dort kann man sich einen Begriff von der bizarren Schönheit einer alten Korkeiche machen. Seit Jahren liegen abgestorbene, umgestürzte Bäume nach allen Richtungen hin, sie bilden an manchen Orten undurchdringliche Verhacke und zerfallen endlich unbenützt in Staub. Die Rinde derselben widersteht der Fäulniß viel länger als das Holz, und mancher dem Anschein nach unversehrte Stamm besteht nur noch aus einer leichten Schale, die den kleinen Säugethieren und Reptilien des Waldes zum Schlupfwinkel dient.

Von den Marmorbrüchen nach der Nordseite herabsteigend gelangt man in das von dem hufeisenförmigen Bergrücken umschlossene kleine Hochthal, in welchem große, von Erdstürzen losgerissene Blöcke von Rotheisenerz den Boden bedecken. In der Mitte desselben unter einer alten Zeeneiche rinnt aus den Rissen eines Marmorfelsens eine kleine Quelle hervor, die von einem Grasplatz aufgesaugt wird. In dieser kleinen Wiese wachsen stellenweise ganze Wäldchen der weißen Lilie (Lilium candidum Linn.), die ich hier zum erstenmal angetroffen und auch sonst nirgends von anderweitigem Vorkommen dieser schönen Pflanze in Nordafrika gehört habe. Herr Cabarroc entdeckte dieselbe vor drei Jahren und alle Lilien in den Gärten von Philippeville stammen von hier. Die im Orient einheimische Lilie soll im südlichen Europa hie und da verwildert vorkommen, dieß kann hier schwerlich der Fall seyn, da die Gegend nie den Türken unterworfen war und diese Pflanze schon vor der Ankunft der jetzigen Bewohner von Filfila hier existirte. Ich erinnere mich nicht dieselbe in Desfontaine's Flora Atlantica, die ich hier nicht zu Händen habe, und worin er die meisten hier einheimischen Asphodeleen aus den Gattungen Allium, Scilla, Hyacinthus und Asphodelus beschrieben, gesehen zu haben; wenn dieser Schriftsteller dieselbe als nordafrikanische Pflanze aufführt, so ist mir das Räthsel gelöst.

Am Ausgang dieses Thälchens, das sich gegen der See zu öffnet, entspringt aus einem Marmorfelsen eine reiche Quelle, welche einen rauschenden Gebirgsbach bildend sich durch eine malerische Schlucht in das Meer ergießt. Etwa 30 Schritte von dem Ursprung des Baches senkt sich eine 20 Fuß hohe, überhängende Felsenwand, an deren Rand sich drei aus einer Wurzel emporgeschossene Ulmen mit einem an denselben sich hinaufschlingenden riesigen Weinstock zu einer luftigen Laube vereinigen, in einen nur ein einziges, dichtes Laubdach bildenden Feigengarten. Ueber diese Felswand stürzt sich der Bach brausend in die grüne Nacht, den Lieblingsaufenthalt der muntern Amsel, der klagenden Nachtigall, und eilt dann schäumend von Fels zu Fels der Tiefe zu. Etwa zweihundert Schritte abwärts von dem Wasserfall des Bu-Recha beginnen die sich am ganzen nördlichen Berghang hin erstreckenden reichen Lager von Eisenerz, von welchem große Massen zu Tage liegen. Ein reicher pariser Capitalist ist kürzlich beim Ministerium um die Concession derselben eingekommen, und da die Bedingungen des Lastenheftes ein unmittelbares Beginnen der Arbieten vorschreiben, so steht zu erwarten, daß die Gegend bald eine andere Gestalt annehmen werde.

Dieß ist das Bild des Dschebel Filfila und seiner dermaligen Bewohner. Der Wald ist noch immer grün, das Meer wälzt noch immer seine gekräuselten Wellen an den Strand, der Bach plätschert und die Vögel singen, allein ich habe meinen armen Achmed-Bu-Azis verloren. Eine dreitägige Krankheit nahm ihn schmerzlos hinweg, und er schläft jetzt oben bei der Dschemmah, das Gesicht gegen Sonnenaufgang gekehrt. Achmed-Bu-Azis ist vielleicht der erste Kabyle, der von einem Rumi beweint ward!

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Das Monte hat indeß in Peru allenthalben seine Tempel, und hier muß man die originelle Seite des Festes von Vilque nicht suchen, sondern auf der Straße, wo ich viele Stunden zubrachte, um die für mich so neuen Sitten der peruanischen Sierra zu beobachten. Der sonst so öde Ort war überfüllt mit Bretterbuden, die man für die Bedürfnisse des Markts in der Eile errichtet hatte. Die feinsten, wie die gröbsten Waaren Europa's waren hier neben einander in seltsamer Unordnung aufgestellt: neben Säcken mit Cacao und Cocablättern standen Uhren von Genf und Bijouteriewaaren von Paris; französische Tücher, Sammt, Seidenzeuge lagern neben den groben Bayetones, die man zu Cusco verfertigt; manchmal enthielt eine einzige Bude alle diese Erzeugnisse mit einander. Die Indier zogen ernsten Angesichts an allen diesen Reichthümern vorüber, betrachteten, bewunderten, feilschten, und manche Frau, die nur ein Stück Bayeta auf der Schulter hatte, kaufte Brillantringe von 50 bis 60 Piaster Werth oder noch reichere Ohrgehänge von Perlen. Die Menge, die sich in den Straßen drängte, bot ein vollständiges, malerisches Panorama aller Costüme der Sierra. In der Mitte des Platzes verkauften Restaurateure unter freiem Himmel ihr Chupe, ihr auf Kohlen geschmortes Fleisch, ihre aus dem Titicacasee geholten und gebackenen Fische, ferner Chicha und Pisco. Eine Menge höchst einfacher Roulettes zogen die oft halb betrunkenen Indier an, welche sich den ganzen Tag so darum drängten, daß es fast unmöglich war nahe zu kommen; namentlich Abends beim Schein der bescheidenen Talgkerze nahmen diese gelben, von einer dicken schwarzen, straff herabhängenden Mähne eingerahmten und fast verhüllten Gesichter einen fremdartigen, fast diabolischen Ausdruck an: die Leidenschaft des Spiels belebte allein die kleinen glänzenden Augen der Serranos. Diese Leidenschaft ist eine der gewöhnlichsten und stärksten bei den Peruanern aller Classen. Wenn man die traurigen Wirkungen derselben in den Straßen, wie in den vornehmen Spielhöllen von Vilque beobachtet hat, so fühlt man das Bedürfniß den Charakter der Serranos von seiner bessern Seite kennen zu lernen. Um zu sehen, welche Kraft und Gewandtheit der Amerikaner besitzt, muß man den Maulthiermarkt zu Vilque besuchen. Die Provinz Tucuman schickt alle Jahre einige Tausend solcher halbwilden Thiere hieher, die von den Peruanern für die Reisen und den Waarentransport in den Cordilleren sehr gesucht sind. Etwa eine Viertelstunde von diesem Dorfe werden die Maulthiere in Schaaren von 5 – 600, oft noch mehr, unter der Aufsicht von nur drei oder vier Gauchos zusammengetrieben; diese sehen mit ihren schwarzbraunen Gesichtern, ihren großen Ponchos, die sie ganz einhüllen, der Chiripa, welche ihre Beine wie ein Beinkleid verdeckt, und mit dem stets am Gürtel hängenden Messer mehr wie Räuber als wie ehrliche Kaufleute aus, die ihre Maulthiere verkaufen wollen, sie halten sich unbeweglich auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Laso in der andern Hand, und erwarten so die Käufer. Die Liebhaber erscheinen in ziemlich großer Zahl, wählen die Thiere, die ihnen gefallen, mit den Augen aus, ohne sich ihnen viel nähern zu können, bezeichnen sie dem Capataz oder Anführer der Gauchos, und unterhandeln in wenig Worten mit ihnen um den Preis. Dieser ist gewöhnlich zwischen 30 und 60 Piaster, und der Kauf ist rasch abgeschlossen.

Jetzt muß man sie aber noch aus dieser Menge langohriger, ganz junger, eigensinniger Thiere, von denen noch nicht Eins je den

Digitized by Google

Zügel gefühlt hat, herausholen. Auf ein Zeichen des Capataz nimmt einer der Gauchos seinen Laso, und reitet, indem er ihn über dem Kopfe schwingt, in scharfem Trabe um die halb erschreckte Truppe her. Die Maulthiere laufen bald auch in der Runde herum, und drängen sich immer enger gegen einander; das welches der Käufer gewählt hat, verschwindet bald, aber der Gaucho hat es nicht aus dem Gesicht verloren. Sein Laso schwirrt in einer Entfernung von 12 bis 15 Schritten und faßt unfehlbar das bezeichnete Thier an der Kehle. Vergebens sucht sich dieß loszumachen. Diese Bemühungen ziehen den laufenden Knoten nur immer fester; das Maulthier fällt dann manchmal und wälzt sich vor Wuth und Schmerz auf dem Boden. Umsonst — der Athem fehlt ihm, seine Kräfte schwinden, es ist besiegt. Der Gaucho, ruhig wie ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts anderes gethan hat, steigt ab, nähert sich langsam dem bezwungenen Thiere, ohne aber den Laso los zu lassen, und wirft ihm schnell seinen Poncho über die Augen. Nun ist es geschehen, er ist Herr und kann damit machen was er will. Hierauf beginnt eine andere noch lebendigere Scene. Es handelt sich darum das Maulthier zu besteigen, es galoppiren zu lassen, damit man seinen Gang kennen lerne, denn auf diesem Markt kann der Käufer nur nach abgeschlossenem Kauf einen Versuch mit dem Thiere machen. Er verspricht dem Gaucho vier Realen, und für diese mäßige Summe setzt sich derselbe der Gefahr aus den Hals zu brechen. Während das Maulthier noch am Boden liegt, legte er ihm einen starken Zügel ins Maul; eine Art Tragsattel, der kaum mit einem alten zerrissenen Leder bedeckt ist, mit zwei Stricken, die durch ein Stück Holz laufen, als Steigbügel, wird auf den Rücken des Thiers geworfen, und der Gurt sehr fest gezogen. Im Augenblick, wo das Thier vom Laso befreit, noch halb betäubt und erschreckt wieder aufspringt, schwingt sich ihm der Gaucho auf den Rücken, und drückt es zwischen seinen mit ungeheuren Sporen ausgerüsteten Füßen zusammen. Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick inne, gleichsam erstaunt über die neue Last, die es auf seinen Schultern fühlt, über den Zaum, der ihm zum erstenmal das Maul zusammenpreßt; dann faßt es sich plötzlich zusammen, rennt in kurzen, abgestoßenen Sätzen davon, springt rechts, links, steigt in die Höhe, aber der Gaucho bleibt mitten unter diesen furchtbaren Sätzen ruhig und unerschütterlich auf seinem Sattel sitzen. Fängt endlich das unglückliche Thier ermattet und erschöpft an sich unter den siegreichen Anstrengungen des Reiters zu beruhigen, dann stößt ihm dieser erst die Sporen in die Seiten, treibt es nun seinerseits an, daß es schäumend durch die Ebene rennt, und nachdem es eine Zeitlang herumgelaufen, im Galopp zu seinem Ausgangspunkt zurückläuft. Endlich hält er an, wirft dem erschöpften Thiere abermals den Poncho über die Augen, schlingt ihm einen Strick um den Hals und führt es dem Käufer zu, der ihm die versprochenen vier Realen ausbezahlt. Der Gaucho untersucht ohne ein Wort zu sprechen das Geldstück, wie um sich zu versichern, ob es auch gut sey; steckt es dann in seinen Ledergürtel, und steigt ruhig wieder zu Pferde, um einen neuen Käufer abzuwarten und ein neues Vierrealenstück zu gewinnen.

Hat man die Pferdebändiger und die Montespieler gesehen, so kennt man die beiden merkwürdigsten Schauspiele des Marktes von Vilque. Nichts hielt mich also weiter auf. Ein Ausflug in die Cordilleren ist nur dann vollständig, wenn man bei der Rückkehr sich nach Cusco wendet, gleichsam um dort die Sitten der Bergbevölkerung an ihrer Quelle zu beobachten. Von Vilque nach Cusco ist der Weg ziemlich eben. Man kommt zuerst nach Puno, Hauptstadt des gleichnamigen Departements, hart am Ufer des Titicacasees. Es ist eine Stadt von 7—8000 Seelen; jetzt traurig und öde trotz seiner berühmten Minen el Manto, deren Ertrag, ehemals so überschwenglich reich, jetzt kaum die Kosten des Baues trägt. Ich war hier Zeuge einer seltsamen Ceremonie: vor der offenen Thüre eines Hauses standen mehrere Personen; im Hintergrund eines Zimmers auf einer Art von Kerzen ganz umgebenen Altars saß auf einem Lehnstuhl ein kleines Mädchen von 2 — 3 Jahren und schien zu schlafen. Fröhliche Gesänge erschallten rings umher. Zwei Indier, von denen einer eine Harfe trug, der andere sie bearbeitete, schritten einer Procession von Kindern voran, die zu einem Feste herbeizukommen schienen. Bald hob man das kleine Mädchen in ihrem Lehnstuhl auf, und der Zug setzte sich unter den Klängen einer lebhaften, lärmenden Musik ganz lustig in Marsch. Und doch ging es zum Kirchhofe, denn die wie zu einem Ball geschmückte Kleine war eine Leiche. Der Tod eines Kindes ist ein Fest für die Indier.

Von Puno nach Cusco geht der Weg nach Norden; rechts breitet sich der Titicacasee aus, in der Ferne von den Gebirgen Boliviens begränzt. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt etwa 100 Leguas; das Land ist traurig, nackt und monoton. Zahlreiche Heerden von Schafen, Lamas und Alpacas weiden am Wege; da und dort erheben sich einige Hütten. Man kommt durch die kleine Stadt Lampa, die nicht mehr als 4 oder 5000 Einwohner, fast bloß Indier zählt; durch Pucara, ein einfaches Pueblo, wo ein bedeutender Markt einige Wochen nach dem von Vilque abgehalten wird, und durch Santarosa, das sich am Fuße von Schneegipfeln erhebt. Einige Leguas weiterhin schließt ein vorspringender Gebirgsarm die Hochfläche von Collao und trennt die beiden Departements Puno und Cusco; er führt den Namen La Raya. Die Industrie dieser Länder ist beinahe null; sie beschränkt sich auf die Fabrication von Thongeschirre, dicken Tüchern, *Bayetones* genannt, die von den Indiern getragen werden, namentlich aber auf die Viehzucht und den Transport der Quinquina, die man in der Provinz Carabaya gewinnt. Der Boden erzeugt nichts als ein wenig Gerste, die nie reift und die man grün dem Vieh gibt, Kartoffeln, Yucas und einige andere Wurzeln, von denen die Indier sich nähren. Die Gebirge enthalten eine ziemlich große Anzahl längst aufgegebener Silberminen. Erst zu Sicuani zeigt die Vegetation etwas größere Kraft, und von da bis nach Cusco findet sich eine bedeutende Anzahl Dörfer.

Von Quiquijana an zeigt die Fruchtbarkeit des Landes, daß man sich Cusco nähert, das neue, spanische Cusco aber ist eine unbedeutende Stadt, und nur die Trümmer der alten sind bemerkenswerth. Cusco wurde im J. 1002 von Manco Capac gegründet, und viele Ruinen erinnern noch jetzt an die Herrschaft des indischen Stammes. Die Kirche Santo Domingo ruht auf dem alten Fundamente des Sonnentempels, der hinter dem jetzigen Chor sich im Halbkreis erhob. In einiger Entfernung ist der Palast der Jungfrauen, aus dem anfangs ein Kloster, dann eine Caserne gemacht worden war. Diese Ruinen sind noch merkwürdiger als die des Sonnentempels durch die Größe und bizarre Form der Steine, die zu unregelmäßigen Polygonen von 8, 10 und selbst 12 Seiten ausgehauen und, wie die am Sonnentempel, so fein gearbeitet und so genau zusammengefügt sind, daß man noch jetzt nicht eine Messerklinge zwischen zwei Steine hineinbringen kann. Mehrere Klöster, die Präfectur und zahlreichen Häuser sind auf indischen Ruinen gebaut, das merkwürdigste Denkmal aber ist die Veste, jetzt Rodadero genannt, zu der ein schmaler, steiler Weg hinaufführt. Auf der Seite nach der Stadt sind wenige Trümmer der alten Veste erhalten, auf der entgegengesetzten aber bestehen noch alle Grundmauern und erheben sich an mehreren Stellen 6 — 8 Metres über den Boden. Die Festung hatte eine dreifache Mauer mit vorspringenden Winkeln und bestand aus ungeheuren Steinen, von denen einige nicht weniger als 6 Metres Höhe und 2 Metres Breite haben. Es ist ein in der That riesenhaftes Werk, und man begreift nicht, wie die Indier ohne eiserne Instrumente diese Steine behauen, poliren und so an einander fügen konnten, wie sie ohne mächtige Maschine diese Steine aus den benachbarten Steinbrüchen über eine tiefe Schlucht und einen breiten Fluß bis auf die Höhe des Rodadero hinaufbrachten. Die Civilisation der Peruaner war ohne Zweifel zur Zeit der spanischen Eroberung weiter vorgeschritten, als man gewöhnlich glaubt, und wenn man Cusco gesehen hat, so erklärt man sich die tiefen Spuren, die sie in der peruanischen Bevölkerung zurückließ.

(Schluß folgt.)

Die seit sechs bis acht Jahren in Ceylon angelegten Kaffeeplantagen wurden im Parlament auf 25—30,000 Acres angegeben; es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die aus Ceylon kommende Masse Kaffee allmählich so bedeutend ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 173. 20 Julius 1850.

Kleinasien

nach Tschichatscheff.

Wir haben kürzlich (s. Nr. 166) einige Bemerkungen über das seltsame Buch des Hrn. Ludwig Roß mitgetheilt, der uns braven Deutschen geradezu anräth uns in Kleinasien festzusetzen, am Ende gar mit Waffengewalt. Wie artig und fein nimmt sich neben diesem groben Buche Hr. Tschichatscheff aus, der in der Revue des deux Mondes (15 Mai und 1 Juni) seine Bemerkungen über die politische, militärische und financielle Lage der Türkei, namentlich in Betreff Kleinasiens, mittheilt. Von einer Besitznahme des Landes durch die Russen ist weit und breit keine Rede, und nur einmal stößt er einen Seufzer aus, daß doch der der russischen Gränze so nahe Hafen von Batun, der einzige gute an der Nordküste Kleinasiens, gar sehr gelegen wäre. So wenig indeß die beiden Verfasser in ihren An- und Aussichten hinsichtlich Kleinasiens zusammen zu stimmen scheinen, so treffen sie doch in Einem wichtigen Punkte in der That zusammen, nämlich in der Nothwendigkeit, Kleinasien von Europa aus, namentlich von Deutschland, zu colonisiren, denn auch Hr. Tschichatscheff will „den Strom der Auswanderung, der sich gegenwärtig nach fernen Ländern wendet, nach dem türkischen Gebiet lenken." Indeß steigt uns bei der Sache doch einiges Bedenken auf; Herr Tschichatscheff meint zwar, die türkische Regierung müsse, ehe sie auf diese Weise die Erneuerung ihres Gebiets durch fremde Ansiedler erwarten könne, vor allem die „Gleichheit beider Religionen (der christlichen und des Islam) vor dem Gesetz" gewähren; allein abgesehen davon, daß die Türken schwerlich einwilligen ihr ganzes Staatsgesetz, das auf der Obergewalt des islamitischen Princips beruht, geradezu auf den Kopf zu stellen, und den letzten Rest von Selbstgefühl in der türkischen Bevölkerung zu vernichten, so möchte doch dieß ziemlich theoretische Recht die Christen in Kleinasien schwerlich schützen gegen die Räubereien der Kurden und Afscharen, welche in einem großen Theil des Landes nicht bloß die Christen, sondern auch die Türken plündern, welche mit Schaaren von Tausenden ganze Provinzen raubend durchziehen, und zu deren Bekämpfung der Pascha von Juzgat z. B. 92, sage zweiundneunzig, schlecht bezahlte Soldaten hat. Sollte also der „Strom der Auswanderung" statt nach dem fernen Westen nach dem Aufgang der Sonne sich zuwenden, so möchten die Deutschen die dahin wandern, verurtheilt seyn, um uns eines groben Ausdrucks des nordamerikanischen Correspondenten der Allg. Zeitung zu bedienen, der „Staatenhumus" zu werden. Wenn dann auch die Deutschen durch die Mißhandlungen und Räubereien der Kurden und Afscharen leiden, so würde freilich am Ende Rußland seine bekannte Zuneigung und freundliche Vorsorge für die Deutschen so weit treiben, und sie selbst in Kleinasien unter seinen Schutz nehmen, denn es wäre kaum zu erwarten, daß man den dort eingewanderten Deutschen das Waffenrecht, welches man den friedlichen ackerbautreibenden Türken abgesprochen hat, leider aber den räuberischen Kurden und Afscharen nicht nehmen konnte, ausnahmsweise gewähren sollte, auch den sehr unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß eine hinreichende Anzahl hinginge, daß sie sich überhaupt wehren könnten. Ein solches Zugeständniß hieße ja einen Staat im Staate schaffen, was keine aufgeklärte Regierung, also auch die türkische nicht, dulden kann, wie denn auch letztere dem Unwesen der erblichen Paschas im Osten und Süden Kleinasiens trotz des Verdienstes, daß sie die jetzt unbändigen Kurden im Zaum hielten, billigerweise ein Ende gemacht hat.

Die türkische Regierung ist dadurch ohne Zweifel mächtiger im Innern geworden, diejenigen Feinde ausgenommen, welche es wagen ihr mit den Waffen entgegenzutreten, und etwas zu flüchtiger Natur sind, um leicht erreicht zu werden. Die Provinz Bosok zahlte noch vor fünfzig Jahren an ihren fast erblichen Pascha Tschapan Oglu eine Steuer von ungefähr 900,000 Piaster; sie genoß damals einer vollständigen Ruhe und Sicherheit, aber Tschapan Oglu war nicht eben der unterwürfigste Pascha, und wir wissen nicht, ob er es sonderlich der Mühe werth fand, an die hohen Mitglieder des Diwans die nöthige Anzahl Beutel zu vertheilen, um sich in seinem Paschalik zu behaupten, das die Pforte ihm kaum zu entreißen vermochte. Solcher Trotz mußte gezüchtigt werden, die Mittel fanden sich endlich dazu, und die von dem energischen harten Pascha erlösten Unterthanen der Pforte werden es kaum übertrieben finden, diese Errungenschaft mit 2,356,000 P. Steuern zu bezahlen, denn auf diese Summe ist ihre Steuer seit den neuesten Reformen gestiegen.

Ueberhaupt macht Hr. Tschichatscheff von den Vortheilen, welche der Bevölkerung durch den Hattischerif von Gülhane zu Theil wurden, eine höchst klägliche Schilderung. Nach diesem berühmten Document sollte 1) Leben, Ehre und Eigenthum der Unterthanen der hohen Pforte gesichert, 2) eine regelmäßige Vertheilung und Erhebung der Steuern eingeführt, namentlich der Iltizam (die Verpachtung der Steuern) abgeschafft, endlich 3) ein regelmäßiges System der Truppenaushebung und der Dienstzeit eingeführt werden. Hr. Tschichatscheff weist unwidersprechlich nach, daß von diesen drei Versprechungen nicht Eine in Erfüllung ging: der Pascha hat nicht mehr das Recht der Todesstrafe, aber er kann wiederholt die Bastonnade oder Peit-

Digitized by Google

schenhiebe geben lassen, bis der Tod erfolgt, und die Türken können einen Christen nach Gefallen, ohne Furcht vor Strafe, mißhandeln, denn ein Christ kann nach dem Gesetze des Koran nicht gegen einen Moslem zeugen. Der Iltizam ist nicht nur nicht abgeschafft, sondern insofern verschlimmert, als jetzt meist der Pascha selbst den Pächter macht, wonach er die säumigen Zahler gleich mit seiner Amtsgewalt und zum Vortheil seines eigenen Beutels zum Zahlen anhalten kann. Die Aushebung der Truppen ist jetzt allerdings gerechter vertheilt und regelmäßiger eingerichtet, aber die türkische Armee ist zu schwach, um die innern Provinzen gegen die Räuberstämme zu schützen, welche nicht mehr durch die früher allgemein bewaffneten türkischen Einwohner im Zaum gehalten sind. Man darf sich also nicht wundern, wenn das ganze Reformwesen bei der öffentlichen Meinung der Türkei, d. h. der wirklichen, ächten, in sehr schlechtem Geruch steht.

Allen diesen Uebeln gedenkt Hr. Tschichatscheff abzuhelfen durch eine „Vervollständigung des Hattischerifs von Gülhane“ und durch die „Begünstigung der europäischen Einwanderung.“ Das, meint er, sey die „doppelte Aufgabe des jetzigen Sultans.“ Wird aber eine völlige Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien, d. h. ein Aufgeben der islamitischen Grundlagen des Staats den innern Frieden befördern? wird nicht die türkische Bevölkerung erbittert, die christliche, rechnend auf den Schutz der christlichen Mächte und namentlich Rußlands, übermüthig werden? Und werden nicht die Finanzen durch die Aufhebung des Charatsch, denn diese müßte einer Gleichstellung der Religionsparteien folgen, einen neuen Stoß erleiden? Auf diese Fragen enthält sich Hr. Tschichatscheff klüglich näher einzugehen, denn er müßte, um diesen Gegenstand zu erschöpfen, die seit 30 Jahren so erfolgreiche Experimentalpolitik näher zergliedern. Zu dieser europäisch-orientalischen Experimentalpolitik gehört auch das Gebahren in den Finanzen, welche allmählich so sehr nach europäischem Muster zugeschnitten wurden, daß die Türkei bald keinen europäischen Staat mehr um seine Errungenschaften zu beneiden hat. Hr. Tschichatscheff, der sich über den Finanzzustand der Türkei „besser als durch Vermuthungen und vage Confidenzen aufzuklären vermochte“, gibt die Einnahme der Türkei auf 600,000,000 Piaster oder 60 Mill. fl. C. M. an, wovon die Armee allein beinahe die Hälfte oder 285 Mill. P. in Anspruch nimmt, obgleich sie nach den „sorgfältig über den Bestand der Armee gesammelten Nachweisen“ nicht mehr als 95,000 Mann beträgt, und 150,000 nach den Staatsrechnungen betragen sollte. Und trotzdem daß das Militärwesen fast die Hälfte des Staatseinkommens verschlingt, ist für ein „System militärischen Schutzes durch Begründung von Befestigungslinien und strategischen Punkten“ nichts geschehen, mit Ausnahme der Dardanellenschlösser, die Hr. Tschichatcheff alle genau aufzählt, bis auf die Punkte hinaus, wo die Hauptpulvervorräthe und Munitionsmagazine liegen, ja selbst bis auf die Zahl der Geschütze, die sich auf 600 Kanonen und 200 Haubitzen belaufen.

Man sieht, Hr. Tschichatscheff hat sich um alles sehr genau erkundigt, und den Beweis geliefert, daß, wenn eine russische Verwaltung in Konstantinopel säße, es um die Vertheidigung des Landes, um die Befestigung strategischer Punkte, so wie um den Effectivstand der Armee ganz anders aussehen würde. Bei dieser genauen Erforschung alles dessen was auf Verwaltung und Militärwesen Bezug hat, kann man nicht umhin seine Verwunderung über den Handwerksneid gegen die englischen Agenten auszusprechen, obgleich sich diese hauptsächlich nur um die Landesproducte, deren vortheilhaften Ankauf und Verwendung kümmern. Hr. Tschichatscheff, der, wie er mehrmals anführt, die Landessprache erlernt hat und dadurch in den Stand gesetzt war, weit mehr als ein gewöhnlicher Reisender zu erfahren, kann doch wohl kaum anders denn als ein russischer Agent angesehen werden, dessen geologische Untersuchungen (s. Ausland Jahrgang 1848) wohl nur das Vehikel für wichtigere politische Forschungen waren, obgleich sie an und für sich auch nicht zu verachten sind, denn Hr. Tschichatscheff hat genau erkundet, wie die verschiedenen Bergwerke in Kleinasien bearbeitet und verwaltet werden, so wie was sie eintragen. Die Einkünfte der Regierung daraus sind auf etwa 16 Mill. Piaster berechnet, was sich leicht verdoppeln und verdreifachen ließe, wie denn überhaupt Kleinasien noch eine Menge bis jetzt unbenützter mineralischer Schätze, auch Kohlen und Schmirgel, in großer Masse in sich schließt. Wenn einst Rußland dieses Land, „das „so groß ist wie ganz Frankreich“ in Besitz nehmen sollte, mit oder ohne das Beneficium Inventarii, so fände die russische Regierung das Inventar zum Mindesten schon durch Hrn. Tschichatscheff angefertigt.

Man kann es also nur Handwerksneid nennen, wenn er seine Abneigung gegen die englischen Agenten sehr schlecht verhehlt, und sich gleich im Eingang über die Bestrebungen Englands folgendermaßen ausläßt: „die bedeutenden Vortheile, welche Kleinasien derjenigen Macht verspricht, welche seine natürlichen Reichthümer auszubeuten weiß, konnte der Scharfsicht der britischen Nation nicht entgehen. Schon befestigt sich das Handels-, und somit auch das politische Uebergewicht Englands mehr und mehr in dieser schönen Halbinsel,[1] die seit den ältesten Zeiten stets eine natürliche Brücke zwischen Asien und Europa war. Die englischen Agenten, Comptoire und Dampfboote sind allenthalben als die Vorläufer eines Ehrgeizes, der, wie man anerkennen muß, sich eben so muthvoll als gewandt zeigt. England scheut sich nicht seine Absichten offen kund zu thun, seine Handlungen offen anzuerkennen. Die Ingenieure, Naturforscher und einfache Touristen, die den Orient durchziehen, treiben ihre nützlichen Arbeiten am hellen Tageslicht mit offener Stirn, als Leute, die ihres Rechts sicher sind.“ Das ist allerdings sehr auffallend; wenn aber England, „das sich durch seinen letzten Krieg mit China das Recht erobert hat, die schuldlosen Bewohner des himmlischen Reichs in Masse zu vergiften“, den Opiumhandel Kleinasiens gleichsam monopolisirt und der „Peninsular Company durch eine Parlamentsbill das ausschließliche Recht des Opiumhandels in Kleinasien verleiht“, wenn es, um den Handel mit den wichtigen Gelbbeeren (Dschehri) hauptsächlich nach England zu leiten, die Thätigkeit seines Consuls in Kaisarieh in Anspruch nimmt, so muß dieß mehr oder minder öffentlich geschehen, während wenn ein russischer Consul gelegentlich einen christlichen Unterthanen der hohen Pforte, wie dieß schon mehrmals geschehen, gewaltsam in einen Wagen setzen und nach dem russischen Gebiet abführen läßt, ohne daß sich der Pascha rühren kann, darf oder will, so muß dieß natürlich mehr im Schleier des Geheimnisses vorgenommen werden.

Um solche Dinge in Ausführung zu bringen, dazu gehört neben andern minder lobenswerthen Requisiten eine Kenntniß der Umstände und Verhältnisse, wie sie zuverlässig nur die Russen

[1] Einer mitgetheilten Tabelle zufolge kamen in den Hafen zu Samsun in den Jahren:

	türkische,	österreichische,	englische,	russische Schiffe.
1841	59	34	0	3
1842	80	110	2	2
1846	86	52	49	6

Digitized by Google

besitzen, und Hr. Tschichatscheff ist offenbar viel zu bescheiden, wenn er behauptet, „England kenne den Orient besser als irgend jemand.“ Die Art, wie Rußland im J. 1834 England in Persien überlistete und sein Geld aufwenden ließ, um Rußlands Throncandidaten auf den Thron zu setzen, die Gewandtheit, mit der es England zur Katzenpfote machte, um sich Mehemed Ali's zu entledigen, der nur Rußland nicht aber England gefährlich werden konnte, und so manches andere, was man nur vermuthen kann, das aber der Lauf der Geschichte noch nicht so ans Licht gestellt hat, alles das beweist, daß Hr. Tschichatscheff bis zur Unwahrheit bescheiden ist, wenn er in der Kenntniß des Orients England die Palme läßt. Letzteres ist selbst in den Handelsverträgen hinters Licht geführt worden, nur aber — das muß man zugestehen — haben die Russen ihre diplomatischen Vortheile nicht in gleicher Weise commerciell zu benützen verstanden, wie das handelsmächtige England, dem der österreichische Lloyd eine viel stärkere und aushaltendere Concurrenz machte, als der russische Handelsstand zusammen genommen; nur wußten der Lloyd und seine Regierung nicht mit dem gleichen Nachdruck und der liebenswürdigen Ungenirtheit der Engländer und Russen aufzutreten.

Einstweilen also zieht England mit seiner Handelsthätigkeit aus Kleinasien einen weit größern Vortheil, als Rußland troß seiner Nähe. Erwägt man, daß der englische Handel über Konstantinopel und Trapezunt nach Persien auf 2 Mill. Pf. St. angeschlagen wird, und daß man den englischen Handel mit Kleinasien allein, ohne die europäische Türkei und die asiatischen Provinzen jenseits des Taurus zu rechnen, vielleicht auf nicht weniger anschlagen kann, so hat man den Schlüssel, weßhalb England die Türkei mit so zärtlicher Sorgfalt bewacht; Tschichatscheff mag ganz Recht haben, wenn er meint, daß es bei den Handelsspeculationen nicht immer sehr ehrlich zugehe, „daß die Consularagenten Englands ein wahres Netz über ganz Kleinasien ausbreiten, und die türkischen Behörden, gewissen überzeugenden Beweisen selten unzugänglich, die Zollgesetze zu ihren Gunsten und zum Nachtheil des Fiscus modificiren.“ Hr. Tschichatscheff weiß dieß wohl aus mancher russischen Erfahrung, denn einige Russen sollen sich hinsichtlich der türkischen Beamten sehr graphisch dahin ausdrücken, daß man von den türkischen Beamten alles erhalten könne, wenn man ihnen den Prügel in der einen und den Geldbeutel in der andern Hand vorhalte. Die politischen Vortheile, welche die Russen durch die Anwendung dieser Mittel erlangt, möchten indeß den pekuniären Vortheilen, welche die Engländer davon trugen, nicht die Wage halten, und daher wohl in Bezug auf die Capitulation der europäischen Mächte, wodurch die Unterthanen der letzten der türkischen Rechtspflege entzogen werden, folgende schwerlich unwahre Behauptung Tschichatscheffs: „das bloße Vorzeigen eines Passes genügt, um den Fremden, der aufs keckste die Gesetze des Landes verletzt hat, der moslemitischen Gerechtigkeit zu entziehen. Dieß Vorrecht kommt einer Art Straflosigkeit gleich, denn wer an Ort und Stelle sich befand, weiß sehr wohl, daß die Forderung der europäischen Mächte ihre Nationalen selbst zu richten und nöthigenfalls zu bestrafen, meistens nur ein eitler Vorwand ist. Die Masse von maltesischen, cephalonischen und corfiotischen Abenteurern, die der brittische Consul zu Smyrna alle Tage den türkischen Tribunalen entzieht, erscheint nach kurzer Abwesenheit wieder an dem durch ihre Verbrechen besudelten Orte, und bietet unverschämt der moslemitischen Behörde Trotz.“

Die Klagen über diesen Unfug sind alt, und namentlich in neuerer Zeit besonders laut geworden, indeß sollte ein Russe eben nicht den Splitterrichter machen, denn wer zählt die Hunderte und Tausende von Griechen, welche Rußland zu russischen Unterthanen machte, um sie dadurch trotz aller Verschwörungen gegen den Bestand des türkischen Staats selbst — nicht bloß gegen Leben und Sicherheit der Einzelnen, wie dieß bei den Maltesern und Consorten der Fall ist — vor den Verfolgungen der türkischen Polizei zu sichern. Die türkische Regierung fühlt das Uebel, das ihr von Rußland wie von England in dieser Beziehung zugefügt wird, sehr wohl, und scheint den Plan zu hegen sich der Capitulationen zu entledigen (s. Ausl. Nr. 13 v. d. J.), allein dagegen möchte Rußland eben so sehr, als England, und vielleicht noch mehr, Einsprache erheben, und sie wird die lästige Vormundschaft so leicht nicht los. Von wem die Türkei am meisten zu befürchten hat, ob von England oder von Rußland, das wollen wir hier nicht untersuchen, Tschichatscheff meint, von England, und führt als Beweis die letzte That Palmerstons gegen das schwache Griechenland an; dieß ist das A und das O, der Anfang und das Ende der Abhandlung Tschichatcheffs, ein Beweis, daß jener Vorfall einen bedeutenden Eindruck auf seinen Geist gemacht haben muß; er kann sein Mißvergnügen über diesen „gehässigen Act von Piraterie“, über diesen „Sieg der brutalen Gewalt“ nicht bergen, und weist darauf hin, daß „Großbritannien dadurch den andern Mächten das Recht zuerkannt habe, im Falle entgegenstehender Interessen eben so zu handeln“; er warnt die Türkei, „sich vorzusehen gegen die Eventualitäten, welche das Recht des Stärkern, das im Archipel gesiegt habe, zu seinem Nachtheil hervorrufen könne.“ Man könnte versucht seyn, dieß als eine russische Drohung zu deuten, aber Hr. Tschichatscheff ist völlig friedlich und sehr philanthropisch gesinnt, und meint, „das sicherste Mittel für die Türkei, ihren Rang in der Familie der großen Staaten wieder einzunehmen, sey das, auf der Bahn der westlichen Civilisation fortzuschreiten, und — die letzten Mißbräuche, welche die moslemitische Gesellschaft noch von den europäischen Staaten trennen, zu unterdrücken.“ Bis jetzt haben die Reformen freilich schlecht angeschlagen, jedoch wer weiß? eine doppelte Dosis schlägt vielleicht besser an, und inzwischen sind Rußland und England emsige Krankenwärter des künftigen Intestaterblassers.

Anklage gegen Lepsius.

Das Athenäum vom 13 d. enthält ein Schreiben aus Garschui am Nil, 80 (engl.) Meilen unterhalb Theben, worin nicht nur die verderbliche Zerstörung von Alterthümern durch Achmed Bei, einen Sohn Ibrahim Pascha's, gerügt, sondern eine noch ernstere Anklage gegen Dr. Lepsius erhoben wird. Er soll eine Anzahl der schönsten Gräber zu Theben durch Heraushauen von Rahmen, in denen königliche Namen standen, nicht bloß verunstaltet, sondern das Ganze derselben, das eine schöne Reihe von Zeichnungen bildete, so zugerichtet habe, daß es nur noch als ein unverständliches Bruchstück dastehe. Namentlich wird das sogenannte Grab Belzoni's, das schönste von allen, da es in einer Reihe von Bildern die religiösen Ceremonien so wie die astronomischen Ansichten der Aegyptier darstellt, hervorgehoben als ein Beweis seines Vandalismus: das Grab hat außer den Bildern mehrere hundert Quadratyards Hieroglyphen, worunter eine Menge königlicher Rahmen; die tief eingeschnittenen Buchstaben sind noch mit glänzenden Farben angefüllt. Hier zählte der Briefsteller von einer einzigen Stelle aus 25 weiße (wahrscheinlich mit Kalk ausgefüllte) Flecken von 4" bis 10" im Durchmesser, wo die königl. Namen herausgehauen waren. Hr. Dr. Lepsius kann wohl nicht umhin, auf diese herb ausgesprochene Rüge zu antworten.

Digitized by Google

Die südamerikanischen Republiken.

Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft.

(Schluß.)

Diese peruanische Gesellschaft, die wir in den Städten und in den Bergen, in den Salons von Lima und in den Einöden der Cordilleren beobachtet haben, besteht, wie man sich überzeugen konnte, aus drei verschiedenen Elementen. Ich lasse die schwarze Race zur Seite, die in den Bewegungen der Gesellschaft keine Rolle zu spielen hat. Es bleiben also, um die peruanische Nationalität zu repräsentiren, drei sehr scharf geschiedene Gruppen, die Spanier, die Mestizen und die Indier. Was ich von den Küstenstädten sagte, kann einen Begriff von den Sitten der spanischen und Mestizen-Bevölkerung geben, was ich über die Gebirge sagte, kann die indische Bevölkerung kennen lehren. Zur Vervollständigung des Bildes der peruanischen Gesellschaft müssen noch die gesellschaftlichen Spaltungen nachgewiesen werden, welche seit der peruanischen Revolution den Racenunterschieden correspondiren, wir müssen die Art des Kampfes bezeichnen, den die Revolution geschaffen hat, und die Mittel aufsuchen, durch welche er verschwinden kann; daraus ergeben sich die Ursachen der jetzigen Verlegenheiten und die Bedingungen der künftigen Wohlfahrt.

In Peru stehen sich nicht bloß drei Racen, sondern auch drei Classen von Bürgern gegenüber, zwischen denen eine stille Opposition herrscht. Wenn man die Benennung von Aristokratie, Mittelclasse und Arbeiterclasse auf die noch schwankenden Theile einer noch nicht geordneten Gesellschaft verwenden könnte, so könnten sie hier für die spanische, Mestizen und indische Race gelten. Vor der Emancipation lastete eine despotische Gewalt gleichmäßig auf allen Classen der peruanischen Gesellschaft, die Emancipation hat diese Gleichmäßigkeit aufgehoben, und einen Zustand des Kampfes oder vielmehr des Widerstrebens unter den verschiedenen Classen geschaffen. Die Verschmelzung oder wenigstens die Verbindung der Classen zu bewirken, muß das Bestreben der peruanischen Regierung seyn, aber um an diesem großen Werke mit Einsicht und Wirksamkeit zu arbeiten, muß man die Neigungen und Erinnerungen, welche die Spanier, Mestizen und Indier trennen, genau erforschen. Ohne richtige Begriffe über den Geist dieser drei Hauptgruppen wird man niemals den gemeinsamen Boden entdecken, auf dem sie sich vereinigen können.

Die Leute von spanischem Blut haben eine souveräne Verachtung für die Mestizen, wie für die Indier, aber die geringe Zahl der weißen Familien und die geistige Erstarrung, in der sie nur allzuoft liegen, rechtfertigen diese aristokratischen Ansprüche nicht. Fast alle sind durch die Revolution ruinirt, die großen spanischen Grundeigenthümer durch den Mangel an Arbeitern des Einkommens aus ihren unermeßlichen Gütern beraubt, und so behaupten sie ihren Rang und ihre Stellung nur durch die schmerzlichsten Entbehrungen, indem sie die Kleinodien und das Silberzeug ihrer Ahnherren stückweise verkaufen. Die Stellung der Landbesitzer könnte nur dann sich ändern, wenn der Boden Peru's durch eine arbeitsame Bevölkerung angebaut würde. Bis aber diese Bevölkerung sich bildet, erschwert die Unterdrückung der Majorate und der Grundsatz der Gleichheit in der Erbfolge die ohnehin schlimme Lage der aristokratischen Familien. Das wohlverstandene Interesse dieser Familien führt uns zu dem Schluß, zu welchem wir auch durch den Zustand der mittlern und arbeitenden Classen gelangen werden, zur Nothwendigkeit einer starken europäischen Einwanderung, wenn das Land nicht früh oder spät einem angeliächsischen Anfall unterliegen soll. Das ist der gemeinsame Boden, auf dem sich schon jetzt die Classen begegnen können, deren schädliche Spaltung Peru in einem Zustand permanenter Krise erhält. Man wird sich in der That leicht überzeugen, daß hinsichtlich einer europäischen Einwanderung das Interesse der Mestizen und der Indier dasselbe wie das der Spanier ist.

Die Revolution ging zum Vortheil der Mestizen vor sich, denn in dieser Classe erhält sich mit der größten Energie die Tendenz, welcher man den bezeichnenden Namen „Amerikanismus" gegeben hat, und der aus der Reaction der emancipirten Colonien gegen den europäischen Despotismus entsprang. Indeß sollte keine Race sich dem europäischen Element minder feindselig zeigen als die Mestizen, denn die liberalen Ideen der alten Welt, welche nach der neuen hinüber gewandert sind, haben ihnen die republikanische Regierungsform, so wie einen Einfluß und eine politische Stellung verschafft. Darum ist auch der wunderliche Stolz, mit dem die Mestizen manchmal sich Abkömmlinge Manco Capac's und Söhne der Sonne nennen, schwer zu erklären, und er ist um so bizarrer, als diese anscheinend auf ihre indische Abkunft so stolzen Menschen zugleich den Anspruch geltend machen, mit den Weißen auf einem Fuß vollkommener Gleichheit zu stehen, und darum sehr häufig eine Genealogie erfinden, wonach sie von den ersten spanischen Familien abstammen. Es ist dieß eine Schwäche, die man entschuldigen könnte, wenn nicht das politische Interesse Peru's und der Mestizen selbst darunter litte. Die Mestizen begreifen nicht, daß sie nur Ein Mittel haben, um der hochmüthig herabsehenden weißen Aristokratie würdig zu antworten, und zwar indem sie den Repräsentanten des alten Spaniens als die Repräsentanten und Freunde des neuen Europa's sich gegenüber stellen. Eine von den Mestizen aufgemunterte europäische Einwanderung würde die politische Stellung dieser letztern ebenso wohl, wie die materielle Lage der weißen Familien verbessern. Eine der ersten Folgen dieser Einwanderung wäre, daß ein wahrhaft liberaler Geist in die Gesellschaft von Peru eindränge. Die Geschichte der Revolutionen dieses Landes zeigt, wie die fehlerhafte Organisation der Armee hier eine entsetzliche Unordnung aufrecht erhält. Ebenso große Mißbräuche wie die der Armee existiren in der Magistratur und der Geistlichkeit. Unter dem directen Einfluß einer europäischen Einwanderung würden diese Mißbräuche ohne Zweifel verschwinden.

Jetzt ist nur noch das Interesse der indischen Bevölkerung übrig, dem man gleichfalls Rechnung tragen muß, aber auch diese würde aus dem Beispiel und der Mitwirkung einer thätigen und einsichtsvollen Bevölkerung Vortheil ziehen. Gegenwärtig führt der Indier auf einem undankbaren und vernachlässigten Boden ein elendes Leben, und diese indolente Classe kennt leider die höhere nur aus der nicht selten erduldeten schlechten Behandlung. Beim geringsten Revolutionslärm wird der Indier seiner Familie entrissen, und mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt. Die in Peru so zahlreichen Truppenmärsche bringen jeden Augenblick Verheerung über seine Felder und seine Heerden, manchmal die Plünderung in sein Haus. Der Indier erträgt alles dieß mit einer stupiden Ergebung. Von Natur mäßig begnügt er sich mit einigen Kartoffeln, etwas Mais und Pfeffer. Sein Glück ist das Nichtsthun, und wie sollte dieß auch anders seyn? er hat die Arbeit nie durch ihre wohlthätigen Folgen kennen gelernt. So lange das kaum bevölkerte Gebiet von Peru — dieß Land zählt nur 1,800,000 Einwohner — sich nicht muthvollen Einwanderern, thätigen Menschen öffnet, welche Ordnung und Wohlfahrt mit sich bringen, wird der Indier in seinem Stumpfsinn verharren. In seinen Poncho gehüllt schläft er im Sommer an der Sonne, im Winter an seinem Feuer von trockenem Gras, sieht gleichgültig die Tage und Jahreszeiten sich folgen, und geht fast unmerklich vom Schlummer des Lebens zum Schlummer des Todes über.

Die Verschmelzung, die Verbindung der Racen, das ist die Bedingung der Wohlfahrt, die Rettung für Peru, und nur eine europäische Einwanderung kann diese Verschmelzung erleichtern und fördern. Das Gemälde der Sitten an der Küste wie im Gebirg zeigt, wie sehr der öffentliche Geist Peru's noch dem fremden Einfluß widerstrebt, indeß muß man hoffen, daß das Land seine Interessen erkennen, und nicht fortdauernd den Haß gegen die Fremden zum politischen Dogma erheben wird. Fügt es sich nicht zeitig einem europäischen Einfluß, so wird es unter einen viel furchtbareren und minder uneigennützigen fallen: die Eröffnung des Isthmus von Panama erleichtert die Verbindungen der neuen Welt mit Europa, vermehrt aber auch die Macht der Vereinigten Staaten, und Spanisch-Amerika hat die Wahl mit Hülfe europäischer Einwanderer in Freiheit heranzuwachsen, oder seine Eigenthümlichkeit unter dem rauhen Fußtritt der angloamerikanischen Race verschwinden zu sehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 174. 22 Julius 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

10. El-Guerbes und Sanhadja.

Zwischen dem Dschebel-Filfila und dem Edugh, wovon das Eisencap eine Verlängerung ist, liegt die sich auf die Bai El-Kra öffnende Ebene der Guerbes und der Sanhadja; ersterer Stamm bewohnt den zunächst an Filfila gränzenden Theil derselben, während der andere das weiter gegen den Edugh hin gelegene Land inne hat. Diese Ebene ist reich an Wildpret aller Art und versieht den Markt von Philippeville mit Hasen, Rothhühnern, wilden Enten u. s. w., welche durch von Duar zu Duar ziehende Aufkäufer dahin gebracht werden.

Ich hatte früher zu Constantine die Bekanntschaft eines alten Türken gemacht, der für einen der ersten Jäger in der Gegend galt. Sidi-Abd-er-Rahman war als Seemann nach Afrika gekommen und wurde später Aga bei den Spahis des Bey von Constantine. Im Jahr 1830, während der Bey dem Dey von Algier zu Hülfe geeilt war, machte sein Gum einen Theil der in der Stadt zurückgelassenen türkischen Besatzung aus und er nahm Theil an der Verschwörung, in Folge deren der Bey bei seiner Rückkehr die Thore der Stadt verschlossen fand. In Folge einer Capitulation, in welcher der Bey den Türken freien Abzug gestattet hatte, verließ Abd-er-Rahman die Stadt mit seinen Mitverschworenen, und entging wie durch ein Wunder dem Blutbad bei den Harraktas, in welchem seine Gefährten treulos niedergemetzelt wurden. Dann begab er sich nach Tunis und kehrte 1838 nach Constantine zurück, wo er eine Tabakfabrik errichtete und in Folge einiger glücklichen Speculationen sich eine unabhängige Lage sicherte. Seit etwa zwei Jahren bewohnt er Philippeville, wo er mit seinem Sohn einen bedeutenden Viehhandel treibt und nebenbei türkischen Tabak fabricirt.

Wir hatten schon lange eine Jagdpartie bei den Guerbes ausgemacht, waren aber immer durch verschiedene Hindernisse davon abgehalten worden. Ich war derweilen nach Filfila gezogen und hatte schon darauf verzichtet, als ich an einem schönen Vormittag Papa Abd-er-Rahman, in Begleitung seines K'deim (Dieners), in voller Rüstung den Berg herauftraben sah. Er sah stattlich aus mit seinem rothen Fez, mit seiner eleganten Jagdtasche an der Seite und einer schönen Jagdflinte von Lepage auf der Schulter, der Tragsack seines Maulthiers strotzte von Mundvorrath, Pulverkapseln und Schrotsäcken, und eine ungeheure, gut verwahrte Korkflasche, die der Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit zu seyn schien, bewies zur Genüge, daß er dem, von dem Propheten verpönten Saft der Traube nicht abhold war.

Es war in der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Filfila, und die Ankunft des angenehmen, weitgereiseten und vielerfahrenen Greises machte Epoche in meinem einsamen Waldleben. Thomas, der arme Junge, war so entzückt über das neue Leben, das die Ankunft von Gästen in unsere Einsiedelei brachte, daß er die Suppe zweimal salzte, den Hasenbraten anbrennen ließ und hundert andere Thorheiten beging. Der Abend verstrich unter den Vorbereitungen zur morgenden Abreise und wir legten uns zeitig zur Ruhe, nachdem ich zuvor dem kleinen Thomas meine Instructionen gegeben, und ihn für die ganze Dauer meiner Abwesenheit zum Obercommandanten des Forts auf Filfila ernannt hatte.

Am folgenden Morgen zogen wir fröhlich über den Berg, an welchem sich der Weg in vielfältigen Krümmungen hinaufzieht, und brauchten vier volle Stunden bis wir das Ende des sich bis in die Ebene erstreckenden Hochwaldes erreicht hatten. Zwei Bergwasser unterbrechen den Weg an dem östlichen Abhang des Filfila, eines derselben, der Wed-Sabon (Seifenbach), ist mit prächtigen Zeeneichen und Rüstern bewachsen. Der von Norden nach Süden laufende Dschebel-Guerbes bildet die westliche Gränze der Ebene, und hat, wie der Dschebel-Filfila, ausgedehnte Eichwälder. Das Land der Guerbes beginnt am Fuß des Filfila, wo der steinige, vom Winterwasser zerrissene Boden eine große Strecke mit stacheligem Ginstergestrüpp bedeckt ist. Der Weg läuft geraume Zeit parallel mit dem Felsendamm der Küste, welcher immer niedriger wird und sich weiter ostwärts in dem Dünensand des Strandes verliert.

Die besondere Form eines dieser Felsen hatte schon lange meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; mein Begleiter sagte mir, daß sich dort die Ruinen einer römischen Seestadt befänden und wir ritten hinüber. Ich fand hie und da auf einer ziemlich großen Strecke nur geringe Mauerreste über den Boden hervorragen, allein an dem Ufer des Meeres befinden sich die an mehreren Stellen noch gut erhaltenen Ruinen colossaler Wasserbauten, welche von der frühern Wichtigkeit des Ortes zeugen, und ich habe die Ueberzeugung, daß manch archäologischer Schatz unter den Sandhügeln des Gestades begraben liegt.

Das Land der Guerbes gewährt einen sonderbaren Anblick. Längs der Küste erheben sich die Dünen manchmal zu einer beträchtlichen Höhe, so daß den Bewohnern dieser Gegend die directe Aussicht auf die See benommen ist. Die ganze Ebene besteht aus einer Menge niedriger, steiler, bald felsiger, bald sandiger Hügel, zwischen welchen kleine Niederungen mit Ackerland und Weideplätzen hinziehen. Manche dieser Hügel sind mit wilden Olivenbäumen und Cactusfeigen, andere mit grünen

zed by Google

Myrthenbüschen und schwarzen Cypressen bewachsen, und zahlreiche, gut gebaute Gurbies liegen in kleinen Gruppen an den Abhängen derselben zerstreut. Jedes der zahlreichen Thälchen hat seinen speciellen Charakter und bildet für sich ein kleines Landschaftsgemälde in einem besondern Rahmen, so daß man wie in einer Gemäldegallerie in kurzer Zeit eine Menge verschiedener Bilder betrachten kann.

Je weiter man sich von der Küste entfernt, desto ebener wird das Land, nur haben sich hier die im Winter von den Bergen herabströmenden Wassergüsse nach allen Seiten hin tiefe Bette gewühlt, die während des Sommers trocken liegen. Dieses Wasser findet nirgends einen Ausfluß und sammelt sich in den zahlreichen Kra's (Sümpfen), wovon die Bai ihren Namen erhalten. Zur Zeit des Striches und Wiederstriches vom Spätherbst an bis zum Frühling sind diese Sümpfe mit unzähligen Schaaren von Wasser- und Sumpfvögeln bedeckt, und da das Land noch dazu einen Ueberfluß an wilden Schweinen, Hasen, Schnepfen und Rothhühnern hat, so ist es kein Wunder, daß die leidenschaftlichen Jäger eine Jagdpartie in den Guerbes für das höchste Erdenglück halten. Solche Jagdpartien finden aber hier nicht oft statt, denn die Mercanti's von Philippeville trauen den Arabern nur halb, und nur zuweilen kommt eine Fahrt zur See nach den Guerbes zu Stande.

Wenn aber auf einer Seite eine wildpretreiche Jagdgegend ihr Angenehmes hat, so haben dagegen auf der andern Seite die aus dem Lieblingsaufenthalt der wilden Enten aufsteigenden Fiebermiasmen ihr Unangenehmes. Die Guerbes haben jedes Jahr, mit Anfang des Sommers, regelmäßig ihre endemischen Fieber; dazu kam vorigen Herbst die Cholera, unter deren giftigem Hauch die von dem Fieber abgeschwächten Araber wie Mücken zusammenfielen, so daß bald die Bevölkerung dieser Gegend auf ein Drittel zusammengeschmolzen war. Wir zogen an vier nebeneinanderstehenden Gurbies vorüber, in welchen die Cholera nicht ein lebendes Wesen übrig gelassen. Ich trat in einen derselben, und fand darin das wenige Hausgeräthe noch an der Stelle, wo man es zum letztenmal gebraucht hatte. Es gehen täglich wohl hundert Araber vorüber, allein keiner macht Anspruch auf die Verlassenschaft der Verstorbenen, und selbst der Roheste nennt den Namen Allahs und des Propheten beim Anblick dieser Wahrzeichen einer schweren Zeit.

Die Guerbes bauen ziemlich viel Gerste, die trotz des sandigen und steinigen Bodens nicht übel gedeiht; sie halten auch mehr Rindvieh als ihre Nachbarn im Gebirg, dürfen dasselbe aber, wie Papa Abd-er-Rahman sagte, nur im Frühjahr sehen lassen, da es den ganzen Sommer über nur abgestorbenes, ausgedörrtes Gras zu fressen, und am Winter aus Mangel an einem Obdach viel von der Nässe und der Kälte zu leiden hat. Die Ziegen sind in dieser Hinsicht besser daran, da sie in diesem Lande Jahr aus Jahr ein grünes Laub zur Genüge finden; auch liefern sie den größten Theil der Milch, welche die Araber zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die beste Kuh gibt hier in der günstigsten Jahreszeit kaum eine Maß Milch, und man muß noch dazu immer das Kalb saugen lassen, solange sie nicht versiegen soll. Wollte man wie bei uns das Kalb verkaufen, so könnte man sicher darauf zählen, daß in Zeit von zwei Tagen die Kuh keinen Tropfen Milch mehr geben würde. Manche glauben, daß dieß in der Natur des Landes liege, ich aber bin überzeugt, daß durch Kreuzung der Localrace mit einer guten europäischen und durch Einführung einer rationellen Stallfütterung, wenigstens für die milchenden Kühe, diesem Uebelstand leicht abzuhelfen wäre. Die Ochsen werden hier nicht wie bei uns verschnitten, und man begnügt sich damit, ihnen die Testikeln zu zerquetschen. Der hiesige Schlag Rindvieh ist überhaupt schwach und gering, und es erfordert eine lange Gewohnheit und die Abwesenheit eines Vergleichungspunktes, um denselben nicht äußerst klein zu finden. Während des Sommers wird das Rindvieh unaufhörlich von den Bremsen geplagt, die ihre Eier unter die Haut desselben legen; es wird oft ganz toll davon, und es ist hinlänglich einige Secunden lang das Summen einer großen Bremse nachzuahmen, um eine ganze Heerde in die Flucht zu treiben.

Wir kehrten in einem Gurbie ein, wo wir einen guten Kuskusu mit Hühnern zum Nachtessen bestellten, und belustigten uns dann bis auf den Abend mit der Jagd, die sehr ergiebig ausfiel, obschon ich, wie Sidi-Abd-er-Rahman bemerkte, mehr dem Ungeziefer, als dem Wildpret nachstellte. Ich schoß hier die Marmorente (Anas marmorata) und fing einige Exemplare einer hier ziemlich häufigen Kröte (Bufo arabicus). Nach der einzigen, bis jetzt in Nordafrika angetroffenen Tritonart (Triton Poiretii), die hier ebenfalls vorkommen soll, sah ich mich aber vergebens um. Alle stehenden Wasser waren mit Sumpfschildkröten (Emys sigris) bevölkert; von Landschildkröten fand ich hier nur die Testudo Graeca, die überall im Sahel sehr häufig angetroffen wird, während im Tell sich nur die Testudo Marginata findet. Auf dem Rückweg tödtete ich noch einen schönen Falkenmilan (Elanus melanopterus), der mit beständig wippendem Schwanze auf dem Gipfel eines abgestorbenen Baumes saß. Vom Leonorens Falken (Falco Eleonorae), von welchem ich bis jetzt noch nicht mehr als ein Exemplar, das sich gegenwärtig im zoologischen Garten von Paris befindet, erhalten konnte, und welcher, nach dem Commandanten Levaillant, hier öfters vorkommen soll, sah ich nirgends eine Spur.

Man hatte uns einen Gurbie eingeräumt, in welchem man uns das Nachtessen servirte. Der Turki, wie die Araber Abd-er-Rahman nannten, der schon oft hieher auf die Jagd gekommen war, war hier jedermann wohl bekannt, und nach dem Nachtessen, während wir den Kaffee tranken, fanden sich nach und nach verschiedene Araber aus der Nachbarschaft ein, die sich zu uns um das Feuer herum setzten und sich nach den Neuigkeiten des Tages erkundigten. Unter den Herbeigekommenen befand sich ein alter Mann, der sich zur Zeit des Bey Achmed als Chames bei den Segnia, südwärts von Constantine, aufgehalten, und der Augenzeuge war von der gräßlichen Rache, die der Bey an den Smul ausgeübt hatte. Da Sidi-Abd-er-Rahman als ehemaliger Aga des Bey bekannt war, so drehte sich natürlich die Unterhaltung um die frühere Regierung des Beyliks, und der alte Araber erzählte uns die tragische Begebenheit bei den Smul wie folgt:

Der Bey hatte seinen prächtigen Palast zu Constantine gebaut, wozu die Häuser der reichen Mauren der Stadt ihre Marmorsäulen hergeben mußten. Er hatte zu gleicher Zeit seinen Marstall vergrößert, und war keineswegs in Verlegenheit sich schöne Pferde um denselben Preis wie seine Marmorsäulen zu verschaffen. Zu diesem Zweck begab er sich an der Spitze seiner Reiter zu den Smul, die sich bisher immer als treue Unterthanen gezeigt hatten, und nahm denselben ihre schönsten Pferde ab, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, diesen Diebstahl durch Vorschützung einer Staatsnothwendigkeit zu beschönigen oder zu entschuldigen. Wenn er ihnen nur ihre Weiber abgenommen hätte, so hätte es noch angehen mögen, allein

Digitized by Google

dem Araber sein Liebstes auf der Welt, sein Lieblingspferd, zu nehmen, heißt denselben auf das Aeußerste bringen. Die Folge davon war, daß der ganze Stamm der Smul den Aschur verweigerte und sich bereit hielt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Der Bey rüstete ein kleines Heer aus, um die Widerspenstigen zu bestrafen, allein als er mit demselben auszuziehen im Begriff war, vernahm er, daß die Smul bei der Nachricht von einer ihnen geltenden Truppenbewegung ihre Zelte aufgehoben hätten, um sich über das Auresgebirg nach dem Hodna zu flüchten und schon mit ihren Heerden die Hochebene von Ksur im Süden von Bathna erreicht hätten. Dieß machte den Tyrannen wüthend, allein er wußte mit seiner gewöhnlichen Arglist seine Wuth zu verbergen, und er traf Anstalten zur Ausführung eines Racheplans, den ihm der Teufel eingegeben haben mußte. Er schickte ihnen einen seiner Vertrauten nach, durch welchen er ihnen vollkommene Verzeihung des Vergangenen anbieten ließ, wenn der ganze Stamm unverzüglich umkehren, den Bey feierlich in seinem Lager um den Aman anflehen und eine Buße von Tausend Solthani erlegen wollte.

Die Smul waren in einer kritischen Lage; einerseits hatten sie erfahren, daß die Araber des Hodna sich der Einwanderung in ihr Gebiet widersetzen würden, andrerseits kannten sie den heimtückischen Charakter des Bey, und nur der Umstand, daß er ihnen eine Geldbuße auferlegt hatte, ließ sie in die Falle gehen, denn sie hielten denselben für einen Beweis, daß er nichts gegen ihr Leben beabsichtige. Die Aeltesten des Stammes hielten einen Rath, und es ward beschlossen, sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Zwei Tage darauf zogen die Smul nach ihrem Gebiet zurück, wo sie das Lager des Bey aufgeschlagen fanden. Ein Officier der Leibwache war ihnen entgegengeritten und hatte ihnen befohlen ihre Zelte an den alten Orten wieder aufzuschlagen; zu gleicher Zeit hatte er ihnen gemeldet, daß die Ceremonie der Ertheilung des Amans am folgenden Morgen stattfinden würde, und daß deßwegen alle Männer des Stammes sich ohne Waffen vor dem Lager einzufinden hätten, um einer nach dem andern dem Bey den Burnus zu küssen.

Am andern Morgen frühe erschienen die Smul demüthig und mit gesenktem Haupte vor dem Lager, wo man sie lange warten ließ. Endlich ließ man sie, dreihundert an der Zahl, vor das Zelt des Bey kommen. Der Wüthrich trat heraus und mit ihm ein Mann, der einen Stab in der Hand und einen breiten Yatagan im Gürtel trug. Die vordere Reihe der Smul machte eine Bewegung vorwärts, allein der Bey machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und rief mit seiner tiefen, dröhnenden Stimme, die im höchsten Affect dem rauhen Gebrüll eines Tigers zu vergleichen war: „Zurück ihr Hunde, Söhne von Hunden! Glaubtet ihr, daß ich einfältig genug sey euch den Aman entgegenzutragen, nachdem ihr auf eine unverzeihliche Weise mit meinem Zorn gespielt? Der Tschausch soll euch den Aman geben, und euer Beispiel wird den Arabern auf lange Zeit die Lust benehmen, sich ihrem Oberherrn zu widersetzen. An dir, Tschausch! Thue was deines Amtes ist!"

Die bestürzten Araber hatten mit einem Blicke ihre verzweifelte hoffnungslose Lage eingesehen, und sich mit der ihrem Volke eigenen bewunderungswürdigen Resignation in ihr Schicksal gefügt. Lautlos standen sie da, und nur als sie, einer nach dem andern, vor den Scharfrichter geführt wurden, öffnete sich ihr Mund zu einer lauten Anrufung des Namens Gottes, um bald unter dem niedersausenden Yatagan auf ewig zu verstummen.

Zwei Tage dauerte die Execution; der Tschausch mußte oft des in Strömen fließenden Blutes halber den Ort verändern und aus übergroßer Müdigkeit einhalten. Endlich war das Haupt des letzten gefallen; die Rache des Tyrannen war vollständig, und er zog mit seinen Getreuen nach Constantine zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kayans im Nordwesten Borneo's.

(Nach Rob. Burns. Journal of Indian Archipelago 1849. Singapore.)

Dieses Volk bewohnt das Binnenland des zwischen den Mündungen der Flüsse Baram und Rajang gelegenen Gebietes. Diese beiden, von einigen kleinern Bächen genährt, sind die einzigen Ströme, durch welche den Kayans der Zutritt an die Meeresküste aus dem inneren Lande ermöglicht ist. Ihre Gränze wird südlich vom Rajang durch den Tinian-Fluß gebildet, der zum Stromgebiete des ersteren gehört. Beider Vereinigung tritt bei der Stadt Siriky ein, so daß der Tinian die Landschaft im Winkel schneidet, fast am Ursprung des Pontianak-Stromes, in dessen Nachbarschaft auch seine Quelle ist. Im Norden haben die Kayans kürzlich die am Oberlaufe des Flusses Bruni gelegenen Landstriche erobert bis auf zwei Tagreisen oder ungefähr 40 Meilen von der Stadt gleichen Namens, indem sie die Dayaken flüchtig vor sich herjagten. Dreißig Meilen landeinwärts ist die Gegend größtentheils flach, dicht mit Forsten bedeckt, allein im allgemeinen nicht moorig; weiter hinein wird sie aber sehr gebirgig, bis man im Herzen der Insel auf das große Gebirge Tibang stößt, das unermeßlich hoch seyn soll und von welchem oder in dessen Nachbarschaft die Mehrzahl der großen Flüsse des Eilands entspringt, nämlich der Kayan und Tiban, welche ostwärts strömend in die Straße von Macassar fallen, der Coti, der nach Südwest fließt; endlich der Rajang, welcher, obwohl von den Schriftstellern über Borneo wenig besprochen, der schönste Strom der Nordwestküste, ja vielleicht der bedeutendste auf der ganzen Insel ist. Er hat sechs Mündungen, deren ansehnlichste, Rajang geheißen, einen guten Hafen bildet und Wasser genug für die größten Fahrzeuge besitzt. Bei niederm Wasserstand hat er drei Faden Tiefe, sonst 11—12 Faden mit einem Wechsel von zehn Fuß Steigerung oder Fall. Mit Hülfe der Fluth, welche 90—100 Meilen weit bis an die großen Stromschnellen desselben eindringt, ist der Rajang schiffbar; allein seine Stürze sind volle zwei Meilen lang, entstanden aus dem Durchbruch des Flusses durch zwei Reihen von Hügeln. Nur mit großer Schwierigkeit und Gefahr kann man ihnen nahe kommen, wegen der vielen Klippen und Inseln, über und durch welche der Strom mit furchtbarer Schnelligkeit rollt. Dieser Umstand bildet das unübersteigliche Hinderniß für die Ausbeutung der großen Kohlen- und Eisenlager, welche im Binnenlande vorhanden sind. Nach den bedeutenden Stürzen von Balaga wendet sich der Lauf des Stromes nordwestlich, die halbkreisförmige Hügelreihe umspülend, aus welcher der Bintulu, Tatau und alle die Bäche zwischen dem Rajang und dem Baram ihre Quelle leiten. Die Kayans, dem Laufe des Stromes folgend, kommen an das große Centralgebirge Tibang, und von hier entspringen die Flüsse Tiban, Coti und Banjar. Das Volk der Bugis wohnt an den Ufern des Coti und benutzt denselben als Handelsstraße bei ihren Excursionen nach dem Lande der Kayans im Nordwesten der Insel. An dieser Küste ist der Baram der nächste Fluß von Bedeutung, gleichfalls von den Kayans umwohnt, weniger des Werthes und der Menge seiner Producte als seiner schiffbaren Natur wegen wichtig, obwohl er an seiner Mündung bei Hochwasser nur zehn Fuß tief ist.

Von den wilden Thieren, die diesen Theil der Hochlande Borneo's bewohnen, ist das Nashorn (Rhinoc. javanicus) die größte Art und findet sich am Oberlaufe des Rajang, woselbst auch die größten Exemplare des Orangutang (Simia Wurmbii Pongo) noch heutzutage vorkommen sollen. In einigen Theilen der Hügelregion sind der Leopard und ein kleiner Bär (Ursus malayanus) häufig, ebenso wimmelt es von Wildschweinen und Hirschen überall; auch eine Ziege findet sich in wildem Zustande. In der Sprache der Kayans gibt es keine Namen für den Löwen, den Elephanten, das Pferd und die Kuh, ebenso wenig für

viele andere wohlbekannte Thiere, wohl aber besitzen sie für den Königstiger einen eigenen Ausdruck; dieses Thier soll in Borneo sehr groß werden und sein Vorhandenseyn in verschiedenen Districten des Innern wird von den Kayans hartnäckig behauptet. Hier leben auch die zwei Affenarten, welche den Batu-Nakit oder Bezoarstein hervorbringen. Die eine ist ein großer schwarzer Affe mit langem Schwanz (wahrscheinlich ein Gibbon), die andere nicht kleiner, roth und schwanzlos. Die Bezoare finden sich im Magen beider, doch werden manchmal zehn bis zwanzig Exemplare erlegt, ohne daß man einen Bezoar bekömmt. Wenn er nicht gleich nach dem Tode des Thieres herausgezogen wird, soll er geringer an Größe und Qualität werden.

Nicht minder als die Bildung des Erdstriches variiren auch seine menschlichen Bewohner. Außer den gekreuzten (mongrels) Malayen an der Küste gibt es noch eilf andere Stämme, die zwischen ihnen und den Kayans ihre Wohnsitze haben, nämlich die Kannawit, Bakatan, Lugat, Tanyong, Tatau, Balinian, Punan, Sakapan, Kajaman, Bintulu und Tilian, deren Mehrheit übrigens den Kayans tributpflichtig ist. Die sechs erst erwähnten sind alle mehr oder minder tättowirt, und zwar beide Geschlechter; gewiß sind sie alle aus dem einen Stamme der Kannawit entsprungen, deren Gewohnheiten denen der Dayaks in allen Dingen gleichen, wie sie auch die nächsten Nachbarn derselben sind. Die Stämme Punan, Sakapan und Kajaman betreiben hauptsächlich das Einsammeln des Kamphers und der Vogelnester (Salanganen). Sie gränzen an die Kayans zunächst an, denen sie auch zum Theil in den Sitten gleichen, namentlich in der Art der Leichenfeier. Nur die Bintulu und Tilian haben die malayische Begrüßungsform als eine Art Höflichkeit angenommen, bekennen sich aber nicht zum Islam; alle Dialekte weichen weit von einander ab, obwohl sie sich leicht auf einen Urstamm zurückführen lassen. Die Seelenzahl jedes Stammes wechselt von 500—600 Waffenfähigen. Die Bakatan und Lugat sind die bösartigsten und räuberischsten, die ohne festen Wohnsitz zigeunerartig durch die Dschungeln (Rohrdickichte) schweifen, von den Producten derselben, mehr noch von dem lebend, was sie andern Stämmen durch Diebstahl entziehen können. Auch sind sie die Sklavenhändler der Gegend und stehlen die Angehörigen eines Volks, um diese dem nächsten zu verkaufen. Von Kopf bis zu Fuß sind sie mit ausgezeichneter Sorgfalt tättowirt, und die vornehmsten Verfertiger des Sumpitan (Blaserohrs), der von einer geschickten Hand in einem Tage gebohrt werden kann. Das Instrument hiezu ist eine kalte Eisenruthe, deren eines Ende keilhart geschärft, das andere rund ist; die Bakatans sollen alle andern Völker in der Kunst, vergiftete Pfeile zu verfertigen, übertreffen. Der Wahnsinn des Köpfeschnellens, von den Geschichtschreibern der Sarawaks so extravagant besprochen, existirt unter dem Volke der Kayans nicht; doch sind die Köpfe ihrer Feinde bei ihnen noch höher gewerthet, als dieß bei den Kriegern Europa's zur Zeit der Völkerwanderung der Fall war; Köpfe von Gegnern, in der Schlacht erbeutet, gelten den Kayans als Trophäen nicht minder viel, als den Indiern Nordamerika's ihre Skalpe. Daß wir so viel von den eingebildeten Schrecken des Kopfschnellens gehört, trotz der noch immer so ungenauen Kenntniß über die Völker des innern Borneo, ist auf Rechnung der ihnen von Reisenden unverdienterweise angedichteten Bösartigkeit zu setzen; so beschrieben die blutdürstigen Malayen der Küste die Bornesen als wilde Kopfschneller und Cannibalen, was ein deutscher Missionär auf gut Glück nachschrieb, und dieselben als Scheusale männlicher und weiblicher Prostitution hinstellte. Der Grund der Malayen für diese Lügen ist klar, da sie ihre ganze Existenz von Betrügereien beziehen, mittelst welcher sie den Völkerschaften des Binnenlandes die mühsam gesammelten Producte ablisten; auch wissen sie wohl, daß ihr Handel erlöschen muß, sobald Europäer sich ins Mittel legen; die Absicht des deutschen Missionärs, in welcher er einen so notorisch unwahren Bericht machte, ist freilich minder leicht zu begreifen.

Anlangend die Bevölkerung von Borneo, muß diese Insel, wenn man Ausdehnung und Betriebsart der Cultur als Criterium annimmt, in der That sehr dünne bevölkert seyn, und wenn ferners das Binnenland der übrigen Districte nicht mehr bewohnt ist, als die landeinwärts liegenden Gegenden der Nordwestküste (was unwahrscheinlich ist), so fällt die Bevölkerung von ganz Borneo weit unter die angenommenen und lächerlich übertriebenen Schätzungen, die man bisher veröffentlicht hat. Die Kayans im Nordwesten theilen sich in zwei große Stämme: die Belawi oder Rajang und die Talang Husam oder Barang. Im Besitz eines unermeßlichen Landstriches überschreiten die Rajang doch nicht die Zahl von 7000 Waffenfähigen, und die Baram zählen höchstens 10,000. Beide Stämme werden von erblichen Oberhäuptern regiert, für welche das Volk große Achtung hat. Im Districte Rajang herrschen drei Häuptlinge: Kniva Batu, Lasa Kulan und Akam Kniva. Kniva Batu ist ein Fürst von großer Gewalt und Einfluß; er beherrscht den Unterlauf des Stromes. Seine Residenz liegt in der Gegend der großen Stromschnellen und ist in der Runde mit dicken Holzmauern verbarrikadirt, an deren Fronte ein alter eiserner Sechspfünder steht, zwei holländische bronzene Zweipfünder und über ihnen bei zwanzig eherne Mörser von verschiedener Größe. Beim Blockhause des Unterhäuptlings Batu Dian, welches 10 Meilen weiter stromaufwärts steht, liegen noch 15 den ebenerwähnten ähnliche Geschütze; die meisten dieser Feuerröhre wurden während des Krieges mit den Malayen der Küste erbeutet. Das Haus des erst erwähnten Häuptlings war das einzige, in welchem Burns menschliche Schädel aufbewahrt fand. Beide Fürsten erzählten ihm übrigens, daß in den von ihnen früher bewohnten Häusern über 400 Schädel aufbewahrt gewesen seyen, die sie bei Veranlassung des Umzuges in ihre gegenwärtigen Wohnsitze in den Fluß hätten werfen lassen; dieß beweist, daß die Kayans keineswegs so versessen sind auf Schädel, um sie ihren Kindern als Vatergut zu hinterlassen, wie man dieß von den Dayaken erzählt. Burns sah 24 Schädel, die den Kriegern der Sakarran und Sarebus Dayaks angehört hatten, welche jetzt die einzigen Störenfriede der Küste sind, da das ganze Land vom Sarawak bis zum Malludu von räuberischen Anfällen befreit ist. Lasa Kulan, der Beherrscher des Mittellaufs des Stroms, ist auch als Fürst von Bintulu anerkannt, von welcher Stadt er Tribut bezieht, wiewohl beinahe alle Mohammedaner und dem Namen nach Unterthanen des Sultans von Bruni sind. Balaga, die Residenz dieses Häuptlings, ist eine angenehm gelegene Ortschaft am Rajang, an einem Platze, wo die Hügel, in jähem Absturz vom Flußufer zurücktretend, eine Landschaft von seltener Schönheit bilden. Bei dieser Stadt ist die Cultur ausgebreiteter, denn an irgend einer andern längs des ganzen Stroms; das dichte Geröhricht verschwindet und die Abhänge der Hügel sind mit Zuckerrohr, Platanen, Ananas, süßen Bataten, Tapioca, Tabak und manchen andern nutzbaren Vegetabilien bepflanzt. Am obern Laufe des Rajang herrscht der Häuptling Akam Kniva, der den ausgedehntesten District und den größten Heerbann hat; deßhalb auch und weil er als Nachkomme des großen Kniva oder der Schlange gilt, als Oberhaupt von den beiden andern Fürsten anerkannt wird. Im Districte Baram sind Parran Lisow und Samatu die zwei hervorragendsten Häuptlinge, beide gute Handelsleute und weit zugänglicher für den Verkehr mit Europäern.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die zoologische Gesellschaft in London hat jetzt nicht weniger als 1500 Thiere in ihrem Garten; was sind dagegen alle gewöhnlichen Menagerien? (Liter. Gaz. 13 Julius.)

Richard Strachey in Indien. Dieser Mann war mit seinem Bruder von der ostindischen Compagnie mit der nähern Untersuchung der Himalaya-Provinzen Kamaon und Gerhwal beauftragt; seine Aufgabe war namentlich Geologie und Botanik, womit er meteorologische Beobachtungen verband. Sein Bruder Henry Strachey war besonders mit der Entwerfung der Karten beauftragt. Die Ergebnisse ihrer Forschungen sind das Eigenthum der ostindischen Compagnie, von welcher deren Herausgabe abhängt. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 175. 23 Julius 1850.

Der Nicaragua-Canal und der Nicaragua-Vertrag.

Die Times vom 20 und 21 Juni., sowie das Athenäum vom 13 Jul. enthalten eine Anzahl sehr interessanter Bemerkungen über diesen Canal und den Vertrag, aus denen nichts geringeres hervorgeht, als daß Bruder Jonathan seinen Vetter John Bull bei dieser Gelegenheit vollkommen überlistet, ja man möchte fast sagen übertölpelt hat. Seit einer Reihe von Jahren ist eine Unzahl Schriften, Berechnungen, Beobachtungen u. s. w. erschienen, welche die Herstellung einer Schiffahrtsverbindung zwischen beiden Meeren besprachen. Zwar sind der möglichen Wege fünf, doch kommen nur drei in vollen Betracht, die wir mit den Namen Panama, Nicaragua und Tehuantepec bezeichnen können. Der letztere Weg ist nicht nur zu lang, sondern führt auch auf einer guten Strecke durch so ungesundes Land, daß man vorerst gänzlich davon abstrahiren muß, so sehr auch die verschiedenen mexicanischen Regierungen sich Mühe gaben, die europäische Aufmerksamkeit darauf zu lenken, um die Unternehmung und dadurch den Geldzufluß Europa's darauf zu leiten. Panama bot jedenfalls den kürzesten Weg, und die öffentliche Meinung war deßhalb schon am meisten dafür, die nordamerikanische Regierung aber schien frühzeitig ihr Augenmerk auf einen durch den Nicaraguasee führenden Weg zu richten, und die Aussendung ihrer Reisenden, namentlich des Hrn. Stephens, bestärkte die englische Regierung in ihrer Ansicht, daß es von Seite der Vereinigten Staaten hauptsächlich auf diesen abgesehen sey, obwohl Hr. Stephens schließlich sich für die Panamastraße als die passendste erklärte.

Aus diesem Stand der Dinge entsprang das Verfahren der Engländer im Mosquito-Land, dessen Schattenkönig zu einer Macht hinaufgeschraubt wurde, mit der man Verträge schloß. Der auffallendste Schritt dabei war, daß England auf sehr schwache oder eigentlich nichtssagende Gründe hin das Land vom Bluefields River bis zum linken Ufer des San Juan als zum Gebiet des Mosquitokönigs gehörig erklärte, in der augenscheinlichen Absicht, durch den Besitz des linken Ufers dieses Flusses die Fahrt auf demselben zu beherrschen. Daß sich die Vereinigten Staaten um so unbegründete Ansprüche wenig kümmern würden, war zu erwarten, und sie schickten in neuerer Zeit einen Hrn. Squier, den bekannten Freund und Erforscher amerikanischer Alterthümer, nach Nicaragua, schlossen mit diesem Staat einen Vertrag und gedachten nun ernstlich ans Werk zu gehen, den Canal in Ausführung zu bringen. Da erschien am Ende vorigen Jahrs die englische Flottille an der Westküste von Nicaragua, besetzte die Tigerinsel, und schien Anstalt zu machen, sich der beiden Ausgänge des beabsichtigten Canals mit Gewalt zu bemächtigen. Nun begannen die Unterhandlungen ernstlich, und der Erfolg war, daß England von seinen unmäßigen Forderungen abstand und in die Erbauung eines Canals durch die amerikanische Compagnie willigte, eines Canals, der dann allen seefahrenden Nationen geöffnet seyn sollte.

Damit hatte Nordamerika seinen Zweck erreicht, wie sich aus folgenden, allem Anschein nach ganz authentischen Bemerkungen eines mit A. D. unterzeichneten Artikels im Athenäum ergeben wird: „Der Plan, eine Canalverbindung den San Juan hinauf nach dem Nicaraguasee und dann durch 16 oder 17 Meilen bergiges Land nach dem stillen Ocean herzustellen, ist sehr ausführbar und gut entworfen; da es auf der ganzen Strecke, die 17 Meilen bergiges Land ausgenommen, durchaus nicht an Wasser fehlt, so sieht die Sache auf einer Karte sehr gut aus, der größte Theil des Canals scheint fast fertig, und dem Ingenieur und Unternehmer bleibt wenig zu thun übrig. Betrachtet man aber die Sache näher, so kommt man alsbald zu dem praktischen Schluß, daß das große Erforderniß für Europa, d. h. ein tiefer Canal, auf dem große, vollbeladene Schiffe von dem atlantischen ins stille Meer fahren können, auf diesem Wege nicht so gut als auf dem kürzern erreicht werden kann. Die Schwierigkeit einen reißenden Fluß, der unter den Tropen hundert Meilen lang durch Thonboden läuft, zu vertiefen und mit Schleußen zu versehen, ist in dem Nicaraguaplan allzu wenig in Anschlag gebracht, und dabei ist noch der Nicaragua-Canal kaum weniger als 130 Meilen lang, abgesehen von dem Uebelstand, daß der Fluß San Juan von dem caraibischen Meere her schwer zugänglich und der Ankerplatz schlecht, das Ufer des stillen Meeres aber in der Nähe der künftigen Ausmündung des Canals sehr klippenreich ist.

„Die allgemeine Meinung derjenigen, welche die verschiedenen für einen Canal vorgeschlagenen Richtungen sorgsam untersucht haben, geht dahin, daß der Weg durch den Nicaraguasee passend ist für einen seichten, aber nicht für einen tiefen Schiffscanal. Der seichte Canal entspricht aber den Zwecken und Bedürfnissen der Vereinigten Staaten; der Canal würde sieben vielleicht zehn Fuß Wasser haben, der Seehandel der Vereinigten Staaten wird aber hauptsächlich in Schoonern von 50 bis 150 Tonnen getrieben, die sechs bis höchstens neun Fuß tief gehen, und für diese wäre der Canal vortrefflich. Die ganze Küstenfahrt von Neufundland herab bis nach Texas würde ihr Handelsgebiet plötzlich mehr als verdoppelt sehen, da sie durch den Nicaragua-Canal von Panama bis nach dem Nutka-Sund hinauf und bis nach Valparaiso und noch weiter hinab fahren

Digitized by Google

könnte, ohne daß sie ein einziges bedeutendes Cap zu umschiffen und ohne daß sie sehr tiefes Wasser, und sehr tief gehende Schiffe nöthig hätte. Die großen amerikanischen Schiffe sind durch eine Fahrt ums Cap Horn dem stillen Meer so nah, als die europäischen, die amerikanische Regierung hat also keine große Veranlassung einen tiefen Canal anzulegen, da ein seichter ihren Zwecken entspricht, und darum hat sie alle ihre Aufmerksamkeit auf die Nicaraguastraße gerichtet. Sie ist vortrefflich, aber für europäische Tiefseeschiffe nicht geeignet. Es ist also zu fürchten, daß England durch den neulichen Vertrag sehr wenig wirkliche Vortheile ernten wird."

So hat also Amerika, wenn dieser Canal vollendet seyn wird, denselben fast für sich allein, und wenn einst England mit großen Kosten und Anstrengungen einen großen Schiffscanal über Panama zu Stande bringt, so wird Amerika natürlich verlangen, eben so gut Theil daran zu nehmen, wie es andere Staaten an dem Nicaraguacanal Theil nehmen läßt, inzwischen aber wird es den Handel an der Westküste Amerika's mehr und mehr in seine Hand bringen, ja noch mehr, es wird einen guten Theil des chinesischen Handels an sich reißen, wenn das gegenwärtige Project einer Dampfschifffahrtsverbindung zwischen San Francisco über die Sandwichinseln nach China in Ausführung kommt.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

10. El-Guerbes und Sanhadja.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung des Alten hatte einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer gemacht; es entstand eine Pause, während welcher sich jeder seinen Reflexionen überließ. Endlich unterbrach einer der Anwesenden die Stille mit der Frage, ob der entthronte Rey-Franza (König von Frankreich) während seiner Regierung auch viele Köpfe abschlagen lassen und ob die Dschebelia (Bergbewohner) in Frankreich auch den Aschur bezahlten. Abd-er-Rahman suchte ihnen einen Begriff von der Staatsverfassung und der Regierungsform Frankreichs zu geben, und ihnen zu erklären, was eine Revolution sey. Sie fanden es sehr bequem einen König so ohne weiteres fortjagen zu können, nur wollte es ihnen nicht einleuchten, warum man Ludwig Philipp abgesetzt habe, da er doch niemand umbringen lassen und man nach wie vor den Aschur geben müsse.

Die von Hadsch Achmed begangenen Grausamkeiten waren noch eine Zeitlang der Gegenstand des Gespräches, und es kam die Sprache auf die Ermordung der Türken, welche Sidi-Abd-er-Rahman folgendermaßen erzählte:

Der Bey von Constantine war mit allen Arabergums, die er zusammenbringen konnte, dem von den Franzosen hart bedrängten Dey von Algier zu Hülfe geeilt, und hatte den größten Theil der türkischen Truppen als Besatzung in der Stadt Constantine zurückgelassen. Die Türken waren längst unzufrieden mit dem grausamen Hadsch-Achmed, und es war ihnen ein leichtes, die Einwohner der Stadt, die sich ebenfalls ihrerseits seiner nicht zu loben hatten, in ihr Interesse zu ziehen, und die Absetzung des Bey wurde öffentlich ausgerufen. Auf seinem Rückweg auf der Straße von Setif hatte der Bey die erste Nachricht von dem Zustand der Dinge zu Constantine erhalten. Er schwur den Türken blutige Rache, allein bei seiner Ankunft vor der Stadt fand er, daß es nicht so leicht sey, sich der Aufrührer, die zu einem verzweifelten Widerstand bereit waren, zu bemächtigen, und nie würde es ihm gelungen seyn ohne di Feigheit der Mauren, welche bei der Annäherung des Bey entmuthigt die Flügel sinken ließen und gleich von Unterwerfung sprachen.

Dieser Abfall der arabischen Bevölkerung der Stadt bewog die Türken eine Capitulation einzugehen, vermöge welcher ihnen freier Abzug und die Erlaubniß über das Gebiet der Harraktas nach Tunis zu gehen, zugestanden ward. Die Thore der Stadt öffneten sich jetzt, und die Türken zogen aus, um die Nacht über auf Cudiat-Aty zu campiren; neben ihnen lagerten sich zahlreiche Arabergums, die angeblich den Auftrag hatten, sie nach der Gränze zu geleiten.

Am andern Morgen setzte sich die Colonne unangefochten in Bewegung und erreichte nach einem starken Tagmarsch das Gebiet der Harraktas, wo die Zelte aufgeschlagen wurden. Die Araber des Geleites holten Lebensmittel aus den benachbarten Duars herbei, und bereiteten mit der größten Zuvorkommenheit das Nachtessen für die Türken, die auch nicht einen Schatten von Argwohn hatten. Dieß war das Henkermahl der unglücklichen Schlachtopfer, denn gegen Mitternacht, als sie von dem angestrengten Marsch ermüdet und durch das freundschaftliche Betragen ihres Geleites vollkommen beruhigt im ersten Schlafe lagen, wurden sie plötzlich von den Arabern überfallen und ohne Barmherzigkeit niedergemacht.

Abd-er-Rahman lag unter den Todten, die Araber des Bey hatten die Leichen nackt ausgezogen und es der hier wohnenden Abtheilung der Harraktas überlassen dieselben zu begraben. Ein Mann aus den Hanenschas, der als geschickter Wundarzt auf der ganzen Gränze von Tunis berühmt war, befand sich gerade bei den Harraktas, als das tragische Ereigniß vorfiel. Dieser fand noch Lebenszeichen in dem schwer Verwundeten, verpflegte ihn und brachte ihn nach vollkommener Genesung über die Gränze in Sicherheit.

Obgleich die Araber der Berberei wie alle orientalischen Völker an ein unvermeidliches Verhängniß glauben, so verschmähen sie es doch nicht, bei schweren Verwundungen oder Krankheiten die Hülfe einheimischer Empiriker anzusprechen, von denen manche sich gute praktische Kenntnisse erworben haben. In der Gegend von Guelma wohnte früher ein Araber, dem man die glücklichsten Curen zuschrieb und der oft von den Einwohnern der Stadt in verzweifelten Fällen zu Rathe gezogen ward. Ein Vorfall, der den Ruf desselben den höchsten Gipfel erreichen ließ, verdient hier erwähnt zu werden.

Herr Guyon-Vernier, Adjunct des arabischen Bureau zu Bona, war früher Unterofficier in einer Schwadron des 3ten Spahiregimentes, welche in dieser Stadt in Garnison lag. Er war von einer Expedition mit einer Fußwunde zurückgekommen, die anfangs unbedeutend sich durch das Reiben des Steigbügels entzündet und einen höchst gefährlichen Charakter angenommen hatte. Nachdem er einige Zeit im Hospital zugebracht, erklärten die Aerzte, daß die Amputation unvermeidlich sey. Er bat um eine kurze Frist, um seinen Vater, der Regimentsarzt in Algier war, darüber zu Rathe zu ziehen; dieser aber antwortete ihm, daß ihm bei so bewandten Umständen nichts anderes übrig bliebe, als sich geduldig in sein Schicksal zu fügen, und sich je eher je besser der Operation zu unterwerfen. Man drang von neuem in ihn, indem man ihm zu verstehen gab, daß wenn er sich nicht freiwillig dazu verstehen wolle, man genöthigt seyn würde Gewalt anzuwenden, so daß er endlich einwilligte.

Die Operation ward auf den folgenden Morgen festgesetzt,

Digitized by Google

allein gegen Abend kleidete sich der Kranke an und schleppte sich mit Hülfe seines Spahis in den Stall, wo er sein Pferd bestieg und unerkannt die Stadt verließ. Bei der letzten Runde fand der diensthabende Arzt das Nest leer und den Vogel ausgeflogen. Man erschöpfte sich in tausenderlei Vermuthungen, schickte ohne Erfolg die Gendarmerie nach ihm aus und erfuhr endlich, daß er sich bei dem arabischen Arzt in der Nähe von Guelma befände. Ein Militärarzt von Guelma wurde beordert ihn daselbst zu besuchen, dieser berichtete, daß er ihn in einem verzweifelten Zustand angetroffen habe, und daß es unmöglich sey ihn nach Guelma zu transportiren. Man mußte daher geschehen lassen, was nicht zu ändern war, und das Schicksal des Jünglings blieb Gott und seinem arabischen Aesculap anheimgestellt.

Die Sache hatte sich so zugetragen: der Kranke war die ganze Nacht hindurch geritten und kam am andern Morgen frühe erschöpft bei seinem Araber an. Dieser untersuchte die Wunde und erklärte, daß er ihm sein Bein zu retten verspreche, wenn er sich unbedingt seiner Behandlung überlassen wolle. Er bestreuete die Wunde dick mit einem grauen Pulver, welches dem Kranken bei vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen verursachte und eine reichliche Eiterung bewirkte. Das Fieber nahm nach und nach ab, die Wunde schloß sich, die Kräfte kehrten wieder, und in Zeit von drei Wochen erschien der junge Guyon-Vernier völlig hergestellt zu Bona, um sich für sein reglementwidriges Durchbrennen zu einer vierzehntägigen Gefängnißstrafe verurtheilen zu hören.

Unter diesen Erzählungen war es spät geworden, die Araber wünschten eine gute Nacht und wir legten uns in unsere Burnusse gehüllt nieder, um am folgenden Morgen mit Tagesanbruch aufzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Hadschi Mirza Agassi,

während Mohammed Schahs Regierung allmächtiger Minister Persiens, war ein Mann von geringer Herkunft, aber ziemlich gelehrt, verständig, und später als Astrolog und Wahrsager berühmt. In seiner Jugend machte er eine Reise mit einer Pilgerkarawane, bei der sich auch eine Tochter Feth Ali's befand, und da Hadschi Mirza dem religiösen Stand angehörte, so kam er häufig in Berührung mit der Prinzessin, was er benützte ihr einen Heurathsantrag zu machen, für welche Anmaßung er die Bastonade erhielt. Kurz darauf wurde er mit Abbas Mirza bekannt, der ihn zum Lehrer seiner Kinder machte, in welcher Eigenschaft Mirza Agassi seinen Einfluß auf Mohammed begründete. Um diese Zeit sagte er voraus, Abbas Mirza würde vor Feth Ali sterben und der jetzige Prinz seinem Großvater unmittelbar folgen. Dieß geschah und Hadschi Mirza ward Premierminister. Sein erstes war, der Prinzessin, welche ihm die Bastonade hatte geben lassen, die Apanage zu entziehen, und sie dadurch zu nöthigen ihn zu heurathen. Er herrschte unbeschränkt und streng, sammelte ein großes Vermögen, und schaffte die stehende Armee Persiens ab, statt deren er bloß eine Anzahl regulärer Reiter und eine starke Artillerie unterhielt, denn er erklärte, eine persische Armee könne der russischen doch nicht widerstehen, und Persien müsse sich seiner Sicherheit halber auf die Eifersucht Englands verlassen. Nach dem Tode Mohammed Schahs mußte er vor der Wuth seiner Feinde in eine Moschee flüchten, die man nicht zu betreten wagte, obwohl seine Verfolger durch die höhnischen Reden, die er ihnen aus einem Fenster zurief, über die Maaßen erbittert waren. Durch die Dazwischenkunft Oberst Farrants, damaligen Geschäftsträgers in Persien, wurde er befreit, und begab sich nach Kerbela, wo er nur noch wenige Monate lebte, nachdem er die Zeit seines Todes öffentlich genau vorausgesagt hatte. (Athen. 13 Julius.)

Die Kayans im Nordwesten Borneo's.

(Fortsetzung.)

Die Kayans sollen im Nordwesten erst eingewandert seyn und die Bezirke am Flusse Kayan oder Tidun der Karten, welche sie gegenwärtig inne haben, erobert haben. Sie selbst wollen ihren Ursprung nicht weiter als auf diese Sage, zurückführen; ihr Wuchs ist meist unter dem eines gewöhnlichen Europäers, aber stark und untersetzt; sie haben schöne gewölbte Stirnen mit einem angenehmen Ausdrucke der Mienen; auch mangelt ihnen die für die Malayen charakteristische Plattgedrücktheit der Nasen, und sie sind überhaupt weit schöner als die letztern.

Die vorherrschenden Krankheiten unter ihnen sind Fieber, Wechselfieber, Rheumatismen, Ruhr und Kinderpocken; die letztern zeigen sich meist epidemisch und besuchen die Landschaft strichweise alle 12—15 Jahre, zu welcher Zeit sie immer große Verheerungen unter Alt und Jung anrichten. Auch beschreiben sie eine giftige Seuche, die vor 20 Jahren ihr Gebiet heimsuchte und mit der Cholera correspondirt, vor welcher sie aus Furcht ihre Häuser verließen und in die Dschungeln flohen. Mit Ausnahme weniger Häuptlinge, welche die malayische Sitte der Polygamie angenommen, trifft man unter den Kayans nirgend Vielweiberei. Die Geschlechter sind an Individuenzahl ziemlich gleich, und specielle Zurückhaltung des Zusammenseyns zwischen beiden, wie in mehr civilisirten Gebieten, findet nicht statt. Die Heurathen werden meist in frühem Alter vollzogen; dennoch scheint Unkeuschheit unter den Weibern sehr selten vorzukommen. Für das Verbrechen des Ehebruchs soll beiden Schuldigen der Tod bevorstehen, indem man sie mit Steinen um den Hals in den Fluß versenkt. Die gleiche Strafe ist auf Diebstahl gesetzt, ein Mord aber kann sonderbarerweise zwischen den betheiligten Parteien beigelegt werden. Unabhängig und ohne große Gewandtheit im Betrug ist der Kayan besonnen, und für Gunst oder Beleidigung gleich empfänglich, entbehrt aber der verschmitzten Servilität des Malayen und anderer Küstenstämme, welchen er sich überlegen dünkt und die er im allgemeinen mit dem verächtlichen Namen Kayang bezeichnet. Der männliche Kayan tättowirt sich nicht, aber manche aus den höhern Ständen haben kleine Figuren von Sternen, Landthieren oder Vögeln an verschiedenen Theilen ihres Körpers, besonders den Armen, was für ihren Rang auszeichnend ist; die höchste Zierde besteht in einer gefärbten oder tättowirten Rückseite der Hand, was nur den Bravsten in der Schlacht gestattet ist. Bei den Weibern dagegen sind die Arme vom Ellbogen bis an die Fingerspitzen schön tättowirt, ebenso die Beine von den Zehen bis fast unter die Knie und der Oberschenkel; die von sehr hohem Range haben überdem einen oder mehrere schmale Flecken auf den Brüsten. Beim Tättowiren sticht der Künstler die Zeichnung oder das Modell mit Baumnadeln ein und reibt es dann mit Damarharz, wodurch ein sehr schönes Dunkelblau entsteht; häufig folgt eine Entzündung seröser Natur. Die Operation des Tättowirens beginnt, wenn die Mädchen 5—6 Jahre alt sind, zuerst an Hand und Fuß; später, nach eingetretener Mannbarkeit, wird sie auch an den übrigen Theilen des Körpers vollendet. In frühem Alter werden beiden Geschlechtern die Ohren durchbohrt und große Ringe von Kupfer, Glockenmetall oder Zinn eingehängt, durch welche dieses Organ meist 5—7 Zoll weit ausgedehnt wird, häufig noch weiter. Namentlich gilt es bei den Weibern als Zeichen der Schönheit, die Ohren bis auf die Brust herabgezogen zu haben, was man nicht selten unter ihnen trifft.

Menschenopfer fallen streng genommen bei den Kayans noch bis auf den heutigen Tag, doch scheinen sie vor Zeiten unter ihnen häufiger gewesen zu seyn, namentlich bei Gelegenheit der Besitzergreifung eines neuen Hauses durch den König oder obersten Häuptling und ebenso beim Tode desselben. Sie gestehen, daß etwa vor zwei Jahren ein Schaustück dieser empörenden Sitte gegeben wurde, als der Häuptling Batu Dian sein neues Haus bezog. Das Opfer war ein malayisches Sklavenmädchen, eigens zu diesem Zwecke von der Küste herbeigeschleppt und dem Häuptling durch einen Mann verkauft, der gleichfalls ein Malaye war. Es soll gegen die Art der Kayan seyn, einen ihrer eigenen Nation zu schlachten oder zu verkaufen. Im eben erwähnten Falle ließ man das unglückliche Opfer sich zu Tode bluten, das Blut wurde aufgefangen und

Digitized by Google

an die Pfeiler und unter die Schwelle gesprengt, der Körper aber in den Strom geworfen. Nur das Blut allein wird geschätzt und als wirksam betrachtet. Daß sie wirklich diese Ansicht vom Blute haben, mag Folgendes beweisen: während Burns Aufenthalt im Hause des Kniya Batu war eines von dessen Kindern, eine kleiner Knabe, auf dem Punkte, am Fieber zu sterben. Nachdem sie all' ihre Künste in Anwendung von Arzneimitteln erschöpft, nahm der Fürst als letzte Hülfe ein junges Hühnchen und hielt es lange Zeit über dem Angesichte des Knaben; darauf tödtete er es mit seinem stärksten Schlachtschwerte am Fenster und warf es in die Höhe von sich gegen die Richtung der sinkenden Sonne. Das Schwert mit dem rauchenden Blute daran hielt er über das Gesicht des Knaben, wie vordem unter heißen Anrufungen und Gebeten, daß sein geliebtes Kind nicht sterben möge, worauf er sich selbst neben den kleinen bewußtlosen Dulder legte, der sich in den wildesten Paroxysmen des Fiebers wand. Neun der andern Stämme auf Borneo scheinen die befremdende, aber nicht unerhörte Gewohnheit zu haben, daß zwei Personen, welche Freundes- oder Bruderbund schließen, ihr Blut vermischen und wechselweise aus einem Becher trinken. Wenigstens wurde Lord Dalton auf die ebenbeschriebene Weise der Freund eines Häuptlings am Koti-Strom. Bei den nordwestlichen Kayans ist diese Ceremonie etwas verschieden. Folgendermaßen ging es bei Burns Einweihung in die Bruderschaft mit Lasa Kulan, dem Herrscher von Balaga am Rajan und Tudow am Flusse Bintulu zu: Zwei Tage vor dem Geschäft des Blutvermischens wurde die große Halle des Häuptlings mit den Waffen und dem bunten Kriegszierrath der Männer geschmückt, so wie mit dem hübschen Gewebe des weiblichen Putzes, der mehr für das Auge als zum Gebrauche dient, bestreut. Am bestimmten Tage kam eine Anzahl der benachbarten Häuptlinge an, deren einige die Verhandlungen durch Reden über ihre eigne Größe und Macht eröffneten, über alle die Wunderdinge, welche sie von dem weißen Volke erfahren und über ihre große Zufriedenheit von einem Mitgliede desselben besucht zu werden, von welch allem ihre Väter so viel gehört, aber nicht gesehen. Sodann wurde ein großes zu diesem Zwecke bereit gehaltenes Schwein geschlachtet, und nachdem einer derselben das Halsabschneiden mit viel Geschick vorgenommen, offenbarte sich die unverhüllte Befriedigung des großen Menschenhaufens, der zusah. Darnach brachte man drei Schläuche voll Arak dreierlei Art, nämlich aus Zuckerrohr, Reis und der Frucht Tampui bereitet, der in Gefäßen aus Bambus reichlich unter alle Anwesenden, die Frauen ausgenommen, vertheilt wurde. Sobald der Fürst sein Bambusmaaß mit Arak ergriffen hatte, stiegen sie auf den Balcon an der Fronte des Hauses und standen Schulter an Schulter, das Gesicht gegen den Strom gekehrt. Dann verkündete der Fürst seine Absicht, dem Sohne des weißen Mannes Freund oder Bruder zu werden, worauf einer der zuhörenden Häuptlinge Burns ein kleines scharfgespitztes Bambusstück gab, womit der Engländer einen leichten Einschnitt in den rechten Vorarm des Fürsten machte, während die andern das hervorquellende Blut in einer Kanne auffingen. Mit einem ähnlichen Instrument zog der Fürst Blut aus Burns linkem Vorderarm, das in demselben Becher aufgenommen und mit dem andern gemischt wurde. Sodann knetete man dasselbe mit Tabak und verfertigte eine große Cigarre daraus, welche der Bornese mit Burns bis ans Ende abwechselnd verpuffte, während des Engländers neuer Freund eine lange und beredte Herzensergießung hielt, indem er den Gott Tanangan, Sonne, Mond, Sterne, Flüße, Wälder und Gebirge anrief, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu bezeugen; dreimal während dieser Declamation sprengte er Arak gegen den Strom zu auf den Boden. Da Burns des Sprechens enthoben wurde, so sprachen nach dem Fürsten noch mehrere der anwesenden Häuptlinge, lang und laut genug; dann kehrten sie insgesammt in die Halle zurück, wo der noch emsiger als früher kreisende fröhliche Becher ihre gute Laune und Geselligkeit bedeutend weckte. Das Fest dauerte lang und die ganze Ergötzlichkeit wurde durch Musik und Tanz erhöht; die verschiedenen Waffentänze der Männer waren sehr unterhaltend, die langsamen und abgemessenen Bewegungen der Weiber monoton, aber durchaus nicht ungraciös.

Die Gewohnheit, der Richtung des Vogelfluges Wahrzeichen zu entnehmen, ist den meisten Stämmen Borneo's gemeinsam, bei den Kayans hängt dieß aber nicht mit dem Glauben an eine göttliche Natur der Vögel zusammen; der Vögel, welche ihnen als ominös gelten, sind etwa zehnerlei an Arten. Aus dem Fluge des Calav oder Nashornvogels (Buceros rhinoceros) diviniren sie sich Sieg oder Flucht im Kriege; wenn einige der wahrsagenden Arten vom rechten Flußufer auf das linke fliegen, gilt dieß für unglückbedeutend; das Umgekehrte ist günstig und deutet auf Erfolg. Wenn sie längs der Flüsse reisen und es streicht gerade ein solcher Schicksalsvogel von rechts herüber, so halten sie sogleich stille, zünden am Ufer Feuer an, schmauchen ihre Blättercigarren und warten in der Regel so lange, bis ein weniger ungünstig gelaunter Vogel von der linken Seite auf die rechte fliegt. Wenn dieß nicht eintrifft, so kehren sie meistens zu dem Platze zurück, von welchem sie ausgegangen waren. Burns selbst erfuhr ein Beispiel der Art durch die Grille eines netten kleinen Vogels, Lukut genannt. Weil dieser auf das linke Flußufer flog, war er genöthigt, eine beträchtliche Strecke bis an die verlassene Schlafstelle der vergangenen Nacht zurückzugehen, und konnte erst am folgenden Morgen den Weitermarsch beginnen. Bei einer andern Gelegenheit, als er am obern Laufe des Talau-Stromes herabstieg, kreuzte gleichfalls einer dieser Schicksalsvögel auf der unglücklichen Seite; die ganze Partie hielt sogleich stille, wendete sich an das Ufer, zündete Feuer an und schmauchte ganz nach ihrer Gewohnheit Cigarren über diesen Fall, war aber auf keine Weise weiter zu bringen, bis ein gegen Burns günstiger gesinntes Individuum von der entgegengesetzten Seite herüberzufliegen sich bequemen würde; nachdem er sie aber daran erinnert hatte, daß nach ihrem eignen Glauben Feuer wirksam sey, den Haß der Vögel zu versöhnen, und daß sie in der That ihrer angenommenen Sitte des Feueranzündens und Rauchens Genüge geleistet hätten, ließen sie sich endlich zum Wiederaufbruch bewegen. Am folgenden Tage mußte das Boot unglücklicherweise durch einen Theil des Flusses fahren, welcher stark mit hineingefallenen Baumstämmen und Felsblöcken verrammelt war, der Strom selbst aber ging reißend und in Folge des heftigen, während der Nacht gefallenen Regens sehr hoch. Der Verlust des größern Theils von Lebensmitteln und Bagage ängstete die abergläubischen Begleiter des Engländers nicht wenig; übrigens nahmen sie alle Schuld auf sich, indem sie sich die Unverantwortlichkeit der Mißachtung jener von dem Vogel am vorigen Tage gegebenen Warnung stark zu Gemüthe zogen. Die gewöhnliche Stille und Lautlosigkeit, die sie bei ihrer Arbeit beobachten, die dünne Bevölkerung der ganzen Landschaft, die schauerliche Bewaldung am Wasserrande der langen schlangenartigen Flüße und der Umstand, daß, mit Ausnahme des Rufes und Flügelschlages der Vögel, selten ein lebendes Wesen die monotone Ruhe der Rohr-Labyrinthe unterbricht oder ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht — all dieß zusammengenommen wirkt zu sehr auf die Befestigung ihrer absurden Meinungen, die sie mit dem Fluge der Vögel in Verbindung bringen. Eine andere Gelegenheit, wo sie ihre Geneigtheit zum Aberglauben an den Tag legten, verzögerte Burns Rückreise an die Küste. Der Häuptling Akom Lia, der mit 25 seiner Leute von den andern Häuptlingen beauftragt worden, ihn zu begleiten, wandte, nachdem alle Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, sich zurück und machte etwa eine Meile weit unterhalb am entgegengesetzten Ufer des Flusses, aber im Angesichte seiner eigenen Hütten, einen einstweiligen Halt und blieb hier einen vollen Tag und eine Nacht, nur um ein günstiges Omen zu erwarten, nach dessen Eintritt sie unmittelbar aufbrachen, ohne auch nur im Vorbeigehen ihre eigenen Wohnsitze zu besuchen, so nahe sie waren, und während der ganzen Reise befeuerte ihn die blinde Zuversicht, daß ihm sein Unternehmen in keinem Falle mißlingen könne.

(Schluß folgt.)

Eine prächtige Mosaikarbeit, zu Autun aufgefunden, wurde vor kurzem nach England gebracht; sie stellt Bellerophon auf dem Pegasus dar, wie er die Chimära erschlägt. Die Arbeit soll bewundernswerth seyn. (Athen. 13 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 176. 24 Julius 1850.

Die Expedition nach Centralafrika.

Richardsons Sendung nach Innerafrika scheint unter Beihülfe seiner deutschen Begleiter eine sehr große Ausdehnung zu gewinnen. Ein Hr. Aug. Petermann theilt im Athenäum vom 13 Julius Nachrichten mit, die aus Briefen von Dr. Overweg an Ritter Bunsen und Karl Ritter vom 25 Mai aus Mursuk in der Oase Fezzan entlehnt sind. Sie enthalten die Beschreibung der Reise von Tripoli nach Mursuk durch eine bisher noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden besuchte Gegend. Der Weg geht von Tripoli aus fast gerade gegen Süden, und wendet sich erst in der Nähe von Mursuk gegen SO. Sobald man über den Garianpaß (etwa 35 engl. M. von Tripoli nahe an dem 2800' hohen Berg Tekut) hinaus ist, dehnt sich ein fortlaufendes Tafelland aus. Bis zum Brunnen von Tabonia (etwa unter 30° 28' N. B.) ist dieß Tafelland von vielen tiefen Wadis durchschnitten, und die Reisenden berichten von mehrern römischen Denkmälern und Säulen. Südlich von Tabonia ist das Tafelland der Hamada, eine unermeßliche Wüste von bedeutend größerer Höhe, welche sich 110 (engl.) geographische Meilen weit gegen Süden ausdehnt. So weit das Auge reicht, sieht man weder Bäume noch Brunnen, und die spärliche Vegetation findet sich nur in einigen unbedeutenden Senkungen der Oberfläche. Der Boden ist hier mit kleinen Steinen bedeckt, Pyramiden, die mit großer Mühe errichtet wurden, dienen den unerschrockenen Kameltreibern als Wegweiser bei Tag, der Polarstern und die Antares bei Nacht. Nach sechs langen Tagreisen erreichte die Expedition den Südrand dieses Tafellandes, das unter 28° 30' in senkrechten Wänden nach dem Tafelland von Hassi sich hinabsenkt. Von da nach dem Wadi Schiati sind es etwa 60 geogr. M. über ein zweites, minder hohes und ausgedehntes, aber eben so ödes Hochland, wie das der Hamada; die allgemeine Richtung der Straße ist SSO. Die Fläche besteht aus schwarzem Sandstein, dessen Zersetzung einen groben, gelben Sand bildet, welcher die Unebenheiten der steinigen Oberfläche ausfüllt; aus dieser schaut das schwarze Gestein in hohen Kegeln von höchst phantastischen Formen hervor, und gleicht dem Basalt so sehr, daß Overweg mehrmals genau untersuchen mußte, um sich nicht zu täuschen. Die Monotonie des öden, schwarzen Gesteins wird nur durch den gelben Sand unterbrochen, ohne den ganz Fezzan eine leblose Wüste wäre, denn in diesem Sand wachsen die Palmbäume, und in den damit angefüllten Wadis finden sich die Quellen. In dem großen Wadi von Fezzan kam die Expedition durch angebaute Felder von Weizen und Gerste. Noch ein anderes kleines Tafelland ward von den Reisenden durchzogen, ehe sie Mursuk erreichten. Hier erwarteten sie die Ankunft der Tuarikescorte aus Ghat unter Hatila, der sich einen Freund der Engländer nennt, weil er Oudney und Clapperton nach Ghat escortirte.

Unter den mannichfachen mündlichen Nachrichten, welche die Reisenden sammelten, ist wohl die interessanteste die Angabe eines Baghirmi-Negers, daß südlich von letzterem Lande ein Volk von Kafirs (Nichtmohammedanern) wohne, welche bekleidet seyen, große Viehheerden besäßen und selbstgefertigte eiserne Waffen (Streitäxte) führten. Ihr Land sey bergig und jeden Winter mit Schnee bedeckt.

Hinsichtlich des letztern Theils der Nachricht muß bemerkt werden, daß er sich an die Ergebnisse anderer Nachrichten, die von andern Reisenden eingezogen wurden, anschließt, und wonach genügende Gründe zu der Annahme vorhanden sey, daß das Innere Afrika's aus einem unermeßlichen Tafelland bestehe, das ohne wesentliche Unterbrechung von den Mendefi-Bergen im Süden des Tschadsees bis nach dem Cap der guten Hoffnung hin reiche, und von höher civilisirten Völkern bewohnt sey, daß diese große Hochfläche durch ihre Erhebung in ihrem Klima und physischen Verhältnissen mehr einen europäischen als einen tropischen Charakter habe, und etwas ähnliches, wie in den großen Tafelländern der südamerikanischen Anden zeige. Hr. Rebmann spricht von den Eingebornen im Innern, westlich von Mombas, als keineswegs rohen und wilden, sondern ernsten und ruhigen Leuten; Hr. Cooley spricht von den Mucaranga oder dem Volk von Monomoezi, die jährlich in großer Zahl nach Zanzibar herabkommen, anständig in selbstgefertigte Baumwollenzeuge gekleidet seyen, und ihre Waaren auf Eseln von schöner Zucht nach der Küste brächten. Von den Eingebornen am See Ngami haben wir durch Hrn. Livingston gleichfalls günstige Nachrichten, so daß wir die Hoffnung hegen können, daß die HH. Overweg und Barth, sobald sie die Mandaraterrasse hinter sich haben, dem tödtlichen Klima und den wilden Bewohner der Niederungen entrückt unter geringern Hemmnissen ihren Weg südostwärts in der Richtung von Mombas, ihrem eigentlichen Ziel, fortsetzen werden. Erst jenseits des Tschadsees soll die eigentliche Forschung dieser beiden energischen Reisenden beginnen, und zu fürchten ist nur, daß ihre Geldmittel nicht hinreichen.

So weit Hr. Petermann. Die ausgesprochenen Hoffnungen scheinen uns leider ziemlich chimärisch. An der Mandaraterrasse werden die Reisenden alsbald auf nicht mohammedanische, durch die Sklavenraubzüge erbitterte und sehr rohe Stämme stoßen; was sie nach Ueberwindung dieser ersten Schwierigkeiten finden können, steht freilich dahin, aber so weit man bis jetzt von

Digitized by Google

Abyssinien, vom Tschaddafluß aus, so wie vom Congo ins Innere drang, hat man rohere Völker getroffen, und die innere Revolution, welche vor etwa 200 Jahren die Gallavölker aus dem Innern gegen die Küste trieb, läßt nicht gerade auf ein civilisirtes Volk schließen. Unternehmen die muthigen Reisenden wirklich das Wagestück über die Mandaraterrasse ins Innere zu dringen, so werden sie vermuthlich nie wieder etwas von sich hören lassen.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

10. El-Guerbes und Sandhadja.

(Fortsetzung.)

Es ziehen sich mehrere Striche Waldes vom Dschebel-Guerbes bis weit in die Ebene herab; zwischen diesen Waldungen liegen große sumpfige Wiesen, worauf wir zahlreiche Rinderheerden weiden sahen. Hier beginnt das Gebiet der Sanhadja, welche eine reiche Gegend, die sich bis über den Wed-Dschendel hinüber erstreckt, bewohnen. Die Ebene ist leicht gewellt, von großer Fruchtbarkeit, und bringt Weizen und Gerste im Ueberfluß hervor. Zur Schafzucht ist aber dieses Land, der sumpfigen Niederungen halber, nicht geeignet, und man sieht deßwegen nur kleine Heerden dieser Thiere; dagegen ist hier die Pferde- und Maulthierzucht desto gedeihlicher. Die vielen Kra's oder Sümpfe, die erst im Sommer austrocknen, um sich einige Monate später wieder mit Wasser zu füllen, machen diese Gegend in dieser Jahrszeit zu einem sehr ungesunden Aufenthalt, und die Gründung einer Colonie bei den Sandhadja, wie es davon die Sprache war, wäre die größte Unklugheit die man begehen könnte; es müssen erst große Arbeiten zur Trockenlegung der Sümpfe vorhergehen, ehe hier an eine Niederlassung der Europäer zu denken ist. Da aber die französische Regierung erst kürzlich alle Arbeiten in den schon begonnenen Colonistendörfern hat einstellen lassen, so läßt sich nicht erwarten, daß man hier so bald ein Bevölkerungscentrum errichten werde.

Die Sanhadja wohnen alle unter Zelten, die unten ringsum durch drei Fuß hohe Schilfmatten gegen den Wind geschirmt sind. Bloß in der Nachbarschaft der Guerbes, in der Nähe des Busch- und Waldlandes, sieht man in den Duars noch einige Gurbies, die von den ärmern Einwohnern bewohnt werden, und hier läßt sich, sowohl in der Einrichtung der Wohnungen als auch in den Sitten und Gewohnheiten, der Uebergang von den Kabylen zu den Arabern wahrnehmen.

Die Araber beklagen sich überall, daß es ihnen seit der Besitznahme ihres Landes durch die Franzosen so schwer gemacht werde, sich Pulver und Blei zu verschaffen, und doch sind sie es allein, welche die Städte mit Wildpret versorgen. Hier wenigstens hört man sie Morgens und Abends auf allen Seiten puffen, und die Menge Enten, die sie in dieser Jahrszeit von ihrem Morgen- und Abendanstand zurückbringen, sind auch nicht mit Knütteln heruntergeworfen. Früherhin wurde auf allen Märkten, sowohl des Sahels als auch des innern Landes, Schießpulver verkauft, das durch Mozabiten zu Tunis geholt, und von Markt zu Markt getragen wurde. Wo sie es jetzt hernehmen ist mir ein Räthsel, denn es sind so viele Formalitäten nöthig, um von den arabischen Bureaux eine Erlaubniß, Pulver zu kaufen, zu erhalten, daß sie in der Regel lieber darauf verzichten, wenn sie sich nicht welches durch irgend einen Franzosen ihrer Bekanntschaft verschaffen können. Es ist daher wahrscheinlich, daß noch immer Schießpulver auf dem Weg des Schleichhandels eingeschwärzt, und statt auf öffentlichem Markt insgeheim in den Duars verkauft wird.

Wir quartirten uns bei einem Araber ein, dessen Zelt auf einer Erhöhung unfern eines großen Sumpfes lag. Der Grund des letztern mußte ziemlich fest seyn, denn wir sahen überall Kühe und Ochsen darin herumwaten, denen kleine Flüge des niedlichen Verany-Reihers (Ardea-bubulcus), der von den Arabern Tir-el-Ghames (Vogel des Ghames) und von den Franzosen garde-boeuf genannt wird, auf dem Fuße folgten. Dieser schöne Vogel hat seinen französischen Namen nicht umsonst, denn er begleitet das Rindvieh Schritt für Schritt, läuft ihm unter dem Maul und unter den Füßen hinweg und setzt sich ihm manchmal sogar auf den Rücken. Der Ochse läßt dieß gern geschehen, da sein unzertrennlicher Begleiter ihm die Bremsen und Mücken wegfängt, und wenn der Vogel wegfliegt, so scheint er ihm verdrießlich nachzusehen. Das blendende Weiß dieser Vögel macht einen schönen Effect auf dem dunkeln Grün des schilfbewachsenen Sumpfes, wo man sie schon auf eine Stunde Weges weit bemerkt. Der große Brachvogel (Numenius arquata) ist hier ebenfalls sehr häufig und bedeckt Morgens früh in großen Schaaren die Zugänge des Sumpfes. An den tiefern Stellen des Sumpfes klettern in dem dichten Schilf Wasserhühner aller Art herum, worunter sich besonders das blaue Sultanshuhn (Porphyrio hyacinthinus) und das zierliche Zwergwasserhuhn (Gallinula Baillonii), auszeichnen. Ich schoß einen Strandreuter, der mit dem Himantopus melanopterus die größte Aehnlichkeit hat, sich aber von demselben durch die viel längern Tarsen unterscheidet. Brehm führt denselben in seiner Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands unter dem Namen Himantopus longipes als deutschen Vogel auf, mit dem Bemerken, daß sein eigentliches Vaterland Aegypten sey.

Die Araber haben an vielen Orten am Ufer des Sumpfes Wände von Schilfrohr errichtet, hinter welchen sie besonders des Abends das Einfallen der Enten erwarten und dann mit Hagel unter sie feuern, wobei gewöhnlich mehr als eine liegen bleibt. Vom Schießen im Flug wollen sie aber nichts wissen, auch eignen sich ihre langen Flinten nicht dazu.

In geringer Entfernung von dem Zelt, wo wir übernachteten, fließt in einem tiefen Bette der Wed-Dschendel, welcher zur Winterszeit zu einem reißenden Strom anschwillt. Dieser Fluß nimmt etwa zwei Meilen stromabwärts von hier den Namen Wed-el-Kebir (der große Fluß) an, eine Namensveränderung, die er mit mehrern andern Flüssen in Algerien, z. B. mit dem Wed-el-Rummel gemein hat. Er mündet sich in die Bai El Kra, in der Richtung des Eisencaps aus, und soll auf eine Strecke von fünf Meilen von seiner Mündung an schiffbar seyn. Zur Zeit der großen Regengüsse führt er eine Menge Treibholz mit sich, das oft mächtige Dämme bildet und den Fluß sich über die Ebene zu ergießen nöthigt. Durch zweckmäßige Abdämmung und durch Anbringen von Bewässerungscanälen kann der Wed-Dschendel einst eine Quelle der Wohlfahrt für diese Gegend werden.

Während Sidi-Abd-er-Rahman versuchte einige Fische zum Nachtessen zu fangen, ging ich eine Strecke den Fluß hinauf, wo ich alle Paar Schritte auf Rothhühner stieß, die aber alle schon gepaart waren, und wenn jedes Paar auch nur zehn Junge davon bringt, so wäre ich nicht in Verlegenheit, zur Jagdzeit in einem Tage ein Hundert derselben zu erlegen. Die Jagdlust steigert sich hier im Verhältniß zu dem vorkommenden Wild, und wird zur wahren Unersättlichkeit; das Auffliegen einer arm-

Digitized by Google

seligen Kette Hühner läßt hier den Jäger kalt, und nur der Anblick von Hekatomben derselben erregt in ihm Emotionen, die ich am besten mit den Gefühlen eines Geizhalzes vergleichen kann.

In den Bäumen des Flusses trieben sich kleine Banden des einfärbigen Staars (Sturnus unicolor) herum, welcher mit seinem goldgelben Schnabel und seinem schwarzen Gefieder von ferne nicht übel einem Amselmännchen gleicht. Auch lassen sich von Zeit zu Zeit auf diese Bäume Flüge von Dohlen nieder, die ich früher nirgends als in den Felsen von Constantine bemerkt habe.

Wir kamen beide fast zu derselben Zeit nach dem Zelt zurück, wo Abd-er-Rahman Anstalten zur Bereitung des Nachtessens traf, das dießmal statt des ewigen Kuskusu aus gebratenen Fischen, einem jungen Hasen und zwei Kriechenten bestand — ein Mahl, das reichlich und ausgewählt genug war, um sowohl den rohen Appetit ausgehungerter Jäger, als auch die Gaumenlust des wähligsten Feinschmeckers zu befriedigen. Nach dem Nachtessen legten wir uns zeitig zur Ruhe, da wir am andern Morgen den eine Meile von hier gehaltenen Wochenmarkt zu besuchen gedachten.

Solcher Märkte gibt es eine Menge auf den verschiedenen Punkten des Landes, und der Araber würde eher auf alles verzichten, als auf seinen Suk (Markt), wo er die Neuigkeiten des Tages erfährt, die Marabuts um Rath fragt, über die Franzosen schimpft, und von welchem er immer ein Paar Franken nach Hause bringt. Der Markt, wohin wir zu gehen vorhatten, heißt der Suk-el-Chamis (Donnerstagsmarkt); er wird so genannt von dem Tage, an dem er statt hat, so wie ein andrer, jeden Sonntag bei den Kabjeta gehaltener, Suk-el-Had (Sonntagsmarkt) genannt wird.

Der Suk-el-Chamis wird auf einem in geringer Entfernung vom Wed-Dschendel sich erhebenden, die Ebene beherrschenden Hügel gehalten. Früh Morgens sah man schon die Zelte der Krämer aufgeschlagen und von allen Seiten kamen die Araber zu Fuß und zu Pferd angezogen. Die einen kamen über die Furten des Flusses aus dem flachen Lande, das sich bis an den Edugh hinzieht, andere aus den Gebieten der Kabjeta, des Wed-Fendek und der Weled-Maia, wieder andere aus den Bergen der Zerdezas. Die Entfernung kommt hier nicht in Anschlag, und eine Fahrt nach einem 10 bis 15 Meilen weit gelegenen Markt ist für die Araber eine Kleinigkeit. Manche hatten ihre Weiber mitgebracht, die nach Landessitte zu Fuß neben ihren zu Pferde paradirenden Eheherren hergingen und manchmal sogar noch einen Säugling auf dem Rücken trugen. Von Philippeville und von Bona fanden sich Aufkäufer ein; die Entfernung des Marktes von diesen beiden Städten ist ungefähr dieselbe, da er auf der Hälfte des Weges zwischen denselben liegt.

Bald war der Hügel mit einer compacten Menge von Käufern und Verkäufern bedeckt, und wir kamen eben an, als das Gewühl am dichtesten war. Im Mittelpunkt erhoben sich mehrere kleine Zelte, worin herumziehende Krämer Baumwollenzeuge, rothe Mützen, Schuhe, Armbänder aus Silber und Horn, kleine runde Spiegel, Messer, Nadeln u. s. w. zum Verkauf auslegen. Weiterhin sieht man Araber, die Burnusse und Haiks verkaufen. Hier sitzen Kabylen mit hölzernen Platten und Schüsseln, Pfeifenröhren aus wilden Kirschbaumschößen, Pflügen und kleinen hölzernen Truhen; dort sitzt ein Neger mit zierlichen, mit rothen und blauen Tuchläppchen verzierten Körbchen, und mit Matten und Stricken aus den Blättern der Zwergpalme. Dann die verschiedenen Verkäufer von Wolle, Ziegenhaaren, Häuten, Wachs, Butter, Eiern, Geflügel, Wildpret, Weizen, Gerste u. dgl. Am südlichen Abhange des Hügels sind Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Ziegen zu verkaufen; von beiden letztern werden viele an Ort und Stelle geschlachtet, um das Fleisch pfundweise zu verkaufen.

Früher machten die Mozabiten, diese geborenen Kaufleute der Wüste, bedeutende Geschäfte, indem sie von Tunis aus Flinten, Patagans, Jagd- und Kriegsmunitionen, die sie sich von den Jagd- und kriegslustigen Arabern gut bezahlen ließen, auf die Märkte der Provinz brachten; heute aber hat dieser Handel aufgehört, da jeder Waffenverkauf an die Araber aufs strengste untersagt ist.

(Schluß folgt.)

Die Kayans im Nordwesten Borneo's.

(Schluß.)

Die ebenbeschriebenen Gewohnheiten sind auch den übrigen Stämmen von Borneo und anderer Sundainseln gemeinsam, aber in einer außergewöhnlichen, von den männlichen Kayans angenommenen Sitte unterscheiden sie sich von allen Volksstämmen des indischen Archipelagus. Eine ähnliche Gewohnheit soll nur bei einigen Urbewohnern der Westküste von Australien gefunden werden. Wenn nämlich die Männer in das Alter der Pubertät treten oder noch allgemeiner unmittelbar vor der Verheurathung, nehmen sie den Utang an, ohne welchen eine Verehlichung nicht Platz greifen kann. Er besteht in einem runden Stachel (häufig zwei bis drei) aus Holz, Bein, Kupfer oder Gold, etwa $\frac{1}{3}$ Zoll im Durchmesser, der horizontal durch die Eichel des Zeugungsorganes gesteckt wird, und etwa $\frac{1}{4}$ Zoll beiderseits hervorragt: werden mehr als ein Utang angewendet, so werden sie gekreuzt. Der Utang ist bei allen Abtheilungen des Stammes Kayan adoptirt, mit dem Zwecke oder der Entstehungsart desselben scheinen sie aber unbekannt zu seyn. (Die gleiche oder eine ähnliche Sitte scheint auch in Pegu und in einigen andern Partien der indo-chinesischen Halbinsel vorzuwalten, wenigstens finden wir Anspielungen und verschiedene Beschreibungen derselben bei einigen älteren Reisenden. Sie dürfte ihren Ursprung in der Absicht haben, unnatürliche Laster zu verhüten, und es ist wahrscheinlich, daß die Einführung all dieser Gebräuche, wie der Beschneidung selbst, entweder direct oder symbolisch mit diesem Zwecke zusammenhängt.)

Der kayanische Name für Gott ist Tanangan, den sie für den höchsten Herrn und untheilbar halten; sie besitzen weder Götzenbilder, noch andere sichtbare Repräsentationen der Gottheit, keine Priester und Kasten, ebenso wenig als irgend ein ostensibles Ceremonielsystem der Religion. Sie glauben unbewußt an eine Fortdauer nach dem Tode; denn ohne ein Zugeständniß derselben von ihrer Seite beweist die von dem ganzen Stamme angenommene Art, wie sie mit den Leichen verfahren, daß sie von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt sind. Insofern sie diese Ideen festhielten, ungetrübt von dem großen Aberglauben und dem Priestereinfluß bei den andern Völkern des Archipels, ist es gut, daß sie nicht als Opfer jenes gefährlichen und demoralisirenden Trugsystemes, des Islam, gefallen sind; daß sie von diesem nicht angesteckt sind, was zum Theil Verdienst ihrer beispiellosen Abneigung gegen die Malayen und deren Religion ist, beweist unter anderm ihre große Vorliebe für Schweinefleisch, von dessen Genuß sie alle Vorstellungen der Malayen nicht abzubringen vermögen.

Nach dem Tode bewahren die Kayans thöricht genug die Leiche vier bis acht Tage im eignen Hause, manchmal länger; meistens wird der Leib am ersten Tage nach dem Tode in eine Art Sarg, der aus einem Baumstrunk gehauen und je nach dem Range oder Vermögen der Angehörigen mit Schnitzwerk verziert ist, eingebettet. Tag und Nacht während dieser Zeit wird der Leichnam im Hause bewacht, Lichter werden an beide Seiten des Sarges gesetzt, und wenn deren eines durch Zufall erlischt, wird es als ein großes Unglück angesehen. Nach 4—5 Tage,

Digitized by Google

nachdem der Körper schon entfernt worden ist, brennt man noch Harzfackeln an dem Orte, wo er lag. Vor dem Begräbniß wird ein Fest anberaumt und etwas Nahrung neben die Leiche gesetzt; die Angehörigen verzehren den Rest; die Beerdigung findet nach Sonnenuntergang statt, und obwohl der Cadaver unausbleiblich sehr zerstört ist, drücken die nächsten Verwandten, namentlich die Weiber, ihre Trauer in der untröstlichsten Manier aus, umfassen mit möglichst jammervollem Geschrei lang und leidenschaftlich den Sarg, wehen ihm den Rauch ihrer Fackeln ins Gesicht und fahren so fort, bis man den Ort des Begräbnisses erreicht hat, welcher im Raume eines kleinen hölzernen Hauses auf Pfosten von etwa 12' Höhe sich befindet. Die Grabstätten der Fürsten sind aus hartem Holze gezimmert und werden von neun, 12'—14' hohen Pfosten getragen, die wie die übrigen Theile äußerst sorgfältig geschnitzt sind. Mehrere dem Gestorbenen angehörige Gegenstände werden mit der Leiche an das Grab getragen, aber nicht mit hineingelegt. Bei dem Tode einer Person lassen die Verwandten derselben sogleich alle ihre öffentlichen Beschäftigungen ruhen und legen nur eine Art Bastgewand an, das sie auch noch bestimmte Tage nach der Begräbnißfeier zu tragen verpflichtet sind.

Von den Kayans werden mehr Ceremonien bei der Geburt und Namensertheilung eines Kindes beobachtet, als bei der Heurath, deren Vollziehung durch sehr wenige Förmlichkeiten belastet ist. Wenn sich der Mann seine Braut erwählt hat, macht er ihr Geschenke, und im Falle diese von den Eltern und übrigen Angehörigen derselben angenommen werden, bestimmt man einen Tag für die Uebersiedlung des Mädchens in das Haus ihres künftigen Beschützers; abgesehen von diesen Geschenken ist es aber Pflicht des Bräutigams, seine Braut mit einer vorgeschriebenen Zahl von Knöpfen verschiedener Art zu begaben, welche in ein Halsband gefaßt sind und von ihr als eine Auszeichnung des Ehestandes getragen werden.

Der Anzug der Weiber besteht aus einem länglichten Kleidungsstück mit verschiedenen Verzierungen, Kombeng genannt; es wird an zwei Zipfeln um die Lenden geknüpft und mit einem Gürtel von Knöpfen eingefaßt, reicht bis an die Nähe der Knöchel, läßt aber eines der beiden Beine unbedeckt. Die höhern Classen tragen in der Regel noch ein zweites, das bis an die Knie reicht und auf der entgegengesetzten Seite geknüpft wird; der malayische Sarong ist gleichfalls häufig bei ihnen. Das Haar tragen sie über die Stirne gescheitelt, wie die europäischen Damen, und rund um das Haupt legt sich ein Gestrick von gelbem Basttuch, scharlachrothem Wollzeug oder anderm Gewebe, je nach der Phantasie der Trägerin. Zu Hause führen sie außer den angegebenen selten ein weiteres Kleidungsstück; wenn sie aber Feldarbeit oder sonstige Geschäfte verrichten, tragen sie eine dichte, gefütterte Jacke, die nach feinen Dessins aus Bast oder andern Kleidungsstoffen kunstreich angefertigt ist. Die Männer kleidet der Chawat aus Bastzeug, häufiger noch aus europäischem Kattun, ziemlich 18' lang; bei der Arbeit oder im Kriege kömmt eine verschiedenartig verzierte Kappe und Jacken, aus Bast oder Häuten verfertigt, hinzu. In die Schlacht ziehen sie mit Speer, Schwert und Schild. Der Sumpitan ist keine nationale Waffe; sie wenden ihn auch nur zum Erlegen der Vögel und Affen an. Von früher Jugend auf übt sich der Kayan im Speerwerfen und im Gebrauch des Schwertes, im Schwimmen und Ringen, was ihre vorzüglichsten Kampfspiele sind, zeichnet er sich vor allem aus

Männer und Weiber aller Classen nehmen ohne Unterschied an der Feldarbeit Theil, auch bauen sie Reis, Tabak und verschiedene Vegetabilien, alles jedoch nur hinreichend für den eigenen Bedarf. Zur Bearbeitung und Bestellung des Grundes, wo Futterpflanzen gebaut werden, bedienen sie sich eines kleinen Karstes, bei der Aussaat des Reises aber ist die langweilige Manier der Stechhaue (dibbling) allgemein angenommen. Zweimal in zehn Monaten säen sie und sammeln die Reisernte. Ihre Jahre bestehen aus fünf Monaten, oder dem Zeitraume, der zwischen dem Bearbeiten des Grundes, der Aussaat und der Reisernte liegt. Die Kayans, obwohl ein wanderndes und eroberndes Volk, sind nicht häufig in kleine Kriege gleich den andern Stämmen Borneo's verwickelt. Sie sind industriös und bis auf einen gewissen Grad auch arbeitsam, was aus der massiven und dauerhaften Construction ihrer Häuser, die abgesehen von ihrer festen Bauart meistens auch garnirte Flanken und Fluren, so wie schön geschindelte Dächer haben, ferner aus ihrer Vertrautheit mit der Verfertigung von Eisen und Stahl aus den Erzen ihres Bodens hervorgeht. Diese Kunst scheint ihnen ihre Unabhängigkeit und das Uebergewicht über die andern Urstämme des Eilandes gesichert zu haben. Aus dem einheimischen Eisen machen sie ihre Instrumente zum Holzfällen, Speere, Schwerter und manch anderes Hausgeräth. In der Regel ist bei jeder Ortschaft eine Eisenschmelze, bei deren Benützung ein unbeschränkter Communismus waltet. Unter einem Schuppen liegt der kunstlose Ofen, aus einer 3' tiefen und etwa 4' im Diameter haltenden Grube bestehend. Vor Beginn des Schmelzprocesses wird das Erz geröstet und in kleine Stücke gebrochen. Nachdem die Kohlen (Holzkohle) im Ofen in Brand gesetzt und wohl entzündet sind, legen sie das präparirte Erz mit abwechselnden Kohlenschichten darüber. Die hiebei angewendeten Windfänge (ventilators) bestehen aus hölzernen Röhren, 10—12 an Zahl etwa 6' lang und vertical rund um den Ofen gesetzt. Ihr Kaliber hält etwa 7" im Diameter, die correspondirenden Pistons sind aus Tuch oder weichem Bast gemacht. An die Pistons werden Stäbe von beträchtlicher Länge befestigt, mit welchen Gewichte in Verbindung stehen, die sich an den großen Pfosten des Schuppens auf und ab bewegen; durch diese Erfindung werden die Pistons in eine Pumpenbewegung versetzt und ein constanter Luftstrom hervorgebracht, der durch thönerne Röhren von der Mündung am Boden jedes Windfangs in den Ofen geleitet wird. Ein Fluß wird beim Schmelzproceß des Erzes nicht angewendet, welches etwa 70 Procent Eisen liefert. Um das Eisen härter oder weicher zu machen je nach Bedarf, wenden sie verschiedene Sorten von Brennholz an.

Die Kohlen- und Eisenflötze am Baluwi oder Rajang sind ausgedehnter, als irgend andere der bereits auf der Insel entdeckten. Vom Flusse Barum zieht sich die Kohle an die höher gelegenen Gegenden des Bintulu und von da südwärts an den Rajangstrom, an dessen linkem Ufer bei Tujol-Nang ein 13' mächtiges Lager zu Tage geht. An verschiedenen andern Theilen des Flusses, auch an einigen seiner Arme, findet sich Kohle in reichem Maaß. Von Tujol-Nang geht der Kohlenstrich südwärts gegen die Drachenebene. Ferner trifft man sie am Flusse Lang Pila (in einer Entfernung von etwa 30 Meilen vom vorigen Platze), wo sie besonders stark an die Oberfläche tritt und vor einigen Jahren im Zustande des Kohlenbrandes sich befand. Eisenerz, das 60—80 Procent Eisen liefert, ist häufig im Baluwi- oder Rajangdistricte, etwa 40 Meilen von der Küste gegen den Ursprung dieses Stromes zu, oder über einem Districte, der nahezu die Hälfte der äußersten Breite der Insel begreift. Das aus dem Eisenerz des obenerwähnten Districtes gewonnene Eisen wird von den Malayen und andern Eingebornen Borneo's dem europäischen als besser an Qualität bei weitem vorgezogen. Wenn dieß wirklich der Fall ist, ist die Sache gewiß erwähnenswerth. Sollte das Erz von Borneo trotz der rohen Schmelzmanier der Kayan besseres Eisen geben als das von England, welchem alle Vortheile der Hochöfen dieses Reiches zu gute kommen, so müssen wir bedenken, daß bei Anwendung des überlegenen Geistes und der Kunst des Engländers auf die Benutzung der reichen Eisenminen Borneo's dieses werthvolle Metall billiger und in größerer Quantität, an Qualität aber besser erzeugt werden kann, so daß es für das wenige hinreicht, worin der großbritannische Handel noch von dem willkürlichen Monopol Skandinaviens abhängig ist.

Unfälle in den englischen Kohlenbergwerken. Aus parlamentarischen Papieren geht hervor, daß in den 25 Jahren vor 1835 2070 Personen durch schlagende Wetter umkamen, also beinahe 60 im Jahr. Vom 1 Januar 1849 bis 30 Junius 1849 aber, also in anderthalb Jahren kamen 346 Menschen durch schlagende Wetter um, als 230 im Jahre. Die Zahl der Unfälle durch andere Ursachen in derselben Zeit betrug 452. (Athen. 13 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

igitized by Go

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 177. 25 Julius 1850.

Die holländischen Schifffahrtsgesetze.

Wir haben im Anfang April d. J. die neuen Gesetzvorschläge, welche die niederländische Staatsregierung den Generalstaaten zur Berathung vorgelegt, zum Gegenstand der Besprechung gemacht, und kommen jetzt, da die Verhandlungen in der zweiten Kammer der Generalstaaten abgethan sind, darauf zurück. Wir haben damals unsere Verwunderung bezeigt, daß man ein solches Halloh über den Liberalismus der holländischen Regierung anstimme, und das Amsterdamsche Handelsblad hatte selbst bemerkt, von den Lobsprüchen über diesen Liberalismus werden einem ganz „duselig" (duizelig). Die praktischen Holländer mochten auch nicht wenig darüber in den Bart lachen, um so mehr, als sich zeigt, daß die anscheinend heftige Opposition gegen die Regierungsmaaßregeln theilweise nur eine Maske war, um den anscheinenden Liberalismus der Regierung, namentlich den Engländern gegenüber, tüchtig ins Licht zu setzen. Was diese Stellung der Holländer zu den Engländern betrifft, so kann man sich wohl an das gute alte französische Sprüchwort erinnern: à bon chat bon rat. Die Holländer sind in der Handelspolitik eben so gut zu Hause wie die Engländer; sie wissen vortrefflich, warum sie im 17ten Jahrhundert den Freihandel gepredigt und geübt, denn sie waren die Herren zur See, und im Besitz der mächtigsten Handelsflotte wie der größten Capitalien, somit hatten sie, wie der Mächtige immer, von der Freiheit und Concurrenz nichts zu fürchten, wohl aber von einer Schifffahrtsacte, wie Cromwell sie einführte, und wenn die sehr wohl berechnete Denkschrift des niederländischen Ministeriums, womit es die drei Gesetzentwürfe einleitete, die banale freihändlerische Phrase enthält, „daß die Höhe, welche die Schifffahrt Englands seitdem erstiegen hat, andere Ursachen hatte, als die Restrictivmaaßregeln, über welche die Geschichte längst ihr Urtheil gefällt," so hat die holländische Regierung zu dieser freihändlerischen Sprache ihre guten Gründe England gegenüber, die Holländer verstehen es eben so gut, wie die Engländer selbst die Welt mit Freiheitsphrasen abzuspeisen, und dießmal geben sie ihnen die Freihandelsphrasen mit Zinsen zurück, denn wie wir schon früher bemerkt haben, strotzt die Denkschrift von Freihandelsphrasen, in wie weit aber die Wirklichkeit dem Wortlaut entspricht, werden wir bald sehen, wenn wir die Verhandlungen der Generalstaaten näher ins Auge fassen.

Was wir indeß schon im Frühjahr bemerkt, hat sich mehr und mehr bestätigt, nur in etwas anderer Beziehung als wir damals vermutheten, denn die holländische Regierung hatte die Sache auf eine Art eingeleitet, daß an der Annahme oder Verwerfung der Gesetzentwürfe sehr wenig lag, sie war schon im voraus nicht gemeint, von ihrem wohlerworbenen Handel ein Tüttelchen aufzugeben, ja sie kann nicht, wenn sie nicht den Bestand des Staats selbst gefährden will. Sehen wir von den einzelnen Bestimmungen und Modificationen ab, so finden wir, daß in den Verhandlungen die Differentialzölle für Aus- und Einfuhr selbst in den Colonien, jedoch unter Bedingung der Reciprocität abgeschafft, die Wasserzölle auf dem Rhein und der Yssel, so wie die Durchfuhrabgaben aufgehoben, und die Naturalisation fremder Schiffe, jedoch mit einem höhern Procentsatz, als die Regierung vorgeschlagen, gestattet ist. Somit wäre das große, den liberalen Freihandelsgrundsätzen huldigende Werk der holländischen Regierung abgethan, aber seltsam genug, die Hosiannahs der hamburgischen und andern Freihändler sind verstummt, und ob nicht die Engländer von den Holländern, wie Macbeth von seinen Hexen, sagen kann, daß sie dem Ohr Wort halten und die Hoffnung hintergehen, werden wir alsbald sehen; vorerst aber müssen wir über die Stellung der Nordseestaaten überhaupt einige Worte sagen.

Belgien und Holland, Bremen und Hamburg sind mit ihrem Handel auf ihr Hinterland, auf Deutschland angewiesen, und somit müssen sie die Durchfuhr dahin erleichtern auf alle mögliche Weise; dieß ist ihr Freihandelsprincip. Wenn in Deutschland zwischen Bremen und Hamburg eine Art Zwiespalt besteht, so kommt dieß daher, daß die Bremer Rhederei sich stärker gehoben, und Bremen durch den starken Verkehr mit Nordamerika, namentlich in Folge der Beförderung der Auswanderer, Rückfrachten bedarf. Kommt es in Deutschland zu einem durchgreifenden Schutzsystem, so hat Bremen alle Aussicht auf einen bedeutenden Frachthandel mit Baumwolle, während in Hamburg 3 bis 4000 Engländer sitzen, und der Zwischenhandel mit England eine viel größere Rolle spielt. Daß dieser Zwischenhandel leiden und der Handel in Hamburg eine etwas andere Gestalt annehmen müßte als bisher, leidet keinen Zweifel, und nach dem alten Spruch: chi sta bene, non si muove, wollen die Hamburger, wenigstens in der Mehrzahl, nicht ihre Stellung ändern; das Interesse ihres Zwischenhandels ist vorerst überwiegend. Der nationale Eifer der Bremer ist auch nicht ohne Beigeschmack, und neulich haben sie den Vorschlag des preußischen Handelsministeriums auf der Kasseler Zollconferenz, den Zoll auf Cigarren — mit denen bekanntlich Bremen Deutschland überschwemmt, und wobei 12,000 Menschen beschäftigt seyn sollen, — von 15 auf 25 Thaler zu stellen, sehr mißgünstig aufgenommen, worüber sich die Hamburger nicht wenig lustig gemacht. Setzen wir doch allesammt offen, und

Digitized by Google

suchen uns keinen Heiligenschein umzuhängen, weder die Hamburger den des Freihandels, noch die Bremer den der nationalen Erhebung. Jeder urtheilt und handelt nach seinem Vortheil, oder wenigstens, wie er solchen versteht, und wir schlagen mit aller Achtung für die Kenntnisse und Erfahrung Hrn. Soetbeers und mit aller Verehrung für einen Mann wie Duckwitz die nationalen Bestrebungen der Bremer und die freihändlerischen der Hamburger ziemlich gleich hoch an, d. h. beide suchen ihren Vortheil, was sie wohl nicht abstreiten, und wir ihnen auch nicht übel nehmen wollen, denn aus purer Generosität treibt man nicht den Handel, den Großhandel so wenig wie den Kleinhandel. Die Freihandelstheorie der Hamburger würde uns nur ein Lächeln abnöthigen, wenn die Sache nicht in anderer Beziehung so nachtheilig wäre; ob Hamburg ein Freihafen wird oder nicht, ist am Ende eine Nebenfrage, nach welchen Grundsätzen man aber im Innern eines großen Landes verfährt, ist nie eine Nebenfrage, denn das Glück und die Ruhe desselben hängen davon ab. Wir sind und bleiben der Ansicht, daß all das politische Gerede und Getreibe in Deutschland, wo es doch in Wahrheit traurig genug aussieht, völlig unfruchtbar bleiben wird, so lange man nicht in Handel und Industrie ein festes, die Nationalarbeit schützendes System befolgt. Diesen Satz müssen wir einmal als Axiom hinstellen, da es ganz überflüssig ist, die Richtigkeit desselben Leuten zu beweisen, welche sich nicht überzeugen lassen wollen, da bekanntlich der am taubsten ist, der nicht hören will. Die Geschichte mit den holländischen Schifffahrtsgesetzen ist abermals ein deutlicher Beweis der Hohlheit der Freihandelstheorien; die holländische Regierung wirft mit Freihändlerphrasen um sich und behält das Monopol ihres Colonialhandels, mit dem der Reichthum und Flor ihres Landes zusammenhängt, für sich; Deutschland sollte mit demselben Fug, wie England im 17ten Jahrhundert gegen Hollands maritime Uebermacht seine Schifffahrtsacte entwarf, jetzt eine gegen England errichten, inzwischen, bis es dieß zu thun durch das Vorrücken ans Meer im Stande ist, bleibt ihm nichts übrig, als ein nationales Schutzsystem für seine Industrie. Die Seezufuhr bleibt inzwischen in den Händen von Belgien, Holland, Bremen und Hamburg, welche sich sämmtlich bestreben müssen, sie so billig zu machen wie möglich. Darin liegt ein Vortheil, den man nicht gering anschlagen darf.

Was wir bei den Städten Hamburg und Bremen im Kleinen sehen, sehen wir bei Belgien und Holland im Großen. Ihre Handelspolitik ist, wenn wir die holländische Colonialpolitik abrechnen, durchaus mit Bezugnahme auf Deutschland eingerichtet; die Trennung Belgiens und Hollands, obwohl sie anfangs durch die Hinneigung der Belgier zu Frankreich für Deutschland verderblich zu werden schien, ist für seine Entwicklung höchst wichtig und vortheilhaft geworden, denn statt Eines Beherrschers der Ausmündungen des mächtigen Rheingebiets, gibt es jetzt zwei und einer muß den andern an Liberalität zu überbieten suchen. Holland war gleich nach der Trennung in der Lage schnell einen großen Vorsprung vor Belgien zu gewinnen, scheint aber damals noch die politisch-commercielle Wichtigkeit Deutschlands etwas zu gering angeschlagen zu haben, und war mit Concessionen nicht schnell genug bei der Hand, so daß Belgien Zeit gewann seinen Eisenbahnweg auszuführen, und durch die leichte Verbindung zwischen Antwerpen und Köln den Holländern bis zu einem gewissen Grad den Rang abzulaufen. Jetzt eilt ihm Holland mit einem Riesenschritt nach, und schafft alle Durchfuhrabgaben, so wie die Wasserzölle auf Rhein und Yssel völlig ab; nur in Bezug auf Salz ist eine Ausnahme gemacht. In Belgien ist die Durchfuhr für einzelne Artikel, namentlich gebrannte Wasser, raffinirten Zucker, Eisen, Kohlen und Salz verboten oder mit einer starken Abgabe belegt. Der Liberalismus Hollands ist in dieser Beziehung erzwungen, und die Befreiung der in Belgien noch verbotenen oder belasteten Durchfuhrgegenstände wird nach der Annahme der holländischen Gesetzgebung gleichfalls ein Act der Nothwendigkeit seyn. Was also die Durchfuhr betrifft, so stellen sich Belgien, Holland und die Hansestädte gegen Deutschland mehr und mehr auf Einen Fuß, d. h. sie müssen die Durchfuhr ganz frei lassen. Die natürlichen Folgen der Zusammengehörigkeit Eines Handelsgebiets lassen sich auf die Länge nicht zurückhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Provinz Constantine.

10. El-Guerbes und Sanhadja.

(Schluß.)

Es ist hier ein Gewimmel, ein Gedräng, ein Getös von Menschen- und Thierstimmen, wie es kein Jahrmarkt in Europa aufzuweisen hat. Man denke sich eine Menge Araber, von denen jeder die Gewohnheit hat, selbst im unbedeutendsten Gespräch so laut zu schreien, als wenn er eine Viertelstunde von dem Angeredeten entfernt wäre, allzumal sich dem Vergnügen einer ungebundenen Unterhaltung ergeben, dazu das Wiehern, Brüllen, Blöcken und Meckern der Thiere und die schrille Stimme der Weiber, die einander beständig mit einem gellenden „Ja Kalidschah!“ oder „Ja Aïscha!“ zuzurufen haben, und man hat einen kleinen Begriff von einem arabischen Wochenmarkt.

Diese Märkte stehen unter der Aufsicht eines von dem Kaid der Gegend ernannten Kaid-el-Suk, der gewöhnlich ein Reiter aus dem Gum des einheimischen Befehlshabers ist, und der sich mit einigen seiner Collegen zur Handhabung der Polizei auf den Markt begibt. Bei geringen Vergehen wird der Schuldige sogleich mit einer Tracht Stockprügel bestraft; bei ausgebrochenen Händeln thut der Stock ebenfalls das Seinige, und nur wenn es zu bedeutenden Thätlichkeiten kommt, werden die Urheber derselben festgenommen und dem Kaid der Gegend zur Verfügung übergeben. Vor der Ankunft der Franzosen verging fast kein Markt, auf dem es nicht blutige Köpfe gegeben hätte; heute geht es aber viel ruhiger her, und nur in den von den Franzosen unbesetzten Landstrichen kommen noch häufig dergleichen Marktscharmützel vor.

Auf einem Markt der Zerdezas hatte erst vor drei Jahren eine solche Schlägerei statt, die bald in einen mörderischen Kampf ausartete, wobei mehrere Araber das Leben verloren. Ein Zerdeza, welcher einem Mann der Ued-Mnia einen Schlauch Olivenöl verkauft hatte, den dieser in der bestimmten Zeitfrist nicht bezahlen konnte oder wollte, nahm demselben seinen Esel in Beschlag. Zuerst nahmen die Freunde und Verwandten des Schuldners, bald aber sämmtliche auf dem Markt anwesenden Ued-Mnia Partei für denselben, während die Zerdezas auf der Seite des Gläubigers waren. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten, wobei der Esel, wie es das Kriegsglück mit sich brachte, bald der einen bald der andern Partei in die Hände fiel. Endlich streckte ein Zerdeza das unschuldige Thier durch einen Pistolenschuß nieder, und dieß war das Signal eines wüthenden Kampfes, in welchem mehrere Menschen getödtet und viele verwundet wurden, und welchem nur durch die unverhoffte Dazwischenkunft des Scheich der Zerdezas ein Ende gemacht wurde.

Digitized by Google

In neuerer Zeit waren die Märkte der Ort, wo die Aufwiegler und Ruhestörer in den verschiedenen Theilen des Landes entweder in eigener Person oder durch abgesandte Derwische das Volk zum Aufstand zu bewegen suchten. Letztere haben einen großen Einfluß auf die leichtgläubigen Araber, und je verrückter dieselben sind, oder zu seyn sich stellen, mit desto größerm Respect küßt ihnen der devote Moslem die Hand. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß voriges Jahr im Sahel von Philippeville der heilige Krieg auf mehrern Märkten des Militärgebietes, selbst in Gegenwart der mit der Polizei derselben beauftragten Araber gepredigt wurde, ohne daß dieselben die Obrigkeit davon zu benachrichtigen wagten, aus Furcht die Sicherheit des heiligen Mannes zu gefährden. Wenn nun dieß in den den Franzosen unterworfenen Gebieten geschah, um wie viel thätiger mußte die heilige Propaganda in dem unabhängigen Sahel seyn, wo ihre Einflüsterungen ein geneigtes Ohr fanden und die fanatisirten Kabylen, wie früher die Kreuzfahrer, Gott will es! Gott will es! ausriefen.

Manchmal kommen auch schriftkundige Marabuts auf den Markt, die den Gläubigen gegen baare Bezahlung oder gegen Victualien Amulette für Menschen und Thiere schreiben. Dieser Amulethandel muß eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für die frommen Tolbas seyn, da meistens in den Duars mehr Amulette als Duros zu finden sind. Die Wirkung derselben ist verschiedenartig, je nach ihrem Inhalt: die einen bewahren vor Unglück und Leibesschaden und werden von den Männern auf der Brust oder an dem Scheschia (rothe Mütze) befestigt getragen; andere machen stark und unüberwindlich und werden an den Oberarm gebunden, wieder andere erleichtern das Zahnen der Kinder, oder machen die Weiber fruchtbar; die Pferde tragen dergleichen am Halse, manche Favoritkühe an den Hörnern, und die Zahl derselben steht im Verhältniß zu den Vermögensumständen des Arabers. Die theuersten und gesuchtesten dieser Talismane sind diejenigen, welche die Gunst der Frauen erwerben, und ich weiß nicht aus welchem Grunde die meisten Araber jeden Franzosen, der lesen und schreiben kann, für sehr geschickt in Anfertigung dieser Kleinode halten.

Ich hatte Gelegenheit mir mehrere arabische Amulette zu verschaffen; sie bestehen aus einem Blättchen Papier, worauf irgend ein Spruch aus dem Koran geschrieben ist, dieses wird in ein mit Wachs getränktes Läppchen von Baumwollenzeug eingeschlagen, in ein ledernes Beutelchen genäht, und der Zauber ist fertig.

Wir kauften eine gute Provision frischer Butter ein, von welcher die kleinern Quantitäten in hölzernen Geschirren, die größern aber in frischen Ziegenhäuten zu Markte gebracht werden, und schickten uns dann zur Rückreise an. Um nicht wieder auf demselben Weg, auf dem wir gekommen, zurückzukehren, zogen wir etwa zwei Meilen an dem linken Ufer des Wed-Dschendel hinab, und hielten bei einem ziemlich großen, aus lauter Zelten bestehenden Duar an, um zu frühstücken. Wir sahen uns zu diesem Endzweck nach einem schattigen Ort am Ufer des Flusses um, und bemerkten in einiger Entfernung zahlreiche Arabergruppen, die sich im Schatten einiger hohen Espen gelagert hatten. Eine gewisse Anzahl Maulthiere, von denen einige elegante Reitkissen, andere gewöhnliche Saumsättel trugen, weideten in der Nähe, und diese nebst einem am Wege liegenden Haufen von Tragsäcken, Teppichen und Matten ließen auf eine Reisegesellschaft schließen, die hier zu demselben Zweck wie wir Halt gemacht hatte. Die Reisenden hatten allem Anschein nach hier die Diffa in Anspruch genommen, und mußten, nach der Eilfertigkeit, mit welcher mehrere aufwartende Araber ab und zugingen, zu urtheilen, Männer von Wichtigkeit seyn.

Die Neugierde ließ uns so nahe hinzutreten, als es mit dem Anstand verträglich war. In der Hauptgruppe, die auf einem bunten Teppich mit untergeschlagenen Beinen sitzend ernsthaft der wichtigen Beschäftigung des Kauens oblag, befand sich ein schöner Mann von mittlerem Alter, dessen weiße Gesichtsfarbe von derjenigen seiner braunen Gefährten auffallend abstach. Er trug einen Turban von Kaschemir und über einer eleganten, maurischen Kleidung einen milchweißen Burnus und schien der Vornehmste der Gesellschaft zu seyn. Neben ihm saßen noch zwei Männer in maurischer Tracht, die übrigen waren lauter Araber, die ihrem feinern Burnus oder ihrem um den Hals geschlungenen Rosenkranz nach Scheichs und Marabuts seyn mußten. Um diese Gruppe lagerte sich in kleinen Kreisen, deren jeder eine Schüssel mit Kuskusu, gesottenen Hühnern und Lammfleisch zum Centrum hatte, die Einwohnerschaft des Duars, und die fröhlichen Gesichter der Tafelnden, ihre belebte Unterhaltung und ihre lebendige Gesticulation bewiesen offenbar, daß ihnen die Gelegenheit, einmal einen Extraschmaus zu halten, nicht unerwünscht war.

Es war den armen Schelmen, die Jahr aus Jahr ein von nichts als Milch und Mehlspeisen leben, eine solche Abweichung von der Regel wohl zu gönnen, nur konnte ich mir nicht erklären, was den Anlaß zu diesem Festmahl gegeben haben könne, da dieser Tag kein Feiertag für die Moslemin war und die zufällige Bewirthung irgend eines ausgezeichneten Reisenden gewöhnlich nur Sache des Duarscheichs ist und nie den ganzen Duar in Bewegung bringt.

Wir waren im Begriff uns zurückzuziehen, als ich mich plötzlich bei meinem Namen rufen hörte und einen Mann aus dem Kreis der Schmausenden sich erheben und auf mich zukommen sah. Es war der Scheich Bel-Hermusch von Filfila, bei welchem die Fremden Tags zuvor eingekehrt waren und die er hieher begleitet hatte; wir erfuhren von ihm, daß der schöne, ernsthafte Mann einer der ersten Ulemas aus Constantine sey, und in der freiwilligen Begleitung der vornehmsten Marabuts der Gegend einen Umgang halte, um eine Art von Kirchenzehnten einzunehmen, der manchmal in Geld, meistens aber in Natura entrichtet werde. Jeder Stamm liefere die benöthigten Maulthiere, und das bei demselben zusammengebrachte Getreide nebst den übrigen Victualien, bestehend aus Lämmern, Zicklein, Hühnern, Eiern u. s. w. nach einem Hauptstapelplatz zu bringen, von wo aus alles nach Constantine geliefert werde.

Ich fand diese Anordnung nicht mehr als billig und ganz in der Regel, denn in der Schrift steht es ja klar und deutlich, daß diejenigen, welche das Evangelium verkündigen, sich auch vom Evangelio nähren sollten, und Mohammed der Prophet wird wohl auch in seinem Koran so ein kleines Sprüchlein eingeschaltet haben, worin er die Verkündiger seines Glaubens zur Erhebung des Acker- und Blutzehnten autorisirt. Die Ulemas geben den Gläubigen geistliche Speise und nehmen dafür leibliche Speise zurück, und somit ist beiden geholfen.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, erkundigten wir uns nach dem nächsten zum Kra-el-Kebir (großen Sumpf) führenden Wege, man sagte uns daß wir, ohne uns zu eilen, in Zeit von drei Stunden dort anlangen würden. Dieß war uns recht, denn wir gedachten für die morgende Heimkehr noch einen oder zwei Hasen zu schießen, da der Diener Abd-er-Rahmans das Wild-

Digitized by Google

pret, das wir während der zwei ersten Tage unserer Reise geschossen hatten, und das sich nicht länger halten wollte, um einen Spottpreis an einen Aufkäufer von Philippeville verkauft hatte. Der Hauptzweck unsers Abstechers nach dem großen Kra war die Entenjagd, wozu für mich noch die Aussicht auf Habhaftwerdung einiger Seltenheiten kam. Auf diese Art konnten wir uns diesen Abend noch auf den Anstand begeben, am andern Morgen früh einen zweiten Gang nach dem Sumpf machen und hatten dann noch überflüssige Zeit zu unserer Heimreise.

Unser Weg ging lange, bald über steiniges bald über sumpfiges Land, allein wie sehr wir auch auf jeder kleinen Erhöhung die Augen anstrengten und nach allen Seiten hinblickten, so war doch weit und breit kein Kra-el-Kebir zu sehen, denn die bisher angetroffenen kleinen Sümpfe verdienten diesen Namen nicht. Wir erblickten endlich auf einem etwas ansteigenden Gelände einen kleinen Duar, wo wir nachzufragen beschlossen, allein wir hatten denselben noch nicht ganz erreicht, als wir in einer Entfernung von etwa einer halben Meile den Kra vor uns liegen sahen. Die Natur des bisher durchzogenen Terrains hatte uns bis jetzt keine ausgedehnte Aussicht gestattet, und wir waren um so angenehmer überrascht, als wir uns dem Gegenstand unserer Wünsche plötzlich so nahe sahen. Dieser Sumpf war eher ein kleiner See zu nennen, er unterscheidet sich von dem in der Gegend des Suk-el-Chamis gelegenen durch seine beträchtlichere Tiefe und Ausdehnung, und nur zwei Seiten desselben sind mit Rohr bewachsen, während seine Mitte einen ununterbrochenen Wasserspiegel darbietet. Einige mehr in der Nähe des Sumpfes befindliche Gurbies schienen uns vortheilhafter für unser Vorhaben gelegen, und wir beschlossen dort um ein Nachtlager einzusprechen. Die daselbst wohnenden Araber nahmen uns wie überall freundschaftlich auf, und der Eigenthümer der Hütte, in welcher wir übernachteten, war so höflich uns seinen Anstandsposten am Sumpf anzubieten; ich bewunderte anfangs seine Zuvorkommenheit, wußte mir aber aber dieselbe später aus dem Umstand zu erklären, daß er weder Pulver noch Blei mehr hatte. Der Schlaue machte auf diese Art eine nicht ganz üble Speculation auf unsere Jagdmunition, und der Erfolg bewies ihm, daß er sich in seiner Berechnung nicht getäuscht hatte.

Die Sonne neigte sich bereits stark gegen Westen, wir verzichteten daher für heute auf unsere Hasenjagd, um einen Spaziergang an der schilffreien Seite des Sumpfes hin zu machen. In der Mitte desselben schwammen große Banden Bleßhühner herum, von denen ich eines schoß und es für das Kammbleßhuhn (Fulica cristata) erkannte. Da der Sumpf hier ziemlich breit ist, so kehrten die Hunde um ehe sie die Mitte desselben erreicht hatten, und ich hatte viele Mühe den meinigen zu bewegen, den geschossenen Vogel zu apportiren. Hier wäre der tragbare Nachen des Commandanten Levaillant sehr brauchbar, und ich kann nicht umhin einige Details über diese einfache Erfindung des verdienten Naturforschers zu geben.

In ganz Nordafrika ist bekanntlich das Maulthier das Haupttransportmittel; was auf ein Maulthier geladen werden kann, kann man überall, über Fels und Schlucht, über Berg und Thal hinbringen. Dieß brachte Hrn. Levaillant auf die Idee seinen Nachen so einzurichten, daß er nicht nur allein von einem Maulthier bequem getragen werden, sondern auch auf der Reise alle Effecten des Naturforschers enthalten kann. Dieser Nachen ist solid aus leichtem Holz gezimmert, ist ungefähr sechs Schuh lang und drei Schuh breit, und besteht aus zwei Abtheilungen, von welchen jede eine besondere Kiste bildet, und die vermittelst einer einfachen Schraubenvorrichtung nach Belieben zusammengefügt oder auseinander genommen werden können. Er zieht seines breiten Bodens halber nur wenig Wasser und kann zwei Personen tragen, weßhalb er mit vier leichten Rudern versehen ist. Voriges Jahr probirten wir denselben auf dem Wed-Saf-Saf, wohin ihn Hr. Levaillant durch seinen Soldaten auf einem Schubkarren hatte führen lassen, und ich fand, daß derselbe nichts zu wünschen übrig ließ.

Ein zweimonatlicher Aufenthalt in dieser Gegend würde den Ornithologen eine reiche Ernte von Sumpf- und Wasservögeln machen lassen. Die Stelzenvögel aus den Gattungen Charadrius, Vanellus, Scolopax, Limosa, Tringa, Actitis, Totanus, Himantopus u. s. w. sind hier durch mehr oder minder zahlreiche Arten repräsentirt; von den Reihern sieht man den grauen, den Purpur-, den großen und den kleinen Silberreiher, so wie auch die gemeine Rohrdommel und den gemeinen und den afrikanischen Rallenreiher. Der graue Kranich kommt hier auf dem Herbstzuge vor, allein der schöne Jungfernkranich (Grus virgo), der einmal in der Nähe von Philippeville geschossen wurde, und den man mir vielfältig begehrt hat, scheint hier eben so selten als in Europa vorzukommen. Drei Arten von Steißfüßen, Podiceps cristatus, auritus und minor, schwimmen und tauchen in der Mitte des kleinen Sees, und Morgens und Abends ist derselbe von Enten aller Art bedeckt, worunter die Löffelenten (Anas clypeata) in dieser Jahrszeit die zahlreichsten sind. Die gemeine Höhlenente (Anas tadorna) erscheint hier in kleinen Banden, allein die schöne rothe Höhlenente (Anas rutila) habe ich nie weiter nordwärts als in den Sümpfen der Smul angetroffen. Der Schwan (Cygnus olor) und die Graugans (Anser cinereus) werden hier nicht oft gefunden, da sie sich vorzugsweise nach den größern Wasserbecken, z. B. nach dem See Fezara bei Bona oder nach den Seen bei La Calle begeben.

Nach Sonnenuntergang begaben wir uns auf den Anstand, der sehr befriedigend ausfiel, da wir in drei Schüssen sieben Stück Enten erlegten. Ich hatte nach dem Nachtessen noch drei Vögel zu präpariren, über dieser Beschäftigung und den Vorbereitungen zur morgenden Abreise wurde es ziemlich spät, und es mochte wohl Mitternacht seyn, als ich unsere Lagerstätte aufsuchte, wo Sidi-Abd-er-Rahman und sein Famulus schon längst schnarchten.

Am folgenden Morgen brachen wir nicht sehr frühe auf, da nach der Versicherung unseres Wirthes das Bordsh auf Filfila nicht mehr als sechs Meilen von hier entfernt war. Wir nahmen uns deßwegen Zeit unterwegs zu jagen und erreichten gegen 4 Uhr Nachmittags meine Eremitage, wo Papa Abd-er-Rahman zu meinem großen Vergnügen noch einige Tage bei mir zubrachte.

Theeeinfuhr und Consumtion in England. In Großbritannien wurden an Thee eingeführt:

	1849.	1848.
	52,400,000 Pfd.	45,100,000 Pfd.
und ausgeführt	6,200,000 „	3,800,000 „
Im Lande wurden consumirt .	50,100,000 „	48,400,000 „
Der Theevorrath wurde geschätzt am 31 December	42,000,000 „	45,500,000 „

und betrug am Schlusse des Jahrs 1847: 52,100,000 Pfund.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 178. 26 Julius 1850.

Die Bewohner der Serwatty-Inseln

bilden einen eigenthümlichen Zweig der polynesischen Stämme, und selbst von denen der Molukken insbesondere sind sie mannichfach verschieden. Die ganze Bevölkerung zerfällt in drei Classen oder Casten, die sich durchaus nicht unter einander verheurathen, außer wo fremder Einfluß die alten Einrichtungen untergraben hat. Diese Classen sind die Marna, die herrschende, Uhur, die Grundeigenthümer, und Ahka, die Dienstleute. Zwischen den beiden letztern ist im äußern Ansehen kein bemerkbarer Unterschied, aber die Mitglieder der Marnacaste stehen den beiden andern allgemein in physischer Beziehung nach. Dieß fällt namentlich auf der Insel Moa auf, wo die Häuptlinge eine höchst unschöne Race mit großen Köpfen, kurzen Leibern, kleinen krummen Beinen und dunkler Gesichtsfarbe sind. Diese physische Inferiorität, so ganz im Widerspruch mit dem, was man in andern Welttheilen trifft, wo die privilegirten Classen meist ein besseres Aussehen haben als die andern, ist schwer zu erklären, außer allenfalls dadurch, daß die Zahl der Marna auf Moa sehr schwach ist, und die Race durch die stete Verehelichung unter einander entartet; auf Kissa z. B., wo die Marna viel zahlreicher sind, ist diese Inferiorität nicht so auffallend, besteht indeß dennoch.[1] Die Marna sind eine bevorrechtete, in der That eine heilige Caste, sonst hätten sie ihre Stellung den Uhur oder Grundbesitzern gegenüber, welche die wahren Beherrscher des Landes sind, nicht so lange behaupten können. Nur Leute von reiner Marnacaste können Häuptlinge werden, ebenso werden die Priester aus ihnen entnommen, und auf denjenigen Inseln, wo die alten heidnischen Gebräuche in strenger Reinheit aufrecht erhalten werden, sind die Aemter eines Oberpriesters und Orang Kaya in derselben Person vereinigt.

Die Uhur oder Grundeigenthümercaste sind sehr einflußreich, und obwohl kein Mitglied dieser Caste Häuptling werden kann, so fällt doch dem Beobachter auf, daß sie ziemlich alles nach ihrem Sinne leiten. Alles wird in öffentlichen Versammlungen entschieden, von denen einflußreiche Mitglieder der Ahka-Caste nicht ausgeschlossen sind. Die Ahka oder Classe der Dienstleute ist meist, aber nicht immer, die zahlreichste. Sie müssen bei gewissen Gelegenheiten und zu gewissen Zeiten des Jahres, z. B. bei Aussaat und Ernte den Grundbesitzern, mögen sie nun Marna oder Uhur seyn, auf deren Ländereien sie wohnen, Beistand leisten. Einzelne derselben sind jedoch in sehr vermöglichen Umständen. Dienstleistungen im Hause geschehen immer durch Sklaven, die meist von Timor her gebracht werden, und obwohl man sie zur Ahkacaste rechnet, gehören sie doch nicht eigentlich zu ihr, und manche Ahka haben selbst Sklaven.

Die Serwatty-Insulaner sind meist noch völlige Götzenanbeter, und ihre sehr zahlreichen Götzenbilder bestehen gewöhnlich aus roh geschnitzten hölzernen Figuren in sitzender Gestalt, die Kniee bis ans Kinn heraufgezogen und die Arme darüber gekreuzt. Andere bestehen aus bloßen Bündeln von Blättern, noch andere aus langen Steinen, die man aufrecht in den Grund steckt. Das Emblem aber, welches die größte Verehrung empfängt, ist eine Platte oder Scheibe aus kostbarem Metall, manchmal aus reinem Gold, meist aber aus Gold und Silber gemischt; diese Scheibe soll Sonne oder Mond vorstellen, und es ist der höchste Ehrgeiz eines Häuptlings so viel Gold zusammenzubringen, um einen goldenen Mond verfertigen zu lassen, meistens sind dazu aber die vereinten Anstrengungen mehrerer Generationen erforderlich. Den Götzenbildern werden Opfer von Büffeln, Schweinen, Ziegen und Geflügel dargebracht, wenn ein Einzelner oder die Gemeinde etwas Wichtiges unternehmen will. Das Fleisch wird von den Anwesenden verzehrt, was immer einen zahlreichen Zuspruch veranlaßt. Eine große Ceremonie, Porrok genannt, findet etwa alle drei Jahre statt, wo die verfallenen Götzenbilder erneut und die beschädigten ausgebessert werden. Menschenopfer oder vielmehr die Köpfe von Opfern, welche zu diesem Zwecke geschlachtet werden, sind bei solchen Gelegenheiten auf mehrern der östlichen Inseln, namentlich Sarmattan und Baba noch im Schwunge, aber auf Kissa, Letti und Moa ist die Sitte auf Betrieb der holländischen Behörden in den Molukken abgeschafft worden.

Die Bewohner dieser Inseln zeichnen sich aus durch die Sorgfalt, womit sie die Andenken ihrer Väter aufbewahren; jeder Häuptling, ja jedes Familienhaupt, hat seinen Vorrath von kostbaren Gegenständen, welche seit den ältesten Zeiten vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Diese bewahrt man gewöhnlich in einer Höhle am Berge auf, deren Mündung mit einem großen Stein verschlossen ist, und so heilig werden diese Depositorien gehalten, daß Beispiele von Plünderung derselben unerhört sind. Zu den am höchsten geschätzten Artikeln dieser Art gehören Ringe, die man an Hand- und Fußgelenken trägt, und die aus einer Mischung gefertigt sind, welche zwischen Glas und Porcellan die Mitte zu halten scheint. Diese Gegenstände haben einen ungeheuren eingebildeten Werth, worin sie den berühmten Töpfen der Dayaks auf Borneo gleichen. Die seltsamste unter

[1] Auf der Insel Letti sind die Marna fast ausgestorben, und es ist schon der Fall vorgekommen, daß man einen Orang Kaya aus Kissa holen mußte.

Digitized by Google

allen diesen Reliquien aber besteht aus Elephantenzähnen, und der Begehr darnach ist noch jetzt so groß, daß Siam und Indien kaum eine hinreichende Masse liefern können; die Holländer haben in neuerer Zeit afrikanische Elephantenzähne aus Europa zum Handel mit den Molukken eingeführt. Man braucht sie als Zierrath bei den Begräbnissen der Häuptlinge, und wie es scheint wurde ehemals — wie dieß noch in Ostassam der Fall seyn soll — ein Elephant bei dem Tode eines Häuptlings geschlachtet, abgesehen von einigen Hunderten von Büffeln und Schweinen; letzteres findet noch statt, an die Stelle der Elephanten aber, die man nicht haben kann, nimmt man Elephantenzähne. (Nach Windsor Earl. Journal of the Indian Archipelago. April.)

Die holländischen Schiffahrtsgesetze.

(Fortsetzung.)

Durchliest man die Verhandlungen der Generalstaaten, so findet man, daß die allgemeinen Reden über das Ganze der Gesetze den meisten Raum und die meiste Zeit einnehmen, daß aber die Verhandlungen über die Einzelfragen ziemlich kurz abgemacht sind, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß weit mehr hinter den Coulissen als auf der Scene vorging. Einen Fingerzeig gibt der Umstand, daß der gleich im Beginn der Discussion gestellte Antrag Hrn. Monchy's, die Ordnung der Gesetzesvorlagen umzukehren, mit starker Mehrheit verworfen, und nach der allgemeinen Discussion wieder vorgebracht und fast ohne Verhandlung angenommen wurde. Die Ordnung der Gesetzentwürfe der Regierung war 1) Aufhebung der Differentialzölle, namentlich auch in Ostindien, 2) Aufhebung der Durchfuhrabgaben und Wasserzölle auf dem Rhein und der Gelderschen Yssel, und 3) Naturalisation fremder Schiffe. Anfangs ward der Versuch gemacht, die ganze Verhandlung noch durch den Antrag auf eine Untersuchungscommission hinauszuschieben, aber verworfen mit 45 gegen 15 Stimmen; dann trat Hr. Monchy mit seiner Motion auf, und erfuhr dasselbe Schicksal mit 47 gegen 14 Stimmen. Beide Vorschläge hatten bis zu einem gewissen Punkt einerlei Zweck; die erste wollte die ganze Frage hinausschieben, die zweite den Grundsatz des Schutzes feststellen. Nachdem die allgemeinen Berathschlagungen vom 27 Junius bis zum 3 Julius gewährt, bringt Hr. Monchy, als es an die einzelnen Gesetzentwürfe gehen sollte, seinen Antrag nochmals vor, und alsbald erklärt der Finanzminister, er habe nichts dagegen einzuwenden, die umgekehrte Ordnung der Verhandlung wird nun mit 52 Stimmen gegen 7 angenommen; hierauf bringt Monchy sein Hauptamendement vor, daß bei Registrirung eines fremden Schiffes als holländisches eine Abgabe von 4 Proc. statt 1 Proc. wie die Regierung vorgeschlagen, erhoben werden solle; nach kurzer Berathung wird dieß wichtige Amendement mit 49 gegen 17 Stimmen angenommen und gleich darauf der ganze Gesetzentwurf Lit. C in Einer Sitzung.

In der Sitzung vom 5 Julius wird der Gesetzentwurf B, die Abschaffung von Durchfuhr- und Schifffahrtsabgaben betreffend, fast ohne Discussion unter Hinweisung auf den Handel mit Deutschland und die Concurrenz Belgiens mit 56 gegen 9 Stimmen angenommen, und nun ging es an die Hauptsache, den Gesetzentwurf A. Hier kam die Wichtigkeit des Amendements Monchy zum Vorschein, denn man sagte dem Minister geradezu, wenn durch diese Bestimmung einer Abgabe von 4 Proc. für die Naturalisation fremder Schiffe das System des Schutzes anerkannt sey, so hätte eigentlich der Minister seinen ganzen Gesetzentwurf zurückziehen sollen. Das ward von dem Juristen Hrn. Dunker Curtius sehr spitzfindig durch eine Unterscheidung, daß Schiffe als *Waare* und als *Transportmittel* betrachtet werden können, und man nur, um den Uebergang nicht zu plötzlich zu machen, auf die 4 Procent Abgabe eingegangen sey, widersprochen; dem Hrn. Finanzminister entschlüpfte aber die Bemerkung, daß dennoch „der colonialen Schifffahrt ein großes Maaß von Schutz zugestanden sey." Wie dieß nach Aufhebung der Differentialabgaben möglich, davon später; hier wollen wir nur noch bemerken, daß der § 1 des Gesetzentwurfs nicht ganz nach den ministeriellen Vorlagen angenommen wurde, sondern in einer von Hrn. van Ryckevorsel gestellten, von niemand, auch von dem Finanzminister nicht bestrittenen Fassung, in welcher er folgendermaßen lautet: „gleiche Freiheit wird hiemit verliehen, wenn die Anfuhr geschieht durch Schiffe von denjenigen Staaten, welche a) die niederländische Flagge bei der Fahrt nach und von ihren eigenen Häfen gleichstellen mit ihrer eigenen Flagge, b) die niederländische Flagge gleichstellen bei der Fahrt nach und von ihren eigenen Colonien, wenn sie Colonien besitzen und c) keine Differentialzölle erheben zum Nachtheil der Erzeugnisse der niederländischen Colonien oder zum Nachtheil der Anfuhr von Erzeugnissen anderer Welttheile aus niederländischen Häfen, wenn sie nicht zur Begünstigung der Erzeugnisse der eigenen Colonien und ihrer directen Anfuhr dienen." Hiemit stellt sich Niederland auf einen ganz eigenthümlichen Boden, wenn überhaupt der Satz einen Sinn haben, und sich nicht innerlich widersprechen soll, wie dieß nach §. 6 allerdings der Fall zu seyn scheint. England erhebt noch einen Differentialzoll zu Gunsten seiner eigenen Colonien, nämlich von Kaffee, einem Haupterzeugniß der holländischen Colonien, nicht weniger als 50 Proc., von Zucker nicht viel weniger, doch soll der letztere Zoll im Verlauf der nächsten vier Jahre allmählich schwinden; England kann nun den Holländern nicht vorwerfen, daß ihr Liberalismus nicht eben so groß sey, wenn sie selbst, obgleich auf andere Weise, ihren Handel und ihre Colonien begünstigen. England wird zugelassen, aber die Begünstigung der holländischen Schifffahrt durch die Handelsmaatschappy kann England mit keinem Schein Rechts antasten, denn die Engländer erheben ja selbst noch einen Differentialzoll, und wollen sie diesen abschaffen, so versetzen sie ihren ohnehin schwer gedrückten Colonien einen weitern Stoß; schaffen sie diesen Differentialzoll aber nicht ab, so kommen sie in erneuertes Zerwürfniß mit Brasilien, und dieß wird seine Drohungen, einen Differentialzoll gegen Englands Schifffahrt und Manufacte einzuführen, wieder aufnehmen. Dieser §. ist, besonders in Verbindung mit §. 6 so zweideutig, als die Denkschrift selbst, wie früher bemerkt, über diesen Punkt gewesen ist.

Wir übergehen die Verhandlungen über den Art. 4 Gesetzentwurf A, der von dem Tarif handelt, und bemerken nur, daß dabei mehrfach auf die „ungebrochene Ladung," d. h. darauf gedrungen wurde, daß die Waaren aus den Erzeugungsländern und nicht aus Zwischenhäfen eingeführt werden sollten. Wichtiger, namentlich mit Bezugnahme auf Artikel 1, ist der Artikel 6, worin dem König das Recht vorbehalten wird „hinsichtlich der Schiffe derjenigen Nationen, welche die niederländischen Schiffe oder die von niederländischen Schiffen *ein- oder ausgeführten Güter* höheren Belastungen oder Zöllen unterwerfen, als die nationalen Schiffe oder die mit denselben *ein- oder ausgeführten Güter gleicher Art* . . . Retorsionsmaaßregeln im In-

Digitized by Google

tereſſe der niederländiſchen Schifffahrt zu ergreifen, ſey es durch Differentialzölle ꝛc. . . ." Mit dieſem Artikel iſt, da die Engländer die Erzeugniſſe ihrer Colonien fortwährend begünſtigen allen Retorſionsmaaßregeln die geſetzliche Veranlaſſung gegeben. Die Engländer haben alſo nichts gewonnen und die holländiſche Regierung wollte von vorn herein nichts geben; die einzige Veränderung, welche dieſer Artikel erfuhr, beſteht darin, daß ein Amendement des Hrn. Ryckevorſel angenommen wurde, wonach „die genommenen Maaßregeln von Wiedervergeltung den Generalſtaaten mitgetheilt werden müſſen, alsbald, wenn ſie verſammelt ſind, oder ſogleich nach der Eröffnung ihrer nächſtfolgenden Seſſion." Dieß hängt mit einem viel umfaſſendern Antrag von fünf Mitgliedern zuſammen, welche vor Artikel 5 zwei ganz neue Paragraphe einſchoben. Der erſte ſoll lauten: „in den beſtehenden Colonialtarifen der Ein-, Aus- und Durchfuhr wird keine Veränderung gemacht als durch ein Geſetz; nur in dringenden Fällen kann der Generalgouverneur ſie temporär ändern, und von ſolchen Aenderungen wird beiden Kammern der Generalſtaaten unverweilt Kenntniß gegeben." Nur wer die Jahrelang andauernden Streitigkeiten zwiſchen der Regierung und den Generalſtaaten über den §. 60 des alten, und 59 des neuen Grundgeſetzes kennt, durch welche die Verwaltung der Colonien, alſo auch die Leitung der Handelsverhältniſſe ganz dem König zugeſprochen wurde, kennt, kann die Bedeutung dieſes hier eingeſchobenen §. ermeſſen. Dieß lang beſtrittene Vorrecht der Regierung iſt ihr durch dieſen hier wie zufällig eingeſchobenen §. mit Einem Schlag entriſſen, und die Entſcheidung den Generalſtaaten vorbehalten. Dieſe wichtige ſehr folgenreiche Veränderung ward mit 38 gegen 26 Stimmen und unter ſchwachem, wohl kaum ernſtlich gemeintem Widerſpruch des Miniſters angenommen.

Kaum minder bedeutend, wenn auch in anderer Art, iſt der zweite eingeſchobene Artikel: „die Flaggen ſolcher Staaten, welche den Bedingungen in Artikel 1 Genüge leiſten, werden in den Colonien und Beſitzungen des Reichs in andern Welttheilen der niederländiſchen Flagge gleichgeſtellt; dieſe Gleichſtellung erſtreckt ſich aber nicht auf die Küſtenfahrt in Niederländiſch-Oſtindien." Nimmt dieſer letztere Zuſatz dem erſten Theil des Artikels auch einen Theil ſeines Umfangs, da die Küſtenſchifffahrt in Niederländiſch-Oſtindien einen ſehr weiten Begriff hat, und nur die beſonders bezeichneten Häfen den Fremden zugänglich bleiben, ſo enthält derſelbe doch eine ſehr bezeichnete Hindeutung auf eine Art freihändleriſchen Bundes gegen England; es iſt darauf hingearbeitet, daß die europäiſchen Seeſtaaten die niederländiſche Schifffahrt der ihrigen völlig gleichſtellen, was für Deutſchland ſehr geringe Hinderniſſe hat; dieſen bleibt der Handel in Niederländiſch-Oſtindien offen, freilich ſo weit nicht die Vorrechte der Handelsmaatſchappy, auf die wir alsbald kommen werden, dabei betheiligt ſind.

Sollen wir ein Urtheil abgeben über die Behandlung des Gegenſtandes in den Generalſtaaten, ſo kann dieß freilich mehr nur auf Vermuthungen beruhen. Daß das Miniſterium ſelbſt trotz alles anſcheinenden Liberalismus wenig von dem Monopol des niederländiſch-oſtindiſchen Handels aufgeben wollte, wird aus den Vorrechten der Handelsmaatſchappy und deren im vorigen Jahr erfolgten Verlängerung auf weitere 25 Jahre ſich ergeben; die Generalſtaaten fanden aber, daß durch die Art der Abfaſſung der Geſetzentwürfe, wie ſie durch das Andringen der Engländer hervorgerufen worden, der Nothwendigkeit einer Sicherung des holländiſchen Handels noch nicht genügend entſprochen wurde, und umfaſſende geheime Berathungen zwiſchen dem Miniſterium und den Generalſtaaten müſſen ſtattgefunden haben; anders läßt ſich ſchon die anfängliche Verwerfung des Antrags von Monchy, daß die Geſetzentwürfe in verkehrter Ordnung behandelt werden ſollen, und die nachherige Gutheißung desſelben unter Zuſtimmung des Miniſteriums nicht erklären; noch deutlicher aber geht dieß aus den ſehr wichtigen Amendements von Ryckevorſel, und aus den eingeſchobenen Paragraphen der fünf Mitglieder (de Man, de Fremery, van Twiſt, van den Linden und van Zuylen van Nyevelt) hervor, welche den Charakter der ganzen Maaßregel weſentlich ändern, einen langen Streit zwiſchen den Generalſtaaten und der Krone, gleichſam in einem Incidenzfall, zur Entſcheidung bringen, und — ohne weſentlichen Widerſpruch des Miniſteriums durchgehen. Unſere obige Behauptung, daß mehr und wichtigeres hinter den Couliſſen, als auf der Scene vorgegangen ſey, erſcheint alſo ziemlich als gerechtfertigt, und wir haben jetzt nur noch anzuführen, in wie weit das Miniſterium ſelbſt, eben ſo wenig als die Oppoſition in den Generalſtaaten, geneigt war, ſonderliche Zugeſtändniſſe zu machen. Hierbei müſſen wir uns namentlich auf die Schrift eines Antwerpener Kaufmanns, Namens Matthyſſens, beziehen.

(Schluß folgt.)

Spaziergänge bei Oporto.

Der Douro, bekanntlich einer der Hauptſtröme der pyrenäiſchen Halbinſel und nächſt dem Tajo der größte Fluß von Portugal, entſpringt bei Soria in Altcaſtilien, läuft eine kurze Strecke ſüdlich durch dieſe Provinz, dann weſtlich durch das Königreich Leon, indem er mehrere Nebenflüſſe aufnimmt, bis er Miranda und ſo Portugal erreicht. Hier wendet der Douro ſich wieder nach Süden und bildet die Oſtgränze der Provinz Tras os Montes gegen Spanien, dann weſtlich, und ergießt ſich etwa eine Stunde unterhalb Oporto in den atlantiſchen Ocean, indem deſſen Mündung den Hafen dieſer Stadt bildet. Der Douro durchläuft einige der ſchönſten und fruchtbarſten Provinzen beider Königreiche, und ſeine Landſchaften ſind an Schönheit ebenſo mannichfaltig als der Charakter des Fluſſes ſelbſt, der bald ein wilder Bergſtrom, bald ein ruhig dahinziehender Fluß iſt. Man ſchätzt deſſen Länge auf mehr als 100 deutſche Meilen.

Die Stadt Oporto in der Provinz Entre Minho e Douro hat eine herrliche, majeſtätiſche Lage in unvergleichlich ſchöner Umgebung. In den Sommermonaten iſt dort das Wetter mild und angenehm, aber im Winter feucht und ſehr neblig; gewöhnlich weht dort der Wind am Morgen aus Oſten, um Mittag aus Süden und gegen Abend aus Weſten. Die Stadt ſelbſt, aus dem Alterthum ſtammend, an Größe, Bevölkerung, Handel und Bedeutung die zweite von Portugal, iſt auf zwei Hügeln an der Nordſeite des Douro amphitheatraliſch bis zum Waſſerrande herab erbaut; die Häuſer im obern Theile der Stadt ſind hoch und mit Balcons verziert, die Straßen breit, gut gepflaſtert und luftig, während die Häuſer im untern Theile ſchlecht gebaut, auch die Straßen eng, ſteil und dumpfig ſind. Trotzdem wird allgemein anerkannt, daß Oporto die reinlichſte und geſundeſte Stadt von Portugal iſt. Und dabei hat Oporto mit ſeinen vielen großen Gebäuden, Klöſtern, Kirchen und hohen Thürmen vor andern Städten den Vorzug einer imposanten Lage. Am Eingange des Hafens befinden ſich ſüdlich viele ſeichte Stellen, nebſt einer großen Sandbank, Cabadillo genannt, welche durch die von dem raſchen Laufe des Fluſſes herabgeſpülten Sandmaſſen entſtanden ſind und nebſt kleinen Felſen, die nördlich liegen, eine Barriere vor dem Hafen bilden, ſo daß das Einlaufen immer gefährlich und bei dem gewöhnlich herrſchenden ſtarken Weſtwinde oft wochenlang unmöglich iſt. An der Nordſeite der Hafenmündung ſteht das Dorf San Joao da Foz nebſt Fort, hauptſächlich von Lootſen und Fiſchern bewohnt, deſſen kleine Capelle, worauf ein Leuchtthurm befindlich, unter dem Namen La Noſſa Senhora bekannt iſt, während das Fort den Zugang zu der etwa eine Stunde entfernten Stadt vertheidigt. Der dorthin auf dem

Digitized by Google

nördlichen Ufer gehende Weg ist wenig über dem Flußbette erhaben und zur Linken desselben ragt auf einem nahen Hügel der Torre de Marco empor, welcher wie ein Porticus mit drei thurmartigen Spitzen aussieht, und den Schiffen im Meere als Landmark dient. An der Allee des Weges liegen das Dorf oder vielmehr die Vorstadt Macarellos, Casernen, das Seearsenal, das brasilianische Zollhaus, ein Nonnenkloster, mehrere Landhäuser (Quintas), Magazine und Häuser. Bei der Sandbank Cabadillo, an der Südseite des Flusses, ist das Land nicht so offen, sondern theilweise von runden steilen Klippen begränzt, zwischen welchen Gärten mit Mandel-, Kirschen-, Aprikosen-, Feigen- und Pfirschbäumen, kleine Felder mit üppigem Mais, Weingärten voll röthlicher und purpurfarbiger Trauben liegen, während Haine von Olivenbäumen bis zum Fuße der entferntern Bergkette sich hinaufziehen und den Hintergrund der Landschaft bilden. Hier war früher der Begräbnißplatz für Protestanten und die Quarantäne, als in den Jahren 1832 und 1833 die Cholera in Oporto und der Umgegend wüthete. Die Dörfer Gai und Villa Nova sind dadurch merkwürdig, daß ersteres an der Stelle des alten Calle liegt, dessen Hafen Oporto wurde (woraus der Name der Stadt entstand), und daß letzteres die ungeheuren Weinmagazine der portugiesischen und fremden Kaufleute enthält. Höher hinauf und fast dem östlichen Ende der Stadt gegenüber steht das große und reiche Kloster Convento da Serra, welches in dem Bürgerkriege (1833) häufig, aber vergebens von den Miguelisten beschossen und gestürmt, bis auf die Capelle gänzlich zerstört wurde. Die Verbindung zwischen der Stadt und dem gegenüberliegenden Ufer wird durch eine Schiffbrücke unterhalten, welche südlich bis zum Fuße des Berges oder Felsens reicht, worauf das ebengenannte Kloster liegt, während nördlich am andern Ende der Brücke das Seminar, ein großes steinernes Gebäude steht. Der Fluß ist für Seeschiffe schiffbar, da er bis an die Brücke 16—18 Fuß Tiefe hat. Unterhalb der Brücke ist das meiste Leben auf dem Flusse; Boote von verschiedener und sonderbarer Construction fliegen hin und her, vom Ruder oder weißen Lateinersegel getrieben, und viele sind mit Zelt überdacht, um die Passagiere vor der Sonne zu schützen; dort ist der Fluß voll Fischerboote verschiedener Größe und Gestalt, und die Fischer sind beschäftigt ihre Netze auszuwerfen oder einzuziehen, oder Fische mit einer Art Speer oder Harpune zu erlegen. Die zum Fischfang auf dem Flusse dienenden Boote sind an beiden Enden spitz, aber die Spitzen in die Höhe gebogen wie der Schnabel eines Schlittschuhes und bemannt mit 4—6 Leuten; die kleinern Fischerboote, mit vier Mann besetzt, deren Kleidung aus kurzen weiten Leinenpantalons, Weste, mit einer Menge von silbernen Knöpfen, bunter Schärpe, rother oder gestreifter Mütze besteht, haben nur einen in die Höhe gebogenen Schnabel und am Vordertheil steht der Mann mit dem gabelförmigen Speer in der rechten Hand, woran eine Schnur befestigt ist, während er mit seiner linken den sehr tüchtigen Ruderern (Remedores) die Richtung bezeichnet, wohin sie rudern sollen. Hat er einen Fisch erspäht, so entgeht dieser selten seinem Speerwurf, und selbst bei Nacht wird auf diese Weise an der Küste gefischt, indem man Fichtenholz in einem am Vordertheil des Boots befestigten eisernen Korbe anzündet, dessen Flamme die Fische so nahe lockt, daß sie eine leichte Beute werden. Diese nächtliche Fischerei gewährt von fern einen sehr malerischen Anblick, und das dunkelrothe Licht des Feuers läßt die Contour jeder einzelnen Figur am dunkeln Horizont deutlich gewahren. Die Fischerboote, welche im Meere gebraucht werden, sind viel größer als die erwähnten, und mit 14—16 Leuten bemannt, die Ruder, Segel, Netz und Bootshaken gleich geschickt zu handhaben wissen. Wenn ein solches Boot in den Fluß einläuft, so wird dessen Mast, welcher ein großes Lateinersegel trägt, niedergelegt und nun Anstalt gemacht die Ladung an eine Schaar Weiber zu verkaufen, die in einer Sprache, welche dem Zuhörer weder sehr fein, noch sehr musikalisch klingt, fortwährend plappern oder schreien, während indeß trotz dieses Lärms und Verwirrung gute Laune und Scherz die Oberhand behält, da jeder einen guten Handel machen will.

Am Ufer des Flusses, nicht fern von der Brücke ist an der Stadt ein Quai oder Landungsplatz, wo die Boote anlegen, welche Wein aus den Provinzen Tras os Montes und Entre Douro e Minho bringen, denn dort wachsen die besten Trauben. Diese flachgehenden Fahrzeuge von verschiedener Größe transportiren 20—60 Fässer Wein, von denen ein Theil an Bord ist und ein anderer Theil, an die Seiten des Boots mit Tauen festgebunden, schwimmt. Die Boote haben ein unverhältnißmäßig großes Lateinersegel und sehen dadurch ganz eigenthümlich aus, wenn sie den Strom hinabgleiten; sie werden von 3—4 Leuten, die auf einer Erhöhung stehen, mit einem Ruder von ungeheurer Länge gesteuert, weil die Strömungen, Felsen und vielen Sandbänke im Flusse diese Weise das Fahrzeug zu regieren nothwendig machen, und stromaufwärts ist man gewöhnlich gezwungen, solches ziehen zu lassen. Der Wein, welcher unter dem Namen Port- (Oporto) wein in großer Menge ausgeführt wird, ist aus den Trauben der genannten Provinzen verfertigt, und was davon für den englischen Markt bestimmt ist, wird von den Agenten einer von der brittischen Regierung im Jahre 1756 errichteten Gesellschaft ausgewählt.

Hier ist auch der Landungsplatz der Marktschiffe voll Landleute, welche ihre Producte zum Verkauf bringen und wie der Molo in Neapel, so dient der Quai von Oporto den hiesigen Lazzaroni, um den Tag zu verlungern und im „süßen Nichtsthun" zu verbringen, unbekümmert, ob die Strahlen der südlichen Sonne ihr Gesicht und die nackten Arme und Beine bräunen. Besonders an den Markttagen sieht man hier bunte Gruppen in charakteristischen Costümen, den Cidadano (Bürger) in seinen dunkelbraunen Mantel gehüllt und dessen Frau, welche ihr schwarzes Haar in die Höhe gekämmt und auf der Stirn gescheitelt trägt, das, auf dem Hinterkopfe in einen Wulst zusammengedreht, durch einen großen Kamm gehalten wird, während ein weißes, dreieckig gefaltetes Tuch, im Nacken spitz herabfallend, unter dem Kinn zusammengestrickt ist. Hier sieht man den Landmann (Paësano) mit seiner Frau, beide im Festtagsputz, und den roh und wild aussehenden Bewohner der Gebirge (Montanero), der viel malerischer gekleidet ist als jene, in seiner Weste von Ziegen- oder Schaffell, die mit rother Schärpe oder Ledergürtel umschlossen ist, während die Jacke von dunkelfarbigem Tuch oder Sammet nachlässig auf der Schulter hängt; in der Hand trägt er einen 6—8 Fuß langen Knüttel mit einem Knopfe von Blei versehen (Poa), der ihn selbst dem Angriff eines Reiters gegenüber furchtbar macht, und einen hohen spitzen Hut auf dem Kopfe, an welchem ein Rosmarinzweig steckt, um sich gegen Hexen und Zauber zu schützen. Von hier bis zu dem Marktplatze, Praço de Cordaria, hört man in den verschiedensten Tönen das verwirrte Geschrei der Verkäufer, welche eingesalzene Sardellen ausbieten oder Stockfisch in Oel geschmort haben, während ihre Kunden unter großen Regenschirmen und stehend, oder in den Buden sitzend, die fette Speise mit vielem Appetit verzehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission auf Borneo. Das Colonial Magazine vom Julius d. J. enthält Auszüge aus dem Bericht der Mission, die sich in Borneo niedergelassen; das Missionshaus und die Schule sind vollendet, die Kirche selbst geht ihrer Vollendung entgegen, sonst aber wissen die HH. Berichterstatter von keinen Erfolgen zu berichten. Alle Nachrichten vom Radscha (Sir J. Brooke), heißt es, und andern zu Sarawak sich aufhaltenden Engländern sprechen mit vermehrter Zuversicht davon, daß mit Gottes Hülfe die Bekehrung der einheimischen Stämme hauptsächlich nur eine Sache der Zeit ist, und ein Schreiben des Missionärs Mac Dougall vom 8 April 1850 sagt: „wenn wir nur die Mittel haben, so mache ich mich anheischig Männer unter diese Stämme zu schicken, wo sie hoffnungsvoll und sicher ihre Arbeit thun können. Ich würde selbst unter sie gehen, wenn ich könnte. Ein großer Stamm, die Kenimits, hat mich gebeten, hinzugehen und sie zu unterrichten. Es sind Saferans und einige Sarebusstämme wären, glaube ich, ebenso willig. Wenn einmal jemand Zugang zu ihnen findet, und mit ihnen als Freund lebt, so ist die Ehre des ganzen Stamms bei seiner Sicherheit betheiligt." Von einem Erfolg ist also nicht die Rede, und der frühere Vorwurf gegen die Holländer, daß sie mit eigennützigen Absichten die Stämme in der Rohheit gelassen hätten, scheint allmählich zu verstummen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 179. 27 Julius 1850.

Der District Upata in Venezuala und dessen angeblichen Goldminen am Yuruari.

(Athenäum 20 Jul.)

Ein Hr. Ed. Cullen, ein englischer Arzt, der sich längere Zeit in Guiana aufhielt, schreibt über das Land, in welchem diese Goldminen sich finden sollen, folgendes: „da ich in den Times vom 4 Jul. eine Bestätigung der Nachricht der Entdeckung von Gold in dem Flusse Yuruari, im District Upata, welcher zu der Provinz Guayana in Venezuala gehört, gelesen habe, dieß Land aber sehr wenig bekannt ist, so erlaube ich mir einen Bericht über den District Upata zu geben, den ich auf meinem Weg vom Apure den Orinoco hinab nach Demerara besuchte, als ich vor 8 Jahren nach den Missionen am Caroni ging. Der Yuruari, ein Fluß zweiten Ranges in Venezuala, ist ein Zweig des Cuyuni, der an der Nordseite der Cordillera von Parima entspringt, deren Südseite den Flüssen Parima, Pirara und Tacutu, welche sich zum Rio Branco, einem Zufluß des Rio Negro, und durch diesen des Amazonenstroms, vereinigen, ihre Entstehung gibt. So besteht also eine zweite vollständige Verbindungslinie, östlich von dem großen natürlichen Canal des Cassiquiari, zwischen dem Orinoco und Amazonenstrom. Aus dem Ostende der Cordillera von Parima, wohin Sir W. Raleigh seinen See Amucu und die Stadt Manoa oder Eldorado versetzte, und wohin ich im Jahr 1841 durch die Fahrt den Rupununi und Essequibo hinauf gelangte, entspringt der erstere dieser Flüsse, so wie der Siperuni und Mazeruni, Zuflüsse des Essequibo. Es wäre seltsam, wenn am Ende doch Sir W. Raleigh und die Spanier Recht hätten mit ihrer Behauptung, daß in dieser Gegend Gold sich finde. Der Lauf des Yuruari geht zwischen der Sierra Usupama, einem Zweig der Cordillera von Parima, und der Sierra Imataca, doch näher der letztern und östlich vom Caroni, mit dem er in der Regenzeit in Verbindung steht.

Früher bestanden viele Missionen civilisirter Indianer am Yuruari, und als die Holländer noch Demerara und Essequibo besaßen, hatten sie eine Straße, auf der sie Vieh vom Cuyuni nach dem Essequibo trieben. In den Zeiten der Holländer und selbst noch seit die Engländer von Demerara und Essequibo Besitz nahmen, war die Umgegend des Yuruari der Schauplatz zahlreicher Expeditionen, um entlaufene Sklaven oder Buschneger aufzusuchen. Der untere Theil des Cuyuni-Laufs ist in brittisch Guiana. Der District Upata, der 6000 Quadratmeilen und 12,000 Einwohner, zu drei Viertheilen unabhängige Indianer, enthält, ist die schönste Gegend am ganzen Lauf des Orinoco. Sie besteht aus wellenförmigen hohen Savannen, die nie überschwemmt werden, von bewaldeten Hügelketten durchzogen sind und eine mannichfaltigere, mehr europäisch aussehende Landschaft darbieten als ich irgendwo in Südamerika gesehen. Das Klima ist gemäßigter als in andern Theilen des untern Orinoco. Ungeheure Heerden von wildem Vieh und Pferden grasen auf diesen unermeßlichen Ebenen, und in den Bergwäldern wächst die Cinchona und die Cusparia, welche letztere die Angostura-Rinde gibt. Die Capuziner von Catalonien hatten früher 30 Missionen in der Nähe der Hauptstadt dieses Cantons, und als Humboldt in Venezuela war, zählte das Gebiet der Religiosen vom Orden des heiligen Franciscus 7300, das der Capuziner von Catalonien 17,000 Bewohner, aber beim Ausbruche des Unabhängigkeitskriegs zerstreuten sich die civilisirten Indianer, und die Missionen wurden meist verlassen. Gerade ehe ich die Mission am Caroni besuchte, waren einige Geistliche, welche in Spanien für die Sache des Don Carlos sich erklärt hatten, angekommen, und begannen die Indier zu sammeln. Einer dieser Geistlichen, Padre Juan B. de Duesto y Erquinigo, bewirthete mich gastfrei zu Upata über eine Woche lang. Außer der Stadt Upata, welche 351 Yards über dem Meere liegt (7° 49′ 31″ N. B. und 4° 31′ W. L. von Caracas), sind noch mehr als zehn bedeutende Missionen in diesem District. Bei Tumurenio ist der Landsitz eines Hrn. Fred. Hamilton, des Sohnes des Oberst Hamilton, der früher mit der Regierung von Venezuela einen Contract über die Beschiffung des Orinoco mit Dampfbooten abgeschlossen hatte. Hr. Hamilton hat bereits 30,000 Stück Vieh mit seinem Brandzeichen versehen lassen, und führt einiges Vieh aus nach Demerara und Westindien. Die Stadt Upata bildet ein Viereck und ist schön gelegen; sie hat eine hübsche Kirche und etwa 600 Einwohner; von Angostura, der Hauptstadt der Provinz Guayana, ist sie 31 Leguas entfernt. Aus den Labranzas in der Nachbarschaft wird eine große Menge Kaffee, Zucker, Baumwolle und ein vortrefflicher Tabak ausgeführt. Der nächste Hafen am Orinoco ist Puerto de las Tablas, den man durch einen Ritt von 17 Leguas durch ein schönes Land erreicht. An diesem Wege wurden am 11 April 1817 die Royalisten unter La Torre von dem General Piar geschlagen. Puerto de las Tablas liegt nahe an der Mündung des Caroni, nur wenige Stunden oberhalb Guayana Vieja, eine starke Veste, die von den Irländern in Bolivars Dienst eingenommen wurde. Das Dampfboot, das jetzt zwischen Trinidad und Angostura hin und her geht, hält auch an dem Puerto de las Tablas an."

Digitized by Google

Die holländischen Schifffahrtsgesetze.

(Schluß.)

Die Stellung, welche der genannte Antwerpener Kaufmann zu den holländischen Maaßregeln einnimmt, läßt sich leicht erklären, wenn man den Sinn des zum ersten §. des Gesetzentwurfs A. gestellten Amendements des Hrn. van Ryckevorsel recht ins Auge faßt. Der Artikel enthielt schon in seiner frühern Fassung eine Art Drohung gegen Belgien, und in seiner jetzigen noch mehr; er stellt, wie Matthysens (p. 92) bemerkt, den Grundsatz von Repressalien gegen alle Völker auf, welche, ohne im Besitz von Colonien zu seyn, die Erzeugnisse Niederländisch-Ostindiens, aus niederländischen europäischen Entrepots ausgeführt, nicht zu demselben Zoll, wie die directen Einfuhren unter der Nationalflagge zulassen." In Belgien, das nicht bloß, wie Hamburg, eine Stadt, sondern ein Land ist, das industrielle Interessen zu vertheidigen hat, weiß man eine solche Drohung zu würdigen, und man kann, man muß beinahe einem neuen Zollkrieg zwischen Belgien und Holland entgegensehen, denn Hr. Matthysens äußert sich darüber folgendermaßen: „Einer so abgeschmackten Bedingung sich zu unterwerfen, hieße einwilligen in die vollständige Aufopferung unseres Handels und unserer Marine, somit auch des Absatzes unserer Industrieerzeugnisse auf den transatlantischen Märkten; unsere Verbindungen mit Cuba und Brasilien z. B. wären plötzlich abgebrochen, und damit auch der Absatz unserer Erzeugnisse, der bereits in größerm Umfang Platz zu greifen begann."

Wir haben nicht im Sinn auf die alten Handelsstreitigkeiten zwischen Belgien und Holland, namentlich auf den Vertrag von 1846 einzugehen, dessen Vortheile für Belgien Hr. Matthysens als großentheils illusorisch schildert, sondern wir führen diese Stellen nur an, um zu zeigen, welche Plane Holland neben seinem Widerstand gegen England verfolgt, und weßhalb Hr. Matthysens nicht geneigt ist, die Verhältnisse zwischen England und Holland für letzteres sehr günstig zu schildern. Wir heben deßhalb seine Berechnungen aus über den Umfang, in welchem die Errichtung der Handelsmaatschappy den holländischen Schiffsbau, trotz der schwachen und später sogar aufgehobenen Prämien für denselben, gehoben hat. In der Constitutionsurkunde dieser Gesellschaft ist (Art. 73) gesagt, daß sie „für den Transport der Waaren niederländische Schiffe unter niederländischer Flagge, von Niederländern geführt und vorzugsweise im Lande oder in den niederländischen Colonien gebaut, anwenden solle, mit Ausschluß aller anderswo gebauten Schiffe, falls sie nicht nach der Gründung der Gesellschaft naturalisirt worden seyen." Diese ihr aufgelegte Vorsorge für den holländischen Schiffsbau ist in solchem Umfang eingehalten worden, daß Holland, welches im J. 1825 nur drei große für den ostindischen Handel brauchbare Schiffe hatte, vom J. 1825 bis Ende 1848 deren 307 mit 99,000 Commerzlasten baute. Erwägt man, daß die niederländische Handelsmarine am 31 Dec. 1848 aus 2146 Schiffen mit 205,240 Commerzlasten bestand, so ist also beinahe die Hälfte in diesen 23 Jahren allein durch den Vorschub der Handelsmaatschappy gebaut worden. Wie war dieß möglich? Die Maatschappy zahlte anfangs für Kaffee aus Java, der die Hälfte des Seetransports zwischen Niederländisch-Ostindien und Holland ausmacht, 240 fl. für die Commerzlast, oder etwa 13 Pfd. St. für die Tonne, während ein englisches Schiff von Calcutta nach London $4\frac{1}{2}$ Pf. St. die Tonne bezahlt erhielt; der Unterschied ist also $8\frac{1}{2}$ Pf. St. auf die Tonne, oder bei 1000 Tonnen Last 8500 Pfd. Mit dieser Unterstützung konnte der Rheder sich durch zwei Reisen für die Kosten des Baus und der Ausrüstung, Capital und Interessen mit eingeschlossen, bezahlt machen. Diese ungeheure Unterstützung wirkte so gewaltig, daß die Maatschappy schon in den Jahren 1827, 28 29 und 30 die Frachten allmählich auf 225, 200 und 180 fl. herabsetzen konnte, aber jetzt beträgt sie immer noch 140 fl., was im Vergleich zur englischen Fracht, die man nicht höher als zu 6 Pfd. die Last anschlagen kann, immer noch über 100 Procent mehr ist. In den Verhandlungen der Generalstaaten über die Gesetzentwürfe wurde in Anregung gebracht, daß eine allmähliche Ermäßigung der Frachten auf 110 fl. wünschenswerth sey, was immer noch etwa 70 Proc. Vortheil wäre.

Es ist nicht zu verwundern, wenn unter dieser schützenden Sorgfalt der Schiffsbau in Holland einen reißenden Aufschwung nahm, und daß die Holländer jetzt nicht bloß eine für ihren Zweck genügende Anzahl Schiffe, sondern auch erfahrene Capitäne und gut geschulte Matrosen besitzen. Da die Beförderung der inländischen Schifffahrt durch die Handelsmaatschappy bewahrt bleiben soll, da auch der Maatschappy die Auswahl unter den Colonialerzeugnissen zusteht, und der freien Concurrenz nur die schlechtere Waare übrig wird; da der Transport aller von der Regierung nach Java geschickten Truppen und Waaren jeder Art der Maatschappy vorbehalten wird, so ist die Gewährung einer Gleichstellung der Flagge nur ein Scheinbild, das um so mehr in Nichts zerfließt, als die Begünstigung der Waaren niederländischen Ursprungs ohne Unterschied der Flagge, unter der sie eingeführt werden, gleichfalls vorbehalten bleibt.[1]

Hinter diese letztere Bestimmung und die Vortheile, welche die Handelsmaatschappy der holländischen Schifffahrt indirect gewährt, hat sich also die holländische Regierung verschanzt, ob mit Glück und auf die Dauer, das ist nun eben die Frage, um welche es sich handelt. Daß die Engländer sehr wohl wissen, es sey ihnen auf diese Weise kein Zugeständniß in dem was sie verlangen, zu Theil geworden, versteht sich von selbst. Was die Schifffahrt zwischen England und Niederland in Europa betrifft, so haben die Engländer nichts von Aufhebung der Differentialabgaben zu erwarten, denn schon der noch gültige Vertrag von 1837 stellt sie mit den niederländischen Schiffen auf gleichen Fuß, und das Verhältniß der Segelschifffahrt ist wie 10:9, das der Dampfschifffahrt wie 10:1 zu Gunsten der Engländer. Wonach diese streben, das ist die Ausfuhr der niederländisch-ostindischen Erzeugnisse auf ihren Schiffen nach England, um hier den großen Welthandel mit Colonialwaaren mehr und mehr zu concentriren, und das Uebergewicht, welches die Holländer bis jetzt, wenigstens im Kaffeehandel, behauptet haben, zu vernichten. Schon der Artikel 11 der neuen englischen Schifffahrtsacte vom 21 Jun. vorigen Jahrs behält der brittischen Regierung Wiedervergeltungsmaaßregeln vor, nicht nur im Fall directer, sondern auch jeder indirecten Begünstigung einer nationalen Flagge vor britischen Fahrzeugen (or that any preference whatsoever is shown either directly or indirectly to national vessels over british vessels). Die englische Regierung schweigt vorerst über diesen Punkt, aber die englische Presse ist minder vorsichtig. So sagt die Singapore Free Preß, die alte Gegnerin der holländischen Handelspolitik, schon am 29 März nach dem Empfang der holländischen Gesetzentwürfe, „es zeigt sich hieraus, daß die Liberali-

[1] Diese Begünstigung beträgt 100 Proc. im Zoll, der meist für niederländische Waaren $12\frac{1}{2}$, für fremde 25 Proc. beträgt. Dieser Vorbehalt ist in dem Schreiben des niederländischen Ministers an den englischen Gesandten Disbrowe vom 29 Nov. 1849 ausdrücklich gemacht.

by Google

tät der Holländer mehr scheinbar als wirklich seyn soll. Die Handelsmaatschappy beabsichtigt nur in Holland gebaute Schiffe zu verwenden, und so wird ein großer Theil des Frachtfuhrhandels zwischen Holland und Java fortdauernd von einigen begünstigten Schiffseigenthümern monopolisirt werden. Die Handelsmaatschappy ist ein mächtiges Hinderniß gegen die volle Entwicklung des Handels von Holland und seinen indischen Colonien, das man nicht mehr lange bestehen lassen darf, und Holland scheint durch seine eigenen Handlungen die bedeutendste Hülfe zur baldigen Vollendung dieses guten Werks zu gewähren." Der Krieg gegen die Handelsmaatschappy ist also erklärt, und es fragt sich nur, mit welcher Aussicht auf Erfolg er geführt werden kann. Die Engländer möchten wohl hier auf ein Hinderniß stoßen, ähnlich dem, welchem sie in Bezug auf die Amerikaner begegnen, die fast bei jeder großen Waarenbestellung ihre Briefe nach Liverpool mit der Bemerkung schließen, daß die Sendung durch amerikanische Schiffe (in american bottoms) geschehen soll. Diese patriotische Gesinnung ist stärker als Gesetze, und wenn heute das Statut der Handelsmaatschappy gesetzlich aufgehoben würde, so möchte wohl schwerlich, da die Handelsmaatschappy als Regierungsorgan doch bestehen bliebe, diese andere als niederländische Schiffe befrachten.

Um was es sich dabei für die Holländer handelt, zeigt der Umstand, daß in den Jahren 1836 bis 48 unter niederländischer Flagge in Java eingeführt wurden für 125,907,785 fl. Waaren, unter englischer nur für 51,830,281 fl., in der Ausfuhr ist der Unterschied noch weit stärker: sie betrug unter englischer Flagge für 87,441,452 fl., unter niederländischer für 639,907,076 fl. Das ist der Preis, nach welchem die brittische Begehrlichkeit strebt, und welchen Holland weder ablassen will, noch ablassen kann. Das wissen auch die Engländer sehr wohl, und in den Minutes of Evidence vor dem Hause des Lords, ward auf die Frage über das Verhältniß des holländischen Handels zum Javahandel die Antwort gegeben: „ihre Handelsmarine hängt sehr von ihrem Handel mit Java ab, und wenn man die Holländer fragte, was die Lage ihrer Handelsschiffe seyn würde, wenn sie diese Colonie verlören, so glaube ich, sie würden die Befürchtung ausdrücken, daß die Folgen durchaus verderblich wären; wenn Schiffe aus allen Theilen der Welt im Javahandel zugelassen würden, so weiß ich nicht, was aus Holland als einem handeltreibenden Lande werden würde." Daraus geht unwidersprechlich hervor — besonders wenn man noch dabei erwägt, daß die Colonien ein Drittheil der holländischen Schuld zahlen — daß die Forderung der Engländer nichts geringeres als den Ruin Hollands bezweckt, sein Credit, seine Unabhängigkeit, sein Handel gingen mit einem Verlust des Javahandels, oder, was gleich bedeutend ist, mit einer unbedingt freien Zulassung fremder Flaggen verloren; die holländische Regierung kann also dieß nicht gewähren, und sie will es auch nicht, wie wir oben gesehen. Die Frage ist nur, ob sie sich nicht auf einen falschen diplomatischen Standpunkt gestellt hat, indem sie durch ihre Freihandelsphrasen den Grundsatz der vollen Zulassung der fremden Flaggen zugab, in der Wirklichkeit sie aber verweigerte. Letzteres ist namentlich der Standpunkt, den der entschiedenste Gegner der Regierungsmaaßregel, der schon in Nro. 78, 79 von uns citirte Advocat Lipman, hervorhebt; er beantwortet die Frage: wird das mächtige England sich mit einem solchen Scheinbild von Concession begnügen? verneinend, und wenn man auf die Führung der diplomatischen Angelegenheiten in Holland während der Regierung des vorigen Königs zurückgeht, so kann man allerdings nur mit großer Besorgniß allenfallsigen neuen Verwicklungen entgegensehen, denn das Schwankende, Unsichere, das sich in allen diplomatischen Verhältnissen kundgab, ist vielfach Gegenstand öffentlicher Rüge geworden, um so mehr, als sich Jahre lang kaum jemand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten hergeben wollte; wir können indeß nicht ganz so schwarz sehen, wie er, denn Holland steht durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände durchaus nicht so schutzlos da, als es den Anschein hat, und insofern mag der Advocat Unrecht haben: er betrachtet nur die beiden einander direct gegenüber stehenden Parteien, und wiegt die gegenseitige Stärke ihrer Argumentationen, so wie das Gewicht das sie in die Wagschaale legen können, ab, aber die weitern politischen Erwägungen bringt er kaum gehörig in Anschlag: Englands wesentliches Interesse ist, die 4 Eingangspunkte zu Deutschland, Belgien, Holland, Bremen und Hamburg, auseinander und von dem Binnenland getrennt zu erhalten, denn darauf beruht die Bedeutung seines Ausfuhrhandels nach Deutschland, der den nach allen seinen Colonien zusammen genommen weit übertrifft. Treibt England die Holländer durch ein völlig ungerechtfertigtes, gewaltthätiges Betragen zur Verzweiflung, so möchte sich die Sache schnell anders gestalten; England wird alles versuchen, Holland durch Quälereien jeder Art zur Nachgiebigkeit, zur freiwilligen Aufopferung zu bewegen, aber zu Gewaltmitteln wird es unter den jetzigen Verhältnissen nicht schreiten. Das weiß die holländische Regierung, und darum bezahlt sie das scheinbar so freihändlerische England mit gleicher Münze, d. h. mit Phrasen, wird aber seinen Vortheil zu wahren wissen. Indeß ist es auf der andern Seite wohl zu beachten, daß dieser ganze Vorfall nur ein Incidenzpunkt in dem großen Kampfe ist, durch welchen England die Entwicklung einer bedeutenden Handelsmacht im Herzen Europa's niederzuhalten bestrebt ist. Als einen solchen Incidenzpunkt haben wir die Sache behandelt, und werden bei Gelegenheit, die nicht fehlen wird, darauf zurückkommen.

Die Denkmale von Niniveh,
entdeckt und beschrieben von den HH. Botta und Flandin.

Die Revue Archéologique vom Julius d. J. enthält eine Anzeige dieses mit Begierde erwarteten Werks, aus der wir nachstehende Bemerkungen entnehmen. „Auf Niniveh und seinen alten Glanz richtet sich jetzt die Aufmerksamkeit der Gelehrten, an den riesenhaften Denkmalen von Khorsabad studiren unsere Künstler die assyrische Kunst, an dem schwierigen Problem der Keilschrift müht sich der Geist unserer Sprachforscher ab. Aber die wenigen Denkmale, die man bisher kannte, waren unzureichend, um den Gegenstand vollständig zu studiren, und ungeduldig wartete man auf ein Buch, wo die Denkmale und Inschriften, die auf dem Gebiet des alten Niniveh in solcher Fülle entdeckt worden waren, neben einander gestellt seyn würden. Botta's Buch zerfällt in eilf Capitel; im ersten erzählt er die Geschichte seiner Entdeckung und die Mühseligkeiten, die er bei Fortschaffung der Kolosse, namentlich auch von Seite der türkischen Behörden, zu erfahren hatte; das zweite Capitel ist der geographischen Lage von Khorsabad und der Umgegend gewidmet; vom dritten bis sechsten beschreibt er die Denkmäler, die Basreliefs und Inschriften, und endlich vom siebenten bis eilften setzt er das System der Keilschriften, und die Unterschiede zwischen der Schrift von Niniveh, Persepolis, Wan und Babylon auseinander. Das Werk enthält mehr als 400 Platten, die von Herrn Flandin gezeichnet und von den besten französischen Künstlern gestochen sind."

Digitized by Google

Spaziergänge bei Oporto.

(Fortsetzung.)

Bald ward diese ganze Gesellschaft munter und fröhlich, die Arbeit ist vergessen, die Sorge verbannt, wenn durch das Geräusch der zahlreichen Menge Gelächter und Gesang ertönt, begleitet von der Guitarre, dem schwirrenden Tamburin und dem Geklapper der Castagnetten oder dem Schnappen der Finger, denn nun eilen alle entweder zu ihren bunten Kähnen oder zu dem nahen Weinhause, wo sie im Schatten der Reben den Fandango oder Contradance mit der den spanischen und portugiesischen Landleuten eigenthümlichen Lebendigkeit tanzen. Dazwischen hört man die von zwei Ochsen gezogenen Karren schwerfällig knarren, welche die gelandeten Weinfässer in die Magazine bringen; diese plumpen Maschinen, welche ganz widerwärtig kreischen, werden gewöhnlich von jungen Mädchen geführt, die mit dem Rufe A boi! (Vorwärts!) die Ochsen antreiben. Dann zeigt sich auf einem Maulthiere im Paßgange sitzend eine stattliche Figur in geistlicher Kleidung, um eine Kirche oder eins der nahen Klöster zu besuchen, denn das Ordensgelübde verbietet außerhalb seines Klosters zu Fuß zu erscheinen; das lange, faltenreiche weiße Gewand, die Sandalen am Fuß und das gescheidte Gesicht unter dem niedrigen breitkrämpigen Hut verkünden deutlich, daß er einer der stolzen adeligen und gut genährten Mönche des Serraklosters ist, während nicht fern von ihm im groben braunen Gewande, mit dem Knotenstrick umgürtet, ein magerer, barfüßiger und kahlköpfiger Franciscaner um Almosen bittet. Hin und wieder sieht man aus der Messe nach Haus eilend ein hübsches Mädchen in einen seidenen Mantel gehüllt durch das Gewühl schlüpfen, aber außer einem feinen Fuß und Knöchel ist von ihr nicht viel sichtbar, man müßte denn gerade neben ihr seyn, wenn zufällig oder vielleicht nicht ganz zufällig der Mantel so weit zurückschlüge, daß man das hübsche Gesichtchen, die zierlichen Hände und die bunten Farben des Unterkleides schauen kann. Aber plötzlich steht sie still, kniet andächtig nieder, faltet die Hände, neigt das Köpfchen und heftet ihre Augen zur Erde, indem sie Ave Maria! flüstert und sich bekreuzend den Rosenkranz betet; Gesang und Gelächter der Menge umher verstummen und der Tanz steht still, denn das Geläute einer Glocke von feierlichem Gesang begleitet verkündet das Herannahen des Priesters mit der Hostie, welche als letzter Trost der Religion dem Sterbenden gebracht wird.

Weiterhin am Wege ist bei einem Teiche eine Schaar Frauen und Mägde versammelt, einige waschen, andere füllen ihre Wasserkrüge, aber die meisten scherzen und tanzen, und singen beliebte Volkslieder und Romanzen mit der den Kindern des sonnigen Südens angebornen Lebendigkeit und Fröhlichkeit. Indem ich vorüberwandelte, gab ich Gelegenheit zu einem neuen Scherze, denn eine der Muntersten trat mir in den Weg und bat mit koketter Miene und Stimme, während ihre großen Augen unter den langen schwarzen Wimpern herausblitzten, um cinque rees (5 Reis, etwa 3 Pfennige). Indem ich ihr das Doppelte und mehr gab, und in mittelmäßigem Portugiesisch ihr ein Compliment über ihre Schönheit machte, erröthete sie etwas, dankte mit einem Blick ihrer schelmischen Augen und rief zu ihren Gefährtinnen zurückkehrend: „der Herr ist ein Engländer, und freigebig mit Börse und Worten!“ Am Wege stehen Altäre der Madonna mit Blumen und verschiedenem Schmuck geziert; an einem derselben hat eine junge Contadina (Landmädchen) andächtig gekniet und den Schutz der heiligen Mutter angeflehet; indem sie sich erhebt, ergreift sie ihren Korb um ihre Früchte und Gemüse zum Markte zu bringen, und zugleich drehen ihre raschen Finger emsig die im Gürtel steckende Spindel. Wenn auch die hiesigen Landmädchen nicht gerade hübsch zu nennen sind, so haben doch gar viele ein angenehmes, lebendiges Gesicht, und ihre Tracht ist nicht viel weniger malerisch als die der Bauermädchen im Berner Oberlande. Ein gefaltetes weißes Tuch wird über den Kopf gelegt, dessen Zipfel statt lose herabzufallen oder unter dem Kinn zusammengesteckt zu werden, mit Nadeln unter dem Rande des Huts befestigt sind, und das geschieht wohl nur um die großen Ohrringe (Arrecadas) von goldner Filigranarbeit und die schweren goldnen Halsketten zu zeigen; um die Spitze des Huts hängen Quasten an schwarzen Schnüren, die bis auf den Rand herabfallen, welcher 6—8 Zoll breit das Gesicht beschattet und so den Gesichtszügen eine gewisse Weichheit verleiht, ein eng anschließendes Mieder von rothem oder blauem Tuch mit silbernen Knöpfen besetzt oder vorn geschnürt, läßt einen Theil der Brüste und den Hals frei, doch wird diese Partie auch wohl mit einem weißen Tuche bedeckt; der Rock, von blauer oder gestreifter Serge, hat oben und unten einen rothen Saum, und nur bis zum Ellenbogen reichende Aermel; zuweilen tragen sie auch eine Jacke oder Spenser, aber so wie sie ihre Holzschuhe (Socas) stets in der Hand tragen, so hängt auch die Jacke so lange am Arme, bis Regen oder Kälte solche nöthig macht. Auf der Brust hängt ein kleines Crucifix, und an einer Schnur von Pferdehaaren baumeln Münzen, Stücke Korallen und kleine Wachsbilder, als Amulette gegen das „böse Auge,“ welches ihnen auf dem Wege oder bei ihrem Verkaufe Schaden thun könnte. An diese Amulette glauben sie fest, und wenn durch die Hitze der Sonne oder die Bewegung des Körpers die Wachsbildchen sich krümmen und auch wohl knistern, was oft geschieht, so hat das Amulet den Zauber von ihnen abgewendet und den Nachtheil auf den Menschen geworfen, der ihnen Schaden thun wollte. Oft bin ich diesen Landmädchen weite Strecken gefolgt, um ihren eigenthümlichen Gang zu beobachten, der aber weder mit der Feder, noch mit dem Griffel deutlich geschildert werden könnte. Jeder Schritt auf dem Wege zeigt eine neue interessante Figur: in einem aus Stroh geflochtenen Mantel zieht der Ziegenhirt mit seinem Hunde vorüber, welchem die Heerde zu der nahen Weide folgt, dann der höfliche „Fidalgo“ (Edelmann) auf einem starken, scharf gezäumten Maulthiere, im schweren Mantel, mit hohen Stiefeln, woran gewaltige Sporen, und diesem folgt die von zwei Maulthieren getragene Sänfte (Leitera), deren Treiber voran oder neben dem vordersten Thiere geht.

Wenn man den östlichen Eingang der Stadt verlassen hat und an dem obenerwähnten Seminar vorübergegangen ist, so zieht sich der Weg in unregelmäßigen Krümmungen längs des nördlichen Ufers des Douro hin, welcher, hier tief und schmal, mit rasender Heftigkeit um die Felsen braust, auf deren Höhe das Serrakloster liegt. Dann strömt der Fluß bald wieder in einem mehr offnen Lande dahin, dessen viele Vorsprünge, besonders an der Südseite niedrig, wellenförmig und vortrefflich angebaut, und häufig von Landhäusern und Hütten belebt werden, die aus dem Schatten üppiger Gebüsche oder Weinberge und Olivenhaine hervorschauen. Andere dieser Vorsprünge bestehen aus Felsen und schroffen Klippen von wilden phantastischen Formen, deren Spitzen mit Gruppen dunkler Tannen und Fichten, oder grüner und purpurrother Haide bedeckt, an ihren Seiten die mannichfachste Beleuchtung und Färbung zeigen, während aus einer mit üppigen blühenden Gesträuchen und Flechtmoosen behängten Felsenritze ein krystallheller Bach in kleinen Cascaden von Stein zu Stein herabstürzt, und dann über Moos und Rasen vom saftigsten Grün seinen Weg zum Flusse in Schlangenwindungen findet. Bald hat man den Palast von Freiras, der mit seiner Unzahl von Fenstern curios genug aussieht, und die herrlichen schattigen Gärten des Schlosses Oliveira an der Südseite des Flusses verlassen, und an dem Wege, dessen Baumreihen mit Epheu und Schlingpflanzen umrankt sind, zeigen sich nun ungeheure Steinbrüche oder terrassenförmige Weinberge mit reifen Trauben in zierlichen Festons behängt und viele Landhäuser (Quintas) in Gärten stehend, die mit Bäumen, Blumen und Gesträuchen gefüllt sind, mit Granatbäumen, Orangen, Citronen und Feigen, Laburnum, Rosen aller Arten, Lorbeer, Akazien, Dattelpalmen, Aloe, Magnolien, Oleander, spanischem Jasmin, blühenden Myrthen, Cassia und Cactus mit Purpurblüthen, so daß die ganze Atmosphäre von dem Geruche dieser und noch vieler anderer wohlriechender Gewächse duftet.

(Schluß folgt.)

Die erste in Californien fabricirte Druckpresse ist nach den Pacific News vom Mai den Monat zuvor in San Francisco aufgestellt worden. Es ist dieß ein Beweis, daß sich allmählich Handwerker aller Art dort gesammelt haben, da eine so complicirte Arbeit geliefert werden konnte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

ed by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 180. 29 Julius 1850.

Monte-Casino.

Man fährt sehr bequem in einem Tage von Neapel nach Sangermano, welches am Fuße des Berges liegt, der das Kloster Monte-Casino trägt. In der Villa di Varrone findet man ein leidliches Hotel. Der Weg ist sehr schön, er führt über Capua, Calvi und durchschneidet einen Theil der erloschenen Vulcanenkette von Roccamonfina. Niemand versäume den Abstecher nach dem lieblichen, ganz in Kastanienwald versteckten Teano, der alten Hauptstadt der Sediner, welche die Hauptveranlassung zu den blutigen Kriegen Roms mit den Samnitern abgaben.

Im Gasthofe zur Villa di Varrone in Sangermano miethet man ein Pferd oder ein Maulthier, und reitet $3\frac{1}{2}$ Miglien in Zickzackwindungen auf den hohen Kalkfelsen hinauf. Die Straße macht den Mönchen von Monte-Casino, welche sie entworfen und ausgeführt, alle Ehre. Schon auf halber Höhe athmet man frischere Luft und kommt eher gestärkt als ermattet oben an. Die Perspective von M. C. bietet ein umfangreiches viereckiges Gebäude aus drei Stockwerken mit verschiedenen Fensterreihen dar; man könnte es für einen grandiosen modernen Palast halten. Rings umher, in buntem aber zweckmäßigem Gemisch, befinden sich Wege, Laubgänge, Rebengehege, Frucht- und Blumengärten — alles durch Kunst und Energie dem schroffen unebenen Kalkfelsen abgenommen. Man tritt durch eine Pforte und befindet sich plötzlich in einer Grotte oder vielmehr in einem rauh und kunstlos behauenen Corridor, dessen Wölbung sehr niedrig nnd dessen Beleuchtung sehr schwach ist. Hier soll der heilige Benedict zuerst gewohnt haben und deßhalb verschonte man bei den verschiedenen Restaurationen diesen Ort. Der Abt Angelo della Noce zierte diesen Eingang mit einer langen lateinischen Inschrift: Fornicem saxis asperum etc. Durch einen Porticus kommt man endlich auf einen freien ebenen Platz, von wo sich das Kloster in wohlverstandener Architektur den Blicken darstellt. Es umfaßt drei weite, unter sich zusammenhängende Höfe, deren jeder an den Seiten von Peristylen oder bedeckten Portiken, welche durch unzählige dorische Pilaster aus lebendigem Fels getragen werden, umgürtet ist. Ueber diesen Portiken erheben sich, durch Balustraden geschützt, köstliche Loggien, aus denen man die herrlichste, weiteste Fernsicht genießt; sie führen deßhalb den Namen: Il Paradiso. In der Mitte der beiden Seitenhöfe befinden sich zwei verstümmelte antike Säulen aus Porphyr und Granit, welche eine außerordentliche Dicke besitzen. Aus diesen Cortili führen die Wege und Gänge zu den Klostergemächern, zu den verschiedenen Officinen und zu den Wohnungen, welche für die Fremden bestimmt sind. Im mittleren Hofe befindet sich eine in den Felsen gehauene, tiefe Cisterne; dann führt eine breite, prachtvolle, terrassenartige Treppe, am unteren Ende mit zwei kolossalen Statuen des h. Benedict und der h. Scholastica geschmückt, zum zweiten Kloster hinauf, zu dem eigentlichen prächtigen Atrium der casinesischen Basilica. Hier gibt man die Empfehlungsbriefe oder in Ermangelung derselben die Adreßkarten ab und harrt desjenigen Benedictiners, der auf eben so gastfreundliche als wissenschaftlich gediegene Weise gerade berufen ist, die Honneurs in dieser nicht allein wegen ihrer Lage, wegen des Grabes ihres Stifters, sondern wegen ihrer Kunst und Bücherschätze und der Pflege der Wissenschaften zu allen Zeiten hochberühmten Abtei zu machen. Auch der Schreiber dieser Zeilen wurde zu verschiedenmalen mit edler Gastfreundschaft empfangen. Nicht sowohl die Vorschrift des Ordens als auch die Grundsätze einer edeln Erziehung gebieten eine solche, und sowohl zu Monte-Casino als selbst im Hospiz zu S. Germano findet jeder auf Tage und Wochen bis zu einem Monat auf Verlangen unentgeldliche Bewirthung und Wohnung. Obschon ich nur wenige Stunden zu verweilen beabsichtigte, so wurde mir dennoch sogleich ein schönes, geräumiges, mit Bequemlichkeit ausgestattetes Zimmer „für einen Monat" zu Diensten gestellt. Das zweite Klostergebäude umgibt ein Peristyl, der von 20 sehr schönen antiken dorischen Säulen aus Granit getragen und mit reich gearbeiteter Balustrade eingefaßt ist. An der Seitenmauer folgen 16 Nischen mit den Statuen der berühmtesten Wohlthäter des Klosters auf einander. Es sind Päpste, Kaiser, Könige, Herzoge, von den berühmtesten römischen Künstlern gearbeitet; darunter befinden sich die Eltern des h. Benedict, Abbondanzia und Euproprio, ferner Gregor I und II, Benedict XIII und XIV, Clemens XI, Gisulf II, Carl der Große, Heinrich II, Lothar III, Robert Guiscard, Carlo Borbone und Ferdinand I.

Vier prächtige Marmoreingänge führen aus den vier Winkeln des Peristyls zu den verschiedenen Klostertheilen. Das mittlere Thor ist am reichsten verziert und trägt die Bronzeplatten, welche der Abt Desiderius (nachher Papst Victor III) im J. 1066 zu Konstantinopel verfertigen ließ und die, mit silbernen Buchstaben eingegraben, sämmtliche Schlösser, Dörfer, Weiler und Ländereien des Klosterbesitzes enthalten. Eine lange lateinische Inschrift über demselben Thore erzählt die Geschichte des Klosters: der h. Benedict errichtete im J. 529 hier oben, wo früher ein Apollotempel gestanden, Kirche und Kloster. Im J. 589 wurden diese von Zoto, einem Longobardenführer, zerstört; die Mönche flohen nach Rom. Zu den Zeiten Gregors II wurden sie wieder erbauet; sie gingen 884 durch die Saracenen in Flammen auf, wurden von Desiderius u. s. w. abermals her-

Digitized by Google

gestellt, 1349 durch ein Erdbeben über den Haufen geworfen und endlich durch Benedict XIII im J. 1649 ungefähr nach dem jetzt bestehenden Baustyle wieder emporgerichtet.

Die Klosterkirche imponirt durch ihre Größe, ihre Majestät, ihre edle Schönheit und durch ihre sehr noble, reiche Architektur. Cosmus Fansaga leitete den Bau und sorgte eifrig dafür, daß alle schönen Künste bei seiner Ausschmückung gegenseitig wetteiferten. Die Basilica richtet sich von Westen gegen Osten und theilt sich in drei geräumige Schiffe römischer Ordnung. Altar, Chor und Kuppel sind von vortrefflicher Arbeit. Die Kirche ist 242 Palmen lang, von Capelle zu Capelle 73 P. breit und 66 Palmen hoch. Fünf große Bögen, welche die Schiffe tragen, sind durch reich verzierte Pilaster gestützt; sie correspondiren mit den Seitencapellen und den geräumigen Fenstern, zu diesen letztern gesellt sich das große Fenster über dem Haupteingange, wodurch die stattlichen Räume ein helles, freundliches Ansehen gewinnen. Der Fußboden ist überall mit schönem, buntfarbigem Marmor gepflastert und recht gut erhalten. Aus dem Mittelschiff führt eine schöne Marmortreppe zum Sanctuarium hinauf, und an beiden Seiten dieser Treppe leiten Stufen zu der unterirdischen Kirche (zu dem Tugurio oder Succorpo) hinab, die mit großer Arbeit aus dem lebendigen Felsen ausgehöhlt worden ist. Die sogenannte Crociera, das Kreuz, ist mit dem schönsten Marmor geziert und empfängt (außer der Kuppel und Chorfenstern) das Licht durch zwei prachtvolle Seitenfenster. Nach diesem allgemeinen Anblick tritt der Besucher zuerst in die Capelle zur Rechten, welche dem Gregorio Magno geweiht ist, und ein schönes Bild von dem wenig bekannten Maler Marco Mazzaroppi [1] aus Sangermano (1590) besitzt. Diese Capelle ist reich mit Marmor und Stuck geziert, enthält in einer Marmorurne unter dem Altar die Leiber der H. Simplicius und Constantinus, Schüler des h. Benedict, und mehrere Gemälde von Fr. de Mura (einem Schüler Solimena's), welche die Thaten des h. Gregors darstellen. Die zweite Capelle soll Karlmanns, des Bruders Pipins, Grab enthalten, und heißt daher Capella di Carlomanno. Sie enthält Gemälde von Solimena, de Mura und dem Venezianer Giacomo Amiconi. Die dritte enthält die Leiber der beiden Benedictiner Guinizzone und Gennaro, und führt den Namen „del Sacramento.“ Luca Giordano schmückte sie mit Gemälden, und Fansaga mit Marmor und Ornamenten. Zwei Verde-Antico-Säulen zeichnen sich besonders aus. Die letzte Capelle der rechten Seite ist dem Märtyrer, dem h. Bertarius, Abt von M. Casino, gewidmet. Raphael Vanni aus Florenz stellte in einem schönen Gemälde das Märtyrerthum dar, das jener durch die Saracenen erlitt. Am Ende des Schiffs führt eine mit Marmor, Reliefs und Kreisgemälden (Mazzaroppi) reich geschmückte Thür ins sogenannte Capitel (Capitolo). Im linken Seitenschiff ist die erste Capelle dem Erzengel Michael, die zweite dem Täufer Johannes, die dritte dem h. Apollinaris (Abt von Montecasino) und die dritte dem h. Abt Desiderius (Papst Victor III) geweiht. Auch diese Capellen sind sehr reich an Gemälden, seltenen Marmorornamenten, Säulen, Alabaster, Edelsteinen, Gold und Silber. Die Hauptgemälde sind von L. Giordano, P. de Matteis, Malinconico, de Mura, Sollmena, Conca und andern. Apollinaris und Desiderius liegen in den ihnen geweihten Capellen begraben. Correspondirend mit dem oben erwähnten Eingang ins Capitel findet sich hier die mit einem Gemälde von Franz de Mura reich geschmückte Thür der Sacristei. Die Decke dieses Seitenschiffs enthält viele kleine Gemälde von de Matteis, welche sich auf die Geschichte des Klosters beziehen.

Kehrt man noch einmal zur großen Eingangspforte zurück, so hat man die trefflichen Gemälde und Verzierungen des großen Mittelschiffs der Reihe nach zu bewundern. Hier fällt zuerst Giordano's Meisterstück, [1] die Einweihung der Abtei im J. 1071 durch Papst Alexander II, in die Augen; der große Werth dieses Gemäldes ist allgemein anerkannt. Fünf andere kleinere Gemälde desselben Meisters stellen die verschiedenen Wunder des h. Benedict dar; dann folgen die Portraits von 20 Päpsten und Erzbischöfen aus dem Orden des heiligen Benedict neben 20 Darstellungen mönchischer Tugenden oder vielmehr Pflichterfüllungen.

Die Sacristei ist groß und stattlich, 70 Palmen lang, 40 breit; sie empfängt ihr Licht durch sechs Fenster, enthält treffliche Gemälde und Verzierungen. Nußholzschränke mit vortrefflicher Schnitzarbeit und reich mit Gold verziert bedecken die Wände. Aus der Sacristei geht man in die Reliquienkammer (reliquiario), welche einst die gesammelten Knochen und Schätze in vereinzelten goldenen und silbernen Urnen, Kasten und Theken umschlossen. Von dem Sanctuario aus, zu welchem eine schöne Treppe hinaufführt, überblickt man am besten die Kuppel der Kirche, welche Belisario Lorenzia mit Gemälden, das Sterben und die Himmelfahrt des h. Benedict betreffend, zierte.

Unter dem Altar endlich ruhen die Gebeine des h. Benedict und der h. Scholastica. Die Zeichnung soll von Michelangelo Buonaroti herrühren. Er ist reich an Marmor, kostbaren Steinen, Alabaster, Nero und Verde Antico, Lapislazuli 2c.

Zwei prächtige Mausoleen zieren die Seitenwinkel des Kreuzes (crociera). Das eine gehört dem Guido Fieramosca, Baron von Mignano, das andere dem Pietro de' Medici, einem Bruder Leo's X. Ein Paar lange Inschriften melden die Kriegsthaten und Lebensereignisse der hier Beerdigten. Ein Paar, Christus und der Madonna geweihte Capellen correspondiren mit den Marmormausoleen und zeichnen sich durch Gemälde von de Matteis, de Mura, Conca u. a. aus.

Es bleibt nun noch der Chor und das sogenannte Succorpo übrig. Die doppelten Sitzreihen des erstern bestehen aus Nußbaumholz und liefern eine unbeschreibliche Menge der feinsten und interessantesten Schnitzarbeiten. Solimena zierte die Wände mit vier trefflichen Gemälden, Carlo di Lorena die Decke. Eine der schönsten, reinsten und kostbarsten Orgeln, ein Werk des berühmten Orgelbauers Catarinozzi, erquickt durch ihre Töne die zahlreichen Besucher des Klosters. Zu dem Succorpo führt eine Marmortreppe hinab. Drei schöne Capellen, den H. Benedict, Maurus und Placidus geweiht, schmücken den Raum.

Durch die oben erwähnte Capitelthür betritt man das geräumige Kloster. Die einzelnen Räume zu beschreiben ist unmöglich. Man wird von Gemach zu Gemach, von Saal zu Saal, von Corridor zu Corridor geführt und verwirrt sich immer mehr in dem weitläufigen Gebäude, das ganz den Eindruck einer kleinen, von allen möglichen Gewerken bewohnten Stadt macht. Hier wohnen gleichsam Professoren, Aerzte, Apotheker, Chirurgen, Buchdrucker; dort Schmiede, Tischler, Schneider, Gärtner, Köche, Diener und Gehülfen aller Art, ein jeder in geordneter Thätigkeit sein Leben genießend.

[1] Mazzaroppi malte 1590 zu Rom. Er starb 1620 ohne Erben.

[1] L. Giordano befindet sich unter den Zuschauern auf dem Bilde, er ist von kleiner Statur und trägt spanische Tracht.

Digitized by Google

Nur einzelne Localitäten können hier hervorgehoben werden. Zuerst der große, 70 Palmen lange und 40 Palmen breite Capitelsaal, rings umher mit schönen, reich verzierten Sesseln aus Nußbaumholz geschmückt. Hier befand sich früher das schöne Gemälde des Andreas von Salerno — den h. Benedict mit den vier Doctoren der lateinischen Kirche darstellend — welches jetzt im Museo Borbonico zu Neapel ist. Zehn andere herrliche Gemälde von de Matteis und de Mura sind aber noch an Ort und Stelle geblieben.

Neben dem Capitelsaal ist die weltberühmte Bibliothek, welche noch jetzt die herrlichsten Bücherschätze in sich schließt. Es ist ein hoher, geräumiger Saal, aufs beste mit allem ausgerüstet was die Wissenschaft verherrlicht. Aus den allerersten Zeiten der Buchdruckerkunst finden sich die seltensten Proben hier. Man betrachte die Bibelsammlung, die Sammlung aller griechischen und lateinischen Kirchenväter, die kostbarsten Classiker, die Manuscripte, Diplome ꝛc. Man zeigte mir unter vielem andern auch einen sehr seltenen Codex der Sermonen des heil. Augustin, ein botanisches Manuscript aus dem achten Jahrhundert mit trefflichen Zeichnungen und dergleichen mehr.

Das große Refectorium von Monte Casino hat 180 Palmen Länge und 40 P. Breite. Eine Art Corridor mit Becken, Fontainen und Schaalen aus Marmor zum Waschen des Gesichts und der Hände führt zu demselben. Ein köstliches Gemälde von Bassano, die Vertheilung der Brode durch Jesus Christus, ziert den herrlichen Saal nebst vielen andern kleinern Bildern; darunter zeichnen sich die des Cav. di Arpino aus, welche ursprünglich für die Kuppel der Peterskirche zu Rom bestimmt waren. In der Nähe des Refectoriums befindet sich das sogenannte Dormitorio von 400 Palmen Länge und 24 P. Breite. Es öffnet sich nach Osten und gewährt die herrlichste Fernsicht auf die Berge von Roccamonfina, M. Miletto, S. Angelo bis weit über die Campagna Felice hinaus. Der Anblick einer sehr großen Anzahl von Zimmern, alle hübsch mit Stuck verziert, überrascht den plötzlich Eintretenden. An dieses Dormitorium lehnt sich rechtwinklig ein zweites für das Noviziat, es hat 220 Palmen Länge und 18 P. Breite, in der Mitte eine elegante Capelle.

In einem andern Flügel des geräumigen Klosters befindet sich das Fremdenquartier: 36 mit guten Betten, herrlicher Aussicht und dauerhaftem Mobiliar versehene Zimmer, darunter einige für hohe Gäste mit fürstlichem Luxus ausgestattet. Ein schöner, luftiger Krankensaal mit Altar und Capelle befindet sich gerade unter der Foresteria.

Das berühmte Klosterarchiv befindet sich im ersten Stock. Man tritt durch eine eiserne Thüre und gelangt in drei geräumige Zimmer mit starken Eisengittern. Die Schränke und Truhen sind aus Nußbaum- und Cypressenholz. Es herrscht die größte Ordnung, und alle Codices, Karten, Diplome ꝛc. sind in chronologischer Reihenfolge der Dynasten, Regierenden und Privatherren zusammengetragen. Die Einbände sind in Pergament, Leder, Leinen und Baumwolle, je nach der Beschaffenheit des Manuscripts. Der Reichthum an Bullen und Diplome von Päpsten, Kaisern, Königen, Fürsten, Herzögen und Dynasten ist sehr groß, ebenso der an Privatnachrichten, an Instrumenten, Notariatsprotokollen und an Documenten, die sowohl das Territorium der Abtei als unzähliger Gemeinden des Königreichs Neapel betreffen. Hier werden ferner die seltensten und kostbarsten Codices griechischer, lateinischer und italienischer Schriftsteller aufbewahrt, welche die Mönche des Mittelalters, nachdem alles rings umher in Barbarei versunken war, abschrieben und vervielfältigten. Besonders fleißig waren damals die Mönche von Montecasino, sie copirten vornehmlich den Leo Ostiensis, den Petrus Diaconus, alle Werke der Kirchenväter, alle Commentatoren der h. Schrift, die Geschichte der Gothen, Vandalen, Longobarden, den Homer, Cicero, Virgil, Horaz, Ovid, Seneca, Lucan, die Institutionen des Justinian, die Novellen ꝛc. Der Mönch Alberico war der erste, welcher uns die Aphorismen des Hippokrates kennen lehrte: er übersetzte sie aus dem Griechischen. Pandolf von Capua schrieb astronomische, chronologische, mathematische Werke, damals wahre Wunderwerke; Petrus Diaconus astronomische, mineralogische und architektonische Sachen. Man lese seine Schilderung der Pflege der verfolgten und besudelten Wissenschaften zu Montecasino. Die Ausgaben vieler trefflichen Werke wurden aus casinesischen Codices und Manuscripten besorgt. Poggio z. B. schrieb das Werk des Frontinus „de aquaeductibus“ ab, Pellegrino die Geschichte der Longobarden. Das Anticimenon des Abts Bertario wurde 1533 zu Basel gedruckt, die Geschichte Erchemperts 1626 durch Caracciolo und nachher durch Pellegrino. So gab Pellegrino viele lateinische Gedichte des Archi, Fürsten zu Benevent, des Paulus Diaconus und Carls des Großen nach einem hier gefundenen Codex heraus. Die Arbeiten eines Le Beuf, eines Ruinart, Muratori, Gattola u. a. sind bekannt: sie sind auf casinesischen Diplomen und Schätzen gegründet und aufgebaut. Erasmus Gattola benützte sowohl in seiner Storia Casinese als in seinen Accessiones eine unendliche Menge von Bullen und Diplomen, von litterarischen und politischen, von artistischen und wissenschaftlichen Notizen. Sprache, Sitten und Gebräuche des Mittelalters bewahren viele tausend Pergamentblätter von Monte-Casino. Lupo sammelte hier die Acten der Concile von Ephesus und Chalcedon, Baronio die Notizen zu seiner Kirchengeschichte, Ughelli zu seiner Italia Sacra, der Arbeiten des Siganius, Panvinius, Villaprando, Mabillon, Montfaucon bis zu den jüngsten vortrefflichen Werken des Monsignore Tosti hier nicht weiter zu gedenken.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Lottin de Lavals archäologische Reise in der Halbinsel Sinai und in Aegypten.

(Revue archéologique. Julius.)

Hr. Lottin de Laval, den die französische Regierung mit einer wissenschaftlichen Mission in Aegypten und Arabien beauftragte, ist wieder zu Paris angekommen. Der unermüdliche Reisende ging am 16 Februar mit drei Beduinen vom Stamme der Sualka von Cairo ab, reiste an der ganzen Küste des Meerbusens von Heropolis hinauf, besuchte die Quellen von Moses, Hammam Faraun (Bäder Pharaos), die Wüste von Ein, Tor und Ras Mohammed, und ging dann nordwärts um das Thal Hebron aufzusuchen und die ganze Kette von Faratul zu erforschen. Er drang in das berühmte, in der heiligen Schrift beschriebene Thal vor, nahm alle Inschriften daselbst auf, so wie die, welche in dem von den Arabern Diar Frangui genannten Lande zerstreut sind. Von da untersuchte er den ganzen Lauf der Halbinsel des Sinai, und nahm nach seinem sinnreichen Verfahren [1] Abdrücke von den Basreliefs, Inschriften und Statuen, die er auf dieser merkwürdigen Reise fand. Hiezu kommen geographische Berichtigungen und die Zeichnungen aller Ras (Bergvorsprünge) in den Thälern, wo er Inschriften entdeckte. Von dem Kloster des Berges Sinai aus nahm Hr. Lottin de Laval seinen Weg

[1] Hr. Lottin de Laval hat ein besonderes, sehr zweckmäßiges Verfahren, um Abdrücke solcher Inschriften und Basreliefs zu machen, erfunden. Dasselbe wird aber jetzt noch als Geheimniß behandelt. A. d. R.

Digitized by Google

südwärts durch den großen Wadi Sahara, wo er gleichfalls zahlreiche Inschriften fand, wandte sich dann westlich und erreichte den elanitischen Golf, dem Seeräuber-Archipel gegenüber. Von da ging er wieder nach Norden, folgte fünf Tage lang verödeten Strichen und kam über die Oasen Daab und Nueba. Da er keinen Auftrag hatte, über Akabah hinauszugehen, kam er über die Berge von Helat zurück, einer prachtigen, tief eingeschnittenen, nicht sehr sichern und kaum bekannten Kette, wo er mehr als 200 Inschriften entdeckte; hierauf nahm er Abdrücke von allen Denkmalen der merkwürdigen ägyptischen Todtenstadt, die auf dem hohen Gipfel des Serbut el Kadem liegt.

Hier endete der Auftrag, den die Regierung ihm gegeben hatte, er glaubte aber auch in Aegypten noch der Wissenschaft nützlich seyn zu können, und untersuchte einerseits die tiefen Steinbrüche der Kette, welche den Nil im Osten umschließt, und andererseits die Wüste bis gegen Fayum hin; die gewonnenen Ergebnisse werden für Geographie, Geschichte, Philologie und schöne Künste von hoher Wichtigkeit seyn. Um hiervon einen schwachen Begriff zu geben, wollen wir nur bemerken, daß Hr. Lottin de Laval über 900 meist nicht herausgegebene Inschriften mitbringt, welche wahrscheinlich in der Sprache der Nabathäer geschrieben sind, eines ehemals blühenden Volks, über das Hr. Et. Quatremère eine lange Abhandlung geschrieben hat; ferner Hypogäen, die er mit ihren Sculpturen und ihren vielfarbigen Hieroglyphen ganz wieder herstellen kann, einen kolossalen Kopf von Rhamses dem Großen, das prachtvollste Stück ägyptischer Bildhauerkunst, und zahllose Bruchstücke der Kunst aus der Chalifenzeit, die er in den Gräbern, Mädräsen und Moscheen Aegyptens sammelte.

Spaziergänge bei Oporto.

(Schluß.)

Jetzt ist man so weit von Oporto entfernt, daß man kaum die Glocken seiner vielen Kirchen und Klöster hört, aber statt ihrer vernimmt man aus den reichbewaldeten Bergen vor uns, vom Lufthauche getragen, die klingelnden Schellen, das muntere Gelächter und den Gesang der sorglosen Maulthiertreiber. Bald sieht man sie selbst, wie sie auf dem gekrümmten Pfade am Ufer langsam dahin ziehen, bis sie einen Brunnen erreichen, wo schattige Weinstöcke ihnen Schutz gegen die glühenden Strahlen der Mittagssonne bieten. Hier rasten sie um ihre mit Güterballen schwerbepackten Saumthiere zu erfrischen, deren abgetriebenes und bestaubtes Ansehen einen langen und ermüdenden Weg über kahle Berge und wasserarme Ebenen andeutet, während man an den kupfernen Kugeln und Schellen auf ihrem Geschirr, an dessen gesticktem Leder, den bunten gewirkten Decken und der langen Flinte am Sattel erkennt, daß sie aus Spanien kommen. Wenn man das wilde Aeußere und die charakteristische Kleidung der Treiber sieht, wie sie sitzen oder träge hingestreckt ihre Papiercigarre rauchen, so bleibt nicht einen Augenblick der geringste Zweifel, ob sie Spanien oder einer der entferntesten Provinzen Portugals angehören. Das lange schwarze Haar unter dem breitrandigen „Sombrero" hervorquellend, das durchbohrende Auge, das bronzefarbige Gesicht, die Sammetjacke oder der halb zurückgeworfene Mantel, welcher die mit kleinern Silberknöpfen besetzte gestickte Weste und die am Knie geöffneten engen Beinkleider, so wie die karmoisinrothe Schärpe und die mit Riemen um das Bein befestigten Gamaschen von ungegerbtem Leder sehen läßt, zeigen deutlich genug, daß sie Spanier sind. Wohl selten erblickt man hübschere und kräftigere Männer als sie, welche bei einer robusten, athletischen Gestalt, so breite musculöse Schultern und Brust, nebst langen kräftigen Armen, gut gebauten Beinen, breiten Nacken und starken Hals haben. Ihre freie und dabei kühne Haltung und Bewegung zeugt von der Fähigkeit und auch wohl Wahrscheinlichkeit, daß sie außer ihrem Berufe als Maulthiertreiber auch gelegentlich wohl mit andern Geschäften sich abgeben mögen, sey es als „Contrabandista" oder, wenn es ihnen paßt, als „Guerilla." So oft ich aber mit ihnen zusammengekommen bin, habe ich sie stets offen, männlich, mittheilend, aufgeweckt und gesanglustig gefunden, und niemals mich geweigert mit diesen muntern und unterhaltenden Gesellen ein Glas Wein zu trinken. Wenn bis jetzt Auge und Phantasie mit den schönen immer wechselnden Landschaften und den bunten Volksgruppen beschäftigt gewesen waren, so traf nun plötzlich mein Ohr eine schöne kräftige Melodie aus den vielen Booten voll heimkehrender Marktleute auf dem Flusse; es ist nämlich nicht ungewöhnlich, daß die Passagiere von 8—10 dieser neben einander fahrenden Boote die Hymne „Ave Maria" zum Ruhme der Jungfrau zusammen singen und die hellen Frauenstimmen, die tiefen sonoren Baßtöne der Männer, verbunden mit dem Murmeln des krystallhellen Stroms, das nur dann und wann durch den Schlag der Ruder unterbrochen wurde, und mit dem sanften Rauschen der Zweige der nahen Bäume machten einen imposanten und feierlichen Eindruck auf mein Gemüth. Noch war der letzte Ton der frommen Hymne in der Ferne nicht völlig verklungen, als der Gesang eines einfachen Volksliedes mir verkündete, daß ich glücklichen Menschen mich näherte, welche leicht wie die Atmosphäre und heiter sind wie das Klima, in dem sie geboren werden und leben. Immer näher erschallten die muntern Töne, begleitet von lautem Gelächter, aber als ich um eine Windung des Weges kam, verstummten plötzlich Lied und Lachen, und statt dessen begrüßten helle Stimmen mich mit den Worten: „An das andere Ufer, Senhor?" „wollt ihr ins Land, Senhor?" und vor mir in einem Boote standen zwei ganz hübsche Bauermädchen mit dem Ruder in der Hand, welche mich baten einzusteigen. Ihre malerischen Figuren und die Freundlichkeit auf ihren von der Sonnengluth bronzirten Gesichtern, so wie ihre Begier ein paar Pfennige für das Uebersetzen über den Fluß zu erwerben, ließen sie auch nicht vergebens bitten. Lächelnd gab ich ihnen meinen Wunsch zu erkennen, daß sie mich an das jenseitige Ufer fahren möchten, und als wir dort angelangt waren, bot ich ihnen Geld. „Nein, Nein," war die Antwort, „wir hoffen daß Eure Gnaden zurückfahren wird!" Ihr seyd recht brave Mädchen und auch sehr hübsch, entgegnete ich ihnen, und troß ihres: Nao si entende, Senhor! (Nein, das verstehe ich nicht), war aber in ihrem Gesicht und dem Erröthen ihrer braunen Wangen deutlich genug zu sehen, daß sie mich recht gut verstanden. Von meinem Spaziergange ermüdet suchte ich den Schatten eines Baums, zeichnete und notirte meine heutige Beobachtungen in mein Skizzenbuch, ließ mich dann von den Mädchen wieder über den Fluß setzen und gab ihnen dann nicht nur die geforderte unbedeutende Summe, sondern noch eine Kleinigkeit mehr, um sich ein Bißchen Putz für die nächste „Festa" (Volksfest oder Jahrmarkt) zu kaufen. Ihre Dankbarkeit dafür belohnte und belustigte mich sehr, denn nun wurde ein Heiliger angerufen, um den fremden Senhor zu segnen, und mir das Versprechen abgenommen mich von ihnen morgen wieder übersetzen zu lassen. Mit einem „Adios!" oder „Va con Dios! (Gehen Sie mit Gott!) von ihnen begleitet trat ich meinen Rückweg nach Oporto an.

Vorschlag zu einer neuen Briefbeförderung. Die Engländer scheinen wahrhaft erfindungswüthig, nur sind nicht alle Erfindungen praktisch ausführbar, wie die bereits verschollene pneumatische Eisenbahn gezeigt hat, auf welche ein ganz ansehnliches Capital verwendet wurde, und deren praktische Unausführbarkeit sich endlich unzweifelhaft herausgestellt hat. So wird es wohl auch mit dem nachfolgenden Vorschlag gehen, dessen Princip an jene pneumatische Eisenbahn erinnert. Das Princip dieser letztern beruhte bekanntlich darauf, daß eine luftdicht verschlossene Röhre der ganzen Bahn entlang laufen soll, und wenn diese Röhre durch eine von Dampfmaschinen getriebene Luftpumpe entleert würde, so sollte ein in die Röhre gebrachter Stempel, an den die Wagenreihe angehängt wäre, dadurch mit reißender Schnelligkeit vorwärts geschoben werden und die Wagenreihe nach sich ziehen. Etwas ähnliches wird nun in Betreff der Briefbeförderung (s. Athen. 20 Julius) vorgeschlagen. Die Briefe sollen in eine metallene Röhre eingeschlossen, und diese in einer zwischen zwei Orten laufenden größern Röhre durch den Druck der Luft, wenn aus der letztern vorn die Luft ausgepumpt würde, vorwärts geschoben werden. Zwischen kleinen Entfernungen möchte die Sache gehen, zwischen größern wird sie sich ebenso unausführbar, wie jenes Eisenbahnproject, erweisen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 181. 30 Julius 1850.

Indische Alterthumskunde

von Chr. Lassen.

Die Herkunft der Inder und die Casten.

Indien gleicht einem unermeßlichen Trümmerfeld, in welchem bald der alte Urwald, bald neues Gestrüpp auf die mannichfaltigste Weise die alten Ueberreste überwuchert haben. Es handelt sich darum den Schutt etwas aufzuräumen, die alten Bauten wenigstens in ihren Trümmern noch zu erkennen, das Neue vom Alten zu scheiden, und eine klare Ansicht über die neue Wildniß und den alten Bau zu gewinnen. Das hat Lassen, so weit möglich, in dem obenbezeichneten Werke versucht, an dessen Hand wir eine deutlichere verständliche Uebersicht über das seltsame Völker- und Sprachengewirre zu erlangen suchen wollen. Von diesem Werke sind bis jetzt drei Abtheilungen oder anderthalb Bände erschienen, die uns für den vorliegenden Zweck genügen. Das erste Buch enthält die alte Geographie Indiens und der dazu gehörigen Länder, das zweite behandelt die Geschichte, und zwar in der ersten Abtheilung die Urgeschichte, wozu auch die uns hier speciell interessirende Ethnographie gehört, die zweite die Geschichte von Buddha an bis zu den Einfällen der Mohammedaner; diese zweite Abtheilung ist noch nicht vollendet, sondern geht hauptsächlich nur bis ans Ende der indoskythischen Könige, welche Baktrien und die anliegenden Länder beherrschten; die Fortsetzung muß also wohl namentlich den Kampf des Buddhismus mit dem Bramanismus, die Unterdrückung des erstern und die damit in Verbindung stehende größere Ausbreitung der braminischen Herrschaft in Südindien umfassen. Von den mühseligen Forschungen, welche vorangehen mußten, um nur einigermaßen Licht in das Chaos zu bringen, von den unerläßlichen höchst umfassenden Sprachstudien, die noch keineswegs vollendet sind, macht man sich kaum einen Begriff, und man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn die erste Abtheilung des ersten Bandes im J. 1843, die zweite Abtheilung im J. 1847 und die erste Abtheilung des zweiten Bandes erst im Jahre 1849 erschien. Zudem war die Mittheilung der ersten einschlägigen Arbeiten schon vor zehn Jahren in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes erfolgt. Das Ganze beruht wesentlich auf den mühseligsten, von einer großen Anzahl Gelehrten Englands, Frankreichs und Deutschlands seit einer Reihe von Jahren mit wahrhaft bewundernswerthem Eifer fortgesetzten philologischen Studien, und Lassen hat sich wohl den Dank seiner zahlreichen Studiengenossen erworben, indem er ihre mühseligen Einzelnarbeiten zu einem Ganzen verband, welches auch dem Uneingeweihten die Fülle der zahlreichen, bereits gewonnenen Aufschlüsse, so wie das Verständniß der noch vorhandenen Lücken aufschließt.

Die Geschichte Indiens zerfällt in zwei große Perioden, (s. p. I. 353, deren erste bis ans Ende des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung, die zweite von da bis auf die Gegenwart reicht. Diese Eintheilung ergibt sich aus der mohammedanischen Eroberung, die mit dem Einbruch Mahmuds des Ghaznaviden im J. 1001 in Indien beginnt, und zweierlei ganz verschiedene Culturen und Religionssysteme gegen und nebeneinander stellt. Vor dieser Zeit bildet sich Indien selbstständig aus, und was auch von fremden Völkern eingedrungen seyn mag, beugte sich in kurzem wieder vor der indischen Cultur, und ward möglichst assimilirt. Nach dieser Zeit vermag das eigentliche indische Element das Fremde nicht mehr zu bewältigen, ja ihm nicht einmal die Wage zu halten. Was also vor diese Periode fällt, bildet das Gebiet der Alterthumskunde und der alten Geschichte Indiens. Die neuere Geschichte, von dem Gewicht der arabischen und persischen Cultur beherrscht, hat uns fast nur die Thaten der moslemitischen Völker und Fürsten berichtet, erst die Eroberung Indiens durch die Engländer führt zur Entdeckung der alten Quellen der indischen Völkerkunde, und es handelt sich nun darum, diese Bruchstücke mit den Nachrichten der alten Schriftsteller vor dem Zeitpunkt der mohammedanischen Eroberung, namentlich mit denen der Griechen, in Einklang zu bringen. Die Bausteine liegen da, zerstreut, halb zerstört, halb verwittert, und Hr. Lassen hat gesucht den alten Bau nach den vorhandenen Bruchstücken zu skizziren.

Die vormohammedanische Geschichte zerfällt selbst wieder in zwei scharf geschiedene Perioden, in die vor und nach Buddha, dessen Auftreten über die Mitte des 6ten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung hinaufreicht. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, daß ein in sehr alter Zeit von Nordwesten gekommener weißer Stamm sich gewaltsam in Indien niederließ, die einheimischen schwarzen oder schwärzlichen Völker theils verdrängte, theils seiner Herrschaft oder mindestens seiner Cultur unterwarf, und aus diesem Verhältniß der Eroberer zu den eroberten die Casteneintheilung hauptsächlich entsprang, so zeigt es einen sehr hohen Grad geistiger Cultur an, daß aus dem erobernden Geschlechte selbst ein Mann hervorging, der diese Casteneintheilung verwarf. Hierin liegt der unterscheidende Zug der Buddhalehre, und zugleich auch die Ursache, warum dieselbe in Indien heftig verfolgt und endlich mit einer Art von Wuth vernichtet wurde. Der erobernde Stamm wollte und konnte sich auch nicht mehr sein Uebergewicht entreißen lassen. Vielleicht liegt aber in der Erschöpfung des Kampfes zwischen Buddhisten

Digitized by Google

und Bramanen eine hauptsächliche Ursache der vergleichsweise leichten Eroberung Indiens durch die mohammedanischen Völker. Es ist also ganz natürlich, die Abscheidung der alten Geschichte in die vor und nach Buddha vorzunehmen.

Das Verhältniß des erobernden Stammes zu den besiegten bildet das Wesen der indischen Geschichte. Lassen nennt den einen den arischen, den zweiten den dekhanischen. Der erstere Name ist nicht willkürlich, wohl aber der zweite, denn die einheimische Benennung Oberindiens ist Arjavarta, das Gebiet der Arja, ein Wort das deutlich an die Arier erinnert und gleichbedeutend mit Iran, dem spätern Namen Persiens, ist. Mit Dekhan aber bezeichnet man nur die südliche Halbinsel Indiens bald in beschränkterer, bald in weiterer Ausdehnung, und der Name ist um so mehr nur ein Nothbehelf, als auch im nördlichen Indien noch Reste des Urstammes vorkommen, und als es bloß sehr wahrscheinlich, aber noch keineswegs ausgemacht ist (s. p. 382 1. Bd.), ob sämmtliche nicht arische Stämme Indiens zu Einem altindischen Stamm gehören. Ueber diesen nicht arischen Stamm hat nun der erobernde, Sanskrit redende Stamm in Indien ein fast bis zur Austilgung gehendes Uebergewicht erhalten, und selbst in der südlichen Halbinsel gehört ihr der Mahrattastamm an, während die andern zum alten südindischen Stamm gehörigen Sprachen nur durch das Sanskrit einigermaßen modificirt sind. Ist dieß allgemeine Sachverhältniß schon mannichfach erörtert worden, so nimmt dasselbe einen noch merkwürdigern Charakter an, wenn Lassen nachweist, daß nicht nur die Bhils und Gonds im Vindhyagebirg, die Mina und Mera im jetzigen Merwar bis zur Dschemna hin und andrerseits bis in die Wüste von Bikanir und Schekawatti sämmtlich einst einerlei, nur dialektisch verschiedene, von den eigentlich südindischen Sprachen wahrscheinlich nicht radikal verschiedene Sprachen redeten, und bei manchen Stämmen, die jetzt Bengali oder eine andere sanskritische Mundart sprechen, die Körperbeschaffenheit die alte Stammverwandtschaft mit der Urrace Indiens unverkennbar ist. Merkwürdig genug haben sich selbst im Himalaya (s. I. p. 185) noch solche Reste erhalten, am wichtigsten aber ist der von Lassen wahrscheinlich gemachte Umstand, daß die Brahuis, die Nachbarn der Baluken oder Beludschen eine dekhanische Sprache reden und ihre schwärzliche Gesichtsfarbe die Annahme bestätigt, daß sie zu den alten, von Herodot sogenannten schwarzen Indiern gehörten. Wir haben also in Indien zwei Urstämme,[1] welche sich auf die allermannichfachste Weise mit einander verbanden, indem der Sanskrit-redende Stamm bald völlig Herr ist und die andere Sprache unterdrückt, bald nur wie in Canara, bei den Tamulen, und überhaupt im größten Theile Südindiens als Verbreiter der Cultur auftritt, die Sprache mit der seinigen bereichert, aber nicht wesentlich umgestalten kann.

Wenn nun an der Eroberung Indiens durch einen von Nordwesten gekommenen Sanskrit-redenden Stamm nicht zu zweifeln ist, so fragt sich vor allem, in welchem Verwandtschaftsverhältniß steht dieser Stamm mit den auf seinem wahrscheinlichen Weg nach Indien wohnenden Stämmen, und mit den schon dem Namen, und noch mehr dem Charakter der Sprache nach befreundeten Iraniern. Es stellt sich als höchst wahrscheinlich heraus, daß diese arische Race gegen die „schwarzen Indier" in der Art vordrang, etwa wie jetzt die angelsächsische Race gegen die Spanisch-amerikanische. Vielleicht sind die sehr schwarzen Bewohner der persischen Südküste, obgleich jetzt in Perser umgewandelt, auch nichts als Nachkommen der schwarzen Indier.[1] Was die weißen Indier betrifft, somit die wahren Vorläufer und Verwandten der nach Indien gewanderten Stämme, so stellt Lassen die Nachrichten zusammen (s. I. p. 418 ff.), welche durch neuere Reisende über die noch im Hindukusch sitzenden alten Völker, namentlich die noch nicht zum Islam bekehrten und deßhalb Kafir, Ungläubige, genannten, gesammelt wurden, und fällt das Urtheil, daß alle bis jetzt bekannt gewordenen Sprachen Töchter des Sanskrit sind; ob nicht vielleicht der Ausdruck eher heißen sollte „Schwestern", muß eine spätere Untersuchung lehren: „es gehören jedenfalls, sagt Lassen (p. 400), die Mundarten der jetzt bekehrten Stämme mit denen der Kafir in Eine Classe, und wir dürfen mit Sicherheit das Gebiet der arischen Indier in alter Zeit bis in das westliche Kabulistan und das hohe Gebirge des Hindukusch erweitern." Die Afghanen sind zuverlässig erst später, wahrscheinlich schon durch indoskythische Völker gedrängt, von Westen her eingewandert, und die spätern Eroberungszüge der ostpersischen Stämme überhaupt, und später der Mongolen haben vollends die afghanischen Stämme weiter nach Indien geführt. Ihr alter Name Paktyes bei Herodot ist noch derselbe, wie sie sich jetzt nennen: Paischtan im Westen, und — mit einer sehr gewöhnlichen Veränderung des Lauts — Pakhtan im Osten, woraus ihre indische Benennung Patan entstanden. Ihre Sprache bildet bekanntlich, wenn gleich dem Persischen näher stehend, doch ein Mittelglied zwischen dem Indischen und Iranischen.[2] Diese Ermittelungen über das Stammland der arischen Inder sind freilich bis jetzt noch ungenügend, allein sehr wahrscheinlich, und Lassen geht nur in seinen Urtheilen nicht weiter als ihm die philologischen Ermittlungen strenge gestatten; seine Vermuthung haben wir oben wörtlich mitgetheilt.

Die Arier können nur durch das Pendschab und dahin aus dem westlichen Kabulistan gekommen seyn, und eben dieß führt uns nothwendig auf den Zusammenhang mit den westlichen Ariern oder den persischen Iraniern. „Das Sanskrit, namentlich das älteste der Veda, und die altiranische Sprache haben engere Beziehungen zu einander als zu den übrigen Geschwistern. Es sind ferner die sich geographisch am nächsten gelegenen Länder, und ihre Völker hängen noch durch ihre Glieder unmittelbar aneinander; sie gingen im Alterthum unvermerkt in einander über. Endlich treten besondere Uebereinstimmungen in der Lehre, der Sage und Sprache hervor, wie sie unter zwei andern Völkern der indogermanischen Familien sonst nicht zu entdecken sind." So Lassen s. I. p. 516. So verschieden nun auch jetzt in derjenigen Form, wie sie in der indischen Götterlehre und in dem Zendavesta der Perser vorliegt, das indische und persische Religionssystem erscheint, so haben doch beide aus einer Quelle geschöpft, und was noch merkwürdiger ist, die Punkte, in welchen beide am entschiedensten auseinander gehen, zeigen daß sich zwei feindliche, früher vereinigte Religionsansichten entgegenstehen. Im Zendavesta und in den Vedas sind das Feuer, die Sonne,

[1] Ob ein kleiner, im Lande der Kola wohnender Stamm, die Ho, einen dritten Hauptstamm in Indien begründen kann (s. Zusätze p. LXVII. ff.) steht noch dahin; jedenfalls würde ein solcher einzelner, aus Hinterindien vermuthlich eingewanderter Stamm nicht viel beweisen, da seine Anwesenheit in Indien einen sehr zufälligen Grund haben kann.

[1] Es zeigt sich auch zwischen den Sudra und den höhern Casten noch jetzt eine so große Unähnlichkeit in den Zügen, daß man nothwendig an einen andern Ursprung denken muß (Lassen I. p. 407). Bekanntlich bedeutet auch das Wort für Caste „Varna" im Sanskrit „Farbe," woraus hervorgeht daß die Casten sich ursprünglich zum Theil durch die Farbe unterschieden.

[2] Lassen spricht zugleich die Ansicht aus, der Name Paktyer werde wohl Gränzbewohner bedeuten, und beweist aus philologischen Gründen die Gleichbedeutung der Worte Paktyes und Pahlu, so daß letzteres zugleich die Erklärung des Namens Pehlewi als „Gränzsprache" abgibt. Auch werden Paktyes an der westlichen Gränze Persiens aufgeführt.

Digitized by Google

der Mond, das Wasser, die Erde als göttliche Wesen dargestellt, das noch nicht genügend erörterte Wesen Haoma in der Zendlehre und Soma in der indischen sind etymologisch völlig mit einander gleichstimmend, auch haben die Indier einen Jima (Dschima) oder Jama, wie die Perser den Dschemschid, nur ist Dschemschid in der neuern Sage zum ersten Perserkönig und im brahmanischen System zum Herrn der Unterwelt geworden.[1] Diese Abweichung in der Bedeutung, während der Name derselbe ist, deutet schon auf eine sehr frühe Spaltung der indischen und persischen Lehre, deren eigentlicher Sitz ohne Zweifel Ostpersien, namentlich Baktrien, war. Im Zendavesta liegt uns jedenfalls nicht die alte Lehre des arischen Volks vor, sondern eine umgewandelte, wie denn der Zendavesta Menschen des alten und neuen Gesetzes unterscheidet. Also ist wohl das, was zwischen den brahmanischen Indern und den Anhängern Zoroasters übereinstimmend ist, alt, und das abweichende neu (s. I. p. 516). Das Zendavesta kennt auch den indischen Gott Indra, den höchsten, den Gott des leuchtenden Himmels, aber als bösen Geist, eben so hat das Sanskritwort Dewa, Gott, in der Zendform Daewa (jetzt Dew) die Bedeutung eines bösen Geistes angenommen, was um so auffallender ist, als das Wort Dewa in den andern indogermanischen Sprachen als θεός und Deus, Dis seine gute Bedeutung erhalten hat. „Ja diese Entgegensetzung, sagt Lassen (s. p. 524), hat sich von dem religiösen Gebiete auf das politische ausgedehnt: wenn im Zend Daqju, Provinz, Land bedeutet, und Darius I die ihm unterworfenen Länder mit Dahju bezeichnet, so gilt im brahmanischen Gesetze das entsprechende Dasju nicht mehr als eine ehrenvolle Benennung für ein gehorsames, geordnetes Land, sondern bezeichnet ehemalige Kriegerstämme, Völker, welche allmählich durch Vernachlässigung der religiösen Gebräuche und Nichtsehen der Brahmanen in den Zustand der niedrigsten Caste verfallen sind; das Wort bedeutet sonst im Sanskrit Feind und Räuber."

(Schluß folgt.)

Monte-Casino.

(Schluß.)

Als Seltenheiten werden dem Fremden vornehmlich ein Pergament-Codex des Origenes gezeigt, mit dem Titel: Origenis Commentarius in epistolam Pauli ad Romanos. Darunter steht vom Abt Donatus eigenhändig geschrieben, daß er ihn im Jahre 569 dreimal „in Castello Luculiano" zu Neapel (Castell' dell' ovo) sorgfältig gelesen; ferner eine Sammlung longobardischer Diplome aus dem Kloster S. Angelo in forma bei Capua, aus den Jahren 1106—1115, mit den Abbildungen vieler Fürsten, Ritter und Mönche; dann ein Original-Codex der Chronik des Richard von Sangermano, ein gleicher der Chronik des Leo Ostiensis, Register und Thaten des h. Placidus, von seinem Gefährten Gordianus verfertigt. Ferner ein Codex des Homer mit Interlinear- und Randnoten, wahrscheinlich von Eustachius herrührend, die Commentare des Abts Berardo über die Regeln des Benedictiner-Ordens aus dem J. 1278; ein Codex des Dante aus dem 13ten Jahrhundert mit Noten und Varianten; ein Codex des Boccaccio „de claris mulieribus" ins Neapolitanische übersetzt auf Befehl der „Famosissima Reina Giovanna di Puglia" durch Donato Casantino, nebst einem Briefwechsel zwischen dem Sultan und Papst Nicolaus V; ein Codex des Virgil mit vielen später aus der Aeneis ausgestoßenen Versen; eine chirurgische Abhandlung des Mönchs Costantino Africano; ein Codex des Mönchs Alfano aus M. Casino, lateinische Gedichte enthaltend; ein Codex mit 140 früher unbekannten Sermonen des h. Augustin; die Commentarien des h. Girolamo über mehrere in der h. Schrift vorkommende hebräische Worte; ein Codex des Mönchs Alberico, seine Visionen enthaltend, aus welchen Dante die Idee seiner Divina Commedia genommen haben soll; mehrere Briefe des h. Ambrosius; eine Sammlung von Briefen Mabillons, Montfaucons, Ruinarts, Muratori's, Mazzochi's, Tiraboschi's u. a. sämmtlich von E. Gattola, dem sehr gelehrten Bibliothekar und Archivar von Monte-Casino geschrieben; ein Supplementband zu Ughelli's Italia sacra, ferner Psalmen, Uffizien und Gebetbücher mit köstlichen Miniaturen und Gemälden von Bartol. Fabio de Sandalio (1469); eine Sammlung schön gemalter Vögel von Soavi aus Ascoli (1686). Das älteste Diplom des Archives ist das eines Ajo, Fürsten von Benevent, mit der Jahreszahl 884: es ist in longobardischen Schriftzügen auf Pergament geschrieben.

Außer den genannten Bücherschätzen finden sich auch viele seltene Gemälde, Originalporträts und dgl. im Archiv, z. B. ein Bild Dante's, des h. Franciscus, des h. Dominicus nach der Natur gemalt; ferner einige Antiquitäten, ein Badestuhl, Inschriften, Ornamente, Säulenüberreste und dgl. Die meisten sammelte Gattola in den Ruinen von Aquinum und Casinum, dem heutigen Sangermano.

Es bleibt nun noch von den sogenannten „Camere di S. Benedetto" zu reden übrig. Dieser Theil des Klosters steht in größtem Ansehen: er umfaßt den Raum des alten Thurms, den der h. Patriarch sich erbaute. Man wird zuerst in eine Capelle geführt, die ein schönes Mosaikpflaster, einen Marmoraltar und ein Bild von Mazzaroppi hat. Hier soll die Zelle des h. Benedict gewesen seyn. Dann gelangt man zu drei Zimmern, die seinen späteren Aufenthaltsort bildeten und zum Andenken an ihn mit herrlichen Gemälden geschmückt sind. Sie sind vom Cav. Calabrese, Arpino, Mazzaroppi, Domenichino, Guercino da Cento, Albrecht Dürer, Salvator Rosa, Guido Reni, Tempesta, M. Caravaggio, Leon. Cuccorante, Sordo di Urbino, L. Giordano, del Conca, de Matteis, Giulio Romano, Bassano, Perugino, Andrea da Salerno, Bronzini, Caracci, G. Ribera, Solimena u. v. a. Viele treffliche Gemälde der berühmtesten Meister wurden aus diesen Zimmern ins Museo Borbonico nach Neapel gebracht, andere verschwanden spurlos. Letzteres gilt von einem Raphael.

Schließlich verdienen die Buchdruckerei, wo Tosti seine Storia di Monte-Casino, das Leben des h. Benedict und viele andere geistliche Sachen drucken ließ, die Blumen- und Gemüsegärten, die Apotheke (Spezieria) einen Besuch. Letztere befindet sich in einem stattlichen Saal, den ein mächtiger Pilaster in der Mitte trägt. Außer den nöthigen Medicamenten liefert sie auch viele wohlriechende Oele, Extracte, Riechwasser und köstliche Liqueure. Ein großes Marmorbecken von 12 Palmen Umfang umschließt die feinsten Droguen und 100jährige Oele.

Die Aussicht ist überall entzückend, die Luft rein und gesund, die Gastfreundlichkeit und Bildung der Geistlichen nicht genug zu rühmen. Mögen die politischen Stürme glücklich über Monte-Casino hinwegziehen und die wissenschaftliche Thätigkeit seiner Bewohner nie gestört werden.

[1] Er wird auch ein Sohn Vivasvats (ein Beinamen der Sonne) genannt, und als König, welcher die Menschen versammelt, gepriesen, wie Burnouf (s. I. p. LXXXVI. nachgewiesen, wozu Lassen die Bemerkung macht, man dürfe daher schließen, daß Jama ursprünglich auch bei den Indiern der Vereiniger der zerstreuten Menschen, der erste Gesetzgeber und König war, und erst später der Beherrscher der Verstorbenen wurde.

Digitized by Google

Alterthümer in Centralamerika.

Wir haben kürzlich der Forschungen von Squier (s. Nr. 153) erwähnt, und versprochen das Nähere aus dem Bulletin de la société de géogr. nachzutragen, sobald dort die Mittheilung vollständig seyn würde. Inzwischen finden wir einen umfassenden Auszug aus dem der ethnologischen Gesellschaft von Neuyork über den Gang der Untersuchungen abgestatteten Bericht im Athenäum vom 20 Julius. Wir wissen nicht, wer die Begleiter Hrn. Squiers, ein Doctor und ein Hr. M., ein Zeichner, waren, da indessen über die Leitung der Sache durch Hrn. Squier kein Zweifel seyn kann, so theilen wir den Auszug in möglichster Abkürzung mit.

Wir ließen uns nach der kleinen Insel Pensacola (im Nicaraguasee), fast in Kanonenschußweite von dem alten Schlosse von Grenada, übersetzen. Ein junger Bursche, ein ehemaliger Matrose, jetzt in des Doctors Dienst, hatte gesagt, auf dieser Insel seyen Piedras antiguas von bedeutender Größe, aber nahezu in der Erde begraben. Sonderbarerweise hatten wir bei allen unsern Nachforschungen über Alterthümer bei den Padres und Licentiados, überhaupt bei den unterrichtetsten Bürgern Grenada's, von der Existenz dieser Denkmale nichts gehört, der Doctor zweifelte deßhalb stark, Erfahrung aber hatte mich gelehrt, daß in solchen Dingen mehr Nachrichten von den barfüßigen Mozos, als von den schwarzgekleideten Priestern zu erwarten sey, und ich bestand darauf Pensacola zu besuchen. Spät Nachmittags brachen wir auf, aber in einer Stunde betraten wir das Ufer der Insel, die etwas vorwärts von dem Labyrinth der kleinen Inseln liegt, welche vor uralter Zeit rings um den Fuß des Vulcans von Momobacho durch das innere Feuer aus der Tiefe des Sees emporgeschleudert worden waren. Ihre Ufer sind von ungeheuren schwarzen Felsen eingefaßt, die auf Pensacola einen halbrunden Kamm bilden, der einen ebenen Fleck reichen Bodens fast amphitheatralisch einschließt. Auf einer kleinen Anhöhe innerhalb dieses natürlichen Tempels stand eine verlassene Rohrhütte, fast verborgen durch einen Wald üppiger Platanen, der die ganze Fläche mit einem dichten Schatten überwölbte, und nur hie und da brach ein Sonnenstrahl wie geschmolzenes Gold durch die schmalen Oeffnungen des Blätterdachs.

Kaum waren wir ans Land gestiegen, so zerstreuten sich unsere Leute, um die Denkmale aufzusuchen, und bald rief des Doctors Bediente: aqui! aqui! (hier!) Wir eilten zu ihm, er hatte Recht, man konnte deutlich zwei große, in dem Boden nahezu verborgene Steinblöcke unterscheiden. Die hervorstehenden Theile hatten zwar durch die Einwirkung der Elemente, wie durch die Unbill der Menschen gelitten, trugen aber nichtsdestoweniger Beweise an sich, daß sie sehr genau und sorgfältig behauen worden waren. Bald war so viel Erde weggeschafft, daß es deutlich hervortrat, die vermeintlichen Blöcke seyen große, gutgearbeitete Statuen, größer und besser bearbeitet als wir sie bis jetzt irgendwo gefunden. Selbst die indischen Matrosen waren kaum minder angeregt als wir selbst; sie setzten sich um die Figuren her, und besprachen ernstlichst deren Ursprung. Endlich meinten sie, die größere könne niemand anders als Montezuma seyn. Es ist eigenthümlich, daß der Name und der Ruhm des letzten Aztekenkaisers bei allen indischen Stämmen vom Rio Gila bis zum Nicaraguasee bekannt sind, und daß viele von ihnen glauben, Montezuma werde eines Tages wiederkehren und sein Reich neu aufrichten.

Halb mit Ueberredung, halb mit Drohungen brachten wir es endlich dahin, daß die kleinere der beiden Figuren völlig bloßgelegt wurde. Sie war absichtlich eingegraben worden, denn beim Hineinfallen in die zum voraus gegrabene Grube war ein Arm abgebrochen und das Gesicht sehr beschädigt worden; man hatte durch diese Entfernung die abergläubische Anhänglichkeit der Einwohner an ihre alten Denkmäler zu vernichten gesucht. Indeß waren die Bilder im Ganzen genommen durch diese Eingrabung besser aufbewahrt worden, als wenn man sie über dem Boden hätte stehen lassen. Die nächste Schwierigkeit war, die umgefallene Figur aufzurichten, und endlich gelang es uns sie an der Seite des Lochs, das wir gegraben, insoweit in eine aufrechte Stellung zu bringen, daß M. sie ordentlich abzeichnen konnte. Sie stellt eine männliche Figur von massiven Verhältnissen dar, die auf einem viereckigen Piedestal saß, den Kopf leicht vorwärts beugte und die Hände auf den Schenkeln ruhen ließ. Ueber dem menschlichen Kopf erhob sich ein plumper, monströser Thierkopf, unter dem man die Windungen einer Schlange verfolgen konnte, deren Kopf mit offenem Munde und lebensvoller Genauigkeit an der Seite des Gesichts der Figur ausgehauen war. Die ganze Combination war sehr bemerkenswerth, in archäologischer Beziehung am interessantesten ist aber, daß der hervorragende Thierkopf das heilige Zeichen des Tochtli im mexicanischen Kalender ist, und sehr nahe, wenn auch nicht ganz, mit dem Basrelief dieses Zeichens auf dem Kalenderstein in Mexico und mit den gemalten Bildern in den mexicanischen Manuscripten zusammentrifft. Dieß ist nicht der einzige, und auch nicht einmal der stärkste Beweis für die Behauptung der alten Chroniken, daß es in Nicaragua eine mexicanische Colonie gab. Die hier beschriebene Figur ist aus hartem Basalt gehauen, die Sculptur ist fein, die Glieder, ungleich denen der Monolithen von Copan, so weit als es mit Sicherheit geschehen konnte, losgelöst, und überhaupt mit einer Kühnheit bearbeitet, wie ich sie bis jetzt noch in keiner Bildhauerarbeit der amerikanischen Ureinwohner bemerkte.

Um M. in den Stand zu setzen, die eben ausgegrabene Statue unbelästigt von unsern Leuten abzuzeichnen, verschob ich die Ausgrabung der andern Statue, bis er fertig seyn würde, schickte die Leute aus, die Insel nach andern Ueberresten des Alterthums zu durchsuchen, und versprach ihnen vier Realen (gleich zwei Taglöhnen) wenn einer etwas fände. Ich suchte gleichfalls, kam aber, nachdem ich durch die ganze Insel gewandert, endlich zu dem Schluß, daß, wenn noch andere Bildsäulen da wären, sie viel besser vergraben seyen, und gar nicht oder nur zerbrochen wieder aufzufinden seyen. So setzte ich mich philosophisch auf einen Stein, und beobachtete ein Heer von schwarzen Ameisen, welche vorüberzogen, als wollten sie die Runde um die Insel machen. Sie bildeten eine volle Colonne von 5—6 Zoll Breite, und marschirten gerade vorwärts ohne links und rechts abzulenken, wobei sie mit Hartnäckigkeit über jedes Hinderniß hinwegkletterten. Ich beobachtete sie über eine halbe Stunde lang, aber ihre Zahl nahm nicht ab, Tausende und Tausende zogen vorüber, endlich trieb mich die Neugierde dem Zuge zu folgen, und dessen Bestimmung zu erforschen. In kurzer Entfernung erstieg die Colonne unter Bedeckung weniger Büsche einen anscheinend einfachen runden Stein, und setzte dann den Zug fort. Der Stein zog meine Aufmerksamkeit auf sich, bei genauer Untersuchung fand ich Spuren von Sculptur. Ich rief meine Leute, und nach zweistündiger Geduld und Arbeit hob ich aus seinem mehrhundertjährigen Grab ein zweites Idol, das aber ganz von den andern verschieden war, und einen außerordentlichen widerlichen Anblick bot. Die untere Hälfte war abgebrochen und nicht aufzufinden; nur die Büste und der Kopf waren übrig. Der letztere war unverhältnißmäßig groß, die Augen weit offen, rund und starrend, die Ohren lang und breit, und von dem weit geöffneten Munde, dessen untere Kinnlade durch die beiden Hände der Figur herabgezogen war, reichte die ausgestreckte Zunge herab bis auf die Brust, und gab dem Ganzen einen unnatürlichen schrecklichen Ausdruck. Meine Leute traten zurück, mehr als einer bekreuzte sich, und murmelte zu seinem Nachbar hin: es el diablo. Ich begriff den Schauer, womit die Anhänger der alten Religion dieß Bild betrachten mochten, wenn der blutige Priester die vorgestreckte Zunge mit dem noch klopfenden Herzen seines menschlichen Opfers bestrich.

(Schluß folgt.)

Die Kartoffelkrankheit scheint abermals der Forscher spotten zu wollen; aus England vernimmt man widersprechende, in neuester Zeit aber ziemlich bestimmte Nachrichten, daß sich die Krankheit gezeigt habe, aber die Symptome wieder verschwunden seyen, dagegen soll im Departement der Nordküsten in Frankreich die Krankheit sehr bestimmt ausgebrochen seyn. So meldet wenigstens der Moniteur industriel vom 21 Julius.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 182. 31 Julius 1850.

Die Touraine.

Loring, der bekannte Reisende, schildert in seinem neuesten Werke: Observations on the social and political State of the european People in 1848 and 1849, worin er die Zustände der Völker des Continents und Englands einander gegenüber stellt, die alte französische Provinz Touraine auf eine äußerst graphische Weise: „Für den Reisenden ist die Touraine ein sehr interessantes Land. Die Veränderungen in den Wohnungen und Sitten des Volks, in dem Zustand des Bodens und der Häuser sind wahrscheinlich, seit das Land zu England gehörte, nicht in großer Zahl vor sich gegangen, selbst wo die Häuser erneuert oder neu aufgebaut wurden. Die Festungen, die Klöster, die Feudalschlösser sind allerdings zerfallen und in Ruinen, aber die Localität und ihre Züge, Wälder, Baum- und Weingärten, Alleen, Fischteiche, Straßen sind noch wo, und wahrscheinlich auch wie sie im 13ten Jahrhundert waren. Der Salamander, das Wappen der herzoglichen Familien von Poictou und Guienne, sieht man noch auf dem behauenen Schlußstein manches Thors und Säulenganges in und um Touras, Samunr und anderen Städten an der Loire. Das heutige England ist nur eine Leinwand, auf der ein altes Gemälde gemalt war, während ein neues fast jeden Zoll der alten Arbeit deckte, die Touraine ist aber noch ein altes Gemälde troz alles Waschens und Wischens der Künstler der Revolution, theilweise zwar morsch und wurmangefressen, aber die ursprünglichen Umrisse und Farben sind noch in einigen Ecken der Leinwand zu bemerken, und in den Wohnungen und dem ganzen Haushalt des Volks noch sehr lebendig. Das altmodische Bauernhaus aus der Zeit vor der Revolution ist ein geräumiges Gebäude mit niedrigen Seitenmauern, die unter einem Berg von Dach begraben sind, und sehr massive Balken von Eichen- oder Nußbaumholz stützen den obern Stock, dessen Fenster kaum hervorschauen zwischen dem dicken Stroh- oder Binsendach, das sich im Laufe vieler Generationen, Schichte um Schichte, aufgehäuft zu haben scheint. Der Erdstock ist getheilt in eine große Küche, welche der gewöhnliche Sammelplatz der Familie ist, und in ein inneres Zimmer ähnlich wie in Schottland der Fall war und ist, aber in diesem reichern Lande sind die Wohnungen besser als sie je in Schottland, vielleicht als sie je in England für die arbeitende Landbevölkerung waren, weil das Material zum Bauen, Roggenstroh oder Binsen zum Dach, Holz, Backsteine oder wirkliche Steine zur Aufführung der Mauern, wenig Handelswerth hatte in einem Land, wo es gar keine oder nur schlechte Straßen gibt, und somit nur an Ort und Stelle zu verwenden war. Ein Lieblingsmöbel in diesen alten Wohnungen der französischen Bauern ist ein großer schimmernder Schrank von Nußbaumholz, der vom Boden bis an die Decke reicht, und geschnitzte Flügelthüren hat, die in glänzenden Angeln von polirtem Stahl hängen. In den besten Zimmern wohlhabender Bauern stehen vier solcher Kästen mit allem Leinenzeug und andern werthvollen Gegenständen des Haushalts einander gegenüber."

Diese Schilderung hat etwas besonders Pikantes durch den Contrast, den dieses Hängen an alter Sitte, und selbst der in Folge von Nachlässigkeit sich zeigende Abwesenheit von Neuerungen im Gegensatz gegen die überstürzten Neuerungen in einzelnen Städten und namentlich in der Hauptstadt bietet.

Indische Alterthumskunde.

Die Herkunft der Inder und die Casten.

(Schluß.)

Hieraus gehen zwei Dinge unwidersprechlich hervor, daß die Arier Indiens und Persiens aus einem gemeinsamen Stamm hervorgegangen und hinsichtlich ihrer religiösen Anschauungen ursprünglich aus einerlei Quelle geschöpft haben; daß das beiderseitige Stammland vermuthlich die Länder um Balkh (Baktrien) gewesen sind, und daß somit die nach Indien gewanderten Arier dort als völlige Fremdlinge und Eroberer auftraten, daß man sie die weißen Inder im Gegensatz gegen die schwarzen Ureinwohner, welche sich bis ins südöstliche Persien herein erstreckt zu haben scheinen, genannt hat. Wie verhielten sich nun die beiden neben und unter einander wohnenden Stämme zu einander? In den Vedas, über deren Alter wir nichts wissen, so wenig wie über das Alter des Zoroaster, ist noch von keiner Caste die Rede, im Gesetzbuch des Manu dagegen, das aber noch jedenfalls in die vorbuddhistische Zeit fällt, liegt das ganze Castenwesen schon abgeschlossen vor. Muß man zwischen Buddha und dem Gesetzbuch Manu's wenigstens noch Jahrhunderte setzen, dann muß die Zeit zwischen den Vedas und dem Gesetzbuch Manu's jedenfalls auf eine größere Zahl von Jahrhunderten sich belaufen, in denen das Castensystem sich so entwickelte, daß das Gesetzbuch dasselbe schon als vollendet darstellen konnte. Wir kommen somit, wie in Aegypten, und wahrscheinlich wie in Babylon, um einige Jahrtausende über unsere Zeitrechnung hinauf.

Brahma oder Brahmana bedeutet den, der das Gebet an die Götter sprach: bei der Einrichtung eines Opferrituals wurde ihm eine besondere Stelle zugetheilt, die Leitung und Oberaufsicht über das Opfer. Ihre Macht entsprang wahrscheinlich aus der Stellung der Purohita[1] zu den Königen; sie waren die

[1] Purohita heißt ein bei dem Opfer vorangestellter Mann.

Hauspriester, wurden bei allen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und der erste Schritt zur Entstehung der Casten war wohl, daß das Amt der Purohita erblich wurde. „Es ist hiebei", sagt Lassen, „besonders zu erwägen, daß schon in der Vedischen Zeit verschiedene Geschlechter durch ihre Lieder berühmt waren, diese als ein Erbtheil in ihre neue Heimath mitbrachten, und dadurch bei der Errichtung des Cultus, bei welchem diese benutzt wurden, einen besondern Einfluß ausüben mußten. An diese Beschäftigung schloß sich zunächst die Sammlung der Lieder, die wahrscheinlich erst zu einem liturgischen Zweck gesammelt wurden; durch diese Thätigkeit müssen die verschiedenen Sakha oder Schulen veranlaßt worden seyn, welche sich in die Ueberlieferung der gesammelten Texte theilten und der Erklärung derselben sich widmeten. In ihnen trat ein neues Band zwischen den Mitgliedern ein; es waren nicht mehr Leute desselben Geschlechts, sondern die Gemeinschaft von Lehrern und Schülern, und die heiligen Schriften und ihr Verständniß wurden dadurch ein Gemeingut aller, die sich diesen Bestrebungen hingaben, gehörten aber ihnen ausschließlich. Aus diesem Verhältniß des ausschließlichen Besitzes der heiligen Bücher und der Kenntniß derselben, auf welche die richtige Verrichtung der Opfer gegründet war, scheint sich die Absonderung der Brahmanen als eine besondere Caste am einfachsten erklären zu lassen." Die völlige Absonderung der Priester ging nicht auf einmal vor sich, aber sobald sie einmal eine geschlossene Caste waren, ist ihr Weitergreifen erklärt, und das Gesetzbuch Manu's „stellt bereits die vollendete Unterwürfigkeit der Könige unter die Macht der Brahmanen dar." Reichthum, Ansehen, Einfluß, alles mußte ihnen zuströmen und die Caste war fertig. Da sie über alle von den arischen Indiern besetzten Landstriche sich verbreitet, insoferne also die gleiche Einrichtung allenthalben herrschte, war die weltliche Herrschaft der Könige, mochte sie sich nun bald mehr bald minder ausdehnen, eine ziemlich gleichgültige Sache, die äußern Formen wie der innere Gehalt der Dinge blieben dieselben, und darin liegt wohl der Hauptgrund, weßhalb wir keine Geschichtsbücher besitzen. Die Erklärung, welche Lassen (II. p. 3) von der Gleichgültigkeit der Brahmanen für die Geschichte gibt, kommt ziemlich auf dasselbe hinaus, ist aber doch wohl etwas gar zu philosophisch, wenn er sie hauptsächlich von einer „eigenthümlichen Geistesrichtung der Brahmanen" ableitet.

Wenn es aus dem Vorstehenden deutlich hervorgeht, daß die Braminencaste ihren erblichen Bestand durchaus nur der größern Ausbildung des Gottesdienstes in dem eroberten Lande verdankt, so geht die Bildung der Kriegercaste in eine höhere Zeit zurück. Die arischen Indier waren ein Hirtenvolk, was ein großes Stammeshaupt, aber auch viele kleine Unterhäuptlinge voraussetzt. Der Name der Kriegercaste, Kschatria, die Starken, (gleichbedeutend mit dem Zendwort Kschetro, der König, in abgeschwächter Form das spätere Schah), ist allgemeiner Natur und wirft kein Licht auf ihren Ursprung, aber das älteste Sanskrit kennt schon den Vispati,[1] Land- oder Dorfherrn. Damit ist der Anfang der Casten gegeben, denn mit der Eroberung in dem fremden Lande mußte gerade dieß Verhältniß am meisten wachsen, und wenn wir in den ältesten Sagen noch ein Vorwiegen der königlichen Herrschaft bemerken, so verschwindet dieß mit der steigenden Macht der Brahminen immer mehr; diese konnten die einzelnen Könige, aber nicht den ganzen kriegerischen Adel sich unterordnen, daher schützte sich auch dieser durch besondere Rechte, und man findet zeitig, daß der König gehalten ist, auch wenn er ein Land erobert, diesem einen Fürsten aus dem herrschenden Stamm zu geben, und die bestehenden Gesetze, d. h. den Besitzstand, aufrecht zu erhalten. Dieser Feudalzustand war den arisch-indischen Reichen um so weniger nachtheilig, als immer noch zahlreiche Völkerschaften der Ureinwohner zu besiegen waren, weßhalb wir bis tief ins vorige Jahrhundert hinein Beispiele finden, daß einzelne Radschputenführer in noch unbesetzte Thäler der Vindhyaberge eindringen, und nach Unterwerfung der Eingebornen eine ganz mittelalterliche Herrschaft über sie führen. Dieser seit der ersten, ins graue Alterthum zurückgehenden Eroberung Nordindiens nie endende Kampf erhielt den kriegerischen Geist, der sich namentlich in den Radschputenstaaten so eigenthümlich ausprägt, in Kraft, und wenn gleich damit kein großes, mächtiges Staatsleben zu begründen war, so doch ein fester gesellschaftlicher Zustand, der mit seinen zähen Wurzeln die moslemitische Eroberung überdauert.

Auf die Kschatriyas folgen die Vaisyas, die gleichfalls noch zu den arischen Indern gehören. In der Zeit, ehe die arischen Völker auf ihren Wanderungen nach Westen, Nordwesten und Südosten sich trennten, in dem ostiranischen Hochland, muß die Viehzucht überwogen haben, und der Ackerbau gering gewesen seyn. Als die arischen Inder im Pendschab, die arischen Perser im eigentlichen fruchtbaren persischen Land ankamen, begann erst der Ackerbau in größerem Umfang. Es ist daher merkwürdig, daß die auf das Hirten- und häusliche Leben sich beziehenden Ausdrücke der Sanskrit-, persischen und der nordwestlichen Sprachen zusammenstimmen, die Ausdrücke über den Ackerbau und den Pflug aber wesentlich verschieden sind, „ein Beweis, daß sich die westlichern Völker zu einer Zeit von den zwei östlichsten trennten, in welchem der Ackerbau nur wenig betrieben wurde." Alles deutet in den ältesten Vedaschriften auf ein ausgebildetes Hirtenleben. Mit der Besetzung des Pendschab bildete sich der Ackerbau aus, und zwar in einer von dem Ackerbau in ihrem frühern Heimathslande nicht sehr verschiedenen Form, da im Pendschab „die Gewächse noch nicht den eigenthümlichen Charakter der indischen Flora tragen, sondern den Uebergang bilden von ihrer ältesten Heimath zu der des innern Indiens" (s. I. p. 817). Wie aber die Eroberung sich über den Ssetledsch (Satadru) und die Dschemna (Jamuna) hinaus ausdehnte, wo eine neue Welt sich ihnen aufschloß, da ward auch der Austausch durch den Handel Bedürfniß, und Viehzucht, Ackerbau und Handel wurde (nach dem Gesetze Manu's) die Aufgabe der Vaisyas.[2] Nach den alten Begriffen war also jetzt der arisch-indische Staat fertig, denn Könige, Priester, Krieger, Ackerbauer, Viehzüchter und Handelsleute waren da, die Unterworfenen zählten nicht. Vaisyas wird „in den Vedas zwar oft für die Menschen im Allgemeinen gesetzt, bezieht sich aber immer nur auf die Inder, und wird dem Dasja entgegengesetzt; da dieß Wort mit Dasa, Diener, von derselben Wurzel stammt,

[1] Das Wort hat sich im Litthauischen wiesspati, erhalten. Wies heißt auch im Slavischen das Dorf, lateinisch vicus. Die älteste Gemeinde scheint auf einer Abtheilung von fünf Familien beruht zu haben, die einen Obmann anerkannten, welcher wahrscheinlich dem Häuptling oder König die Kriegsleute zuführen mußte; vielleicht war auch nur der fünfte kriegspflichtig.

[1] Nicht nur die Ausdrücke für das Vieh (go, Sskrt., die Kuh), gojuga, ein Kuhjoch, d. h. ein paar Kühe und Haus (s. I. p. 814), sondern auch für das Weben, Sanskrit: Ve, vajati, sind übereinstimmend, ein Beweis daß diese häusliche Beschäftigung in ein ungemein hohes Alter hinaufreicht.

[2] Das Wort kommt wohl von dem obenerwähnten Vis, eine Dorfgemeinde, her.

Digitized by Google

tritt schon in dieser ältesten Zeit der Gegensatz eines herrschenden und unterworfenen Volks hervor."

Die drei Classen, Brahmanen, Kschatriya und Vaisya bilden die Arja (arischen) oder die Dviga (Doppelgebornen), „weil sie durch die Anlegung der heiligen Schnur und andere Ceremonien in die Kaste feierlich aufgenommen werden" (s. I. p. 797), die vierte Classe, die Sudras, sind die „Dasah, oder Diener der übrigen Kasten, denen sie ohne Neid gehorchen sollen (s. I. p. 828) nach Manus Gesetz. Der allgemeine Name der Sudras ist höchst wahrscheinlich einem Stamme des schwarzen indischen Urvolks entnommen, der in der Nähe des Indus und selbst im nördlichen Arachosien vorkommt, „in der Gegend, in welcher die arischen Indier in der ältesten Zeit wohnten; sie unterwarfen sich wahrscheinlich diese frühern Bewohner, und aus diesem Umstande läßt sich erklären, daß der Name später bei der Unterwerfung der Urbewohner in dem innern Lande auf die ganze dienende Classe ausgedehnt worden ist" (s. I. p. 799). Der Name läßt sich, wie Lassen anfügt, aus dem Sanskrit nicht erklären, wie dieß mit den drei ersten arischen Kasten der Fall ist.

Die weitere Zertheilung der Kasten geht uns hier vorerst nichts an; wir haben gesehen, wie die drei ersten aus der Familien- und politischen Ordnung der arischen Stämme sich entwickelten, und ursprünglich reine Arier waren; ihnen stehen die Sudras als Dasas, als dienende Classe, als unterworfenes Volk gegenüber. Diese Anschauung der Zustände Indiens ist entnommen aus den bisherigen philologischen Forschungen. In welch hohes Alter sie uns hinaufgeführt, haben wir oben gesehen. Die spätere Entwicklung der indischen Völker durch die mannichfache Verbindung der arischen und nichtarischen Stämme ist eine höchst verwickelte, kaum noch genug erörterte; da aber einmal der Boden gewonnen ist, so werden sich nach und nach die Folgerungen ergeben, da man die einzelnen Nachrichten besser als bisher wird deuten können. Auch in Indien scheinen, wie bei allen großen Völkerzügen, wie bei den Kelten in Gallien und den Germanen in England, mehrfache Einwanderungen, die durch Jahrhunderte geschieden waren, vorgegangen zu seyn, so daß sich zwischen den neuangekommenen, noch reinen Ariern und den schon durch die Vermischung mit den Eingebornen und das Klima schwärzlicher gewordenen Kämpfe entspinnen, wie dieß bei dem Königsstamm der Pandavas ersichtlich ist. Mit der Zeit bringt der arische Stamm über den größten Theil Indiens vor, und die alten einheimischen Völker sitzen nur noch im Süden und in dem unzugänglichern Theile der Vindhya-Berge in dichten Massen. Jetzt wo das herrschende Geschlecht durch ein fremdes zum Theil verdrängt ist, treten die Ureinwohner mehr und mehr ans Tageslicht, und nehmen die Aufmerksamkeit des Ethnographen und Alterthumsfreundes in Anspruch.

Alterthümer in Centralamerika

(Schluß.)

Mittag [1] war lange vorüber, als wir anfingen, das größte und bei weitem interessanteste Idol in eine aufrechte Stellung emporzuheben; es nahm sich wahrhaft großartig aus, es stellte einen Mann mit massiven Gliedern und breiter, vorstehender Brust in einer vorgebeugten Stellung dar, denn seine Hände lagen auf seinen Schenkeln unmittelbar über den Knieen. Ueber seinem Haupt erhob sich der monströse Kopf und der Rachen eines Thiers, die Vorderpfoten desselben lagen auf seinen Schultern, und die Hinterpfoten auf den Händen der Statue. Es sollte wahrscheinlich einen Alligator oder ein dem ähnliches mythologisches Thier vorstellen, denn sein Rücken war mit ausgehauenen Platten wie ein rauher Panzer bedeckt. Das Ganze stand auf einem breiten, viereckigen Piedestal. Die Sculptur war, wie bei der andern Statue, kühn und frei. Ich habe nie eine Statue gesehen, welche die Idee von Kraft und Stärke so mächtig ausdrückte. Das Gesicht war verstümmelt und entstellt, schien aber noch einen Ausdruck von Strenge an sich zu tragen, der die Wirkung des Ganzen sehr erhöhte. Die feineren Einzelnheiten der Ausführung um den Kopf hatten sehr gelitten, und nach den entschiedeneren Zeichen von Gewaltthat, die man an der Statue bemerkte, scheint es wahrscheinlich, daß diese Statue ein besonderer Gegenstand der Verehrung für die Eingebornen und entsprechenden Abscheues für die zelotischen Conquistadoren war.

M. kehrte den nächsten Tag zurück, und vollendete seine Zeichnungen, während ich mit den Vorbereitungen einer Fahrt nach der großen unbewohnten Insel Zapatera beschäftigt war.

Es bedurfte eine Stunde eifrigen Ruderns, um unter die Inseln zu kommen; hier lag das Wasser still, wie eine Glasfläche, während die Wellen mit dumpfem Brüllen gegen die Felsenufer der äußern Inselreihe anschlugen, als wollten sie hereindringen in die innern grün überwölbten Canäle, in die mit Krystallboden belegten Landschaften, in die kühlen schattigen Winkel, in denen zierliche Canoes da und dort angebunden lagen. Eine seltsamere Gruppe von Inselchen findet sich vielleicht in der weiten Welt nicht; sie sind, wie ich früher bemerkte, alle vulkanischen Ursprungs, meist von konischer Form und selten mehr als drei oder vier Acres im Umfang. Alles ist wie mit einem grünen Mantel bedeckt, aber es gelingt der Natur nicht immer die schwarzen Felsen zu verbergen, welche da und dort hervorbrechen, finster hinabschauen in das klare Wasser, und dadurch der sonst weichen und milden Scenerie der Inseln einen Anstrich von Wildheit geben. Zahllose Weinranken ziehen sich über diese Felsen hin, fallen in zierlichen Gewinden von den überhängenden Bäumen, schwimmen zum Theil mit glänzenden, duftenden roth und gelben Blumen auf dem Wasser, untermischt mit dem verkehrten Kegel der „Gloria de Nicaragua" mit ihrem überwältigengenden Duft und ihren seltsamen Früchten, ein immergrünes Dach bildend, so dicht, daß selbst die tropische Sonne es nicht durchdringen kann. Viele dieser Inseln haben eine Strecke angebauten Bodens, und auf ihren Gipfeln, umgeben von einem dichten grünen Hintergrund von Königspalmen und Papayas mit ihrer großen goldenen Frucht, stehen die malerischen Rohrhütten der Bewohner.

Nachdem wir geraume Zeit umhergewandert, kamen wir plötzlich an den Rand eines alten Kraters von großer Tiefe, auf dessen Grund ein See von gelblich-grüner oder schwefeliger Farbe sich befand, dessen Wasser, wie Manuel mich versicherte, salzig war. Dieß ist wahrscheinlich, ich zweifle aber, ob je ein menschliches Wesen sich die steilen Felsenabhänge hinabwagte. Wir wandten um und kamen bald zu einer breiten ebenen Fläche, die mit ungeheuren Bäumen und dichtem Buschwerk besetzt war. Hier fanden sich einige große, regelmäßige Hügel aus Steinen, die ich bald als künstlich erkannte. Manuel begann mit seinem Machete rechts und links das Buschwerk umzuhauen, und ich folgte seinem Beispiel; kaum hatte ich fünf Schritte gemacht, so stieß ich auf eine künstlich ausgehauene Bildsäule, die noch aufrecht stand; sie hatte ungefähr die Größe der kleinern, auf Pensacola entdeckten, war aber minder verletzt, und das Gesicht hatte einen milden, gütigen Ausdruck. Einige Fuß davon fand ich eine zweite Figur, die am Boden lag. Aus Manuels Ausrufungen erkannte ich, daß er noch andere entdeckt, und ich war überzeugt, eine systematische Untersuchung würde noch viele andere ans Licht bringen.

Während M. die aufrechtstehende Bildsäule zu zeichnen begann, fuhr ich mit meinen Leuten fort das Buschwerk wegzuräumen, und stieß bald auf andere. Die erste, welche meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war eine gut ausgehauene Figur, welche auf einem hohen, verzierten Piedestal hockend saß, denn die Hände waren unter den Knieen gekreuzt, der Kopf vorwärts gebeugt, und die Augen weit geöffnet, als blicke sie

[1] Hier ist in der Schilderung offenbar eine Lücke; Hr. Squier muß mit seinen Leuten auf der Insel übernachtet, und am andern Morgen das Suchen von neuem begonnen haben. A. d. R.

Digitized by Google

auf einen Gegenstand, der vor ihr am Boden liege. Eine konische Steinmaße erhob sich zwischen seinen Schultern, und sah von vorn gesehen aus wie eine spitzige Mütze. Sie war sehr kühn und frei aus einem Basaltblocke gearbeitet und hatte nur wenig durch die Länge der Zeit gelitten. Ein Loch wurde gegraben, um das untere Ende aufzunehmen, Stricke um die Figur befestigt, und auf ein gegebenes Signal erhob sich die Statue langsam und sicher in ihre frühere Stellung. Meine Leute begannen einen wilden Freudentanz, ich wollte aber die Wirkung meines Aguardiente nicht so verpuffen laßen, denn ich wußte daß, wenn einmal die erste Aufregung vorüber sey, sie sich nicht so leicht wieder hervorrufen lasse; deßhalb ergriff ich Manuel mit Gewalt bei der Hand, und führte ihn zu dem nächsten Denkmal, das er die „Kanone" nannte. Es war ein massiver, cylindrischer Steinblock, von erhöhten, zierlich ausgearbeiteten Streifen eingeschlossen, und oben stand die untere Hälfte einer kleinen zierlichen ausgehauenen Statue. An der Vorderseite des Piedestals waren zwei Nischen, die tief und regelmäßig ausgehauen und durch eine Rinne verbunden waren. Sie hatten augenscheinlich eine symbolische Bedeutung. Troß der Aufregung unserer Leute blickten sie diese schwere Maße sehr verdächtig an, aber ich öffnete noch eine Flasche Aguardiente, ergriff selbst einen Hebel, und rief ihnen zu, Hand anzulegen. Nach vieler Arbeit und wiederholtem Ausruhen brachten wir sie bis zu einem Winkel von 45°, und hier schien es stocken zu wollen. Wir zogen die Stricke um die benachbarten Bäume, und ich gab das Signal zu einer neuen Anstrengung; die Stricke krachten, jede Muskel schwell an, der Block wollte sich nicht heben. Ich sprang hinzu und rief: arriba, arriba! viva Centroamerica! Die Leute schienen neue Kraft zu gewinnen, noch eine Anstrengung, die Maße kam in Bewegung; poco mas, muchachos! (ein wenig mehr, Jungen!) rief ich und sie richtete sich auf, schwankte einen Augenblick in gefährlicher Weise, ließ sich aber endlich ruhig an den ihr bestimmten Plaß nieder und war nun gesichert. Unsere Leute schwiegen einen Augenblick, als wären sie über ihren eigenen Erfolg erstaunt. Bis zum Nachmittag hatten wir alle die Ueberreste, die wir finden konnten, zehn an der Zahl, emporgerichtet, so daß sie der Zeichner aufnehmen konnte. Später entdeckten wir noch einige andere, im Ganzen fünfzehn ganz oder fast ganz erhaltene, abgesehen von einigen Bruchstücken.

Meine Leute, von der Anstrengung erschöpft, stellten sich gruppenweise um die Statue oder streckten sich der Länge nach in dem Gebüsch nieder; ich, selbst ermüdet, setzte mich auf einen breiten, flachen, in der Mitte künstlich ausgehöhlten Stein, und gab meinen Gedanken freien Lauf. Das Gebüsch war weggeräumt, ich konnte nun die Stellung der zerstörten Teocallis leicht erkennen, und den ganzen Plan des großen Tempels überschauen. Eine Art abergläubisches Gefühl, das mit meinem streng philosophischen Untersuchungen nicht sehr im Einklang stand, kam über mich. Auf der einen Seite die steilen Klippen, gegen welche die Gewäßer des Sees mit gedämpften Grolle anwogten, auf der andern der tiefe, erloschene Krater mit seinen schwarzen Abhängen und seinem Schwefelsee, es war in der That ein unheimlicher Plaß, den die eingebornen Priester nicht unpassend für die Abhaltung ihrer seltsamen, düstern Ceremonien ausgewählt hatten. Während ich mich diesen Träumereien überließ, streckte ich mich ganz unabsichtlich auf dem Stein aus, auf dem ich saß, meine Glieder fielen darauf nieder, als wäre er dazu gemacht, sie aufzunehmen, mein Kopf sank zurück, meine Brust war gehoben — in diesem Augenblick durchzuckte mich der Gedanke: „das ist der Opferstein!" Ich sprang halb bestürzt auf; es war ein roher, durch Kunst wenig veränderter Block, und ohne Zweifel als Opferstein gebraucht worden. Ich fand nachher noch zwei andere augenscheinlich zu demselben Zweck bestimmte Steinblöcke, aber sie waren zerbrochen.

Ohne Zeichnungen und Plane kann man keinen richtigen Begriff von diesen Denkmalen geben, und ich werde keinen umständlichen Bericht darüber versuchen. Sie sind sehr verschieden von denen, welche Stephens zu Copan entdeckte. Statt der plumpen, unzusammenhängenden Maßen von Schmuckwerk, womit diese letztern überladen sind, sind die meisten der hier gefundenen einfach und wenn auch nicht immer sehr vollkommen gearbeitet, doch mit großer Feinheit und Geschicklichkeit behandelt. Keine der Figuren hat eine Draperie; einige sind aufrecht, einige sitzen, noch andere hocken oder liegen rückwärts. Einer, den unsere Leute Gordo, den Fetten, nannten, könnte für einen petrificirten hogarthischen Biertrinker gelten. Er sitzt oder ist vielmehr in seinem Sitz zurückgelehnt mit dem Ausdruck der vollkommensten Magenbefriedigung. Das Material ist bei allen schwarzer Basalt. Einige Figuren haben wegen Mängel am Stein etwas durch das Wetter gelitten, doch weniger durch dieses als durch den Fanatismus der Eroberer. Alle tragen Spuren schwerer Hämmer oder anderer Werkzeuge, mit denen die Zeloten sie zu vernichten suchten, aber die Aufgabe war nicht leicht und, zum Glück für die Archäologen, hat der massive Stein widerstanden.

Obgleich der Styl der Arbeit allenthalben derselbe ist, so zeigt doch jede Figur eine ausgesprochene Individualität. Um dieß nachzuweisen habe ich drei ausgewählt. Nr. 1 ist eins der letzten Bilder, die ich entdeckte, und die einzige abgesonderte Figur eines Thiers. Sie war nahezu bedeckt mit dem Schutt eines der zerstörten Teocallis, und ist eine kolossale Nachbildungen des hier sogenannten Tigers in sitzender Stellung. Die Sculptur ist sehr kühn, der Fuß oder das Piedestal ist verziert. Ein bedeutender Theil desselben, etwa zwei Fuß oder darüber, ist im Boden vergraben. Die ganze Höhe ist 6'. Nr. 2 ist schon oben beschrieben; die Figur ist zwischen 8' und 9' hoch, und das Piedestal etwa 20 Zoll ins Gevierte. Nr. 3 wurde nicht weit von Nr. 1 entdeckt, und ist eine der merkwürdigsten Figuren in der ganzen Reihe. Sie ist über 10' hoch, und stellt eine in guten Verhältnissen ausgeführte Person dar, die auf einem viereckigen etwa 9' vom Boden erhabenen Thron sitzt. Ueber der Figur ist ein monströser symbolischer Kopf, ähnlich dem an der Statue der Insel Pensacola. Die Aehnlichkeit mit einigen der symbolischen Köpfe in den alten mexicanischen Ritualen ist nicht zu verkennen, und ich glaube, ich werde sie identificiren, so wie die diesen Statuen entsprechenden Gottheiten unter den Nebengöttern des aztekischen Pantheons herausfinden können. Der hervorragende Kopf ist 2' 8'' breit, und sehr glatt und scharf gearbeitet.

Die andern Figuren sind unter sich ebenso verschieden, als die hier geschilderten. Einige der größern sind mühsam ausgearbeitet, auf die kleineren scheint aber weniger Sorgfalt verwendet zu seyn. Eine Anzahl der letztern sind in der That nur auf einer Seite des Steins in einer Art Hautrelief gearbeitet.

Diese Figuren scheinen, wie die von Copan, ursprünglich nicht auf den Teocallis aufgestellt gewesen zu seyn, sondern um deren Fundamente her. Ich habe einige Gründe zur Annahme, daß die Spanier viele derselben in den obenerwähnten Kratersee werfen. Seine steilen Wände sind nur etwa 120 Schritte von den Teocallis entfernt. Diese bestehen ganz aus Steinen, aber ohne Cement und im rohen Zustande. Ich machte an einigen Stellen Ausgrabungen, aber ohne etwas zu finden, als viel zerbrochenes Töpfergeschirr, von dem viele Bruchstücke mit glänzenden Farben bemalt sind. Mit großer Mühe gelang es mir zwei der kleinern Statuen fortzuschaffen, welche wohl schon in Newyork angekommen sind. Eine derselben stellt einen Tiger dar, der mit ausgestreckten Klauen gegen den Kopf und Rücken einer sitzenden Figur springt. Gern hätte ich eine der größern und wichtigern sitzenden Figuren mitgenommen, aber es war eine (engl.) Meile nach unserem Boot und ohne künstliche Hülfe, die leider nicht zur Hand war, war es unmöglich diese Statuen von der Stelle zu schaffen.

Miscellen.

Dr. Hooker, der bekannte Botaniker soll nach der Liter. Gaz. vom 20 Julius abermals nach Indien gegangen seye, um einen noch neuen und unerforschten District zu besuchen,, welchen? sagt das Blatt nicht.

Größere Handelsassociationen scheinen auch in Frankreich in Gang zu kommen; man meldet von einer in Amiens und der Umgegend, welche gemeinsame Unternehmungen nach Californien machen will. (Monit. industr. 22 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Julius.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Tibet und die französischen Missionen in Hochasien. Nr. 156—162. — Die Fortschritte von Neusüdwales. Nr. 157. — Die Insel Mayotte. Nr. 159. — Geologie der Südsee-Inseln: 4) Allgemeine Bemerkungen über die Hawaii-Inseln. Nr. 160. — Das industrielle Leben und die national-ökonomische Schule in Frankreich. Nr. 161—163. — Aus dem Tagebuch einer Reise nach dem östlichen und westlichen Persien: Nachträgliches über den Aufenthalt zu Täbris und Aufbruch gegen Norden. Nr. 163—168. — Skokloster, der Familiensitz von Tycho Brahe. Nr. 164. — Sir Robert Peel. Nr. 165. — Etwas über den Handelsbetrieb im nordöstlichen Rußland. Nr. 165. 166. — Deutschland und Kleinasien von Ludwig Roß. Nr. 166. — Professor Dove's Karten der monatlichen Isothermallinien. Nr. 167. — Die südamerikanischen Republiken: Die Republik Peru. b. Die Gesellschaft. Nr. 167—173. — Die untergegangenen Straußvögel aus der Gruppe der Drontes oder Dodonen. Nr. 168. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 9) Das Cap Filfila. Nr. 169—172. 10) El-Guerdes und Sanhadja. Nr. 174—177. — Das Circular to Bankers. Nr. 170. — Einige Worte über die assyrische und babylonische Keilschrift. Nr. 171. — Die alten Denkmäler von Ningpo. Nr. 172. — Kleinasien nach Tschichatscheff. Nr. 173. — Die Kayans im Nordwesten Borneo's. Nr. 174—176. — Der Nicaragua-Canal und der Nicaragua-Vertrag. Nr. 175. — Die Expedition nach Centralafrika. Nr. 176. — Die holländischen Schifffahrtsgesetze. Nr. 177—179. — Die Bewohner der Serwatty-Inseln. Nr. 178. — Spaziergänge bei Oporto. Nr. 178—180. — Der District Upata in Venezuela und dessen angebliche Goldminen am Yuruari. Nr. 179. — Monte Casino. Nr. 180. 181. — Indische Alterthumskunde von Lassen: die Herkunft der Inder und die Casten. Nr. 181. 182. — Alterthümer in Central-Amerika. Nr. 181. 182.

Chronik der Reisen.

Reise von Texas nach Westmexico. Von Herzog Paul Wilhelm von Württemberg. Nr. 156—160. — Vier Tage in der Bay von San Francisco. Von Gerstäcker. Nr. 162—164. — Lottin de Lavals archäologische Reisen in der Halbinsel Sinai und in Aegypten. Nr. 180.

Kleinere Mittheilungen.

Verwendung von Gutta Percha. Nr. 156. — Die Nahrung des Sbilaniers. ibid. — Eröffnung einer großen hebräischen Bibliothek in London. Nr. 157. — Sonderbarer Urtheilsspruch des englischen Vicekanzlers in wissenschaftlichen Angelegenheiten. Nr. 148. — Die Druckerei der Times. ibid. — Die Pflanzensammlung des Botanikers Griffiths. Nr. 159. — Winterrindenbäume aus der Magellanstraße. Nr. 160. — Eisenbahnertrag in England. Nr. 161. — Beabsichtigtes Riesenschiff zur Verbindung zwischen Liverpool und Irland. Nr. 162. — Ein Urtheil über Chateaubriands Memoiren. Nr. 163. — Der Goldvorrath in der englischen Bank. ibid. — Der Tribut Aegyptens an den Sultan. Nr. 164. — Zerstörung von Kirchen und Klöstern in Südungarn. Nr. 165. — Ein merkwürdiges römisches Castell in England. Nr. 166. — Vorzug der amerikanischen Baumwolle vor der indischen. ibid. — Mittel gegen die Folgen des Schiffbruchs. Nr. 167. — Der Yaru-dsang-bo-tsiu oder der Brahmaputra. Nr. 168. — Der St. Valentinstag in der englischen Post. Nr. 169. — Der Wallfischfang in der Allerheiligen Bay in Brasilien. ibid. — Archäologisches Werk über Algerien. Nr. 170. — Etwas über die chinesischen Piraten. Nr. 171. — Umfang der Kaffeepflanzungen in Ceylon. Nr. 172. — Eine Anklage gegen Lepsius. Nr. 173. — Zahl der Thiere im Besitz der zoologischen Gesellschaft in London. Nr. 174. — R. Strachey in Indien. ibid. — Hadschi Mirza Agassi. Nr. 175. — Eine schöne Mosaikarbeit zu Autun aufgefunden. ibid. — Unfälle in den englischen Kohlenbergwerken. Nr. 176. — Thee-Einfuhr und Thee-Verbrauch in England. Nr. 177. — Die englische Mission auf Borneo. Nr. 178. — Botta's Werk über die Denkmale von Niniveh. Nr. 179. — Die erste in Californien fabricirte Druckpresse. ibid. — Vorschlag zu einer neuen Briefbeförderung. Nr. 180. — Abermaliges Spuken der Kartoffelkrankheit. Nr. 181. — Dr. Hookers neue Reise nach Indien. Nr. 182. — Große Handelsassociation in Amiens. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

August.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden. Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath &c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 183. 1 August 1850.

Die dießjährige Parlamentssession.

Einleitung.

Die dießjährige Session ist noch nicht zu Ende, aber doch so gut als beendigt, so daß das Urtheil über den Gang derselben sich nicht mehr ändern kann. „Die Tage folgen einander und gleichen sich nicht." So ist es auch mit den Sessionen gesetzgebender Körper; jede zeigt trotz aller scheinbaren Uebereinstimmung eine andere Physiognomie, es waltet ein anderer herrschender Gedanke vor, oder es gibt sich eine neue Richtung kund. Was das wirre Chaos der Zeitungsliteratur nur in verschwommenen Umrissen zu Tage bringt, das zeigt sich, bei einem so der politischen Freiheit gewöhnten Volke, in den Parlamentssessionen auf eine weit minder laute, aber viel deutlichere Art, und wer dem Gang einer Reihe von Parlamentssessionen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann die kommende Entwicklung, wenn auch nicht in ihren Ergebnissen, doch in ihrem Charakter ziemlich genau vorhersagen. Wir haben in den letzten Jahren die Parlamentsdebatten nur gelegentlich in wenigen Worten besprochen, fast mehr um zu zeigen, daß der Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll, mit andern Worten, der Kampf über die nationalwirthschaftlichen Verhältnisse Englands fort und fort die Gemüther beschäftige und zu einer Entscheidung dränge. Dießmal sehen wir uns aus triftigen Gründen veranlaßt, den Gang der parlamentarischen Verhandlungen umständlicher ins Auge zu fassen, und erlauben uns die Gründe hiefür etwas näher auseinander zu setzen.

Das alte Schutzsystem war, insoweit es die frühern Korn- und Zuckerzölle betraf, hauptsächlich auf die Erhaltung des großen Grundbesitzes, des aristokratischen Princips, berechnet, und Sir R. Peel hatte noch im J. 1827 in einer Parlamentsdebatte keinen Anstand genommen, dieß als den Hauptgrund voranzustellen, mehr und mehr aber wurde die öffentliche Meinung in England trotz ihrer aristokratischen Vorneigungen dem mit einer gewissen Härte geübten Vorrecht abgeneigt, und es bildete sich in den letzten zwanzig Jahren eine demokratische Meinung aus, wie man sie früher in England gar nicht gekannt hatte. Diese Gesinnung fand ihren Ausdruck in der Antikorngesetzliga; die Frage wurde durch die unmittelbare Betreibung der Abschaffung einer „Brodtaxe" dem Verständniß der untern Classen nahe gerückt, und so wie sie in dieser Weise nach gewöhnlichen, offen zu Tage liegenden Utilitätsgrundsätzen, also weder aus dem politischen Gesichtspunkt der Aufrechthaltung eines Staatsinstituts, noch nach höhern nationalwirthschaftlichen Rücksichten behandelt wurde, war sie im Wesentlichen schon entschieden. Russel und Peel wichen beide dem stürmischen Andrang dieser Volksmeinung, und schafften die Korngesetze ab; die politischen wie die nationalwirthschaftlichen Gegner dieser Abschaffung waren anfangs durch die plötzliche Schwenkung Peels wie betäubt, sie wagten nicht der Freihandelspartei in ihrem ersten Siegesrausche sich entgegenzustellen, und da ihnen überdieß durch Peels Uebergangsgesetz ein Hoffnungsschimmer gelassen war, daß ein gewisses Maaß von Schutz verbleiben werde, so verhielten sie sich in den Jahren 1847 und 1848, einige schwache Versuche das Uebergangsgesetz permanent zu machen, abgerechnet, ruhig, wozu freilich auch der Mangel im J. 1847 und die Revolutionen des Jahres 1848 nicht wenig beitrugen; als aber im Februar 1849 die Uebergangsbestimmungen Peels ihr gesetzliches Ende erreicht hatten, als alle Kornarten auf einen gleichförmigen Zoll oder eigentlich nur eine Recognitionsgebühr von 1 Sh. herabgesetzt worden, da begannen die Protectionisten, mit andern Worten diejenigen, welche der Ansicht sind, daß man den kostspieligen englischen Ackerbau nicht ohne Schutz der Concurrenz der ganzen Welt bloßstellen dürfe, sich zu rühren, verbanden sich mit den Gegnern der Aufhebung der Schifffahrtsacte, wurden aber gänzlich geschlagen, was ihnen als Partei, ganz abgesehen von ihren politischen und nationalwirthschaftlichen Ansichten, nur höchst nachtheilig seyn konnte. Die Freihandelspartei dagegen schien von ihrer Kraft noch durchaus nichts verloren zu haben, zum mindesten blieb das unter dem Eindruck des ersten Siegs der Freihandelspartei gewählte Parlament ihr entschieden treu, wenn sich auch im Volke bereits nicht unbedeutende Symptome des Gegentheils zeigten.

Diese Streitigkeiten, wobei es sich auf beiden Seiten mehr um Particularinteressen handelte — auch von Seite der Freihandelspartei, denn die großen Fabrikanten wollten hauptsächlich in den Stand gesetzt seyn, einen geringern Taglohn zu zahlen, um jede Concurrenz auf dem Weltmarkt desto besser aushalten zu können — durften unsere Aufmerksamkeit nur in geringem Grade in Anspruch nehmen, und wir beschränkten uns hauptsächlich darauf nachzuweisen, daß mit der Beibehaltung der Freihandelspolitik der alte Bau der englischen Gesellschafts- und Staatsverfassung sich nicht erhalten lasse, daß man zu einem entschiedenen Schutze des Ackerbaus zurückkehren, oder gewärtigen muß, daß die aristokratische Verfassung Englands, und zugleich damit der Ballast, der bisher das englische Staatsschiff im Gleichgewicht erhielt, über Bord geworfen und das Schiff Wind und Wellen zum Spiel überlassen werde. Allerdings ist der jetzige Zustand der Dinge die directe Folge der zu weit getriebenen aristokratischen Territorialverfassung Englands, welche,

Digitized by Google

durch Pitts Erbschaftsgesetze gesteigert, das Grundeigenthum Englands in die Hände von 40 bis 50,000 Familien brachte, und diesen zugleich vorzugsweise die politische Gewalt einräumte. Daher das Streben der großen und reichen Familien, Grundbesitz zu erwerben und selbst auszudehnen, weit über ihre wirklichen Mittel hinaus, so daß die Inhaber großer Güter oft nur dem Namen nach die Eigenthümer sind, die Einkünfte aber den Gläubigern gehören. Dieß System des großen Grundbesitzes, wodurch der eigentliche Bauernstand so gut wie vernichtet, und die großen sehr häufig durch das Zusammenwerfen vieler kleinen Besitzungen entstandenen Güter fabrikmäßig, also mit möglichst wenigen Händen bearbeitet wurden, hat das Landvolk in einer unerhörten Weise nach den Städten getrieben, so daß sich ein Verhältniß herausstellt, wonach nur ein Drittheil der Gesammtbevölkerung des eigentlichen Englands mit der Landwirthschaft beschäftigt ist, und von diesen höchstens ein Fünftheil wirkliche Grundbesitzer oder Pächter sind. Rechnet man in England 16 Millionen Menschen, sonach auf das Land 5⅓ Mill., so wird diese Zahl ziemlich herauskommen, wenn man, wie statistisch nachgewiesen, 128,000 Pächter und 900,000 Labourers, d. h. besitzlose Taglöhner zählt; multiplicirt man diese Zahl mit fünf, um die allgemeine Volkszahl zu finden, so erhält man 5,140,000 S., und schlägt man nach 50,000 grundherrliche Familien dazu, so hat man die 5⅓ Millionen vollauf, und darf rechnen daß von den 900,000 Labourers gar manche aus Armuth nicht verheurathet sind.

Dieser Stand der Dinge wird in England, sowohl in seinem Wesen als in seinen Folgen, mehr und mehr erkannt, und zum Beweise führen wir ein nicht politisches Blatt, das Athenäum an, das sich (s. Nr. vom 20 Jul.) bei Gelegenheit der Beurtheilung zweier Werke, der von uns mehrfach erwähnten „Beobachtungen über den gesellschaftlichen und politischen Zustand der europäischen Völker in den Jahren 1848 und 1849“ von Laing, und eines andern von J. Kay über den „gesellschaftlichen Zustand und das Unterrichtswesen bei dem Volke Englands und des übrigen Europa's,“ folgendermaaßen äußert: „Was ist, so weit wir bis jetzt sehen können, die Ursache des schlechtern gesellschaftlichen Zustandes der Armen Englands in Vergleich mit denen des Continents? Hr. Laing und Hr. Kay geben in der That dieselbe Antwort: es ist die Concentration der Industrie des englischen Volks in Manufacturen und Handel, und der Concentration der Industrie des Continents im Ackerbau. Wir haben die Zahl der Personen, die vom Taglohn abhängen, vermehrt, sie die Zahl derjenigen, welche von dem Ertrag bäuerlichen Grundeigenthums leben. Wir haben in den letzten fünfzig oder hundert Jahren die Wichtigkeit und numerische Stärke der Classe vermindert, welche als kleine Grundbesitzer (yeomen) ein Interesse am Boden haben, auf dem Continent ist die Richtung aller gesellschaftlichen und politischen Aenderungen derselben Periode dahingegangen, eben diese Classe kleiner Grundbesitzer zu erschaffen. Wir haben in England unsere Bevölkerung im Umkreis großer Städte gesammelt, wir haben in großen Massen dasjenige, was man speciell das Land nennt, entvölkert. Wir haben dieß unter dem Einfluß eines doppelten Beweggrundes gethan: auf der einen Seite hat die eigenthümliche Art unserer Nationalindustrie zu einer Concentration von menschlicher Arbeit im möglichst kleinen Umkreis geführt, und auf der andern ging die Tendenz unserer neuen Agricultur dahin, durch eine Concentration anderer Art, durch eine Concentration nicht der Arbeit sondern des Grundbesitzes, durch das Zusammenwerfen kleiner Pachthöfe in große und die Einführung eines fabrikmäßigen Betriebs (manufacturing principle) in den Ackerbau einen großen Ueberschußertrag zu gewinnen. Was immer auch die Wirkungen dieses Systems, von dem wir hier die allgemeinsten Umrisse gegeben, seyn mochten, über die Thatsache selbst kann kein Streit herrschen. Wir haben unsere Städte gefüllt und unsere Dörfer geleert, wir haben die numerische Stärke der Classe, welche von Taglohn und Gewerbe lebt, unmäßig und in allen Theilen der Insel vermehrt, und in fast eben so auffallendem Grade die numerische Stärke derjenigen Classe, welche als kleine Grundbesitzer oder kleine Pächter direct vom Boden abhängen, vermindert. Allerdings haben wir große Erfolge errungen: unsere Manufacturen und unsere Großgüterwirthschaft sind wunderbar in ihrer Vollkommenheit und in ihren Resultaten. Das Uebel, was wir zu befürchten haben, ist nicht das Fehlschlagen unseres Geschäfts in Baumwolle oder Korn, sondern der Mangel an intelligenten Männern unter uns, welche erkennen, daß wir nur die Hälfte unserer Aufgabe gelöst haben. Kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß es die besondere Aufgabe des englischen Volks ist, Calico zu zwei Penny die Yard zu fabriciren, und Korn mit dem mindest möglichen Aufwand von menschlicher Arbeit und von Armentaxen zu gewinnen. Wir haben außer dem Reichthum noch manche Dinge zu erzeugen, namentlich eine Bevölkerung, der man wenigstens nicht vorwerfen kann, daß sie der Arbeiterbevölkerung eines holländischen oder preußischen Dorfes an Einsicht, anständigem Benehmen, Ordnungssinn und Lebensbequemlichkeit nachsteht.“

Es mag dem englischen Stolze schwer fallen, ein solches Bekenntniß abzulegen, aber die Thatsachen konnten einem so ruhig und leidenschaftlos beobachtenden Volke wie die Engländer nicht entgehen. Indeß sind sie einmal in so künstlichen und unnatürlichen Verhältnissen, dann ist das erste, wovon es sich für sie handelt, wie sie in diesen Verhältnissen aushalten, und allmählich herauskommen können. Man wird nach diesem offenen, von Engländern selbst abgelegtem Bekenntnisse nicht mehr sich verwundern, weßhalb sie England zur „Werkstätte der Welt“ machen, und alle fremde Industrie so weit immer möglich neben sich vernichten wollen. Jeder Fortschritt in dieser Richtung erspart ihnen bis zu einem gewissen Grade die Nothwendigkeit von der bisher betretenen Bahn abzulenken. Man kann sich nun ohne Mühe die fast krampfhafte Bestrebung Frankreichs und Rußlands, eine eigene Industrie durch möglichste Ausschließung der englischen zu schaffen, so wie die gleichartigen, wenn gleich minder durchgreifenden Bemühungen in Nordamerika und Deutschland erklären: diese Länder wehrten und wehren sich um die Unabhängigkeit ihrer nationalwirthschaftlichen Existenz. Eben so natürlich ist die Predigt von der alleinseligmachenden Lehre des Freihandels auf englischer Seite. Um dieser Lehre Eingang zu verschaffen, mußten sie selbst mit gutem Beispiel vorangehen, und sie thaten dieß durch die Aufhebung der Korn- und Schifffahrtsgesetze.[1] Aber in zwei Dingen haben es die guten Rechner versehen, erstens hängt der Erfolg wesentlich davon ab, ob die bedeutendern Staaten des Festlandes folgen, und zweitens, ob der fabrikmäßig betriebene kostspielige Ackerbau die fremde Concurrenz aushalten kann. Ersteres ist bis jetzt nicht geschehen, und letzteres ist ein Controverspunkt. Die Freihändler behaupten, der jetzige ungewöhnlich niedrige Stand der Getreidepreise sey zufällig, er müsse bald wieder sich ändern, und weisen

[1] Auf die beachtenswerthen Verclausulirungen des neuen Schifffahrtsgesetzes können wir hier natürlich nicht eingehen.

Digitized by Google

hinsichtlich der segensvollen Wirkungen des Freihandels auf die jetzige Thätigkeit der englischen Fabriken hin, die allerdings außerordentlich ist. Dagegen wenden andere ein, der völlig freie Kornhandel müsse dauernd niedrigere Preise herbeiführen, als mit denen der englische Ackerbau bestehen könne, und die ungewöhnliche Thätigkeit der Fabriken sey eine vorübergehende, zum Theil zufällige, zum Theil großem Wechsel ausgesetzte Erscheinung. Auf diesem strittigen Feld wird man sich nicht leicht verständigen, beide Theile verharren also auf ihrer Ansicht, und beide suchen ihre politische Stellung zu verstärken.

Hier ist der Punkt, wo der nationalwirthschaftliche Streit in einen politischen umschlägt. Das Drängen der Landbevölkerung in die Städte hat seine Früchte getragen: das Uebergewicht der städtischen Bevölkerung über die Landbevölkerung ist factisch entschieden, aber rechtlich noch nicht durchgeführt; noch liegt die politische Macht des Parlaments nicht in den städtischen, sondern in den Grafschaftsabgeordneten, und in den Grafschaften hat der grundbesitzende Adel fast allenthalben das Uebergewicht. Die Führer der Whigs sind Freihändler geworden, haben sich also auf einen Standpunkt gestellt, dessen Consequenzen nothwendig zur Vernichtung der bevorrechteten Stellung ihres Standes führen müssen; man darf also wohl die Frage aufstellen, wie weit sie in politischen Veränderungen mit den Freihändlern gehen wollen und können; mehrere bedeutende Mitglieder der alten Whigpartei sind abgefallen,[1] im ganzen Laufe der zu Ende gehenden Session hat sich ein Antagonismus zwischen dem Oberhaus und dem Haus der Gemeinen kundgegeben, und bei dem politischen Streit, der sich über die Ausdehnung des Wahlrechts entspinnen wird, muß dieser Antagonismus zum Ausbruch kommen, wenn man ihm auch ein Mäntelchen umzuhängen weiß. Läßt sich der Stand der Grundbesitzer sein Vorrecht bei den Wahlen entreißen, dann geht die Demokratisirung des Landes mit reißenden Schritten vor sich, und die Kirche ist nicht aufrecht zu halten. Die Reformbill wurde von der demokratischen Partei als eine Abschlagszahlung angenommen, auf welche sich in günstigerer Zeit fortbauen lasse; Lord John Russells Erklärung, daß die Reformbill eine Finalmaaßregel sey, wurde so ungünstig aufgenommen, daß man ihm den Spottnamen „Finality Russell“ gab, und Lord John selbst scheint, wie früher von seinem fixen Zoll von 8 Sh. auf den Quarter Weizen, so jetzt von seinen Finalitätsansichten abgekommen zu seyn; ein sichtliches Zeichen, daß er durch die Consequenz der einmal eingenommenen Stellung immer weiter getrieben wird. Die Freihändlerpartei fängt an einzusehen, daß sie mit dem jetzigen Wahlgesetz nicht durchdringt, daß in der öffentlichen Meinung ein solcher Umschlag, namentlich in den wenigen, früher für den Freihandel gesinnten Grafschaften eingetreten ist, daß eine Auflösung des Unterhauses sie in die Minorität bringen muß. Dennoch schrecken viele, selbst der entschiedensten Freihändler, vor einer bedeutenden Ausdehnung des Wahlrechts zurück, und die Regierung wird die Sache auch in Bezug auf England in die Hand nehmen müssen, wie dieß bezüglich Irlands schon im Laufe dieser Session mit schlechtem Glücke geschehen. Man scheint das Ministerium keinem raschen, sondern einem langsamen Sturze entgegenführen zu wollen.

(Schluß folgt.)

[1] Erst vor wenigen Wochen hat der in Northumberland stark begüterte Lord Hastings seine Proxy, d. h. seine Vollmacht für ihn zu stimmen, vom Marquis von Lansdowne auf Lord Stanley, den Führer der neuen conservativen Opposition, übertragen, und ähnliches erwartet man von andern.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.[1]

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

Ich befand mich seit einigen Wochen zu Ispahan und wartete mit Ungeduld, daß eine Ermäßigung der Hundstage-Temperatur mir gestatte meine Reise nach dem persischen Golf und den Ruinen von Persepolis fortzusetzen. Es wäre unklug gewesen diese lange Reise vor dem Zeitpunkt zu beginnen, wo die ersten Herbstwinde die Fiebermiasmen zerstreuen, welche während des Sommers über den Ebenen des südlichen Persien schweben. Bereits fühlte ich den Keim und die Vorläufer des Fiebers, und sah mit lebhafter Befriedigung endlich eine kühlere Jahreszeit der Hitze folgen, die mich niederdrückte. Jetzt ließ sich unsere Abreise nicht länger aufschieben, und sie wurde auf den 27 September 1840 festgestellt.

Wer Ispahan verläßt, um nach dem Süden zu reisen, geht durch die christliche Vorstadt Dschulfah; wir schlugen den Weg nach Schiras ein, welcher zugleich der nach Bender Buschir und Bender Abassi ist. Dieser Weg und der nach Bagdad sind die einzigen Verbindungsstraßen zwischen Indien und Europa durch Asien. Unsere ersten Tagemärsche waren mühselig, denn sie waren lang und die Sonne noch brennend: ich hatte ein hitziges Fieber, das mich befiel, wenn ich den Fuß in den Steigbügel setzte, und mich erst am Abend verließ. So mußte ich täglich 10 bis 12 Lieues zurücklegen, und dazu kommt noch, daß man sich nichts monotoneres und öderes denken kann als den Weg nach Schiras; selbst in Persien, dem Lande unermeßlicher und unfruchtbarer Ebenen, so wie dürrer und wilder Gebirge würde man kaum minder traurige Einöden finden. Wir hatten gehofft, auf dieser großen Handelsstraße zahlreiche Dörfer zu finden, Weidegründe und Getreidefelder zu sehen. Unsere Hoffnung ward getäuscht: nur hie und da sahen wir einige elende Dörfer mit wenigen angebauten Aeckern in der Nähe. Während mehrerer Tage durchzogen wir endlose Wüsten, wo kaum einige stachlichte Ginsterbüsche wuchsen, die von Gazellen, den einzigen Wesen, die hie und da die Landschaft belebten, abgefressen wurden. Durch diese endlosen Ebenen führt nur ein durch die Maulthiere und Kamele der Karawanen ausgetretener Pfad, die einzige Spur, der man folgen muß, wenn man nicht rathlos sich verirren will. Auf diesem ungastlichen Wege muß der Reisende alles mit sich nehmen, selbst das Wasser, denn während und nach dem Sommer sind die Bäche versiegt, eine weiße, salzige Kruste bedeckt ihr Bett, und die Cisternen bieten nur noch einen ausgetrockneten und stinkenden Schlamm dar.

Nachdem wir zehn Tage lang mühselig fortgezogen waren, kamen wir endlich an einen der Punkte, die der Angabe nach interessante Reste des Alterthums enthielten, und zwar in der Nähe eines Fleckens, Namens Morghab.[2] Als Reste alter Denkmäler haben diese Ruinen nur eine untergeordnete Wichtigkeit, als geographischer Punkt sind sie noch nicht bestimmt; die einen wollen hier die Reste von Pasargada sehen, die andern setzen dieß 60 Lieues weit entfernt in den Südosten der Provinz Fars und diese letztern haben nicht ganz Unrecht. Die Ruinen bestehen aus einem Mauerstück auf dem Gipfel eines kleinen Hügels und müssen zu einer Citadelle oder einem Tempel gehört haben; einige hundert Schritte davon, in einer weiten auf allen Seiten von hohen Bogen eingeschlossenen Ebene sind einige einzelnstehende Pfeiler mit Keilinschriften. Nicht weit davon ist ein riesenhaftes Grabmal, das die Perser der Mader-i-Suleiman (Mutter Salomo's) zuschreiben. Der Streit, welcher sich unter den Alterthumsforschern über die verschwundene Stadt erhoben

[1] Diese Reise ist nicht neu, sondern schreibt sich schon vom Jahre 1840 her. Wir haben seiner Zeit nach Privatbriefen, die im Semaphore von Marseille erschienen, den Gang jener Reise mitgetheilt (s. Ausland Jahrgang 1841), glauben aber, besonders da dießmal Hr. Flandin selbst der Verfasser ist, und noch überdieß seitdem seine Kenntnisse orientalischer Alterthümer mannichfach zu erweitern Gelegenheit hatte, nichts überflüssiges zu thun, wenn wir diese ausgearbeitete Zusammenstellung nach der Revue des deux Mondes (1 Julius) hier mittheilen. Sein Begleiter auf dieser Reise war Hr. Coste, von dem die obenerwähnten Briefe herrührten.

[2] Morghab bedeutet Vogelfluß; der Name muß also von einem laufenden Wasser entnommen seyn. A. d. U.

Digitized by Google

hat, erstreckte sich auch auf dieß Grab, in welchem man das des Cyrus finden wollte. Dieß Denkmal ist in einem strengen, höchst einfachen Styl gehalten, länglich, aus großen, weißen und polirten Kalksteinen aufgeführt, und ruht auf sechs sehr hohen Stufen von demselben Material. Ein kleines Thor, das ehemals mit einem Profil und einem Karnieß, wovon man noch die Spuren sieht, geschmückt war, führt in eine Cella, in der ohne Zweifel der Körper niedergelegt war, die aber jetzt leer ist.

Nach zweitägigen Forschungen und Studien setzten wir unsern Weg nach Persepolis fort. Man hatte uns Räuber befürchten lassen, die in den Engpässen der Gebirge uns aufhalten würden, wir sahen aber keine, und am 10 October erblickten wir die Denkmale, denen die Niederlage des Darius so unheilvoll wurde.

Unter den Namen Persepolis, der an den Einfluß der Griechen auf diese persische Civilisation erinnert, die sie einst zerstören sollten, unter diesen großen Namen, der bis auf diesen Tag so viele ruhmvolle Erinnerungen umfaßt, reihen sich mehrere Gruppen von Alterthümern aus verschiedener Zeit und von verschiedener Art. Sie liegen in einer ungeheuren 70 bis 80 Kilometres langen und durchschnittlich 10 Kilometres breiten Ebene, die jetzt den Namen Merdascht führt. Sie ist in ihrer ganzen Länge von einem Fluß durchzogen, der allgemein für den Araxes der Alten gilt, und jetzt Bend Amir heißt. Im Nordosten öffnet sich ein Thal, das ein anderer Flußlauf bewässert, dessen Name, wie dieß häufig in Persien der Fall ist, je nach der Localität wechselt. Hier heißt er Siwend-rud (Fluß von Siwend), 40 Kilometres weiterhin Morghab. Am Eingang dieses Thals liegen die Ruinen von Istakhr, die mit Sculpturen bedeckten Felsen von Nakschi Rustam; die Alterthümer in der Ebene Merdascht sind bekannt unter dem Namen Khu Istakhr, Tacht-i-Rustam, Nakschi Redschab und Tacht-i-Dschemschid [1] und bilden das eigentliche Persepolis.

Unter diesen Denkmalen müssen die älteren in den Augen der Archäologen den Vorzug haben vor denen einer neuern Zeit; der erste Platz gebührt also der Gesammtheit der Ruinen, die man unter dem gemeinsamen Namen Persepolis begreift, und welche in die Zeit der Achämeniden hinaufreichen; diese Denkmale zeigen auf den ersten Anblick drei sehr verschiedene Bestimmungen. An den Ufern des Siwend Rud mußte eine Stadt stehen, deren bis auf unsere Zeiten fortgeführter Name Istakhr war. Im Nordosten der Ebene, und angelehnt an dem Fuße der Berge, die sie auf dieser Seite einschließen, erheben sich die Paläste, denen die neuern Perser den Namen Tacht-i-Dschemschid gegeben haben. Endlich am Ausgang des Thals des Siwend-rud in der Ebene Merdascht, waren die Grabhöhlen, die Nekropole der Könige, jetzt von den Umwohnern Kadrestaan Kaurun, oder Begräbnißplatz der Guebern genannt. Die andern Alterthümer, die man um die Ruinen von Istakhr, Tachti Dschemschid und die Nekropole der Könige her bemerkt, sind nur Anhängsel dieser drei Hauptgruppen, oder sie stammen aus einer spätern Zeit, und sind gleichsam auf die alten geimpft; dazu gehören die Nakschi Rustam und Nakschi-Redschab, deren Sculpturen aus der Sassanidenzeit sind.

Der Name Istakhr stammt aus dem Zend, und die so bezeichnete Stelle deutet auf eine unverkennbare Weise die Lage einer Stadt an. Dieser Name findet sich in mehrern orientalischen Schriftstellern, aber vergebens sucht man ihn bei den Alten; man ist sehr ungewiß, ob dieß der Name der zu den Zeiten der Achämeniden bestandenen Hauptstadt war, der die Griechen den Namen Persepolis gegeben hätten, oder ob er nicht die Stadt bezeichnet, welche aus der Asche der Stadt des Darius sich erhob, und bis zum Einbruch der Araber bestand. Die Verlegenheit steigt durch die Vergleichung der sehr weit auseinandergehenden Angaben der Geschichtschreiber. Die einen, die Geschichtschreiber des Westens, behaupten, Alexander habe in Folge des bekannten Hasses der Einwohner dieser Hauptstadt gegen die Griechen sie der Plünderung preisgegeben und von Grund aus zerstört; ihnen zufolge wollte der Eroberer anfangs nur den Palast der Könige verschonen, aber auch dieser ward verbrannt in einem Augenblick, wo, nach den Angaben der Griechen, der macedonische Held seiner Vernunft nicht ganz mächtig war. Nach den orientalischen Schriftstellern dagegen hätte die Stadt die Zerstörung des Palastes ihrer Könige lange überdauert, und die Bewohner hätten sich deßhalb unter allen ihren Landsleuten durch einen unversöhnlichen Haß gegen die Eroberer ihres Landes, eben wegen der Niederbrennung des Palastes ihrer Fürsten, ausgezeichnet.

Ohne mich gerade bestimmt für die eine oder die andere dieser Behauptungen aussprechen zu wollen, neige ich mich, nachdem ich die Oertlichkeit selbst in Augenschein genommen, doch zur ersteren hin. Jetzt begreift man unter dem Namen Istakhr einen Raum von 8 bis 9 Kilometres im Umkreis, welcher große Unebenheiten darbietet; da und dort sieht man auf diesem mächtigen Umkreis kleine Erhöhungen, Reste von Mauern und Thürmen, welche die Einschließung der Stadt bildeten. Unter der dicken Kruste von Pflanzenerde, die sich seit Jahrhunderten aufgehäuft hat, und diese Ruinen dem übrigen Boden gleich zu machen sucht entdeckt man noch alte Mauerreste; andere, nahe bei einander befindliche Erhöhungen und Schutthaufen sind ebenso viele Anzeichen eines Zerstörungswerkes, das dieser Ort in einer sehr alten Zeit über sich ergehen sah. Einsam mitten unter diesen traurigen Ueberresten erhebt sich eine einzige aufrecht stehende Säule. Acht Sockel, Schäfte und Bruchstücke von Capitälern liegen umher neben einigen Mauerresten. Die stehengebliebene Säule ist ebenso, wie die gefallenen, gerieft, und von geringer Größe. Ihr Capitäl besteht aus zwei mit dem Rücken an einander gelehnten Stierleibern, der gemeinsame Typus aller Capitäler in Persepolis, wie wir weiter unten sehen werden. In einem Umkreis von einigen hundert Metres um diese Reste her findet man andere, worunter auch Säulentrümmer, sie haben aber durchaus kein Interesse mehr. Diese Reste alter Bauten finden sich auf beiden Ufern des Siwend-rud.

Im westlichen Theile der Ebene Merdascht, wo sie enger und durch die Gebirge von Loristan geschlossen wird, bemerkt man drei Felsenmassen fast in gerader Linie und sehr nahe bei einander; sie fallen auf durch ihre eigenthümliche Form, die von fern einem abgeschnittenen Kegel gleicht: man nennt diese drei Höhen Khu-Istakhr, Khaleh (Schloß) Istakhr und Khu Rhamgerd (vereinzelter Berg). Diese drei Höhen sind zwei bis drei Kilometres von einander entfernt, in den Zwischenräumen stößt man auf Fundamente, und selbst auf einige Mauerreste, die sich über den Boden erheben. Man darf also annehmen, daß diese natürlichen Citadellen durch Mauern unter einander verbunden waren, und zur Vertheidigung des Gebiets der Stadt Istakhr benützt wurden. Diese drei Anhöhen von bizarrer Form bieten übrigens kein besonderes archäologisches Interesse, nur die mittlere, welche die Umwohner auch unter dem besondern Namen Khaleh Serd, Veste der Cypresse oder Ceder, bezeichnen, trägt auf dem Gipfel noch Spuren, die einige Aufmerksamkeit verdienen, denn sie beweisen das ehemalige Daseyn von Werken, die an ein Befestigungssystem sich anschlossen, und womit die Achämeniden ihre Hauptstadt und ihren Thron hatten umgeben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Berg Istakhr, Thron Rustams, Bild der Verehrung und Thron Dschemschids.

Indische Nachrichten.

In Indien erwartet man ein sehr ungesundes Jahr.

Der Madras Spectator vom 3 Junius will wissen, daß sich die Aussichten für die Eisenbahnen, selbst für die in der Provinz Madras wieder bessern.

Zwischen der Dschumna und den afghanischen Bergen stehen gegenwärtig nicht weniger als 75,000 M., worunter gegen 20,000 Europäer, ein Beweis, wie man die Nothwendigkeit der Bewachung dieser Provinzen fühlt.

Die indische Kriegsmarine, welche bisher abgesondert von der königlichen Marine bestand, soll demnächst aufgehoben werden, obgleich die Compagnie sehr gerne eine Marine für sich behalten hätte, aber — die Finanzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 184. 2 August 1850.

Mazatlan.

(Nach dem Werk des Amerikaners Wise. Revue Britann. Junius.)

Auf der Westküste Nordamerika's, am Eingang des Golfs von Californien, unter 23° 12′ N. B., öffnet sich der Hafen von Mazatlan. Im Jahre 1830 war es noch ein elendes indianisches Fischerdorf, das nur von einigen Barken in der Nähe besucht war, jetzt ist es eine kleine blühende Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, der wichtigste Punkt an der Westküste Mexico's. Dieß rasche Wachsthum dankt Mazatlan dem Vortheil seiner Lage, dem bequemen sichern Ankerplatz, der Fülle von vortrefflichem Wasser und seiner leichten Verbindung mit den metallreichen Provinzen von Zacatecas, Durango und Culiacan. Mazatlan ist endlich der Hauptmarkt, wo mehrere volkreiche Landstriche am stillen Meer sich versorgen. Leider ist das Klima ungesund: es ist Morgens sehr heiß, obgleich Nachmittags Seewinde die Temperatur erfrischen. Wenn die Sommerregen aufgehört haben, erzeugen die Miasmen, welche aus den sumpfigen Ebenen und Lagunen aufsteigen — denn es ist auf allen Seiten von einem 10 Leguas breiten Gürtel von Tierra caliente umgeben — zahlreiche oft tödliche Krankheiten. Gehirncongestionen und Fieber sind sehr gewöhnlich, deßwegen ziehen sich alle diejenigen, welche nicht durchaus bleiben müssen, um diese Zeit mit ihren Familien ins höher gelegene Innere zurück.

Die eigentliche Stadt Mazatlan liegt auf einem durch drei Hügel gebildeten Dreieck, dessen Höhe ein schroffes, auf der Seeseite über die zwei kleinen, Venados genannten Inselchen hinausreichendes Vorgebirg ist. Diese Höhen sind unter sich durch eine Art Felsenmauer und durch einen zweiten parallel gegen Osten laufenden Kamm verbunden, die den sogenannten neuen Hafen gegen alle Winde, den Südwind ausgenommen, schützen. Rechts und links schneiden zwei bogenförmige Bayen ein, weiter hin dringt ein breiter Estero oder Canal ans Land und läuft in der Richtung der Küste 60 Seemeilen gegen Süden; ein westlicher Arm desselben umgibt Mazatlan. Die Bay zur Rechten trägt den Namen Olas Altas, und einige der schönsten Häuser der Stadt sind daran gebaut. Sie endet mit einer schroffen, domartigen Höhe, jenseits deren ein schmales Bassin sich öffnet, das ehemals als Hafen diente, und das man deßhalb jetzt den alten Hafen nennt; dann wendet sich die Bay mit einer reizenden Krümmung gegen Norden, so weit das Auge reicht.

Mazatlan hat nur Ein öffentliches Gebäude, das eines Blickes würdig ist, das Zollhaus. Die Privathäuser haben meist nur Ein Stockwerk, sind aus Backsteinen aufgeführt, und mit Kalk beworfen. Die Einwohner haben sich zierliche, große und luftige Wohnungen bauen lassen mit flachen Dächern, von denen aus man angenehme Aussichten auf das Meer und die Umgegend hat. Die Straßen sind alle breit, mit Trottoirs versehen, ziemlich gut gepflastert und beleuchtet. Man bemerkt außer zwei kleinen freien Plätzen ziemlich schöne Läden, Kaffeehäuser und Sociedades, wo man 24 Stunden im Tage spielt, kurz Mazatlan ist eine kleine moderne Stadt.

Wenn man dem Hrn. Lt. Wise glauben darf, so zeichnen sich die Einwohner von Mazatlan eben nicht durch exemplarische Sittenstrenge aus. Von den 10,000 Menschen, welche die Stadt zählt, sind höchstens fünfzig legitim verheurathet; obwohl sie aber sich begnügen ihre Ehe por relaciones zu schließen, wie sie sagen, so leben sie doch ziemlich gut mit einander und selten gibt es über den Besitz der Kinder Streit. Von Zeit zu Zeit stößt allerdings ein eifersüchtiger Herr Gemahl ein Cuchillo in den zarten mütterlichen Busen seiner Gemahlin, aber was macht das? Die costumbre del pais rechtfertigt ja solche Dinge, die ohnehin Ausnahmen sind. Die Mazatlanesen wären ohne Zweifel tugendhafter, wenn sie religiöser wären, leider aber haben sie gar keine Neigung zur Frömmigkeit; es gibt nur eine einzige Kirche in der Stadt, und solange die Amerikaner da waren, bemerkten sie einen einzigen Priester; die jungen Mädchen nannten ihn Vater Windmühle.

Lt. Wise lobt die Frauen. Wenn die zärtlichen Gefühle, die sie ihm eingeflößt zu haben scheinen, sein Urtheil nicht umnebelt haben, so sind sie eben so liebenswürdig als liebreich, einfach und munter; ihr größtes Vergnügen besteht darin, vom Abend bis zum Morgen ihre Nationaltänze zu tanzen. Was die Männer betrifft, so erklärt Lt. Wise feierlichst, daß sie ohne alle Vergleich der merkwürdigste Ausbund von faulen und unwissenden Vagabunden sind, die man nur auf der Erde finden kann. Uebrigens sind sie nicht eben boshaft, und ziemlich ruhigen Charakters, denn ihre Faulheit ist so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, in Zorn zu gerathen und Lärm zu machen. Es sind meistens Leperos, die weder Haus noch Hof haben, und ihr Leben mit Spielen zubringen, wenn sie nicht stehlen. Diejenigen von ihnen, welche auf Kosten ihres Nächsten leben, begehen Diebstähle mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit. Sie nähren sich von einer Handvoll Bohnen, trinken Wasser, schlafen unter freiem Himmel, ersetzen oder flicken ihre Kleider nie, so abgetragen und zerrissen sie auch aussehen mögen, und so könnten diese Lazzaroni Mittelamerika's ein ganz ehrsames Leben führen, wenn sie nicht von der Leidenschaft des

Digitized by Google

Spiels besessen wären. Aber zum Spiel braucht man durchaus Geld, und wenn man nicht arbeiten will, um sich solches zu verschaffen, so bleibt nichts übrig als zu stehlen. Der Lepero stiehlt also, und treibt diese Industrie, die einzige, welche ihm die Realen verschafft, deren er bedarf, mit einem wirklich überlegenen Talent; man kann dieß aus einer einzigen Thatsache entnehmen: einem Freunde des Lt. Wise nahm man die Betttücher, während er schlief, vermittelst eines Angelhakens, den man an eine lange Stange befestigt, und durch die Glasscheiben des Fensters im Zimmer wo er schlief, hineingeschoben hatte. Lt. Wise fügt hinzu: „wenn einer seine hohlen Backenzähne mit Gold ausgefüllt hätte und zufälliger Weise mit offenem Mund schliefe, ich glaube, die Leperos von Mazatlan würden es ihm herausziehen, so geschickt sind sie."

Die dießjährige Parlamentssession.

Einleitung.

(Schluß.)

Man kann gegenwärtig vier Parteien in England unterscheiden, die ministerielle, die Reformpartei, die Peeliten und die Landpartei, welche sich die protectionistische nennt. Hier muß es vor allem auffallen, daß die Namen Whigs und Tories wegfallen; diese beiden Namen sind auch in der That bedeutungslos geworden. Der alte Unterschied zwischen beiden, daß die Whigs der hannoverschen Erbfolge, die Tories sich der der Stuarts zuneigten, ist schon seit einem Jahrhundert todt, der zweite Unterschied, der sich in den ersten zwanzig Regierungsjahren Georgs III. ausgebildet, wonach die Tories ein strengeres, fester auf die Grundsätze des alten Englands, Aristokratie und Kirche, gebautes System verfolgen, ist gleichfalls zu Grab gegangen, und Lord Grey's Ausspruch, als er seine Reformbill durchsetzte, ist hier entscheidend. Wenn er sagt: „ich werde mit meinem Stande stehen oder fallen", so setzte er schon voraus, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Parteien des Adels nicht mehr bestehe, daß vielmehr eine neue demokratische Ansicht empor gekommen sey, der er sich nicht anschließen werde. Die spätere Zeit hat den Unterschied mehr und mehr verwischt, und wenn gleich in einem so aristokratischen Lande, wo die Persönlichkeiten einen so großen Einfluß ausüben, um die alten Formen zu erhalten, auch die Namen Tories und Whigs sich erhielten, so war doch das Wesen daraus entwichen, und der zunehmende Rücktritt großer Whigfamilien von dem jetzigen Ministerium muß die Umwandlung nach und nach vollenden. Russell wich dem, was er als unabweisliche Forderung der Zeit ansah, schwächte aber dadurch seinen Einfluß unter seinen Standesgenossen; es bildete sich, wie auf dem Continent, eine Mittelpartei aus, die einerseits dem Andrängen der Reformpartei Widerstand leisten, andrerseits den widerstrebenden Conservativen Zugeständnisse abzwingen wollte. Diese Mittelpartei zerfiel mit dem Austritt Peels in zwei Theile, den der bei dem Ministerium ausharrte, und auf alle Gefahr mit ihm gehen wollte, und den der sich unter der Führung eines so bedeutenden Mannes, wie Peel, seine politische Unabhängigkeit, oder eigentlich eine Zwischenstellung bewahren wollte, die ihm gestattete, je nach den Umständen sein Gewicht in die Wagschale zu legen und die Stellung zu beherrschen. Das gelang nicht, denn eine solche Stellung konnte wohl ein durch so zahlreiche Dienste ausgezeichneter Mann, wie Peel, als einzelne Person einnehmen, einer Partei aber gestattete dieß der öffentliche Geist Englands nicht, der verlangt, daß man Fisch oder Fleisch sey, daß das Volk wisse, wessen es sich in den verschiedenen Fragen von jedem einzelnen zu versehen habe. So lief die Partei schon in der vorigen Session beinahe auseinander, in der jetzigen war sie sehr abgeblaßt, und Peels Tod muß ihr ohnehin den Todesstoß geben.

So steht also das Ministerium jetzt zwischen einer Rechten und Linken, und die Zahl der flottirenden Mitglieder ist nicht sehr groß. Die Stärke des jetzigen Ministeriums liegt hauptsächlich in dem Umstand, daß die Freihandelspartei, für sich allein zu schwach ein Ministerium zu bilden, bei der Erhaltung desselben so sehr betheiligt ist, daß sie demselben mehr als einmal ihre Ueberzeugung zum Opfer gebracht hat; andererseits hat der Freihandel seine nachtheiligen Wirkungen noch nicht in hinreichendem Maße entwickelt, daß ein protectionistisches Ministerium, namentlich wenn es durch die Beschaffenheit seiner Glieder als ein torystisches auftritt, es wagen könnte das jetzige Ministerium geradezu wegzudrängen. Daraus erklären sich die wiederholten Reden Disraeli's in den öffentlichen Versammlungen, daß er und seine Partei keineswegs die Entfernung des Ministeriums wünsche; andererseits wird dieser Wunsch noch durch den Umstand verstärkt, daß die conservative Partei sehr wohl weiß, daß Lord John Russell einer durchgreifenden Ausdehnung des Wahlrechts abgeneigt ist. So erreichen vorerst beide eigentlich sich bekämpfenden Parteien, die conservative und die Reformpartei, ihren Zweck. Die letztere weiß, daß sie ihre Errungenschaft, die Grundsätze des Freihandels und eine allmähliche aber sichere Erniedrigung des aristokratischen Princips, nur durch eine Ausdehnung des Wahlrechts erreichen kann. Hier treten die Folgen des bisherigen aristokratischen Gütersystems in ihrer vollen Kraft auf; man hat die Zahl der vom Taglohn abhängigen Personen durch dasselbe ins Unmäßige vermehrt, und wer vom Taglohn, d. h. von der Hand in den Mund lebt, dem muß die möglichste Wohlfeilheit der Lebensmittel, ohne Rücksicht auf irgend etwas anderes, das erste Gebot seyn. Diese Classe wird sich also einer Wiedereinführung des Schutzes für den Ackerbau so lange widersetzen, bis ihr durch unzweideutige Erfahrungen erwiesen ist, daß vielleicht diese Wohlfeilheit nicht das summum bonum ist, und daß die Fälle eintreten können, wo sie bei großer Wohlfeilheit darbt, und bei ziemlich hohen Preisen gut leben kann. Das ist der Sinn, wenn die Association, welche sich *zum* Schutz der Nationalarbeit gebildet hat, selbst die Ansicht aussprach, daß das Jahr 1850 ihnen noch keine Aussicht eröffne, vielleicht aber das Jahr 1851.

Für die Gutsbesitzer und Pächter braucht es keiner neuern Erfahrung: es spricht für sich selbst, daß wenn die Kosten des Anbaues dieselben bleiben oder eher noch zunehmen, der Reinertrag aber um ein Viertheil bis ein Drittheil abnimmt, die alten Pachtschillinge nicht mehr gezahlt werden können, und eine wesentliche Umgestaltung des Güterbesitzes vor sich gehen muß. Was ist aber die Lage der Grundbesitzer? Wir wollen sie in der Art, wie das herrschende Erstgeburtsrecht sie geschaffen hat, so schildern, wie sie der Economist, der eine Verbesserung der Landwirthschaft durch Aufwendung größern Capitals bevorwortet, in seiner Nummer vom 29 Jun. geschildert hat: „Zwei Drittheile des Landes in England könnten mit großem Vortheil zu einem höhern Ertrage gebracht werden, wenn man die Mittel dazu aufbringen könnte. Wo sind aber die Besitzer großer Güter, die 30 bis 40 Pf. oder auch nur 10 bis 15 Pf. auf den Acre verwenden könnten? Selbst die neuen Grundeigenthümer haben selten genug Capital übrig, um so bedeutende Anlagen zur Ver-

Digitized by Google

besserung ihrer Ländereien zu machen; in der Begierde nach Landbesitz haben sie die Quantität der Qualität vorgezogen. Was ist aber die Stellung eines lebenslänglichen Eigenthümers eines Guts, das vielleicht seit mehreren Generationen nach dem Recht der Erstgeburt vererbt wurde? Er hat wahrscheinlich die Interessen des Geldes zu bezahlen, das man entlehnte, um seine Oheime und Tanten, vielleicht seine Großoheime und Großtanten, die jüngere Kinder waren, hinauszuzahlen. Auf seinem Gute lasten vielleicht seines Großvaters, seines Vaters und seine eigene Schulden. Er hat die Antheile seiner jüngern Brüder und Schwestern aufzubringen oder Interessen darauf zu zahlen, überdem das Witthum seiner Mutter zu berichtigen. Diese Lasten und manche andere noch liegen auf vier Fünftheilen der großen Güter dieses Landes. Dann ist der jeweilige Besitzer das Haupt der Familie, hat einen gewissen Rang und Stellung in der Grafschaft, vielleicht im Parlament, zu behaupten; er hat alle Kosten der Verwaltung eines großen Guts auf sich, wovon vielleicht die Hälfte des Ertrags oder mehr noch nicht ihm gehört; seine Pfandschulden werden unaufhörlich eingefordert, und er muß neue Anlehen aufbringen oder bestehende Pfandschulden mit nicht geringen Kosten übertragen; zudem muß er, wo möglich, etwas ersparen, wenn er kann, für seine jüngern Kinder, da das Gut nach der Erbfolgeordnung auf seinen ältesten Sohn übergeht. Wie soll nun ein solcher Landeigenthümer, und unter zehn befinden sich neun in dieser Lage, 15 oder auch nur 5 Pf. per Acre für die Verbesserung seines Guts aufbringen? Kein einzelner Landeigenthümer kann das Netz, worein er durch das Territorialsystem verstrickt wurde, für sich zerreißen. Es gehört ein Wechsel des Systems oder ein Aufgeben der selbstmörderischen Politik des nominellen Landbesitzes dazu, um die bestehenden Uebel zu heilen, und die Landeigenthümer aus ihren gegenwärtigen Schwierigkeiten zu befreien."

Stellt man diesen im Munde des Erzfreihändlers Wilson sehr wohl überlegten Aeußerungen, die an andern Orten noch viel schärfer ausgesprochen sind, den Satz Disraeli's gegenüber, demgemäß es vor allem darum zu thun ist, die Territorialverfassung aufrecht zu erhalten, so erkennt man augenblicklich, um was es sich handelt — um den Besitzwechsel im größten Theil der englischen Güter, da viele Landeigenthümer nur einen schwachen Ueberschuß von freiem Einkommen haben, und dieser Ueberschuß sich bei einer freien Getreideeinfuhr nicht erhalten läßt. Die Freihändler sagen, um die Concurrenz zu ertragen, müsse man das System des Ackerbaus verbessern, aber eine von dem Economist selbst citirte Schrift eines Hrn. J. S. Mill sagt ohne Umschweif: „irgend eine allgemeine Verbesserung des Ackerbausystems ist mit dem Gesetz oder dem Gewohnheitsrecht der Primogenitur kaum verträglich." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Freihändlerjournale jetzt mit diesen Sätzen so ungeschminkt hervortreten; man kann aus ihren Schriften den Beweis liefern, daß sie mit Bewußtseyn auf die Vernichtung der bisherigen aristokratischen Gesellschaftsverfassung losarbeiten, und mag man nun auch von einer solchen aristokratischen Gesellschaftsverfassung halten was man will, zu läugnen ist nicht, daß der ganze Bau des englischen Staats bisher darauf begründet war. Wir wollen auf die bisherigen Bemühungen O'Connors und zum Theil Cobdens, große Güter anzukaufen und in kleinen Parcellen an Einzelne zu verkaufen, um dadurch eine größere Anzahl freier Wähler in den Grafschaften zu gewinnen, nicht mehr Werth legen, als sie verdienen, aber die nothwendige nationalwirthschaftliche Folge des englischen Freihandels, mit andern Worten, der freien Korneinfuhr und der dadurch herbeigeführten gewaltsamen Ermäßigung der Preise ist die mehr oder minder rasche Auflösung der bisherigen „territorial constitution" von England, und wer sich hievon überzeugen will, darf nur die Erfolge der „Commission for the encumbered Estates" in Irland betrachten. Vielleicht die Hälfte aller Güter in Irland ist wegen Ueberbürdung mit Schulden eingeklagt, ungeheure Capitalien, die darauf lasteten, gehen ganz oder theilweise verloren, [1] und der umfassendste Besitzwechsel, der je unter rechtlichen Formen vorging, spinnt sich gegenwärtig vor unsern Augen ab. Ein Gleiches steht England bevor, und eine baldige Rückkehr zum Schutze des Ackerbaus kann einen Theil, aber auch nur einen Theil retten.

Die Reformpartei, gestützt auf die Städtebevölkerung, will diese Rettung nicht vor sich gehen lassen, sie opfert die alten Familien, um ein neues England aus den Trümmern erstehen zu lassen. Englands Freiheit ist stark genug, daß diese Veränderung ohne gewaltsame Erschütterung vor sich gehen kann, allein es hängt sich noch ein anderes Gewicht daran: nicht nur wird Englands Reichthum durch den Verlust großer Capitalien direct vermindert, sondern die allgemeine Ermäßigung der Preise führt eine factische Erschwerung der Nationallast in ihrem Gefolge, eine Erschwerung, die der Ackerbau absolut nicht tragen kann, die der bewegliche Reichthum nicht wird tragen wollen, und welche bei der schwankenden Natur dieses letztern die innern Geld- und Handelskrisen vervielfältigen muß. Soll Englands Nationalcredit auf die Dauer erhalten werden, so muß etwas geschehen, um das unermeßliche, im Ackerbau steckende Capital nicht zu tief sinken zu lassen, und dieß kann nur durch einen Schutz für die Erzeugnisse des Ackerbaus geschehen. Aus diesen Gesichtspunkten werden wir die Parlamentsdebatten dieses Jahres verfolgen, weil hier zuerst die Symptome des kommenden Kampfes deutlicher hervortraten. Ist man über die Grundursachen im Klaren, so werden die einzelnen Erscheinungen sich gleichfalls leicht erklären lassen.

Die römische Colonie Rubrá (Terra) in Algerien.

Diese Stadt, welche das Itinerar Antonins unter dem Namen Ad Rubras (sc. terras) bezeichnet, ist den Arabern unter dem Namen Hadschar Rum, Römische d. h. christliche Steine bekannt; sie gehört dem Stamme der Uled Mimun, und liegt einsam am Eingang des obern Isser-Thals, in einer der wunderbarsten Lagen, die man sehen kann. Noch jetzt heißt die große Ebene, über welche man kommt, wenn man von Tlemsan aus dahin geht, die rothe Ebene; ab Rubras war 20.000 römische Schritte, 26,500 Metres von Kala; ich habe den Weg zu Fuße gemacht und sie gezählt. Die Stadt bestand aus zwei deutlich geschiedenen Theilen, einer Militärstadt, die ein großes Rechteck von 400 Metres Länge auf 300 M. Breite in der Richtung von NNW nach SSO bildete, und aus einer Colonialstadt, welche sich um den nördlichen Theil her entwickelte bis zum Rand eines Plateau's, von wo man das fruchtbare Thal des Wed Khralfun aus einer Höhe von 80 Metres überblickt. Im Innern der Militärstadt finden sich einige Grabinschriften, man scheint aber hier nur aus besonderer Gunst, namentlich Personen von Militär, beerdigt zu haben. Außerhalb findet man zwei sehr verschiedene und von einander entfernte Gräbergruppen, die eine um die Nordostecke der Militärstadt, die zweite im Süden und jenseits der Südostecke. In der ersten Gruppe

---

[1] Im Laufe der dießjährigen Parlamentssitzung trug im Oberhaus der Marquis von Westmeath darauf an, daß Güter durch die Commission nicht verkauft werden sollten, wenn nicht der Kaufschilling das 16fache des berechneten jährlichen Ertrags ertrage. Was soll aber dieser Versuch, werthloser gewordene Güter im Preise zu erhalten, helfen?

Digitized by Google

scheinen bloß Personen von einer gewissen Bedeutung begraben worden zu seyn. (Mac Carthy Revue de l'Orient. Junius.)

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Auf der etwa 400 Metres über der Ebene erhobenen Hochfläche dieses Hügels, die einen Umfang von 2500 Metres hat, finden sich die Ueberreste eines festen Baues aus Steinen. Der Boden, welcher gegen die Mitte geneigt ist, war von Cisternen durchschnitten, welche zugleich den Regen und das Wasser einer kleinen Quelle aufnehmen sollten. Die Cisternen sind gemauert, mit einem sehr harten Cement bekleidet, und so gestellt, daß immer, wenn die eine voll war, sie sich in die nächste ergoß, bis das Wasser in die mittlere und größte gelangte. Nahe bei derselben ist der grüne Baum, welcher dem Felsen seinen Namen gegeben hat. Seinen horizontal hinausstehenden Zweigen nach schien er mir eine Ceder, und nach dem Umfang des Stammes, welcher vier Metres beträgt, muß er sehr alt seyn. Dieser Baum und der Ort, den er einnimmt, indem sein Schatten die Cisterne, neben die er gepflanzt war, bedeckte, lassen vermuthen, daß wenn auch diese Cisternen jetzt trocken sind, sie doch noch Jahrhunderte lang nach der Zerstörung von Persepolis oder Istakhr unterhalten worden seyen und Wasser haben mußten. Dieß scheint sich auch durch eine große Menge Backsteinreste zu bestätigen, die auf dem Gipfel zerstreut liegen, und deren emaillirte Oberfläche auf einen neuern Ursprung hinweist. Die Lage von Khaleh Serb, welche alle wünschenswerthen Bedingungen eines militärischen Postens in sich vereinigt, mußte in alten Zeiten eine sehr große Wichtigkeit haben. Der steile Abfall der großen Höhe mußte ehemals, wie jetzt, den Zugang höchst schwierig machen, und die jetzigen Perser, welche sich den Bau einer Citadelle auf dieser fast unzugänglichen Höhe nicht erklären können, behaupten, alle Materialien seyen von Ziegen hinaufgetragen worden. Gewiß ist, daß auch jetzt noch diese Höhen keinen andern Thieren zugänglich scheinen.

Der Tag ging hin mit dem Besuch dieser seltsamen natürlichen Befestigungen, und der Abend brach herein, als wir den Weg nach den prächtigen Ruinen des Palastes von Persepolis einschlugen. Bald entdeckten wir über den Sümpfen der Ebene die noch aufrecht stehenden fünfzehn Säulen. Ihre vergoldeten Vordertheile schienen die Strahlen der sinkenden Sonne wie Spiegel zurückzuwerfen: es war Nacht als wir uns inmitten der alten Reste des königlichen Glanzes befanden, den Alexander in den Staub niederwarf; der Flug der Eulen und der klagende Ton des Schakals, die aus ihren Schlupfwinkeln krochen, störten kaum das Schweigen dieser Orte. Die Stunde, die Einsamkeit, alles trug dazu bei ihren Anblick ernst und trübselig zu machen. Wir standen hier vor den merkwürdigsten Alterthümern, nicht bloß der Ebene von Merdascht, sondern von ganz Persien. Persepolis ist die Stadt im engern Sinne des Worts, die Königsstadt. Dieser Name, der nach der Anschauungsweise der alten Schriftsteller auf die Hauptstadt in ihrer ganzen Ausdehnung sich erstrecken mußte, beschränkte sich allmählich, und man ist jetzt gewöhnt, nur noch die Gruppe von Denkmalen darunter zu verstehen, welche von dem unermeßlichen Palast der Könige Persiens übrig geblieben sind. Die Perser machen unter den Alterthümern dieses Districts eine meiner Ansicht nach viel vernünftigere Unterscheidung: sie geben jedem Denkmal seinen eigenen Namen; sie nennen dieses hier Tacht-i-Dschemschid, Thron d. h. Palast Dschemschids, auch nennen sie es Tschehel Minar oder Tschehel Sutun, die vierzig Säulen, eine Hinweisung auf die große Anzahl Säulen, die ehemals dieser Palast einschloß; die Zahl 40 ist ganz willkürlich und soll bloß eine größere Zahl bedeuten. Die Perser geben diesen Namen auch andern, neuern Gebäuden. Die Benennung „Thron Dschemschids" hat aber den doppelten Vortheil, die geläufigste in Persien und ausschließlich für diese Paläste bestimmt zu seyn; sie unterscheidet diese von allen andern Ruinen aus derselben Zeit, und hindert die Verwechslung mit solchen, die man unmöglich für die imposanten, majestätischen Ueberreste der Wohnung der Achämeniden nehmen könnte.

Nach dem ersten gerechten Tribut der Bewunderung für diese schönen Ruinen dachten wir daran uns hier einzurichten. Wir mußten eine bequeme Stelle für ein Lager finden, das uns gegen einen nächtlichen Ueberfall sicher stellte, denn wir hatten hier lange zu bleiben. Unsere Ankunft mußte bald den Bewohnern der Ebene und der benachbarten Berge bekannt werden; ihre wilden Sitten, ihre Leidenschaft für den Raub machten einen Angriff nicht unwahrscheinlich, und wir mußten auf unserer Hut seyn. Das Plateau, auf dem die Ruinen stehen, ist offen und von allen Seiten zugänglich, bot uns also durchaus keine Sicherheit. Wir wählten deßhalb eine niedrigere Terrasse, die auf zwei Seiten durch einen 7 bis 8 Metres hohen steilen Abfall, auf der dritten durch eine große Mauer gedeckt war, an die wir unser Zelt anlehnten und unsere Pferde anbanden. So nur auf der vierten Seite bloßgestellt, konnten wir hoffen, wenigstens nicht umringt zu werden im Fall eines Angriffs, den zu fürchten wir alle Ursache hatten. Diese ungenügenden Maaßregeln waren die einzigen, die wir im Augenblick treffen konnten; wir hatten fünf Diener bei uns, darunter drei Perser, denen nicht allzuviel zu trauen war, jedenfalls aber waren unserer nur sieben gegen einen allenfallsigen Angriff eines ganzen Stammes. Dieß veranlaßte uns den Gouverneur von Schiras um eine Bedeckung anzugehen, und er war auch artig genug, uns sogleich drei Soldaten aus einem der Regimenter, die dort in Garnison lagen, zu senden; leider wurde einer derselben gleich bei seiner Ankunft von einer Schlange gebissen, und seine Krankheit nahm einen so ernstlichen Charakter an, daß man ihn zu seinem Corps zurückschicken mußte. Es blieben uns also nur zwei, die mit Waffen und Gepäck gekommen waren, einen hohen Sold erhielten, und ihren Dienst sehr militärisch versahen. So konnten wir ziemlich unbesorgt uns von unserem Gepäcke entfernen, und nach Gefallen die großen Ruinen, die uns umgaben, besuchen.

Gleich am andern Tage machten wir uns an die Arbeit und begannen das lange und mühsame Studium, das, wie wir hofften, die Arbeiten unserer Vorgänger vervollständigen sollte. Der Berg, an dessen Fuße wir uns befanden, und der die Ebene gegen Osten begränzt, bildet an dieser Stelle gleichsam eine Art Halbkreis; sein Fuß breitet sich in sanftem Abhang aus. Hier erheben sich auf einer weiten Fläche, welche der Fels theils natürlich bildete, und die anderntheils durch große herbeigeschaffte Steinblöcke gebildet wurde, die noch immer majestätischen Ruinen des Tacht-i-Dschemschid. Die Lage des Palastes war wunderbar gut ausgewählt. An den Berg gelehnt, und auf drei Seiten durch einen Gürtel hoher Felsen gedeckt, war der Palast vollkommen gegen die rauhen Nord- und Ostwinde geschützt. Schräg gegen Süden und gerade gegen Westen gestellt erhielt er die Sonnenstrahlen, um wissenschaftlich zu sprechen, nur tangentiell, und die solchergestalt gemilderten Sonnenstrahlen wärmten nur die Luft, die unter den mächtigen Säulengängen hinstrich. Von der Höhe der Plattform herab, die ihm als Grundlage diente, überblickte der Palast die Ebene Merdascht in ihrer ganzen Ausdehnung. Auf dem Thron sitzend konnte der Herrscher mit Einem Blick einen unermeßlichen Theil seines Reichs überschauen. Er erblickte im Süden die Gebirge von Loristan, er konnte der Sonne in ihrem Sinken folgen, wie sie mit ihren letzten Strahlen die hohen Gipfel von Fars beleuchtete; im Nordwesten ruhten seine Augen zuversichtlich auf den fast unzugänglichen Engpässen der Bachtiaris, auf den Citadellen von Istakhr, und hielten im Norden an den ausgegrabenen Felsenwänden von Nakschi-Rustam, wo das Grab ihn erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Sterblichkeit in London. In London wurden in den letzten 10 Jahren durchschnittlich 64,679 Menschen geboren und 51,975 starben, so daß ein Ueberschuß von 12,704 blieb. Die Zahl der Geburten stieg von 1840 bis 1849 von 55,763 auf 72,662, die Todesfälle von 46,281 auf 68,432 (im Cholerajahr 1849). (Athen. 27 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 185. 3 August 1850.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Patachos.[1]

Der Wilde und ich saßen nach vollendeter Tagarbeit gewöhnlich unter dem Sapucajabaum, um in der lauen, fächelnden, vom Aroma der Orangenblüthen geschwängerten Abendluft das glänzende Schauspiel vor und über uns zu bewundern, und der Blick haftete an dem fast immer heitern, tiefblauen Aethergewölbe des Südhimmels, das mit seinen Myriaden flammender Sterne und dem silbernen Mond wie ein heiliger Dom die gewaltigen Massen und Umrisse des unabsehbaren, im ungewissen Dämmerlichte und in der Majestät seines ernsten Schweigens daliegenden Waldgebirges umfaßte. Meistens hing jeder seinen eigenen Betrachtungen nach, oder die Knaben des Indianers, ein paar schwarzäugige kleine Schelme mit langem, schwarzem struppigem Haar, hingen an unsern Knieen herum und übten ihre jugendlichen Kräfte dadurch, daß sie uns auf den Rücken kletterten und dann, am Gipfel angekommen, uns das Haar zerzausten. So flossen denn unsere Tage ruhig dahin, denn alle die Leidenschaften, welche die Menschen in großen Städten und dicht bevölkerten civilisirten Staaten aufregen, die Ehrsucht, das Jagen und Rennen nach Glück und Geld, nach Vergnügen und Lustbarkeiten, das Getriebe von Intriguen und Machinationen, die bangen Sorgen um den Lebensunterhalt — das alles ließ uns unberührt und brachte unser Blut niemals in Wallung.

Antonio erzählte mitunter, wenn ich ihn bat, einige Bruchstücke aus seinem Leben. Vor seiner Bekehrung zum Christenthum hatte er in einer Horde seiner Stammverwandten gelebt, die, etwa aus 20 Familien bestehend, ihre Jagdreviere zwischen den Flüssen Camama und Cubiru hatte. Aus seinen Erzählungen, an deren Wahrheit zu zweifeln ich gar keinen Grund hatte, konnte ich wohl abnehmen, daß es in den innern Wildnissen dieses noch so wenig erforschten Landes noch manche Thiere gibt, die den europäischen Naturforschern bislang gänzlich unbekannt geblieben sind. Das schrecklichste von allen war seiner Erzählung nach der Subigu, ein zum Eidechsengeschlechte gehörendes Thier, das in Höhlen lebt und durch seine Wildheit und Behendigkeit der Schrecken der Gegend ist. Antonio sprach mit allen Zeichen des Entsetzens von diesem Ungeheuer, das eine Länge von 12 bis 14 Fuß erreicht und einen mit doppelten Reihen Zähnen besetzten krokodillartigen Rachen hat. Er greift alles an und verfolgt seine Beute mit einer unglaublichen Schnelligkeit, bis er sie mit den Krallen fassen kann, ein einzelner Mann oder eine ganze Schaar, ein Schaf oder das wildeste Raubthier, ein Pferd oder ein Büffel, das gilt ihm gleich; was in sein Bereich kommt ist rettungslos verloren, davon zeugen die zahllosen Gebeine, die um seine Höhle liegen. Ein wahres Glück ist es daß dieses Thier kein Schwimmer ist oder doch das Wasser scheut, da das einzige Mittel, dem Scheusal zu entgehen, nur darin besteht, daß man sich wo möglich in einen Fluß oder Sumpf flüchtet. Nur auf diese Weise war es Antonio einst gelungen sein Leben zu retten, als das Ungethüm auf ihn Jagd machte. Das Entsetzen hatte seine sonst so gelenkigen und schnellen Beine gelähmt, und schon war der Schreckliche nahe an seinen Fersen, als er eben noch zu rechter Zeit den Fluß erreichte, sich hineinstürzte und sich so in Sicherheit brachte.

Als ein anderes Scheusal beschrieb er den Ururau, der in den mit Röhricht bewachsenen Morästen mehrerer sumpfiger, schlammiger Flüsse haust. Nach Antonio's Aussage soll er die ausgezeichnete Größe von 18 bis 22 Fuß erreichen. Er ist von scheußlichem Aussehen, sein Rachen furchtbar, sein Schuppenpanzer, der sich in der Mitte des Rückens und Leibes zu einem ungeheuer breiten Schilde ausdehnt, undurchdringlich und seine Stärke unglaublich. Antonio hatte mehrmals Gelegenheit gehabt den Unhold zu beobachten. Einst war er mit drei andern Indianern über einen Fluß gesetzt, doch kaum war der am Vordertheil stehende Indianer ans schilfige Ufer gesprungen, als ihn ein Ururau gefaßt und in kurzer Zeit zerrissen und verzehrt gehabt hatte. Durch ihr Geschrei habe sich das Scheusal in diesem Geschäfte nicht im geringsten beirren lassen, und ihre Pfeile seyen abgeprallt, als ob sie gegen einen Felsen geschossen, und so haben sie Zeuge eines herzzerschneidenden Schauspiels seyn müssen, ohne ihrem unglücklichen Gefährten die geringste Hülfe leisten zu können. Da das Thier wegen seiner enormen Körpermasse sehr unbeholfen und schwerfällig ist, so muß es sich darauf beschränken, seine Beute im Hinterhaltee zu erlauern. Das Gebiß des Thieres soll von solcher Schärfe seyn, daß es das Krokodill, den Kaiman mit ihren fast eisenharten Panzern wie eine Nußschaale durchbeißt und dann, wie man zu sagen pflegt, mit Haut und Haar verzehrt. Antonio, mein Gewährsmann, meinte, ein solches Thier lebendig zu fangen oder zu tödten sey eine Unmöglichkeit. denn die ungeheure Kraft desselben übersteige alle Begriffe. So habe er einen Ururau ein starkes Pferd in seinem Rachen und weit empor über dem Spiegel des Flusses haltend, ohne alle Beschwerde eine weite Strecke schwimmen gesehen. Am Ufer angekommen habe er

[1] Siehe den ersten Artikel: „Waldleben im Orgelgebirge" Nr. 184 ff.

zed by Google

seine Beute in kurzer Zeit verschlungen, denn das Thier besitze eine schreckliche Gefräßigkeit.

Nur zuweilen, wenn wir auf die Ureinwohner des Landes zu sprechen kamen, bemächtigte sich meines Wirths eine düstere Stimmung, und er versank dann in lange Träumereien. Er hatte mir erzählt, daß etwa 40 Leguas jenseits des Parahyba eine kleine Horde Patachos hauste, und da ich ihm mein Verlangen mittheilte, dieselbe kennen zu lernen, so war er zwar bereit mich zu diesen Indianern zu begleiten, allein es entging mir nicht, daß eine melancholische Wolke über seine Stirne hinfuhr. Ich fragte ihn nach der Ursache. Er antwortete: „Nun, mein Bruder, muß es nicht schmerzhaft seyn für meine Brust, wie der Klauengriff des Jaguars, wenn ich an das Schicksal meiner Landsleute denke; wenn man die eigentlichen Eigenthümer dieses Landes, uns, die sogenannten Wilden, immer mehr untergehen und ihre einst mächtigen Stämme zu winzigen Horden zusammenschmelzen sieht. Sie müssen sich verbergen im Dickicht der Wälder, um gegen die Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen geschützt zu seyn; sie müssen flüchten, damit ihre jungen Männer nicht fortgeführt werden auf jene schwimmenden Kasten, in deren dumpfem innern Behälter ich keine acht Tage auszudauern vermöchte. Und welch ein Contrast" — Antonio verfiel nicht selten in den hohen Schwung jener düstern und tiefergreifenden Poesie, die ein angebornes Talent des amerikanischen Wilden zu seyn scheint — „und welch ein Contrast: ein brasilischer Urwald und ein brasilisches Kriegsschiff! Dort wo der ewige Frühlingshauch belebend dahinzieht durch die im Festschmuck prangende Natur voll Blüthenduft und Farbenschmelz — hier ein dumpfer Behälter voll Gestank und Pesthauch — dort der freie Wilde, ein Fürst der Wildniß, ein Bild strotzender Lebenskraft und im Vollgefühl der Freiheit und Gesundheit den mächtigen Bogen spannend — hier ein entnervter Sklav dem Winke eines andern Sklaven demüthig gehorchend, und an ekelhaften Krankheiten dahin siechend — dort die krystallenen Quellen, deren kühles Wasser die lechzende Zunge des Jägers erquickt — hier ein stinkendes Tonnengetränk, das den Körper nicht erfrischt und labt — dort die Freiheit im vollsten Umfange — hier die Sklaverei in ihrer entwürdigendsten Gestalt. Wohin sind sie gegangen die großen und tapfern Führer unsers zerstreuten Volks, wo weilen die Manen Stagiba's, des Armes von Eisen, wo Tebireza's, wo Tomagia's? Ihre Schatten blicken zürnend herab auf ihr entartetes Geschlecht." Solchen Ausbrüchen und Herzensergießungen mußte man freien Lauf lassen.

Obgleich Antonio nur ein einzigesmal am Bord eines brasilischen Kriegsschiffes gewesen war, so hatte er mit diesen wenigen Zügen eine vortreffliche Schilderung davon entworfen. Es herrscht dort die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit nicht, wodurch sich z. B. ein englisches Kriegsschiff auszeichnet, sondern mit Ausnahme der Officiere und Cadetten besteht die Mannschaft größtentheils aus Negern und farbigen Leuten, die von Jugend auf an Schmutz gewohnt und meistens mit ekelhaften Hautkrankheiten behaftet sind. Auch werden, wie allgemein bekannt ist, die widernatürlichsten Laster dort vom Commandanten bis zum Schiffsjungen auf die schamloseste Weise getrieben, so daß Antonio nicht mit zu starken Farben aufgetragen hatte, wenn er die im innern Raum herrschende Atmosphäre eines solchen Schiffes als vom Pesthauch geschwängert schildert.

Um den Patachos einen Besuch abzustatten, brachen wir daher eines Morgens frühzeitig auf, und da wir einige Meilen jenseits des Parahyba in eine vollkommene Wildniß gelangten, wo jede Spur von Civilisation verschwand und alle Wege aufhörten, so mußten wir die Reise nothwendig zu Fuße machen. Wir nahmen einen kleinen Kochapparat mit, den ich auf Reisen bei mir zu haben pflegte und zu diesem Behufe hatte verfertigen lassen. Derselbe nahm, da alles, Kessel, Pfanne ꝛc. künstlich in einander geschachtelt war, nur wenig Raum ein und war bequem transportabel. Auch versahen wir uns mit andern kleinen Bedürfnissen, besonders Salz. So ausgerüstet schritten wir, Antonio seinen großen Bogen und ich mein Doppelgewehr auf der Schulter, munter unter dem grünen Laubdache der in üppiger Lebensfülle Jahr aus Jahr ein prangenden Wälder dahin. Der Indianer war eben kein Jüngling mehr, allein sein Schritt war elastisch und rüstig, und wenn wir die steilen Gebirgspfade hinanklimmten, so wurde es mir nicht selten recht sauer, seinem flüchtigen Fuße zu folgen. Bis an den Rio Paquiquir und den Parahyba und auch noch einige Meilen hinter diesen Flüssen führt eine Straße durch das Gebirge, die von den in der Umgegend umher liegenden Fazendas benutzt wird um ihre Producte nach der Hauptstadt zu schaffen und ihre Bedürfnisse dagegen von dorther zu holen. An solchen, von den Maulthierzügen betretenen Wegen findet man von Zeit zu Zeit einige Vendas, kleine schmutzige Wirthshäuser, wo aber meistens außer Agoardente (Zuckerbranntwein) nichts zu haben ist. Häufig dienen diese Spelunken, namentlich in der Nähe größerer Städte, wo ein stärkerer Verkehr herrscht, allerlei schlechtem Gesindel zur Zufluchtsstätte und bilden die Niederlage der gestohlenen Sachen. Die Wirthe sind also die Hehler und spielen mit ihren noblen Kunden unter einer Decke. Dem einzelnen Reisenden ist daher Vorsicht zu empfehlen.

Wir erreichten gegen Mittag eine solche Venda. Ich wollte einkehren, um ein Glas Limonade zu trinken und lud Antonio ein, sich ebenfalls etwas zu erfrischen, allein er schlug das hartnäckig aus, indem er behauptete, der Wirth dieser Venda wäre der größte Schuft unter der Sonne, der ihm einst einen argen Streich gespielt hätte. Er fügte noch hinzu: „Eine kleine Legua weiter liegt die Fazenda des Senhor Pereira de Sylva, eines prächtigen Mannes, der uns gastfreundlich aufnehmen wird und wo wir Mittag halten wollen." Der Vendawirth, eine Chaussee-Gestalt aus dem vorigen Jahrhundert, trug auf seiner Glatze eine Perrücke mit langem Zopfe, wie es zu Pombals *Zeiten* Mode gewesen seyn mochte. Er war ein langer spindeldürrer Kerl, hektischen Aussehens und gierig nach der Unsterblichkeit leckend, mit einem Gurkengesichte und einer langen und breiten Nase darin, die sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, wie sie sich auf eine so schmale Basis verirrt hatte und auf welcher in Rubinenschrift allerlei Hieroglyphen standen, die jedoch sehr leicht zu enträthseln waren. Er saß vor der Hausthür und rief meinen Gefährten an: „Nao quer entrar um pocodinho, Senhor Carigadu? (Wollen Sie nicht ein wenig herein kommen, Herr Carigadu?) was dieser jedoch mit einem „obrigado, Senhor grego" (ich danke, Herr Glatzkopf) eben nicht sehr höflich ablehnte. Als wir vorüber waren, fragte ich Antonio, warum ihn der lächerliche Zopfträger „Carigadu" nenne? worauf jener erwiderte: „das ist mein alter indianischer Name und die Sache verhält sich so: vor etwa vier Jahren verheurathete sich die älteste Tochter eben des Senhor Pereira de Sylva, dessen Fazenda wir bald erreichen werden. Wie schon gesagt, ist dieser ein vortrefflicher Mann, der mir immer viele Freundschaft erzeigt hat, und den ich wie einen Bruder liebe. Einige Tage vor dem Hoch-

Digitized by Google

zeitsfeste kommt Pereira zu mir und sagt: „Antonio, ich gebe Hochzeit und dazu habe ich Wildpret nöthig, darum nimm deinen Bogen und siehe, was du erlegen kannst. Ich habe zwei Treibjagden gehalten, aber nur wenig geschossen: du verstehst es besser.“ Das versprach ich natürlich meinem Freunde. Ich fange also sogleich an zu jagen, schieße einen herrlichen Rehbock, zwei Affen und mehreres Geflügel, packe alles in einen Tragkorb und mache mich damit auf nach der Fazenda Pereira's. Der Weg führt, wie du siehst, an der Venda des Zopfträgers vorbei, der wie gewöhnlich vor der Thür sitzt und unserm Herrgott die Tage abstiehlt. Um mich etwas zu verschnaufen kehre ich ein. Ich traf auch noch einen Truppeiro dort und dieser und der Wirth hatten den Zweck meiner Reise bald erfahren. Wir drei wurden bald lustig, sie drangen mir das Feuerwasser fast mit Gewalt auf und ein Glas Agoardente folgte dem andern, kurz, ich wurde bis zur Bewußtlosigkeit betrunken. Als ich nach einiger Zeit meinen Rausch ausgeschlafen, nehme ich meinen Tragkorb arglos auf den Rücken und wandere nach der Fazenda meines Freundes, der mir schon in der Hausthür entgegen kommt und sich nicht wenig freut, als er mich unter der schweren Last ankommen sieht. Nun aber, Senhor! denke Dir unser Erstaunen und meine Wuth, als wir die obere Hülle vom Korbe nehmen und statt des schönen Rehbocks und Geflügels zwei schwere Steine und, was mich am meisten ärgerte, den Schädel eines gefallenen Maulesels erblicken. Hätte ich im ersten Augenblicke den zopftragenden Spitzbuben im Schußbereiche gehabt, so hätte ich ihm einen Pfeil in die Gurgel geschickt. Allein hat sich mein Blut abgekühlt, so bin ich kein Freund von Gewaltthätigkeiten, und kann ich auf friedlichem Wege meinen Zweck erreichen, so ziehe ich dieß vor. Mein Freund wollte sogleich hinüber reiten und den Vendawirth zur Rede stellen, allein dieß gab ich nicht zu, denn ich hatte bereits meinen Kriegsplan gegen den letztern entworfen und wollte ihm nebenher auch eine Lection geben, die ihm für immer die Lust benehmen sollte, seine Streiche an einem Indianer zu üben. Senhor Pereira konnte schreiben und ich wußte auch, daß der Bezopfte diese Kunst verstand, indem er früher Cassier gewesen war, in welchem Posten jedoch die übermäßige Länge seiner Finger so arg sichtbar geworden war, daß er fortgejagt werden mußte. Da ich selbst nicht schreiben kann, so bat ich Herrn Pereira mir auf einen kleinen Zettel dasjenige zu schreiben, was ich ihm dictiren würde. Das geschah. Diesen Zettel befestigte ich an einen Pfeil und begab mich dann eilenden Schrittes zurück nach der Venda, die, wie Du gesehen hast, rings von dicker Waldung umgeben ist. Ohne bemerkt zu werden schlich ich mich durch den Wald auf Bogenschußweite an die Venda und der Zufall begünstigte mein Unternehmen, denn der spindeldürre Gesell stand vortrefflich schußgerecht und war eben im Gespräch mit drei Truppeiros, welchen letztern er nach dem lauten Lachen zu urtheilen seine Heldenthat erzählte. Sie waren eben in der heitersten Stimmung — da schwirrte plötzlich mein Pfeil durch die Luft und das Erstaunen der Gesellschafter des Zopfträgers ist schwer zu schildern, als sie bei gänzlicher Windstille auf einmal den Zopf mit der Perrücke 20 bis 30 Schritte davon fliegen und den Eigenthümer derselben mit kahler Glatze vor sich stehen sehen. Das Wunder klärte sich jedoch auf, als man nach der Stelle eilte, wo sich Zopf und Perrücke von ihrer unfreiwilligen Luftreise niedergelassen hatten, und dann mitten im Zopfe meinen Pfeil mit dem Zettel stecken fand, worauf folgendes geschrieben war:

„So wie dieser Pfeil mitten durch Deinen Zopf — so gewiß fährt ein zweiter Dir in die Gurgel, wenn nicht das gestohlene Wildpret binnen zwei Stunden in den Händen des Herrn Pereira sich befindet. Carigadu.“ Das heißt in der Sprache der Tupinambas: „der Bogenkundige.“

Hier unterbrach ich meinen Reisegefährten mit einem lauten: „Bravo, Antonio!“

„Hatte man kurz zuvor auf meine Rechnung sich lustig gemacht,“ fuhr der Bogenkundige fort, „so brauchte nun für Spott und Hohn der Zopfträger gar nicht zu sorgen, dem nicht nur das Lachen, sondern sogar alle Farbe im Gesichte vergangen war. Blaß und zitternd, ein Bild des personificirten Schreckens, stand er da noch immer in den verhängnißvollen Zettel starrend. Dann raffte er sich zusammen und war mit wenigen Sätzen in seiner Spelunke, aus welcher ich bald eine schwerbeladene Negerin kommen sah, die den Weg nach der Fazenda meines Freundes einschlug. Ich eilte ihr voraus und bald traf auch die Schwarze mit dem gestohlenen Wildpret ein, das sie unter vielen Entschuldigungen, ihr Herr habe nur einen unschuldigen Spaß machen wollen u. dgl. m., vollständig ablieferte. Ein bereits in der Venda halb gerupfter Auerhahn lieferte jedoch den besten Beweis, wie weit dieser unschuldige Spaß getrieben werden sollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Römische Alterthümer im Innern von Tripoli.

Wir haben vor einigen Tagen einen Auszug der Briefe der Reisenden Barth und Overweg über ihre Reise ins Innere von Afrika mitgetheilt (s. Nr. 176), und finden jetzt in der Liter. Gaz. vom 27 Julius den Brief Dr. Barths selbst. In diesem ist gemeldet, daß in der Nähe von Gharia el Gharbia (sonach etwa unter 30° 28') am Eingang der großen Steinwüste, welche sechs Tagreisen gegen Süden geht, ein wohlerhaltenes römisches Thor sich findet, oder vielmehr eine ganze Bastion. „Jetzt wo der zweite Theil der Notitia Imperii endlich herausgekommen ist, wird diese Entdeckung eines großen Theils des Standlagers einer ganzen römischen Legion in diesem Theil Afrika's, so weit von der Küste, jeden interessiren, der einige Kenntnisse von der Einrichtung des römischen Reichs hat.“ An demselben Ort fand Hr. Barth noch einen Stein mit einer Inschrift, die er sehr interessant nennt, und dem Adressaten mittheilt, die sich aber nicht in der Liter. Gaz. findet. Zehn (engl.) Meilen gegen Osten ist eine zweite Oase Gharia el Scharkia (das östliche Gharia) genannt, wo ein römisches Castell sich befinden soll, Hr. Barth konnte aber diese Oase nicht besuchen.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Höhe der ungeheuren Terrasse, auf welcher der Palast erbaut war, hat in Folge des felsigen Bodens, auf dem sie ruht, nicht gewechselt. Die Höhe dieser Terrasse übersteigt 10 Metres, ihre Länge von Norden nach Süden beträgt 473 Metres, und ihre Breite 284. Diese mächtige Hochfläche hat nicht überall einerlei Niveau, sondern mehrere Plattformen, auf denen die verschiedenen Gebäude, aus denen der Palast bestand, errichtet waren, hatten verschiedene Höhe. Die Reste des prächtigen Palastes, aus dem Darius besiegt und flüchtig enteilte, um unter dem Dolch eines Verräthers zu sterben, sind somit auf einer mächtigen Hochfläche, welche die Ebene Merdascht überschaut, zerstreut. Allerdings sind sie jetzt unbedeutend in Vergleich mit dem, was sie zu den Zeiten seyn mußten, als der letzte Achämenide sich dahin flüchtete, aber was

Digitized by Google

man findet, erregt immer noch Erstaunen, und flößt ein Gefühl religiöser Bewunderung für eine Civilisation ein, die so prachtvolle Denkmale zu erschaffen, ihnen einen solchen Charakter von Größe aufzudrücken und eine solche Festigkeit zu geben verstand, daß ihre bedeutendsten Theile bis auf unsere Tage 22 Jahrhunderten und den zahlreichen Revolutionen, die Persien verheerten, widerstanden haben. Alles ist großartig und ergreifend in dieser ernsten Landschaft, welche den Ruinen von Tacht-i-Dschemschid als Rahmen dient: die unermeßliche Ebene, die der alte Palast überschaut, die majestätischen Linien der Berge, deren Anblick mit jedem Schritt wechselt, die Reinheit der Atmosphäre, der tiefblaue Himmel, und selbst das Schweigen dieser unbewohnten Orte. Nichts kann einen Begriff von dem feierlichen Gesammteindruck geben, den der Reisende auf der Hochfläche von Persepolis empfindet. Vor ihm der zerstörte, verlassene, gleichsam von dem Berg herab gegen die grüne Ebene sich senkende Palast des Königs, oben eine große Gruppe zierlicher Säulen, welche noch einige Trümmer ihrer luftigen Capitäler tragen; links die massiven Pfeiler, auf denen die imposanten Kolosse, die einst den Eingang in die königliche Wohnung bewachten, frei sich abhoben; rechts andere zerstörte Paläste, deren mit Sculpturen bedeckte Mauern aus der leuchtenden Mitte dunkel sich erheben, aber nach und nach unter den Strahlen einer glühenden Sonne sich färben. Im Hintergrund, zwischen den Säulen, entdeckt das Auge noch andere Ruinen, mit symbolischen Figuren bedeckte Steinmassen, und in dem bläulichen Nebel dieser ruhigen Atmosphäre erblickt man in der Seite des Berges ausgehöhlte Gräber, welche dieser imposanten Schaubühne als Hintergrund dienen.

Kaum untersucht man diese ehrwürdigen Ruinen, so stößt man auf einen ernsten Gegenstand des Erstaunens in der unverletzten Mauer, deren Blöcke den Jahrhunderten Trotz bieten. Diese riesenhafte Unterlage trägt den Charakter eines cyklopischen Werks, denn die Steine sind von jeder Form und Größe: neben solchen, die nur einige Decimetres haben, sieht man Steinmassen von 15 bis 17 Metres Länge und zwei bis drei Metres Dicke. Sie sind rechteckig, theils im Quadrat, theils länglich, andere sind Trapeze, Triangel und einige haben sogar einspringende Winkel. Sie scheinen nur wegen ihrer Härte ausgewählt, und man beschränkte sich die Ecken zuzuhauen, um das Einfügen zu erleichtern. Dieß ist denn auch vollkommen: die Lagerung und die Fugen dieser Steine sind mit der größten Genauigkeit zugehauen, sie sind ohne Mörtel über und neben einander gelegt, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß man an manchen Stellen die Zwischenräume kaum unterscheiden kann. Am höhern Theil der Mauer sind Furchen in Form von Schwalbenschwänzen gezogen und mit gegossenem Metall ausgefüllt, um sie fester mit einander zu verbinden.

Außerdem findet sich auf der ganzen Fläche der Mauer keine Zierath, man hat bei der Aufführung nur auf die Festigkeit Rücksicht genommen, und selbst die Einfachheit der Grundmauer mußte durch den Contrast die Wirkung der reichen Zierrathen erhöhen, die man an den darauf gebauten Palästen verschwendete. Diese Mauer öffnet sich um der Riesentreppe Platz zu machen, welche auf die Terrasse führt; links und rechts entwickeln sich zwei auseinander laufende Absätze von je 58 Stufen. Oberhalb dieser zwei ersten Typen sind Ruhestellen, von denen aus zwei andere Abhänge in entgegengesetzter Richtung zu den zwei ersten sich öffnen und in gleicher Breite mit 48 Stufen hinaufführen. Die Stufen haben nur eine Höhe von 10 Centimetres, und der Abhang ist so sanft, daß man hinauf- und herabreiten kann; wahrscheinlich war also die Treppe so gebaut, daß sie für Reiter, wie für Fußgänger dienen sollte.

Auf zwei ungeheuren Pfeilern stellen sich zwei Vierfüßler von kolossalen Verhältnissen dar, das erste Denkmal, das man oben auf der Terrasse findet. Etwas weiterhin stehen zwei Säulen, und noch weiter zwei den erstern entsprechende Pfeiler. Wahrscheinlich stand hier einer der prächtigen Porticos, durch die man in den Raum des Palastes gelangte. Diese vier Pfeiler tragen auf einem Sockel vier riesenhafte Thiere, von 6 Metres Länge und 5½ M. Höhe. Auf der gegen die große Treppe gewendeten Seite zeigt jeder der Kolosse eine breite, von zwei mächtigen Beinen getragene Brust; dieser sehr hervortretende Vordertheil des Körpers ist in ganz erhabener Arbeit ausgeführt. Der hintere Theil verläuft sich auf der Innenseite des Pfeilers, wo er ein minder vortretendes Relief hat. Viele Reisende haben, weil diesen Bildern der Kopf fehlt, hinsichtlich der Art der auf diesen Pylonen dargestellten Thiere sich geirrt. Chardin, dieser Juwelenhändler, der Persien seines Handels wegen besuchte und keine Ansprüche auf archäologisches Wissen machte, wußte nicht ob er in diesen Kolossen Pferde, Löwen, Elephanten oder Rhinocerosse sehen sollte, aber auch kundigere Reisende wollten, ohne Frauengesicht und Löwenkörper zu sehen, auf eine vermeintliche Ungenauigkeit des Bildhauers gestützt, in den Figuren Sphinxe erblicken. Ich muß den Bildhauer wieder zu Ehren bringen: er hat, weit entfernt die Thiere oberflächlich zu behandeln, im Einzelnen wie im Ganzen eine Sorgfalt und richtige Bemessung gezeigt, daß man auf den ersten Blick die Stiere nicht verkennen sollte. Die massiven gedrungenen Verhältnisse, der kräftige Nacken, die kurzen, aber starken Beine, die in einen gespaltenen Huf auslaufen, und der nervige, an seiner Wurzel leicht aufwärts gebogene, längs den Schenkeln bis zum Boden reichende und in einen großen Büschel gerollter Haare auslaufende Schweif zeichnen das Thier unverkennbar; selbst die Geschlechtstheile sind so genau ausgeführt, daß über das Thier nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Was übrigens die Kunst des Bildhauers schon zum voraus annehmen ließ, bestätigte sich auch durch die Entdeckung der Trümmer eines solchen Kopfes, die sich nahe am Sockel in der Erde vergraben fanden. Diese Figuren, welche Symbole zu seyn schienen, sind in einer ganz conventionellen Weise verziert, und um den Effect noch architektonischer zu machen, hat der Bildhauer einige Theile des Körpers, wie Brust, Hals, Schultern, Seiten, den hintern Theil des Rückens und die Schenkel mit Knötchen (frisures) bedeckt, und ein Halsband von Einsatzrosen hinzugefügt.

Die beiden andern Pfeiler sind auf dieselbe Weise gestellt, aber die Kolosse sind ganz verschiedener Art: sie haben zwar Körper und Beine vom Stier, aber große Flügel, mit Federn bedeckte Brusttheile und darüber einen Menschenkopf mit einer großen Tiara. Das Gesicht hat einen starken Bart, und hinter den Ohren fällt ein langer Haarwuchs hinab. Die Tiara ist in ihrem obern Theile mit Einsatzrosen und Federn geschmückt, und auf dem Vordertheil sind drei Paar Hörner abgebildet. Die Entdeckungen, welche bei Mossul in den Jahren 1843 und 1844 gemacht wurden, haben die Vorbilder zu diesen seltsamen Sculpturen geliefert.

Am obern Theile der vier Pfeiler sind drei Tafeln mit Inschriften von 20 Zeilen. Das System der Keilschrift scheint nicht auf allen das gleiche zu seyn; die rechte, die complicirteste, hat viel Aehnlichkeit mit den bekannten babylonischen Backsteinen, und nähert sich dem System von Schrift, das man auf den Basreliefs von Niniveh entdeckte, so sehr, daß man glauben muß, die Sprache sey dieselbe. Die Verschiedenheit unter den beiden andern Schriftsystemen scheint minder groß, doch ist sie hinreichend merklich, daß man auf den ersten Blick zwei verschiedene Schriftarten unterscheiden kann. Man hat also wohl hier, wie anderswo, dreisprachige Inschriften vor sich: den Ehrenplatz nimmt immer die persische Inschrift ein, welche unwandelbar auf der linken Seite zuerst kommt. Das System dreifacher Tafeln wiederholte sich indeß überall in Persepolis, wo sich immer Inschriften finden.

(Fortsetzung folgt.)

Niveauunterschied zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer. Die Nouv. Ann. des Voyages. Junius, enthalten das Ergebniß der schon in den Jahren 1836 und 1837 unternommenen geodäsischen Arbeiten der HH. Fuß, Sawitsch und Sabler, welche den Raum zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer maßen, und die Höhe der verschiedenen Punkte nach barometrischen Beobachtungen zu bestimmen suchten. Das Ergebniß, wie es Hr. R. W. Struve berechnet hat, ist ein Niveauunterschied von 26m,045 oder 85,45 Fuß englisch, um welche das kaspische Meer tiefer liegt. In dieser Berechnung kann ein wahrscheinlicher Fehler von 0m,52 Metres stecken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 186. 5 August 1850.

Der Garten von Kew bei London.

(Athenäum 27 Jul.)

Obwohl dieser Garten schon seit mehr als einem Jahrhundert eine Menge botanischer Schätze enthält, so hat er doch erst seit den letzten zehn Jahren allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist im Stande, es mit ähnlichen Anstalten in Europa aufzunehmen. Das merkwürdigste, was dem auffällt der ihn seit drei oder vier Jahren nicht besucht hat, ist das neue Palmenhaus, ein elegantes Gebäude, ganz von Glas in einem Rahmwerk von Eisen. Der mittlere Theil ist 100 Fuß breit und 66′ hoch, der Flügel 50′ breit und 30′ hoch. Dieß große Gebäude, das einen Raum von 362 Fuß in der Länge einnimmt, ist durch Heißwasserröhren und Teiche, deren Wasser durch Oefen 400 Schritt von dem Hause erhitzt wird, erwärmt. Man hat diese Entfernung gewählt, um einen so schönen Bau nicht durch die Errichtung von Kaminen zu verunstalten. Der Schaft, welcher den Rauch aus den Oefen abführt, ist so gebaut, daß er eine Zierrath im Garten bildet. Dieß großartige Conservatorium, das alle jetzt bestehenden an Größe weit übertrifft, wurde im J. 1848 vollendet, und bis jetzt hat der Erfolg die größten Hoffnungen der Unternehmer des Baues übertroffen: eine schönere, besser erhaltene Sammlung hat man wohl noch nie beisammen gesehen als innerhalb dieser Glaswände. Die hervorstechendsten Pflanzen in diesem Hause sind, wie sein Name ergibt, Palmen; darunter sind die Cocos plumosa, Cocos coronata und Plectocomia elongata die höchsten. Unter den breiten Blättern dieser zierlichen stattlichen Palmen finden eine Menge anderer, mehr bekannter Schutz, so die Cocosnußpalme, die Elfenbeinnußpalme (Phytelephas macrocarpa), die westindische Fächerpalme (Sabal umbraculifera), die Dschaggarypalme von Ceylon (Caryota urens), die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die europäische Zwergpalme (chamaerops chumilis), die Oelpalme von Afrika (Elaies Guineensis), und viele andere minder bekannte. Solch einen Palmenreichthum kann man selbst in keinem District der Tropen beisammen treffen.

Die welche nach Raritäten sich umschauen, finden zunächst ihren Anziehungspunkt in den Farrenbäumen, von welchen seltenen Pflanzen gegenwärtig mehrere Exemplare ihren vollen Blattschmuck entfalten. Unter den Blätterformen der Pflanzenwelt gibt es nichts so mannichfaltiges und zierliches als diese Pflanzen. Abgesehen von ihrer Schönheit haben diese Farrenbäume auch noch ein großes Interesse, als die Repräsentanten der riesenhaften Pflanzen, welche den hervorstechendsten Charakterzug der Wälder bildeten, aus denen unsere Kohlenlager entstanden. An diese reiht sich bezüglich des Interesses für den Botaniker die sehr schöne Sammlung von Cycadeen in demselben Haus. Auch diese Pflanzen nehmen die Aufmerksamkeit des Geologen in Anspruch, da sie mit denen verwandt sind, welche in den auf die Kohlenniederschläge folgenden Formationen sich finden. Es sind mehrere Arten da, die zu den Geschlechtern Cycas, Zamia und Encephalartos gehören. Eine Species der Cycas revoluta entfaltet jetzt ihre Blätter, und bietet eine gute Gelegenheit, die eigenthümliche Entwicklung der Blüthe in diesen Pflanzen zu studiren. In diesem Hause sind ferner fast alle die Pflanzen zu finden, welche die Früchte, Säfte, Oele und andere Erzeugnisse liefern, die wir aus tropischen Klimaten erhalten.

Das Palmenhaus, obwohl das größte, ist doch nur eines von 20 ähnlichen Gebäuden, die hier der Zucht von Pflanzen gewidmet sind. Eines dieser Häuser, das früher für die Zucht von Orchideen bestimmt war, ist jetzt unter dem Namen des tropischen Aquariums oder Victoriahauses dem Wachsthum der Victoria-Wasserlilie gewidmet. Diese Königin der Gewässer wurde bekanntlich im Jahre 1837 von Sir R. Schamburgk in Guiana aufgefunden, und alle frühern Versuche, sie in England zu ziehen, waren fehlgeschlagen, wahrscheinlich weil man hartes Wasser genommen hatte; selbst das Wasser der Themse, das man jetzt in Kew braucht, enthält noch zu viel Salzstoff, und daher mag es kommen, daß die Pflanze an zwei andern Orten, zu Syon und zu Chatworth, besser gedieh.

Alle andern Häuser in diesem Garten enthalten mehr oder minder sehenswerthe Pflanzen, um diese Zeit des Jahrs aber ist das australische Haus eines besondern Besuches werth, da es eine Sammlung der blühenden Pflanzen dieser neuen Welt enthält, die einzig in ihrer Art ist. Hier findet man die Arten der Acacia und Epacris in fast jeder denkbaren Form mit einer großen Anzahl anderer Pflanzen, welche bunt gefärbte oder süßduftende Blumen tragen. Um die Ansicht der Vegetation Neuhollands zu vervollständigen, muß man auch die Araucarias und Eucalyptusarten betrachten, die als minder empfindliche Pflanzen in verschiedenen Theilen des Gartens angepflanzt sind, eben so die Sammlung von Proteaceen, die aus dem Buckinghampalast hieher versetzt wurden.

Als andere Gegenstände von allgemeinem Interesse in diesem Garten können wir die Sammlungen der Cactaceen, der Orchideen, der Grase, und der neuseeländischen Pflanzen erwähnen. In den offenen Gründen sind einige sehr schöne Bäume, welche Aufmerksamkeit verdienen, unter andern eine prächtige Probe der türkischen Eiche (quercus cerris) u. s. w. Die Beeten von brittischen Pflanzen, die nach den natürlichen Ord-

Digitized by Google

nungen eingetheilt sind, müssen die Freunde der einheimischen Botanik befriedigen.

Unter den vielen Gegenständen, welche der Beachtung werth sind, verdient vielleicht keine mehr Aufmunterung als das Museum, eine Novität nicht bloß in diesem Garten, sondern in England überhaupt, und die Sammlungen von Kew sollten in der That nach London verlegt werden. In einer unglaublich kurzen Zeit hat man eine große Menge Rohmaterialien des Pflanzenreichs und die daraus fabricirten Producte zusammengebracht. So findet sich hier eine vollständige Reihe von Cautschuk- und Gutta-Percha-Materialien in allen Stadien der Behandlung. Eine gleiche Reihe ist für den Flachsbau angelegt, und man ist fortwährend beschäftigt, diese Sammlungen auszudehnen. Eine sehr nützliche Abtheilung bildet die Sammlung von Hölzern für feinere Tischlerarbeiten, wobei auch eine Reihe von Proben aufgestellt ist über die verschiedenen Krankheiten, denen jedes Holz durch Angriffe von Insecten u. dgl. ausgesetzt ist. Da kein Land in der Welt so viel Gelegenheit hat, wie England, vegetabilische Schätze aller Art zusammenzuhäufen, so ist zu hoffen, daß Kew bald hinsichtlich der Ausdehnung und Mannichfaltigkeit seiner Gegenstände unerreicht dastehen wird.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Patachos.

(Fortsetzung.)

Als Antonio hier seine Erzählung schloß, fragte ich ihn, was er gethan haben würde, wenn der Zopfträger nach seinem Meisterschusse das Wild nicht erstattet hätte?

„Dann,“ erhielt ich zur Antwort, „dann hätte ich, was der Zopfträger auch recht gut wußte, Wort gehalten, meine Hütte in Brand gesteckt und mich tiefer in die Wildniß zurückgezogen.“

Diese Antwort charakterisirt den amerikanischen Wilden. Wie alle starken und uncultivirten Gemüther treibt der Wilde seine Liebe sowohl wie seinen Haß auf das äußerste. Hat man einmal seine Zuneigung und sein Vertrauen gewonnen, so ist nichts in der Welt im Stande ihn in seiner Freundschaft wankend zu machen, und nur unter den Wilden kommt jene Freundestreue noch vor, wovon uns das classische Alterthum einige rührende und erhabene Beispiele aufstellt, das moderne Geschlecht aber mit seiner Hohlheit und Herzlosigkeit gar keine Ahnung hat. Dagegen nährt der amerikanische Wilde gegen die Feinde seines Stammes oder gegen denjenigen, der ihn beleidigt oder beschimpft hat, einen unversöhnlichen Haß, den keine Zeit und kein Raum zu sänftigen vermag und der sich früher oder später in einer blutigen Rache Luft macht. Antonio würde mit Freuden für seinen Freund Pereira und dessen Familie Gut und Blut geopfert haben, während er gegen den Zopfträger wegen des ihm angethanen Schimpfes wenigstens einen unüberwindlichen Abscheu hegte. Wie ich später vom Herrn Pereira de Sylva erfuhr, hatte der Zopfträger, der ein nachhaltiges Rachegelüste seitens des Indianers fürchten mochte, Branntwein und andere spirituöse Getränke dem „Carigadu“ in die Hütte geschickt, um ihn zu versöhnen, und so groß dieses Reizmittel zur Verführung auch immer seyn mochte, so hatte es Antonio doch stets stolz und verächtlich zurückgewiesen.

Unter solchen Gesprächen erreichten wir die Fazenda des Senhor Pereira de Sylva, die etwa eine halbe Stunde seitwärts vom Wege lag. Hier an dieser Stelle fällt das Gebirge plötzlich ziemlich steil ab und es bildet sich ein mehrere Stunden breites Thal, in welchem drei oder vier Fazendas zerstreut liegen. Man erblickt daher, aus dem hohen Urwald tretend, ein bebauetes Gefilde, in welchem die Hand des Fleißes die wilde Natur gezähmt und sich dienstbar gemacht hatte. Die Abhänge der Hügel waren mit Kaffeebäumen bepflanzt und in der Ebene sah man große Zucker- und Maispflanzungen; auch hatte man hier wieder den freien Anblick des glänzenden Himmelgewölbes, das dem Auge unter dem dichten Laubdache des Waldes meistens entzogen ist. Diese Scenerie bildete daher mit den wilden Massen des Orgelgebirges einen großen Abstich.

Herr Pereira de Sylva nahm uns mit vieler Herzlichkeit auf und freute sich ungemein, als er meinen Gefährten wieder sah. Er war ein reicher Pflanzer, der mehrere hundert schwarze Sklaven besaß und dessen Ländereien von sehr bedeutendem Umfange waren. Er war Capitan Mor, ein Posten, dessen Jurisdiction in Polizei-, Miliz- und Regiminalsachen sich über einen gewissen District erstreckt, und worin er die wichtigste Person zu seyn pflegt. Er war ein wohlbeleibter, gesprächiger, jovialer Mann. Die schöne Tugend der Gastfreundschaft übte Herr Pereira in großartigem Maßstabe. Obgleich die Familie bei unserer Ankunft schon zu Mittag gespeist hatte, so mußte der schwarze Koch doch sogleich Anstalt zu einem kräftigen Mittagsbrod für uns machen, und es dauerte auch nicht sehr lange, so lud uns ein Mahl zum Imbiß ein, wie man es kaum in diesen Wildnissen erwarten durfte. Auch Wein und Agoardente waren im Ueberfluß vorhanden, und an Südfrüchten, Orangen, Bananen, Limonen und Ananas kein Mangel. Uebrigens darf man sich von der innern, häuslichen Einrichtung eines brasilischen Pflanzers keinen zu hohen Begriff machen. Seine Möbel sind gewöhnlich vom rohesten Stoffe, und in der Wohnung eines deutschen Städtebewohners von nur sehr mittelmäßigem Einkommen wird man mehr Luxus finden als bei einem Pflanzer dieser Gegenden, dessen Besitzthum eine halbe Million übersteigt. Er verschwendet sein Geld nicht in den tausend kleinen unnöthigen Dingen, die dem bemittelten Europäer zum Bedürfniß geworden sind, und prächtige Gemälde und andere Kunstwerke würden sich schlecht zu seinem übrigen höchst einfachen Mobiliar ausnehmen. Nur die Eitelkeit und Putzsucht der weiblichen Mitglieder seiner Familie pflegen seinen Geldbeutel zuweilen stark in Contribution zu setzen, und für Schmucksachen, Seide- und Atlasstoffe wird mancher Thaler ausgegeben.

Senhor Pereira bestand darauf, daß wir den übrigen Theil des Tages bei ihm blieben und in seinem Hause übernachteten. Wir hatten gegen diese Einladung nicht viel einzuwenden, und nachdem wir unsere Eßlust befriedigt hatten, begleiteten wir unsern Wirth auf einem Spazierritt in seine Felder. Seine Besitzungen waren sehr ausgedehnt und die Zahl der darin beschäftigten Schwarzen sehr beträchtlich. Er führte nach Rio namentlich Kaffee, Zucker und Reis in großer Menge. Er hatte eine Zuckersiederei und eine Brennerei, jedoch alles von der einfachsten Construction und Mechanismus. Auch war nicht zu verkennen, daß die Ertragsfähigkeit des Bodens durch eine zweckmäßigere Bewirthschaftung beträchtlich hätte verbessert werden können; allein der Schlendrian, der überall eine so ungeheure Masse von Kräften absorbirt, ist ein Ungethüm, das erst allmählich die Sichel des Saturns fällen kann. Bei der Ernte bedient man sich schwerfälliger, plumper Karren, die oft von sechs bis zehn Ochsen gezogen werden. Das Umdrehen der massiven Räder um ihre ungetheerten Achsen verursacht ohrzerreißende Töne, die man in weiter Ferne hören kann Leichte

Digitized by Google

und gebrechlichere Fuhrwerke sind freilich auf diesem Terrain und bei dem Mangel oder der schlechten Beschaffenheit der Wege nicht wohl zu benutzen.

Beim Untergang der Sonne kehrten wir nach Haus zurück, und sahen dann auch die weiblichen Familienmitglieder, die Hausfrau, ihre Tochter und eine junge Anverwandte; der Sohn war vor einigen Tagen nach Rio gereist. Madame Pereira de Sylva stand an Körpermasse ihrem wohlbeleibten Gemahl nicht nach, so wie das weibliche Geschlecht hier zu Lande bei zunehmenden Jahren überhaupt eine große Anlage zu Wohlbeleibtheit hat. Als junge Mädchen sind die Brasilianerinnen häufig fast zu schlank, allein mit ihrer Verheurathung tritt die Hinneigung zum Embonpoint ein, das nicht selten in eine Ueberfülle aller Formen ausartet. Die beiden jungen Damen saßen im Schatten vor dem Hause und beschäftigten sich mit dem Anfertigen von Zeugschuhen; dabei ließen sie zu ihrer Unterhaltung eine Spieldose ihre Arien abspielen. Die Tochter vom Hause war, was man hier zu Lande nicht häufig antrifft, von hoher, fast junonischer Gestalt mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, die eben nicht sehr angenehm auffielen, während die Verwandte, eine zarte Sylphidengestalt mit großen melancholischen Augen, äußerst sanfte und ansprechende Züge hatte. Antonio wurde von ihnen wie ein alter Bekannter begrüßt, und auch ich mit vieler Freundlichkeit bewillkommt. Wir verplauderten daher einige Stunden und die Zeit war uns nicht lang geworden, als eine Negerin meldete, daß das Abendessen angerichtet wäre.

Das letztere war wiederum sehr reichlich, und wenn gleich ein verwöhnter europäischer Gaumen auch an der hiesigen Kochkunst und der noch nicht acclimatisirte Fremde namentlich an der übermäßigen Zuthat der schärfsten Pfefferarten vieles zu erinnern gefunden haben würde, so ließen wir den aufgetragenen Gerichten aus Hühnerfleisch, Eiern, Reis und Bohnen bestehend, alle Gerechtigkeit widerfahren. Als großer Leckerbissen war ein Gericht aufgestellt, das aus dem Fleische eines erst heute geborenen Kalbes zubereitet und mit einer Pfefferbrühe so übermäßig gewürzt war, daß jeder Bissen dem Neuling wie Feuer im Munde brennen mußte. Für den größten Gaumenkitzel eines brasilischen Feinschmeckers gilt aber die noch ungeborene, unreife und auf diese Weise zubereitete Frucht, weßhalb denn im Süden Brasiliens, wo in den endlosen Prairien unabsehbare Heerden von Hornvieh im ganz und halb wilden Zustande leben, manche trächtige Kuh mit dem Lasso eingefangen und getödtet wird, bloß um jene in den Augen eines Europäers an und für sich doch ekelhafte Leckerei zu bekommen. In der Provinz Rio de Janeiro ist jedoch das Hornvieh ziemlich theuer, und es muß daher auch eine verständigere Oekonomie in der Zucht desselben beobachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über die Provinz Jünnan.

Die Nouvelles Annales des Voyages vom Junius d. J. enthalten eine Mittheilung von dem französischen Missionär Huot über die Bevölkerung von Jünnan, die wir demnächst unsern Lesern im Auszug mittheilen werden, da wir bisher über die Bevölkerungsverhältnisse dieser Länder so gut wie gar nichts wußten. Inzwischen heben wir nachstehendes über das Klima aus: „obwohl wir unter dem 26° N. B. uns befinden, so ist doch die Hitze gegen Westen erträglich wegen der Nähe der stets mit Schnee bedeckten Berge; aber das Wasser, das von diesen Bergen herabkommt, ist schlecht und zerstört schnell die Gesundheit; an mehreren Orten wagt man nicht einmal, die Leinwand darin zu waschen, denn kaum hat man sie an der Sonne getrocknet, so zerfällt sie in Staub. Die Fieber dauern hier unaufhörlich fort, und kaum irgend ein Fremder entgeht ihnen. Minen, welche reich an allen Arten von nützlichen Metallen sind, liegen meistens noch ganz unbenutzt da. Der Ackerbau stößt auf so große Schwierigkeiten in dieser Provinz, daß vier Fünftheile des Bodens noch unangebaut sind. Die Colonisten, welche aus Sutschuen hereinströmen, bauen zwar das Land an, brennen aber ohne weiters die prächtigen Fichtenwälder nieder, so daß man in zehn Jahren nicht mehr das nöthige Holz finden wird, um Häuser zu bauen. Im ganzen Süden der Provinz wird Opium gebaut."

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Es ist einleuchtend, daß die Pfeiler oberhalb der großen Treppe der Seitenwände zwei prächtige Thore bildeten, die durch eine Gruppe von Säulen getrennt waren, zwischen denen die Besucher umherwandelten, ehe sie in den Palast eingeführt wurden. Nach den aufgefundenen Bruchstücken waren diese Säulen einander gleich, sämmtlich gerieft, und ruhten auf einem gleichfalls gerieften Sockel; das Capitäl war sehr hoch und bestand aus mehrern Stücken von sehr bizarrer Form. Der erste Theil des Capitäls mahnt in seinem Ganzen an den Gipfel eines Palmbaums, und zerfällt in zwei Unterabtheilungen: die eine fällt auf den Schaft zurück, und stellt die vertrockneten Blätter des Baums dar, die sich natürlich senken und auf den Stamm herabbeugen; die andere stellt neue, kraftvolle Zweige dar, welche sich über die andern erheben, und die nur in Folge ihres Gewichts leicht gekrümmt sind. Ueber diesen Theil ist eine Masse von 16 Schnecken auf vier Seiten, die sich in rechten Winkeln schneiden, vertheilt; auf jeder Seite sind vier Schnecken, zwei von oben und zwei von unten, die sich um sich selbst rollen. Auf diesem Bündel von Riefen und Schnecken ruht ein Stierkörper mit zwei Brusttheilen und zwei Köpfen in entgegengesetzter Richtung, und die Füße unter den Bauch zurückgezogen. Als Sinnbilder der Stärke waren diese Thierbilder hiehergestellt, als Stützen des Gesimses, welches von den Säulen getragen werden sollte. Man sieht in der That zwischen den beiden Hälsen, auf dem Theil des Rückens, der ihnen gemeinschaftlich ist, einen flachen, gefurchten Theil, wo die hölzerne oder steinerne Leiste zwischen zwei Säulen eingefügt wurde. Die Köpfe standen ganz frei.

Der Reisende muß sich jetzt, wie ehemals der Höfling, wenn er diesen Porticus zurückgelegt hat, südwärts wenden, um zu den Palästen zu gelangen, welche auf der rechten Seite der Hochfläche gruppirt sind.

Vor ihnen erheben sich, mitten unter den Trümmern einer großen Anzahl anderer, dreizehn, die noch aufrecht stehen. Zwischen der Terrasse, auf welcher diese Säulen sich erheben und dem Porticus, den man so eben verlassen, ist ein mächtiger Raum, in welchem man keine andern Alterthumsreste sieht, als die eines viereckigen in den Felsen gegrabenen Bassins; man kann aber nicht annehmen, daß dieser Raum zwischen dem Porticus und dem großen Palast ehemals ganz leer gewesen seyn sollte. Vielleicht darf man nach der Analogie der neuern Paläste schließen, daß hier ein großer Hof, vielleicht selbst ein Garten lag, und das Bassin zur Linken scheint namentlich diese letztere Vermuthung zu bestätigen. Auch jetzt noch liegen vor sämmtlichen neuern Wohnungen der Könige, und selbst der Privaten, immer oder fast immer Höfe mit Bäumen bepflanzt, mit Wasser in einem Bassin, das zu den bei den Persern sehr häufigen Waschungen bestimmt ist. Dieser Garten, dessen Stelle ich vor den Ruinen des Tacht-i-Dschemschid wiederzufinden glaube, wäre also nur eine Aehnlichkeit weiter zwischen dem alten Palast und den meisten neuern Palästen. Obgleich sich heutzutage auf diesem dürren Boden die nöthigen Vorbedingungen zu einem Garten nicht mehr finden, so ist doch anzunehmen, daß hier einst eine mächtige Vegetation durch das Klima begünstigt wurde, und daß die alten Beherrscher Persiens gerne

Digitized by Google

deren Reichthümer mit der architektonischen Pracht ihrer königlichen Wohnungen zu verbinden suchten.

Das Gebäude, zu denen die dreizehn auf diesem Theile der Hochfläche noch aufrechtstehenden Säulen gehörten, standen auf einer Terrasse, zu der man auf vier Stufen gelangt. Die ursprüngliche Höhe der Mauer, welche die Terrasse stützt, mußte etwa drei Metres seyn. Die Treppen, über welche man hinaufstieg, hatten verkehrte Absätze; zwei befanden sich in der Mitte, wo sie eine erste an die Mauer gelehnte Freitreppe bildeten, welche an jedem Ende in eine zweite der ersten ähnliche Treppe auslief. Die ganze Oberfläche dieser Mauer, die nicht weniger als 98 Metres lang ist, ist ganz wörtlich mit Sculpturen bedeckt. Die vier Treppen bestanden aus je 31 Stufen, und an den Mauern waren ebenso viel Figuren von Wachen, bewaffnet mit Lanzen, Bogen und Köchern, ausgehauen, welche solchergestalt die Zugänge des Palastes zu schützen schienen. In einem dreieckigen Rahmen zwischen dem Boden und der Neigungslinie der Treppe ist ein Basrelief von großem Effect: es stellt einen Stier dar, der sich bäumt und vergebens gegen einen Löwen sträubt, der ihn mit seinen mächtigen Klauen gepackt hat und in den Rücken beißt. Dieß Bild kann nur eine symbolische Bedeutung haben, was die zahlreichen Wiederholungen desselben Gegenstandes zu beweisen scheinen. Welches auch der unter diesen räthselhaften Emblemen versteckte Gedanke seyn mag, es ist seltsam, daß der Kampf dieser Thiere sich fortgepflanzt hat, und daß er, aus der Sculptur in die Wirklichkeit übergetragen, eines der Lieblingsschauspiele der Perser geworden ist. Bei ihren Festen, ihre grossen öffentlichen Belustigungen, wo Seiltänzer und Ringkämpfer auftreten, führt man mitten in den Kreis einen jungen Stier, den man auf alle Weise zu reizen sucht; wenn er endlich in Wuth geräth, läßt man den Löwen auf ihn los. Der Löwe ist eines der Embleme der persischen Monarchie und stellt in den Attributen des Königthums die Stärke und den Adel dar. Die Perser, sehr abergläubisch in Bezug auf Vorbedeutungen, dulden nicht, daß der symbolische Repräsentant ihres Reichs durch den Stier überwunden werde; zerrisse der Löwe nicht völlig den unglücklichen Stier, der ihm als Nahrung dienen soll, so würden sie darin eine sehr unglückliche Vorbedeutung für ihr Land sehen. Um nun gar nichts zu fürchten zu haben, und die Vorbedeutung günstig zu machen, brauchen sie stets eine List, und benützen, um den Löwen loszulassen, den Augenblick wo seine Beute den Rücken gedreht hat und unbeweglich steht. In einigen Sprüngen ist der Löwe auf seinem Nacken, und reißt ihn zu Boden. Verfehlt er unglücklicherweise den Sprung, weigert er den Angriff, und hat er nicht einen Hunger, der ihn antreibt, selbst die furchtbaren Hörner des Stiers nicht zu scheuen, so hält man diesen zurück, bis er, ein elendes Opfer des Aberglaubens, unter den Griffen des Löwen oder unter dem Dolch seines Herrn stirbt.

Die Mauertheile zwischen den dreieckigen Rahmen an den Treppen und den Abhängen selbst sind mit Sculpturen geziert, deren Reihe nur durch drei Tafeln unterbrochen ist, welche hergerichtet waren, um Inschriften aufzunehmen. Eine einzige dieser Tafeln ist ausgefüllt, und mir scheint außer Zweifel, daß, da die Inschrift nicht auch auf den andern wiederholt ist, die Denkmale von Persepolis vor ihrer völligen Vollendung von der Zerstörung übereilt wurden. Auf der Mauer der mittleren Freitreppe, auf beiden Seiten der nicht angefüllten Tafeln, scheinen vier Figuren von großen Verhältnissen Wachen darzustellen. In einer langen, um die Lenden festgezogenen Tunica, welche mehrere regelmäßige Falten bildet und weite Aermeln hat, stehen diese Krieger da mit einer Art Tiara auf dem Kopfe, die oben etwas ausgeschweift und gerippt ist, sie halten eine Lanze vor sich mit beiden Händen, und der Schild sitzt auf ihrer Hüfte. Dieser Theil der Mauer war vollkommen umgestürzt, und blieb bis zu unserer Ankunft in Persepolis unbekannt; uns gelang es zuerst die ungeheuren Blöcke wieder aufzuheben.

Rechts und links von dieser Freitreppe dehnte sich die Mauer auf einer Länge von 16 Metres bis zu den äußersten Theil des Absatzes aus, und war in der Höhe in drei Felder getheilt, in denen Menschen und Thiere in Procession gegen die Mitte zu zogen. Die Verschiedenheit zwischen den Gegenständen links und rechts ist sehr merklich; sie besteht nicht nur in der Anordnung der auf jeder Seite dargestellten Scenen, sondern auch im Charakter und Costüm der Personen; dieß ist so auffallend, daß man auf den ersten Anblick einsehen muß, daß zwei ganz verschiedene Reihen von Vorstellungen bei dem Entwurf dieser beiden grossen Bilder vorherrschen mußten. Links erkennt man die Leute des Königs, die Palastbeamten, die Hofleute, rechts sind es Personen einer andern Classe, Handwerker und Landleute. Urtheilt man nach der Verschiedenheit der Costüme und ihrer Auszeichnungen, so ist anzunehmen, daß sie die verschiedenen Nationen oder Stämme des persischen Reichs darstellen sollten.

Die Personen des linken Bildes sind nur von zweierlei Art, d. h. sie tragen nur zweierlei Costüme. Sie zeigen sich abwechselnd entweder in einem langen Rock mit weiten Aermeln, mit einer breiten, gerippten Tiara auf dem Kopf, oder in einer kleinen, nur bis auf die Knie reichenden und über weite Beinkleider hinfallenden Tunica mit einem in Form eines Helms abgerundeten Kopfputz. Ihre sorgfältig frisirten Haare bilden große Büschel an ihrem Hals, und ihr ebenfalls sorgfältig gepflegter Bart ist spitz zugeschnitten. Sie sind sämmtlich mit einem Dolch bewaffnet, der im Gürtel steckt oder an der Seite hinabhängt und durch ein Schultergehänge zurückgehalten. Einige unter ihnen tragen einen Blumenstrauß in der Hand, welcher Gebrauch unter den alten Persern sehr verbreitet gewesen zu seyn scheint, wenn man nach den Basreliefs von Tacht-i-Dschemschid urtheilen darf, und dieser Gebrauch hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Perser halten es für feine Sitte, eine Blume zwischen den Fingern zu halten, um sie einem Freunde anzubieten, oder dem ersten, dem man begegnet, eine Artigkeit zu erweisen. Die Hyacinthe ist ihre Lieblingsblume. Den Bogen, der einigen dieser Personen an der Seite hinabhängt, muß man als ein Zeichen ihres kriegerischen Berufs betrachten. Alle auf dem Bild links dargestellten Figuren tragen überdieß ein Halsband, das Zeichen einer Würde, eines hohen Amts im Staat. Der Bildhauer wollte augenscheinlich diesen Theil seines Werks den Würdeträgern des Reichs widmen. Diese erste Reihe zieht gegen die mittlere Freitreppe, wie um die Stufen hinanzusteigen, und ihr voran zieht eine Art Ehrenwache, dargestellt durch 93 mit Lanzen bewaffnete Personen.

Die Anordnung der Sculpturen, welche den andern Theil der Mauer zieren, ist nicht dieselbe. Hier bilden die Basreliefs nicht von einem Ende zum andern ein fortlaufendes Ganze von Figuren, sondern sie bestehen aus mehreren verschiedenartigen Scenen. Eine Cypresse, symmetrisch auf jeder Seite dieser abgetheilten Bilder aufgestellt, trennt sie von einander. Die Figuren, welche hier ausgehauen sind, müssen als die Repräsentanten verschiedener Corporationen, Kasten oder Stämme des persischen Reichs angesehen werden. Die Zusammenstellung dieser Scenen muß den Zweck gehabt haben, Ceremonien der Huldigung oder der Opfergabe an das höchste Wesen, das unter der Form des Feuers verehrt wurde, oder an die Person des Herrschers, der selbst einen religiösen Charakter hatte, darzustellen. Wenn man das Studium der Alterthümer von Persepolis durch das Studium der neuern Sitten Persiens vollendet, so ergibt sich daß man dem König eine Art Cultus weihte, dessen Ausdruck diese Gaben oder diese Ehrenbezeugungen waren. Alle auf dieser Reihe von Basreliefs abgebildeten Personen tragen verschiedene Gegenstände und scheinen sie darzubringen. Alle sind von amtlichen Einführern geleitet, welche wie jetzt noch am Hof des Schah, einen großen Stab, das Zeichen ihres Amts, in der Hand tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühe Predigt des Christenthums in England. In der antiquarischen Gesellschaft zu Carleon las ein Geistlicher, Namens Dr. Jones, eine Abhandlung über das Alterthum der brittischen Kirche, worin er zu beweisen suchte, daß das Christenthum den Britten schon vor Augustin bekannt war, und daß es wahrscheinlich schon im ersten Jahrhundert nach Chr. gepredigt wurde, was er aus celtischen Benennungen zu erweisen suchte. (Liter. Gaz. 27 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 187. 6 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

Polynesien.

Da die Untersuchung der Sitten und Dialekte der polynesischen[1] Stämme keinen Zweifel läßt, daß sie in der That Eine Nation bilden, und da die Aehnlichkeit ihrer Dialekte die Vermuthung rechtfertigt, daß seit ihrer Zerstreuung keine sehr lange Zeit verflossen ist, so ist der Versuch natürlich, ob es nicht möglich wäre, durch Vergleichung ihrer Dialekte und Ueberlieferungen, so wie durch andere Andeutungen wenigstens mit einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit den Ausgangspunkt zu ermitteln, wo diese Trennung stattfand, und die Art, wie sie geschah. Damit ist nicht der ursprüngliche Sitz der Race im malaiischen Archipel gemeint, sondern nur die Insel oder Gruppe in der Südsee, welche zuerst bewohnt war, und für die andere gewissermaaßen das Mutterland wurde.

Das erste Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung ist die Ueberzeugung, daß der Fortschritt der Wanderung von Westen nach Osten ging; wir finden in den westlichen Gruppen viele Formen, die in den östlichen gänzlich fehlen, oder nur mangelhaft auftreten und ihren ursprünglichen Sinn verloren zu haben scheinen. Andere Vergleichungen bestätigen diesen allgemeinen Schluß. Wir finden im Westen eine vergleichsweise einfache Mythologie und eine geistige Gottesverehrung, während sie im Osten zu einem erniedrigenden grausamen Götzendienst entartet ist. Die Sitte des Tättowirens, welche in Samoa und Tonga einem Zweck des Anstands und der Schicklichkeit entspricht, ist wie anderswo zu einer bloßen Zierrath ausgeartet. Andere ähnliche Umstände mögen hier übergangen werden, und nur Eins müssen wir noch erwähnen. Die Bewohner der Tonga- oder Freundschaftsgruppe gehören zwar zu der polynesischen Familie, bilden aber eine eigene Classe. Dieß ergibt sich aus ihrer Sprache, welche in einigen wichtigen Punkten, namentlich im Artikel, im Fürwort und im Passivum abweicht, und mehrere ihrer Gebräuche, so das Kinderopfer, das Abschneiden eines Fingers zur Beschwichtigung der Götter, die Art ihres Canoebaues u. s. w. sind eigenthümlich. Diese Insulaner haben also Modificationen ihrer Sprache und Gebräuche aus einer Quelle erhalten, welche die andern nicht afficirte; wir lassen somit diese Gruppe vorerst außer Frage, und kommen später darauf zurück.

Gegen die Wanderung von Westen nach Osten hat man das angebliche Vorherrschen östlicher Winde zwischen den Tropen angeführt, allein es ist eine über allen Zweifel erhobene Thatsache, daß in den Wintermonaten unserer Halbkugel West- und Nordwestwinde im stillen Meer bis zum Paumotu-Archipel und vielleicht noch weiter hin vorherrschen. Ein merkwürdiger Fall ist bekannt: Kadu, ein Eingeborner von Ulea im Carolinen-Archipel, wurde von Kotzebue im J. 1817 auf der Insel Aur im Radack-Archipel gefunden, wohin er mit drei Gefährten in seinem Canoe getrieben wurde; dieß ist eine Strecke von 1500 Meilen. Beechey fand gleichfalls auf dem Paumotu-Archipel einige Eingeborne der Ketteninsel, welche durch Westwinde 600 Meilen westwärts getrieben worden waren. Diese Entfernung ist nicht so groß, wie die vorhergehende, aber die Thatsache darum kaum minder wichtig, da der Fall mehr an den Ostgränzen Polynesiens eintrat.

Der Missionär Williams bemerkt, daß die Bewohner von Rarotonga glauben, sie stammten zum Theil von Auswanderern der Schifffahrtsinseln ab; auf einer andern der Hervey-Inseln, Aitutaki, glauben die Einwohner, ihr Vorfahrer sey aus einem tiefer gelegenen Lande, Namens Awaiki, herauf gestiegen; dieß erinnert an die Ueberlieferung der Marquesas, welche dieß tiefer gelegene Land Hawaiki nennen. Man muß dabei nothwendig an den eingebornen Namen der Sandwichinseln „Hawaii" denken, und sich erinnern, daß alle diese Ausdrücke nur die verschiedenen Formen sind, welche der Name der größten unter den Schifffahrtsinseln (Sawaii) in den verschiedenen Dialekten annehmen würde. Es scheint also, wenn man dieser Andeutung folgt, daß die verschiedenen Stämme Polynesiens auf ihren ursprünglichen Sitz zurückgeführt werden können. Hr. Williams ist gleichfalls der Ansicht, daß die Samoa oder Schifffahrts-Inseln der Hauptsitz seyen, von dem die Bevölkerung der übrigen Gruppen Polynesiens ausgegangen. Seine genaue Bekanntschaft mit den Sprachen und Ueberlieferungen der drei Hauptgruppen geben seiner Ansicht ein besonderes Gewicht. Die spätern Ergebnisse dieser Reise, so wie manche Angaben früherer Reisenden scheinen diese Annahme durchaus zu bestätigen.

[1] Zum Unterschied von Micronesien und Melanesien.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Patachos.

(Fortsetzung.)

Das wiederholte Geschrei einer großen, vielleicht noch unbekannten Eulenart und anderer Nachtvögel veranlaßte mich, noch einen abendlichen Jagdzug zu machen, und als ich nach einer Stunde zurückkehrte, fand ich die Familie noch beisammen

Digitized by Google

und Hrn. Pereira und Antonio beim Becher; denn obgleich der Brasilier im Genusse spirituöser Getränke im allgemeinen sehr mäßig ist, so macht er doch mitunter in Gesellschaft von dieser Enthaltsamkeit eine Ausnahme. Herr Pereira sprach eigentlich Antonio zu gefallen der Flasche ziemlich weidlich zu, da der letztere es gar nicht verschmähte, sich gelegentlich einen ansehnlichen Haarbeutel zu trinken. Er befand sich auch bereits auf dem geradesten Wege zu diesem Ziele, denn er fing schon an, allerlei kurzweilige und pudelnärrische Streiche zu machen, und das war der Thermometerstand, welcher zuverlässig andeutete, daß er die Linie des klaren Bewußtseyns bereits überschritten. Erst wurde er zärtlich gegen die jungen Damen, dann, als er einsah, daß seine Herzensergießungen nicht mit gleicher Innigkeit erwiedert wurden, forderte er die dicke Madame Pereira zu einem Tupinambatanze auf, und als diese Dame sich mit Unkenntniß der interessanten Tupinambatanzkunst entschuldigte, fing unser Freund — weit entfernt sich durch alle diese Körbe entmuthigen zu lassen — auf eigene Faust an, einen indianischen Kriegertanz auszuführen — ein Act, der zwar anfangs unsere Lachmuskeln in Bewegung setzte, aber nach und nach einen so wildkriegerischen Charakter annahm, daß unsere Theilnahme immer gespannter wurde. Der Kriegertanz der Tupinamba besteht nicht sowohl in den leicht beschwingten Bewegungen unserer modernen Tanzkunst, sondern in jenen classischen, den innern Menschen repräsentirenden, alle Gefühle der Seele ausdrückenden Stellungen und Pantomimen, die in Begleitung mit den wilden, kurz abgestoßenen Tönen und feuersprühenden Blicken erst etwas Herausforderndes und dann in der That etwas Grauenhaft-Wildes annahmen, so daß unsere anfängliche Lachlust sehr bald einem unwillkürlichen Schauder, der sich fast bis zum Entsetzen steigerte, weichen mußte. Und welche Wirkung mußte dieser Tanz erst hervorbringen, wenn er von mehrern Indianern in ihrem gräulichen Kriegerschmucke mit den roth und schwarz bemalten Gesichtern, den durchbohrten Ohren- und Nasenknorpeln und all dem wilden und barbarischen Putz, der ihnen ein so schreckliches Aussehen verleiht, in der Wildniß und mit dem vollen und entflammten Enthusiasmus im Angesichte der Gefahr aufgeführt wird. Gegen ein solches Schauspiel halten alle unsere künstlichen Ballette und die Schnörkeleien unserer bewunderten Tänzerinnen wahrlich nicht Stich.

Als Antonio nach etwa einer halben Stunde vollkommen nüchtern geworden, seinen Kriegertanz geendigt hatte, versank er in jene düstere Stimmung, die sich seiner zu bemächtigen pflegte, wenn er an das Schicksal seiner Vorfahren und Stammverwandten erinnert wurde. Der Tanz mochte solche Erinnerungen in ihm geweckt haben, denn er blieb den Rest des Abends hindurch düster und schweigend, und alle unsere Bemühungen, seine vorige, gute Laune wieder flüssig zu machen, erwiesen sich als fruchtlos. Nach einer geraumen Weile füllte sich Antonio ein großes Glas mit Wein, leerte es auf einen Zug und zog sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, in sein Schlafgemach zurück.

„Senhor", sagte Hr. Pereira zu mir, als sich Antonio entfernt hatte, „eine treuere Seele als diesen Wilden hat die Sonne nicht beschienen, und ich möchte wünschen, daß viele der andern Menschen der sogenannten Civilisation eben so rechtschaffen und gesinnungstüchtig wären, als dieser halbcivilisirte, aber mit einem tiefen Gemüthe begabte Indianer. Wie weit seine Uneigennützigkeit und Aufopferung in der Freundschaft geht, davon kann ich nachsagen. Er hat mir mit Gefahr des eigenen Lebens einst das meinige gerettet. Eines Tages befand ich mich mit ihm und zwei Negern, die letztern mit Aexten versehen, im Walde, und wir suchten vereinzelt einen Stamm zum Fällen auf, wie ich denselben gerade zu einem Bau gebrauchte. Antonio und die Neger waren um etwa 20 Schritte von mir entfernt, als ich plötzlich einen kleinen Panther, wie eine Katze um meine Füße herumspielen sehe, eine Entdeckung, die mich, den Unbewaffneten, nicht wenig erschreckte, da ich wohl denken konnte, daß sich die Mutter in der Nähe befinden mußte. Und in der That, als ich aufblickte, sehe ich das furchtbare Raubthier über meinem Haupte am Stamme eines Baumes angeklammert und die rollenden Blicke bald auf sein Junges, bald auf mich werfend. Ich stieß einen Schrei aus, denn die Panthermutter war mit einem Satze vom Baume herab und hatte eben die Stellung ihres verderblichen Angriffs eingenommen, so daß ich rettungslos verloren schien, als Antonio einem der feigen Neger die Axt entreißt und mit jener Gelenkigkeit, die den Indianern eigen ist, an der Seite des Panthers sich befindet und mit einer unglaublichen Kraft und Gewandtheit dem Thiere den Schädel zu Atomen zerschmettert. Das alles war das Werk eines Augenblicks, und schneller ausgeführt als es erzählt werden kann. Dieses Manöver erforderte jedoch große Gegenwart des Geistes, denn ein Fehltritt oder Fehlstreich würde dem Angreifer das Leben gekostet haben. Den jungen Panther nahmen wir mit, und ich habe ihn eine Zeitlang anscheinend ziemlich gezähmt im Hofe herum laufen lassen, allein bei zunehmender Stärke entwickelte er bald seinen blutdürstigen Charakter in solchem Grade, daß ich ihn tödten mußte, da er unter dem Federvieh, Ziegen und Schafen die gräulichsten Verwüstungen, meistens aus bloßer Mordlust, anrichtete."

Am andern Morgen verabschiedeten wir uns frühzeitig von dieser gastfreundschaftlichen Familie, und setzten dann etwa zwei Stunden lang unsere Reise durch ein von seinem frühern Baumbestande gelichteres Thal fort, in welcher noch einige Fazendas lagen. Wir schritten in der frischen Morgenluft rüstig fort, und noch ehe die Sonne ihre heißen Strahlen herabsandte, befanden wir uns wieder unter dem schützenden Laubdache des Hochwaldes, der diesen Strich bis tief hinein in die Provinz Minas Geraes bedeckt.

Es begegnete uns beim Eintritt in den Urwald der Postbote von Rio, der mit seiner Brieftasche auf dem Rücken sehr unregelmäßig und nur dann, wenn sich eine hinreichende Anzahl Briefe im Postbureau zu Rio angesammelt hat, diese Gegenden zu Fuß durchstreift. Es war ein Neger, der weder lesen noch schreiben konnte, und daher eben nicht ganz besonders zum Briefträger paßte. Leider ist es überhaupt nur zu wahr, daß auch das hochwichtige Institut der Postverwaltung in Brasilien sich im kläglichsten Zustande befindet. Poststraßen gibt es in ganz Brasilien nicht; ein Postwagen, eine Schnellpost, ein Eilwagen u. dgl. sind dort ganz unerhörte und unbekannte Dinge. Nur auf der einen Seite von Rio nach St. Cruz und Itagoahy zu hat man auf einer Strecke von etwa 16 Meilen den Versuch zu einer Landstraße gemacht, auf die ein Fuhrwerk sich wagen darf, d. h. in der trockenen Jahreszeit, denn in der Regenzeit muß man an vielen Stellen bis an den Gürtel durch Wasser und Schmutz waten. Dann aber fangen bald wieder die Gebirgspfade an, die in ihrem bisherigen Zustande nur von Maulthieren betreten werden können, und die vielen im Gebirge

Digitized by Google

liegenden Gerippe dieser Thiere zeugen am lautesten von der schlechten Beschaffenheit der Wege.

Mit der Ablieferung der Briefe wird im Postamte (administraçao de corrêa) mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit verfahren. Unter den Postbeamten in Rio de Janeiro befindet sich niemand, der eine, geschweige denn mehrere fremde Sprachen verstände, wie man doch billig in einer Welthandelstadt wie Rio erwarten sollte. Ob man einem brasilischen Postbeamten eine mit deutschen Buchstaben oder ägyptischen Hieroglyphen geschriebene Adresse vorlegt, das gilt ihm ganz gleich, er kann beide nicht lesen, und so kommt es denn, daß Briefe, welche die Reise über das weite Wasserbecken des Oceans gemacht haben und von der größten Wichtigkeit sind, jahrelang im verwahrlosetsten Zustande im Posthause zu Rio sich herumtreiben und häufig in ganz unrechte Hände gerathen. Am liederlichsten springt man jedoch mit den fremden Briefen, d. h. allen solchen um, die keine portugiesische Adresse haben. Diese werden unter der Rubrik „cartas estrangeiras" in einen Haufen zusammen geworfen und jedem vorgelegt, der sich dieselben zur Ansicht ausbittet, und jeder sucht sich nach Gefallen aus, was ihm ansteht, ohne daß sich weiter im geringsten darum bekümmert würde, ob er auch zu einer solchen Empfangnahme berechtigt ist. Dadurch ist schon mancher Europäer in großen Schaden gekommen.

Wir verzehrten heute unser Mittagsbrod im Walde und erreichten beim Untergang der Sonne die ersten Maisfelder einer Fazenda, wo wir zu übernachten beabsichtigten. Eine Schaar der großen grünen Papagayen war eben mit der Plünderung eines Maisfeldes beschäftigt. Diese Vögel richten durch ihre Gefräßigkeit und noch mehr durch die dabei beobachtete Verschleuderung zum nicht geringen Aerger der brasilischen Pflanzer große Verwüstungen besonders in den Maisfeldern an, denn so unabsehbar sind ihre Züge, daß die Felder und Bäume, die ihnen Nahrung bieten, ihrer Früchte sehr bald beraubt sind. Man braucht nur blindlings in ihre massenhaften Gesellschaften zu schießen und darf gewiß seyn, auf einen Schuß 6 bis 12 Stück zu erlegen. Das Fleisch wird in Brasilien gegessen.

Der Abend war hereingebrochen, als wir die Fazenda erreichten. Der Eigenthümer derselben war nicht zu Hause und von der übrigen Familie bekamen wir niemand zu Gesicht, so wie denn überhaupt hier die Gastlichkeit nicht zu Hause zu seyn schien. Eine Negerin brachte uns ein höchst frugales Nachtessen, und wir suchten nach der Mahlzeit bald das Lager.

Inzwischen sollte uns auch der Schlaf nicht lange erquicken, denn schon nach einigen Stunden gerieth das ganze Haus in Alarm, weil ein Ameisenheer auf seinem Wander- und Verheerungszuge in das Haus gedrungen war, die sämmtlichen Bewohner bald von ihren Lagerstätten vertrieben hatte und nun, ohne sich durch irgend etwas beirren zu lassen, seine Plünderung im Wohngebäude fortsetzte. Dieser im einzelnen Individuum so verächtlich erscheinende Feind wird durch seine zahllosen Massen unbezwinglich, und keine Macht vermag ihren verderblichen Wanderungen Einhalt zu thun. Umsonst, daß man Stroh und dergleichen anzündet, oder ihre Vorhut durch Wasser vertilgt: immer neue Myriaden nachrückender Heerschaaren ersetzen die Gefallenen, und der Mensch mit allen ihm zu Gebote stehenden Hülfs- und Vertilgungsmitteln kann ein so erbärmliches Insect nicht bewältigen. Nur dann, wenn sie alles durchwühlt und durchstöbert, und was ihnen schmeckt, verzehrt haben, ziehen sie freiwillig wieder ab. Der Biß dieser Thierchen ist brennend schmerzhaft.

In einem Nebengebäude Schutz suchend, hatten die Bewohner aus dem Hause flüchten und alles den ungebetenen Gästen überlassen müssen. Da sich trockenes Brennmaterial reichlich vorfand, so zündeten Antonio und ich ein Feuer an, und erwarteten, an demselben gelagert, im Freien den anbrechenden Morgen. Der Schlaf wollte sich zwar nicht wieder einstellen, aber auf dem Rücken liegend, das Gesicht dem glänzenden Himmelsgewölbe über mir zugewendet, vergingen mir die Stunden sehr schnell, und mein Auge weidete sich an den Eigenthümlichkeiten des Südhimmels mit seinen Gruppen großer Sterne und seinen einzelnen, von tiefster Dunkelheit beherrschten Räumen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Unter den mannichfachen Gegenständen, aus denen diese Basreliefs bestehen, bemerkt man in der ersten Reihe Personen in kurzen Tunicas, welche ein Pferd, und andere mit einem langen Kleid, die eine Löwin mit vollen Zitzen führen. Die Personen dieser beiden Gruppen sind denen ähnlich, welche den Zug links bilden; vielleicht stellen sie die beiden großen Familien, die medische und persische, dar, welche an der Spitze der unterworfenen Stämme des Reichs ziehen. Die ersten, welche ein Pferd führen, können als Meder oder Parther betrachtet werden, die sich durch ihre Reitkunst auszeichnen, die andern, welche eine Löwin führen, bezeichnen die Perser des Südens und der Gebirge, wo die Sage noch das Andenken an die einst vorhandenen Löwen aufbewahrt hat. Unter den andern Gruppen fallen diejenigen auf, in deren Mitte ein Büffel, begleitet von Leuten, die man an der Form ihrer langen Gewänder als Indier erkennt, ein mit zwei zierlich geschirrten Pferden bespannter Wagen, ein baktrisches zweibuckliges Kamel und ein wilder Esel zu bemerken sind, vor welchem Thier die Perser wegen seiner Gelenkigkeit und seines wilden, unzähmbaren Wesens eine große Achtung haben. In diesen verschiedenen Bildern, deren Anzahl 19 beträgt, sind 15 oder 16 verschiedene Arten von Leuten, die sich durch ihre Kleider oder durch die Erzeugnisse ihrer mannichfachen Industrie unterscheiden.

Bis jetzt war man nicht eins, oder vielmehr man hat sich über keine bestimmte Ansicht geeinigt hinsichtlich der Art der Ceremonie, welche in dieser langen Reihe von Basreliefs und Personen dargestellt seyn kann. Nach den Angaben einiger mehr oder minder klarsehender Personen hat sich die Ansicht festgesetzt, daß die Mauern, deren Verzierung diese Sculpturen bilden, zu Tempeln gehört hätten. Es gibt Reisende und Archäologen, welche in den Ruinen des Alterthums niemals etwas anderes sehen wollen, als die Ueberreste religiöser Gebäude. Allerdings hat in alten Zeiten, wie im Mittelalter und in der neuen Zeit, die Religion, welches auch ihr Ausdruck und welches ihre Form seyn mochte, große Denkmale hervorgerufen, aber neben diesen griechischen, römischen oder gothischen Tempeln gibt es auch andere ebenso bewunderungswerthe, aber durch profane Ideen hervorgerufene Bauwerke. Steigt man in das höchste Alterthum hinauf, so beweisen die neuerlichen Entdeckungen auf dem Boden von Ninive in zuverlässiger und unwiderleglicher Weise, daß die mit Basreliefs bedeckten Wände dieser Ruinen einem unermeßlichen Palast angehörten.

Ich und einige andere Reisende, welche diese Ruinen auf der Ebene Merdascht, an dem Orte, wo die Hauptstadt der Könige aus dem Stamme der Achämeniden stand, ohne vorgefaßte Ansicht betrachteten, sind der Ansicht, daß dieß die letzten Reste eines prachtvollen Palastes sind; indeß ist die Behauptung einiger Schriftsteller, welche in denselben nur die Trümmer alter Feuertempel sehen wollen, nicht ganz unverträglich mit meiner Ansicht. Ich glaube, daß man beide Meinungen vollständig ver-

Digitized by Google

einigen kann. Im alten Orient, in der Zeit der Magier und des Feuercultus, stand das Oberpriesterthum den Königen zu, die, nicht zufrieden mit der unbeschränktesten Gewalt, ihre Herrschaft auch noch mit einem göttlichen Schimmer zu umgeben suchten. In dieser Zeit der Götzendienerei und des monarchischen Fetischismus übten die Könige von Persien eine Macht, die noch etwas mehr war als die geistliche und weltliche Gewalt unserer Päpste: es war eine militärische und religiöse Autokratie. Betrachtet man das Ganze der Ruinen von Tacht-i-Dschemschid als die Reste eines oder mehrerer Paläste, so muß man wohl annehmen, daß inmitten dieser Wohnung des Monarchen sich auch ein dem Feuerdienst geweihtes Heiligthum erhob. Die Gegenstände der Basreliefs an der Treppe des Tacht-i-Dschemschid erklären sich dann, und können nicht mehr als die Anzeigen einer ausschließlich religiösen Bestimmung betrachtet werden. Um diese so mannichfaltig gedeuteten Basreliefs zu verstehen, muß man in den gegenwärtigen Gebräuchen Persiens eine Analogie suchen, welche durch die Vergangenheit nicht verläugnet wird. Dieß veranlaßt mich in den Sculpturen an der Treppe von Persepolis die Darstellung einer großen Ceremonie zu sehen, in welcher die ganze Nation durch ihre Abgeordneten dem König der Könige ihre Verehrung bezeugt. Diese Ceremonie entsprach wahrscheinlich dem Fest des Norus (neuen Tags), das man noch jetzt feiert.

Im J. 1841 habe ich während meines Aufenthalts zu Teheran diesem Jahrestag beigewohnt, welcher eine der großen jährlichen Festlichkeiten der Perser ist. Wenn das Fest des Norus eintritt, welches unserer Frühjahrs Tag- und Nachtgleiche entspricht, macht der Schah seinen Höflingen und den vornehmsten Chans seines Reichs Geschenke verschiedener Art, und sie sowohl, wie alle diejenigen, welche das Wohlwollen des Königs gewinnen wollen, bezeugen ihm ihren Dank, oder einfach ihre Unterwürfigkeit und Verehrung, indem sie ihm Pferde, Kaschmirshawls, Kleider und selbst Geld anbieten. Auf dem Throne und entfernt von der Menge sitzend zeigt sich dann der König in seiner ganzen Majestät. Die Personen, welche ihm ihre Ehrfurcht bezeugen wollen, sammeln sich um den Saal her, in welchem der König sich befindet, und dessen Ausgänge sämmtlich geöffnet sind, damit alle den König sehen können. Die Prinzen von Geblüt stehen am nächsten, dann kommen die Großwürdenträger, die Befehlshaber der Armee, hinter ihnen die Höflinge, die Beamten geringern Grads, die Dichter und endlich das gemeine Volk. Wenn der König, glänzend von Edelsteinen und Perlen, erscheint, beugt diese ganze Menge das Knie, und wiederholt die Salamaleks mit dem Ausdruck der tiefsten Verehrung. Der Schah bleibt unbeweglich, schweigend, und empfängt diese Huldigungen mit einem majestätischen Gleichmuth. Sobald die von dem Ceremoniell vorgeschriebenen Begrüßungen beendigt sind, nähern sich die Dichter, deren Persien viele zählt, und sprechen das Lob des Monarchen in emphatischer Weise aus. Diese kecken Leute schrecken vor keiner Metapher, so kühn sie auch seyn mag, zurück, ihre Bilder sind von der Sonne, dem Mond, der ganzen Natur entlehnt, und unter diesem Schleier der endlos über einander geschichteten Allegorien ist es fast unmöglich einen Sinn zu entdecken. Das Volk stößt zu wiederholtenmalen Rufe zu Ehren des Schah aus, ruft Ali und alle Imams des Islam an, worauf der König, der nicht einmal zu lächeln geruhte, den Großen verschiedene Geschenke (Pischkeschs) und Hände voll Silber, ehemals Gold, vertheilen läßt. Dem geringen Volk, das seine Huldigungen mit denen der großen Herren vereinigt, werden einige tausend Stücke weißer Münze, welche für diese Gelegenheit besonders geschlagen werden, und nur 3 bis 4 Sous werth sind, hingeworfen. Natürlich stürzt sich das Volk darauf, und schlägt sich um diese elenden Zeichen der königlichen Freigebigkeit.

Die Sitten haben sich in Asien nicht sehr geändert, und der Norus ist zuverläßig ein Andenken aus alter Zeit. Die nationalen Geschichtschreiber behaupten, Dschemschid habe dieß Fest zu Ehren der Sonne eingesetzt, die in der Frühjahrs Tag- und Nachtgleiche ihre ganze Kraft wieder erhält, und die Natur wieder belebt. Diese Tradition hat sich durch den Namen Tacht-i-Dschemschid, den die neuern Perser den Palästen von Persepolis geben, fortgepflanzt. Wahrscheinlich ist die auf dem großen Basrelief dargestellte Ceremonie, über deren Sinn man so viel gesprochen hat, nichts anders als die des Norus. Die Huldigungen und Geschenke, die hier abgebildet sind, sind dieselben, welche das Fest des Norus noch heutzutage nothwendig macht. Das Symbol des Löwen, der den Stier niederwirft, wovon Hr. Lajard eine so sinnreiche Erklärung gegeben, kann als ein Grund weiter zur Stütze meiner Ansicht angeführt werden. Die Forschungen Hrn. Lajards über die Religion der alten Perser waren bekanntlich von einem Erfolg gekrönt, den die neuerlichen Entdeckungen auf dem Gebiet von Niniveh in ausgezeichneter Weise bekräftigt haben. Es geht aus der von Lajard über die Mysterien der Feueranbeter des Alterthums ausgesprochenen Ansicht hervor, daß der Löwe das Princip der Wärme, der Stier das des Wassers repräsentirt. Daher die Folge, daß der Sieg des erstern über den zweiten den Sieg der Sonne über die Feuchtigkeit bedeutet. Die Frühjahrs Tag- und Nachtgleiche ist der Zeitpunkt, wo die Sonne und ihre Wärme neue Kraft erhält, und die kalte Jahreszeit weicht. Die Perser, welche aus diesem Tage des Jahres eine Feierlichkeit gemacht haben, die noch jetzt unter dem Namen Norus im Gebrauch ist, haben denselben durch den Sieg des Löwen über den Stier symbolisch dargestellt. Die Einweihung in die religiösen Mysterien Persiens, die wir Lajard verdanken, kommt uns hier zu Hülfe, um den wahren Sinn der Sculpturen von Persepolis zu erklären. Man sieht deutlich, die dargestellte Ceremonie hatte einen doppelten Charakter, und die Huldigung für den Herrscher verschmolz sich nothwendig mit der Verehrung der Sonne.

Bezüglich der Kunst sind diese Sculpturen nicht minder bemerkenswerth als in archäologischer Beziehung. Was sie besonders auszeichnet, ist eine große Richtigkeit der Zeichnung und eine Reinheit der Umrisse, die bis zur Trockenheit geht. Man kann sich nicht läugnen, daß die symmetrische Anordnung der Basreliefs eine gewisse Kälte über diese verschiedenen, sonst auch ohne Belebtheit dargestellten Scenen verbreitet, aber diese Kälte schließt weder die Großartigkeit, noch den Pomp aus. Die langen Basreliefs machen in der Entfernung wenig Effect, und unterscheiden sich hierin stark von den Kolossen der Porticos, die durch ihre scharfen, gewaltigen Formen, durch ihr hohes Relief sich stark von den Mauern, auf denen sie stehen, abheben, und in der Ferne einen sehr großen Eindruck machen. Die vorliegenden Sculpturen können dagegen nur ganz in der Nähe recht geschätzt werden, und da sie übrigens gegen Norden stehen, so gestatten sie auch der Sonne nicht das Spiel mit dem Lichte, das durch Schatten und große Helle das schwache Hervortreten ersetzen würde. Besonders merkwürdig an diesen Basreliefs sind die Profile der Köpfe, die sämmtlich einen schönen Charakter an sich tragen. Man findet hier die Gesichtslinien der südlichen Perser. Die Ausführung der Kleider und der größern Körpertheile ist höchst einfach; dagegen sind diejenigen Theile, wo man mit der Sculptur ins Einzelne gehen konnte, mit einer Vollendung und einer bis ins Kleinliche gehenden Zartheit ausgeführt, daß man einen falschen Begriff von der persepolitanischen Kunst erhielte, wenn man sie nicht in der Gesammtheit der mannichfachen Sculpturen in einer großartigern Gestalt bewundern könnte.

Der ernsteste Vorwurf, den man dem geschickten Bildhauer machen kann, der so viel Talent auf diese ungeheuren Steinbilder verschwendete, besteht darin, daß er sich nicht genug an die natürlichen Verhältnisse hielt. Die Figuren sind meist zu kurz und zwischen Menschen und Thieren ist kein Verhältniß; letztere sind meist zu klein. Dieß sind aber Unregelmäßigkeiten, die vielleicht auf Herkommen beruhen, und an die man sich im Studium der alten Basreliefs gewöhnen muß, denn man trifft sie häufig an. Man kann in der That nicht annehmen, daß die Künstler, welche diese Basreliefs ausarbeiteten, das Studium der Natur dermaßen vernachlässigt hätten, um so bedeutende Fehler zu begehen. Die kunstgerechte Ausführung gewisser sehr schwieriger Partien, wie des Gesichts, der Hände u. s. w. läßt an der wunderbaren Gewandtheit ihres Meißels nicht zweifeln. Auf den ersten Blick sind diese Unregelmäßigkeiten sehr anstößig, sie verschwinden aber bald unter der Anmuth und dem Reichthum dieser staunenswerthen Mauerverzierung.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

[Digitiz]ed by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 188. 7 August 1850.

Ueber die Bevölkerung des südlichen Jünnan.

(Nach einem Schreiben des Missionärs Huot. Nouv. Annal. des Voyages. Junius.)

Die Nachrichten, welche Hr. Huot mittheilt, gaben ein lebendiges, wenn auch nicht sehr anziehendes Bild von dem Vordringen der überwuchernden chinesischen Bevölkerung gegen Südwesten. Er theilt die Bevölkerung des südlichen Jünnan ein in Han-schen und J-sen. Die erstern sind chinesische Colonisten und brachten chinesische Cultur mit sich, was ihnen bald ein vollständiges Uebergewicht über die eingebornen J-sen gab, die großentheils in die Berge gedrängt sind. Jetzt kommen aber Colonisten aus Su-tschuen, welche frischer, stärker und thätiger als die Han-schen sind, die durch das Klima von Jünnan gänzlich entnervt wurden, so daß ihnen bald dasselbe Loos, wie den eingebornen J-sen, bevorstehen wird. Sie sind bereits physisch sehr heruntergekommen, und frühzeitige unnatürliche Laster entkräften und decimiren die Race auf eine furchtbare Weise. Die Leute aus Su-tschuen sind meistens durch Noth und Elend aus ihrem Vaterlande verjagt, und die Han-schen haben ihnen den Anbau der verlassenen Ländereien übergeben. Sie sind nirgends fest angesiedelt, sondern sie begnügen sich den Boden zu miethen, und bauen dann ihre Hütten da auf, wo sie den Boden umbrechen. Ist die Ernte vorüber, so ziehen sie weiter wo eben ihr Vortheil sie hinführt. Sie zeigen am meisten Arbeitsamkeit und Sittenreinheit, und zuverlässig werden sie in wenigen Jahren, überall wo sie festen Fuß fassen können, das Uebergewicht haben. Die Han-schen möchten sich ihrer jetzt entledigen, es ist aber bereits zu spät.

Am merkwürdigsten sind die Nachrichten über die wirklichen oder vermeintlichen Mohammedaner, die wir wörtlich wiedergeben: „die Mohammedaner haben sich seit langen Jahren im Süden von Jünnan fortgepflanzt, und ihre Cultur hat tiefe Wurzeln geschlagen. Kamen sie, wie manche glauben, in dem Augenblick, wo die Sekte Ali's einen großen Theil der Malaien für ihren Glauben gewonnen, oder stiegen sie aus dem Norden herab, als die Armeen des Halbmonds ganz Asien in Verwirrung brachten? Das habe ich nicht ermitteln können. Sie scheinen nicht alle Eines Ursprungs, denn man unterscheidet bei ihnen eine alte und eine neue Religion, was in ihrem Lager viel Streit erregt. Die in Jünnan gehören fast ausschließlich zur alten Religion, welche ein Rest des Judenthums seyn soll. Seit drei oder vier Jahren sind sie in einer großen Aufregung, was mir nicht gestattete mich mit ihnen in Verkehr zu setzen. Ich konnte nur diejenigen unserer Christen, welche mit ihnen bekannt sind, fragen, und diese sagten mir, daß diese Moslems unaufhörlich von Moses, von der Sündfluth u. s. w. sprechen und einen Erlöser erwarten; andrerseits haben sie Gebräuche, die keineswegs mit der jüdischen Religion zusammenstimmen. Ich muß deßhalb erst abwarten, bis ich bestimmtere Nachrichten geben kann. Diese Leute sind im allgemeinen von hartem, unbeugsamem Charakter, unruhig und hochmüthig, verachten alles Fremde, und das Klima von Jünnan hat sie minder entnervt als die Heiden. Man kennt sie leicht überall an dem Ernst ihrer Haltung und ihres Ganges. Sie haben über die ganze übrige Bevölkerung ein Uebergewicht, das sie leicht behaupten würden, wenn sie fügsamer wären, aber ihr aufrührerischer Sinn nöthigt die Regierung sie als Verdächtige zu behandeln; alle andern Bevölkerungsclassen fürchten und hassen sie. Zurückgezogen in ihre besondern, befestigten Dörfer bilden sie ein Volk für sich, und üben über alles was sie umgibt, eine Art Tyrannei aus. Wenn einer von ihnen beleidigt wird, so fordern und erhalten sie unmäßige Genugthuung. Im J. 1847 hatten mehrere Heiden an drei Mohammedanern, die ihnen Schaden zugefügt hatten, selbst eine wiewohl nicht starke Rache geübt; alsbald versammelten sich die Mohammedaner der Nachbarschaft, forderten die Verhaftung der Schuldigen und dann deren Auslieferung, um sie lebendig zu verbrennen, widrigenfalls sie auf dem Markt, wo die Sache vorgefallen war, sengen und brennen würden. Die Localbehörde gab aus Schwäche nach und die Unglücklichen wurden verbrannt."

Beachtenswerth ist, was Hr. Huot über die Herkunft der eingebornen Stämme sagt: „diese scheinen, wenn überhaupt, nur sehr entfernt der chinesischen Race sich anzuschließen; ihr Gesichtsschnitt zeigt vielmehr an, daß sie zu den Bevölkerungen des Westens gehören. Sie haben höhere Nasen, minder vorspringende Backenknochen und minder ovale Augen wie die Chinesen. Ihre Farbe ist fast schwarz. Obwohl sie jetzt unter der unmittelbaren Herrschaft des Reichs stehen, haben sie doch eine verschiedene Jurisdiction behalten, und ihr Tu-ssen hängt nur vom Stellvertreter des Vicekönigs ab. Die Si fan [1] und Li-sons [1] hängen mit den Völkerschaften Tibets zusammen; sie unterscheiden sich von den Lo-lo [1] nur dadurch daß sie größer sind; auch sind sie stolzer, kräftiger und namentlich rachsüchtiger. Außer den oben genannten Stämmen kommen jährlich gegen das Ende des 10ten chinesischen Monats oder am Anfang des 11ten mehrere Karawanen Lamas aus Tibet, um den sterblichen Resten ihrer Ahnherren, die in einer Höhle in der

[1] Unterabtheilungen der J-sen.

Digitized by Google

Nähe von Muany-kia-pei eingeschlossen seyn sollen, ihre Verehrung zu bezeugen. Ein Gelübde verpflichtet sie zu dieser Pilgerfahrt, während welcher sie nur von Almosen leben, die ihnen niemand, Arme so wenig als Reiche, verweigern, denn da sie ehemals Besitzer von Muany-kia-pei gewesen seyen, und solches den jetzigen Colonisten überlassen hätten, so sey es billig ihnen eine schwache Abgabe zu zahlen, wenn sie durch eine religiöse Pflicht wieder ins Land gerufen würden." Diese Angaben scheinen darauf hinzudeuten, daß die Eingebornen tibetanischen Stammes sind.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Patachos.

(Fortsetzung.)

Das Gebirge senkt sich hier allmählich und flacht sich zu einem breiten Thale ab, durch welches der Parahyba und seine Nebenflüsse ziehen. Meistens durch Waldung, worin jedoch einige gelichtete und angebaute Plätze vorkommen, unsere Reise fortsetzend, gelangten wir am folgenden Mittag an den Paquiquir, einen nicht breiten, aber an vielen Stellen tiefen Arm des Parahyba. Am jenseitigen Ufer des Flusses lag eine kleine Venda, deren Eigenthümer uns nach langem Rufen und Warten in einem Canoe herüberholte. Es war gut, daß wir in der Frühe des Morgens einen Jacudinha, einen auerhahnartigen Vogel, dessen Fleisch sehr wohlschmeckend ist, erlegt hatten, da in der Venda außer etwas Maniokkamehl, welches im Innern des Landes die Stelle des Brodes vertritt, und Branntwein nichts zu haben war. Die Nachlässigkeit und Faulheit dieser Menschen übersteigen alle Begriffe, und während die Natur ihnen den schönsten Boden, ein mildes Klima und also die beste Gelegenheit zur Erzielung aller möglichen Lebensbedürfnisse mit so freigiebiger Hand bietet, sobald sie derselben nur durch wenige Arbeit zu Hülfe kommen wollen, so ziehen diese Leute es doch vor, sich in träger Ruhe auf der Matte zu recken und zu darben, als durch geringe Mühe sich Ueberfluß zu verschaffen. Macht man sie auf solche Vortheile aufmerksam, so ist das eine verlorene Mühe und man predigt bloß tauben Ohren. Der einzige Landbauer ist der afrikanische Sklave, auf dessen starke Schultern überhaupt alle Arbeit gewälzt ist.

Nachdem wir unser selbst bereitetes Mahl verzehrt und etwas ausgeruht hatten, folgten wir dem Laufe des unter einem dichten, von den an beiden Ufern wachsenden Bäumen gebildeten Laubdache fließenden Paquiquirs und erreichten am Abend eine kleine Landwirthschaft, deren Eigenthümerin, eine junge Wittwe, uns sehr freundlich aufnahm. Sie war eine Mulattin und die Schönen dieser Farbe werden in Südamerika für die üppigsten gehalten, was gewiß viel sagen will, wenn man erwägt, daß die dortigen Frauen und Mädchen von weißer und schwarzer Farbe nebst allen Zwischenschattirungen sich so häufig den größten Ausschweifungen und einem ungemessenen Hange zur Sinnlichkeit hingeben. Der eigentliche Adel, wenigstens der, auf welchen man sich am meisten zu gute thut, ist in Brasilien die reine, unvermischte, europäische Abkunft, und ein recht weißes Gesicht ist eine Einlaßkarte in jede gute Gesellschaft. Deßhalb werden die Nordeuropäer, Engländer, Deutsche, Schweden &c. dort auch ganz besonders bevorzugt, und eine farbige Schöne sieht es für die größte Auszeichnung an, wenn sie mit einem weißen Mann ein zärtliches Verhältniß anknüpfen oder auch nur einen kurzen Liebeshandel mit ihm anspinnen und abwickeln kann. Eine eheliche Verbindung mit ihm würde sie auf den Gipfel des Glücks und Stolzes erheben. Und solcher Natur schien denn auch unsere junge, gelbe Wittwe mit dem schwarzen Haar und den blitzenden Augen zu seyn. Sie machte sich bald viel mit mir zu schaffen, und aus allerlei kleinen Manövern und Koketterien ließ sich leicht heraus buchstabiren, daß sie irgend was im Schilde führte. Ihr bei unserer Ankunft etwas nachlässiger Anzug, der einige interessante Ansichten enthüllte, wurde geordnet, und als sie nach einer halben Stunde wieder eintrat, erschien sie als ein schmuckes und stattliches Weib, das trotz seines gelbdunkeln Anstrichs eine angenehme Erscheinung bildete. Nun, rasch geht die Liebe in diesem Südlande zu Werke, davon erhielt ich heute wiederum einen Beweis, denn es waren noch keine drei Stunden verflossen, als auch unsere gelbe Heldin schon ganz freimüthig mit einem Heurathsantrage ans Licht trat. „Es sey ihr gleichgültig, erklärte sie, ob ich Vermögen besitze oder nicht, sie möge mich leiden und das sey die Hauptsache; sie habe dreizehn Sklaven und vortreffliches Land und dieß seyen die Mittel, die uns ein gemächliches Leben sicherten."

Am andern Morgen wiederholte unsere heurathslustige Wittwe ganz unumwunden ihren Antrag, den anzunehmen ich jedoch „ernstliche Bedenken" trug und ihn deßhalb mit aller mir etwa zu Gebote stehenden ritterlichen Höflichkeit für jetzt ablehnte, denn es beschäftigten mich damals noch weitaussehende Plane, und den Sinn der Worte unsers Dichters:

„Auf dem Ocean schiffet mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

begreift man gewöhnlich erst, wenn man die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat.

Nun aber war heute Sonntag, und unsere Wirthin als gute Katholikin wollte den Feiertag geheiligt und mithin das dritte Gebot in Ehren gehalten wissen, weßhalb sie denn darauf bestand, daß wir unsere Weiterreise bis Morgen früh verschieben und so lange in ihrem Hause bleiben sollten. Das lag nun freilich nicht in unserem Plane, allein da sie mit ihrem Zorn drohte und anführte, daß sie in ihrer Abgeschlossenheit so selten Leute zu sehen bekomme, mit denen sie ein vernünftiges Wort verplaudern könne, so mußten wir uns schon ihrem Willen fügen. Unsere Wirthin bot auch alles auf, um uns den Aufenthalt bei ihr so angenehm als möglich zu machen. In der Frühe des Morgens machten wir einen Spaziergang in ihrer Gesellschaft durch ihre Besitzung, die in einer recht hübschen Gegend lag. Dieselbe war zwar nicht sehr ausgedehnt, gewährte ihr jedoch bei der einfachen Lebensweise der Bewohner dieser Wälder ein reichliches Auskommen. Bei unserer Rückkehr setzte sich unsere gute Wirthin mit ihrer schwarzen Köchin in Verbindung, und nun wurden die Anstalten zu einem Mittagsmahl gemacht, das unsere kühnsten Erwartungen weit hinter sich ließ. Ein solches Festessen, das uns von dem reichsten Pflanzer dieser Gegenden nicht so gut geboten worden wäre, mußte uns bei der keineswegs zu den reichern Classen gehörenden Wittwe noch mehr in Erstaunen setzen, bis wir denn erfuhren, daß sie vor ihrer Verheurathung als Wirthschaftsführerin in einem vornehmen Hause gestanden und sich dort ihre Kochkünste und einen gewissen Grad von Bildung erworben hatte. Ein gewöhnlicher Pflanzer wäre aus Mangel an Küchengeräth auch gar nicht im Stande gewesen ein solches Essen zu bereiten, denn das ganze Inventarium seiner Küche besteht aus einem oder zwei Töpfen, einer Pfanne, einigen Schüsseln und Tellern nebst einem steinernen Wasserbehälter.

Digitized by Google

In einigen Stunden erreichten wir am andern Morgen den Parahyba und zwar da, wo sich der Paquiquir in denselben mündet. In seinem obern Laufe kann dieser Strom, der bedeutendste in der Provinz Rio de Janeiro, wegen der vielen Untiefen und der ungeheuren Felsblöcke, die sein Bette sperren und den Wasserspiegel in Gefälle brechen, zur Schifffahrt nicht benutzt werden — ein Uebelstand, der für diese nach und nach sich immer mehr bevölkernden Gegenden den Nachtheil hat, daß die Producte derselben jetzt über steile und gefährliche Gebirgspfade geschafft werden müssen, während eine Schifffahrt auf dem Parahyba sie in eine directe Verbindung mit dem Ocean setzen würde, wodurch die am Ausfluß liegende Küsten- und Handelsstadt Campos sich bald zu großer Bedeutung emporschwingen müßte. Namentlich würde der Holzhandel, der jetzt wegen gänzlichen Mangels an fahrbaren Wegen gar nicht betrieben werden kann, sehr bald von höchster Wichtigkeit werden, da diese unabsehbaren Waldungen einen Ueberfluß der schönsten und feinsten Bau-, Tischler- und Färbehölzer enthalten, die jetzt gar keinen Werth haben, da an solchen Plätzen, welche man in Cultur setzt, die Bäume ohne Unterschied umgehauen und verbrannt werden, so daß deren Asche höchstens als Dünger dient.

Ein junger Negerbursche, den wir zufällig am jenseitigen Ufer erspähten, setzte uns über den Parahyba, den wir sonst vielleicht hätten durchschwimmen müssen. Wir wollten nun nach einer etwa 1½ Leguas entfernten Fazenda, um dort einige Lebensmittel, Reis, schwarze Bohnen, Maniokkamehl und sonstige kleine Bedürfnisse für unsere Reise einzukaufen, die jetzt in einer Richtung fortging, wo alle Spuren der Civilisation aufhören und wo anfangs nur wenige dicht verschlungene, von jagenden Indianern oder entlaufenen Negersklaven betretene Fußpfade durch das Dickicht dieser saft- und lebensreichen Tropenwälder führen.

Als wir auf einem ziemlich guten nach der Fazenda führenden Wege fortschritten, wo zu beiden Seiten Maisfelder, und an den Abhängen der sie begränzenden Anhöhen Kaffeepflanzungen sich befanden, fiel uns beim Eintritt eines kleinen Gehölzes ein seltsames Geräusch von Zischen und Rasseln auf, und mein Reisegefährte, von Jugend auf an alle Erscheinungen in diesen Wäldern gewöhnt, erklärte sogleich, daß dasselbe von Klapperschlangen herrührte, die im Begattungsacte begriffen wären. Ich wünschte dieses Schauspiel zu sehen, von dem ich viel Interessantes gehört hatte, allein selbst die Wilden, die sonst nicht leicht vor irgend einer Gefahr dieser Art zurückbeben, fürchten sich vor diesem giftigen Reptil ungemein, und sie suchen jedes Zusammentreffen mit demselben, wenn nicht der äußerste Hunger sie dazu antreibt (denn diese Schlangen, wenn man den natürlichen Abscheu dagegen überwinden kann, sind sehr wohlschmeckend), zu vermeiden. Er bezeigte anfangs wenig Lust, die Schlangenbegattung anzusehen, und als ich ihn ernstlich aufforderte, mich dahin zu begleiten, ließ er zum erstenmal Worte des Unmuths fallen: „einem Puma wolle er mit einer Keule von Eisenholz entgegentreten, aber so ein abscheuliches Schauspiel anzusehen, davon träume man noch wochenlang! Auch sey die Annäherung nicht ohne Gefahr.“ Inzwischen besann er sich bald eines Bessern. Wir schlichen uns daher behutsam heran und bestiegen einen in der Nähe stehenden Baum, von dessen Höhe herab wir einen vollen Ueberblick auf die scheußliche Scene hatten, denn Antonio hatte recht: einen abscheulichern Anblick als diesen Begattungsact der Klapperschlangen kann sich kaum eine lebhafte Dichterphantasie vorstellen. Etwa zwanzig dieser Thiere hatten sich in einen ekelichen Knäuel zusammengerollt und zischten mit emporgehobenen Köpfen nach allen Seiten und ließen ihr Geklapper in einem fort rasseln. Wehe dem lebenden Wesen, das sich unvorsichtigerweise diesem Giftklumpen genaht haben würde. Ein ekelhafteres Schauspiel hatte ich noch nie gesehen, und wir mochten auch nicht länger Zeuge davon bleiben. Und so begannen wir denn sofort den Vertilgungskrieg gegen diese nichtsnutzige Brut aus unserm schattigen Laubdache herab, und während Antonio seine wohlgerichteten Pfeile absandte, unterhielt ich mit meinem Doppelgewehr, das mit Rehposten geladen war, ein wirksames Feuer, worauf denn bald der schreckliche Knoten sich zu entwickeln begann — ein Act, der den Betheiligten keine ganz leichte Arbeit zu verursachen schien. Dreizehn Schlangen hatten wir auf diese Weise getödtet, mehrere schwerverwundete schlugen wir mit dicken Stöcken todt, und nur drei oder vier mochten dem allgemeinen Schicksal der Vernichtung entkommen seyn. Einige der größern, die 8 bis 10 Fuß lang und von ansehnlicher Dicke waren, schlitzten wir die Bäuche auf und fanden im Innern zahlreiche Ueberreste von mancherlei Vögeln und Knochen, die nicht ganz kleinen Vierfüßlern angehört hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Hat man die mächtige Freitreppe, deren sämmtliche Theile ich beschrieben, zurückgelegt, so langt man auf der Plattform an, wo die gewaltige Säulenreihe sich erhob, deren Trümmer am Fuß der dreizehn allein noch aufrecht stehenden Säulen liegen. Die Bestimmung des Baus und die Verbindung unter den verschiedenen Theilen zu erkennen, ist sehr schwer. Nach den an Ort und Stelle aufgefundenen Sockeln zu schließen bestand das Ganze aus vier Säulengruppen; die Hauptgruppe bestand aus 36 Säulen, die drei andern in einiger Entfernung vorwärts und auf den Flügeln hatten nur 12, und mußten gleichsam die Säulenzugänge zur Hauptgruppe seyn. Sie waren gleichsam die Vorsäle, wo die Wachen, so wie die Leute, welche Zugang zum Schloß haben, sich aufhielten, bis die Reihe, ins Innere zugelassen zu werden, an sie kam. Es ist nicht wahrscheinlich, daß hier ein bewohnter Palast stand, sondern vermuthlich war es ein Ort, wo bei großen königlichen oder religiösen Ceremonien Vorstellungen statt hatten. Der erste Porticus vor dem großen Mittelsaal hatte, wie dieser, Säulen ähnlich denen, welche ich bei Gelegenheit des ersten auf der Hochfläche getroffenen Denkmals beschrieben habe. Die Säulen der Seitengruppen oder Porticos sind bei weitem einfacher, und ihr minder reiches Capitäl besteht nur aus einem Thierleib mit zwei Köpfen, der auf dem Schaft selbst steht. Sie unterscheiden sich übrigens von einander darin, daß die Säulen rechts Stierleiber tragen, während auf denen links phantastische Thiere oder Einhörner stehen, deren zu Persepolis häufig wiederholter Typus sich auf keinem andern Denkmal alter Zeit weder in Griechenland, noch im Orient wieder findet. Dieß Thier scheint eine ausschließlich persische Schöpfung: es hat ein monströs scharf geschnittenes und grimassenschneidendes Gesicht; sein offener Rachen zeigt Kinnladen mit starken Zähnen, und auf seiner breiten Stirne zwischen beiden Ohren steht ein einziges Horn. Die Tatzen sind, wie die des Löwen, mit starken Klauen versehen, eine Art Halsband von Haaren geht von den Ohren bis an den Hals hinab, und eine geradstehende Mähne folgt der Krümmung des Nackens. Zwei Vorderleiber dieses Ungeheuers, Rücken an Rücken gestellt, bilden das Capitäl dieser Säule

Hier bietet sich natürlich eine große Schwierigkeit dar, die, zu wissen, wie dieß Gebäude vollendet war, und welche Art von Dach es hatte.

Digitized by Google

Mitten an den Capitälen zwischen den beiden Thierleibern finden sich einige Furchen, welche die Stelle einer Steinleiste anzuzeigen scheinen oder eines dicken Balkens, der zur Unterlage eines Architravs dienen mochte, und das Dach des Denkmals trug; dieß ist aber auch die einzige Bemerkung, die man über die Anordnung der obern Theile des Baues wagen darf; man konnte weder auf noch unter dem Boden einen Ueberrest von Stein oder Holz entdecken, welcher genaue Andeutungen darüber gegeben hätte.

Etwas weiter zur Rechten bemerkt man die Spuren eines andern kleinen Denkmals, das isolirt gewesen zu seyn scheint. Diese Spuren bestehen aus acht Sockelresten. Sechs dieser Steine sind regelmäßig gruppirt; zwischen den beiden letzten und den sechs ersten bleibt ein Raum frei, in dessen Mitte man noch eine Unterlage sieht, die aller Wahrscheinlichkeit nach zum Sockel eines Denkmals, einer Statue oder vielmehr eines Feueraltars diente. Diese Trümmer vervollständigen die Hauptgruppe der Alterthümer von Tacht-i-Dschemschid.

Unsere verschiedenen Forschungsarbeiten wurden gewöhnlich in vollständiger Einsamkeit und tiefer Stille fortgesetzt. Von Zeit zu Zeit lenkte ein Reisender, der die Ebene durchzog, von seinem Wege ab, um diese schönen Ruinen zu sehen. Die Säulen, die man auf 4 bis 5 Lieues weit erblickt, führten mir hie und da einige Besuche zu. Natürlich waren dieß immer Perser; seit langer Zeit hoffte ich nicht mehr, daß ein Europäer meinen Aufenthalt theile. Ich bemerkte, daß die Perser niemals unterließen, alles zu untersuchen, und daß sie die Basreliefs, die namentlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zu verstehen bemüht waren. Ihre oft wiederholten Ausrufungen des Erstaunens: waih! waih! drückten die Bewunderung aus, welche ihnen diese zahllosen Sculpturen einflößten. Sie begrüßten mich stets, sprachen mit mir, und überschütteten mich mit Fragen über die Ruinen, den Zweck meiner Arbeiten und den Nutzen meiner Studien. Sie konnten nicht begreifen, daß ich so weit übers Meer hergekommen, bloß in der Absicht diese alten Ueberreste abzuzeichnen. Was ihr Erstaunen verdoppelte, war unsere Ansiedlung an Ort und Stelle, unser Lager mitten in den Ruinen; sie konnten sich unsern verlängerten Aufenthalt bei einer so wenig bequemen Lage und in so geringer Sicherheit nicht erklären. Sie zogen daraus den Schluß, den sie mit einem gewissen Stolz ausdrückten, daß in meinem Lande nichts so schönes, so großartiges sich finde, als diese Denkmale. Mit der Naivität von Leuten, welche die Früchte und die Bedürfnisse unserer Civilisation nicht kennen, gaben sie unserer Reise, unserem Aufenthalt zu Persepolis einen andern Zweck, als den unfruchtbaren Wunsch, etwas schöneres als in Frankreich und in Europa sich finde, zu sehen.

Ich machte mir indeß auch selbst ein Vergnügen daraus, diese persischen Besucher auszufragen. Ich fand bei allen eine gänzliche Unwissenheit über die Geschichte dieses Landes und die seiner Denkmale. Ihre verworrenen Begriffe verlieren sich in einem Durcheinander zahlloser Fabeln, die an wenige Thatsachen angeknüpft waren. Alle schreiben den Bau dieses Palastes Dschemschid zu, umgeben aber das Daseyn dieser Person mit so vielen abgeschmackten Fabeln, verlängerten die Zeit seiner Regierung auf so viele Jahrhunderte, daß man in dem Bild das sie von ihm entworfen, unmöglich einen der Fürsten erkennen konnte, dessen Andenken uns die Geschichtschreiber aufbewahrt haben. Die Perser lieben das Uebernatürliche zu sehr, um sich ernstlich damit zu befassen, die historischen Thatsachen aus dem Chaos der Ueberlieferungen loszulösen. Die Reisenden, die ich frug, wußten nichts gewisses, weder über den Ursprung, noch über die Zerstörung der Paläste von Persepolis, nur hatten alle von einem Eroberer Namens Iskander (Alexander) reden hören. Obgleich diese Berichte, worin ie tiefe Unwissenheit der Perser über ihre eigene Geschichte sich kund gab, wenig Reiz für mich haben konnten, so machte ich mir dennoch ein Vergnügen daraus, die wenigen Besucher, die der Zufall zu meinem Zelt führte, auszufragen. In unserem monotonen, einfachen Leben war die Ankunft eines Fremden eine köstliche Zerstreuung. Fast alle diese Perser waren sehr artig und höflich, doch erinnere ich mich einer Ausnahme, welche als eine der merkwürdigsten Zwischenfälle meines Aufenthalts zu Persepolis angemerkt zu werden verdient.

Eines Tages zog einer der großen Nomadenstämme, die man wegen der schwarzen Farbe ihrer Zelte Kara Tschader nennt, den wenig betretenen Weg herab, der am Fuß der Mauern von Tacht-i-Dschemschid vorüberführt. Der Stamm floh vor dem anbrechenden Winter in die Ebenen des südlichen Persiens, und suchte hier neue Weiden unter einem mildern Himmel. Der Stamm war sehr zahlreich und führte mehrere Heerden mit sich; zahlreiche Kamele trugen Frauen und Kinder, welche auf den Zelten und anderem Gepäck aller Art saßen. Die Männer gingen zu Fuß nebenher, einen Stab in der Hand und die Flinte vermittelst eines Tragriemens auf der Schulter festgehalten. Einige junge Leute hatten sich von der Karawane getrennt, und waren die große Treppe heraufgestiegen, um im Vorübergehen den Thron Dschemschids zu besuchen. Nachdem sie mit mir einige Worte gewechselt, hatten sie mich verlassen; ich glaubte sie seyen fortgezogen, bemerkte aber, als ich nach meinem Zelte zurückkam, daß einige um meinen Reisegefährten, Hrn. Coste, herumstanden. Dieser war eben mit der Aufnahme eines Plans beschäftigt, und durch ihre Zudringlichkeit sehr gehindert. Ich rief deßhalb unserem Ghulam, der neben Hrn. Coste stand, die Leute in Ordnung zu halten und sie nöthigenfalls zurückzuschicken. Kaum hatte ich diesen Befehl gegeben, so schlug einer dieser Elenden auf mich an, die Kugel ging nicht weit von mir vorbei und machte ein Loch in der Mauer. Ich sprang nach den Gewehren unserer Wache, aber diese hatten aus übertriebener Sorgfalt das Pulver, um es nicht naß werden zu lassen, von der Pfanne geschüttet. Da keines dieser Gewehre abzuschießen war, so gewann, während ich ein anderes aufsuchte, der Mensch, der auf mich geschossen hatte, mit seinen Cameraden Zeit zu fliehen. Ich wollte den feigen Angriff nicht ungestraft lassen, ergriff einen Säbel, und verfolgte mit zweien meiner Leute denjenigen, der geschossen hatte; sie waren aber schon zu weit voraus, und da ich keine Hoffnung hatte, ihn einzuholen, so wollte ich mich auf gut Glück an dem Stamm rächen: ich faßte das erste Kamel, das ich mit einer schweren Last vorübergehen sah, nahm es trotz des Widerstands derer, die es begleiteten, und der Frauen, denen es gehörte, in Beschlag, und ließ es nach meinem Lager führen. Ich hoffte durch diese neue Art Geisel den Schuldigen ausgeliefert zu erhalten. Leider hatte ich ohne die Frauen gerechnet, die sich nicht davon trennen wollten, und mich mit ihren Klagen und Beschwerden übertäubten, von denen ich nichts verstand. Diese Klagen waren vermuthlich mit tausenderlei Verwünschungen und Schimpfreden, die um so gröber wurden, als ich sie nicht verstand, untermischt. Nach einer Stunde war mein Zorn verflogen, und da das Kamel bei dem Anblick seiner sich entfernenden Genossen ein verzweifeltes Gebrüll ausstieß, so wurde das betäubende Concert immer unerträglicher. Ich entschloß mich also das arme Thier zurückzugeben, um es nicht länger plärren und mit seinem Baß den Discant der Weiber unterstützen zu hören. Uebrigens hatte ich Hoffnung durch ein sicheres Mittel eine directe Genugthuung von dem Oberhaupt des Stammes zu erhalten. Ich schickte meinen Ghulam zu ihm mit dem Befehl darauf zu bestehen, daß mir in irgend einer Weise Genugthuung werde. Dieser kam wirklich am nächsten Tag zurück, mit achtungsvollen Entschuldigungen des Oberhaupts, der den Schuldigen zu strafen sich anheischig machte. Ich mußte mich mit diesem Versprechen oder vielmehr dieser Scheingenugthuung begnügen.

Diese kleine Episode wandte einen Augenblick meine Gedanken von den Ruinen ab auf die Gefahr eines französischen Reisenden in einem Lande, wo Frankreich keinen Vertreter hat. Das war aber nur vorübergehend, denn bald richtete sich meine Aufmerksamkeit von neuem auf die staunenswerthen Denkmale, von denen ich bis jetzt nur Eine Gruppe näher untersucht hatte.

Die Assamtheecompagnie, welche einige Zeit hindurch stark in Schulden steckte, hat sich durch kräftige Anstrengungen herausgearbeitet, und steht jetzt fester, wie vorher. (Indian News. 20 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 189. 8 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

2. Taheiti.

Wir haben oben (s. Nr. 187) gesehen, daß verschiedene Umstände auf die Samoagruppe, als auf denjenigen Punkt deuten, von wo nicht die ursprüngliche Race ausgegangen, wohl aber die Verbreitung über die polynesischen Inseln erfolgte. Der Name Sawaii scheint eine fast entscheidende Andeutung zu geben. Alle Inselgruppen, mit Ausnahme der Samoa-Gruppe [1] selbst, werden nach ihrer Hauptinsel benannt, und die Hauptinsel Samoa's heißt Sawaii, welches Wort mit schwachen, durch die Art der Dialekte hinreichend erläuterten Abwechslungen als Hawaii, Hawaiki, Sawaiki [2] und Awaiki vorkommt. Hr. Ellis sagt in seinen „Polynesian Researches“: „Opoa ist der bemerkenswertheste Ort auf Raiatea, aus seiner Erde wurde einigen Traditionen zufolge das erste Menschenpaar gemacht, und auf seinem Boden nahmen sie ihre Wohnung. Hier hielt Oro seinen Hof. Der Ort wurde Hawaii genannt, und da ferne Colonien von demselben ausgegangen seyn sollen, so war es wahrscheinlich der Ort, wo einige der ersten Bewohner der Südseeinseln anlangten.“ Da Ellis, als er dieß niederschrieb, noch nicht wußte, daß es ein Sawaii im Westen gibt, so leitete er die Bewohner Taheitis von den Sandwich- oder Hawaii-Inseln her. Cap. Cook erwähnt in seiner ersten Reise, daß die Neuseeländer, wie die Bewohner der Gesellschaftsinseln (Taheitier), die Tradition hätten, daß ihre Vorfahren in alter Zeit aus einem andern Lande, Namens Hawaii, gekommen seyen.

Das wichtigste Zeugniß liefert indeß die Karte Tupaia's, des Eingebornen, welcher Cap. Cook auf seiner ersten Reise begleitete. Sie enthält die Namen aller Inseln, welche Tupaia kannte, entweder durch Ueberlieferung oder weil er sie selbst besucht hatte. Der Umfang des Wissens, den er dabei zeigte, ist erstaunlich: man findet mit Ausnahme der Sandwichinseln und Neuseelands jede wichtige Gruppe angezeichnet, wenn auch nicht genau, doch mit einiger Aufmerksamkeit auf die Richtung und Entfernung, so daß man sie erkennen kann. Den Hauptwerth gibt aber der Karte der Umstand, daß sie zu einer Zeit entworfen wurde, wo mehr als die Hälfte der darauf verzeichneten Inseln den Europäern noch unbekannt und von den bereits entdeckten die einheimischen Namen nicht mit Sicherheit nachgewiesen waren. Viel Verwirrung kam in die Karte durch einen Mißgriff derer, für welche Tupaia sie entwarf. Cap. Cook, Hr. Banks und Lt. Pickersgill sahen zu, während Tupaia zeichnete, und schlugen Verbesserungen vor, die er in der Ansicht ihrer überlegenen Kenntniß gegen seine eigene Ueberzeugung annahm. Diese Herren wußten, daß Toerau im Taheitischen den Nord- oder Nordwestwind, und Toa den Südwind bezeichne. Daraus schlossen sie nun, daß Apatoerau und Apatoa die Himmelsgegenden bezeichnen, woher diese Winde kommen, während sie den Punkt bezeichnen, wohin diese Winde blasen; so bedeutet Apatoerau Süden und Apatoa Norden. Da sie dieß nicht wußten, so haben sie in Bezug auf diese beiden Himmelsgegenden die Karte geradezu verkehrt. Dieß ergibt sich aus dem Umstand, daß alle die Gruppen und Inseln, mit denen die Engländer nicht bekannt waren, recht angegeben sind, nach der wahren Bedeutung von Apatoerau und Apatoa, aber unrichtig nach dem Sinne, den diese Herren den Benennungen beilegten, während die Inseln, deren Lage sie kannten, die Marquesas und Paumotus, gerade so gestellt sind, wie sie nach ihrer falschen Ansicht seyn sollten, aber ganz außer ihrer eigentlichen Richtung, wenn man diese Worte recht versteht. Dieß veranlaßt eine große Verwirrung, die sich nur beseitigen läßt, wenn man ihren Ursprung kennt.

Die westlichste Gruppe dieser Karte besteht aus 8 Inseln, deren zusammengesetzte Namen sämmtlich mit „hitte“ beginnen oder endigen. „Hiti“ ist die Form, welche das samoanische Wort „Fiti“ (Fidschi) im taheitischen Dialekt annehmen muß. Zu bemerken ist, daß bei vielen der Hauptinseln Tupaia kurze beschreibende Bemerkungen macht, die von Forster aufgezeichnet wurden. Hawaii (samoanisch: Savaii) ist fünf bis sechsmal größer angegeben, wie jede andere Insel, und Tupaia machte bei der Angabe, daß sie größer sey als Taheiti, die beachtenswerthe Bemerkung: „es ist der Vater aller der Inseln.“ Faßt man diese verschiedenen Traditionen zusammen, so ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß die ersten Ansiedler der Gesellschaftsinseln aus der Samoa-Gruppe kamen, und sich zuerst auf Raiatea an einem Orte, der jetzt Oro heißt, den aber die Ansiedler nach der Hauptinsel ihres Heimathlandes Havaii nannten, niederließen. Oro, oder richtiger Koro, mag der Anführer bei der Wanderung gewesen seyn, über deren wahrscheinliche Zeit wir später einiges mittheilen werden.

Ein weiterer Beweis, daß die ältesten Ansiedler Taheitis samoanischen Ursprungs sind, kann man aus dem Werke Hrn. Moerenhouts „Voyage aux iles du grand Océan“ entnehmen, wo

[1] Dieß Wort bedeutet im Malaiischen „alle,“ scheint also eine Gesammtheit zu bezeichnen.

[2] Der Wechsel zwischen der Aspiration und dem Zischlaut ist auch in den indogermanischen Sprachen bekanntlich sehr häufig und regelmäßig.

zed by Google

wir eine, von einem alten taheitischen Priester empfangene mythologische Ode finden, die der Verfasser mit Recht für sehr wichtig hält; ja sie ist es vielleicht noch mehr als er selbst vermuthete. Sie bezieht sich auf die Erschaffung der Welt und der Untergötter durch Taaroa. Der erste Theil benachrichtigt uns, daß Taaroa von Anfang an da war, und daß er die Welt aus seinem Wesen schuf; sie schließt wie folgt:

Taaroa der Weise
Erschuf das Land Hawaii,
Als eine Muschel (Körper) für Taaroa
Welcher die Welt erschuf (oder belebte).

Hr. Moerenhout übersetzt das Wort „ohaii" (Hawaii) durch „Welt" oder „Weltall, und möglicher Weise mag dieß auch die Bedeutung seyn, welche die taheitischen Priester jetzt dem Wort beilegen. Der zweite Theil der Ode setzt das Werk der Schöpfung fort, und endigt mit den Worten: „fertig ist das Land Hawaii." Der dritte Theil erzählt den Ursprung der Götter, welche von Taaroa mit seinen Frauen nach der Erschaffung von „Ohaii" erzeugt wurden. Unter diesen ist auch „Uporu" genannt, und bekanntlich ist „Upolu" — r mit l verwechselt — die zweite der samoanischen Inseln, und Sawaii an Größe und Bedeutung fast gleich. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieß ein alter polynesischer Mythos ist, der sich auf den angeblichen Ursprung der Schifffahrtsinseln bezieht, und daß er bei der ersten Auswanderung nach Taheiti gebracht wurde, wo er nur solche Veränderungen erfuhr, wie sie der allmähliche Wechsel in der Sprache nöthig machte.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Patachos.

(Fortsetzung.)

Als wir die Fazenda erreichten und dem Eigenthümer unser Schlangenabenteuer erzählten, war er nicht wenig über dessen Resultat, nämlich über die Vernichtung so vieler, besonders seinem Federvieh so verderblichen Thiere erfreut. Wir aßen mit ihm zu Mittag, und er wunderte sich nicht wenig über unsere abenteuerliche Reise in die Wildniß, vermeinend, daß sie eine Pferdearbeit und vielleicht für Antonio und seine Landsleute ausführbar sey, aber nimmer für einen verweichlichten, an solche Strapazen nicht gewohnten Europäer. Antonio aber beruhigte ihn durch die Versicherung, daß wir zusammen bereits gefährlichere Reisen durch noch unwirthbarere Regionen zurückgelegt hätten. Er überließ uns jedoch gern gegen Bezahlung die gewünschten Lebensmittel, und wir brachen bald wieder auf, da wir noch einen kleinen, etwa 4 Leguas entfernten Fluß erreichen und an seinem Ufer übernachten wollten. Dichte, schweigende Waldungen, in welchen der Schall der Axt noch nie gehört worden war, umfingen uns bald wieder von allen Seiten, und auf krummen, oft verwachsenen Fußpfaden drangen wir langsam vor. Kein menschliches, ja fast kein lebendes Wesen war hier anzutreffen, und erst in späterer Nachmittagsstunde wurde der Urwald belebter. Zuerst, schon aus weiter Ferne ihre Annäherung durch ein lautes Gemurmel ankündigend, in muntern Sprüngen von Zweig zu Zweig hüpfend, unterbrach eine Schaar Affen das Schweigen des Waldes; dann bemerkten wir auch den räuberischen Coaty seinen Geschäften nachschleichend, und manche seltene Vögel, Schmetterlinge und Käfer bekamen wir zu Gesicht, allein die vorgerückte Tageszeit gemahnte uns zur Eile, und wir konnten ihnen keine besondere Aufmerksamkeit widmen. Den gestreiften Manakin (pipra strigilata), von der Größe unsers Zaunkönigs mit rothglänzendem Federbusche, trafen wir häufig in kleinen Trupps beisammen.

Endlich erreichten wir den Rio Cinto, einen kleinen Fluß, der nach einem ziemlich langen Laufe durch diese einsamen Gegenden sich in den Parahyba mündet. Unser erstes Geschäft war nun, unser Nachtlager so gut es gehen wollte, zu bereiten, und trockenes Holz zur Unterhaltung eines Feuers während der Nacht einzusammeln. Das letztere hatte einen dreifachen Zweck: um unser Abendessen zu kochen, uns gegen die oft empfindliche Kälte der Nacht zu schützen, und endlich um wilde Thiere fern zu halten. Das hauptsächlichste Material dazu gab ein alter, vertrockneter Bambusbusch her, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn die eingepreßte Luft in den durch Knoten geschiedenen Schüssen dieses Rohrgewächses mit pistolartigem Knalle sich befreite.

Unser frugales Abendessen war bald verzehrt. Antonio hüllte sich in seine Decke und bald war er im Lande der Träume, wie sein tiefgehender Athemzug verrieth. Ich hatte heute bis Mitternacht die erste Wache, und als ich mich Gewehr im Arm so an einen der Riesenstämme des Waldes lehnte und die mich umgebende Scene betrachtete, den schlafenden, in seine Decke tief verhüllten Indianer am Feuer ausgestreckt, meinen treuen Hühnerhund zu meinen Füßen, und dann das tiefe Schweigen und die Dunkelheit des Waldes, durch dessen Laubdach auch die flammenden Sterne dieses Südhimmels ihr helles Licht nicht senden konnten, die auflodernden und hinsinkenden Flammen endlich, die im Hintergrunde seltsame und phantastische Gestalten zeichneten, kurz wo alles sich vereinigte, um der Scene eine ganz eigenthümliche Färbung zu geben — da, in dieser einsamen Nachtstunde bemächtigte sich auch meiner eine ernste melancholische Stimmung, und es ergriff mich ein Gefühl des Alleinseyns, das schmerzlich die Brust durchzuckte. Es war gut daß Antonio erwachte und die Wache übernahm, denn wenn man sich solchen Gefühlen und Betrachtungen länger hingibt, so bleibt der innere Seelenhimmel tagelang bewölkt, und der frohe Muth, den man sich inmitten Gefahren immer erhalten muß, entflieht dann bald aus der Brust. Ich streckte mich also nieder und mein Hund neben mich, seinen Kopf auf meine Brust legend, wie er dieß immer that, wenn ich im Freien übernachtete.

Am andern Morgen tranken wir frühzeitig unsern Thee, in den wir zur Belebung unserer etwas steif gewordenen Körper statt der Milch etwas Rum gossen, der mäßig genossen auf einer Wanderung durch diese Wildniß der Gesundheit sehr zuträglich ist.

An einer nicht sehr tiefen Stelle durchwateten wir den Rio Cinto und folgten dann dem Laufe des Flusses aufwärts, der mitunter von hohen, steilen Felswänden eingeklemmt und durch wilde Schluchten eilend sehr malerische Ansichten gewährte. Das Dickicht wurde immer undurchdringlicher, und es kostete uns häufig Mühe uns Bahn zu brechen. Die Dornen der Cactus- und Aloegebüsche zerrissen uns dergestalt die Kleidung, daß uns die Fetzen vom Leibe hingen. Dabei mußten wir mit der größten Behutsamkeit vordringen und die Augen nach allen Seiten, nach oben und unten gerichtet haben: nach oben, weil dort in den Bäumen irgend ein Raubthier, der Panther oder Puma, auf Beute lauern mochte; nach unten, weil unter der dichten Decke der Schling- und Schmarotzerpflanzen, womit der Boden überwachsen ist, irgend ein giftiges Reptil dem unvorsichtigen Fuß des Wanderers mit todbringendem Giftzahn

Digitized by Google

vergalt. Von allen Schlangen ist namentlich die Jacarei, von dunkler Farbe und nur etwa 2 bis 2½ Fuß lang, die gefürchtetste, da ihr Biß binnen einer Stunde rettungslos den Tod herbeiführt. Wir mußten Abgründe und Felsen überklimmen, und es war heute, als wir, durch eine Schlucht kommend, auf die südamerikanische Boa oder Riesenschlange stießen, die ich zum erstenmal in meinem Leben erblickte. Es war ein schrecklicher Anblick, der wohl geeignet war das Haar emporzusträuben, als wir das Ungethüm, um einen starken Baumzweig mehrmals geringelt und auf Beute lauernd, in nicht großer Entfernung vor Augen hatten. Dieses Schauspiel war uns jedoch nicht lange vergönnt, denn die Schlange schoß plötzlich vom Baume herab und eilte dann mit aufgerichtetem Kopfe und ihre ganze furchtbare Länge, die mindestens 30 bis 33 Fuß betrug, entfaltend, in die Gebüsche, wahrscheinlich um dort die erspähte Beute zu erfassen.

Im Walde stießen wir häufig auf große Ameisengebäude, und beobachteten einen Ameisenbären, wie er sich seine Nahrung verschafft. Mit seinen großen Klauen scharrt er ein Loch in das Gebäude und steckt seine Zunge hinein, die denn bald, um den kühnen Eindringling zu züchtigen, von den kriegerischen Insecten massenweise angegriffen wird, was sich der listige Bär gern gefallen läßt, denn bald zieht er seine Zunge, die unterdessen mit einer dicken Kruste von Ameisen bedeckt ist, ein und die überlisteten Insecten finden in seinem Magen ihr Grab.

Am Mittag des folgenden Tages nach unserm ersten Bivouac erreichten wir den malerischen Fall, den an dieser Stelle der Rio Cinto bildet. Der Fluß stürzt über eine mehr als senkrecht abfallende Felswand, die zwei höhere Granitfelsen mit einander verbindet, in weitem Bogen und mit lautem Gebrause etwa 90 Fuß herab. Das herabstürzende Wasser wird in einem klaren Bassin aufgefangen, worin in die aufsteigenden Dünste und Wasserstäubchen die senkrechtfallenden Sonnenstrahlen eine Menge der in allen Farben spielenden Regenbogen zeichnet, so daß das Ganze, von einer wildromantischen Scenerie umgeben, selbst für den Beschauer nicht ohne Reiz war, der die Fälle des Niagara und Parana, diese großartigen und erhabenen Naturschaustücke, schon zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Dieser Fall mit den beiden kegelförmigen Felsen, der steilen Granitwand und dem ovalen Bassin ist so regelmäßig und symmetrisch gebildet, daß man hätte versucht werden können, das Ganze eher für ein Werk der Kunst als der Natur zu halten.

Wenn in diesen Aufsätzen über Südamerika häufig die Rede von schönen Landschaften ist, so soll damit keineswegs gesagt seyn, daß solche im Innern dieses Landes zahlreicher als in Europa sich finden. Mit Ausnahme jener großartigen Schaustücke, in welchen sich die Natur in gigantischen und kolossalen Umrissen und Massen gefällt; mit Ausnahme mancher jener feenhaften Küstenstriche, die in der Ueppigkeit und in dem blendenden Farbenschmuck einer Vegetation prangen, wie sie nur der Hauch und die Sonne des Südens zu erzeugen vermögen, und dabei von dem blauen Azurspiegel des Oceans umgürtet werden; so möchte vielleicht unser großes und schönes deutsches Vaterland reicher an malerischen und lieblichen Gegenden und Naturschönheiten seyn als ganz Brasilien; allein der Zauber der Neuheit, die glänzenden Farbentöne der Tropen, womit Himmel und Erde und Meer, die üppige Vegetation, das prachtvolle Gewand der Vögel, Schmetterlinge, Käfer, Schlangen und Fische gezeichnet sind — das ist es, was den Fremdling zur Bewunderung hinreißt und mit Entzücken erfüllt.

Wir hatten uns in den letzten Tagen nicht mit der Jagd befaßt und daher wenig Jagdbeute gemacht, weßhalb es uns ganz gelegen kam, als ein Mutu, ein großer schwerer Vogel, der ein guter Läufer ist, aber nicht fliegen kann, in unserm Schießbereiche sich sehen ließ. Sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend und wir hatten mehrere Tage daran zu zehren.

Antonio hatte in frühern Jahren in diesen Waldstrichen häufig gejagt, weßhalb er die Gegend genau kannte, und in Verbindung mit dem merkwürdigen, den Indianern in so hohem Grade eigenen Ortsgedächtnisse, das man mit dem Instinct eines Zugvogels, der immer genau sein altes Nest wieder findet, vergleichen kann, wurde es ihm nicht schwer, in dieser Wildniß sich zu orientiren, was für jeden andern Menschen eine schwierige Aufgabe gewesen seyn würde. Er aber fand mit mathematischer Gewißheit und wie die Radien zum Mittelpunkt führen, jede beliebige Stelle wieder. Er erzählte mir von einer merkwürdigen Ruine, die mitten in dieser Wildniß lag und über deren Entstehung und Bedeutung er oft nachgedacht und worin er einst ein gefährliches Abenteuer bestanden habe. Ich war natürlich begierig sie zu sehen und wir beschlossen, da wir sie gegen Abend erreichen konnten, in ihrer Nähe zu übernachten. Wir langten endlich an und ich war nicht wenig erstaunt, als ich mitten im größten Dickicht des Waldes die Trümmer eines hohen, von Quadersteinen aufgeführten, weitläuftigen Vierecks fand, in dessen offenem Innern hohe Riesenstämme und dickes Untergebüsch wuchsen, was laut von dem langen Verfall der Ruine zeugte. Das Gemäuer war an den meisten Stellen eingesunken, und nur ein hoher Bogen, der den Eingang gebildet hatte, war noch ziemlich gut erhalten. Ich suchte vergeblich nach irgend einer Inschrift, welche Aufschluß über diese räthselhaften Trümmer, deren Entstehung u. s. w. hätte geben können. Auch lagen in der Umgebung viele verwitterte Steinhaufen herum. Von den europäischen Entdeckern oder den Vorfahren der jetzigen Besitzer des Landes konnte dieses Bauwerk unmöglich aufgeführt seyn, dagegen zeugte sein Alter, denn ein im Innern des Vierecks stehender Jacarandabaum mußte meiner Schätzung nach ein Alter von 200 bis 250 Jahren haben, und welchen Zweck hätten die ersten Europäer bei Erbauung desselben im Auge haben können, da die Lage sich weder zum Fort eignete, noch es hier einen schiffbaren Fluß zu beherrschen galt. Die Portugiesen hatten auch zur Zeit der Entdeckung Brasiliens mit dem gewinnreichen Handel Ostindiens und ihren neuen Niederlassungen daselbst, nachdem einige Jahre früher Vasco de Gama den Seeweg zu jenen reichen Regionen aufgefunden hatte, zu sehr alle Hände voll zu thun, als daß sie sich viel um ihre südamerikanische Colonie hätten bekümmern können. Das wichtige Land wurde fast ganz vernachläßigt. Anfangs speculirten nur portugiesische Kaufleute wegen des bekannten Färbe- oder Brasilienholzes nach diesem Lande, wovon dasselbe auch seinen Namen hat, da die dunkelrothe Farbe jenes Holzes einer glühenden Kohle nicht unähnlich ist und letztere im Portugiesischen „Brasa" heißt. Im Jahre 1531 wurde das ganze Territorium von Brasilien in erbliche Statthalterschaften getheilt und den Statthaltern das Recht verliehen, große Ländereien zu erobern und darin nach Gutdünken Niederlassungen zu gründen. Allein diese Eroberer beschränkten sich bloß auf die Küstenstriche und drangen nur mit geringer Streitmacht und großer Behutsamkeit tiefer ins Innere vor, auch scheiterten ihre Unternehmungen sehr häufig gänzlich. Kurz, es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß jenes Bauwerk von Europäern aus der Zeit der Entdeckung des Landes

Digitized by Google

herrühren könnte. Unter den Ureinwohnern Brasiliens hat man aber bis jetzt keinen Volksstamm entdeckt, der irgend bedeutende Fortschritte in der Baukunst gemacht hätte, und so scheint es fast keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß jene Trümmer ihren Ursprung einem längst untergegangenen Geschlecht verdanken, das auf einer höhern Bildungsstufe gestanden haben muß, als die heutigen Indianer, von dessen Daseyn und Schicksal aber keine Ueberlieferung auf uns gekommen ist. Antonio versicherte mir, daß er häufig im fast undurchdringlichen Dickicht der Urwälder auf ähnliche Ueberreste und zwar von ungeheurem Umfange gestoßen sey.

Während ich mit Besichtigung dieser merkwürdigen und räthselhaften Ruinen beschäftigt gewesen war, hatte Antonio ein Feuer angemacht, den Mutu gerupft und ausgeweidet, und drehte den hölzern Spieß, an den er seinen großen Vogel gesteckt hatte, lustig über einem Kohlenfeuer, wobei nur zu bedauern, daß der größte Theil des schönen Fettes wegen Mangelhaftigkeit unserer Kochgeräthschaften ungenutzt ins Feuer tröpfelte. Mein Reisegefährte war in der besten Laune von der Welt und hielt eine Lobrede auf das Leben in der Wildniß. „Nun, Senhor," hob er an, „gibt es wohl etwas Schöneres als das Herumschweifen in diesen Wäldern, wo alle Augenblicke ein so reicher und mannichfaltiger Wechsel an Thieren und Pflanzen, an Bergen und Thälern, an Schluchten und Felsen vor unser Auge tritt? Und welch ein herrlicher Vogel das am Spieße! Wir wollen ein köstliches Mahl halten und dann, wenn wir gesättigt sind, eine Schale Punsch im Schatten des Abends trinken." (Unsere Punschschale war jedoch nicht von chinesischem Porcellan, sondern die Hälfte eines trocknen Flaschenkürbis.) Ich machte Antonio darauf aufmerksam, daß zu einem Punsche noch andere Ingredienzien gehörten, als sich in unserm Besitz befänden, z. B. Zucker. Allein er lud mich ein, statt seiner eine Zeitlang das Bratenwenderamt zu nehmen, und daß er dann bald Abhülfe des gedachten Mangels bewerkstelligen wollte. Nach einer Viertelstunde war er auch wieder da, ein ganzes Bienennest triumphirend in der Hand haltend, worin wir den köstlichsten Honig fanden.

Wir waren auch wirklich ganz guter Dinge und die alte Ruine mochte vielleicht ihre grauen Jahrhunderte hindurch niemals Zeuge einer ähnlichen Scene gewesen seyn, als die, welche jetzt in ihrem verfallenen Gemäuer stattfand. Das Mahl schmeckte vortrefflich, das alte Sprüchwort bewährend: „der Hunger ist der beste Koch." Auch der Honigpunsch war eine Labung, der wir uns jedoch nur nach beinahe homöopathischen Grundsätzen erfreuen durften, denn wir mußten mit dem kleinen Vorrath an Rum sehr haushälterisch umgehen. So am Feuer gelagert trug Antonio einen Tupinambagesang vor, dessen sonderbare Töne zu vernehmen mir vielen Spaß machte, wogegen ich denn meinem Reisegefährten mit einem deutschen Liede und zwar mit dem: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?" das zuverlässig bei dieser Gelegenheit in dieser Wildniß zum erstenmal erklungen ist, aufwartete.

Das Abenteuer, welches Antonio hier erlebte, war dieses: Eines Mittags, da er von der Jagd erhitzt und ermüdet zu dieser Ruine gekommen war, hatte er sich in einem der jetzt fast ganz verschütteten Kellergründe wegen der darin herrschenden Kühle begeben, um dort eine kurze Mittagsruhe zu halten. Er hatte nun eben sich zum Niederlegen angeschickt, als er in dem andern Winkel der ziemlich dunkeln Höhle etwas Leuchtendes erblickte, und das sich bei näherer Untersuchung als die Augen zweier jungen Jaguare auswies, die wie junge Katzen mit einander spielten. Diese Entdeckung war ihm nun keineswegs angenehm, da er sich wohl denken konnte, daß die Mutter der jungen Raubthiere nicht sehr fern seyn würde, und er zu einem Kampfe mit einer so gefährlichen Bestie in diesem Augenblicke gar nicht gerüstet war. Seinen Bogen hatte er draußen stehen lassen und seine einzige Waffe war das lange dolchartige Messer, wie man solches hier stets bei sich führt. Die Höhle hatte nur einen Ausgang und sein erster Gedanke war, sich rasch auf und davon zu machen, um einem Kampfe auszuweichen, in welchem er aller Wahrscheinlichkeit nach den kürzern gezogen haben würde. Als er jedoch im Begriff war, durch den engen Eingang hinaus zu schlüpfen, bemerkt er auch das furchtbare Raubthier, das mit einem Rehe im Rachen seiner unterirdischen Wohnung zueilte. An ein Entweichen war also nicht zu denken und es hieß: „Sieg oder Tod!" Seine gefährliche Lage schnell überblickend, ist sein Operationsplan rasch entworfen. Der Zufall begünstigt den letztern: nicht weit von dem Eingange der Höhle lag ein gewichtiger Stein, den er mit großer Kraftanstrengung gegen den Eingang wälzte, so daß die übrig bleibende Oeffnung nicht groß genug blieb, um den ganzen Körper des Raubthiers durchzulassen. Dann stemmte er sich mit seiner ganzen Körperstärke gegen diesen Stein und faßte mit seiner rechten Hand das lange, zweischneidige Messer. Er wollte dem Thiere das Eindringen in die Höhle möglichst erschweren, denn kam es lebendig in das Innere, so war es höchst wahrscheinlich um ihn geschehen. Die Tigermutter bemerkte sehr bald, daß drinnen in ihrer Höhle nicht alles in Richtigkeit war und machte gewaltige Anstrengungen den Stein zu beseitigen. Der Stein gab allmählich auch nach, so daß das Thier seinen Kopf durch die Oeffnung zwängte und beide Kämpfer Stirn gegen Stirn sich ins Auge fassen konnten. Das mag denn ein Blick gewesen seyn, worin sich nicht allzu große gegenseitige Zuneigung und Zärtlichkeit abgespiegelt haben mögen. Die schreckliche, rauhe, kurz abgestoßene Stimme der Bestie verlieh ohne Zweifel dem Drama ein immer gespannteres Interesse, obgleich keinen höhern Reiz in Antonio's Augen, doch erinnerte sie ihn lebhaft, daß kein Augenblick zu verlieren sey, und so raffte er alle seine Kraft zusammen und stieß das Messer mehrmals bis an das Heft dem Unthier in die *Kehle*. Durch diese Körperbewegung gab der Stein vollends *nach* und der letztere, Antonio und die Tigermutter kollerten in den unterirdischen Behälter. Zwar war das Raubthier noch am Leben, aber durch die tödliche Verwundung und den starken Blutverlust dergestalt entkräftet, daß es Antonio nicht schwer wurde, ihm den Gnadenstoß zu versetzen, wobei ihn das Thier jedoch mit der Tatze streifte und eine nicht ganz leichte Wunde am Arm beibrachte. Die beiden kleinen Jaguare ergriff er an ihren langen Schweifen und zerschmetterte ihnen, als einer unnützen Brut, die Schädel am Gestein.

(Schluß folgt.)

Orientalische Geschenke. Die Indian News vom 20 Julius enthalten nach den Bombay Times folgende curiose Beschreibung eines Geschenkes. Der Emir Ali Morad von Kheirpur machte der Lady Dalhousie eine mit Diamanten und andern kostbaren Steinen besetzte Kette von 15,000 Pfd. St. am Werth zum Geschenk. Die Dame wies es, wie natürlich für sich selbst, zurück, und nahm es nur für die Compagnie an. Ali Morad hatte aber das Geld nur durch Verpfändung zweier Dörfer an einem Sahukar (Capitalisten) aufgebracht, und sobald der Gouverneur fort war, zwang er diesen ihm die zwei Dörfer wieder herauszugeben. Der arme Sahukar mußte sich nun an den englischen Commissär wenden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

ed by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 190. 9 August 1850.

Der große See „Ngami" in Südafrika.

Das Edinburgh New Philosoph. Journ., April to July 1850, enthält das Schreiben, worin Hr. Livingston seine Entdeckung dieses Sees meldet, vollständig, [1] zugleich aber auch eine Einleitung, die wir vorerst unsern Lesern mittheilen wollen.

„Das Daseyn des Sees hatte man lange schon vermuthet, und seine mögliche Entdeckung war seit vielen Jahren Gegenstand des Gesprächs am Cap. Indeß waren die Nachrichten, die man darüber hatte, sehr spärlich, und bis auf die neueste Zeit waren die einzigen Personen am Cap, welche den großen See selbst gesehen hatten, zwei junge Betschuanas, welche Dr. Smith von seiner Reise mit zurückgebracht hatte; ihr Stamm floh damals vor seinen Feinden, und auf dieser Flucht kamen sie auch an den großen See, da aber der Stamm vielfach hin und herzog, so ließ sich dessen Lage aus ihren Angaben durchaus nicht ermitteln. Indeß zogen viele auf die Entdeckung aus, die letzte und bedeutendste Expedition aber war die, welche von der in der Capstadt zusammengetretenen „„Association zur Erforschung Central-Afrika's"" ausging. Diese bestand aus sieben Europäern, eben so vielen Wagen und etwa dreißig Eingebornen, unter Leitung von Dr. Andrew Smith, einem Stabsarzt, der sich durch vieljährige Erfahrungen im Innern und unter den Eingebornen zu einem solchen Unternehmen besonders eignete. Unter den Mitgliedern der Expedition war ein mit Instrumenten wohl versehener Astronom und zwei Künstler, Hr. Ch. Bell für Landschaften, Topographie und Sitten der Eingebornen, und Herr Ford für die naturgeschichtliche Abtheilung. Dr. Smith nahm Zoologie, Ethnologie und Geologie selbst über sich, und die andern alle trugen je nach Kräften bei, während die gesammelten Bemerkungen und Tagebücher jeder Art der Association übermacht werden sollten.

„Die Expedition brach im J. 1834 auf, und erreichte endlich Hrn. Moffats Wohnsitz zu Kuruman, damals der äußerste Posten der Missionsstationen; durch ihn wurde die Expedition weiter in das Land der Zulahs zum Wohnsitz des großen Häuptlings Umsiligas (Mosolekatzi?) geführt. Dieß schien aus manchen Gründen der nördlichste Punkt, den die Expedition erreichen konnte, eine kleine Abtheilung aber zog leicht gerüstet noch etwas weiter, so daß man sagen konnte, der südliche Wendekreis sey erreicht worden ehe man umkehrte. Das Hauptergebniß dieser Expedition war die Herausgabe von Dr. A. Smiths schönem und werthvollem zoologischen Werk, wozu die Regierung eine Geldsumme beisteuerte. Sein Tagebuch aber, die astronomischen, geographischen, geologischen und meteorologischen Beobachtungen sind noch nicht erschienen; ebenso wenig Dr. Smiths eigene Beobachtungen über Geschichte, Sprache und andere Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme von Eingebornen, die er traf, noch Herrn Bells unnachahmliche Darstellungen der Sitten und der Gestalt der Eingebornen, so wie seine ausdrucksvollen Landschaften.

„Die Erfolge dieser Reise schienen den See weiter als je hinauszurücken, die Europäer verzweifelten ihn je aufzufinden, und nur Handelsleute und Jäger durchzogen später diesen Theil des dahin führenden Wegs, während die einzige wissenschaftliche Mission, die seitdem in Südafrika auftrat, die des Capitän Sir J. E. Alexander, den die geographische Gesellschaft von London aussandte, nur die Westküste erforschte, da man, wie es scheint, durch eine Verfolgung von Dr. Smiths Straße nichts zu erreichen hoffte.

„In vielen Ländern haben schon die Missionäre Bahn gebrochen, nirgends tritt dieß aber mehr hervor als in Südafrika. Seit Dr. Smiths Reise hat Hr. Livingston nordwärts von Kuruman die Station Kolobeng gegründet, und von hier aus bedurfte es nur noch geringer Geldmittel, um die Kosten einer Reise nach dem See zu decken; die HH. Murray und Oswell lieferten diese, und nun fiel die Entdeckung als reife Frucht Hrn. Livingston in den Schooß.

„Obwohl wir nicht umhin können, den wirksamen Hebel, den das Missionssystem für geographische Entdeckungen bietet, herauszuheben, so können wir doch über die Art, wie es geschah, nicht viel gutes sagen, obgleich es besser gewesen seyn mag als in den meisten Fällen. In neuerer Zeit hat der ächte wissenschaftliche Geist geographischer Forschung eher abgenommen, und die Reisenden haben sich begnügt mit Berichten über das, was sie geschossen und gegessen, unfähig verständlichere Berichte über das Land und die Eingebornen zu geben. So soll z. B. der Geistliche Rebmann, unter 5° S. B. und 3 bis 400 Meilen von der Ostküste entfernt, einen Berg entdeckt haben, der über die Gränzen des ewigen Schnees hinausreicht, und der Quellbezirk des Nils auf der einen und der Zuflüsse des Ngami auf der andern Seite seyn kann; obwohl er aber zweimal an dem Gebirge war, hat er doch so kindische Berichte eingeschickt, daß die Frage, ob das, was er gesehen zu haben glaubte, Schnee sey, bestritten wurde, und daß man über Höhe, geogr. Breite und Länge des Berges ganz im Ungewissen ist. Hr. Livingston hat

---

[1] Wir haben in Nr. 54 nach der Lit. Gaz. einen kurzen Auszug mitgetheilt, und werden den vollständigen Brief jetzt nachtragen. A. d. R.

zed by Google

seine Sache besser gemacht, obwohl auch hier für den Geographen, Botaniker 2c. fast alles noch zu thun ist; daraus machen wir ihm keinen Vorwurf, denn er hatte einen höhern Zweck, und wir erwähnen der Sache nur deßwegen so bestimmt, um wissenschaftliche Männer aufzufordern, hinzugehen und das ihrige zu thun. Inzwischen fügen wir hier die Hauptergebnisse in Uebersicht an.

„Die Breite der Ostecke des Sees, da wo der Zonga herausfließt, wurde mit einem Sextanten gemessen, und zu 20° 20' gefunden. Die Länge ist auf 24° O. (von Gr.) geschätzt, folglich läge der See etwa in der Mitte zwischen der Ost- und Westküste; die Höhe über dem Meere wurde thermometrisch auf 2200 Fuß bestimmt, die Länge des Sees auf 70, die Breite auf 15 M. von den Eingebornen angegeben; Hr. Livingston sah in der Längenrichtung einen ununterbrochenen Wasserhorizont. Der Zufluß des Sees kommt nach Angabe der Eingebornen aus dem Norden, und sein Wasser ist klar selbst während des jährlichen Regens; da die Umwohner sich dieß Steigen nicht erklären können, so muß der Lauf lang seyn und der Fluß wahrscheinlich in Schneebergen entspringen. An dem Ausfluß des Sees, dem Zonga, zog Hr. Livingston 300 Meilen weit fort; da das Wasser klar, die Strömung ruhig, die Ufer dicht mit Binsen bewachsen und die Höhe über dem Meere 2200 ist, so kann man annehmen, daß der Fluß nicht mit dem Ocean in Verbindung steht, sondern wie andere dortige Flüsse verdampft und eingesogen wird. Der Orangenbaum und der Baobab, welche die Stelle der Aloe, Euphorbie und Acacia einnehmen, deuten auf ein besser bewässertes Land und eine ganz verschiedene botanische Region hin, als man solche bisher vom Cap aus erreichte. Die Anwohner des Sees, Ba-yeiye, scheinen ein neuer Stamm; ihre Sprache war unbekannt, und sie haben mehrere merkwürdige Sitten, die von denen der Stämme südlich des Wendekreises durchaus abweichen."

Alles dieß zeigt genugsam, wie wünschenswerth es ist diese so wie Rebmans noch höchst unsichere Entdeckung weiter zu verfolgen.

Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer in das Innere nach dem Lager der Palachos.

(Schluß.)

Am andern Morgen gelangten wir, wie man sich füglich ausdrücken kann, in eine Oase der Gebirgswüste. Es war eine natürliche Lichtung des Waldes, wo der Boden, außer einzelnen hie und da stehenden Baumgruppen, von allem Holzbestande frei und mit natürlichem Graswuchs bekleidet war. Diese Lichtung war von ziemlicher Ausdehnung und amphitheatralisch von einem Kranz waldiger Berge eingeschlossen. Die Farbenmischung der verschiedenen Laubarten an den Bergabhängen zeigte sich hier im schönsten Spiele und war von herrlicher Wirkung. Auch noch mancher andere Zug verschönerte diese malerische und fruchtbare Landschaft, indem ein klarer, heller Bach sich durch die Wiesen schlängelte und im Hintergrunde zwischen den Bergen verschwand. Wir hatten uns am Saume des Waldes an einer Stelle hingestreckt, von welcher aus wir den Blick über das ganze Wiesenthal hinausschweifen lassen konnten. „Dort", sagte Antonio von neuem seinen guten Geschmack und Sinn für Naturschönheiten bekundend, „dort, wenn jemals mir durch irgend ein Ereigniß mein jetziger Aufenthaltsort verleidet werden sollte, am Abhange jenes Hügels würde ich meine Hütte aufschlagen und wohnen bis ich zu meinen Vätern versammelt werde."

Ich machte Antonio darauf aufmerksam, daß die Seelen seiner Vorfahren in das Indianerparadies hinübergegangen seyen, er aber als Christ in eine andere Abtheilung des Himmels versetzt werden würde, worauf der Indianer, der oft Gedankenblitze auflodern ließ, die mich überraschten und in Erstaunen setzten, und einem Philosophen zur Ehre gereicht haben würden, auf seine Weise erwiederte: „Ich denke, der Allvater wird auch alle seine Geschöpfe mit gleicher Liebe umfassen, vorausgesetzt, daß sie ihrer Erziehung und Natur gemäß leben."

Das ewige Klettern über Hügel und Schluchten und das Durchkriechen der Gebüsche waren uns, namentlich mir, in die Glieder gezogen, und wir fühlten uns beide angegriffen von der beschwerlichen Reise, deßhalb wurde beschlossen, an dieser freundlichen Stelle einen Rasttag zu halten. Antonio wußte, daß in der Nähe gewöhnlich Rehe standen, und brach deßhalb zu einem Jagdausflug auf, kehrte jedoch nach $1\frac{1}{2}$ Stunden mit leeren Händen zurück. Wir hatten jedoch noch die Hälfte des am Abend vorher gebratenen Mutus, so daß wir keinen Mangel litten. Der Fluß bot uns die Annehmlichkeit eines Bades dar, und uns an der schönen Natur und ihren wunderbaren Erzeugnissen erfreuend, verlebten wir den Tag in philosophischer Ruhe. Ich holte das seit einigen Tagen Versäumte in meinem Tagebuche nach, und half Antonio trockenes Holz zur Unterhaltung eines Feuers während der Nacht zu sammeln, auf diese Weise abwechselnd Kopf und Hände beschäftigend.

Im Wiesengrunde bemerkten wir häufig den Jabiru (Ciconia mycteria), einen Stelzenläufer und Sumpfvogel mit seinem langen, kegelförmigen, glatten, starken, aufwärts laufenden Schnabel. Colibri von den mannichfachsten Spielarten und im Schmucke ihres goldglänzenden und farbenreichen Gefieders schwelgten am Waldsaume und im Wiesengrunde in den Blüthenkelchen, und summten pfeilschnell durch die Luft. Am Nachmittage zog eine Schaar der prächtigen Aras mit ihrem himmelblauen und brennendrothen Gefieder über das Wiesenthal hin, was einen ungemein schönen Anblick gewährte.

Beim Untergang der Sonne schlenderte ich am Saume des Waldes hin und schoß ein herrliches Waldhuhn, und etwa 10 Minuten weiter den männlichen Vogel, den ich jedoch nicht auf der Stelle getödtet, sondern bloß stark angeschossen hatte. Der Waldhahn stieg in die Luft und warf sich dann in das Dickicht des Waldes, so daß zum Auffinden wenig Hoffnung war. Mein Hühnerhund hatte mit der diesen Thieren eigenen Klugheit jedoch ebenfalls bemerkt, daß der Vogel getroffen war und verschwand im Walde. Da er mir zu lange ausblieb, so kehrte ich zu unserm Bivouac zurück, und da erschien denn das edle Thier etwa eine halbe Stunde später, von Dornen zerstochen und blutend, aber den Waldhahn im Maule.

Der Tag war sehr schwül gewesen, und jenseits des Thales zogen sich über dem Gebirge dicke Wolkenhaufen zusammen; das Gewitter nahm jedoch eine andere Richtung und berührte unsere Gegend nicht, wir hatten so das herrliche Schauspiel eines ununterbrochenen Wetterleuchtens, das die fernen Bergspitzen erleuchtete und in dem mit elektrischen Flüssigkeiten so reichlich geschwängerten Dunstkreise einem Feuerwerk nicht unähnlich war.

Jenseits des Wiesenthals fängt der Gebirgsstrich wieder an, der sich in zahllosen Ketten tief in das Innere erstreckt. Wir mußten noch manchen hohen Berg überklettern, manchen Waldbach durchwaten, und so ging's ununterbrochen zwei weitere

Digitized by Google

Lage fort, bis wir einen etwas breitern Fluß erreichten und Antonio eines Morgens bemerkte, daß wir in wenigen Stunden das Ziel unserer Reise erreichen würden. Wir folgten dem Laufe des Flusses zwischen den Bergen hin, bis sich das Gebirge zu einem mehrere Stunden breiten, von Weiden und Morästen durchschnittenen Thale abflachte, worin wir eine Zeitlang immer dem Laufe des Flusses folgend und mehrere Sümpfe durchwatend, unsere Reise fortsetzten. Dann aber mußten wir einstweilen wegen undurchdringlicher Sümpfe mit Rohrgewächsen, welche giftigen Reptilien zur Herberge dienten, unsern Weg wieder über bewaldete Berge einschlagen. Ueberhaupt bezeigte mein Begleiter, der sonst keine Anstrengung und Gefahr scheute, immer einen großen Widerwillen durch Sümpfe und schlammige Flüsse zu waten, weil, wie er behauptete, der Tod dort in mancherlei Gestalten lauere. So sagte er z. B., als wir die eben gedachten Sümpfe bis über den Gürtel durchwateten: „dieser Morast ist zwar schwerlich geeignet, den schrecklichen Ururau zu beherbergen, allein wer steht uns dafür, daß wir nicht dem Segudu zur Beute werden?“ Ich fragte ihn, was denn dieser „Segudu“ für ein Ding wäre, worauf er erwiderte: „das ist ein Scheusal von walzenartiger, tonnenähnlicher Gestalt, woran auf der einen Abstumpfung ein Kopf sitzt, der dem eines Frosches, nur in ungeheuer vergrößertem Maaßstabe, und an der andern ein 6 Fuß langer schuppiger Schwanz sitzt, worin eine ungeheure Kraft liegt, und womit das Thier, sobald es seine Beute erfaßt hat, sich immer tiefer in den Morast wühlt, und zwar mit einer Gewalt, der die stärksten Thiere nicht zu widerstehen vermögen, obgleich das Thier nur etwa 8 bis 9 Arroben (240 bis 270 Pfd.) wiegen mag. Der weite Rachen des Ungeheuers ist mit fingerlangen Zähnen und seine Klauen mit schrecklichen Krallen versehen. Ein einzigesmal ist es uns gelungen, ein solches Scheusal lebendig zu fangen. Dieß geschah in einem Morast in der Nähe einer kleinen Ansiedelung, als der Pater Alonso Saturnino, der mich und einige andere Indianer durch sein einschmeichelndes Wesen und die Kraft seiner Beredsamkeit zum Christenthum bekehrt hatte, uns zu seiner Station führte. Beim Uebergang durch diesen Morast sahen wir einen Knaben von 12 Jahren in denselben, der ihm höchstens bis zum Gürtel ging, nicht versinken, sondern förmlich wie von unsichtbarer Gewalt hinabgezogen, vor unsern Augen verschwinden. Wir mußten Zeuge dieses entsetzlichen Schauspiels seyn und den letzten Nothschrei des Unglücklichen hören, gänzlich außer Stande, ihm die geringste Hülfe zu leisten. Der Pater aber war ein energischer Mann, und obgleich zur Rettung des armen Knaben nichts geschehen konnte, so wollte er doch wissen, durch was für ein Ungeheuer derselbe umgekommen wäre. Er ließ sich nun in der Ansiedelung einen starken, großen, eisernen Angelhaken schmieden und an denselben ein starkes, aus Riemen geflochtenes Seil befestigen. Am andern Morgen wurde ein schwerer Balken in die Erde gerammt, das Seil herumgeschlungen, an den Angel ein lebendiges Schwein gesteckt und an die Stelle gebracht, wo am Tage vorher der Knabe verschwunden war. Wir acht Indianer und ein Dutzend Inwohner der Ansiedelung waren auf den ersten Wink bereit Hand ans Werk zu legen. Es dauerte auch gar nicht lange, als das Schwein unterging und das Seil mit einer Gewalt angezogen wurde, daß sich der tief eingerammte Pfahl auf die Seite neigte. Es war ein Glück, daß dieser Pfahl einen festen Anhaltspunkt verlieh, denn ich glaube kaum, daß die Kraft von 20 Männern hingereicht hätte, das Scheusal ans Tageslicht zu fördern. Allein so gelang es nach großer Anstrengung, und als das Unthier erst auf der Oberfläche erschien, war es nicht schwer mehr dasselbe aufs Trockene zu bringen. Der scharfe Angelhaken hatte sehr glücklich gepackt, indem er durch den Schlund gegangen war und dann hier einen Schuppenschild gefaßt hatte. Es war von so scheußlichem Aussehen, daß mehrere Zuschauer mit Entsetzen sich auf und davon machten. Der Pater befahl ihm den Schädel einzuschlagen; das war aber leichter gesagt als gethan, denn der dicke Schmiedhammer, der jetzt den Schädel bearbeitete, prallte auf dem stahlharten Panzer des Thieres ab, als wäre er auf einen Amboß gefallen, und dabei fegte das Thier mit seinem langen Schuppenschwanze um sich, daß jedes lebende Wesen, welches in dessen Bereich gekommen wäre, keines zweiten Schlages bedürft haben würde. Dem Pater wurde bange, daß das Thier sich losarbeiten und entkommen möchte, und da er um Hülfsmittel nie verlegen war, so schritt er sofort zu einer energischen Maaßregel. Er ließ sich die große blecherne Büchse geben, worin er seinen Pulvervorrath aufbewahrte, schlug ein kleines Loch in den Deckel, befestigte einen langen Schwefelfaden in diese Oeffnung, und nun wurde diese mit starken Bindfaden umwickelte Büchse dem Unthiere tief in den Rachen geschoben, der Schwefelfaden angezündet und auf diese Weise mit einer furchtbaren Explosion das Scheusal auseinander gesprengt.“ Ich äußerte gegen Antonio, daß der Pater den Naturforschern einen großen Dienst erzeigt haben würde, wenn er dieses Thier oder wenigstens das Skelett desselben conservirt hätte, da dasselbe seiner Beschreibung nach ein ganz unbekanntes gewesen sey, worauf er jedoch bloß erwiederte, daß sich der Pater wahrscheinlich nie um Naturgeschichte bekümmert und nur für solche Thiere Interesse bezeigt habe, die sich für Küche und Tisch eigneten.

Wir hatten unterdessen die Spitze des Berges erreicht, und als wir auf der andern Seite hinabstiegen, kamen wir etwa in der Mitte an eine freie Lichtung, und von hier aus sahen wir abermals den Fluß und das von Bergen eingeschlossene Thal. An den Abhängen dieser Berge lagen die Wohnungen und Felder der Patachos, das Ziel unserer Wanderung.

Ich machte Antonio darauf aufmerksam, daß nun wohl nichts nothwendiger sey, als an unsere Toilette zu denken, denn unsere Kleidung war so zerfetzt, daß keine handgroße Stelle zu finden war, wo nicht ein Lappen herunterhing. Antonio erwiderte: „Nun, was meine Toilette anbetrifft, so ist dieselbe sehr bald gemacht, denn ich werde mich wohl hüten, vor meinen alten Freunden in einem andern Aufzuge zu erscheinen, als eben unter ihnen Mode ist.“ Und somit fing er an sich seiner Kleidungsstücke, eins nach dem andern, zu entledigen, und stand bald im Schmucke paradiesischer Unschuld da, nahm seinen Bogen in die Hand, forderte mich auf, seiner Rückkehr hier zu harren, da er vorher, der Indianeretiquette gemäß, dem Stamm meine Ankunft melden müsse. Damit entfernte er sich, aller die freie Körperbewegung hemmenden Kleidung bar, mit noch größerer als seiner gewöhnlichen Gelenkigkeit, mich meinen Gedanken überlassend. Dem Toilettegeschmack des Indianers mochte ich jedoch nicht folgen, und da ich einige Hemden und etwas Sommerzeug bei mir trug, so benutzte ich diese Muße zum Umkleiden. Mein Freund erschien nach Verlauf von etwa 2 Stunden in Begleitung eines alten Patacho, der mich in einer Anrede willkommen hieß, und, nachdem ich dieselbe durch Antonio's Vermittlung beantwortet hätte, in das Lager seiner Stammgenossen führte.

Bösche.

Digitized by Google

Die Insel Mindoro (Philippinen).

(Nach dem Spanischen des Diario di Manila, August und September 1839.)

Nur wenige Jahre sind vergangen, seit die Insel Mindoro eine Piratencolonie war. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts schwärmte eine Armee derselben um die Küsten, die Einwohner wurden vernichtet oder als Sklaven verkauft. Hierauf richteten sich die Seeräuber an mehreren Punkten wohnlich ein. Häfen, Ströme und Buchten dienten als Vereinigungspunkte während ihrer kühnen Streifzüge. Vor diesem schrecklichen Einfall war die Insel wohl bevölkert und angebaut, und noch kann man Spuren treffen des vergangenen Glücks. Einige Arten von Reis, deren Cultur damals üblich war, sind untergegangen; doch baut man noch gegenwärtig auf Mindoro mehr als zwanzig, deren manche zu den besten im indischen Meer gehören, z. B. die von den Eingebornen „Calibo“ genannte, durch ihre Weiße, Milde und guten Geruch berühmt. Alle Reissorten hauchen nach der Befreiung von der äußern Spelze einen angenehmen Geruch aus, die Körner des Calibo aber riechen angenehm, wie neugebacken Brod; diese Umstände beweisen, daß der Ackerbau, mindestens die Reispflanzung, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, und rechtfertigen einen Schluß, der in einem der Geschichtsbücher dieses Landes enthalten ist, daß Mindoro die Kornkammer der Eilande war.

In einer beschränkten Ebene, Punta S. Thomas genannt, an der Nordküste zwischen Abra de Ilog und der Spitze Calavite gelegen, trifft man Ruinen, die ehedem einer schönen Kirche angehört. Ihr Fußboden, ganz von Stein, ist mit einer üppigen Vegetation bedeckt, und ihre Wälle geben Bäumen einen Ruhepunkt, deren Durchmesser über einen Fuß beträgt. Die ungewöhnliche Lage, in welcher diese Capelle errichtet war, beweist wie reich und bevölkert die Insel Mindoro in frühern Zeiten gewesen. Von der Bay von Ilog im Norden bis Paluan im Westen, einer Strecke, wo verschiedene Ruinen liegen, ist die Küste so steil und das benachbarte Terrain so gebirgig und ungangbar, daß manche der Flüßchen, welche von den Höhen herabrauschen, senkrecht in pittoresken Cascaden bis zum Spiegel der See fallen. Jetzt sieht man hier kein lebendes Wesen außer Schwärmen von Bienen, einmal im Jahre auch wenige Wilde oder Bewohner der Bucht von Ilog, welche herabsteigen, um sie ihrer Honigwaben zu berauben. Woher kann das Volk, welches die Gemeinde dieser Kirche gebildet, gekommen seyn? Ihre Existenz in dieser Lage war offenbar das Resultat künstlicher Verhältnisse, und ihre Verbindungswege mit andern bewohnten Plätzen erforderten große Einsicht und ungemeine Arbeitskraft.

Der Einfall der Piraten muß außerordentlich blutig und zerstörend gewesen seyn. Noch jetzt leben Individuen, von denen wir gehört, welche geringe Anzahl der allgemeinen Vernichtung entronnen; noch jetzt zittern sie bei der Erzählung der Nebenumstände, wie furchtbar die Haltung der Angreifer war, und sie überliefern ihren Kindern den panischen Schrecken, welchen die Unzahl der Mohren (Moslems) in ihnen erregt. Jene wenigen, welche wie eine Heerde in die Nachbarschaft eines schwachen Stammes von Wilden entwichen, der ohne Zweifel über Menschengedächtniß die Centralgebirge bewohnt, sammelten sich dort in dem nördlichen Theile der Insel, von den Eingebornen Bangun genannt. Die Nachkommen dieser Flüchtlinge bilden das Volk, welches jetzt die Binnenbevölkerung Mindoro's ausmacht, unabhängig von der spanischen Krone, im allgemeinen unter dem Namen Manguianes bekannt. Sie unterscheiden sich von dem obenerwähnten Autochthonenstamm dadurch, daß sie das Idiom desselben nicht sprechen, welches uns unbekannt ist — es müßte denn das reine Tagala seyn — außerdem haben sie sich nach den ersten Eindrücken des Schreckens wieder von den Ureinwohnern getrennt. In der That erzählen die Manguianen tausend phantastische Sagen über die Gewohnheiten dieses Bergvolks, und ließen es allein und vereinzelt in seinen tiefschattigen Wohnsitzen zurück.

Doch darf nicht angenommen werden, daß die Flüchtlinge zu ihrer Seeküste zurückkehrten. In den südlichen Districten stiegen allerdings manche ans Meeresufer hinab, sey es durch Hunger gezwungen oder durch den reichen Ertrag der Fischerei angelockt; allein diese wurden von den Mohren aufgefangen, die von Zeit zu Zeit die Küste umkreisen, und als Gefangene abgeführt; dieß bestärkte die Angst der andern, welche sie bewog, fern den Küsten ihre Wohnsitze zu nehmen.

Seit der obenerwähnten Katastrophe entstanden an der Küste mehrere Städte durch christliche Auswanderer aus andern Provinzen; doch enthalten sie zusammen nicht 2000 tributpflichtige Bewohner. Diese Emigranten waren zum großen Theil Vagabunden oder bekannte Verbrecher, denen der Aufenthalt in ihrer Geburtsstadt untersagt war, und welche hofften unbekannt in den weiten Einöden Mindoro's zu leben, wo die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Erträgnisse des Handels mit den Manguianen ihnen reichliche Subsistenzmittel zu liefern versprachen.

Die Individuenzahl der wilden Stämme wird auf mehr als 6000 berechnet. Ihr Grundcharakter gleicht dem aller Indianer der malayischen Race: helle Kupferfarbe, schlichtes, dünnes, schwarzes Haar, rundliche Augen mit verschwindenden Thränenkarunkeln, Nasenflügel erweitert, Wuchs klein, Beine schön geformt aber schwach; der Ausdruck sehr traurig; ihr erbärmliches Elend und ihre indolenten Gewohnheiten, verbunden mit der niedersten Bildungsstufe, liefern einen lebenden Beweis, wohin die Indier kommen wenn man sie sich selbst überläßt. Sie gehen in der Regel fast nackt. Die Häuptlinge tragen eine Art Schärpe von Ritotuch, welche die Weichen umgürtet, und eine Bajaqua, ein sehr langes und enges Stück Zeug, das sich über Magen und Lenden kreuzt, während das dritte Ende lose hinten hinabhängt. Sie binden einen Turban von Ritotuch rund um das Haupt, andere auch einen Bund alter Lappen in der Absicht, ihr zerstreutes Haar zusammenzuhalten. Die Männer haben einen Beutel umhängen, worin sie ihr Buyo und ihnen Tabak führen, ferner einen Köcher aus Bambusrohr, zwei Zoll im Durchmesser, in dem ihre vergifteten Pfeile stecken; in der Hand tragen sie einen Bogen aus Ribongholz (einer Palmenart), dessen Sehne aus Abaca oder der Sprungsehne eines Hirsches oder einem andern Strick, den sie leicht erhalten können, gedreht ist; ihre Waffen legen sie nie ab, so selten ihnen Gelegenheit wird sich derselben zu bedienen.

Die Pfeile sind aus dünnem Rohr mit Ribongspitzen; um sie zu vergiften, bestreichen sie die Spitzen mit einem eingedrückten Saft, zusammengesetzt aus der Milch der Dita, die sie durch Einschnitte in den Schaft des Baumes gewinnen, und aus einem Aufguß von Abyab oder der Rinde der Sagopalmenfrucht. Dieser Aufguß ist an und für sich so giftig, daß er auf der bloßen Haut ein unerträgliches Jucken hervorbringt. Daher kömmt es, daß die Manguianen und die christlichen Bewohner der Küste ihn als Fernwaffe benützen, indem sie ihn durch Blasrohre ausspritzen, welche sie eigens zu diesem Zwecke anfertigen.

Die Weiber putzen sich etwas mehr als die Männer; sie tragen um die Weichen ein Tuch von Kattun oder anderm Zeug in Form eines Sackes ohne Boden, welches bis auf die Knie herabfällt. Die Haare binden sie in einen Knoten, der über das Hinterhaupt auf den Nacken hängt und durch Bänder von Rito zusammengehalten wird, doch nicht sorgfältig genug, um das Hervorquellen einer Menge aufgelöster und verwirrter Locken über das Vorderhaupt zu verhindern.

Unter den Armen tragen sie ein andres Gewand, drei Zoll weit, das zur Verhüllung eines Theils des Busens dient. Ein und zwar immer nur ein Ohr ist durchbohrt, in dasselbe wird ein Dorn der Rattanpalme gesteckt, eingerollt wie eine Uhrfeder, der sich langsam aufwickelt und die Oeffnung immerfort erweitert, bis er seine Expansivkraft verloren, worauf ein größerer eingeführt wird, und der Proceß sich wiederholt, bis die Oeffnung nicht selten Handbreite im Durchmesser erreicht; welcher ungewöhnliche Schmuck die widrigste Verirrung des Geschmackes ist, welche gedacht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedisches Gedicht in Hexametern. Zur Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen vom 19 Junius erschien von A. Axen ein Gedicht meistens in Hexametern, die sich äußerst drollig ausnehmen, womit indeß Ton und Haltung des Gedichts vollkommen übereinstimmen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 191. 10 August 1850.

Die dießjährige Parlamentssession.

1. Die Zeit vor Ostern.

Dieser Theil einer jeden parlamentarischen Session hat ein allgemeines Kennzeichen: was in dem Zwischenraum zwischen zwei Sessionen gegohren, das kommt hier zum Aussprechen, und erst in der zweiten Hälfte werden eigentlich Geschäfte abgemacht. Die Zwischenzeit zwischen der Session des Jahrs 1849 und der dießjährigen war namentlich durch zwei Dinge ausgezeichnet, die auf Einen Zweck hin arbeiteten, die allmähliche Ausbildung einer Gesellschaft zum Schutze der Nationalarbeit, und die zahlreichen Meetings der Pächter und Grundherren, um sich über ihre hauptsächlich durch den Freihandel herbeigeführte schlechte Lage zu besprechen. Wir haben in einem kurzen Artikel „die englische Thronrede und die Verhandlung darüber" (s. Nr. 39) angeführt, daß die Führer der conservativen und protectionistischen Partei noch nicht für gerathen halten, einen Hauptangriff auf das Ministerium zu wagen, daß es sich für sie nur darum handle, ihre politische und parlamentarische Stellung zu kräftigen und zu constatiren, ja daß sie bis zu einem gewissen Grade selbst mit dem Ministerium einverstanden sey. So sehr nun auch der hitzige Angriff auf das Ministerium in der Person Lord Palmerstons das Gegentheil zu zeigen scheint, so ist doch der Vorwurf, daß das Ministerium dem Oberhaus eine ungebührliche Nachgiebigkeit zeige und insgeheim mit ihm einverstanden scheine, geradezu von einem der entschiedensten Freihändler und ausgesprochensten Reformers, Hrn. Bright, erst in einer der neuesten Sitzungen (am 30 Jul.) ganz offen gemacht worden. Wir halten den Vorwurf für völlig gegründet: Lord John Russell, der Sprößling des erlauchten Hauses Bedford, kann den Sturz der Aristokratie nicht wollen, und spricht dieß auch ohne Umschweife aus. So geräth das Ministerium, wenn gleich in der Freihandelsfrage mit Bright und seinen Freunden einverstanden, doch mehr und mehr in den daraus sich entwickelnden politischen Fragen mit ihr in Widerspruch, und eben das Hervortreten dieses, für die künftige Entwicklung der staatlichen Verhältnisse und des ganzen Volkslebens in England sehr wichtigen Umstandes veranlaßt uns, dieser Session die besondere Aufmerksamkeit zu schenken und die Elemente des Zwiespalts anzudeuten.

Die Protectionisten wollten in die Addresse auf die Thronrede die Clausel einfügen, „daß die ländlichen Interessen namentlich in Irland durch die neuere Gesetzgebung gelitten hätten, und daß die Locallasten die Noth vermehrten." Gegen dieß Verdammungsurtheil der Freihandelspolitik mußten sich freilich die Minister verwahren; es ist aber auffallend, daß nicht nur derjenige, welcher den Antrag auf die Addresse im Sinne der Minister gestellt hatte, Graf Essex, die Noth unter den Ackerbauclassen anerkannte, sondern daß auch mehrere Minister selbst, namentlich Lord Carlisle, von der Freihandelspolitik als einem „Experiment" sprachen, und Hr. Labouchere seine Ansicht kund gab, daß der Preis des Getreides nicht dauernd so nieder seyn könne. Ueberhaupt gab sich selbst unter den entschiedensten Freihändlern, wenn wir Hrn. Muntz ausnehmen [1], die Meinung zu erkennen, daß die Preise des Getreides tiefer gefallen seyen als sie geglaubt hätten. Daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Ermäßigung der Pachtschillinge, und zwar eine ziemlich bedeutende nothwendig seyn werde, mußten selbst die Freihändler zugestehen, so wenig sie in früherer Zeit dessen Wort haben wollten. Noch hatte aber der Freihandel seine Folgen nicht hinreichend entwickelt, um erwarten zu können, daß jetzt schon eine wesentliche Aenderung in der eingeschlagenen Politik erfolgen werde, und wenn im Oberhaus das Amendement zur Addresse mit 152 gegen 103, im Unterhaus mit 311 gegen 192 verworfen wurde, so war hierin nur die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Zeit zu neuer Aenderung noch nicht herangekommen sey.

Die Folgen dieser Abstimmung im Lande waren nicht unbedeutend, unter den Pächtern herrschte eine düstere, bittere Stimmung, viele setzten alsbald die Taglöhne auf den möglichst niedrigen Fuß herab, entließen selbst eine Anzahl ihrer Leute, und die Folge war, wie in frühern Jahren, daß eine Anzahl Brandstiftungen vorfiel. Solche Auftritte konnten freilich weder von Dauer noch von Einfluß seyn, sie zeigen aber die außerordentlich mißliche Stellung der Pächterclasse zwischen einer überwiegenden Städtebevölkerung, welche ihnen den bisherigen allerdings unklugen Schutz entriffen, und einer völlig besitzlosen, ihnen an Zahl siebenfach überlegenen Taglöhnerbevölkerung. Mehrfach ward in der Verhandlung darauf hingewiesen, wie unklug es sey, diese bedeutende Classe in solcher Art sich zu entfremden, und einer vom Taglohn lebenden übermächtigen Städtebevölkerung sich hinzugeben. Dieser Widerstreit zwischen der städtischen und der Landbau- oder vielmehr Pächterbevölkerung ward indeß vorerst nur angedeutet, und sollte erst etwas später deutlicher hervortreten.

In der Presse, namentlich der commerciellen, hatte die Verhandlung einen langen Streit herbeigeführt über den wahr-

[1] Dieser erklärte geradezu, er habe nie anders gedacht, als daß das Getreide wesentlich im Preis fallen würde, und er hoffe, es werde noch mehr fallen.

Digitized by Google

scheinlichen Stand der Getreidepreise unter dem Einfluß des Freihandels. Diese Frage war, wie die Sache jetzt noch stand, gar nicht zu lösen, denn man konnte noch nicht wissen, welchen Einfluß die Aufhebung der englischen Korngesetze im Getreidebau der verschiedenen Länder haben würde. Der Hauptnachtheil der frühern Korngesetze war gewesen, die Einfuhr geraume Zeit ganz zu verbieten, dann eine sehr bedeutende Einfuhr auf einmal zu veranlassen, die natürlich kostspielig seyn mußte, und den Preis auswärts gleichfalls hinaustrieb; welche Folgen aber eine geregelte Zufuhr, ein zum voraus mehr oder minder zu bemessender Markt haben würde, welche Ausdehnung der Anbau in Ländern wie Amerika, Südrußland und den Donauprovinzen gewinnen mochte, das lag und liegt noch außer der Berechnung. Aus einer Tabelle der durchschnittlichen Getreidepreise in den Ostseehäfen — aus denen sich früher England vorzugsweise versorgte, wobei Hamburg den Vermittlungshafen machte — verglichen mit denen von England vom J. 1816 bis 1837, ergibt sich, daß der Unterschied dieser Preise 8mal über 40 Sh., 11mal über 30, 7mal über 20 und nur 2mal unter 20 Sh. betrug. Dieser ungeheure Unterschied mußte mit dem neuen Korngesetz aufhören, und die Frage war nur, um wie viel der Preis in der Ostsee steigen und der in England fallen würde. Das hing davon ab, wie viel Getreide sich auf die Dauer aus Amerika und aus Südrußland und den Donauhäfen einführen ließ. Aus den Donauhäfen z. B. hat sich die Getreideausfuhr in den Jahren 1837 bis 1849 mehr als vervierfacht, der durchschnittliche Preis des Weizens ist, hoch gegriffen, 18 Sh., und schlägt man Fracht und Unkosten, gleichfalls hoch gerechnet, auf 12 Sh. an, so kommt der Quarter in England erst auf 30, ein Preis, mit welchem die englischen Ackerbauer nicht bestehen könnten. Ein Hr. Sandars, sonst ein Freihandelsmann und bedeutender Kornhändler, erklärte im Parlament, er getraue sich gewöhnlich guten Weizen aus Danzig und Königsberg für 34 Sh. den Quarter zur Stelle zu schaffen, was einen langen und sehr erbitterten Streit herbeiführte. Erwägt man, daß von der Mitte des Jahres 1848 bis zur Ernte des Jahres 1849 die Weizenpreise durchschnittlich etwa 45 Shilling betragen haben, daß sie von der Ernte vorigen Jahrs bis jetzt sich etwa auf 40 Sh., eher drunter als drüber, gehalten haben, daß das vorige Jahr für Nordamerika kein sehr günstiges war, und die Versorgung Californiens bedeutende Getreidemassen in Anspruch nahm, so ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszusagen, daß die Weizenpreise des bevorstehenden Jahrs, wenn die Ernte in England nicht gar zu schlimm ausfällt, sich zwischen 35 und 40 Sh. stellen werden, eine Vermuthung, bei der natürlich außerordentliche Ereignisse außer Berechnung bleiben. Die Folge dieser Lage der Dinge muß seyn, daß der Weizenbau, der in England ohnehin das vernünftige Maaß überschritten hatte, eingeschränkt werden wird, und vielleicht auch — doch sprechen wir dieß nur schüchtern aus — daß der Roggen in England sich im Vergleich zum Weizen höher stellen, d. h. in größerem Maaße als bisher, zur Volksnahrung werden wird.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unerwähnt lassen, daß beide streitende Theile, sowohl Freihändler als Protectionisten — wenigstens was ihre öffentlichen Aeußerungen betrifft — an einem gemeinsamen Irrthum zu leiden scheinen, dem nämlich, daß eine Rückkehr zu einem Schutzzoll, der auf jeden Fall nur ein fixer Zoll seyn könnte, den jetzigen Stand der Dinge, wie er durch den Freihandel geworden und ferner werden muß, in Bezug auf die Pachtverhältnisse und auf die Ernährung des Volks wesentlich ändern würde. Wir müssen bis auf weiteres den schon vor mehrern Jahren ausgesprochenen Satz fortwährend als richtig anerkennen, daß unter der Herrschaft eines unbehinderten Kornhandels der Preis des Weizens zu 30 Sh. als niedrig, zu 40 als hoch angenommen werden muß. Setzt man nun den Schutzzoll, falls solcher wieder aufgenommen wird, auf 5 Sh. an, so würden dadurch die Preise auf 35 bis 45 Sh. hinaufgetrieben, immer noch bedeutend unter dem, was Peel als nothwendigen Preis für den Producenten annahm; eine Steigerung der Brodpreise durch einen solchen Zoll ist kaum denkbar, denn sie würde höchstens $^{1}/_{4}$ Penny aufs Pfund machen. Für die ackerbauende Classe und die Grundbesitzer würde der Uebergang dadurch erleichtert, die Staatscasse würde eine sehr bedeutende Zolleinnahme haben, und eine Schuldabzahlung und dadurch allmähliche Erleichterung der Lasten würde möglich. Es ist kaum denkbar, daß so vernünftige Leute, wie die Mehrzahl der Freihändler doch sind, nicht einsehen sollten, daß ihr Zweck mit Abschaffung der Scale erreicht ist, und daß der fixe Zoll alle ihre vernünftigen Zwecke erfüllt. Hier kommt offenbar etwas ganz anderes ins Spiel: man hat den Freihandel von den Dächern gepredigt, und will sich kein Dementi geben, um nicht dem Continent und Amerika die Waffe zur Bekämpfung des englischen Freihandels, d. h. der englischen Handelssupremalie in die Hände zu liefern. Es wird sich aber noch herausstellen, daß Lord John Russel durch seinen Brief aus Edinburgh im Herbst 1845, und Sir R. Peel durch seine Erklärung, worin er seinem Rivalen an Liberalismus nicht nachstehen wollte, ihrem Land den schlechtesten Dienst geleistet, und den Classenstreit zwischen Manufacturisten und Ackerbauern, den sie vermeiden wollten, gerade hervorgerufen haben, denn man wird — nicht zur Rettung des aristokratischen Princips, sondern zur Rettung des National- und Staatscredits — zum System des Schutzes zurückkehren müssen.

Die Frage stellt sich somit allmählich auf ein ganz anderes Feld: die protectionistische Partei hat sich auf einen Boden gestellt, der nicht mehr haltbar ist, und welcher den bereits begonnenen Classenstreit nur noch stärker anfachen mußte; indem sie sich mit den Schifffahrts- und Colonialinteressen verbindet, und dadurch das System des Zollschutzes für diese speciellen Interessen als nothwendig statuirt, hat sie ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grad Recht, aber sie kann nur Recht erhalten, wenn sie diese Rückkehr zum Schutzsystem auf ein allgemeineres Terrain stellt, und zeigt daß das ganze Staatsgebäude dabei betheiligt ist. Hier wirken noch andere viel complicirtere Elemente mit, namentlich das Geldwesen, was man in England allgemein mit dem Namen „currency question" bezeichnet. Wir haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß Peels Bill im Jahre 1819 der Ausgangspunkt ist, der alle seitherigen Veränderungen in dem nationalwirthschaftlichen Leben Englands mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach sich zog, und man wird finden, daß diese Frage sich auf eine unabwendbare Weise in die Freihandelsfrage hineindrängt. Die Gleichstellung des umlaufenden Papiers mit dem baaren Gelde, was während des Kriegs und in den ersten Jahren nach demselben im Verhältniß wie 3 : 2 stand, mußte nothwendig die Preise herabdrücken. Nach dem Krieg galt der Quarter Weizen etwa 80 Sh. in Papier, wenigstens wurde dieß als Durchschnittspreis angenommen; stellte man nun die Baarzahlung her, und mußte alles nach Gold, nicht mehr nach Papier berechnet werden, so mußten die Preise, vor allen die des Korns um ein Drittel fallen, obgleich die

Digitized by Google

Landpartei die Absicht hatte, den Preis bis zu 80 Sh. für sich als Monopol zu halten, wie sich weiter unten zeigen wird; zieht man von 80 Sh. ein Drittel ab, so erhält man 54, oder nahezu den Preis, welchen Peel als für Consumenten und Producenten billig angenommen hatte. Nach den Kornpreisen richtete sich aber allmählich alles andere, und nur die Schulden blieben nach dem alten Spruch: litora scripta manot. Man ersieht also, wie Ermäßigung der Ausgaben, Steuernachlaß oder Uebertragung der Last auf andere Schultern die unvermeidliche Folge von Peels Bill waren. Wir wollen damit kein Urtheil über letztere aussprechen, sondern nur documentiren, wie Peels Verhalten vom J. 1819 bis zum J. 1846, wo er die freie Korneinfuhr durchsetzte, insofern consequent war, als immer ein Schritt den andern nothwendig machte; nur hatte Peel diese Nothwendigkeit nicht vorausgesehen, sonst hätte er nicht noch im Jahre 1827 für die Korngesetze, als zur Aufrechterhaltung des Adels nothwendig, sich aussprechen, noch vom Jahre 1834 an an die Spitze einer conservativen und protectionistischen Partei stellen können.

Diese Bemerkungen über Peel und die englischen Geldverhältnisse waren hier unerläßlich, weil man sonst die zunächst folgende wichtige Parlamentsverhandlung am 21 Februar, wobei Peel von seinem eigenen Freund und Anhänger, Sir J. Graham, auf eine höchst empfindliche Weise angegriffen wurde, ohne darauf zu antworten, gar nicht wohl verstehen kann. Schon die Debatte über die Thronrede und das zur Adresse vorgeschlagene Amendement hatte eine Andeutung über die besonderen Lasten der ackerbauenden Classe enthalten, da aber diese Debatten sich mehr auf einem allgemeinen Standpunkt hielten, und nur die Folgen des Freihandels betrafen, so wurde die Frage über die Localabgaben besonders vorgebracht. Es handelt sich dabei wieder um eine Steuererleichterung, das fruchtbare Thema, das seit 20 Jahren in allen Sessionen des Parlaments wiederkehrt, und, da man bei den stehenden Staatsbedürfnissen nicht unaufhörlich Steuern aufheben kann, um die Uebertragung der Last auf andere Schulden. Erwägt man aber, daß Peel bei Einführung der Einkommensteuer erklärt hatte, daß das System der indirecten Steuern, wenigstens der Auflagen auf die nothwendigsten Lebensmittel, erschöpft sey, so sieht man nicht ab, auf wen die Last gewälzt werden soll, wenn man nicht eine vollkommene Eigenthumssteuer einführen will, die theils auf den begüterten Adel, theils auf den handeltreibenden Mittelstand am schwersten fallen muß. Der erstere sieht sich ohnehin durch die sinkenden Pachtgelder in seinem Einkommen angegriffen, und der zweite erträgt eine gesteigerte Einkommenssteuer mit um so größerem Widerwillen, als sie nur allzu häufig mit einer inquisitorischen Einsicht in seine Geschäfte verbunden ist. Eine Regierung, die nach Freihandelsgrundsätzen verfährt, kann es vollends am allerwenigsten durchführen, denn sie stützt sich hauptsächlich auf die Inhaber des beweglichen Vermögens, darf sie also nicht zu sehr gegen sich aufbringen. Die Schwierigkeit, in welcher sich das Ministerium sowohl als das Land befindet, wird aus dem Lauf der Debatte deutlich hervorgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheure Mehlspeculation nach Californien.

Der Washington National Intelligencer enthält einen Consulatsbericht vom 12 Mai d. J. aus Valparaiso, welcher von einem Contract zwischen den Müllern von Chili und einer Compagnie Kaufleute daselbst handelt, wodurch der Californier-Markt mit Mehl versehen werden soll. Durchschnittlicher Monatsertrag der Mühlen zu Concepcion ist 25,000 Fäßchen Mehl zur Ausfuhr und die übrigen Mühlen an der Küste und zu Santiago mögen noch 15 bis 20,000 Fäßchen liefern. Die Ernte war dießmal ungemein reichlich, so daß der Quarter an der Mühle nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Dollars kostet. Die ungeheure Schwankung des Mehlmarkts in Californien, der von einer ausschweifenden Höhe zu einem ebenso ausschweifend niedrigen Preis herabsank, haben die Müller und Kaufleute zu diesem Unternehmen vermocht. Man schlägt den Verbrauch in Californien auf 25,000 Fäßchen monatlich an, und rechnet die Vermehrung durch neue Einwanderer auf 5000 Fäßchen monatlich; hierauf ist die Unternehmung gebaut. Die amerikanische Mehllieferung stößt also jetzt auf eine furchtbare Concurrenz, die sich dem Bericht zufolge bereits fühlbar gemacht hat. Eine Speculation, die sich auf drei bis 400,000 Faß Mehl und auf die Versorgung eines ganzen Landstrichs, wie Californien, erstreckt, ist eine ziemlich neue Erscheinung, und zeigt, welche Handelsthätigkeit allmählich an der Westküste Amerika's sich fühlbar macht.

Die Insel Mindoro (Philippinen).

(Fortsetzung.)

Garcilasso de la Vega erzählt in seinen Commentarios Regales, daß Manco Capac seinen Vasallen unter manchen andern Ehrenbezeugungen, womit er sie belohnte, auch eine sehr eigenthümliche Gunst erwies: „und sie wurden beordert, ihre Ohren zu durchbohren, aber mit der Beschränkung, daß die Größe ihres Bohrloches nicht die Hälfte der Höhlen in seinen eignen Ohren erreichen dürfe." In einem andern Theile desselben Werkes wird bestätigt, daß die Vasallen des Inka die Gewohnheit hatten, ihre Ohren zu durchbohren und die Oeffnung durch künstliche Mittel auf eine enorme Größe zu erweitern, unglaublich denen, die es nicht persönlich angesehen, weil es unmöglich scheint daß ein so kleines Läppchen Fleisch, wie das aus dem das Ohrläppchen besteht, bis zur Aufnahme einer Zierrath erweitert werden könne, welche an Größe und Gewicht dem Deckel eines Wasserkruges (rodaja de cantaco) gleichkömmt. Bedenkt man, daß die Wilden von Mindoro keinen Kaiser haben, der ihrem Geschmack in Durchbohrung der Ohren Schranken vorschreiben könnte, so mag man leicht ersehen, bis zu welchem Maaße sie diesen Widersinn ausgedehnt.

An den Ober- und Unterarmen, auch an den Knöcheln tragen sie Reife von vergoldetem Kupferdrath und um den Nacken einige Stränge Glasperlen, welche als ihre höchstgewertheten Zierden gelten.

Der Anblick den sie gewähren, ist im allgemeinen schmutzig und abstoßend. Namentlich sind alle entstellt durch Hautkrankheiten, denen sie beständig unterliegen. Individuen geringeren Standes sind mit einer Art weißer Schuppenbildung bedeckt in Folge des immerwährenden Hautreizes und des gänzlichen Mangels an Reinlichkeit. Manche leiden an chronischen Geschwüren, andere an mächtigen Auswüchsen; einigen ist Hand oder Fuß ungeheuer angeschwollen, während Schenkel und Arm im Verhaltniß eingesunken und verschrumpft erscheint.

Feste Wohnsitze kennen sie nicht. Hier und dort bauen sie Tabak, Buyo, süße Bataten und manch andre Art eßbarer Wurzeln, die Nächte verträumen sie unter Bäumen oder in den Höhlen der Felsen. Für die Kranken und Geschwächten errichten sie wohl auch Lager aus den Stämmen schmächtiger Bäume, parallel aneinander gereiht mit einem Querbalken, der als Kissen dient; dann streuen sie ein wenig dürres Laub über die Stämmchen und betrachten es hinfort als ein sehr comfortables Bettgestell. Dörfer bauen sie, die aus zwei bis drei Häusern bestehen, wenn andres ein Schoppen, dessen eine Seite am Boden haftet, während die andere auf Bambusschäften oder zwei Holzpfeilern erhaben steht, diesen Namen verdient. In diesen Hürden, welche höchstens 12—14 Fuß breit sind, kauern sich 15—20 Personen zusammen ohne Unterschied des Geschlechts, Alters oder Standes. Es ist bei ihnen Gewohnheit hart aneinander gedrängt zu schlafen und den ganzen Tag in ihren Hamaks zu kauern, so daß sogar ihr Gang einen eigenthümlichen Charakter angenommen. Nur furchtsam rücken sie vor, namentlich die Weiber, mit vorwärts gekrümmtem Körper gerade wie ein Affe, den man durch

Digitized by Google

Zurückbinden der Vorfüße auf den Rücken zwingt, auf den Hinterbeinen aufrecht zu gehen.

Bereits wurde erwähnt, daß sie Tabak, Buyo, süße Bataten, Gabe und andre Wurzeln bauen; es gibt aber auch, wenn gleich nur wenige, die Reis pflanzen. In einem der Districte rund um Puerta Galera lebt ein Manguiane, der im Jahre 1847 gegen 400 Cavanas Paddy oder ungefpelzten Reis erzielte; dieser Mann verdankte übrigens sein Glück dem Verhältniß, in dem er zu den christlichen Küstenbewohnern stand, welche ihm die Grundsätze der Regelmäßigkeit und Ordnung eingeflößt. Die Art des Ackerbaues, in die sie sich einlassen, heißt Caingy. Sie wählen die Spitze eines Waldes, nicht weit von ihrem gewöhnlichen Ruheplatze entlegen, fällen die zarten Bäume und zerstören die einzelnen größern durch Feuer, dann zünden sie große Freudenfeuer an, bis alle Reste der größern Bäume und die Stämme der kleinern verbrannt sind, was die Vernichtung der dickern Strünke durch Sonnenhitze und Moderung ermöglicht. Diese mühsame Operation erfordert ein Jahr, manchmal zwei; wenn aber alles zu Ende ist, gibt es viele Festivitäten und Zerstreuungen. An dem zur Saat bestimmten Tage versammeln sich die Eigenthümer des Caingy mit ihren Weibern, Kindern und Freunden; wenn dann ein Bergschwein oder Tamarao geschlachtet und zugerichtet ist und jeder davon über Bedürfniß erhalten, wendet sich jeder an sein Arbeitstheil mit hocherfreutem Herzen.

Die Männer schnitzen sich Stangen von 5'—6' Länge und $1\frac{1}{2}$—2' Dicke, deren eines Ende diagonal zugespitzt ist fast wie eine Schreibfeder; dann stellen sie sich in Reihe und jeder bohrt in geringem Zwischenraume vom nächsten damit kleine Gruben in den Boden, jedoch ohne die mindeste Symmetrie oder Regelmäßigkeit. Hinter ihnen in einer zweiten parallelen Reihe kommen die Weiber, jedes mit seinem Bündel Paddy, wovon acht bis zehn Fruchtkörner in jedes Loch gesteckt werden. Auf solche Weise pflanzen sie in einer Stunde ein bis zwei Cavanas. Nach diesem haben sie nichts weiter zu thun, als den Grund von Unkraut, welches der jungfräuliche Boden in großer Ueppigkeit hervorbringt, frei zu halten, bis der Paddy reif geerntet werden kann, was im Junius und Julius oder im November und December geschieht, bei welcher Gelegenheit ein Feiertag angesetzt und die Ernte mit denselben Festlichkeiten und Freudenbezeugungen eingebracht wird, die beim Aussäen des Samens in Uebung sind.

Man sollte annehmen, daß diese Pflanzungen, auf einem jungfräulichen Boden angelegt und gegen die Wuth der Winde durch den einrückenden Frost beschirmt, eine unermeßliche Quantität Reis hervorbringen. Nichtsdestoweniger — sey es nun aus Mangel thätigen und genauen Ausrodens des Unkrauts, was die Pflanze erfordert, oder in Folge der Unzahl von Insecten, welche die Wurzeln angreifen oder aus einer andern unbekannten Ursache — ist dennoch eine fünfzigfache Ernte als Ergebniß eines außerordentlich glücklichen Jahres angesehen; in der Regel ist der Ertrag fünfundzwanzigfach, zu Zeiten auch nur die Hälfte dieses Verhältnisses.

Die Regierungsform und die Sitten der Manguianen im allgemeinen sind ungemein einfach. Sie sind in ackerbautreibende Dörfer (Rancherias) abgetheilt, welche ihren Namen von den respectiven Districten erhalten, offenbar mit Rücksicht auf ihre gegenseitige Lage. Der bevölkertste unter diesen enthält 200—300 Wilde mit ihren Familien. Diese Dorfschaften unterhalten unter sich Verbindungen, doch sind sie nicht so beständig oder intim, um tausend unglaublichen Albernheiten vorzubeugen, die in Beziehung auf ihre Nachbarn unter ihnen selbst im Gange sind. So behaupten die Manguianen, welche die Nachbarschaft von Mansatay im südöstlichen Theile der Insel bewohnen, daß das Volk von Bangan keinem Fremden den Eintritt in sein Gebiet erlaube, wenn er nicht von einem ihres eignen Stammes eingeführt und begleitet wird; daß die Eltern, welche eine starke Kinderzahl haben, ohne die Möglichkeit das Fortkommen derselben zu sichern, sie im Holze oder an Fußpfaden, die zu andern Dorfschaften führen, aussetzen; daß ihre Ehen mit lächerlichen und ausschweifenden Ceremonien geschlossen würden, die zu erwähnen uns der Anstand verbietet und derartiges Zeug mehr. Das Volk von Sablayan im östlichen Theile der Insel gibt von denselben Stämmen eine sehr abweichende Erzählung; um deßwegen in der Beschreibung der Lebensart jedes Stammes Ungenauigkeiten zu vermeiden, wird es nothwendig, sie alle zu besuchen und ganz in der Nähe zu beobachten.

Ein Punkt, über den nicht weiter Zweifel gehegt werden kann, ist der, daß die Negrito-Stämme sich niemals bekriegen, obgleich sie immerwährend in ernstlichen gegenseitigen Händeln sich bewegen. Werden sie an ihrem gegenwärtigen Wohnorte unzufrieden, so ziehen sie sich an einen andern zurück und kehren nicht eher wieder, bis der Gegenstand ihres Mißfallens verschwunden ist. Kein Stamm wird von einem einzelnen Oberhaupt beherrscht, aber sie anerkennen eine Oberhoheit in der Person gewisser Aeltesten, die sie Tanungan nennen und mit den Commandeuren der Prahus (Kähne) unter den Christen vergleichen (cabezas de baranguay). Einer dieser Aeltesten, der mehr Intelligenz und Autorität zu besitzen schien als die andern, war das Haupt der Ortschaft Banulon in der Nachbarschaft von Mansalan, wo wir ihn im Jahre 1847 sahen. Er hieß Sanagui und war in nichts von den übrigen Manguianen zu unterscheiden, als durch sein Betragen, größere Reinlichkeit und seine physische Constitution; aber er war der älteste Mann von denen im Stamme, welche noch thätig und arbeitsfähig waren. Dennoch war er nur 40 Jahre alt. So kurz ist das Menschenleben in diesen feuchten Bezirken, wo große Räume mit dichten Forsten bedeckt sind, welche die Strahlen der Sonne niemals durchdrungen haben. Derselbe Sanagui belehrte uns, daß seine Autorität darauf beschränkt sey, seine Untergebenen oder besser seine Gefährten zusammenzurufen, wenn die Anzahl der den Christen zu leistenden Frohnen und Abgaben zur Sprache kömmt, daß sein Rath in allen Zwistigkeiten mit Einwohnern anderer Orte erholt werde, ebenso in Familienfragen und bei Vergehen, die im Districte verübt werden — ein Rath, der übrigens nur befolgt werde, wenn er ihnen gut dünkt, widrigenfalls sie ihrem eignen Urtheile folgen; daß er sich endlich zeitenweise mit den Häuptlingen andrer Ortschaften oder den Richtern der Christen ins Benehmen setze, wenn die Fälle schwierig sind. Dagegen unterstützt ihn das Volk seines Stamms in seinen kleinen Arbeiten und Unternehmungen. Auch unterrichtete er uns, daß die Manguianen mehrere Weiber freien, die in der Regel scrupulös treu seyen; werde aber eine Frau der Untreue überwiesen, so treffe den Galan eine Geldstrafe, indem er gehalten ist, dem Eheherrn Nahrungsmittel oder Effecten im Werthe von 10—12 Dollars abzuliefern. Eine Buße derselben Art, aber größer, ist jenen auferlegt, die einen andern tödten oder verwunden; ist aber der Mörder ein Mann von verruchter und gewaltsamer Natur, so erkennen sich die andern Manguianen das Recht zu, ihn nach Umständen zum Tod zu bringen, und derjenige, der die That ausführt, erlangt einen ausgezeichneten Grad von Achtung bei seinen ackerbautreibenden Genossen.

Ihre Beziehungen zu den Christen sind im allgemeinen sehr gering, und die Handelsbalance, wenn es erlaubt ist die Resultate ihres einfachen und kindischen Tauschhandels so zu benennen, ist in der Regel zu ihrem Nachtheile in Folge ihrer außerordentlichen Unwissenheit und Einfältigkeit. Die Wilden im Centrum der Insel steigen niemals an die Küsten herab, nehmen aber all jene, die sie besuchen, mit großer Satisfaction auf, namentlich wenn es Spanier sind. Ein Geistlicher Recolete, Curat in einer der Städte auf der Insel, durchkreuzte vor wenigen Jahren das Eiland von Sablayan an der Westküste nach Naujan an der Nordostküste; die gebornen Christen, die ihn vom Punkt seiner Abreise begleiteten, übergaben ihn um die Mitte der ersten Tagreise den Manguianen und kehrten alle nach der Stadt zurück. Die Manguianen führten ihn durch ihren District und brachten ihn in die Hand des Stammes, der unmittelbar hinter ihnen wohnt, welcher Proceß bis ans Ende der Reise fortgesetzt wurde, die 14 Tage dauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Kunstwerke auf der Insel Gothland. Dr. Mariligni, der im Auftrag der schwedischen Regierung diese Insel besuchte, soll im Laufe eines anderthalbjährigen Aufenthalts über 1000 Malereien und Sculpturen aus dem 8ten bis 16ten Jahrhundert entdeckt haben. (Athen. 3 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Anliegend eine literarische Beilage von C. A. Haendel in Leipzig.)

d by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 192.

12 August 1850.

Proben afrikanischer Barbarei.

(Nach Sir H. Huntley: Seven years Service on the Slave Coast of Western Africa.)

Ein Häuptling am Calabar-Fluß, den Sklavenhändlern unter dem Namen Herzog Ephraim wohl bekannt, starb während der Anwesenheit des Verfassers. Kaum war er todt, so eilte alles nach seiner Wohnung, angeblich um den Verlust zu bejammern, in Wahrheit aber, um das Entfliehen derjenigen zu hindern, die von Rechtswegen bei seinem Grabe geopfert werden sollen; dieß sind einige seiner obersten Beamten und seine Weiber. Begräbniß und Hinrichtung werden mit nichts weniger als großer Betrübniß und Feierlichkeit vorgenommen. Von den Staatsbeamten werden zwei oder höchstens vier für hinreichend geachtet, um ihrem Herrn nach dem Tode zu dienen. Die Art ihrer Hinrichtung ist mannichfach, mit den Weibern aber verfährt man eigenthümlich: sie werden ganz methodisch fett gemacht, und dann ohne Gewaltthat auf eine schmerzlose Weise aus der Welt geschafft. Man gibt ihnen einen Absud von der Frucht eines Baums, der in der Nähe in Menge wächst zu trinken, und wenn sie eine Schale davon getrunken haben, versinken die glücklichen Bräute in einen lethargischen Zustand, der in Todesschlummer übergeht, wo sie sich dann mit dem zu voller Jugend und Kraft wiedererweckten Gemahl vereinigen. Die Frauen sind während der Vorbereitungszeit ganz passiv, scheinen auch den Tag, wo sie für fett genug erklärt werden, um in die Arme ihres Gemahls zu eilen, gar nicht zu fürchten, man hat kein Beispiel, daß sie die Nahrung verweigert hätten, um ihre Opferung hinauszuschieben, und sie blieben während der Zeit ganz lustig und furchtlos.

In den Cameroons herrscht eine andere Art von Begräbnißfeierlichkeit: hier werden weder Weiber gemästet, noch Staatsbeamte zum Opfer geführt, aber wohl eine Anzahl Sklaven, oft über hundert. Sobald ein Häuptling gestorben ist, schlägt man eine Anzahl starker Pfähle in den Boden, und in einiger Entfernung davon einen gabelförmigen Baumast; Körper und Arme werden fest an den Pfahl gebunden, eine um den Kopf gebundene Schleife wird mit dem andern Ende um den gabelförmigen Ast geschlungen, und dieser dann durch die ganze Stärke von zwei oder drei Männern niedergebogen, so daß die Sehnen des Halses hervortreten und straff angezogen werden. Dieß dauert, bis die hundert und mehr Sklaven gebunden sind, geraume Zeit, so daß die ersten eine furchtbare Qual ausstehen, und der Tod ihnen als eine Erleichterung erscheinen muß. Ist alles geschehen, so kommt ein Neger mit einer kurzen, schweren und breiten Art herbei und führt einen Streich auf den Nacken, wodurch Sehnen und Halswirbel durchhauen werden und der Kopf oft ganz, oft halb abgeschlagen ist. Diese Execution geht die ganze Linie hindurch fort bis zum letzten. Ist dieß geschehen, so wirft man die Leichen in den Fluß, wo die Haifische das Uebrige thun.

Der Verfasser kann sich nicht entbrechen, hiezu folgende Anmerkung zu machen: „Und bei solchen Gebräuchen behaupten noch manche eifrig, der Handel werde und habe schon an der Westküste Afrika's eine Neigung zu civilisirtem Leben erweckt; daß er an andern Orten im Leben von Wilden eine Verbesserung erweckt hat, und noch erweckt, weiß jedermann, aber in diesem Theil Afrika's ist nichts gewonnen worden, die Eingebornen sind fast noch in demselben barbarischen Zustande, wie zur Zeit der Entdeckung, ja an manchen Orten, z. B. an der Küste südlich von Cap Palmas und etwa 200 Meilen gegen Osten ist es jetzt gefährlich Handel zu treiben. Hier zeigen sich die Eingebornen außerordentlich wild, und haben selbst einige kleine Handelsfahrzeuge, die unvorsichtig genug waren, eine zu große Anzahl an Bord zu lassen, geplündert."

Die dießjährige Parlamentssession.

1. Die Zeit vor Ostern.

(Fortsetzung.)

Am 29 Februar stellt Hr. Disraeli seinen Antrag, „daß es zweckmäßig sey, die ackerbauende Classe, welche durch die neue Gesetzgebung so sehr gelitten habe, zu erleichtern, indem namentlich die Verwaltung des Armenwesens nicht diesen Classen allein, sondern den gesammten Staatsausgaben zur Last fallen solle." Wenn wir gleich vornherein bemerken, daß in einem sehr voll besetzten Hause von 529 Mitgliedern die Regierung nur mit einer kläglichen Mehrzahl von 21 Stimmen siegte, so wird man alsbald die Bedeutung dieser Frage erkennen; noch mehr aber muß diese Abstimmung befremden, wenn man hört, daß Disraeli's Antrag hinsichtlich des praktischen Resultats so schwächlich war, daß er selbst von untergeordneten Mitgliedern der Regierung ohne große Schwierigkeit widerlegt wurde; Hr. Disraeli ist kein praktischer Geschäftsmann, er kennt den innern Mechanismus der Verwaltung schlecht, er ist eigentlich nur ein Dilettant in den politischen Fragen, der noch überdieß selbst von denen, welche im Zweck mit ihm übereinstimmen, nicht eben mit sonderlicher Hochachtung behandelt wird, aber er ist ein lebhafter Geist, ein gewandter Redner, der namentlich die Satyre mit großem Glück handhabt, und so ist er ein brauchbares Werkzeug in der Hand

Digitized by Google

der Partei, welcher er seiner Ueberzeugung nach angehört. Es ist ein sehr charakteristischer Zug des englischen Parlaments, daß in solchen unscheinbaren, oft sehr schlecht geführten Fragen die ganze Entscheidung für die Richtung jahrelanger Politik liegt, und daß die Decorationen und die scheinbaren Nebenpersonen die Hauptaufmerksamkeit im ganzen Drama auf sich ziehen.

Um uns der Mühe zu entheben, stets auf die zwei Nächte hindurch fortgeführten Debatten zu recurriren, wollen wir den factischen Bestand der Frage hier in kurzem angeben. Die Verwaltungskosten (establishments charges) sollten von den Localsteuern auf das Gesammtstaatseinkommen übertragen werden, ein Betrag von etwa 1½ Mill., eben so die Kosten für die Polizei (constabulary) für die Führung von Geburts- und Sterbslisten (registration), die Geschwornenlisten, das Impfwesen und dgl., zusammen zu einem Betrag von 750,000 Pf., im Ganzen also eine Summe von 2,200,000 Pfd. Da jedoch von dieser Summe nur 45 Procent auf den eigentlichen Landbesitz fallen, die übrigen 55 aber auf Häuser, Fabriken und anderes Realeigenthum, und zudem der Landbesitz zu den allgemeinen Staatslasten gleichfalls steuert, also auch hier wieder seinen Antheil zahlen muß, so könnte der Gewinn, der wirklich den ackerbauenden Classen zu gute käme, höchstens 400,000 Pfd. betragen, ungefähr ein Fünfzehntel oder Zwanzigstel dessen was sie wirklich an Locallasten zu tragen haben. Der Unterstaatssecretär, Sir G. Grey, gab Hrn. Disraeli sogar noch zu, daß wenn die financielle Stellung des Landes es erlaube, so könnten mehrere dieser Lasten füglich und mit Nutzen auf die Gesammtstaatscasse (consolidated fund) übernommen werden, im Augenblick sey der Vorschlag nicht ausführbar, erstens, weil die Staatscasse keinen Ueberschuß von 2,200,000 Pf. habe, zweitens, weil andere Classen an der vorgeschlagenen Erleichterung nicht auch Theil haben würden, und drittens weil die Verwaltung der Armensteuern dann entweder von besonders angestellten und bezahlten Beamten besorgt werden müsse, oder sie wahrscheinlich viel mehr betragen würden, indem die Grafschaftsbeamten, wenn sie nicht mehr ihr eigenes Geld, sondern das des Staats verwendeten, gewiß nicht mehr so sparsam und sorgfältig seyn würden wie jetzt. Die nächste Folge wäre, daß die ganze Grafschaftsverwaltung umgestaltet, und gerade der Stolz England, das Selfgovernment, angetastet werden würde. Der Unterstaatssecretär, Sir G. Grey, war gerade der Mann, diese praktischen Gründe geltend zu machen, und hätte es sich um nichts gehandelt, als diese Vorschläge, so wäre die Sache vermuthlich in wenigen Stunden entschieden gewesen. In der That bemerkte auch Sir J. Graham, „wenn sich die Frage auf die in Hrn. Disraeli's Rede gezogenen Gränzen beschränken ließe, so würden die Gründe Sir G. Grey's hinreichen."

Hr. Disraeli hatte indeß selbst gesagt, sein dießmaliger Vorschlag sey nur der „Anfang einer Reihe von Vorschlägen, die er nach und nach vorlegen werde." An dieß knüpfte Sir J. Graham an: „sobald dieß ausgesprochen wurde, ist es ganz klar, worüber wir eigentlich berathen; es handelt sich nicht darum, ob 2 Mill. der Armentaxe von den Grundeigenthümern getragen werden sollen oder nicht, sondern um die Beseitigung der ganzen Armensteuer. Wenn darüber am Dienstag[1] noch ein Zweifel hätte seyn können, so blieb kein solcher übrig am Mittwoch, wo eine Bill über die Grafschaftsabgaben vorgelegt wurde. Hier ward offen eingestanden, es sey die Absicht, die Zahlungen für Zufluchtshäuser und andere Zwecke auf die Gesammtstaatskasse überzutragen. Springt der ehrenwerthe Herr in gleicher Weise mit den Grafschaftsabgaben um, so handelt es sich um 12 Millionen Pfd. Damit aber ist es noch nicht zu Ende; der ehrenwerthe Herr sagte mit vollkommener Offenheit: wir lassen die Landtaxe vorerst bei Seite, aber nur um uns in unserm Beweisgange nicht stören zu lassen. Ja ich hörte im Laufe der Debatte Anspielungen auf die Malzsteuer, insofern sie eine von dem Land getragene Last ist. Wir haben es also mit der Frage zu thun, ob 18 bis 20 Millionen Pfd. von dem Realbesitz auf die Gesammtstaatskasse übertragen werden sollen. Das ist gewiß eine Frage von immenser Bedeutung: sie umfaßt das ganze Steuerwesen des Landes. Ich gehe weiter, sie umfaßt den Umsturz der ganzen Politik, welche dieß Haus seit den letzten fünf oder sechs Jahren befolgte. Noch mehr es ist nicht bloß eine Frage des Umsturzes dieser Politik, sondern auch eine Veränderung des Ministeriums."

Sir James zeigte sich in seiner ganzen Rede als entschiedener Freihändler, er warf der Aristokratie Selbstsucht und Standesinteresse vor, und ergriff die Gelegenheit — nicht in der Hitze der Debatte, sondern, wie man von einem so erprobten Staatsmann erwarten kann, wohlüberlegt — auf die Frage über die Geldverhältnisse des Landes zurückzukommen, indem er als ein Beispiel schädlicher Folgen vorherrschender Standesinteressen den „höchst unklugen" Vertrag hervorhob, welchen die Gutsbesitzer Englands im J. 1819 mit der Regierung abgeschlossen, wonach sie in die damals in Frage stehende Peelsbill willigen wollten, wenn man ihnen den einheimischen Markt sichere, so lange der Quarter Weizen nicht über 80 Sh. steige. „Das hielt ich", sagte er, „damals für einen höchst unklugen Handel, und bin noch dieser Ansicht."

Was konnte Sir James Graham bewegen, aus dem Kreise, den Disraeli vorgezeichnet, in dieser Weise hinauszutreten, und eine Frage zu berühren, welche in der ganzen bisherigen Verhandlung nicht zur Sprache gekommen war? Noch mehr, wie kommt es, daß Peel, dessen mit seinem Namen bezeichnete Bill so offen und rücksichtslos angegriffen wurde, in seiner bald darauf folgenden Rede nicht einmal den Handschuh aufnahm, den ihm sein sonstiger Freund und Bundesgenosse so offen hingeworfen? Niemand anders als Peel konnte gemeint seyn, als derjenige, mit welchem der Vertrag zwischen der Landaristokratie einer- und der Regierung andrerseits abgeschlossen wurde. Der Vertrag, so schlecht und verdammlich er seyn mochte, wurde von der Landaristokratie erfüllt, aber die Regierung brach ihn, indem sie die Korngesetze aufhob. Jetzt ist die ministerielle und die exministerielle Partei, d. h. die Peeliten, in einem Dilemma, aus dem kein Entkommen ist; sie selbst erkennen an, daß die Lage der Pächter schlimm ist, sie gaben deutlich zu verstehen, daß sie nicht an eine Besserung derselben glauben; sie wissen aus Erfahrung, daß auf eine Periode der Blüthe der Manufactur auch wieder Perioden des Sinkens kommen. Alles dieß muß den Druck der Steuern unerträglich machen. Sir J. Graham, der auf den Urgrund der schlimmen Lage zurückgeht, sucht augenscheinlich einen Ausweg, und weiß keinen zu finden; denn eine Rückkehr zur Geldwährung des Jahres 1815 ist ein Unding; soll geholfen werden, so gibt es nur Ein Mittel, und dieß ist ein System des Schutzes für den Ackerbau. Diesen stößt Sir James von sich, er wirft sich zum Prediger des Freihandels auf, und hat sich eben dadurch abgenützt, denn was soll ein zweiter Freihandelsminister an der Stelle Russells? Ein Ver-

[1] Den 19 Februar, wo Disraeli seinen Antrag machte; Graham sprach am 21.

Digitized by Google

sonenwechsel ist überflüssig, ein Systemwechsel thut noth. Wenn bei der Debatte über die Adresse eine starke Majorität den Ausspruch that, daß sie jetzt den Stand der Gesetzgebung über diese ökonomischen Fragen nicht geändert wünsche, so hat in der Abstimmung vom 21 Febr. über Disraeli's Vorschlag in diesem dem Freihandel verschriebenen und verpfändeten Unterhause eine bedeutende Minorität von 252 gegen 273 die Erklärung abgegeben, daß der jetzige Zustand der Dinge nicht auf die Dauer haltbar sey.

Was auch die alten Sünden der Landpartei (country-party, wie sie gewöhnlich genannt wird) seyn mögen — und jener Vertrag mit der Regierung war zuverläßig keine der kleinsten — so bleibt es doch immerhin wahr, daß die ackerbauende Classe den Rückhalt bildet, an welche der Staat sich in schlimmen Zeiten anlehnen muß; der bewegliche Reichthum ist zu wandelbarer Natur, und kann durch auswärtige Ereignisse zu leicht gefährdet werden, als daß er einen gleichen Verlaß böte. Die Vertreter des beweglichen Vermögens sind aber die thätigste Classe, und ihr gehören die meisten Journale, sie beherrscht einen großen Theil der öffentlichen Meinung, und so ist sie noch immer überwiegend; wie lange aber dieß gegen die Evidenz vorhalten kann, ist sehr die Frage. In der Debatte über Disraeli's Vorschlag hat das Interesse des Grundeigenthums jedenfalls einen mächtigen Schritt vorwärts gethan.

Charakteristisch für das englische Parlament ist der Umstand, daß neben den Vorschlägen Disraeli's, die nur aus der Parteitaktik hervorgingen, ein ernstlich gemeinter Vorschlag zur Verbesserung der Grafschaftsverwaltung und der Erleichterung der Lasten in einer besondern Bill nebenher läuft. Schon am 5 Februar, also nur wenige Tage nach der Addressenverhandlung erhielt Hr. Gibson Erlaubniß eine Bill einzubringen, um die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben der Grafschaften besser zu ordnen. Am 13 Februar sollte diese Bill zum zweitenmal verlesen werden, Hr. Gibson willigte aber nach längerem Hin- und Herreden ein, diese Verlesung zu vertagen, und nach einer Aeußerung Lord John Russells läßt sich schließen, daß daraus eine allgemeine parlamentarische Untersuchung hervorgehen werde. Denselben Zweck hatte eine Bill von einem Hrn. Lewis, der gleich nach Hrn. Gibson auftrat, um eine Verbesserung der Gesetze über die großen Straßen zu verlangen, wofür die Ausgaben, die hauptsächlich auch dem Grundbesitz zur Last fallen, in den Jahren 1837 bis 1845 um mehr als 600,000 Pf. zugenommen hatten. Man hatte in dem alten Schlendrian fortgewirthschaftet, aber die Noth der Zeit drängt größere Sorgsamkeit und Sparsamkeit auf.

Noch müssen wir, da Hr. Disraeli die Kosten der Armenverwaltung den Grafschaften abnehmen und der Gesammtstaatskasse übertragen wollte, den Streit erwähnen, der sich über den Belauf der Armentaxe und über die Zu- oder Abnahme des Pauperismus erhoben hat. Sir George Grey bemerkte in seiner Antwortsrede gegen Disraeli, daß im J. 1813 an Armentaxen und Grafschaftsabgaben 8,646,841 Pfd. St. erhoben worden seyen, im J. 1849 nur 7,766,542, obgleich inzwischen die Bevölkerung von 10 auf 17 Millionen gestiegen sey. Diese scheinbar schlagende Verminderung fand im Augenblick keine Antwort, im Standard vom 25sten aber bemerkte ein Hr. J. Crawford, der nominelle Werth komme hier nicht in Anschlag, sondern der reelle: im J. 1813 sey der Weizen zu 80 Sh. gestanden, jene $8^1/_2$ Mill. hätten also den Werth von 2,161,710 Quarters repräsentirt, die $7^3/_4$ Millionen des Jahres 1849 aber, zu 40 Sh. den Quarter, 3,837,037 Quarter, somit sey eine Vermehrung vor sich gegangen, und zwar so ziemlich im Verhältniß zu der gestiegenen Bevölkerung. Rechnet man hiezu noch, daß durch das neue Armengesetz vom J. 1834 sehr beträchtliche, auf mehr als eine Million Pfd. St. sich belaufende Advokatenkosten erspart wurden,[1] so ergibt sich eine wesentliche Vermehrung, und diese wird auch in neuester Zeit durch einen vom Oberhaus geforderten Bericht über die Zahl der Armen in den Jahren 1846 und 1850 bestätigt. Daraus ergibt sich, daß im Februar 1850 die Zahl der Armen in England um 15,6 Proc. und in Wales um 8,9 Proc. höher war als im Febr. 1846; von 42 englischen Grafschaften waren nur 4 besser daran als damals, alle andern schlechter. Man wirft der Regierung geradezu vor, daß ihre Berichte über die Armenverwaltung der Art seyen, daß niemand sich herausfinden könne, der nicht durch einen ganzen Band Zahlen sich durcharbeiten wolle. Ueberdieß ergibt sich aus dem neuesten (16ten) Bericht der Armengesetzcommissäre, daß zwar die allgemeinen Ausgaben sich um 387,802 Pf. oder etwas über 6 Proc. vermindert haben — was vermuthlich aus einer Ersparung der allgemeinen Verwaltung hervorging — daß aber die Kosten der Unterhaltung der Armen trotz der fallenden Preise der Lebensmittel seit 1847 stetig zunahmen, denn sie beliefen sich 1847 auf 3,743,684 Pf., im J. 1848 auf 4,294,948 Pf., und im J. 1849 auf 4,411,734 Pf. Mit diesen Angaben mag wohl der Streit über Zu- oder Abnahme des Pauperismus in den letzten Jahren entschieden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Särge von gebranntem Thon bei den Chaldäern.

Das Athenäum vom 3 August entlehnt aus dem Art-Journal folgende Nachricht von Kennet Loftus, dem ersten Europäer, der die alten Ruinen von Warka in Mesopotamien besuchte: „Warka ist ohne Zweifel das Erech der heil. Schrift, die zweite Stadt Nimrods und das Orchoe der Chaldäer. Die Hügel innerhalb der Mauern bieten Gegenstände von hohem Interesse für den Geschichtschreiber und Alterthumsforscher dar: sie sind angefüllt, ja man kann wörtlich sagen, sie bestehen aus Särgen, die bis zur Höhe von 45 Fuß übereinander gehäuft sind. Augenscheinlich war dieß Jahrhunderte lang der große Begräbnißplatz für die Chaldäer, wie Meschhed und Kerbela es heutigen Tages für die Perser sind. Die Särge sind seltsam genug: sie bilden gewöhnlich eine Art Badewanne, nur sind sie tiefer und gleichförmiger und haben eine große ovale Oeffnung, um den Körper aufzunehmen, und diese wird durch einen Deckel von gebranntem Thon geschlossen. Die Särge sind gleichfalls von gebranntem Thon, mit grüner Glasur bedeckt und mit Figuren von Kriegern mit seltsamem, ungeheuer großem Kopfschmuck geziert, in kurze Tunicas und lange Unterkleider gewickelt, ein Shawl an der Seite, die Arme an den Hüften und die Füße auseinander gebreitet. Eine große Menge Töpfergeschirre und thönerne Figuren, zum Theil sehr zierlich geformt, findet sich rund umher, und im Innern Zierrathen von Gold, Silber, Silber, Eisen, Kupfer, Glas u. s. w.

Die Insel Mindoro (Philippinen).

(Fortsetzung.)

Die Achtung, mit welcher der Reisende überall behandelt wurde, entschädigte ihn im hohem Grade für die Entbehrungen, die er während

[1] Die Frage, zu welcher Gemeinde diese oder jene Armen gehören, verursachte unzählige Processe und somit sehr bedeutende Processkosten. Seitdem wurde das Ortsbürgerrecht fast aufgehoben, um diese Processe abzuschneiden; man scheint aber jetzt wieder von diesem System abzugehen, denn Lord John Russell macht in der Sitzung vom 21 Februar die Bemerkung, die Regierung gehe mit der Entwerfung eines neuen Ansäßigmachungsgesetzes um.

Digitized by Google

seiner Expedition zu ertragen hatte, wo der Weg durch die undurchdringlichsten Forste führte, durch tiefe Lehmmoore oder das steinige Bett reißender Gebirgsbäche; die Brücken aber über die schauerlichsten Abgründe nur aus drei Tauen von Bejucoseil bestanden, eins für den Fuß, die beiden andern für die Hände. Die Herbergen waren erbärmliche Holzhütten mit Laub bedeckt, die Wirthe aber wilde Männer, mit Flechten, Grind und Lepra überdeckt.

Wir haben früher gesagt, daß die Küstenbevölkerung Mindoro's aus Ausgestoßenen (vagamundos) der benachbarten Provinzen besteht, welche sich hier niedergelassen theils der Sicherheit wegen, deren sie sich erfreuen, theils ob des bequemen Unterhalts, den ihnen entweder die Fruchtbarkeit des Bodens oder der Handel mit den Manguianen gewährt. Auch mögen unter ihnen einige Speculanten seyn, die sich durch derartigen Zwischenhandel bereichert. Der größere Theil der Städte besteht aus ein oder zwei Kirchspielen (cabecerias) mit Ausnahme von Calayan und Naujan, deren jede zehn besitzt, und Puerto Galero, welches sechs oder sieben hat, da die Bevölkerung dieser letztern Stadt in jüngster Zeit sehr zugenommen als Station der Flottille, von wo aus diese nach verschiedenen Gegenden kreuzt. Einige der vornehmsten Christen nehmen von den Umständen Veranlassung, sich richterliche Functionen anzueignen, wie in der Eigenschaft von Duodez-Gouverneuren und Deputirten, und haben allmählich politische und Handelsverbindungen mit den Manguianen angeknüpft. Bei Mansalay z. B. und Bengalon an der Ostküste kommen die Wilden aus der Nachbarschaft herab, um den Christen in der Errichtung von Basteien, Forts u. s. w. beizustehen. Einige haben sogar 50—100 Manguianen in ihren Privatdiensten, denen sie Reis, Schnupftücher, Küchengeräthe, Aexte und andre kleine Gegenstände vorschießen, die durch Handarbeit in den Kornfeldern oder durch Wachs, Rattanholz, Bataten, Sago und andre Producte der Wälder abbezahlt werden. Gewiß ist, daß an bestimmten Wochentagen bei Sonnenuntergang sich große Schaaren der Manguianen in den Städten versammeln, mit denen sie in Verbindung stehen, wo sie die Nacht zubringen und am folgenden Morgen nach Hause kehren. Diejenigen, welche davon keine Kenntniß haben, können die Abneigung nicht begreifen, welche diese armen Wilden haben, sich in regelmäßigen Städten niederzulassen. Die Idee, permanente Bewohner eines Ortes zu werden, nachdem sie alle Frucht in ihrer Nachbarschaft aufgezehrt oder von ansteckender Krankheit gelitten, ist ihnen so widerstrebend, daß keine Beweisführung ihnen dieselbe annehmbar erscheinen läßt. Sie denken von den gebornen Christen, daß sie sich durch ihre Niederlassung an festen Wohnplätzen weit mehr wehe thäten als durch ihre Tributpflichtigkeit, häuslichen Arbeiten und durch die Nothwendigkeit, sich zur Vertheidigung gegen die Moslems einzuwaffen. Nur mit großer Mühe entringt man ihnen die Erlaubniß, daß eines ihrer Kinder unter den Christen erzogen werde, und in Folge dessen widerstehen sie mit äußerster Anstrengung allen Maaßregeln, die sie direct oder indirect als ihre Fortbildung bezweckend ansehen.

Die Christen von Mindoro theilen in vieler Beziehung die Sitten der Wilden. Sie bauen etwas Reis, der in wenig Monaten nach der Ernte bereits wieder aufgezehrt ist, und leben während des übrigen Jahres von Fischen, Wurzeln und namentlich von Jure (Sago). Jure ist das Herz oder Mark des Schaftes einer Palme, unter dem Namen Cabo Negro bekannt, davon der berühmte Marco Polo den Europäern die erste Beschreibung gegeben. „In dem Königreiche Fansur auf Sumatra machen sie eine Art Semmelmehl aus gewissen hohen Bäumen durch folgende Operation. Sie entfernen die Rinde des Baumes, die sehr dünn ist, und schneiden den Strunk in Stücke; dann ziehen sie das Mark heraus und weichen es in Wasser ein; darauf wird es in kleine Laibe geformt, welche nach Bedürfniß gestoßen und in Mehl verwandelt werden. Ich habe einige solche Laibe nach Venedig gebracht und sie haben ganz den Geschmack wie Gerstenbrod."

Beim Fällen dieser Palme gewinnt man breite und starke Bänder, welche, wenn Nipa theuer ist, auf ähnliche Weise zur Bedeckung der Häuser angewendet werden. Aus der Rinde der Frucht verfertigen sie einen giftigen Aufguß, von dem schon einmal die Rede war. Aus der Frucht selbst bereitet man angenehmes Confect und schließlich erzielen sie durch Einschnitte in den obern Theil des Stammes einen süßen und geistigen Trank, so hoch geschätzt als der von der Cocospalme gewonnene, welcher destillirt einen Branntwein von angenehmem Geschmacke gibt, oder einige Tage der Sonnenhitze ausgesetzt sich in herrlichen, geschmackvollen Essig verwandelt.

Mindoro hat auch einen Ueberfluß an Nami (Jatropha Manihot, der südamerikanische Maniok, in Timor, den Molukken und Philippinen cultivirt), einer Wurzel von Gestalt großer Bataten; man schneidet sie in Stücke und übergießt sie mehrere Stunden mit Wasser, worauf ein dünner Schleim, womit sie geschwängert ist und der sich der menschlichen Constitution sehr nachtheilig erwies, ausschwitzt; dann wird sie gestoßen und in Laibe geformt. Eine Abkochung dieser Wurzel, mit den Decocten anderer Vegetabilien vermischt, erzeugt einen Wein von sehr narkotischer Natur, den die Indianer zu gebrauchen wissen, wenn sie einen Schuldigen erreichen wollen, den sie auf offne Weise nicht anzugreifen wagen. Eine Aufzählung all der Dinge, welche die Natur freiwillig auf diesem Eiland hervorbringt, und die, in Ermanglung besserer, ihrer spärlichen und indolenten Bewohner Leben fristen, wäre ohne Ende.

In Betreff der Topographie von Mindoro sind wir nur eine allgemeine Idee zu geben im Stande. Von der Spitze Calavite im Nordosten bis zu dem südlichen Ende, welches einige Buruncan, andere Punta del Diablo benennen, erstreckt sich das Eiland 31 Leguas weit, und von Punta Dumali im Osten bis nach Irirum im Westen 15 Leguas in der Breite, mit einem Umkreis von etwas mehr als 70 Leguas und annähernd einer Bevölkerung von 65 Seelen auf die Quadratmeile, eingerechnet die Manguianen. Zwischen Abra de Ilog und Calayan auf vier Meilen Entfernung von der Küste erhebt sich ein Berg von großer Steigung, der den höchsten Punkt einer Cordillere bildet, welche, von manchen pittoresken Thalschluchten durchschnitten, allmählich gegen Süden abfällt, bis sie an der Spitze Buruncan, dem südlichen Ende der Insel, aufhört. Von dieser Cordillere erstrecken sich einige kleinere Aeste. Einer derselben endet bei Mansalay im Südosten und ein anderer erstreckt sich einige Meilen weit auf der Westküste in die Nachbarschaft von Sablayan. Unabhängig von dieser Kette erheben zwei andre Gebirge ihre Häupter ziemlich hoch und steil. Eines derselben bildet die Spitze Calavite und das andere taucht sich bei Punta Damali ins Meer. Die niedrigsten und sumpfigsten Ebenen der Insel liegen zwischen diesen Gebirgen und den Centralkordilleren. Das Thal, welches in nordwestlicher Richtung das Terrain durchkreuzt, ist während der trocknen Monate gangbar, jenes dagegen, das von Calayan nach Bongabon in nordöstlicher Richtung zieht, kann zu keiner Zeit passirt werden, ausgenommen von den Wilden. Im Mittelpunkte dieses letztern Thales zwischen Naujan und Pola zwei Leguas von der See entfernt liegt ein Landsee von 6—7 Meilen *Umfang* gebildet durch die Wasser, die von der Hauptgebirgskette herabfallen und deren Lauf das Gebirge hemmt, welches die Spitze Damali bildet. Jene Gewässer, welche ihr Rinnsal nicht bis zur Vereinigung in den See ausdehnen oder aus demselben in Folge anhaltender Regengüsse überströmen, überfluthen das ganze Thal und setzen in den tiefern Regionen eine solche Masse von Alluvionen ab, daß, wenn die Wasser sich zurückziehen oder austrocknen, das Land um 6"—7" an Höhe gewinnt. Die Kirche der Altstadt von Naujan, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Sees gelegen, wurde im Laufe von weniger als 15 Jahren bis zur Höhe des Sockels am Bogenthor in Schlamm begraben, und die Einwohner sahen sich genöthigt, sich von den Bänken zurückzuziehen.

(Schluß folgt.)

Eine Brücke über den Niagarastrom zwischen Lewiston auf der amerikanischen und Queenston auf der canadischen Seite ist in der Ausführung begriffen. Sie wird die längste in der Welt in Einer Spannung seyn, denn der Raum zwischen den Stützpfeilern wird 1042 Fuß betragen; die Höhe der Straße über dem Wasser wird 75, die Breite 10' seyn und sie soll ein Gewicht von 800 Tonnen tragen können. (Athen. 3 August)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 193.

13 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

3. Nukuhiva oder Marquesas-Inseln.

Was in dieser Gruppe zuerst auffällt, ist die Menge dialektischer Verschiedenheiten nicht nur in den Sprachen der verschiedenen Inseln, sondern auch in den einzelnen Distrikten derselben Insel: man kann zum Beispiel die Teii von den Taipi so leicht unterscheiden, als einen Schotten von einem Yankee. Die Taipi gebrauchen, wie die Bewohner der Hervey- und Freundschaftsinseln, das tiefe gutturale ng, für welches der Teii k setzt und der Tahuatan bloß n, wie der Hawaiier. In keiner andern Gruppe Polynesiens zeigen sich so bedeutende Variationen, und man kann sie sich unmöglich aus der Vertheilung des Volks in verschiedene Stämme genügend erklären. Diese Ursache müßte in Neuseeland noch viel stärker wirken, als auf den Marquesas, und doch herrscht nach den Missionären auf Neuseeland von der Cooks-Straße bis zum Nordcap dieselbe Aussprache und derselbe Dialekt. Die natürlichste Annahme ist, daß die beiden Gruppen, aus denen die Marquesas bestehen, ihre Bevölkerung aus zwei verschiedenen Quellen erhielt, denn man hat auch bemerkt, daß manche Theile der Gesellschaftsverfassung und manche Sitten der südlichen Gruppe mit denen der nördlichen nicht zusammenstimmen. Die Traditionen der Eingebornen bestätigen diese Ansicht, und untersucht man die Sprache, so findet sich, daß die große Masse taheitisch ist, und daß die abweichenden Theile sich der Sprache der Freundschaftsinseln anschließen. Die Auslassung von r (oder vielmehr l), welche im Marquesasdialekt allgemein und im Tongadialekt häufig ist, weist, sowie eine Anzahl Worte, auf einen Tonga-Ursprung hin.

Die Eingebornen der Freundschaftsinseln haben mehrere eigenthümliche Sitten, welche sie augenscheinlich von ihren Fidschi-Nachbarn entlehnt haben. Einige der merkwürdigsten finden sich auch zu Nukuhiva. Die Fidschi-Insulaner z. B. geben sich große Mühe ihr Haar in eine gekräuselte Masse, ähnlich einer buschartigen Perücke, zu verwandeln, und um diese Perücke vor Beschädigung zu bewahren, tragen sie eine Art Turban von sehr feinem weißem Papiertuch. Die Bewohner von Tonga, welche keinen solchen Grund für diese Sitte haben, tragen dennoch den Turban, und wir finden ihn auch bei den Marquesanen. Die Beschreibung, welche Porter von den Turbanen der letztern gibt, könnte Wort für Wort für denselben Artikel in der Fidschi-Gruppe gelten. Die Fidschi-Insulaner setzen einen besondern Werth auf Wallfischzähne, die sie als Zierrath und zugleich als eine Art Geld gebrauchen; auf den Freundschaftsinseln sind sie ebenfalls hoch geschätzt, doch nur als Zierrathen, und ein Gleiches ist der Fall auf den Marquesas. Cap. Porter sagt, ein Schiff könne sich vermittelst solcher Zähne an den Marquesas mit allem Nöthigen versehen, und ein Gleiches wäre noch auf den heutigen Tag an den Fidschi-Inseln der Fall, während man auf Taheiti oder Samoa nichts davon weiß.

Im Ganzen genommen ist es wahrscheinlich, daß der nördliche Theil der Marquesas-Gruppe zuerst von Vavau (Freundschaftsgruppe) aus bevölkert wurde, der südliche von Taheiti, und daß ihre Nachkommen sich allmählich vermischten. Die Taheitier mögen die zahlreichsten gewesen seyn, und vielleicht von ihrem nur 700 Meilen entfernten Heimathlande manchmal Zuzüge erhalten haben; daraus würde sich erklären daß ihre Sprache in großem Maaße vorherrscht. Ihnen ist auch wahrscheinlich die Tradition in Bezug auf Hawaiki zuzuschreiben.

Die Geschichte der Nukuhivas, wie Cap. Porter sie von ihrem Häuptling Gattanewa vernahm, besagt, daß Oataia mit seiner Gattin Anaaoona vor 88 Generationen (in der Familie Gattanewa's selbst gerechnet) aus Vavau kam, und Brodfrucht, Zuckerrohr nebst vielen andern Pflanzen mit sich brachte. Sie hatten 40 Kinder, welche alle nach den Pflanzen, die sie mit sich brachten, benannt waren, mit Ausnahme des ersten Sohns, der Po, Nacht, hieß.[1] Sie ließen sich im Thale Taiohae nieder, wurden aber bald sehr zahlreich, und begaben sich auch nach den andern Theilen der Insel. Nimmt man für eine Generation den gewöhnlichen Zeitraum von 30 Jahren an, so werden jene obigen 88 Generationen seit der Ankunft Oataia's aus der Insel Vavau einen Zeitraum von 2640 Jahren ergeben. Indeß scheint der erste Theil der königlichen genealogischen Liste von Nukuhiva, wie der von Hawaii, rein mythologisch zu seyn, in welchem Falle die oben angeführte Berechnung eine entsprechende Verbesserung bedarf, und die Zeit seit der Ansiedlung der Insel würde sich bedeutend vermindern.

[1] Dieß ist wahrscheinlich eine falsche Auffassung. In andern Gruppen spricht man von diesen Gottheiten, über deren Ursprung die Eingebornen keine Nachricht geben können, als von Hanau-po (Nachtgebornen), indem Hanau eine active und passive Bedeutung hat, was Cap. Porter wahrscheinlich verwechselte.

Die dießjährige Parlamentssession.

2. Die Zeit vor Ostern.

(Fortsetzung.)

Es ist unmöglich den Parlamentsdebatten dem Verlauf der Zeit nach zu folgen, sondern wir müssen die Gegenstände in der

Digitized by Google

Art herausheben, wie sie sich in ihrem nothwendigen Zusammenhang darstellen. So führt uns jetzt die Betrachtung auf den Zustand Irlands, der in seiner schlimmsten Gestalt durch die Lage der Union, d. h. des Armendistricts, Kilrush am 7 März im Unterhaus vorgebracht wurde, und den wir hier erörtern müssen, weil er zugleich als nothwendige Unterlage dient für den hitzigen Parteikampf um die Ausdehnung des Wahlrechts in Irland, wovon ein Theil, namentlich so weit die Sache im Unterhaus verhandelt wurde, noch in die Zeit vor Ostern fällt, die Entscheidung aber viel später. Um sich einen richtigen Begriff von der Lage Irlands zu machen, muß man die aristokratische Art von Grundbesitz, die in Irland wie in England herrscht, vor allem ins Auge fassen. Erwägt man, daß dieß aristokratische Landbesitzsystem in England die Folge gehabt hat, daß zwei Drittheile der Bevölkerung in den Städten wohnen, wo sie durch den ungeheuren Gewerbetrieb ihre Beschäftigung finden, daß aber ein großer Theil der Landbevölkerung selbst in England, nach dem Geständniß von Freihändlern und Protectionisten, zu den „most destitute" Classen der Bevölkerung gehört, so kann man ohne Mühe berechnen, welches die Lage der Dinge in Irland seyn muß, wo die riesenhafte Industrieentwicklung fehlt, und die ganze überwuchernde Bevölkerung auf dem Lande bleiben muß. Hiezu kommt noch der Umstand, daß das alte englische Gesetz, wonach die 40 Sh.-Freeholders Stimmrecht für das Parlament besaßen, in Irland auch auf die Pächter anwendbar war, was die Folge hatte, daß eine Menge großer Besitzungen in Fetzen Landes zerrissen wurde, die von kleinen, ganz armen Bauern gebaut wurden, welche ihren Pacht durch den Verkauf von einem oder ein Paar Schweinen deckten, und von den Kartoffeln auf dem elenden Grundstück lebten. Die Herrschaft der englischen Kirche mit ihren Kirchenabgaben, auch in denjenigen Landstrichen, wo gar keine Bekenner der englischen Hochkirche wohnen, ist nur ein Accessorium, das die Last einigermaßen erschwert. Was in Irland seit der Emancipation geschah, war nur ein Bestreben aus diesem elenden nationalökonomischen Zustande herauszukommen, und wenn mit der Gewährung der Emancipation auch das Wahlrecht der 40 Sh.-Pächter aufgehoben wurde, so hätte man die Beseitigung dieser elenden Wählerhaufen nur als ein Glück ansehen können, wenn nicht damit auch eine umgekehrte Bewegung in den Pachtverhältnissen begonnen hätte; denn da jetzt diese Classe nicht mehr durch die Parlamentswahlen nützlich werden konnte, so suchte man sich ihrer allmählich zu entledigen und größere Pachthöfe zu bilden, was die berüchtigten Pächteraustreibungen zur Folge hatte. Noch war dieß System nicht in seinem vollen Zuge, als die Kartoffelnoth den Abgrund des Nationalbankerotts, an welchem Irland stand, aufhellte. Die elenden kleinen Pächter waren mit einemmal der Hungersnoth verfallen, weil ihre fast einzige Nahrung, die Kartoffeln, fehlschlugen. Hunderttausende — nach einigen Angaben über eine Million Menschen — starben vor Hunger und Elend; Hunderttausende wanderten aus, aber noch immer dauert das System der Pächteraustreibungen fort, und Irland ist durchaus nicht zu helfen, als wenn das System einer wohlhabenden Bauernclasse durchgeführt und die bisherigen kleinen Zwergpächter in Taglöhner umgewandelt sind, welche von den größern Pächtern oder freien Grundbesitzern in Geld bezahlt werden, was früher wegen Armuth der letztern nicht möglich war.

Mitten in dieß entsetzliche, durch die Kartoffelnoth veranlaßte Elend hinein fiel der Freihandel mit seinen Folgen, und griff nun auch die Classe der Grundbesitzer an. Man hat schon vor Jahren den Ertrag des Grundeigenthums in Irland auf 13 Mill. angeschlagen, und behauptet, davon seyen zehn den Gläubigern verpfändet. Die großen Grundbesitzer wollten nicht gern in dem unglücklichen Lande leben, und verzehrten ihr Geld in England oder gar im Ausland; so floß vieles von dem Ertrage des Landes nie zu dessen Befruchtung zurück, und die financielle Lage der Gutsbesitzer mußte nothwendig mit dem wachsenden Elend der kleinen Pächter steigen. Zur Noth erhielt sich dieser Zustand der Dinge, so lange die zur Pachtzahlung auf den privilegirten englischen Markt herüber geschickten Erzeugnisse erträglich zu diesem Zweck ausreichten, als aber der englische Markt der fremden Concurrenz geöffnet wurde und die Preise sanken, während zugleich ein großer Theil des in Irland gewonnenen Geldes zur Ernährung der dortigen Armen verwendet werden mußte, da brach das System zusammen, und eine große Menge Grundbesitzer war factisch bankerott. Dieß führte trotz des Widerstrebens der Aristokratie zu der „Encumbered Estates Commission," welche den gordischen Knoten des verwickelten Eigenthumsrechts in Irland durchhauen, die wegen Schulden eingeklagten Güter veräußern, die Gläubiger, so weit es geht, befriedigen, und den Käufern einen, von allen Nebenforderungen und Seiteneigenthümern unanfechtbaren Rechtstitel an das erkaufte Land sichern soll. Nach einer mäßigen Berechnung ist die Hälfte sämmtlicher Grundbesitzer in Irland auf diese Weise bereits eingeklagt, ungeheure Schuldsummen gehen verloren,[1] und es geht ein unerhörter, massenhafter Wechsel des Grundbesitzes vor sich. Wenn die Protectionisten diesen Stand der Dinge dem Freihandel zuschreiben, so haben sie Unrecht, der Freihandel hat nur dem Faß den Boden ausgeschlagen, und die Folgen fallen jetzt weit weniger auf die Gutsbesitzer, als auf die Hypothekargläubiger. Irland hatte bis zum Jahr 1845 nicht unbedeutend an Capitalkraft zugenommen, weit weniger als England und die Vereinigten Staaten, ja selbst weniger als Deutschland, aber, wie behauptet wird, mehr als Frankreich,[2] indeß das angesammelte Capital ward wegen des aus den obenangeführten Ursachen erklärlichen fast anarchischen Zustandes im Innern nicht in Irland, sondern in England angelegt, und kam also Irland nicht zu gute, so wenig als die von den Absentees im Auslande verzehrten Summen. Zur bessern Betreibung des Ackerbaues fehlt also das Geld, und der beste Beweis hiefür ist, daß die Regierung angefangen hat, zu diesem Zweck den Grundbesitzern Geld zu niedrigen Zinsen zu leihen.

Daß Irland in seiner Lage, namentlich in dem furchtbaren Uebergang, worin es sich in mehrfacher Beziehung befand, Unterstützung von England bedurfte, war natürlich, nachdem aber letzteres in den Jahren 1846 bis 1848 zwischen 10 und 12 Millionen geopfert, mußte die Frage entstehen, wie lange solche Opfer fortdauern sollten. Die Versorgung der Armen ward so weit irgend möglich auf Irland selbst gewälzt, und England sollte nur zur äußersten Aushülfe beigezogen werden. Aber die

[1] Sehr vielfach gehen die Güter nur zu ten years purchase, d. h. zum zehnfachen Belauf des berechneten Ertrags ab. Daher die namentlich im Oberhaus im Laufe dieser Session oft wiederholten Klagen, daß diese Commission ein wahres Beraubungssystem durchführe. In manchen Gegenden Irlands sind aber große Striche ohne Pächter, weil nach Abzug der Kirchen-, Grafschaftssteuern und Armenabgaben, die allein sich häufig auf 25 bis 40 Proc. des Einkommens belaufen, kaum für den Pächter, viel weniger für den Grundherrn etwas übrig bliebe.

[2] So das Circular to Bankers vom 27 Jul. 1849; indeß kann namentlich nur Ackerbaucapital gemeint seyn.

Digitized by Google

Armentaxen waren an vielen Orten nicht mehr beizubringen, denn sie verschlangen mehr als von dem Ertrage der Güter irgend beizutreiben war, und 5 bis 8 Sh. im Pfund, d. h. 20 bis 40 Proc. des Einkommens waren noch keine übertriebene Armensteuer. Am 7 März brachte ein Hr. Scrope als Beispiel den Zustand der Kilrush Union zur Sprache, und machte eine Beschreibung der herrschenden Noth in diesem Theil der Grafschaft Clare, daß den Mitgliedern die Haare zu Berge standen. „Die Genauigkeit meiner Schilderung", sagte er, „kann ich aus eigener Anschauung bezeugen, und überdieß sind die Thatsachen aus officiellen Quellen gezogen; kein von einer feindlichen Armee verheertes Land könnte eine scheußlichere Scene der Verwüstung darbieten." Die Kartoffelnoth hatte die meisten kleinen Pächter zahlungsunfähig gemacht, zu Tausenden wurden sie jetzt ausgewiesen und ihre armseligen Hütten niedergerissen, um Raum für einen größern Pachtbesitz zu gewinnen; die obdachlosen Armen wurden dem Hunger und den Krankheiten zur Beute, die Regierung wendete unmäßige Summen auf, um die Unglücklichen zu retten, aber alles umsonst, die Masse des Elends war zu groß, und die Aufseher der Union mußten im Anfang März d. J. sich insolvent erklären — was aber gelegentlich bemerkt, manche andere Unionen gleichfalls waren — und alle Gläubiger auffordern, ihr Guthaben bis zum 16 März vorzulegen, zum Behufe der Liquidation. Diese Anzeige war es vermuthlich, welche Hrn. Scrope veranlaßte, auf eine Committee zur Untersuchung der Sache anzutragen. Niemand widersprach den Angaben, die Regierung mußte sie seufzend zugestehen, man gab ihr keine Schuld, aber dennoch widersetzte sie sich der Niedersetzung einer Committee, die nichts helfen könne, und diese ward auch mit einer Mehrheit von 76 gegen 63 verworfen.

Aber was für Dinge kamen zu Tage? Die Gutsbesitzer waren trotz alles Austreibens der armen Pächter nicht in besserer Lage, wie vorher, denn abgesehen davon, daß dieß Mittel nur nach einem längern Zeitverlauf helfen konnte, so mußten sie auch so unmäßige Armensteuern zahlen, daß niemand den Boden bauen wollte. Hr. Mansell trug darauf an, die ganze gewöhnliche Armengesetzverwaltung zu suspendiren, und eine Art Dictator einzusetzen, mit der Gewalt in den verschiedenen Theilen der Union verhältnißmäßige Steuern auszuschreiben, und das Geld theils für die Auswanderung, theils für Entwässerung, Anbau des Landes u. s. w. zu verwenden. Lord J. Russell war über den Gedanken, daß der Staat dazwischen treten, und alle Geschäfte, die sonst nur durch Privaten betrieben würden, selbst übernehmen solle, ganz betreten, und erklärte, wenn auch für den Augenblick aus einem solchen Verfahren gute Folgen entsprängen, so seyen doch die spätern Folgen zu nachtheilig als daß man sich darauf einlassen könnte. Er verwies auf die Encumbered Estates Commission, d. h. auf den gänzlich veränderten Besitzstand hin, der sich demnächst herstellen werde. Hr. Hume aber rieth geradezu, das Land — welches wohl gemerkt nicht dem Staate, sondern verschuldeten Privaten gehört — zu verkaufen und den Erlös zu den Ausgaben der Union zu verwenden. Das hieß so viel als eine gänzliche Verdrängung der jetzigen Grundbesitzer durch die Staatsgewalt decretiren zu lassen, ein fast unsinniges Begehren, aber Hr. Horsman fügte den Commentar zu diesem Vorschlag hinzu, indem er sagte, das Elend, dessen er dort Zeuge gewesen, sey so beispiellos und entsetzlich, „daß man berechtigt sey, zu den ersten Grundsätzen der Gesellschaft zurückzukehren," mit andern Worten zu dem Naturzustande und dem Recht des Stärkeren.

Vergleichen wir diese Schilderungen mit der obigen Darstellung des allgemeinen Zustandes in einem großen Theil Irlands — nicht im Norden, obgleich auch dieser durch den Freihandel leidet [1] — so kann man die Folgerungen ohne Mühe daraus ziehen: das Zusammenwerfen der kleinen Zwergpachtungen setzt Hunderttausende brodlos auf die Straße, die Nothwendigkeit diese Unglücklichen zu erhalten, erzeugt eine unmäßige Armensteuer, die verbunden mit den andern Grafschafts- und Kirchenabgaben den größten Theil des Ertrags aufzehrt. Große Güterbesitzer haben erklärt, daß sie seit Jahren aus ihren irischen Gütern kein Einkommen bezogen; was sollen aber die machen, welche keine anderweitigen großen Güter haben? Die Folge ist ganz natürlich ein weitgreifender Bankerott, aus dem man noch gar kein Entkommen absieht. Die Sache ist seit einem Jahr nicht gerade viel schlimmer geworden, aber sie geht ihren Gang fort, und die ungeheure Entwicklung, welche die Encumbered Estates Commission genommen hat, zeigt den Umfang des ausgebrochenen Bankerotts. Auf diesem Boden, der noch übrigens durch die Religionsfeindschaft zerrissen ist, soll man nun ein neues Wahlsystem aufführen. Die Regierung hat in ihrer auf Irland beschränkten Wahlbill einen Pachtschilling von 8 Pf. St. als Grundlage vorgeschlagen, die Tories verlangen 15 Pf. St. Lord John Russell machte den Vermittlungsvorschlag von 12 Pfd., und mußte sich, wie wir später sehen werden, darüber harte Dinge sagen lassen, daß er im Grunde seines Herzens mit den Tories und Protectionisten eines sey. Die Wahlbill abgerechnet, machte Irland dießmal dem Parlament nicht viel zu schaffen, denn es ist der alte trostlose Zustand, der noch keine bestimmte Besserung, aber auch keine besondere Verschlimmerung zeigt, außer daß, wie die Grandjury der Grafschaft Clare sagt, „die Hülfsquellen sich mit jedem Tag vermindern und die Verbindlichkeiten wachsen." Nur in Einer Beziehung tritt eine allmähliche Verbesserung ein, und dieß ist durch die Vorschüsse der Regierung, die vielleicht, wenn diese sich fortdauernd wirksam erweisen, auch durch Privatcapitalien allmählich unterstützt werden. Die unmäßigen Armentaxen waren bei vielen die Veranlassung, daß sie solche Anlehen der Regierung nachsuchten, um ihre Armen, wenn sie solche erhalten mußten, auch zu beschäftigen. So werden jetzt, wenn auch nur erst auf einzelnen Gütern, in Folge des Land Improvement Act (Landverbesserungsacte) umfassende Anstalten getroffen, das Land zu entwässern, und eine bessere Cultur einzuführen. Aller solcher Fortschritt kann seiner Natur nach nur langsam seyn, denn was in langen Jahren, ja man möchte sagen in Jahrhunderten versäumt wurde, läßt sich nur langsam nachholen. Immerhin aber liegt hier wahrscheinlich eine etwas bessere Zukunft. Freilich ist damit noch nicht gesagt, was die Uebergangsperiode kosten kann, wie viele Pächterfamilien noch ausgewiesen werden, und wie es mit den Armentaxen ferner gehen wird. Die Freihandelsblätter

[1] Man vergleiche nur Lord Clarendons Schreiben an Lord Londonderry, worin ersterer sich beklagt, daß selbst Leute, wie die friedlichen betriebsamen Presbyterianer Nordirlands „sich erlaubt haben Grundsätze aufzustellen, welche gegen Eigenthum und Ordnung streiten." In der Grafschaft Clare, die mehr zum Westen Irlands gehört, erließ die Grandjury, also eine Versammlung von Männern, die hinsichtlich ihres Vermögens und ihres Ranges eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, einen solennen Protest gegen die Erklärung Lord John Russells in der Session des Parlaments vom vorigen Jahr, daß die schlimme Lage des Landes den Hungerjahren und nicht dem Freihandel zuzuschreiben sey. Sie gebrauchen den starken Ausdruck: we, the grand jury of the County of Clare assembled at the Spring Assizes 1850 feel compelled to enter our solemn protest etc.

Digitized by Google

sprechen von diesen Aussichten mit großem Enthusiasmus, die Opposition höchstens als von einem Hoffnungsstrahl.

(Schluß folgt.)

Eine merkwürdige ägyptische Münze.

Ein Hr. Daniel Kerr schreibt an das Athenäum vom 3 August folgendes: „Ein Herr meiner Bekanntschaft fand bei seiner vorjährigen Reise durch Aegypten ein große Kupfermünze, welche die Zeichen hohen Alterthums an sich trägt, in den Ruinen von Theben. Sie ist bedeutend größer als ein Dollar, und hat auf der einen Seite eine sitzende Figur Ammons mit dem Widderkopf und Hörnern. Auf jeder Seite von ihm steht ein großer geierartiger Vogel, ähnlich denen, welche die Götter begleiten und Könige überschatten, mit dem einen Flügel so über seinem Kopf, daß die Flügel beider einander berühren. Ueber diesem Punkt ist der Erdball mit dem Uräus oder Basilisken auf jeder Seite, wie man ihn gewöhnlich sieht. Unter der Figur Ammons ist ein Fisch mit, wie es scheint, einem Lotus im Maule. Auf der Rückseite ist ein Mann, der ein Reh oder eine Gazelle führt mit dem Arm über ihrem Kopf oder um ihren Nacken, und auf dem Rücken des Thiers sitzt ein Affe. Sie scheinen zwischen einem Bett von Lotuspflanzen zu gehen, womit diese ganze Seite der Münze bedeckt ist. Die Münze ist gut geformt, die Figuren in Relief und richtig gezeichnet, aber hieroglyphische Zeichen, wodurch ihr Alter bestimmt werden könnte, finden sich keine.“

Die Insel Mindoro (Philippinen).

(Schluß.)

Dieß ist nicht der einzige Wechsel, den die Oberfläche der Insel Mindoro erlitten. Jedes Jahr verändern die Mündungen der kleinen Flüsse, welche in die See fließen, ihre Lage in Folge der immerwährenden Einwirkungen der Stürme und des Meeres. Die Bucht (Enserada) von Pola wurde im Jahre 1695 durch eine Senkung eines Theils der Küste gebildet, wenn man den Traditionen glauben will, welche die Chronik der geistlichen Niederlassungen uns übermacht. Die Stadt Balalacao im Süden der Insel ward vor nicht ganz zehn Jahren auf einem Hügel von vollkommen konischer Form in der Mitte einer grünenden Ebene erbaut; jetzt ist dieser Hügel ein vereinzelter Berg und die lachende Ebene wurde zu einer Meeresbucht, in welcher kleinere Fahrzeuge ankern können.

In manchen ältern Beschreibungen dieses Archipelagus lesen wir, daß Mindoro reich war an guten Häfen und Rheden, wirklich ist aber in der Gegenwart nur noch einer auf der ganzen Insel, der von Mangarin. Seine vorzügliche Lage ist aus den Karten ersichtbar. Ausgedehnt und sehr tief liegt er an der südöstlichen Küste und nimmt einen Fluß auf, in den man mit Kanonenbooten dringen kann, neben einem Canale, welcher zu einem beträchtlichen See führt von hinreichender Tiefe, um kleinere Schiffe zu fassen, auch ohne große Mühe so weit vertiefbar, um daraus ein Dock zu bilden, das den besten in Europa nicht nachstehen sollte. Puerto Galera „Hafen der Galeeren,“ wie er im letzten Jahrhunderte genannt wurde, ist ein erklecklich guter Hafen; große Fahrzeuge können aber nur bei Hochwasser hinein. Seine Lage ist schön und grotesk. Es ist eine halbkreisförmige Bay, deren Mündung durch ein langes schmales Eiland gesperrt wird. Ein Beobachter im Mittelpunkt der Bucht sieht rund um sich nur bewaldete Küsten, Bänke von feinem, weißem Sand und Korallenriffe, unter sich aber die klaren und ruhigen Wasser, in denen all die glänzenden Tinten des tropischen Himmels gespiegelt sind.

Woher kömmt es, daß ein so ausgedehntes Land, so reich an Naturproducten, so nahe bei Manilla und der bevölkerten, thätigen Insel Panay, in diesem Grade kann verlassen seyn? Der einzige Grund können die häufigen Einfälle der maurischen Seeräuber seyn, vielleicht die Ungesundheit mancher Districte, welche indeß mehr dem uncultivirten Zustande zur Last fällt; vor allem aber das Uebermaaß an Landgebiet im Verhältniß zu der auf diesem Inselmeere existirenden Bevölkerung.

Obwohl die Kräfte der Küstenflottille von Jahr zu Jahr größere Vortheile über die Piraten an den Ufern Mindoro's erringen, vergeht doch kein Jahr, das von den Besuchen derselben frei geblieben wäre. Es lockt sie hieher die große Zahl von Schlupfwinkeln für ihre leichten Prahus, die sie in den Canälen oder Silingas von Iling und Ambulon entdecken, die nur 12 Meilen von dem Labyrinthe der Calaminen, von Pandan und Bouayao entfernt sind, nicht weiter von den Inseln Libagao, Naguba, Libay, Mestre de Campo und Tablas im Süden, ferner von Golo, Ambil und Cobras, endlich der Westküste von Lubun im Norden, alle unbewohnt. Die Furcht vor schlechtem Wetter während ihrer Fahrten hält sie nicht zurück. Sie reffen ihre Mastsegel und springen auf 5 — 6 Kabellängen von den Vordertheilen ihrer Fahrzeuge herab, um dem Anprallen derselben gegen eine Küste zuvorzukommen, worauf sie dieselben durch die Brandung der wüthendsten Wogen schleppen, wie es der Sage nach die Esquimos thun mit ihren unversenkbaren Canoes aus Wallfischhaut. Allerdings gehen einige bei Gelegenheit zu Grunde; doch ist dieß erst seit den letztern Jahren öfter vorgekommen, als sie nämlich anfingen, Geschütze von stärkerem Kaliber zu führen als früher, folglich gezwungen waren Schiffe von schwerfälligerer und stärkerer Bauart zu construiren; deßwegen können die Küstenbewohner von Mindoro der Feldarbeit keine sichre Minute widmen, da sie ohnedieß im Falle eines Angriffes schwach genug zur Vertheidigung sind.

Die tiefen und moorigen Thäler, von denen oben die Rede war, mit dichten Forsten bedeckt, die eine ewige Feuchtigkeit bewahren, hauchen immerwährende Miasmen aus, die sich der Gesundheit sehr gefährlich erweisen. Die Winde folgen dem Streichen der Thäler und vergiften die Atmosphäre der engen Schluchten, durch welche sie ihren Ausgang nehmen. Bei Abra de Ilog, das am Ende eines dieser Thäler liegt, kann kein Fremder, namentlich während des Südwest-Monsuns den Boden berühren, ohne in ein fauliges oder Tertianfieber zu verfallen. Die Einwohner, durch Erfahrung belehrt, haben ihre Pfarrkirche nach Puerto Galera verlegt und bringen bei ihren Besuchen in Abra de Ilog höchstens eine einzelne Nacht zu. Wir hörten häufig, daß die Bemannung eines Fahrzeuges, das nur zwei bis drei Stunden an dieser gefährlichen Stelle geankert, durchaus vom Fieber angesteckt worden und im Verlaufe von drei bis vier Tagen ein großer Theil gestorben war. Dieß ist der Grund, weßwegen die Handwerker der Nachbarprovinzen, z. B. von Luçon, für keine Bezahlung an die Küsten Mindoro's gehen.

Alle diese Mißstände könnten beseitigt werden, wenn die andern Inseln einen Ueberfluß von Bevölkerung hätten, die hieher auswandern könnte; aber das Gegentheil ist der Fall. Die Einwohner von Batangas, Tayabas und Panay sind sehr zerstreut und die Calamianen haben kaum eine einzelne Familie für jede Insel.

Die Zeit ist endlich nahe, wo es die Mauren (Malaien) nicht mehr wagen dürfen, sich unsern Küsten zu nähern. Sobald die Bewohner sich vor diesen Piraten völlig sicher fühlen werden, verwenden sie ohne Zweifel auf die Cultur des Bodens jene Mühe, die jetzt der Erbauung und Instandhaltung von Kanonenbooten, Forts, Basteien und Telegraphen gewidmet ist. Dann wird ihr rasch aufblühender Wohlstand die Bevölkerung fördern und herbeilocken, die Manguianen werden in die fortschreitende Bewegung verwickelt; allmählich gewinnt die Lichtung des Landes Boden, und Mindoro kann eine der reichsten Inseln werden, wie sie eine der schönsten ist in diesem Archipel.

Unterdrückung der „Claque“ in der Opera zu Paris. Die Claque ist, wie jeder der Paris besucht hat, weiß, eine organisirte Bande, die alle Abende entweder mit Freibilletten oder zu ermäßigten Preisen ins Parterre der Opera geht, und bei gewissen Zeichen die der „chef de la claque“ gibt, zu applaudiren anfängt. Die Theaterverwaltung bezahlte diesen „chef de la claque“ regelmäßig und zudem erhob derselbe noch starke Abgaben von den Verfassern, den Hauptsängern, und überhaupt von allen Schauspielern und Schauspielerinnen, welche sich gern applaudiren lassen wollten. Diese Chefs de la Claque wurden sehr bedeutende, oft reiche Personen; sie verfügten über den Beifall, und das Publicum konnte gegen diese organisirte Schaar weder zur Bezeigung seines Beifalls, noch seines Mißfallens aufkommen. Die Liter. Gaz. vom 3 August berichtet nun, daß der Minister des Innern Maaßregeln ergriffen habe, dieser „claque“ völlig ein Ende zu machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 194. 14 August 1850.

Die heißen Quellen in der Nähe des Umpqua-Flusses im westlichen Amerika.

(Nach Thornton: Oregon and California in 1848.)

Thornton erzählt über diese Quellen, welche als ein Beweis der in verschiedener Weise längs den mannichfachen Ketten der nordamerikanischen Cordilleren fortlaufenden vulkanischen Thätigkeit dienen mögen, folgendes:

„Wir blieben einen Tag und eine Nacht am sogenannten schwarzen Felsen, um unser erschöpftes Vieh ausruhen zu lassen, und zogen dann 8 Meilen weiter fort, nach den „großen heißen Quellen.“ Unser Weg zwischen diesen beiden Lagern führte über eine dürre Grasebene, meist am Fuß eines hohen nackten steilen Hügels hin. Die Spitze desselben schien mit vulkanischen Schlacken bedeckt, und die Abhänge zeigten eine große Mannichfaltigkeit von Farben, die augenscheinlich durch die Wirkung großer Hitze hervorgebracht worden waren. Ohne die Erscheinung näher erklären zu wollen, muß man doch im Allgemeinen sagen, daß die Hügel durch unterirdisches Feuer in diesen Zustand versetzt zu seyn scheinen. An verschiedenen Stellen der Ebene stiegen Dampfsäulen mitten zwischen dem Gras und Geröhricht auf, und wenn man sich der Stelle näherte, und das Gras bei Seite schob, um zur Oeffnung zu gelangen, so war diese meist nicht größer als 6'' im Durchmesser und enthielt kochendheißes Wasser, das aber nicht überfloß. Einige dieser Oeffnungen hatten einen Fuß im Durchmesser, aus keiner floß Wasser, alle waren aber höchst wahrscheinlich sehr tief, denn in eine, die 10'' im Durchmesser hatte, ließ ich ein Gewicht an einem 204 Fuß langen Strick hinab, ohne Boden zu finden. Die Temperatur dieser heißen Quellen wechselt sehr: in einigen ist das Wasser nicht über Blutwärme, in andern so heiß, daß Fleisch in sehr kurzer Zeit gekocht seyn könnte. Alle waren merkwürdig durchsichtig, und gaben einen Geruch von sich wie schwache warme Hefe. Häufig bemerkte ich Blasen aufsteigenden Gases. Aber die unmittelbare Nähe unseres Lagers war die merkwürdigste Stelle, die ich sah. Innerhalb einiger Yards von den Zelten war eine Art erhöhten sumpfigen Bettes von Rasenstücken, auf deren einer Seite eine Quelle war, die bei Nacht kalt, den Tag über warm war. Aus dieser erhielten wir Wasser zum Trinken und Kochen. Ich kann mir diese Erscheinung nicht anders erklären, als daß das Wasser aus einer der heißen Quellen kam, und durch das Rasenbett drang, das sich in der Nachtluft abkühlte, und so auch das Wasser erkältete.

„Etwa hundert Yards davon liegt die große heiße Quelle in einem sehr tiefen, mehrere hundert Fuß im Umfang haltenden Bassin mit sehr schroffen Abhängen, und die Quelle in der Mitte hat etwa 30 Fuß im Durchmesser. Das Wasser ist entsetzlich heiß, und es läuft ein sehr reißender Bach von 4 Fuß Breite und etwa 10'' Tiefe daraus ab. Von der Hitze kann man sich einen Begriff machen aus dem Umstand, daß eine der Frauen des Lagers, welche zufälligerweise mit einem ihrer Füße in beträchtlicher Entfernung von der Quelle in den Bach trat, sich so sehr verbrannte, daß die Haut mit dem Strumpf abging. Am folgenden Morgen beim Grauen des Tags wanderte ich umher, um die aufsteigenden Dampfsäulen zu beobachten, welche um diese Zeit in unermeßlichen Wolken sich erhoben, und zu einer großen Höhe aufstiegen. Der Tag brach hinter den Riesenbergen an, und als die Sonne aufstieg, schienen die Berge wie aus Flammenbetten sich zu erheben und sich Feuerkronen um die furchtbaren Häupter zu flechten.“

Die dießjährige Parlamentssession.

1. Die Zeit vor Ostern.

(Schluß.)

Bis jetzt war die Regierung in ihren Vorschlägen noch so ziemlich glücklich gewesen; sie hatte in der Adreßdebatte mit einer bedeutenden, in der über Disraeli's Vorschlag zu einer Erleichterung der ackerbauenden Classe mit einer sehr verdächtigen Mehrheit gesiegt; als es an die Finanzen kam, stand ihre Sache wieder besser, Cobden hatte am 8 März seinen Vorschlag erneut, die Ausgaben auf den Status von 1835 zu ermäßigen. Er ward geschlagen mit der überwältigenden Majorität von 272 gegen 89. Verdientermaaßen, denn sein Vorschlag, zu allgemein und darum ohne praktischen Zweck — der sich nur in der Committeeberathung über die einzelnen Posten erreichen ließ — wurde, wie ihm Lord John Russell mit Recht vorwarf, nur deßhalb vorgebracht, weil er in seinen zur Aufregung in den Meetings berechneten Reden solchergestalt sich geäußert, und nun sein Wort, diese Ansichten auch im Parlament durchzufechten, lösen mußte. Die geringe Stimmenzahl war eine ernste Mahnung an ihn, daß der Agitator und der Staatsmann zwei verschiedene Personen seyen, die sich nicht wohl vereinigen ließen. Dabei darf man indeß nicht verkennen, daß seine und Hume's Bemühungen hauptsächlich die Regierung zu der Sparsamkeit gespornt hatten, wie sie in den zwei letzten Jahren sich kundgab, und deren Bedeutung — etwa 3½ Mill. Pfd. St. — Cobden in seiner Rede am 8 März dankbar anerkannte. Das Steigen des Geldpreises und die deßhalb härter drückende Last der Abgaben zwingt die Regierung zu Ersparnissen, wo solche nur immer möglich sind. Sie hatte dieß in den letzten Jahren vollständig

Digitized by Google

erkannt, und somit war mit einem so allgemeinen Vorschlag, der das Jahr zuvor so furchtbar geklungen hatte, nichts mehr auszurichten.

Etwas besser, jedoch aus einer fast drolligen Ursache, fuhr Hr. Drummond mit einer nicht minder allgemein, ja sogar doctrinär gehaltenen Forderung, „da die neue Gesetzgebung die Preise aller Waaren herabgedrückt und den Werth des Geldes erhöht habe, so sollten auch die Ausgaben des Landes, namentlich die Besoldungen ermäßigt werden“; Hume fügte hinzu, „von der Krone an bis herab zum Portier“ müsse alles ermäßigt werden. Der Vorschlag vereinigte durch die Art wie er gestellt wurde, die Erzreformer und Erzsparer mit den Protectionisten, die aber eigentlich nur aus einer Art Hohn dafür stimmten, so daß derselbe 156 Stimmen gegen 190 erhielt. Niemand dachte daran, daß derselbe einen Erfolg haben werde, und die Times fertigte den Vorschlag mit den Worten ab: error latet in generalibus. Man ist in England zu reell, zu praktisch, um sich mit dergleichen abzugeben. Der Satz ist vollkommen wahr, aber mit welchem Recht will man auf einmal alle Zahlungen herabsetzen? Man denke sich nur klar in die Stellung hinein, in welche die Regierung geriethe, wenn sie alle Besoldungen, die ohnehin der Einkommensteuer, wie anderes Einkommen, unterliegen, mit etwa 10 Proc. ermäßigen wollte. Die Zeit der Wohlfeilheit ist namentlich für die höhern Classen und was sich unter ihnen bewegen muß noch nicht gekommen. Wenn man wirksam sparen will, so muß man unnütze Stellen oder zu üppig besetzte Anstalten einziehen und beschränken, aber nicht im einzelnen knicken. Mit solchen Vorschlägen wird man in England, so sehr sie auch dort das Rechnen gelernt haben, kein Glück machen.

Die financiellen Vorschläge waren im Zug, weil die Vorlage des Budgets herannahte. Cobden hatte den seinigen am 8, Drummond am 12. gemacht und am 15. trat der Finanzminister Sir Ch. Wood auf. Er hatte im J. 1849,50 einen Ueberschuß von $2^{1}/_{2}$ Mill. und berechnete einen solchen von $1^{1}/_{2}$ Mill. für das nächste Jahr. Lächelnd bemerkte er die Zahl der Freunde, die ihn um seinen Ueberschuß hätten leichter machen wollen, sey nicht gering gewesen, und in der That, rechnet man zusammen, was man abgeschafft oder der Gesammtstaatscasse aufgebürdet haben wollte, so kamen 16—17 Mill. heraus. Dieß gewaltsame, von allen Seiten geübte Zerren am Staatsbeutel hat seine sehr ernste Seite, und im Verlauf seiner Rede zeigte sich Sir Ch. Wood keineswegs spöttisch, sondern erzprosaisch: er erklärte man habe in den letzten 35 Jahren eben so viele Mill. Schulden gemacht, und nur 8 Mill. heimgezahlt, es sey also nothwendig wenigstens etwas fürs Schuldenzahlen zu thun, und er bestimme hiezu 750,000 Pf. Dann wolle er die Abgaben vom Verkauf von Landgütern und bei Uebertragung von Hypothekschulden unter 1000 Pf. ermäßigen, und die Abgabe von Backsteinen nachlassen; beides sey wesentlich zum Vortheil der arbeitenden Classen, wie es denn seit 20 Jahren System gewesen sey, diese Classen bei der Aufhebung von Abgaben besonders zu berücksichtigen. Schließlich schlug er vor, den Landbesitzern zum Behuf vorzunehmender großer Verbesserungen 2 Mill. in England und Schottland und 1 Mill. in Irland vorzuschießen, und die Rückzahlung derselben zur allmählichen Schuldenabzahlung zu verwenden. Es wurde links und rechts mannichfach über den nüchternen Finanzminister gebrummt, er behielt aber doch Recht und würde noch mehr Recht behalten haben, wenn er sich nicht ein fatales Falsum zu schulden hätte kommen lassen. In seiner financiellen Rede flocht er den Vorschlag ein, die Stempelabgaben zu vereinfachen und gleicher zu vertheilen, wodurch verschiedene Classen sehr erleichtert werden würden. Anfangs nahm man den Vorschlag ziemlich gleichgültig hin, und der Finanzminister erhielt ohne weiters die Erlaubniß seine Bill einzubringen; bald aber entdeckten einige spürsame Köpfe, daß der Herr Finanzminister unter der Hand durch seine verbesserte Stempelacte eine starke Plusmacherei beabsichtige, und da das Stempelwesen in alle Geschäftszweige eingreift, so wurden von tüchtigen Advocaten alle rechtlichen Skrupel aufgesucht, die Ungenauigkeiten in der Abfassung der einzelnen Artikel, woraus zahlreiche Processe entstehen würden, nachgewiesen u. dgl., kurz man warf solche Schwierigkeiten in den Weg, daß Sir Ch. Wood von diesem Plan gänzlich abstehen mußte, wobei man vollends die mißliebige Bemerkung beifügte, „eine neue und umfassende Stempelacte sey eine zu große und zu weitgreifende Maaßregel, als daß sie von einem Ministerium unternommen werden könnte, welches über keine sichere Majorität im Parlament gebiete.“ Schon hatte nämlich die Regierung im Oberhaus mehrere Schlappen erlitten, und selbst im Unterhause war sie bei Hauptfragen einer Niederlage mühsam entgangen. Das schlimmste Beispiel dieser Art bot aber die Frage über die Sklavenpolitik.

In dieser Periode der Sparsamkeit konnte ein Gegenstand, wie die Bewachung der afrikanischen Küste gegen den Sklavenhandel, welche, einige Nebenausgaben abgerechnet, jährlich 700,000 Pfd. kostet, dem Tadel nicht entgehen. Seit mehrern Jahren erhebt sich die öffentliche Stimme dagegen als nutzlos, und selbst mehrere Parlamentscommittees haben sich ohne Umschweife gegen dieß System, als nicht bloß nutzlos, sondern als schädlich ausgesprochen, da die Verfolgung der Sklavenschiffe die Sklavenhändler zwingt, scharf gebaute, schnellsegelnde Schiffe zu bauen und die Sklaven auf eine furchtbare Weise zusammenzupressen. Daß man nicht gern abgeht von einem System, das England mit ungeheuren Kosten seit mehr als 40 Jahren betreibt, daß man sich dieß Dementi nicht geben will, ist begreiflich, daß aber, seit Amerika das Durchsuchungsrecht für seine Schiffe abgeschlagen, und somit die Aussicht auf Handhabung einer allgemeinen Seepolizei durch England verschwunden ist, ein Hauptgrund zur Beibehaltung des Systems wegfällt, ist nicht minder wahr, und selbst der nicht philanthropische, sondern eigennützige Grund, daß die Freigebung des Sklavenhandels die englischen Colonien vollends durch die Concurrenz Cuba's und Brasiliens erdrücken müsse, ist nicht mehr haltbar, seit es eine ausgemachte Thatsache ist, daß der Sklavenhandel je nach den Productions- und Handelsverhältnissen der amerikanischen Sklavenländer steigt und fällt, und in neuerer Zeit, namentlich von dem Augenblick an, wo es augenscheinlich wurde, daß England in seinem Zoll die Sklavenerzeugnisse den Ergebnissen freier Länder gleichstellen werde, gestiegen ist.[1] Wollten aber die Minister, daß man diese Vorsorge für die Colonien als gültigen Grund ansehen solle, so mußten sie den durch Sklaven erzeugten Zucker und Kaffee durch einen höhern Zoll mehr von der Concurrenz ausschließen und nicht, wie im Jahre 1846 geschehen, den Sklavenhandel, den sie bekämpften, durch demnächstige Gleichstellung der Zölle fördern. Die zweite von den Vertheidigern der Kreuzerflotte aufgestellte Behauptung, daß durch diese Flotte der Sklavenhandel an mehreren Stellen Afrika's ganz oder fast ganz eingegan-

[1] Die Sklavenausfuhr betrug im J. 1842 nur 30,000, im J. 1843 55,000, im J. 1846 76,000, und im J. 1847 84,000. Diese Zahlen sind officiell; aber auch in den letzten Jahren 1848 und 49 soll die Ausfuhr wieder gestiegen seyn.

Digitized by Google

gen sey, ist gleichfalls nicht stichhaltig, denn, da die Sklaven hauptsächlich aus dem Innern kommen, so nehmen sie, wenn die einen Stellen zu gut bewacht sind, den Weg nach andern Küstenstrichen. Gladstone, sonst eher zu den Frommen und darum zu der Antisklavereigesellschaft gehörig, faßte alle diese Umstände zusammen und sagte schließlich: „das System hat eine augenscheinliche Tendenz die Summe menschlichen Elends zu erhöhen. Man möchte fragen, welches andere System ich vorschlage? Aber zum Gelingen des bisherigen Systems ist es absolut nothwendig, daß unter allen fremden Nationen die Ueberzeugung herrsche, daß England es aufrichtig und redlich meine; seit aber die Gleichstellung des Zuckerzolls in England angenommen worden, frage ich keck die Regierung, ob es möglich sey, das Vertrauen in die Aufrichtigkeit Englands wieder herzustellen. Wir müssen die Acte über die Zuckerzölle wiederrufen, unsere Escadre verdoppeln, das Durchsuchungsrecht von Frankreich und Amerika erhalten, so wie das Recht fremde Schiffsmannschaften zu strafen; endlich müssen wir Spanien und Brasilien zwingen ihre Verträge zu erfüllen. Ohne diese Vorbedingungen — und die Erreichung derselben ist fast hoffnungslos — wird der Erfolg unserer Escadre in Afrika nur eingebildet seyn." Gegen diese Argumentation ließ sich fast nichts gültiges einwenden, dennoch siegte das Ministerium, als es zur Abstimmung kam, mit 232 Stimmen gegen 154, aber um welchen Preis?

Lord John Russell hatte am Morgen des 19 März, an welchem Tage Abends Hrn. Hutts Motion über die Sklavenhandelsfrage vorkommen sollte, seine Anhänger versammelt, und ihnen ohne Umschweife erklärt, daß wenn er in dieser Frage geschlagen würde, das Ministerium abzutreten gezwungen sey. Diese schroffe Erklärung erregte große Verwunderung und Unwillen bei vielen, welche sich, um das Ministerium nicht fallen zu lassen, genöthigt sahen gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen, oder das Stimmen ganz aufzugeben. Viele Protectionisten, namentlich diejenigen, welche bei einer Ministerveränderung Aussicht hatten ins Cabinet gerufen zu werden, stimmten gleichfalls nicht; eben so Sir J. Graham, von welchem behauptet wurde, er habe für den Fall einer Niederlage der Minister einer königlichen Botschaft entgegengesehen. Keinem Zweifel möchte unterliegen, daß wenn die Protectionisten so einstimmig wie bei dem Vorschlag Disraeli's gegen das Ministerium gestimmt hätten, sie in Verbindung mit den Sparsamkeitsmännern und andern Gegnern dieser Frage die Minister gestürzt hätten, aber sie fanden dieß nicht gerathen, und entfernten sich vor der Abstimmung oder stimmten nebst vielen andern aus wirklichen oder angeblichen philanthropischen Gründen mit den Ministern. Der Verdacht wurde laut und offen ausgesprochen, die Minister hätten gesucht, bei dieser Nebenfrage, die sie auf keinen Fall persönlich treffen konnte, da die Sklavenhandelspolitik über 40 Jahre alt ist, sich schlagen zu lassen, um mit Ehren zurücktreten zu können, die Protectionisten aber hätten es noch nicht für rathsam erachtet, selbst das Ministerium zu übernehmen, wozu freilich noch kam, daß die Minister durch eine Niederlage in diesem Punkt die ganze religiös gesinnte Partei für sich gehabt hätten; die Protectionisten mochten es nicht klug finden, diese bedeutende Partei gegen sich aufzubringen.

Wenn diese Ansicht richtig ist, so gibt sie einen tiefen Einblick in den jetzigen Stand der englischen Verhältnisse; daß die Protectionisten jetzt noch die Minister nicht vom Amt treiben wollen, ist wiederholt schon vor der Parlamentssession ausgesprochen worden, und auch durch ihre Ansicht begründet, daß der Freihandel seine verderblichen Wirkungen noch nicht in seinem ganzen Umfang entwickelt habe, daß sie also noch warten müßten. Sollte die Vermuthung, daß die Minister geschlagen zu werden wünschten, richtig seyn, so würde dieß beweisen, daß sie die schlimme Lage der Dinge fühlen, aber aus Ehrgefühl nicht in Gegenständen, mit denen einmal ihre politische Consequenz verflochten ist, sich schlagen lassen wollen. Wie dem auch seyn mag, diese Abstimmung, welche dem Ministerium den Sieg gab, hat den Glauben an dasselbe durch die schroffe Drohung seines Rücktritts mehr als irgend etwas anders, was in dieser Session vorfiel, erschüttert.

Das Frühlingsfest bei den Jakuten.

(Nordische Biene. 13 Julius.)

Die Völker türkischen Stammes waren einst so zahlreich, daß sie den größten Theil des mittlern Asiens vom kaspischen Meer bis zur Schilka und Argun in Ostsibirien einnahmen. In Europa wanderten sie in den weiten Steppen oberhalb des kaspischen und schwarzen Meeres umher. Dschingischan brach diesen Stamm: es verschwanden die Uigeren, Naimanen, Dschelairen und Polowzen. Zum Theil zogen die Besiegten in andere Gegenden, zum Theil verschmolzen sie mit den Siegern oder veränderten ihre Namen. Jetzt durchstöbert die historische Kritik die orientalischen Geschichtschreiber, und kann nicht begreifen von welchem Volk sie reden. Es ist viel Grund zur Vermuthung vorhanden, daß um den Baikalsee im Alterthum türkische Völker wohnten; mit den mächtigsten derselben, den Dschelairen, führte Dschingischan einen langen und blutigen Krieg. Dieß Volk nomadisirte an dem Unterlauf des Flusses Onon, und stellte gegen den nachherigen Eroberer der Welt 10,000 Krieger auf, aber die Kriegskunst Dschingischans erhielt das Uebergewicht über die ungeordneten Schaaren, die Dschelairen verschwanden vom Angesicht der Erde, und mit ihnen noch andere türkische Stämme, die um den See Baikal herumzogen. Einer der Stämme dieses Volks hieß Sacha. Wo er umherzog, davon ist nicht die geringste Spur übrig, daß er aber sehr zahlreich war, ergibt sich daraus, daß noch jetzt unter den Tataren von Krasnojarsk eine Familie Sacha sich findet. Wahrscheinlich vertrieben die Mongolen, welche im Süden des Gouvernements Irkutsk sich ausbreiteten, dieß Volk gegen Norden und drängten es endlich nach dem Oberlauf der Lena. Die Sacha bauten Flöße, schifften sich mit ihrem Vieh darauf ein, und stießen auf gut Glück vom Ufer. Der Fluß Lena ist zwischen Bergen eingezwängt und hat keine großen Inseln, so daß die Sacha 2000 Werste weit fortfahren mußten, und nur anhalten konnten, um ihr Vieh zu füttern. Die erste Gelegenheit bot sich ihnen auf der bedeutenden Insel Krynach oberhalb der Einmündung der Olekma; aber auch hier konnten sie nicht bleiben. Der Winter ging vorüber, der Frühling kam, die Flüsse gingen auf, und die Inseln wurden mit Wasser bedeckt. Die Sacha fuhren abermals flußabwärts, fanden, wo jetzt die Stadt Jakutsk steht, flache Ufer und betraten das Land.

Niemand war da, ihnen den Besitz der Gegend streitig zu machen, das Thal der Lena genoß seit unvordenklicher Zeit einer ununterbrochenen Ruhe: hie und da kamen Tungusen aus den Wäldern um ihre Rennthiere zu tränken, oder ihre aus Drathsaiten geflochtenen Netze auszuwerfen. Bald kamen die Tungusen mit den Fremdlingen zusammen und nannten sie Joko. Während vier Jahrhunderten mehrten sie sich und breiteten sich an allen Flüssen, wo Ebenen sind, aus, bis die Kosaken ins Land kamen, um es zu unterwerfen. Als sie vom Jenisei her nach dem Wiljui gelangten, erfuhren sie von den an den Ufern umherstreifenden Tungusen, daß weiter hinab am Flusse das Volk Joko wohne. Die Russen verdarben dieß Wort in Jokut oder Jakut, und nöthigten diese, dem Zaar von Moskau einen Tribut von Pelzen zu bezahlen. Dieß geschah im J. 1620. Die Jakuten waren auch damals ein an Zahl bedeutendes, an Vieh und Zobeln reiches Volk; für einen kupfernen Kessel bezahlten sie den Russen so viel Zobel, als in diesen Kessel hineingingen. Jetzt rechnet man die Jakuten auf 140 bis 150,000 Seelen, und alle bekennen sich zum Christenthum, aber sie haben keine Kirchen; die Geistlichen aus den russischen Dörfern ziehen in den Ulussen herum, voll-

Digitized by Google

ziehen die gottesdienstlichen Gebräuche, taufen, trauen und segnen die Todten ein. An der Lena ist nur Ein Kirchspiel, das sich längs dem Flusse 400 Werste weit erstreckt. Vor der Ankunft der Russen hielten sich die Jakuten zum Schamanenthum, und hatten verschiedene religiöse Gebräuche und Festlichkeiten. Alles dieß hat sich bis jetzt erhalten, und wird sich so lange erhalten, als nicht die gewaltige Zeit ihre Sitten gänzlich verändert.

Das Hauptfest bei den Jakuten ist im Frühjahr, wenn die Flüsse und Bäche aufgehen, die Wiesen sich mit Gras, die Bäume mit Laub bedecken. Dieß Fest heißt Jusech. Wie sollte man auch nicht das Eintreten der Wärme feiern nach einem langen Winter, in welchem dreißig Grad Kälte schon als eine Ermäßigung der Winterstrenge gilt! Das Vieh hat sich erholt, und gibt viel Milch, der Mensch versteckt sich nicht mehr vor der Kälte in seine Jurte, und braucht nicht mehr die Hände am Feuer zu wärmen.

Die Jakuten verstehen es nicht, Branntwein aus der Milch zu gewinnen, wie die Buräten oder die Tataren im Gouvernement Jenisei. Dieser Umstand beweist, daß sie sich von ihren Stammgenossen früher trennten, als diese die Bereitung des Branntweins aus saurer Milch kennen lernten. Die Jakuten wissen bloß den Kumys, also Molken, zu bereiten, von diesem aber zum Branntwein ist nur ein Schritt: man darf den Kumys nur durch eine Retorte treiben und der Branntwein ist fertig. Der Kumys gilt für ein gutes Heilmittel gegen Schwindsucht, jedoch nicht für jedermann.

Im Junius beginnt erst recht der Frühling in der Provinz Jakutsk. Die Sonne bescheint dann die Erde 20 Stunden des Tages, und die Vegetation schreitet wunderbar vorwärts; die Wiesen bedecken sich mit den blauen Blumen der Delphinien, und auf den Bergen röthen sich Purpurlinien, auf sibirisch Saranen genannt. Dann macht irgend ein reicher Jakute kund, daß bei ihm das Frühlingsfest stattfinden werde; die Nachricht hievon verbreitet sich in den Ulussen und unter den Bewohnern von Jakutsk. Am bestimmten Tage ziehen Männer und Weiber ihre besten Kleider an, setzen sich zu Pferde und reiten zum Frühlingsfeste, gewöhnlich um drei oder vier Uhr Nachmittags. Das Fest beginnt Morgens mit einem Hausgottesdienst. In der Jurte wird ein Teppich aus Pferdehaut ausgebreitet, auf welche sich die Ehrengäste und der Hauswirth setzen. Zwei oder drei junge Männer von erprobter Ehrlichkeit und guter Aufführung, welche im Laufe des letzten Monats bei keinem Sterbenden sich befunden hatten, werden zu Priestern des Festes gewählt. Ihnen gibt man eine mächtige hölzerne Schale mit Kumys in die Hand, und stellt sie vor das erloschene Feuer mit dem Gesicht gegen Osten. Nachdem sie eine Zeitlang bewegungslos und in tiefem Schweigen gestanden, beginnt jeder, und schüttet dreimal etwas Kumys auf die Asche. Dieß ist das Opfer für die oberste Gottheit. Dann wenden sie sich zur Rechten und gießen dreimal etwas aus für seine Frau. Dann rücken sie weiter und weiter, stellen sich mit dem Gesicht gegen Norden, und gießen etwas aus für die abgeschiedenen Geister, für die Schatten der verstorbenen Schamanen. Indem sie sich gegen Westen wenden, opfern sie den 27 Zaubergewalten (mytarstwo). Die letzte Ausgießung findet für die alte Inachiyt statt, eine böse Frau, welche den Kühen beim Gebären Schmerzen verursacht. Auf diese Weise umgehen sie im Kreise den Aschenhaufen, wie der Mond die Erde, indem sie stets zur Seite weichen. Dann tritt einer der Sitzenden vor und liest laut ein Gebet, in welchem er Gott dankt für das gewährte Gute, und ihn bittet, sie in der kommenden Zeit seines Schutzes nicht zu berauben. Ist das Gebet geendigt, so nimmt er die Mütze ab und ruft dreimal: urui (gib! oder segne!), alle Anwesenden rufen das Wort dreimal aus. Der erstere nimmt dann die Schale mit Kumys, trinkt selbst und gibt sie dem andern. Die Frauen, als nicht immer reine Geschöpfe, gehen zur Zeit des Gottesdienstes aus der Jurte. Auch der Schamane wird zur Ceremonie nicht zugelassen, wahrscheinlich weil er nur mit den bösen Geistern bekannt ist, hier aber dem allgütigen Wesen für die Rettung der Heerden während des Winters, für das Geschenk der Wärme, des Grases, der reichlichen Milch u. s. w. gedankt wird.

Vor der Jurte des Hausherren stehen drei Pfähle mit einem Querbalken, die in die Erde eingeschlagen und mit Birkenreisern bedeckt sind. Zwischen den Säulen stehen mächtige Lederschläuche mit Kumys, und da ein solcher Schlauch sich für sich selbst nicht halten kann, so wird er durch einen Riemen an den Querbalken hinaufgezogen. Zur Seite sind ähnliche drei Pfähle mit Schläuchen. Die einen sind für die Männer, die andern für die Weiber. Die Jakuten sitzen auf dem Boden mit ausgestreckten Beinen und mit dem Gesicht gegen Osten, die Weiber nehmen einen besondern Platz ein. Sodann werden mächtige hölzerne Schalen hergebracht, einige Männer treten damit zu den Schläuchen, und ein daneben stehender Jakute schöpft mit einem Löffel heraus. Wer in solcher Weise Kumys empfangen hat, geht sogleich weiter, und stellt sich mit dem Gesicht gegen Osten, neben ihm ein zweiter, dritter u. s. w. Bei den Frauen geschieht dasselbe. Hat das Herausschöpfen ein Ende, so bringen sie die Schalen zum Hausherren, der in einer Reihe mit den Gästen sitzt. Er nimmt eine Schale, und gibt sie dem ersten angesehenen Gast, dieser trinkt von dem angenehmen Naß und übergibt dann die Schale seinem Nachbar; dieser gibt sie weiter und so geht es im Kreise herum, bis alles ausgeleert ist. Dann beginnt bei den Männern der Wettkampf, bei den Frauen der Tanz. Zwei Kämpfer in kurzem Unterkleid treten auf den Schauplatz mit Secundanten, stellen sich einander gegenüber und suchen sich gegenseitig bei der Hand zu fassen, aber zu welchem Zweck ist schwer zu begreifen. Wenn sie einander etwas hin und her gezerrt haben, trennen sie sich. Man sieht dabei weder Kunst noch Kraft. Auch die Wettrennen zu Pferde und zu Fuß wollen wenig heißen.

Inzwischen vergnügen sich die Weiber mit Tanzen. Ihre Kleidung unterscheidet sie wenig von den Männern, nur hängen unter der Mütze auf die Brust und den Rücken Riemen herab, die mit Silberplättchen bedeckt sind. Ihr Tanz ist sehr einfach und ohne Ausdruck. Sie geben sich die Hände, fassen sich an den Fingern und machen ganz ruhig in der Richtung des Sonnenlaufs drei Schritte. Dabei singen sie was ihnen eben beifällt, aber ihr Gesang gleicht dem Lesen von Schülern, wenn sie ihr Pensum aufsagen. Viele Poesie ist in diesen Liedern freilich nicht, doch ersieht man daraus Einfachheit und Natürlichkeit. Das Herumspazieren dauert bis Sonnenuntergang. Die Gäste gehen auseinander, wenn es jedem gut dünkt, und verabschieden sich weder von dem Hausherrn, noch von einander.

Der Jusech der Jakuten ist nicht reich an Effecten, und der Europäer findet darin nichts interessantes. Der Beobachter entdeckt nur eine gewisse Trägheit und Unentschlossenheit im Volkscharakter, wogegen bei den Russen, wenn solche Feste gefeiert werden, sich allenthalben Lebendigkeit kund gibt. Das Fest des Frühlings ist das älteste bei den Völkern türkischen Stammes. Die Tataren vom Jeniseisk nennen es Tailugan, und feiern es jeden Sommer auf einer Anhöhe. Die Ceremonien sind nicht dieselben, aber der Grundgedanke ist der nämliche, nämlich dem höchsten Wesen für seine Wohlthaten zu danken. Bei den Buräten feiert man die Feste im Sommer, aber unter andern Verhältnissen. Hier hat sich schon der lamaitische Glaube eingemischt, obwohl das Fest eine Fortsetzung des Schamanenthums ist. Ob die Tungusen auch solche Feste haben, wissen wir nicht, weil wir dieß in den undurchdringlichsten Wäldern umherstreifende Volk, das nicht in Gemeinden lebt, und in seinem Thun und Treiben völlig frei ist, noch nicht in vollem Sinn des Wortes kennen gelernt haben; wahrscheinlich haben auch sie solche Feste, wann sie aber gefeiert werden, und mit welchen Ceremonien, davon wissen wir nichts. Um ein so ungewöhnliches Volk vollständig kennen zu lernen, müßte man bei ihnen bleiben und das ganze Jahr hindurch mit ihnen durch Wälder und Berge streifen, und sich allen möglichen Entbehrungen aussetzen. Wer wird sich aus bloßer Neugierde solchen Selbstaufopferungen unterziehen!

Der große (geflügelte) Stier aus Ninive nebst mehr als 100 Tonnen Steinplatten mit Sculpturen sind bereits auf dem Wege nach England, und man erwartet ihr Eintreffen im September. (Liter. Gaz. 3 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 195. 15 August 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

Die östliche den Gränzübergang bildende Brücke von Chuda-Anteryn ist in der Mitte durch eine Palisadirung die ihre ganze Breite einnimmt, abgesperrt, in welcher ein Thor angebracht ist, das Tag und Nacht verschlossen bleibt, wo es also praktisch heißt: „bis hierher und nicht weiter.“ Mit meinem ganzen Zuge, nämlich mit 8 Menschen und 9 Pferden, vor dieser Schranke angekommen, schien die sieche Schildwache, die wie eine Maschine hinter derselben in der Quere sich bewegte, unsere Anwesenheit gar nicht zu bemerken, selbst nachdem ich sie angeredet. Erst bei meiner zweiten Aufforderung den Befehlshaber des Posten herbeizurufen, gab der Automat, aber ohne zu antworten und immer ohne anscheinende Wahrnehmung unserer Gegenwart, einen eigenthümlichen kreischenden Laut von sich, der bald einen Herrn in Uniform — wie es sich nachher zeigte, keine geringere Person als den Schreiber (Pissar) der Station, also ein Edelmann der 14ten Classe — nebst einem Kosakenunterofficier in voller Rüstung und zwei Zollwächter oder Stationsdiener, herbeiführte. Von letzteren schien einer das Amt eines Dolmetschers zu verrichten, indem er durch die Lücken der Palisade mit meiner Begleitung das Gespräch auf Tatarisch führte, während ich über die Brustwehr gebogen mit dem Pissar angebunden hatte, dem zeitweiligen Befehlshaber der Station, indem der Titular gerade abwesend war. Die Unterredung mit seinem Stellvertreter lautete ungefähr wie folgt: „warum wird das Thor nicht aufgemacht, statt mich hier seit einer Viertelstunde an der Sonne braten zu lassen, ich begehre Einlaß.“ — „Nelsä nikak“ („Unmöglich!“); das Lazareth ist 40 Wersten von hier entfernt, die Bedeckung, ohne welche ich niemand instradiren darf, muß aber vor Sonnenuntergang zurück seyn, und es ist bereits zu spät an der Zeit.“ — „Gut, dann bleibe ich bis Morgen früh bei Euch.“ — „Kann nicht seyn! Wir dürfen niemand beherbergen und haben auch keinen Platz hiezu.“ — „So achtet doch wenigstens die Befehle des Repräsentanten eurer Regierung“ — indem ich die betreffende Urkunde vorwies, die der Beamte durchlas und ohne ein Wort zu sagen, mir kaltblütig zurückstellte. Auf meine Frage: wo wir solcherweise bis am folgenden Morgen verweilen könnten, nachdem die Gegend am rechten Ufer keinen Strauch darbot um uns gegen die sengende Sonne zu schützen, lautete der Bescheid: wir könnten auf der Brücke (nämlich auf den bereits glühenden Quadersteinen derselben) lagern, wo man uns Heu für die Pferde von Innen würde zukommen lassen. „Und Lebensmittel für die Menschen?“ — „Keine!“ — Und mit diesem letzten trostreichen Worte entfernte sich der Herr Interimsbefehlshaber mit seinem Gefolge. Ich befand mich solchermaßen zwischen die beiden erfreulichen Aussichten gestellt, entweder zu verhungern oder zu erkranken, und meine Lage gestaltete sich um so trüber, als das zu Nehär von Mohammed-Chan Gehörte jetzt auf einmal wie ein Schreckbild in meiner Erinnerung auftauchte. Die Begleitung hatte mich indeß noch nicht verlassen. Als nun die Russen nach dem oben angeführten barbarischen Benehmen schon das linke Ufer erreicht hatten, unterbrach einer der Kürden mein Nachsinnen über das was in dieser Krisis zu thun sey, mit den Worten: „Zürne nicht wenn ich dir einen Einfall mittheile, warum hast du dem Nasir (Aufseher — er meinte den Pissar) keinen Peschkesch angeboten?“ Diese Worte hatten die Wirkung eines Lichtstrahles, denn in demselben Augenblick besann ich mich, wie oft ich früher — freilich schon lange her — die Erfahrung gemacht, daß man durch Anwendung dieses Hebels in Rußland alle Hindernisse beseitigt, während ohne denselben nicht die geringste Schwierigkeit gehoben werden kann. Auf mein Geheiß ertönte nun abermals die Stimme der Schildwache hinter der Palisade, und der Pissar erschien von neuem mit demselben Gefolge, über die wiederholte Störung ein wenig mißlaunig sich gebärdend. Als ich jedoch dasselbe Anliegen in einer Form vorgetragen hatte, die wahrscheinlich einen bessern Klang in seinen Ohren hatte, schien sich sein Humor plötzlich zum Bessern zu verändern, und er sprach nach einem gewaltigen Seufzer: „ich muß wohl Ihrem dringenden Verlangen nachgeben, obschon ich eine schwere Verantwortung auf mich lade,“ worauf das bisher so hartnäckig verschlossen gebliebene Brückenthor sich für mich und meinen Tscharwadar sammt unseren drei Pferden alsobald öffnete. Dem Kürdenhäuptling wurde ebenfalls nach einigem Zaudern gestattet, mich bis zum linken Ufer zu begleiten, seinen Leuten aber nicht, und ihm selbst ward nach sehr kurzem Verweilen bedeutet, abzuziehen, was freilich insoferne gerechtfertigt seyn mochte, als derselbe keinen Beruf hatte die Gränze zu überschreiten, und man vielleicht diesem kriegerischen Nachbarstamme bei der ohnehin schwach besetzten und schlecht bewachten Gränze jede Gelegenheit zum näheren Recognosciren benehmen wollte.

Die eigentliche Gränzstation Chuda-Anteryn ist unmittelbar am Ende der Brücke und besteht aus einem Wohnhaus, einer Caserne, und den Stallungen für die Pferde der dort liegenden Kosakenabtheilung. Ersteres — wo der nun sehr gefällig gewordene Schreiber mir das Wohnzimmer seines abwesenden Vorgesetzten einräumte, war ziemlich gut und solide gebaut, nämlich

Digitized by Google

in Anbetracht der hülflosen Gegend wo ich mich befand, aber äußerlich und innerlich schlecht gehalten und unterhalten. Zerbrochene Scheiben zierten jeden Kreuzstock, überall war Unordentlichkeit und Unreinlichkeit zu sehen. Auch schien die viel gerühmte russische Subordination an dieser entlegenen Station, wohin sich allem Anschein nach selten eine Inspection verirrte, ziemlich locker zu seyn. Die Soldaten, welche hier als Stationsdiener aufgestellt sind, sah ich den ganzen Tag und bis in die späte Nacht in einem Zustande fortwährender Trunkenheit und völliger Unbotmäßigkeit. Der Interimscommandant schien jedoch von dem Benehmen seiner Untergebenen, so empörend und bestialisch sie sich gegen ihn selbst betrugen — denn ich war bei allem Ekel ob dieses Schauspiels so glücklich, daß sie mir vom Leibe blieben — nicht die geringste Notiz zu nehmen und ganz daran gewöhnt, woraus ich den Schluß ziehen mußte, daß es hier selbst in Anwesenheit des wirklichen Stationsbefehlshabers nicht viel anständiger zuging, und daß dieß einmal die Hausordnung sey!

In der Caserne herrschte wo nicht viel größere Ordnung, doch mehr Ruhe, wozu der Umstand beitragen mochte, daß die Hälfte der Mannschaft auf dem Krankenbett war und die andere Hälfte siechte. Die der Station zugetheilten muselmännischen Reiter, Tschaparen genannt, fand ich unter bloß von oben bedeckten Schilfhütten einquartirt, also in permanentem Biwak, und dennoch war der Gesundheitszustand unter ihnen viel besser als bei den Russen; wahrscheinlich theils weil ihnen als Landeskindern die Ungesundheit des Klimas nicht so sehr zusetzte, theils wegen ihrer mäßigeren Lebensweise, besonders aber ihrer Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Ich erfreute mich über das verhältnißmäßig gesunde Aussehen dieser eingebornen Truppen und über ihr ernstes ruhiges Verhalten, was mit dem betrübten und ekelhaften Anblick, den Caserne und Wohnhaus mir darboten, einen so schroffen Gegensatz bildeten, und ich beneidete fast meinen persischen Führer — der sich, sowohl wegen der leichtbegreiflichen Abneigung der Muselmänner besonders gegen die Moskow-Kafir, als wegen dem Nedschasset (der gesetzlichen Verunreinigung) gleich bei der Ankunft abgesondert und sammt unseren Pferden zu seinen Glaubensgenossen gemacht hatte.

Daß ich unter den vorerwähnten Umständen für Lebensmittel und Futter (wohlverstanden aus der Vorrathskammer des abwesenden Stationscommandanten oder aus den Schupfen des Aerars), dann für Quartier u. s. w. tüchtig geprellt wurde, brauche ich nicht zu sagen. Dessenungeachtet machte das Ganze nach den europäischen Begriffen von Reiseausgaben — und zwar mit Einschluß des meinem Gastherrn versprochenen Geldgeschenkes, über welches ich denselben sehr befriedigt ließ — einen sehr winzigen Betrag aus.

Ich athmete viel freier, als ich folgenden Tages so früh ich konnte, diesem in jeder Beziehung lästigen und widrigen Aufenthalte — ich gelobte mir für immer — Lebewohl sagte. Die mir zugetheilte Begleitung bestand aus zwei kränkelnden Kosaken, wovon der eine sich kaum zu Pferde halten konnte und unterwegs liegen blieb, und zwei Tschaparen.

Wir befinden uns am linken Ufer des Araxes, also bereits in der Provinz Qara-bagh, und zwar in der Richtung nach der beiläufig 36 Werst landeinwärts entfernten Contumaz. Eine nur sehr kurze Strecke verfolgte ich das Ufer zu Berg. Man begreift, daß auch auf dieser Seite die Gegend öde und unangebaut ist, ein Charakter, den dieselbe noch vier Stunden, nachdem ich den Fluß aus dem Gesicht verloren, behauptete, und es war daher in diesem Stromgebiete, bis ich die Umgebung des Dorfes Chumari erreichte, keine Spur von Cultur zu sehen. Uebrigens schien mir selbst dieser Ort nur eine temporäre Ansiedlung, indem alle Wohnungen aus Rohrhütten bestanden, die nicht den geringsten Schutz gegen Nässe und Kälte gewährten. Dort sah ich auf einem ziemlich hohen Gebirgskegel ein sehr großes, anscheinlich neues steinernes Gebäude von länglicher Form, zur Zeit noch unbewohnt, dessen Bestimmung ich nicht erfahren konnte. Nachher vermuthete ich, daß selbes die Aufnahme der vom Staate beabsichtigten Vereinigung der Mauth und des Lazareths bezweckte, welche zu weit von der Gränze und wenigstens 30 Werste von einander entfernt waren, schon deßhalb ein großer Mißstand, weil dem Schmuggel dadurch nur noch mehr Vorschub geleistet ward. Uebrigens schien mir jene Localität auch darum zur Verlegung fraglicher beiden Anstalten sehr geeignet, weil sie frei und auf bedeutender Höhe liegt, mithin eine gesunde Lage hat und man von diesem Punkte einen weiten Horizont, selbst bis nach dem rechten Ufer des Araxes überschauen muß.

Die Strapazen und mannichfaltigen Ergebnisse einer orientalischen Reise sind ein vortreffliches Zerstreuungsmittel zur Verscheuchung trüber Gedanken, weßhalb die mißlichen Nachrichten, die ich um den Zeitpunkt meiner Abreise von Täbris über das mir wahrscheinlich in der russischen Contumaz bevorstehende Schicksal erhalten, mir bisher wenig Sorgen gemacht hatten. Jetzt stieg aber auf einmal die drohende Eventualität einer 28tägigen Contumazperiode wie ein Schreckbild vor mir auf, als ich das Lazareth in der Entfernung von beiläufig einer Stunde erblickte; mit bangem Herzen und in einer nicht sehr beneidenswerthen Stimmung näherte ich mich also diesem einstweiligen Bestimmungsorte.

Diese sogenannte Sanitätsanstalt steht ganz allein auf einer freien Anhöhe, hat also eine sehr gesunde Lage, außerdem ist frisches und gutes Trinkwasser in Fülle vorhanden. Es würde daher die Oertlichkeit ihrem Zweck vollkommen entsprechen, ohne die bedeutende Entfernung von dem Uebergangspunkte Chuda-Anteryn, die, wie schon erwähnt, 36 Werste beträgt. Vom Araxes in gerader Richtung rechnet man nur 24 Werste. Unmittelbar am Fuße dieses Kegels liegt das tatarische Dorf Dschebraïli in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend.

Das Lazareth besteht aus einer Reihe Gebäude ohne Stockwerk, die in Hufeisenform einen beträchtlichen Raum umgeben, welcher vorne durch eine Palissadirung geschlossen ist. Das zu jeder Tageszeit gesperrte Thor mitten in der letztern ist mit einem Glockenzug versehen. Auf mein Anläuten erschien bald der Commissär mit seinen Gehülfen, der eine wie die andern Armenier in der langen orientalischen Kleidung mit der tatarischen Lammfellmütze bedeckt. Ersterer empfing mich sehr artig, und nahm vor allem den russischen Paß und den versiegelten Brief an den Militärstatthalter der Provinz Qara-bagh, mit welchem das Generalconsulat zu Täbris mich versehen hatte, in Empfang, letztern wie er sagte, um ihn früh Morgens an das Commando in Schuscha zu übermitteln, was auch richtig geschah. Alsdann wurde mein Gepäck in das Rauchzimmer gebracht, dort aufgemacht, durch den Commissär und seine Adjuncten ohne weiteres fast Stück für Stück betastet, ein Paar Minuten lang durch Chlor geräuchert, und zum Schlusse in das mir als Aufenthalt angewiesene Zimmer durch zwei Soldaten gebracht. Um die Bücher und Schriften, welche im Beiseyn der Sanitätsbeamten ausgepackt wurden, schien sich nie-

Digitized by Google

mand zu bekümmern, was mich in Anbetracht des Landes, wo ich mich befand, sehr angenehm überraschte.

Meine Wohnung war eine der zahlreichen, in den Gebäuden, welche den Hofraum umgaben, angebrachten Zellen mit der nackten Erde als Fußboden, ohne Fenster, die also das Tageslicht nur durch die offene Thüre erhalten. Das Ameublement bestand aus einer Rohrmatte, und das war auch buchstäblich alles. „Im Winter muß es hier gut wohnen seyn“, dachte ich, als ich mir selbst überlassen blieb. Indessen hatte ich keinen Grund, wenigstens gegen das Personal der Anstalt, über meine Unterkunft zu klagen, denn man hatte mir in der That nichts Besseres anzubieten; das schlechteste Gefängniß konnte freilich im Punkte der Wohnlichkeit nicht schlimmer beschaffen seyn, und ein solches Unterbringen des Publicums in einem gezwungenen Aufenthalt ließ sich nur durch den provisorischen Charakter der Localität entschuldigen. Dieses Provisorium dauerte aber schon seit Jahren.

Das Benehmen der Lazarethbeamten, wie schon erwähnt sämmtlich Armenier, obschon entfernt von aller der meistens auf Prellerei abgesehenen Kriecherei, die man häufig bei den orientalischen Christen trifft, war so artig als ich es nur wünschen konnte, und stand in grellem Gegensatz zur Rohheit und Schmuzigkeit der Russen zu Chuda-Anteryn, eine Beschämung für die herrschende Nation! In dem Vorstand der Anstalt, Commissär Kalanterew, fand ich einen gebildeten Mann — berücksichtigend, daß er nie weiter gekommen war als nach Schuscha, der Hauptstadt des Landes, denn er sprach, las und schrieb außer dem armenischen, seiner Muttersprache, fließend russisch, persisch und tatarisch. Er bekannte mir, daß er seine classische Ausbildung den deutschen Missionären verdanke, die sich geraume Zeit in Schuscha aufgehalten.

Es war mir schon aufgefallen, daß dieser Beamte und seine Assistenten, obschon alle in Pratik, sich bereits mit mir Contumazirenden vermischt, indem sie ohne Scheu in Gegenwart der Lazarethdiener alle meine Habseligkeiten betastet, mithin gegen die Grundlage der Contumazregeln in der ganzen Welt verstoßen hatten. Ich kam aber zur vollständigen Ueberzeugung, daß diese Anstalt hier nur der Form wegen bestand oder etwas ganz anderes als eine Reinigungsmaaßregel bezweckte, durch den mir allerdings sehr willkommenen Umstand, daß ich jeden Tag meines dasigen Aufenthalts Morgens zum Thee mit frischer Milch, ein Paar Stunden darauf zum Gabelfrühstück (Oahwe-Alte), nach Sonnenuntergang zum Diner (Achscham-Thamuni), und endlich Nachts zum Thee mit Rum beim Hrn. Commissär eingeladen war, obschon dieser außerhalb des Lazarethkreises, folglich beständig in freier Pratik wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben des Missionärs David Livingston an Arthur Tidman, Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten der Londoner Missionsgesellschaft. [1]

Ufer des Zouga-Flusses, 3 September 1849.

Werther Herr! Ich verließ meine Station, Kolobeng (25° südlicher Breite, 26° östlicher Länge) am verflossenen 1 Junius, um meine Ihnen schon früher kundgethane Absicht auszuführen, unserer Thätigkeit nämlich ein neues Feld im Norden zu eröffnen, und zu diesem Ende, die uns noch entgegenstehenden großen Hindernisse zu überwinden suchend, in die Wüste einzudringen, welche, westlich, nordwestlich und nördlich von unserer Station sich hinziehend, bisher den Europäern eine unübersteigliche Schranke dargeboten hatte.

Eine starke Abtheilung Griquas, in ungefähr 30 Wägen, machte verflossenes Jahr an zwei verschiedenen Punkten viele und beharrliche Anstrengungen, allein obwohl sie ans Klima gewöhnt waren, und angespornt wurden durch die Aussicht auf großen Gewinn von Elfenbein, das sie zu finden hofften, wurden sie doch durch den Mangel an Wasser zur Rückkehr gezwungen.

Zwei Männer, die ich von meiner beabsichtigten Reise an den oft erwähnten See jenseits der Wüste in Kenntniß gesetzt hatte, kamen der Theilnahme an dieser Entdeckung halber eigens aus England hieher, und ihrer keine Kosten scheuenden eifrigen Mitwirkung verdanken wir hauptsächlich den Erfolg in dieser und andern Unternehmungen. Während wir noch ihrer Ankunft harrten, kamen sieben Mann von den Batavana, einem an den Ufern des Sees lebenden Stamm, mit einer ernsten Aufforderung von Seiten ihres Häuptlings ihn zu besuchen, zu mir. Allein da der Weg, den sie nach Kolobeng eingeschlagen, für Wagen unbrauchbar war, so lehnte ich ihre Führung ab, und wählte den weitern, welchen die Bermanguato gewöhnlich nehmen. Da ich Bakwainas zu Führern hatte, so sicherte ich mir ihr Selbstinteresse an unserm Erfolg dadurch daß ich ihnen versprach, das Elfenbein, das sie für ihre Häuptlinge sammeln würden, in meinem Wagen mitzunehmen, und wirklich erfüllten sie ihr Amt getreulich.

Als Sekhomi, der Häuptling der Bermanguato, unsere Absicht in die hinter seinem Gebiete liegenden Gegenden zu reisen erfuhr, sandte er mit wahrer eingeborner Unmenschlichkeit Leute vor uns her, welche alle Buschmänner und Bakalihari von unserm Wege wegtreiben sollten, damit wir, ihrer Beihülfe in der Aufsuchung von Wasser beraubt, gleich den obenerwähnten Griquas zur Umkehr genöthigt würden. Diese Maaßregel benahm mir die Gelegenheit, die ich sonst gehabt hätte, mit diesen armen Verstoßenen in Verkehr zu treten. Allein durch Gottes Gnade stießen wir, in einer Entfernung von etwa 300 Meilen von Kolobeng, am 4 Julius auf einen herrlichen Fluß, und erreichten, ohne weitere Schwierigkeit (was nämlich das Wasser betrifft), nach einem Marsche von abermals nahezu 300 Meilen den Krümmungen der Ufer entlang, die Batavana, am See Ngami, zu Anfang Augusts.

Ehe ich diesen schönen Fluß verlasse um nach Hause zurückzukehren, und ehe ich noch den Weg durch die Wüste antrete, will ich Ihnen die Eindrücke mittheilen, welche der Fluß und seine Anwohner, die Bakoba oder Bayeiye, auf mich machten. Sie sind ein von den Bechuanas ganz verschiedener Volksstamm. Sie nennen sich Bayeiye, d. h. Menschen, während der Name Bakoba, den die Bechuanas ihnen beilegen, fast so viel bedeutet als Sklave. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkler als die der Bechuanas, und von den 300 Wörtern, die ich aus ihrer Sprache gesammelt, haben nur 21 einige Aehnlichkeit mit dem Sitchuana. Sie rudern die Flüsse und den See entlang in Booten, welche sie sich aus ausgehöhlten Baumstämmen machen; fangen Fische in Netzen, die aus einer in Fülle an den Ufern wachsenden Grasart verfertigt werden, und erlegen Flußpferde (hippopotami) mit Harpunen, die sie an Seilen befestigen. Wir bewunderten höchlich das offene, männliche Benehmen dieser Binnen-Matrosen. Viele von ihnen sprachen fließend Sitchuana, und während der Wagen am Ufer hinfuhr, machte ich mir das Vergnügen in einem ihrer kunstlosen Boote den Krümmungen des Flusses zu folgen und ihre kleinen Dörfer zu besuchen. Die Ufer sind viel schöner als alle die wir je gesehen, ausgenommen vielleicht einige Theile des Clyde. Sie sind fast durchgängig mit riesenhaften Bäumen bedeckt, deren einige Früchte trugen, andere aber mir ganz neu waren. Zwei der Baobab-Art angehörige maßen 70 bis 76 Fuß im Umkreis. Je weiter wir den Fluß hinaufkamen, desto breiter ward er; ja wir sahen oft mehr als 100 Ellen klaren tiefen Wassers zwischen dem breiten Gürtel Rietgras, das an seichtern Stellen wächst. Das Wasser war klar wie Krystall, und als wir uns dem Punkte näherten, wo, wie man behauptet hatte, andere große Flüsse im Norden sich mit ihm vereinigen sollten, war es ganz weich und kalt. Der Umstand, daß der Zouga mit großen vom Norden herkommenden Flüssen in Verbindung steht, erweckt Gefühle in

[1] S. Nr. 54 und 190.

mir, welche mich die Entdeckung des Sees ganz vergessen lassen. Es eröffnet sich dadurch die Aussicht auf eine Hochstraße, die sich, durch eine große Strecke gutbevölkerten Landes, mittelst Booten schnell durchreisen läßt.

Eine merkwürdige Eigenschaft an diesem Flusse ist sein periodisches Steigen und Fallen. Er stieg seit unserer Ankunft um nahezu drei Fuß, und doch war dieß die trockene Jahreszeit. Daß dieses Steigen nicht von Regen herrührt, geht augenscheinlich daraus hervor, daß das Wasser so rein ist. Seine Reinheit und Weichheit nahm zu, je näher wir seiner Verbindung mit dem Tamunakle kamen, von dem, obgleich er mit dem See in Verbindung steht, seine gegenwärtige Wasserfülle herrührt. Die Schärfe der Luft verursachte, in einer Höhe von wenig mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche (das Wasser sod bei $207\frac{1}{2}^{0}$ F. 78^{0} R.), einen erstaunlichen Heißhunger, und die Aussagen der Bayeiye, daß der Fluß aus einer Gebirgsgegend gespeist werde, führten mich zu dem Schluß, der höhere Wasserstand zu Anfang und in der Mitte der trockenen Jahreszeit rühre von dem Schmelzen des Schnees her.

An allen Flüssen nördlich vom Zonga leben Bayeiye, doch finden sich auch noch andre Stämme an ihren Ufern. Nachdem wir die Batavana besucht und den breitern Theil des Sees in kurzen Augenschein genommen, machten wir uns zu einem dieser letztern auf den Weg, woran uns aber der Batavana-Häuptling dadurch zu hindern suchte, daß er alle Bayeiye in der Nähe der Furt am gegenüberliegenden Ufer des Zonga behielt; denn die afrikanischen Häuptlinge lassen, wie gesagt, Fremde nur höchst ungern zu den jenseits ihres Gebiets gelegenen Stämmen reisen. Sebitoane, der Häuptling welcher in frühern Jahren unserm Häuptling Sechele das Leben rettete, wohnt etwa zehn Tagreisen nordöstlich von den Batavana. Letzterer sandte ihm als Zeichen der Dankbarkeit ein Geschenk. Dieß allein schon wäre eine gute Empfehlung gewesen, die beste von allen aber, die wir haben können, ist die Kenntniß der Sprache. Ich versuchte, an einem Punkte der nur 50 oder 60 Ellen breit war, einen Floß zu bauen, allein das Holz, obgleich von der Sonne ausgetrocknet, war so schwer daß es augenblicklich sank; eine andre Holzart wollte, ungeachtet ich ziemlich tief im Wasser stand, nicht einmal mein eigenes Gewicht tragen. Ich hätte leicht hinüberschwimmen können, und würde es auch gern gethan haben; allein ohne Kleider ans Land zu steigen und dann von den Bakoba zu verlangen sie sollten mir ein Boot leihen, wäre für einen Friedensboten, auch wenn ich beim Uebergang auf keinen Alligator stieß, kaum thunlich gewesen. Diese und andre Gedanken gingen mir im Kopfe herum, solange ich im Wasser stand, als mein gefälliger und hochherziger Freund Oswell, mit dem allein ich den Besuch bei Sebitoane machen wollte, sich erbot vom Cap auf eigene Kosten ein Boot herbeizuschaffen, das, nachdem wir den Häuptling besucht und eine Fahrt um das Nordende des Sees gemacht, Missionseigenthum werden wird. Ihm und unserm andern Gefährten, Hrn. Murray, bin ich zu großem Danke verpflichtet, da sie die Hauptunkosten der Reise getragen haben. Sie hätten diesen Punkt ohne meine Beihülfe nicht erreichen können; allein für den Beistand, den sie mir in Oeffnung dieses Feldes geleistet, fühle ich mich ihnen, wie gesagt, höchlich zum Dank verpflichtet, und sollte irgend etwas über diese Reise veröffentlicht werden so werde ich den Directoren sehr verbunden seyn wenn sie dafür meinen Dank aussprechen.

Die Bayeiye oder Bakoba hörten die Verkündigung des Wortes Gottes mit großer Aufmerksamkeit an, und schienen, wenn ich nicht irre, die ihnen gegebene Botschaft der Gnade besser zu verstehen als irgend ein Volk, dem ich zum erstenmal gepredigt. Sie haben immer noch sehr viele Zaubereien in ihren Dörfern, sagten ohne alles Bedenken, der Name Gottes heiße in ihrer Sprache „Oreeja,“ nannten den Namen des ersten Mannes und ersten Weibes, und erwähnten einige sagenhafte Angaben über die Sündfluth. Doch will ich dieß nicht für gewiß annehmen, bis ich eine größere Kenntniß ihrer Sprache besitze. Sie wohnen in dem Rietgras um den See herum, so wie an den Ufern aller Flüsse im Norden.

Mit der periodischen Fluth der Flüsse kommen große Schaaren Fisch herab. Das Volk konnte für das Steigen des Wassers keinen andern Grund angeben als den: daß ein in einem nördlichen Theile des Landes lebender Häuptling, Namens Mazzekiva, alljährlich einen Menschen tödte und dann seinen Leichnam in den Fluß werfe, worauf das Wasser zu steigen beginne.

Die beiliegende Skizze soll eine Idee geben von dem Flusse Zonga und dem See Ngami. Der Name des letztern wird ausgesprochen als wäre er mit einem spanischen ñ geschrieben; das g steht nur da um zu zeigen daß dieser Nasenlaut nothwendig ist. Der Sinn des Wortes bedeutet „großes Wasser.“ Die mittelst eines Sextanten, auf den ich mich vollkommen verlassen kann, aufgenommene Breite war 20^{0} $20'$ südlich, am Nordostende, wo er den Zonga aufnimmt;[1] die Breite etwa 24^{0} östlich. Wir wissen es indeß nicht mit Gewißheit. Wir verließen unsere Wägen in der Nähe der Batavana-Stadt, und ritten etwa sechs Meilen jenseits derselben an den breiten Theil. Der See erweitert sich allmählich, wenn man von der Stadt aus südlich geht, in einen etwa 15 Meilen breiten Golf, und nach SSW bietet er einen umfangreichen Wasserspiegel. Er soll etwa 70 Meilen lang seyn, zieht sich nordwestlich, und nimmt hier einen andern dem Zonga ähnlichen Fluß *auf*. Der Zonga fließt nordöstlich.[2] Die Dornen wuchsen hier nahe am obern Theil des Flusses so dicht, daß wir alle unsere Wägen etwa 180 Meilen vom See stehen ließen, ausgenommen den des Hrn. Oswell, in welchem wir die noch übrige Entfernung zurücklegten; ohne diese Vorsichtsmaßregel hätten unsere Ochsen nicht mehr zurückkehren können. Ich befinde mich nun bei einem Stamme von Bakurutse, und werde in einem oder zwei Tagen wieder in die Wüste zurückkehren.

Die angedeutete Breite soll den Unterschied zeigen in der Größe des Zonga nach seiner Verbindung mit dem Tamunakle und vor derselben. Je weiter er östlich fließt, je schmäler er wird. Den Lauf zeigen die Pfeilspitzen. Die nicht von mir selbst gesehenen, sondern nur von den Eingebornen erwähnten Flüsse habe ich durch punktirte Linien angedeutet. Die nördlich des Flusses und Sees sich hinziehenden Linien zeigen den wahrscheinlichen Lauf des Tamunakle, so wie eines andern Flusses, der am nordwestlichen Ende in den See fällt. Ebenso zeigen die Pfeilspitzen die Richtung seines Laufs. An dem mit dem Namen des Häuptlings Mosing bezeichneten Theil ist er nur noch 50 bis 60 Ellen breit, während er unter 20^{0} $7'$ mehr als 100 Ellen breit und sehr tief ist.[3]

Die Hauptkrankheit die zu gewissen Jahreszeiten herrschen soll, scheint, nach den von den Eingebornen angegebenen Symptomen zu schließen, Lungenentzündung, nicht Fieber zu seyn. Wenn der Wind zu einer gewöhnlichen Brise anwächst, so erheben sich aus den zahlreichen ausgetrockneten Seen, die man Salzpfannen nennt, solche unermeßliche Staubwolken, daß der ganze Dunstkreis eine völlig gelbe Farbe annimmt und man einzelne Gegenstände auf eine größere Entfernung *als zwei* Meilen nicht mehr unterscheiden kann. Dieser Uebelstand verursacht dann Augenentzündungen und, da der Wind in gewissen Jahreszeiten beständig herrscht, so wird dieser feine Staub hier wohl dieselbe Wirkung hervorbringen wie bei den Schleifern in Sheffield. Wir bemerkten daß die Leute an Husten litten, einer in Kolobeng fast unbekannten Krankheit. Mesquitos gibt es im Sommer in Menge, und die Banianen und Palmen geben der Scenerie in manchen Theilen einen indischen Anstrich.

David Livingston.

Ein interessanter Tourist. Ein Correspondent der Times meldet von Hrn. Chapman, einem Nachrichter aus den Vereinigten Staaten, welcher gegenwärtig sich in Paris befinde, um das Guillotinesystem zu studiren, und dann auch die verschiedenen andern Hinrichtungsarten in Europa kennen lernen wolle.

---

[1] Die Schilderung, die wir aus dem Edinburgh Philos. Journ. (s. Nr. 190) entnommen, ist also falsch, denn hier in Livingstons Schreiben ist deutlich der Zonga Einfluß genannt, wie auch das Folgende klar beweist. A. d. R.

[2] Das soll wohl heißen „kommt vom Nordosten her.“ A. d. R.

[3] Diese Zeichnung findet sich in dem Edinb. Phil. Journ. nicht, aber man ersieht aus dieser Beschreibung daß Hr. Livingston, der von Osten her an den See gekommen seyn muß, und nicht, wie man glauben sollte, aus Südende, sich sehr ungenau ausdrückt, oder geradezu widerspricht. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 196. 16 August 1850.

Ueber die geographische Vertheilung der Thiere.

(Edinburgh New Philos. Journal. Julius 1850.)

Nichts muß dem aufmerksamen Beobachter mehr auffallen, als daß Thiere, obgleich mit der Kraft der Fortbewegung ausgestattet, doch innerhalb gewisser Gränzen bleiben, und daß diejenigen Thiere, welche der Mensch aus ihrem sonstigen Kreise hinaus versetzt, sich großentheils wesentlich verändern. Doch ist letzteres ein Gegenstand, auf den wir jetzt nicht näher eingehen wollen, und wir halten uns nur an die Gesetze über die Vertheilung wilder Thiere in ihrem natürlichen Zustande. Man hat bereits bemerkt, daß die jetzige Vertheilung mit der der erloschenen Typen aus frühern geologischen Perioden übereinstimmt, so daß die Gesetze, welche die geographische Vertheilung der Thiere bestimmen, zu allen Zeiten dieselben gewesen zu seyn scheinen, wenn sie auch je nach den nach und nach im Thierreich vorgenommenen Aenderungen modificirt wurden. Es gibt keine einzige Art Thiere, welche gleichmäßig über den Erdkreis zerstreut ist, weder unter den Wasser-, noch unter den Landthieren. Von der besondern Vertheilung des Menschen, der allein sich allenthalben findet, werden wir später sprechen. Das besondere Haften von Thieren an gewissen Districten ist nicht auf individuelle Arten beschränkt, sondern erstreckt sich auf Gattungen, Familien und selbst ganze Classen, z. B. alle Polypen, Medusen und Echinodermen, d. h. alle Strahlthiere, leben im Wasser; diese große Thiergruppe hat nicht einen einzigen Landrepräsentanten, während aller Perioden der Geschichte unserer Erde waren sie stets auf das flüssige Element beschränkt, und zwar hauptsächlich auf die See, denn nur wenige finden sich in süßem Wasser. Mit den Mollusken ist es derselbe Fall: ihr Element ist gleichfalls das Meer; die Zahl der Süßwasserarten ist klein, und Landarten finden wir nur in Einer ihrer Classen. In frühern Perioden waren die Mollusken gleichfalls hauptsächlich Seethiere; Fluß- und Landtypen kommen nur in neuern Perioden vor.

Bei den Gliederthieren finden wir einen andern Stand der Dinge. Zwei ihrer Classen, Würmer und Crustaceen, sind hauptsächlich See- oder mindestens Wasserthiere, die Insecten aber gehören meistens dem Lande an, und nähren sich, wenigstens in ihrer ausgewachsenen Form, von Landpflanzen, obgleich eine große Anzahl dieser Thiere während ihrer ersten Lebensperiode im Wasser, einige selbst im Meere leben. Mit den Wirbelthieren werden die Verhältnisse mannichfaltiger: nur Eine Classe derselben, die Fische, lebt ganz im Wasser, und die Zahl der Salzwasserarten ist weit größer als die der Süßwasserarten. Unter den Reptilien leben viele im Wasser, entweder ihr ganzes Leben hindurch, oder wenigstens während der ersten Periode ihres Daseyns. Als ob aber das thierische Leben zu höherer Organisation aufstiege, wenn es das Meer verläßt, um trockenes Land oder süßes Wasser zu bewohnen, so finden wir, daß die größere Zahl der Wasserreptilien in Flüssen, und nur wenige im Meere leben. Dieß stimmt wunderbar mit der natürlichen Stufenleiter der bereits erwähnten Classen zusammen, so wie mit der Reihenfolge der Thiere in frühern geologischen Epochen. Die vier großen Typen, Strahlthiere, Mollusken, Gliederthiere und Wirbelthiere treten gleich im Anfang zusammen auf, aber die ältesten Repräsentanten dieser großen Typen lebten alle im Wasser. Wir finden in den tiefsten, fossilienführenden Schichten Polypen neben Seesternen, zweischaaligen und einschaaligen Muscheln, Kammermuscheln, Wurmgehäusen und Crustaceen, d. h. die Repräsentanten von mindestens sieben von den 9 Classen wirbelloser Thiere, wenn wir nicht annehmen dürfen, daß Medusen schon existirten und wenn Insecten noch für eine Zeitlang fehlten. Außer diesen aber treten Fische unter den Wirbelthieren auf, aber Fische allein und nur Seefische. In einer etwas spätern Zeit kommen Insecten hinzu. Zunächst finden wir dann außer den Fischen noch Reptilien, und die untern Classen oder wirbellosen Thiere sind durch alle spätern Epochen repräsentirt, aber durch Arten, die in jeder Epoche allmählich wechseln, wie alle Classen nachdem sie einmal aufgetreten sind. Die ersten Repräsentanten unter den Reptilien gehören dem Meere an, dann kommen mächtige Landschlangen, vielleicht einige fliegende Arten, und mit ihnen, vielleicht auch noch vor ihnen, mit den Stelzenläufern verwandte Vögel; noch später Säugethiere, die wieder mit See- und mächtigen Landtypen beginnen, worauf denn die höhern Vierfüßler kommen, und zuletzt der Mensch an der Spitze der Schöpfung, der Zeit sowohl als den Eigenschaften nach.

Das specielle Haften kleiner Gruppen an besondern physischen Verhältnissen der Erdtheile beginnt sehr früh in der Geschichte unserer Erde und dehnt sich jetzt über ihre ganze Oberfläche aus. Unter den Säugethieren finden wir den großen Typus der Beutelthiere in Neuholland, und er dehnt sich über diesen Continent wenig auf die benachbarten Inseln aus; sehr wenige Repräsentanten dieser Familie finden sich in Amerika. Asien, Afrika, die kalten Theile Nordamerika's und dessen südliches Ende haben diesen Typus gar nicht. Die Familie der Zahnlosen dagegen hat den Mittelpunkt ihrer Entwicklung in Südamerika, wo das Faulthier, der Dasypus, die Ameisenfresser u. s. w. charakteristische Typen bilden, wovon wenige analoge

Formen in Afrika und längs seiner Süd- und Westküste vorkommen. Es ist aber eine Thatsache, auf die wir keinen zu großen Nachdruck legen können, daß dieselben Districte Neuhollands und Südamerika's während einer frühern aber vergleichsweise neuern geologischen Periode der Sitz einer eben so umfassenden Entwicklung derselben Thiere, in eben so ausgedehntem Verhältniß wie jetzt, waren. Wir brauchen nur auf die schönen Forschungen Dr. Lunds in Bezug auf die fossilen Säugethiere Brasiliens zu verweisen, und auf die nicht minder interessanten Forschungen Professor Owens bezüglich der fossilen Ueberreste der Säugethiere Neuhollands, um auch nicht einen Schatten von Zweifel darüber übrig zu lassen, daß diese beiden Regionen in zwei verschiedenen Perioden als die Entwicklungspunkte zweier verschiedenen Familien angesehen werden müssen, welche sich über keinen andern Theil des Erdkreises verbreitet haben, als zwei verschiedene Brennpunkte der Schöpfung mit denselben charakteristischen Kennzeichen in zwei verschiedenen Epochen, eine Thatsache, welche unserer Meinung nach sich niemals vereinigen läßt mit dem Gedanken eines einzigen Mittelpunktes der Entstehung der jetzt lebenden Thiere.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

(Fortsetzung.)

Ich befand mich also, Dank dieser freisinnigen Auslegung der allgemeinen Sanitätsgesetze, wenigstens was die Verköstigung betrifft, vortrefflich aufgehoben, was jedoch nicht vermochte den Kummer zu verscheuchen, den die noch schwebende Frage einer auf den Ausbruch der Cholera in Persien begründeten Verlängerung der Normalcontumazperiode mir verursachte, worüber ich die ersten Tage in peinigender Ungewißheit lebte. Es war nämlich die schon erwähnte Benachrichtigung des Generalconsulats in Persien an die transkaukasischen Contumazbehörden über Tiflis gegangen, mithin erst nach meiner Ankunft hier eingetroffen, woraus sich schon eine für mich günstige Conjunctur ergab; überdem war zwar die Nachricht aus Persien, aber ohne Verhaltungsbefehle von Tiflis angelangt. Aber eben deßhalb befand sich der arme Commissär in einem fatalen Dilemma, und er hatte daher das aus einer Wucht von Ukasen jedes Zeitalters seit Peter dem Großen bestehende betreffende Gesetzbuch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht durchstudirt, in der Hoffnung einen Anhaltspunkt darin zu finden, um seiner Ungewißheit zu entkommen. Seine Verlegenheit und die Angst, zu viel oder zu wenig in der Sache zu thun, waren um so größer, als der gesetzliche Termin meiner Contumaz nahezu herum war, und am Ende wußte er sich nicht anders zu helfen, als indem er einen Eiltschaparen nach dem 36 Wersten entfernten Mauthamte abfertigte, um sich bei dem dortigen Commandanten, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, Raths zu erholen und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Die Antwort lautete lakonisch genug: „niè bolsche, niè mensche" (nicht mehr und nicht weniger), jedenfalls aber war sie sowohl für den Commissär als für mich sehr befriedigend, indem jener dadurch sich gedeckt und außer aller Verantwortlichkeit fand, und ich meiner langen Besorgniß einer verschärften Contumazperiode endlich befreit war, so zwar, daß, nachdem ich bereits meine vier Tage überstanden, ich schon am folgenden meine Reise fortsetzen konnte. Wer nie eine Einsperrung von Sanitätswegen erlitt, besonders bei gänzlicher Abwesenheit aller Einrichtungen, die sich selbst in den armseligsten europäischen Contumazanstalten vorfinden, kann sich keinen Begriff von dem freudigen Gefühl machen, das sich des solcherweise unverhofft Geretteten bemächtigt.

Wenn es nach dem oben Gesagten fernerer Beweise bedürfte, daß die dortige Sanitätsanstalt bloß dem Namen nach als solche besteht, könnte ich noch anführen, daß ich während meines dasigen Aufenthalts einmal ein russisches Bad nahm, und zwar in einem zum Gebrauch der Besatzung bestimmten, einen Flintenschuß vom Lazareth entfernten derartigen Locale, daß ferner mein Tscharwadar jeden Tag von früh Morgens bis nach Sonnenuntergang mit seinen Pferden eine halbe Stunde weit auf der Weide war und dort ganz frei mit den Eingebornen verkehrte, und ich hatte allen Grund zu glauben, daß er mehr aus Furcht vor Dieben und Wölfen, als aus Achtung für die Contumazverordnungen Abends ins Lazareth zurückkehrte.

Mit Sonnenaufgang reiste ich von da ab, in Begleitung eines Pätnik (von pät, 5 — also Anführer von 5 Mann) der Kosaken und drei Gemeinen, die mich bis zur Mauth zu geleiten hatten. Die Gegend kann noch ziemlich öde genannt werden, obschon sie gut bewässert und eines lohnenden Anbaues fähig ist, und besteht großentheils aus Hügelland. Die erste Ortschaft auf diesem Weg ist ein bedeutendes Dorf, Atrabi, und es lag hier eine Compagnie Fußvolk als stehende Besatzung. Ein anderes Dorf, Matschin, das sich eine Stunde weiter befindet, ist kaum erwähnenswerth.

Um die Mittagsstunde erreichte ich das große Dorf Molokana, ausschließlich von Russen bewohnt. Es ist dieß nämlich eine Ansiedelung der bekannten Secte der Duchoborzen, hier zu Lande auch Molokaner genannt, daher der Name des Ortes. Diese Colonie schien mir übrigens sehr wohlhabend, die Häuser sind gut gebaut, reinlich und bequem, Pferde und anderes Vieh zahlreich und im besten Zustande. Unter andern sah ich in jedem Hofraum oder unter dem Scheunenthor einen Leiterwagen so vollständig und zweckmäßig gebaut, daß man in den reichsten Bauernhöfen Deutschlands schwerlich besseres der Art treffen würde, und dieselbe Bewandtniß hatte es mit allen Ackerbaugeräthschaften. Leider ist aber all dieser Wohlstand — der mir einen um so erfreulichern Anblick gewährte, als solche *Erscheinungen* in Vorderasien zu den großen Seltenheiten *gehören* — durch die Ungesundheit der Gegend sehr verkümmert, was ich mir durch die sumpfige Beschaffenheit der nahen Umgebung und die drückende Hitze, welche, obschon es der Landschaft an Schatten nicht mangelt, dort herrschte, erklären könnte und wofür das meistens sieche Aussehen der Einwohner einen traurigen Beleg lieferte.

Es sollte hier abgefüttert werden, aber auch die Menschen bedurften der Labung. Man wies mich also zu einem Hause, das kein eigentliches Gasthaus war, eine Einrichtung, die im ganzen Lande nicht besteht, aber doch dem Zwecke sehr gut entsprach, denn ich wurde viel besser bewirthet als ich es auf solchen Stationen in Asien gewohnt bin, und die Zeche war ausnehmend billig.

Hier rastete zur selben Zeit der Zollinspector (Nastratel) Iwan Iwanowitsch mit seinem Strandreiter. Diese mobile Zollwacht unterscheidet sich in Kleidung und Bewaffnung von den Kosaken nur durch ihre Kopfbedeckung, die in einem Tschako mit messingener Frontplatte besteht, auf welcher die Bezeichnung ihres Berufes zu lesen ist. In ihrem Vorgesetzten fand ich

Digitized by Google

einen ziemlich gebildeten Mann, der besonders seine Sprache mit einer Gewandtheit in der Wahl der Ausdrücke handhabte, die auf einen gewissen Grad von klassischer Erziehung deutete. Er ergoß sich unumwunden in einen Strom bitterer Klagen über die weiter oben erwähnten unzulänglichen Repressionsmaßregeln gegen den immer mehr überhandnehmenden heillosen Schmuggel in dem Stromgebiete des Araxes, besonders aber über den schweren, nach seinem Ausdruck „fast nicht auszuhaltenden" Dienst, der ihm und seiner Mannschaft daraus erwüchse. Inwiefern der Mann seine wahre Denkungsweise aussprach, mußte ich freilich dahin gestellt seyn lassen.

Zwei Stunden weiter erreichte ich das Ziel meiner Tagreise, nämlich die Mauth, welche schlechtweg „Tamoshna" (das Zoll- oder Mauthhaus) heißt und unter keiner andern Benennung bekannt ist, so wie die Sanitätsanstalt, welche ich am Morgen desselben Tages verlassen, bloß als „Karantyn" besprochen wird, obschon ein Ort sich ganz in der Nähe befindet. Dieses ist hier nicht der Fall, dagegen ist die Localität ein mit einer gewaltigen Ringmauer umgebenes Gebäude, in deren Raum eine Stadt von mittelmäßiger Größe Platz finden würde. Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieses Bauwerkes habe ich nichts Zuverlässiges in Erfahrung gebracht, es kann aber augenscheinlich nichts anderes gewesen seyn als ein befestigtes armenisches Kloster, und die alte Kirche dieses Glaubens in der Mitte des Hofraumes so wie die ganze innere Bauart sprechen für diese Muthmaßung. Man kann sich einen Begriff von der bedeutenden Räumlichkeit machen, wenn ich anführe, daß ich ein Bataillon Fußvolk nebst einer Abtheilung Kosaken hier casernirt fand, und daß sich außerdem die Wohnung des Commandanten, jene des Officiercorps, aller Zollbeamten und ihrer Familien, dann eines zahlreichen Trosses von Zolldienern, ebenfalls zum Theil mit Frauen und Kindern, in diesem Raume vereinigt befinden.

Der Commandant, Major in einem Infanterieregiment, war ein Mann von guten Manieren, der in Petersburg lange gelebt hatte und doch nichts als Russisch sprach — ein, selbst bei gebildeten Russen, öfteres Vorkommniß als man im Westen wähnt, wo ich allgemein die Meinung verbreitet fand, daß alle vornehmen und wohlerzogenen Russen das Französische besser als ihre Muttersprache reden. Uebrigens konnte ich, was meine Person anbelangt, schon deßhalb nicht anders als das Benehmen dieses Stabsofficiers rühmen, weil er sich mit meinem Worte begnügte „daß ich nichts Zollbares oder Verbotenes bei mir führte," um, kraft seiner Stellung und unter seiner Verantwortlichkeit, mein Gepäck der mauthämtlichen Behandlung zu überheben, bekanntlich bei den russischen Zollstätten keine geringe Plackerei, von welcher man sich in der Regel nur durch eine mehr oder minder theure Loskaufung befreit. Außerdem erschien mir der Herr Major als ein etwas despotisch gesinnter, ziemlich origineller Charakter, wovon ich zwei Tage zuvor durch seine Antwort an den Lazarethcommissär bereits eine Probe gesehen hatte.

Mein Nachtquartier wurde mir in der Wohnung eines zur Zeit abwesenden Zollbeamten angewiesen, dessen zurückgebliebene Ehehälfte wie mir schien schwind- und wassersüchtig war, sowie überhaupt die dortige, beständig von mephitischen Dünsten geschwängerte Luft Jahr aus Jahr ein einen guten Theil der Besatzung und der sonstigen Einwohnerschaft auf dem Krankenlager hält. Die Lage konnte also nicht schlechter gewählt seyn um eine Anzahl Menschen zusammenzupfropfen, und es eignet sich dieselbe um so weniger zu einer Zollstätte, als sie 72 Werste, also über zehn deutsche Meilen von der eigentlichen Gränze in das Innere gerückt ist.

Jene mißlichen klimaterischen Verhältnisse erklären sich durch die Lage der Localität, in einem fortwährend mit schweren Wolken überwölbten Thalkessel, wo mithin der Luftzug von allen Seiten gehemmt ist, so daß, nach der Versicherung der Inwohner, der Luftkreis beständig schwül und die Sommerhitze unerträglich war, obschon sie die Sonne nur selten zu sehen bekamen. Es läßt sich die Verlegung einer wichtigen Station an solchen Ort nur durch die financiellen Rücksichten entschuldigen welche dabei obgewaltet haben mochten, indem die Verwaltung eine ganz fertige Localität vorfand, die mittelst ihrer hohen, starken Mauer und den vier Thürmen die sie flankiren, geeignet ist sich gegen einen Angriff der Bergvölker wirksam zu vertheidigen.

Dieses Thal wird im Norden durch ein dicht bewaldetes Gebirg begränzt, welches ich auf dem Wege nach Schuscha zu übersteigen hatte und von dessen Culminationspunkt die herrlichste Aussicht in eine fruchtbare Gebirgsgegend sich eröffnet, wo wir, so weit das Auge reicht, überall Saatfelder und Waldwuchs mit fetten Triften wechseln sahen. Im Hintergrund, hoch in den Wolken thronend, zeigt sich die noch vier Stunden entfernte Veste Schuscha, auf einem Gebirgskamm der den Gesichtskreis abschließt. Ich hatte aber schon hier einen ersten Beweis daß die Provinz Qara-bagh sehr dünn bevölkert ist, denn auf dieser 30 Werst langen Strecke von der Mauth bis zur Stadt Schuscha sah ich zwar eine Unzahl von Qischlaq's oder vereinzelten kleinen Gebäuden über das Land verbreitet, aber nur zwei Dörfer, beide auf der Straße, nämlich Qatschmas und Köne-Schuscha (Alt-Schuscha), das eine wie das andere von Armeniern bewohnt.[1] Letzteres steht auf einer bedeutenden Anhöhe, Schuscha gegenüber und im Vogelfluge wenig entfernt von da, die bis dahin zurückzulegende Strecke beträgt aber nicht weniger als anderthalb Stunden, wegen des langen Hinabsteigens und des noch längeren und steileren Ansteigens jenseits des Thales. Dieses wird von einem wenig breiten noch tiefen, aber desto reißenderen Strom durchflossen (hier nicht weit von seiner Quelle) über welchen eine hölzerne Brücke führt. Ich hörte demselben keinen andern Namen geben als Schuscha-Tschai und finde ihn auf den mir vorliegenden Karten ohne Benennung verzeichnet. Er nimmt seinen Lauf in der Richtung des Kur, verliert sich aber noch ehe er diesen erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Portugal im J. 1850 und der Graf von Thomar.

(Rev. des deux Mondes. 1 August.)

Portugal nimmt in der öffentlichen Meinung Europa's nicht den Platz ein den es verdient. In der Nähe besehen ist dieß kleine Volk, das man an Altersschwäche gestorben glaubt, weil es die Geschichte nicht mehr mit dem Lärm seiner wunderbaren Abenteuer erfüllt, höchstens

[1] Qischlag oder Qischla (von Qisch, der Winter) bedeutet nicht sowohl eine Wohnung als eine Baulichkeit zum Schutze gegen den Winter. Diejenigen wovon hier die Rede ist, haben vor allem die Bestimmung das Vieh unterzubringen, und sie beherbergen nebenbei dessen Hüter oder Eigenthümer. Mit der Wohnlichkeit ist es also in denselben mehr als dürftig bestellt, weßhalb die Benennung „Häuser" mir nicht passend scheint. Qischla heißt aber auch jede Caserne, und die prachtvollen derartigen Bauten, welche in diesem Jahrhundert, namentlich seit dem Siege des Nisam Dschedid, in den ottomanischen Staaten entstanden sind, werden heute noch nicht anders benannt, was bezeichnet daß ursprünglich die Truppen den größten Theil des Jahres campirten und nur bei Eintritt der strengen Jahreszeit unter Dach gebracht wurden. A. d. V.

Digitized by Google

einer krankhaften Erschlaffung zum Raube, in der das männliche Alter der Völker sich herausarbeitet, und aus der ihre endliche Umgestaltung hervorgeht. Wenn es nicht das Recht hat, für seine Zukunft den kriegerischen Glanz und die hervorstechende Rolle seiner frühern Zeit zu träumen, so sichern ihm seine Hülfsquellen zu Land und zur See nicht minder einen bedeutenden Platz in der künftigen Ordnung der Continentalinteressen. Das unglückliche Geschick, das seit 150 Jahren auf ihm lastet, konnte weder seine Sonne auslöschen, noch seinen Boden entnerven, noch seine vortreffliche geographische Lage verrücken. Das Bassin des Tajo, um das es von ganz Europa beneidet wird, ist nicht versiegt unter dem Kiele der englischen Packetboote, welche jetzt an die Stelle der Flotten Manoels und Joaos getreten sind, und der Ocean, der einst fast ein portugiesisches Meer war, sieht noch an verschiedenen Punkten seiner asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Gestade die Flagge wehen, welche einst der einen Hälfte der Welt den Weg zur andern Hälfte zeigte. Das sind, was man auch sagen mag, herrliche Elemente der commerciellen Wiedergeburt, und der Einfluß der verschiedenen Nationen sucht mehr und mehr auf diesem Boden sich zu messen.

Die erste Bedingung der materiellen Wiedergeburt für ein Volk ist allerdings die moralische Existenz, aber man täusche sich nicht über das scheinbare Erlöschen der portugiesischen Nationalität. Selbst die Unbeweglichkeit, die man ihr vorwirft, ihr hartnäckiges Sichverschanzen hinter den Sitten und Gewohnheiten des 16ten Jahrhunderts gegen die Angriffe einer Civilisation, die sich ihr bis jetzt nur in der Form eines fremden Angriffs oder Protectorats gezeigt hat, ist vielmehr die Andeutung einer noch lebendigen, ausdauernden Individualität, die, um sich kundzugeben, nur den Augenblick erwartet wo sie frei und in ihrer eigenen Mitte sich bewegen kann. Politisch betrachtet beut Portugal dem Geist der Organisation nicht minder Hülfsquellen. Die anarchischen Bewegungen, denen das Land seit so langer Zeit zum Raube ist, entspringen, wie wir weiter unten sehen werden, nur aus den höhern Regionen der Gesellschaft, und die revolutionäre Bewegung kann weder sehr wirksam, noch sehr dauerhaft seyn in den Händen einer Classe, deren Gesammtinteressen wesentlich conservativ sind. Die Massen, welche sonst allenthalben die große Schwierigkeit der Regierung sind, bieten hier der Thätigkeit der Regierung einen natürlichen Stützpunkt dar. Wenn auch die untere Classe der Städte entartet und träg ist, so bleiben die portugiesischen Bauern die kräftigste und disciplinirteste Race der Halbinsel. Wenn es der Mittelclasse an eigenem Aufschwung fehlt, so ist sie dagegen sehr fügsam für jeden guten Anstoß, und beim Mangel eines öffentlichen Geistes, der sich nicht improvisiren läßt, und den sie zu lernen noch nicht Zeit und Gelegenheit hatte, besitzt sie im höchsten Grade dasjenige, was trotz allen Widerspruchs der höchste Ausdruck derselben ist, die Achtung vor der bestehenden Gewalt und eine zähe Ausdauer, welche alles Elend, alle Kämpfe, alle Ausforderungen ungeschwächt überdauert hat. Man hat dieß häufig Apathie genannt, aber ist es nicht auch eine gewisse Kraft? Man wünschte in dieser gesammten öffentlichen Meinung einen kräftigern Willen für das Gute, und etwas mehr Thätigkeit im Widerstand gegen das Schlimme zu finden, aber es ist doch schon viel, denn um diese negativen Eigenschaften zu beleben und zu leiten, braucht es nur eines gewandten, redlichen und entschlossenen Staatsmannes, und dieser hat sich gefunden. Es ist das jetzige Haupt der Chartistenpartei, Antonio Bernardo da Costa Cabral, jetzt Graf von Thomar und Präsident des Ministerraths.

Hr. da Costa Cabral ist nicht erst im Beginn seiner Aufgabe; das Werk der politischen und materiellen Wiedergeburt, das er zu unternehmen wagte, und welches er mit einer unermüdlichen Consequenz durch die entmuthigendsten und unerwartetsten Hindernisse hindurch verfolgt, datirt schon vom J. 1842, d. h., von der Epoche, wo er als Justizminister im Cabinet Aguiar auf eigene Gefahr und aus eigenem Antrieb zu Porto die Charte Dom Pedro's proclamirte, und durch diese kraftvolle Initiative das ganze Land mit sich fortriß. Der Erfolg hatte bisher ganz andere Theatercoups gerechtfertigt, aber dieß war das erstemal, daß dieser launenhafte Schiedsrichter der portugiesischen Revolutionen sich vernünftig zeigte. Man muß erkannt haben, in welche Sackgasse die Gegner der Charte oder Septembristen das Land gestürzt hatten, um zu begreifen, wie sehr diese den dringendsten Bedürfnissen der Lage entsprach.

Unter dem gemeinsamen Namen der Septembristen gruppiren sich zwei Elemente sehr verschiedenen Ursprungs, einerseits die Radicalen, welche trotz der Fortschritte der öffentlichen Meinung noch an dem unerfahrnen Demokratismus des Jahrs 1820 stehen, andererseits die Anhänger der Constitution vom September 1838, welche über das officielle Programm der spanischen Exaltados nicht hinausging. Die Geschichte Portugals hat, wie man oft bemerkte, das Eigenthümliche, daß sie nicht ein einziges Beispiel der Conflicte zwischen der königlichen Gewalt und der Nation darbot, die in allen Ländern Europa's, selbst das so vorzugsweise monarchische Spanien nicht ausgenommen, häufig ausbrechen. Der portugiesische Radicalismus kann deßhalb kein ernstliches Echo finden, weder in der Vergangenheit, noch und viel weniger in der Gegenwart, denn er würde hier auf das kräftigste Mißtrauen in den Massen stoßen. In der unablässigen Noth, worein es durch das Gefühl seiner äußern Schwäche, die Begehrlichkeit Englands und den Haß Spaniens versetzt wurde, das sich noch immer nicht ganz entwöhnt hatte, Portugal in petto als rebellische Provinz zu behandeln, sucht es stets in dem Throne die Schutzwehr und das lebendige Symbol seiner Nationalität. Die Radicalen haben lange vermieden das Wort Republik auszusprechen, aber das Nationalgefühl hat dieses Wort errathen. Gab es nicht unter ihren politischen Glaubensgenossen eine gewisse Peninsularpartei, deren Name allein, trotz der Zurückhaltung, alles erklärt? Dieß allein würde hinreichen, um nöthigenfalls gegen sie alle Escopetten Algarbiens und alle Hacken Alemtejos aufzuregen. Die beiden andern entlehnten Phrasen des portugiesischen Radicalismus, die Declamationen gegen Adel und Priester, waren nicht glücklicher. Alle die zahlreichen historischen Namen des Adels hatten natürlich ihre Gewalt über ein Volk behalten, das noch keinen vertrauensvollen Blick in die Zukunft zu werfen wagte, und gern in seinem alten Ruhm die Vergessenheit seiner gegenwärtigen Noth suchte. Selbst in den Mittelclassen, die durch eine unmittelbare Berührung eher verletzt werden konnten, ist der Respect vor der Aristokratie ebenso unverletzt als in den Massen. Der alte portugiesische Adel übt noch über die Bourgeoisie das gewohnte Patronat und das Uebergewicht des alten Patriciats. Der Einfluß und das Ansehen der Geistlichkeit, namentlich bei den Massen, waren um so bedeutender, als sie nie Lust und Gelegenheit gehabt hatte, dieselbe zu mißbrauchen: kein politischer Haß schadete hier dem tief religiösen Gefühl der Nation. Der Radicalismus konnte diesen dreifachen Glauben nicht zerstören, er konnte ihn nur reizen, indem er ihn verwundete, und so kam es, daß kurz nach seinem Auftreten ein großer Theil des Landes sich zu der Fahne schlug, die man ihm als den Ausdruck des monarchischen, aristokratischen und religiösen Princips zeigte: Don Miguel konnte seine absolutistische Usurpation vollenden.

(Fortsetzung folgt.)

Richardsons Reisezug verließ nach den neuesten Nachrichten (s. Athen. 10 August) Mursuk am 12 Junius, um nach Aghadir zu gehen, Richardson selbst nahm den Weg über Ghat, Dr. Barth und Dr. Overweg über Arifin, welcher letztere Ort 18 Tagereisen südwestlich von Mursuk und drei Tagereisen südlich von Ghat ist. Sie reisen mit einer großen Karawane und unter der Escorte mehrerer Tuarikhäuptlinge. Die Expedition hat zu ihrem eigenen Gebrauch etwa 40 Kamele, die mit ihren Habseligkeiten und Waaren beladen sind, welche letztere sie in den Ländern, die sie zu durchziehen haben, für besser als Geld halten. Sie hoffen Aghadir in 60 bis 70 Tagen (also Mitte Augusts) zu erreichen. Dr. Overweg schreibt in seinem letzten schon auf der Reise geschriebenen und vom 17 Junius datirten Brief von der steigenden Hitze, die am 16 Junius 45° C. (36° R.) betragen habe, aber sie gewöhnten sich allmählich daran.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 197. 17 August 1850.

Der Aufwand in England für gebrannte Wasser.

Der bekannte Statistiker Porter hat über diesen Punkt unter dem Titel „über die selbstauferlegten Steuern der Arbeiterclassen im Vereinigten Königreich" merkwürdige Notizen zusammengestellt. Die Masse von inländischen gebrannten Wassern, die im Jahre 1849 consumirt wurden, beträgt

in England	9,053,676	Gallonen.
in Schottland	6,935,003	—
in Irland	6 973,323	—

Zusammen also eine Masse von 23,962,012 Gallonen, die mit Einschluß der Steuer etwa 8 Millionen kosten mögen. Man berechnet, daß in England der Consument, namentlich im Einzelverschleiß, ungefähr das Dreifache der Steuer bezahlt; hiernach kommen obige 22,962,012 Gallonen den Consumenten auf 17,381,693 Pfd. zu stehen. Hiezu kommt noch die Summe für Rum, die fast ganz von denselben Classen consumirt wird, wie die, welche den Gin und Whiskey trinken. Der Rumverbrauch war im J. 1849 3,044,758 Gall., der Zoll darauf 1,142,855 Pfund, die wahrscheinliche Geldzahlung der Consumenten also 3,428,565 Pfd. Nach der Kopfzahl vertheilt trinkt in England der Einzelne $2\frac{2}{3}$ Gallonen, in Schottland $11\frac{1}{6}$, in Irland $3\frac{1}{2}$ von diesen drei Getränken: Gin, Whiskey und Rum. Eigentlicher Branntwein wird weniger von den arbeitenden Classen, als von denen getrunken, die schon im Vermögen eine Stufe höher stehen, weßhalb auch die Vertheilungsart ganz verschieden ist, denn während ersteres Getränkarten größtentheils glasweise ausgeschenkt werden, wird Branntwein (brandy) meist nur zu 2 G. und darüber an einzelne Familien abgegeben. Im Jahre 1849 wurden consumirt 2,187,500 Gallonen, welche etwa 546,875 Pf. kosteten und 1.640,282 Pfd. Steuer zahlten. Nimmt man nun an, daß die Consumenten nur 50 Proc. über den Kostenpreis zahlen, so ergibt dieß für Branntwein 3,281,250 Pfd. St., was mit den Summen für Gin, Whiskey und Rum zusammen die ungeheure Summe von 24,091,458 Pfd. für geistige Getränke ausmacht.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

(Fortsetzung.)

Obschon von dem Uebergangspunkte die Straße unzählige Krümmungen macht, ist sie dennoch außerordentlich steil und beschwerlich, und zwar hat es diese Bewandtniß bis zu dem südlichen Thore von Schuscha, welche Stadt diesen hohen Gebirgskamm krönt. Außer der Wache am Thor fand ich hier einen Polizeibeamten, einen Armenier in der tatarischen Landestracht, der meinen Paß abnahm und mich durch einen Knaben nach dem Hause des muselmännischen Begs begleiten ließ, an den ich ein Empfehlungsschreiben von Täbris mitgebracht hatte. Meine Absicht war nämlich bei diesem bloß vorzusprechen, um durch seine Vermittlung in irgend einem armenischen Hause mir tageweise ein Zimmer zu miethen, denn obschon die Provinz Karabagh seit 30 Jahren dem Zarenreich einverleibt ist, gibt es in deren Hauptstadt noch keine Gasthöfe oder Gasthäuser zum Einkehren. Das war nun meinerseits ein Mißgriff, und ich wurde bald gewahr daß ich besser gethan hätte zur Erreichung meines Zweckes auf gut Glück die Gefälligkeit des Polizeibeamten am Thore in Anspruch zu nehmen. Es wollten nämlich der Beg und seine Angehörigen, sobald ich auf der Altane, die zur Tageszeit als Gesellschaftszimmer dient, Platz genommen und die ersten Züge aus dem unvermeidlichen, mir übrigens immer willkommenen Kalyan gethan hatte, trotz meiner dringenden Einwendungen nichts davon hören, daß ich anderswo einkehren sollte als bei ihnen selbst, und man machte endlich dem Streite dadurch ein Ende, daß einer von der Familie hinunter ging und ohne mein Wissen das Saumthier meines Gepäckes entledigte. Es blieb mir also nichts übrig als zum bösen Spiele gute Miene machen, mich für die aufgedrungene Gastfreundschaft dankbar zu bezeigen und meinen persischen Führer sammt seinen Pferden zu verabschieden.

So sehr ich nun wie irgend jemand ein Bewunderer dieser schönen Seite orientalischer Sitten der Gastfreundschaft bin, muß ich gestehen daß ich das Mihmanlik (zu Gaste seyn) vermeide, wo es nur immer thunlich ist oder schicklicherweise vermieden werden kann, weil man sich im Allgemeinen freier und behaglicher fühlt, wenn man für sein Geld wohnt und zehrt. Allein im vorliegenden Fall wäre mir solches noch aus andern Gründen wünschenswerth gewesen. Das Haus meines Gastfreundes lag in der untern Stadt, dem muselmännischen Stadttheil, während es mir wünschenswerth gewesen wäre in der obern Stadt zu wohnen, die heiterer ist. Dann war dasselbe, obschon geräumig und auf früheren Glanz deutend, ein altes Gebäude, ziemlich im Verfall und nichts weniger als europäisch eingerichtet oder mit dem verhältnißmäßigen Comfort versehen, den ich in einem der armenischen Häuser, die gegen Bezahlung Reisende aufnehmen, gefunden haben würde. Es wird zwar jeder europäische Reisende im Orient den Moslems (mit Ausnahme der Perser) das verdiente Lob zollen, daß man bei ihnen im Allge-

Digitized by Google

meinen mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit findet als bei den orientalischen Christen, allein der Europäer mag noch so sehr an das Leben unter Muselmännern gewohnt seyn, er wird sich in der Regel als Hausgenosse bei den Christen behaglicher finden, manchmal vielleicht aus keinem andern Grunde als — weil er eben ein Christ ist und in muselmännischen Ländern die Glaubensverwandtschaft immer mehr oder weniger Sympathie für den Glaubensverwandten erweckt, der sich auch seinerseits mehr zu seinem christlichen Gaste angezogen fühlt, als wenn dieser einer Religion angehörte, die allen orientalischen Christen im Grunde des Herzens ein Gräuel ist. Man findet es in einem christlichen Hause auch deßhalb heimlicher, weil die gegenseitigen Sitten und Gebräuche sich besser vertragen, und man manches sagen und thun kann, was bei Mohammedanern und Juden gegen Religion und herkömmliche Vorurtheile verstoßen würde.

Mein Aufenthalt in besagtem tatarischem Hause ward mir auch dadurch etwas verdrießlich gemacht, daß der Hausherr, unter andern an Blödsinn gränzenden Eigenheiten, von einer unersättlichen Neugierde besessen war, so daß ich, besonders Abends, und obschon sich jedesmal mehrere Verwandte und andere Hausfreunde zum Thee und zum Dalyan einfanden, fast ausschließlich von dem guten Mann in Anspruch genommen wurde, um eine solche Menge Schlag auf Schlag einander folgender Fragen zu beantworten — gleichsam regelmäßige Verhöre zu bestehen — daß ich oft nahe daran war Geduld und Fassung darüber zu verlieren.

Von der übrigen Hausgenossenschaft will ich bloß des ältesten Sohnes, eines sehr anständigen aufgeklärten jungen Mannes erwähnen, der nicht nur im Lesen und Schreiben der orientalischen Sprachen, sondern auch im Russischen gut bewandert war. Auch er, wie viele andere seiner Glaubens- und Standesgenossen, verdankte seinen Unterricht in letzterer Sprache den weiland hier ansäßigen deutschen Missionsbrüdern.

Das Aenderun oder die Frauenabtheilung, welches mehrere Personen dieses Geschlechtes, Alte und Junge, nebst ihren Kindern enthielt, befand sich zwar an einem Ende des ziemlich langen Gebäudes, wovon der andere Flügel den Diwan-Chane oder die Abtheilung der Männer enthielt, allein die Gemächer des ersteren öffneten sich ebenfalls auf die geräumige Altane, welche sich längs der ganzen Hausfronte erstreckte, und es saßen die meisten der Damen den ganzen Tag auf ihrer Seite der Altane, also in Gegenwart der Männer selbst der Fremden, mit gänzlicher Beseitigung des Na-mechrem (das technische Wort, welches die Vermummung des obern und untern Theils des Gesichtes bei den Frauenspersonen bezeichnet), eine Erscheinung die ich nicht nur bei den Tataren, sondern auch bei andern muselmännischen Völkern, namentlich bei den Beduinen, den Turkomanen und den Kürden wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Es haben aber diese Tataren noch in anderen, ernsthafteren Dingen die alten patriarchalischen Sitten ihrer Vorfahren beibehalten; es ist nämlich bei ihnen gebräuchlich, daß die Frauen und Töchter der Edelleute (welche durch die Begs vertreten sind) der Küche und allen Verrichtungen der Haushaltung vorstehen, und in den Stunden, wo sie nicht auf solche Weise beschäftigt sind, sieht man sie fleißig am Stickrahmen, nämlich an den schönen persischen Teppichen arbeiten, eine Industrie welche in jedem Hause von dem weiblichen Theil der Familie betrieben wird — wo man die Mittel besitzt sich den großen Apparat und das Material dazu anzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die geographische Vertheilung der Thiere.

(Schluß.)

Andere Familien waren nie, und sind auch jetzt nicht auf eine so specielle Weise localisirt, nichts destoweniger finden wir sie innerhalb gewisser Gränzen, oder wenigstens auf besondere Zonen beschränkt. Die Affen z. B. sind ganz tropisch (?); aber auch hier finden wir ein sehr inniges Anpassen ihrer Typen an die besondern Continente, wie die Affen des tropischen Amerika eine von den Affen der alten Welt ganz verschiedene Familie bilden, da nicht eine einzige Art von den auf dem amerikanischen Continent so zahlreichen Geschlechtern der Vierhänder sich in Asien oder Afrika findet. Die Affen der alten Welt bilden eine Familie für sich, die sich gleichmäßig über Asien und Afrika erstreckt, aber die afrikanischen Arten sind von denen Asiens verschieden, und es besteht eine enge Analogie zwischen den Affenarten der verschiedenen Theile beider Continente; die Orangutangs von Afrika, der Tschimpanzi und Gorilla entsprechen dem rothen Orangutang auf Sumatra und Borneo und den kleinen langarmigen Arten des continentalen Asiens. Dabei zeigt sich noch der sehr bemerkenswerthe Umstand, daß der schwarze Orangutang auf dem von der schwarzen Race bewohnten Continent, der braune auf denjenigen Theilen Asiens vorkommt, wo die chocoladefarbigen Malayen sich entwickelt haben. Eine besondere Familie von Vierhändern, die Makis, ist auf Madagascar beschränkt, so wie auf die gegenüberliegende Ostküste Afrika's, und einen einzigen Punkt der Westküste. Aber in Neuholland und den umliegenden Inseln gibt es gar keine Affen, obwohl die klimatischen Verhältnisse ihr Daseyn so wenig auszuschließen scheinen, als auf den großen asiatischen Inseln, wo so hohe Typen dieser Ordnung gefunden werden. Diese Thatsachen zeigen mehr als irgend etwas anderes an, daß die specielle Anpassung von Thieren an gewisse Distrikte auf dem Erdball weder zufällig ist noch von physischen Bedingungen abhängt, sondern zu dem ursprünglichen Schöpfungsplan gehört. Welche Thierclassen wir auch vornehmen mögen, wir werden ähnliche Verhältnisse finden, und obgleich vielleicht die größere Gleichförmigkeit einiger Familien die Verschiedenheit der Typen in verschiedenen Theilen der Welt minder auffallend macht, so bestehen sie darum nicht minder. Die reißenden Thiere des tropischen Asiens sind nicht die des tropischen Afrika oder Amerika; Vögel und Reptilien zeigen ähnliche Verschiedenheiten. Der Mangel eines Straußes in Asien, während wir einen und zwar den größten der Familie in Afrika, zwei verschiedene Arten in Südamerika und zwei Casuare, einen in Neuholland und einen auf den Sunda-Inseln haben, zeigt, daß das Vorhandenseyn analoger Arten, welche sich in den verschiedenen Theilen der Welt wiederholen, der herrschende Grundsatz in der Vertheilung der Thiere ist, und der Umstand, daß diese analogen Arten verschieden sind, läßt sich wieder nicht vereinigen mit dem Gedanken eines gemeinsamen Ursprungs, da jeder Typus dem Lande, wo er sich auch jetzt noch findet, eigenthümlich ist. Diese Verschiedenheiten sind in tropischen Gegenden auffallender als anderswo. Das Rhinoceros der Sunda-Inseln ist von dem afrikanischen verschieden, und in Amerika ist gar keines. Der Elephant Asiens ist von dem afrikanischen verschieden, und in Amerika ist gar keiner. Ein Tapir findet sich auf den Sunda-Inseln, in Afrika ist keiner, aber einen finden wir in Südamerika.

In dem Maaße, als wir in die gemäßigte Zone aufsteigen, steigt die Aehnlichkeit. Die Verschiedenheit zwischen den Arten derselben Familie im gemäßigten Asien, gemäßigten Europa und

Digitized by Google

gemäßigten Amerika ist viel geringer als zwischen den entsprechenden Thieren der tropischen Zone, und ohne Zweifel muß man dem großen Zusammenleben gleichartiger Thiere in dem Hauptsitz der menschlichen Bildung den Gedanken ihres gemeinschaftlichen Ursprungs zuschreiben, der so lange geherrscht hat, und ein so ernstliches Hinderniß gegen eine wahre Einsicht in diese Naturerscheinungen war. Jetzt aber, wo uns die ganze Erdoberfläche so zugänglich geworden ist, kann über die Verschiedenheit zwischen Thieren und Pflanzen der gemäßigten Zone beider Continente kein Zweifel mehr bestehen. Wir sehen sie noch eben so auffallend in den südlichsten Enden der großen Continente, so daß kein Zweifel über das ursprüngliche Haften dieser verschiedenen Typen an den Continenten, wo sie jetzt leben, mehr bestehen kann, da wir nicht einen einzigen Typus allenthalben auf natürlichem Wege über diese Continente verbreitet finden. Trotz der geringern Verschiedenheiten also, die wir zwischen den Thieren verschiedener Continente in der gemäßigten Zone bemerken, werden wir Schritt vor Schritt dahin geführt, ihnen einen speciellen Ursprung auf diesen Continenten, wo sie jetzt sich finden, zuzuschreiben.

Sobald wir aber zu den höchsten Breiten aufsteigen, wird die Gleichförmigkeit so groß, daß kein bemerkenswerther Unterschied zwischen den Thieren der arktischen Regionen Amerika's, Europa's und Asiens mehr sich ergibt, und wir müssen also die Ansicht eines gemeinsamen Ursprungsmittelpunktes oder mindestens eines engern Kreises urspünglicher Entwicklung auf diejenigen Thiere beschränken, welche sich gleichmäßig über die Eisfelder um den Nordpol verbreiten. Die Erscheinungen der geographischen Verbreitung, welche wir unter den Landthieren beobachten, wiederholen sich in derselben Weise unter den Wasserthieren. Die Fische in den arktischen Seen an den Ufern Europa's, Asiens und Amerika's unterscheiden sich nicht wesentlich von einander, und durch den nördlichen atlantischen Ocean und die Behringsstraße dehnen sie sich mehr oder minder gegen die kältern gemäßigten Zonen aus, oder wandern dahin in besondern Jahreszeiten, wie dieß mit den meisten Vögeln der arktischen Zone der Fall ist. Aber in der gemäßigten Zone finden wir bereits mehr und mehr scharfe Unterschiede zwischen den Bewohnern verschiedener Continente, und selbst zwischen denen der entgegengesetzten Ufer desselben Oceans, wie z. B. die Fische Europa's, einige nördliche Arten ausgenommen, nicht mit denen der gemäßigten Ufer Nordamerika's identisch sind, obwohl das Feld für ihre gleichförmige Vertheilung durch den atlantischen Ocean hindurch sehr offen steht. Eben so ist dieß der Fall mit den Fischen des westlichen Afrika und Centralamerika's und zwischen denen der südlichen Enden beider Continente. Die Fische des indischen Oceans und des stillen Meeres sind sehr verschieden, und obgleich einige Familien eine weitere Verbreitung haben, so sind doch auch manche auf sehr enge Gränzen beschränkt. Es ist eine der auffallendsten Erscheinungen in der geographischen Verbreitung der Wasserthiere, daß ganze Familien von Fischen völlig auf besondere Inselgruppen beschränkt sind, wie z. B. die Labyrinthici auf die Sunda-Inseln und die Familie der Goniodonten auf die Flüsse Südamerika's.

Eine ähnliche enge Begränzung kommt auch unter den Landthieren vor, wie z. B. die Familie der Colibris ganz auf die Gränzen der wärmern Theile des amerikanischen Continents beschränkt ist. Das Erscheinen einzelner Arten dieser Familie während der wärmern Jahreszeit in den nördlichern Strichen macht diesen Umstand nicht minder bezeichnend. Beispiele ließen sich endlos vermehren, um allenthalben solche enge Begränzungen nachzuweisen; die angeführten Beispiele mögen aber genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß diese Thiere, überall wo sie sich finden, Autochthonen sind und in allen geologischen Epochen waren, daß sie in den nördlichen Regionen am gleichförmigsten sind, daß ihre Verschiedenheit mit dem Vorrücken aus der kältern Zone zunimmt, bis sie in den Tropen ihre größte Höhe erreicht, daß diese Verschiedenheit in den Wasserthieren gegen den antarktischen Pol zu abermals abnimmt, obwohl die physische Verschiedenheit zwischen den südlichsten Enden Amerika's, Afrika's und Neuhollands eine vermehrte Verschiedenheit in den Landthieren gefordert zu haben scheint.

Wir müssen also in der natürlichen Vertheilung der Thiere besondere Gebiete unterscheiden, und können nachfolgende als die natürlichste bezeichnen; erstens das arktische Gebiet mit vorherrschender Gleichförmigkeit; zweitens die gemäßigte Zone mit mindestens drei verschiedenen geologischen Gebieten: die europäische gemäßigte Zone westlich des Urals, die asiatische gemäßigte Zone östlich des Urals und die amerikanische, die gleichfalls in einen westlichen und östlichen Theil zerfällt, denn die Thiere östlich und westlich der Felsengebirge unterscheiden sich hinreichend, um zwei verschiedene geologische Gebiete zu begründen; ferner die tropische Zone, welche in das afrikanische, das asiatische [1] und amerikanische Gebiet zerfällt. Neuholland bildet für sich ein besonderes Gebiet, trotz der großen Verschiedenheit des Klima's im Norden und Süden, da die Thiere des ganzen Continents ihren besondern typischen Charakter behaupten. Es wäre aber ein Mißgriff zu glauben, daß die Faunen oder natürlichen Thiergruppen sich auf die Gränze des festen Landes beschränken. Im Gegentheil können wir ihre natürliche Gränze in den Ocean hinein verfolgen, und ziehen die Ostufer des atlantischen Meeres zu der gemäßigten europäischen Fauna, wie dessen Westufer zur gemäßigten amerikanischen. Die Ostufer des stillen Meeres gehören zur westlich-amerikanischen Fauna, wie die Westufer desselben zur asiatischen Fauna. Im atlantischen Ocean ist keine rein oceanische Fauna zu unterscheiden, wohl aber haben wir im stillen Meer eine solche, deren Hauptcharakter ganz der See angehört, obwohl zahllose Inseln sich von den östlichen Sundainseln und Neuholland nach den Westufern des tropischen Amerika ausbreiten. Die Inseln westlich von diesem Continent scheinen allerdings in ihrem zoologischen Charakter sehr schwache Verbindung mit den westlichen Theilen des Hauptlandes zu haben. Südlich der tropischen Zone haben wir die südamerikanische gemäßigte Fauna und die des Caps der guten Hoffnung als weitere abgesonderte zoologische Gebiete. Vandiemensland bildet kein solches für sich selbst, sondern gehört seinem geologischen Charakter nach zu Neuholland. Der antarktische Kreis umschließt wiederum ein besonderes Gebiet, das der arktischen Fauna hinsichtlich der Gleichförmigkeit in großem Maaße entspricht, doch aber darin abweicht, daß sie einen hauptsächlich maritimen Charakter hat, während die arktische Fauna fast ganz einen continentalen Anblick darbietet.

Daß die Hauptracen der Menschen in ihrer natürlichen Vertheilung denselben Umfang einnehmen, wie die zoologische Gebiete würde beweisen, daß die Verschiedenheiten unter ihnen gleichfalls primitiv sind, aber auf die Frage über die Einheit oder den mehrfachen Ursprung des Menschengeschlechts wollen

[1] Hiezu gehört das Land südlich vom Himalaya mit Einschluß der Sunda-Inseln, deren Fauna einen ganz continentalen Charakter hat, und sich von der der Inseln des stillen Meeres, wie von der Neuhollands völlig unterscheidet.

Digitized by Google

wir hier nicht eingehen, und begnügen uns nachgewiesen zu haben, daß die Thiere mindestens nicht aus einem gemeinsamen Mittelpunkt, einem einzigen Paar, entstanden sind.

Portugal im J. 1850 und der Graf von Thomar.

(Fortsetzung.)

Dom Pedro vertrieb im Jahr 1833 den Prätendenten und stellte seine famose Charte wieder her, aber dieselbe Hand, welche zwei Völkern die Freiheit gegeben und zwei Kronen niedergelegt hatte, zog sich kaum von ihrem Werke zurück, als die Charte auch schon wieder zusammenbrach. Die Aufregung, welche jeder große Kampf nach sich läßt, die Nebenbuhlerei der Armeebefehlshaber, der Ehrgeiz einiger Conservativen, die, ohne den Kreis der Constitution zu verlassen, sich darin einen größern Spielraum machen wollten, die Unsicherheit der chartistischen Partei, deren noch unentschiedene Elemente auf einmal auf sich selbst verwiesen waren, und endlich der Mangel an Thatkraft auf Seiten der Generale derselben Partei — alles verschwor sich um den Triumph der Bewegung zu sichern, aus welcher die nicht minder famose Septemberconstitution hervorging. Dem Princip nach war diese sehr weit vom Radicalismus entfernt. Der bedeutendste Mann des officiellen Septembrismus, der General Graf da Bomfim, hatte sich bis jetzt nur durch seine Ergebenheit für die Sache der Königin ausgezeichnet, deren Fahne er bis zuletzt vertheidigt und zuerst wieder erhoben hatte. Die beiden andern Septembristengenerale, Sa da Bandeira und das Antas, konnten ähnliche Ansprüche machen, und die dirigirende Gruppe vervollständigte sich durch die HH. Lavradio, da Taipa, die nicht besser verlangt hätten, als eine gemäßigte Politik zu verfolgen, vorausgesetzt, daß dieß zu ihrem Vortheil geschehe, und durch den Marquis de Loulé, einen ebenso wenig ernstlichen Demokraten, der in seinen verlornen Augenblicken von einer Regentschaft des Reichs, vielleicht sogar von einer Dynastie Loulé, [1] träumte. Der Radicalismus, obwohl officiell von der neuen Lage der Dinge ausgeschlossen, gewann hier doch einen Zuwachs schädlicher Einwirkung. Die Associationsfreiheit rüstete ihn mit seinem Lieblingsagitationsmittel, und seine kürzlichen Oppositionsverbindungen mit den im Besitz der Gewalt befindlichen Septembristen, welche selbst nur durch eine Meinungsschattirung von den alten Conservativen getrennt zu seyn behaupteten, machten es ihm möglich sich nöthigenfalls unter eine anscheinende Solidarität der liberalen Interessen zu flüchten. Der Radicalismus entlehnte also von seinen neuerlichen Verbündeten einen Theil ihres Ansehens, und theilte ihnen als Ersatz einen Theil der Mißachtung mit, in der er selbst stand.

Hätte diese Verwirrung sich verlängert, so wäre das erste Resultat gewesen, den Miguelismus wieder ins Leben zu rufen. Einige Räuber in den Gebirgen, die natürlichen Vertheidiger aller besiegten Parteien, was auch ihre Fahne seyn mochte, einige arme Hidalgos, welche ihrem Herabkommen einen nobleren Anstrich geben wollten, und einige mönchische Reste, die schon ihre Zerstreuung ungefährlich machte, und welche, wie die spanischen Frayles, gern sich in Vergessenheit gebracht hätten, das war die Faction des Infanten, aber damals war der Streit mit dem heiligen Stuhl bis zur äußersten Gränze der Erbitterung gediehen, und die antireligiösen Manifeste, welche die Radicalen den nicht sehr constitutionellen Manifesten des Bischofs von Vizeu entgegensetzten, waren nicht geeignet diesen Streit zu mildern. Diese unglückliche Einmischung der Radicalen fing schon an, einen ansehnlichen Theil der Geistlichkeit und der Landbevölkerung aus ihrer Neutralität herauszutreiben, und die miguelistische Propaganda hätte früh oder spät aus einer solchen Lage Vortheil ziehen können. Während so die Septembristenpolitik um das constitutionelle System her alle alten Gefahren erneuerte, raubte sie demselben auch einen kostbaren Stützpunkt, den aristokratischen Einfluß.

Der alte portugiesische Adel neigt sich im Ganzen genommen nicht, wie man vielfach behauptet hat, zum Miguelismus. Sein Corpsgeist geht nicht, wie anderswo, in einer passiven Ergebenheit für die Monarchie auf, sondern gefällt sich in einem gewissen Unabhängigkeits- ja Gleichheitsbestreben. Mehr als Ein Hidalgo läßt gerne durchblicken, daß er aus einem etwas bessern Hause sey, als die Braganza. Bei solchen Gesinnungen fand die Grandezza ihre Rechnung viel mehr bei einem constitutionellen Königthum als bei der absoluten Gewalt, wie sie der Prätendent ansprach. Da sie überdieß ein wirkliches Uebergewicht über die andern Classen ausübt, so hatte sie gegen deren Theilnahme an der Regierung wenig einzuwenden, vorausgesetzt, daß man ihr in der neuern Ordnung der Dinge eine privilegirte Stellung einräumte. Die Charte Dom Pedro's, welche in die obere Kammer das erbliche Element einführte, entsprach diesen geheimen Ansprüchen, und darum schloß sich auch ein bedeutender Theil der alten Aristokratie derselben gleich im Anfang an; die übrigen schmollten ein wenig der Form wegen, brannten aber im Grunde vor Ungeduld, daß man sie bitten möchte, auch in die Mitte zu treten, wo der große Einfluß vertheilt wurde, als das Emporkommen der Septembristen, welche den Grundsatz einer Wahlpairie, und selbst einer einzigen Wahlkammer aufstellten, die zögernde Zustimmung wieder hinausschob. Die Tendenzen der Revolution schienen ihr von jetzt an nicht mehr zweifelhaft, das aristokratische Princip war verläugnet, und ohne Zweifel rechnete man darauf, es ganz zu beseitigen. Der flottirende Kern der Grandezza hielt sich mehr als je von der neuen Regierungsform fern.

Die Mittelclasse, durch die Niederlage oder Zurückhaltung des Einflusses, dem sie zu folgen gewohnt war, aller einigermaßen homogenen Richtung beraubt, durch die Geistlichkeit, die Regierungsgewalt und die Clubs, die hier, wie überall, bald sich in offenen Kampf mit der Regierung einließen, in verschiedenen Richtungen bearbeitet, hatte das Lieblingswort der portugiesischen Matrosen: „es wird kommen wie Gott will und unsere Frau!" zur Losung genommen. Selbst ihre Fügsamkeit konnte eine Gefahr weiter werden bei einer Regierungsform, wo der niedrige Census, das directe Stimmrecht und das absolute Vereinsrecht den Einflüssen von unten her den größten Theil der politischen Bedeutung sicherten. Und als wäre es an diesen Elementen der Auflösung noch nicht genug, so verfolgten die verschiedenen Septembristenministerien, durch die Nothwendigkeit der Lage gedrängt, im Chaos der Parteien, die Gründung einer Mittelpartei, begünstigten die Revolution, die ihnen das Leben erhielt von oben, erschossen die Revolutionäre unten, um nicht durch sie zu sterben, und gossen so dem erschöpften Lande abwechselnd Gift und Gegengift ein, auf die Gefahr hin den Kranken dadurch zu tödten.

Dieß waren die Resultate der Septemberconstitution, welche noch jetzt das Hauptschlagwort der portugiesischen Opposition ist. Die Charte Dom Pedro's hatte, abgesehen davon, daß sie sich durch die Popularität eines großen Mannes empfahl, auch noch das seltene Verdienst, allen großen Gefahren des Augenblicks mit einer seltenen Richtigkeit vorzubeugen. Durch die Untersagung der Clubs nahm sie der miguelistischen Agitation einen Vorwand und ein Hülfsmittel der Thätigkeit. Durch das Wahlsystem mit zwei Stufen, verbunden mit der Aufrechthaltung eines sehr schwachen Census, ergänzte sie die Unerfahrenheit der wählenden Massen, während sie doch ihre guten Neigungen benützte. Durch den Reiz einer erblichen Prairie führte sie den mehr und mehr sich abseits haltenden Einfluß des Adels zur Sache der Constitution zurück, und die Wiederherstellung der Charte, welche zugleich eine Niederlage derjenigen Partei des Liberalismus in sich schloß, welche in Portugal wie in Spanien den Streit des Staats mit Rom am bittersten geführt hatte, bahnte den Weg zu einer Ausgleichung mit der religiösen Partei.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Er hat bekanntlich eine königliche Prinzessin geheurathet. A. d. U.

Wirkung des französischen Preßgesetzes. Ein halb literarisches, ziemlich harmloses Witzblatt, La Silhouette, ist in Paris zuerst dem neuen Strafgesetz verfallen. Da es kein politisches Blatt ist, glaubte es des Stempels auf einen in demselben stückweise publicirten Roman enthoben zu seyn, und versäumte es seine Blätter stempeln zu lassen. Das Stempelamt erklärte sogleich das Blatt der Strafe verfallen, welche nicht weniger als 150,000 Fr. betrug, und dem Blatt augenblicklich ein Ende machte. (Liter. Gaz. 10 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 198. 19 August 1850.

Der wilde Hund in Südafrika.

(A Hunter's Life in South Africa. By R. Gordon Cumming.)

Die wilden Hunde sind im Umkreis der Cap-Colonie noch sehr zahlreich vorhanden und im Innern trifft man sie in großer Anzahl. Diese Thiere jagen stets in großen organisirten Schaaren von 50 bis 60, und durch ihre außerordentliche Ausdauer und den gegenseitigen Beistand, den sie einander leisten, können sie die raschesten und stärksten Antilopen erreichen und bezwingen; den Büffel greifen sie, so viel ich weiß, nie an, doch das Gnu wird häufig von ihnen gejagt. Ihr Lauf ist ein unermüdlicher Gallop, und auf der Jagd lösen sie einander ab, indem die vordern Hunde, wenn sie sich ermüdet fühlen, zurückgehen, und die andern vortreten und sie ablösen. Haben sie ihre Beute zum Stehen gebracht, so wird sie umringt, augenblicklich zu Boden gerissen und ist in wenigen Minuten zerstückt und verzehrt. Sie sind sehr muthig und kühn, scheuen den Menschen nicht sonderlich, und kümmern sich um seine Annäherung weniger als irgend ein anderes reißendes Thier, das ich kenne. Die Weibchen bringen ihre Jungen in großen Löchern, in öden offenen Ebenen zu Welt; diese Löcher stehen unter dem Boden mit einander in Verbindung. Wenn ein Trupp wilder Hunde einen Menschen näher kommen sieht, so suchen sie nicht, wie man erwarten sollte, eine Zuflucht in den Löchern, sondern vertrauen der Schnelligkeit ihrer Beine, auch wenn der Verfolger sehr nahe ist. Die Verheerungen, welche diese Hunde unter den Heerden der Viehzucht treibenden holländischen Boers anrichten, ist unglaublich. Wenn irgend ein sorgloser Hirt seine Heerde etwas im Stich läßt, so fällt ein Pack dieser Räuber über die schutzlose Heerde her, eine blutige Metzelei erfolgt dann, und eine unglaubliche Menge Schafe wird getödtet oder verwundet. Die gefräßige Meute begnügt sich nicht so viele zu tödten, als sie essen kann, sondern reißt nieder und verstümmelt alles was sie erreicht. Ihre Stimme lassen sie in drei verschiedenen Arten von Rufen hören; der eine ist ein scharfes zorniges Bellen, wenn sie plötzlich etwas sehen, dem sie nicht trauen, der zweite gleicht dem Geschnatter einer Anzahl Affen, ein Ton, den sie hauptsächlich bei Nacht von sich geben, wenn eine große Anzahl beisammen ist, und sie durch einen besondern Umstand, z. B. das Bellen von Haushunden gereizt werden. Der dritte und gewöhnlichste Ruf ist sanft und melodisch, dennoch aber auf eine sehr große Weite hörbar; sie lassen ihn erschallen, wenn mehrere Meuten in Verfolgung von Antilopen sich zerstreut haben, und wieder zusammengerufen werden sollen. Alle Haushunde, so groß und stark sie auch seyn mögen, behandeln sie mit der entschiedensten Verachtung, warten ihren Angriff ab, fallen dann gemeinsam über sie her, und reißen sie gewöhnlich in Stücke. Die Haushunde vergelten ihnen diesen Haß, und haben selbst einen Abscheu vor ihren Stimmen, in so weiter Entfernung sie sich auch hören lassen mögen; ja die Stimme ist ihnen mehr als die der Löwen zuwider, denn sie springen auf und bellen zornig stundenlang. Dieß interessante aber sehr zerstörende Thier scheint das Verbindungsglied zwischen dem Wolf und der Hyäne zu bilden.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

(Fortsetzung.)

Ich habe die wichtige strategische Lage dieser Stadt, die man gewissermaßen das Gibraltar von Transkaukasien nennen könnte, schon angedeutet. Es ist dieselbe in einer sehr festen, von den Russen mit Basteien versehenen und sonst ergänzten ungeheuern Ringmauer enthalten, welche die höchsten Punkte des Plateau's umfaßt, also von keiner Seite beherrscht ist. Es wird bei weitem nicht der ganze Raum dieses Walles von der Stadt eingenommen, die dennoch beiläufig 2000 Häuser zählt, was, da diese größer, auch die Hausgenossenschaft durchschnittlich zahlreicher ist als in der Türkei und in Persien, eine Bevölkerung von 12 bis 13,000 Seelen voraussetzt. Bloß die Straßen welche den Basar einnehmen, sind gepflastert, diese haben außerdem Bogengänge auf beiden Seiten. Der Basar bildet die Scheidelinie zwischen der obern und der untern Stadt. Es herrscht da jeden Tag ziemlich reges Leben, und es wird derselbe von der Umgegend viel besucht. In der obern Stadt wohnen ausschließlich Armenier, Grusier und Russen, wovon letztere größtentheils aus dem Militär und den Beamten nebst ihren Familien bestehen. Die untere Stadt wird ausschließlich von den Muselmännern bewohnt. Die äußere Beschaffenheit dieser beiden Stadttheile, hier so wie mehr oder weniger in allen Städten Transkaukasiens, ist einigermaßen das Bild der heutigen wechselseitigen Verhältnisse zwischen Christen und Muselmännern in diesem Lande; hier Aufkommen, dort Verkommen. In der untern Stadt sind daher die meisten Häuser in verfallendem Zustande, wogegen wir im obern Stadttheil viele stattliche, neue Bauten sehen; selbst die bessern Häuser haben nie mehr als ein, jedoch ziemlich hohes Stockwerk, deren Wohnzimmer alle auf eine geräumige, vom Dachstuhl überragte Altane hinaussehen, die zuweilen das ganze Gebäude umfaßt

Digitized by Google

und in der Ferne sich wie ein Halskragen ausnimmt. Diese Galerien sind viel zweckmäßiger und freundlicher als die Balcone im südlichen Europa, denn sie bilden im Sommer und bei schönem Wetter einen gesunden, luftigen Aufenthalt, werden in lauen Nächten auch als Schlafstätte benützt und sind zu jeder Jahreszeit ein bequemer Ausgang. Dem rührigen Europäer sind selbige in den heißen Tagesstunden und bei schlechtem Wetter doppelt willkommen, weil er sich dort hinlänglich Bewegung machen und da er von allen Seiten das Innere der Stadt überschaut, angenehm und unterhaltend ergehen kann. Sämmtliche untern Räume haben vergitterte Fenster, und enthalten Küche, Vorrathskammern und solche Gemächer, die nicht als Wohnung dienen. Die Hauptstiege ist auswärts angebracht und führt unmittelbar auf die Altane, die also hier gleichsam den Hausgang vertritt.

An einigen Stellen ragt die Stadtmauer über schauerliche Abgründe, und einer derselben wird als der Ort bezeichnet, wo ehemals, nämlich unter der frühern tatarischen Herrschaft, die Verurtheilten, je nach dem Ausspruch des Chans, hinabgestürzt und an den Felsen zerschmettert wurden, was eine gewöhnliche Hinrichtungsweise gewesen zu seyn scheint.

An Alterthümern oder sonstigen architektonischen Sehenswürdigkeiten ist diese Stadt sehr arm. Die vormalige Residenz der Chane von Qara-bagh ist ein altes morsches Gebäude, das ich in seinem Innern zu besichtigen absichtlich unterließ, nicht sowohl um einem langen ceremoniellen Besuch zu umgehen, als hauptsächlich zur Vermeidung jedes Argwohns seitens der russischen Behörde, weil nämlich das Sarai von dem Oberhaupt der Tataren und seinem Hofstaat bewohnt ist. Nebenbei gesagt, ist demselben jedoch nur eine verwaltende und keine ausübende Gewalt über seine Angehörigen geblieben, und seine Autorität besteht überhaupt nur dem Scheine nach.

Der Militärstatthalter (Natschalnik) der Provinz Qara-bagh bewohnte ein hübsches Haus in der obern Stadt, das sich aber vor den andern bessern Privatwohnungen nicht auszeichnete. Während meines Dortseyns bekleidete diese wichtige Stelle Obrist Kalinbakin, ein vielseitig gebildeter Mann, „a gentleman every inch of him", wie ein brittischer Tourist sagen würde. Noch mehr als seine Artigkeit und Gastfreiheit bewunderte ich aber die Zartheit und den Tact, mit welchen er ohne die geringste Affectation alle directen oder indirecten Fragen zu vermeiden wußte, womit in der Regel die russischen Behörden, entweder aus angeborner Indiscretion oder weil sie glauben, daß es ihres Berufes sey, gegen fremde Reisende nicht sparsam zu seyn pflegen. Leutseligkeit war bei ihm keine erkünstelte Tugend, sondern in seiner Natur, weßhalb sie sich sowohl auf seine Umgebung und seine Untergebenen, als auf die Eingebornen jeglicher Religion und jeglichen Standes erstreckte.

Trotz der ihm durch Zeit und Umstände gebotenen Strenge war dieser Befehlshaber — weil dabei gerecht, unparteiisch und uneigennützig — dennoch mehr geliebt, oder wenn man will weniger gehaßt (denn man muß immer den Gefühlen der Eroberten gegen den Eroberer und dem muselmännischen Fanatismus Rechnung tragen) als vielleicht irgend einer seiner Vorgänger oder irgend einer seiner Nachfolger es gewesen ist und seyn wird. Es hat sich aber auch derselbe auf mannichfache Weise um das Land verdient gemacht, und die vollständige Säuberung des ganzen Gebiets der Statthalterschaft von dem Raubgesindel, welches zur Zeit wo er dieselbe überkam, in zahlreichen Banden das Land durchzog und ungestraft plünderte, ist nicht die geringste Wohlthat, wofür die besitzende Einwohnerschaft ihm die wohlverdiente Anerkennung zollte, besonders in Anbetracht der schwierigen Umstände, unter welchen er handeln mußte. Er war nämlich schon, nachdem die russische Regierung — wie man allgemein urtheilt, sehr unzweckmäßigerweise — das bis dahin für Transkaukasien bestandene, ausnahmliche Gerichtswesen abgeschafft und in sämmtlichen, nicht in Kriegszustand befindlichen Theilen dieses ausgedehnten Gebiets die russische Gesetzgebung eingeführt hatte, die bekanntlich keine Schwurgerichte zuläßt und die einstimmige Aussage von sieben Belastungszeugen fordert, um den Richter zu befähigen, ein „Schuldig" auszusprechen. Nun waren aber die meisten, wo nicht alle, durch die rastlose Thätigkeit des Obristen aufgebrachten Straßenräuber tatarischer Nation, also Muselmänner, so wie der größte Theil der vor Gericht geladenen Zeugen diesem Glaubensbekenntniß angehörten, und nur wer die große Abneigung der Muselmänner kennt, gegen einen Muselmann beschwerend aufzutreten, kann sich einen Begriff von der Sisyphusaufgabe machen, die der russische Befehlshaber unter solchen Umständen vor sich hatte, und die es nichtsdestoweniger seiner Umsicht und seiner Beharrlichkeit gelang auf eine befriedigende Weise zu lösen. Ich hatte außerdem Gelegenheit mich zu überzeugen, daß derselbe sich nicht nur die Ruhe und Sicherheit, sondern auch den materiellen Wohlstand der seiner Obhut anvertrauten Provinz eifrigst angelegen seyn ließ. War es nun obwohl oder eben deßhalb, daß er kurze Zeit nach meiner dortigen Anwesenheit abberufen und zur Commandantschaft von Kutais versetzt worden oder weil er für die Befehlshaberschaft einer Gränzprovinz zu freisinnig befunden wurde, habe ich nicht erfahren können, aber jedenfalls ist das nicht eine ungeeignete Frage nach den auffallenden derartigen Vorkommnissen, die sich schon in Transkaukasien zugetragen.

Für den Unterricht und die classische Bildung hat die schon besprochene, früher zu Schuscha anwesende, deutsche Mission so viel ich vernommen, das Meiste gethan. Seit ihrer Abreise, oder vielmehr seit ihrer Ausweisung, soll aber das Schulwesen sehr herabgekommen und sehr schlecht bestellt seyn. Ich kann mich nicht erinnern, ob diese Missionäre dem katholischen oder dem protestantischen Glauben angehörten, und ich habe auch nicht darnach gefragt, nachdem ich gehört, daß sie sich mehr mit Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volke als mit Proselytenmacherei befaßten, wovon die seltene Erscheinung schon einen Beweis liefert, daß nicht nur die in ihren religiösen Begriffen sehr beschränkte und befangene armenische Einwohnerschaft, sondern selbst die Muselmänner kein Bedenken trugen, ihnen ihre Kinder zum Unterrichte anzuvertrauen. Die Leistungen dieser Männer hätten also von Seite des Mutterstaates eine ganz andere Anerkennung verdient, und würden sie auch ohne Zweifel bei jeder andern Regierung gefunden haben. Aber wahrscheinlich war es wiederum gerade wegen der unläugbaren Verdienste, die sie sich um das Volk und dessen geistige Ausbildung erworben hatten, daß sie Mißfallen und Argwohn in Petersburg erweckten, so daß eines Tages plötzlich ein allerhöchster Befehl nach Schuscha gelangte, das ganze Missionspersonal in Gewahrsam zu nehmen, binnen 24 Stunden von dort fortzuschaffen und dann ohne Aufenthalt über die Gränze zu bringen.

Noch in der ersten Decennie dieses Jahrhunderts war Qara-bagh ein selbstständiges Chanat — vielleicht unter nomineller persischer Hoheit — als der damalige Machthaber, Ibra-

Digitized by Google

him-Chan, ein geistesschwacher Mensch, sich von dem bekannten Fürsten Madatow, russischen General, dessen Berühmtheit durch die Vereinigung einer großen Schlauheit mit ausgezeichneter Tapferkeit und einem bedeutenden Reichthum begründet wurde, dermaßen umgarnen ließ, daß er mit seinen Schätzen aus seinem eigenen Lande entfloh, nachdem er dasselbe jenem listigen Armenier verbrieft hatte, eine Eroberung, die also ohne Schwertstreich vollzogen wurde. Seit der Zeit haben sich zwar Titel und Attribute eines Fürsten von Qara-bagh auf die Nachkommenschaft Ibrahim-Chans vererbt, jedoch bloß in der Eigenschaft eines jeweiligen Vorstandes seiner Nation und, wie schon oben erwähnt, ohne ausübende Gewalt. Den damaligen Titular, Dschafár-Quly-Chan traf ich auf einem seiner Besuche bei dem Gouverneur; es war ein Mann in den Mitteljahren, sehr wohlbeleibt — oder vielmehr aufgebläht, denn er litt an der Wassersucht — ich fand ihn aber trotzdem sehr aufgeräumt in seinem Gespräch, und nach diesem zu urtheilen, wenig mit National- oder religiösen Vorurtheilen geplagt. Er hatte zwar die orientalische Tracht beibehalten, sprach aber das Russische geläufig und schien auch gut russisch gesinnt.

Die Provinz Qara-bagh hat eine Ausdehnung von 350 Werst, dem Araxes und zum Theil der persischen Gränze entlang, also von Urd-Abad bis zum Punkte der Vereinigung jenes Flusses mit dem Qur (Kur), und eine Oberfläche von 21,000 Quadratwersten. Und doch ist mir aus guter Quelle versichert worden, daß die Bevölkerung nicht über 20,000 Familien beträgt, was eine Zahl von höchstens 120.000 Seelen annehmen läßt. Die durch ein solches Mißverhältniß bedingte Entvölkerung ist bei Durchziehung des Landes überall wahrnehmbar, um so mehr als ein großer Theil der Einwohner in halb nomadischem Zustand lebt, nämlich mit Anfang des Sommers in Begleitung ihrer Familien in die Gebirge zieht. Aus diesem Grunde ist es insofern nicht rathsam, im hohen Sommer diese Gegend zu bereisen, als man dann Gefahr läuft lange Strecken zurückzulegen, ohne ein Obdach, und was noch schlimmer, ohne Nahrung zu finden. Ich selbst wurde, im Begriff meine Reise von Schuscha fortzusetzen, vor dieser Eventualität gewarnt, doch war zum Glück die Jahreszeit schon ziemlich vorgerückt, und ich fand also die Dörfer zum Theil wenigstens doch wieder bewohnt.

Bei solcher Lebensweise einer ohnehin wie oben gesagt dünn besäeten Einwohnerschaft ergibt sich natürlich, daß bei weitem der größte Theil eines Bodens brach liegt, welcher sowohl durch Klima als Tragfähigkeit, wenn durch fleißige und hinlänglich zahlreiche Hände angebaut, eine der fruchtbarsten Gegenden von Transkaukasien seyn würde, und bei einer Temperatur, die an Milde mit derjenigen von Mittelitalien verglichen werden kann, alle Erzeugnisse der gemäßigten Zonen im Ueberfluß hervorbrächte. Die weitausgedehnten, herrlichen Triften, welche die Thäler beherrschen, könnten einen noch viel beträchtlichern Viehstand nähren, als der gegenwärtig vorhandene. Unter andern liefern dieselben einen vorzüglichen Schlag von Pferden, die sowohl wegen der Schönheit ihrer Formen, als wegen ihrer Stärke, ihrem Feuer und ihrer Ausdauer, aber außerdem noch durch die specielle Eigenschaft, daß sie allgemein vortreffliche Füße und Hufe haben, berühmt sind. Die Ausfuhr dieser Thiere, besonders nach Persien, ist deßhalb sehr bedeutend, sie sind aber auch in Konstantinopel, wohin sie gelegentlich durch die Karawanen aus Persien gelangen, geschätzt und gesucht.

Der Seidenbau gedeiht in diesem Lande vorzüglich gut, und würde nur eine Anzahl mit dieser Cultur vertrauter Einwanderer erfordern, um einer erstaunlichen Vermehrung fähig zu seyn. Ueberhaupt kenne ich wenige Gegenden in Europa oder in Asien unter solchen, die bisher colonisirt oder zur Anlegung von Colonien geeignet beschrieben worden, die sich durch die Wechselwirkung eines starken Mißverhältnisses in der Bevölkerung mit der Milde des Klima's und der Fruchtbarkeit des Bodens zur Ansiedeung einer zahlreichen Colonie aus Mitteleuropa besser empfiehlt. Freilich möchte dabei die Frage entstehen, ob die russische Regierung bei ihrem gegenwärtigen strengen Absperrungssystem sich jetzt so willfährig zeigen würde, solche Immigrationen zu begünstigen, als es in frühern Zeiten der Fall gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kohlenformation Amerika's.

Nach den neuesten Forschungen scheinen sich die Kohlenstriche Amerika's in drei Hauptmassen zu theilen: der große mittlere Strich, der von Tuscaloosa (in Alabama) nach dem westlichen Pennsylvanien geht, und allem Anschein nach bis Neubraunschweig und Neuschottland sich fortsetzt; der zweite Strich geht nordwestlich von Kentucky, durchsetzt den Ohio und zieht sich durch Illinois nach dem Mississippi; ein dritter kleinerer liegt zwischen den großen Seen, Erie, Huron und Michigan. Competente Geologen behaupten, es seyen nur einzelne Theile eines fortlaufenden Kohlenfeldes, das von Nordost gegen Südwest über 720 Meilen und eine Breite von 180 Meilen habe. Sein Flächenraum beträgt nach einer mäßigen Berechnung 63,000 Quadratmeilen. Außerdem sind mehrere abgesonderte Anthracitfelder in Ostpennsylvanien, welches einen der merkwürdigsten Kohlenstriche in der Welt bildet; diese Anthracitfelder haben etwa 200 Quadratmeilen. Sie lieferten im J. 1847 drei Millionen Tonnen; 11,429 damit beladene Schiffe liefen von Philadelphia aus. (Edinburgh New Philos. Journ. Julius)

Portugal im J. 1850 und der Graf von Thomar.

(Fortsetzung.)

Diesen Stand der Dinge begriff Hr. da Costa Cabral. Der Gewaltstreich von 1842, in welchem man, von der Ferne betrachtet, nur ein kühnes Revolutionsmanöver erblickte, wie sie in den Revolutionen des Südens sehr häufig sind, zeigte vor allem den wahren Staatsmann, den organisirenden Geist, der das Material und die Kräfte zu entdecken weiß, wo die Unmacht der Alltagspolitiker nur Unmöglichkeiten und Verderben sieht. Beifügen müssen wir, daß da Costa Cabral, indem er für die Reorganisation der chartistischen Partei die Initiative ergriff, ihr eine unerwartete Verstärkung zuführte. Der Zug der Verhältnisse und die moralische Ermattung, welche auf große revolutionäre Stöße folgt, hatte dem Septembrismus einige gesunde Kräfte zugeführt, die sich bereits sehr unbehaglich fühlten, und gern in die conservative Partei eingetreten wären, nur unter der Bedingung nicht als Besiegte einzutreten. Zahlreiche Verbindungen knüpften diese Partei an Hrn. da Costa Cabral, und sie konnte keinen Anstand mehr nehmen einer Bewegung zu folgen, die gewissermaßen aus ihren eigenen Reihen hervorging. Der Erfolg bewies dieß. Porto, dieß portugiesische Barcelona, das für die Hauptstadt des Septembrismus galt, wurde der Brennpunkt der chartistischen Reaction, die sich ohne Kampf auf allen Punkten des Landes fortpflanzte. Kurze Zeit nachher gab die Erneuerung der Kammern dem neuen Ministerium, dessen Haupt Costa Cabral geworden war, eine compacte Majorität. Portugal verlangte nichts besseres als in der That regiert zu werden.

In dem kurzen Zeitraum von drei Jahren wußte die neue Verwaltung dem Lande auf der Bahn des Fortschritts, der Civilisation, des Credits einen solchen Anstoß zu geben, daß Portugal, wenn nichts dazwischen getreten wäre, jetzt seine alte Stelle unter den einflußreichsten Mächten zweiten Ranges wieder eingenommen hätte. Leider war es noch nicht am Ende seiner Prüfungen. Im Augenblick, wo die endliche Ver-

söhnung der Regierung und des heiligen Stuhles die letzten Hoffnungen des aufständischen Geistes vernichtete, sah Costa Cabral zu seinem Sturze selbst Männer verbunden, welche bei der Vollendung seines Werkes am meisten interessirt schienen. Gegen den plebejischen Minister erhob sich die Eifersucht einiger Mitglieder der Aristokratie, welche ihm doch gewissermaßen ihr gesetzliches Daseyn dankte. Gegen den Wiederhersteller der Charte erhob sich der neidische Ehrgeiz der ehemaligen Minister und Generale derselben Charte, deren Zerreißung sie zu ihrer Schande hatten geschehen lassen. Die officielle Gruppe der Septembristen, die sich seit ihrer Niederlage dem Septembrismus der Clubs genähert hatte, bot den seltsamen Alliirten, die der Zufall ihr zuführte, die Hand, und aus diesen heterogenen Elementen bildete sich eine monströse Liga, der es bald gelang die öffentliche Meinung zu beherrschen. Die unbegreiflichsten Verleumdungen wurden unter den Massen gegen den reformirenden Minister und gegen seinen Bruder Jose Bernardo da Silva Cabral, einen Mann von großem Wissen und Energie, seines Bruders thätigsten Bundesgenossen in dem großen Werke der nationalen Wiedergeburt, verbreitet. Vergebens zeigte das zu Almeida durch Hrn. Bomfim organisirte Pronunciamiento dem conservativen Theile der Coalition an, daß sie nur für den Septembrismus arbeiteten; der bewaffnete Aufstand war kaum niedergeschlagen, so organisirte der Herzog von Palmella, das alte Haupt des Chartismus, im Staatsrath, dessen Präsident er war, einen wahrhaften moralischen Aufstand. Die nützlichsten Reformen waren der Vorwand. Unter dem Schutz der frühern Unordnungen hatten sich in die Magistratur einige Leute eingeschlichen, welche ganz offen die Macht des Gesetzes für den Aufstand benützten. Ein Decret beschränkte das Recht der Unabsetzbarkeit auf die Magistrate, welche wenigstens drei Jahre im Dienst gewesen. Die Armee war zu einer solchen moralischen Desorganisation gekommen, daß ein Subalternofficier die Befehle seiner Obern in Zweifel ziehen, und sie einem Rath vorlegen konnte, dessen Entscheidungen selten der Sache der Disciplin günstig waren. Die Universitäten waren unter dem Schutze allzu absoluter Freiheiten der Mittelpunkt nicht minder ernster Gefahren geworden; um sich unter der Jugend, die in Portugal, wie allenthalben, den revolutionären Aufregungen am zugänglichsten ist, eine Partei zu machen, hatten einige Professoren ihren Lehrstuhl zur Clubtribune umgewandelt. Zwei andere Decrete dehnten also die Regierungsgewalt auf die Officiere und Professoren aus. Das Anlehen war seit langen Jahren das einzige normale Hülfsmittel für den Schatz. Hr. da Costa Cabral glaubte, es sey Zeit gegen diesen verderblichen Unsinn aufzutreten, und einige lästige Abgaben wurden eingeführt. Der ganze Staatskörper war mit Wunden bedeckt, man darf sich also nicht wundern, daß eine solche Belastung schmerzte. So viele verletzte Ansprüche, so viele Vorurtheile, denen man die Stirne bot, mußten endlich gegen den muthigen Reformator einen ganzen Sturm aufregen, und man begreift, welche unerwartete Kraft dieser Entfesselung von Haß der officielle Schutz einer Versammlung gewährte, welche die portugiesische Constitution fast den legislativen Körpern gleichstellt. Eines Tages verlor die kaum zuvor disciplinirte Majorität in dieser Verwirrung ihre wahre Fahne aus dem Gesicht, und dieser Augenblick war es, den die Coalition erspäht hatte: die Revolution im Mai 1846 trieb Cabral ins Exil, das Vertrauen und der Unternehmungsgeist verschwanden wieder, der kaum erstehende Credit entwich, und die Anarchie wurde der normale Zustand Lissabons und der Provinzen.

Der Herzog von Palmella übernahm die Leitung der Angelegenheiten, und erhielt bald die Lehre, die jedem siegreichen Coalitionschef zu Theil wird: er fühlte bald, daß die Regierungsgewalt unter den Stößen, die er ihr in der Opposition selbst beigebracht hatte, zusammenbrach. Der erlauchte Diplomat hatte die energische und ausdauernde Politik seines Rivalen allzusehr verrufen, als daß er sich nicht zu Concessionen hätte hinreißen lassen sollen, und man weiß, wohin Concessionen führen, wenn die Revolution sie fordert. Nach fünfmonatlicher Regierung oder vielmehr Mißregierung erkannte er seine Unmacht, den Abgrund der Anforderungen, den er selbst geöffnet hatte, auszufüllen. In diesem Augenblick entzündete die ebenso schlecht geleitete als unvermeidliche Reaction vom 6 October 1846 in Portugal einen verderblichen Bürgerkrieg, der die Hülfsquellen des unglücklichen Volks vollends verschleuderte.

Der Marschall, Herzog von Saldanha, der sich an die Spitze des Ministeriums gestellt hatte, gewann bei Torres Vedras über die von da Bomfim befehligten Rebellen einen entscheidenden Sieg, dessen Frucht er durch seine plötzliche Unthätigkeit, deren Bedeutung man noch nicht enträthselt hat, verlor. Vielleicht wollte er sich nicht durch die gänzliche Besiegung des Feindes überflüssig machen. Eine Zögerung folgte der andern, und dadurch wurde die Lage endlich so schlimm, daß man, um mit den Septembristen, denen sich die Reste des Miguelismus angeschlossen hatten, fertig zu werden, zur bewaffneten Dazwischenkunft der drei großen Mächte, und endlich zu einer umfassenden Amnestie greifen mußte, die durch ein für die Krone Portugals nicht sehr ehrenvolles Protokoll gewährleistet wurde.

Nach beendigtem Krieg kamen die Cabral aus der Verbannung zurück. Der Graf von Thomar erhielt bei seiner Ankunft in Lissabon trotz der Wuth der vereinigten Revolutionsmänner und der erklärten Opposition des durch das Protokoll ins Leben gerufenen Ministeriums eine Art Ovation. Er beschäftigte sich alsbald mit der Reorganisirung der Chartistenpartei für den Wahlkampf, denn in den letzten Krisen hatte diese Partei alle Richtung verloren. Dieser Kampf war sehr erbittert, allein die Liste des Grafen von Thomar drang in allen Collegien durch, so sehr, daß nicht ein einziger Minister auch nur Stimmen genug erhielt, um Arrondissementswähler zu werden. Nach einem so bezeichnenden Triumph in der öffentlichen Meinung hätte man erwarten sollen, daß der Graf von Thomar ins Ministerium zurückkehren werde. Dem war indeß nicht also. Der bescheidene Sieger trat, taub gegen die Aufforderungen seiner Freunde, seinen Wahlsieg an den Herzog von Saldanha ab, obgleich derselbe gleich bei seiner Rückkehr eine perfide Opposition gegen ihn angezettelt, und nur kurz vor den Wahlen, als er seine Unpopularität erkannte, sich ihm in den Arm geworfen hatte. Nicht zufrieden, den Herzog von Saldanha auf seinen eigenen Schild zu erheben, ließ ihn der Graf von Thomar auch durch seine Freunde zum Präsidenten des Wahlcollegiums von Lissabon und durch die Krone zum Vorstand des neu zu bildenden Ministeriums wählen.

Der Herzog von Saldanha trat also unter den allergünstigsten Auspicien an die Spitze der Verwaltung im Januar 1848. In der Wahlkammer sicherte ihm seine Verbindung mit dem Grafen Thomar eine compacte Majorität; die Deputirten zeigten sich sehr geneigt, alle legislativen Maaßregeln, welche die Regierung für die Wiedergeburt des Landes, die Organisation der Finanzen, die Wiederherstellung des Credits und die Verbesserung der Verbindungswege, endlich zur vollständigen Unterdrückung demokratischer Ausschweifungen vorschlagen würde, gut zu heißen. In der ersten Kammer stimmten außer seinen eigenen Anhängern und Verwandten sämmtliche Freunde des Grafen Thomar für ihn. In der von ihm befehligten Armee besaß er ein Element der Ordnung, auf das er für die Vertheidigung des Throns und der Institutionen mit Sicherheit zählen konnte. Das Volk, obwohl durch den letzten Bürgerkrieg verarmt, zahlte mit Pünktlichkeit die Steuern, und die starre Entmuthigung, welche seit zwei Jahren geherrscht, war einem wahren Fieber materieller Verbesserungen gewichen. Gleichgültig gegen die socialistische Propaganda, die eine in Portugal, wo es hauptsächlich an Arbeitern fehlt, ganz unverständliche Sprache redete, sah das Volk mit einer gewissen stolzen Verachtung von seiner neugewonnenen Ruhe aus den demokratischen und socialen Revolutionen Europa's zu. Das benachbarte Spanien verhielt sich ruhig unter der energischen und schöpferischen Verwaltung des General Narvaez, und das gute Einverständniß zwischen beiden Regierungen war eine weitere Gewähr für die öffentliche Sicherheit. Der Augenblick schien gekommen, wo Portugal seine erschöpften Kräfte wieder herstellen und seine zahlreichen unbenützten Hülfsquellen entwickeln könnte. Diese Erwartung ward nochmals betrogen, und eine traurige Erfahrung sollte beweisen, daß der Herzog von Saldanha keineswegs der Mann war, die von ihm so sehnlich gewünschte Rolle zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 199.

20 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

4. Hawaii oder die Sandwichinseln.

Die Bewohner der Sandwichinseln scheinen direct oder indirect von den Bewohnern der Freundschaftsinseln zu stammen; Sprache, Sitten und Traditionen scheinen darauf hinzudeuten. Indeß bedeutet „Taheiti" in der Sprache der Sandwich-Inseln eigentlich nur ein fremdes Land, dagegen werden in den Traditionen der letztern Nukuhiva und Fatuhiva, zwei Marquesas-Inseln, ausdrücklich aufgeführt, als Orte, welche von Reisenden aus Hawaii in frühern Zeiten besucht wurden. Daß die Marquesanen wenigstens zum Theil aus Taheiti stammen, haben wir gesehen; wenn diese frühzeitig eine Colonie nach den Hawaii-Inseln schickten, so mochte diese aus der Tradition noch ihr altes Mutterland Sawaii kennen, die größte Insel der Samoa- oder Schiffahrtsgruppe, welche Hawaii in Form und äußerem Ansehen sehr gleicht. Was diese Vermuthung erhöht, ist der Umstand, daß die Nordspitze von Hawaii den Namen Upolu erhielt, wie die zweite Insel der Samoa-Gruppe heißt. Wenn Bewohner der Marquesas-Inseln, theils taheitischen, theils samoanischen Ursprungs, nach Taheiti oder Samoa zurückwollten, und einige der häufigen Nordweststürme trafen, so konnten sie leicht, wenn sie dagegen ankämpfen wollten, gegen Norden getrieben werden und nach Hawaii kommen.

Hinsichtlich der Zeit wo dieß geschah, hat man mindestens eine Vermuthung. Die Hawaiier haben eine Genealogie von Königen von 67 Generationen; dieselbe ist rhytmisch geordnet und wird in einer Art Gesang vorgetragen. Diese Genealogie war wenigstens gewiß der ganzen Priesterschaft bekannt. Nehmen wir diese 67 Generationen zu je 30 Jahren an, so gibt dieß 2010 Jahre, allein der erste König der Liste OWatea ist augenscheinlich der marquesanische Stammvater Oataia, und seine Frau, Papa, wird die „Mutter dieser Inseln" genannt, wie bei den Taheitiern die Gattin des großen Gottes Taaroa. Ferner erzählen die Hawaiier, daß OWatea und Papa ein mißgestaltetes Kind hatten, das sie begruben, und woraus die Taropflanze entstand; der Stengel der Pflanze hieß Haloa, und diesen Namen erhielt ihr Sohn und Erbe. Diese Fabel stammt augenscheinlich aus der Tradition von Nukuhiva, daß die Kinder Oataia's nach den verschiedenen Pflanzen, die sie aus Vavau mitgebracht, benannt worden seyen. Wir haben also im Anfang der hawaiischen Geschichte eine eigenthümliche Mischung von taheitischen und marquesanischen Traditionen. Der 22ste König ist Atalana, was der Name des Gottes ist, welcher die Insel Sawaii trägt. Er hatte vier Kinder, die sämmtlich Maui hießen, ein Ausdruck, der allenthalben eine göttliche Kraft bezeichnete. Der vierte Sohn, Maui-Atalana folgte ihm, und diesem werden dieselben Thaten zugeschrieben, welche die Taheitier von ihrem großen Gott Maui melden, der nur ein anderer Name oder Manifestation von Taaroa ist. Ihm folgte Nanamaoa, mit dem die eigentliche Geschichte der Inseln zu beginnen scheint.

Wahrscheinlich wurden die Sandwichinseln zuerst durch die gemischte Race der Marquesanen bevölkert. Als nach einiger Zeit ihre Anzahl wuchs, und eine Familie zur obersten Macht gelangte, wurde der Stammbaum so weit wie möglich zurück verfolgt. Nachdem sie so weit gekommen waren als ihre Erinnerungen gingen, vielleicht auf die ersten Ansiedler, auf einen Anführer, dessen Vater unbekannt war, machten sie ihn, wie in solchen Fällen gewöhnlich, zum Sohn eines Gottes, Maui, und nicht zufrieden damit, setzten sie noch andere Namen aus der Dynastie der marquesanischen Könige, untermischt mit taheitischen Gottheiten und Personnificationen hinzu. Der erste Name ist, wie schon erwähnt, der Oataia von Nukuhiva; der vierte ist Hinanalo, ein Wort, welches in allen Dialekten, den hawaiischen ausgenommen, „Wunsch" bedeutet; der zehnte ist Manatu, in der Samoa- und Tonga-Sprache „Gedächtniß," der 11te ist Tahito oder „Alte," der 12te und 13te Luanuu und Tii, zwei der Hauptgottheiten Taheiti's, welche zu denen gehören, die man Hanau-po, Nachtgeborne, nennt. Die Frauen der ersten fünf Könige sollen übrigens keine verschiedenen Personen gewesen seyn, „sondern nur verschiedene Namen Papas, da ihre Seele durch Wanderung verschiedene Körper bewohnte." Alles dieß zeigt deutlich daß dieser Theil der Genealogie als rein mythologisch betrachtet wurde.

Ist diese Ansicht die richtige, so muß man 22 Generationen von der Liste abziehen, wonach 45 übrig bleiben, die, zu je 30 Jahren gerechnet, 1350 Jahre ergeben bis zur Thronbesteigung Tamehameha's, oder bis auf die jetzige Zeit etwa 1400 Jahre.

Die Sprache bestätigt die Vermuthung, daß die Sandwich-Inseln von den Marquesas aus bevölkert worden seyen, sehr, indem namentlich die Zahlworte fast identisch sind.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

(Fortsetzung.)

Auf dieser Kehrseite des Bildes erscheinen außerdem auch noch die Verwüstungen durch die Heuschrecken, welche in Vor-

Digitized by Google

derasten ungefähr das sind, was in Europa die Hagelstürme, mit dem Unterschied, daß jene Insecten weit größere Verheerungen anrichten als der gewaltigste Hagelschlag, weil sie auf den Saatfeldern, wo sie sich niederlassen, meistens damit ganz aufräumen und nicht ein Körnchen verschonen. Jedoch habe ich, sey es nun Regel oder Ausnahme, im Qarabagh diese Wirkung in geringerem Grade als in dem persischen Gebiete jenseits des Araxes, das ich kurz zuvor verlassen hatte, wahrgenommen. Es muß aber dessenungeachtet diese Plage hier zu Lande eine nicht seltene Erscheinung seyn, was ich schon aus dem Umstande schließen konnte, daß in demselben Jahre der vorerwähnte Militärstatthalter der Provinz, so viel ich weiß auf seine eigenen Kosten, Leute in die Provinz Fars aussandte, um einige Exemplare des als dort einheimisch beschriebenen sogenannten Heuschreckenvogels (Murgh-i-Melech) zu verschaffen, welcher sich bloß von diesen Insecten nähren und dieselben, da wo er sich aufhält, in solch erstaunlicher Menge zerstören soll, daß ihre Schwärme in kurzer Zeit völlig ausgerottet werden.

Nach den Beschreibungen (denn ich selbst habe den Vogel nie gesehen) hat dieser Zweifüßler die Größe eines Wasserhuhns, mit breiten Flügeln und schwarzem Gefieder; sie fliegen schaarenweise wie die Staaren. Es wird von ihnen erzählt, daß sie nur in solchen Gegenden verweilen wo sich ein eigenthümliches Quellwasser befindet, welches eine solche Anziehungskraft auf sie übe, daß immer ein Schwarm derselben denjenigen oder diejenigen, die dieses Wasser verführen, überall hin begleitet und in der Gegend bleibt wo man es aufbewahren will. Nur müsse das Gefäß, in welchem das Wasser enthalten, während der Reise in lothrechter Stellung getragen, damit es oben immer offen bleiben könne — wodurch seine Anziehungskraft sich bis an den Bestimmungsort bewähre — und bei der Ankunft in einer Grotte oder sonst an einem geschützten aber freien Orte aufgestellt werden. Es erscheint nämlich aus allem was zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene über diesen Gegenstand berichtet worden, daß der Heuschreckenvogel zwar ohne Unterschied jedes trinkbare Wasser genießt, daß aber bloß dasjenige von der obenerwähnten Quelle solche sympathetische Kraft besitzt.

Alles das klingt freilich sehr abenteuerlich, und ich wäre selbst geneigt, wo nicht das Vorhandenseyn des Vogels — den ich wie gesagt nie gesehen — und seines eigenthümlichen Instinctes, doch den Sachverhalt mit dem Wasser in Zweifel zu ziehen, wenn nicht mehrere achtbare Reiseschriftsteller dieses Gegenstandes Erwähnung thäten, wobei sie zwar in den Einzelnheiten von einander abweichen, aber doch in der Hauptsache übereinstimmen.

So versetzt zum Beispiel Chardin den Vogel nach Chorassan und nennt das Wasser „Ab-i-Melech" (das Heuschreckenwasser), während dieses bei Vater Ange de St. Joseph „Ab-i-Murghan" (Wasser der Vögel) heißt, und nach ihm beide unzertrennliche Wesen in einem sogenannten Distriete Landschan, zwischen Isfahan und Schiras, ihre Heimath haben. Tavernier will die einen wie das andere in Armenien gefunden haben, und ein noch älterer Reisender, Villamont, der im 16ten Jahrhundert schrieb, läßt die Vögel und das Wasser von einem Orte in Persien den er Euerch nennt — von dem ich nie gehört und der auf keiner Karte zu finden ist — nach der Insel Cypern bringen und die dortigen Heuschreckenschwärme durch erstere vertilgen. Insoweit wäre Villamont mit den ersten Autoritäten über orientalische Verhältnisse, Chardin und Tavernier, ziemlich einverstanden. Allein er sagt dabei, und hier greift er in das Gebiet der Fabel, die Locusten würden nicht von den Vögeln gefressen oder durch ihre Schnäbel zerstört, sondern durch ihren bloßen Flügelschwung und Gesang getödtet! Derselbe Reisende will ferner wissen, der große Krug mit dem aus Persien gebrachten Wasser sey viele Jahre lang im höchsten Theil des Thurmes der Kathedrale zu Famagust aufbewahrt, und während der Zeit, nämlich während der Anwesenheit der Vögel, die Insel von den Heuschrecken gänzlich verschont geblieben, bis zur Einnahme ihrer Hauptstadt durch die Türken, bei welchem Ereigniß ein Janitschar, der auf den Thurm gestiegen, in der Meinung der Krug enthalte Gold oder sonst etwas des Nehmens Werthes, denselben beim Ausleeren zerbrach; von dem Augenblicke an seyen die Vögel alle von der Insel verschwunden, und seit der Zeit diese wie früher regelmäßig wieder von der Heuschreckenverheerung heimgesucht worden.

Alles was sich also aus den vorgehenden Citaten schließen läßt ist, daß diese nützlichen Zweifüßler und das Wasser durch welches sie angezogen seyn sollen — wenn anders die einen wie das andere unter den Werken der Schöpfung sich befinden — nicht bloß an einem Orte oder in einem Bezirke, sondern in verschiedenen Gegenden vorhanden sind. Nur muß ich dabei bemerken, daß bei meiner vorigen persischen Reise — welche, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit hatte, von Norden nach Süden ging — auf der Strecke von Isfahan nach Schiras mir kein Ort oder District unter dem Namen Landschan vorgekommen oder genannt wurde, und ich denselben so wenig wie Euerch, auf irgend einer Karte von Persien verzeichnet gefunden habe. Ob der Militärstatthalter von Qara-bagh durch ein Gesuch der Einwohnerschaft zu der oben erwähnten weiten Entsendung veranlaßt wurde oder aus eigenem Antrieb handelte, ist mir nicht erinnerlich, auch bin ich nicht im Fall gewesen von dem Erfolg unterrichtet zu seyn, da die Boten noch nicht zurückgekehrt waren. Jedenfalls fand ich aber in dieser Veranstaltung einen neuen Beleg, daß Obrist Kalinbakin für die Wohlfahrt seiner Pflichtbefohlenen mehr besorgt war und er sich die Erfüllung ihrer Wünsche mehr zu Herzen nahm als es bei seinen Amtsgenossen zu geschehen pflegt.

Die Grusier und Armenier, also die christlichen Einwohner dieser Provinz, haben mehr Ursache als die Muselmänner, die früher herrschende Partei, mit dem vorgegangenen Regierungswechsel und der gegenwärtigen Verwaltung zufrieden zu seyn, denn der Wohlstand der ersteren war in sichtbarem Zunehmen, gleichsam in dem Maße als letztere herabkamen, ein Sachbestand aus welchem ich natürlich schließen mußte, daß die einen auf Kosten der andern begünstigt und bevorzugt wurden. Ich habe hierüber von den Tataren mannichfache Klagen vernommen, deren Gründlichkeit ich nur unvollkommen beurtheilen konnte, weil ich nur eine Partei gehört, da Klugheit und Vorsicht gebieten mit den russischen Civil- und Militärbehörden in Transkaukasien eher über irgend etwas in der Welt zu sprechen als über kaukasische Zustände.

Unter den angeführten Beschwerden der Tatarenhäuptlinge will ich nur erwähnen, daß während der Herrschaft ihrer angestammten Fürsten das Gesammtchanat Qara-bagh angeblich nur die winzige Summe von 25 tausend Silberrubel an Steuern entrichtete, während seit dem Eintritt der russischen Verwaltung die Abgaben mit jedem Jahr erhöht worden und bereits auf 600 tausend S. R. gestiegen waren, also beiläufig 30 S. R. auf jede Familie, allerdings eine drückende Last für ein verhält-

Digitized by Google

nißmäßig armes Land, dessen Hülfsquellen zwar bedeutend, aber noch so wenig entwickelt sind.

Was dann die persönliche Behandlung der muselmännischen oder Urbevölkerung betrifft — besonders im Vergleich mit derjenigen welche die einheimischen und eingezogenen Christen, nämlich die Armenier und Grusier erfahren, muß ich zugeben daß erstere jedenfalls Ursache hat mit der russischen Herrschaft unzufrieden zu seyn. Ich bin sehr oft und zwar nicht nur in Qarabagh, sondern noch in andern muselmännischen Ländern unter russischer Botmäßigkeit zu meinem großen Aergerniß von der empörenden Geringschätzung Augenzeuge gewesen, mit welcher jeder Feldwebel oder Corporal sich ungestraft anmaßen darf selbst den Standespersonen dieser Religion zu begegnen, angesichts der tiefen Verehrung und der Unterwürfigkeit die ihre niedriger gestellten Glaubensgenossen ihnen bezeigen, überhaupt von der muthwilligen Verhöhnung aller herkömmlichen Sitten und Gebräuche jener Völker durch die Russen jeden Grades der Civil- oder Militärhierarchie. Ich brauche dabei nicht auf die wohlbekannte Thatsache hinzuweisen, daß nach dem Abgange Alexei Petrowitsch Jermolow's — des einzigen bisherigen Oberbefehlshabers in Kaukasien, der die einheimische Bevölkerung jedes Stammes und jeder Religion gehörig zu behandeln, und, was nicht minder wichtig, seinem Willen selbst bei seinen russischen Untergebenen Geltung zu verschaffen wußte — jenes rücksichtslose Benehmen von oben herab die Hauptursache des ununterbrochen auf einander folgenden Abfalls aller muselmännischen Stämme gewesen ist, gegen welche die russische Macht seit Jahren ihre Streitkräfte in einem Vertilgungskrieg opfert, dessen Ausgang noch zweifelhaft ist.

Wenn also einige muselmännische Provinzen oder Districte im transkaukasischen Gebiete bisher sich ruhig verhielten, kann man sicher annehmen, daß es nichts weniger als aus Anhänglichkeit für die Russen und das russische Verwaltungssystem geschieht, sondern daß ihre Abgeschlossenheit von den aufständischen Völkern — im Qara-bagh insbesondere das Zerstreutseyn einer verhältnißmäßig geringen tatarischen Bevölkerung auf einem ausgedehnten Landstriche — der einzige Grund dieser passiven Haltung ist; und daß, wenn früher oder später der Kriegsschauplatz der einen oder der andern sich nähern sollte, alles was ein Gewehr handhaben oder einen Qama schwingen kann, wie ein Mann sich erheben und dem Aufstand beitreten würde, denn, wie gesagt, Sympathie für Rußland besteht unter diesen Völker schlechterdings keine, und, wenn auch Glaubensverschiedenheit und religiöser Fanatismus diese nicht von Haus aus unmöglich machten, so könnte man nachgerade glauben, daß die Russen durch ein feindseliges Geschick getrieben seyen die Kluft zwischen Siegern und Besiegten immer mehr zu erweitern.

Ehe wir uns von Schuscha verabschieden, will ich nur noch erinnern, daß diese Stadt eine geschichtliche Berühmtheit durch den Tod des berüchtigten Agha-Mohammed-Chan (den Titel „Schah" hat er bekanntlich nie annehmen wollen) erlangte, welcher innerhalb ihrer Ringmauer in seinem Zelte erdolcht wurde[1] Obschon der Neffe dieses Eunuchen, Baba-Chan — der als König den Namen Feth-A'ly-Schah führte — durch dieses Ereigniß auf den Thron von Iran gehoben wurde, ließ er nichts destoweniger die drei Mörder, zwei Pisch-Chidmet (Hofbediente) und ein Farasch, auf die scheußlichste Weise hinrichten, und die Einzelnheiten dieser Hinrichtung liefern eine grausenhafte Illustration einer nicht allgemein bekannten Thatsache, daß nämlich Grausamkeit zur Natur der Perser gehört und gleichsam mit der Muttermilch eingesogen wird. Dem einen jener Unglücklichen wurden die Gliedmaßen eine nach der andern abgelöst, der andere wurde einem Duzend kleiner Schah-Sades — Söhne Baba-Chans, die man zu diesem abscheulichen Spiele aus dem Senana zog — überliefert und von ihnen mit unzähligen schwachen Hieben ihrer kleinen Säbel zu Tode gemartert; der dritte ward mit geschwefeltem Theer überzogen und zu Thehran auf öffentlichem Platze lebendig verbrannt.

(Schluß folgt.)

Portugal im J. 850 und der Graf von Thomar.

(Fortsetzung.)

Saldanha ist ein gewandter General auf dem Schlachtfeld, ein tüchtiger Mann im Cabinet, ein ausgezeichneter Weltmann, aber nichts weniger als von dem Holz, aus dem man dirigirende Minister schnitzt. Oberflächlich wie ein Höfling macht ihn die sprüchwörtliche Unbeständigkeit seiner Ansichten völlig unfähig, nicht bloß einen Regierungsplan zu verfolgen, sondern auch die geringste Detailfrage zu einem guten Ziel zu führen. Bis zum Uebermaß neidisch und reizbar jedem ihm entgegenstehenden Einfluß gegenüber, ist er dagegen willenlos gegen jeden Anstoß von unten auf, und ein Spielzeug in der Hand schlechter Rathgeber und Intriganten, welche seine Trägheit und Nachgiebigkeit benützen, um ihn auf einen falschen Weg zu führen oder in der Schwebe zu erhalten. Er hat von dem Ehrgeizigen nur die Unruhe, von dem Greis nur die Unmacht, er thut alles um zur Macht zu gelangen, und versäumt nichts sie wieder zu verlieren. So ließ er unter den günstigsten Umständen 19 Monate seiner Verwaltung und zwei lange Sessionen hingehen, ohne seinen Namen einer einzigen nützlichen Maaßregel anzufügen, wenn man nicht etwa die Reform des Narrenhauses dahin rechnen will. Nicht nur waren die durch den Bürgerkrieg zerrütteten Finanzen durchaus nicht verbessert, troß der einstimmigen Forderungen des Landes und der Kammern, sondern die Nationalschuld wuchs noch, obwohl die Einnahmen die Ausgaben überstiegen, und man die erstern sogar anticipirt hatte. Der öffentliche Credit und die Fonds, die dessen Stand andeuten, sanken mit jedem Tage mehr troß der Pünktlichkeit, mit der die Junta des öffentlichen Credits die Gläubiger nach und nach bezahlte, was übrigens, gelegentlich bemerkt, nicht hinreichte den Verdacht zu beschwichtigen, daß die Regierung die für die Interessen der öffentlichen Schuld bestimmten Gelder zu andern Dingen verwende. Die Zettel der Lissabonner Bank blieben auf 60 Procent zum großen Nachtheil sowohl des Schatzes als der Privaten. Der Sold der Armee war mehr als je im Rückstand, und die Regierung ließ die unbezahlten Wechsel in den Händen der Inhaber sich anhäufen. Keine Reform wurde in den fast sämmtlich zerrütteten Verwaltungszweigen versucht, und die Organisation der neuen portugiesischen Bank, welche im J. 1846 mitten unter den Stürmen des Bürgerkriegs errichtet worden war, wurde nicht einmal decretirt. Nicht ein Meter Straße war nach anderthalb Jahren gebaut. Die Civil- und Rechtsverwaltung rief von Seiten der Bevölkerung unaufhörliche Reclamationen hervor, die ganze Nation murrte über die Vernachlässigung ihrer Interessen, die parlamentarische Majorität ließ es an Mahnungen nicht fehlen, und der Herzog, gegen Klagen und Rathschläge taub, nur mit kleinlichen Intriguen beschäftigt, schien ebenso hartnäckig ernstlichen Arbeiten auszuweichen als diese ihn aufsuchten. Ueberzeugt von seiner parlamentarischen Unfähigkeit, erschien er auch nicht in der Kammer, um auf die von allen Seiten ihm gestellten Interpellationen zu antworten. Eines Tages hatte er jedoch den unglücklichen Einfall dem Parlament und seinen Collegen den Vorwurf fortdauernder Unthätigkeit, der auf ihm lastete, zurückzugeben; dieser seltsame Ausfall entfremdete ihm vollends die Gemüther, die Unzufriedenheit machte in beiden Kammern und selbst unter den Mitgliedern des Cabinets rasche Fortschritte, und im Junius 1849 legte Saldanha, von allen verlassen, freiwillig die Gewalt

[1] Warum Morier in seinem geschichtlichen Roman „Sohrab" diese Mordthat im Palaste zu Thehran geschehen läßt, habe ich nicht begriffen. A. d. V.

nieder, ohne auch nur Ein ehrenvolles Andenken seiner Verwaltung hinterlassen zu haben, ohne jemand, außer allenfalls seiner Umgebung, die ihn, vielleicht ohne sein Wissen, so sehr compromittirte, das mindeste Bedauern einzuflößen. Die innern Angelegenheiten des Landes blieben im kläglichsten Zustande, schlimmer noch als im J. 1847, denn auf die enthusiastischen Hoffnungen war Entmuthigung und Mißtrauen gefolgt, so wie Uneinigkeit unter den hervorragenden Personen der conservativen Partei.

Unter so schwierigen Umständen war der Graf von Thomar der einzige mögliche Mann. Die Masse hatte ihn gleichsam zum voraus bezeichnet, und die kläglichen Folgen, welche das Aufgeben seines Programms von Seite der Regierung nach sich gezogen hatte, bewies, daß die öffentliche Meinung nicht fehlgegangen war. Der Geist der Versöhnung und die seltene Uneigennützigkeit, die er im Januar 1848 gezeigt hatte, machten ihn mehr als jeden andern geeignet, die Eifersüchteleien, welche die schwache Politik und Unthätigkeit Saldanha's unter der Majorität hervorgerufen hatte, zu beschwichtigen. Der Graf von Thomar mußte also die harte, schwierige Arbeit über sich nehmen, die Uebel zu verbessern, welche die revolutionäre Tollheit und die Unfähigkeit der auf die Revolution gefolgten Ministerien dem Lande zugefügt hatten. Die ersten drei Monate vergingen in mühseligen Nachforschungen und strengen Untersuchungen der Statistik des Königreichs in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes — ein Gegenstand, den Saldanha durchaus vernachlässigt hatte — aber vom vierten Monat an folgte eine unermüdliche Thätigkeit auf die lange Unthätigkeit der vorhergehenden Verwaltung. Vor dem Ende des Jahrs 1849 hatte das neue Ministerium bereits solche Maaßregeln ergriffen, daß die Billette der Bank von Lissabon, ein von der Regierung anerkanntes Papier, um 20 Procent, die öffentlichen Fonds um 6 Procent gestiegen waren. Die Reformen aller Bureaux der Finanzen, der Armee und der Kriegsverwaltung waren bereits decretirt und Untersuchungsausschüsse bei den Fiscalverwaltungen niedergesetzt, deren fehlerhafte Einrichtung zu den seit langer Zeit wohlbekannten Unterschleifen Anlaß gegeben hatte. Zugleich wurden wichtige Arbeiten an drei oder vier großen Verbindungsstraßen vorgenommen, die für den Handel am nothwendigsten waren, unter andern an der Straße von Lissabon nach Spanien. Das Vertrauen, welches dem neuen Ministerium entgegengekommen war, half bezüglich dieser Arbeiten der Noth des Schatzes ab, die Unterzeichnungen der Municipalkammern und der am Ufer wohnenden Grundeigenthümer vermehrten die disponiblen Hülfsmittel des Budgets, und gestatteten bereits über 2000 Arbeiter zu beschäftigen. Der Sold der Armee war nahezu regularisirt, und das Loos der in Activität befindlichen Offiziere sehr verbessert. Vor der Eröffnung der Session hatte also das Ministerium Mittel gefunden, den laufenden Dienst zu befriedigen, die von dem vorigen Ministerium hinterlassenen Verpflichtungen zu berichtigen, und alles dieß ohne einen Reis voraus zu erheben. Es konnte somit keck vor die Cortes von 1850 treten.

Der Graf von Thomar befand sich fast allen seinen Gegnern vom J. 1842 gegenüber, aber das Terrain war ihren Manövern nicht mehr so günstig. Das Land, ehemals den ökonomischen Neuerungen, die früher allerdings nur der Vorwand zu fiscalischen Kniffen gewesen waren, sehr abhold, nahm vertrauensvoll ein System an, wobei die materiellen Verbesserungen den Versprechungen vorangingen; die große Sorgfalt, mit der der Graf von Thomar die öffentliche Meinung bis in die kleinsten Einzelnheiten der Finanzverwaltung blicken ließ, nahm übrigens der Unwissenheit, wie dem bösen Willen allen Vorwand. Politisch betrachtet, war die Lage des Ministeriums und der gemäßigten Majorität nicht minder stark; in Portugal wie in Spanien hatten sich die extremen Parteien durch ihre Vereinigung selbst neutralisirt. Im letzten Bürgerkrieg hatten die Septembristen zu Porto offen die Fahne des Miguelismus aufgepflanzt, und die Miguelisten, um h: zurückzubleiben, hatten durch das Organ des Prätendenten selbst ihre Anhänglichkeit an die Fahne des Septembrismus ausgesprochen. Vor dieser doppelten Verläugnung der Grundsätze hatten die redlichen Männer beider Parteien sich zurückgezogen.

Da die parlamentarische Opposition weder auf dem Gebiet der materiellen Interessen, noch auf dem der Grundsätze mehr etwas auszubeuten fand, verfiel sie auf das gewöhnliche Auskunftsmittel jeder Opposition, die nicht mehr an sich selbst glaubt, auf Beleidigungen. Statt den Kampf über die Handlungen der Regierung in der Debatte über die Thronrede zu eröffnen, verwandten die Feinde des Grafen von Thomar ganze Sitzungen darauf, ihm vorzuwerfen, daß er sich wegen einer lächerlichen und miserabeln Verleumdung in Bezug auf das angebliche Geschenk einer Kalesche nicht vor den gewöhnlichen Tribunalen gerechtfertigt habe. Die Verleumdung war längst widerlegt worden, und das ganze Manöver hatte keine anderen Folgen, als in der Pairskammer ebenso heftige als scandalöse Scenen herbeizuführen. Der Graf von Thomar verlangte von seinen polternden Gegnern, daß sie eine formelle Anklage stellen sollten, damit er durch das einzige in solchen Fällen competente Tribunal, das Parlament, gerichtet werden könne. Nein, antwortete man ihm mit Wuth, denn wir haben keine Beweise. Die Lacher waren auf Seite des Grafen von Thomar, und die Kammern billigten sein Verfahren durch ein feierliches Votum. Von diesem Augenblick an war der parlamentarische Krieg gegen das Ministerium eigentlich nur noch eine unbedeutende Stänkerei, und er konnte geradezu auf den ernsten Theil seiner Aufgabe eingehen.

Die Vorlagen, welche die Regierung den Kammern machte, umfaßten alle Zweige des öffentlichen Dienstes, und fast alle Bedürfnisse des Landes. Außer dem Budget der Ausgaben, das besser zusammengestellt war als seine Vorgänger, dem Budget der Einnahmen und dem (bereits promulgirten) Gesetz über die Bank wurden den verschiedenen Commissionen der Wahlkammern eine Reihe von Propositionen vorgelegt, welche die Einbringung von Schuldausständen des Staats betrafen, die Veränderung der Verwaltungs- und Kirchenbezirke, die Reform der Grundlagen und der Erhebung der Steuern, der Verwaltung, des Unterrichts und der Kriegsmarine, die Recrutirung der Land- und Seetruppen, die Erschaffung eines allgemeinen Systems der inneren Communicationen, die Organisation der Civil- und Finanzverwaltung der Colonien, und endlich eine Menge secundärer Fragen, wie die geodätischen und geographischen Forschungen, die Annahme des französischen metrischen Systems, die Gründung von Specialschulen, die Erforschung der Minen und die Schutzmaßregeln für die sämmtlichen Industriezweige. Die Thatsachen und Zahlen in der Darlegung der Beweggründe der meisten dieser Vorschläge, wie in den Berichten, die jeder Minister über sein Departement vorlegte, zeugen von ernsten Studien und von einem merkwürdigen Gesammtüberblick über das vielfach verschlungene Werk der materiellen und moralischen Reorganisation des Landes. Zum erstenmal sieht Portugal klar in seinen eigenen Angelegenheiten, und diese Untersuchung ist, gelegentlich bemerkt, unendlich beruhigender als man geglaubt hatte. Die Erzeugung von Getreide, Wein und Vieh hat sich beträchtlich gehoben, und diese Richtung schon deutet in einem Lande, dessen agricole Hülfsquellen das Bedürfniß drei bis vierfach übersteigen, auf ein baldiges Aufleben des Handels hin. Die völlig unerwartete Entwicklung der eigentlich sogenannten Industrie und der rasche Aufschwung der Handelsmarine sind nicht minder bezeichnende Momente. Die financielle Lage Portugals ist allerdings nichts weniger als glänzend, vergleicht man sie indeß mit der, wie sie beim Antritt des Ministeriums war, so wird man eine sehr merkliche Besserung nicht verkennen. Man braucht darüber nur den unfehlbaren Barometer der öffentlichen Fonds zu befragen: die Zettel der alten Lissaboner Bank, die im Junius 1849 auf 60 standen, hatten sich im Junius 1850 auf 92 gehoben.

(Schluß folgt.)

Siegel des Serbenkönigs Twartko. In der Nähe der Stadt Sinj in Croatien wurde in den Trümmern einer ehemaligen türkischen Veste das Reichssiegel des serbischen Königs Twartko I gefunden. Es ist von Kupfer, stellt den heil. Georg dar, wie er den Drachen erschlägt, darüber ist eine Krone, die im Umkreis die Inschrift hat: Tvartus I. D. G. Ras. (ciæ) Ser. (biæ) Bos. Illyr. Dal. et Croat. Rex. (Ruß. Journal der Volksaufklärung. Julius)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 200. 21 August 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan.

(Schluß.)

Unter den wenigen Poststraßen die von Schuscha ausmünden, gibt es meines Wissens nur eine die befahren wird oder befahren werden kann, das ist diejenige welche zum Sitze des Landesguberniums Tiflis führt, und auch da bin ich nicht gewiß daß sich auf der ganzen Strecke regelmäßige Poststationen vorfinden, denn ich nahm von hier aus meine Richtung über die Gebirge gegen Nachtschiwan. Ich verfolgte also meine Reise, wie es bis dahin geschehen, reitend, in Begleitung eines Jessaul, den mir der Militärstatthalter mitgegeben, eine Schutzwache ohne welche es nicht geheuer seyn möchte in diesen noch ziemlich wilden Gegenden zu reisen. Das Wort, wie die Sache, sind tatarischen Ursprungs, und noch jetzt werden ausschließlich transkaukasische Muselmänner zu diesem Berufe erkoren. Der Jessaul ist dort ungefähr das was in dem türkischen Reich die Tataren, Vertrauensmänner der Provinz- oder Districtbefehlshaber, denen immer, je nach der Wichtigkeit des Postens, eine gewisse Anzahl derselben zugetheilt ist, die von ihnen zur Ueberbringung von Depeschen, zu Verhaftsvornahmen, Ueberantwortung der Inhaftirten an ihren unmittelbaren Bestimmungsort, Begleitung der im Dienste der Krone reisenden Civil- oder Militärbeamten und der Behörde empfohlenen oder anvertrauten Personen u. s. w. verwendet werden. Die Jessauls sind in die Landestracht gekleidet und nach Landesgebrauch bewaffnet, und sie unterscheiden sich von einem gewöhnlichen, gutausgerüsteten und gut berittenen Eingebornen nur durch eine metallene Platte auf der Brust, worauf ihr Beruf in russischer Sprache angeführt steht.

Das Festungsthor, durch welches ich erst in später Morgenstunde Schuscha verließ, befindet sich an einem der höchsten Punkte der ungeheuern Ringmauer, und es ging also von meinem Quartier in der untern Stadt bis dahin noch eine ziemliche Strecke immer bergan. Da nun die ganze Breite des Kammes von dem Walle eingenommen ist, so war das Thor kaum paßirt, als ich schon anfing bedeutend bergabzusteigen, bis in die Tiefe einer Schlucht, von wo ich auf steilen Pfaden einige Stunden vor Sonnenuntergang meine erste Station Oalá-derest erreichte. Hier mußte ich mich schon entschließen, über Nacht zu bleiben, da es nicht nur gefährlich, sondern verboten ist in diesen Gegenden nach Sonnenuntergang zu reisen, und daher nicht die Rede seyn konnte, an demselben Tage noch eine Station zurückzulegen. Es ist dieses ein großes Dorf, ebenfalls auf einer scharfen Gebirgskante gelegen, von welcher man auf allen Seiten in die umliegenden Schluchten hinabsieht. Die Einwohnerschaft ist meistentheils christlich. In der Nähe begegnete mir zum erstenmal eine sonderbare Gattung Schafe, die nicht nur sämmtlich ohne Hörner, sondern auch der Ohrenlappen ganz entblößt waren, was ein seltsames Ansehen hatte, aber dem Thiere in meinen Augen keine Zierde verlieh. Diese Abart scheint dem Lande oder vielmehr der Gegend eigenthümlich zu seyn, denn sie ist mir sonst nirgends vorgekommen.

Von Oalá-derest blieb der Weg fortwährend sehr steil, durch dichte Waldungen führend, wo das Fortkommen die jähen Anhöhen hinab um so beschwerlicher wurde, als ein frisch gefallener Regen den Pfad sehr schlüpferig machte. Dieses mühsame Reiten dauerte, bis ich gegen Mittag in das Häkäri-Thal hinabgestiegen war, welches von einem reißenden Fluß, der denselben Namen führt, also Häkäri-Tschai genannt, durchströmt wird. Eine schöne, massive, steinerne Brücke ist über dieses Gewässer gebaut, ich fand sie aber abgebrochen, wahrscheinlich weil bei hoher Fluth ein oder zwei Pfeiler fortgerissen worden, was also seit mehrern Monaten geschehen seyn mußte; es wurde jedoch, wie ich in der Entfernung sah, Anstalt zum Wiederaufbau getroffen. Die einstweilen errichtete Nothbrücke war ein mißliches, hölzernes Bauwerk, auf welchem der Uebergang nur schwierig bewerkstelligt ward, und man mußte während dessen in jedem Fall absitzen.

Oberhalb der steinernen Brücke hatte ich das große Dorf Goronsfur links gelassen. Dort verändert sich allmählich das Gemälde, indem die Landschaft sich immer mehr von Waldung lichtet, und bald ganz davon entblößt ist. Noch eine Stunde nach Betretung des linken Ufers führt der Weg an einem sanften Abhang zwischen Obst- und Weingärten, die sämmtlich der Gemeinde Goronsfur angehören und sich bis unweit der 15 Werst von Oalá-derest entfernten Station Degh erstrecken. Dieses am Rande einer Hochebene befindliche, ebenfalls ziemlich große Dorf hat zum Grundherren einen Tatarenhäuptling, Namens Essad-Beg, der hier eine ansehnliche Stuterei und einen zahlreichen Marstall ausgezeichneter Exemplare der berühmten Oara-bagh-Zucht besitzt, deren Besichtigung mich für das mehrstündige Ausbleiben der Relaispferde und für das langweilige Warten auf dieselben einigermaßen entschädigte. Der Ort hat eine größtentheils muselmännische Einwohnerschaft, welche überall in Transkaukasien, auch bei den geringfügigsten Veranlassungen, einen systematischen oder instinctmäßigen passiven Widerstand leistet. Es gibt nämlich, wie schon angedeutet, regelmäßige Posthäuser und Poststallungen auf dieser Straße nicht, die Pferde

Digitized by Google

werden daher requirirt, und die Einwohner sind also verpflichtet, sie zum öffentlichen Dienste herzuschaffen, was jedoch nicht als eine dem Lande aufgebürdete Last betrachtet werden kann, da die Miethe nach einer gesetzmäßigen, höhern Taxe als der Posttarif in Rußland entrichtet wird, die so mäßig sie ist, dennoch bei dem bedeutenden Pferdestand in jedem Dorfe und der Wohlfeilheit des Futters als reiner Gewinn betrachtet werden kann, in Gegenden, wo die baare Circulation sich gegen diejenige in Mitteleuropa vielleicht wie 1 : 5 verhält.

Nach einer gewaltigen Geduldprobe endlich in Stande gesetzt meine Reise fortzusetzen, verfolgte ich eine Strecke weit die erwähnte Hochebene, und gelangte in ein Thal, das ich mit unzähligen Obas (Filzzelten) besetzt fand, deren Bewohner sehr emsig mit Zusammenrollen ihrer Teppiche, also mit den Vorbereitungen beschäftigt waren, ihre Winterquartiere, nämlich ihre Dörfer zu beziehen.

Von da führt die Straße auf ein Plateau, welches sich bedeutend weit in dem Gesichtskreis meiner Richtung erstreckte, das ich aber bald verließ, um mich links wendend die Station Goruß aufzusuchen, wo ich Pferde wechseln und Nachtlager halten sollte. Diese Flankenbewegung führte mich sehr gähe bergab; an beiden Seiten des Abhangs sieht man Felsen von der seltsamsten Gestaltung, bald unzählige, spitze Kegel, bald tiefe Höhlen u. s. w. bildend, sämmtlich gleichsam in drohender Stellung die Stadt Goruß überhängend. Dadurch dann, daß diese in der Tiefe eines engen Thales liegt und deren Häuser staffelförmig eines über das andere erbaut sind, gewinnt das Bild ein wildes, schauerliches Ansehen.

Goruß ist übrigens für diese Gegend ein ziemlich bedeutender Ort, an beiden Ufern des dieses Thal durchströmenden kleinen Flusses Goruß-Tschai, der sehr reißend ist, gelegen, nämlich die Wohnhäuser am linken und die Harmans (Scheunen und Dorfplätze) am rechten Ufer, weil dieses ganz flach ist. Diese kleine Stadt ist der Sitz des Moghro (tatarisch) oder Esldiatel (russisch), was so viel bedeutet als District-Statthalter, eine Stelle, die überall in Transkaukasien mit bedeutenden indirecten Vortheilen für den Inhaber verbunden seyn soll. Der gegenwärtige Moghro war ein armenischer sogenannter Fürst, Namens Dschehanghyr Bey, ein sehr artiger, leutseliger Mann, bei dem ich eine Aufnahme fand, die so vortrefflich war wie seine Bewirthung. Als ständiger Gast traf ich in seinem Hause einen Sachsen, der bei der Landesvermessung angestellt und von Elisabethpol zu diesem Behufe hieher geschickt worden war. Neben köstlichem Kacheti-Wein, als gewöhnliches Getränk bei Tische, hielt unser Wirth sich für verpflichtet, auf ächt russische Weise auch einige Flaschen Champagner und Porter zum Besten zu geben, was ich insofern sehr bedauerte, als solcher Luxus, oder vielmehr solche Prunksucht in dieser Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt mir eine sehr widersinnige Verschwendung erschien.

Morgens darauf ward der Goruß-Tschai auf der Furte überschritten (ich finde in meinen Notizen nicht bemerkt ob aus gänzlichem Mangel an Brücken — während doch die Einwohner einen Theil ihrer Mobilien und Vorräthe auf der andern Flußseite haben — oder weil die Brücke von unserm Uebergangspunkte entfernt war), wonach es am rechten Ufer noch eine kleine Strecke in der Ebene fortging; dann hatte ich eine steile Anhöhe zu ersteigen, die mich wieder auf die Hochfläche führte, von welcher ich Tags zuvor Behufs des Pferdewechsels und des Nachtquartiers abgekommen war — ein bedeutender, aber unvermeidlicher Umweg! Diese Steppe, welche von dem Punkte, wo ich sie wieder betrat, bald sehr steinig wird, heißt Utsch-Thepe, von drei isolirten conischen Hügeln, die man dort in geringer Entfernung von einander sieht. Eine entsetzliche Wüstenei, ohne Wasser und ohne den geringsten Pflanzenwuchs! Im Winter sollen hier neben grimmiger Kälte schreckliche Sturmwinde mit Schneegestöber herrschen, wo dann die gerade durchziehenden Karawanen oder einzelne Reisende in eine verzweifelte Lage gerathen, und nicht selten ein Theil der Leute und der Thiere jämmerlich dabei umkommen. Man erblickt in dieser Einöde ein einziges verfallenes, allen Winden offenes Gebäude, das man mir als ein Zufluchtshaus gegen die Wuth der Elemente bezeichnete. Ich hätte aber demselben eher die Bestimmung eines Gebeinhauses zugemuthet.

Allmählich senkt sich diese Hochebene, ohne daß die Gegend von ihrem unwirthlichen Charakter noch etwas verloren hat, und erst gegen den Rand der Anhöhe, oberhalb Dara-Kilisse, sahen wir wieder einige Saatfelder. Hier wurde meine Aufmerksamkeit auf einen niedrigen kuppelförmigen Felsen gelenkt, der oben eine natürliche kleine Erhöhung in der Gestalt eines Hornes hat, welcher man die sonderbare Eigenschaft zuschreibt, durch Daranreiben des Bauches die Fruchtbarkeit der Weiber zu fördern, die deßhalb weither zu diesem Wundersteine wallfahrten sollen. In der That erschien das Horn ganz glatt und glänzend, was ich als einen Beweis, wo nicht von der Wirksamkeit des Processes, doch von der häufigen Anwendung desselben ansehen mußte.

Das ansehnliche Dorf Dara-Kilisse (mit dem Orte gleichen Namens in Armenien nicht zu verwechseln) erhebt sich in kleiner Entfernung vom Fuße jener Hochebene über den Fluß Basar-Tschai, der sehr fischreich ist und wo man besonders vortrefflich schmeckende, ziemlich große Lachsforellen fängt. Die Einwohnerschaft ist ausschließlich armenisch. Hier wird die Ortsbenennung durch eine am höchsten Punkte desselben gelegene, schwärzlich aussehende, alte Kirche von schlankem Bau und schönen architektonischen Formen illustrirt; ein merkwürdiges, noch ziemlich gut erhaltenes Gebäude, welche letztere Bezeichnung sich jedoch nur auf das Schiff der Kirche bezieht, da der Dachstuhl eingestürzt ist, was aber nicht hindert, daß regelmäßig und täglich hier Gottesdienst gehalten wird.

Von Goruß nach Dara-Kilisse, das ein Postrelai ist, rechnet man 20 Werst, und ich rastete hier eine Stunde zum Mittagsimbiß und zum Pferdewechsel. Der Basar-Tschai hat an dieser Stelle wenigstens keine Brücke, und ich hatte also über die Furt zu reiten, wobei, obschon es in der Jahreszeit des niedrigsten Wasserstandes war, die Pferde bis an den Bug tauchten. Wie demnach der Uebergang in den Monaten der hohen Gewässer von statten geht, ist mir unerklärbar geblieben, da ich nirgends die Spur einer Fähre oder eines sonstigen Ueberführungsmittels erblicken konnte. An solchen Belegen für die von der russischen Regierung den Bedürfnissen des Landes und seiner Bevölkerung gewidmeten Sorgfalt fehlt es überhaupt in Transkaukasien nirgends.

Ueber eine hügelige Gegend von gutem Weideland gelangte ich nach dem beiläufig zwei Stunden von Dara-Kilisse entfernten armenischen Dorfe Masura, wo ich übernachtete. Das Ziel meiner heutigen Tagreise hätte eigentlich nach der gewöhnlichen Eintheilung der Stationen die Militärcolonie Besch-nagh, und mein Nachtquartier, kraft eines in meiner Brieftasche befindlichen Empfehlungsschreibens des Natschalnik von Dara-bagh,

Digitized by Google

bei dem Commandirenden derselben seyn sollen. Aber theils weil die mitreitenden Eigenthümer der in Dara-Kilisse gewechselten Pferde versicherten, es würde Nacht werden ehe wir daselbst eintreffen könnten, theils wegen meiner angebornen Abneigung gegen jeden Anspruch auf Gastfreundschaft und unentgeldliche Beherbergung, wo es nur immer thunlich ist, ließ ich mich überreden hier zu bleiben, obschon der erste Blick in den Ort mich belehrte, daß ich sowohl hinsichtlich der Verköstigung als der Wohnung schlecht aufgehoben seyn würde.

Dieses Dorf liegt übrigens sehr anmuthig in einem Thale mit fetten Triften, aber ohne den mindesten Baumwuchs, welcher bereits 40 Wersten herwärts mangelte. Uebrigens war meine Unterkunft wie vorausgesehen, in jeder Beziehung ärmlich. Von der spartanischen Abendmahlzeit nicht zu sprechen — ein ziemlich gewöhnliches Vorkommniß auf orientalischen Reisen — und obschon ich unter der vorne offenen Haushalle, also gleichsam im Freien, mein Nachtlager aufgeschlagen hatte, wimmelte es dennoch in den für mich ausgebreiteten Kilim, Ssilte und Jastik (Teppich, Polster und Kissen) mit Myriaden von Flöhen, die mich entsetzlich quälten, so daß ich überzeugt war, in den syrischen Dörfer, die ich bis dahin als den Hauptsammelplatz solchen Ungeziefers angesehen hatte, diese Plage nicht in so großem Maße ausgestanden zu haben. Ich brauchte daher nicht mich wecken zu lassen um der ständigen Verordnung zuwider lange vor der Morgendämmerung die Leute zum Satteln und Aufpacken anzutreiben, und es fing erst an zu grauen, nachdem ich schon eine gute Stunde zu Pferde gesessen und einem Nachtquartier den Rücken gekehrt hatte, wo wenig fehlte daß ich meine geringe Vorliebe für das Müssafirlik oder Mihmanlik als eitles Vorurtheil verwünscht hätte.

Eine Stunde von Masura hatten wir in der Tiefe einer Schlucht einen reißenden Wildbach, A'fili-Tschai, zu überfurten, von wo die Straße über eine beträchtliche Anhöhe führte, auf deren Culminationspunkt ich, obschon es noch im August war, bei Tagesanbruch die Kälte so schneidend fand, daß ich es nicht mehr im Sattel aushalten konnte, und gezwungen ward abzusteigen, um durch schnelles Laufen den Kreislauf des Blutes in meinen erstarrten Glieder herzustellen.

Am Rande dieser Hochfläche senkte sich der Blick eine große Strecke weit in die Windungen des tiefen und engen Koscha-Thales, an dessen Eingang die vorerwähnte Militärcolonie Beschnagh, Cantonirung des 5ten grusischen Bataillons, sich befindet. Wie in allen russischen und in den meisten europäischen derartigen Ansiedlungen, bildet diese eine einzige lange und schnurgerade Häuserreihe, die zwischen dem schroffen Gebirg und dem hier durchrauschenden Koscha-Tschai wie eingezwängt erscheint. Es ist also hier diese Gestaltung schon durch die Enge des Thales geboten. Die Häuser sind sämmtlich nach europäischer Art gebaut und weiß übertüncht. Unter den Soldaten und ihren Familien sah ich viele kränkliche Gesichter, die auf unzweideutige Weise einen ungesunden Aufenthalt verriethen, der übrigens schon durch die Lage des Ortes bedingt scheint. Wirklich soll zuweilen die Hitze hier unerträglich drückend seyn.

Es war noch in sehr früher Morgenstunde als ich in Beschnagh anlangte, der Herr Stationscommandant und dessen Familie lagen also noch in tiefem Schlafe, worüber ich keinen großen Verdruß empfand, indem ich dadurch befähigt ward mich unter Empfehlung und Entschuldigung des mitgebrachten versiegelten Briefes in die Hände eines Dieners zu entledigen und ohne weiteren Aufenthalt meine Reise fortzusetzen.

Das Koscha-Thal, in welchem die Straße nun bald am rechten bald am linken Ufer des gleichnamigen Flusses sich fortzog, öffnet sich nach einigen Stunden fächerartig in die unermeßliche und prachtvolle Ebene von Nachtschiwan, wo man von allen Seiten zahlreiche, große Dörfer sieht, in welchen der persische Baustyl wieder zum Vorschein kommt. Das bedeutendste unter ihnen, Schech-Mahmud, ein schöner wohlhabender Ort, wo ich eine halbe Stunde in einem schattigen Obstgarten rastete, war der letzte Ort, den ich vor der Ankunft in Nachtschiwan berührte.

Von Dara-Kilis bis hieher hatte ich nicht mehr Pferde gewechselt. Diese letzte Station beträgt mithin 60 Werste, und die Gesammtstrecke von Schuscha bis Nachtschiwan auf dieser kürzesten Gebirgstraße, 127 Werst (104 = 1°).

Züge der Buschmänner durch die Wüste.

Die Buschmänner treiben den Viehdiebstahl nicht wie Kafferstämme um das Vieh zu erhalten und zu züchten, sondern nur um es zu verzehren. Boers, Griquas und Betschuanas, welche sämmtlich Viehzüchter sind, leiden durch diese Raubzüge sehr, und sind gegen die Buschmänner so erbittert, daß sie dieselben ohne weiters niederschießen, wo sie solche treffen. R. Gordon Canning erzählt einen merkwürdigen Fall solchen Viehdiebstahls, wie er auf dem sogenannten Raw-Feldt weit im Innern geübt wurde. Die Buschmänner hielten sich jenseits einer gänzlich wasserlosen Wüste und wählten namentlich die trockene Jahreszeit zu ihrem Viehdiebstahl aus, so daß die Verfolger, die stets zu Pferde waren, kein Wasser für ihre Pferde fanden, während die Buschmänner auf folgende merkwürdige Weise sich versorgten. Sie hatten in langen Zwischenräumen in directer Linie quer durch die Wüste Stationen, wo sie mit Hülfe ihrer Weiber Wasser in Straußeneiern verbargen, das sie aus großer Entfernung herbeibrachten. Diese Stellen waren nur durch eine kleine Unebenheit im Boden bezeichnet, und die Buschmänner konnten sie bei ihrer vollständigen Kenntniß des Landes bei Tag und bei Nacht entdecken. So konnten sie ohne Besorgniß Viehheerden fortreiben, um die Qualen des Durstes bei den armen Thieren, die doch geschlachtet werden sollten, kümmerten sie sich nicht, und sie konnten ihren Marsch Tag und Nacht fortsetzen, während die berittenen Verfolger, die den Tag brauchten, um die Spur nicht zu verlieren, bei Nacht anhalten und bald aus Mangel an Wasser für ihre Pferde die Verfolgung aufgeben mußten.

Portugal im J. 1850 und der Graf von Thomar.

(Schluß.)

Allerdings zeigt das portugiesische Budget ein ungeheures Deficit, und dieß Deficit legt denen, die vom Schatze leben, große Opfer auf, aber Regierung und Parlament sind bemüht, dem Uebelstand möglichst abzuhelfen, ohne die Steuerzahlenden deßhalb mit neuen Lasten zu belegen, was nur die Schwierigkeit auf einen andern Punkt übertragen hieße. Was die Masse der Nation betrifft, so ist sie nicht unzufrieden, aus dem einfachen Grunde, weil, wenn auch die öffentlichen Finanzen überbürdet sind, doch jeder Tag neue Elemente des Privatreichthums entwickelt. Nur in ökonomisch sehr vorgeschrittenen Ländern, da wo die fictive Macht des Credits den Handel und die Production hauptsächlich nährt, da bringt die Armuth des Staats nothwendig auch Elend der Privaten mit sich. In Portugal zeigt sich dieser Zusammenhang nur noch von der erfreulichen Seite, durch die wohlthätige Reaction, welche der Fortschritt des Nationalwohlstands auf den öffentlichen Schatz ausübt. Wenn keine neue Unordnung die staunenswerthe Thätigkeit, welche die jetzige Verwaltung in den materiellen Reformen entwickelt, auf die eigentliche Politik zurücklenkt, und wenn namentlich der energische Wille, welcher die Seele dieser Reformen ist, nicht durch irgend eine unerwartete Intrigue gebrochen oder beseitigt wird, so kann Portugal am Ende des

Digitized by Google

Jahres 1851 leicht sich wieder in der so sehr zurückgewünschten Lage des J. 1845 befinden, um bald noch weiter vorzuschreiten.

Kürzlich hat es noch überdieß eine neue Gewähr der Ordnung erhalten durch ein von der Deputirtenkammer sanctionirtes Gesetz über den Mißbrauch der Presse. Wir könnten über die Ausschweifungen des Journalismus ziemlich blasirt seyn, die Septembristenblätter von Lissabon würden uns dennoch häufig überraschen. Wer sie nicht gelesen hat, kann sich keinen Begriff machen von der wahren Schamlosigkeit der jeden Tag widerlegten und immer wieder vorgebrachten Verleumdungen, wo die directe von Namensnennung begleitete Beleidigung sich nicht einmal mehr die Mühe nimmt, unter dem elastischen Vorwand der Discussion sich zu verstecken. Eine Straflosigkeit solcher Verleumdungen wäre höchst gefährlich in einem Lande, wo die öffentliche Meinung sich kaum gebildet hat und jedem etwas starken Druck nachgibt. Bei Gelegenheit des Repressivgesetzes hat die monströse Verschmelzung des Absolutismus mit der Demagogie sich aufs neue in ihrem ganzen Glanze gezeigt. Während das heftigste radicale Journal, die Revoluçao de Septembro, sich in aristokratischen Epigrammen gegen die „liberalen großen Herren" in der Pairskammer ergeht, finden die demagogischen Beschwerden ihre wüthendsten Vorkämpfer unter den letzten Anhängern Don Miguels.

Inzwischen hat die portugiesische Coalition, welche in der öffentlichen Meinung geschlagen, auf der Tribune besiegt und in der Presse im Zaum gehalten ist, dennoch einen neuen Alliirten gefunden, und zum allgemeinen Erstaunen ist der Herzog von Saldanha in ihre Reihen getreten! Ohne Rücksicht auf das edelmüthige Benehmen des Grafen von Thomar gegen ihn bei den Wahlen von 1847, und trotz der offenen, entschiedensten Unterstützung, welche dieser auf die Gefahr hin, seine Freunde und seinen eigenen Bruder von sich zu stoßen, seiner Verwaltung gewährt hatte, hat sich der alte Marschall aus irgend einem kindischen Verdruß officiell den Menschen angeschlossen, die ihn vor kurzem noch mit Beleidigungen überhäuften, und hat sich zum Vertheidiger, ja selbst zum Organ der groben Verleumdungen gegen den Ministerpräsidenten gemacht, dem er doch die vollständigste Zustimmung versprochen hatte. Die Strafe des 60jährigen Unbesonnenen ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Königin legte ihre sprüchwörtliche Nachsicht für den unklugen alten Mann bei Seite, der seine Treue und seinen Ruhm unter den Netzen zweier Factionen vergaß, und unterzeichnete das Decret, welches ihn seiner Hofchargen beraubte. Die Armee, über die er einen unbegränzten Einfluß ausübte, und die er in seinen Groll hineinzuflechten suchte, scheint ihn nicht mehr anzuerkennen. Der Marquis de Fronteira, Civilgouverneur von Lissabon, und dessen Bruder, der geachtetste Anführer der portugiesischen Armee, die ihm sonst den ganzen Einfluß ihrer hohen Fähigkeiten und ihres bedeutenden Namens geliehen hatten, haben sich von ihm getrennt. Der Herzog von Terceira, gleichfalls Marschall und durch einige Empfindlichkeiten von dem Grafen von Thomar getrennt, hat diesem jetzt offen seine Zustimmung versprochen. So viel Schlag auf Schlag sich folgende Täuschungen haben den Herzog von Saldanha nur noch mehr erbittert, und er benimmt sich jetzt in der Pairskammer ebenso heftig, wie der excentrische Graf von Lavradio, dessen Rathschläge übrigens der unglaublichen Verirrung eines Mannes, der seinem Lande noch große Dienste hätte leisten können, wenn er an seinem Platz geblieben wäre, nicht ganz fremd zu seyn scheinen. Das Verdrießliche an der Sache ist, daß der Graf von Thomar einen Theil seiner Thätigkeit, welche das erst begonnene Werk der nationalen Wiedergeburt erfordert, gegen eine Conspiration wenden muß, welche zahlreiche Familieneinflüsse gegen ihn aufregt, und deren erbittertste Anstifter auf den Bänken der Pairie sitzen.

Zum Glück steht der Graf von Thomar nicht allein. Im Cabinet erinnert der Finanzminister d'Avila, neben dem portugiesischen Narvaez, an die strengen und kühnen Plane des spanischen Finanzministers Mon. In der Deputirtenkammer, welche einer der Brüder des Grafen von Thomar, Hr. Rebello Cabral, leitet und präsidirt, stützt sich der kühne Reformator auf eine zahlreiche Gruppe praktischer Männer, welche seine Organisationspläne vortrefflich verstehen, und gerne in ihm das Emporkommen der Mittelclassen personificirt sehen. Eine wichtige Fraction der Pairskammer gewährt ihnen einen nicht minder einsichtsvollen Beistand. Dabei können wir nicht unbemerkt lassen, daß wenn der Unterricht der Massen des Volks noch kläglich vernachlässigt ist, die reichen oder wohlhabenden Classen, namentlich die Gruppe, aus der die höhere Verwaltung und das Parlament sich recrutiren, einen zahlreichen Stamm fähiger Köpfe zählt. Die portugiesischen Universitäten haben fast nichts von ihrem alten Glanz verloren, und vierzig Jahr voll Unruhen, welche die Aufmerksamkeit der helleren Köpfe dieser Classen auf die öffentlichen Angelegenheiten lenkten, haben ihre politische und staatswirthschaftliche Erziehung vollendet. Ein solcher Mangel im Gleichgewicht zwischen den beiden Polen der portugiesischen Staatsgesellschaft ist allerdings sehr schlimm, hat aber doch auch einige Vortheile: eben dadurch, daß das portugiesische Volk ganz unwissend ist, konnte es auch von der krankhaften Ungeduld frei bleiben, welche jede Halbwisserei begleitet, und welche gleichsam das obligate Fieber dieser moralischen Inoculation ist. Die politischen Rechte gehen bei ihnen mit Einem Wort dem politischen Ehrgeiz voran, die Revolution steigt von oben herab, und die Revolutionen, die von oben ausgehen, sind im allgemeinen die raschesten und sichersten, denn die Hand, welche treibt, ist auch dieselbe, welche leitet und zurückhält. Man könnte sogar behaupten, daß nur diese Revolutionen von unfehlbarem Erfolg sind. Das Wichtigste ist, daß der Anstoß fortdauernd und gleichförmig sey, und in dieser Beziehung hat Portugal eine mächtige Garantie der Sicherheit für sich. Die Klugheit der Königin, die männliche Festigkeit, die sie gewissen Zudringlichkeiten entgegenzusetzen weiß, lassen einigen Coteriesführern, welche gerne die gewandte und ausdauernde Politik des Grafen von Thomar durch ihre alte Unerfahrenheit ersetzen möchten, wenig Hoffnung auf Erfolg. Er allein hat die conservativen Elemente aufgefunden, er allein hat sie geordnet, er allein hat auch das Recht sie zu führen.

Wir glaubten ein ganz besonderes Gewicht auf die persönliche Rolle des portugiesischen Ministers legen zu müssen, weil seine Stellung der Ausgangspunkt einer wahren nationalwirthschaftlichen Revolution der Halbinsel ist. Die unübersteigliche Mauer, die sich seit anderthalb Jahrhunderten zwischen Spanien und Portugal erhob, wird jetzt von beiden Seiten zugleich untergraben. Während das erstere keck mit dem Prohibitivsystem bricht, erinnert sich letzteres plötzlich, daß es auf einer Strecke von 130 Leguas an den Continent stößt, und verlangt laut durch das Organ seiner Deputirten und seiner Municipalkammern Landstraßen. Die Compagnien und die Regierung Spaniens projectiren Canäle und Eisenbahnen nach der portugiesischen Gränze, und der portugiesische Handel spricht sich für die Schiffbarmachung des Duero aus. So nähern sich beide Länder: für Spanien ist diese Annäherung bereits eine Nothwendigkeit geworden, und wenn die Ordnung in Portugal sich befestigt, so wird dasselbe auch bald in Portugal eintreten. Man stellt sich die Hindernisse, welche aus der exceptionellen Stellung Portugals zu England hervorgehen können, gewöhnlich zu groß vor. Die politischen Unmöglichkeiten von heute werden mehr und mehr zu staatswirthschaftlichen Bedürfnissen von morgen, und bald dürfte man sich nicht mehr sonderlich wundern, wenn dieß kleine Land, wo die brittische Ausdauer den Hebel ansetzte, um den ganzen Continent gegen Frankreich aufzuregen, der Stützpunkt einer viel dauerhafteren und fruchtbareren Coalition würde, der Zollvereinigung des europäischen Nordens und Südens.

Der Verbrauch von Elfenbein in Sheffield, wo es zu Handgriffen für Messerschmiedwaaren benutzt wird, geht ins Ungeheure. Man braucht etwa 180 Tonnen hier, was, den Stoßzahn auf 9 Pfd. im Durchschnitt geschätzt — einige wiegen 60—100 Pfd. — etwa 45,000 Zähne voraussetzt. Nach dieser Berechnung müssen nur allein für Sheffield jährlich 22,500 Elephanten getödtet werden. Nimmt man jedoch an, daß einige Zähne von den Thieren abgeworfen werden, andere aber sterben, so muß man die Zahl der getödteten Elephanten immer noch auf 18,000 anschlagen. (Edinb. Philos. Journal. Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 201. 22 August 1850.

Die dießjährige Parlamentssession.

2. Die kritische Zeit nach Ostern.

Vor Ostern hat man die gegenseitigen, strittigen Ansichten ausgetauscht, und die Schaaren ordnen sich bis zu einem gewissen Grade genauer als vorher, nach Ostern kommt es zu ernstern Kämpfen, wenn auch nicht zu einer Entscheidung. Daß es im Laufe dieser Session zu keiner Entscheidung hinsichtlich des Ministeriums kommen werde, hatten die Vorgänge vor Ostern deutlich gezeigt. Gleich nach der Eröffnung am 8 April ließ es sich indeß für die Minister sehr schlecht an. Am ersten Tage, dem 8 April, brachte Cap. Boldero eine Frage über die Stellung der Militärärzte auf den Schiffen vor, denen man nicht die ihrem Rang und ihrer Stellung angemessene Unterkunft gewähren will, das Ministerium widersetzte sich der Anregung der Sache, blieb aber mit 40 gegen 48 Stimmen in der Minorität. Die Sache hatte zu geringen Bezug auf Politik, um von Bedeutung zu seyn, war aber ein böses Omen, denn am nächsten Tag (9 April) schlug Lord Duncan die Abschaffung der Fenstersteuer vor, welche 1,800,000 Pf. St. einträgt, und blieb, obgleich die Minister, Sir Ch. Wood der Finanzminister voran, unguibus et rostro dagegen kämpften, nur mit 3 Stimmen (77 gegen 80) in der Minorität. Ein solcher Sieg des Ministeriums glich einer Niederlage aufs Haar, wenn man bedenkt, daß das Ministerium durch ein mäßiges Beitreiben von Mitgliedern, die mit ihm stimmen müssen, stets eine solche Majorität erschaffen kann. Die Fenstersteuer hat alle möglichen Nachtheile gegen sich; indem namentlich die geringeren Häuser, um die Steuer zu sparen, sehr wenig Fenster anbringen, also Luft und Licht ausschließen, wird der Gesundheit von Tausenden unersetzlicher Schaden zugefügt, während man ungeheure Summen für Sanitätscommissionen hinauswirft; zudem ist die Steuer in ihrer Wirkung höchst ungleich: in kleinen ärmlichen Straßen macht sie 30 Proc. des Miethwerthes aus, in großen stark besuchten Straßen kaum 2½ Proc. Irland zahlt die Steuer gar nicht, und selbst in England und Schottland sind der Ausnahmen unzählige, zum Theil sehr bedeutender Art, denn alle Pachthäuser von Pächtern, die unter 200 Pf. Pacht zahlen, sind frei, eben so Manufacturgebäude u. s. w. Jedenfalls mag sich der Finanzminister die Abstimmung für künftiges Jahr hinter die Ohren schreiben.

Kaum war das Ministerium am 9ten mit Noth einer Niederlage entgangen, so erlitt es am 10ten eine sehr empfindliche. Eine bedeutende Ausdehnung der Rechtsbefugnisse der Grafschaftsgerichte war vorgeschlagen worden, und die ganze Tendenz der Bill war ein offenkundiger Tadel gegen den kostspieligen und langsamen Proceßgang in den höhern Gerichtshöfen. Vergebens widersetzte sich die Regierung, vielleicht nicht ohne gute Gründe, einer solchen Ueberbürdung der Grafschaftsgerichte, die jedenfalls die Folge seyn müßte; die Uebel des bisherigen Gerichtswesens drückten zu schwer, und das Ministerium blieb mit 67 Stimmen gegen 144 in der Minorität.[1] Man erkannte jetzt, daß ein ernster Schritt geschehen müsse, um die Kraft des Ministeriums wieder zu stählen, und wohl hauptsächlich aus diesem Grunde machte Lord J. Russell, zwei Tage nachher (am 12ten) den Vorschlag, eine Committee niederzusetzen, um die Gehalte und Emolumente der Aemter, welche von der Krone an Mitglieder des Parlaments vergeben seyen, ferner die der richterlichen Beamten in den höhern Gerichtshöfen, so wie die Kosten diplomatischer Anstellungen zu untersuchen." Der Zweck war augenscheinlich das Parlament mit den beabsichtigten Veränderungen solidarisch verbindlich zu machen; das wollte aber eben die Opposition nicht, das Ministerium sollte die Vorschläge auf eigene Verantwortlichkeit machen. An die höchst bezahlten Stellen sollte jetzt das Messer angesetzt werden, und dieß für sich allein zu thun hatte das Ministerium keine Lust. Dießmal hatte das Ministerium seine Maaßregeln ergriffen und den ganzen Heerbann aufgeboten; so siegte es mit 250 gegen 159 Stimmen, und als ein ziemlich radicales Mitglied, um die Minister in Verlegenheit zu setzen, darauf antrug auch die kirchlichen Einkünfte in die Untersuchung mit aufzunehmen, fiel die Abstimmung mit 208 gegen 95 für die Minister aus, da natürlich die Tories, welche vorher gegen das Ministerium gestimmt hatten, dießmal sich entfernten oder für das Ministerium stimmten.

Die Freude über diesen Sieg dauerte nicht lange, denn der Kanzler der Schatzkammer trat am 15. mit dem Vorschlage auf, daß das Haus über seine unglückliche Stempelbill in Committee gehen solle. Dieß wurde zwar nach hitzigem Streit zugestanden, aber Sparsamkeitsmänner, wie Hume, Freihändler wie Bright, und Tories, wie Disraeli und Sir H. Willoughby machten gemeinsame Sache dagegen, und ein Amendement dieses letztern, welches den Hauptsatz der Bill, daß die Steuer nach Maaßgabe der Größe der in den Verträgen bezeichneten Summe steigen soll (ad valorem duty), umstieß, wurde mit 164 gegen 131 Stimmen angenommen, worauf der Kanzler der Schatzkammer vorerst seine Bill, die er schlecht überlegt hatte, zurückzog. Die ad-valoram-Steuer war eine Plusmacherei, welche namentlich den Grundbesitz, welcher Capitalien aufzunehmen suchte, hart traf,

[1] Was diese Minorität noch auffallender macht, ist der Umstand, daß von den 67 Mitgliedern, welche für das Ministerium stimmten, nicht weniger als 32 Beamte waren.

Digitized by Google

aber auch diejenigen, welche diesem Grundsatz nicht entgegen waren, wollten die Bill nicht, und Bright erklärte geradezu, es befänden sich gegenwärtig gewiß nicht drei Mitglieder im Hause, welche die Tendenz und Folgen der Bill überschauen könnten, und er verwahre sich gegen eine so unbesonnene Gesetzgeberei. Der Vorwurf war nicht unbegründet; das Stempelgesetz, das auf so mannichfache Weise in allen Geschäftsverkehr eingreift, hatte seit 35 Jahren bestanden, man hatte sich in dasselbe hineingewöhnt und hineingelebt, das Verlangen also, daß man einer Aenderung desselben eine genaue Untersuchung durch sachkundige Männer vorangehen lassen solle, war nicht unbillig. Die Niederlage, welche das Ministerium, oder mindestens der Kanzler der Schatzkammer, in dieser Angelegenheit erlitt, war eine der empfindlichsten der ganzen Session, denn sie war geradezu eine Erklärung gegen seine politische Redlichkeit und seinen Geschäftstakt, ein Ding, wovon das Ministerium überhaupt, wie wir später noch sehen werden, im Laufe dieser Session kein glänzendes Zeugniß ablegt.

Die nächsten anderthalb Monate des Parlaments, wo allerdings Geschäfte in Menge abgemacht wurden, zeichneten sich durch eine Art widerliches Zerren aus, wo keiner nachgab und keiner siegen konnte. Hr. Gibson trug am 16 April auf eine Abschaffung der sogenannten „Steuer auf Kenntnisse" (taxes on knowledge) an, d. h. der Papiersteuer, der Stempelsteuer auf Zeitungen und Annoncen und des Zolls auf fremde Bücher. Der Betrag der Steuern, deren Abschaffung hier gefordert wurde, betrug 1,379,000 Pfd.; die Gründe, welche man für die Abschaffung vorbrachte, waren ganz vortrefflich, aber noch schwerer wogen die des Finanzministers, daß man nicht ins Blaue hinein sich zu einer Abschaffung von Steuern verpflichten soll, ohne sie auf irgend eine Weise zu ersetzen. Der Antrag fiel mit 189 gegen 90 Stimmen. Ebenso, und aus denselben Gründen erging es dem Antrag Hrn. Ewarts auf Abschaffung der Annoncensteuer am 7 Mai, der gar mit 208 gegen 39 verworfen wurde. Der Stempel auf Marine-Assecuranzen, der allerdings seit der Aufhebung der Schifffahrtsacte eine unbillige Last für die Rheder ist, sollte nach Macgregors Vorschlag am 26 April abgeschafft werden, der Antrag fiel aber gleichfalls mit 156 gegen 89.[1] Wenn die Nothwendigkeit gebot, allen diesen Forderungen ein financielles Veto entgegen zu setzen, so war dagegen die Regierung in einer sehr unbeneidenswerthen Lage, daß sie einer neuen Auflage des früher schon erwähnten Antrags von Drummond über die Ermäßigung der Gehalte (am 30 April) gleichfalls ein Veto entgegensetzen mußte; der Antrag ward mit 269 gegen 137 verworfen, denn er war zu allgemein gefaßt, und wenn auch der Kanzler der Schatzkammer selbst und Sir R. Peel vieles was der Antragsteller Hr. Henley vorbrachte, durchaus guthießen, so konnte sich die Regierung doch nicht zu einem solchen allgemeinen Satz verpflichten, der auch Besoldungen angreifen mußte, die keineswegs übertrieben waren.

Daß die Debatte über diesen Antrag wieder die Färbung einer Freihandelsdiscussion annahm, ist nicht zu verwundern. Diese durch die ganze Staatsgesellschaft gehende Dissonanz der Ansichten und Interessen mußte sich hin und wieder geltend machen, im Oberhause, wo der Gegenstand am 23 April, am 2 und 27 Mai, im Unterhaus, wo er am 25 April gelegentlich besprochen wurde. Er kehrte unaufhörlich wieder, und zwar am 14 und 31 Mai in aller Form Rechtens durch die Anträge von Berkeley über die Einfuhr von Korn (s. Ausland Nr. 124) und von Sir Fowell Burton (s. Nr. 142) über die Zuckercolonien und deren Benachtheiligung durch den Sklavenhandel, aber ein Rückgehen von der Freihandelspolitik in Bezug auf die Colonien hat wegen Brasilien seine besondern Schwierigkeiten und ist in Bezug auf England selbst zum mindesten noch keineswegs reif. Hrn. Berkeley's Vorschlag fiel mit 289 gegen 184 Stimmen, der Hrn. Burtons nur mit einer Minorität von 41 Stimmen in einem Hause von 509 Mitgliedern. Wir haben den obigen Mittheilungen, namentlich in Nr. 142, hier nichts hinzuzufügen, als daß sehr wesentliche Interessen Englands bei der Frage auf dem Spiel stehen, sie mag nun in diesem oder jenem Sinne entschieden werden. Die schlimme Lage der Westindier ist nicht zu läugnen, und keine noch so kunstvoll zusammengestellten Zahlen — wie dieß von Seite des Erzfreihändlers Hrn. Wilson geschah — werden die Thatsache wegdisputiren können. Sehen wir aber von dem specifischen Gehalt der Debatte ab, und gehen auf die Parteistellung über, so brauchen wir nur eine Stelle aus den Times (vom 3 Junius) zu citiren, welche den ganzen Verlauf sehr richtig schildert: „die Frage betraf scheinbar nur die westindischen Interessen und den Sklavenhandel, verlor aber bald ihre eigentliche Bedeutung, und der darauf folgende Kampf fand die Protectionisten verstärkt durch einen Phalanx philanthropischer Freihändler in hoffnungsvoller Schlachtordnung gegen die Politik der Regierung. Es ließ sich keine günstigere Gelegenheit erdenken. Der ursprüngliche Antrag betraf eine Erneuerung des Schutzsystems, gegen die sich am wenigsten einwenden ließe; er kam von einem Freihändler und wurde unterstützt durch einen Freihändler. Oberst Thompson sprach die Ansicht des halben Hauses aus, wenn er sagte, in den Freihandelsgrundsätzen liege nichts, was ihn hindere für einen Zoll zu Gunsten der westindischen Pflanzer zu stimmen. Aber jede Wendung der Debatte zeigte die indirecte Gefahr einer Nachgiebigkeit. Was man den Gründen der Menschlichkeit gewährt hätte, wäre auf Rechnung der Handelsgrundsätze gesetzt worden, und ein Kampf der nur für die Interessen der Neger[1] begonnen wurde, wäre zu einem Triumph für das Schutzsystem geworden."

Es liegt hierin just genug, um zu ersehen, in welches fatale Dilemma die ganze Freihandelspolitik hineingerathen ist. Ein Sieg des Ministeriums mit 41 Stimmen in einem Hause von 509 anwesenden Mitgliedern ist ein theurer Sieg, und die Regierung darf nicht viel ähnliche erfechten. Dem unverschleierten Antrag Berkeley's war unmittelbar eine große Demonstration der Protectionisten vorangegangen. Die Deputirten einer großen Anzahl Grafschaften und Städte hatten sich in London zusammengefunden, um über gemeinsame Schritte zu berathen. Eine Deputation derselben hatte sich zu Lord John Russell begeben, von diesem aber keine sehr erfreuliche Antwort erhalten. Eine zweite Deputation begab sich nun zu Lord Stanley, der ihnen seine schwierige Stellung im Parlament auseinandersetzte, und sie deutlich darauf hinwies, daß er zwar eine Umänderung der Handelsgesetzgebung für unerläßlich und unvermeidlich halte, daß sie aber noch nicht so nahe sey als manche glaubten; die Folgen des Freihandels müßten sich im ganzen Lande noch mehr entwickeln, und es sey die Aufgabe derer, welche eine Aenderung der Handelspolitik erstrebten, ihre Beobachtungen in dieser Beziehung zu veröffentlichen und dadurch allmählich die öffentliche

[1] Eben so ging es später am 5 Julius mit Tayleys Vorschlag zur Abschaffung der Malztaxe, die 5 Mill. Pfd. einträgt; der Antrag ward mit 247 gegen 123 Stimmen verworfen.

[1] Ein den Engländern sehr gewöhnliche Wortverwechslung, man meint damit nur die Pflanzer.

Digitized by Google

Meinung, die jetzt noch großentheils für Freihandelsmaaßregeln eingenommen sey, umzustimmen. Kurz Lord Stanley legte den ganzen Plan dar, wie er in Bezug auf die Freihandelsfrage zu handeln gesonnen sey.

Während aber so die Discussion über die staatswirthschaftlichen Verhältnisse des Landes sehr offen und ungenirt vor sich ging, wurden andere Dinge in Anregung gebracht, fast eingestandenermaaßen nur um die Regierung zu schwächen, und sie in eine falsche Lage zu bringen. Dazu gehörten die Fragen über das irische Wahlsystem und die auswärtige Politik. Wir haben früher schon erwähnt, daß man nach der Katholikenemancipation sich veranlaßt gesehen hatte, das Wahlsystem in Irland, welches allen Pächtern, die 40 Sch. Pacht zahlten, das Wahlrecht verlieh, zu ändern; die mannichfachen Beschränkungen denen man es damals unterwarf, wirkten aber im Laufe der Zeit so mächtig, daß die Wählerzahl allmählich bis auf 50,000 herunter sank, eine Zahl, die mit der Gesammtbevölkerung von 8 Mill. in gar zu großem Widerspruch stand. Eine Aenderung ward also geboten und die Nothwendigkeit auf allen Seiten anerkannt, es fragte sich aber, wie weit sich solche erstrecken solle. Die Regierung schlug einen Census von 8 Pf. vor, so daß alle deren Pacht oder Miethwohnung sich auf so viel beliefe, das Stimmrecht haben sollten. In den Verhandlungen wurde unaufhörlich geltend gemacht, eine solche Wählermacht untergrabe die Kirche in Irland und das ganze gesellschaftliche Verhältniß, in Wahrheit aber war der Grund ihres Widerstandes hauptsächlich der, daß bei einer Wählerzahl von 264,000 — auf so viel schlug Lord J. Russell die Zahl bei einem Census von 8 Pf. an — die liberale Partei in Irland überhaupt das Uebergewicht haben konnte, und nach England an ihre Freunde schrieb, daß bei einer Hinaufsetzung des Census auf 15, wie die Tories beantragt, und welche die Zahl der Wähler auf 144,000 ermäßigt hätte, ihre Stellung im Parlament im Fall einer neuen Wahl nicht mehr haltbar sey. Darum beharrten beide Theile hartnäckig auf ihrem Wahlcensus, die Lords nahmen 15 Pf. an, und als die Bill deßhalb ans Unterhaus zurückging, setzte Lord John Russell (am 30 Jul.) nur mit Mühe ein Wahlcensus von 12 Pfund als Compromiß durch.[1] Die Gereiztheit, mit welcher beide Theile sich aussprachen, läßt durchblicken, was auf dem Spiele stand. Bright warf Lord John vor, er gebe aus Standesrücksichten dem Oberhaus nach, und Lord John blieb nichts schuldig, denn er warf Hrn. Bright vor, er arbeite am Sturze des Oberhauses und erstrebe eine einzige demokratische Versammlung. Man muß nicht vergessen, daß bei diesen bittern Vorwürfen Freihändler gegen Freihändler stand, daß also in diesem Punkt die Partei durchaus sich spaltete. Dieß hatte sich auch schon am 9 Jul. gezeigt, wo Hr. King, gereizt durch die Verhandlungen über das Wahlsystem in Irland von Seite des Oberhauses, den Vorschlag machte, „in den Grafschaften von England und Wales denselben Wahlcensus von 10 Pfd. einzuführen, wie in den Städten und Flecken Englands." Hr. Drummond, Hr. Wilson, Lord John Russel erklärten um die Wette, dieß laufe auf eine Republik hinaus, andere gingen so weit zu sagen, man wolle eine Republik herbeiführen. Der Antrag fiel durch mit 100 gegen 159 Stimmen, aber einestheils war diese Stimmenzahl selbst schon bedeutend zu nennen, anderntheils hatte man die Minister zur Erklärung genöthigt, daß die Wahleinrichtung in England ein Unsinn sey und nicht mehr lange in der jetzigen Form bestehen könne. Hr. Hume hatte gleich im Beginn der Session, schon am 4 Febr., Lord John Russell gefragt, ob er in dieser Session eine ausgedehnte Wahlreform vorzuschlagen beabsichtige; Lord John hatte dieß verneint, und somit den Reformern zu erkennen gegeben, daß sie von ihm vorerst, wenigstens ohne eine tüchtige „pressure from without" nichts zu erwarten hätten. Das blieb auf den Verlauf der Verhandlung nicht ohne Wirkung. Lord Stanley und seine Partei hatten also ganz sicher gerechnet, durch die Bekämpfung der irischen Wahlbill das Ministerium mit seinen eigenen Anhängern in Zerwürfniß zu bringen. Das war ihnen gelungen, und das Ministerium dadurch bei weitem mehr bloßgestellt worden: es kann sich jetzt weder auf die mit den Tories verschmolzenen Protectionisten, noch auf die Reformers unter der Freihandelspartei stützen; der Bruch zwischen diesen beiden ist durch die Wahlfrage entschieden worden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dieser sollte nach Lord John Russells Rechnung 172,000 Wähler ergeben.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Zweiter Abschnitt.

(Rev. des deux Mondes. 1 August.)

Ich habe die bedeutendste Ruinengruppe unter den zahlreichen Denkmalen beschrieben, welche man unter der allgemeinen Benennung Persepolis begreift. Neben diesem Palast erheben sich aber auch noch andere und nehmen die Aufmerksamkeit des Archäologen in Anspruch. Hinter der prächtigen Säulenreihe, die man oberhalb der großen Treppe von Tacht-i-Dschemschid trifft, findet man die Ruinen eines Gebäudes, das ein königliches Wohnhaus seyn mußte: es ist rechteckig, ruht auf einer Grundmauer, die sich drei Metres über den umliegenden Boden erhebt, und in großen regelmäßigen Lagen aufgeführt ist; einige Thüren und Fenster, deren Einfassung und Sturz nicht aus der Stelle gerückt sind, stehen noch aufrecht. Wahrscheinlich haben die ungeheuren Steinblöcke, aus denen sie bestehen, der Zerstörung getrotzt, während die dazwischen befindlichen, aus kleinerem Material erbauten Mauerstücke gänzlich verschwunden sind. Kaum findet man noch Spuren genug, um die innere Eintheilung des Gebäudes zu erkennen, doch konnte man vermittelst mehrerer an verschiedenen Stellen vorgenommener Nachgrabungen vollständigere Anzeichen entdecken, und sich überzeugen daß dieß wirklich ein Wohngebäude war.

Dieser Palast hatte zwei Façaden, die Ringmauern und die Treppen waren mit Sculpturen geziert, welche geschenketragende Personen, die Gruppe des Löwen, der den Stier niederwirft, und mit Lanzen bewaffnete Wächter darstellten; drei Inschriftentafeln befanden sich auf der Mauer der größern Freitreppe und eine in der Mitte der kleineren. Auf die erste Freitreppe laufen zwei Treppen mit 23 Stufen hinauf, auf deren jeder ein kleiner Mann dargestellt ist, welcher die Stufen hinaufzusteigen scheint. Diese Figuren tragen alle etwas, das sie dem königlichen Bewohner des Palastes darzubringen scheinen: die einen tragen unter dem Arm ein Reh, die andern haben Gefäße in der Hand, oder auf der Schulter einen schwer zu erkennenden Gegenstand, der einem kleinen Koffer gleicht. Die Analogie in der Ornamentation, wie in der Anlage, zwischen dieser Freitreppe und der der großen Colonnade wird durch die Basreliefs an der Stützmauer vervollständigt: hier findet man die symbolische Gruppe des vom Löwen zerrissenen Stieres, begleitet von blühenden Lotuszweigen, zwischen den Endschriftrahmen sind mit Lanzen bewaffnete Männer (Doryphoren.)

Ueber der gravirten Tafel in der Mitte bemerkt man den unteren Theil des Mihr oder Ferwer, eine symbolische Darstellung der beiden persischen Gottheiten Ormuzd und Mithra. Auf beiden Seiten dieses Emblems saß ein Thier, von dem man nur noch das Ende der Tatzen sieht, die denen des Löwen gleichen. Diese Verzierung war vervollstän-

Digitized by Google

bigt an dem zerstörten Theil der Brüstung, welche um die Terrasse der Freitreppe herumlief; verschlungene Lotusstengel bildeten auf jeder Seite eine zierliche Guirlande, die sich bis zu den Treppen erstreckte. Von hier aus gelangte man zu einem Porticus aus acht Säulen in zwei Reihen; das Profil des Gesimses, das längs dem obern Theil der Façade hinlief, ist durch eine Auskerbun angedeutet, deren Spur noch auf der Höhe der Eckpfeiler angedeutet ist.

Doch wir wollen jetzt ins Innere des Palastes eindringen; in der Mitte ist ein viereckiger Saal, mit welchem andere kleinere Zimmer in Verbindung stehen. Dieser Saal war mit Erde angefüllt, die wir wegräumen ließen, worauf 16 Grundsteine zum Vorschein kamen, die auf ebenso viel Säulen hindeuteten, welche einst die Decke trugen. Im Umkreis des Saals öffneten sich mehrere Thüren und Fenster, deren Seitenmauern aus sehr dicken Basaltblöcken bestanden, die mitten unter den Trümmern und dem Erdschutt, welche den Fuß der Mauern verbargen, aufrecht stehen blieben. Die rechteckige Form herrscht fast ausschließlich in den verschiedenen Theilen dieses Baus: alle Thüren, Fenster oder Nischen bestehen aus zwei Rahmen eines einzigen Blocks, über denen ein dritter Block, der als Karnieß dient, in rechten Winkeln ruht; nur die Vorderseite dieses Blocks ist nicht rechtlinig, sondern hohl und steht über das Simswerk vor. Dieß, so wie der Karniß darüber zeigen in ihren Profilen eine unwandelbare Aehnlichkeit: Thüren und Fenster schlossen vermittelst zweier Flügel, was sich aus den Kerben am obern Theil der Fensteröffnungen beweist, in denen augenscheinlich die Angeln eingefügt waren.

Aus den noch aufrechtstehenden Nebenpfeilern läßt sich ohne Mühe finden, daß in diesem Gebäude 12 Thüren waren, wovon mehrere noch unversehrt sind; alle ohne Ausnahme sind auf der Innenseite mit Sculpturen geziert, unter denen einige nähere Erwähnung verdienen. Zu diesen gehört namentlich das Hauptthor, das von dem Porticus in den Säulensaal führt; dieß Thor hat auf jeder Seite seiner Oeffnung ein Basrelief, das einen Mann darstellt, welcher in der einen Hand einen Stab, in der andern eine Art Blumenstrauß oder Lotusblüthe trägt. An dem Sonnenschirm und Fliegenwedel, die von zwei Dienern geringerer Größe über seinem Haupte gehalten werden, muß man in ihm den König erkennen. Im Hintergrunde des Saals sind zwei andere Thüren mit Sculpturen geschmückt, die denselben Gegenstand darstellen, den man übrigens sehr häufig auf den Denkmalen von Persepolis wiederholt findet.

Mit diesen Darstellungen der königlichen Majestät vermengen sich dann die Erinnerungen der persischen Mythologie. Der mythische Theil des alten Gottesdienstes nimmt, wie der Cultus der weltlichen Herrschaft des Monarchen, einen sehr großen Raum in den bildlichen Darstellungen zu Persepolis ein. Die unermittelten, phantastischen Symbole der persischen Religion, die theils der irdischen Welt entnommen, theils von einer bizarren Einbildungskraft erfunden sind, finden sich allenthalben neben der Gestalt des Königs. So ist auf mehreren Thoren dieses Palastes eine Person dargestellt, welche ein unter ihrer kräftigen Faust sich windendes Thier bekämpft, und mit einem Dolchstoß ihm den Leib aufreißt. Wer ist diese Person? Ein König oder ein einfacher Sterblicher? Nichts bezeichnet sie genug, um ihr Wesen zu erkennen, was sie aber auch seyn mag, man kann unmöglich verkennen, daß diese symbolische Figur eine religiöse Bedeutung hat. Das geopferte Thier ist abwechselnd bald ein Löwe, bald ein Stier, ein Greif oder ein Ungeheuer mit einem fürchterlichen Kopfe, großen Ohren und einem Horn auf der Stirn; die Vordertatzen dieses chimärischen Thieres gleichen denen des Löwen, während die Hintertatzen Adlersklauen haben; der Körper ist mit Federn bedeckt, hat große Flügel und der hintere Theil läuft in einen Scorpionenschweif aus.

Reisende, namentlich der Engländer Ker Porter, haben hinsichtlich dieses Schweifes bedeutende Mißgriffe gemacht. Ker Porter hat ihn in seinem Atlas abgebildet als eine Fortsetzung der Rückenwirbelsäule, was ohne Widerspruch sehr lächerlich ist; man muß indeß billig seyn, und sich nicht zu sehr wundern, wenn bei so bizarren Sculpturen manchmal gewisse Formen und Gedanken als richtig angenommen werden, die der gesunde Verstand zurückweist. Man muß also die Entschuldigung unserer Vorgänger, die nicht recht verstanden was sie abzeichneten, in dem Charakter der Sculpturen selbst suchen; der Irrthum übrigens, in welchen Ker Porter verfiel, stammt daher, daß er keine Nachgrabungen machte, um die Figuren, deren untere Extremitäten er nicht sah, zu vervollständigen; hätte er die Erde, die den untern Theil bedeckte, weggeschafft, so hätte er das Ende des Schweifes des Thiers gefunden, der ganz augenscheinlich ein Scorpionenschweif ist. Dieß hat übrigens einen Sinn, denn man wollte ein Ungeheuer darstellen, das die gefährlichsten Formen und Eigenschaften in sich vereinigte, um es noch furchtbarer erscheinen zu lassen.

Eine andere Thüröffnung zeigt denselben Kampf der geheimnißvollen Person mit einem Stier. Das Thier ist auf seinen Hinterfüßen aufrecht, stemmt sich gegen seinen Angreifer, und stößt ihn mit den Vorderfüßen zurück, von denen einer auf seiner Brust steht, aber sein Feind hält ihn stark mit dem rechten Arm an den Hörnern, während er ihm mit dem linken Arm einen breiten Dolch in den Leib stößt. Ein viertes Thor, von dem nur einer der Seitentheile stehen geblieben, hat ein Basrelief zur Zierde, auf dem dieselbe Person in seinen Armen einen Löwen erstickt, den sie von der Erde aufhebt, und der mit seinen Tatzen vergebliche Anstrengungen macht, sich loszureißen. Die Gestalt des Gottes oder Menschen, die in diesen verschiedenen Kampfscenen dargestellt ist, trägt ein sehr einfaches Kleid, eine einzige Tunica, die zahlreiche Falten wirft. Diese Tunica ist vorn aufgehoben, so daß die Beine eine freie Bewegung haben; die über die Schultern zurückgeworfenen Enden hängen hinten hinab und decken die Lenden, lassen aber die Arme frei; Bart und Haare sind sehr sorgfältig und geschickt gekräuselt; ein schmales Band umgürtet seine Stirne, seine Füße tragen eine Art Cothurn, sein Gesichtsausdruck ist etwas kalt und streng, entbehrt aber nicht der Majestät. Es ist dieß vielleicht ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, der unter der Form von bösartigen oder schrecklichen Thieren dargestellt wäre. Der siegende Gott hat eine Kaltblütigkeit und eine Ruhe, die den Bildern einen Theil ihres dramatischen Effects benimmt. Vielleicht muß man in dieser ruhigen Haltung, selbst in dieser Steifheit das conventionelle Zeichen der unwiderstehlichen Macht des Siegers sehen.

Zwei andere Thüren stellen vertraulichere Gegenstände dar, welche für die Bestimmung der inneren Zimmer, in welche allem Anschein nach diese Thüren führten, besser passen. Auf den Nebenpfeilern beider Thüren sieht man einen jungen noch bartlosen Knaben, der in der einen Hand ein Gefäß, in der andern eine Art Serviette oder Riechdose hält. Auch auf andern Thüren sind die Basreliefs von den vorhergehenden verschieden. Es sind diejenigen, welche auf den Porticus oder die kleine Freitreppe führen. Hier hat der Bildhauer mit Lanzen bewaffnete Wächter abgebildet, welche die Eingänge des Palastes zu bewachen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung von Korallen an der Küste von Massachusetts. Professor Agassiz, der im vorigen Sommer an der Küste von Massachusetts eine Expedition machte, erhielt, vermittelst Auskratzen des Bodens aus einer Tiefe von 72 Fuß, in dem Vineyard Sound mehrere Korallenproben mit ihren Thieren. Durch große Sorgfalt und Aufmerksamkeit wurden sie in Glastöpfen über sechs Wochen lang lebendig erhalten, und boten eine vortreffliche Gelegenheit ihren Bau und ihre Gewohnheiten zu beobachten. Diese Korallen gehören zu dem Genus Astrangia und wurden von Professor Agassiz zur Ehre des bekannten Geologen Dana Astrangia Dana genannt. Diese Art hat zwei Varietäten, eine blaß- oder rosenrothe, und eine weiße. Die allgemeine Form des Thiers ist, wie bei allen Polypen, ein Cylinder, der auf seiner Basis ruht, und am obern Rand sich etwas ausbreitet, wo er dann etwa zwei Linien im Durchmesser hat. Die Zahl der Fühlhörner ist bestimmt, aber nicht immer dieselbe. Sie übersteigt nie 24, in früheren Lebensperioden ist sie nur 12, und selbst eine Zeitlang nur 6. Es ist ein Gegenstand des Erstaunens, daß das Korallenthier in solcher Breite lebend gefunden wurde; vor vielen Jahren hat man todte Bruchstücke davon am Ufer gefunden, ob sie aber hier lebten oder nicht, war nicht ermittelt worden. In wärmeren Breiten sind solche Thiere bekanntlich in Menge vorhanden, aber nur sehr wenige leben in gemäßigtern Regionen. (Edinb. Phil. Journ. Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 202. 23 August 1850.

Ein kurzer Besuch in Hayti.

Ein Franzose, der sich in England nach Californien einschiffte, beschreibt in der Revue des deux mondes (15 August) seine Reise dahin, auf welcher er auch Hayti berührte, worüber er folgendes mittheilt:

„Ich habe die spanischen, die dänischen und englischen Antillen nur im Vorübergehen besucht, mich aber etwas länger zu Jacmel, einem kleinen, zum Reiche Soulouque's gehörigen Hafen aufgehalten. Jacmel ist eine elende kleine, an einer allen Winden ausgesetzten Bay gebaute Stadt, die nicht nur beinahe ausschließlich, sondern wirklich ausschließlich von Schwarzen bewohnt ist. Um die Stadt her erheben sich waldbedeckte Berge, wo man weder Häuser noch Hütten sieht. Einige hundert Schritte von Jacmel ist man in der tiefsten Einöde. Die erste Person, die wir beim Landen trafen, war ein Polizeicommissär, der mit einer Ernsthaftigkeit ohne Gleichen ein Costüm trug, das auf ein Haar an den Postillon von Lonjumeau mahnte. Es fehlte ihm nur die Peitsche und das Bouquet, dafür aber hatte er einen Donnerbüchsen-Hut (chapeau tromblon) auf dem Kopfe. Diese Art Hüte traf ich allenthalben, auf dem Kopf der Civilbevölkerung von Hayti, wie auf dem der Infanterie Soulouque's, was mich vermuthen läßt, daß dieser unbequeme und häßliche Hut weniger eine Sache des Geschmacks, als eine Frage des Negerpatriotismus ist. Der Polizeicommissär, der uns im Hafen entgegen trat, forderte uns zuerst zum Besuch einer Caserne auf, wo eine Compagnie haytischer Soldaten exercirte, und führte uns dann in den Palast des Gouverneurs von Jacmel. Hier fand ich alle die grotesken Formen wieder, die ich bisher nur für Erfindungen des Caricaturisten Cham gehalten hatte. Die Infanterie, die unter meinen Augen manövrirte, trug den blauen Rock der französischen Invaliden und weiße Beinkleider, die aber grau, gelb oder schwarz vom Rauche waren, je nachdem der Soldat mehr oder minder Dienstjahre unter den Fahnen zählte. Veteranen und Conscribirte marschirten mit bloßen Füßen und bloßem Hals, den Kopf mit dem abscheulichen Donnerbüchsenhut bedeckt, dessen pyramidale Form allenthalben das Auge beleidigt. Wenn die Beinkleider fehlen, so trägt die Armee Unterhosen, und wenn diese gleichfalls fehlen, so nimmt sie was sie eben hat. Zwei beinahe bekleidete Infanteristen standen Wache an der Thüre Seiner Excellenz des Gouverneurs, General Toussaint, von Sr. Maj. dem Kaiser zum Herzog von Leogane ernannt; im Augenblick unserer Ankunft aber spielte einer der Soldaten mit dem Fangbecher und der andere schlief. Ein Faustschlag entriß den Spieler seinem Zeitvertreib und ein Fußstoß weckte den Schläfer. Der Herzog von Leogane erwartete uns in einem prächtigen, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen, von oben bis unten vergoldeten und mit prächtigen Möbeln im Styl Ludwigs XV ausgestatteten Zimmer. Vor dem Empfangsaal war ein mächtig großes Vorzimmer, in welchem sich die Adjutanten aufhielten. Ihre Uniform besteht aus einem dunkelblauen Rock, der ganz von Goldstickereien erglänzt, mit rothen Aufschlägen und Einfassungen, einem Beinkleid, das nach dem Muster der französischen Postconducteure zugeschnitten scheint, und einem Klapphut, ganz ähnlich dem der französischen Generalstabsofficiere, und den sie ganz hinten auf den Kopf setzen. Von Halsbinden und Schuhen darf man nicht reden. Der Gouverneur allein erlaubt sich den Gebrauch von Stiefeln, und seine hohe Stellung erklärt diesen Pomp. Der aufgeknüpfte Rock der Adjutanten ließ ihr offenes, farbiges, auf die Brust herabhängendes Hemd sehen.

„Der Herzog von Leogane schien eben so wenig als seine Officiere auf eine strengere Uniform zu halten; sein mit Goldstickereien überladenes Kleid lag auf einem Lehnstuhl, um aber seine Hoheit zu zeigen, hatte er wie gesagt Stiefel an, und trug den St. Faustin-Orden, der von Glasperlen strotzte, auf seinem blauen, unanständig offenen Hemd. Vier Schritte von uns und hinter dem Großwürdenträger Soulouque's sah man ein Spanferkel und einen schwarzen Truthahn neben einander um den Feuertopf unseres Gastwirthes, der in dem benachbarten Saale kochte, herumstreichen. Uebrigens war der Herzog von Leogane trotz seiner Orden und Stickereien nicht ohne gesunden Menschenverstand, und beklagte Frankreich, daß es zur Republik herabgesunken sey."

Die dießjährige Parlamentssession.

2. Die kritische Zeit nach Ostern.

(Fortsetzung.)

Aus demselben Lichte betrachten wir auch die famose Verhandlung über die auswärtigen Angelegenheiten. Man wollte der Regierung zeigen, daß sie von dem Oberhaus keine Berücksichtigung mehr zu erwarten habe, hoffte aber wohl schwerlich auf einen Sieg im Unterhause. Dann blieb zwar das Ministerium stehen, aber mit einer ziemlich entschiedenen Minorität im Oberhause und einer sehr schwankenden unsichern Majorität im Unterhause glich das Ministerium einer schon stark zusammengeschossenen Festung, deren Wälle jeden Augenblick den Einsturz drohen. Wenn wir etwas näher auf den Verlauf eingehen, so geschieht es, wie wir unsere Leser zum voraus versichern können, gewiß nicht, um die Angelegenheiten der Hrn. Pacifico

Digitized by Google

und Finlay nochmals zu erörtern, sondern weil der Vorwurf laut wurde, der Angriff auf das Ministerium, speciell auf Lord Palmerston, sey eine Frucht russischer Intrigue, und die absolutistische Partei des Continents habe sich mit den englischen Tories zum Sturze des verhaßten Palmerston verschworen. In einigen verbrannten Köpfen englischer Tories und in einigen kaum minder verbrannten continentalen Absolutisten mögen solche Ansichten spuken, es heißt aber die englischen Verhältnisse gänzlich mißkennen, wenn man nach solchen Ansichten die Parteistellungen beurtheilen will.

England muß wachen, daß Rußland sich nicht der Dardanellen und somit des türkischen Reichs bemächtige. Es hat dieß seit 20 Jahren mit entschiedener Ausdauer gethan und das Auftreten gegen Griechenland hatte keinen andern Zweck. Man wird wohl schwerlich bestreiten, daß Rußland auch in den letzten Jahren alles anwandte, um das türkische Reich zu untergraben, damit es ihm, wenn die Constellationen im Westen — Frankreich und England standen sich im J. 1847 bereits sehr feindlich gegenüber — sich günstig gestalten sollten, als reife Frucht in den Schooß falle. Um den französischen und russischen Machinationen entgegenzuarbeiten, begünstigte England den nationalen Aufschwung Italiens und die Bestrebungen Karl Alberts. Vermittelst des piemontesischen Heers, wie vermittelst des belgischen, dessen Verminderung durch die Kammer der englische Einfluß auf alle Weise zu hintertreiben suchte, gedachte man eine Mittelstellung zu behaupten, und auf der andern Seite durch die Erhebung des Volks in Sicilien den russischen Satrapen zu Neapel im Zaum zu halten. Die Berechnung war für die damaligen Verhältnisse wohl vollkommen richtig, aber die Februar-Revolution in Frankreich und die Ereignisse in Deutschland änderten zum Theil die Grundlage. Ohne jedoch hier auf die Einzelnheiten der politischen Stellung eingehen zu wollen, bemerken wir nur über Rußland, daß dieses vor allem erkannte daß aus der deutschen Revolution ihm früh oder spät ein mächtiger Feind erwachsen müsse, so wenig auch noch im Augenblick zu fürchten war. Diese Frist suchte Rußland, um nicht die Frucht seiner alten Bemühungen in der Türkei zu verlieren, zu benützen, besetzte unter dem Vorwand einer Ansteckung der Donaufürstenthümer durch den westlichen Aufstand diese Länder und war augenscheinlich bestrebt, die lange gegrabenen Minen im türkischen Reich zu füllen, um sie bei nächster Gelegenheit sprengen zu können. Die Unruhen in Ungarn boten hiezu einen trefflichen Vorwand, und wenn gleich der Krieg in diesem Lande selbst bis zu einem gewissen Grade ungelegen kam, so bot doch der Ausgang, die Flucht der Ungarn und Polen nach der Türkei, den Anlaß, der türkischen Regierung, die sich während des ungarischen Kampfes zwar sehr vorsichtig, aber doch den Ungarn und Polen entschieden günstig gezeigt hatte, strenge, unerfüllbare Bedingungen aufzulegen. Die englische Regierung erkannte die Folgen, und schritt durch die Anwesenheit ihrer Flotte ein; Rußland wich zurück, aber den umfassenden Einfluß, den es in vielen Provinzen an sich gerissen hatte, konnte man ihm nicht mehr nehmen. Darum erklärte Lord Landsdown im Parlament, es sey bei den Unterhandlungen mit der Pforte und Rußland nicht alles was man wünschte, erreicht worden. Faßt man die Erscheinungen zusammen, welche sich von Cephalonien bis nach Kleinasien hinein unter den griechischen und slavischen Christen kund gaben, so ist anzunehmen, daß ein allgemeiner Aufstand gegen die türkische Regierung sich nach und nach entwickeln und Rußland diese Gelegenheit zum Einschreiten ergreifen sollte.

Griechenland und Kleinasien, oder wenigstens die Griechen an den kleinasiatischen Küsten, waren bestimmt der russischen Flotte die nöthige Anzahl Matrosen zu liefern, zu welchem Ende schon allenthalben Agenten angestellt gewesen seyn sollen. Aus diesem Grunde war es nothwendig, daß ein großer Schlag geschehe, um zu zeigen daß der Schutz Rußlands der Macht Englands gegenüber nichtig sey. Sieht man dieß als den Zweck der Reclamationen in Griechenland an, so begreift man auch, warum man eine Flotte anwandte, wo die Sendung einiger Dampfschiffe und Fregatten völlig hingereicht hätte. Ein solcher Vorfall, wo die wahren Gründe nicht schlicht auseinander gesetzt, sondern das Ganze in ein mystisches Dunkel gehüllt werden mußte, bot dem Angriff leichtes Spiel, und Lord Stanley hatte schon am 4 Febr. die erste Anfrage deßwegen gemacht, als noch von einer russischen Erklärung keine Rede seyn konnte. Der Zweck, den Stanley und seine Partei verfolgte, war vermuthlich ein gedoppelter, einestheils dem Ministerium eine Schlappe zu versetzen, anderntheils aber auch dem Ausland Sand in die Augen zu streuen, als sey in England eine Partei, welche das Benehmen Palmerstons mißbillige. Niemand kann wohl im Ernste glauben, daß irgend eine englische Partei das Vordringen Rußlands über die Dardanellen hinaus gut heiße, und wenn auf der andern Seite Lord Landsdown bemerkte, England habe sich keineswegs mit den übrigen europäischen Mächten so verfeindet, daß es isolirt stehe, und es befinde sich gegenwärtig, wenigstens im Norden Europa's, in ganz intimem Verhältniß zu Rußland, so geht daraus nur hervor, was man bereits weiß, daß England so wenig wie Rußland Schleswig mit Deutschland vereinigt sehen will. Wir können also, gewiß ohne von der Wahrheit abzuweichen, annehmen, daß Stanley und seine Partei nur das Ministerium schwächen wollten. Dieß ward durch die Niederlage desselben im Oberhaus, und durch die keineswegs sehr starke Majorität der Minister im Unterhaus zur Genüge erreicht. Der Morning Advertiser faßte in einem vor der Abstimmung des Unterhauses geschriebenen Artikel die Sache vollommen von dieser Seite auf, und schlug den Ministern eine energische Politik mit den Worten vor: „das Whigministerium ist jetzt in der Lage, die wir ihm schon lange vorausgesagt; das einzige Mittel, um daraus zu entkommen ist eine Auflösung des Parlaments. Würde es aber bei einer Berufung an das Volk siegen? Wenn es in seiner jetzigen Stellung verbleibt, wird es geschlagen werden. Das mag für die Minister eine unangenehme Wahrheit seyn, aber es ist eine Wahrheit. In ihrer ganzen seit einiger Zeit verfolgten Politik ist nichts, was einen Volksenthusiasmus zu ihren Gunsten erwecken könnte; sie haben keine große Maaßregel vorgeschlagen, welche die Sache des Fortschritts befördern könnte. Sie haben thatsächlich eine Finalitätspolitik [1] verfolgt, wenn sie es auch in Worten nicht gethan haben. Die auswärtige Politik Lord Palmerstons ist im Ganzen genommen im Lande sehr populär gewesen, aber es ist dieß bei weitem mehr eine persönliche als eine ministerielle Politik, und darum kann das Ministerium auf diesen Grund hin nicht an das Volk appelliren. Zu einer solchen Berufung ist eine bessere und breitere Basis nöthig, vor allem eine Ausdehnung des Wahlrechts. Hätte Lord John Russell in irgend einen der Vorschläge gewilligt, die im Anfang der Session gemacht wurden, oder hätte er selbst einen auf den Hausbesitz gegründeten Vorschlag zur Wahlerweiterung gemacht, so wäre diese Maaßregel jetzt Landesgesetz, und er könnte die Machinationen und

[1] Dieß bezieht sich auf Russells Spottnamen „Finality-John.“

Digitized by Google

die Bosheit seiner Feinde verlachen. Selbst jetzt ist es noch nicht zu spät. Lord John Russell hat im Laufe der Debatte (über die Palmerstonische Politik) noch nicht gesprochen; er spreche in den bündigsten Worten die Unzulänglichkeit des jetzigen Wahlrechts, um eine wahre und volle Vertretung der Volksgesinnungen zu sichern, ungeschminkt aus, mit allem Nachdruck, den er zu geben vermag, und wir wollen ihm versichern, daß der Strom der öffentlichen Meinung so hoch zu seinen Gunsten steigen und das Land mit so furchtbarer Gewalt durchziehen wird, daß nichts ihrem Fortschritt sich entgegensetzen kann."

In dieser Expectoration ist fast kein Wort über den Streitgegenstand, die auswärtigen Angelegenheiten, gesagt, und wir werden, wenn wir einzelne Reden wahrhaft unabhängiger, d. h. durch keine Parteitaktik gebundener Männer, wie z. B. Hrn. Cockburns, durchlesen, unwillkürlich darauf geführt, daß es sich um etwas ganz anderes als die auswärtigen Angelegenheiten handelte. Hr. Cockburn schloß eine mehr als zweistündige Rede mit dem Ausfall: „ich bin erstaunt, daß man den Beschluß das Ministerium zu stürzen, zu einer Zeit ausführen will, wo alle Umstände, die zu dem gegenwärtigen Streit führten, nicht mehr bestehen. Wer soll die Zügel der Regierung ergreifen? Etwa der sehr ehrenwerthe Baronet? (Sir J. Graham). Mit welcher Partei will er sich verbinden? Was sind die Elemente seiner Macht? Wird er sich durch die Delilah der Protectionistenpartei verlocken lassen? Hat ein Compromiß stattgefunden zwischen den Protectionisten und Peeliten? Wenn sie das jetzige Ministerium stürzen wollen, so möchte ich wohl wissen, was ihre Grundsätze und Bedingungen sind, ob ein fester Zoll oder eine gleitende Scala eingeführt werden soll? (Hört! hört!) Ich kann nicht umhin diese Combination als eine erbärmliche Verschwörung zu betrachten." Sir R. Peel antwortete nur mit einer Zurückweisung der Beschuldigung, daß er eine Compromiß eingegangen habe, seine Rede aber ist eine der leersten und hohlsten, die wir je von ihm gelesen. Er hielt sie am 28 Jun., am 29sten hatte er das Unglück zu stürzen und einige Tage nachher war er eine Leiche. Wir vermuthen stark, daß nur dieß unglückliche Ereigniß ihn vor einem sehr harten Tadel schützte. Daß Lord Palmerston den Frieden wollte und will, mußte Peel wissen, denn Palmerstons ganzes Verhalten trotz aller scheinbaren Herbheit ist neben Erhaltung des brittischen Uebergewichts auf die Erhaltung des Friedens gerichtet gewesen, dessen England schon darum bedarf, weil es bei einem Kriege sehr viel zu verlieren, und nichts zu gewinnen hat, als vermehrte Schulden. Es wäre sehr leicht nachzuweisen, daß Palmerston mit großer Klugheit und Schonung namentlich in Bezug auf Frankreich gehandelt hat, das würde uns aber zu weit führen; die Frage bleibt, warum hat sich Peel in dieser Ministerfrage gegen das jetzige Ministerium gewendet, das er bis jetzt in allen wesentlichen Fragen unterstützte? Das wird vielleicht wegen seines gleich darauf erfolgten Todes für immer ein Geheimniß bleiben, wenn nicht Sir J. Graham mit der Zeit darüber Aufschlüsse gibt. Es ist augenscheinlich, daß eine Veränderung in der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse vorgeht, und daß Peel, nicht um ins Amt zu kommen, denn über diesen Ehrgeiz war er wohl hinaus, sondern aus irgend einem geheimen Grund die Minister nicht unterstützte, weil er sie für verloren hält. Peels Tod hat sie für den Augenblick gerettet, denn in Sir J. Graham war ihnen wohl ein Nachfolger, den Peel unterstützt hätte, bestimmt; für sich allein kann Graham nichts, und die Mittelmacht ist jetzt weg; wenn es zu einem Wechsel kommt, ist ein Protectionistenministerium unvermeidlich und zu diesem ist es noch kaum Zeit, dürfte aber wohl bis zum nächsten Jahr Zeit werden. Nicht unmöglich, daß man durch ein Ministerium Graham die böse Stunde, wo die ganze Freihandelspolitik Fiasco machen muß, hinausschieben wollte, und daß hierin der Grund des seltsamen Verhaltens der Peeliten zu finden ist. Jedenfalls hat die Opposition der Protectionisten durch die Abstimmung auch im Unterhause ihr Ziel, die Schwächung des Ministeriums, erreicht, denn diese Majorität ist zu viel zum Sterben und zu wenig um zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ersteigung des Popocatepetl.

Nach Humboldt war der Vulcan Popocatepetl zur Zeit seines Besuchs in Mexico seit der Eroberung des Landes durch die Spanier nicht mehr bestiegen worden. Das Athenäum vom 3 August theilt nun den Auszug eines Briefs aus Mexico vom 10 Junius 1850 mit, welcher anzeigt, daß dieß Unternehmen jetzt ausgeführt wurde. Die Namen werden wohl später mit der nähern Schilderung der Wanderung veröffentlicht werden. Der Auszug des Briefs lautet folgendermaßen: „drei Engländer sind so eben von einem Ausflug nach dem Krater des Popocatepetl zurückgekommen, und einer derselben sendet mir einen interessanten Bericht. Sie stiegen fünf Stunden lang aufwärts und brauchten nur $1\frac{1}{4}$ Stunde zur Rückkehr, nachdem sie $4\frac{1}{2}$ Stunden oben geblieben waren. Das Athmen, Rauchen und Trinken, selbst das Herumwandern auf dem flachen Rand des Kraters hatte durchaus keine Schwierigkeit. Der Krater bietet einen großartigen Anblick dar, gleich einer mächtigen Barranca (Schlucht) mit fast senkrechten Seiten, etwa 1000 Fuß tief, und eine Legua im Umfang. Auf dem Grunde war ein Schwefelteich von glänzend gelber Farbe, der fortwährend aufkochte, und mächtige Rauchwolken aufstieß, die sich aber meistens, ehe sie den Gipfel erreichten, im Krater selbst verdichteten. Am Krater stand der Barometer auf 16,015 Zoll, der hunderttheilige Thermometer auf 2° und Wasser kochte bei 184° F., was eine Höhe von etwa 17,000 Fuß ergibt.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

So weit war ich mit meinen Forschungen in der Mitte der Ruinen, als ich einen Mann von seltsamem Aussehen auf mich zukommen sah. Luft und Sonne hatten seine Haut geschwärzt, seine Haare hingen in dicken Locken über die mit einem Tigerfell bedeckten Schultern hinab; er trug eine spitzige Mütze von gelbem Filz. Arme und Beine waren nackt, ebenso seine Brust, über welche in einem schwarzledernen Gehäuse ein großer Talisman hing. An einem seiner Arme hing an einer kupfernen Kette eine Art großer Tasse aus der Hälfte einer Cocosschale hinab. Diese enthielt einige kleine Münze und etwas Honig, die er mir anbot, eine gute Manier, Almosen von mir zu verlangen, indem er mir ein Geschenk zu geben schien. Dieser seltsame Mensch, dessen scharfer, glasiger Blick etwas unheimliches hatte, war was die Perser einen Derwisch, die Indier einen Fakir nennen, d. h. ein heimathloser armer Teufel, der von Almosen lebt, und mit dem Stab in der Hand von dem Tigris zum Indus und vom persischen Golf zum Kaukasus wandert. Diese Art Leute, welche meistens durchtriebene Schelme sind und niedrigen Ausschweifungen fröhnen, gelten bei den Frommen für Heilige, auf welchen Gottes Geist ruht, und denen ihr Platz in Mohammeds Paradies schon angewiesen ist. Der orientalische Aberglaube gewährt ihnen zahlreiche Vorrechte; man rühmt die geheimnißvollen Tränke, vermittelst deren sie den Biß der Schlangen und Scorpionen heilen. Man glaubt, daß sie Hülfsmittel gegen alle Uebel haben: die Frauen ziehen sie wegen ihrer Unfruchtbarkeit und die Männer wegen ihrer Impotenz zu Rathe. Man

Digitized by Google

fürchtet sie allgemein wegen der Zaubereien und des bösen Blicks, den sie jemand zuwerfen können, und behandelt sie darum allenthalben mit der größten Rücksicht, sie drängen sich selbst ganz ungenirt in eine Wohnung ein, und bleiben dort, so lange es ihnen gefällt, ohne daß man sie zu vertreiben wagt; dann muß man alle ihre Bedürfnisse und selbst ihre Launen befriedigen. Unter dem Ruf: Ja Ali! den sie tausendmal des Tags wiederholen, lassen sie sich alles geben, was sie wollen. Ich habe einen gekannt, den man Derwisch-Schah nannte, weil er sich beim König eingedrängt hatte. Er verließ die königliche Wohnung nie, folgte dem König allenthalben, und bekam sein Zelt und selbst sein Maulthier oder sein Pferd, um den König überall zu begleiten. Er war der größte Taugenichts, den man sich denken kann, ein Trunkenbold, ein Spieler, ein Weiberjäger, ein Ungläubiger, kurz er vereinigte alle möglichen Laster, war aber darum nicht minder ein Heiliger, und eines Tags wird man ihm ein Grab errichten zum Zeichen der tiefen Verehrung für ihn.

Diese Derwische oder Fakirs thun das Gelübde der Armuth; erwägt man aber, welche Forderungen sie stellen können, so begreift man wohl, daß dieß für sie eine leichte Sache ist, da sie nur zu fordern haben, um alles zu erhalten, was sie wünschen. Sie sind also besser daran als irgend jemand, und endlich bindet sie das Gelübde nicht unwiderruflich; geht das Gewerbe schlecht, oder finden sie Gelegenheit ein besseres zu ergreifen, so werfen sie ihre Mütze und ihren Fakirstab von sich, und wissen die Rolle eines Mirza oder Chan, wenn das Glück sie irgend begünstigt, ebenso gut zu spielen. Es gibt indeß einige, welche wirklich fromm und fanatisch sind, und in der größten Abgezogenheit von der Welt in einem Kreise mystischer Ideen leben; diese bringen ganze Tage mit Fasten und Beten in einer stupiden Extase zu, welche das Staunen der Moslems erweckt.

Der Derwisch, der mich mitten unter meinen Steinen und Papieren überfiel, war sicher keiner von den strengen, denn er ließ sich herab, mit einem Christen zu reden und von ihm Almosen zu begehren, und drückte sich mit einer Gewandtheit und Feinheit aus, die sich ein exaltirter Fanatiker gewiß nicht gestattet hätte. Da er mich nicht verschmähte, so wollte ich, ein Christ, auch nicht rücksichtslos gegen ihn seyn, und gewährte ihm also, was er verlangte; im Schwunge seiner Dankbarkeit küßte mir nun auch der Derwisch den Saum meines Kleides, und ich mußte wohl oder übel seinen Honig annehmen. Doch zu meinen archäologischen Forschungen zurück.

Einige Schritte von dem oben beschriebenen Palast bemerkt man an der Oberfläche des Bodens Säulenunterlagen; unterhalb dieser sind die Trümmer einer Mauer, auf der die Gruppe des Löwen und Stier nebst lanzenbewaffneten Wachen sich befindet. Weiterhin an der Mauer ist das Bruchstück eines Basreliefs, das acht mit Löwenhäuten bedeckte und Elephantenzähne tragende Figuren darstellt. Untersucht man diese unvollständigen, unter sich nicht verbundenen Sculpturen, so muß man glauben, daß das hier errichtete Gebäude aus einer spätern Zeit ist als die Zierrathen, die man dann anbrachte, und daß diese Trümmer irgend einem ältern Denkmal entlehnt waren. Aber in welche Verlegenheit setzt nicht diese Beobachtung den Archäologen! Die letzte, vollständige Zerstörung des Palasts von Persepolis datirt von dem Einbruch der Griechen; sollte ihr eine frühere vorangegangen seyn? welches wäre die Ursache davon gewesen? Die Geschichte bewahrt keine Spur davon auf; die Fürsten, welche die Erbschaft des großen Cyrus antraten, scheinen bis zur Eroberung Alexanders die ruhmvollen Inhaber des persischen Thrones gewesen zu seyn. Soll man vielleicht daraus schließen, daß die Feldherren des macedonischen Eroberers, denen das Erbtheil des Darius zufiel, an dem Ort, wo der Thron des besiegten Monarchen stand, einen Palast errichten, und dazu die noch rauchenden Trümmer benützen wollten? Wie dem auch seyn mag, die hier gemachte Bemerkung erstreckt sich auch auf andere Theile dieses Palastes, und man muß sie in Bezug auf das nächstfolgende Denkmal erneuern. Man bemerkt unter den noch aufrechtstehenden Blöcken zugehauene und mit Sculpturen bedeckte Bruchstücke, die zuverlässig einst zu ältern Gebäuden gehörten. Obwohl aber diese Thatsache unzweifelhaft ist, so muß sich doch auch der aufmerksame Beobachter überzeugen, daß dieser letztere Palast, zu dessen Aufführung diese Bruchstücke verwendet wurden, wirklich aus der Zeit von Persepolis ist. Es ist unbestreitbar, daß diese verschiedenen Gebäude, wenn sie auch nicht unter Einer Regierung geschaffen, gleichsam aus Einem Guſſe sind, doch den Stempel derselben Kunst tragen und auf Ideen beruhen, die noch keine Modificationen erfahren hatten. Man muß nicht nur die Analogie, sondern die Aehnlichkeit, die Identität unter denselben sowohl im Ganzen als im Einzelnen anerkennen.

Was das Denkmal betrifft, von dem ich hier spreche, so ist es eines der wichtigsten von Tacht-i-Dschemschid, und eines von denen, woraus man den Plan der Gesammtbauten und dessen Einzelnheiten am besten erkennen kann. Es hatte eine Länge von 72 und eine Breite von 65 Metres. Vor demselben befand sich ein mächtiger erhöhter freier Platz, auf welchen der Haupteingang des Palastes sich öffnete. Man gelangte dahin von Osten und von Westen durch zwei Freitreppen, in Anlage und Verzierung den oben beschriebenen ähnlich. Es waren stets Wachen abgebildet zur Seite von Inschriften, und daneben der allegorische Kampf des Stiers mit dem Löwen wiederholt, ferner auf den Stufen der Treppen kleine mit Geschenken beladene Figuren.

Links von der östlichen Freitreppe ist eine isolirte Steinmasse, vier Metres lang und 1,30 Metres dick. Als wir die Bestimmung dieses Denkmals zu enträthseln suchten, hatten wir das Glück auf der entgegengesetzten Seite der Freitreppe einen Stierleib in ganz erhabener Arbeit von 1,90 Metres Länge, von der Stirne bis zum Anfang des Schweifs, zu entdecken. Hieraus muß man aller Wahrscheinlichkeit nach schließen, daß die Steinmasse links ein Sockel war, auf dem gleichfalls ein Stier stand, ähnlich dem auf der rechten, welcher gefallen ist und nahe an der Stelle, die er einnahm, liegen blieb. Diese Bildhauerarbeit ist übrigens die einzige dieser Art, die wir auf der ganzen, von der Ruine eingenommenen Oberfläche fanden, was die Entdeckung um so werthvoller machte.

Der Plan und die Eintheilung des Palastes sind dieselben, wie beim ersten, und wie diese zeigen sie ein bewohntes Gebäude an. Man trat aus einem Säulenporticus in einen gleichfalls mit Säulen ausgestatteten Prachtsaal. Um diesen Saal her waren die verschiedenen Zimmer vertheilt. Am Fuß der hinteren Façade war eine schmale Terrasse, zu der man durch zwei an den Enden angebrachte und ganz in den Fels, worauf das Gebäude ruht, gehauene Treppen heraufstieg. Diese Terrasse schloß das Plateau, welches an dieser Stelle nahezu neun Metres hoch steil abfiel.

Die Basreliefs, welche das Innere dieses Gebäudes zieren, unterscheiden sich nicht von denen anderer Paläste. Man findet unter dem Porticus Doryphoren mit ihren langen Lanzen, an dem Hauptthor den König, gefolgt von seinen Pagen mit dem Sonnenschirm und Fliegenwedeln; an einem Seitenpfeiler, der an einer zerfallenen Thüröffnung in einem fernen Zimmer stehen geblieben war, Personen, die hinter einander gehen und anscheinend Toilettegegenstände tragen; der erstere hält ein Fläschchen und eine Serviette, der zweite ein Wassergefäß mit einem Henkel und eine Art Rauchfaß. Beide sind bartlos und ihr Gesicht erscheint sehr jugendlich. Ihr Costüm ist dasselbe wie das der Pagen, die den König begleiten. Sie stellen wahrscheinlich vertraute Diener dar, und deuten durch die Stelle die sie einnehmen, auf die geheimsten Zimmer dieser Wohnung hin. Es ist zu bemerken, daß man zur Verzierung dieses Palastes sich nicht begnügte, wie an den andern, die Thürpfosten mit Sculpturen zu bedecken, sondern daß man selbst in den Fensterbrüstungen kleine Basreliefs angebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Fossiler Elephantenzahn aus Afrika. Hr. Gervais theilte der französischen Akademie eine Zeichnung mit, die er aus Afrika erhalten. Es ist die Abbildung des fossilen Backenzahns eines Elephanten, der augenscheinlich einer fossilen Gattung, wahrscheinlich dem Mastodon Brevirostris angehörte. Es ist dieß das erste Beispiel solcher Fossilien in Afrika. (Edinb. Philos. Journ. Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 203. 24 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

5. Narotonga oder die Hervey-Inseln.

Der Missionär Williams hatte schon auf eine Tradition dieser Inseln aufmerksam gemacht, und Hr. Hale säumte nicht nach derselben zu forschen. Er fragte einen sehr verständigen Eingebornen von Rarotonga nach ihrer Herkunft, und erfuhr von ihm, daß sie Avaiki als das unten gelegene Land betrachteten, aus dem der erste Mensch, Runuki, hervorgekommen sey, um Nahrung zu suchen. Wo dieß untere Land war, und wie der Mensch emporgekommen sey, darüber konnte er keine Auskunft geben. Es ist schon mehrfach bemerkt worden, daß bei allen Insulanern der Südsee, welche zwischen den Tropen wohnen, ein und dasselbe Wort „leewärts", „westwärts" und „unten" bedeutet. Ein ähnlicher Gebrauch hinsichtlich der Worte auf und ab in Bezug auf die verschiedenen Punkte des Compasses ist in den meisten, wo nicht in allen Sprachen gewöhnlich. Die Passatwinde wehen an den Hervey-Inseln gewöhnlich von Südosten, und Savaii, das gegen Nordwesten liegt, ist deßhalb so nahe als möglich „unter" ihnen. Man sieht leicht ein, daß das Wort, das anfangs eine metaphorische Bedeutung hatte, im Laufe der Zeit wörtlich genommen wurde.

Der werthvollste und umständlichste Bericht, den wir über die Bevölkerung auf irgend einer Südsee-Insel besitzen, wird von dem Missionär Williams mitgetheilt: Karika, Häuptling einer Insel im Westen, Manuka genannt, entdeckte zuerst Rarotonga, und besetzte dasselbe, da er es unbewohnt fand. Als er wieder zur See ging, traf er auf Tangiia, einen taheitischen Häuptling, der vor der Verfolgung eines Feindes floh. Als Karika ihn angreifen wollte, unterwarf sich Tangiia, und erklärte sich als seinen Vasallen; sie besetzten das Land mit einander, der erstere im Norden und Westen der Insel, der letztere im Osten, wie zu bemerken, diejenigen Seiten, die ihren respectiven Heimathländern zugekehrt sind. Bis auf diesen Tag noch nennt sich das Volk der ersten Abtheilung Ngati-Karika, das der letztern Ngati oder Nga Tangiia. Auch in Neuseeland drückt das Wort Ngati einen Clan aus, der von einem gemeinsamen Ahnherrn abstammt. Auch wird ferner bemerkt, „daß die höhere Häuptlingsstelle noch immer in der Karikafamilie ruht, denn obwohl die Ngati-Karika oft, fast gewöhnlich von den Nachkommen Tangiia's geschlagen wurden, so erkennen doch die Sieger die Oberherrlichkeit an, welche die Karika schon seit unvordenklicher Zeit besaßen." Zur Bestätigung dieses Berichts wird angegeben, daß die Taheitier Sagen über Tangiia, seinen Geburtsort, Familie und so weiter haben und ihn einen großen Reisenden nennen. In frühern Zeiten war der Verkehr zwischen Rarotonga und der Freundschaftgruppe sehr häufig, oder, wie die Eingebornen sagen, die Inseln waren mit einander verbunden. Hr. Williams nimmt an, daß Manuka dasselbe ist wie Manu'a, eine der Schifffahrtsinseln, woran wohl nicht zu zweifeln; die Herkunft der Bewohner Rarotonga's wäre somit ziemlich authentisch nachgewiesen. Die Bedeutung des Worts Rarotonga verdient noch Beachtung. Raro bedeutet „unten," somit „leewärts, westwärts," tonga bedeutet „Süden," und muß nach seiner Stellung hier ein Adjectiv seyn. Man kann also Rarotonga mit „südwestliches Land" übersetzen, wodurch seine Stellung zu Taheiti sehr richtig ausgedrückt wird.

Noch muß man fragen, ob auch die Sprache des Volks diesen doppelten Ursprung bestätigt. Was zuerst auffällt, ist die Eigenthümlichkeit des Alphabets, welches das k und ng besitzt, während ersteres im Samoanischen und Taheitischen, letzteres im Taheitischen allein fehlt. Indeß hat man allen Grund anzunehmen, daß die Wegwerfung dieser beiden Consonanten aus diesen zwei Sprachen erst in verhältnißmäßig neuer Zeit erfolgt ist. Dem Rarotongaischen dagegen fehlt das f und h, von denen ersteres im Samoanischen, beide aber im Taheitischen sich finden. Mit diesen Ausnahmen, welche jedoch nur die Aussprache, nicht aber Wesen und Form der Sprache selbst betreffen, ist das Rarotongaische fast reines Taheitisch. Stößt man das k und ng aus dem erstern aus, und setzt dagegen f und h an die geeigneten Stellen, so sehen sich die Sprachen so gleich, daß die Uebersetzung eines Werks aus einer Sprache in die andere wahrscheinlich überflüssig wäre. Das Rarotongaische hat indeß einige Eigenthümlichkeiten, wodurch es sich von dem Taheitischen unterscheidet, gewöhnlich aber in diesen mit dem Samoanischen zusammentrifft. So braucht das letztere das Nominativ-Zeichen 'o sehr häufig, das Taheitische selten, hierin aber stimmt das Rarotongaische mit dem Samoanischen überein. Auch eine Anzahl Worte sind aus dem Samoanischen entnommen, und gehören wahrscheinlich zu denen, welche die Nachkommen Tangiia's von den Ngati-Karika angenommen haben.

Nach dem Missionär Williams ist Makea, der jetzige Oberhäuptling von Rarotonga, der 29ste Abkömmling von Karika. Dieß würde nach der gewöhnlichen Rechnung ($29 \times 30 = 870$) nahezu 900 Jahre seit der Besiedlung der Hervey-Inseln ergeben.

Digitized by Google

Die dießjährige Parlamentssession.

2. Die kritische Zeit nach Ostern.

(Fortsetzung.)

Die stattliche hochtönende Verhandlung über die auswärtigen Angelegenheiten hatte sehr viel Lärmen gemacht, jedenfalls aber fast mehr in andern Ländern als in England selbst, wo man über diesen Punkt, wenn nicht unmittelbar ein Krieg droht, verzweifelt gleichgültig ist. Aus welchen Gründen — denn die Absicht einen möglichen Sturz des Ministeriums herbeizuführen halten wir nicht für ausreichend — das große Spectakelstück aufgeführt wurde, vermögen wir nicht anzugeben, desto deutlicher aber treten die Ursachen einer andern innern Angelegenheit hervor, von welcher in mannichfachem Bezug die nationalwirthschaftliche Stellung und selbst der innere Frieden Englands abhängt. Dieß ist die Pächterfrage. Man sollte freilich meinen, das Verhältniß zwischen Pächter und Pachtherren sey ein so stricte privates, daß der Staat sich nur als richterliche Macht bei allenfallsigen Streitigkeiten einmischen könne. So sollte es seyn, so ist es aber nicht mehr. Pächter und Gutsherren stehen sich als Classen, zum Theil mit sehr feindseligen Gesinnungen gegenüber, ein Verhältniß, das nur dann sich allmählich gütlich lösen könnte, wenn der Gutsbesitz nicht durch so manches Gesetz und Herkommen gebunden wäre. Bereits ist über das Pächterrecht (tenant right) sehr viel hin und her geredet worden, ohne daß man genau bezeichnet hätte, was denn eigentlich darunter verstanden sey, denn entsteht ein Streit, so darf ja nur der eine oder der andere den Pacht aufkünden, und die Sache ist abgethan. Allein beide Theile sind an einander gebunden, und kein Theil kann so leicht das Verhältniß auflösen, in England nicht, weil man nicht jedem der sich meldet, die großen Güter zur Bewirthschaftung übergeben kann, in Irland nicht, weil man nicht zu viele Menschen von den kleinen Pachtungen vertreiben darf, wenn man nicht dem ganzen District ungeheure Armenlasten aufbürden will.[1] Eine Bill, welche gewisse Grundsätze über das Pächterrecht festzusetzen suchte, entsprang im Unterhause, durchlief alle Stadien trotz des Widerspruchs der Gutsherrenpartei, so wie sie aber ins Oberhaus kam, wurde sie zwar der ersten Lesung gewürdigt, als sie aber zur zweiten Lesung gelangen sollte, auf Lord Beaumonts Antrag (am 16 Jul.) sehr unceremoniös verworfen. Eine im Oberhause entstandene Bill, welche die Gutsherren gegen das gewaltsame Wegführen der Ernte besser sicher stellen sollte, und überhaupt mehr im Interesse der Gutsherren war, durchlief im Oberhause alle Stadien, erlitt starke Veränderungen, so daß sie in einer zweiten Form nochmals vorgebracht werden mußte, und als sie ins Unterhaus kam, wurde sie zuerst mehrmals verschoben, und dann am 9 August[2], als sie zur zweiten Lesung gelangen sollte, discharged, wie der Kunstausdruck lautet, d. h. von der Tagesordnung gestrichen, und war somit verloren.

So hatten also beide Häuser Bills in entgegengesetztem Sinne entworfen, angenommen, und gegenseitig verworfen. Dieser Widerspruch der beiden Häuser ist ein viel systematischerer als der über die auswärtige Politik. Er zeigt sich hier wiederum der von uns so oft erwähnte Streit zwischen der „territorial constitution" Englands, d. h. dem alten aristokratischen Grundbesitz, der sich in denselben Händen und Familien verewigen will, und den Anforderungen der neuern Zeit, welche diese Erbberechtigung nicht mehr anerkennt. Mit dem jetzigen Wahlprincip Englands wird man nicht leicht diese Territorialconstitution brechen, wohl aber mit einem freieren Wahlsystem, und daraus erklärt sich einerseits die Gereiztheit des Streits über die Wahlreform, andererseits die Vorwürfe, welche Lord John Russell, wie wir oben gesehen, Hrn. Bright und seinen Meinungsgenossen machte. Es erklärt sich daraus, warum der sehr reformistische Morning Advertiser dem Ministerium den Rath gibt, sich der Bosheit seiner Feinde durch den Vorschlag eines freiern Wahlgesetzes zu entledigen, und warum Lord John, ein Mitglied des alten Hauses Bedford und mit dem ganzen hohen Adel Englands verschwägert und verbunden, auf diesem Ohre nicht hören will. Zum Unglück für die Reformpartei ist sie zugleich freihändlerisch, und augenscheinlich aus alten Reminiscenzen einer Wiederherstellung des Schutzes für den Ackerbau abgeneigt. Dieser Schutz ist aber eine national- und staatswirthschaftliche Nothwendigkeit, und indem sich die Torypartei der Sache bemächtigt, wird sie in den Stand gesetzt, auch der Reformpartei, die ihr aus andern Gründen zuwider, ein Bein unterzuschlagen. Da das tägliche Brod wichtiger ist als politische Rechte, so wird die Reformpartei mit der Freihandelspartei vorerst unterliegen, bis sie zu der Erkenntniß gelangt, daß die Einführung eines fixen Kornzolls einem nationalen Bedürfniß abhilft, aber nicht die gesonderten Standesinteressen des Adels zu retten vermag.

So viel zur Charakterisirung und über die Aussichten der Parteien; jetzt wenden wir uns zu den Pächterverhältnissen zurück. Diese sind in England noch lange nicht zu einem Punkt gediehen, wo der Staat nothwendig einschreiten müßte. Anders stellt sich die Sache in Irland. Hier, wo keine übermächtige Industrie einen Abfluß der Bevölkerung sichert, und diese fast ausschließlich auf den Landbau angewiesen ist, hat sich unter den Pächtern eine Concurrenz gebildet, welche die Pachtschillinge auf den möglichst hohen Punkt hinaufschraubt, wobei der Pächter mit aller Anstrengung seiner Kräfte nur eben das Leben noch durchschlägt. Wer sich irgend mit etwas Geld rühren kann, geht lieber fort, und daher in den letzten Jahren die sehr zahlreichen Auswanderungen von Pächtern mit einigem Vermögen. Der Ruf nach einer Besserung der Verhältnisse ist allgemein, und hat, wie wir gleich sehen werden, eine vorher nie dagewesene Einstimmigkeit zwischen Katholiken und Protestanten hervorgebracht. Seit diesem Frühjahr wurden immer häufiger Zusammenkünfte von Pächtern gehalten, um sich über ihr schlimmes Loos zu besprechen, und Mittel zur Abhülfe zu berathen. Diese

[1] Aus letzterem Grunde erklärt sich, weßhalb im Unterhaus eine Bill, welche die Unterstützung der Armen in Irland möglichst auf die Arbeitshäuser beschränken wollte, durchfiel; müßten die Gutsbesitzer nicht den Haupttheil zur Erhaltung der Armen beitragen, so würden die Pächtervertreibungen noch viel zahlreicher werden.

[2] Am Tag zuvor war die Encumbered Estates Bill, welche gleichfalls im Oberhaus entstanden war, bei der zweiten Lesung gleichfalls verworfen worden. Die heftigste Sprache war im Oberhaus bei Gelegenheit dieser Bill laut geworden, indem man die Commission, welche in Folge der vorjährigen Bill niedergesetzt worden war, als ein wahres Raubsystem angegriffen hatte. Viele Güter waren überschuldet, und ließen sich durchaus nicht zu Preisen, welche den bisherigen Pachtschillingen entsprochen hätten, verkaufen. Die Concurrenz bei den Pachtungen hatte die Pachtschillinge ungeheuer hinaufgetrieben, und sogenannte rack rents (Tortur-Pachtschillinge) wurden bezahlt. Der Graf von Westmeath hatte im Oberhause in die Bill die Clausel einflechten lassen, daß die Güter nicht unter dem 15fachen Betrag des Pachtschillings verkauft werden sollten. Wenn aber vorher der Pachtschilling zu hoch war, so konnte unmöglich ein entsprechendes Capital beim Verkauf erzielt werden. Der Attorney General erklärte, die vom Oberhaus herabgekommene Bill „ermuntere die Grundeigenthümer ihre Güter zu ausschweifenden Pachtschillingen herzugeben, die Erfüllung von Verträgen zu umgehen, und ihre Gläubiger zu täuschen." Darauf ward die zweite Lesung ohne Abstimmung verworfen.

Digitized by Google

einzelnen Versammlungen führten endlich zu dem Plan einer allgemeinen Conferenz und in der Woche vom 5 bis 11 August fand diese zu Dublin statt. Die Hauptredner waren — die presbyterianischen Geistlichen aus dem Norden, welche den katholischen Geistlichen freundlich die Hand zum Bunde boten. Wir führen hier zur Bezeichnung des herrschenden Geistes einige der angenommenen Resolutionen auf: „1) Die für alle Classen verderblichen Folgen des jetzigen Gesetzes zwischen Landbesitzer und Pächter in Irland machen es unerläßlich, daß dieß Gesetz radikal und rasch geändert werde; 2) das System der übertriebenen Pachtschillinge, die Unsicherheit des Pachtbesitzes, der Mangel einer gesetzlichen Anerkennung des Rechts des Pächters an den Ertrag und die Vortheile seiner eigenen Arbeit und seines Capitals, neben der allgemeinen Behandlung des Pächters durch den Eigenthümer, sind die Hauptursachen dieser Uebelstände. 3) Kein Mittel gegen diese Uebel kann wirksam seyn, das nicht den Pachtschilling durch eine gerechte und unparteiische Schätzung regulirt, das Recht des Pächters an seinen Pachtbesitz sichert, solange er den in der besagten Schätzung fixirten Pachtschilling bezahlt, dem Pächter das Recht gibt, seinen Antheil an den Meistbietenden zu verkaufen, und das pächterliche Eigenthumsrecht von Ulster legalisirt.“

Es ist ganz deutlich, was erstrebt wird: die Güter sollen eine Art Erbpacht werden, worüber dem Gutsherren die Verfügung nicht mehr zusteht; anders lassen sich diese Sätze nicht deuten. Dann ist es aber mit dem Einfluß der hohen Grundeigenthümer plötzlich und völlig zu Ende, und der Einfluß, den ein solches Ereigniß auf England selbst haben müßte, ist gar nicht zu berechnen. Betrachtet man, wie jetzt noch immer rechtlich der Fall ist, den Gutsbesitzer Englands als vollen Eigenthümer, der über sein Gut nach Gefallen verfügen, Pächter berufen und fortweisen, seine Güter auch an den Meistbietenden verpachten kann, so sind die Vorschläge, wie sie hier gemacht werden; ohne eine schreiende Rechtsverletzung gar nicht durchzuführen, und abgesehen von der Rechtsverletzung halten wir in Irland die Durchführung praktisch nicht für möglich, wenigstens nur in beschränktem Grade für möglich, denn alle die noch zahlreichen kleinen Pächter müßten vorher verschwinden; ferner aus diesen Erbpächter in dem angeführten Sinne zu machen, ist gar nicht denkbar. Der Stand der Gutsbesitzer wird sich indeß der hier vorgeschlagenen Aenderung aufs äußerste widersetzen, denn statt des Grundeigenthums hätte er auf einmal nur noch ein Recht an eine gewisse Rente. Die Schwierigkeit diese Rente festzusetzen, was „nach einer billigen, unparteiischen Schätzung“ geschehen soll, wollen wir hier gar nicht näher berühren, denn abgesehen von dem Umfang einer solchen Arbeit, wird in England niemals die Regierung sich entschließen, sich als Schiedsrichter in solcher Angelegenheit brauchen zu lassen, und ein anderer Schiedsrichter ist wohl nicht zu finden. Aus dem obigen wird man wohl ohne Mühe sich erklären, warum das Oberhaus eine Bill über „Pächterrechte“ so unceremoniös verwarf, man wird aber auch erkennen, welche Gedanken emporwachsen und welches Schicksal dem englischen Adel in einer nicht sehr entfernten Zukunft vielleicht bevorsteht.

(Schluß folgt.)

Das Land südlich von Tripoli.

Der von uns bereits erwähnte Hr. Aug. Petermann theilt aus Briefen der HH. Overweg und Barth über das Land südlich von Tripoli einige in geographischer Beziehung sehr interessante Einzelnheiten mit, denn sie hatten während ihres Aufenthalts in Tripoli die Berggegend untersucht und eine Karte davon aufgenommen. Man unterscheidet drei Abtheilungen: Dschefran, Garian und Tarhona. Ersteres liegt SW von Tripoli, wird von der Straße nach Gadames durchschnitten, und bildet den westlichsten Theil der Gebirgskette. Geologisch besteht es in den untersten Schichten der Wadis aus buntem Mergel und Gyps; oberhalb folgt Sandstein, gewöhnlicher Mergel und namentlich Kalkstein. Hier findet sich keine Spur vulcanischer Formation, welche erst in den Garian-Bergen, d. h. gerade südlich von Tripoli auftritt. In dieser Gruppe brachen basaltische, von schönen Säulen überragte Kegel durch die weißen Kalkstein-Berge. Der mächtige Berg Tekut, nahe am Garian-Paß, ist ein schöner erloschener Krater. In der dritten Gruppe, den Tarhona-Bergen, SO von Tripoli, verschwindet die vulcanische Formation abermals. Die durchschnittliche Erhebung dieses Tafellandes von diesen Bergen gegen Süden ist 2000′ gegen das Westende und senkt sich allmählich an den Tarhona-Bergen im Osten auf 1000′. Das Tafelland und die höhern Theile des Dschefran-Districts sind von steinigem, dürrem Charakter, und nur in den Wadis gedeihen Datteln, Oliven und Feigen. Dagegen besteht die Oberfläche des Garian-Districts aus einem fruchtbaren rothen Lehm, und ist mit den üppigsten Olivenpflanzungen und Saffranfeldern bedeckt. In diesen reichen Lehm haben die Bewohner ihre unterirdischen Wohnungen eingegraben. Die Tarhona-Berge zeichnen sich durch allgemeinen Kornbau und durch eine Menge römischer Ruinen aller Art aus.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nicht weit von da, auf einem tiefer gelegenen Boden, stößt man auf eine zweite Ruine, die einen einzigen Saal gebildet zu haben scheint; sie war bis zur halben Höhe der Thürpfeiler verschüttet. Die angestellten Nachgrabungen ergaben, daß sie Säulen enthielt, und daß die Thore, nach dem für diese Paläste allgemein angenommenen System, mit Basreliefs geziert waren. Diese waren nur eine Wiederholung der schon bezeichneten oder beschriebenen; da Plan und Einzelnheiten einmal für alle diese Gebäude angenommen waren, so ist augenscheinlich, daß man sich nicht davon entfernte, und daß dieselben religiösen Ideen bei der Ausführung aller dieser Monumente obwalteten.

Fast in der Mitte des Plateaus, auf dem sich diese Ruinen erheben, ist eine Gruppe von fünf mit Sculpturen verzierten Blöcken, welche die Rahmen von Thüren eines Gebäudes gewesen zu seyn scheinen, wovon nicht mehr genug übrig ist, um den Plan daraus zu ermitteln. Diese Blöcke sind mit großen Basreliefs geschmückt, deren Gegenstände zum Theil schon bekannt sind. Zwei davon stellen den König dar, mit einem langen Stab in der Rechten und einem Strauß oder einer Lotusblume in der linken Hand. Sein Gang ist ernst, sein Costüm sehr einfach: eine lange, an der Seite leicht aufgeschürzte Tunica bildet lange, verticale Falten; da sie hinten und vorn hinabhängt, so macht sie über den Beinen krumme Falten; sie ist um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel geschlossen, wovon das eine Ende vorn hinabhängt; sie bedeckt die Arme mit weiten bis zum Handgelenke reichenden Aermeln, die beim Hinabfallen über die Hüften zahlreiche Falten machen. Diese Figur ist mit einer Art niedriger Tiara geschmückt, die oben breiter ist als unten; ihre Haare bilden am Nacken große Büschel, die mit besonderer Sorgfalt gelockt sind. Ebenso ist es mit dem sehr langen, an den Wangen vollkommen aufgerollten Bart; unter dem Kinn ist dieser Bart bis zur Mitte der Brust abwechselnd glatt und gerollt, und endigt von da an in zwei langen Locken. Man kann nicht sagen, was die Fußbekleidung dieser Figur war, denn man unterscheidet unterhalb des Kleides nichts, was an irgend eine Fußbedeckung erinnert, und doch sind die Füße nicht nackt dargestellt. Möglich wäre, daß die Fußbekleidung, wie man es auf mehreren Basreliefs des Alterthums bemerkt, nur durch

Digitized by Google

den Pinsel angezeigt gewesen wäre, oder auch daß der König, nach einem bis auf unsere Tage erhaltenen Gebrauch am persischen Hofe, große Tuchstrümpfe über Beine und Füße getragen hätte. Diese letztere Ansicht scheint mir vorzuziehen, weil die andern Figuren dieses Basreliefs, wie alle bereits beschriebenen und noch zu beschreibenden, mit Ausnahme des Königs, Schuhe tragen, die vollständig und deutlich durch den Meißel angezeigt sind.

Ueber dem Kopf dieser Person wird von einem hinten gehenden Diener ein großer Sonnenschirm getragen. Neben demselben schwingt ein zweiter Diener unter dem Sonnenschirm einen Fliegenwedel, und hält in seiner linken Hand etwas, das herabhängt und lange Falten macht, wie ein Handtuch, vielleicht die königliche Binde. Die Diener, welche die Hauptperson begleiten, sind nahezu gekleidet wie diese. Ihr Rock ist ganz ähnlich, weßhalb man glauben muß, daß in diesen alten Zeiten die Kleidung sehr einfach war, und nur aus einem um den Körper geschlagenen Stück Stoff bestand, dessen Form ziemlich für alle dieselbe waren. Der Anzug unterschied sich nur durch die Qualität, den Preis der Stoffe, so wie durch Einzelnheiten der Toilette. Die beiden Diener tragen kleine an der Kniekehle gebundene Cothurne, die Haare sind lang und gelockt, aber ihr Bart, gerollt wie das Haar, ist kurz und nahe am Kinn zugeschnitten. Es muß in dieser Art Bart die Absicht vorgewaltet haben, einen Unterschied unter diesen Personen zu bezeichnen. Ich sehe hierin ein hierarchisches Merkmal, das die Dienstleute, denen der lange Bart untersagt war, bezeichnet. Die Orientalen haben stets dieser männlichen Zierde eine große Wichtigkeit beigelegt, und die Basreliefs von Persepolis sind nicht die einzigen, wo die Person des Königs an der Länge des Barts erkennbar ist. Eine ähnliche Bemerkung ergibt sich aus dem Studium der assyrischen Sculpturen in der Nähe von Mossul, wo der König sich vor den ihn umgebenden Beamten durch einen sehr langen Bart auszeichnet. Die beiden Diener haben den Kopf mit einer niedern, flachen Mütze bedeckt und in ihren Ohren befinden sich große Ringe. Auch dieß ist ein der Aufmerksamkeit werther Gegenstand, der eine für die untergeordnete Stellung dieser Personen eigene Bedeutung gehabt haben muß, denn man sieht nie Ohrgehänge, weder am König, noch an einer der Personen, welche Leute von Bedeutung zu seyn scheinen.

Ueber dieser Gruppe des von seinen Dienern gefolgten Königs ist die symbolische Zierrath des Mihr oder Ferwer, das Zeichen der mystischen Trias im Cult der alten Perser. Sie besteht aus drei sehr verschiedenen Theilen, welche die beiden Naturen des Menschen und des Vogels darstellen, vereint mit einem Kreis, von dem eine Art kleiner, lockenartig auslaufender Bänder herabhängt. Die menschliche Natur ist dargestellt durch einen Menschenkörper, der dem des Königs, als Vorbild der Gestalt und Kleidung, vollkommen gleicht. Dieß muß die Gestalt von Ormuzd oder Mithra seyn, dessen Verehrung sich bis nach Griechenland und Rom erstreckte und im 4ten Jahrhundert noch nicht ganz erloschen war. Seine rechte Hand ist erhoben und offen, in der linken hält er einen kleinen Ring; der Körper ist von dem Kreis eingeschlossen, welcher die verschiedenen Theile dieses Bildes vereinigte, und an den die großen entfalteten Flügel angefügt sind, nebst einem fächerartig ausgebreiteten Schwanz, ähnlich dem des Adlers, wenn er fliegt. Theils in derselben Art gezeichnet, theils modificirt finden wir dieß religiöse Emblem häufig. Die Sculpturen an den übrigen Blöcken dieser Ruine sind in einem Zustand, daß sich nichts daraus entnehmen läßt.

Zu den Nachgrabungen, die wir zu machen hatten, verwendeten wir Leute aus dem benachbarten, in der Ebene liegenden Dorf; sie zeigten ziemlich viel guten Willen, aber ihre Werkzeuge waren zu einer solchen Arbeit nicht geeignet. In einem Lande, wo die Sonne den nie erschöpften Boden so leicht befruchtet, gibt sich der Mensch nicht viel Mühe ihn herzurichten. Er weiß mit großen und schweren Werkzeugen zu seiner Bearbeitung nichts zu machen. So kamen denn unsere Arbeiter mit ihren kurzen kleinen Hacken nicht weit. Sie waren, wie alle Perser, zu verständig, um nicht an unsern Entdeckungen ein gewisses Interesse zu nehmen, und uns nicht in der Ausgrabung der schönen Sculpturen zu helfen, von denen sie nir etwas anderes als die über dem Boden befindlichen Theile gekannt hatten; so sehr sie aber auch unsere Neugierde begriffen und bis zu einem gewissen Grade theilten, so konnten sie doch nicht glauben, daß die Liebe zur Kunst unser einziger Beweggrund sey, und alle waren überzeugt, daß wir Schätze suchten. In Persien, wie überhaupt im Orient herrscht ein festgegründetes Vorurtheil, daß alle Denkmale des Alterthums, namentlich diejenigen bei denen sich Inschriften finden, verborgene Schätze anzeigen. Als die Perser sahen, wie die Europäer Inschriften abschrieben, deren Sinn zu ermitteln suchten, und an der Stelle der Ruinen häufige Nachgrabungen machten, so schlossen sie daraus, daß man nicht so weit hergekommen sey, um bloß diese Trümmer zu sehen, sondern um Gold zu suchen.

Eines Tages drang ein sonderbares Gerücht zu mir, das unsere Arbeiter im Lande verbreitet hatten. Man sagte, wir fänden alle Tage Gold, Silber und Edelsteine, ja man behauptete, wir hätten ein goldenes Gefäß entdeckt, das 16 Batmans oder 24 Kilogramme gemünztes Gold enthalte, und daß wir einen Theil davon an den Schah als Geschenk und Abgabe für alles das, was wir noch zu finden hofften, geschickt hätten. Ich mochte ihnen die Abgeschmacktheit ihrer Reden vorstellen so viel ich wollte, ich mochte ihnen beweisen, daß solche Funde gar nicht möglich seyen, da ja sie selbst die Ausgrabung machten; es half alles nichts. Die Ungläubigsten behaupteten, um die Sache zu erklären, wir ließen die Ausgrabungen bis zu der Tiefe, wo wir wüßten, daß der vergrabene Schatz liege, durch sie fortführen, und in der Nacht holten wir ihn selbst. Leuten, bei denen ein solches Vorurtheil dermaßen eingewurzelt war, ließ sich nichts antworten, aber bei dieser Geschichte konnten wir ermordet werden, und vielleicht sind zwei nächtliche Angriffe, die auf unser kleines Lager gemacht wurden, keiner andern Ursache zuzuschreiben. Ich habe früher gesagt, daß wir zwei Soldaten eines zu Schiras stehenden Regiments bei uns hatten, welche der Gouverneur dieser Stadt auf sehr verbindliche Weise für die Nachtwachen bewilligt hatte. Diese beiden Leute, die sich in der That sehr wacker hielten, thaten ihren Dienst, während wir und unsere Diener schliefen. Sie wachten abwechselnd an einem Feuer neben unserem Zelte, und hatten eine Art Barrikade aus Kissen und Holzstücken errichtet, um gegen einen Ueberfall sicher zu seyn. Sie verbargen dadurch auch die Helle des Feuers, das in der Dunkelheit als Zielpunkt hätte dienen können. Alles dieß war sehr gut ausgedacht, und bewies, daß sie sich keiner völligen Sorglosigkeit überließen. Wenn sie zu ihren nächtlichen Einrichtungen schritten, vervollständigten sie ihre Vertheidigungsmittel durch eine lächerliche Kriegslist, auf deren Wirksamkeit sie indeß großes Vertrauen setzten. Sie steckten Mützen und Mäntel auf Pfähle rings ums Feuer her, um an die Anwesenheit mehrerer Karawuls oder Wachtposten glauben zu machen. Dieß Mittel gleicht demjenigen, welches man bei uns gegen die Spatzen anwendet, unsere Soldaten schrieben ihm aber dieselbe Kraft gegen Diebe zu.

Trotz dieser Vorsichtsmaaßregel wurde während unseres Aufenthalts unter den Ruinen unser Schlaf zweimal durch Anfälle gestört. Spitzbuben waren in der Finsterniß erschienen, und hatten auf den von unserer Wache abgefeuerten Schuß geantwortet. In Einem Augenblick war alles auf den Beinen, aber wohin? nach welcher Seite die Räuber verfolgen? Das Gebirge bot ihnen eine Zuflucht, wo man sie in der Dunkelheit nicht erreichen konnte. Wir sahen nichts. Fast nackt, durchfroren, mußten wir unter unsere Zelte zurückkehren, ohne etwas bemerkt zu haben. Die Räuber hatten darauf gerechnet, alles im Schlafe zu finden, hofften sich bis zu unserem Gepäck durchzuschleichen, und fortschleppen zu können, was sie fänden; auf einen Kampf mit uns waren sie nicht gefaßt. Wahrscheinlich waren diese Banditen durch die angeblichen Schätze herbeigelockt. Hätten wir nur wirklich die fabelhaften Reichthümer entdeckt, welche nach den Angaben der Perser in dem zerstörten Palast Dschemschids verborgen waren; unsere Geldmittel erschöpften sich, und unsere Nachgrabungen, weit entfernt, sie zu erneuern, machten darin eine starke Bresche; wir hätten mit Recht sagen können, daß unsere Arbeiter, nicht wir, in den Trümmern von Persepolis, wenn auch nicht Gold, doch wenigstens Silber ansammelten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 204. 26 August 1850.

Ueber das Steigen und Fallen des Wassers in den nördlichen amerikanischen Seen.

(*American Annual for Scientific Discovery.*)

In einer Versammlung der amerikanischen Akademie legte Hr. Foster, der im Auftrag der Centralregierung die Untersuchung der Mineralreichthümer in dem nordwestlichen Gebiet geleitet hatte, seine Beobachtungen über die Frage vor, ob die Gewässer in den nördlichen Seen irgend einer der Fluth ähnlichen Bewegung unterworfen seyen. Das Ergebniß dieser Beobachtungen hatte ihn überzeugt, daß diese Gewässer nicht zu bestimmten Perioden, ähnlich der Ebbe und Fluth, steigen und fallen, sondern außerordentlichen Steigungen unterworfen sind, welche nicht von dem Einfluß von Sonne und Mond abhängen. Diese Steigungen haben die Aufmerksamkeit der ältesten Voyageurs dieser Gegenden auf sich gezogen. Charlevoix, der die Seen vor einem Jahrhundert durchschiffte, sagt in Bezug auf den See Ontario: „ich bemerkte, daß in diesem See ein fast augenblickliches Zu- und Abströmen stattfindet; die Felsen in der Nähe der Ufer wurden mehrmals im Laufe einer Viertelstunde mit Wasser bedeckt und wieder entblößt, selbst wenn die Oberfläche des Sees sehr ruhig ist, und kaum ein Lüftchen weht. Nachdem ich über die Erscheinung einige Zeit nachgedacht, fiel ich auf den Gedanken, sie komme von Quellen im Grunde des Sees, und von dem Zusammenstoß ihrer Strömungen mit der der Flüsse, welche von allen Seiten hineinfallen und so diese wechselnden Bewegungen erzeugen." Dieselben Bewegungen bemerkte auch Mackenzie im J. 1789, eine Expedition unter Oberst Bradstreet im J. 1764, ferner wurde ähnliches am Eriesee im J. 1823 und verschiedenemale später beobachtet. Im Sommer 1834 fand ein außerordentliches Zurücktreten des Wassers im Obern See an dem Ausfluß des Sault St. Marie statt. Der Fluß ist an dieser Stelle fast eine Meile breit, und fällt auf der Strecke eine Meile um 18,5 Fuß. Die Erscheinung trat um Mittag ein, der Tag war ruhig aber wolkig. Das Wasser trat plötzlich zurück, und ließ das Bett des Flusses, eine Strecke von 30 Ruthen ausgenommen, trocken liegen, und so blieb es fast eine Stunde lang. Manche Leute gingen hinaus und fingen Fische in den durch die Senkungen der Felsen gebildeten Teichen. Die Rückkehr des Wassers wird als sehr großartig geschildert. Es kam wie eine unermeßliche Brandung heran, und zwar so plötzlich, daß die mit Fischen beschäftigten Leute kaum Zeit hatten zu entrinnen. Im Sommer 1847 stieg und fiel einmal einen ganzen Nachmittag lang das Wasser in Zwischenräumen von etwa 15 Minuten. Der Wechsel betrug 12 bis 20'', der Tag war ruhig und klar, aber der Barometer fiel. Ehe 48 Stunden verflossen, trat ein heftiger Sturm ein. Am Copper Harbour bemerkte man wiederholt eine Ebbe und Fluth durch die schmalen Einfahrten und Aestuarien zu einer Zeit, wo nicht ein Luftzug auf dem See herrschte. Aehnliche Erscheinungen kommen auf mehrern Schweizerseen vor. Professor Mather, der den Barometer während einer solchen Fluctuation am Copper Harbour beobachtet, sagt darüber: „im allgemeinen sind Fluctuationen im Niveau des Wassers von Fluctuationen des Barometers begleitet, manchmal aber wechselt auch das Wasserniveau im Hafen sehr rasch, während im Barometer am Beobachtungsorte keine solchen Veränderungen vorkommen."

Im Allgemeinen zeigen die Veränderungen im Niveau des Wassers die Annäherung eines Sturms oder einen gestörten Zustand der Atmosphäre an. Der Barometer ist nicht hinreichend empfindlich, um das Steigen und Sinken, wie dieß oft geschieht in Zwischenräumen von 10 bis 12 Minuten, anzuzeigen, und das Ergebniß der Beobachtungen in solcher Zeit kann daher in gewissem Grade als negativ betrachtet werden. Inzwischen mag es nicht selten vorkommen, daß Wirkungen an dem einen Platze beobachtet werden, die Ursache aber, welche sie hervorrief, so weit entfernt ist, daß sie keinen Einfluß auf den Barometer ausübt. Wir können deßhalb hieraus den Schluß ziehen, daß diese Erscheinungen nicht aus einem Vorherrschen auf das Wasser einwirkender Winde, die es an einem Punkt aufhäufen, am andern zusammendrücken, herstammt, sondern von plötzlichen und localen Veränderungen der Atmosphäre, welche eine Reihe barometrischer Wellen veranlassen. Das Wasser würde nach den Gesetzen, die zwei in solchem Verhältniß zu einander gestellte Flüssigkeiten bestimmen, sich da anhäufen wo der Druck am geringsten, und da ausweichen wo er am stärksten ist. Schon de la Beche hat bemerkt, daß ein plötzlicher, den Wassertheilchen durch einen plötzlich verstärkten oder verminderten Druck gegebener Anstoß ein senkrechtes Steigen und Fallen weit über die Höhe oder Tiefe hinaus, die aus dem bloßen Gewicht entspringt, veranlassen würde. Der Unterschied in der specifischen Schwere des süßen und salzigen Wassers mag diese Veränderung in Landseen merklicher als im Meere machen.

Die dießjährige Parlamentssession.

2. Die kritische Zeit nach Ostern.

(Schluß.)

Aber noch andere Aussichten erhöhen und verstärken die Wichtigkeit der Vorgänge in Irland. Die alte von O'Connell

Digitized by Google

gestiftete und von seinem Sohn fortgeführte Repealassociation ist todt, sie starb vollkommen an der Auszehrung. Mehr auf eine enthusiastische Ansicht als auf die stärkern materiellen Interessen gebaut, konnte sie gegen den kraftvollen Organismus des englischen Staats nichts ausrichten, und der alte O'Connell selbst mußte geraume Zeit vor seinem Tode die Nichtigkeit dieser Bemühungen erkennen, wenn er gleich seiner Partei die Richtigkeit nicht vordemonstriren konnte und wollte. Aber der Funke, den er hervorgerufen, hatte gezündet, und von dem Augenblick an, wo O'Connell ins Parlament trat, wurde Irland die „große Schwierigkeit" jedes Ministeriums. Was O'Connell'n vorgeschwebte, was er aber des Ursprungs seines Einflusses wegen nicht erreichen konnte, wenn auch einzelne enthusiastische Leute, wie Tom Steele, sich zu ihm schlugen, die Vereinigung des katholischen und protestantischen Irlands, das wird jetzt auf dem praktischen Boden der Pächterinteressen mit einer staunenswerthen Energie aufgefaßt: die fünfte in der obigen Pächterconferenz gefaßte Resolution drückt die Freude darüber aus, daß Personen jeder religiösen Ueberzeugung hier von allen Gegenden Irlands zusammenkamen und einträchtig zu dem großen Zweck zusammenwirkten. Was die Conferenz in ruhiger Ueberlegung aussprach, das hatte sich bereits wenige Tage zuvor bei einer Wahl in der Grafschaft Mayo gezeigt, wo keineswegs mehr Katholiken den Protestanten, sondern Pächter den Gutsherren gegenüberstanden, und der Candidat der Gutsherren durchfiel. In der Conferenz selbst wurde die Einwirkung auf die Wahlen als von der höchsten Wichtigkeit anerkannt, und Dr. Grattan schlug vor, künftig niemand mehr ins Parlament zu wählen, der sich nicht schriftlich verpflichte, innerhalb und außerhalb des Parlaments die von der „irischen Pächterliga" aufgestellten Grundsätze zu vertheidigen, und jedem Ministerium, das diese Grundsätze nicht fördern wolle, seine Unterstützung zu entziehen. Zu diesem Ende ward beschlossen, eine allgemeine Beisteuer auf die Armentaxe umzulegen, und zur Betreibung der Zwecke der Pächterliga vorerst 10,000 Pfd. zusammenzuschießen.

Wir sehen hier eine ganz neue Erscheinung in Irland, welche für das englische Ministerium, mag es nun aus Whigs oder Tories bestehen, nichts weniger als sehr beruhigend ist. Die Verfechtung der Pächterrechte muß auf England zurückwirken, und da zwei gleich einflußreiche Parteien in Irland, die presbyterianische und katholische Geistlichkeit, die Leiter der Bewegung sind, so kann es nicht fehlen, daß die Frage über die irische Kirche gleichfalls wieder zur Sprache kommt, um so mehr als des Ministeriums lästiger Freund Roebuck bereits im Laufe der Session mit dem Antrag gedroht hat, „daß das Haus den Zustand der irischen Kirche in Erwägung ziehen und die Mittel aufsuchen solle, die Einkünfte derselben für die Wohlfahrt des irischen Volks möglichst wirksam zu machen." Das ist die alte Appropriationsclausel, welche schon einmal das Whigcabinet gesprengt hat, und deren Anerkennung Lord John Russell ohne die schamloseste Inconsequenz nicht von sich weisen kann. Lord John Russell selbst hat die irische Kirche als das „Ungeheuer von Beschwerde" (monster grievance) und Hr. Macaulay als das vorzugsweise „schlimme Institut" bezeichnet. Mit der Erhebung der Frage aber, die als eine nothwendige Consequenz der irischen Pächterangelegenheit in ihrer nacktesten Gestalt auftreten wird, muß Lord John Russell entweder mit seinen Standesgenossen oder mit den Reformern brechen, und die gereizten Redensarten, die bei Gelegenheit der Wahlrechtsfragen gewechselt wurden, müssen sich in stärkerem Maaße wiederholen. Die Tories und die Kirche können aber sowohl in der Pächter- wie in der Kirchenfrage principiell durchaus nicht nachgeben, wenn sie nicht das bisherige Grundeigenthumsrecht und den Bestand der Kirche auch in England opfern wollen.

Alle im Laufe der Session aufgetauchten Fragen und Anträge über Erziehungswesen und Unterricht, namentlich auch der Antrag auf Einschreiten gegen das nationale Erziehungssystem in Irland (wobei der kirchliche Unterricht ausgeschlossen ist), sind nur Vorspiele der Hauptfrage über den rechtlichen Bestand der Kirche in einem Lande, wo sieben Achttheile der Bewohner sich nicht dazu bekennen. Bereits in den Jahren 1833 bis 1845 war die „Appropriationsclausel," d. h. die Verwendung des Ueberschusses irischer Kirchengelder zu andern als kirchlichen Zwecken, das große Schlagwort der Whigs. Ihre Reden darüber stehen unläugbar da, und strafen sie Lügen, wenn sie auch jetzt die Zeit noch nicht gekommen wähnen, sich an diese Hauptbeschwerde des irischen Volks zu wagen; soll alles was sie sagten und thaten „ein Schein gewesen seyn, der in factioser Weise begann um in Parteiphrasen und Heuchelei zu enden?"

Wir führen diese Dinge an, um zu zeigen, wie mißlich, um nicht zu sagen unhaltbar, die Stellung des jetzigen Ministeriums allmählich wird. Wie man behauptet hat, daß die Minister über die Frage in Betreff des afrikanischen Blokadegeschwaders sich gerne hätten schlagen lassen, um mit guter Manier davon zu kommen, so konnte Peels Abstimmung in der Frage über die auswärtige Politik bestimmt seyn, ihren Rücktritt von einer gänzlich unhaltbar gewordenen Stellung zu beschleunigen, mochte er nun die Absicht haben, die Freihandelspolitik selbst oder durch seine Freunde fortzuführen, oder der Ansicht seyn, daß diese in der Opposition gegen ein Protectionistenministerium sich besser befinden werde. Wie dem seyn mag, alle diese Ansichten und Plane sind mit seinem Tode in Nichts zerflossen, und bis zur nächsten Session werden die wichtigsten Mitglieder der von ihm gegründeten Mittelpartei, Gladstone, Sydney Herbert, Cardwell, Goulburn und Lord Lincoln aller Wahrscheinlichkeit nach auf der protectionistischen Seite stehen, auf welche sich Sir J. Graham seinen Erklärungen zufolge nicht mehr stellen kann. Die Zahl der einflußreichen Gegner der Regierung ist also in fortdauerndem Wachsthum, und die Protectionisten haben einen dringenden Grund rascher zu gehen, als bisher. Die Anforderungen Irlands und die Pächterverhältnisse in England selbst sind der Art, daß sie das Schicksal der darauf zu gründenden Gesetzentwürfe nicht einer so schwankenden Macht wie die des Russell'schen Ministeriums, das seine Gesetzentwürfe auf eine fast liederliche Weise behandelte, überlassen können. Der im Allgemeinen günstige Ausfall der Ernte in England, auf dem Continent und in Amerika wird die Getreidepreise sehr mäßig halten und wahrscheinlich bald wieder unter 40 Sch. den Quarter Weizen fallen lassen; dann ist die jetzt noch oft vorgebrachte Entschuldigung, daß nur die Uebergangsperiode die Preise so tief gedrückt, nicht mehr länger haltbar. Ein anderer mächtig wirkender Umstand ist die Tendenz des neuen amerikanischen Ministeriums, das, aus den ersten Whigs zusammengesetzt, einem Schutzzoll der einheimischen Industrie günstig ist, und wahrscheinlich in dieser Beziehung Maaßregeln vorschlägt, welche die Einfuhr brittischer Manufacte erschweren. Dieß würde die Behauptung der Freihändler, daß die Liberalität Englands die andern Staaten nach sich ziehen müsse, wesentlich schwächen, und eine Entschuldigung an die Hand geben, protectionistische Maaßregeln als Vertheidigungswaffe und Repressalie zu gebrauchen,

Digitized by Google

um andere Länder zu liberalen Maaßregeln zu nöthigen. Es stehen in dieser Beziehung überhaupt mancherlei Maaßregeln in Aussicht, wie sich aus Palmerstons Antwort auf Andersons Anfrage (am 5 August) wegen der Behandlung brittischer Schiffe in spanischen Häfen zeigt. Er hüllte sich in diplomatisches Schweigen, und man konnte deutlich bemerken, daß die Regierung noch keineswegs mit sich einig ist, welchen Weg sie in Bezug auf Staaten wie Spanien, Holland u. s. w. einschlagen soll.

Ein Zeichen großer Verlegenheit des jetzigen Ministeriums ist die wiederholt gemachte Bemerkung, daß die Bills, welche Irland betrafen, nicht nur großentheils keinen günstigen Erfolg hatten, sondern auch wiederholt verschoben und verändert werden mußten; warum die Abschaffung des Vicekönigthums in Irland nicht durchgeführt wurde, ist gar nicht abzusehen, als höchstens aus dem Grunde, daß das Oberhaus wahrscheinlich den ganzen Vorschlag verworfen hätte. Ueberhaupt wurde über die nachlässige Geschäftsführung im Parlament wiederholt und lebhaft Klage geführt, worüber wir in den Schlußbemerkungen einiges sagen werden. Verschiedene Bills, welche lange Zeit in Anspruch nahmen, berühren uns in dieser allgemeinen Schilderung nur wenig, so die gleich im Anfang vorgebrachte Bill der Regierung über die Einführung einer repräsentativen Versammlung in Australien, worüber Lord J. Russell mit Sir W. Molesworth, der zwei Körperschaften statt einer einzigen verlangte, in lange Zerwürfnisse kam, die uns wenig interessiren können. Es handelt sich hier nur wieder um eine Probe der alten Klagen der Colonien über die Art der Verwaltung durch das Colonialministerium, dessen bureaukratische Willkür selbst der Minister nicht brechen kann, und die eine Menge Verlegenheiten hervorruft, so daß Radikale von Cobdens Schlag gleich die ganzen Colonien aufgeben wollen, „die ja doch nur durch die Erhaltung der Militärmacht viel Geld kosten." Daß sie indirect durch den Handel auch wieder viel Geld einbringen, und daß ein gänzliches Losgeben in einer fatalen Weise auf England zurückwirken müßte, das will die freihändlerische Schule nicht recht anerkennen, obgleich der Handel mit Canada und mit Westindien mehr und mehr auf die Nordamerikaner übergeht. Auch dieß ist ein Punkt, wo die herrschende Partei mit den Radikalen in fortdauerndem Zerwürfniß ist.

Nicht leicht ist im Laufe einer ganzen Session ein Ministerium so vereinzelt gestanden, und war so in gleichem Maaße von Freunden und Feinden angegriffen, und nicht leicht hat sich dabei eine so schwache unsichere Leitung der Geschäfte kundgegeben, mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, wo Lord Palmerston seine alte Consequenz und Meisterschaft zeigt. Abgesehen von den einzelnen offenen Niederlagen, hat das Ministerium mehrere indirecte erlitten, so namentlich die Mißbilligung, die sich im Unterhaus über das Verhalten des Colonialgouverneurs in Ceylon, Lord Torrington, kundgab, und der man endlich denselben opfern mußte. Sir J. Ward, cephaloniotischen Andenkens, möchte gleichfalls am längsten Lord Obercommissär der jonischen Inseln gewesen seyn, aber alle diese Dinge sind hergebrachte Uebel, und der tugendhafte Enthusiasmus redlicher Männer, welche aus Gewissensdrang die Sache des Rechts, wenn sie in solchen auswärtigen Besitzungen verletzt wurde, vertheidigen, werden mit Gleichgültigkeit, oft mit Achselzucken belohnt. Whigs und Tories haben einander in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen, und nur allzu schreiende Fälle werden gerügt. An solchen Dingen aber stirbt ein englisches Ministerium nicht; ein ernstes Versehen, das den Handel und die Industrie beeinträchtigt, und auf die nationalökonomischen Verhältnisse zurückwirkt, ist viel mehr geeignet, einen Sturz herbeizuführen, und wenn nicht alles trügt, so möchte dieß die letzte Session seyn, welche das jetzige Ministerium zu überstehen vermochte.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise erweckten die kleinen Angriffe uns keine ernstliche Unruhe, und wir setzten unsere Arbeiten darum mit nicht geringerem Eifer fort. Auf der Hochfläche, die wir bereits größtentheils erforscht hatten, blieb uns nur noch ein einziger Palast zu untersuchen übrig. Er war von größerer Ausdehnung als die zuletzt beschriebenen, und hat durch die Zahl und Schönheit seiner Sculpturen eine höhere Bedeutung. Seine Oberfläche maß 91 Metres von Norden nach Süden und 76 von Osten nach Westen.

Nach den verschiedenen Theilen, aus denen dieser Palast bestand, zu schließen, enthielt er für sich allein alle die Schönheiten, die wir der Reihe nach in allen den andern Denkmalen von Persepolis bemerkt hatten; man kann deßhalb auch sagen, daß dieß einer der großartigsten und schönsten Bauten war unter allen denen, die von dieser prachtvollen Residenz der persischen Könige übrig blieben. Wir fanden ihn verstümmelt, und die von den Bergen, an deren Fuße er steht, herabgeschwemmte Erde ist hineingedrungen und hat sich über einen Meter tief darin aufgehäuft. Nichtsdestoweniger sind seine Basreliefs in den höhern Theilen sehr gut erhalten, und wir haben sie vermittelst Nachgrabungen am Boden ergänzt.

Dieß Bauwerk bestand aus zwei verschiedenen Theilen, einem großen viereckigen Saal, und vor demselben, auf der Nordseite, einem weiten Porticus. Um diesen großartiger zu machen, hatte man auf jeder Seite einen kolossalen Stier aufgestellt. Diese beiden Stiere standen um fast zwei Dritttheile ihrer Länge, d. h. um nahezu vier Metres, über die erste Säulenreihe, welche den Fronton stützte, hinaus. Dieser Vorsprung hatte den Vortheil, diese großen Sculpturen, welche den Effect der mit 16 großen Säulen, mit Capitälern aus doppelten Stierleibern, geschmückten Façade noch erhöhten, abzulösen und fast ganz hervortreten zu lassen. Von diesem Porticus gelangte man durch zwei Thore mit großen Oeffnungen ins Innere. Ebenso konnte man von den drei andern Seiten, von denen jede gleichfalls zwei Thore hatte, dahin gelangen. Es waren also acht Thore im Ganzen, und die noch stehenden Pfeiler dieser Thore waren es welche mit den zu Nischen ausgehöhlten und in derselben Reihe mit den Thoren gestellten Blöcken die Stelle und die Eintheilung des Gebäudes anzeigten. Diese Thorpfosten zeugen auch noch für den Reichthum und bezeichnen den Charakter der Ornamentation dieses Denkmals. Alle ohne Ausnahme sind mit Basreliefs bedeckt, auf denen man den Löwen, den Greif, den Stier und das andere namenlose Ungeheuer von der allegorischen Person besiegt sieht, welche wir bereits, wie eine Larengottheit, an der Schwelle aller dieser Paläste sahen. Der König ist hier in seiner ganzen Majestät dargestellt. Um sein Bild desto imposanter zu machen, hat man seinen Thron mit einer größeren Anzahl Wachen und Vasallen umgeben. Kein anderes Gebäude von Persepolis kann hinsichtlich der Schönheit der Bilder mit diesem wetteifern. Ließ nicht vielleicht in diesem schönen Saale, diesen pomphaften Bildern eines persischen Königs, vielleicht des Xerxes selbst gegenüber, Alexander sich durch die Trunkenheit hinreißen, alles das, was die Kunst der alten Zeiten Prächtiges für die Wohnung des Besiegers von Griechenland geschaffen, in Brand zu stecken und zu zerstören?

Der mächtige Raum zwischen den vier Mauern des Saals und die Abwesenheit aller Spuren, welche eine Theilung durch Scheidemauern angezeigt hätten, läßt vermuthen, daß hier Säulen standen. In der That fanden wir auch in der Tiefe von zwei Metres die Grundlagen und erhielten die Gewißheit, daß es hundert Säulen, zehn in der Länge

Digitized by Google

und zehn in der Breite, gewesen waren. Sie waren cannelirt und liefen in Thierleiber aus.

Die vier Thore, welche sich gegen Ost und West öffneten, sind der Darstellung der Person in Menschengestalt gewidmet, die, mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet, einen Stier, einen Löwen, einen Greif und noch ein anderes aus diesen beiden letzten zusammengesetztes Thier bekämpft. Zwei dieser Gegenstände wurden schon oben beschrieben, da wo der Greif figurirt, nur erwähnt. In diesem symbolischen Kampfe hat das Ungeheuer einen Adlerkopf mit einer Art Kamm, welcher den Hals bedeckt, und sich bis auf die Höhe des Kopfes erstreckt, wo er gleichsam einen langen Federstrauß bildet, woran ihn sein Gegner faßt. Dieser befiederte Hals verbindet sich an den Schultern mit zwei Flügeln, die den Leib bedecken. Dieses phantastische Thier vereinigt die beiden Naturen des Vierfüßlers und des Vogels. Die erstere ist unbestimmt und erinnert an zwei verschiedene Arten; so stehen an dem Kopfe dieses Ungeheuers zwei Ohren, welche Pferdsohren gleichen; die Flügel lassen ungeheure, mit mächtigen Krallen versehene Tatzen erscheinen, von denen eine den Feind kraftvoll zurückstößt und die andere fest seinen Arm packt. Dieser Theil des Körpers, wo die Natur des Löwen vortritt, setzt sich fort bis zu den Hinterfüßen, wo die Vogelnatur in den Adlerkrallen, die an die Löwenschenkel sich anschließen, wieder auftritt, so wie in dem Vogelschwanz, der den des vierfüßigen Thiers ersetzt. Diese Sculptur ist also höchst seltsam. Es gibt nichts bizarreres als diese Verbindung von Körpertheilen verschiedener Thiere. Darum muß man auch in diesen conventionellen Bildern etwas symbolisches, mystisches sehen, woraus sich auch die Ruhe in diesen Bildern erklärt, wo alle Anstrengungen des Besiegten nicht im Stande sind den Sieger in Aufregung zu versetzen.

Wir haben bereits ohne nähere Schilderung des Basreliefs erwähnt, welches denselben Kampf darstellt, in welchem sich ein Löwe unter der unwiderstehlichen Umschlingung und dem Dolche des Gottmenschen abmüht. Nicht nur ist der natürliche Typus des Löwen treu wieder gegeben, sondern der Bildhauer hat auch in der Ausführung dieser Figur ein wahres Talent gezeigt. Einfach und großartig im Ganzen aufgefaßt, ist dieser Löwe mit einer großen Wahrheit und einem staunenswerthen Verständniß der Natur wieder gegeben. Seine Stellung ist übrigens dieselbe, wie die aller dieser Thiere, und der besiegte Löwe ist so ruhig, wie sein Gegner.

Die Hauptthore sind diejenigen, welche sich nach dem Porticus öffnen, und die Basreliefs, welche die Oeffnungen schmücken, übertreffen die übrigen an Größe und Reichthum der Composition; die den vorigen gegenüberstehenden zwei Thore der vierten Seite haben Basreliefs mit ähnlichen Gegenständen, wie die Hauptthore. Man könnte alle vier königliche Thore nennen; in der That stellen die einen Sculpturen wie die andern den König auf dem Thron dar, aber mit Abwechslungen, welche die Südseite von der Nordseite unterscheiden; so hat auf den erstern der Herrscher seine Unterthanen aller Stämme zu seinen Füßen, während die andern ihn darstellen, umgeben von seinen Vertrauten und seinen Wächtern. Dieser letztere Gedanke hat ohne Widerspruch eines der merkwürdigsten und schönsten Stücke der antiken Sculptur geliefert; dieß Basrelief ist horizontal in sechs Felder getheilt, die durch Reihen von Einfaßrosen getrennt sind, welche der Höhe und Breite nach Rahmen bilden und die verschiedenen Theile dieses großen Bildes einschließen. In den fünf untern Rahmen stehen die mit Lanzen, Köcher und Schilden bewaffneten Wachen, ähnlich denen, die wir schon oft wiederholt sahen; es sind zehn in jeder Reihe. Neben den fünfzig Wachen, welche für die Sicherheit des Königs in seinem Palast zu haften haben, ist ein Bild, das ihn auf dem Thron unter einem Baldachin darstellt in dem bekannten Costüm mit seinem Stab und seiner Blume; der Thron oder Tacht besteht aus einem Sitz, dessen Form ein etwas hoher Stuhl mit einer Rückenlehne ist, wobei die Füße des Königs nicht auf den Boden reichen, sondern auf einem Tabouret ruhen. Dieser Thron ist einer der interessantesten Gegenstände, die man auf diesen Basreliefs findet, und nimmt man auch an daß der Thron des Königs der Könige immerhin etwas besonderes haben mußte, so zeugt er nichtsdestoweniger durch die Zierlichkeit seiner Formen von einem für jene frühe Zeit höchst entwickelten Geschmack und vorgeschrittener Kunst. Der Sitz hat überdieß eine auffallende Aehnlichkeit mit denen auf den Basreliefs von Ninive, eine Vergleichung, die nicht ohne archäologische Bedeutung ist, denn man kann daraus schließen, daß die Perser in manchen ihrer Gebräuche die Nachahmer der Assyrer waren, vielleicht würde man sich sogar nicht von der Wahrheit entfernen durch die Annahme, daß die Meder und Perser, welche Ninive verwüsteten, den königlichen Sitz daraus fortschleppten, um daraus den Thron ihrer eigenen Fürsten zu machen.

Hinter dem König, der an Größe seine Begleiter weit übertrifft, schwingt ein Diener den Fliegenwedel über dem königlichen Haupt; dann kommt ein Beamter, dessen Costüm einen Bogenschützen anzeigt, und der die Waffen des Königs zu tragen scheint: in der rechten Hand hält er ein kleines Beil oder eine Keule und auf der linken Schulter einen Bogen an einer gabelförmigen Stange, der man keine andere Bestimmung zuschreiben kann, als beim Schießen als Stützpunkt zu dienen. Vor dem König ist eine Figur gleichfalls in kurzer Tunica und mit einem Stab; sie erhebt die rechte Hand und scheint das Wort an den König zu richten. Außerhalb und an jeder Seite des Thronhimmels sind zwei andere Figuren, eine Wache und ein Diener mit einem Gefäß. Der königliche Thronhimmel ist dargestellt durch zwei Pfeiler, welche einen Baldachin tragen, der in eine Filetfranze und einen Streifen von Eicheln ausläuft; über dieser Franze sind drei kleine Streifen von Einfaßrosen. In den Zwischenräumen zwischen beiden sind zwei kleine Felder übereinander, in deren Mitte der Mihr schwebt, unter der vereinfachten Form eines Rings mit Flügeln und einem Vogelschwanz. Auf beiden Seiten des Mihr sind fünf symbolische Thiere, in dem obern Feld ist das zehnfach abgebildete Thier ein Stier, darunter ist es ein Löwe.

Von den vier Basreliefs, welche die Verzierung der Throne dieses Palastes vollenden, zeigen zwei denselben Gegenstand. So ist der obere Theil der Darstellung des Königs unter dem Thronhimmel gewidmet, der untere stellt Personen dar, welche den Thron halten und die verschiedenen Völker oder Stämme, in welche das Reich der Perser zerfiel, repräsentiren. Diese Idee ist vermittelst dreier Reihen von Figuren übereinander ausgedrückt, welche sich durch ihr Costüm und ihrer Gesichtszüge unterscheiden als Assyrier, Meder, Scythen oder Neger. Studirt man die verschiedenen Typen, so weit die Verstümmelung der Figuren es zuläßt, so überzeugt man sich, daß der Bildhauer nicht nur die Stämme darstellen wollte, welche die integrirenden Theilen des Reichs bildeten, sondern auch die, welche durch die Eroberer aus der achämenidischen Dynastie zufälligerweise ihre Vasallen wurden.

In dem nördlichen Theile der Hochebene, die als gemeinsame Grundlage aller dieser Bauten dient, sieht man noch eine große Menge im Groben zugehauener Bruchstücke, welche erst den Meißel erwarteten; manchmal waren die Blöcke noch nicht einmal vom Boden losgemacht. Sie sind ohne Interesse, beweisen aber, daß die letzte Hand noch nicht an diese unermeßlichen Arbeiten gelegt war, als sie durch die Plünderung und den Brand unterbrochen wurden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Museum amerikanischer Alterthümer in Paris. Am 26 Mai wurde ein neuer Saal im Louvre eröffnet, welcher der Ausstellung der neuerworbenen reichen Sammlung amerikanischer (namentlich mexicanischer und peruanischer) Alterthümer gewidmet ist. Seit dieser Eröffnung erhielt das Museum nach und nach sehr bedeutende Geschenke von Massieu de Clerval, Schölcher, Audiffret und Ravaisson, die in Mexico, Peru und Hayti zusammengebracht worden waren. Hr. Angrand, Generalconsul Frankreichs, bereicherte die amerikanische Sammlung mit einer sehr zahlreichen Reihe von Vasen, Stoffen und Waffen, die er in den alten Grabstätten von Peru entdeckt hatte. (Revue archéol. Julius.)

Die Great-Western Bahn in England hat nach den neuesten Veröffentlichungen 10,485,918 Pfd. gekostet (125,831,016 fl.), ohne die Nebenlinien, zu denen sie beitragen mußte, zu rechnen, welche auch noch auf 3 Mill. Pfd. zu stehen kamen. (Times. 12 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 205. 27 August 1850.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

11. Zwischen Bona und El-Arrusch.

Damit meine Reiseskizzen ein möglichst vollständiges Ganze bilden mögen, muß ich hier eine Lücke in der Beschreibung des östlichen Sahels der Provinz Constantine ausfüllen, und bitte daher den Leser mich auf einer Winterreise, die ich im J. 1848 von Bona nach Constantine über El-Arrusch machte, zu begleiten. Zuvörderst aber mag hier eine kurze Beschreibung der Stadt Bona ihre Stelle finden.

Bona (arabisch Aneba) liegt an dem Golf gleichen Namens, dessen meist sandige Küste sich vom Cap della Guarda bis an den Ras-Bu-Fakal oder das Cap Rosa, etwa sechs französische Meilen von La Calle, hinzieht. Der 972 Meter hohe Edugh, an dessen Fuß die Stadt erbaut ist, trägt mit seinen immergrünen Eichwäldern nicht wenig zur Schönheit der Gegend bei. Eine einfache Ringmauer umgibt die Stadt, an deren Nordseite sich auf einem 105 Meter hohen Hügel die Kasbah, die erst kürzlich zu einem Staatsgefängniß für die Deportirten der neuern Zeit umgeschaffen worden, befindet. Das französische Quartier hat mehrere ziemlich schöne Straßen und einen geräumigen Paradeplatz mit einem schönen Springbrunnen, dessen Wasser mehrere Meilen weit von dem Edugh herabgeleitet wird; an allen Straßenecken sind sogenannte Bornes-Fontaines, welche die Stadt im Ueberfluß mit Wasser versorgen. Das arabische Quartier hat seit der Anwesenheit der Franzosen ein viel reinlicheres Ansehen gewonnen, und Constantine steht in dieser Hinsicht weit hinter Bona zurück. Nach der neuesten Aufzählung hat die Stadt 10,428 Einwohner, worunter 3,668 Einheimische.

Die Rhede von Bona ist nichts weniger als sicher, und die hier landenden Fahrzeuge sehen sich oft genöthigt ihre Zuflucht nach der etwas sicherern Bai der Affenbrodbäume (baie des carroubiers), über welcher sich das genuesische Fort erhebt, zu nehmen. Seit der Gründung von Philippeville und dem bald darauf erfolgenden Bau der Straße nach Constantine ist der Handel dieser Stadt bedeutend gesunken, da Ghelma und La Calle jetzt die einzigen Localitäten sind, welche europäische Einfuhrartikel aus Bona beziehen. Dennoch sieht man in keiner Seestadt Algeriens, die Stadt Algier ausgenommen, verhältnißmäßig mehr Seeleute als eben hier, da von den Korallenfischerbooten, welche die algierische Küste ausbeuten, und deren Zahl sich voriges Jahr auf 166 belief, gewiß die Hälfte hier und zu La Calle ihren Hauptankerplatz hat.

Etwa eine Viertelmeile von der Stadt münden sich die von Süden nach Norden durch die Ebene der Alcaracas fließende Seybuse, und die von Südwesten her durch das Thal der Karesa's sich schlängelnde Budschima in geringer Entfernung von einander in den Meerbusen aus; beide umschließen im Südwesten von Bona ein Delta, wo sich niedliche, von üppigen Oliven- und Feigengärten umgebene Landhäuser auf den Ruinen der alten Hippona (Hippo regius) erheben. Prachtvolle Marmorsäulen und Statuen, die man daselbst ausgegraben, zeugen von dem vormaligen Glanz der alten Stadt; einige hundert Schritte von der Straße birgt ein über die dichtbelaubten Obstgärten sich erhebender Hügel in seinem Schooß die großartigen Trümmer einer Riesencisterne, welche man allgemein das Kloster des heiligen Augustinus nennt. Ein devoter Einwohner von Bona, Eigenthümer des Bodens, schenkte daselbst der Kirche zur Errichtung einer winzigen Bronzebildsäule dieses Heiligen ein Stückchen Landes, wofür ihm der päpstliche Orden verliehen ward.

Eine Meile von Bona befinden sich in derselben Richtung an dem linken Ufer der Seybuse die ausgedehnten mit einem gewissen Luxus aufgeführten Eisenhüttenwerke der HH. Basano und Comp.; die Eigenthümer mußten vor einiger Zeit Concurs machen und die Regierung steht gegenwärtig im Begriff anderweitig über die Eisenerzlager-Concession von Bona zu verfügen.

In der Umgegend von Bona in der Ebene im Thal der Karesa's, besitzen fähige Landwirthe schöne Güter, wo der Feldbau ganz auf europäische Art betrieben wird; der Anbau des Tabaks kommt immer mehr in Aufnahme, und hier und da liefern schöne Baumwollfelder ein vorzügliches Handelsproduct; die ganze große fruchtbare Ebene von Bona bis nach Drean aber ist noch in den Händen der Araber, denen die voriges Jahr daselbst gegründeten Pariser Colonien noch lange Zeit wenig Concurrenz machen werden. Die Gemüsegärtnerei wird hauptsächlich von den Maltesern betrieben, mit welchen die Europäer nicht wetteifern können, da letztere die Sucht haben gleich alles auf europäische Art und durch Europäer machen zu lassen, was bei dem theuern Arbeitslohn in Algerien sehr kostspielig wird. Der Malteser macht z. B. seine Noria (Schöpfrad zur Bewässerung) selbst: ein einfaches Wasserrad über dem selbstgegrabenen Brunnen, das einen Strang von Stricken, an welchem irdene Töpfe befestigt sind, aufhaspelt, genügt ihm, da ihm diese einfache Vorrichtung in derselben Zeit eben so viel Wasser liefert als die elegante Noria des Europäers, welche demselben einige Tausend Franken gekostet. Zudem hat der Malteser Gärtner wenig Bedürfnisse, lebt mäßig, bleibt gesund und wird wohlhabend, während der Europäer nur „fi'l Kirch" (für den Bauch), wie die Araber sagen, arbeitet und keinen Rothpfennig zurücklegen kann.

Digitized by Google

Bona war früher ein äußerst ungesunder Aufenthalt. Die Ebene ist den Winter über gröẞtentheils mit Wasser bedeckt, das beim Beginn der trockenen Jahrszeit nur nach und nach verdunsten konnte, da die ehemaligen Abzugscanäle von den Türken vernachlässigt wurden und sich nach und nach ausgefüllt oder verstopft hatten; seit der Wiederherstellung mancher dieser Canäle und der Eröffnung neuer solcher ist die Gegend viel gesünder geworden, und die den Localfiebern zuzuschreibenden Todesfälle haben wenigstens um zwei Drittel abgenommen. Die Küste von Bona bis nach La Calle ist auf eine ziemliche Strecke landeinwärts dicht mit Zwergpalmen bedeckt, und es ist schwer zu begreifen, warum man den im Jahr 1849 dort angesiedelten Colonisten meistentheils solchen undurchdringlichen Wurzelboden angewiesen habe, da doch weiter einwärts das gute Land nicht mangelt.

Die den Edugh bewohnenden Kabylen waren früher sehr kriegerisch und beunruhigten in den ersten Zeiten der Besitznahme der Gegend durch die Franzosen die Stadt immerwährend, so daß fast keine Nacht verging, wo nicht unter den Mauern derselben gefeuert wurde; seitdem aber eine schöne Militärstraße, auf welcher man den sich zurückziehenden Feind schnell verfolgen konnte, bis auf den höchsten Gipfel des Berges hinaufgeführt worden, haben sich diese nächtlichen Scharmützel nach und nach eingestellt, und die ehemaligen Feinde sind friedliche Nachbarn geworden.

Es war zu Anfang des Monats Februar. Ich hatte von Constantine einen Brief erhalten, in welchem man mir meldete, daß einige Araber aus der Wüste im Begriff seyen in ihre Heimath zurückzukehren, und daß ich daher mich schleunigst auf den Weg zu machen hätte, wenn ich mit denselben hinsichtlich meiner Reise nach Tuggurt unterhandeln wolle. Das Meer war aber seit einiger Zeit so wild und stürmisch, daß an keine Fahrt zur See nach Philippeville zu denken war; die große Ebene bis nach Drean war bodenlos, und man rieth mir deßwegen direct von Bona nach El-Arrusch zu reisen, weil dieser Weg zur Winterszeit der beste sey. Der die Spahis zu Bona commandirende Obristlieutenant hatte die Gefälligkeit mir einen einheimischen Brigadier als Wegweiser mitzugeben; meine Reisegefährten waren ein Bürger aus Bona und ein Mozabite, Ibrahim, welcher mehrere mit Waaren beladene Maulthiere mit sich führte, nebst dessen Dienern. Diese Reisegesellschaft fand sich an dem zur Abreise festgesetzten Morgen in dem von mir bewohnten Landhaus zu Hippona ein, und wir nahmen die Richtung des Thales der Karesa's, durch welches der Weg mit der Kette des Edugh gleichlaufend westwärts führt. Das ganze Thal aber war mit Wasser bedeckt und einem großen See zu vergleichen; wir ritten einige Zeit auf der etwa eine Meile weit durch dieses Thal führenden Chaussee fort, in der Hoffnung den am Berg hinlaufenden Maulthierpfad zu erreichen, mußten aber bald wieder umkehren, da unsere Pferde einmal über das andere in den unsichtbaren Chausseegraben versanken, und wir viele Mühe hatten dieselben wieder festen Fuß fassen zu lassen. So befanden wir uns eine Stunde nach unserer Abreise bis auf die Haut durchnäßt wieder an derselben Stelle, von welcher wir ausgezogen waren; es blieb uns nichts anderes zu thun übrig als dem Fuß des Berges in allen seinen Biegungen zu folgen, und wir erreichten endlich am Ende der Chaussee, über welcher sich ein jetzt verlassenes, kleines Fort erhebt, einen gangbarern Weg, der uns bald über das nach und nach sich erhebende Land aus dem Bereich der Ueberschwemmung führte.

Das Thal der Karesa's besteht aus trefflichem Wiesenland, von welchem sich der General d'Uzer, ehemaliger Oberbefehlshaber des Kreises von Bona, den größten und besten Theil, man weiß nicht recht auf welche Art, anzueignen gewußt hatte. Am westlichen Ende dieses Thales, in geringer Entfernung von dem Bach Budschima, befindet sich ein Colonistenhäuschen, in welchem fünf Eigenthümer oder Pächter nach einander den tödtlichen Einflüssen der Fieberluft unterlegen sind, so daß heute niemand mehr Lust hat das von der Fatalität bezeichnete Haus zu bewohnen und dasselbe schon über ein Jahr leer steht. Einige junge, erst seit fünf Jahren hier gepflanzte Maulbeerbäume befinden sich dagegen äußerst wohl, und es dürfte schwerlich ein Stamm in Mitteleuropa in der doppelten Zeit eine solche Stärke erreichen.

Von hier aus hört jede Spur von der Anwesenheit der Europäer im Lande auf; das immer zwischen dem Edugh und den mit demselben parallel laufenden niedrigern Vorbergen hinziehende Thal wechselt jetzt mit Buschwerk und Ackerland, und hie und da führt der Weg an einzelnen römischen Ruinen vorüber. Von Zeit zu Zeit erblickt man zur Rechten und zur Linken des Weges kleine Duars, die anfangs aus Gurbies, in der Gegend des Sees Fezara aber aus Zelten bestehen.

Ungefähr vier Meilen von Bona wird das Thal hügelig und die Aussicht nach Westen bleibt geraume Zeit durch die wellenförmigen, dicht mit Buschwerk bewachsenen Erhebungen geschlossen. Auf der letzten Hügelreihe angelangt, wo sich endlich der Vorhang hebt, überblickt der Reisende das hier sich beträchtlich erweiternde Thal, das fast in seiner ganzen Länge und Breite von dem schönen, schilfumkränzten Wasserspiegel des Sees Fezara eingenommen wird. Dieser etwa 4 französische Meilen lange und 3 Meilen breite, von hier aus fast zirkelrund erscheinende See ist einer der schönsten in Nordafrika, und erinnert, die geringere Höhe der das Thal umschließenden Berge abgerechnet, an manche der kleinern Seen in der Schweiz. Seine Tiefe ist gering, und es war in letzterer Zeit die Sprache davon, denselben abzulassen, ein Unternehmen, dessen Möglichkeit die der Regierung vorgelegten Plane dargethan haben, das aber schwerlich sobald in Ausführung gebracht werden dürfte.

In dieser Jahreszeit ist der See mit einer unglaublichen Menge von Wasservögeln bedeckt, und schon auf eine Viertelstunde Weges weit verkündigte uns ein betäubendes, schwer zu beschreibendes Geräusch, wie es nur ein tausendstimmiges Schnattern, Pfeifen und Zischen aus unzähligen Vogelkehlen hervorbringen kann, die Nähe desselben. Er tritt jeden Winter, des beträchtlichen Zuflusses der Winterwasser halber, weit über seine Schilfgränze, und jeden Frühling, wenn sich die Wassermasse wieder vermindert, bringen die an den Ufern desselben ansässigen Araber ganze Maulthierladungen von Barben und Aalen (Barbus callensis und Anguilla callensis), die beim Zurücktreten der Gewässer in den Vertiefungen zurückgeblieben, nach der Stadt; daß sich aber Hechte in demselben befinden, wie man Hrn. Paul Gervais aus Montpellier hatte glauben machen wollen, ist falsch, denn ich habe mich sowohl hier als auch zu La Calle nach den vorgeblich in diesen beiden Localitäten vorkommenden Hechten erkundigt, und kein Fischer hatte je einen hechtähnlichen Fisch in den Seen gesehen, es müßte denn seyn, daß zufälligerweise ein Meerhecht in einen der Dünenseen bei La Calle gerathen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Noch etwas über den Ngami-See.

Nachdem wir in Nr. 195 Livingstons Schreiben über den Ngami-See mitgetheilt, kommt uns noch das Journ. of the geogr. Society (Vol. XX. P. I) zu, welches außer dem Schreiben Livingstons, dessen Ende ziemlich confus ist, auch eine Mittheilung seines Begleiters Oswell und die so sehr vermißte bildliche Darstellung der Entdeckung enthält. Nach derselben liegt der See zwischen 20° und 21° S. B. und 23° bis 24° O. L. v. G. Vom Nordosten her fällt ein Fluß, den die Reisenden nicht sahen, in den See, und an dessen westlichem Ende fließt der Zonga-Fluß allerdings aus dem See heraus, und wurde von den Reisenden bis 26½° O. L., also dritthalb Grade weit verfolgt. Der Weg, den die Expedition von Kolobeng (unter 24° 45′ S. B. und 26° O. L. v. G.) aus verfolgten, ging zuerst, parallel mit dem Nguatuana, einem Zufluß des Limpopo, nordöstlich bis Maschue (23° 20′ S. B. und 27° 45° O. L.), von da nordwärts bis Mathuolauni (beinahe 22° S. B), dann wieder in nordwestlicher Richtung bis zu den Dörfern der Bakurutsi am Zonga (21° 20′ N. B. und 26½° O. L.). Dieser Umweg nach Osten wurde gemacht, um die Bakalihari-Wüste zu umgehen. Der Zonga ist 2—3 Tagreisen vom See 300 bis 500 Yards breit, dann wird er abwechselnd bald schmaler, bald breiter, und seine Ufer zeigen deutliche Spuren häufiger Ueberschwemmung. Hr. Oswell wirft die Frage auf, ob er sich nicht in den Limpopo ergieße, und will versuchen, auf dem betretenen Wege wo möglich einen Landweg nach den Besitzungen der Portugiesen zu finden.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien.

Die Ruinen von Persepolis.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Ich habe die verschiedenen Gebäude, welche das staunenswerthe, in Persien unter dem Namen Tacht-i-Dschemschid bekannte Ganze bilden, geschildert, aber die Gründer dieser unermeßlichen Paläste dachten nicht nur an ihre Wohnung im Leben, sondern auch an eine ihrer Größe würdige Wohnung im Tode. Der Gedanke, kostbare und dauerhafte Grabdenkmäler zu errichten, ist fast allen Völkern gemeinsam, wurde aber in keinem Lande in ähnlicher Weise, wie bei den königlichen Gräbern in Persepolis, ausgeführt. Im allgemeinen sind die Grabmäler entfernt, oder wenigstens außerhalb des Umkreises der von den Lebenden bewohnten Orte aufgeführt; so stehen die Pyramiden oder Grabhöhlen Aegyptens mitten in den sandigen Ebenen Alexandriens, oder man grub sie aus in den einsamen Bergen der libyschen Kette. Die Hypogäen der Achämenidenfürsten dagegen machten gewissermaßen einen Theil ihrer Wohnungen aus, und die strenge Regel der Grabverzierung verband sich mit dem Reichthum und dem Glanz der Paläste, in denen die Macht der persischen Fürsten so viel Kunst und Luxus entfaltet hatte.

Zwei gleichartige Gräber befanden sich am Abhang des Berges, welcher die Einschließung des östlichen Palastes bildete; sie waren in den lebendigen Fels gehauen, und kein angemauertes Stück zeigte sich in der mit architektonischen Linien und Basreliefs geschmückten Façade. Nach altem Brauch und nach der besondern Gewohnheit der Perser waren diese Grabmäler, wenn nicht geradezu unzugänglich, doch nicht auf eine sichtbare Weise in Verbindung mit den Palästen. Keine Treppe führte hinauf, und obwohl man hie und da die Spuren eines in Felsen angebrachten Pfades entdeckte, mußte man doch, um hineinzugelangen, den Fels vermittelst seiner natürlichen Unebenheiten und Ecken erklettern. Man kam so auf eine Plattform, die zum Theil durch den behauenen Fels, zum Theil künstlich auf fünf zurückgezogenen Mauern angelegt war, welche die Unterlagen bildeten und aus viereckigen, ohne Cement aufeinander gelegten Blöcken aufgeführt waren. Am Ende dieser Terrasse war das Grab, dem sie gewissermaßen als Sockel diente.

Der Fels war geschickt behauen und benutzt; er bot den Anblick eines architektonischen Baues in der für die Paläste von Persepolis allgemein angenommenen Art. Die Vorderseite zeigt am Fuß einen Porticus, der durch vier eingefügte Säulen dargestellt ist; die Capitäle bestehen aus zwei mit dem Rücken aneinander stoßenden Stierleibern, deren mit Hörnern versehene Stirnen ein gezahntes Karnieß tragen. Oberhalb läuft ein Fries herum, an dem 18 Löwen, neun rechts und neun links, in verkehrter Ordnung ausgehauen und durch eine Art Lotusblume in der Mitte getrennt sind. Oberhalb dieses Gesimses verengt sich die Façade, und in einem zwischen zwei vorspringenden Felstheilen eingeschlossenen Rahmen findet sich ein großes Basrelief, dessen Gegenstand wesentlich religiös ist. Am obern Theile ist der Mihr, der einer Handlung des Feuerdienstes, die wahrscheinlich vom König verrichtet wird, vorzustehen scheint. Diese Person steht aufrecht auf einer Erhöhung von drei Stufen, hält einen Bogen in der linken Hand, und streckt die Rechte zum Zeichen des Eides oder der Anbetung gegen einen Altar aus, auf welchem die heilige Flamme abgebildet ist. Diese Scene scheint die Einweihung des Feuerdienstes durch den Fürsten, dessen Leiche in dieser Grabhöhle ruht, zum Gegenstand zu haben. Dieser erste Theil des Basreliefs ist auf eine Art Tisch gestellt, der mit einer Eierreihe geziert ist, und an den beiden Enden in den Doppelkörper des bizarren Ungeheuers ausläuft, von dem ich schon gesprochen und das die Natur des Löwen und Adlers in sich vereinigt. Vierzehn Figuren von verschiedenen Gesichtszügen und Kleidungen in zwei Reihen scheinen diese Art Estrade zu tragen. Andere Figuren stehen auf jeder Seite, darunter einige, deren Haltung anzuzeigen scheint daß sie weinen. Dieß ist die innere Anordnung dieser Grabhöhle, wo man augenscheinlich das allen Palästen von Tacht-i-Dschemschid gemeinsame Verzierungssystem wieder findet.

Meine Forschungen in den Hypogäen von Persepolis wurden durch einen Zwischenfall gestört, der Erwähnung verdient. Ich sah zwei Leute, deren Costüm mir in der Ferne verschieden von dem der Perser schien, den Pfad heraufsteigen; es waren zwei Greise von kleiner Gestalt, aber kräftig und mit lebhaften Augen; statt der spitzigen Lammfellmütze trugen sie einen großen Turban, dessen Enden auf die Schultern herabfielen; ihr Bart — statt sorgfältig schwarz gefärbt zu seyn, nach der Sitte der Perser — war, so wie ihn die Jahre gemacht hatten, völlig weiß; sie wechselten unter einander einige Worte in einer Sprache, die ich in diesen Gegenden noch nie gehört hatte, und redeten mich dann persisch an. Auf meine Fragen erwiederten sie, sie seyen Kaufleute aus Jezd, wohin sie sich nach einer langen Reise im Norden Persiens wieder begeben wollten; sie gehörten, wie fast alle Bewohner von Jezd, zur Religion der Guebern, und da sie Feueranbeter seyen wie Dschemschid, der große König, der die Paläste von Persepolis gebaut, so hätten sie nicht an diesen Ruinen vorübergehen wollen, ohne ihnen einen frommen Besuch abzustatten. Alsbald rafften sie kleines Holz und trockne Kräuter zusammen, machten daraus am Abhang des Felsens eine Art Scheiterhaufen, und zündeten ihn an unter Gebeten in derselben Sprache, die ich sie bei ihrer Ankunft hatte sprechen hören, wahrscheinlich Zend, die Sprache Zoroasters und des Zendavesta. Während diese beiden Guebern vor ihrem Feuer beteten, richtete ich meine Augen auf das obere Basrelief der Façade des Grabes, vor dem wir uns befanden; die dargestellte Scene war durchaus dieselbe; dieser Cultus besteht also noch, trotz der Verfolgungen der Moslems, nach 2000 Jahren.

Das Innere des Grabes stach durch seine Einfachheit gegen den äußern Schmuck sehr ab; man ging hinein durch ein Thor zwischen den beiden Mittelsäulen, dieß Thor öffnete sich aber nicht in seiner ganzen Höhe, sondern hatte nur an seinem untern Theil einen Durchgang, der vermuthlich nach Hineinschaffung der Leiche vermauert werden sollte. Die unterirdische Grabkammer theilt sich in zwei Abtheilungen, die, obwohl durch ihre sich durchschneidenden Gewölbe von ungleicher Höhe geschieden, doch eigentlich nur Ein Grabgewölbe bildeten; in der Mitte ist ein, wie alle andern Theile des Denkmals, in dem Felsen ausgehauener und ausgehöhlter Sarkophag. — Folgt man dem Abhang des Berges gegen Süden, so stößt man auf einen andern Pfad, und selbst auf einige noch am Felsen sichtbare Stufen, die zu einem zweiten Grab führen, das von dem Palast etwas weiter entfernt ist, und etwas höher am Abhang des Berges liegt; im Innern ist es dem erstern ähnlich und hat sechs Gräber.

Am Fuße der Mauer, welche die große Terrasse von Tacht-i-Dschem-

Digitized by Google

schid gegen Süden stützt, sieht man eine große Anzahl Trümmer, welche zu Schäften, Sockeln und Capitälern von Säulen gehörten. Man entdeckt hier einen Canal und einen ausgetrockneten Wasserbehälter. In einer gegen Nordosten von der Hochfläche des Palastes sich windenden Schlucht findet man isolirt und ohne Verbindung mit andern Bauten ein den früher beschriebenen ähnliches Thor. An den Seitenmauern sieht man zwei verstümmelte und unkenntliche Basreliefs. Um diese Ruinen her und nach allen Richtungen zeigt der Berg Spuren von ungeheuren, mühseligen Arbeiten, die man ausführen mußte, um das zum Bau dieser Denkmale nöthige Material herauszuschaffen. Aus den Säulenschäften oder Capitälern, die man hier sieht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß die verschiedenen Baustücke in den Steinbrüchen bis zu einem hohen Grad von Bearbeitung gediehen, ehe man sie an den ihnen bestimmten Platz schaffte.

Eines Tages war ich erstaunt den Weg mit Reitern bedeckt zu sehen, wurde aber bald durch die Gulams, welche sehr keck und zuversichtlich sich benahmen, benachrichtigt, daß der Gouverneur von Fars die Ruinen besuchen wolle. Es war dieß ein Schah-Zadeh, ein Bruder des Königs, Ferhad Mirza, der kürzlich erst ernannt worden war. Er wollte im Vorübergehen die Orte besuchen, welche die Fürsten, seine Vorgänger, vor 2000 Jahren einst bewohnt hatten. Ich hatte den Schah-Zadeh zu Teheran gesehen, und sogar in Auftrag des französischen Botschafters, Hrn. Sercey, ihm einige Geschenke überreicht; ich ging ihm entgegen, und bald hatten wir unsere Bekanntschaft wieder angeknüpft. Ich führte ihn in den Ruinen umher, und erklärte ihm alles durch unsern Gulam, der mit mir türkisch sprach, was ich einigermaßen verstand. Der Prinz schien mir so gebildet als ein Perser es seyn kann. Er kannte alle die fabelhaften Erzählungen von der Regierung Dschemschids, wie sie von den persischen Geschichtschreibern oder vielmehr Märchendichtern berichtet werden. Er gab den meisten Basreliefs eine Erklärung, die er als guter Moslem mit Verwünschungen gegen die Religion der Guebern spickte, deren teuflische Spuren man hier wieder finde. Ferhad Mirza interessirte sich für unsere Arbeiten, durchblätterte mit Aufmerksamkeit unsere Mappen, und drückte seine Zufriedenheit und seinen Beifall häufig mit den Worten aus: chub, kaili chub. (Gut, sehr gut!) Wir boten ihm einige Erfrischungen an, und als er wieder zu Pferde stieg, lud er uns aufs artigste ein, ihn zu Schiras zu besuchen. Er stieg wieder die große Treppe hinab, und lange Zeit konnten wir seine zahlreiche Escorte, die in der Ebene sich entfaltete, mit den Augen verfolgen.

Einige Worte über das Ganze der Denkmäler von Persepolis werden die Einzeluntersuchung der zierlichen reichen Sculpturen vervollständigen. Dasselbe System wurde bei der Erbauung aller dieser Paläste befolgt. Große, vollkommen genau abgemessene Lagen eines sehr harten Steins bilden die Haupttheile, wie Thore, Fenster oder Nischen. Die Zwischenräume, welche auf einem soliden, stehen gebliebenen Fundamente ruhten, waren ohne Zweifel aus kleinerem, leichter zerstörbarem Material, aus Pisé oder Backsteinen aufgeführt. Das muß man mindestens aus dem gänzlichen Verschwinden dieser Mauern schließen. Der Solidität der Blöcke, aus denen die Oeffnungen bestanden, verdankt man die Erhaltung der unzähligen Sculpturen, die jetzt noch die Bewunderung der Reisenden ausmachen. Die glückliche Mischung von Sculptur und Architektur ist einer der charakteristischen Züge dieser Monumente; man hat sie so geschickt verbunden, daß sie gar nicht zu trennen sind, und um sie zu trennen, müßte man beide verstümmeln. Man wäre fast berechtigt zu sagen, in Persepolis diene die Architektur nur als Stütze, gewissermaßen als Rahmen für die Sculptur, die ihrerseits ihre Nebenbuhlerin ausschmückt und verschönert. Allenthalben sieht man die Hand des Bildhauers: die dicken Mauern der Portiken und die Absätze der Treppen, wie die Seitenpfeiler der Thore haben ihre großen Massen schön polirten Steins geliefert, worauf man die Kolosse der Porticos oder die zierlichen Figuren ausführen konnte, welche noch Jahrhunderte lang diese Einöden bevölkern werden.

Zwei Gedanken scheinen bei der Ausführung aller dieser Reliefs vorgewaltet zu haben: der der Stärke und Kraft, welche in Erstaunen setzen und Achtung gebieten; diese sind dargestellt durch die Kolosse am Eingang der Paläste; ferner der Gedanke der Zierlichkeit, der königlichen Pracht und Majestät, die man in den Bildern findet, wo der König, seine Beamten, seine Unterthanen aller Casten und aller Nationen dargestellt sind. Diese beiden Gedanken sind gleich gut ausgedrückt: der erste durch die riesenhaften Verhältnisse und kräftigen Formen der fast in ganz erhabener Arbeit ausgeführten Stiere, der zweite in der Anmuth und Feinheit der Ausführung aller dieser Personen, die, in kleinen Verhältnissen, das Innere aller dieser Paläste oder die Freitreppen, durch die man dahin gelangt, schmücken. Was auch der Maaßstab seyn mag, nach welchem diese Sculpturen ausgeführt wurden, man kann nicht sagen daß sie von einer sehr vervollkommneten Kunst und einer vorgeschrittenen plastischen Wissenschaft zeugen. Der Meißel ist nicht sehr kunstgerecht, er hat im Gegentheil die ganze Naivität einer jungen unerfahrenen Hand, dafür besitzt er auch die Eigenschaften dieser Naivität, und abgesehen von den Verhältnissen, die nicht immer streng richtig eingehalten sind, zeigt sich in der Beobachtung und Copirung der Natur eine große Einfachheit im Ganzen, verbunden mit einer gewissen Sorgfalt im Einzelnen, welche den Schöpfungen des Bildhauers einen Stempel der Wahrheit und einer reizenden Originalität aufdrücken.

Einer der schwersten Fehler, den man diesen Sculpturen vorwerfen kann, ist der Mangel an Bewegung, die Steifheit; man muß aber nicht aus dem Gesicht verlieren, daß alle diese Bilder zum Zweck haben, die Mysterien der Religion oder Scenen darzustellen, in denen die königliche Majestät aus den sie umgebenden Beigaben hervortritt. Ruhe aber, selbst Kälte passen gleichmäßig für mystische Symbole des Religionscultus oder für Festlichkeiten der königlichen Macht. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß diese Basreliefs die Sitten und Gebräuche einer asiatischen Nation darstellen, deren vorherrschender Charakter gerade eine große äußere Ruhe und Strenge ist. Die Völker des Orients haben zu allen Zeiten und unter allen Classen eine kalte, abgemessene Würde in der Haltung affectirt, woraus sich der Mangel an Belebtheit, der einem Europäer auffällt und tadelnswerth erscheint, erklären mag. Abgesehen von dem Tadel, den wir nicht ganz zurückweisen können, muß man doch den Bildhauern, welche diese Denkmale ausführten, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß eine Genauigkeit der Zeichnung und des Meißels darin vorherrscht, welche gestattet diese Basreliefs hinsichtlich der Reinheit der Conturen mit den feinsten aller Cameen in Vergleich zu stellen.

Trotz der nicht zu läugnenden Mängel der persischen Kunst kann man doch die Denkmale von Tacht-i-Dschemschid unter denen der alten Welt zu den staunenswerthesten und bewundernswürdigsten rechnen, die der Reisende finden kann. Denn man muß anerkennen und zugeben, in diesen Palästen der Achämenidenfürsten ist nichts roh oder barbarisch, sondern alles deutet auf ein Zeitalter der Civilisation, wo die Künste schon große Fortschritte gemacht hatten. Die persischen Bildhauer haben nicht, um die Augen zu blenden, zu rohen Mitteln ihre Zuflucht genommen, sie haben nicht wie die Indiens oder Aegyptens, bizarre oder schreckhafte Formen erfunden, zu Persepolis ist alles Kunst, alles Zierlichkeit, und wenn man keine unbestreitbaren Meisterwerke der Kunst darin finden kann, so zeichnen sich wenigstens die Arbeiten der persischen Künstler durch Geschmack, Originalität und Reichthum aus.

Unsere Arbeit näherte sich ihrem Ende, als das Wetter, das sich bisher unwandelbar schön und warm erhalten hatte, plötzlich wechselte; die Gipfel der fernen Berge waren mit Schnee bedeckt, und die Kälte begann sich selbst in der Ebene fühlbar zu machen. Es war der siebente December; seit zwei Monaten befanden wir uns auf der Hochfläche von Persepolis und lebten unter Zelten; der Augenblick unsere abenteuerlichen Fahrten wieder aufzunehmen war herangekommen, wir sagten den bewundernswerthen Ruinen Lebewohl, und schlugen den Weg nach Schiras ein.

Witterung in Nordschottland. Die Shipp. Gaz. vom 19 August meldet aus Montrose, daß man seit 1826 keinen so trockenen Sommer gehabt habe. Da in England wie in Deutschland der Sommer mehr gewitterhaft und regnerisch als trocken war, so möchte sich fragen, wo die Scheidungslinie beider Witterungsarten war.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 206. 28 August 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

6. Mangareva oder die Gambier-Inseln.

Eine Genealogie der Könige von Mangareva, welche von einem eingebornen Schüler des Missionärs Maigret abgefaßt wurde, bietet einige Punkte von bedeutendem Interesse. Die Zahl der Könige, deren Namen mitgetheilt sind, ist 27. Der erste heißt Teatumoana, was „Herr des Meers“ bedeutet; „von ihm, heißt es in der Geschichte, stammen alle Einwohner der Insel ab, er hatte keinen Vater und war vielleicht ein Fremder.“ Von ihm geht die Linie ununterbrochen fort bis zum neunten König Anua, dem sein Schwiegersohn Toronga folgte, dessen Vater man nicht kennt; er wurde aber nicht von allen Häuptlingen anerkannt, einer derselben wurde geschlagen, „floh auf das Meer und ging in ein fremdes Land.“ Später wurde Toronga von einem andern Häuptling getödtet, der seinen Leichnam zu bekommen suchte, um ihn aufzufressen, aber der Sohn des ermordeten Königs verbarg des Vaters Leiche und begrub sie. Die Namen des Sohnes und Enkels von Toronga werden nicht angegeben, und ihre Herrschaft muß sehr kurz, vielleicht nur nominell gewesen seyn, denn einer der Hauptkämpfer im Bürgerkrieg, Koa, errang endlich die oberste Gewalt. Er ist der 13te auf der Liste, und von ihm leitet der herrschende Fürst seine Macht her. Sein Hauptgegner, Tapau, floh in ein fremdes Land. Hierauf folgt ein Bericht über die zahlreichen Uneinigkeiten, die unter den verschiedenen Regierungen ausbrachen, und der Chronist bemerkt: „früher fochten sie viel, früher aßen sie einander auf.“ Der 22ste König Temangai wurde abgesetzt und mußte fliehen, der Usurpator Teitio folgte, aber „seine Herrschaft war kurz, er wurde plötzlich besiegt.“ Sein Name erscheint nicht auf der Liste, was nebst mehrern andern Umständen zeigt, daß sie wirklich eine Genealogie ist, und nicht eine vollständige Aufzählung aller derer, welche die Herrschaft führten. Der gegenwärtige König Maputeva ist der 14te in der Reihe von Koa, welcher nach Toronga's Tod das Uebergewicht errang. Toronga's Schwiegervater war der 9te nach Teatumoana, und man erhält also 25 Generationen oder 750 Jahre seit Ankunft der ersten Colonisten. Wenn nun, wie alle Umstände andeuten, diese aus Rarotonga kamen, so müssen sie diese Insel etwa vier Generationen oder 120 Jahre nach deren Colonisirung verlassen haben. Dieß würde einige Eigenthümlichkeiten im Mangareva-Dialekt erklären, der gerade in diesen dem taheitischen sich nähert. Kamen nämlich die Rarotonga-Auswanderer, wie höchst wahrscheinlich, von der ihnen gegenüberliegenden Ostseite, so gehörten sie zu den Ngati-Tangiia oder der taheitischen Partei, und mögen einige Eigenthümlichkeiten dieser Sprache behalten haben, die in Rarotonga selbst später durch die Vermischung mit den Ngati-Karika oder der samoanischen Partei verschwanden.

In den obigen Traditionen wird man bemerken, daß der Cannibalismus in sehr früher Zeit bestand, eben so die Sitte besiegter Häuptlinge, sich aufs Meer zu begeben, um der Rache ihrer Sieger auszuweichen. In dieser Art wurde Temoe, die Halbmondinsel, eine Koralleninsel etwa 30 Meilen südöstlich von der Gambiergruppe, vor 60 oder 70 Jahren bevölkert. Eine geschlagene Partei wurde dahingetrieben, und blieb mit ihren Abkömmlingen daselbst bis zur Ankunft der katholischen Missionäre, welche von ihrer Lage hörten und sie wieder in ihre Heimath zurückbrachten. Diese wohl bestätigte Thatsache zeigt, wie die meisten Südseeinseln wahrscheinlich ihre Einwohner erhielten. Was den Vorfall als Beweis noch werthvoller macht ist der Umstand, daß die Fahrt der Emigranten durchaus dem Zug der Passatwinde entgegen war. Die Entfernung ist allerdings nicht groß, man muß aber bedenken, daß die Fahrt auf Flößen, dem einzigen Transportmittel der Mangarevaner, gemacht wurde.

7. Rapa.

Diese Insel wird gewöhnlich zu der Australgruppe gerechnet, gehört aber eigentlich nicht dazu, da sie vier Grade von den andern entfernt liegt, und ein verschiedener Dialekt auf derselben gesprochen wird. Sie liegt 15° SW. von den Hervey-Inseln, woher sie vermuthlich ihre Bevölkerung bekam. Aus einem kurzen Wörterbuch ihrer Sprache ersieht man, daß diese mit sehr geringen Ausnahmen reines Rarotonga ist, bis auf geringe Einzelnheiten hinaus.

8. Die Austral-Inseln: Rimatara, Rurutu, Tupuai und Raivavai.

Diese Inseln liegen südlich von den Gesellschafts-Inseln, westlich von Rarotonga und etwa in gleicher Entfernung von beiden. Wahrscheinlich wurden sie auch von beiden Richtungen aus und zwar in sehr später Zeit bevölkert. Der Beweis für diese Ansicht liegt in folgendem. Tupuai liegt zwischen Rurutu und Raivavai, etwa 80 Meilen von beiden entfernt. Ellis sagt in seinen Polynesian Researches: „Tupuai soll erst ganz neuerlich von einigen Eingebornen einer gegen Westen gelegenen Insel, wahrscheinlich Rimatara, bevölkert worden seyn, die auf der Fahrt nach einem ihnen bekannten Ort durch starke, ungünstige Winde nach Tupuai getrieben wurden. Einige Jahre später ward ein

Digitized by Google

Häuptling, der von Raiatea nach Taheiti fahren wollte, „an diese Insel getrieben, und als König daselbst anerkannt.“ Hr. Ellis fügt hinzu: „die spätern Besuche der Missionäre so wie der Aufenthalt einheimischer Lehrer unter dem Volk haben weitere Beweise geliefert, daß die gegenwärtige Bevölkerung von Tupuai in Vergleich mit der von Raivavai im Osten oder Rurutu und Rimatara im Westen ziemlich neuen Ursprungs ist.“ Man kann aber nicht wohl einsehen, wie eine Insel, die zwölf Meilen im Umkreis hat und ziemlich hoch ist, lange inmitten einer bewohnten Gruppe unentdeckt geblieben seyn sollte. Wir müssen also schon aus diesem Grunde annehmen, daß auch die andern Inseln nicht seit sehr langer Zeit bevölkert sind, und auch die Sprache bestätigt diese Vermuthung, da sie der taheitischen so ähnlich ist, „daß die Einwohner die taheitischen Bücher so fertig lesen und verstehen, als wären sie in ihrer eigenen Sprache geschrieben.“ (S. Williams: Missionary Enterprise.)

Rechnet man, daß Rarotonga vor nicht ganz 900 Jahren, und Tupuai etwa ein Jahrhundert vor seiner Entdeckung bevölkert wurde, so kann man kaum annehmen, daß seit der Besetzung der andern Austral-Inseln mehr als 200 bis 300 Jahre verflossen sind.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

11. Zwischen Bona und El-Arrusch.

(Fortsetzung.)

Unser Weg führte uns das nördliche Ufer des Sees entlang. Je näher wir kamen, desto stärker und betäubender wurde der Lärm. In dem über die Schilfgränze getretenen Gewässer ruderten große Schaaren von Bleßhühnern (Fulica atra und cristata) und Löffelenten umher, und wir konnten vom Pferde herab so viel derselben erlegen als wir Lust hatten, die übrigen Entenarten hielten sich mit den Steißfußarten jenseits des Schilfes; weiter hinaus schwammen zahlreiche Graugänse, und in des Sees Mitte segelte einzeln oder paarweise der königliche Schwan (Cygnus olor), welcher nicht selten von den Arabern nach dem Markt gebracht wird. Auch der Flamingo (Phoenicopterus antiquorum) kommt auf dem Herbst- und Frühlingszuge hier vor, brütet aber im Innern des Landes, in den seichten Schotts (Salzseen), auf der südlichen Gränze des Tell, wo ich ihn im Monat Julius zu Tausenden angetroffen habe. An den Ufern laufen Stelzenläufer aller Art, und im Schilf kletterten unzählige Rohrhühner, namentlich das Purpurhuhn (Porphyrio hyacinthinus), das hier das ganze Jahr hindurch häufig angetroffen wird. Die Araber hatten hie und da kleine Schirmwände von Schilfrohr errichtet, hinter welchem sie Morgens und Abends dem Wassergeflügel auflauern. Auf der Südwestseite des Sees liegen an vielen Orten römische Ruinen zerstreut, die wir aber diessmal nicht zu Gesicht bekamen.

Wir hatten jetzt den See Fezara hinter uns und setzten unsern Weg über allmählich ansteigendes, mit Ackerfeld, Buschwerk und kleinen Sümpfen abwechselndes Land weiter fort. Die Erde war von den lange anhaltenden Winterregengüssen so durchweicht, daß die Pferde alle Mühe hatten vorwärts zu kommen und bei jedem Schritt einsanken oder ausglitschten; wir brauchten aus diesem Grunde den ganzen Nachmittag dazu, um vier Meilen zurückzulegen, und als der Abend herbeigekommen war, wußte unser Führer zu guter Letzt nicht mehr recht, wo wir eigentlich waren. Das Ziel unserer heutigen Tagreise war die Wohnung des Kaid zu El-Ain-Mokra, wie dieser Ort auf den Karten bezeichnet, von den Arabern aber Ain-Morkha ausgesprochen wird; es war aber weit und breit kein Haus zu sehen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als nach einem noch ziemlich entfernten Duar zu reiten, um uns dort entweder zurechtweisen zu lassen, oder, im Fall wir zu weit von dem Wege abgekommen wären, daselbst zu übernachten.

Die Heerde wurde eben eingetrieben, als wir bei dem Duar ankamen. Hier sah ich ein merkwürdiges Schauspiel: ein kleiner Flug weißer Rallenreiher (Ardea bubulcus) hatte die Ochsen und Kühe nach dem Duar begleitet, und schickte sich an mitten im Kreis der Zelte zwischen dem Vieh zu übernachten, ohne sich durch die melkenden Frauen oder durch die Hunde, die dieser Gäste gewohnt zu seyn schienen, stören zu lassen. Die Araber versicherten mich, daß dieß den ganzen Winter hindurch bei schlechtem Wetter jeden Abend stattfände, und sich diese Vögel nicht vor den Moslems, die denselben nie etwas zu Leide thäten, wohl aber vor den Rumis fürchteten, weil letztere die üble Gewohnheit hätten alle Thiere, die ihnen schußgerecht kämen zu tödten, gleichviel ob diese Marabutin [1] seyen oder nicht.

Ein Einwohner des Duars brachte uns auf den richtigen Weg nach El-Ain-Morkha, und es war stockfinstere Nacht, als wir daselbst ankamen. Der Kaid war abwesend, allein sein Bruder und sein zwölfjähriger Sohn empfingen uns aufs beste; unsere Thiere wurden unter den das Haus umgebenden Zelten untergebracht, wir selbst in einen geräumigen, mit weichen Teppichen belegten Saal des Erdgeschosses geführt, wo wir einstweilen mit Kaffee bewirthet wurden, indeß über uns das emsige Hin- und Hertrippeln der Frauen uns hoffen ließ, daß man sich mit Eifer mit der Bereitung der Diffa beschäftige. Der kleine Sohn des Kaid war sehr gesprächig und erzählte uns viel von den hohen Personen, die er zu Aneba und Constantine gesehen, vom Genenar (General) Bedeau, vom Genenar Randon, vom Koronel (Obersten) Bouscarein, vom Capitan Rose u. s. w.; er hatte eben so viel über Frankreich und französische Zustände zu fragen, und seine Fragen machten seiner jungen Intelligenz Ehre.

Das Haus des Kaid zu El-Ain-Morkha wurde vom Militärgenie zu Bona im Styl eines französischen Landhauses erbaut und nimmt sich originell aus zwischen den dunkelbraunen Zelten der Reiter des Gums. Drinnen, im weichgepolsterten Saal des Erdgeschosses, beim Kerzenlicht, wäre man versucht gewesen, sich in einer Stadt zu glauben, allein ein Schritt vor die Thür, wo man in geringer Entfernung die Erde von den wilden Schweinen aufgewühlt sieht, muß jede Illusion in dieser Hinsicht schnell niederschlagen, und vollends während der Nacht kann das Brüllen der Raubthiere im nahen Walde nicht leicht mit dem Geräusch einer städtischen Volksmenge verwechselt werden. Das Nachtessen, halb aus arabischer, halb aus französischer Küche bestehend, bewies, daß der Kaid von El-Ain-Morkha ein Mann des Fortschritts war; unsern leeren Magen waren beiderlei Gerichte gleich wünschenswerth, und wir ließen uns dieselben, unbekümmert über ihren verschiedenartigen Ursprung, trefflich munden. Noch einmal ward Kaffee servirt und dann das Lager für die Gäste zurecht gemacht, auf welchem ich bald eines süßen Schlafes genoß, während unser mozabitischer Kauf-

---

[1] Marabut, in der Mehrzahl Marabutin, ist als Adjectivum angewendet, gleichbedeutend mit fromm, heilig. Die Araber haben ebenfalls ihre heiligen Vögel, wie z. B. den Geier, den kleinen Aasgeier, die Schwalbe, den weißen Rallenreiher u. s. w., die bei ihnen eben so wie bei uns der Storch und die Schwalbe geschont werden.

Digitized by Google

mann noch geraume Zeit mit seiner Nachttoilette, und besonders mit der kunstgerechten Abwicklung seiner hundert Ellen langen, aus einer dünnen Kameelhaarschnur bestehenden Brima oder Kopfbinde zu thun hatte.

Am folgenden Morgen waren wir mit dem Frühesten reisefertig. Als wir eben aufzubrechen im Begriff waren, kam ein Araber aus einem nahen Duar, welcher am gestrigen Tage nach dem Suk-el-Ghamis reiten wollte, den Wed-Dschendel aber, den wir heute zu passiren vorhatten so angeschwollen fand, daß an kein Uebersetzen zu denken war und er unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Diese Nachricht hatte wenig Erfreuliches für uns, zumal als der Araber, um uns zu trösten, hinzusetzte, daß wir dadurch schwerlich über drei Tage aufgehalten werden würden, da der Fluß, wenn es nicht wieder von neuem regne, in dieser Zeit hinlänglich gefallen seyn würde, um uns nicht an der Weiterreise zu hindern. Der Bruder des Kaid gab uns den Rath, unsere Richtung einige Meilen weiter südwärts zu nehmen, wo wir in einem am obern Wed-Dschendel gelegenen Duar einen tragbaren Klaf (Fähre) finden würden, den unser Spahibrigadier in gegenwärtigem Nothfalle im Namen der Regierung für uns zu requiriren das Recht hätte, wir würden auf diesem Wege eher gewinnen als verlieren, da Constantine und nicht El-Arrusch das eigentliche Ziel unserer Reise wäre.

Das Wetter versprach diesen Tag erträglich zu werden, die Sonne ließ sich, zum erstenmal seit drei Wochen, ein wenig blicken, und wir ritten wohlgemuth mehrere Meilen über das hügelige Gelände, das sich endlich sanft in ein schönes Thal hinabsenkt, in dessen fernem Hintergrund wir die den Lauf des Wed-Dschendel bezeichnenden Bäume erblicken konnten. Der Himmel hatte sich immer mehr und mehr aufgeheitert, die Lerchen trillerten hoch in der Luft, und ein einsamer, auf einem Baumstrunk sitzender Aasgeier erschien uns als ein frühzeitiger Vorbote des sich annähernden Frühlings.

Dieses Thal ist von hier bis an den Wed-Dschendel ganz eben, und wie ich mich später zu überzeugen Gelegenheit hatte, von großer Fruchtbarkeit. Hier und da trifft man auf mehr oder weniger beträchtliche Wintersümpfe, die im Sommer meist trocken liegen und mit Hirse oder Mais angepflanzt werden, jetzt aber mit Wassergeflügel aller Art bedeckt waren. Zahlreiche Araberzelte liegen nach allen Seiten hin in dieser schönen Ebene zerstreut, und allenthalben erblickt man große Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Die Gegend ist zu schön und fruchtbar, und öffnet sich zu vortheilhaft durch das Gebiet der Sanhadja und Guerbes auf das Meer, als daß sie lange den europäischen Einwanderern geschlossen bleiben dürfte, und der Tourist, der ein Jahrhundert nach mir diesen Landstrich durchreisen wird, kann dann wahrscheinlich in sein Tagebuch schreiben: mit schönen Gärten umgebene Marktflecken und Dörfer, reiche Saatfelder, gutes Wiesenland, bedeutende Viehzucht. Bis dorthin wird aber mancher ein Opfer der durch ungeschickte erste Organisation und Verwaltung herbeigeführten Uebelstände, des ungewohnten Klimas und der endemischen Krankheiten geworden seyn, und erst über den Gräbern der ersten Ansiedler wird der Wohlstand für die künftigen Generationen aufkeimen.

Es mochte wohl um die Mittagsstunde seyn, als wir an dem unfern von dem Ufer des Wed-Dschendel gelegenen Duar, wo sich die Fähre vorfinden sollte, anlangten. Die Araber schnitten bei der Requisition unseres Brigadiers saure Gesichter und hatten allerhand Ausflüchte, die aber der mit dergleichen Unterhandlungen vertraute Spahi durch einige flache Säbelhiebe auf den Rücken der Widerspenstigen schnell zu beseitigen wußte, sie trafen murrend Anstalten das Ding herbeizuschaffen und wir begaben uns indeß an das Flußufer, um dort unsere Thiere weiden zu lassen, während wir selbst den Rest des von Bona mitgebrachten Mundvorrathes zum Frühstück auspackten.

Der Fluß, der zur Sommerszeit in einem zehn bis zwölf Fuß tiefen Bette zwischen hohen, unten im Flußbett selbst wachsenden Eschen und Espen ruhig dahinfließt, war jetzt bis zum Ueberlaufen voll, und so reißend, daß ich mir keinen Begriff machen konnte, wie wir, und besonders unsere Pferde und Maulthiere, auf einer Fähre, die erst herbeigeschafft und in Stand gesetzt werden sollte, an das jenseitige Ufer gelangen könnten. Während des Frühstücks kam die Sprache auf die Abenteuer und Fährlichkeiten, welche dem Reisenden in diesem Lande aufstoßen können, und Ibrahim, der Mozabite, erzählte mir aus seinen jüngsten Erlebnissen folgende Episode:

„Vor der Ankunft der Franzosen," begann er, „kannten die Mozabiten den Schleichhandel kaum dem Namen nach, es widerstrebte ihrer Natur auf anderm als auf offenem geradem Weg Handel zu treiben. Die strenge Rechtlichkeit der Beni-M'zab ist in ganz Nordafrika sprüchwörtlich; ein Mozabite, der außer Stand ist die von ihm eingegangenen Verpflichtungen, sowohl in commercieller als auch in jeder andern Hinsicht zu erfüllen, sey es nun durch oder ohne sein Verschulden, wird in seinem Lande für ehrlos erklärt, und kann nicht eher dahin zurückkehren, als bis er seine Schulden bis auf den letzten Rial getilgt hat. Nun hatte der Handel der Mozabiten durch die hohen Eingangszölle einen beträchtlichen Stoß erlitten: die so mancherlei dem Stadtbewohner wie dem Beduinen unentbehrlich gewordenen Artikel, die sie früher aus Tunis bezogen, waren für den Handel in Algerien so gut als nicht mehr vorhanden, und auf den französischen Märkten finden sich außer einigen schlechten Scheschia's (rothen Mützen) französischer Fabrication nicht das geringste, das dieselben für den Augenblick und noch für lange Zeit zu ersetzen vermöchte. Der maurische Arbeiter in den Städten kann keine Paletots, Gilets und Pantalons aus Paris oder Lyon brauchen, er will seine wohlfeilen Kaftans und Seruels aus Tunis; der Reiche will seinen Turban, seine goldgewirkten Seidenzeuge, seine übrigen Luxusartikel aus Tunis; der Beduine will seine Flinte und den Brautschatz seiner Weiber, bestehend aus Schmucksachen von Silber, Korallen und Bernstein aus Tunis . . . du wirst daher leicht begreifen, warum der Mozabite Schleichhändler werden mußte.

„Früher ließen wir unsere Waaren durch Küstenboote von Tunis nach Bona bringen, heute müssen wir dieselben zu Land über das gefährliche Gebiet der Gränz-Dschebelia — die bald Tuneser, bald Franzosen seyn wollen, je nachdem der Bey von Tunis oder der General von Constantine den Aschur bei ihnen erheben will — einzuschwärzen suchen. Dieß ist die einzige Gegend wo wir manchmal Gefahr laufen unsere Waaren zu verlieren; von den französischen Kaids und Scheichs, die den Auftrag haben, jeder auf seinem Gebiet über das Einbringen verbotener Waaren zu wachen, haben wir wenig zu befürchten, und wir wissen zum voraus, welches Geschenk wir denselben für ihre Nachsicht zu machen haben.

„Ich war schon im Monat December nach Tunis gekommen und hoffte die ersten schönen Tage des Monats Januar zu meiner Rückreise zu benutzen; allein eine unangenehme Geschichte mit den Verwandten eines Arabers, den ich voriges Jahr zu Tunis erschlagen, und für welchen ich ein zehnmal stärkeres

Digitized by Google

Blutgeld erlegen mußte, als der schlechte Kerl werth war, erlaubte mir erst gegen Ende dieses Monats abzureisen, wobei ich so schlechtes Wetter hatte, daß ich zehn Tage von Tunis nach Bona brauchte.

„Wir hatten den größten Theil des Weges zurückgelegt, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen wäre, und ich glaubte mich schon geborgen, als die guten Gränzbewohner, die nicht so leicht mit Prügeln zurechtzuweisen sind, wie die Inhaber der Fähre am Wed-Dschendel, mir Händel vom Zaun brachen, die leicht meinen Handelsreisen ein Ziel hätten setzen können. Ich war nämlich hinter meiner kleinen Karawane zurückgeblieben, um in einem einsam im Wald liegenden Gurbie eine Schale Milch zu trinken, als ich plötzlich einige Flintenschüsse in der Richtung des Weges, den die Meinigen gezogen, vernahm. Mich auf mein Pferd schwingen und meinen Leuten nacheilen war Sache eines Augenblickes, und bald erblickte ich letztere von einem Haufen Kabylen umgeben, von welchen einige drohend ihre Waffen erhoben, andere meine Maulthiere, trotz dem Widerstreben meiner Diener, wegzuführen im Begriff waren. Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, sprengte ich mit gezücktem Yatagan mitten unter die Bande: „„Was gibts ihr Hunde, Söhne von Hunden!““ rief ich aus, „„ich will euch lehren, was es auf sich habe Leute, die mit dem Geleitsbrief unseres Herren, des Bey, reisen, auf offener Straße zu überfallen! Kennt ihr das Taaba (Siegel) des Bey oder kennet ihr es nicht?““ Bei diesen Worten zog ich meinen Geleitsbrief aus meiner Schebira und hielt ihnen denselben vor.

„Die Kabylen standen eine Minute wie verblüfft, die plötzliche Erscheinung eines gut berittenen, wohlgekleideten und wohlbewaffneten Reiters war ihnen unerwartet; doch blieben sie mir nicht lange die Antwort schuldig, und einer von ihnen erwiederte mit großer Frechheit: „„Nun denn, wenn du der Mula (Herr) des Waarenzuges bist, so haben wir dir zu sagen, daß deine Leute nach dem Duar geschossen und einen Mann verwundet haben. Wir nehmen deine Waaren als Sühngeld in Beschlag, und du darfst froh seyn, daß dir nichts Aergeres widerfährt. Was schert uns der Bey von Tunis! wir sind französische Leute!““ Meine Diener suchten mir den Vorgang der Geschichte zu erzählen, und es ward mir anfangs schwer, bei dem verwirrten Geschrei der beiden Parteien klug daraus zu werden. Die Sache war so zugegangen: während meine Leute vor dem Duar vorbeizogen, hatte mein Neger eine Mochla (Futtersack für Pferde und Maulthiere) fallen lassen; einer der herbeigekommenen Kabylen des Duars hatte dieselbe aufgehoben und wollte sie nicht mehr zurückgeben, worauf sich ein Faustkampf zwischen ihm und dem handfesten Neger entspann, in welchem der Kabyle den Kürzern gezogen haben würde, wenn er nicht verrätherisch seine Pistole auf den Neger abgedrückt und denselben am Arm verwundet hätte. Dieß war das Signal zum Angriff gewesen; von dem Duar aus fielen jetzt mehrere Schüsse, wobei mir ein Maulthier getödtet wurde und auf welche einer meiner Diener mit seiner Tromba (Stutzbüchse mit weiter, trichterförmiger Mündung) antwortete. Die Kabylen waren in Masse herbeigekommen und hatten die meinigen, die sich sehr unschlüssig zur Wehre setzten, bald überwältigt, und so standen die Sachen, als meine unverhoffte Ankunft eine Einstellung der Feindseligkeiten bewirkte.

„Ich sah, daß den Schelmen von dieser Seite nicht beizukommen war, sie waren dießmal Franzosen, und ich hatte mich zu voreilig auf den Schutz des Bey berufen. Jetzt fiel mir aber ein Auskunftsmittel bei, das die Diebe, sie mochten nun zu Frankreich oder zu Tunis gehören wollen, nothwendigerweise in die Enge treiben mußte. „„Desto schlimmer für euch““, fuhr ich sie an, „„wenn ihr französische Unterthanen seyd! Wisset, daß die Güter, an die ihr so freventlich Hand gelegt, ein Geschenk unseres Herren des Bey — Gott gebe ihm langes Leben — für den General zu Constantine — seine Tage seyen glückselig — sind, welches ich demselben zu überbringen den Auftrag habe; wenn ihr das Taaba von Tunis nicht kennt, so kennet ihr vielleicht dasjenige von Frankreich.““ Bei diesen Worten hielt ich den Ueberraschten meinen mir zu Constantine ausgestellten französischen Reisepaß vor, welchen einer von ihnen zögernd in die Hand nahm, denselben nach allen Seiten wendete, dann küßte und mir mit einer heuchlerisch-demüthigen Miene zurückgab. „„Gott ist barmherzig!““ rief er aus, „wir sind arme Leute und haben nichts Böses im Sinn; dein Neger hat den Streit angefangen und unsere jungen Leute sind Hitzköpfe. Der Neger ist verwundet und einer der Unsrigen hat eine Kugel im Bein: kif-kif! (die Sachen stehen gleich) zieh in Frieden und bringe uns nicht ins Unglück. Wir glaubten die Waaren gehörten einem Juden, du bist ein guter Mann und wirst uns unsern Irrthum nicht anrechnen.““

„Froh über das unerwartete Gelingen meiner List verschmerzte ich gern mein Maulthier, verzieh großmüthig mit dem Bedeuten, daß sie sich künftig nichts mehr dergleichen zu Schulden kommen lassen sollten, und kam vier Tage darauf wohlbehalten zu Hippona an, wo mich ein Handelsfreund deine Bekanntschaft machen ließ.“

(Fortsetzung folgt.)

Longperier über amerikanische Alterthümer. Der bekannte Alterthumsforscher hat eine kleine Schrift: Notice des monumens exposés dans la salle des antiquités americaines au Musée du Louvre, herausgegeben, und angefangen, dieselben zu classificiren und wo möglich auch philologisch zu erläutern. Lord Kingsborough, der bekannte Sammler mexicanischer Alterthümer, hat als fac simile alle mexicanischen Texte copiren lassen, die er in den Bibliotheken von Rom, Bologna, Oxford, Dresden, Paris, Berlin, Pesth u. s. w. hatte entdecken können, und diese sehr gut ausgeführten Facsimiles gestatten dem Alterthumsforscher in Einem Augenblick mehrere auf denselben Gegenstand bezügliche Stellen zu vergleichen. Einige dieser Manuscripte sind der Benennung religiöser Feste gewidmet, und jede Gottheit ist mit ihren Attributen dargestellt. Noten, die von Italienern und Spaniern zur Zeit der Eroberung beigefügt wurden, geben den Schlüssel zu einer gewissen Anzahl Figuren, und das Studium der mexicanischen Sprache verschafft die Mittel, die Bedeutung der Symbole zu verstehen, welche hieroglyphisch sind, d. h. welche vermittelst ihres Namens gewisse Ideen ausdrücken. So weit die Revue archéologique vom August. Es ist in der That Zeit, daß man die Alterthümer Amerika's einer nähern Untersuchung unterwirft als bisher geschehen. Wenn man erwägt, daß sie über einen ganzen Welttheil Aufschlüsse geben müssen, so darf man ihre Bedeutung neben den ägyptischen nicht unterschätzen, und da die Sprachen der Völker, welche einst eine hohe Stufe der Civilisation eingenommen haben, noch lebend sind, da z. B. die Mayasprache in Yucatan, welche zuverlässig mit den zahlreichen Hieroglyphen in diesem Lande zusammenhängt, wieder die Landessprache zu werden verspricht, so hat man ein gedoppeltes Interesse dieß Studium nicht liegen zu lassen. Die Sammlungen von Alterthümern werden bekanntlich jetzt bei den Nordamerikanern als eine Art Ehrensache eifrigst betrieben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 207. 29 August 1850.

Uebersicht der südamerikanischen Indier.

(Nach Benj. Poucel. Nouv. Ann. des Voyages. Juillet.)

Man kann die amerikanischen Racen in drei sehr deutlich geschiedene Zweige theilen: die Racen der Ebene, der Gebirge, der Wälder. Die letztern nähern sich dem europäischen Typus am meisten, sowohl in den Formen, als in der Hautfarbe; so haben z. B. die Bugres ein mattes sehr leicht gebräuntes Weiß, regelmäßige, obwohl etwas platte Züge, ihre Augen haben nicht immer den allgemeinen mongolischen Ausdruck, ihre etwas plumpen Formen sind weich, und ihr Anblick deutet weder auf Stärke, noch auf Wildheit. Diese physischen Charakterzüge müssen großentheils der milden, stets feuchten Atmosphäre zugeschrieben werden, die man in den Urwäldern nahe bei den Tropen einathmet. Diese Eingebornen Brasiliens finden sich nahe an der Küste des atlantischen Meeres, ich sah sie in der Umgegend von Guape in der Provinz Santos. Die Bergbewohner sind in Amerika so wie man sie allenthalben findet: leicht, gewandt, hager oder mindestens ohne alle fleischige Fülle, und mit einem, je nach der Hautfarbe mehr oder minder gebräunten Teint. Keck und entschieden in ihrem ganzen Wesen sind sie offenherzige Freunde oder schlimme Feinde. Ihr Haupttypus findet sich in den Cordilleren Chili's am Abhang gegen die Pampas. Orbigny hat sie ziemlich genau und vollständig beschrieben. Die Indier der nicht bewaldeten Ebene bilden, wenn nicht die zahlreichste, doch gewiß die am besten charakterisirte und für die Beobachtungen und das Studium der Wissenschaft geeignetste Race. Sie hat in beiden Theilen des amerikanischen Continents eine Aehnlichkeit der Sitten und Fähigkeiten, die durch ihre bedeutende Entfernung von einander um nichts geschwächt wird. In Südamerika trifft man diese Race in der Mitte und noch nahe der heißen Zone im Gran Chaco, einer Wüste, die etwa 30 Breitengrade umfaßt, und deren südlicher Theil von den wilden Guaycurus bewohnt ist, während im Norden sanftere Stämme wohnen, deren Civilisirung die Jesuiten begonnen hatten. Im Süden endlich dehnen sich die Pampas aus vom atlantischen Ocean bis zu den Ufern des Parana und den Cordilleren.

Diese drei unermeßlichen Theile Südamerika's waren von jeher die am stärksten bevölkerten, was zu beweisen scheint, daß die offene Ebene, selbst ohne die Hülfe des Ackerbaus, dem Menschengeschlecht besser zusagte als das Gebirge oder der Urwald. Diese Bewohner der Ebenen zeigen einen sehr entschiedenen Charakterzug, den man weder beim Waldbewohner, noch beim Gebirgsbewohner findet: es ist dieß ein wildes Wesen, das mit der weichen Haltung des Waldbewohners stark contrastirt, ohne sich dem freien Wesen der Gebirgsbewohner zu nähern. Was die physische Gestaltung betrifft, so ist der Bewohner der Ebene mit wenigen Ausnahmen ziemlich allenthalben derselbe: er ist kurz gebaut, mit mehr breiten als abgeplatteten Zügen und mit langen Beinen, welche sich durch die Gewohnheit des Reitens erklären. Da indeß das Pferd in Amerika nicht einheimisch war, so fragt sich, was wohl der Zustand dieser Ebenenbewohner vor Ankunft der Spanier war; nach den besten Beobachtern und namentlich nach der Ansicht Hrn. d'Orbigny's führten sie ein Jagd- und Fischerleben.

Abgesehen von den allgemeinen Charakterzügen, die man den drei Classen südamerikanischer Ureinwohner zuerkennen muß, enthält dieser Continent noch eine Menge partiell beschriebener kleiner Völkerschaften, die alle, wo nicht verschiedenen Racen, doch wenigstens sehr verschiedenen Einwanderungen anzugehören scheinen. Man könnte sogar sagen, daß sich in Amerika in einem unendlich größern Maaßstab das Bild wieder findet, das Europa zur Zeit der Völkerwanderung bot und die Unterabtheilungen der europäischen Völker noch heute bieten. Sprache, Fähigkeiten, Neigungen, Sitte, Geschmack, alles wechselt von einer Völkerschaft zur andern, wie in Europa von einer Provinz zur andern, und manchmal von Dorf zu Dorf.

Ueber diesen vereinzelten Bruchstücken erheben sich aber, wie riesenhafte Ruinen eines ungeheuren Baus, die zerstreuten Trümmer der großen Race der Guaranis, und der nicht minder zahlreichen, vielleicht noch imposantern Indier Peru's, die man gewöhnlich Quichoa nennt. Es wäre ohne Zweifel gewagt, diese beiden Racen Zweige Eines Stammes zu nennen, betrachtet man sie aber vom Gesichtspunkt des sittlichen Charakters, so findet man unter ihnen so fortlaufende Anknüpfungspunkte, so auffallende Aehnlichkeiten, daß man die Frage fast unbedingt bejahen möchte. Die Guaranis haben zu allen Zeiten das linke Ufer des Parana in seinem ungeheuren Lauf von 8 bis 900 Leguas eingenommen, sie verbreiteten sich von da ostwärts bis in die südlichen Provinzen Brasiliens, und westlich bis zum linken Ufer des Paraguay; im letztern Lande waren sie zur Zeit der Eroberung zahlreich. Wer mag aber behaupten, daß ihre so fruchtbaren, so friedlichen Familien sich nicht von da über die Flüsse hinaus durch Bolivia bis nach Peru verbreitet haben? Indeß, die bedeutende Bevölkerung dieses letztern Reiches, und der im Verhältniß zu den Guaranis am Paraguay und Parana bedeutend vorgeschrittene Zustand von Civilisation möchten im Gegentheil glauben lassen, die Wanderung sey von Westen nach Osten gegangen. Im letztern Falle wäre die große Guaranifamilie durch abgelöste Zweige des

Digitized by Google

peruanischen Stammes entstanden, deren Civilisation abnahm, je mehr sie sich von dem Brennpunkt, wo die Sonne der Incas glänzte, entfernten.

Wie dem auch seyn mag, Sanftheit ist ein Hauptcharakterzug dieser beiden Familien, nur bemerkt man bei dem heutigen Peruaner einen allgemeinen Charakter von Traurigkeit, der indeß nichts monotones hat; im Gegentheil, sein Charakter scheint der Ausdruck eines langen durch die Ueberlieferung geheiligten Schmerzens, der noch das Reich der Incas beweint. Andrerseits ist man versucht, in seinem gewohnten Ernst die Spuren gefallener Größe zu suchen, die sich noch immer nicht beugen will. Der Peruaner nimmt seine Melancholie mit bis in die fernsten Länder, denn der Indier Peru's ist ein Nomade in seiner Art: er macht zu Fuße mehrere hundert Leguas und verkauft die Heilkräuter seines Landes; hat er dann seinen Sack geleert, und seine Kleider vollgenäht mit Münzen, die er dafür im Tausch empfangen, so wandert er wieder zurück nach Peru, und wäre er 3 bis 400 Leguas davon entfernt.

Es ist bemerkenswerth, daß die benachbarten Länder diese Gäste mit einer herkömmlichen Gastfreundschaft, vielleicht mit einer Art Achtung vor den Nachkommen der alten Peruaner aufnehmen. Selbst die jetzigen Regierungen der von ihnen durchwanderten Länder gewähren ihnen freie Fahrt, wenn sie einen der zahlreichen Flüsse hinauf oder hinabzufahren haben. Ueberall gelten sie für so redliche und ruhige Leute, so daß sie das eigenthümliche Vorrecht haben, selbst in Zeiten des Bürgerkriegs von einem Lager ins andere zu gehen, ohne schlimme Behandlung zu befürchten, ja selbst ohne Verdacht zu erwecken.

Bei den Guaranis am linken Ufer des Paraguay und Parana zeigt sich die Milde des Charakters und der Sitten nicht verbunden mit der Melancholie und der Art von Gravität, wie bei den Peruanern; seine Munterkeit ist indeß niemals lärmend, sondern ruhig. Er scheint die Vergangenheit zu vergessen, und über die Zukunft nicht in Unruhe. Diese beiden Völker sind zuverlässig am meisten geeignet, die Wohlthaten des Unterrichts zu empfangen. Man braucht nicht daran zu erinnern, was die Jesuiten bei den Guaranis ausrichteten; noch heutigen Tags und trotz vieljähriger Kriege, welche die Länder auf 3 bis 400 Leguas weit verheerten, scheinen sie die ruhigste und unterwürfigste Bevölkerung Südamerika's. Dank der Abgeschlossenheit, in welcher der Dictator Francia sie hielt; aber sie sind auch trotz dieser Dictatur, in nationaler Beziehung gesprochen, der am mindesten unwissende Stamm, denn vor Francia gab es kaum einen Bewohner von Paraguay, der nicht lesen und schreiben konnte.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

11. Zwischen Bona und El-Arrusch.

(Fortsetzung.)

Am jenseitigen Ufer des Flusses hatten sich indessen mehrere Araber versammelt, nur die nach der Fähre abgesandten ließen noch einige Zeit auf sich warten. Endlich sahen wir sie mit einem Maulthier, das mit einem nichts weniger als einer Fähre ähnlichen Pack beladen war, herbeikommen. Unsere Neugierde war aufs höchste gespannt, und jeder suchte zu errathen, auf welche Weise das räthselhafte Ding uns über den Fluß bringen sollte. Ich dachte an alle möglichen Hänge- und Gleitmaschinen, von denen ich in südamerikanischen Reisebeschreibungen gelesen, und sah mich schon im Geist wie einen Waarenballen durch die Luft an das jenseitige Ufer hinüberhissen, und doch war die Sache viel einfacher als alles, was ich mir hatte denken können. Das Floß unserer Araber war weiter nichts als eine etwa 30 Schuh lange und fünf Schuh breite, dicke Schilfmatte, die sechsmal zusammengelegt, eine Art von Matratze bildete, an deren beiden Enden starke Querhölzer angebracht wurden; an eines dieser Hölzer befestigten nun die Araber ein starkes, aus Riedgras geflochtenes Tau, und riefen dann den Männern jenseits des Flusses zu, das am andern Ende zu befestigende Tau, das sich in ihrem Duar befand, herbeizubringen und herüberzuwerfen. Der gute Wille dieser Herren war aber nicht weit her: der Scheich sey nicht zu Hause, sie wüßten nicht wo es sey und dergleichen mehr; erst nachdem unser Brigadier, der dießmal seine flache Klinge nicht anwenden konnte, sie mit allen möglichen Strafen bedroht hatte, holten endlich zwei von ihnen den benöthigten Strick herbei. Jetzt kam aber wieder ein anderes Hemmniß in die Quere: um das eine Ende des Taues herüberzubringen hatte man einen Stein daran gebunden, um es vermittelst desselben herüber zu schleudern, allein, sey es aus Ungeschicklichkeit oder aus Vorsatz, nie wollte es ihnen damit gelingen und der Stein plumpte jedesmal mitten ins Wasser.

Unser Spahi war wüthend, er überhäufte die Araber mit Schimpfworten und befahl ihnen das Ende des Taues schwimmend herüber zu bringen, allein keiner rührte sich: „wir können nicht schwimmen," sagten sie. Ich erbot mich hinüber zu schwimmen, um der Sache ein Ende zu machen, allein meine Gefährten gaben es nicht zu. Auf einmal erhob sich einer der vor einem Augenblick noch so Widerspenstigen, näherte sich dem Ufer und rief uns zu uns umzuwenden, damit er sich entkleiden könne, in einem Nu war er im Wasser und durchschnitt den reißenden Strom mit kräftig rudernden Armen. Er hatte plötzlich schwimmen gelernt wie ein Entrich, und ehe fünf Minuten vergingen war das längst erwartete Ende des Strickes in unsern Händen. Was mochte wohl dieses Mirakel bewirkt haben? Die Sache ging ganz natürlich zu: mein Reisegefährte aus Bona, der in öfterem Verkehr mit den Arabern stand, wußte welcher Talisman auch hier seine Wirkung nicht verfehlen würde; er hatte drei Fünffrankenstücke, wie ein Spiel Karten, zwischen Daumen und Zeigefinger genommen, ohne daß wir es bemerkten seine Hand mit einem bedeutungsvollen Zeichen erhoben, und so ein Resultat erlangt, um welches wir uns schon bei einer halben Stunde vergebens abmüheten.

Als der Brigadier vernommen, was den Araber seine Wasserscheu zu überwinden vermocht hatte, war er sehr geneigt denselben mit einer Tracht Prügel statt der verheißenen Duero's zu belohnen; er wollte durchaus nicht daß man den Arabern auch nur einen Heller gäbe und in diesem Punkt war unser Mozabite vollkommen mit ihm einverstanden; wir beiden Europäer aber bestanden darauf, daß man noch einen Duero darauf lege und die Summe nach glücklich vollbrachter Ueberfahrt unter die dabei Betheiligten vertheile.

Jetzt war alles in Bereitschaft, und man begann mit dem schwierigen Geschäft die Pferde und Maulthiere hinüber zu bringen, was natürlich nicht vermittelst des kleinen schwachen Floßes geschehen konnte, man führte dieselben bis an den Rand des Stromes und suchte sie unter großem Geschrei und derben Stockschlägen hineinzutreiben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es endlich die geängstigten Thiere eher hineinzustürzen als hineinzutreiben, und sie schwammen mit großer Anstrengung hinüber, wobei sie weit stromabwärts getrieben wurden und nur mit Mühe durch dichtes Erlengestrüpp das jenseitige Ufer zu

Digitized by Google

erklimmen vermochten. Nur mein Pferd hatte sich standhaft geweigert die gefährliche Fahrt mit den andern zu unternehmen, ich hatte lange vergebens alle möglichen Mittel erschöpft, bis endlich der Araber der das Tau herübergebracht, sich erbot das widerspenstige Thier zu besteigen und es auf diese Art mit ihm zu versuchen. Er hatte es bis an den Rand des Wassers gebracht, allein hier stand es wieder wie angemauert, bis wir uns endlich alle dagegen stemmten und es mit vereinten Kräften sammt seinem Reiter kopfüber in die reißende Fluth stürzten, worin beide augenblicklich verschwanden. Nach zwei Minuten ängstlicher Erwartung, die uns eine Ewigkeit zu dauern schienen, tauchte endlich weit unten der Reiter wieder auf, er hielt den Zaum fest in seiner Rechten und es gelang ihm, mit Anstrengung aller seiner Kräfte, den Kopf des Thieres über das Wasser zu bringen, worauf er glücklich mit ihm das jenseitige Ufer erreichte.

Nun kam die Reihe an uns. Das Floß ward ins Wasser gelassen und die Taue an den beiderseitigen Ufern straf angezogen. Da ich der einzige in der Gesellschaft war, der schwimmen konnte, so kam mir die Sache weniger gefährlich vor als den übrigen, die gar nicht über ihr künftiges Schicksal beruhigt zu seyn schienen, und ich machte daher den Anfang. Ich gewann glücklich den Mittelpunkt der schwankenden Fähre, kauerte mich wie ein Frosch darauf nieder, wobei die stricte Erhaltung des Centrum gravitatis eine Hauptschwierigkeit war, denn das Floß hatte eine merkwürdige Tendenz sich successive nach allen Himmelsgegenden zu neigen. — „Ist es geschehen?" — Ja. — „Nun denn, Gott befohlen!" Die einen zogen an, die andern ließen nach, bald befand ich mich mitten in der Strömung, wo die beiden Taue einen beunruhigenden spitzigen Winkel bildeten, in dessen Scheitelpunkt sich das Floß mit meiner Wenigkeit befand, und an dessen Seiten der Strom mit zorniger Brandung zerrte, nichts destoweniger kam ich glücklich hinüber und stieg wohlbehalten, obschon etwas befeuchtet, ans Land. Die Fähre fuhr wieder ab um auf dieselbe Weise den Brigadier und zwei Diener Ibrahims, einen nach dem andern, herüberzubringen; ihren bleichen Gesichtern nach zu schließen, mögen die Armen dabei wohl so ein Stückchen Todesangst ausgestanden haben, denn für der edeln Schwimmkunst Unkundige war es wahrlich keine Kleinigkeit.

Dann wurden die Waarenballen nebst den Reit- und Packsätteln auf das Floß festgebunden und übergeschifft, den Beschluß machten der Bonaer und der Mozabite mit seinen beiden andern Dienern.

Das Uebersetzen unserer kleinen Karawane hatte über eine Stunde gedauert, und es war hohe Zeit uns auf den Weg zu machen, wenn wir am andern Tage, wie wir es uns vorgenommen, Constantine erreichen wollten. Wir zahlten die versprochenen vier Duros aus, überließen es den Fährleuten mit der Vertheilung derselben unter sich einig zu werden, und zogen, nachdem die Pferde gesattelt und die Maulthiere beladen waren, unsere Straße weiter.

Das Wetter war uns den ganzen Morgen günstig gewesen, allein jetzt umzog sich nach und nach der Himmel wieder und ein ungestümer Wind, von kalten Regenschauern begleitet, machte uns die Weiterreise äußerst beschwerlich. Da vom Wed-Dschendel aus der Weg über zwei Stunden beständig auf und ab führte, so wich der übermäßig mit Wasser gesättigte Boden jeden Augenblick unter den Füßen unserer Thiere, und bald lag das eine bald das andere an der Erde. Der Sturz meines Pferdes, das mit allen vier Füßen zugleich ausgleitete, hätte mir fatal werden können, da ich mit einem Bein unter dasselbe zu liegen kam, als es sich wieder aufraffte übte es einen solchen Druck auf mein Schienbein aus, daß ich deutlich fühlte wie der Knochen elastisch nachgab, zum Glück für mich dauerte dieser Druck nur eine Secunde, und ich kam mit einer leichten Quetschung davon.

Von Bona aus bis hierher hatten wir nichts gesehen, was man einen Garten hätte nennen können, jetzt erblickten wir aber an dem Abhange der Hügel mehrere ziemlich große, mit rohen Steinmauern eingefriedigte Cactus- und Feigenpflanzungen, welche man hier zu Land nur in den Gebirgsgegenden oder in deren unmittelbaren Nachbarschaft findet. Die Duars der Gegend, welche wir hier durchzogen, hatten einen gemischten Charakter und bestanden theils aus Zelten, theils aus Gurbies; die Bewohner derselben stehen hinsichtlich ihrer äußern Verhältnisse, ihrer Lebensart und ihrer Sitten zwischen den Arabern der Ebene und den Kabylen. Der Name des Gebietes ist El-Radscheta, es gilt dasselbe für einen der fruchtbaren Landstriche des Sahels, und die hiesigen Araber antworten jedesmal, wenn man sich nach der Beschaffenheit des Bodens erkundigt: „Bled melesch besef!" (sehr gutes Land!)

Von hier aus ging's immer zwischen den beiden, von Osten nach Westen hinlaufenden Gebirgszügen thaleinwärts; im Süden erhebt sich das Gebirgsmassiv der Zerdesa's, an dessen nördlichem Abhang sich das Gebiet der Uled-Mnia ausdehnt; im Norden schließt der Dschebel-Alia mit seinen Verzweigungen die schöne Thalebene, die sich bis über den Wed-Fendek hinauszieht und in deren westlichem Theil sich heute das neue Colonistendorf Jemmapes befindet. Der Waldwuchs zieht sich hier und da bis in die Ebene herab, und Saatfelder und Weidegänge wechseln mit Gruppen oder Wäldchen von Korkeichen ab. Weiter hinauf gegen den Wed-Fendek ist alles Brachland dicht mit Asphodeleen bedeckt, worunter Asphodelus ramosus besonders wuchernd um sich greift, aber leicht zu vertilgen ist, da die fleischigen Knollen dieser Pflanze nicht wie die holzigen Wurzelstöcke der großen Distel im Tell, und die unterirdischen Strünke der Zwergpalme an der Küste, dem Pflug widerstehen. Zur Winterszeit sieht man oft große Strecken in diesen Asphodeleentriften von den wilden Schweinen wie mit dem Pflug umgewühlt und die knolligen Wurzeln nach oben gekehrt, wahrscheinlich bloß um die dazwischen sich einnistenden Larven und Maden zu verzehren, denn die Knollen selbst bleiben immer unbeschädigt.

Gegen 4 Uhr Nachmittags kamen wir nach Sidi-Nassar, einer Gegend, wo sich zahlreiche römische Ruinen befinden; die merkwürdigste derselben ist ein aus Quadersteinen aufgeführtes, viereckiges Gebäude, dessen Mauern noch ziemlich gut erhalten sind, woran aber nirgends eine Inschrift zu sehen ist. Von der Regierung angestellte, mit der Vermessung des Landes beschäftigte Feldmesser hatten ihre Zelte daselbst aufgeschlagen, und einige Spahis dienten denselben zu gleicher Zeit als Gehülfen und als Schutzwache. Heute findet man dort den Grund zu einem neuen Dorf gelegt, die Arbeiten sind aber vor einiger Zeit auf höhern Befehl eingestellt worden, und es ist noch nicht entschieden, ob man die Niederlassung, wie die frühern gleicher Art, auf Staatskosten bevölkern, oder ob man die Wohngebäude an freie Colonisten gegen Erlegung der Baukosten abgeben wolle. Es ist dieß dem allgemeinen Gang der Dinge in Algerien gemäß: jedes neue Ministerium hat seine eigenen Ideen, die es schnell in Ausführung gebracht wissen will, und jeder

Digitized by Google

Ministerwechsel tritt der Vollendung des bereits mit großen Kosten Begonnenen hemmend entgegen.

Bis hieher war unser Mozabite überall ohne Anstoß mit seinen Waaren durchgekommen; als wir aber in die Nähe des Wed-Fendek kamen, begegneten wir zwei Reitern in dunkelblauem Burnuß, welche dem Gum des Kaid von Philippeville angehörten. Diese fingen an Freund Ibrahim ins Examen zu nehmen und hundert Fragen über das woher und wohin an denselben zu richten, worauf er aber wenig Lust hatte, genaue Auskunft zu geben. „Wie kommts", fragte er sie, „daß ihr plötzlich so gewissenhaft im Dienst geworden seyd? Ich kenne dich wohl, Ben-Sakri, denn ich habe dir und deinem Schwiegervater voriges Jahr mehr als ein Pfund Pulver verkauft, ohne daß du mich je gefragt hättest, wo ich es herhabe und ob ich auch das Recht hätte solches zu verkaufen. Der Kaid Saudi und ich sind Freunde, und ich weiß, daß er mir nichts Leides widerfahren lassen wird." Die Reiter schützten einen geschärften Befehl des Obercommandanten von Philippeville vor und bestanden darauf die Waarenballen zu untersuchen. „Du bist gewaltig zähe, Ibrahim", sagte unser Brigadier, „siehst du denn nicht, was sie wollen? Gib jedem eine Maharma (Taschentuch) und sie mögen dann ihre Straße ziehen!" Die Schelme betheuerten, daß sie sich durch ihre Nachsicht ungeheuer compromittirten, daß sie aber ihm zu Liebe ein Auge zudrücken wollten; sie empfingen ihre Maharmas, die sie sorgfältig an ihren Haik knüpften, hielten aber dann dem Mozabiten nochmals ihre Hand dar mit einem lakonischen: „Sid! (gib noch mehr!) — Sid!" kürzer und klarer konnten sich die habsüchtigen Blaumäntel nicht ausdrücken, auch verstand sie Ibrahim vollkommen, und nachdem er seinem Unwillen durch einige Injurien, welche die Reiter sehr gleichmüthig hinnahmen, Luft gemacht hatte, fügte er noch für jeden ein Päckchen Pulver hinzu. Hiemit war die Sache abgethan, die improvisirten Zollbeamten dankten höflich, wünschten eine glückliche Reise und ritten singend davon.

Vorstehendes ist ein kleines Specimen von der Handlungsweise der Araber, welche irgend ein Amt oder eine Würde bekleiden; vom Chalifa an bis auf den letzten Reiter herab sind alle dieselben, und es wird schwerlich einer zu finden seyn, mit welchem man nicht in großen wie in kleinen Dingen vermittelst eines der Wichtigkeit des geleisteten Dienstes angemessenen Geschenkes übereinkommen könnte. Die Triebfeder aller ihrer Handlungen ist die Habsucht; was sie nicht unter dem Namen eines Geschenkes sich aneignen können, wissen sie in Form einer Geldbuße an sich zu bringen, und die Staatskasse hat bis jetzt noch wenig von den durch die Kaids auferlegten Strafgeldern gezogen.

Unser Spahi trieb uns jetzt zur Eile an, da es ihm bei seiner unvollkommenen Kenntniß des Weges viel darauf ankam, noch vor Anbruch der Nacht das mitten im Wald liegende Zelt eines Scheich Messaud, wo wir übernachten sollten, zu erreichen. Die Scheichs haben vorzugsweise die Ehre reisende Standespersonen zu bewirthen und zu beherbergen, und — zu ihrem Ruhm sey es gesagt — sie üben in der Regel eine anspruchslose, einfache Gastfreundschaft, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Sonne, die gegen Abend wieder ein wenig die Oberhand gewonnen hatte, ging eben unter, als wir bei dem Duar des Scheich ankamen; dieser bestund aus lauter Zelten und hatte, des oben gedachten Umstandes halber, daß er mitten im Wald lag, wo gewöhnlich nur Gurbies anzutreffen sind, ein ganz eigenes Ansehen. Es hat damit folgende Bewandniß: die Duars, die in der Ebene während des Sommers je nach den Erfordernissen des Ackerbaues und der Viehzucht bald diese, bald jene Stelle einnehmen, werden nach beendigter Aussaat in den Wald versetzt, wo sie gegen die heftigen Winde geschützt sind und ihr Vieh eine reichlichere Weide findet.

Der Scheich emfing uns sehr freundlich: ein dicker, wollener Teppich wurde vor einem lustig flackernden Feuer ausgebreitet, und wir ermangelten nicht es uns bequem darauf zu machen, auch für unsere Pferde war Raum in dem großen Zelt, nur die Maulthiere mußten im Freien vorlieb nehmen, was sie übrigens gewohnt waren. Auf der einen Seite des Zeltes bildete ein Vorhang aus grobem Wollenzeug eine Abtheilung, worin die Küche besorgt wurde, und wo sich während der Anwesenheit der Fremden die Weiber mit den Kindern aufhielten. Der Kuskusu ließ nicht lange auf sich warten und ward mit dem gewöhnlichen guten Appetit verzehrt; ein derbes Lammviertel folgte demselben, und dazwischen kreiste die obligate Schale mit saurer Milch. Unser Reisegefährte von Bona, der diesem Getränk nicht hold war, holte seine letzte Flasche Wein herbei und sprach derselben fleißig zu, obgleich ich ihn gebeten hatte es nicht zu thun, wenn der Scheich am Nachtessen Theil nehmen würde, um nicht gegen seine religiösen Vorurtheile anzustoßen. Auch äußerte Letzterer sein Mißfallen darüber: „Ich habe euch bewirthet so gut ich es vermochte, und du hättest deinen Wein anderswo trinken können; ich bin Marabut und es geziemt mir nicht an einer Mahlzeit Theil zu nehmen, wo Wein getrunken wird." Er erhob sich bald darauf, wünschte uns eine gute Nacht und zog sich in die Abtheilung jenseits des Vorhanges zurück. Ich war sehr ärgerlich über den dummen Vorfall, den man mit etwas mehr Takt hätte vermeiden können; unsere muselmännischen Begleiter aber, die beide etwas französisch sprachen, gaben dem guten Scheich in dieser Sprache alle möglichen Epitheten, worunter Esel und dummer Bauer die unschuldigsten waren, und fanden es höchst abgeschmackt, daß ein einfältiger Barani es sich anmaßen wollte andern zu verbieten in seiner Gegenwart Wein zu trinken, während die Kaids von Bona und Philippeville, die doch größere Herren als dieser Duarscheich seyen, ein Glas guten Weines nicht verschmähten. Wie lange es auf diesem Ton noch fortging, könnte ich nicht sagen, da ich bald in einen festen Schlaf verfiel, aus welchem man mich am andern Morgen nur mit Mühe wecken konnte.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Mormonen. Man kennt die Entstehung der Secte durch den ebenso verschmitzten als fanatischen Prediger Joe Smith, und den Zug durch die Wüste in das Gebiet der Eutaws oder Utahs, wo sie den Staat Deseret gründeten (der aber in der officiellen Sprache den Namen Utah zu bekommen scheint). So sonderbar dieser Staat auf der gröbsten Unwissenheit und den tollsten Aberglauben gegründet scheint, so besteht er jetzt doch und macht Fortschritte; er hat eine Universität gegründet, und man scheint gelehrtes Wissen, und namentlich Sprachen, in starkem Umfang beiziehen zu wollen. Das sieht aus wie eine Reaction gegen den vorhergegangenen Unsinn, und es wird ein merkwürdiger Anblick seyn, den Wirkungen zu folgen. Denn was wird ein gelehrter Mormone über die handgreiflichen Betrügereien des Stifters der Secte sagen? Der gesunde praktische Sinn scheint durchzuschlagen: man will gelehrte Leute und Lehrer aller Sprachen herbeiziehen, und die Werke aller todten Sprachen sollen zu allgemeinem Gebrauch übersetzt werden. (Athen. 24 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 208. 30 August 1850.

Die diesjährige Parlamentssession.

8. Das „Fagend" und die Thronrede.

Mit dem Ausdruck „Fagend" bezeichnet man in England den letzten Theil der Session, wo man in aller Eile noch die laufenden Geschäfte abmacht, die minder dringlichen verschiebt oder ganz fallen läßt, und wo natürlich von einem Prinzipienkampf nicht mehr die Rede ist. So wichtig nun auch dieß Fagend hinsichtlich der Geschäfte seyn mag, für den Beobachter, der mehr nur die moralischen und politischen Symptome auffaßt, wie sie sich in den verschiedenen Streitfragen abspiegeln, hat dasselbe ein sehr geringes Interesse, da auch meist schon eine gute Anzahl Mitglieder das Weite gesucht hat, um „Faselhühner zu schießen," wie die gewöhnliche Beschuldigung lautet, da es großentheils die Grundbesitzer sind, welche zum Genuß, zum Theil auch zu den Geschäften des Landlebens hinauseilen aus der immer mehr sich leerenden Hauptstadt. Da mag denn Sir Ch. Wood sein Stempelgesetz, nachdem er es vier oder fünfmal verändert hat, noch in einzelnen Theilen zur Ausführung bringen, das politische Interesse der Sitzung ist gänzlich erloschen, und wir müssen uns hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Dazu gibt uns namentlich die Schlußthronrede Anlaß, mehr wegen dessen was sie nicht sagt, als was sie sagt. Es werden darin nur fünf Maaßregeln erwähnt: die Bill über die Verfassung der australischen Colonien, über die Rhederei, über die allmähliche Aufhebung der Beerdigungen innerhalb der Hauptstadt, über das Wahlrecht in Irland und über einige Verbesserungen in der Justizverfassung. Die erste ist unter den vorwaltenden Umständen eine große Nebensache und nur bedeutend durch den Schritt auf der Bahn des Selfgovernment in den Colonien. Die Bill über die Rhederei ist ein sehr umfassendes Gesetz in 132 §§., wo die Verhältnisse der Rheder, Schiffscapitäne und Matrosen zusammengefaßt und geordnet werden; eine sehr wichtige Neuerung, wogegen sich die Betheiligten als gegen einen Eingriff in die Privatfreiheit anfangs ungemein sperrten, besteht darin, daß Capitäne von Handelsschiffen nur nach vorausgegangener Prüfung angestellt werden dürfen. Es hat sich an manchen Orten, namentlich in amerikanischen Häfen ein starkes und mannichfach auch gerechtfertigtes Vorurtheil gegen englische Schiffe erhoben, da man den Capitänen derselben weniger Sorgfalt, Kenntnisse und Brauchbarkeit zuschrieb, wie andern, namentlich Nordamerikanern, Deutschen und Skandinaviern. Die Bill war allerdings eine höchst complicirte, aber sie war schon im vorigen Jahre auf dem Tapet; Labouchere hatte genügende Zeit, sie vor Beginn der Session mit erfahrenen Männern einer scharfen Sichtung zu unterwerfen, und man muß es als eines der großen Versehen des Ministeriums betrachten, daß er noch im Laufe der Session die Bill wesentlich umarbeiten mußte. Die Bill über Verhinderung der Beerdigungen in der Hauptstadt ist an und für sich eine locale Geschäftssache, die zwar auf Vorurtheile und persönliche Interessen stoßen mochte, aber keine Parteiopposition rege machen konnte. Die Bill über das Wahlrecht in Irland ist durch ein Compromiß beider Häuser entstanden, und die Verbesserung in der Justizverfassung, namentlich die Erweiterung der Jurisdiction der Grafschaftsgerichte, bei welcher Gelegenheit das Ministerium eine Schlappe erhielt, ist gleichfalls keine Parteifrage gewesen. Die Thronrede hat also jede Bezugnahme auf Parteistreitigkeiten gänzlich vermieden, und den innern Zustand des Landes, auf den die Eingangsthronrede in sehr milden, doch von den Protectionisten sogleich herausgehobenen und angegriffenen Worten hingewiesen hatte, ganz mit Stillschweigen übergangen. Der Streit ruht, um während des Winters und im Anfang der nächsten Session mit neuer Stärke zu erwachen und zur Entscheidung zu drängen.

Wir haben bei Gelegenheit der Stempelbill des Finanzministers, so wie der Rhederbill des Handelsministers den Umstand gerügt, daß die Bills so nachlässig abgefaßt waren, daß sie oft mehrmals umgearbeitet werden mußten. Sir Benjamin Hall hat diesen Gegenstand besonders herausgehoben, indem er darauf antrug, daß ein Bericht vorgelegt werde, enthaltend „den Namen oder Titel jeder öffentlichen Bill, die während der gegenwärtigen Parlamentssession vorgebracht wurde, das Datum derselben, die Daten der ersten Lesung und der verschiedenen Stadien jeder Bill, die Daten jeder Verschiebung zwischen jedem Stadium der Bill bis Mittwoch den 31 Julius, mit den Namen der Mitglieder, von denen solche Bills eingebracht wurden." Dieser Bericht bietet ein sehr schlechtes Bild vorsorglicher Geschäftsthätigkeit dar, und eine fast unglaubliche Verschwendung von Zeit und Kraft. Es sind 8 oder 9 Bills, die einmal, eine, die Bill über das Gesundheitsbureau, die gar zweimal umgearbeitet werden mußte, darunter kleine Peccadillos, wie die durch Resolutionen veränderte Stempelbill, gar nicht gerechnet. Mehr als einmal waren die Bills schon durch verschiedene Stadien gelaufen, bis man endlich entdeckte, daß sie radical umgearbeitet werden müßten, wobei die zahllosen Detailveränderungen noch gar nicht in Anschlag kommen. Fast noch schlimmer sind die unabsehbaren Verzögerungen und Verschiebungen, z. B. die Bill über die Rhederei wurde in ihrer ersten und zweiten Gestalt nicht weniger als fünfmal, die Bill über den Matrosenfond 15mal verschoben. Eine zu vielem Streit Anlaß gebende Bill

Digitized by Google

über die Vorschüsse, welche den verschuldeten Armendistricten Irlands zu machen seyen, ward 6mal verschoben, eine sehr interessante Bill über Sparbanken [1] ward 11mal, die Bill über die Pächterfrage in Irland 15mal verschoben. Erwägt man, daß die Mitglieder, welche sich bei der Debatte betheiligen wollten, sich vorbereiten mußten, um die Einzelnheiten, um die es sich dabei handelte, im Gedächtniß zu haben, so kann man den Umfang von vergeudeter Zeit und Kraft ermessen. Auf diesen Bericht gründete Sir B. Hall (in der Sitzung vom 13 August) eine Klage über die Geschäftsführung im Hause. Er hatte vollkommen Recht; die Mitglieder waren, wenn sie irgend ihrer Pflicht obliegen wollten, unmäßig angestrengt, und doch kam das Geschäft nicht in gewünschter Weise vorwärts, indeß die Frage ist ziemlich alt, und berührt die jetzigen Minister nur theilweise; allein, was die nachlässige Abfassung der Gesetzentwürfe betrifft, scheinen sie doch das erlaubte Maaß ziemlich überschritten zu haben.

Man wird Mühe haben, diesen alten Kehricht auszufegen, er ist zu mannichfach mit den Gewohnheiten verwachsen; je mehr aber in Folge der Reformbill neue, von der alten Routine nicht angesteckte Mitglieder ins Parlament kommen, desto mehr wird man an dem alten Kehricht zu fegen anfangen. Es gibt in dem alten Bau der englischen Staatsverfassung allerlei Hintertreppen und sonderbare Winkel, in welche kein Lichtstrahl zu fallen vermag. Wir können auf dem Continent nicht recht begreifen, wie man den Streit über den Eintritt Rothschilds ins Parlament auf diese Weise betreiben mag. Daß manche den Eintritt eines Juden ins Parlament nicht wollen, das können wir nach den Scenen, welche blinde Hartnäckigkeit und germanisches Gamaschenritterthum auch bei uns aufgeführt, allenfalls begreifen; daß man aber den Streit in so abgeschmackte Rechtsspitzfindigkeiten hinausführte, das geht etwas über unsern Horizont, so gut wie der obenerwähnte Streit des Geistlichen Gorham mit dem Bischof von Exeter über die Wirkungen des heiligen Geistes in der Taufe, der über 60,000 Pfd. St. kostete und vom Geheimenrath unter Vorsitz der Königin entschieden werden mußte. Es fehlt bekanntlich nicht an Leuten, welche meinen, daß man das alte Roccocoschnitzwerk abschaffen und sich größerer Einfachheit befleißigen müsse, aber hinter dem scheinbar albernen Aeußern liegt ein tiefer Sinn: man kann mit beiden Kämpfern, dem Bischof von Exeter und dem verfolgten Geistlichen Gorham, ungleicher Ansicht seyn, die Frage war eine ganz andere als sie schien, und ließ sich darauf zurückführen, ob die Kirche Englands ein bloß kirchliches, oder ob sie ein nationales Institut ist. Ist sie ein rein kirchliches, so hat der Bischof ohne weiteres Recht, wenn er von dem untergeordneten Priester verlangt, daß er sich rein an die Lehre der Kirche halte, ist sie ein nationales Institut, so läßt sie bis zu einem gewissen Grad sehr abweichende Ansichten zu, und die Entscheidung durch ein weltliches Tribunal war nicht so thöricht als sie aussah, weil es sich um eine juridisch-historische Frage handelte, und Beispiele sich anführen ließen, daß calvinistische und nicht hochkirchliche, nach römischem Muster zugeschnittene Ansichten sich innerhalb der Kirche von jeher hatten vertragen müssen. Als ein kirchliches Institut ist die englische Hochkirche nicht haltbar, als Nationalinstitut kann sie noch eine gute Weile dauern, so lange nämlich die „enge Verbindung des weltlichen mit dem geistlichen Element, welche die Erschütterungen des 16ten Jahrhunderts überdauert hat, welche noch jetzt der englischen Gesetzgebung, der Monarchie, den Universitäten und der Geistlichkeit als charakteristisches Merkmal aufgedrückt ist, und nicht, wie in andern Ländern, die Nation und die Geistlichkeit noch weiter auseinanderriß,“ [1] fortdauert. Das Supremat der Krone, welches jetzt zum Supremat des Gesetzes geworden ist, läßt einen bedeutenden Wechsel im Innern der Constitution der Kirche zu, ohne daß die Kirche selbst in ihrem Lebensprincip angetastet wird, und diese Frage, ob die Kirche durch sich selbst und die Krongewalt von innen heraus Veränderungen und Reformen erfahren soll, oder ob sie als politisches Institut gestürzt wird, das bildet die Scheidelinie zwischen Radikalen und Reformern.

Der Vorwurf, den Lord John Russel dem Quäker Bright bei Gelegenheit des irischen Wahlgesetzes entgegenschleuderte, ist mehr als eine banale Phrase, wie man sie auf dem Continent so oft hört, denn auf dem Continent wird man es ohne diese Erklärung kaum begreiflich finden, daß Lord John Russel wegen einer Meinungsverschiedenheit, ob 8 oder 12 Pfd. St. Pachtzins den Wahlcensus bilden sollen, seinen nothwendigsten Verbündeten, ohne deren Beistand er im ersten Kampf mit seinen toryistischen Gegnern erlegen wäre, den Fehdehandschuh hinwirft.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Constantine.

11. Zwischen Bona und El-Arrusch.

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch waren wir wieder reisefertig; unser Weg führte noch immer über Waldland, in welchem aber nach und nach niedrigeres Buschwerk, bestehend aus Lentisken, Myrten, Sandbeeren, Pfriemen und Ginster an die Stelle des Hochwaldes trat. Von Zeit zu Zeit trafen wir auf größere und kleinere Lichtungen mitten im Waldgebüsch, welche mit Weizen oder Gerste angesäet waren, und von welchen sich große Flüge von Ringeltauben erhoben, die aber jetzt der Saat keinen Schaden mehr zufügen konnten. Eine Menge von Ziegenpfaden durchkreuzen das Gebüsch nach allen Richtungen, und der Reisende muß sich genau an den gebahntesten Weg halten, wenn er sich nicht jeden Augenblick verirren will, denn vorgenannte Pfade führen öfters in Dickichte, wo nur Ziegen und wilde Schweine durchkommen können. An den kleinen, hie und da zerstreuten Duars, von denen jeder kaum aus fünf bis sechs elenden Hütten bestand, konnte man abnehmen, daß man sich von den großen Thalebenen, deren Bewohner sich mehr in Sitten und Lebensart den Tellias anschließen, wieder entfernte,

---

[1] Diese Bill kam wohl, was die Verwaltung der Sparcassengelder durch den Staat und die Anlegung der Gelder in Fonds betrifft, nicht aber in Beziehung auf die sogenannten „freundschaftlichen Gesellschaften“ zum Schluß, wenigstens können wir in dem Wirrwarr von fallengelassenen und verschobenen Bills sie nicht herausfinden. Die Sache ist von dem größten Interesse: es gibt in England nicht weniger als 33,000 solcher Gesellschaften, die auf gegenseitige Unterstützung während des Alters und der Anverwandten nach dem Tode berechnet sind. Die Berechnungen auf welchen solche Gesellschaften beruhen müssen, sind bekanntlich sehr complicirt, und es ist eine Oberaufsicht des Staats um so mehr nöthig, als die wenigsten Privatleute im Stande sind, diese Lebens- und Sterbensprobabilitäten zu berechnen. Diese 33,000 Gesellschaften in England haben ein jährliches Einkommen von 5 Mill. Pf. St., eine aufgehäufte Vermögensmasse von 11 Mill. Pf., und es nehmen etwa 3 Mill. Menschen, also fast die Hälfte der gesammten männlichen erwachsenen Bevölkerung daran Antheil. Diese „communistischen“ Ideen haben also in England eine ungewöhnliche Ausdehnung erlangt, und es bedarf nur einer gehörigen Leitung und Ueberwachung von Seite der Regierung, um die wohlthätigsten Folgen daraus hervorgehen zu sehen, aber man ist in England hauptsächlich auf das Freiwilligkeitsprincip hingewiesen, und die Einmischung des Staats hat ihre großen Schwierigkeiten.

[1] S. Edinburgh Review. Julius 1850.

Digitized by Google

und dieser Wechsel ist bemerkbar bis in die Gegend von El-Arrusch, wo erst der eigentliche Tell mit seinem charakteristischen Beduinenleben beginnt.

Wir kamen jetzt öfters an noch ziemlich angeschwollene Gebirgsbäche, die wir alle ohne große Schwierigkeit überschreiten konnten, bloß in dem am wenigsten gefährlich aussehenden wäre ich bald, wie der Laird von Ravenswood, sammt meinem Pferd untergegangen. An einer wenig Wasser enthaltenden, kleinen Schlucht nämlich bot ein Erdsturz eine trügerische Brücke dar: die Oberfläche des herabgestürzten Erdreichs sah so vollkommen fest und trocken aus, daß ich nicht anstand mein Pferd darnach einzulenken. „Gib acht! nicht da hinauf!" riefen alle unsere Araber zugleich aus, allein es war zu spät, mein Pferd war bis über den Bauch in den zähen Teig versunken, und ich saß mit eingezogenen Beinen oben darauf, wie ein Schiffbrüchiger auf einem Wrack. Das arme Thier hatte sich einige Zeit vergebens zerarbeitet und schien sich jetzt in sein Schicksal ergeben zu wollen, nicht also aber sein Reiter, der nicht Lust hatte den Rest des Weges nach Constantine zu Fuß zurückzulegen. Zum Glück waren Ibrahims Diener für zufällig nöthige Ausbesserung der Wege mit zwei Hacken versehen, womit es ihnen gelang mein Fahrzeug wieder flott zu machen.

Von hier aus hatten wir noch eine Anhöhe zu ersteigen, und die Aussicht öffnete sich dann auf das Thal von El-Arrusch; das Städtchen lag zu unsern Füßen und hatte sich seit den zwei Jahren als ich es zum letztenmal gesehen, sehr zu seinem Vortheil verändert. Eine nette Kirche war an die Stelle der Lauberhütte, wo früher der Gottesdienst gehalten wurde, getreten, mehrere andere neue Bauten waren aufgeführt und eine beträchtliche Strecke Landes urbar gemacht worden. Die Concession, worin am meisten gearbeitet worden, gehört einem Genueser, der sich mit seiner ganzen Familie hier angesiedelt und hübsche Capitalien mitgebracht hat.

Oben auf dem Kamm dieser Anhöhe trennte sich unsere Reisegesellschaft; der Brigadier und der Mercanti aus Bona ritten nach El-Arrusch hinab, von wo aus sie am folgenden Tage nach Philippeville zu reisen gedachten, der Mozabite und ich dagegen nahmen, immer längs des Berggehänges hinziehend, unsere Richtung südwärts, kamen dann querfeldein am Fuß der Tsumlet (Zwillingsberge) heraus auf die Straße, und erreichten noch ziemlich zeitig die Herberge auf dem Kantur, wo wir übernachteten. Am andern Morgen folgten wir so oft es thunlich war der alten Römerstraße, da Ibrahim seine besondern Ursachen dazu hatte, die neue Straße so viel als möglich zu vermeiden. In Hinsicht auf die Güte des Weges war sogar die erstere für Lastthiere vorzuziehen, denn die neue Straße befand sich, wie jeden Winter, in einem so beklagenswerthen Zustand, daß an manchen Orten kaum durchzukommen, und der Eilwagen von Philippeville nach Constantine oft drei Tage unterwegs war.

Nachdem wir Smendu zurückgelegt, kamen wir, immer auf der Römerstraße, nach der Anhöhe von Aiun-Saad (die glückseligen Quellen), noch etwa sieben Meilen von Constantine, von wo aus man einer herrlichen Aussicht auf eine offene, stark gewellte, terrassenförmig aufsteigende Gegend, die im Nordwesten durch eine schroffe Bergkette geschlossen wird, genießt. Aiun-Saad hat seinen Namen von mehrern reichen Quellen, die oben auf der Anhöhe ihren Ursprung nehmen und mehrere Gärten der hier zwei starke Duars bildenden, in Gurbies wohnenden Araber bewässern. Auch dieser Ort ist zu einer neuen Niederlassung auserseben worden; die Bauarbeiten wurden im Laufe des vorigen Jahres (1849) begonnen und sind ziemlich vorangerückt, ob aber die Colonie auf dem bisher befolgten Weg bevölkert werden wird, ist noch ungewiß.

Von Aiun-Saad herabsteigend, ließen wir die Heerstraße immer rechts liegen, zogen, einen Maulthierweg einschlagend, schräg über den Hamma, erstiegen die Felsenkette desselben, und gelangten so, das französische Quartier vermeidend, an das Thor El-Kantara, durch welches der Mozabite seine Waaren unangefochten nach der Stadt brachte, mir innerhalb des Thores ein kurzes Lebewohl sagte, und sich dann in den engen, krummen und finstern Gassen des arabischen Quartiers verlor.

Tigerkämpfe zu Solo (Java).

Die Fürsten von Java fangen Tiger in Menge mit der Absicht, sie mit Büffeln kämpfen zu lassen oder durch Lanzenträger zu erlegen. Da jedoch die Menagerie des Kaisers jüngst durch eine Anzahl von acht Königstigern überbürdet war, so schien es rathsam, fünf davon zu liefern, umsomehr als ihre Bewachung nachgerade anfing gefährlich zu werden, und die Pariahunde in Solo selten wurden, weil der königliche Befehl in Betreff ihrer Aufgreifung zu diesem speciellen Zweck in jüngster Zeit aufs nachdrücklichste geschärft worden war. Diese acht Tiger waren mit einander in einem großen Einfang aus starken Palmstämmen eingehegt, vor dessen Pforte jedermann mit einem unwillkürlichen Schauer stehen blieb. Ein wetteiferndes Gebrüll und wildes Knurren, wie es nur der Rachen eines Tigers entsenden kann, zeugte von der tiefen vorläufig machtlosen Wuth der Ungeheuer in ihrem Gehöft.

Montags, den 9 September 1839, dem zur großen Tigerschlacht bestimmten Tag, trugen wir Sorge rechtzeitig in der Residenz zu seyn. Um 10 Uhr Vormittag versammelten sich die militärischen und bürgerlichen Würdenträger bei der Residenz: auch war der unabhängige Häuptling Pangeran Mangku Nagoro mit seinen Officieren erschienen, alle in voller militärischer Uniform. Der Pangeran führte eine schwache Escorte seiner eignen Cavallerie mit sich. Während der Zug durch die verschiedenen Vorhöfe schritt, spielten die einzelnen Banden der Trommler, Hornisten und anderer Musik auf; auch stand in jedem Hofe eine Abtheilung der Leibwache des Kaisers, welche beim Vorbeigehen des Residenten präsentirte und die Fahnen schwenkte. Im innersten Hofe, wo der Thronhimmel des Kaisers stand, trafen wir das große Musikcorps, welches auf europäischen Instrumenten ganz vortrefflich spielte; die Leute waren in weiße Pantalons und scharlachrothe Jacken gekleidet.

Der Kaiser saß unter dem Thronhimmel seinem Palaste gegenüber und stand bei der Annäherung des Residenten mit langsamer Würde auf, ihn zu empfangen, was durch einfachen gegenseitigen Händedruck und den Wechsel einiger höflichen Worte abgemacht war. Nach der Reihe thaten auch die übrigen Gäste so und kehrten dann zu ihren Stühlen zurück. Der Kaiser saß an der Spitze der Sesselreihe im Centrum, neben ihm der Resident in einem ähnlichen Thronstuhl. Um den Arm trug der Kaiser ein schwarzes Trauerband als Zeichen der Trauer für den Generalgouverneur Merkus, der eben gestorben war. Vier Finger seiner rechten Hand und drei seiner Linken blitzten von reichen Diamantringen, deren einer 70 Karat wiegen soll. Seine Hoheit sah wohlgehäbig aus und hatte im Ganzen ein nobles Betragen, weit besser als die vortägige Abendvisite erwarten ließ.

Nach einer kurzen Pause standen der Kaiser und der Resident zu gleicher Zeit auf und gingen mit einander Arm in Arm. Als sie den Thronhimmel verließen, trug einer der Hofzwerge die Schleppe des Kaisers, dem eine Gruppe von Weibern folgte, welche zum Theil die Kroninsignien, theils Gegenstände seiner persönlichen Bequemlichkeit trugen, z. B. ein karmoisinrothes Tuch für ihn und den Residenten, die Siribüchse, einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen, eine alte Muskete, deren Schaft mit weißem Tuch drapirt war, einen langen Handschar in goldner Scheide und mehr andere Schmucksachen, unter denen der kostbarste Bissen ein goldner Schild von 20'' Durchmesser war, dessen Nabel von vier großen, kostbaren Edelsteinen gebildet wurde, die Rubine,

Digitized by Google

Sapphire und Smaragde zu seyn schienen; Diamanten und andre Steine waren zu graciösen Blumen und Halbmonden gruppirt. Die Trägerinnen dieser Gegenstände waren eher ältliche Damen, die den Zenith ihrer Schönheit längst überschritten hatten, wenn sie jemals eine besaßen; diese Matronen ziert der Ehrentitel Tuan-Tumunggung, der sonst nur an Männer verliehen wird. Dreißig mittelalterige, sehr fette Weiber in Alltagsgewändern und mit nackten Schultern bildeten den Schweif der Tuan-Tumunggungs, so daß diese weibliche Ehrengarde aus etwa 80 Weibern bestehen mochte. Seitlich und rund um diese drängten sich die europäischen Zuschauer, Militär und Civil ohne Spur einer Rang- oder sonstigen Ordnung. Nach dem Defiliren durch alle Höfe, wo wir überall angetrommelt, angepfiffen und salutirt wurden, kam man zu der Halle Pangeran, wo ein zweiter Thronhimmel und eine ähnliche Flucht von Stühlen stand, um die sich die einheimischen Häuptlinge gruppirt hatten. Hier empfing den Kaiser und den Residenten eine kleine Schaar wunderschöner Bajaderen mit ebenholzschwarzen Haaren und lüsternen, leuchtenden Augen, welche für den Anblick der Matronen eine angenehme und wohlverdiente Entschädigung boten. Endlich standen hier die Prinzen von Geblüt, nicht auffallend gekleidet, und der Sohn des im Jahre 1830 verbannten Kaisers, ein schöner junger Mann in prachtvollen Gewändern mit einer goldenen Kette um den Hals.

In größerer und ehrfürchtigerer Entfernung saß der Premierminister Raden Adhipati Sosrodhi Ning Rat, ein ehrwürdiger Greis von 73 Jahren, der dem Kaiser anzeigte, daß der Tigerkampf jeden Augenblick beginnen könne. Halb europäisch gekleidete Lakayen servirten Wein; für den Kaiser und den Residenten zwei Gläser auf einer besondern Platte, deren eines der Kaiser seinem Nachbarn mit den Worten „Glück auf zum Tigerkampf" zutrank. Hier schloß sich die Frau des Residenten mit einigen Freundinnen dem Zuge an, allein die Etiquette erlaubte dem Kaiser nicht, die mindeste Notiz von ihr zu nehmen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Arm in Arm, von dem Weiberschwarme gefolgt, begaben sich Kaiser und Resident auf ihre Plätze, 50 Fuß von dem Zwinger entfernt, wo der Kampf vorgehen sollte. Der Zwinger war fest genug, um den Gedanken einer Gefahr auszuschließen; darin stand ein mittelgroßer schwarzer Büffelstier mit versilberten Hörnern, eine Guirlande von Malatiblüthen um den Hals; unter dem Geklimper einheimischer Instrumente stürzte der Tiger herein. Beide Thiere zeigten sich scheu und überrascht, als sie sich so unerwartet einander gegenübersahen; doch schien der Büffel weniger verwirrt als sein Gegner, denn er behauptete das Centrum des Rings, während der letztere schlangenartig um die Peripherie kreiste. Sie vermieden beide sorgfältig jede Annäherung; der Büffel folgte allen Bewegungen des Tigers, das Horn leicht gesenkt und auf den Angriff gefaßt. Um diese Delikatesse durch Reizungen zu überwinden, wurden Blöcke von Bambusrohr, die an der Decke hingen, so geschwungen, daß sie auf den Büffel schlugen; auch goß man heißes Wasser, in dem spanischer Pfeffer abgesotten war, den Kämpfern auf Kopf und Augen; der Tiger wurde überdieß mit Pfeilen und durch brennende Heubüschel an seinem Schweif gestachelt. Nicht geringe Mühe kostete es die beiden Thiere zum Kampf zu bringen. Endlich, durch die Blöcke getrieben, von Feuer und Wasser gehetzt, stießen sie zusammen in Wuth und Dampf. Einmal in den Kampf gebracht, zeigte der kriegerische Büffel einen wahren Feuereifer, worin ihm der Tiger bedeutend nachstand; denn dieser war immer geneigt davonzuschleichen, namentlich wenn er, ordentlich gegen die Wand gestoßen, zu Boden kam. Der Tiger wechselte seine Kampfart: am Zwinger emporklimmend flog er wüthend auf Haupt und Nacken des Büffels, von welcher Umarmung der letztere sich dadurch befreite, daß er ihn rückwärts in die Lüfte warf. Dieses Ringen, vier- bis fünfmal in rascher Aufeinanderfolge wiederholt, war die interessanteste Partie des Ganzen; der Tiger war so gut als überwältigt, und da er Symptome eines gänzlichen Abfalles merken ließ, wurde er entfernt und ein zweiter zu demselben Büffel gelassen. Derselbe Gang von Reizmitteln wiederholte sich; da aber der Büffel sein eignes Blut am Nacken fühlte, geschah der Angriff seinerseits weit minder zögernd als das erstemal; der zweite Tiger wurde gleichfalls bezwungen, was beweist, daß die Katze im engen Raum kein Feld zur Thatkraft hat. Mit jedem Tiger hatte der Büffel nur zwei bis drei regelmäßige und ernste Gänge, wenn der Tiger ihn am Nacken faßte und er denselben aufwarf, um mit den Hörnern zu fangen. Der zweite Tiger ward noch schneller hinausgeschafft als der erste; beide Kämpfe mochten dreiviertel Stunden gedauert haben. Der Büffel war nicht sehr verwundet; da man ihn aber als eingeweidekrank betrachtete, so ward er geschlachtet unmittelbar nach dem Strauß.

Nach dem Schluß des ersten Theils der Unterhaltung für diesen Tag kehrte der Kaiser mit seiner Gesellschaft unter den Thronhimmel zurück, in Erwartung des Beginnes des zweiten. Dann begab man sich auf eine hölzerne Platform, Panggong genannt, etwa 6' über den Boden erhaben, die in der Nachbarschaft des Kampfplatzes lag. Hier wechselte der Kaiser zum erstenmale einige Worte mit der Gemahlin des Residenten. Der Theil des Rings, welcher dem Kaiser zunächst lag, hatte eine Fronte von 100', und der Zwischenraum war besetzt von seinen Bewaffneten, welche Keulen, Schwerter, Speere, Dolche und andere Angriffswaffen trugen. Sie waren in Reihen aufgestellt und in buntfarbige Jacken gekleidet. Eine Partie der kaiserlichen Dragoner stellte sich zur Seite auf, so daß ein improvisirter Besuch des vorüberstürzenden Tigers nicht zu besorgen war. Alles starrte von menschlichen Köpfen. Im Mittelpunkt des Ringes standen fünf enge, länglich viereckige Käfige in einer Reihe, deren jeder einen Tiger enthielt. Sie waren ganz mit Decken von Alangalanggras verhängt, so daß man von den Bewohnern nichts erblicken konnte. Daneben waren zwei Behälter von Bambusrohr, unter welchen mehrere bewaffnete Leute hielten, deren Geschäft folgendes war: an den Käfigen standen einige Männer, und nach Abschluß der Vorbereitungen begab sich eine Deputation zu den Füßen des Kaisers, seine Befehle entgegenzunehmen. Dort angelangt, krochen sie ganz heran, legten dann das Gesicht zu Boden und erhoben die Hände flehend über dem Haupt. Der Befehl zum Anfang ward ertheilt und den drei Männern überbracht, welche die Tiger nach einander loszulassen hatten. Diese Trias befand sich nun allein im Kreis und hatte alle Manöver nach den Bewegungen des kaiserlichen Arms einzurichten. Der Kaiser winkte: Nr. 3 verstand sogleich, wiederholte alle Unterwürfigkeitsbezeugungen, sprang dann auf den Käfig, salutirte graciös mit seinem Handschar und durchschnitt die Stränge, welche die Käfigthüre sperrten. Der Handschar kehrte in seine Scheide zurück; der Mann ergriff die Thüre des Käfigs, hob und senkte sie in ihrer Falze vier- bis fünfmal ruhig auf und nieder und legte sie endlich ebenso ruhig auf den Boden. Unter denselben Reverenzen steigt er herab und setzt sich neben die nunmehr offene Käfigthüre, vom Tiger nur durch den dünnen Vorhang der Alangmatte getrennt. Hier sitzt er ziemlich eine Minute, bis die beiden andern ihre Lunten angebrannt, um nach einiger Zeit das Alanggras in Brand zu stecken. Diese furchtbare Zögerung endet zuletzt ein Zeichen von der Hand des Kaisers; graciös, ehrfurchtsvoll, langsam beugt sich der Mann am offenen Rachen des Käfigs bis in den Staub, springt empor und erreicht die beiden andern, worauf sie nach dem Tone des Gamelan einen prachtvollen Tanz ausführen. Immer langsam tanzen sie so in den Kreis der Speermänner; hinter ihnen flattert ihr langes Gewand.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Gesellschaft in Jerusalem. Der englische Consul zu Jerusalem schreibt: „Unsere kleine englische Colonie hier hat eine Gesellschaft gegründet, welche Nachforschungen über alle interessanten Gegenstände, alte und neue, wissenschaftliche oder literarische, so weit sie das heilige Land betreffen, anstellen soll. Correspondirende Mitglieder sind in Jaffa, Safed, Beirut und Damascus aufgestellt. Auch haben wir die Bildung einer Bibliothek und eines Museums begonnen, zu welchen jedermann ohne Unterschied der Nation und Religion Zutritt haben soll. Sie werden namentlich eine orientalische Abtheilung haben für Bücher und Manuscripte in asiatischen Sprachen. (Athen. 24 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 209 31 August 1850.

Die Völkerwanderung über Panama.

Die Revue des deux Mondes vom 15 August enthält eine Reise nach Californien, aus der wir nachfolgendes über die Wanderung von Chagres nach Panama entnehmen.

„Der Preis der Beförderung von Chagres über Gorgona nach Panama wechselt jede Woche, ja man möchte sagen, jeden Tag. Es ist ein wahres Spiel wie um Hausse und Baisse in der Passage del' Opera zu Paris. Ein Kahn der zwei oder drei Personen nebst einigen Waarenballen fassen kann, auf denen man in der Nacht schläft, kostet, um Reisende von Chagres nach Gorgona in 48 Stunden zu schaffen — die Entfernung ist 12 bis 13 Leguas — 25 bis 180 Piaster, je nach der Zahl und dem Dringen der Reisenden. Die Maulthiere, die man zu Gorgona miethet, sind gewöhnlich auf 8 Piaster das Stück geschätzt, ich mußte 16 bezahlen, und noch am Abend galten sie 20. Einige Passagiere von dem Dampfboot Teviot, auf dem ich nach Chagres gekommen war, hatten Damen bei sich, die, wie alle Damen auf der Reise, große Kisten bei sich hatten, die man nicht auf Maulthieren fortschaffen kann. Indianer nahmen sie auf die Schulter, und trugen sie, zum Preise von 25 bis 30 Piaster die Kiste, von Gorgona nach Panama, eine Strecke von 7 — 8 Leguas. Die Nordamerikaner, welche gewohnt sind große Reisen im Far West zu machen, machen die Reise über den Isthmus um sehr mäßigen Preis; sie vereinigen sich in Schaaren von 15 bis 20 Mann, nehmen nur das unentbehrlichste Gepäck mit sich, miethen einen Führer und machen den Weg durch die Wälder zu Fuß. In Panama häufen sich diese von Golddurst verzehrten Einwanderer in den Gasthöfen, wo jeder Raum so viel Bewohner aufnimmt, als der Boden tragen kann; sie leben von Reis und Thee, warten die Abfahrt eines Dampfboots ab, fahren nach San Francisco und schlafen auf dem Verdeck unter freiem Himmel.

„Als ich zu Panama ankam, verlor das Gold im Wechsel nicht mehr, aber vier Frankenstücke, acht Halbfrankenstücke nahm man für einen Piaster, so daß sich schon einige Speculationen mit kleiner Münze angesponnen hatten, und vortrefflich gelangen. Panama war angefüllt mit Auswanderern aller Racen, Chilenen, Peruanern, Colombiern, aber die Nordamerikaner waren bei weitem die zahlreichsten: jede Woche brachte eine neue Zufuhr von 1000 bis 1200 Passagieren, so daß die Fahrbillete an Bord der Dampfboote, die zwischen Panama und San Francisco hin- und herfuhren, im Steigen waren; die Speculation hatte sich derselben bemächtigt. Durch die Gefälligkeit des englischen Consuls und des Capitäns Stout, eines Agenten der amerikanischen Packetboote auf dem stillen Meer, erhielten einige meiner Reisegefährten und ich, die wir empfohlen waren, Billete zum Mittelpreis von 1300 Franken. Die Inhaber — um mit der Börsensprache zu reden — verkauften sie aber gewöhnlich um 2000—2200 Franken. Die Auswanderer, welche weder Zeit haben zu warten, noch die nöthigen Geldmittel, um eine so theure Fahrt zu bezahlen, schifften sich auf Segelfahrzeugen ein; die Reise kostet sie dabei nur 5 bis 600 Fr., dauert aber 50 bis 70 Tage. Die Verbrauchsgegenstände hatten zu Panama einen unmäßigen Preis erlangt; ein Pfund schlechten Zuckers kostete anderthalb Franken, eine Kerze einen Franken u. s. w. Man logirt sich ein wie man kann, glücklich wenn man noch ein Zimmer, ein Cabinet, ein Loch findet, wo man sich ausstrecken und auf dem Boden schlafen kann."

Die dießjährige Parlamentssession.

8. Das „Fagend" und die Thronrede.

(Schluß.)

Die englische Freiheit war ursprünglich eine Adelsfreiheit, sie ist allmählich durch den Fortschritt der Gesittung auch eine Freiheit der Mittelclassen geworden, und hat durch günstige Umstände, unterstützt von der Entwicklung der Industrie und des Handels, wohlthätig auf die untern Classen eingewirkt. Seit dreißig Jahren sind diese verhältnißmäßig zurückgegangen, zum mindesten gesagt sind die untern Classen nicht mit den übrigen in gleicher Weise in Wohlstand und Lebensgenuß fortgeschritten. Dieser Umstand hat die allmähliche Erleichterung der Accisabgaben, endlich den Salto mortale der Freihandelspolitik herbeigeführt. Sieht man genauer hin auf das Treiben der höhern Classen Englands, so wird man gegen früher lebhaft betroffen: an die Stelle der hochmüthigen Gleichgültigkeit ist eine Sorgfalt für die Bedürfnisse der untern Classen getreten, die man bei der größern Anzahl der Individuen den ehrenwerthesten Beweggründen, im Ganzen aber einer gewissen Scheu vor den untern Classen und einem Gefühl des Unrechts zuschreiben muß, das der Einzelne ohne sein Wissen und Willen und selbst ohne es hindern zu können, den untern Classen zugefügt hat. Darum ist, wie auch der Finanzminister bei der Aufhebung der Backsteinsteuer unverschleiert bemerkt hat, seit mehr als 20 Jahren bei der Abschaffung von Steuern die Rücksichtsnahme auf die untern armen Classen immer die vorherrschende gewesen. Die Frage ist nur, wie weit diese Rücksichtsnahme auch mit dem Standesinteresse der höhern Classe, mit dem politischen Institut der Kirche und dem Erstgeburtsrecht sich verträgt. Die Radikalen behaupten,

Digitized by Google

sie seyen unverträglich, die Minister Tories wie Whigs mit einer sehr zahlreichen Partei suchen stets einen Compromiß herbeizuführen und Erleichterungen zu gewähren, ohne das Princip ihrer Stellung gefährden zu lassen. Peel hat als Tory wie als Freihändler diesen Gesichtspunkt im Auge gehabt, und jedes folgende Ministerium, welchen Namen es auch haben mag, wird ihn im Auge behalten müssen, der Streit kann nur um die Mittel zum Zweck seyn.

Verfolgt man die Parlamentsdebatten mit Aufmerksamkeit, so erkennt man die entschiedene Ungunst, mit der directe Angriffe auf Kirche und verwandte Institute aufgenommen werden, während man dieselben Angriffe, so wie sie von einem allgemeinen Möglichkeitsprincip ausgehen, mit Ruhe hinnimmt. Wir haben alle die kirchlichen Streitigkeiten im Laufe der Session gänzlich übergangen, weil sie, ohne weit auszuholen, ziemlich unverständlich seyn müßten, nur werden wir später vielleicht uns genöthigt sehen auf den Unterrichtsstreit zurückzukommen, weil er in Deutschland und in Frankreich seine Correlaten hat. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich in England neben den geistlichen um sehr materielle Interessen handelt, daß der ganze Bau der Kirche mit ihrem großen Besitzthum, dessen Nutznießung wesentlich dem Adel zu Gute kommt und seine Vermögensverhältnisse aufrecht erhalten hilft, auf dem Spiele steht. Daher das starre Festhalten am Bestehenden, aus Furcht, den ganzen Bau zu gefährden, wenn man dessen Grundlage anzutasten wage. Indeß ist England, wie man schon oft gesagt hat, das Land der Compromisse, und es wird nicht nach dem Sinne der Radikalen gehen, welche mit der Kirche und dem Adel möglichst ausfegen wollen, wohl aber werden sie als Ferment wirken, daß die Sache nicht mehr einschläft.

Jetzt ist aber das Dringendste die nationale und staatsökonomische Frage, über welche wir schon im Eingang und Verlauf der Verhandlungen unsere Ansicht ausgesprochen, so daß wir nicht nöthig haben hier darauf zurückzukommen, und nur eines beachtenswerthen Umstandes, der mit den dießjährigen Verhandlungen besonders zusammenhängt, müssen wir hier noch erwähnen. Bekanntlich hat Hr. Drummond auf eine allgemeine Herabsetzung aller Gehalte angetragen, und Hr. Henley diese Sache in anderer Form zum zweitenmal vorgebracht; Hr. Hume hatte dabei erklärt, alle Gehalte, von der Civilliste herab bis zum Portier, müßten ermäßigt werden. Der Grundsatz, nach welchem sie argumentirten, besteht darin, daß die Aufhebung der Korngesetze und die Ermäßigung so vieler Einfuhrzölle den Lebensunterhalt im allgemeinen billiger gemacht, eben damit auch die Last der Steuern indirect ermäßigt hätten, und daß somit auch die Beamtengehalte ermäßigt werden müßten. Die Sache ist sehr scheinbar und doch mannichfach falsch. Spricht man von denjenigen Beamten und Staatsbesoldeten überhaupt, welche für ihre Leistungen im allgemeinen so bezahlt sind, daß sie davon leben können, z. B. die Soldaten, so kann man mit einer Ermäßigung der Ausgabe auch folgerichtig eine Ermäßigung der Bezahlung verbinden, wie dieß z. B. die Fabrikherren großentheils in Folge der ermäßigten Kornpreise gethan haben. Allein abgesehen davon, daß gerade Soldaten und andere in ähnlichen Verhältnissen stehende Leute mit keiner solchen Ermäßigung bedroht sind, also gerade hier der Grundsatz nicht in Ausführung kommen soll, so ist er auf die höhern Stellen nicht wohl anwendbar, indem hier die Ausgabe für den eigentlichen Lebensunterhalt mit der steigenden Einnahme in immer schwächerem Verhältniß steht; wer 3000 Pfd. zu verzehren hat, wird schwerlich für eigentliche Lebensbedürfnisse 1000 Pfd. oder 33 Proc. ausgeben, während wer 300 Pfd. Einkommen hat, wahrscheinlich 66 Procent dafür ausgibt; die höhern Besoldungen müssen also andern Rücksichten unterliegen. Diese andern und sehr mannichfachen Rücksichten zu erwägen, trug Lord John Russell auf eine parlamentarische Committee an, die noch vor dem Schlusse der Session ihren Bericht abstattete: mehrere Stellen wurden alsbald oder bei der ersten Erledigung für aufgehoben erklärt, andere wesentlich im Gehalt ermäßigt, besonders die diplomatischen Stellen, von denen keine über 5000 Pfd., abgesehen von der Entschädigung für die Wohnung, eintragen sollen. Vergleicht man diese Einschränkungen mit denen der Committee vom J. 1830, so sieht man, welche große Fortschritte die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Ersparung gemacht, und die Regierung selbst hat anerkannt, daß die veränderten Einkommensverhältnisse der Nation nicht mehr die alten unmäßigen Besoldungen zulassen. Nur die Richterstellen wurden sehr wenig, fast gar nicht bestritten, obgleich sie sehr bedeutend hoch bezahlt sind, der Lordkanzler z. B. mit 8000 Pfd., ziemlich viele mit 7, 6 und 5000 Pfd. Hier tritt aber eine Erwägung ein, auf die man in England und nicht mit Unrecht großes Gewicht legt. Der Lordkanzler, sehr häufig ein Commoner, tritt mit einemmal in die Gesellschaft des höchsten Adels und muß mit demselben auf einem mehr oder minder gleichen Fuß leben; zudem wird er sowohl als die andern Oberrichter großentheils nicht nach einer Stufenleiter der Beamten befördert, sondern es werden die ausgezeichnetsten praktischen Juristen, großentheils Leute mit starker Advocatenpraxis, zu diesen Stellen erhoben; diesen gebührt für die Aufopferung ihrer Advocatur eine angemessene Entschädigung, und man hütet sich sehr, die ganze Staatsmaschine Englands zu einer „Aristokratie des Reichthums“ zu machen. Man ersieht hieraus, welche vielseitige Rücksichten zu nehmen waren. Mehrern Andeutungen zufolge haben sehr verschiedene Ansichten in der Committee, der auch Cobden und Hr. Bright angehörten, obgewaltet, die Beschlüsse sollen indeß mit großer Mehrheit gefaßt worden seyn, und wenn auch die gemachten Ersparnisse in dem allgemeinen Budget des Landes nicht sehr schwer ins Gewicht fallen, so ist ein großer Vorsprung gewonnen: wo man einmal das Einkommen des ersten Ministers und der höchsten richterlichen Beamten einer so scharfen Censur unterwarf, kann ferner keine unmäßige Besoldung auf die Länge bestehen, und keine nutzlose Sinekure lang erhalten werden. Man wird also in nicht sehr ferner Zeit noch an manches das Messer ansetzen, was freilich alles nicht ausreichen wird, um dem Drang nach Erleichterung zu genügen; diesem kann nur auf zwei Wegen genügt werden: erstens wenn es möglich gemacht wird, an dem Militär und der Marine wesentlich zu sparen, und zweitens durch eine Verringerung der Nationalschuld, welche nur durch einen Kornzoll zu erreichen ist, von welchem die „powers that be“ noch nichts hören wollen.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist eine Ermäßigung der Militär- und Marineausgaben nicht möglich, so lange England in den jetzigen politischen Verhältnissen bleibt, so lange es Frankreich und Rußland bewachen muß und selbst Hand anlegt, daß ja diese Stellung sich nicht ändere. Zwar hat es im Laufe des vorigen Winters Rußland mit geringer Mühe zurückgewiesen, aber der Schaden liegt nicht in dem augenblicklichen Aufwand, den das Land zu machen hat, sondern in dem fortwährenden Gerüstetseyn. Dieser Stand der Dinge wird aber fortdauern, so lange Deutschland in seiner jetzigen Machtlosigkeit ist; nur

eine Vereinigung Deutschlands, welche es möglich macht, Rußland und Frankreich in Schranken zu halten, kann England in den Stand setzen, seine unnatürlich hohen Ausgaben für Marine und Militär dauernd zu ermäßigen; es ist also das politische Interesse Englands, eine Vereinigung Deutschlands zu fördern, aber ein falschverstandenes Handelsinteresse treibt es, diese Vereinigung zu hindern, und sich selbst des russischen Einflusses zu bedienen, um sie zu hintertreiben. England rechnet aber in Deutschland so falsch, als es in Spanien gerechnet hat, wo es Espartero fallen ließ, weil er den englischen Schmuggel unterdrücken wollte. Dafür ist eine Zeitlang Frankreich fast völlig Herr in Spanien geworden, und geraume Zeit hat England nicht einmal einen diplomatischen Verkehr mit Spanien unterhalten, was den Handelsinteressen Englands nicht sehr förderlich sich erwiesen hat. Aehnliche Dinge können auch in Deutschland eintreten, in Bezug auf welches England augenscheinlich in seinen Entschlüssen schwankte, denn wenn es vor nicht sehr langer Zeit Preußen und dessen Union auf alle Weise zu begünstigen schien, so wird jetzt Preußen auf alle Weise geschmäht und gelästert, weil es eine Velleität verrathen hat, sich von der englischen Bevormundung zu befreien. Fast sollte man glauben, ein falscher Freund habe Preußen den Gedanken eingegeben, jetzt gerade von seinem bisherigen Handelssystem abzugehen, und dadurch die Freundschaft Englands zu verscherzen. Die heillose Verwirrung, in welche Deutschlands Verhältnisse hineingerathen, werden aber nur momentan zu Gunsten derjenigen ausfallen, welche diese Verwirrung fördern halfen, und England wird seinen Zweck in Bezug auf Deutschland so wenig auf die Dauer erreichen, als es ihn, wie das vorige Jahr gezeigt hat, in Bezug auf Spanien erreichte.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, die auswärtigen Verhältnisse berühren England gerade nur so weit, als seine Handelsinteressen wirklich oder vermeintlich reichen, und nach diesen Handelsinteressen werden die Umstände abgewogen. Wie es im Krieg mit Napoleon gegen die Sache der Revolution stand, weil es von ihrem Sohne den tödlichen Schlag befürchtete, so steht es jetzt angeblich auf der Seite der Freiheit, wird aber, wie die jetzigen Verhältnisse in Schleswig zeigen, jeden Augenblick sich mit Rußland verbinden, wenn seine Interessen es fordern oder zu fordern scheinen. Preußen hätte gegen England seit dem Abschluß des Zollvereins Front machen sollen, damals waren ihm verhältnißmäßig die Umstände günstig, jetzt ist es für eine speciell preußische Politik, die vielfach von Gefahren und Verlegenheiten umrungen ist, zu spät, und England weiß vortrefflich diese Verlegenheiten zu benützen, um ein Widerstreben gegen seine Interessen Preußen schwer fühlbar zu machen. Die Freiheitsphrasen in Palmerstons Rede sind eitel Dunst, wie überhaupt in solchen wohlerwogenen Standreden, die der Franzose so bezeichnend „discours d'apparat“ nennt; die einzige Frage, um die es sich hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten für England handelt, ist der Standpunkt, der auch die englischen Zeitschriften, wie Times und Daily News, trennt: ist es für das englische Interesse rathsam sich so schroff den Bestrebungen Deutschlands entgegen zu stellen?

Darüber verlautet in den Parlamentsverhandlungen freilich nichts, und es bleibt allein übrig, die Handelsinteressen Englands aus denselben, so wie aus den speciellen Angaben der Journale zu studiren, um den Gang der englischen Politik mit einer gewissen Zuversicht voraussagen zu können. Auch hier schlägt Deutschland vor, denn in Spanien, Frankreich und Rußland stehen bestimmte, von einer gemeinsamen Regierung geleitete Handelsverhältnisse da, mit denen man auf mehr oder minder geraden Wegen unterhandeln muß; anders ist es mit Deutschland, das keinen Mittelpunkt hat, und durch die Macht seiner Bevölkerung und deren Bedürfnisse auch auf das Handelssystem seiner Vorlande, wie Belgien und Holland, einwirkt: für England besteht das Interesse darin, daß der Zollverein weder mit Oesterreich, noch mit den Nordseestaaten, am wenigsten mit Belgien und Holland nach einem gemeinsamen Plan handle; Englands Handelsmaaßregeln, namentlich sein Freihandelssystem, waren auf diese unzusammenhängenden, keiner gemeinsamen Leitung unterworfenen und doch durch Thätigkeit und Volkszahl bedeutenden Länder gerichtet; Skandinavien ist durch seine schwache Volkszahl zu unbedeutend, um sonderlich in Beachtung zu kommen, aber in Deutschland, wie in Italien, ist Reichthum an Producten, wie an künstlichen Bedürfnissen, und darum ist England bemüht, sich hier den unbeschränkten Zugang für seine Fabricate offen zu erhalten. Was wird gegen Holland und sein höchst problematisches Schifffahrtsgesetz geschehen? Man weiß es nicht, weil man nicht weiß, was in Deutschland bezüglich des Handels geschehen soll. In Italien ist die Stellung schon klarer; Piemont ist wesentlich im englischen Interesse, weil es eine Stütze gegen Frankreich und gegen Oesterreich braucht, daher die freundliche Erwiederung auf die sogenannte Abschaffung der Schifffahrtsacte.

Alle diese auswärtigen Verhältnisse, welche es nothwendig machen, daß England sich mit seinen liberalen Handelsgrundsätzen brüsten könne, vermögen den Drang der innern Zustände, welche auf eine Wiedereinführung des Schutzsystems hinweisen, nicht zu ändern. Die Zuversicht der Freihandelsmänner ist sichtlich gebrochen, und wenn gleich jetzt die Fabrication in blühendem Zustande ist, so können Handelskrisen, die nicht ausbleiben werden, dieser Blüthe auch wieder Eintrag thun; dann werden von allen Seiten sich die Stimmen gegen das herrschende System erheben. Dringt aber das Freihandelssystem durch, behauptet es sich gegen alle Schwierigkeiten, dann fällt die politische Macht Englands in die Hände des beweglichen Reichthums, der Städte, während sie bisher fast ausschließlich in den Händen der Grundbesitzer war, und die Handelsmacht ihren Einfluß nur als moderirende Gewalt ausübte; die Herrschaft aber, welche Cobden und seine Partei geraume Zeit über die Regierung gewonnen, und die Grundsätze, welche Cobden ausgesprochen, zeigen, daß es mit der altenglischen politischen, wie gesellschaftlichen Verfassung, namentlich mit der Macht des Oberhauses zu Ende ist, wenn der Freihandel und seine Folgen sich entwickeln; bis zur Eröffnung der Session von 1851 wird man wohl in der Sache ziemlich klar sehen.

Macao.

(Revue de l'Orient. Junius.)

Die Lage von Macao ist trotz der gegenwärtigen Unbequemlichkeiten seines inneren Hafens eine der günstigsten für den Handel und eine der gesündesten in diesen Meeren. Die Stadt liegt unter 22° 11' 30" N. B. und 111° 11' 45 O. L. von Paris. Sie nimmt am Eingang eines Golfs, in den der Fluß vom Canton sich ergießt, eine felsige Halbinsel von etwa acht Seemeilen im Umkreis, und von drei Meilen in der Länge und einer Meile in der Breite ein. Eine Landenge von einigen hundert Schritt Breite verbindet die Halbinsel mit der großen Insel Hiangschan, die durch zwei Arme des Cantonflusses und den Golf umschlossen ist. Die Chinesen haben das zur Residentschaft gehörige Gebiet

Digitized by Google

von der übrigen Insel vermittelst einer Mauer abgeschlossen, die über die ganze Landenge hinläuft. Ein einziges Thor in der Mitte, das von chinesischen Soldaten bewacht ist, gestattet die Verbindung mit dem Innern des Landes. Die Europäer dürfen sie nicht überschreiten. Ehemals schloß man sie alsbald bei Sonnenuntergang, um sie erst bei Sonnenaufgang wieder zu öffnen, aber seit dem letzten Kriege mit den Engländern, welche im J. 1840 diese Mauer angriffen und zum Theil zerstörten, bleibt das Thor immer offen. Die bedeutendsten Höhen, welche die Stadt beherrschen, sind mit Forts gekrönt, welche von den Portugiesen meistens im 17ten Jahrhundert zur Zeit ihrer Kriege mit den Holländern errichtet wurden. Sie führen den Namen Monte, Guia, San Francisco, Penha, Bomparto und Barra, welche Namen in der Geschichte der Colonie häufig genannt werden. Ein schöner Kai von Granit, Praya grande genannt, umgibt im Halbkreis die Ufer der Rhede, die mit kleinen, von Weibern geruderten und Tankas genannten Transportfahrzeugen bedeckt ist. Mehrere Kirchen und einige öffentliche und Privatgebäude schmücken diese älteste europäische Niederlassung in China. Unter den ersten sind die bedeutendsten das Haus des Senats, das Zollhaus und die Wohnung des Gouverneurs, unter den Privatgebäuden ist das merkwürdigste die Casa de Orta, welche einem portugiesischen Kaufmann, Namens Lourenzo Marques gehörte. Im Garten, der zu diesem Haus gehört, ist die Grotte, wo der berühmte Dichter Camoens, der als Soldat und Matrose nach Macao gekommen war, seine Lusiade dichtete. Macao hat eine Rhede und zwei Häfen; erstere ist geräumig, aber in dem Theile wo sie tief genug für größere Schiffe ist, ist sie allen Winden ausgesetzt, näher am Kai ist sie geschützt, aber nicht sehr tief. Der äußere Hafen, Taipa genannt, ist durch mehrere Inseln südlich von der Rhede gebildet; nur Fahrzeuge von 3—400 Tonnen können einlaufen, andere von 6—700 Tonnen müssen einen Theil ihrer Ladung ausladen. Ein gleicher Fall ist mit dem inneren Hafen, aber man könnte dem Uebelstand abhelfen durch Ausräumungen, denn die Barre am Eingang kommt namentlich daher, daß die chinesischen Dschonken seit langen Jahren einen großen Theil ihres Ballastes im Hafen ins Wasser werfen.

Tigerkämpfe zu Solo (Java).

(Schluß.)

Das Feuer theilte sich dem Käfig nicht sogleich mit; sobald aber die drei Männer aus dem tödlichen Ringe waren, sah man einen der ovalen Bambuskäfige auf einmal in Bewegung. Aber erst als die brennenden Zunder in den Käfig selbst fielen, konnte man irgend ein Lebenszeichen des Tigers gewahren. Zuerst kam er halb hervor, allein mit der Art seiner Umgebung bekannt, sprang er rasch zurück. Rauch und Flammen drängen ihn zum zweitenmal und das königliche Thier kreist springend im offnen Raum. Der Lärm der Instrumente verdoppelt sich; der Tiger, schäumend, knirschend, dem Kaiser gerade im Angesicht, erwägt einen Angriffsplan auf seine zahlreichen Feinde. Er stürzt gegen den Lanzenwald; doch als ob ihm das Herz fehlte, bebt er zurück vor den gleißenden Eisenspitzen ihm gegenüber und flüchtet nach seinem brennenden Verließ; das Unterkiefer weit gesperrt starrt er vor dem feurigen Pfuhl. Aber der Muth siegt — einer Dogge gleich stürzt er sich auf den Kreis. Beim ersten Gefühl der Lanzenspitzen schnellt er sich hoch empor, rasch wie ein Gedanke prallt er zurück und springt zum zweitenmal auf seinen Feind. Aber der scharfen Speere sind ihm zu viel, kopfüber fliegt er an der Reihe der Bewaffneten hinab. So umkreist er ein Drittel des Einfangs — die Männer stehen fest und verwunden ihn, so oft er sich wendet; zuletzt überschlägt er sich und springt nochmal an — schon weichen seine Kräfte, er erreicht sein Ziel nicht mehr — eine Menge von Speeren taucht sich in seinen Leib und das Schweigen der Instrumente verkündet seinen Tod.

Nachdem die aus dem Tode dieses Thieres leicht erklärliche Aufgeregtheit vorüber war und der Kreis der Speermänner sich geordnet hatte — denn es war manche Lanzenspitze in dem Körper des Tigers stecken geblieben — kehrten die drei obenerwähnten Leute wieder in den Ring zurück und begannen mit genau denselben Ceremonien den zweiten Tiger zu entfesseln. Dieß wiederholten sie, bis alle fünf getödtet waren, ohne dabei je die Geistesgegenwart zu verlieren oder ein Zeichen besorgter Eile zu verrathen, obwohl in zwei Fällen der Tiger bereits ganz aus den Matten sich entwickelt hatte, ehe sie den Kreis der Lanzenträger erreicht hatten. Sie beschleunigten ihre Bewegungen nicht, sondern hielten sich strenge am Gamelan, das nur bei einem Fall ihnen durch eine etwas raschere Melodie zu Hülfe kam. Sonst wäre ihre Ehre gefährdet. Jener Theil des Kreises, gegen den sie ihren Rückzug nehmen, machte eine Bewegung, um sie gegen den etwa anspringenden Tiger zu schirmen; allein die Thiere bekümmerten sich in beiden Fällen gar nicht um diese drei. Ein Theil des Mysteriums ihrer Selbstüberwindung beim Niedersitzen am geöffneten Rachen des Käfigs enthüllte sich übrigens beim Auslassen des zweiten Tigers. Da nämlich alle Matten verzehrt waren und bereits der offne Käfig brannte, der Inwohner aber noch kein Zeichen der Empfindung gab, nahm man allgemein seinen Erstickungstod an. Es näherten sich demnach Männer mit Schilden und räumten die Asche hinweg, wobei man drei einzelne, etwa fingerdicke Seile erblickte, die quer vor die Käfigthüre gespannt waren und durch einen Zufall von der Flamme verschont worden. Man durchschnitt diese und der Tiger, welcher etwas weiter hinten lag, wurde mit Bambusstöcken geschlagen und gestoßen, gab jedoch kein Zeichen von sich. Die Schildträger packten ihn endlich am Schweife und schleppten ihn bis zur Hälfte heraus. Da aber begann das edle Thier die Beleidigung zu fühlen; seine Peiniger entflohen und er kam hervor. Er war an mehreren Stellen verbrannt und lahm an einem Fuße, zeigte sich aber trotzdem als kräftiger Kämpfer, ehe er fiel. Dieß waren die zwei Tiger, welche mit dem Büffel gefochten hatten.

Von den drei andern kam einer hervor, noch ehe das Feuer seinen Käfig ergriffen hatte — ein Beweis, daß die Stricke für den Tiger kein Hinderniß sind, wenn er durchbrechen will. Dieses Thier stürzte sich auch, seinen Gefährten ganz ungleich, unmittelbar mit großem Geheul auf den Lanzenwald und fiel, als die drei kaum den Kreis verlassen hatten. Dagegen zeigte der letzte von den fünfen am meisten Bösartigkeit und große Lust, sich mit dem Kaiser und seiner Umgebung zu messen. Durch ungemeine Finten und die raschesten oft ganz extremen Bewegungen täuschte er zuletzt seine Gegner wirklich und durchbrach ganz nahe beim Kaiser die Linie. Er verkroch sich unter einen Wagen, in dem mehrere Damen saßen, aber die Piken waren sogleich wieder an ihm und er lag bald leblos auf dem Grund. Der Tiger hatte niemanden gebissen, aber in der Verwirrung gaben einige Eingeborne Fersengeld, und ein europäischer Soldat und ein Kind wurden leicht an den Armen verwundet. Bemerkenswerth war die eherne Ruhe des alten Premierministers, der gerade an dem Platze stand, wo der Tiger durchbrach und der grimmigen Bestie gegenüber keine Miene verzog. Man sollte in der That glauben, daß die Prädestinations-Theorie aus ihren Anhängern Helden macht. Keiner der Tiger, der einmal eine Wunde empfangen hatte, suchte übrigens ins Centrum zurückzukehren; sie stürmten an, bis sie, von zahlreichen Wunden zerfleischt, ausgehaucht hatten. Keiner machte einen höhern Sprung. Bei den Leoparden ist dieß ganz anders, welche nicht selten über die Reihen der Speermänner hinweg oder mitten in sie hineinspringen und auf diese Weise entrinnen.

Die fünf Ungeheuer lagen neben einander ausgestreckt am Boden — das Gefecht, in der Landessprache Rampok genannt, hatte ein Ende und die ganze Gesellschaft kehrte zurück. Den Abschied begleiteten die gewöhnlichen Höflichkeiten.

Die Bevölkerung Irlands wird jetzt geschätzt auf 8,505,812. Bei dieser Schätzung hat man die Vermehrung zwischen 1831 und 1841 zu Grunde gelegt, aber die Hungersnoth und die Cholera haben mindestens eine Million Menschen hinweggerafft, und die Auswanderung in den letzten zehn Jahren übersteigt gleichfalls eine Million. Demnach könnte jetzt Irland höchstens $6^1/_2$ Millionen Menschen zählen. (Shipp. Gaz. 23 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat August.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern**, nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die diesjährige Parlamentssession: Einleitung. Nr. 183. 184; 1. Die Zeit vor Ostern. Nr. 191—194. 2. Die kritische Zeit nach Ostern. Nr. 201—204. 3. Das „Fagend" und die Thronrede. Nr. 208. 209. — Majatlan. Nr. 184. — Fußwanderung vom Orgelgebirge tiefer ins Land zu den Patachos. Nr. 185—190. — Der Garten von Kew bei London. Nr. 186. — Wanderungen der polynesischen Stämme. 1. Polynesien überhaupt. Nr. 187; 2. Taheiti. Nr. 189; 3. Nukuhiva oder Marquesas-Inseln. Nr. 193; 4. Hawaii oder die Sandwich-Inseln. Nr. 199; 5) Rarotonga oder die Hervey-Inseln. Nr. 203; 6) Mangareva oder die Gambier-Inseln; 7. Rapa; 8. Die Austral-Inseln: Rimatara, Rurutu, Tuguai und Raivavai. Nr. 206. — Die Bevölkerung des südlichen Jünnan. Nr. 188. — Der große See Ngami in Südafrika. Nr. 190. — Die Insel Mindoro. Nr. 190—193. — Proben afrikanischer Barbarei. Nr. 192. — Die heiße Quelle in der Nähe des Umpqua-Flusses im westlichen Amerika. Nr. 194. — Das Frühlingsfest bei den Jakuten. ibid. — Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien: Reise von der russischen Gränze bis Nachtschiwan. Nr. 195—200. — Ueber die geographische Vertheilung der Thiere. Nr. 196. 197. — Portugall im Jahr 1850 und der Graf von Thomar. Nr. 196—200. — Aufwand in England für gebrannte Wasser. Nr. 197. — Der wilde Hund in Südafrika. Nr. 198. — Ein Besuch in Hayti. Nr. 202. — Ueber das Steigen und Fallen des Wassers in den nordamerikanischen Seen. Nr. 204. — Skizzen aus der Provinz Constantine. 11. Zwischen Bona und El Arrusch. Nr. 205—208. — Uebersicht der Indianer Südamerika's. Nr. 207. — Tigerkämpfe zu Solo in Java. Nr. 208. 209. — Die Völkerwanderung über den Isthmus von Panama. Nr. 209.

Chronik der Reisen.

Archäologische Reise in Persien. Die Ruinen von Persepolis. Erster Abschnitt. Nr. 183—188. Zweiter Abschnitt. Nr. 201—205. — Livingstons Reise nach dem Ngami-See. Nr. 195.

Kleinere Mittheilungen.

Indische Nachrichten. Nr. 183. — Die römische Stadt Rubrá in Algerien. Nr. 184. — Geburten und Sterbefälle in London. ibid. — Römische Alterthümer im Innern von Tripoli. Nr. 185. — Niveauunterschied zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer. ibid. — Nachricht über die chinesische Provinz Jünnan. Nr. 186. — Frühe Einführung des Christenthums in England. ibid. — Besserer Stand der Assamtheecompagnie. Nr. 188. — Orientalisches Geschenk. Nr. 189. — Ein schwedisches Gedicht in Hexametern. Nr. 190. — Ungeheure Mehlspeculation nach Californien. Nr. 191. — Alte Kunstwerke auf der Insel Gothland. ibid. — Särge von gebranntem Thon bei den Chaldäern. Nr. 192. — Eine Brücke über den Niagara. ibid. — Merkwürdige ägyptische Münze. Nr. 193. — Unterdrückung der Claque in der französischen Opera. ibid. — Nahe Ankunft von Alterthümern aus Ninives in England. Nr. 194. — Ein interessanter Tourist. Nr. 195. — Nachricht über Richardson von Murzuk aus. Nr. 196. — Wirkung des französischen Preßgesetzes. Nr. 197. — Die Kohlenformation Amerika's. Nr. 198. — Siegel des Serbenkönigs Twartko. Nr. 199. — Raubzüge der Buschmänner durch die Wüste. Nr. 200. — Der Verbrauch von Elfenbein in Sheffield. ibid. — Lebende Korallen an der Küste von Massachusetts. Nr. 201. — Besteigung des Popocatepetl. Nr. 202. — Fossile Elephantenzähne aus Afrika. ibid. — Das Land südlich von Tripoli. Nr. 203. — Amerikanisches Museum im Louvre zu Paris. Nr. 204. — Kosten der Great-Western Eisenbahn in England. ibid. — Noch etwas über den Ngami-See. Nr. 205. — Witterung in Nordschottland. ibid. — Longperier über amerikanische Alterthümer. Nr. 206. — Etwas über die Mormonen. Nr. 207. — Gelehrte Gesellschaft in Jerusalem. Nr. 208. — Etwas über Macao. Nr. 209. — Die Bevölkerung. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

September.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Rgr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 floder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 210. 2 September 1850.

Jagdzüge in Südafrika.

(*A Hunter's Life in South Africa. By R. Gordon Cumming.*)[1]

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

Als ich meinen Entschluß, einen Jagdzug ins Innere von Südafrika zu unternehmen gefaßt hatte, war mein erstes, einen erfahrenen Mann zu suchen, der mir die nöthige Auskunft über den Ankauf von Wagen, Ochsen und andern Nothwendigkeiten geben könnte. Diesen fand ich in der Person eines gewissen Murphy, eines Händlers im Innern, der mir besser als irgend jemand in Grahamstown mit dem Gränzgebiet der Colonie und dem anstoßenden Land der Griquas und Betschuana-Stämme jenseits des großen Oranjeflusses bekannt schien. Ein schottischer Landsmann, Namens Thompson, gleichfalls ein Händler, hatte mich mit demselben bekannt gemacht. Dieser trieb das mühselige, abenteuerliche Gewerbe eines solchen Händlers mit drei Brüdern; sie beladen gewöhnlich einen oder zwei Ochsenwagen mit allem möglichen, was der Boer im Innern gebrauchen kann, nehmen dagegen als Bezahlung Vieh, das sie bei dem Boer bis zu ihrer Rückkehr stehen lassen, verkaufen endlich den Wagen selbst gegen Geld oder Ochsen, kaufen ein Pferd, und ziehen nun, unterwegs das eingetauschte Vieh zusammenführend, nach der Colonie zurück. Eine solche Reise dauert gewöhnlich 6 bis 8 Monate. In Jahren, wo das Vieh, die einzige Waare, die sie von den Boers erhalten, sehr niedrig im Preise steht, ändern sie ihren Zug, beladen ihre Waaren mit Gegenständen, wie sie für die Betschuanas taugen, von denen sie Elfenbein, Karosse, Straußenfedern nebst andern Merkwürdigkeiten erhalten, die sich in Grahamstown leicht und vortheilhaft verkaufen lassen.

Hr. Murphy war auf seinen mühseligen Wanderzügen ein vollkommener Trunkenbold geworden, aber in seinen lichten Augenblicken gab er mir sehr werthvolle Nachrichten über die Vorbereitungen, die ich zu machen hatte in Bezug auf Anschaffung von Ochsen und Wagen, Miethen von Dienern u. s. w., ferner über die Führung eines Zugs, die Stunden des Marsches und die Linie, die ich auf meiner ersten Wanderung einschlagen solle. Vom ersten bis 22sten Oct war ich emsig beschäftigt mit den nöthigen Ankäufen und Vorbereitungen zu meiner Expedition, wobei mich Murphy in seinen lichten Augenblicken willigst unterstützte. Meine Ausrüstung für diesen ersten Zug war weit geringer als später, theils wegen der Ungewißheit über den Erfolg meiner Jagdunternehmungen, theils weil ich nicht wußte, wie lange ich diese Lebensart treiben könne und werde. Ich war sehr im Ungewissen über die Jagd, die ich zu unternehmen im Stande seyn würde, und niemand, weder unter den Eingebornen noch unter dem Militär, konnte mir darüber die geringste Auskunft geben. Die allgemeine Ansicht unter meinen militärischen Freunden war, daß alles Wild im Innern sich bald so weit in das Gebiet der wilden Stämme hinein zurückgezogen haben würde, daß kein auch noch so unternehmender Jäger es erreichen könne, und wenn sie mich mit meinen Ankäufen in vollem Maaße beschäftigt sahen, so sagten sie gewöhnlich zu mir: „es ist ganz unsinnig, das Geld auf diese Weise auszugeben. Warum gehen Sie nicht alsbald in Ihre Heimath zurück? Wir werden Sie in einem oder zwei Monaten zurückkommen sehen, wie die Herren, die voriges Jahr auf eine Jagd auszogen, mit einem Sonnenstich und einem Anfall von Dyssenterie, des Landes gänzlich überdrüssig, und Sie werden dann diese Dinge, auf die Sie jetzt so viel Geld wenden, um einen Spottpreis verkaufen."

Die erwähnte Jagdpartie bestand aus mehrern Officieren, die einige Wochen Urlaub erhalten hatten und vor Begierde brannten, sich durch einen Jagdzug gegen die wilden Thiere Südafrika's auszuzeichnen; sie hatten einen Wagen gemiethet, und waren bis zum Thebusberg vorgedrungen, wo sie einige Tage lang unter den schwarzen Wildebeest und Springböcken, die in den Ebenen um diesen Berg her in Menge sich finden, eine gute Jagd hatten; als sie aber im ungestümen Rennen nach dem Wild durch Stürzen mit dem Pferd ihre Gewehrschäfte zerbrochen hatten, kehrten sie ins Hauptquartier zurück, der eine mit einem Sonnenstich, die übrigen an Dyssenterie leidend, weil sie schlechtes Wasser in dem „Vley" gefunden hatten, neben dem sie ihr Lager aufgeschlagen. Trotz der freundlichen Abmahnungen meiner Bekannten setzte ich doch meine Bemühungen unablässig fort, und die unvermeidlichen Zögerungen machten mich sehr unmuthig. Diese entsprangen hauptsächlich aus den schweren fortdauernden Regen, die 14 Tage, begleitet von einem kalten Wind aus dem südlichen Ocean, fielen. Dieß hielt mich nicht nur in meinen Vorbereitungen auf, sondern machte auch das Fahren im Lande höchst schwierig, da das Wasser tiefe Risse in den Boden machte, und niedere Striche in ungangbare Moore umwandelte.

Mein erstes Geschäft war einen guten Wagen zu finden, was mir auch gelang, als sich aber meine naturgeschichtlichen Sammlungen mehrten, reichte dieser nicht mehr aus, und an den Gränzen der Colonie, in Colesberg, mußte ich einen zwei-

[1] Dieß ist der von uns schon mehrfach erwähnte Nimrod, den die Jagdleidenschaft antrieb seinen vielfach vernachlässigten Dienst zu quittiren, und die Jagd zugleich als Erwerbsmittel zu treiben.

Digitized by Google

ten kaufen, später sogar noch einen dritten, und meine Zugochsen erreichten allmählich die Zahl von mehr als 100. Von einem englischen Farmer in der Nähe von Grahamstown hatte ich zuerst ein Gespann von zwölf vortrefflichen, gut eingeübten, schwarzen „Zuur-veldt"-Ochsen gekauft, die ich für sehr tauglich erachtete, da sie bei ihrem letzten Eigenthümer Ladungen Holz auf den Markt von Grahamstown geliefert hatten; zur allenfalls nöthigen Abwechslung kaufte ich ein weiteres Paar. Die zwei Pferde, die ich im Regiment gehabt hatte, behielt ich, und hielt es nicht für klug in Grahamstown mehr Geld für Pferdefleisch auszugeben, da ich in kurzem durch den Hantam-District ziehen mußte, wo die meisten Boeren Pferde züchten, die wegen ihres Feuers und ihrer Ausdauer in der Colonie berühmt sind. Ich nahm vier Diener an, nämlich einen Engländer, Namens Long, als Vertrauensmann, einen ächten Kümmeltürken (cockney), der, wie ich später erfuhr, in London Fiakerführer gewesen war, und den ich auf Murphys Vorschlag in Dienste nahm, da er bei ihm eine gewisse Erfahrung voraussetzte, indem derselbe auf einem Handelszuge bis an die Ufer des Oranjeflusses ins Innere eingedrungen war; später zeigte es sich, daß sein Herz sich mehr zum Dienst der Venus als der Diana eignete, denn ein dunkeläugiges Mädchen, die beim Regiment als Wäscherin diente, hatte sein Herz gefangen. Meine andern drei Diener waren Eingeborne. Ein Fuhrmann, Namens Kleinboy, ein stämmiger, munterer Hottentotte, mit den hohen Backenknochen und dem Wollenhaar seines Stammes, war seinem Geschäft vollkommen gewachsen. Gleich vielen seiner Landsleute war er Anfällen von Trübsinn und Launenhaftigkeit ausgesetzt, und zog es häufig vor, stundenlang unter meinem Wagen oder im Schatten eines Busches zu liegen, und seine Violine zu spielen, statt nach seines Herren Arbeit zu sehen. Der Name meines Ochsenknechts war Carollus, ein kräftiger, stämmiger Bursche von der Mozambique-Race, der sich in nächtlicher Weile bei mir einfand, da er Bedienter eines Officiers gewesen war, über dessen harte Behandlung er sich beklagte; später erfuhr ich aber, daß er die empfangene Züchtigung sehr wohl verdient hatte. Mein dritter eingeborner Diener war Cobus, ein Hottentotte von mäßiger Zuverlässigkeit, der Sohn eines Veteranen in meinem Regiment. Er war wie Kleinboy Anfällen finsterer Laune ausgesetzt, wodurch ich ihn auch später verlor, denn da ich ihm einst eine summarische Züchtigung angedeihen ließ, verließ er plötzlich meinen Dienst.

Am 23 Oct. 1843 waren alle meine Vorbereitungen getroffen, das Wetter, welches so lange naß und stürmisch gewesen war, besserte sich, und ich beschloß „einzuspannen" und zu „trekken." Ich schickte Carollus in die benachbarten Berge, um mein Vieh herbeizuschaffen, was ihm auch nach einiger Mühe gelang, von meinen andern Dienern war aber keiner zur Hand: Long fand sich endlich, wie ich erwartete, bei seiner Geliebten, der er an der Mange beistand, Kleinboy und Cobus entdeckte man in einem Zustand gänzlicher Betrunkenheit auf dem grünen Rasen vor einer der Marketenderbuden ausgestreckt, mitten unter andern Wagenlenkern und Hottentottenschönen in gleichem Zustande, da sie den Vorschuß an Sold, den sie mir unter dem Vorwand sich mit den nöthigen Reiseerfordernissen zu versehen, abgeschwatzt, in Branntwein vertrunken hatten. Carollus, der nüchtern war, brachte sie, so betrunken sie auch waren, zu den Wagen, und mit Longs Hülfe begann die „Einspannung." Da niemand, der das Cap nicht besucht hat, sich einen Begriff machen kann von der Art, wie diese tägliche Operation geschieht, so will ich sie schildern und zugleich einige Worte über den Bau der Wagen sagen. Der Capwagen ist ein großes, gewaltiges, jedoch ziemlich lose gebautes Fuhrwerk auf vier Rädern. Seine Länge beträgt 18', seine Breite 3½ bis 4', die Tiefe der Seiten ist etwa 2½' vorn, gegen das Hintertheil des Wagens ist sie aber größer. Längs der Seiten sind zwei Reihen eiserner Schließhacken eingenietet, in welche man die Reife befestigt, die das Zelt bilden, das sich bis zu einer Höhe von 5' über den Wagen wölbt, mit einer Kaffermatte bedeckt und mit einem starken Segeltuch überzogen ist, mit einer „Vorklappe" und „Hinterklappe", was die colonialen Namen für zwei breite Vorhänge sind, die vorn und hinten bis auf wenige Fuß vom Boden hinabfallen. Vorn ist eine große Kiste, welche die ganze Breite des Wagens einnimmt, auf der der Fuhrmann und zwei Reisende von gewöhnlicher Größe sitzen können. Diese heißt die Vorkiste und ist gegen das Hinabgleiten durch zwei Riemen aus Büffelleder gehindert, die vorn hinüberlaufen und an den Seiten befestigt sind. Eine ähnliche Kiste sitzt im Hintertheile des Wagens. Längs den Seiten und außerhalb sind zwei längere und schmälere „Seitenkisten" vorhanden, die durch zwei horizontale am Boden des Wagens fest genietete Stücke harten Holzes getragen sind; sie dienen zur Aufbewahrung von Geräthen aller Art, die Vor- und Hinterkisten zur Aufbewahrung von Kleidern, Munition und tausend Gegenständen im täglichen Gebrauche; längs den Seiten des Zeltes sind zwei Reihen viereckig geschnittener Taschen aus Segeltuch, worin der Reisende alles aufbewahrt, was er gleich bei der Hand haben will. Ich hatte gewöhnlich auch mein Frühstück darin, das oft aus einer Schnitte Elephantenrüssel bestand. Der Wagen wird geleitet durch den Dissel-Boom (Deichselbaum), an dessen Ende ein langes Trek-tau, ein starkes Seil aus roher Büffelhaut befestigt ist. Er wird gezogen durch ein „Span" (Gespann) von 12 Ochsen, die durch Joche in regelmäßigen Zwischenräumen vermittelst Streifen roher Büffelhaut angeschirrt sind. Durch jedes Jochende, etwa 18" von einander, gehen zwei ungefähr eben so lange parallele Pflöcke von zähem Holz, die man Joch-Skeys nennt. Beim Einspannen wird das Joch auf den Nacken des Ochsen gelegt, so daß auf jeder Seite einer dieser Skeys ist, an dessen Ende Kerben sind, in denen man einen geflochtenen Lederriemen befestigt, der unter dem Halse des Thieres durchgeht und das Joch fest macht. Der Fuhrmann ist mit einer Peitsche versehen, deren Bambusstab etwa 20 Fuß und deren geflochtener Riemen 25' lang ist. Diese ungeheure Peitsche weiß der Fuhrmann mit großer Gewandtheit und Zierlichkeit zu handhaben, das Klatschen derselben gleicht beinahe einem Gewehrschusse, und wenn es Zeit zum Einspannen ist, gibt der Fuhrmann damit das Zeichen, da der Ochsentreiber oft eine halbe Stunde weit mit den Ochsen auf der Weide ist. Das Jambok ist ein weiteres Ueberredungswerkzeug, das bei dem Capwagen unerläßlich ist; es besteht aus der dicken, zähen Haut des weißen Rhinoceros oder Hippopotamus; seine Länge ist 6 bis 7 Fuß, seine Dicke am Handgriff 1½ Zoll und gegen das Ende zu wird es immer dünner. Diese Jamboks sind ausnehmend zäh und biegsam, und man kann damit auf die dicke Haut widerspenstiger Ochsen furchtbare Schläge führen. Die von Hippopotamushaut sind viel besser als die von Rhinoceros, denn sie sind viel zäher. Kleine Jamboks für Pferde sieht man in den Händen jedes Reiters in der Colonie.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Levantiner.

(United Service Magaz. Junius.)

Kein Phänomen in der orientalischen Gesellschaft ist merkwürdiger als der Charakter der Levantiner, worunter wir die christlichen Bewohner Syriens und Kleinasiens verstehen, welche um Handels- und Gewinnswillen nach allen Theilen der Türkei gehen. Seit unvordenklicher Zeit ist die große Masse dieser buntscheckigen Bevölkerung unkriegerisch und darum entartet, denn es scheint ein Naturgesetz, mag man es nun erklären und deuten wie man will, daß alle die großen und erhebenden Tugenden der Menschheit sich um das Schwert sammeln. Sobald eine Nation aufhört muthvoll zu seyn, hört sie auf sich selbst zu achten, und wird nothwendig epikuräisch, kriechend, knechtisch und niederträchtig, welchen Gedanken die Römer damit ausdrückten, daß sie Tapferkeit und Tugend mit Einem Wort bezeichneten. Diesem Umstand müssen wir namentlich die geringen Fortschritte des Christenthums im westlichen Asien zuschreiben, denn die Moslems sind unternehmend und tapfer, was sie ungeneigt macht, sich zu einem Glauben zu bekehren, den sie allenthalben um sich her mit Schwäche und Kleinmuth gepaart sehen. Mit den meisten christlichen Nationen Europa's verglichen, sind freilich die Mohammedaner selbst in vielen Theilen des Orients verdorben und weibisch, nur den Christen im Schooße ihres eigenen Reichs sind sie überlegen. Historisch wissen wir, daß bei der ersten Verkündung des Islam die Christen Syriens große Tapferkeit und Unerschrockenheit zeigten, und das alte Gebiet ihrer Religion Schritt für Schritt vertheidigten, aber durch das wechselnde Kriegsglück endlich unterjocht, und zum Rand einer unterworfenen Race erniedrigt, hörten sie gänzlich auf, männliche Tugenden zu pflegen, und überließen sich den Vergnügungen und der Verehrung des Mammon.

In allen alten Provinzen des ottomanischen Reiches findet man hie und da unter den Moslems kleine christliche Bevölkerungen zerstreut, welche sich von ihren Nachbarn durch ihren Glauben und einige wenige Eigenthümlichkeiten des Costüms auszeichnen. Für den zufälligen, oberflächlichen Beobachter unterscheiden sie sich kaum von der übrigen Menge: ähnlich in den Gesichtszügen, in Sprache, weltlichen Beschäftigungen, Aberglauben und allgemeinem Benehmen, scheinen sie keine unwandelbaren Kennzeichen der Unterscheidung von ihren Nachbarn zu haben, wenn wir die Furchtsamkeit und die fuchsartige Schlauheit ausnehmen, welche die Schwäche stets annehmen muß, um sich gegen die Stärke zu vertheidigen. Ihre Religion theilt unvermeidlich ihr Geschick: schon in sehr früher Zeit verdorben, hat sie allmählich zahlreiche Abänderungen, meist zum Schlimmen erfahren, bis sie endlich nur noch aus einer Masse abergläubischer Meinungen besteht, die unfähig sind, männliche Gedanken einzuflößen oder Sinn für Tugend und Sittlichkeit zu erzeugen.

Reisende im Orient haben, wenigstens in den letzten Jahren, diesen kleinen, unbedeutenden Gemeinden wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In Aegypten z. B. haben wir die Kopten, unter denen kein Europäer gelebt, mit denen niemand viel verkehrt hat, und von denen man eben darum auch wenig mit Sicherheit weiß Die Mohammedaner, ihre Herren, sind völlig unfähig sie zu verstehen, und es scheint zwischen ihnen und den Reisenden in der Türkei eine Schranke zu bestehen, welche bisher ihr inneres häusliches Leben zum versiegelten Buch für alle Völker des Westens gemacht hat. Aber die ohne Widerspruch eigenthümlichste Sectenbevölkerung findet sich in Syrien; Sitten, Gewohnheiten, Glaube, Geschichte und Ursprung sind bis jetzt noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt: wir meinen die Drusen, Ansarier, Maroniten, Ismaeliten, Jesidis, und mehrere andere seltsame Bruchstücke von Völkern, deren Wohnsitze sogar manchmal schwer zu bestimmen sind. Hier wäre ein interessantes Feld für die Forschungen eines philosophischen Reisenden. Volney warf einiges Licht auf den Gegenstand, aber zur Zeit wo er reiste, fehlte es ihm an Gelehrsamkeit, und später, als er ein viel umfassenderes, männlicheres Wissen sich erworben hatte, hinderten ihn die Vorurtheile und phantastischen Theorien seiner Zeit an der richtigen Anwendung. Die meisten englischen Reisenden sind zu unwissend, um sich nur überhaupt an dieß Gebiet zu wagen, sie begnügen sich dem gewohnten Pfad zu folgen, zeichnen angenehme Skizzen, und unterhalten den müßigen Theil des Publicums mit Reiseeindrücken und oberflächlichen Speculationen.

Vor kurzem erschien von Hrn. Bayle St. John ein Buch,[1] welches uns denjenigen Theil des levantinischen Lebens enthüllt, das sich in Aegypten findet, wohin die Auswanderer allen Aberglauben und alle Eigenthümlichkeiten ihres Heimathlandes mit sich nahmen. Man kann sie in gewisser Beziehung als Eingeborne an den Ufern des Nils betrachten, denn Unterägypten ist moralisch, wie physisch, wenig mehr als eine Verlängerung Syriens gegen Westen. Hr. Bayle St. John kam um die Mitte des Jahres 1846 nach Alexandrien, und statt sich wie gewöhnlich unter der fränkischen, jetzt sehr zahlreichen Bevölkerung aufzuhalten, ließ er sich völlig unter den Levantinern nieder, und wurde zwei ganze Jahre lang in jeder Beziehung ein Mitglied ihrer Gesellschaft. Dieß gab ihm eine Gelegenheit, wie sie kein früherer Reisender besaß, das tägliche Leben der ägyptischen Christen zu beobachten, und da er großen Scharfsinn und Darstellungsgabe besitzt, so war er im Stande, ein besonders interessantes und anziehendes Buch zu liefern. Er geht von keiner besondern Theorie aus, und gibt seine Schilderungen ohne vorgefaßte Ansichten. Es war natürlich, daß er eine gewisse Neigung für diese Levantiner gewann, welche ihn gut behandelten und ihm seinen Aufenthalt in Alexandrien im Ganzen sehr angenehm machten. Da er aber unparteiisch und billig ist, so faßt er da und dort seine Ansichten zusammen, und spricht fast unwandelbar den Moslems die Ueberlegenheit zu.

Niemand kann Unterägypten durchreist oder auch nur einen kleinen Theil des Delta gesehen haben, ohne betroffen zu werden von der Wahrheit seiner Landschaftschilderungen, die mehr im Laufe von Erzählungen und Anekdoten, als in formellen Darstellungen hervortreten. An den Ufern des Mareotis-See ist ein Haus, wohin wir während unseres Aufenthalts zu Alexandrien häufig gingen, um Tabak zu rauchen, Kaffee zu trinken, Geschichten erzählen zu hören und den Abendwind zu genießen. Hie und da verirrte sich auch ein Levantiner dahin, im allgemeinen aber waren die Besucher Moslems, die mit ihrem tollen Aberglauben, ihrer poetischen Einbildung und ihren ausschweifenden Träumereien die Stelle in eine Art Zauberort verwandelten. Von dem hintern Theil des Hauses führt ein langer, mit einer dichten Decke von Rebenblättern überzogener, mit weißen Trauben reichlich behängter Gang zu einer dunkeln Laube, wo man in den heißesten Stunden des Mittags eines kühlenden Schattens sich erfreut. Hier horchten wir unter duftenden Wolken von Dschebel Latakia (syrischem Tabak), den Düften des Kaffees und dem aufregenden Einfluß des Klima's auf die zahllosen Erzählungen von Christenmädchen und Moslemjünglingen, die durch Liebe mit einander verbunden waren. Aber die Einzelnheiten der Erzählungen sind verflogen, so daß wir uns begnügen müssen aus Bayle St. Johns Werk nähere Aufschlüsse über levantinisches Leben zu schöpfen. Er hatte Gelegenheit dazu, wie man sie nur wünschen konnte, denn mit Hülfe der gesprächigen Sitt[2] Madula und Om[3] Barbara und des übrigen Theils der interessanten Familie wurde er sozusagen in alle Geheimnisse ihres Lebens eingeweiht.

Es ist überdieß ein Glück, daß ein Reisender die Levantinergesellschaft in dem jetzigen Zeitpunkt auffaßte, denn durch die jetzt vor sich gehenden Neuerungen und Veränderungen werden ihre bisherigen Lebensgewohnheiten bald verschwunden seyn. Schon besteht in Alexandrien und vielleicht in ganz Syrien eine Art Halb- und Halbclasse, deren Sitten viele Eigenthümlichkeiten des Orients und Occidents mit einander verbinden. Etwas von dieser Mischung ist auch in dem Haushalt der Sitt Madula zu erkennen, welche sich mit einem Italiener verheurathete, und unmerklich in Ansichten und Lebensweise mannichfach sich modificirte. Die solchergestalt bewirkten Veränderungen dürfen keinem vorgefaßten Plan Mehemed Ali's oder irgend eines andern Pascha zugeschrieben werden, sondern sie sind das natürliche Ergebniß des wachsenden Verkehrs zwischen Europa und dem Orient, dem keine Macht der Bigotterie widerstehen kann. In manchen Städten Oberägyptens besteht orientalisches Leben noch in seiner ursprünglichen Reinheit, unglücklicherweise bleibt aber kein Reisender lange genug darin, um die Sitten zu beobachten, und sie Tag für Tag, wie sie sich unter dem Einfluß der Umstände entwickeln, zu skizziren. In Alexandrien ist der Fall ein anderer, da

[1] Two Years residence in a Levantine Family.

[2] Sitt ist die weibliche Form von Sid, Herr. A. d. U.

[3] S. v. a. Mutter.

Digitized by Google

und dort findet man einen Europäer, der das Thun der Eingebornen beobachtet, obwohl noch niemand sie mit solcher Frische und Treue, wie Hr. St. John, geschildert hat.

Besonders interessant erscheint uns die Geschichte einer kleinen Reihe Buden, welche Sitt Madula's Hause gegenüber plötzlich sich erhob. Jedermann weiß, daß das halbe Leben der Orientalen auf der Straße zugebracht wird, mit Herumschlendern um zu kaufen und zu verkaufen, oder um mit denen zu schwatzen, welche diesen nützlichen Beschäftigungen obliegen. In diesem Fall müssen wir die innere Romantik hinzudenken lassen, wir haben hier nur die äußere, die in ihrer ausnehmenden Einfachheit wahrhaft rührend ist; es zeigt eine Scene fleißiger Armuth, welche den Kampf des Lebens unter ungünstigen Umständen männlich fortführt. „Ich erinnere mich, sagte der Verfasser, daß mir dem Fenster unseres Hauses gegenüber eine kleine Reihe Buden während meines Aufenthalts errichtet wurde. Die monatliche Bezahlung, die zum voraus geleistet werden mußte, war 30 Piaster (oder 3 fl. C. M.). Eine derselben wurde von einem Barbier eingenommen, welcher sich mit seinen Becken, Handfässern, Rasiermessern u. s. w. in der kleinen Bude installirte; die zweite war bald darauf von einem Krämer eingenommen, der so ziemlich mit allem Handel trieb, und zwei oder drei Pfund Lichter, einen großen irdenen Topf mit Samne oder geklärter Butter, einen kleinen Topf mit Honig, ein halbes Fäßchen eingemachter Oliven, etwas weißen Käse u. s. w. auskramte. Gleich daneben wurde eine Kaffeeschenke eröffnet, und mit zwei Schischehs (eine vornehmere Art Wasserpfeifen), drei Gozehs oder Wasserpfeifen aus Cocosnußschalen mit geraden Schilfrohren, einigen Tschibuks, einer Kohlpfanne nebst dem nöthigen Geräthe um den Kaffee zu kühlen und aufzutragen, ausgerüstet. Die anstoßende Bude blieb geraume Zeit leer; endlich eines Morgens sah ich sie offen und ein würdiger Mann in langen Gewändern und einem schweren Turban war emsig beschäftigt einige Glasflaschen, anderes Geschirre, Pfannen u. s. w., alles zusammen vielleicht 40 Piaster werth, auf einem Paar Brettern aufzustellen. Das waren indeß nicht alle seine Reichthümer, denn alsbald eröffnete er ein Packet, und legte auf ein über den Boden seiner Bude ausgebreitetes Handtuch zwei Stücke Calico, einige Ellen gewöhnlichen Percs, ein Paar gewöhnliche Shawls und einige Tabaksbeutel. Diese letztern Artikel hatte er, wie ich später erfuhr, auf Credit von einem Mann erhalten, der kraft dieses Umstandes alle Nachmittag kam und drei oder vier Stunden bei seinem Schuldner blieb. Der arme alte Mann konnte sich nicht entbrechen, den geringen erwarteten Gewinn in Tabak und Tassen Kaffee aus der benachbarten Bude zu vergeuden. Einmal hörte ich ihn sogar rufen: Ja betaa hornning! (O die du zu den Kichererbsen gehörst! (d. h. sie verkaufst.) Der Ruf erging an ein Mädchen, das mit einem großen Bündel grüner Pflanzen auf dem Kopfe vorüberging, wurde aber glücklicherweise nicht gehört."

Das halbe Interesse einer orientalischen Stadt liegt in den wandernden Lebensmittelhändlern, welche nicht, wie in Europa, die Nachbarschaft mit ihrem Geschrei betäuben, sondern meist schweigend und gerade dahinwandern, und nur das was sie zu verkaufen haben, zeigen.

„Ich nahm großen Antheil an dem Geschäft des Tadschar (Kaufmann), wie er sich nannte. Den größten Theil der Zeit saß er vollkommen allein in seiner Bude, strich ernst seinen Bart und suchte gleichgültig auszusehen, schaute aber doch sehnsüchtig nach Kunden um. Die Straße war indeß neu und nicht sehr besucht. Vergebens wartete er, es kamen keine Kunden, hie und da ging eine einzelne Frau vorüber, die er schüchtern anrief mit dem Wort: ajes a ja bint; taalai ja aini." (Was brauchst du, o Mädchen! Komm her, mein Auge!) Aber die gewöhnliche Antwort war, man brauche nichts. Bald entdeckte ich, daß Hadsch Ali trotz seiner geringen Hülfsmittel eine Art Diener hatte, einen elend aussehenden halb verhungerten Burschen, der nichts als eine schmutzige Mütze und ein zerlumptes blaues Hemd als sämmtliche Kleidung trug. Seine Aufgabe war, einen Haufen Teller zu nehmen, und, mit diesen auf dem Kopfe, herumzugehen, um etwa einen Kunden zu finden. Als ich eines Tages vor dem Mittagsmahl an meinem Fenster saß und durch das Gitter blickte, sah ich ihn mit sechs flachen Schüsseln auf dem Kopfe fortgehen. Hadsch Ali gab ihm mit lauter bedeutsamer Stimme eine Menge Anweisungen über die Straßen, die er einschlagen, die Rufe, die er von sich geben, die Preise, die er verlangen sollte u. s. w. Nach dem Essen kehrte ich auf meinen Posten zurück, um meine Pfeife zu rauchen, und sah den „Kaufmann" zum hundertstenmal sein Diminutiv-Waarenlager in Ordnung bringen, und hie und da einen gespannten Blick auf die einsame Straße werfen, nach seinem Diener oder nach einem Kunden. Endlich kam der erstere ohne eine einzige Schüssel auf dem Kopf. Hadsch Ali war sehr bewegt, setzte sich nieder, strich seinen Bart, schien schon den Gewinn zu berechnen, stellte sich aber ganz gleichgültig, und machte sich etwas in seiner Bude zu schaffen, so daß er seinem Diener den Rücken zukehrte. Als dieser aber endlich vor ihm stand, erfolgte eine Pantomime, die mir später noch wahrhaft schmerzlich war, obwohl ich mich im Augenblick nicht enthalten konnte, zu lachen. Statt einer Handvoll Fünfparastücke lag ein großer Haufen zerbrochener Scherben vor der Bude, da wahrscheinlich irgend ein boshafter Schurke dem armen Jungen den ganzen Vorrath vom Kopf gestoßen hatte. Hadsch Ali's erster Gedanke war, in seiner Verzweiflung aufzuspringen, und den unglücklichen Burschen mit einem tüchtigen Stock zu bearbeiten, da er aber sah, daß er, um dieß auszuführen, dem Burschen nachrennen müsse, setzte er sich wieder nieder, und ich bin überzeugt, daß sein ehrwürdiger Bart sich mit Thränen benetzte. Er schien über sein Unglück wie vernichtet. Es brachte ihm indeß Glück: ich schickte hinüber um eine Kleinigkeit zu kaufen; Sitt Madula ließ sich bewegen, ihren Geschirrvorrath zu vermehren, andere Kunden kamen allmählich herbei, und ich hatte die Freude zu sehen, daß sein Waarenvorrath sich vermehrte und allmählich mannichfacher wurde. Nach einem Monat zahlte er zum zweitenmal seine 30 Piaster voraus, und es schien ihm gut zu gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Indische Finanzen. Die Times vom 23 August enthält einige Angaben, welche den indischen Finanzen ein schlechtes Horoskop stellen. Bekanntlich laborirt die angloindische Regierung seit dem afghanischen Kriege an einem laufenden Deficit von 1 bis 2 Millionen Pfund. Nur die Provinz Bengalen mit Einschluß der sogenannten nordwestlichen Provinzen, die man fortdauernd in eine vierte Präsidentschaft zu verwandeln gesonnen scheint, liefert einen Ueberschuß, der aber mehr und mehr schwinden soll. Das eigentliche Bengalen liefert an Landrente (Grundsteuer) $3^1/_2$ Mill., Salzmonopol $1^1/_2$, Opiummonopol beinahe $2^1/_2$. Zahlungen von verschuldeten Staaten ergeben nicht ganz $^1/_4$ Mill., Stempel und Zölle nebst einigen andern geringern Einnahmen machen ungefähr die Zahl von 10 Mill. voll. Die von Birma abgetretenen Provinzen liefern einen Ueberschuß von 80,000 Pfd., aber die sogenannten „Straits Settlements," nämlich Pinang, Malacca und Singapore, ergeben ein Deficit von 200,000 Pfd. Die nordwestlichen Provinzen zahlen eine Grundsteuer von 5 Mill. Pfd. Die andern Einnahmen machen noch eine Million aus; man kann also die Einkünfte beider zusammen auf 16 Mill. Pfd. St. anschlagen. Aber die Erhebung kostet etwa $2^1/_2$ Mill. Pfd., das Militär 5, die Civil- und Justizverwaltung $2^1/_2$, an Zinsen sind 2 Mill. zu bezahlen, und an den Erben der Mogolkaiser gleichfalls beträchtliche Summen. Im Ganzen ergibt die eigentliche Provinz Bengalen, auf deren Rechnung die ganze Militärausgabe läuft, $2^1/_2$ Mill. Deficit, aber die nordwestlichen Provinzen etwa 4 Mill. Ueberschuß. Indessen dieser Ueberschuß schwindet mehr und mehr dahin; er fiel im Jahr 1847/48 auf 1,390,000 Pfd., und wird für das Jahr 1848/49 nicht ganz 1 Mill. betragen. Da die beiden Provinzen Madras und Bengalen fortdauernd ein Deficit ergeben, das nur durch den Ueberschuß Bengalens gedeckt wurde, seit Jahren aber ein allgemeines Deficit von 1 bis 2 Mill. besteht, so muß das Deficit der beiden Präsidentschaften Madras und Bombay zwischen 3 und 4 Mill. betragen oder etwa gerade so viel, als sonst Geld nach England ging. Da im Jahr 1853 der Freibrief der Compagnie zu Ende läuft, so muß jetzt die Compagnie ihren Finanzstatus dem Parlament vorlegen, und wahrscheinlich wird derselbe im nächsten Jahr besonders zur Sprache kommen, wo es sich um die Frage handeln wird, ob und in welcher Art und Weise die Compagnieregierung fortdauern soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 211. 3 September 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

9. Paumotu oder der niedere Archipel.

Pa'umotu ist die taheitische Aussprache von Pakumotu, welches die eigentliche, einheimische Benennung dieses Archipels ist. Dieß Wort selbst kann als ein gutes Beispiel der Bestandtheile des Dialekts dienen, denn seine Bedeutung scheint zu seyn, „Wolke von Inseln;" Paku bedeutet in dieser Sprache, aber in keiner andern Polynesiens, eine „Wolke", und Motu hier, wie in Taheiti, eine Insel. Wie dieser zusammengesetzte Name besteht auch die ganze Sprache aus zwei Elementen, wovon das eine dem Taheitischen ähnlich, das andere besonder ist, und und keiner andern polynesischen Sprache gleicht. Die Worte, welche zu diesem letztern Element gehören, sind nicht nur zahlreich, sondern auch solche, wie sie gewöhnlich ursprünglich in einer Sprache sich finden, und sehr selten von auswärts eingeführt werden, wie Mann, Frau, Feuer, Wasser, gut, bös u. dgl.; sie scheinen einen Theil einer Ursprache zu bilden, die durch die Einmischung des Taheitischen verdorben und zum Theil zerstört wurde. Diese Mischung muß mindestens vor der Ansiedlung der Australinseln stattgefunden haben, denn die Form, in der die taheitischen Worte sich finden, ist die, welche vor dem Verlust des k und ng, der eine so große Veränderung in der Sprache hervorrief, bestanden hat. Viele taheitische Worte sind indeß verdreht und entstellt, wie dieß durch die Aussprache von Fremden häufig geschieht. Der grammatiche Bau aber ist, so weit wir denselben bestimmen können, taheitisch, wie wir es auch im Fidschi-Dialekt finden, wo die Grammatik hauptsächlich polynesisch, die Masse der Worte aber eigenthümlich ist.

Aus welcher Quelle dieß fremde, hier auftretende Element stamme, läßt sich jetzt nicht bestimmen. Eine Vergleichung der besondern Worte in der Paumotu-Sprache mit den entsprechenden Ausdrücken in verschiedenen andern oceanischen Sprachen hat bis jetzt zu keinem genügenden Ergebniß geführt; vielleicht wenn die Sprachen Melanesiens einmal besser bekannt sind, läßt sich der Versuch mit größerem Erfolg erneuern.[1] Spätere Forscher also mögen unter den Eingebornen des Archipels eine Spur ihres Ursprungs auffinden, denn es scheint sicher, daß man ihre Wanderung nicht in eine sehr frühe Zeit versetzen kann. Wenn sie die Koralleninseln vor der Ankunft der polynesischen Colonisten zu Taheiti und Nukahiva bewohnten, wie kam es, daß sie, als die besten Krieger und die geschicktesten Schiffer dieses Meeres, sich nicht alsbald an diese und andere hohe Inseln machten, welche auf allen Seiten um die Paumotus herumliegen und durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit so scharf abstechen von diesen dürren und traurigen Wohnsitzen? Wären sie einmal im Besitz irgend einer dieser größern Inseln gewesen, die halbverhungerte Mannschaft einiger herumirrender Kanoes hätte sie nie daraus vertrieben.

Ein anderer Beweis, daß ihre Wanderung nach ihrer jetzigen Heimath sich nicht aus sehr alter Zeit herschreibt, ist der Umstand, daß die Besiedlung ihres Landes noch nicht vollendet ist. Alle die westlichen Inseln bis Hau oder Bau sind bewohnt, und vor dem letzten verheerenden Krieg Ngana's war ihre Bevölkerung ziemlich zahlreich. In dem Maaße, als wir gegen Osten und Südosten vorrücken, finden wir Inseln, auf denen keine Bewohner sind, und diese nehmen an Zahl zu, bis endlich die acht, welche der Gambiergruppe zunächst liegen, sämmtlich unbewohnt sind. Als Wilson im J. 1797 die Searle's-Insel entdeckte, war sie öde, obgleich er einige Spuren fand, daß sie besucht gewesen war. Dreißig Jahre später fand Beechey eine spärliche Bevölkerung, eben so wir selbst im J. 1839; ihre Zahl mochte nicht über 100 betragen, sie waren also noch nicht in der Lage, Colonisten nach den unbewohnten Inseln im Süden auszusenden.

[1] Hr. Moerenhout, der besonders gute Gelegenheit hatte, über die Sitten dieser Insulaner sich zu unterrichten, sagt: ihre großen doppelten Canoes könnten mit beiden Enden gesteuert werden, und man brauche nur Segel und Ruder zu versetzen. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich von den eigentlichen Polynesiern, und gleichen den Fidschi- und Carolinen Insulanern. Die Thatsache ist auch wichtig, weil sie beweist, daß die Methode ihres Canoebaus nicht von den Taheitiern entlehnt ist, und daß ihre Vorfahren also ein Transportmittel hatten, das sie in den Stand setzte, diese Inseln aus einer großen Entfernung zu erreichen, ohne an Zwischenpunkten anhalten zu müssen.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Wenn der Ochsentreiber die Ochsen zu dem Wagen bringt zum Einspannen, schickt der Fuhrmann gewöhnlich nach einem zweiten Hottentotten zu seiner Hülfe, namentlich wenn einer der Ochsen im Gespann jung und widerspenstig ist. Diese, mit einem mächtigen Jambok in der einen und einer Anzahl Riemen in der andern Hand, treiben unter Geschrei und Fluchen die widerstrebenden Ochsen herbei, wo der Fuhrmann mit den zwölf langen Büffelriemen über dem linken Arm steht, und sie mit einem Strom

Digitized by Google

von süßen hottentottischen Redensarten, die mit erstaunlicher Zungenfertigkeit heranströmen, empfängt; nicht immer geht das Einspannen auf einmal vor sich, oft rennt einer oder der andere Ochse fort, was die andern veranlaßt, gleichfalls auseinander zu rennen, so daß oft Stunden vergehen, bis man sie wieder einfangen kann. Zu den zwei Ochsen, welche unmittelbar am Deichselbaum gehen, wählt man die ruhigsten, klügsten und folgsamsten Thiere, aber die Vorderochsen müssen alle Vorzüge in sich vereinigen, denn die Sicherheit des Wagens hängt davon ab; man erwartet, daß sie, auch ungeleitet durch die Zügel, die selten befahrenen Wege in den entfernteren Theilen der Colonie bei Tag und bei Nacht einhalten, und diese scharfsichtigen Thiere sind auch so gut gewöhnt, daß es nicht selten ist, ein paar Vorderochsen zu sehen, welche der „Spoor" oder den Geleisen eines Wagens folgen, der vielleicht vor sechs Monaten durch die Ebene fuhr. Auf gefährlichem Boden aber, wo der schmale Weg sich durch Steine und Felsen windet oder längs einem Abgrund hingeht, oder wo derselbe durch Wasserläufe zerrissen, oder mit den ewigen, durch die weißen Ameisen aufgeworfenen Erhöhungen besetzt ist, die bei feuchtem Wasser aus Thon gemacht, nachher von der Sonne zur Backsteinhärte ausgetrocknet werden, oder wo der Aardvarcke (Erdschwein, Ameisenbär) mit seinen mächtigen Klauen in den Boden ungeheure Löcher ausgehöhlt hat, da sollten die Vorochsen, so zuverlässig sie auch seyn mögen, niemals sich selber überlassen werden, sondern der Ochsentreiber sie führen und ihnen vorangehen. Diese höchst nothwendige Vorsicht wird indeß von den spitzbübischen Hottentotten selten geübt: wenn der „Baas" oder Herr nicht anwesend ist, dann bleiben sie lieber sitzen, rauchen ihre Pfeife oder spielen die Geige statt nach ihrem Dienst zu sehen, wodurch sie das Eigenthum ihres Herrn der unvermeidlichsten Gefahr aussetzen. Mehr als die Hälfte aller gebrochenen Achsen, Deichselbäume und zerschmetterten Wagen in der Colonie kommen auf diese Rechnung.

Endlich ist alles in Bereitschaft, einige Töpfe und Spaten, welche die Hottentotten in ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit zu packen vergessen, sind untergebracht an den Seiten, der großmächtige Kleinboy schwingt nun seine ungeheure Peitsche, die durch die Straßen schallt, ruft mit Stentorstimme: trek, trek, ye duivels (zieht, zieht, ihr Teufel!) und versetzt zugleich einem widerspenstigen Ochsen mit der furchtbaren Peitsche einen Streich, daß das Haar wegfliegt, und ein rother, blutiger Streif die Macht der Waffe zeigt, die der Treiber so mitleidslos über den Rücken seines hornigen Gespanns schwingt. Endlich ist der mächtige, schwer beladene Wagen in Bewegung, und rollt leicht den gewaltigen Ochsen nach, die auf ebenem Boden das Joch, das auf ihrem Nacken liegt, kaum zu fühlen scheinen. Da wir aus den Läden verschiedener Kaufleute der Stadt noch mehrere Sachen mitzunehmen hatten, fuhren wir durch die Hauptstraßen von Grahamstown, und beim Vorüberfahren an Bäckern und Fleischern nahmen wir noch einen großen Vorrath von Brod und frischem Fleisch mit auf den Weg. Ehe wir noch weit gekommen waren, kamen einige scharfsichtige Hottentotten uns nachgelaufen, und berichteten, daß ein Bächlein „Tigermilch" im Hintertheil des Wagens aufgegangen sey; wir hielten an und entdeckten, daß einige für alsbaldigen Gebrauch bestimmte Branntweinfäßchen nicht gut untergebracht seyen, und einen Leck bekommen hatten. Die Hottentotten schienen den Verlust des guten Tranks sehr zu bedauern, und bemühten sich, das laufende Feuerwasser mit den Händen aufzufangen. Wegen der mannichfachen Verzögerungen kam ich an diesem Tag nur wenig über die Stadt hinaus, und als die Sonne unterging und kein Mond am Himmel stand, hielt ich es für angemessen zu halten. Wir spannten also aus, die Hottentotten befestigten die Joche der Ochsen, banden meine beiden Pferde an die Räder an, und baten mich dann um Erlaubniß, nach der Stadt zurückzukehren um ihren Frauen und Geliebten noch einmal Lebewohl zu sagen. Das hielt ich für nicht sehr passend, da ich aber wohl wußte, daß sie, auch wenn ich es ihnen abschlüge, dennoch gehen würden, so hielt ich es für besser, mit guter Art nachzugeben; ich gewährte also allgemeinen Urlaub, und nahm die Bewachung des Schlosses, das nun für die nächsten fünf Jahre meine Heimath seyn sollte, selbst über mich.

Gegen meine Erwartung kamen die Hottentotten noch während der Nacht ihrem Versprechen gemäß zu meinem Wagen zurück, am andern Morgen weckte ich sie mit dem ersten Grauen des Tags und alsbald wurde eingespannt. Als dieß geschehen war, und mein erster Diener, Long, noch nicht erschien, machten wir uns ohne ihn auf den Weg, wir hatten indeß kaum drei Meilen zurückgelegt, so erreichte er uns, da der Weg hügelig, und der Boden durch die neuerlichen Regen sehr aufgeweicht war. Er beklagte sich, daß wir ohne ihn abgefahren seyen, und nicht auf ihn gewartet hätten, ich bedeutete ihm aber, daß der Diener auf den Herrn, und nicht der Herr auf den Diener zu warten habe. Unser Fortkommen ward dadurch sehr verzögert, und um 10 Uhr hielten wir an um frühzustücken, nachdem wir etwa 9 Meilen zurückgelegt. Die Ochsen wurden ausgespannt, und wir machten uns daran, unser Zigeunerfrühstück zu bereiten; der eine sammelte Holz, der andere füllte die Kessel an dem benachbarten „Vley," während Long und ich beschäftigt waren, die Tische herzurichten und die Beefsteaks mit Salz und Pfeffer zu bestreuen.

Wir ließen die Ochsen einige Stunden grasen, spannten dann wieder ein, und kamen gegen Sonnenuntergang an die Farm eines Herrn Fichett, der ein großer Schafzüchter war, und mich gastfrei einlud mit ihm zu speisen. Unser Weg diesen Tag über hatte über niedriges, wellenförmiges Land geführt, das mit einer reichen Mannichfaltigkeit von Gras, Kräutern und Blumen, hier und da auch mit großen Strichen zwerghafter Immergrünbüsche bedeckt war. Ich hatte meinem Hottentotten befohlen, die Ochsen für die Nacht einzupferchen, um am nächsten Morgen gleich aufbrechen zu können, aber der Hüter hatte sie doch in dem dicken Unterholz verloren, sie wurden indeß zeitig am andern Morgen gefunden, wir frühstückten und als ich eben aufbrechen wollte, erschien Long mit einem seines Namens würdigen Gesichte, und brachte eine lange Reihe von Klagen über seine persönlichen Angelegenheiten vor, unter denen ihm die ärgste die schien, daß er im Zelt auf dem Boden habe schlafen müssen. Als er seine lange Litaney vorgebracht, sah ich klärlich, daß er nicht der Mann für meine Expedition sey, da die uns bevorstehende Lebensweise schwerlich viel Luxus und Bequemlichkeit mit sich führen konnte; deßhalb gab ich ihm sein Gepäck, zahlte ihm einen Monatssold aus, und wünschte ihm glückliche Heimkehr nach Grahamstown.

Es war ein lieblicher Tag, ein glänzend blauer Himmel wölbte sich über uns, bedeckt mit leichten, flockigen Wolken, und die von dem neuen Regen erfrischten Bäume und Stauden erfüllten die Luft mit aromatischen Gerüchen. Nach einigen Meilen Weges begannen wir die Zuurbergkette hinanzusteigen, wo wir auf zwei mit Orangen für den Markt in Grahamstown beladene Wagen aus Somerset stießen; ich kaufte einige

Digitized by Google

Duzend, und fand sie vortrefflich. Die Führer dieser Wagen sagten mir, der Weg sey wegen der neuerlichen schweren Regen fast unfahrbar; ihre Ochsen seyen besser als die meinigen und ihre Wagen um mehrere tausend Pfund leichter, dennoch hätten sie große Schwierigkeit gehabt durchzukommen, und sie riethen mir umzukehren, quer durchs Land zu fahren, und den andern Weg über de Bruin's Poort zu versuchen. Trotz dieser Vorstellungen beschloß ich vorwärts zu gehen und den Versuch zu machen.

Um Mittag ruhten wir zwei Stunden lang aus und ließen das Vieh grasen, fuhren dann einige Meilen weiter, fanden aber den Weg so tief eingeschnitten, daß wir ihn verlassen und längs der steilen Bergseite hinfahren mußten. Ich marschirte voraus und sank bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Koth, während ich bemüht war, den festesten Weg auszusuchen, auf dem der Wagen folgen könne. Aber der Boden wurde mit jedem Augenblick schlechter, die Ochsen dampften, strengten jede Nerve an, um den Wagen vorwärts zu bringen, mußten aber alle hundert Schritte einhalten, um Athem zu schöpfen. Endlich sanken die Räder tief in den Boden ein, waren gar nicht mehr fortzubringen, und wir machten uns mit Schaufeln und Hauen daran, sie loszumachen; nach halbstündiger harter Arbeit hatten wir vor und um die Räder aufgeräumt, spannten dann unsere Extraochsen vor, aber alles umsonst, sie brachten den Wagen nicht einen Zoll vorwärts. Wir packten jetzt einen Theil der Ladung aus, und nach halbstündiger abermaliger Arbeit hatten wir den Wagen um 3000 Pfund erleichtert; immer noch brachten die Ochsen trotz der mitleidslosesten Anwendung von Peitsche und Jambok ihn nicht vorwärts. Endlich kam ich auf den Einfall, den Wagen rückwärts herauszuziehen; dieß gelang endlich, wir packten wieder auf und fuhren weiter, hatten aber kaum 300 Schritte zurückgelegt, so sank der Wagen tiefer ein als zuvor, und ich glaubte fast, er würde ganz versinken, denn die Nabe des Rades war 7 bis 8 Zoll unter der Oberfläche. Da standen wir, ohne zu wissen, was wir anfangen sollten, und ich begann zu denken, wenn es so fortgehe, werde mein Haar grau werden, ehe wir das Land der Elephanten erreichten.

Kurz nach diesem Vorfall kam ein zweiter Wagen uns von Somerset her entgegen, blieb aber etwa 500 Schritte von uns gleichfalls stecken. Sein Eigenthümer, ein Engländer Namens Leonard aus Albany, kam zu mir, und bat mich, ihm mit meinen Ochsen herauszuhelfen, er würde mir dann den gleichen Dienst thun. Man mußte seinen ganzen Wagen ausladen, ehe man ihn herausbrachte; mit meinem Wagen gelang es trotz aller Anstrengung von 13 Paar Ochsen nicht; dreimal riß mein gewaltiges, aus Büffelhaut geflochtenes Trektow, das einemal kurz vor der Deichsel. Wir mußten endlich, da die Thiere zu erschöpft waren, und sich der Arbeit zu weigern begannen, abstehen, dieselben ausspannen, um sie die Nacht über grasen und ruhen zu lassen. Wir selbst legten unsere Hauen, Spaten und andere Werkzeuge nieder, und zündeten gänzlich erschöpft ein Feuer an, um unser Abendessen zu kochen. Leonard und seine Leute erklärten, sie hätten in den letzten Tagen nur ein wenig Zwiebak und Kaffee genossen, die Holländer auf der Straße seyen sehr unfreundlich und ungastlich gegen englische Frachtfahrer.

Am nächsten Morgen erwachten wir, von einem gesunden Schlaf erquickt, und nachdem wir alle Hottentotten bis auf einen nach den Ochsen ausgeschickt hatten, verwandten Leonard und ich zwei Stunden dazu den Wagen herauszugraben und abzuladen. Während wir noch damit beschäftigt waren, kam Hr. Fichett herangeritten, in Begleitung eines Officiers; beide schienen sich über unsere Lage nicht wenig lustig zu machen, und Fichett lud mich ein, mit ihnen zu Abend zu essen, da ich beschlossen hatte, umzukehren und einen andern Weg zu versuchen. Um 11 Uhr kehrten die Hottentotten mit den Ochsen zurück, und nun gelang es durch die gemeinsamen Anstrengungen aller 13 Paare, meinen erleichterten Wagen herauszubringen. Meine zwei Extraochsen, die sich bei diesem Vorfall als ziemlich träge herausgestellt hatten, vertauschte ich gegen ein Joch Leonards, und gab ihm einen Sovereign heraus. Sein Zug bestand aus 12 zähen kleinen rothen Zula-Ochsen aus dem Nataldistrict, welche wie das Vieh von Albany „Zuurfeldt" genannt werden. Dieser holländische Ausdruck bezieht sich auf alle Ochsen, die an der Seeküste gezogen werden, in Districten, wo das meiste Gras sauer ist; das Vieh aus dem Gränzgebiet der Colonie und dem Lande jenseits des Oranjeflusses heißt „Zoetfeldt-Ochsen." Das Sauerfeld-Vieh ist als Zugvieh dem Süßfeldvieh vorzuziehen, da es auf jeder Weide gedeiht, während letzteres stirbt, wenn man es mehr als einige Tage auf Sauerfeldboden unterhält. Leonards Bericht über den Weg vor mir war so schlimm — sein Wagen war den Tag vorher viermal umgeworfen worden — daß ich beschloß umzukehren und die Straße über De Bruin's Poort zu versuchen. Auf diesem Wege kam ich nicht über Somerset, sondern über das Dorf Cradock, wo mein Plan war, direct nach den Thebus Flats zu gehen, wo es von schwarzen Wildebeest und Springböcken wimmeln sollte.

Wir beluden jetzt wieder meinen Wagen, machten alles fest, und zogen mit einander nach Fichetts Farm, wo ich noch einmal mein Nachtquartier aufschlug. Während ich hier mit meinen Ochsen beschäftigt war, sah ich zum erstenmal den Honigvogel. Dieser seltsame kleine Vogel, etwa von der Größe eines Buchfinken und von hellgrauer Farbe, führt den, der ihm folgen will, unfehlbar zu einem Nest wilder Bienen. Zwitschernd und in einem Zustande großer Aufregung setzt er sich auf einen Zweig neben den Reisenden, und sucht auf alle mögliche Weise seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; ist dieß geschehen, so fliegt er davon bald auf-, bald abwärts, aber immer in der Richtung auf das Nest zu, setzt sich dann und wann nieder und blickt zurück, ob auch der Wanderer folge, und unterhält die ganze Zeit hindurch ein Gezwitscher. Ist er endlich an dem hohlen Baum oder dem verlassenen Ameisenhaufen angelangt, der den Honig enthält, so fliegt er einen Augenblick über dem Nest herum, deutet mit dem Schnabel darauf hin, und setzt sich dann auf einen nahen Zweig, um seinen Antheil an der Beute abzuwarten. Ist der Honig ausgenommen, was dadurch geschieht, daß man die Bienen durch brennendes Gras am Eingang ihrer Wohnung betäubt, so führt oft der Honigvogel zu einem zweiten oder dritten Nest. Die Person, die ihm folgt, sollte pfeifen. Die Wilden im Innern haben mehrere Zaubersprüche, die sie dabei anwenden. Die wilde Biene Südafrika's stimmt genau mit der Gartenbiene Englands zusammen, und ist sehr allgemein durch alle Theile Afrika's verbreitet; Wachs bildet einen bedeutenden Theil der Schiffsladungen an der Gold- und Elfenbeinküste, so wie bei Sierra Leone. So interessant der Honigvogel ist, so hatte ich doch oft Ursache ihn weit weg zu wünschen, wenn ich eben der warmen „Spoor" von Elephanten folgte, und die Wilden gerade im wichtigsten Augenblick die Spur aufgeben und dem Vogel folgen sah. Zudem darf man sich hüten, daß der Vogel den Unvorsichtigen nicht gerade dem Lager eines Löwen oder Panthers entgegenführt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Wie sich erwarten läßt, findet man bei den Levantinern einen festen Glauben an Geister und unheimliche Häuser, ein Glaube, worin sie mit den Moslems übereinstimmen; deren fruchtbare Phantasie eine neue Geisterwelt geschaffen hat, die, in Classen getheilt, sorgfältig in den verschiedenen Theilen des Universums untergebracht sind, in regelmäßigen Abstufungen sich über einander erheben, alle aber den großen Propheten und Gewalten des Islam untergeordnet sind. Die Civilisation, welche die Menschen in Städten sammelt und mit Geschäften überhäuft, überwältigt die meisten alten Glaubensbegriffe, wenn sie sie auch nicht völlig austilgt; die Moslems und Levantiner in Aegypten sind aber noch weit von dem Punkt der Verfeinerung entfernt, welche in Unglauben ausläuft; ihr Glaube ist ohne Gränzen, und bei ihnen ist das ganze Gebiet des Lebens vertheilt zwischen der geistlichen und materiellen Welt, und der Tag gewöhnlich der letztern, die Nacht der erstern zugetheilt. Es kommt indeß sehr häufig vor, daß Europäer, welche lang im Orient leben, unmerklich die einheimische Glaubensgeneigtheit annehmen. Die Thatsache mag Verwunderung erregen, aber es ist so, und niemand, der einige Einbildungskraft besitzt, kann Tage und Nächte in den Einöden am obern Nil zugebracht haben, ohne daß er sich durch seine ganze Natur zu dem, was man in Europa Aberglauben nennt, hingezogen fühlt. Der mächtige Strom selbst, der murmelnd durch die Wüste dahinfließt, scheint für die träumende Phantasie halb belebt, und wenn man um Mitternacht mit der Lampe in der Hand hinabsteigt in unterirdische Gräber und Paläste, so bildet man sich leicht ein, in der Wohnung einer andern Art von Wesen, mit nicht menschlichen Gewohnheiten und Empfindungen, zu seyn.

Diese Bemerkungen senden wir der Mittheilung voran, daß Hr. Bayle St. John, ebenso wie die meisten fränkischen Bewohner Aegyptens, während seines dortigen Aufenthalts den Muth faßte, seinen Glauben an Geister, welcher in der That aus dem Menschen nicht auszutilgen ist, zu bekennen. Er erzählt augenscheinlich gläubig eine außerordentliche Geistergeschichte, und was er selbst sagte, so wie Hrn. Lane's [1] Schwester, Mistreß Poole, welche ein gutes Stück Philosophie zur Schau trägt, zeigt deutlich durch die Geschichte des unheimlichen Hauses, daß sie in den Kreis mohammedanischen Aberglaubens eingetreten sind, und in diesem Punkt offen zu dem Glauben des Landes sich bekennen.

Wir theilen jetzt Hrn. Bayle St. Johns Bemerkungen über levantinische Geister mit, nebst seinem Bericht über die erste Erscheinung des Scheichs, woraus begreiflicherweise unsere Leser machen können was sie wollen. Unsere Ansicht ist, daß fast alle Menschen diesen primitiven Glauben theilen, der, ohne ausschließlich zu irgend einer Religion zu gehören, an der Wurzel einer jeden liegt, und den ganzen Kreis menschlichen Denkens durchdringt. Hr. St. John bemerkt: „Ich habe bis jetzt unterlassen, die Thatsache mitzutheilen, daß ich in einem unheimlichen Haus wohnte, ein Haus, in dem ein gewisser Geist, ein unkörperlicher Scheich bekanntermaßen fortdauernd hauste, in Zimmern und Gängen bei Tag und bei Nacht herumwanderte, sich aber selten von den Anwohnern erblicken ließ. Ich will alles erzählen, was ich von dieser außerordentlichen Person weiß, bitte aber vor allem um Verzeihung, wenn ich sein Daseyn zuzugeben scheine. Es gibt fünfzig verschiedene Gründe zu Gunsten der Ansicht, daß Geister manchmal den Augen des Menschen erscheinen, und nur Einen guten Grund dagegen, den nämlich, daß meistentheils die Gespenster, deren Erscheinung behauptet wird, keinen bestimmten vernünftigen Zweck haben, sondern ihr Erscheinen bloß unerklärliche Zufälle sind. Diese Beweisführung hat indeß nur einen logischen Werth und wiegt die allgemeine Tradition und unverwerflichen Zeugnisse nicht auf. Auch gibt es viele ebenso unbegreifliche Dinge, die doch niemand zu läugnen versucht. Man nehme einmal an, daß, was man immer auch in diesem besondern Falle glauben mag, gewisse Formen oder Erscheinungen, die verstorbenen Personen gleichen, und entweder in sich selbst eine beschränkte Fähigkeit zu handeln besitzen oder durch himmlische oder höllische Kraft getrieben sind, von Zeit zu Zeit wirklich sich sterblichen Augen kundgegeben haben. In Aegypten trifft man sehr häufig von Geistern heimgesuchte Häuser, doch öfter in Cairo als in Alexandrien. Letztere Stadt hat indeß einige, namentlich eine, wo die Bewohner fortwährend durch Steine beunruhigt werden, die auf das Dach oder in den Hofraum fallen, ohne daß man je hätte entdecken können, woher sie kommen. Dieß ist auffallend, da ein wohlerwiesener Fall ähnlicher Art kürzlich in Frankreich vorkam. Es hilft nichts hier die skeptische Bemerkung zu machen, daß ähnliche Thatsachen öfters entschieden aus der Bosheit einzelner Personen sich erklären ließen, denn wenn dieß irgend etwas bewiese, so würde auch der Umstand, daß ein Bauer mit einem hohlen, durch Phosphor beleuchteten Kürbis und einem weißen Hemd ausgerüstet in grober Nachahmung eines Geistes entdeckt wurde, beweisen, daß darum ein solches Ding nicht existirt."

Wir müssen hier bemerken, daß Discussionen über diesen Gegenstand nie zu einem genügenden Resultat führen; jeder wird die Sache nach seinem Begriff von geistigem Wesen entscheiden. Nichts ist abgeschmackter als die Bemerkung, daß wir den Nutzen der Geister nicht kennen. Genau gesagt, wissen wir den Nutzen von gar nichts, nicht einmal den des Menschengeschlechts selbst. Im Universum wird kein großer Zweck, den wir fassen könnten, durch unser Daseyn erreicht, und doch wäre es ebenso unverschämt als gottlos, wenn man behaupten wollte, wir seyen zu gar keinem Zweck vorhanden; mit den Geistern mag es derselbe Fall seyn. Doch wir wollen die Geschichte der ersten Erscheinung hören.

„Ich saß auf einem Diwan mit der Pfeife in der Hand an einem Fenster, wo man den einzigen Ausgang aus dem Haus und einen kleinen Theil der Galerie übersah. Ich war vor kurzem erst von dem Araber-Thurm zurückgekehrt, und dachte nach über meine Reise nach Siwah. Die weiblichen Hausbewohner waren eben mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigt, als sich plötzlich von allen Seiten das Geschrei erhob: der Scheich! der Scheich! Ich wandte mich rasch um, und sah deutlich eine menschliche Figur, einen Mann in etwas vorgerückten Jahren, in einem ziemlich verblichenen Tarbusch, einem langen grauen Bart, einer verblichenen blauen Jacke, weißen Beinkleidern, in rothen Pantoffeln, und eine Pfeife in der Hand mit niedergeschlagenen Augen im vollen Sonnenschein in der Galerie hingehen. Ich erkannte aus der Beschreibung sogleich die Erscheinung, von der ich so oft hatte sprechen hören, und rief sogleich, man solle jeden Ausgang schließen. Ich wartete, bis die Magd die schwere nach der Straße führende Thüre zuschlug, und sprang dann nach der Galerie. Alle Personen waren noch an demselben Ort, wie zur Zeit, wo der erste Ruf gehört worden war, aber niemand konnte sagen, wohin der Scheich gegangen sey. Die eine sagte, er sey in der Sonne verschwunden, die andere, er sey nach der Terrasse hinaufgegangen. Das letzte war das wahrscheinlichste, bei der Untersuchung fand sich aber, daß die Thüre verschlossen und verriegelt war. Ich suchte allenthalben ohne den mindesten Erfolg, und blieb vollständig von zwei Dingen überzeugt, erstens daß kein Mann im Hause versteckt war, zweitens daß augenscheinlich kein Mittel vorhanden war, wodurch er unbemerkt hätte entkommen können. Ich machte noch eine zweite Bemerkung: alle Zimmer und Treppen waren am Morgen gewaschen worden, und noch ganz mit Wasser übergossen; die Sonne hatte die Galerie getrocknet, aber keine Spur eines nassen Pantoffels war zu sehen. Die Sitt lachte über meine Nachforschungen und Bemerkungen, und sagte, der Scheich werde sich nicht finden, er lasse keine Spur hinter sich. Sie erklärte, die allgemeine durch seine Erscheinung veranlaßte Aufregung aus dem Umstand, daß derselbe den Kopf erhoben und mit drohendem Blick um sich geschaut habe. Der Gedanke, daß man sich in irgend einer Weise verabredet habe, um mich zu erschrecken, ist ganz unzulässig."

(Fortsetzung folgt.)

[1] Hr. Lane ist der bekannte Orientalist, der die Tausend und Eine Nacht in einer vervollkommneten Form herausgegeben, und gegenwärtig immer noch in Aegypten weilt, um nach arabischen Quellen ein großes Wörterbuch dieser Sprache zu verfassen. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 212. — 4 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Die zwanzigste Versammlung fand von Mittwoch den 31 Julius bis zum 7 August zu Edinburg statt; über Einrichtung und Gang derselben brauchen wir, nachdem sich die Versammlung so oft wiederholt, nichts mehr zu sagen, und fügen nur die allgemeine Bemerkung bei, daß es uns scheint, die Versammlung, welche mehr und mehr einen zu speciellen Charakter annahm, habe sich dießmal wieder etwas allgemeiner gehalten, wozu die Hereinziehung eines neuen Elements, der Geographie in größerm Umfang, das Ihrige beitrug. So ward, nach einem Beschluß der allgemeinen Committee die Geographie, welche bis jetzt nur ein Anhängsel der Geologie ausgemacht hatte, von dieser getrennt, um mit der Ethnologie eine besondere Section zu bilden, und die Verordnung, daß eine Abhandlung des Generals Briggs „über die Urstämme Indiens" gedruckt werden solle, zeigt deutlich, daß man sich nicht mehr in den bisherigen Kreis ganz einschließen wird. Wenn nun auch der naturwissenschaftliche Charakter stets der vorherrschende bleiben wird, so kann es doch kaum ausbleiben, daß man erkennt, ein so loses und kurzes Zusammentreten wissenschaftlicher Männer dürfe sich nicht in wissenschaftlichen Einzelheiten zu sehr verlieren. In solchen Versammlungen müssen die Resultate der Jahresforschungen zur Sprache kommen, die auch den Laien interessiren können, wenn er gleich an den Berathungen der einzelnen Sectionen, d. h. der Fachmänner, nicht Theil nehmen kann und soll. Allgemein machen die Berichte der diesjährigen Versammlung auf den Laien einen erfreulichern Eindruck als die der vorjährigen, und man scheint sich die in mehrern geachteten englischen Journalen laut gewordenen Bedenken etwas hinter die Ohren geschrieben zu haben.

*

Dr. Scoresby, bekannt durch seine arktischen Reisen und mannichfachen nautischen Beobachtungen, las eine Abhandlung über „atlantische Wellen, ihre Größe, Schnelligkeit u. s. w." Er hatte auf einer zweimaligen Fahrt durch den atlantischen Ocean in den Jahren 1847 und 48 sein Material dazu durch eigene Beobachtungen gesammelt, namentlich während eines 36stündigen Sturmes am 5 und 6 März 1848. Er fand die mittlere Höhe der Wellen über der mittlern Wasserhöhe etwa 15 Fuß oder drüber, die höhern Wellen aber erreichten über der hinter und vor ihnen befindlichen Höhlung eine Höhe von 43 Fuß, wobei die einzelnen Spitzen, die noch 10 bis 15 Fuß höher hinausschossen, nicht gerechnet sind. Diese höhern Wellen kamen nicht in einzelnen Spitzen, sondern in langen Ketten (ranges) herbei, die er vom Schiffe aus nach beiden Seiten hin auf wenigstens 100 Yards verfolgen konnte. Dieß ist eine interessante Beobachtung, da am folgenden Tage, nachdem der Sturm ziemlich nachgelassen, die Wellen aber doch noch eine Höhe von 26 Fuß über der Höhlung erreichten, keine solche langgezogenen Ketten mehr auftraten, sondern mehr einzelne konische Gipfel von geringer Ausdehnung. Die Entfernung der großen kettenförmigen Wellen von einander mochte etwa 800 Fuß betragen, und diese Entfernung wurde in $16\frac{1}{2}$ Secunden zurückgelegt, so daß das Fortschreiten der Wellen in einer Stunde 32 bis 33 englische Meilen betrug.

*

Ein Dr. Scoffren las eine Abhandlung „über die Zuckerproduction in Südspanien, hauptsächlich mit Hinsicht auf die Anwendung von Bleiessig und Schwefelsäure als reinigende Agentien." Die Abhandlung wurde in der chemischen Section vorgelesen, wir lassen aber, wie billig, die chemischen Bemerkungen weg, und halten uns an einige allgemein interessante Thatsachen. Die Südküste Spaniens von Almeria im Osten bis Malaga im Westen ist ein Landstrich, den man, was Klima und Erzeugnisse betrifft, wahrhaft tropisch nennen kann, denn hier gedeihen die Dattelpalme, Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr, und liefern in Quantität und Qualität Producte, die den tropischen gleichstehen. Das Zuckerrohr, das die arabischen Eroberer einführten, wird nicht bloß in großer Menge als Leckerbissen verzehrt, sondern liefert auch eine bedeutende Menge rohen und raffinirten Zuckers, ein Umstand, den man außerhalb Spaniens sehr wenig zu kennen scheint. Vielleicht ist keine Operation von einem so ungeheuren Verlust an Material begleitet, als die Gewinnung des Zuckers aus dem Rohr. Dieß enthält nur zehn feste Theile, dagegen 90 Proc. Saft. Von diesen 90 Proc. werden, wenigstens in Brittisch-Westindien, kaum 50 gewonnen. Der Saft enthält 17 bis 23 Procent krystallisirbaren Zucker, gewonnen aber werden in Westindien kaum 7 Proc. Dagegen gewinnt man an der spanischen Südküste statt 50 Proc. Saft gewöhnlich 70, selbst 75, und mit Beihülfe einer hydrostatischen Presse selbst 86 Proc. Vermittelst der neuen, von Engländern zu Motril angewendeten Methode erhält man aus dem Saft statt 7 Proc. mehr als 16 Proc. Zucker. Die Verallgemeinerung dieser Methoden muß im Zuckerbau und Zuckerhandel eine Revolution hervorbringen.

*

„Ueber Luft und Wasser in Städten und die Wirkung poröser Schichten auf Wasser und organische Stoffe." Dr. R. A. Smith hatte schon im vorigen Jahr einen Bericht darüber

Digitized by Google

abgestattet, und setzt denselben fort, namentlich mit Bezugnahme auf das Wasser. Es gibt Quellen, welche nie schmutzig werden, sondern stets einen gewissen Glanz und zu allen Jahreszeiten eine sehr gleiche Temperatur behalten, was Hr. Smith der reinigenden und kühlenden Kraft des Bodens zuschreibt. Das Wasser an der Oberfläche, selbst wenn es filtrirt wird, hat nicht denselben Glanz, ist nicht so frei von organischen Stoffen, noch so stark mit Kohlensäure oder Sauerstoffgas geschwängert; hier sind andere Einflüsse thätig. Selbst der fallende Regen hat nicht die Reinheit, obwohl er unmittelbar aus den Wolken kommt, er ist manchmal nicht ganz rein. Quellen steigen durch einen weiten Weg unter dem Boden auf, und sammeln eine bedeutende Masse anorganischer Salze; ihre Reinheit danken sie ganz der Macht des Bodens, alle organischen Stoffe abzuscheiden und zugleich die Vermischung mit Kohlensäure und Sauerstoffgas zu erzwingen. Die Masse organischen Stoffs, die auf diese Weise weggeschafft wird, ist erstaunlich groß, und dieß ist eine höchst wichtige und werthvolle Eigenschaft des Bodens. Die Veränderung findet selbst nahe an Abzugsgräben statt, und in geringer Entfernung von den widerlichsten organischen Stoffen kann man Wasser finden, die wenig oder nichts davon in sich haben. Als ein Agens für Reinigung der Städte ist diese Abscheidung des organischen Stoffs höchst bedeutsam, und wir finden den Boden von Städten, die seit Jahrhunderten bewohnt waren, noch immer mit dieser merkwürdigen Kraft ausgerüstet. St. Pauls Kirchhof gilt als einer der ältesten Theile Londons, dennoch ist das Wasser aus den Brunnen in der Nähe merkwürdig rein, und der Wasserabzug aus dem Boden ist der Art, daß sich wenig oder keine salpetersauren Salze darin finden. Wenn der Boden eine solche Gewalt hat durch Oxydation zu zersetzen, so möchte man wissen, woher er so viel Sauerstoff empfängt. Es kann derselbe nur aus der Luft kommen. Wenn Wasser des Sauerstoffs beraubt wird, nimmt es solchen sehr bald wieder auf, wie sich durch Versuche erweisen läßt; dieß zeigt, daß so schnell als organischer Stoff den Sauerstoff verzehrt, derselbe dem Wasser durch den porösen Boden wieder zugeführt wird. Mehrere Versuche zeigen die filtrirende Kraft des Bodens: man löste torfartigen Stoff (Humus) in Ammoniak auf; die Auflösung war sehr dunkel, so daß man durch einen Faden oder Strahl von $^1/_{30}$ Zoll Dicke noch etwas von der Farbe bemerkte. Diese Auflösung wurde durch Sand filtrirt, und kam völlig rein und farblos heraus. Eine Flasche Porter wurde durch denselben Proceß fast aller ihrer Farbe beraubt. Durch welches Material diese Filtrirung geschieht, ist ziemlich gleichgültig. Wenn es sich um Reinigung des Wassers handelt, sind Stahlfeilspäne, Eisenoxyd, Braunstein und Ziegelsteinpulver gleich gut. Dieß zeigt daß die Ausscheidung organischen Stoffs einer besondern Attraction der Oberfläche der porösen Masse in Bezug auf die Flüssigkeit zuzuschreiben ist.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Von Fichetts Farm schlugen wir eine östliche Richtung ein, und gelangten in ein Geleise, das uns in wenigen Stunden auf die große Straße von Grahamstown nach Craddock brachte. Nachdem wir mehrere Meilen weit diesen Weg verfolgt, begannen wir die Hinabfahrt durch De Bruins Poort, wo der Weg in einer tiefen, engen, steilen Schlucht durch dichtes Immergrünholz hinab nach den Ufern des Großen Fischflusses sich wendet. Dieser Poort oder Bergpaß ist der Schrecken der Fuhrleute, stets für Wagen gefährlich, im gegenwärtigen Fall aber besonders, wo die neulichen schweren Regen die lose Erde, womit die Colonisten die Abhänge und Absätze der stahlharten Felsen belegen, über welche die Wagen hinab müssen, weggewaschen hatten, während zugleich eine ungeheure Masse großer Steine von oben herabgerollt war, zerstreut auf dem Felsenweg lagen, und gegen alles Weiterfahren eine anscheinend unübersteigliche Schranke bildeten. Da wir nun die ersten waren, die seit der letzten Ueberschwemmung dieses Weges zogen, so hatte er noch nicht die mindeste Ausbesserung erfahren, die, wenn sie in gehörigem Maaße geschehen sollte, eine Woche Arbeit in Anspruch nahm. Ich ließ den Wagen halten, stieg mit Kleinboy zum Behuf einer Besichtigung in die Schlucht hinab, und erklärte alsbald den Weg in seinem jetzigen Zustand für unfahrbar. Kleinboy aber, der wohl wußte, daß er den Schaden nicht zu zahlen hätte, schien anderer Ansicht, und zog augenscheinlich die wahrscheinliche Gefahr der gewissen herkulischen Arbeit vor, alle diese Steinblöcke auf eine Seite hinauszuschieben. Es ward somit beschlossen die Abfahrt zu wagen, wir stiegen wieder hinauf, sperrten die zwei Hinterräder mit Ketten, Kleinboy stieg auf den Bock, und der Wagen begann die gefährliche Abfahrt. Ich folgte in der festen Erwartung ihn jeden Augenblick zerschellen zu sehen. Er polterte furchtbar von einem Steinblock zum andern; mehr als einmal glaubte ich, meine Befürchtung müsse in Erfüllung gehen, aber zu meinem Erstaunen kam er glücklich den steilen, steinigen Abhang hinab, und unten lenkten wir in einen praktikablern Weg ein.

Ich konnte mich des Gedankens nicht enthalten, wie es wohl einem englischen Fuhrwerk in solcher Lage ergangen wäre, und wie ein Brighton Kutscher die Augen aufgerissen hätte, wenn er meinen Capwagen die coloniale Wagenstraße, die man füglich mit dem Bette eines hochschottischen Waldstroms hätte vergleichen können, hätte hinabfahren sehen. Nachdem wir unsere Fahrt bis eine Stunde vor Sonnenuntergang fortgesetzt, schlugen wir für die Nacht ein Lager; das Land, durch das wir gekommen, war dicht bedeckt mit zwerghaften immergrünen Stauden und Büschen, unter denen der Speckboom vorherrschte. Diese Baumart, welche am häufigsten in den Wäldern und dem Gestrüpp um Albany und im Kaffergebiet vorkommt, dient dem Menschen zu gar nichts, da seine ärmlichen Zweige, selbst wenn sie abgestorben sind, zur Feuerung nichts taugen. Indeß bildet er eine Lieblingsnahrung der Elephanten, die noch vor 25 Jahren diesen ganzen Landstrich in großen Heerden besuchten. Die zu verschiedenen Zeiten durch die Füße dieser mächtigen Thiere gebildeten Pfade sind noch an den Seiten und auf den Höhen einiger dieser waldbedeckten Berge sichtbar und zahlreiche Schädel und größere Knochen bleichen noch jetzt in manchen Waldkloofs (Schluchten) nahe am Meer in Unter-Albany.

Seit undenklichen Zeiten haben diese riesenhaften Vierfüßler sich in diesem ihrem alten Gebiet behauptet, obwohl sie von den benachbarten rüstigen und muthvollen Kriegern der Amapondastämme fortdauernd gejagt und in großer Menge erlegt wurden, bloß des Fleisches wegen, denn das unter civilisirten Nationen so hoch geschätzte Elfenbein hatte bei ihnen keinen Werth, außer um Ringe und Zierrathen für Finger und Arme zu machen. Diese bloß mit ihrem Assagaien bewaffneten tapfern Bursche mach-

Digitized by Google

ten stets Jagd auf diese riesenhaften Thiere, und überwältigten sie durch eine Unmasse von Speerwürfen. Als endlich die weißen Herren der Schöpfung hier ihre Lager aufschlugen, wurde ein entschlossenerer und allgemeinerer Krieg gegen die Elephanten um des Elfenbeins willen mit der zerstörenden Feuerwaffe geführt. Binnen wenigen Jahren wanderten die, welche den Händen ihrer Unterdrücker glücklich entgingen, von Wald zu Wald und von einer Bergkette zur andern, als sie aber fanden, daß nirgends Sicherheit sey, wandten sie sich gegen Nordosten und „trekkten“ [1] aus ihrer Urheimath nach unbekannten Ländern. Ein kleiner Rest ist indeß geblieben, und dieser mit einigen Büffeln, Kudus und einem einzigen Rhinoceros fand eine Zuflucht in dem ungeheuren Buschwald des Zuurbergs und Addo bis zum Anfang des Jahres 1849.

Als die Colonisten zuerst sich in Albany niederließen, trieben sie einen sehr gewinnreichen Handel mit den Häuptlingen der Amapondastämme, von denen sie eine große Menge Elfenbein im Tausch gegen Glasperlen, Messingdrath und andere Artikel von geringem Werth erhielten.

In den Wäldern von Albany und der Kafferei, namentlich in den tiefsten Kloofs und Thälern finden sich viele Varietäten von Waldbäumen von bedeutender Größe und Schönheit; mehrere derselben sind von den Colonisten sehr hoch geschätzt, weil sie für Wagnerarbeiten und Häuserbau sich vorzüglich eignen, z. B. der Gelbholzbaum, die wilde Ceder, der Stinkholzbaum, und der schwarze und weiße Eisenholzbaum. Die beiden letztern zeichnen sich durch Zähigkeit und Dauerhaftigkeit aus und werden häufig zu Achsen verwendet. Erst in neuerer Zeit und nur in einigen Districten sind eiserne Achsen allmählich aufgekommen, viele aber ziehen jetzt noch die hölzernen Achsen vor, weil Wagen mit eisernen Achsen bei steilen Abhängen zu stark gegen die Deichselochsen anschnellen, und dann weil eine hölzerne Achse, wenn sie zerbrochen ist, in jedem Theil des Landes ersetzt werden kann, während die eisernen Patentachsen selbst von den geschickten Schmieden in den Städten und Dörfern der Colonie nicht ausgebessert werden können. Die eisernen Achsen brechen namentlich gern an kalten Morgen im Winter, wenn ein Wagen, unmittelbar nachdem er in Gang gekommen, und ehe noch die Friction des Rads ihr eine gewisse Hitze beigebracht hat, über sehr unebenen Boden fahren muß.

Am folgenden Tag brachte uns ein Marsch von 4 Stunden an die Ufer des Großen Fischflusses. Hier sah und schoß ich zum erstenmal den schwarzen Koorhaan, einen den in ganz Südafrika so zahlreichen Trappen verwandten Vogel; sein Gewicht entspricht dem unsers alten Haselhuhns, Füße und Hals aber sind lang wie beim Strauß, Brust und Rücken grau, die Flügel schwarz und weiß. Man findet sie allenthalben, wo das Land eben und offen ist; wenn man sie aufstöbert, fliegen sie gleich dem grünen Regenpfeifer in Kreisen über die Ebene hin, und stoßen einen rauhen krächzenden Ton aus. Den offenen Strich bis an den Großen Fischfluß hin besuchen die Nimrode aus Grahamstown oft, um den wilden Eber und das Stachelschwein zu jagen. Diese Jagd wird in glänzenden Mondnächten vorgenommen mit einer Meute starker großer Hunde; die Jäger sind mit einem Speer versehen, mit dem sie das Wild, wenn es zum Stehen gebracht wurde, niederstoßen.

[1] Trekken, holländisch s. v. a. ziehen. Das Wort hat in neuerer Zeit eine specielle Bedeutung gewonnen, auf welche hier wohl angespielt ist. Die Boeren „trekkten“ gleichfalls über das Gebiet der Engländer hinaus, um sich ihrer Herrschaft zu entziehen, und das Wort ist ganz geläufig in dem Sinne geworden, „sich der englischen Herrschaft entziehen.“ A. d. U.

Ich fand den Großen Fischfluß, wie ich erwartet hatte, noch angeschwollen und für Wagen unfahrbar, er nahm indeß rasch ab, und ich konnte erwarten, daß er am andern Morgen fahrbar seyn würde. Während der neuerlichen Regen, die seit 27 Jahren nicht so stark gewesen seyn sollen, war er zu einer ungeheuren Höhe gestiegen und hatte allenthalben seine Ufer überströmt. Der Theil des Ufers, welcher die Ab- und Auffahrt des frühern Wagenwegs bildete, war völlig hinweggeschwemmt, und nur ein steiler Uferrand stehen geblieben; man mußte also tüchtig arbeiten, um diese steile Uferwand niederzureißen, und sich einen Weg durch den Schlamm zu bahnen. Die Arbeit mußte geschehen, und so dachte ich, je eher man sich daran mache, desto besser. Nachdem wir abgekocht und einen heißen Kaffee getrunken, machten wir die Hauen, Spaten und Schaufeln los, entkleideten uns bis aufs Hemd, kamen halb watend, halb schwimmend glücklich über den Strom, wo wir bis Sonnenuntergang fortarbeiteten, und einen prächtigen Weg herstellten, so daß wir auf der andern Seite des Flusses unsere Aufgabe als vollendet ansahen. Früh am andern Morgen nahmen wir die Arbeit an unserer Seite des Flusses wieder auf, und um 10 Uhr war der Weg fertig. Eine Abtheilung Boeren zeigte sich jetzt auf der andern Seite mit drei Wagen, deren Ochsen sie ausspannten und in die benachbarten Berge zum Grasen trieben. Sobald sie sahen, daß wir uns zum Einspannen anschickten, winkten sie mir zu einer Unterredung über den Strom hinüber; ihr Zweck war mich vom Uebersetzen abzuhalten, bis ihre Ochsen zurückkehren würden, damit sie uns unterstützen könnten; in der That aber fürchteten sie, daß wir stecken bleiben und daß sie genöthigt seyn würden uns zu helfen, da, wenn unser Wagen stecken blieb, ehe ihre Ochsen kamen, sie den Strom nicht übersetzen konnten, ehe wir heraus waren. Das begriff ich sehr wohl, und befahl deßhalb meinen Leuten in möglichster Eile einzuspannen, worauf wir denn glücklich durch und am entgegengesetzten Ufer hinauskamen, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte. Es war eine furchtbare Aufgabe für die armen Ochsen: der Wagen saß dreimal fest und stand auf dem Punkte umgeworfen zu werden. Das Wasser kam bis an die Bretter des Wagenbodens, glücklicherweise aber wurde kein Theil der Ladung naß. Die Boeren schienen über den Erfolg meines Wagstücks sehr erstaunt, da sie immer glauben, die Ochsen der Engländer seyen schlechter als die ihrigen, ein großer Irrthum, denn meist ist das Gegentheil der Fall. Ein Boer wird kaum je seine Ochsen peitschen, wenn sie es brauchen, eine unerläßliche Sache, da Ochsen von sehr seltsamer, eigensinniger Natur sind, ganz anders als Pferde. Dieß hatte ich in einer spätern Zeit Gelegenheit, praktisch zu erproben, als ich von meinem Gefährten an der Bakalihari-Gränze verlassen, täglich nur mit dem Beistand eines kleinen Buschmanns meine Ochsen selbst einspannen und treiben mußte, eine Strecke von mehr als 1000 Meilen weit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Es mag vielleicht unmöglich seyn, völlig den Schleier zu lüften über das innere Leben eines Volks, namentlich eines Volks, das von der Welt so abgeschlossen ist, wie die Levantiner, wenn aber irgend ein Plan zu diesem Zweck führen kann, so muß es ein solcher seyn, wie ihn Hr. Bayle St. John einschlug: er identificirte sich während seines Aufenthalts mit der Familie völlig, bequemte sich ihren Sitten, nahm mehr oder minder ihre Meinungen an, beobachtete ihre Zu- und Abneigungen, und gab in gewisser Beziehung selbst ihren Vorurtheilen Raum. In

Digitized by Google

Einem Punkte sind Europäer außerordentlich geneigt, die Orientalen falsch zu beurtheilen. Bei uns bewegt sich die Sprache sozusagen in einer ewigen Maskerade, sie nimmt jetzt diese, jetzt jene Form an, um die Art der Gedanken, die wir einem andern mittheilen wollen, zu verschleiern. Das nennen wir Verfeinerung, und betrachten es als im höchsten Grade philosophisch. Eine ganz andere Ansicht herrscht im Orient vor, wo die Gedanken, wie die Personen, die sie äußern, oft eine Einfachheit des Costüms annehmen, die an Nacktheit gränzt. Sie können keinen Widerspruch entdecken zwischen offener und verblümter Rede, und halten die Natur für hinreichend schön, um sie ohne den Flitter und die Verhüllungen der Kunst vorzustellen. Ausdrücke werden deßhalb im Gespräche gebraucht, welche von fränkischen Reisenden als roh bezeichnet werden, weil sie selbst einen rohen Sinn damit verbinden, was bei den Orientalen nicht der Fall ist. Ihr Wörterbuch ist klar und deutlich, ohne deßhalb, wenigstens für sie, anstößig zu seyn. Um unsere Ansicht deutlich zu machen, können wir bemerken, daß ein unbekleideter Wilder unserer Ansicht nach sich kaum von einer Statue unterscheidet. Wir wissen, daß er auf Kleider kein Gewicht legt, daß sie für seine Umstände und Verhältnisse nicht nöthig sind, daß seine Freunde und Nachbarn völlig mit ihm übereinstimmen, die ganze Menschengestalt als anständig und schön zu betrachten. Das Auge wird also dadurch, daß er nackt ist, nicht beleidigt, und es fällt uns nicht ein, ihm eine Anstößigkeit vorzuwerfen. In Aegypten ist es ziemlich dasselbe. Wir erinnern uns einmal im Delta plötzlich auf eine große Anzahl Arbeiter gestoßen zu seyn, die einen Canal ausräumten; alle waren vollkommen nackt, wie sie Gott erschaffen, und als wir uns nahe daran in einem Orangewäldchen niedersetzten, sahen wir alle Weiber des Dorfs, zu dem sie gehörten, d. h. ihre Mütter, Schwestern, Weiber und Töchter, herbeikommen und ihnen das Essen bringen. Augenscheinlich kam diesen Frauen kein Gedanke von Unschicklichkeit. Sie setzten sich ans Ufer nieder, sprachen mit den nackten Männern über gleichgültige Gegenstände so ruhig, als wären diese vom Kopf bis zur Zehe bekleidet gewesen, und als das Mahl vorüber war, standen sie auf und kehrten heim, ohne es sich im mindesten einfallen zu lassen, daß sie etwas unschickliches gethan hätten.

Unter den Levantinern der Städte herrscht indeß eine große Sittenlosigkeit, und da sie wie die Fellahs auch ganz unverblümt reden, so glaubt man, dieß hänge mit ihrer Unsittlichkeit zusammen. Dem ist aber nicht also. Ihre Laster und ihre unverblümte Redeweise sind zwei verschiedene moralische Erscheinungen, die aus verschiedenen, mit einander keineswegs in Verbindung stehenden Ursachen entspringen. Es ist schon bemerkt worden, daß es den Levantinern durchaus an Unternehmungsgeist fehlt, und daß sie selten ihre Heimath verlassen, um auswärts Abenteuer und ihr Glück zu suchen. Doch kommt es häufig vor, daß sie durch Umstände in außerordentliche Lagen versetzt werden, worin Personen mit weit größerer Energie sich selten befinden. Dieß erhellt in auffallender Weise aus der Geschichte von Sitt Sophia, die aber viel zu lang ist, um sie hier zu erzählen. Noch sehr jung an einen Kaufmann in Kleinasien verheurathet, verließ sie ihres Vaters Haus in Syrien, erfuhr zahlreiche Glückswechsel in Konstantinopel und an andern Orten, und kam endlich nach Alexandrien, wo ihre seltsamen Schicksale die Monotonie des Levantinerlebens auf mannichfache Weise anregten. Sie gehörte zu den Personen, in welchen die Zeit die Leidenschaften nicht erstickt, und da sie auch bei Tage träumte, so unterhielt sich ihre Phantasie mit der Erfindung einer Menge Liebesabenteuer, wie die Orientalen sagen, immer eine unwahrscheinlicher als die andere. Indeß ist ihre Geschichte, wie bemerkt, zu lang, und wenn man sie bloß in Umrissen erzählt, hat sie kein Interesse.

Wo die Araber mitspielen, da fehlt es selten an Romantik, denn ihr kühnes Wesen und ihre regellose Einbildungskraft veranlassen sie das Schicksal auf alle mögliche Weise zu versuchen. Allenthalben im Orient trifft man Personen dieses Stammes, Kaufleute, Fakirs u. s. w., welche vielleicht den halben afrikanischen Continent durchreisten, in Länder eindrangen, die nie ein Europäer betrat, und furchtlos und unbelästigt unter Stämmen lebten, die von aller Civilisation entfernt sind. Aber die Einsamkeit zu ertragen und ein so wildes, unsicheres Leben zu führen, erfordert große Stärke und Lebendigkeit der Einbildungskraft, die den Wanderer in Stand zu setzen vermögen, seinen Pfad mit glänzenden Hoffnungen und Erwartungen aufzuhellen. Die Levantiner besitzen, wie gesagt, wenig von diesem Feuer des Charakters, und sind darum eher geneigt in Unthätigkeit zu verharren. Selten verlassen sie ihre Heimath. Theils aus Furchtsamkeit, theils aus Trägheit blieben manche Leute ihr halbes Leben lang in Alexandrien, ohne auch nur den Hafen besucht oder das Land umher und das Meer gesehen zu haben. Ihnen ist die Wüste so wenig bekannt, wie dem Europäer; selbst der See Mareotis, dessen Gewässer bis zu den Gartenmauern Alexandriens fließen, ist ihnen so unbekannt als das kaspische Meer oder der Aralsee. Ihre Reise geht nur von ihrem Wohnhaus nach ihrem Laden, oder höchstens bis an die nächste Kirche, wo sie getauft, getraut und begraben werden. Natürlich betrachten sie das Delta als ein unbekanntes Land, an dessen Erforschung nur Abenteurer oder Wahnsinnige denken können. Indeß fränkischer und arabischer Unternehmungsgeist findet manchmal auch seinen Weg in diesen stagnirenden Kreis, und treibt in Verbindung mit ihrer starken Gewinnsucht den plumpen Levantiner nach dem fernen Markt von Tanta, wo man alle Eigenthümlichkeiten moslemitischen Lebens wie mit einem Blick übersehen kann.

In solchen Fällen sind aber die muthigen Mammonpilger sehr darauf bedacht, sich nicht allein so weit zu wagen. Da sie entsetzliche Begriffe von den Schrecken und Gefahren des Wegs haben, so vereinigen sie sich in ganzen Schaaren und ziehen mit klopfendem Herzen und leichten Börsen aus den Mauern Alexandriens in das Sandmeer, das sich östlich längs den Ufern des Edko-Sees und der Abukir-Bay hinzieht. Nach manchen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten erreichen sie endlich Rosette, das Erraschid der Araber, und sehen die Wasser des mächtigen Nils zwischen reich befranzten Ufern nach dem Meere rollen. Sind sie über den geheimnißvollen Strom hinüber, so befinden sie sich unter Reisfeldern, Palmenwäldchen, malerischen Dörfern, Seen und einem Netz von Deltacanälen, durch das hindurch sie sich mit Hülfe von Führern ihren Weg nach Tanta, weit im Innern, suchen. Hier treffen sie Kaufleute und Reisende aus allen Theilen des Orients: Türken und Perser, Armenier, Georgier und Turkomanen, Hindus, Malayen, Araber aus der Wüste, aus Jemen, und Oman und Hadramaut, Mogrebis aus den Ländern des Sonnenuntergangs. Hier ist eine Unzahl von Derwischen und Tänzerinnen, und Erzähler von wunderbarer Kraft, die durch ihre grotesken, wunderbaren Erdichtungen die Einbildungskraft der Araber bezaubern, und sie in den Garten von Irem mit Harems von Peris und allem Luxus des barbarischen Orients versetzen. In verschiedenen Theilen des Markts sieht man phantastische Fanatiker, die sich den ganzen Tag auf der Zehenspitze herumdrehen und mit dem Saum ihres Rocks die volle Mondscheibe beschreiben. Anderswo sieht man Zwerge aus zinnernen Töpfen herausgucken, oder tanzende Kamele und Schlangenzauberer mit mächtigen Boas um die Lenden oder den Nacken ihre Künste machen. Dann stößt man vielleicht auf einen in die Geheimnisse der Magie tief eingeweihten Mogrebi, der die Geisterwelt so genau kennt, wie den Inhalt seiner Börse, und der ein Heer von Erscheinungen vor den erstaunten Blicken erscheinen läßt, ein Heer so zahlreich als nur eines den Feldherren des Cambyses folgte und in den Sandwüsten Syriens seinen Untergang fand.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersetzungsanstalt in Aegypten. Ein Schreiben des ägyptischen Ministers des öffentlichen Unterrichts an Hrn. Jomard vom 20 Rebiulewwel 1266 (5 Februar 1850) mitgetheilt in dem Bulletin de la Société de géogr. (Junius) meldet, daß das Uebersetzungsbureau in Cairo, das europäische, namentlich französische Werke für orientalische Leser übersetzen soll, immer noch beschäftigt sey, und außer einigen Werken über Arithmetik und Geometrie auch kürzlich den zweiten Band von Maltebruns Geographie vollendet habe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 213. 5 September 1850.

Die Stellung von Piemont.

Wir haben bei frühern Gelegenheiten hervorgehoben, daß die merkwürdigste und bedeutendste Folge der italienischen Umwälzung die Umwandlung Piemonts in einen constitutionellen Staat gewesen sey, um so merkwürdiger, als diese Umwandlung der freie Entschluß der Regierung war, indem sie zuverlässig, wenn sie ganz zum Absolutismus hätte zurückkehren wollen, mehr Hülfe gefunden hätte als sie bedurfte. Diese große Veränderung beginnt schon ihre Früchte zu tragen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die übermäßigen Vorrechte, welche dann die Geistlichkeit genoß, und die man ihr in den letzten dreißig Jahren, seit der Revolution im Jahre 1821, mit nur allzu freigebiger Hand zuwarf, endlich der Regierung, so wie einem bedeutenden Theil des Volkes unerträglich wurden; die Folge hievon waren die bekannten Siccardischen Gesetze, welche dann zunächst die erste Bestrafung des Erzbischofs Franzoni, der sich zu herb dagegen ausgesprochen, dann die Verweigerung des Abendmahls und der letzten Oelung an den sterbenden Santarosa zur Folge hatten, worauf die Regierung, um einer heftigen Aufregung der Volksmasse vorzubeugen, den Erzbischof, der die Verweigerung der Sterbsacramente anbefohlen, entfernen und auf die Festung Fenestrelles bringen ließ, und die Patres Serviten, welche, dem Gebote des Erzbischofs folgend, die Sterbsacramente verweigert hatten, aus der Stadt schaffen ließ. Piemont ist factisch, wenn auch nicht formell, mit dem Interdict belegt, und man kann weitern heftigen Schritten der römischen Curie entgegensehen. Indeß schleicht in Italien eine Sage um, welche vielleicht einen offenen Bruch zwischen ihr und der piemontesischen Regierung verhindert: die letztere soll, zum Theil wenigstens, im Besitz einer Correspondenz seyn, welche der Erzbischof Franzoni während des Kriegs mit den Oesterreichern unterhielt, und worin denselben über die Maaßnahmen der Regierung und die Stellung der Truppen die genauesten Nachrichten gegeben worden seyen; ja andere gehen so weit, zu behaupten, ein Verwandter des Erzbischofs habe telegraphische Depeschen nicht ans Heer abgehen lassen, und General Chrzanowski, der längere Zeit in einem sehr zweifelhaften Lichte dastand, sey durch die neulichen Enthüllungen völlig gerechtfertigt. Wenn es wahr ist, daß die piemontesische Regierung die Beweise des Verraths des Erzbischofs in den Händen hat, so möchte sie leicht in der öffentlichen Meinung Piemonts, wo die Armee sehr schwer wiegt, das Uebergewicht auf ihrer Seite haben, und die römische Curie nicht eben klug handeln, wenn sie diese Enthüllungen ans Tageslicht herausfordert.

Jedenfalls sind diese umlaufenden Gerüchte, wenn sie auch nicht wahr sind, von großer Bedeutung, denn sie sind ein Ausdruck der öffentlichen Meinung, und da Oesterreich jedenfalls die hohe Geistlichkeit durch seine bekannten Gesetze vom 18 und 22 April für sich zu gewinnen bemüht war, so stellt sich das ganze nationale Interesse, auch in der Lombardei und Venedig, auf Seite der piemontesischen Regierung, und eine innere Spaltung der Geistlichkeit steht in sehr naher Aussicht. Oesterreich und Frankreich scheinen beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, einem vollen Bruch entgegen zu arbeiten, und stehen auf der Seite des Papstes und der Kirche, während die piemontesische Regierung auswärts ihre Hauptstütze in England hat, woraus sich merkwürdiger Weise eine ähnliche, aber nur viel prägnantere Stellung der Mächte zu Italien wie im J. 1847 kund gibt. Der piemontesischen Regierung, die noch die Nachwehen der letzten Jahre empfindlich spürt, muß die Erhaltung wenigstens des äußern Friedens am meisten am Herzen liegen, und sie hat deßhalb einen Hrn. Pinelli, der aus persönlichen Gründen — er besitzt, obgleich Laie, eine 10,000 Fr. eintragende geistliche Sinecure — für eine Ausgleichung seyn muß, in Begleitung eines Professors der Theologie nach Rom geschickt. Der Erfolg steht sehr dahin.

So wenig die augenblicklichen europäischen Verhältnisse einen Bruch zwischen Oesterreich und Piemont erwarten lassen, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich zwischen den beiden Regierungen durch die neuesten kirchlichen Verordnungen beider Theile eine unübersteigliche Kluft geöffnet hat, daß die vornehme Priesterschaft Italiens und der Nationalgeist dadurch in eine ganz feindselige Stellung gerathen sind, und daß ein Bruch zwischen Oesterreich und Piemont, mag er nun früh oder spät eintreten, zugleich ein Kampf der nationalen Ideen gegen die höhere Geistlichkeit wird. Oesterreich hat sich in Italien — das wird niemand läugnen — so gestellt, daß es keine Niederlage erleiden darf, eine österreichische Niederlage ist eine unvermeidliche allgemeine Revolution Italiens, selbst Piemont wird dem Strudel nicht entgehen, und wie seine Regierung darin sich auf die Länge behaupten kann, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls ist in Italien ein furchtbarer Schritt geschehen: die Revolution, früher nur eine Art Phantasmagorie, gegründet auf vage Hoffnungen und unvollkommenes Verständniß der eigentlichen Lage der Dinge, hat einen Körper bekommen, sie ist Fleisch und Blut geworden, sie verknüpft sich allmählich mit zahlreichen großen Interessen, und dieß macht sie ohne alle Frage gefährlicher, als sie im J. 1848 war; die Verhältnisse gestalten, die Parteien bilden sich neu, und ein unbestimmtes Gefühl einer nahen Umwälzung fängt wieder an der Gemüther sich zu bemächtigen.

Digitized by Google

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir über den Fluß hinüber waren, blieb der Weg drei Meilen weit gut, dann aber war er an vielen Stellen wieder ausgewaschen; einmal saßen wir fest, mußten den Wagen herausgraben und unser Trektow brach dreimal beim Herausziehen. An andern Stellen mußten wir den gewöhnlichen Weg verlassen, und uns, da derselbe durch 6 bis 8 Fuß tiefe Wasserrisse zerschnitten war, mit unsern Aexten durch die dornigen Bäume einen Weg bahnen. Nachdem wir um Mittag zwei Stunden ausgeruht, und gleich nach dem Wiedereinspannen einen langen, sehr steilen Berg hinaufgefahren waren, betraten wir eine neue Gegend, weite undulirende offene Ebenen mit üppigem wehendem Gras, und hie und da mit den aus Thon aufgeführten Bauten der weißen Ameisen übersäet. Wir fuhren fort bis 3 Stunden nach Sonnenuntergang, und hielten dann die Nacht über an einer unbewohnten verfallenen Wohnung, in der wir ein Feuer anzündeten und unser Essen kochten. Da wir dießmal unsere Ochsen an den Jochen befestigten, statt sie in der Nacht grasen zu lassen, so konnten wir am nächsten Morgen vor Tagesanbruch aufbrechen, und einige Zeit in der Morgenfrische weiter ziehen. Als die aufsteigende Sonne allmählich die Landschaft enthüllte, hatte ich das Vergnügen, zum erstenmal mehrere Heerden von Springböcken über die Ebene zerstreut zu sehen. Diese ausnehmend zierliche und höchst interessante Antilope ist sehr allgemein durch Südafrika verbreitet, zahlreicher als irgend eine andere Varietät, und sehr nahe mit der Ariel-Gazelle Nordafrika's verwandt. Einige Heerden finden sich noch im District Somerset, den ich jetzt betreten hatte; da dieß aber ein den bewohnten Gegenden sehr naher District ist, so wird das Thier viel gejagt und wird täglich seltener. Die Herrn Farmers in der Nähe halten eine gute Zucht von Jagdhunden, mit denen sie diese Antilopen jagen. Sobald ich die Heerden erblickt hatte, ließ ich die Pferde satteln, befahl meinen Hottentotten nach einer Farm in der Nähe zu fahren, um daselbst auszuspannen, und nachdem ich zum Theil aus einer Entfernung von 6 bis 800 Schritten eine gute Menge Munition verschossen, kehrte ich zu meinem Wagen zurück, ohne einer Antilope ein Haar gekrümmt zu haben.

Da ich mich während meiner Arbeit am Fischfluß sehr der Sonne ausgesetzt, und seit ich Grahamstown verließ, Rock, Weste und Halstuch abgelegt hatte, waren meine Arme, mein Hals und meine Schultern sehr geschwollen und voll Blasen, die mich ungemein schmerzten und Nachts am Schlafen hinderten. Die freundliche Vrou oder Frau des Boeren, welche Mitleid mit meinem Zustand hatte, und meine Schmerzen zu erleichtern wünschte, sagte mir sie kenne ein vortreffliches Mittel gegen den Sonnenbrand, das sie oft mit Erfolg ihrem Gatten und ihren Söhnen gegeben. Eines der Hauptingredienzien sey grüner Thee zu Pulver gestoßen, und sie ließ sich ein wenig durch einen meiner Diener bringen. Ich weiß nicht, was die andern Zuthaten gewesen seyn mögen, das aber weiß ich, daß die Salbe, als ich sie auf die verbrannten und geschwollenen Theile brachte, mich schmerzte, als sey sie eine Mischung von Salz und Essig, so daß ich wie ein Rasender tanzte und herumhüpfte, und zu dem unendlichen Vergnügen meiner mitleidigen Hottentotten die Vrou des Bauern und ihre Salbe zu allen Teufeln wünschte. Ein besonderer Ausdruck in den Augen der Bursche und ihr allgemeines Benehmen ließ mich glauben, daß sie während des Morgenmarsches etwas kräftigeres als Wasser getrunken hatten, und bei Untersuchung meiner Branntweinkiste fand ich, daß eine und eine halbe Flasche Gin fehlten. Dieß ist ein gewöhnlicher Fehler dieser Affengeschtrace; neunzehn unter zwanzig Hottentotten sind Trunkenbolde und machen sich nicht das mindeste Gewissen daraus, Branntwein zu nehmen, wo und wie sie können, der Eigenthümer mag seyn wer er will.

Nach dem Frühstück setzten wir unsern Marsch fort, und ich ward abermals versucht einem Trupp Springböcke nachzujagen, von denen ich einen schoß; wir setzten den Marsch fort bis Sonnenuntergang, wo ich neben einem Teich aus Regenwasser halten ließ. Hier fanden wir einige junge Boeren und Hottentotten, die zu einer benachbarten Farm gehörten, emsig beschäftigt ein Nest wilder Bienen auszugraben; mehrere derselben hatten die Augen durch die Stiche so geschwollen, daß sie fast geschlossen waren. Die Beute entschädigte sie aber für ihre Mühe, denn sie betrug 20 Pfund Honig. Als ich mich dem Nest näherte, wählte ein starker Schwarm von Bienen meinen verbrannten Arm als Rendezvous, und ich konnte sie nur durch ein Bündel brennendes Gras wegbringen.

Am folgenden Morgen führte uns der Weg durch ein bergiges Land mit reichen Weiden, hie und da mit malerischen Dorn-Mimosabäumen bedeckt in abgesonderten Gruppen, so daß das Land einem Park glich. Am Vormittag hielten wir in einem breiten wohlbewaldeten Thal, wo ich eine Menge Trappen, Guineavögel, schwarze Koorhanen, Rebhühner und Wachteln fand. Am Abend zogen wir über einen steilen Bergzug, und am folgenden Morgen bemerkte ich auf der fetten Trift eine Heerde von mehr als 100 Pferden, meistens Zuchtstuten und ihre Fohlen.

Drei weitere Märsche brachten uns nach dem Dorfe Cradock, das wir am Sonnabend den 2 Nov. mit Tagesanbruch erreichten, nachdem wir noch zweimal über den Großen Fischfluß hatten setzen müssen. Das Land, durch das wir gezogen, war bergig, schroff und unfruchtbar, außer an den Ufern des Flusses, welche mit Mimosa, Weiden und Weißdorn bekleidet waren, die, mit reichen gelben Blüthen bedeckt, einen starken Duft umher verbreiteten. Es war Frühling, und da derselbe dießmal besonders mit Regen gesegnet war, so zeigten diese zum Theil sehr dürren Gegenden eine besondere Frühlingsfrische, und ich glaube, ich habe sie unter besonders günstigen Umständen gesehen. Am nördlichen Ufer, an einer der Furten, wo wir übersetzten, sah ich den trockenen Dung in einem alten Schaf-Kraal brennen; er glimmte nur nach Art der schottischen Torfmoore, und bei meiner Rückkehr aus dem Innern, 18 Monate später, brannte der Düngerhaufe noch, hatte während der ganzen Zeit gebrannt, und war doch erst zu zwei Drittheilen verzehrt. Die Länge der Zeit, welche diese Düngerhaufen brauchen, um zu verbrennen, ist eine sehr seltsame Erscheinung; daß einer drei bis vier Jahre fortbrennt, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und mehrere achtungswerthe Pächter von Niederalbany, in deren Wahrhaftigkeit ich durchaus kein Mißtrauen setzen darf, erzählten mir, ein solcher Haufe habe sieben Jahre gebrannt, ehe er ganz verzehrt gewesen sey. Der schwerste und längste Regen scheint wenig Einfluß darauf zu haben, und löscht sie selten oder nie aus.

Cradock ist ein kleines hübsches Dorf am Ostufer des großen Fischflusses, der es mit Wasser versieht, und die Gärten bewässert; die Bewohner sind Holländer und Engländer, untermischt mit Hottentotten, Mozambiques und Fin os. Die Haupt-

straße ist breit, und auf beiden Seiten mit schattigen Bäumen geziert, unter denen ich viele Pfirsichbäume mit grünen Früchten entdeckte. Die Häuser sind groß, gut gebaut, meist von Backstein, theils in altholländischem, theils in englischem Style. Jedes Haus hat einen ziemlich großen, wohlangelegten Garten, der alle in einer englischen Küche gewöhnlichen Gemüse enthält. Aepfel, Birnen, Orangen, Quitten, Nectarinen und Trauben gibt es in Menge. Der Blick ist auf allen Seiten durch dürre Felsenberge gehemmt. Ich zog gerade durch die Stadt, spannte einige hundert Schritte vor derselben aus, und ging dann zurück nach dem Dorfe, um einige Bedürfnisse für mich und die Meinigen zu kaufen. Eine große Anzahl holländischer Boeren mit Frauen und Kindern waren hier versammelt, um das Nachtmahl zu nehmen.

Um 11 Uhr Vormittags spannten wir wieder ein, setzten unsere Fahrt weiter fort, gingen zweimal über den Großen Fischfluß, und hielten dann einige Stunden an, weil das Gras in der Nähe von Cradock sehr spärlich gewesen war. Dieß war das fünfte- und letztemal, daß wir über den Großen Fischfluß setzten. Hier kamen uns etwa ein Duzend Wagen mit holländischen Boeren, ihren Frauen und Familien entgegen; mehrere derselben waren von 8 — 10 Pferden gezogen, welche statt der Kummete Lederstreifen über der Brust hatten; diese werden gewöhnlich aus Löwenfellen gemacht, wenn solche zu bekommen sind, denn dieß Leder gilt für zäher und ausdauernder als jedes andere. Diese langen Züge waren sehr geschickt geführt, indem ein Mann die Zügel, der andere die Peitsche hielt. Nachmittags wurde wieder eingespannt; der Weg war seit Cradock besser geworden, und führte durch eine weite, offene wellenförmige Ebene längs dem Nordostufer des Fischflusses. Das umliegende Land zeigte nach allen Richtungen endlose Ketten dürrer Steinberge, und die schroffen Rhinaster-Berge hoben sich großartig gegen Westen; nicht ein Baum war zu sehen, außer einigen dornigen Mimosas in den begünstigten Vertiefungen der Berge und längs den Ufern der Flüsse, das Land war bedeckt mit Gras und Heidekraut und kleinen dornigen Büschen.

Die Sonne war während des Tags mächtig gewesen, aber ein kühler Wind wehte von Süden her. Seit ich Grahamstown verlassen, war das Wetter sehr angenehm, selten drückend heiß gewesen, außer in den Vertiefungen, wo der Wind nicht hindrang. Südafrika ist trotz seines trockenen heißen Klimas sehr gesund, da es auf drei Seiten vom Meere umgeben ist, von dem den größten Theil des Jahres hindurch ein gesunder Wind herweht. Nur zu gewissen Jahreszeiten herrschen heiße Nordwinde, die wie aus einem Glühofen zu kommen scheinen, da der brennende Sand der großen Bakalihari-Wüste sie erhitzt.

In Cradock nahm ich noch einen andern Hottentotten, Namens Jakob, als Reitknecht in Dienst. Nachdem ich dem Fischfluß noch 9 Meilen weit gefolgt war, wandte sich unser Weg mehr rechts in nördlicher Richtung, und wir sagten diesem Flusse für jetzt Lebewohl. Nach zwei Märschen durch weite, undulirende, unfruchtbare Ebenen, die auf allen Seiten von dürren, kahlen Bergen eingeschlossen waren, kamen wir an den Rand der unermeßlichen Flächen um den Thebusberg her. Nachdem ich eine Zeitlang dem Ostufer eines unbedeutenden Baches gefolgt, kam ich an das Gehöfte Mynheer Vesta's, eines gastlichen Boeren und Feldcornets, was eine Art Friedensrichter des Districts ist. Hier hielten wir, um zu frühstücken, und Vesta, ein tüchtiger Jäger, unterhielt mich mit zahlreichen Anekdoten und Abenteuern, die ihm in der frühern Zeit während seiner Jägerlaufbahn in Albany begegnet; er erzählte mir, daß die schwarzen Wildebeest und Springböcke in den Ebenen unmittelbar jenseits seines Gehöfts außerordentlich zahlreich seyen, und dieß veranlaßte mich, alsbald satteln zu lassen und sie aufzusuchen. Das Fleisch dieser Thiere bildet eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Boeren und ihrer Diener, die Schädel und Hörner von Hunderten dieser Thiere waren um das Gehöfte her aufgeschichtet.

Ich ließ meine Leute am Bach hinaufziehen nach dem nächsten Gehöfte, und ritt mit Cobus nordwärts über die Flächen; bald sah ich Heerden von Springböcken in allen Richtungen, und als ich in gestrecktem Gallop denselben folgte, erschienen immer mehr, so daß die ganze Ebene davon zu wimmeln schien. Als ich eine fortlaufende Erhöhung in der Ebene überstiegen hatte, war das ganze Land, so weit das Auge reichte, meist von Springböcken, hie und da untermischt mit einer Heerde schwarzer Gnu's oder Wildebeests bedeckt, die in allen Richtungen umhertollten, und wenn sie bei unserer Annäherung in langen Reihen fortrannten, ihre weißen Schweife in der Luft umherwirbeln ließen. Nachdem ich sie stundenlang verfolgt und dann ein Duzend Schüsse auf eine Entfernung von 4 bis 600 Schritten abgefeuert hatte, ohne mehr als ein einziges zu verwunden, wandte ich endlich mein Pferd, um mein Lager aufzusuchen. Der Abend brach herein, dunkel und schwül, mit rasselndem Donner und lebhaften Blitzen an den umliegenden Bergen. Ich ritt deßhalb rasch fort, um meinen Wagen zu erreichen, und kam auch noch gerade recht an, um einem strömenden Regen auszuweichen, der die ganze Nacht anhielt. Der kleine Bach, Brak genannt, kam wie ein rother schäumender Wildbach heran, fiel aber am Morgen sehr rasch. Der Name des Bachs kommt vom Geschmack seines Wassers her, das mit Ausnahme der Regenzeit kaum genießbar ist. Meine Jagd, obwohl unglücklich, war höchst aufregender Art, und ich war über den schlechten Erfolg eben nicht böse, denn ich erkannte bald, daß das rücksichtslose Jagen nach dem Wild, wie ich es bisher getrieben, zwar sehr anregender Art, aber nicht sehr einträglich sey. Die Freude, so viel edles Wild in zahllosen Heerden auf seinen heimischen Ebenen zu sehen, überwog alles, und ich fühlte mindestens, daß ich die Gränzen des herrlichen Jagdgebiets erreicht hätte, das mich hauptsächlich bewogen diese entlegene, öde Strecke des Erdballs zu besuchen. Als ich in der heftigen Aufregung der Jagd dahin ritt, empfand ich ein freudiges Gefühl unbegränzter Freiheit, das mir während meiner Laufbahn in Afrika blieb, und das ich selten in so vollem Maaße genossen hatte; trotz der vielen Dornen, die meine Rosen in den vielen Tagen und Nächten voll Arbeit und Mühseligkeit umgaben, werde ich auf diese Zeiten immer als auf die glänzendsten und glücklichsten meines Lebens zurückblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Mitten unter diesen Wundern ist der schwache leichtgläubige Levantiner fast betäubt vor Erstaunen; nichtsdestoweniger macht er sich emsig an sein Geschäft zu kaufen und zu verkaufen, und träumt unaufhörlich von vermehrtem Reichthum, der ihm aus dieser gefährlichen Reise erwachsen soll. Von Zeit zu Zeit zittert und bebt er über die Gefahren der Rückreise, und Geschichtenerzähler fehlen nicht seine Furcht durch tragische, blutige Geschichten zu erhöhen. Eine derselben wird unsere Leser unterhalten, und wir führen sie deßhalb hier ganz an.

Digitized by Google

„Vor zwei oder drei Jahren lebte zu Kafr Zerat ein junger Mann, Namens Harun, der eine kleine Schwester, Namens Ayscha hatte; sie trieben das Geschäft von Babuschverfertigern, und galten als ziemlich wohlhabend. Er saß den ganzen Tag in seiner Bude im Bazar, sie arbeitete daheim in einem großen halb verfallenen Hause am Ende des Dorfes. Eines Nachmittags gegen den Asr (um drei Uhr Nachmittags), klopfte jemand an die Thüre und sie rief: men? (Wer?) und eine Stimme antwortete „Ana, Abu Samra" (ich bins, der Vater der Finsterniß). So glaubte die kleine Ayscha, dieß sey ein Neger, der einen Scherz machen wolle, und achtete nicht darauf. Aber er klopfte wieder, und sagte, er sey hungrig und durstig, er bitte um einen Bissen Brod und einen Schluck Wasser. Darum befahl sie einem jungen schwarzen Sklaven, der im Sonnenschein schlief, aufzustehen, die Thüre zu öffnen, dem Manne zu geben was er verlange und ihn wieder gehen zu lassen. Der Sklave that wie ihm geboten, und Abu Samra — so nannte er sich — schritt unverschämt bis in die Mitte des Zimmers, und blickte nach der Galerie hinauf, wo sie saß. Als sie dieß bemerkte, verhüllte sie ihr Gesicht und sagte: „o Fremdling, das ist kein anständiges Benehmen; du hast mich um Brod und Wasser gebeten, aber es scheint, du bist hergekommen, um mein Gesicht zu sehen." Er war ein Mann von riesenhaftem Wuchs, so daß sein Kopf bis fast an die Galerie reichte, seine Arme waren lang, seine Schultern breit, und als er auf ihre Rede lachte, glaubte sie einen Afrit zu sehen, dem es eingefallen, im Licht der Sonne umherzuwandern. Sie war sehr erschrocken, als er lachte und rief ihren Sklaven, erhielt aber keine Antwort.

„Du willst mir doch kein Leid thun?" sagte sie.

„Gott verhüte, erwiederte er, du bist das Licht meiner Augen, dein Gesicht ist wie der Mond, deine Brüste wie kleine Granaten." Er sagte dieß in scherzendem Tone, als er die Treppe heraufkam. Sie lief fort, und verbarg sich, aber er folgte ihr und rief: ja Mahbubi (oh! meine Geliebte.)

„Er hatte den Sklaven im Gange unten getödtet und den Körper in den Stall geworfen. Nachdem er Ayscha an Händen und Füßen gebunden, und einen Knebel ihr in den Mund gesteckt hatte, durchsuchte er das Haus und nahm alle Juwelen und Gold, was darin war, tausend Piaster im Werth, und als Harun heim kam, tödtete er ihn gleichfalls. Dann warf er die todten Körper in den Brunnen und sagte zu Ayscha: „oh mein Kleinod, ich habe dich geschont um deiner Jugend und deiner Lieblichkeit willen. Willst du mit mir kommen und mein Schicksal theilen? Mein Beruf ist, den Starken und den Mächtigen zu schlagen und von ihrer Beute zu leben. Ich kann die Knochen zweier Männer brechen mit Einem Schlag meiner Faust, und kann einen Büffel tödten mit einem Stoß, denn ich bin ein Mann der Stärke, und ich lache über den Pascha und den Seraskier und über ihre Soldaten. Willst du meine kleine Frau seyn, so will ich dich schonen, wo nicht, so muß ich dich auch in den Brunnen werfen."

„Ayscha dachte bei sich: wenn ich mich tödten lasse, so werde ich nicht im Stande seyn, den Tod meines Bruders Harun zu rächen, darum antwortete sie: mein Herr, es ist ein großes Vergnügen für mich, die Sklavin eines starken Mannes zu seyn, der zwei Männer mit Einem Schlag seiner Faust, und einen Büffel mit einem Stoß tödten kann.

„Der schwarze Mann nahm sie mit sich nach seinem einsamen Hause nahe am Wege nach Tanta, und lebte hier zwei Jahre, beraubte Kaufleute und Reisende und ermordete sie. Die kleine Ayscha wäre gern entflohen, aber sie war von einer alten bösen Frau, die nie das Haus verließ, genau bewacht. Außerdem wurde sie gut behandelt, denn Abu Samra liebte sie und gab ihr Juwelen und schöne Kleider, und beeilte sich von seinen blutigen Zügen nach Hause zu kommen, um sein Haupt in ihren Schooß zu legen, sie zu umarmen und sie das Licht seiner Augen zu nennen. Sie spielte ihre Rolle mit Schlauheit, und streichelte seinen großen häßlichen Kopf, während sie zu sich selbst flüsterte: wann wird der Strick oder das Schwert den Tod meines Bruders rächen!

„In einer Nacht kam der verfluchte Abu Samra zurück nach seiner Wohnung und sagte nun laßt uns lustig seyn, ich habe einen Christenhund getödtet, der von Alexandrien kam mit vielem Geld. Hambulillah (Gelobt sey Gott!) ich werde einen Monat lang nicht wieder fortgehen, denn dieß war ein glücklicher Tag.

„Sie erwiederte: o tapferer Abu Samra, sage mir, wäre es nicht gut, du nähmest dein kleines Weib nach dem Markte mit, daß sie die Fantasia sehen und sich erfreuen möge.

„Wenn ich mich nicht fürchtete, antwortete er, möchte ich es wohl thun.

„Was fürchtest du denn? rief sie lachend; kannst du nicht zwei Männer tödten mit Einem Schlag und einen Büffel mit einem Stoß? Zudem kennt dich niemand. Wenn du mich liebst, so nimm mich mit zu dem Markte.

„Er ließ sich überreden, und am nächsten Tage setzte er trotz des Abrathens der bösen alten Frau Ayscha auf einen schlanken Esel, nahm Geld mit sich und schritt an ihrer Seite auf Tanta zu. Den ganzen Tag scherzte sie, und spielte mit ihm, wie ein Kätzchen spielen würde mit einem Löwen. Hütet Euch, sagte hier der Erzähler dazwischen hinein, vor einem Weibe, das Euch zu viel schmeichelt, denn sie will Euch verrathen. So war es in diesem Falle, denn kaum waren sie mitten in die Menge hineingekommen, und im Angesicht der Bajonette der Wache, so rief sie aus: helft! gute Leute, helft! oh tapfere Soldaten! dieser schwarze Teufel ist der Mann, der den Christen von Alexandria getödtet hat; der ists, der meinen Bruder Harun ermordete.

„Und er, der sich seiner Stärke gerühmt hatte, ließ sich binden, wie ein Kind, und murmelte: ich habe eine Schlange in meinem Busen genährt. Es ist der Wille Gottes.

„Sie hingen ihn auf dem Marktplatz mit einem Zettel um seinen Hals, der ihn als den Mörder von 16 Menschen erklärte. Er unterwarf sich ruhig seinem Schicksal, aber man sah, wie er zusammenschauerte, als er die Stimme einer Frau aus der Menge rufen hörte: denke an meinen Bruder Harun!"

Wenn solche Vorfälle gewöhnlich wären, so möchte das Reisen in Aegypten nicht sehr angenehm seyn, aber der Vater der Finsterniß ist eine Person, die nur hie und da sich zeigt. Weit gewöhnlicher ists, auf dem Weg einen Trupp Tänzerinnen zu finden, die von einer Stadt zur andern wandern und Beschäftigung suchen. Bei Gelegenheit dieser Frauen müssen wir bemerken, daß die Ansichten der Reisenden über sie sehr mannichfach und widersprechend sind, indem einige ihre Darstellungen ekelhaft nennen, andere sie für höchst zierlich und elegant erklären. Als Mohammed Ali regierte, faßte er den Plan eine der gewaltsamen Reformen ins Werk zu setzen, welche nur unter einem vollständigen Despotismus ausführbar sind; nämlich alle die Hawalim (Almehs) oder tanzenden Mädchen zusammenzubringen und sie insgesammt nach Oberägypten zu schaffen. Er glaubte auf diese Weise die Sitten seiner Unterthanen gebessert zu haben, aber wer den Orient kennt, wird leicht begreifen, daß gerade das Gegentheil stattfand. Der Weg vom Schlimmen zum Schlimmeren ist nicht schwer, und die launischen, feurigen Moslems, denen man das erträgliche Laster genommen, griffen bald zu unerträglichen. Allmählich ließ deßhalb der gerühmte Reformator Aegyptens die Hawalim in kleiner Anzahl den Fluß herabkommen von Esneh, nicht weil er einen großen Werth auf die Sittlichkeit der Aegyptier setzte, sondern weil er wünschte, daß man in Europa gut von ihm spreche.

(Schluß folgt.)

Literarisches Piratenthum in Nordamerika. Das Athenäum welches seit geraumer Zeit den Gedanken eines internationalen Verlagsrechts, namentlich zwischen Amerika und England verfolgt, meldet (31 August) mit Entrüstung, daß ein neues großartiges Piratenunternehmen in Newyork begonnen habe, nämlich eine Monatsschrift, worin nicht nur die besten nach und nach herauskommenden Bücher Englands, sondern auch die periodische Literatur geplündert werden soll. Jedes Heft soll einen Band von etwa 25 Bogen seyn, und nur 25 Cents kosten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 214. 6 September 1850

Die brittische Naturforscherversammlung.

Dr. Cullen las in der Section für Geologie und physische Geographie eine Abhandlung „über die Goldminen von Darien, die Auswanderung nach Neugranada und die Canalisation des Isthmus von Darien.“ Der Isthmus gehört zur Republik Neugranada, und sein wichtigster Theil, derjenige, welcher für Verbindungen zwischen dem atlantischen und stillen Meer am besten taugt, liegt zwischen dem Golf von Darien und dem Golf San Miguel. Zahlreiche Flüsse fallen in die Bay von Panama auf der einen und in das atlantliche Meer auf der andern Seite, der Hauptfluß aber ist der 40 Meilen lange und in den Golf von San Miguel fallende Santa Maria, der weder durch Sandbänke, noch durch Barren gehemmt ist. Einige wenige Ranchos sind noch durch Spanier besetzt, die meisten alten Städte, Dörfer und Forts sind seit langer Zeit verlassen. Etwa acht (engl.) Meilen den Santa Maria oder Tuyra hinauf liegt das Dorf Chapigana mit einem Corregidor und etwa 100 Einwohnern, meistens Sambos und Negern; ein Schotte, Namens Hossach und ein Portugiese, Don Pepe, sind hier angesiedelt. Wenige Meilen oberhalb dieses Dorfes findet sich Gold in Menge, und etwa 30 Meilen oberhalb ist die Stadt Yavisa, die Hauptstadt des Districts und der Wohnsitz des Präfecten Don Antonio Baraya; die Bevölkerung beträgt kaum 100 S. und das große Fort ist in gutem Zustand, hat aber keine Besatzung. Die größten Schiffe können fast bis an den Chuquanaqua, einen Zweig des Tuyra, einige Meilen unterhalb Yavisa, bis wohin auch die Fluth sich erstreckt, hinauffahren. In diesem Land wurde unter den Spaniern stark und mit Erfolg nach Gold gegraben, die Engländer erschienen seit Francis Drake und Basil Ringrose (1680) bis herab auf Macgregor als Flibustier und als Colonisten. In den Archiven der Schatzkammer von Panama ist ein Bericht über frühere Minenarbeiten an der Mina Real, am Flusse Cana, einer Quelle des Tuyra, in dem Cerro del Espiritu Santo: der königliche Quinto, d. h. fünf Procent vom Ertrag dieser Mine machte eine Reihe von Jahren im Durchschnitt 3½ Mill. Piaster im Jahr aus, was den Ertrag auf 70 Mill. steigern würde; die Ausbeute geschah durch Neger, deren jedoch nie mehr als 3 bis 400 waren, welche das Gestein aushieben, dasselbe durch Ochsen in Mörsern zu Staub zerreiben ließen, und während des Zerreibens auswuschen. Die Minen wurden im J. 1685, obgleich eben damals in vollem Anbau, auf Befehl des Königs von Spanien gesperrt wegen der Einfälle der Flibustiers, und seitdem nicht wieder eröffnet; die benachbarten Berge, obwohl reich an Gold, wurden gar nie bearbeitet. Dr. Cullen fand den Boden an den Ufern der Gewässer sehr fruchtbar, sammelte selbst drei Pfund Gold an verschiedenen Stellen, und mehrere Stücke Quarz mit Goldadern. In Bezug auf den Ackerbau gewährt Darien die günstigsten Aussichten; sein fruchtbarer Boden und der rasche Wachsthum des sogenannten Pisang- (plantain) Zuckerrohrs, das in 9 Monaten zur Reife kommt, gibt ihm den Vorzug vor Demarara, und obwohl es zahlreiche Flüsse hat, ist es doch frei von Sümpfen und Ueberschwemmungen; das Holz ist so gut wie in Guiana, und Wild, Alligators und Tiger mit eingeschlossen, sehr reichlich. Die Regierung von Granada gewährt den Einwandern unter der Form von Arbeit, Anleihen und Landbewilligungen große Vortheile. Die durchschnittliche Fahrt nach Carthagena oder Santa Martha ist 30 Tage, und Auswanderer können für 6 Pfd. hingelangen. Die zu colonisirenden Landstriche bestehen aus hohem Tafellande und etwa 9000 Fuß hohen Thälern mit einem gemäßigten Klima 50° bis 80° (F.) das Jahr hindurch. Auf den Tafelländern wächst Weizen, in den Thälern Kaffee, Baumwolle, Cacao, Zuckerrohr und andere tropische Gewächse. Der Ansiedler hat die Wahl des Klima's von der Fläche mit tropischer Vegetation bis zum ewigen Schnee. Die Bevölkerung besteht aus spanischen Creolen, und die Religion ist die katholische, aber es ist vollkommene Freiheit gewährt; die Regierungsform ist rein demokratisch. Von einem Berge am Flusse Lara, einem Zufluß des Savana, aus erblickt man das atlantische und stille Meer. Der Canal würde sich an der alten schottischen Niederlassung Neu-Edinburgh am Punto Escoces öffnen.

•

Der bekannte Statistiker Porter behandelte die Frage, „ob eine Tendenz vorhanden sey, das Capital in den Händen der bereits Reichen zu vermehren?“ Er ist, so schwach die Mittel sind, welche den Beweis liefern können, geneigt die Frage mit Nein zu beantworten, und führt als Stütze für diese Meinungen erstens das starke Wachsthum der Sparbanken an, die im J. 1846 für England, Schottland und Irland zusammengenommen 31½ Mill. Pfd. betrugen; zweitens die Vertheilung der Renten der Nationalschuld, wo sich aus den Rechnungen der Bank ergibt, daß sich die Empfänger von Rentensummen unter 5 und unter 10 Pfd. zwischen den Jahren 1831 und 1848 bei jeder Zahlung vermehrten, während alle Empfänger höherer Summen — mit Ausnahme der höchsten, die über 2000 Pfd. bei jeder Zahlung erhielten und um 5 zunahmen — sich bedeutend an Zahl minderten, z. B. die welche zwischen 300 und 500 Pfd. erhielten, um 8 Proc., die, welche zwischen 500 und 1000 Pfd. erhielten, um 12½ Proc., die welche zwischen 1000 und 2000 Pfd. erhoben um 20 Proc.; drittens gibt die Einkommensteuer ein

Digitized by Google

ähnliches Resultat: die der Steuer unterworfene Summe betrug im J. 1812 [1] 21,247,621 Pfd., im J. 1848 56,990,224 Pfd., also eine Vermehrung von 37¾ Mill. Von dieser Vermehrung fallen auf die Einkommen zwischen 150 und 500 Pfd. nicht weniger als 13,724,949 Pfd., auf die Einkommen zwischen 500 und 1000 Pfd. nur etwas über 5 Mill., auf die zwischen 1000 und 2000 etwas über 4 Mill., auf die zwischen 2000 u. 5000 etwas über 4 Mill., und auf die über 5000 Pfd. 8,779,275 Pfd. Die geringern Vermögen zwischen 150 und 500 Pf. haben also allein mehr als ein Drittel der ganzen Vermehrung für sich genommen.

*

Es scheint, daß es in England, dem Lande praktischen Fortschritts, doch auch vorkommt, daß der Prophet in seinem Lande nichts gilt, oder daß wenigstens sehr ernste Hindernisse sich der Ausführung seiner Ansichten entgegenstellen. So ist es wenigstens mit dem Schiffbau, wie ihn Herr Scott Russell, dessen wir in frühern Jahren oft gedachten nach dem „Wellenprincip" vorschlug. Eine Privatyacht Titania wurde darnach gebaut, und ist die rascheste Segelyacht ihrer Größe, aber die Regierung hat bisher nichts in der Sache gethan. Dagegen führt Hr. Russell das Beispiel eines Seearchitekten in Brasilien, Hrn. Butler Dodgson, an, der an den Eisenwerken und Schiffswerften von Parta de Aria angestellt ist, und für die brasilianische Regierung Schiffe und Dampfboote baut. Auch er hatte die gewöhnlichen Eifersüchteleien und Vorurtheile zu befahren, hat es aber durchgesetzt, und baut jetzt nach dem Wellenprincip große Dampfboote für die Regierung, welche vortreffliche Dienste leisten sollen.

*

In der vorjährigen Versammlung wurde eine Committee niedergesetzt, um Instrumente zur Messung der Wellen der Erdbeben zu untersuchen. Sie erstattete dießmal Bericht, hatte aber bis jetzt nur Einen Zweig mit Hülfe des neuen Seismometers untersucht, nämlich die Wirkung der Stöße, die durch Sandbetten, Erdschichten u. s. w. fortgepflanzt werden. Eine vollständige Mittheilung sollte erst statt finden, wenn die Committee auch die Fortpflanzung der Stöße durch Gestein untersucht habe; indeß sey sie bereits auf unerwartete und bedeutende Resultate gestoßen.

*

Dr. Martins, ein Franzose, berichtete „über die sechs Klimate in Frankreich." Er theilte nämlich ganz Frankreich in 6 klimatische Districte ab: 1) Nordosten oder Vogesen, 2) Nordwesten oder der sequanische District, 3) der westliche oder armoricanische, 4) der südwestliche oder girondische, 5) der südöstliche oder rhodanische und 6) der Mittelmeer- oder provençalische District. Er bemerkte, bisher hätte Frankreich kein ausschließlich der Meteorologie gewidmetes Journal gehabt, jetzt solle aber eines gegründet werden.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ritt ich durch den Vrakfluß, um Mynheer Wocheter zu besuchen, und einige Pferde von ihm zu kaufen, er hatte aber keine zur Verfügung. Ich traf den alten Herren, wie er vom „Feldt" zurückkam mit dem langen, einläufigen Gewehr und Feuerschloß, so wie dem gewöhnlichen Pulverhorn an der Seite. Er war mit seinen Hottentotten vor Tagesanbruch ausgegangen, und hatte in einem unebenen Theil der Gegend in einer kleinen Ecke, durch welche die Springböcke vor Sonnenaufgang zu kommen pflegten, Stellung genommen. An solchen Stellen bauen die Boeren kleine Wachtplätze aus flachen Steinen, von wo sie gewöhnlich jeden Morgen und Abend, aus einer Entfernung, wo sie nicht fehlen können, einiges Wild erlegen. Dießmal war indeß unser Freund unglücklich gewesen, obwohl ich den lauten Knall seines „Rohrs" kurze Zeit zuvor gehört hatte. Der Knall der unmäßig großen Gewehre der Boeren, die mit einer großen Handvoll groben Pulvers geladen werden, ist in der ruhigen Atmosphäre dieser hohen Tafelländer auf eine bedeutende Strecke zu hören, und während meines Aufenthalts auf den Flächen um den Thebusberg verging Morgens, Mittags und Abends selten eine Stunde, wo nicht der ferne Schlag eines holländischen Gewehrs an mein Ohr tönte.

Mynheer Wocheter bat mich das Frühstück mit ihm einzunehmen, was ich that, und wobei Cobus als Dolmetscher diente, da mein Gastwirth nicht ein Wort englisch verstand und ich noch nicht Zeit gehabt hatte, das Holländische zu lernen, womit ich jedoch nicht lange darauf vollständig bekannt wurde. Nach dem Frühstück nahm ich Abschied, ließ meinen Wagen eine Richtung von dem geraden Weg nach Colesberg ab und quer durch das Land nach der Wohnung eines Boeren, Namens Hendrick Strydom nehmen, wo das Wild in Menge sich finden sollte; ich selbst ritt mit Cobus fort, um neuerdings Krieg gegen die Springböcke zu führen. Wir ritten in östlicher Richtung über die Ebene, und fanden, wie gestern, die Springböcke zu Tausenden, da und dort untermischt mit einer Heerde schwarzer Wildebeests. Da ich fand, daß ich durch das Jagen über die offene Ebene mich ihnen nicht auf 4 bis 500 Schritt nähern konnte, ließ ich meine Pferde und meinen Burschen zurück, und ging zu Fuß nach einer niedrigen Kette von Felsenbergen, wo ich einen Springbock und ein Wildebeest scharf anschoß, aber dennoch verlor. Ich litt sehr durch den Durst, die Sonne brannte gewaltig, und obwohl es am vorigen Abend stark geregnet, war doch kein Tropfen Wasser zu finden. Am Nachmittag kam ich an einen Sumpf, aber das wenige Wasser darin war fast kochend; dennoch war ich hoch erfreut darüber, und was war dieß gegen die Qualen des Durstes, die ich später erduldete!

Kurz darauf traf ich meinen Diener, der erstaunt über meine lange Abwesenheit mich mit den Pferden aufgesucht hatte. Ich war sehr froh ihn zu finden, schwang mich in den Sattel und ritt scharf über die Ebene hin, um meinen Wagen einzuholen. Auf meinem Weg dahin nahm ich meine Stellung hinter einer kleinen Hügelkette, und befahl Cobus eine Heerde Springböcke gegen mich herzutreiben, was er auch mit großem Erfolg that, und mir etwa ein hundert gerade vors Gesicht trieb. Dennoch war ich unglücklich, indem ich beide Läufe abfeuerte, anscheinend ohne etwas zu treffen. Als ich meinen Wagen erreicht hatte, den ich an der öden Wohnung Mynheer Hendrick Strydoms ausgespannt fand, nahm ich einen tüchtigen Schluck Branntwein und Wasser, und ging dann gefolgt von meinem Dolmetscher mit einer Flasche Genever und Gläsern nach der Thüre Strydoms, um mit ihm und seiner Frau Bekanntschaft zu machen. Ich trug schottische Kleidung, in der ich

[1] Mit Ausnahme derer unter 150 Pfd., welche durch die neue Einkommensteuer frei sind, und welche man also auch bei der Vergleichung mit der frühern Einkommensteuer wegließ.

während meiner ersten Expedition mich gewöhnlich zeigte, zum großen Erstaunen der naiven Boeren. Ich schüttelte Strydom herzlich die Hand, sagte ihm ich sey ein Bergschotte, und es sey Sitte in meinem Land, wenn Freunde sich begegnen, einander in einem Humpen Branntwein Bescheid zu thun; bei diesen Worten füllte ich ihm zugleich ein tüchtiges Glas. Dieß war stets mein Verfahren, wenn ich einen Boeren zum erstenmal traf, es war eine nie fehlende Methode, seine Geneigtheit zu gewinnen, und stets erwiederte er, die Schotten seyen die besten Leute von der Welt.

Es ist seltsam, daß die Boeren für Schotten eine ziemliche Vorliebe hegen, während sie den Anblick eines Engländers verabscheuen; sie haben einen Begriff davon, daß die Schotten, wie sie, eine von den Engländern besiegte Nation sind, und daß wir folglich in demselben Joche ziehen, wie sie; ferner sind viele ihrer Geistlichen Schotten. Hendrick Strydom war ein schlanker, sonnenverbrannter, wildaussehender Mann mit hellem röthlichem Haar und einem langen buschigen rothen Bart. Er war ein tüchtiger Jäger, und er selbst, so wie seine Haushaltung, lebte großentheils von dem Ertrag seines langen „Rohrs." Seine Frau war ein hübsches kleines Weibchen, mit frischer Farbe und schönen dunkeln Augen und Augenbrauen; sie zeigte sich mir bald sehr geneigt, woran vielleicht der Thee und Kaffee, die ich mit freigebiger Hand spendete, ihren Antheil haben mochten. Diese Boeren waren ziemlich arm und ihre Wohnung stand mit ihren Mitteln im Verhältniß: es war ein kleines Lehmhäuschen, dessen Dach schwachen Schutz gegen den schweren periodischen Regen gewährte. Das Feuer brannte auf dem Herd, und ein Loch im Dach diente als Fenster und Rauchfang. Die Dachbalken und die kahlen Lehmwände waren mit einer Menge Häuten wilder Thiere geziert, und mit endlosen Festons von Biltonge oder an der Sonne getrocknetem Wildpret behängt. Grüne Felder oder Gärten waren keine zu sehen, denn das Haus lag mitten in der wilden Karroo-Ebene, und während der Nacht weideten Springböcke und Wildebeests vor der Thüre. Die Diener bestanden in einem alten Buschmann und seiner Frau, und ihr ganzes weltliches Besitzthum belief sich auf einen alten Wagen, ein Gespann Ochsen, einige Milchkühe und eine kleine Heerde Ziegen und Schafe. Strydoms Einkommen bestand namentlich in der Bereitung von Asche, womit er seinen Wagen belud, und viele Tagereisen weit nach andern Gegenden zog, um sie an reichere Boeren zu verkaufen. Diese Asche ist allenthalben sehr begehrt, als ein unerläßliches Ingrediens zur Bereitung von Seife, die jeder Boer in Südafrika für sich selbst macht. Ein niedriger, saftiger, grüner Busch, aus dem die Asche gewonnen wird, findet sich nur in gewissen Districten, und auf diesen öden Ebenen sehr reichlich.

Strydom hatte Mitleid mit mir wegen meines fortwährenden schlechten Jagdglücks, und bemerkte, es sey dieß ein ganz gewöhnliches Ding, wenn man in der Art, wie ich es gethan, herumreite; auf diese Weise werde eine ungeheure Menge Munition meist nutzlos verschossen, und er als ein armer Mann erlaube sich selten die Jagd in dieser Weise zu treiben; wenn ich ihn aber die zwei noch übrigen Tagesstunden begleiten wolle, so werde er mir seine Art zeigen, und glaube, wir würden wahrscheinlich diesen Abend noch einen Bock bekommen. Nachdem wir den Kaffee getrunken, gingen wir fort durch die wilde öde Ebene, gefolgt von zwei Hottentotten, während große Heerden zierlicher Springböcke auf allen Seiten weideten. Er stellte mich hinter einen kleinen grünen etwa 18'' hohen Busch, mitten in einer weiten offenen Fläche, und hieß mich flach auf den Bauch niederlegen, er selbst ging einige hundert Schritte weiter, nahm eine ähnliche Stellung ein, und schickte die Hottentotten um eine Heerde Springböcke herum, mit dem Auftrage sie allgemach gegen uns zu treiben. Die Sache ging vortrefflich, die ganze Heerde kam langsam gegen die Stelle wo ich lag, bis auf etwa 120 Schritt, wo ich einen fetten Bock auswählte und ihn mit einer Kugel in der Schulter niederstreckte. Dieß war der erste schöne Schuß, den ich auf dieser Ebene nach einem Springbock [1] that. Da der Abend keine Aussicht mehr bot, und die Nacht eintrat, so kehrte ich mit Strydom sehr muntern Sinnes nach seiner Wohnung zurück.

(Schluß folgt.)

Der Krönungsstein der angelsächsischen Könige.

Die Krönung von mindestens sieben sächsischen Königen fand zu Kingston an der Themse statt. Der rohe Stein, auf dem der zu Krönende saß, stand bisher gegen das Stadthaus zu auf dem Marktplatze und wurde im J. 1827, als ein neues Stadthaus gebaut wurde, in den Hof des Gerichtsgebäudes gebracht, wo er bisher unbeachtet liegen blieb. In unserer monumentenwüthigen Zeit will man demselben nun auch eine Ehre anthun. Er soll auf einem siebeneckigen 6' im Durchmesser haltenden und 25'' dicken Stein gestellt werden, der in der Mitte von sieben Steinpfeilern stehen soll, die durch ein eisernes Gitter eingeschlossen werden sollen. Der siebeneckige Stein und die sieben Säulen deuten natürlich auf die Heptarchie hin. (Athen. 31 August.)

Die Levantiner.

(Schluß.)

Während der Vertreibung der Hawalim waren die Türken und Araber wegen Mangel an Unterhaltung sehr in Verlegenheit; denn diese Hawalim sind die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen des Orients. Sie finden ihren Weg in jede Familie, und man bedient sich derselben um die jungen Damen des Harems mit den wollüstigen Tänzen und Darstellungen bekannt zu machen, auf welche die Orientalen so viel Werth setzen. Außer dem Tanze erzählen sie auch Geschichten und unterhalten noch auf manche andere Weise die Frauen der Großen, deren Absonderung von der Gesellschaft ohne sie höchst langweilig werden würde. Hr. Bayle St. Johns Bericht von diesen Tänzerinnen, die er verstohlen in der Zeit sah, wo ihr ganzer Stand dem Gebot der Verbannung unterlag, ist äußerst ungünstig. Dieß läßt sich jedoch aus einigen besondern Umständen erklären: fast alle berühmten Tänzerinnen waren verhaftet und nach Esneh geschickt worden, die übriggebliebenen fast ohne alles Talent oder Kunst suchten den Mangel beider durch grobe Unschicklichkeit zu ersetzen. Der Anblick solcher Darstellungen mochte also wohl einem Fremden Ekel einflößen, obwohl derselbe Reisende bei den Tänzen der Hawalim von Cairo zur Zeit, wo die Darstellungen erlaubt waren, und gewöhnlich von allen Ständen besucht wurden, möglicherweise ganz anderer Ansicht hätte seyn können. Einen ihrer berühmtesten Tänze, den

[1] Der Springbock heißt so bei den Colonisten wegen seiner eigenthümlichen Art außerordentliche, sehr hohe Sprünge zu machen, wenn er verfolgt wird. Am besten sieht man dieß, wenn sie von einem Hunde gejagt werden, die Heerde rennt fort unter seltsam senkrecht in die Höhe gehenden Sprüngen, erhebt sich mit gebogenen Lenden hoch in die Luft, und richtet zugleich die schneeweißen langen Haarbüschel an den Hüften und auf dem Rücken empor, was ihnen ein von allen andern Thieren verschiedenes feenartiges Ansehen gibt. Sie springen mit der Elasticität eines Kautschukballs zehn oder zwölf Fuß hoch, und legen mit jedem Sprung, anscheinend ohne die mindeste Anstrengung, 12 bis 15 Fuß zurück. Sie scheinen beim Sprung gleichsam einen Augenblick in der Luft zu schweben, kommen dann mit allen vier Füßen zugleich wieder auf den Boden, um aufs neue sich aufzuschwingen. So geht es einige hundert Schritte weit fort, worauf sie in einen leichten elastischen Trab fallen. Die Massen von Springböcken, die man bei ihren großen Wanderungen beisammen sieht, sind wahrhaft erstaunlich, und wer sie nach Wahrheit zu schildern sucht, setzt sich der Gefahr aus für einen Lügner erklärt zu werden.

Digitized by Google

europäische Damen von der strengsten Sittlichkeit und vom verfeinertsten Geschmack häufig besuchten, wollen wir hier beschreiben, damit der Leser ihn mit dem weit minder günstigen Urtheil Hrn. Bayle St. Johns vergleichen könne.

Wir gingen eines Morgens in ziemlich großer Gesellschaft aus, um den Tanz der Hawalim bei Tageslicht zu sehen. Als wir ankamen, waren ihrer wenigstens 40 versammelt, welche in einem großen Salon sangen oder Kaffee schlürften und je nach ihren Mitteln mehr oder minder elegant gekleidet waren. Die meisten hatten reiches, schwarzes, in Zöpfe geflochtenes und mit Goldmünzen besetztes Haar, und hie und da Schnüre kleiner Perlen durch die Locken gezogen. Wir wählten zwei der schönsten aus und luden sie ein zu tanzen. Hierauf brachten sie ihre Kleider in Ordnung, und machten alle nöthigen Vorbereitungen zur Pantomime, denn dieß war es in Wirklichkeit. Man sagte uns, wir möchten uns vorstellen, die Zeit sey Abend, und das zierlichste und schlankeste Mädchen sey eine Beduinentochter, die an der Thüre des Zeltes ihres Vaters sitze, und die Ankunft ihres Geliebten, des jugendlichen Häuptlings eines feindlichen Stammes, erwarte. Nachdem sie kurze Zeit in nachdenkender Stellung geruht, stand sie auf und begann durch eine Menge von Stellungen und Bewegungen ihre Besorgniß und Ungeduld auszudrücken. Dann warf sie ihren Blick gen Himmel, um aus dem Laufe der Sterne die Zeit zu erspähen. Sie horchte, sie warf forschende Blicke über die Wüste, und kehrte dann niedergeschlagen und getäuscht in ihrer Erwartung nach der Zeltthüre zurück, wo sie ihrem Gefühle durch ein Lied freien Lauf ließ. Worte und Melodie waren klagend und hübsch, und keineswegs leidenschaftlicher als ein sentimentales Liebeslied hier zu Lande. Auf dieß folgte eine andere Abtheilung des Zwischenspiels, bestehend in einem feurigen Tanze, den sie jedoch immer noch allein ausführte. Endlich hört man die Hufe des Rosses in der Ferne, die Tänzerin hält inne, läßt einige Ausdrücke der Freude fallen, und wie ihr Geliebter ihr nahe kommt, öffnet sie ihre Arme ihn zu empfangen. Das zweite Mädchen, das den Häuptling vorstellt, muß man sich denken, als steige sie vom Pferde, worauf sie in raschen Sprüngen der Geliebten sich nähert; dann wird der Tanz belebter, und eine nach der andern singt Liebes- und Freudenlieder. Mit Ausnahme einer einzigen Scene ist das Ganze, wie man mit Wahrheit sagen kann, mit poetischer Anmuth bekleidet. In dem fraglichen Theil ist die Leidenschaft etwas zu natürlich ausgedrückt, wird aber mitten unter rauschender Musik und Liedern, so wie unter einer Menge rascher Bewegungen und Stellungen ausgeführt, so daß sie oft vorübergeht ohne unangenehme Empfindungen oder Tadel zu erwecken.

Natürlich hängt aber in solchen Fällen sehr viel von dem persönlichen Charakter der Tänzerinnen ab, von denen einige plump, schwer, materiell, andere leicht und luftig, wie Sylphiden sind, und mehr Aufmerksamkeit durch das Spiel ihrer Gesichter und durch die sprechende Rede ihrer Augen erwecken, als durch die studirten Bewegungen der übrigen Theile des Körpers. Der auffallendste Tanz dieser Art, den wir je sahen, war in einem halb verlassenen Dorfe am obern Nil, bei Fackellicht mitten unter zerlumpten Arabern beider Geschlechter. Die Hawalim waren jung, höchst lebendig, und so gierig nach Beifall, daß sie keine Kunst und Anstrengung sparten ihn zu erwerben. Alles klatschte und munterte sie mit lauter Stimme auf, und der Enthusiasmus wurde endlich so groß, daß die Neger ihre Fackeln senkten, mit den Händen klatschten, und herumzuspringen begannen, als wären sie toll. Die Fackeln wurden indeß wieder aufgenommen und die Tänzer nach einem leichten Tadel wieder in ihr Amt eingewiesen. Die ganze Bevölkerung des Dorfes, Jung und Alt, schien anwesend, und als es vorüber war, und wir die Tänzerinnen belohnt hatten, ging jedermann zufrieden zu Bette.

Unter den von Hrn. St. John aufgeführten Erzählungen können wir die „Zelfa Kelfa" nicht unerwähnt lassen, weil sie wirklich reizend ist und orientalische Sitten auf eine sehr anschauliche Weise erläutert, obwohl ein wandernder Deutscher darin auftritt. Eine zweite Geschichte „Mohammed der Unglückliche und Fatmeh die Glückliche", wird man gleichfalls mit ungemischtem Vergnügen lesen. Die Erzählung beginnt zu Fonah im Delta, einer von einer herrlichen Landschaft umgebenen Stadt, mit dem breiten Nilstrom auf der einen, und Seen, Buschwerk und Wäldern auf der andern Seite, dazwischen Minarets und Gräbern von Scheichs. Die Moral der Geschichte ist, daß ein übelgebautes Gesicht oft eine schöne Seele birgt, und daß die Eigenschaften des Verstandes und Herzens mehr als eine Entschädigung für den Mangel an Glücksgütern sind. Die Neuerung liegt in der Entwicklung; denn nachdem Mißgeschick das Haus, zu dem Fatmeh gehört, überwältigt hat, flüchtet Mohammed mit ihr, die noch ein volles Kind ist, über die ganze Ebene des Delta, an deren Ende sie ihm verloren geht; dann kommt die einsame Periode seines Lebens, die er unter der wogenden Menschenmenge in Cairo zubringt, und eine ganze Reihe kleiner Ereignisse, welche auf eine wirksame Weise mit einander verflochten sind, führt endlich zu der Wiederentdeckung Fatmehs und dem Schlusse des Stücks.

Im ganzen genommen ist St. John's Werk „ein zweijähriger Aufenthalt in einer levantinischen Familie" von mannichfachem Interesse, correct als eine Zeichnung der Sitten, und ausgezeichnet durch die Schreibart. Der Verfasser hat einen tiefen Anstrich von Poesie, und ist Herr der Sprache in einer Art, wie es bei Reisenden selten der Fall ist. Er ist augenscheinlich ein Gelehrter und ein Philosoph und schreibt zugleich mit einem politischen Zweck, obwohl er sorgfältig Speculationen vermeidet, wenn sie ihm nicht ganz ungezwungen an der Hand der Erzählung kommen. Ueber Mohammed Ali's Regierung hat er eine sehr ungünstige Ansicht: er war Zeuge zahlloser tyrannischer Handlungen in verschiedenen Theilen Unterägyptens, und wir können hinzusetzen, daß in Oberägypten die Sachen eher schlimmer als besser waren. Mit Einem Wort, Mohammed Ali war ein selbstsüchtiger Despot, der von der Begierde erfaßt worden war, den Proceß der Civilisation dramatisch durchzuführen; als Schauspieler reussirte er vortrefflich, da er viele Reisende, die voll seines Lobes und, wie man in einigen Fällen vielleicht nicht ohne Grund vermuthete, voll seines Goldes zurückkehrten, zu täuschen wußte. Das Experiment, so weit er selbst dabei betheiligt war, ist jetzt vorüber. Er erzeugte unsägliches Unheil, aber es wäre ungerecht nicht anzuerkennen, daß seine Herrschaft auch manches Gute hervorrief. Aber Aegypten wird nie einer wahren Wohlfahrt genießen, bis es eine Provinz des brittischen Reichs wird, wenn die Bauern, von dem Drucke befreit, ihre geistigen und physischen Thätigkeiten entfalten können. Hoffen wir, daß dieser Tag nicht mehr ferne ist:[1] die Politik des Orients wird mit jedem Tage verworrener, und wir möchten hinzufügen, die des Occidents ebenso, und der erste Kanonenschuß, der in Europa aus Feindseligkeit gegen England abgefeuert wird, führt zur Aufpflanzung unserer Fahne an den Ufern des Nils. Wir brauchen eine Straße nach Indien und müssen sie um jeden Preis offen erhalten. Aegypten bildet einen Theil dieser Straße, und wir könnten, ohne die Pflichten gegen uns selbst zu vergessen, nicht dulden, daß es in die Hände einer nicht befreundeten Macht fiele. Indeß nicht uns selbst würde der Hauptvortheil dieser Erwerbung zukommen, sondern den unglücklichen Eingebornen, welche das Gewicht des türkischen Despotismus und türkischer Unwissenheit seit langer Zeit zu Boden gedrückt hat. Bücher über Aegypten sind zahlreich, aber die meisten neuern haben eine grobe und bedauernswerthe Vorliebe für Mohammed Ali. Was wir jetzt brauchen, ist ein Fürsprecher für das Volk Aegyptens, das seit undenklicher Zeit das Opfer schlechter Regierung war. Hr. Bayle St. Johns Werk wird den Leser in den Stand setzen sich richtigere Begriffe von dem Lande zu machen.

Der Friedenscongreß zu Frankfurt wird, wie der vorjährige zu Paris, von den englischen Journalen ziemlich hart mitgenommen, und namentlich von den Times der Umstand herausgehoben, daß Hr. Hindley M. P. und Theilnehmer am Congreß, selbst erzählt, daß Lord Brougham die Congreßmitglieder die „größten Narren in der Welt" genannt habe.

[1] Das ist doch in der That sehr aufrichtig. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 215. 7 September 1850.

Schweden.

Es ist wohl an der Zeit auf dieß in unsern gegenwärtigen innern Nöthen fast vergessene Land einen Blick zu werfen, denn dasselbe wird in dem großen Drama, das sich mehr und mehr entspinnt, keine ganz unbedeutende Rolle spielen, und seine innern Verhältnisse stehen mit seinen äußern in einem so innigen und merkwürdigen Zusammenhang, daß man den Gang der einen ohne den der andern nicht wohl verstehen kann. Die Frage über die Veränderung der Verfassung und das Verhältniß zu Dänemark oder vielmehr zu Rußland stehen in einer unverkennbaren Wechselwirkung; hinsichtlich des letztern müssen wir bemerken, daß Karl XIV Johann in seinem Bestreben sich Rußland gefällig zu zeigen und dadurch den Bestand seiner Dynastie zu sichern, so weit gegangen war, daß wenn vor seinem Tode ein Krieg zwischen England und Rußland ausgebrochen wäre, Karl Johann hätte abtreten müssen, um Schweden die Freiheit des Entschlusses zu sichern; hinsichtlich der Verfassung war Karl Johann entschieden einer Aenderung entgegen, vielleicht aus sehr ehrenwerthen Gründen, indem er in seinen hohen Jahren jeder Veränderung und namentlich einer solchen, die ihn mit Rußland veruneinigen mußte, ausweichen wollte. Daraus ergibt sich schon, was man von seinem Sohn Oscar erwartete, und wenn dieser nicht gleich von vornherein durchgreifende Aenderungen machte, so entschuldigte dieß die öffentliche Meinung durch die billige Rücksicht auf seine Lage. Allein der Drang nach einer Veränderung der Verfassung, der sich schon auf dem Reichstag von 1840 so stark ausgesprochen, wurde immer stärker, und so sah sich der König endlich genöthigt, zwischen die kämpfenden Parteien zu treten und selbst einen Vorschlag machen zu lassen. Dieser hat zwei hervorstechende Punkte, der erste ist die Aufhebung der Repräsentation nach vier Ständen, die jeden Fortschritt und jede durchgreifende Reform unmöglich macht, der zweite ist eine allzu schroff verfolgte Vertheilung des Wahlrechts nach dem Vermögen, indem die ärmern zum Theil auf eine Sechszehntheilsstimme beschränkt sind. Die Reformfreunde waren dem Vorschlag nicht sonderlich zugethan, und organisirten seit drei Jahren im ganzen Lande Reformgesellschaften, die sich seit zwei Jahren durch Generalversammlungen, welche im Junius zu Oerebro stattfanden, unter einander verständigten. Auf der Versammlung des Jahres 1849 wurde beschlossen ein Gegenproject zu dem Vorschlag des Königs zu entwerfen, und namentlich auf Veränderung des Wahlgesetzes zu dringen.

Es hat sich jetzt hierüber unter den Reformfreunden eine Spaltung ergeben, indem sie zwar nicht im Zweck, doch in den Mitteln auseinandergehen. Die eine Partei verlangt die Verwerfung des königlichen Vorschlags, als dem natürlichen Recht und dem wahren Fortschritt entgegen, die andere will den königlichen Vorschlag annehmen, und führt dafür folgende Gründe an: dieser beseitige die Standeseintheilung, mit der nicht weiter zu kommen sey, und nach den angestellten Berechnungen sey alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Sache der Reform in einem neuen und nach dem königlichen Vorschlag gewählten Reichstag die entschiedene Mehrheit haben werde, wo es dann Zeit sey die Mängel der neuen Verfassung auszumerzen. Gestützt wird diese Ansicht auch für den, der mit diesen Berechnungen unbekannt ist, durch den Umstand, daß mindestens sechs Siebentel der Bevölkerung Schwedens dem Bauernstand angehören, und dieser im allgemeinen der Reform geneigt, zum Theil selbst zu sehr entschiedenen Schritten entschlossen ist. Ein zweiter Grund diese Bahn einzuhalten, liegt darin, daß wenn der königliche Vorschlag, der schon am vorigen Reichstag vorgelegt wurde, jetzt angenommen wird, die Veränderung der Verfassung sogleich vorgenommen werden kann, während ein ganz neuer Vorschlag erst am folgenden Reichstag zur definitiven Berathung und Schlußfassung gelangen kann.

Diese in den Reformjournalen sehr umständlich besprochenen Ansichten müssen die Gegner einer Reform in sehr große Verlegenheit setzen. Es hatte sich im Laufe der letzten Jahre aus Leuten, welche die Unhaltbarkeit des Alten wohl einsahen, aber mit der entschiedenen Reformpartei nicht gehen wollten, eine Mittelpartei gebildet, die man spöttisch, als aus schwarz und weiß gemischt, die „graue" genannt hat. Diese graue Partei, unter der sich sehr viele Anhänger der Regierung befinden, sieht sich nun auf einmal, was ihren Zweck, die Durchsetzung des vom König gemachten Reformvorschlags betrifft, auf eine sehr unerwartete Weise durch einen bedeutenden Theil der Reformpartei verstärkt, und will sie sich nicht geradezu selbst widersprechen, so muß sie mit diesem Theil der Reformpartei gehen, trotz der sichern Aussicht, daß eben diese Verbündeten nach erfochtenem Siege weiter gehen, als sie wünscht; darum scheint die graue Partei schon in einer gewissen Auflösung begriffen, was sich namentlich aus den bevorstehenden Wahlen der Universität Upsala zeigt, wo man im Widerspruch mit den bisherigen Wahlen entschiedene Gegner der Reform zu wählen sucht. Das Wahlgeschäft ist nämlich in vollem Gange, und bis in die Mitte dieses Monats werden wohl sämmtliche „Reichstagsmänner" gewählt seyn. Die Berufung des Reichstags erfolgte durch offenen Brief des Königs am 10 Julius d. J., und der Zeitpunkt des Zusammentritts ist der 15 November. Ein großer Theil der

Digitized by Google

Wahlen hat bereits stattgefunden, und der Ausfall, so weit er sich jetzt beurtheilen läßt, scheint die nachhaltige Wirkung der Reformgesellschaften zu zeigen.

Inzwischen ist durch den Verlauf der europäischen Ereignisse und namentlich durch die deutschdänischen Verhältnisse ein Umschwung in der öffentlichen Meinung erfolgt, der den innern Verfassungsstreit viel intensiver machen muß. Der Fortschritt der Reaction in Europa ist nicht ohne Einfluß auf die schwedische Regierung geblieben, und diese neigt sich mehr als je zu Rußland hin. Wenn im vorigen Jahre die schlau genährte skandinavische Stimmung so weit überwog, daß die, welche von Besorgniß vor russischen Uebergewicht geleitet waren, sehr zurückhaltend seyn mußten, so ist dieß jetzt ganz anders. Das entschiedene Bündniß Dänemarks mit Rußland hat den ehrlichen skandinavischen Schwärmern die Augen geöffnet, und der Skandinavismus, der um jeden Preis Dänemarks Ansprüche auf Kosten Deutschlands unterstützen wollte, ist sehr herabgestimmt, seit man zur Einsicht gelangt ist, daß man russischerseits nur den Zweck hatte, durch Schweden und Norwegen die Kastanien für Rußland aus dem Feuer holen zu lassen. Der Umstand, daß selbst Schweden ins schleswig-holsteinische Heer treten, zeigt deutlich, daß sie hier den Feind ihres Vaterlandes, Rußland, zu bekämpfen gesonnen sind. Die enge Verbindung, in welche die schwedische Regierung mit Rußland getreten ist, die bis ins Widerrechtliche gehende Begünstigung der Dänen [1], und die durch Regierungseinfluß beförderte Wahl von Reformgegnern zu Reichstagsmännern stellt die Nation in einer unerwartet schroffen Weise der Regierung gegenüber. Diese hat aber nun selbst den Vorschlag zu einer Verfassungsveränderung gemacht, und kann ihn offen nicht mehr zurücknehmen; bringt nun die Reformpartei auf dessen Annahme, so kommt die Regierung in keine geringe Verlegenheit, und will sie die Reform durch ihr Uebergewicht im Ritterhaus und im Priesterstand indirect hindern, so stößt sie hier auf den großen Mißstand, daß der Adel schon auf dem vorigen Reichstag selbst gegen die „Selfikrivenhet" d. h. das Selbstrepräsentationsrecht des Adels sich ausgesprochen hat.

Der Streit um die Reform nimmt nun mehr und mehr eine Richtung gegen die russische Politik der Regierung, welche mit einer veränderten Verfassung nicht mehr verträglich ist; ein Sieg der Reformpartei Schwedens ist eine gewaltige Niederlage Rußlands, und man sieht, wie der schleswig-holsteinische Kampf auch von schwedischer Seite mehr und mehr von dem Standpunkt einer antirussischen Politik aufgefaßt wird. Nicht bloß Deutschland, auch der skandinavische Norden ist bei dem Kampfe wesentlich betheiligt; daß Deutschland dort keine Eroberungen machen, daß es in Frieden und Freundschaft mit den Skandinaviern leben will, und mit ihnen gemeinsam gegen Rußland Front machen muß, das weiß man in Schweden sehr genau, und darum ist der Versuch, einen skandinavischen Enthusiasmus gegen Deutschland zu erzeugen, kläglich gescheitert.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Schluß.)

Am andern Morgen stand Hendrick vor Tagesanbruch an meinem Feuer und weckte meine trägen Hottentotten und ihren nicht minder faulen Herrn. Wir frühstückten, und gingen dann sogleich auf die Jagd, die aber nicht günstig ausfiel; desto besser gings uns am Abend, wo ich eine zierliche Geis, Hendrick zwei Böcke schoß, und ich außerdem Gelegenheit hatte, eine Trappe zu erlegen, die sonst nicht leicht zum Schuß zu bringen sind. Am andern Tage sah ich den ersten Flug Heuschrecken seit meiner Ankunft in der Colonie. Wir standen eben in einer endlos langen und etwa fünf Meilen breiten Ebene, als ich sie heranziehen sah, einem Schneesturm ähnlich, denn langsam und ruhig zogen sie heran etwa hundert Yards vom Boden: allmählich ward die Luft finster von ihren Massen, während die Ebene, auf der wir standen, dicht bedeckt war. So weit das Auge reichen konnte, gegen Osten, Westen, Norden und Süden, erstreckten sie sich in einer ununterbrochenen Wolke, und über eine Stunde verging, ehe die verheerenden Schaaren vorübergezogen waren.

Am Morgen des 9 Nov. brachen Strydom und ich auf, um eine Truppe Strauße aufzusuchen, die in den Ebenen ganz nahe am Thebusberg sich finden sollten. Dieser merkwürdige Berg, dessen ich als des charakteristischen Zugs der Ebenen, auf denen ich mein afrikanisches Jagdleben begann, stets gedenken werde, ist von besonderer Gestalt: er gleicht einem an der Spitze eingedrückten Kegel mit einem runden Thurm darüber; auch ist er weit höher als die benachbarten Berge, von denen die Ebenen eingesäumt und durchschnitten sind. Eine balsamische Frische durchdrang die Morgenluft. Strydom schoß einen Bock, den wir in einer Grube verbargen, und mit Buschwerk bedeckten. Unsere Hottentotten warteten unserer an einer kleinen Quelle in einem Paß, der durch eine breite Lücke in einer niedrigen Kette, die zwei weite dicht mit Wild bedeckte Ebenen schied, gebildet war. Ich nahm meine Stellung in einem Binsengebüsch mitten in dem Passe, und blieb hier über acht Stunden; ehe wir aber eine Stunde daselbst gestanden waren, trieben die Bursche vier schöne Strauße vorbei, nur 50 Yards von Strydom, der aber unglücklicher Weise — eingeschlafen war. Geraume Zeit später sah ich auf einmal in der Entfernung von 100 Schritten ein Dutzend schöne Springböcke, schoß und zerschmetterte einem die Schulter, so daß er nur noch eine kleine Strecke fortrannte, und dann todt niederstürzte. Unglücklicher Weise ließ ich ihn im Passe liegen, weßwegen drei andere Rudel Springböcke beim Anblick der Leiche rechtsum machten. Interessant war es, die Vögel und Raubthiere sich versammeln und um das gefallene Wild streiten zu sehen. Zuerst kam die gewöhnliche schwarz und weiße Aaskrähe, dann die Geyer; die Schakale kannten den Ruf der Geyer und schlichen nun gleichfalls aus ihren Verstecken in den Felsen und aus den Löchern des Ameisenbärs in den Ebenen heraus, um an dem Feste Theil zu nehmen, während ich ruhig zuschauen mußte und mich nicht rühren durfte, indem das Wild auf allen Seiten in Heerden mich umgab, und ich jeden Augenblick gewärtig seyn mußte Strauße zu sehen. Nachmittags wechselten wir unsere Stellungen und schickten die Hottentotten nach der Ebene, neben der wir den ganzen Tag gesessen waren: die Zahl der Springböcke, die wir hier vor uns sahen, übersteigt alle Berechnung; die Ebenen dehnten sich unabsehbar vor uns aus und Heerden von Tausenden und Zehntausenden von Springböcken, untermischt mit einzelnen Rudeln von Wildebeest tummelten sich auf derselben.

Es war nun spät am Tage, somit brachen wir nach Hause auf, und nahmen den Bock mit, welchen Strydom am Morgen geschossen hatte. Auf dem Wege fanden wir noch ein schönes altes Weibchen todt, das einen Schuß durch den Rücken hatte,

[1] Nur der ungerechtfertigterweise verlängerte Aufenthalt der Schweden in Flensburg machte es den Dänen möglich, sich dieser Stadt vor der Ankunft der Schleswig-Holsteiner zu bemächtigen.

Digitized by Google

und wohl die Nacht eine Beute der Raubthiere wurde. An diesen, wie an den folgenden Tagen, konnte ich nicht genug erstaunen über die Unzahl von Skeletten und Schädeln, die auf den Ebenen bleichten; wo man seine Augen hinwandte, konnte man sie zu Tausenden sehen. Erst gegen Morgen kamen wir nach Hause, und fanden eine große Anzahl Eingeborner, die zum Stamme des Häuptlings Moses gehörten. Diese armen Leute wanderten umher, um Beschäftigung zu suchen, wie denn überhaupt eine Menge Eingeborner jährlich nach der Colonie kommen um für die Boeren zu arbeiten, indem sie Steineinfriedungen für das Vieh oder Dämme zum Aufsammeln des Wassers in den Thälern machen; die Boeren bezahlen sie in jungen Kühen oder in Ziegen. Die neulichen Regen hatten einen Damm zerrissen in einer fernen Hügelkette, die zu Strydoms Besitzthum gehörte, und dieser miethete deßhalb die Leute, um den Damm wieder herzustellen. Da in der Nähe des Dammes sich häufig Quaggas zeigten, und Strydom ohnehin nach dieser Gegend sich begeben mußte, so beschlossen wir dort zu jagen. Wir stießen auch Nachmittags auf drei Quaggas und einiges andere Wild. Aber die Nacht brach herein, und so zogen wir dem Hause Strydoms zu, stießen aber wiederum auf einige Thiere, die wir für Quaggas hielten, und da sie mehrmals zum Stehen kamen, schossen wir auf sie, bis endlich eines der Thiere nach dem andern fiel. Ich eilte darauf zu, äußerst begierig zum erstenmal eines dieser Thiere in der Nähe zu sehen, wie groß war aber mein Erstaunen und mein Aerger, als ich ein hübsches braunes Pferd erschossen fand; Strydom und ich hatten beide das Gespann eines benachbarten Holländers für Quaggas gehalten und sie gejagt. Mein Hengst, der mir als ich abgestiegen, davongerannt war, hatte sich zu ihnen gesellt, und war bald mit ihnen herumgelaufen, bald hatte er sich auch mit ihnen in einen Kampf eingelassen. Ich fing meinen Hengst wieder ein und ritt heim, fest entschlossen die getödteten und verwundeten Pferde zu bezahlen. Strydom, der bei der Entdeckung nicht anwesend gewesen war, lachte laut auf, als ich ihm die Sache erzählte, rieth mir aber kein Wort davon zu sagen, indem die Eigenthümer sehr habsüchtige Leute seyen, und mir den dreifachen Werth abfordern würden; wenn ich still bliebe, würde man annehmen die Pferde seyen von Löwen oder wilden Buschmännern getödtet worden. Strydom und ich setzten unsere Jagd noch mehrere Tagelang fort, und diese hatte etwas so zauberhaftes für mich, daß ich sie gar nicht satt bekommen konnte. Jeden Morgen, wenn ich die Augen öffnete, sah ich, ohne nur den Kopf vom Kissen aufzuheben, Hunderte von Springböcken vor mir auf der Ebene grasen.

Am 17 hielt ein alter Freund Strydoms, ein Boer aus Magalisberg, an dem Gehöfte an. Er war mit einer Ladung Elfenbein in Grahamstown gewesen, und hatte dagegen Thee, Kaffee, Kleider u. s. w. für zwei Jahre mit sich zurück genommen. Dieser Boer erzählte mir, daß ich alle die seltenen Thiere, die ich zu jagen wünsche, in seiner Nähe finden könne, nämlich schwarze und rothe Antilopen, Elennthiere, Wasserböcke, Kudus, Pallahs, Elephanten, schwarze und weiße Rhinocerosse, Nilpferde, Giraffen, Büffel, Löwen u. s. w. Er sagte mir, er habe Elephanten geschossen mit Stoßzähnen von 100 Pf. an Gewicht und 7 Fuß lang; doch rieth er mir das Land nicht vor Ende Aprils zu besuchen, da meine Pferde sicher an einer unfehlbaren Krankheit sterben würden, die in einer gewissen Breite während der Sommermonate im Innern herrsche.

Da ich meine Aufmerksamkeit auf schwarze Wildebeests zu richten wünschte, von denen ich mir immer noch kein Stück verschafft hatte, so beschloß ich meinen Freund Hendrick Strydom zu verlassen, und nach den Ebenen jenseits des Thebusberges zu gehen, wo sie in Menge vorhanden seyn sollten. Um 9 Uhr Abends bei Mondlicht ließ ich einspannen, schenkte ihm eine Kaffeemühle und etwas Töpfergeschirr, an dem seine Frau Gefallen gefunden hatte, so wie etwas grobes Pulver, was für einen Boer immer eine angenehme Gabe ist. Wir nahmen ohne eine bestimmte Spur einzuhalten, unsere Richtung quer durch die Ebene nach dem Thebusberg, wobei Springböcke und Wildebeests um uns her pfiffen und lärmten. Um Mitternacht hielt ich vor einer Quelle, nahe an dem Passe wo ich vor einigen Tagen 8 Stunden im Hinterhalt gelegen, und ließ die Ochsen in dem Joche, da sie sonst zuverlässig sich in der Nacht verlaufen hätten. Ohnehin fehlten mir bei der Abfahrt von Strydoms Gehöfte zwei meiner Ochsen und meine beiden Pferde, zu deren Aufsuchung ich Cobus ausgeschickt hatte. Am Abend des nächsten Tages kamen die erstern, doch erst am dritten Tag die letztern.

In der Nacht nahm ich Stellung in einem alten Schießloche an dem Weg, um auf Wildebeests zu lauern. Mehrere Schakals, Wildebeests, Quaggas und Hyänen kamen in der Nacht um zu trinken, da ich aber das Korn meines Gewehrs nicht sehen konnte, so schoß ich nicht. Ich blieb hier, bis der Morgenstern gehörig aufgegangen war und der Tag graute, als auf einmal vier Wildebeests langsam und vorsichtig sich dem Wasser näherten: erst als sie sorgfältig sich umgeschaut, ob alles richtig sey, trabten sie keck heran und begannen zu trinken. Ich wählte das schönste Männchen aus, schickte ihm eine Kugel durch die Schulter, worauf es wie toll vorwärts rannte und etwa 100 Schritte entfernt ins thauige Gras niederstürzte. Anderes Wild war noch im Gesicht und ich blieb deßhalb ruhig in meinem Loche liegen; nach einer Stunde schoß ich noch einen Springbock, und ging dann nach meinem Wagen, von wo ich meine Leute ausschickte, um das Wildpret zu holen und namentlich den Kopf des Wildebeests wohl zu behüten, da ich ihn einsalzen wollte um ihn aufzubewahren.

Während ich am folgenden Morgen frühstückte, kam ein Herr auf mich zugeritten, der sich als einen Officier des 91sten Regiments auswies, von dem damals eine Abtheilung zu Colesberg lag. Er hieß Patterson, und war derselbe, für den ich von Grahamstown eine Büchse mitgenommen, da er ein gewaltiger Jäger war. Er nahm auch mit einem ächten Jägerappetit an meinem Frühstück Theil, und wir ritten sodann hinaus auf die Jagd, zugleich in der Absicht das Wildebeest zu suchen, das ich in der Nacht angeschossen hatte; bald fanden wir es, und schon standen 30 große Geyer darauf, die das Thier bald aufgezehrt hätten. Patterson verließ mich, um nach Colesberg zurückzugehen, und nahm mir das Versprechen ab, binnen drei Tagen ihn zu Colesberg aufzusuchen. Ich brachte die Zwischenzeit mit der Jagd zu, die ich widerwillig aufgab, um nach Colesberg zu ziehen, das ich am 27. erreichte. Dieß Dorf hat den Namen von einem weithin sichtbaren hohen Tafelberg in der Nähe, der seinerseits den Namen von einem frühern Gouverneur der Colonie erhielt. Das Dorf liegt in einer beschränkten, auf allen Seiten von niedern Felsenketten umgebenen Senkung. Die Formation dieser Felsen ist vulcanisch, und die Art, wie sie vertheilt sind, sehr merkwürdig: große gestaltlose Massen sind, wie von der Hand eines mächtigen Riesen der Vorzeit, über einander gehäuft. Der Ort ist wohl mit Wasser versehen aus einer starken Quelle, welche am Fuße eines dieser Felsenhügel über der Stadt hervorbricht, und vermittelst deren die kleinen Gärten an

Digitized by Google

den Häusern bewässert werden. Reichthum an Wasser ist der einzige Vortheil, den die Lage bietet. Es finden sich hier große Waarenmagazine, aus denen die Boeren der Umgegend sich mit allen für ihre Haushaltung nöthigen Dingen versehen können. Viele beziehen den Markt wöchentlich, und 4mal im Jahre, zur Zeit, wo das Nachtmahl eingenommen wird, ist der Ort mit Boeren, die mit ihren Familien herbeikommen, überschwemmt. Wegen der im Lande herrschenden Unruhen waren hier Truppen stationirt, etwa 200 Mann vom 91sten Regiment, unter Befehl meines Vetters Oberst Campbell, und eine Compagnie berittener Capjäger. Colesberg war damals ein ganz angenehmes Quartier, da man keinen Gamaschendienst und sehr gute Jagdgelegenheit in geringer Entfernung hatte.

Nachdem ich einige Tage äußerst angenehm mit der Garnison verlebt hatte, beschloß ich bis zum Ende März wo die Pferdekrankheit abzunehmen beginnt, an den Gränzen umher zu jagen, dann aber zur Elephantenjagd nach den entlegenern Gegenden des Innern aufzubrechen. In Colesberg kaufte ich einen zweiten Wagen von der Art der mit Capzelten versehenen, so wie ein vortreffliches Gespann schwarzer und weißer Ochsen; ferner ein dunkelbraunes Pferd, das ich Colesberg nannte, um 300 Dollars, obwohl es wohl das Doppelte werth war, denn ein besseres Pferd habe ich nie geritten. Ein zweites Pferd war in der ganzen Garnison unter dem Namen des „ungeheuren Viehs“ bekannt, weil es einmal in einem der Gränzblätter bezeichnet worden war, man habe ein „ungeheures Vieh“ in Gestalt eines schlanken hellbraunen Pferdes gesehen; seit dieser Zeit war ihm der artige Name geblieben. Ich belud meinen neuen Wagen mit Gerste, Hafer und sonstigem Futter für meine Pferde, denn diese hatten harte Arbeit vor sich, die Oryx-Jagd, auf die ich hauptsächlich erpicht war, und welche für Pferde anstrengender ist als irgend eine andere Jagd in Südafrika.

Meine Absicht war Colesberg in 4 bis 5 Monaten wieder zu besuchen, und mich vor meiner Abreise ins Innere neu auszurüsten. Ich ließ die Schädel und andere naturhistorische Gegenstände, die ich bereits gesammelt, bei einem Kaufmann in Colesberg, Namens Dickson, stehen. Während meines Aufenthalts waren meine Leute fortwährend in einem Zustand viehischer Besoffenheit, was mir viel Verdruß machte. Ich miethete einen weitern Hottentotten, Namens John Stofolus, als Fuhrmann für meinen neuen Wagen. Es war ein kräftiger gewandter kleiner Mensch, der auch beim Ausstopfen der Thierköpfe mir gut an die Hand geben konnte, dagegen war er ziemlich streitsüchtig mit seinen Cameraden, und rühmte fortwährend seinen Muth, an dem es ihm aber kläglich gebrach, als er mir bei der Jagd mit gefährlichen Thieren beistehen sollte.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Professor Phillips las einen „Bericht einer Committee, welche die Wirkungen des Blitzes an einem Baum in der Nähe von Edinburgh untersuchen sollte.“ Der fragliche Baum steht auf dem Boden eines Hrn. Wauchope zu Edmonstone, etwa 4 Meilen von Edinburg. Der Abhang geht sanft gegen Norden. Die Bodenschichten gehören zur Kohlenformation, enthalten in geringer Tiefe eine Menge gestreiften Magneteisensteins und die Localität scheint auf eine merkwürdige Weise dem Blitze ausgesetzt, denn mehrere Bäume daselbst wurden seit 1834 durch Blitz zerstört. Der von der Committee untersuchte Baum wurde am 11 Junius 1849 an einem stillen, schwülen Tage getroffen. Es ist ein Eichbaum, welcher auf einem ziemlich freien Platze steht; die benachbarten Bäume sind Kastanien, Ulmen u. s. w. Es war ein großer Baum, der 14 Fuß im Umkreis hatte. Der Hauptstamm, der erst 12 Fuß über dem Boden Zweige aussandte, war vom Gipfel bis auf den Grund zerrissen; einige Zweige waren abgebrochen, alle waren heruntergeworfen, in einander verwickelt, und eine Strecke aufwärts gespalten und verdreht; einige Wurzeln einen Yard weit und drüber vom Stamm gespalten. Eine große $2\frac{1}{2}$ Ctr. wiegende Masse von der Nordseite des Baums ward losgerissen und 127 Fuß weit durch die Luft fortgeschleudert in der Richtung des magnetischen Meridians gegen NNW. Der Hauptstamm war ganz der Rinde entkleidet, die weit umher zerstreut lag, am meisten aber in einer dem fortgerissenen Block entgegengesetzten Richtung. Holzsplitter waren gegen NW geführt und hingen in den Bäumen. Was vom Stamm stehen geblieben war, so wie die losgerissenen Theile waren keilförmig gespalten durch strahlenförmig vertikale, den Platten der Markfortsätze parallellaufende Risse, und diese Keile waren wieder gespalten durch andere vertikale der Axe des Baumes concentrisch und mit den Jahresringen zusammenfallende Risse. Wo diese Spaltungen die vollste Wirkung hatten, war das Holz in lange schmächtige prismatische Fetzen wie Zündhölzchen zerrissen. Die kleinern gespaltenen Massen waren sehr verdreht. Alle diese Erscheinungen lassen sich wohl durch eine einfache mechanische Ursache erklären, nämlich durch eine innere Ausdehnung und Zerbersten des Hauptstammes nach den Flächen, welche durch den Bau des Baumes die leichteste Trennung zuließen, und zugleich eine hinreichende Menge Saft enthielten, der die Form und die Kraft elastischen Dampfes annehmen konnte. Daher die Zerstörung des Hauptstammes durch Zerbersten, das Fortschleudern der Rinde und Holzstücke und die regelmäßige, bis ins Kleine gehende Spaltung der Fasern. Da der Stamm als Stütze verloren war, fielen die Zweige in wilder Anhäufung rund umher. Die genauen Punkte, wo der Blitz ein- und ausfuhr, lassen sich nicht angeben. Eine geringe Menge schwarzes Pulver fand man in den gespaltenen Theilen des Holzes, an der Grundfläche der verdrehten Zweige, aber nichts ward bemerkt, was den Lauf oder die chemischen Wirkungen des elektrischen Agens bestimmen konnte.[1]

Ledru's Autorenruhm scheint ebenso sehr in Abnahme als seine politische Bedeutung, wenn er überhaupt je einen Autorenruhm hatte. Sein Werk „über den Verfall Englands,“ das eine Compilation aus einem im Jahr 1841 oder 1842 erschienenen französischen Werke ist, scheint sich gar nicht verkauft, und somit die Kritiker, welche sich damit befaßten, ganz umsonst sich bemüht zu haben. (Bekanntlich das Journal des Debats, aber auch das englische Athenäum gaben sich Mühe das Werk in seiner Aermlichkeit zu schildern). Die Liter. Gaz. vom 31 August berichtet, daß aus einer Proceßverhandlung in Paris hervorgeht, daß Hr. Ledru Rollin seinen Verleger wegen Bezahlung verklagen mußte; derselbe hatte die Wechsel, die er dafür ausgestellt, nicht honorirt. Zu seiner Vertheidigung führte er an, daß das Werk sich gar nicht verkauft, und daß er ganze Zimmer voll „Nachtigallen“ habe, ein technischer Ausdruck für unverkäufliche Werke.

[1] Seit dieser Bericht vorgelegt worden, hat Hr. Wauchope einen größern Theil der Wurzeln wegschaffen lassen, und fand sie gespalten und bedeutend geschwärzt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 216. 9 September 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

Der Commandirende (Natschalnik), an den ich von seinem Collegen in Schuscha empfohlen war, befand sich abwesend — und war, wie man mir sagte, wegen der Traurigkeit und Ungesundheit des Aufenthalts, im Sommer nur selten zugegen. Sein Stellvertreter (Pomoschnik), also der factische Gouverneur von Nachtschiwan, saß bei meiner Ankunft, die eine Stunde vor Sonnenuntergang erfolgte, noch im Rathe, und die Sitzung sollte bis spät Abend dauern. Ich war nun — in einer Stadt, wo sich seit dem Uebergang von der persischen auf die russische Herrschaft nichts geändert hatte als eben die Herrschaft und Verwaltung, wo es also weder Gast- noch Einkehrhäuser gab — ich war nun, sage ich, hinsichtlich meiner Unterkunft so ziemlich auf mich selbst angewiesen, denn der Jessaul gehörte nicht zu diesem Bezirke und wußte sonst nicht Bescheid, und der Polizeicommissär (Quartalnik), den ich zufällig im Basar traf, ertheilte zwar einige Befehle, aber ohne sich um den Vollzug derselben sonderlich zu bekümmern. Endlich konnte mein Gepäck in dem Hofe eines Armeniers abgeladen und somit wenigstens die Pferde sammt ihren Begleitern entlassen werden. Was aber die Unterbringung meiner Person betraf, wurde hier meine Geduld auf eine harte Probe gestellt, und es dauerte einige Stunden, bis ich halb durch Drohung, halb durch gute Worte von dem Hausherrn — der immer log und wieder log „ich habe es nicht, es ist nicht vorhanden" — Stück für Stück die nothdürftigste Einrichtung bekommen konnte. Das ungefällige, ich möchte fast sagen feindselige Benehmen dieses Armeniers wich nur allmählich, hatte sich jedoch folgenden Tages schon so weit gebessert, daß er ganz vertraulich geworden und mir mit vieler Dienstfertigkeit begegnete.

Das sind die ersten Erlebnisse, die jedem europäischen Reisenden in einer großen Stadt bevorstehen, die seit einem Vierteljahrhundert einem europäischen Staate einverleibt worden, und es ist dieß ein neuer Beleg für das Bestreben Rußlands, die Civilisation in ihren transkaukasischen Provinzen einheimisch zu machen!

Mein erster Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft zu Nachtschiwan galt einem Besuche bei dem Pomoschnik, in dessen Person die oberste Civil- und Militärgewalt ruhte. Dieser Oberofficier, zwar ein Stockrusse der keine andere Sprache redete als die seinige, hatte sehr gute Manieren und ich wurde mit vieler Artigkeit von ihm empfangen. Mir war vor allem daran gelegen, wo möglich noch am selben Tage diese Stadt und ihre Stickluft, die zur Sommerszeit selbst nach Sonnenuntergang keine Kühle zuläßt, und wo ich im Hause des Armeniers bereits eine gleichsam athemlose Nacht zugebracht hatte, zu verlassen, und ich muß hier dem Herrn Vice-Gouverneur nachrühmen, daß er persönlich bemüht gewesen und den mächtigen Einfluß eines russischen Befehlshabers auf seine Untergeordneten nicht sparte, um der Erfüllung meines Wunsches jeden Vorschub zu leisten. Es ist allerdings möglich, daß seine Bereitwilligkeit hierin nicht allein der Förderung meiner Absichten galt, und daß meine Sehnsucht baldigst fortzukommen, mit seinen eigenen Gesinnungen in diesem Betreff übereinstimmten, nicht etwa aus Mangel an gastfreundlichem Gefühl — dessen ich einen Russen nie anklagen werde, und auch bei keinem Russen, weder in Rußland noch in Cis- oder Transkaukasien je zu rügen Anlaß hatte — sondern ganz einfach, weil ich mich berechtigt und gerechtfertigt glaube zu vermuthen, daß bei einem Regierungssystem wo Argwohn und Angeberei eine so wichtige Rolle spielen, die Anwesenheit eines Fremden im Bereiche seiner Gerichtsbarkeit für jeden hohen Beamten unter dem Range des Generalstatthalters, besonders in diesem Lande, eine eventuelle Verantwortlichkeit nach sich zieht, die ihm einige schlaflose Stunden verursachen kann. Ich mochte mir jedoch darüber denken was ich wollte, meine Dankbarkeit bei dem vorliegenden Anlaß blieb um so ungeschmälerter, als ich gewiß, ohne das Zuthun des in Rede stehenden Befehlshabers, schwerlich im Verlauf eines Vormittags fix und fertig expedirt worden wäre, was ich schon aus dem Umstand herleiten konnte, daß, obwohl der Cyclus von Förmlichkeiten, den ich hier bei sieben verschiedenen Behörden zu durchlaufen hatte, durch die eifrige Verwendung jenes hohen Beamten, ohne den geringsten Aufenthalt vor sich ging, dennoch die materielle Zeit zu diesen Verrichtungen und meinen Laufereien von einem Amte zum andern volle vier Stunden in Anspruch nahm!

Wenn seit dem Eintritt der russischen Herrschaft in diesen Ländern irgendwie der Fortschritt sich dort kundgegeben, so ist es gewiß vor allem in der Vervielfältigung des bureaukratischen Wesens, die wahrhaftig alle Begriffe von Zweckdienlichkeit übersteigt und sich nicht anders erklären läßt, als dadurch daß jede neu eingeführte bureaukratische Form consequenterweise immer wieder die Einführung einer andern bedingt, und daß es so fortgeht bis zur Complication und Verwirrung.

Man begreift daß ich bei den obwaltenden Umständen wenig Neigung fühlte, mit der Gewissenhaftigkeit eines Touristen etwaigen Alterthümern oder sonstigen Merkwürdigkeiten nachzujagen in einer offenen, großen Stadt, die in ihrem Umfange eben so

Digitized by Google

viele leere Räume als Ruinen enthält und wodurch also das Herumwandeln in der Sonnengluth noch unerquicklicher gemacht wird. Ich fand übrigens meine Neugierde dazu um so weniger angeregt, als ich früher und zwar auf der Reise von Grusien nach Persien schon einmal diese Stadt besucht hatte.

Schon zu Chardins Zeit scheint Nachtschiwan im Verfall gewesen zu seyn, es heißt jedoch, daß sie gerade damals anfing wieder emporzublühen. Nach demselben fleißigen und gründlichen Reisenden — oder vielmehr nach einem von demselben angeführten, zu Etschmiadsin aufbewahrt seyn sollenden Manuscript — ist diese Stadt das alte Ardaschad, oder das Artarat der Griechen. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts von Sultan Murad IV verheert, ward sie später abwechselnd durch Russen und Perser in ihren Kriegen schwer heimgesucht, und in neuerer Zeit hat ein schreckliches Erdbeben sie vollends zu Grunde gerichtet. Von den Ruinen zweier Prachtmoscheen, deren Kuppeln und colossale Säulen sich in bedeutender Entfernung zeigen, soll die eine das Grabmahl des Wessirs Usun-Hassan bezeichnen.

Nachtschiwan liegt unter dem 39° N. B., und troß dieser bedeutenden Entfernung vom Aequator ist die Sonnenhitze, wie schon angedeutet, hier fast unerträglich, abgesehen von dem mörderischen Klima, wodurch fast immer die Hälfte der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung auf dem Siechbette liegt. Die Armenier haben dieser Stadt ein hohes Alterthum angewiesen, denn sie behaupten, es sey die erste Stadt, welche Noah nach der Sündfluth erbaut habe. Die Perser glauben hingegen, die erste nach dieser Weltbegebenheit erbaute Stadt sey Balch, die zweite Herat, die dritte Maragha und Nachtschiwan sey erst die vierte gewesen. Die Armenier sind ferner der Ueberzeugung, es sey hier das Grab jenes Patriarchen enthalten, und sie sagen, man habe noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine Viertelstunde von der Stadt einen alten Thurm gesehen, welcher über der Grabstätte stand. Der Basar ist erbärmlich, Handel und Verkehr sind auf Null herabgesunken, und überhaupt ist das Ganze nur noch ein Haufe Ruinen. Der Koscha-Tschai, den ich bis zur Mündung des Thales verfolgt hatte, vereinigt sich in der Ebene mit einem andern von Norden kommenden Gebirgsstrom, und bespült Nachtschiwan, um sich bald in den Araxes zu ergießen, welchen Fluß man von der Anhöhe, auf und an welcher diese Stadt liegt, in geringer Entfernung sieht.

Von Nachtschiwan nach Eriwan und wahrscheinlich auf der ganzen Hauptstraße nach Tiflis besteht vollständige russische Posteinrichtung, und es wird unveränderlich hier gefahren, entweder im eignen Wagen, oder (was jedenfalls rathsamer ist, und diese Bemerkung findet selbst auf das Reisen im Innern Rußlands ihre Anwendung) Perekladnoi, das heißt in den vierräderigen Powosken der Post, die mit drei Pferden in einem Gliede bespannt und so wie diese auf jeder Station gewechselt werden; das heißt dann eine Troika, welche Benennung also die Bespannung, während erstere, Perekladnoi, die Beförderungsweise bezeichnet. Die Postpferde fand ich sehr gut, rasch und muthig, augenscheinlich gut genährt und verhältnißmäßig wenig angestrengt, was in der Regel zum Lobe der russischen Posten, sowohl der reitenden als der fahrenden, überall in Eis- und Trankkaukasien gesagt werden muß.

Die Strecke von Nachtschiwan nach Eriwan ist also fahrbar und wird mit der Post ausschließlich befahren. Das ist aber auch alles, und ich will mithin dadurch keineswegs sagen, daß es eine gute Straße ist, denn mit Ausnahme der Anlegung von sehr unvollkommenen kleinen Brücken, die mit Mörtel und Meißel niemals in Berührung gekommen, ist dieselbe so ziemlich, wie die liebe Natur sie geschaffen, geblieben, und ich habe überhaupt nirgends wahrgenommen, daß seit der Besitznahme die russischen Behörden um die Herstellung dieser Verbindungsmittel besonders besorgt gewesen. Zwischen Kewrasch und Nuratschin zum Beispiel hatte ich zu Wagen über nicht weniger als sechs Arme des Arpa-Tschai zu setzen [1], was selbst bei niedrigem Wasserstand, wie ich ihn vorgefunden, ein beschwerliches und mißliches Fahren ist. Unmittelbar vor Eriwan, von dieser Seite, ist dann die Straße entschieden schlecht, ohne daß etwas dafür gethan worden, und ich fand sogar eine von den oben erwähnten primitiven, so leicht wieder herzustellenden kleinen Brücken eingestürzt, was sich vielleicht schon längst ereignet hatte, so daß meine Powoska einen Umweg durch die Ackerfelder machen mußte. Eine solche nur eine Elle breite Unterbrechung ist hinreichend, um den fahrenden Passagier zuweilen in große Verlegenheit zu bringen, während zu Pferde die Sache mit einem Satze über den Graben abgethan ist.

Von Nachtschiwan erst gegen 3 Uhr Nachmittags abgefahren, war schon völlige Dunkelheit eingetreten, als ich die zweite Station, Nuratschin, erreichte. Der Pissar (Postschreiber, der den Padaroschna einzutragen hat) war nicht zu sehen, und das Posthaus — zum Glück nicht der Poststall — stand leer: vielleicht das der Grund, warum man mit Umgehung einer ständigen Verordnung sogleich einspannen wollte, was ich jedoch weniger wegen eventueller Unsicherheit der Straße als wegen deren mißlicher Beschaffenheit ablehnte und es vorzog im Schreibzimmer des Posthauses — dessen ganze Einrichtung in einer leeren Bettlade, zwei Stühlen und einem grob gezimmerten Tische bestand — zu übernachten. Bei Tagesanbruch ward die Reise fortgesetzt, und Mittags erreichte ich meine nächste Bestimmung, die vormals blühende und mächtige, aber seit ihrer Einverleibung in das Zaarenreich sehr herabgekommene Kreisstadt Eriwan.

Folgendes sind die Poststationen und Entfernungen von Nachtschiwan bis hieher:

Kewrasch	32	Wersten.
Nuratschin	34	—
Esadarak	19	—
Dewelü	18½	—
Gämärä	18	—
Eriwan	27½	—
im Ganzen . . .	139	Wersten.

Unmittelbar nach der Abfahrt von Nachtschiwan genoß ich den Anblick der großen und der kleinen Kuppe des Ararat (bei den Persern Koh-i-Nuh, der Berg Noahs), die sich im Abenddunkel prachtvoll ausnahmen, und die man von da aus über 40 Stunden in nördlicher Richtung unausgesetzt im Angesicht behält. Links unter mir — da die Straße eine mäßige Anhöhe verfolgt — schwebte der Blick auf den Lauf des Araxes. Auf dieser ganzen Strecke, die ich freilich gleichsam im Fluge zurücklegte, hatte sich sonst nichts Sehenswürdiges dargeboten, außer im Dorfe Nura-Dawid — dem letzten in dieser Richtung,

[1] Daß dieses Gewässer von den Einwohnern und auf den Karten Arpa-Tschai genannt, ist meines Erachtens sehr mißbräuchlich, denn der eigentliche Fluß dieses Namens, den ich nun den großen Arpa-Tschai nennen muß, kommt von Westen und ergießt sich bei Hirka beglü im Westen von Eriwan in den Araxes, während der kleine Arpa-Tschai, wovon hier die Rede ist, aus den Gebirgen Dara-baghs, also von Osten fließt, und sich südlich von der Einmündung des ersteren (den wir später treffen) zwischen Eriwan und Nachtschiwan in denselben Fluß ergießt. A. d. V.

Digitized by Google

bevor man nach Eriwan gelangt — die vollkommen gut erhaltene, alte armenische Kirche Margheri. Das sehr schöne Gebäude besteht aus massiven behauenen Steinen und ist mit Marmor gepflastert.

Im Posthof zu Eriwan abgestiegen, war das erste was ich hier erfuhr, daß der commandirende General dieses Natschaltswo (welchen man mit einem deutschen Namen benannte, der mir entfallen) um der Hitze und der Ungesundheit des Klima's im Sommer zu entgehen, irgendwo im Gebirge ein Lager bezogen hatte, was neben dem Umstande, daß ich des Talismans eines Empfehlungsschreiben an denselben entbehrte, mich — durch frühere Erfahrungen in solchen Fällen belehrt — bewog alles aufzubieten, um mit der hiesigen russischen Behörde in keinerlei Berührung zu kommen, und wo möglich von derselben ganz ignorirt zu bleiben.

Nahe bei der Post sah ich ein Haus im europäischen Style gebaut, aber anscheinlich in verwahrlostem und schadhaftem Zustande, das man mir als eine Art russischen Gasthofes (Gostinniza) bezeichnete, und wo mir wirklich von einem weiblichen Hausgenossen ein Zimmer angewiesen wurde, das zwar mit Glasscheiben, grünen Gardinen an den Fenstern und einer Bettstelle mit Vorhang, aber ohne Matratze noch sonstiges Bettgewand versehen war. In der durch ihren Schmutz und Gestank Uebelkeit erregenden Küche trieben sich einige, anscheinlich in betrunkenem Zustand befindliche Wesen beider Geschlechter herum, die nach meiner Meinung im Schweinestall viel besser an ihrem Platze gewesen wären, und die mir weder Rede und Antwort geben wollten, noch — wahrscheinlicher — geben konnten. Und das waren lauter Russen! Also wieder eines der traurigen Bilder vom allgemeinen gesellschaftlichen Zustande dieser europäischen Nation in Transkaukasien, die sich nur durch rohe Gewalt Ansehen und Gehorsam zu verschaffen sucht, aber gewiß keine Achtung und noch weniger Anhänglichkeit dort zu gewinnen weiß. Ich hatte also nichts eiligeres zu thun, als mich nach dem nahen Posthof zurückzubegeben, um mich hier Raths zu erholen, und man war aufrichtig genug mir zu sagen — freilich bestand das dasige Personal wie gewöhnlich aus Eingebornen — es sey in jenem russischen Gasthause, das man mir unumwunden als eine schmutzige und liederliche Spelunke schilderte, meines Verbleibens nicht. Zum Glücke erinnerte ich mich in demselben Augenblick, daß ein armenischer Kaufmann zu Täbris mir ein kleines Brieflein an einen seiner Glaubens- und Handelsgenossen zu Eriwan mitgegeben hatte. Dieser hatte Wohnung und Gewölbe in einem Kerwan-Sarai, das man mir nannte, und da die Troika, welche mich hergebracht, noch nicht ausgespannt war, so wurde diese von einem Stallbediensteten beordert mich dahin zu bringen. Der Armenier empfing mich sehr gastfreundlich und beherbergte mich bei sich, freilich auf asiatische Weise, ich fand mich aber dort ohne allen Vergleich in jeder Beziehung besser aufgehoben als in dem sogenannten europäischen Gasthause, dem ich so eben entkommen war. Mein armenischer Freund ließ sich nun ungesäumt angelegen seyn — gemäß meines ihm ausgesprochenen Wunsches, jedenfalls den folgenden Tag in aller Frühe aufbrechen zu können — mir Pferde und Führer nach Alexandropol, meinem nächsten Bestimmungsorte, zu verschaffen, was ihm auch in sehr kurzer Zeit und zu annehmbaren Bedingungen gelang. Ich hatte also nicht viel mehr anderes zu thun als den Rest des Nachmittags bis nach Sonnenuntergang mit Herumwandeln zu verbringen. Der Abend wurde bis ziemlich spät im Kerwan-Sarai mit andern ansässigen oder nur auf der Durchreise anwesenden Christen und Muselmännern verplaudert.

Von dieser Stadt läßt sich heutigen Tages nicht viel sagen, das man nicht schon wüßte, nachdem sie auf einer der Hauptstraßen von Europa nach Persien gelegen, schon von so vielen Reisenden besucht worden. Nach einigen Angaben unter 40°,15′, nach andern unter 40°,5′ N. Breite, war sie unter persischer Herrschaft, namentlich aber vor dem Verfall des persischen Reichs, durch Größe und Reichthum ein Emporium Vorderasiens. Aber selbst in späteren Jahren hatte sie als Sitz eines Sirdars und Hauptort eines Chanats, das als die reichste Kornkammer Irans und gleichsam als das werthvollste Kleinod der persischen Krone galt, große Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gang der Cholera.

Aus dem Bericht des englischen Gesundheitsamtes (board of health.)

Seit der Zeit wo die Cholera zum erstenmal in ihrer epidemischen Form in Hindostan auftrat, im Jahr 1817, bis herab zum Zeitpunkt ihres letzten großen Einbruchs in das westliche Asien und in Europa, hat diese Krankheit auf dem einen oder andern Theile der indischen Halbinsel nie ganz aufgehört. In der Zeit welche die Parlamentsberichte von 1825—1844 umfassen, verursachte sie nahezu den achten Theil der ganzen Sterblichkeit der europäischen Soldaten, und beinahe den fünften Theil sämmtlicher Todesfälle unter den eingebornen Truppen.

Zu Anfang der heißen Jahreszeit von 1845 brach sie mit großer Heftigkeit in Kabul aus, verheerte ganze Bezirke in Afghanistan und im Pendschab, und richtete furchtbare Verwüstungen an in Firospur und Ludianah, in Nord-Indien. Im Julius 1845 ergriff sie Umballa, wo die ersten Fälle fast insgesammt einen tödlichen Verlauf nahmen; im Herbst erschien sie in Karnal (Kurnaul), Kaunpur (Cawnpore) und andern Städten.

Nachdem sowohl in den westlichen als in den südlichen Theilen der Insel Ceylon im Monat November 1845 die Pocken mit großer Heftigkeit geherrscht und im Herbst jenes Jahres viele Todesfälle herbeigeführt hatten, folgte dieser verheerenden Krankheit ein Ausbruch der Cholera in Taffri (Taffrea), wo sie mit solcher Heftigkeit wüthete, daß von 4111 Personen, welche ihre ersten Opfer waren, 3065 starben. Diesen Ausbruch aber schrieb man nicht der Ansteckung, sondern einem endemischen Einfluß zu, hervorgerufen durch den unregelmäßigen Eintritt der Regen in der letzten Jahrszeit, welche, statt gewohntermaßen einzutreten und die gewöhnliche Periode zu dauern, viel später eintraten, in ihrer Dauer unterbrochen und auf einzelne Landestheile beschränkt waren. Man erwartete keine wesentliche Milderung der Krankheit vor dem Eintritt des nächsten Monsun, der gewöhnlich aus Südwesten um die Mitte Mai's zu wehen beginnt; daher setzte die Krankheit ihre Verheerungen in verschiedenen Theilen der Insel, besonders aber in denjenigen Bezirken fort, in welchen zuvor die Pocken geherrscht hatten.[1]

Im Frühjahr 1846 herrschte sie ausgedehnt und heftig in verschiedenen Städten und Dörfern der südlichen Theile der Präsidentschaft Madras, besonders in Madura und Bellary.

Sodann soll sie, in nordwestlicher Richtung sich Bombay nähernd, Scholapur und die umliegende Gegend furchtbar heimgesucht haben, und zuerst im Lager des 33sten Regiments eingebornen Fußvolks, das auf dem Marsche nach Dschalnah (Jaulnah) war, erschienen seyn. Von hier aus verbreitete sie sich ins südliche Mahrattenland, entvölkerte in ihrem Gange mehrere Dörfer fast gänzlich, und zeigte sich der einheimischen Bevölkerung überhaupt so verderblich wie nie zuvor, oder wenigstens wie seit vielen Jahren nicht mehr.

Hierauf brach sie in Punah, Bombay und Ahmedabad aus. Immer einen stätigen nordwestlichen Gang innehaltend, kam sie längs der

[1] In vielen von der Cholera auf ihrem Zuge durch die Präsidentschaft Madras ergriffenen Städten und Dörfern hatten zuvor die Pocken geherrscht, oder traten gleichzeitig auf.

Digitized by Google

Küsten nach Sind, wo sie zuerst an der Meeresküste ausbrach und dann sich allmählich nach Heiderabad und Sihwan ausdehnte.

Im Monat Junius brach sie mit außerordentlicher Heftigkeit in Kurratschi (Kurrachee), an der Mündung des Indus, aus, wo sie den zehnten Theil der Bevölkerung, einschließlich 725 europäische und eingeborne Soldaten, binnen 16 Tagen hingerafft haben soll. Hiebei verdient bemerkt zu werden, daß sechs Monate vor diesem heftigen Ausbruch, nämlich im Monat November 1845, mehrere sporadische Krankheitsfälle, die schnell einen tödlichen Ausgang genommen, in der Stadt sich zugetragen hatten. Während die Seuche noch in Kurratschi wüthete, brach sie in Persien aus, und zeigte sich schon im Monat Mai zu Aden, an der Mündung des rothen Meeres, nach einem heftigen und ungewöhnlichen Regenfall.

Ihr Fortschritt in Persien war so rasch und verderblich, daß sie unter den Einwohnern der vornehmsten Städte dieses Landes die größte Bestürzung erregte. Im Monat Junius erreichte sie Teheran, wo sie aus einer Bevölkerung von 60,000 Menschen 12,000 Personen dahinraffte, und wo mehrere Tage nach einander täglich 300 Todesfälle vorkamen. In dieser Stadt und Umgegend ergriff sie mit äußerster Heftigkeit die Reichen wie die Armen; mehrere Mitglieder der königlichen Familie gehörten unter ihre ersten Opfer. Von Teheran schritt sie nordwestlich nach Tebris, und ward um so tödlicher je weiter sie vorrückte, denn von einer Bevölkerung von 30,000 Menschen starben 6877, der größere Theil innerhalb des Zeitraums von 20 Tagen; 450 bis 500 Todesfälle sollen, solange diese Pest auf ihrem Höhepunkte war, täglich vorgekommen seyn.

Von Tebris wandte sie sich südöstlich nach Ispahan, das sie im September erreichte, und wo sie unter höhern und niedern Classen ebenfalls große Verheerungen anrichtete. Sodann westwärts schreitend, erreichte sie gegen Ende des Monats Bagdad, und verbreitete hier eine solche Bestürzung unter den Einwohnern, daß in wenigen Tagen die Stadt fast verödete, die Läden geschlossen, die öffentlichen Beamten verschwunden waren und aller Geschäftsverkehr stockte. In dieser Stadt und einem engen Umkreis werden die Opfer dieser Seuche auf mehr als 30,000 Seelen angeschlagen.

Von Bagdad schlug sie, anstatt ihren westlichen Gang zu verfolgen, wieder eine directe südöstliche Richtung ein über Kaschan nach Schiras. Diese rückgängige Bewegung ließ hoffen, sie werde ihre Verwüstungen nicht bis nach Europa ausdehnen, da sie, statt wie im Jahr 1831 in gerader Linie von Indien nach Europa durch Rußland und die Türkey vorzurücken, wieder dahin zurückzukehren schien wo sie entstanden war.

In kurzer Zeit indeß schwand aller Grund für diese Hoffnung, denn im October betrat sie die asiatische Türkei, brach in Mossul aus, und erreichte im Norden sogar Diarbekir. Gleichzeitig drang sie in Syrien ein, verbreitete sich nach Damaskus, erreichte in wenigen Tagen Aleppo und dehnte im folgenden Monat (December) ihre Verheerungen über den ganzen obern Tigris und den untern Euphrat aus; von da drang sie nach Arabien vor, erreichte Mecca in den ersten Tagen Januars 1847, wo sie sich den moslimitischen Wallfahrern so verderblich zeigte, daß 2—3000 derselben „in der einzigen Nacht" ihrer Pilgerfahrt von Mecca nach dem Berge Arafat ihr erlegen seyn sollen.

Während die Seuche solchergestalt Arabien und die südöstlichen Theile des türkischen Reichs verwüstete, machte sie stätige Fortschritte durch den südlichen Theil Georgiens, indem sie sich während des Herbstes bis in die Provinz Derbend, am kaspischen Meer, und bis an die russische Gränze verbreitete.

Dem weiteren Fortschritt dieser Geißel scheint die Annäherung des Winters Einhalt gethan zu haben, allein schon bald im folgenden Frühling breitete sie sich mit erneuerter Bösartigkeit nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin aus: einmal kehrte sie über Trapezunt, Erzerum und Bagdad nach Persien zurück, und übte fast über dieses ganze Land, wie über den größern Theil von Kleinasien, abermals den tödlichsten Einfluß; sodann rückte sie gleichzeitig nordöstlich vor, verheerte die an das kaspische Meer gränzenden russischen Provinzen, verbreitete sich über den ganzen östlichen Kaukasus, und erreichte im Monat Junius Tiflis, dann Kisljär und Astrachan. Von hier über den Don setzend, brach sie am 18 August im Hafen von Taganrog unter dem Schiffsvolk aus, obgleich sie Marinpol noch nicht erreicht hatte; auch gewann es den Anschein als werde sie nicht längs der Küsten des asow'schen Meers, sondern vielmehr an den Nebenflüssen des Don, weit in das Innere des Landes hinein vorrücken, da man berichtete sie habe bereits Lugan und andere Ortschaften des Gouvernements Jekaterinoslaw erreicht. Mittlerweile verbreitete sich ein solcher panischer Schrecken über das Land, daß alle laufenden Geschäfte eingestellt wurden; in manchen Bezirken ließ man die Ernten, obgleich reif für die Sichel, aus Mangel an Schnittern auf den Feldern, und die Fuhrleute, welche Waaren von Nishnei-Nowgorod befördern sollten, ließen ihre Wagen auf der Straße stehen und weigerten sich in südlicher Richtung über das Gouvernement Charkoff hinauszugehen.

Nachdem die Seuche das europäische Rußland betreten hatte, rückte sie rasch nach Moskau vor, wo sie am 18 September 1847 ausbrach, genau an demselben Tage, an welchem sie im Jahr 1831 die Stadt heimzusuchen begonnen hatte.

Bei ihrem ersten Auftreten in Moskau zeigte sie sich nicht sehr furchtbar, auch dehnte sie sich nicht weit über die Stadt aus; sie beschränkte sich auf einen einzigen Bezirk in der Nähe des Flusses. Hier nahm sie indeß einen strengen Charakter an, denn fast die Hälfte der ersten Fälle endigte mit dem Tode.

Ihr Fortschritt nach Norden und Westen war nicht rasch; viele Wochen lang hielt sie sich innerhalb der Provinz Moskau, und bei Annäherung des Winters ward die Zahl der Fälle in dieser Hauptstadt so gering, daß man Hoffnung schöpfte sie werde gänzlich erlöschen. Eine sehr bedeutende Thatsache führt indessen Dr. Adair Crawford an — den Umstand nämlich daß den ganzen Winter über vereinzelte Fälle vorkamen, die nur zu viel Grund für die Befürchtung darboten, daß die Krankheit in Folge des kalten und trockenen Zustandes der Winteratmosphäre nur einen Stillstand gemacht habe, und daß sie mit Eintritt des Frühjahrs von neuem ausbrechen werde.

Diese Vermuthung zeigte sich gegründet: denn im Monat Mai gewann die Krankheit neue Kraft, dehnte sich über die ganze Stadt aus und ergriff alle Classen der Bevölkerung. Ihr Fortschritt durch das Land ward nun auch viel rascher als im vorigen Jahr, denn sie verbreitete sich gleichzeitig über alle Provinzen des Reichs, nach Norden, Osten und Westen, und erreichte Petersburg zu Anfang des Monats Junius 1848.

(Schluß folgt.)

Das alte Theben in Aegypten. J. A. Spencer gibt in seiner „Reiseskizze aus Aegypten und dem heiligen Land" folgende Schilderung: „das alte Theben, an dessen Stelle jetzt die Dörfer Luxor, Karnak, Medinet Habu u. s. w. getreten sind, erhielt schon durch Cambyses einen Schlag, von dem es sich nicht mehr erholte, denn er scheute keine Anstrengung die stolzen Denkmäler ägyptischer Macht und ägyptischen Ruhms zu vernichten. Später trat Ptolomäus Lathyrus im J. 116 v. Chr. in Folge eines Aufstandes in seine Fußstapfen, und scheint nicht minder gegen die alten Denkmäler gewüthet zu haben. Von Luxor reitet der Reisende auf seinem Esel in südlicher Richtung etwa eine Stunde weit nach Karnak, wo die alten Denkmäler des Ruhms und der Größe Thebens am bedeutendsten sind, und wo die Reihe der alten Könige alle ihre Sorgfalt verschwendet zu haben scheint, um einander in Prachtwerken zu überbieten, und ihre Namen den entferntesten Generationen zu hinterlassen. Der Reisende wird finden, daß Karnak alles übertrifft, was es sich je vorstellen konnte, und bleibt in tiefes Staunen verloren, wenn er unter den Ruinen umherwandert, die einen so ungeheuren Raum einnehmen und auf eine frühere Pracht und Herrlichkeit hindeuten, die alles übertrifft, was die Welt je gesehen. Der Reisende bringt ein Paar Tage zu, um sich nur einen klaren Begriff von dem zu machen, was er vor sich hat, erkennt aber, daß um Theben wahrhaft zu würdigen, der Reisende hier auf längere Zeit seinen Sitz aufschlagen, und durch ein vorläufiges Studium der ägyptischen Geschichte und Alterthümer vorher sich wohl vorbereitet haben muß."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 217. 10 September 1850.

Der große Salzsee in Nordamerika.

(Aus dem Athenäum vom 31 August.)

Die amerikanischen Blätter theilen den Bericht eines Cap. Stansbury, eines Officiers vom topographischen Ingenieurcorps, mit, der mit einer Untersuchung des Thals des großen Salzsees und einer hydrographischen Aufnahme dieser seltsamen Wasserfläche beauftragt ist. Der Bericht reicht bis zum 16 März d. J., und enthält im Wesentlichen folgendes: „Ich schickte die Mehrzahl meiner Leute mit den großen Vorräthen unter Lt. Gunnison am Ostufer des Salzsees hinab, und machte mich selbst mit Dr. Blake, 4 Mann und 16 Maulthieren auf den Weg, um die Westseite zu umkreisen. Das Land ist so gänzlich entblößt von Holz, daß wir nicht einmal Stangen auftreiben konnten, um unsere Zelte aufzuschlagen. Das ganze Westufer besteht aus ungeheuren flachen Ebenen von weichem Schlamme, der auf viele Meilen vom Wasserrande für Pferde und Maulthiere unzugänglich ist, da er vielfach von geschlängelten Schwefel- und Salzwasserbächen durchzogen wird, die augenscheinlich versinken, den Boden durchdringen und ihn schlammig und trügerisch machen. Diese Ebenen sind nur wenig über den jetzigen Wasserstand des Sees erhoben, und bildeten ohne Zweifel in einer nicht sehr fernen Zeit einen Theil des Sees, denn es ist augenscheinlich, daß ein Steigen des Wassers um wenige Zoll den größten Theil dieser weiten Strecken wieder mit Wasser bedecken würde, ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß ein Steigen des Wassers um einen Fuß die Ausdehnung des Sees nahezu verdoppeln würde. Diese Ebenen sind größtentheils von aller Vegetation entblößt, einige Streifen von Wermuth und Pingelkraut (? grease wood) ausgenommen, und sie glänzen so im Sonnenlicht, daß man sich kaum überzeugen kann, sie gehörten nicht zum See selbst. Dieß kommt von der Krystallisation kleiner Salztheile auf der Oberfläche des Schlammes her und von dem wässerigen Schleim, der aus der vollkommenen Sättigung des Bodens mit Wasser entspringt. Dieß ist auch die Ursache einer Luftspiegelung, welche ich hier größer fand als je irgendwo, denn sie verdreht die Gegenstände auf die groteskeste Weise und veranlaßt fast unglaubliche optische Täuschungen, so daß ich ernstliche Hindernisse für die Triangulation davon befürchtete. Auf einer ungefähren Strecke von 150 Meilen fand ich Wasser und Gras nur an Einer Stelle, und wir mußten unsere Thiere aus den mitgenommenen Wassersäcken von Kautschuk tränken. Der erste Theil dieser Wüste ist etwa 75 Meilen lang, die wir in zwei und einem halben Tag zurücklegten, wobei wir den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht fortzogen, und meist zu Fuß gingen, um die Maulthiere zu erleichtern, die dem Mangel an Nahrung und Wasser fast erlagen. Im letztern Theil dieser ersten Wüste kamen wir über ein Feld von festem Salz, das auf der flachen Schlammebene so dick lag, daß die beladenen Maulthiere darüber hingingen, wie über ein festes, leicht mit Schnee bedecktes Eisfeld. Die ganze Ebene war so flach, wie ein Fußboden. Wir schätzten diese Ebene etwa 10 Meilen lang und 7 breit, und die Dicke des Salzes zu 1/2 bis 3/4''. Früher waren wir schon auf eine ähnliche 3 M. lange Strecke gestoßen, die aber nicht dick oder hart genug war, um zu hindern, daß die Maulthiere bei jedem Schritt einsanken. Das Salz auf dem festen Boden war vollkommen krystallisirt, und wo es nicht mit Erde gemischt war, so weiß und fein, wie das schönste Tischsalz.

„Nachdem wir über dieß Salz fortgezogen, stießen wir am Fuße einer Bergkette, welche die Westgränze des unmittelbaren Seethals zu bilden schien, auf einen Bach, an dessen Ufer Gras in Menge wuchs, und hielten hier drei Tage an, um unsern Thieren eine Erholung zu gönnen. Der letztere Theil der Wüste hat etwa 60 Meilen in der Länge, und wir durchzogen sie in zwei Tagen, indem wir die Märsche bis tief die Nacht hinein fortsetzten. Hätten wir nicht vorher Gras und Wasser gefunden, Thiere und Menschen hätten inmitten dieser dürren Wüste umkommen müssen. Wir waren wohl die ersten Weißen, die den See im ganzen Umfang zu Lande umkreisten; in früherer Zeit sollen einige Trappers zu Wasser in dem See herumgefahren seyn, aber zu Lande war bis jetzt noch kein Versuch gelungen. Nach der durch diese Expedition gewonnenen Kenntniß bin ich der Ansicht, daß man die Ausdehnung des Sees sehr übertrieben hat, und theils aus eigener Beobachtung, theils nach dem, was ich von den Mormonen erfuhr, die einige Ausflüge darauf in einem kleinen Kahn gemacht haben, ist auch die Tiefe überschätzt worden. Daß der See keinen Ausfluß hat, ist jetzt außer allem Zweifel, und für die Schifffahrt kann er nie von dem geringsten Nutzen seyn. Das Wasser ist allenthalben, wo ich es sah, auf einige Meilen vom Ufer nur einige Zoll tief, und wenn irgendwo tiefes Wasser sich findet, kann es nur in der Mitte seyn. Der Utah-Fluß (oder der Jordan, wie ihn die Mormonen nennen) ist so unbedeutend und hat so viele Krümmungen, daß er gleichfalls in Bezug auf den Handel unnütz ist. Die größte Tiefe des Utahsees fanden wir zu 16'; der Fluß, der beide Seen verbindet, ist 48 Meilen lang."

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Geschichtlich ist Eriwan berühmt als der öftere Tummelplatz persischer und türkischer Streithaufen und durch die vielen Belagerungen, die es zu verschiedenen Zeiten bestanden. In der Glanzperiode des persischen Reiches als dessen vorzüglichstes Bollwerk betrachtet, wurde damals vom Hofe zu Isfahan große Sorgfalt auf diesen Platz und dessen Festung verwendet. Bei der Belagerung von 1606, durch den Großwessier Mehmed-Pascha, hat Eriwan einem 14tägigen Angriff, bei offenen Laufgräben, siegreich widerstanden und den Ssadr-A'sam zum schimpflichen Rückzug genöthigt, wofür denn freilich Sultan Mürad IV diesem zu Erzerum den Kopf abschlagen ließ.

In neuerer Zeit hat diese Stadt nicht nur durch den letzten russischen Feldzug, welcher den Verlust aller persischen Provinzen bis an den Araxes zur Folge hatte, viel gelitten, sondern sie wurde schon im vorigen Kriege 1808 abwechselnd von Russen und Persern grausam mitgenommen, theilweise zerstört und von einem großen Theil ihrer Bevölkerung verlassen.

Eriwan zerfällt in drei abgesonderte Theile: Stadt, Basar und Festung. In ersterem, der keine Sehenswürdigkeiten darbietet und ein sehr verfallenes Aussehen hat, sind die Wohnhäuser der Ureinwohner, nämlich der Muselmänner und Armenier enthalten; der zweite vereinigt Handel und Gewerbe, in letzterem sind die Casernen, die Wohnung des Befehlshabers und diejenigen aller russischen Civil- und Militärbeamten, so wie die Dicasterien. Im zweiterwähnten Stadttheil finden wir die Hauptmoschee, Ghiök-Meschid, [1] die zu den ansehnlichsten und schönsten Gebäuden dieser Art im jetzigen und vormaligen Persien gehört. Allein die Karwan-Sarais, welche sich ebenfalls in dem letzterwähnten Stadttheil (dem Basar) befinden, können in keiner Beziehung mit denen zu Täbris, Isfahan, Schiras und andern größeren persischen Städten den Vergleich aushalten. Ueberhaupt ist es hier mit der Lebhaftigkeit des Handels, mit der Rührigkeit des Verkehrs in allen Gewerbzweigen und dem allgemeinen Wohlstand seit der russischen Besitznahme und wahrscheinlich durch dieselbe noch viel schlechter geworden, als es selbst in den letzten nichts weniger als blühenden Zeiten der persischen Herrschaft gewesen war, trotzdem daß die gütige Vorsehung dafür gesorgt, daß es damit eine ganz andere Bewandtniß haben sollte, denn diese Stadt beherrscht eine große Ebene, welche an Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ihres Gleichen sucht, die eine Menge Erzeugnisse und namentlich einen solchen Ueberfluß an Cerealien hervorbringt, daß sie unter andern Verhältnissen einer der wichtigsten Binnenstapelplätze für die Ausfuhr dieses Productes werden müßte, was sie auch allen Angaben nach in frühern Zeiten gewesen.

Unweit der Posthalterei die sich seitwärts auf dem freien Platz zwischen Basar und Festung befindet, wo ich zuerst abgestiegen, sieht man ein hübsches, anscheinlich neues, gelb angestrichenes Gebäude im europäischen Style, welches man mir als ein russisches Schulhaus bezeichnete, wo aber auch armenische Schüler aufgenommen werden. Wie es im Innern beschaffen und wie es da mit dem Unterricht bestellt ist, habe ich nicht erfahren, indem ich keine Gelegenheit hatte mit den Insassen in Berührung zu kommen.

An der Festung — deren Besuch ich aus den bereits angedeuteten Gründen absichtlich mied — scheint seit ihrer Einnahme durch Paskewitsch nichts verbessert worden zu seyn, als daß man die eingeschossenen Mauern nach demselben Plane, und zwar wieder aus gestampfter Erde herstellte. Dieser Proceß, gelegentlich gesagt, liefert ein besseres Material, als man vielleicht in Europa glauben möchte, denn die damit errichteten Bauten erhalten eine große Festigkeit, nachdem sie einige Zeit der Sonne ausgesetzt gewesen.

Ich fand die Stadt von Russen ganz entblößt, wenigstens erinnere ich mich nicht in den Straßen und im Basar auf europäische Uniformen gestoßen zu seyn, und ich brauche kaum zu sagen, daß ich unter den obwaltenden Umständen dergleichen Begegnungen keineswegs schwer vermißte; übrigens glaube ich gehört zu haben, daß man die Truppen aus Gesundheitsrücksichten ein Lager auf den Anhöhen hatte beziehen lassen, ob das Beamtenheer mitgezogen, oder mit dem wenigen zurückgebliebenen Militär in der Festung eingeschlossen blieb, habe ich nicht vernommen, denn als ich am folgenden Morgen, und zwar vor Sonnenaufgang, stillschweigend mit meinen wenigen Pferden und Leuten längs den Festungsmauern vorüberritt, ließ sich an den Thoren und auf den Zinnen nicht einmal eine Schildwache sehen, eine allerdings auffallende Erscheinung unter einem streng militärischen Regimente, die aber jedenfalls für die vollkommene Ruhe im Lande zeugte.

Eine steinerne Brücke über die Sjunga, welche die Mauern der Festung bespült, führt uns auf die Straße nach dem 18 Werste entfernten Etschmiasin; obschon dieselbe augenscheinlich der Hand des Menschen sehr wenig oder nichts verdankt und ziemlich in dem Zustande geblieben, wie die liebe Natur sie geschaffen, fand ich sie so breit und so gut wie irgend eine Chaussee, zum Reiten fast zu hart, und nach dieser Festigkeit des Bodens zu schließen, sollte man glauben, daß sie das ganze Jahr ohne Schwierigkeit befahren werden kann. Die Landschaft auf dieser Strecke ist übrigens ziemlich öde und langweilig, bis wir die Fluren von Etschmiasin erreichen, welche so weit das Auge reicht mit der üppigsten Cultur prangen; sogar die Baumwollpflanze, wovon es mehrere Felder gibt, sah ich trotz der hohen Lage im schönsten Gedeihen; allein das Haupterzeugniß besteht in Cerealien, wovon diese Ebene gewiß viel mehr als für den Bedarf ihrer Einwohnerschaft erzeugt. Ich konnte mir also nicht erklären, mit welchen Brillen ein neuer Reisender gesehen haben mußte, als er die Gegend um Etschmiasin — wenn ich mich recht besinne — gleichsam wie eine Wüstenei schilderte. Der Ort selbst heißt eigentlich Wagarschakat, obschon er gemeiniglich nach dem Kloster, welchem er vermuthlich sein Entstehen verdankt, benannt wird. Es ist dieses zwar nur ein Dorf, aber eines der größten und bedeutendsten, die ich noch irgendwo in Asien getroffen hatte. Ein solches Bild von Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit hatte sich mir schon lange nicht mehr dargeboten, und ich glaubte eine Musteransiedlung vor mir zu haben, so sehr contrastirten die hiesigen Bauernhöfe mit allem, was ich bisher in den Dörfern dieses Welttheils zu sehen gewohnt war. Augenscheinlich befand sich dieses glückliche Dorf — dessen Bevölkerung ausschließlich armenisch ist — unter dem unmittelbaren Schirm des Klosters ausnahmsweise mehr gegen Willkür und Bedrückung geschützt, als es sonst der Fall ist, ein Verhältniß, das sich in seinem Wohlstand abspiegelte und zugleich

---

[1] Gemeiniglich sagt man zwar in Persien schlechtweg „Meschid," wie wir es auch geschrieben, dieses arabische Wort heißt aber „Mesdschid," im Plural „Mesadschid."
A. d. V.

Digitized by Google

eine Andeutung war, in welcher blühenden Lage alle diese fruchtbaren Länder seyn könnten, wenn bei deren Verwaltung nicht bloß der Staat, sondern auch das Volk berücksichtigt würde. Ich sollte mich bloß zum Morgenimbiß, und um die Pferde ein wenig ausschnaufen zu lassen, hier aufhalten, was beides im Hause des Schwagers einer meiner armenischen Führer geschah. Ich wollte aber die Gelegenheit nicht versäumen, mich ein wenig im Kloster umzusehen.

Dieses befindet sich innerhalb einer hohen und starken Ringmauer von bedeutendem Umfang und mit vielen Thürmen flankirt; über dem äußern Hauptthore erhebt sich eine Flaggenstange, deren Zweck ich nicht erfragte, weil ich überzeugt war, selbige habe die Bestimmung, Anwesenheit oder Abwesenheit des Katholikos anzuzeigen, je nachdem die Flagge gehißt war oder nicht. In dieser Voraussetzung mußte also Se. Heiligkeit nicht zugegen gewesen seyn. Durch den obenerwähnten Haupteingang gelangte ich zuerst in einen Basar, wo außer allen Gattungen von Lebensmitteln, Früchten, Spezereien, Stoffen und Kurzwaaren auch eine große Auswahl von Rosenkränzen, Kreuzen und dergleichen Frömmigkeitsartikeln zum Verkaufe ausgestellt waren. Von da führt ein stattliches Portal in den großen Hof, um welchen das eigentliche Klostergebäude, nämlich die Wohnungen der Geistlichen und in einer Ecke jene des Katholikos sich befinden. Letztere erschien mir ihrem äußern Ansehen nach von einer exemplarischen Bescheidenheit und, nach unsern Begriffen, der hohen Würde eines Oberhauptes der armenischen Kirche wenig angemessen. Ich zweifle, daß ein Rector der High Church of England sich bequemen würde nicht besser zu wohnen. Die Kirche steht in der Mitte des Hofes, ist viel kleiner als ich mir dieselbe vorgestellt hatte, in ihrem Innern aber reich geschmückt mit unzähligen Gemälden von Heiligen, Märtyrern rc. Unter ersteren war einer ganz nackt dargestellt, jedoch hatte der Maler die sinnreiche Vorsicht gebraucht, denselben mit einem Bart zu schmücken, der bis über die Kniee hinabreichte. Die Ringmauer umfaßt noch zwei andere Kirchen, also im Ganzen drei, und es befinden sich außerhalb derselben noch zwei Filialen der Hauptkirche, Ghierane und Tschoghakat.

Bei meinem Eintritt in den Hof der Hauptkirche überraschte mich ein eigenes, aber erhabenes Schauspiel. Die Wartabate (ich glaube diese Kirchenwürde ist ungefähr gleichbedeutend mit Bischof), die Priester und Novizen standen nämlich im vollen Ornate nach der Rangordnung, zwei parallele Säulenreihen bildend vor dem Hauptportale, gegen dasselbe Front machend, mit lauter Stimme eine Hymne singend, was in dem schönen, mit hohen, schattigen Bäumen bepflanzten Raume eine um so imponirendere Wirkung hervorbrachte. Leider sollte meine Entzückung nicht von Dauer seyn und bald durch einen Zwischenfall sehr prosaischer Art gestört werden. Da ich zur Betretung der Kirche mit einem meiner beiden armenischen Führer, den ich in der Eigenschaft eines Cicerone mitgenommen, den linken Flügel der heiligen Schaar umgangen hatte, glaubte ich diese so sehr in überirdischer Anschauung versunken — zumal aller Augen zum Himmel emporgerichtet waren — daß ich von keinem einzelnen derselben bemerkt worden wäre. In dieier Berechnung hatte ich mich aber geirrt, denn während ich mir das Innere der Kirche besah, trat einer der ersten Wartabate — ich sage einer der ersten, weil ich ihn an dem reichen Schmucke, womit er bedeckt war, für einen solchen hielt — aus Reihe und Glied und kam auf uns zu, wo ich dann, und zwar vermittelst des Führers, da seine Hochwürden entweder nichts als armenisch sprach oder es verschmähte ein anderes Idiom zu reden, ein kleines Verhör folgenden Inhalts zu bestehen hatte. „Wen haben wir hier?“ — „Firenkdschi.“ — „Unter welchem Schutze reist er?“ — „Unter russischem.“ — „Ist er ein Christ?“ — Hier wird mein Dolmetsch ein wenig verlegen und erholt sich Raths bei mir, bevor er antwortet: „Allerdings“ (was beiläufig gesagt, im vorliegenden Fall nicht ganz richtig war, indem bekanntlich nach den Begriffen der schismatischen Armenier die Bezeichnung „Christ“ ausschließlich auf ihre Glaubensgenossen anwendbar ist). „Aber wenn er ein Christ, warum sehen wir ihn an solcher heiligen Stätte nicht in dieser Stellung?“ (indem der Fragende die Hände faltete). Als mir dieses verdolmetscht, ward mir vollkommen klar, wo der ganze Schabernak hinauswollte, und ich ließ statt aller Antwort, mich mit einem Achselzucken begnügend, den geistlichen Herren ziemlich verblüfft dastehen, drehte mich nach einer andern Seite und verließ bald darauf die Kirche, aber nicht durch dieselbe Thüre, wonach ich an der Wohnung des Katholikos vorbei nach meinem Absteigquartier zurückwanderte. Ich war nämlich im voraus benachrichtigt worden, daß selten ein Fremder unbeschoren das Kloster Etschmiasin besucht, hatte mir aber fest vorgenommen, mich solcher Brandschatzung nicht zu unterziehen, was mir auch auf die angeführte Weise geglückt war.

Außer dem andern Führer waren bloß zwei Weibspersonen, die Mutter und Schwester meines Begleiters nach dem Kloster, zu Hause anwesend, denen letzterer das eben bestandene kleine Abenteuer erzählte, worauf seine Zuhörerinnen in ein schallendes Gelächter ausbrachen und mich mit den Worten darüber beglückwünschten: „Aferin! (Recht geschehen!) der Wartabat wollte euch einen Tümân herauslocken, um sich damit einen tüchtigen Rausch in Anberie (Rosolio) zu trinken, er hat aber seinen Meister gefunden!“ — Ich konnte daraus entnehmen, daß die Herren im allgemeinen bei der Einwohnerschaft nicht in sonderlichem Ansehen standen, und diese Beobachtung schien zu bestätigen, was ich schon vor meinem Hierseyn oft gehört hatte, daß nämlich die Wartabate und Priester des Klosters Etschmiasin eines wenig erbaulichen Lebenswandels bezüchtigt sind, und daß sie namentlich einem gewissen unnatürlichen Laster ergeben seyn sollen, das in Persien noch mehr gang und gäbe ist als bei den Türken, bei welcher Erinnerung es mir vorkam, daß die vielen unbärtigen, jugendlichen Novizen, welche den Schweif der Koryphäen im Klosterhof bildeten, so wenig als die widrigen, zurückstoßenden Pharisäergesichter, die ich unter ihren Vordermännern wahrgenommen, geeignet waren, diesen bösen Leumund Lügen zu strafen.

Auf der Strecke von Nachtschiwan bis hieher hatten sich mir die beiden Kuppen des Ararats von dieser Seite nirgends in solcher Nähe gezeigt. Hier verließ ich mit meinen beiden Führern die Haupt- und Poststraße, theils wegen der großen Hitze, theils weil jene in Uschayan zu Hause waren — was wohl deren Hauptbeweggrund gewesen seyn mochte — um eine Richtung einzuschlagen, die rechts über das Gebirge führte. Nach einem zweistündigen Ritte über die fruchtbare Ebene von Etschmiasin erreichten wir den oben erwähnten Ort Uschayan, der sich unmittelbar hinter der ersten von uns überschrittenen Anhöhe befindet und selbst auf einer felsigen Erhöhung liegt. Vor uralter Zeit eine befestigte, armenische Stadt, noch mit ihren massiven Thoren versehen, sieht man hier nur noch ein Dorf, das unten von dem Flusse gleichen Namens bespült wird, über welchen eine stattliche, steinerne Brücke führt, deren Ur-

Digitized by Google

sprung augenscheinlich so alt wie der Ort selbst, aber eines der besterhaltenen Werken der Vorzeit ist, die ich in diesen Gegenden gesehen. Das Gewässer scheint sehr fischreich zu seyn, wenigstens hatten meine Führer in kurzer Zeit mit ihrem Netze mehrere Pfunde einer großen Barschengattung gefangen, die Fische wurden zum Abendessen aufgetragen, ihr Fleisch und ihr Geschmack wollten mir aber nicht behagen. Uschayan hat eine einzige, uralte und sehr massiv gebaute Kirche, die in ihrem Innern finster wie ein Kerker und sehr nackt ist.

Von diesem Orte zieht sich die Straße auf einem steinigen Wege am Rande des Gebirges fort. Dann gelangen wir über eine Hochebene mit fettem Wiesengrund in ein schönes, großes und fruchtbares Thal, das uns nach dem Dorfe Sködülü führt, einem ziemlich wohlhabenden Orte, der namentlich einen bedeutenden Viehstand besitzt. Die Ebene, welche man von jener Gebirgsstraße überschaut, ist dicht mit Dörfern besäet. Eine Menge Ruinen alter armenischer Kirchen finden sich auf dieser Gegend zerstreut, und ich stieß hier auch auf die Ueberreste einer Stadt, welche einen ansehnlichen Raum bedecken, deren Bedeutung mir aber bisher unbekannt geblieben. Chardin, der sonst seine Reisen in Persien und den angränzenden Ländern mit so vieler Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit beschrieben, überspringt in einem Satze die ganze Strecke von Tiflis nach Eriwan, und macht also von diesen Ruinen keine Erwähnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die brittische archäologische Gesellschaft

aspirirt fast gleichen Rang mit der „Association for the Advancement of science," aber „haud passibus aequis:" während die letztere mit allen Fasern in das Gewerbs- und Geschäftsleben Englands hineingreift, und man ihr — wie wir mehrmals erwähnt — nicht mit Unrecht vorwirft, daß ihre Verhandlungen gar zu sehr auf den positiven Nutzen, und nicht genügend auf die eigentliche Förderung der Wissenschaft hinauslaufen, steht die archäologische Gesellschaft dem ganzen Treiben des englischen Lebens fremd, und es war noch überdieß gewiß ein höchst unglücklicher Gedanke, die Versammlung vom Montag den 26 bis Donnerstag den 29 August nach Manchester und Lancaster einzuladen, da doch gewiß die Atmosphäre der Metropole der Baumwollenspinnerei nicht die Stätte ist, wo archäologische Studien gedeihen. Zudem, wenn selbst die Engländer den Bemühungen der naturhistorischen Gesellschaft eine gute Dosis „tediousness," zu Deutsch Langeweile, nicht absprechen, so ist dieß gewiß noch weit mehr mit einer solchen Archäologenversammlung der Fall, deren Arbeiten, wenn sie nicht durch einen reichen Schatz allgemeiner historischer und literarischer Kenntnisse gewürzt sind, ohnehin dem mühseligen Herbeischleppen von Steinen zu einem Baue gleichen, dessen Umrisse und Bedeutung nur demjenigen wichtig erscheinen, der sich einer gewissen Stufe historischer und philosophischer Bildung rühmen kann. Man darf sich deßhalb nicht verwundern, wenn der Moniteur der archäologischen Gesellschaft, die Liter. Gaz. (31 August) bittere Klage über die erfahrene Vernachlässigung führt. Verschlimmert wird die Sache noch dadurch, daß weit die Mehrzahl der versammelten Archäologen jener fatalen Dilettantenclasse angehört, die nirgends weniger hingehört, als in die Archäologie. Ein musikalischer, ein historischer, selbst ein naturwissenschaftlicher Dilettant kann noch wohl interessant und belehrend seyn, aber ein archäologischer ist, um mit den Engländern zu reden „the bore of all bores."

Der Gang der Cholera.

(Schluß.)

Während die Seuche sich solchergestalt über das russische Reich ausdehnte, brach sie Ende Junius in Konstantinopel aus, richtete große Verheerungen in dieser Stadt und mehreren andern Ortschaften längs des Bosporus an, und ergriff die höhern sowohl als die niedern Volksclassen. Gleichzeitig trat sie in Odessa auf und verbreitete sich westlich längs der Donau; keine der in diesen Bezirken zuerst befallenen Personen genas. Der Ausbruch der Krankheit war hier von großer Hitze und einer ungeheuren Anzahl von Raupen und Heuschrecken begleitet, welche alles vor sich her zerstörten.

Etwa um die Mitte Julius brach sie in Aegypten aus, verbreitete sich rasch über den größern Theil des Landes, 300 Krankheitsfälle täglich in Cairo, und 250—300 Todesfälle in Alexandria. In einem Dorfe im Delta, wo die Wallfahrer sich in einer Anzahl von 195,000 angesammelt hatten, starben 3000. Die Verwüstungen der Krankheit in diesem Lande waren furchtbar, mehr als 30,000 Menschen fanden durch sie ihren Tod.

Vom Junius bis Julius dehnte die Seuche ihren verheerenden Gang über fast das ganze russische Reich aus, in St. Petersburg schrieb das Volk die schaudererregende Anzahl der Todesfälle, die in jedem Stadttheil vorkamen, der Vergiftung des Wassers zu, und mehrere Aufläufe fanden statt.

In der Moldau und Walachei war die Sterblichkeit so groß, daß man sich benöthigt fand die Gerichtshöfe zu schließen. In Bucharest hatte aller Geschäftsverkehr gänzlich aufgehört, und ein allgemeiner Schrecken der Einwohner sich bemächtigt; wer konnte, verließ die Stadt, und floh in die Berge.

Wie man gesehen, brauchte die Krankheit neun Monate um von Moskau nach St. Petersburg zu gelangen; nachdem sie aber letztere Stadt, wie wir angeführt, zu Anfang Junius erreicht hatte, dehnte sie sich im folgenden Monat nach Finnland und Schweden in nördlicher, nach Riga in westlicher Richtung aus. In demselben Monat drang sie in Preußen ein, und erreichte Berlin; bis August aber scheint sie sich in Polen noch nicht gezeigt zu haben.

Im September verbreitete sie sich nach Hamburg und Holland. Gleichzeitig fanden auch mehrere milde Fälle in Paris statt.

Zu Anfang Octobers setzte sie über das deutsche Meer und brach in Edinburg aus, von wo sie sich im Laufe weniger Tage in die benachbarten Städte Newhaven, Portobello, Loanhead und viele andre Ortschaften verbreitete. Anfangs November befiel sie Glasgow, und hierauf einen großen Theil der Manufactur-Städte und Dörfer in Lanarkshire, Ayrshire, Dumfriesshire und andern Grafschaften im südlichen und westlichen Schottland. Von diesem Zeitpunkt an kann man annehmen, daß die Krankheit ihren Sitz auch in Großbritannien aufgeschlagen hatte, obwohl vereinzelte Fälle schon viel früher in London und seiner Umgegend vorgekommen waren.

Es scheint sonach, daß der erste große epidemische Ausbruch, der von Kabul und den nordwestlichen Provinzen Hindostans ausging, wie von einem Centrum aus über Afghanistan, Persien und den südöstlichen Theil der asiatischen Türkei dahinfuhr, bis er durch den Winter von 1846 in seinem Weiterschreiten nach Europa aufgehalten wurde. Um diese Zeit hatte sich die Seuche in den nordöstlichen Theilen Kleinasiens eingenistet, von wo sie im Frühjahr 1847 ihre Laufbahn von neuem begann und nach allen Richtungen sich verbreitete: einerseits befiel sie die Städte von Kleinasien, Persien, Arabien und Aegypten; andrerseits Georgien, Circassien und die südlichen Provinzen des russischen Reichs. Der nördliche Arm dieses großen Ausbruchs setzte seinen Zug fort bis fast sämmtliche Gouvernements des europäisch russischen Reichs ergriffen waren, worauf ein Zweig desselben nach Finnland und Schweden vorrückte, wo er seinen verheerenden Lauf scheinbar endete, während ein andrer Zweig, nachdem er die Nordküsten des schwarzen Meeres gefegt und die Städte der untern Donau fast decimirt hatte, durch Oesterreich seinen Todeszug weiter fortsetzte.

Die Kirchen Antwerpens sind 11 an der Zahl, und sie sollen nach dem finanziellen Bericht der Provinz an Schmuck und Kunstwerken einen Werth von beinahe 50 Mill. Fr. enthalten. (Orig. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 218. 11 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Eine Mittheilung von Hrn. Nasmyth „über die Mondoberfläche und ihr Verhältniß zu der Erdoberfläche" in der mathematischen und physikalischen Section wurde für so wichtig angesehen, daß sie auf Verlangen des Präsidenten und anderer Vorsteher in der allgemeinen Versammlung, die am Abend statt fand, aufs neue vorgelesen wurde. Wir geben sie deßhalb, so wie sie uns im Athenäum vorliegt, müssen aber bemerken, daß sie von einer ziemlichen Anzahl Zeichnungen begleitet war, welche der Verfasser mit Hülfe eines großen, besonders zu diesem Ende gefertigten Teleskopen entworfen hatte. Es ergaben sich daraus sehr bezeichnende Erklärungen über die Art und Wirkung einiger Kräfte, welche in ältern Perioden der geologischen Geschichte der Erde ihrer Oberfläche viele ihrer merkwürdigsten Gestaltungen gegeben haben; dieß bezieht sich namentlich auf die Ursachen der vulcanischen Thätigkeit, das Hervorbrechen durch Feuer erzeugten Gesteins, das Emporheben von Bergketten, so wie das Versenken großer Striche der Erdoberfläche. Alle diese mächtigen geologischen Erscheinungen scheint Hr. Nasmyth einigen großen und einfachen Grundursachen zuzuschreiben, die aus der Erstarrung und dem abwechselnden Zusammenziehen der Kruste und des Inneren von Erde und Mond, welche beide Körper ursprünglich in einem geschmolzenen Zustande gewesen zu seyn scheinen, hervorgehen. Hr. Nasmyth machte auf die ungeheure Zahl und Größe der kraterartigen Berge aufmerksam, womit alle Theile der Mondoberfläche bedeckt scheinen, und wies dann die Gründe nach, weßhalb sie wirklich als Krater erloschener Mondvulcane zu betrachten seyen; er wies nämlich auf das häufige Vorkommen des Mittelkegels hin, der das Ergebniß der letzten Ausbrüche eines ersterbenden Vulcans sey, wie wir dieß bei den vulcanischen Kratern der Erdoberfläche so häufig zu bemerken Gelegenheit haben. Dieser Mittelkegel findet sich in der Mehrzahl der Mondkrater, und daraus zog er den Schluß, daß sie das Ergebniß derselben Kraft seyen, die sie an den Vulcanen der Erde erzeugte. Sodann ging er auf die Ursache der ungeheuren Zahl solcher vulcanischen Krater über, mit denen die Mondoberfläche übersäet ist, und fand diese in der raschen Erstarrung und Zusammenziehung der Mondkruste, denn da die Masse des Mondes nur $^1/_{64}$ der Erdmasse, die Oberfläche desselben aber $^1/_{16}$ der Erdoberfläche beträgt, so hat der Mond in Folge dieses Verhältnisses eine viermal größere ausstrahlende oder Wärme vertheilende Oberfläche. Aus dieser geometrischen Ursache erklärte Hr. Nasmyth, wie bei dem raschen Verkühlen und Zusammenfallen der Mondskruste auf das geschmolzene Innere der flüssige Stoff unter der festen Kruste gezwungen war durch eben diese Kruste einen Ausweg zu suchen, und die ungeheure vulcanische Thätigkeit zu entwickeln, welche in einer sehr fernen Zeit seine Oberfläche mit Myriaden von Kratern und andern vulcanischen Gestaltungen, welche seiner Oberfläche ihren merkwürdigen Charakter geben, bedeckt. Daraus erklärt sich auch die ungeheure Größe der Mondkrater, indem die vulcanische Thätigkeit einen weitern Umfang einnahm wegen der Leichtigkeit des ausgeworfenen Stoffs, da die Schwerkraft, welche den Stoffen des Mondes, wie denen der Erde das Gewicht verleiht, um ein bedeutendes geringer auf dem Mond als auf der Erde ist, so daß das Zusammenfallen der Kruste wahrscheinlich auf einen Stoff zu wirken hatte, der vermuthlich nicht halb so schwer als Kork wiegt. Zunächst kam sodann Hr. Nasmyth auf die Ursache der ungeheuren Bergketten, die man auf der Oberfläche des Mondes sieht, und suchte diese durch die Fortdauer des Zusammenfallens der festen Kruste des Mondes zu erklären, die dem Zusammenziehen des geschmolzenen Innern folgt, welches durch die allmähliche Abnahme seiner Hitze sich von der Berührung mit der innern Seite der festen Kruste zurückzieht und so das Zusammenbrechen dieser Kruste veranlaßt, dadurch diesen Theil der ursprünglichen Oberfläche auf die Seite schafft, folglich die Form von Bergketten anzunehmen veranlassen muß. Hr. Nasmyth führte zur Aufhellung dieses wichtigen viele Erscheinungen erklärenden Verlaufs das bekannte Beispiel der Verrunzelung eines Apfels an, weil das Innere desselben sich zusammenzieht, und die Oberfläche nicht im Stande ist sich der Veränderung auf eine andere Weise anzubequemen. Die fraglichen Bergketten hält Hr. Nasmyth für nichts mehr und nichts weniger als das Material, welches in den ursprünglich ausgedehnten Kugeln die vergleichsweise ebene Kruste des Mondes und der Erde bildete. Das Herabfallen der ununterstützten Kruste auf den sich zurückziehenden Kern, das ein furchtbares Platschen auf die umliegende geschmolzene Masse erzeugt, gibt die sehr wahrscheinliche Erklärung an die Hand, wie granitische und vulcanische Mittelpunkte gewisser Bergketten auftraten, und wie durch Feuer entstandene Felsen in Form von Trappgängen und Basaltbildungen hineingedrängt werden, unter der Erdkruste hervorkommen und verhältnißmäßig sehr neue Formationen überlagern. Der Ursprung der glänzenden Linien, welche aus gewissen vulcanischen Mittelpunkten an der Mondesoberfläche strahlenförmig auslaufen, wird durch ein schlagendes Beispiel nachgewiesen, wenn man die Oberfläche einer mit Wasser gefüllten Glaskugel durch ein plötzliches Zusammenziehen derselben auf das flüssige Innere zusammenfallen macht, während das Wasser doch nicht hinaus kann. Das Er-

Digitized by Google

gebniß ist das Zersplittern oder Springen der Oberfläche der Kugel in einer Menge strahlenförmiger Risse, welche mit denen des Mondes die auffallendste Aehnlichkeit haben.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Unweit Sjödütlü verengt sich das Thal in eine Schlucht, an deren Ende eine alte Kirche von imponirendem Ansehen einsam und in schauerlicher Lage dasteht. An der Mündung dieser Schlucht finden wir das armenische Dorf Boghaskessan, wo wir die Hauptstraße wieder betreten. Diese ist zwar sehr breit, allein der Zustand, in welcher ich dieselbe nach einer einzigen Regennacht gefunden, ließ mich vermuthen daß sie in der eigentlichen kothigen Jahreszeit, nämlich im Herbst und im Frühjahr, zu einem undurchdringlichen Morast werden muß.

Wir betraten nun eine große prachtvolle Ebene von ausnehmender Fruchtbarkeit, welche links durch die niedrigen Gebirge in der Richtung nach Oars, rechts durch den angeblich zehntausend Fuß über dem schwarzen Meer hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berg Allah-gös (das Auge Gottes) — dessen Südseite sich schon von Eriwan zeigt — und nordöstlich durch die Anhöhen begränzt ist, an welche Gumri oder die neue Stadt Alexandropol sich lehnt. Von dieser Ebene aus in gerader Richtung nach Oars ist die Strecke dahin um wenigstens 4 Stunden kürzer als über Alexandropol, leider ist aber der gegenseitige Uebertritt wegen Mauth, Contumaz und Polizei, russischerseits nur an letzterwähntem Punkte gestattet. Es ist aber sehr zweifelhaft ob diese Anordnung praktisch auf die Schmuggler, die herumstreifenden Kürden und anderes Diebsgesindel — nämlich gerade auf solche, bei denen sie am zweckmäßigsten ihre Anwendung fände — sich ausdehnen läßt, und es verfällt also dieselbe, so wie zum öftesten die Paßförmlichkeiten und andere Gebarungen der Bureaukratie, dem Gebiete der unnützen Plackereien. In derselben Ebene kam ich abermals durch ein Dorf Namens Oara-Kiliß (Schwarzkirche), wo ich aber nichts wahrgenommen das diese Benennung versinnlichte.

Alexandropol hat eine in politischer wie in strategischer Beziehung äußerst wichtige Lage, an der Gabeltheilung der Straßen von Tiflis nach Eriwan und Oars, und auf einem Plateau das sich gegen die russische Seite hin an eine niedrige Gebirgskette lehnt, mithin von keinem Feinde beherrscht oder umgangen werden kann, während es das türkische Gebiet jenseits des Arpa-Tschai wie von einem Söller herab beherrscht. Es ist eben diese glückliche Lage, welche die russische Regierung veranlaßte, hier in Gumri, das noch vor 20 Jahren ein armseliges Dorf war, eine Stadt anzulegen, die gegenwärtig 2500 Häuser zählt, hauptsächlich aber eine regelmäßige Festung da zu bauen, die als ein Meisterstück neuerer militärischer Architektur gilt.

Die Stadt, von der Festung durch einen flachen Raum auf Büchsenschußweite getrennt, ist von allen Seiten offen, eine Beschaffenheit die sie übrigens mit vielen russischen Städten gemein hat. Die oben angedeutete Lage derselben, am Verzweigungspunkte der Straßen von Tiflis nach Persien und der Türkei, verschafft ihr einen regsamen Verkehr, und es herrscht hier viele Betriebsamkeit.

Was man den Basar nennt, ist eine schöne, lange, schnurgerade, auf beiden Seiten mit steinernen Bogengängen gezierte Straße, die von einem großen Marktplatze ausläuft. Die Einwohnerschaft besteht aus einem bunten Gemisch von Grusiern, Armeniern, Tataren und andern asiatischen Völkern. Nur die Besatzung und das Beamtenpersonal sind russisch. Da aber letztere mit ihren Familien meistens ansässig, und selbst die Officiere, Unterofficiere und Soldaten zum Theil verheurathet sind, oder wenigstens en Famille hier leben, so kann man einigermaßen auch sie als einen Bestandtheil der Bevölkerung betrachten.

Wie fast in allen neuen Ansiedlungen sind Achtbarkeit und Redlichkeit meines Wissens hier eine etwas seltene Erscheinung. Die ansässigen asiatischen Christen insbesondere sind größtentheils der Auswurf ihrer Stammverwandten, ein schlechtes, ungeschliffenes Volk, das durch Grobheit, Völlerei und Liederlichkeit auf eine ekelhafte Weise die Russen nachzuäffen sich bestrebt, und gleichsam einen Ruhm darin sucht diese erbaulichen Eigenschaften zur Schau zu tragen.

Das Lazareth nebst der Gränzzoll- und Polizeiwache umfaßt mehrere Gebäude, welche zusammen einigermaßen eine dritte Abtheilung der Oertlichkeit am Ufer des Arpa-Tschai, nämlich an der äußersten Gränze, bilden. Die Entfernung von der Stadt dahin beträgt eine halbe Stunde, auf einer breiten und ziemlich guten, aber sehr abschüssigen Straße, mit fortwährenden Böschungen, was besonders bergab die Wagen der beständigen Gefahr des Umwerfens preisgibt. Demungeachtet wird diese Strecke fast unveränderlich zur Achse und zwar im schnellsten Fahren zurückgelegt. Es gibt überhaupt hier verhältnißmäßig schon eine ziemliche Anzahl Mieth-Droschken, die ich aber, rücksichtlich der großen Wohlfeilheit der Pferde und des Pferdefutters, sehr theuer fand, was ich keiner andern Ursache zuschreiben konnte, als daß für diese Fuhrwerke keine Taxe bestand.

Alexandropol liegt, wie gesagt, auf einer den Arpa-Tschai und das türkische Gränzgebiet beherrschenden Hochfläche. Auf der russischen Seite ist also die Gränze gut bewacht. Nichts destoweniger ist diese Delimitation insofern eine mißliche — und ich habe alle Ursache zu glauben daß dieser Uebelstand der Aufmerksamkeit des Guberniums zu Tiflis und dem Petersburger Cabinet keineswegs entgangen — als der Arpa-Tschai, ein schmales, unansehnliches Gewässer, im Spätjahr besonders überall Furten hat, und an vielen Stellen selbst zu Fuß überwatet werden kann, während unbegreiflicherweise auch hier wie am Araxes weder Wachposten noch Vedetten am russischen Ufer zu sehen sind. Ein feindlicher Ueberfall, mit Umgehung der Veste Alexandropol, ist freilich bei der traurigen Beschaffenheit des Wehrstandes in jenem Theile der asiatischen Türkei kaum zu befürchten; allein ich konnte nicht sehen wie unter solchen Umständen dem Eindrang von Schleichhändlern, von Kürden und andern Straßenräubern gesteuert wird, was also schon, wie oben angedeutet, der Muthmaßung Raum gibt, daß Rußland, eingedenk dieser mißlichen Demarcation, dem günstigen Zeitpunkt auf der Lauer ist, durch Erweiterung ihrer Gränze solchem abzuhelfen, selbst wenn man nicht wüßte und nicht alle Anzeichen vorhanden wären, daß man zu Tiflis diesen Gedanken hegt und pflegt. Mittlerweile hat Rußland den Türken eine mächtige Festung in solcher furchtbaren Stellung so zu sagen vor die Nase gebaut, während jenseits des Arpa-Tschai und auf der Strecke von 12 Stunden bis Oars, nicht nur keine Spur von Befestigung, sondern nicht einmal eine Schildwache zu sehen ist.

An einem Sonnabend Vormittag in Alexandropol angekommen, hatte ich die Absicht wo möglich noch am selben Tage

meine Reise nach Kars fortzusetzen, zu welchem Zwecke ich, ohne mich nach einem passenden Quartier umzusehen, in demselben Karwan-Sarai, wo ich vom Pferde gestiegen und wo der Armenier, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, sein Gewölbe hatte, mir ein sogenanntes Zimmer anweisen ließ, dessen Ausstattung in einer Pritsche bestand, auf welche der Oda-baschi eine Rohrmatte ausbreitete.

Meine Beziehungen zur hiesigen Localbehörde waren nämlich von derselben Beschaffenheit, wie sie zu jener in Eriwan gewesen, nur mit dem Unterschied daß ich hier unvermeidlich mit ihr in Berührung kommen mußte. Mein Paß vom Commando in Kara-bagh lautete nach Kars, war mithin ganz in Ordnung (die vom Commando zu Nachtschiwan ausgestellten, bis Eriwan lautenden und in letzterer Stadt nicht visirten Papiere, was einen Anhaltspunkt zu Plackereien darbieten konnte, mochte ich also hier nicht vorzeigen), ich richtete jedoch anfänglich nicht mehr damit aus, als ich einige Jahre zuvor mit einem großherrlichen Ferman bei den Beduinenstämmen von Menti-Fech und Beni-Lam, in der Wüste zwischen Baßrah und Bagdad ausgerichtet hatte, und ich möchte überhaupt bezweifeln ob ein in Transkaukasien reisender nichtrussischer Europäer, ohne mit speciellen Empfehlungen und Befehlen an die dasigen obersten Militärbehörden versehen zu seyn, viel besser durchkommt und weniger roher Willkür begegnet als bei irgend einem unabhängigen Beduinen- oder Kürdenstamm. Das sind die Fortschritte der russischen Bureaukratie in Transkaukasien, und diese Bewandtniß hat es mehr oder weniger in allen entlegenen Gubernien des Mutterlandes. Dabei kann man sich eines trostlosen Gefühls nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß selbst ein mächtiger, in seinen Vermögensverhältnissen unabhängiger, von den reinsten Gesinnungen und besten Absichten beseelter Mann wie Woronzow nichts vermag, um solchem schamlosen Unwesen zu steuern. Allein das Uebel ist so tief eingewurzelt, daß es einer riesenhaften Thatkraft bedürfte, die man nur einem zweiten Peter dem Großen zumuthen könnte, um hier zu helfen.

Auf der Polizeidirection war keine Spur von Anstand oder Subordination vernehmbar. Die dasigen Beamten fand ich sich zum Spiele mit den Linialen bewerfend und sich überhaupt bübischer betragend als die ungezogensten Schulbuben in Abwesenheit des Schulmeisters, ja sie entblödeten sich nicht, nachdem ich schon eingetreten, in ihrem muthwilligen Treiben fortzufahren, gerade als wenn ich nicht zugegen gewesen. Kurz, ihr Benehmen war von der Art daß ich sie sammt und sonders für betrunken halten mußte. Als die Herren endlich sich herabließen von meiner Gegenwart und meiner Angelegenheit Notiz zu nehmen, begann die Plackerei damit, daß sie versuchten dem Befehlshaber von Kara-bagh die Befugniß abzusprechen Pässe auszustellen, wornach sie mich wegen der Abfertigung des meinigen auf 6 Uhr Abends vertrösteten (es war kaum Mittag). Diese Legitimation bedurfte aber nicht allein des Visa's der Polizei, sondern mußte, wenn mit diesem versehen, auf das Mauthamt kommen und hier die Bescheinigung erhalten daß der Inhaber nichts Zollbares bei sich führte. Es ward solcherweise natürlich keine Rede mehr davon noch am selben Tage abzureisen, wie ich es beabsichtigt hatte, aber nicht nur war Abends, als ich zur bestimmten Stunde auf die Polizei schickte, Niemand mehr zugegen, sondern es zeigte sich selbst am folgenden Morgen noch nicht die geringste Aussicht, wann und wie ich meinen Paß expedirt erhalten würde, abgesehen davon daß es Sonntag war. Da hub der Armenier, welcher mich auf jenes Amt begleitet hatte und Abends vergeblich dahin zurückgekehrt war, folgenderweise an: „Herr, gestattet mir ein freies Wort mit Euch zu sprechen; so wie ich diese Leute kenne, werdet Ihr nicht nur heute aufgehalten, weil es Sonntag ist, sondern in acht Tagen noch hier sitzen, wenn Ihr euch nicht entschließt etwas zu spendiren.“ Ich hatte zwar einige Ursache, um denjenigen der diese Sprache führte, von der schlechten Meinung welche mir die christliche Einwohnerschaft im allgemeinen eingeflößt hatte, nicht auszunehmen, zweifelte aber um so weniger an der Richtigkeit seiner Aussage im vorliegenden Falle, als ich mich nachgerade erinnerte, wie einst in Odessa ein in der Ausreise begriffener Schweizer volle 6 Monate wegen seines Passes hingehalten wurde, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, die Expedirung desselben auf gesetzlichem Wege zu erwirken. Es blieb mir daher nichts übrig als mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ohne nur zu wissen wie hoch die Brandschatzung sich belaufen würde, und mein Armenier, dem ich somit Carte blanche ertheilte, machte sich sogleich auf den Weg. Und, siehe da! Schon nach Verlauf einer halben Stunde brachte er meinen Paß ganz fix und fertig von Polizei und Mauthamt unterfertigt, von letzterer Behörde bona fide bescheinigt „daß ich nichts Mauthbares bei mir führe,“ obschon dieselbe mein Gepäck nicht einmal zu Gesichte bekommen hatte. Es belief sich zwar die Zeche auf etwas über 3 Silberrubel, aber ich war unter den obwaltenden Umständen herzlich froh, so wohlfeilen Kaufes des Handels losgeworden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

.... Ich kam des Morgens auf der Eisenbahn nach Newcastle, wo ein Freund mich am Bahnhof erwartete und mir während der wenigen Stunden, die ich in jener Stadt zubringen konnte, als Führer dienen sollte. Was ich vor allem zu sehen wünschte, war die berühmte Brücke (high level bridge), welche vor kurzem über das tiefe Thal der Tyne zwischen Newcastle gegen Norden und Gateshead gegen Süden erbaut wurde, so daß die herabkommenden und aufwärts fahrenden Züge ohne Anhalt den Fluß passiren können. Ich wurde gleich allen Fremden aufs höchste überrascht durch den Anblick dieses prächtigen Bauwerkes, das als solches das merkwürdigste ist, was der Norden Englands besitzt, und welches sehr vortheilhaft contrastirt mit der alten steinernen Brücke, die flußabwärts in geringer Entfernung noch steht.

Die neue Brücke, nach Robert Stephensons Entwürfen erbaut, besteht aus sechs eisernen Bogen, deren Verbindungstheile durchbrochen sind, was sie von ferne einem Spitzenbesatz ähnlich macht. Am nördlichsten Ende gegen Newcastle hin sieht man noch die Veste, welche im Mittelalter in den Gränzkriegen eine wichtige Rolle gespielt hat. Von diesem Punkte bis zu dem entgegengesetzten Ende Gateshead zu hat die Brücke eine Länge von $1337\frac{1}{2}'$; ihre Breite beträgt 32'. Die steinernen Pfeiler steigen anmuthig und leicht aus dem Grund des Flusses auf; sie ruhen auf einem hölzernen Roste, der in den Boden bis auf das feste Gestein eingelassen ist. Dieses Pfahlwerk wurde durch eine schwere Dampframme eingeschlagen, welches 50 bis 60 Schläge in einer Minute that; die Schnelligkeit und Gewalt dieser Schläge waren so groß, daß die eisernen Köpfe der Pfähle fast ebenso heiß wurden, als wären sie einem Schmiedefeuer ausgesetzt gewesen. Auf den steinernen Pfeilern ruhen eiserne Bogen, deren Construction ganz eigenthümlich ist. Jeder Bogen wird aus vier Kreissegmenten von Gußeisen gebildet; die Spannung derselben beträgt 125', ihre Höhe im Mittelpunkt $17\frac{1}{2}'$. Diese sechs Bogen sind durch Sehnen aus Eisenstangen unter sich verbunden, und hierdurch nach unten zu geschlossen. In Folge dieser Anlage bildet sie eine doppelte Brücke, indem oben auf den Bögen die Fahrbahn des Schienenweges ruht, während die Balken welche auf den eisernen

Digitized by Google

Sehnen der Bögen liegen, die Fahrbahn für Wagen und Pferde ausmachen. Es steht mithin Brücke über Brücke. Die Entfernung der obern Fahrbahn über dem Wasserspiegel bei hohem Wasserstand beträgt $108\frac{1}{2}'$, die der untern 85'. Von der obern Brücke genießt man einer herrlichen Rundsicht auf die alte Steinbrücke, den mit Schiffen bedeckten Fluß und die Stadt Newcastle, welche der Kirchthurm von St. Nicolaus überragt. Die untere Brücke gleicht einem langen Bogengange. In der Mitte ist die 20' breite Straße für Wagen, und auf jeder Seite ein Trottoir von 6'; die Fahrbahn besteht aus Holzwürfeln welche auf Kies liegen. Als wir durch diese Galerie hingingen, fuhr ein Bahnzug mit donnerähnlichem Geräusche über unsern Häuptern weg. Die Masse von Eisen, Stein, Asphalt und anderm Material, welche diese so schlanken Pfeiler tragen, ist ungeheuer. Man hat berechnet daß auf jeden Bogen 517 Tonnen Gußeisen, 50 Tonnen Schmiedeisen, 125 Tonnen Holzwerk, 68 Tonnen Pflästerung, Schienen und Asphalt, im ganzen 760 Tonnen kommen. Das Totalgewicht des Gußeisens bei dem ganzen Bau beträgt ungefähr 5000 Tonnen. Die Dräthe des elektrischen Telegraphen dehnen sich längs der ganzen Brückenhöhe hin. Dieser Riesenbau wurde mit erstaunlicher Raschheit ausgeführt; die Accorde wurden mit den verschiedenen Unternehmern im August 1846 abgeschlossen, und im selben Monat 1849 fuhren die ersten Bahnzüge über die Brücke. Im folgenden September passirte die Königin bei ihrer Rückkehr aus Schottland unter dem lebhaften Zurufe des versammelten Volkes. Bevor die Brücke dem Verkehr übergeben wurde, stellte man strenge Versuche an; vier der schwersten Locomotiven wurden aneinander gehängt und fuhren während einer Stunde darüber, ohne daß man das geringste Biegen oder Schwanken bemerkte. Noch muß ich hinzusetzen, daß während des ganzen Baues kein einziger schwerer Unfall stattfand. Man erwähnt nur eines seltsamen Falles, der aber keine traurigen Folgen hatte. Ein Arbeiter stürzte rücklings von der obersten Bahn herab, und blieb in seinem Falle an einem Nagel des Gerüstes hängen, welcher seine Beinkleider faßte; er blieb einige Zeit in der Luft aufgehängt, den Kopf nach unten, bis seine Arbeitsgenossen ihn aus dieser peinlichen Lage befreiten.

Der Bau wird ungefähr drei Millionen Gulden kosten; das Eisenwerk daran ging aus den Werkstätten der Herren Hawks, Crawshay und Söhne hervor, deren Gießereien ich zu Gateshead besuchte. Hier werden auch Anker und Ankerketten mittelst Dampfeskraft geschmiedet. In einer andern Werkstätte sah ich die Fabrication hydraulischer Pressen, die auf den Quays von Newcastle zum Ein- und Ausladen der Schiffe angewendet werden, indem sie die Krahnen in Bewegung setzen. Diese Maschinen thun dieselben Dienste wie die Dampfmaschinen, mit dem Unterschiede, daß hier kaltes Wasser der Hebel ist, und daß ein einfacher Deichel genügt, welche dasselbe aus einem hochgelegenen Behälter herableitet. Aber die Zeit drängte und ich eilte nach Sunderland zu kommen, wo andere Wunder meiner warteten. An der Mündung der Wear gelegen, wird Sunderland bald durch die Bauten, die dort ausgeführt werden, einer der größten Seehäfen an der Ostküste von England seyn. Schon baut man mehr Schiffe daselbst als an irgend einem andern Hafenplatze Großbritanniens, ja vielleicht der ganzen Welt, und allem Anschein nach wird die Aufhebung der Schifffahrtsgesetze dem Vortheil der Bauleute nicht so nachtheilig seyn wie man befürchtete. Da ein Boot zu meiner Verfügung gestellt war, verschaffte ich mir das Vergnügen den Fluß hinauf unter der berühmten Kettenbrücke mit einem einzigen Bogen von 237' Spannung hindurchzufahren. An beiden Ufern zeigten sich zahllose Symptome kaufmännischer Thätigkeit; man sah allenthalben nur Staiths (in den Fluß vorspringende Brücken) zum Einladen der Steinkohlen, auf den Werften zählte ich ungefähr 93 Fahrzeuge aller Größen, deren Bau mehr oder minder vorgeschritten war.

Die Arbeiten, welche in diesem Augenblick zu Vergrößerung des Hafens ausgeführt werden, lassen erwarten, daß Sunderland zu einer Stufe von Wohlhabenheit bestimmt ist, die es bis jetzt nicht erreicht hat. Ehedem lagen die meisten Fahrzeuge, welche diesen Hafen besuchten, längs den Ufern der Wear vor Anker, deren Quays viel zu wünschen übrig ließen. Dieser Zustand der Dinge wird wesentlich verbessert durch die Vollendung einer Reihe von Bassins, die nach einem großen Maaßstabe angelegt sind. Ich hatte Gelegenheit sie noch in trockenem Zustande zu sehen und die ungeheuren Arbeiten beurtheilen zu können. Sie liegen dem Meere gegenüber südlich von der Mündung der Wear, in welcher sich gegenwärtig die Einfahrt befindet; allein später soll am andern Ende der Bassins eine zweite Einfahrt gebaut werden, welche gestattet der Barre an der Flußmündung auszuweichen. Diese Bassins wurden am Meeresstrande ausgegraben und gleichsam dem Ocean abgewonnen. Allein diese Erwerbung ist vielleicht minder außerordentlich als das Verfahren des Ingenieurs Murray, um vor diesen Bassins einen neuen Strand zu bilden, an dem sich die Wogen brechen können. Um den Triebsand an diesem Punkte zu befestigen, hat er von Entfernung zu Entfernung kleine sehr niedrige Mauern angelegt, die sich auf die Einfassung der Becken stützen und rechtwinklicht nach der See auslaufen, welche im Zurücktreten in den Zwischenräumen dieser Mauern bei jeder Ebbe einen Niederschlag absetzt; auf diese Weise bildet sich allmählich ein fester Boden, der breit genug ist um den Bassins als äußerer Quay zu dienen. Das große Bassin, durch diese Abwehren geschützt, hat mehr als 18 Acres Ausdehnung, und kann ungefähr 253 Segel aufnehmen, von welchen die meisten Kohlenschiffe seyn werden; um ihr Einladen zu erleichtern, werden Staiths längs der Quays angelegt, auf welche die Karren von den Bergwerken gebracht werden. Die Baukosten dieser Bassins schätzt man auf mehr als 3 Millionen Gulden (275,000 Pfd. St.), eine beträchtliche Ausgabe, welche aber durch die Nützlichkeit des Unternehmens vollkommen gerechtfertigt wird. Man zeigte mir auch noch als eine Merkwürdigkeit einen steinernen Leuchtthurm von 76' Höhe, der mit seiner ganzen innern Ausrüstung, und ohne den geringsten Schaden an seinen Bestandtheilen von der Stelle, welche er früher eingenommen, an die äußerste Spitze der gegenwärtigen Rhede, d. h. 120 Yards weit versetzt wurde.

Sunderland besteht eigentlich aus zwei verbundenen Städten. Der fernste Theil des Hafens heißt Bishop-Wearmouth; hier finden sich die schönsten Straßen und Gebäude. Auf einer großen eisernen Brücke gelangt man an das nördliche Flußufer, wo sich eine dritte Stadt, Monk-Wearmouth befindet. An dieser selben Seite, unfern vom Flusse, findet man die Steinkohlengrube von Monk-Wearmouth, welche für die tiefste unter dem Niveau des Meeres gehalten wird. Da ich eingeladen war, diese merkwürdige Mine zu besuchen, beeilte ich mich davon Gebrauch zu machen. Bevor ich einfuhr, wurde ich wie gewöhnlich in einem der benachbarten Häuschen in die Kleidung der Bergleute gesteckt, mit einem Stocke in der Hand und einer ledernen Mütze, welche denen der Kohlenträger zu London gleicht. Die Grube hat zwei Schachte, von welchen der eine frische Luft einläßt, während aus dem andern die verdorbene, nebst dem Rauche hinausstreicht, den sie aus den verschiedenen Theilen der Grube an sich zieht. Die beiden Schachte werden auch zum Herausschaffen des Brennstoffes benützt; jeder ist mit der nöthigen Einrichtung versehen, um die Karren emporzuheben und hinunterzulassen. Der Ausgangspunkt ist nicht unmittelbar an der Oberfläche des Bodens. Ueber jeder Oeffnung der Schachte sind hölzerne Gebäude errichtet; wenn man in die Grube einfahren will, muß man in das erste Stockwerk derselben hinaufsteigen, wo die beladenen Karren durch eine Lücke im Fußboden heraufkommen und in große, geneigte Siebe geleert werden, welche den Staub von den Kohlen trennen. Der Boden ist mit eisernen Platten belegt, um nicht durch das Reiben der Räder dieser Karren abgenützt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Erscheinung von Störchen. Eine in der jetzigen Jahreszeit sehr seltene Erscheinung hat sich in den letzten Tagen des Monats August zu Philippeville gezeigt. Eine Heerde Störche, etwa 200 an der Zahl, kreiste eine Zeitlang über dieser Stadt, und ließ sich kurz darauf auf dem Schlosse des Grafen Baillet de la Tour nieder. Dach und Kamine waren wörtlich davon bedeckt. Die Vögel schienen sehr ermattet und am andern Morgen hatten sie ihre Stellung noch nicht verlassen. Einer derselben hatte ein rothes Halsband mit einer silbernen Schließe. (Liter. Gaz. 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 219. 12 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Professor Buckman legte einige „Bemerkungen über chemische Thatsachen in Bezug auf das zu Cirencester (Corinium) entdeckte Mosaikpflaster“ vor. Hieraus geht hervor, daß die Materialien, aus denen solche Pflaster bestehen, von zweierlei Art sind, nämlich erstens Steine aus den benachbarten Districten, oder natürliche Tesselä, zweitens künstliche, bestehend aus gebrannter Erde und Glas. Die natürlichen Tesselä, von denen viele durch chemische Manipulation so verändert sind, daß man sie für fremdartiges Gestein hielt, sind aus den Kreide-, Oolit-, Lias- und rothen Sandsteinformationen, man kann ihren Ursprung und das Verfahren bei ihrer Bereitung leicht nachweisen. So wurde aus einem rahmfarbigen Oolit durch eine Art von Rösten eine graue Farbe gewonnen, was sich aus dem Umstand erklärt, daß das Oolitlager, aus dem die Steine entnommen sind, Eisen und organische Stoffe enthält, welche letztere die höhere Oxydation des Eisens verhinderten, so daß also die graue Farbe durch Eisenoxydul hervorgebracht wurde. Die künstlichen Tesselä aus Töpferthon bestehen aus Schattirungen von Roth und Schwarz; die rothen Farben entspringen durch das rothe Eisenoxyd in dem Thon, aus dem sie gemacht sind, während die schwarzen Farben aus dem Brennen derselben in besondern Oefen (smother furnaces) entstehen, wie Herr Artis schon längst gezeigt hat; wenn derselbe indeß behauptet, daß der Kohlenstoff des Brennmaterials, womit das Brennen bewirkt wird, am Entweichen gehindert werde, in den Thon dringe und diesen schwärze, so ist dieß falsch, der Rauch wirkt vielmehr chemisch durch Verhinderung der Oxydation des Eisens, und so wird die Umwandlung der dunkeln Thonfarbe in eine rothe, wie sie gewöhnlich beim Brennen von Töpferwaaren und Backsteinen vorkommt, verhindert. Prof. Buckman erwähnte dann eines Medaillons des Mosaikpflasters, welches die Flora darstellt; die erste Zeichnung ihres Kopfputzes und die Blumen in ihrer Hand gab Grünspangrün, die Farbe, welche diese Gegenstände beim Ausgraben gezeigt hatten; da aber dieß zur chromatischen Anordnung des Ganzen nicht paßte, so vermuthete Prof. Buckman eine spätere chemische Veränderung, und als er das Grün von der Oberfläche der fraglichen Tesselä wegkratzte, zeigte sich ein schönes Rubinglas. Neue Zeichnungen wurden nun gemacht, in welche Rubinroth statt Grün eingesetzt war, und so ergab sich daß die vorherige Disharmonie in Farbe und Gruppirung verschwand, und die Farbenvertheilung ganz verständlich wurde. Eine von Professor Völcker vorgenommene Analyse des Glases zeigte, daß die Umwandlung aus Rubinroth in Grün dem Umstand zuzuschreiben war, daß das alte Rubinglas seine Farbe von Kupferoxyd erhielt, und die Tesselä sich durch eine Zersetzung ihrer Oberfläche mit kohlensaurem Kupfer überzogen hatten.

*

Auf der Insel Mull, westlich von Schottland, zeigt sich eine fossilienhaltende tertiäre Ablagerung unter dem Basalt. Der Herzog von Argyll, der sie aufgefunden, gab einige nähere Aufklärungen darüber. Die Insel besteht aus Trapp, Granit und Glimmerschiefer, welche man alle in der kleinen Bucht von Ardtun findet, und hier zeigen sich auch einige kleine Kohlenadern mit Zwischenschichten von Säulenbasalt. Etwas nördlich von der Bucht ist Ardtun Head, eine senkrechte, 130′ hohe Klippe, die von einer tiefen, von dem Moor oberhalb zugänglichen Spalte durchschnitten ist. Diese Klippe besteht aus folgenden horizontalen Schichten: 1) oben an der Spitze 20 bis 30′ roher Säulenbasalt; 2) eine dünne, plattenartige Schichte, welche fossile Blätter enthält; 3) vulcanische Asche; 4) ein zweites Blätterlager; 5) ein zweites Lager von vulcanischer Asche, 6) ein drittes Blätterlager; 7) amorphischer Basalt, 8) Säulenbasalt, der den Grundstock der Klippe bildet. Die vulcanischen Aschenlager sind von neuen Formationen am Vesuv und vom dem Tuff auf Madeira und in der Auvergne nicht zu unterscheiden. Das zweite Blätterlager ist $1\frac{1}{2}$′ bis 2′ dick, und seine untern Theile eine bloße Vegetationsmasse. Im dritten Lager sind die Blätter minder zahlreich und in vulcanischen Schlamm eingelagert, der jetzt eine harte Wacke (whinstone) bildet; die Blätter sind schwarz und sehen verkohlt aus, dieß ist aber nicht nothwendig der Fall; man sieht keine Stämme, nicht einmal kleine Zweige. Der Herzog von Argyll bemerkt, die Blätter müßten sich wohl von Herbst zu Herbst in einem seichten See gesammelt haben, und von welchem Schlamm überströmt worden seyn, in dem sie aufbewahrt wurden. Das einzige Anzeichen lebender Thiere, das man bei den Blättern fand, ist der Weg eines Wurms. Professor Forbes bemerkte, die Blätter seyen sehr gut erhalten, und gehörten dem Ahorn, der Eller, Fichte, Schafthalm und andern an. Die Blätter gleichen einigen eocenischen Arten aus Steyermark, und denen, welche in den eocenischen Pfeifenthonlagern der Insel Wight gefunden werden. Sir John Richardson hat Blätter ähnlicher Art am Mackenzie-Fluß im arktischen Amerika gefunden. Was die Lage unter Basaltmassen betrifft, so findet sich diese Erscheinung auch in Island, und Prof. Oldham sprach von ähnlichen Erscheinungen in Irland, aber keiner dieser Fälle war hinreichend untersucht.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich ein andermal — freilich war es schon vor längerer Zeit geschehen und der Vorfall damals meinem Gedächtniß entschwunden — auf ähnliche Weise bei der Linie von Radziwilow an der russischen Westgränze loskaufen müssen, und zwar hatte ich nacheinander dem einen zwei, dem andern drei, einem dritten einen Silberrubel und so fort bezahlt, bis die Gesammtausgabe sich bereits auf 14 S. R. belief und ich der Sache überdrüssig mich nicht enthalten konnte zu äußern: ich würde zu Radziwilow (das noch drei Viertelstunden entfernt war) angekommen, über solche Erpressung beim Natschalnik Klage führen, worauf einer der, sämmtlich in schmucken Uniformen, Betheiligten mir ganz freimüthig bemerkte: „Sie können, wenn Sie wollen, Ihre Beschwerde beim Kaiser selbst vorbringen, der sehr wohl weiß daß wir mit einem jährlichen Gehalt von 300 Rubel Banco (4 R. Banco = 1 S. R.) nicht leben können." Diese Sprache, worauf ich nichts zu erwiedern wußte und sich auch nichts erwiedern ließ, erschien mir als die beste Charakteristik des obwaltenden Uebelstandes. In der That, es wird von diesen Angestellten verlangt, daß sie täglich sowohl in ihren Canzleien als im Publicum in voller Uniform erscheinen, was schon mit sich bringt, daß Kleidung, Beschuhung und alles was den äußern Menschen macht, untadelhaft seyn müssen. Dabei erwartet man auch von ihnen, daß sie eine gewisse Figur machen, oder wenigstens der Stellung eines kaiserlich-russischen Beamten gemäß leben; schon um ihr Ansehen und folglich das Ansehen der Regierung bei den Eingebornen zu erhalten — nachdem ohnehin nichts geschieht um ihre Anhänglichkeit und Sympathien zu gewinnen. Es mag also ein Woronzow, oder jeder andere Oberbefehlshaber, noch so mächtig, so edeldenkend, und mithin noch so wenig mit den Incerti, der sogenannten Fresserei und der Corruption überhaupt einverstanden seyn, er muß, er mag wollen oder nicht, bei solcher Bewandtniß der Dinge ein Auge zudrücken und stillschweigend gutheißen, daß jene Bediensteten sich per fas et nefas ihren erbärmlichen Gehalt zu vervierfachen und zu verzehnfachen suchen. Um hier verbessernd einschreiten zu können, müßte vor allen Dingen der Gehalt eines jeden Beamten so gestellt werden, daß er in Stand gesetzt würde anständig und redlich damit auszukommen. Nachdem aber das bureaukratische System in Rußland zu einem solchen Grad von Verwickelung und Complication gediehen, daß dieser Staat ein verhältnißmäßig zahlreicheres Beamtenheer auf den Beinen hat als vielleicht irgend ein anderer in Europa, so würden natürlich die financiellen Hülfsmittel des Landes bei weitem nicht ausreichen, um jene wünschenswerthe Gehaltserhöhung einzuführen. Dieses könnte also nur mittelst der numerischen Verminderung des Gesammtpersonales auf ein Drittel seines gegenwärtigen Standes erstrebt werden, was aber eine vollständige Zergliederung des Räderwerkes der russischen Staatsmaschine bedingen würde, um dieselbe nach einem vereinfachten und zweckmäßigeren Plane neu zusammenzusetzen. Ich glaube aber, der Regent oder Staatsmann ist noch nicht geboren, welcher einer solchen herkulischen Aufgabe gewachsen wäre.

Nachdem ich auf die angeführte Weise meine Angelegenheiten in Alexandropol glücklich geordnet, hatte ich nichts Eiligeres zu thun als eine Droschke zu bestellen und mit meinem Gepäcke ans Ufer zu fahren, um das Gesindel dieser Gränzstadt und das russische Beamtenwesen oder Unwesen je eher je lieber los zu werden. Allein dort an der unmittelbaren Gränze hatte ich noch eine Reihe von Förmlichkeiten mit der Mauth, mit der Polizeiwache, ja sogar mit der Contumazbehörde zu bestehen, die jedoch sämmtlich ohne die geringste Schwierigkeit und ziemlich schnell abgethan wurden — natürlich nicht ohne wieder Schmiergeld zu bezahlen, das hier zusammen beiläufig einen Silberrubel betrug.

Das Passiren einer russischen Gränze vice versa ist, selbst unter den günstigsten Umständen, mit Beschwerlichkeiten verknüpft. Es wird aber der Uebertritt noch dadurch erschwert, daß die russische Behörde systematisch sich befleißt den Verkehr mit den Nachbarstaaten auf alle mögliche Weise zu lähmen. Ich konnte also, zum Beispiel in Alexandropol, um keinen Preis Pferde und Führer zur Fortsetzung meiner Reise nach Kars zu miethen bekommen, theils weil es für russische Unterthanen zu schwierig ist sich die Bewilligung zum Austritt zu erwirken, theils weil es nie Retourgelegenheiten gibt, aus dem Grunde weil wegen der Contumaz und andern Plackereien nur solche Pferde aus dem jenseitigen herüber kommen, die Eigenthum der Reisenden sind und ihnen zur Rückkehr auf das türkische Gebiet dienen. Es ist also der hier Austretende — natürlich wenn er ein Fremder, in der Regel nicht mit eigenen Pferden versehen — zu seiner Beförderung auf die zufällig am türkischen Ufer vorfindlichen Gelegenheiten angewiesen, woran es zwar nie mangelt, die aber meistens aus Arben (Araba), nämlich aus zweiräderigen Ochsenkarren bestehen. Ich hatte jedoch das Glück — was freilich nicht ohne Prellerei ablief — zwei Pferde, wovon eines für mich zum Reiten und das andere zum Gepäcke, nebst zwei berittenen Führer aufzutreiben; das Nothwendigste in diesem Zuge befand sich schon am Ufer, das Fehlende ward im nächsten, eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe ergänzt. Zu meinem Erstaunen hieß dasselbe wiederum Kara-Kiliß, bereits der vierte Ort dieses Namens, den ich auf dieser Reise berührte, unbeschadet eines fünften Kara-Kiliß, auf der Straße von Alexandropol nach Tiflis, durch welches ich bei meiner ersten persischen Reise gekommen war.

Die Straße nach Kars zieht sich nun auf einer wellenförmigen, von Waldung und allem Baumwuchs entblößten Ebene fort. Ich fand zwar dieselbe bei der herrschenden trockenen Witterung ziemlich gut und von den mehrerwähnten Arben stark befahren, allein sie muß allem Anschein nach bei Regenwetter oder Aufthauen des Schnees sehr morastig seyn. Bei dem armenischen Dorfe Kysil-Tschuch-Tschuch fand ich den kleinen Fluß Kara-Chan, und unweit von da zwischen den Dörfern Dschamischli und Schah-Kalá überschritt ich auf einer Furt den Fluß Kars, der breiter und ansehnlicher ist als der Arpa-Tschai. Von den letztgenannten beiden Dörfern ist ersteres ebenfalls von Armeniern, und letzteres, wo ich Nachtlager hielt, von Kisilbaschen bewohnt. Dieses sind wie die Mûte-u-Alis in Syrien, die Ismaeliten und auch die Drusen, eine Abart von Schiiten, also von Angehörigen der Secte Ali's. Auf vielen Punkten der asiatischen Türkei zerstreut (ich habe sie unter andern auch auf der Strecke von Mossul nach Mârdin zahlreich vorgefunden) ist ihr Charakter mir nie gerühmt worden, und mir selbst sind sie niemals in sehr vortheilhaftem Lichte erschienen. So wie die persischen Schiiten, betrachten und behandeln sie als unrein (Nedschis) alle, sogar Muselmänner, die einer andern Glaubenslehre angehören, weßhalb es mich weder verwunderte noch ver-

Digitized by Google

drießen konnte, daß man mir beim Nachtmahl abgesondert auftrug, während meine Leute von Qara-kiliß, die demselben Stamme angehörten, mit den Hausgenossen speisten.

Eine halbe Stunde von Schah-Malá kam ich noch durch das armenische Dorf Kürek-dereßi, wo ich frühstückte, und bis hieher fand ich die Gegend leidlich angebaut, aber weiterhin und bis in die unmittelbare Umgebung von Qars, eine Strecke von beiläufig 7 türkischen Stunden, ist meist Steppenland, wo ich außer dem türkischen Dorfe Halfa-oghlu durchaus keine Ansiedlung traf.

Auf diesem ganzen, 12 türkische Stunden betragenden Landstriche von der Gränze bis Qars, ist wie oben angedeutet, die türkische Herrschaft nirgends sichtbar, nirgends besteht die geringste Vertheidigungsanstalt gegen äußere oder innere Feinde, und man kann also diese Gegend als gänzlich der Willkür der Kurden preisgegeben betrachten, die durch ihre Raubzüge dieselbe nur zu oft unsicher machen. In die Ebene von Qars gelangt, führt die Straße mitten durch Saatfelder, woran es in dieser Umgegend nicht mangelt. Ein Regen von wenigen Stunden hatte bereits den Boden sehr morastig und fast unwegsam gemacht, und ich konnte daraus schließen, daß nach dem Schmelzen des Schnees, der in diesem rauhen Klima vom October bis April das Erdreich bedeckt, es hier fast nicht durchzukommen seyn muß.

Die Stadt Qars lehnt sich nördlich durch die Festung an einen länglichen Hügel, Qara-dagh (den schwarzen Berg) genannt. Ich vernahm von einigen Einwohnern die ziemlich naive Aeußerung, daß wenn die Russen im letzten Kriege sich dieser Anhöhe nicht bemächtigt, sie schwerlich die Stadt eingenommen hätten, worauf ich mich nicht enthalten konnte zu entgegnen „wenn dem so ist, warum hat man denn den Qara-dagh entblößt gelassen und diese wichtige Stellung nicht verschanzt?" Man ist mir die Antwort schuldig geblieben.

Es besteht hier wieder die bei den Türken übliche Eintheilung in „Festung" und „Stadt." Erstere, von einer doppelten Ringmauer umgeben, enthält die sehr unansehnliche Wohnung des Pascha's, die Casernen, das Militärspital, einen Basar und eine verhältnißmäßig wenig zahlreiche Einwohnerschaft. Diese Abtheilung befindet sich, wie schon angedeutet, am Abhang des Qara-dagh und hängt mit einem alten Castell zusammen, das sich schroff am Rande derselben Anhöhe erhebt und das ganze Befestigungssystem krönt. Ich fand dieses Festungswerk ganz verlassen und aller Bewaffnung entblößt, obschon dasselbe bei der Massivität und Solidität seiner Bestandtheile im Ganzen gut erhalten ist, und es also nicht viel Zeit noch Kosten erfordern würde es in wirksamen Vertheidigungszustand zu setzen, woran aber zu Stambul und zu Erzerum niemand denkt, und dennoch ist Qars durch seine geographische Lage in strategischer Beziehung eine der wichtigsten Stellungen Kleinasiens, wo man der Natur und dem Bestehenden nur nachzuhelfen brauchte, um eine Festung ersten Ranges, einen uneinnehmbaren Platz daraus zu machen, was es ohne Zweifel in den Händen jeder europäischen Macht bald seyn würde, denn die oben erwähnte, verlassene Citadelle bestreicht den ganzen Gebirgskamm des Qara-dagh und so viel mir erinnerlich, selbst die westliche Anhöhe gegenüber, welche sich über dem Stadtheil am linken Ufer des Flusses erhebt.

Es ist mir versichert worden, Paskewitsch habe vor Aerger Thränen vergossen als er vernommen, daß der Vertrag von Adrianopel dieses Gebiet den Türken zurückgegeben; jedenfalls läßt sich denken, wie der Eroberer einer so furchtbaren und wichtigen Stellung — die nur durch Verrath oder fabelhafte Fahrlässigkeit der Vertheidiger zu nehmen war — einen großen Verdruß empfinden mußte zu hören, daß man sie nicht behielt oder nicht behalten konnte. Es ist noch einigermaßen begreiflich, daß die siegreiche Armee Diebitsch-Sabalkansky's damals gleichsam vor den Thoren der türkischen Hauptstadt Halt machte, während eine zahlreiche Schaar geächteter oder längst todt geglaubter, wie aus der Erde hervorgekrochener, vormaliger Janitscharen ihre Vorhut bildete, während der Tag des feierlichen Einzuges in Konstantinopel und der Erhebung des Doppelkreuzes auf Aja-Sophia (der 15/27 August, als am Maria Himmelfahrtsfest) schon bestimmt war, denn es wurde hervorgehoben, daß die Reihen der Russen durch Pest und andere Krankheiten sehr gelichtet, daß man durch den Pascha von Skodra, der an der Spitze von 50,000 Albanesen anrückte, im Rücken bedroht gewesen u. s. w., daß sich die Hauptstadt immer noch im Besitze der Türken befand, und das Kriegsglück wandelbar ist. Was aber weniger erklärlich geblieben, ist das Aufgeben der wichtigen Stellung von Qars und gleichfalls der Linie des Tschorok, deren vorzüglichste Punkte man bereits genommen hatte und von wo man nicht leicht zu vertreiben gewesen wäre, und was noch mehr, das Verzichtleisten auf eine vortheilhafte, starke Gränzlinie, um sich mit der gegenwärtigen, bereits angedeuteten mißlichen Delimitation zu begnügen. Rußland hätte alles aufbieten sollen, um seine Gränzpfähle am Tschorok aufzurichten, wo es schon stand, denn es ist unverkennbar, daß es seither in petto sich vorbehalten mußte, früher oder später, sey es durch Waffengewalt oder auf dem Wege der Unterhandlungen, das damals versäumte oder unerreichbar gewesene nachzuholen, schon weil eine solche neue Abmarkung den Hafen von Batun, einen der besten und sichersten Ankerplätze an der Ostküste des schwarzen Meeres — wo Rußland deren so wenige besitzt — dem Zarenreiche einverleiben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

(Fortsetzung.)

Die beiden Schachte haben nicht dieselbe Tiefe. Der tiefste ist der zum Ausgang der Luft bestimmte, welcher 1800' senkrechte Tiefe hat. Der andere hat im untern Theile eine geneigte Fläche, und erreicht dadurch dasselbe Niveau. Nachdem ich die mächtige Dampfmaschine betrachtet hatte, welche das Triebwerk in Bewegung setzt, wollte ich in den ersten dieser Schachte einfahren, allein es erhob sich aus der finstern Tiefe dieses Abgrundes eine so mächtige Rauch- und Staubwolke, daß es mir unmöglich schien darin Athem zu holen. Meine Angst vor dem Ersticken machte die Anwesenden lachen, und jedermann versicherte mich, wenn ich einmal in dem Rauche mich befinde, werde ich es kaum gewahr werden. Demungeachtet empfand ich denselben Widerwillen diesen Versuch zu wagen, als wie wenn ich hätte in ein Kamin steigen sollen, dessen Feuer in voller Thätigkeit gewesen wäre; man führte mich also an den andern Schacht, dessen Zugang minder furchtbar schien. Die Maschine zum Einfahren in diese Grube ist sehr von den in Schottland gebräuchlichen verschieden, wo der Reisende in einer Mulde sitzt, welche sehr unangenehm am Ende des Seils baumelt, wie es auch in einigen Theilen Englands geschieht. Zu Monk-Wearmouth aber ist der Schacht in seiner ganzen Tiefe mit langen Balken besetzt, welche der Länge nach an beiden Seiten befestigt sind.

Diese Guides, wie man sie nennt, thun dieselben Dienste wie die Schienen, und die Kohlen werden zwischen denselben hinaufgezogen und bleiben vor aller schwankenden Bewegung bewahrt. Der Apparat selbst,

Digitized by Google

der Käfig, gleicht einem offenen Gerüste mit mehreren Stockwerken, welches durch starke Eisenstäbe zusammengehalten wird und an einem Taue an den Haken der Maschine hängt. Wenn er oben am Schachte angelangt ist, hält er einen Augenblick über der Oeffnung im Fußboden, und währenddem zieht man den ersten Karren heraus, um ihn auszuleeren; dann folgt aus dem zweiten Stockwerke abermals einer und endlich der dritte und letzte. Sobald der Käfig geleert ist, werden die abgeladenen Karren wieder eingeschoben, und der Apparat steigt hinab und verschwindet. Dieß alles geschieht in unbegreiflicher Schnelligkeit und ohne die geringste unnöthige Bewegung. Das Ganze steht einem Taschenspielers kunststück ähnlich; allein darin besteht die Kraft und Größe Englands, daß jeder weiß, was er zu thun hat, und es recht thut. Dann muß man auch nicht aus dem Gesichte verlieren, daß die Dampfmaschine vollkommen diesen raschen Bewegungen entspricht; der sie leitet, hat stets seine Aufmerksamkeit auf die Glöckchen gerichtet, deren Klöppel die verschiedenen Anzeichen oben und unten im Schachte angeben; so weiß er bei einem gewissen Signal, daß Besuchende oder Bergleute aufsteigen, und zieht sie sachter herauf, als es bei einer Ladung Kohlen geschehen würde. Noch muß ich einer andern Vorsichtsmaßregel erwähnen, welche in diesem Kohlenwerke angenommen ist. Früher, wenn das Seil riß, stürzte der Apparat in den Abgrund; man hat 1848 89 Personen gezählt, welche in England und Wales durch Zufälle dieser Art verunglückt sind. M. Edouard Fourdrinier, der Sohn des so übelbelohnten Erfinders der Maschine zur Papierbereitung, hat einen Apparat erfunden, der solche schreckliche Unfälle verhinderte. Dieser besteht aus mehrern starken eisernen Haken, welche über dem Käfig angebracht und durch das Seil festgehalten sind, so daß sie die Einschalung des Schachtes nicht berühren können. Wenn das Seil reißt, werden die Haken durch diesen Bruch los, und greifen in die Balken ein; dadurch wird der Käfig alsbald angehalten und bleibt hängen, bis man Zeit gehabt hat, ein anderes Seil zu befestigen. Da dieser Käfig mit seinem Inhalt ungefähr zwei und eine halbe Tonne wiegt, so kann man ermessen, mit welcher Gewalt der fragliche Apparat in die Balken dringen muß, um eine solche Masse schwebend zu erhalten.

Wir stiegen zu vieren in den Schacht hinab, ein Inspector mit zwei andern Angestellten und ich; jeder von uns kletterte in einen der leeren Karren und krümmte sich zusammen, daß die Knie beinahe das Gesicht berührten; der Aufseher setzte sich neben mich und hielt einen Clanny, eine verbesserte Sicherheitslampe des Dr. Clanny in Sunderland, in der Hand, die uns ein wenig Helle verschaffte. Als die Karren in ihre Fächer zurückgeschoben waren, fuhren wir rasch ein, aber ohne Stoßen noch Schwanken. Diese Bewegung hatte gegen mein Erwarten durchaus nichts Unangenehmes, und was mir sonderbar vorkam, es war mir als stiege ich hinauf statt abwärts. Uebrigens hatte ich keine Zeit mich lange zu besinnen, denn wir gelangten bald in die Tiefe des Schachts, wo wir von mehreren Kohlengräbern mit schwarzen Gesichtern in Empfang genommen und aus unserm Käfig gezogen wurden. Wir befanden uns am Ende einer langen Galerie, die geweißt und mit Gas beleuchtet war, eine Art von Themsetunnel, nur von etwas plumperer Construction, der sich in die Eingeweide der Erde versenkte. Das Gas war in diesen unterirdischen Regionen ein unerwarteter Luxus, aber mein Staunen wurde noch größer, als man mich auf einer Leiter in einen Raum hinabsteigen ließ, der einem Kerker glich, und worin ich eine vollständige Gasfabrik sah, mit einem Ofen, Retorten, einem Gasometer, alles in voller Thätigkeit. „Und wo geht denn der Rauch hinaus?“ fragte ich meinen Führer: „Kommen Sie hieher, antwortete er, indem er auf eine andere Höhle der Finsterniß zuschritt, nur lassen Sie mich nicht los und nehmen Sie Ihre Füße in Acht.“ Eine Thüre wurde vorsichtig aufgeschlossen — das Geräusch eines gewaltigen Luftstromes, einem Sturme ähnlich, ließ sich vernehmen, und indem wir uns vorbeugten, sahen wir in den großen Schacht, diesen weiten Schlott, durch welchen die Rauchwirbel mit einer Macht aufstiegen, die uns beinahe mit hinaufgehoben hätte.

Wir gingen durch die Galerie, welche, wie gesagt, wohl erleuchtet war, und begegneten mehreren Karrenzügen, vor welche Pferde gespannt waren, die von Knaben nach dem Schacht gelenkt wurden. Da und dort sah man Wasser aus der Wölbung triefen, die an vielen Stellen mit Brettern verschalt war; übrigens hatte diese Galerie nur die nöthige Breite, und wenn uns ein Convoi entgegenkam, mußten wir uns an die Seitenwände schmiegen, um nicht erdrückt zu werden. Die armen Thiere sind auf Lebenszeit zu diesen Arbeiten verurtheilt, und sehen das Himmelslicht niemals wieder. Man versicherte mich indeß, daß mein Mitleid übel angebracht sey. Es sind im Ganzen 60 Pferde in der Grube, und da sie sich in gutem Zustande befinden, schlossen die Leute sehr richtig daraus, daß sie die Tageshelle wohl entbehren können. Es wird ihnen regelmäßig frisches Futter und Wasser heruntergeschafft; auch führte man mich in ihren Stall, eine Höhlung zur Seite der Galerie mit Ständen und allem Nöthigen versehen. Einige dieser Pferde waren schon seit zehn Jahren in dem Bergwerk, und folglich ganz an diese Lebensweise gewöhnt. Es scheint daß nach Verlauf einiger Zeit ihr Gesicht abnimmt, und wenn sie wieder auf die Oberfläche kommen, erlangen sie ihre natürliche Sehkraft erst nach einigen Tagen wieder.

In einem kleinen mit Bänken ausgestatteten Gemach, das man scherzweise das „Parlour“ nennt, legten wir unsere Jacken ab, und behielten nur ein wollenes Hemd und blaue Beinkleider, ebenfalls von Wolle, bei. So leicht bekleidet und jeder ein Licht in einem Stück feuchten Lehms in der Hand haltend, setzten wir uns in die Karren, und nun ging es rasch abwärts, da die bewegende Kraft ein Seil ist, welches über Rollen läuft. Als wir unten angelangt, d. h. in einer Tiefe von 1800 Fuß mindestens, fand ich die Dinge in einem etwas primitiveren Zustande als in dem obern Stockwerk. Es gab kein Gas mehr, und die Seitengalerien die nach rechts und links sich verzweigten, schienen zusammengedrängter. Wir waren auf dem Niveau der großen Kohlenader, und wie prächtig war diese! Bei einer Mächtigkeit von fünf Fuß bot sie zu beiden Seiten eine fortlaufende Masse dar, eine doppelte schimmernde Mauer; ihre Richtung schien horizontal, was ihre Ausbeutung vergleichungsweise erleichterte. Wir schlugen den ersten Weg zu den Arbeiten ein, und gingen so ungefähr eine Drittelsmeile; der Pfad wurde immer schmaler und die Hitze nahm zu je weiter wir kamen. Indeß empfanden wir selbst in dieser Tiefe, so trefflich ist die Ventilation, nicht die geringste Beschwerde im Athemholen. Das einzige Unangenehme war die Nothwendigkeit gebückt zu gehen, um nicht mit dem Kopf an die Decke anzustoßen. Auch hier lagen noch Schienen, um das Weiterschaffen der beladenen Karren zu erleichtern, die in diesem Theil der Grube nicht mehr von Pferden, sondern von Menschen gezogen werden. Wir fanden bald Gelegenheit einige dieser Leute bei ihrer harten Arbeit zu sehen. Die meisten waren ganz unbekleidet und trugen nur einen Fetzen von einer Schürze; aber alle hatten schwere Halbstiefeln an, um Füße und Knöchel zu schützen, alle waren schwarz wie Neger. Sobald die Karren beladen waren, schob einer sie dem andern zu und wandte dabei eine solche Muskelkraft an, daß bei der Hitze und dem besondern Zustand der Atmosphäre der Schweiß über ihre kohlengeschwärzte Leiber herabrieselte. Da, wo die Karren beladen wurden, fanden wir zwei Gruppen von Bergleuten, ebenfalls beinahe ganz nackt und beschäftigt den Kohlengang auszubeuten, welcher den Hintergrund der Seitengalerie bildete. Wir setzten uns, um ihrer Arbeit zuzusehen, auf einen Steinkohlenblock nieder, der so eben von der Masse abgelöst war. Die Temperatur, wie sie der Thermometer angab, hatte 30° C. (24° R.) eine tropische Hitze. Rings um uns her nichts als Steinkohlen. Wir befanden uns im Herzen der großen Ader, die sich weit hin unter dem Boden erstreckt, und deren Reichthum unerschöpflich scheint. Die Arbeit der Bergleute ist übrigens nicht mühsam; mit ihren Piken lösen sie große Stücke des Fossils ab, die im Herunterfallen zersplittern. Beim Losdämmern knistert und summt das Gestein, was den Bergleuten als gutes Zeichen für seine Beschaffenheit gilt.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Nachrichten aus den arktischen Gegenden Amerika's von Sir G. Simpson werfen noch kein neues Licht auf die verschiedenen zur Aufsuchung Sir J. Franklins ausgesandten Expeditionen. (Liter. Gaz. 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 220. 13 September 1850.

Indische Finanzen.

Die Times vom 23 und 24 August enthält eine Darstellung der indischen Finanzen, mit deren Einzelnheiten wir unsere Leser nicht belästigen wollen; da aber die Indian News (vom 3 Sept.) diese Artikel wiederholen und dieselben dadurch gewissermaaßen als authentisch erklären, da ferner im nächsten oder spätestens im Jahre 1852 der Freibrief der ostindischen Compagnie wieder zur Sprache kommt, und damit die ganze Verwaltung einer genauern Sichtung unterworfen werden wird, so müssen wir das allgemeine Ergebniß wohl anführen. Es ist in jeder Beziehung merkwürdig: Bengalen und Madras ergeben zusammen einen Ueberschuß von 1300,000 Pf., und wenn der Ueberschuß in Bengalen abnimmt, so soll er dagegen in Madras zunehmen so daß sich die Sache wieder ausgleichen mag; Bombay zeigt ein Deficit von 700,000 Pf., sonach scheint es, daß die indischen Finanzen einen Ueberschuß von 600,000 Pf. ergeben. Das ist aber nur ein Schein, denn die Compagnie hat in England aus den indischen Einkünften eine Summe von mehr als 3 Mill. zu zahlen, worunter die Zinsen des alten Capitals der Compagnie mit, wenn wir nicht irren, 620,000 Pf. oben anstehen; dann kommt die Besoldung der Directoren, die sehr bedeutenden Pensionen der Officiere und Civilbeamten, die alle sich sehnen, den beschwerlichen Dienst in Indien los zu werden, und ihre letzten Lebenstage in England oder wenigstens in Europa zu verbringen; außerdem mag der Transport von Truppen und Material, die unaufhörlich von England nach Indien und zurückgehen, ein nicht unbedeutendes Item ausmachen. Man schlägt die Gesammtsumme, welche für alle diese Dinge in England verausgabt werden muß, gewöhnlich auf 3—4 Mill. an; wenn nun die Times einen Ueberschuß der Einnahme Indiens über die in Indien geschehenden Ausgaben von 600,090 Pf., und bloß ein Deficit von 2,324,729 Pf. annimmt, also die Gesammtausgaben die in England für Rechnung Indiens geschehen auf nicht volle 3 Mill. ansetzt, so ist sie eher unter als über der Wahrheit geblieben, und das Facit aller obigen Angaben ist: Indien kann seine Regierung in Indien selbst, aber nicht mehr die in England bezahlen. Es ist so verarmt, daß man nicht weiß, wie man aus dem Lande statt 17, wie jetzt, 20 Mill. Pf. St. herausschlagen soll. Das englische Handelssystem hat Indien ausgesogen, das ist nicht mehr zu läugnen, und der Umstand, daß man englischerseits der anglo-indischen Verwaltung gestatten mußte allmählich Zölle bis zu 8 Proc. auf englische Waaren zu legen, ist Beweis genug, wie die Sachen stehen. Die englische Handelspolitik ist hier in a fix, und wir wollen sehen wie sie sich herausarbeitet.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Oars wird von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten, der sich südlich von Alexandropol mit dem Arpa-Tschai vereinigt, und über welchen drei gute steinerne Brücken die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen unterhalten, wodurch der traurige, fast abschreckende äußere Charakter der Localität ein wenig gemildert wird, denn sowohl in der „Stadt" als in der „Festung" trägt alles den Stempel des Verfalles und des Elendes. Basare und Kerwan-Sarais (letztere hier wieder Chan genannt) sind unansehnlich, finster und schmutzig. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Moslems, die sich nichts weniger als durch Leutseligkeit und Duldsamkeit auszeichnen; auch viele Kürden treiben sich in den Straßen und Basaren herum. Es herrscht hier im Winter eine grimmige Kälte, und im Sommer ist es selten sehr warm. Die Höhe der Lage über dem Meere wurde mir zu 7200′ angegeben, ich habe aber später andere Schätzungen vernommen, die mir zuverlässiger erschienen, nach welchen sie diejenige von Erzerum nur um einige hundert Fuß übersteigen soll. Von Obstgärten in den Umgebungen der Stadt ist also natürlich keine Rede, und an öffentlichen Spaziergängen oder sonstigen Unterhaltungsorten fehlt es gänzlich. Ein kleiner Privatgarten — der aber den wenigen in dieses schreckliche Exil verschlagenen Europäern im türkischen Staatsdienste ausnahmsweise zugänglich ist — in dem Warisch (Vorstadt) auf der Straße nach Erzerum zu, der mit wenigen verkrüppelten Weidenbäumen an einem vom Oarsfluß abgeleiteten Canal bepflanzt ist der einzige Ort wo man ein wenig Schatten findet und sich im Freien niedersetzen oder ergehen kann.

Auf beiläufig halbem Weg nach Erzerum, wohin es von hier 36 Stunden sind, soll sich eine große Waldung befinden, die vieles Bau- und Brennholz hieher liefert — ein Haupthandelszweig dieser Stadt — das auf dem Oars-Tschai geflößt wird, an dessen beiden Ufern man hier immer bedeutende Vorräthe dieses Materials lagern sieht. Die Stadt ist durch die Beschießung von den Russen ziemlich hart mitgenommen worden. Außerdem ward den Truppen nach der Einnahme eine 24stündige Plünderung gestattet, welche, wie man hier sagte, größtentheils durch die der Armee nachgezogenen Armenier verübt worden seyn soll, was vielleicht dahin zu verstehen war, daß die Armenier — welche in Asien ungefähr die Rolle der Juden

Digitized by Google

in Europa spielen — bei der Plünderung den meisten Nutzen davon trugen. Das armenische Volk ist hier im Gegensatz zu den meisten Städten Kleinasiens wenig zahlreich, und bewohnt ein eigenes Stadtviertel unweit der Festung, das sich stufenweise bis unter das alte Castell erhebt, und wo man das Dach oder die Terrasse des einen Hauses ersteigen muß um den Weg zur höher gelegenen Wohnung zu finden und so fort. Ich brauche übrigens kaum zum erwähnen, daß dießseits des Arpa-Tschai wieder die schon beschriebene, im Paschalik von Erzerum wie in Persien übliche würfelförmige Bauart herrscht.

Ich fand hier einen russischen Consularagenten — oder richtiger gesagt, einen diesen Posten versehenden Armenier, Abhängling des Consulats zu Erzerum — der außer seinem Nationalidiom und dem Türkischen kein Wort von irgend einer andern Sprache verstand. Da es nun hier an Unterkunftshäusern gänzlich fehlt, so glaubte derselbe sich verpflichtet, mich vermöge meines russischen Passes in seinem Hause aufzunehmen, wofür ich ihm gewiß von Herzen dankbar gewesen, jedoch der Wahrheit getreu bekennen muß, daß ich unter seinen Stammgenossen noch nie einen beschränktern und zugleich so aufgeblasenen Menschen getroffen habe.

Die Ruinen der alten armenischen Stadt Any, 7 Stunden südöstlich von Qars, unweit des Arpa-Tschai, haben eine hohe geschichtliche Bedeutung und sollen wundervolle Denkmäler der Vorzeit enthalten. Ich habe jedoch dieselben nicht besucht, weil sie zu sehr außer meiner Richtung lagen, die eine nordwestliche war, und ich daher zur Besichtigung dieser Alterthümer wieder nach Qars zurückkommen, mithin zwei Tagreisen durch eine öde, langweilige Steppe dazu verwendet haben müßte, eine Mühe, die zu scheuen ein Gelehrter, oder in archäologischen Studien mehr Bewanderter als ich allerdings für unverzeihlich gehalten hätte. Die beste Gelegenheit, diese Ruinen zu besuchen ohne einen Umweg zu machen, würde sich darbieten, wenn man von Etschmiasin, statt nördlich die Richtung nach Alexandropol einzuschlagen, sich zuerst südwestlich und dann nordwestlich über Ssurdan-abad und Mistera wendete, den Arpa-Tschai zu Koschuwang überschreitend. Unweit von da finden sich die Ruinen von Any, auf dem Wege nach Qars, außerdem daß diese Straße in geraderer Richtung hieher führt als die von mir verfolgte. Nur ist zu vermuthen, daß russischerseits der Uebertritt an jenem Gränzpunkte nicht gestattet ist, und daß man also mit einem speciellen Prikas zu diesem Behufe versehen seyn müßte.

Mit den Postpferden und dem Ssürüdschü (Postknecht) kam zugleich früh Morgens der Menfildschi (Posthalter) in mein Quartier; dieser um seine Bezahlung für die erste Station in Empfang zu nehmen, hauptsächlich aber um mir vorzustellen daß ich besser thun würde die Pferde bis zur zweiten Station, Ardanutsch, also mit Umgang der ersten Station, Ardahan, aufzunehmen, nicht sowohl wegen den in letzterem Districte ausgebrochenen Unruhen — die bereits, mittelst der von Qars ausgesandten Truppen, gedämpft waren — als weil ich dadurch 6 Stunden an Mühseligkeiten und Postgeld ersparen würde. Ich ließ mir zwar den Vorschlag gefallen, hatte es aber bald zu bereuen, indem es sich fand daß der Ssürüdschü, trotz der bejahenden Versicherung seines Herrn, wohl der Straße nach der nächsten Station Ardahan, aber nicht der directen Richtung von Qars nach Ardanutsch kundig war und daher einigemal irre ging. Dergleichen Vorkommnisse bei Benützung der türkischen Posten ereignen sich selbst auf den frequentesten Straßen leider nicht selten, sowohl in der europäischen als in der asiatischen Türkei. Als Beleg dafür will ich nur anführen, daß mir diese Widerwärtigkeit bereits einmal zwischen Hädibsche und Sa-gora, also auf der Poststraße von Konstantinopel nach Rütschük, einmal zwischen den Stationen Keban-Ma'den und Argawan auf der Poststraße von Baghdad nach Konstantinopel, und zweimal zwischen Baiburt und Aghadsch-Qal'ä am hellen Tage auf der Straße von Trapezunt nach Erzerum begegnet war.

Noch ehe ich die Stadt verlassen hatte, und zwar unmittelbar nach Passirung der Brücke, begann ich die früher erwähnte, jene von Westen her beherrschende steile Anhöhe bis zu ihrem Culminationspunkte zu ersteigen, von wo ich, die Richtung nach dem Tschildir-Gebirg einschlagend, bald in ein Thal gelangte, welches ich zu überschreiten hatte, um abermals zu steigen. Auf diesem Abhang kam ich durch das moslemitische Dorf Ssamawänd, wo ich eine halbe Stunde in einem zur Aufnahme der Reisenden bestimmten Hause — das sich bloß durch etwas mehr Räumlichkeit und Reinlichkeit von andern unterschied — zum Morgenimbiß anhielt, nachdem ich mit Sonnenaufgang von Qars aufgebrochen war.

Von da geht es eine bedeutende Strecke immer bergan, durch eine öde, menschenleere Gegend, die aber mit dem fettesten Wiesengrund prangt, und man kann sich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man sieht wie diese unermeßlichen Triften, die von vielen nie versiegenden Bächen des besten Trinkwassers durchströmt sind — wo mithin die zahlreichsten Heerden, vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlichem Maße herrliches Futter fänden — solcherweise unbenützt bleiben, woran freilich die Kürden, welche unaufhörlich truppweise diese Landschaft durchstreifen und vor welchen keine bewegliche Habe sicher ist, zum Theil Schuld seyn mögen.

Von diesem Hochlande erblickte ich, schräg zu meiner Rechten, also östlich, den See von Paluk, auch See von Tschildir genannt, dessen Ufer mir nicht minder öde als die unmittelbare Umgegend schienen.

Bei dem Dorfe Tschully, in dessen Umgebung ich endlich wieder Waldung sah — ein Anblick der mich sehr erquickte, nachdem ich denselben abermals auf einer Strecke von 100 Stunden entbehrt hatte — erreichen wir das Ende des Ssandschak von Qars und betreten den District von Göllü, der zum Gebiete von Erzerum gehört.

Unweit von da gelangte ich in ein großes Thal, wo ich die Dörfer Hokam, Tachta-deran und Urut berührte, und zwischen beiden letzteren den Qur (Kur) — hier noch ein unbedeutendes Flüßchen — etwa 3 Stunden nördlich von seinem Ursprung überschritt. In Urut sah ich zum erstenmal auf dieser Strecke die Häuser aus Rundholz erbaut und mit Schindeldächern. Von hier an stieß ich auch auf mehrere Ruinen, die von hohem Alterthum zeugten, aber bis unweit Ardanutsch sah ich keine eigentlichen Dörfer mehr, sondern nur Peylaqs, worunter man die Vereinigung einer mehr oder minder großen Anzahl von Sennhütten oder auch Filzzelten (Oba) versteht; auch gibt man diese Benennung dem Sommeraufenthalt der Hirtenvölker, welche dieselben im Herbste verlassen um in die Niederungen zu ziehen. Hier sind die Peylaqs von der ersteren Beschaffenheit, was ihnen ein dorfähnliches Ansehen gibt.

Am Ausgang jenes Thales kam ich wieder durch eine waldige Gebirgslandschaft, allein, nach Maßgabe als ich diese Höhe erstieg, entblößte sich die Gegend allmählich von allem Baumwuchs, bis ich auf eine völlig nackte Hochsteppe gelangte, deren Höhe ich auf nicht weniger als 10,000′ über dem Meeresspiegel

Digitized by Google

schätzen konnte. Es sind da in geringer Entfernung von einander eine große Anzahl steinerner Pfeiler angebracht, um die Reisenden und Karawanen bei tiefem Schnee vor Verirrung und Verunglückung zu schützen, eine Fürsorge die wohl einem viel früheren Zeitalter angehört, denn welcher türkische Machthaber dieses Jahrhunderts mochte wohl an so etwas gedacht haben? Aber wehe denjenigen, die auf dieser Hochfläche, welche von keiner Seite beherrscht noch geschützt ist, von einem Schneegestöber erreicht werden! Es war in den ersten Tagen Septembers, also noch zur Sommerszeit, als ich dieselbe erklimmte, und dennoch herrschte hier bei neblichter Witterung ein eisiger Wind der mich beinahe erstarren machte. Zudem war mein Ssürüdschü, wie schon erwähnt, der Gegend unkundig und wußte nicht ob wir auf dem rechten Wege oder verirrt seyen. Meine Lage war um so kritischer als auf dieser Hochebene, bei ziemlich hartem Boden, nicht die geringste Spur von einer Straße sich zeigte, wir uns also nur nach den obenerwähnten steinernen Pfeilern richten konnten — die aber Gott weiß wohin führten — und der Tag schon sehr vorgerückt war. Endlich zeigte sich am Rande des Plateau's zu unserer Linken eine steile holperige Straße die bergab führte und welche wir auf gut Glück einschlugen. Nach ziemlich beschwerlichem Hinabsteigen von diesem Gebirgskamm begannen die Waldungen von neuem, die ich von nun an bis zum Ziele meiner Reise, nämlich bis zur Rückkunft in Trapezunt, nicht mehr aus dem Gesichte verlieren sollte.

Jetzt ging es durch eine wild romantische Gegend, abwechselnd bergauf und bergab bis zwei Stunden vor Ardanutsch, wo die Senkung eine volle Stunde ununterbrochen dauerte. Die Nacht war schon eingebrochen, als ich endlich in die Ebene gelangte; ich war noch eine Stunde von jenem Bestimmungsort entfernt, die Pferde ermüdet und hungrig, der Postknecht des Weges unkundig. Ich fand mich daher veranlaßt in einem kleinen Dorfe seitwärts auf einer steilen Anhöhe, dessen Richtung ein Eingeborner, dem wir durch einen glücklichen Zufall hier begegneten, uns gezeigt hatte, ein Nachtlager zu suchen. Die Einwohner dieses Oertchen gehörten, ihrer Sprache nach, schon zum Lasengeschlechte, das sich nicht des besten Leumundes erfreut. Man zeigte wenig Bereitwilligkeit uns in so später Stunde aufzunehmen, so daß ich, als gute Worte nicht mehr halfen, den Buyuruldu [1] des Sseri-Asker von Erzerum hervorziehen und dem Aq-Ssagall mit den Folgen seines Ungehorsams gegen höhere Befehle drohen mußte, worauf dieser Dorfälteste — sey es daß man wirklich durch die Drohung eingeschreckt oder daß die Vorweisung des Schutzbriefes etwaiges Mißtrauen verscheucht hatte — wenig Mühe mehr hatte, mir in einem neugebauten Hause ein für solche Gegend leidliches Quartier, nebst einem durch großen Hunger gewürzten, frugalen Nachtmahl zu verschaffen. Mit Tagesanbruch ward aufgesessen, und ich erreichte auf einer wellenförmigen, verhältnißmäßig ziemlich guten Straße noch in früher Morgenstunde meine nächste Bestimmung, Ardanutsch.

Von Qars bis hieher rechnet man auf dem directen Wege 24 Stunden — wenigstens hatte ich das Postgeld für solche Strecke entrichtet, obschon ich wegen der Verirrungen mehr als 27 Stunden zu Pferde gesessen; über Ardahan rechnet man 30 Stunden, nämlich 12 Stunden von Qars nach letzterer Stadt und 18 Stunden von da nach Ardanutsch. Wer aber in den ottomanischen Staaten mit der Post reist, thut besser solche Abkürzungsvorschläge von der Hand zu weisen, indem es sich oft ergibt, wie ich schon dargethan, daß die Postknechte von einem Relai zum andern ihren Passagier irre führen.

Die Stadt Ardanutsch erhebt sich unmittelbar über einem reizenden und fruchtbaren Thale, daß vom Tscheskury bewässert ist, welchen Fluß ich auf einer guten hölzernen Brücke überschritt, ehe ich zur Stadt hinanstieg; das Warisch (die Vorstadt) beginnt aber gleich am linken Ufer. [1] Erstere ist mit einer Ringmauer umgeben und enthält an 400, sämmtlich von Holz erbaute Häuser. Ueber die Stadt ragt ein uraltes Felsschloß in einer furchtbaren Stellung, denn es ist sehr schwer zu erklimmen, und ehe es verlassen war, mußte dasselbe noch schwerer zu erobern gewesen seyn. Die meisten Häuser haben ein sauberes Ansehen und sind mit Altanen versehen, die theils rings um das ganze Gebäude gehen, theils nur die ganze Fronte desselben einnehmen. Die hier vorfindlichen armenischen Kaffeehäuser sind geräumig und auch zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. Ueberhaupt hat mich dieser Ort besser angesprochen als alle Localitäten, die ich seit Alexandropol betreten. Die Einwohnerschaft ist theils moslemitisch, theils christlich, aber die Christen schienen mir die Mehrzahl zu bilden, und diese sind ausschließlich katholische Armenier, die im allgemeinen überall einen bessern Charakter zeigen, mehr klassische Bildung besitzen und weniger abergläubisch oder bigott sind, als ihre schismatischen Stammverwandten, welche deßhalb von den Türken in der Volkssprache gemeiniglich Qalen-Ermeny, d. h. dicke oder dicköpfige Armenier genannt werden.

Ardanutsch gehört schon zum Ejalet Trapezunt (vor dem letzten russischen Kriege gehörte es zum Paschalik Achalzik) und ist der Sitz eines Müsselims, der auf dem höchsten Punkte der Stadt ein großes, stattliches Gebäude bewohnt. Der Titular befand sich bei meinem Dorseyn abwesend, kraft eines Aufgebots, das ihn an die Spitze seines Contingents zur Mitwirkung bei der Bewältigung des damals im Aufstand begriffenen Districtes von Adscharu unter die Waffen berufen hatte. Noch am selben Vormittag verließ ich Ardanutsch in der Richtung nach Artwin, dem Hauptorte des Districts Liwane, und einem der wichtigsten in Lasistan, mit einem christlichen Führer, der zwei rüstige Thiere vor mein Quartier brachte, nämlich ein Pferd für mich und ein Maulthier, stark genug um ihn selbst sammt meinen Reisetaschen zu tragen. Diese Strecke beträgt gegen 8 türkische Stunden. In den ersten zwei Stunden hatte ich unter mir zu meiner Rechten den oben erwähnten Fluß Tscheskury, und zwar bis zur Stelle, wo dieser sich mit dem Schafsche vereinigt, der aus einem sehr schönen Thale fließt, in welchem die Stadt Gördü sich befindet, wo der beste Wein im Lande wachsen soll. In der Tiefe des Tscheskury-Thales lenkte der Führer meine Aufmerksamkeit auf eine senkrechte Felswand von unermeßlicher Höhe und ganz glatt, in deren Mitte einige große Stangen wagerecht aus eben so vielen Löchern hervorragten. Was man damit bezweckt haben mochte, noch mehr aber mittelst welchen Processes man von oben oder von unten zu dieser Stelle gelangte, um die Löcher in das harte Gestein zu bohren und die Stangen anzubringen, konnte ich mir nicht und ist niemand im Stande gewesen mir zu erklären. Das Auge

[1] Buyuruldu wird von einem Hauptwort und einem Zeitwort hergeleitet, nämlich von Buyur, dem Imperativ von Buyurmaq, Befehlen, das hier zum Hauptworte wird, und von Oldu, dem Imperfect von Olmaq, Seyn oder Werden. A. d. V.

[1] Auf der Karte des Obersten Monteith steht irrigerweise Ardanutsch am rechten Ufer gezeichnet. A. d. V.

kann die Möglichkeit nicht erfassen, wie eine solche Vorrichtung durch Menschenhände bewerkstelligt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die afrikanischen Amazonen.

Die Singapore Free Preß enthält folgende, in ihrer Art höchst interessante Nachricht: „Englands bester Freund in Afrika ist ein gewisser König von Dahomey, der uns so lieb hat, daß er alles für uns thun will, um dem Sklavenhandel in seinem Gebiet ein Ende zu machen, wenn wir nur ihm seinen königlichen Antheil an dem Handel mit einer jährlichen Subsidie von 8000 Pfd. St. abkaufen. Eine kleinere Summe ward vor einigen Jahren allerdings Sr. Majestät, jedoch ohne Erfolg, angeboten. Dieser König von Dahomey zieht alle Jahre 2 bis 3 Monate lang auf die Jagd aus, und die Hunde zu dieser Jagd sind eine Armee von mehr als 6000 Paaren. Wir sagen absichtlich „Paaren," denn mehr als die Hälfte davon sind Weiber! Auf diese Weibertruppe setzt der König das vollste Vertrauen, und sie bilden Sr. Maj. Leibwache, sie sind seine besten Truppen, und abgerichtet Forts zu erstürmen, was sie mit außerordentlicher Tapferkeit und Geschicklichkeit thun. Es sind sehr hübsche Frauen 5' 8" bis 5' 10" hoch. Heurathen sind ihnen nicht gestattet.[1] Der König von Dahomey bat Ihre brittische Majestät um einige kriegerische Kopfbedeckungen für seine sklavenjagenden Amazonen. Nach einer Angabe in den parlamentarischen Zeugenaussagen des Capitän Winniett, gewesenen Gouverneurs von Cape Coast Castle, ist diese Bitte gnädigst gewährt worden, und Ihre brittische Majestät sandte dem König 2000 Weiberkaskette."

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

(Schluß.)

Wir erreichten die Oberfläche des Bodens ohne Zufall, aber in einem Zustande, der wiederholte Abwaschungen nöthig machte, bevor wir unsere eigenen Kleider anziehen konnten. Diese Kohlengrube von Monk-Wearmouth ist eines der größern Bergwerke in der Welt. Sie beschäftigt im Ganzen an 1000 Arbeiter und fördert täglich 1000 Tonnen Kohlen, welche unmittelbar auf einer Eisenbahn nach einem Staith an der Wear gefahren und an Bord der Kohlenschiffe gebracht werden. Die Ausgrabung dieser Mine hat große Arbeiten erfordert und ungeheure Ausgaben veranlaßt. Das Bohren der Schachte, 1826 begonnen, wurde während 10 Jahren fortgesetzt, und kostete 100,000 Pfd. (1,200,000 fl.) bevor das Unternehmen mit Erfolg gekrönt wurde. Man grub in dem kohlensauren Kalk und man mußte mehrere Kohlengänge und Thonschiefer Lager durchbrechen, bevor man zu der Hauptader gelangte, die man erreichen wollte. Bei diesen Arbeiten stieß man auf Quellen die unendlichen Schaden verursachten. Die reichhaltigste derselben fand sich in einer Tiefe von 330' und überschwemmte die Arbeiten, indem sie in der Minute 3000 Gallonen Wasser einströmen ließ. Die Zunahme dieser furchtbaren Ueberschwemmung wurde durch eine Dampfmaschine von 200 Pferdekräften aufgehalten und der Schacht durch starke gußeiserne Röhren geschützt. Gegenwärtig scheint das Wasser keinen Schaden mehr zu thun, denn das Bergwerk war ganz trocken, ein um so außerordentlicherer Umstand, da es bedeutend tiefer als der Grund des Meeres, das nur eine Meile entfernt und sogar unter dem Flußbette der Wear liege. Plane von dem Innern der Kohlengrube, welche auch die verschiedenen Schichten angeben, die durchbrochen wurden, sind in dem Bureau des Inspectors am Eingang des großen Schachtes ausgestellt; ich sah mit Vergnügen den Weg, welchen wir unter der Erde zurückgelegt hatten. Einige schöne Exemplare der fossilen Flora bewahrt einer der Minenbesitzer Mr. Bell.

Ich konnte diesen Mittelpunkt der Industrie nicht verlassen, ohne mich nach den socialen Verhältnissen der Arbeiter zu erkundigen. Hier wie allenthalben sind leider die Beispiele von Verschwendung und Unmäßigkeit, und aller der Uebel die sie im Gefolge haben, nicht selten. Man zeigte mir einen Mann, einen geschickten Eisengießer, der jahrelang täglich eine Guinee verdiente. Er hatte alles verschwendet, großentheils in der Schenke, und wurde jetzt zu untergeordneten Beschäftigungen verwendet, wofür er wöchentlich 1 Pfd. (12 fl.) erhielt. In einer Glasfabrik, welche ich besuchte, erzählte man mir mehrere ähnliche Fälle, aber zugleich machte man mich auf einen Mann aufmerksam, dessen Neigungen und Gewohnheiten vortheilhaft mit denen seiner Arbeitsgenossen contrastirten; es war ein Franzose, und in diesem Augenblicke beschäftigt Glas zu blasen. Diese Arbeit wird sehr gut bezahlt. „Dieser Franzose, sagte mir der Werkführer, verdient etwa 5 Pfd. die Woche; aber er ist so geschickt und geordnet, daß wir sogar bei diesem Lohn noch unsern Vortheil finden." Als ich mich erkundigte, wie er seinen Gewinn verwende, erfuhr ich, daß er ihn großentheils auf die Seite lege, um dereinst mit den Früchten seiner Ersparnisse in seine Heimath zurückzukehren. Solche Beispiele erwecken sehr bedenkliche Reflexionen. Wie kömmt es, daß wir so oft von fremden Handwerkern reden hören, diesen Menschen, deren religiöse Vorurtheile oder deren Mangel an aller Religion uns ein Gemisch von Abscheu und Mitleid einflößen — wie kömmt es, sage ich, daß wir von ihrer geregelten Aufführung reden hören, während unsere Landsleute in ähnlichen Verhältnissen sich dem rohesten Materialismus hingeben? Diese Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, wenn man annimmt, daß bei den Fremden die Eigenschaften des Geschmacks und der self-respect allgemeiner entwickelt sind und auf einer höhern Stufe stehen. Aber warum findet man diese Anlagen seltener bei uns als auf dem Festlande? Dieß ist eine Frage, die sich hier nicht erörtern läßt, nur scheint mir, daß auch in den Verhältnissen unserer geringsten Handwerker nichts liegt, was sich der Ausbildung der fraglichen Eigenschaften entgegensetzt. Ich hatte bei meinem Besuche in Sunderland Gelegenheit ein lebendiges Beispiel davon unter den ungünstigsten Umständen realisirt zu sehen. Jemand, der ein Bergwerk leitete, lud mich zum Essen ein, und erzählte mir nach Tisch seine Geschichte. Es war der Sohn eines Bergmanns und mit neun Jahren begann er in der Grube zu arbeiten. Während der ersten Jahre diente er als Trapper (Name der Knaben, welche eine Thüre hüten und sie auf- und zuschließen, um die Ventilation zu regeln), er verdiente zwei und einen halben Schilling (1 fl. 30 kr.) die Woche. Dann stieg er um eine Stufe und mußte die Karren schieben; für diese mühselige Arbeit erhielt er wöchentlich einen Schilling weiter. Nun begann er nach vollendetem Tagewerk eine Abendschule zu besuchen. Nach einiger Zeit gab man ihm wegen seiner guten Aufführung den Auftrag die Schienen in der Grube zu überwachen, und sein Lohn wurde abermals erhöht. Er suchte jetzt mehr als je sich zu unterrichten. Er ersparte an seinem Lohn Six Pence um Six Pence, Schilling um Schilling, um Lehrer zu bezahlen, lernte Zeichnen und Mathematik, und studirte endlich was zum Bergwesen gehört. Je mehr der Umfang seiner Kenntnisse sich erweiterte, desto mehr konnte er leisten und erhob sich von Stufe zu Stufe, „und gegenwärtig, sagte er am Schlusse seiner Erzählung, stehe ich an der Spitze dieses Bergwerks und habe eine Einnahme von 500 Pfund (6000 fl.) jährlich."

Chambers Edinb. Journ.

Eine große Kanone in Indien. Hier wie in der Türkei und einst auch in Europa hat man eine Zeitlang großen Werth auf ungeheure Kanonen gelegt; in Bidschapur, der berühmten, jetzt verödeten Mahrattenstadt, findet sich ein solches Ungethüm von 14 Fuß Länge und 5 Fuß im Umfang; sie schießt eine Kugel von 3000 Pfund, soll aber nur ein einzigesmal abgefeuert worden seyn, und nach der Volkssage fliegt die Kugel immer noch. Der Donner beim Abfeuern habe das Volk auf 100 Stunden im Umkreis erschreckt. Man will das Ungethüm nach Bombay und von da nach Europa schaffen. (Indian News. 3 Sept.)

[1] Das scheint auch ganz unnöthig, denn die Mehrzahl sollen Weiber über 30 Jahre, also, wie im Negerlande gewöhnlich, nicht mehr zeugungsfähig seyn. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 221. 14 September 1850.

Ueber die Sprache und das Alphabet der Wei in Westafrika.

Wir haben früher schon (s. Nr. 105 vom v. J.) einiges über die Entdeckung einer geschriebenen Sprache im Innern Afrika's mitgetheilt, und fügen jezt nach dem Journal of the Geogr. Soc. (Vol. XX. Part. 1.) einige Einzelnheiten an, die ein Hr. Norris mitgetheilt hat. Die Entdeckung dieser Schrift geschah durch Lt. Forbes, und in Folge derselben unternahm ein deutscher Missionär, Namens Kölle, eine Reise ins Innere, um das Land der Wei kennen zu lernen. Später veröffentlichte die Church Missionary Society die Reise Hrn. Kölle's und die Uebersetzung dreier Manuscripte, die er aus dem Lande der Wei 3 bis 400 (engl.) Meilen östlich von Sierra Leone, wo die Sprache gesprochen und geschrieben wird, mitgebracht hatte. Sie wurden durch die Gefälligkeit der Church Missionary Society Hrn. Norris übergeben, und dieser suchte in seinen Musestunden allmählich eine Einsicht in diese Sprache zu gewinnen. Wir haben hier, wie es scheint, zum erstenmal Gelegenheit, mit den minder in die Augen fallenden Eigenthümlichkeiten einer Negersprache bekannt zu werden, denn jede schriftliche Abfassung in einer Negersprache, die bis jezt Philologen in die Hände kam, war entweder das Werk von Fremden, oder von Einheimischen, die so lang unter fremden Einflüssen gelebt hatten, daß man wohl annehmen konnte, es möchte etwas an der ursprünglichen Reinheit der Sprache verloren gegangen seyn. Jedenfalls hatten wir nur Uebersetzungen, die nicht sehr geeignet sind, das Wesen einer Sprache wieder zu geben. Die in Hrn. Norris Hand befindlichen Manuscripte sind von diesen Mängeln augenscheinlich frei, es sind Originalien, die Erzeugnisse von Eingebornen, die wenig oder gar nicht mit europäischen Sprachen bekannt sind, und wenigstens zwei davon sind entschieden von fremden Einflüssen frei.

Leider muß Hr. Norris gestehen, daß es ihm nicht sonderlich gelang in die Eigenthümlichkeiten der Sprache einzudringen. Die Manuscripte sind ohne irgend eine Abtheilung zwischen Worten und Sätzen geschrieben, und da afrikanische Sprachen meistens aus kurzen Worten bestehen, die mit allerlei kleinen Partikeln behängt sind, deren Sinn uns oft entgeht, und welche doch hie und da Haupt- und Zeitwörter von Bedeutung sind, so läuft man häufig Gefahr sie mit solchen zu verwechseln. Hiezu kam noch die größte Schwierigkeit, die sehr freie Uebersetzung. Es war rein unmöglich, daß Hr. Kölle in dem kurzen Zeitraum von einigen Wochen eine lange Reise machen, eine neue Sprache und eine aus sehr vielen Buchstaben bestehende Schrift kennen lernen sollte. Er sagt, er habe seine Arbeit mit Hülfe einiger Eingebornen vollendet, die Englisch verstanden, und wahrscheinlich wurden die Schriften roh in einen Hrn. Kölle verständlichen Dialekt übersezt, und er schickte dann die danach gefertigte englische Uebersetzung nach Hause. Dieß mag die sehr große Freiheit der Uebersetzung erklären. Nichtsdestoweniger war Hr. Norris der Uebersetzung großen Dank schuldig, denn sonst hätte er keinen Schritt vorwärts thun können; auch half ihm eine geringe Bekanntschaft mit der Mandingosprache, die mit der Weisprache verwandt ist.

Ein Mann in Bohmar, einer Stadt 8 engl. Meilen östlich von Cap Mount, der Neffe eines Königs von Sugury, verstand Sprache und Schrift, auf welche Lt. Forbes durch die Aufschrift auf dem Hause eines Ansiedlers in Liberia aufmerksam gemacht worden war. Seiner Angabe zufolge ist die Schrift eine Erfindung von 8 Männern, die er mit Namen bezeichnete, und nicht älter als 20 bis 30 Jahre; die Schrift sey bald von einer großen Anzahl Menschen jedes Alters erlernt und geübt, auch regelmäßige Schulen eingerichtet worden, bis — angeblich durch die Intriguen der Spanier — Krieg ausbrach, und das Land in solche Anarchie gestürzt wurde, daß die aufblühende Bildung wieder unterging. Noch jezt können zu Bandakoro, der Hauptstadt des Landes Wei, „alle erwachsenen Männer mehr oder minder gut lesen und schreiben", und dieß ohne den mindesten europäischen Einfluß, (doch kaum ohne arabischen, wenn gleich die Schrift der arabischen nicht gleicht; einige Worte, wie z. B. Jahanama, Hölle, sind gewiß arabisch, und das Beispiel der Araber mag den Negerstamm angefeuert haben, eine eigene, ihrer Sprache besser ensprechende Schrift zu entwerfen). Die Schrift ist ein sehr ausgedehntes Syllabarium, was vielleicht für eine großentheils einsylbige Sprache, wie das Wei, besser paßt, um so mehr, da viele Wörter mit ganz ähnlichem Laut vorhanden sind, welche auf diese Weise in der Schrift mehr geschieden werden. Die Zahl der Buchstaben ist freilich etwas groß, aber mehr als ein Viertheil derselben kommt selten vor. Nach dem Bau der Sprache zu schließen, sollte die Schrift für die Bambarra-, Mandingo- und Susuvölker passen, die mehrere Millionen zählen und über eine weite Strecke Afrika's verbreitet sind.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Am Zusammenfluß des Tscheskury mit dem Schafsche, wo dieser, ein Zuströmer des Tschorok, eine ziemliche Breite erlangt,

Digitized by Google

und eine halbe Stunde weiter unten, werden beide Ufer durch zwei schöne steinerne Brücken, jede mit einem einzigen Bogen vom kühnsten Schwunge in Verbindung gesetzt. Vor mir hatte ich eine schroffe Bergwand, welche in der Ferne ungefähr nachfolgendes Bild darbot.

Die Querlinie, welche die Vertikalstriche durchschnitt, war nichts anderes als die Straße, welche ich zu betreten im Begriffe stand, und jene Striche die Rinnen zum Hinunterstürzen des Floßholzes, die also von der Gebirgskante bis zum Flusse reichten und auf gewisse Entfernungen von einander ebenso viele Einschnitte in die Straße bildeten, welche an diesem Höhenzug hinlief, was von der Ferne betrachtet eine grausenhafte, entmuthigende Aussicht gewährte. Auf der letztern der oben erwähnten Brücken schritt ich vom linken auf das rechte Ufer des Schafsche; die einzige Wölbung dieses Bauwerkes beschreibt aber einen so scharfen Winkel, daß man gezwungen ist abzusteigen, um darüber zu gelangen. Unmittelbar an der andern Seite der Brücke beginnt nun eine entsetzlich steile Anhöhe, die ich mich deßhalb veranlaßt fand ganz zu Fuß zu erklimmen, bei der starken Hitze die gerade herrschte, eine strenge Arbeit, die über eine Stunde erforderte, bis ich die vorerwähnte Straße längs der Bergwand erreichte, wo das Ansteigen noch eine starke Stunde fortdauerte, bis ich die vorerwähnte Straße längs der Bergwand erreichte, wo das Ansteigen ebenfalls eine starke Stunde fortdauerte, aber ohne bedeutende Steilheit; dagegen ist hier der Pfad zum öftesten kaum 3′ breit, bald eine Böschung, dem Abgrunde zu, bald besonders an den Holzrinnen — die sich mir wie oben erwähnt von der Ebene betrachtet, gleich Vertikalstrichen durch einen langen Querstrich dargestellt hatten — einen einwärts gehenden Winkel am Rande eines senkrechten Abgrundes von mehr als anderthalbhundert Klafter, in dessen Tiefe der Fluß dahin braust, bildend. An solchen schauerlichen Stellen fand ich es am gerathensten (Absteigen ist außer der Frage, schon weil der Raum dazu fehlt) die Augen zu schließen, sowohl um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden, als um ein dadurch oder durch den Schrecken verursachtes, unwillkürliches Anziehen der Zügel zu vermeiden, welches das Thier nur um den geringsten Winkel von seiner geraden Richtung abbringend, unvermeidliches Hinabstürzen zur Folge hätte. Ich hatte allen Grund der Vorsehung und meinem Geschicke zu danken, daß an diesem Tage das Wetter sehr schön und trocken war (was am Tage zuvor nicht der Fall gewesen), denn wenn es geregnet hätte, wenn mithin der Boden schlüpferig geworden, weiß ich wahrhaftig nicht, wie es mir bei einer solchen Beschaffenheit des Weges ergangen wäre, und es war mir dennoch unbegreiflich, wie man zur Winterszeit und bei sonstiger schlechter Witterung hier fortkommen kann. Mein Führer hierüber befragt sagte, in der schlechten Jahreszeit und bei anhaltend nassem Wetter würden die Hufeisen mit Haken versehen, „indessen“, setzte er gelassen hinzu, „geschieht es freilich nicht selten, daß Thiere und Menschen hier verunglücken.“ Noch unerklärlicher ist es mir aber geblieben, wie es hier zugeht, wenn zwei Saumthiere oder ein solches und ein Reiter sich begegnen, wo der Pfad kaum für ein Thier breit genug, ein Ausweichen also nicht möglich ist, so daß z. B. von meinen beiden auf dem Maulthier befindlichen Reisetaschen immer die eine über dem Abgrunde hing. Die Saumthiere sind zwar unveränderlich mit Glöckchen versehen, die man in ziemlicher Ferne hört, und man ermangelt auch nicht sich anzurufen, wo man sich gegenseitig ansichtig wird oder gegenseitig die Glöckchen vernimmt, aber das sind die einzigen Sicherheitsvorkehrungen, welche bei so bewandten Umständen möglich sind, sich indeß natürlich eintretenden Falles gar oft als unzulänglich erweisen müssen. Ich brauche nicht beizufügen, daß mit andern als den sicherfüßigen und gewohnten Thieren dieser Gegend das Reisen hier zu Lande in jeder Jahreszeit ein sehr gewagtes Unternehmen seyn würde. Dann sind glücklicherweise nur zwei Drittel der wie ein Gürtel um jenen Gebirgsstock sich windenden Straße von der erwähnten mißlichen Beschaffenheit, denn streckenweise, und besonders bei den Einbiegungen, ist der Weg ziemlich gefahrlos. Auf der andern Seite der in ihrer Tiefe von dem enge eingefaßten Fluß durchströmten Kluft hat es die bezauberndsten Bilder malerischer Landschaften, deren Anblick man aber in der kritischen Lage, wo man sich wie oben gesagt oft befindet, nicht immer ungestört genießt. Dieser beschwerliche Paß endigte mit langem und steilem Hinabsteigen bis an das Ufer des Tschorok, der von Baiburt und Jöpera herabkommend, in der Zwischenzeit die Gewässer des Schafsche aufgenommen, ein Zusammenfluß, den ich nicht wahrgenommen hatte, wahrscheinlich weil ich durch eine der erwähnten Krümmungen der Straße oder durch eine Waldpartie daran verhindert worden.

An der Stelle, wo ich das Ufer des Tschorok erreichte, beginnt die Schiffbarkeit dieses Flusses, und ich fand hier einige Wohnungen und Kaffeehäuser, unterhalb welchen die Schiffe anlegen, mit einem Worte, ich war am Hafen von Artwin angekommen. Eine steinerne Brücke ein wenig oberhalb des Landungsplatzes verbindet das rechte mit dem linken Ufer des Tschorok, von welchem letztern eine schrecklich steile, im übrigen ziemlich gute Straße zur Stadt hinaufführt, was beiläufig drei Viertelstunden Zeit erfordert. Diese hat eine furchtbare Lage, und man könnte kaum begreifen, wie die Leute auf den Einfall gekommen, sich auf dieser Höhe statt am Landungsplatze anzusiedeln und anzubauen, wenn man nicht wüßte, daß in diesen halbwilden Gegenden bei allen Niederlassungen vor allem die Sicherheit der Position berücksichtigt wurde und noch wird.

Artwin ist eine offene Stadt von beiläufig 1000 Häusern, was eine Bevölkerung von 5 bis 6000 Seelen voraussetzt. Der Ort hat ein finsteres, ungastliches Aussehen, und die Kirche, eine armenisch-katholische — zu welchem Glauben die Gesammteinwohnerschaft sich bekennt — ist hier das einzige Gebäude von einiger Stattlichkeit. Reinlichkeit schien mir nicht zu den Tugenden der hiesigen Insassen zu gehören — wenn anders dieselben irgend eine Tugend besitzen — und der abscheuliche Gebrauch, Rinder und Schöpse mitten in der Straße abzuschlachten und abzuziehen, wie ich es den ganzen Tag verrichten sah, ist nicht geeignet dieser Ansicht zu widersprechen. Zum Glück hat die Stadt eine Fülle vortrefflichen Wassers, das in Canälen durch jede Straße fließt.

Wegen der reißenden Schnelligkeit des Tschorok übersteigt die gewöhnliche Dauer der Reise zu Wasser von Artwin bis zum Meere unweit Batun selten 8 Stunden, obschon die Entfernung an 40 Stunden beträgt. Zu Berg ist es begreiflicherweise eine Fahrt von mehrern Tagen, da die Schiffe gezogen werden müssen.

Ich war zu Artwin in einem der Kaffeehäuser abgestiegen, die zugleich einige Zimmer zur Aufnahme der Reisenden haben, denn wer hier keine Freunde oder Verwandte hat, findet schlechterdings keine andere Unterkunft. Kaffeezimmer und Passagierzimmer befinden sich eine Stiege hoch; letztere — nämlich die einzige Stiege, da die Häuser nur aus einem Stockwerk bestehen

— wie gewöhnlich von außen angebracht, ist in unmittelbarer Verbindung mit der Altane, auf welche jene Räume hinaussehen. Im Erdgeschosse hatte ein Baqal (Lebensmittelverkäufer) seine Waare ausgestellt. Mein Führer von Ardanutsch hatte mir zwar betheuert, es sey dieß das vorzüglichste Einkehrhaus zu Artwin, aber nichts destoweniger fühlte ich mich da keineswegs behaglich. Besonders war es im Punkte der Reinlichkeit sehr mangelhaft bestellt, und der Lärm in der Kaffeebude, das fortwährende ohrenzerreißende Musiciren mit Tanz — versteht sich dieser bloß von Mannspersonen aufgeführt — oder vielmehr Gepolter begleitet, wurden mir nachgerade unerträglich. Uebrigens ward in diesem Kaffeehaus zwar wenig Kaffee, aber desto mehr Wein und geistige Getränke genossen.

Ich sehnte mich daher bald möglichst von hier fortzukommen. Am Landungsplatz hatte ich ein einziges Fahrzeug vor Anker gesehen, das allerdings zur Abfahrt bestimmt war, aber gemächlich auf seine volle Ladung, namentlich an Passagieren wartete, da bekanntlich, was in den westlichen Ländern am meisten geschätzt ist, bei den Orientalen am wenigsten Werth hat — nämlich Zeit.

Ich ließ also den Reis oder Patron jener Barke zu mir bestellen, der auch bald in Begleitung seines Sohnes und zwei anderer Schiffsleute erschien. Alle viere waren bewaffnet bis an die Zähne, mit dem langen Gewehr auf der Schulter und zwei Pistolen nebst Qama im Gürtel [1], allerdings eine sonderbare Equipirung für Schiffsvolk, es ist aber einmal der unerläßliche Aufzug bei den Lasen jeden Standes und Gewerbes.

Die Unterredung begann damit, daß der Reis hoch und theuer schwor, um keinen Preis zu jetziger Zeit nach Batum fahren zu wollen, zum Theil wegen der im Spätsommer dort am stärksten grassirenden Fieber, noch mehr aber aus Furcht vor der Angaria, nämlich: sammt Schiff und Schiffsvolk zur Verführung der vom Kriegszug in Abschara nach Westen heimkehrenden Truppen gepreßt zu werden. Sein letztes Wort war 200 Piaster, um noch am selben Tage nach Bortschka, beiläufig halben Weg von der Mündung abzufahren, und mir von dort aus zwei Pferde nebst Führer zu meiner Weiterbeförderung nach Choppa, dem nächsten westlichen Einschiffungspunkte am schwarzen Meere, auf seine Kosten zu verschaffen. Also im Ganzen beiläufig 20 Gulden, was nach dem localen Geldwerthe nichts mehr und nichts weniger als eine Brandschatzung war! Ich mußte mir indessen diese Bedingung schon gefallen lassen, wenn ich nicht eine unbestimmte Zeit zu Artwin auf eine gelegentliche Abfahrt warten wollte — woran bei der mißlichen Beschaffenheit meines Absteigequartiers ohnehin nicht zu denken war — und ich mußte dem Lasen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er allen seinen Versprechungen und Verbindlichkeiten redlich nachgekommen, mit der Abreise von Artwin angefangen, die in früher Nachmittagsstunde erfolgte.

[1] Der Qama vertritt zwar den türkischen Chantscher oder Jatagan, hat aber eine von diesem ganz verschiedene Form. Es ist ein langer, gerader, zweischneidiger Dolch, dessen Klinge beiläufig 18'' lang, 1½ bis 2'' unter dem Griffe breit in einer scharfen Spitze endigt. Der Qama ist also in den Händen der Bergvölker eine furchtbare Hieb- und Stoßwaffe, um so mehr als es meistens vortreffliche Klingen sind. Die Scheide enthält außerdem noch ein kleines, gerades einschneidiges Messer zum gewöhnlichen Gebrauche. Die besten Qamas werden von den Lesghiern verfertigt. Ich besaß einen solchen, den ich in Baku von dem Obersten des Geniewesens zum Geschenk bekommen, und den er selbst von einem Sultan der Lesghiner hatte; es war durch die außerordentliche Schärfe der Klinge ein Meisterstück in seiner Art. Ich habe leider diese Waffe bei einem Extrapostritte in Rumelien verloren. A. d. V.

Die Tschorokschiffe sind lange, schmale, unbedeckte Fahrzeuge, von augenscheinlich gebrechlicher Bauart, und ihr pfeilschnelles Flußabwärtsschießen ist wenig geeignet die durch solche Beschaffenheit dem sich ihnen anvertrauenden Passagiere eingeflößte Besorgniß zu verscheuchen.

So weit ich den Tschorok beschiffte, also bis Bortschka, hat die Gegend einen wild romantischen Charakter von Schönheit, da der Fluß auf beiden Seiten von schroffen Bergen überragt wird, was der Landschaft einige Aehnlichkeit mit den Ufern der Donau in der Umgebung des Qasan verleiht. Auch fehlt es dem Tschorok nicht an Strudeln und Wirbeln, die aber bei der Gewandtheit der Schiffer, noch mehr aber durch ihre Gewohnheit mit dem Gewässer umzugehen, selten Unglücksfälle verursachen sollen.

Ungeachtet der Reis — wie er wenigstens behauptete — nicht an dem Tage abzufahren bestimmt war, und die Abfahrt solcherweise ex abrupto stattfand, hatten sich doch außer mir noch ein Duzend Passagiere, größtentheils Armenier, am Bord eingefunden, die ebenfalls in Bortschka landen und von da über das Gebirg nach Choppa reisen sollten.

Ersterer Ort wo unser Fahrzeug um Sonnenuntergang anstieß und der zugleich die Heimath der meisten Tschorokschiffer ist, hat eine ziemlich romantische Lage am linken Ufer des Flusses, aber wie schon oben angedeutet, in einer wilden, schauerlichen Gegend. Wie fast in allen Ortschaften Lasistans sind die Häuser auf einer bedeutenden Strecke am Ufer und über demselben zerstreut. Es herrscht aber, ungeachtet der Boden nichts weniger als unfruchtbar — wahrscheinlich durch die Apathie und den Mangel an Betriebsamkeit der Einwohner — eine klägliche Noth, wo nicht an den streng unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, doch an allen Lebensbequemlichkeiten, und ein Kaffeehaus ist der einzige Erholungs- und Zufluchtsort, sowie dasselbe hier der einzige Unterkunftsort für die Reisenden ist.

Als ich mit meinem Reisegefährten von Artwin daselbst einkehrte, fand sich die armselige Localität schon durch eine Gesellschaft von 8 oder 10 Juden aus Achalzik besetzt, die bereits ein paar Tage vor uns angekommen und wegen Mangel an Schiffsgelegenheit hier aufgehalten, theils nach Konstantinopel ihrer Geschäfte halber, theils zur Wallfahrt nach Jerusalem bestimmt waren. Ich brauche nicht zu sagen daß dieses Zusammentreffen — noch dazu bei solcher Beschaffenheit der vorgefundenen Gäste — mein dasiges Absteigequartier keineswegs behaglicher machte; aber was noch schlimmer war, es verursachte dieser Umstand eine bei den ohnehin sehr beschränkten Hülfsmitteln des Ortes und der Umgegend verhängnißvolle Concurrenz in der Beischaffung der Transportmittel zur Weiterreise, welche unsere jüdischen Vorgänger völlig erschöpft hätten, wenn sie nicht glücklicherweise bei ihrer angebornen Knauserei durch unermüdliches Feilschen und Markten an der Vervollständigung ihres Bedarfes an Thieren vor unserer Ankunft verhindert worden wären; und dennoch hatte ich den ganzen folgenden Tag und noch die Nacht darauf in diesem ungemächlichen Aufenthalt zu verweilen, indem mein Reis, der sich, wie schon erwähnt, anheischig gemacht hatte mich auf seine Kosten nach Choppa zu befördern, vom frühen Morgen bis spät Abends die Gegend durchstöbern mußte um sein Wort zu lösen, obschon ich keine andere Bürgschaft von ihm hatte als eben sein Wort, denn das Geld war gebräuchlicher- oder vielmehr mißbräuchlicherweise schon in Artwin erlegt worden. Auch in Bortschka war derselbe, trotz der großen Schwierigkeit die benöthigten zwei Pferde oder Maul-

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 210. 2 September 1850.

Jagdzüge in Südafrika.

(A Hunter's Life in South Africa. By R. Gordon Cumming.) [1]

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

Als ich meinen Entschluß, einen Jagdzug ins Innere von Südafrika zu unternehmen gefaßt hatte, war mein erstes, einen erfahrenen Mann zu suchen, der mir die nöthige Auskunft über den Ankauf von Wagen, Ochsen und andern Nothwendigkeiten geben könnte. Diesen fand ich in der Person eines gewissen Murphy, eines Händlers im Innern, der mir besser als irgend jemand in Grahamstown mit dem Gränzgebiet der Colonie und dem anstoßenden Land der Griquas und Betschuana-Stämme jenseits des großen Oranjeflusses bekannt schien. Ein schottischer Landsmann, Namens Thompson, gleichfalls ein Händler, hatte mich mit demselben bekannt gemacht. Dieser trieb das mühselige, abenteuerliche Gewerbe eines solchen Händlers mit drei Brüdern; sie beladen gewöhnlich einen oder zwei Ochsenwagen mit allem möglichen, was der Boer im Innern gebrauchen kann, nehmen dagegen als Bezahlung Vieh, das sie bei dem Boer bis zu ihrer Rückkehr stehen lassen, verkaufen endlich den Wagen selbst gegen Geld oder Ochsen, kaufen ein Pferd, und ziehen nun, unterwegs das eingetauschte Vieh zusammenführend, nach der Colonie zurück. Eine solche Reise dauert gewöhnlich 6 bis 8 Monate. In Jahren, wo das Vieh, die einzige Waare, die sie von den Boers erhalten, sehr niedrig im Preise steht, ändern sie ihren Zug, beladen ihre Waaren mit Gegenständen, wie sie für die Betschuanas taugen, von denen sie Elfenbein, Karosse, Straußenfedern nebst andern Merkwürdigkeiten erhalten, die sich in Grahamstown leicht und vortheilhaft verkaufen lassen.

Hr. Murphy war auf seinen mühseligen Wanderzügen ein vollkommener Trunkenbold geworden, aber in seinen lichten Augenblicken gab er mir sehr werthvolle Nachrichten über die Vorbereitungen, die ich zu machen hatte in Bezug auf Anschaffung von Ochsen und Wagen, Miethen von Dienern u. s. w., ferner über die Führung eines Zugs, die Stunden des Marsches und die Linie, die ich auf meiner ersten Wanderung einschlagen solle. Vom ersten bis 22sten Oct war ich emsig beschäftigt mit den nöthigen Ankäufen und Vorbereitungen zu meiner Expedition, wobei mich Murphy in seinen lichten Augenblicken willigst unterstützte. Meine Ausrüstung für diesen ersten Zug war weit geringer als später, theils wegen der Ungewißheit über den Erfolg meiner Jagdunternehmungen, theils weil ich nicht wußte, wie lange ich diese Lebensart treiben könne und werde. Ich war sehr im Ungewissen über die Jagd, die ich zu unternehmen im Stande seyn würde, und niemand, weder unter den Eingebornen noch unter dem Militär, konnte mir darüber die geringste Auskunft geben. Die allgemeine Ansicht unter meinen militärischen Freunden war, daß alles Wild im Innern sich bald so weit in das Gebiet der wilden Stämme hinein zurückgezogen haben würde, daß kein auch noch so unternehmender Jäger es erreichen könne, und wenn sie mich mit meinen Ankäufen in vollem Maaße beschäftigt sahen, so sagten sie gewöhnlich zu mir: „es ist ganz unsinnig, das Geld auf diese Weise auszugeben. Warum gehen Sie nicht alsbald in Ihre Heimath zurück? Wir werden Sie in einem oder zwei Monaten zurückkommen sehen, wie die Herren, die voriges Jahr auf eine Jagd auszogen, mit einem Sonnenstich und einem Anfall von Dyssenterie, des Landes gänzlich überdrüssig, und Sie werden dann diese Dinge, auf die Sie jetzt so viel Geld wenden, um einen Spottpreis verkaufen."

Die erwähnte Jagdpartie bestand aus mehrern Officieren, die einige Wochen Urlaub erhalten hatten und vor Begierde brannten, sich durch einen Jagdzug gegen die wilden Thiere Südafrika's auszuzeichnen; sie hatten einen Wagen gemiethet, und waren bis zum Thebusberg vorgedrungen, wo sie einige Tage lang unter den schwarzen Wildebeest und Springböcken, die in den Ebenen um diesen Berg her in Menge sich finden, eine gute Jagd hatten; als sie aber im ungestümen Rennen nach dem Wild durch Stürzen mit dem Pferd ihre Gewehrschäfte zerbrochen hatten, kehrten sie ins Hauptquartier zurück, der eine mit einem Sonnenstich, die übrigen an Dyssenterie leidend, weil sie schlechtes Wasser in dem „Vley" gefunden hatten, neben dem sie ihr Lager aufgeschlagen. Trotz der freundlichen Abmahnungen meiner Bekannten setzte ich doch meine Bemühungen unabläßig fort, und die unvermeidlichen Zögerungen machten mich sehr unmuthig. Diese entsprangen hauptsächlich aus den schweren fortdauernden Regen, die 14 Tage, begleitet von einem kalten Wind aus dem südlichen Ocean, fielen. Dieß hielt mich nicht nur in meinen Vorbereitungen auf, sondern machte auch das Fahren im Lande höchst schwierig, da das Wasser tiefe Risse in den Boden machte, und niedere Striche in ungangbare Moore umwandelte.

Mein erstes Geschäft war einen guten Wagen zu finden, was mir auch gelang, als sich aber meine naturgeschichtlichen Sammlungen mehrten, reichte dieser nicht mehr aus, und an den Gränzen der Colonie, in Colesberg, mußte ich einen zwei-

[1] Dieß ist der von uns schon mehrfach erwähnte Nimrod, den die Jagdleidenschaft antrieb seinen vielfach vernachlässigten Dienst zu quittiren, und die Jagd zugleich als Erwerbsmittel zu treiben.

Digitized by Google

ten kaufen, später sogar noch einen dritten, und meine Zugochsen erreichten allmählich die Zahl von mehr als 100. Von einem englischen Farmer in der Nähe von Grahamstown hatte ich zuerst ein Gespann von zwölf vortrefflichen, gut eingeübten, schwarzen „Zuur-veldt"-Ochsen gekauft, die ich für sehr tauglich erachtete, da sie bei ihrem letzten Eigenthümer Ladungen Holz auf den Markt von Grahamstown geliefert hatten; zur allenfalls nöthigen Abwechslung kaufte ich ein weiteres Paar. Die zwei Pferde, die ich im Regiment gehabt hatte, behielt ich, und hielt es nicht für klug in Grahamstown mehr Geld für Pferdefleisch auszugeben, da ich in kurzem durch den Hantam-District ziehen mußte, wo die meisten Boeren Pferde züchten, die wegen ihres Feuers und ihrer Ausdauer in der Colonie berühmt sind. Ich nahm vier Diener an, nämlich einen Engländer, Namens Long, als Vertrauensmann, einen ächten Kümmeltürken (cockney), der, wie ich später erfuhr, in London Fiakerführer gewesen war, und den ich auf Murphys Vorschlag in Dienste nahm, da er bei ihm eine gewisse Erfahrung voraussetzte, indem derselbe auf einem Handelszuge bis an die Ufer des Oranjeflusses ins Innere eingedrungen war; später zeigte es sich, daß sein Herz sich mehr zum Dienst der Venus als der Diana eignete, denn ein dunkeläugiges Mädchen, die beim Regiment als Wäscherin diente, hatte sein Herz gefangen. Meine andern drei Diener waren Eingeborne. Ein Fuhrmann, Namens Kleinboy, ein stämmiger, munterer Hottentotte, mit den hohen Backenknochen und dem Wollenhaar seines Stammes, war seinem Geschäft vollkommen gewachsen. Gleich vielen seiner Landsleute war er Anfällen von Trübsinn und Launenhaftigkeit ausgesetzt, und zog es häufig vor, stundenlang unter meinem Wagen oder im Schatten eines Busches zu liegen, und seine Violine zu spielen, statt nach seines Herren Arbeit zu sehen. Der Name meines Ochsenknechts war Carollus, ein kräftiger, stämmiger Bursche von der Mozambique-Race, der sich in nächtlicher Weile bei mir einfand, da er Bedienter eines Officiers gewesen war, über dessen harte Behandlung er sich beklagte; später erfuhr ich aber, daß er die empfangene Züchtigung sehr wohl verdient hatte. Mein dritter eingeborner Diener war Cobus, ein Hottentotte von mäßiger Zuverlässigkeit, der Sohn eines Veteranen in meinem Regiment. Er war wie Kleinboy Anfällen finsterer Laune ausgesetzt, wodurch ich ihn auch später verlor, denn da ich ihm einst eine summarische Züchtigung angedeihen ließ, verließ er plötzlich meinen Dienst.

Am 23 Oct. 1843 waren alle meine Vorbereitungen getroffen, das Wetter, welches so lange naß und stürmisch gewesen war, besserte sich, und ich beschloß „einzuspannen" und zu „trekken." Ich schickte Carollus in die benachbarten Berge, um mein Vieh herbeizuschaffen, was ihm auch nach einiger Mühe gelang, von meinen andern Dienern war aber keiner zur Hand: Long fand sich endlich, wie ich erwartete, bei seiner Geliebten, der er an der Mange beistand, Kleinboy und Cobus entdeckte man in einem Zustand gänzlicher Betrunkenheit auf dem grünen Rasen vor einer der Marketenderbuden ausgestreckt, mitten unter andern Wagenlenkern und Hottentottenschönen in gleichem Zustande, da sie den Vorschuß an Sold, den sie mir unter dem Vorwand sich mit den nöthigen Reiseerfordernissen zu versehen, abgeschwatzt, in Branntwein vertrunken hatten. Carollus, der nüchtern war, brachte sie, so betrunken sie auch waren, zu den Wagen, und mit Longs Hülfe begann die „Einspannung." Da niemand, der das Cap nicht besucht hat, sich einen Begriff machen kann von der Art, wie diese tägliche Operation geschieht, so will ich sie schildern und zugleich einige Worte über den Bau der Wagen sagen. Der Capwagen ist ein großes, gewaltiges, jedoch ziemlich lose gebautes Fuhrwerk auf vier Rädern. Seine Länge beträgt 18', seine Breite $3\frac{1}{2}$ bis 4', die Tiefe der Seiten ist etwa $2\frac{1}{2}$' vorn, gegen das Hintertheil des Wagens ist sie aber größer. Längs der Seiten sind zwei Reihen eiserner Schließhacken eingenietet, in welche man die Reife befestigt, die das Zelt bilden, das sich bis zu einer Höhe von 5' über den Wagen wölbt, mit einer Kaffermatte bedeckt und mit einem starken Segeltuch überzogen ist, mit einer „Vorklappe" und „Hinterklappe", was die colonialen Namen für zwei breite Vorhänge sind, die vorn und hinten bis auf wenige Fuß vom Boden hinabfallen. Vorn ist eine große Kiste, welche die ganze Breite des Wagens einnimmt, auf der der Fuhrmann und zwei Reisende von gewöhnlicher Größe sitzen können. Diese heißt die Vorkiste und ist gegen das Hinabgleiten durch zwei Riemen aus Büffelleder gehindert, die vorn hinüberlaufen und an den Seiten befestigt sind. Eine ähnliche Kiste sitzt im Hintertheile des Wagens. Längs den Seiten und außerhalb sind zwei längere und schmälere „Seitenkisten" vorhanden, die durch zwei horizontale am Boden des Wagens fest genietete Stücke harten Holzes getragen sind; sie dienen zur Aufbewahrung von Geräthen aller Art, die Vor- und Hinterkisten zur Aufbewahrung von Kleidern, Munition und tausend Gegenständen im täglichen Gebrauche; längs den Seiten des Zeltes sind zwei Reihen viereckig geschnittener Taschen aus Segeltuch, worin der Reisende alles aufbewahrt, was er gleich bei der Hand haben will. Ich hatte gewöhnlich auch mein Frühstück darin, das oft aus einer Schnitte Elephantenrüssel bestand. Der Wagen wird geleitet durch den Dissel-Boom (Deichselbaum), an dessen Ende ein langes Trek-tau, ein starkes Seil aus roher Büffelhaut befestigt ist. Er wird gezogen durch ein „Span" (Gespann) von 12 Ochsen, die durch Joche in regelmäßigen Zwischenräumen vermittelst Streifen roher Büffelhaut angeschirrt sind. Durch jedes Jochende, etwa 18" von einander, gehen zwei ungefähr eben so lange parallele Pflöcke von zähem Holz, die man Joch-Skeys nennt. Beim Einspannen wird das Joch auf den Nacken des Ochsen gelegt, so daß auf jeder Seite einer dieser Skeys ist, an dessen Ende Kerben sind, in denen man einen geflochtenen Lederriemen befestigt, der unter dem Halse des Thieres durchgeht und das Joch fest macht. Der Fuhrmann ist mit einer Peitsche versehen, deren Bambusstab etwa 20 Fuß und deren geflochtener Riemen 25' lang ist. Diese ungeheure Peitsche weiß der Fuhrmann mit großer Gewandtheit und Zierlichkeit zu handhaben, das Klatschen derselben gleicht beinahe einem Gewehrschusse, und wenn es Zeit zum Einspannen ist, gibt der Fuhrmann damit das Zeichen, da der Ochsentreiber oft eine halbe Stunde weit mit den Ochsen auf der Weide ist. Das Jambok ist ein weiteres Ueberredungswerkzeug, das bei dem Capwagen unerläßlich ist; es besteht aus der dicken, zähen Haut des weißen Rhinoceros oder Hippopotamus; seine Länge ist 6 bis 7 Fuß, seine Dicke am Handgriff $1\frac{1}{2}$ Zoll und gegen das Ende zu wird es immer dünner. Diese Jamboks sind ausnehmend zäh und biegsam, und man kann damit auf die dicke Haut widerspenstiger Ochsen furchtbare Schläge führen. Die von Hippopotamushaut sind viel besser als die von Rhinoceros, denn sie sind viel zäher. Kleine Jamboks für Pferde sieht man in den Händen jedes Reiters in der Colonie.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Levantiner.

(United Service Magaz. Junius.)

Kein Phänomen in der orientalischen Gesellschaft ist merkwürdiger als der Charakter der Levantiner, worunter wir die christlichen Bewohner Syriens und Kleinasiens verstehen, welche um Handels- und Gewinnswillen nach allen Theilen der Türkei gehen. Seit unvordenklicher Zeit ist die große Masse dieser buntscheckigen Bevölkerung unkriegerisch und darum entartet, denn es scheint ein Naturgesetz, mag man es nun erklären und deuten wie man will, daß alle die großen und erhebenden Tugenden der Menschheit sich um das Schwert sammeln. Sobald eine Nation aufhört muthvoll zu seyn, hört sie auf sich selbst zu achten, und wird nothwendig epikuräisch, kriechend, knechtisch und niederträchtig, welchen Gedanken die Römer damit ausdrückten, daß sie Tapferkeit und Tugend mit Einem Wort bezeichneten. Diesem Umstand müssen wir namentlich die geringen Fortschritte des Christenthums im westlichen Asien zuschreiben, denn die Moslems sind unternehmend und tapfer, was sie ungeneigt macht, sich zu einem Glauben zu bekehren, den sie allenthalben um sich her mit Schwäche und Kleinmuth gepaart sehen. Mit den meisten christlichen Nationen Europa's verglichen, sind freilich die Mohammedaner selbst in vielen Theilen des Orients verdorben und weibisch, nur den Christen im Schooße ihres eigenen Reichs sind sie überlegen. Historisch wissen wir, daß bei der ersten Verkündung des Islam die Christen Syriens große Tapferkeit und Unerschrockenheit zeigten, und das alte Gebiet ihrer Religion Schritt für Schritt vertheidigten, aber durch das wechselnde Kriegsglück endlich unterjocht, und zum Rand einer unterworfenen Race erniedrigt, hörten sie gänzlich auf, männliche Tugenden zu pflegen, und überließen sich den Vergnügungen und der Verehrung des Mammon.

In allen alten Provinzen des ottomanischen Reiches findet man hie und da unter den Moslems kleine christliche Bevölkerungen zerstreut, welche sich von ihren Nachbarn durch ihren Glauben und einige wenige Eigenthümlichkeiten des Costüms auszeichnen. Für den zufälligen, oberflächlichen Beobachter unterscheiden sie sich kaum von der übrigen Menge: ähnlich in den Gesichtszügen, in Sprache, weltlichen Beschäftigungen, Aberglauben und allgemeinem Benehmen, scheinen sie keine unwandelbaren Kennzeichen der Unterscheidung von ihren Nachbarn zu haben, wenn wir die Furchtsamkeit und die fuchsartige Schlauheit ausnehmen, welche die Schwäche stets annehmen muß, um sich gegen die Stärke zu vertheidigen. Ihre Religion theilt unvermeidlich ihr Geschick: schon in sehr früher Zeit verdorben, hat sie allmählich zahlreiche Abänderungen, meist zum Schlimmen erfahren, bis sie endlich nur noch aus einer Masse abergläubischer Meinungen besteht, die unfähig sind, männliche Gedanken einzuflößen oder Sinn für Tugend und Sittlichkeit zu erzeugen.

Reisende im Orient haben, wenigstens in den letzten Jahren, diesen kleinen, unbedeutenden Gemeinden wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In Aegypten z. B. haben wir die Kopten, unter denen kein Europäer gelebt, mit denen niemand viel verkehrt hat, und von denen man eben darum auch wenig mit Sicherheit weiß Die Mohammedaner, ihre Herren, sind völlig unfähig sie zu verstehen, und es scheint zwischen ihnen und den Reisenden in der Türkei eine Schranke zu bestehen, welche bisher ihr inneres häusliches Leben zum versiegelten Buch für alle Völker des Westens gemacht hat. Aber die ohne Widerspruch eigenthümlichste Sectenbevölkerung findet sich in Syrien; Sitten, Gewohnheiten, Glaube, Geschichte und Ursprung sind bis jetzt noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt: wir meinen die Drusen, Ansarier, Maroniten, Ismaeliten, Jesidis, und mehrere andere seltsame Bruchstücke von Völkern, deren Wohnsitze sogar manchmal schwer zu bestimmen sind. Hier wäre ein interessantes Feld für die Forschungen eines philosophischen Reisenden. Volney warf einiges Licht auf den Gegenstand, aber zur Zeit wo er reiste, fehlte es ihm an Gelehrsamkeit, und später, als er ein viel umfassenderes, männlicheres Wissen sich erworben hatte, hinderten ihn die Vorurtheile und phantastischen Theorien seiner Zeit an der richtigen Anwendung. Die meisten englischen Reisenden sind zu unwissend, um sich nur überhaupt an dieß Gebiet zu wagen, sie begnügen sich dem gewohnten Pfad zu folgen, zeichnen angenehme Skizzen, und unterhalten den müßigen Theil des Publicums mit Reiseeindrücken und oberflächlichen Speculationen.

Vor kurzem erschien von Hrn. Bayle St. John ein Buch,[1] welches uns denjenigen Theil des levantinischen Lebens enthüllt, das sich in Aegypten findet, wohin die Auswanderer allen Aberglauben und alle Eigenthümlichkeiten ihres Heimathlandes mit sich nahmen. Man kann sie in gewisser Beziehung als Eingeborne an den Ufern des Nils betrachten, denn Unterägypten ist moralisch, wie physisch, wenig mehr als eine Verlängerung Syriens gegen Westen. Hr. Bayle St. John kam um die Mitte des Jahres 1846 nach Alexandrien, und statt sich wie gewöhnlich unter der fränkischen, jetzt sehr zahlreichen Bevölkerung aufzuhalten, ließ er sich völlig unter den Levantinern nieder, und wurde zwei ganze Jahre lang in jeder Beziehung ein Mitglied ihrer Gesellschaft. Dieß gab ihm eine Gelegenheit, wie sie kein früherer Reisender besaß, das tägliche Leben der ägyptischen Christen zu beobachten, und da er großen Scharfsinn und Darstellungsgabe besitzt, so war er im Stande, ein besonders interessantes und anziehendes Buch zu liefern. Er geht von keiner besondern Theorie aus, und gibt seine Schilderungen ohne vorgefaßte Ansichten. Es war natürlich, daß er eine gewisse Neigung für diese Levantiner gewann, welche ihn gut behandelten und ihm seinen Aufenthalt in Alexandrien im Ganzen sehr angenehm machten. Da er aber unparteiisch und billig ist, so faßt er da und dort seine Ansichten zusammen, und spricht fast unwandelbar den Moslems die Ueberlegenheit zu.

Niemand kann Unterägypten durchreist oder auch nur einen kleinen Theil des Delta gesehen haben, ohne betroffen zu werden von der Wahrheit seiner Landschaftschilderungen, die mehr im Laufe von Erzählungen und Anekdoten, als in formellen Darstellungen hervortreten. An den Ufern des Mareotis-See ist ein Haus, wohin wir während unseres Aufenthalts zu Alexandrien häufig gingen, um Tabak zu rauchen, Kaffee zu trinken, Geschichten erzählen zu hören und den Abendwind zu genießen. Hie und da verirrte sich auch ein Levantiner dahin, im allgemeinen aber waren die Besucher Moslems, die mit ihrem tollen Aberglauben, ihrer poetischen Einbildung und ihren ausschweifenden Träumereien die Stelle in eine Art Zauberort verwandelten. Von dem hintern Theil des Hauses führt ein langer, mit einer dichten Decke von Rebenblättern überzogener, mit weißen Trauben reichlich behängter Gang zu einer dunkeln Laube, wo man in den heißesten Stunden des Mittags eines kühlenden Schattens sich erfreut. Hier horchten wir unter duftenden Wolken von Dschebel Latakia (syrischem Tabak), den Düften des Kaffees und dem aufregenden Einfluß des Klima's auf die zahllosen Erzählungen von Christenmädchen und Moslemjünglingen, die durch Liebe mit einander verbunden waren. Aber die Einzelnheiten der Erzählungen sind verflogen, so daß wir uns begnügen müssen aus Bayle St. Johns Werk nähere Aufschlüsse über levantinisches Leben zu schöpfen. Er hatte Gelegenheit dazu, wie man sie nur wünschen konnte, denn mit Hülfe der gesprächigen Sitt[2] Nabula und Om[3] Barbara und des übrigen Theils der interessanten Familie wurde er sozusagen in alle Geheimnisse ihres Lebens eingeweiht.

Es ist überdieß ein Glück, daß ein Reisender die Levantinergesellschaft in dem jetzigen Zeitpunkt auffaßte, denn durch die jetzt vor sich gehenden Neuerungen und Veränderungen werden ihre bisherigen Lebensgewohnheiten bald verschwunden seyn. Schon besteht in Alexandrien und vielleicht in ganz Syrien eine Art Halb- und Halbclaße, deren Sitten viele Eigenthümlichkeiten des Orients und Occidents mit einander verbinden. Etwas von dieser Mischung ist auch in dem Haushalt der Sitt Nabula zu erkennen, welche sich mit einem Italiener verheurathete, und unmerklich in Ansichten und Lebensweise mannichfach sich modificirte. Die solchergestalt bewirkten Veränderungen dürfen keinem vorgefaßten Plan Mehemed Ali's oder irgend eines andern Pascha zugeschrieben werden, sondern sie sind das natürliche Ergebniß des wachsenden Verkehrs zwischen Europa und dem Orient, dem keine Macht der Bigotterie widerstehen kann. In manchen Städten Oberägyptens besteht orientalisches Leben noch in seiner ursprünglichen Reinheit, unglücklicherweise bleibt aber kein Reisender lange genug darin, um die Sitten zu beobachten, und sie Tag für Tag, wie sie sich unter dem Einfluß der Umstände entwickeln, zu skizziren. In Alexandrien ist der Fall ein anderer, da

[1] Two Years residence in a Levantine Family.

[2] Sitt ist die weibliche Form von Sid, Herr. A. d. U.

[3] S. v. a. Mutter.

und dort findet man einen Europäer, der das Thun der Eingebornen beobachtet, obwohl noch niemand sie mit solcher Frische und Treue, wie Hr. St. John, geschildert hat.

Besonders interessant erscheint uns die Geschichte einer kleinen Reihe Buden, welche Sitt Madula's Hause gegenüber plötzlich sich erhob. Jedermann weiß, daß das halbe Leben der Orientalen auf der Straße zugebracht wird, mit Herumschlendern um zu kaufen und zu verkaufen, oder um mit denen zu schwatzen, welche diesen nützlichen Beschäftigungen obliegen. In diesem Fall müssen wir die innere Romantik hinzudenken lassen, wir haben hier nur die äußere, die in ihrer ausnehmenden Einfachheit wahrhaft rührend ist; es zeigt eine Scene fleißiger Armuth, welche den Kampf des Lebens unter ungünstigen Umständen männlich fortführt. „Ich erinnere mich, sagte der Verfasser, daß mir dem Fenster unseres Hauses gegenüber eine kleine Reihe Buden während meines Aufenthalts errichtet wurde. Die monatliche Bezahlung, die zum voraus geleistet werden mußte, war 30 Piaster (oder 3 fl. C. M.). Eine derselben wurde von einem Barbier eingenommen, welcher sich mit seinen Becken, Handfässern, Rasiermessern u. s. w. in der kleinen Bude installirte; die zweite war bald darauf von einem Krämer eingenommen, der so ziemlich mit allem Handel trieb, und zwei oder drei Pfund Lichter, einen großen irdenen Topf mit Samne oder geklärter Butter, einen kleinen Topf mit Honig, ein halbes Fäßchen eingemachter Oliven, etwas weißen Käse u. s. w. auskramte. Gleich daneben wurde eine Kaffeeschenke eröffnet, und mit zwei Schischehs (eine vornehmere Art Wasserpfeifen), drei Goyehs oder Wasserpfeifen aus Cocosnußschalen mit geraden Schilfrohren, einigen Tschibuks, einer Kohlpfanne nebst dem nöthigen Geräthe um den Kaffee zu kühlen und aufzutragen, ausgerüstet. Die anstoßende Bude blieb geraume Zeit leer; endlich eines Morgens sah ich sie offen und ein würdiger Mann in langen Gewändern und einem schweren Turban war emsig beschäftigt einige Glasflaschen, anderes Geschirre, Pfannen u. s. w., alles zusammen vielleicht 40 Piaster werth, auf einem Paar Brettern aufzustellen. Das waren indeß nicht alle seine Reichthümer, denn alsbald eröffnete er ein Packet, und legte auf ein über den Boden seiner Bude ausgebreitetes Handtuch zwei Stücke Calico, einige Ellen gewöhnlichen Pers, ein Paar gewöhnliche Shawls und einige Tabaksbeutel. Diese letztern Artikel hatte er, wie ich später erfuhr, auf Credit von einem Mann erhalten, der kraft dieses Umstandes alle Nachmittag kam und drei oder vier Stunden bei seinem Schuldner blieb. Der arme alte Mann konnte sich nicht entbrechen, den geringen erwarteten Gewinn in Tabak und Tassen Kaffee aus der benachbarten Bude zu vergeuden. Einmal hörte ich ihn sogar rufen: Ja betaa hornning! (O die du zu den Kichererbsen gehörst! (d. h. sie verkaufst.) Der Ruf erging an ein Mädchen, das mit einem großen Bündel grüner Pflanzen auf dem Kopfe vorüberging, wurde aber glücklicherweise nicht gehört."

Das halbe Interesse einer orientalischen Stadt liegt in den wandernden Lebensmittelhändlern, welche nicht, wie in Europa, die Nachbarschaft mit ihrem Geschrei betäuben, sondern meist schweigend und gerade dahinwandern, und nur das was sie zu verkaufen haben, zeigen.

„Ich nahm großen Antheil an dem Geschäft des Tadschar (Kaufmann), wie er sich nannte. Den größten Theil der Zeit saß er vollkommen allein in seiner Bude, strich ernst seinen Bart und suchte gleichgültig auszusehen, schaute aber doch sehnsüchtig nach Kunden um. Die Straße war indeß neu und nicht sehr besucht. Vergebens wartete er, es kamen keine Kunden, hie und da ging eine einzelne Frau vorüber, die er schüchtern anrief mit dem Wort: ajes a ja bint; taalai ja aini." (Was brauchst du, o Mädchen! Komm her, mein Auge!) Aber die gewöhnliche Antwort war, man brauche nichts. Bald entdeckte ich, daß Hadsch Ali troß seiner geringen Hülfsmittel eine Art Diener hatte, einen elend aussehenden halb verhungerten Burschen, der nichts als eine schmutzige Mütze und ein zerlumptes blaues Hemd als sämmtliche Kleidung trug. Seine Aufgabe war, einen Haufen Teller zu nehmen, und, mit diesen auf dem Kopfe, herumzugehen, um etwa einen Kunden zu finden. Als ich eines Tages vor dem Mittagsmahl an meinem Fenster saß und durch das Gitter blickte, sah ich ihn mit sechs flachen Schüsseln auf dem Kopfe fortgehen. Hadsch Ali gab ihm mit lauter bedeutsamer Stimme eine Menge Anweisungen über die Straßen, die er einschlagen, die Rufe, die er von sich geben, die Preise, die er verlangen sollte u. s. w. Nach dem Essen kehrte ich auf meinen Posten zurück, um meine Pfeife zu rauchen, und sah den „Kaufmann" zum hundertstenmal sein Diminutiv-Waarenlager in Ordnung bringen, und hie und da einen gespannten Blick auf die einsame Straße werfen, nach seinem Diener oder nach einem Kunden. Endlich kam der erstere ohne eine einzige Schüssel auf dem Kopf. Hadsch Ali war sehr bewegt, setzte sich nieder, strich seinen Bart, schien schon den Gewinn zu berechnen, stellte sich aber ganz gleichgültig, und machte sich etwas in seiner Bude zu schaffen, so daß er seinem Diener den Rücken zukehrte. Als dieser aber endlich vor ihm stand, erfolgte eine Pantomime, die mir später noch wahrhaft schmerzlich war, obwohl ich mich im Augenblick nicht enthalten konnte, zu lachen. Statt einer Handvoll Fünfparastücke lag ein großer Haufen zerbrochener Scherben vor der Bude, da wahrscheinlich irgend ein boshafter Schurke dem armen Jungen den ganzen Vorrath vom Kopf gestoßen hatte. Hadsch Ali's erster Gedanke war, in seiner Verzweiflung aufzuspringen, und den unglücklichen Burschen mit einem tüchtigen Stock zu bearbeiten, da er aber sah, daß er, um dieß auszuführen, dem Burschen nachrennen müsse, setzte er sich wieder nieder, und ich bin überzeugt, daß sein ehrwürdiger Bart sich mit Thränen feuchte. Er schien über sein Unglück wie vernichtet. Es brachte ihm indeß Glück: ich schickte hinüber um eine Kleinigkeit zu kaufen; Sitt Madula ließ sich bewegen, ihren Geschirrvorrath zu vermehren, andere Kunden kamen allmählich herbei, und ich hatte die Freude zu sehen, daß sein Waarenvorrath sich vermehrte und allmählich mannichfacher wurde. Nach einem Monat zahlte er zum zweitenmal seine 30 Piaster voraus, und es schien ihm gut zu gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Indische Finanzen. Die Times vom 23 August enthält einige Angaben, welche den indischen Finanzen ein schlechtes Horoskop stellen. Bekanntlich laborirt die angloindische Regierung seit dem afghanischen Kriege an einem laufenden Deficit von 1 bis 2 Millionen Pfund. Nur die Provinz Bengalen mit Einschluß der sogenannten nordwestlichen Provinzen, die man fortdauernd in eine vierte Präsidentschaft zu verwandeln gesonnen scheint, liefert einen Ueberschuß, der aber mehr und mehr schwinden soll. Das eigentliche Bengalen liefert an Landrente (Grundsteuer) 3½ Mill., Salzmonopol 1½, Opiummonopol beinahe 2½, Zahlungen von verschuldeten Staaten ergeben nicht ganz ¼ Mill., Stempel und Zölle nebst einigen andern geringern Einnahmen machen ungefähr die Zahl von 10 Mill. voll. Die von Birma abgetretenen Provinzen liefern einen Ueberschuß von 80,000 Pfd., aber die sogenannten „Straits Settlements," nämlich Pinang, Malacca und Singapore, ergeben ein Deficit von 200,000 Pfd. Die nordwestlichen Provinzen zahlen eine Grundsteuer von 5 Mill. Pfd. Die andern Einnahmen machen noch eine Million aus; man kann also die Einkünfte beider zusammen auf 16 Mill. Pfd. St. anschlagen. Aber die Erhebung kostet etwa 2½ Mill. Pfd., das Militär 5, die Civil- und Justizverwaltung 2½, an Zinsen sind 2 Mill. zu bezahlen, und an den Erben der Mogolkaiser gleichfalls beträchtliche Summen. Im Ganzen ergibt die eigentliche Provinz Bengalen, auf deren Rechnung die ganze Militärausgabe läuft, 2½ Mill. Deficit, aber die nordwestlichen Provinzen etwa 4 Mill. Ueberschuß. Indessen dieser Ueberschuß schwindet mehr und mehr dahin; er fiel im Jahr 1847/48 auf 1,390,000 Pfd., und wird für das Jahr 1848/49 nicht ganz 1 Mill. betragen. Da die beiden Provinzen Madras und Bengalen fortdauernd ein Deficit ergeben, das nur durch den Ueberschuß Bengalens gedeckt wurde, seit Jahren aber ein allgemeines Deficit von 1 bis 2 Mill. besteht, so muß das Deficit der beiden Präsidentschaften Madras und Bombay zwischen 3 und 4 Mill. betragen oder etwa gerade so viel, als sonst Geld nach England ging. Da im Jahr 1853 der Freibrief der Compagnie zu Ende läuft, so muß jetzt die Compagnie ihren Finanzstatus dem Parlament vorlegen, und wahrscheinlich wird derselbe im nächsten Jahr besonders zur Sprache kommen, wo es sich um die Frage handeln wird, ob und in welcher Art und Weise die Compagnieregierung fortdauern soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 211. 3 September 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

9. Paumotu oder der niedere Archipel.

Pa'umotu ist die taheitische Aussprache von Pakumotu, welches die eigentliche, einheimische Benennung dieses Archipels ist. Dieß Wort selbst kann als ein gutes Beispiel der Bestandtheile des Dialekts dienen, denn seine Bedeutung scheint zu seyn, „Wolke von Inseln;" Paku bedeutet in dieser Sprache, aber in keiner andern Polynesiens, eine „Wolke", und Motu hier, wie in Taheiti, eine Insel. Wie dieser zusammengesetzte Name besteht auch die ganze Sprache aus zwei Elementen, wovon das eine dem Taheitischen ähnlich, das andere besonder ist, und und keiner andern polynesischen Sprache gleicht. Die Worte, welche zu diesem letztern Element gehören, sind nicht nur zahlreich, sondern auch solche, wie sie gewöhnlich ursprünglich in einer Sprache sich finden, und sehr selten von auswärts eingeführt werden, wie Mann, Frau, Feuer, Wasser, gut, bös u. dgl.; sie scheinen einen Theil einer Ursprache zu bilden, die durch die Einmischung des Taheitischen verdorben und zum Theil zerstört wurde. Diese Mischung muß mindestens vor der Ansiedlung der Australinseln stattgefunden haben, denn die Form, in der die taheitischen Worte sich finden, ist die, welche vor dem Verlust des k und ng, der eine so große Veränderung in der Sprache hervorrief, bestanden hat. Viele taheitische Worte sind indeß verdreht und entstellt, wie dieß durch die Aussprache von Fremden häufig geschieht. Der grammatische Bau aber ist, so weit wir denselben bestimmen können, taheitisch, wie wir es auch im Fidschi-Dialekt finden, wo die Grammatik hauptsächlich polynesisch, die Masse der Worte aber eigenthümlich ist.

Aus welcher Quelle dieß fremde, hier auftretende Element stamme, läßt sich jetzt nicht bestimmen. Eine Vergleichung der besondern Worte in der Paumotu-Sprache mit den entsprechenden Ausdrücken in verschiedenen andern oceanischen Sprachen hat bis jetzt zu keinem genügenden Ergebniß geführt; vielleicht wenn die Sprachen Melanesiens einmal besser bekannt sind, läßt sich der Versuch mit größerem Erfolg erneuern.[1] Spätere Forscher also mögen unter den Eingebornen des Archipels eine Spur ihres Ursprungs auffinden, denn es scheint sicher, daß man ihre Wanderung nicht in eine sehr frühe Zeit versetzen kann. Wenn sie die Koralleninseln vor der Ankunft der polynesischen Colonisten zu Taheiti und Nukahiva bewohnten, wie kam es, daß sie, als die besten Krieger und die geschicktesten Schiffer dieses Meeres, sich nicht alsbald an diese und andere hohe Inseln machten, welche auf allen Seiten um die Paumotus herumliegen und durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit so scharf abstechen von diesen dürren und traurigen Wohnsitzen? Wären sie einmal im Besitz irgend einer dieser größern Inseln gewesen, die halbverhungerte Mannschaft einiger herumirrender Kanoes hätte sie nie daraus vertrieben.

Ein anderer Beweis, daß ihre Wanderung nach ihrer jetzigen Heimath sich nicht aus sehr alter Zeit herschreibt, ist der Umstand, daß die Besiedlung ihres Landes noch nicht vollendet ist. Alle die westlichen Inseln bis Hau oder Bau sind bewohnt, und vor dem letzten verheerenden Krieg Ngana's war ihre Bevölkerung ziemlich zahlreich. In dem Maaße, als wir gegen Osten und Südosten vorrücken, finden wir Inseln, auf denen keine Bewohner sind, und diese nehmen an Zahl zu, bis endlich die acht, welche der Gambiergruppe zunächst liegen, sämmtlich unbewohnt sind. Als Wilson im J. 1797 die Searle's-Insel entdeckte, war sie öde, obgleich er einige Spuren fand, daß sie besucht gewesen war. Dreißig Jahre später fand Beechey eine spärliche Bevölkerung, eben so wir selbst im J. 1839; ihre Zahl mochte nicht über 100 betragen, sie waren also noch nicht in der Lage, Colonisten nach den unbewohnten Inseln im Süden auszusenden.

[1] Hr. Moerenhout, der besonders gute Gelegenheit hatte, über die Sitten dieser Insulaner sich zu unterrichten, sagt: ihre großen doppelten Canoes könnten mit beiden Enden gesteuert werden, und man brauche nur Segel und Ruder zu versetzen. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich von den eigentlichen Polynesiern, und gleichen den Fidschi- und Carolinen Insulanern. Die Thatsache ist auch wichtig, weil sie beweist, daß die Methode ihres Canoebaus nicht von den Taheitiern entlehnt ist, und daß ihre Vorfahren also ein Transportmittel hatten, das sie in den Stand setzte, diese Inseln aus einer großen Entfernung zu erreichen, ohne an Zwischenpunkten anhalten zu müssen.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Wenn der Ochsentreiber die Ochsen zu dem Wagen bringt zum Einspannen, schickt der Fuhrmann gewöhnlich nach einem zweiten Hottentotten zu seiner Hülfe, namentlich wenn einer der Ochsen im Gespann jung und widerspenstig ist. Diese, mit einem mächtigen Jambok in der einen und einer Anzahl Riemen in der andern Hand, treiben unter Geschrei und Fluchen die widerstrebenden Ochsen herbei, wo der Fuhrmann mit den zwölf langen Büffelriemen über dem linken Arm steht, und sie mit einem Strom

Digitized by Google

von süßen hottentottischen Redensarten, die mit erstaunlicher Zungenfertigkeit heransströmen, empfängt; nicht immer geht das Einspannen auf einmal vor sich, oft rennt einer oder der andere Ochse fort, was die andern veranlaßt, gleichfalls auseinander zu rennen, so daß oft Stunden vergehen, bis man sie wieder einfangen kann. Zu den zwei Ochsen, welche unmittelbar am Deichselbaum gehen, wählt man die ruhigsten, klügsten und folgsamsten Thiere, aber die Vorderochsen müssen alle Vorzüge in sich vereinigen, denn die Sicherheit des Wagens hängt davon ab; man erwartet, daß sie, auch ungeleitet durch die Zügel, die selten befahrenen Wege in den entfernteren Theilen der Colonie bei Tag und bei Nacht einhalten, und diese scharfsichtigen Thiere sind auch so gut gewöhnt, daß es nicht selten ist, ein paar Vorderochsen zu sehen, welche der „Spoor" oder den Geleisen eines Wagens folgen, der vielleicht vor sechs Monaten durch die Ebene fuhr. Auf gefährlichem Boden aber, wo der schmale Weg sich durch Steine und Felsen windet oder längs einem Abgrund hingeht, oder wo derselbe durch Wasserläufe zerrissen, oder mit den ewigen, durch die weißen Ameisen aufgeworfenen Erhöhungen besetzt ist, die bei feuchtem Wasser aus Thon gemacht, nachher von der Sonne zur Backsteinhärte ausgetrocknet werden, oder wo der Aardvarcke (Erdschwein, Ameisenbär) mit seinen mächtigen Klauen in den Boden ungeheure Löcher ausgehöhlt hat, da sollten die Vorochsen, so zuverlässig sie auch seyn mögen, niemals sich selber überlassen werden, sondern der Ochsentreiber sie führen und ihnen vorangehen. Diese höchst nothwendige Vorsicht wird indeß von den spitzbübischen Hottentotten selten geübt: wenn der „Baas" oder Herr nicht anwesend ist, dann bleiben sie lieber sitzen, rauchen ihre Pfeife oder spielen die Geige statt nach ihrem Dienst zu sehen, wodurch sie das Eigenthum ihres Herrn der unvermeidlichsten Gefahr aussetzen. Mehr als die Hälfte aller gebrochenen Achsen, Deichselbäume und zerschmetterten Wagen in der Colonie kommen auf diese Rechnung.

Endlich ist alles in Bereitschaft, einige Töpfe und Spaten, welche die Hottentotten in ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit zu packen vergessen, sind untergebracht an den Seiten, der großmächtige Kleinboy schwingt nun seine ungeheure Peitsche, die durch die Straßen schallt, ruft mit Stentorstimme: trek, trek, ye duivels (zieht, zieht, ihr Teufel!) und versetzt zugleich einem widerspenstigen Ochsen mit der furchtbaren Peitsche einen Streich, daß das Haar wegfliegt, und ein rother, blutiger Streif die Macht der Waffe zeigt, die der Treiber so mitleidslos über den Rücken seines hornigen Gespanns schwingt. Endlich ist der mächtige, schwer beladene Wagen in Bewegung, und rollt leicht den gewaltigen Ochsen nach, die auf ebenem Boden das Joch, das auf ihrem Nacken liegt, kaum zu fühlen scheinen. Da wir aus den Läden verschiedener Kaufleute der Stadt noch mehrere Sachen mitzunehmen hatten, fuhren wir durch die Hauptstraßen von Grahamstown, und beim Vorüberfahren an Bäckern und Fleischern nahmen wir noch einen großen Vorrath von Brod und frischem Fleisch mit auf den Weg. Ehe wir noch weit gekommen waren, kamen einige scharfsichtige Hottentotten uns nachgelaufen, und berichteten, daß ein Bächlein „Tigermilch" im Hintertheil des Wagens aufgegangen sey: wir hielten an und entdeckten, daß einige für alsbaldigen Gebrauch bestimmte Branntweinfäßchen nicht gut untergebracht seyen, und einen Leck bekommen hatten. Die Hottentotten schienen den Verlust des guten Tranks sehr zu bedauern, und bemühten sich, das laufende Feuerwasser mit den Händen aufzufangen. Wegen der mannichfachen Verzögerungen kam ich an diesem Tag nur wenig über die Stadt hinaus, und als die Sonne unterging und kein Mond am Himmel stand, hielt ich es für angemessen zu halten. Wir spannten also aus, die Hottentotten befestigten die Joche der Ochsen, banden meine beiden Pferde an die Räder an, und baten mich dann um Erlaubniß, nach der Stadt zurückzukehren um ihren Frauen und Geliebten noch einmal Lebewohl zu sagen. Das hielt ich für nicht sehr passend, da ich aber wohl wußte, daß sie, auch wenn ich es ihnen abschlüge, dennoch gehen würden, so hielt ich es für besser, mit guter Art nachzugeben; ich gewährte also allgemeinen Urlaub, und nahm die Bewachung des Schlosses, das nun für die nächsten fünf Jahre meine Heimath seyn sollte, selbst über mich.

Gegen meine Erwartung kamen die Hottentotten noch während der Nacht ihrem Versprechen gemäß zu meinem Wagen zurück, am andern Morgen weckte ich sie mit dem ersten Grauen des Tags und alsbald wurde eingespannt. Als dieß geschehen war, und mein erster Diener, Long, noch nicht erschien, machten wir uns ohne ihn auf den Weg, wir hatten indeß kaum drei Meilen zurückgelegt, so erreichte er uns, da der Weg hügelig, und der Boden durch die neuerlichen Regen sehr aufgeweicht war. Er beklagte sich, daß wir ohne ihn abgefahren seyen, und nicht auf ihn gewartet hätten, ich bedeutete ihm aber, daß der Diener auf den Herrn, und nicht der Herr auf den Diener zu warten habe. Unser Fortkommen ward dadurch sehr verzögert, und um 10 Uhr hielten wir an um frühzustücken, nachdem wir etwa 9 Meilen zurückgelegt. Die Ochsen wurden ausgespannt, und wir machten uns daran, unser Zigeunerfrühstück zu bereiten; der eine sammelte Holz, der andere füllte die Kessel an dem benachbarten „Vley," während Long und ich beschäftigt waren, die Tische herzurichten und die Beefsteaks mit Salz und Pfeffer zu bestreuen.

Wir ließen die Ochsen einige Stunden grasen, spannten dann wieder ein, und kamen gegen Sonnenuntergang an die Farm eines Herrn Fichett, der ein großer Schafzüchter war, und mich gastfrei einlud mit ihm zu speisen. Unser Weg diesen Tag über hatte über niedriges, wellenförmiges Land geführt, das mit einer reichen Mannichfaltigkeit von Gras, Kräutern und Blumen, hier und da auch mit großen Strichen zwerghafter Immergrünbüsche bedeckt war. Ich hatte meinem Hottentotten befohlen, die Ochsen für die Nacht einzupferchen, um am nächsten Morgen gleich aufbrechen zu können, aber der Hüter hatte sie doch in dem dicken Unterholz verloren, sie wurden indeß zeitig am andern Morgen gefunden, wir frühstückten und als ich eben aufbrechen wollte, erschien Long mit einem seines Namens würdigen Gesichte, und brachte eine lange Reihe von Klagen über seine persönlichen Ungelegenheiten vor, unter denen ihm die ärgste die schien, daß er im Zelt auf dem Boden habe schlafen müssen. Als er seine lange Litaney vorgebracht, sah ich klärlich, daß er nicht der Mann für meine Expedition sey, da die uns bevorstehende Lebensweise schwerlich viel Luxus und Bequemlichkeit mit sich führen konnte; deßhalb gab ich ihm sein Gepäck, zahlte ihm einen Monatssold aus, und wünschte ihm glückliche Heimkehr nach Grahamstown.

Es war ein lieblicher Tag, ein glänzend blauer Himmel wölbte sich über uns, bedeckt mit leichten, flockigen Wolken, und die von dem neuen Regen erfrischten Bäume und Stauden erfüllten die Luft mit aromatischen Gerüchen. Nach einigen Meilen Weges begannen wir die Zuurbergkette hinanzusteigen, wo wir auf zwei mit Orangen für den Markt in Grahamstown beladene Wagen aus Somerset stießen; ich kaufte einige

Digitized by Google

Duzend, und fand sie vortrefflich. Die Führer dieser Wagen sagten mir, der Weg sey wegen der neuerlichen schweren Regen fast unfahrbar; ihre Ochsen seyen besser als die meinigen und ihre Wagen um mehrere tausend Pfund leichter, dennoch hätten sie große Schwierigkeit gehabt durchzukommen, und sie riethen mir umzukehren, quer durchs Land zu fahren, und den andern Weg über de Bruin's Poort zu versuchen. Troß dieser Vorstellungen beschloß ich vorwärts zu gehen und den Versuch zu machen.

Um Mittag ruhten wir zwei Stunden lang aus und ließen das Vieh grasen, fuhren dann einige Meilen weiter, fanden aber den Weg so tief eingeschnitten, daß wir ihn verlassen und längs der steilen Bergseite hinfahren mußten. Ich marschirte voraus und sank bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Koth, während ich bemüht war, den festesten Weg auszusuchen, auf dem der Wagen folgen könne. Aber der Boden wurde mit jedem Augenblick schlechter, die Ochsen dampften, strengten jede Nerve an, um den Wagen vorwärts zu bringen, mußten aber alle hundert Schritte einhalten, um Athem zu schöpfen. Endlich sanken die Räder tief in den Boden ein, waren gar nicht mehr fortzubringen, und wir machten uns mit Schaufeln und Hauen daran, sie loszumachen; nach halbstündiger harter Arbeit hatten wir vor und um die Räder aufgeräumt, spannten dann unsere Extraochsen vor, aber alles umsonst, sie brachten den Wagen nicht einen Zoll vorwärts. Wir packten jetzt einen Theil der Ladung aus, und nach halbstündiger abermaliger Arbeit hatten wir den Wagen um 3000 Pfund erleichtert; immer noch brachten die Ochsen troß der mitleidslosesten Anwendung von Peitsche und Jambok ihn nicht vorwärts. Endlich kam ich auf den Einfall, den Wagen rückwärts herauszuziehen; dieß gelang endlich, wir packten wieder auf und fuhren weiter, hatten aber kaum 300 Schritte zurückgelegt, so sank der Wagen tiefer ein als zuvor, und ich glaubte fast, er würde ganz versinken, denn die Nabe des Rades war 7 bis 8 Zoll unter der Oberfläche. Da standen wir, ohne zu wissen, was wir anfangen sollten, und ich begann zu denken, wenn es so fortgehe, werde mein Haar grau werden, ehe wir das Land der Elephanten erreichten.

Kurz nach diesem Vorfall kam ein zweiter Wagen uns von Somerset her entgegen, blieb aber etwa 500 Schritte von uns gleichfalls stecken. Sein Eigenthümer, ein Engländer Namens Leonard aus Albany, kam zu mir, und bat mich, ihm mit meinen Ochsen herauszuhelfen, er würde mir dann den gleichen Dienst thun. Man mußte seinen ganzen Wagen ausladen, ehe man ihn herausbrachte; mit meinem Wagen gelang es troß aller Anstrengung von 13 Paar Ochsen nicht; dreimal riß mein gewaltiges, aus Büffelhaut geflochtenes Trektow, das einemal kurz vor der Deichsel. Wir mußten endlich, da die Thiere zu erschöpft waren, und sich der Arbeit zu weigern begannen, abstehen, dieselben ausspannen, um sie die Nacht über grasen und ruhen zu lassen. Wir selbst legten unsere Hauen, Spaten und andere Werkzeuge nieder, und zündeten gänzlich erschöpft ein Feuer an, um unser Abendessen zu kochen. Leonard und seine Leute erklärten, sie hätten in den letzten Tagen nur ein wenig Zwiebak und Kaffee genossen, die Holländer auf der Straße seyen sehr unfreundlich und ungastlich gegen englische Frachtfahrer.

Am nächsten Morgen erwachten wir, von einem gesunden Schlaf erquickt, und nachdem wir alle Hottentotten bis auf einen nach den Ochsen ausgeschickt hatten, verwandten Leonard und ich zwei Stunden dazu den Wagen herauszugraben und abzuladen. Während wir noch damit beschäftigt waren, kam Hr. Fichett herangeritten, in Begleitung eines Offiziers; beide schienen sich über unsere Lage nicht wenig lustig zu machen, und Fichett lud mich ein, mit ihnen zu Abend zu essen, da ich beschlossen hatte, umzukehren und einen andern Weg zu versuchen. Um 11 Uhr kehrten die Hottentotten mit den Ochsen zurück, und nun gelang es durch die gemeinsamen Anstrengungen aller 13 Paare, meinen erleichterten Wagen herauszubringen. Meine zwei Extraochsen, die sich bei diesem Vorfall als ziemlich träge herausgestellt hatten, vertauschte ich gegen ein Joch Leonards, und gab ihm einen Sovereign heraus. Sein Zug bestand aus 12 zähen kleinen rothen Zulu-Ochsen aus dem Nataldistrict, welche wie das Vieh von Albany „Zuurfeldt" genannt werden. Dieser holländische Ausdruck bezieht sich auf alle Ochsen, die an der Seeküste gezogen werden, in Distrieten, wo das meiste Gras sauer ist; das Vieh aus dem Gränzgebiet der Colonie und dem Lande jenseits des Oranjeflusses heißt „Zoetfeldt-Ochsen." Das Sauerfeld-Vieh ist als Zugvieh dem Süßfeldvieh vorzuziehen, da es auf jeder Weide gedeiht, während letzteres stirbt, wenn man es mehr als einige Tage auf Sauerfeldboden unterhält. Leonards Bericht über den Weg vor mir war so schlimm — sein Wagen war den Tag vorher viermal umgeworfen worden — daß ich beschloß umzukehren und die Straße über De Bruin's Poort zu versuchen. Auf diesem Wege kam ich nicht über Somerset, sondern über das Dorf Cradock, wo mein Plan war, direct nach den Thebus Flats zu gehen, wo es von schwarzen Wildebeest und Springböcken wimmeln sollte.

Wir beluden jetzt wieder meinen Wagen, machten alles fest, und zogen mit einander nach Fichetts Farm, wo ich noch einmal mein Nachtquartier aufschlug. Während ich hier mit meinen Ochsen beschäftigt war, sah ich zum erstenmal den Honigvogel. Dieser seltsame kleine Vogel, etwa von der Größe eines Buchfinken und von hellgrauer Farbe, führt den, der ihm folgen will, unfehlbar zu einem Nest wilder Bienen. Zwitschernd und in einem Zustande großer Aufregung setzt er sich auf einen Zweig neben den Reisenden, und sucht auf alle mögliche Weise seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; ist dieß geschehen, so fliegt er davon bald auf-, bald abwärts, aber immer in der Richtung auf das Nest zu, setzt sich dann und wann nieder und blickt zurück, ob auch der Wanderer folge, und unterhält die ganze Zeit hindurch ein Gezwitscher. Ist er endlich an dem hohlen Baum oder dem verlassenen Ameisenhaufen angelangt, der den Honig enthält, so fliegt er einen Augenblick über dem Nest herum, deutet mit dem Schnabel darauf hin, und setzt sich dann auf einen nahen Zweig, um seinen Antheil an der Beute abzuwarten. Ist der Honig ausgenommen, was dadurch geschieht, daß man die Bienen durch brennendes Gras am Eingang ihrer Wohnung betäubt, so führt oft der Honigvogel zu einem zweiten oder dritten Nest. Die Person, die ihm folgt, sollte pfeifen. Die Wilden im Innern haben mehrere Zaubersprüche, die sie dabei anwenden. Die wilde Biene Südafrika's stimmt genau mit der Gartenbiene Englands zusammen, und ist sehr allgemein durch alle Theile Afrika's verbreitet; Wachs bildet einen bedeutenden Theil der Schiffsladungen an der Gold- und Elfenbeinküste, so wie bei Sierra Leone. So interessant der Honigvogel ist, so hatte ich doch oft Ursache ihn weit weg zu wünschen, wenn ich eben der warmen „Spoor" von Elephanten folgte, und die Wilden gerade im wichtigsten Augenblick die Spur aufgeben und dem Vogel folgen sah. Zudem darf man sich hüten, daß der Vogel den Unvorsichtigen nicht gerade dem Lager eines Löwen oder Panthers entgegenführt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Wie sich erwarten läßt, findet man bei den Levantinern einen festen Glauben an Geister und unheimliche Häuser, ein Glaube, worin sie mit den Moslems übereinstimmen; deren fruchtbare Phantasie eine neue Geisterwelt geschaffen hat, die, in Classen getheilt, sorgfältig in den verschiedenen Theilen des Universums untergebracht sind, in regelmäßigen Abstufungen sich über einander erheben, alle aber den großen Propheten und Gewalten des Islam untergeordnet sind. Die Civilisation, welche die Menschen in Städten sammelt und mit Geschäften überhäuft, überwältigt die meisten alten Glaubensbegriffe, wenn sie sie auch nicht völlig austilgt; die Moslems und Levantiner in Aegypten sind aber noch weit von dem Punkt der Verfeinerung entfernt, welche in Unglauben ausläuft; ihr Glaube ist ohne Gränzen, und bei ihnen ist das ganze Gebiet des Lebens vertheilt zwischen der geistlichen und materiellen Welt, und der Tag gewöhnlich der letztern, die Nacht der erstern zugetheilt. Es kommt indeß sehr häufig vor, daß Europäer, welche lang im Orient leben, unmerklich die einheimische Glaubensgeneigtheit annehmen. Die Thatsache mag Verwunderung erregen, aber es ist so, und niemand, der einige Einbildungskraft besitzt, kann Tage und Nächte in den Einöden am obern Nil zugebracht haben, ohne daß er sich durch seine ganze Natur zu dem, was man in Europa Aberglauben nennt, hingezogen fühlt. Der mächtige Strom selbst, der murmelnd durch die Wüste dahinfließt, scheint für die träumende Phantasie halb belebt, und wenn man um Mitternacht mit der Lampe in der Hand hinabsteigt in unterirdische Gräber und Paläste, so bildet man sich leicht ein, in der Wohnung einer andern Art von Wesen, mit nicht menschlichen Gewohnheiten und Empfindungen, zu seyn.

Diese Bemerkungen senden wir der Mittheilung voran, daß Hr. Bayle St. John, ebenso wie die meisten fränkischen Bewohner Aegyptens, während seines dortigen Aufenthalts den Muth faßte, seinen Glauben an Geister, welcher in der That aus dem Menschen nicht auszutilgen ist, zu bekennen. Er erzählt augenscheinlich gläubig eine außerordentliche Geistergeschichte, und was er selbst sagte, so wie Hrn. Lane's [1] Schwester, Mistreß Poole, welche ein gutes Stück Philosophie zur Schau trägt, zeigt deutlich durch die Geschichte des unheimlichen Hauses, daß sie in den Kreis mohammedanischen Aberglaubens eingetreten sind, und in diesem Punkt offen zu dem Glauben des Landes sich bekennen.

Wir theilen jetzt Hrn. Bayle St. Johns Bemerkungen über levantinische Geister mit, nebst seinem Bericht über die erste Erscheinung des Scheichs, woraus begreiflicherweise unsere Leser machen können was sie wollen. Unsere Ansicht ist, daß fast alle Menschen diesen primitiven Glauben theilen, der, ohne ausschließlich zu irgend einer Religion zu gehören, an der Wurzel einer jeden liegt, und den ganzen Kreis menschlichen Denkens durchdringt. Hr. St. John bemerkt: „Ich habe bis jetzt unterlassen, die Thatsache mitzutheilen, daß ich in einem unheimlichen Haus wohnte, ein Haus, in dem ein gewisser Geist, ein unkörperlicher Scheich bekanntermaßen fortdauernd hauste, in Zimmern und Gängen bei Tag und bei Nacht herumwanderte, sich aber selten von den Anwohnern erblicken ließ. Ich will alles erzählen, was ich von dieser außerordentlichen Person weiß, bitte aber vor allem um Verzeihung, wenn ich sein Daseyn zuzugeben scheine. Es gibt fünfzig verschiedene Gründe zu Gunsten der Ansicht, daß Geister manchmal den Augen des Menschen erscheinen, und nur Einen guten Grund dagegen, den nämlich, daß meistentheils die Gespenster, deren Erscheinung behauptet wird, keinen bestimmten vernünftigen Zweck haben, sondern ihr Erscheinen bloß unerklärliche Zufälle sind. Diese Beweisführung hat indeß nur einen logischen Werth und wiegt die allgemeine Tradition und unverwerflichen Zeugnisse nicht auf. Auch gibt es viele ebenso unbegreifliche Dinge, die doch niemand zu läugnen versucht. Man nehme einmal an, daß, was man immer auch in diesem besondern Falle glauben mag, gewisse Formen oder Erscheinungen, die verstorbenen Personen gleichen, und entweder in sich selbst eine beschränkte Fähigkeit zu handeln besitzen oder durch himmlische oder höllische Kraft getrieben sind, von Zeit zu Zeit wirklich sich sterblichen Augen kundgegeben haben. In Aegypten trifft man sehr häufig von Geistern heimgesuchte Häuser, doch öfter in Cairo als in Alexandrien. Letztere Stadt hat indeß einige, namentlich eine, wo die Bewohner fortwährend durch Steine beunruhigt werden, die auf das Dach oder in den Hofraum fallen, ohne daß man je hätte entdecken können, woher sie kommen. Dieß ist auffallend, da ein wohlerwiesener Fall ähnlicher Art kürzlich in Frankreich vorkam. Es hilft nichts hier die skeptische Bemerkung zu machen, daß ähnliche Thatsachen öfters entschieden aus der Bosheit einzelner Personen sich erklären ließen, denn wenn dieß irgend etwas bewiese, so würde auch der Umstand, daß ein Bauer mit einem hohlen, durch Phosphor beleuchteten Kürbis und einem weißen Hemd ausgerüstet in grober Nachahmung eines Geistes entdeckt wurde, beweisen, daß darum ein solches Ding nicht existirt."

Wir müssen hier bemerken, daß Discussionen über diesen Gegenstand nie zu einem genügenden Resultat führen; jeder wird die Sache nach seinem Begriff von geistigem Wesen entscheiden. Nichts ist abgeschmackter als die Bemerkung, daß wir den Nutzen der Geister nicht kennen. Genau gesagt, wissen wir den Nutzen von gar nichts, nicht einmal den des Menschengeschlechts selbst. Im Universum wird kein großer Zweck, den wir fassen könnten, durch unser Daseyn erreicht, und doch wäre es ebenso unverschämt als gottlos, wenn man behaupten wollte, wir seyen zu gar keinem Zweck vorhanden; mit den Geistern mag es derselbe Fall seyn. Doch wir wollen die Geschichte der ersten Erscheinung hören.

„Ich saß auf einem Diwan mit der Pfeife in der Hand an einem Fenster, wo man den einzigen Ausgang aus dem Haus und einen kleinen Theil der Galerie übersah. Ich war vor kurzem erst von dem Araber-Thurm zurückgekehrt, und dachte nach über meine Reise nach Siwah. Die weiblichen Hausbewohner waren eben mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigt, als sich plötzlich von allen Seiten das Geschrei erhob: der Scheich! der Scheich! Ich wandte mich rasch um, und sah deutlich eine menschliche Figur, einen Mann in etwas vorgerückten Jahren, in einem ziemlich verblichenen Tarbusch, einem langen grauen Bart, einer verblichenen blauen Jacke, weißen Beinkleidern, in rothen Pantoffeln, und eine Pfeife in der Hand mit niedergeschlagenen Augen im vollen Sonnenschein in der Galerie hingehen. Ich erkannte aus der Beschreibung sogleich die Erscheinung, von der ich so oft hatte sprechen hören, und rief sogleich, man solle jeden Ausgang schließen. Ich wartete, bis die Magd die schwere nach der Straße führende Thüre zuschlug, und sprang dann nach der Galerie. Alle Personen waren noch an demselben Ort, wie zur Zeit, wo der erste Ruf gehört worden war, aber niemand konnte sagen, wohin der Scheich gegangen sey. Die eine sagte, er sey in der Sonne verschwunden, die andere, er sey nach der Terrasse hinaufgegangen. Das letzte war das wahrscheinlichste, bei der Untersuchung fand sich aber, daß die Thüre verschlossen und verriegelt war. Ich suchte allenthalben ohne den mindesten Erfolg, und blieb vollständig von zwei Dingen überzeugt, erstens daß kein Mann im Hause versteckt war, zweitens daß augenscheinlich kein Mittel vorhanden war, wodurch er unbemerkt hätte entkommen können. Ich machte noch eine zweite Bemerkung: alle Zimmer und Treppen waren am Morgen gewaschen worden, und noch ganz mit Wasser übergossen; die Sonne hatte die Galerie getrocknet, aber keine Spur eines nassen Pantoffels war zu sehen. Die Sitt lachte über meine Nachforschungen und Bemerkungen, und sagte, der Scheich werde sich nicht finden, er lasse keine Spur hinter sich. Sie erklärte, die allgemeine durch seine Erscheinung veranlaßte Aufregung aus dem Umstand, daß derselbe den Kopf erhoben und mit drohendem Blick um sich geschaut habe. Der Gedanke, daß man sich in irgend einer Weise verabredet habe, um mich zu erschrecken, ist ganz unzulässig."

(Fortsetzung folgt.)

[1] Hr. Lane ist der bekannte Orientalist, der die Tausend und Eine Nacht in einer vervollkommneten Form herausgegeben, und gegenwärtig immer noch in Aegypten weilt, um nach arabischen Quellen ein großes Wörterbuch dieser Sprache zu verfassen. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 212. 4 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Die zwanzigste Versammlung fand von Mittwoch den 31 Julius bis zum 7 August zu Edinburg statt; über Einrichtung und Gang derselben brauchen wir, nachdem sich die Versammlung so oft wiederholt, nichts mehr zu sagen, und fügen nur die allgemeine Bemerkung bei, daß es uns scheint, die Versammlung, welche mehr und mehr einen zu speciellen Charakter annahm, habe sich dießmal wieder etwas allgemeiner gehalten, wozu die Hereinziehung eines neuen Elements, der Geographie in größerm Umfang, das Ihrige beitrug. So ward, nach einem Beschluß der allgemeinen Committee die Geographie, welche bis jetzt nur ein Anhängsel der Geologie ausgemacht hatte, von dieser getrennt, um mit der Ethnologie eine besondere Section zu bilden, und die Verordnung, daß eine Abhandlung des Generals Briggs „über die Urstämme Indiens" gedruckt werden solle, zeigt deutlich, daß man sich nicht mehr in den bisherigen Kreis ganz einschließen wird. Wenn nun auch der naturwissenschaftliche Charakter stets der vorherrschende bleiben wird, so kann es doch kaum ausbleiben, daß man erkennt, ein so loses und kurzes Zusammentreten wissenschaftlicher Männer dürfe sich nicht in wissenschaftlichen Einzelheiten zu sehr verlieren. In solchen Versammlungen müssen die Resultate der Jahresforschungen zur Sprache kommen, die auch den Laien interessiren können, wenn er gleich an den Berathungen der einzelnen Sectionen, d. h. der Fachmänner, nicht Theil nehmen kann und soll. Allgemein machen die Berichte der dießjährigen Versammlung auf den Laien einen erfreulichern Eindruck als die der vorjährigen, und man scheint sich die in mehreren geachteten englischen Journalen laut gewordenen Bedenken etwas hinter die Ohren geschrieben zu haben.

*

Dr. Scoresby, bekannt durch seine arktischen Reisen und mannichfachen nautischen Beobachtungen, las eine Abhandlung über „atlantische Wellen, ihre Größe, Schnelligkeit u. s. w." Er hatte auf einer zweimaligen Fahrt durch den atlantischen Ocean in den Jahren 1847 und 48 sein Material dazu durch eigene Beobachtungen gesammelt, namentlich während eines 36stündigen Sturmes am 5 und 6 März 1848. Er fand die mittlere Höhe der Wellen über der mittlern Wasserhöhe etwa 15 Fuß oder drüber, die höhern Wellen aber erreichten über der hinter und vor ihnen befindlichen Höhlung eine Höhe von 43 Fuß, wobei die einzelnen Spitzen, die noch 10 bis 15 Fuß höher hinausschossen, nicht gerechnet sind. Diese höhern Wellen kamen nicht in einzelnen Spitzen, sondern in langen Ketten (ranges) herbei, die er vom Schiffe aus nach beiden Seiten hin auf wenigstens 100 Yards verfolgen konnte. Dieß ist eine interessante Beobachtung, da am folgenden Tage, nachdem der Sturm ziemlich nachgelassen, die Wellen aber doch noch eine Höhe von 26 Fuß über der Höhlung erreichten, keine solche langgezogenen Ketten mehr auftraten, sondern mehr einzelne konische Gipfel von geringer Ausdehnung. Die Entfernung der großen kettenförmigen Wellen von einander mochte etwa 800 Fuß betragen, und diese Entfernung wurde in $16\frac{1}{2}$ Secunden zurückgelegt, so daß das Fortschreiten der Wellen in einer Stunde 32 bis 33 englische Meilen betrug.

*

Ein Dr. Scoffren las eine Abhandlung „über die Zuckerproduction in Südspanien, hauptsächlich mit Hinsicht auf die Anwendung von Bleiessig und Schwefelsäure als reinigende Agentien." Die Abhandlung wurde in der chemischen Section vorgelesen, wir lassen aber, wie billig, die chemischen Bemerkungen weg, und halten uns an einige allgemein interessante Thatsachen. Die Südküste Spaniens von Almeria im Osten bis Malaga im Westen ist ein Landstrich, den man, was Klima und Erzeugnisse betrifft, wahrhaft tropisch nennen kann, denn hier gedeihen die Dattelpalme, Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr, und liefern in Quantität und Qualität Producte, die den tropischen gleichstehen. Das Zuckerrohr, das die arabischen Eroberer einführten, wird nicht bloß in großer Menge als Leckerbissen verzehrt, sondern liefert auch eine bedeutende Menge rohen und raffinirten Zuckers, ein Umstand, den man außerhalb Spaniens sehr wenig zu kennen scheint. Vielleicht ist keine Operation von einem so ungeheuren Verlust an Material begleitet, als die Gewinnung des Zuckers aus dem Rohr. Dieß enthält nur zehn feste Theile, dagegen 90 Proc. Saft. Von diesen 90 Proc. werden, wenigstens in Brittisch-Westindien, kaum 50 gewonnen. Der Saft enthält 17 bis 23 Procent krystallisirbaren Zucker, gewonnen aber werden in Westindien kaum 7 Proc. Dagegen gewinnt man an der spanischen Südküste statt 50 Proc. Saft gewöhnlich 70, selbst 75, und mit Beihülfe einer hydrostatischen Presse selbst 86 Proc. Vermittelst der neuen, von Engländern zu Motril angewendeten Methode erhält man aus dem Saft statt 7 Proc. mehr als 16 Proc. Zucker. Die Verallgemeinerung dieser Methoden muß im Zuckerbau und Zuckerhandel eine Revolution hervorbringen.

*

„Ueber Luft und Wasser in Städten und die Wirkung poröser Schichten auf Wasser und organische Stoffe." Dr. R. A. Smith hatte schon im vorigen Jahr einen Bericht darüber

Digitized by Google

abgestattet, und setzt denselben fort, namentlich mit Bezugnahme auf das Wasser. Es gibt Quellen, welche nie schmutzig werden, sondern stets einen gewissen Glanz und zu allen Jahreszeiten eine sehr gleiche Temperatur behalten, was Hr. Smith der reinigenden und kühlenden Kraft des Bodens zuschreibt. Das Wasser an der Oberfläche, selbst wenn es filtrirt wird, hat nicht denselben Glanz, ist nicht so frei von organischen Stoffen, noch so stark mit Kohlensäure oder Sauerstoffgas geschwängert; hier sind andere Einflüsse thätig. Selbst der fallende Regen hat nicht die Reinheit, obwohl er unmittelbar aus den Wolken kommt, er ist manchmal nicht ganz rein. Quellen steigen durch einen weiten Weg unter dem Boden auf, und sammeln eine bedeutende Masse anorganischer Salze; ihre Reinheit danken sie ganz der Macht des Bodens, alle organischen Stoffe abzuscheiden und zugleich die Vermischung mit Kohlensäure und Sauerstoffgas zu erzwingen. Die Masse organischen Stoffs, die auf diese Weise weggeschafft wird, ist erstaunlich groß, und dieß ist eine höchst wichtige und werthvolle Eigenschaft des Bodens. Die Veränderung findet selbst nahe an Abzugsgräben statt, und in geringer Entfernung von den widerlichsten organischen Stoffen kann man Wasser finden, die wenig oder nichts davon in sich haben. Als ein Agens für Reinigung der Städte ist diese Abscheidung des organischen Stoffs höchst bedeutsam, und wir finden den Boden von Städten, die seit Jahrhunderten bewohnt waren, noch immer mit dieser merkwürdigen Kraft ausgerüstet. St. Pauls Kirchhof gilt als einer der ältesten Theile Londons, dennoch ist das Wasser aus den Brunnen in der Nähe merkwürdig rein, und der Wasserabzug aus dem Boden ist der Art, daß sich wenig oder keine salpetersauren Salze darin finden. Wenn der Boden eine solche Gewalt hat durch Oxydation zu zersetzen, so möchte man wissen, woher er so viel Sauerstoff empfängt. Es kann derselbe nur aus der Luft kommen. Wenn Wasser des Sauerstoffs beraubt wird, nimmt es solchen sehr bald wieder auf, wie sich durch Versuche erweisen läßt; dieß zeigt, daß so schnell als organischer Stoff den Sauerstoff verzehrt, derselbe dem Wasser durch den porösen Boden wieder zugeführt wird. Mehrere Versuche zeigen die filtrirende Kraft des Bodens: man löste torfartigen Stoff (Humus) in Ammoniak auf; die Auflösung war sehr dunkel, so daß man durch einen Faden oder Strahl von 1/30 Zoll Dicke noch etwas von der Farbe bemerkte. Diese Auflösung wurde durch Sand filtrirt, und kam völlig rein und farblos heraus. Eine Flasche Porter wurde durch denselben Proceß fast aller ihrer Farbe beraubt. Durch welches Material diese Filtrirung geschieht, ist ziemlich gleichgültig. Wenn es sich um Reinigung des Wassers handelt, sind Stahlfeilspäne, Eisenoxyd, Braunstein und Ziegelsteinpulver gleich gut. Dieß zeigt daß die Ausscheidung organischen Stoffs einer besondern Attraction der Oberfläche der porösen Masse in Bezug auf die Flüssigkeit zuzuschreiben ist.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Von Fichetts Farm schlugen wir eine östliche Richtung ein, und gelangten in ein Geleise, das uns in wenigen Stunden auf die große Straße von Grahamstown nach Craddock brachte. Nachdem wir mehrere Meilen weit diesen Weg verfolgt, begannen wir die Hinabfahrt durch De Bruins Poort, wo der Weg in einer tiefen, engen, steilen Schlucht durch dichtes Immergrünholz hinab nach den Ufern des Großen Fischflusses sich wendet. Dieser Poort oder Bergpaß ist der Schrecken der Fuhrleute, stets für Wagen gefährlich, im gegenwärtigen Fall aber besonders, wo die neulichen schweren Regen die lose Erde, womit die Colonisten die Abhänge und Absätze der stahlharten Felsen belegen, über welche die Wagen hinab müssen, weggewaschen hatten, während zugleich eine ungeheure Masse großer Steine von oben herabgerollt war, zerstreut auf dem Felsenweg lagen, und gegen alles Weiterfahren eine anscheinend unübersteigliche Schranke bildeten. Da wir nun die ersten waren, die seit der letzten Ueberschwemmung dieses Weges zogen, so hatte er noch nicht die mindeste Ausbesserung erfahren, die, wenn sie in gehörigem Maaße geschehen sollte, eine Woche Arbeit in Anspruch nahm. Ich ließ den Wagen halten, stieg mit Kleinboy zum Behuf einer Besichtigung in die Schlucht hinab, und erklärte alsbald den Weg in seinem jetzigen Zustand für unfahrbar. Kleinboy aber, der wohl wußte, daß er den Schaden nicht zu zahlen hätte, schien anderer Ansicht, und zog augenscheinlich die wahrscheinliche Gefahr der gewissen herkulischen Arbeit vor, alle diese Steinblöcke auf eine Seite hinauszuschieben. Es ward somit beschlossen die Abfahrt zu wagen, wir stiegen wieder hinauf, sperrten die zwei Hinterräder mit Ketten, Kleinboy stieg auf den Bock, und der Wagen begann die gefährliche Abfahrt. Ich folgte in der festen Erwartung ihn jeden Augenblick zerschellen zu sehen. Er polterte furchtbar von einem Steinblock zum andern; mehr als einmal glaubte ich, meine Befürchtung müsse in Erfüllung gehen, aber zu meinem Erstaunen kam er glücklich den steilen, steinigen Abhang hinab, und unten lenkten wir in einen practicablern Weg ein.

Ich konnte mich des Gedankens nicht enthalten, wie es wohl einem englischen Fuhrwerk in solcher Lage ergangen wäre, und wie ein Brighton Kutscher die Augen aufgerissen hätte, wenn er meinen Capwagen die coloniale Wagenstraße, die man füglich mit dem Bette eines hochschottischen Waldstroms hätte vergleichen können, hätte hinabfahren sehen. Nachdem wir unsere Fahrt bis eine Stunde vor Sonnenuntergang fortgesetzt, schlugen wir für die Nacht ein Lager; das Land, durch das wir gekommen, war dicht bedeckt mit zwerghaften immergrünen Stauden und Büschen, unter denen der Speckboom vorherrschte. Diese Baumart, welche am häufigsten in den Wäldern und dem Gestrüpp um Albany und im Kaffergebiet vorkommt, dient dem Menschen zu gar nichts, da seine ärmlichen Zweige, selbst wenn sie abgestorben sind, zur Feuerung nichts taugen. Indeß bildet er eine Lieblingsnahrung der Elephanten, die noch vor 25 Jahren diesen ganzen Landstrich in großen Heerden besuchten. Die zu verschiedenen Zeiten durch die Füße dieser mächtigen Thiere gebildeten Pfade sind noch an den Seiten und auf den Höhen einiger dieser waldbedeckten Berge sichtbar und zahlreiche Schädel und größere Knochen bleichen noch jetzt in manchen Waldkloofs (Schluchten) nahe am Meer in Unter-Albany.

Seit undenklichen Zeiten haben diese riesenhaften Vierfüßler sich in diesem ihrem alten Gebiet behauptet, obwohl sie von den benachbarten rüstigen und muthvollen Kriegern der Amapondastämme fortdauernd gejagt und in großer Menge erlegt wurden, bloß des Fleisches wegen, denn das unter civilisirten Nationen so hoch geschätzte Elfenbein hatte bei ihnen keinen Werth, außer um Ringe und Zierrathen für Finger und Arme zu machen. Diese bloß mit ihrem Assagaien bewaffneten tapfern Bursche mach-

Digitized by Google

ten stets Jagd auf diese riesenhaften Thiere, und überwältigten sie durch eine Unmasse von Speerwürfen. Als endlich die weißen Herren der Schöpfung hier ihre Lager aufschlugen, wurde ein entschlossenerer und allgemeinerer Krieg gegen die Elephanten um des Elfenbeins willen mit der zerstörenden Feuerwaffe geführt. Binnen wenigen Jahren wanderten die, welche den Händen ihrer Unterdrücker glücklich entgingen, von Wald zu Wald und von einer Bergkette zur andern, als sie aber fanden, daß nirgends Sicherheit sey, wandten sie sich gegen Nordosten und „treckten" [1] aus ihrer Urheimath nach unbekannten Ländern. Ein kleiner Rest ist indeß geblieben, und dieser mit einigen Büffeln, Kudus und einem einzigen Rhinoceros fand eine Zuflucht in dem ungeheuren Buschwald des Zuurbergs und Addo bis zum Anfang des Jahres 1849.

Als die Colonisten zuerst sich in Albany niederließen, trieben sie einen sehr gewinnreichen Handel mit den Häuptlingen der Amapondastämme, von denen sie eine große Menge Elfenbein im Tausch gegen Glasperlen, Messingdrath und andere Artikel von geringem Werth erhielten.

In den Wäldern von Albany und der Kafferei, namentlich in den tiefsten Kloofs und Thälern finden sich viele Varietäten von Waldbäumen von bedeutender Größe und Schönheit; mehrere derselben sind von den Colonisten sehr hoch geschätzt, weil sie für Wagnerarbeiten und Häuserbau sich vorzüglich eignen, z. B. der Gelbholzbaum, die wilde Ceder, der Stinkholzbaum, und der schwarze und weiße Eisenholzbaum. Die beiden letztern zeichnen sich durch Zähigkeit und Dauerhaftigkeit aus und werden häufig zu Achsen verwendet. Erst in neuerer Zeit und nur in einigen Districten sind eiserne Achsen allmählich aufgekommen, viele aber ziehen jetzt noch die hölzernen Achsen vor, weil Wagen mit eisernen Achsen bei steilen Abhängen zu stark gegen die Deichselochsen anschnellen, und dann weil eine hölzerne Achse, wenn sie zerbrochen ist, in jedem Theil des Landes ersetzt werden kann, während die eisernen Patentachsen selbst von den geschickten Schmieden in den Städten und Dörfern der Colonie nicht ausgebessert werden können. Die eisernen Achsen brechen namentlich gern an kalten Morgen im Winter, wenn ein Wagen, unmittelbar nachdem er in Gang gekommen, und ehe noch die Friction des Rads ihr eine gewisse Hitze beigebracht hat, über sehr unebenen Boden fahren muß.

Am folgenden Tag brachte uns ein Marsch von 4 Stunden an die Ufer des Großen Fischflusses. Hier sah und schoß ich zum erstenmal den schwarzen Koorhaan, einen den in ganz Südafrika so zahlreichen Trappen verwandten Vogel; sein Gewicht entspricht dem unsers alten Haselhuhns, Füße und Hals aber sind lang wie beim Strauß, Brust und Rücken grau, die Flügel schwarz und weiß. Man findet sie allenthalben, wo das Land eben und offen ist; wenn man sie aufstöbert, fliegen sie gleich dem grünen Regenpfeifer in Kreisen über die Ebene hin, und stoßen einen rauhen krächzenden Ton aus. Den offenen Strich bis an den Großen Fischfluß hin besuchen die Nimrode aus Grahamstown oft, um den wilden Eber und das Stachelschwein zu jagen. Diese Jagd wird in glänzenden Mondnächten vorgenommen mit einer Meute starker großer Hunde; die Jäger sind mit einem Speer versehen, mit dem sie das Wild, wenn es zum Stehen gebracht wurde, niederstoßen.

[1] Trekken, holländisch f. v. a. ziehen. Das Wort hat in neuerer Zeit eine specielle Bedeutung gewonnen, auf welche hier wohl angespielt ist. Die Boeren „treckten" gleichfalls über das Gebiet der Engländer hinaus, um sich ihrer Herrschaft zu entziehen, und das Wort ist ganz geläufig in dem Sinne geworden, „sich der englischen Herrschaft entziehen." A. d. U.

Ich fand den Großen Fischfluß, wie ich erwartet hatte, noch angeschwollen und für Wagen unfahrbar, er nahm indeß rasch ab, und ich konnte erwarten, daß er am andern Morgen fahrbar seyn würde. Während der neuerlichen Regen, die seit 27 Jahren nicht so stark gewesen seyn sollen, war er zu einer ungeheuren Höhe gestiegen und hatte allenthalben seine Ufer überströmt. Der Theil des Ufers, welcher die Ab- und Auffahrt des frühern Wagenwegs bildete, war völlig hinweggeschwemmt, und nur ein steiler Uferrand stehen geblieben; man mußte also tüchtig arbeiten, um diese steile Uferwand niederzureißen, und sich einen Weg durch den Schlamm zu bahnen. Die Arbeit mußte geschehen, und so dachte ich, je eher man sich daran mache, desto besser. Nachdem wir abgekocht und einen heißen Kaffee getrunken, machten wir die Hauen, Spaten und Schaufeln los, entkleideten uns bis aufs Hemd, kamen halb watend, halb schwimmend glücklich über den Strom, wo wir bis Sonnenuntergang fortarbeiteten, und einen prächtigen Weg herstellten, so daß wir auf der andern Seite des Flusses unsere Aufgabe als vollendet ansahen. Früh am andern Morgen nahmen wir die Arbeit an unserer Seite des Flusses wieder auf, und um 10 Uhr war der Weg fertig. Eine Abtheilung Boeren zeigte sich jetzt auf der andern Seite mit drei Wagen, deren Ochsen sie ausspannten und in die benachbarten Berge zum Grasen trieben. Sobald sie sahen, daß wir uns zum Einspannen anschickten, winkten sie mir zu einer Unterredung über den Strom hinüber; ihr Zweck war mich vom Uebersetzen abzuhalten, bis ihre Ochsen zurückkehren würden, damit sie uns unterstützen könnten; in der That aber fürchteten sie, daß wir stecken bleiben und daß sie genöthigt seyn würden uns zu helfen, da, wenn unser Wagen stecken blieb, ehe ihre Ochsen kamen, sie den Strom nicht übersetzen konnten, ehe wir heraus waren. Das begriff ich sehr wohl, und befahl deßhalb meinen Leuten in möglichster Eile einzuspannen, worauf wir denn glücklich durch und am entgegengesetzten Ufer hinaufkamen, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte. Es war eine furchtbare Aufgabe für die armen Ochsen: der Wagen saß dreimal fest und stand auf dem Punkte umgeworfen zu werden. Das Wasser kam bis an die Bretter des Wagenbodens, glücklicherweise aber wurde kein Theil der Ladung naß. Die Boeren schienen über den Erfolg meines Wagstücks sehr erstaunt, da sie immer glauben, die Ochsen der Engländer seyen schlechter als die ihrigen, ein großer Irrthum, denn meist ist das Gegentheil der Fall. Ein Boer wird kaum je seine Ochsen peitschen, wenn sie es brauchen, eine unerläßliche Sache, da Ochsen von sehr seltsamer, eigensinniger Natur sind, ganz anders als Pferde. Dieß hatte ich in einer spätern Zeit Gelegenheit, praktisch zu erproben, als ich von meinem Gefährten an der Bakalihari-Gränze verlassen, täglich nur mit dem Beistand eines kleinen Buschmanns meine Ochsen selbst einspannen und treiben mußte, eine Strecke von mehr als 1000 Meilen weit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Es mag vielleicht unmöglich seyn, völlig den Schleier zu lüften über das innere Leben eines Volks, namentlich eines Volks, das von der Welt so abgeschlossen ist, wie die Levantiner, wenn aber irgend ein Plan zu diesem Zweck führen kann, so muß es ein solcher seyn, wie ihn Hr. Bayle St. John einschlug: er identificirte sich während seines Aufenthalts mit der Familie völlig, bequemte sich ihren Sitten, nahm mehr oder minder ihre Meinungen an, beobachtete ihre Zu- und Abneigungen, und gab in gewisser Beziehung selbst ihren Vorurtheilen Raum. In

Einem Punkte sind Europäer außerordentlich geneigt, die Orientalen falsch zu beurtheilen. Bei uns bewegt sich die Sprache sozusagen in einer ewigen Maskerade, sie nimmt jetzt diese, jetzt jene Form an, um die Art der Gedanken, die wir einem andern mittheilen wollen, zu verschleiern. Das nennen wir Verfeinerung, und betrachten es als im höchsten Grade philosophisch. Eine ganz andere Ansicht herrscht im Orient vor, wo die Gedanken, wie die Personen, die sie äußern, oft eine Einfachheit des Costüms annehmen, die an Nacktheit gränzt. Sie können keinen Widerspruch entdecken zwischen offener und verblümter Rede, und halten die Natur für hinreichend schön, um sie ohne den Flitter und die Verhüllungen der Kunst vorzustellen. Ausdrücke werden deßhalb im Gespräche gebraucht, welche von fränkischen Reisenden als roh bezeichnet werden, weil sie selbst einen rohen Sinn damit verbinden, was bei den Orientalen nicht der Fall ist. Ihr Wörterbuch ist klar und deutlich, ohne deßhalb, wenigstens für sie, anstößig zu seyn. Um unsere Ansicht deutlich zu machen, können wir bemerken, daß ein unbekleideter Wilder unserer Ansicht nach sich kaum von einer Statue unterscheidet. Wir wissen, daß er auf Kleider kein Gewicht legt, daß sie für seine Umstände und Verhältnisse nicht nöthig sind, daß seine Freunde und Nachbarn völlig mit ihm übereinstimmen, die ganze Menschengestalt als anständig und schön zu betrachten. Das Auge wird also dadurch, daß er nackt ist, nicht beleidigt, und es fällt uns nicht ein, ihm eine Anstößigkeit vorzuwerfen. In Aegypten ist es ziemlich dasselbe. Wir erinnern uns einmal im Delta plötzlich auf eine große Anzahl Arbeiter gestoßen zu seyn, die einen Canal ausräumten; alle waren vollkommen nackt, wie sie Gott erschaffen, und als wir uns nahe daran in einem Orangewäldchen niedersetzten, sahen wir alle Weiber des Dorfs, zu dem sie gehörten, d. h. ihre Mütter, Schwestern, Weiber und Töchter, herbeikommen und ihnen das Essen bringen. Augenscheinlich kam diesen Frauen kein Gedanke von Unschicklichkeit. Sie setzten sich ans Ufer nieder, sprachen mit den nackten Männern über gleichgültige Gegenstände so ruhig, als wären diese vom Kopf bis zur Zehe bekleidet gewesen, und als das Mahl vorüber war, standen sie auf und kehrten heim, ohne es sich im mindesten einfallen zu lassen, daß sie etwas unschickliches gethan hätten.

Unter den Levantinern der Städte herrscht indeß eine große Sittenlosigkeit, und da sie wie die Fellahs auch ganz unverblümt reden, so glaubt man, dieß hänge mit ihrer Unsittlichkeit zusammen. Dem ist aber nicht also. Ihre Laster und ihre unverblümte Redeweise sind zwei verschiedene moralische Erscheinungen, die aus verschiedenen, mit einander keineswegs in Verbindung stehenden Ursachen entspringen. Es ist schon bemerkt worden, daß es den Levantinern durchaus an Unternehmungsgeist fehlt, und daß sie selten ihre Heimath verlassen, um auswärts Abenteuer und ihr Glück zu suchen. Doch kommt es häufig vor, daß sie durch Umstände in außerordentliche Lagen versetzt werden, worin Personen mit weit größerer Energie sich selten befinden. Dieß erhellt in auffallender Weise aus der Geschichte von Sitt Sophia, die aber viel zu lang ist, um sie hier zu erzählen. Noch sehr jung an einen Kaufmann in Kleinasien verheurathet, verließ sie ihres Vaters Haus in Syrien, erfuhr zahlreiche Glückswechsel in Konstantinopel und an andern Orten, und kam endlich nach Alexandrien, wo ihre seltsamen Schicksale die Monotonie des Levantinerlebens auf mannichfache Weise anregten. Sie gehörte zu den Personen, in welchen die Zeit die Leidenschaften nicht erstickt, und da sie auch bei Tage träumte, so unterhielt sich ihre Phantasie mit der Erfindung einer Menge Liebesabenteuer, wie die Orientalen sagen, immer eine unwahrscheinlicher als die andere. Indeß ist ihre Geschichte, wie bemerkt, zu lang, und wenn man sie bloß in Umrissen erzählt, hat sie kein Interesse.

Wo die Araber mitspielen, da fehlt es selten an Romantik, denn ihr kühnes Wesen und ihre regellose Einbildungskraft veranlassen sie das Schicksal auf alle mögliche Weise zu versuchen. Allenthalben im Orient trifft man Personen dieses Stammes, Kaufleute, Fakirs u. s. w., welche vielleicht den halben afrikanischen Continent durchreisten, in Länder eindrangen, die nie ein Europäer betrat, und furchtlos und unbelästigt unter Stämmen lebten, die von aller Civilisation entfernt sind. Aber die Einsamkeit zu ertragen und ein so wildes, unsicheres Leben zu führen, erfordert große Stärke und Lebendigkeit der Einbildungskraft, die den Wanderer in Stand zu setzen vermögen, seinen Pfad mit glänzenden Hoffnungen und Erwartungen aufzuhellen. Die Levantiner besitzen, wie gesagt, wenig von diesem Feuer des Charakters, und sind darum eher geneigt in Unthätigkeit zu verharren. Selten verlassen sie ihre Heimath. Theils aus Furchtsamkeit, theils aus Trägheit blieben manche Leute ihr halbes Leben lang in Alexandrien, ohne auch nur den Hafen besucht oder das Land umher und das Meer gesehen zu haben. Ihnen ist die Wüste so wenig bekannt, wie dem Europäer; selbst der See Mareotis, dessen Gewässer bis zu den Gartenmauern Alexandriens fließen, ist ihnen so unbekannt als das kaspische Meer oder der Aralsee. Ihre Reise geht nur von ihrem Wohnhaus nach ihrem Laden, oder höchstens bis an die nächste Kirche, wo sie getauft, getraut und begraben werden. Natürlich betrachten sie das Delta als ein unbekanntes Land, an dessen Erforschung nur Abenteurer oder Wahnsinnige denken können. Indeß fränkischer und arabischer Unternehmungsgeist findet manchmal auch seinen Weg in diesen stagnirenden Kreis, und treibt in Verbindung mit ihrer starken Gewinnsucht den plumpen Levantiner nach dem fernen Markt von Tanta, wo man alle Eigenthümlichkeiten moslemitischen Lebens wie mit einem Blick übersehen kann.

In solchen Fällen sind aber die muthigen Mammonpilger sehr darauf bedacht, sich nicht allein so weit zu wagen. Da sie entsetzliche Begriffe von den Schrecken und Gefahren des Wegs haben, so vereinigen sie sich in ganzen Schaaren und ziehen mit klopfendem Herzen und leichten Börsen aus den Mauern Alexandriens in das Sandmeer, das sich östlich längs den Ufern des Edko-Sees und der Abukir-Bay hinzieht. Nach manchen Mühseligkeiten und Schwierigkeiten erreichen sie endlich Rosette, das Erraschid der Araber, und sehen die Wasser des mächtigen Nils zwischen reich befranzten Ufern nach dem Meere rollen. Sind sie über den geheimnißvollen Strom hinüber, so befinden sie sich unter Reisfeldern, Palmenwäldchen, malerischen Dörfern, Seen und einem Netz von Deltacanälen, durch das hindurch sie sich mit Hülfe von Führern ihren Weg nach Tanta, weit im Innern, suchen. Hier treffen sie Kaufleute und Reisende aus allen Theilen des Orients: Türken und Perser, Armenier, Georgier und Turkomanen, Hindus, Malayen, Araber aus der Wüste, aus Jemen, und Oman und Hadramaut, Mogrebis aus den Ländern des Sonnenuntergangs. Hier ist eine Unzahl von Derwischen und Tänzerinnen, und Erzähler von wunderbarer Kraft, die durch ihre grotesken, wunderbaren Erdichtungen die Einbildungskraft der Araber bezaubern, und sie in den Garten von Irem mit Harems von Peris und allem Luxus des barbarischen Orients versetzen. In verschiedenen Theilen des Markts sieht man phantastische Fanatiker, die sich den ganzen Tag auf der Zehenspitze herumdrehen und mit dem Saum ihres Rocks die volle Mondscheibe beschreiben. Anderswo sieht man Zwerge aus zinnernen Töpfen herausgucken, oder tanzende Kamele und Schlangenzauberer mit mächtigen Boas um die Lenden oder den Nacken ihre Künste machen. Dann stößt man vielleicht auf einen in die Geheimnisse der Magie tief eingeweihten Mogrebi, der die Geisterwelt so genau kennt, wie den Inhalt seiner Börse, und der ein Heer von Erscheinungen vor den erstaunten Blicken erscheinen läßt, ein Heer so zahlreich als nur eines dem Feldherren des Cambyses folgte und in den Sandwüsten Syriens seinen Untergang fand.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersetzungsanstalt in Aegypten. Ein Schreiben des ägyptischen Ministers des öffentlichen Unterrichts an Hrn. Jomard vom 20 Rebiulewwel 1266 (5 Februar 1850) mitgetheilt in dem Bulletin de la Société de géogr. (Junius) meldet, daß das Uebersetzungsbureau in Cairo, das europäische, namentlich französische Werke für orientalische Leser übersetzen soll, immer noch beschäftigt sey, und außer einigen Werken über Arithmetik und Geometrie auch kürzlich den zweiten Band von Maltebruns Geographie vollendet habe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 213. 5 September 1850.

Die Stellung von Piemont.

Wir haben bei frühern Gelegenheiten hervorgehoben, daß die merkwürdigste und bedeutendste Folge der italienischen Umwälzung die Umwandlung Piemonts in einen constitutionellen Staat gewesen sey, um so merkwürdiger, als diese Umwandlung der freie Entschluß der Regierung war, indem sie zuverlässig, wenn sie ganz zum Absolutismus hätte zurückkehren wollen, mehr Hülfe gefunden hätte als sie bedurfte. Diese große Veränderung beginnt schon ihre Früchte zu tragen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die übermäßigen Vorrechte, welche dann die Geistlichkeit genoß, und die man ihr in den letzten dreißig Jahren, seit der Revolution im Jahre 1821, mit nur allzu freigebiger Hand zuwarf, endlich der Regierung, so wie einem bedeutenden Theil des Volkes unerträglich wurden; die Folge hievon waren die bekannten Siccardischen Gesetze, welche dann zunächst die erste Bestrafung des Erzbischofs Franzoni, der sich zu herb dagegen ausgesprochen, dann die Verweigerung des Abendmahls und der letzten Oelung an den sterbenden Santarosa zur Folge hatten, worauf die Regierung, um einer heftigen Aufregung der Volksmasse vorzubeugen, den Erzbischof, der die Verweigerung der Sterbsacramente anbefohlen, entfernen und auf die Festung Fenestrelles bringen ließ, und die Patres Serviten, welche, dem Gebote des Erzbischofs folgend, die Sterbsacramente verweigert hatten, aus der Stadt schaffen ließ. Piemont ist factisch, wenn auch nicht formell, mit dem Interdict belegt, und man kann weitern heftigen Schritten der römischen Curie entgegensehen. Indeß schleicht in Italien eine Sage um, welche vielleicht einen offenen Bruch zwischen ihr und der piemontesischen Regierung verhindert: die letztere soll, zum Theil wenigstens, im Besitz einer Correspondenz seyn, welche der Erzbischof Franzoni während des Kriegs mit den Oesterreichern unterhielt, und worin denselben über die Maaßnahmen der Regierung und die Stellung der Truppen die genauesten Nachrichten gegeben worden seyen; ja andere gehen so weit, zu behaupten, ein Verwandter des Erzbischofs habe telegraphische Depeschen nicht ans Heer abgehen lassen, und General Chrzanowski, der längere Zeit in einem sehr zweifelhaften Lichte dastand, sey durch die neulichen Enthüllungen völlig gerechtfertigt. Wenn es wahr ist, daß die piemontesische Regierung die Beweise des Verraths des Erzbischofs in den Händen hat, so möchte sie leicht in der öffentlichen Meinung Piemonts, wo die Armee sehr schwer wiegt, das Uebergewicht auf ihrer Seite haben, und die römische Curie nicht eben klug handeln, wenn sie diese Enthüllungen ans Tageslicht herausfordert.

Jedenfalls sind diese umlaufenden Gerüchte, wenn sie auch nicht wahr sind, von großer Bedeutung, denn sie sind ein Ausdruck der öffentlichen Meinung, und da Oesterreich jedenfalls die hohe Geistlichkeit durch seine bekannten Gesetze vom 18 und 22 April für sich zu gewinnen bemüht war, so stellt sich das ganze nationale Interesse, auch in der Lombardei und Venedig, auf Seite der piemontesischen Regierung, und eine innere Spaltung der Geistlichkeit steht in sehr naher Aussicht. Oesterreich und Frankreich scheinen beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, einem vollen Bruch entgegen zu arbeiten, und stehen auf der Seite des Papstes und der Kirche, während die piemontesische Regierung auswärts ihre Hauptstütze in England hat, woraus sich merkwürdiger Weise eine ähnliche, aber nur viel prägnantere Stellung der Mächte zu Italien wie im J. 1847 kund gibt. Der piemontesischen Regierung, die noch die Nachwehen der letzten Jahre empfindlich spürt, muß die Erhaltung wenigstens des äußern Friedens am meisten am Herzen liegen, und sie hat deßhalb einen Hrn. Pinelli, der aus persönlichen Gründen — er besitzt, obgleich Laie, eine 10,000 Fr. eintragende geistliche Sinecure — für eine Ausgleichung seyn muß, in Begleitung eines Professors der Theologie nach Rom geschickt. Der Erfolg steht sehr dahin.

So wenig die augenblicklichen europäischen Verhältnisse einen Bruch zwischen Oesterreich und Piemont erwarten lassen, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich zwischen den beiden Regierungen durch die neuesten kirchlichen Verordnungen beider Theile eine unübersteigliche Kluft geöffnet hat, daß die vornehme Priesterschaft Italiens und der Nationalgeist dadurch in eine ganz feindselige Stellung gerathen sind, und daß ein Bruch zwischen Oesterreich und Piemont, mag er nun früh oder spät eintreten, zugleich ein Kampf der nationalen Ideen gegen die höhere Geistlichkeit wird. Oesterreich hat sich in Italien — das wird niemand läugnen — so gestellt, daß es keine Niederlage erleiden darf, eine österreichische Niederlage ist eine unvermeidliche allgemeine Revolution Italiens, selbst Piemont wird dem Strudel nicht entgehen, und wie seine Regierung darin sich auf die Länge behaupten kann, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls ist in Italien ein furchtbarer Schritt geschehen: die Revolution, früher nur eine Art Phantasmagorie, gegründet auf vage Hoffnungen und unvollkommenes Verständniß der eigentlichen Lage der Dinge, hat einen Körper bekommen, sie ist Fleisch und Blut geworden, sie verknüpft sich allmählich mit zahlreichen großen Interessen, und dieß macht sie ohne alle Frage gefährlicher, als sie im J. 1848 war; die Verhältnisse gestalten, die Parteien bilden sich neu, und ein unbestimmtes Gefühl einer nahen Umwälzung fängt wieder an der Gemüther sich zu bemächtigen.

Digitized by Google

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir über den Fluß hinüber waren, blieb der Weg drei Meilen weit gut, dann aber war er an vielen Stellen wieder ausgewaschen; einmal saßen wir fest, mußten den Wagen herausgraben und unser Trektow brach dreimal beim Herausziehen. An andern Stellen mußten wir den gewöhnlichen Weg verlassen, und uns, da derselbe durch 6 bis 8 Fuß tiefe Wasserrisse zerschnitten war, mit unsern Aexten durch die dornigen Bäume einen Weg bahnen. Nachdem wir um Mittag zwei Stunden ausgeruht, und gleich nach dem Wiedereinspannen einen langen, sehr steilen Berg hinaufgefahren waren, betraten wir eine neue Gegend, weite undulirende offene Ebenen mit üppigem wehendem Gras, und hie und da mit den aus Thon aufgeführten Bauten der weißen Ameisen übersäet. Wir fuhren fort bis 3 Stunden nach Sonnenuntergang, und hielten dann die Nacht über an einer unbewohnten verfallenen Wohnung, in der wir ein Feuer anzündeten und unser Essen kochten. Da wir dießmal unsere Ochsen an den Jochen befestigten, statt sie in der Nacht grasen zu lassen, so konnten wir am nächsten Morgen vor Tagesanbruch aufbrechen, und einige Zeit in der Morgenfrische weiter ziehen. Als die aufsteigende Sonne allmählich die Landschaft enthüllte, hatte ich das Vergnügen, zum erstenmal mehrere Heerden von Springböcken über die Ebene zerstreut zu sehen. Diese ausnehmend zierliche und höchst interessante Antilope ist sehr allgemein durch Südafrika verbreitet, zahlreicher als irgend eine andere Varietät, und sehr nahe mit der Ariel-Gazelle Nordafrika's verwandt. Einige Heerden finden sich noch im District Somerset, den ich jetzt betreten hatte; da dieß aber ein den bewohnten Gegenden sehr naher District ist, so wird das Thier viel gejagt und wird täglich seltener. Die Herrn Farmers in der Nähe halten eine gute Zucht von Jagdhunden, mit denen sie diese Antilopen jagen. Sobald ich die Heerden erblickt hatte, ließ ich die Pferde satteln, befahl meinen Hottentotten nach einer Farm in der Nähe zu fahren, um daselbst auszuspannen, und nachdem ich zum Theil aus einer Entfernung von 6 bis 800 Schritten eine gute Menge Munition verschossen, kehrte ich zu meinem Wagen zurück, ohne einer Antilope ein Haar gekrümmt zu haben.

Da ich mich während meiner Arbeit am Fischfluß sehr der Sonne ausgesetzt, und seit ich Grahamstown verließ, Rock, Weste und Halstuch abgelegt hatte, waren meine Arme, mein Hals und meine Schultern sehr geschwollen und voll Blasen, die mich ungemein schmerzten und Nachts am Schlafen hinderten. Die freundliche Noë oder Frau des Boeren, welche Mitleid mit meinem Zustand hatte, und meine Schmerzen zu erleichtern wünschte, sagte mir sie kenne ein vortreffliches Mittel gegen den Sonnenbrand, das sie oft mit Erfolg ihrem Gatten und ihren Söhnen gegeben. Eines der Hauptingredienzien sey grüner Thee zu Pulver gestoßen, und sie ließ sich ein wenig durch einen meiner Diener bringen. Ich weiß nicht, was die andern Zuthaten gewesen seyn mögen, das aber weiß ich, daß die Salbe, als ich sie auf die verbrannten und geschwollenen Theile brachte, mich schmerzte, als sey sie eine Mischung von Salz und Essig, so daß ich wie ein Rasender tanzte und herumhüpfte, und zu dem unendlichen Vergnügen meiner mitleidigen Hottentotten die Noë des Bauern und ihre Salbe zu allen Teufeln wünschte. Ein besonderer Ausdruck in den Augen der Bursche und ihr allgemeines Benehmen ließ mich glauben, daß sie während des Morgenmarsches etwas kräftigeres als Wasser getrunken hatten, und bei Untersuchung meiner Branntweinkiste fand ich, daß eine und eine halbe Flasche Gin fehlten. Dieß ist ein gewöhnlicher Fehler dieser Affengesichtrace; neunzehn unter zwanzig Hottentotten sind Trunkenbolde und machen sich nicht das mindeste Gewissen daraus, Branntwein zu nehmen, wo und wie sie können, der Eigenthümer mag seyn wer er will.

Nach dem Frühstück setzten wir unsern Marsch fort, und ich ward abermals versucht einem Trupp Springböcke nachzujagen, von denen ich einen schoß; wir setzten den Marsch fort bis Sonnenuntergang, wo ich neben einem Teich aus Regenwasser halten ließ. Hier fanden wir einige junge Boeren und Hottentotten, die zu einer benachbarten Farm gehörten, emsig beschäftigt ein Nest wilder Bienen auszugraben; mehrere derselben hatten die Augen durch die Stiche so geschwollen, daß sie fast geschlossen waren. Die Beute entschädigte sie aber für ihre Mühe, denn sie betrug 20 Pfund Honig. Als ich mich dem Nest näherte, wählte ein starker Schwarm von Bienen meinen verbrannten Arm als Rendezvous, und ich konnte sie nur durch ein Bündel brennendes Gras wegbringen.

Am folgenden Morgen führte uns der Weg durch ein bergiges Land mit reichen Weiden, hie und da mit malerischen Dorn-Mimosabäumen bedeckt in abgesonderten Gruppen, so daß das Land einem Park glich. Am Vormittag hielten wir in einem breiten wohlbewaldeten Thal, wo ich eine Menge Trappen, Guineavögel, schwarze Koorhanen, Rebhühner und Wachteln fand. Am Abend zogen wir über einen steilen Bergzug, und am folgenden Morgen bemerkte ich auf der fetten Trift eine Heerde von mehr als 100 Pferden, meistens Zuchtstuten und ihre Fohlen.

Drei weitere Märsche brachten uns nach dem Dorfe Cradock, das wir am Sonnabend den 2 Nov. mit Tagesanbruch erreichten, nachdem wir noch zweimal über den Großen Fischfluß hatten setzen müssen. Das Land, durch das wir gezogen, war bergig, schroff und unfruchtbar, außer an den Ufern des Flusses, welche mit Mimosa, Weiden und Weißdorn bekleidet waren, die, mit reichen gelben Blüthen bedeckt, einen starken Duft umher verbreiteten. Es war Frühling, und da derselbe dießmal besonders mit Regen gesegnet war, so zeigten diese zum Theil sehr dürren Gegenden eine besondere Frühlingsfrische, und ich glaube, ich habe sie unter besonders günstigen Umständen gesehen. Am nördlichen Ufer, an einer der Furten, wo wir übersetzten, sah ich den trockenen Dung in einem alten Schaf-Kraal brennen; er glimmte nur nach Art der schottischen Torfmoore, und bei meiner Rückkehr aus dem Innern, 18 Monate später, brannte der Düngerhause noch, hatte während der ganzen Zeit gebrannt, und war doch erst zu zwei Drittheilen verzehrt. Die Länge der Zeit, welche diese Düngerhaufen brauchen, um zu verbrennen, ist eine sehr seltsame Erscheinung; daß einer drei bis vier Jahre fortbrennt, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und mehrere achtungswerthe Pächter von Nieder-albany, in deren Wahrhaftigkeit ich durchaus kein Mißtrauen setzen darf, erzählten mir, ein solcher Haufe habe sieben Jahre gebrannt, ehe er ganz verzehrt gewesen sey. Der schwerste und längste Regen scheint wenig Einfluß darauf zu haben, und löscht sie selten oder nie aus.

Cradock ist ein kleines hübsches Dorf am Ostufer des großen Fischflusses, der es mit Wasser versieht, und die Gärten bewässert; die Bewohner sind Holländer und Engländer, untermischt mit Hottentotten, Mozambiques und Fin os. Die Haupt-

Digitized by Google

straße ist breit, und auf beiden Seiten mit schattigen Bäumen geziert, unter denen ich viele Pfirsichbäume mit grünen Früchten entdeckte. Die Häuser sind groß, gut gebaut, meist von Backstein, theils in altholländischem, theils in englischem Style. Jedes Haus hat einen ziemlich großen, wohlangelegten Garten, der alle in einer englischen Küche gewöhnlichen Gemüse enthält. Aepfel, Birnen, Orangen, Quitten, Nectarinen und Trauben gibt es in Menge. Der Blick ist auf allen Seiten durch dürre Felsenberge gehemmt. Ich zog gerade durch die Stadt, spannte einige hundert Schritte vor derselben aus, und ging dann zurück nach dem Dorfe, um einige Bedürfnisse für mich und die Meinigen zu kaufen. Eine große Anzahl holländischer Boeren mit Frauen und Kindern waren hier versammelt, um das Nachtmahl zu nehmen.

Um 11 Uhr Vormittags spannten wir wieder ein, setzten unsere Fahrt weiter fort, gingen zweimal über den Großen Fischfluß, und hielten dann einige Stunden an, weil das Gras in der Nähe von Cradock sehr spärlich gewesen war. Dieß war das fünfte- und letztemal, daß wir über den Großen Fischfluß setzten. Hier kamen uns etwa ein Duzend Wagen mit holländischen Boeren, ihren Frauen und Familien entgegen; mehrere derselben waren von 8 — 10 Pferden gezogen, welche statt der Kummete Lederstreifen über der Brust hatten; diese werden gewöhnlich aus Löwenfellen gemacht, wenn solche zu bekommen sind, denn dieß Leder gilt für zäher und ausdauernder als jedes andere. Diese langen Züge waren sehr geschickt geführt, indem ein Mann die Zügel, der andere die Peitsche hielt. Nachmittags wurde wieder eingespannt; der Weg war seit Cradock besser geworden, und führte durch eine weite, offene wellenförmige Ebene längs dem Nordostufer des Fischflusses. Das umliegende Land zeigte nach allen Richtungen endlose Ketten dürrer Steinberge, und die schroffen Rhinaster-Berge hoben sich großartig gegen Westen; nicht ein Baum war zu sehen, außer einigen dornigen Mimosas in den begünstigten Vertiefungen der Berge und längs den Ufern der Flüsse, das Land war bedeckt mit Gras und Heidekraut und kleinen dornigen Büschen.

Die Sonne war während des Tags mächtig gewesen, aber ein kühler Wind wehte von Süden her. Seit ich Grahamstown verlassen, war das Wetter sehr angenehm, selten drückend heiß gewesen, außer in den Vertiefungen, wo der Wind nicht hindrang. Südafrika ist trotz seines trockenen heißen Klimas sehr gesund, da es auf drei Seiten vom Meere umgeben ist, von dem den größten Theil des Jahres hindurch ein gesunder Wind herweht. Nur zu gewissen Jahreszeiten herrschen heiße Nordwinde, die wie aus einem Glühofen zu kommen scheinen, da der brennende Sand der großen Bakalihari-Wüste sie erhitzt.

In Cradock nahm ich noch einen andern Hottentotten, Namens Jakob, als Reitknecht in Dienst. Nachdem ich dem Fischfluß noch 9 Meilen weit gefolgt war, wandte sich unser Weg mehr rechts in nördlicher Richtung, und wir sagten diesem Flusse für jetzt Lebewohl. Nach zwei Märschen durch weite, undulirende, unfruchtbare Ebenen, die auf allen Seiten von dürren, kahlen Bergen eingeschlossen waren, kamen wir an den Rand der unermeßlichen Flächen um den Thebusberg her. Nachdem ich eine Zeitlang dem Ostufer eines unbedeutenden Baches gefolgt, kam ich an das Gehöfte Mynheer Vesta's, eines gastlichen Boeren und Feldcornets, was eine Art Friedensrichter des Districts ist. Hier hielten wir, um zu frühstücken, und Vesta, ein tüchtiger Jäger, unterhielt mich mit zahlreichen Anekdoten und Abenteuern, die ihm in der frühern Zeit während seiner Jägerlaufbahn in Albany begegnet; er erzählte mir, daß die schwarzen Wildebeest und Springböcke in den Ebenen unmittelbar jenseits seines Gehöfts außerordentlich zahlreich seyen, und dieß veranlaßte mich, alsbald satteln zu lassen und sie aufzusuchen. Das Fleisch dieser Thiere bildet eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Boeren und ihrer Diener, die Schädel und Hörner von Hunderten dieser Thiere waren um das Gehöfte her aufgeschichtet.

Ich ließ meine Leute am Bach hinaufziehen nach dem nächsten Gehöfte, und ritt mit Cobus nordwärts über die Flächen; bald sah ich Heerden von Springböcken in allen Richtungen, und als ich in gestrecktem Gallop denselben folgte, erschienen immer mehr, so daß die ganze Ebene davon zu wimmeln schien. Als ich eine fortlaufende Erhöhung in der Ebene überstiegen hatte, war das ganze Land, so weit das Auge reichte, meist von Springböcken, hie und da untermischt mit einer Heerde schwarzer Gnu's oder Wildebeests bedeckt, die in allen Richtungen umhertollten, und wenn sie bei unserer Annäherung in langen Reihen fortrannten, ihre weißen Schweife in der Luft umherwirbeln ließen. Nachdem ich sie stundenlang verfolgt und dann ein Duzend Schüsse auf eine Entfernung von 4 bis 600 Schritten abgefeuert hatte, ohne mehr als ein einziges zu verwunden, wandte ich endlich mein Pferd, um mein Lager aufzusuchen. Der Abend brach herein, dunkel und schwül, mit rasselndem Donner und lebhaften Blitzen an den umliegenden Bergen. Ich ritt deßhalb rasch fort, um meinen Wagen zu erreichen, und kam auch noch gerade recht an, um einem strömenden Regen auszuweichen, der die ganze Nacht anhielt. Der kleine Bach, Brak genannt, kam wie ein rother schäumender Wildbach heran, fiel aber am Morgen sehr rasch. Der Name des Bachs kommt vom Geschmack seines Wassers her, das mit Ausnahme der Regenzeit kaum genießbar ist. Meine Jagd, obwohl unglücklich, war höchst aufregender Art, und ich war über den schlechten Erfolg eben nicht böse, denn ich erkannte bald, daß das rücksichtslose Jagen nach dem Wild, wie ich es bisher getrieben, zwar sehr anregender Art, aber nicht sehr einträglich sey. Die Freude, so viel edles Wild in zahllosen Heerden auf seinen heimischen Ebenen zu sehen, überwog alles, und ich fühlte mindestens, daß ich die Gränzen des herrlichen Jagdgebiets erreicht hätte, das mich hauptsächlich bewogen diese entlegene, öde Strecke des Erdballs zu besuchen. Als ich in der heftigen Aufregung der Jagd dahin ritt, empfand ich ein freudiges Gefühl unbegränzter Freiheit, das mir während meiner Laufbahn in Afrika blieb, und das ich selten in so vollem Maaße genossen hatte; trotz der vielen Dornen, die meine Rosen in den vielen Tagen und Nächten voll Arbeit und Mühseligkeit umgaben, werde ich auf diese Zeiten immer als auf die glänzendsten und glücklichsten meines Lebens zurückblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Levantiner.

(Fortsetzung.)

Mitten unter diesen Wundern ist der schwache leichtgläubige Levantiner fast betäubt vor Erstaunen; nichtsdestoweniger macht er sich emsig an sein Geschäft zu kaufen und zu verkaufen, und träumt unaufhörlich von vermehrtem Reichthum, der ihm aus dieser gefährlichen Reise erwachsen soll. Von Zeit zu Zeit zittert und bebt er über die Gefahren der Rückreise, und Geschichtserzähler fehlen nicht seine Furcht durch tragische, blutige Geschichten zu erhöhen. Eine derselben wird unsere Leser unterhalten, und wir führen sie deßhalb hier ganz an.

Digitized by Google

„Vor zwei oder drei Jahren lebte zu Kafr Zerat ein junger Mann, Namens Harun, der eine kleine Schwester, Namens Ayscha hatte; sie trieben das Geschäft von Babuschverfertigern, und galten als ziemlich wohlhabend. Er saß den ganzen Tag in seiner Bude im Bazar, sie arbeitete daheim in einem großen halb verfallenen Hause am Ende des Dorfes. Eines Nachmittags gegen den Asr (um drei Uhr Nachmittags), klopfte jemand an die Thüre und sie rief: men? (Wer?) und eine Stimme antwortete „Ana, Abu Samra“ (ich bins, der Vater der Finsterniß). So glaubte die kleine Ayscha, dieß sey ein Neger, der einen Scherz machen wolle, und achtete nicht darauf. Aber er klopfte wieder, und sagte, er sey hungrig und durstig, er bitte um einen Bissen Brod und einen Schluck Wasser. Darum befahl sie einem jungen schwarzen Sklaven, der im Sonnenschein schlief, aufzustehen, die Thüre zu öffnen, dem Manne zu geben was er verlange und ihn wieder gehen zu lassen. Der Sklave that wie ihm geboten, und Abu Samra — so nannte er sich — schritt unverschämt bis in die Mitte des Zimmers, und blickte nach der Galerie hinauf, wo sie saß. Als sie dieß bemerkte, verhüllte sie ihr Gesicht und sagte: „o Fremdling, das ist kein anständiges Benehmen; du hast mich um Brod und Wasser gebeten, aber es scheint, du bist hergekommen, um mein Gesicht zu sehen.“ Er war ein Mann von riesenhaftem Wuchs, so daß sein Kopf bis fast an die Galerie reichte, seine Arme waren lang, seine Schultern breit, und als er auf ihre Rede lachte, glaubte sie einen Afrit zu sehen, dem es eingefallen, im Licht der Sonne umherzuwandern. Sie war sehr erschrocken, als er lachte und rief ihren Sklaven, erhielt aber keine Antwort.

„Du willst mir doch kein Leid thun?“ sagte sie.

„Gott verhüte, erwiederte er, du bist das Licht meiner Augen, dein Gesicht ist wie der Mond, deine Brüste wie kleine Granaten.“ Er sagte dieß in scherzendem Tone, als er die Treppe heraufkam. Sie lief fort, und verbarg sich, aber er folgte ihr und rief: ja Mahbubi (oh! meine Geliebte.)

„Er hatte den Sklaven im Gange unten getödtet und den Körper in den Stall geworfen. Nachdem er Ayscha an Händen und Füßen gebunden, und einen Knebel ihr in den Mund gesteckt hatte, durchsuchte er das Haus und nahm alle Juwelen und Gold, was darin war, tausend Piaster im Werth, und als Harun heim kam, tödtete er ihn gleichfalls. Dann warf er die todten Körper in den Brunnen und sagte zu Ayscha: „oh mein Kleinod, ich habe dich geschont um deiner Jugend und deiner Lieblichkeit willen. Willst du mit mir kommen und mein Schicksal theilen? Mein Beruf ist, den Starken und den Mächtigen zu schlagen und von ihrer Beute zu leben. Ich kann die Knochen zweier Männer brechen mit Einem Schlag meiner Faust, und kann einen Büffel tödten mit einem Stoß, denn ich bin ein Mann der Stärke, und ich lache über den Pascha und den Serasker und über ihre Soldaten. Willst du meine kleine Frau seyn, so will ich dich schonen, wo nicht, so muß ich dich auch in den Brunnen werfen.“

„Ayscha dachte bei sich: wenn ich mich tödten lasse, so werde ich nicht im Stande seyn, den Tod meines Bruders Harun zu rächen, darum antwortete sie: mein Herr, es ist ein großes Vergnügen für mich, die Sklavin eines starken Mannes zu seyn, der zwei Männer mit Einem Schlag seiner Faust, und einen Büffel mit einem Stoß tödten kann.

„Der schwarze Mann nahm sie mit sich nach seinem einsamen Hause nahe am Wege nach Tanta, und lebte hier zwei Jahre, beraubte Kaufleute und Reisende und ermordete sie. Die kleine Ayscha wäre gern entflohen, aber sie war von einer alten bösen Frau, die nie das Haus verließ, genau bewacht. Außerdem wurde sie gut behandelt, denn Abu Samra liebte sie und gab ihr Juwelen und schöne Kleider, und beeilte sich von seinen blutigen Zügen nach Hause zu kommen, um sein Haupt in ihren Schooß zu legen, sie zu umarmen und sie das Licht seiner Augen zu nennen. Sie spielte ihre Rolle mit Schlauheit, und streichelte seinen großen häßlichen Kopf, während sie zu sich selbst flüsterte: wann wird der Strick oder das Schwert den Tod meines Bruders rächen!

„In einer Nacht kam der verfluchte Abu Samra zurück nach seiner Wohnung und sagte nun laßt uns lustig seyn, ich habe einen Christenhund getödtet, der von Alexandrien kam mit vielem Geld. Hamdulillah (Gelobt sey Gott!) ich werde einen Monat lang nicht wieder fortgehen, denn dieß war ein glücklicher Tag.

„Sie erwiederte: o tapferer Abu Samra, sage mir, wäre es nicht gut, du nähmest dein kleines Weib nach dem Markte mit, daß sie die Fantasia sehen und sich erfreuen möge.

„Wenn ich mich nicht fürchtete, antwortete er, möchte ich es wohl thun.

„Was fürchtest du denn? rief sie lachend; kannst du nicht zwei Männer tödten mit Einem Schlag und einen Büffel mit einem Stoß? Zudem kennt dich niemand. Wenn du mich liebst, so nimm mich mit zu dem Markte.

„Er ließ sich überreden, und am nächsten Tage setzte er trotz des Abrathens der bösen alten Frau Ayscha auf einen schlanken Esel, nahm Geld mit sich und schritt an ihrer Seite auf Tanta zu. Den ganzen Tag scherzte sie, und spielte mit ihm, wie ein Kätzchen spielen würde mit einem Löwen. Hütet Euch, sagte hier der Erzähler dazwischen hinein, vor einem Weibe, das Euch zu viel schmeichelt, denn sie will Euch verrathen. So war es in diesem Falle, denn kaum waren sie mitten in die Menge hineingekommen, und im Angesicht der Bajonette der Wache, so rief sie aus: helft! gute Leute, helft! oh tapfere Soldaten! dieser schwarze Teufel ist der Mann, der den Christen von Alexandria getödtet hat; der ists, der meinen Bruder Harun ermordete.

„Und er, der sich seiner Stärke gerühmt hatte, ließ sich binden, wie ein Kind, und murmelte: ich habe eine Schlange in meinem Busen genährt. Es ist der Wille Gottes.

„Sie hingen ihn auf dem Marktplatz mit einem Zettel um seinen Hals, der ihn als den Mörder von 16 Menschen erklärte. Er unterwarf sich ruhig seinem Schicksal, aber man sah, wie er zusammenschauerte, als er die Stimme einer Frau aus der Menge rufen hörte: denke an meinen Bruder Harun!“

Wenn solche Vorfälle gewöhnlich wären, so möchte das Reisen in Aegypten nicht sehr angenehm seyn, aber der Vater der Finsterniß ist eine Person, die nur hie und da sich zeigt. Weit gewöhnlicher ists, auf dem Weg einen Trupp Tänzerinnen zu finden, die von einer Stadt zur andern wandern und Beschäftigung suchen. Bei Gelegenheit dieser Frauen müssen wir bemerken, daß die Ansichten der Reisenden über sie sehr mannichfach und widersprechend sind, indem einige ihre Darstellungen ekelhaft nennen, andere sie für höchst zierlich und elegant erklären. Als Mohammed Ali regierte, faßte er den Plan eine der gewaltsamen Reformen ins Werk zu setzen, welche nur unter einem vollständigen Despotismus ausführbar sind; nämlich alle die Hawalim (Almehs) oder tanzenden Mädchen zusammenzubringen und sie insgesammt nach Oberägypten zu schaffen. Er glaubte auf diese Weise die Sitten seiner Unterthanen gebessert zu haben, aber wer den Orient kennt, wird leicht begreifen, daß gerade das Gegentheil stattfand. Der Weg vom Schlimmen zum Schlimmeren ist nicht schwer, und die launischen, feurigen Moslems, denen man das erträgliche Laster genommen, griffen bald zu unerträglichen. Allmählich ließ deßhalb der gerühmte Reformator Aegyptens die Hawalim in kleiner Anzahl den Fluß herabkommen von Esneh, nicht weil er einen großen Werth auf die Sittlichkeit der Aegyptier setzte, sondern weil er wünschte, daß man in Europa gut von ihm spreche.

(Schluß folgt.)

Literarisches Piratenthum in Nordamerika. Das Athenäum welches seit geraumer Zeit den Gedanken eines internationalen Verlagsrechts, namentlich zwischen Amerika und England verfolgt, meldet (31 August) mit Entrüstung, daß ein neues großartiges Piratenunternehmen in Newyork begonnen habe, nämlich eine Monatsschrift, worin nicht nur die besten nach und nach herauskommenden Bücher Englands, sondern auch die periodische Literatur geplündert werden soll. Jedes Heft soll einen Band von etwa 25 Bogen seyn, und nur 25 Cents kosten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 214. 6 September 1850

Die brittische Naturforscherversammlung.

Dr. Cullen las in der Section für Geologie und physische Geographie eine Abhandlung „über die Goldminen von Darien, die Auswanderung nach Neugranada und die Canalisation des Isthmus von Darien.“ Der Isthmus gehört zur Republik Neugranada, und sein wichtigster Theil, derjenige, welcher für Verbindungen zwischen dem atlantischen und stillen Meer am besten taugt, liegt zwischen dem Golf von Darien und dem Golf San Miguel. Zahlreiche Flüsse fallen in die Bay von Panama auf der einen und in das atlantische Meer auf der andern Seite, der Hauptfluß aber ist der 40 Meilen lange und in den Golf von San Miguel fallende Santa Maria, der weder durch Sandbänke, noch durch Barren gehemmt ist. Einige wenige Ranchos sind noch durch Spanier besetzt, die meisten alten Städte, Dörfer und Forts sind seit langer Zeit verlassen. Etwa acht (engl.) Meilen den Santa Maria oder Tuyra hinauf liegt das Dorf Chapigana mit einem Corregidor und etwa 100 Einwohnern, meistens Sambos und Negern; ein Schotte, Namens Hossach und ein Portugiese, Don Pepe, sind hier angesiedelt. Wenige Meilen oberhalb dieses Dorfes findet sich Gold in Menge, und etwa 30 Meilen oberhalb ist die Stadt Yavisa, die Hauptstadt des Districts und der Wohnsitz des Präfecten Don Antonio Baraya; die Bevölkerung beträgt kaum 100 S. und das große Fort ist in gutem Zustand, hat aber keine Besatzung. Die größten Schiffe können fast bis an den Chuquanaqua, einen Zweig des Tuyra, einige Meilen unterhalb Yavisa, bis wohin auch die Fluth sich erstreckt, hinauffahren. In diesem Land wurde unter den Spaniern stark und mit Erfolg nach Gold gegraben, die Engländer erschienen seit Francis Drake und Basil Ringrose (1680) bis herab auf Macgregor als Flibustier und als Colonisten. In den Archiven der Schatzkammer von Panama ist ein Bericht über frühere Minenarbeiten an der Mina Real, am Flusse Cana, einer Quelle des Tuyra, in dem Cerro del Espiritu Santo: der königliche Quinto, d. h. fünf Procent vom Ertrag dieser Mine machte eine Reihe von Jahren im Durchschnitt 3½ Mill. Piaster im Jahr aus, was den Ertrag auf 70 Mill. steigern würde; die Ausbeute geschah durch Neger, deren jedoch nie mehr als 3 bis 400 waren, welche das Gestein aushieben, dasselbe durch Ochsen in Mörsern zu Staub zerreiben ließen, und während des Zerreibens auswuschen. Die Minen wurden im J. 1685, obgleich eben damals in vollem Anbau, auf Befehl des Königs von Spanien gesperrt wegen der Einfälle der Flibustiers, und seitdem nicht wieder eröffnet; die benachbarten Berge, obwohl reich an Gold, wurden gar nie bearbeitet. Dr. Cullen fand den Boden an den Ufern der Gewässer sehr fruchtbar, sammelte selbst drei Pfund Gold an verschiedenen Stellen, und mehrere Stücke Quarz mit Goldadern. In Bezug auf den Ackerbau gewährt Darien die günstigsten Aussichten; sein fruchtbarer Boden und der rasche Wachsthum des sogenannten Pisang- (plantain) Zuckerrohrs, das in 9 Monaten zur Reife kommt, gibt ihm den Vorzug vor Demarara, und obwohl es zahlreiche Flüsse hat, ist es doch frei von Sümpfen und Ueberschwemmungen; das Holz ist so gut wie in Guiana, und Wild, Alligators und Tiger mit eingeschlossen, sehr reichlich. Die Regierung von Granada gewährt den Einwandern unter der Form von Arbeit, Anleihen und Landbewilligungen große Vortheile. Die durchschnittliche Fahrt nach Carthagena oder Santa Martha ist 30 Tage, und Auswanderer können für 6 Pfd. hingelang'n. Die zu colonisirenden Landstriche bestehen aus hohem Tafellande und etwa 9000 Fuß hohen Thälern mit einem gemäßigten Klima 50° bis 80° (F.) das Jahr hindurch. Auf den Tafelländern wächst Weizen, in den Thälern Kaffee, Baumwolle, Cacao, Zuckerrohr und andere tropische Gewächse. Der Ansiedler hat die Wahl des Klima's von der Fläche mit tropischer Vegetation bis zum ewigen Schnee. Die Bevölkerung besteht aus spanischen Creolen, und die Religion ist die katholische, aber es ist vollkommene Freiheit gewährt; die Regierungsform ist rein demokratisch. Von einem Berge am Flusse Lara, einem Zufluß des Savana, aus erblickt man das atlantische und stille Meer. Der Canal würde sich an der alten schottischen Niederlassung Neu-Edinburgh am Punto Escoces öffnen.

*

Der bekannte Statistiker Porter behandelte die Frage, „ob eine Tendenz vorhanden sey, das Capital in den Händen der bereits Reichen zu vermehren?“ Er ist, so schwach die Mittel sind, welche den Beweis liefern können, geneigt die Frage mit Nein zu beantworten, und führt als Stütze für diese Meinungen erstens das starke Wachsthum der Sparbanken an, die im J. 1846 für England, Schottland und Irland zusammengenommen 31¼ Mill. Pfd, betrugen; zweitens die Vertheilung der Renten der Nationalschuld, wo sich aus den Rechnungen der Bank ergibt, daß sich die Empfänger von Rentensummen unter 5 und unter 10 Pfd. zwischen den Jahren 1831 und 1848 bei jeder Zahlung vermehrten, während alle Empfänger höherer Summen — mit Ausnahme der höchsten, die über 2000 Pfd. bei jeder Zahlung erhielten und um 5 zunahmen — sich bedeutend an Zahl minderten, z. B. die welche zwischen 300 und 500 Pfd. erhielten, um 8 Proc., die, welche zwischen 500 und 1000 Pfd. erhielten, um 12½ Proc., die welche zwischen 1000 und 2000 Pfd. erhoben um 20 Proc.; drittens gibt die Einkommensteuer ein

ähnliches Resultat: die der Steuer unterworfene Summe betrug im J. 1812 [1] 21,247,621 Pfd., im J. 1848 56,990,224 Pfd., also eine Vermehrung von 37¾ Mill. Von dieser Vermehrung fallen auf die Einkommen zwischen 150 und 500 Pfd. nicht weniger als 13,724,949 Pfd., auf die Einkommen zwischen 500 und 1000 Pfd. nur etwas über 5 Mill., auf die zwischen 1000 und 2000 etwas über 4 Mill., auf die zwischen 2000 u. 5000 etwas über 4 Mill., und auf die über 5000 Pfd. 8.779,275 Pfd. Die geringern Vermögen zwischen 150 und 500 Pf. haben also allein mehr als ein Drittel der ganzen Vermehrung für sich genommen.

*

Es scheint, daß es in England, dem Lande praktischen Fortschritts, doch auch vorkommt, daß der Prophet in seinem Lande nichts gilt, oder daß wenigstens sehr ernste Hindernisse sich der Ausführung seiner Ansichten entgegenstellen. So ist es wenigstens mit dem Schiffbau, wie ihn Herr Scott Russell, dessen wir in frühern Jahren oft gedachten nach dem „Wellenprincip“ vorschlug. Eine Privatyacht Titania wurde darnach gebaut, und ist die rascheste Segelyacht ihrer Größe, aber die Regierung hat bisher nichts in der Sache gethan. Dagegen führt Hr. Russell das Beispiel eines Seearchitekten in Brasilien, Hrn. Butler Dodgson, an, der an den Eisenwerken und Schiffswerften von Parta de Aria angestellt ist, und für die brasilianische Regierung Schiffe und Dampfboote baut. Auch er hatte die gewöhnlichen Eifersüchteleien und Vorurtheile zu befahren, hat es aber durchgesetzt, und baut jetzt nach dem Wellenprincip große Dampfboote für die Regierung, welche vortreffliche Dienste leisten sollen.

*

In der vorjährigen Versammlung wurde eine Committee niedergesetzt, um Instrumente zur Messung der Wellen der Erdbeben zu untersuchen. Sie erstattete dießmal Bericht, hatte aber bis jetzt nur Einen Zweig mit Hülfe des neuen Seismometers untersucht, nämlich die Wirkung der Stöße, die durch Sandbetten, Erdschichten u. s. w. fortgepflanzt werden. Eine vollständige Mittheilung sollte erst statt finden, wenn die Committee auch die Fortpflanzung der Stöße durch Gestein untersucht habe; indeß sey sie bereits auf unerwartete und bedeutende Resultate gestoßen.

*

Dr. Martins, ein Franzose, berichtete „über die sechs Klimate in Frankreich.“ Er theilte nämlich ganz Frankreich in 6 klimatische Districte ab: 1) Nordosten oder Vogesen, 2) Nordwesten oder der sequanische District, 3) der westliche oder armoricanische, 4) der südwestliche oder girondische, 5) der südöstliche oder rhodanische und 6) der Mittelmeer- oder provençalische District. Er bemerkte, bisher hätte Frankreich kein ausschließlich der Meteorologie gewidmetes Journal gehabt, jetzt solle aber eines gegründet werden.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ritt ich durch den Brakfluß, um Mynheer Vocheter zu besuchen, und einige Pferde von ihm zu kaufen, er hatte aber keine zur Verfügung. Ich traf den alten Herren, wie er vom „Feldt“ zurückkam mit dem langen, einläufigen Gewehr und Feuerschloß, so wie dem gewöhnlichen Pulverhorn an der Seite. Er war mit seinen Hottentotten vor Tagesanbruch ausgegangen, und hatte in einem unebenen Theil der Gegend in einer kleinen Ecke, durch welche die Springböcke vor Sonnenaufgang zu kommen pflegten, Stellung genommen. An solchen Stellen bauen die Boeren kleine Wachtplätze aus flachen Steinen, von wo sie gewöhnlich jeden Morgen und Abend, aus einer Entfernung, wo sie nicht fehlen können, einiges Wild erlegen. Dießmal war indeß unser Freund unglücklich gewesen, obwohl ich den lauten Knall seines „Rohrs“ kurze Zeit zuvor gehört hatte. Der Knall der unmäßig großen Gewehre der Boeren, die mit einer großen Handvoll groben Pulvers geladen werden, ist in der ruhigen Atmosphäre dieser hohen Tafelländer auf eine bedeutende Strecke zu hören, und während meines Aufenthalts auf den Flächen um den Thebusberg verging Morgens, Mittags und Abends selten eine Stunde, wo nicht der ferne Schlag eines holländischen Gewehrs an mein Ohr tönte.

Mynheer Vocheter bat mich das Frühstück mit ihm einzunehmen, was ich that, und wobei Cobus als Dolmetscher diente, da mein Gastwirth nicht ein Wort englisch verstand und ich noch nicht Zeit gehabt hatte, das Holländische zu lernen, womit ich jedoch nicht lange darauf vollständig bekannt wurde. Nach dem Frühstück nahm ich Abschied, ließ meinen Wagen eine Richtung von dem geraden Weg nach Colesberg ab und quer durch das Land nach der Wohnung eines Boeren, Namens Hendrick Strydom nehmen, wo das Wild in Menge sich finden sollte; ich selbst ritt mit Cobus fort, um neuerdings Krieg gegen die Springböcke zu führen. Wir ritten in östlicher Richtung über die Ebene, und fanden, wie gestern, die Springböcke zu Tausenden, da und dort untermischt mit einer Heerde schwarzer Wildebeests. Da ich fand, daß ich durch das Jagen über die offene Ebene mich ihnen nicht auf 4 bis 500 Schritt nähern konnte, ließ ich meine Pferde und meinen Burschen zurück, und ging zu Fuß nach einer niedrigen Kette von Felsenbergen, wo ich einen Springbock und ein Wildebeest scharf anschoß, aber dennoch verlor. Ich litt sehr durch den Durst, die Sonne brannte gewaltig, und obwohl es am vorigen Abend stark geregnet, war doch kein Tropfen Wasser zu finden. Am Nachmittag kam ich an einen Sumpf, aber das wenige Wasser darin war fast kochend; dennoch war ich hoch erfreut darüber, und was war dieß gegen die Qualen des Durstes, die ich später erduldete!

Kurz darauf traf ich meinen Diener, der erstaunt über meine lange Abwesenheit mich mit den Pferden aufgesucht hatte. Ich war sehr froh ihn zu finden, schwang mich in den Sattel und ritt scharf über die Ebene hin, um meinen Wagen einzuholen. Auf meinem Weg dahin nahm ich meine Stellung hinter einer kleinen Hügelkette, und befahl Cobus eine Heerde Springböcke gegen mich herzutreiben, was er auch mit großem Erfolg that, und mir etwa ein hundert gerade vors Gesicht trieb. Dennoch war ich unglücklich, indem ich beide Läufe abfeuerte, anscheinend ohne etwas zu treffen. Als ich meinen Wagen erreicht hatte, den ich an der öden Wohnung Mynheer Hendrick Strydoms ausgespannt fand, nahm ich einen tüchtigen Schluck Branntwein und Wasser, und ging dann gefolgt von meinem Dolmetscher mit einer Flasche Genever und Gläsern nach der Thüre Strydoms, um mit ihm und seiner Frau Bekanntschaft zu machen. Ich trug schottische Kleidung, in der ich

---

[1] Mit Ausnahme derer unter 150 Pfd., welche durch die neue Einkommensteuer frei sind, und welche man also auch bei der Vergleichung mit der frühern Einkommensteuer wegließ.

Digitized by Google

während meiner ersten Expedition mich gewöhnlich zeigte, zum großen Erstaunen der naiven Boeren. Ich schüttelte Strydom herzlich die Hand, sagte ihm ich sey ein Bergschotte, und es sey Sitte in meinem Land, wenn Freunde sich begegnen, einander in einem Humpen Branntwein Bescheid zu thun; bei diesen Worten füllte ich ihm zugleich ein tüchtiges Glas. Dieß war stets mein Verfahren, wenn ich einen Boeren zum erstenmal traf, es war eine nie fehlende Methode, seine Geneigtheit zu gewinnen, und stets erwiederte er, die Schotten seyen die besten Leute von der Welt.

Es ist seltsam, daß die Boeren für Schotten eine ziemliche Vorliebe hegen, während sie den Anblick eines Engländers verabscheuen; sie haben einen Begriff davon, daß die Schotten, wie sie, eine von den Engländern besiegte Nation sind, und daß wir folglich in demselben Joche ziehen, wie sie; ferner sind viele ihrer Geistlichen Schotten. Hendrick Strydom war ein schlanker, sonnenverbrannter, wildaussehender Mann mit hellem röthlichem Haar und einem langen buschigen rothen Bart. Er war ein tüchtiger Jäger, und er selbst, so wie seine Haushaltung, lebte großentheils von dem Ertrag seines langen „Rohrs." Seine Frau war ein hübsches kleines Weibchen, mit frischer Farbe und schönen dunkeln Augen und Augenbrauen; sie zeigte sich mir bald sehr geneigt, woran vielleicht der Thee und Kaffee, die ich mit freigebiger Hand spendete, ihren Antheil haben mochten. Diese Boeren waren ziemlich arm und ihre Wohnung stand mit ihren Mitteln im Verhältniß: es war ein kleines Lehmhäuschen, dessen Dach schwachen Schutz gegen den schweren periodischen Regen gewährte. Das Feuer brannte auf dem Herd, und ein Loch im Dach diente als Fenster und Rauchfang. Die Dachbalken und die kahlen Lehmwände waren mit einer Menge Häuten wilder Thiere geziert, und mit endlosen Festons von Biltonge oder an der Sonne getrocknetem Wildpret behängt. Grüne Felder oder Gärten waren keine zu sehen, denn das Haus lag mitten in der wilden Karroo-Ebene, und während der Nacht weideten Springböcke und Wildebeests vor der Thüre. Die Diener bestanden in einem alten Buschmann und seiner Frau, und ihr ganzes weltliches Besitzthum belief sich auf einen alten Wagen, ein Gespann Ochsen, einige Milchkühe und eine kleine Heerde Ziegen und Schafe. Strydoms Einkommen bestand namentlich in der Bereitung von Asche, womit er seinen Wagen belud, und viele Tagereisen weit nach andern Gegenden zog, um sie an reichere Boeren zu verkaufen. Diese Asche ist allenthalben sehr begehrt, als ein unerläßliches Ingrediens zur Bereitung von Seife, die jeder Boer in Südafrika für sich selbst macht. Ein niedriger, saftiger, grüner Busch, aus dem die Asche gewonnen wird, findet sich nur in gewissen Districten, und auf diesen öden Ebenen sehr reichlich.

Strydom hatte Mitleid mit mir wegen meines fortwährenden schlechten Jagdglücks, und bemerkte, es sey dieß ein ganz gewöhnliches Ding, wenn man in der Art, wie ich es gethan, herumreite; auf diese Weise werde eine ungeheure Menge Munition meist nutzlos verschossen, und er als ein armer Mann erlaube sich selten die Jagd in dieser Weise zu treiben; wenn ich ihn aber die zwei noch übrigen Tagesstunden begleiten wolle, so werde er mir seine Art zeigen, und glaube, wir würden wahrscheinlich diesen Abend noch einen Bock bekommen. Nachdem wir den Kaffee getrunken, gingen wir fort durch die wilde öde Ebene, gefolgt von zwei Hottentotten, während große Heerden zierlicher Springböcke auf allen Seiten weideten. Er stellte mich hinter einen kleinen grünen etwa 18″ hohen Busch, mitten in einer weiten offenen Fläche, und hieß mich flach auf den Bauch niederlegen, er selbst ging einige hundert Schritte weiter, nahm eine ähnliche Stellung ein, und schickte die Hottentotten um eine Heerde Springböcke herum, mit dem Auftrage sie allgemach gegen uns zu treiben. Die Sache ging vortrefflich, die ganze Heerde kam langsam gegen die Stelle wo ich lag, bis auf etwa 120 Schritt, wo ich einen fetten Bock auswählte und ihn mit einer Kugel in der Schulter niederstreckte. Dieß war der erste schöne Schuß, den ich auf dieser Ebene nach einem Springbock [1] that. Da der Abend keine Aussicht mehr bot, und die Nacht eintrat, so kehrte ich mit Strydom sehr muntern Sinnes nach seiner Wohnung zurück.

(Schluß folgt.)

Der Krönungsstein der angelsächsischen Könige.

Die Krönung von mindestens sieben sächsischen Königen fand zu Kingston an der Themse statt. Der rohe Stein, auf dem der zu Krönende saß, stand bisher gegen das Stadthaus zu auf dem Marktplatze und wurde im J. 1837, als ein neues Stadthaus gebaut wurde, in den Hof des Gerichtsgebäudes gebracht, wo er bisher unbeachtet liegen blieb. In unserer monumentenwüthigen Zeit will man demselben nun auch eine Ehre anthun. Er soll auf einem siebeneckigen 6′ im Durchmesser haltenden und 25″ dicken Stein gestellt werden, der in der Mitte von sieben Steinpfeilern stehen soll, die durch ein eisernes Gitter eingeschlossen werden sollen. Der siebeneckige Stein und die sieben Säulen deuten natürlich auf die Heptarchie hin. (Athen. 31 August.)

Die Levantiner.

(Schluß.)

Während der Vertreibung der Hawalim waren die Türken und Araber wegen Mangel an Unterhaltung sehr in Verlegenheit; denn diese Hawalim sind die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen des Orients. Sie finden ihren Weg in jede Familie, und man bedient sich derselben um die jungen Damen des Harems mit den wollüstigen Tänzen und Darstellungen bekannt zu machen, auf welche die Orientalen so viel Werth setzen. Außer dem Tanze erzählen sie auch Geschichten und unterhalten noch auf manche andere Weise die Frauen der Großen, deren Absonderung von der Gesellschaft ohne sie höchst langweilig werden würde. Hr. Bayle St. Johns Bericht von diesen Tänzerinnen, die er verstohlen in der Zeit sah, wo ihr ganzer Stand dem Gebot der Verbannung unterlag, ist äußerst ungünstig. Dieß läßt sich jedoch aus einigen besondern Umständen erklären: fast alle berühmten Tänzerinnen waren verhaftet und nach Esneh geschickt worden, die übriggebliebenen fast ohne alles Talent oder Kunst suchten den Mangel beider durch grobe Unschicklichkeit zu ersetzen. Der Anblick solcher Darstellungen mochte also wohl einem Fremden Ekel einflößen, obwohl derselbe Reisende bei den Tänzen der Hawalim von Cairo zur Zeit, wo die Darstellungen erlaubt waren, und gewöhnlich von allen Ständen besucht wurden, möglicherweise ganz anderer Ansicht hätte seyn können. Einen ihrer berühmtesten Tänze, den

[1] Der Springbock heißt so bei den Colonisten wegen seiner eigenthümlichen Art außerordentliche, sehr hohe Sprünge zu machen, wenn er verfolgt wird. Am besten sieht man dieß, wenn sie von einem Hunde gejagt werden, die Heerde rennt fort unter seltsam senkrecht in die Höhe gehenden Sprüngen, erhebt sich mit gebogenen Lenden hoch in die Luft, und richtet zugleich die schneeweißen langen Haarbüschel an den Hüften und auf dem Rücken empor, was ihnen ein von allen andern Thieren verschiedenes feenartiges Ansehen gibt. Sie springen mit der Elasticität eines Kautschukballs zehn oder zwölf Fuß hoch, und legen mit jedem Sprung, anscheinend ohne die mindeste Anstrengung, 12 bis 15 Fuß zurück. Sie scheinen beim Sprung gleichsam einen Augenblick in der Luft zu schweben, kommen dann mit allen vier Füßen zugleich wieder auf den Boden, um aufs neue sich aufzuschwingen. So geht es einige hundert Schritte weit fort, worauf sie in einen leichten elastischen Trab fallen. Die Massen von Springböcken, die man bei ihren großen Wanderungen beisammen sieht, sind wahrhaft erstaunlich, und wer sie nach Wahrheit zu schildern sucht, setzt sich der Gefahr aus für einen Lügner erklärt zu werden.

Digitized by Google

europäische Damen von der strengsten Sittlichkeit und vom verfeinertsten Geschmack häufig besuchten, wollen wir hier beschreiben, damit der Leser ihn mit dem weit minder günstigen Urtheil Hrn. Bayle St. Johns vergleichen könne.

Wir gingen eines Morgens in ziemlich großer Gesellschaft aus, um den Tanz der Hawalim bei Tageslicht zu sehen. Als wir ankamen, waren ihrer wenigstens 40 versammelt, welche in einem großen Salon sangen oder Kaffee schlürften und je nach ihren Mitteln mehr oder minder elegant gekleidet waren. Die meisten hatten reiches, schwarzes, in Zöpfe geflochtenes und mit Goldmünzen besetztes Haar, und hie und da Schnüre kleiner Perlen durch die Locken gezogen. Wir wählten zwei der schönsten aus und luden sie ein zu tanzen. Hierauf brachten sie ihre Kleider in Ordnung, und machten alle nöthigen Vorbereitungen zur Pantomime, denn dieß war es in Wirklichkeit. Man sagte uns, wir möchten uns vorstellen, die Zeit sey Abend, und das zierlichste und schlankeste Mädchen sey eine Beduinentochter, die an der Thüre des Zeltes ihres Vaters sitze, und die Ankunft ihres Geliebten, des jugendlichen Häuptlings eines feindlichen Stammes, erwarte. Nachdem sie kurze Zeit in nachdenkender Stellung geruht, stand sie auf und begann durch eine Menge von Stellungen und Bewegungen ihre Besorgniß und Ungeduld auszudrücken. Dann warf sie ihren Blick gen Himmel, um aus dem Laufe der Sterne die Zeit zu erspähen. Sie horchte, sie warf forschende Blicke über die Wüste, und kehrte dann niedergeschlagen und getäuscht in ihrer Erwartung nach der Zeltthüre zurück, wo sie ihrem Gefühle durch ein Lied freien Lauf ließ. Worte und Melodie waren klagend und hübsch, und keineswegs leidenschaftlicher als ein sentimentales Liebeslied hier zu Lande. Auf dieß folgte eine andere Abtheilung des Zwischenspiels, bestehend in einem feurigen Tanze, den sie jedoch immer noch allein ausführte. Endlich hört man die Hufe des Rosses in der Ferne, die Tänzerin hält inne, läßt einige Ausdrücke der Freude fallen, und wie ihr Geliebter ihr nahe kommt, öffnet sie ihre Arme ihn zu empfangen. Das zweite Mädchen, das den Häuptling vorstellt, muß man sich denken, als steige sie vom Pferde, worauf sie in raschen Sprüngen der Geliebten sich nähert; dann wird der Tanz belebter, und eine nach der andern singt Liebes- und Freudenlieder. Mit Ausnahme einer einzigen Scene ist das Ganze, wie man mit Wahrheit sagen kann, mit poetischer Anmuth bekleidet. In dem fraglichen Theil ist die Leidenschaft etwas zu natürlich ausgedrückt, wird aber mitten unter rauschender Musik und Liedern, so wie unter einer Menge rascher Bewegungen und Stellungen ausgeführt, so daß sie oft vorübergeht ohne unangenehme Empfindungen oder Tadel zu erwecken.

Natürlich hängt aber in solchen Fällen sehr viel von dem persönlichen Charakter der Tänzerinnen ab, von denen einige plump, schwer, materiell, andere leicht und luftig, wie Sylphiden sind, und mehr Aufmerksamkeit durch das Spiel ihrer Gesichter und durch die sprechende Rede ihrer Augen erwecken, als durch die studirten Bewegungen der übrigen Theile des Körpers. Der auffallendste Tanz dieser Art, den wir je sahen, war in einem halb verlassenen Dorfe am obern Nil, bei Fackellicht mitten unter zerlumpten Arabern beider Geschlechter. Die Hawalim waren jung, höchst lebendig, und so gierig nach Beifall, daß sie keine Kunst und Anstrengung sparten ihn zu erwerben. Alles klatschte und munterte sie mit lauter Stimme auf, und der Enthusiasmus wurde endlich so groß, daß die Neger ihre Fackeln senkten, mit den Händen klatschten, und herumzuspringen begannen, als wären sie toll. Die Fackeln wurden indeß wieder aufgenommen und die Tänzer nach einem leichten Tadel wieder in ihr Amt eingewiesen. Die ganze Bevölkerung des Dorfes, Jung und Alt, schien anwesend, und als es vorüber war, und wir die Tänzerinnen belohnt hatten, ging jedermann zufrieden zu Bette.

Unter den von Hrn. St. John aufgeführten Erzählungen können wir die „Zelfa Relsa" nicht unerwähnt lassen, weil sie wirklich reizend ist und orientalische Sitten auf eine sehr anschauliche Weise erläutert, obwohl ein wandernder Deutscher darin auftritt. Eine zweite Geschichte „Mohammed der Unglückliche und Fatmeh die Glückliche", wird man gleichfalls mit ungemischtem Vergnügen lesen. Die Erzählung beginnt zu Fonah im Delta, einer von einer herrlichen Landschaft umgebenen Stadt, mit dem breiten Nilstrom auf der einen, und Seen, Buschwerk und Wäldern auf der andern Seite, dazwischen Minarets und Gräbern von Scheichs. Die Moral der Geschichte ist, daß ein übelgebautes Gesicht oft eine schöne Seele birgt, und daß die Eigenschaften des Verstandes und Herzens mehr als eine Entschädigung für den Mangel an Glücksgütern sind. Die Neuerung liegt in der Entwicklung; denn nachdem Mißgeschick das Haus, zu dem Fatmeh gehört, überwältigt hat, flüchtet Mohammed mit ihr, die noch ein volles Kind ist, über die ganze Ebene des Delta, an deren Ende sie ihm verloren geht; dann kommt die einsame Periode seines Lebens, die er unter der wogenden Menschenmenge in Cairo zubringt, und eine ganze Reihe kleiner Ereignisse, welche auf eine wirksame Weise mit einander verflochten sind, führt endlich zu der Wiederentdeckung Fatmehs und dem Schlusse des Stücks.

Im ganzen genommen ist St. John's Werk „ein zweijähriger Aufenthalt in einer levantinischen Familie" von mannichfachem Interesse, correct als eine Zeichnung der Sitten, und ausgezeichnet durch die Schreibart. Der Verfasser hat einen tiefen Anstrich von Poesie, und ist Herr der Sprache in einer Art, wie es bei Reisenden selten der Fall ist. Er ist augenscheinlich ein Gelehrter und ein Philosoph und schreibt zugleich mit einem politischen Zweck, obwohl er sorgfältig Speculationen vermeidet, wenn sie ihm nicht ganz ungezwungen an der Hand der Erzählung kommen. Ueber Mohammed Ali's Regierung hat er eine sehr ungünstige Ansicht: er war Zeuge zahlloser tyrannischer Handlungen in verschiedenen Theilen Unterägyptens, und wir können hinzusetzen, daß in Oberägypten die Sachen eher schlimmer als besser waren. Mit Einem Wort, Mohammed Ali war ein selbstsüchtiger Despot, der von der Begierde erfaßt worden war, den Proceß der Civilisation dramatisch durchzuführen; als Schauspieler reussirte er vortrefflich, da er viele Reisende, die voll seines Lobes und, wie man in einigen Fällen vielleicht nicht ohne Grund vermuthete, voll seines Goldes zurückkehrten, zu täuschen wußte. Das Experiment, so weit er selbst dabei betheiligt war, ist jetzt vorüber. Er erzeugte unsägliches Unheil, aber es wäre ungerecht nicht anzuerkennen, daß seine Herrschaft auch manches Gute hervorrief. Aber Aegypten wird nie einer wahren Wohlfahrt genießen, bis es eine Provinz des brittischen Reichs wird, wenn die Bauern, von dem Drucke befreit, ihre geistigen und physischen Thätigkeiten entfalten können. Hoffen wir, daß dieser Tag nicht mehr ferne ist:[1] die Politik des Orients wird mit jedem Tage verworrener, und wir möchten hinzufügen, die des Occidents ebenso, und der erste Kanonenschuß, der in Europa aus Feindseligkeit gegen England abgefeuert wird, führt zur Aufpflanzung unserer Fahne an den Ufern des Nils. Wir brauchen eine Straße nach Indien und müssen sie um jeden Preis offen erhalten. Aegypten bildet einen Theil dieser Straße, und wir könnten, ohne die Pflichten gegen uns selbst zu vergessen, nicht dulden, daß es in die Hände einer nicht befreundeten Macht fiele. Indeß nicht uns selbst würde der Hauptvortheil dieser Erwerbung zukommen, sondern den unglücklichen Eingebornen, welche das Gewicht des türkischen Despotismus und türkischer Unwissenheit seit langer Zeit zu Boden gedrückt hat. Bücher über Aegypten sind zahlreich, aber die meisten neuern haben eine grobe und bedauernswerthe Vorliebe für Mohammed Ali. Was wir jetzt brauchen, ist ein Fürsprecher für das Volk Aegyptens, das seit undenklicher Zeit das Opfer schlechter Regierung war. Hr. Bayle St. Johns Werk wird den Leser in den Stand setzen sich richtigere Begriffe von dem Lande zu machen.

Der Friedenscongreß zu Frankfurt wird, wie der vorjährige zu Paris, von den englischen Journalen ziemlich hart mitgenommen, und namentlich von den Times der Umstand herausgehoben, daß Hr. Hindley M. P. und Theilnehmer am Congreß, selbst erzählt, daß Lord Brougham die Congreßmitglieder die „größten Narren in der Welt" genannt habe.

[1] Das ist doch in der That sehr aufrichtig. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 215. 7 September 1850.

Schweden.

Es ist wohl an der Zeit auf dieß in unsern gegenwärtigen innern Nöthen fast vergessene Land einen Blick zu werfen, denn dasselbe wird in dem großen Drama, das sich mehr und mehr entspinnt, keine ganz unbedeutende Rolle spielen, und seine innern Verhältnisse stehen mit seinen äußern in einem so innigen und merkwürdigen Zusammenhang, daß man den Gang der einen ohne den der andern nicht wohl verstehen kann. Die Frage über die Veränderung der Verfassung und das Verhältniß zu Dänemark oder vielmehr zu Rußland stehen in einer unverkennbaren Wechselwirkung; hinsichtlich des letztern müssen wir bemerken, daß Karl XIV Johann in seinem Bestreben sich Rußland gefällig zu zeigen und dadurch den Bestand seiner Dynastie zu sichern, so weit gegangen war, daß wenn vor seinem Tode ein Krieg zwischen England und Rußland ausgebrochen wäre, Karl Johann hätte abtreten müssen, um Schweden die Freiheit des Entschlusses zu sichern; hinsichtlich der Verfassung war Karl Johann entschieden einer Aenderung entgegen, vielleicht aus sehr ehrenwerthen Gründen, indem er in seinen hohen Jahren jeder Veränderung und namentlich einer solchen, die ihn mit Rußland veruneinigen mußte, ausweichen wollte. Daraus ergibt sich schon, was man von seinem Sohn Oscar erwartete, und wenn dieser nicht gleich von vornherein durchgreifende Aenderungen machte, so entschuldigte dieß die öffentliche Meinung durch die billige Rücksicht auf seine Lage. Allein der Drang nach einer Veränderung der Verfassung, der sich schon auf dem Reichstag von 1840 so stark ausgesprochen, wurde immer stärker, und so sah sich der König endlich genöthigt, zwischen die kämpfenden Parteien zu treten und selbst einen Vorschlag machen zu lassen. Dieser hat zwei hervorstechende Punkte, der erste ist die Aufhebung der Repräsentation nach vier Ständen, die jeden Fortschritt und jede durchgreifende Reform unmöglich macht, der zweite ist eine allzu schroff verfolgte Vertheilung des Wahlrechts nach dem Vermögen, indem die ärmern zum Theil auf eine Sechszehntheilsstimme beschränkt sind. Die Reformfreunde waren dem Vorschlag nicht sonderlich zugethan, und organisirten seit drei Jahren im ganzen Lande Reformgesellschaften, die sich seit zwei Jahren durch Generalversammlungen, welche im Junius zu Oerebro stattfanden, unter einander verständigten. Auf der Versammlung des Jahres 1849 wurde beschlossen ein Gegenproject zu dem Vorschlag des Königs zu entwerfen, und namentlich auf Veränderung des Wahlgesetzes zu dringen.

Es hat sich jetzt hierüber unter den Reformfreunden eine Spaltung ergeben, indem sie zwar nicht im Zweck, doch in den Mitteln auseinandergehen. Die eine Partei verlangt die Verwerfung des königlichen Vorschlags, als dem natürlichen Recht und dem wahren Fortschritt entgegen, die andere will den königlichen Vorschlag annehmen, und führt dafür folgende Gründe an: dieser beseitige die Standeseintheilung, mit der nicht weiter zu kommen sey, und nach den angestellten Berechnungen sey alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Sache der Reform in einem neuen und nach dem königlichen Vorschlag gewählten Reichstag die entschiedene Mehrheit haben werde, wo es dann Zeit sey die Mängel der neuen Verfassung auszumerzen. Gestützt wird diese Ansicht auch für den, der mit diesen Berechnungen unbekannt ist, durch den Umstand, daß mindestens sechs Siebentel der Bevölkerung Schwedens dem Bauernstand angehören, und dieser im allgemeinen der Reform geneigt, zum Theil selbst zu sehr entschiedenen Schritten entschlossen ist. Ein zweiter Grund diese Bahn einzuhalten, liegt darin, daß wenn der königliche Vorschlag, der schon am vorigen Reichstag vorgelegt wurde, jetzt angenommen wird, die Veränderung der Verfassung sogleich vorgenommen werden kann, während ein ganz neuer Vorschlag erst am folgenden Reichstag zur definitiven Berathung und Schlußfassung gelangen kann.

Diese in den Reformjournalen sehr umständlich besprochenen Ansichten müssen die Gegner einer Reform in sehr große Verlegenheit setzen. Es hatte sich im Laufe der letzten Jahre aus Leuten, welche die Unhaltbarkeit des Alten wohl einsahen, aber mit der entschiedenen Reformpartei nicht gehen wollten, eine Mittelpartei gebildet, die man spöttisch, als aus schwarz und weiß gemischt, die „graue" genannt hat. Diese graue Partei, unter der sich sehr viele Anhänger der Regierung befinden, sieht sich nun auf einmal, was ihren Zweck, die Durchsetzung des vom König gemachten Reformvorschlags betrifft, auf eine sehr unerwartete Weise durch einen bedeutenden Theil der Reformpartei verstärkt, und will sie sich nicht geradezu selbst widersprechen, so muß sie mit diesem Theil der Reformpartei gehen, trotz der sichern Aussicht, daß eben diese Verbündeten nach erfochtenem Siege weiter gehen, als sie wünscht; darum scheint die graue Partei schon in einer gewissen Auflösung begriffen, was sich namentlich aus den bevorstehenden Wahlen der Universität Upsala zeigt, wo man im Widerspruch mit den bisherigen Wahlen entschiedene Gegner der Reform zu wählen sucht. Das Wahlgeschäft ist nämlich in vollem Gange, und bis in die Mitte dieses Monats werden wohl sämmtliche „Reichstagsmänner" gewählt seyn. Die Berufung des Reichstags erfolgte durch offenen Brief des Königs am 10 Julius d. J., und der Zeitpunkt des Zusammentritts ist der 15 November. Ein großer Theil der

Digitized by Google

Wahlen hat bereits stattgefunden, und der Ausfall, so weit er sich jetzt beurtheilen läßt, scheint die nachhaltige Wirkung der Reformgesellschaften zu zeigen.

Inzwischen ist durch den Verlauf der europäischen Ereignisse und namentlich durch die deutschdänischen Verhältnisse ein Umschwung in der öffentlichen Meinung erfolgt, der den innern Verfassungsstreit viel intensiver machen muß. Der Fortschritt der Reaction in Europa ist nicht ohne Einfluß auf die schwedische Regierung geblieben, und diese neigt sich mehr als je zu Rußland hin. Wenn im vorigen Jahre die schlau genährte skandinavische Stimmung so weit überwog, daß die, welche von Besorgniß vor russischen Uebergewicht geleitet waren, sehr zurückhaltend seyn mußten, so ist dieß jetzt ganz anders. Das entschiedene Bündniß Dänemarks mit Rußland hat den ehrlichen skandinavischen Schwärmern die Augen geöffnet, und der Skandinavismus, der um jeden Preis Dänemarks Ansprüche auf Kosten Deutschlands unterstützen wollte, ist sehr herabgestimmt, seit man zur Einsicht gelangt ist, daß man russischerseits nur den Zweck hatte, durch Schweden und Norwegen die Kastanien für Rußland aus dem Feuer holen zu lassen. Der Umstand, daß selbst Schweden ins schleswig-holsteinische Heer treten, zeigt deutlich, daß sie hier den Feind ihres Vaterlandes, Rußland, zu bekämpfen gesonnen sind. Die enge Verbindung, in welche die schwedische Regierung mit Rußland getreten ist, die bis ins Widerrechtliche gehende Begünstigung der Dänen [1], und die durch Regierungseinfluß beförderte Wahl von Reformgegnern zu Reichstagsmännern stellt die Nation in einer unerwartet schroffen Weise der Regierung gegenüber. Diese hat aber nun selbst den Vorschlag zu einer Verfassungsveränderung gemacht, und kann ihn offen nicht mehr zurücknehmen; dringt nun die Reformpartei auf dessen Annahme, so kommt die Regierung in keine geringe Verlegenheit, und will sie die Reform durch ihr Uebergewicht im Ritterhaus und im Priesterstand indirect hindern, so stößt sie hier auf den großen Mißstand, daß der Adel schon auf dem vorigen Reichstag selbst gegen die „Selfikrivenhet" d. h. das Selbstrepräsentationsrecht des Adels sich ausgesprochen hat.

Der Streit um die Reform nimmt nun mehr und mehr eine Richtung gegen die russische Politik der Regierung, welche mit einer veränderten Verfassung nicht mehr verträglich ist; ein Sieg der Reformpartei Schwedens ist eine gewaltige Niederlage Rußlands, und man sieht, wie der schleswig-holsteinische Kampf auch von schwedischer Seite mehr und mehr von dem Standpunkt einer antirussischen Politik aufgefaßt wird. Nicht bloß Deutschland, auch der skandinavische Norden ist bei dem Kampfe wesentlich betheiligt; daß Deutschland dort keine Eroberungen machen, daß es in Frieden und Freundschaft mit den Skandinaviern leben will, und mit ihnen gemeinsam gegen Rußland Front machen muß, das weiß man in Schweden sehr genau, und darum ist der Versuch, einen skandinavischen Enthusiasmus gegen Deutschland zu erzeugen, kläglich gescheitert.

Jagdzüge in Südafrika.

1. Vorbereitungen zum Auszug. — Abreise. — Grahamstown. — Jagdabenteuer. — Ankunft in Colesberg.

(Schluß.)

Am andern Morgen stand Hendrick vor Tagesanbruch an meinem Feuer und weckte meine trägen Hottentotten und ihren nicht minder faulen Herrn. Wir frühstückten, und gingen dann sogleich auf die Jagd, die aber nicht günstig ausfiel; desto besser gings uns am Abend, wo ich eine zierliche Greis, Hendrick zwei Böcke schoß, und ich außerdem Gelegenheit hatte, eine Trappe zu erlegen, die sonst nicht leicht zum Schuß zu bringen sind. Am andern Tage sah ich den ersten Flug Heuschrecken seit meiner Ankunft in der Colonie. Wir standen eben in einer endlos langen und etwa fünf Meilen breiten Ebene, als ich sie heranziehen sah, einem Schneesturm ähnlich, denn langsam und ruhig zogen sie heran etwa hundert Yards vom Boden: allmählich ward die Luft finster von ihren Massen, während die Ebene, auf der wir standen, dicht bedeckt war. So weit das Auge reichen konnte, gegen Osten, Westen, Norden und Süden, erstreckten sie sich in einer ununterbrochenen Wolke, und über eine Stunde verging, ehe die verheerenden Schaaren vorübergezogen waren.

Am Morgen des 9 Nov. brachen Strydom und ich auf, um eine Truppe Strauße aufzusuchen, die in den Ebenen ganz nahe am Thebusberg sich finden sollten. Dieser merkwürdige Berg, dessen ich als des charakteristischen Zugs der Ebenen, auf denen ich mein afrikanisches Jagdleben begann, stets gedenken werde, ist von besonderer Gestalt: er gleicht einem an der Spitze eingedrückten Kegel mit einem runden Thurm darüber; auch ist er weit höher als die benachbarten Berge, von denen die Ebenen eingesäumt und durchschnitten sind. Eine balsamische Frische durchdrang die Morgenluft. Strydom schoß einen Bock, den wir in einer Grube verbargen, und mit Buschwerk bedeckten. Unsere Hottentotten warteten unserer an einer kleinen Quelle in einem Paß, der durch eine breite Lücke in einer niedrigen Kette, die zwei weite dicht mit Wild bedeckte Ebenen schied, gebildet war. Ich nahm meine Stellung in einem Binsengebüsch mitten in dem Passe, und blieb hier über acht Stunden; ehe wir aber eine Stunde daselbst gestanden waren, trieben die Bursche vier schöne Strauße vorbei, nur 50 Yards von Strydom, der aber unglücklicher Weise — eingeschlafen war. Geraume Zeit später sah ich auf einmal in der Entfernung von 100 Schritten ein Dutzend schöne Springböcke, schoß und zerschmetterte einem die Schulter, so daß er nur noch eine kleine Strecke fortrannte, und dann todt niederstürzte. Unglücklicher Weise ließ ich ihn im Passe liegen, weßwegen drei andere Rudel Springböcke beim Anblick der Leiche rechtsum machten. Interessant war es, die Vögel und Raubthiere sich versammeln und um das gefallene Wild streiten zu sehen. Zuerst kam die gewöhnliche schwarz und weiße Aaskrähe, dann die Geyer; die Schakale kannten den Ruf der Geyer und schlichen nun gleichfalls aus ihren Verstecken in den Felsen und aus den Löchern des Ameisenbärs in den Ebenen heraus, um an dem Feste Theil zu nehmen, während ich ruhig zuschauen mußte und mich nicht rühren durfte, indem das Wild auf allen Seiten in Heerden mich umgab, und ich jeden Augenblick gewärtig seyn mußte Strauße zu sehen. Nachmittags wechselten wir unsere Stellungen und schickten die Hottentotten nach der Ebene, neben der wir den ganzen Tag gesessen waren: die Zahl der Springböcke, die wir hier vor uns sahen, übersteigt alle Berechnung; die Ebenen dehnten sich unabsehbar vor uns aus und Heerden von Tausenden und Zehntausenden von Springböcken, untermischt mit einzelnen Rudeln von Wildebeest tummelten sich auf derselben.

Es war nun spät am Tage, somit brachen wir nach Hause auf, und nahmen den Bock mit, welchen Strydom am Morgen geschossen hatte. Auf dem Wege fanden wir noch ein schönes altes Weibchen todt, das einen Schuß durch den Rücken hatte,

[1] Nur der ungerechtfertigterweise verlängerte Aufenthalt der Schweden in Flensburg machte es den Dänen möglich, sich dieser Stadt vor der Ankunft der Schleswig-Holsteiner zu bemächtigen.

Digitized by Google

und wohl die Nacht eine Beute der Raubthiere wurde. An diesen, wie an den folgenden Tagen, konnte ich nicht genug erstaunen über die Unzahl von Skeletten und Schädeln, die auf den Ebenen bleichten; wo man seine Augen hinwandte, konnte man sie zu Tausenden sehen. Erst gegen Morgen kamen wir nach Hause, und fanden eine große Anzahl Eingeborner, die zum Stamme des Häuptlings Moses gehörten. Diese armen Leute wanderten umher, um Beschäftigung zu suchen, wie denn überhaupt eine Menge Eingeborner jährlich nach der Colonie kommen um für die Boeren zu arbeiten, indem sie Steineinfriedungen für das Vieh oder Dämme zum Aufsammeln des Wassers in den Thälern machen; die Boeren bezahlen sie in jungen Kühen oder in Ziegen. Die neulichen Regen hatten einen Damm zerrissen in einer fernen Hügelkette, die zu Strydoms Besitzthum gehörte, und dieser miethete deßhalb die Leute, um den Damm wieder herzustellen. Da in der Nähe des Dammes sich häufig Quaggas zeigten, und Strydom ohnehin nach dieser Gegend sich begeben mußte, so beschlossen wir dort zu jagen. Wir stießen auch Nachmittags auf drei Quaggas und einiges andere Wild. Aber die Nacht brach herein, und so zogen wir dem Hause Strydoms zu, stießen aber wiederum auf einige Thiere, die wir für Quaggas hielten, und da sie mehrmals zum Stehen kamen, schossen wir auf sie, bis endlich eines der Thiere nach dem andern fiel. Ich eilte darauf zu, äußerst begierig zum erstenmal eines dieser Thiere in der Nähe zu sehen, wie groß war aber mein Erstaunen und mein Aerger, als ich ein hübsches braunes Pferd erschossen fand; Strydom und ich hatten beide das Gespann eines benachbarten Holländers für Quaggas gehalten und sie gejagt. Mein Hengst, der mir als ich abgestiegen, davongerannt war, hatte sich zu ihnen gesellt, und war bald mit ihnen hrrumgelaufen, bald hatte er sich auch mit ihnen in einen Kampf eingelassen. Ich fing meinen Hengst wieder ein und ritt heim, fest entschlossen die getödteten und verwundeten Pferde zu bezahlen. Strydom, der bei der Entdeckung nicht anwesend gewesen war, lachte laut auf, als ich ihm die Sache erzählte, rieth mir aber kein Wort davon zu sagen, indem die Eigenthümer sehr habsüchtige Leute seyen, und mir den dreifachen Werth abfordern würden; wenn ich still bliebe, würde man annehmen die Pferde seyen von Löwen oder wilden Buschmännern getödtet worden. Strydom und ich setzten unsere Jagd noch mehrere Tagelang fort, und diese hatte etwas so zauberhaftes für mich, daß ich sie gar nicht satt bekommen konnte. Jeden Morgen, wenn ich die Augen öffnete, sah ich, ohne nur den Kopf vom Kissen aufzuheben, Hunderte von Springböcken vor mir auf der Ebene grasen.

Am 17 hielt ein alter Freund Strydoms, ein Boer aus Magaliesberg, an dem Gehöfte an. Er war mit einer Ladung Elfenbein in Grahamstown gewesen, und hatte dagegen Thee, Kaffee, Kleider u. s. w. für zwei Jahre mit sich zurück genommen. Dieser Boer erzählte mir, daß ich alle die seltenen Thiere, die ich zu jagen wünsche, in seiner Nähe finden könne, nämlich schwarze und rothe Antilopen, Elennthiere, Wasserböcke, Kudus, Pallahs, Elephanten, schwarze und weiße Rhinocerosse, Nilpferde, Giraffen, Büffel, Löwen u. s. w. Er sagte mir, er habe Elephanten geschossen mit Stoßzähnen von 100 Pf. an Gewicht und 7 Fuß lang; doch rieth er mir das Land nicht vor Ende Aprils zu besuchen, da meine Pferde sicher an einer unfehlbaren Krankheit sterben würden, die in einer gewissen Breite während der Sommermonate im Innern herrsche.

Da ich meine Aufmerksamkeit auf schwarze Wildebeests zu richten wünschte, von denen ich mir immer noch kein Stück verschafft hatte, so beschloß ich meinen Freund Hendrick Strydom zu verlassen, und nach den Ebenen jenseits des Thebusberges zu gehen, wo sie in Menge vorhanden seyn sollten. Um 9 Uhr Abends bei Mondlicht ließ ich einspannen, schenkte ihm eine Kaffeemühle und etwas Töpfergeschirr, an dem seine Frau Gefallen gefunden hatte, so wie etwas grobes Pulver, was für einen Boer immer eine angenehme Gabe ist. Wir nahmen ohne eine bestimmte Spur einzuhalten, unsere Richtung quer durch die Ebene nach dem Thebusberg, wobei Springböcke und Wildebeests um uns her pfiffen und lärmten. Um Mitternacht hielt ich vor einer Quelle, nahe an dem Passe wo ich vor einigen Tagen 8 Stunden im Hinterhalt gelegen, und ließ die Ochsen in dem Joche, da sie sonst zuverlässig sich in der Nacht verlaufen hätten. Ohnehin fehlten mir bei der Abfahrt von Strydoms Gehöfte zwei meiner Ochsen und meine beiden Pferde, zu deren Aufsuchung ich Cobus ausgeschickt hatte. Am Abend des nächsten Tages kamen die erstern, doch erst am dritten Tag die letztern.

In der Nacht nahm ich Stellung in einem alten Schießloche an dem Weg, um auf Wildebeests zu lauern. Mehrere Schakals, Wildebeests, Quaggas und Hyänen kamen in der Nacht um zu trinken, da ich aber das Korn meines Gewehrs nicht sehen konnte, so schoß ich nicht. Ich blieb hier, bis der Morgenstern gehörig aufgegangen war und der Tag graute, als auf einmal vier Wildebeests langsam und vorsichtig sich dem Wasser näherten: erst als sie sorgfältig sich umgeschaut, ob alles richtig sey, trabten sie keck heran und begannen zu trinken. Ich wählte das schönste Männchen aus, schickte ihm eine Kugel durch die Schulter, worauf es wie toll vorwärts rannte und etwa 100 Schritte entfernt ins thauige Gras niederstürzte. Anderes Wild war noch im Gesicht und ich blieb deßhalb ruhig in meinem Loche liegen; nach einer Stunde schoß ich noch einen Springbock, und ging dann nach meinem Wagen, von wo ich meine Leute ausschickte, um das Wildpret zu holen und namentlich den Kopf des Wildebeests wohl zu behüten, da ich ihn einsalzen wollte um ihn aufzubewahren.

Während ich am folgenden Morgen frühstückte, kam ein Herr auf mich zugeritten, der sich als einen Officier des 91sten Regiments auswies, von dem damals eine Abtheilung zu Colesberg lag. Er hieß Patterson, und war derselbe, für den ich von Grahamstown eine Büchse mitgenommen, da er ein gewaltiger Jäger war. Er nahm auch mit einem ächten Jägerappetit an meinem Frühstück Theil, und wir ritten sodann hinaus auf die Jagd, zugleich in der Absicht das Wildebeest zu suchen, das ich in der Nacht angeschossen hatte; bald fanden wir es, und schon standen 30 große Geyer darauf, die das Thier bald aufgezehrt hätten. Patterson verließ mich, um nach Colesberg zurückzugehen, und nahm mir das Versprechen ab, binnen drei Tagen ihn zu Colesberg aufzusuchen. Ich brachte die Zwischenzeit mit der Jagd zu, die ich widerwillig aufgab, um nach Colesberg zu ziehen, das ich am 27. erreichte. Dieß Dorf hat den Namen von einem weithin sichtbaren hohen Tafelberg in der Nähe, der seinerseits den Namen von einem frühern Gouverneur der Colonie erhielt. Das Dorf liegt in einer beschränkten, auf allen Seiten von niedern Felsenketten umgebenen Senkung. Die Formation dieser Felsen ist vulcanisch, und die Art, wie sie vertheilt sind, sehr merkwürdig: große gestaltlose Massen sind, wie von der Hand eines mächtigen Riesen der Vorzeit, über einander gehäuft. Der Ort ist wohl mit Wasser versehen aus einer starken Quelle, welche am Fuße eines dieser Felsenhügel über der Stadt hervorbricht, und vermittelst deren die kleinen Gärten an

Digitized by Google

den Häusern bewässert werden. Reichthum an Wasser ist der einzige Vortheil, den die Lage bietet. Es finden sich hier große Waarenmagazine, aus denen die Boeren der Umgegend sich mit allen für ihre Haushaltung nöthigen Dingen versehen können. Viele beziehen den Markt wöchentlich, und 4mal im Jahre, zur Zeit, wo das Nachtmahl eingenommen wird, ist der Ort mit Boeren, die mit ihren Familien herbeikommen, überschwemmt. Wegen der im Lande herrschenden Unruhen waren hier Truppen stationirt, etwa 200 Mann vom 91sten Regiment, unter Befehl meines Vetters Oberst Campbell, und eine Compagnie berittener Capjäger. Colesberg war damals ein ganz angenehmes Quartier, da man keinen Gamaschendienst und sehr gute Jagdgelegenheit in geringer Entfernung hatte.

Nachdem ich einige Tage äußerst angenehm mit der Garnison verlebt hatte, beschloß ich bis zum Ende März wo die Pferdekrankheit abzunehmen beginnt, an den Gränzen umher zu jagen, dann aber zur Elephantenjagd nach den entlegenern Gegenden des Innern aufzubrechen. In Colesberg kaufte ich einen zweiten Wagen von der Art der mit Capzelten versehenen, so wie ein vortreffliches Gespann schwarzer und weißer Ochsen; ferner ein dunkelbraunes Pferd, das ich Colesberg nannte, um 300 Dollars, obwohl es wohl das Doppelte werth war, denn ein besseres Pferd habe ich nie geritten. Ein zweites Pferd war in der ganzen Garnison unter dem Namen des „ungeheuren Viehs" bekannt, weil es einmal in einem der Gränzblätter bezeichnet worden war, man habe ein „ungeheures Vieh" in Gestalt eines schlanken hellbraunen Pferdes gesehen; seit dieser Zeit war ihm der artige Name geblieben. Ich belud meinen neuen Wagen mit Gerste, Hafer und sonstigem Futter für meine Pferde, denn diese hatten harte Arbeit vor sich, die Oryx-Jagd, auf die ich hauptsächlich erpicht war, und welche für Pferde anstrengender ist als irgend eine andere Jagd in Südafrika.

Meine Absicht war Colesberg in 4 bis 5 Monaten wieder zu besuchen, und mich vor meiner Abreise ins Innere neu auszurüsten. Ich ließ die Schädel und andere naturhistorische Gegenstände, die ich bereits gesammelt, bei einem Kaufmann in Colesberg, Namens Dickson, stehen. Während meines Aufenthalts waren meine Leute fortwährend in einem Zustand viehischer Besoffenheit, was mir viel Verdruß machte. Ich miethete einen weitern Hottentotten, Namens John Stofolus, als Fuhrmann für meinen neuen Wagen. Es war ein kräftiger gewandter kleiner Mensch, der auch beim Ausstopfen der Thierköpfe mir gut an die Hand geben konnte, dagegen war er ziemlich streitsüchtig mit seinen Cameraden, und rühmte fortwährend seinen Muth, an dem es ihm aber kläglich gebrach, als er mir bei der Jagd mit gefährlichen Thieren beistehen sollte.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Professor Phillypps las einen „Bericht einer Committee, welche die Wirkungen des Blitzes an einem Baum in der Nähe von Edinburgh untersuchen sollte." Der fragliche Baum steht auf dem Boden eines Hrn. Wauchope zu Edmonstone, etwa 4 Meilen von Edinburg. Der Abhang geht sanft gegen Norden. Die Bodenschichten gehören zur Kohlenformation, enthalten in geringer Tiefe eine Menge gestreiften Magneteisensteins und die Localität scheint auf eine merkwürdige Weise dem Blitze ausgesetzt, denn mehrere Bäume daselbst wurden seit 1834 durch Blitz zerstört. Der von der Committee untersuchte Baum wurde am 11 Junius 1849 an einem stillen, schwülen Tage getroffen. Es ist ein Eichbaum, welcher auf einem ziemlich freien Platze steht; die benachbarten Bäume sind Kastanien, Ulmen u. s. w. Es war ein großer Baum, der 14 Fuß im Umkreis hatte. Der Hauptstamm, der erst 12 Fuß über dem Boden Zweige aussandte, war vom Gipfel bis auf den Grund zerrissen; einige Zweige waren abgebrochen, alle waren heruntergeworfen, in einander verwickelt, und eine Strecke aufwärts gespalten und verdreht; einige Wurzeln einen Yard weit und drüber vom Stamm gespalten. Eine große $2\frac{1}{2}$ Ctr. wiegende Masse von der Nordseite des Baums ward losgerissen und 127 Fuß weit durch die Luft fortgeschleudert in der Richtung des magnetischen Meridians gegen NNW. Der Hauptstamm war ganz der Rinde entkleidet, die weit umher zerstreut lag, am meisten aber in einer dem fortgerissenen Block entgegengesetzten Richtung. Holzsplitter waren gegen NW geführt und hingen in den Bäumen. Was vom Stamm stehen geblieben war, so wie die losgerissenen Theile waren keilförmig gespalten durch strahlenförmig vertikale, den Platten der Markfortsätze parallellaufende Risse, und diese Keile waren wieder gespalten durch andere vertikale der Axe des Baumes concentrisch und mit den Jahresringen zusammenfallende Risse. Wo diese Spaltungen die vollste Wirkung hatten, war das Holz in lange schmächtige prismatische Fetzen wie Zündhölzchen zerrissen. Die kleinern gespaltenen Massen waren sehr verdreht. Alle diese Erscheinungen lassen sich wohl durch eine einfache mechanische Ursache erklären, nämlich durch eine innere Ausdehnung und Zerbersten des Hauptstammes nach den Flächen, welche durch den Bau des Baumes die leichteste Trennung zuließen, und zugleich eine hinreichende Menge Saft enthielten, der die Form und die Kraft elastischen Dampfes annehmen konnte. Daher die Zerstörung des Hauptstammes durch Zerbersten, das Fortschleudern der Rinde und Holzstücke und die regelmäßige, bis ins Kleine gehende Spaltung der Fasern. Da der Stamm als Stütze verloren war, fielen die Zweige in wilder Anhäufung rund umher. Die genauen Punkte, wo der Blitz ein- und ausfuhr, lassen sich nicht angeben. Eine geringe Menge schwarzes Pulver fand man in den gespaltenen Theilen des Holzes, an der Grundfläche der verdrehten Zweige, aber nichts ward bemerkt, was den Lauf oder die chemischen Wirkungen des elektrischen Agens bestimmen konnte.[1]

Ledru's Autorenruhm scheint ebenso sehr in Abnahme als seine politische Bedeutung, wenn er überhaupt je einen Autorenruhm hatte. Sein Werk „über den Verfall Englands," das eine Compilation aus einem im Jahr 1841 oder 1842 erschienenen französischen Werke ist, scheint sich gar nicht verkauft, und somit die Kritiker, welche sich damit befaßten, ganz umsonst sich bemüht zu haben. (Bekanntlich das Journal des Debats, aber auch das englische Athenäum gaben sich Mühe das Werk in seiner Aermlichkeit zu schildern). Die Liter. Gaz. vom 31 August berichtet, daß aus einer Proceßverhandlung in Paris hervorgeht, daß Hr. Ledru Rollin seinen Verleger wegen Bezahlung verklagen mußte; derselbe hatte die Wechsel, die er dafür ausgestellt, nicht honorirt. Zu seiner Vertheidigung führte er an, daß das Werk sich gar nicht verkauft, und daß er ganze Zimmer voll „Nachtigallen" habe, ein technischer Ausdruck für unverkäufliche Werke.

[1] Seit dieser Bericht vorgelegt worden, hat Hr. Wauchope einen größern Theil der Wurzeln wegschaffen lassen, und fand sie gespalten und bedeutend geschwärzt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 216. 9 September 1850.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

Der Commandirende (Natschalnik), an den ich von seinem Collegen in Schuscha empfohlen war, befand sich abwesend — und war, wie man mir sagte, wegen der Traurigkeit und Ungesundheit des Aufenthalts, im Sommer nur selten zugegen. Sein Stellvertreter (Pomoschnik), also der factische Gouverneur von Nachtschiwan, saß bei meiner Ankunft, die eine Stunde vor Sonnenuntergang erfolgte, noch im Rathe, und die Sitzung sollte bis spät Abend dauern. Ich war nun — in einer Stadt, wo sich seit dem Uebergang von der persischen auf die russische Herrschaft nichts geändert hatte als eben die Herrschaft und Verwaltung, wo es also weder Gast- noch Einkehrhäuser gab — ich war nun, sage ich, hinsichtlich meiner Unterkunft so ziemlich auf mich selbst angewiesen, denn der Jessaul gehörte nicht zu diesem Bezirke und wußte sonst nicht Bescheid, und der Polizeicommissär (Quartalnik), den ich zufällig im Basar traf, ertheilte zwar einige Befehle, aber ohne sich um den Vollzug derselben sonderlich zu bekümmern. Endlich konnte mein Gepäck in dem Hofe eines Armeniers abgeladen und somit wenigstens die Pferde sammt ihren Begleitern entlassen werden. Was aber die Unterbringung meiner Person betraf, wurde hier meine Geduld auf eine harte Probe gestellt, und es dauerte einige Stunden, bis ich halb durch Drohung, halb durch gute Worte von dem Hausherrn — der immer log und wieder log „ich habe es nicht, es ist nicht vorhanden" — Stück für Stück die nothdürftigste Einrichtung bekommen konnte. Das ungefällige, ich möchte fast sagen feindselige Benehmen dieses Armeniers wich nur allmählich, hatte sich jedoch folgenden Tages schon so weit gebessert, daß er ganz vertraulich geworden und mir mit vieler Dienstfertigkeit begegnete.

Das sind die ersten Erlebnisse, die jedem europäischen Reisenden in einer großen Stadt bevorstehen, die seit einem Vierteljahrhundert einem europäischen Staate einverleibt worden, und es ist dieß ein neuer Beleg für das Bestreben Rußlands, die Civilisation in ihren transkaukasischen Provinzen einheimisch zu machen!

Mein erster Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft zu Nachtschiwan galt einem Besuche bei dem Pomoschnik, in dessen Person die oberste Civil- und Militärgewalt ruhte. Dieser Oberofficier, zwar ein Stockrusse der keine andere Sprache redete als die seinige, hatte sehr gute Manieren und ich wurde mit vieler Artigkeit von ihm empfangen. Mir war vor allem daran gelegen, wo möglich noch am selben Tage diese Stadt und ihre Stickluft, die zur Sommerszeit selbst nach Sonnenuntergang keine Kühle zuläßt, und wo ich im Hause des Armeniers bereits eine gleichsam athemlose Nacht zugebracht hatte, zu verlassen, und ich muß hier dem Herrn Vice-Gouverneur nachrühmen, daß er persönlich bemüht gewesen und den mächtigen Einfluß eines russischen Befehlshabers auf seine Untergeordneten nicht sparte, um der Erfüllung meines Wunsches jeden Vorschub zu leisten. Es ist allerdings möglich, daß seine Bereitwilligkeit hierin nicht allein der Förderung meiner Absichten galt, und daß meine Sehnsucht baldigst fortzukommen, mit seinen eigenen Gesinnungen in diesem Betreff übereinstimmten, nicht etwa aus Mangel an gastfreundlichem Gefühl — dessen ich einen Russen nie anklagen werde, und auch bei keinem Russen, weder in Rußland noch in Cis- oder Transkaukasien je zu rügen Anlaß hatte — sondern ganz einfach, weil ich mich berechtigt und gerechtfertigt glaube zu vermuthen, daß bei einem Regierungssystem wo Argwohn und Angeberei eine so wichtige Rolle spielen, die Anwesenheit eines Fremden im Bereiche seiner Gerichtsbarkeit für jeden hohen Beamten unter dem Range des Generalstatthalters, besonders in diesem Lande, eine eventuelle Verantwortlichkeit nach sich zieht, die ihm einige schlaflose Stunden verursachen kann. Ich mochte mir jedoch darüber denken was ich wollte, meine Dankbarkeit bei dem vorliegenden Anlaß blieb um so ungeschmälerter, als ich gewiß, ohne das Zuthun des in Rede stehenden Befehlshabers, schwerlich im Verlauf eines Vormittags fix und fertig expedirt worden wäre, was ich schon aus dem Umstand herleiten konnte, daß, obwohl der Cyclus von Förmlichkeiten, den ich hier bei sieben verschiedenen Behörden zu durchlaufen hatte, durch die eifrige Verwendung jenes hohen Beamten, ohne den geringsten Aufenthalt vor sich ging, dennoch die materielle Zeit zu diesen Verrichtungen und meinen Laufereien von einem Amte zum andern volle vier Stunden in Anspruch nahm!

Wenn seit dem Eintritt der russischen Herrschaft in diesen Ländern irgendwie der Fortschritt sich dort kundgegeben, so ist es gewiß vor allem in der Vervielfältigung des bureaukratischen Wesens, die wahrhaftig alle Begriffe von Zweckdienlichkeit übersteigt und sich nicht anders erklären läßt, als dadurch daß jede neu eingeführte bureaukratische Form consequenterweise immer wieder die Einführung einer andern bedingt, und daß es so fortgeht bis zur Complication und Verwirrung.

Man begreift daß ich bei den obwaltenden Umständen wenig Neigung fühlte, mit der Gewissenhaftigkeit eines Touristen etwaigen Alterthümern oder sonstigen Merkwürdigkeiten nachzujagen in einer offenen, großen Stadt, die in ihrem Umfange eben so

Digitized by Google

viele leere Räume als Ruinen enthält und wodurch also das Herumwandeln in der Sonnengluth noch unerquicklicher gemacht wird. Ich fand übrigens meine Neugierde dazu um so weniger angeregt, als ich früher und zwar auf der Reise von Grusien nach Persien schon einmal diese Stadt besucht hatte.

Schon zu Chardins Zeit scheint Nachtschiwan im Verfall gewesen zu seyn, es heißt jedoch, daß sie gerade damals anfing wieder emporzublühen. Nach demselben fleißigen und gründlichen Reisenden — oder vielmehr nach einem von demselben angeführten, zu Etschmiadsin aufbewahrt seyn sollenden Manuscript — ist diese Stadt das alte Ardaschad, oder das Artaxat der Griechen. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts von Sultan Murad IV verheert, ward sie später abwechselnd durch Russen und Perser in ihren Kriegen schwer heimgesucht, und in neuerer Zeit hat ein schreckliches Erdbeben sie vollends zu Grunde gerichtet. Von den Ruinen zweier Prachtmoscheen, deren Kuppeln und colossale Säulen sich in bedeutender Entfernung zeigen, soll die eine das Grabmahl des Wessirs Usun-Hassan bezeichnen.

Nachtschiwan liegt unter dem 39° N. B., und trotz dieser bedeutenden Entfernung vom Aequator ist die Sonnenhitze, wie schon angedeutet, hier fast unerträglich, abgesehen von dem mörderischen Klima, wodurch fast immer die Hälfte der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung auf dem Siechbette liegt. Die Armenier haben dieser Stadt ein hohes Alterthum angewiesen, denn sie behaupten, es sey die erste Stadt, welche Noah nach der Sündfluth erbaut habe. Die Perser glauben hingegen, die erste nach dieser Weltbegebenheit erbaute Stadt sey Balch, die zweite Herat, die dritte Maragha und Nachtschiwan sey erst die vierte gewesen. Die Armenier sind ferner der Ueberzeugung, es sey hier das Grab jenes Patriarchen enthalten, und sie sagen, man habe noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine Viertelstunde von der Stadt einen alten Thurm gesehen, welcher über der Grabstätte stand. Der Basar ist erbärmlich, Handel und Verkehr sind auf Null herabgesunken, und überhaupt ist das Ganze nur noch ein Haufe Ruinen. Der Koscha-Tschai, den ich bis zur Mündung des Thales verfolgt hatte, vereinigt sich in der Ebene mit einem andern von Norden kommenden Gebirgsstrom, und bespült Nachtschiwan, um sich bald in den Araxes zu ergießen, welchen Fluß man von der Anhöhe, auf und an welcher diese Stadt liegt, in geringer Entfernung sieht.

Von Nachtschiwan nach Eriwan und wahrscheinlich auf der ganzen Hauptstraße nach Tiflis besteht vollständige russische Posteinrichtung, und es wird unveränderlich hier gefahren, entweder im eigenen Wagen, oder (was jedenfalls rathsamer ist, und diese Bemerkung findet selbst auf das Reisen im Innern Rußlands ihre Anwendung) Pereckladnoi, das heißt in den vierräderigen Powosken der Post, die mit drei Pferden in einem Gliede bespannt und so wie diese auf jeder Station gewechselt werden; das heißt dann eine Troika, welche Benennung also die Bespannung, während erstere, Pereckladnoi, die Beförderungsweise bezeichnet. Die Postpferde fand ich sehr gut, rasch und muthig, augenscheinlich gut genährt und verhältnißmäßig wenig angestrengt, was in der Regel zum Lobe der russischen Posten, sowohl der reitenden als der fahrenden, überall in Cis- und Transkaukasien gesagt werden muß.

Die Strecke von Nachtschiwan nach Eriwan ist also fahrbar und wird mit der Post ausschließlich befahren. Das ist aber auch alles, und ich will mithin dadurch keineswegs sagen, daß es eine gute Straße ist, denn mit Ausnahme der Anlegung von sehr unvollkommenen kleinen Brücken, die mit Mörtel und Meißel niemals in Berührung gekommen, ist dieselbe so ziemlich, wie die liebe Natur sie geschaffen, geblieben, und ich habe überhaupt nirgends wahrgenommen, daß seit der Besitznahme die russischen Behörden um die Herstellung dieser Verbindungsmittel besonders besorgt gewesen. Zwischen Kewrasch und Nuratschin zum Beispiel hatte ich zu Wagen über nicht weniger als sechs Arme des Arpa-Tschai zu setzen [1], was selbst bei niedrigem Wasserstand, wie ich ihn vorgefunden, ein beschwerliches und mißliches Fahren ist. Unmittelbar vor Eriwan, von dieser Seite, ist dann die Straße entschieden schlecht, ohne daß etwas dafür gethan worden, und ich fand sogar eine von den oben erwähnten primitiven, so leicht wieder herzustellenden kleinen Brücken eingestürzt, was sich vielleicht schon längst ereignet hatte, so daß meine Powoska einen Umweg durch die Ackerfelder machen mußte. Eine solche nur eine Elle breite Unterbrechung ist hinreichend, um den fahrenden Passagier zuweilen in große Verlegenheit zu bringen, während zu Pferde die Sache mit einem Satze über den Graben abgethan ist.

Von Nachtschiwan erst gegen 3 Uhr Nachmittags abgefahren, war schon völlige Dunkelheit eingetreten, als ich die zweite Station, Nuratschin, erreichte. Der Pissar (Postschreiber, der den Padaroschna einzutragen hat) war nicht zu sehen, und das Posthaus — zum Glück nicht der Poststall — stand leer: vielleicht das der Grund, warum man mit Umgehung einer ständigen Verordnung sogleich einspannen wollte, was ich jedoch weniger wegen eventueller Unsicherheit der Straße als wegen deren mißlicher Beschaffenheit ablehnte und es vorzog im Schreibzimmer des Posthauses — dessen ganze Einrichtung in einer leeren Bettlade, zwei Stühlen und einem grob gezimmerten Tische bestand — zu übernachten. Bei Tagesanbruch ward die Reise fortgesetzt, und Mittags erreichte ich meine nächste Bestimmung, die vormals blühende und mächtige, aber seit ihrer Einverleibung in das Zaarenreich sehr herabgekommene Kreisstadt Eriwan.

Folgendes sind die Poststationen und Entfernungen von Nachtschiwan bis hieher:

Kewrasch	32	Wersten.
Nuratschin	34	—
Sadarak	19	—
Dewelü	$18^1/_2$	—
Gämärä	18	—
Eriwan	$27^1/_2$	—
im Ganzen	139	Wersten.

Unmittelbar nach der Abfahrt von Nachtschiwan genoß ich den Anblick der großen und der kleinen Kuppe des Ararat (bei den Persern Koh-i-Nuh, der Berg Noahs), die sich im Abenddunkel prachtvoll ausnahmen, und die man von da aus über 40 Stunden in nördlicher Richtung unausgesetzt im Angesicht behält. Links unter mir — da die Straße eine mäßige Anhöhe verfolgt — schwebte der Blick auf den Lauf des Araxes. Auf dieser ganzen Strecke, die ich freilich gleichsam im Fluge zurücklegte, hatte sich sonst nichts Sehenswürdiges dargeboten, außer im Dorfe Nura-Dawid — dem letzten in dieser Richtung,

[1] Daß dieses Gewässer von den Einwohnern und auf den Karten Arpa-Tschai genannt, ist meines Erachtens sehr mißbräuchlich, denn der eigentliche Fluß dieses Namens, den ich nun den großen Arpa-Tschai nennen muß, kommt von Westen und ergießt sich bei Hirka beglä im Westen von Eriwan in den Araxes, während der kleine Arpa-Tschai, wovon hier die Rede ist, aus den Gebirgen Dara-baghs, also von Osten fließt, und sich südlich von der Einmündung des erstern (den wir später treffen) zwischen Eriwan und Nachtschiwan in denselben Fluß ergießt. A. d. V.

Digitized by Google

bevor man nach Eriwan gelangt — die vollkommen gut erhaltene, alte armenische Kirche Margheri. Das sehr schöne Gebäude besteht aus massiven behauenen Steinen und ist mit Marmor gepflastert.

Im Posthof zu Eriwan abgestiegen, war das erste was ich hier erfuhr, daß der commandirende General dieses Natschalstwo (welchen man mit einem deutschen Namen benannte, der mir entfallen) um der Hitze und der Ungesundheit des Klima's im Sommer zu entgehen, irgendwo im Gebirge ein Lager bezogen hatte, was neben dem Umstande, daß ich des Talismans eines Empfehlungsschreiben an denselben entbehrte, mich — durch frühere Erfahrungen in solchen Fällen belehrt — bewog alles aufzubieten, um mit der hiesigen russischen Behörde in keinerlei Berührung zu kommen, und wo möglich von derselben ganz ignorirt zu bleiben.

Nahe bei der Post sah ich ein Haus im europäischen Style gebaut, aber anscheinlich in verwahrlostem und schadhaftem Zustande, das man mir als eine Art russischen Gasthofes (Gostinniza) bezeichnete, und wo mir wirklich von einem weiblichen Hausgenossen ein Zimmer angewiesen wurde, das zwar mit Glasscheiben, grünen Gardinen an den Fenstern und einer Bettstelle mit Vorhang, aber ohne Matratze noch sonstiges Bettgewand versehen war. In der durch ihren Schmutz und Gestank Uebelkeit erregenden Küche trieben sich einige, anscheinlich in betrunkenem Zustand befindliche Wesen beider Geschlechter herum, die nach meiner Meinung im Schweinestall viel besser an ihrem Platze gewesen wären, und die mir weder Rede und Antwort geben wollten, noch — wahrscheinlicher — geben konnten. Und das waren lauter Russen! Also wieder eines der traurigen Bilder vom allgemeinen gesellschaftlichen Zustande dieser europäischen Nation in Transkaukasien, die sich nur durch rohe Gewalt Ansehen und Gehorsam zu verschaffen sucht, aber gewiß keine Achtung und noch weniger Anhänglichkeit dort zu gewinnen weiß. Ich hatte also nichts eiligeres zu thun, als mich nach dem nahen Posthof zurückzubegeben, um mich hier Raths zu erholen, und man war aufrichtig genug mir zu sagen — freilich bestand das dasige Personal wie gewöhnlich aus Eingebornen — es sey in jenem russischen Gasthause, das man mir unumwunden als eine schmutzige und liederliche Spelunke schilderte, meines Verbleibens nicht. Zum Glücke erinnerte ich mich in demselben Augenblick, daß ein armenischer Kaufmann zu Täbris mir ein kleines Brieflein an einen seiner Glaubens- und Handelsgenossen zu Eriwan mitgegeben hatte. Dieser hatte Wohnung und Gewölbe in einem Kerwan-Sarai, das man mir nannte, und da die Troika, welche mich hergebracht, noch nicht ausgespannt war, so wurde diese von einem Stallbediensteten beordert mich dahin zu bringen. Der Armenier empfing mich sehr gastfreundlich und beherbergte mich bei sich, freilich auf asiatische Weise, ich fand mich aber dort ohne allen Vergleich in jeder Beziehung besser aufgehoben als in dem sogenannten europäischen Gasthause, dem ich so eben entkommen war. Mein armenischer Freund ließ sich nun ungesäumt angelegen seyn — gemäß meines ihm ausgesprochenen Wunsches, jedenfalls den folgenden Tag in aller Frühe aufbrechen zu können — mir Pferde und Führer nach Alexandropol, meinem nächsten Bestimmungsorte, zu verschaffen, was ihm auch in sehr kurzer Zeit und zu annehmbaren Bedingungen gelang. Ich hatte also nicht viel mehr anderes zu thun als den Rest des Nachmittags bis nach Sonnenuntergang mit Herumwandeln zu verbringen. Der Abend wurde bis ziemlich spät im Kerwan-Sarai mit andern ansässigen oder nur auf der Durchreise anwesenden Christen und Muselmännern verplaudert.

Von dieser Stadt läßt sich heutigen Tages nicht viel sagen, das man nicht schon wüßte, nachdem sie auf einer der Hauptstraßen von Europa nach Persien gelegen, schon von so vielen Reisenden besucht worden. Nach einigen Angaben unter 40°.15′, nach andern unter 40°,5′ N. Breite, war sie unter persischer Herrschaft, namentlich aber vor dem Verfall des persischen Reichs, durch Größe und Reichthum ein Emporium Vorderasiens. Aber selbst in späteren Jahren hatte sie als Sitz eines Sirdars und Hauptort eines Chanats, das als die reichste Kornkammer Irans und gleichsam als das werthvollste Kleinod der persischen Krone galt, große Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gang der Cholera.

Aus dem Bericht des englischen Gesundheitsamtes (board of health.)

Seit der Zeit wo die Cholera zum erstenmal in ihrer epidemischen Form in Hindostan auftrat, im Jahr 1817, bis herab zum Zeitpunkt ihres letzten großen Einbruchs in das westliche Asien und in Europa, hat diese Krankheit auf dem einen oder andern Theile der indischen Halbinsel nie ganz aufgehört. In der Zeit welche die Parlamentsberichte von 1825—1844 umfassen, verursachte sie nahezu den achten Theil der ganzen Sterblichkeit der europäischen Soldaten, und beinahe den fünften Theil sämmtlicher Todesfälle unter den eingebornen Truppen.

Zu Anfang der heißen Jahreszeit von 1845 brach sie mit großer Heftigkeit in Kabul aus, verheerte ganze Bezirke in Afghanistan und im Pendschab, und richtete furchtbare Verwüstungen an in Firospur und Ludianah, in Nord-Indien. Im Julius 1845 ergriff sie Umballa, wo die ersten Fälle fast insgesammt einen tödlichen Verlauf nahmen; im Herbst erschien sie in Karnal (Kurnaul), Kaunpur (Cawnpore) und andern Städten.

Nachdem sowohl in den westlichen als in den südlichen Theilen der Insel Ceylon im Monat November 1845 die Pocken mit großer Heftigkeit geherrscht und im Herbst jenes Jahres viele Todesfälle herbeigeführt hatten, folgte dieser verheerenden Krankheit ein Ausbruch der Cholera in Taffri (Taffrea), wo sie mit solcher Heftigkeit wüthete, daß von 4111 Personen, welche ihre ersten Opfer waren, 3665 starben. Diesen Ausbruch aber schrieb man nicht der Ansteckung, sondern einem endemischen Einfluß zu, hervorgerufen durch den unregelmäßigen Eintritt der Regen in der letzten Jahrszeit, welche, statt gewohntermaßen einzutreten und die gewöhnliche Periode zu dauern, viel später eintraten, in ihrer Dauer unterbrochen und auf einzelne Landestheile beschränkt waren. Man erwartete keine wesentliche Milderung der Krankheit vor dem Eintritt des nächsten Monsun, der gewöhnlich aus Südwesten um die Mitte Mai's zu wehen beginnt; daher setzte die Krankheit ihre Verheerungen in verschiedenen Theilen der Insel, besonders aber in denjenigen Bezirken fort, in welchen zuvor die Pocken geherrscht hatten.[1]

Im Frühjahr 1846 herrschte sie ausgedehnt und heftig in verschiedenen Städten und Dörfern der südlichen Theile der Präsidentschaft Madras, besonders in Madura und Bellary.

Sodann soll sie, in nordwestlicher Richtung sich Bombay nähernd, Scholapur und die umliegende Gegend furchtbar heimgesucht haben, und zuerst im Lager des 33sten Regiments eingebornen Fußvolks, das auf dem Marsche nach Dschalnah (Jaulnah) war, erschienen seyn. Von hier aus verbreitete sie sich ins südliche Mahrattenland, entvölkerte in ihrem Gange mehrere Dörfer fast gänzlich, und zeigte sich der einheimischen Bevölkerung überhaupt so verderblich wie nie zuvor, oder wenigstens wie seit vielen Jahren nicht mehr.

Hierauf brach sie in Punah, Bombay und Ahmedabad aus. Immer einen stätigen nordwestlichen Gang innehaltend, kam sie längs der

[1] In vielen von der Cholera auf ihrem Zuge durch die Präsidentschaft Madras ergriffenen Städten und Dörfern hatten zuvor die Pocken geherrscht, oder traten gleichzeitig auf.

Digitized by Google

Küsten nach Sind, wo sie zuerst an der Meeresküste ausbrach und dann sich allmählich nach Heiderabad und Sihwan ausdehnte.

Im Monat Junius brach sie mit außerordentlicher Heftigkeit in Kurratschi (Kurrachee), an der Mündung des Indus, aus, wo sie den zehnten Theil der Bevölkerung, einschließlich 725 europäische und eingeborne Soldaten, binnen 16 Tagen hingerafft haben soll. Hiebei verdient bemerkt zu werden, daß sechs Monate vor diesem heftigen Ausbruch, nämlich im Monat November 1845, mehrere sporadische Krankheitsfälle, die schnell einen tödlichen Ausgang genommen, in der Stadt sich zugetragen hatten. Während die Seuche noch in Kurratschi wüthete, brach sie in Persien aus, und zeigte sich schon im Monat Mai zu Aden, an der Mündung des rothen Meeres, nach einem heftigen und ungewöhnlichen Regenfall.

Ihr Fortschritt in Persien war so rasch und verderblich, daß sie unter den Einwohnern der vornehmsten Städte dieses Landes die größte Bestürzung erregte. Im Monat Junius erreichte sie Teheran, wo sie aus einer Bevölkerung von 60,000 Menschen 12,000 Personen dahinraffte, und wo mehrere Tage nach einander täglich 300 Todesfälle vorkamen. In dieser Stadt und Umgegend ergriff sie mit äußerster Heftigkeit die Reichen wie die Armen; mehrere Mitglieder der königlichen Familie gehörten unter ihre ersten Opfer. Von Teheran schritt sie nordwestlich nach Tebris, und ward um so tödlicher je weiter sie vorrückte, denn von einer Bevölkerung von 30,000 Menschen starben 6677, der größere Theil innerhalb des Zeitraums von 20 Tagen; 450 bis 500 Todesfälle sollen, solange diese Pest auf ihrem Höhepunkte war, täglich vorgekommen seyn.

Von Tebris wandte sie sich südöstlich nach Ispahan, das sie im September erreichte, und wo sie unter höhern und niedern Classen ebenfalls große Verheerungen anrichtete. Sodann westwärts schreitend, erreichte sie gegen Ende des Monats Bagdad, und verbreitete hier eine solche Bestürzung unter den Einwohnern, daß in wenigen Tagen die Stadt fast verödete, die Läden geschlossen, die öffentlichen Beamten verschwunden waren und aller Geschäftsverkehr stockte. In dieser Stadt und einem engen Umkreis werden die Opfer dieser Seuche auf mehr als 30,000 Seelen angeschlagen.

Von Bagdad schlug sie, anstatt ihren westlichen Gang zu verfolgen, wieder eine directe südöstliche Richtung ein über Kaschan nach Schiras. Diese rückgängige Bewegung ließ hoffen, sie werde ihre Verwüstungen nicht bis nach Europa ausdehnen, da sie, statt wie im Jahr 1831 in gerader Linie von Indien nach Europa durch Rußland und die Türkey vorzurücken, wieder dahin zurückzukehren schien wo sie entstanden war.

In kurzer Zeit indeß schwand aller Grund für diese Hoffnung, denn im October betrat sie die asiatische Türkei, brach in Mossul aus, und erreichte im Norden sogar Diarbekir. Gleichzeitig drang sie in Syrien ein, verbreitete sich nach Damaskus, erreichte in wenigen Tagen Aleppo und dehnte im folgenden Monat (December) ihre Verheerungen über den ganzen obern Tigris und den untern Euphrat aus; von da drang sie nach Arabien vor, erreichte Mecca in den ersten Tagen Januars 1847, wo sie sich den moslimitischen Wallfahrern so verderblich zeigte, daß 2—3000 derselben „in der einzigen Nacht" ihrer Pilgerfahrt von Mecca nach dem Berge Arafat ihr erlegen seyn sollen.

Während die Seuche solchergestalt Arabien und die südöstlichen Theile des türkischen Reichs verwüstete, machte sie stätige Fortschritte durch den südlichen Theil Georgiens, indem sie sich während des Herbstes bis in die Provinz Derbend, am kaspischen Meer, und bis an die russische Gränze verbreitete.

Dem weiteren Fortschritt dieser Geißel scheint die Annäherung des Winters Einhalt gethan zu haben, allein schon bald im folgenden Frühling breitete sie sich mit erneuerter Bösartigkeit nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin aus: einmal kehrte sie über Trapezunt, Erzerum und Bagdad nach Persien zurück, und übte fast über dieses ganze Land, wie über den größern Theil von Kleinasien, abermals den tödlichsten Einfluß; sodann rückte sie gleichzeitig nordöstlich vor, verheerte die an das kaspische Meer gränzenden russischen Provinzen, verbreitete sich über den ganzen östlichen Kaukasus, und erreichte im Monat Junius Tiflis, dann Kisljär und Astrachan. Von hier über den Don setzend, brach sie am 18 August im Hafen von Taganrog unter dem Schiffsvolk aus, obgleich sie Mariupol noch nicht erreicht hatte; auch gewann es den Anschein als werde sie nicht längs der Küsten des asow'schen Meers, sondern vielmehr an den Nebenflüssen des Don, weit in das Innere des Landes hinein vorrücken, da man berichtete sie habe bereits Lugan und andere Ortschaften des Gouvernements Jekaterinoslaw erreicht. Mittlerweile verbreitete sich ein solcher panischer Schrecken über das Land, daß alle laufenden Geschäfte eingestellt wurden; in manchen Bezirken ließ man die Ernten, obgleich reif für die Sichel, aus Mangel an Schnittern auf den Feldern, und die Fuhrleute, welche Waaren von Nishnei-Nowgorod befördern sollten, ließen ihre Wagen auf der Straße stehen und weigerten sich in südlicher Richtung über das Gouvernement Charkoff hinauszugehen.

Nachdem die Seuche das europäische Rußland betreten hatte, rückte sie rasch nach Moskau vor, wo sie am 16 September 1847 ausbrach, genau an demselben Tage, an welchem sie im Jahr 1831 die Stadt heimzusuchen begonnen hatte.

Bei ihrem ersten Auftreten in Moskau zeigte sie sich nicht sehr furchtbar, auch dehnte sie sich nicht weit über die Stadt aus; sie beschränkte sich auf einen einzigen Bezirk in der Nähe des Flusses. Hier nahm sie indeß einen strengen Charakter an, denn fast die Hälfte der ersten Fälle endigte mit dem Tode.

Ihr Fortschritt nach Norden und Westen war nicht rasch; viele Wochen lang hielt sie sich innerhalb der Provinz Moskau, und bei Annäherung des Winters ward die Zahl der Fälle in dieser Hauptstadt so gering, daß man Hoffnung schöpfte sie werde gänzlich erlöschen. Eine sehr bedeutende Thatsache führt indessen Dr. Adair Crawford an — den Umstand nämlich daß den ganzen Winter über vereinzelte Fälle vorkamen, die nur zu viel Grund für die Befürchtung darboten, daß die Krankheit in Folge des kalten und trockenen Zustandes der Winteratmosphäre nur einen Stillstand gemacht habe, und daß sie mit Eintritt des Frühjahrs von neuem ausbrechen werde.

Diese Vermuthung zeigte sich gegründet: denn im Monat Mai gewann die Krankheit neue Kraft, dehnte sich über die ganze Stadt aus und ergriff alle Classen der Bevölkerung. Ihr Fortschritt durch das Land ward nun auch viel rascher als im vorigen Jahr, denn sie verbreitete sich gleichzeitig über alle Provinzen des Reichs, nach Norden, Osten und Westen, und erreichte Petersburg zu Anfang des Monats Junius 1848.

(Schluß folgt.)

Das alte Theben in Aegypten. J. A. Spencer gibt in seiner „Reiseskizze aus Aegypten und dem heiligen Land" folgende Schilderung: „das alte Theben, an dessen Stelle jetzt die Dörfer Luxor, Karnak, Medinet Habu u. s. w. getreten sind, erhielt schon durch Cambyses einen Schlag, von dem es sich nicht mehr erholte, denn er scheute keine Anstrengung die stolzen Denkmäler ägyptischer Macht und ägyptischen Ruhms zu vernichten. Später trat Ptolomäus Lathyrus im J. 116 v. Chr. in Folge eines Aufstandes in seine Fußstapfen, und scheint nicht minder gegen die alten Denkmäler gewüthet zu haben. Von Luxor reitet der Reisende auf seinem Esel in südlicher Richtung etwa eine Stunde weit nach Karnak, wo die alten Denkmäler des Ruhms und der Größe Thebens am bedeutendsten sind, und wo die Reihe der alten Könige alle ihre Sorgfalt verschwendet zu haben scheint, um einander in Prachtwerken zu überbieten, und ihre Namen den entferntesten Generationen zu hinterlassen. Der Reisende wird finden, daß Karnak alles übertrifft, was es sich je vorstellen konnte, und bleibt in tiefes Staunen verloren, wenn er unter den Ruinen umherwandert, die einen so ungeheuren Raum einnehmen und auf eine frühere Pracht und Herrlichkeit hindeuten, die alles übertrifft, was die Welt je gesehen. Der Reisende bringt ein Paar Tage zu, um sich nur einen klaren Begriff von dem zu machen, was er vor sich hat, erkennt aber, daß um Theben wahrhaft zu würdigen, der Reisende hier auf längere Zeit seinen Sitz aufschlagen, und durch ein vorläufiges Studium der ägyptischen Geschichte und Alterthümer vorher sich wohl vorbereitet haben muß."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 217. 10 September 1850.

Der große Salzsee in Nordamerika.

(Aus dem Athenäum vom 31 August.)

Die amerikanischen Blätter theilen den Bericht eines Cap. Stansbury, eines Officiers vom topographischen Ingenieurcorps, mit, der mit einer Untersuchung des Thals des großen Salzsees und einer hydrographischen Aufnahme dieser seltsamen Wasserfläche beauftragt ist. Der Bericht reicht bis zum 16 März d. J., und enthält im Wesentlichen folgendes: „Ich schickte die Mehrzahl meiner Leute mit den großen Vorräthen unter Lt. Gunnison am Ostufer des Salzsees hinab, und machte mich selbst mit Dr. Blake, 4 Mann und 16 Maulthieren auf den Weg, um die Westseite zu umkreisen. Das Land ist so gänzlich entblößt von Holz, daß wir nicht einmal Stangen auftreiben konnten, um unsere Zelte aufzuschlagen. Das ganze Westufer besteht aus ungeheuren flachen Ebenen von weichem Schlamme, der auf viele Meilen vom Wasserrande für Pferde und Maulthiere unzugänglich ist, da er vielfach von geschlängelten Schwefel- und Salzwasserbächen durchzogen wird, die augenscheinlich versinken, den Boden durchdringen und ihn schlammig und trügerisch machen. Diese Ebenen sind nur wenig über dem jetzigen Wasserstand des Sees erhoben, und bildeten ohne Zweifel in einer nicht sehr fernen Zeit einen Theil des Sees, denn es ist augenscheinlich, daß ein Steigen des Wassers um wenige Zoll den größten Theil dieser weiten Strecken wieder mit Wasser bedecken würde, ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß ein Steigen des Wassers um einen Fuß die Ausdehnung des Sees nahezu verdoppeln würde. Diese Ebenen sind größtentheils von aller Vegetation entblößt, einige Streifen von Wermuth und Bingelkraut (? grease wood) ausgenommen, und sie glänzen so im Sonnenlicht, daß man sich kaum überzeugen kann, sie gehörten nicht zum See selbst. Dieß kommt von der Krystallisation kleiner Salztheile auf der Oberfläche des Schlammes her und von dem wässerigen Schleim, der aus der vollkommenen Sättigung des Bodens mit Wasser entspringt. Dieß ist auch die Ursache einer Luftspiegelung, welche ich hier größer fand als je irgendwo, denn sie verdreht die Gegenstände auf die groteskeste Weise und veranlaßt fast unglaubliche optische Täuschungen, so daß ich ernstliche Hindernisse für die Triangulation davon befürchte. Auf einer ungefähren Strecke von 150 Meilen fand ich Wasser und Gras nur an Einer Stelle, und wir mußten unsere Thiere aus den mitgenommenen Wassersäcken von Kautschuk tränken. Der erste Theil dieser Wüste ist etwa 75 Meilen lang, die wir in zwei und einem halben Tag zurücklegten, wobei wir den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht fortzogen, und meist zu Fuß gingen, um die Maulthiere zu erleichtern, die dem Mangel an Nahrung und Wasser fast erlagen. Im letztern Theil dieser ersten Wüste kamen wir über ein Feld von festem Salz, das auf der flachen Schlammebene so dick lag, daß die beladenen Maulthiere darüber hingingen, wie über ein festes, leicht mit Schnee bedecktes Eisfeld. Die ganze Ebene war so flach, wie ein Fußboden. Wir schätzten diese Ebene etwa 10 Meilen lang und 7 breit, und die Dicke des Salzes zu ½ bis ¾″. Früher waren wir schon auf eine ähnliche 3 M. lange Strecke gestoßen, die aber nicht dick oder hart genug war, um zu hindern, daß die Maulthiere bei jedem Schritt einsanken. Das Salz auf dem festen Boden war vollkommen krystallisirt, und wo es nicht mit Erde gemischt war, so weiß und fein, wie das schönste Tischsalz.

„Nachdem wir über dieß Salz fortgezogen, stießen wir am Fuße einer Bergkette, welche die Westgränze des unmittelbaren Seethals zu bilden schien, auf einen Bach, an dessen Ufer Gras in Menge wuchs, und hielten hier drei Tage an, um unsern Thieren eine Erholung zu gönnen. Der letztere Theil der Wüste hat etwa 60 Meilen in der Länge, und wir durchzogen sie in zwei Tagen, indem wir die Märsche bis tief die Nacht hinein fortsetzten. Hätten wir nicht vorher Gras und Wasser gefunden, Thiere und Menschen hätten inmitten dieser dürren Wüste umkommen müssen. Wir waren wohl die ersten Weißen, die den See im ganzen Umfang zu Lande umkreisten; in früherer Zeit sollen einige Trappers zu Wasser in dem See herumgefahren seyn, aber zu Lande war bis jetzt noch kein Versuch gelungen. Nach der durch diese Expedition gewonnenen Kenntniß bin ich der Ansicht, daß man die Ausdehnung des Sees sehr übertrieben hat, und theils aus eigener Beobachtung, theils nach dem, was ich von den Mormonen erfuhr, die einige Ausflüge darauf in einem kleinen Kahn gemacht haben, ist auch die Tiefe überschätzt worden. Daß der See keinen Ausfluß hat, ist jetzt außer allem Zweifel, und für die Schifffahrt kann er nie von dem geringsten Nutzen seyn. Das Wasser ist allenthalben, wo ich es sah, auf einige Meilen vom Ufer nur einige Zoll tief, und wenn irgendwo tiefes Wasser sich findet, kann es nur in der Mitte seyn. Der Utah-Fluß (oder der Jordan, wie ihn die Mormonen nennen) ist so unbedeutend und hat so viele Krümmungen, daß er gleichfalls in Bezug auf den Handel unnütz ist. Die größte Tiefe des Utahsees fanden wir zu 16′; der Fluß, der beide Seen verbindet, ist 48 Meilen lang.“

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Geschichtlich ist Eriwan berühmt als der öftere Tummelplatz persischer und türkischer Streithaufen und durch die vielen Belagerungen, die es zu verschiedenen Zeiten bestanden. In der Glanzperiode des persischen Reiches als dessen vorzüglichstes Bollwerk betrachtet, wurde damals vom Hofe zu Isfahan große Sorgfalt auf diesen Platz und dessen Festung verwendet. Bei der Belagerung von 1606, durch den Großwessier Mehmed-Pascha, hat Eriwan einem 14tägigen Angriff, bei offenen Laufgräben, siegreich widerstanden und den Ssadr-A'sam zum schimpflichen Rückzug genöthigt, wofür denn freilich Sultan Mürad IV diesem zu Erzerum den Kopf abschlagen ließ.

In neuerer Zeit hat diese Stadt nicht nur durch den letzten russischen Feldzug, welcher den Verlust aller persischen Provinzen bis an den Araxes zur Folge hatte, viel gelitten, sondern sie wurde schon im vorigen Kriege 1808 abwechselnd von Russen und Persern grausam mitgenommen, theilweise zerstört und von einem großen Theil ihrer Bevölkerung verlassen.

Eriwan zerfällt in drei abgesonderte Theile: Stadt, Basar und Festung. In ersterem, der keine Sehenswürdigkeiten darbietet und ein sehr verfallenes Aussehen hat, sind die Wohnhäuser der Ureinwohner, nämlich der Muselmänner und Armenier enthalten; der zweite vereinigt Handel und Gewerbe, in letzterem sind die Casernen, die Wohnung des Befehlshabers und diejenigen aller russischen Civil- und Militärbeamten, so wie die Dicasterien. Im zweiterwähnten Stadttheil finden wir die Hauptmoschee, Ghiök-Meschid,[1] die zu den ansehnlichsten und schönsten Gebäuden dieser Art im jetzigen und vormaligen Persien gehört. Allein die Karwan-Sarais, welche sich ebenfalls in dem letzterwähnten Stadttheil (dem Basar) befinden, können in keiner Beziehung mit denen zu Täbris, Isfahan, Schiras und andern größeren persischen Städten den Vergleich aushalten. Ueberhaupt ist es hier mit der Lebhaftigkeit des Handels, mit der Rührigkeit des Verkehrs in allen Gewerbzweigen und dem allgemeinen Wohlstand seit der russischen Besitznahme und wahrscheinlich durch dieselbe noch viel schlechter geworden, als es selbst in den letzten nichts weniger als blühenden Zeiten der persischen Herrschaft gewesen war, trotzdem daß die gütige Vorsehung dafür gesorgt, daß es damit eine ganz andere Bewandtniß haben sollte, denn diese Stadt beherrscht eine große Ebene, welche an Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ihres Gleichen sucht, die eine Menge Erzeugnisse und namentlich einen solchen Ueberfluß an Cerealien hervorbringt, daß sie unter andern Verhältnissen einer der wichtigsten Binnenstapelplätze für die Ausfuhr dieses Productes werden müßte, was sie auch allen Angaben nach in frühern Zeiten gewesen.

Unweit der Posthalterei die sich seitwärts auf dem freien Platz zwischen Basar und Festung befindet, wo ich zuerst abgestiegen, sieht man ein hübsches, anscheinlich neues, gelb angestrichenes Gebäude im europäischen Style, welches man mir als ein russisches Schulhaus bezeichnete, wo aber auch armenische Schüler aufgenommen werden. Wie es im Innern beschaffen und wie es da mit dem Unterricht bestellt ist, habe ich nicht erfahren, indem ich keine Gelegenheit hatte mit den Insassen in Berührung zu kommen.

An der Festung — deren Besuch ich aus den bereits angedeuteten Gründen absichtlich mied — scheint seit ihrer Einnahme durch Paskewitsch nichts verbessert worden zu seyn, als daß man die eingeschossenen Mauern nach demselben Plane, und zwar wieder aus gestampfter Erde herstellte. Dieser Proceß, gelegentlich gesagt, liefert ein besseres Material, als man vielleicht in Europa glauben möchte, denn die damit errichteten Bauten erhalten eine große Festigkeit, nachdem sie einige Zeit der Sonne ausgesetzt gewesen.

Ich fand die Stadt von Russen ganz entblößt, wenigstens erinnere ich mich nicht in den Straßen und im Basar auf europäische Uniformen gestoßen zu seyn, und ich brauche kaum zu sagen, daß ich unter den obwaltenden Umständen dergleichen Begegnungen keineswegs schwer vermißte; übrigens glaube ich gehört zu haben, daß man die Truppen aus Gesundheitsrücksichten ein Lager auf den Anhöhen hatte beziehen lassen, ob das Beamtenheer mitgezogen, oder mit dem wenigen zurückgebliebenen Militär in der Festung eingeschlossen blieb, habe ich nicht vernommen, denn als ich am folgenden Morgen, und zwar vor Sonnenaufgang, stillschweigend mit meinen wenigen Pferden und Leuten längs den Festungsmauern vorüberritt, ließ sich an den Thoren und auf den Zinnen nicht einmal eine Schildwache sehen, eine allerdings auffallende Erscheinung unter einem streng militärischen Regimente, die aber jedenfalls für die vollkommene Ruhe im Lande zeugte.

Eine steinerne Brücke über die Ssunga, welche die Mauern der Festung bespült, führt uns auf die Straße nach dem 16 Werste entfernten Etschmiasin; obschon dieselbe augenscheinlich der Hand des Menschen sehr wenig oder nichts verdankt und ziemlich in dem Zustande geblieben, wie die liebe Natur sie geschaffen, fand ich sie so breit und so gut wie irgend eine Chaussee, zum Reiten fast zu hart, und nach dieser Festigkeit des Bodens zu schließen, sollte man glauben, daß sie das ganze Jahr ohne Schwierigkeit befahren werden kann. Die Landschaft auf dieser Strecke ist übrigens ziemlich öde und langweilig, bis wir die Fluren von Etschmiasin erreichen, welche so weit das Auge reicht mit der üppigsten Cultur prangen; sogar die Baumwollpflanze, wovon es mehrere Felder gibt, sah ich trotz der hohen Lage im schönsten Gedeihen; allein das Haupterzeugniß besteht in Cerealien, wovon diese Ebene gewiß viel mehr als für den Bedarf ihrer Einwohnerschaft erzeugt. Ich konnte mir also nicht erklären, mit welchen Brillen ein neuer Reisender gesehen haben mußte, als er die Gegend um Etschmiasin — wenn ich mich recht besinne — gleichsam wie eine Wüstenei schilderte. Der Ort selbst heißt eigentlich Wagarschabat, obschon er gemeiniglich nach dem Kloster, welchem er vermuthlich sein Entstehen verdankt, benannt wird. Es ist dieses zwar nur ein Dorf, aber eines der größten und bedeutendsten, die ich noch irgendwo in Asien getroffen hatte. Ein solches Bild von Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit hatte sich mir schon lange nicht mehr dargeboten, und ich glaubte eine Musteransiedlung vor mir zu haben, so sehr contrastirten die hiesigen Bauernhöfe mit allem, was ich bisher in den Dörfern dieses Welttheils zu sehen gewohnt war. Augenscheinlich befand sich dieses glückliche Dorf — dessen Bevölkerung ausschließlich armenisch ist — unter dem unmittelbaren Schirm des Klosters ausnahmsweise mehr gegen Willkür und Bedrückung geschützt, als es sonst der Fall ist, ein Verhältniß, das sich in seinem Wohlstand abspiegelte und zugleich

[1] Gemeiniglich sagt man zwar in Persien schlechtweg „Meschid," wie wir es auch geschrieben, dieses arabische Wort heißt aber „Mesdschid," im Plural „Mesadschid."
A. d. V.

Digitized by Google

eine Andeutung war, in welcher blühenden Lage alle diese fruchtbaren Länder seyn könnten, wenn bei deren Verwaltung nicht bloß der Staat, sondern auch das Volk berücksichtigt würde. Ich sollte mich bloß zum Morgenimbiß, und um die Pferde ein wenig ausschnaufen zu lassen, hier aufhalten, was beides im Hause des Schwagers einer meiner armenischen Führer geschah. Ich wollte aber die Gelegenheit nicht versäumen, mich ein wenig im Kloster umzusehen.

Dieses befindet sich innerhalb einer hohen und starken Ringmauer von bedeutendem Umfang und mit vielen Thürmen flankirt; über dem äußern Hauptthore erhebt sich eine Flaggenstange, deren Zweck ich nicht erfragte, weil ich überzeugt war, selbige habe die Bestimmung, Anwesenheit oder Abwesenheit des Katholikos anzuzeigen, je nachdem die Flagge gehißt war oder nicht. In dieser Voraussetzung mußte also Se. Heiligkeit nicht zugegen gewesen seyn. Durch den obenerwähnten Haupteingang gelangte ich zuerst in einen Basar, wo außer allen Gattungen von Lebensmitteln, Früchten, Spezereien, Stoffen und Kurzwaaren auch eine große Auswahl von Rosenkränzen, Kreuzen und dergleichen Frömmigkeitsartikeln zum Verkaufe ausgestellt waren. Von da führt ein stattliches Portal in den großen Hof, um welchen das eigentliche Klostergebäude, nämlich die Wohnungen der Geistlichen und in einer Ecke jene des Katholikos sich befinden. Letztere erschien mir ihrem äußern Ansehen nach von einer exemplarischen Bescheidenheit und, nach unsern Begriffen, der hohen Würde eines Oberhauptes der armenischen Kirche wenig angemessen. Ich zweifle, daß ein Rector der High Church of England sich bequemen würde nicht besser zu wohnen. Die Kirche steht in der Mitte des Hofes, ist viel kleiner als ich mir dieselbe vorgestellt hatte, in ihrem Innern aber reich geschmückt mit unzähligen Gemälden von Heiligen, Märtyrern rc. Unter ersteren war einer ganz nackt dargestellt, jedoch hatte der Maler die sinnreiche Vorsicht gebraucht, denselben mit einem Bart zu schmücken, der bis über die Kniee hinabreichte. Die Ringmauer umfaßt noch zwei andere Kirchen, also im Ganzen drei, und es befinden sich außerhalb derselben noch zwei Filialen der Hauptkirche, Ghierane und Tschoghakat.

Bei meinem Eintritt in den Hof der Hauptkirche überraschte mich ein eigenes, aber erhabenes Schauspiel. Die Wartabate (ich glaube diese Kirchenwürde ist ungefähr gleichbedeutend mit Bischof), die Priester und Novizen standen nämlich im vollen Ornate nach der Rangordnung, zwei parallele Säulenreihen bildend vor dem Hauptportale, gegen dasselbe Front machend, mit lauter Stimme eine Hymne singend, was in dem schönen, mit hohen, schattigen Bäumen bepflanzten Raume eine um so imponirendere Wirkung hervorbrachte. Leider sollte meine Entzückung nicht von Dauer seyn und bald durch einen Zwischenfall sehr prosaischer Art gestört werden. Da ich zur Betretung der Kirche mit einem meiner beiden armenischen Führer, den ich in der Eigenschaft eines Cicerone mitgenommen, den linken Flügel der heiligen Schaar umgangen hatte, glaubte ich diese so sehr in überirdischer Anschauung versunken — zumal aller Augen zum Himmel emporgerichtet waren — daß ich von keinem einzelnen derselben bemerkt worden wäre. In dieser Berechnung hatte ich mich aber geirrt, denn während ich mir das Innere der Kirche besah, trat einer der ersten Wartabate — ich sage einer der ersten, weil ich ihn an dem reichen Schmucke, womit er bedeckt war, für einen solchen hielt — aus Reihe und Glied und kam auf uns zu, wo ich dann, und zwar vermittelst des Führers, da seine Hochwürden entweder nichts als armenisch sprach oder es verschmähte ein anderes Idiom zu reden, ein kleines Verhör folgenden Inhalts zu bestehen hatte. „Wen haben wir hier?“ — „Firenkdschi.“ — „Unter welchem Schutze reist er?“ — „Unter russischem.“ — „Ist er ein Christ?“ — Hier wird mein Dolmetsch ein wenig verlegen und erholt sich Raths bei mir, bevor er antwortet: „Allerdings“ (was beiläufig gesagt, im vorliegenden Fall nicht ganz richtig war, indem bekanntlich nach den Begriffen der schismatischen Armenier die Bezeichnung „Christ“ ausschließlich auf ihre Glaubensgenossen anwendbar ist). „Aber wenn er ein Christ, warum sehen wir ihn an solcher heiligen Stätte nicht in dieser Stellung?“ (indem der Fragende die Hände faltete). Als mir dieses verdolmetscht, ward mir vollkommen klar, wo der ganze Schabernak hinauswollte, und ich ließ statt aller Antwort, mich mit einem Achselzucken begnügend, den geistlichen Herren ziemlich verblüfft dastehen, drehte mich nach einer andern Seite und verließ bald darauf die Kirche, aber nicht durch dieselbe Thüre, wonach ich an der Wohnung des Katholikos vorbei nach meinem Absteigquartier zurückwanderte. Ich war nämlich im voraus benachrichtigt worden, daß selten ein Fremder unbeschoren das Kloster Etschmiasin besucht, hatte mir aber fest vorgenommen, mich solcher Brandschatzung nicht zu unterziehen, was mir auch auf die angeführte Weise geglückt war.

Außer dem andern Führer waren bloß zwei Weibspersonen, die Mutter und Schwester meines Begleiters nach dem Kloster, zu Hause anwesend, denen letzterer das eben bestandene kleine Abenteuer erzählte, worauf seine Zuhörerinnen in ein schallendes Gelächter ausbrachen und mich mit den Worten darüber beglückwünschten: „Aferin! (Recht geschehen!) der Wartabat wollte euch einen Tümän herauslocken, um sich damit einen tüchtigen Rausch in Anberie (Rosolio) zu trinken, er hat aber seinen Meister gefunden!“ — Ich konnte daraus entnehmen, daß die Herren im allgemeinen bei der Einwohnerschaft nicht in sonderlichem Ansehen standen, und diese Beobachtung schien zu bestätigen, was ich schon vor meinem Hierseyn oft gehört hatte, daß nämlich die Wartabate und Priester des Klosters Etschmiasin eines wenig erbaulichen Lebenswandels bezüchtigt sind, und daß sie namentlich einem gewissen unnatürlichen Laster ergeben seyn sollen, das in Persien noch mehr gang und gäbe ist als bei den Türken, bei welcher Erinnerung es mir vorkam, daß die vielen unbärtigen, jugendlichen Novizen, welche den Schweif der Koryphäen im Klosterhof bildeten, so wenig als die widrigen, zurückstoßenden Pharisäergesichter, die ich unter ihren Vordermännern wahrgenommen, geeignet waren, diesen bösen Leumund Lügen zu strafen.

Auf der Strecke von Nachtschiwan bis hieher hatten sich mir die beiden Kuppen des Ararats von dieser Seite nirgends in solcher Nähe gezeigt. Hier verließ ich mit meinen beiden Führern die Haupt- und Poststraße, theils wegen der großen Hitze, theils weil jene in Uschapan zu Hause waren — was wohl deren Hauptbeweggrund gewesen seyn mochte — um eine Richtung einzuschlagen, die rechts über das Gebirge führte. Nach einem zweistündigen Ritte über die fruchtbare Ebene von Etschmiasin erreichten wir den oben erwähnten Ort Uschapan, der sich unmittelbar hinter der ersten von uns überschrittenen Anhöhe befindet und selbst auf einer felsigen Erhöhung liegt. Vor uralter Zeit eine befestigte, armenische Stadt, noch mit ihren massiven Thoren versehen, steht man hier nur noch ein Dorf, das unten von dem Flusse gleichen Namens bespült wird, über welchen eine stattliche, steinerne Brücke führt, deren Ur-

Digitized by Google

sprung augenscheinlich so alt wie der Ort selbst, aber eines der besterhaltenen Werken der Vorzeit ist, die ich in diesen Gegenden gesehen. Das Gewässer scheint sehr fischreich zu seyn, wenigstens hatten meine Führer in kurzer Zeit mit ihrem Netze mehrere Pfunde einer großen Barschengattung gefangen, die Fische wurden zum Abendessen aufgetragen, ihr Fleisch und ihr Geschmack wollten mir aber nicht behagen. Uschavan hat eine einzige, uralte und sehr massiv gebaute Kirche, die in ihrem Innern finster wie ein Kerker und sehr nackt ist.

Von diesem Orte zieht sich die Straße auf einem steinigen Wege am Rande des Gebirges fort. Dann gelangen wir über eine Hochebene mit fettem Wiesengrund in ein schönes, großes und fruchtbares Thal, das uns nach dem Dorfe Sjödütlü führt, einem ziemlich wohlhabenden Orte, der namentlich einen bedeutenden Viehstand besitzt. Die Ebene, welche man von jener Gebirgsstraße überschaut, ist dicht mit Dörfern besäet. Eine Menge Ruinen alter armenischer Kirchen finden sich auf dieser Gegend zerstreut, und ich stieß hier auch auf die Ueberreste einer Stadt, welche einen ansehnlichen Raum bedecken, deren Bedeutung mir aber bisher unbekannt geblieben. Chardin, der sonst seine Reisen in Persien und den angränzenden Ländern mit so vieler Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit beschrieben, überspringt in einem Satze die ganze Strecke von Tiflis nach Eriwan, und macht also von diesen Ruinen keine Erwähnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die brittische archäologische Gesellschaft

aspirirt fast gleichen Rang mit der „Association for the Advancement of science," aber „haud passibus aequis;" während die letztere mit allen Fasern in das Gewerbs- und Geschäftsleben Englands hineingreift, und man ihr — wie wir mehrmals erwähnt — nicht mit Unrecht vorwirft, daß ihre Verhandlungen gar zu sehr auf den positiven Nutzen, und nicht genügend auf die eigentliche Förderung der Wissenschaft hinauslaufen, steht die archäologische Gesellschaft dem ganzen Treiben des englischen Lebens fremd, und es war noch überdieß gewiß ein höchst unglücklicher Gedanke, die Versammlung vom Montag den 26 bis Donnerstag den 29 August nach Manchester und Lancaster einzuladen, da doch gewiß die Atmosphäre der Metropole der Baumwollenspinnerei nicht die Stätte ist, wo archäologische Studien gedeihen. Zudem, wenn selbst die Engländer den Bemühungen der naturhistorischen Gesellschaft eine gute Dosis „tediousness," zu Deutsch Langeweile, nicht absprechen, so ist dieß gewiß noch weit mehr mit einer solchen Archäologenversammlung der Fall, deren Arbeiten, wenn sie nicht durch einen reichen Schatz allgemeiner historischer und literarischer Kenntnisse gewürzt sind, ohnehin dem mühseligen Herbeischleppen von Steinen zu einem Baue gleichen, dessen Umrisse und Bedeutung nur demjenigen wichtig erscheinen, der sich einer gewissen Stufe historischer und philosophischer Bildung rühmen kann. Man darf sich deßhalb nicht verwundern, wenn der Moniteur der archäologischen Gesellschaft, die Liter. Gaz. (31 August) bittere Klage über die erfahrene Vernachlässigung führt. Verschlimmert wird die Sache noch dadurch, daß weit die Mehrzahl der versammelten Archäologen jener fatalen Dilettantenclasse angehört, die nirgends weniger hingehört, als in die Archäologie. Ein musikalischer, ein historischer, selbst ein naturwissenschaftlicher Dilettant kann noch wohl interessant und belehrend seyn, aber ein archäologischer ist, um mit den Engländern zu reden „the bore of all bores."

Der Gang der Cholera.

(Schluß.)

Während die Seuche sich solchergestalt über das russische Reich ausdehnte, brach sie Ende Junius in Konstantinopel aus, richtete große Verheerungen in dieser Stadt und mehreren andern Ortschaften längs des Bosporus an, und ergriff die höhern sowohl als die niedern Volksclassen. Gleichzeitig trat sie in Odessa auf und verbreitete sich westlich längs der Donau; keine der in diesen Bezirken zuerst befallenen Personen genas. Der Ausbruch der Krankheit war hier von großer Hitze und einer ungeheuren Anzahl von Raupen und Heuschrecken begleitet, welche alles vor sich her zerstörten.

Etwa um die Mitte Julius brach sie in Aegypten aus, verbreitete sich rasch über den größern Theil des Landes, 300 Krankheitsfälle täglich in Cairo, und 250—300 Todesfälle in Alexandria. In einem Dorfe im Delta, wo die Wallfahrer sich in einer Anzahl von 196,000 angesammelt hatten, starben 3000. Die Verwüstungen der Krankheit in diesem Lande waren furchtbar, mehr als 30,000 Menschen fanden durch sie ihren Tod.

Vom Junius bis Julius dehnte die Seuche ihren verheerenden Gang über fast das ganze russische Reich aus, in St. Petersburg schrieb das Volk die schaudererregende Anzahl der Todesfälle, die in jedem Stadttheil vorkamen, der Vergiftung des Wassers zu, und mehrere Aufläufe fanden statt.

In der Moldau und Walachei war die Sterblichkeit so groß, daß man sich benöthigt fand die Gerichtshöfe zu schließen. In Bucharest hatte aller Geschäftsverkehr gänzlich aufgehört, und ein allgemeiner Schrecken der Einwohner sich bemächtigt; wer konnte, verließ die Stadt, und floh in die Berge.

Wie man gesehen, brauchte die Krankheit neun Monate um von Moskau nach St. Petersburg zu gelangen; nachdem sie aber letztere Stadt, wie wir angeführt, zu Anfang Junius erreicht hatte, dehnte sie sich im folgenden Monat nach Finnland und Schweden in nördlicher, nach Riga in westlicher Richtung aus. In demselben Monat drang sie in Preußen ein, und erreichte Berlin; bis August aber scheint sie sich in Polen noch nicht gezeigt zu haben.

Im September verbreitete sie sich nach Hamburg und Holland. Gleichzeitig fanden auch mehrere milde Fälle in Paris statt.

Zu Anfang Octobers setzte sie über das deutsche Meer und brach in Edinburg aus, von wo sie sich im Laufe weniger Tage in die benachbarten Städte Newhaven, Portobello, Loanhead und viele andre Ortschaften verbreitete. Anfangs November befiel sie Glasgow, und hierauf einen großen Theil der Manufactur-Städte und Dörfer in Lanarkshire, Ayrshire, Dumfriesshire und andern Grafschaften im südlichen und westlichen Schottland. Von diesem Zeitpunkt an kann man annehmen, daß die Krankheit ihren Sitz auch in Großbritannien aufgeschlagen hatte, obwohl vereinzelte Fälle schon viel früher in London und seiner Umgegend vorgekommen waren.

Es scheint sonach, daß der erste große epidemische Ausbruch, der von Kabul und den nordwestlichen Provinzen Hindostans ausging, wie von einem Centrum aus über Afghanistan, Persien und den südöstlichen Theil der asiatischen Türkei dahinfuhr, bis er durch den Winter von 1846 in seinem Weiterschreiten nach Europa aufgehalten wurde. Um diese Zeit hatte sich die Seuche in den nordöstlichen Theilen Kleinasiens eingenistet, von wo sie im Frühjahr 1847 ihre Laufbahn von neuem begann und nach allen Richtungen sich verbreitete: einerseits befiel sie die Städte von Kleinasien, Persien, Arabien und Aegypten; andrerseits Georgien, Circassien und die südlichen Provinzen des russischen Reichs. Der nördliche Arm dieses großen Ausbruchs setzte seinen Zug fort bis fast sämmtliche Gouvernements des europäisch russischen Reichs ergriffen waren, worauf ein Zweig desselben nach Finnland und Schweden vorrückte, wo er seinen verheerenden Lauf scheinbar endete, während ein andrer Zweig, nachdem er die Nordküsten des schwarzen Meeres gefegt und die Städte der untern Donau fast decimirt hatte, durch Oesterreich seinen Todeszug weiter fortsetzte.

Die Kirchen Antwerpens sind 11 an der Zahl, und sie sollen nach dem finanziellen Bericht der Provinz an Schmuck und Kunstwerken einen Werth von beinahe 50 Mill. Fr. enthalten. (Belg. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 218. 11 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Eine Mittheilung von Hrn. Nasmyth „über die Mondoberfläche und ihr Verhältniß zu der Erdoberfläche" in der mathematischen und physikalischen Section wurde für so wichtig angesehen, daß sie auf Verlangen des Präsidenten und anderer Vorsteher in der allgemeinen Versammlung, die am Abend statt fand, aufs neue vorgelesen wurde. Wir geben sie deßhalb, so wie sie uns im Athenäum vorliegt, müssen aber bemerken, daß sie von einer ziemlichen Anzahl Zeichnungen begleitet war, welche der Verfasser mit Hülfe eines großen, besonders zu diesem Ende gefertigten Teleskopen entworfen hatte. Es ergaben sich daraus sehr bezeichnende Erklärungen über die Art und Wirkung einiger Kräfte, welche in ältern Perioden der geologischen Geschichte der Erde ihrer Oberfläche viele ihrer merkwürdigsten Gestaltungen gegeben haben; dieß bezieht sich namentlich auf die Ursachen der vulcanischen Thätigkeit, das Hervorbrechen durch Feuer erzeugten Gesteins, das Emporheben von Bergketten, so wie das Versenken großer Striche der Erdoberfläche. Alle diese mächtigen geologischen Erscheinungen scheint Hr. Nasmyth einigen großen und einfachen Grundursachen zuzuschreiben, die aus der Erstarrung und dem abwechselnden Zusammenziehen der Kruste und des Inneren von Erde und Mond, welche beide Körper ursprünglich in einem geschmolzenen Zustande gewesen zu seyn scheinen, hervorgehen. Hr. Nasmyth machte auf die ungeheure Zahl und Größe der kraterartigen Berge aufmerksam, womit alle Theile der Mondoberfläche bedeckt scheinen, und wies dann die Gründe nach, weßhalb sie wirklich als Krater erloschener Mondvulcane zu betrachten seyen; er wies nämlich auf das häufige Vorkommen des Mittelkegels hin, der das Ergebniß der letzten Ausbrüche eines ersterbenden Vulcans sey, wie wir dieß bei den vulcanischen Kratern der Erdoberfläche so häufig zu bemerken Gelegenheit haben. Dieser Mittelkegel findet sich in der Mehrzahl der Mondkrater, und daraus zog er den Schluß, daß sie das Ergebniß derselben Kraft seyen, die sie an den Vulcanen der Erde erzeugte. Sodann ging er auf die Ursache der ungeheuren Zahl solcher vulcanischen Krater über, mit denen die Mondoberfläche übersäet ist, und fand diese in der raschen Erstarrung und Zusammenziehung der Mondkruste, denn da die Masse des Mondes nur $\frac{1}{64}$ der Erdmasse, die Oberfläche desselben aber $\frac{1}{16}$ der Erdoberfläche beträgt, so hat der Mond in Folge dieses Verhältnisses eine viermal größere ausstrahlende oder Wärme vertheilende Oberfläche. Aus dieser geometrischen Ursache erklärte Hr. Nasmyth, wie bei dem raschen Verkühlen und Zusammenfallen der Mondskruste auf das geschmolzene Innere der flüssige Stoff unter der festen Kruste gezwungen war durch eben diese Kruste einen Ausweg zu suchen, und die ungeheure vulcanische Thätigkeit zu entwickeln, welche in einer sehr fernen Zeit seine Oberfläche mit Myriaden von Kratern und andern vulcanischen Gestaltungen, welche seiner Oberfläche ihren merkwürdigen Charakter geben, bedeckt. Daraus erklärt sich auch die ungeheure Größe der Mondkrater, indem die vulcanische Thätigkeit einen weitern Umfang einnahm wegen der Leichtigkeit des ausgeworfenen Stoffs, da die Schwerkraft, welche den Stoffen des Mondes, wie denen der Erde das Gewicht verleiht, um ein bedeutendes geringer auf dem Mond als auf der Erde ist, so daß das Zusammenfallen der Kruste wahrscheinlich auf einen Stoff zu wirken hatte, der vermuthlich nicht halb so schwer als Kork wiegt. Zunächst kam sodann Hr. Nasmyth auf die Ursache der ungeheuren Bergketten, die man auf der Oberfläche des Mondes sieht, und suchte diese durch die Fortdauer des Zusammenfallens der festen Kruste des Mondes zu erklären, die dem Zusammenziehen des geschmolzenen Innern folgt, welches durch die allmähliche Abnahme seiner Hitze sich von der Berührung mit der innern Seite der festen Kruste zurückzieht und so das Zusammenbrechen dieser Kruste veranlaßt, dadurch diesen Theil der ursprünglichen Oberfläche auf die Seite schafft, folglich die Form von Bergketten anzunehmen veranlassen muß. Hr. Nasmyth führte zur Aufhellung dieses wichtigen viele Erscheinungen erklärenden Verlaufs das bekannte Beispiel der Verrunzelung eines Apfels an, weil das Innere desselben sich zusammenzieht, und die Oberfläche nicht im Stande ist sich der Veränderung auf eine andere Weise anzubequemen. Die fraglichen Bergketten hält Hr. Nasmyth für nichts mehr und nichts weniger als das Material, welches in den ursprünglich ausgedehnten Kugeln die vergleichsweise ebene Kruste des Mondes und der Erde bildete. Das Herabfallen der ununterstützten Kruste auf den sich zurückziehenden Kern, das ein furchtbares Platschen auf die umliegende geschmolzene Masse erzeugt, gibt die sehr wahrscheinliche Erklärung an die Hand, wie granitische und vulcanische Mittelpunkte gewisser Bergketten auftraten, und wie durch Feuer entstandene Felsen in Form von Trappgängen und Basaltbildungen hineingedrängt werden, unter der Erdkruste hervorkommen und verhältnißmäßig sehr neue Formationen überlagern. Der Ursprung der glänzenden Linien, welche aus gewissen vulcanischen Mittelpunkten an der Mondesoberfläche strahlenförmig auslaufen, wird durch ein schlagendes Beispiel nachgewiesen, wenn man die Oberfläche einer mit Wasser gefüllten Glaskugel durch ein plötzliches Zusammenziehen derselben auf das flüssige Innere zusammenfallen macht, während das Wasser doch nicht hinaus kann. Das Er-

Digitized by Google

gebniß ist das Zersplittern oder Springen der Oberfläche der Kugel in einer Menge strahlenförmiger Risse, welche mit denen des Mondes die auffallendste Aehnlichkeit haben.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Unweit Gjödütlü verengt sich das Thal in eine Schlucht, an deren Ende eine alte Kirche von imponirendem Ansehen einsam und in schauerlicher Lage dasteht. An der Mündung dieser Schlucht finden wir das armenische Dorf Boghaskessan, wo wir die Hauptstraße wieder betreten. Diese ist zwar sehr breit, allein der Zustand, in welcher ich dieselbe nach einer einzigen Regennacht gefunden, ließ mich vermuthen daß sie in der eigentlichen kothigen Jahreszeit, nämlich im Herbst und im Frühjahr, zu einem undurchdringlichen Morast werden muß.

Wir betraten nun eine große prachtvolle Ebene von ausnehmender Fruchtbarkeit, welche links durch die niedrigen Gebirge in der Richtung nach Kars, rechts durch den angeblich zehntausend Fuß über dem schwarzen Meer hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berg Allah-göß (das Auge Gottes) — dessen Südseite sich schon von Eriwan zeigt — und nordöstlich durch die Anhöhen begränzt ist, an welche Gumri oder die neue Stadt Alexandropol sich lehnt. Von dieser Ebene aus in gerader Richtung nach Kars ist die Strecke dahin um wenigstens 4 Stunden kürzer als über Alexandropol, leider ist aber der gegenseitige Uebertritt wegen Mauth, Contumaz und Polizei, russischerseits nur an letzterwähntem Punkte gestattet. Es ist aber sehr zweifelhaft ob diese Anordnung praktisch auf die Schmuggler, die herumstreifenden Kürden und anderes Diebsgesindel — nämlich gerade auf solche, bei denen sie am zweckmäßigsten ihre Anwendung fände — sich ausdehnen läßt, und es verfällt also dieselbe, so wie zum öftesten die Paßförmlichkeiten und andere Gebarungen der Bureaukratie, dem Gebiete der unnützen Plackereien. In derselben Ebene kam ich abermals durch ein Dorf Namens Kara-Kiliß (Schwarzkirche), wo ich aber nichts wahrgenommen das diese Benennung versinnlichte.

Alexandropol hat eine in politischer wie in strategischer Beziehung äußerst wichtige Lage, an der Gabeltheilung der Straßen von Tiflis nach Eriwan und Kars, und auf einem Plateau das sich gegen die russische Seite hin an eine niedrige Gebirgskette lehnt, mithin von keinem Feinde beherrscht oder umgangen werden kann, während es das türkische Gebiet jenseits des Arpa-Tschai wie von einem Söller herab beherrscht. Es ist eben diese glückliche Lage, welche die russische Regierung veranlaßte, hier in Gumri, das noch vor 20 Jahren ein armseliges Dorf war, eine Stadt anzulegen, die gegenwärtig 2500 Häuser zählt, hauptsächlich aber eine regelmäßige Festung da zu bauen, die als ein Meisterstück neuerer militärischer Architektur gilt.

Die Stadt, von der Festung durch einen flachen Raum auf Büchsenschußweite getrennt, ist von allen Seiten offen, eine Beschaffenheit die sie übrigens mit vielen russischen Städten gemein hat. Die oben angedeutete Lage derselben, am Verzweigungspunkte der Straßen von Tiflis nach Persien und der Türkei, verschafft ihr einen regsamen Verkehr, und es herrscht hier viele Betriebsamkeit.

Was man den Basar nennt, ist eine schöne, lange, schnurgerade, auf beiden Seiten mit steinernen Bogengängen gezierte Straße, die von einem großen Marktplatze ausläuft. Die Einwohnerschaft besteht aus einem bunten Gemisch von Grusiern, Armeniern, Tataren und andern asiatischen Völkern. Nur die Besatzung und das Beamtenpersonal sind russisch. Da aber letztere mit ihren Familien meistens ansässig, und selbst die Officiere, Unterofficiere und Soldaten zum Theil verheurathet sind, oder wenigstens en Familie hier leben, so kann man einigermaßen auch sie als einen Bestandtheil der Bevölkerung betrachten.

Wie fast in allen neuen Ansiedlungen sind Achtbarkeit und Redlichkeit meines Wissens hier eine etwas seltene Erscheinung. Die ansässigen asiatischen Christen insbesondere sind größtentheils der Auswurf ihrer Stammverwandten, ein schlechtes, ungeschliffenes Volk, das durch Grobheit, Völlerei und Liederlichkeit auf eine ekelhafte Weise die Russen nachzuäffen sich bestrebt, und gleichsam einen Ruhm darin sucht diese erbaulichen Eigenschaften zur Schau zu tragen.

Das Lazareth nebst der Gränzzoll- und Polizeiwache umfaßt mehrere Gebäude, welche zusammen einigermaßen eine dritte Abtheilung der Oertlichkeit am Ufer des Arpa-Tschai, nämlich an der äußersten Gränze, bilden. Die Entfernung von der Stadt dahin beträgt eine halbe Stunde, auf einer breiten und ziemlich guten, aber sehr abschüssigen Straße, mit fortwährenden Böschungen, was besonders bergab die Wagen der beständigen Gefahr des Umwerfens preisgibt. Demungeachtet wird diese Strecke fast unveränderlich zur Achse und zwar im schnellsten Fahren zurückgelegt. Es gibt überhaupt hier verhältnißmäßig schon eine ziemliche Anzahl Mieth-Droschken, die ich aber, rücksichtlich der großen Wohlfeilheit der Pferde und des Pferdefutters, sehr theuer fand, was ich keiner andern Ursache zuschreiben konnte, als daß für diese Fuhrwerke keine Taxe bestand.

Alexandropol liegt, wie gesagt, auf einer den Arpa-Tschai und das türkische Gränzgebiet beherrschenden Hochfläche. Auf der russischen Seite ist also die Gränze gut bewacht. Nichts destoweniger ist diese Delimitation insofern eine mißliche — und ich habe alle Ursache zu glauben daß dieser Uebelstand der Aufmerksamkeit des Guberniums zu Tiflis und dem Petersburger Cabinet keineswegs entgangen — als der Arpa-Tschai, ein schmales, unansehnliches Gewässer, im Spätjahr besonders überall Furten hat, und an vielen Stellen selbst zu Fuß überwatet werden kann, während unbegreiflicherweise auch hier wie am Araxes weder Wachposten noch Vedetten am russischen Ufer zu sehen sind. Ein feindlicher Ueberfall, mit Umgehung der Veste Alexandropol, ist freilich bei der traurigen Beschaffenheit des Wehrstandes in jenem Theile der asiatischen Türkei kaum zu befürchten; allein ich konnte nicht sehen wie unter solchen Umständen dem Eindrang von Schleichhändlern, von Kürden und andern Straßenräubern gesteuert wird, was also schon, wie oben angedeutet, der Muthmaßung Raum gibt, daß Rußland, eingedenk dieser mißlichen Demarcation, dem günstigen Zeitpunkt auf der Lauer ist, durch Erweiterung ihrer Gränze solchem abzuhelfen, selbst wenn man nicht wüßte und nicht alle Anzeichen vorhanden wären, daß man zu Tiflis diesen Gedanken hegt und pflegt. Mittlerweile hat Rußland den Türken eine mächtige Festung in solcher furchtbaren Stellung so zu sagen vor die Nase gebaut, während jenseits des Arpa-Tschai und auf der Strecke von 12 Stunden bis Kars, nicht nur keine Spur von Befestigung, sondern nicht einmal eine Schildwache zu sehen ist.

An einem Sonnabend Vormittag in Alexandropol angekommen, hatte ich die Absicht wo möglich noch am selben Tage

Digitized by Google

meine Reise nach Kars fortzusetzen, zu welchem Zwecke ich, ohne mich nach einem passenden Quartier umzusehen, in demselben Karwan-Sarai, wo ich vom Pferde gestiegen und wo der Armenier, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, sein Gewölbe hatte, mir ein sogenanntes Zimmer anweisen ließ, dessen Ausstattung in einer Britsche bestand, auf welche der Oda-baschi eine Rohrmatte ausbreitete.

Meine Beziehungen zur hiesigen Localbehörde waren nämlich von derselben Beschaffenheit, wie sie zu jener in Eriwan gewesen, nur mit dem Unterschied daß ich hier unvermeidlich mit ihr in Berührung kommen mußte. Mein Paß vom Commando in Kara-bagh lautete nach Kars, war mithin ganz in Ordnung (die vom Commando zu Nachtschiwan ausgestellten, bis Eriwan lautenden und in letzterer Stadt nicht visirten Papiere, was einen Anhaltspunkt zu Plackereien darbieten konnte, mochte ich also hier nicht vorzeigen), ich richtete jedoch anfänglich nicht mehr damit aus, als ich einige Jahre zuvor mit einem großherrlichen Ferman bei den Beduinenstämmen von Menti-Fech und Beni-Lam, in der Wüste zwischen Baßrah und Bagdad ausgerichtet hatte, und ich möchte überhaupt bezweifeln ob ein in Transkaukasien reisender nichtrussischer Europäer, ohne mit speciellen Empfehlungen und Befehlen an die dasigen obersten Militärbehörden versehen zu seyn, viel besser durchkommt und weniger roher Willkür begegnet als bei irgend einem unabhängigen Beduinen- oder Kürdenstamm. Das sind die Fortschritte der russischen Bureaukratie in Transkaukasien, und diese Bewandtniß hat es mehr oder weniger in allen entlegenen Gubernien des Mutterlandes. Dabei kann man sich eines trostlosen Gefühls nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß selbst ein mächtiger, in seinen Vermögensverhältnissen unabhängiger, von den reinsten Gesinnungen und besten Absichten beseelter Mann wie Woronzow nichts vermag, um solchem schamlosen Unwesen zu steuern. Allein das Uebel ist so tief eingewurzelt, daß es einer riesenhaften Thatkraft bedürfte, die man nur einem zweiten Peter dem Großen zumuthen könnte, um hier zu helfen.

Auf der Polizeidirection war keine Spur von Anstand oder Subordination vernehmbar. Die dasigen Beamten fand ich sich zum Spiele mit den Linialen bewerfend und sich überhaupt bübischer betragend als die ungezogensten Schulbuben in Abwesenheit des Schulmeisters, ja sie entblödeten sich nicht, nachdem ich schon eingetreten, in ihrem muthwilligen Treiben fortzufahren, gerade als wenn ich nicht zugegen gewesen. Kurz, ihr Benehmen war von der Art daß ich sie sammt und sonders für betrunken halten mußte. Als die Herren endlich sich herabließen von meiner Gegenwart und meiner Angelegenheit Notiz zu nehmen, begann die Plackerei damit, daß sie versuchten dem Befehlshaber von Kara-bagh die Befugniß abzusprechen Pässe auszustellen, wornach sie mich wegen der Abfertigung des meinigen auf 6 Uhr Abends vertrösteten (es war kaum Mittag). Diese Legitimation bedurfte aber nicht allein des Visa's der Polizei, sondern mußte, wenn mit diesem versehen, auf das Mauthamt kommen und hier die Bescheinigung erhalten daß der Inhaber nichts Zollbares bei sich führte. Es ward solcherweise natürlich keine Rede mehr davon noch am selben Tage abzureisen, wie ich es beabsichtigt hatte, aber nicht nur war Abends, als ich zur bestimmten Stunde auf die Polizei schickte, Niemand mehr zugegen, sondern es zeigte sich selbst am folgenden Morgen noch nicht die geringste Aussicht, wann und wie ich meinen Paß expedirt erhalten würde, abgesehen davon daß es Sonntag war. Da hub der Armenier, welcher mich auf jenes Amt begleitet hatte und Abends vergeblich dahin zurückgekehrt war, folgenderweise an: „Herr, gestattet mir ein freies Wort mit Euch zu sprechen; so wie ich diese Leute kenne, werdet Ihr nicht nur heute aufgehalten, weil es Sonntag ist, sondern in acht Tagen noch hier sitzen, wenn Ihr euch nicht entschließt etwas zu spendiren.“ Ich hatte zwar einige Ursache, um denjenigen der diese Sprache führte, von der schlechten Meinung welche mir die christliche Einwohnerschaft im allgemeinen eingeflößt hatte, nicht auszunehmen, zweifelte aber um so weniger an der Richtigkeit seiner Aussage im vorliegenden Falle, als ich mich nachgerade erinnerte, wie einst in Odessa ein in der Ausreise begriffener Schweizer volle 6 Monate wegen seines Passes hingehalten wurde, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, die Expedirung desselben auf gesetzlichem Wege zu erwirken. Es blieb mir daher nichts übrig als mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ohne nur zu wissen wie hoch die Brandschatzung sich belaufen würde, und mein Armenier, dem ich somit Carte blanche ertheilte, machte sich sogleich auf den Weg. Und, siehe da! Schon nach Verlauf einer halben Stunde brachte er meinen Paß ganz fix und fertig von Polizei und Mauthamt unterfertigt, von letzterer Behörde bona fide bescheinigt „daß ich nichts Mauthbares bei mir führe,“ obschon dieselbe mein Gepäck nicht einmal zu Gesichte bekommen hatte. Es belief sich zwar die Zeche auf etwas über 3 Silberrubel, aber ich war unter den obwaltenden Umständen herzlich froh, so wohlfeilen Kaufes des Handels losgeworden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

.... Ich kam des Morgens auf der Eisenbahn nach Newcastle, wo ein Freund mich am Bahnhof erwartete und mir während der wenigen Stunden, die ich in jener Stadt zubringen konnte, als Führer dienen sollte. Was ich vor allem zu sehen wünschte, war die berühmte Brücke (high level bridge), welche vor kurzem über das tiefe Thal der Tyne zwischen Newcastle gegen Norden und Gateshead gegen Süden erbaut wurde, so daß die herabkommenden und aufwärts fahrenden Züge ohne Anhalt den Fluß passiren können. Ich wurde gleich allen Fremden aufs höchste überrascht durch den Anblick dieses prächtigen Bauwerkes, das als solches das merkwürdigste ist, was der Norden Englands besitzt, und welches sehr vortheilhaft contrastirt mit der alten steinernen Brücke, die flußabwärts in geringer Entfernung noch steht.

Die neue Brücke, nach Robert Stephensons Entwürfen erbaut, besteht aus sechs eisernen Bogen, deren Verbindungstheile durchbrochen sind, was sie von ferne einem Spitzenbesatz ähnlich macht. Am nördlichsten Ende gegen Newcastle hin sieht man noch die Veste, welche im Mittelalter in den Gränzkriegen eine wichtige Rolle gespielt hat. Von diesem Punkte bis zu dem entgegengesetzten Ende Gateshead zu hat die Brücke eine Länge von $1337\frac{1}{2}'$; ihre Breite beträgt 32'. Die steinernen Pfeiler steigen anmuthig und leicht aus dem Grund des Flusses auf; sie ruhen auf einem hölzernen Roste, der in den Boden bis auf das feste Gestein eingelassen ist. Dieses Pfahlwerk wurde durch eine schwere Dampframme eingeschlagen, welches 80 bis 60 Schläge in einer Minute that; die Schnelligkeit und Gewalt dieser Schläge waren so groß, daß die eisernen Köpfe der Pfähle fast ebenso heiß wurden, als wären sie einem Schmiedefeuer ausgesetzt gewesen. Auf den steinernen Pfeilern ruhen eiserne Bogen, deren Construction ganz eigenthümlich ist. Jeder Bogen wird aus vier Kreissegmenten von Gußeisen gebildet; die Spannung derselben beträgt 125', ihre Höhe im Mittelpunkt $17\frac{1}{2}'$. Diese sechs Bogen sind durch Sehnen aus Eisenstangen unter sich verbunden, und hiedurch nach unten zu geschlossen. In Folge dieser Anlage bildet sie eine doppelte Brücke, indem oben auf den Bögen die Fahrbahn des Schienenweges ruht, während die Balken welche auf den eisernen

Digitized by Google

Sehnen der Bögen liegen, die Fahrbahn für Wagen und Pferde ausmachen. Es steht mithin Brücke über Brücke. Die Entfernung der obern Fahrbahn über dem Wasserspiegel bei hohem Wasserstand beträgt 108½', die der untern 85'. Von der obern Brücke genießt man einer herrlichen Rundsicht auf die alte Steinbrücke, den mit Schiffen bedeckten Fluß und die Stadt Newcastle, welche der Kirchthurm von St. Nicolaus überragt. Die untere Brücke gleicht einem langen Bogengange. In der Mitte ist die 20' breite Straße für Wagen, und auf jeder Seite ein Trottoir von 6'; die Fahrbahn besteht aus Holzwürfeln welche auf Kies liegen. Als wir durch diese Galerie hingingen, fuhr ein Bahnzug mit donnerähnlichem Geräusche über unsern Häuptern weg. Die Masse von Eisen, Stein, Asphalt und anderm Material, welche diese so schlanken Pfeiler tragen, ist ungeheuer. Man hat berechnet daß auf jeden Bogen 517 Tonnen Gußeisen, 50 Tonnen Schmiedeisen, 125 Tonnen Holzwerk, 66 Tonnen Pflästerung, Schienen und Asphalt, im ganzen 760 Tonnen kommen. Das Totalgewicht des Gußeisens bei dem ganzen Bau beträgt ungefähr 5000 Tonnen. Die Dräthe des elektrischen Telegraphen dehnen sich längs der ganzen Brückenhöhe hin. Dieser Riesenbau wurde mit erstaunlicher Raschheit ausgeführt; die Accorde wurden mit den verschiedenen Unternehmern im August 1846 abgeschlossen, und im selben Monat 1849 fuhren die ersten Bahnzüge über die Brücke. Im folgenden September passirte die Königin bei ihrer Rückkehr aus Schottland unter dem lebhaften Zurufe des versammelten Volkes. Bevor die Brücke dem Verkehr übergeben wurde, stellte man strenge Versuche an; vier der schwersten Locomotiven wurden aneinander gehängt und fuhren während einer Stunde darüber, ohne daß man das geringste Biegen oder Schwanken bemerkte. Noch muß ich hinzusetzen, daß während des ganzen Baues kein einziger schwerer Unfall stattfand. Man erwähnt nur eines seltsamen Falles, der aber keine traurigen Folgen hatte. Ein Arbeiter stürzte rücklings von der obersten Bahn herab, und blieb in seinem Falle an einem Nagel des Gerüstes hängen, welcher seine Beinkleider faßte; er blieb einige Zeit in der Luft aufgehängt, den Kopf nach unten, bis seine Arbeitsgenossen ihn aus dieser peinlichen Lage befreiten.

Der Bau wird ungefähr drei Millionen Gulden kosten; das Eisenwerk daran ging aus den Werkstätten der Herren Hawks, Crawshay und Söhne hervor, deren Gießereien ich zu Gateshead besuchte. Hier werden auch Anker und Ankerketten mittelst Dampfeskraft geschmiedet. In einer andern Werkstätte sah ich die Fabrication hydraulischer Pressen, die auf den Quays von Newcastle zum Ein- und Ausladen der Schiffe angewendet werden, indem sie die Krahnen in Bewegung setzen. Diese Maschinen thun dieselben Dienste wie die Dampfmaschinen, mit dem Unterschiede, daß hier kaltes Wasser der Hebel ist, und daß ein einfacher Deichel genügt, welche dasselbe aus einem hochgelegenen Behälter herableitet. Aber die Zeit drängte und ich eilte nach Sunderland zu kommen, wo andere Wunder meiner warteten. An der Mündung der Wear gelegen, wird Sunderland bald durch die Bauten, die dort ausgeführt werden, einer der größten Seehäfen an der Ostküste von England seyn. Schon baut man mehr Schiffe daselbst als an irgend einem andern Hafenplatze Großbritanniens, ja vielleicht der ganzen Welt, und allem Anschein nach wird die Aufhebung der Schifffahrtsgesetze dem Vortheil der Bauleute nicht so nachtheilig seyn wie man befürchtete. Da ein Boot zu meiner Verfügung gestellt war, verschaffte ich mir das Vergnügen den Fluß hinauf unter der berühmten Kettenbrücke mit einem einzigen Bogen von 237' Spannung hindurchzufahren. An beiden Ufern zeigten sich zahllose Symptome kaufmännischer Thätigkeit; man sah allenthalben nur Staiths (in den Fluß vorspringende Brücken) zum Einladen der Steinkohlen, auf den Werften zählte ich ungefähr 93 Fahrzeuge aller Größen, deren Bau mehr oder minder vorgeschritten war.

Die Arbeiten, welche in diesem Augenblick zu Vergrößerung des Hafens ausgeführt werden, lassen erwarten, daß Sunderland zu einer Stufe von Wohlhabenheit bestimmt ist, die es bis jetzt nicht erreicht hat. Ehedem lagen die meisten Fahrzeuge, welche diesen Hafen besuchten, längs den Ufern der Wear vor Anker, deren Quays viel zu wünschen übrig ließen. Dieser Zustand der Dinge wird wesentlich verbessert durch die Vollendung einer Reihe von Bassins, die nach einem großen Maaßstabe angelegt sind. Ich hatte Gelegenheit sie noch in trockenem Zustande zu sehen und die ungeheuren Arbeiten beurtheilen zu können. Sie liegen dem Meere gegenüber südlich von der Mündung der Wear, in welcher sich gegenwärtig die Einfahrt befindet; allein später soll am andern Ende der Bassins eine zweite Einfahrt gebaut werden, welche gestattet der Barre an der Flußmündung auszuweichen. Diese Bassins wurden am Meeresstrande ausgegraben und gleichsam dem Ocean abgewonnen. Allein diese Erwerbung ist vielleicht minder außerordentlich als das Verfahren des Ingenieurs Murray, um vor diesen Bassins einen neuen Strand zu bilden, an dem sich die Wogen brechen können. Um den Triebsand an diesem Punkte zu befestigen, hat er von Entfernung zu Entfernung kleine sehr niedrige Mauern angelegt, die sich auf die Einfassung der Becken stützen und rechtwinklicht nach der See auslaufen, welche im Zurücktreten in den Zwischenräumen dieser Mauern bei jeder Ebbe einen Niederschlag absetzt; auf diese Weise bildet sich allmählich ein fester Boden, der breit genug ist um den Bassins als äußerer Quay zu dienen. Das große Bassin, durch diese Abwehren geschützt, hat mehr als 18 Acres Ausdehnung, und kann ungefähr 253 Segel aufnehmen, von welchen die meisten Kohlenschiffe seyn werden; um ihr Einladen zu erleichtern, werden Staiths längs der Quays angelegt, auf welche die Karren von den Bergwerken gebracht werden. Die Baukosten dieser Bassins schätzt man auf mehr als 3 Millionen Gulden (275,000 Pfd. St.), eine beträchtliche Ausgabe, welche aber durch die Nützlichkeit des Unternehmens vollkommen gerechtfertigt wird. Man zeigte mir auch noch als eine Merkwürdigkeit einen steinernen Leuchtthurm von 76' Höhe, der mit seiner ganzen innern Ausrüstung, und ohne den geringsten Schaden an seinen Bestandtheilen von der Stelle, welche er früher eingenommen, an die äußerste Spitze der gegenwärtigen Rhede, d. h. 120 Yards weit versetzt wurde.

Sunderland besteht eigentlich aus zwei verbundenen Städten. Der fernste Theil des Hafens heißt Bishop-Wearmouth; hier finden sich die schönsten Straßen und Gebäude. Auf einer großen eisernen Brücke gelangt man an das nördliche Flußufer, wo sich eine dritte Stadt, Monk-Wearmouth befindet. An dieser selben Seite, unfern vom Flusse, findet man die Steinkohlengrube von Monk-Wearmouth, welche für die tiefste unter dem Niveau des Meeres gehalten wird. Da ich eingeladen war, diese merkwürdige Mine zu besuchen, beeilte ich mich davon Gebrauch zu machen. Bevor ich einfuhr, wurde ich wie gewöhnlich in einem der benachbarten Häuschen in die Kleidung der Bergleute gesteckt, mit einem Stocke in der Hand und einer ledernen Mütze, welche denen der Kohlenträger zu London gleicht. Die Grube hat zwei Schachte, von welchen der eine frische Luft einläßt, während aus dem andern die verdorbene, nebst dem Rauche hinausstreicht, den sie aus den verschiedenen Theilen der Grube an sich zieht. Die beiden Schachte werden auch zum Herausschaffen des Brennstoffes benützt; jeder ist mit der nöthigen Einrichtung versehen, um die Karren emporzuheben und hinunterzulassen. Der Ausgangspunkt ist nicht unmittelbar an der Oberfläche des Bodens. Ueber jeder Oeffnung der Schachte sind hölzerne Gebäude errichtet; wenn man in die Grube einfahren will, muß man in das erste Stockwerk derselben hinaufsteigen, wo die beladenen Karren durch eine Lücke im Fußboden heraufkommen und in große, geneigte Siebe geleert werden, welche den Staub von den Kohlen trennen. Der Boden ist mit eisernen Platten belegt, um nicht durch das Reiben der Räder dieser Karren abgenützt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Erscheinung von Störchen. Eine in der jetzigen Jahreszeit sehr seltene Erscheinung hat sich in den letzten Tagen des Monats August zu Philippeville gezeigt. Eine Heerde Störche, etwa 200 an der Zahl, kreiste eine Zeitlang über dieser Stadt, und ließ sich kurz darauf auf dem Schlosse des Grafen Baillet de la Tour nieder. Dach und Kamine waren wörtlich davon bedeckt. Die Vögel schienen sehr ermattet und am andern Morgen hatten sie ihre Stellung noch nicht verlassen. Einer derselben hatte ein rothes Halsband mit einer silbernen Schließe. (Liter. Gaz. 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 219. 12 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Professor Buckman legte einige „Bemerkungen über chemische Thatsachen in Bezug auf das zu Cirencester (Corinium) entdeckte Mosaikpflaster" vor. Hieraus geht hervor, daß die Materialien, aus denen solche Pflaster bestehen, von zweierlei Art sind, nämlich erstens Steine aus den benachbarten Districten, oder natürliche Tessellä, zweitens künstliche, bestehend aus gebrannter Erde und Glas. Die natürlichen Tessellä, von denen viele durch chemische Manipulation so verändert sind, daß man sie für fremdartiges Gestein hielt, sind aus den Kreide-, Oolit-, Lias- und rothen Sandsteinformationen, man kann ihren Ursprung und das Verfahren bei ihrer Bereitung leicht nachweisen. So wurde aus einem rahmfarbigen Oolit durch eine Art von Rösten eine graue Farbe gewonnen, was sich aus dem Umstand erklärt, daß das Oolitlager, aus dem die Steine entnommen sind, Eisen und organische Stoffe enthält, welche letztere die höhere Oxydation des Eisens verhinderten, so daß also die graue Farbe durch Eisenoxydul hervorgebracht wurde. Die künstlichen Tessellä aus Töpferthon bestehen aus Schattirungen von Roth und Schwarz; die rothen Farben entspringen durch das rothe Eisenoxyd in dem Thon, aus dem sie gemacht sind, während die schwarzen Farben aus dem Brennen derselben in besondern Oefen (smother furnaces) entstehen, wie Herr Artis schon längst gezeigt hat; wenn derselbe indeß behauptet, daß der Kohlenstoff des Brennmaterials, womit das Brennen bewirkt wird, am Entweichen gehindert werde, in den Thon dringe und diesen schwärze, so ist dieß falsch, der Rauch wirkt vielmehr chemisch durch Verhinderung der Oxydation des Eisens, und so wird die Umwandlung der dunkeln Thonfarbe in eine rothe, wie sie gewöhnlich beim Brennen von Töpferwaaren und Backsteinen vorkommt, verhindert. Prof. Buckman erwähnte dann eines Medaillons des Mosaikpflasters, welches die Flora darstellt; die erste Zeichnung ihres Kopfputzes und die Blumen in ihrer Hand gab Grünspangrün, die Farbe, welche diese Gegenstände beim Ausgraben gezeigt hatten; da aber dieß zur chromatischen Anordnung des Ganzen nicht paßte, so vermuthete Prof. Buckman eine spätere chemische Veränderung, und als er das Grün von der Oberfläche der fraglichen Tessellä wegkratzte, zeigte sich ein schönes Rubinglas. Neue Zeichnungen wurden nun gemacht, in welche Rubinroth statt Grün eingesetzt war, und so ergab sich daß die vorherige Disharmonie in Farbe und Gruppirung verschwand, und die Farbenvertheilung ganz verständlich wurde. Eine von Professor Völcker vorgenommene Analyse des Glases zeigte, daß die Umwandlung aus Rubinroth in Grün dem Umstand zuzuschreiben war, daß das alte Rubinglas seine Farbe von Kupferoxyd erhielt, und die Tessellä sich durch eine Zersetzung ihrer Oberfläche mit kohlensaurem Kupfer überzogen hatten.

•

Auf der Insel Mull, westlich von Schottland, zeigt sich eine fossilienhaltende tertiäre Ablagerung unter dem Basalt. Der Herzog von Argyll, der sie aufgefunden, gab einige nähere Aufklärungen darüber. Die Insel besteht aus Trapp, Granit und Glimmerschiefer, welche man alle in der kleinen Bucht von Ardtun findet, und hier zeigen sich auch einige kleine Kohlenadern mit Zwischenschichten von Säulenbasalt. Etwas nördlich von der Bucht ist Ardtun Head, eine senkrechte, 130' hohe Klippe, die von einer tiefen, von dem Moor oberhalb zugänglichen Spalte durchschnitten ist. Diese Klippe besteht aus folgenden horizontalen Schichten: 1) oben an der Spitze 20 bis 30' roher Säulenbasalt; 2) eine dünne, plattenartige Schichte, welche fossile Blätter enthält; 3) vulcanische Asche; 4) ein zweites Blätterlager; 5) ein zweites Lager von vulcanischer Asche, 6) ein drittes Blätterlager; 7) amorphischer Basalt, 8) Säulenbasalt, der den Grundstock der Klippe bildet. Die vulcanischen Aschenlager sind von neuen Formationen am Vesuv und von dem Tuff auf Madeira und in der Auvergne nicht zu unterscheiden. Das zweite Blätterlager ist $1\frac{1}{2}'$ bis 2' dick, und seine untern Theile eine bloße Vegetationsmasse. Im dritten Lager sind die Blätter minder zahlreich und in vulcanischen Schlamm eingelagert, der jetzt eine harte Wacke (whinstone) bildet; die Blätter sind schwarz und sehen verkohlt aus, dieß ist aber nicht nothwendig der Fall; man sieht keine Stämme, nicht einmal kleine Zweige. Der Herzog von Argyll bemerkt, die Blätter müßten sich wohl von Herbst zu Herbst in einem seichten See gesammelt haben, und von weichem Schlamm überströmt worden seyn, in dem sie aufbewahrt wurden. Das einzige Anzeichen lebender Thiere, das man bei den Blättern fand, ist der Weg eines Wurms. Professor Forbes bemerkte, die Blätter seyen sehr gut erhalten, und gehörten dem Ahorn, der Eller, Fichte, Schafthalm und andern an. Die Blätter gleichen einigen eocenischen Arten aus Steyermark, und denen, welche in den eocenischen Pfeifenthonlagern der Insel Wight gefunden werden. Sir John Richardson hat Blätter ähnlicher Art am Mackenzie-Fluß im arktischen Amerika gefunden. Was die Lage unter Basaltmassen betrifft, so findet sich diese Erscheinung auch in Island, und Prof. Oldham sprach von ähnlichen Erscheinungen in Irland, aber keiner dieser Fälle war hinreichend untersucht.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich ein andermal — freilich war es schon vor längerer Zeit geschehen und der Vorfall damals meinem Gedächtniß entschwunden — auf ähnliche Weise bei der Linie von Radziwilow an der russischen Westgränze loskaufen müssen, und zwar hatte ich nacheinander dem einen zwei, dem andern drei, einem dritten einen Silberrubel und so fort bezahlt, bis die Gesammtausgabe sich bereits auf 14 S. R. belief und ich der Sache überdrüssig mich nicht enthalten konnte zu äußern: ich würde zu Radziwilow (das noch drei Viertelstunden entfernt war) angekommen, über solche Erpressung beim Natschalnik Klage führen, worauf einer der, sämmtlich in schmucken Uniformen, Betheiligten mir ganz freimüthig bemerkte: „Sie können, wenn Sie wollen, Ihre Beschwerde beim Kaiser selbst vorbringen, der sehr wohl weiß daß wir mit einem jährlichen Gehalt von 300 Rubel Banco (4 R. Banco = 1 S. R.) nicht leben können.“ Diese Sprache, worauf ich nichts zu erwiedern wußte und sich auch nichts erwiedern ließ, erschien mir als die beste Charakteristik des obwaltenden Uebelstandes. In der That, es wird von diesen Angestellten verlangt, daß sie täglich sowohl in ihren Canzleien als im Publicum in voller Uniform erscheinen, was schon mit sich bringt, daß Kleidung, Beschuhung und alles was den äußern Menschen macht, untadelhaft seyn müssen. Dabei erwartet man auch von ihnen, daß sie eine gewisse Figur machen, oder wenigstens der Stellung eines kaiserlich-russischen Beamten gemäß leben; schon um ihr Ansehen und folglich das Ansehen der Regierung bei den Eingebornen zu erhalten — nachdem ohnehin nichts geschieht um ihre Anhänglichkeit und Sympathien zu gewinnen. Es mag also ein Woronzow, oder jeder andere Oberbefehlshaber, noch so mächtig, so edeldenkend, und mithin noch so wenig mit den Incerti, der sogenannten Fresserei und der Corruption überhaupt einverstanden seyn, er muß, er mag wollen oder nicht, bei solcher Bewandtniß der Dinge ein Auge zudrücken und stillschweigend gutheißen, daß jene Bediensteten sich per fas et nefas ihren erbärmlichen Gehalt zu vervierfachen und zu verzehnfachen suchen. Um hier verbessernd einschreiten zu können, müßte vor allen Dingen der Gehalt eines jeden Beamten so gestellt werden, daß er im Stand gesetzt würde anständig und redlich damit auszukommen. Nachdem aber das bureaukratische System in Rußland zu einem solchen Grad von Verwickelung und Complication gediehen, daß dieser Staat ein verhältnißmäßig zahlreicheres Beamtenheer auf den Beinen hat als vielleicht irgend ein anderer in Europa, so würden natürlich die financiellen Hülfsmittel des Landes bei weitem nicht ausreichen, um jene wünschenswerthe Gehaltserhöhung einzuführen. Dieses könnte also nur mittelst der numerischen Verminderung des Gesammtpersonales auf ein Drittel seines gegenwärtigen Standes erstrebt werden, was aber eine vollständige Zergliederung des Räderwerkes der russischen Staatsmaschine bedingen würde, um dieselbe nach einem vereinfachten und zweckmäßigeren Plane neu zusammenzusetzen. Ich glaube aber, der Regent oder Staatsmann ist noch nicht geboren, welcher einer solchen herkulischen Aufgabe gewachsen wäre.

Nachdem ich auf die angeführte Weise meine Angelegenheiten in Alexandropol glücklich geordnet, hatte ich nichts Eiligeres zu thun als eine Droschke zu bestellen und mit meinem Gepäcke ans Ufer zu fahren, um das Gesindel dieser Gränzstadt und das russische Beamtenwesen oder Unwesen je eher je lieber los zu werden. Allein dort an der unmittelbaren Gränze hatte ich noch eine Reihe von Förmlichkeiten mit der Mauth, mit der Polizeiwache, ja sogar mit der Contumazbehörde zu bestehen, die jedoch sämmtlich ohne die geringste Schwierigkeit und ziemlich schnell abgethan wurden — natürlich nicht ohne wieder Schmiergeld zu bezahlen, das hier zusammen beiläufig einen Silberrubel betrug.

Das Passiren einer russischen Gränze vice versa ist, selbst unter den günstigsten Umständen, mit Beschwerlichkeiten verknüpft. Es wird aber der Uebertritt noch dadurch erschwert, daß die russische Behörde systematisch sich befleißt den Verkehr mit den Nachbarstaaten auf alle mögliche Weise zu lähmen. Ich konnte also, zum Beispiel in Alexandropol, um keinen Preis Pferde und Führer zur Fortsetzung meiner Reise nach Oars zu miethen bekommen, theils weil es für russische Unterthanen zu schwierig ist sich die Bewilligung zum Austritt zu erwirken, theils weil es nie Retourgelegenheiten gibt, aus dem Grunde weil wegen der Contumaz und andern Plackereien nur solche Pferde aus dem jenseitigen herüber kommen, die Eigenthum der Reisenden sind und ihnen zur Rückkehr auf das türkische Gebiet dienen. Es ist also der hier Austretende — natürlich wenn er ein Fremder, in der Regel nicht mit eigenen Pferden versehen — zu seiner Beförderung auf die zufällig am türkischen Ufer vorfindlichen Gelegenheiten angewiesen, woran es zwar nie mangelt, die aber meistens aus Arben (Araba), nämlich aus zweiräderigen Ochsenkarren bestehen. Ich hatte jedoch das Glück — was freilich nicht ohne Prellerei ablief — zwei Pferde, wovon eines für mich zum Reiten und das andere zum Gepäcke, nebst zwei berittenen Führer aufzutreiben; das Nothwendigste in diesem Zuge befand sich schon am Ufer, das Fehlende ward im nächsten, eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe ergänzt. Zu meinem Erstaunen hieß dasselbe wiederum Oara-Kiliß, bereits der vierte Ort dieses Namens, den ich auf dieser Reise berührte, unbeschadet eines fünften Oara-Kiliß, auf der Straße von Alexandropol nach Tiflis, durch welches ich bei meiner ersten persischen Reise gekommen war.

Die Straße nach Oars zieht sich nun auf einer wellenförmigen, von Waldung und allem Baumwuchs entblößten Ebene fort. Ich fand zwar dieselbe bei der herrschenden trockenen Witterung ziemlich gut und von den mehrerwähnten Arben stark befahren, allein sie muß allem Anschein nach bei Regenwetter oder Aufthauen des Schnees sehr morastig seyn. Bei dem armenischen Dorfe Kysil-Tschuch-Tschuch fand ich den kleinen Fluß Oara-Chan, und unweit von da zwischen den Dörfern Dschamischli und Schah-Nalá überschritt ich auf einer Furt den Fluß Oars, der breiter und ansehnlicher ist als der Arpa-Tschai. Von den letztgenannten beiden Dörfern ist ersteres ebenfalls von Armeniern, und letzteres, wo ich Nachtlager hielt, von Kisilbaschen bewohnt. Dieses sind wie die Müte-u-Alis in Syrien, die Ismaeliten und auch die Drusen, eine Abart von Schiiten, also von Angehörigen der Secte Ali's. Auf vielen Punkten der asiatischen Türkei zerstreut (ich habe sie unter andern auch auf der Strecke von Mossul nach Märdin zahlreich vorgefunden) ist ihr Charakter mir nie gerühmt worden, und mir selbst sind sie niemals in sehr vortheilhaftem Lichte erschienen. So wie die persischen Schiiten, betrachten und behandeln sie als unrein (Nedschis) alle, sogar Muselmänner, die einer andern Glaubenslehre angehören, weßhalb es mich weder verwunderte noch ver-

Digitized by Google

drießen konnte, daß man mir beim Nachtmahl abgesondert auftrug, während meine Leute von Qara-kiliß, die demselben Stamme angehörten, mit den Hausgenossen speisten.

Eine halbe Stunde von Schah-Kalá kam ich noch durch das armenische Dorf Kürek-derest, wo ich frühstückte, und bis hieher fand ich die Gegend leidlich angebaut, aber weiterhin und bis in die unmittelbare Umgebung von Qars, eine Strecke von beiläufig 7 türkischen Stunden, ist meist Steppenland, wo ich außer dem türkischen Dorfe Halfa-oghlu durchaus keine Ansiedlung traf.

Auf diesem ganzen, 12 türkische Stunden betragenden Landstriche von der Gränze bis Qars, ist wie oben angedeutet, die türkische Herrschaft nirgends sichtbar, nirgends besteht die geringste Vertheidigungsanstalt gegen äußere oder innere Feinde, und man kann also diese Gegend als gänzlich der Willkür der Kürden preisgegeben betrachten, die durch ihre Raubzüge dieselbe nur zu oft unsicher machen. In die Ebene von Qars gelangt, führt die Straße mitten durch Saatfelder, woran es in dieser Umgegend nicht mangelt. Ein Regen von wenigen Stunden hatte bereits den Boden sehr morastig und fast unwegsam gemacht, und ich konnte daraus schließen, daß nach dem Schmelzen des Schnees, der in diesem rauhen Klima vom October bis April das Erdreich bedeckt, es hier fast nicht durchzukommen seyn muß.

Die Stadt Qars lehnt sich nördlich durch die Festung an einen länglichen Hügel, Qara-dagh (den schwarzen Berg) genannt. Ich vernahm von einigen Einwohnern die ziemlich naive Aeußerung, daß wenn die Russen im letzten Kriege sich dieser Anhöhe nicht bemächtigt, sie schwerlich die Stadt eingenommen hätten, worauf ich mich nicht enthalten konnte zu entgegnen „wenn dem so ist, warum hat man denn den Qara-dagh entblößt gelassen und diese wichtige Stellung nicht verschanzt?“ Man ist mir die Antwort schuldig geblieben.

Es besteht hier wieder die bei den Türken übliche Eintheilung in „Festung“ und „Stadt.“ Erstere, von einer doppelten Ringmauer umgeben, enthält die sehr unansehnliche Wohnung des Pascha's, die Casernen, das Militärspital, einen Basar und eine verhältnißmäßig wenig zahlreiche Einwohnerschaft. Diese Abtheilung befindet sich, wie schon angedeutet, am Abhang des Qara-dagh und hängt mit einem alten Castell zusammen, das sich schroff am Rande derselben Anhöhe erhebt und das ganze Befestigungssystem krönt. Ich fand dieses Festungswerk ganz verlassen und aller Bewaffnung entblößt, obschon dasselbe bei der Massivität und Solidität seiner Bestandtheile im Ganzen gut erhalten ist, und es also nicht viel Zeit noch Kosten erfordern würde es in wirksamen Vertheidigungszustand zu setzen, woran aber zu Stambul und zu Erzerum niemand denkt, und dennoch ist Qars durch seine geographische Lage in strategischer Beziehung eine der wichtigsten Stellungen Kleinasiens, wo man der Natur und dem Bestehenden nur nachzuhelfen brauchte, um eine Festung ersten Ranges, einen uneinnehmbaren Platz daraus zu machen, was es ohne Zweifel in den Händen jeder europäischen Macht bald seyn würde, denn die oben erwähnte, verlassene Citadelle bestreicht den ganzen Gebirgkamm des Qara-dagh und so viel mir erinnerlich, selbst die westliche Anhöhe gegenüber, welche sich über dem Stadttheil am linken Ufer des Flusses erhebt.

Es ist mir versichert worden, Paskewitsch habe vor Aerger Thränen vergossen als er vernommen, daß der Vertrag von Adrianopel dieses Gebiet den Türken zurückgegeben; jedenfalls läßt sich denken, wie der Eroberer einer so furchtbaren und wichtigen Stellung — die nur durch Verrath oder fabelhafte Fahrlässigkeit der Vertheidiger zu nehmen war — einen großen Verdruß empfinden mußte zu hören, daß man sie nicht behielt oder nicht behalten konnte. Es ist noch einigermaßen begreiflich, daß die siegreiche Armee Diebitsch-Sabalkansky's damals gleichsam vor den Thoren der türkischen Hauptstadt Halt machte, während eine zahlreiche Schaar geächteter oder längst todt geglaubter, wie aus der Erde hervorgekrochener, vormaliger Janitscharen ihre Vorhut bildete, während der Tag des feierlichen Einzuges in Konstantinopel und der Erhebung des Doppelkreuzes auf Aja-Sophia (der 15/27 August, als am Maria Himmelfahrtsfest) schon bestimmt war, denn es wurde hervorgehoben, daß die Reihen der Russen durch Pest und andere Krankheiten sehr gelichtet, daß man durch den Pascha von Skodra, der an der Spitze von 50,000 Albanesen anrückte, im Rücken bedroht gewesen u. s. w., daß sich die Hauptstadt immer noch im Besitze der Türken befand, und das Kriegsglück wandelbar ist. Was aber weniger erklärlich geblieben, ist das Aufgeben der wichtigen Stellung von Qars und gleichfalls der Linie des Tschorok, deren vorzüglichste Punkte man bereits genommen hatte und von wo man nicht leicht zu vertreiben gewesen wäre, und was noch mehr, das Verzichtleisten auf eine vortheilhafte, starke Gränzlinie, um sich mit der gegenwärtigen, bereits angedeuteten mißlichen Delimitation zu begnügen. Rußland hätte alles aufbieten sollen, um seine Gränzpfähle am Tschorok aufzurichten, wo es schon stand, denn es ist unverkennbar, daß es seither in petto sich vorbehalten mußte, früher oder später, sey es durch Waffengewalt oder auf dem Wege der Unterhandlungen, das damals versäumte oder unerreichbar gewesene nachzuholen, schon weil eine solche neue Abmarkung den Hafen von Batun, einen der besten und sichersten Ankerplätze an der Ostküste des schwarzen Meeres — wo Rußland deren so wenige besitzt — dem Zarenreiche einverleiben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

(Fortsetzung.)

Die beiden Schachte haben nicht dieselbe Tiefe. Der tiefste ist der zum Ausgang der Luft bestimmte, welcher 1800' senkrechte Tiefe hat. Der andere hat im untern Theile eine geneigte Fläche, und erreicht dadurch dasselbe Niveau. Nachdem ich die mächtige Dampfmaschine betrachtet hatte, welche das Triebwerk in Bewegung setzt, wollte ich in den ersten dieser Schachte einfahren, allein es erhob sich aus der finstern Tiefe dieses Abgrundes eine so mächtige Rauch- und Staubwolke, daß es mir unmöglich schien darin Athem zu holen. Meine Angst vor dem Ersticken machte die Anwesenden lachen, und jedermann versicherte mich, wenn ich einmal in dem Rauche mich befinde, werde ich es kaum gewahr werden. Demungeachtet empfand ich denselben Widerwillen diesen Versuch zu wagen, als wie wenn ich hätte in ein Kamin steigen sollen, dessen Feuer in voller Thätigkeit gewesen wäre; man führte mich also an den andern Schacht, dessen Zugang minder furchtbar schien. Die Maschine zum Einfahren in diese Grube ist sehr von den in Schottland gebräuchlichen verschieden, wo der Reisende in einer Mulde sitzt, welche sehr unangenehm am Ende des Seils baumelt, wie es auch in einigen Theilen Englands geschieht. Zu Monk-Wearmouth aber ist der Schacht in seiner ganzen Tiefe mit langen Balken besetzt, welche der Länge nach an beiden Seiten befestigt sind.

Diese Guides, wie man sie nennt, thun dieselben Dienste wie die Schienen, und die Kohlen werden zwischen denselben hinaufgezogen und bleiben vor aller schwankenden Bewegung bewahrt. Der Apparat selbst,

Digitized by Google

der Käfig, gleicht einem offenen Gerüste mit mehreren Stockwerken, welches durch starke Eisenstäbe zusammengehalten wird und an einem Taue an den Haken der Maschine hängt. Wenn er oben am Schachte angelangt ist, hält er einen Augenblick über der Oeffnung im Fußboden, und währenddem zieht man den ersten Karren heraus, um ihn auszuleeren; dann folgt aus dem zweiten Stockwerke abermals einer und endlich der dritte und letzte. Sobald der Käfig geleert ist, werden die abgeladenen Karren wieder eingeschoben, und der Apparat steigt hinab und verschwindet. Dieß alles geschieht in unbegreiflicher Schnelligkeit und ohne die geringste unnöthige Bewegung. Das Ganze steht einem Taschenspielerskunststück ähnlich; allein darin besteht die Kraft und Größe Englands, daß jeder weiß, was er zu thun hat, und es recht thut. Dann muß man auch nicht aus dem Gesichte verlieren, daß die Dampfmaschine vollkommen diesen raschen Bewegungen entspricht; der sie leitet, hat stets seine Aufmerksamkeit auf die Glöckchen gerichtet, deren Klöppel die verschiedenen Anzeichen oben und unten im Schachte angeben; so weiß er bei einem gewissen Signal, daß Besuchende oder Bergleute aufsteigen, und zieht sie sachter herauf, als es bei einer Ladung Kohlen geschehen würde. Noch muß ich einer andern Vorsichtsmaßregel erwähnen, welche in diesem Kohlenwerke angenommen ist. Früher, wenn das Seil riß, stürzte der Apparat in den Abgrund; man hat 1848 89 Personen gezählt, welche in England und Wales durch Zufälle dieser Art verunglückt sind. M. Edouard Fourdrinier, der Sohn des so übelbelohnten Erfinders der Maschine zur Papierbereitung, hat einen Apparat erfunden, der solche schreckliche Unfälle verhinderte. Dieser besteht aus mehrern starken eisernen Haken, welche über dem Käfig angebracht und durch das Seil festgehalten sind, so daß sie die Einschalung des Schachtes nicht berühren können. Wenn das Seil reißt, werden die Haken durch diesen Bruch los, und greifen in die Balken ein; dadurch wird der Käfig alsbald angehalten und bleibt hängen, bis man Zeit gehabt hat, ein anderes Seil zu befestigen. Da dieser Käfig mit seinem Inhalt ungefähr zwei und eine halbe Tonne wiegt, so kann man ermessen, mit welcher Gewalt der fragliche Apparat in die Balken dringen muß, um eine solche Masse schwebend zu erhalten.

Wir stiegen zu vieren in den Schacht hinab, ein Inspector mit zwei andern Angestellten und ich; jeder von uns kletterte in einen der leeren Karren und krümmte sich zusammen, daß die Knie beinahe das Gesicht berührten; der Aufseher setzte sich neben mich und hielt einen Clanny, eine verbesserte Sicherheitslampe des Dr. Clanny in Sunderland, in der Hand, die uns ein wenig Helle verschaffte. Als die Karren in ihre Fächer zurückgeschoben waren, fuhren wir rasch ein, aber ohne Stoßen noch Schwanken. Diese Bewegung hatte gegen mein Erwarten durchaus nichts Unangenehmes, und was mir sonderbar vorkam, es war mir als steige ich hinauf statt abwärts. Uebrigens hatte ich keine Zeit mich lange zu besinnen, denn wir gelangten bald in die Tiefe des Schachts, wo wir von mehreren Kohlengräbern mit schwarzen Gesichtern in Empfang genommen und aus unserm Käfig gezogen wurden. Wir befanden uns am Ende einer langen Galerie, die geweißt und mit Gas beleuchtet war, eine Art von Themsetunnel, nur von etwas plumperer Construction, der sich in die Eingeweide der Erde versenkte. Das Gas war in diesen unterirdischen Regionen ein unerwarteter Luxus, aber mein Staunen wurde noch größer, als man mich auf einer Leiter in einen Raum hinabsteigen ließ, der einem Kerker glich, und worin ich eine vollständige Gasfabrik sah, mit einem Ofen, Retorten, einem Gasometer, alles in voller Thätigkeit. „Und wo geht denn der Rauch hinaus?“ fragte ich meinen Führer: „Kommen Sie hieher, antwortete er, indem er auf eine andere Höhle der Finsterniß zuschritt, nur lassen Sie mich nicht los und nehmen Sie Ihre Füße in Acht.“ Eine Thüre wurde vorsichtig aufgeschlossen — das Geräusch eines gewaltigen Luftstromes, einem Sturme ähnlich, ließ sich vernehmen, und indem wir uns vorbeugten, sahen wir in den großen Schacht, diesen weiten Schlott, durch welchen die Rauchwirbel mit einer Macht aufstiegen, die uns beinahe mit hinaufgehoben hätte.

Wir gingen durch die Galerie, welche, wie gesagt, wohl erleuchtet war, und begegneten mehrern Karrenzügen, vor welche Pferde gespannt waren, die von Knaben nach dem Schacht gelenkt wurden. Da und dort sah man Wasser aus der Wölbung triefen, die an vielen Stellen mit Brettern verschalt war; übrigens hatte diese Galerie nur die nöthige Breite, und wenn uns ein Convoi entgegenkam, mußten wir uns an die Seitenwände schmiegen, um nicht erdrückt zu werden. Die armen Thiere sind auf Lebenszeit zu diesen Arbeiten verurtheilt, und sehen das Himmelslicht niemals wieder. Man versicherte mich indeß, daß mein Mitleid übel angebracht sey. Es sind im Ganzen 60 Pferde in der Grube, und da sie sich in gutem Zustande befinden, schlossen die Leute sehr richtig daraus, daß sie die Tageshelle wohl entbehren können. Es wird ihnen regelmäßig frisches Futter und Wasser heruntergeschafft; auch führte man mich in ihren Stall, eine Höhlung zur Seite der Galerie mit Ständen und allem Nöthigen versehen. Einige dieser Pferde waren schon seit zehn Jahren in dem Bergwerk, und folglich ganz an diese Lebensweise gewöhnt. Es scheint daß nach Verlauf einiger Zeit ihr Gesicht abnimmt, und wenn sie wieder auf die Oberfläche kommen, erlangen sie ihre natürliche Sehkraft erst nach einigen Tagen wieder.

In einem kleinen mit Bänken ausgestatteten Gemach, das man scherzweise das „Parlour“ nennt, legten wir unsere Jacken ab, und behielten nur ein wollenes Hemd und blaue Beinkleider, ebenfalls von Wolle, bei. So leicht bekleidet und jeder ein Licht in einem Stück feuchten Lehms in der Hand haltend, setzten wir uns in die Karren, und nun ging es rasch abwärts, da die bewegende Kraft ein Seil ist, welches über Rollen läuft. Als wir unten angelangt, d. h. in einer Tiefe von 1800 Fuß mindestens, fand ich die Dinge in einem etwas primitiveren Zustande als in dem obern Stockwerk. Es gab kein Gas mehr, und die Seitengalerien die nach rechts und links sich verzweigten, schienen zusammengedrängter. Wir waren auf dem Niveau der großen Kohlenader, und wie prächtig war diese! Bei einer Mächtigkeit von fünf Fuß bot sie zu beiden Seiten eine fortlaufende Masse dar, eine doppelte schimmernde Mauer; ihre Richtung schien horizontal, was ihre Ausbeutung vergleichungsweise erleichterte. Wir schlugen den ersten Weg zu den Arbeiten ein, und gingen so ungefähr eine Drittelsmeile; der Pfad wurde immer schmaler und die Hitze nahm zu je weiter wir kamen. Indeß empfanden wir selbst in dieser Tiefe, so trefflich ist die Ventilation, nicht die geringste Beschwerde im Athemholen. Das einzige Unangenehme war die Nothwendigkeit gebückt zu gehen, um nicht mit dem Kopf an die Decke anzustoßen. Auch hier lagen noch Schienen, um das Weiterschaffen der beladenen Karren zu erleichtern, die in diesem Theil der Grube nicht mehr von Pferden, sondern von Menschen gezogen werden. Wir fanden bald Gelegenheit einige dieser Leute bei ihrer harten Arbeit zu sehen. Die meisten waren ganz unbekleidet und trugen nur einen Fetzen von einer Schürze; aber alle hatten schwere Halbstiefeln an, um Füße und Knöchel zu schützen, alle waren schwarz wie Neger. Sobald die Karren beladen waren, schob einer sie dem andern zu und wandte dabei eine solche Muskelkraft an, daß bei der Hitze und dem besondern Zustand der Atmosphäre der Schweiß über ihre kohlengeschwärzte Leiber herabrieselte. Da, wo die Karren beladen wurden, fanden wir zwei Gruppen von Bergleuten, ebenfalls beinahe ganz nackt und beschäftigt den Kohlengang auszubeuten, welcher den Hintergrund der Seitengalerie bildete. Wir setzten uns, um ihrer Arbeit zuzusehen, auf einen Steinkohlenblock nieder, der so eben von der Masse abgelöst war. Die Temperatur, wie sie der Thermometer angab, hatte 30° C. (24° R.) eine tropische Hitze. Rings um uns her nichts als Steinkohlen. Wir befanden uns im Herzen der großen Ader, die sich weit hin unter dem Boden erstreckt, und deren Reichthum unerschöpflich scheint. Die Arbeit der Bergleute ist übrigens nicht mühsam; mit ihren Piken lösen sie große Stücke des Fossils ab, die im Herunterfallen zersplittern. Beim Loshämmern knittert und glimmt das Gestein, was den Bergleuten als gutes Zeichen für seine Beschaffenheit gilt.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Nachrichten aus den arktischen Gegenden Amerika's von Sir G. Simpson werfen noch kein neues Licht auf die verschiedenen zur Aufsuchung Sir J. Franklins ausgesandten Expeditionen. (Liter. Gaz. 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 220. 13 September 1850.

Indische Finanzen.

Die Times vom 23 und 24 August enthält eine Darstellung der indischen Finanzen, mit deren Einzelnheiten wir unsere Leser nicht belästigen wollen; da aber die Indian News (vom 3 Sept.) diese Artikel wiederholen und dieselben dadurch gewissermaaßen als authentisch erklären, da ferner im nächsten oder spätestens im Jahre 1852 der Freibrief der ostindischen Compagnie wieder zur Sprache kommt, und damit die ganze Verwaltung einer genauern Sichtung unterworfen werden wird, so müssen wir das allgemeine Ergebniß wohl anführen. Es ist in jeder Beziehung merkwürdig: Bengalen und Madras ergeben zusammen einen Ueberschuß von 1300,000 Pf., und wenn der Ueberschuß in Bengalen abnimmt, so soll er dagegen in Madras zunehmen so daß sich die Sache wieder ausgleichen mag; Bombay zeigt ein Deficit von 700,000 Pf., sonach scheint es, daß die indischen Finanzen einen Ueberschuß von 600,000 Pf. ergeben. Das ist aber nur ein Schein, denn die Compagnie hat in England aus den indischen Einkünften eine Summe von mehr als 3 Mill. zu zahlen, worunter die Zinsen des alten Capitals der Compagnie mit, wenn wir nicht irren, 620,000 Pf. oben an stehen; dann kommt die Besoldung der Directoren, die sehr bedeutenden Pensionen der Officiere und Civilbeamten, die alle sich sehnen, den beschwerlichen Dienst in Indien los zu werden, und ihre letzten Lebenstage in England oder wenigstens in Europa zu verbringen; außerdem mag der Transport von Truppen und Material, die unaufhörlich von England nach Indien und zurückgehen, ein nicht unbedeutendes Item ausmachen. Man schlägt die Gesammtsumme, welche für alle diese Dinge in England verausgabt werden muß, gewöhnlich auf 3—4 Mill. an; wenn nun die Times einen Ueberschuß der Einnahme Indiens über die in Indien geschehenden Ausgaben von 600,090 Pf., und bloß ein Deficit von 2,324,729 Pf. annimmt, also die Gesammtausgaben die in England für Rechnung Indiens geschehen auf nicht volle 3 Mill. ansetzt, so ist sie eher unter als über der Wahrheit geblieben, und das Facit aller obigen Angaben ist: Indien kann seine Regierung in Indien selbst, aber nicht mehr die in England bezahlen. Es ist so verarmt, daß man nicht weiß, wie man aus dem Lande statt 17, wie jetzt, 20 Mill. Pf. St. herausschlagen soll. Das englische Handelssystem hat Indien ausgesogen, das ist nicht mehr zu läugnen, und der Umstand, daß man englischerseits der anglo-indischen Verwaltung gestatten mußte allmählich Zölle bis zu 8 Proc. auf englische Waaren zu legen, ist Beweis genug, wie die Sachen stehen. Die englische Handelspolitik ist hier in a fix, und wir wollen sehen wie sie sich herausarbeitet.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Kars wird von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten, der sich südlich von Alexandropol mit dem Arpa-Tschai vereinigt, und über welchen drei gute steinerne Brücken die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen unterhalten, wodurch der traurige, fast abschreckende äußere Charakter der Localität ein wenig gemildert wird, denn sowohl in der „Stadt" als in der „Festung" trägt alles den Stempel des Verfalles und des Elendes. Basare und Kerwan-Sarais (letztere hier wieder Chan genannt) sind unansehnlich, finster und schmutzig. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Moslems, die sich nichts weniger als durch Leutseligkeit und Duldsamkeit auszeichnen; auch viele Kürden treiben sich in den Straßen und Basaren herum. Es herrscht hier im Winter eine grimmige Kälte, und im Sommer ist es selten sehr warm. Die Höhe der Lage über dem Meere wurde mir zu 7200′ angegeben, ich habe aber später andere Schätzungen vernommen, die mir zuverlässiger erschienen, nach welchen sie diejenige von Erzerum nur um einige hundert Fuß übersteigen soll. Von Obstgärten in den Umgebungen der Stadt ist also natürlich keine Rede, und an öffentlichen Spaziergängen oder sonstigen Unterhaltungsorten fehlt es gänzlich. Ein kleiner Privatgarten — der aber den wenigen in dieses schreckliche Exil verschlagenen Europäern im türkischen Staatsdienste ausnahmsweise zugänglich ist — in dem Warisch (Vorstadt) auf der Straße nach Erzerum zu, der mit wenigen verkrüppelten Weidenbäumen an einem vom Karsfluß abgeleiteten Canal bepflanzt ist der einzige Ort wo man ein wenig Schatten findet und sich im Freien niedersetzen oder ergehen kann.

Auf beiläufig halbem Weg nach Erzerum, wohin es von hier 36 Stunden sind, soll sich eine große Waldung befinden, die vieles Bau- und Brennholz hieher liefert — ein Haupthandelszweig dieser Stadt — das auf dem Kars-Tschai geflößt wird, an dessen beiden Ufern man hier immer bedeutende Vorräthe dieses Materials lagern sieht. Die Stadt ist durch die Beschießung von den Russen ziemlich hart mitgenommen worden. Außerdem ward den Truppen nach der Einnahme eine 24stündige Plünderung gestattet, welche, wie man hier sagte, größtentheils durch die der Armee nachgezogenen Armenier verübt worden seyn soll, was vielleicht dahin zu verstehen war, daß die Armenier — welche in Asien ungefähr die Rolle der Juden

Digitized by Google

in Europa spielen — bei der Plünderung den meisten Nutzen davon trugen. Das armenische Volk ist hier im Gegensatz zu den meisten Städten Kleinasiens wenig zahlreich, und bewohnt ein eigenes Stadtviertel unweit der Festung, das sich stufenweise bis unter das alte Castell erhebt, und wo man das Dach oder die Terrasse des einen Hauses ersteigen muß um den Weg zur höher gelegenen Wohnung zu finden und so fort. Ich brauche übrigens kaum zum erwähnen, daß dießseits des Arpa-Tschai wieder die schon beschriebene, im Paschalik von Erzerum wie in Persien übliche würfelförmige Bauart herrscht.

Ich fand hier einen russischen Consularagenten — oder richtiger gesagt, einen diesen Posten versehenden Armenier, Abhängling des Consulats zu Erzerum — der außer seinem Nationalidiom und dem Türkischen kein Wort von irgend einer andern Sprache verstand. Da es nun hier an Unterkunftshäusern gänzlich fehlt, so glaubte derselbe sich verpflichtet, mich vermöge meines russischen Passes in seinem Hause aufzunehmen, wofür ich ihm gewiß von Herzen dankbar gewesen, jedoch der Wahrheit getreu bekennen muß, daß ich unter seinen Stammgenossen noch nie einen beschränktern und zugleich so aufgeblasenen Menschen getroffen habe.

Die Ruinen der alten armenischen Stadt Any, 7 Stunden südöstlich von Dars, unweit des Arpa-Tschai, haben eine hohe geschichtliche Bedeutung und sollen wundervolle Denkmäler der Vorzeit enthalten. Ich habe jedoch dieselben nicht besucht, weil sie zu sehr außer meiner Richtung lagen, die eine nordwestliche war, und ich daher zur Besichtigung dieser Alterthümer wieder nach Dars zurückkommen, mithin zwei Tagreisen durch eine öde, langweilige Steppe dazu verwendet haben müßte, eine Mühe, die zu scheuen ein Gelehrter, oder in archäologischen Studien mehr Bewanderter als ich allerdings für unverzeihlich gehalten hätte. Die beste Gelegenheit, diese Ruinen zu besuchen ohne einen Umweg zu machen, würde sich darbieten, wenn man von Etschmiasin, statt nördlich die Richtung nach Alexandropol einzuschlagen, sich zuerst südwestlich und dann nordwestlich über Ssurdan-abad und Mistera wendete, den Arpa-Tschai zu Koschuwang überschreitend. Unweit von da finden sich die Ruinen von Any, auf dem Wege nach Dars, außerdem daß diese Straße in geraderer Richtung hieher führt als die von mir verfolgte. Nur ist zu vermuthen, daß russischerseits der Uebertritt an jenem Gränzpunkte nicht gestattet ist, und daß man also mit einem speciellen Prikas zu diesem Behufe versehen seyn müßte.

Mit den Postpferden und dem Ssürüdschü (Postknecht) kam zugleich früh Morgens der Menfildschi (Posthalter) in mein Quartier; dieser um seine Bezahlung für die erste Station in Empfang zu nehmen, hauptsächlich aber um mir vorzustellen daß ich besser thun würde die Pferde bis zur zweiten Station, Ardanutsch, also mit Umgang der ersten Station, Ardahan, aufzunehmen, nicht sowohl wegen den in letzterem Distrikte ausgebrochenen Unruhen — die bereits, mittelst der von Dars ausgesandten Truppen, gedämpft waren — als weil ich dadurch 6 Stunden an Mühseligkeiten und Postgeld ersparen würde. Ich ließ mir zwar den Vorschlag gefallen, hatte es aber bald zu bereuen, indem es sich fand daß der Ssürüdschü, trotz der bejahenden Versicherung seines Herrn, wohl der Straße nach der nächsten Station Ardahan, aber nicht der directen Richtung von Dars nach Ardanutsch kundig war und daher einigemal irre ging. Dergleichen Vorkommnisse bei Benützung der türkischen Posten ereignen sich selbst auf den frequentesten Straßen leider nicht selten, sowohl in der europäischen als in der asiatischen Türkei. Als Beleg dafür will ich nur anführen, daß mir diese Widerwärtigkeit bereits einmal zwischen Hädibsche und Sa-gora, also auf der Poststraße von Konstantinopel nach Rütschük, einmal zwischen den Stationen Keban-Ma'den und Argawan auf der Poststraße von Baghdad nach Konstantinopel, und zweimal zwischen Baiburt und Aghadsch-Dal'ä am hellen Tage auf der Straße von Trapezunt nach Erzerum begegnet war.

Noch ehe ich die Stadt verlassen hatte, und zwar unmittelbar nach Passirung der Brücke, begann ich die früher erwähnte, jene von Westen her beherrschende steile Anhöhe bis zu ihrem Culminationspunkte zu ersteigen, von wo ich, die Richtung nach dem Tschildir-Gebirg einschlagend, bald in ein Thal gelangte, welches ich zu überschreiten hatte, um abermals zu steigen. Auf diesem Abhang kam ich durch das moslemitische Dorf Ssamawänd, wo ich eine halbe Stunde in einem zur Aufnahme der Reisenden bestimmten Hause — das sich bloß durch etwas mehr Räumlichkeit und Reinlichkeit von andern unterschied — zum Morgenimbiß anhielt, nachdem ich mit Sonnenaufgang von Dars aufgebrochen war.

Von da geht es eine bedeutende Strecke immer bergan, durch eine öde, menschenleere Gegend, die aber mit dem fettesten Wiesengrund prangt, und man kann sich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man sieht wie diese unermeßlichen Triften, die von vielen nie versiegenden Bächen des besten Trinkwassers durchströmt sind — wo mithin die zahlreichsten Heerden, vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlichem Maße herrliches Futter fänden — solcherweise unbenützt bleiben, woran freilich die Kürden, welche unaufhörlich truppweise diese Landschaft durchstreifen und vor welchen keine bewegliche Habe sicher ist, zum Theil Schuld seyn mögen.

Von diesem Hochlande erblickte ich, schräg zu meiner Rechten, also östlich, den See von Paluk, auch See von Tschildir genannt, dessen Ufer mir nicht minder öde als die unmittelbare Umgegend schienen.

Bei dem Dorfe Tschully, in dessen Umgebung ich endlich wieder Waldung sah — ein Anblick der mich sehr erquickte, nachdem ich denselben abermals auf einer Strecke von 100 Stunden entbehrt hatte — erreichen wir das Ende des Ssandschak von Dars und betreten den District von Göllü, der zum Gebiete von Erzerum gehört.

Unweit von da gelangte ich in ein großes Thal, wo ich die Dörfer Hokam, Tachta-deran und Urut berührte, und zwischen beiden letzteren den Dur (Kur) — hier noch ein unbedeutendes Flüßchen — etwa 3 Stunden nördlich von seinem Ursprung überschritt. In Urut sah ich zum erstenmal auf dieser Strecke die Häuser aus Rundholz erbaut und mit Schindeldächern. Von hier an stieß ich auch auf mehrere Ruinen, die von hohem Alterthum zeugten, aber bis unweit Ardanutsch sah ich keine eigentlichen Dörfer mehr, sondern nur Yeylaqs, worunter man die Vereinigung einer mehr oder minder großen Anzahl von Sennhütten oder auch Filzzelten (Oba) versteht; auch gibt man diese Benennung dem Sommeraufenthalt der Hirtenvölker, welche dieselben im Herbste verlassen um in die Niederungen zu ziehen. Hier sind die Yeylaqs von der ersteren Beschaffenheit, was ihnen ein dorfähnliches Ansehen gibt.

Am Ausgang jenes Thales kam ich wieder durch eine waldige Gebirgslandschaft, allein, nach Maßgabe als ich diese Höhe erstieg, entblößte sich die Gegend allmählich von allem Baumwuchs, bis ich auf eine völlig nackte Hochsteppe gelangte, deren Höhe ich auf nicht weniger als 10,000′ über dem Meeresspiegel

Digitized by Google

schätzen konnte. Es sind da in geringer Entfernung von einander eine große Anzahl steinerner Pfeiler angebracht, um die Reisenden und Karawanen bei tiefem Schnee vor Verirrung und Verunglückung zu schützen, eine Fürsorge die wohl einem viel früheren Zeitalter angehört, denn welcher türkische Machthaber dieses Jahrhunderts mochte wohl an so etwas gedacht haben? Aber wehe denjenigen, die auf dieser Hochfläche, welche von keiner Seite beherrscht noch geschützt ist, von einem Schneegestöber erreicht werden! Es war in den ersten Tagen Septembers, also noch zur Sommerszeit, als ich dieselbe erklimmte, und dennoch herrschte hier bei neblichter Witterung ein eisiger Wind der mich beinahe erstarren machte. Zudem war mein Ssürüdschü, wie schon erwähnt, der Gegend unkundig und wußte nicht ob wir auf dem rechten Wege oder verirrt seyen. Meine Lage war um so kritischer als auf dieser Hochebene, bei ziemlich hartem Boden, nicht die geringste Spur von einer Straße sich zeigte, wir uns also nur nach den obenerwähnten steinernen Pfeilern richten konnten — die aber Gott weiß wohin führten — und der Tag schon sehr vorgerückt war. Endlich zeigte sich am Rande des Plateau's zu unserer Linken eine steile holperige Straße die bergab führte und welche wir auf gut Glück einschlugen. Nach ziemlich beschwerlichem Hinabsteigen von diesem Gebirgskamm begannen die Waldungen von neuem, die ich von nun an bis zum Ziele meiner Reise, nämlich bis zur Rückkunft in Trapezunt, nicht mehr aus dem Gesichte verlieren sollte.

Jetzt ging es durch eine wild romantische Gegend, abwechselnd bergauf und bergab bis zwei Stunden vor Ardanutsch, wo die Senkung eine volle Stunde ununterbrochen dauerte. Die Nacht war schon eingebrochen, als ich endlich in die Ebene gelangte; ich war noch eine Stunde von jenem Bestimmungsort entfernt, die Pferde ermüdet und hungrig, der Postknecht des Weges unkundig. Ich fand mich daher veranlaßt in einem kleinen Dorfe seitwärts auf einer steilen Anhöhe, dessen Richtung ein Eingeborner, dem wir durch einen glücklichen Zufall hier begegneten, uns gezeigt hatte, ein Nachtlager zu suchen. Die Einwohner dieses Oertchen gehörten, ihrer Sprache nach, schon zum Lasengeschlechte, das sich nicht des besten Leumundes erfreut. Man zeigte wenig Bereitwilligkeit uns in so später Stunde aufzunehmen, so daß ich, als gute Worte nicht mehr halfen, den Buyuruldu [1] des Sseri-Asker von Erzerum hervorziehen und dem Aq-Ssagall mit den Folgen seines Ungehorsams gegen höhere Befehle drohen mußte, worauf dieser Dorfälteste — sey es daß man wirklich durch die Drohung eingeschreckt oder daß die Vorweisung des Schutzbriefes etwaiges Mißtrauen verscheucht hatte — wenig Mühe mehr hatte, mir in einem neugebauten Hause ein für solche Gegend leidliches Quartier, nebst einem durch großen Hunger gewürzten, frugalen Nachtmahl zu verschaffen. Mit Tagesanbruch ward aufgesessen, und ich erreichte auf einer wellenförmigen, verhältnißmäßig ziemlich guten Straße noch in früher Morgenstunde meine nächste Bestimmung, Ardanutsch.

Von Qars bis hieher rechnet man auf dem directen Wege 24 Stunden — wenigstens hatte ich das Postgeld für solche Strecke entrichtet, obschon ich wegen der Verirrungen mehr als 27 Stunden zu Pferde gesessen; über Ardahan rechnet man 30 Stunden, nämlich 12 Stunden von Qars nach letzterer Stadt und 18 Stunden von da nach Ardanutsch. Wer aber in den ottomanischen Staaten mit der Post reist, thut besser solche Abkürzungsvorschläge von der Hand zu weisen, indem es sich oft ergibt, wie ich schon dargethan, daß die Postknechte von einem Relai zum andern ihren Passagier irre führen.

Die Stadt Ardanutsch erhebt sich unmittelbar über einem reizenden und fruchtbaren Thale, daß vom Tschoskury bewässert ist, welchen Fluß ich auf einer guten hölzernen Brücke überschritt, ehe ich zur Stadt hinanstieg; das Warisch (die Vorstadt) beginnt aber gleich am linken Ufer. [1] Erstere ist mit einer Ringmauer umgeben und enthält an 400, sämmtlich von Holz erbaute Häuser. Ueber die Stadt ragt ein uraltes Felsschloß in einer furchtbaren Stellung, denn es ist sehr schwer zu erklimmen, und ehe es verlassen war, mußte dasselbe noch schwerer zu erobern gewesen seyn. Die meisten Häuser haben ein sauberes Ansehen und sind mit Altanen versehen, die theils rings um das ganze Gebäude gehen, theils nur die ganze Fronte desselben einnehmen. Die hier vorfindlichen armenischen Kafferhäuser sind geräumig und auch zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. Ueberhaupt hat mich dieser Ort besser angesprochen als alle Localitäten, die ich seit Alexandropol betreten. Die Einwohnerschaft ist theils moslemitisch, theils christlich, aber die Christen schienen mir die Mehrzahl zu bilden, und diese sind ausschließlich katholische Armenier, die im allgemeinen überall einen bessern Charakter zeigen, mehr klassische Bildung besitzen und weniger abergläubisch oder bigott sind, als ihre schismatischen Stammverwandten, welche deßhalb von den Türken in der Volkssprache gemeiniglich Qalen-Ermeny, d. h. dicke oder dickköpfige Armenier genannt werden.

Ardanutsch gehört schon zum Eyalet Trapezunt (vor dem letzten russischen Kriege gehörte es zum Paschalik Achalzik) und ist der Sitz eines Müsselims, der auf dem höchsten Punkte der Stadt ein großes, stattliches Gebäude bewohnt. Der Titular befand sich bei meinem Dortseyn abwesend, kraft eines Aufgebots, das ihn an die Spitze seines Contingents zur Mitwirkung bei der Bewältigung des damals im Aufstand begriffenen Districtes von Adscharu unter die Waffen berufen hatte. Noch am selben Vormittag verließ ich Ardanutsch in der Richtung nach Artwin, dem Hauptorte des Districts Liwane, und einem der wichtigsten in Lasistan, mit einem christlichen Führer, der zwei rüstige Thiere vor mein Quartier brachte, nämlich ein Pferd für mich und ein Maulthier, stark genug um ihn selbst sammt meinen Reisetaschen zu tragen. Diese Strecke beträgt gegen 8 türkische Stunden. In den ersten zwei Stunden hatte ich unter mir zu meiner Rechten den oben erwähnten Fluß Tschoskury, und zwar bis zur Stelle, wo dieser sich mit dem Schaffche vereinigt, der aus einem sehr schönen Thale fließt, in welchem die Stadt Görbü sich befindet, wo der beste Wein im Lande wachsen soll. In der Tiefe des Tschoskury-Thales lenkte der Führer meine Aufmerksamkeit auf eine senkrechte Felswand von unermeßlicher Höhe und ganz glatt, in deren Mitte einige große Stangen wagerecht aus eben so vielen Löchern hervorragten. Was man damit bezweckt haben mochte, noch mehr aber mittelst welchen Processes man von oben oder von unten zu dieser Stelle gelangte, um die Löcher in das harte Gestein zu bohren und die Stangen anzubringen, konnte ich mir nicht und ist niemand im Stande gewesen mir zu erklären. Das Auge

[1] Buyuruldu wird von einem Hauptwort und einem Zeitwort hergeleitet, nämlich von Buyur, dem Imperativ von Buyurmaq, Befehlen, das hier zum Hauptworte wird, und von Oldu, dem Imperfect von Olmaq, Seyn oder Werden. A. d. V.

[1] Auf der Karte des Obersten Monteith steht irrigerweise Ardanutsch am rechten Ufer gezeichnet. A. d. V.

kann die Möglichkeit nicht erfassen, wie eine solche Verrichtung durch Menschenhände bewerkstelligt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die afrikanischen Amazonen.

Die Singapore Free Preß enthält folgende, in ihrer Art höchst interessante Nachricht: „Englands bester Freund in Afrika ist ein gewisser König von Dahomey, der uns so lieb hat, daß er alles für uns thun will, um dem Sklavenhandel in seinem Gebiet ein Ende zu machen, wenn wir nur ihm seinen königlichen Antheil an dem Handel mit einer jährlichen Subsidie von 8000 Pfd. St. abkaufen. Eine kleinere Summe ward vor einigen Jahren allerdings Sr. Majestät, jedoch ohne Erfolg, angeboten. Dieser König von Dahomey zieht alle Jahre 2 bis 3 Monate lang auf die Jagd aus, und die Hunde zu dieser Jagd sind eine Armee von mehr als 8000 Paaren. Wir sagen absichtlich „Paaren," denn mehr als die Hälfte davon sind Weiber! Auf diese Weibertruppe setzt der König das vollste Vertrauen, und sie bilden Sr. Maj. Leibwache, sie sind seine besten Truppen, und abgerichtet Forts zu erstürmen, was sie mit außerordentlicher Tapferkeit und Geschicklichkeit thun. Es sind sehr hübsche Frauen 5' 8'' bis 5' 10'' hoch. Heurathen sind ihnen nicht gestattet.[1] Der König von Dahomey bat Ihre brittische Majestät um einige kriegerische Kopfbedeckungen für seine sklavenjagenden Amazonen. Nach einer Angabe in den parlamentarischen Zeugenaussagen des Capitän Winniett, gewesenen Gouverneurs von Cape Coast Castle, ist diese Bitte gnädigst gewährt worden, und Ihre brittische Majestät sandte dem König 2000 Weiberkasketts."

Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland.

(Schluß.)

Wir erreichten die Oberfläche des Bodens ohne Zufall, aber in einem Zustande, der wiederholte Abwaschungen nöthig machte, bevor wir unsere eigenen Kleider anziehen konnten. Diese Kohlengrube von Monk-Wearmouth ist eines der größern Bergwerke in der Welt. Sie beschäftigt im Ganzen an 1000 Arbeiter und fördert täglich 1000 Tonnen Kohlen, welche unmittelbar auf einer Eisenbahn nach einem Staith an der Wear gefahren und an Bord der Kohlenschiffe gebracht werden. Die Ausgrabung dieser Mine hat große Arbeiten erfordert und ungeheure Ausgaben veranlaßt. Das Bohren der Schachte, 1826 begonnen, wurde während 10 Jahren fortgesetzt, und kostete 100,000 Pfd. (1,200,000 fl.) bevor das Unternehmen mit Erfolg gekrönt wurde. Man grub in dem kohlensauren Kalk und man mußte mehrere Kohlengänge und Thonschiefer-Lager durchbrechen, bevor man zu der Hauptader gelangte, die man erreichen wollte. Bei diesen Arbeiten stieß man auf Quellen die unendlichen Schaden verursachten. Die reichhaltigste derselben fand sich in einer Tiefe von 330' und überschwemmte die Arbeiten, indem sie in der Minute 3000 Gallonen Wasser einströmen ließ. Die Zunahme dieser furchtbaren Ueberschwemmung wurde durch eine Dampfmaschine von 200 Pferdekräften aufgehalten und der Schacht durch starke gußeiserne Röhren geschützt. Gegenwärtig scheint das Wasser keinen Schaden mehr zu thun, denn das Bergwerk war ganz trocken, ein um so außerordentlicherer Umstand, da es bedeutend tiefer als der Grund des Meeres, das nur eine Meile entfernt und sogar unter dem Flußbette der Wear liege. Plane von dem Innern der Kohlengrube, welche auch die verschiedenen Schichten angeben, die durchbrochen wurden, sind in dem Bureau des Inspectors am Eingang des großen Schachtes ausgestellt; ich sah mit Vergnügen den Weg, welchen wir unter der Erde zurückgelegt hatten. Einige schöne Exemplare der fossilen Flora bewahrt einer der Minenbesitzer Mr. Bell.

Ich konnte diesen Mittelpunkt der Industrie nicht verlassen, ohne mich nach den socialen Verhältnissen der Arbeiter zu erkundigen. Hier wie allenthalben sind leider die Beispiele von Verschwendung und Unmäßigkeit, und aller der Uebel die sie im Gefolge haben, nicht selten. Man zeigte mir einen Mann, einen geschickten Eisengießer, der jahrelang täglich eine Guinee verdiente. Er hatte alles verschwendet, großentheils in der Schenke, und wurde jetzt zu untergeordneten Beschäftigungen verwendet, wofür er wöchentlich 1 Pfd. (12 fl.) erhielt. In einer Glasfabrik, welche ich besuchte, erzählte man mir mehrere ähnliche Fälle, aber zugleich machte man mich auf einen Mann aufmerksam, dessen Neigungen und Gewohnheiten vortheilhaft mit denen seiner Arbeitsgenossen contrastirten; es war ein Franzose, und in diesem Augenblicke beschäftigt Glas zu blasen. Diese Arbeit wird sehr gut bezahlt. „Dieser Franzose, sagte mir der Werkführer, verdient etwa 5 Pfd. die Woche; aber er ist so geschickt und geordnet, daß wir sogar bei diesem Lohn noch unsern Vortheil finden." Als ich mich erkundigte, wie er seinen Gewinn verwende, erfuhr ich, daß er ihn großentheils auf die Seite lege, um dereinst mit den Früchten seiner Ersparnisse in seine Heimath zurückzukehren. Solche Beispiele erwecken sehr bedenkliche Reflexionen. Wie kömmt es, daß wir so oft von fremden Handwerkern reden hören, diesen Menschen, deren religiöse Vorurtheile oder deren Mangel an aller Religion uns ein Gemisch von Abscheu und Mitleid einflößen — wie kömmt es, sage ich, daß wir von ihrer geregelten Aufführung reden hören, während unsere Landsleute in ähnlichen Verhältnissen sich dem rohesten Materialismus hingeben? Diese Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, wenn man annimmt, daß bei den Fremden die Eigenschaften des Geschmacks und der self-respect allgemeiner entwickelt sind und auf einer höhern Stufe stehen. Aber warum findet man diese Anlagen seltener bei uns als auf dem Festlande? Dieß ist eine Frage, die sich hier nicht erörtern läßt, nur scheint mir, daß auch in den Verhältnissen unserer geringsten Handwerker nichts liegt, was sich der Ausbildung der fraglichen Eigenschaften entgegensetzt. Ich hatte bei meinem Besuche in Sunderland Gelegenheit ein lebendiges Beispiel davon unter den ungünstigsten Umständen realisirt zu sehen. Jemand, der ein Bergwerk leitete, lud mich zum Essen ein, und erzählte mir nach Tisch seine Geschichte. Es war der Sohn eines Bergmanns und mit neun Jahren begann er in der Grube zu arbeiten. Während der ersten Jahre diente er als Trapper (Name der Knaben, welche eine Thüre hüten und sie auf- und zuschließen, um die Ventilation zu regeln), er verdiente zwei und einen halben Schilling (1 fl. 30 kr.) die Woche. Dann stieg er um eine Stufe und mußte die Karren schieben; für diese mühselige Arbeit erhielt er wöchentlich einen Schilling weiter. Nun begann er nach vollendetem Tagewerk eine Abendschule zu besuchen. Nach einiger Zeit gab man ihm wegen seiner guten Aufführung den Auftrag die Schienen in der Grube zu überwachen, und sein Lohn wurde abermals erhöht. Er suchte jetzt mehr als je sich zu unterrichten. Er ersparte an seinem Lohn Six Pence um Six Pence, Schilling um Schilling, um Lehrer zu bezahlen, lernte Zeichnen und Mathematik, und studirte endlich was zum Bergwesen gehört. Je mehr der Umfang seiner Kenntnisse sich erweiterte, desto mehr konnte er leisten und erhob sich von Stufe zu Stufe, „und gegenwärtig, sagte er am Schlusse seiner Erzählung, stehe ich an der Spitze dieses Bergwerks und habe eine Einnahme von 500 Pfund (6000 fl.) jährlich."

Chambers Edinb. Journ.

Eine große Kanone in Indien. Hier wie in der Türkei und einst auch in Europa hat man eine Zeitlang großen Werth auf ungeheure Kanonen gelegt; in Bidschapur, der berühmten, jetzt verödeten Mahrattenstadt, findet sich ein solches Ungethüm von 14 Fuß Länge und 5 Fuß im Umfang; sie schießt eine Kugel von 3000 Pfund, soll aber nur ein einzigesmal abgefeuert worden seyn, und nach der Volkssage fliegt die Kugel immer noch. Der Donner beim Abfeuern habe das Volk auf 100 Stunden im Umkreis erschreckt. Man will das Ungethüm nach Bombay und von da nach Europa schaffen. (Indian News. 3 Sept.)

[1] Das scheint auch ganz unnöthig, denn die Mehrzahl sollen Weiber über 30 Jahre, also, wie im Negerlande gewöhnlich, nicht mehr zeugungsfähig seyn. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 221. 14 September 1850.

Ueber die Sprache und das Alphabet der Wei in Westafrika.

Wir haben früher schon (s. Nr. 105 vom v. J.) einiges über die Entdeckung einer geschriebenen Sprache im Innern Afrika's mitgetheilt, und fügen jetzt nach dem Journal of the Geogr. Soc. (Vol. XX. Part. 1.) einige Einzelnheiten an, die ein Hr. Norris mitgetheilt hat. Die Entdeckung dieser Schrift geschah durch Lt. Forbes, und in Folge derselben unternahm ein deutscher Missionär, Namens Kölle, eine Reise ins Innere, um das Land der Wei kennen zu lernen. Später veröffentlichte die Church Missionary Society die Reise Hrn. Kölle's und die Uebersetzung dreier Manuscripte, die er aus dem Lande der Wei 3 bis 400 (engl.) Meilen östlich von Sierra Leone, wo die Sprache gesprochen und geschrieben wird, mitgebracht hatte. Sie wurden durch die Gefälligkeit der Church Missionary Society Hrn. Norris übergeben, und dieser suchte in seinen Mußestunden allmählich eine Einsicht in diese Sprache zu gewinnen. Wir haben hier, wie es scheint, zum erstenmal Gelegenheit, mit den minder in die Augen fallenden Eigenthümlichkeiten einer Negersprache bekannt zu werden, denn jede schriftliche Abfassung in einer Negersprache, die bis jetzt Philologen in die Hände kam, war entweder das Werk von Fremden, oder von Einheimischen, die so lang unter fremden Einflüssen gelebt hatten, daß man wohl annehmen konnte, es möchte etwas an der ursprünglichen Reinheit der Sprache verloren gegangen seyn. Jedenfalls hatten wir nur Uebersetzungen, die nicht sehr geeignet sind, das Wesen einer Sprache wieder zu geben. Die in Hrn. Norris Hand befindlichen Manuscripte sind von diesen Mängeln augenscheinlich frei, es sind Originalien, die Erzeugnisse von Eingebornen, die wenig oder gar nicht mit europäischen Sprachen bekannt sind, und wenigstens zwei davon sind entschieden von fremden Einflüssen frei.

Leider muß Hr. Norris gestehen, daß es ihm nicht sonderlich gelang in die Eigenthümlichkeiten der Sprache einzudringen. Die Manuscripte sind ohne irgend eine Abtheilung zwischen Worten und Sätzen geschrieben, und da afrikanische Sprachen meistens aus kurzen Worten bestehen, die mit allerlei kleinen Partikeln behängt sind, deren Sinn uns oft entgeht, und welche doch hie und da Haupt- und Zeitwörter von Bedeutung sind, so läuft man häufig Gefahr sie mit solchen zu verwechseln. Hiezu kam noch die größte Schwierigkeit, die sehr freie Uebersetzung. Es war rein unmöglich, daß Hr. Kölle in dem kurzen Zeitraum von einigen Wochen eine lange Reise machen, eine neue Sprache und eine aus sehr vielen Buchstaben bestehende Schrift kennen lernen sollte. Er sagt, er habe seine Arbeit mit Hülfe einiger Eingebornen vollendet, die Englisch verstanden, und wahrscheinlich wurden die Schriften roh in einen Hrn. Kölle verständlichen Dialekt übersetzt, und er schickte dann die danach gefertigte englische Uebersetzung nach Hause. Dieß mag die sehr große Freiheit der Uebersetzung erklären. Nichtsdestoweniger war Hr. Norris der Uebersetzung großen Dank schuldig, denn sonst hätte er keinen Schritt vorwärts thun können; auch half ihm eine geringe Bekanntschaft mit der Mandingosprache, die mit der Weisprache verwandt ist.

Ein Mann in Bohmar, einer Stadt 8 engl. Meilen östlich von Cap Mount, der Neffe eines Königs von Sugury, verstand Sprache und Schrift, auf welche Lt. Forbes durch die Aufschrift auf dem Hause eines Ansiedlers in Liberia aufmerksam gemacht worden war. Seiner Angabe zufolge ist die Schrift eine Erfindung von 8 Männern, die er mit Namen bezeichnete, und nicht älter als 20 bis 30 Jahre; die Schrift sey bald von einer großen Anzahl Menschen jedes Alters erlernt und geübt, auch regelmäßige Schulen eingerichtet worden, bis — angeblich durch die Intriguen der Spanier — Krieg ausbrach, und das Land in solche Anarchie gestürzt wurde, daß die aufblühende Bildung wieder unterging. Noch jetzt können zu Bandakoro, der Hauptstadt des Landes Wei, „alle erwachsenen Männer mehr oder minder gut lesen und schreiben", und dieß ohne den mindesten europäischen Einfluß, (doch kaum ohne arabischen, wenn gleich die Schrift der arabischen nicht gleicht; einige Worte, wie z. B. Jahanama, Hölle, sind gewiß arabisch, und das Beispiel der Araber mag den Negerstamm angefeuert haben, eine eigene, ihrer Sprache besser entsprechende Schrift zu entwerfen). Die Schrift ist ein sehr ausgedehntes Syllabarium, was vielleicht für eine großentheils einsylbige Sprache, wie das Wei, besser paßt, um so mehr, da viele Wörter mit ganz ähnlichem Laut vorhanden sind, welche auf diese Weise in der Schrift mehr geschieden werden. Die Zahl der Buchstaben ist freilich etwas groß, aber mehr als ein Viertheil derselben kommt selten vor. Nach dem Bau der Sprache zu schließen, sollte die Schrift für die Bambarra-, Mandingo- und Susuvölker passen, die mehrere Millionen zählen und über eine weite Strecke Afrika's verbreitet sind.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Am Zusammenfluß des Tscheskury mit dem Schaffche, wo dieser, ein Zuströmer des Tschorok, eine ziemliche Breite erlangt,

Digitized by Google

und eine halbe Stunde weiter unten, werden beide Ufer durch zwei schöne steinerne Brücken, jede mit einem einzigen Bogen vom kühnsten Schwunge in Verbindung gesetzt. Vor mir hatte ich eine schroffe Bergwand, welche in der Ferne ungefähr nachfolgendes Bild darbot.

Die Querlinie, welche die Vertikalstriche durchschnitt, war nichts anderes als die Straße, welche ich zu betreten im Begriffe stand, und jene Striche die Rinnen zum Hinunterstürzen des Floßholzes, die also von der Gebirgskante bis zum Flusse reichten und auf gewisse Entfernungen von einander ebenso viele Einschnitte in die Straße bildeten, welche an diesem Höhenzug hinlief, was von der Ferne betrachtet eine grausenhafte, entmuthigende Aussicht gewährte. Auf der letztern der oben erwähnten Brücken schritt ich vom linken auf das rechte Ufer des Schaische; die einzige Wölbung dieses Bauwerkes beschreibt aber einen so scharfen Winkel, daß man gezwungen ist abzusteigen, um darüber zu gelangen. Unmittelbar an der andern Seite der Brücke beginnt nun eine entsetzlich steile Anhöhe, die ich mich deßhalb veranlaßt fand ganz zu Fuß zu erklimmen, bei der starken Hitze die gerade herrschte, eine strenge Arbeit, die über eine Stunde erforderte, bis ich die vorerwähnte Straße längs der Bergwand erreichte, wo das Ansteigen noch eine starke Stunde fortdauerte, bis ich die vorerwähnte Straße längs der Bergwand erreichte, wo das Ansteigen ebenfalls eine starke Stunde fortdauerte, aber ohne bedeutende Steilheit; dagegen ist hier der Pfad zum öftesten kaum 3' breit, bald eine Böschung, dem Abgrunde zu, bald besonders an den Holzrinnen — die sich mir wie oben erwähnt von der Ebene betrachtet, gleich Vertikalstrichen durch einen langen Querstrich dargestellt hatten — einen einwärts gehenden Winkel am Rande eines senkrechten Abgrundes von mehr als anderthalbhundert Klafter, in dessen Tiefe der Fluß dahin braust, bildend. An solchen schauerlichen Stellen fand ich es am gerathensten (Absteigen ist außer der Frage, schon weil der Raum dazu fehlt) die Augen zu schließen, sowohl um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden, als um ein dadurch oder durch den Schrecken verursachtes, unwillkürliches Anziehen der Zügel zu vermeiden, welches das Thier nur um den geringsten Winkel von seiner geraden Richtung abbringend, unvermeidliches Hinabstürzen zur Folge hätte. Ich hatte allen Grund der Vorsehung und meinem Geschicke zu danken, daß an diesem Tage das Wetter sehr schön und trocken war (was am Tage zuvor nicht der Fall gewesen), denn wenn es geregnet hätte, wenn mithin der Boden schlüpferig geworden, weiß ich wahrhaftig nicht, wie es mir bei einer solchen Beschaffenheit des Weges ergangen wäre, und es war mir dennoch unbegreiflich, wie man zur Winterszeit und bei sonstiger schlechter Witterung hier fortkommen kann. Mein Führer hierüber befragt sagte, in der schlechten Jahreszeit und bei anhaltend nassem Wetter würden die Hufeisen mit Haken versehen, „indessen", setzte er gelassen hinzu, „geschieht es freilich nicht selten, daß Thiere und Menschen hier verunglücken." Noch unerklärlicher ist es mir aber geblieben, wie es hier zugeht, wenn zwei Saumthiere oder ein solches und ein Reiter sich begegnen, wo der Pfad kaum für ein Thier breit genug, ein Ausweichen also nicht möglich ist, so daß z. B. von meinen beiden auf dem Maulthier befindlichen Reisetaschen immer die eine über dem Abgrunde hing. Die Saumthiere sind zwar unveränderlich mit Glöckchen versehen, die man in ziemlicher Ferne hört, und man ermangelt auch nicht sich anzurufen, wo man sich gegenseitig ansichtig wird oder gegenseitig die Glöckchen vernimmt, aber das sind die einzigen Sicherheitsvorkehrungen, welche bei so bewandten Umständen möglich sind, sich indeß natürlich eintretenden Falles gar oft als unzulänglich erweisen müssen. Ich brauche nicht beizufügen, daß mit andern als den sicherfüßigen und gewohnten Thieren dieser Gegend das Reisen hier zu Lande in jeder Jahreszeit ein sehr gewagtes Unternehmen seyn würde. Dann sind glücklicherweise nur zwei Drittel der wie ein Gürtel um jenen Gebirgsstock sich windenden Straße von der erwähnten mißlichen Beschaffenheit, denn streckenweise, und besonders bei den Einbiegungen, ist der Weg ziemlich gefahrlos. Auf der andern Seite der in ihrer Tiefe von dem enge eingefaßten Fluß durchströmten Kluft hat es die bezauberndsten Bilder malerischer Landschaften, deren Anblick man aber in der kritischen Lage, wo man sich wie oben gesagt oft befindet, nicht immer ungestört genießt. Dieser beschwerliche Paß endigte mit langem und steilem Hinabsteigen bis an das Ufer des Tschorok, der von Baiburt und Ispera herabkommend, in der Zwischenzeit die Gewässer des Schaische aufgenommen, ein Zusammenfluß, den ich nicht wahrgenommen hatte, wahrscheinlich weil ich durch eine der erwähnten Krümmungen der Straße oder durch eine Waldpartie daran verhindert worden.

An der Stelle, wo ich das Ufer des Tschorok erreichte, beginnt die Schiffbarkeit dieses Flusses, und ich fand hier einige Wohnungen und Kaffeehäuser, unterhalb welchen die Schiffe anlegen, mit einem Worte, ich war am Hafen von Artwin angekommen. Eine steinerne Brücke ein wenig oberhalb des Landungsplatzes verbindet das rechte mit dem linken Ufer des Tschorok, von welchem letztern eine schrecklich steile, im übrigen ziemlich gute Straße zur Stadt hinaufführt, was beiläufig drei Viertelstunden Zeit erfordert. Diese hat eine furchtbare Lage, und man könnte kaum begreifen, wie die Leute auf den Einfall gekommen, sich auf dieser Höhe statt am Landungsplatze anzusiedeln und anzubauen, wenn man nicht wüßte, daß in diesen halbwilden Gegenden bei allen Niederlassungen vor allem die Sicherheit der Position berücksichtigt wurde und noch wird.

Artwin ist eine offene Stadt von beiläufig 1000 Häusern, was eine Bevölkerung von 5 bis 6000 Seelen voraussetzt. Der Ort hat ein finsteres, ungastliches Aussehen, und die Kirche, eine armenisch-katholische — zu welchem Glauben die Gesammteinwohnerschaft sich bekennt — ist hier das einzige Gebäude von einiger Stattlichkeit. Reinlichkeit schien mir nicht zu den Tugenden der hiesigen Insassen zu gehören — wenn anders dieselben irgend eine Tugend besitzen — und der abscheuliche Gebrauch, Rinder und Schöpse mitten in der Straße abzuschlachten und abzuziehen, wie ich es den ganzen Tag verrichten sah, ist nicht geeignet dieser Ansicht zu widersprechen. Zum Glück hat die Stadt eine Fülle vortrefflichen Wassers, das in Canälen durch jede Straße fließt.

Wegen der reißenden Schnelligkeit des Tschorok übersteigt die gewöhnliche Dauer der Reise zu Wasser von Artwin bis zum Meere unweit Batun selten 8 Stunden, obschon die Entfernung an 40 Stunden beträgt. Zu Berg ist es begreiflicherweise eine Fahrt von mehrern Tagen, da die Schiffe gezogen werden müssen.

Ich war zu Artwin in einem der Kaffeehäuser abgestiegen, die zugleich einige Zimmer zur Aufnahme der Reisenden haben, denn wer hier keine Freunde oder Verwandte hat, findet schlechterdings keine andere Unterkunft. Kaffeezimmer und Passagierzimmer befinden sich eine Stiege hoch; letztere — nämlich die einzige Stiege, da die Häuser nur aus einem Stockwerk bestehen

Digitized by Google

— wie gewöhnlich von außen angebracht, ist in unmittelbarer Verbindung mit der Altane, auf welche jene Räume hinaussehen. Im Erdgeschosse hatte ein Baqal (Lebensmittelverkäufer) seine Waare ausgestellt. Mein Führer von Ardanutsch hatte mir zwar betheuert, es sey dieß das vorzüglichste Einkehrhaus zu Artwin, aber nichts destoweniger fühlte ich mich da keineswegs behaglich. Besonders war es im Punkte der Reinlichkeit sehr mangelhaft bestellt, und der Lärm in der Kaffeebude, das fortwährende ohrenzerreißende Musiciren mit Tanz — versteht sich dieser bloß von Mannspersonen aufgeführt — oder vielmehr Gepolter begleitet, wurden mir nachgerade unerträglich. Uebrigens ward in diesem Kaffeehaus zwar wenig Kaffee, aber desto mehr Wein und geistige Getränke genossen.

Ich sehnte mich daher bald möglichst von hier fortzukommen. Am Landungsplatz hatte ich ein einziges Fahrzeug vor Anker gesehen, das allerdings zur Abfahrt bestimmt war, aber gemächlich auf seine volle Ladung, namentlich an Passagieren wartete, da bekanntlich, was in den westlichen Ländern am meisten geschätzt ist, bei den Orientalen am wenigsten Werth hat — nämlich Zeit.

Ich ließ also den Reis oder Patron jener Barke zu mir bestellen, der auch bald in Begleitung seines Sohnes und zwei anderer Schiffsleute erschien. Alle viere waren bewaffnet bis an die Zähne, mit dem langen Gewehr auf der Schulter und zwei Pistolen nebst Dama im Gürtel [1], allerdings eine sonderbare Equipirung für Schiffsvolk, es ist aber einmal der unerläßliche Aufzug bei den Lasen jeden Standes und Gewerbes.

Die Unterredung begann damit, daß der Reis hoch und theuer schwor, um keinen Preis zu jetziger Zeit nach Batun fahren zu wollen, zum Theil wegen der im Spätsommer dort am stärksten grassirenden Fieber, noch mehr aber aus Furcht vor der Angaria, nämlich: sammt Schiff und Schiffsvolk zur Verführung der vom Kriegszug in Abschara nach Westen heimkehrenden Truppen gepreßt zu werden. Sein letztes Wort war 200 Piaster, um noch am selben Tage nach Bortschka, beiläufig halben Weg von der Mündung abzufahren, und mir von dort aus zwei Pferde nebst Führer zu meiner Weiterbeförderung nach Choppa, dem nächsten westlichen Einschiffungspunkte am schwarzen Meere, auf seine Kosten zu verschaffen. Also im Ganzen beiläufig 20 Gulden, was nach dem localen Geldwerthe nichts mehr und nichts weniger als eine Brandschatzung war! Ich mußte mir indessen diese Bedingung schon gefallen lassen, wenn ich nicht eine unbestimmte Zeit zu Artwin auf eine gelegentliche Abfahrt warten wollte — woran bei der mißlichen Beschaffenheit meines Absteigequartiers ohnehin nicht zu denken war — und ich mußte dem Lasen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er allen seinen Versprechungen und Verbindlichkeiten redlich nachgekommen, mit der Abreise von Artwin angefangen, die in früher Nachmittagsstunde erfolgte.

[1] Der Dama vertritt zwar den türkischen Chantscher oder Jatagan, hat aber eine von diesem ganz verschiedene Form. Es ist ein langer, gerader, zweischneidiger Dolch, dessen Klinge beiläufig 18'' lang, $1\frac{1}{2}$ bis 2'' unter dem Griffe breit in einer scharfen Spitze endigt. Der Dama ist also in den Händen der Bergvölker eine furchtbare Hieb- und Stoßwaffe, um so mehr als es meistens vortreffliche Klingen sind. Die Scheide enthält außerdem noch ein kleines, gerades einschneidiges Messer zum gewöhnlichen Gebrauche. Die besten Damas werden von den Lesghiern verfertigt. Ich besaß einen solchen, den ich in Baku von dem Obersten des Geniewesens zum Geschenk bekommen, und den er selbst von einem Sultan der Lesghiner hatte; es war durch die außerordentliche Schärfe der Klinge ein Meisterstück in seiner Art. Ich habe leider diese Waffe bei einem Extrapostritte in Rumelien verloren. A. d. V.

Die Tschorokschiffe sind lange, schmale, unbedeckte Fahrzeuge, von augenscheinlich gebrechlicher Bauart, und ihr pfeilschnelles Flußabwärtsschießen ist wenig geeignet die durch solche Beschaffenheit dem sich ihnen anvertrauenden Passagiere eingeflößte Besorgniß zu verscheuchen.

So weit ich den Tschorok beschiffte, also bis Bortschka, hat die Gegend einen wild romantischen Charakter von Schönheit, da der Fluß auf beiden Seiten von schroffen Bergen überragt wird, was der Landschaft einige Aehnlichkeit mit den Ufern der Donau in der Umgebung des Dasan verleiht. Auch fehlt es dem Tschorok nicht an Strudeln und Wirbeln, die aber bei der Gewandtheit der Schiffer, noch mehr aber durch ihre Gewohnheit mit dem Gewässer umzugehen, selten Unglücksfälle verursachen sollen.

Ungeachtet der Reis — wie er wenigstens behauptete — nicht an dem Tage abzufahren bestimmt war, und die Abfahrt solcherweise ex abrupto stattfand, hatten sich doch außer mir noch ein Dutzend Passagiere, größtentheils Armenier, am Bord eingefunden, die ebenfalls in Bortschka landen und von da über das Gebirg nach Choppa reisen sollten.

Ersterer Ort wo unser Fahrzeug um Sonnenuntergang anstieß und der zugleich die Heimath der meisten Tschorokschiffer ist, hat eine ziemlich romantische Lage am linken Ufer des Flusses, aber wie schon oben angedeutet, in einer wilden, schauerlichen Gegend. Wie fast in allen Ortschaften Lasistans sind die Häuser auf einer bedeutenden Strecke am Ufer und über demselben zerstreut. Es herrscht aber, ungeachtet der Boden nichts weniger als unfruchtbar — wahrscheinlich durch die Apathie und den Mangel an Betriebsamkeit der Einwohner — eine klägliche Noth, wo nicht an den streng unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, doch an allen Lebensbequemlichkeiten, und ein Kaffeehaus ist der einzige Erholungs- und Zufluchtsort, sowie dasselbe hier der einzige Unterkunftsort für die Reisenden ist.

Als ich mit meinem Reisegefährten von Artwin daselbst einkehrte, fand sich die armselige Localität schon durch eine Gesellschaft von 8 oder 10 Juden aus Achalzik besetzt, die bereits ein paar Tage vor uns angekommen und wegen Mangel an Schiffsgelegenheit hier aufgehalten, theils nach Konstantinopel ihrer Geschäfte halber, theils zur Wallfahrt nach Jerusalem bestimmt waren. Ich brauche nicht zu sagen daß dieses Zusammentreffen — noch dazu bei solcher Beschaffenheit der vorgefundenen Gäste — mein dasiges Absteigequartier keineswegs behaglicher machte; aber was noch schlimmer war, es verursachte dieser Umstand eine bei den ohnehin sehr beschränkten Hülfsmitteln des Ortes und der Umgegend verhängnißvolle Concurrenz in der Beischaffung der Transportmittel zur Weiterreise, welche unsere jüdischen Vorgänger völlig erschöpft hätten, wenn sie nicht glücklicherweise bei ihrer angebornen Knauserei durch unermüdliches Feilschen und Markten an der Vervollständigung ihres Bedarfes an Thieren vor unserer Ankunft verhindert worden wären; und dennoch hatte ich den ganzen folgenden Tag und noch die Nacht darauf in diesem ungemächlichen Aufenthalt zu verweilen, indem mein Reis, der sich, wie schon erwähnt, anheischig gemacht hatte mich auf seine Kosten nach Choppa zu befördern, vom frühen Morgen bis spät Abends die Gegend durchstöbern mußte um sein Wort zu lösen, obschon ich keine andere Bürgschaft von ihm hatte als eben sein Wort, denn das Geld war gebräuchlicher- oder vielmehr mißbräuchlicherweise schon in Artwin erlegt worden. Auch in Bortschka war derselbe, trotz der großen Schwierigkeit die benöthigten zwei Pferde oder Maul-

Digitized by Google

thiere aufzutreiben, nicht zu bewegen die Wasserfahrt bis Batun fortzusetzen, und dieselbe Bewandtniß hatte es mit allen seinen dasigen Gewerbsgenossen, so groß war die Furcht vor dem Sumpffieber und besonders vor der Angaria.

Endlich am Morgen des zweiten Tages erschienen die mir versprochenen zwei Pferde nebst ihren beiden respectiven lasischen Eigenthümern, die mich als Führer begleiten sollten (beide also zu Fuß), und mit denen meine ersehnte Abreise von Bortschka eine Stunde nach Sonnenaufgang erfolgte. Die Sprache der Einwohner im Liwane und in Bassian ist Grusisch. Es ist ein noch ziemlich wildes Volk, jeden Augenblick bereit bei dem geringfügigsten, durch Raubsucht oder Rachgefühl entstandenen Anlaß, den Hahn zu spannen oder den Dama zu ziehen. Man sieht sie daher niemals ihre Schwelle verlassen, selbst nur um zu ihrem 10 Schritte entfernt wohnenden Nachbar zu gehen, ohne vollständig bewaffnet zu seyn, nämlich die lange Flinte (jedoch meistens in ihrem Ueberzug von ziegenhaarigem Tuche ruhend) auf der Schulter umgeschlungen, nebst andern Waffen im Gürtel und einem reichlichen Vorrath an Schießbedarf. In ihrer Tracht unterscheiden sie sich von den Türken hauptsächlich durch die nationelle Kapuze (Kukula) über dem Turban — die nie abgelegt wird — und die langen, spiralförmig gekrümmten Schnäbel ihrer Halbstiefel. Bei vielen unter ihnen, namentlich bei den geringeren Classen oder bei solchen die meistens zu Fuß gehen, besteht die Fußbedeckung aus Tscharuchen, einer Art Sandalen, die jeder sich selbst verfertigt und deren ganz einfache Bestandtheile ein Stück ungegerbter Ochsen- oder Büffelhaut, nebst Riemen von demselben Materiale sind. Diese schon zugeschnittenen Requisiten zur Verfertigung oder Bereitung der Tscharuchen sind überall in den Basaren des Landes und selbst zu Trapezunt in großer Menge zum Verkaufe ausgestellt, und an kleinen Orten, neben Tabak, Pfeifenköpfen, Schwamm und Feuerzeug fast die einzigen zu kaufen vorhandenen Waaren. Die Hauptstreifen haben die Form eines Parallelogramms und werden vom Käufer ringsum mit Löchern durchbohrt, durch welche er die Riemen zieht und diese von allen Seiten über den mit groben wollenen Socken wohl verwahrten Fuß bindet. Die Tscharuche wird solcherweise bald dem Gliede angepaßt und erhält dann ungefähr die Gestalt eines Nachens.

Der Landweg von Bortschka nach Choppa beträgt zwar nicht mehr als zehn türkische Stunden, ist aber durchaus schlecht und beschwerlich, so daß ich erst Abends spät letztere Bestimmung erreichen konnte. Mehrere Stunden lang geht es über waldige Gebirge an Wildbächen vorbei und durch mehrere Dörfer, deren Häuser nach Landesgebrauch gruppenweise bei einander stehen, so daß es schwer ist die einzelnen Ortschaften zu unterscheiden.

Als ich eine bedeutende Anhöhe erklommen hatte, eröffnete sich mir eine prachtvolle Aussicht über das schwarze Meer, dessen Gestade ich vier Monate früher verlassen hatte, ein um so erfreulicherer Anblick, als mir derselbe gleichsam das nahe Ende meiner Reise verkündete, deren letzter Theil bisher mit ziemlich viel Ungemach verbunden gewesen. Es war mir aber vorbehalten zu erfahren, daß ich mich noch weit vom vermeintlich vor mir liegenden Ziele befand. Von jener Anhöhe ging es nun sehr steil bergab, bis ich das Choppa-Thal erreichte, welches von einem Gewässer durchflossen ist, das sich von demselben Gebirge, dem es auch entquillt, brausend herabstürzt und bald eine ziemliche Breite erlangt, jedoch einen sehr kurzen Lauf hat, da sein Thalgebiet, welches bei Choppa ausmündet, nicht mehr als zwei Stunden beträgt.

Ich stieß auf dem Wege von Bortschka hierher mit langen Zügen von Baschi-Bosuk (irreguläres Aufgebot) zusammen, die vereinzelt oder in kleinen Abtheilungen von einem nichts weniger als rühmlichen Feldzuge im Lande Adscharn, unter dem berüchtigten Dere-Beg von Trapezunt, Chym-Bey-Kehaya-Oghlu, heimkehrten. Diejenigen dieser Tapfern, mit denen ich zufällig ins Gespräch kam, rühmten sich, sie hätten in jenem unglücklichen Districte alles dem Boden gleich gemacht! Und das schien leider keine Prahlerei gewesen zu seyn, denn ich bekam von den empörenden Grausamkeiten, wozu Kehaya-Oghlu immer mit dem Beispiel vorangegangen, nach der Hand mehr zu hören als mir lieb war.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen der Fluth.

Es ist eine neue Unternehmung im Werk, um Beobachtungen über die Fluth anzustellen. Schon an der Versammlung der Naturforscher zu Oxford hatte Dr. Whewell und Sir J. Roß aufmerksam gemacht, daß die Kenntniß von der Fluth, bezüglich der Verbindung der Phänomene über die ganze Oberfläche des Oceans sehr unvollständig sey, und auch wahrscheinlich nicht vervollständigt werden würde, wenn von Seefahrern nur gelegentlich die Fluth beobachtet werden sollte. Die Küsten und Inseln, welche die Gewässer des stillen Meeres umgeben oder brechen, sind namentlich die Sitze der Unwissenheit. Wir kennen die Zeit der Fluth am Cap Horn, können aber den Fortgang der Fluthwelle längs der westlichen Küste von Süd- und Nordamerika nicht verfolgen. Wir kennen die Zeit der Fluth an der Küste von Neuseeland, können aber diese Thatsache nicht mit dem Steigen und Fallen des Wassers an der Küste der kleineren Inseln in der Mitte des Oceans in Verbindung bringen. Und so lange wir hinsichtlich unserer Kenntniß über die Fluth mehr vom Zufall abhängen, werden wir wohl nie mit Sicherheit erfahren, ob die Fluthwelle im stillen Meer von Osten nach Westen geht oder nicht. Der Bericht schloß mit dem Vorschlage sich an die Admiralität zu wenden, daß ein angemessenes Schiff ausgerüstet werde, um die nöthigen Beobachtungen über die Fluth anzustellen. Lord Auckland antwortete, es solle dieß geschehen, sobald ein Plan über die Art der Arbeit aufgenommen und entworfen sey. Ob man sich seitdem mit der Entwerfung solcher Instructionen beschäftigt, ist nicht mit Gewißheit bekannt, man vermuthet aber, daß statt eines besonders zu diesem Zweck ausgerüsteten Schiffs die Officiere in den Stationen der Südsee beauftragt werden sollen, die Erscheinungen der Fluth im stillen Meer zu beobachten und zu verzeichnen. Die Sache hat eine neue Anregung erhalten durch eine im Portsmouth Guardian enthaltene Nachricht über eine Beobachtung Capitän Lasley's, der die Barke Harvest aus Newbedford befehligte; er will die Thatsache genau nachgewiesen haben, daß die Fluth an den polynesischen Inseln dem newtonischen Gesetz des Wechsels nicht unterworfen sey, und die verschiedenen Phasen des Monds durchaus keinen Einfluß darauf ausübten.

Angebliche Weinstockkrankheit. Die Liter. Gaz. vom 7 September berichtet aus der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 2 September, daß daselbst die Mittheilung gemacht worden sey, der Weinstock sey mit einer Krankheit behaftet, welche die Trauben zerstöre. Diese Krankheit zeige sich zuerst durch einen weißen Fleck auf der Frucht, dieser Fleck werde sodann schwarz, worauf die Frucht verfaule. Man hat nachgewiesen, daß die Krankheit eine Art Pilz ist, der aus der Traube entspringt, aber wie sie entsteht oder verhindert werden kann, das weiß man bis jetzt nicht. Der Weinbau gibt bekanntlich in Frankreich Millionen Beschäftigung, und wenn die Krankheit sich über das ganze Land ausbreiten sollte, wie über die Nachbarschaft von Paris, so wären die Folgen entsetzlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 222. 16 September 1850.

Wanderungen der polynesischen Stämme.

(United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. By Hor. Hale.)

9. Neuseeland.

Schon Cook führt eine Tradition an, daß die ursprünglichen Einwohner Neuseelands aus einem ostwärts gelegenen Lande Namens Hawaiki kamen, und als wir deßhalb Nachforschungen in der Insel-Bay anstellten, fanden wir diese Tradition vollkommen bestätigt, ja sie haben eine Ueberlieferung von zweierlei Einwanderung, deren letzte nicht über 100 Jahre zurückging, und die süße Batate mitgebracht habe. Unter den Anführern der ersten Einwanderung wird ein gewisser Rongakako genannt, und der Stamm von Turanga oder der sogenannten Poverty Bay heißt noch jetzt Wanau-a-Rongokata, wahrscheinlich derselbe Name, denn k und t werden sehr häufig verwechselt. Wenn die Eingebornen (Maori) von Hawaiki als einem gegen Osten liegenden Lande sprechen, so mag sich dieß aus der Art, wie die Wanderung stattfand, erklären. Eine Flotte von Canoes der größern Art, wie man sie im Krieg braucht — wie sich daraus ergibt, daß sie Namen haben, die in der Tradition aufgeführt sind — fährt von Sawaii (im Samoa-Archipel) nach Tonga, zwischen welchen Orten seit den ältesten Zeiten ein fortdauernder Verkehr stattfand. Ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten, traf sie ein Sturm in der Richtung des Südostpassats, und nöthigte sie, um nicht nach den (meist feindlichen) Fidschi-Inseln getrieben zu werden, nach Südwesten umzubiegen. Auf diese Weise kamen sie in die Zone der westlichen Winde, südlich von den Tropen, und gelangten endlich nach Neuseeland. Es ist zu bemerken, daß dieß genau die Art ist, wie die ersten Auswanderer, in entgegengesetzter Richtung, auf die Sandwichinseln trafen. Die letzte Richtung nach ihrem Heimathlande hin, ehe sie die Rechnung ganz verloren, muß östlich gewesen seyn, worauf sie westlich getrieben wurden, und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß sie es als östlich liegend ansahen. Kotzebue erzählt uns, daß Kadu, ein Eingeborner aus Ulea, den er auf einer Insel der Radack-Kette fand, 1500 Meilen östlich von Ulea, sich westlich von dieser Insel glaubte, weil er zuerst in dieser Richtung getrieben worden war.

Was die Zeit betrifft, welche seit der Ankunft der Einwanderer auf Neuseeland verfloß, so können unsere Vermuthungen darüber nur sehr unbestimmter Art seyn. Der neuseeländische Dialekt ist von dem samoanischen so weit verschieden als der taheitische, obgleich die Verschiedenheiten nicht dieselben sind. Von dieser Thatsache ausgehend, könnten wir annehmen daß die Auswanderungen, durch welche Neuseeland und Taheiti bevölkert wurden, ziemlich um dieselbe Zeit stattfanden. Wir haben früher gesehen, daß alle Gruppen Ostpolynesiens (Rarotonga, Nukuhiva, Hawaii u. s. w.) ihre Bevölkerung, Sprache, Sitten und Mythologie ganz oder größtentheils von Taheiti erhielten; wir bemerken ferner, daß eine allgemeine Aehnlichkeit sie in dieser Beziehung alle durchdringt, und daß sie in vielen Punkten von den Eingebornen der westlichen Gruppe (Samoa und Tonga) wesentlich abweichen. Es scheint daher gewiß, daß zwischen der Zeit der Ansiedlung Taheiti's durch samoanische Auswanderer und der Aussendung von taheitischen Colonien nach den umliegenden Gruppen eine hinreichende Zeit verflossen seyn muß, daß die Sprache eine bedeutende Aenderung erfahren, und ihr religiöser Glaube, ihr Tabusystem und ihr gesellschaftlicher Zustand eine neue und eigenthümliche Form annehmen konnten; wenn die Rarotongaer seit 9 Jahrhunderten, die Hawaiier seit 14 Jahrhunderten in ihren jetzigen Wohnsitzen hausen, so kann man nach allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit für das taheitische Volk nicht weniger als 3000 Jahre annehmen.

10. Die Chatham-Insel.

Unsere Nachrichten über diese Insel sind von einem englischen Matrosen an der Inselbay, der längere Zeit dort lebte, und die Eingebornen den Neuseeländern ähnlich, jedoch minder civilisirt fand. Sie hatten eine Ueberlieferung, daß ihre Vorfahren durch einen Nordweststurm vom Ostcap Neuseelands nach der Insel getrieben worden seyen. Dieß fand, so viel der Matrose erfahren konnte, vor etwa 90 Jahren statt. Der Bericht mag im allgemeinen richtig seyn, nur mochten sie die Zeit wohl schwerlich genau berechnen können. Diese ursprünglichen Bewohner der Chatham-Insel darf man aber nicht mit den Neuseeländern verwechseln, die seitdem durch europäische Handelsfahrzeuge dahin kamen und jetzt im Besitze eines großen Theils der Insel sind.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Fortsetzung.)

Es war in der Mitte des Ramasan, und meine beiden lasischen Führer, die mit einem nicht unbedeutenden Gewicht an Waffen und Munition zu Fuß gingen, befanden sich mithin seit Sonnenaufgang ohne Essen, Trinken und Rauchen, daher um so mehr erschöpft, weßhalb ich mich billigerweise ihrem Verlan-

Digitized by Google

gen nicht widersetzen konnte, unter einem stattlichen Nußbaume am Ufer des Flusses eine halbe Stunde Halt zu machen, um das Achscham-Gebet und nach diesem das Ifthar (das Abendessen) in der Fastenzeit zu verrichten, so unwillkommen dieser Zeitverlust unter den obwaltenden meteorologischen Umständen mir seyn mußte, denn nicht nur fing es an Nacht zu werden, sondern der Himmel, völlig schwarz überhangen, verkündete einen nahen Wolkenbruch, mit dem gewöhnlichen angenehmen Zusatze völliger Finsterniß — was beides auch nicht ausblieb — und es waren bis Choppa noch zwei Stunden! Die Lasen schlugen zwar vor in dem nächsten eine halbe Stunde entfernten Orte zu übernachten, ein sehr vernünftiger Rath, den ich aber zu befolgen mir nicht beifallen lassen konnte, aus dem ganz einfachen Grunde daß ich nicht den geringsten Zweifel hatte, die Rathgeber würden sich in der Nacht auf und davon machen und mich in großer Verlegenheit sitzen lassen, um die Reise nach Choppa zu vollenden. Dieses wäre um so wahrscheinlicher geschehen — nachdem ich den Leuten nichts zu zahlen hatte — als sie auf dem ganzen Wege von ihrer großen Furcht vor der Angaria sprachen, und nur durch meine wiederhohlte Versicherung, daß ich sie vermöge meines Buyuruldu dagegen schützen könne und wolle, von vornherein sich dazu verstanden hatten bis Choppa mitzukommen.

Der Regen fiel in Strömen, die Nacht war pechschwarz, und man sah buchstäblich nicht zwei Schritte vor sich; selbst die vorangehenden Führer, woron der eine das Packpferd am Zaume führte und die beide behutsam nach dem Wege tappten, waren meinen Blicken entzogen, als wir, ich wußte selbst nicht wie, auf eine Art von Damm geriethen, was mir wenigstens die der Gegend kundigen Führer sagten, denn ich konnte durchaus nicht sehen, wo wir uns befanden. Die Lasen baten mich „Allah itschün" (um Gotteswillen) ja das Pferd worauf ich saß, seinen eigenen Weg gehen zu lassen und die Zügel weder Rechts noch Links anzuziehen, und das war auch gewiß das beste was ich zu thun hatte. Unglücklicherweise verwickelte sich mein Kopf und Oberkörper in die Zweige eines über den engen Pfad hervorragenden Baumes, wodurch ein unwillkürlicher Ruck der Zügel entstand, der das Pferd aus seiner geraden Richtung brachte, und in demselben Augenblick stürzten Pferd und Reiter rücklings in einen ich weiß nicht wie tiefen Abgrund. Der Fall war ein glücklicher zu nennen, da ich mit einer leichten Quetschung im Rücken und einer kleinen Verwundung der rechten Hand davon kam, während das Pferd gar keinen Schaden nahm. Es ward aber kein geringes Stück Arbeit für Mensch und Thier bei stockfinsterer Nacht wieder auf den, sehr gegen meinen Willen auf so unsanfte Weise verlassenen Pfad hinaufzuklettern, was mit Hülfe der beiden Lasen — die sich bei diesem Unfall so umsichtig als theilnehmend bewiesen — — erst nach langem Herumtappen und ziemlicher Anstrengung geschah.

Choppa ist eine kleine offene Stadt, die sich am Meeresufer hinzieht und hart an einem steilen Gebirge liegt. Auf dieser Anhöhe ist ein Schloß, die Wohnung des Mussellims. Der hiesige Ankerplatz ist kein vorzüglicher und bildet sich aus einer offenen Rhede. Dessen ungeachtet wird der Ort durch eine ziemlich rege Küstenschiffahrt belebt, und es hat derselbe mehrere Chane, die zugleich Kaffeehäuser sind.

Endlich gegen 9 Uhr Abends daselbst angekommen, führten die Lasen mich zum besten dieser Chane, wo noch alles beleuchtet und zum Theil wegen der Rückkehr vom Kriegszuge in Adschara viele Gäste anwesend waren. Ich hatte dennoch das Glück, ein sehr kleines sogenanntes Zimmer (Oda) für mich eingeräumt zu bekommen, das einen Vorsprung oder Flügel an dem einen Ende der Altane bildete und freilich nicht viel besser war als ein bretterner Verschlag mit zwei Schaltern, statt Fenster, einer Thüre und einer Bank rings um den innern Raum; und doch war ich froh um dieses Loch, weil ich es wenigstens allein bewohnte, abgesehen davon, daß ich hoffen konnte hier weniger vom Ungeziefer geplagt zu werden.

Bei dem strömenden Regen, der sich zwei Stunden lang über mich ergossen hatte, war ich trotz meines Kautschukmantels bis auf die Knochen durchnäßt. Zum Glück war der Inhalt meiner Kürtschen (großen juchtenen Reisetaschen) ganz trocken geblieben. Es ist jedem zu rathen, sich nie ohne diesen vortrefflichen Apparat auf eine orientalische Ueberlandreise zu begeben. Nicht nur ist dasselbe vollkommen wasserdicht und von unverwüstlicher Dauerhaftigkeit, sondern da Fußeisen, Nachtsack, Schlafrequisit, kurz alles was der Reisende von Gepäck mit sich führt, so gleichgewichtig als möglich darin vertheilt wird, eine große Erleichterung beim Aufladen. Der eine Kürtsch ist nämlich mit zwei Pflöcken, der andere mit zwei Oehren versehen, und beide, mittelst dieser Vorrichtung in einander gehängt, bilden die auf jeder Seite herabhängende Last des Saumthiers. Diese Kürtschen sind meines Wissens nur in Konstantinopel zu bekommen, wenigstens habe ich mich einst bei einer unvorhergesehenen Reise im Innern, wo ich die meinigen nicht bei mir hatte, zu Erzerum, Diarbekir und in andern Städten vergeblich darnach umgeschaut.

Im Kaffeehaus oder Gesellschaftszimmer, wohin ich mich nach dem Umkleiden begab, ging es sehr lebhaft und lustig zu; die einen unterhielten sich beim Kaffeetrinken und dem Rauchen des Tschübuks oder Narghiles, andere klimperten auf der Mandoline und sangen türkische Weisen dazu, während einige junge Griechen aus Trapezunt, anscheinlich dem Schifferstande angehörend, die dem Lande eigenthümlichen Tänze aufführten. Diese Vergnügungen dauerten die ganze Nacht, da man sich wie schon gesagt im Ramasan befand, und ich konnte daher in meinem Zimmer wenig schlafen. Desto ruhiger ward es aber am Tage. Aber eben diese Fest- und Fastperiode war neben dem Umstand, daß alle Küstenfahrzeuge, deren man habhaft werden konnte, zum Behuf der Militärtransporte in Beschlag genommen worden, zum Theil Ursache, daß es mit den Gelegenheiten zu meiner Weiterreise westwärts sehr schlimm aussah, denn das einzige nach dieser Richtung bestimmte Schiff sollte am selben Tage — was auch wirklich erfolgte — nach Batun segeln, dort Militäreffecten einnehmen und auf der Rückfahrt seine Ladung zu Choppa vervollständigen, was mir wenig Aussicht gewährte, vor 5 oder 6 Tagen von hier fortzukommen. Ich hatte mich indessen veranlaßt gefunden, dem Reis jenes Schiffes einen Virmilik (20 Piaster Goldstück, in Persien und Arabien Ghasi genannt), Darangeld, zu zahlen, da wegen der zahlreichen reißenden Ströme, die das Küstenland von Lasistan durchschneiden, nicht davon die Rede seyn kann hier zu Lande zu reisen, und selbst die zuweilen zwischen Batun und Trapezunt gehenden, wegen ihrer Gewandtheit und Unerschrockenheit bekannten Ssaye (Fußbooten) oft nur mit Lebensgefahr durch jene schwierigen Stellen kommen.

Am nächstfolgenden Tage meines etwas langweiligen Aufenthalts zu Choppa ward ich durch den sehr gefälligen Chondschi mit einem Chawassen des Paschas von Trapezunt bekannt ge-

Digitized by Google

macht, der auch dahin zurückzureisen bestimmt war und sich anheischig machte, mich um einen Bachschisch von 150 Piaster in möglichst kurzer Zeit dahin zu liefern; mit requirirten Ruderbooten (Mensil Qaik), da wo es keine bessere Gelegenheit geben sollte zu fahren, und zwar noch am selben Tage mit einem solchen Fahrzeuge von hier abzustoßen, einen Vorschlag, den ich, in der Ungewißheit über den Zeitpunkt der Zurückkunft des von Batun erwarteten Schiffes, glaubte ohne Zaudern annehmen zu müssen und mein dem Patron dieses Fahrzeuges bezahltes Darangeld fahren zu lassen.

Die Abfahrt erfolgte also Nachmittags in einem mit drei, jeder nach Landesweise zwei Ruder handhabenden Qaikdschüs bemannten offenen Boote, das der Küste entlang steuerte. Der Chawaß reiste nicht allein, seine Begleitung bestand aus zwei Muselmännern, Bürgern von Trapezunt, seinen Freunden, die wahrscheinlich unentgeldlich mitgenommen wurden — deren Passage nämlich in den mit mir veraccordirten 150 Piaster inbegriffen war — dann aus einem halben Duzend junger Burschen von 14 bis 16 Jahren, Conscribirte, die der Chawaß nach Trapezunt brachte und die sehr gutwillig ihrem Schicksal entgegenzugehen schienen, endlich aus dem Eseyman (Localpolizeisoldat), der die unmittelbare Aufsicht über die Rekruten hatte.[1] Dieser war ein großer, schlanker Kerl, der viel Behendigkeit zeigte, das Ideal eines Gebirgssoldaten, der sich übrigens, so wie der Chawaß, gegen die seiner Obhut anvertrauten jungen Leute sehr human benahm und dieselben mehr zu begleiten als zu überwachen schien.

Das Wetter welches sich Vormittags zu bessern geschienen, verdarb sich gegen Abend von neuem. Allmählich fiel der Regen in Strömen, und der Westwind — der gewöhnlich unter diesem Himmelsstrich schlechte Witterung bringt oder mit der schlechten Witterung kommt — nahm zu, nach Maßgabe als das nasse Element uns übergoß. Als wir nach einer Fahrt von beiläufig vier Stunden bei finsterer Nacht an einem Orte landeten wo der Ayan uns sehr gastfreundlich in seinem eigenen Hause aufnahm und vortrefflich bewirthete — hatte Niemand von der Reisegesellschaft einen Faden am Leibe der nicht triefte, und alles zog sich nackt aus zum Trocknen des Gewandes an dem großen Kaminfeuer, in welchem die ganze Nacht das Holz nicht gespart wurde, und bei diesem Anlaß bewährte sich nochmals die Zweckmäßigkeit meiner Kürtschen, die mir wiederum trockene Wäsche liefern mußten.

Am zweiten Tag konnten wir bei dem angestrengtesten Rudern abermals nicht mehr als 3 bis 4 Stunden zurücklegen, mußten schon Mittags anhalten und bis am nächsten Morgen bei dem Ayan des Ortes verweilen, dessen Empfang nicht minder gastfreundlich war als derjenige den wir Abends zuvor gefunden.

Am dritten Tag hatten wir dasselbe Schicksal, nämlich immer starken Gegenwind, jedoch mit weniger Regen, es mußte zweimal angehalten werden, bei dem zweiten Halt gelang es nicht ohne Mühe ein Saumpferd aufzutreiben, dem wir das Gepäcke aufluden und das wir vor uns trieben. Solcherweise erreichten wir Abends Athina, eine Seestadt von 4 bis 5000 Seelen, deren Rhede sicherer ist als jene von Choppa, jedoch nur für kleinere Fahrzeuge die nahe am Ufer anlegen können, indem das Vorgebirg, welches gegen Westen eine Bucht bildet, zu wenig Vorsprung hat, um den größeren, die weiter hinaus ankern müssen, hinlänglichen Schutz darzubieten. An sich erschien mir der Ort größer und bedeutender als Choppa, ich glaube aber nicht daß der Verkehr so lebhaft ist, weil letzterer Seeplatz ein Ausläufer der Straßen von Artwin, von Qars, von Achalzik u. s. w. ist, während verhältnißmäßig nur unbedeutende Herkommnisse vom Innern hier ausmünden. Die Unterkunft im Chane wo ich einkehrte, war übrigens merklich besser als jene die ich in Choppa gefunden.

(Schluß folgt.)

[1] Dieses Wort wird Esegban geschrieben, aber Eseimân ausgesprochen, vielleicht weil nach dem eigentlichen Wortlaute Esegban „Hundewächter“ bedeutet. Die Esegbanlar, oder Esegmânlâr, waren zur Zeit der Janitscharen eine bevorzugte Orta, deren Obrist, der Eseymân-baschi, eine der höchsten Militärstellen bekleidete und den Agha der Janitscharen, wenn dieser von der Hauptstadt abwesend war, daselbst vertrat. Eines der Vorrechte dieser Orta bestand darin, daß 44 Mann aus ihren Reihen den Großherrn begleiteten, jedesmal wenn er auf die Jagd auszog. Seit dem Sturze der Janitscharen ist die Benennung Eseymân zur Bezeichnung der Ortswache beibehalten worden. A. d. V.

Eine Negerhochzeit auf Trinidad.

Auf der Insel Trinidad liegt neben Port of Spain eine durchaus gesunde und fieberfreie Ebene, aber die dortige Caserne ist an einem todbringenden Sumpfe erbaut, einst eine Zuckerrohrpflanzung welche verlassen werden mußte, weil selbst die schwarzen Arbeiter dort an klimatischen Fiebern starben; deßhalb war ich ganz zufrieden als ich von dort nach San Fernando, einem kleinen Seehafen an der Westküste der Insel, als Commandant geschickt wurde, wo meine ganze Beschäftigung darin bestand 50 Grenadiere in Ordnung zu halten, die, obgleich dem Trunke keineswegs abhold, es glücklicherweise immer so einzurichten wußten, daß sie im Quartiere erträglich ruhig und ordentlich waren, und in Reihe und Glied unbeweglich wie Granitsäulen standen. Kurz, ich befand mich dort im Ganzen recht gut, ich verbesserte meine Gesundheit nebst Finanzen und lebte sehr angenehm mit den gastfreien Pflanzern der Umgegend. Meine Dienstwohnung, eine hölzerne Hütte von zwei kleinen Zimmern, hatte eine reizende Lage auf einem Blumenhügel von tropischer Vegetation umgeben; aus meinem Fenster konnte ich die von den blitzenden Wellen des Golfs von Paria bespülten Gebirge Venezuela's sehen, während die Galerie an der Rückseite des Häuschens einen weiten Ueberblick über Berg und Thal, bekleidet mit den reichen Farben einer tropischen Landschaft, darbot. Das Städtchen San Fernando unterscheidet sich nur wenig von andern kleinen Städten auf den Antillen; es besteht aus einer langen unregelmäßigen Straße von hölzernen Häusern, einige mit großen Kaufmannsläden versehen, die weiß angestrichen sind und hellgrüne Jalousien haben, worin zu meinem Erstaunen Waaren der aller verschiedensten Art in reicher Auswahl zu haben waren. Die Einwohner von San Fernando sind durchgängig von spanischer oder französischer Abkunft, Neger und Farbige und von katholischer Religion. Da der Ort aus mir unbekannten Ursachen im Grunde eines Thals wie in einem Kessel angelegt ist, so leiden dessen Bewohner gewaltig von der glühenden Hitze und genießen nur selten einen Hauch der erquickenden Meeresluft; dazu leiden sie von der Plage boshafter und giftiger Insecten, wie Moskitos, Hundertfüße und Scorpionen, welche, beiläufig gesagt, lieber den Weißen als den Farbigen anfassen und werden nicht selten vom gelben Fieber heimgesucht, das niemals verfehlt seine Opfer einzufordern.

In Westindien vertritt eine von den Indianern am Oronoco aus sehr starken Grasfasern geflochtene Hängematte in den Zimmern der meisten Unverheuratheten die Stelle des Sofas, da sie kühler als Pferdehaarkissen und, was das wichtigste, frei von Insecten ist. An einem glühend heißen Tage, in einer solchen Hängematte mich langsam schaukelnd, bemühete ich mich, die von der großen Hitze erzeugte fieberhafte Aufregung durch Gebete um einen kühlenden Zephir, und was wahrscheinlich noch wirksamer war, durch den Rauch einer ganz vorzüglichen Havanacigarre zu beruhigen; aber Gebete und Tabak wollten nicht helfen. Die Sonne glühte immer heftiger und mit lautem kräftigem Fluchen über alle tropischen Colonien ergab ich mich in mein Schicksal. Endlich, nach vielem unruhigen Hin- und Herwerfen, fiel ich in einen leisen Schlum-

Digitized by Google

mer, woraus die Tritte bloßer Füße in meinem Zimmer mich erweckten. Aufspringend fragte ich heftig, wer mich in meiner Ruhe störe? Aber ebenso wie eine sanfte Antwort den Zorn verscheucht, machte das Erscheinen eines getreuen Pagen, der wohl niemals unangenehme Botschaft brachte, mich plötzlich wieder gelassen. Der schwarze Bursche, welcher beiläufig sehr einfach, aber für das Klima sehr behaglich mit nichts mehr als einem flatternden Hemde bekleidet war, überreichte mir eine rosenfarbige gepreßte Visitenkarte, die an den Ecken mit Bändern gar bunt verziert war und darauf war zu lesen, daß ein gewisser Monsieur Fortie Morgen in den Stand der heiligen Ehe zu treten beabsichtige, und um des Herrn Capitäns Anwesenheit bei dieser Ceremonie bitte. Da ich mich gern von allen Dingen unterrichte, so nahm ich mit aller mir zu Gebote stehenden Höflichkeit diese Einladung an, und „Alexander der Große," so hieß der afrikanische Merkur, ging hocherfreut von dannen mit einem halben Thaler im Munde, da in seiner Kleidung keine Taschen waren. Indem ich mich noch wunderte, wer dieser Monsieur Fortie seyn könne, besuchte mich zur gelegenen Zeit O. R., der alle Welt kannte, und ich verfehlte nicht ihm Pfeifen und Tabak vorzusetzen, wogegen ich von ihm die gewünschte Auskunft erhielt. Ich erfuhr nun, daß der Bräutigam ein schwarzer Gentleman und, wie die Nordamerikaner es nennen, ein „Squatter" war, d. h. ein verständiger Mensch, welcher uncultivirtes Land in Besitz nimmt ohne sich um Kaufcontracte oder andere gesetzliche Titel und Formen zu kümmern, und daß das „Licht seines Harems" die Tochter eines seit vielen Jahren auf der Insel wohnhaften Priesters der Mandingos sey. Zu dem Hochzeitsfeste waren Freunde schaarenweise eingeladen, und da es im großen Style gefeiert werden sollte, so erwartete man eine glänzende Fête; dabei fiel mir denn ein Hauptpunkt ein, und deßhalb fragte ich: „woher kommen denn die Mittel? hat Fortie etwa Fortunats Börse, daß er so viele Gäste zu bewirthen im Stande ist?" Die Antwort meines Freundes, daß die Neger von Trinidad die Einsegnung einer Verbindung zwischen Mann und Frau gewöhnlich aufschöben, oft jahrelang, bis sie einen Haufen Thaler beisammen hätten, um Männer, Weiber und Kinder, weiße, braune und schwarze, gehörig zu bewirthen, gab mir freilich eine eigenthümliche Idee von der hier herrschenden Moral.

Beiläufig ein Paar Worte über die Mandingos; die Männer sind groß, schlank, von regelmäßigen Gesichtszügen, wenn gleich schwarz wie Ebenholz, die Frauen sind recht hübsch und von einnehmenden Manieren. Sie sind Moslems, durchgängig gebildeter als die meisten andern afrikanischen Stämme, sie können gewöhnlich einige Capitel des Koran lesen, auch etwas schreiben und besitzen Dichter und Improvisatoren. Sie wandern in Afrika gern umher, beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, Fischfang und Handel, und verstehen als Handelsleute das Geldmachen so geschickt, daß einige Gelehrte sie für Nachkommen der verloren gegangenen Stämme Israels halten.

Herrlich strahlte die Sonne, nicht ein Wölkchen trübte das Azurblau des Himmels und die ganze Natur schaute lächelnd auf den Morgen der Hochzeit. Da die Braut, eine ausgeartete Tochter der Rechtgläubigen, aus Liebe zu ihrem Othello den Halbmond abgeschworen hatte, so sollte die Ceremonie im Tempel des Kreuzes vorgenommen werden, und gegen neun Uhr Morgens drängten sich Männer, Frauen und Kinder auf dem Wege zur katholischen Kirche, um die besten Plätze zu erhalten, wo sie die Helden des Tages sehen könnten; auch ich eilte nun meine beste Uniform anzuziehen und das Schwert umzugürten. Meine Toilette und mein Weg waren rasch beendet, und bald wurde ich von einer Schaar Freunde begrüßt, welche klüglich am Portal der Kirche sich aufgestellt hatten um den Bräutigam zu erwarten. Hier stand der Abbé de Chateauneuf, vor Zeiten ein Held in der französischen Kaisergarde, jetzt der gute Hirt einer Heerde, worin es, wie ich fürchte, viele schwarze Schafe gibt; hier fand ich den guten, schlichten Herrn Mulhauser, den Geistlichen der Episcopalkirche, der es für keine Sünde hält, mit seinen katholischen Nachbarn im Frieden zu leben, und hier sah ich viele eben nicht hübsche Creolendamen und Herren. Umgeben von einer großen Schaar der garstigsten Negerphysionomien, einige auf klapperdürren Mähren andere auf boshaft aussehenden Maulthieren, die unausgesetzt von den Reitern geprügelt wurden, erschienen sodann Braut und Bräutigam unbequem genug in einem so altmodischen und curiosen Wagen sitzend, daß dieser vielleicht schon dem Cortes bei seinem Einzug in Mexico gedient haben mochte. So wie diese interessante Reliquie vergangener Herrlichkeit an der Kirchenpforte hielt, entstand ein entsetzliches Gedränge, weil jeder die Ehre haben wollte das glückliche Paar aus dem Wagen zu heben. Die Männer prügelten sich tüchtig um diese Ehre, und gebrauchten noch mehr Worte als Schläge, bis es dem geistlichen Einflusse gelang Ruhe zu stiften, so daß Monsieur Narcisse Hippolyte Fortie, ein dickköpfiger, krummbeiniger, rundbauchiger kleiner Neger, mit seiner Geliebten, einer Negerin von riesiger Statur und ungeheurer Dicke, zum Altar gelangen konnte. Dort murmelte der Erzarchist und Priester die Worte der Ehesegnung als wenn er sein altes Ordrebuch vorlese, und die beiden Liebenden waren copulirt. Als diese sodann durch das Mittelschiff der Kirche sich wegbegaben, drängte ich mich durch den fortwährend plappernden Zuschauerhaufen, um zu beobachten wie eine schwarze Braut bei solcher feierlicher Gelegenheit aussehe; allein vergebens, ein dichter Spitzenschleier verhüllte ihre ausdrucksvollen Züge, und daß sie weinte oder schluchzte (wie es vor Zeiten in England bei Bräuten Mode war), davon ließ sich nichts vernehmen. Meine Neugier in solche bräutliche Mysterien einzudringen, verwickelte mich aber in einen gewaltigen Tumult. Verschiedene „Gamins" von San Fernando, aufgeregt von zärtlichen Gefühlen und starken Getränken, umdrängten ohne Rücksicht auf den heiligen Ort das neu verheurathete Paar höchst unanständig, und eine freche Hand ergriff sogar den bräutlichen Schleier um, wie ich später hörte, den Kuß des Friedens auf die dicken Lippen der Braut zu drücken. Aber das war zu arg. Monsieur Fortie's Zorn entbrannte, und indem er mit einem Arm die gewaltige Taille seiner Geliebten umfaßte, schlug er mit der andern Hand rechts und links tüchtig um sich. Die gebildetsten Leute unter den Anwesenden standen dem Bräutigam bei, und nach einem kleinen Scharmützel wurde Madame Fortie mit etwas zerknittertem Putz, aber im vollen Glanz ihrer Reize in den Wagen gehoben. Kaum war das junge Paar weggefahren, als eine Verwirrung und ein Spectakel auf dem sonst so ruhigen Kirchhofe entstand, daß dessen Todte davon hätten erweckt werden können. Alle stürzten jetzt auf Pferde und Maulthiere zu, deren Menge so groß war, daß es schwer wurde in den Sattel zu kommen; Flüche erschallten hie und da, Hiebe wurden ausgetheilt, Neger schimpften in den höchsten Tönen ihrer kreischenden Stimmen, Weiber schrieen wo möglich noch kreischender, boshafte Maulthiere schlugen hinten und vorn aus, und englische Matrosen ahmten diesem Beispiele nach. Ich blieb mit meinen Bekannten so lange im Schutze der Kirche bis das Chaos sich entwirrt hatte, und alle in Staubwolken gehüllt den steilen Hügel hinabgesprengt waren; dann hoben wir die Damen auf ihre Klepper und langten nach einem halbstündigen Trott vor Monsieur Fortie's Thür glücklich an. Man mußte gestehen, daß Herr Narcisse Hippolyte Fortie ein Mann von Geschmack war, denn Bäume von einer Größe wie nordische Klimate sie nicht kennen, beschirmten vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne seine Wohnung, welche in der Mitte eines von der Natur erschaffenen reichen Blumengartens lag, worin Schaaren glänzender Kolibri's umhersummten, und, was noch angenehmer war, der erfrischende Hauch des Meers wehte. Indem wir dort abstiegen, empfing uns mit vielen Complimenten der Ceremonienmeister, ein klapperdürrer Neger, von mir aufrichtig im Herzen bedauert, wegen der Qualen die eine fest geschnürte weiße Halsbinde und die durch seine lackirten Stiefel erzeugte Hitze ihm machen mußte. Der Mann war ein alter Bekannter von mir, ein Lieferant, welcher unsere Soldaten mit dem Fleische der magersten Ochsen aus Venezuela fütterte.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige alte Gräber in Südindien. Cap. Meadows Taylor fand in der Nähe des Dorfs Dschewardschi, drei engl. Meilen südlich vom Bhima (im Staate des Nizam von Heiderabad), eine Anzahl Gräber, welche den celtischen oder druidischen in England und der Bretagne sehr ähnlich seyn sollen. (Athen. 7 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 223. 17 September 1850.

Die Zukunft Südamerika's.

Hr. Benjamin Poncel, der sich geraume Zeit am Plata-Strom aufhielt und dort Merino-Schäfereien gründete, hat in den Nouv. Annales des Voyages (Julius) einen Artikel einrücken lassen über die Nothwendigkeit zahlreicher Auswanderungen nach Südamerika, um ein Gegengewicht gegen den umsichgreifenden Geist der Nordamerikaner zu bilden. Wir legen auf den Gedanken um so mehr Gewicht, als derselbe keineswegs hier vereinzelt ausgesprochen wird, sondern französische diplomatische Agenten gleichfalls demgemäß gehandelt haben. Ohne uns jedoch vorerst hierauf weiter einzulassen, führen wir hier nur die Hauptsätze des Verfassers auf.

„Von den indischen Racen Südamerika's sind diejenigen, welche den Tod der Unterwerfung vorgezogen, verschwunden, die welche noch kämpfen, werden untergehen, aber die Mehrzahl hat die Unterwerfung angenommen, und verschmilzt mehr und mehr mit den Europäern; sie gehören sämmtlich der großen Familie der Guaranis an, namentlich der der Nachkommen der Incas. Sie bilden so zu sagen nur noch Eine Nation mit den Nachkommen der Europäer, die sämmtlich der großen lateinischen Familie angehören, im Gegensatz gegen die Bevölkerung Nordamerika's, welche sich der angelsächsischen Race anschließt. Leider gibt sich in der lateinischen Race eine große Spaltung kund: Portugal, das in Europa einen so kleinen Raum einnimmt, hat ein ungeheures Reich in Brasilien erworben, und im Kampf mit den Eingebornen, wie mit dem Boden, eine neue Race auf demselben eingeführt, die Neger. Daraus ist im Lauf der Zeit eine neue Mischlingsrace entstanden, welche dieß Reich von 4 Millionen Einwohner und nur einer Million Weißen mit einer außerordentlichen Gefahr bedroht. Diese wird um so schlimmer, als die spanischen Länder Südamerika's ihre weit minder zahlreichen Neger emancipirt haben, und immer noch ein von der Zeit der Eroberung sich herschreibender Antagonismus zwischen Spaniern und Portugiesen besteht, dem die Unabhängigkeit kein Ende gemacht hat. In dieser Uneinigkeit liegt die größte Gefahr, daß die angelsächsische Race Nordamerika's die lateinische Südamerika's überwältige. Die erstere hat sich fast in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, während die andere gleichsam in einem Ocean von Racen untertauchte; die erstere hat die Kraft und Kühnheit des Nordens bewahrt, die andere zum Theil die Charakterzüge der südlichen Race mit der Apathie der eingebornen Racen verschmolzen. Der Weiße Nordamerika's ist mit den eingebornen Racen sehr wenig gekreuzt, dagegen haben die Bewohner aller Colonien lateinischen Ursprungs sich mit den bezwungenen Racen in weitem Umfang vermischt. Diese Bemerkung bedarf keiner Commentarien. Ist es zu erwarten, daß die Race, welche von ihrer ursprünglichen Energie nichts verloren hat, nicht eine absolute Herrschaft erstrebe über die lateinische Race, die durch ihre Mischung mit den Eingebornen, durch den Mangel an Bildung, den ihr Spanien und Portugal hinterlassen, durch die Wirkung einer entnervenden Sonne, eines üppigen Klima's und einer verschwenderisch prächtigen Natur so sehr geschwächt ist? Schon sehen wir die angelsächsische Race im Besitz eines halben Continents, wird sie an ihrer jetzigen Gränze anhalten? Das wird niemand erwarten, und darum fordere ich die lateinische Race auf, sich vor einer Unterjochung und Vernichtung zu schützen.“ Den Schluß machen Vorschläge an die Regierungen Frankreichs und der übrigen lateinischen Europäer, die Auswanderung nach Südamerika zu schützen und zu fördern.

Aus dem Tagebuch einer Reise von Trapezunt nach dem westlichen und nördlichen Persien.

Von Nachtschiwan zurück nach Trapezunt.

(Schluß.)

Am frühen Morgen, eine Stunde vor Tagesanbruch, ward die Reise von Athina zu Schiffe angetreten. Aber sey es, daß der Chawaß dießmal keine Extragelegenheit requiriren, nämlich pressen konnte, oder daß keine vorhanden war, kurz ich befand mich statt auf einem Mensil-Daik oder Extra-Postboot am Bord einer Tschegderme. Dieß sind Küstenfahrer, die als Segelschiffe zugleich gerudert werden (daher ihr Name, von Kürek-tschegmaq, Rudern), und sie unterscheiden sich noch dadurch von andern kleinen Segelschiffen, daß das Geländer von einem mit getheerter Leinwand überzogenen Netzwerk erhöht ist. Die Tschegderme, mit welcher ich von Athina absegelte, war ein schmutziges, mit Passagieren und Proviant überladenes, sehr unbehülfliches Fahrzeug, worüber ich mich nicht enthalten konnte, dem Chawassen meine Unzufriedenheit zu verlautbaren. Bei sehr trübem Wetter erfolgte die Abfahrt unter Begünstigung einer schwachen Landbrise, die uns nur wenig vorwärts half; aber bald begannen die Segel zu flattern, mußten eingezogen werden und der Wind schlug nach Westen um, war aber nicht stark genug um zu verhindern, daß man mit Hülfe der Ruder noch eine gute Strecke hätte zurücklegen können. Allein die Schiffsleute, welche wahrscheinlich wegen des Ramasan die Nacht durchschwelgt hatten, schienen eher zum Schlafen als zum Rudern aufgelegt, und so ward das Schiff gewendet, mit dem Schnabel

Digitized by Google

gegen die kleine Bucht, welche das Vorgebirg von Athina westlich bildet, wo man das Morgengebet verrichten wollte, um dann nach Athina zurückzufahren und dort, bis sich der günstige Wind erheben würde, der süßen Ruhe zu pflegen. Die Türken haben nie Eile und gehen mit der Zeit um, als wenn das Menschenleben 200 Jahre dauerte, weßhalb eines ihrer Lieblingssprüchwörter ist: „Abschele-i-lan bir schei olmas" (mit der Eile kann nichts werden), was ungefähr dem deutschen „Eile mit Weile" entspricht.

Sehr mißmuthig sprang ich an jenem Landungsplatz, wo sich ein Kaffeehaus und einige Fischerwohnungen befinden, ans Ufer, mit einem derben Schwur, daß ich dieses Fahrzeug nicht mehr betreten würde. Der Chawaß und seine Begleiter folgten, die übrigen Passagiere, diese Widerwärtigkeit viel gleichmüthiger ertragend, blieben am Bord nebst meinen Kürtschen und andern Kleinigkeiten, was ich übrigens alles vollkommen sicher wußte. Im Kaffeehause fand sich unter andern Gästen ein Ostkaukasier, dem Ansehen nach ein Häuptling von Ansehen, der nach seiner Landessitte das Gebet mit lauter Stimme hersagte; unter seinem Gefolge sah ich auch einen Türken, der mir wie ein Beamter vorkam, wenigstens die Nisamkleidung trug. Man sagte mir, diese Reisenden kämen von Stambul, und da sie sich gleich nach dem Gebete wieder einschifften, ging ihre Richtung natürlich nach Osten. Wohin aber die eigentliche Bestimmung gewesen, und wie man das freie Gebiet zu erreichen dachte ohne mit den Russen in Berührung zu kommen, habe ich nicht erfahren können. In meiner Mißstimmung machte ich hier dem Chawassen einige Vorwürfe über seine vertragswidrige Beförderungsweise und erklärte ihm, ich wolle lieber wenigstens bis Riseh zu Fuß gehen, als nach Athina zurückkehren, um dort den Ramasan durchzuschlafen. „Gut", sagte er, „so gehen wir alle zu Fuße weiter." Nachdem ich mich solcherweise beim Worte genommen sah, mochte ich nicht mehr zurücktreten; es war aber nahezu ein tolles Unternehmen, als was es sich auch bald erwies, denn abgesehen davon, daß ich mich in einer Gegend befand, wo niemand, und zwar aus den bereits angeführten Gründen daran dachte, zu Lande zu reisen, war ich in Ueberstiefeln, die bis an die Knie reichten — eine Fußbekleidung, die ich selbst nach der Ankunft in Choppa nicht abgelegt hatte, um die Füße vor der Nässe zu bewahren — und schon darum wenig geeignet, um die bevorstehende Strecke von 12 türkischen Stunden bis Riseh zu Fuß zurückzulegen. Was meinen Kautschukmantel betraf, gab ich diesen nebst meiner Peitsche, die ich temporär gegen einen Stock vertauschte, einem der Rekruten zu tragen.

Unmittelbar nachdem wir auf diesem abenteuerlichen Zuge begriffen das Kaffeehaus am Ufer verlassen hatten, lenkten wir landeinwärts, um das Gebirg vor uns zu überschreiten, wo wir aber bald vom rechten Pfad abkamen — wahrscheinlich weil wir uns zu sehr rechts dem Meere zugewendet hatten — allmählich gar keinen Pfad mehr fanden und dermaßen verirrt waren, daß es, zumal der Nebel nicht zehn Schritte vor sich blicken ließ, noch schwieriger gewesen wäre zurückzukehren, als es war vorwärts zu schreiten. Es blieb also nichts übrig als die fast senkrechte Anhöhe vollends zu erklimmen. Das Wetter war naß, mithin der Boden schlüpferig; wir befanden uns in schwindeliger Höhe an einer steilen Bergwand, ohne Weg noch Steg, und meine Fußbekleidung bestand, wie gesagt, in hohen Reiterstiefeln, noch dazu mit langen Sporen geschraubt, die sich kaum eigneten, um in der Fläche zu gehen. Der Chawaß und die beiden Trapezunter Bürger hatten bald ihre Dschisme und Jemeny (türkischen Stiefel und Schnabelschuhe) ausgezogen und gingen barfuß, die Vaterlandsvertheidiger in embryo und der Seyman waren in Tscharuchen, die zweckmäßigste Fußbekleidung zum Bergsteigen. Letzterer kletterte wie eine Gemse, und ich kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß er mir im Verlauf einer Stunde, welche beiläufig diese kritische Lage dauerte, mehr als einmal das Leben rettete, wo man mit Händen und Füßen eine fast senkrechte Wand des Gebirges ersteigen mußte, und ich bei meiner unbehülflichen Fußbekleidung unvermeidlich von furchtbarer Höhe den Abgrund hinabgestürzt wäre, wenn er mich nicht mit kräftigem Arm bald nach sich gezogen, bald mir von einem hohen Absatz zum andern hinauf verholfen hätte. Aus allen meinen derartigen Erlebnissen — und es sind deren nicht wenige — weiß ich mir nichts Schauerlicheres zu erinnern!

Mittlerweile hatten die leichter und sicherer beschuhten Conscribirten einen höhern Punkt erreicht, von wo bald der willkommene Ruf ertönte: ál hámd lillah! („Gott sey gelobt") „wir sehen den Weg zur Linken", welcher auch in kurzer Zeit von der ganzen Gesellschaft erreicht ward. Nun ging es — mit Ausnahme einer Strecke von beiläufig einer Stunde, über das letzte Vorgebirg, ehe wir nach Riseh gelangten — fast immer in der Ebene, und zwar unaufhörlich bei heftigem Regen, abwechselnd hart am Meeresufer, das oft auf langen Strecken mit glatten Kieseln besäet war, wo man in der Regel zwei Schritte vorwärts und einen Schritt rückwärts machte, bald auf schmalen 6 bis 8 Zoll breiten, aus einem langen Baumstamm bestehenden, unter den Füßen schaukelnden Hängebrücken mit einem einzigen Geländer, wo man einen Fuß vor dem andern schreitend, sich nur mit Mühe halten konnte, in schwindeliger Höhe über reißende Bergströme setzend; bald und zwar an solchen Stellen, wo diese gebrechlichen Stege durch die Gewalt der Fluth an einem ihrer Enden erfaßt eingerissen waren, bis an die Brust im Wasser den Wildbach überwatend, in welchen Fällen unsere numerische Stärke uns sehr behülflich war, indem wir nur dadurch das Hinüberkommen ermöglichten, daß wir, uns einer an den andern klammernd, eine schräge Linie zu Berg zogen, und solcherweise der Gewalt des Stromes gleichsam einen beweglichen Damm entgegensetzten, was dennoch große Anstrengung erforderte, denn wäre nur ein einziges Glied dieser Kette ausgefallen, würden wahrscheinlich alle mit fortgerissen worden worden seyn. Bei diesem Anlaß gewann ich die volle Ueberzeugung, daß an vielen solcher Stellen es physisch unmöglich wäre mit Pferden durchzukommen, da mehrere dieser Gewässer — in unserm Fall glücklicherweise, wo die schmalen, sogenannten Brücken unversehrt geblieben — über Mannestief und so reißend waren, daß an ein Ueberschwimmen, durch Mensch oder Thier, nicht zu denken war. Solche Bewandtniß hat es mit der Reise zu Lande von Batun bis Riseh, nämlich auf einer Strecke von beiläufig 40 türkischen Stunden. Zwischen letzterer Stadt und Trapezunt ist es damit ein wenig besser, nämlich etwas weniger schlecht beschaffen.

Auf halbem Weg von Athina nach Riseh verweilten wir eine Stunde in einer kleinen Seestadt — deren Name durch die Nässe in meinen Notizen verwischt worden und mir nicht erinnerlich geblieben — die ich sehr verödet fand. Es läßt sich jedoch aus dem Anblick, welchen eine moslemitische Oertlichkeit während des Zeitpunkts des Ramasan darbietet, auf seine Lebhaftigkeit und seine gewöhnlichen Zustände überhaupt nicht schließen. Außerdem kam ich noch durch andere kleine Ortschaften, die ich mir aber von Morgen bis Abend sowohl durch

Digitized by Google

den unaufhörlichen Regen als durch das Ueberwaten der Gebirgsströme völlig durchnäßt nicht aufzeichnen konnte.

Viele Einwohner sah ich auf dem Felde mit dem Wachtelfang beschäftigt. Der Apparat, dessen sie sich hiezu bedienen, ist von eigenthümlicher Art und besteht aus einem ungeheuren Netz, das die Gestalt eines in zwei Flügeln getheilten Rahmens hat und von mehreren Leuten in aufrechter Stellung gehalten wird. So wie nun die Wachteln durch die hiezu abgerichteten Hunde aufgejagt in den Bereich des Netzes gerathen, machen die Leute, welche dasselbe halten, eine concentrische Bewegung mit den beiden Flügeln, zwischen welchen dann die Vögel hängen bleiben.

Die Jagd mit den Falken ist bekanntlich in den meisten Gegenden von Asien gebräuchlich. Ich habe jedoch diese Stoßvögel nirgends häufiger in solcher Eigenschaft gefunden, wie im Küstenlande von Lasistan, denn fast jeder unbeschäftigte Einwohner, namentlich in den Städten, hielt einen derselben auf der Faust. Es ist gleichsam hier zu Lande eine Sache der Mode.

Noch zwei Stunden vor der Ankunft zu Riseh erreichten wir eine gepflasterte Chaussee, zuweilen einige Fuß über dem Boden erhaben und gleichsam einen Damm bildend, der sich bis zu dem Stadtthor erstreckte. Man findet diese Straßenbildung in den Umgebungen der meisten Städte Kleinasiens, namentlich auf dieser Küste. Diese Pflaster rühren von sehr alten Zeiten her, sind öfters in mißlichem Zustande und dann um so beschwerlicher für Menschen und Thiere.

Unweit Riseh stieß ich auf einige Ruinen, die Ueberreste einer vormaligen genuesischen Stadt seyn sollen, von denen ich aber nicht viel sah, da die Nacht bereits eingebrochen war. Zu später Stunde erreichten wir endlich jenes Ziel unseres langen und beschwerlichen Marsches. Der größte und beste Chan wo wir zuerst vorsprachen, konnte wegen Ueberfüllung unsere Gesellschaft nicht aufnehmen, und die Unterkunft, welche wir in einem andern derartigen Locale fanden, war sehr unter den mittelmäßigen, ein Umstand der um so ungelegener kam, als die meisten von uns mehr oder minder übel zugerichtet waren. Unter andern hatte der Chawaß nahezu den Gebrauch seiner Füße verloren, und einer der Trapezunter Bürger erkrankte. Bezeichnend für die Mühseligkeit dieser Fußreise war es, daß meine Reisegefährten schon um die Mittagsstunde, einer nach dem andern, den Frevel begingen Wasser zu trinken, wozu sie freilich von mir selbst aufgemuntert wurden, was ich mit gutem Gewissen thun konnte, da ich öfters den Grundsatz — eine der vielen Auslegungen des Korans — in Anwendung gesehen, daß der zur Zeit des Ramasans zu reisen Genöthigte des gebotenen Fastens enthoben seyn könne, das ihm jedoch, so viel ich weiß, nur für die Zeit der Reise erlassen und er später wieder einbringen muß.

Riseh hat eine herrliche Lage, an einer durch das Vorgebirg gleichen Namens gebildeten, geräumigen und ziemlich sicheren Bucht, die sogar im Lande als Hafen (Liman) gilt. Die Umgegend, eine der prachtvollsten und üppigsten in dieser mit schönen Landschaften so reichlich begabten Ostküste, hat zugleich das mildeste Klima, was sich schon aus der ausnahmlichen Erscheinung ergibt, daß die Umgebungen Pomeranzen, die im Freien blühen und reifen, in solcher Fülle erzeugen, daß diese Südfrucht, selbst auf dem Markte zu Trapezunt, oft zu einem Para (40 Para = 1 Piaster = 6 Kreuzer) verkauft wird.

Diese Stadt wird von dem Gebirgsstrom Ssawdok durchflossen, der sich hier ins Meer ergießt, und zählt beiläufig 300 Häuser. Der Marktplatz wo sich die Moschee befindet, ist sehr schön. Die vielen dort unter einem Dache vereinigten Brunnen mit einer Fülle krystallklaren Wassers, zu den Abwaschungen der Gläubigen, haben mich sehr angesprochen.

Die Anzahl der angesiedelten Christen, nämlich der Armenier und Griechen, die doch gewöhnlich im ganzen Küstenlande ziemlich zahlreich sind, ist hier äußerst beschränkt, wahrscheinlich in Folge eines besondern Intoleranzvorrechtes der moslemitischen Einwohnerschaft, die als das unduldsamste Volk des ganzen ottomanischen Theils der Bevölkerung auf der Ostküste des schwarzen Meeres gilt, und so viel ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, glaube ich diesen Ruf nicht im mindesten unverdient, was freilich den Enthusiasmus des durchreisenden Europäers über die Schönheit und Ueppigkeit der Gegend nicht wenig abkühlen muß.

Während unseres Aufenthaltes von einem Tage und zwei Nächten zu Riseh — mit Ausnahme des unermüdlichen Sseimân, der gleich am Morgen nach unserer Ankunft zur Fortsetzung der Reise nach Trapezunt zu Fuß aufgebrochen war, die Rekruten der unmittelbaren Aufsicht des Chawassen überlassend — hatte der Wind nach Osten umgeschlagen, und das Wetter war, wie gewöhnlich in solchem Fall, sehr schön geworden. In der Zwischenzeit war auch das Schiff aus Athina, an dessen Bord mein Gepäcke geblieben, angekommen, und die Localbehörde hatte dem Chawassen ein gutes, tüchtig bemanntes, unserer Zahl angemessenes Fahrzeug zur Vollendung der Reise bis Trapezunt ausgemittelt.

Am frühen Morgen eines herrlichen Septembertages von Riseh abgesegelt, war die Brise anfangs nur schwach, wurde aber nach Maßgabe als die Sonne höher ging, immer stärker, so daß wir uns ohne irgendwo anzuhalten und ohne daß die Schiffleute Gelegenheit hatten von ihren Rudern Gebrauch zu machen, schon gegen Sonnenuntergang in den Gewässern von Trapezunt befanden. Wie gewöhnlich in der Zeit des Ramasans, füllten sich bald die Tschübuks des Reis und sämmtlicher muselmännischer Passagiere welche deren besaßen, und wurden, gleich Gewehren zum Abfeuern bereit, über das Mangal (Kohlenbecken) gehalten, um welches die nicht anderweitig beschäftigten Schiffleute, jeder mit einer ein Stück Gluth fassenden Zange bewaffnet, kauerten. Mit dem Verschwinden der Sonnenscheibe hinter dem Meereshorizonte fiel der Kanonenschuß vom Castell — und in demselben Augenblicke die Gluth von den Zangen auf die Pfeifenköpfe. Einige Minuten später hatte das Schiff am Landungsplatze zu Tschümlekdschi Anker geworfen, die Reisegesellschaft sprang fröhlich ans Land, und ich befand mich nochmals am Ziele einer von Trapezunt aus begonnenen und zu Trapezunt beendigten Binnenreise, deren letzter Abschnitt, wie man gesehen, der mühsamste gewesen war.

Eine Negerhochzeit auf Trinidad.

(Schluß.)

Mit vielen curiosen Verbeugungen und schrecklichem Grinsen auf und zu watschelnd, bot dieser Festordner seinen magern Arm einer blühenden stattlichen Dame der „blassen Gesichter," die für sehr aristokratisch galt, denn ihr Gatte war Mitglied des Colonierathes, und diesem Paar folgten wir übrigen in den Speisesaal, der mit jeder Varietät der Gestalt und Farbe gefüllt war, welche das ganze Menschengeschlecht hervorbringt. Bald darauf öffnete sich eine Thüre am Ende des Saals, und nun erschien die junge Frau, noch immer verschleiert, begleitet von dem Manne ihres Herzens und von ihrem Vater, einem bejahrten Moslem von stattlicher Figur, dessen geschornes Haupt mit einer kleinen blauen Mütze bedeckt war, und der in seinen fliegenden Gewändern von weißem Linnen

ganz malerisch aussah. Jetzt war es Zeit, daß der Ceremonienmeister die Gäste in bestimmter Ordnung an die Tafel setzen sollte, welche von flinken Negern mit Schüsseln beladen wurde. Unser Wirth hatte zwar, wie es mir schien, bestimmt, daß die Plätze am obern Ende der Tafel von seinen weißen Freunden eingenommen werden sollten, aber wir baten um Erlaubniß uns zwischen unsere farbigen Brüder zu setzen, und als diese Meinung von den farbigen Schönen gebilligt wurde, so nahm ich ohne Umstände Platz zwischen zwei reizenden Houris der verschiedensten Art und Farbe. An meiner Linken saß eine der lieblichsten Töchter Englands, und zu meiner Rechten funkelten die schwarzen Augen eines Quadronenmädchens von unvergleichlicher Schönheit, Maria de Castro genannt. Es gibt keine schöneren Frauenzimmer als die Quadronen, welche in der vierten Generation von Negern abstammen, deren gekräuseltes Wollenhaar bei jenen in langes, seidenweiches Lockenhaar umgewandelt ist. Ihr Auge ist schwarz, von feuchtem Glanz und anziehendem Blick, ihre Farbe schön, denn ein leichtes Braun schimmert durch die klare Haut und ein helles Roth belebt ihre Wangen. Meine Nachbarin war ein herrliches Exemplar dieser bräunlichen Sirenen, und wie schön sah sie aus! Ihre prachtvolle Figur war in weißen, fast durchsichtigen Muslin gekleidet und ihr kleiner feiner Kopf mit einem carmoisinrothen Seidentuche turbanähnlich umwunden, während eine Menge Geschmeide auf ihrer tadellosen Büste und den schöngeformten Armen funkelte. Daß Maria so vielen Edelsteinschmuck an sich trug, erklärt sich daraus, daß in den spanischen Colonien die Frauen der Pflanzer die Gewohnheit haben, die hübschen Mädchen in ihrer Nachbarschaft bei großen Festlichkeiten mit ihrem Familienschmuck herauszuputzen. Und diese Darlehen tragen gute Zinsen, denn das bescheidene Mädchen vergißt niemals diese Gefälligkeit, noch wie ihrer Mutter Auge strahlte als sie ihr „Madame's" reiche Perlenschnur um den Hals hing und vor allem, wie ein gewisser brauner Galan ihre funkelnde Gestalt mit verliebten Blicken auf dem Balle verfolgte. Ach, Madame ist ja immer so gut und gefällig!

Unterdessen hatten sämmtliche Gäste Platz genommen an der Tafel, von welcher sehr schmackhafte Gerüche ausströmten, und harrten voll Begierde auf das Signal zum Angriff. Da gebietet eine Stimme Ruhe, Messer und Gabel entfallen den Händen, und die hungrigen Gäste lehnen sich, nicht eben sehr vergnügt, zurück in ihre Sessel. Voll Staunen über solche Zögerung trafen gedehnte Nasentöne einer Rede mein Ohr; es war der Mandingopriester, welcher seine Stimme erhoben hatte, und Leute die sein Kauderwelsch verstanden, unterrichteten mich, daß er Mohammed anflehe die Neuvermählten zu beschützen und auch sein Antlitz über uns andere leuchten zu lassen, obgleich wir Ungläubige seyen. Jetzt aber kam die Stunde des Opfers, und wahrlich der schwarze Koch hatte, seiner Pflicht eingedenk, die Rumflasche heute vergessen und Werke geschaffen, welche Auge und Nase erfreuten, und den Appetit in Verlegenheit setzten, von welchem Kunstwerke man zuerst kosten solle. Hier gab es Pasteten von Landkrabben, ein herrliches Gericht für jeden der lange genug in den Tropenländern verweilt hat, um keinen Anstoß mehr an den cannibalischen Gewohnheiten dieser Thiere zu nehmen, auch Papagaien, gebraten wie Fasanen, aber doch nicht ganz so wohlschmeckend, Gürtelthiere in ihrem Panzer gebacken, Paca oder Lapo, ein hübsches hasenähnliches Thier, in einer pikanten Brühe schwimmend, gebratene junge Affen, aussehend wie magere Kaninchen oder kleine Kinder, Kapaunen von gewaltiger Größe und endlich, ja nicht zu vergessen, den berühmten Pepperpot. Wenn ein Gourmand den Pepperpot einmal gekostet hat, so vergißt er ihn in seinem Leben nicht, und wie das „Oelkrüglein der Wittwe" vermindert sich das Gericht an Substanz niemals, so paradox auch diese Behauptung klingen mag, denn wenn dieses Gericht von der Tafel kommt, so werden die Reste von Fisch, Fleisch und Geflügel mit scharfer Kasaripsauce getränkt in den irdenen Topf gethan, wovon das Gericht den Namen (Pfeffertopf) trägt, und so füllt sich das Vacuum aus, welches darin von dem hungrigen Pflanzer gemacht ist. Auf diese Weise kann dieselbe „Olla Podrida" eine Generation nach der andern speisen, wenn Dienstboten und Katzen nicht zu genäschig sind, und dabei ist es offenbar ein sehr ökonomisches Gericht, weil es alle Reste absorbirt, deren Verwendung, wie man sagt, sparsamen Hausfrauen so viele Mühe macht. Daneben fanden sich auf unserer Tafel, wie gewöhnlich, Massen von Sappadillos, Mangos, Bananen, Wassermelonen und andern saftigen Früchten, die aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Vor mir stand ein Truthahn von riesigen Dimensionen, auf welchem die Augen meiner schönen Maria mit großem Wohlgefallen ruhten. Diesen schnitt ich so kunstgerecht vor als ein stumpfes Messer gestattete, und legte ein tüchtiges Stück der feiten Brust auf den Teller des Mädchens. Indeß mußte ich ihre Blicke nicht richtig gedeutet haben, denn zu meinem großen Erstaunen streckte sie ihren hübsch gerundeten Arm aus, legte die für sie bestimmten Stücke des Vogels ganz ruhig wieder in die Schüssel und riß mit ihren zierlichen braunen Fingern davon einen Schenkel und Flügel für sich ab, ohne Messer und Gabel dabei in Anspruch zu nehmen. Champagner (es war bestes Gewächs von Martinique) schäumte hie und da in den Gläsern, aber nur in denen der Europäer, denn so viel ich sehen konnte, beschränkten sich die Erfrischungen der Afrikaner auf Rum, Cognac und ein fast nur aus Branntwein bestehendes Getränk, das hier Madeira getauft war. Eben hatte ein Aufwärter mein Glas mit schäumendem Champagner gefüllt und ich meiner schönen Nachbarin zur Linken mich zugewendet, um mit ihr mich zu unterhalten, als ich gleich darauf bemerkte, daß das Glas geleert war. Ach, der moralische Muth des Quadronenmädchens hatte dieser Versuchung nicht widerstehen können und gern gönnte ich ihr den süßen Trunk!

Aber wie alle irdischen Freuden nur flüchtig sind, so vergingen auch unsere Tafelfreuden, und die gesättigten Gäste, nach neuer Aufregung begierig, riefen die Musikanten herbei. Die ersten Töne der Geigen veranlaßten einen allgemeinen Aufbruch von der Tafel und man stellte sich zum Tanze. Da ich frühzeitig die schöne Maria zu dem ersten Tanze aufgefordert hatte, so hatte die Quadrille mit ihr für mich die größten Reize; ihre Liebenswürdigkeit ergriff mich ebenso sehr, als der groteske Ernst der bebenden schwarzen Tänzer mich belustigte, und mir that es Leid als ich Maria einem schwärzlichen Mulatten übergeben mußte, der ihr Benehmen während des ganzen Abends mit finstern Blicken der Eifersucht unaufhörlich beobachtet hatte.

Ich suchte nun meine Freunde auf, welche eben sich empfahlen und Monsieur, so wie Madame alles mögliche Glück in dieser und der zukünftigen Welt wünschten. Als am Schlusse unserer Glückwünsche Madame geruhte den Schleier zu heben, schauten wir in ein dicklippiges Gesicht, das von den Anstrengungen des Tanzes fettglänzend triefte, und fanden eben keine Veranlassung den Herrn Gemahl um sie zu beneiden. Heimreitend hörten wir die „farbigen Gentlemen" das bekannte Volkslied singen:

„Wir bleiben bis zum Morgen hier,
Bis Tageslicht erscheint,"

und darüber mögen Monsieur Narcisse und seine geliebte Gattin sich dann sehr gefreut haben.

Ueber die geflügelten Schlangen Arabiens. Bekanntlich spricht Herodot von geflügelten Schlangen, die im Frühjahr aus Arabien nach Aegypten kämen und von dem Ibis in großer Anzahl verzehrt würden. Es gibt aber zweierlei Ibis, einen sehr bekannten Strandläufer, der von Reptilien und Schlangen lebt, und einen Singvogel, der Insecten und namentlich Heuschrecken frißt. Hier mag die Verwechslung liegen. Herodot sah zwischen Pelusium und Hierapolis, was eine sandige Wüste ist, in der nach Strabo eine Unzahl Schlangen hausten, eine Masse Schlangenskelette, und scheint dessen Skelette mit den angeblich geflügelten Schlangen aus Arabien in Verbindung gebracht zu haben. Mela sagt (lib. III. cap. 8) von diesen geflügelten Schlangen, sie seyen sehr klein, entstünden zu gewissen Zeiten des Jahrs aus dem Schlamm der Sümpfe und flögen nach Aegypten zu. Im Hebräischen heißen diese geflügelten Schlangen Seraph, was brennend oder giftig heißt, und diese Benennung ist augenscheinlich nebst dem Verwechseln der beiden Ibis die Quelle all der seltsamen Berichte über angebliche geflügelte Schlangen; es sind dieß die Heuschrecken, welche die Orientalen in ihrer malerischen, allegorischen Sprache geflügelte oder brennende Schlangen nennen. (Revue Britann. August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 224. 18 September 1850.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Erster Artikel.

Die letzten zehn Monate der Geschichte Frankreichs geben ein sehr lebendiges Bild dessen, was man in unserer Zeit von einer Republik zu halten hat. Noch immer betrachten viele die republikanische Form als die vorzüglichste aller Regierungsformen; das kann sie möglicher Weise seyn, im Grunde aber stellt sich die Frage ganz anders, wenn man die einfache Sachlage erwägt: eine Republik ist nichts als eine Regierungsform, in der das erbliche Oberhaupt fehlt, und die Schäden eines Staats werden durch diese Form so wenig geheilt, als sie nothwendig an der monarchischen haften. Nur allzu oft betrachtet man die Frage über Republik oder Monarchie als eine theoretische Frage über eine bessere oder schlechtere Regierungsform; wie die Sachen jetzt in Europa stehen, ist aber Republik oder Monarchie gar keine Sache der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Was war die alte französische Republik? Nichts als ein gewaltsamer Zustand, hervorgerufen durch den Kampf der mittlern und untern Classen gegen eine bevorrechtete Kaste; der König, durch Neigung und Verhältnisse mit dieser aufs engste und unauflöslichste verknüpft, fiel, weil er diese Verbindung nicht lösen konnte oder wollte, und die nothwendige Folge seiner Entfernung war — ein Staat ohne erbliches Oberhaupt. Der gewaltsame Zustand dauerte sieben Jahre, dann kam ein militärischer Dictator, der seinerseits ohne große Mühe, obwohl die Zahl der theoretischen Republikaner zuverlässig bei seinem Auftreten größer war als zur Zeit der Errichtung der Republik, die Erblichkeit wieder herstellte. Als im Jahre 1848 ein Pariser Aufstand den König vertrieb, riefen die theoretischen Republikaner die Republik aus, aber noch ehe das Jahr 1848 abgelaufen war, traten eben diese Republikaner, unfähig den Staat zu steuern, vom Schauplatz ab. Wäre damals, namentlich kurz nach der Juniuskatastrophe, nur die Frage zwischen Monarchie und Republik gewesen, die erstere hätte fast unvermeidlich den Sieg davongetragen, aber Orleanisten, Legitimisten und Republikaner hielten sich gegenseitig im Schach: immer zwei zusammen hinderten den dritten an der Errichtung seines Zwecks, und das ist jetzt der Bestand der Republik. Ludwig Bonaparte siegte in der Wahl, weil weniger um seiner Abstammung, noch viel weniger um seiner eigenen Vorzüge willen, sondern weil er ein pis aller für alle Parteien war. Seine politische Stellung konnte nur auf Seite der Republikaner seyn, da Legitimisten und Orleanisten jedenfalls die Wahl ihres Oberhaupts schon getroffen hatten; er mußte durch das Gewicht seiner Stellung den gemäßigten Republikanern den gehörigen Nachdruck geben. Das schien auch anfangs seine Absicht, wie die Wahl Dufaure's im Sommer vorigen Jahres beweist, und da das damalige Ministerium incohärente Theile enthielt, so mußte er, auf jede Gefahr hin, die Schattirung Dufaure, welche sich an Cavaignac und Lamoricière anschloß, zu halten suchen, weil er dann auf dem Bestehenden fußte, und mit Recht sagen konnte, dieß seyen die Männer der Lage, er könne weder Orleanisten noch Legitimisten zu Ministern nehmen, ohne sich mit dem Princip der Constitution in Widerspruch zu setzen.

Bei der großen Anzahl von Legitimisten und Orleanisten im gesetzgebenden Körper wäre ein solcher Schritt allerdings mit vielen Mißlichkeiten verknüpft gewesen, die aber ein Mann von größerer Energie und schärferer Einsicht wohl hätte besiegen können. Statt dessen ließ er sich durch seine dynastische Eitelkeit verleiten, eine persönliche Politik verfolgen zu wollen, und in diesem Sinne ein Ministerium einzusetzen. So stieß er die Republicaner von sich, und da er die Orleanisten und Legitimisten nicht für seine Zwecke gewinnen, sie aber doch wegen ihrer großen Anzahl in der gesetzgebenden Versammlung nicht entbehren konnte, so mußte er ihnen Concessionen machen, die ihn mit den Republicanern völlig verfeindeten, und ihm nichts übrig ließen, als eine schwächliche Anzahl persönlicher Anhänger, unter denen sich nicht Ein bedeutender Mann findet, und die sich von den Großmächten der Hauptparteien schulmeistern lassen müssen. Das ist in keinem Lande und am wenigsten in Frankreich eine starke Stellung, denn sie führt die öffentliche Mißachtung in ihrem Gefolge mit sich. Staatsstreiche mußte er selbst wiederholt in Abrede stellen, denn er hat keinen ihm ganz ergebenen Mann von hinreichender Einsicht und Ansehen, der einen solchen durchführen könnte; daß er selbst es nicht thun kann, darüber sind wohl alle Stimmen einig. Ludwig Bonaparte hat just das rechte Maaß verzweifelter Mittelmäßigkeit, um nicht aus eigener Kraft zu handeln, und doch auch sich nicht als Spielzeug benützen zu lassen. So bietet der Anblick Frankreichs das Bild trostloser Zerfahrenheit, wo kein bestimmter Haltpunkt zu erblicken ist, wenn auch nicht gerade eigentliche Gefahr droht. Daher das fortdauernde Mißtrauen in die Zukunft, ein moralisches Leiden, das freilich oft genug ein physisches mit sich führt. Daß Ludwig Bonaparte nicht Kaiser wird, leidet keinen Zweifel mehr, ob er noch einmal für die herrschenden Parteien als pis aller gebraucht, und trotz des bestimmten Lauts der Constitution zum zweitenmal Präsident wird, ist zum mindesten gesagt sehr zweifelhaft.

Wer aus diesem Stand der Dinge die Folgerung ziehen

Digitized by Google

wollte, daß man dem ungewissen Zustand durch eine Rückkehr zur Monarchie ein Ende machen werde, möchte sich in starkem Irrthum befinden. Eine solche Rückkehr wäre nur möglich, wenn die Legitimisten und Orleanisten in Wahrheit sich versöhnen und verschmelzen könnten. Das ist aber nicht der Fall. So viel an der Aussöhnung der beiden Bourbonenlinien gearbeitet wurde, so kann solche doch unmöglich stattfinden, denn wenn auch die beiden Zweige sich wirklich aussöhnten, so würden die Anhänger in Frankreich diese Aussöhnung nicht ratificiren, denn beide stehen sich durchaus entgegen. Der Legitimismus fußt in einem großen Theil des alten Adels und in dem Landvolk des Westens und zum Theil des Südwestens, das noch mehr unter dem Einfluß der Geistlichkeit steht, der Orleanismus wurzelt hauptsächlich in den industriellen Städten im Norden und Osten, und wenn er hie und da gelitten hat, so geschah es zum Vortheil der Republik, welche von dem Legitimismus noch weniger wissen will als von dem Orleanismus; diese Elemente lassen sich, abgesehen von den historischen Ursachen, nicht verschmelzen, namentlich bei der stark ausgesprochenen Abneigung zwischen Stadt und Land. Sind aber diese Elemente unversöhnlich, kann keine dieser beiden Parteien ohne die andere einen entscheidenden Sieg erringen, dann erhält das Bestehende Recht, und das ist — die Republik.

An diese zu halten, war des Präsidenten Pflicht und eigener Vortheil: der erste Beamte des Staats hat die Gesetze aufrecht zu erhalten, wie sie sind, er mag sie für gut oder schlecht halten; ist letzteres der Fall, so hat er nur dafür zu sorgen, daß die Veränderung auf gesetzlichem Wege vor sich gehe, wozu die französische Constitution selbst den Weg zeigte. Man thut Hrn. Ludwig Bonaparte gewiß kein Unrecht an, wenn man sagt, daß das Ausbleiben von Staatsstreichen nicht sein Verdienst war, denn er hätte zuverlässig keine günstige Gelegenheit unbenützt gelassen, um sich zum lebenslänglichen Präsidenten, wo nicht gar zum Kaiser ausrufen zu lassen. Das erste Halbjahr seiner Präsidentschaft verfloß im Kampfe gegen die altrepublikanische Partei, welche mehr als einmal auf dem Punkt stand, durch einen Gewaltstreich sich wieder ans Ruder zu schwingen; als die Wahl der gesetzgebenden Versammlung die Macht der Altrepublikaner gebrochen, und den Orleanisten und Legitimisten, so fern sie vereint blieben, ein entschiedenes Uebergewicht gegeben, erfolgte ein Coalitionsministerium, in welchem Neurepublikaner und Legitimisten, Dufaure und Falloux, welcher letztere neuerer Zeit nach Wiesbaden gewallfahrtet, neben einander standen. Das konnte unmöglich sich halten, und die Frage über die römische Expedition, wobei das Verhältniß zwischen Frankreich und dem Papst zur Sprache kam, mußte so unvereinbare Elemente auseinander treiben. So lange die gesetzgebende Versammlung nicht beisammen war (von Mitte August bis Ende September) ließ sich die Spaltung verkleistern, als man in der Versammlung auftreten und seine Ansichten vertheidigen mußte, war die Auflösung des Ministeriums eine entschiedene Sache. Wer aber sollte an die Stelle treten! Keine Partei hatte für sich allein das Uebergewicht, die Republikaner am wenigsten, Legitimisten und Orleanisten waren aber nur in der Negation einig, ein Ministerium das handeln und positiv auftreten sollte, konnten sie nicht bilden. Die Wahl war also nur entweder zwischen einer Selbstregierung Ludwig Bonaparte's oder derjenigen Partei, welche das Bestehende bis zur gesetzlichen Umwandlung festhalten wollte. Leider war einerseits die öffentliche Meinung gegen die Republikaner, selbst gegen Dufaure, weil er mit Cavaignac in Verbindung stand, eingenommen, und andererseits hatte auch Dufaure durch die Art, wie er das famose Schreiben des Präsidenten an den Oberst Edgar Ney über die römische Angelegenheit fallen ließ, sich das Mißfallen des Präsidenten, der ihm wegen seiner politischen Verbindungen überhaupt nicht gewogen war, zugezogen. Dennoch soll Ende Octobers Dufaure einmal mit der Zusammensetzung eines Ministeriums beschäftigt gewesen seyn, aber er war wohl an und für sich zu unabhängigen Sinnes, um einen Mann, wie Ludwig Napoleon, gleichsam als Herrn über sich zu erkennen, die Sache zerschlug sich, und nun rückte der Präsident mit seiner verwundersamen Botschaft vom 31 October heraus.

Wir heben hier die für den ganzen Standpunkt bezeichnende Stelle aus, weil sie den Ausgangspunkt für das ganze verlaufene politische Jahr bildet. „Um die von so vielen Seiten durch die Anarchie bedrohte Republik zu befestigen, um die Ordnung wirksamer als bisher zu sichern, um auswärts den Namen Frankreichs auf der Höhe seines Rufes zu erhalten, bedarf es Männer, welche die Nothwendigkeit einer einigen und festern Leitung, einer klar ausgesprochenen Politik begreifen, welche die Regierungsgewalt nicht durch Unentschlossenheit gefährden, und meine Verantwortlichkeit eben so wohl wie die ihrige, die That eben so wohl, wie das Wort beachten. Seit mehr als einem Jahre habe ich genügende Proben von Selbstverläugnung gegeben, daß man über meine wahren Absichten nicht in Ungewißheit seyn kann. Ohne Haß gegen irgend eine Person oder Partei, habe ich Männer der verschiedensten Meinungen ins Ministerium kommen lassen, jedoch ohne die glücklichen Erfolge zu gewinnen, welche ich von dieser Annäherung erwartete. Statt einer Verschmelzung der Schattirungen habe ich nur eine Neutralisirung der Kräfte gewonnen: die Einheit der An- und Absichten war gehemmt, der Geist der Versöhnung für Schwäche genommen. Kaum waren die Gefahren des Straßenaufstandes vorüber, so sah man die alten Parteien ihre Fahnen wieder erheben, ihre Eifersüchteleien wieder erwecken und Unruhe im Lande verbreiten. Mitten in dieser Verwirrung sucht Frankreich, unruhig darüber, daß es keine Leitung sieht, die Hand, den Willen des Erwählten vom 10 Dec. Ein ganzes System hat an diesem Tage triumphirt, denn der Name Napoleons ist für sich allein ein Programm." Der Präsident hatte ganz Recht, wenn er dem abgehenden oder vielmehr fortgeschickten Ministerium eine Neutralisation der Kräfte schuld gab, wer hieß ihn aber incohärente Elemente wie Falloux und Dufaure in Ein Ministerium vereinigen? Er hatte Recht wenn er den Parteien verwarf, daß sie ihre Fahnen wieder erhoben hätten, that er aber nicht indem er sich auf den Namen und auf die Autorität Napoleons berief, dasselbe? Er that durch dieß Manifest nichts, als daß er eine vierte Partei aufstellte, die durchaus keine Bedeutung hatte, als welche seine Präsidentschaft ihr gab, daß er sich mit Einemmal außerhalb und über alle Parteien stellte — eine schöne Stellung, nur gehörte auch die Kraft dazu, sie würdig zu vertreten. Die Minister, welche Ludwig Bonaparte zur Ausführung seiner Plane wählte, waren sämmtlich keine hervorragenden Personen, sollten also sämmtlich nach ächt napoleonischer Weise mehr nur seine Secretäre seyn; verhältnißmäßig von Bedeutung waren nur der Kriegsminister Hautpoul und der Finanzminister Ach. Fould, beide als Specialitäten geachtet. Der designirte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. v. Rayneval, wäre die bedeutendste Person gewesen, nahm aber die Stelle nicht an; man hatte ihn wegen seiner Verwandtschaft mit Hrn. Bertin, Haupt-

Digitized by Google

eigenthümer des Journal des Debats, gewählt, um letzteres zu gewinnen, es verlautete aber alsbald, daß Hr. Bertin seinem Verwandten die Abnahme des Portefeuille abgerathen.

Der Eindruck der Botschaft und des Ministerwechsels auf die Masse der Bevölkerung war ziemlich null, desto größer auf die Politiker von Profession, am größten auf die Parteiführer in der legislativen Versammlung, die höchst aufgebracht waren,[1] daß man ihnen so rücksichtslos die Wahrheit gesagt, aber es war nichts zu machen, denn sie selbst konnten und wollten nicht die Zügel der Regierung ergreifen, und zudem waren die meisten Minister ganz gegen die Erwartung, die man beim Vorlesen der Botschaft gehegt, nicht aus der Linken, sondern aus den Reihen der Majorität entnommen, man mußte also sich in Geduld fassen und die Pille hinunterschlucken, sicher daß einem Manne, wie Ludwig Bonaparte, gegenüber die Gelegenheit zur Revanche für die verletzte Eitelkeit nicht fehlen werde. Thiers soll seinen Freunden die Weisung gegeben haben, das Ministerium auf der Tribune weder anzugreifen noch zu unterstützen, sondern es nur in den Journalen zu überwachen. Blieb der Präsident dem Gedanken treu, der ihn geleitet, sein Ministerium aus der Majorität und nicht aus der Linken zu nehmen, namentlich den der Majorität verhaßten Dufaure zu opfern, so war zu erwarten, daß er das Werk der Reaction, oder wie sie sich selbst ausdrückten, der „Freunde der Ordnung", verfolge, und den Haß dafür auch auf sich nehme, was er alsbald durch die Ernennung des Hrn. Carlier zum Polizeipräfecten that, der seinen Amtsantritt dadurch einweihte, daß er in seinen Bekanntmachungen die Formel: au nom de la République: Liberté, Egalité et Fraternité! wegließ. Das Prunken mit dieser Formel war eine Lächerlichkeit, so gut wie der fingirte Zorn des Bergs über den Ausdruck „Monsieur" statt „Citoyen" im Moniteur, aber die im Grunde unbedeutende Sache zeichnete die Richtung, in welcher der Präsident steuerte, und die ihn mit Einemmale von allen Parteien losschälte, denn Legitimisten und Orleanisten, welche bestimmte Parteien und Interessen vertreten, konnte er nie für sich gewinnen, und indem er auch die Republikaner von sich stieß, isolirte er sich völlig. Man mußte ihn dulden, weil man ihn nicht entfernen konnte, aber von diesem Augenblick an war sein Schicksal entschieden: man überließ ihn so viel als möglich sich selbst, überzeugt daß er auf diese Weise am ehesten sich zu Grunde richte.

Guizot hatte den Rath gegeben, daß man keine unmögliche Verschmelzung der legitimistischen und orleanistischen Partei versuchen, sondern daß diese beiden sich als eine Partei der Ordnung constituiren sollten, welche alle Fragen innerer Politik möglichst nach gemeinsamer vorgängiger Berathung durch das Gewicht ihres Ansehens und ihrer Zahl entschelde, um nicht dem tollen Treiben der Montagnards, die das Land in Verwirrung stürzen müßten, das Uebergewicht zu lassen. Darin lag schon die Ermahnung, sich selbst von der Leitung der Angelegenheiten fern zu halten und eine beobachtende Stellung einzunehmen. Das war nicht nach dem Geschmack der Ungeduldigen, aber ein erprobter Mann hatte aus seinem reichen Erfahrungsschatz die Lehre gegeben, und beide Parteien, Legitimisten wie Orleanisten, hätten im Laufe dieses Jahrs besser gethan, sie hätten sich ruhiger verhalten, und nicht den Präsidenten und seine Verwaltung zu einer höchst unklugen Reaction getrieben. Die republikanische Partei war schon genügend in der öffentlichen Meinung gesunken, und es war vorauszusehen, daß sie durch nutzlose, unbesonnene Angriffe gegen die Regierung noch mehr in derselben sinken werde, man mußte dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke bauen, und ihn nicht durch nutzlose Verfolgungen zum Märtyrer machen und fast wieder zu Ehren bringen. Das Schlimmste war, daß die Regierungsgewalt, welche trotz ihrer ungeheuren Befugnisse in Frankreich sehr schwach ist, auf diesem Wege noch schwächer werden mußte. Aber das war es vielleicht eben, was gewisse Leute wollten: die Ohrfeige vom 31 Oct., wie man die Botschaft genannt hat, war tief eingedrungen und mußte gerächt werden; schon damals ließ man Worte fallen, daß Ludwig Bonaparte geldbedürftig sey, schon damals waren Maaßregeln gegen die Presse und selbst ein verändertes Wahlgesetz, nämlich die Einführung indirecter Wahlen, im Plan, mit denen man die Geldverwilligungen vergütet sehen wollte. Hier lag die Gefahr: die Masse hatte die Botschaft sehr gleichgültig hingenommen, vielleicht sogar sich einigermaßen gefreut über die Ohrfeige, welche Thiers und andere Häupter erhalten, die bisher hinter den Coulissen stehen geblieben, und die Marionetten geleitet hatten. Solche directe Angriffe gegen die Freiheit konnten aber am Ende die träge Masse, aus Besorgniß vor einer größern Störung ihrer Ruhe, stacheln, und darum wohl zählte die Majorität als Hauptantheil, den sie aus der Ministerveränderung am 31 Oct. gerettet, die Beibehaltung Changarniers in seinem Commando auf, denn diese Stellung war, wie die spätern Streitigkeiten mit dem Kriegsminister zeigten, bedeutender als die des ganzen Cabinets, da möglicher Weise alles durch einen jener unberechenbaren Zufälle, die allenthalben und namentlich in Paris eine so große Rolle spielen, auf die Degenspitze gestellt werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Sie blieben sogar eine Zeitlang aus den Salons des Präsidenten weg, andrerseits wurde das Ministerium in den Journalen der Majorität hie und da mit dem schneidendsten Hohne behandelt.

Der große Jahrmarkt in Udschein.

(Aus der Delhi Gazette.)

Früh Morgens am 25 Mai nahm ich die Stellung auf einem Balcone, von dem aus man jenen Theil des Sepra-Flusses übersieht, wo die religiösen Feierlichkeiten des Marktes abgehalten zu werden pflegen; allein das Schauspiel das sich meinen Blicken darbot, war der Art daß, wollt' ich es würdig beschreiben, ich die Feder eines Dickens besitzen müßte. Einen hohen malerischen Reiz erhält dieser Platz durch eine lange Zeile einer breiten, gutgepflasterten Straße, von der aus zahlreiche Fluchten steinerner Treppen zum Flußbette hinabführen, untermischt mit ganzen Haufen kleiner Hindu-Pagoden, von denen einige sogar im Wasser stehen. Am hohen Ufer oben sieht man in bunter Mannichfaltigkeit hübsche religiöse Schreine, Tempel und andre Gebäude, mit ihren Domen, ihren Zinnen und ihren durch zierliche Pfeiler geschmückten Balconen, deren freundliches Aussehen da und dort durch grünes Blattwerk noch gehoben wird. Das Ganze bietet vereint ein Gemälde, das von wenigen dieser Art in Indien übertroffen wird. Bei gegenwärtiger Gelegenheit war die Landschaft, fern und nahe, rings herum, oben und unten, mit Menschenköpfen angefüllt. Eine genaue Schätzung der hier versammelten Volksmenge vorzunehmen wäre unmöglich, gewiß aber würde sie nicht viel weniger als 500,000 ergeben. So weit das Auge reichen konnte, wogte im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Meer von Menschenköpfen, das noch merkwürdiger war durch die Buntheit und den Glanz der Farben, worin sie prangten. Mittlerweile, in früher Morgenstunde, war Capitän Macpherson mit seiner kleinen Streitkraft hinabgezogen in die oben geschilderten Stellungen, und alles war nun gespannt auf den Anfang der großen Temascha.[1] Jetzt gerieth der Ocean von

[1] Bezeichnet eine Schaustellung überhaupt, daher auch im Indopersischen eine Parade.

Digitized by Google

Köpfen in Aufregung, die Wogen fließen ab und zu, und siehe! die Goschain-Procession setzte sich in Bewegung. Woher sie kam, oder wie sie sich aus einem roh aussehenden Bettelvolk in den furchtbaren Körper verwandelte, den sie jetzt dem Auge darbot, bleibt mir immer noch ein Räthsel; allein heran kam sie in malerischem Zuge gut aufgeschirrter Elephanten und Kamele, voraus die betäubende Hörner- und Muschelmusik, untermischt und gehoben durch das Knattern der Feuerwaffen; hintennach eine lange Reihe funkelnder Fahnen, jede einzelne bewacht von Goschains, die mit Gewehren und Schwertern bewaffnet waren und deren Zahl wohl 4000 Köpfe betrug, stämmige Bursche mit rollenden Augen. Hie und da hielt die Procession an, während in einzelnen Zwischenräumen Kriegerschaaren eine Reihe von Scheingefechten ausführten mit Waffen, welche an Länge und Schwere der Muskelkraft eines John O'Gaunt noch Ehre gemacht hätten, die aber in den Händen dieser gelenkigen und geschickten Bettelkrieger mit solcher Leichtigkeit und Behendigkeit geschwungen wurden, wie gewöhnliche Menschen eine Peitsche schwingen würden. Doch konnte ich die Goschain-Procession nur von ferne sehen, da sie sich auf der andern Seite des Flusses befand; später aber erfuhr ich, daß ihre Weigerung nach dem Schlusse der Bade-Ceremonien den Ghat zu verlassen, und die eingestandene Absicht einiger ihrer unlenksamen Führer, auf die Byragis zu feuern, während diese am gegenüberliegenden Flußufer badeten, einige Besorgniß erregt hatten. Ein Zeitraum von etwa vier Stunden verfloß, ohne daß die Byragis Procession zum Vorschein kam. Die Ursache dieser Verzögerung wird bald klar werden; unterdessen fand ich Stoff zur Unterhaltung genug darin, daß ich das Thun und Treiben der bunten Menge unter mir und um mich her ins Auge faßte. Da war ein ununterbrochener Strom von Weibern und Kindern nach einer Pagode in der Nähe des Bade-Ghat, und man sagte mir die verheuratheten Weiber weihten ihre neugebornen Kinder dem Wischnu. Sey dem wie ihm wolle, sie kehrten stets mit der heitersten Miene zurück, besonders die jungen Mädchen, welche vor Freude laut auflachten. In der That zeigte um diesen Zeitpunkt jedes Gesicht auf dem Jahrmarkt freudige Aufregung, die einen angenehmen Eindruck machte, und dieses Gefühl brachte ein einzelner Umstand manchmal auf seinen Höhepunkt. Klatschte ein Priester in der Nähe der Hauptpagode plötzlich in seine Hände, so ergriff die Bewegung augenblicklich alle Umstehenden, und verbreitete sich nach allen Richtungen, bis sie die ganze Menge fern und nah durchdrang. Diese Handlung begleitete überdieß eine Art lustigen Kicherns, das eine höchst erheiternde Wirkung machte, und ich selbst klatschte und kicherte mehr als einmal mit. Man sollte meinen es müsse etwas Mesmerisches in einem solchen Menschenhaufen stecken.

In der Zwischenzeit trieb man da und dort allerlei Scherz und Kurzweil. Da gab es Gaukler und Musikanten und Marktschreier aller Art, die ihre Kunststücke zur Schau trugen, besonders unter solchen Balconen, wo sie einen Sahib sitzen sahen, der aber vollgestopfte Börsen hätte haben müssen, um allen Anforderungen an seine Freigebigkeit Genüge zu leisten. Allein wer mochte wohl jener Sahib seyn in seinem zerlumpten Schießrock und „abscheulich schlechtem Hut," seinen aus einem großen Loch in den Ellbogen hervorhängenden Hemdärmeln? Ich sah wie einige gutgekleidete eingeborne Spaßvögel auf einem benachbarten Balcone sich über ihn lustig machten, und zugleich konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, der Schneider dieses Herrn verdiene eine kleine Lection mit dem Stock; was aber den Hut anlangt, so ist etwas daran was einen gewissen Grad von Schrecken einflößt und auf alles, nur auf keinen Hutmacher schließen läßt. Endlich kündete das Knattern der Gewehre und das Wirbeln der Trommeln die Annäherung der Byragi-Procession an, und hier mag bemerkt werden, daß sich die Byragis in drei besondere Parteien oder Secten theilten, nämlich in die Nirmohis, die Degumbris und die Nirbanis. Unter diesen Secten hatte sich ein lebhafter Streit über die Führerschaft erhoben, den die Ortsbehörden dahin schlichten wollten, daß die Nirmohis zuvorderst, die Nirbanis zuhinderst marschiren sollten; dieß mißfiel den letztern aber höchlich, und da sie die stärksten und zahlreichsten von allen waren, so wollten sie Lärm machen. Die drei Byragi-Banden werden zusammen auf etwa 20,000 Köpfe angeschlagen, alle kriegerisch ausgerüstet und kampfbereit. Erst jetzt war ich im Stande die furchtbare Beschaffenheit dieser Mönchsassociationen zu begreifen; denn wer würde ahnen, daß der nackte Fanatiker, dem wir auf den Hoch- und Nebenstraßen Indiens so oft begegnen, der mit Asche beschmiert ist und in Mangel und Bußübungen ein kümmerliches Leben verbringt, je einmal im Stande und bereit wäre auf das Geheiß seines Muhunt als bewaffneter Krieger aufzutreten und sich mit Tausenden seiner Brüder in Schlachtordnung zu stellen? Wahrlich, es gibt in den Bestandtheilen des indischen Reichs sonderbare, furchteinflößende Elemente, welche unsern Regenten wohl Anlaß geben sollten in der Ausübung der ihnen anvertrauten Gewalt auf der Hut zu seyn. Doch ich schweife ab. Die Nirbanis waren, wie ich bereits erwähnt, unzufrieden mit der in der Procession ihnen angewiesenen Stellung, sie nahmen in Ton und Benehmen eine offen feindselige Haltung an und wollten den andern den Vortritt nicht gestatten. Als dieß dem Capitän Macphersen berichtet wurde, entsandte er augenblicklich ein starkes Truppencorps, mit dem Befehl sich zwischen den Nirbanis und den beiden andern Secten aufzustellen. Durch dieses rasche und kluge Verfahren ward der Friede gesichert, und die Nirmohis, denen die Degumbris auf dem Fuße folgten, strömten aus ihrem Lager in Unkpat hervor, durch die Stadt hindurch nach dem Ghat. Ihre Ober-Muhunts, auf Elephanten sitzend, führten den Zug. Ungestüme Musikanten spielten in ohrzerreißenden Tönen aus Muscheln und andern barbarischen Instrumenten dazu auf. Zahlreiche kleine Kanonen, auf Kamele geladen, wurden in rascher Aufeinanderfolge abgefeuert. Glänzende seidene Fahnen, verschiedene emblematische Figuren der Hindu-Mythologie zur Schau tragend, flatterten und glänzten in der Luft, und blendeten die Augen des bewundernden Haufens. Lange Züge bewaffneter Byragis, mit ihren häßlich geschwärzten Gesichtern und ihren alle Muskelpracht der Nacktheit entfaltenden Leibern, vollendete das sonderbare Schauspiel. Um die üblen Absichten der Goschains am gegenüberliegenden Ufer zu vereiteln, hatte der Subah von Malwah mit schlauem Vorbedacht etwa 100 Brahminen des Ghat dort aufgestellt, um bei der Waschung der Byragi-Führer und der Weihung ihrer Farben behülflich zu seyn. Die Furcht man könnte einen Brahminen beleidigen, genügt um die eifersüchtigen Goschains im Zaume zu halten, und sonach entfernten sie sich friedlich allesammt; allein die ehrgeizigen Nirbanis waren immer noch voll Aerger über die Vereitlung ihrer Plane, und die Besorgniß, sie möchten zur Befriedigung ihres Rachedurstes auf irgend etwas schlimmes sinnen, gewann mehr und mehr Raum. Die Behörden hielten es daher für gerathen ihren Zorn dadurch zu besänftigen, daß sie ihnen ein schmeichelhaftes Einladungsschreiben übersandten, und nachdem auf diese Art ihre verletzte Eitelkeit endlich, obgleich mit Mühe, befriedigt war, ließen sie sich Nachmittags 5 Uhr herbei ihre lang verschobene Procession in Bewegung zu setzen. Dieser Zug übertraf an Glanz und Zahl alle vorangegangenen. Außer den Elephanten konnten sie sich einer Anzahl von nicht weniger als eilf Kamelkanonen, 22 Fahnen, und 8000 oder 9000 bewaffneter Männer berühmen.

(Schluß folgt.)

Ertrag der Journale in England. Gegen den Stempel wird in England das Journal frei von der Post befördert. London zählte im J. 1841 100 Journale, im J. 1848 150; die Provinzialjournale in England und Schottland stiegen in derselben Zeit von 297 auf 335, die irischen Journale von 93 auf 117. Der Annoncenstempel (1½ Sch. für die Annonce) stieg in London in derselben Zeit von 49,358 Pfd. 10½ Sch. auf 64,791 Pfd. 12 Sch., in England und Schottland von 68,106 Pfd. 4 Sch. auf 77,882 Pfd. 10 Sch., in Irland, wo der Annoncenstempel nur 1 Sch. beträgt, von 9859 Pfd. 15 Sch. auf 10,342 Pfd. 17 Sch. Im Jahr 1842 wurden in Großbritannien 61,692,505 Blätter zu einem Penny, und 1,057,574 Blätter zu einem halben Penny gestempelt; im J. 1848 waren diese Zahlen auf 83,002,788 und 8,926,324 gestiegen. Rechnet man nun den Zeitungsstempel, und die Annoncensteuer zusammen, so ergibt sich für das Jahr 1848 eine Gesammteinnahme aus den Zeitungen von 517,460 Pfd. (Rev. Brit. August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 225. 19 September 1850.

Die brittische Naturforscherversammlung.

Sir R. Murchison zeigte der Versammlung an, daß Hr. Barrande ein Werk über die silurischen Felsen Böhmens vorbereite, und erklärte, daß diese in Böhmen nur ein kleines Bassin von 25 (engl.) Meilen Durchmesser bildeten, aber sehr reich an Fossilien seyen, und eine ältere Reihe organischer Ueberreste enthielten, als irgend welche in England bekannt seyen. Hr. Barrande habe 250 Arten Trilobiten gefunden, und darunter welche, an denen sich geschlechtliche Verschiedenheiten und Veränderungen im Laufe des Wachsthums zeigten.

*

Lt. Strachey, vom Ingenieurcorps in Bengalen, legte eine große Karte des Himalaya und der Tibetebene vor, und theilte eine Skizze der Geologie des Landes mit. In diesem Plateau, welches eine durchschnittliche Höhe von 15,500 Fuß hat, entdeckte Lt. Strachey dieselbe Reihe von Fossilien, wie Major Cautley und Dr. Falconer im Subhimalaya. Die Hochfläche besteht namentlich aus Rollsteinen in horizontalen Schichten, während die starke Neigung der tertiären Lager zeigt, daß die große Erhebung des Himalaya nach der tertiären Epoche stattfand. Die Hochfläche ist baumleer, und zeigt nur über einem kleinen Theil eine spärliche Vegetation. Da es kein Wasser gibt, so ist sie fast unbewohnt, außer von Nomadenstämmen, deren Dörfer in den Schluchten sind. In dem See und den Bächen der Hochfläche finden sich Fische. Die Schluchten, welche die Ebene durchschneiden, sind ganz außerordentlicher Art; die des Setledsch ist 3000 Fuß tief, und man hat ihre Seiten für Berge genommen. Lt. Strachey fand nur 200 Fuß über den jetzigen Flüssen Spuren ihrer Wirkung an der Erdoberfläche, und glaubt, daß sie auf die Bildung dieser ungeheuren Schluchten wenig Einfluß gehabt haben. Die Gletscher zeigen Spuren früherer, aber nicht sehr bedeutender Ausdehnung.

*

Dr. Hamilton theilte Nachrichten über Erdbeben in Südamerika während der Jahre 1844 bis 1847 mit. Im J. 1843 nahm er einen ihm von der brittischen Naturforschergesellschaft zu Handen gestellten Seismometer mit, so wie einen Bergbarometer, welcher letztere vom J. 1843 bis 1848 zu Tacna blieb. In diesen vier Jahren kamen keine bedeutenden Erdbeben vor, und am Barometer zeigte sich kaum eine Veränderung; das Pendel war von geringem Nutzen, um die Richtung der Erdbeben zu bezeichnen, dagegen entsprach das „Sandglas"-Instrument allen Erwartungen, und zeigte das Emporheben des Bodens selbst bei sehr leichten Stößen an. Empfindliche Instrumente für leichte Erdbeben sind am nöthigsten, denn heftige Stöße geben sich leicht kund, und in Tacna kam es oft vor, daß die Kirchenglocken anschlugen in Folge von Seitenbewegungen bei Stößen, die für sehr mäßig galten. Aus andern Theilen Amerika's erhielt Dr. Hamilton Nachrichten über sehr zerstörende Erschütterungen. Am 18 Oct. 1844, um $10\frac{1}{2}$ Uhr Abends, wurden die Provinzen Salta, Tucuman, Santiago del Estero und andere durch ein furchtbares Erdbeben erschüttert, das sich über einen Strich von mehr als 1000 (engl.) Meilen in die Länge und mehreren hundert Meilen in der Breite fühlbar machte; jedes Haus in Salta wurde beschädigt, und viele stürzten ein; auf einigen Pflanzungen wurden die unter dem Boden angelegten Behälter von Zuckersaft zerstört. Zu Jujui und Tucuman trat das Erdbeben zu derselben Zeit ein, und stürzte die Städte in Trümmer; es waren zwei große Bewegungen, und in den Vorstädten von Salta und andern Orten öffnete sich die Erde und strömte Massen von Wasser und vielfach gefärbtem Sande aus. Vor dem Stoße begannen die Hunde zu bellen, und Lastthiere hielten an, um festen Fuß zu fassen; die Luft war vollkommen ruhig und nach dem Erdbeben fiel schwerer Regen bis Sonnenaufgang. Am 26 Nov. 1846 erschien in Chili ein neuer thätiger Vulcan, dessen ersten Ausbrüchen laute Donnerschläge vorangingen, die man in einem Umkreis von 12 Leguas hörte. Dieß war auf einem der höchsten Punkte der Cordilleren, bekannt unter dem Namen Cerro Azur, 30 Leguas von Talca, in welcher Entfernung man den Schwefelgeruch des Ausbruchs bemerkte. Am 19 Januar trat ein heftiges Erdbeben zu Copiapo ein, stürzte viele Häuser nieder, und beschädigte die ganze Stadt; 14 Stöße erfolgten binnen 4 Stunden nach dem ersten, waren meist vertical und galten für die ärgsten seit 1822. Am 24 Mai trat eine heftige Bewegung der See in der Bay von Callao ein, und mehrere Schiffe in der Nähe wurden gefährdet; dieß unterseeische Erdbeben wurde auch an Bord eines amerikanischen Wallfischfängers, 30 Meilen WSW von der Insel San Lorenzo, gefühlt. Am 4 Jun. 1847 wurden die Städte Huancarania, Talavera und andere Ortschaften von einem Erdbeben heimgesucht. Am 28 Jun. fand ein heftiges Erdbeben zu Ica statt, welches 2 Tage lang mit schwingenden und vertikalen Stößen fortdauerte. Am 11 Sept. ward Tacna heimgesucht durch ein heftiges Erdbeben mit einer vertikalen Bewegung und seitlichem Schwanken des Bodens. Regen fiel den ganzen vorhergehenden Tag und dauerte am 11ten fort; der Barometer fiel vor dem Stoß um $\frac{1}{120}$. An demselben Tag und zu derselben Stunde wurde ein Erdbeben zu Arequipa in einer directen Entfernung von 200 (engl.) Meilen gefühlt. Am 8 October fühlte man durch ganz Chili von Norden nach Süden

Digitized by Google

ein Erdbeben, am heftigsten zu Melepilla, wo es zwei Tage fortdauerte und man mehrere hundert Stöße unterschied; es war das schlimmste seit 1822. Viele Personen in Peru sind der Ansicht, man bemerke einen widerlichen Geruch oder einen unangenehmen Zustand der Atmosphäre vor jedem stärkeren Erdbeben: zwischen 1843 und 1848 wurde diese Erscheinung seltener bemerkt, als im J. 1826 und in andern durch ihre Erdbeben bemerkenswerthen Jahren. Eine andere Andeutung eines kommenden Stoßes soll der vollkommen ruhige stagnirende Zustand der Atmosphäre seyn.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Wenn Ludwig Bonaparte nicht seine natürliche Stellung einnahm, und sich mit den gemäßigten Republikanern verband, so lag, außer dem persönlichen Verdruß gegen Dufaure, der Hauptgrund wohl in der Mißachtung, worein die republikanische Partei gefallen war, eine Mißachtung, die sich in der höhern Gesellschaft zu einer unglaublichen Gereiztheit gesteigert hatte, so daß man trotzig in Zeitschriften sich als monarchisch bekannte, und als die Aufgabe der Partei der Ordnung hinstellte, „den revolutionären Geist in Ketten zu legen, den Socialismus zu vernichten und die Partei des Bösen auszurotten.“[1] Darf man sich wundern, wenn nun die republikanische Partei, die Parodie des Bergs von 1793, sich nicht minder unhöflich geberdete, und in ihrer Unbesonnenheit eine heftige Stimmung zeigte, welche der Majorität freilich nur allzu deutlich kundgab, was sie zu gewärtigen hätte, wenn die republikanische Partei wieder ans Ruder käme. Daher die langen wiederholten Predigten, um die Majorität zur Eintracht unter einander und mit dem Präsidenten zu ermahnen, Beweis genug, daß diese Eintracht, namentlich die mit dem Präsidenten, nicht in sonderlichem Grade bestand. Die Ausdrücke der Botschaft am 31 Oct. und die Velleitäten des Präsidenten hatten Männer, wie Thiers und seine Freunde, zu tief verlezt, als daß sie dem Präsidenten nicht hätten fühlbar machen sollen, daß er nicht der Herr sey.[2] Er mußte drei Wochen lang mit seinem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hausiren gehen, und als er endlich einen General, der sich nie damit befaßt, aufgefunden, wollte er auch, da er mit den Gesandtenposten allenthalben Körbe erhielt, diese mit commandirten Militärpersonen ersetzen, bis man ihm begreiflich machte, daß er nicht, wie sein Oheim, an den meisten Höfen nur Befehle zu ertheilen habe; jezt verfiel er auf die Beamten des auswärtigen Amtes, aber auch hier erhielt er Körbe, bis es endlich den HH. Molé und Montalembert gelang, eine Art Aussöhnung zwischen Thiers und dem Präsidenten zu bewirken, deren Hauptbedingung darin bestanden haben soll, daß mehrere beabsichtigte Ernennungen zu großen Gesandtschaften unterblieben, und Hr. Thiers Carte Blanche erhielt, sie zu ernennen. Diese Ernennungen erschienen im Moniteur vom 23 December, waren aber sonderbarerweise vom 13 und 14 datirt.

Diese Nachgiebigkeit erfolgte erst nach der Mitte Decembers, nachdem eine erste, die Wiedereinsetzung von etwa 20 orleanistischen Präfecten, welche die orleanistische Partei vergebens von Dufaure gefordert hatte, schon am 21 Nov. erfolgt war, sehr bald nachdem die Majorität in einer scheinbar kleinen Sache dem Präsidenten eine empfindliche Kränkung zugefügt: das Ministerium hatte, um der Majorität wegen einer Vermehrung des Präsidentengehalts auf den Zahn zu fühlen, eine Verwilligung von 52,000 Fr. für eine Wohnung des Vicepräsidenten verlangt, war aber damit durchgefallen, indem ein großer Theil der Legitimisten, wahrscheinlich in Folge einer Verabredung mit Thiers, mit der Linken stimmte. Die Majorität wußte recht gut, daß L. Bonaparte Geld brauche, und gleich nach dem Streich vom 31 Oct. liefen die Gerüchte seiner Geldbedürftigkeit um; L. Bonaparte hatte für Erbauung der Cité ouvrière, wo den Arbeitern von Paris wohlfeile und bequeme Wohnungen eingerichtet werden sollten, eine nicht unbedeutende Summe unterterzeichnet, und als die Arbeiten um die Mitte Novembers eingestellt werden sollten, lief das Gerücht um, er könne nicht bezahlen; das Geld ward aber nach einiger Zeit doch herbeigeschafft, wahrscheinlich nicht ohne Opfer. So hielten die in allen politischen Ränken ausgelernten Führer der Majorität den Prinzen an seiner Schwäche, bis er endlich wohl oder übel mit ihnen capitulirte, und nun aus seiner Botschaft am 31 Oct. keinen Vortheil zog, als daß er die Last der Unpopularität, welche mit manchen Maaßregeln verbunden war, auf sich nahm. Carliers Ernennung zum Polizeipräfecten und dessen schroffes Auftreten hatte manche Mißstimmung erzeugt, die schon in politischen Freisprechungen hervortrat.

Indeß gab sich unter den reichern Classen die Reaction mit einem gewissen Cynismus kund, und es gehörte zum Ton, die Revolution und die Republik möglichst herabzusetzen.[1] Unter diesen Umständen konnte es dem Präsidenten wenig Freunde erwerben, daß er von etwa 1800 Juniusgefangenen 1341 amnestirte, und nur 505 ehemalige Verbrecher, welche die politischen Unruhen zum Plündern hatten benützen wollen, in Verwahrung ließ; man warf ihm bitter vor, daß er aus Popularitätssucht diesen Schritt unternahm, ohne die gesezgebende Versammlung zu fragen, und man hatte nur allzu sehr Recht, ihm diesen Vorwurf zu machen, da kurz zuvor ein Vetter des Präsidenten einen Amnestieantrag an die Versammlung gestellt hatte, dieser aber verworfen worden war, und Ludwig Bonaparte darauf das Ministerium Dufaure beauftragt hatte, einen Gesetzentwurf an die Versammlung zu bringen, um alle noch auf den Schiffen befindlichen Juniusgefangenen nach Algier zu schaffen; hatte er lezteres für nöthig gehalten, so war die eigenmächtige Frei-

---

[1] Wie sich manche Organe der gemäßigten Partei aussprachen, davon mag der Courrier de la Somme ein Beispiel geben, der am Ende vorigen Jahres nachstehende Erklärung erließ: „Wir sind reactionär, wir sind nicht revolutionär; wir wollen, daß die Republik verschwinde, ohne Erschütterung, ohne heftige Bewegung, durch die ernste, feierliche und gesetzliche Erklärung des Willens der Nation; wir wollen, daß die Majorität des Landes, der das Recht gebührt, den auf dem Bastilleplatze von einer Plündererhorde verbrannten Thron wieder aufrichte. Wir wollen daß der erste Satz des Eingangs der Constitution, welcher lautet: „Frankreich hat sich als Republik constituirt,“ durch die Worte ersezt werde: „Frankreich nimmt die monarchische Regierungsform wieder an.“ Solche Aeußerungen können als Andeutung dienen für das, was man jezt durch die verlangte Revision der Verfassung erstrebt.

[2] Thiers erschien bis dahin nicht bei den Festen, die dem Präsidenten gegeben wurden, noch bei denen, die er gab.

[1] Eine wahre Unverschämtheit kann man es nennen, daß die verschiedenen Mitglieder der Familie Bonaparte gerade damals auf ihre Kutschenschläge ihr Wappen anbringen ließen. Daß die Elegants seidene Röcke von der Dicke eines Tuchs zu tragen anfingen, wie die ehemaligen Marquis, kann man solchen Badauds verzeihen, aber es bezeichnet die in den reichern Kreisen herrschende Stimmung.

Digitized by Google

lassung, die nur wenige Wochen später erfolgte, eine Speculation auf Popularität. Ein gleicher Fall war es mit einem am 26 Nov. vorgelegten Gesetzentwurf über Rückzugscassen für Arbeiter, der von der Versammlung sehr ungünstig aufgenommen wurde, da ein ähnlicher von dieser selbst ausgegangener Vorschlag schon vorlag, der Zweck der Regierung also kein anderer seyn konnte, als der Versammlung die Ehre eines solchen Gesetzes zu entreißen. Dieser Antagonismus zeigte sich fortwährend im ganzen Laufe des Jahrs, und noch am Schlusse vor den Ferien der gesetzgebenden Versammlung tritt derselbe wieder in schroffer Weise auf; zuweilen aber nahm dieser Kampf um das Uebergewicht im Staate fast possierliche Formen an: Ludwig Bonaparte hätte es gar gerne gesehen, daß am 1 Januar eine Deputation der gesetzgebenden Versammlung ihm, wie einst die Kammern den Bourbonen der ältern und jüngern Linie, ihre Aufwartung gemacht hätte, und schrieb deßhalb am 28 Dec. an den Präsidenten Dupin, um ihn zu fragen, zu welcher Zeit die Deputation der Versammlung sich bei ihm einfinden wolle. Der sarkastische Dupin erkannte alsbald, wohin diese höfliche Anfrage führe, und da er nicht Lust hatte in der Versammlung einen Streit über die Vorrechte der Versammlung gegenüber dem Präsidenten oder des Präsidenten gegenüber der Versammlung hervorzurufen, so steckte er den Brief kaltblütig in die Tasche, ohne ihn der Versammlung mitzutheilen. Am folgenden Tage erschien im Moniteur eine lange Liste von Bestimmungen der Zeit, zu welcher das diplomatische Corps, die Geistlichkeit, und die verschiedenen hohen Staatsbehörden ihm die Aufwartung zu machen hätten, aber die Versammlung war in der Liste ausgelassen, dagegen in einem besondern Artikel bemerkt, daß diejenigen Repräsentanten, welche dem Präsidenten ihre Aufwartung zu machen wünschten, am 31 Dec. Abends 8½ Uhr empfangen werden würden. Es kamen ziemlich viele, aber als Einzelpersonen, nicht als Beauftragte der Versammlung. Solche Zurechtweisungen scheint der Präsident mehrere empfangen zu haben, und er mußte erkennen, daß die Zuvorkommenheit, womit die officiellen Personen geringern Ranges ihn mit „mon prince“ und „monseigneur“ anredeten, unmöglich einen Ersatz dafür geben könnten.

Inzwischen hatten andere Sorgen ihn und das Ministerium in Anspruch genommen, und die erste war die Frage über die Getränkesteuer. Diese ertrug 100 bis 108 Mill. Fr., war also schon an sich schwer zu missen, die Betrachtungen die sich aber daran knüpften, machten die Sache noch schwieriger und wichtiger. Die verfassunggebende Nationalversammlung hatte die Salzsteuer sehr ermäßigt mit der Absicht, sie allmählich ganz eingehen zu lassen oder wenigstens so herabzusetzen, daß ein freier Salzhandel das Salz den einzelnen Familien kaum wohlfeiler bieten könne; die Aufhebung der Getränkesteuer war wohl nur eine Popularitätsmaaßregel, deren Schwierigkeiten sodann der nachfolgenden Versammlung hinterlassen wurden. Sollte der Beschluß aufrecht erhalten werden, so mußte man nicht nur für 100 Mill. sonstigen Rath schaffen, sondern die Axt war auch an die Wurzel aller indirecten Steuern, namentlich aber der Octrois gelegt, die, so verderblich sie auch seyn mögen, doch bei der Ausdehnung, die dieß System in Frankreich genommen hat, sehr schwer abzuschaffen sind. Fünfzig Departements hatten sich sehr energisch für Abschaffung der Getränkesteuer ausgesprochen, und andere 30 waren wenigstens der Abschaffung sehr günstig. Wie zu erwarten, ergriff die Linke eine so willkommene Gelegenheit sich Popularität zu erwerben, mit beiden Händen, und die Regierung wußte daß sie einen sehr ernsten Kampf zu bestehen haben würde. Sehr viele, die sonst mit der Majorität gingen, waren durch die Stimmung ihrer Departements sehr geneigt, gegen das Ministerium in dieser Angelegenheit zu stimmen, und man rechnete höchstens auf eine schwache Majorität, die um des moralischen Ansehens willen kaum hinreichte die Regierung zu decken. Um so größer war die Freude, als die Schlußabstimmung 418 Stimmen für und nur 245 gegen das Ministerium ergab. Die Verhandlung dauerte über eine Woche, und im Laufe derselben nahmen die Aussichten auf eine erkleckliche Majorität immer mehr zu,[1] nicht als ob die Gründe für und wider die Steuer, deren Druck und Ungleichheit man fühlte und zugestand, mehr und mehr überwogen hätten, sondern weil die Linke fast gar nicht auf diese Gründe sich einließ, und augenscheinlich die ganze Angelegenheit nur als ein Mittel betrachtete, der Regierung einen empfindlichen Schlag beizubringen. Auf der Seite der Majorität zweifelte man nicht, oder schien wenigstens nicht zu zweifeln, daß Verwerfung des Regierungsantrags und Staatsbankerott gleichbedeutend seyen, und waren auch diese Besorgnisse übertrieben, so waren sie doch Leuten, wie die Socialisten, gegenüber, von denen mehrere, Proudhon voran, den Bankerott offen herbei wünschten, sehr gerechtfertigt. Erwägt man, wie viel in Frankreich vor der Revolution auf dem Credit beruhte, wie dieser selbst über das Maaß der Klugheit hinaus angestrengt war, so kann man sich denken, welche Lücke die Februarrevolution in viele Vermögen riß, und mit welcher Erbitterung die vermöglichern Classen einem Zustand der Dinge entgegensahen, wo der Staats- und Privatcredit noch tiefer untergraben worden wären. Die Heftigkeit, mit der man auf die Linke, den sogenannten Berg, losschlug, erklärt sich aus diesen Besorgnissen von selbst.

In dasselbe Capitel gehören die zahlreichen Vorschläge zur Rentenbesteuerung, die von der Linken, namentlich Hrn. Sauteyra, (schon am 23 Nov.) vorgelegt wurden. Alle liefen darauf hinaus eine Art Ersatz für die Einkommensteuer zu finden, welche Fould in seiner financiellen Darlegung hatte fallen lassen. Der Ausschuß, welcher darüber zu berathen hat, ob Anträge von Repräsentanten zur allgemeinen Berathung in der Versammlung kommen sollen oder nicht, verwarf diese Anträge nach einander, aus leicht begreiflichen Gründen: wenn man die Staatsrenten, namentlich die Uebertragung derselben an andere Personen, besteuerte, so war es eine Ungerechtigkeit, wenn man nicht dasselbe bei den Privatunternehmungen that, deren Actienbelauf die Staatsrenten um das Vier- bis Sechsfache überstieg; wollte man aber auch diese herbeiziehen, so verwickelte man sich in ein so inquisitorisches System, daß alles davor zurückschreckte; zudem, wenn es in Frankreich an reichen Leuten nicht fehlt, so findet sich doch bei weitem kein so weit verbreiteter Wohlstand, als in England unter den Mittelclassen, und mannichfache Berechnungen haben ergeben, daß wenn man in Frankreich auch nur die Leute unter 1000 Fr. Einkünfte freisprechen wollte — in England sind be-

---

[1] Zahllose Amendements waren in Vorschlag gebracht, und namentlich eines schien viele Aussicht auf Erfolg zu haben, indem es dahin ging, die Steuer zwar bis Ende 1850 zu verwilligen, aber die Regierung zu verpflichten, eine Commission niederzusetzen, welche die Umgestaltung und Ermäßigung der Steuer berathen, und mit dieser Berathung bis zum 1 Oct. 1850 fertig seyn sollte. Foulds Rede aber zeigte deutlich, daß keineswegs von einer bloß provisorischen Wiedereinführung sondern von einer bleibenden die Rede sey; das oben erwähnte Amendement kam nicht vor, und wenn die Regierung in Betreff desselben Versprechungen gab, so wurden sie nicht gehalten, denn es ist nirgends viel von der Thätigkeit dieser Commission zur Umwandlung der Steuer die Rede, und nur einzelne Detailerleichterungen wurden von der Regierung zugesagt.

Digitized by Google

kanntlich die unter 150 Pf. oder 3750 Fr. frei — das Ergebniß vielleicht nicht 20 Mill. Fr. seyn würde, so daß es weder die Mühe noch die Kosten einer so vexatorischen Maaßregel verlohnte, um einen solchen Ertrag zu gewinnen, wenn gleich sich nicht läugnen ließ, daß das jetzige Steuersystem manche einzelne Stellungen gar nicht oder sehr schwach erreicht. Man wird in Frankreich noch, eben sowohl wie in Deutschland, genöthigt seyn, zu einer Einkommensteuer zu greifen, vorerst aber machen die Verluste, welche die Reichen durch die Revolution erlitten haben, und die Erbitterung gegen die socialistischen Lehren und Reden eine solche Maaßregel höchst unbeliebt, und sie wurden von der Majorität mit starrer Consequenz zurückgewiesen.

Der Präsident scheint alle diese Fragen nur aus dem Gesichtspunkt, inwiefern sie seinen Planen günstig seyn könnten, betrachtet zu haben; gewiß ist, daß man eine Zeitlang befürchtete, er werde den Bestrebungen seiner Minister zur Wiedereinführung der Getränkesteuer entgegen arbeiten, und wenn man die wiederholt umlaufenden Gerüchte über mögliche Ministerwechsel, sowie einige Besuche von Mitgliedern der Linken bei dem Präsidenten gerade zur Zeit der Berathung des Getränkesteuergesetzes, in Erwägung zieht, so wird es höchst wahrscheinlich, daß Fould nur durch die bestimmte Drohung, er würde augenblicklich abdanken, wenn der Präsident sich nicht mit der Wiedereinführung der Steuer einverstanden erkläre, dieser Velleität ein Ende machte. Ueberhaupt scheint zwischen dem Präsidenten und seinen Ministern, sowie zwischen diesen unter einander, nicht das beste Einvernehmen geherrscht zu haben, was bei ihrer Neuheit in Staatsangelegenheiten nicht zu verwundern war.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Jahrmarkt in Udschein.

(Schluß.)

Die Menge der Zuschauer schien sich seit dem Morgen vermehrt zu haben. Erst nach Sonnenuntergang ward es dem Capitän Macpherson möglich seine Truppen ins Lager zurückzuziehen, nachdem sie 16 Stunden, bei großer Sonnenhitze, im trockensten Monat des Jahrs, unter Waffen gestanden. Ein Trompeter und ein Havildar wurden von der Cholera befallen und starben selbige Nacht. Während der beiden folgenden Tage ereigneten sich in den Angar-Detaschements zwölf Todesfälle an derselben Krankheit, und am 28 Mai kehrte diese Truppenabtheilung mit 20 weiteren Kranken im Hospital, darunter zwei eingeborne Officiere, in ihre Standquartiere zurück. So endete der Jahrmarkt. Allein die Cholera hatte jetzt im Ernste zu wüthen begonnen, und verbreitete sich mit entschiedener Bösartigkeit nach allen Richtungen. Bei meiner Abreise von Udschein raffte sie im Durchschnitt täglich 600 Opfer dahin, und dieser Umstand bestärkte das Volk in dem Aberglauben, „daß, wenn kein Blut fließe, die Pest herrschen werde." Dieser Jahrmarkt muß Ihrer Hoheit der Baise Bahi (Baize Bahee) ziemlich theuer zu stehen gekommen seyn, da sowohl die Goschains als die Byragi täglich auf ihre Kosten gespeist wurden. Ich war bei ihrer letzten Almosenvertheilung anwesend, wobei jeder Andächtige, neben einem andern Geschenk, eine Rupie erhielt. Ihre Gesammtausgabe ward auf 3 Laks Rupien geschätzt. In der That scheint die Freigebigkeit dieser würdigen Dame fast unbegränzt zu seyn. Kein Officier oder Diener der Regierung, der durch Udschein kommt, darf sich in Unkosten versetzen, und kaum hat man seine Ankunft im Palast erfahren, so werden auch schon eine Menge einheimische Gerichte dem Fremdlinge hinabgesandt; ja man versichert mit Bestimmtheit die alte Dame beaufsichtige die Küche in eigener Person. Dem Capitän Macpherson drückte sie persönlich ihre große Freude aus über seine vortreffliche Haltung in Ausführung der ihm übertragenen Pflichten, und schrieb den glücklichen Umstand, daß kein Blut vergossen wurde (und den darauf folgenden Ausbruch der Cholera) ganz seinem wundervollen Ikbal (Benehmen) zu. Ich zweifle nicht im mindesten daß es, wenn man nicht einen erfahrenen europäischen Officier auf diesen Jahrmarkt gesendet, ernste Scenen gegeben hätte. Solche Dinge haben sich früher zugetragen und können sich wieder zutragen. Elphinstone erzählt, daß auf dem großen Jahrmarkt in Hurdwar im Jahr 1760 eine Schlägerei, oder vielmehr eine Schlacht zwischen den Anhängern Schiwa's und Wischnu's, oder, mit andern Worten, zwischen den Goschains und den Byragis stattgefunden habe, in welcher 18,000 Personen todt auf dem Platze geblieben. So sehen wir, zu welchen fürchterlichen Auftritten der Hindu-Aberglauben führen würde ohne das menschenfreundliche Dazwischentreten einer christlichen Regierung. Ich machte in den Lagern der Fanatiker während ihrer Bußestunden mehrere Besuche, und war Zeuge mancher sonderbaren und schmerzlichen Scene; der traurigste Anblick von allem aber war der der weiblichen Andächtigen, die, in voller Jugendblüthe, aller und jeder Kleidung entblößt und, wie die Männer, über und über mit Asche beschmiert waren. Ich bemerkte ein interessantes junges Mädchen der goschianischen Secte in diesem Zustande, welche die Sohle ihres armen kleinen Fußes an langsamem Feuer röstete. Ein sehr heiliger oder sehr sündiger Byragi röstete seinen ganzen Leib, mit dem Gesichte gegen die Sonne gekehrt, zwischen vier Feuern; auch sah ich einen begeisterten Goschianer mit den Fersen an einem Baumaste hängen, den Kopf abwärts, und sich in dieser Stellung über einem auf dem Boden angebrachten Feuer vorwärts und rückwärts schwingen, so daß dieses, so oft sein Kopf darüber hinkam, auf seiner unglücklichen Nase Bratfleisch machen mußte. Es lag ein gewisser Grad Scharfsinn in dieser dem Erfinder alle Ehre machenden Anordnung, und ich empfehle sie ganz besonders der Beachtung der Inquisition, wenn diese Institution noch irgendwo bestehen sollte. Muß man aber nicht staunen, daß die menschliche Natur eine so heillose Behandlung auch nur Einen Tag ertragen kann? Ein Jammermensch der Aghori-Secte hatte sich auf einem etwa 10 Quadratfuß großen Eiland inmitten des Flusses niedergelassen. Seine Lieblingsspeise war das Fleisch todter Menschen, neben etwas anderm, rein Unaussprechlichem, als Nachtisch. Sein Gesicht war das abstoßendste das sich denken läßt, es drückte Angst und Wildheit aus. Eine andere Secte, die Dadu Punthis, zog meine Aufmerksamkeit auf sich durch die wunderlichen Stellungen bei ihren Andachtsübungen. Als ich eines Abends durch einen Obstgarten kam, sah ich zu meiner Ueberraschung etwa 20 Menschen in feierlichem Schweigen, ihre Köpfe ganz in Bettdecken eingehüllt, unbeweglich auf dem flachen Bauche liegen. Sodann erhoben sie sich auf alle Viere, und blieben so mit ihren in freier Luft schwebenden Leibern wie schmächtige Heuschrecken. Mit diesen beiden Stellungen wechselten sie mehrmals ab, bis mir das Ding zu langweilig wurde und ich wegging; am folgenden Abend aber kehrte ich zurück und sah sie alle in zwei Reihen einander gegenüber sitzen, nach einer melancholischen, keineswegs aber unmelodischen Weise einen Psalm singend. Ich hörte ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit zu bis der Psalm vorüber war, begierig zu sehen was nun geschehen würde. Und siehe! nach kurzer Pause legte sich jeder von ihnen wieder auf seinen Bauch, wickelte seinen Kopf in die Bettdecke, und in diesem beseligenden Zustande überließ ich sie ihren feierlichen Meditationen. Viele andere seltsame Dinge sah ich auf dem Jahrmarkt zu Udschein, deren Anblick ich nur ungern entbehrt hätte, allein ich muß schließen, denn bereits hab' ich alle billigen Gränzen der Gesprächigkeit überschritten.

Der Wickliffe Club in England. Die lange gährenden Uneinigkeiten in der englischen Kirche scheinen endlich zum Ausbruch zu kommen, und ein unter dem obigen bezeichnenden Namen errichteter Club will die Kirchenbücher umgestalten, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ändern, und eine von aller Regierungsgewalt unabhängige Hierarchie stiften; hiezu soll noch eine Ausgleichung des Kircheneigenthums und ein Veto der Kirchspielsgenossen bei Anstellung von Geistlichen kommen. (Liter. Gaz. 14 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 226. 20 September 1850.

Die Koralleninsel.

J. Dana macht in seinem zur Geschichte der „Vereinigten Staaten-Expedition unter Wilkes" gehörigen Werke über Geologie nachstehende treffende Bemerkungen über die Koralleninseln und den Zustand ihrer Bewohner. „Die Koralleninseln, selbst die besten, sind ein kläglicher Aufenthalt für den Menschen. Der Kokosnuß- und Pandanusbaum sind im allgemeinen die einzigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs, Fische und Krabben die einzigen des Thierreichs, von denen die Menschen leben, und diese Nahrung ist so spärlich, daß der Kindermord zur Nothwendigkeit wird, wenn nicht das Halbdutzend (engl.) O. M., aus denen ihre kleine Welt besteht, in wenigen Jahren übervölkert seyn soll. Doch finden sich mehr Lebensannehmlichkeiten, als man auf einem so beschränkten Land, ohne Flüsse, ohne Berge und mitten im Salzwasser, wo man nirgends über 400 Schritte vom Meere entfernt ist, erwarten sollte. Der Boden ist dünn, oft mit Korallenblöcken übersäet, aber mit einer hinreichend dichten Vegetation bedeckt, um die Wohnungen gegen die tropische Sonne zu schützen. Der so tausendfach nützliche Kokosbaum wächst üppig auf dem Korallenboden, wenn er einmal sich aus dem Meere erhoben hat, und die spärliche Kleidung der Eingebornen, ihre Trinkgefäße und anderer Hausrath, als Matten, Seilwerk, Fischleinen, Oel, nebst Nahrung und Bauholz kommt alles von diesem Baum. Der Pandanus gedeiht gut, und paßt vortrefflich für solche Gegenden; wie er sich erweitert und seine Zweige verbreitet, wächst ein Arm nach dem andern aus dem Stamm heraus und pflanzt sich im Boden fort, wodurch der wachsende Stamm eine breitere Grundlage erhält. Die Frucht, eine große eiförmige Masse, die aus länglich viereckigen, fast zwei Kubikzoll großen Samenkernen besteht, welche von einem Mittelpunkt ausgehen, geben ein süßliches Nahrungsmittel, das freilich nicht viel besser ist als geröstete Kornähren, die sich aber für die Zeit des Mangels an andern Lebensmitteln aufbewahren läßt. Die vielen Riffe sind reich an Fischen, die sich leicht fangen lassen, und so lebt eine Bevölkerung von 10,000 Seelen auf der einzigen Insel Taputeoea, deren ganze bewohnbare Oberfläche nicht über 6 englische (nicht ganz ein Drittel deutsche) Quadratmeilen umfaßt.

„Außerdem aber zeigt sich die Armuth dieser Inseln auf eine fast schreckhafte Weise: troz der großen Anzahl der Koralleninseln in der Paumotugruppe findet der Botaniker dort nur 28 oder 29 einheimische Pflanzen, auf den Marshall-Inseln, wo eine etwas mannichfaltigere Vegetation herrscht, beobachtete Chamisso 52 einheimische Pflanzen, auf einigen wenigen auch Bananen, Taro und Brodfrucht. Die Sprache der Eingebornen zeigt ihre Armuth: alle Worte für Berg, Hügel, Fluß, für viele Werkzeuge ihrer Vorfahren, für Bäume und andere Erzeugnisse des Landes, aus dem sie kamen, sind verloren gegangen, und da Worte nur Zeichen für Begriffe sind, so haben die Eingebornen auch in ihrem Begriffsvermögen abgenommen. Es wäre eine interessante Frage für den Philosophen, in welchem Umfang Menschen in solchen Umständen geistiger Fortschritte fähig sind? Wie viel von der Poesie oder Literatur Europa's wäre für Menschen verständlich, deren Begriffe sich auf die Gränzen einer Koralleninsel erstrecken, die nie einen Begriff gehabt haben von einem Land, das über eine halbe Meile breit ist, von einem Abhang höher als das Meeresufer? Welche höhere Moral läßt sich auf einer beschränkten Insel erwarten, die so schnell übervölkert ist, daß der drohende Hunger zum Kindermord und zur ärgsten Selbstsucht treibt? Gewiß, es gibt für geistige und sittliche Entwicklung auf der weiten Welt keinen ungünstigern Fleck, als eine Koralleninsel mit aller Schönheit von Buschwald und See."

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen hier die auswärtigen Angelegenheiten, und erlauben uns nur die einzige Bemerkung, daß aller Streit darüber — die verlegenheitsvolle, in die Finanzen eingreifende Frage über die Laplata-Angelegenheiten ausgenommen — so gut wie verstummt waren, selbst der Streit über die italienische Sache, der im vorigen Jahr so lang rumorte, denn nur die mögliche Rückwirkung auf die innern Angelegenheiten hatte demselben seine Bedeutung gegeben. Diese innern Angelegenheiten drohten sich auf eine unangenehme Art zu verwickeln im Innern der Majorität selbst, und nur die dringende Nothwendigkeit einer Einigung gegen die Linke brachte mit Mühe eine Ausgleichung, wenn auch nur eine provisorische zu Stande. Falloux hatte, während er im Ministerium war, ein Unterrichtsgesetz entworfen, das, wie natürlich, ganz zu Gunsten der Geistlichkeit und der Legitimisten war; als er aus dem Ministerium getreten, wurde sein Entwurf vom Staatsrath gänzlich umgearbeitet, was schon gleich nach der Botschaft am 31 Oct. eine Spaltung verursachte, die jedoch vorübergehender Art war, weil der Gesetzentwurf noch nicht die gehörige Reife erlangt hatte, um der Versammlung vorgelegt zu werden. Inzwischen hielt es die Regierung für nöthig gegen die Schullehrer in den kleinen Gemein-

Digitized by Google

ten einzuschreiten, die beschuldigt wurden, wahre Pflanzschulen des Socialismus und der Demagogie zu unterhalten. Man wollte den Präfecten das Recht einräumen, diese Schullehrer nach Gefallen abzusetzen, und um für diese Maaßregel die Legitimisten zu gewinnen, hatte man die sogenannten „certificats d'étude“, welche vorher von jedem der eine Schule errichten wollte, gefordert wurden, erlassen. Die Legitimisten zeigten sich hiemit aber nicht befriedigt, und meinten namentlich, dieß provisorische Gesetz werde das Zustandekommen eines definitiven Unterrichtsgesetzes hindern, und es gewähre den Präfecten eine zu ausgedehnte Gewalt, die sie bei allenfalls vorkommenden Wahlen mißbrauchen könnten. Gleicher Ansicht, wenn auch aus andern Gründen, war die Partei der Linken. Mehrfache extraparlamentarische Conferenzen fanden unter den streitenden Parteien, Altconservativen und Legitimisten, statt, ohne daß man sich einigen konnte; endlich aber legte die Regierung den Entwurf zu ihrem provisorischen Gesetz, das die Absetzung der Schullehrer in die Hände der Präfecten legte, vor, und verlangte die Erklärung der Dringlichkeit. Beim Stimmenzählen fand sich, daß 312 Stimmen gegen 312 standen, die Dringlichkeit also verworfen war; zwar ergab ein genaueres Nachzählen, daß das Stimmenverhältniß wie 308 zu 307 stand, daß also die Dringlichkeit angenommen worden,[1] allein dieß half dem Uebelstand nur zur Hälfte ab, denn das Schlimme war die Spaltung der Versammlung in zwei fast gleiche Theile, und der Riß war schon so tief, daß sich am 31 Dec. über die Laplatafrage, die Stimmenzahl gleichfalls zu 315 gegen 312 gestellt hatte. Mit einer so unsichern Mehrheit war nicht fortzukommen, und man mußte fürchten, die Spaltung greife weiter, wo dann die Linke sich zwischen beide Parteien gestellt, und bei allen zwischen denselben strittigen Fragen den Sieg entschieden hätte. Dem mußte um jeden Preis vorgebeugt werden, und so erhielten, wie die spätere Folge zeigte, die Legitimisten genügende Versicherung, daß das definitive Unterrichtsgesetz demnächst vorgelegt werden solle. Die Sache scheint indeß damit noch keineswegs abgemacht gewesen zu seyn, denn als am 4. die Wahl des Präsidenten der Versammlung abermals vorgenommen wurde, erhielt Dupin nur eine schwache Majorität, was man dem Abfall eines Theils der Rechten schuld gab. Dupin schrieb an die Versammlung, daß er mit einer so schwachen Stimmenzahl eine Stellung, die vor allem Vertrauen in Anspruch nehmen müsse, nicht annehmen könne; dieß hatte wenigstens die Folge daß sich die Majorität am 7 Jan. eines andern besann, und Hrn. Dupin, der wegen seiner Erfahrung und seiner Unpartheilichkeit, vielleicht auch wegen seiner raschen, sarkastischen Antworten, mit denen er oft die Linke lächerlich machte, kaum zu entbehren war, mit 377 Stimmen wiederum wählte.

Kaum war dieser unangenehme Handel durch die zeitige Nachgiebigkeit gegen die Partei der Legitimisten beigelegt, so wurde in Folge der Laplatahändel durch das Ungeschick des Ministeriums und den kaiserlichen Hochmuth Ludwig Napoleons ein zweiter herbeigeführt, der fast ins Burleske spielt, aber als Symptom bedeutend genug ist. Im Laplata haben die Franzosen ein bedeutendes Interesse zu vertheidigen: 18—20,000 Franzosen sind nach Montevideo ausgewandert, und haben dort den Handel und die Gewerbsthätigkeit größtentheils in Händen, Grund genug, Montevideo einen besondern Schutz angedeihen zu lassen. Hiezu kommt aber noch ein allgemeines, nicht bloß europäisches, sondern selbst nordamerikanisches Interesse: Rosas war Herr in Buenos-Ayres, und wollte es durch seine Anhänger Oribe auch in Montevideo oder der sogenannte Banda Oriental gleichfalls werden; dann war der ganze Handel des ungeheuren vom Paraguay, Parana u. s. w. durchströmten Landes in seiner Gewalt; das Interesse des Handels, namentlich des europäischen war es, daß nicht einer, sondern zwei Staaten an der Laplata-Mündung bestehen, und durch ihre Rivalität der Handel völlig frei werden sollte. Dahin hatte auch früher England gearbeitet, nur nicht mit dem Eifer wie Frankreich, weil Montevideo eine halbe französische Colonie war. Vor einiger Zeit schon war Buenos-Ayres durch eine französische Flotte Jahre lang blokirt worden, allein dieß hatte unablässige Reclamationen von Seite Englands und Nordamerika's veranlaßt. Im Laufe der Zeit war Oribe ziemlich Meister des ganzen Landes geworden, und hatte Montevideo gänzlich abgeschnitten; es hielt sich nur noch durch die Unterstützung Frankreichs. Aus diesem Zustand mußte man herauskommen, und so schloß Admiral Leprédour einen Vertrag ab, der freilich die Wünsche der Montevideaner und der Franzosen keineswegs erfüllte. Es fragte sich nun was zu thun sey: Leprédours Vertrag anzunehmen und damit der ganzen Sache ein längst ersehntes Ende zu machen, oder den Vertrag zu verwerfen und zur Gewalt zu schreiten? Letzteres war in jeder Beziehung mißlich: eine genügende Armee nach Buenos-Ayres zu schicken, um dieß zu bewältigen, war unmöglich, eine Blokade von Buenos-Ayres reichte nicht aus und würde von den Neutralen nicht lange geduldet worden seyn, und eine Unterstützung Montevideo's konnte, wenn die Macht von Oribe und Rosas ungebrochen blieb, von keinem großen Erfolg seyn. Die Verlegenheit war also nicht gering, und die Männer im Ministerium nicht geeignet solche zu überwinden.

Als die Sache, schon wegen der nöthigen Gelder, an die Versammlung gebracht werden mußte, wurde wie gewöhnlich in solchen Fällen eine Commission zur Berichterstattung niedergesetzt; in diese begab sich im Auftrag der Regierung nicht der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern der Justizminister Rouher, und erklärte, die Regierung wolle ernstlich und mit einer Expedition gegen Rosas auftreten. Darnach richtete dann die Commission ihren Bericht ein; in der Versammlung aber erklärte Rouher die Ansicht des Ministeriums dahin, daß dieß die Unterhandlungen fortsetzen wolle, und als der Bericht vorgelegt wurde, sprach Lahitte sogar dagegen. Nun trat Thiers auf, und war in seiner Rede sehr bitter gegen das Ministerium und namentlich gegen Rouher. Dieß machte die Anhänger der Regierung wüthend, und man warf Thiers vor, er verlange daß das Ministerium alles thue was er verlange, den Haß und die Verantwortlichkeit aber auf sich allein nehme, er selbst aber wolle das Ministerium nicht übernehmen; die Minister und namentlich Rouher boten ihre Entlassung an, und sie soll wirklich 48 Stunden auf dem Tisch des Präsidenten gelegen haben. Unter diesen Umständen erschien am 6 Januar das famose Journal Napoleon zum erstenmal, und enthielt über die neuesten Verhältnisse nachstehende Bemerkung, die wir, wegen des Aufsehens welches sie damals machte, und wegen der Tendenz die daraus hervorleuchtet, in extenso geben: „Wegen der

[1] Auch diese Abstimmung hatte keinen Bestand, denn sie wurde am 3 Januar als nichtig angefochten, und nach langem verworrenem Streit annullirt, gleich darauf aber eine neue Abstimmung vorgenommen, und dießmal die Dringlichkeit mit 329 Stimmen gegen 300 angenommen. Ein Dutzend Deputirte waren also, durch den drohenden Stand der Sache bewogen, bereits den Tag nach der ersten Abstimmung zur alten Majorität zurückgekehrt. Das Ministerium soll, über die erste Abstimmung verdrossen, am 2. seine Stellen niedergelegt und erst am 3. nach 4stündiger Berathung sie wieder angenommen haben.

Digitized by Google

schwachen Majorität, die einige Vorschläge der Regierung in letzter Zeit erhalten haben, rathen einige Journale, über deren Absichten man wohl Zweifel erheben darf, dem Ministerium sich zurückzuziehen. Sie behaupten nach gewissen alten Gewohnheiten, daß nach solchen Niederlagen Minister, die sich achten, nicht länger im Amte bleiben könnten. Diese Journale sind oder stellen sich unwissend über die Stellung, welche gegenwärtig das verantwortliche Haupt der ausführenden Gewalt einnimmt. In der neuen Ordnung der Dinge erleiden die Minister, so lange sie das Vertrauen des Präsidenten haben, keine Niederlagen. Wir sagen den hartnäckigen Vertheidigern des alten constitutionellen Schlendrians ein für allemal, daß das Oberhaupt des Staats trotz der eifersüchtigen Angriffe sein Ministerium behalten, und daß die beklagenswerthe Thatsache der ministeriellen Unbeständigkeit sich nicht mehr nach den Eingebungen parlamentarischen Ehrgeizes (ambitions parlementaires) wiederholen wird.“ Dieser Ausfall, den man allenfalls vom kaiserlichen Steigbügel hätte datiren können, war mehr lächerlich als furchtbar, und das Journal des Débats begnügte sich mit der höhnischen Erwiderung, „mit dem alten constitutionellen Schlendrian, wo die Minister nach einer Niederlage abtraten, sey es allerdings vorbei, und nach der neuen Constitution habe der „Napoleon“ — hier ward euphemistisch das Journal statt des Präsidenten genannt — ganz Recht, nur könne man nicht sagen, daß in der neuen Ordnung der Dinge die Minister keine Niederlagen erlitten, sie erleiden sie doch, stecken sie aber ein; das ist alles.“ Schlimmer noch als dieser Journalausfall war, daß der Minister Lahitte in der Versammlung die Verantwortlichkeit für solche Bemerkungen, wie sie der Napoleon gebracht, ganz officiell von sich ablehnte.

Der Ton der Note, die versteckte Drohung, die Herausforderung der Majorität hatte wie natürlich einen großen Eindruck auf die Versammlung gemacht, aber die Ueberlegung trat bald an die Stelle des Aergers, man erwog, daß eine offene Spaltung zwischen der Majorität und dem Präsidenten nur der Linken zu Gute kommen könne, und obwohl sehr spitze Reden über das Journal „Napoleon“ und die Ausfälle gegen die „ambitions parlementaires“ fielen, so wurde doch (in der Sitzung vom 7 Jan.) ein Amendement, „daß man es der Regierung überlasse, die Laplata-Angelegenheit fortzuführen, vorausgesetzt, daß die in Montevideo wohnenden Franzosen ernstlich gegen die an den Ufern des Laplata möglichen Ereignisse geschützt würden“, zur Ausgleichung vorgeschlagen. Dieß Amendement schloß die Absendung eines Gesandten nebst Truppen, also ein Mittelding zwischen Unterhandlung und Gewaltanwendung in sich, und — die Regierung erklärte sich durch den Mund Hrn. Rouhers, zum großen Gelächter und Erstaunen der Uneingeweihten, mit diesem Amendement einverstanden, das dann mit 338 Stimmen gegen 300 angenommen wurde. Die Commission hatte entschiedenen Krieg verlangt, und vergleichsweise sehr wenige Mitglieder der Versammlung waren mit dieser Halbheit zufrieden, stimmten aber, um den so nöthigen innern Frieden zu bewahren, dafür. Der Streit war also vorerst wieder beigelegt, aber um welchen Preis für den Präsidenten, dessen Aeußerungen seine eigenen Minister desavouirt hatten, kann man aus nachfolgender Stelle des Bulletin de Paris entnehmen, wo es über die eben citirte Note im Napoleon heißt: „der Präsident ist verantwortlich und kann die Vortheile wie die Lasten der Verantwortlichkeit für sich in Anspruch nehmen, man begreift aber auch, daß dieß mit Geschicklichkeit und Anstand geschehen muß, und nicht in einer Note, die von einem ungeschickten, mit der Behandlung zarter Fragen der interparlamentarischen Politik wenig bekannten Secretär verfaßt wurde. Man schreibt die Note weder dem Präsidenten noch seinen Eingebungen zu, und damit ist die Sache abgemacht.“ Verletzender für den Präsidenten konnte man sie allerdings nicht abmachen.

Diese mehr extraparlamentarische Zurechtweisung war noch nicht genug, der Präsident mußte auch eine parlamentarische erhalten. An demselben Tag (10 Jan.) wo die Versammlung den Präfecten ein sehr ausgedehntes Recht über die Schullehrer einräumte und dadurch zu erkennen gab, daß die Aussöhnung zwischen Legitimisten und Orleanisten erfolgt sey, zugleich aber auch dem Ministerium für diese Maaßregel ihre Erkenntlichkeit bezeugte und gleichsam für die Niederlage in der Laplataangelegenheit tröstete — die Abstimmung ergab 378 gegen 213 — erfolgte eine für den Präsidenten sehr empfindliche persönliche Niederlage: er hatte der Versammlung einen Gesetzentwurf über eine Solderhöhung für die Unterofficiere vorlegen lassen, und als dieser in den Bureaux zur Berathung kam, wurde er fast einstimmig verworfen, unter ausdrücklicher Anführung des Grundes, daß damit nur eine Popularitätsjagd beabsichtigt sey. Was wollte der Präsident machen? Die Versammlung konnte ihn nicht absetzen, er aber auch die Versammlung nicht auflösen, und diese hielt die „Schnüre der Nationalbörse“ in der Hand. Der „alte Schlendrian des Constitutionalismus“ war allerdings, was die Minister betraf, zu Ende, das Oberhaupt des Staats war selbst verantwortlich, aber die neue Constitution hatte aus dem alten Schlendrian auch die Auflösbarkeit der Kammer hinweggefegt, und es blieb nichts übrig als sich mit dieser unauflöslichen Kammer wohl oder übel zu vertragen. Die gegenseitigen Neckereien konnten zu gar nichts führen, als die Gewalt in den Augen der Menge mehr und mehr herabzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gazpacho,[1] oder ein Sommer in Spanien.

I.

Burgos war der erste Ort der Halbinsel, in der ich die landesüblichen Gebräuche, die Nationaltracht und bemerkenswerthe Bauwerke sah. Die gewöhnlich geräuschlose Stadt war in tiefe Ruhe versenkt, denn ihre Bewohner hielten Siesta. Als die Diligence mich unter der Einfahrt eines Gasthauses abgesetzt hatte, entschloß ich mich dem Beispiel der Stadtbewohner zu folgen und mich einige Stunden schlafen zu legen, aber ich hatte mich verrechnet. Die Posada, welche mich während der Tageshitze aufnahm, war derjenige Ort der Stadt, welcher dem Schlummer am wenigsten günstig seyn mochte. Schwere Postkutschen kamen von Zeit zu Zeit an, und Schaaren hungriger Reisender stürzten in das Haus. Die Treppen knarrten, die Thüren schlugen, Messer und Gabeln klirrten, Frauen kreischten, Kinder weinten, und zudem erfüllte ein abscheulicher Oel- und Knoblauchduft die ganze Herberge. Man kann sich den Spectakel vorstellen, wenn man erfährt, daß die ganze Dienerschaft im Hause ausschließlich aus Mägden bestand. Ich wurde bald gewahr, daß ich mir etwas Unausführbares vorgenommen, und beschloß um zwei Uhr zu essen, wo der Wagen von Santander ankömmt. Man stellte eine Masse Gerichte auf den Tisch, die in der übrigen Welt unbekannt sind, aber alle glichen sich durch den ausgesprochenen Knoblauchgeschmack. Die Gäste bemühten sich ungeheuer zu essen, ohne aus ihrer majestätischen Zurückhaltung herauszutreten, und ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Wenn die Beschaffenheit der Saucen es mir unmöglich machte meine Eßlust zu befriedigen, so erhielt ich dagegen eine Lection in der

[1] Gazpacho, Name eines kalten Gerichts, das aus Brod, Gemüse, Oel und Wasser besteht.

Digitized by Google

vornehmen Lebensart, denn meine Tischgenossen waren wohl ein Halbdutzend Herzoge und Herzoginnen.

Nach dem Mahle verließ ich die Posada, denn der schmale Streif von Schatten, der eine Seite der Straße einfaßte, hatte eine erkleckliche Breite erlangt, und die kaum noch schlummernde Stadt erwachte allmählich. Hie und da erblickte man eine Señora oder Señorita, mit der Mantille geschmückt und mit der ernstesten Miene einherschreitend, welche zu sagen schien: Redet mich nicht an! Sie begaben sich augenscheinlich in die Kirche. Ich folgte einem dieser peninsularischen Engel, denn ich wünschte vor allem die Kathedrale zu sehen; nach zwei Minuten stand ich am südlichen Portale; ich hatte mich nicht getäuscht.

Treten wir ein. Welcher Unterschied! Welches Dunkel folgt auf die Helle des Tages! Welche frische Dämmerung statt der grellen Gluth! Welch ein Uebergang von der Prose zur Poesie! Eine spanische Kirche läßt uns das Entzücken des müden Wanderers begreifen, der nach langem Herumschweifen in der Wüste sich endlich an einer Quelle lagert, unter den Palmen einer Oase, die er seit dem Morgen vor Augen und den ganzen Tag ersehnt hat. Diese dicken Mauern, diese hohen Wölbungen halten die Sonne besser ab als die Blätterkronen der Banane; diese melodischen Töne quellen süßer als das Murmeln des Baches.

In südlichen Ländern kömmt die Natur den Bestrebungen der Kunst zu Hülfe, und gibt ihr eine neue Bedeutung. Die glühende Sonnenhitze und der unerbittliche Sirocco, gegen welche kein Obdach schützt, dringen nicht in das Haus des Herrn. Es ist wie der Schatten eines hohen Felsens auf verwüsteter Stätte.

Der Aberglaube, welcher in England dem Bösen die Nordseite der Kirchen mit ihren feuchten Platten und dem grünlichen Moosüberzug überläßt, konnte in wärmeren Gegenden keinen Raum gewinnen. Es ist die Lieblingsstelle, der bevorzugte Ort, wo sich Bettler, Blinde und Lahme versammeln, welche, da sie keine Behausung haben, in der heiligen Wohnung Gastfreundschaft suchten, und ihres freundlichen Schattens genießen. Wenn man über die Schwelle tritt, ist es als ob man in tiefer Nacht wandle; aber allmählich unterscheidet man die Schönheit eines Grabmals in dem durchsichtigen Halbdunkel. Um schwere Pfeiler stehen Heiligenbilder, in Nischen unter Baldachinen, und es ist als schauten sie herab auf die wenig zahlreichen Gläubigen, die wie versteinert auf dem Boden knieen. Die gothische Baukunst, diese Form, worin das ganze christliche Europa seine fromme Gluth ausgehaucht, hat in Spanien einen Ausdruck angenommen, welcher zumal den Charakter und die Geschichte dieser Nation ausspricht. Die ernsten, düstern Gestalten in weißes Gestein gehauen, stellen treulich die Edelleute des alten Castiliens dar, die ebenso stolz auf ihre Ehre ohne Makel, wie auf ihren unbezwinglichen Muth sind. Der köstliche Marmor, das zierliche Blätterwerk an den Grabmälern, die mit Gold überzogenen Bischofssitze erinnern an die Tage, wo Spanien die Berge Carrara's, die üppige Einbildungskraft der Genuesen und die Schätze der neuen Welt zu Gebote standen. Während ich so wachend träume, hat die Musik aufgehört, die Fußtritte der Menge wecken mich aus meinem Hinbrüten. Ein alter hinkender Sacristan klopft mir mit seinem Stabe auf die Schulter, und kündet mir an, daß, da der Gottesdienst vorüber, er seinem Gewerbe nachgehen und mir die Capellen zeigen könne.

Zuerst führt er mich in die Capelle des Connetable, ein glänzendes Werk gothischer Kunst in ihrem ganzen Reichthum. Oben auf zwei getrennten Grabmälern sieht man die Figur des Connetabels und die seiner Gemahlin in weißem Marmor, mit der Kleidung ihrer Zeit. Eine lange Inschrift zählt die Titel und Würden des Gründers auf, dessen vornehmstes Anrecht an das Andenken der Nachwelt das prachtvolle Denkmal ist, welches seinen Namen und sein Gedächtniß aufbewahrt. Noch sah ich ein Gemälde das man Leonardo da Vinci zuschreibt und das ganz in seiner Manier gemalt ist. Es stellt Magdalena vor, sanft und traurig von ihren schönen Haaren umwallt, welche die zarte durchsichtige Hautfarbe noch auffallender machen.

Ein anderes Bild trägt den Namen des Michel Angelo und zeigt die Madonna in roth und blauem Gewande mit dem Jesuskind in ihren Armen; zwei kleine Engel mit Palmzweigen schweben über ihr; den Hintergrund bildet eine grüne Landschaft. Das Kind ist wunderlieblich und den herrlichsten Schöpfungen Raphaels zu vergleichen. Der anmuthige Kopf der Jungfrau hat etwas spanisches, aber der italienische Pinsel ist nicht zu verkennen. Die Härte der Umrisse, die kräftige Gegenüberstellung der Farben, geben diesem Gemälde große Aehnlichkeit mit dem des Buonarotti in den Uffizien zu Florenz; allein auch die Authenticität dieses letztern wird in Zweifel gezogen, denn man ist nicht gewiß, ob er jemals ein Staffeleibild gemalt hat. Der Führer gibt Zeichen der Ungeduld, zieht den Vorhang über das räthselhafte Werk, über das ich mich nicht weiter verbreiten kann, und ich verlasse die Kirche.

Der große Platz, den man kürzlich „Platz der Konstitution“ getauft hat, ist gänzlich öde; nur in der Mitte steht das Standbild irgend eines grämlichen Fürsten. Ringsum ziehen sich Bogengänge, in einem Zustande des Zerfalls, wie er nur den Künstlern genehm ist. Unter den Arcaden öffnen sich winzige Buden, wo so geringe Geschäfte als möglich gemacht werden. Geschäfte in Castilien! Die Barbiere allein sind hier beschäftigt. Aber auch sie haben außer dem Hause sehr wenig zu thun. Die kleinen Buden sind so stumm und still, daß man sie für italienische Columbarien oder ägyptische Gräber halten könnte. Der Besitzer, regungslos auf der Ladenbank ausgestreckt, stellt eine Mumie mit der Cigarre im Munde dar. Wie verdienen diese Leute ihren Lebensunterhalt? Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Wenn sie noch spinnen würden in ihren Nekropolen! Man findet bei ihnen vollkommene Apathie, und 200 Personen desselben Gewerbes könnten ohne Zwist unter demselben Dache wohnen. Ihr Daseyn ist ein einförmiger Schlendrian, der kaum durch einen Auftritt wie der folgende von Zeit zu Zeit unterbrochen wird.

Ein Kunde tritt ein: Ave Maria purissima!

Der Krämer auf die Ladenbank ausgestreckt mit der Cigarette im Munde.

Sin pecado concebida.

Kunde. Habt Ihr diesen oder jenen Gegenstand?

Der Krämer, ohne aufzustehen. Gott weiß es! Möchtet Ihr ihn kaufen. (Eine Pause). Ich will ihn sogleich suchen. (Er raucht die Cigarette zu Ende und fängt dann an langsam in der Bude umherzusuchen. Ueberrascht). Heilige Mutter Gottes! da hab ich's gefunden!

Der Kunde. Zu welchem Preise?

Krämer. Gott weiß es! Wollten Eure Gnaden nicht morgen oder übermorgen wieder kommen? Ich werd es Euch dann sagen.

Kunde. Gott schütze Euch!

Krämer. Gott sey mit Euch!

Der Kunde entfernt sich mit gleichgültiger Miene; der Krämer nimmt seine gewohnte Stellung wieder ein, und wickelt abermals eine Cigarette.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Schlangenzauberer. Das Athenäum vom 14 September enthält aus Bentley's Miscellany vom Monat September, einen Artikel, worin ein Hr. Cooper seine Unterredung mit einem solchen Schlangenfänger, der beim zoologischen Garten in der Nähe von London angestellt ist, mittheilt. Diese Unterredung läßt über einen viel bestrittenen, und bisher immer noch nicht entschiedenen Punkt keinen Zweifel mehr, darüber nämlich ob die Schlangenzauberer den Schlangen den Giftzahn ausbrechen oder nicht. Dieß ist der Fall: der angeredete Schlangenzauberer, ein Araber, Namens Dschebar Abu Haidschab, beschrieb genau die Art wie sie die Cobras, die einzige zu dem gefährlichen Spiel taugliche Art, fangen, ihr dann den Mund aufbrechen, die Giftzähne herausnehmen, und alles Gift und Blut sorgfältig herausdrücken. Die Schlangen sind im allgemeinen träge, und nur die Cobra ist lebendig genug, daß man sie bei den Darstellungen der Gaukler gebrauchen kann. Diese selbst fangen die Cobras nicht, sondern wenden sich an die erblichen Schlangenzauberer, welche das gefährliche Geschäft des Einfangens verstehen. Die Cobra ist so wild, daß sie den Gaukler fast bei jeder Darstellung einmal beißt, da ihnen aber die Giftzähne genommen sind, so schaden die Bisse nicht mehr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 227. 21 September 1850.

Forschungen über eine Urrace in Schottland.

Hr. Dr. Wilson gab in der englischen Naturforscherversammlung einige Andeutungen über Reste einer alten Bevölkerung von Schottland, wobei er zugleich auf die Forschungen Nilssons hinsichtlich der Ureinwohner Skandinaviens hinwies. Diese Ureinwohner müßten jedenfalls der gälischen Race vorangegangen seyn; die Anzeigen, die man darüber findet, sind nicht sehr zahlreich, aber dennoch unzweifelhaft. Im Museum der Universität zu Edinburgh sind die Reste eines fossilen Wallfisches aufbewahrt, die man in dem Moor von Blair Drummond fand, 7 Meilen oberhalb Stirling Bridge, und volle 20 Meilen von dem nächsten Theil des Flusses Forth, wo es überhaupt möglich war, daß ein Wallfisch stranden konnte. Dabei fand sich eine rohe Harpune aus Hirschhorn, was beweist, daß dieß Fossil dem historischen Zeitalter angehört; in demselben Moor fanden sich noch andere fossile Wallfische mit ähnlichen Andeutungen roher Werkzeuge der Ureinwohner. Viele andere Ueberreste, wie Pfeilspitzen aus Feuerstein, Steinäxte und Werkzeuge aus Knochen fand man in demselben Moor, und in der Nähe von Stirling. Wir ersehen aus den Geschichtschreibern des 14. Jahrhunderts, daß das Feld von Bannockburn damals von ungangbaren Mooren umgeben war, noch ältere Ueberreste beweisen aber, daß es schon im 2ten Jahrhundert, als die römischen Legionen auf ihrem Wege nach Ardoch hindurchzogen, in demselben Zustande war. Dennoch fand man hier, als der Moorgrund weggeschafft wurde, Spuren einer ehemaligen Bevölkerung, und der Moorgrund umgab selbst Steinsärge und Aschenurnen. Die rohen meist aus Einem Eichenstamm gefertigten Canoes dieser Urbevölkerung fanden sich an manchen Orten des Landes mehrere Fuß unter dem angehäuften Alluvium, und manchmal die rohen Werkzeuge ihrer Erbauer daneben, Werkzeuge, aus denen zu entnehmen war, daß sie sich auf Metallarbeiten nicht verstanden, und Horn und Kieselsteine zu Hülfe nehmen mußten. Gehörte diese Bevölkerung zur ersten celtischen Einwanderung, oder war sie eine fremde Race?

Hr. Wilson gab eine vergleichende Untersuchung von 10 Schädeln, die er mit einigen andern, die der bekannte Dr. Morton in seinen Crania americana aufgeführt, vergleicht. Eine andere Eigenthümlichkeit ist folgende. Wo man Waffen und Werkzeuge dieser alten Race fand, mußte man den Schluß daraus ziehen, daß die Hände derselben, verglichen mit denen der teutonischen Race, außerordentlich klein waren, selbst in Vergleich mit Händen von Leuten sehr mäßiger Größe aus jetziger Zeit. Es ist auffallend, daß wir einen ganz unwiderleglichen Beweis eines ähnlichen Kennzeichens bei den Erbauern der großen alten Tempel in Amerika besitzen. Stephens beschreibt das bekannte Symbol der rothen Hand, das er zum erstenmal in Uxmal sah, und sagt: „Ueber einer Höhlung im Mörtel waren zwei auffallende Zeichen, die später uns in allen verfallenen Gebäuden des Landes abermals entgegentraten, nämlich die Abdrücke einer rothen Hand mit ausgestrecktem Daumen und Fingern, nicht gezeichnet oder gemalt, sondern aufgedrückt mit der lebenden Hand. Merkwürdig waren uns diese Hände durch den Umstand, daß sie außerordentlich klein waren. Jeder von uns konnte sie mit der Hand völlig überdecken." Hr. Wilson bemerkt, daß die Handgriffe von Schwertern und Dolchen der Urbevölkerung für manche zarte Damenhand zu klein seyn würden.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Die unruhige Geschäftigkeit Ludwig Bonaparte's, die stets nur auf Ein Ziel, die Befestigung seiner Stellung, gerichtet war, wandte sich jetzt auch den äußern Angelegenheiten zu, aber mit gleich wenig Glück. Immer noch von der Idee ausgehend, daß Paris das Centrum sey, von welchem die großen Bewegungen Europa's ausgehen, suchte er den fremden Mächten gegenüber sich als den Schirmhalter der Ordnung darzustellen, und das Journal, das seinen Namen trug, und das man durch die Verläugnungen der Minister als todt und abgethan ansah, verkündete der Welt ein neues Comité Directeur der Revolution, das in London unter den Auspicien von Ledru Rollin, Mazzini, Struve und Pulszky hause und seine Affiliationen allenthalben hinaus verbreite; selbst ein allgemeines Revolutionsjournal sollte unter der Anleitung Ledru Rollins, Mazzini's und Kossuths, der damals noch in Schumla hauste, erscheinen, und der neue Don Quixote rüstete sich gegen diese Windmühle anzurennen. An Schmeicheleien für den Wiederhersteller der Ordnung fehlte es von Seite der fremden Mächte, namentlich von Seite Rußlands, Oesterreichs und Preußens nicht, nur England zeigte sich fortdauernd spröde und kalt, nicht weil Frankreich die englische Diplomatie im Orient etwas im Stich gelassen, denn die Diplomatie ist, wenn sie ihren Vortheil sieht, von exemplarischer Nachsicht für empfangene Kränkungen, sondern weil es sich um eine künftige Sache, um Maaßregeln gegen die Schweiz handelte, zu denen Oesterreich, Preußen und Rußland sehr geneigt schienen, welche aber ohne die Zustimmung Frankreichs nicht auszuführen waren. Der „Napoleon" wußte genau, daß die anarchische Partei einen Grütli-Bund in der Schweiz gebildet habe, um von hier aus

Digitized by Google

die umliegenden Länder, namentlich das südliche Deutschland und Italien, aufzuregen. Wohl unterrichtete Leute wollten wissen, das Frühjahr werde nicht ohne entscheidende Maaßregeln gegen die Schweiz vorübergehen; man war zwar über die Rolle, welche Frankreich in solchen Eventualitäten zu spielen habe, seiner Sache nicht gewiß, „allein Frankreich selbst hätte bei den Unruhen, bei den Anreizungen zur Anarchie allzu viel zu fürchten um nicht die Bemühungen zur Hinwegräumung eines solchen vulcanischen Brennpunkts, der jeden Augenblick mit seiner glühenden Lava das nachbarliche Frankreich bedecken könne, wo nicht positiv zu unterstützen, doch mindestens zu billigen."

So lauteten die ziemlich heuchlerischen Andeutungen der bonapartischen Presse, die nur darauf berechnet waren, sich bei der russischen Regierung in gutem Geruch zu setzen, und wofür die baare Zahlung in blinkenden Schmeicheleien erfolgte; alles dieß war aber Rauch und Dunst, denn angenommen auch Rußland, Oesterreich und Preußen hätten Lust gehabt in der Schweiz zu interveniren, was, abgesehen von andern Schwierigkeiten, dem entschiedenen Widerspruch Englands gegenüber kaum wahrscheinlich gewesen wäre, so konnte ein Mann in der Stellung Ludwig Bonaparte's unmöglich wagen, den einem feindlichen Angriff am meisten bloßgestellten Theil der Ostgränze Frankreichs den fremden Mächten zu öffnen, und das Journal „Napoleon" mußte dieß später selbst mit Berufung auf den ächten Napoleon anerkennen. Zudem war niemand eifriger, sich der lästigen Gäste, der deutschen und italienischen Flüchtlinge, zu entledigen als die Schweiz selbst, und von dem revolutionären Geiste derselben hätte man also die Gründe und Veranlassung zu einem gewaltsamen Einschreiten nicht entlehnen können. Die reactionärsten Journale Frankreichs, die um der Consequenz willen über die schweizerische Demagogie losziehen mußten, fanden doch, es sey eine lächerliche Donquichoterie, den Demagogismus in die Schweiz hinein verfolgen zu wollen, und so wurde auch der Ton des neuen Helden der europäischen Ordnung hinsichtlich dieser Angelegenheit matter und matter, wie er gegen die Majorität nach kurzer Aufwallung für den Augenblick milde geworden war. Wie dem Berg im J. 1849 die italienische Angelegenheit als Steckenpferd gedient hatte für Erreichung der Zwecke im Innern Frankreichs, so dem Präsidenten sein Auftreten für die europäische Ordnung; er glaubte durch den Einfluß der fremden Mächte seine Stellung zu sichern, ohne zu bedenken, daß dieß ein Punkt ist, über welchen Frankreich keinen Scherz versteht. Es wird indeß aus dem Obigen sehr deutlich, weßhalb Thiers durch seinen Einfluß die diplomatischen Ernennungen zu leiten bestrebt war.

Gingen die Behauptungen von einer allgemeinen europäischen Verschwörung in Nebel auf, so scheinen dagegen die Berichte aus dem Innern Frankreichs auf eine sehr reelle Verschwörung der Socialisten gedeutet zu haben, denn seit der zweiten Hälfte des Januars zeigte sich der Präsident äußerst bemüht, seinen Frieden mit der Majorität zu machen und einen offenen Bruch zu vermeiden. Um seinen Eifer gegen die Republikaner zu zeigen, begann Carlier seinen Feldzug gegen die Freiheitsbäume, von denen viele vertrocknet waren, andere die Circulation hemmten; die ersten Executionen gingen ganz ohne Widerrede vorüber, aber je weiter Carlier ging, desto mehr zeigte sich ein Widerwillen gegen diese Procedur; es mag wahr seyn, daß die Leute, welche sich dem Umhauen mancher Freiheitsbäume fast mit Gewalt widersetzten, zu dem bösen Revolutionsschweif gehörten, den man im Junius 1848 deportirte, und später nach und nach freigelassen hatte, aber Carlier schien recht eigentlich diese Classe zu reizen, und eben damit brachte er eine ganz andere, den kleinen Bürger von Paris, gegen sich auf, denn schon begannen die Straßenunruhen den Handel zu stören, der im December ziemlich gut, im Januar schon ziemlich flau gegangen war. Die unruhigen Auftritte hatten an und für sich gar keine Bedeutung, aber man schrieb sie dem unklugen Auftreten der Polizei zu, und sie fielen also auf die Regierung und die herrschende Partei überhaupt zurück. Die Rente fiel, die Fremden begannen Paris zu verlassen, Grund genug die Regierung anzuklagen, um so mehr als die verbreitetsten Journale, so wie ein Theil der Repräsentanten, das Volk aufforderten, sich den Aufreizungen der Regierung gegenüber ruhig zu verhalten. Die Regierung mochte allerdings mehr wissen, als sie bekannt zu machen für gut fand und beweisen konnte [1], aber jedenfalls hatte sie sich ungeschickt benommen und die Meinung gegen sich aufgereizt. Fast sollte man glauben, es sey auf eine Herausforderung der Verschwörer abgesehen gewesen, um ihnen einen tüchtigen Schlag zu versetzen, denn es sollen Befehle an die Präfecten ergangen, jedoch später modificirt worden seyn, überall diese Freiheitsbäume niederzuhauen. Man wollte wissen, Changarnier selbst habe das aufreizende Benehmen der Polizei mißbilligt, jedenfalls aber hatte er Maaßregeln ergriffen, um einem wirklichen Aufstand mit allem Ernst zu begegnen.

Unter diesen Umständen nahten die seit dem December hinausgeschobenen Wahlen heran, zum Ersatz für diejenigen Repräsentanten, welche der Versailler Gerichtshof wegen des Attentats vom 13 Junius 1849 theils zur Deportation, theils zum Gefängniß verurtheilt hatte. Diese Wahlen hätten schon am 25 Dec. gesetzmäßigerweise erfolgen sollen, die Hinausschiebung über das Neue Jahr war aber nach stiller Uebereinkunft erfolgt, damit nicht die politische Aufregung der am Ende des Jahrs gewöhnlich eintretenden Kauflust der Pariser nachtheilig entgegentrete. Beide Parteien waren mit dem Hinausschieben einverstanden, da beide ihre Vorarbeiten zu treffen hatten. Es waren im Ganzen 34 neue Repräsentanten zu wählen, eine Anzahl, die zu unbedeutend war, um auf das Verhältniß der Majorität und Minorität einzuwirken, aber als Symptom der öffentlichen Stimmung konnten die Wahlen bedeutend werden. Die Majorität schloß sich zusammen in der sogenannten Union Electorale, die schon Mitte Januars gebildet wurde, an der aber ein Theil der Legitimisten Antheil zu nehmen sich hartnäckig weigerte, während die Altrepublikaner keinen Anstoß nahmen, mit ihren in dem Aufstand im Junius 1848 so heftig bekämpften Gegnern, den Socialisten, gemeinsame Sache zu machen.

Die Nachrichten, die aus den Departements einliefen, scheinen immer bedeutender geworden zu seyn, denn im Anfang Februars wurde nicht nur ein großer Theil Frankreichs in große Militärdepartements eingetheilt,[2] um dadurch einem Aufstand desto leichter begegnen zu können, sondern auch alle zu Paris in Ur-

[1] Von 248 Verhafteten sollten nicht weniger als 200 begnadigte Juniusgefangene gewesen seyn.

[2] Einige Tage später fand man die Linke bei der Eröffnung der Versammlung auffallend mit einigen Karten beschäftigt, die bald auch in den übrigen Theilen des Saals circulirten: diese Karten stellten den strategischen Plan der neu organisirten Militärcommandos dar. Man sieht, wie die ganze Mitte Frankreichs, die auch der Mittelpunkt des Socialismus ist, mit einem ungeheuren Gürtel von Bajonetten sich umgeben zeigt; die socialistischen Departements im NO. und NW., im SO. und SW. sind dadurch isolirt. Diese militärischen Maaßregeln waren durch schwarze und weiße Tinten angedeutet.

Digitized by Google

laub sich aufhaltenden Oberofficiere in der Mitte des Monats nach ihren Garnisonen geschickt. Stimmung und Disciplin unter dem Militär schienen im allgemeinen sehr günstig, und wäre in den obern politischen Regionen die Einigkeit und das Zusammenwirken gleich groß gewesen, so hätte man der Zukunft mit mehr Ruhe entgegensehen können. Thiers, Molé, Broglie und Berryer, die man spöttisch die Burggrafen nannte, hielten Zusammenkünfte, besprachen die verschiedenen Maaßregeln, und suchten in allen Dingen eine Ausgleichung zu Stande zu bringen; im Unterrichtssystem gelang ihnen dieß auch, und dieser Streit, der sich so lang und mühsam durch frühere Kammerverhandlungen und jetzt durch die gesetzgebende Nationalversammlung schleppte, fand eine unerwartete Lösung, die zwar, wie Guizot behauptet, keine wahre Aussöhnung ist, aber auf geraume Zeit vorhalten wird. Da ein näheres Eingehen auf dasselbe uns zu weit führen würde, so führen wir hier nur einen Hauptpunkt an: statt der frühern unbegränzten Herrschaft der Universität, welche im wesentlichen den Laienunterricht allein leitete, sollen künftig in allen Departements Akademien errichtet werden, welchen die Leitung des Unterrichts obliegt, an denen geistliche Personen Theil nehmen, und welche mit einigen Beschränkungen die Inspectoren bezeichnen.[1] Diese Verschmelzung bisher für ganz unvereinbar gehaltener Elemente ist ein bedeutendes Zeichen. Die Bischöfe wandten sich deßhalb in einem besondern Schreiben an den Papst, um ihm zu erklären, daß sie diese Transaction angenommen hätten, weil sie immer besser sey als ihre bisherige Stellung im Unterrichtswesen. Ob diese Ansicht in Rom sonderliche Gnade gefunden, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls muß diese neue Anordnung des Unterrichtswesens der Geistlichkeit eine nationalere Richtung geben und sie mehr vom Ultramontanismus abwenden — mit andern Worten, der Gallicanismus hat einen bedeutenden Sieg davon getragen, und die neueste Erklärung des Erzbischofs von Paris gegen die ultramontane Tendenz des Univers ist ein bedeutender Fingerzeig über die künftige kirchliche Entwicklung.

Ueber das Unterrichtsgesetz hatten also die Altconservativen und die mit der Geistlichkeit verbundenen Legitimisten ein Abkommen getroffen, und dieß Abkommen beruhte auf einer großen, weitgreifenden gegenseitigen Nachgiebigkeit. Wenn man dieß Abkommen in schroffer Weise bezeichnen will, so geben die Altconservativen die bisherige Obergewalt des Staats über das Erziehungswesen auf, und die Geistlichkeit erklärte sich für den Gallicanismus gegen den Ultramontanismus. Man hat namentlich Hrn. Thiers, der wie natürlich für einen Voltairianer galt, diese Nachgiebigkeit seinerseits herb genug vorgeworfen, allein seine Rechtfertigung lag in den Umständen, und zwar nicht in den augenblicklichen, sondern in der ganzen Lage der Sachen: es war nicht mehr daran zu denken, daß die Altconservativen, die kein volles Drittheil der Nationalversammlung ausmachten, die alte Stellung behaupteten, mußte aber diese Obergewalt des Staats, die bisher unter der Leitung der Altconservativen geübt worden war, und welche die Restauration mehr im Sinne des Ultramontanismus geübt hatte, aufgegeben werden, so blieb nichts übrig, als eine Decentralisation, d. h. man mußte den Einfluß auf das Erziehungswesen den hervorragenden Personen der einzelnen Departements überlassen, wodurch dann jedenfalls die schroffen Wechsel, wie sie in den letzten 30 Jahren vorkamen, vermieden wurden. War aber die Einigkeit hergestellt in einem Punkte, dessen Wirkungen und Folgen mehr prospectiver Art waren, so ließ sich nicht dasselbe Ziel erreichen in einem andern, wo es sich um den augenblicklichen Bestand handelte, in dem Gesetz über die Maires. Hier brach die Uneinigkeit in vollem Maaße aus; Cavaignac hatte durch ein Decret vom 3 Jul. 1848 die Wahl der Maires den Gemeinden anheimgegeben, damals hauptsächlich in der Absicht, den Commissären Ledru Rollins entgegenzuwirken; erwägt man aber, daß der Uebergang aus einer übergroßen Abhängigkeit der Gemeinden in eine unbedingte Freiheit manche Inconvenienzen nach sich ziehen mußte — in einer Gemeinde hatte der voltairische Maire den katholischen Gottesdienst abgeschafft, in andern führte er mit einigen Mitgliedern des Municipalraths eine despotische Herrschaft auf eigene Rechnung — so läßt sich leicht erklären, weßhalb die Regierung diesem Stand der Dinge ein Ende machen wollte. Das Gesetz schrieb vor, daß demnächst eine Departemental- und Gemeindeordnung als organisches Gesetz erlassen werde, aber die Regierung wünschte inzwischen provisorisch die Absetzbarkeit der Maires wieder hergestellt. Dieser Gesetzentwurf wurde am 2 März vorgelegt, als aber die Bureaux zusammentraten um darüber zu berathen, und diese ihre Commission aus 15 Personen wählten, ergab sich in derselben eine Mehrheit von 10 gegen 5 zum Nachtheil des Gesetzes: die Legitimisten wollen sich, so wenig als die Linke, die Gewalt in den Gemeinden, in denen sie solche besaßen, entreißen lassen. Somit war über einen Hauptpunkt, der die künftigen Wahlen betraf, die Spaltung in der Majorität vorhanden, und diese machte sich dann auch bei der unmittelbar bevorstehenden Wahl der 34 Repräsentanten geltend. In Paris konnte die Union Electorale, welche sich schon in der Mitte Januars gebildet hatte, und die ganze Majorität vereinigen sollte, einen bedeutenden Theil der Legitimisten nicht für sich gewinnen, und so stiegen lang vor dem Beginn der Wahlen die Besorgnisse mehr und mehr, daß die Rothen oder die Opposition, trotz ihrer Minderheit in der Nationalversammlung, den Sieg davon tragen würden. Hiezu kam noch die Stimmung der kleineren Bürgerschaft, welche welche mit der Majorität über deren Zänkereien unter sich, mit der Regierung über ihren unentschiedenen Gang unzufrieden war, und so erklärt sich das Resultat, das die Wahlen des 10 März ergaben, ohne alle Mühe.

(Schluß folgt.)

Nestbauende Fische.

Die americanische „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft" kam im vorigen Monat August in Newhaven zusammen, wie die englische in Edinburgh. Bei dieser Gelegenheit brachte Prof. Agassiz eine Beobachtung vor, die er in Maina an den Ufern des Sees Labago gemacht hatte, nämlich die eigenthümliche Erscheinung, daß Fische für ihre Jungen Sorge tragen. Während er an den Ufern des Sees Insecten sammelte, wurde er auf das Verhalten von ein Paar Wolfsfischen (catfish) aufmerksam, welche bei seiner Annäherung plötzlich das Ufer verließen, und ins tiefe Wasser zurückkehrten. Diese Bewegung wiederholte sich mehrmals, was ihn zu genauer Beobachtung veranlaßte. Er entdeckte noch ein Nest, in welchem sich eine Menge kleiner Würmer befanden, die er anfangs für Froschwürmer nahm; um die Anhänglichkeit der alten Fische an dieser Stelle zu erproben, blieb er einige Zeit in der Nähe stehen, worauf die Fische langsam und vorsichtig zurückkehrten, und

[1] Hierüber erhob sich ein Streit zwischen der Regierungsgewalt und denen die für Freiheit des Unterrichts sprachen: nach der Ansicht der letztern sollten die Inspectoren nur auf eine von der Akademie vorgelegte Liste von drei Candidaten ernannt werden. Dagegen erklärte sich das Ministerium sehr entschieden, und trotz des Widerstands von Thiers erhielt dasselbe in diesem Punkte Recht, da dieß die Gewalt des Staats zu sehr beschränke. Die Aufregung über dieß von dem Minister Parieu gestellte Amendement war so groß, daß Batismesnil zu Parieu herantrat, und ihn fragte, ob dieß eine Kriegserklärung seyn solle.

Digitized by Google

ängstlich nach dem Nest blicken, ob es nicht zerstört worden sey. Sie näherten sich Hrn. Agassiz bis auf drei oder vier Schritt, und hatten augenscheinlich nicht das Aufsuchen von Nahrung im Auge; er warf mehreremale Steine in das Nest, was aber jedesmal die Alten nur einige Zeit vertrieb, denn unwandelbar kehrten sie nach 10 bis 15 Minuten zurück.

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

I.

(Schluß.)

Als ich einige Minuten herumgeschlendert war, entdeckte ich endlich ein Kaffeehaus, das den Titel „schweizerisches Kaffeehaus" trug. Wenn ich Spanien besser gekannt hätte, würde ich zum voraus gewußt haben, daß ich diese Entdeckung machen könnte. Der Schweizer ist ein nomadisches Geschöpf, das man an allen Weltenden findet. Sie sind zu allem, zu Courieren, Bedienten, Leibgardisten und Pastetenbäckern zu gebrauchen. Gleich den andern Söhnen der Gebirge, Asturier, Bergschotten, Savoyarden und Auvergnaten, suchen sie ihr Unterkommen, wo es auch sey, mit der geheimen Hoffnung in ihr heimathliches Thal zurückzukehren und dort ihre Laufbahn vollenden zu können.

Als die Sonne nahe daran war, auch die ihrige zu vollbringen, belebte sich die Stadt. Die Bevölkerung drängte sich in Masse in lauter Fröhlichkeit nach der Alameda. Dieser Spaziergang bietet eine seltsame Mischung von Düften und Tönen dar; die erstern entsteigen fernen Sümpfen und blühendem Rosengebüsch, die letztern werden durch das Gequack der Frösche und das Geplauder der Frauen hervorgebracht. Ein starker Gewitterregen störte bald das harmlose Vergnügen der Städter. Die Damen eilten nach den Kaffeehäusern, wo sie Berge von Eis und Backwerk verschlangen, zu großer Bedrängniß ihrer Verdauung und ihrer Begleiter. Am folgenden Tage besuchte ich die Citadelle, welche mich wenig anzog, und machte einen Ausflug nach Miraflores, in einer Art von primitivem Fuhrwerk, Calesa genannt; dieser mörderische Karren, welcher alle Glieder auszurenken drohte, eilt in kurzem Trab über eine lange Strecke hin, welche die spanische Höflichkeit in ihrer Uebertreibung eine Straße zu nennen beliebt; während der schlechten Jahreszeit ist es eine Lehmgrube und während der schönen glaubt man ein Relief der Schweiz vor sich zu haben.

Miraflores verdient übrigens, daß man sich den Hals zu brechen wagt. Die Kirche gleicht so sehr der Capelle von Eton, daß man beim Näherkommen, unwillkürlich Gray's berühmte Verse hersagt:

> Ich grüß Euch, ferne Thürme, alte Pfeiler,
> Die ihr krönt . . . . .

Aber hier hält man inne; denn man sieht zu Miraflores weder Rasen noch Wasser, und in seinen verödeten Mauern wird Isabellens Schatten weder durch die Wissenschaft, noch die Dankbarkeit geehrt.

Wir hielten mitten in einem verlassenen Hofe, wo nach langem Rufen, Schreien und Klopfen endlich ein Diener in Lumpen, ein würdiger Hüter dieses Denkmals herbeikam; durch düstere Gänge und zerfallene Hallen, die unter unsern Fußtritten wiedertönten, führte er uns in die Kirche, die gegenwärtig so schweigsam ist, wie die Gräber, welche sie umschließt. Man sieht die Grabmäler Juan's II, seiner Gemahlin und ihres Sohnes Alfonso; als überraschendes Zeugniß dessen, was die Liebe eines Sohnes und die Anhänglichkeit einer Schwester vermögen, wenn ihnen die Schätze eines Kaiserreichs zu Gebote stehen. Mitten in dem Gebäude, gerade vor dem Hochaltar, befinden sich die Statuen des Königs und der Königin; um die Sarkophage stehen rings Bilder von Heiligen, Aposteln und allegorischen Figuren; heraldische Ungethüme schlingen sich zwischen reichem Blätterwerk hin, das kühn in den reinsten weißen Marmor gehauen ist. Der Künstler hatte sich augenscheinlich zur Aufgabe gemacht durch Sinnbilder die königliche Größe des verstorbenen Ehepaares, den Adel ihres Wesens, und ihren unerschütterlichen Glauben darzustellen, womit sie nach der ewigen Krone strebten. Er war besonders begeistert bei dem Grabe der Fürstin. Dieses Denkmal kündigt eine fruchtbare Einbildungskraft, sichern Geschmack, eine seltene geschickte und überaus zarte Hand an. Unglücklicherweise haben die Eroberer von 1808 dieses Meisterwerk nicht verschont. Die Gesimse wurden verstümmelt und mehrere Standbilder sind verschwunden.

Der Hochaltar hat prachtvolle Holzschnitzereien. Christus am Kreuz nimmt die Mitte ein, ringsum erblickt man die Hauptereignisse seines Erdenlebens. Ein Kreis von Cherubinen umfaßt das Ganze. Auf der Rückseite stehen Heiligenbilder in Nischen, über welchen vergoldete Baldachine angebracht sind. Hier findet man keine jener entsetzlichen Motive, welche den Beschauer spanischer Kunstwerke so oft schaudern machen. Alles ist voll Adel, rein, anmuthig bis in die geringsten Einzelnheiten; man betrachtet es mit ungemischter Freude, und wendet sich ab mit dem Bedauern, ein so vollkommenes Werk nicht länger genießen zu können. Ich verließ die Kirche und folgte meinem Führer in die Klostergebäude. Ehedem lebten zu Miraflores 22 Mönche, deren einzige Aufgabe war, Messen zu lesen für die erlauchten Verstorbenen, aber Espartero unterdrückte diese Ausgaben und vertrieb die Mönche. Nur drei Geistliche sind noch da, Greise, welche nicht lange mehr hier hausen werden. Ich sah einen derselben gleich einem traurigen Gespenste umherwandeln, in diesem ehedem prachtvollen Kloster, das jetzt in Ruinen zerfällt und von wildem Gestrüpp überwachsen wird. Die Küche war ohne Feuer, die Keller leer, das Refectorium verlassen, nicht einmal das Bild des letzten Abendmahls das es vordem schmückte, war zurückgelassen worden. Im Capitelsaal lagen einige hundert gepflückte Rosen in Kreuzesgestalt am Boden; einer der Mönche hatte seine Morgenstunden mit diesem frommen Geschäfte ausgefüllt. Der Brunnen mitten im Blumengarten sprang nicht mehr, aber das Wasser rann zwischen dem losen Gemäuer durch und tränkte einige Büsche, die letzten Ueberreste reicher Boskette. Ganz nahe liegt der Friedhof, das ausschließende Erbtheil des Todes und Unkrauts; ein hohes Kreuz bezeichnete nach spanischer Gewohnheit die Grabstätte des letztverstorbenen Mönches. Dieses Trauerzeichen muß noch dreimal seine Stelle wechseln, dann wird die Ruhe hier für immer herrschen. Das verlassene Gebäude, die verwilderten Gärten, der Ort des Friedens, der die Stille des Grabes und der Einöde in sich vereinigte, erinnerte mich an die Schilderung des Klosters von Kennaquhair nach der Reformation.[1] Man empfindet unwillkürlich eine schmerzliche Theilnahme für jede alte Stiftung, welche die Zeit umstürzt, und demungeachtet kann ich die Zerstörung der spanischen Klöster, die jetzt aufgehoben sind, nicht ernstlich bedauern. Ihre Einkünfte können verschleudert, übel angewendet werden; feierliche Versprechungen der Regierung können unerfüllt bleiben; tausende harmloser Menschen wurden in eine feindselige und ihnen unbekannte Welt hinausgestoßen; aber dennoch ist es ein Glück, daß Hunderte kräftiger Arme, die sonst einen Rosenkranz hielten oder das Rauchfaß schwangen, gegenwärtig ihrem Vaterlande dienen, seine Felder bauen, oder den Degen fassen, der es vertheidigen soll.

Der Elektromagnetismus als bewegende Kraft. Dieß Problem, an welchem man in Europa bekanntlich erlahmt ist, soll nun in Amerika gelöst worden seyn. Prof. Page hat zu Newhaven bei der Versammlung der Naturforscher und im sogenannten Smithsonian Institute seine Mittheilungen darüber gemacht. Er will gefunden haben, daß die Kosten abnehmen in dem Maaße als man die Kraft vermehre — gerade das Gegentheil von dem, was man in Europa gefunden. Er zeigte eine Maschine von 4—5 Pferdekräften vor, die durch eine in einem Raum von drei Kubikfuß befindliche Batterie in Bewegung gesetzt werde. Es war eine Maschine von zwei Fuß Kolbenhub und wog etwa eine Tonne. Wenn die bewegende Kraft mit dem Kolben in Verbindung gesetzt wurde, so erfolgten 114 Kolbenstöße in der Minute; auf eine Säge angewendet, machte die Maschine etwa 80 Stöße in der Minute. Das alles sieht sehr schön aus, es tritt aber doch ein Bedenken ein. Die Maschine arbeitete drei Stunden lang, man war aber noch ungewiß, ob sie auch länger fortdauern würde, da die Kraft der Batterie in dieser Zeit ihr Maximum erreicht, und dann in demselben Verhältniß wieder abnimmt.

[1] Melrose Abbey in Walter Scotts „Kloster."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 228.

23 September 1850.

Siena und sein Fest.

(Athenäum 14 Sept.)

In Italien verwischt sich jetzt das Alte schnell, und weicht dem Neuen. Dieß trieb mich das Fest in Siena zu sehen, das ins 13te Jahrhundert hinaufreicht und bis jetzt immer noch, vielleicht aber nicht mehr lange, gefeiert wird. Im Jahre 1260 wurde am Monte Aperto, gute zwei Stunden von Siena, die große Schlacht zwischen den Republiken Florenz und Siena, geschlagen, welche mit der gänzlichen Niederlage der Florentiner endete, und das Gleichgewicht der Macht von den Guelfen auf die Ghibellinen übertrug. Zum Andenken an diesen großen Kampf, in welchem die Besiegten die fast unglaubliche Anzahl von 10,000 Todten auf dem Schlachtfeld gelassen haben sollen, gründeten die Sienenser ein Fest, das jedes Jahr am 14, 15 und 16 August gefeiert wird. Ich kam am 13. Abends mit der Eisenbahn an, und fand die Stadt bereits mit Besuchenden überfüllt. Am Nachmittag des 14. zogen die Civil- und Militärbehörden in Begleitung der Geistlichkeit nach der Kathedrale, um dem Herkommen gemäß die große, 2—300 Pf. schwere Wachskerze zu opfern, dießmal war sie, wie mir ein Geistlicher bemerkte, etwas klein, denn der Eifer fange hier, wie anderswo, an zu erkalten.

Am Morgen des 15ten fand die große feierliche Messe in der Kathedrale statt, und am Nachmittag das Wettrennen von Pferden ohne Reiter, wie es auch zu Florenz und in manchen andern Städten Italiens üblich ist. Erst am Abend des 16, des dritten und letzten Tages, findet der wahrhaft interessante Theil des Festes statt, der Siena eigenthümlich ist: das Local ist wunderbar gut, oder eigentlich ganz positiv schlecht geeignet für diese Darstellung, nämlich für ein Wettrennen. Die Stadt liegt ohnehin seltsam genug zwischen einem der Arme der Apenninen, welche Toscana gegen Süden abschließen, auf einem so gebrochenen Boden, daß sich kaum ein paar Schritte ebener Straße in der Stadt finden; viele Straßen sind so steil, daß gar kein Wagen durchkommen kann. Die ganze Gegend ist vulcanisch und legt Zeugniß ab von der wilden Gährung, die hier einst zum Ausbruch kam. Die Piazza liegt gerade mitten im Krater eines erloschenen Vulcans; der Boden erhebt sich nach allen Seiten zu dem Rande einer runden sehr regelmäßig saucierenförmigen Höhlung. Der Palazzo der Comunita nimmt eine Seite der Höhlung dergestalt ein, daß seine lange Vorderseite ein Segment abschneidet. Die übrigen hohen Gebäude, die ihn einschließen, stehen am Rande umher, so daß sie mit dem Palazzo ein sehr regelmäßiges Amphitheater bilden, dessen Boden gegen den letztern hin ziemlich stark ansteigt. Ein Wettrennen um eine solche Fläche herum muß also keine geringe Schwierigkeit darbieten: nicht nur müssen da, wo der Palazzo ein Segment abschneidet, zwei scharfe Ecken umritten werden, sondern eines dieser Ecken liegt auch noch oben an dem steilen Abhang, den der schüsselförmige Platz bildet. Eine weitere Schwierigkeit ist der Umstand, daß der ganze Platz mit flachen Steinen gepflastert ist, die für diese Gelegenheit nur mit einer schwachen Sanddecke überstreut sind. Auch läuft das Wettrennen selten ab, ohne daß drei oder vier Reiter in den Sand stürzen. Von den Dragonern, welche den Platz durchreiten, um ihn zu säubern, stürzen gewöhnlich schon einige, und wenn dieß nicht der Fall ist, empfängt sie das Volk mit lautem Beifallsgeschrei.

Der ganze Platz mit seinen finstern Gebäuden ist mit stockartig übereinander stehenden Sitzen, die zu dieser Gelegenheit besonders hergerichtet sind, umgeben, und alles ist wie natürlich gedrängt voll. Die Stadt Siena ist in 17 Contrade eingetheilt, und jede Contrade stellt einen Reiter zum Rennen; da indeß der Platz zu klein ist für 17 Reiter, so werden durch das Loos 7 ausgeschlossen. Jede Contrada zieht mit ihrem Banner auf; die zehn, welche dießmal zum Rennen kamen, waren der Adler, der Drache, die Eule, der Wolf, die Schnecke, das Stachelschwein, die Welle, das Schaf und der Panther. Nach 6 Uhr Abends ward der Platz geräumt durch die Dragoner, und dießmal ohne Sturz. Eine Minute später schmetterten die Trompeten, und nun kamen zuerst die zehn Trommler der Contrade, deren Repräsentanten rennen sollten, dann die Standartenträger der sieben ausgeschlossenen, dann eine Anzahl Trompeter, hierauf die Standartenträger der zehn glücklichen Contrade mit Pagen und Gefolge, hierauf Musik, die Rennpferde, von Stallknechten geführt, und endlich die Reiter auf Miethpferden. Das alte oder eigentlich neugebaute Carroccio der Stadt schloß den Zug. Das Bild, welches die Piazza bot, war in vollem Sinne mittelalterlich. Endlich ward das Zeichen zum Rennen gegeben, und gleich beim ersten Hinabreiten stürzte ein Mann mit seinem Pferd. Der Renner, der die Welle in der Standarte hatte, blieb bei zwei Umritten voran, erst beim dritten Umritt kamen ihm zwei andere gleich, und nun ging das Zerren an, denn jeder Reiter darf dem andern anthun, was er will und kann, um ihn zu hindern; es ist dafür gesorgt, daß dieß nicht gefährlich ausfalle, denn vor dem Ritt werden alle durchsucht, ob sie keine Messer bei sich führen. Beim dritten Hinabreiten am steilen Abhang stürzten drei Rosse und Reiter in einen Haufen zusammen, nur noch zwei Reiter waren da,

Digitized by Google

und endlich siegte das Zeichen der „Schnecke." Nun brach der Jubel los, und der glückliche Reiter wurde in den Umarmungen seiner Kirchspielgenossen fast erstickt. Sonst wurde das gewinnende Pferd an den Hauptaltar geführt und hier eingesegnet, dieß hat man aber in den letzten Jahren unterlassen. Natürlich schließen alle möglichen Lustbarkeiten den Abend, oder vielmehr die Nacht. Die Zahl der bei dem Fest versammelten Zuschauer mochte 10 bis 12,000 betragen, weit weniger als sonst. Man erklärte dieß durch die Abwesenheit von etwa 800 Bürgern, welche die Regierung aus Furcht vor einer Ruhestörung willkürlich von dem Feste entfernt hielt; ebenso waren eine Menge Leute aus andern Städten abgehalten worden zu kommen, ein Zeichen der Zeit, das den Geschichtsfreund an die Tage mahnt, wo keine italienische Stadt ohne ihre „Fuoruseiti" war.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Das Amt, welches die Führer der Parteien übernommen hatten, war vorerst nicht durchzuführen; Berryer hatte sich für das Mairegesetz ausgesprochen, namentlich wenn man dessen Dauer auf eine gewisse Zeit beschränke, wo die Departemental- und Gemeindeordnung fertig seyn müßte, aber seine Heerde folgte nicht seiner Stimme: unter den 15 Mitgliedern der Commission waren 8 Legitimisten, 2 von der Linken und nur 5 Altconservative und Bonapartisten. Dieß machte den schlimmsten Eindruck, denn alsbald erhoben sich die widersinnigsten Gerüchte, die Unterhandlungen zwischen den beiden Zweigen der Familie Bourbon seyen abgebrochen, die Orleanisten wollten sich mit den Bonapartisten verbinden, und Ludwig Bonaparte zum Generallieutenant des Königreichs bis zur Volljährigkeit des Grafen von Paris machen. Das war, wie so vieles andere, abgeschmackt, zeigte aber durch welche Gerüchte man auf die Massen zu wirken suchte. Vielleicht lag auch eine weitere Berechnung darin: der „Napoleon" hatte seine Angriffe gegen die Majorität überhaupt seit geraumer Zeit aufgegeben, fuhr aber nicht nur gegen die Altrepublikaner und Socialisten, sondern auch gegen die Legitimisten mehr als einmal heftig aus. Ueberall spielte das divide et impera. Mit athemloser Spannung sah man dem Ausgang der Wahlen entgegen. Die Blätter der Majorität, bereits unruhig über den Ausgang, verkündeten die schärfsten Maaßregeln, wenn die Socialisten siegen und sich ihres Siegs überheben wollten, namentlich aber wiesen sie auf die Nothwendigkeit eines festen Aneinanderschließens der Majorität hin, um „dem öffentlichen Feind Widerstand zu leisten." Das Ergebniß, der Sieg der Rothen, machte einen tiefen Eindruck, um so mehr, als der Sieg in Paris selbst noch viel entschiedener war, als er sich bei Zurechnung der Abstimmungen des Umkreises von Paris herausstellt. In Paris selbst hatten die Candidaten der Union Electorale nur 85,000 und einige hundert Stimmen erhalten, während die rothen Candidaten 98, 94 und 93,000 erhielten, das Resultat der Umgegend war den Candidaten der Union Electorale weit günstiger, denn de Flotte; der dritte Candidat der Rothen, war dem ersten der Union Electorale im Ganzen nur um 1300 Stimmen voraus. Der Schluß hieraus war klar: man mußte, wenn etwas erreicht werden sollte, die flottirende Bevölkerung der großen Städte treffen.

Die Opposition benahm sich nach dem Siege klug, sie vermied alle Demonstrationen; unter der regierenden Partei aber war große Geschäftigkeit: der Präsident war höchst betroffen, denn ein solcher Ausgang schnitt ihm natürlich die Möglichkeit einer Verlängerung seiner Präsidentschaft ab, an Vorwürfen fehlte es nicht, man grollte den Legitimisten, von denen sich ein Theil der Wahl enthalten; man war erzürnt auf Carlier, dessen schroffe Polizeimaaßregeln allerdings zu dem Ergebniß beigetragen haben mochten; die Führer der Majorität aber, Thiers, Molé, Changarnier, Broglie, Montalembert versammelten sich zu langer Berathung, deren Resultat sich freilich erst aus den spätern Maaßnahmen ermitteln ließ. Zwangsgesetze jeder Art, eine Modification des allgemeinen Stimmrechts, ein moralischer, und wo immer nöthig, ein materieller Belagerungszustand, Herstellung des Stempels für Journale und Broschüren, das waren die Maaßregeln, welche als wahrscheinlich, als dringend nothwendig von einer großen Anzahl Journale bezeichnet wurden; die Ministerversammlungen folgten sich ohne Unterlaß, und die bedeutendsten Mitglieder der Nationalversammlung wurden dazu berufen. Die Bewegung war groß, und richtete sich zum Theil gegen den Präsidenten selbst: man äußerte sich, daß nur dessen unkluge Amnestirungen dem rothen Candidaten das Uebergewicht über den ersten Candidaten der Gemäßigten gegeben hätten. Man drang auf eine Veränderung des Ministeriums: wenn nicht Thiers, der doch nur einen Scheinfrieden mit dem Präsidenten geschlossen, so sollte doch Broglie und Molé ins Ministerium treten, aber auch diese konnten sich nicht dem launenhaften Willen Ludwig Bonaparte's unterwerfen, und wenn sie ins Ministerium traten, wollten sie auch wirklich die Angelegenheiten selbst leiten; das vertrug sich mit der Pretension Ludwig Bonaparte's, selbst regieren zu wollen, in keiner Weise.[1]

Man kann die Klagen und die Rufe der Verzweiflung, welche im Lager der Besiegten über das Resultat der Wahlen ausbrachen, bis zu einem gewissen Grade sehr verzeihlich finden, auf der andern Seite lag aber die Schuld großentheils an der Regierung und an den Parteien selbst. Sie hatten nicht erwogen, daß man unter dem Regime des allgemeinen Stimmrechts dem Proteus der öffentlichen Meinung eine ungewöhnliche Rechnung tragen muß. Wie verdienstlich auch die Bemühungen der Hrn. Thiers, Molé, Broglie u. s. w. seyn mochten, so verstießen sie doch gegen den herkömmlichen Geist der Pariser Bourgeoisie, welcher die Nothwendigkeit der plötzlichen Vereinigung mit den Legitimisten und der Geistlichkeit nicht gleich einleuchtete; den Führern der Altconservativen erging es, wie den Führern der Legitimisten, ihre Schaaren waren zu undisciplinirt und wollten nicht folgen. Ein Theil der Legitimisten, etwa 4—5000, sollen gar nicht oder für die Rothen gestimmt haben, während ein guter Theil der Bourgeoisie aus Verdruß über das Bündniß mit den Jesuiten, wie sie sagten, gleichfalls für die Rothen stimmte. Bei dem beschränkten Stimmrecht der frühern Zeit konnte man solche Zu- und Abneigungen übersehen, bei dem allgemeinen fielen sie schwer in die Wagschaale. Der Verdruß über die getäuschten Erwartungen war bei der Partei der Gemäßigten, die sich aber dießmal nichts weniger als gemäßigt betrugen, ungemein groß, und selbst das Ergebniß der Departements, die von 31 ausgetretenen Socialisten nur 20 wieder wählten, so daß die Majorität um 11 verstärkt war, konnte diesen Verdruß

[1] Die ganze Veränderung des Ministeriums beschränkte sich bekanntlich auf die Besetzung des als unfähig anerkannten F. Barrot durch Herrn Baroche.

Digitized by Google

nicht mindern, jedenfalls aber scheint der Ausgang in ihr die Ueberzeugung befestigt zu haben, daß mit dem allgemeinen Wahlrecht, wie es jetzt bestehe, nicht auszukommen sey. Die Schwierigkeit indeß war, wie dieß zu beseitigen: es soll von parlamentarischen Staatsstreichen die Rede gewesen seyn, aber Berryer erklärt haben, daß er die Legitimisten zur Billigung nicht bringen könne. Diese sehr materiellen, mit dem ganzen parlamentarischen System verschmolzenen Schwierigkeiten und Zögerungen machte dem Präsidenten viel Unruhe, [1] und neuerdings erschienen wieder im „Napoleon" Artikel gegen die Majorität, welche den Präsidenten mit den nöthigen Gewalten nicht ausrüsten wolle. Trotz der drohenden Lage wurden die Gerüchte von Staatsstreichen immer lauter, und namentlich erzählte man sich, daß der Präsident und Changarnier in sehr schlechtem Einverständniß stünden, daß letzterer befürchte, der Präsident werde unversehens das Commando während irgend einer kurzen Abwesenheit selbst übernehmen; deßhalb soll er den General Lamoricière für alle Fälle während einer solchen Abwesenheit instruirt und ihm den Befehl über alle Truppen übertragen haben, denn das Gerücht erhielt sich, daß die bedeutendsten Generale sich das Wort gegeben hätten, keinen Gewaltstreich zu dulden, er möge herkommen wo er wolle.

Während in diesen Regionen solches Mißtrauen die leitenden Männer beseelte, wurden von den Organen der Majorität die Maaßregeln, die man gegen die Rothen zu nehmen hätte, berathen. Die Maaßregeln gegen die flottirende Bevölkerung in den großen Städten und namentlich in Paris selbst, die Wiederherstellung des Journalstempels und die Erhöhung der Journalcaution waren schon wenige Tage nach der Wahl eine abgemachte Sache. Schon damals, am 20 März, vereinigten sich die Redacteure der gemäßigten Presse, um gegen die angedrohten Maaßregeln zu protestiren, da diese Maaßregeln Freunde wie Feinde träfen, und wahrscheinlich reichten diese Vorstellungen hin, die schon in den nächsten Tagen vorgelegten Gesetzentwürfe zu vertagen. Man befand sich in einer höchst unangenehmen Lage: Ausnahmsmaaßregeln waren nicht möglich, und allgemeine schadeten der Sache der gemäßigten Partei, namentlich in der Departementalpresse, in gleicher Weise, wie den Socialisten. So verzögerten sich die Maaßnahmen bis nach der Wahl vom 28 April, welche endlich den Entschluß herbeiführte.

Einer der in Paris gewählten Rothen, Vidal, war auch in einem Departement gewählt worden, und im Sanhedrin des Bergs wurde beschlossen, den Wurf zu wagen und wo möglich noch einen Wahlsieg in Paris zu erlangen. Der Wurf war gewagt, indeß er gelang, Dank dem unbegreiflichen Benehmen der Regierung und der gemäßigten Partei. Dieß Benehmen ist in der That so unbegreiflich, daß man wohl oder übel eine Absicht unterlegen, und, wie mannichfach geglaubt wurde, annehmen muß, die Gemäßigten hätten sich wollen schlagen lassen, einestheils, um die noch Widerspenstigen ihrer eigenen Partei zu überzeugen und mit sich fortzureißen, anderntheils um mit desto größerem Schein des Rechts die Repressivmaaßregeln zu ergreifen. Die Rothen waren sehr in Verlegenheit, wen sie als Candidaten aufstellen sollten, und nachdem Girardin zurückgewiesen, Dupont de l'Eure, der mehr als 80jährige Greis, zurückgetreten war, verfiel man auf Hr. Eugen Sue, den berühmten Romanschreiber, der trotz seines socialistisch-proletarischen Anstrichs ein sehr sybaritisches Leben führte. Man kann sich die Disciplin der Partei denken, wenn sie einen solchen Candidaten auch nur durchzubringen hoffen konnte. Die Union Electorale scheint allen Halt verloren zu haben: sie wollte den jungen Foy aufstellen, der bei der letzten Wahl am meisten Stimmen unter den Gemäßigten erhalten hatte, aber die Legitimisten erklärten sich entschieden dagegen, erstens, weil sie noch einen Groll gegen seinen Vater, den bekannten General Foy, hegten, zweitens, weil er der Schwager Piscatory's, des entschiedensten Orleanisten, war; so verfiel man auf einen guten Bürger der guten Stadt Paris, den man die Ungeschicklichkeit hatte, wegen seiner Theilnahme an den Juniuskämpfen zum spartanischen Helden hinaufschrauben zu wollen. War dieß Benehmen thöricht, so war das Verfahren des Polizeipräfecten Carlier geradezu unsinnig, wenn man nicht einen versteckten Zweck annimmt: er verbot den öffentlichen Verkauf nicht nur der eigentlich socialistischen Journale, sondern selbst der Presse, des National, des Siècle u. s. w., während er die Journale der gemäßigten Partei ganz offen in den Straßen und Buden verkaufen ließ. Dieß völlig ungerechte Verfahren brachte eine große Entrüstung hervor, und trug jedenfalls wesentlich zum Sieg Eug. Sue's bei. Es war namentlich in Anbetracht der bevorstehenden Wahl so aufreizend, daß viele Personen erklärten, Carlier sey entweder ein Verräther und suche indirect den Präsidenten zu stürzen, oder er wünsche einen neuen Triumph der Socialisten, um der Regierung einen neuen Vorwand zu Repressivgesetzen zu geben. Da ersteres nicht wohl anzunehmen, so muß man wohl auf das Zweite verfallen, um so mehr, da der Verdacht die Massen aufzureizen, um sodann Gewaltmaaßregeln anwenden zu können, schon bei Gelegenheit der Umhauung der Freiheitsbäume laut geworden war.

Der Erfolg war, wie unter solchen Umständen zu erwarten: Eug. Sue siegte mit 127,812 Stimmen über den lächerlichen Candidaten Leclerc, der 119,727 Stimmen erhielt. Kaum war das Resultat bekannt, so ließ sich das Journal, die Patrie, also vernehmen: „die Wahl ist zu Ende, jetzt gilts zu handeln; man muß die Communisten unmächtig machen, man muß sie bekämpfen durch die Gesetze, durch die Anwendung der Gesetze, durch die starke Organisation und den entschlossenen Gang der Partei der Ordnung." Dieß war also jetzt das Losungswort. Die republikanische Partei sollte durch Anwendung aller gesetzlichen Mittel zur Unmacht verurtheilt werden; das war die Aufgabe in dem zweiten Abschnitt dieses Jahrs. Wenn nur die Majorität ebenso leicht die Schäden in ihrem eigenen Innern ausbessern, wenn sie die Einigkeit zwischen Orleanisten und Legitimisten, und beider mit dem Präsidenten, herstellen könnte; war aber der gemeinsame Feind geschlagen, so mußte erst das Geschwür im Innern aufbrechen.

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

II.

Die weite Ebene, in welcher sich Madrid erhebt, bietet fast allenthalben Spuren früheren Anbaues dar; aber die verlassenen Felder stehen in ungeheurem Mißverhältniß zu denen, welche der Pflug durchzieht. Es ist ein Ocean von grauen und falben Blachfeldern, worin sich grüne Inselchen abheben. Da und dort entdeckt man ein Dorf mit geweißten Lehmwänden, und wenn die Postkutsche anhält, um die Maulthiere zu wechseln, umgibt sie ein Schwarm von Bettlern; man sieht Krüppel aller Art, hinfällige Greise, rastlose Betteljungen, welche halbnackt um eine Gabe flehen, und dafür reichliche Belohnung von der heiligen Jung-

[1] Es soll selbst von einer freiwilligen Abdankung die Rede gewesen seyn, nachdem der Plan durch die jetzige Versammlung eine zehnjährige Präsidentschaft und die alsbaldige Revision der Verfassung aussprechen zu lassen, in Folge des Widerspruchs der Legitimisten aufgegeben worden war.

Digitized by Google

frau verheißen. Ich wurde nichts gewahr von der großen Stadt, bis wir an ihren Mauern waren, und zwar aus dem triftigen Grunde, weil ich nicht den Muth hatte den Kopf aus dem Wagen zu stecken, so sehr drückte mich die Hitze. Madrid erinnerte mich mit dem Erdwall, dessen ärmlichen Thürmchen und abgeschmackten Thürmen der es umgibt, und der Wüste, die sich bis an die Thore erstreckt, an einige Städte des Orients. Wie sehr ist hier alles von den Umgebungen von London verschieden, wo Stadt und Land in unmerklichen Abstufungen in einander übergehen. Der Bewohner der iberischen Hauptstadt kömmt nicht zweimal des Jahres heraus, und er hat ganz Recht. Im Innern verschwindet alle morgenländische Illusion. Man hat die mindest spanische aller Städte Spaniens vor Augen. Ein allgemeines Franzosenthum und theilweise englisches Wesen haben die Architektur, Sitten und Gebräuche ihres ursprünglichen Charakters entkleidet; es gibt nichts nationales mehr als die Plaza-Mayor, die Stiergefechte und Isabella II.

Der östliche Theil von Madrid, das Quartier, welches jedermann bewohnt, ausgenommen die Königin, das Volk und der englische Gesandte, gleicht einer flachen Hand; die Puerta del Sol bildet den Ballen, die Straße Alcala den Mittelfinger, denn sie ist die längste und breiteste von allen, welche an ersterm Orte ausmünden. Die Madrider behaupten überdieß, daß sie die schönste in Europa sey, und ich weiß nicht gewiß, ob sie sich täuschen. Sie schien mir wenigstens Regent-Street in London und unter den Linden in Berlin zu übertreffen. Wo sie sich gegen den Prado wendet, ist sie rechts und links mit einer doppelten Reihe von Akazien eingefaßt, welche Espartero gepflanzt hat und Narvaez begießt. Hier finden sich die ersten Kaffeehäuser, vor allem das schweizerische Café, ein altes Etablissement ohne Ansprüche, und dann das Café del Espejo, das an Pracht und Wohlfeilheit alle ähnlichen Anstalten zu Paris überbietet. Man findet dort nicht allein erfrischende Getränke, wie Limonade und Eis, sondern auch Weine und Liqueure ohne Zahl. Die obern Stockwerke enthalten eine Menge Säle, wo man alle Spiele treibt, vom Billard bis zum Domino, ohne einer Kegelbahn in Miniatur zu vergessen, die auf einem grünen Teppich aufgestellt ist.

Es ist für den Fremden ein angenehmer Zeitvertreib sich hier nach Untergang der Sonne an ein Fenster zu stellen, und auf die Fluth von Fußgängern, Wagen und Reitern hinabzuschauen, welche nach dem Prado strömt. Allein statt als bloßer Zuschauer dort zu verweilen, wollen wir eher hinabgehen und dem Gedränge folgen. Der besuchteste Theil der Promenade beginnt ungefähr 500 Schritte von der Straße Alcala. Eine große Allee läßt für die Wagen bequemen Raum, und nicht minder breite Schattengänge nehmen die gewöhnlichen Sterblichen auf. Die ganze ehrsame Bevölkerung von Madrid drängt sich hier des Abends, von der Königin bis zum geringsten Bürger. Außer Isabella II, welche die Mantille sehr gut kleidet, und die sich dessen wohl bewußt ist, tragen beinahe alle Damen Hüte nach der neuesten Pariser Mode. Welche Enttäuschung! Tausende miethen Stühle und sehen die schöne Welt an sich vorüberziehen. Die Reitpferde kommen gewöhnlich aus Andalusien; man gewöhnt sie daran sich zu bäumen, wild zu thun, und um weniges weiter zu kommen. Außer dem Gebiß bedient man sich, um sie zu bändigen, eines Riemens, der über die Nüstern läuft; dieser hat innen eine kleine Säge, so daß man ohne die geringste Anstrengung nicht allein das Thier anhalten, sondern es auch in einem Anfall von Schmerz platt auf den Boden strecken kann. Wenn es völlig Nacht ist, bemächtigen sich die käuflichen Priesterinnen der Venus der Promenade, und verweilen dort bis zehn oder eilf Uhr.

Der erste Wunsch, den man am Morgen nach seiner Ankunft in der spanischen Hauptstadt empfindet, ist, die Gemäldegalerie zu sehen. Ohne diesen besondern Reiz würde man wohl schwerlich die lange Tortur einer Reise im Innern des Landes ertragen, anstatt die Fahrt auf einem Dampfboot zu machen, und eine nach der andern die verschiedenen Uferstädte zu besuchen. Die Gemälde nehmen ein weites und schwerfälliges Gebäude von rothem Steine ein, das am Prado liegt, und ungeachtet seiner massiven Gestalt nicht ganz schmucklos ist. Durch das Portal gegen Norden eingetreten und mit dem Katalog versehen, sucht wohl jeder alsbald das berühmte Bild, La Perla, genannt. Es hängt links mitten in der langen Galerie dem Eingange gegenüber, und trägt die Nummer 726. Philipp II hat ihm seinen Beinamen gegeben; der spanische Gesandte in England, Don Alonzo de Cardenas, hatte es für ihn um 50,000 Fr. gekauft, als die Bildersammlung Karls I veräußert wurde. Dieser hohe Preis mag wohl dem alten Cromwell ein mitleidiges Lächeln abgelockt haben. Wenn die Gemälde des unglücklichen Königs nicht verkäufliche Gegenstände gewesen wären, hätte man sie ohne Zweifel verbrannt als Werke der Götzendiener; denn diese Perlen von Bildern waren für die Puritaner nur sicut margarites ante porcos. Dieses kostbare Werk läßt im ersten Anblick kalt. Es wurde in Frankreich frisch gefirnißt, und hat die harmonische Wirkung verloren, welche man stets in einem berühmten Bild zu finden erwartet. Man könnte es für eine sehr gute Copie halten, die so eben vollendet wurde. Der Purpur und das Gold, welche sich in der Abendlandschaft verschmelzen sollten, bilden einen scharfen Contrast; es ist nicht mehr Sanzio's Art, denn seine Landschaften und sein Himmel scheinen beständig vor der Gegenwart der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes gleichsam zu erbleichen und zu verschwinden. Die Köpfe haben zum Glück nicht gelitten. Der kleine Johannes reicht dem Jesukinde Blumen dar, während dieß seine Mutter anblickt, wie um auf ihrem Gesichte ein beifälliges Lächeln zu suchen, bevor es selbe annimmt. Diese Gruppe hat jenen idealen Zauber, jene magische Süßigkeit, die selbst auf die ungebildetsten Menschen Eindruck macht. Diese Verdienste haben auch die Schöpfungen Raphaels gleichsam zu den Hausgöttern jedes Palastes gemacht, welche der Grabstichel glücklicherweise für minder reiche Wohnungen vervielfältigt. Ein wenig weiterhin verweilt man vor der Madonna del Pesce; der Künstler scheint hier absichtlich jedes schmückende Beiwerk vermieden zu haben; der reiche grüne Vorhang im Hintergrunde gehört nicht in diese Kategorie. Die Mutter des Heilandes sitzt auf einem einfachen Stuhle mit eben solchem Schemel; Tobias, der, einem seltsamen Anachronismus zufolge, vor ihr kniet, bietet ihr seine einfache Gabe mit einer Miene voll Verehrung und Hingebung dar.

Um gerecht zu seyn, muß man anerkennen, daß wenn auch einige Gemälde durch die Franzosen in übelverstandener Vorsorge beschädigt wurden, man ihnen dagegen die Erhaltung vieler andern verdankt. Unter dieser Zahl befindet sich letzterwähntes Bild, das rasch seinem Verderben entgegenging und sich abschuppte, als es nach Paris gebracht wurde, wo man es mit seltenem Geschick auf Leinwand übertrug, und das nun noch Jahrhunderte lang die Bewunderung der Menschen erregen wird.

An der andern Seite hängt der berühmte Spasimo di Sicilia, den besonders seine prachtvolle Färbung auszeichnet. Ein reiches Licht umfängt alle Figuren; dieß Bild hat die harmonische Gluth, welche die Werke Raphaels und bis auf einen gewissen Grad auch die seines Meisters unterscheidet. Diese allgemeine Weichheit mildert im Gemälde das Hervortreten des rohen Gefährten, welcher das Kreuz stützt und dessen unnatürliche Haltung im Kupferstich sich so sehr geltend macht. Auch das sich bäumende Pferd mit dem Standartenträger zieht das Auge allzusehr an und wendet es ab von dem hinsinkenden Erlöser, auf dem sich aller Antheil concentriren sollte. Vorübergehend sey bemerkt, daß Raphael in seinen Staffeleibildern selten den Heiland im Mannesalter gemalt hat. Außer dem Spasimo kennen wir nur die Grablegung im Palast Borghese, und die berühmte Transfiguration, wo er nicht die kindlichen Züge trägt. Auch Perugino, dem sein Schüler so vieles verdankt, zog es vor Jesus in seiner ersten Lebenszeit darzustellen. So prächtig auch der Spasimo seyn mag, gebricht es ihm dennoch an jener stillen tiefen Andacht, welche Raphaels Jugendwerke charakterisirt. Dieß erinnert mich an Overbecks Ausspruch: „Als Raphael dem Perugino untreu wurde, hat ihn Gott verlassen."

(Schluß folgt.)

Kohlen in Mittelamerika. Durch die fortschreitende Bekanntschaft mit diesen Ländern entdeckt man allmählich ihre Reichthümer. Bekanntlich fehlte es bisher bis nach der Insel Vancouver hinauf an Kohlen, jetzt sind nach des Alterthumsforschers Squier Angabe prächtige Kohlenlager in San Salvador, nur 60 (engl.) Meilen von der Bay von Fonseca, entdeckt worden. (Liter. Gaz. 14 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 229. 24 September 1850.

Der fixe Goldpreis in England.

Allmählich fangen die Zuflüsse von Gold aus Californien und Rußland an, in England Besorgnisse zu erregen, und in der letzten Parlamentssession geschahen deßhalb einige Anfragen, die jedoch keine genügenden Antworten erhielten und ohne Folge blieben. Man glaubte indeß mehrfach, die Regierung werde nach der Session aus eigenem Antrieb einen Schritt in Bezug auf die „Currency" thun; die Erwartung ist jedoch bis jetzt getäuscht worden, und ein Artikel im Economist vom 14 Sept. läßt wegen der nahen Verbindung, in welcher der Eigenthümer und eifrige Mitarbeiter, Hr. Wilson, zur Regierung steht, vermuthen, daß dieser Schritt unterbleiben wird, oder wenigstens, daß die Regierung den Zeitpunkt zum Handeln noch nicht gekommen glaubt. Die Sache unterliegt auch großen Schwierigkeiten, wiewohl sie ihrer möglichen Folgen wegen keineswegs so auf die leichte Achsel zu nehmen ist, als sie der Economist zu nehmen scheint; er faßt sie nämlich sehr einseitig von einem exclusiv englischen Standpunkt auf, und fällt dadurch in einen Irrthum, dem auch manche Gegner der Peels Bill vom J. 1819 und seiner Bankmaaßregel vom J. 1844 nicht entgangen sind. Es heißt in dem angezogenen Artikel: „Vor einiger Zeit ging stark das Gerücht, und wurde auch von einigen nicht bloß einflußreichen, sondern auch einsichtsvollen Leuten geglaubt, es sey in Folge der Entdeckung der californischen Goldminen die Absicht der Regierung, die Bank von England der ihr durch die Bankacte vom J. 1844 auferlegten Verbindlichkeit zu entledigen, alles ihr angebotene ungemünzte Gold zum Preis von 3 Pf. 17 Sch. 9 d. die Unze [1] an sich zu kaufen." Dieser Satz beweist einerseits, daß die seit einiger Zeit gehegten Vermuthungen nicht so ganz grundlos waren, und zweitens, daß es sich möglicherweise um das Aufgeben des Goldcurses in England handelt.

Die Gründe, welcher sich für die Entledigung der englischen Bank von der ihr auferlegten Verbindlichkeit anführen lassen, oder welche wenigstens vom Economist angeführt und widerlegt worden, sind allerdings leicht zu widerlegen; wenn man bloß sagt, bei einem übermäßigen Zuströmen von Gold, welches ein Sinken des Preises zur Folge haben müsse, könne man der Bank nicht zumuthen, fort und fort das Gold zu demselben Preise anzukaufen, entgegnet der Economist mit Recht: die Bank zahle nur Papier für das empfangene Gold aus, und wenn man ihr die Bankscheine wieder bringe, so löse sie solche mit dem empfangenen Golde aus. Dagegen läßt sich nichts einwenden, nur wird mit dieser Antwort die Frage keineswegs erschöpft, sondern nur umgangen, denn die Bank ist allerdings nur der Depositar des im Augenblick nicht in Natura erforderlichen Goldes, und gibt ihre papierenen Werthzeichen dafür. Die Bank kann aber trotzdem, daß sie hier nur im strengsten Sinne des Worts Wechsler ist, doch in Mitleidenschaft gezogen werden, und in anderer Beziehung ist sie nur die Repräsentantin der commerciellen Verhältnisse Englands, was also ihr widerfährt, gilt in noch höherem Maaße von ganz England.

Nie vorher war der Goldvorrath in der Bank von England so groß wie seit etwa anderthalb Jahren, denn er beträgt gegenwärtig über 16 Millionen Pf. St., obgleich im Augenblick, durch sehr zufällige Umstände veranlaßt, das Hinaussenden von Gold nach dem Continent von Vortheil ist. Wendet sich der Curs wieder zu Gunsten Englands, so kehrt vor allem das Gold dahin zurück, wie es gegenwärtig von Nordamerika aus ihm zugeschickt wird. In welcher Art die Bank unter dem Goldzufluß leiden kann, wollen wir gleich angeben: sie gibt bekanntlich auf Garantie der Regierung für 14 Mill. Pfd. St. Noten aus; was sie außerdem an Noten abgibt, geschieht nur gegen Deponirung von Gold oder Silber, welches sie zu einem festgesetzten Preis kaufen muß; sie erhält also für diese Noten, welche nur die Bezahlung für empfangenes Gold sind, keine Zinsen, wohl aber für diejenigen, welche sie von den 14, durch den Staat garantirten Millionen ausgibt. Nehmen wir nun an, daß sie jetzt gewöhnlich 16 Mill. an Barren hat, so ist ihr Notenbelauf 30 Mill.; von diesen liegen etwa $10\frac{1}{2}$ ungebraucht da, sie hat also $19\frac{1}{2}$ Mill. ausgegeben, und davon 16 als Bezahlung für Gold und $3\frac{1}{2}$ Mill. von ihrem Capital. Die Zinsen von diesen $3\frac{1}{2}$ Mill. machen einen nicht unbedeutenden Theil ihres Gewinnes aus; steigt nun der Goldvorrath in ihren Kellern auf 20 Mill., ohne daß der Handel eine entsprechende Mehrausgabe von Noten nöthig macht, so wird sie 14 Millionen an Noten unbenützt daliegen haben, und die Zinsen von denselben werden ihr also natürlich entgehen. Höher als auf diesen Zinsenverlust kann sich der Verlust der Bank in dieser Beziehung nicht belaufen; wie sie sich mit der Regierung in diesem Betreff ausgleicht, ist eine Privatsache zwischen beiden, aber die Frage ist: wenn das Zuströmen des Goldes noch weiter geht, was dann zu thun sey.

Großhändler, welche im Laufe ihrer Geschäfte Zusendungen von Gold erhalten, werden solches nur dann an die Bank abgeben und Noten dafür verlangen, wenn sie solche im Geschäfte neuerdings umsetzen können; können sie dieß nicht, oder müssen

---

[1] Ausgemünzt wird die Unze zu 3 Pf. 17 Sch. $10\frac{1}{2}$ d., der Unterschied von $1\frac{1}{2}$ d. per Unze soll die Bank für das Münzen und den daraus herfließenden Interessenverlust entschädigen.

Digitized by Google

sie es zu außerordentlich niedrigen Preisen thun, so sinkt der Zinsfuß, das Gold fällt im Werth und die Waaren würden steigen, gerade wie bei einer übermäßigen Papiercirculation, wenn nicht die Concurrenz ähnlicher Waaren anderer Länder dieß Steigen verhinderte, denn bei der freien Korneinfuhr z. B. kann das einheimische Getreide nur den Werth erreichen, welchen diese Concurrenz gestattet. Die Folge muß also seyn, daß der Zinsfuß sinkt, und somit alle eines großen Capitals benöthigten Gewerbe desto besser blühen.

Der Economist rechnet, daß die gegenwärtige jährliche Ausbeute an Gold in Californien und Rußland 8½ Mill. Pfd. oder etwas über 100 Mill. fl. beträgt, erwägt man aber, daß nicht nur die Ausbeutung Californiens noch einer großen Ausdehnung fähig scheint, und daß mittlerweile durch die geognostischen Forschungen in andern Gegenden noch neue Goldquellen aufgehen, so wird man bald die Masse des jährlich gewonnenen Goldes auf 12 Mill. Pf. oder 140—150 Mill. fl. anschlagen dürfen. Holland hat sein Gold für Handelswaare erklärt, Belgien wird folgen müssen, und hat schon die vorläufigen Schritte gethan; wie lange Frankreich zögern kann, steht dahin; wird aber auf dem Continent mehr und mehr alles Gold als Handelswaare erklärt, und gibt man die Chimäre, zweierlei Währungen, eine Gold- und eine Silberwährung, halten zu wollen auf, so ist England — denn Bremen und Portugall können kaum in Anschlag kommen — das einzige Land, wo Gold vergleichsweise in einem sehr hohen Preise steht. Das Gold wird also vorzugsweise dahin strömen und den Preis desselben drücken. Dieser hohe Preis des Goldes in England in Vergleich zu dem auf dem Continente wird aber nicht nur die Folge haben, die Industrie durch den Ueberfluß an Capital zu fördern, sondern der Wechselcurs wird sich auch dauernd nachtheilig für England stellen, und dieser nachtheilige Wechselcurs wird als eine Ausfuhrprämie für englische Fabrikate wirken. Angenommen, das Gold fiele auf dem Continent um 10 Procent am Werthe, so könnte man sich für nach England geschickte Waaren irgend einer Art nicht mit englischem Golde bezahlt machen, denn dieß Gold würde auf dem Continent zehn Procent verlieren; man wird also englische Fabrikate dagegen nehmen, die der Waarenconcurrenz auf dem Weltmarkte zufolge bei gleicher Güte in gleichem Preis stehen müssen, aber mit dem Golde um 10 Proc. billiger gekauft werden können, als man das Gold auf dem Continent verwerthen könnte.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat der Entschluß, zu welchem die englische Regierung gekommen zu seyn scheint, eine hohe Bedeutung. Die starke Vermehrung des Goldvorraths, das Fallen des Goldpreises auf dem Continent, sind höchst wahrscheinliche Erscheinungen; beharrt dann die englische Regierung bei der Goldwährung, so gewährt sie ihrer Ausfuhr um gerade so viel eine Prämie, als das Gold im Werthe fällt. Nur energische Maaßregeln des Continents, wobei Nordamerika mit seinem Beispiel vorangehen zu wollen scheint, können die Nachtheile, welche diesem drohen, einigermaßen abwenden. Für England kommt das Sinken der Goldpreise einer Steuer auf die Reichen und einer Erleichterung der Armen, namentlich der Schuldner gleich; die Aussichten sind also vorerst für England günstig.

Indeß hat das Gemälde auch seine Schattenseiten, die man wohl ins Auge fassen muß. Abgesehen von der allgemeinen Beobachtung, daß Goldüberfluß und niedriger Zinsfuß geeignet sind, ein Volk in Arm und Reich zu scheiden, und den Mittelstand zu schwächen, stehen noch besondere Interessen auf dem Spiel. Dem Ackerbau wird zwar etwas wohlfeileres Capital zu Theil werden, allein für diesen macht ein Procent mehr oder weniger bei weitem nicht so viel aus, als ein vortheilhafter Absatz seiner Erzeugnisse; dieser aber ist mit der Fortdauer der freien Korneinfuhr nicht zu erwarten. England kann mit den zahlreichen ärmern Ländern in der Erzeugung von Vieh und Getreide nicht concurriren; die großen Handelsplätze, wie London und Liverpool, werden sich mehr und mehr von auswärts versorgen zu einem Preis, zu welchem der englische Landmann das Getreide nicht zu liefern vermag. Was wird die Folge seyn? Man wird weniger Kornfrüchte und mehr Handelsgewächse bauen; man wird, so weit die Gelegenheit günstig ist, Futterkräuter anpflanzen, um die riesenhaft und auf Kosten der Landbevölkerung heranwachsenden Städte[1] mit frischem Fleisch zu versorgen. Ein Beweis hievon liegt in der ungeheuren Zunahme der Weizeneinfuhr. Weizenmehl war früher bei dem hohen, durch die Scala unnatürlich hinaufgeschraubten Preis des Weizens fast ein Luxusartikel, den man wenigstens mit einer gewissen Sparsamkeit benützte; wegen des hohen Weizenpreises wurde der Pächter contractmäßig genöthigt, einen gewissen bedeutenden Theil des gepachteten Gutes mit Weizen anzubauen. Dieser Zwang muß mit der Ursache, die ihn hervorrief, aufhören, der englische Weizen kann die Concurrenz des fremden nicht ertragen, und der Anbau muß abnehmen; der Verbrauch von Weizenmehl aber ist in Folge des bedeutend geringern Preises viel größer als vorher, daher die selbst in den letzten Jahren guter Ernte sehr bedeutende Einfuhr von mehr als 5 Millionen Quarter, ein Quantum, das aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Jahren noch zunehmen muß.

In dem Maaße, als die Concurrenz des Auslandes die Erzeugung von Getreide und an den von den großen Consumtionsorten entlegenen Gegenden selbst von Vieh vermindert und den Anbau von Handelsgewächsen fördert, wird der fabrikartige Betrieb des Landbaus verstärkt, das Taglöhnervolk drängt sich mehr und mehr in die Städte, die unnatürlich heranwachsen, und die Landbesitzer werden in immer höherem Grade von dem Handel- und Gewerbebetrieb dieser überwuchernden Städte abhängig. Es kann aber nicht fehlen, daß die auf Handel und Gewerbe angewiesenen Städte, deren Absatz an das Landvolk mit der Abnahme seiner Zahl und seines Reichthums sinken muß, von auswärtigen Conjuncturen immer abhängiger werden, und jede folgende Handelskrise, weil sie auf einem größern Felde wirkt, verderblicher werden muß. Das ist eine nothwendige Folge des Freihandels bei dem jetzigen nationalökonomischen Zustande Englands.

Der Entschluß der Regierung auf dem Goldcurse zu verharren, hat zum Theil seinen Grund in der Ansicht, daß man auf dem System des Freihandels verharren muß. Für den Freihandel ist das Hereinströmen californischen Goldes ein wahres Godsend, das vielleicht seinen Bestand auf eine für England gefährlich lange Zeit hinaus erhält. Der Goldzufluß belebt Handel und Industrie, wird die auf der Consumtion ruhenden Abgaben, somit die wichtigste Finanzquelle blühend erhalten,

[1] Um nur Ein Beispiel, aber ein auffallendes anzuführen, so hat Glasgow nach den Angaben Dr. J. Strangs (in den Verhandlungen der Naturforschergesellschaft) seit dem Jahre 1801 seine Bevölkerung verfünffacht, seit 20 Jahren wenigstens verdoppelt; dieß geschah großentheils auf Kosten des benachbarten Landes, wo auf den weiten Gütern des Herzogs von Buccleugh große Schaftriften eingerichtet, die Menschen aber, die den Boden zu ihrem Unterhalt bauen wollten, entfernt wurden.

Digitized by Google

den Vertheidigern des Freihandels also Gründe für denselben an die Hand geben. Aber England steht dadurch auf gefährlichem Boden: jetzt muß England den Freihandel in der Welt predigen, weil es ohne ihn nicht mehr bestehen kann; England hat die napoleonische Continentalsperre 7 Jahre ertragen, jetzt würde es eine ähnliche Maaßregel nicht zwei Jahre aushalten. Es bedarf einer zu großen Zufuhr von außen her, von Lebensmitteln allein gegen 20 Mill. Pf. St. an Werth, und muß diese mit seinen Fabricaten aufwiegen; wäre es gezwungen, dieß in Gold zu bezahlen, so würde der Goldreichthum ihm mit Einemmale zum Fluch werden, denn es könnte dieß Gold nur mit großem Verlust auf dem Continente anbringen. Man täusche sich über den Umstand nicht, daß jetzt noch für den Augenblick das Gold auf dem Continent etwas höher steht, als in England, es sind sehr zufällige und auf keinen Fall dauernde Umstände, welche diese Erscheinung herbeiführten. Holland hat im Geiste großer Voraussicht gehandelt, daß es seine Goldmünzen in Handelswaare umwandelte, denn es war unmächtig gegen England, so wie ihm dieß sein Gold zuschicken wollte; jetzt da das Gold nur als Handelswaare gilt, verbietet sich dieß Zusenden alsbald durch den sinkenden Preis von selbst.

England kommt in eine sehr schwierige Stellung hinein: so vortheilhaft ihm für den Augenblick das Zuströmen von Gold und das baldige Sinken des Goldpreises ist, so lästig kann dieß ihm unter gewissen Eventualitäten werden, und die Frage über die Silber- oder Goldwährung in England wird sich noch lange hinziehen; je länger sich England, durch den augenblicklichen Vortheil verleitet, gegen die Annahme der Silberwährung sträubt, desto schwerer und lästiger wird ihre Einführung werden. Und doch wird sie sich mit der Zeit so nöthig erweisen, wie Peels Bill im J. 1819. Der Grundgedanke dieser letztern ist, daß man im Geldverkehr zu einer metallischen Basis zurückkehren muß, zu einer Basis, die mehr oder minder in der ganzen Welt anerkannt ist. Die Aufstellung eines englischen Nationalumlaufsmittels, das vom Wechselcurs nicht abhänge, und Gold und Silber nur als Handelswaare betrachte, ist ein eitler Traum, dem freilich viele in England nachhängen, weil sie die Nachtheile der jetzigen Goldwährung erkennen und ihr entgehen möchten. England wird die Nachtheile die mit seiner Goldwährung verbunden sind, erst dann in vollem Maaße spüren, wenn der Goldcurs in England und auf dem Continent ein wesentlich verschiedener seyn wird. Wie im J. 1819 der Papiercurs, der durchaus willkürlich war, sich nicht halten ließ, und man zu einem Metallcurs zurückkehren mußte, so wird England von seinem Goldcurs abgehen und die Silberwährung annehmen müssen, so wie das Gold einen ganz willkürlichen zufälligen Werth erhält, einen zufälligen, weil er in England fest und auf dem Continent schwankend seyn wird.

Das Klima von Madagascar.

(Journal of the r. geogr. Society Vol. XX. P. I.)

Das Innere der Insel ist ziemlich hoch, und fällt in schönen Thälern voll von Bächen und Flüssen nach dem Meere hin ab; viele dieser Flüsse sind ins Innere hinein schiffbar, aber ihre Eingänge, namentlich an der Ostseite, fast allenthalben durch Sandbarren gesperrt. Diese verhindern das Hinausfließen der Ströme, und verursachen Sümpfe längs der Seeufer, welche ein halbes Jahr lang pestilentialische Miasmen aushauchen, und das gefürchtete Madagascar-Fieber erzeugen, weßhalb man diesen Landstrich das Europäergrab genannt hat. Das Hochland im Innern gilt dagegen für sehr gesund und seine Bewohner sind diesem Fieber nicht minder als die Europäer ausgesetzt. An der Ostküste hat man zwei verschiedene Jahreszeiten, die schöne, welche im Mai beginnt und Mitte Octobers endet, die schlechte, welche Ende Octobers anfängt und bis zum April dauert. In der ersten ist die Hitze mäßig, starke Winde vom Süden und Südosten wehen den Tag über, nach Sonnenuntergang Süd- und Südwestwinde, welche die Luft erwärmen und die schlimmen Ausdünstungen zerstreuen; der Anblick des Landes in dieser Jahreszeit ist entzückend, und die Provinzen des Innern namentlich sind ausnehmend gesund. Die schlimme Jahreszeit ist der eigentliche Sommer des Landes: die heißesten Monate sind Januar, Februar und März; Gewitter und Regenfluthen überschwemmen das Land; der Wind ist ruhig oder weht nur leicht aus Nordosten während des Tages, aus Norden und Nordwesten während der Nacht. In dieser Jahreszeit brütet die Hitze aus den von den Bergen herabgeschwemmten Thier- und Pflanzenstoffen die tödlichen Miasmen aus. An der Nordwestküste weht der Nordostpassat vom October bis April ohne Unterlaß.

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

II.

(Schluß.)

Wenn man sich von diesen hehren Kunstwerken abwendet, wird man von dem übrigen Reichthum verwirrt. Meister, die an Berühmtheit nur Raphael nachstehen, ziehen die Aufmerksamkeit von allen Seiten an. Das Auge wird von so viel Schönheit geblendet. Erst nach wiederholten Besuchen beginnt man zu unterscheiden und findet sich unter der Fülle dieser Schätze zurecht. Kaum hat man den Versuch gemacht sie in irgend eine Reihenfolge zu bringen. Die beiden ersten Säle, welche sich rechts und links von der Rotunda befinden, enthalten nur spanische Bilder; allein man findet Riberas und Murillos auch in den andern Räumen zerstreut. Jegliche historische Aufstellung, wie in dem Museum zu Berlin, würde bald die Spärlichkeit gewisser Theile, dem Reichthum anderer gegenüber, hervorheben. Wenn man einerseits Hunderte von venetianischen Meisterwerken findet, begegnet man auch nicht einem einzigen Bilde der florentinischen Schule von Leonardo da Vinci, selbst nicht von Fra Angelico da Fiesole. Diese Fülle und diese Armuth erklären sich durch die Art wie die Sammlung gebildet wurde. Es sind die Fürsten aus dem Hause Oesterreich, Karl V und seine drei unmittelbaren Nachfolger, welche beinahe alle Bilder gesammelt haben, um ihre Schlösser damit zu schmücken und nicht um das Volk dadurch zu belehren. Sie folgten daher nur ihrem persönlichen Geschmacke.

Es ist natürlich anzunehmen, daß Philipp II, dieser strenge und bigotte Mönch, die frommen Werke des Perugino und der Gaddi den weltlichen und üppigen Erzeugnissen Venedigs vorziehen mußte. Allein zur Zeit seiner Thronbesteigung hatte Titian alle Welt durch seinen Pinsel bezaubert, und die Sonne seines Ruhmes in vollem Mittagsglanz verdunkelte alle untergeordneten Gestirne am Himmel der Kunst. Um mich einfacher auszudrücken, Titian war in der Mode, und diese gebieterische Gewalt zwang sogar den mönchischen Fürsten, in seinem einsamen Palaste am Guadarrama sich vor ihm zu beugen. Der berühmte Farbenkünstler war zudem der Liebling Karls V gewesen, eine Ursache weiter, daß sein Erbe unaufhörlich seinen Pinsel beschäftigte. Seine Schüler und andere Meister Italiens, minder bekannt und der öffentlichen Bewunderung minder werth, lasen die Brosamen auf, welche von dem königlichen Tische fielen. Diese waren immer noch gewichtig genug, wenn man nach der Zahl venetianischer Bilder schließt, welche sich in den Galerien und den Palästen der Krone finden. Das Museum zu Madrid besitzt allein 15 Bilder von dem Viehspeculanten, Jakob Bassano genannt. Als die venetianische Schule sich ihrem Untergange zuneigte, stieg die flamändische am Horizont empor. Rubens entlehnte den freien Pinsel und die schimmernden Farben des Vecelli da Cadore; allein er gab seinen Gemälden ein neues Leben, indem er die hergebrachten und abgenutzten Formen der italienischen Kunst durch die romantischen Typen ersetzte, welche ihm ein kälterer Himmelsstrich und nordische Sitten darboten. Diese Bilder standen in Einklang mit den angestammten Neigungen der spanischen Fürsten, welchen überdieß durch das Talent ihrer Unterthanen

Digitized by Google

geschmeichelt wurde; ein Theil des Ruhmes, welcher diese umgab, fiel auf den Monarchen zurück. Durch ihre häufigen Aufstände gaben die Flamänder den Statthaltern der Niederlande Gelegenheit, Bilder zu erwerben, ohne sie zu bezahlen. Die bedeutende Menge venetianischer und niederländischer Gemälde, die in Spanien aufgehäuft sind, und welche sich in so vielen Beziehungen gleichen, haben ohne Zweifel zum großen Theil den Charakter der spanischen Malerei zur Zeit ihres Glanzes, wie ihres Zerfalls, bestimmt. Selbst die Reise des Rubens über die Pyrenäen im Jahr 1628 war nicht ohne Einfluß, obgleich er als Gesandter dorthin kam. Allein die Werkstätte des Velasquez sah ihn weit öfter und er verweilte hier länger als im Palaste des ersten Ministers.

So haben die drei großen Schulen von Venedig, Flandern und Spanien, die in Madrid so reichlich vertreten sind, eine enge historische Verwandtschaft unter sich. Die von Bologna, welche ebenfalls eine große Zahl ihrer Werke dem Real Museo geliefert hat, scheint mir nicht recht benannt zu seyn. Es ist einfach eine locale Bezeichnung, ein Collectivname für einen Verein geschickter Eklektiker; der Eklektismus ist aber weder eine Lehre, noch eine Manier. Die drei übrigen aber verdienen den Namen von Schulen, weil sie in der Entwicklung des Naturalismus der letzten toscanischen und römischen Maler unterscheidende Kennzeichen beibehielten, und auf den gemeinsamen Stamm nationale Eigenschaften pfropften. Erstere entfaltet den Glanz und die Pracht, welche stets die halbmorgenländische Herrscherin der Adria umgaben; die zweite spricht die rauhe Fröhlichkeit, die lärmenden Lustbarkeiten der flämischen Völker aus, unter ihrem grauen, fahlen Himmel; die letzte erinnert uns an die heitere Sonne Andalusiens, halbumhüllt von dem düstern Gewölke der Inquisition; sie zeigt uns, daß in Spanien eine geheimnißvolle Tyrannei ohne Unterlaß die Menschen zu dem Aeußersten trieb; der Ernst wurde plötzlich zur finstern Strenge, die Fröhlichkeit zu ausgelassenem Wesen; denn man mußte sich betäuben, um nicht in düsteres Hinbrüten zu versinken.

Glücklicherweise reichte diese unselige Macht nicht bis in den Palast der Könige; sie hätte wohl manches Meisterbild zum Feuertode verdammt, weil der Künstler einen Fuß der Madonna darauf anbrachte, oder irgend einer andern abgeschmackten Ursache wegen. Man meint fast, die spanischen Monarchen, welche nichts zu fürchten hatten, hätten sich ein Vergnügen daraus gemacht, Bilder zu besitzen, welche ihre Unterthanen nicht zu erwerben wagten. Die Sammler sind stets begierig nach dem, was sich nirgends sonst findet.

Die Liebe zur Kunst ist wie ein goldener Faden, der sich durch die düstere Geschichte des Hauses Oesterreich hinzieht. Der Schutz, welcher dem Genius des Velasquez durch Philipp IV zu Theil wurde, rettet sein Gedächtniß von gänzlicher Schmach. Nur zu Madrid vermag man den großen Maler wahrhaft zu schätzen. Er hat fast ausschließlich für die Krone gearbeitet, und seine Werke wurden nicht in der Welt zerstreut; sie kamen nur von einem Ende der Hauptstadt zum andern. Auch hatte bis auf die letzte Zeit dieser treffliche Colorist nur unter seinen Landsleuten einen Ruf. Seine Gemälde wurden nicht nach Frankreich gebracht, und haben auch nicht den häßlichen Firniß, womit so manches Meisterstück überschmiert wurde. Sein ältestes Bild (Nr. 527) stellt den berühmten Gongoro dar, den er 1622 während seines ersten Besuches zu Madrid malte, als der Dichter 61 und der Künstler 23 Jahre zählte. Die bekannte Schmiede des Vulcan wurde 1630 zu Rom ausgeführt. Wenn man an die Stelle des Phöbos, der auf der Schwelle steht und lächelnd die Leichtfertigkeiten der Venus verkündigt, ein Pferd setzte, das beschlagen werden soll, hätte man ein treues und prächtiges Bild von der Werkstätte eines Hufschmieds.

Velasquez vollendete ohne Zweifel zur selben Zeit die Reihe von Landschaften aus der Umgegend von Rom.

Er malte 1639 die Kreuzigung mit der täuschenden Nachahmung der Fasern und Knorren im Holze. Die Haare des Erlösers hängen unordentlich auf einer Seite des Gesichts, eine Anlage die man auch in seiner Dornenkrönung bemerkt. Das Bild der Isabella von Bourbon zu Pferde ist vom Jahr 1643. Bei seiner zweiten Rückkehr von Rom 1651 malte er das Bild Philipps IV mit einem Gewehr. Der König hatte es jedem andern untersagt, sein Bild zu malen, ne quis se praeter Apellem pingeret, und da er die Leidenschaft oder die Narrheit sich malen zu lassen gehabt zu haben scheint, ertrug er nur ungerne die Abwesenheit des großen Mannes. Unter seinen Hauptwerken stellt eines der letzten Las Meninas oder die Hofdamen der Königin dar; es wurde 1656 gemalt, vier Jahre vor seinem Tode. Die beiden berühmten Bilder „die Einnahme von Breda“ und „die Trinker“ genannt, zeigen die Schmiegsamkeit seines Talents. Andrerseits muß ich gestehen, daß die Krönung der Jungfrau, von der man so viel Rühmens macht, mir als ein kaltes, flaches und plumpes Werk erschien, das sich ebenso unwürdig des Gegenstandes, wie des Meisters darstellt.

Italien scheint auf die Manier des Velasquez nicht den geringsten Einfluß geübt zu haben. Mit 60 Jahren malte er das Bild Philipps IV in demselben Style, den er 37 Jahre früher bei dem Kopfe des Gongoro angewendet hatte. Nec imitator, nec imitabilis. Das königliche Museum enthält 62 Stücke von Velasquez und 46 von Murillo. Wir möchten gerne den Besuchern den Rath geben, zuerst ihre Neugierde an den Hauptwerken dieser beiden großen Meister zu befriedigen, und dann chronologisch die einheimische Malerei zu studiren, indem sie mit den ersten Nachahmungen italischer Kunst beginnen, und den Fortschritt der spanischen Schule bis zum Moment ihres höchsten Glanzes verfolgen, wo sie sich in ihrer eigenen Fruchtbarkeit erschöpfte. Selbst ohne aus dem angegebenen Kreise zu treten, wird der Historiker leider einige Lücken gewahr. Die Galerie besitzt nur ein Bild von Roëlas, und nicht eines von Luis de Vargas. Die Werke des Juanes, Moralès, Pantoja de la Cruz erscheinen viel älter als sie es wirklich sind. Die Ecce Homo des Morales sind nicht ohne Aehnlichkeit mit denen des Correggio, aber durchdachter und gedehnter. Lange ist die spanische Kunst in die Fußstapfen der italienischen getreten, aber in weiter Ferne von ihren Vorbildern. Sie nahm allmählich und blindlings die Formen florentinischer, römischer und venetianischer Meister an. Ihre goldene Zeit entspricht dem Verfall der italienischen Malerei. Der Fremde, welcher nach der iberischen Halbinsel kömmt, bildet sich ein, daß der vorherrschende Charakter der einheimischen Schule eine düstere Trauer sey, und läßt nur Murillo und Velasquez als Ausnahmen gelten. Die Bilder des Ribera und sein Beiname Spagnoletto, der aus ihm den Typus spanischer Malerei macht, haben dieses Vorurtheil verbreitet. Seine Werke wurden übrigens unter dem Himmel der milden Parthenope, fern von allen Einflüssen des heimathlichen Bodens, geschaffen. Die spanische Galerie des Louvre verursacht denselben Eindruck, aber man thäte Unrecht ihm nachzugeben. Der geistreiche Baron, welcher der Agent Louis Philipps in dieser Angelegenheit war, scheint mir nicht einen sehr katholischen Geschmack gehabt zu haben, und hat oft sehr theuer einige Quadratfuß voll Geschmier, mit pomphaften Namen bekleidet, bezahlt. Die Werke der spanischen Meister von ächtem Blute, ein Navarrete, Cano und Roëlas haben ein Ansehen von Lebenslust und Gesundheit, eine Kraft der Ausführung, welche jedermann überraschen. Auch sie hatten kein leichtes Spiel, und die Inquisition band ihnen die Hände. Wenn man die der modernen Künstler Aparicio und Anderisa gebunden hätte, würde man einige Hectaren unschuldiger Leinwand gerettet haben. Ihre breiten Schmierereien nehmen die besten Stellen in den Galerien ein und ziehen die öffentliche Aufmerksamkeit an sich, besonders die Hungersnoth in Madrid, welche den pseudoclassischen Ausdruck hat, welcher dem Theatre français und dem französischen Kaiserthum eigen ist. Der armselige Nachahmer hat die Fehler seines Meisters David noch übertrieben und seine Stärke in Schwäche verwandelt. Es ist die Auflösung einer fatalen Schule, der man nur eine ewige Ruhe wünschen kann, indem man sich für immer von ihr wendet.

Katholische Universität in Irland. Die Synode der katholischen Bischöfe zu Thurles hat den Beschluß gefaßt eine römisch-katholische Universität zu gründen, zu welcher ein Dr. Cantwell 11,000 Pfd. St. beisteuerte, und die Geistlichkeit zwei Procent von ihrem Einkommen zahlen soll. (Liter. Gaz. 14 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 230. 25 September 1850.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Zweiter Artikel.

Wenn der Ausgang der Wahlen einen wirklichen oder fingirten Zornesausbruch der sogenannten gemäßigten Partei veranlaßte, so dürfen wir nicht annehmen, daß die Führer und Leiter sich gleichfalls vom Zorn hinreißen ließen. Was ihre Plane seyn mögen, das liegt noch immer im Dunkeln; bis jetzt hatten sie insoweit ihren Zweck erreicht, daß der Präsident und die republikanische Partei in offener Feindschaft einander gegenüberstanden, und an eine Ausgleichung nicht zu denken war. Perfid genug wurde, sobald die Plane gegen die Presse auftauchten, das Gerücht, nicht die Führer der Majorität, sondern die Regierung habe dieselben ausgearbeitet, emsigst verbreitet, obgleich es in die Augen springen mußte, daß ohne ihre Zustimmung solche Maaßregeln nicht durchzuführen waren, und daß dieselben, wenn sie auch nicht von ihnen ausgegangen seyn sollten, ihnen doch zuvor mitgetheilt und ihre Billigung erhalten haben mußten. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß diese Führer, in der vollen Ueberzeugung, daß diese Republik doch ein ganz unhaltbares Ding sey, einen solchen politischen Imbroglio herbeiführen wollten, daß sie im Verlauf desselben, in der Noth und Verlegenheit des Augenblicks, eine Lösung in ihrem Sinne herbeiführen könnten; dabei lag ihnen aber die Verpflichtung ob, die Staatsgeschäfte, namentlich die Finanzen, in einem möglichst leidlich geordneten Zustand zu erhalten, und keinen rohen Ausbruch zu gestatten. Die grobe Unkenntniß der Verwaltung, und namentlich des Finanzwesens, die sich auf Seite des Bergs kundgab — die eigentliche Linke, Dufaure, Cavaignac u. s. w. verhielt sich zwischen den streitenden Parteien größtentheils schweigend — machte ihnen diese Aufgabe im Ganzen genommen leicht, und so konnte z. B. Hr. Mortimer Ternaux die Extravaganzen eines Pelletier und eines Hrn. Mathieu, der von Ersparung von 600 Millionen gefabelt hatte, einer schneidenden, niederschmetternden Kritik unterwerfen. Solche Vortheile waren in moralischer Beziehung nicht gering anzuschlagen, reichten aber bei der Unruhe der Gemüther nicht aus; in einer ruhigen Zeit hätte man solche Fabelhanse, wie Hrn. Mathieu gar keiner Antwort gewürdigt, oder sie mit einem Sarkasmus abgefertigt; daß Mortimer Ternaux sich die Mühe geben mußte, den Unsinn mit schlagenden Zahlen nachzuweisen, zeugte, eben so wie die Nothwendigkeit in der sich Hr. Thiers das Jahr zuvor befunden hatte, das Recht des Eigenthums nachzuweisen, schon für einen fatalen Zustand eines Theils der öffentlichen Meinung, denn nur bei einer großen Verirrung dieser öffentlichen Meinung braucht man die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, die über alle Staatsformen hinausliegen, noch besonders darzuthun. Der Fehler lag, genau betrachtet immer in dem übermäßigen Gewicht von Paris, und in der geistigen und politischen Vernachläissigung der Departements. Gegen das erstere konnte vorerst kein Mittel helfen als die Gewalt, und dafür war Changarnier völlig der Mann. In Bezug auf den zweiten Punkt ist es eine interessante Erscheinung, daß der Vorschlag auftauchte, im Fall eines Aufstandes in Paris die Departementalbehörden und Departementalräthe mit politischer Machtvollkommenheit über ihre Districte zu bekleiden. Der Vorschlag ward nicht weiter verfolgt, und war wohl auch nur eine Weisung an die Departements, was sie in einem solchen Fall zu thun hätten.

Unter diesen Umständen kann man die Maaßregeln gegen die Presse, wie sie schon gleich nach der Mitte März in Vorschlag, aber erst weit später zur Berathung und Ausführung kamen, nur tadeln. Abgesehen von dem Gehässigen, was solchen Maaßregeln gegen die Presse immer anhängt, traf man den Freund viel schlimmer als den Feind: der größere Theil der Departementalpresse gehörte der gemäßigten, ja der entschieden monarchischen Partei an, und in Paris konnten die schärfsten Maaßregeln wenig helfen und nur schaden, denn einerseits sind die Communicationsmittel einer solchen Stadt so groß, daß man bis zu einem gewissen Grade der Presse entbehren kann, anderntheils mußte die Benachtheiligung der Departementspresse der Presse der Hauptstadt zu gute kommen, wo die Leichtigkeit Actien zusammenzubringen die heftigsten Blätter auf dem Laufenden erhalten konnte, während in den Departements die öffentlichen Blätter gewöhnlich nur Einen Eigenthümer haben, der die nöthigen Mittel zu der Caution und Vorausbezahlung des Stempels schwer aufbringt. Die Presse der gemäßigten Partei widersetzte sich deßhalb vorerst einstimmig dem vorgeschlagenen Gesetzentwurf, und die öffentliche Meinung zeigte sich so entschieden gegen die Regierung, daß noch vor Ablauf des März das Gerücht von einem Ministerium Dufaure wieder auftauchte, woran jedenfalls kein wahres Wort war. Die öffentliche Stimmung zeigte sich gedrückt, und nicht bloß die Börse war unruhig: in den politischen Salons gab sich eine Verstimmung kund, die jedenfalls nichts Gutes weissagte, denn sie zeugte für die Unsicherheit der Zukunft.

Von ganz anderer Bedeutung und möglicherweise von viel größerem und sichererm Erfolg war ein Vorschlag, mit welchem sich das Ministerium seit einiger Zeit trug, über das politische Domicil. In Frankreich verschmilzt Orts- und Staatsbürger-

Digitized by Google

recht, und jeder kann sich ohne weiters ansiedeln wo er will. Man hat dieß als einen Triumph neuerer Staatsweisheit gepriesen, aber es hat sich bis jetzt schlecht bewährt. Der Drang des Landvolks nach den Städten, wo man durch leichtere Arbeit, als durch die mühsame des Landbaues, sich seinen Unterhalt zu erwerben hofft, entzieht dem Landbau viele Arbeiter und häuft sie in den Städten an, wo sie den Taglohn unmäßig drücken und sehr leicht der Gemeinde zur Last fallen; aber welche Verpflichtung, als die Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, kann die Gemeinde bei der Versorgung der Armen haben, die ihr zuströmen, ohne daß sie es hindern kann und darf? Das Uebel ist natürlich in Paris am größten, und viele Tausende stehen hier Morgens auf ohne zu wissen wovon sie den Tag über leben sollen; die geringste Störung im Handel und der Geschäftsthätigkeit wirft, wie der technische Ausdruck lautet, Tausende auf das Pflaster, und schafft denen, welche die Ruhe stören wollen, für wenig Geld eine stehende Armee. Da man billiger Weise die Gemeinden nicht zur Erhaltung der in ihrem Schooße befindlichen Armen zwingen kann, weil man ihnen keine Macht gibt, das Zuströmen derselben von außen her zu verhindern, so wird die öffentliche Unterstützung nothwendig zur allgemeinen Staats- statt zur Gemeindesache. Daher die zahllosen Theorien und Plane hinsichtlich der Unterstützung von Armen und Nothleidenden und über den Umfang der Pflichten des Staats — Plane von denen man die ausschweifendsten mit dem Namen socialistischer und communistischer Ideen belegt hat, von denen aber die besten gleich wenig taugen, denn die Verwaltung eines sich über ein ganzes Reich erstreckenden Staatsarmenwesens wird zum Unding. Dahin wird man aber durch die logische Consequenz der Aufhebung von Staats- und Ortsbürgerrecht geführt, und Hr. Thiers hat in seinem bekannten Bericht über die öffentliche Unterstützung den schlimmen Folgen Rechnung tragen müssen, während M. Chevalier mit Glück als sein Gegner auftrat, und die Gemeinde, die Localbehörden, hauptsächlich als die nothwendigen Leiter des Armenwesens hinstellt. Thiers steht mit seinen Ansichten auf dem Boden des positiven Staatsrechts, M. Chevalier auf dem Boden der natürlichen Verhältnisse, welche früher oder später das Staatsrecht umändern müssen. Es ist sehr charakteristisch, daß die Regierung nicht mit einem directen Vorschlag über das politische Domicil auftrat, denn sie hätte das bisherige französische Staatsrecht angreifen müssen, sondern sie bekämpfte nur die eine Folge des Uebels, den Aufenthalt eines so zu sagen heimathlosen Haufens in den großen Städten, und schnitt diesem Haufen, der der Verführung am zugänglichsten war, das politische Wahlrecht ab. Indeß auch diese Maaßregel fällt, wie die gegen die Presse, schon in eine spätere Zeit, und es ist nur charakteristisch, daß so frühe schon alle Zwangsmaaßregeln durchgesprochen wurden; die Mehrzahl derselben, namentlich die Beschränkung des Wahlrechts, läßt sich leicht bis zur Zeit der bonapartischen Botschaft verfolgen, und Fouquier d'Herouels Vorschlag am Ende Novembers war das Vorspiel. Dieser ging nämlich darauf hinaus, den Einzelnen die Wahl in ihrer Gemeinde möglich zu machen, und sie nicht zu nöthigen, nach ihrem Cantonshauptort oft mehrere Stunden weit gehen zu müssen. Gerade der an seinem Besitz und Geschäft haftende Bürger und Bauer scheut diesen Aufwand von Zeit und Mühe, während der müßige Lungerer und Wirthshausgänger sich ein Vergnügen daraus macht; die Wahllisten hatten gezeigt, daß durch die Wahl an den Cantonshauptorten die Zahl der Wähler mehr und mehr abgenommen hatte, und die Wahl an manchen Orten in die Hände eines turbulenten, müßigen Haufens gerathen war. Fouquier d'Herouels Vorschlag ward trotz des heftigen Widerspruchs des Bergs angenommen, und man kann denselben als einen Vorläufer der viel spätern Maaßregeln in Betreff des politischen Domicils betrachten, gelegentlich bemerkt ein Beweis, wie wohl berechnet die Schritte der Führer waren: das Heft sollte den Unruhstiftern durch die Wahlen entrissen werden.

Einer der Vorsprecher der Ordnungspartei, Hr. Eugene de Forcade, hatte schon am 1 Dec. (Revue des deux Mondes) einen Artikel veröffentlicht unter dem Titel: „der vierte Act der Februarrevolution." Ob er so offen und wahr sich aussprach, als er das Wort haben wollte, mag dahin gestellt bleiben, bezeichnend für die Verhältnisse und vielleicht für die Plane ist aber folgende Stelle. „Im Jahre 1852 wird man zweimal, vielleicht dreimal an das allgemeine Stimmrecht appelliren, zur Wahl eines Präsidenten, einer legislativen Versammlung und vielleicht einer Versammlung zur Revision der Constitution. Man muß annehmen, diese Probe gehe vorüber ohne heftigen Stoß, und Frankreich gelange ruhig bis zum Ende dieser zwei Jahre. So lange Zeit bedarf es wohl, um sich zu dieser Krise vorzubereiten, denn der Erfolg hängt unfehlbar von dem Benehmen ab, das die Parteien von nun an einschlagen. Man kann jetzt schon sagen, daß zwischen der Partei der Ordnung und der Revolution die Probe entscheidend seyn wird, denn es handelt sich um die Frage über die Reconstituirung der Regierungsgewalt. Wenn das Princip der Constitution-Marrast siegt, wenn ein neuer Candidat für die Präsidentschaft gewählt wird, so dauert die Revolution fort; cassirt aber das Scrutinium des Volks die Constitution-Marrast, so ist das Princip der Reconstituirung der Gewalt gewonnen, und die Revolution in ihrer Grundlage, der Unstätigkeit der Regierungsgewalt, besiegt." Das heißt mit andern Worten, es soll zu keiner zweiten Präsidentschaft kommen. Ob der weitere Verlauf des Artikels, worin die Fortdauer der Regierung Napoleons vorgeschlagen wird, aufrichtig gemeint ist, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, jedenfalls wird Ludwig Napoleon nur als Mittel zum Zweck zur Reconstituirung der Monarchie betrachtet und behandelt. Vergleicht man diese Ansichten mit den zahlreichen Erklärungen der Generalräthe der Departements für eine baldige Revision der Verfassung, so ergibt sich der Plan mit ziemlicher Sicherheit; man will für das nächste Jahr eine constituirende Nationalversammlung berufen, und um dieß zu erreichen, erklären sich jetzt schon die Generalräthe dafür, damit die gesetzgebende Versammlung moralisch gezwungen werde die Wahl einer solchen zu beantragen. Dadurch gewinnt der wunderliche Antrag Larochejacqueleins vom 28 März, die Nation über ihre Regierungsform abstimmen zu lassen, an Bedeutung. Es war, wie die Franzosen sich in ihrer politischen Phraseologie ausdrücken, un ballon d'essai, hingeworfen in einer gewissermaßen leichtfertigen Weise, aber jedenfalls um anzuzeigen, daß die Nation die Republik nicht definitiv als Regierungsform angenommen habe. Es war in anderer Form die Erklärung des camäleonartigen Girardin vor dem Scherbengericht der socialistischen Wähler, daß er das allgemeine Stimmrecht über die Republik stelle, was nichts anders heißen wollte, als: habt ihr uns durch ein Taschenspielerkunststück die Republik aufgehalst, so können wir sie auch wieder umstoßen.

Diese herrschende Ansicht, dieses allgemeine Gefühl beweist nichts anders, als daß Frankreich noch mitten in der Revolution ist, in einer Gährung, wobei die augenblickliche Form durchaus nicht als eine dauernde betrachtet wird, und man den

Digitized by Google

Augenblick ablauert, wo sie mit guter Art geändert werden kann. Indeß ist jedenfalls so viel für Frankreich errungen, daß man alles aufbieten wird, um diese Veränderung, wenn sie eintreten soll, unblutig, d. h. durch das Spiel der jetzt vorhandenen Gewalten und Rechtsmittel eintreten zu lassen. Ob nicht dennoch die Republik bestehen bleibt, aus Noth, weil man sie rechtlich nicht umstoßen kann, ist eine andere jetzt nicht zu beantwortende Frage. Ludwig Napoleon aber scheint um seine politische Existenz gespielt zu haben: daß ihn die Republikaner nicht wollen, steht fest, daß die Legitimisten ihn nicht wollen, ist mehr als bloß wahrscheinlich, und daß in einem solchen Falle die Orleanisten ihn auch nicht einmal als pis aller gebrauchen können, ist sicher. Was also Hr. Ludwig Bonaparte mit seinen Decembristen, einer geworbenen Schaar, deren Constituirung schon in den Januar dieses Jahres zurückzugehen scheint, erreichen will, ist nicht wohl abzusehen; eine solche Schaar ist für so alte Praktiker, wie Thiers, und solchen Leuten, wie Changarnier gegenüber, nicht zu fürchten, und überhaupt im allgemeinen anzunehmen, daß alles, was zu Paris mit dem Buchstaben und dem Geist des Gesetzes und Rechts ausgeführt wird, fürerst noch in Frankreich gelten, und kein Widerstreben einzelner Parteien, einzelner Departements oder einzelner Städte dagegen wird aufkommen können. Aus diesem Grunde ist die bonapartische Prätorianerschaar in Blousen, welche ihr vive le Président! vive Napoleon! brüllt, eine Lächerlichkeit. Es handelt sich in Frankreich um zwei mächtige Parteien, die Legitimisten, welche im Süden und Westen ein Uebergewicht üben, und die Orleanisten, welche es im Norden und Osten besitzen; zwischen beiden mitten inne steht der Republikanismus, der in ganz Frankreich Anhänger hat, wenn auch nicht in so großer Masse, um eine eigentliche Partei zu bilden, aber er hat im Augenblick einen wichtigen Rückhalt: er ist im Besitz, und dieß kann möglicherweise entscheiden, wenigstens dann wenn sich Legitimisten und Orleanisten durchaus nicht über die nächste Zukunft verständigen können. Dieß ist die große Frage. Thiers, Molé, Berryer und Montalembert, die Burggrafen, sind bis jetzt sehr einträchtig verfahren, aber hatten, wie wir gesehen, nicht immer ihre Heerde hinter sich gehabt; doch deutet diese Einträchtigkeit darauf hin, daß man sich in den höhern Regionen verständigt hat. Ist dieß der Fall, dann ist Ludwig Bonaparte und die Republik fertig, worauf auch die Ereignisse vom April bis September an die wir jetzt kommen, zu deuten scheinen, denn neben den herbsten Maaßregeln gegen die Republikaner tritt ein unverhehlbares Mißtrauen und eine entschiedene Abneigung gegen den Präsidenten hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

III.

„Haben Sie ein Stiergefecht gesehen? Haben Sie einen Banditen gesehen?“ Dieß sind die ersten Fragen, die man an Euch richtet, wenn Ihr aus Spanien heimkehrt. Bisweilen fragt ein Geistlicher über den Tisch herüber, ob ihr ein Autodafé gesehen. Allein da diese beiden letztern Artikel nicht mehr in der Mode sind, ist das Stiergefecht das einzige Ziel spanischer Neugierde. Bei meiner Vorliebe für landesübliche Sitten und Gebräuche war auch ich sehr begierig, dem ersten dieser Schauspiele anzuwohnen, welches während meines Aufenthalts stattfinden sollte. So sucht der frischgelandete Tourist in England in den Times die Ankündigung eines Boxerkampfes.

In Spanien können die Dinge nicht in einem Winkel vor sich gehen. Gerade als ich meinen ersten Spaziergang durch Madrid machte, wurde ich große Anschlagzettel an den Hauptplätzen gewahr, um die sich Neugierige schaarten. Sie berichteten den würdigen Einwohnern der Stadt, daß ein Stiergefecht würde abgehalten werden, folgenden Montags präcis um fünf Uhr Abends, wenn das Wetter es gestatte. Mehrere Bürger, welche es gefällig übernahmen mir eine Eintrittskarte zu verschaffen, luden mich in ihre Gesellschaft ein. Ich nahm dieß gerne an, um stets jemand zur Seite zu haben, der mir alle die Erklärungen geben konnte, welche meine barbarische Unwissenheit nöthig machte. Auch waren meine Gefährten mir in der That sehr von Nutzen. Der Tag brach an, der Tag, welcher das Schicksal von sechs Stieren und einer beliebigen Zahl ihrer Gegner entscheiden sollte. Das Wetter war so gefällig die Abhaltung des Festes zu gestatten, und man darf mit Recht sagen, daß es in Spanien beständig diese Gewohnheit hat. Eine halbe Stunde vor dem Kampfe verließen wir das Gasthaus, von lebhafter Neugier getrieben. Die ganze Stadt war auf den Beinen; wer einen Platz bezahlen konnte, wanderte nach der Arena, die andern sahen die fröhliche Menge vorüberziehen. Omnibusse fuhren da und dorthin, setzten eine Schaar Zuseher ab, und holten andere herbei. Wir riefen einen derselben an; man gestattete uns fünf Secunden, um hineinzukommen, ein Wagstück das wir vollbrachten auf die Gefahr uns Arme und Beine zu brechen, und wir wurden augenblicklich im dreifachen Galopp entführt, glücklich einen Platz gefunden zu haben, und ohne zu untersuchen, wie viele Mitfahrende der Wagen eigentlich hätte enthalten sollen. Wir stiegen außerhalb des Thores von Alcala ab, einem reichen Triumphbogen, der die Siege Karls III verherrlicht, welche ohne dieses Monument dem Gedächtniß der Nachwelt entgangen wären. Nahe dabei befindet sich die Plaza de Toros, nach der wir in schuhtiefem Staube und zwischen zwei Reihen Cavallerie hinwateten. Das Amphitheater ist ganz schmucklos. Alexander Dumas vergleicht es einer Pastetenkruste, eine würdige Vergleichung dieses großen Mannes, der erfahrener in der Küche als in der Literatur ist, denn er macht ohne Mitarbeiter ganz eßbare Salamis und Omeletten. Da uns die Neugier besonders ins Innere trieb, hielten wir uns nicht lang beim Beschauen des Aeußern auf. Das Gedränge schob uns überdieß vorwärts, und mit Geduld und Ellenbogenstößen stiegen wir die Stufen hinan, durchstreiften die Corridors und fanden uns endlich in der Arena. Wir nahmen die besten Plätze, vorne auf dem Balcon und im Schatten. Die Karten haben drei verschiedene Preise: für die, welche vor der Sonne Schutz haben wollen, für jene, welchen sie ins Gesicht scheint oder solche, welche sie nur von der Seite trifft. Ein Eingeborner des Landes, der an die spanische Sonne gewöhnt ist, kann allein die Lichtströme aushalten, welche sie über sein Haupt ausgießt; ein Fächer für zwei Pence ist eine schwache Abwehr gegen solche Gluth. Indeß sind alle Plätze besetzt, in der Voraussetzung, daß das Schauspiel diesesmal von besonderer Wichtigkeit seyn soll. Es sind ungefähr 15,000 Personen anwesend und eine große Anzahl Damen auf dem Balcon. Die Loge der Königin ist mit Karmoisinsammt und Goldfranzen ausgeschlagen, denn Ihre Majestät liebt die Volksbelustigungen, und das Volk weiß ihr Dank dafür. Ganz nahe steht der Armstuhl des Präsidenten, welcher das Zeichen zum Kampfe gibt. Diese Art von Schauspielen wurde durch die Andalusier erfunden, und es ist guter Ton, in der andalusischen Nationaltracht dabei zu erscheinen. Man sieht daher da und dort Leute in dieser Kleidung.

Aber still! die Thüre geht auf, und ein Alguazil, ganz schwarz gekleidet, sprengt in seinem Mantel auf andalusischem Pferde in die Bahn. Dieser ernste Amtsbote wird mit spöttischen Ausrufungen empfangen, denn man hält ihn für ebenso wenig zum Centauren geeignet, als einen englischen Alderman; seiner Profession nach ist er unfähig fest im Sattel zu sitzen. Ungeachtet dieses boshaften Geschrei's, das sein Pferd erschrecken soll, gelangt der Vertreter der öffentlichen Ordnung dennoch ohne Unfall bis an die Loge des Präsidenten, nimmt seinen Hut ab mit der Höflichkeit eines Gendarmen, und fängt einen Schlüssel auf, welchen ihm die Erlaucht zuschleudert. Läßt er diesen fallen, was bisweilen geschieht, so wird er mit noch abscheulicherem Schreien empfangen als zuvor. Dieser Schlüssel schließt den Stieren den Eingang der Kampfbahn auf; er grüßt aufs neue und entfernt sich mit majestätlicher Miene. Nun treten die zweibeinigen Helden des Tages auf; die drei Matadore, gefolgt von

Digitized by Google

einem Duzend Chulos oder Bandilleros, in seidenen Strümpfen, kurzen Beinkleidern mit gestickten Jacken. und in grellfarbigen Mänteln. Hinter ihnen schreiten die Picadores einher, ausgestopft und wattirt bis zum Ungeheuerlichen; diese sind mit langen Spießen bewaffnet, und tragen Hüte mit breitem Rande. Wenn sie sich vor dem Präsidenten verneigt haben, stellen sie sich am Ende des Kampfplatzes auf, und bald herrscht das tiefste Schweigen unter der Menge. Es ist dieß nicht eine gewöhnliche Stille, die Abwesenheit von Geräusch — nein etwas positives, erhabenes und tiefes, etwas das bis auf einen gewissen Punkt Schauder erregt. Alle Blicke sind nach unten gerichtet auf das Thor, welches sich öffnen soll; es folgt eine Pause, ein Moment der Erwartung, der ein Jahrhundert zu dauern scheint, dann stürzt plötzlich der ersehnteste der Schauspieler, der Stier auf den Schauplatz; ein Schrei, den man sonst nirgend hört, erschüttert den Boden; 15,000 Kehlen vereinigen sich zu einem einzigen Ausrufe. Die sechs Stiere de la Muerte, wie sie der Zettel benennt, wurden während der Nacht in einen kleinen Hofraum nächst des Amphitheaters gebracht; man hat sie den ganzen Tag ohne Nahrung gelassen, um durch den Stachel des Hungers ihre natürliche Wildheit anzuspornen. So wie sie die Schwelle überschreiten, befestigt eine geschickte Hand mittelst einer Angel eine Bandschleife an ihren Schultern, deren Farbe den Eingeweihten angibt, aus welchem Gehege sie kommen. Der Stich der Eisenspitze gibt dem Thiere einen Vorgeschmack von dem tödlichen Kampfe, dem es entgegengeht. Sobald es mitten in die Umzäunung gelangt ist, bleibt es stehen und wirft scheue Blicke um sich her, als ob das Gebrüll der Menge es einschüchterte. Dann beugt es den Kopf und stürzt sich auf einen Picador, der es mit vorgestreckter Lanze erwartet. Das muthige Thier nimmt die Wunde hin, ohne sie zu beachten, schiebt die Lanze bei Seite als wäre sie ein Schilfrohr und seine Hörner in die Weichen des Pferdes tauchend, verdoppelt es seine Stöße und zerarbeitet die Eingeweide seines Opfers in wilder Wuth. Einen Augenblick wird Pferd und Reiter in die Luft gehoben, dann stürzen sie schwer in den Sand. Nun kommen die Chulos ihnen zu Hülfe; die einen reizen den Stier mit ihren rothen Tüchern und locken ihn nach einer andern Seite hin; die andern kommen dem Picador zu Hülfe und stellen ihn auf seine Füße, was seine ausgestopfte Kleidung ihm selber unmöglich macht. Auch das arme Pferd erhebt sich, wenn es nicht in irgend einem edeln Theile getroffen wurde; der Picador setzt sich abermals in den Sattel und führt es ganz schwankend zu neuem Kampfe. Während dieser Zeit hat der Stier mit blutgetränkter Stirne einen neuen Stoß erhalten und einen andern Feind niedergeworfen. Die mörderischen Spiele dauern so fort bis es dem Präsidenten bedünkt, daß eine hinlängliche Anzahl von Pferden getödtet worden ist; er gibt ein Zeichen, die Trompeten erschallen und einer der Chulos tritt mit den Banderillas vor. Dieß sind hölzerne drei Fuß lange Stäbe; an einem Ende flattern farbige Papierstreifen, ein Pfeil mit Widerhaken ist an dem andern befestigt. Es handelt sich darum zwei dieser Wurfgeschosse nach rechts und links in die Schultern des Thieres zu schleudern. Um dieses zu vollbringen, muß der Chulo sich einen Augenblick dem Thiere gegenüberstellen, was das Unternehmen gefährlich macht. Jede neue Wunde reizt es zu neuer vergeblicher Wuth, obgleich seine Kräfte sichtlich abnehmen. Bald hört man abermals Trompetenschall und der letzte Aufzug des Trauerspiels beginnt. Der Matador, welchem obliegt den Stier zu tödten, nähert sich dem Balcon mit dem Degen in der Hand in scharlachrothem Mantel; er bittet um Erlaubniß sein Amt zu vollbringen. Wenn er diese erlangt hat, schleudert er seinen Hut mit halb komischer Entschlossenheit nach dem andern Ende des Kampfplatzes, stellt seine Gehülfen auf und befiehlt ihnen das Opfer an den Ort zu locken wo es sterben soll; hier tritt er ihm denn ganz allein entgegen. In diesem Augenblick scheint die Welt in jene primitive Zeit zurückversetzt, wo der Mensch dem Thiere die Herrschaft streitig machte. Ruhige Ueberlegung steht wüthender Gewalt gegenüber, kämpfend um ihr Leben und die Ehre des Sieges.

Während einigen Secunden halten sich die beiden Gegner unbeweglich einige Fuß von einander entfernt, der Mensch mit ruhiger Haltung und verächtlich aufgeworfener Lippe, das Thier mit blutunterlaufenen Augen, welche wild in ihren Höhlen rollen. Endlich rafft der Stier sich auf, der Matador hält ihm seinen Scharlachmantel entgegen, und die Bestie erschöpft ihre Wuth in der leeren Luft; sie kehrt zum Angriff zurück und wird aufs neue getäuscht. Die Fehlstöße wiederholen sich; der ohnmächtige Grimm des Vierfüßlers wächst. Plötzlich findet er sich in bedrohlicher Lage; der tödliche Stahl schimmert über seinem gebogenen Haupte und dringt dann bis ans Heft zwischen beide Schultern hinab. Das Thier stößt dumpfes Gebrüll aus, einen Moment später spritzt ein Blutstrahl aus Maul und Nüstern; langsam sinkt es in die Kniee und fällt auf den Sand, während die breiten Weichen krampfhaft beben; das Leben flieht allmählich, wie die sich zurückziehende Meeresfluth. Kriegerische Musik und ein donnerndes Beifallrufen begrüßen den Sieger. Eine geringe Zahl denkender Menschen nimmt allein Theil an dem Opfer, dem Sinnbild der Stärke, das die List überwältigt. Ein Diener mit einem Messer bewaffnet schleicht sich alsdann zu dem Stier, sticht ihn in die Kehle und endigt seinen Todeskampf. Er, vor dem man vor kurzem noch zitterte, liegt regungslos da. Vier Maulthiere prächtig aufgezäumt und eines hinter das andere gespannt, werden in die Bahn geführt. Man bindet den Stier an den Hörnern fest und treibt die Mäuler an; sie machen die Runde um den Kampfplatz, die schwere Leiche schleppend, welche eine Furche zieht und eine blutige Spur hinterläßt; wenn sie dem Thore gegenüber gelangen, durch welches sie hinaus sollen, läßt man sie im Gallopp laufen und sie sind mit ihrer Last einige Minuten später verschwunden.

Zu Juvenals Zeiten waren die Christen nicht bloße Zuschauer in den Amphitheatern; sie mußten hinabsteigen, um dort das schwerste Verbrechen der Menschen abzubüßen, das Verbrechen neue Ideen zu hegen. Mit welch scheußlicher Lust sahen jene, die sie nicht widerlegen konnten, sie hinsterben! Und wenn man bedenkt, daß diese feigen und blutdürstigen Triumphe sich zu allen Zeiten wiederholen! Und wir Christen, deren Sitten gemildert seyn sollten, mit welchen Gefühlen sehen wir den Kämpfen des modernen Circus zu? Das Blut, welches fließt, die hängenden Eingeweide erregen uns anfänglich einen von Ekel begleiteten Widerwillen; aber diese Empfindung geht vorüber, und wie sie sich vermindert, folgt ihr wildes Gefallen; die Augen können sich nicht mehr abwenden, die Einbildungskraft glüht, der Herzschlag wird rascher, verrätherische Zeichen, welche verkünden, daß das wilde Thier in uns erwacht, dieses reißende Thier, das wir einzuschläfern, aber nicht abzutödten vermögen, das früher oder später aus seinem Schlummer mit schrecklichem Brüllen nach seinem Raube erwacht.

Man darf aber nicht glauben, daß ich während des Stiergefechtes Zeit zu all' diesen Reflexionen hatte. Kaum schloß sich eine Thüre hinter einer Leiche zu, als eine andere sich für einen neuen Kämpfer aufthat. Sie waren alle sechs gefallen. Reine Demokratie herrscht bei diesen Spielen. Der Willen der Masse ist die höchste Macht, welcher der Präsident gehorcht. Er gebietet, daß die Hunde hereingelassen werden. Drei Stunden sind auf solche Weise hingegangen, ohne daß ich es gewahr wurde; drei Stunden voll Siegesruhm und Blutvergießen. Alles bewegt sich in dem weiten Circus außer einigen Leichen, deren Glieder mehr und mehr erstarren; nichts ist stumm als der Schatten, der sich allmählich über die Schranken ausdehnt, und über drei Viertheile der Zuschauer seine angenehme Kühle verbreitet. Und nun, da es galt mir einen Weg zu bahnen, wiederhole ich meinen Landsleuten die Lehre, welche mir meine spanischen Freunde gaben: Cuidado Señores a las faltriqueras. Das heißt: „Habt Acht auf Eure Taschen, meine Herren."

Das Louvre in Paris. Seit der letzten Revolution hat sich die Verwaltung des Louvre um Kunst und Kunstfreunde wohl verdient gemacht durch eine bewunderswürdige Classification ihrer Schätze nach Zeit, Nation, Schule und selbst Manier der Meister. Durch diese natürliche Anordnung entgeht der Kunstfreund den verworrenen Eindrücken, und selbst der unkundigste Betrachter kann die Menge von Schönheiten, welche diese prächtigen Galerien dem Neid und der Bewunderung Europa's bieten, besser verdauen. (Liter. Gaz. 14 September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 231. 26 September 1850.

Das assyrische Reichsarchiv.

In der englischen Naturforscher-Versammlung theilte Dr. Hincks seine Ansichten über Sprache und Schrift der alten Assyrier mit, die wohl noch mancher Sichtung und Besserung bedürfen mögen. Hr. Rawlinson machte seine Gegenbemerkungen, und ging im Lauf derselben auf die wahrscheinlichen Entdeckungen in der alten Ethnographie ein, die wir noch aus diesen Aufgrabungen zu erwarten hätten. Am Schlusse fügt er einige bis jetzt nicht allgemeiner bekannte Nachrichten hinzu. Hr. Layard war beim Ausgraben unter der großen Pyramide zu Nimrud auf ein Mauerwerk gestoßen, innerhalb dessen er das Grab und die Bildsäule Sardanapals entdeckte, begleitet von vollständigen Annalen der Regierung dieses Fürsten, die an den Mauern eingegraben waren; auch hatte er Tafeln aller Art, sämmtlich historischen Inhalts gefunden, doch die merkwürdigste Entdeckung ist folgende. Der Palast von Ninive oder Kujundschik ist durch Feuer zerstört worden, aber ein Theil des Gebäudes scheint dem verheerenden Element entgangen, und als Hr. Layard diesen Theil des Palastes untersuchte, fand er ein großes Zimmer voll von Tafeln in Terra Cotta, auf denen die Schrift so vollständig erhalten war, als wäre sie ganz neu. Sie waren in mächtigen Haufen vom Boden bis an die Decke aufeinander geschichtet, und Hr. Layard schrieb an Major Rawlinson, er habe bereits fünf große Kisten zur Versendung nach England vollgepackt, aber erst Ein Eck des Zimmers ausgeleert. Bei den Fortschritten, die man bereits im Lesen der Inschriften gemacht, glaube er, man werde im Stande seyn, wenigstens den allgemeinen Inhalt dieser Tafeln zu verstehen. Im Buche Esra findet sich eine Stelle, wo die Juden, welche man am Tempelbau hindern wollte, bitten, man möchte in dem Archiv nach der Verordnung von Cyrus suchen, der ihnen die Rückkehr nach ihrem Heimathland gestattet habe. Das neulich entdeckte Zimmer kann man somit als das Archiv der assyrischen Könige betrachten, wo Abschriften der königlichen Verordnungen niedergelegt wurden. Wenn man diese Tafeln untersucht und entziffert, so wird man vielleicht mit der Geschichte, der Religion und der Rechtswissenschaft der Assyrier 1500 J. v. Ch. genauer bekannt werden, als mit der von Griechenland und Rom in irgend einer Zeit ihrer Geschichte.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Die sieben Wochen, welche von der ersten Wahl am 10 März bis zur zweiten am 28 April verflossen, müssen für die eigentlich politischen Classen der Gesellschaft in Paris, für die Nationalversammlung, den Präsidenten, die Minister u. s. w. von der unangenehmsten Art gewesen seyn. Die Zerfahrenheit der Parteien, und die Schwäche der Regierungsgewalt erregten, mehr als die vereinzelten Demonstrationen der rothen Partei, die unangenehmste Stimmung; zwar konnte an dem Durchgehen der vorgeschlagenen Zwangsmaaßregeln kein vernünftiger Zweifel obwalten; aber wer stand dafür, ob die Regierung auch consequent und energisch genug sie in Anwendung bringe? Das wurde stark bezweifelt, und war dieß nicht der Fall, so hatte man das Gehässige der Maaßregel sich aufgeladen, ohne den mindesten bedeutenden Vortheil zu erwirken. Nicht einmal eine Vereinigung der Legitimisten und Orleanisten konnte hier helfen, obwohl auch diese nicht vorhanden war, und Hr. Berryer, der fortwährend im Einverständniß mit Hrn. Thiers, Molé, Broglie und andern gehandelt zu haben scheint, sich umsonst in den Club der Legitimisten begab, um diese zu bewegen für den Candidaten der Union Electorale, Hrn. Fernand Foy, zu stimmen; sie wollten nicht den Orleanisten bloß als Stützpunkt dienen, und weigerten sich entschieden. Die Wuth, mit welcher die gemäßigte Partei nach den Wahlen des 10 März ausgefahren, die Eilfertigkeit, mit der man Zwangsmaaßregeln vorgelegt, erwies sich jetzt als positiv schädlich, denn bei der Schwäche der Regierung erwartete man wenig Ersprießliches von den Folgen, und so bildete sich unter den wahrhaft gemäßigten Männern der Nationalversammlung eine ziemlich zahlreiche Partei, welche ganz geneigt schien, allen ultrareactionären Schritten entgegenzutreten, weil nur dadurch allein ein Bruch zu vermeiden schien.

Die Schwäche der Regierung zeigte sich allenthalben als das größte Hinderniß, und darum traten die Gerüchte und die Vermuthungen einer Ministerveränderung wieder in den Vordergrund. Die Burggrafen sollen sich eine Zeitlang ganz geneigt gezeigt haben, ein Ministerium zu bilden, das die Häupter der Altconservativen, wie der Legitimisten, in sich geschlossen hätte, aber diese Männer konnten sich dem politischen Willen des Präsidenten nicht unterordnen. Als man die Unmöglichkeit erkannte, ein solches Ministerium zu erhalten, soll Thiers selbst den Namen Dufaure's als zweiten Auskunftsmittels haben fallen lassen, und was dieß Gerücht wahrscheinlich macht, ist der Umstand, daß die ultrareactionären Blätter sich aufs heftigste gegen eine solche „concession populaciére" geberdeten. Auch Dufaure soll, schon ehe man dem Präsidenten die Sache vortrug, verlangt haben, daß ehe von seinem Eintritt auch nur die Rede seyn könne, der „Napoleon" aufgegeben werden müßte. Dieselbe Forderung hatten Thiers und seine Freunde schon aus

Digitized by Google

allgemeinen Gründen gestellt, aber eben so vergeblich, und alles, was man erreichte, war die vage Erklärung, der Napoleon sey kein Organ des Präsidenten, eine Versicherung, die jedermann nur mit ungläubigem Lächeln aufnahm. Ein Ministerium Dufaure, wie ein Ministerium Thiers konnten der augenblicklichen schlimmen Lage abhelfen, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen: Dufaure war eine Concession für die gemäßigten Republikaner, eine Erklärung, daß man an dem jetzigen Bestand der Dinge nicht mit Gewalt rühren werde; eine solche Maaßregel konnte gelingen, und das Schiff über die Klippen hinüberführen. Ein Ministerium Thiers-Berryer war eine feste Vereinigung der bisherigen Majorität, und wenn sie auch in ihren spätern Zwecken auseinandergingen, so hatte doch ihre seit mehr als einem halben Jahr bewiesene große Einigkeit gezeigt, daß sie unter den augenblicklichen Umständen mit einander gehen konnten und wollten. Bei beiden Ministerien aber mußte der Präsident seine bisherige Prätension, selbst regieren zu wollen, aufgeben, und gerade dessen weigerte er sich aufs entschiedenste. Für die Führer der Parteien konnten also die Plane Ludwig Bonaparte's kein Geheimniß mehr seyn, und alle Versicherungen, daß er keine Staatsstreiche beabsichtige, konnten diese Männer unmöglich täuschen. So blieb ihnen also keine Wahl als Bonapartisten zu werden und den Schlepp des Herren Ludwig Bonaparte zu tragen, oder — ihn zu bekämpfen, seine Plane zu durchkreuzen und selbst zu regieren.

Der Präsident erkannte diese Stimmung und blieb seinen Gegnern nichts schuldig; die ihm wenn nicht ergebenen, doch in seinem Sinne schreibenden Blätter griffen abermals die Majorität heftig an, so daß die einflußreichern Repräsentanten sich bei dem Präsidenten beklagten, worauf derselbe den Journalen die Weisung gab ihren Ton herabzustimmen.[1] Allein mit den Klagen allein begnügten sich die Repräsentanten nicht, und bei der nächsten Gelegenheit gaben sie ihm einen sehr ernstlichen Verweis. Als die Nationalversammlung das Deportationsgesetz verhandelte, das schon Dufaure und Odillon Barrot während ihres Ministeriums entworfen hatten, und worin der Minister Baroche den Grundsatz der Rückwirkung auf alle politischen Verurtheilten seit dem Mai 1848 eingeflochten hatte, trat Odillon Barrot sehr ernstlich dagegen auf und der betreffende Artikel wurde verworfen, was im Ministerium und bei dem Präsidenten einen sehr schlechten Eindruck machte; denn namentlich letzterer scheint sich eingebildet zu haben, daß seine drohenden Journalartikel eine gewisse Einschüchterung erzeugt hätten; der „Napoleon" hatte an die Maaßregeln erinnert, welche Napoleon Bonaparte nach dem 18 Brumaire ergriffen, und namentlich die der Schließung der damaligen gesetzgebenden Versammlung besonders herausgehoben. Das Hinweisen auf den außerordentlichen Mann, der unter außerordentlichen Umständen eine ungewöhnliche Entschlossenheit und Einsicht gezeigt hatte, konnte

[1] Der Dix Décembre beobachtete gar keine Rücksichten mehr: in seinem Blatt vom 13 April heißt es: „der Präsident hat seit 18 Monaten geglaubt, zum öffentlichen Wohl seinen Stützpunkt in einem herzlichen Einverständniß mit der gemäßigten Partei suchen zu müssen. Alle seine Bemühungen sind gescheitert. Indeß liegt die Kraft der Nation allerdings in der gemäßigten Partei." Nun folgt eine höchst komische Schilderung derselben, die aus Staatsökonomen, Socialisten, formalistischen Republikanern, Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten rc. bestehen soll, die sich aber darauf zu beschränken hätten „Männer zu liefern, welche keine parlamentarische, Majoritäts- oder Cabinetsfragen erheben, Männer, welche sich nicht als Minister oder öffentliche Beamte, sondern als eifrige Freunde des Volks und als die Geschäftsführer (commis) der Gewalt betrachten." Deutlicher konnte man nicht sagen, daß man nur untergeordnete Werkzeuge haben wolle.

den hervorragenden Männern des Augenblicks nur ein verächtliches Lächeln entlocken, und die Niederlagen, die das Ministerium erlitt, ob es gleich nach des Neffen Theorie keine erleiden konnte, mußten eine große Verlegenheit erzeugen. Baroche wollte durchaus abtreten, und scheint sich nur nach langem Zureden von Seite anderer Minister zu einem vorläufigen Bleiben entschlossen zu haben. Neue Unterhandlungen zur Bildung eines Ministeriums wurden angeknüpft, Ferdinand de Lasteyrie, ein Freund Dufaures, zum Präsidenten gerufen, Lamoricière soll Anträge erhalten haben, und selbst Lamartine, der von allen Seiten Gemiedene, wurde genannt. Alles umsonst: keine hervorragende Persönlichkeit konnte oder wollte sich mit dem Präsidenten verstehen, und so kam die zweite Wahl heran, ohne daß etwas entschieden. Der Eindruck derselben führte alsbald zu Entschlüssen, und nun sollte die Reihe von Zwangsmaaßregeln unter der scheinbaren Leitung des alten Ministeriums ins Werk gesetzt werden.

Gleich am 1 Mai, also nur zwei Tage nach der Wahl Eugene Sue's und noch ehe man officiell den Ausgang wissen konnte, setzte der Minister des Innern, wie man sagt, auf specielles Andringen von Thiers und Broglie, eine Commission nieder, um einen Gesetzentwurf über eine Veränderung des Wahlsystems zu berathen; 17 der bedeutendsten Führer der Legitimisten und Orleanisten befanden sich darin, und es wurde beschlossen, das Wahlrecht sollte erst mit 25 Jahren statt mit 21 ausgeübt werden können, und nur von denen, welche schon seit drei Jahren in einer Gemeinde wohnten. Die erste Bestimmung wurde später bei der Ausarbeitung weggelassen, weil sie ein ganz directer Bruch der Constitution gewesen wäre, die zweite aber um so strenger aufrecht erhalten. Die rothe Partei schäumte vor Wuth, und lebhaft wurde die Frage besprochen ob man nicht zu den Waffen greifen sollte; die Correspondenzen und die Journalartikel der verbannten Anführer, namentlich Ledru Rollins, trieben zur Waffengewalt, de Flotte aber erklärte, mit Gewalt sey nichts auszurichten, Changarnier sey allzu gut gerüstet, und ein versuchter und mißlungener Gewaltstreich würde nur die alsbaldige Unterdrückung der Republik zur Folge haben. Zähneknirschend unterwarf man sich diesem Gebot der Nothwendigkeit, und verhielt sich ruhig.[1] Die Spaltung zwischen denen, welche sich ruhig verhielten, und denen, welche losbrechen wollten, war aber entschieden, und eine neue republikanische Partei unter Cavaignac und de Flotte, deren Zusammengehen freilich seltsam genug ist, fing an sich zu bilden. Das hatte namentlich seinen Grund in der Art der Ernennung der Commission zur Entwerfung des Wahlgesetzes: es war ein umgekehrter Wohlfahrtsausschuß, was auch so sehr auffiel, daß man offen behauptete, derselbe werde permanent bleiben. Das war nicht der Fall, wenigstens nicht den Worten nach, da man der öffentlichen Meinung und dem Präsidenten gegenüber nicht in dieser Weise auftreten konnte. Die allgemeinen Besorgnisse waren sehr lebhaft, man sprach für mögliche Fälle von der Verlegung der Regierung nach Versailles, und für das Fest der Republik am 4 Mai waren die umfassendsten Vorsichtsmaaßregeln getroffen. Der Entwurf des Gesetzes wurde erst am 7 Mai vorgelegt, weil man sich scheute in die Aufregung des Festes hinein das Gesetz zu schleudern. In der Bevölkerung von Paris fand dasselbe sehr viele Gegner, und vielfach wurde behauptet, wenn am 28 April

[1] In Paris und in den Forts befanden sich nicht weniger als 135,000 Mann, und die Stimmung der Truppen war den Rothen nichts weniger als günstig, trotz mancher rothen Abstimmungen.

Digitized by Google

Eugène Sue mit 8000 Stimmen gesiegt habe, so würde er unter den jetzigen Umständen mit 20,000 siegen. Die Führer der Reaction scheinen selbst nicht ohne Besorgniß über den Ausgang der Sache gewesen zu seyn.[1] Als das Gesetz vorgelegt ward, wurde von dem Berg die vorläufige Frage, d. h. die Beseitigung verlangt, und erhielt 197 Stimmen; als der Ausschuß zur Berathung des Gesetzes ernannt wurde, stimmten nur 450 Mitglieder, die obigen 197 Stimmen verhielten sich stumm, dennoch fand sich eine Opposition von 110 Stimmen: traten diese bei der schließlichen Abstimmung zum Berg über, so ergab sich eine Minorität von 307 Stimmen gegen eine Majorität von 330. Das war für den moralischen Eindruck zu wenig. Mehrere Minister schwankten, und schienen den Muth zu verlieren, Thiers aber und seine Freunde traten mit großer Entschiedenheit auf, und erklärten ohne Umschweife, sie würden zurücktreten, wenn das Gesetz nicht mit entschiedener Majorität und unverkürzt angenommen würde. Dieß drang durch und bei der Schlußabstimmung — die Rechte hatte alle Amendements unerbittlich verworfen — ergaben sich 433 Stimmen für und 241 gegen das Gesetz; etwa 40 Mitglieder enthielten sich der Abstimmung ganz.

Man weiß aber in der That nicht, was man von der Partei der Regierung denken soll: trat sie in der Angelegenheit des Wahlgesetzes mit großer Entschlossenheit und Consequenz auf, kann man ihr Verhalten in dieser Beziehung nicht anders als für gerechtfertigt ansehen, so war das aufreizende Benehmen des Polizeipräfecten und endlich des Ministers des Innern, der ein altes Gesetz vom Jahre 1814 ausgrub, und einem Drucker, der drei republikanische Journale druckte, auf einemmal die Concession entzog, eine ganz willkürliche Handlung, obgleich sie nach dem strengsten Rechtsbuchstaben sich vertheidigen ließ [2], denn der Zweck, die rothen Journale zu treffen lag vor Augen, und war um so unbilliger, je freiern Spielraum man den Journalen ließ, die auf Seite der Regierungspartei die Constitution offen angriffen. Von Recht und Gerechtigkeit war freilich nicht mehr die Rede, sondern nur von der Macht und dem Schein des Rechts, womit man sie gebrauchte. Die Achtung vor der Regierungsgewalt konnte freilich dabei nicht gewinnen, und wenn man Frankreich nur Glück wünschen kann, daß die Opposition nicht ans Ruder kam, so hatte die Regierungspartei derselben in Betreff der Gewaltsamkeit der Hülfsmittel in der That nichts vorzuwerfen; im Gegentheil benahm sich die Opposition, freilich im Gefühl ihrer Schwäche, sehr besonnen und rieth zur Mäßigung selbst unter den schroffsten Provocationen. Man scheint fort und fort gehofft zu haben, die Opposition werde sich zu Gewaltschritten hinreißen lassen, Changarnier mit seinen Generalen war fast in Permanenz versammelt, und Paris war, ohne daß es gesetzlich ausgesprochen gewesen wäre, so zu sagen in Belagerungsstand versetzt. Carliers Maaßregeln fanden vielfach selbst bei sehr gemäßigten Leuten entschiedenen Tadel, und sie lassen sich auch kaum anders als durch den Plan erklären, die Gegner zu unklugen, außergesetzlichen Schritten zu reizen.

Während dieses aufreizenden Benehmens von der einen Seite sieht man auf der andern eine völlig entgegengesetzte Tendenz: mitten in die theils wirkliche, theils gemachte Aufregung über das Wahlgesetz hinein schleuderte die Regierung die Nachricht von der Zurückberufung des französischen Gesandten aus London, wegen der vom Lord Palmerston erfahrenen Behandlung in der griechischen Sache; die Rechte ruft Beifall, die Linke bleibt kalt, der ganze Auftritt gleicht auf ein Haar einem berechneten Manöver, um die Aufmerksamkeit von der vorliegenden Frage auf die angeblich verletzte Ehre Frankreichs abzuwenden. Daß mehrere Minister durch allerlei Einflüsterungen in Furcht gesetzt waren, haben wir oben gemeldet, und neuerdings ging das Gerücht einer Ministerveränderung im Sinne der Linken, verstärkt oder vielmehr verquickt durch einige Vertraute des Präsidenten, eine ganz müßige Erfindung, denn wenn auch der Präsident zu einem solchen Wankelmuth schwach genug war, und fremde Einflüsterungen, daß die Majorität nur seinen Sturz herbeiführen wolle, ein bereitwilliges Ohr fanden, so war doch der Bruch zwischen der Linken und dem Präsidenten schon zu weit gediehen, und die Majorität hielt ihn zu fest an seinen Geldbedürfnissen und an seiner Furcht, das Ministerium einmal ums andere geschlagen und unmächtig zu sehen. Dagegen scheint er wirklich einige Zeit die Absicht gehabt zu haben, den herausfordernden Carlier zu opfern und einen sehr entschiedenen Bonapartisten zum Polizeipräfecten zu machen, nur hatte die Sache eine große Schwierigkeit: Carliers Nachfolger mußte nicht nur dem Präsidenten, sondern auch dem allgewaltigen Changarnier gefallen, und beides war nicht leicht zu vereinigen. So viel scheint richtig zu seyn, daß unter der Regierung die Entschlossenheit nicht groß war, und die Einheit des Willens noch geringer: die Führer der Majorität, der Präsident und seine Minister, Changarnier und seine Generale waren drei Mächte, die nicht immer nach gemeinsamen Impulsen handelten, und sich oft gegenseitig im Schach hielten? Indeß sticht das Schwanken und die Schwäche der Regierung auffallend ab von dem entschlossenen, durchgreifenden Benehmen der Führer der Majorität, und man darf nur die Rede von Thiers über das Wahlgesetz lesen, um sich zu überzeugen, daß derselbe seinen Gegnern gerade, offen und sehr ungeschminkt zu Leibe ging. Diese Energie mußte das schwache Ministerium und den nicht stärkern Präsidenten mit fortreißen, und die Majorität war auch sehr entschlossen sich von diesen nicht mehr aufhalten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

IV.

Dienstags am 13 Julius um acht Uhr Abends war großes Gedränge um die Diligence, welche nach la Granja abfuhr. Einige wollten ihre Bekannten in den Wagen steigen sehen, die meisten aber waren nur müßige Neugierige. Ich hatte einen Platz im Innern bestellt, den letzten der frei war. Man hätte nur sechs Personen aufnehmen sollen, und ich sah mit Schrecken, daß schon drei Damen, zwei Kinder, eine Amme mit einem Säugling und mehrere riesenhafte Puppen, alles zu einer Familie gehörig, darin waren. Letztere und ich waren die Ruhigsten in der Gesellschaft. An einem der Bergabhänge sah ich in der Ferne ungefähr auf vier Meilen weit ein großes Gebäude, dessen Dächer und Windfahnen in der Sonne glänzten. Seine Lage ließ mich errathen, daß es das Escurial war. Die Kinder, mit Backwerk vollgestopft, waren endlich eingeschlafen; ich benützte diesen Umstand um ein gleiches zu thun. Ich war seit einer oder zwei Stunden in den Schlummer der Unschuld versenkt, als ein heftiger Stoß mich weckte. Die Frauen schrieen entsetzlich, und ich befand mich in einem wirren Haufen von

[1] Sie hatten auch sehr unbesonnene Freunde; die Assemblée Nationale und der Constitutionnel griffen offen die Constitution an, und riethen zu Staatsstreichen, der letztere in Artikeln „Solution" überschrieben, die aus der bekannten feilen Feder Granier de Cassagnacs hervorgingen.

[2] Der Drucker, ein Hr. Boulé, war schon mehreremale verurtheilt worden, doch war schon einige Zeit darüber hingegangen. Aber man betrachtete das Gesetz vom Jahre 1814 durch verschiedene Aussprüche der königlichen Gerichtshöfe vom J. 1836 und 1841 für thatsächlich abgeschafft.

Digitized by Google

Puppen, Erwachsenen und Wickelkindern. Es scheint, daß wir beim Wenden um eine Ecke, in einer der übelgepflasterten Straßen von la Granja, an einen großen Stein gestoßen waren und kaum das Gleichgewicht wieder erlangen konnten. Daraus folgte bei unserer Ankunft ein langer lauter Wortwechsel zwischen Postillon und Conducteur; während die Gegner sich herumbalgten, begab ich mich nach der Fonda de los Infantes, wo ich ein ganz kahles weites Gemach zu sechs Franken täglich als Wohnung erhielt.

Da die Granja zwei Monate im Jahr von Besuchern überfüllt ist und während der zehn übrigen der Einsamkeit überlassen bleibt, bezahlt man alles sehr theuer, wenn das Gedränge groß ist; aber als Fremder denk ich, schnürte man mich noch mehr als gewöhnlich: auf diese Weise wird die moderne Gastfreundschaft geübt. Die ganze Stadt hat ein Ansehen von Verlassenheit und Zerfall, ausgenommen der Palast, welcher reinlich und wohl unterhalten ist. Er ist nicht hoch und sehr in die Länge gezogen, zufolge des französischitalienischen Baustyls, welchen die Bourbonen in Spanien einführten. Ganz nahe liegt die Wohnung der Königin Mutter, welche la Granja nicht verließ, ungeachtet der demüthigenden Erinnerungen, welche sie ihr zurückrufen muß. Der Hauptplatz, gegenüber dem Schlosse wird von Casernen eingefaßt, worin ein Tausend Soldaten untergebracht sind, welche den Dienst von Leibwachen thun, ohne deren Namen zu tragen. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln der Etikette lebt Isabella keineswegs in der Isolirung ihrer Größe. Sie gestattet allen Ständen den Eintritt in ihren Garten, und erlaubt ihnen sich unter ihren Fenstern zu ergehen. Der Park ist von ungeheurer Ausdehnung und unendlicher Abwechslung; man findet darin die geometrischen Anlagen und die geschnittenen Bäume französischer Gartenkunst neben den geschlungenen Wegen, den unregelmäßigen Rasenplätzen, dem dichten Gebüsche und den Baumgruppen, welche beinahe keinen Ausgang lassen und die man englischen Garten getauft hat. Ein großer künstlicher See, in welchem schöne Baumgruppen sich spiegeln und der höher liegt als der Palast, speist die Cascaden und die zahlreichen Springbrunnen von Marmor und Bronze, welche in dem Park zerstreut sind; die Wasser spielen aber nur bei gewissen festlichen Anlässen. Nachdem ich mehreremale versucht hatte mich zu verirren, stieg ich über die Umfassungsmauer und befand mich mitten in einer Sandöde; ich ging nun einem felsigen Hügel zu, den mir die durchsichtige Luft ganz nahe rückte, so daß ich ein lebhaftes Verlangen trug seinen Gipfel zu ersteigen. Die Länge des Weges belehrte mich jedoch bald, wie übel ich die Entfernung berechnet hatte.

Als ich oben auf dem Hügel war, streiften meine Blicke über das ganze Dorf mit seinen weißen Häusern, die Gärten, Boskette und öde liegenden Felder hin, welche um dasselbe einen Gürtel bilden; weiterhin dehnten sich die Fichtenwälder am Guadarrama in düstern Linien aus. Im Heruntersteigen folgte ich einem seichten Bache, der mit Geräusch in vielen Windungen hinfloß. Als ich la Granja erreichte, ging die Sonne eben unter. Vor den Thoren fand eine Musterung der kleinen Besatzung statt, deren Uebungen ich zusah. Obgleich es nur etwa tausend Mann waren, bot diese Truppe doch einen überraschenden Anblick dar. Unter dem gegenwärtigen Regiment werden alle übrigen Zweige der Verwaltung vernachlässigt, aber für die Armee wird große Sorge getragen; mag auch das Volk darunter leiden, man denkt nur an die Mittel es im Zaume zu halten, denn von soldatischem Ruhme ist auf der Halbinsel keine Rede. Das Heer hat keine andere Aufgabe als die Polizei zu unterstützen und ihren Anordnungen Nachdruck zu geben. Bei Sonnenuntergang kömmt jedermann ins Freie, um die einen zu Wagen, andere zu Fuß, sich zu ergehen. Ich sah die Königin allein in einem Wagen und den König ebenso in einem andern vorüberfahren; diese Gewohnheit ist bei allen Leuten der großen Welt als guter Ton angenommen. Die Königin Mutter indeß saß neben ihrem Gatten in demselben Wagen, freilich wird sie auch nicht als ein Vorbild feiner Lebensart gepriesen. Eine hübsche Anzahl spanischer Infanten, Kinder und Erwachsene, folgten.

Des andern Tages begab ich mich nach Segovia. Diese Stadt, welche ihren Namen den Iberiern, ihre Mauern den Phöniziern, ihre Wasserleitung römischen Legionen, ihre Citadelle den Arabern, und ihre Kathedrale den Spaniern verdankt, steht mit la Granja durch einen gemeinen Omnibus in Verbindung, welcher von letzterm Orte um neun Uhr Morgens ab und um vier Uhr Abends zurückfährt. Segovia ist an einem Vorsprung und rings um einen Felsen gebaut, welchen zwei tiefe Gräben umschließen. Es hat dasselbe Aussehen wie das alte Veji, das moderne Civita-Castellana und mehrere andere Städte der römischen Campagna. Die Wasserleitung, welche die untere Stadt mit ihren hohen Bogen überragt, gleich einem riesenhaften Tausendfuß, und erinnert ganz besonders an die Weltstadt des Heidenthums, an das vorzugsweise praktische Volk, dessen Werke alle einen deutlichen Zweck und einen großen Charakter hatten. Nach einem Bestehen von 20 Jahrhunderten erfüllt dieses riesige Denkmal noch seine früheste Bestimmung und führt der dürren Stadt reines Wasser in Fülle zu. Die Häuser, welche sich um ihre Pfeiler drängen, obgleich verhältnißmäßig erst gestern erbaut, drohen schon mit Zerfall, und klammern sich gleichsam an diese festen Stützen an, um nicht einzustürzen, wie es schon vor ihnen mehreren Generationen menschlicher Wohnungen geschehen ist. Indeß steht der Bau der alten Roma unbeweglich und unerschütterlich, gegen den dumpfen Groll der Zeiten, in diesem Punkte ihrer unsterblichen Sprache ähnlich! Steigt man den Berg hinauf, so gelangt man durch ein niedriges Thor in die alte Stadt, in das eigentliche Segovia. In ganz gerader Richtung stößt man auf das Gefängniß. Wie die meisten solcher Gebäude in Spanien, ist es der lärmendste Ort der ganzen Stadt. Was würden die Anhänger des Zellensystems dazu sagen? Wenn sie schwiegen, würde der Bau sie zuerst anreden. Zahlreiche Hände strecken sich aus den untern Fenstern hervor und ebenso viele Stimmen flehen um Almosen in jämmerlichem Tone, im Namen des heiligen Petrus, der einstens in Rom gefangen saß. Aus den obern Stockwerken, die zu hoch sind, als daß die Gaben hingelangen könnten, würde ein Chorus von Flüchen, höhnisches Gelächter und Spottlieder sie begrüßen. Ich habe dieses Gebäudes näher erwähnt, das für jeden Reisenden Interesse hat, weil das beste Hotel der Stadt hinter demselben liegt. Dieses ist ein großes viereckiges Haus, mit einem von Galerien umgebenen Hofe, nach Art der Kreuzgänge, und einen Thurm in einer der Ecken, der mit Zinnen und Mauergängen versehen ist. Eine adelige Familie bewohnte es ehedem. Viele noch berühmtere Gebäude sind seit den letzten Revolutionen in bürgerliche Hände gekommen. Nach solchen trübseligen und philosophischen Betrachtungen, wie sie durch die Umstände veranlaßt werden, ist es nicht mehr als billig, daß ein wohlgesinnter Mann eine gute Mahlzeit einnehme; hoffen wir, daß der Schloßvogt ihn wohl bedienen werde. Hernach aber muß man die Plaza-Mayor besuchen, deren hohe weiße Häuser einen durch die Grundsätze der Aesthetik gerechtfertigten Widerwillen gegen die gerade Linie haben. Neben an steht die Kathedrale, ein wunderliches Denkmal der ausgearteten gothischen Baukunst, wie sie das XVI Jahrhundert begriff; die Thürmchen und Strebepfeiler sind in Unzahl vorhanden. Man glaubt das Bild einer jungen Frau in altmodischer Kleidung mit engem Gewand und überladenem Kopfputz zu sehen. Der Thurm übrigens erschien mir prächtig und von großer Höhe. Von seiner Spitze sieht man den Halbkreis der Gebirge, mit ihren dichten Wäldern, ihren tiefen Schatten, die Hochebenen und Schluchten über der kahlen Niederung, welche eine unveränderliche Sonne bescheint. Dieses herrliche Schauspiel lohnt die Mühe des Steigens. Ebenso ist der Alcazar, der alte Maurenpalast, eines Besuches würdig. Einige Säle haben noch ihre arabischen Wölbungen; wenn auch alle übrigen Spuren ihrer ehemaligen Besitzer verschwunden sind, so beschwört dennoch die Einbildung ihre Schatten, das Gedächtniß ihrer erloschenen Gluth herauf, und bevölkert so die verlassenen Räume.

Ein lateinisch englisches Gedicht auf die Seeschlange. Eine Nachricht von einer erblickten Seeschlange im irischen Canal, augenscheinlich ein hoax, hat ein drolliges Gedicht in lateinisch englischen Versen (s. Liter. Gaz. vom 21 September) hervorgerufen, der diese Nachricht, aber ebenso auch die weit besser authenticirte Mac Quahes lächerlich macht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 232. 27 September 1850.

Zitomir.

(Aus der nordischen Biene vom 29 Aug.)

Ein russischer Reisender schreibt der nordischen Biene einen Brief über diese wolhynische Stadt, der uns in die Zeit der alten polnischen Wirthschaft versetzt, wo manche Westeuropäer noch in jene Landstriche hinkamen, was jetzt fast gar nicht mehr der Fall zu seyn scheint.

„Ich spreche nicht von Wolhynien im Allgemeinen, sondern werfe nur einen Blick auf Zitomir, das sich in Wäldern unter Felsen hinstreckt und auf sehr geringem Raume sich ausdehnt mit seinen mikroskopischen Sträßchen und üppigen Pappeln, die unter dem glänzenden Himmel Wolhyniens frei und breit sich entfalten und ganz poetisch flüstern mit ihren frischen Blättern in der durchsichtigen Luft der warmen Juliusnacht. Einem Reisenden, der den Comfort liebt, wird Zitomir nicht gefallen, denn erstens gibt es hier keinen Gasthof, und zweitens ist das Pflaster miserabel, für einen Beobachter aber findet sich hier mit jedem Schritte etwas Interessantes. Allerdings gibt es hier kein Hotel, d. h., nach Art unserer Gouvernementsstädte, ein durch einen Corridor abgetheiltes Haus mit einigen numerirten Kämmerchen, wo man zur festgesetzten Stunde unglaublich schlecht ißt, aber niemals ermangelt für die elende Bewirthung, so wie für alles, was verlangt wird, einen unmäßigen Preis zu fordern; dagegen findet sich eine Unzahl von Absteigehäusern, wo man gerade eben so gut aufgehoben ist wie in einem Gasthof. Der Unterschied liegt nur darin, daß man um vieles wohlfeiler gehalten ist, daß die Möbel nicht sehr comfortabel, und nicht einmal, wie gewöhnlich in unsern Hotels, schmutzige Vorhänge an den Fenstern sind. Eine Equipage zeigt sich kaum auf dem Marktplatze, so ist sie auch schon von 10 Juden mit Quartiervorschlägen umlagert, jeder streicht sein Haus heraus, zählt alle Vortheile auf, jeder macht dem Kutscher sehr verständliche Zeichen, und siehe da, man hält bald an einer noblen Schenke und macht sich nun an die Arbeit seinen temporären Aufenthalt zu besichtigen. Das Wort „Schenke" (kortschma) brauche ich hier deßhalb, weil alle jüdischen Häuser nach Art der Schenken dieses Landes gebaut sind, dasselbe Thor in der Mitte des Hauses, und dieselbe Anordnung der Zimmer oder Stanzien, wie man sie hier nennt. Sobald man das Pflaster betritt, stehen wieder einige Factoren herum, bieten allerhand kleine Sachen an, sobald man aber ernstlich sich anschickt ins Haus zu treten, entfernen sie sich und preisen den Werth ihrer Quartiere nur noch von der Ferne an. Zwei geräumige Zimmer werden nun dem Reisenden zu Diensten gestellt; die Möbel darin sind häufig sehr seltsam und keineswegs fest, unwandelbar ein breites Bett mit frischem Vorhang, und zur Begleitung schauen einige Spitzbubengesichter zur Thüre herein. Das Gepäck, wie viel es auch sey, wird augenblicklich hereingebracht, und zehn Arme mit zerrissenen Aermeln schleppen die Koffer und alle andern Reiserequisiten herbei. Für diese Mühe verlangt niemand etwas, aber unaufhörlich wird versichert, der Jude rechne auf fernere Freigebigkeit, und habe im Sinne Euch ferner dienstbar zu seyn. Dafür aber hat man sich kaum nach der Ankunft gewaschen, so ist schon ein Halbdutzend Juden mit Waaren da, und legt sie, ohne Einwilligung zu erwarten, vor Euch aus, verfolgt Euch mit schlauen durchdringenden Blicken, erspäht jede Bewegung und sucht auch Eure Gedanken zu errathen. Seyd Ihr ein Neuling und braucht Ihr nichts, so werdet Ihr böse, jagt sie alle hinaus und nehmt sogar zu thätigen Maaßregeln Eure Zuflucht. Das hilft aber durchaus nichts; Ihr erhitzt Euch bloß das Blut, und kauft am Ende doch etwas; habt Ihr aber Erfahrung, so würdigt Ihr alle Vorstellungen gar keiner Aufmerksamkeit, und geht nur Eurem eigenen Geschäft nach. Diese kalte Gleichgültigkeit gegen alle möglichen Lockungen ist das sicherste Mittel gegen die Angriffe der Juden. Sie fangen dann schnell an unter einander zu sprechen, beginnen endlich ihre Waaren zusammenzupacken, und legen nur noch, zur Lockung, hie und da was vor, worauf endlich alle mit Verdruß und halblaut einige Schimpfreden murmelnd hinausgehen, und schiefe Blicke auf den gleichgültigen Eisblock werfen. Sind sie hinaus, so zögert keinen Augenblick, sondern verriegelt die Thüre, wenn Ihr Ruhe haben oder ein Geschäft anfangen wollt, sonst folgt ein neuer Einbruch. Und welche Titel erwarten Euch nicht! Ihr seyd ein Fürst, ein Graf, ein General, alles was Ihr wollt; haltet aber nur ein oder zwei Tage aus, dann seyd Ihr frei, die wandernden Händler blicken Euch nur lächelnd an, zeigen Euch schweigend ihre Waaren und nehmen demüthig den Hut ab bei Eurer Annäherung. Die Juden bilden den bedeutendsten Theil der Bevölkerung der Stadt.

Es gibt hier nur Eine Restauration, die trotz ihres dunkeln, nicht sehr einladenden Locals reinlich, wohlfeil und sehr prompt ist; auch scheint der Inhaber einen großen Theil der Stadt zu speisen, denn unaufhörlich wird Essen für andere Häuser geholt. Die Straßen sind alle krumm und schlecht, nur Eine, die Kiewer, ist leidlich anzuschauen, da sie mit Pappeln bepflanzt ist, die, wie ich schon bemerkte, hier sehr üppig wachsen; außerdem ist vor jedem Hause hinter einem Zaun ein kleines Gärtchen, keine der kleinsten Zierden der Stadt, da im Sommer in der Straße Hitze und Staub in argem Maaße herrschen. Uebrigens sind

Digitized by Google

auf der Kiewer-Straße fast keine Juden, wenigstens stehen sie nicht an den Schwellen ihrer schmutzigen Wohnungen, und unterbrechen den Spaziergang nicht mit ihren Waarenanerbietungen. Den vollkommensten Contrast bildet die Tschudnower-Straße; sie ist fast gerade, in der Perspective zeigt sich das entgegengesetzte steile, waldige Ufer der Kamenka, aber auf ihrer ganzen Länge sind nur zwei Häuser, die Post und das Regierungsgebäude, nicht mit Juden angefüllt, in allen andern wogt eine jüdische Bevölkerung. Alle diese Häuser sind voller Laden, Läden und Kellerkammern, in denen die Nachkommen Israels durcheinander leben, alle ihre Geschäfte und Bedürfnisse auf der Straße erfüllen, immer sich drängen, da und dort herumschnüffeln, zu Hunderten aus den kleinen Sträßchen herauskommen, unaufhörlich in den Kellerkammern in ihren Waaren herumwühlen, und alles dieß in eiligem Laufe, wobei sie sich nur von weitem die Worte zuwerfen. Nur selten schlürft auf dem Pflaster in Pantoffeln ein Jude daher, dem die Jahre gestatten das alte Kleid zu tragen,[1] dem aber seine müden Füße, die einige Jahrzehnte hindurch auf den Jahrmärkten des Reiches herumgeschlendert, nicht gestatten, rasch sich vorwärts zu bewegen. Am Schabbes ist auf dieser Straße kein Verkehr, sie wird dann zum jüdischen Spaziergang, und man kann hier manche recht hübsche Jüdin zu sehen bekommen.

(Schluß folgt.)

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Der Verlauf der langen Verhandlungen über das Wahlgesetz, so wie die öffentlichen Aeußerungen der Journale und Parteien während derselben brachten eine Thatsache zur öffentlichen Kunde, die man bisher wohl vermuthet, aber nicht mit solcher Gewißheit erkannt hatte. Die Majorität der Versammlung, fester geschlossen als je, war zur Ueberzeugung gekommen, daß sie nöthigenfalls auch ohne den Präsidenten regieren könne; die 17 Mitglieder des geheimen Wohlfahrtsausschusses dictirten das Gesetz, da der Präsident kein energisches Ministerium weder der Häupter der Majorität, noch der gemäßigten Linken annehmen wollte. Sie waren entschlossen dem ewigen Zustand von Unruhe und Unentschlossenheit ein Ende zu machen, und setzten ihre Bedingungen: der Präsident sollte was er nothwendig brauchte, mehr Geld bekommen, wenn er das Gesetz sanctionire; dieß geschah: am 31 Mai ward das Gesetz votirt, am 3 Junius sanctionirt und am 4ten legte Fould seinen Gesetzentwurf zur Vermehrung des Präsidentengehalts vor. Die Schwierigkeit lag aber immer im Ministerium, welches dadurch zum willenlosen Werkzeug der Majorität herabsank, und alle wahre Initiative verlor. Betrachtet man den Streit, der zwischen General Changarnier und dem Minister Hautpoul stattfand, aus diesem Gesichtspunkt, so wird man denselben eben so erklärlich als bezeichnend finden. Changarnier, der fortwährend mit unermüdlicher Sorgfalt die Maaßregeln in Bereitschaft hielt, um einen allenfallsigen Ausbruch im Keim zu ersticken, versammelte zu diesem Ende häufig die Generale seines ungeheuren Commandos um sich, und besprach in diesen Zusammenkünften die möglichen Fälle, die sich ergeben könnten, und die Maaßregeln die zu ergreifen wären. In einem derselben soll er die Ausdrücke gebraucht haben: „gehorchen Sie keinem Befehl, der nicht von mir direct oder von meinen Ordonnanzofficieren ausgeht; woher auch der Befehl kommen mag, wäre es vom Kriegsminister persönlich, weisen Sie denselben zurück. Das ist meine Anordnung, die Sie mit der äußersten Strenge durchzuführen haben. Ich allein werde im Fall eines Kampfes den Befehl führen.“ Es konnte nicht fehlen, daß diese Aeußerungen dem Minister hinterbracht wurden, und dieser beklagte sich beim Präsidenten, der dem General Changarnier Vorstellungen machte. Letzterer stellte seine Aeußerungen durchaus nicht in Abrede, und erklärte, entweder habe der Präsident Vertrauen auf ihn oder nicht, im letztern Falle möge er ihm das Commando entziehen, im erstern Falle aber werde er begreifen, daß er, Changarnier, seine Plane nicht durch die Befehle eines Dritten durchkreuzen lassen könne. Den General Changarnier entfernen hieß mit der Majorität brechen; dieß konnte der Präsident nicht, und so suchte er den armen Kriegsminister zu beschwichtigen, der aber fortwährend seines ziemlich kläglichen Amtes loszuwerden suchte, um so mehr als man ihm die Stelle eines Generalgouverneurs von Algier in Aussicht gestellt hatte. Die gewaltsame Unterwerfung des Präsidenten unter den Willen der Führer der Majorität ließ sich kaum auf eine schroffere Art kundgeben, und Ludwig Bonaparte krümmte sich nur noch wie die Raupe an der Nadel.

Wir können uns nicht enthalten, hier als Bezeichnung der allgemeinen Lage nachstehende Stelle aus dem Bulletin de Paris vom 25 Mai, also noch vor der Entscheidung über das Wahlgesetz, auszuheben: „das Wahlgesetz ist nur ein erster Schritt auf der Bahn eines energischen Widerstandes gegen den Socialismus und die Politik der Unordnung, eine Bahn, welche die Majorität festen Schrittes zu durchwandeln entschlossen ist, und auch raschen Schrittes, der durch keine Schwierigkeit sich aufhalten lassen wird. Nach diesem Gesetz kommt das über die Deportation, hierauf das Gesetz über die Presse, dann das Gesetz über das Domicil, das Paris und die großen Städte von der vagabundirenden Bevölkerung, welche die Armee der Revolutionäre und den Stützpunkt aller Aufstände bildet, reinigen wird. Mehrere andere Maaßregeln werden nach einander vorgeschlagen werden, von der Regierung oder von den Führern der Majorität. Diese werden nichts vernachlässigen, sondern, wie die Regierung, alles versuchen, was die Festung der Gesellschaft wenn nicht unangreifbar, doch unbezwingbar machen wird. Um Muth zu fassen, um sich nicht durch die Drohungen der Anarchie niederschlagen zu lassen, um mit Nachdruck auf diesem Kreuzzug zu kämpfen, soll das Land wissen, daß es die Generale der Ordnung, die Marschälle des Widerstandes, eben so wie die Förderer des gesetzlichen Fortschritts an der Spitze hat.“ Das Programm der Gesetzvorschläge ist nicht ganz eingehalten worden, aber diese Stelle, und hundert ähnliche in den verwandten Journalen, zeugen von dem unwandelbaren Entschluß der Majorität, den Kampf gegen die Bergpartei, deren Sieg nur zu einem Staatsbankerott, zur gänzlichen Zerrüttung aller Vermögensverhältnisse und zu unsäglicher Noth der untern Classen selbst führen konnte, unbehelligt von den persönlichen Planen und der schwankenden Politik des Präsidenten und seiner Umgebung durchzuführen. Thiers hatte, wie oben erwähnt, persönlich erklärt, wenn das Wahlgesetz nicht durchgehe, so lege er seine Stelle als Repräsentant nieder, und reise sogleich ab; die Ausführung einer solchen Drohung wäre durch den Eindruck, den sie gemacht hätte, allein schon ein halber Staatsbankerott gewesen. Darum machte die Entschlossenheit der Majori-

[1] Die jüngern mußten bekanntlich russische Tracht anlegen. A. d. U.

tät einen sehr günstigen Eindruck, und je mehr sich die Ueberzeugung befestigte, daß die Partei der Socialisten vor einem so entschiedenen Auftreten zurückweichen werde, desto mehr nahm die Aengstlichkeit ab und das Vertrauen zu. Der Wendepunkt war eingetreten und der Schrecken über die weiland Schreckenden gekommen.

Die Frage über den Präsidentengehalt war vermuthlich unter den Häuptern der Majorität schon entschieden, ehe sie gestellt wurde; für den Präsidenten selbst konnte die Zeit nicht ungelegener kommen, denn daß eine Geldbewilligung durch die Majorität eine Bezahlung für die Unterschrift des Wahlgesetzes sey, sprang in die Augen. Aber die Gläubiger drängten den armen Präsidenten, der durch seinen Aufwand den Schimmer eines gekrönten Hauptes um sich hatte verbreiten wollen, und so sehr die Minister sich sträubten, so mußten sie doch den Vorschlag machen, denn der Präsident drohte mit einem eclatanten Schritte, der auch sicherlich nicht ausgeblieben wäre, wenn nicht von Seite des Präsidenten, so doch von Seite der Gläubiger. War aber diese Stellung schon demüthigend genug, so war es die Ausführung der Sache noch viel mehr. Fould hatte einen Gehalt von 3 Mill. verlangt; dieser wurde nicht bewilligt, mit der höhnischen Bemerkung, der Präsident einer Republik brauche keine solche Civilliste, und man gewährte nur 2,600,000 Fr. „als außerordentlichen Credit auf das Budget des Jahres 1850 für die Ausgaben der Präsidentschaft.“ Daß bei den Verhandlungen die verletzendsten Ausfälle auf die Ausgaben des Präsidenten vorkamen, das mochte er als republikanische Unart mit in den Kauf nehmen, daß aber auch das hingeworfene Almosen von 2,600,000 das nur die augenblicklichen Schulden tilgte und für das nächste Jahr Aussicht auf neue gab, nur auf besondere Verwendung des General Changarnier bewilligt wurde, der immer wie ein strenger Mentor mit der Zuchtruthe vor ihm stand, das füllte den Kelch der Demüthigungen bis an den Rand.

Nichtsdestoweniger mußte er sich ruhig verhalten, denn man hatte einmal angefangen, Mißtrauen in alle seine Schritte zu setzen. Das Ministerium wollte das unglückliche Mairesgesetz wieder vorbringen, und stützte sich darauf, die meisten Maires seyen von der provisorischen Regierung angestellt und dem Socialismus zugethan; aber die Legitimisten wollten nicht, weil im Westen und Süden die Mehrheit der Maires ihnen günstig war, und sie besorgten die Regierung möchte diese gelegentlich entlassen und durch Anhänger des Präsidenten ersetzen. Das Ministerium war verurtheilt, die Arbeit für die Führer der Majorität zu thun, nicht für die Regierung, falls man nicht, wie es beinahe der Fall war, diese Führer als die Regierung ansah. Das Ministerium rächte sich an den Legitimisten für seine Niederlage in der Mairesangelegenheit, und wendete das von den Legitimisten selbst votirte Gesetz gegen öffentliche Versammlungen und Bankette auch auf die Feierlichkeiten an, die am Tage des heil. Heinrich statt finden sollten. Das war ein Nadelstich für die Keulenschläge, die das Ministerium von der Majorität erhielt. Die Feindseligkeiten stiegen indeß, wie man sich aus der ganzen Stellung entnehmen kann, mit jedem Tage. Am 13 Julius machte Baze, einer der Quästoren der Versammlung, den Vorschlag, den Herausgeber des Journals Le Pouvoir wegen eines für die Versammlung höchst verletzenden Artikels vor die Schranken zu rufen. Dieser Artikel war von Granier de Cassagnac geschrieben, demselben, der die Artikel über die „Lösung“ im Constitutionnel verfaßt; er warf darin der Versammlung vor, daß Frankreich viel ruhiger sey als sie, daß ihre Verhandlung über das Preßgesetz eine Versatilität ohne Gleichen zeige, daß sie der wahre Sitz des innern Haders sey, und die Nation einen solchen nicht lange dulden werde, dulden könne. Bei der Stellung, in welche die Majorität zu dem Präsidenten gekommen, durfte sie einen solchen Angriff nicht ungerügt lassen; sie hätte damit zugestanden, daß sie durch die Journalartikel des Präsidenten und seiner Werkzeuge wirklich eingeschüchtert sey, und namentlich schien der Schluß des Artikels eine ernstliche Drohung zu enthalten. Dieser lautet: „man hatte geglaubt, die Nationalversammlung habe die letzte Gränze des Mißcredits, in den eine berathende Körperschaft verfallen könne, erreicht; die jetzige Versammlung scheint aber bestimmt zu seyn, diese Gränze noch zu überschreiten; das sich selbst überlassene Repräsentativsystem, dem es an einem hohen, festen Gedanken fehlt, der es zu leiten, im Zaum zu halten, ihm Widerstand zu leisten vermöchte, erfährt in ihr eine ernste, feierliche Probe. Alles scheint ihr nahes Ende anzudeuten, denn ihre Handlungen sind fast eben so viele Demissionen.“ Das Feindselige des Artikels lag nicht in der Grobheit, darüber hätten die Führer wohl die Achseln gezuckt, sondern in der fortdauernden Velleität des Präsidenten, seine Machtvollkommenheit auch gegen die Nationalversammlung zu zeigen. Eine solche Einbildung mußte gezüchtigt werden, oder alle Schritte, welche die Majorität bisher gethan, waren verloren; der Herausgeber des Pouvoir, ein Hr. de Lamartinière, ward also vorgeladen und zu 5000 Fr. Strafe verurtheilt, welche natürlich der Präsident bezahlen mußte. Ueber die entschiedene Feindschaft der Majorität gegen den Präsidenten konnte nach solchen Vorgängen kein Zweifel mehr seyn, und eben so wenig über die Unmacht des Präsidenten, der nicht einmal die Gelegenheit, welche das Gesetz über die Presse ihm bot, benützte, um sich der Versammlung und der Majorität gegenüber in Vortheil zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Joachim Pacheco.

Skizze aus Mexico.

Tief im Innern von Mexico, etwa 400 spanische Meilen entfernt von der Hauptstadt, in den ungeheuren Einöden des Departements von Sinaloa gleichsam begraben, liegt die Stadt Cosala, wenn ein Paar Duzend elende Häuser den Namen einer Stadt verdienen. Aber trotz des unbedeutenden Aeußern nimmt Cosala im mexicanischen Handel einen wichtigen Platz ein durch seine Gold- und Silbergruben, welche mit Recht als die einträglichsten des Landes gepriesen werden. Daß die Moralität der Einwohner von Cosala nicht sehr hoch steht, kann man wohl denken; die Mehrzahl derselben verweilt den größten Theil der Zeit in den Eingeweiden der Erde, und wenn sie aus den Gruben kommen, so geben die meisten sich den tollsten, oft brutalsten Ausschweifungen hin, womit selbst die wildesten Orgien von Piraten nicht verglichen werden können. Durch ihre Gruben geschützt, wo der starke Arm der Gerechtigkeit sie nicht leicht fassen kann, sprechen sie den Gesetzen ihres Landes ungestraft Hohn und die meisten halten Diebstahl für eine ganz gewöhnliche Sache, sowie Mord kaum für etwas mehr als einen angenehmen Zeitvertreib.

Als ich vor etwas länger als 10 Jahren einen Theil von Mexico durchreiste — ein schönes Land für einen Abenteuer suchenden Reisenden — war ich indeß doch Zeuge eines der wenigen Beispiele, daß die mexicanischen Behörden Energie in Bestrafung eines abscheulichen Verbrechens zeigten, vielleicht das einzige Beispiel seit Beendigung des Freiheitskrieges. Etwa ein Jahr zuvor als ich nach Cosala kam, im Jahre 1838, ward nämlich ein junger Mann aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Stadt in einem Streit bei einem Trinkgelage von seinen Cameraden erdrosselt. Die Mörder, fünf an der Zahl, flohen sofort nach Begehung der mit entsetzlichen Umständen begleiteten Mißethat aus der

Stadt, wurden aber von Dragonern und Milizen, die für den Dienst besonders bezahlt waren, verfolgt, welche vier der Bösewichter einholten; diese starben auf dem Schaffot, und man hätte gewiß die ganze Geschichte bald gänzlich vergessen, wenn nicht der fünfte als Straßenräuber aufgetreten wäre, und mit einer bewaffneten Bande, ebenso glücklich als kühn, die Umgegend von Cosala und die Bergwerke in Contribution setzte. Endlich aber kehrte das Glück dem Señor Joachim Pacheco den Rücken, denn dieser gefürchtete Räuber war etliche Tage vor meiner Ankunft in Cosala eingefangen und in das Gefängniß der Stadt eingesperrt, wohin begreiflich alle neugierigen Einwohner wallfahrteten. In der ganzen Stadt sprach man von nichts anderm als von Joachim Pacheco's Verhaftung, jeder war begierig den berühmten Räuber zu sehen und jeder konnte das leicht erreichen, denn das Gefängniß bestand nur aus einem an die Kirche angebauten Erdgeschoß am Marktplatze, und enthielt nur ein einziges Gemach, das statt Fenster hohe Gitter hatte, so daß jeder den Gast darin ganz genau sehen konnte. Joachim Pacheco hatte ein offnes und joviales Gesicht, das auf den ersten Blick jeden für ihn einnahm, und trotz der kitzlichen Lage worin er sich befand, schien er der ruhigste und sorgenfreieste Mensch von dem ganzen ihn angaffenden Haufen zu seyn. Seine Züge sprachen die vollkommenste Ruhe aus, er verbrachte seine Zeit damit Cigarren zu rauchen, wovon er einen reichlichen Vorrath zu besitzen schien, und beachtete nicht im geringsten die Zeichen von Neugier des Volks, deren alleiniger Gegenstand er war. Der folgende Tag war zu seinem Verhör angesetzt, und ich hoffte dabei zugegen zu seyn, da ich von einem englischen Kaufmann in Veracruz einen Empfehlungsbrief an den Juez de Letras von Cosala, den einzigen dortigen Repräsentanten der Gerechtigkeit, bei mir hatte. Am folgenden Tage gegen 12 Uhr, als das Verhör beginnen sollte, begab ich mich in dessen Wohnung und ich kam gerade zur rechten Zeit, denn der Räuber war eben dem Richter vorgeführt. Das Gerichtslocal war sehr imposant, denn die Ausstattung des Zimmers, welches dazu diente, bestand aus einer Hängmatte von Gras geflochten, welche mit zwei Haken an der Decke befestigt war, einem Paar Stühlen von Bambusrohr, einem alten wurmstichigen Tische von Mahagoni, der auf dem unebenen Steinpflaster des Gemaches wackelte, und einer schlechten Strohmatte an der Thür. In der Hängmatte ruhte halb sitzend, halb liegend, auf den Ellenbogen gestützt, die Hand unterm Kinn, ein kleiner, spindeldürrer Mann mit runzligem Gesicht, dessen schmutzige abgetragene Kleidung von der richterlichen Würde keinen hohen Begriff gab. Auf dem Tische stand ein Gefäß mit glühenden Kohlen zur Bequemlichkeit für jeden der rauchen wollte, und daneben lag ein Packet Cigarren, von welchen einige, aus dem Bündel herausgefallen, über den Tisch sich zerstreut hatten. In der Mitte des Tisches stand ein staubbedecktes Dintenfaß, und daraus schaute eine vergelbte kurze Feder hervor, aber Papier war nicht zu sehen. Um das Bild des Gerichtshofes von Cosala zu vollenden, braucht der Leser sich nur noch den Joachim Pacheco zu denken, wie er, ganz phlegmatisch auf einem Stuhle hingestreckt, auf dessen Hinterbeinen sich hin- und herschaukelt und seinen Wächtern, zwei Dragonern, den Rücken kehrt, die neben einander auf der Strohmatte sitzend, mit dem Carabiner zwischen den Knieen emsig beschäftigt sind Papiercigarren zu drehen, bis der Dienst sie wieder aufruft.

„Nun, hombre (Mann), sagte der Richter aus seiner bequemen Stellung etwas sich aufrichtend, „nun wollen wir euch verhören."

„Mit eurer Erlaubniß, Señor," sprach Pacheco, indem er, ohne dem Richter zu antworten, aufstand, zum Tische ging und eine Cigarre, die er zwischen den Fingern gehalten hatte, am Kohlenbecken anzündete.

„Macht keine Umstände, Mann," sagte der Richter zu ihm, „rauchen ist eine der wichtigsten Beschäftigungen im Leben; aber um die Wahrheit euch zu sagen, seit die Regierung das Tabaksmonopol an sich genommen hat, wird der Tabak immer schlechter."

„Indeß gibt es noch immer einige brave Bursche die sich nichts daraus machen mit den Zollbeamten ein Paar Kugeln zu wechseln," erwiderte Joachim, „und wenn euer Gestrengen davon sich überzeugen will, so brauchen Sie mir nur die Ehre zu erzeigen dieses Bündel Cigarren anzunehmen."

„Gern, Freund," war des Richters Antwort, indem er das hingereichte Cigarrenbündel nahm und sofort eine herauszog, die er am Kohlenbecken anzündete. „Caramba! rief er als er schweigend eine Paar Minuten den Dampf der Cigarre von sich geblasen hatte. Ihr habt Recht, das ist etwas köstliches." Ihr Räuber seyd heutzutage die einzigen Caballeros, welche gute Cigarren zu rauchen bekommen. „Mein lieber Junge," so fuhr er mit seiner süßesten Stimme fort, ihr müßt wirklich bei dem Contrabandista, der euch diese schönen Cigarren geliefert hat, ein gutes Wort für mich einlegen. Es wird auch eures Freundes Schaden nicht seyn, denn außer dem Gelde das er in die Tasche steckt, kann man nicht wissen ob es nicht in meiner Macht liegt ihm zu helfen, wenn er über kurz oder lang in Unannehmlichkeiten kommen sollte. Doch nun zum Geschäft, wenn ihr wollt. Sagt mir einmal beim Teufel, warum habt ihr den armen Antonio umgebracht?"

„Um euch die reine Wahrheit zu sagen, Richter," antwortete der Angeklagte mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt, „so bin ich niemals im Stande gewesen das ganz genau zu begreifen. Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, so waren an jenem Morgen meine Nerven sehr aufgeregt und dadurch war ich sehr reizbar geworden."

„Das ist allerdings ein Entschuldigungsgrund, muß ich sagen," entgegnete der Richter, „aber nicht von großer Bedeutung und deßhalb kann ich die Entschuldigung nicht gelten lassen. Doch, was ich sagen wollte, wie hoch läßt denn euer Contrabandista sich die Ruba (großes rundes Packet) von seinen Cigarren bezahlen?"

„Zwölf Realen und in jedem Packet sind 32 Bündel."

„Und dafür läßt die Regierung uns zwei Piaster, das sind doch 16 Realen, bezahlen!" rief der Richter mit Heftigkeit. „Das ist ja Diebstahl, ein offenbarer und schamloser Diebstahl. Bah, sprecht mir nicht von den Regierungen, die bestehen alle aus Spitzbuben, einer immer ärger als der andere."

„Darin bin ich vollkommen eurer Meinung," sagte der Angeklagte, „nur lassen sie einander nicht erschießen, wenn sie sich dabei ertappen."

„Richtig, alter Bursche, aber dabei fällt mir etwas ein; die Untersuchung ist zu Ende und ich will jetzt das Urtheil sprechen." Mit diesen Worten streckte der würdige Richter die Hand aus um seine Feder zu ergreifen, aber sie steckte so fest in der vertrockneten Dinte, daß er sie nicht herausziehen konnte, „Caramba!" rief er aus, „ich habe ja auch vergessen Stempelpapier holen zu lassen. Was soll ich nun machen?" dann, wie plötzlich von einer Idee inspirirt, wandte er sich zu den beiden Dragonern mit den Worten: „da ich gerade kein Papier habe um mein Urtheil darauf zu schreiben, so nehme ich euch, meine Söhne, zu Zeugen, daß ich hiermit den Joachim Pacheco als Mörder des Don Antonio verurtheile, nach Verlauf von 48 Stunden erschossen zu werden und zwar auf der Stelle, wo das Verbrechen verübt wurde. Die Untersuchung ist geschlossen, bringt den Verurtheilten wieder ins Gefängniß."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Mery und das Univers. Der bekannte Mery in Marseille hatte die Herausgabe eines Romans „la Juive au Vatican" begonnen, um die Leiden der Juden im Ghetto zu Rom zu schildern, und wo möglich diese abscheuliche Einrichtung abzuschaffen. Darüber fiel ihn der Univers aufs heftigste an, und schimpfte gewaltig auf den profanen Versschmied. Die öffentliche Meinung nahm starke Partei für Mery, da es doch zu arg war, ein Werk in solcher Weise anzugreifen, noch ehe es erschienen war. Indeß nahm Mery selbst die Angriffe nicht so zahm hin, sondern antwortete mit einer Energie, die den Univers verdutzte, so daß er endlich die Segel streichen mußte. Was an der Geschichte am meisten Erstaunen erweckte, war, daß der Novellenschreiber ebenso viele Gelehrsamkeit als literarischen Nachdruck zeigte, und seinen Gegner mit Bibelsprüchen und Citationen aus den Kirchenvätern — alles in lateinischer Sprache — zu Leibe ging. Die Leute konnten nicht begreifen, wie so ein lustiger, witziger, bezaubernder Schriftsteller, wie Mery, zu so viel theologischer Gelehrsamkeit kam. (Liter. Gaz. 25 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 233. 28 September 1850.

Keirowan

oder Kairuan, eine in der Mitte der Regentschaft Tunis gelegene Stadt, wird in der alten moslemitischen Geschichte als eine sehr wichtige Hauptstadt oft und vielfach erwähnt. Jetzt ist sie freilich, wie die ganze afrikanische Nordküste, in Cultur und Reichthum sehr heruntergekommen, nimmt aber immer noch einen hohen Rang ein, sowohl als Handels- wie als heilige Stadt, zwei im Orient und namentlich in moslemitischen Ländern so häufig vereinigte Eigenschaften. Sie ist als heilige Stadt, wie Mekka und Medina den Juden und Christen verboten, Prax aber, dessen Mittheilungen wir diese Notizen entnehmen (Bulletin de la Société de géogr. Aug.), der von der französischen Regierung den Auftrag hatte, die Handelsverhältnisse des nordwestlichen Afrika's zu erforschen, begab sich als Moslem verkleidet dahin. Keirowan ist in einem weiten Umkreis der Markt für die benachbarten Stämme; es liegt in einer theilweise sumpfigen, nur schwach angebauten Ebene, und ist von einer Mauer mit Thürmen umgeben, welche einen Umfang von etwa 3000 Metres hat. Dieß gibt der Stadt nur eine sehr geringe Größe, dafür aber hat sie im Westen, Süden und Osten große Vorstädte mit zahlreichen Fonduks zur Aufnahme von Karawanen. Die Basare in der Stadt sind gepflastert und gewölbt. Es gibt eine große Anzahl Moscheen und Capellen, die den Marabuts des Orts so wie fremder Länder gewidmet sind; die Pracht des Cultus und die große Anzahl der Marabuts und Derwische geben dieser Stadt eine ganz eigenthümliche Physiognomie, um so mehr, als sich der religiöse Theil der Bevölkerung gegen die weltliche Macht sehr unabhängig benimmt. Unter den Personen, die ein ascetisches Leben führen, befinden sich auch viele Frauen, die gegen den Gebrauch anderer Frauen ganz offenen Gesichts umhergehen.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das Gesetz über die Presse, welches gleich nach der Wahl vom 10 März vorgeschlagen worden war, blieb nach mehrfacher Berathung in der Commission längere Zeit liegen, und man glaubte es beinahe eingeschlafen, als das Ministerium selbst es auf einmal wieder in Anregung brachte, worauf die Commission durch den Mund von Hrn. Chasseloup-Laubat einen amendirten Entwurf in 16 Artikeln vorlegte. Die Hauptpunkte waren: eine Caution für Paris und die nächstgelegenen Departements von 24,000 Fr., für Departements mit Städten von 50,000 Fr. eine Caution von 6000 und in den übrigen Departements von 3600 Fr.; ferner ein Stempel von 6 Centimes für die Classe von Journalen, welche 24,000 Fr. Caution zahlen müssen, für die andern Journale ein Stempel von 2 Centimes, endlich für nicht periodische Schriften in einer oder mehreren Lieferungen 6 Centimes für den Bogen. Der Sinn dieser Vorschläge war klar: man wollte die Pariser Journalistik beschränken, und zugleich den Ausweg der Broschüren abschneiden. Politisch betrachtet war es derselbe Gedanke, der den Vorschlag eingab, die Generalräthe der Departements für den Fall eines glücklichen Aufstandes in Paris mit politischer Machtvollkommenheit zu bekleiden. Die Journale der Majorität hatten sich diesen Anordnungen wahrscheinlich, wenn auch mit Seufzen, gefügt, denn im Grunde handelte es sich dabei um die Frage, welche Journale die größte Lebenszähigkeit hätten, aber bald nahm die Sache eine andere Wendung. Daß der Buchhandel, das Druckergewerbe und die Papierfabrication sich beklagen würden, war vorauszusehen gewesen, denn namentlich die Broschürenliteratur war in den letzten zwei Jahren wucherisch gediehen, und wurde fast auf den Tod getroffen, was allen diesen Gewerben höchst lästig, nahezu verderblich werden mußte; ihre Vorstellungen wurden freundlichst angehört, wohl auch Vertröstungen gegeben, aber die Commission wich von ihrem Entschlusse nicht ab, denn es galt hier eine provisorische Maaßregel, die man in die Hülle eines allgemeinen Gesetzes stecken mußte. Als aber der Vorschlag des Hrn. Tinguy durchging, daß alle politischen Artikel unterzeichnet werden sollten, war in der Journalistenwelt großer Jammer. Die Linke und die Legitimisten hatten dafür gestimmt, augenscheinlich die welche am wenigsten dabei zu verlieren hatten, während ein großer Theil der Altconservativen, Männer von Rang und Ansehen, früher oder gegenwärtig in amtlichen Stellungen, vielfach die Journale, namentlich das Debats benützt hatten, und durch eine Menge Rücksichten von der Unterzeichnung ihrer Namen abgehalten waren Die Legitimisten hatten ein specielles Interesse: sie wollten sich im Augenblick an der Regierung rächen, welche alle Versammlungen und Festlichkeiten bei Gelegenheit des Festes des h. Heinrich untersagt hatte, denn die Schreiber der Artikel im Napoleon, im Pouvoir und zum Theil im Constitutionnel, welche so schroff gegen die Versammlung auftraten und zu Staatsstreichen riethen, hätten nicht ihre Namen unterzeichnen können; die Linke hatte den besondern Zweck, der altconservativen Presse, die ihnen entschieden überlegen war, zu Leibe zu gehen. Die Verlegenheit der Altconservativen war nicht gering, und namentlich die Journalisten arbeiteten offen auf die Verwerfung des Preßgesetzes hin. Die Regierung be-

Digitized by Google

fand sich in nicht weniger fataler Lage, besonders da sie selbst das Preßgesetz wieder vorgebracht hatte, und es somit nicht wohl wieder zurücknehmen konnte; daß man ihr dieß gerathen, leidet keinen Zweifel, und sicherlich hätte sie sich dadurch manche Freunde unter den Journalisten gewonnen; ob in der öffentlichen, durch alle die Ereignisse der letzten zwei Jahre ermatteten Meinung ist zweifelhaft, und kaum anzunehmen, daß die Führer der Majorität, so sehr sie auch die Verlegenheit, worein ihre Freunde durch das Amendement Tinguy gerathen mochten, erkannten, doch um dieser Verlegenheit willen das ganze Zwangsgesetz nicht aufgeben wollten. Dem Präsidenten schreibt man als Grund der Sanction des Gesetzes, das mit 392 gegen 265 angenommen wurde, auch die geheime Absicht zu, die Versammlung sich völlig unpopulär machen zu lassen; allein dazu hätte die Verhandlung an sich schon hingereicht.

Man hat der Majorität und den Führern derselben fast mehr noch als dem Präsidenten dieß Gesetz zum schweren Vorwurf gemacht, und derselbe wäre auch gegründet, wenn dasselbe etwas mehr als eine temporäre Maaßregel seyn könnte. Männer wie Thiers und andere, die zum Theil selbst durch den Journalismus groß geworden, wußten so gut wie irgend jemand, daß die Presse das eigentliche Lebenselement der neuen Gesellschaft ist, daß diese die Presse gar nicht entbehren kann, und daß kein Volk das auf einer gewissen Bildungsstufe steht, sich die Presse entreißen lassen wird. Wenn man also der Versammlung im Allgemeinen einen Haß gegen diese „dritte Macht" im Staate zuschrieb, so that man ihr zuverlässig Unrecht; aber die außerordentlichen Umstände erforderten ein außerordentliches Mittel, und da an die Herstellung der Censur nicht zu denken war, so griff man zu diesem Gesetz trotz der unlieben Anhängsel, womit der Aerger der Parteien dasselbe ausgestattet hatte. Vergleicht man die Zahl der Abstimmenden über das Preßgesetz mit der über das Wahlgesetz, so findet man einen sehr geringen Unterschied: die herbe Maaßregel hatte also den Einklang der Majorität in der Hauptsache durchaus nicht erschüttert.

Was auch die Gründe seyn mögen, welche den Präsidenten bestimmten dem Gesetz seine Zustimmung zu ertheilen, an seinem Haß gegen die Majorität, die ihn mit eisernen Banden festhielt, war nicht zu zweifeln. Seine Journale hatten nach der Abstimmung über die Dotation von der „hostilité flagrante" der Versammlung gesprochen, man kümmerte sich aber wenig darum, und gab, wie schon erwähnt, dem Präsidenten einen persönlichen Verweis durch die Verurtheilung des Hrn. de la Martinière, die nur wenige Tage nach der Annahme des Preßgesetzes erfolgte. Es war dieß nicht nur ein Denkzettel für das frühere Benehmen, sondern noch mehr für die Zukunft, da die Zeit wo die Versammlung sich vertagen mußte, herannahte. Einige furchtsame Mitglieder der Majorität suchten diese Vertagung zu hindern, da der Präsident leicht dieselbe zu einem Staatsstreiche benützen könne, die Führer aber theilten diese Besorgniß nicht, und aus guten Gründen: denn Changarnier garantirte die Ruhe und die Unterwerfung des Präsidenten, der jeden Augenblick sich empören wollte und bei näherer Erwägung es immer wieder unterließ. Hautpouls Stellung dem mächtigen Mann gegenüber war allmählich eine unerträgliche geworden, er wollte durchaus abtreten, und der Plan bestand, diese Abtretung vor der Versammlung zu motiviren, was einer Anklage gegen Changarnier gleichgekommen wäre; da man aber bei näherer Ueberlegung erkannte, daß das Ministerium sich in der Versammlung nur einer neuen schimpflichen Niederlage aussetzen würde, so mußte man sich fügen, und Hautpoul war sogar genöthigt zu bleiben, wie es scheint auf dringendes Bitten des Präsidenten, da keiner der angesehenern Generale die Stellung des Kriegsministers einnehmen wollte, und Ludwig Bonaparte nur einen Freund und Anhänger Changarniers hätte wählen können, was er durchaus nicht wollte.

Der erbitterte Streit zwischen der Majorität und dem Präsidenten dauerte fort bis zum Schlusse der Versammlung, obgleich im gesellschaftlichen Leben alle äußeren Höflichkeiten beobachtet wurden und die entschiedensten Gegner des Präsidenten seine größern Gesellschaften besuchten. Der Präsident konnte keinen entschiedenen Schritt mehr thun, denn sein eigenes Ministerium war gespalten, und die eine Partei wollte sich durchaus nicht von den Ansichten der parlamentarischen Majorität trennen, eine Auflösung des Ministeriums aber war unter solchen Verhältnissen mit den größten Schwierigkeiten verbunden, wie die vorläufige Unmöglichkeit, den Kriegsminister zu ersetzen, genugsam zeigte. Dennoch konnte der Präsident nicht lassen, seinen Unwillen fortdauernd öffentlich zu zeigen, somit durfte er sich auch nicht beklagen, daß die Feindseligkeiten von der andern Seite fortdauerten. Die Wahl der permanenten Commission, welche während der Ferien der Versammlung die laufenden Geschäfte besorgen und die Aufsicht über den Präsidenten und seine Regierung führen sollten, geschah in einem sehr feindseligen Geiste. Obenan in der Liste stand Odilon-Barrot, der aus Zorn über die unceremoniöse Entlassung des Ministeriums am 31 Oct. 1849 seitdem keinen Fuß mehr in die Wohnung des Präsidenten gesetzt hatte; Changarnier, Lamoricière waren dem letztern sehr unangenehm, Lasteyrie, de Mornay, Creton, Orleanisten, hatten gegen die Dotation des Präsidenten gestimmt, Berryer, Olivier, General St. Priest, General Lauriston, Lespinasse, Leon de la Borde und andere waren Legitimisten. Thiers und Berryer gaben sich das Ansehen, als wollten sie zwei Freunde des Präsidenten, Casabianca und General Regnault de St. Angely hineinbringen. Dieß geschah aber nicht, und der Präsident machte seinem Zorne Luft durch einen „die Versammlung und der Präsident" überschriebenen Artikel, aus dem wir nachstehende Stelle ausheben: „Der Gedanke, der diese Liste einflößte, ist so offenkundig, und springt so sehr in die Augen, daß es kindisch wäre sich darüber zu täuschen, und da man Augen und Ohren nicht schließen kann, so wäre es Schwäche den Mund nicht zu öffnen. Welche Erklärung soll das Publicum dem Namen des Generals Lamoricière geben, der den Präsidenten der Republik insultirt hat? Nur Eine Erklärung kann ihm wahr erscheinen, weil sie wahrscheinlich ist. Diese Wahl der vereinigten Bergmänner und Legitimisten ist ein Angriff auf den Präsidenten. Also nach 18monatlichen, der Einigung der großen Gewalten des Staats gebrachten Opfern aller Art — Opfer die alle vom reinsten Patriotismus und der edelsten Entsagung eingegeben waren, die alle in der Ansicht gebracht wurden, daß sie dem Heile der Gesellschaft nützlich seyen — erhält der Präsident von der Versammlung eine Beleidigung. Mit einer Beleidigung krönen also die Parteien, die sich im Palast Bourbon umtreiben, ihre letzten feindseligen Handlungen, und belohnen den Präsidenten für die unermeßlichen Dienste, die er dem Lande geleistet hatte. Wenn ihr in der Versammlung seyd, wem verdankt ihr es? Dem Einfluß des Namens Louis Napoleon Bonaparte, der euch bei den Wählern des flachen Landes beschirmt (patronés) hat; hättet ihr die 60,000 Stimmen erhalten, auf die ihr so stolz seyd, wenn das Land nicht geglaubt hätte, in euch, ihr Mitglieder

Digitized by

der Majorität, Repräsentanten zu sehen, die dem Neffen des Kaisers ergeben sind?" Man kann sich denken, daß dieser in jeder Beziehung ungeschickte Ausfall, der in seinem weitern Verlauf noch mit directen Drohungen gespickt war, einen schlimmen Eindruck machte, die Antworten in den Journalen ließen auch nicht auf sich warten, und fielen zum Theil herb genug aus, in der Versammlung aber handelte es sich um nichts geringeres als eine Anklage. Die Rechte wollte nicht hervortreten, weil sie die Sache hätte durchführen müssen, deßhalb trat die Linke auf, und als der Minister Baroche am 26 Jul. einem im Ministerrath gefaßten Beschluß gemäß erklärte, er werde dem angeklagten Blatt den freien Verkauf in den Straßen nicht entziehen, erhob sich ein solcher Sturm, daß man jeden Augenblick die Niedersetzung einer Untersuchungs-Comité und eine völlig feindselige Abstimmung erwarten mußte. Da legte sich Hr. Baroche aufs Bitten, gab die schönsten Worte und Versicherungen, und so ließ man endlich die Sache fallen. Aber es wurden Worte gesprochen, die nicht zu Boden fallen konnten. Hr. Baze, derselbe welcher den Artikel des Pouvoir angeklagt, redete von Staatsverrath, und erklärte geradezu, es spinne sich etwas an gegen die Versammlung und das Land. Am folgenden Tag hatten Broglie, Thiers und Changarnier eine Unterredung mit dem Präsidenten, die sich auf diesen Vorfall bezogen haben soll, und wo sehr ernste Worte gefallen seyn mögen.

(Schluß folgt.)

Zitomir.

(Schluß.)

Die Straße nach Berdytschew ist noch ziemlich erträglich; in ihr findet sich ein altes Theater, auf dem eine kleine Truppe alte Stücke in polnischer Sprache aufführt. Bei der Wendung aus dieser Straße nach der Kleinberdytschewer Straße, fast dem Hause des Archierei gegenüber, stehen zwei kanadische Pappeln, die man nur einmal zu sehen braucht, um sie nie wieder zu vergessen; sie sind so groß und üppig, daß man unwillkürlich stehen bleibt, um ihre riesenhaften, mit Silberblättern verschwenderisch geschmückten Zweige zu betrachten. Aus der Berdytschewer nach der Kiewer-Straße führt die Philiponische, so genannt nach den Sectirern dieses Namens, die sich einst hier ansiedelten. Die Wilsa Straße hat wenig ordentliche Häuser, und besteht meist aus dichtgedrängten Reihen von Schenken, in denen die Juden wie Bienen im Bienenstock hausen; weiterhin jenseits des Schlagbaums stehen kleine Häuschen mit Gärten. Die Kathedralstraße besteht nur aus Läden, an ihrem Ende aber befinden sich die russische und katholische Kirche. Von diesen Straßen gehen enge Gäßchen aus, und verzweigen sich so mannichfach, namentlich am Kaufhof und Basar, daß nur der einen Begriff davon sich machen kann, der den armenischen Basar in Tiflis kennt; dieselbe Bewegung, dasselbe Gedränge, dieselbe bunte Mannichfaltigkeit und derselbe Geruch, der die Nerven nicht wenig afficirt. Wo nur der kleinste Laden anzubringen war, da ist ein solcher an irgend ein Haus oder einen Zaun angeklebt, wie ein Schwalbennest, und darin sitzt ein Jude, wenn auch sein ganzes Waarenlager nur aus ein Paar Fellen und zwei oder drei Paar Schuhen besteht. Er sitzt in seiner Bude, in dem abscheulichsten Gäßchen, wohin man nur durch einen Irrthum gerathen kann, neben ihm aber sieht man einen Haufen Kinder, zwei oder drei Weiber, was bedeutet, daß er so viel gewinnt, um diese ganze Schaar zu füttern, ihnen Lumpen zu kaufen und vielleicht noch etwas Tabak für seine kurze Pfeife, die er nicht raucht, sondern an der er saugt, während er die Vorübergehenden mit durchdringendem Blick ansieht.

Handwerker gibt es hier in Menge, namentlich Schneider, meistens Juden, die sich zu Handwerken jeder Art gut anschicken. Es finden sich hier einige russische Läden mit den Erzeugnissen der moskauischen Fabriken, im Ganzen aber ist der Handel wesentlich in den Händen der Juden, bei denen man die besten fremden Waaren finden kann. Man geht oft an einer elenden schmutzigen Bude vorüber, und denkt nicht daran, daß sich in derselben kostbare und mannichfaltige Stoffe für mehrere Tausende finden. Miethfuhrleute stehen nur an Einem Orte auf dem Marktplatz, den Buden gegenüber, aber alle scheinen aus Kursk gekommen zu seyn, wo man eben solche Schindmähren und eben so zerlumpte Fuhrwerke sieht. Dagegen sieht man nirgends eine ähnliche Bewegung der Posten, wie in Zitomir; es geht kein Tag vorüber, wo nicht einige Wagen ankommen und abgehen. Hier ist die Straße von Radziwilow nach Odessa, hier geht die Kiewer Extrapost durch, welche sich an die Kiewer anschließt, und hier kann man auch noch eine Seltenheit in ihrer Art sehen, einen Postillon, wie er vor 70 Jahren war, der auf dem Querbalken sitzt, und so die Post führt.

Ueber das hiesige Gesellschaftsleben kann ich nichts sagen als Augenzeuge, und bloß Gehörtes mag ich nicht wiederholen. Zitomir treibt einen bedeutenden Handel mit Holz und Theer, der hier auch gewonnen wird. Man darf nur vor den Schlagbaum nach Berdytschew zu hinausgehen, so findet man eine Menge Anstalten, wo derselbe fabricirt wird, und die meistens Juden gehören; dieß unternehmende Volk läßt nichts außer Acht, das ihm Vortheil bringen kann, und bei seiner staunenswerthen Thätigkeit hat es eine eigene Gabe, sich jedem gefällig zu erweisen. Es ist der Mühe werth, die Anstalten an der Straße nach Berdytschew in Augenschein zu nehmen. Das Volk unterscheidet sich hier wenig von seinen Brüdern in der Stadt, es ist ärmer, selbst unreinlicher, denn hier ist es über und über mit Pech beschmiert. Während sich der Jude um seine Theerkufe dreht, ist er aufmerksam auf andern Gewinn; sobald er einen Reisenden sieht, ruft er ihn an, füttert seine Pferde, sorgt für alles was er braucht, kauft zugleich Schafe von einem Bauern, hält Rath mit seinem Nachbar, und für zwei polnische Gulden läuft er in die Stadt, um einen Auftrag für einen Fremden auszurichten, wobei er Wirthschaft und Geschäft hinter sich läßt.

Von Unterrichtsanstalten findet sich, außer den gewöhnlichen in einer Gouvernementsstadt, noch ein Rabbinerinstitut, in welchem die Religionslehrer für die Juden ausgebildet werden. Von wohlthätigen Anstalten ist bloß zu bemerken das Kloster der barmherzigen Schwestern, wo auch ein Theil des Spitals und das Waisenhaus ist, ferner eine Anstalt zur Aufnahme alter Frauen.

Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schweigt der Lärm und die Bewegung von Zitomir niemals. Morgens und vor dem Abend ertönen die Glocken, und in den russischen Kirchen auch der Gesang, aus den offenen Thüren der katholischen bringen die majestätischen Klänge der Orgeln hervor. Unter den russischen Kirchen ist die Kathedrale die größte, unter den katholischen ist das ehemalige Bernhardinerkloster am Ende der Kiewer-Straße die bemerkenswertheste. Dieß ungeheure, in einem seltsamen Styl aufgeführte Gebäude versetzt, namentlich in der Dämmerung und bei der geheimnißvollen Kirchenmusik,

Digitized by Google

den Geist weit zurück ins Mittelalter, denn dann erst tritt das finstere Aeußere recht vors Auge.

Leider gibt es hier nicht einmal einen öffentlichen Garten, seltsam genug in einem Lande, wo die Vegetation so wunderbar ist, wo rund um die Stadt Wälder sich finden und in der Stadt selbst an jedem Hause schöne Bäume stehen. Wenn die Bevölkerung bloß aus Juden bestände, so dürfte man sich über nichts wundern, denn diese lieben nichts, als was Procente gibt. Ein Boulevard gibt es ebenfalls nicht, auf dem man die Abende mit Spazierengehen zubringen könnte, statt wie jetzt auf den Steinen der hiesigen Trottoirs zu gehen. Das Sohlenleder schützt die Füße schlecht gegen solche Steine, was müssen aber erst zarte Frauenfüßchen in leichten Stiefelchen empfinden! Gelegentlich bemerkt, sind die Frauen hier sehr gut und hübsch beschuht, was aber in Zitomir besonders auffällt und einen angenehmen Eindruck in der Seele zurückläßt, das sind die hübschen ausdrucksvollen Physiognomien. Oft geht man an einem elenden Häuschen vorüber, und sieht an dem offenen Fenster einen idealen Kopf, der sich selbst in einem Residenzsalon bemerklich machen würde.

Joachim Pacheco.

Skizze aus Mexico.

(Fortsetzung.)

Indem nun Joachim das Zimmer verlassen wollte, sprang der Richter aus der Hängematte und ihn am Arme fassend, sagte er: „mein armer Joachim, ich hoffe ihr werdet es mir nicht nachtragen, daß ich diese kleine Formalität in eurer Geschichte habe vornehmen müssen, und vergeßt nicht eurem Freunde dem Contrabandisto, ein Wörtchen in Betreff meiner zu sagen, wie ihr mir eben versprochen habt."

Nachdem 48 Stunden verflossen waren, wurde Joachim Pacheco aus der Capilla Ardiente, der Bußcapelle, diesem schrecklichen Vorzimmer des Schaffots, zur Hinrichtung geführt. Aber jetzt erst fiel dem Stadtcommandanten ein, daß er am Abend zuvor die ganze Garnison von Cosala, welche aus sechs Dragonern bestand, fortgeschickt habe, um einen Wagen mit Silber beladen zu escortiren, der nach der Hauptstadt gehen sollte, und daß jetzt er mit seinem treuen Schwerte die einzige bewaffnete Macht in der Stadt sey. Da nun Pacheco zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt war, so verursachte der Umstand einige Verlegenheit; indeß wußten Richter und Commandant bald einen Ausweg zu finden, indem sie beschlossen sofort drei Leute zu miethen, welche den Dienst der abwesenden Dragoner verrichten sollten. Das war aber leichter gesagt als gethan, denn man mußte ein Paar Stunden zögern, um drei paßliche Schufte dazu anzuwerben, nicht weil man etwa Gewissensscrupel bei ihnen fürchtete, sondern bloß deßhalb weil man zweifeln konnte, ob ihre Carabiner losgehen würden, denn die meisten Leute welche gute Gewehre besaßen, waren gewöhnlich abwesend, um damit ihr Glück auf den Landstraßen zu suchen. Es dauerte auch zwei Stunden bis der mit diesem Geschäft beauftragte Alcalde der Stadt in Begleitung von drei Kerlen zurückkehrte; zwei derselben hatten sich einverstanden erklärt mit dem Preise, welchen der Alcalde bieten sollte, aber der dritte, ein großer kupferfarbiger Indianer, war damit nicht zufrieden. „Weiß es der Himmel," sagte er, „vier Realen sind schlechte Bezahlung für den Tod eines Menschen; aber ich würde sie doch wohl nehmen, wenn der Verurtheilte ein anderer wäre; allein Joachim Pacheco ist mein Freund, mein bester Freund, und unter sechs Realen kann ich ihn nicht erschießen; das ist mein letztes Gebot."

Da die zur Hinrichtung bestimmte Stunde längst verflossen war, so gab der Alcalde Befehl den Zug anzutreten, ohne sich durch dieses neue, unvorhergesehene Hinderniß irre machen zu lassen. Der Volkshaufen setzte sich in Bewegung, und dann kam der Verurtheilte von einem Mönch begleitet, dessen Pflicht erheischt jenen bis zu seinem letzten Augenblicke zu ermahnen.

„Mein Sohn," sprach der Mönch zu Pacheco, indem er ihm ein massivsilbernes Crucifix vorhielt, „mein Sohn, du bist ein glücklicher Mensch, denn mit Hülfe der Absolution, die ich dir ertheilen werde, kannst du gewiß seyn heute Abend im Paradiese zu speisen."

„Vielen Dank, Vater, für eure guten Worte," erwiderte Pacheco, der anscheinend in sein Schicksal sich ergeben hatte; „aber seht, ich bin gar nicht selbstsüchtig, und da ihr meine Lage so vollkommen begreift und auch das Glück kennt, das meiner wartet, so nehmt meinen Platz ein. Ihr braucht mir dafür nicht zu danken, denn wahrhaftig, den biete ich euch mit Freuden an."

„Das geht nicht an, mein Sohn," entgegnete der Mönch, dem der Vorschlag nichts weniger als angenehm zu seyn schien; „du hast deinen Nebenmenschen getödtet und deßhalb mußt du sterben; so will es das Gesetz."

„Das ist sehr dumm vom Gesetze," rief Pacheco. „Es ist sehr gerecht, mein Sohn," erwiderte der Mönch.

„Dumm! das sage ich noch einmal."

„Vollkommen gerecht, mein Sohn."

„Ja, vollkommen lächerlich!"

„Es dient zum guten Beispiele."

„Zu einem höchst unmoralischen," brüllte der Verurtheilte voll Wuth; „beantwortet mir einmal die Frage: wenn ein Mensch ein Pferd stiehlt, so nennt ihn die ganze Welt einen Dieb; am folgenden Tage stiehlt ein anderer jenem das Pferd und nun sagt einmal, wie nennt ihr den zweiten Dieb?"

„Wie du eben selbst gesagt hast, einen Dieb, das ist gewiß," erwiderte der Mönch.

„Schön, Vater, soweit sind wir einig; aber wie nennt ihr denn denjenigen, welcher seinen Nebenmenschen tödtet?"

„Einen Mörder, einen Meuchelmörder."

„Sehr schön, und diejenigen, welche diesen Mann tödten, wie nennt ihr sie?"

Ehe der Pater hierauf antwortete, mußte er einen Augenblick nachdenken, dann erwiderte er: „Wahrlich, es ist sehr unnütz mich mit dir in einen solchen Wortstreit einzulassen. Du bist mit Recht verurtheilt, das ist genug, mehr brauchst du nicht zu wissen. Du bist nur ein unwissender Mensch, und ich habe zu Hause die Worte des heiligen Augustin in vier Folianten, welcher hinsichtlich der Todesstrafe durchaus meiner Meinung ist."

„Was geht das mich an," murmelte der Verurtheilte, mißvergnügt über das Ende der Discussion; „der heilige Augustin selbst würde nur seine Zeit verlieren, wenn er mich von der Gerechtigkeit meines Todesurtheils überzeugen wollte."

Bei diesen frechen Worten erhob der Mönch das schwere Crucifix und ließ es mit voller Gewalt so auf die Schultern des armen Sünders fallen, daß dieser vor Schmerz einen Schrei ausstieß.

„Der Erlöser verzieh, aber, aber, er schlug nicht," murmelte Joachim leise.

„Das mag wahr seyn," entgegnete der Pater, „aber auf keinen Fall wirst du meine Absolution erhalten."

Diese Paar Worte hatten eine wunderbare Einwirkung auf den Verurtheilten, denn so unverschämt er bisher gewesen war, so demüthig und unterwürfig wurde er jetzt. „Ich bitte euch um Verzeihung für alle meine albernen Reden, ehrwürdiger Pater," sprach er jetzt, „ich bekenne, ich habe unrecht gethan, aber versprecht mir die Absolution zu ertheilen."

„Gewiß, mein Sohn," erwiderte ihm der Mönch, sehr vergnügt, daß er Sieger geblieben war, „das verspreche ich dir und mit Freuden. Glaube übrigens nicht, daß ein Widerspruch mich reizbar macht, durchaus nicht; im Gegentheil, ich liebe es sehr mit meinen Mitmenschen schwierige und dunkle Punkte zu besprechen, um ihren schwachen Verstand zu erhellen."

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 234. 30 September 1850.

Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Napoleons in Frankreich.

(Schluß.)

Unter solchen gegenseitigen Gesinnungen schieden Nationalversammlung und Präsident von einander. Der Eindruck, den der Verlauf der Streitigkeiten zwischen dem Präsidenten und der Majorität seit dem Monat April auf den Beschauer macht, kann nur der seyn, daß Ludwig Napoleon Bonaparte in seinen Bestrebungen gänzlich gescheitert ist, und daß er durch seine maaßlose Eitelkeit die Häupter der Majorität, die ihn wenigstens äußerlich schonen wollten, von sich gestoßen hat. Wäre er klüger und minder ungeduldig gewesen, so würde er wahrscheinlich eine Verlängerung seiner Macht erlangt haben, weil die Schwierigkeit einen zweiten Präsidenten zu wählen und der allgemeine Wunsch nach Ruhe die Versammlung leicht bestimmen konnten, zu seinen Gunsten die Constitution zu ändern. Aber das zur Schau getragene kaiserliche Streben und die kleinlichen, manchmal selbst verächtlichen Mittel, deren er sich bediente, mußten die Häupter von ihm abwenden, weil es für sie allzu lästig und bis zu einem gewissen Grade selbst gefährlich war, den Kampf gegen die Rothen und gegen den Präsidenten zugleich zu führen; lästig, weil die Ausführung der Maaßregeln, namentlich die hohe Polizei, nur zum Theil in ihren Händen war; gefährlich, weil die Rothen fortwährend geheime Verschwörungen anspannen; noch in den letzten Tagen des Julius war in Paris eine Gesellschaft unter dem Titel Nemesis aufgehoben worden, welche sich ganz nach dem Muster der geheimen Gesellschaften, die am 25 Februar 1848 den Sturz der Monarchie entschieden, gebildet hatte. Eine solche Stellung war also für die Führer der Majorität unerträglich, und es möchte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie, Legitimisten wie Orleanisten, einig sind, die Verlängerung der Präsidentschaft L. Napoleons nicht zu gestatten. Die Launenhaftigkeit des Prinzen, der trotz der wiederholten empfindlichen Niederlagen und Kränkungen immer wieder auf das alte Lied zurückkam, mußte sie überzeugen, daß auf die Länge nicht mit ihm auszukommen sey.

Was soll, was kann aber geschehen? Das ist allerdings bei der Zerfahrenheit der Parteien, bei dem Mangel an Einheit des Ziels zwischen Legitimisten und Orleanisten nicht leicht zu sagen, und der Ausfall der Abstimmungen in den Generalräthen [1] gibt gleichfalls keinen Halt für Vermuthungen. Wenn man irgend eine Folgerung aus denselben ziehen will, so ist es die, daß sich alle gegen einen neuen gewaltsamen Umsturz erklären. Bei der Uneinigkeit und Unvereinbarkeit der Legitimisten und Orleanisten, die sich am besten aus dem häufigen Ungehorsam der Truppen gegen die einigen Führer ergibt, ist es sehr ungewiß ob und wann die Monarchie wieder hergestellt, und unter dem Schirm eines neu auflebenden Vertrauens ein anderes Staatsgebäude statt der jetzigen, allerdings unhaltbaren Constitution wieder aufgeführt werden kann. Die Führer müssen also einen nähern directen Zweck verfolgen, der sich allerdings in einer Revision der Verfassung concentrirt, und wofür die von den Generalräthen zahlreich ausgesprochenen Wünsche einer Revision den Anhaltspunkt bieten können. In dieser Beziehung ist die Rede, welche Thiers über das Wahlgesetz gehalten hat, von einer, wir möchten sagen entscheidenden Bedeutung. „Wir haben die Constitution nicht verletzt; wenn wir es gewollt, so hätten wir das indirecte Stimmrecht an die Stelle des directen gesetzt, weil es der Intelligenz Raum gewährt. Wir haben es nicht gethan, weil das Wort „direct“ in der Constitution es uns nicht gestattete.“ Deutlich aber gab er seinen Gegnern zu verstehen, wenn sie die Constitution angriffen und verletzten, so werde man auch mit dem Rest derselben, der dem Berg gefalle, kurzen Proceß machen. Der Zweck der ganzen Rede ist völlig klar: Revision der Constitution, aber auf gesetzlichem Wege. Die Majorität ist überzeugt, daß mit dem allgemeinen Stimmrecht, wie es bis dahin geübt worden war, nicht auszukommen ist, daß es sich so launenhaft zeigt, daß gar keine Partei darauf sich verlassen kann. Die Majorität ergreift das ihr zu Gebot stehende Mittel das Uebel zu verringern, kann sich aber selbst nicht läugnen, daß damit wenig erreicht ist, und daß dieß Mittel nicht bloß die Feinde, sondern auch die Freunde trifft. Es soll aber auch nur ein Schritt seyn, vermittelst dessen man weiter zu kommen hofft; hat das bisherige Gesetz bereits eine Majorität ergeben, welche dem theils unsinnigen, theils verbrecherischen Treiben des Bergs Einhalt thut, so hofft man in Folge des neuen Wahlgesetzes, das die Wählerzahl mindestens von 10 Mill. auf fünf heruntersetzt, eine überwältigende Majorität in

---

[1] Von 85 haben 21 gar nicht über die politische Frage gestimmt, 10 haben alle Anträge auf Verfassungsrevision verworfen, 2 ausdrücklich die Beibehaltung der jetzigen Verfassung verlangt, 29 wünschen die Revision in der gesetzlich vorgeschriebenen Weise, 3 verlangen unter derselben Clausel die Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Bonaparte's, 11 erklärten sich einfach für die Revision, 5 für schleunige Revision, einer für Revision durch die jetzige Gesetzgebung, 2 wünschten im allgemeinen Abhülfe für die Gefahren des jetzigen Zustandes, und einer, daß der legitimen Monarchie der Vorzug gegeben werde, wenn die Nation sich gegen die Republik erkläre. Der Generalrath der Seine tritt erst im November zusammen, seine Erklärung steht also noch aus.

Digitized by Google

gleichem Sinne zu erhalten, und durch diese dann eine wesentliche Umgestaltung der Verfassung herbeizuführen, in welcher Beziehung es nicht ohne Bedeutung ist, daß das Journal des Debats, das man schwerlich des Antimonarchismus anklagen wird, mehrmals von einer conservativen Republik sprach, die man an die Stelle der jetzigen unstäten, allen Stürmen ausgesetzten herbeiführen müsse.

Solche Aeußerungen können kaum eine andere Bedeutung haben, als daß sich darin die Ansicht ausspricht, die Erbmonarchie möchte vielleicht noch auf einige Zeit nicht wieder herzustellen seyn, die Sehnsucht des Landes nach einer geordneten stätigen Regierung sey aber zu groß, als daß man sie hintansetzen könne. Man hat so lange und so viel von möglichen Staatsstreichen des Präsidenten gesprochen, bis sich endlich eine Partei gebildet hat, welche allen Gewaltstreichen, sie mögen von einer Seite herkommen wo sie wollen, entschieden entgegentreten wird. Dazu gehören die meisten und bedeutendsten Generale, die aber sehr geneigt sind, gegen die Familie Napoleon eine ähnliche Rolle zu spielen, wie die Feldherrn Alexanders gegen dessen Familie; von einer Unterordnung unter den Neffen ist durchaus keine Rede mehr. Die Aussichten des letztern lagen in der Uneinigkeit seiner Gegner, und seine eigene Schuld ist es, daß er sie verscherzte. Vergleicht man die oben erwähnten Aeußerungen des Journal des Debats mit einem neuen Vorschlag der „Presse" des schlauen Girardin, und selbst mit Aeußerungen des National, so wäre es nicht unmöglich, daß bei einer Revision der Verfassung die vierjährige Präsidentschaft ausgemerzt, und der Präsident nur eine Art erster Minister würde, der, wenn ihm die Majorität der Versammlung entginge, abzutreten hätte. Dadurch würde der Name der Republik erhalten, die bonapartistischen Projecte vereitelt, und für die Aussichten der Orleanisten und Legitimisten gleich wenig präjudicirt, es wäre mit Einem Wort für das unvermeidliche Provisorium ein Abkommen getroffen.

Auf solche Ansichten gründen sich wohl die Aussichten, welche Changarnier auf die Präsidentschaft haben soll. Die Verdienste dieses Mannes sind mehr solider als blendender Art, und auf einen Sieg bei einer allgemeinen Wahl für den Präsidentenstuhl könnte er wohl kaum rechnen, aber eine Nationalversammlung würde ihn leichter und williger noch als einst den General Cavaignac wählen. Daraus erklärt sich auch die Haltung dieses schweigsamen und ernsten Mannes am ungezwungendsten; er erklärt sich für keine der auftretenden Parteien, er ist weder Legitimist noch Orleanist, und eben so wenig ein ausgesprochener Republikaner, wie Cavaignac; hält sich die Republik, so hat er Aussicht, ihre höchste Ehrenstelle zu erreichen und ihr Oberhaupt zu werden; vereinigen sich die monarchischen Parteien zu einer monarchischen Restauration irgend einer Art, so wird er die bedeutendste Rolle im Drama spielen, und nicht bloß der Marschallstab, sondern selbst die Stelle eines Connetable von Frankreich dürfte ihm beschieden seyn. In Paris ist zuverlässig Changarnier schon jetzt der bedeutendste Mann, und wenn man mit einer gewissen Perfidie hervorhob, daß er „mit der einen Hand den Präsidenten, mit der andern die Majorität halte, und das unmächtige Ministerium seinem allgewaltigen Willen unterwerfe," so ist der Zweck einleuchtend, daß man ihn und den Präsidenten zu veruneinigen suchte — ein überflüssiges Bestreben, da sie schon seit langer Zeit nicht einig waren — aber die Sache hat darum nicht minder einen bedeutenden Grad von Wahrheit. Daß ihn die Rothen fürchten, hat man diesen letztern oft und mit bitterem Hohn vorgeworfen, sie können sich aber nicht mit Recht über ihn beklagen: er läßt ihnen die Freiheit der Rede, allen Einfluß, den sie auf redlichem Wege erwerben können, aber mit eiserner Hand weist er jeden Versuch zu Ruhestörungen zurück.

Die rothe Partei ist durch diese feste Haltung tief in der öffentlichen Achtung gefallen. Daß sie sich von Seite der begüterten Classen und der Anhänger der alten Regierung keiner sonderlichen Zuneigung zu erfreuen hatte, ist natürlich. Daß sie es im vorigen Jahre, am 13 Junius, wo sie den Buchstaben der Constitution für sich hatte, doch nicht zum Aufstand brachte, war die Todtenglocke ihrer Partei; Ledru Rollin mußte weichen und floh nach England, viele andere wurden verurtheilt und sitzen im Kerker. Man kann wohl annehmen, daß die, welche im Exil leben, sich eben nicht sonderlich weich gebettet hatten, und sich zurücksehnten nach Paris; sie waren ungeduldig, und machten ihren Anhängern in Paris Vorwürfe, daß sie alle Verletzungen der Constitution, alle Fußtritte so geduldig hinnähmen und die erste Nummer des Proscrit, den die Regierung als er im Anfang Julius erschien, alsbald confiscirte, ergoß sich in die ärgsten Schmähungen über die Feigheit des Bergs, und behandelte die Republikaner des National geradezu als Intriganten und Verräther. Das war stark, indeß der Berg, der noch immer donnerte, aber nur in kalten Schlägen sich entlud, konnte sich über diesen Angriff trösten, denn Hr. Ledru Rollin hatte sich im J. 1849 wahrscheinlich sehr wider Willen an die Spitze eines soi-disant Aufstandes gesetzt, und hatte keine tausend Mann zusammengebracht, um ihn und seine Partei zu vertheidigen; de Flotte hatte deßhalb sehr Recht seine Leute aufzufordern, sich nicht an dem eisernen Changarnier den Kopf einzurennen. Aber das Urtheil, auf das der Berg allmählich in seinem sonstigen besten Anhang, in der Arbeiterbevölkerung von Paris stieß, war viel ernsterer und bedenklicherer Art. Diese ist im Allgemeinen den revolutionären Ansichten treu geblieben, sie sind erblich in dieser Classe, denn der Contact mit dem politischen Leben von Paris wirkt auf sie ein, und wenn sie sehr extremen Oppositionsideen zugethan ist, so theilt sie den Oppositionsgeist mit der Masse der Pariser Bevölkerung überhaupt, und die Heftigkeit ihrer Ansichten ist die natürliche Folge des Mangels an Bildung. Darum fehlt es aber dieser Classe durchaus nicht an scharfer Auffassung der Menschen; und hatte sie die Aufwieglung, welche ihnen die Arbeit und den Verdienst schmälerte, ohnehin ziemlich satt, so sanken die Männer des Bergs noch mehr in ihrer Achtung durch ihr Verhalten in den Verhandlungen über das Wahlgesetz. Daß die Pariser Arbeiterbevölkerung diesen Verhandlungen aufmerksam folgte, kann man sich denken, denn einem großen Theil derselben wurde durch das Gesetz das Wahlrecht entrissen, aber sie beschuldigten den Berg, daß er seine Ansichten und ihre Rechte nicht einmal mit Ernst und Nachdruck vertreten habe, daß er stets sich gescheut, einen Ordnungsberuf mit ausgesprochenem Tadel sich zuzuziehen, weil dieser Tadel den Verlust von 10 Tagen Entschädigung, also 250 Fr. nach sich zog. Die hohe Bezahlung der Repräsentanten, die vielleicht von den Altconservativen nicht ohne Hintergedanken zugestanden worden war, wirkte entnervend auf viele exaltirte Köpfe, und wie man schon bei der constituirenden Nationalversammlung den Verdacht ausgesprochen hatte, daß der Beschluß einer Auflösung hauptsächlich nur durch diejenigen aufgehalten werde, welche ihre 25 Fr. täglich zu verlieren fürchteten, so ergab es sich auch dießmal; man hatte den Antrag gemacht, daß die Repräsentan-

Digitized by Google

ten namentlich in Anbetracht ihrer 3monatlichen Ferien sich mit 7500 statt mit 9000 Fr. jährlich begnügen sollten, die meist sehr vermöglichen Altconservativen hatten aber mit dem Berg dagegen gestimmt in der sichern Ueberzeugung, daß man die Habsucht nicht ihnen, die früher als unbezahlte Repräsentanten gedient, zuschreiben werde. Diese Angelegenheit trug nicht wenig dazu bei die linke Seite in den Augen des Publicums und gerade der großen Masse herabzusetzen, welche für nichts schärfere Augen hat, als für eine gemeine Habsucht.

Vergleicht man die drohende Stellung, welche die Linke in der constituirenden Versammlung eingenommen und das Auftreten derselben im Junius vorigen Jahrs mit ihrer jetzigen Stellung, so kann man nicht anders sagen, als daß sie tief gefallen ist; aber die Regierung, oder vielmehr die Führer der Majorität scheinen doch nicht wohl zu thun, so verletzend reactionär aufzutreten, denn dieß hat, nach allem Anschein, ein Aneinanderschließen der Linken, von Cavaignac und seinen Freunden angefangen, zur Folge gehabt; sie bilden jetzt, was man auch gegen sie einzuwenden haben mag, eine geschlossene Phalanx, welche etwa ein Drittheil der Stimmen in der Versammlung besitzt; sie entscheidet also, sobald die Majorität nicht einig ist. Da sie zweifelsohne den Streitpunkt, der die Majorität trennt, gründlich kennt, da diese Majorität nur eine negative, keine positive Einheit hat, so ist vorerst nicht abzusehen, wie die Republik beseitigt werden soll, so sehr auch namentlich bei dem Tode Ludwig Philipps eine monarchische Gesinnung in weitem Umkreis, zum großen Verdruß nicht bloß der Republikaner, sondern auch des Präsidenten, sich kundgab, der es namentlich Leuten, wie Changarnier, nicht vergeben konnte, daß auch sie an den Todtenmessen für den Verstorbenen Theil nahmen. Diese Theilnahme ist ein viel bezeichnenderes Symptom, als die Pilgerfahrten nach Wiesbaden, womit sich die Legitimisten in den Augen derjenigen Classen, die hauptsächlich in Frankreich entscheiden, ohne Zweifel mehr geschadet als genützt haben; wenn Larochejacquelein in seiner neuesten Broschüre: trois questions soumises à la nation die Kluft zwischen Orleanisten und Legitimisten zu erweitern bemüht ist, so hat er, so viel an ihm war, unter den Verhältnissen wie sie einmal sind, nur an der Befestigung der Republik gearbeitet.

Wir haben in dieser raschen Skizze der Geschichte der letzten zehn Monate alles was nicht unmittelbar die Regierungsfrage betraf, außer Acht gelassen, weil in Verhältnissen, wo die Grundfragen des Staats auf dem Spiele stehen, alles andere mehr in den Hintergrund tritt. Das Budget z. B., sonst ein so wichtiger Gegenstand, war in kürzerer Zeit abgemacht, als das Preß- oder Wahlgesetz, aus natürlichen Gründen: man fristet nur im Augenblick das Leben, man behilft sich mit Auskunftsmitteln, so lange das Leben selbst auf dem Spiele steht. Das ist in Frankreich der Fall: wenn die äußerste Linke durch einen jener Zufälle, welche die französische Geschichte so wiederholt dargeboten hat, ans Ruder käme, so wäre, wie wir früher bemerkt, der Staatsbankerott vor der Thüre. Wenn die Altrepublikaner die Macht nicht halten und den Staat nicht regieren könnten, so würden es ihre socialistischen Nachfolger noch weit weniger können. Dann müßte Frankreich durch eine lange Periode von gesellschaftlichem und staatsökonomischem Verfall hindurchgehen. Wäre dieß auch minder gewiß, so würde schon die Bestürzung der besitzenden Classen ein solches Ereigniß, im Fall die Rothen zur Macht gelangten, herbeiführen; durch die Art, wie die Leiter der Majorität das Ruder ergriffen haben, ist wenigstens die erste und schlimmste finanzielle Folge der Katastrophe des Jahres 1848, die Aufhebung der Baarzahlungen der Bank, beseitigt worden, ein wichtiger Schritt, der das Vertrauen auf den Bestand günstigerer Verhältnisse bedeutend heben muß, wenn sich gleich selbst aus dem Lager der Majorität einige bedenkliche Stimmen erhoben haben. Alles läßt sich aber jetzt zu einer ruhigern Entwicklung an, welche die neuerstandene Geschäftsthätigkeit, die bereits sehr wohlthätig gewirkt, zu erhalten verspricht. Noch herrscht zwar die Furcht vor dem Entscheidungsjahr 1852, wo nach der Constitution ein neuer Präsident gewählt werden soll; es scheint aber, daß man früher noch revidiren wird, um jene Besorgnisse aus dem Wege zu räumen. Aber man wird sehr besonnen zu Werke gehen, und wenn wir die Sprache der leitenden Blätter Frankreichs, die immer weniger offen und mehr nur in Andeutungen sprechen, recht verstehen, so werden sich die eifrigen Monarchisten noch eine Zeitlang gedulden und die Republik ertragen müssen.

Chronik der Reisen.

Wanderung in Kurdistan von dem amerikanischen Missionär Perkins.

(Nouv. Ann. des Voyages. August.)

Unsere Reise nach Mossul führte uns in die Nähe von Arbela, dessen Gebiet eine beträchtliche Ausdehnung hat und sehr fruchtbar ist. Die Stadt, welche zum Theil eine runde von einer Mauer umgebene Höhe bedeckt, zum Theil deren Fuß einnimmt, enthält gegenwärtig etwa 3000 kurdische und türkische Familien, etwa 10 Familien Jakobiten und die gleiche Zahl nestorianischer Familien, traurige Reste der alten Bevölkerung. Gegen das Ende der Ebene, 18 bis 20 (engl.) Meilen NNW von der Stadt, setzten wir über den Zab (Zabatos der Griechen) auf einem von aufgeblasenen Ziegenhäuten getragenen Floß. Der Fluß ist sehr reißend und war gerade durch die Schneeschmelze in den Bergen Kurdistans geschwellt, und da wo wir ihn übersetzten, etwa 700 Fuß breit. Sechzehn oder 18 Meilen von da gegen Westen setzten wir über einen Zufluß des Zab, Hazer (Bumadus der Alten), in dessen Nähe man das Schlachtfeld von Arbela verlegt. Mitten in den Ruinen von Ninive ist das bekannte angebliche Grabmal des Propheten Jonas. Nach unserer Rückkehr nach Mossul besuchten wir die alte Stadt El Kusch, den Wohnort des Propheten Nahum, dessen Grab noch von den Bewohnern gezeigt wird. Es befindet sich in einer kleinen Synagoge, die jetzt ein Christ bewacht, da es keine Juden mehr hier gibt; zum Laubhüttenfest strömen aber die jüdischen Pilger in Menge herbei. Die Stadt liegt etwa 30 Meilen NNO von Mossul, am Ende der großen assyrischen Ebene, am Fuße der kurdischen Berge, fünf Meilen östlich vom Tigris, und sicher in geringer Entfernung links von der Straße, welche Alexander nach dem Uebergang über den Fluß verfolgte, um den Ort zu erreichen, wo Darius gelagert war. El Kusch zählt gegenwärtig 300 Familien katholischer Nestorianer. Vor einigen Jahren wurden sie von den Kurden geplündert und fast zerstört, wobei viele alte dem Kloster gehörige Manuscripte ins Wasser geworfen wurden; überhaupt sind seit den Verheerungen der Kurden die alten Manuscripte sehr selten und theuer geworden. Seit zwei Jahren haben die Türken die Wildheit der türkischen Stämme so gedämpft, daß man in Kurdistan so sicher reist, wie in irgend einem Theil der civilisirten Welt, und es ist merkwürdig, wie die kurdische Barbarei beim ersten Anwehen einer Halbcivilisation zu weichen beginnt.

Joachim Pacheco.

Skizze aus Mexico.

(Schluß.)

Der arme Pacheco rieb schweigend seine zerschlagene Schulter und ging weiter, bis der Zug nach etwa einer Viertelstunde den zur Hin-

Digitized by Google

richtung bestimmten Platz erreichte. Der unglückliche Don Antonio ward am Ufer eines breiten krystallhellen Baches im Schatten einer Masse üppig wuchernder tropischer Gewächse, und am Fuße eines Riesenbaums erdrosselt; dort war ein etwa vier Fuß hohes hölzernes Kreuz aufgerichtet und darunter ein etwa $1^1/_2$ Fuß hoher Schemel gestellt. Das Kreuz war gewöhnlich, wenn es nicht gebraucht wurde, mit einer Kette an die Außenwand des Gefängnisses geschlossen, in den Augen des Pöbels eine Art von Schreckbild, und mußte schon bei mehr als einer Hinrichtung gedient haben, wie viele Kugellöcher im Holze desselben andeuteten. Der Verurtheilte wurde dann von Henkern auf den Schemel gesetzt, sein Leib fest an den Pfahl und seine gerade ausgestreckten Arme an die Arme des Kreuzes gebunden, so daß er seine Brust den Schützen darbot. Er begann jetzt mit fester Stimme sein letztes Gebet herzusagen. Nun ist es bei Hinrichtungen in Mexico gebräuchlich, daß, wenn der Verurtheilte das Credo betet, der Priester laut ihm die Absolution ertheilt und sogleich der commandirende Officier durch Senken seines Degens oder mit einem Tuche seinen Leuten das Signal zum Schießen gibt. Allein hier beendigte der Verurtheilte nicht nur seyn Credo, sondern er betete auch noch das Confiteor und ein Bußgebet ohne von der tödlichen Kugel unterbrochen zu werden. Die Veranlassung dieser unerhörten Verletzung mexicanischen Gebrauchs war der Umstand, daß einer der gemietheten Henker, der erwähnte Indianer, über den Preis mit dem Alcalden nicht einig geworden war.

„Ich habe es schon gesagt und ich wiederhole es," rief er fast ärgerlich aus, „unter sechs Realen erschieße ich meinen Freund nicht."

Da nun der Alcalde ebenso eigensinnig war als der Indianer, so wäre das Ende ihrer Differenz schwer abzusehen gewesen, wenn nicht mein Freund, der Richter, großmüthig dazwischen getreten wäre.

„Laufe einer von euch in die Stadt und hole mir den Carabiner und die Kugeltasche, welche früher dem Joachim Pachero gehörten; sie hängen neben meinem Bett; den Carabiner würde ich nicht für dreißig Piaster verkaufen, deßhalb muß nach der Hinrichtung der Schütze so gut seyn mir solchen zurückzugeben, denn das Gewehr und die Tasche kommen mir gesetzlich zu als Entschädigung für meine Mühwaltung bei der Untersuchung."

Sogleich stieg ein Mann zu Pferde, jagte im Gallop nach Cosala und kehrte in weniger als einer halben Stunde mit dem sehnlichst erwarteten Carabiner sammt Schießbedarf zurück. „Wo ist nun ein wackerer Bursche der vier Realen verdienen will?" fragte der Richter, indem er das Gewehr lud. Sogleich traten mehrere Leperos (die Lazaroni Mexico's) in den Kreis; der Richter wählte einen davon, den er für den tauglichsten hielt — es war ein alter Gauner von seiner Bekanntschaft — und diesem reichte er das Gewehr nebst vier Realen. Dabei flüsterte der Alcalde dem Indianer, welcher mehr verlangt hatte, zu: „Siehst du wohl, Jose, wir können auch ohne dich fertig werden!"

Jose, wüthend darüber, daß ihm das Geld entging, unterdrückte seinen Aerger so gut er konnte und murmelte nur: „Einerlei; an der Arbeit erkennt man den Künstler; wir werden es gleich sehen."

Jetzt war endlich der schreckliche Augenblick gekommen; die drei Leperos, mit Gewehren bewaffnet, standen vier Schritte entfernt von dem Verurtheilten, und warteten auf das Signal zu schießen. Der Officier senkte seinen Degen, aber man hörte nur einen einzigen Schuß. Joachim Pachero stieß einen fürchterlichen Schrei aus, aber nur vor bloßer Angst, denn die Kugel hatte eine seiner Sandalen getroffen und fortgeschleudert. Die beiden andern Henker gaben die vortrefflichsten Ursachen an, weßhalb sie nicht geschossen hatten; der eine hatte geglaubt, daß jemand hinter ihm seinen Namen gerufen habe, und er, von jeher ein sehr höflicher Mensch, hatte sich umgekehrt um jenem zu antworten; der andere hatte in demselben Augenblicke, als er abdrucken wollte, gedacht, daß der Feuerstein an seinem Gewehre zu stumpf sey, und einen Feuerstahl aus der Tasche gezogen und den Stein scharf geschlagen.

Beim zweiten Signale hörte man wieder nur einen Schuß, aber diesesmal konnte man niemanden einen Vorwurf machen, denn der Lepero mit des Richters Carabiner, welcher auch das erstemal geschossen, hatte seine Cameraden zurückgehalten die jetzt schießen wollten. Dieser trat nun dicht vor Pachero um die Wirkung seines Schusses zu sehen, und zeigte voll Stolz und Freude den Zuschauern einen Holzsplitter welchen seine Kugel von der Spitze des Kreuzes, etwa sechs Zoll über dem Kopfe des Verurtheilten weggerissen hatte.

„Der Schuß war vortrefflich gezielt," sagte er mit großer Selbstzufriedenheit, als er auf seinen Platz unter den Schützen zurücktrat.

„Sagt einmal, Señor Alcalde," sprach Jose, der Indianer, „was haltet ihr nun von euren billigen Schützen? Ihr hättet besser gethan nur gleich die sechs Realen mir zu geben. Aber ich bin euch deßhalb nicht böse; wenn ihr mir jetzt noch die Summe bietet, so will ich die Sache im Augenblick zu Ende bringen."

„Jose," erwiderte der Alcalde voll Würde, „du mußt wissen, daß die Obrigkeit sich niemals herabläßt mit den Leuten zu feilschen, welchen sie ein Geschäft überträgt, und wenn auch noch mehr Zeit nothwendig ist um den Joachim Pachero zu erschießen, so wird die Obrigkeit deinen Vorschlag gewiß nicht annehmen."

Von der fürchterlichen Scene die jetzt folgte, wollen wir lieber schweigen. Länger als eine halbe Stunde schossen die drei Taugenichtse nach dem unglücklichen Pachero ohne ihn tödlich zu treffen, und der Dieb und Mörder, welchen der Richter erwählt hatte, traf jenen nicht ein einzigesmal. Endlich schien der erbarmenswerthe Pachero aus einer durch Furcht und Wundenschmerz verursachten Bewußtlosigkeit zu erwachen, und mit matter Stimme fragte er: „Bist du hier, Jose?"

„Ja, ich bin hier," sagte der Indianer ein Paar Schritte näher tretend.

„So tödte mich doch, Amigo!" (Freund).

„Das will ich ja gern thun, lieber Pachero, aber ich verlange sechs Realen für die Arbeit und die will der Alcalde mir nicht geben."

„Sonst ist es nichts? da sey nur ruhig; schieß mich nur gleich durch den Kopf und dann nimm alles Geld, das ich in meinen Taschen habe."

„Hast du sechs Realen darin?"

„Mehr, einen Piaster. Spute dich, Amigo, denn ich leide fürchterliche Schmerzen."

„Mein armer Freund," sprach Jose, sein Gewehr an die Schulter legend, und lange und ruhig auf ihn zielend, „mein armer Freund läßt sich schon eine halbe Stunde ganz barbarisch von Kugeln durchlöchern ohne nur ein Wort von dem Piaster in seiner Tasche zu sagen." Bei diesen Worten knallte ein Schuß, und die Zuschauer riefen Bravo; die Kugel hatte den Joachim Pachero zwischen den Augen getroffen, und der gefürchtete Räuber war todt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, warf Jose sein Gewehr zur Erde und lief zu der Leiche seines Freundes, dessen Taschen er mit seinen großen Fäusten durchwühlte.

„Nur zwei Realen, ein Paar Cigarren und ein altes Spiel Karten!" rief der Indianer voll Verzweiflung und zeigte den Zuschauern diese Gegenstände. „Ach, Joachim, Joachim, das hätte ich doch nicht geglaubt, daß du mir einen solchen schuftigen Streich spielen würdest! Von deinem Tode werde ich ewige Gewissensbisse behalten!"

Angebliche merkwürdige Versteinerungen. Das Bulletin de la Société de géographie (August) theilt nach den New Orleans Delta eine Nachricht mit, deren Authenticität wir freilich dahin gestellt seyn lassen müssen, deren Merkwürdigkeit aber eine nähere Untersuchung wohl verdienen würde. Sechzig Meilen oberhalb Georgetown in der Grafschaft Williamson ist ein Thal voll Versteinerungen, das wahrscheinlich seines Gleichen auf der Erde nicht hat. Nicht nur die Bäume, sondern selbst ihre Blätter sind versteinert, und man sieht völlig versteinerte Pflanzen mit ihren Früchten. Auf einem Felsen fand man eine große Tarantel ganz wie in ihrem natürlichen Zustande, aber versteinert. Wenn das kein amerikanischer Puff ist, so ist das Thal der versteinerten Waldungen hinter Cairo ein Kinderspiel dagegen, und nur zu verwundern, wie ein solches Wunder so lange der allgemeinen Kenntniß entgehen konnte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 9 und Umschlag zum Monat September.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Jagdzüge in Südafrika. 1) Vorbereitungen zum Auszug; Abreise von Grahamstown; Jagdabenteuer; Ankunft in Colesberg. Nr. 210—215. — Die Levantiner. Nr. 210—214. — Wanderungen der polynesischen Stämme. 9) Paumotu oder der niedere Archipel. Nr. 211. 10) Neuseeland. Die Chatham-Insel. Nr. 222. — Die englische Naturforscherversammlung. Nr. 212. 214, f. 218, f. 225. — Die Stellung von Piemont. Nr. 213. — Schweden. Nr. 215. — Aus dem Tagebuch einer Reise nach dem östlichen und westlichen Persien: Rückreise von Nachtschiwan nach Trapezunt. Nr. 216—223. — Der Gang der Cholera. Nr. 215. 217. — Die Brücke von Newcastle und die Bergwerke von Sunderland. Nr. 218—220. — Die indischen Finanzen. Nr. 220. — Ueber die Sprache und das Alphabet der Wei in Westafrika. Nr. 221. — Eine Negerhochzeit auf Trinidad. Nr. 222. 223. — Die Zukunft Südamerika's. Nr. 223. — Das Jahr der Selbstregierung Ludwig Bonapartes. Erster Artikel. Nr. 224—228; zweiter Artikel. Nr. 230—234. — Der große Jahrmarkt in Ubschein. Nr. 224. 225. — Die Korallen-Insel. Nr. 226. — Gazpacho oder ein Sommerausflug in Spanien. I. Nr. 226. 227. II. Nr. 228. 229. III. Nr. 230. IV. Nr. 231. — Forschungen über eine Urrace in Schottland. Nr. 227. — Siena und sein Fest. Nr. 228. — Der fixe Goldpreis in England. Nr. 229. — Das assyrische Reichsarchiv. Nr. 231. — Zitomir. Nr. 232. 233. — Joachim Pacheco. Eine Skizze aus Mexiko. Nr. 232—234. — Keirowan. Nr. 234.

Chronik der Reisen.

Wanderung in Mesopotamien. Von dem amerikanischen Missionär Perkins. Nr. 234.

Kleinere Mittheilungen.

Einige Nachrichten über die indischen Finanzen. Nr. 210. — Uebersetzungsanstalt europäischer Werke in Aegypten. Nr. 212. — Literarisches Piratenthum in Nordamerika. Nr. 213. — Der Königssitz der angelsächsischen Könige. Nr. 214. — Englisches Urtheil über den Friedenscongreß in Frankfurt. ibid. — Ledru Rollins Autorruhm. Nr. 215. — Schilderung des alten Theben. Nr. 216. — Die brittische archäologische Gesellschaft. Nr. 217. — Reichthum der Antwerpner Kirchen. ibid. — Seltsames Auftreten von Störchen. Nr. 218. — Noch immer keine Nachrichten von der arktischen Expedition. Nr. 219. — Die afrikanischen Amazonen. Nr. 220. — Eine riesenhafte Kanone in Indien. ibid. — Die Beobachtung der Fluth. Nr. 221. — Angebliche Weinstockkrankheit. ibid. — Merkwürdige alte Gräber in Südindien. Nr. 222. — Ueber die angeblichen geflügelten Schlangen Arabiens. Nr. 223. — Ertrag der Journale in England. Nr. 224. — Der Wickliffe-Club in England. Nr. 225. — Etwas über die Schlangenzauberer. Nr. 226. — Nestbauende Fische. Nr. 227. — Der Elektromagnetismus als bewegende Kraft. ibid. — Kohlen in Mittelamerika. Nr. 228. — Das Klima in Madagascar. Nr. 229. — Katholische Universität in Irland. ibid. — Das Louvre in Paris. Nr. 230. — Ein lateinisch-englisches Gedicht über die Seeschlange. Nr. 231. — Der Dichter Merh und das Univers. Nr. 232. — Angebliche merkwürdige Versteinerungen. Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

October.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes“ zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer grosen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasans und Read-River.** 1 fl.oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow**, jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath.“ Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc.“ Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30. kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 235. 1 October 1850.

Eine Fahrt auf dem Mississippi.

Skizze aus dem westlichen Amerika.

Das Dampfboot Chactas war in Neuorleans im Begriff den Anker zu lichten, um nach Louisville abzufahren; das Verdeck war mit Passagieren gefüllt, die Schiffsglocke hatte schon lange zum leztenmal geläutet, und noch warteten alle auf das Signal des Capitäns, um den Hafen zu verlassen. Aber noch immer regte das Schiff sich nicht, und die Reisenden, beunruhigt durch die ungewöhnliche Zögerung, suchten mit ihren Blicken überall den Capitän, welcher vor 10 Minuten das Verdeck verlassen hatte. Endlich erschien dieser, aber aus seiner ängstlichen Miene konnte man leicht errathen, daß ein unvorhergesehenes Ereigniß die Abfahrt hinderte. Wirklich hatte mit dem lezten Ton der Glocke ein Heizer dem Capitän gemeldet, daß der Maschinenmeister nicht auf seinem Posten sey, und der Capitän hatte, nachdem er noch eine Viertelstunde auf jenen gewartet, einen seiner Leute mit dem Auftrage ans Land geschickt, den ersten besten Maschinenmeister mitzubringen, welchen er fassen könnte.

So sorglos ist der Capitän eines amerikanischen Dampfboots für die Sicherheit seiner Passagiere, und diese sind so gleichgültig gegen alles was nicht unmittelbar ihr Geschäft betrifft, daß die erwähnte Unordnung tausendmal vorkommen kann, ohne daß Jemand ein Wort darüber sagt, und wenn nur nach einer fürchterlichen Explosion die Ueberlebenden sich der Ursachen dieses Unglücks erinnern, so ist das in Amerika schon viel. Solchen Sorglosigkeiten muß man eben so wohl als den unzähligen Gefahren bei der Beschiffung des Mississippi die schrecklichen Unglücksfälle beimessen, welche täglich von den amerikanischen Zeitungen berichtet werden. Sehr gefährlich sind die in diesem ungeheuren Strome stehenden Bäume, deren Spitzen, dem Auge verborgen, bis dicht unter die Fläche des Wassers ragen; dazu rechne man die schreckliche Gefahr, welche aus dem Zusammenstoßen zweier Dampfboote in den dichten Nebeln des Nachts droht, und wie steht es dann um die Sicherheit der Passagiere, wenn alle diese toddrohenden Gefahren dadurch hundertfältig vermehrt werden, daß man den ersten besten Maschinenmeister am Bord hat, der gewöhnlich auf dem größten Theile der Fahrt betrunken ist?

Die Dampfboote auf dem Mississippi sehen von außen den ungeheuren Flußbädern am ähnlichsten, welche in Paris am Seineufer geankert sind. Ueber dem Schiffsraume sind zwei Stockwerke erbaut, von welchen das unterste für die Heizer und Leute, so wie zur Aufbewahrung des Holzes, des einzigen dort gebräuchlichen Brennmaterials, dient. Der Holzvorrath wird von einer Station zur andern aus Lagern an beiden Stromufern erneuert, wo Holzhauer sich das Eigenthumsrecht in den nahen Wäldern angemaßt haben. Das obere, für die Passagiere bestimmte Stockwerk nimmt die ganze Länge des Dampfboots ein und ist in drei geräumige Säle abgetheilt, von welchen der erste, am Spiegel gelegen, ein prachtvolles Zimmer für die Damen mit eleganten Schlafcajüten an beiden Seiten des Schiffes enthält. Der zweite, sehr große Saal enthält einen langen Tisch, der zur Erquickung der Passagiere täglich viermal gedeckt wird, denn den meisten kommt es mehr auf Quantität als Qualität der Speisen an. Dieser Saal ist eben so wie die Damencajüte von Schlafräumen für Herren umgeben, und wenn der Tisch nur noch ein Bißchen breiter wäre, so könnte jeder Passagier davon speisen ohne aus dem Bette aufzustehen, und diese bequeme Einrichtung wird auch gewiß früher oder später auf den Dampfbooten des westlichen Amerika eingeführt werden. Der dritte Saal besteht aus einer Art Schenkstube, wo die Passagiere rauchen, trinken oder Karten spielen können um die Zeit zu tödten, welche sie nicht mit Schlaf oder den Freuden der Tafel hinbringen. Das ganze Gebäude hat ein überragendes, plattes Dach, wo man umherwandeln kann wenn es nicht dicht mit Baumwollenballen belegt ist, und das ist doppelt unangenehm, weil die unaufhörlich von dem Schornstein ausgeworfenen Funken die Baumwolle eben so leicht wie Zunder in Brand setzen. Zuweilen müssen die schon halbverbrannten Ballen ins Wasser getaucht werden, aber wenn dieses zu spät geschieht, so entsteht leicht eine Feuersbrunst, welche die Waare sammt Schiff und Passagieren verzehrt. Indem wir so die drohenden Gefahren keineswegs übertreiben, sondern nur andeuten wollen, möchten wir die Frage aufwerfen, wie es kommt daß nicht alle Leute, bevor sie in diese schwimmenden Särge sich wagen, ihr Testament zuvor gemacht haben. Doch nun zurück zu unserm Chactas, der unterdessen Zeit gehabt hat sich einen neuen Maschinenmeister zu verschaffen. Nach Verlauf von 20 Minuten kam der Abgesandte des Capitäns wirklich in Begleitung eines solchen Künstlers zurück, eines schlechtgekleideten, kräftigen und muntern Burschen, der mit großer Ungenirtheit sich dem Capitän vorstellte.

„Nur um euch nicht in der Verlegenheit stecken zu lassen, habe ich mich entschlossen mit euch zu gehen, denn ich habe wichtige Geschäfte in Neuorleans," sagte der Mensch im hochfahrendsten Tone.

„Es scheint mir daß ihr dafür gut bezahlt werdet," erwiederte der Capitän, „doch wir haben jezt keine Zeit zu Gesprächen," sezte er ungeduldig hinzu, „drum geht an euren Posten

Digitized by Google

daß wir fortkommen! Hauptsächlich mehr Dampf angelassen, denn wir haben uns verspätet und müssen die verlorne Zeit einholen. Also vorwärts!"

Nach wenigen Augenblicken flog das Dampfboot in vollem Rennen durch das schlammige Wasser des Stroms, so daß das Echo am Ufer das heisere Aechzen der Maschine wiedertönte, und mit rasender Schnelle hatten wir bald den größten Theil der Entfernung zwischen Neuorleans und der Stadt Natchez ohne anderes Unglück zurückgelegt, als daß 20 bis 30 Baumwollenballen in Brand geriethen, welche aber glücklicher Weise so rasch ins Wasser getaucht wurden, daß das Feuer sich nicht weiter verbreitete.

Kaum hatten wir zu Mittag gegessen, so war von mehreren Spielern eine sehr lärmende Partie Vingt-et-un in Gang gebracht. Das war an sich nun gar nichts besonderes, denn auf diesen kurzen Fahrten trifft man regelmäßig Spielerbanden, welche auf die Geldbeutel der Passagiere speculiren und nur das eine Dampfboot verlassen um sofort ein anderes zu besteigen. Diese Industrieritter verbinden mit einer erstaunenswerthen Fingerfertigkeit die sehr gefährliche Handhabung des „Bowiemessers," einer Art zweischneidigen Dolchs von sechs Zoll Länge. Es ist eine furchtbare Waffe, von einem Amerikaner Namens Bowie für den Krieg in Florida erfunden, und die Bewohner des westlichen Amerika's gehen selten aus ohne dieses Messer in ihrer Beinkleidertasche zu tragen, woraus sie es mit überraschender Geschwindigkeit ziehen können. Das Spiel wurde vom Abendessen unterbrochen und dann mit frischen Kräften fortgesetzt, bis einer der zuerst ausgeplünderten Mitspieler, ein junger französischer Reisender, Verdacht hinsichtlich der Redlichkeit der Bankhalter faßte und nun deren flinke Finger scharf im Auge behielt. Dabei bemerkte er denn sofort, daß die beiden Hauptpersonen unter den Spielern ihre Stühle so dicht an die Cajütenwand gerückt hatten, daß man nicht um den Tisch gehen und etwa über ihren Kopf in ihre Karten sehen konnte, auch daß manche Karten, wie ihm vorkam, leicht markirt waren. Diese verdächtigen Anzeichen hätten ihn freilich veranlassen sollen das Spiel aufzugeben, aber es war als wenn der Teufel ihn dabei so festhielt, daß er wie besessen davon nicht lassen konnte. Da bemerkte er plötzlich und ganz deutlich, daß der Bankhalter den Piquekönig unter den Karten hervorzog und so für die Bank ein siegreiches Vingt-et-un machte. Hierüber erbost sprang der Franzose in demselben Augenblicke auf und faßte das Spiel Karten, indem er die Worte: „Dieb, Dieb!" ausrief. Aber in derselben Secunde hatte auch der verdächtige Spieler mit der einen Hand die auf dem Tische liegenden Karten zusammengerafft, mit der andern sein Messer gezogen und damit nach dem Franzosen gestochen. Dieser wäre verloren gewesen, wenn nicht einige der Mitspieler den Stoß abgewehrt und seinen Gegner festgehalten hätten. Allein sogleich hatte der Gauner aus ihren Händen sich losgerissen, mit einem Sprunge die Thür erreicht, und stürzte nun auf die Schiffswand zu. Im ersten Augenblicke mochten wohl manche glauben, daß er vor Scham und Wuth wahnsinnig geworden sich ins Wasser stürzen wolle, aber — das that er nicht, sondern er warf nur die Karten ins Wasser. Das bewies seine Schuld gewiß deutlich genug, und als er wieder in die Cajüte kam und Lust zu haben schien über seinen Ankläger herzufallen, wurde er von den Spielern festgepackt, welche wüthend waren daß er sie betrogen hatte. „Ins Wasser mit ihm, ins Wasser!" war ihr einstimmiger Ruf, und die Drohung würde rasch ausgeführt seyn, wenn nicht der Capitän und viele Passagiere, durch den Lärm in die Cajüte geführt, dazwischen getreten wären und den Gauner vor dem angedrohten Tode geschützt hätten. „Aber, meine Herren", sprach der Capitän, „was ist denn hier vorgefallen?" Der junge Franzose, befragt über seine Anklagegründe, versuchte nun in nicht sehr verständlichem Englisch, aber erläutert durch sehr ausdrucksvolle Pantomimen das Vorgefallene deutlich zu machen, und bewies, daß die von ihm hingenommenen Karten markirt waren. Dadurch wurde der Gauner überführt, und nun entstand eine Discussion über die Art der Strafe, welche ihm auferlegt werden müsse. Die meisten Passagiere stimmten für summarisches Ertränken, und da bei den Amerikanern des Westens Mehrheit der Stimmen in allen Fällen so gut wie ein Gesetz ist, so wäre der Gauner unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der Capitän, ein schlauer Fuchs aus einem der nördlichen Staaten, um sich vor aller Verantwortlichkeit zu schützen, die Idee gefaßt hätte der Gesellschaft einen Vorschlag zu machen, indem er zugleich erklärte, daß er sich dann der Entscheidung durch Stimmenmehrheit unterwerfe. Hätte er es gewagt seine Autorität als Capitän geltend zu machen, so konnte er gewiß seyn, daß man diese verhöhnt und den Gauner ohne Erbarmen in den Fluß geworfen hätte. Sein Vorschlag lautete nun: „daß James Bird, weil er überführt worden am Bord des Dampfboots Chactas im Kartenspiel betrogen zu haben, des Nachts an das Ufer ausgesetzt werden solle, nachdem zuvor die von ihm betrügerischer Weise erworbenen Geldsummen erstattet seyen." Dieser Vorschlag wurde, von dem jungen Franzosen kräftig unterstützt, zur Abstimmung gebracht, und trotz einer sehr bedeutenden Opposition von der Mehrzahl angenommen. An demselben Abend wurde das Erkenntniß vollzogen, und zwar zur Freude des Gauners, der sich glücklich schätzte so gut davon zu kommen.

Als am folgenden Morgen das Dampfboot bei der kleinen Stadt Vicksburg anlegte, um eine beträchtliche Güterladung einzunehmen, bemerkten die Passagiere am jenseitigen Ufer eine sehr große Menschenmenge, die ein besonderes Schauspiel zu erwarten schien. Durch Nachfragen erfuhren wir von Einwohnern aus Vicksburg die Veranlassung jenes Zusammenlaufs; es sollte an diesem Morgen ein Duell stattfinden zwischen zwei Kaufleuten des Orts, welche beide als geschickte Schützen mit der Büchse bekannt waren. Ein solches Schauspiel hatte nun für die Passagiere des Chactas so vielen Reiz, daß sie sich entschlossen, die Paar Stunden, welche zur Ladung des Dampfers erforderlich waren, anzuwenden um dabei zugegen zu seyn, und sie nebst vielen Einwohnern der Stadt wurden auf einer Art Fähre, die mit zwei Mühlrädernähnlichen Rädern versehen war, welche von einem Pferde gedreht wurden, an das jenseitige Ufer übergesetzt. Dort erkletterten wir nicht ohne Schwierigkeit die steilen Abhänge, welche in dieser Gegend den Mississippi einschließen und gesellten uns zu der Menge Menschen, die schon seit Tagesanbruch auf den Zweikampf gewartet hatte. Fast alle hier versammelten Männer waren bis an die Zähne bewaffnet, und schienen nicht bloß zum Zusehen, sondern mit der Absicht am Kampfe theilzunehmen hieher gekommen zu seyn; einige Gruppen derselben, welche etwas entfernt von dem großen Haufen standen, zeichneten sich besonders durch Aufregung und wüthende Gesticulationen aus. Endlich erschienen die beiden Gegner auf dem Kampfplatze und nun ordneten sämmtliche Zuschauer sich in zwei gerade Linien, lebendige Mauern, die etwa 3 Fuß von einander entfernt waren. An den beiden Enden luden die Secundanten unter den Augen der Kämpfer die Büch-

Digitized by Google

ien und letztere stellten sich in Positur, als diese Vorbereitungen zum Duell beendigt waren. Es war kaltes Wetter und der Himmel, mit grauen Wolken bedeckt, warf ein trübes, bleiches Licht auf den Kampfplatz; die Duellanten waren nach hiesiger Mode mit weiten Ueberröcken von weißem und grünem Fries bekleidet, und der eine war durch seine große Figur und sein funkelndes Auge auffallend, während der andere, ein junger Mann von 26 Jahren mit interessantem Gesicht, wenn auch kleiner wie sein Gegner, diesen an würdiger Haltung übertraf. Alle Anwesenden schienen auf den ersten Blick für den jungen Mann sich zu interessiren, dessen Lächeln den Eindruck von Herzensgüte und einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit machte. Ehe er die von einen der Secundanten ihm gereichte Büchse in die Hand nahm, warf er rasch den grünen Paletot, der ihn verhüllt hatte, ab und stand nun seinem Feinde gegenüber in einer weißen Jacke, welche bei warmem Wetter gewöhnlich von den Bewohnern dieser Gegend getragen wird. Diese, unbezweifelt von seinen Freunden ihm angegebene kleine Kriegslist sollte aber den beabsichtigten Zweck durchaus nicht erfüllen, indem nicht fern hinter dem jungen Mann eine Reihe dichtbelaubter Bäume stand, durch welche die weiße Jacke nur um so schärfer hervortrat. Eine lautlose Stille herrschte rings umher; die beiden Gegner hatten die Blicke wie ein elektrischer Funken aufeinander geheftet und standen mit der Büchse in der Hand, das Signal erwartend. Da schritt einer der Secundanten bis in die Mitte des offenen Raumes zwischen den beiden Menschenreihen, und unterbrach das tiefe Schweigen mit deutlicher klangvoller Stimme durch die Worte:

„Meine Herren, sind sie bereit?“

„Bereit!“ erwiederten beide Duellanten mit einer Stimme.

„Eins, zwei, drei, Feuer!“ und ehe noch das letzte Wort deutlich ausgesprochen war, hörte man beide Büchsen zusammen abfeuern, so daß es nur wie ein einziger Knall tönte.

(Schluß folgt.)

Kurze Skizze der Herzegowina.[1]

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums für Volksaufklärung. Julius.)

Die Herzegowina erhielt ihren jetzigen Namen von ihrem ersten Herzog Stephan Chranitsch oder Kosatsch. Früher zerfiel das Land in drei besondere Provinzen, von denen die nördliche, wie man aus dem Königstitel in den ungarischen und serbischen Diplomen sieht, Rama hieß;[2] die mittlere, wo jetzt Mostar, Blagai und Stolacz liegen, hieß nach dem Zeugniß Constantin Porphyrogenetas, Marko Orbins, Kalanschitschs und anderer Schriftsteller, Zacholmie, Zachliwnie, Chumsko, Cholmsko,[3] und die dritte oder südliche, wo jetzt der Kreis von Trebinje ist, gleichfalls nach dem Zeugniß von Constantin Porph., Geldrenus u. a., Terbuina und Konalia. Ihre Gränzen gehen im Osten bis an die Neretwa oder den Orontes, im Westen bis ans Ufer des adriatischen Meeres, was man wenigstens aus der Beschreibung Const. Porph. schließen kann, der zu den Städten Zacholmie's Stagnum, die jetzige dalmatinische Seestadt Ston (ital. Stagno) rechnet, und zu dem terbunischen Kreise Resna oder Risna, jetzt ein kleines dalmatinisches Dorf an den Bocche di Cattaro. Als Theil des alten Illyricums waren diese Provinzen früher von Völkern thrakischen Stammes bewohnt; wenn sich unter ihnen Völker slawischen Stammes unter dem Namen Veneter[1] und in Verbindung mit Avaren und Gothen befanden, so fand dieß jedenfalls nur in geringer Anzahl statt. Nicht früher als in der ersten Hälfte des 7ten Jahrhunderts, als von den Bulgaren gedrängt, die Serben oder Bosen aus Untermösien nach dem heutigen Bosnien wanderten, und dort sich niederließen, als die aus den Karpathen herabgekommenen Chorwaten die Ufer des adriatischen Meeres einnahmen, erfolgte die Bevölkerung Rama's, Zacholmie's und Terbunia's durch rein slawische Stämme. Anfangs standen diese unter der Obergewalt der byzantinischen Kaiser, nach dem Tode des Kaisers Heraclius aber wurden ihre Schupane unabhängig; diese Selbstständigkeit jedoch war weder dauernd, noch lange. In Folge innerer Unruhen und des Kampfes mit den Griechen kamen sie bald unter die Herrschaft der Dalmatiner, bald der Griechen, bald der Bulgaren unter den bulgarischen Königen Samuel und Johannes, bald der Kroaten und der Ungarn, so daß man im Laufe von 3—4 Jahrhunderten ihre Geschichte nur schwer verfolgen kann. Vom 11ten Jahrhundert an werden die Nachrichten über diese Länder etwas bestimmter. Von Rama und Zacholmie sagt man, daß die Bane von Bosnien, als sie unabhängig wurden, ihre Herrschaft auch über diese Provinzen ausdehnten; so entriß der Ban von Bosnien Barisch im J. 1154 dem Schupan Demi den größten Theil Zacholmie's und Terbuniens und vereinigte ihn mit Bosnien; obgleich nun die Kinder Branimol's sich bald wieder von Bosnien losmachten, so bemächtigte sich doch Stephan IV, Ban von Bosnien, abermals dieser Landstriche, und als nach ihm Twartko sich zum König von Bosnien gemacht hatte, bemächtigte er sich auch Rama's. Seit dieser Zeit ist die jetzige Herzegowina mit Bosnien vereinigt, und die Verwaltung wurde dem Hause der Chranitsche übertragen. Wlatko Chranitsch, der Sohn Wuk Chran's, Schupans von Rudin, geboren ums J. 1349, erhielt von Twartko I. König von Bosnien, die Würde eines Oberwoiwoden, und zog im J. 1389 dem serbischen König Lasar auf dem sogenannten Amselfeld (Kossowo Polje) gegen die Türken zu Hülfe. Als diese die Serben geschlagen hatten, verwüsteten sie Bosnien, aber am 20 Junius desselben Jahres errang Wlatko über sie einen glänzenden Sieg, und verjagte sie aus Bosnien. Der König beschenkte freigebig den Woiwoden und überließ ihm Zacholmie zur erblichen Verwaltung. Wlatko hatte vier Söhne, Sandal, Wukscha, Wuk und Wukitsch; die beiden letztern wurden von den Verwandten Paul Radinowitschs, welchen Wuk getödtet hatte, erschlagen. Die väterliche Würde ging auf den ältesten Sohn Sandal über, und in seiner Eigenschaft als Woiwode zog er im J. 1410 gegen Sigismund, König von Ungarn. Für diesen Sieg über die Ungarn verlieh König Ostoja Sandaln auch Rama oder die Woiwodschaft des H. Sawwa[2] zu erblicher Verwaltung. Sandal starb im J. 1435, ohne Kinder zu hinterlassen, worauf sein Neffe Stephan, der Sohn Wukscha's, die Verwaltung von Rama und Zacholmie übernahm. Dieser Stephan veränderte seinen Namen Chranitsch in Kosatsch nach seinem Geburtsort, und erhielt von dem deutschen Kaiser Friedrich die Herzogswürde. Seit dieser Zeit nannte man Rama und Zacholmie die Herzegowina. Stephan breitete seine Besitzungen im Osten bis Novibasar und im Westen bis Ragusa aus, weßhalb er mit den benachbarten Fürsten, namentlich mit den Ragusanern, viel Streit hatte. In der Folge stand sein Sohn Wladislaw gegen ihn auf, so daß Stephan wiederholt zur Beschwichtigung sei-

---

[1] Bis jetzt haben über die Herzegowina nur fremde Reisende und immer nur im allgemeinen Nachrichten über Bosnien berichtet, während doch die Herzegowina eine ganz abgesonderte türkische Provinz mit eigener politischer und geistlicher Verwaltung bildet. In südslawischen Zeitschriften, z. B. in dem dalmatinischen Magazin, trifft man kleine Artikel über Bosnien und die Herzegowina in Form von Reisen und Schilderungen, die oft sehr interessant sind wegen der darin enthaltenen Nachrichten über die gegenwärtige Lage der christlichen Kirche in diesen Gegenden; sie sind von dortigen Geistlichen geschrieben, namentlich von dem Abt Joannik Pamutschina, dem Vorstand der rechtgläubigen Kirche in Mostar, und dem Franciscaner Jukitsch, Lehrer in Warzar, im Kreise Skopi in Bosnien. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Nachrichten gebildeter Eingeborner zuverläßiger als die von Reisenden. Solche Nachrichten von Eingebornen hat der Verfasser dieses Artikels (Rajewski) benützt. A. d. B.

[2] Bela der Blinde, König von Ungarn, führte nach dem Zeugniß von Lucius im J. 1133 in seinem Titel den Namen Rex Ramae.

[3] P. Constantin Porph. leitet das Wort Zachulmie von Za chulm oder chelm, jenseits des Berges, her. Zachlivnie soll von der Ortschaft Livno, ehemals Chlivno, kommen, das jenseits Livno liegende Land. Chumsko und Cholmsko ist wohl dasselbe, da im Südslawischen das l häufig verschluckt wird.

[1] Die alten Veneter waren zuverläßig gleichfalls Thraker (oder Illyrier, wenn man will) und gehörten zum pelasgischen Stamme; welches Völkergemengsel seit dem fünften Jahrhundert hier saß, ist freilich eine andere Frage.

[2] So hieß diese Provinz zum Andenken an die Abkunft der Nemanitschen, der ersten und mächtigen Könige Serbiens aus Rama. Von den Nemanitschen stammte der h. Sawwa ab.

Digitized by Google

nes Gebiets bald die Sultane, bald die Könige von Ungarn herbeirufen mußte. Stephan starb im J. 1466, und hinterließ drei Söhne von seiner ersten Frau Anna Kantacuzena, Wladislaw, Wlatko und Stephan. Letzterer war an den Sultan als Geißel ausgeliefert worden und nahm den Islam an; seine zwei ältern Brüder Wladislaw und Wlatko theilten die Herzegowina unter sich, aber diese Theilung war ihr Verderben. Bajazet II griff sie im J. 1483 an, verjagte sie aus der Herzegowina, und unterwarf diese seiner Herrschaft; ihre weitere Geschichte bietet keine besondern Ereignisse in politischer Hinsicht dar, und bald kann man sie nur noch die Geschichte der fortdauernden Bedrückungen des serbischen Volks unter der Willkürherrschaft der Wesire und Paschas nennen. Viele der vornehmen serbischen Familien nahmen den Islam an, andere vertauschten auf Betrieb der Jesuiten und der römischen Propaganda den Glauben ihrer Väter gegen den Papismus. Aber zur Ehre der Herzegowiner muß man sagen, daß trotz der Verfolgungen der Türken, und namentlich der vertürkten Serben, und trotz der Lockungen der Römer während mehr als 400 Jahren der größere Theil derselben treue Kinder der rechtgläubigen Kirche blieb. Die Herzegowiner standen seit ihrer Unterjochung durch die Türken unter der Verwaltung des Pascha von Mostar, der von dem Wesir von Bosnien abhing. Im J. 1832 standen die Bosnier gegen den Wesir Murad Pascha auf, vertrieben ihn und setzten Hussein Pascha als Wesir ein. Der Pascha von Mostar, Ali Aga Riswandegowitsch, nahm nicht nur keinen Antheil an der Bewegung, sondern schlug sogar die Bosnier zurück, als sie ihn zum Aufstand zwingen wollten. Der Sultan machte ihn zur Belohnung für seine Treue zum Wesir von Mostar, und so wurde seit dem Jahre 1834 die Herzegowina abermals von Bosnien getrennt.

Die jetzige Herzegowina gränzt gegen Süden an einen Theil Albaniens (Bjelopolie) und Czernogoriens (die Kreise Kutscha, Moratscha, Bjelopawlitsch und Katunja); gegen Westen an Dalmatien (den Kreis der Bocche di Cattaro und Dubrownik oder Ragusa); gegen Norden an Bosnien (türkisch Kraina und das eigentliche Bosnien), gegen Nordosten an den schmalen Strich Bosniens, welcher die Herzegowina von dem Fürstenthum Serbien scheidet (namentlich an die Kreise Senit und Nowo Warosch), gegen Osten an den Kreis Novibasar. Ihre Oberfläche beträgt nahezu 300 geographische Quadratmeilen; ihre größte Länge von Dumno nach Priepolje ist 56, die größte Breite von Konjiza nach Sutorin 38 Stunden gewöhnlichen Gangs. Die Hauptberge sind der Schardag (mons Scardus), der westliche Kamm des Balkan an der Gränze Albaniens, und die Montes Adrii, die sich nordwestlich vom Schardag bis Dalmatien erstrecken, und das eigentliche Bosnien von der Herzegowina trennen. Die zahlreichen Ausläufer dieser Berge, welche die Herzegowina in allen Richtungen bedecken, dienen an vielen Orten als die natürlichen Gränzen der Kreise. Im Westen, von Trebinje an, von der montenegrinischen Gränze und dem Grachowo-Thal ziehen sich in Form hoher Ketten gegen den Schardag hin die Berge Klobuk und Guschewiza. Die bedeutendsten Höhen auf dieser Strecke sind vom Westen angefangen die Dobra Streischa und Serniza an der Gränze Dalmatiens, bei den Bocche di Cattaro, Borowa Glawa, Bor, Lisaz, Puschtischaz u. a. an der Gränze Montenegro's. Weiterhin der Böse Berg (Glo Gora), Tschisme, Kulawiza, welche den Kreis Nikschitsch von Trebinje trennen. Gegen Osten nach Albanien hin in der Moratscha der Dormitor, Jawor u. a.; im Westen geht von dem Bösen Berg im Kreise Nikschitsch gegen Popowo Polje der Bergrücken Gradina, welcher Trebinje von den andern nördlichen Kreisen scheidet; im Norden der Kulawiza an der Gränze zwischen den Kreisen von Gazko, Piwa und Drobnik, erhebt sich der Berg Woin, der als Vereinigungspunkt zwischen dem System des Schardag und der adriatischen Kette dient. Unter den Höhen des adriatischen Gebirgskamms sind vom Süden angefangen die bedeutendsten: Sergut nordwärts von Gludinje, zwischen den Kreisen Stolacz und Newesinje. Ferner Chum oder Cholm im Kreise Blagai, Bjelosok zwischen Blagai und Newesinje, Weliak im Kreise Newesinje, und Welesch im Kreise Mostar. Vom Welesch an der Neretwa hinab, gegen Norden von Konjiza, läuft der Gebirgskamm Wrabaz; ihm gegenüber in derselben Richtung nach der bosnischen Gränze hin der Berg Iwan u. a.; gegen NW von Konjiza trennen sich vom adriatischen Gebirgskamm innerhalb der Herzegowina die Ljubuscha, Midjäna und Poschewiza, welche den Kreis Dumno bilden. Westlich von der dalmatinischen Gränze in den nördlichen Kreisen und in der Richtung gegen Mostar laufen innerhalb des Landes die Berge Sawidin, Czernagora im Kreise Ljubuscha, Terklac und Podwelesch um die Sümpfe von Mostar her.

Unter den Flüssen kann man die Neretwa (Naro, Orontius) als den bedeutendsten der Herzegowina bezeichnen. Er kommt im Kreise Konjiza von dem Weljak herab, läuft anfangs nach Norden durch die Stadt Konjiza (Cogniza) und trennt sie in zwei Theile, wovon der eine zu Bosnien, der andere zur Herzegowina gehört; hierauf wendet er gegen Süden, nimmt unterhalb Siatin die Rama auf, am Städtchen Brus die Neretwiza, im Kreise Mostar die Grabowiza und Dreschniza, und läuft dann gegen Mostar, das er gleichfalls in zwei Theile theilt. Unterhalb Mostar nimmt er von Osten die Buna und Bregawa, von Süden die Jessiniza und Bigawa auf, betritt dann bei dem Dorfe Metkowitsch Dalmatien und fällt ins adriatische Meer; von der Mündung bis Mostar ist er schiffbar. Die Drina in den Kreisen Piwa und Fotschan, und der Lim, der an der Ostgränze läuft, entspringen am Schardag, in ihrer größern Ausdehnung aber gehören sie, namentlich die erstere, eigentlich zu den Flüssen Bosniens. Der Schunje in der südwestlichen Herzegowina bewässert die Felder von Dumno, verliert sich unterhalb Schupanez in die Erde, und tritt erst in Dalmatien wieder auf; er empfängt die Milätzka, den Breschnik und Rosbraz. Da diese Flüsse in ihrem Lauf durch hohe Berge eingeschlossen sind, so richtet der größte Theil derselben bei der Schneeschmelze große Verheerungen an, bedeckt viele Landstriche mit Wasser (welche darum auch Liwaden genannt werden), und verhindert auf mehrere Monate jeden Verkehr unter den Einwohnern. An vielen Orten könnte man die Ueberschwemmungen hindern, indem man der Strömung der Gewässer wenn auch nur kleine Dämme entgegensetzte, aber die Hand des Menschen zögert, und wird, wie es scheint, auch noch lange zögern, der jungfräulichen Herzegowina Fesseln anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Huc über Westchina. Das neueste Heft der Annalen zur Verbreitung des Glaubens (Mai 1850) enthält ein Schreiben Hrn. Hucs, dessen Reise so großen Aufschluß über die Geographie und die Sitten Tibets gab. Das Schreiben enthält den Bericht seiner Reise, wo er sich allmählich den Gränzen China's nähert. Er beschreibt die alte Stadt Tsiambo, die Stadt Dschaya, den Bürgerkrieg, der häufig diesen Theil Asiens verheert; den sehr verbreiteten Gebrauch des Schießpulvers, das seit dem 13ten Jahrhundert hier bekannt zu seyn scheint, und das jede Familie für sich bereitet. Ferner schildert er die große Schwierigkeit des Zuges durch das hohe Gebirge von Angti, das Thal von Sche-panfen, welches reich an Schiefern, Gold und Moschusthieren ist; den Oberlauf des Kin-scha-kiang (Goldsandflusses) der den mongolischen Namen Muriat-ussu (geschlängelter Fluß) führt; die reizende Ebene Bathang an der Gränze des eigentlichen Tibet, wo man das gebirgige, unfruchtbare und kalte Land verläßt, um in die schönen Gegenden einzutreten, welche die Nähe China's verkündigen. Auch die Eingebornen ändern sich in äußerem Ansehen und Sitten in dem Maaße, als man sich dem reichen Lande nähert: sie sind minder stolz und rauh in ihrem Charakter, minder aufrichtig in ihrem religiösen Glauben, sie werden habsüchtig, schmeichlerisch und schlau. Die Districte östlich von Bathang sind in weltlicher Beziehung von dem Tale Lama unabhängig, und von den Tu sse regiert, einer Art Lehensfürsten, welche ursprünglich der chinesische Kaiser einsetzte, und die noch seine Herrschaft anerkennen. (Bull. de Société de géogr. August.)

Elektrischer Telegraph über den Mersey. Man will jetzt einen Telegraph durch die Mündung des Mersey hindurch von Liverpool nach dem Hafenort Birkenhead anlegen, und zwar mit denselben Vorrichtungen, wie am Canal zwischen Frankreich und England.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 236. 2 October 1850.

Die Ebene des Ararat

und der Unterlauf des Araxes.

Hr. Defremery theilt in den Nouv. Annales des Voyages die Uebersetzung eines Schreibens mit, welches er von dem durch seine geographischen Forschungen in Vorderasien wohlbekannten Generalmajor Monteith erhielt, der mehr als jeder andere neuere Reisende im Stande war das Land gut kennen zu lernen. Er war schon in früher Jugend der zweiten Gesandtschaft des Generals Malcolm beigegeben, und begann im J. 1810 einen der mindest bekannten Theile Persiens, Chusistan oder das alte Susiana, zu erforschen. Da er später an die Spitze einer Brigade der persischen Armee gestellt und von Abbas Mirza mit mehreren wichtigen Missionen beauftragt wurde, benützte er diese seine günstige Stellung, um mehrere bisher ganz unbekannte Theile des persischen Gebiets zu erforschen. Die Ergebnisse dieser Forschungen wurden gesammelt und zusammengestellt in einer Karte von vier großen Blättern, die zu London vor fast 20 Jahren erschien, und deren Exemplare ziemlich selten geworden sind, da man sie namentlich für Rußland auffaufte, welches damals einen bedeutenden Theil der auf diesen Karten verzeichneten persischen Länder erworben hatte. Außer den Bemerkungen, welche General Monteith zu mehrern Werken über Persien, z. B. zur zweiten Reise J. Moriers geliefert hat, ist er auch Verfasser zweier kleinen Werke von großem Werth, von denen das eine besonders und nur in kleiner Anzahl unter dem Titel „Bemerkungen über Georgien und die neuen russischen Eroberungen jenseits des Kaukasus" erschienen ist, das andere bedeutendere aber in dem Journal der Londoner geographischen Gesellschaft erschien. Auf Hrn. Defremery's Bitten schrieb er, so weit ihm sein vortreffliches Gedächtniß die Mittel an die Hand gab, das ihm über einen der unbekanntesten Theile Persiens, den Lauf des Araxes und seine Zuflüsse, Bekanntgewordene nieder. Einiges findet sich bereits in der im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft eingerückten Denkschrift, das meiste ist aber vollkommen neu, und deßhalb theilt Hr. Defremery das Ganze unverkürzt in Uebersetzung mit.

*

Ihrem Wunsche gemäß sende ich Ihnen einige Bemerkungen über die wahrscheinliche Lage mehrerer alten Städte in der Ebene des Ararats, muß aber für die Unvollständigkeit um Entschuldigung bitten, denn dieß wurde niedergeschrieben, ohne daß ich ein einziges der Manuscripte zu Rathe ziehen konnte, welche die Einzelnheiten der trigonometrischen Arbeiten, die ich bei der Aufnahme dieser interessanten Gegend anstellte, enthalten.

Ehe ich auf die Alterthümer der Ebene von Eriwan oder des Ararat eingehe, glaube ich einige Bemerkungen über den Rückzug der 10,000 Griechen machen zu müssen, da, so viel ich weiß, noch niemand einen rechten Begriff über gewisse Punkte hatte, durch welche mehrere Stellen des xenophontischen Berichts, die viel Streit erregten, erklärt werden. Man kann nicht zweifeln, daß der Weg, den die Griechen in Kurdistan einschlugen, der war, welcher über Bitlis führt, und den Macdonald Kinneir in seiner Reise durch Kleinasien untersucht hat; obwohl schwierig, ist er doch brauchbar, namentlich für eine nicht mit Artillerie belästigte Armee. Der andere, welcher über Dschulamerk geht, und der dem Führer zufolge, welchen Xenophon hinrichten ließ, der einzige seyn sollte, den man einschlagen konnte, ist für jedes bedeutendere Armeecorps völlig ungangbar, und selbst für einen Reisenden ohne Gepäck außerordentlich schwierig. Es gibt nichts furchtbareres als den Steilabsturz in der Schlucht des Zab, längs welchem ein schmaler Pfad hinführt, der kaum für einen Reiter hinreichend Raum läßt, und an vielen Stellen nur durch einige Bäume und unsicher gelegte Steine befestigt ist. Während der Monate Julius und August tritt an die Stelle dieses Pfades eine Straße über hohe Berge, auf denen man noch eine Einfriedung zeigt, innerhalb deren ein Jagdschloß der Königin Semiramis gestanden haben soll, und in dessen Nähe noch ein Fluß den Namen dieser Fürstin führt. In diesem Theile des Landes haben Ninus, Nimrod und Semiramis ihre Namen allen durch Natur oder Kunst merkwürdigen Stellen hinterlassen. Man hat sich häufig gewundert, daß die Griechen den großen Wan-See nicht entdeckten, in dessen Nähe sie vorüberzogen; verläßt man aber die Schlucht des Khabur, an deren Eingang Bitlis sich erhebt, so windet sich der Weg links, und zwischen ihm und dem See bleibt eine Hügelkette liegen, Nimrud genannt; nur an Einem Punkt nähert sich der Weg bis auf zehn Meilen dem See. Es ist zu bemerken, daß wegen der außerordentlichen Kälte dieser hohen Gegend die Häuser sämmtlich zum Theil in den Boden eingegraben, und die Straße oder vielmehr die Gänge zwischen den Wohnungen mit einem Dach bedeckt sind; alle führen zu einem oder mehreren Thürmen, die als Zufluchtsorte dienen, wie große Taubenhäuser sich über den kothigen Boden erheben, und von zahlreichen Löchern, die als Fenster und Kamine dienen, durchbrochen sind. Die Gewohnheit große Krüge mit gegohrenem Getränk aus Gerste aufzubewahren, deren Kerne eine Kruste bilden, welche die Luft von diesem abscheulichen aber starken Getränke absperrt, besteht noch, namentlich unter den Armeniern, die sich eines Binsenrohrs bedienen, um das Getränke einzusaugen.

Digitized by Google

Die Gegend, wo die Griechen während eines dichten Nebels verirrten, und ihr Führer sich flüchtig machte, ist noch unter dem Namen Daman dagh oder Nebelberg bekannt; sie irrten vermuthlich aufs Gerathewohl in der öden, mit dichtem Schnee bedeckten Gegend von Khinis und Melazgherd umher. Ich zweifle, ob sie die Ufer des Arpatschai erreichten, der die Ebene von Eriwan im NW. begränzt, denn von da an hätten sie einen bessern und geradern Weg gefunden, sie müssen vielmehr den Araxes in der Nähe seiner Quellen überschritten haben, und es ist bemerkenswerth, daß dieser District noch jetzt Pasin oder Phasen heißt, so wie der Fluß Phasen-tschai. Dieß wird wahrscheinlich die irrige Ansicht aufklären, als wäre das Heer des Xenophon je so weit nördlich als bis zum kolchischen Phasis gekommen. Der übrige Theil des Weges ist vollkommen bekannt, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß es auf dieser Linie Dörfer gibt, wo der Honig die Eigenschaft hat krank zu machen, wo nicht gar den Tod zu geben.[1] Diese schädliche Eigenschaft kommt von der Menge von Rhododendrum her, womit die Ebene bedeckt ist. Der Honig wird nur des Wachses wegen gesucht, doch soll er auch von den Einwohnern genossen werden, entweder in geringer Menge oder nach einigen damit vorgenommenen, mir unbekannten Operationen.

Diese Bemerkungen sind länger geworden als ich anfangs wollte, aber ich wünschte ein für allemal diesen Gegenstand zu behandeln, da ich wohl nie Gelegenheit oder Lust haben werde, meine Beobachtungen darüber zum Druck in Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt auf dem Mississippi.

(Schluß.)

Beide Duellanten waren nicht getroffen; sie hatten, wie bei dortigen Zweikämpfen gewöhnlich ist, ohne die Büchse an die Schulter zu legen, den Hahn abgedrückt, weil bei so geschickten Schützen, wie die Amerikaner des Westens sind, der Verlust von einer Viertelsecunde so viel wie Tod heißt. Die versammelte Menge verhielt sich ruhig und schweigend, die Duellanten blieben in ihrer stoischen Haltung und warteten, bis die Gewehre von den Secundanten aufs neue geladen waren, wie es denn auch vor ihren Augen geschah, ohne daß irgend ein Versuch zur Aussöhnung gemacht wurde. Bei dem jetzt gegebenen Commandowort „Feuer!" stürzte der junge Mann in der weißen Jacke nieder, ehe er seine Büchse abdrücken konnte, die Kugel seines Gegners hatte ihn in die Stirn getroffen. Diesem schrecklichen Schauspiele folgt aber ein viel fürchterlicherer Kampf, denn die Freunde des unglücklichen jungen Mannes stürzten mit blanken Messern auf die Anhänger seines Gegners los, aber da wir Passagiere des Chactas keine Lust hatten, an diesem von uns nicht vermutheten Gefechte theilzunehmen, so eilten wir sogleich das Schlachtfeld zu verlassen und auf die Fähre zu kommen, die an sich sehr gebrechlich, schon so dicht gedrängt voll Menschen war, daß wir nur mit vieler Schwierigkeit darin aufgenommen wurden. Indem wir abfahren wollten, lief ein Mann heran um Platz für das Opfer des Duells zu verlangen, und da man dieses nicht wohl abschlagen konnte, so mußten alle sich noch mehr zusammendrängen um den Platz für den Sterbenden und seine Begleiter zu erhalten. So war unser Fahrzeug höchst bedenklich überladen bis in die Mitte des Stroms gekommen, als ein Angstgeschrei rings um mich her ertönte. Ein gewaltig großes Dampfschiff, welches im vollen Rennen gerade auf unsere Fähre zufuhr, war kaum ein paar hundert Schritte davon entfernt; immer näher kam es uns, jetzt war es nur noch wenige Schritte von der Fähre entfernt, und bei einer einzigen falschen Drehung des Steuerrades waren wir sicher verloren. Ein gellendes Geschrei der Verzweiflung erscholl umher als das Dampfboot die Fähre berührte, deren schwere Masse durch ein wahres Wunder von dem Stoße nur heftig schwankte, dann zur Seite glitt und so dem fast sichern Untergange entkam. Aber nur wenige Augenblicke nach dem Zusammenstoße knallten von unserer Fähre wohl 20 Gewehre, deren Kugeln für den Steuermann des Dampfers bestimmt waren, indeß war dieser glücklicherweise schon außer Schußweite. Endlich erreichte unser schwerbeschädigtes Fahrzeug mit Mühe das Ufer, und wir eilten von der Aufregung dieses Morgens angegriffen an Bord des Chactas. Zwei Tage später kamen wir nach Louisville und jeder ging seine Geschäfte zu besorgen, ohne an die Abentheuer der Reise viel zu denken. Nach wenigen Tagen las ich folgende Nachricht in einer Zeitung: „vor kurzem fand ein Zweikampf statt am Ufer des Mississippi zwischen zwei achtbaren Kaufleuten aus Vicksburg, welche Nebenbuhler bei einem Frauenzimmer waren. Die Duellanten hatten zuvor mehrere Male in den Straßen der Stadt mit Büchsen auf einander geschossen, und die Freunde beider Herren hatten beschlossen, daß der Streit in einem ordentlichen Duell ausgemacht werden solle, damit nicht das Schießen in den Straßen die Sicherheit der Einwohner länger gefährden könne. Einer der Duellanten, ein junger Mann von der größten Achtbarkeit, wurde in dem Duell tödlich verwundet und starb in der Nacht."

Um nun diese flüchtige Skizze amerikanischer Sitten in den westlichen Staaten zu beschließen, will ich noch das tragische Ende des unverbesserlichen Gauners James Bird in Vicksburg erzählen, wie es mir später von einem der Passagiere des Chactas, der dort geblieben war, mitgetheilt wurde. Bird hatte die gute Lehre, welche ihm an Bord des Dampfboots für seine Künste beim Spiel ertheilt war, rasch vergessen und sich mit einer Bande Falschspieler in Vicksburg verbunden, welche schon seit etlichen Monaten die dortigen Einwohner auf die frechste Weise betrog. Da nun Bird offenbar zum Galgen prädestinirt war, so kam er gerade zur rechten Zeit, um das Schicksal eines würdigen Genossen zu theilen, dessen offenkundige Gaunereien unter das unerbittliche „Lynchgesetz" gefallen waren. Dieß Lynchgesetz wird in Anwendung gebracht, wenn nach der Meinung der Majorität die Gesetze des Staats zur Bestrafung gewisser Verbrechen nicht genügen, oder wenn die Majorität unter dem Einflusse einer heftigen Aufregung der Justiz keine Zeit für ihren gesetzlichen Gang läßt und mit eignen Händen den Schuldigen straft. In der Anwendung ist das Lynchgesetz sehr einfach, da es keine geringere Strafe als Todesstrafe zuläßt, deren Art durch die Gewohnheiten des Landes oder auch durch die bloße Laune der Menge bestimmt wird. Folgende, durchaus wahre Anekdoten werden eine Idee von der Art von Verbrechen geben, wobei das Volk das Lynchgesetz zur Anwendung bringt, und eben so von der Art der danach erkannten Strafen. Ein Hausirer hatte einen Neger bestohlen, und ein solches Verbrechen gilt in allen sklavenhaltenden Staaten für eins der abscheulichsten. Im vorliegenden Falle wurde der Angeklagte zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt, aber diese Strafe von der Mehrzahl des Volks für unverhältnißmäßig gering gehalten. Der

[1] Dieß ist eine auf der ganzen pontischen Küste, in Gurien und einem Theil Mingreliens, fast allgemeine Thatsache.

Digitized by Google

Haufirer wurde deßhalb von den Vollstreckern des Lynchgesetzes, das heißt von der Volksmenge, aus dem Gefängnisse gerissen und aufgeknüpft, nachdem er zuvor 500 Peitschenhiebe von dem bestohlnen Neger erhalten hatte.

Ferner, ein Einwohner von Natchez hatte seine junge Frau in einem Anfalle von rasender Eifersucht erdrosselt. Er wurde zwar dafür vor Gericht gestellt, aber da der Mord nur von Negern bezeugt werden konnte und das Zeugniß derselben die Anklage gegen einen Weißen nicht begründen kann, freigesprochen.

„Sagte ich nicht vorher daß ich freigesprochen werde?“ rief der Mörder triumphirend aus als er das Gericht verließ.

„Ja wohl,“ erwiederte ein Mensch, der die Freisprechung mit angehört hatte, „vom Richter Smith seyd ihr freigesprochen, aber nun müßt ihr noch vor dem Richter Lynch erscheinen.“

Dieser Richter war sehr rasch bei der Hand, und da der Mord jedem bekannt geworden, so konnte der Mörder der Rache des schrecklichen Lynchgesetzes nicht entgehen. Er wurde sofort von einem Volkshaufen ergriffen, mit Theer bestrichen, mit Federn bestreuet und dann losgelassen, indem man ihm etliche Minuten Vorsprung gab, worauf der ganze Haufen wie wüthend ihm nachjagte. Der Unglückliche, dessen Glieder von Furcht fast gelähmt waren, wurde auch bald eingeholt, an das Ufer des Mississippi geschleift, dort so fürchterlich zerschlagen daß er kaum noch lebte und dann in einem leeren Fasse in den Fluß geworfen.

Die schreckliche Allgewalt des Lynchgesetzes wird durch das Schicksal des James Bird und seiner Genossen klar genug werden. Wie wir erwähnt, so hatten Spieler von Profession und der schlimmsten Art seit Monaten in Vicksburg sich eingefunden, wo sie viel Unheil anrichteten, und die Sicherheit welche sie dort fanden, hatte außerdem Gauner aus andern Staaten in solcher Anzahl herbeigerufen, daß die Stadt bald eine wahre Diebsherberge und zwar eine um so gefährlichere wurde, als das Gesetz dagegen nicht einschreiten konnte. Endlich kam es so weit und die Frechheit jener Schurken zeigte sich auf eine so fürchterliche Weise, daß eine bedeutende Anzahl der Einwohner in einer deßfalls angesetzten Versammlung beschloß, die Falschspieler sofort aus der Stadt zu verjagen oder wenn sie sich widersetzen sollten, zu tödten. Am folgenden Morgen las man auf einem in den Hauptstraßen angehefteten Placate diesen Beschluß der Versammlung, welche die Mehrzahl der Einwohner von Vicksburg repräsentirte. Die meisten der Gauner verließen sofort die Stadt, und nur eine kleine Anzahl derselben war unvorsichtig genug sich nach der Warnung und Drohung nicht zu richten, und wenn gleich nicht mehr so öffentlich wie bisher, ihr schändliches Spiel fortzusetzen. Aber die Strafe folgte rasch der Androhung, denn acht Tage nach der Bekanntmachung versammelte sich eine beträchtliche Anzahl der Einwohner bewaffnet auf dem Marktplatze und zog nach allen verdächtigen Häusern um diese zu untersuchen. In einigen derselben fanden sie zwar Farotische mit allem Zubehör, aber keine Spur eines Bankhalters. Zuletzt kamen sie nach einem Hause, worin einer der allerberüchtigtsten der Gaunerbande wohnte, welcher, wie man erzählte, mehrere entschlossene Kerle bei sich hatte und aufs äußerste sich wehren wollte. Nachdem man das Haus umringt hatte, und dieses mehrfacher Aufforderung ungeachtet nicht geöffnet wurde, so schlug man die Thüre desselben ein. In demselben Augenblicke wurden durch Schüsse aus dem Hause einige Bürger getödtet oder verwundet, unter andern ein hochgeachteter Arzt, und mit einem wüthenden Geschrei drangen die Bürger nun in das Haus. Hier entspann sich ein heftiger Kampf, die meisten der dort befindlichen Gauner entkamen, aber ihrer fünf fielen in die Hände der Einwohner, wurden geknebelt und ohne ein Wort zu verlieren, abgeführt; unter diesen Gefangenen, von welchen einer schwer verwundet war, befand sich auch James Bird, der Passagier des Chactas. Umringt von der zahlreichen, aber lautlosen Menge wurden sie zum Galgen geschleppt; ohne daß sie nur ein Wort der Klage äußerten, und während die Menge immer schweigend das Schaffot umgab, wurden sie von einem riesenhaften Neger, der sich zum Henker anbot, ohne irgend eine Proceßform aufgeknüpft.

Die russischen Fürstenfamilien aus Ruriks Stamm.

Bekanntlich hat sich in neuerer Zeit von mehreren Seiten ein Widerspruchsgeist der russischen vornehmen Adeligen gegen das Haus Romanow erhoben, und die Symptome einer gegenseitigen Eifersucht fehlen nicht, wobei von Seite des hohen russischen Adels nicht ermangelt wurde, darauf hinzuweisen, daß sich viele adelige Familien in Rußland fänden, die älter und gewissermaßen thronberechtigter seyen als die Romanow. Das ganze neuere Regierungssystem Rußlands kann sich aber nicht mit bevorrechteten, durch Geburt privilegirten Stellungen vertragen, weil es durch die Gewalt der Dinge zu absolutistisch geworden ist; ob also je die russischen Adelsfamilien dazu kommen, ihre Ansprüche geltend zu machen, möchten wir sehr bezweifeln. Inzwischen ist es interessant, zu wissen wie viele russische Familien auf die Abstammung vom Hause Rurik gegründeten Anspruch machen. Es sind dieß ihrer 34 nach einer Mittheilung im Journal des Ministeriums für Volksaufklärung (August). Wir finden darunter von bekanntern Familien die Namen Obojewski, Gortschakow, Wolkonski, Obolenski, Schtscherbatoff, Schachoffskoi, Gagarin u. s. w. Eine dieser Familien, Schuiski, ist in Polen. Außerdem gibt es noch 13 nicht fürstliche Familien die gleichfalls von Rurik abstammen. Bei einigen andern ist die Abstammung zweifelhaft. Außerdem gibt es sieben Fürstengeschlechter, die aus dem litthauischen Hause Gedimins stammen, darunter vier russische: Chowansky, Galizin, Kurakin und Trubezkoi, und drei polnische Woroniecki, Czartoryski und Sanguszko. Zehn fremde fürstliche Familien werden den russischen gleich gerechnet, und 11 andere erhielten nach und nach die Fürstenwürde seit Peter dem Großen.

Kurze Skizze der Herzegowina.

(Fortsetzung.)

In politischer Beziehung zerfällt die Herzegowina in nachstehende 17 Kadilüks oder Richterbezirke: 1) Priepolie mit den Städten Priepolie, Bjelopolie und Miloschew, deren Bewohner meistens zur griechischen Kirche gehören. In Miloschew war einst ein griechisches Kloster mit einer slawischen Druckerei, wo liturgische Bücher gedruckt wurden; außerdem ist dieß Städtchen auch dadurch bemerkenswerth, daß darin der erste König Bosniens Twartko gewählt, und die Gebeine des Heil. Sawwa, des Apostels von Serbien, hier aufbewahrt wurden. 2) Fotscha, einst der Sitz des Pascha. 3) Tschainitsch mit den Städten Tschainitsch und Rud. 4) Taslitza. 5) Gazko mit der gleichnamigen Festung und den Städten Klobuk und Moratscha. 6) Drobnik. 7) Nikschitsch mit der gleichnamigen Festung an der Gränze von Montenegro und mit dem Thal von Grachowo. Die drei letztern Kreise sind durchaus von Leuten griechischer Religion bewohnt. Mit dem Kreise von Nikschitsch ist auch der von Trebinje mit der gleichnamigen Stadt verbunden, wo einst ein römischer Bischof seinen Sitz hatte. 8) Piwa mit der Stadt am gleichnamigen Flusse. 9) Kulaschin am Flusse Tari. 10) Newesinje. 11) Ljubinje, der Sitz des vornehmsten Kadi in der Herzegowina. 12) Potschitel. 13) Stolacz mit der gleichnamigen Festung am Fuße des Berges Gergut und am Flusse Bregawa. Diese Festung ist die einzige bedeutendere in der Herzegowina und bekannt durch eine langwierige Belagerung, welche sie in den Jahren 1833 und 1834 gegen die bosnischen Empörer mit Glück aushielt. In diesem Kreise liegen die Städte

Digitized by Google

Chutowo, Tschaplina, Struge und das Dorf Gabelewo, bekannt durch seine Salzgewinnung; auch Popowopole (das Popenfeld), ein schöner fruchtbarer District mit 30 von Christen bewohnten Dörfern und einem der berühmteren griechischen Klöster, Sawala. 14) Blagai mit der Stadt dieses Namens, auch Herzegowina genannt, da sie die Hauptstadt des ersten Herzogs Stephan Kosatsch aus der Familie der Chranitschen gewesen war, am Berge Chrlm und am Flusse Bona. Noch jetzt sieht man in der Nähe dieser Stadt die Trümmer der alten Veste der ersten Herzoge. 15) Mostar mit der gleichnamigen Hauptstadt der Herzegowina, dem Sitz des Wesirs und des griechischen Bischofs. Diese Stadt wurde nach dem Zeugniß Mauro Orbins im J. 1440 von dem Haushofmeister Stephan Kosatschs Goß Radiw erbaut; ihren Namen erhielt sie von der berühmten Brücke über die Neretwa, welche bei 24 Fuß Breite, 450 Fuß Höhe [1] hat, indem sie in einem Bogen von einem Ufer des Flusses zum andern gespannt ist, so daß unter ihr die größten Schiffe frei durchfahren können. In der Stadt finden sich ziemlich hübsche Moscheen und andere Gebäude, auch eine griechische Kirche, die im J. 1833 von dem Wladyka Joseph erneuert wurde und mit einem rechtgläubigen Serben als Lehrer für 130 Kinder ausgestattet ist. 16) Ljubuschka mit der Stadt und Festung dieses Namens am Bache Trebisati, nahe an der Gränze von Dalmatien, ein besonders fruchtbarer Kreis; 17) Duwno mit der gleichnamigen Stadt, dem alten Dalminium, einst der Hauptstadt Dalmatiens, das von ihr den Namen erhalten hat. Dieser Kreis, der das Duwnofeld umfaßt, hat zwei Stunden in der Breite, vier Stunden in der Länge und umfaßt 30 Dörfer mit 7500 Einwohnern, darunter 2000 Türken, 1500 Einwohner griechisch-russischer Religion mit einem Geistlichen in Schupanez, und 4000 Katholiken, die in zwei Kirchspielen, Seonitza und Mokronogi, zerfallen.

In den westlichen Gränzen der Herzegowina gegen Dalmatien hin ist das Klima warm und fruchtbar, namentlich in den Kreisen Mostar, Blagai, Ljubuschka, Potschitel, Stolacz, Ljubinje und Trebinje; je weiter man aber nach Osten gegen die bosnische Gränze kommt, desto rauher wird die Luft. Auf einige Stunden Entfernung von den oben genannten Kreisen sieht man schon keine Feigenbäume mehr, die in der westlichen Herzegowina in Fülle wachsen; Oliven und Limonen gibt es hier überhaupt sehr wenig. Der Sommer ist meist trocken und darum Mißernte und Hungersnoth häufig; die Hitze ist unverträglich, namentlich wenn der Sirocco weht; der Herbst ist wandelbar, der Winter in den westlichen Kreisen nicht kalt, aber weiter gegen Norden und Osten scharf und rauh. Oft herrschen im Winter Stürme und führen so viel Schnee herbei, namentlich zwischen den Bergen, daß vom November bis Mai und oft noch länger aller Verkehr gehemmt ist. Durch Fruchtbarkeit zeichnen sich namentlich die Striche bei Duwno, Ljubuschka, Gabelewo, Trebinje, Popowo Pole, Newesinje und einige andere aus. Hier wächst Getreide jeder Art in Menge, namentlich die Hauptbedürfnisse der Einwohner, Gerste und Kukuruz (Mais). Reis hat man erst seit dem Jahr 1834 zu säen angefangen, und zwar nur in dem Kreise Ljubuschka. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner mit dem Bau von Baumwolle, Indigo, Tabak, Färberpflanzen, Lein und Hanf. Außer dem Ackerbau treiben die Bewohner der westlichen Herzegowina auch den Weinbau und die Bienenzucht. Der Wein und Meth von Mostar stehen nicht nur in der ganzen Herzegowina, sondern auch in den benachbarten Ländern in großen Ehren. Obwohl der kriegerische Geist des Volks nicht sonderlich zum Feldbau sich hinneigt, so leidet doch in guten Jahren die Herzegowina durchaus keinen Mangel an Lebensmitteln. Bei europäischen Ansichten von Landbau, mit Aussicht auf Gewinn und Eigenthum hätten sie wohl auch nie von Mangel gehört, aber die Ueberzeugung, daß man ihnen doch nicht mehr läßt, als zu ihrem eigenen Unterhalt nöthig ist, und manchmal nicht einmal so viel, und die häufig sie heimsuchende Dürre sind Ursache, daß sie nicht selten große Noth leiden, und selten vergeht ein Jahr, wo sie nicht nach dem benachbarten Bosnien um Getreide schicken müssen.

Mit der Viehzucht beschäftigen sich mehr die Bewohner der nordöstlichen und gebirgigen Districte; die gewöhnlichen Thiere sind Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Maulthiere und Esel. Die Pferde dienen größtentheils zum Reiten und in der Armee, Lasten werden meist auf Eseln und Maulthieren fortgeschafft; für die Feldarbeit bedient man sich der Ochsen. Außerdem beschäftigen sich viele Einwohner mit der Jagd wilder Thiere, der Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Marder, wilden Ziegen und Wildschweine, die hier in großer Menge sich finden und einen bedeutenden Handelsgegenstand mit fremden Ländern bilden.

Ihren Handel treiben die Herzegowiner vermittelst Ragusaner Handelshäuser mit Triest und Venedig, wohin sie Wachs, Wolle, rohe Häute und Vieh schicken, und dagegen Tuch, Leinen, baumwollene und seidene Stoffe, Stahl, Zinn, kupferne Gefäße, Papier, Zucker, Kaffee, Gewürze, Glas u. s. w. erhalten. Tauschmärkte finden sich auch an der Gränze Dalmatiens bei den Quarantänen, die den Handel bedeutend hindern; jetzt sind aber die Quarantänevorschriften mannichfach geändert, und der Hauptmarkt in die Vorstadt von Ragusa, Plozk, verlegt. Die Erzeugnisse der Gewerbe und Manufacturen stehen noch auf sehr tiefer Stufe, und beschränken sich auf die häuslichen Bedürfnisse; indeß weben die Frauen mit besonderer Kunst gemusterte Woll- und Seidenstoffe, Shawls für die Männer, Gürtel u. s. w., nähen Halstücher, Leinenzeuge u. s. w. mit Seide und Gold aus, so daß sie oft sehr theuer bezahlt werden. Fremde Schriftsteller behaupten, daß man in Mostar schöne Damascenerklingen schmiede, nach dem Zeugniß der Einwohner der Herzegowiner selbst ist aber dieß unrichtig, und alle guten Waffen erhält man von den Türken. Ueberhaupt, was Metalle betrifft, so finden sich solche nicht in der Herzegowina, und alles was man von reichen Silber-, Eisen- und Kupfererzen, von Flüssen mit Goldsand u. s. w. erzählt, gilt alles von Bosnien und nicht von der Herzegowina. Diese ist dagegen reich an Marmor und Steinkohlen, auch finden sich in den nördlichen Kreisen Spuren von Eisenerz, bis jetzt sind aber noch keine Minen edler Metalle eröffnet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die griechischen Königreiche im Osten Persiens sind uns bekanntlich noch vor 20 Jahren durch wenige Münzen bekannt gewesen; seit dieser Zeit ist durch Burnes und die mannichfachen Aufgrabungen in den Topen eine ganz neue Welt aufgegangen, weßhalb die französische Akademie im J. 1848 die Aufgabe stellte, die Geschichte der von den Griechen im Osten Persiens nach Alexander gestifteten Monarchien aus den gesammelten Ueberresten wieder herzustellen. Noch hat sich an die Aufgabe keiner gewagt, und die Akademie hat deßhalb diese Preisaufgabe wieder auf den 1 April 1852 ausgesetzt. (Ob mit besserem Erfolg steht sehr dahin, denn zur Ausarbeitung ist eine Summe von philologischen und historischen Kenntnissen erforderlich, die sich selten beisammen finden, abgesehen davon, daß noch vieles ganz dunkel ist.) (Revue archéol. September.)

Penny-Banken. Gegenwärtig sind in London allein in Folge einer Aufforderung, die sich erst aus dem Anfang dieses Jahrs datirt, nicht weniger als 12 Penny-Banken im Gang, wo man den kleinen Betrag eines Penny (3 kr.) einlegen kann. Eine dieser Banken wurde am 30 Januar eröffnet und erhielt in 227 Tagen von 7853 Personen in 59,416 Deponirungen die Summe von 2017 Pfd. Durchschnittlich beträgt jede Deponirung unter 10 Pence, eine von den kleinen Summen, welche so leicht von den arbeitenden Classen ausgegeben werden, und ihnen doch später so leicht mangeln. Wie das Geld verwendet und verwaltet, und wie es wieder herausgegeben werden soll, darüber können wir noch nichts näheres angeben. Aus dem Obigen ergibt sich, daß die bereits eingelegte Summe gegen 10,000 Pfd. beträgt. (Athen. 25 Sept.)

[1] Wenn man nämlich Jukitsch in seiner Beschreibung der Herzegowina (siehe Dalmatinisches Magazin 1842) glauben darf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 237. 3 October 1850.

Das Hova-Regiment auf Madagascar.

(Journal of the r. geogr. Soc. XX. 1.)

Es ist erst 50 Jahre her, daß die Hovas als eine Macht bekannt sind; ihr Stamm war früher unter der schimpflichen Benennung Amboabanes (Schweinehunde) bekannt; da sie eine von den übrigen Malgaschen verschiedene Race sind,[1] stets mißtrauisch angesehen und verfolgt, flüchteten sie in die Berge von Ankova, und vermischten sich mit den südlichen Sakalaven; sie sollen an Fähigkeiten den andern Malgaschen überlegen seyn. Die Adeligen sind besonders schlau, aber die untern Classen so unreinlich und schmuzig, daß man sie früher die Pariahs von Madagascar nannte. Ihr Charakter ist eine Mischung von Wildheit und Klugheit, Habsucht ist ihr vorherrschendes Laster, und zernichtet jedes Gefühl von Freundschaft. Radama stand unter ihnen auf, und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft; unter ihm fing das Christenthum an zu blühen und der Handel breitete sich aus. Als er in Folge seiner Ausschweifungen starb, begann unter seiner Wittwe Ranavalona Manjaka die Herrschaft der Verfolgungssucht gegen alle Fremden und Christen, und endete nicht eher, als bis mit Ausnahme von einem oder zwei Franzosen alle Handelsleute und Missionäre verbannt waren. Nur Ein Stern leuchtet noch für Madagascar, der Sohn der Königin, die ihn aufs zärtlichste liebt, obgleich er ein Christ ist und dieß offen bekennt. Er ist noch jung, zeigte aber von jeher eine gefährliche Festigkeit, und hat selbst einige christliche Malgaschen, die man in der Ausübung ihres Gottesdienstes entdeckt hatte, von dem Tode befreit. Fällt dieser junge Mann nicht durch den Assagai oder das Tanghin,[2] auf Anreizung von irgend einem der Teufel, die die Königin umgeben, so ist die Erneuerung eines freundschaftlichen Verkehrs mit Madagascar nach dem Tode der Königin, die durch Ausschweifungen dem Grabe nahe seyn soll, zu erwarten.

Das Hovaregiment ist gegenwärtig ein den Einfall drohendes Gebäude, gegründet durch Gewaltthat und aufrecht erhalten durch den strengsten Despotismus und durch Schrecken. Der Wille des Monarchen ist das alleinige Gesetz, dessen erste Vollstrecker die Adeligen sind. Die Hova-Officiere und die Truppen folgen ihnen im Rang; ihr Privilegium ist das Monopol des Handels; sie kaufen zu beliebigen Preisen und verkaufen zu dem Preise, den sie selbst festsetzen. Das Recht zu plündern und aus ihren Gefangenen Sklaven zu machen, ist die Ursache unaufhörlicher Kriege und Raubzüge in die benachbarten Districte, oft ohne die mindeste Veranlassung. Tananarivo, die Hauptstadt der Hovas, ist der Sitz der Sklaverei, des Aberglaubens und der Grausamkeit. Die Königin, beunruhigt durch die Aufstände mehrerer Stämme, hat ihre Strenge gegen sie verdoppelt, und kaum ein Tag vergeht, ohne daß mehrere Hinrichtungen in der Hauptstadt vorfallen. Einst ging in Madagascar das Gerücht, die Engländer würden die Insel angreifen, eine feindliche Demonstration gegen die Königin war augenblicklich die Folge, und alle Theilnehmer wurden nachher hingerichtet.

[1] Sie gehören zum malayischen Stamm, alle andern Bewohner mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Araberabkömmlinge sind Neger.

[2] Eine Hinrichtungsart ist folgende: man wirft den Verbrecher in eine Grube, und übergießt ihn mit heißem Wasser, bis er fast zu Tode gebrüht ist; dann stößt man ihm den Wurfspieß (Assagai) durch den Rücken. Das Tanghin ist eine Art Gottesgericht durch Gift. Eine Tanghinnuß wird geschabt, mit Bananensaft gemischt und dem Verbrecher zu trinken gegeben, nachdem er vorher drei dünne Stücke von der Haut eines Vogels geschluckt. Dann muß er Reiswasser trinken, bis er die Hautstückchen bricht, ist dieß der Fall, so gilt er für unschuldig, ists nicht d r Fall, so wird er vollends zu Tode gepeitscht. Man soll indeß die Vergiftung so einrichten können, daß der Verbrecher nicht stirbt.

Die Ebene des Ararat
und der Unterlauf des Araxes.

(Fortsetzung.)

Man nimmt allgemein an, daß die Ebene des Ararat oder von Eriwan durch den Arpatschai begränzt sey, in Wirklichkeit aber dehnt sie sich weit gegen Norden und Westen von diesem Flusse aus. An dieser Stelle kommt der Araxes (Arras) aus dem türkischen District Kagusman, berühmt durch seine ungeheuren Fichtenwälder, deren Holz in Flößen bis Urdaabad am Südende der Ebene hinabgeht. Unmittelbar beim Eintritt ins persische Gebiet findet man zwei sehr alte Schlösser auf zwei bedeutend hohen Felsen; sie führen den Namen Kis Kalahsi und Ogleu-Kalahsi (Schloß des Mädchens und des jungen Mannes), man weiß aber nicht welcher Zeit sie angehören; jedenfalls sind sie älter als die islamitische, vielleicht selbst als die römische Epoche. Man findet hier die gewöhnliche Sage von zwei jungen Liebenden, die man in diesen Schlössern eingesperrt habe, um sie zu hindern sich mit einander zu verbinden. Diese Schlösser haben keine Inschriften und nichts bemerkenswerthes in ihrer Bauart, außer den starken Steinmauern und der Schwierigkeit, das Material einen so schroffen Abhang hinaufzuschaffen. Wahrscheinlich sollten sie die Räuber dieser wilden Gegenden in Zaum halten, gegenwärtig aber sind sie völlig verlassen, da man die Höhlen der Salzminen von Kulpi, die in keiner großen Entfernung liegen, ihnen vorzog. Diese Minen versorgen alle benachbarten Länder mit Salz, und sind, seit sie in die Hände

Digitized by Google

Rußlands fielen, an Bedeutung und Werth bedeutend gestiegen. Zwischen diesen beiden Orten fällt der Arpatschai (Gerstenfluß) von Norden her in den Araxes, und führt ihm fast eine so große Wassermasse zu, als dieser selbst hat, ausgenommen zur Zeit der Schneeschmelze, die den Araxes weit stärker als den Arpatschai schwellt.

Auf dem Westufer des Arpatschai sieht man die Ruinen von Ani, der größten der alten armenischen Städte. Die Mauern sind noch ganz, aus einem schönen zarten Sandstein von rother Farbe aufgeführt. Die ungeheuern Steinkugeln (von 3 Fuß im Durchmesser), welche die Kriegswerkzeuge Timurs schleuderten, liegen in sehr großer Menge vor den beiden Hauptbreschen, und vor jeder Schießscharte sieht man die Spuren der von den Balisten abgeschossenen Pfeile, von denen einige drei Zoll tief in den Stein eindrangen. Die Mauern sind weder hoch, noch sehr stark, aber die Steine sorgfältig in einander gefügt. Viele Kirchen, so wie mehrere runde und halbrunde Gebäude, deren Zweck jetzt schwer zu bestimmen ist, stehen noch ganz erhalten da. Es scheint hier kein wichtiger oder umfangreicher Bau gestanden zu haben. Der Palast und die Citadelle liegen auf einer kleinen Anhöhe in der Südecke der Ruinen. In der Schlucht, welche die Stadt im Westen begränzt, finden sich zahlreiche Höhlen mit Thüren und Fenstern, die regelmäßig in den weichen Sandstein ausgehauen sind. Dieser Stein ist ein merkwürdiger Gegenstand, denn man findet ihn nur in der Nähe dieses Orts, da die Schlucht des Arpatschai von Basaltsäulen umsäumt ist, die an einigen Stellen sehr regelmäßig und deutlich sind. Von Vorstädten ist keine Spur, und hätten solche am Rande der Schlucht auch nicht existiren können; die Stadt konnte somit nicht über 50 oder 60,000 Einwohner enthalten. Die Straßen scheinen unregelmäßig, eng und erbärmlich gewesen zu seyn. An demselben (dem westlichen) Rand des Flusses erhebt sich die neuere Veste Maghasberd, ehemals der Sitz des berühmten Kurdenhäuptlings Karabey, der lange Zeit der Schrecken des umliegenden Landes war. Dieser Häuptling nahm unklugerweise von der türkischen Regierung den Vorschlag an, Westr des Pascha von Kars zu werden, mit dem Versprechen, in der Folge das Paschalik in seiner Familie zu bestätigen. Er wurde zu Kars um das Jahr 1820 ermordet. Der einzige Platz, der noch am Arpatschai von einiger Bedeutung, ist Gumri (Alexandropol), welches keine Ansprüche auf ein hohes Alter zu haben scheint.

Auf dem Wege welcher direct von Gumri und Ani nach Etschmiadsin, 15 oder 20 (engl.) Meilen vom Arpatschai führt, sieht man das alte Schloß Talin, ein viereckiges Gebäude von etwa 40 Fuß Höhe, das von Thürmen flankirt und in der Geschichte Armeniens wohl bekannt ist. Seine Mauern sind wohl erhalten, obgleich es seit vielen Jahren verlassen war, namentlich während des Kriegs zwischen Persien und Rußland. Auf der großen Straße von Talin nach Etschmiadzin etwa 8 Meilen von letzterem Orte, erhebt sich die merkwürdige einzelne Höhe Teppe Div, [1] eine wirre Masse von zerklüfteten Granitfelsen. An diesem Orte finden sich einige Spuren sehr alter Gebäude, die sich um einen Theil des Fußes dieses Bergs erstreckt zu haben scheinen. Sie sind augenscheinlich aus dem höchsten Alterthum, aber ich konnte keine Nachricht darüber weder von Armeniern noch Mohammedanern erhalten, und sie scheinen keinem dieser Stämme angehört zu haben. Der Hügel erhebt sich völlig einzeln aus der Ebene, und konnte als ein Signalposten oder als eine zur Unterwerfung der Umgegend bestimmte Station dienen. [1] Eine kleine, aber neuere armenische Capelle scheint gleichfalls ehemals in der Nähe der viereckigen Einschließung gestanden zu haben, die vor 20 Jahren nur noch 4′ Höhe hatte. Die Abhänge des hohen Allaghös sind mit Ruinen von Kirchen und Dörfern bedeckt, und auf der Süd- und Ostseite sieht man die Ruinen einer von Mauern umgebenen Stadt, die ehemals von einiger Bedeutung gewesen seyn muß. Die Straßen einiger Kirchen sind noch leidlich erhalten, aber die Stadt soll lange Zeit vor der christlichen Zeitrechnung bestanden haben. Die Stadt liegt unbequem, und die einzige Benennung, mit der sie mir bezeichnet wurde, ist Kharabah Schehr (die zerstörte Stadt); es ist auffallend, daß ihr Name ganz verloren gegangen seyn soll. [2] Sie ist stark besucht von Räubern der türkischen, persischen und russischen Gränze, ist noch von Steinmauern umgeben und hat einige gewölbte Gebäude, die den Heerden der Hirtenstämme, welche diese Gegend in den Sommermonaten besuchen, als Zufluchtsort dienen. Der Boden in der Nähe ist voll Felsen und sehr unbequem, so daß man sich nicht recht erklären kann, warum eine Stadt in solcher Lage gebaut wurde, da auf beiden Seiten, in der höhern und niedrigern Ebene sich vortheilhaftere Stellen dargeboten hätten.

Der Berg Allaghös ist einer der bedeutendsten in Armenien, seine Höhe ist mindestens 10,000 Fuß, und somit ein Theil desselben nie frei von Schnee. Ein anderer Fluß, der gleichfalls Arpatschai heißt, aber unbedeutender ist als der in der Nähe von Ani, hat zahlreiche Quellen an diesem Berg und einige andere in der hohen Ebene des Abbaran. Das westliche Ufer dieses Flusses war ehemals reichlich bedeckt mit großen Dörfern, unter denen Aschterek jetzt das bedeutendste ist; es verdient den Namen einer Stadt, denn es hat mehrere gute Kirchen, die Ruinen eines Klosters und eine gut gebaute Brücke. Der Fluß strömt ganz nahe an Etschmiadsin vorüber, einer zweiten Hauptstadt Altarmeniens (Walarschabad) und jetzt der Sitz des Patriarchen dieses Landes. Abgesehen von den vier Kirchen und dem unbedeutenden rund umher gebauten Dorfe sieht man keine Spuren einer Hauptstadt, nicht einmal Erdhügel, und wenn nicht der heilige Gregor bezeugte, daß hier einst eine Stadt und ein Palast standen (von dem keine Spur übrig ist), so könnte man die Thatsachen bezweifeln. Der Arpatschai fällt

---

[1] Man leitet diesen Namen auf doppelte Weise ab: Teppe Dive, Höhe des Teufels, oder Teppe Dieb, der steile oder auch der kleine Hügel; obwohl nicht hoch, ist er voll von Felsen und schwierig zu ersteigen.

[1] Auf einer deutschen Karte ist Teppe Dib mit Armawir identificirt, ich weiß aber nicht, worauf sich diese Annahme gründet. Die unzweifelhaft alten und aus verschiedenen Epochen stammenden Ruinen sind weder sehr ausgedehnt noch bedeutend. Kara Kaleh (das schwarze Schloß) ist wahrscheinlich Armawir. Auf derselben Karte sah ich die Ruinen einer umfangreichen Stadt an der Vereinigung des Arpatschai mit dem Araxes. Ist dieß richtig, so ist es sonderbar, daß sie meine Aufmerksamkeit nicht auf sich zogen, da ich eine Woche lang an diesem Orte lagerte. Es finden sich hier einige unbedeutende Steinmauern, und das verschanzte Lager einer Abtheilung der Armee Nadir Schahs, das einen bedeutenden, zum Theil mit Halbkreisen aus ungemauerten Steinen, womit der Boden bedeckt ist, eingeschlossenen Raum befaßt. Es war dieß die stete Gewohnheit Nadir Schahs, auch wenn er nur einen einzigen Tag sich lagerte. Auf der deutschen Karte heißt der Ort Erowandaschar (Zu dieser von Monteith selbst beigefügten Note macht die Redaction der Nouv. Ann. des Voyages die Bemerkung, daß die Angabe der deutschen Karte von Kiepert sich auf eine ganz unzweifelhafte Stelle in Moses von Chorene und in andern armenischen Schriftstellern gründe; auch spreche Dubois in seiner Voyage autour du Caucase III. p. 438 ff. mit einer gewissen Ausführlichkeit von diesen Ruinen).

[2] Auch die alte armenische Geographie erwähnt am Abhang des Bergs Arakadz (der einheimische Name für Allaghös) keiner bedeutenden Stadt.

Anm. der Nouv. Ann.

Digitized by Google

hier in den Kara-su, oder wird vielmehr ganz zur Bewässerung verwendet, wozu der Kara-su nicht dienen kann, denn er entspringt unmittelbar in der Ebene unter tiefen Sümpfen und Teichen, von denen einige nie ergründet worden sind. Ich habe einen mit, obwohl aus Erde bestehenden, völlig senkrechten Wänden gefunden, in welchem ich mit einer hundert Fuß langen Maaßkette noch keinen Boden fand.

Ich habe hier die Beschreibung des obern Theils der Araratebene geschlossen, um nicht auf die kleine Anzahl einzelner Ruinen, die ich auf meinen langen und häufigen Besuchen in diesem Theil des Landes sah, zurückkommen zu müssen. Jetzt muß ich aber zum Ufer des Araxes zurückkehren, nachdem derselbe bei seiner Vereinigung mit dem Arpatschai die türkische Gränze verlassen. Ist man etwa 12 Meilen am Fluß hinab gezogen, so wendet sich die Aufmerksamkeit auf die Ruinen einer Brücke, und unmittelbar unterhalb derselben erheben sich die Mauern eines mächtigen und gut gebauten Schlosses, Namens Kara Kalah, das ich oben in der Note über Armawir erwähnte. Die Mauern sind aus behauenen Steinen und älter als die christliche Zeitrechnung, obwohl mehrere Kirchen nach der Bekehrung der armenischen Fürsten hinzugefügt wurden. Eine Meile unterhalb dieses Punktes verläßt der Fluß die steilen Felsen, durch die er bisher hingeströmt ist, und theilt sich in mehrere durch Kiesbänke getrennte Canäle; zwei Monate im Jahr ausgenommen ist der Fluß fast in seiner ganzen Ausdehnung durchwatbar. Auf keinem der beiden Ufer sind Ruinen von Bedeutung, noch ein wirklich merkwürdiger Gegenstand, bis zur Einmündung des Kara-su unterhalb Etschmiadzin, wodurch der Araxes bedeutend verstärkt wird; er bildet dann abermals einen großen Strom, der nur mit vieler Schwierigkeit und in weiten Zwischenräumen zu passiren ist. Wenn auch nicht einige Ruinen vorhanden, und wenn es nicht mit Zuverlässigkeit behauptet worden wäre, daß der Araxes um die Stadt Artaxata herumgeflossen sey, welche Hannibal abgezeichnet haben soll, so würde ich doch die Vereinigung dieser beiden Flüsse als die wahrscheinlichste Stelle eines festen Platzes betrachtet haben. Der Kara-su, ein tiefer, obwohl langsamer Fluß, fließt zwei oder drei Meilen weit fast parallel mit dem Araxes, der hier nicht durchwatbar ist. Man kann diesen Punkt leicht und stark befestigen, er bietet aber keine Spur dar, daß er jemals bewohnt war. Etwa fünf Meilen weiter unten vereinigt der Sanghi seine schwachen Gewässer, denn der größere Theil ist durch seine zahlreichen Bewässerungscanäle abgeleitet, mit dem Araxes. Ein gleicher Fall ist es mit allen Flüssen, die von Norden und Westen kommen und zur Bewässerung dieser schönen Ebene dienen, die sie aber auch während des Herbstes ungesund machen.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Skizze der Herzegowina.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung der Herzegowina beläuft sich auf 300,000 Seelen und ist fast ganz serbisch. Viele der vornehmen serbischen Familien, welche bei der Eroberung des Landes durch die Türken ihre Vorrechte zu verlieren fürchteten, wurden genöthigt den Islam anzunehmen, darum findet man selbst unter den Begs, Agas, Spahis, Mullahs, Effendis u. s. w. die größtentheils reinserbischen Familien der Ljubowitschen, Philippowitschen, Babitschen u. s. w. Eigentliche Türken finden sich mehr unter den Spahis oder Gutsbesitzern, im Gefolge der Wesirs und als Garnisonen in den Festungen; ein kleiner Theil derselben lebt auf den Dörfern unter dem Namen Bales und in denselben Verhältnissen, wie die Rajas, nur daß sie keine Kopfsteuer zahlen. Da der Herzegowiner in einem freundlichen Klima lebt, eine einfache, gesunde Nahrung genießt, Luxus und Verzärtelung nicht kennt, so ist er meistens von hohem Wuchse, schlank gewachsen, von kräftigem Körperbau, lebendig und gewandt, so daß man ihn sogleich allenthalben unter jeder europäischen Kleidung erkennen kann. Leidet er Hunger, drücken ihn Noth und Drangsale durch die Spahis, so wird er nicht kleinmüthig, die Hoffnung einer bessern Zukunft belebt stets sein Herz. Bei seinem heftigen Charakter überläßt er sich schnell dem Zorn, vergißt nicht leicht eine Beleidigung, ist rachsüchtig, aber in der Freundschaft treu, und hält sein Wort heilig; Ehre und persönliche Freiheit schätzt er über alles in der Welt. In Bezug auf seinen Nächsten ist er gastfrei und mitleidig, gegen ältere Personen ehrerbietig, für Religion und Geistlichkeit hat er eine besondere Anhänglichkeit, im Hause ist er ein gutmüthiger aber strenger Herr. Die Frauen sind ihren Männern besonders unterwürfig, treu und so züchtig, daß sie selbst vor ihren Männern nicht mit unbedecktem Haupte sich zeigen. Selten sieht man eine Frau an Einem Tische mit den Männern; die Männer essen früher und die Frauen bedienen sie dabei. Wenn es ein häusliches Fest gibt, wo Männer und Frauen sich versammeln, setzen sich die ersten gewöhnlich oben an den Tisch, wo sie der Hausherr selbst bewirthet, die letztern am Ende und ihre Bewirthung übernimmt die Hausfrau. Auch in der Kirche steht das weibliche Geschlecht abgesondert von dem männlichen. Ein Beweis für die Reinheit des ehelichen Lebens ist, daß der Herzegowiner, selbst der Christ, jeden der sein eheliches Glück zu stören wagt, ermordet. Die Türken hängen jeden, der im Ehebruch ertappt wird, auf oder erschlagen ihn mit Steinen; die Frau wird zu einem qualvollen Tode verurtheilt, und selbst wenn der Mann für die Erhaltung ihres Lebens bitten sollte, erhält sie keine Gnade. Uebrigens sind solche Fälle sehr selten, namentlich darum, weil die Herzegowiner nur aus Liebe und gegenseitiger Zuneigung in die Ehe treten, und selbst die Türken, obwohl der Koran die Vielweiberei gestattet, nur selten mehr als Eine Frau heurathen. Der Herzegowiner ist tapfer, wie überhaupt die südslawischen Völker, namentlich die türkischen; er denkt nur daran, wie er auf dem Schlachtfeld seine Kühnheit zeigen solle, in seinem Munde sind nur Lieder über die berühmten Thaten der serbischen Helden. Schade, daß dieser kriegerische Aufschwung nicht immer von richtiger Ueberlegung begleitet ist. Die Herzegowiner und Bosnier stehen in Vergleich mit den übrigen Donau- und adriatischen Slawen auf der niedersten Stufe der Bildung, sind leichtsinniger wie sie, und vermögen ihre eigenen Bedürfnisse nicht immer richtig zu beurtheilen, daher werden nicht selten ihre staunenswerthesten Thaten nur von denen gewürdigt, welche ihre Ansichten theilen.

Das Familienleben der Herzegowiner ist rein patriarchalisch, jede Familie oder Geschlecht lebt in einem besondern Hofe unzertrennlich beisammen; die Söhne treten in die Ehe, verlassen aber das Haus ihrer Eltern nicht, man sieht daher beim Eintritt in einen solchen Hof mehrere Ehepaare, aber alle diese Ehepaare bilden nur Eine, oft aus 50 bis 80 Köpfen bestehende Familie und nur Eine Haushaltung. Die Mitglieder dieser Familie sind dem Aeltesten oder dem Haupte des Hauses unterworfen, und seine Herrschaft ist unbedingt. Was von dem Großvater geboten wird, ist heilig. Gewöhnlich findet sich in jedem Hofe ein großes Familienzimmer mit einem mächtigen Herd in der Mitte; hier sammelt sich Abends die ganze Familie, kocht ihre Speisen, beschäftigt sich in den Winterabenden mit Arbeit, und vertreibt sich die Zeit mit allgemeinem Gespräch. Der graue Großvater, das Haupt der Familie, raucht seine Pfeife, sitzt unter ihnen am Ehrenplatz, empfängt von jedem den Bericht darüber was er gethan hat, und ordnet an, was am folgenden Tage geschehen soll. Das Vermögen der ganzen Familie ist gemeinsam, und nur der Aelteste kann darüber verfügen. Aus der Familie ausgeschlossen zu seyn gilt für eine große Schande. Alle Geschäfte außer dem Hause, allen Verkehr mit der Regierung und den Behörden hat der Aelteste allein zu besorgen. Um das Privatleben der Verheuratheten nicht zu beengen, finden sich gewöhnlich um die Familienstube her einige besondere Abtheilungen, in denen die besondern Ehepaare hausen. Die Kinder befinden sich meistens insgesammt im allgemeinen Familienzimmer, unter der Aufsicht einer oder mehrerer Frauen, welche

Digitized by Google

hiezu vom Haupt der Familie bezeichnet werden. Der Aelteste hat ein abgesondertes, niemanden aus der Familie zugängliches Zimmer, und vielleicht nur der Geistliche, der manchmal zur Verrichtung der kirchlichen Ceremonien von weitem herberufen wird, oder der Spahi können darin übernachten. Im Sommer bauen viele für sich auf dem Felde Hütten, wo sie essen und schlafen, ohne sich um die Bequemlichkeiten des Lebens zu kümmern. Wenn sie Maisstroh oder Heu zum Bette haben, sind sie zufrieden, und ihre Speise ist die allereinfachste: ihre Hauptnahrung ist Kulia, eine Art Brei aus Mehl und Milch, und Pito, kleine, runde, eiersförmige Kuchen, die sie gewöhnlich vor jeder Mahlzeit auf Kohlen backen. Auch Fleisch braten sie auf Kohlen, und sind im allgemeinen mit Backöfen und andern Küchenerfordernissen gar nicht bekannt. Im Winter genießen sie meist geräuchertes Fleisch und sauren Kohl, doch kann man bei ihnen um diese Zeit auch warme Speisen finden, im Sommer aber besteht ihre gewöhnlichste Nahrung aus Milch, Käse, Kürbissen, Melonen, Gurken, Rüben und anderem Gemüse. Bei solcher Lebensweise kann man frisch und gesund seyn.

Unter dem gemeinen Volk ist die reine serbische Sprache im Gebrauch, die Serben aber, welche den Islam angenommen haben und in den Städten wohnen, verbrämen sie mit türkischen Worten. Das möchte noch den mohammedanischen Serben gestattet seyn, aber die klägliche Sprachmengerei verlockt auch die Christen: sobald einer etwas reicher wird und sich in der Stadt ansiedelt, fängt er gleichsam an sich seiner heimischen ursprünglichen Sprache zu schämen. Geht z. B. ein Landmann in den Laden eines serbischen Kaufmannes, so stellt sich letzterer, als ob er die Benennungen der von dem Landmann geforderten Gegenstände nicht verstehe, und unterrichtet ihn in den türkischen Namen. Da wo man reines Serbisch spricht, namentlich unter den Rechtgläubigen, haben sich die grammatischen Formen der Sprache vollständig erhalten; selbst die Kinder unterscheiden im Sprechen Geschlecht und Beugungsfälle bei Haupt- und Nebenworten, drei Personen und drei Zeiten bei den Zeitwörtern.

Bei der Aussprache ist ein geringer Unterschied und dieser ist entweder provinziell oder religiöser Art; in der nördlichen Herzegowina setzen sie in manchen Formen ein hartes ch dazwischen, das im Süden gar nicht oder nur als ein schwacher Hauch gehört wird; in einigen nordwestlichen Bezirken wird aus dem ch ein k; ebenso wird ph und w verwechselt: man spricht Stephan und Stewan. Die den Montenegrinern benachbarten Districte, namentlich die Nikschitischen, so wie die Katholiken in der nordwestlichen Herzegowina enden die vergangene Zeit auf o und stoßen das o aus. [1] Die Montenegriner, die sich in der Herzegowina niedergelassen, können das weiche s nicht aussprechen und sagen statt desselben immer sh. [2] Andere kleine Verschiedenheiten scheinen sich nach und nach durch die römische Schrift gebildet zu haben, während die cyrillische Schrift, welche die Anhänger der griechischen Kirche beibehielten, die alten Formen entschiedener bewahrte.

Die oberste politische und militärische Verwaltung leitet der Wesir, welcher seinen Sitz in Mostar hat, bei ihm befindet sich der Großkadi oder Mullah, das Haupt aller Ulemas und Districtskadis, an welchen appellirt werden kann, und der Großwoiwode Allai Bek, den die Kreiscapitäne zum Anführer der Nationaltruppen gewählt haben. In jedem Kreise ist der Hauptverwalter der Kadi, in dessen Händen auch die Rechtsverwaltung liegt. Er bescheidet die Klagenden vor sein Gericht oder Scheriet durch seine Meschtschemen, eine besondere Art von Beamten. Wenn ein Christ mit Türken im Streit liegt, so sitzt der Türke gewöhnlich neben dem Kadi, trinkt Kaffee und raucht Tabak; der Christ steht vor ihm mit gebundenen Händen, und selten, selten geht er gerechtfertigt von dannen. Der Kadi hat keinen Gehalt und lebt von dem, was er von den Proceßführenden erhebt; eine andere Quelle von Einnahme für ihn ist der Vollzug der Heurathen unter türkischen Unterthanen, wobei er auch das Amt eines Mullah versieht. Die zweite Regierungsperson im Kreise ist der Musellim oder Kreiscapitän, der sich mit der Einsammlung der Grund- und Kopfsteuer und mit der Entscheidung geringerer Rechtsfälle zu befassen hat. Was der Musellim nicht entscheiden kann, weist er an den Kadi; dieser untersucht die Sache, verweist den Schuldigen wieder an den Musellim, und dieser läßt denselben nicht los, bis er ihm auch sein Letztes geopfert hat. Der Musellim lebt, wie der Kadi, nur von den Einkünften aus den Processen. Die dritte regierende Gewalt bilden die Spahis oder Gutsbesitzer. Der größte Theil dieser Spahis sind serbische Begs, die noch von Achmed I besondere Spahiliks zum erblichen Besitz erhalten haben. Jeder Spahi, der ins Erbe eintritt, zahlt dem Sultan eine bestimmte Summe, und ist in Kriegszeiten verpflichtet, das Vaterland zu vertheidigen, indem er sich an die Spitze der Einwohner seines Spahiliks setzt. Früher war die Herrschaft der Spahis nicht so lästig für die Bauern oder Rajas. Die Spahis erhielten von dem Volke den Zehnten, und verwendeten die Leute zur Arbeit, hatten aber in den Dörfern weder Wohnungen, noch Aufseher: sie wohnten in den Städten und nur einmal im Jahr schickten sie Vertraute zur Erhebung der Steuern aus. Der Bauer war nicht an den Boden gefesselt, und wenn er mit dem Gutsbesitzer unzufrieden war, konnte er das Land verkaufen und ihn verlassen. Die Spahis waren sogar, bis zu einem gewissen Grade, die Beschützer des Volks gegen die Bedrückungen des Wesirs und der andern Behörden, widersetzten sich allen Steuererhöhungen, um den Raja nicht ruiniren zu lassen und dadurch ihre eigenen Einkünfte zu gefährden; die Wesire ihrerseits, welche eine Verstärkung der Macht der Spahis fürchteten, führten gleichfalls strenge Controle über das Volk. So standen die herrschenden Gewalten in Bezug auf das Volk einander gegenüber aus eigennützigen Absichten, und das Volk wurde nicht so gedrückt. Aber seit die Pforte die Spahiliks in Tschiftliks verwandelte, wobei die Bauern das Eigenthum der Herren wurden, und das Recht verloren seine Ländereien zu verlassen, wurden die neuen Grundeigenthümer die wahre Geißel des Volks, beherrschten es willkürlich und beraubten es der letzten Habe. Wenn wir jetzt von Empörungen in Bosnien und der Herzegowina hören, so sind diese nicht gegen die Regierung gerichtet, sondern gegen die unbegränzte Herrschaft der Grundbesitzer, Wesire u. dgl. Die Regierung erhält einen bestimmten Tribut vom Volk, nur die Forderungen der Gutsbesitzer sind unbeschränkt und kaum zu erfüllen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die englische Handelsmarine zählt nach den neuesten Angaben (s. Moniteur industriel 22 September) 33,692 Fahrzeuge mit 4,052,160 Tonnen, und 230,069 Mann. Der Werth dieser Schiffe ist auf 38 Mill. Pfd. St. geschätzt; in den letzten Jahren schon stieg die Zahl der Fahrzeuge durchschnittlich um 600 des Jahrs, so daß alle Jahre 5000 Seeleute mehr Beschäftigung fanden. In derselben Zeit wurden jährlich auf Neubau und Ausbesserung $16\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. verwendet, und der Sold der Seeleute nebst den Lebensmitteln kostete $9\frac{1}{2}$ Mill., während die bezahlte Fracht $29\frac{1}{2}$ Mill. betrug.

Wetter im südlichen Rußland. Zur Vergleichung mit der Witterung im mittlern Europa ist es interessant daß im südlichen und selbst im mittlern Striche Rußlands nach officiellen Angaben (s. Journ. des Ministeriums des Innern. September) eine unerträgliche tropische Hitze, untermischt mit Stürmen und Gewittern, herrschte; jenseits des Kaukasus aber war das Wetter wahrhaft nordisch mit fast unaufhörlichem Regen, und der Thermometer stieg im ganzen Julius niemals über + 25° R. Selbst in dem sonst so heißen Tiflis stand der Thermometer gewöhnlich nur auf 16° bis 17° R. Der Kaukasus scheint hier die Scheidewand in der Witterung gemacht zu haben.

[1] Dieß ist ein ziemlich auffallendes Symptom; sie sagen z. B. doscha, er ist (irgend wohin) gelangt; dieß heißt im Illyrischen und in einem großen Theil der Herzegowina doschao, im Russischen doschel, was aber doschol gesprochen wird, und zwar mit halbverschlucktem l, dem polnischen gestrichenen l, was fast wie u oder w lautet. Mit dem Vorrücken nach Süden scheinen sich die härteren nordslawischen Laute mehr und mehr abgestoßen zu haben. A. d. U.

[2] Eine neue Auflage des stbolet und sch ibolet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 238. 4 October 1850

Der Berg Bogdo und der Salz-See Baßkuntschaz. [1]

Die weite Ebene welche den Süd-Osten des europäischen Rußlands, etwa vom 50. Grade nördlicher Breite bis zum caspischen Meere im Süden, und zwischen dem Uralfluß im Osten und der Wolga im Westen einnimmt, war nach Ansicht einiger Geologen einst das Bett eines Meeres, das, nachdem es verlaufen, unzählige Sandhügel auf dieser Ebene zurückließ. Merklich gegen diese Hügel stechen mehrere mehr oder weniger hohe Felsenberge ab, unter denen der große Bogdo der höchste ist. Die Kalmyken nennen ihn Bogdoin-Kiunde und die Tataren Karassugun. Er liegt im nördlichen Theile des Gouvernements Astrachan im Kreise Jenotajewsk, 55 Werst vom linken Ufer der Wolga. Sein Umkreis am Fuße beträgt etwa 7 Werst, seine Erhöhung über dem Meeresspiegel nach Göbels Messung 1035 E. Fuß oder 147⁵/₇ Sajen. Er ist reich an Höhlen und Schluchten, von denen besonders die gegen Norden liegenden tief und steinig sind. Der nördliche Abhang ist außerdem noch besonders steil. Das Gleiche gilt vom westlichen, an dem ein ziemlich beschwerlicher Weg den Bogdo hinaufführt. Die interessanteste Seite desselben ist die östliche, deren südliche Hälfte sich durch eine Reihe bedeutend schroffer Felsen von der Höhe des Bogdo trennt, während die nördliche Hälfte durch eine quer liegende tiefe Schlucht in 2 Theile getheilt wird, von denen der niedere einen Vorberg zum Bogdo mit eigener Spitze, schroffen felsigen Abhängen und vielen Höhlen bildet. Der höhere zieht sich unmerklich zum Gipfel des Bogdo hin. Dieser rundet sich in der Form einer Kuppel ab und ist, die kleinen ihn deckenden Kalksteine abgerechnet, fast ganz kahl. Dieß letztere gilt auch von der Spitze des Vorbergs und den einzelnen sich aus den Schluchten heraushebenden Höhen. Die unteren Flächen des Bogdo sind meist mit Grün überzogen, mit Ausnahme derer auf denen sich Lehmboden vorfindet, auf welchem eine rothblühende, dicht wachsende Pflanze wuchert. Die höheren Bergtheile entbehren meist jedes Pflanzenschmuckes. Nur hin und wieder ziert die steinbedeckten kahlen Bergflächen eine hellfarbige Blume.

Ist es für den durch die Ebene den Weg nehmenden Reisenden ein angenehmes Gefühl, wenn sein Blick in der Ferne die luftigen Höhen des Bogdo erkennt, wenn die erst schwachen Umrisse immer bestimmter werden und sich endlich derselbe ganz darstellt — so ist es nicht weniger erfreulich, wenn man den Gipfel auf dem beschwerlichen Pfade erstiegen hat und um sich schaut. Die früher so langweilende Ebene erscheint nun dem Auge nicht weniger wohlthuend als vorhin der Berg Bogdo, auf dessen Schluchten und Höhen und Felsen und überraschenden Abwechselungen der Blick des Reisenden nicht ungern weilt. Schon die Aussicht von dem Gipfel des Vorbergs auf dem nördlichen Abhange ist lohnend, doch in keinem Vergleiche mit der von der Spitze des Bogdo selbst.

Nördlich vom Bogdo, 1½ Werst von seinem Fuße, findet sich ein gewaltiger Salzsee, der bei Russen und Kirgisen der baßkuntschazkische heißt, bei den Kalmyken aber Bogdoin-Dobassu, d. i. Hundskopf. Er bildet ein verlängertes Oval mit einem Längendurchmesser von 9 Werst in der Richtung von Norden nach Süden, einem Breiten-Durchmesser von 6 Werst in der Richtung von Osten nach Westen und einem Umfange von 42 Werst. — Die meist senkrechten Ufer sind von verschiedener Höhe, im Süden und Norden von 2 Sajen, im Westen von 4, und von ganz unbedeutender Höhe im Osten. Die Ufer bildet röthlicher Lehm, nur das westliche hat stellenweise Gyps. Bei ruhigem, nicht zu heißem Wetter ist der See gewöhnlich voll. Das Wasser hat einen starken Salzgeschmack und die Farbe des Meeres. Die Tiefe des Sees ist unbedeutend, sie beträgt im Mittel nur 10 Werschok (17.5 E. Z). Der Boden des Sees ist eben, hart wie Stein, und von weißer Farbe. Durch das Durchscheinen des hellfarbigen Grundes erscheint auch das Wasser bei ruhigem Wetter schneeweiß, bei vollkommen reinem Himmel bläulich, bei windigem Wetter grünlich, und wenn es regnet stark grau schattirt. Die verschiedene Tiefe des Wassers hängt zunächst von den Winden ab. So z. B. staut der Südwind das Wasser um mehr als 2 Arschin am nördlichen Ufer und so in gleicher Weise der Nord-, Ost- und Westwind an den entgegengesetzten Ufern. Eigenthümlich ist das Getöse, welches gehört wird wenn der See unruhig ist; zum wenigsten unterscheidet es sich merklich von dem Getöse in Flüssen und Seen mit süßem Wasser. Die um den See wohnenden Russen nennen sein Salzwasser Rapa, die Tataren Tusluk. Bei anhaltend trockenem Wetter bietet der See eine eigenthümliche Erscheinung. Sein Wasser verschwindet nämlich in kurzer Zeit gänzlich, theils durch Verdunstung, theils durch Bildung der sich aus ihm ablagernden Salzkrystalle. Zuweilen sind kaum 24 Stunden zu diesem Hergange erforderlich. Alsdann zeigt sich dem Auge eine aus fester Salzmasse gebildete, völlig ebene, schneeweiße Fläche, die mit einer Menge festangewachsener Salzkrystalle bedeckt ist. Diese sind so frisch, daß man an ihrer unlängstigen Entstehung nicht zweifeln kann. Den so ausgetrockneten See zu Fuße zu passiren, ist wegen dieser Krystalle, die den Boden uneben und rauh machen, nicht gut möglich, eher noch kann man ihn durchreiten, was Kirgisen und Kalmyken auch zuweilen

[1] Nach dem Russ. des Journals des Ministeriums des Innern.

Digitized by Google

thun. Ueber die Stärke der den Boden bildenden Salzlage weiß man zwar wenig Bestimmtes, sie muß aber nach den Ergebnissen der von der Regierung eigens zu diesem Zwecke angestellten Untersuchungen ziemlich (?) bedeutend seyn. Gegen das südliche Ufer nimmt sie ab, ja unmittelbar in der Nähe desselben ist die Salzschicht nur äußerst dünn. Der Boden besteht hier aus einem grauen oder blaugrauen weichen Lehm von stark salzigem Geschmack, der mit der Tiefe immer mehr zunimmt, so daß zuletzt der Lehm ganz in eine Salzschicht überzugehen scheint. Um den See Baßkuntschaz herum liegen mehrere in der Landessprache „Balki" genannte Bodeneinschnitte oder Schluchten, von denen einige Höhlen und Quellen mit süßem Waßer enthalten. Besonders bekannt sind eine Schlucht an der östlichen Küste des Sees, von den Kirgisen Karassu genannt, d. i. Schwarzwasser (wahrscheinlich von dem schmutzigen, wenig salzigen Wasser, womit der Boden dieser Schlucht bedeckt ist), und eine andere 2 Werst vom westlichen Ufer des Sees und 20 vom Bogdo entfernt, die in einer unterirdischen Grotte von 2 Sajen Länge, Höhe und Breite süßes Wasser enthält.

Die Ebene des Ararat
und der Unterlauf des Araxes.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Eriwan macht keinen Anspruch auf ein hohes Alter, und ihre Citadelle besitzt, obwohl sie ehemals als das Bollwerk Persiens galt, doch keine eigentliche Stärke. Das Klima ist sehr ungesund, und wird wahrscheinlich bald eine weitere Ruine den zahlreichen schon vorhandenen Ruinen dieser Provinz hinzufügen.

Am Ufer des Senghi finden sich keine Reste alter Städte, und nicht einmal ein bedeutendes Dorf. Der Fluß ist bedeutend, aber bis nach Eriwan hin fließt er mitten zwischen hohen Basaltfelsen, welche an dieser Stadt endigen, und nur an wenigen Stellen den Uebergang gestatten. Jenseits Eriwan wird er fast ganz durch Bewässerungscanäle abgeleitet. Der Senghi hat zwei Quellen: die kleinste kommt aus dem See Sewan oder Göktsche, die zweite aus den hohen Bergen, welche Georgien von Eriwan trennen, um quer durch das schöne Thal von Dereh Tschitschek [1] zu laufen, wo viele noch wohlerhaltene Kirchen und mehrere zerstörte Dörfer sind. Dieß Thal ist 6000 Fuß über dem Meere, aber fruchtbar und gut bewaldet. Auch gibt es Kupferminen, die ehemals ausgebeutet wurden, jetzt aber längst aufgegeben sind. Zu Ak Kalah (das weiße Schloß) nahe am nordwestlichen Theile des Sees sind die Ruinen einer ehemals ausgedehnten Stadt; am Ufer und in der Nähe des Sees gab es ehemals 150 Städte und Dörfer.

Etwa 12 Meilen von Eriwan auf der großen Straße nach Tebris finden sich die Ruinen einer bedeutenden Stadt am linken Ufer des Karbni [2] unmittelbar nach dem Austritt des Flusses aus seiner tiefen Schlucht; diese Ruinen heißen Takht-i-Tridat (Thron Tiridats). Die Mauern und der Graben lassen sich noch genau verfolgen, und haben einen viel größern Schein von Alterthum als alle andern Ueberreste, die ich in der Ebene von Eriwan gesehen. Die Befestigungen müssen sehr solid und die Gräben sehr breit gewesen seyn. An der Seite, die an den Berg stieß, war eine Citadelle. Hr. Morier, dem ich diese Ruinen zeigte, vermuthete wohl mit Unrecht, daß es die Ueberreste von Artaxata seyen. Der Araxes fließt jetzt 20 Meilen [1] von diesem Orte, und konnte ihm nie sehr nahe kommen, viel weniger seine Mauern umschließen. Hier gibt es keine Inschriften, auch keine Steingebäude, da die Bauten hauptsächlich aus Erde aufgeführt waren, obgleich auf Grundlagen von Stein. Die Mauern mögen mit demselben Material belegt gewesen seyn. Etwa 20 engl. Meilen höher hinauf am rechten Ufer des Flusses sieht man die Ruinen von Karbni, der Hauptstadt Tiridats, wo man noch die Reste eines schönen, von diesem Fürsten zu Ehren seiner Schwester erbauten Tempels findet. Diese Stadt wurde nach einmonatlicher Belagerung von Timur eingenommen, der den Tempel zerstörte. Die schönen Säulen sind umgestürzt, sonst aber noch so ganz, wie am Tage wo sie ausgehauen wurden. Man weiß nicht recht, durch welche Mittel dieser außerordentlich harte Stein mit solcher Sorgfalt und Zartheit behauen wurde. Die Stadt erhebt sich auf einem Basaltfelsen, und der Weg nach der Brücke war von einer Masse Basaltsäulen, den vollkommensten die ich jemals sah, durchschnitten. Unten befindet sich eine große Anzahl Säulen, die auf die seltsamste Art gestellt sind. Ein Kreis von etwa 20′ im Durchmesser besteht aus horizontal stehenden Säulen, die von andern umgeben sind, die alle möglichen Lagen haben. Viele sind gebrochen und in so vollkommen regelmäßigen Massen von kaum 6″ Dicke gefallen, daß man sie zum Pflastern der Zimmer anwenden kann, auch wirklich angewendet hat, und daß sie vollkommen in einander passen. In den armenischen Annalen ist erzählt, daß Tigranes die römischen Gefangenen zur Aufführung der Mauern und des Tempels verwendet habe.

Etwa 10 Meilen weiter oben, über der Schlucht, liegen in den harten Stein ausgehöhlte Kirchen, von denen zwei mit Pfeilern, Pflastern und den in den Fels gehauenen Fenstern ganz auf diese Weise ausgeführt sind, zwei andere nur zum Theil. Diese Höhlen sind nicht groß, und stehen denen in Indien sehr nach. Die Armenier und selbst die Mohammedaner wallfahrten häufig hieher, es halten sich aber gegenwärtig keine Priester daselbst auf. Der Fluß ist reißend, aber nicht bedeutend, und wird beim Eintritt in die Ebene durch Bewässerungscanäle ganz abgeleitet. Von den Ruinen von Ardaschir an, [2] am untern Ende des Thals, ist das Land vollkommen flach, und man sieht von den Bergen bis an den Fluß keine Spur von Alterthümern. Ehe man nach Devellu kommt, erhebt sich die Kirche des heil. Georg auf einem einsamen Felsen, nicht weit von dem tiefer unten gelegenen Dorfe Vedi. Ein ohne augenfälligen Grund in diesem kleinen Fels ausgegrabener Brunnen wird bezeichnet als der Schauplatz der in der armenischen Geschichte erwähnten Sage von der Gefangenhaltung des h. Gregor in einem Brunnen durch einen heidnischen König Armeniens, den er hatte zum Chri-

---

[1] Das Blumenthal. Tschitschek ist im Türkischen, d. h. im Türkischen, wie es in Aserbeidschan gesprochen wird, das gewöhnliche Wort für jede Art Blume; die Blattern nennt man gleichfalls Tschitschek oder die Krankheit der Blume, welcher Ausdruck allgemein im Gebrauch ist.

[2] Dieß ist die armenische Form des Namens; die Türken haben daraus Gerni oder Ghërni-tschai gemacht.

[1] So steht im Manuscript Hrn. Monteiths, die Entfernung scheint aber nach den Andeutungen anderer Reisenden zu groß. Annal. des Voy.

[2] Die Perser, wie die Armenier, geben diesen Ruinen den Namen Tevin. Es sind die umfangreichsten, die man auf der Ebene von Eriwan trifft; man sieht sie an dem Orte, wo der Karbni die Gebirge verläßt. (Diese Behauptung von Monteith ist mit den Angaben mehrerer andern Reisenden im Widerspruch, welche das Dorf Ardaschar oder Ardaschir, die vermuthete Stelle der Königsstadt Artaxata, nicht weit von dem berühmten Kloster Chorwirab, von den durch Ker Porter gut beschriebenen Ueberresten von Tevin unterscheiden.)

Digitized by Google

stenthum bekehren wollen, was später in Folge der Verwandlung des Königs in einen Eber dennoch geschah. Am Fuße des Hügels sind einige Ruinen, die aber kein Anzeichen von Alterthum an sich tragen. In der Schlucht des Vedi ist wenig Wasser, nur genug, um das Thal anzubauen; bloß während der Schneeschmelze erreicht ein Theil des Vedi die jetzt bestehende Kirche. Der Araxes ist etwa 2 Meilen entfernt. Ein königlicher Palast soll ehemals nahe an diesem Orte bestanden haben, er ist aber völlig verschwunden. Mehrere kleine Felsenhügel trennen die obere Ebene von der untern. Der Araxes ist hier ein schöner, breiter und tiefer Fluß, der mit der Geschwindigkeit von dritthalb Meilen in der Stunde hinfließt.

Ich setzte, da das Wasser an der Furt den Pferden über den Rücken ging, auf einem Floß über den Fluß, um das Dorf Achura zu besuchen, wo der Sage nach Noah nach dem Herabsteigen vom Ararat seine Wohnung aufschlug. Das Dorf so wie seine Kirche und sein Kloster wurden kürzlich durch einen Schlammausbruch des Ararat vernichtet, hatte aber schon vor dieser Katastrophe kein bemerkenswerthes Gebäude. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß außer dem Achuraflüßchen kein Gewässer am Ararat entspringt, da doch sein ungeheurer Gletscher und Gipfel einem bedeutenden Fluß das Leben geben sollten. Der Krater des Ararat scheint fast alles aus dem Schmelzen des Schnees entspringende Wasser zu absorbiren. Der Achura ist kaum bedeutend genug um einige kleine Mühlen zu treiben, aber zwischen dem Flüßchen und dem ersten Bergabhang sind mächtige und tiefe Sümpfe, die selbst mit einem Führer nur schwer zu überschreiten sind; die Wassermasse des Araxes wird dadurch stark vermehrt, vielleicht um ein Viertheil. Der ganze Fuß des Bergs ist mit Lava, Bimssteinen und andern Anzeichen eines erloschenen Vulcans bedeckt, dessen Krater in der Richtung der Ebene von Eriwan offen gewesen zu seyn scheint. Am Abhang des kleinen Ararat zeigte man mir die Reste einer Stadt; ich besuchte sie: zerfallene Mauern bezeichnen allein die Stelle, wohin jetzt kurdische Stämme manchmal ihre Heerden treiben. Nichts deutet auf die Epoche, der diese Ruinen angehören. In der Nähe liegen einige neuere Schlösser. Zwischen den beiden, ehemals sehr durch die kurdischen Räuber, namentlich von der Jesidi-Sekte unsicher gemachten Gebirgen sind einige Höhlen, wohin man im Jahre 1816 400 Mann vom Regiment Eriwan schicken mußte, um die Räuber zu verjagen. Die Ebene von Scharur, auf dem linken Ufer des Araxes, ist einer der bestangebauten Districte Persiens, denn sie hat durch den Arpatschai, den dritten Fluß dieses Namens, der in den Gebirgen von Karabag entspringt, eine Fülle von Wasser. Reste des Alterthums gibt es hier keine, trotz der zahlreichen Reste von Gartenmauern unter den Hügeln und an den Dörfern. Die meisten dieser Ruinen scheinen einfach das Resultat der Verlegung der Häuser von einem Platz zum andern, was oft aus Laune geschieht, manchmal aber auch um sich von dem Ungeziefer zu befreien, das an gewissen Orten sehr lästig wird. Die Erdmauern sind leicht wieder aufgeführt, und das Holz wird ohne Mühe an einen andern Ort hingeschafft.

Etwa 40 Meilen aufwärts in der Schlucht des Arpatschai liegt das feste Schloß Ali-Ghez, welches dem District den Namen gibt. Es ist für das Schloß eines Kurdenhäuptlings ein bedeutendes Gebäude, vielleicht alt, und man sagt, es sey durch einen Tatarenhäuptling aus dem Gefolge Dschengischans aufgeführt oder neu hergestellt worden. Der Stamm der Kangerlu haust gewiß in diesem District, und während geraumer Zeit regierte er den Bezirk Nachtschiwan, zu dem er gehört. In einigen Dörfern sprechen die Bewohner eine Sprache, Namens Tat, welche für alle Türken, so wie für die Kurden, Armenier und Georgier in meinem Gefolg unverständlich war.[1] Von Scharur an bis in die Nähe von Nachtschiwan ist die Ebene minder flach; der höhere Theil hat keine Ruinen, welche über die mohammedanische Zeit hinaufreichen. Unmittelbar unter den Hügeln ist eine Moschee und ein Thurm, der, mehr als sonst in Dörfern gewöhnlich, verziert ist; er stand vermuthlich am Grab irgend eines mohammedanischen Scheichs. Ich erforschte die Ufer des Araxes, in der Hoffnung hier einige Spuren von Artaxata zu finden, und fand auch, der Vereinigung des Flusses Maku mit dem Araxes gegenüber, die Ruinen einer schönen Steinbrücke von griechischer oder römischer Bauart. Hier ist ein langer schmaler Erdhügel, der fast durch Kunst geebnet scheint, einen Zwischenraum von 60 Ellen ausgenommen vom Araxes umgeben, und bedeutende Massen von Ziegeln und zerbrochenen Backsteinen sind rund umher zerstreut. Die Breite des Hügels beträgt kaum 30 Ellen, und zwischen seinem Abhang und dem Fluß ist nur ein schmaler Raum. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Stelle, doch möchte ich nicht sagen, daß sie mich als die Lage von Artaxata befriedigte. Die Erhöhung hat nicht mehr als 300 Ellen Länge, und die Breite der ganzen Halbinsel ist nirgends mehr als 150 Ellen, an einigen Orten nicht einmal so viel. Es ist nicht Raum genug vorhanden für den Landbau, nicht einmal für den Gartenbau auf dieser Seite des Flusses, der hier von einer Menge merkwürdig abgerundeter Thonhügel eingeschlossen ist, die der Stelle, wo ehemals eine Art Umwallung sich erhob, so nahe liegen, daß selbst vor Erfindung des Schießpulvers die Vertheidigung unmöglich gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Kurze Skizze der Herzegowina.

(Schluß.)

Von 300,000 Einwohnern gehören 60,000 dem Islam, 50,000 der römischen und 190,000 der rechtgläubigen Kirche an. Die Türken haben drei Muftis, denen die höhere geistliche Verwaltung obliegt. Einer der Muftis wohnt in Mostar, der andere in Trebinje, der dritte in Ortscha. Sie werden gewöhnlich nach Beendigung ihres Unterrichts in Konstantinopel aus den gelehrteren Türken ausgewählt. Unter ihrer Aufsicht stehen die Schulen, in denen sie, abgesehen von andern Lehrern, sich mit der Verkündung der Religionslehren und der Erläuterung ihrer Gebräuche befassen. Solche Schulen finden sich außer an den genannten Orten auch in andern Städten und Dörfern der Herzegowina, wo Hadschis oder Lehrer, die von der Gemeinde eine Bezahlung erhalten, Unterricht ertheilen. In jedem Kirchspiel oder Dschumat findet sich ein Imam als Geistlicher und Muezzin. Die Türken der Herzegowina, namentlich die vertürkten Serben halten sich gewöhnlich für die treuesten Vertheidiger des Islam, man muß indeß bemerken, daß der hiesige Islam viele christliche Gebräuche bewahrt hat. So hat z. B. jede serbisch-türkische Familie, nach einer auch noch jetzt allenthalben unter den Serben üblichen Sitte, ihre Hausheiligen, deren Fest jährlich mit großem Pomp gefeiert wird; so halten sie das Fest des Apostels Petrus, des h. Elias, des h. Georg, des Großmärtyrers Prokopius. Wenn bei einem Moslem ein Kind krank wird, so schickt er zum nächsten rechtgläubigen Kloster, und läßt die Mönche bitten für die Gesundheit des Erkrankten zu beten; junge Beys schicken oft heimlich zum Geistlichen,

[1] Dittel, der die Länder am kaspischen Meere im J. 1842 in sprachlicher Hinsicht bereiste, erklärt das Tat für einen persischen Dialekt neuer Formation.

Digitized by Google

um ein Todtenamt auf dem Grabe ihrer verstorbenen Eltern halten zu lassen. Fügt man hinzu, daß auch die Vielweiberei unter den herzegowinischen Serbotürken nicht üblich ist, so kann man sagen, daß das Gefühl für den Glauben ihrer Vorväter nicht ganz in dem Herzen der Abgefallenen erloschen ist, und daß sie unter andern Umständen vielleicht nicht immer dem Islam treu bleiben würden.

Die Katholiken haben zwei Bisthümer, das von Bosnien für die nördliche und das von Trebinje für die südliche Herzegowina. Die bosnischen Bischöfe verwalten die nördliche Eparchie der Herzegowina seit 1735; früher stand sie unter den Bischöfen von Dumno. Diese Eparchie hat zwölf Kirchspiele, die alle in den Kreisen Mostar, Ljubuscha und Dumno liegen. Die Katholiken haben viele Privilegien von der Regierung zur Errichtung von Schulen, Klöstern u. s. w., an vielen Orten haben sie schöne Kirchen und erhalten große Beisteuern aus Illyrien, Oesterreich und andern katholischen Ländern; selbst slawische Bischöfe der römischen Kirche haben Fonds zur Unterstützung der bosnischen Katholiken, z. B. der Bischof Haulik zu Agram. Ihre Geistlichkeit wird in katholischen Collegien in Italien und Oesterreich gebildet. Das Bisthum von Trebinje-Mrkau wurde nach der Zerstörung dieses letztern Orts nach Ragusa verlegt. Der letzte Bischof von Mrkau war Nikolai Feritsch, der im J. 1812 starb; nach seinem Tode wurde als Verweser Dominik Sokolowitsch gewählt, der im J. 1837 starb, und da niemand das Verweseramt ferner übernehmen wollte, stellte die römische Propaganda die Eparchie im J. 1839 unter den Bischof von Ragusa. Diese Eparchie hat fünf Kirchspiele in dem Kreise Stolacz und Trebinje. Die Geistlichkeit derselben erhält ihren Unterhalt von der römischen Propaganda

Die rechtgläubige Kirche steht unter dem Bischof von Mostar. Der Ursprung dieses Bisthums geht in die Zeit des h. Sawwa hinauf, des ersten Bischofs und Apostels von Serbien. Der Bischofssitz befand sich anfangs, wie man glaubt, in der dalmatinischen Seestadt Ston (Stagno): als die Ragusaner im J. 1333 sich derselben bemächtigten und die Rechtgläubigen zur Annahme des Papismus zu nöthigen anfingen, flohen fast alle Mönche auf den heiligen Berg, und der Bischof, der von seiner verfolgten Heerde durchaus nicht scheiden wollte, zog sich in das Kloster Doska zurück. Nach einigen serbischen Chroniken saßen vor 1778 auf dem Bischofsstuhl der Herzegowina meist Serben. Im J. 1750 war Bischof von Mostar Kosantius Ivanowitsch Polykutich, aus Trebinje gebürtig. Nach ihm nahm im J. 1763 Stephan Markonjitsch — so von seinem Geburtsort Markonje genannt — aus der Familie der Milohinowitsch, den Bischofsstuhl ein, ein würdiger Geistlicher der rechtgläubigen Kirche. Er starb im J. 1777, aber noch bei seinen Lebzeiten wurde aus Konstantinopel als Metropolit von Mostar ein Grieche, Namens Anthin, geschickt. Dieser blieb etwa ein Jahr in der Herzegowina, verließ dann die Eparchie, man weiß nicht warum, und weihte mit Erlaubniß des Patriarchen von Konstantinopel an seiner Stelle den Archidiacon Anania zum Bischof. Dieß war ein harter, habsüchtiger Mann, von dem die Geistlichkeit viel zu erdulden hatte; namentlich litt das Kloster Shitomyslitsch, dessen Mönche sogar, um sich vor der Verfolgung zu retten, das Kloster verlassen und sich auf den Berg Athos begeben mußten. Ananias starb im J. 1802, und an seine Stelle kam aus Konstantinopel wieder ein Grieche, Namens Jeremias. Unter ihm erduldete die Kirche noch größere Bedrückung als unter seinem Vorgänger. Der bei ihm befindliche Diacon Ignatius, in dessen Händen die Verwaltung der Eparchie war, bewaffnete unaufhörlich die Türken gegen die Christen; in seiner 17jährigen Verwaltung hatten die Christen ungemein viel zu leiden, und viel unschuldiges Blut wurde vergossen, bis die im J. 1815 in der Herzegowina auftretende Pest den Metropoliten und seinen schlimmen Verwalter Ignatius ins Grab streckte. Bis 1817 war die Eparchie von Mostar unter der Leitung des Mönchs Seraphim Tanitsch, aus der Familie der Obrodowitsch, bis ein neuer griechischer Erzbischof Namens Joseph kam, dessen erstes Geschäft war den würdigen und beim Volke beliebten Tanitsch einzukerkern. Die Christen erkannten sogleich, daß sie in diesem Erzbischof einen würdigen Nachfolger von Ananias und Jeremias erhalten hätten; bei der Erneuerung der rechtgläubigen Kirche zu Mostar im J. 1835 gelang es der bischöflichen Gewalt einige kleine Schranken zu setzen durch lindernde Bedingungen in dem Verhältniß zwischen den Gläubigen und dem Erzbischof, aber in demselben Jahr wurde Joseph durch den Patriarchen von Konstantinopel, Gregor, abgerufen, und die Eparchie seinem Protosynkellus Seraphim Angelopulos übergeben. Im J. 1836 wurde abermals ein konstantinopolitanischer Grieche, Namens Procop, zum Metropoliten von Mostar ernannt, und kam im Februar 1837 daselbst an, war aber kaum 10 Monate da, als ein Sendschreiben vom Patriarchen einlief, durch welches der Erzbischof wegen seines ungesetzlichen Verfahrens, wie es hieß, abgerufen und nach Cäsarea in Cappadocien verbannt wurde. Bessere Jahre für die rechtgläubige Kirche in der Herzegowina kamen unter dem Erzbischof Auxentius Petrowitsch, der aus Bulgarien gebürtig war. Er kam nach Mostar im J. 1838, bemühte sich viel um die Kirche, um den Unterricht der Geistlichkeit und des Volks, aber noch gefiel es der Vorsehung nicht, den Prüfungen der Kirche in der Herzegowina eine Gränze zu setzen: der vorige Erzbischof Joseph erschien neuerdings auf dem Sitz des Erzbischofs von Mostar.

In der Eparchie Mostar zählt man 12 griechische Klöster, 146 Kirchen mit Klöstern, 26 Mönche, 81 Kirchspielgeistliche und 9240 Familien, die sich zur griechischen Kirche bekennen. Uebersieht man die Vertheilung dieser rechtgläubigen Bevölkerung, so zeigt sich daß in der nordwestlichen und namentlich in der nördlichen Herzegowina, den Landstrichen, welche dem katholischen Oesterreich am nächsten liegen, auch die Bevölkerung hauptsächlich diesem Glaubensbekenntniß angehört; je weiter nach Süden und Osten, desto weniger zahlreich werden die Katholiken, und im Osten ist die Bevölkerung fast ganz rechtgläubig. Dasselbe ist der Fall in Bosnien: die türkische Kraina ist fast ganz katholisch, die östlichen Striche Bosniens gegen Serbien hin sind fast ganz von Rechtgläubigen bewohnt.

Diese beobachten streng die Verordnungen ihrer Kirche, besuchen häufig den Gottesdienst, halten selbst bei ihrer Armuth streng die Fasten, beginnen und endigen keinen Tag ohne Gebete, und hegen die größte Achtung vor ihrer Geistlichkeit trotz der geringen Bildung derselben. Besonders groß ist ihre Anhänglichkeit an die Klöster; wird jemand krank, so ist sein erster Wunsch ins Kloster zu gehen und daselbst zu beten, und wenn er zu schwach dazu ist, so führen oder tragen ihn seine Verwandten dahin. In solchen Fällen wenden sich die Kranken meistens an den Wladyka von Montenegro. Kann der Kranke aus irgend einer Ursache nicht selbst dahin gehen, so bringt man dem Wladyka seine Kleidung, damit er sie einsegne. In den Kirchen sieht man allenthalben eine auffallende Aermlichkeit; häufig fehlt es den Dienern der Kirche sogar an einer angemessenen kirchlichen Kleidung, an Kirchengefäßen und andern zum Gottesdienst unentbehrlichen Gegenständen; nicht selten bedienen sie sich handschriftlicher Bücher, und wenn sich in irgend einer Kirche eine vollständige Sammlung liturgischer Bücher findet, so ist dieß ein seltener Schatz.

Für den Unterricht der Kinder der rechtgläubigen Einwohner finden sich in der ganzen Herzegowina nur drei Schulen, eine in Mostar mit 130, eine zweite in Fotscha mit 30, und eine dritte in Toslija mit 45 Schülern. Die Kinder lernen darin lesen, zum Theil Rechtschreiben und Arithmetik. Aber diese Schulen sind nur für Kinder von Kaufleuten und Handwerkern; zur Bildung der Geistlichkeit besteht auch nicht Eine Schule; sie wird in den Klöstern gebildet, welche somit als wahre Pflanzschulen der geistlichen Bildung und als treue Bewohner der reinen Lehre dienen. Gewöhnlich werden die welche sich zum geistlichen Stand vorbereiten, von Jugend auf unter die Aufsicht eines Mönchs, ihres geistlichen Vaters, gestellt; von ihm lernen sie lesen, Rechtschreiben, die kirchlichen Einrichtungen, mit ihm lesen sie die geistlichen Bücher, von ihm empfangen sie Unterweisungen in den Wahrheiten des Glaubens, in ihren Pflichten als Seelsorger und Pfarrer, unter seiner Aufsicht machen sie die untern geistlichen Aemter durch. Auch entsprach die Weltgeistlichkeit trotz ihrer geringen Bildung, da sie gut und sittlich war, dem geistlichen Bedürfniß des Volks.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 239. 5 October 1850.

Die Insel Capri.

(Aus einem Schreiben im Athenäum vom 28 Sept.)

Capri ist eine reizendere und malerischere Insel als vielleicht irgend eine der griechischen, die man mit wenigen Ausnahmen nur aus Höflichkeit schön nennt. Auf dem schmalen Ufer, das den Reisenden aufnimmt, lagen einst der Sage nach die Knochen derer, die durch die Sirenen angelockt worden waren, jetzt liegen hier die Netze der Fischer, und in einer Anzahl gemauerter Häuschen, die den schmalen Uferstreif umsäumen, haust die Fischerbevölkerung der Insel. Ein steiler Abhang und 500 schmale in den festen Fels gehauene Stufen führen nach Anacapri hinauf, das durch seine Oliven und seine Aussichten berühmt ist; doch wir wollen den schmalen Pfad einschlagen, der nach dem niedrigen Theil der Insel führt und durch das Dorf Capri geht.

In eine nähere Naturschilderung der Insel einzugehen, wäre hier nicht am Platze. Geschlängelte Pfade durch Olivenwälder und Weingärten führen den Wanderer jeden Augenblick zu einer neuen Aussicht. Rauhe Felsen, auf deren Spitzen eine römische oder mittelalterliche Ruine sitzt, streben da und dort in die Höhe. Weiter hinauf an einem Felsenberg ist der Palast des Tiberius, und nahe dabei die Ruinen eines Leuchtthurms, welcher nach Sueton in der Nacht vor des Kaisers Tode zusammenstürzte. Gegenüber liegt ein zerstörter Thurm Barbarossa's, nicht des Kaisers, sondern des Freibeuters Chaireddin Barbarossa. Mitten unter den großartigen Felsenansichten blüht die mannichfaltigste und üppigste Vegetation. Zweimal im Jahr, im Frühjahr und Herbst, ist der Boden mit den lieblichsten Blumen bedeckt, unter denen ich mich jede Art Cistus gesehen zu haben erinnere, während die Felsen mit Lichenen, Farren und andern Gebirgskräutern bedeckt sind. Sandbeeren und Lorbeerarten wetteifern hier mit einander in wilder Fülle. Aber nicht die Natur allein ist freigebig gegen Capri gewesen, auch der Mensch hat das Seinige gethan, so daß der Fremde, der aus der Ferne bloß einen dürren Felsen zu sehen vermeint, mit Erstaunen ein doch cultivirtes, fruchtbares Land betritt. Hier ist die Rebe und der Olivenbaum dankbarer vielleicht als in irgend einem andern Theile des Königreichs, denn Wein und Oel dieser Insel sind zu Neapel höher geschätzt als die gleichen Erzeugnisse aus irgend einem Theile des Landes. Früchte jeder Art sind in Fülle vorhanden, und so groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens daß ich glaube, des Wanderers Stab würde sprossen, wenn man ihn im Boden stecken ließe. In der That so großartig und schön ist die Landschaft, so üppig die allenthalben sich darbietende Fülle, daß ich oft darüber erstaunte, daß nicht mehr Fremde hier einen längern Aufenthalt suchen, aber der Strom derselben geht hauptsächlich nach Castellamare und Sorrento, wo man vom Junius bis October sich von der Sonne braten, von der lähmenden Luft entnerven läßt, unmäßige Preise zahlt, statt die erfrischenden Lüfte Capri's einzuathmen, und dort die erhabene Landschaft zu genießen. Hier ist auch der Charakter des Volks so freundlich und gutmüthig, daß man zu jeder Stunde und allenthalben sich in Sicherheit ergehen, und wenn man heimgekehrt ist, bei offenen Thüren schlafen kann. Die Insel hat zwei sehr anständige Gasthöfe, die im Sommer mit Künstlern angefüllt sind.

Die Ebene des Ararat
und der Unterlauf des Araxes.

(Schluß.)

Jenseits des Araxes fließt der Maku in einer Spalte zwischen übereinander geschichteten Lavafelsen, welche mehrere natürliche Brücken über diesen seltsamen Wasserlauf bilden. Dieser District bietet vielleicht das außerordentlichste geologische Phänomen, das man kennt: ein ungeheurer Lavaausbruch hat stattgefunden, welcher gut gerechnet zwanzig Meilen Boden mit einer fortlaufenden Schichte bedeckt; sie ist durch mehrere Hügelketten vom Ararat getrennt, hat keine sichtbare Quelle, und scheint in einem furchtbaren Strom aus der Erde hervorgedrungen zu seyn. Steigt man das Thal hinauf, so scheint eine Kette festen Kalksteins, die an manchen Stellen 2—300 Fuß dick ist, unter einem Winkel von 45° aufgeworfen worden zu seyn; sie und die Lava auf der sie ruht, unterscheiden sich vollkommen, denn die Schwärze der einen bildet einen schlagenden Contrast mit der weißen Farbe des andern. An mehreren Orten scheinen runde Stellen durch eine Explosion in die Luft geschleudert worden zu seyn, denn eine Masse Kalksteinblöcke liegen zerstreut im Thale umher. Ich folgte der Straße, um die große Höhle von Maku zu besuchen, und zuverlässig habe ich niemals einen Ort gesehen, der alle Beschreibungen so weit übertroffen hätte. Ich nahm mit der Camera obscura eine Ansicht auf, die im Jahr 1830 herausgegeben wurde. Die Höhle hat 1200′ Weite, 600′ Höhe und bildet ein vollkommenes Gewölbe. In ihrem Innern sind eine Stadt und ein schönes Schloß erbaut, welche damals Hosein Chan, dem erblichen Oberhaupt des berühmten türkischen Stammes Biat, gehörte. Zwischen der Vereinigung der Lavafelsen und des Kalksteins sind noch höhere Höhlen und in eine derselben fällt ein Bach. Diese Höhlen sind aber nur vermittelst einer Strickleiter zu ersteigen, und gelten für uneinnehmbar. Seit undenklichen Zeiten hat die Haupthöhle als Wohn-

Digitized by Google

ort gedient, und man sagt, daß in den höhern Höhlen, zu denen mir jedoch der Zugang verweigert wurde, Inschriften sich fänden. Dieser bemerkenswerthe Gegenstand hat nichts mit der Araratebene gemein, und ich erwähne ihn nur, weil ich wahrscheinlich der erste Reisende bin der diese Höhlen besuchte.

Geht man am Araxes hinab, so findet man unterhalb der zerstörten Brücke, die ich oben erwähnt, das Bett des Flusses sehr eingeengt links durch Thonhügel und rechts durch die Lavaebene. Er betritt sodann die Ebene von Nachtschiwan, hat einen sehr gewundenen Lauf, und zeigt viele vom Wasser fast rings umgebene Stellen, von denen aber keine die geringste Spur der alten Artaxata bietet. Nachtschiwan ist eine kleine verfallene Stadt von etwa 3000 E.; die alte Veste scheint in ein hohes Alterthum hinauf zu reichen. Die ehemalige Wohnung des Khans des Stammes Kangerlu liegt auf einem steilen Berg, von dem man eine schöne Aussicht über die Ebene und den Araxeslauf hat. Die Stadt Nachtschiwan stammt aus der Zeit nach der moslemitischen Aera, obwohl die armenischen Geschichtschreiber sie als die erste nach der Sündfluth gegründete Stadt erwähnen, und ein kleines Gebäude selbst als das Grab von Noahs Vater erwähnt wird; da aber der Tod Lamechs fünf Jahre vor der Sündfluth fällt, so verdient die Sage keine Aufmerksamkeit. Sieben Meilen von Nachtschiwan liegt die Veste Abbas-Abad, die nach dem Plan des französischen Ingenieur-Capitäns Lamy, der die Mission des General Gardanne begleitete, erbaut wurde. An ihrer Stelle lag früher die armenische Stadt Jezd-Abad. Eine Kirche steht noch und wird jetzt als Magazin benützt; zwei andere wurden zerstört, und die Materialien zum Bau der Veste verwendet. Eine andere dem heil. Georg gewidmete und Kisil Gurgin (der rothe Georg) genannte Kirche liegt eine halbe Meile tiefer unten, auf einem Felsen von rothem Sandstein, wovon sie ihren Namen erhielt.

Der Araxes läuft hierauf in einer tiefen, mit Felstrümmern angefüllten Schlucht, Agh Dereh, die Hungerschlucht genannt; sie ist sehr schwer zugänglich, und wurde in Zeiten von Krieg und Gefahr von den Bewohnern des umliegenden Landes häufig als Zufluchtsort benützt. Zahlreiche Thürme, Mauern u. s. w. schließen die zugänglichsten Punkte, bieten aber nichts auffallendes dar, und mögen zu besondern Zwecken in irgend einer alten oder neuern Zeit gebaut worden seyn. Auch von Abbas-Abad bis Dschulfa ist der Araxes mit Felsstücken angefüllt, so daß man ihn nur mit Flößen oder ganz kleinen Kähnen befahren kann. Etwa 12 Meilen oberhalb Dschulfa fällt der Fluß von Choi auf der rechten Seite in den Araxes, nachdem er das Dereh-Scham durchströmt, ein anderes Thal, das gleichfalls in unruhigen Zeiten als Zufluchtsort diente. In geringer Entfernung von diesem Ort ist die schöne Kirche und das Kloster des h. Stephan in einer Senkung zwischen den Bergen. Am Eingang der Schlucht sieht man die Ruinen der alten Stadt Dschulfa. Ihre Mauern schließen das Thal im Süden und Norden, und krönen den Gipfel der Berge im Osten; die Lage ist eingezwängt und unbequem, und die Stadt konnte nie von großer Ausdehnung seyn. Die Ruinen einer Brücke und ein merkwürdiger zweistöckiger Steinthurm, auf dem aber keine Inschrift zu finden, zeugen von der alten Wichtigkeit des Orts. Der Thurm ist in allen Beziehungen so seltsam, daß ich eine sehr genaue Zeichnung davon entworfen; anfangs glaubte ich, es müsse ein Feuertempel gewesen seyn, aber ich habe nie gehört, daß die Anhänger Zoroasters sich ähnlicher Gebäude bedienten; zudem war hier auch kein Altar. Ich kann die vollständig ausgearbeiteten Sculpturen, welche die Seitenwände bedecken, weder auf eine bestimmte Zeit, noch auf einen bestimmten Styl zurückführen. Der kleine Fluß, der eine gute Strecke oberhalb dieses Punkts ganz durch Bewässerungscanäle abgeleitet ist, heißt Hossein-Su. Das alte und sehr feste Schloß Alindschak, das Timur so lang vergeblich belagerte, liegt am Flusse gleichen Namens. Das Alter dieser Veste ist unzweifelhaft, denn es wird in den ältesten Annalen Armeniens erwähnt.

Die beiden Districte von Asad und Urda-Abad kann man nicht zur Ebene des Ararat rechnen, aber die Berge und die Ebenen enthalten zahlreiche Ruinen von Städten und Dörfern, ein Beweis, daß hier einst eine bedeutende Bevölkerung hauste. An dem kleinen Bache Testa finden sich noch viele schöne Kirchen, Gärten und Klöster. Die Armenier dieses Districts sprechen einen eigenthümlichen Dialekt; das Thal ist berühmt durch seine trefflichen Früchte, namentlich Birnen, und durch die Schönheit seiner Einwohner beiderlei Geschlechts. Urda-Abad hat dieselben Vortheile: die Ruinen sind zahlreich aber nicht von Bedeutung. Die Berge oberhalb Urda-Abad sind die höchsten dieser Kette, und sie sind es eigentlich, welche die Provinz Nachtschiwan von Karabagh scheiden. Der Araxes scheint sich einen Weg durch diese Kette gebahnt zu haben, denn man kann ganz eigentlich sagen, daß sie von diesem Fluß durchschnitten ist, so hoch und steil sind die Berge auf beiden Ufern. Zwei Wege, breit genug für den Durchgang beladener Maulthiere, sind an den Seiten des Flusses ausgehauen, der hier sehr reißend ist. Das Thal von Megri enthält viele Kirchen und zerstörte armenische Dörfer, und die Stadt Kurdascht in der persischen Provinz Karabagh muß ehemals von großer Bedeutung gewesen seyn. Diese Stadt wurde in den langen Bürgerkriegen Persiens zerstört, und ihr ungesundes Klima hinderte den Wiederaufbau.[1] In dem Thal des Tschohudern, etwa 24 Meilen von dem Punkt wo er in den Araxes fällt, finden sich die Reste einer sehr alten Veste, Sekender Kalahsi genannt. Dieß ist eine sehr verbreitete Art Punkte zu benennen, von denen man sich sonst keine andere Rechenschaft geben kann. Das Schloß liegt auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges, der das Defilé von Kotur beherrscht.[2] Auch findet sich hier ein kleines auf einem einzelnen Felsen gelegenes und Terri Kalah genanntes Schloß, das gleichfalls in ein hohes Alter hinaufreicht.

Weiterhin fließt der Araxes durch ein offenes Land, und ist durch Sandinseln in mehrere Canäle getheilt. Die beiden Brücken von Khoda-Aferin oder Aferid (das Werk Gottes) heißen so, weil ihre Pfeiler auf Felsen ruhen, die den Durchgang sperren. Die obere Brücke ist bei weitem die ältere und schönere und könnte leicht hergestellt werden; über die untere, welche viel neuer ist, kann man noch hinüber kommen. Beide sind wahrscheinlich durch Menschenhand zerstört worden. Der Araxes zeigt hier nichts bemerkenswerthes, außer zweien von Timur gegrabenen Canälen, wovon der eine den untern Theil von Karabagh bewässert, der andere, der Canal von Hadschi Berlas

[1] Bei Kurdascht fällt von Süden her ein Fluß in den Araxes. Die alten Befestigungen sind merkwürdig, weil sie bis auf den Gipfel der Berge im Süden hinauf geführt sind. Die Berge des Nordufers gehen auf 50 bis 60 Ellen weit in die Stadt herein. Der Araxes ist hier reißend, aber sehr schmal. Die Bewohner haben ihre Häuser 2 Meilen weit flußaufwärts verlegt, obwohl einige noch die Feigen und Granaten in den alten Gärten einsammeln. Die Uferanwohner dieses, so wie des untern Theils des Araxes ziehen gewöhnlich im Sommer in die nahen Gebirge, um den Fiebern und der außerordentlichen Hitze zu entgehen

[2] Dieß lange Defilé liegt in einer Höhe von 6000 Fuß, so daß man nur im Sommer hindurch kommen kann.

Digitized by Google

genannt — so hieß der Oheim Timurs — die Ebene von Mogan befruchten sollte. Die Höhe auf der Ebene von Aslanduz (Ebene der Löwen), welche der Timurhügel heißt, wurde errichtet, um das Zelt dieses Eroberers hier aufzupflanzen, und ist etwa 50′ hoch; sie wurde aufgehäuft um einen großen gemauerten Thurm her, der zugedeckt und wahrscheinlich als Gefängniß oder zur Aufbewahrung von Schätzen verwendet wurde. Das Holz brach zusammen und legte den geheimen Cylinder bloß, ich glaube um das Jahr 1816, einige Zeit nachdem ich die Höhe gesehen hatte. Diese und der umliegende Boden waren noch reichlich bedeckt mit den Knochen der Perser, die in der den Russen am 31 October 1812 gelieferten Schlacht getödtet wurden.

Die Ruinen von Altan Tacht beweisen, daß die Ebene Mogan einst bewohnt war, troz der großen Zahl von Schlangen, die früher und noch jezt darauf hausen. Sie sind nicht sehr groß, und ihr Biß auch nicht sehr gefährlich, wohl aber von den Anwohnern sehr gefürchtet. Ich verlor hier ein Maulthier, das sich von den Folgen des Bisses nie mehr ganz erholte, obgleich es noch einige Zeit lebte. Während des Winters verschwinden die Schlangen, und dann besuchen die Iliyat (Wanderstämme) die Ebene. Aber vom Monat Mai bis September bedecken die Schlangen im eigentlichsten Sinne des Worts den Boden: ich zählte im Anfang Mai's auf einmal ihrer 16 um mich her. Die Schlangen scheuen die Feuchtigkeit sehr, und sobald das Land bewässert ist, verschwinden sie; ich glaube, daß sie zu derselben Art gehören, wie die gewöhnliche Natter Europa's, und daß eine kleine Anzahl Vipern darunter ist, so wie eine grüne, unschädliche Schlange, die im Bette des Araxes häufig vorkommt.

Der untere Theil der Ebene Mogan ist reichlich mit Muscheln übersäet, was beweist, daß er ehemals vom kaspischen Meere bedeckt war. An der Vereinigung des Araxes und Kur ist eine verschanzte Stelle, Kalah Hussein Chan genannt, wahrscheinlich der Platz einer viel ältern Veste. Die Stadt Dschawat, am entgegengesezten Ufer des Kur, gilt gleichfalls für alt. Die vereinten Flüsse bilden einen großen Strom, der fortwährend seine niedrigen Ufer überschwemmt, wodurch sich sehr schwer zu passirende, pestilentialische Sümpfe bilden. Die Kette von Teichen in diesen Sümpfen ist durch tiefe, aber schmale Canäle verbunden, die nur an wenigen Punkten zu überschreiten sind. Die Insel oder das Delta von Salian ist sehr fruchtbar und besizt eine reiche Fischerei: Salmen, Störe und Häringe werden in großer Menge gefangen.

Man muß sich erinnern, daß die Ebene von Eriwan durch Timur systematisch ruinirt wurde, weil sie damals einem christlichen Fürsten gehörte. Schah Abbas zerstörte gleichfalls, um das Land den Türken nutzlos zu machen, was er aufrecht stehend fand, und verpflanzte die Einwohner nach Persien. Ueberdieß war das Land an beiden Ufern des Araxes von jeher und ist noch jezt häufigen und heftigen Erdbeben ausgesezt. Die Städte Tebris, Nachtschiwan, Ardebil und viele andere wurden im lezten Jahrhundert zerstört, einige mehr als einmal; in dem lezten großen Erdbeben kamen zu Tebris 30,000 Menschen um. Ohne sehr bedeutende locale Gründe bauten die Mohammedaner nie auf den Ruinen alter Gebäude; sie betrachten dieß als ein böses Vorzeichen, und erbauen lieber andere Gebäude in der Nähe der alten auf einem leeren Platze. Dieß erklärt die ungeheure Ausdehnung der Ruinen in der Nähe von Tebris, Ardebil und Eriwan, so wie die zahlreichen zerstörten Dörfer, die man im ganzen Lande findet. Von 1814 bis 1829, wo ich Persien verließ, verging kein Jahr, wo wir nicht mehrere Erdstöße bemerkten. Gegenwärtig gibt es keinen thätigen Vulcan, aber die Reste erloschener Vulcane sind in der ganzen Ausdehnung von Adserbeidschan bemerklich. Der große und der kleine Ararat bieten unwidersprechliche Beweise heftiger Ausbrüche, so wie der Allaghös, der Sevelan, und namentlich die große Ebene von Maku; minder auffallende Anzeichen vulcanischer Thätigkeit sind zahllos in allen Richtungen.

Ueber die Arbeiterquartiere.

(Nach dem Journal des Economistes. 15 April 1850.)

Am 1 März 1849 stellte das belgische Ministerium des Innern den Architekten einen Entwurf für Arbeiterwohnungen als Preisaufgabe, und am 20 September desselben Jahres veröffentlichte die Indépendance Belge eine Uebereinkunft, welche für die Errichtung eines Arbeiterquartiers in der Gemeinde Irelles, einer der Vorstädte von Brüssel, auf einen Hectar Flächenraum zwischen der Regierung und M. L. Gomand geschlossen war. Es sollte dieses Quartier aus folgenden Theilen bestehen:

1) Ein Gebäude zur Wohnung für die unverheuratheten Arbeiter mit einem Speisesaal, geheiztem Conversationssaal und den übrigen nothwendigen Zimmern.

2) Ein Gebäude, enthaltend ein gemeinschaftliches Waschhaus mit Pumpe, Bleiche, Trockenplatz und Badezimmer.

3) Vier Häuser zu Kramläden bestimmt.

4) 42 Häuser mit Höfen und Gärten, theils zwei, theils eine Etage hoch.

Die ganze Anlage soll im Jahre 1851 vollendet seyn. Die Bedingungen, welche den Concurrenten durch das Ministerium gestellt wurden, waren folgende:

1) Die Anlage der Häuser wird so verlangt, daß die Circulation der Luft mit großer Leichtigkeit geschieht und das Innere reichlich Sonnenlicht empfängt.

2) Alle Häuser sind mit reinem Wasser in hinreichender Quantität zu versehen, sowohl für die häuslichen Bedürfnisse als auch zur Reinigung der Straßen. Die Concurrenten haben die leichteste und billigste Art der Vertheilung aufzusuchen.

3) Jede Wohnung, welche für eine Familie bestimmt ist, wird aus dem Parterre, der ersten Etage, dem Boden und einem kleinen Keller bestehen; dieselbe muß wenigstens drei Zimmer haben und wird mit einem Hof, Garten und Abtritt versehen.

4) Der Fußboden des unteren Stockes muß um zwei Stufen erhöht seyn, damit die Feuchtigkeit nicht in das Innere der Häuser eindringen kann.

5) Die Höhe der Stockwerke darf nicht unter 3 M. seyn.

6) Bei der Anlage der Fenster, Schornsteine u. s. w. ist auf die Leichtigkeit des Luftzuges und auf die innere Ventilation Rücksicht zu nehmen.

7) Zur Construction sollen Backsteine dienen.

8) Die Straßen sollen wenigstens 10 M. breit werden.

9) Wasserabzüge müssen Regenwasser u. s. w. abführen.

Außerdem hat sich Gomand noch folgende Verpflichtungen gestellt. In seinem Quartiere keine Absorptionsbrunnen anzulegen. Ferner allen Einwohnern des Stadttheils zu einem festen, von der Communalverwaltung von Irelles zu billigenden Tarif den Genuß einer gemeinsamen Bleiche, Wäsche und Trockenanstalt, so wie Bäder zu geben. Als Miether nur solche Personen aufzunehmen, deren Sittlichkeit durch die Communalverwaltung von Irelles bestätigt wird. Es soll jede Aftervermiethung nur mit Einwilligung des Hauptvermiethers geschehen. Keine Wohnung für eine Familie soll aus weniger als zwei Zimmern bestehen. Keine Person, deren Sittlichkeit nicht von der Communalverwaltung von Irelles bescheinigt wird, kann als Aftermiether zugelassen werden. Kein Stockwerk soll von mehr als sechs Personen bewohnt werden. Es soll verboten seyn die Souterrains als Schlafräume zu benützen. Das Maximum des Miethpreises soll nicht übersteigen 20 Fr. per Monat (240 Fr. per Jahr) für ein Haus mit zwei Etagen; 12 Fr. per Monat

Digitized by Google

(144 Fr. per Jahr) für ein Haus mit einer Etage; 4 Fr. per Monat (48 Fr. per Jahr) für das Zimmer eines Arbeiters, versehen mit einer eisernen Bettstelle, einem Tische, Stuhl und freier Benützung des Speise- und Conversationssaals. Geht man von diesen Angaben aus, so kann man voraussetzen, daß 0,4 Hectare für die gemeinschaftlichen Gebäude, sowie für die anzulegenden Straßen verbraucht werden, es bleiben alsdann für die 42 Wohnungen noch 0,6 Hectare, also für jede Wohnung 1,43 Ares oder 143 Quadratmetres.

Welcher Unterschied zwischen solchen Wohnungen und so vielen anderen, wie man sie so häufig in der Nähe größerer Städte findet, wo jede Haushaltung nur ein kleines, niedriges, dunkles, feuchtes, undichtes Zimmer besitzt, welches zuweilen tief unten, zuweilen unter dem Dache, eisig im Winter, erstickend im Sommer ist; die Straßen und Sackgassen sind schmutzig, eng, die Häuser zerfallend, Treppen und Fußböden mit einer Lage Unrath bedeckt. Glücklich sind noch die Bewohner, wenn diese Höhlen, in welchen nichts zur Reinlichkeit und Selbstachtung auffordert, nicht noch durch unreinliche Latrinen verpestet werden, welche häufig dem Anblick aller Hinaufsteigenden und Hinuntergehenden, Ein- und Austretenden ausgesetzt sind. Da das Arbeiterquartier zu Irelles noch nicht beendet, vielleicht auch noch während des Baues Abänderungen erfährt, so soll hier über diese Bauten nichts weiters angeführt, sondern die Frage der Arbeiterstadttheile im allgemeinen abgehandelt werden.

Man hat eine Abhülfe der vorhin beschriebenen traurigen Wohnungen darin zu finden geglaubt, daß man Arbeiterquartiere errichtet, in welchen eine beträchtliche Anzahl Arbeiter auf angemessene Weise und zwar billiger wie bei den Privaten logirt werden kann. Diese Idee, welche jedoch in dem was sie Nützliches darbietet nicht neu ist, wurde nach der Revolution von 1848 mit Eifer erfaßt; es wurden Gesellschaften errichtet, um solche Pläne ins Werk zu setzen. Einen solchen Ursprung hat auch das Arbeiterquartier, welches zu Paris in der Straße Rochechouart angelegt wird; dasselbe soll 150—200 Familien, vielleicht auch mehr aufnehmen, außerdem eine gewisse Anzahl unverheurathheter Arbeiter. Die Anlage geschieht nach einem ganz anderen Plane als in Brüssel: die Gebäude, welche sich auf einem viel beschränkteren Raum erheben (kaum 1/4 Hectar), haben über dem Erdgeschoß noch drei Etagen und werden durch Gärten und Höfe getrennt, welche hinreichen, um Luft und Licht zuzulassen, im Erdgeschosse finden sich Magazine, Läden und Werkstätten; jedes Gebäude wird für 40—50 Familien Wohnung darbieten. Jede Anlage dieser Art wird mit einem Waschhause, einem Badehause und einer Verwahrungsanstalt für die kleinen Kinder, deren Mütter sich zur Arbeit begeben, versehen; die Benützung dieser Anstalten ist frei. Möblirte Zimmer zu 6, 8 und 10 Fr. per Monat sind für Arbeiter und Arbeiterinnen, welche nicht die Mittel haben Mobilien anzuschaffen, eingerichtet, ein Theil der Miethe wird dann zum Ankauf der Möbeln zurückgelegt, so daß dieselben nach einer gewissen Zeit dem Bewohner als Eigenthum zu überliefern sind. Die Lage dieses Arbeiterstadttheils ist gut gewählt, aber es können sich nicht, wie bei allen so eingerichteten Anlagen, wo nicht wie zu Brüssel jede Familie eine besondere Wohnung hat, die Familien gehörig von einander abtrennen. Es ist außerdem zweifelhaft, ob alles berücksichtigt ist, um so viel wie möglich bei den Bewohnern (besonders den verschiedenen Geschlechtern) eines Gebäudes die leichten Verbindungen, welche die Sitten verderben, zarte Gefühle abstumpfen u. s. w., zu verhindern. Es fragt sich, ob der Entwurf so eingerichtet ist, daß man die in einem Zimmer gesprochenen Worte nicht in dem benachbarten Zimmer einer anderen Familie hören kann, daß man nicht, wenn ein Zimmer offen steht, aus einem benachbarten in dasselbe hineinsehen kann, daß man ferner diese fast immer indiscreten Gespräche, welche von benachbarten Thüren aus geführt werden und welche die Sorge vom Haushalt abwenden, Belästigungen erzeugen, Streit, Feindschaft und Trägheit hervorbringen, möglichst erschwert hat.

Wie soll man die unangenehmen Begegnungen einer großen Menge von Individuen, welche jeden Tag dieselben Treppen hinauf- und hinabsteigen, welche dieselben Gänge durchgehen oder welche sich vor den Thüren der Abtritte, die leider mehreren meistens einander ganz fremden Familien gemeinschaftlich seyn müssen, verhindern. Die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln für den Anstand werden unmöglich, und man gewöhnt sich dieselben nicht mehr zu beobachten, besonders wenn die unverheuratheten Arbeiter, welche nur zu oft die Gelegenheit erspähen, um die sittlichen Grundsätze der jungen Frauen zu schwächen, mit diesen ein Gebäude bewohnen.

Man muß Zeuge der Scandale, der Unruhe, der Verstimmungen, des Hasses, welchen eine Nachbarschaft, der man sich nicht entziehen kann, mit sich führt, gewesen seyn, um die Nothwendigkeit zu begreifen solchen Uebeln vorzubeugen. Louis Reybaud hat diese Unannehmlichkeiten sehr gut in dem Berichte an das französische Kriegsministerium beschrieben, indem er von den Baracken spricht, in welchen die Colonisten in Algier untergebracht wurden.

„Die Verschläge reichen nicht bis zum Giebel, die Familien sehen sich durch die unmittelbare Nähe zu einer Art von gemeinschaftlichem Leben verdammt, welches weder zum Vortheil ihrer Eintracht noch ihrer Sitten gereicht. Mehr als einen widrigen Anblick müssen sich die Augen wider Willen gefallen lassen, mehr als ein Vorschlag begegnet Ohren, welche solche Worte nicht hören sollten. Es ist das Leben eine Quelle von Unannehmlichkeiten und gegenseitiger Abhängigkeit, welche die Geister erbittert und das Isoliren als eine Wohlthat erscheinen läßt."

Es sind dieß die Gründe, welche es, so sehr man auch den Arbeitern gesunde, bequeme und wenig kostbare Wohnungen zu geben wünscht, doch für unzulässig halten lassen, daß man Menschenmassen in großen casernenartigen Gebäuden aufhäuft, wo die Schlechten immer einen traurigen Einfluß auf die Guten ausüben. Alles was mit so viel Wahrheit von den Gefahren der großen Mittelpunkte der Industrie für die Neigungen und Sitten der Arbeiter gesagt wird, kann mehr oder weniger auf diejenigen Gebäude angewendet werden, welche deren viele unter demselben Dache beherbergen. Dieß ist auch der Grund, weßhalb man in Rücksicht der Sittlichkeit sehr strenge in solchen Anlagen seyn sollte, und unter keiner Bedingung unverheurathete männliche Arbeiter in die Wohnungen aufnehmen, welche von Familien bewohnt werden; nicht einmal sollte dieß in den Nebengebäuden geschehen, wenn diese mit dem Hauptgebäude gemeinschaftlichen Eingang oder gemeinschaftlichen Hof haben.

Ist es andererseits nicht auch zu fürchten, daß diese Quartiere, welche in ihren Mauern eine große Anzahl von Arbeiter aufnehmen und dieselben von der größeren Gesellschaft isoliren, die Eifersucht gegen diejenigen bestärken, welche sie die Reichen zu nennen belieben und welchen sie so viele Ungerechtigkeiten andichten? Was diejenigen Quartiere jedoch betrifft, welche nur Familien aufnehmen, so hat man wohl nicht zu fürchten, daß diese Gefahr bringen, denn es ist eine bestimmte Sache, daß überall die Arbeiter sich in Quartiere oder bestimmte Straßen zurückziehen, ohne daß sie deßhalb die bestehende Ordnung der Dinge angreifen wollen; gewöhnlich wohnen auch die ruhigen und ehrlichen Arbeiter in anderen Straßen als die unruhigen und schlechten Arbeiter, um nicht in Berührung mit diesen zu kommen.

(Schluß folgt.)

Eisenbahn zwischen England und Frankreich. Der menschliche Geist vermißt sich alles; da ist jetzt ein Hr. Lemaitre gekommen, der einen Vorschlag macht zu einer Eisenbahn über den Canal. Das Athenäum vom 28 September, dem wir die Angabe entnehmen, versichert, die französische Akademie beschäftige sich ganz ernsthaft mit dem Plan. Unsere Leser werden nun freilich fragen, wie das möglich sey, aber ein so transscendentales Genie, wie Hr. Lemaitre, weiß für alles Rath. Zwischen zwei Endpfeilern bei Dover und Calais soll eine 20 englische Meilen lange Kettenbrücke hinlaufen, welche durch eine Anzahl Ballone in der Höhe gehalten wird, daß sie nicht in die Tiefe sinkt; damit aber auf der andern Seite auch die Ballone nicht mit der Kettenbrücke davonfliegen, so sollen alle hundert Ellen schwer beladene Barken an Ketten versenkt und mit der Kettenbrücke in Verbindung gebracht werden. Man sieht die Sache ist sehr klug ausgedacht: die Ballone halten die Kettenbrücke in die Höhe und die beladenen Kähne halten sie gegen die Tiefe zu, folglich muß die Kettenbrücke in der Schwebe bleiben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 240. 7 October 1850

Mohammed der garstige und Fatmeh die schöne.

Lebensbilder aus Aegypten.[1]

In der Stadt Fuah in Aegypten, die am Nilarme von Rosette in der Provinz des Delta liegt, lebte vor mehreren Jahren ein Kaufmann Namens Bedreddin. Er hatte eine junge und schöne Frau und mit ihr eine Tochter, Fatmeh genannt, welche schon in ihrer Kindheit verhieß alle übrigen Frauen der Stadt an Liebreiz zu überstrahlen. Bedreddin war von seinen Nachbarn gekannt und geachtet, denn zu ihm kamen sie um Seide und Atlas, Muslin und Gaze, oder andere ähnliche Stoffe deren sie bedurften, zu kaufen. In jedem Jahre reisete er einmal nach Kairo oder Alexandria um seine Waaren einzukaufen, während seine Familie in Fuah unter der Obhut seines Weibes blieb und ein alter Diener, der zuweilen die Stelle seines Bewab oder Thürhüters versah, die Geschäfte seines Ladens besorgte. Dieser Diener hatte einen Sohn Mohammed, der garstige genannt, welcher besonders durch einen Mund von so gewaltiger Größe sich auszeichnete daß er stets über sein eignes Gesicht zu lachen schien; indeß war er ein großer Liebling der Kinder der Stadt, denn er war immer fröhlicher Laune und schon von früher Jugend an konnte er singen und Geschichten erzählen, und die Frauen sagten, daß für die schöne Fatmeh keiner als Gatte so gut passend seyn würde als der häßliche Mohammed; der Knabe war aber sehr träge, und statt zu arbeiten mochte er lieber in den Straßen umherlaufen, oder in der Sonne schlafen oder umherschwimmen im Wasser zwischen den am Ufer befestigten Kähnen. Zuweilen war er tagelang verschwunden und dann wanderte er im Lande umher, schlief im Freien und lebte von dem was er erhalten konnte. Es fehlte ihm nur der Muth seine Kleider abzuwerfen und nackt zu gehen, um für einen Verrückten und Heiligen zu gelten; und wenn er dann schmutzig und zerlumpt von seinen Ausflügen zurückkehrte, so pflegten die Weiber ihn zu packen und auf ihren Schultern umherzutragen indem sie riefen: „dieses ist der Bräutigam der schönen Fatmeh!"

Eines Tages traf Bedreddin, der von allen diesen Scherzen und deren Veranlassung nichts wußte, den Knaben in der Straße und sagte zu ihm: „Mohammed, dein Vater wird alt und vielleicht habe ich bald einen andern Diener nöthig. Warum kommst du nicht und sitzest in meinem Laden und besorgst meine Geschäfte, und lernst zu kaufen und zu verkaufen?" Da erwiederte Mohammed: „O Herr, ich will morgen kommen." Aber am folgenden Tage sah er einen Hochzeitzug, welchem Männer voranschritten, die mit Stöcken fochten, und er lief diesen nach und vergaß sein Versprechen. Bedreddin, welcher ein guter Mann war, redete mehrere Mal auf ähnliche Weise zu dem Knaben, und dieser sagte immer er wolle kommen, aber Trägheit und Vergnügungssucht behielten die Oberhand, und er blieb bei seinem Vagabundenleben.

Endlich wandte sich Bedreddin an seinen Diener, den Vater Mohammeds, und sagte: „warum hälst du deinen Sohn nicht zur Arbeit an? Er wächst im Müssiggang auf und wird sein Leben enden in Sorgen." Der Vater aber zauderte ein Weilchen ehe er antwortete: „die Ursache, weßhalb ich meinen Sohn nicht zur Arbeit anhalte, ist diese. Er ist der Sprößling meines Alters und am Tage seiner Geburt befragte ich einen Wahrsager welcher mir verkündet hat: mein Sohn würde ein Leben der Trägheit so lange führen, bis ein so großes Mißgeschick alle diejenigen überfalle, deren Brod er gegessen, daß das Glück derselben gänzlich zerstört und ihre Familien zerstreut seyn würden."

Da erwiederte Bedreddin vor Furcht: „er hat von meinem Brode bis jetzt nicht gegessen," und Mohammeds Vater bückte sich tief vor jenem und küßte den Saum seines Gewandes mit den Worten: „O Herr, wenn du nach Kairo reisest, so weißt du daß ich vor der Thür im Innern deines Hauses schlafe, damit nicht Diebe hineinkommen und stehlen; aber du weißt nicht daß mein Sohn, dessen Mutter von Allah hingenommen und der von ihren Verwandten adoptirt ist, zuweilen bei mir die Nacht zubringt und daß wir des Morgens zusammen essen, worauf er dann seiner Wege geht, während ich bleibe."

Als Bedreddin am Abend nach seinem Hause zurückkehrte, sprach er unterweges: „jetzt gebe Gott, daß der häßliche Mohammed fortfahre alle seine Tage im Müssiggang zu verleben!" und er fand seine Frau sitzend und seine Heimkehr erwartend, ohne daß eine Lampe im Harem angezündet war, und bei ihr war ihr sechsjähriges Kind. Da sagte er zu ihr: „warum habe ich niemals gehört, daß Mohammed der garstige Brod gegessen hat in meinem Hause? Siehe, fast hätte ich Unheil gebracht auf mich und auf dich und auf uns alle; denn es steht geschrieben daß unser Glück zerstört seyn wird, wenn das garstige Ungeheuer arbeiten und seinen Lebensunterhalt erwerben sollte, und ich habe ihm beständig zugeredet und ihn gedrängt zu kommen und in meinem Laden zu helfen und den Handel zu erlernen und Botschaften für mich auszurichten und Waaren zu tragen."

So wie die Frau die Bestimmungen des Schicksals aus Bedreddins Munde vernommen hatte, wurde sie blaß und um-

[1] Aus dem sehr interessanten Buche: Two years residence in a Levantine Family etc. by Bayle St. John. London 1850. Der Verfasser versichert daß die Grundzüge der vorliegenden Erzählung auf Thatsachen beruhen, und daß diese ein treues Bild der Sitten der heutigen Aegypter gebe.

Digitized by Google

armte ihr Kind, aber sie antwortete jetzt noch nicht. Sie bat ihren Gemahl sich niederzulassen auf dem Diwan, und brachte ihm ein Paar neue Pantoffeln für seine Füße. Dann ging sie in die Küche und feuchtete etwas persischen Tabak an, den sie in den Kopf einer Schischeh oder Pfeife mit langem biegsamem Rohr stopfte und legte darauf eine große glimmende Kohle und kehrte die Pfeife anrauchend langsamen Schritts, bis der Tabak in gehörigem Brande war, in das Gemach zurück. Und als Bedreddin das Mundstück der Pfeife gefaßt hatte, ordnete sie das Schlangenrohr derselben in zierliche Ringeln auf dem Fußboden und blies mit dem Munde die Kohle an, bis deren Gluth auf ihrem lieblichen Antlitze wiederstrahlte. Der Kaufmann aber schaute auf sie nieder, seufzte und rauchte ohne ein Wort zu sagen, denn er dachte fortwährend an das Unglück, welches über ihn kommen könne. Hierauf zündete Fatmehs Mutter die Lampe an und klatschte in die Hände, damit Zara, eine ihrer Sklavinnen, komme, und sie setzte das Brett, worauf das Abendessen stand, nieder und bat Bedreddin davon zu genießen, bis er satt geworden. Dann reichte sie ihm Scherbet zum Trunk und goß Wasser über seine Hände, damit er sie wasche, und obgleich sie täglich diese Dienste leistete, so verrichtete sie solche heute mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit und Anmuth. Nach dem Abendmahle zündete sie eine frische Pfeife an, brachte das Kind und setzte es auf den Schooß seines Vaters, so daß dieser fröhlich wurde, obgleich er vorher sah, daß dieses alles nur die Einleitung irgend einer unerfreulichen Mittheilung seyn würde. Jetzt stand die Mutter Fatmehs vor ihm und sprach, nachdem sie einige Thränen vergossen hatte: „O Herr, du weißt noch nicht alles; ich bat Mohammeds Vater den Garstigen in dein Haus zu bringen, denn als Fatmeh in ihrem dritten Jahre war, pflegte die Sklavin Zara sie an das Ufer des Flusses zu führen, damit sie den kühlen Hauch des Wassers genieße. Dort sah das Kind den häßlichen Mohammed und klatschte in die Händchen, und der Knabe lachte mit ihr und sang ihr Lieder vor und machte seine Possen, so daß das Kind ihn wegen seiner Lustigkeit gern hatte und zu Hause unartig und mürrisch war, weil es immer an den Fluß gehen wollte. Einst hörte ich daß Zara zu ihr sagte: „Wenn du weinst, so sollst du nicht mitgehen und den Garstigen nicht sehen“, und darauf fragte ich sie: „Wer ist denn der Garstige?“ und sie erwiderte: „Es ist ein Knabe, den wir am Ufer des Flusses finden, und er hat einen Mund so groß wie eine Thür, aber das Kind lacht, wenn er lacht und ist nur zufrieden wenn es bei ihm ist.“ Da sagte ich: „Bringe ihn mit dir ins Haus, damit ich ihn sehen und auch fröhlich seyn kann.“ Und, o Herr, seitdem ist er zuweilen gekommen, aber nicht oft, und lacht und singt und erzählt Geschichten; und das Kind hat ihn sehr gern und — du weißt es wohl nicht — die Frauen sagen immer: daß kein anderer als der häßliche Mohammed der Gatte der schönen Fatmeh werden müsse. Dieses ist die Wahrheit, thue mit mir wie du willst.“

Bedreddin seufzte und lächelte zu gleicher Zeit, als er ihr erwiderte: „Von Anbeginn der Welt an bis zum heutigen Tage hat man gesehen, daß der Herr des Hauses am wenigsten weiß von dem was darin vorgeht. Das Mißgeschick und Unheil, welches uns bedroht, kann groß werden, weil du gethan wie du erzählt hast. Doch, Gottes Wille geschehe; vielleicht wird der Garstige im Müßiggange fortleben oder vielleicht eine Ladung Holz von einem Kamelrücken auf ihn fallen, damit er ohne Sünde aus unserm Pfade geräumt werde. Sollte er in meinen Laden kommen, so werde ich ihm sagen, er möge gehen und das Kind lachen machen, und wehe ihm, wenn er jetzt versucht sein Leben des Müssigganges aufzugeben.“

Am folgenden Tage saß Bedreddin in seinem Laden, als ein Scheik zu ihm trat und sprach: „Hast du Musline?“ und jener erwiderte: „Solchen Muslin wie du bei mir findest, gibt es anderswo nicht.“ Damit nahm er ein Packet von der Wand herab und war im Begriff es auszubreiten, als er Mohammed in den Basar kommen sah. Da sprang er vom Sitze auf, ergriff seine Elle, lief hin und schlug damit den Knaben über die Schultern, indem er zu ihm sagte: „Warum bist du hier, o Garstiger? Fatmeh ist im Hause und weint und fragt nach dir; gehe zu ihr oder ich zerschlage dir den Rücken!“

Das ließ Mohammed nicht zweimal sich sagen, sondern er lief davon und sprach für sich: „Das ist ja ein großes Glück für mich: ich soll den ganzen Tag spielen mit meiner kleinen Braut, und ihre Mutter wird mich mit guten Bissen füttern.“

Unterdessen war der Kaufmann zu seinem Laden zurückgekehrt, aber er fand, daß der Scheik zornig weggegangen, weil er ihn für verrückt gehalten hatte. Am nächsten Tage kam ein Effendi zu ihm und sah etliche Shawls von Damascus an und forderte Waagschalen und Gewichte, nachdem der Handel gemacht war. Aber in demselben Augenblicke bemerkte Bedreddin den Knaben, wie er einen mit Klee beladenen Esel durch den Basar trieb und schrie: „Hüte deine Beine, hüte deinen Rücken, hüte dein Gesicht, o Scheik, o Effendi, o Mädchen u. s. w.“ Da rief der Kaufmann: „Unglück komme über den Garstigen! Er hat bis jetzt nicht gearbeitet und nun fängt er an zu arbeiten, damit Mißgeschick mich treffen möchte.“ Zugleich ergriff er seine Elle und lief zu Mohammed, faßte diesen beim Halse und warf ihn nieder, indem er sagte: „Fluch über deinen Vater, o Garstiger! Was thust du mit dem Esel?“ Da entgegnete Mohammed: „Ich bekenne meine Schuld, o Herr! dieser Esel gehört deinem Nachbar Hassan, und als ich ihn vor dessen Thür stehen sah, habe ich ihn weggetrieben, damit Hassan ihn nicht finden könne. Verzeihe es mir, o Herr.“ Bedreddin lachte nun wie jemand lacht, dessen Seele von einer Last befreit ist, und ihm gefiel der Scherz, und er sprach: „Du hast es gut gemacht, o Garstiger! geh nach meinem Hause und erzähle den Scherz Fatmeh, damit sie sich freuen und fröhlich seyn kann.“

Der Bursche gehorchte und Bedreddin kehrte in seinen Laden zurück, und fand daß der Kunde weggegangen war, weil er den Kaufmann für wahnsinnig hielt. Mohammed, der vom Teufel des Muthwillens besessen war, kam Tags darauf in den Basar mit einem Korbe auf dem Kopfe, und ausrufend: „Hühner, o Moslems, Hühner!“ und Beddredin ließ wie früher, seine Kunden stehen, lief hinter ihm drein und sagte: „Hund, was hast du gemacht? du hast Hühner gestohlen und kommst hieher um sie zu verkaufen!“ Damit ergriff er den Korb und steckte seine Hand unter das Tuch, womit dieser bedeckt war, zog sie aber rasch und mit Blut bedeckt wieder heraus, denn es steckten keine Hühner darin, sondern ein Dutzend Igel. Und die Nachbarn drängten sich zu ihm und sprachen: „der Bursche muß gezüchtigt werden, denn er beschmutzt unsere Bärte.“ Aber Beddredin lachte, daß ihm die Thränen über das Gesicht strömten und der Turban von seinem Haupte fiel, und er sagte zu dem Burschen: „Nimm deinen Korb und gehe in Frieden, und erzähle die Geschichte Fatmeh, damit sie sich freuen und fröhlich seyn kann.“ Als die Nachbarn dieses vernahmen, gin-

Digitized by Google

gen sie alle wieder in ihre Läden und sagten: „Wahrlich, Bedreddin ist verrückt.“

Indeß kam Mohammed Tag für Tag in den Basar, und stets schickte Bedreddin ihn nach seinem Hause, wo er Possen trieb, sang und Geschichten erzählte und sowohl Fatmeh als ihre Mutter belustigte. Dabei wurde er von Tag zu Tag größer und stärker, aber auch fetter und träger, bis endlich sein Vater starb und ihm nichts hinterließ, als seinen Segen und den sonderbaren Rath: „Mein Sohn, es steht zwar geschrieben, daß der Mensch arbeiten solle, aber arbeite nicht eher, als bis ein großes Mißgeschick diejenigen Personen betroffen hat, deren Brod du gegessen.“ Als nun Bedreddin dieses vernommen hatte, schlug er sich in das Antlitz und rief aus: „O mein Unglück!“ und die Nachbarn nickten einander zu, strichen ihre Bärte und zogen ihre Augenbrauen empor, denn ihre Meinung war: „Sehet welch ein guter Mann ist dieser! Er klagt um den Verlust seines Dieners als wäre es sein Vater; es wäre Jammerschade wenn er verrückt seyn sollte.“ Aber der Kaufmann sagte in Wahrheit zu sich selbst: „Jetzt werde ich genöthigt seyn Mohammed oder sonst jemanden als Diener zu nehmen; im erstern Falle werde ich unglücklich, weil er für mich arbeiten muß, und im andern Falle werde ich auch unglücklich, weil die Noth ihn zu arbeiten zwingen wird. Was muß ich jetzt thun?“ Damit verschloß er seinen Laden und ging zu Haus und blieb Tag für Tag dort, bis seine Kunden zu andern Kaufleuten gingen und jedermann ihn für verrückt erklärte. In der That aber überlegte er zu Haus, was er mit dem Burschen machen solle, und kämpfte gegen die Eingebungen Scheitans (des Satan), welcher ihm nahestehend sagte: „Tödte den Mohammed und wirf ihn in den Brunnen, dann brauchst du keine Furcht mehr zu haben, daß er zum Untergang deines Glücks arbeitet.“ Unterdessen besuchte der Bursche jeden Tag das Haus und spielte mit Fatmeh, die ihn wie ihren Bruder liebte und sein häßliches Gesicht lieber hatte als ein anderes. Er gab sich zwar Mühe sich nützlich zu machen, indem er im Siebe das Korn, welches die Familie gebrauchte, von der Spreu zu sondern suchte, oder indem er Wasser holte oder eine Pfeife stopfte, aber stets belohnte Bedreddin seinen Fleiß mit einer Tracht Schläge, wobei er ihm zuschrie: „Wehe über dich, o Garstiger! wie weit entfernt ist mein Mißgeschick?“ Das Gerücht von Bedreddins Wahnsinn hatte sich nach und nach weit verbreitet, und seine Gläubiger schrieben an ihn aus Cairo und Alexandria, so daß er dadurch gezwungen wurde wieder in seinen Laden zu gehen. Aber sein Geist war immer zerstreut und abwesend, und zuweilen verließ er seine Geschäfte, um nach Hause zu gehen, und seiner Frau, welche vor Besorgniß krank geworden, zu befehlen durchaus nicht zu gestatten, daß Mohammed arbeite. Aus diesen Gründen verkaufte er nicht ein Stück von seinen Waaren, und das von ihm befürchtete Unglück schien immer näher zu kommen.

Eines Tages hielt eine Dame auf einem Esel reitend, begleitet von zwei Dienerinnen und einem Negersklaven, vor seinem Laden und sprach, nachdem sie abgestiegen war: „O Bedreddin, zeige mir Tücher und Seidenstoffe und Musline!“ Da legte er ihr seinen ganzen Vorrath vor und sie ließ sich so und so viele Ellen von dieser und so viele von jener Waare abschneiden, bis sie einen großen Haufen gekauft hatte. Darüber war Bedreddin froh in seinem Herzen, während die Nachbarn das Auge des Neides auf ihn warfen. Aber plötzlich erschien Mohammed im Bazar, und als die Dame ihn sah, lachte sie laut und sagte: „das muß Mohammed der garstige seyn, von dem alle Frauen sprechen und ihn einen faulen Hund nennen, der in seinem Leben noch nicht den Werth eines Ei's verdient hat. Er soll diese Sachen für mich nach meinem Hause tragen und ich will ihm ein Geldstück geben.“ Bei dieser Rede begann Bedreddin zu zittern und zu erblassen, indem er rief: „Nicht so, o Frau! dieser Bursche ist ein Schurke, und kein Affe war je so boshaft als er. Traue ihm nicht, denn er wird das Packet in den Fluß fallen lassen, so wie er daran vorbeikommt.“

„Fürchte das nicht,“ erwiederte die Dame, „ich bin die Gattin des Mudir und wir werden dem Flusse nicht nahe kommen.“

„Dann wird er unbezweifelt auf ein Kamel rennen welches Holz trägt, um den Muslin und die seidnen Stoffe zu zerreißen.“

„Fürchte das nicht, ich bin die Gattin des Mudir und die Straße wird für mich geräumt werden.“

„Dann wird er absichtlich fallen und die Zeuge werden beschmutzt.“

„Aber du hast ja die Waare sorgfältig eingewickelt und so kann kein Schaden geschehen.“ „Komm, Mohammed, und nimm dieses Packet auf die Schulter.“

„Sohn eines Hundes!“ schrie Bedreddin, in seinem Zorne alles vergessend und seine Elle von Eisen ergreifend, „Sohn eines Hundes! rühre das Packet nicht an oder ich schlage dich zu Brei!“ Jetzt wollte Mohammed davon laufen, aber der schwarze Sklave packte ihn am Handgelenke fest und sagte: „sie ist die Frau des Mudir, thue was sie befiehlt oder du wirst zu Brei zerschlagen!“ Da begann der Knabe zu weinen, indem er sprach: „es scheint man will mich zu Brei zerprügeln wie ich es auch mache!“

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Befestigung (Gorodischtsche) in Kremensk.

(Journal des Ministeriums des Innern. September)

Auf der großen Straße von Medyn nach Moshaisk, 15 Werst nordöstlich von letzterer Stadt, liegt am Flusse Lusha das Dorf Kremensk, bemerkenswerth durch eine in seiner Nähe befindliche alte Befestigung; sie ist am hohen Ufer des Lusha, da wo von der linken Seite her die Kremenka einfällt, angelegt. Vom Dorf, das gleichfalls auf der linken Seite der Lusha liegt, ist sie durch einen in hohem Alterthum ausgegrabenen breiten und tiefen Graben getrennt, der sich von der Lusha bis zur Kremenka ausdehnt. So von drei Seiten gedeckt beherrschte sie durch ihre hohe Lage das ganze umliegende Land: der Aufwurf ist ziemlich hoch, und hatte auf der gegen Norden liegenden Seite eine Oeffnung, wahrscheinlich der Eingang, während auf der Südseite, gegen die Einmündung der Kremenka in die Lusha zu, eine zweite Oeffnung liegt, die vermuthlich als Ausgang diente. Auf dem Kamm des Aufwurfs des Walls sind Einschnitte wie Schießscharten. Nach einer alten Ueberlieferung stand hier eine Stadt mit vielen Kirchen, was auch jetzt noch aus den Spuren von 67 Kirchhöfen bestätigt wird. An der Stelle der Befestigung selbst, welche der Sage nach zugleich mit der Stadt von den Tataren zerstört wurde, lag eine Veste oder Kreml.

Vor dem Einbruch Batu's findet sich der Name Kremensk oder Kremenez in keinem geschichtlichen Denkmal; das Daseyn eines Städtchens (Gorodok) wird aus verschiedenen Chroniken und Documenten nicht vor dem 15ten und 16ten Jahrhundert bekannt. Wann und aus welchen Ursachen es später abermals der Verödung anheimfiel, ist abermals unbekannt: das jetzige Dorf und die dabeiliegende Befestigung sind unzweifelhaft Reste des Städtchens Kremenez oder Kremensk.

Innerhalb der Befestigung, auf dem flachen Raume, bemerkt man einige Senkungen; eine derselben, von größerem Umfang als die andern, war augenscheinlich ausgegraben, um das Fundament zu einem größeren innerhalb der Festung befindlichen Gebäude zu legen. Am Abhang des

Digitized by Google

steilen zerrissenen Ufers der Luzha befinden sich noch jetzt drei Höhlen, immer eine niedriger als die andere. Die obere befindet sich unmittelbar unter dem Walle, aber es ist wegen des steilen Durchrisses schwer dahin zu gelangen, und von außen sieht man nur einen schmale weiter hinab sich verfinsternde Oeffnung. Die zweite, mittlere befindet sich unter der erstern an der Mitte des Bergs, der Eingang ist gleichfalls sehr eng und führt in eine ziemlich geräumige Grotte, an deren Seiten, gleich Diwanen, große länglich viereckige Steine liegen; da und dort sieht man Spalten oder Vertiefungen, aus denen eine feuchte kalte Luft weht, in die man aber noch nicht hineingedrungen ist. Unter dieser mittleren Höhle, am Fuße des Berges, hart am Flusse ist die dritte und letzte. In der Vermuthung, daß hier Diebe hausten, verschütteten die Anwohner den Eingang fest mit Erde und Steinen; früher aber war derselbe, wie der in die mittlere, sehr leicht zugänglich.

Dieser letzte Eingang führt nach der Angabe alter Leute in andere entlegenere Höhlen, die unter sich in Verbindung stehen. Zum Beweise führen sie an, daß vor siebzig Jahren der Sohn des Diaconus des Dorfs durch eigene Neugierde und die Bitten anderer getrieben, in die Höhle hineinging, nachdem er sich mit einer Schnur und einem Packet Wachslichter versehen. Bei seiner Rückkehr erzählte er, daß die Höhle sich in viele andere theile, in die entlegenen und in viele Seitenhöhlen habe er nicht hineindringen wollen und können; einige der von ihm besichtigten habe er, ebenso wie ihre Eingänge, ziemlich geräumig gefunden. Die Wölbungen und Wände hätten das Licht der in seinen Händen brennenden Kerzen zurückgeworfen und hätten sich ganz glänzend dargestellt durch die Tropfsteine, welche den größten Theil der Oberfläche in Form von Säulen, Wasserfällen, Eiszapfen und Ringen bedeckt hätten; einige Stücke davon habe er mit herausgebracht. In einer der Höhlen habe er außerdem einen großen Stein, in Form eines Grabsteins gesehen, der am Boden lag, und fast in denselben eingewachsen war; dieser Stein war ziemlich regelmäßig in länglich viereckiger Form behauen und glatt geschliffen. Den Boden der Höhle fand er theils sandig, theils steinig, die Mauern der Gänge aber aus graulich weißem lockerem Sandstein bestehend, ähnlich dem am Eingang in die Höhle vom Flusse Luzha her. In einer der Höhlen habe die aus dem tiefen Innern derselben herwehende feuchte Luft seine Kerzen ausgelöscht; er habe also seinen Rückweg nur mit Hülfe seiner Schnur suchen müssen, und nur mit größter Mühe sich herausgearbeitet, wobei er an den scharfen Ecken der Wände und Decken sich bis aufs Blut zerstoßen und zerkratzt habe.

Nach dieser Zeit drang niemand mehr in diese entlegenen Höhlen. Gegenwärtig hat man bei der Anlage der Chaussee von Malojaroslawez nach Medyn die Steine, womit man den Eingang in die Höhlen verschüttet hatte, wieder aufgegraben, und so zum Theil den Eingang frei gemacht.

Ueber die Arbeiterquartiere.

(Schluß.)

Es ist vorhin gesagt, daß man in denselben Arbeiterquartieren nicht Familien und ledige Arbeiter wohnen lassen solle, es ist aber auch nicht zweckmäßig für die ledigen Arbeiter besondere Gebäude zu errichten, denn diese Leute sind fast sämmtlich in dem Alter von 18—35 Jahren, in demjenigen Lebensalter, wo sie zur Arbeit am geschicktesten sind; sie beziehen den höchsten Lohn, haben die geringsten Lasten, es fehlt denselben an Sparsamkeit, Nüchternheit, Sittlichkeit, sie verausgaben gewöhnlich alles so wie sie es empfangen in Ausschweifungen, ohne Rücksicht auf den folgenden Tag. Es ist daher leicht einzusehen, daß es Unrecht wäre die geringsten Opfer zu bringen, um diesen Leuten bessere und billigere Wohnungen zu verschaffen, denn man wird dadurch ihre Fehler und Laster nicht verbessern; im Gegentheil wird man nur ihren schlechten Neigungen durch das Zusammenleben mehr Nahrung geben. Die ledigen Arbeiter würden sich weigern in einem Hause zu wohnen, wo sie einer jeder Unordnung vorbeugenden Disciplin unterworfen wären; solche Gebäude würden entweder keine Bewohner erhalten oder sie würden ein Ort der Unordnungen seyn. Außerdem ist zu befürchten, daß man in der über Winter zu heizenden Halle, dem Versammlungsplatze aller ledigen Arbeiter eines Quartiers, den Herd des Aufruhrs und der Verführung bildet, umsomehr da die Glieder dieser Vereinigung sich ohne Schwierigkeiten sehen und Verschwörungen anzetteln können, ohne daß die Polizei verhindernd einschreiten kann. Die Folge, welche man aus diesen Betrachtungen ziehen muß, ist, daß die Quartiere für ledige Arbeiter, sey es für diese allein oder in Verbindung mit Familien, weder dem Arbeiter selbst noch der menschlichen Gesellschaft im Ganzen nützlich seyn, sondern nur zum Uebel gereichen werden.

Die Quartiere für Arbeiterfamilien müssen so angelegt seyn, daß die Wohnungen hinreichend frische Luft, Licht, Geräumigkeit, die Annehmlichkeit der Reinlichkeit und Isolirung in hinreichendem Maaße darbieten. Auf diese Weise wurden 1835 und 1836 zuerst in Mühlhausen ähnliche Anlagen gemacht, welche immer nachahmenswerthe Muster bleiben werden. André Köchlin, Maire der Stadt, ließ, um den traurigen Folgen, welche aus der Art, wie die Arbeiter dort wohnten, entstanden, abzuhelfen, 36 Wohnungen errichten, von denen jede zwei Zimmer, eine kleine Küche, Boden und Keller enthält, er überließ diese Häuser den Arbeitern für den halben gewöhnlichen Miethpreis. Mit jeder Wohnung war ohne Erhöhung des Miethzinses ein Garten verbunden, um einen Theil der für die Haushaltung nöthigen Gemüse bauen zu können, und auch den Arbeiter an häusliche Beschäftigungen statt der Gelage im Wirthshause zu gewöhnen. Um aber alle diese Vortheile zu genießen, ist es erforderlich, daß der Miether mit eigenen Händen seinen Garten bebaut, daß er seine Kinder zur Schule schickt, daß er keine Schulden contrahirt und jede Woche eine Einlage in die Sparcasse macht, und 15 Cent. in die Krankencasse des Etablissements zahlt. Diese letztere Bedingung gibt alsdann in Krankheitsfällen wiederum das Recht auf eine Unterstützung von 30 Sons per Tag, freie Arznei und Besuch des Arztes. Diese Anlage des Herrn Köchlin glückte vollkommen, und die Manufacturisten Mühlhausens wollten dieß Beispiel in großem Maaßstabe nachahmen. Nicht allein Elsaß, sondern auch England, Belgien und Deutschland (vorzüglich Berlin und Hamburg) haben denselben Weg eingeschlagen; auch in mehreren Departements Frankreichs findet man, vorzüglich seit 1841 Arbeiterfamilien, welche in den Baumwollen- und Leinenfabriken, den Glashütten, den Steinkohlenbergwerken und den Hüttenwerken beschäftigt sind, zu sehr billigen Preisen in besonderen Quartieren wohnen, deren gemeinschaftlicher Fehler aber der Mangel einer vollkommenen Isolirung ist. Mehrere Fabrikbesitzer haben aber auch hinlänglich geräumige, in jeder Hinsicht zweckmäßige Häuschen für ihre Arbeiter erbaut, ein Garten und kleiner Schoppen, sowie bisweilen ein kleiner Schweinstall werden gratis hinzugefügt; der Nutzen dieser Anlagen sowohl für die Besitzer als auch für die Bewohner stellt sich immer mehr heraus, leider ist aber die Anzahl dieser Etablissements immer noch sehr beschränkt.

Fossile Eier in Madagascar. Eier von ungeheurer Größe nebst fossilen Knochen sollen im Bett eines Wildbachs gefunden worden seyn. Die Schalen sind 1/8'' dick, der Umkreis des Eis ist 2' 8'' und 2' 2'', und der Inhalt eines Eies, das geöffnet wurde, betrug etwa zwei Gallonen. Diese Verhältnisse gleichen denen der Eierschalen, welche Dr. Mantell von dem Moa-Vogel aus Neuseeland mitbrachte. Sollten nicht diese riesenhaften straußenartigen Vögel auch auf Madagascar gehaust haben? Die Eingebornen scheinen mit den fossilen Eiern wohlbekannt, und behaupten nach einer alten Sage habe früher auf der Insel ein Vogel existirt, groß genug einen Ochsen fortzutragen. Wenn dieser letztere Ausdruck auf eine traditionelle Ueberlieferung von räuberischen Gewohnheiten sich beziehen soll, so kann der Vogel nicht der Moa gewesen seyn, möglicherweise soll aber der Ausdruck nur einen Begriff von Größe bezeichnen. [Nicht außer Acht zu lassen möchte seyn, daß auf den benachbarten Inseln Rodriguez, Bourbon u. s. w. die Dodonengeschlechter hausten.] (Liter. Gaz. 28 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 241. 8 October 1850.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris

liefert abermals nicht, was man von ihm erwartete, eine Uebersicht der neuesten Leistungen und Forschungen auf dem weiten Felde der asiatischen Sprachen, Literatur, Geschichte und Religionen. Die Erschütterung des Jahres 1848 scheint, obwohl die Thätigkeit der Einzelnen nicht erschlaffte, immer noch nachzuwirken, und so vermissen wir namentlich die Darstellung des jetzigen Standpunkts der Keilschriftstudien, die uns ein bis jetzt fast völlig unbekanntes Feld eröffnen werden, zu dessen Schilderung und Aufhellung wenige wissenschaftliche Männer geeigneter seyn möchten, als eben der langjährige Berichterstatter. Wir werden uns also hiemit auf das nächste Jahr gedulden müssen, und theilen hier nur übersichtlich, statt wie sonst möglichst ausführlich, den Bericht mit, der mit den Verlusten beginnt, welche die asiatische Gesellschaft im letzt verlaufenen Jahre erlitten hat. Dieß sind namentlich drei hervorragende Personen, Graf Carl Philibert von Lasteyrie, welcher, ohne eigentlich Orientalist zu seyn, doch der Gründer der Gesellschaft durch seine uneigennützigen Bemühungen und Bestrebungen wurde; Sir Graves Chamney Haughton, der seine hauptsächlichsten Studien in Indien selbst machte, und namentlich durch seine bengalische Grammatik und andere dazu gehörigen Werke den Grund für spätere Forscher legte, [1] und endlich Hr. Ed. Biot, der seine Laufbahn als Mathematiker und Ingenieur begann, dann sich auf das Studium des Chinesischen warf, und namentlich die Verwaltungsgeschichte China's und die physikalischen und mathematischen Werke der Chinesen zum Gegenstand seines Studiums und seiner zahlreichen Mittheilungen im Journal asiatique machte. Nach dieser Einleitung kündigt der Berichterstatter an, daß der Rath der Gesellschaft beschlossen habe, die unterbrochene Ausgabe mehrerer wichtiger Werke wieder aufzunehmen, und rechtfertigt diesen Entschluß auf eine Weise, die von allgemeinem Interesse ist, und die wir deßhalb hier unverkürzt mittheilen.

„Man könnte vielleicht uns vorwerfen, die unterbrochenen Arbeiten allzubald wieder aufzunehmen, den Verlusten der Gesellschaft und der Gleichgültigkeit des Publicums für die Arbeiten des Geistes nicht gehörig Rechnung zu tragen, man könnte es angemessener finden, die Existenz der Gesellschaft durch die bloße Herausgabe des Journals zu sichern, und hinsichtlich der andern Unternehmungen auf bessere Zeiten zu warten. Diese Erwägungen haben vor zwei Jahren den Rath geleitet, und ihn zur Einstellung der Druckwerke bestimmt, als er sich einer unbekannten drohenden Zukunft gegenüber sah, jetzt aber scheint ihm der Augenblick gekommen, den gewohnten Gang seiner Veröffentlichungen wieder zu beginnen. Die Gesellschaft hat allerdings Verluste erlitten, und es werden Jahre vergehen, ehe sie solche ganz ausgleichen kann; aber diese Verluste sind geringer als im J. 1830, wo ein viel minder bedeutender politischer Stoß die Gesellschaft viel tiefer erschüttert hat. Diese anscheinend seltsame Thatsache erklärt sich aus Gründen, die in allgemeinerer Weise auf den Zustand der Literatur in Frankreich eingewirkt, und die Zusammensetzung der Gesellschaft langsam aber unabläßig geändert haben. Die asiatische Gesellschaft wurde im Jahre 1822 inmitten und in Folge der großen literarischen Bewegung gegründet, welche alle Geister unter der Restauration beschäftigte. Man suchte damals mit ausnehmender Neugierde alles mögliche auf, was die neue Form, in welcher Philosophie, Geschichte und Literatur sich zu bilden strebten, fördern konnte; über die Geister war, nach langem Druck, gleichsam ein jugendlicher Hauch hingefahren, der sie zu Entdeckungen und in neue Bahnen trieb, indem er sie neue, ungekannte Schätze hoffen ließ. Das Alterthum, das Mittelalter, die fremden Literaturen waren Gegenstände ernster Studien geworden, und die orientalische Literatur nahm natürlich an dieser Gunst Theil; sie war noch unbekannter als jede andere; das hohe Alter ihres Ursprungs, die mannichfachen und oft bizarren Formen, die sie angenommen, der alte Ruf ihrer Tiefe und ihre schwere Zugänglichkeit, alles zog das Interesse an. Man erwartete die Lösung großer historischer Fragen, man war gewiß den Ursprung der Philosophie und der Religionen, die Quellen der Geschichte des halben Menschengeschlechts zu finden; man hoffte eine Verjüngung der Literatur. Darum wurde auch die asiatische Gesellschaft eben sowohl durch die verständige Wißbegierde von Leuten, die sich nicht selbst mit den asiatischen Sprachen beschäftigten, als durch das natürliche Interesse derer, die daraus den Gegenstand ihrer Studien machten, gegründet; man findet darunter die Namen der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Literatoren. Allmählich nahm aber dieser große und schöne literarische Eifer ab, das politische Fieber ergriff mehr und mehr Europa, und verminderte dessen Aufmerksamkeit auf die Arbeiten des Geistes. Das ist der Grund, weßhalb die Revolution von 1830 beinahe verderblich für unsere Gesellschaft geworden wäre; die Weltmänner verschwanden fast plötzlich von der Liste unserer Mit-

[1] Seine Gesundheit hatte ihn genöthigt Indien schon im J. 1815 zu verlassen, worauf er im J. 1817 Professor des Sanskrit und Bengali zu Haileybury wurde, im J. 1829 aber auch diesen Posten aufgeben mußte, und sich in Paris niederließ, wo er sich, da seine Augen ihm die Fortsetzung orientalischer Studien nicht mehr gestatteten, mit physikalischen Studien abgab. Er starb am 28 August vorigen Jahrs.

Digitized by Google

glieder, und nur einige blieben uns aus aufrichtiger Liebe für die von der Mode nicht mehr beschützte Wissenschaft treu. Nichtsdestoweniger widerstund die Gesellschaft dem Mißgeschick. Das Studium der Literaturen Asiens machte rasche Fortschritte, vielleicht nicht genug für die, welche nur Resultate und allgemeine historische Formeln verlangten, aber ohne Vergleich raschere und solidere als zu irgend einer frühern Epoche; sie wuchs, wenn ich mich so ausdrücken darf, in sich selbst, die Methoden vervollständigten sich, man gelangte zu einer früher fast unbekannten Genauigkeit, die vergleichende Grammatik entstand und schuf einerseits die Wissenschaft der Etymologie, die früher mehr nur ein Irrlicht gewesen war, und bereitete auf der andern Seite die wichtigsten und sichersten historischen Entdeckungen vor; man faßte allerseits Aufgaben an, die unlösbar schienen, man häufte die umständlichsten und zuverlässigsten Documente für die Geschichte der einzelnen Länder auf, man vervollständigte die Mittel des Studiums, und ersetzte Vermuthungen, die vorher die besten Köpfe getäuscht hatten, durch Thatsachen.

„Dieß innere Leben der Wissenschaft beseelte eine große Anzahl junger Männer, die sich uneigennützig trotz tausendfacher Hindernisse diesen Studien widmeten, und allenthalben asiatische Gesellschaften gründeten, um sich gegenseitig in ihren Arbeiten zu unterstützen. Ihre Gesellschaft hat an dieser Bewegung Antheil genommen, die austretenden Weltmänner wurden allmählich durch Leute, die sich dem Studium gewidmet hatten, ersetzt, die Gesellschaft befestigte sich, und wurde unabhängiger von der Gunst oder Ungunst des herrschenden Geschmacks. Nichts destoweniger muß es der Zweck der Gelehrten seyn, das Interesse des Publicums wieder für sich zu gewinnen, und man kann nicht zweifeln, daß dieser Augenblick kommt, wenn die Ruhe in die Geister zurückkehrt, und eine wahre, minder fieberhafte Literatur wieder ein Bedürfniß für gebildete Männer geworden seyn wird. Die orientalische Literatur wird durch die Fortschritte, welche sie täglich macht, besser vorbereitet seyn, der Wißbegierde derjenigen zu entsprechen, welche sie befragen wollen, und Lösungen zu geben auf Fragen die man an sie richtet, denn es erweckt Staunen, wenn man erwägt, was geschehen ist, seit diese Gesellschaft zum erstenmal zusammentrat: seit dieser Zeit wurde die Sprache Zoroasters enthüllt, man liest die seit Alexander dem Großen unverständlich gebliebenen Inschriften des Darius; man hat die Inschriften Asokas entziffert, und die Werke der Buddhisten in den Sprachen aller Völker an der Tatarei bis nach Ceylon gelesen; man liest jetzt die sinaitischen Inschriften, und entziffert die von Saba; man hat das Kawi und alle malayischen Dialekte studirt; man steht auf dem Punkte die Sprache der Assyrier, Babylonier und Meder wieder zu finden, wie man ihre Paläste aufgefunden hat; das Japanesische ist Gegenstand der ernstlichsten Studien; die phönicischen Inschriften fangen an keine Räthsel mehr zu seyn, man analysirt die finnischen und kaukasischen Dialekte; man studirt die Sprachen der Ureinwohner Indiens, wodurch uns der Zustand des Landes vor dem Eintritt der brahmanischen Race enthüllt wird; man hat tibetanische, mongolische, birmanische, die cingalesische, cochinchinesische, siamesische Grammatiken und Wörterbücher, so wie die einer Menge noch ganz unbekannter Dialekte herausgegeben. Und hier spreche ich bloß von den räumlichen Fortschritten der orientalischen Literatur, fügt man aber auch die Arbeiten hinzu, wodurch früher bekannte Literaturen bereichert wurden, denkt man an die Menge der arabischen, persischen, türkischen, armenischen, sanskritischen und chinesischen Werke, die seit 30 Jahren herausgegeben und übersetzt wurden, an die Menge historischer, geographischer und ethnographischer Fragen, die untersucht worden, dann überzeugt man sich, daß, was seit dieser Zeit geschehen, in Masse und Bedeutung allem dem gleichkommt, was die frühern Jahrhunderte zusammen geleistet haben. Die Ergebnisse dieser außerordentlichen Arbeiten beginnen in die allgemeine Geschichte einzutreten, und in dem Maaße, als sie bekannter werden, wird man auch den Werth unserer Studien richtiger schätzen. Inzwischen darf man nicht vergessen, daß wir erst am Eintritt ins Heiligthum stehen, daß Jahrhunderte von Anstrengungen noch vor uns liegen, und daß die asiatischen Gesellschaften in schwierigen Zeiten den Muth derjenigen aufrecht halten müssen, die an dem großen Werke arbeiten. Statt also über den Entschluß, die Arbeiten fortzusetzen, den der Rath gefaßt hat, unruhig zu seyn, bedauere ich im Gegentheil, Ihnen nicht einen viel umfassendern Plan heute vorlegen zu können, einen Plan, der eines Tages Ihnen zur Entscheidung vorgelegt werden wird, wozu der Augenblick aber noch nicht ganz gekommen ist."

Wir fügen dieser meisterhaften Darlegung nichts bei, als daß sich der Berichterstatter mit dem Zustand seiner Gesundheit entschuldigen mußte, daß er nicht näher auf die Jahresarbeiten einging.

Mohammed der garstige und Fatmeh die schöne.

Lebensbilder aus Aegypten.

(Fortsetzung.)

Während dem waren die Nachbarn zusammengelaufen und alle nahmen Partei gegen Bedreddin, und der Knabe mußte das Packet auf den Kopf nehmen und vor der Dame einhergehen, wobei er denn fortwährend heulte und sein Gesicht so verzerrte, auch seinen Mund so aufriß daß jeder lachte, er aber immer lauter schrie, denn ihm droheten Schläge von zwei Seiten, und einer Tracht Schläge konnte er auf keine Weise entgehen. Mittlerweile hatte der Kaufmann seinen Laden verschlossen und war der Dame nachgelaufen, gefolgt von einem großen Haufen Menschen die ihn auszischten und einen Verrückten nannten, bis er die Pforte am Hause des Mudir erreichte. Als die Dame mit Mohammed in das Haus gegangen war, setzte sich Bedreddin auf einen Stein und zerraufte seinen Bart, zerriß seine Kleider und schrie als wenn er ermordet werden sollte. Endlich kamen zwei Männer mit Knütteln aus dem Hause, welche ihn schlugen und wegjagten wie einen Hund. Voll Verzweiflung begab er sich nun nach seiner Wohnung, denn er war überzeugt daß großes Unglück über ihn kommen werde, weil Mohammed der garstige aufgehört hatte müßig zu seyn. Hätte Jemand ihm gesagt, daß all sein bisheriges Mißgeschick, sowohl die Unruhe seines Gemüths, als der Verlust seiner Kunden, in dem festen Glauben liege, welchen er der thörichten Geschichte schenkte, die Mohammeds Vater ihm erzählt hatte, so würde er das doch nicht geglaubt haben.

Als nun Bedreddin sein Haus erreicht hatte, fand er, daß der Engel des Todes hindurchgeschritten sey, und daß seine Gattin, die lange Zeit krank gewesen, nicht mehr war. Da nahm er sein Kind Fatmeh auf seinen Arm und sagte weinend: „Gott ist groß! Dieses geschieht weil das verfluchte Weib den Garstigen gesehen und hat arbeiten lassen." Aber das Kind Fatmeh verstand nicht was geschehen war, sie sah nur die Thränen auf der Wange des Vaters und fühlte sie auf der ihrigen, deßhalb weinte sie auch und heftiger als er, denn viel Kummer hatte die

Digitized by Google

Quellen des Schmerzes in den Augen des Greises vertrocknet. Am folgenden Tage erschien ein Haufe Sklaven und Diener des Mudir mit Stöcken bewaffnet in seinem Hause, welche seine Möbeln zerbrachen und zerschlugen, schrien und brüllten, auch ihn anpackten um ihn zur Arbeit nach der nahen Fabrik fortzuschleppen, indem sie behaupteten daß dort Arbeiter fehlten, aber die Wahrheit war, daß er des Mudirs Frau beleidigt hatte. Unterweges sagte er: „Gott ist barmherzig! dieses wäre nicht über mich gekommen, wenn der Garstige nicht zur Arbeit gezwungen worden wäre." Alles was er besaß, seine Waaren, seine Sklaven, zwei Esel und ein Kameel wurden ihm genommen und verkauft, denn sie behaupteten, er habe seine Steuern nicht bezahlt. Aber er blieb gefaßt und sprach: „Gott ist mitleidig! alles dieses geschieht nur weil der Garstige gezwungen wurde zu arbeiten."

Als er am Abend nach seinem Hause gehen durfte, erzählten ihm die Nachbarn und Frauen, welche von seines Weibes Begräbniß zurückkehrten, daß das Kind Fatmeh verschwunden und wahrscheinlich am Ufer des Flusses allein umherwandelnd in das Wasser gefallen sey. Da schlug er seine Augen zum Himmel empor und sagte: „Gott ist gnädig! dieses letzte Unglück würde nicht geschehen seyn, wenn man den Garstigen nicht zur Arbeit angestrengt hätte." Dann fragte er: „hat irgend Jemand Mohammed gesehen?" und als sie „Nein!" geantwortet hatten, rief er aus: „wolle Gott daß er in einen Brunnen gefallen ist und den Hals gebrochen hat!" Er mußte nun fortwährend in der Fabrik arbeiten, und alle die ihn als Kaufmann gekannt hatten, selbst seine Neider, bemitleideten sein Schicksal, während sie sich freueten, daß ein gleiches von ihnen abgewendet sey.

Aber Mohammed der garstige war nicht in den Brunnen gefallen und hatte auch den Hals nicht gebrochen. Während die Sklaven und Diener des Mudir wie eine Bande Räuber in das Haus brachen und es verwüsteten, hatte er sich in der Küche versteckt, denn er glaubte daß sie jeden tödten würden den sie fänden, und da er für das Kind Fatmeh deßhalb besorgt war, weil er sie liebte, so nahm er diese auf den Arm, floh aus dem Hause und entkam aus der Stadt, immer fortlaufend bis er Schutz in einem entfernten Palmenhaine fand. Dort verlebte er einen ganzen Tag mit sorgenschwerem Herzen, aber das Kind belustigend so viel ihm möglich war, bis es hungrig wurde. Nun flocht er einen Strick aus Binsen, die in einem nahen Sumpfe wuchsen, und erklimmte mit dessen Hülfe einen Baum, wo er etliche reife Datteln sammelte, welche er für Fatmeh herabwarf. Sie aber lachte und schlug in die Hände und lief umher um die Datteln aufzulesen. Es war jetzt die Stunde des Sonnenunterganges, und Mohammed konnte durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen einen langen Streifen des Flusses mit röthlichen Wellen gewahren, und wenn er am Baume niederblickte, so konnte er den Boden zwischen den schlanken glatten Stämmen der Palmen mit goldnen Streifen des Sonnenlichts durchwebt erblicken, und die kleine Fatmeh wie sie gleich einem muntern Vogel den Kopf bald rechts, bald links drehete, zuweilen Datteln auflas, zuweilen ihre Augen mit der Hand beschattete und hinaufsah und mit der feinen hellen Kinderstimme rief: „komme herab, o Garstiger, ich habe genug." Als er endlich vom Baume gestiegen war, setzte er sie auf seine Schultern und trug sie ein Stück weiter bis in ein Zuckerrohrfeld: hier machte er eine kleine Laube, indem er die Zuckerrohre an den Spitzen zusammenband, brachte darin das Kind zur Ruhe als es schon dunkel geworden, und bald war es vor großer Ermüdung ganz fest eingeschlafen. Er legte sich ebenfalls nieder, aber er konnte keine Ruhe finden, denn ab und an hörte er Stimmen von Männern, welche Jemanden zu verfolgen schienen, und dann kroch er aus dem Rohrfelde hervor um zu horchen. Indeß hörte er nichts als das Rauschen des Windes, und sah nichts als eine weite Ebene und Palmenwälder hie und dort darin, aber alles still wie schlafend im Strahle des Mondes. Die Felder neben ihm erschienen wie funkelnd von Diamanten, denn ein starker Thau fiel in dieser Nacht. Lange vor Aufgang der Sonne streifte Mohammed in der Gegend umher, um ein Frühstück für die Kleine zu suchen, und er fand etwas weiße Durra (Hirse) und ein Paar Melonen, aus deren Schale er einen großen Becher machte, worin er das Wasser eines nahen klaren Teichs schöpfte. Bald war aber die ganze Ebene belebt von Menschen, von welchen einige in den Feldern arbeiteten, andere auf Eseln oder Kamelen von diesem nach jenem Dorfe zogen. Deßhalb durfte er den ganzen Tag sich nicht regen und wurde oft erschreckt von Menschenstimmen in seiner Nähe. Er hatte beschlossen, im Schutze der Stunden der Nacht seine Reise fortzusetzen, und die Zeit bis dahin wurde ihm nicht lang, denn so sehr liebte er das Kind, daß er, es mochte schlafen oder wachen, beständig sein Auge und Herz darauf gerichtet hatte. Gar oft fragte Fatmeh nach ihrer Mutter, denn sie wußte nicht was geschehen war, aber Mohammed brachte sie ab von diesen Gedanken, indem er ihr bald Geschichten erzählte, bald mit leiser Stimme sang, bald komische Grimassen ihr vormachte. Auf diese Weise verging der Tag; sie saß oder lag unter der kleinen grünen Rohrlaube, und er lag vor ihr ausgestreckt in dem dichtbewachsenen Felde und beide waren glücklich; von der Welt sahen sie nichts weiter als den blauen Himmel und den Wald von wehenden Rohrbüscheln umher, der von Millionen grüngoldener Lichtstreifen durchzogen war. Es war um Mittag, und Fatmeh schlummerte ruhig, als Mohammeds aufmerksames Ohr ein sonderbares Rauschen immer näher kommen hörte; rasch sich erhebend, wähnte er daß es Verfolger seyen, aber obgleich er langgewachsen war und auf einem kleinen Erdhügel stand, so konnte er doch kaum über die ihn umgebende grüne Fläche hinwegsehen. Immer näher kam das Geräusch, und bald konnte er unterscheiden, daß die Rohre in der Richtung nach ihm zu stark geschüttelt wurden, als wenn ungeheure Thiere sich hindurchdrängten, und nun wurde ihm klar, daß eine Schaar wilder Schweine durch das Feld kam. Kaum hatte er noch Zeit genug, um neben dem schlafenden Kinde sich auf die Knie zu werfen, als ein gewaltiger Eber wie toll neben ihm vorbeirannte, dann ein zweiter und dritter, der eine näher, der andere etwas ferner von ihm, während er mit ausgebreiteten Armen die plumpen Unthiere wegzuscheuchen suchte von dem Kinde. Endlich rannte ein ungeheuer großes Schwein gerade auf ihn los, blieb aber dicht vor der Laube stehen und steckte seine garstige Schnauze und seine boshaften kleinen Augen zwischen den Rohrbüscheln hervor. Das Thier schien Lust zu haben die beiden Flüchtlinge unter die Füße zu treten, als Mohammed einsah, daß jetzt etwas geschehen müßte, nicht um sich zu retten, sondern um das Kind zu schützen, denn das war sein einziger Gedanke. Indem er rasch aufsprang und einen lauten Schrei ausstieß, trat er einen Schritt vorwärts; der Eber wandte sich kurz um, grunzte, kratzte mit den Hufen in der Erde, um zu zeigen was er thun könne wenn er wolle, und lief dann davon. Die andern Thiere schienen daraus zu bemerken, daß der Weg dort nicht frei sey und liefen zur Seite vorbei, und bald war von ihrem Durchzuge nichts mehr zu gewahren als

Google

die von ihnen geknickten Rohrstengel. Jetzt wendete Mohammed seinen Blick auf das schlafende Kind, und das Lächeln auf dessen Lippen belohnte ihn für seinen aufopfernden Muth.

Als die Nacht gekommen war und Mohammed glaubte mit Sicherheit weiter ziehen zu können, versorgte er sich mit einem Bündel Zuckerrohr zur Speise auf dem Wege und verließ dann die kleine Laube mit Fatmeh, welche er abwechselnd trug und an der Hand führte. Diese begriff die Reise gar nicht, und würde sich gefürchtet haben, wenn sie nicht Mohammed stets als ihren besten Freund gekannt hätte. Allein gar häufig fragte sie ihn nach Vater und Mutter und der Sklavin Zara, und endlich erzählte er ihr, wie es Gottes Wille gewesen sie alle zu sich zu nehmen, wie sie alle getödtet worden von dem Feinde und er allein übrig geblieben, um ihr Vater, Mutter, Diener zu seyn; das glaubte er wirklich, denn er wußte daß Fatmehs Mutter todt war und wähnte, daß der Mudir den Vater habe umbringen lassen und dessen Absicht gewesen, die ganze Familie auszurotten.

Ihr Weg führte bald durch große Felder, bald längs der hohen Dämme zwischen diesen, und das Licht des Mondes war so hell, daß sie ohne Schwierigkeit die ungeheure Ebene des Nildelta durchwandern konnten. Nur wenn Lichter, Hundegebell, Trommelton, Geplapper der Weiber oder andere Zeichen die Nähe eines Dorfs verriethen, wandten sie sich seitwärts, um es zu vermeiden; da Mohammed den Entschluß gefaßt hatte, nach Cairo zu gehen, wo sein Oheim, ein Wasserträger, lebte, so richtete er die Wanderung stets nach Süden. Zuweilen kamen sie freilich in finstere Palmenwälder, und er verlor die Richtung, aber bald zeigten Mond und Sterne ihm diese wieder, und so wanderten sie fast die ganze Nacht hindurch, bis sie endlich, eben als der Mond untergehen wollte, das Ufer des Flusses erreichten. Hier ließen sie sich am Fuße eines hohen Dammes unter einer säuselnden Akazie nieder und schmiegten sich dicht an einander, denn diese nächtliche Stunde war sehr kühl, und ganz leise flüsternd in der heimlichen Stille theilten sie sich mit was sie bemerkten und empfanden. Schön war alles, was sie um sich sahen, aber sie wußten es nicht mit Worten auszudrücken, und still war alles umher wie ein Traum, nur der Strom zu ihren Füßen ließ sein sanftes Gemurmel hören und zuweilen ein Geplätscher, wenn Erde vom Ufer sich ablösend in das Wasser fiel; hinter ihnen dehnte unabsehbar weit die Ebene sich aus, welche sie mit müden Füßen durchwandert hatten, und in der ruhigen Luft erschienen die Kronen der Palmen wie große wallende Federbüsche. Vor ihnen zog der mächtige Strom langsam seinem Grabe, dem Mittelmeere, zu, lange Inseln mit niedrigem Rohrgebüsch bedeckt ruheten in seiner Mitte, und hie und da erhoben sich weiße Sandbänke oben über seinem Spiegel. Anfangs glänzten in der Landschaft hin und wieder die silbernen Streifen des Mondlichts, bald aber verschwand dieses Gestirn wie ein bleiches Gespenst in einem Palmenhaine am Ufer gegenüber, und nun wurde alles trübe und schwarz, so daß sie nichts mehr als dunkle Schattenmassen in der Ebene und den Wiederschein einzelner goldener Sterne im Strome zu ihren Füßen unterscheiden konnten. Jetzt erst bemerkte Mohammed das Kuppeldach des Grabmals eines Scheichs, welches in einem Akaziengebüsch dicht neben ihnen stand, und dorthin trug er Fatmeh, die ihr Köpfchen an seine Schulter gelehnt eingeschlafen war; zu seiner großen Freude sah er, daß die Thür offen stand, und daß sie drinnen Schutz gegen den Nachtthau finden könnten. Als sie eingetreten waren, machte er ein Lager von Gras für seine Pflegetochter, und als sie auf diesem bald wieder fest schlief, ging er vor die Thür und spähete nach der Dämmerung des Morgens. „Wenn", sagte er zu sich, „dieses Grabmal nicht zu nahe menschlicher Wohnung steht, so wollen wir den Tag darin zubringen und in der Nacht unsere Reise fortsetzen und mit Gottes Hülfe sicher nach Cairo gelangen."

Bald erschien im Osten die graue Morgendämmerung, und bald konnte er sich überzeugen, daß die Gegend einsam und öde, und nicht ein Minaret einer Dorfmoschee sichtbar war. Er entschloß sich hier zu bleiben, Gott dankend für den ihm bisher gewährten Schutz, und ermüdet legte er sich nieder an der Schwelle der Thür und war bald mit Freude im Herzen eingeschlafen. Beim Erwachen war Fatmeh sein erster Gedanke, aber er fand sie nicht mehr an der Stelle, wo sie gelegen hatte, und erschrocken sprang er auf, ihren Namen rufend ohne Antwort zu erhalten. Er suchte sie unter den Akazien und fand sie nicht, und er erhob seine Stimme und weinte, denn der Reichthum seiner Seele war verschwunden und der Schatz seines Herzens war ihm genommen. Er umging das Grabmal wie ein Hund, der eine Spur sucht und forschte nach den Tritten ihrer kleinen Füße; er lief hinaus in die Ebene um sie zu suchen und an den Dämmen hin und her, aber weder in der Ebene noch auf den Dämmen konnte er eine Spur des Kindes finden. Sie war verschwunden, wie der Wind die Flocken der Distel entführt, welche keine Spur in der Luft lassen, wie die Lilie, deren Stamm gebrochen, vom Wasser weggetrieben wird. Da rief Mohammed aus: „Mein Licht ist von mir genommen; die Welt ist dunkel vor meinem Antlitze!" So sprach er wie seine Väter auch einst gesprochen, und wie sie ihn gelehrt hatten zu sagen, wenn Unglück über seinen Pfad schreite. Er empfand jetzt was denen verborgen bleibt, die nicht geliebt haben, daß wenn das Wesen, nach welchem unser Herz sich sehnt, bei uns ist, die ganze Welt hell und schön wie der Flügel des Schmetterlings erscheint, aber langweilig und häßlich wie die Schwinge der Fledermaus wird, wenn die Geliebte nicht mehr da ist. Den ganzen Tag suchte er das verlorene Kind und kehrte mit dem Abend in das Grabmal zurück um zu weinen, und den nächsten Tag suchte er sie wieder und verbrachte die Nacht wieder in Thränen und am dritten Tage sprach er: „Gott ist groß! Wenn Gott will, so werde ich Fatmeh wieder finden; aber wenn Gott es nicht will, so werde ich sie nicht finden. Ich will meine Reise nach Cairo fortsetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Der dießjährige Eistedvodd, d. h. die Versammlung wallisischer Dichter, Musiker und Literatoren, welche dießmal im Schloß Rhuddlan gehalten wurde, zeichnete sich durch einen scharfen Streit zwischen den extremen Wallisern und denen, die auf eine Amalgamation hinarbeiten, aus. Schon bei der Frage über Musik kamen beide Parteien an einander, und Zischen, Unterbrechungen und zornige Reden waren die Folge. Heftiger noch wurde der Streit, als ein Geistlicher aus Bangor in einer langen Anrede die Vortheile hervorzuheben suchte, die aus einer Amalgamation fließen würden. Er wurde mit großer Ungeduld angehört, und sobald er geendet, trat ein hitziger wallisischer Kämpe, der Geistliche Hicks Owen, Vicar von Tremeirchion auf, und hielt eine glühende Rede über die Vorzüge wallisischer Sprache und Literatur, die mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen wurde. (Liter. Gaz. 28 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 242. 9 October 1850

Die ältesten Eichen Englands.

(Revue des deux mondes, 1 Oct.)

Die Haide von Sherwood ist eine der zahlreichen Lichtungen des schönen Waldes von Sherwood, der zur Zeit von König Richard Löwenherz diesen ganzen Theil Englands bedeckte. Damals hausten darin Wilderer, welche von dem Wilde des Königs lebten. Bekanntlich hat Walter Scott einige Scenen seines Ivanhoe dahin verlegt. Noch jetzt sind in dieser Gegend einige Meilen von Mansfeld Eichen, die für die ältesten Englands gelten. Unter einer derselben soll König Johann seinen Unterthanen Gehör ertheilt haben; diese Eiche steht am Rande eines Weges in einem viereckigen Raume, der gegen die Felder hin durch Hecken geschlossen ist; gegen den Weg hin schützt ihn ohnehin die öffentliche Verehrung gegen Unbilden. Der Stamm bedeckt sich noch jedes Jahr mit reichlichem Blätterschmuck, aber die Jahrhunderte haben seine hohen Zweige herabgeworfen, und die Blätter entfernen sich nicht mehr weit von dem Stamm, der sie nährt. Nicht ohne Bewegung betrachtet man einen Baum der schon vor Jahrhunderten — die Magna charta Johanns ist aus dem Anfang des 13ten — ein mächtiger, Jahrhunderte alter Baum seyn mußte. Derselbe Geist hat die Freiheiten Englands geachtet, und den Baum, unter welchem der Fürst sich niederließ, dem England sie entrissen hatte.

Die Erinnerungen an Robin Hood, diesen Helden des Kampfes der untern Classen gegen den Druck des Adels und der Geistlichkeit, knüpfen sich an mehrere andere große Eichen. Bei einer derselben ist der Stamm gespalten und bildet eine Nische, groß genug um einen Mann sitzend oder stehend zu fassen. Man nennt ihn das Schlachthaus, denn hier soll Robin Hood die Aufsicht über das Zerstücken und die Vertheilung der Hirsche des Königs unter seinen lustigen Brüdern geführt haben. Eine noch berühmtere Eiche ist die sogenannte Parlamentseiche oder der Versammlungsbaum (trysting tree) wo Robin Hood seine Gefährten versammelt haben soll. Die älteste Eiche ist die des grünen Thals (green dale oak), deren Stamm den ganzen Rath Robin Hoods bequem hätte aufnehmen können. Der Stamm scheint sich, wie die Gebirge, durch Erhebungen gebildet zu haben, denn die enormen Knäufe erheben sich übereinander, wie die Schichten eines emporgehobenen Bodens. Der Stamm sieht aus, wie ein alter Stein, und man glaubt einen Felsen vor sich zu haben, aus dem sich ein kräftiger Baum erhebt. Die Spalte, welche den Stamm in zwei Hälften theilt, ist weit und hoch genug, um einen Wagen durchzulassen. Ein verirrter Reisender, der Nachts hier ankäme, und im Schatten diese zwei ungeheuren Seitentheile erblickt, könnte sich an einem alten, von einem Thurm überragten Stadtthor glauben. Ein Holzgestell hindert die Erweiterung der Spalte, und bewahrt ihr die Form eines Thors. Auch das ist ein sehr altes Herkommen, denn die Eiche im grünen Thal gehört zu einem besondern Pachtgut, wo in den Pachtbedingnissen ausdrücklich bemerkt ist, daß der Pächter jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit mit einem Wagen durch die Spalte fahren muß. Man hat den alten Baum und die eigenthümliche Thatsache zugleich bewahren wollen.

Mohammed der garstige und Fatmeh die schöne.

Lebensbilder aus Aegypten.

(Fortsetzung.)

Und er setzte seine Reise fort und gelangte in das Haus seines Oheims Hadschi Mustafa, der ein Wasserträger war. Diesem erzählte er seine Geschichte, und wurde freundlich aufgenommen; er bemühte sich seinem Oheim zu helfen und wurde bald selbst Wasserträger, denn er war so stark, daß er gleich anfangs eine ganze Last Wasser schleppen konnte. Und wenn etwa ein anderer Bursche ihn verlachte, weil er die Gewandtheit und feine Weise von Cairo nicht habe, so schlug er jenen und sagte: „Es ist besser stark von Arm zu seyn, als eines Weibes Zunge zu haben.“ Aber er war sehr klug, und in wenigen Monaten konnte niemand merken daß er aus Fuah komme. Zehn Jahre lang arbeitete er mit seinem Oheim und wurde groß und sehr stark. Jedermann sagte von ihm er sey „Gada“, d. h. ein munterer junger Mann, und die Frauen des Stadtviertels sahen ihm nach und riefen: „Wallah! dieser Jüngling würde mit andern Jünglingen nicht zu vergleichen seyn, wenn er nicht solch einen Mund hätte; es ist Schade, daß Gott ihm nicht einen Mund gegeben hat, den man ansehen kann!“

Nun erhielt eines Tages Hadschi Mustafa, Mohammeds Oheim, den Auftrag, am dritten Tage in jeder Woche sieben Schläuche voll Wasser nach dem Hause einer Dame zu bringen, die bei Birket-el-Fil wohnte. Das war für ihn ein guter Verdienst, und er erfüllte den Auftrag sehr pünktlich, wofür er jedesmal bezahlt wurde. Als er nun einst wie gewöhnlich mit Wasser dorthin ging, trat eine Dame auf die Galerie im Hofe und rief ihn an, indem sie sagte: „Hadschi Mustafa, es scheint mir, daß du alt wirst. Warum bringst du nicht einen starken jungen Mann mit, um deine Schultern zu schonen?“ Da sagte Mustafa, ein pfiffiger alter Gesell, zu sich: „Ich merke es, die Dame hat eines Tages mich mit meinem Neffen Mohammed dem garstigen gesehen; sie hat ihn angeschaut und liebt ihn.“

Digitized by Google

Deßhalb erwiederte er ihr: „Ich habe keinen jungen Mann um mir zu helfen, und ich brauche keinen, denn ich bin noch stark genug und das Alter hat mich zur Arbeit nicht unfähiger gemacht.“ Die Dame erhob ungeduldig ihre Hand, ging aber ohne ein Wort zu sagen in ihre Gemächer, und Mustafa beeilte sich das Wasser in die Cisterne zu schütten und zu gehen, indem er wegen seines Scharfsinns und seiner Schlauheit sich selbst Lobsprüche ertheilte. In der folgenden Woche hatte er sein Kamel in den Hof getrieben und zapfte das Wasser in den Schlauch, welchen er auf seinem Rücken trug, als die Dame wieder auf die Galerie trat und zu ihm sagte: „Du bist ein Lügner, dein Neffe, Mohammed der Garstige, arbeitet mit dir, und wenn du ihn das nächstemal nicht mitbringst, so werde ich dir viel Leid anthun. Was fürchtest du für den Burschen?“ Mustafa verneigte sich tief und erwiederte: „O Frau, ich will thun wie du befiehlst“, aber beim Weggehen sagte er zu sich: „Dieses Weib ist offenbar bösen Sinnes; sie will Mohammed von mir nehmen und in meinen Bart lachen, und wenn ich ihrem Wunsche nachkäme, so könnte der Jüngling vielleicht in großes Unglück durch sie gerathen.“ Zu Haus fand er Mohammed, der eben aus einem andern Stadttheil mit seinem Kamel heimgekehrt war und die Schläuche weglegte; da sagte er zu ihm: „O Mohammed, ich bin bekümmert, daß du krank bist“, und dieser entgegnete: „Oheim, ich bin nicht krank, Gott sey dafür gedankt.“ Aber Mustafa sprach nun: „Es ist nothwendig daß du sehr krank seyn, daß du zu arbeiten aufhören und zu Hause bleiben mußt; es ist nöthig daß du deinen Kopf umhüllst und seufzest, wenn die Nachbarn kommen, um dich zu besuchen, denn sonst kann dir und mir großes Unheil geschehen.“ Da antwortete ihm Mohammed: „Durch das böse Geschick welches an mir haftet, sind mannichfache Unglücksfälle über die gekommen welche ich liebte, und nicht für alle Reichthümer der Welt möchte ich, daß durch mich dir etwas geschehe. Ich kam in dein Haus arm, hungrig und müde, und du hast mich genährt, gekleidet und beherbergt. Was du mich heißest, das werde ich thun ohne Murren.“

Eine ganze Woche blieb er im Hause und stellte sich sehr krank, so daß alle Nachbarn die davon gehört, Mitleid mit ihm hatten, und der eine dieses, der andere jenes Mittel anrieth; der Barbier, welcher ihn ausgefragt hatte, konnte seine Krankheit nicht errathen, aber der Vorsicht wegen ließ er ihm zur Ader. Jeden Tag brachten sie für ihn einen neuen Teller und schrieben Verse aus dem Koran darauf mit schwarzer Dinte, welche dann abgewaschen und von ihm getrunken wurde. Sie gaben ihm noch viele andere Heilmittel, bis Mohammed endlich für sich sagte: „Wahrlich, wenn diese Curen fortdauern, so werde ich gewiß krank davon.“

Als Hadschi Mustafa am Ende der Woche in das Haus der Dame kam, trat sie wie früher hervor und fragte ihn: „Wo ist dein Neffe?“ Da vergoß er einige künstliche Thränen und erwiederte: „Ach Frau, er hat diese sieben Tage krank auf seinem Lager zugebracht, und ich habe seine Dienste entbehren müssen.“ Darauf ging die Dame wie gewöhnlich ohne ein Wort zu sagen in ihr Gemach zurück, und Mustafa, hoch erfreut, lief nach seiner Wohnung und sprach zu seinem Neffen: „Es geht alles gut; mein schlauer Plan ist geglückt; noch eine kurze Zeit und du kannst wieder an deine Arbeit gehen.“ Aber Mohammed erwiderte gelassen: „Noch eine kurze Zeit und sicherlich werde ich sterben, aber dein Wille und der Wille Gottes mögen geschehen.“

Indem Mustafa das nächste Mal in das Haus bei Birketel-Fil trat, erschien die Dame auf der Galerie mit den Worten: „Hund! warum hast du mich getäuscht? du hast gefürchtet, daß durch mich Unheil auf deinen Neffen falle, und hast ihn überredet sich krank zu stellen. Ich aber sage dir jetzt, daß wenn du noch länger mein Herz verwundest, ich Unglück auf deinen Kopf häufen werde. Bringe Mohammed den garstigen diesen Abend zur Stunde des ersten Gebets zu mir, und wenn du das thuest, so soll dir alles vergeben seyn, was ich durch deine Thorheit gelitten habe; aber wehe dem Ungehorsamen!“ Nun sah Mustafa ein, daß die Dame von allem unterrichtet sey, und voll Verwunderung darüber kam er in sein Haus, wo er zu Mohammed sagte: „stehe auf und lege deine besten Kleider an und sey bereit den Willen Gottes zu thun: es ist vorherbestimmt daß du in die Gesellschaft der Gottlosen kommen sollst. Aus großer Liebe habe ich gestrebt dich zu retten, aber Widerstand ist nicht länger möglich und wir müssen uns unterwerfen.“ Dabei erzählte er ihm was vorgefallen war, und Mohammed sagte im Herzen lachend zu sich: „vermuthlich fürchtet sich mein Oheim, daß die Dame mich verspeisen will.“ Er ging dann zu einem Barbier, ließ sich rasiren und parfumiren, er legte den Turban in zierliche Falten, er gürtete den Shawl enger um seine Hüften und zog neue Schuhe an; und immerfort kniff er seinen Mund zusammen aus Furcht die Dame zu erschrecken, und den ganzen Tag lebte er vom Vorgeschmack des Paradieses, denn er sagte sich: „es ist gar nicht unmöglich, daß die Dame sich in mich verliebt hat, und daß sie eine schöne und reiche Wittwe ist, welche mir vorschlagen wird, sie zu heurathen!“

Als die Stunde der Nacht kam und die Straßen finster waren, zündete Mustafa eine Laterne an und rief mit manchem Seufzer den Schutz Gottes und des Propheten an, während Mohammed voll Ungeduld hin- und herging und immer nach der Thür schaute. Endlich gingen sie aus dem Hause, Mustafa langsam schleichend wie eine Schnecke und Mohammed voraus rennend wie ein Hase, so daß sie immer fast die Länge der Straße von einander entfernt waren. Die Umgebung von Birket-el-Fil ist eine der merkwürdigsten von Kairo; die Häuser, sämmtlich sehr groß, haben kaum einige Fenster nach der Straße hinaus und sehen Burgen sehr ähnlich; in frühern Zeiten wohnten hier nur reiche Türken und Araber, aber jetzt ist dieser Stadttheil nur wenig bewohnt. Indeß finden sich hier noch immer manche sehr achtbare Einwohner von altem Stamm und Glauben, die, in der Zurückgezogenheit lebend, auf die Wiederherstellung des alten ächten moslemitischen Regierungssystems hoffen. Die krummen Straßen, hier zwar breiter als in andern Theilen der Stadt, lagen fast gänzlich in Schatten gehüllt, denn die Strahlen des Mondes welche die Spitzen der hohen Minarets umglänzten, wurden von den gewaltigen Fronten der Häuser und den vielen daran vorspringenden Thürmchen und Kiosks aufgefangen, und nur hie und da lag das Licht in großen viereckigen Massen auf der Erde, die durch eben solche Schatten getrennt wurden. Die Straßen waren schon verödet, und nur selten sah man eine Laterne in der Ferne flimmern. Ihr Weg führte durch eine Gegend, welche gänzlich unbewohnt zu seyn schien, und bald kamen sie zwischen Paläste und Gärten, über deren hohe Mauern Bäume herabhingen, welche das Dunkel in der Straße noch vermehrten. Nachdem sie endlich das Haus der Dame erreicht und dreimal an die Pforte geklopft hatten, wurden sie von dem Pförtner eingelassen, der ihr Gesicht mit Hülfe einer Laterne genau betrachtete und ihnen sagte, sie sollten durch

Digitized by Google

den Hof und in die Thür gehen, welche sie an der gegenüberliegenden Seite des Hauses offen finden würden. Im Hofe bemerkten sie gegenüber ein helles Licht und gingen darauf zu; hier fanden sie ein weit geöffnetes Thor das in eine Vorhalle führte, wo alles wie todt zu seyn schien. Jetzt fürchtete sich Mustafa weiter zu gehen, aber Mohammed trat in die Halle in der Erwartung, von einem gefälligen Diener empfangen zu werden, der zu ihm sagte: „meine Gebieterin sehnt sich nach deinem Erscheinen, weßhalb hast du so lange gezögert?“ Als der Alte Muth gefaßt hatte einzutreten, setzte er sich mit seiner Laterne auf die Matte nieder, aber der Jüngling schritt hin und her wie der Herr des Hauses und sprach laut seine Verwunderung aus, wie lange sie warten sollten. Der Wiederhall seiner Stimme tönte durch das Haus und verklang in den entfernten Zimmern ohne daß Antwort erfolgte, und eine Grabesstille trat von neuem ein. Zuletzt wurden beide von Furcht ergriffen, und Mohammed wünschte jetzt daß die Dame sich nicht in ihn verliebt hätte, als nach langem Warten plötzlich eine Seitenthür sich öffnete und vier schwarze Sklaven mit Säbeln bewaffnet herausstüzten; zwei derselben ergriffen Mohammed, warfen ihn zu Boden und bedroheten ihn, während die beiden andern, Mustafa an der Kehle packend in den Hof schleppten und ihn etliche Minuten lang hin- und herstießen, indem sie sagten: „dieses ist die Belohnung des Listigen, dieses ist die Vergeltung für denjenigen welcher Lügen erzählt hat, dieses ist die Bezahlung deßjenigen, der schlaue Ränke ersonnen hat.“ Darauf erwiederte der Alte nichts, weil er fürchtete daß sein Leben in Gefahr sey, dann wurde er wieder gepackt, und nachdem seine Laterne in Stücke zerschlagen worden, aus dem Hause geworfen, wobei ihm geheißen wurde geraden Weges heimzugehen und bei Todesstrafe nicht hinter sich zu schauen. Seufzend ging er fort und sprach: „das ist das Unglück welches ich ahnte!“ aber seine Schmerzen und Mohammeds Verlust ließen ihn keine große Freude über seinen Scharfsinn empfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Goldküste.

(Von einem englischen Offizier. Unit. Serv. Mag. September.)

Am 26 Februar kamen wir, nachdem die Fahrt von England her 52 Tage gedauert hatte, zu Cap Coast Castle an, dem Sitz der Regierung der Goldküste. Seine Lage ist 5° 6' N. B. und 1° 10° W. L. Die Stadt ist auf einer niedrigen Bank von Gneiß und Glimmerschiefer erbaut, die etwa 50 Ellen weit in die See hinein vorsteht, und einen natürlichen Molo gegen den Wellenschlag bildet, der an der ganzen Küste hinab zu gewissen Zeiten den Negerkähnen es gefährlich oder unmöglich macht, vom Ufer abzustoßen, so daß Cape Coast einen natürlichen Hafen für die kleinen Küstenschiffe bildet, die allein die Waaren aus den großen Handelsschiffen auf die Rhede hineinbringen. Der Fuß der Wälle ist fast auf drei Seiten vom Meere umgeben, und da sie nur sehr wenige Fuß über die Fluthmark sich erheben, so schlagen die Wellen oft so heftig an, daß der Schaum gegen die Gitterfenster geschleudert wird, welche in den meisten Häusern die Stelle der Glasfenster versehen. Als Vertheidigungsplatz ist der Ort gegen einen europäischen Feind jetzt ganz nutzlos, zum Theil wegen seiner fehlerhaften Bauart, zum Theil wegen seiner unvollständigen Ausrüstung, denn obwohl die Zahl der Kanonen an 70 beträgt, so sind doch die meisten in so schlechtem Zustand, daß sie für die Abfeuernden gefährlich wären, und die Vertheidiger der Citadelle betragen gegenwärtig mit Einschluß der westindischen Truppen und der einheimischen Miliz nur 100 Mann. Cape Coast Castle hat indeß glänzendere Tage gesehen, und war vor einem oder zwei Jahrhunderten nicht immer ein schweigender Zeuge der Streitigkeiten unter den europäischen Völkern. Denn obwohl es geraume Zeit nach seiner Erbauung durch die Portugiesen nur als Sklavenzwinger benützt wurde, so wechselte es doch bald seinen Herren, denn es fiel in die Hände der Holländer, denen es im J. 1661 die Engländer entrissen, die seitdem im Besitz geblieben sind, obwohl nicht ganz ungestört, denn im J. 1665 suchten sich die Holländer desselben wieder zu bemächtigen, und im J. 1757 wurde es von den Franzosen angegriffen.

Im J. 1672 erhielt die erste afrikanische Compagnie einen Freibrief, und erweiterte und besserte das Schloß bedeutend aus; seit dieser Zeit ist es durch die Hände der verschiedenen afrikanischen Compagnien gegangen, war mehrmals auch in denen der Regierung, bis es im J. 1844 ganz von dieser verwaltet, und ein Vicegouverneur für die Forts und Ansiedlungen an der Goldküste angestellt wurde, der dem Gouverneur von Sierra Leone untergeordnet ward. Hinter dem freilich sehr uneigentlich sogenannten Schloß ist die Negerstadt Cape Coast, eine wunderliche Mischung von Negerhütten und in mehr oder minder europäischem Styl gebauten Häusern mit einer Bevölkerung von etwa 10,000 Negern, Mulatten und Europäern. Die Stadt kann also in keiner Weise als ein Muster der Ortschaften an der Küste angesehen werden, denn durch den steten Verkehr mit Weißen haben die Eingebornen manches gelernt und nachgeahmt, das sie besser nicht nachgeahmt und gelernt hätten. Der von den ärmern Eingebornen bewohnte Theil gleicht den meisten Negerdörfern, in denen die Häuser auf eine unregelmäßige Weise über einander gehäuft sind. Diese nehmen zwei Abhänge ein, die durch das Bett eines Baches getrennt sind, der in der Regenzeit eine bedeutende Wassermasse enthält, und als gemeinsamer Abzugsgraben dient. Von ihm aus erstrecken sich mehrere Buchten in verschiedenen Richtungen, worin sich Myriaden von Fröschen niedergelassen haben, die nach jedem Regenfall ihre Freude über ein solches Ereigniß durch ein sehr weithin hörbares Concert äußern. Die Häuser dieses Theils bestehen aus Lehm und sind mit Binsen gedeckt, die in den benachbarten Salzsümpfen in großer Menge wachsen, so daß diese Wohnungen nicht nur den heftigen Winden und Regenströmen in der Tornadozeit nicht widerstehen können, sondern auch sehr leicht Feuer fangen, so daß wenn durch Zufall irgend ein Feuer ausbricht, nicht selten die ganze Reihe dem zerstörenden Element zum Opfer fällt.

Der von den Europäern und den reichen Eingebornen bewohnte Theil der Stadt sieht weit besser aus: die Häuser sind aus Backsteinen aufgeführt, haben flache Dächer, und machen dem Geschmack ihrer Eigenthümer Ehre, wie sie zugleich Zeugniß ablegen für den Vermögensstand derselben. Die zwei Hauptstraßen sind breit, luftig, und hie und da mit sogenannten Regenschirmbäumen verziert. Auf einer schwachen Höhe in der Mitte dieses Theils der Stadt, am Ende der Straße, die von dem Landthor nach dem Fort führt, steht die Capelle der weslevanischen Missionäre innerhalb einer Einfriedung, in welcher die Mitglieder dieser Körperschaft allein begraben sind. Etwas westwärts von der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe, steht das Missionshaus, das nicht zu den schlechtesten an diesem Orte gehört. Der Raum umher ist mit den schönen Stauden und Bäumen dieses Landes geschmückt, und der Garten liefert Feigen, Erbsen, englische Gemüse u. dgl. Hinter der Stadt ist die Aussicht begränzt durch eine Reihe niedriger, konischer Hügel, die durch schmale Thäler von einander getrennt und mit dichtem grünem Unterholz bedeckt sind; zwei dieser Hügel haben Thürme, von denen einer ein Leuchtthurm ist, und da beide, sowie das Schloß und die bessere Classe von Häusern, mit Kalk beworfen und geweißt sind, so bietet die Stadt bei der Annäherung von der See her einen außerordentlich freundlichen Anblick dar.

Die ältere Geschichte der Bewohner des Landes um Cap Coast ist in Dunkelheit gehüllt, denn sie haben noch nicht gelernt, ihre Sprache schriftlich darzustellen, und haben also auch keine Geschichtsbücher; da auch ihre Baukunst keine dauerhafteren Gebäude als Lehmhütten hervorbringen kann, so bemerkt man auch wenige Ruinen, und da sie die Kunst Erze zu schmelzen noch nicht entdeckt, so sucht der Archäologe vergebens nach Münzen, um einige Spuren der von den älteren Bewohnern geübten Künste aufzufinden. Das Volk scheint nicht einmal, wie dieß in andern Theilen der Welt Sitte ist, Sagen ihrer Voreltern zu bewahren, obwohl sie das Andenken kürzlich verstorbener Verwandten zärtlich pflegen. Wir erfahren jedoch, daß die ursprünglichen Besitzer dieses Theils des

Digitized by Google

Landes die Fetus waren, ein feiges Geschlecht, das vertrieben oder ausgerottet wurde von den Fantis, die jetzt das Land inne haben und eine eigenthümliche Sprache reden. Indeß dürfen auch die Fantis auf die Tapferkeit ihrer Nation nicht sonderlich pochen, denn wir finden, daß sie von den Aschantis, gegen welche der etwa 50 Meilen westwärts vom Cap Coast sich ausmündende Fluß Prah die Gränze bildet, an die Küste getrieben wurden. Wie zu erwarten, herrscht wenig gegenseitige Zuneigung zwischen Fantis und Aschantis, welche sich gegenseitig „feige Küstenleute“ und „wilde Waldmenschen“ tituliren; auch ist zu erwähnen, daß die Fantis zwar jetzt unter dem Schutze der englischen Regierung stehen, daß ihre Häuptlinge aber nichtsdestoweniger Tribut an den König der Aschanti zahlen, der eine Art oberherrlichen Rechts auf das ganze Küstenland in Anspruch nimmt, und noch immer von den andern Niederlassungen einen jährlichen Tribut erhebt, den auch die Engländer bis zum Jahr 1826, wo sie seine Truppen in der Schlacht von Dudwah schlugen, bezahlt haben. Seit dieser Zeit sind die Engländer frei, stehen auf ziemlich gutem Fuße mit ihm; gelten aber als eine sehr geizige Race, nicht zu vergleichen mit den Holländern, die für ihre Niederlassung in Elmina noch immer eine jährliche Summe in Goldstaub zahlen.

Physisch betrachtet sind die Fantis sehr begünstigt, denn sie sind gut gebaut, muskulös, kräftig und gewandt; sie haben im allgemeinen hübsche Züge, ihre Backenknochen sind minder vorstehend, die Nase minder flach und die Lippen minder dick, als bei dem reinen Neger. Die Weiber sind im allgemeinen minder hübsch, und sie haben hier, wie in allen uncivilisirten Ländern, alle schwere Feldarbeit zu verrichten, während sie überhaupt von ihren Männern und männlichen Verwandten so ziemlich nur wie nützlichere Hausthiere betrachtet werden.

Die Stadt Cap Coast ist in vier Quartiere getheilt, von denen jedes durch einen besondern Clan oder Familie eingenommen ist, einen untergeordneten Häuptling oder Capitän über sich hat, und seine eigenen Fahnen und Musikanten besitzt. Dieselbe Eintheilung in Familien herrscht auch in andern Städten und Dörfern in diesem Theil der Küste, und manchmal werden die so gebildeten Clans sehr mächtige Genossenschaften, die nicht nur aus den Abkömmlingen Einer Familie, sondern auch aus den Sklaven und andern Angehörigen bestehen. Im Laufe der Zeit wird es wegen des Wachsthums der Familie und den verschiedenen Beschäftigungen, welche die Mitglieder ergreifen müssen, nothwendig, daß sie sich trennen; damit sie aber in den kleinlichen Streitigkeiten, die unter den Eingebornen so häufig sind, nicht in gegenseitigen Kampf und Feindseligkeiten gerathen, hat jede Familie eine besondere Art Wappen angenommen, das zwar von der möglichst rohen Art ist, aber vielleicht aus älterer Zeit sich herschreiben mag, als manche stolze Familie Europa's ihren Stammbaum zurückführen kann. Das Wahlzeichen einer Familie, nach welchem man sie auch benennt, ist gewöhnlich die Darstellung eines Thiers; so treffen wir den Stamm des Patatschu oder Leoparden, der Katze, des Hunds, des Falken, des Papagaien u. dgl. Während der Jahreszeit der Festlichkeiten halten diese Stämme große Aufzüge, bei welchen der Häuptling in einem langen schmalen Korb auf dem Kopf zweier Männer umhergetragen wird, während je nach seiner Macht ein bis vier große, aus den buntesten Zeugen gefertigte Sonnenschirme über ihn gehalten und mehrere Sklaven mit Fliegenwedeln aus Pferdeschweifen, die man aus dem Innern herbeibringt, umher fucheln, um die Fliegen von seiner schwarzen Person abzuwehen. Ein kräftiges Stammesgefühl herrscht unter den verschiedenen Stämmen, und macht, daß sie in Kriegszeiten rühmlich mit einander wetteifern, und nach dem Verhältniß der Zahl der menschlichen Kinnbackenknochen an des Häuptlings Kriegspferd gilt der Stamm unter den andern. Dieß in seiner Art sehr lobenswerthe Gefühl führt aber auch zu schlimmen Folgen, denn wenn sich zwei verschiedene Stämme bei ihren Aufzügen in der Straße treffen, will keiner dem andern nachgeben, ein Zank ist dann unvermeidlich, und, wie dieß kürzlich zu Elmina und Akra geschah, Blutvergießen ist die Folge. Unter den Mitgliedern jeder Familie herrscht eine große Anhänglichkeit, und wenn einer in Noth geräth, unterstützen ihn unwandelbar seine glücklichen Brüder, so daß an diesem Theil der Küste kein Bettler zu sehen ist, außer hie und da einer der Unglücklichen, die durch ihre schlechte Aufführung sich solchen Mitleids unwerth gemacht haben, und aus dem Dorfe vertrieben wurden.

Das Volk hegt ein tiefes Gefühl der Verehrung für seine Todten, und dieß mag zu den eigenthümlichen Begräbnißceremonien Veranlassung gegeben haben, welche sich bis auf den jetzigen Tag erhielten und in gewissem Grade an die Gebräuche der Etrurier erinnern. Tritt ein Todesfall im Hause eines der reichen Eingebornen ein, so wird der Körper des Todten in reiche Gewänder gekleidet, mit einer Menge Juwelen geschmückt, und in einer sitzenden Stellung auf einem hohen Sitz in einer Zimmerecke oder in dem nach dem Hofe zu offenen Theil des Hauses gebracht. Ein mit Süßigkeiten, Branntwein, Wein, Bier, Tabak u. dgl. wohlversehener Tisch wird zu den Füßen des Verstorbenen aufgestellt. Alle Verwandten und Anhänger der Familie versammeln sich und halten dabei Wache, wo es freilich ziemlich lärmend zugeht. Das Klima Guineas macht es nöthig, daß die Trauerfeierlichkeiten vergleichsweise kurz sind, da man die Leiche nach 24 Stunden beerdigen muß. Die Leiche wird mit allem ihrem Schmuck in eine länglich viereckige Kiste gelegt, in welche auch eine für hinreichend geachtete Menge Goldstaub, Branntwein, Süßigkeiten, Tabak, Küchengeräthe und Waffen gelegt werden, um dem entwichenen Geist bei seinem Eintritt in die unbekannte Welt Unabhängigkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit zu verschaffen. Unter den Eingebornen, die schon mehr mit den Europäern verkehrten, wird der Körper ruhig in ein im Familienhause gegrabenes Grab gelegt, und das Ereigniß ist sobald vergessen, als unter Christen. Unter denjenigen Bewohnern aber, welche keiner europäischen Regierung untergeben sind, sind die Begräbnißgebräuche gewöhnlich von Ceremonien der empörendsten Art begleitet. Ist der Verstorbene ein Mann von Bedeutung gewesen, so hält man es für unerläßlich, daß der Sarg nicht unmittelbar auf der kalten Erde ruht, sondern von Sklaven getragen wird, zu welchem Ende, da Verwandte und Anhänger sich um das offene Grab drängen, eine gewisse Anzahl Sklaven, gewöhnlich vier, plötzlich durch einen von hinten mit einer schweren Keule auf den Kopf geführten Schlag betäubt gemacht werden; die noch lebenden Körper werden ins Grab hinabgestürzt, der Sarg sogleich darauf niedergelassen und mit Erde zugeworfen. Der Ursprung des rohen Gebrauchs ist der Glaube, daß die Sklaven auch in der Geisterwelt unmittelbar darauf zu Diensten des Verstorbenen seyn werden.

In einigen Fällen wird der größere Theil der Juwelen, womit die Leiche verziert ist, vor der Beerdigung weggenommen, oder der Körper zu diesem Zwecke nach einem Jahr ausgegraben. Dieß gilt aber als eine Art Entheiligung, und die allgemeine Sitte ist, alle verfügbaren Juwelen und Goldkörner mit einem werthgeschätzten Verwandten zu begraben; nicht selten stürzen sich die überlebenden Mitglieder der Familie freiwillig in Schulden, nur um einen Vater oder eine Mutter zu zieren. Aus dieser Art die Todten zu beerdigen, ergibt sich, daß in den Häusern der ältern und mächtigern Familien nicht nur die Knochen mehrerer Generationen, sondern auch eine bedeutende Menge Gold und anderer werthvoller Gegenstände unter dem Boden liegt, so daß in Kriegszeiten die Sieger nicht selten durch die Beraubung der Gräber eine reiche Beute davontragen. Von den Armern, namentlich denen, die keine solchen festen Wohnungen haben, gilt alles dieß freilich nicht, man bewacht die Todten, so gut es eben die Ueberlebenden leisten können, und begräbt sie dann in dichtem Buschwerk, wo bald jede Spur des Grabes unter der üppigen Vegetation verschwindet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cedrone-Samen, der neulich in den Thälern von Costa Rica entdeckt wurde, und die Eigenschaft haben soll, Wahnsinn zu heilen und das Gift wüthender Hunde und giftiger Schlangen zu neutralisiren, zieht gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Pariser Facultät auf sich, und man spricht von einem medicinischen Congreß Europa's, um die Wirksamkeit des Cedrone-Samens in Geisteskrankheiten zu untersuchen. (Liter. Gaz. 28 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 243. 10 October 1850.

Professor Olmsted über das Nordlicht.

Diese Erscheinung ist bekanntlich noch nicht erklärt, so viel man auch daran herumgestümpert, und jetzt hat Hr. Olmsted in der amerikanischen „Gesellschaft für Förderung der Wissenschaft" eine Erklärung gegeben, die wenigstens negativ viel für sich hat, indem sie die Untauglichkeit mancher andern Erklärungen nachweist. Ob der positive Beweis für die Richtigkeit der Ansicht geliefert worden, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, und verweisen hier vor allem auf die Quelle, aus der wir schöpfen, die Literary Gazette vom 28 Sept., welche ein solches Gewicht auf die Mittheilung legt, daß sie die erhaltene Mittheilung durchaus nicht abkürzen will. Wir sind minder scrupulös, schon darum, weil die an die Liter. Gazette gelangte Mittheilung augenscheinlich selbst ein unvollständiger Auszug ist, die nähern Erklärungen nicht enthält, und zudem auch einen Satz aufstellt, den schwerlich jemand unterschreibt, der die Fahrten in dem antarktischen Meere, z. B. die antarktische Expedition unter Wilkes, gelesen hat, den Satz nämlich, daß die Aurora Borealis in der nördlichen Halbkugel häufiger sey als in der südlichen. Doch zur Sache.

Olmsted behauptet, das Nordlicht werde nicht durch Elektricität erzeugt, und führt als Hauptgründe an, daß der Elektrometer das Daseyn des Nordlichts nicht anzeige, und daß dasselbe in den Gegenden um den Aequator, wo die Elektricität am stärksten, kaum bekannt sey, während es hauptsächlich in den Polargegenden herrsche, wo Donner und Blitz unbekannt seyen. Der Magnetismus habe mehr Ansprüche, als Ursache des Nordlichts aufgeführt zu werden, da die Formen und Stellungen der Streifen, Bogen und der Corona in inniger Beziehung zum Magnetismus stünden, und die magnetische Nadel selbst diese Verwandtschaft bestätige. Dieß beweise aber nur, daß der Stoff des Nordlichts magnetische Eigenschaften habe, entscheide aber nicht über den Ursprung, denn der Magnetismus erkläre die Ausdehnung, das Licht, die Bewegungen, den zu Grunde liegenden Stoff und namentlich die Periodicität des Nordlichts keineswegs. Es bleibe somit nichts übrig, als den Ursprung des Nordlichts in kosmischen Verhältnissen zu suchen. Hr. Olmsted folgerte dieß 1) aus der Ausdehnung der Erscheinungen, die größer sey, als sie aus terrestrischen Ausströmungen oder atmosphärischen Niederschlägen entspringen könnten; 2) aus der Schnelligkeit der Bewegungen, welche zu groß sey für irgend eine aus der Erde entsprungene Kraft; 3) aus dem Vorkommen verschiedener Stadien eines Nordlichts (Beginn, Maximum und Ende) in derselben Stunde der Nacht an Orten von sehr verschiedener Länge, was beweise, daß Theile der Erde nach und nach in der täglichen Umwälzung unter den Bereich der das Nordlicht erzeugenden, im Raum gelegenen Ursache kommen; 4) endlich aus der Periodicität der Erscheinung, der täglichen, welche ein Verhältniß der Stellung der Sonne zur Stellung des Nordlichts zeigt, der jährlichen, welche auf ein Verhältniß der Nordlichtsmasse zur Erdkugel hindeutet, und namentlich der das Jahrhundert umfassenden, welche einen Cyclus in sich schließt, an dessen Ende die Nordlichtsmasse (auroral body) und die Erde wieder in dieselbe relative Stellung am Himmel kommen; gerade die Existenz einer solchen Secularperiodicität stelle die Erscheinung ganz außerhalb des Kreises der terrestrischen Ursachen, und bringe sie in den Kreis der astronomischen.

Hiebei ist zu bemerken, daß Hr. Olmsted der Ansicht ist, wir seyen mit dem Jahr 1848 am Ende einer außerordentlichen Nordlichtperiode angelangt, die im Jahr 1827 begonnen habe; zweitens macht er die Bemerkung, daß einem großen Nordlicht gewöhnlich ein breiter Streifen (a bank) oder eine Wolke von eigenthümlichem Dunst vorangehe, die sich von gewöhnlichen Wolken unterscheide, und meist eine milchige oder rauchige Färbung zeige; dieß sey die Nordlichtmasse oder das Material, aus dem das Nordlicht entstehe, ein neblichter Körper von leichtem, halb durchsichtigem, entzündbarem und magnetischem Stoff, der um die Sonne sich drehe; wahrscheinlich seyen durch die planetarischen Räume viele solche Massen nebeligen Stoffs verbreitet. Nach diesen Ansichten bestände eine große Analogie im Ursprung des Nordlichts und der Meteorsteine, eine Frage, die noch näher untersucht werden müsse.

Mohammed der garstige und Fatmeh die schöne.

Lebensbilder aus Aegypten.

(Fortsetzung.)

Als am folgenden Tage sein Neffe nicht wieder heimgekehrt war, ging er zitternd zum Hause der Dame und klopfte dort mehrere Male ganz bescheiden an, jedoch ohne Antwort zu erhalten. Darauf nahm er einen großen Stein, schlug damit heftig an die Thür und machte einen solchen Lärm, daß sämmtliche Nachbarn herbeikamen. Diesen erzählte er was sich begeben hatte, wobei er denn nicht vergaß seiner Voraussicht des Breitern zu erwähnen, und hoffte dadurch die Theilnahme seiner Zuhörer zu erwecken, aber diese schlichen einer nach dem andern weg, sobald sie seine Geschichte vernommen hatten. Darüber wurde er nur noch wüthender und wollte just wieder an die Thür schlagen, als ein alter Mann mit langem weißem Bart,

Digitized by Google

der unbemerkt bei ihm geblieben war, die Hand auf seine Schulter legte und drei Worte in sein Ohr flüsterte. Davon war Mustafa wie erstarrt, seine Zähne klapperten im Munde und seine Augen wurden so groß wie Eier; er segnete den Unbekannten und verfluchte sein Schicksal und lief dann fort durch die Straßen, sich umsehend, ob er verfolgt werde. In seinem Hause angekommen, verriegelte er dieses und blieb den ganzen Tag darin ohne sich zu regen. Am folgenden Morgen war er wieder bei seinem Geschäfte als Wasserträger und härmte sich unausgesetzt um den Verlust seines Neffen.

Mohammed aber glaubte zuerst als er von den Sklaven niedergeworfen war, das sey nur Scherz und fing an zu lachen, indeß schlug einer der Schwarzen ihn auf den Mund und sagte: „o Garstiger, warum lachst du über dein Unglück? Wahrscheinlich wirst du diese Nacht sterben."

„Und was habe ich gethan daß ich sterben soll?" fragte Mohammed.

„Hast du nicht ein Maul wie ein Kamel?" erwiederte der Sklave, „und ist es recht daß die Damen von Kairo über solch einen Menschen wie du erschrecken?"

Darauf faßten sie ihn und trugen ihn in eins der innern Gemächer, wo ein großer Koffer von Palmenholz stand, in welchen sie ihn legten mit der Drohung ihn zu tödten wenn er ein einziges Wort spreche. Dann schlossen sie den Deckel über ihm zu und er merkte, daß er fortgetragen und auf den Rücken eines Kamels gesetzt wurde. „Dieß ist sehr wunderbar," sprach er; „aber der Wille Gottes geschehe. In meiner frühen Jugend brachte ich ohne es zu wollen Unglück über eine ganze Familie, und jetzt befällt mich Unschuldigen ein Unglück." Er bemerkte nun daß der Koffer eine Ritze hatte, wodurch er nur ein bischen, aber doch so viel sehen konnte daß man ihn aus der Stadt und eine kurze Zeit zwischen Bäumen und Gärten hintrug. Dann befand er sich wieder zwischen Häusern und darauf am Nilufer; dort merkte er daß der Koffer, worin er eingesperrt war, auf ein Boot gebracht wurde, auch hörte er den Befehl zur Abfahrt und das Plätschern der Wellen an den Seiten des Fahrzeuges. Nach einer Stunde etwa hörte die Bewegung des Boots auf und eine Stimme sagte: „was soll dieser Koffer und woher kommt er?"

„Er kommt von Kairo, drinnen steckt Mohammed der garstige, und unsere Gebieterin hat befohlen ihn in den goldnen Kiosk zu bringen. Sollen wir den Koffer von der Planke gleiten und in das Wasser fallen lassen, damit der garstige Hund darin versäuft?"

Als Mohammed dieses vernahm, sprach er seufzend zu sich: „wahrlich diese schurkischen Sklaven werden den abscheulichen Streich mir spielen und ich werde ertrinken und den Fluß hinabtreiben, und dann wird irgend ein armer Fellah den Koffer finden und erwarten daß er mit Schätzen gefüllt sey; aber statt dessen wird er einen verweseten Leichnam finden und davon laufen und mich unbeerdigt liegen lassen, und dann werden die wilden Schweine mich fressen."

Während Mohammed solche erbauliche Betrachtungen anstellte, wurde der Koffer mit Gewalt von der Stelle bewegt, und nun sagte er: „jetzt sind sie im Begriff mich ins Wasser zu werfen." Zugleich schrie er fürchterlich und beschwor sie bei ihren Vätern und beim Propheten ihm das Leben zu lassen; aber statt der Antwort lachten sie untereinander und trugen ihn raschen Schritts weiter. Jetzt empfahl Mohammed seine Seele Gott und bereitete sich zu sterben; als indeß einige Zeit verging und ihm klar wurde, daß er auf trocknem Lande sich befand, faßte er wieder Muth und sagte zu sich: „am Ende ist es doch ein Liebesabenteuer, und die Gebieterin meines Herzens ist eine vornehme Dame und hat dieses Mittel ergriffen, um mit mir zusammen zu kommen. Ich werde noch meinen Oheim Mustafa verlachen, denn der glaubte, daß ich in meinen Tod ginge. Wallah! es ist ein sehr lustiges Abenteuer, ich wollte die Bursche sputeten sich und ließen mich heraus, denn mein Rücken ist fast gebrochen. Wenn ich meine Prinzessin besiegt habe, so will ich ihr schon sagen, daß sie jedem der schwarzen Schufte fünfzig Hiebe reichen lassen soll für alle Schmerzen und Furcht welche sie mir gemacht haben." Aber kaum war er mit solcher Prahlerei zu Ende, so wurde der Koffer niedergesetzt und eine Zeitlang herrschte tiefe Stille um ihn her; er war offenbar an einem einsamen Platze, und alles was er hören konnte, war ein leises Geplätscher von Wasser und das Rauschen in Baumzweigen. Endlich vernahm sein Ohr den Ton eines musikalischen Instruments, und gleich darauf sang eine sanfte liebliche Stimme folgende Worte des Dichters:

„Wehe dem Manne der fröhlich ist, wenn man es ihm gebietet, nicht weil sein Herz froh, sondern weil der Mächtige befiehlt.

„Wehe ihm wenn er sich thörichter Geschichten erinnert und den Kummer vergißt und die Freunde seiner Jugend.

„Dieses sollte eine Nacht der Trauer seyn, und siehe! man heißt mich lachen wie einen Thoren!

„Aber ich werde mein Haupt senken wie die Lilie, welche sich über den Strom neigt; denn wenn ich es erhebe, sehe ich vielleicht das Schwert welches mich tödten soll!"

Bei den letzten Worten erstarb der immer leiser gewordene Gesang in der Ferne, aber gleich darauf vernahm Mohammeds Ohr den Gesang des dritten Verses aus weiter Ferne, und nun sprach er für sich: „es scheint dieses eine Warnung für mich zu seyn; ich erinnere mich, daß heute zehn Jahre verflossen sind als die Familie Bedreddins zerstreuet wurde. Ich will dem unbekannten Freunde gehorchen, um mit dem Leben aus diesem Abenteuer zu entkommen."

Jetzt wurde der Koffer wieder aufgehoben, aber bald wieder niedergesetzt, auch der Deckel geöffnet, und nun wurde er herausgeschüttet wie ein Bündel Lumpen. Zuerst traf sein Auge ein solcher Lichterglanz daß er so gut wie nichts sah, und dabei war er durch seine zusammengekrümmte Lage, die er manche Stunden ausgehalten hatte, so steif daß er nicht aufrecht stehen konnte, sondern auf allen Vieren kriechen mußte. Viele laut lachende Frauenstimmen brachten ihn nach und nach wieder zu sich, und als er seine Augen mehrere Male gerieben hatte, war er im Stande um sich zu schauen. Nun gewahrte er, daß er sich in einem großen Kiosk befand, der zwölf Säulen an jeder Seite und ein gewölbtes Dach hatte, von welchem eine Unzahl kleiner Lampen herabhing; der Fußboden bestand aus Marmor, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, und an dem einen Ende des Gemachs stand erhaben ein Divan, auf welchem eine hübsche Dame saß, die aber doch nicht so jung und so schön war als Mohammed vorher sich eingebildet hatte; sie sah mehr ernst, als zärtlich aus, und als sie die Lustigkeit von zwölf jungen Mädchen gedämpft hatte, welche in zwei Reihen zu ihren beiden Seiten standen, winkte sie mit stolzer Gebärde dem armen Wasserträger näher zu treten. Nachdem er gehorcht und sie ihn vor sich mit verächtlicher Miene betrachtet hatte, sagte sie: „o Garstiger, man hat mir gesagt, daß du die Kunst verstehst mit deinen

Digitized by Google

Possen die Sorgen zu verscheuchen und mit deinen lustigen Geschichten den Kummer zu verjagen. Mache Possen, damit ich lache, und erzähle das Lustigste was du weißt, damit ich mich erfreue."

Da warf sich Mohammed zu ihren Füßen und erwiderte ihr nach dem Plane, welchen er sich ausgedacht hatte: „o Fürstin, verzeihe mir, wenn ich heute Abend dein Gebot nicht erfüllen kann, denn mein Herz ist sehr schwer. Heute ist der vierte Tag des Monats Moharrem, und es sind gerade zehn Jahre verflossen, daß ein großes Unglück und ein schweres Mißgeschick über alle diejenigen kam, welche ich liebte; deßhalb muß ich diese Nacht in Schweigen und Gedanken und ohne ein Lächeln zubringen."

Und die Fürstin antwortete: „Warum hast du deine besten Kleider angelegt und von dem Barbier dich rasiren, waschen und parfumiren lassen? Ich glaube du bist ein großer Lügner."

„Das geschah, weil ich mich fürchtete, o Fürstin. Mein Oheim Mustafa hatte mir gesagt, daß eine reiche und mächtige Dame verlange, ich solle sie besuchen, aber er wisse nicht weßhalb, und ich hatte mir vorgenommen mich zu den Füßen der Dame zu werfen und ihr meine Lage vorzustellen. Denn sagte ich zu mir, sie wird mit Dir Mitleid haben und mein Gelübde achten und mir gestatten diese Nacht zuzubringen, wie ich seit zehn Jahren die Nacht des vierten Tages des Moharrem zugebracht habe. So sprach ich zu mir, als ich in dem Kasten hieher gebracht wurde. Wenn du befiehlst, o Fürstin, so will ich zu einer andern Zeit lachen und singen, und den Hund nachmachen und die Ziege, und das Kamel oder den Esel, den Büffel oder den Pavian."

Da runzelte die Dame ihre Stirn und antwortete: „Es scheint, daß wir nach deinem Gefallen warten müssen, o Häßlicher! Geh und setze dich dort nieder und beschäftige dich mit deinen Gedanken. Wenn es an der Zeit ist, so werden wir Befehle ertheilen, was mit dir geschehen soll diese Nacht und den folgenden Tag."

Mohammed trat zurück, setzte sich an eine der entfernten Säulen nieder und bemühete sich ein ernstes Gesicht zu machen und fortwährend auf den Fußboden zu blicken; aber das dauerte nicht lange, denn bald wurde er neugierig und blinzelte unter den Augenwimpern um sich her. Er bemerkte nun, daß das Kiosk mitten in einem Garten und unter dichtgepflanzten Bäumen stand, deren Zweige durch die Säulen rauschten; es waren Granat- und Oelbäume, Bananen, Orangen und Citronen, die in der Stille der Nacht so feierlich um ihn sich bewegten. Da wollte er eben von den Bäumen weg und auf die Fürstin blicken, als eine leise Stimme, die aus den Zweigen einer großen Banane hinter seinem Rücken zu kommen schien, sagte: „Warum blickst du dahin wo du deinen Tod sehen kannst? Wehe dem Auge des Neugierigen! Senke deinen Blick zur Erde, und wenn die Tänzerinnen erscheinen, so hüte dich! denn wenn du von ihnen auch nichts mehr als ihre Knöchel erblicken solltest, so ist dein Tod nicht fern. O, spielst du jetzt nur eine künstliche Rolle oder hast du in Wahrheit Kummer um die Abgeschiedenen und bejammerst den Verlust derer, die du geliebt? Ist dein Herz welches einst war wie ein Garten, zur Wüste geworden? Richte deine Augen nach innen auf dich selbst." — Und plötzlich schwieg die Stimme, aber Mohammed hatte genug vernommen. Erinnerungen seiner frühern Liebe drangen in sein Herz, Töne, die so lange geschwiegen, erklangen wieder in seiner Seele, und Quellen, die ausgetrocknet waren, begannen zu fließen. In Betrachtungen vergangener Tage versenkt, war es ihm ein Leichtes sich zu beherrschen, und so blieb er stundenlang in derselben Stellung, den Blick auf den Marmorboden geheftet, obgleich Fröhlichkeit den ganzen Kiosk durchrauschte, obgleich Tänzerinnen nach dem Schalle des Tamburins vor ihm tanzten und Sängerinnen (Awalim, der Plural von Almeh, d. h. Sängerin) Liebeslieder sangen mit Begleitung von Lauten und Mandolinen. Nur ein einzigesmal wurden seine Sinne von einer der Singstimmen entzückt, worin er seine unbekannte Freundin erkannte, so daß er kaum sich zurückhalten konnte einen Augenblick nach ihr zu schauen, aber er beherrschte sich.

Auf solche Weise verging die Nacht, und ohne ein einzigesmal emporzublicken, bemerkte er, daß ein Abendessen gebracht, auch ein Tisch mit Wein besetzt und die ganze Gesellschaft trunken wurde. Endlich fiel er vor großer Müdigkeit in Schlaf und fand beim Erwachen, daß er mit zwei Negersklaven allein im Kiosk sey, die mit einander schwatzten und an der Stimme von ihm als diejenigen erkannt wurden, welche ihn vorhin getragen hatten. Der eine Sklave sagte:

„Wallah el Azim! dieser Garstige muß an einem glücklichen Tage geboren seyn. Er ist dem Schicksal, das ihn bedrohte, entgangen, weil er vorgab kummervoll zu seyn und gelobt hatte diese Nacht nicht zu lächeln, und als die Fürstin nun sah, daß er sie nicht belustigen wollte, so hat sie ihn geheißen sich dort zu setzen wo er jetzt liegt, und mir befohlen neben ihm zu stehen und ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er aus Neugier seine Augen umherwerfe. Ich stand mit blankem Schwerte an eine Säule gelehnt, bereit über ihn herzufallen, aber er sah immer auf den Marmor nieder bis er einschlief. Dann warf die oberste der Awalim vor der Hanum (Fürstin) sich nieder und bat sie den Garstigen ihr zu schenken, „weil er, wie sie sagte, „offenbar zu dumm sey, um Ihre Hoheit zu belustigen."

„Und was erwiderte dann die Fürstin?" fragte der andere Sklave.

„Sie war vom Wein erheitert und mit dem Gesang zufrieden und gewährte die Bitte der Sängerin; aber du kannst versichert seyn, daß sie es zurücknehmen wird, wenn sie erwacht, ehe dieser arme Bursche aus dem Garten ist, und dann wird sein Urtheil so gut wie besiegelt seyn."

„Bah!" entgegnete der andere, „was geht das dich oder mich an? Die Schwachen sind geschaffen zu Werkzeugen der Gelüste des Starken und man zerbricht sie nach Gefallen."

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an die Goldküste.

(Fortsetzung.)

Die wichtigsten Arbeiten der Eingebornen von Guinea sind Fischen, Anbau des Bodens und Goldwaschen. Die welche hart an der Küste wohnen, sind fast ohne Ausnahme Fischer und im Ganzen genommen das industriöseste Volk das man sich denken kann; häufig treiben sie ihr Geschäft in einer so ungestümen See und bei so schlechtem Wetter, daß man erstaunen muß, wie ihre leichten, aus einem Ast des Bombax- oder Seidenbaumwollenbaums gemachten Canoes nicht in Stücke zerschlagen werden. Das Umgestürztwerden ist häufig, aber die Schiffer, die augenscheinlich etwas von einer amphibischen Natur an sich haben, scheinen einen solchen Vorfall als eine angenehme Abwechslung in ihren Arbeiten anzusehen. So sollte man wenigstens nach ihrem Geschrei und ihren seltsamen Gestikulationen annehmen; zuerst krabbeln sie auf den umgekehrten Boden des Canoes, dann tauchen sie mit dem Kopfe voran in jede nachfolgende Welle, bis eine augenblickliche Ruhe eintritt, wo sie dann plötzlich das Canoe wieder in die rechte Lage bringen, die Ruder ergrei-

Digitized by Google

sen, sich an ihren Platz setzen und singend weiter fahren als ob der Vorfall höchst amusant gewesen wäre. Zu gewissen Zeiten und namentlich an den Tagen, die der Fetischmann für besonders günstig erklärt, sieht man meilenweit längs der Küste hinab Myriaden von Canoes, und die eifrigen Fischer verfolgen ihre Beute stundenlang unter den sengenden Strahlen der Sonne meist ohne Kopfbedeckung, und die andern Kleidungsstücke sind gewöhnlich nicht reichlicher.

Eine vergleichsweise kleine Zahl der Eingebornen dieser Küste ist damit beschäftigt Waaren und Passagiere zwischen dem Ufer und den außen liegenden Schiffen hin- und herzuschaffen, und nicht selten ist es, daß Europäer, die dem afrikanischen Klima getrotzt haben und gegen das berüchtigte Fieber fest geworden sind, ihre Lebensrettung schließlich den Leuten danken, die sie die kleine Wasserstrecke zwischen dem Land und dem Schiffe, das seinen Vordertheil bereits wieder der Heimath zugekehrt hat, fortschaffen. Und es gereicht ihnen zur Ehre, daß bei den häufigen Unfällen, denen ihre Canoes in der ungestümen See ausgesetzt sind, nur selten ein Europäer umkommt, außer wenn sie in die Brandung gerathen, wo sie oft sich selbst nicht retten können; auf alle Gefahr hin suchen sie den „weißen Mann" über dem Wasser zu erhalten, bis Canoes zum Beistand herbeikommen können. Diese Schiffer lieben den Rum außerordentlich und eine kleine Gabe kann wesentlich dazu beitragen, dem Passagier eine trockene Fahrt zu sichern, während derjenige, dessen „Geneigtheit gering ist," selbst beim besten Wetter und der ruhigsten See tüchtig begossen wird.

Der Ackerbau an der Küste von Guinea ist noch im möglichst rohen Zustande, denn die Eingebornen begnügen sich, eine für ihre gewöhnlichen Bedürfnisse genügende Ernte für den Lauf des Jahres zu gewinnen, und da die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens ihnen dieß bei sehr wenig Arbeit zu leisten gestattet, so werden sie natürlich träge. Etwas weiter landeinwärts jedoch werden Bodenerzeugnisse als Handelsartikel gezogen, nach dem Meeresufer gebracht, und hier gegen europäische Waaren, wie Tuch, Messerschmiedwaaren u. s. w. oder gegen Rum, Tabak und eingesalzene Fische ausgetauscht; vielleicht ist es nur wenig bekannt, daß im J. 1847 ein sehr bedeutender Theil des in England eingeführten Maises von der Goldküste kam. Beim Anbau verfahren die Fantis nach einem gewissen Wechselsystem: um die Mitte März werden einige Strecken Buschland abgeräumt und das Gestrüpp auf dem Boden verbrannt, dann derselbe einfach mit einer Handhaue bearbeitet, was das einzige Werkzeug zum Umgraben zu seyn scheint, der Samen hierauf eingestreut, und ohne weitere Sorge von Seite des Landmanns im Anfang Septembers eine reichliche Ernte gewonnen, die, da das Wetter um diese Zeit gewöhnlich ruhig und trocken ist, leicht in Vorrathshäusern untergebracht wird. Man läßt hierauf den Boden bis zum folgenden Frühjahr ruhen, worauf die Operation des Wegräumens und Verbrennens abermals vorgenommen und wie früher eine reichliche Ernte gewonnen wird; aber im Anfang des dritten Jahres wird ein neues Stück Buschland abgeräumt, und das früher gebaute einige Jahre liegen gelassen, nach welcher Zeit dieselbe Arbeit darauf verwendet werden muß, als ob es nie angebaut gewesen wäre — so groß ist die Schnelligkeit, mit der das niedrige Buschholz, dessen Wurzeln nie ausgezogen werden, wieder emporwächst. Mais ist die an der Goldküste am häufigsten gebaute Frucht, zugleich aber werden auch Bananen, Yams, Tigernüsse, Erdnüsse, Melonen und die gewöhnlichen tropischen Erzeugnisse gewonnen. Reis wird im Fantiland nicht gebaut, da der Mangel an großen Flüssen und die allgemeine trockene Beschaffenheit des Bodens ihn für diese Frucht, welche bekanntlich viel Feuchtigkeit erfordert, untauglich macht. An manchen Theilen der Goldküste wächst indeß Reis üppig und wird dem besten Carolina-Reis gleich geschätzt.

Die Lieblingsbeschäftigung der Eingebornen der Goldküste ist das Suchen nach dem kostbaren Metall, von dem sie den Namen hat, denn außer dem Reiz, den diese Beschäftigung dadurch darbietet, daß sie eine sehr geringe körperliche Beschäftigung in Anspruch nimmt, hat sie auch etwas von der Aufregung des Spiels. Man muß indeß bedenken, daß zwar allerdings Boden, Gestein und selbst der Thon aus dem die Hütten erbaut sind, eine Menge Gold enthalten, daß die Betten der Flüsse und der Sand am Ufer davon durchdrungen sind, daß aber die Menge des Goldes zu der Masse von Erde, Sand und Stein so gering ist, daß die Eingebornen, die aus dem Goldsuchen ihr fortlaufendes Geschäft machen, gewöhnlich die ärmsten sind. Dennoch treiben sie dasselbe Tag für Tag fort, gestachelt durch die Aussicht in irgend einer bisher unentdeckten Ader einen Schatz zu finden, was denn auch manchmal, jedoch sehr selten geschieht. Die Fantis haben dreierlei Methoden das Gold zu gewinnen; erstens waschen sie es rein von dem gewöhnlichen Schlamm und Kies, namentlich dem, der durch die Regengüsse abgelöst und in den Flußbetten herabgeführt wurde; zweitens graben sie kleine Gruben von verschiedener Tiefe an bestimmten Orten, wo man das Vorhandenseyn des Metalls in bedeutender Menge annimmt, und waschen die herausgeworfene Erde aus; drittens endlich suchen sie darnach im festen Gestein, wo es hie und da in Stücken von wenigen Gran bis zu einer Unze und darüber im Quarz oder Feldspath eingelagert vorkommt, und meist mit dem Hammer losgelöst wird. Eine Lection im Goldwaschen kann man jeden Tag von den Wällen Cap Coast Castle's aus wahrnehmen, da der Fels, auf dem das Fort erbaut ist, vielfach von armen Frauen besucht wird, die sich hier mit Tagesanbruch versammeln und unmittelbar nach einem schweren Regen in vermehrter Anzahl erscheinen. Die Methode des Goldwaschens ist höchst einfach und mühsam, und in der Nähe von Cap Coast Castle so wenig lohnend, daß der Gewinn von 10 Pence (30 kr.) an Werth für eine glückliche Tagesarbeit gilt, meistens aber kaum die Hälfte gewonnen wird. Darum überläßt man dieß Geschäft durchaus den Weibern, da die Männer lieber mit der Aussicht einige Goldstücke zu finden, im Gestein graben, um, wenn sie glücklich sind, einige Monate in Schlemmerei und Nichtsthun zubringen zu können, denn der Fanti wird sich nicht einen Augenblick länger anstrengen, als durchaus nothwendig ist, um die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse anzuschaffen.

Einige Theile der Guineaküste scheinen mehr Gold zu enthalten als andere, und einer der begünstigtsten Orte in dieser Beziehung liegt in der Nähe der holländischen Niederlassung Elmina. Man hat deßhalb Gruben gegraben, und geraume Zeit, ehe man an Californien dachte, Versuche gemacht, sie durch Europäer bearbeiten zu lassen; die holländische Regierung unterstützte selbst einige der Unternehmungen in den „Goldminen von Dabu Crum." Indeß ist der beabsichtigte Zweck nicht erreicht worden, im Gegentheil werden die Minen wahrscheinlich in Kürze verlassen werden müssen, denn obwohl unzweifelhaft Gold in großer Menge vorhanden ist, so sind doch die Schwierigkeiten und Kosten der Ausbeutung so groß, daß bis jetzt der Ertrag dadurch verschlungen worden ist. Zwölf Holländer, welche im Anfang des Jahres 1845 hieher kamen, um selbst zu arbeiten, waren im Frühling des Jahrs 1847 bis auf einen durch das pestilentialische Klima und die Anstrengungen hinweggerafft; der Ueberlebende kehrte nach Holland zurück, und warb durch hohe Versprechungen zwölf andere Minenarbeiter, kräftige Männer, an, aber im Monat März 1848 war bereits mehr als der dritte Theil, darunter der früher Ueberlebende als Opfer der an der Küste herrschenden endemischen Krankheiten gefallen.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch erwähnen, daß Gold das Hauptcirculationsmittel in allen Theilen der Guineaküste ist, die nicht unmittelbar in der Nähe europäischer Niederlassungen sind, wo englisches und amerikanisches Geld die gewöhnlichen Umlaufsmittel bilden, aber selbst hier werden Zahlungen häufig in Goldstaub gemacht, den die Eingebornen durch lange Uebung in Theilchen von anderthalb Pence $4\frac{1}{2}$ kr. an Werth zu theilen vermögen. Der gewöhnliche Werth des Goldes an der Küste ist 3 Pfd. 12 Sch. 6 D. die Unze, wofür man in London selten mehr als 3 Pfd. 17 Sch. 6 D. [1] bekommen kann, so daß nach Abrechnung von Fracht, Versicherung und andern Kosten, der welcher Gold ausführt selten mehr als 1 bis $1\frac{1}{2}$ Procent gewinnt, der Goldhandel somit die schlechteste Speculation ist, auf die man sich einlassen kann.

(Schluß folgt.)

[1] Der Werth des Standardgoldes, d. h. dessen, wie es zum Münzen verwendet wird, ist 3 Pfd. 17 Sch. 9 D. an der Bank.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 244. 11 October 1850.

Die Elfenbeinminen im Norden.

Die Revue Britannique vom September entnimmt aus den „Papers for the people" eine etwas insipide romantische Erzählung von der Auffindung einer Elfenbeinmine im Eismeer nordwärts von den Küsten Sibiriens, und fügt am Schlusse eine Erklärung an, welche nicht gerade viel neues, doch eine gedrängte Zusammenstellung desjenigen enthält, was wir bis jetzt über die Reste der Mammuths und ähnlicher vorweltlicher Thiere im Norden wissen. Dieser Nachtrag lautet:

„Das Elfenbein, wovon in der Erzählung die Rede ist, stammt von den Stoßzähnen des Mammuths oder fossilen Elephanten der Geologen, deren riesenhafte Reste im ganzen Norden unserer Hemisphäre von 40° bis 75° B., namentlich aber in den Ländern zwischen den Gebirgen Centralasiens und den Inseln des Eismeers verbreitet sind. Man findet sie in solcher Menge, daß man über ein Jahrhundert lang einen wichtigen Handelsartikel daraus gemacht hat. Diese Ueberreste ruhen auf Kies und Thon der Tertiärperiode, die, von den fließenden Gewässern und den Wellen des Meeres ausgewaschen und gepeitscht, oft im Sommer bedeutende Massen von Knochen und Stoßzähnen bloßgelegt lassen. Manchmal findet man selbst ganze Skelette merkwürdig gut erhalten. Das vollständigste Probestück dieser Art, an dem die Zoologen den wirklichen Bau und die wahrscheinlichen Sitten des Mammuth studirten, fand im Sommer des Jahres 1799 ein tungusischer Fischer an der Mündung der Lena. Dieser sammelte Elfenbein aus dem Schutt, der sich aus den Kieselsteinmassen losmachte, denn gewöhnlich findet man davon am meisten in großer Höhe, im Gestein und an den Sandbänken der Ufer. Eines Tages bemerkte er eine unförmliche Masse von sonderbarem Aussehen auf einer Eisbank etwa 50 Fuß über dem Wasser. Als im nächsten Sommer Thauwetter eintrat, erblickte er denselben Gegenstand mehr von Eis entblößt, wie das Jahr zuvor; im Jahre 1801 erkannte er deutlich die Stoßzähne und die Seite eines ungeheuren Thiers, und im J. 1803, als der Winter milder und das Aufthauen vollständiger gewesen war, rollte die ungeheure ganz bloß gelegte Leiche von ihrem Piedestal auf den Sand herab. Im nächsten Frühjahr sägte der Fischer die Stoßzähne ab, die er um 50 Rubel verkaufte, und zwei Jahre später berichtete ein Engländer, Namens Adams, der den Koloß gesehen, darüber in folgender Weise: „Um diese Zeit fand ich den Mammuth noch an demselben Platze, aber ganz verstümmelt. Der Finder hatte sich mit dem Gewinn aus den Stoßzähnen begnügt, und die Eingebornen in der Nähe das Fleisch für ihre Hunde mit fortgenommen. Später hatten auch die wilden Thiere, weiße Bären, Wölfe und Füchse, ihren Antheil daran genommen, und man sah rings umher ihre Spuren. Das fast völlig entblößte Skelett blieb aber bis auf einen Vorderfuß ganz; der Kopf war noch mit getrockneter Haut bedeckt, ein wohlerhaltenes Ohr zeigte noch einen Büschel Haare. Alle diese Theile konnten allerdings nicht ohne Beschädigung 7330 (engl.) Meilen weit bis ins Museum von Petersburg geschafft werden, aber die Augen sind unverletzt, und an einem ist noch die Pupille sichtbar. Dieser Mammuth war ein Männchen und hatte eine lange Mähne; man fand weder den Rüssel noch den Schweif. Die Haut, von der ich drei Viertheile besitze, ist dunkelgrau, mit einer röthlichen Wolle und schwarzen Haaren bedeckt, aber die Feuchtigkeit des Orts, wo sie so lange gewesen, hatte die Haare zum Theil zerstört. Ich sammelte an Ort und Stelle alle Knochen des Skeletts. Das Thier war 9′ 4″ hoch und 16′ 4″ lang ohne die Stoßzähne zu rechnen, die in ihrer Krümmung 9′ 6″ maßen. Die Entfernung von der Wurzel des Stoßzahns nach der Spitze war 3′ 7″. Beide Stoßzähne wogen zusammen 360 Pfd. (engl.) und der Kopf allein 414 Pfd. Die Haut war so schwer, daß 10 Männer daran zu tragen hatten, um sie nach der Küste zu bringen, und man sammelte um das Ungeheuer her 36 Pfund Haare, welche die Bären beim Verzehren des Fleisches abgerissen hatten."

Seitdem hat man noch mehr solcher Leichen mehr oder minder gut erhalten aufgefunden, darunter auch Knochen von Rhinoceroſſen, Mastodonten und andern Pachydermen derselben Familie, von Mammuths namentlich in der alten, von Mastodonten in der neuen Welt. Jedenfalls sind diese Thiere von den jetzigen Arten verschieden, und nach ihrem ausnehmend gekräuselten Wollpelz und ihren ungeheuren mehr als fußlangen Haaren zu schließen, dazu gemacht in einer nördlichen Gegend, mindestens in einem strengen Klima zu leben. Ein positiver Beweis indeß, daß diese Gegenden damals ein milderes Klima genossen, ist die Entdeckung von Fichten und Birkenstämmen, wo es jetzt gar keine Vegetation mehr gibt. Außerdem fand man Fichtenzapfen, kleine Birkenzweige und andere nördliche Pflanzen zwischen den Zähnen und im Magen dieser Thiere. Es ist also vollkommen erwiesen, daß am Ende der Tertiärepoche der Erde und am Anfang der unsrigen die nördliche Halbkugel ein viel gemäßigteres Klima hatte, daß dieser Theil der Erde damals von einer jetzt erloschenen Art von Pachydermen bewohnt, daß Land und Meer anders vertheilt waren, und daß in Folge einer neuen Erschütterung, wo die Niveauverhältnisse nicht mehr dieselben waren, diese Thiere starben, und ihre Leichen im Thon, Sand und andern Alluvionen zurückließen; hier wurden unter dem Ein-

Digitized by Google

fluß eines fast ewigen Eises viele davon so unverletzt erhalten, wie sie in dem Augenblick waren, wo sie durch die äußern, mit ihren Lebensbedingungen in Widerspruch stehenden Umstände unterlagen. Man hat die Möglichkeit der Acclimatisirung dieser Thiere unter den jetzigen Verhältnissen der nördlichen Halbkugel zu beweisen gesucht, es wäre aber verlorene Zeit, eine so in allen Beziehungen unhaltbare Ansicht widerlegen zu wollen. Daß sie je nach den Jahreszeiten von Norden nach Süden und von Süden nach Norden wanderten, ist mehr als wahrscheinlich, obgleich die fossilen Knochen abnehmen, nach Maaßgabe als man sich dem Pole näherte; damit aber zahlreiche Heerden solcher ungeheuren Thiere in diesen Gegenden Tausende von Jahren hindurch leben konnten, muß man eine kräftige Vegetation und somit auch eine zu ihrer Entwicklung geeignete Temperatur annehmen. Man hat behauptet, das Geschlecht der Mastodonten und Mammuths sey gegen die Mitte der Tertiärepoche am zahlreichsten gewesen, und es hätten wohl noch einzelne im Anfang der jetzigen Aera übrig seyn können, es ist aber wahrscheinlich, daß der Ursprung unserer jetzigen Lebensbedingungen für sie die Ursache des Erlöschens war, und daß auch nicht Ein Thier ihrer Art je zugleich mit dem Menschen lebte.

Mohammed der garstige und Fatmeh die schöne.

Lebensbilder aus Aegypten.

(Schluß.)

Als Mohammed diese Reden vernahm, ergriff die Furcht seine Seele, aber er stellte sich fortwährend schlafend und erwartete geduldig das Herannahen der Rettung. Aber es dauerte lange Zeit, die Sklaven zündeten ihre Pfeifen an und rauchten, indem sie leise zusammensprachen, und Mohammed fühlte sich krank in seiner Seele. Endlich kam jemand und sagte: „Steckt den Burschen wieder in den Koffer und tragt ihn zu seiner Bestimmung hin.“ Da schüttelten sie Mohammed und hießen ihn aufstehen, empfahlen ihm Schweigen und legten ihn in den Koffer, welchen sie dann auf die Schultern nahmen. Jetzt sagte er zu sich: „Wenn ich nun aus dem Garten komme, so wird das ein großes Glück für mich werden, denn die oberste der Awalim, die mit der lieblichen Stimme, wird mich in ihr Haus nehmen, und am Ende wird es doch noch ein freudiges Abenteuer werden.“ Bald merkte er, daß er auf ein Boot getragen wurde, welches vom Ufer abstieß und daß die Bootsleute die Ruder zur Hand nahmen und sangen: „Yi, Yi, meil aley!“ dann hörte er gelöste Segel im Winde flattern und daß das Boot wie ein Pfeil in der Luft durch das Wasser flog. Jetzt wurde der Koffer geöffnet, und er befand sich in der Cajüte, wo aber kein Licht und nichts mehr sichtbar war, als die durch Ritzen fallenden Mondstrahlen. Der eine Sklave, welcher an der Thür saß, sagte zu ihm: „Ruhe deine Glieder aus bis zum nahen Morgen, denn dann mußt du wieder in den Koffer, wo du den ganzen Tag zubringen wirst.“

„Aber Cairo ist nicht weit entfernt“, äußerte Mohammed, „und vielleicht erreichen wir es bis zur Mahlzeit, oder wenn du mich an das Ufer lassen willst, so will ich zu Fuß nach dem Hause meines Oheims Mustafa gehen.“

Ueber diese schlichten Worte lachte der Sklave und andere Personen, die solche angehört hatten, lachten auch, aber niemand antwortete. Das setzte Mohammed in Schrecken und er sprach für sich: „Wahrlich, es ist mein verfluchtes Schicksal gewesen, daß ich in die Geheimnisse der Mächtigen eingeweihet worden, und nun haben sie beschlossen zwar mein Leben zu schonen, aber mich in ein fernes Land zu bringen, um mich dort zu lassen; der Wille Gottes geschehe!“

Nunmehr war seine Eitelkeit vollständig geschwunden, denn er dachte nicht mehr, daß schöne Damen sich in ihn verliebt und ihn zum Gatten gewünscht hätten, jetzt wäre er zufrieden gewesen, wenn er heimkehren und den Rest seiner Tage in Dunkelheit verleben konnte, indem er als Wasserträger mit seinem Oheim Hadschi Mustafa arbeitete. Nach einiger Zeit ließen die Sklaven ihn wieder in den Koffer steigen, und darin brachte er den ganzen Tag zu. Er bemerkte, daß sie mit günstigem Winde rasch fuhren, aber er seufzte und stöhnte gar oft und bejammerte sein hartes Schicksal, freilich wortlos, denn er wagte nicht zu sprechen. Zuweilen hörte er eine Stimme flüsternd sagen: „Sprich mit ihm, damit er nicht aus Furcht und Ermattung stirbt“, und dann riefen die Sklaven ihn an, und er antwortete ihnen. So wurde es Nacht und sie zogen ihn wieder aus dem Koffer, wobei der vornehmste Sklave ihn anredete: „Willst du essen und trinken, o Herr!“ davon gerieth Mohammed in Furcht, so hungrig er war, und er erwiderte nichts mehr als: „Warum nennst du mich Herr; ist meine Stunde gekommen?“ Der Sklave aber sagte: „Wenn deine Stunde gekommen ist, wie kannst du sie vermeiden? Iß und glaube.“ Nun aß Mohammed was man ihm vorsetzte, und der Sklave aß mit ihm und sie tranken zusammen Wein, bis sie so lustig wurden, daß Mohammed jenen an die Ohren schlug. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf. Beim Erwachen fühlte Mohammed den frischen Morgenhauch auf seiner Wange, und er sah um sich verwundert und erstaunt. Die Morgensonne warf ihre Strahlen durch das dünne Dach von Akazienzweigen, welche um die weiße Kuppel des Grabmals des Scheichs flatterten und rauschten; der Fluß mit seinen Inseln und seinem Saum von Palmenwäldern lag zu seiner Rechten, und eine Ebene bedeckt mit reifen Ernten zu seiner Linken, aber etwas ferner. Alles um ihn war Licht und Leben; die Vögel schwangen sich empor zum Himmel oder senkten sich schaarenweise hinab in die Ebene, und Tausende von summenden Insecten glänzten in der Luft. Mohammed rieb sich die Augen und schaute umher; alles kam ihm vor wie ein Traum seiner frühern Jugend, er lachte vor Freude und ein funkelnder Quell süßer Gedanken strömte aus den Tiefen seines Gemüths hervor. Angstvoll blickte er in das Grabmal, aber siehe! auf einem Graslager ruhete eine schöne Gestalt. Athemlos trat er näher, und sich niederbeugend gewahrte er ein Mädchen mit langen seidengleichen Augenwimpern ruhig schlafend. Entzückt betrachtete er ihre Züge, einen nach dem andern, von der geschwellten Karmoisinlippe bis zu der blühenden Wange, und rief aus: „Wahrlich, es ist die kleine Fatmeh, wie sie herangewachsen, oder ich bin im Traume!“ Dann setzte er sich neben ihr nieder und bewachte sie, wie einst in der Laube von Zuckerrohr, und verscheuchte die Fliegen, welche auf ihren rosigen Lippen oder blühenden Wangen Nahrung zu holen kamen, und er pries Gott in seinem Herzen. Aber er fürchtete ein Wort laut zu sprechen, damit nicht alles wie eine Vision verschwinde. Endlich schlug das Mädchen die Augen auf, es war wie die Morgendämmerung im Paradiese, und schaute lächelnd ihn an und sagte: „O Garstiger, ist es Zeit unsere Reise fortzusetzen, oder sollen wir warten bis die Nacht herankommt?“ Erstaunt und verwirrt erwiderte er: „Es ist besser daß wir warten.“ Da brach sie in Gelächter aus und rief: „O Mohammed, erkennst du mich nicht? ich bin die kleine

Digitized by Google

Fatmeh, welche du aus den Händen der Gottlosen gerettet hast und welche jetzt dich geschützt hat."

Da nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie auf die Schläfe und erhub seine Stimme und rief unter Thränen aus: „Gott sey gedankt und dem Propheten sey gedankt; denn sie die verloren war ist wieder gefunden, und sie um die ich mich härmte ist mir zurückgegeben."

Dann sprechen beide ein Weilchen hin und her, aber als die ersten köstlichen Momente der Freude fortgeflattert waren, sagte er zu ihr: „wie ist die Geschichte, weßhalb hast du mich in diesem Grabmale verlassen, was ist dir seit jener Zeit begegnet, und auf welche Weise sind wir jetzt wieder hier?"

Nun erzählte sie ihm daß, während er im Schlafe gelegen, sie von einer Gesellschaft Sängerinnen und Tänzerinnen, die in einem Boote vorbei gefahren und zufällig ans Land gestiegen seyen, geraubt worden; daß jene sie zu ihren Künsten erzogen hätten, und daß sie endlich die Anführerin der Gesellschaft geworden, auch in der besondern Gunst einer vornehmen Dame sey. „Ich brauche dir nicht zu erzählen," fuhr sie fort, „wer diese große Dame ist oder weßhalb ihr Augenmerk auf dich deinen Tod zur Folge gehabt haben würde, wenn du meinen Ermahnungen nicht gehorcht hättest.[1] Genug, als ich dich an deinem Namen erkannt hatte, den die Sklaven welche dich in den Garten brachten, nannten, sang ich für dich das Warnungslied das du gehört, und die Fürstin überließ dich mir auf meine Bitten. Wisse, daß ich bereit bin meinen sämmtlichen Reichthum mit dir zu theilen, denn ich habe durch meine Kunst große Schätze erworben. Wir beide stehen allein in der Welt und brauchen keinen um seine Einwilligung zu fragen."

Damit stürzte sie sich in seine Arme und beide weinten Thränen der Freude. Nach einer Zeit fand Mohammed wieder Worte und sprach: „ich habe dich getäuscht, o Fatmeh, weil ich selbst getäuscht war als ich dir erzählte, daß dein Vater von den Dienern des Mudir getödtet sey. Er lebt noch und arbeitet in der Fabrik zu Fuah. Wir wollen uns erheben und ihm Boten der Freude seyn." Darüber klatschte Fatmeh in ihre Hände und sprang so munter umher, als wenn sie ein kleines Kind sey und rief aus: „o ja, laß uns eilen und ihn befreien. Man weiß daß ich in der Gunst einer großen Fürstin stehe und man wird mir gewähren was ich fordere."

Nun gingen sie in das Boot, welches unfern von ihnen geankert hatte und fuhren den Fluß hinab nach Fuah. Dort fanden sie Bedreddin in der Fabrik arbeiten und warfen sich schweigend zu seinen Füßen. Der Greis erkannte sie nicht, denn er hatte sie todt geglaubt, und er hatte die Erinnerung an sein früheres Glück fast vergessen. Da gaben sie sich ihm zu erkennen und Fatmeh setzte sich an die Seite des greisen Vaters, der noch immer ungläubig lächelte, und legte eine Hand auf seine Schulter und spielte mit der andern in seinem silberweißen Barte indem sie ihre Geschichte erzählte. Dann erzählte Mohammed auch seine Geschichte und Bedreddin war wie verwirrt, bis Freude in sein Herz drang, wie ein sonniger Morgen kommt nach einer finstern Nacht. Die Thränen strömten wie ein Regen über seine Wangen, und seine Hände auf beider Köpfe legend, sprach er: „mögen Gott und der Prophet ihre Segnungen über euch, meine Kinder, ausschütten, denn gänzlicher Kummer über euren Verlust ist vergessen in der Freude eurer Wiederkehr. Es war vorher bestimmt, daß ich von meiner Fatmeh getrennt werde, aber nur damit sie mir Glück in meinen alten Tagen zurückbringen solle; es war vorherbestimmt, daß Mohammed der garstige schuldlos die Ursache meines Kummers werde, damit er später das Werkzeug meiner Freude sey. Wisset, meine Kinder, daß als ihr jung waret, die Frauen in der Stadt zu sagen pflegten, kein anderer würde der Gatte von Fatmeh der schönen, als Mohammed der garstige. So ist der Wille Gottes, und wenn der hübscheste Jüngling unter den Moslems als Schwiegersohn sich mir anbieten sollte, so würde ich doch denjenigen vorziehen welchen das Schicksal auserlesen hat. Möget ihr glücklich seyn!"

Bedreddin erhielt seine Freiheit wieder und Fatmeh wurde Mohammeds Gattin und alle drei kehrten nach Cairo zurück, wo sie das Herz des alten Mustafa erfreueten und noch heute leben in Glück und Wohlstand.

[1] Die Fürstin, bemerkt der Verfasser, war Naslet Hanum, die Tochter Mohammed Ali's und Wittwe seines Defterdar Bei. Von allen Kindern des Vicekönigs hatte sie den meisten Verstand und beherrschte viele Jahre lang ihren Vater, freilich durch Mittel welche in Europa Töchter schwerlich anwenden würden, nämlich dadurch daß sie ihn mit schönen Sklavinnen versorgte. Ihr Privatleben war in allen Volksclassen ein häufiger Gegenstand der Unterhaltung, und einer ihrer Paläste hätte viele Geschichten erzählen können, die denen sehr ähnlich waren, welche vor Zeiten dem „Thurm von Nesle" in Paris seinen grausenhaften Ruf verschafft haben.

Literarische Narrheit.

Man hat vor einigen Jahren in Deutschland es sehr seltsam gefunden, daß ein tüchtiger Lateiner eine Anzahl moderner Gedichte in zierliche lateinische Verse gebracht hat, indeß da man auch noch im vorgeschrittenen Jahre manchmal Styl- und Redeübungen vornimmt, so mochte dieß hingehen, allein wie soll man die Idee nennen, daß ein Engländer aus Exeter eine Geschichte der Engländer in Canada in griechischer Sprache schrieb. Man vermuthet in dem Verfasser einen Capitän Shortt, einen gelehrten Alterthumsforscher in Exeter; er wollte sich nicht nennen, und gab das Buch heraus als angeblich einem Manuscript entnommen. Dasselbe hat eine lateinische Dedication an die Universität Oxford, wo der vermuthete Verfasser seine Bildung erhielt, und nebenbei noch eine lange englische Vorrede. Um die Curiosität voll zu machen, ist das Buch auch noch lithographirt. Man muß viel freie Zeit und nicht sehr durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommen seyn, um solchen Excentricitäten nachzuhängen. Die Literary Gazette, der wir die Notiz entnehmen, räth dem sichtlich sehr gelehrt gebildeten Verfasser sich an die Uebersetzung einiger der alten Byzantiner zu machen, und somit wenigstens etwas nützliches zu Stande zu bringen.

Erinnerungen an die Goldküste.

(Schluß.)

Dieß ist eine kurze Skizze der drei Hauptbeschäftigungen der Fantis, oder wenigstens derer, welche die große Mehrzahl des Volkes betreibt; es gibt indeß noch viele andere, die von Einzelnen betrieben werden, und auf die wir einen kurzen Blick werfen wollen. Eine besondere Classe der Eingebornen besitzt die Kunst Gold zu Schmucksachen u. dgl. zu verarbeiten; diese halten sich von den andern gesondert, verheurathen sich nicht mit ihnen, und pflanzen ihr Geheimniß vom Vater auf den Sohn fort. Sie sind meist in günstigen Vermögensverhältnissen, der Gewinn von ihrem Geschäft ist groß, und darum ohne Zweifel sind sie so bemüht zu verhindern, daß ihre Kunst nicht allgemein bekannt werde. Die Schmucksachen sind meist nach europäischen Mustern und zwar ziemlich roh und plump gearbeitet. Die Aschanti-Kette verdient indeß eine besondere Beachtung, da man annimmt, die Herstellung derselben sey dieser Küste eigenthümlich. Aller Wahrscheinlichkeit nach unterscheiden sie sich von denen, die man zu Madras und in andern Theilen Indiens macht, und in England unter dem Namen Trichinopoly-Ketten verkauft, nur dadurch daß sie aus stärkeren Drähten bestehen und roher gearbeitet sind; vermuthlich haben die Indier und die Eingebornen der Goldküste die Kunst, diese Ketten und andere Arbeiten zu machen, von den ältern

Digitized by Google

portugiesischen Reisenden gelernt. Die gewöhnliche Art, wie man diese Ketten verkauft, besteht darin, sie mit Goldstaub aufzuwiegen und dann 50 Procent für die Arbeit daraufzuschlagen; andere Schmucksachen werden mit 25 Procent über den innern Werth bezahlt, denn sie haben den Vortheil aus reinem ungemischtem Gold zu bestehen, so daß sie trotz ihres rauhen, messingenen Ansehens jedenfalls ihr Gewicht in Gold werth sind, was man von vielem europäischem Schmuckwerk nicht sagen kann.

In der Nähe der verschiedenen Ansiedlungen längs der Küste haben die Eingebornen mehr oder minder die Sitten und Gebräuche der Europäer angenommen, namentlich in Bezug auf Häuserbau: es gibt Ziegelbrenner, Maurer, Zimmerleute und gewöhnliche Eisenarbeiter in genügender Zahl. Ihre Werkzeuge sind meistens englisch, ihre Arbeit aber freilich ziemlich mittelmäßig. Wenn die Eingebornen nach einem vierhundertjährigen Verkehr mit den Europäern noch immer in den gewöhnlichsten Handthierungen civilisirter Völker so schlecht bewandert sind, so ist anzunehmen, daß sie bei der ersten Entdeckung ziemlich in jenem Zustand von Barbarei gewesen seyn mögen, den manche Leute gern als den Naturzustand schilderten. Ihre Zimmerleute sind noch die besten Arbeiter, gehen manchmal auf fremde Schiffe und manche machen Stühle, Tische und anderes Hausgeräthe ziemlich gut. Die Maurer aber verstehen ihr Handwerk schlecht, und es ist eben nichts seltenes, daß, wenn die Mauern hinreichend hoch sind um die Deckbalken aufzunehmen, der ganze Bau über einander fällt. Gleiches findet auch noch später öfters statt, namentlich in Folge monatelanger heftiger Regen, die alles durchdringen, oder durch einen Blitzstrahl. Solche Ereignisse werden indeß mit einer wunderbaren philosophischen Ruhe aufgenommen, man macht sich alsbald wieder an den Aufbau und scheint die Scherze der glücklichern Nachbarn gutmüthig hinzunehmen.

Eine eigenthümliche Art Tuch wird an der Seeküste gefertigt, das aus europäischem Garn besteht, welches man durch Zerreißen eines europäischen Gewebes erhält, wonach es also scheint, daß man in diesem Theil Afrika's, obwohl die Baumwollenstaude überall wild wächst, die Kunst sie zu einem nützlichen Zweck zu verwenden, noch nicht gelernt hat. Die Fäden, die man aus dem zerrissenen Gewebe erhält, werden in schmale nur 2'' bis 3'' breite Streifen gewoben, diese zusammengenäht, und da das Gewebe sehr lose und weich ist, so taugt der Zeug sowohl zu Kleidern, als zu Tisch- und Bettdecken, und die Farben, blau, orange, roth und weiß, sind so geschmackvoll geordnet, daß es ungemein hübsch aussieht. Auch Seide wird in dieser Art behandelt, und manchmal mit Gold durchwoben; die daraus gewonnenen Zeuge werden gewöhnlich zu hohen Preisen an Häuptlinge abgesetzt, die sie entweder als Hofkleider tragen, oder als Geschenke benützen; einige derselben sind merkwürdig schön und werden nicht selten nach England geschickt, wo Leute, die Geschmack an den Erzeugnissen roher Völker haben, sie kaufen. An manchen Orten wird eine grobe Art Tuch aus den Fasern einer Grasart fabricirt; auch findet man Matten von sehr zierlichen Mustern, und Häute werden auf alle mögliche Art zubereitet, nur die Gerberkunst scheint gänzlich unbekannt. Die Söhne Crispins und die Ritter von der Nadel haben allenthalben in ihren Kunstfertigkeiten sehr schlechte Fortschritte gemacht.

Eine eigenthümliche Race von Afrikanern, die streng genommen nicht der Goldküste angehören, sind die Krus, die man wegen ihrer ausdauernden Arbeitsamkeit, sowie weil sie, um ein weiteres Feld für ihre Thätigkeit zu finden, ihre Heimath verlassen, die Schotten Afrika's nennt. Eine kleine Gemeinde solcher Krus besteht zu Cap Coast Castle, und man kann sie wegen ihres muskulösen Baues und der regelmäßigen schönen Züge leicht von den Bewohnern dieses Theils von Guinea unterscheiden. Sie sind ohne Vergleich gewandter und thätiger als die Fantis, denn während dieser gewöhnlich nur Eine Beschäftigung treibt, läßt sich der Kru, obwohl er die Arbeit auf dem Schiff allen andern vorzieht, zu jedem Geschäfte brauchen, das geeignet ist, seinen kleinen Schatz zu vermehren, mit dem er in seine Heimath zurückzukehren gedenkt; dort kauft er dann ein Paar Stück Vieh und einige Weiber, um dann den Rest seiner Tage in Frieden und Ruhe bei dem Genuß von Rum und Tabak zuzubringen, und gelegentlich einen Bruder Kru in seinem Hause zu sehen, mit dem er über gehabte Land- und Seeabenteuer plaudern kann.

Diese fleißigen Afrikaner verlassen gewöhnlich noch in früher Jugend den Theil der Küste, an welchem sie heimisch sind, und da sie stets am Bord von Kauffahrtei- und Kriegsschiffen Beschäftigung finden, so werden sie sehr erfahrene, gewandte Matrosen. Sie kümmern sich nicht darum, wie weit sie von ihrer Heimath weggehen, und man findet sie deßhalb nicht selten in England und in den Vereinigten Staaten, jedenfalls aber suchen sie baldmöglichst in ihre Heimath wieder zurückzukehren. Während sie auswärts sich befinden, gehen sie niemals eine Ehe ein unter den Fremden, mit denen sie in Berührung kommen, und zu Sierra Leone, wo sie sich in großer Anzahl finden, bilden sie eine eigenthümliche Art von Junggesellengemeinde, deren Ruhe und Stille auffallend mit dem Lärm und der Geschäftigkeit der geselligeren Gemeinden contrastiren.

Einige Bemerkungen über die Kleidung der Fantis mögen hier noch Platz finden. Das ganze Costüm der Männer besteht aus nichts anderem als einem Stück Zeug wie ein Leintuch, aber meist von reinlichem, vielfarbigem Stoff; dieß wird lose über die linke Schulter geworfen, unter dem rechten Arm durchgezogen, vorn über einander geschlagen und mit dem linken Arm gehalten, der stets fest an der linken Seite liegt, während der rechte frei und ungehemmt bleibt. Man sollte glauben, beim geringsten Loslassen des linken Arms müsse das Kleid herabfallen, sie wissen es aber ungemein gut zu handhaben; die welche von Handarbeit leben, haben nur eine kleine Schürze um die Lenden. Die Weiber tragen dieselbe Kleidung, rollen sie aber um die Lenden, daß sie einerseits wie ein Unterrock hinabfällt, während sie das andere Ende über die Schulter schlagen, aber nicht um die Brust zu bedecken, worauf die Weiber überhaupt selten, die Unverheuratheten niemals achten. Das beliebteste Tuch ist größtentheils das von den grellsten Farben, roth, gelb, blau u. s. w. Das meiste kommt aus Manchester, aber der Name Rumal — in Hindostan ein Handtuch — sowie die Aehnlichkeit des Musters mit dem in Indien beweisen, daß aus letzterem Lande zuerst diese Zeuge, wahrscheinlich durch die Portugiesen, in Afrika eingeführt wurden.

Brittische Kataloge. Bekanntlich war es seit geraumer Zeit eine Klage in England, daß es in den reichen Bibliotheken an Katalogen fehle; man scheint endlich ernstlich bemüht, dem Uebelstand abzuhelfen. Das Athenäum vom 5 October meldet, daß der vierte Band des neuen Katalogs der bodleianischen Bibliothek, welcher die Erwerbungen an gedruckten Büchern in den letzten 20 Jahren aufzählt, so ziemlich zur Herausgabe fertig ist. Auch soll dieselbe Bibliothek in Begriff stehen, einen besondern Katalog ihrer gedruckten und handschriftlichen hebräischen Werke herauszugeben; von letzterer besitzt sie bekanntlich jetzt die wichtigste und größte Bibliothek in der Welt. Dr. Steinschneider, der unter den Orientalisten Deutschlands einen hohen Ruf genießt, ist im Laufe des Frühjahrs und Sommers emsig beschäftigt gewesen, die gedruckten hebräischen Bücher durchzugehen, und ist jetzt mit der Herausgabe des Ergebnisses seiner Arbeiten beauftragt. Im nächsten Jahr soll er die Manuscripte durchgehen und 1800 im frühern Katalog nicht aufgeführte Werke näher bezeichnen. Achtzig in Italien aufgekaufte und von Dr. Zunz in Berlin beschriebene Manuscripte sind kürzlich der bodleianischen Manuscriptensammlung hinzugefügt worden. Auch soll ein interessanter Katalog von Manuscripten in den verschiedenen Collegien von Oxford, entworfen durch Hrn. Cox, der bei der bodleianischen Bibliothek angestellt ist, fast vollendet seyn. Er wird in einem dicken Quartband gedruckt und enthält eine umständliche und sehr verständig geordnete Liste von 3200 Codices über englische Geschichte und Literatur, sowie über mittelalterliche Theologie, Philosophie, Medicin u. s. w. Die berühmte Sammlung hebräischer Werke, die unter dem Namen der „Michael-Sammlung" bekannt ist, und neuerlich von dem brittischen Museum angekauft wurde, beträgt etwa 5000 Bände, welche gegenwärtig classificirt werden. Die verschiedene Abtheilung von Theologie, Philosophie, Poesie, Geschichte u. s. w. sollen durch einen besondern Einband unterschieden werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 245. 12 October 1850.

Ueber die Bank in Frankreich.

Die Wissenschaft des Bankwesens scheint noch sehr im Argen zu liegen; wenn die Geschäftsroutine des gewöhnlichen Bankiers, der die Geschäfte zwischen Erzeuger, Fabrikanten und Kaufmann, so wie den Geldverkehr zwischen verschiedenen Ländern vermittelt, sehr ausgebildet ist, und einsichtsvolle Männer auf diesem Felde noch immer einen fruchtbaren Boden für ihre Capitalien und ihre Thätigkeit finden, so scheint es dagegen mit dem Bankwesen im Großen, namentlich mit denjenigen Banken, welche mit dem Staate in Berührung kommen, noch immer ziemlich schlecht bestellt. Wenn die englische Bank bei all ihrer Macht im Jahre 1839 auswärtige Hülfe suchte, wenn die französische mit all ihrer gerühmten und mit Recht gepriesenen Geschäftsleitung im J. 1847 ohne die rechtzeitige Hülfe des Kaisers von Rußland in große Verlegenheit gekommen wäre, und die englische in demselben Jahre ihre nur drei Jahre früher festgestellten gesetzlichen Bestimmungen brechen mußte, um nicht zu einer Zahlungsunfähigkeit sich zu bekennen, so muß man gestehen, daß irgendwo der Fehler liegen muß, weßhalb diese mächtigen Institute, an deren Zahlungsfähigkeit niemand zweifelt, bei dem ersten ernstlichen Stoße an den Rand des Verderbens gerathen. Wir werden wohl kaum irren, wenn wir diesen radikalen Fehler in der Verbindung mit dem Staate suchen, und auch hier wieder auf einen sonderbaren, aber in der ganzen Entwicklung liegenden Umstand aufmerksam machen, daß, während die Bank von England sich mehr und mehr vom Handelsstand losschält, und mehrere gewichtige Stimmen schon darauf gedrungen haben, sie als Handelsbank ganz aufzuheben, und hauptsächlich nur als Depositenbank und Führerin der Staatsgeschäfte bestehen zu lassen, die Bank von Frankreich in der neuesten Zeit alle großen Privatbanken in den Departements verschlungen hat und gerade das Escomptegeschäft im ausgedehntesten Grade an sich zieht. Und man darf nicht glauben, daß dieß eine revolutionäre Grille gewesen, weil es in dem großen Sturm des Jahres 1848 geschehen, denn wer nur einigermaßen die frühern Verhandlungen gelesen hat, der kann höchstens behaupten, daß die Revolution die Vereinigung der Departementalbanken mit der Hauptbank etwas beschleunigt habe.

Diese Beschleunigung der Maaßregel war unter den Verhältnissen wie sie die Februarrevolution erzeugte, eine Nothwendigkeit, denn alle Departementalbanken litten mehr oder minder an den Folgen dieses Ereignisses, an der Geschäftslosigkeit im Allgemeinen, dem Stocken der Zahlungen und an der Entwerthung so vieler Papiere; man mußte diesen Banken einen Rückhalt geben, und das Widerstreben derselben gegen die Vereinigung mit der Hauptbank von Frankreich hatte plötzlich ein Ende. Die Noten der Bank von Frankreich waren durch das Decret der provisorischen Regierung, welches sie zum gesetzlichen Zahlungsmittel machte, und zugleich die Verpflichtung der Bank in baarer Münze auszuzahlen aufhob, das willkommenste Zahlungsmittel, und die im Allgemeinen vortreffliche Leitung sicherte ihnen einen Credit, der den andern Noten abging. Selbst in der schlimmsten Zeit wurden ihre Noten nicht entwerthet, denn man kann ein Aufgeld, das eine Zeitlang für baar Geld bezahlt wurde, und nie über $2^4/_2$ Proc. betrug, kaum eine Entwerthung nennen, da dieß hauptsächlich seinen Grund in der Schwierigkeit hatte, die 1000 und 500 Fr.-Noten zu wechseln; so wie die Bank die ihr schon im Jahre zuvor ertheilte Erlaubniß 200 Franken-Noten, und die Erlaubniß der provisorischen Regierung 100 Franken-Noten auszugeben, mehr und mehr benützte, hörte das Agio auf.[1] Frankreich steht also auf dem Punkte, bald, die Schatzscheine ausgenommen, nur noch Eine Art papierner Werthzeichen zu haben, nämlich Noten der Bank von Frankreich — ein großer Vortheil, wenn nur nicht in der Vereinigung aller großen Banken in der Hauptbank von Paris ein die Vortheile vielleicht aufwiegender Nachtheil liegt.

Die Vereinigung aller Banken Frankreichs in den Händen der Hauptbank von Paris ist eine Maaßregel von sehr zweifelhaftem Werth. Während in England sich mehr und mehr Stimmen erheben für die Decentralisirung der Bank in England, wirft man sie in Frankreich zusammen. Die Folgen können keine andern seyn, als daß man die Bank in Frankreich nur als Nothbehelf benützt, wenn man bei Privatbanken keinen Eingang findet, oder aber die Privatbanken müssen durch die Macht der Hauptbank gedrückt werden. Jedenfalls wird dieß Centrum für alle Bewegungen des Geschäftsverkehrs und für alle Ereignisse, die auf denselben einwirken, empfindlicher, und es ergibt sich daraus die Nothwendigkeit, die Bank von politischen Ereignissen unabhängiger zu machen als sie bisher war, mit einem Wort,

[1] Im März 1848 waren erst für 7 Millionen Noten zu 200 Fr. ausgegeben, Ende März stieg deren Anzahl schon auf 11, Ende Aprils auf 16, und erhob sich dann allmählich bis zu etlich' und fünfzig Mill. Von den 100 Fr.-Noten gab es vor dem 15 März gar keine, vor Ende des Monats waren etwa 2 Mill. ausgegeben, Ende Aprils schon 30, und im allgemeinen betrug die Masse von umlaufenden Noten zu 100 und 200 Fr., im Laufe der letzten Jahre etwa 100 Mill., eine bedeutsame Zahl, da auch noch jetzt die allgemeine Mehrausgabe von Noten der Bank sich auf diese Summe beschränkt; ein starker Beweis, daß solche kleine Noten ein Bedürfniß waren, und mit Fug eine entsprechende Masse baaren Geldes ersetzten. Ein Theil des Geldüberflusses der französischen Bank hat seinen Grund durchaus in der Ausgabe von Noten zu 100 und 200 Fr.

Digitized by Google

die Verbindung mit dem Staate mehr zu lösen; denn der Verdacht kann nicht ausbleiben, und ist auch schon mehrfach ausgesprochen worden, daß die Bank sich häufiger durch politische Gründe als durch commercielle leiten lassen werde. So war es zuverlässig mehr ein politischer als ein commercieller Grund, weßhalb die Bank in der ersten Zeit nach der Revolution Maaßregeln ergriff das baare Geld in ihr Gewölbe zurückzuführen, Maaßregeln, deren Folgen nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Belgien, der Schweiz und Piemont empfindlich gefühlt wurden. Das kann, wenn es auch im Augenblick die Macht der Bank vermehrt, in die Länge nur schaden, denn große Operationen werden sich von einem Punkte zurückziehen, wo man nicht zu berechnenden politischen Einflüssen ausgesetzt ist. Zwar hat sich die Bank im Laufe der letzten Jahre den rohern Zumuthungen der Regierung mit Energie widersetzt, und soll während der provisorischen Regierung wiederholt gedroht haben, ihre Geschäfte gänzlich abzuwickeln, wenn man fernere Forderungen an sie stelle, welche die Sicherheit der Bank gefährden müßten, aber die andere Besorgniß liegt nicht fern, daß ein so gewaltiges Institut die politischen Plane der Regierung auf eine ungehörige Weise unterstütze. Dieß geschieht allerdings auch in England, nur sind dort die Privatbanken ohne Vergleich mächtiger, und bieten dem Handel größere Mittel dar, sich dem Einfluß politischer Maaßregeln zu entziehen. Es sollte uns sehr wundern, wenn die Bank von Frankreich nicht im Verlaufe weniger Jahre die Erfahrung machen sollte, daß die scheinbare Ausdehnung ihrer Macht ihr selbst und dem französischen Geschäftsverkehr sich nicht eben sehr vortheilhaft erweist.

Man kann es nur dem anormalen, halb politischen, halb commerciellen Zustand der Bank zuschreiben, daß beim Erscheinen des Decrets, welches die Baarzahlungen der Bank suspendirte, am 15 März 1848, die Actien der Bank um 200 Fr. stiegen, und nach dem Erscheinen des Gesetzes vom 6 Aug. 1850, welches die Baarzahlungen wieder herstellte, um 100 Fr. fielen. Der erste Schritt war bei der Entwerthung der Staatspapiere und dem übermäßigen Schrecken, den die Revolution erzeugte, eine moralische Nothwendigkeit gewesen: die Bank hatte vom 26 Febr. 1848 bis 15 März 110 Mill. ausgezahlt und nur noch 122 Mill. in der Casse gegen 390 Mill. jeden Augenblick rückforderbarer Schulden; die nächsten 14 Tage hätten sie erschöpfen müssen. Indem man den Erschreckten eine unübersteigliche Schranke vorschob, brachte man sie zur Besinnung, und mit der rückkehrenden Besinnung hob sich auch der Credit der Bank wieder; solche Momente liegen außer der Berechnung. Die Regierung hatte, als sie den gezwungenen Curs anordnete, zugleich die Ausgabe der Banknoten auf 452 Mill. festgesetzt, beinahe 200, oder mit Abrechnung der 100 Mill. in den bald darauf mit der Bank Frankreichs verschmolzenen Departementalbanken, um 100 Mill. höher als die eben im Umlauf begriffene Summe. Nach anderthalb Jahren hatte die Notenausgabe die festgesetzte Summe erreicht, und man mußte dieselbe abermals und zwar auf 525 Mill. erhöhen, eine Summe, der die Notenausgabe im August dieses Jahres nahe kam. Geraume Zeit, ehe die Erhöhung des erlaubten Banknotenumlaufs auf 525 erfolgte, hatte die Bank keine Noten mehr ausgegeben, sondern die Kaufleute gezwungen baares Geld anzunehmen, der gezwungene Curs der Banknoten war also nur noch ein Schein, der Wunsch der Bank also natürlich, diesen Schein, der ein schlimmes Licht auf sie werfen konnte, zu entfernen.

Das hatte indeß seine Schwierigkeit, obwohl die Nationalversammlung, die überhaupt nicht gerne in lange financielle Erörterungen einging und am Vorabend ihrer Vertagung dazu gar nicht Lust hatte, sehr schnell darüber wegging und im Grunde ohne weitere Bemerkungen den Vorschlag des Finanzministers gut hieß. Erwägt man indeß wie die Vermehrung des Banknotenumlaufs zu Stande kam, so fehlt es nicht an Grund zu Besorgnissen: er hat sich durch die Ersetzung der Noten der Departementalbanken um 100 Mill., und durch die Ausgaben von 100 und 200 Franken-Noten um weitere 100 Mill. vermehrt, und hievon dem Staat 100 Mill. geliehen. Die Bank hat gegenwärtig etwa 480 Mill. Banknoten im Umlauf, die auf Vorzeigen zahlbaren Recepisses und Wechsel kann man auch etwa zu 15 bis 20 Mill. anschlagen, die Depositen belaufen sich auf etwa 150 Mill.; es ergibt sich also eine jeden Augenblick rückforderbare Summe von 650 Mill., und 25 Mill. hat die Bank noch auf Verlangen an den Staat vorzuschießen. Dagegen besitzt die Bank etwa 450 Mill. baar Geld, 150 Mill. Handelswechsel, die zu bestimmter Zeit verfallen, wovon aber ein Drittel etwa nicht alsbald hereinzubringen ist; sie hat also ungefähr 550 verfügbare Mill. gegen 675 Mill. an Rückforderungen, die jeden Augenblick gemacht werden können. Das verfügbare Capital der Bank besteht in 35 Mill. Geld, 7 bis 8 Mill. an Immobilien, die nicht veräußert werden sollen, und 65 Mill. die in Renten deponirt sind, und nicht schnell in Geld verwandelt werden können; die Bank hat also jetzt dem Staat mehr als ihr Capital vorgeschossen, und mit allen ihren Zweigbanken nur für 120 bis 125 Mill. Wechsel escomptirt, eine ungewöhnlich geringe Summe, die, sowie das Vertrauen sich mehr herstellt, aufs Doppelte und darüber steigen kann, und den Baarvorrath fast um eben so viel vermindern muß; dieser sänke alsdann auf etwa 300 Mill. herab, mit denen sie Anforderungen von 675 Mill. begegnen muß. Allerdings nimmt man gewöhnlich als Regel an, eine Bank habe genug Geld vorräthig, wenn sie den dritten Theil ihrer Zettel baar in der Casse habe, allein die englische und französische Bank sind mit bei weitem mehr Geld als ein Drittheil ihrer Noten in große Noth und Verlegenheit gekommen, und zwar in politisch ruhigen Zeiten. Diese Regel kann also nicht gelten. Die französische Regierung hat mit ihrer Maaßregel einen Beweis des Vertrauens auf den gegenwärtigen Bestand der Dinge geben wollen, allein so lang der Staat der Bank 100 Mill. schuldet, und noch 25 weitere Mill. von ihr verlangen kann, ist die Bank gefährdet beim geringsten politischen Stoße, gefährdet um so mehr, als durch die Banknoten von 100 und 200 Fr. ihr Werthzeichen in zahlreichere Canäle geflossen ist, aus denen es um so schneller wieder zurückfließen kann. Der Staat hat die Zurückzahlung der Hälfte seines Anlehens auf das Jahr 1852 und die der andern Hälfte auf unbestimmt verschoben, die Bank kann aber nicht dem Handel und dem Staate zugleich leihen, und wenn der Handel wieder im Schwung ist, wie vor der Revolution, so muß, wie oben bemerkt, der Baarvorrath bedeutend schwinden, und in demselben Grade die Möglichkeit, allenfallsigen schlimmen Ereignissen entgegenzutreten. Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß Zettelbanken sich nicht auf langsichtige Unternehmungen einlassen sollen, weder mit dem Staat, noch mit den Privaten; thun sie dieß, so setzen sie sich entweder der Gefahr des Sturzes aus, oder sie leisten dem Handel nur eine sehr geringe Hülfe. Letzteres kann man von der Bank von Frankreich nicht sagen[1]: sie escomptirt die Wechsel des Handels

[1] Man wirft ihr allerdings vor, daß sie den Handel eher zurückstoße, als an sich locke, da sie zwar nur 4 Proc. verlangt, aber drei Unterschriften,

Digitized by Google

verhältnißmäßig in einem viel höhern Grade als die Bank von England, um so nachtheiliger ist es aber, daß sie seit der Revolution gleichsam ein Anhängsel des Finanzministeriums geworden ist.

Erwägt man, daß das Capital der Bank nur 108 Mill. beträgt, und daß sie dem Staate 100 Mill. geliehen und noch 25 zu leihen versprochen hat, daß ihre Notenausgabe, seit sie die Baarzahlungen wieder aufgenommen, unbeschränkt ist, und daß sie im gegenwärtigen Augenblick 675 Mill. rückforderbare Verbindlichkeiten hat, so muß man bekennen, daß ihre Stellung um so mehr auf eine gefährliche Spitze getrieben ist, als sie sich nicht mehr wie vor der Revolution durch die Departementalbanken eingeschränkt fühlt; die Beschränkung durch die Departementalbanken hatte als wohlthätiger Zügel gedient, weil die Concurrenz Vorsicht gebot; jetzt ist die Concurrenz weggefallen und die Bank besitzt allein das Vorrecht Papiergeld zu schlagen, denn in ganz Frankreich gibt es außer dem Gold und Silber nur noch Ein Tauschmittel, die Noten der Bank von Frankreich. Kann man einem Privatinstitut, denn dieß bleibt die Bank immer trotz des Aufsichtsrechts des Staats, der Bank eine solche außerordentliche Gewalt in die Länge lassen? Eins von Beiden: die Aufsicht des Staats über die Bank muß strenger und durch ein Gesetz geregelt werden, oder die Actionäre werden ihre Stellung benützen, und die Vortheile der unbeschränkten Geldfabrication ausbeuten. Bis jetzt ist für die Sicherung des öffentlichen Credits in dieser Beziehung nichts geschehen, und man wäre sehr im Irrthum, wenn man glauben wollte, die Bank sey durch die Wiederaufnahme der Baarzahlungen einfach in den frühern Stand zurückgesetzt worden. Ihre Macht wurde vielmehr durch die Hinwegräumung aller Concurrenz und durch die Erlaubniß Noten zu 100 und 200 Fr. auszugeben unglaublich erhöht; die Regierung ist also auch verpflichtet, das Land gegen den möglichen Mißbrauch der verliehenen Gewalt durch gesetzliche Anordnungen zu stützen; will sie dieß aber thun, so muß sie in das Verfügungsrecht der Bank über ihr Vermögen eingreifen.

Die Bank von Frankreich hat ihren eigenen Fond und mehr als diesen, wie wir oben gesehen, dem Staat geliehen; ihre Geschäfte treibt sie also jetzt mit fremdem Gold, das ihr entzogen werden kann, womit soll sie dann den Rest ihrer Verbindlichkeiten erfüllen? In gewöhnlichen Zeiten geht alles glatt ab: die Capitalisten lassen ihre Fonds in der Bank liegen, und somit geht das Geschäft gut; wenn aber das Mißtrauen einreißt und die Depositen schwinden, dann soll sich die Bank auf ihr eigenes Capital zurückziehen können, und dieß Capital ist nicht mehr da. Ehe also die Regierung die Wiederaufnahme der Baarzahlungen gestattete, hätte sie der Bank die entliehenen Summen zurückzahlen oder sie zur Vergrößerung und Flüssigmachung ihres eigenen Capitals nöthigen sollen; zum mindesten wird man es höchst unklug finden, daß die Regierung zu gleicher Zeit, wo sie die Wiederaufnahme der Baarzahlungen anordnete, auch den Banknoten den gesetzlichen Curs nahm; während drittehalb Jahren konnte man in ganz Frankreich alle Verbindlichkeiten mit Banknoten bezahlen, der Gläubiger konnte sich der Annahme derselben nicht weigern, und eine Fortdauer dieses Standes der Dinge wäre um so weniger nachtheilig gewesen, als eine hinreichende Anzahl Comptoirs der Bank über ganz Frankreich verbreitet ist, bei denen man nach Wiederaufnahme der Baarzahlungen die Billette gegen Geld austauschen kann. Wenn in einem einzigen Landstrich Mißtrauen einreißt, wenn die Methode des Thesaurisirens, die dem Landvolk besonders eigen ist, sich abermals in stärkerem Maaße kund gibt, so werden die Furchtsamen alsbald kein Papier mehr annehmen wollen, und der Verkehr wird stocken. Noch ist Frankreich nicht über alle Mißstände seiner Revolution hinaus: die Constitution ist, wie es scheint absichtlich, der Art abgefaßt, daß sie unmöglich lange gehen kann; eine Befestigung der Republik läge keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit, aber es fehlt nicht an Parteien, deren Absicht gerade darauf geht, daß die Republik sich nicht befestige; da sie aber einmal rechtlich besteht, so sieht man kaum ab, wie sie ohne Gewaltstreich, zum mindesten ohne heftige Bewegungen verändert werde. Ist es unter solchen Umständen klug, alle Schutzwaffen hinwegzuwerfen? Ob die, welche dieß gethan haben klug handelten, kann freilich erst die Zukunft lehren; jedenfalls ist aber nicht gerathen auf ein Vielleicht hin so ganz und gar den Wechselfällen sich preis zu geben. Eine abermalige Einstellung der Baarzahlungen würde ohne Zweifel schlimmere Folgen herbeiführen als die erste.

(Schluß folgt.)

wodurch sich ein Zwischengeschäft gebildet hat, indem zwischen den Aussteller und Empfänger ein Bankier tritt, der gegen Provision die dritte nöthige Unterschrift gibt; die Folgen fallen in die Augen, und sind mannichfach bald der Bank, bald dem Handel nachtheilig; nichtsdestoweniger ist das Escomptegeschäft der Bank bekanntlich sehr ausgedehnt.

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

(Von Bayssière. Revue des deux mondes. 1 October.)

I.

Der abyssinische Uferstrich des rothen Meeres ist vielleicht einer der merkwürdigsten Theile Afrika's, und doch ist die Zahl der Reisenden gering, welche die Neugierde oder die Liebe zur Wissenschaft nach diesen geheimnißvollen, der Aufmerksamkeit Europa's so würdigen Gegenden zieht. Namentlich Franzosen waren es, denen man die neuesten und vollständigsten Nachrichten über die unerforschten Länder verdankt, die auf der einen Seite ans rothe Meer, auf der andern an Centralabyssinien anstoßen. Während Hr. Rochet de Hericourt wiederholt das Königreich Schoa besuchte, drang ein anderer Reisender, ein ehemaliger Officier der ägyptischen Armee, Hr. Arnaud, von 1843 bis 1844 ins Land der Sabäer ein, hauste eine Zeit lang in der arabischen Stadt Mareb, und sammelte hier zahlreiche Documente über dasselbe Volk der Hamjariten, dessen Civilisation so tiefe Spuren in diesem Theil Yemens zurückgelassen hat. In Cairo, wo ich unter dem Schutz des Dr. Clot Bey seit drei Jahren mich aufhielt und der Militärverwaltung beigegeben war, machte mich der Zufall mit Hrn. Arnaud bekannt, der unter tausend Gefahren aus dem Lande der Sabäer zurückgekehrt und doch sehr ungeduldig war, wieder dahin zurückzukehren. Ich hatte die Berichte des unerschrockenen Reisenden vernommen, und begriff, ja ich theilte die Lust, die ihn wieder nach den Einöden Arabiens zurücktrieb. Eines schönen Tages bot sich die lang erwartete Gelegenheit dar, die lange gehegten Reiseprojecte gemeinsam auszuführen. Eine wissenschaftliche Sendung der französischen Regierung machte es dem muthvollen Erforscher des Landes Saba zur Pflicht, an die Ufer des rothen Meeres zurückzukehren, und die hamjaritischen Denkmale im einzelnen zu studiren. Wir beschlossen mit einander zu reisen, aber nach einem kurzen Aufenthalt in Yemen nöthigten uns unvorhergesehene Umstände eine Zuflucht an dem afrikanischen Ufer zu suchen, und so hielten wir uns ziemlich lange in einem sehr wenig bekannten Lande auf.

Am 18 Januar 1848 verließen wir bei Sonnenuntergang Hodeidah, trotz des Moussons, der damals in seiner ganzen Heftigkeit wehte, um nach dem gegenüberliegenden afrikanischen Ufer, nach Massowah zu fahren. Unser Fahrzeug war eine ungedeckte und übermäßig überladene Barke, mit der wir trotz der Anstrengungen unserer Matrosen erst mit Tagesanbruch uns von der Küste entfernen konnten. Der Wind hatte etwas

Digitized by Google

nachgelassen, und obwohl das Meer noch immer ziemlich hohl ging, war doch die Fahrt bis gegen 10 Uhr ziemlich glücklich. Unser Nachodah (Capitän), für einen Araber ein geschickter Seemann, verfolgte den geraden Weg, d. h. er wollte etwas südwärts vom Archipel von Dahlak in die Nähe des Landes kommen, und dann den Engpaß, der diese Inselhaufen vom festen Lande trennt, hinauffahren. Wir machten wiederholt ihm die Bemerkung, daß der gerade Weg selbst auf dem Meer nicht immer der kürzeste sey, er gab nicht nach, bis ein furchtbarer Verbündeter uns zur Hülfe kam, der Sturm. Zwei Stunden vor Mittag wuchs der Wind und das Meer wurde fürchterlich; der Steuermann hatte alle Kraft anzuwenden, daß die anprallenden Wogen uns nicht voll in die Seiten trafen; daß jeden Augenblick ein eisiges Wasser uns übergoß, wäre eine Nebensache gewesen, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, das Wasser durchdringe die Baumwolle, mit der das Fahrzeug beladen war, und verdopple ihr Gewicht. Für diesen Fall hätten wir die Ladung opfern müssen; aber es war die Frage, ob unsere vereinten Anstrengungen einen einzigen der ungeheuren Ballen hätten aufheben können, die nahezu 2000 Pfd. wogen; wir waren, ungerechnet fünf oder sechs Kinder, nur sieben oder acht Mann an Bord.

Die am Hintertheil versammelten Seeleute verdoppelten ihre Stoßgebete, von denen einige nichts waren als Flüche gegen die Ungläubigen. Einer von uns hatte einen schlechten Witz über die Litaneiensänger gemacht, der uns ein Lächeln abnöthigte; alsbald aber bemerkten wir, daß die Moslems wilde Blicke auf uns richteten, und das Epitheton „Kufar" (Ungläubige, Heiden) von einem Dschellab (Sklavenhändler) ausgesprochen, drang selbst zu unseren Ohren. „Wenn du von uns in diesem Tone sprichst," bemerkte sogleich mein Gefährte, „so läufst du Gefahr, zuerst ein Bad zu nehmen." Der Dschellab schlug heuchlerisch die Augen nieder, und behauptete, das Wort, dessen er sich bedient, sey keineswegs gegen uns gerichtet gewesen. Der Vorfall hatte keine weiteren Folgen, denn wir waren gut genug bewaffnet, um nöthigenfalls der ganzen Mannschaft Trotz zu bieten.

Bisher hatte der Nachodah hartnäckig gegen das Unwetter gekämpft, bald vermehrte aber eine neue Gefahr den Ernst unserer Lage. Plötzlich sprang ein Matrose nach einem ungeheuren kupfernen Kessel, den er wie einen Tamtam mit dem Handgriff seines Messers bearbeitete, und alles um uns her sprach die Formel „Allah akbar" aus, womit jeder gute Muselmann bei Annäherung einer drohenden Gefahr den Beistand Gottes anruft. Wir begriffen nichts von der Musik und dem plötzlichen Wiederausbruch der Furcht, entschlossen uns aber einen Augenblick die schützende Stätte zwischen zwei Baumwollenballen zu verlassen, und erblickten nun vier Wallfische, zweimal so groß als unsere Barke, die nur 20 oder 30 Klafter von uns im Wasser spielten; zuweilen schwammen sie in voller Unbeweglichkeit dahin, und ich begriff, daß Sindbad der Seemann allenfalls wohl ihren ungeheuren Rücken für eine Insel nehmen konnte; dann schwangen sie sich auf einmal über die Wogen hin, auf deren Rücken sie fortgetragen wurden. Manchmal erhob sich durch einen kräftigen Schlag mit dem Schweif ihre ganze ungeheure Masse völlig über die Wogen, durchfuhr einen Raum von etwa 60 Fuß in der Luft, und stürzte dann mit donnerähnlichem Getöse wieder in die Wellen. Wo die ungeheuren Thiere aus dem flüssigen Element sich erhoben, blieb einen Augenblick ein kraterähnlicher Abgrund zurück, und über dem Punkt, wo sie wieder ins Wasser stürzten, bildete sich ein Wirbel, der die Strömung rauschend nach sich zog. Jeder beeilte sich den Mann am Kessel nachzuahmen, so daß ein betäubender Lärm entstand, den wir noch durch einige Gewehrschüsse in die Luft, nicht nach den Leviathans, deren Zorn wir zu reizen uns scheuten, vermehrten. Als sie an dem Concert, das man ihnen gegeben, genug hatten, entfernten sie sich, und wir schlugen eine andere Richtung ein, da der Nachodah behauptete, die Erscheinung dieser Thiere verkündige ein Unglück. Lange sahen wir sie noch über die Wogen hingleiten. „Gott sey gelobt!" riefen die Matrosen, „wir sind glücklich entkommen." — „Ist es denn so gefährlich? fragten wir. „Ob es gefährlich ist?" entgegnete der Nachodah, „allerdings, hätte sich der Buthan [1] nur an der Sala [2] gerieben, so hätte er sie umgestürzt."

Gegen drei Uhr Nachmittags sahen wir endlich den Gipfel eines Berges über den Fluthen erscheinen, allmählich wuchs er empor, nach einer halben Stunde wurde er deutlich und bald zeigten sich auch die gelben Dünen, die seinen Fuß umgaben. Wir steuerten nach der Südspitze der Insel Camaran, und zwei Stunden nachher kamen wir an den kleinen Inselchen vorüber, die etwas vor dem engen und stets ruhigen Canal liegen, welcher die große Insel von der Küste trennt. Um diese Zeit waren die Sandbänke ganz wörtlich mit Vögeln bedeckt, und von allen Himmelsgegenden kamen noch immer Schaaren von Möven herbei. Wir konnten das lärmende Geschrei, das von diesem luftigen Babel herrührte, deutlich vernehmen: die Seemöven klagten oder bellten, wie heisere Hunde, die Reiher, Rohrdommeln und Strandläufer stießen ihr seltsames Geschrei aus, die Pelikane ließen eine ernstere Stimme vernehmen, und der Lärm der Winde und Regen diente als harmonischer Baß zu dem Sturm von scharfen, traurigen Tönen.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten die weißen Klippen der Küste und spielten auf dem zierlichen Gipfel einer Dattel- und Dumpalme. Eine Stunde später trieben die letzten Stöße des ersterbenden Sturms das Schiff in den Hafen von Camaran, wo wir Anker warfen. Die Rhede war ruhig; einige Sombaks lagen neben uns vor Anker, einige Lichter glänzten im Hintergrund des Dorfes, oder an den Schießscharten der alten Veste, welche die Insel bewacht. An dem Ufer saß eine Gruppe Männer und sang Lieder in einer unbekannten Sprache zum Klang einer Schilfrohrflöte, während der Tamburin und große eiserne Becken den Tact schlugen zu der wilden, charakteristischen, aber nicht anmuthlosen Musik. Eine andere Gruppe tanzte: dieß waren unglückliche schwarze Sklaven, die sich durch ihre Nationaltänze und heimathlichen Lieder über ihre harte Arbeit trösteten.

Da wir während des schrecklichen Tages nur etwas Brod gegessen, so nahmen wir unsere Gewehre und ließen uns ans Land setzen. Fünfzig Schritte von unserem Landungsplatze sprang eine Sandzunge ins Meer vor, die wir während eines früheren Aufenthalts durchwandert und bemerkt hatten, daß sie, so lange die Fluth steige, die Zuflucht zahlloser Vögel, darunter auch Schnepfen, sey. Zwei Schüsse schreckten eine Unzahl Vögel auf, und machten es uns möglich, die gewonnene Beute zu holen; einige getroffene Möven mußten wir wegwerfen, die Schnepfen nahmen wir, rupften sie sogleich, steckten sie an einen langen Stab, und brieten sie alsbald am Feuer. Die Seeluft hatte unsern Appetit ungemein geschärft, und unsere ganze Jagdbeute wurde verschlungen; um nicht mit den Matrosen theilen zu müssen, hatten wir uns wohl gehütet, einen einzigen unserer Vögel auszuweiden. Diejenigen Leute der Mannschaft, welche herbeikamen, um unsere Kocherei zu inspiciren, gingen, als sie uns Blut und Eingeweide sorgsam auf ein Butterbrod streichen sahen, murrend mit den Worten weg: Inhal Dinkum! (Gott verdamme Eure Religion!) Ein solches Mahl war für sie abscheulich unrein; um sie zu trösten versprachen wir ihnen bei nächster Gelegenheit einen recht harten, öligen Pelikan zu schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Sendung assyrischer Alterthümer ist in London angelangt. Außer einer großen Anzahl Marmortafeln und anderer zahlreicher verkommenden Gegenstände findet sich darunter der große Stier mit einem Menschenkopf und Drachenflügeln, der 12, und ein in ähnlicher Weise ausgehauener Löwe, der 9 Tonnen wiegt, ferner mehrere Särge mit manchen merkwürdigen Ueberresten, welche auf die Begräbnißgebräuche der alten orientalischen Völker ein großes Licht werfen. (Athen. 5 October.)

---

[1] Dieser arabische Name des Wallfisches scheint einerlei Stammes mit dem Wort Leviathan.

[2] So nennt man die größeren, aber ungedeckten Barken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 246. 14 October 1850.

Belsa Kelsa.

Erzählung aus Aegypten.[1]

Ein junger Deutscher, Namens Hermann Schmidt, der eine Anstellung als Commis in einem der fremden Handelshäuser zu Alexandrien hatte, reiste vor etlichen Jahren nach Rosetta, um seine Gesundheit herzustellen, und nahm dort seine Wohnung in dem Stadtviertel der vierzig Moscheen, indeß nicht in einem Wirthshause oder Logirhause, sondern in dem obern Stockwerk eines sehr großen, alten wüsten Hauses. Bei dieser Wahl seiner Wohnung kam Sparsamkeit wohl etwas in Betracht, aber noch mehr Liebe zur Einsamkeit und Melancholie. Denn jener Theil der Stadt ist eine wahre Wildniß von Häusern, aus gebrannten Steinen erbaut, und hat nur hin und wieder ein Paar Bewohner, die wie die Einsiedler in der thebaischen Wüste leben. Rosetta hat von seiner frühern Bevölkerung nur einen kleinen Ueberrest behalten, welcher zum größten Theil in der Nähe des Flußufers zusammengedrängt lebt, während die obere Stadt fast nur von Geiern, Habichten, Krähen, Tauben, Sperlingen, Hunden, Katzen und Bettlern bewohnt wird. Obgleich Hermann zu diesen nicht gehörte, so nahm er doch seine Wohnung unter ihnen mit Freuden, denn er fand in seiner Nachbarschaft unaufhörlichen Genuß an der malerischen Architektur der Gebäude. Er hielt es für unmöglich — und darin bin ich vollkommen seiner Meinung — daß es Straßen geben könne, welche in Sonnen- oder Mondbeleuchtung einen romantischern Anblick gewähren als diese Straßen von Rosetta. Hohe Häuser, verziert mit vorspringenden Ornamenten von dem geschmackvollsten Entwurf und Zeichnung, Balcone, Kioske und zierliche Holzschnitzerei; große Bogenthore, die in öde, von Säulengängen umgebene Höfe führen, wo Springbrunnen stehen, die schon lange aufgehört haben zu plätschern; Moscheen, von den Gläubigen fast verlassen, Reste antiker Bauwerke, die fast in jeder Mauer eingefugt sich finden — alles dieses in seinen Einzelnheiten diente bei Tage ihm als Studium und am Abend zum Gegenstande seiner Träumereien. Wenn die sengende Hitze des Tages verschwunden und die Sonne nur noch in rothen oder goldenen Streifen am Fuße der Palmen, die am Saume der Wüste stehen, sichtbar war, wenn das keuchende Land Aegyptens in langen durstigen Zügen den kühlen Abendhauch vom Meere einsog, wenn die bestaubte Vegetation der Haine und Fluren im balsamischen Thau des Zwielichts sich badete, wenn das Abendlied der Ruderer längs der stillen Fläche des Nils erzitterte, wenn die Vögel aus den Reisfeldern ihrem Neste zueilten und der Falke ungern seine Warte auf dem Minaret verließ, und die Eule ihren dicken, raubgierigen Kopf auf dem alten Mauerreste zeigte, wenn die bunte Motte lustig nach der ersten flammenden Kerze flog um sich zu versengen wie kühne junge Liebende in der Flamme der ersten Liebe, wenn hungrige Hunde zornig dem einsamen Wanderer auf den Fersen nachbellten, wenn die Töne musikalischer Instrumente aus der Ferne in das schläfrige Ohr der Nacht fielen oder der Lärm einer lustigen Gesellschaft vom Ufer des Flusses heraufschallte oder von wankenden Minarets herab eintönige Stimmen die Gemeinde der Gläubigen, welche längst von der Erde verschwunden war, zum Gebet rief, wenn der aufgehende Mond den silbernen Hintergrund des dunkeln Netzwerks von Palmenhainen bildete, welche die Gränze des Nildelta umsäumen, wenn die Sterne, wie schöne Mädchen auf geheimnißvollen Balconen, am Himmel sich zeigen, und vor allem wenn in der Mitternachtstunde die Natur in ohnmächtige Stille zu fallen und erstaunt zu seyn schien über ihre eigene Schönheit und Einsamkeit — dann stand Hermann auf dem platten Dache seines Hauses und flog auf den Schwingen seiner Phantasie, um sein Ideal im Weltall zu finden. Fast ein jeder, mehr oder weniger, gibt solchen Träumereien sich hin, und Hermann war wegen seiner schwächlichen Gesundheit zu andern Unterhaltungen fast unfähig. Er hatte in Rosetta keine Freunde und suchte keine Bekanntschaften zu machen; des Morgens früh ritt oder ging er in der Umgebung umher, bei Tage las, meditirte oder schlief er und die Abende brachte er auf dem Dache seines Hauses oder an einem großen Bogenfenster zu, von welchem er in die enge Straße hinabblicken oder die Beschäftigungen der wenigen Menschen, die in dem gegenüberliegenden Hause wohnten, beobachten konnte. Da er seine Fensterblenden niemals öffnete, so war es seinen Nachbarn lange Zeit gänzlich unbekannt, daß ein Franke in ihrer Straße wohnte, zumal da die Thür seines Hauses nicht in dieser Straße war. Ihm gerade gegenüber, nur etwas tiefer, wohnte ein alter Araber mit einer jungen Frau, die von ihm abwechselnd geprügelt oder geliebkost wurde; zur linken desselben lebte die elende Familie eines armen Barbiers in einem Hause, das Raum genug für einen Fürsten hatte, und zur Rechten sah er zuweilen einen armenischen Arzt seine lange weiße Nase aus dem Fenster stecken, wie der Elephant seinen Rüssel durch das Gitter seines Käfigs steckt. Die Häuser an der von ihm bewohnten Straßenseite waren sämmtlich menschenleer mit Ausnahme eines

[1] Aus: Bayle St. Johns Two years in a Levantine Family, wobei der Verfasser versichert, daß die hier mitgetheilte Begebenheit durchaus wahr sey.

Digitized by Google

Hauses zu seiner Rechten, worin die Familie eines türkischen Bey wohnte.

An einem übermäßig heißen Tage hatte Hermann die eine Seitenblende seines Bogenfensters geöffnet und lag auf dem Diwan, Rauchwolken von sich blasend, die er aus einer duftenden Schischeh oder Pfeife mit langem, biegsamem Rohre einsog. Plötzlich fühlte er einen schmerzhaften Stich an der Hand; er sprang auf und blickte um sich, aber er konnte nichts bemerken; er dachte es sey ein Moskitostich gewesen und rauchte weiter, aber bald fühlte er wieder denselben Schmerz und dann wieder, bis er entdeckte, daß jemand ihn mit kleinen runden Steinchen warf. Aergerlich blickte er empor, und sah nun zu seinem Erstaunen, daß ein junges Mädchen, den Finger auf die Lippen gelegt, aus einem kleinen, käfigartigen Fenster im Hause des Bey hervorguckte. Nun kam die romantische Phantasie des Deutschen gleich in Flammen, und obgleich er das Mädchen nicht genau sehen konnte, so schmückte er es doch mit allen den idealischen Reizen aus, welche er bisher gewöhnlich in den Wolken gesucht hatte. Er erwiederte ihr Lächeln und Nicken mit leidenschaftlichen Gebärden, und so führten sie mit Pantomimen eine lange Zeit ihre Unterhaltung fort, deren Resultat dann war, daß beide sich wechselseitig gefielen. Hermann bemühete sich den Wunsch nach einer Zusammenkunft auszudrücken, aber es dauerte einige Zeit bis sie ihn verstand, und dann verschwand ihr Lächeln; ein melancholischer, beinahe ungehaltener Blick trat an die Stelle des Lächelns, und gleich darauf schloß sie das Fenstergitter. „Ich habe sie beleidigt oder in Furcht versetzt", sagte Hermann zu sich. Früh am nächsten Tage postirte er sich wieder in sein Bogenfenster, und öffnete dessen Gitter, ohne daß es bemerkt zu werden schien, aber endlich erschien dasselbe Gesichtchen wieder und sah böse aus. Er gab sich nun Mühe die Pantomime vom Tage zuvor zu wiederholen, aber mittelst einer herrischen Gesticulation hieß sie ihn das Gitter zumachen, und er als ein gehorsamer Liebhaber that das Gleiche. „Hat sie vielleicht Launen?" war das Thema seiner mehrstündigen Betrachtungen. Gegen Nachmittag blickte er verstohlen durch die Stangen des Gitters, und bemerkte zu seiner großen Freude ganz deutlich, daß das junge Mädchen nach ihm herüber sah. Ihre Zeichensprache kam bald wieder in Gang, und er begriff so viel, daß sie Morgens nicht allein sey, während Nachmittags sie sich ohne Gefahr sehen könnten. „Sie ist vorsichtig", sagte Hermann, „und sehr wahrscheinlich weiß sie am besten wie wir es machen müssen." Auf solche Weise dauerte dieser seltsame Liebeshandel mehrere Tage, und länger als eine Woche, bis Hermann einen Brief mit der Nachricht erhielt, daß sein Urlaub bereits abgelaufen sey. Darum kümmerte er sich nicht, denn wer könnte in solchen Verhältnissen an Geschäfte denken? Selbst weniger phantastische Leute als der junge Deutsche würden ihre Geschäfte von einem Tag zum andern aufgeschoben haben, und dabei fühlte er sich bei dem Gedanken, Rosetta verlassen zu sollen, so krank, daß er sich überredete, es handle sich bei ihm um Leben oder Tod.

Es ist für jeden der nicht im Oriente gelebt hat, schwierig die Lage des armen Hermann richtig zu beurtheilen. In Europa bleibt es immer möglich irgend ein Ende eines Liebesabenteuers vorherzusehen: Heurath oder Intrigue würde dessen natürliches Resultat seyn. Aber in Aegypten und besonders in Rosetta, war davon vernünftiger Weise nichts anders zu erwarten als getäuschte Hoffnungen oder eine schreckliche Katastrophe. Ueberdem war Hermann kein Mensch von Energie. Er kannte die unübersteigbaren Schranken welche Nationalität, Religion und Sitten zwischen ihm und seiner Geliebten aufgethürmt hatten, und wenn sie am Fenster erschien, so schauete er auf sie mit derselben verzweiflungsvollen Bewunderung, welche er empfunden haben würde, wenn er einen Engel am Himmel erblickt hätte. So viel weiß ich aber, daß wenn einer von der gewöhnlichen Sorte der im Oriente ansässigen Europäer, welche im Umgange mit leichtfertigen Mädchen oder höchstens mit galanten Frauen, die man in allen Ländern findet, Erfahrung haben, in Hermanns Lage gewesen wäre, er ohne weiteres sich des Beistandes eines schlauen Weibes bedient hätte, welches in dem Harem des Bey sich Eingang verschafft und versucht haben würde ein Zusammenkunft zu verabreden. Auf solche Weise macht man es alle Tage, und die Folge davon sind höchst unzarte Verhältnisse. Ehe ein Liebhaber diesen Plan befolgt, muß er nicht nur alle Achtung vor seiner Geliebten verlieren, sondern auch gleichgültig gegen alle Gefahr werden, welche ihr dadurch erwachsen kann, daß ihr Geheimniß einer dritten Person anvertraut worden, welche es zu verrathen im Stande ist. Obgleich Hermann sehr liebeskrank war, so verschmähte er doch den Gedanken an einen solchen unvorsichtigen Schritt. „Wenn es eine Möglichkeit ist, daß wir zusammenkommen können," dachte er, „so wird sie solche schon ersinnen." Nun harrte er einen Tag nach dem andern am Fenster; er ging nicht mehr aus, er entließ den Diener, welcher ihm das Essen bereitete, jedesmal so rasch wie möglich, und lebte im beständigen Kampfe zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Mit dem Einbruch der Nacht, wenn er nicht mehr erwarten konnte einen Schimmer von dem Antlitze seiner Schönen zu sehen, stieg er auf das platte Dach, um seine Stirn im Abendhauche zu kühlen und seinen Gedanken, wie seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Von Leidenschaft hingerissen, rief er zuweilen die abwesende Geliebte an, und dann glaubten die Nachbarn, sie hörten die Stimmen von Geistern in der Luft reden.

(Schluß folgt.)

Ueber die Bank in Frankreich.

(Schluß.)

Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß die nächste Zeit in Frankreich eine politische Umgestaltung bringen muß, so kann diese, mag sie auch sonst noch so legal ablaufen, doch nicht ermangeln, die Gemüther zu beunruhigen, namentlich mit einem so launenhaften, ehrgeizigen und des Regierens ziemlich unfähigen Oberhaupt, wie Prinz Ludwig Bonaparte. Es ist aber nicht wohl gerathen, in ein Zerwürfniß hinein, wo es sich möglicher Weise um eine neue Revolution handelt, einen solchen Keim von Unsicherheit zu schleudern, wie ihn die Wiedereinführung der Baarzahlungen und die Aufhebung der Gültigkeit der Banknoten als gesetzliches Zahlungsmittel enthält. Was der ganzen Maaßregel noch mehr, wir möchten sagen, einen Charakter des Leichtsinnes aufdrückt, ist die Verfügung oder vielmehr das Versprechen des Finanzministers, die Anforderungen des Staats an die Bank auf die Hälfte zu ermäßigen. Schon die provisorische Regierung hatte von der Bank 50 Mill. gegen Deponirung von Schatzscheinen entlehnt; später wurde mit der Bank ein Vertrag geschlossen, demzufolge sie dem Staate noch weitere 150 Mill. zuschießen solle, im Falle des Bedürfnisses; von diesen 150 Mill. sind fünfzig wirklich erhoben worden, und hundert wurden in Reserve gehalten, um für mögliche Fälle augenblicklich Mittel an der Hand zu haben, und namentlich für

Digitized by Google

den Fall, daß die Schatzscheine im Augenblick keine andere Nehmer fänden, und ein Anlehen nicht wohl abzuschließen wäre. Diese Vorsorge war unter den Verhältnissen, wo sie getroffen wurde, im J. 1848, sehr löblich, und nicht minder, daß man troß mancher Verlegenheit von dieser Reserve keinen Gebrauch gemacht hat; die Rechnung, die man dabei anstellte, lief wohl darauf hinaus, daß wenn der Handel und die Geschäfte gut gingen, die Einkünfte steigen und das Vertrauen sich herstellen würde, daß somit dann die Schatzscheine Abgang fänden, und man die Bank nicht herbeizuziehen brauche; gingen aber die Geschäfte schlecht, so brauche die Bank dem Handel wenig zu leihen, und könne eher dem Staat in seiner Verlegenheit aushelfen. Nach dem obigen hätte also die Bank dem Staate noch auf Verlangen 100 Mill. Fr. zu zahlen gehabt; A. Fould hat das ganze prospective Anlehen, um einen Beweis zu geben, daß die Staatseinnahmen gut ständen, auf die Hälfte, nämlich auf 75 Mill. reducirt, wonach die Bank nur noch 25 Mill. nöthigenfalls zu liefern hat, aber die bereits gelieferten 50 Mill. sollen erst im J. 1852 zurückerstattet werden, und von den ersten 50 Mill. ist noch gar keine Rede. Ob unter solchen Umständen ohne bedeutende Vermehrung des Grundcapitals der Bank die Aufhebung des Zwangscurses und der Annahme der Banknoten als gesetzlichen Zahlungsmittels sich als klug bewähren wird, muß sehr zweifelhaft erscheinen. So lang der gezwungene Curs dauert, und eine gebieterische Nothwendigkeit vorhanden ist, unterstützen die Banken den Schatz nicht nur mit ihrem eigenen Capital, sondern auch mit ihren Circulationsmitteln, d. h. die Banken schlagen Geld zum Vortheil des Staats, und da der Staat ihnen das Recht einräumt Geld zu schlagen, so hat er auch ein Recht an den Vortheilen seinen Antheil zu nehmen; er beauftragt die Banken also für seine Rechnungen Anlehen zu erheben, an denen alle diejenigen Theil nehmen, welche die in Umlauf gesetzten Zettel empfangen. Dieß geht, so lange der Curs der Zettel gezwungen ist, sobald dieß aber aufhört, kann die Bank um ihrer Sicherheit willen die Vorschüsse nicht mehr leisten.

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, mit diesen Bemerkungen etwas gegen den Credit und gegen die Führung der französischen Bank zu sagen, sondern sie sollen nur beweisen, daß sich Banken, welche dem Staat große Anlehen machen und zugleich noch dem Handel unter die Arme greifen wollen, in einem anormalen Zustande befinden. Welche Wechsel eine Bank in solchen Lagen befahren kann, ersehen wir z. B. aus den Bankberichten vom 19 und 26 Sept.: am 19. betrug der Vorrath an baarem Geld 456,796,909, der Notenumlauf 478,051,125; am 26. belief sich das baare Geld auf 453,982,103, der Banknotenumlauf auf 492,371,425; das Geld hatte also in Einer Woche um fast 3 Mill. ab- und der Banknotenumlauf um mehr als 14 Mill. zugenommen; in derselben Zeit war die laufende Rechnung der Staatscasse von 90 auf 60 Mill. gefallen wegen der laufenden Zinszahlungen, und mußte in den nächsten acht Tagen wiederum bedeutend abnehmen. Während also im Laufe dieses Jahrs längere Zeit Circulation und Geldvorrath beinahe gleich gewesen, ja sogar einige Wochen lang der Geldvorrath die Notencirculation überstiegen hatte, ist jetzt der Unterschied zum Nachtheil des Geldvorraths 40 Mill. mit aller Aussicht auf das Doppelte zu steigen.[1] Dieß beweist wenigstens so viel, daß selbst bei politischer und commercieller Windstille die Schwankungen sehr groß, und daß sie bei der geringsten Unruhe sehr besorglicher Art seyn können. Eine Bank, die ihr Capital auf Jahre hinaus ausgeliehen hat, und nur mit dem entlehnten oder willkürlich geschlagenen Gelde wirthschaftet, steht ohne Zwangscurs nicht sicher, und die Besorgniß vor einer Erschütterung muß sich eben durch das Monopol, dessen die Bank in der Papierausgabe genießt, steigern. Die Bank scheint dieß selbst anzuerkennen, und hat für nöthig erachtet, in öffentlichen Blättern sich zu vertheidigen. Diese Vertheidigung ist schwach und ungenügend ausgefallen, wenigstens wird niemand, der die Geschichte der Banken einigermaßen kennt, sie genügend finden, und es kann daher nicht fehlen, daß die Angriffe auf die Bank sich erneuern und verstärken. In ihrer jetzigen anormalen Lage kann sie nicht bleiben, und ihre Notenausgabe muß durch ein Gesetz geregelt werden. So lange sie die Concurrenz der Departementalbanken zu bestehen hatte, konnte man sie dem durch diese Concurrenz ihr auferlegten Gesetz der Klugheit und Vorsicht überlassen; seit diese Schranke gefallen, ist ein gesetzlicher Zügel nöthig: man wird zum mindesten die Bank zwingen ihr Capital zu vermehren und ihre Notenausgabe mit ihrem disponibeln Capital in ein angemessenes Verhältniß zu bringen.

Wenn wir uns nicht sehr täuschen, so steht eine nicht unwesentliche Veränderung der Bankeinrichtung auch in England bevor, wenigstens wird in mehreren Blättern bereits darauf hingewiesen. Die Verhältnisse der beiden Banken sind durchaus unähnlich, aber aus den legislativen Verhandlungen über beide Banken werden sich jedenfalls nützliche Lehren über diese wichtigen Institute, namentlich insoweit sie auch Staatsgeschäfte führen, schöpfen lassen.

[1] Nach dem Bankausweis vom 3 Oct. beträgt der Notenumlauf beinahe 500 Mill., der Geldvorrath 446 Mill. Der Unterschied zwischen beiden macht etwa 53 Mill. aus.

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

(Fortsetzung.)

II.

Die Mannschaft hatte am folgenden Tage genug zu thun, um einen Leck zu stopfen, der uns in 24 Stunden den Untergang gebracht hätte; es gab zwar noch eine Menge anderer, der Nachodah versicherte uns aber, diese hätten wenig zu bedeuten, und da er Sorge dafür trage, die Barke fast unaufhörlich trocken zu erhalten, so könnten wir Massowah ohne Schwierigkeit erreichen.

Wir unserntheils brachten den Tag am Lande zu. Als wir unsere Jagd begannen, drang kaum eine zweifelhafte Helle durch den Nebel, die letzte Spur des gestrigen Sturmes. Dem blassen Schimmer folgte ein rothes Licht, und die Sonnenscheibe, einen Augenblick durch die hohen Berge Arabiens gedeckt, erschien endlich durch einen der Einschnitte der Kette; dann streiften ihre schrägen Strahlen jeden Gipfel, und entzündeten hier gleichsam eine Flamme, während die Masse jeder Höhe noch wie in ein Azurmeer getaucht war. Bald aber ergoß sich ein Lichtstrom über den Abhang der Kette, und verbreitete sich über die Küste, über das Meer und die Insel, wo jeder Fels übergossen war mit blendendem Schimmer. Jetzt erwachten auch die am Ufer eingeschlafenen Vögel, und flogen auf, um mit ihrem Freudengeschrei das strahlende Gestirn zu grüßen. Die Sombaks (leichtere Fahrzeuge) rüsteten sich das Weite zu gewinnen, aus jeder Hütte des Dorfes drang ein blauer Rauch, und stieg mit den Liedern der Matrosen und Hunderten von geschwätzigen Lerchen zum Himmel empor. Etwas später rippte ein Windstoß auch die Gewässer der Rhede, in deren Grunde eine andere Welt ihre Lebenszeichen gab. Zwei Haifische, deren Rückenflossen die Oberfläche des Meeres furchten, trieben eine ungeheure Masse Fische vor sich her. Auf dieß Zeichen eilten Schwärme von Tauchervögeln mit lang gezogenem Geschrei herbei, und peitschten die kleinen Wellen, deren bewegliche Curven die ganze Bai durchzogen, mit ihren Flügeln. Verfolgt von den Haifischen und den Vögeln eilte die Fischmasse immer vorwärts, gefolgt von der

Digitized by Google

gefräßigen Schaar, und eine lange, von Tausenden von Schnäbeln durchfurchte und durch den kräftigen Schwung der Haie jeden Augenblick durchschnittene Schaumfurche bezeichnete weithin ihren Zug.

Etwas nördlich von der kleinen Bai, welche der jetzige Hafen ist, zwischen zwei mit alten Gräbern bedeckten Vorgebirgen, zehn Schritte von den Ruinen eines zerstörten Fleckens, öffnet sich eine andere, kürzlich vom Meer verlassene Ebene, deren Boden sich unter dem Wasser in so schwachem Abhang fortzieht, daß man fast allenthalben eine Viertellieue weit hineingehen kann, ohne tiefer als bis ans Knie im Wasser zu gehen. Dieser Uferstrich ist von zahlreichen Vögelschaaren bewohnt, die sich um die Reste der Seethiere streiten, welche das sich zurückziehende Meer liegen läßt. Weiße und blaue Greben laufen, tauchen und fliegen, um sich dann abermals auf dieß ruhige Meer niederzulassen, Löffelreiher patschen im Schlamme. Pelikane schwimmen in Schaaren umher und fangen Weißfische, die von den größeren Fischen aus dem tieferen Wasser hergejagt werden. Weiterhin stehen rothe Flamingos aufrecht auf ihren langen Stelzen, mit ihren feuerfarbenen Flügeln einem Flammenstrahl gleich, der sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt. Wir suchten unser Frühstück in diesem Geflügelhof des lieben Gottes, und bemühten uns, was schwieriger war, einige Flamingos zu schließen; man mußte diesen langen Reihen von Rothflügeln, die alle unsere Bewegungen sorgsam beobachteten, auf eine angemessene Entfernung nahe kommen. Der Zufall ließ uns ein Brett, den Rest eines Schiffbruchs finden, auf dem wir einige Reisigbüschel befestigten, und auf diesem Floß hinter der schützenden Wand der Reisigbüschel fuhren wir sachte ins Meer hinaus. Wir thaten unser Bestes, allein ein unglückliches Schwanken des Floßes störte unsern Feldzugsplan im Augenblick, wo wir die schimmernde Gruppe, auf die wir unser Auge geworfen, zu überraschen gedachten. Wir erlegten nur ein einziges Thier, das unter unserem Blei sank, nachdem es die großen Flügel entfaltet, die machtlos herabsanken und auf dem Wasser wie ein Stück rother Seide sich ausbreiteten. Wir mußten auf die Jagd verzichten, denn die ganze rothe Schaar war plötzlich verschwunden, und die Hitze fing an unerträglich zu werden. Nachdem wir noch einige Schüsse gethan, die unsere großen Taschen mit kleinem Wild füllten, kehrten wir nach der Rhede zurück, wo unsere Barke vor Anker lag.

Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch gingen wir wieder unter Segel. Ein schwacher Wind wehte, fiel aber völlig, als wir uns neben einer kleinen Insel befanden, die bei den Arabern Ufeban heißt. Wir hofften mit dem ersten Luftzug durch den nicht sehr breiten Canal zu kommen, aber die Barke war unbeweglich, als wären wir vor Anker gelegen; unser Segel hing nieder, das Meer lag flach da, und erglänzte in den Strahlen der Sonne, wie ein See von geschmolzenem Blei. Wer einmal eine lange Fahrt auf einem neapolitanischen Fahrzeug gemacht hat, wird bemerkt haben, daß, solange die Fahrt gut geht, die Matrosen sich des Himmels nur zu erinnern scheinen, um ihm zu fluchen, kommt aber der Sturm mit seinem Gefolge von Schrecken, dann gibt sich jeder einer übermäßigen, nicht sehr erbaulichen Frömmigkeit hin, dann zündet man zehn Kerzen statt einer vor dem Gesicht der Madonna an, die auf dem Hintercastell ihre Nische hat, und Gelübde an die Madonna und alle Heiligen folgen schnell auf die obscönen Lieder und die kecken Flüche. Diesen Contrast fanden wir hier noch schärfer ausgesprochen; man wird sich erinnern, daß auf unserem Schiffe sich ein Dschellab von der Danakilküste befand, der drei oder vier junge Gallamädchen und einen fast blödsinnigen kleinen Neger nach seiner Heimath brachte; es war der Rest seiner Sklavenheerde, dessen er sich in Yemen nicht hatte entledigen können. Dieser zwei Tage zuvor, als der Sturm das Meer aufregte, so fromme Mann erzählte jetzt den Matrosen seine Lebensgeschichte, voll abscheulicher Einzelnheiten über Kinder, die man verstümmelt, um ihren Werth zu verdoppeln oder zu verdreifachen, über scheußliche Scenen von Ausschweifung und furchtbare Schilderungen der Qualen, denen die Sklavenkarawanen auf ihrem fünf bis sechs Monate andauernden Zuge aus dem Innern bis ans Meer ausgesetzt sind. Diese ungeheure Reise müssen die Unglücklichen zu Fuße machen; wer nicht gehen kann, wird fürs erste grausam geschlagen, und man schlägt ihn noch, wenn die verzweifelte Anstrengung, zu der er durch den Schmerz getrieben wird, sich erschöpft. Wenn aber endlich Erschöpfung, Krankheit und Durst seine Kräfte gebrochen und seine zerrissenen Füße steif gemacht haben, dann zerschlägt sein Herr, ehe er ihn auf der Straße liegen läßt, ihm den Kopf zwischen zwei Steinen. „Die Furcht vor einem solchen Schicksal,“ fuhr der Dschellab fort, „erhebt den Muth der andern.“ Ein andermal suchte der Elende, der während des Sturms das Gelübde der Enthaltsamkeit auf der Ueberfahrt gethan hatte, auf die unglücklichen Mädchen, die er nicht hatte verkaufen können, zu speculiren, und bot sie jedem für die Nächte, die man noch auf dem Meer zubringen würde, an. Dieser Mensch flößte uns einen solchen Abscheu ein, daß wir an das andere Ende der Barke uns flüchteten, neben einen Matrosen aus den Dahlak-Inseln, der die Füße hinaus über dem Wasser hängend ein abyssinisches Lied voll Anmuth und Originalität sang. Wir hatten bereits den Dschellab vergessen, als wir auf einmal Schmerzensrufe vernahmen: es war der Menschenhändler, der den Rücken des kleinen Negers mit einer Peitsche aus Hippopotamushaut zerfleischte. In zwei Sprüngen waren wir zwischen dem Opfer und seinem Henker, dessen Strafinstrument wir ins Meer warfen.

„Ist das nicht mein Sklave?“ brüllte der Herr, wüthend über unser Dazwischentreten, „und kann ich nicht mit ihm machen, was ich will?“

Aber die Leute an Bord waren nicht sehr beeilt, für ihn Partei zu nehmen, und da eine unserer Hände seine Schultern etwas unsanft streichelte, so entschloß er sich endlich zu schweigen. Er zitterte wie ein Espenblatt, und wagte sich nicht zu rühren, als ich zum Nachodah sagte: „gib diesem Hund zu verstehen, daß, solange wir auf dem Schiff sind, es keine Sklaven hier gibt.“ — „Und sag ihm, daß ich ihn beim ersten Schrei dieser Kinder über Bord werfe,“ fügte mein Reisegefährte hinzu. Von diesem Tage an benahm sich der Dschellab außerordentlich achtungsvoll gegen uns, und seine Sklaven bezahlten den Schutz, den wir ihnen gewährten, durch eine Menge kleiner Dienste, mit denen sie immer unsern Wünschen zuvorkamen.

Bei Sonnenuntergang hatte unsere Barke keine hundert Klafter zurückgelegt; wir hatten immer noch Ufeban im Gesicht, sowie eine Menge Sandinselchen, auf die gleichsam ein Regen von Vögeln herabfiel. Himmel und Meer verschmelzen in Einer Scharlachfärbung, den Osten ausgenommen, wo eine violette Linie den äußersten Saum des Horizonts bezeichnet. Nach und nach schwächten sich alle diese scharfen Töne ab; ein leuchtender Streifen,[1] der schräg in den Himmel hinein emporstieg, als hätte das Gestirn des Tages hier seine Spur zurückgelassen, war bald alles, was von diesem Glanze übrig blieb. In dem Maaße, als die Sterne sichtbar wurden am Firmament, erwachte ein ähnlicher Glanz auf dem ruhig liegenden Meer; dann stieg der Mond auf, seine milde Klarheit füllte den Himmel, und fiel wie eine lange Silberfurche auf die Oberfläche der Wellen. Nach einem glühenden Tage wurde endlich die Luft wieder lau, in der Atmosphäre war eine unbeschreibliche Ruhe verbreitet, und in dieser so heiteren, so durchsichtigen Tropennacht fühlte man geheimnißvolle Stimmen vorüberziehen, die von Gott sprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Spuren von Franklins Expedition wurden von Capitän Ommanney am 23 August d. J. bei Cap Riley und ebenso später auf Beechy-Insel gefunden; aus einem Stück Tau erkannte man, daß dasselbe aus dem Arsenal von Woolwich herrühre. An beiden Stellen fand man die Spuren von fünf oder sechs Zelten, aus welcher Zeit aber ließ sich nicht bestimmen. Capitän Ommanney scheint aber manche Gründe gehabt zu haben, daß er auf der rechten Spur sey, und setzte seine Fahrt westwärts fort in der Richtung nach Cap Hotham. Jedenfalls ist dadurch die wiederholt ausgesprochene Befürchtung, daß Capitän Franklins Expedition schon in der Baffinsbay verunglückt sey, widerlegt.

[1] Es handelte sich hier nicht von der Dämmerung, sondern vom Zodiakallicht, das schon Agatharchidas beobachtet hat, wie man aus einem von Diodor citirten Bruchstück ersehen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 247. 15 October 1850.

Ledru Rollins Werk über den Verfall Englands

hat fast alle Reviews und Magazine Englands veranlaßt, sich darüber auszusprechen, und das Urtheil ist im allgemeinen sehr ungünstig ausgefallen. Schon der Ton, der an alle die alten Diatriben gegen das „perfide Albion“ erinnert, muß mißfallen, und wenn der Verfasser von dem Elend der untern Classen redet, so hat er zwar im allgemeinen Recht, und kann seine Aussprüche mit englischen Beweisen belegen, ob er aber in Bezug auf den Erfolg Recht hat, den er in Aussicht stellt, daß die Noth der untersten Classen zum Ausbruch treiben müsse, da möchte er sich in einem starken Irrthum befinden, denn über die Möglichkeit eines siegreichen Aufstandes der untern Classen ist England wohl hinaus. Wenn England fallen soll, so wird es in Folge staatsökonomischer Fehler fallen, die allerdings in sehr engem Zusammenhang mit seiner aristokratischen Verfassung stehen, aber nur durch eine gänzliche Umänderung, nicht nur dieser Verfassung, sondern auch der politischen Denkungsart in England überhaupt zu heben sind, und dazu ist wohl nicht die mindeste Aussicht. England ist allerdings auf einem falschen national-ökonomischen Wege, aber der größte Schlag, der in neuerer Zeit gegen die großen Grundeigenthümer und deren angebliche Tyrannei geführt worden ist, die Aufhebung der Korngesetze und der Freihandel, werden wahrscheinlich in wenigen Jahren das Uebel, an welchem England leidet, vermehren statt es zu heben. Doch wir wollen die Discussion über die innern Zustände hier nicht erneuern.

Neben den zum Theil sehr heftigen Artikeln in den englischen Journalen gegen Ledru Rollin erscheint im National eine Lobeserhebung, die man in so starkem Maaße dort nicht hätte erwarten sollen. Der Angabe des National zufolge hat dieß Buch, das in England einen „langen Schrei des Zorns und der Wuth erweckt hat,“ in andern Ländern, namentlich in Deutschland einen ungeheuren Anklang gefunden: nicht nur wurden zwei belgische Nachdrücke ausverkauft, sondern „Deutschland hat drei Uebersetzungen des Werkes erschöpft,“ eine Thatsache, an deren Richtigkeit wir etwas zweifeln möchten; wir haben gegenwärtig mit unsern eigenen Angelegenheiten zu viel zu thun, um ein solches Buch mit „empressement extrème“ aufzusuchen. Die Franzosen scheinen aber zu glauben, daß man nach den Erzeugnissen der französischen Politiker noch immer hasche, wie vor 30 Jahren. Man muß es geradezu als eine Ungeschicklichkeit Ledru Rollins bezeichnen, daß er die alten Geschichten von der Eroberung Irlands, Indiens und von den den dabei begangenen Grausamkeiten wieder aufwärmt. Alle Nationen, die Franzosen nicht ausgenommen, haben in ihren Eroberungskriegen grausame Thaten aufzuweisen; jetzt noch mit diesen Vorwürfen zu kommen, ist eine baare Thorheit, nachdem man den Franzosen in Bezug auf Nordafrika so sehr mit gleichen Vorwürfen antworten kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Buch hauptsächlich der Ausdruck verletzter Eitelkeit war, denn Ledru Rollin wurde von den Londoner Blättern, namentlich dem bedeutendsten, den Times, nicht eben sehr fein empfangen; man zeichnete ihn und seine Gefährten als „Galeerensträflinge, die dem Bagno entgangen“, als „elende Banditen“, als den „Auswurf der Abzugsgräben von Paris.“ Diese ungezogene Sprache, die z. B. gegen Haynau von den Bräuknechten handgreiflich übersetzt wurde, scheint auf Ledru Rollin einen tiefen Eindruck gemacht und eine Erbitterung erzeugt zu haben, die, wie der Zorn immer, ein schlechter Lehrmeister ist. Wer die Noth und die Verlegenheiten Englands zeichnen will, braucht sich eben sonderlich viel Mühe nicht zu geben, das Material ist zur Hand, die Engländer haben es selbst gesammelt, und sind besser davon unterrichtet, als ein Fremder es leicht seyn kann. Aber von dem Verfall Englands gegenwärtig zu reden, ist ein wenig närrisch: der Verfall begann von dem Augenblick an, wo der Krieg aufhörte und England die Märkte der Welt nicht mehr mit Kriegsgewalt beherrschen konnte. Von dieser Zeit an ist es trotz des steigenden Reichthums in England mannichfach schlimmer geworden, und die pomphafte Ankündigung der ungeheuer gesteigerten Ausfuhr ist in gewisser Beziehung ein Trugbild. England führte im J. 1815 nur etwas über 252½ Mill. Yards an Baumwollenwaaren aus, im J. 1849 1335½ Mill., aber der declarirte Werth für diese beiden ungleichen Massen war so ziemlich derselbe — für 1815 nämlich 18,158,172 Pf., für 1849 18,834,601; es ist sehr die Frage, ob für die 1353 Mill. so viel gelöst wird, als für die 252 im J. 1815, und kaum ein Zweifel, daß im J. 1815 Fabrikanten und Arbeiter mehr gewannen als im J. 1849, aber alles dieß mit seinen Folgerungen weiß man in England vollkommen, und wenn ein Franzose es im Tone der Zeit des Convents oder des Kaiserreichs ihnen sagt, so muß er gewärtig seyn, daß man in England mehr darauf sieht, wie er es sagt, als was er sagt. Darum darf man sich nicht verwundern, wenn sein Buch in England mehr Unwillen und Verachtung als Haß und Entrüstung erweckt hat, wie die republikanische Partei in Frankreich sich einzubilden scheint.

Digitized by Google

Zelfa Kelfa.

Erzählung aus Aegypten.

(Schluß.)

Als einst Nachts seine Leidenschaft zur größten Aufregung gestiegen war, ging er vom Dache hinab in sein Zimmer, zündete seine Lampe an und lag mit derselben Träumerei unaufhörlich beschäftigt längere Zeit auf dem Diwan. Ich will nicht in das Gebiet des Romans streifen, indem ich versuche die Gedanken und Phantasien zu schildern, welche sein Gemüth beschäftigten. Wer selbst geliebt hat, der wird sie sich denken können und wer nicht geliebt hat, dem wollen wir sie nicht aufdringen. Ein mattes Licht erhellte das weite Gemach oder vielmehr schien es zu erhellen, denn des in Gedanken versenkten Hermann halbgeschlossene Augen konnten bis in dessen äußerste Ecke nicht sehen. Da hörte er plötzlich einen leisen Schritt auf dem Fußboden hinraschen und zugleich war eine menschliche Gestalt an seine Seite geschlüpft. Es war als wenn ein funkelnder Sonnenstrahl in eine unterirdische finstere Höhle dringt, und um ihn wurde jetzt alles hell und deutlich und voll Leben. Zelfa Kelfa hatte über die Dächer ihren Weg zu dem Geliebten gefunden. Zelfa war die Tochter des Bey; sie hatte den hübschen Europäer gesehen, sie hatte die Vorurtheile ihres Volks abgeworfen und war, die Gefahren nicht achtend welche sie umgaben, gekommen, um ihre Lippen auf seine Stirn zu drücken, und mit der leichtsinnigen Offenheit eines Naturkindes sich ihm hinzugeben. Wie viele Männer würden unter diesen Verhältnissen eine Liebe zu schätzen wissen, welche mit Gefahr des jungen Lebens geschenkt wird?

Aber Hermann war der Geliebten würdig. Wären die Schätze des zwölften Imams in seine Hand gelegt worden, so hätte er nicht dankbarer, nicht frömmer seyn können, als er gegen sie war. Jede Nacht, wenn Zelfa wie ein Stern zu ihm herabgestiegen war, schloß er sie in seine Arme unter Thränen der Freude und des Kummers, und er schwur einen feierlichen Eid, nur für sie zu leben und zu sterben.

Er erfuhr niemals wie es geschah, daß ein neugieriger Nachbar sie in ihrer Liebestrunkenheit zusammen gesehen hatte, aber es verbreitete sich das Gerücht, er werde von einem Geiste geliebt, und die Kinder liefen ihm nach in den Straßen und schrieen: „das ist der Gatte der Dschinniyeh!“ (des Geistes). Er glaubte nun dieser Verfolgung dadurch zu entgehen, daß er stets zu Hause blieb, aber dort sah sein Diener mit pfiffigem Blick ihn an und erwähnte dabei seines großen Glücks. „Die ganze Stadt habe von diesem Abenteuer gesprochen“, sagte er.

„Ich will dir etwas sagen, Hassan“, äußerte Hermann, beunruhigt, daß seine Zusammenkunft mit Zelfa so allgemein bekannt geworden, „wenn du fortfährst solche Dinge zu schwatzen, so werde ich genöthigt seyn dich zu entlassen. Ich bin krank, und dieses Geschwätz plagt mich. Wer glaubt jetzt noch an Geister?“

Der Diener sah unbeschreiblich weise aus als er antwortete: „O Herr! ich erzähle nur was die Leute gesagt haben. Es wäre wohl am besten, wenn die Dschinniyeh ihre Besuche eine Zeitlang nicht fortsetzte.“

Hermann war aber zu verliebt, um diese Warnung zu beachten, und da er Zelfa nicht gern beunruhigen wollte, so nahm er fortwährend ihre Besuche an, ohne jener unangenehmen Gerüchte gegen sie zu erwähnen.

Als sie nun eines Abends beim trüben Schimmer der Lampe zusammen auf dem Diwan lagen und leise flüsternd von ihrer Liebe sprachen, hörten sie plötzlich rasche Schritte auf der Treppe, die Thür wurde aufgerissen und Hassan trat in das Zimmer mit den Worten: „O Herr! wenn diese ein Geist ist, so laß sie verschwinden, wenn es aber Zelfa, die Tochter des Bey ist, so gibt es keine Hülfe und keinen Schutz mehr als bei Gott.“

Zelfa umschlang den Geliebten mit ihren weißen Armen und barg ihr Gesicht in seinem Busen. „Was ist geschehen?“ fragte Hermann hastig.

Der Bey hat seine Diener und Anhänger bewaffnet und diese haben die Zugänge zum Hause besetzt. Er hat bei seinem grauen Barte geschworen, daß wenn er Zelfa hier antreffe, er sie und ihren Liebhaber tödten wolle.“

„Aber sie kann über das Dach zurückkehren.“

„Vier Männer mit blanken Säbeln halten dort oben Wache.“

„Dann ist es wahr, daß wir nur allein auf Gott hoffen können.“

Die Liebenden hielten sich eng umschlungen, und man hörte nichts als ihr Seufzen und Männerstimmen vor dem Hause, Einlaß begehrend, so wie den Schall kräftiger Schläge gegen die Hausthür. „Ich kann euch für einige Zeit verbergen“, sprach Hassan, „folgt mir“, und damit ergriff er die Lampe und sie folgten ihm schweigend durch einen langen Corridor, der zu einer verfallenen Treppe führte. Indem sie diese hinabstiegen, hörten sie den Lärm mehrerer Stimmen im Hause, und schlossen daraus, daß der Bey mit seinen Leuten hineingedrungen sey. Eilig fliehend kamen sie an mehrern schmalen Fenstern vorbei, und sahen durch diese die rothe Gluth von Fackeln in dem Hause leuchten, das sie eben verlassen hatten. Dann gelangten sie in die Straße. „Jetzt geht in Frieden“, sagte Hassan; „ihr müßt aus der Stadt fliehen, und wenn ihr Alexandria erreichen könnt, so wird alles gut seyn.“

„Aber wie kann Zelfa in den Kleidern, die sie jetzt trägt, diese Reise unternehmen?“

„Gott ist groß!“ erwiederte Hassan; „er hat euch gegönnt, in dieser Nacht dem Tode zu entgehen, und er wird euch retten. Die Sandhügel machen es euch möglich, über die Festungswerke zu klettern; verbergt euch in dem Walde nördlich von der Stadt; ich will morgen vor Sonnenaufgang mit zwei Eseln und Kleidern für die Dame kommen, und wenn es vorher bestimmt ist, daß ihr glücklich entkommen sollt, so werdet ihr entkommen.“

Hermann und Zelfa schlichen mit einander durch die dunkeln Straßen und erreichten eine Stelle, wo die Sturmwinde den Sand der Wüste durch die Palmenhaine und über die Mauern bis in die Stadt getrieben hatten. Mit einiger Schwierigkeit kletterten sie über die Mauern, und dann freier aufathmend liefen sie, an der Hand sich haltend, nach den dichten Wäldern zu, welche Hassan so oberflächlich ihnen bezeichnet hatte. Als sie aus dem dunkeln Schatten der Baumgruppen in offene Plätze kamen, deren weißer Sand von den Mondstrahlen beleuchtet war, wandte sich Hermann, um das junge Mädchen anzuschauen, welches er ihrer Familie entrissen hatte, um mit ihm die Gefahren der Welt zu theilen. Ihre anmuthige Schönheit trug nicht den in unsern nördlichen Ländern gewöhnlichen Typus; Wellen schwarzer Locken drängten sich unter ihrem in Unordnung gerathenen Kopfputz hervor und fielen über ihre halb entblößten Schultern. Ihre großen Augen, von langen, seidenweichen Wimpern umsäumt, blendeten zu stark, um mit Ruhe ihre Gesichtszüge von fast griechischem Schnitt

Digitized by Google

betrachten zu können, und Blässe, durchsichtig wie ein Hauch, bedeckte stets ihr ganzes Antlitz. Ihre Kleidung war zwar leicht, aber unpassend für Bewegung im Freien, und bald verlor sie ihre goldgestickten Pantoffeln im Sande, und mit Schmerz sah Hermann ihre nackten Füße, wie Elfenbein so weiß, neben sich glänzen. Sie hatte keinen andern Muth als den Muth des Vertrauens zu dem Manne, welchen sie zu ihrem Beschützer erwählt hatte. Hätte er sie verlassen, so würde sie schwach und furchtsam wie ein Kind gewesen seyn, aber auf der nächtlichen Flucht folgte sie ihm mit heldenmüthiger Ausdauer, weil sie seiner Herzensgüte, Stärke und Tapferkeit, seinem Glück und seiner Liebe fest vertraute.

Die Nacht war so ruhig wie der Traum des Säuglings an der Mutter Brust; die halb verödete Stadt lag in tiefer Stille hinter ihnen, und vor ihnen dehnten sich die Palmenhaine hin wie in Schlummer versenkt. Licht und blendender Sand und tiefdunkle Schatten umgaben die Liebenden, als sie weiter eilten und nicht eine Nachtigall war wach, um sie auf ihrer Wanderung zu ermuntern. Hermann nahm seinen Weg in das Dickicht des Waldes, und als er nur einen einzigen Stern melancholisch durch die Zweige funkeln sah, setzte er sich nieder, um den Morgen und Hassan zu erwarten.

Er umschloß Zelsa mit seinen Armen und streichelte ihre Füße und drückte ihre Hände, um ohne Worte Verzeihung für die Gefahren zu erflehen, worin ihre Liebe zu ihm sie gestürzt hatte. Aber nicht ein Wort der Klage entschlüpfte ihren Lippen. Was geschehen war, war geschehen; es war ja der Wille Gottes! Endlich kam der Morgen, aber Hassan kam nicht. Dem Sinken des Mondes waren eine oder zwei Stunden der tiefsten Dunkelheit gefolgt; dann erschien das matte Licht der Morgendämmerung, und dann die goldne Pracht des Tages. Sie befanden sich in einem dichten Walde, der an der einen Seite von einer hohen Hecke geschützt war, über welche blühende Schlingpflanzen aller Arten kletterten; nach allen Richtungen hin zogen sich unendliche Reihen von Palmbäumen, und durch den Wald sah man die Ecke eines flachen See's, welcher im Norden wie ein Horizont von Silber schimmerte; ein kleiner Teich dicht bei ihnen war mit Wasserlilien und ähnlichen Blumen bedeckt, welche von Myriaden purpurner Insecten umsummt wurden. Der ganze Hain war wie ein großes Vogelhaus; kleine Vögel mit korallenrothen Schnäbeln und Carmoisingefieder flatterten auf den Ranken der Hecke umher, die wie eine Mauer von Grün erschien, Turteltauben girrten verliebt in den Baumwipfeln, Wachteln flogen wie ein Pfeil durch den Wald, und Pharao's Vogel (der Ibis) schritt hindurch, um die Rohrsümpfe an den Ufern des Nils zu erreichen. Tausende von kleinen Eidechsen schaueten träge hier und dort hervor und blinzelten boshaft mit ihren klugen Augen; der zarte Hauch des Frühmorgens war noch überall zu bemerken, eine Decke von grünen Zweigen rauschte hoch oben und ließ die Strahlen der Sonne schräg durchfallen, welche hier an den hohen Baumstämmen sich brachen und dort wie ein goldner Regen auf den Boden fielen. Kein Ton eines menschlichen Wesens störte die Ruhe in dieser Landschaft, und selbst das Ichneumon schien über den Anblick der beiden fremden Eindringlinge erstaunt und voll Aerger, wenn es bei ihnen vorüber huschte.

Hermann erhob sich von Zeit zu Zeit und schritt ungeduldig hin und her; aber Zelsa saß entweder regungslos, während ein seliges Lächeln auf ihrem Antlitze ruhete, oder sie las etliche halbreife Datteln auf und legte diese auf ein großes Blatt das sie triefend aus dem Teiche gepflückt hatte, um ein Frühstück zu haben. Ihre Furcht war mit dem letzten leisen Hauche des Nachtwindes weggewehet, denn als sie nach dem todddrohenden Schrecken unter Bäumen und Vögeln an des Geliebten Seite voll Lebenskraft und für jedes Gefühl empfänglich sich wieder fand, da dachte sie nicht mehr an die Zukunft, sondern biß mit ihren Perlenzähnen an der harten Dattel herum, und rief mit ihrer Kinderstimme Hermann herbei, damit er zu ihr komme.

Aber nur wenige Augenblicke später waren beide Gefangene und wurden gebunden nach dem Hause des Bey gebracht. Das Ende dieser Geschichte ist kein erfreuliches, weil es zu unerfreulichen Discussionen Veranlassung geben kann. Hermann befand sich in einer schwierigen Lage, aus welcher er unmöglich entkommen konnte, ohne in einer oder anderer Hinsicht seine Pflicht zum Opfer zu bringen, und er wählte den Ausweg, welcher am meisten der Schwäche menschlicher Natur zusagte. Der Bey war unter seinen Landsleuten ein gerechter Mann zu nennen. Als er die ganze Begebenheit mit den einzelnen Umständen vernommen hatte, beruhigte sich sein anfänglicher Zorn und er trat vor seine Tochter mit kummervollem Ernst im Antlitze. Dann redete er seinen Gefangenen, Hermann, an; er stellte ihm vor, daß die Ehre seines Hauses eine Sühne erheische, daß er weder seine Tochter mit einem Flecken behaftet wieder annehmen, noch zugeben könne, daß sie in den Armen eines Christen von ihm fortgehe. „Werde einer von uns," setzte er hinzu, „nimm die Religion des Propheten an und du sollst mein Sohn seyn."

Wie stark Hermanns früherer religiöser Glaube war, ist mir unbekannt, aber seine Liebe zu Zelsa und seine Ueberzeugung, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe, waren noch stärker, und er heißt jetzt Abdallah (der Sklave Gottes). Ich bezweifle zwar, daß er ein guter Moslem geworden ist, aber jedenfalls wird er ein guter Gatte seyn. Einige Leute sagen, daß fortdauernde Anhänglichkeit an seinen frühern religiösen Glauben den ernsten kummervollen Ausdruck seiner Züge erkläre, und der Grund sey, weßhalb er so reichliche Almosen den Armen gebe.

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

II. (Schluß.)

Seit einigen Stunden beklagte sich eine der Sklavinnen des Dschellab über heftige Kopfschmerzen: es war dieß ein schmächtiges, schwächliches Kind von 10 Jahren. Ihr schwarzes Haar zerfiel in zwei große Flechten, die durch eine gelbe Seidenschnur zusammengehalten waren, welche wie ein Goldfaden von einer Flechte zur andern lief. Diese beiden Flechten fielen über ihr hageres, durch eine lange Krankheit ausgehöhltes Gesicht. Sie trug ein Halsband von blauen Glasperlen, eine armselige Zierrath, womit der Herr sie vor dem Verkaufe ausgeputzt hatte, etwa wie die Priester des Alterthums die Hörner des Opfers, ehe sie solches an den Altar führten, vergoldeten und mit reichen Bändern und Blumenkränzen umwickelten. Ihre Kleidung bestand in einem Stück groben, an mehreren Stellen zerrissenen Zeugs, kaum zureichend die Glieder, welche der Fieberfrost durchlief, einzuhüllen. Der Dschellab nannte sie Danguleh, der abyssinische Name für die Blume eines prächtigen Chiens, dessen Blüthenkrone durch lange Dornen geschützt ist. In dem Namen lag eine bittere Ironie. Von der glänzenden Blume des Erdbeerbaums im Gebirge zu dem durch den Hunger, die üble Behandlung und durch Krankheit herabgekommenen Kinde war ein Unterschied, wie vom Vergnügen zum Schmerz, von der Hoffnung zur finstern Verzweiflung. Die Spiele der andern reizten sie niemals auch nur zum Lächeln; oft weinte sie im Stillen, und im Klang ihrer Stimme war

Digitized by Google

etwas Unsägliches, das dem Herzen weh that, man ahnte den hinter der Jugend lauernden Tod.

Diesen Abend klagte die junge Sklavin mehr als gewöhnlich. Die Furcht vor dem Unbekannten, deren Beute wir alle werden, wenn wir im Begriff stehen die Welt zu verlassen, hielt sie lange wach; mehrmals schluchzte sie und rief ihrer Mutter, oder antwortete ihren Gefährtinnen, die sie zu beruhigen suchten: „Sagt ihr mir darum, weil ich jung bin, ich würde nicht sterben? Fallen die Früchte der Dora [1] niemals ehe sie reif werden? Reißt der Wind nicht auch die Blätter, welche noch nicht gealtert sind, von den Zweigen der Bäume?"

Während der Nacht erhob sich einer der wunderlichen Winde, welche in so schwachen Stößen wehen, daß sie kaum die Oberfläche des Meeres kräuseln. Am Tage erblickten wir den Dschebel Ther, eine vulcanische Insel, deren Lavaseiten unaufhörlich von den Fluthen gepeitscht werden, und deren Kamm zuweilen schwarze Rauchwolken ausstößt, welche beweisen, daß der Vulcan, der ihm die Entstehung gab, unter der Meeresdecke noch nicht erkaltet ist. Lange Züge von Möven verließen den Berg, zerstreuten sich in allen Richtungen, und strichen so hart über den Wogen hin, daß ihre schneeweißen Flügel sich im prächtigen Wiederschein des Meeres färbten. Tropikvögel durchschossen den Himmel in solcher Höhe, daß sie ohne die Sonnenstrahlen, die ihr schneeweißes Gefieder vergoldeten, unsichtbar gewesen wären.

Danguleh befand sich schlimmer; sie war im Delirium, und zweimal hielten die Matrosen sie ab, daß sie sich nicht in die See stürzte; ohne unsere Anwesenheit hätte ihr Herr sie wegen dieses Fieberanfalls gestraft. Das Kind saß nun mitten unter ihren mit ihrer Bewachung beauftragten Schwestern. Ihre großen schwarzen Augen nahmen einen so seltsamen Glanz an, und sie begann ein langes Lied ihres Landes mit einer so traurigen Melodie zu summen, und in den Worten desselben lag ein so herzzerreißendes Heimweh, daß die andern Sklavinnen ihre Thränen nicht zurückhalten konnten, und wir uns von der Gruppe entfernen mußten, so krampfhaft preßte sich uns die Brust zusammen. Dieß Lied rief in der Einbildungskraft der Kranken das Vaterland mit allen seinen geliebten Bildern zurück. Ihre untröstliche Mutter, die Hütte unter den blühenden Zweigen des Wanzeh, des verehrten Baums der Gallas, die von milden Schatten verschleierten Quellen, an die um die Mitte des Tages die großen Antilopen und schönen Vögel zum Trinken kamen; die Maisfelder, um welche die jungen Mädchen singend Wache halten, um die Tauben zu verscheuchen; der Wald, in dem Löwen und schwarze Panther streifen und unermeßliche Elephantenheerden herumziehen; die Nacht, welche die Rinder- und Pferdeheerden um das Lager des Stamms versammelt — alle diese theuren Erinnerungen wachten auf im Grunde ihres Herzens, bis sie endlich, durch die Aufregung überwältigt, in sich zusammensank. Ihre Augen wurden wieder glanzlos, sie erhob sich nicht mehr, sie klagte seltener, und obwohl das Leben ihre abgemagerten Glieder noch nicht verlassen hatte, war doch sichtlich ihr Geist schon entwichen in die heimischen Fluren.

Etwas vor Mittag wurde der Wind frischer, das Meer bedeckte sich mit weißen Schafen, wie die Seeleute sagen; die Tropikvögel verließen die höhern Regionen der Luft, und der Nachodah schüttelte mit unzufriedener Miene das Haupt; diese Vögel sind in den Augen der arabischen Seeleute ein Vorzeichen eines Sturms. Einige Stunden später fanden wir uns mitten in dem Gewirre von Inseln, Sandbänken und Klippen, wo es unmöglich gewesen wäre bei Nacht weiter zu fahren, und vor Sonnenuntergang warfen wir eine halbe Meile vor einem Metbuah genannten Felsen Anker. Der ganze nächste Tag verging damit an einer ungeheuren Bank von Madreporen hinzufahren, auf welche der Wind Samen von Gummibäumen und einem dürren, wie Eisendrähte steifen Grase hingeweht hatte. Einige Fischerfamilien haben sich auf dieser von der Sonne verbrannten Insel niedergelassen, die kein anderes Wasser hat, als was vom Regen in den Höhlungen der Felsen stehen bleibt. Sie ist von Legionen von Gazellen bevölkert, welche sich unter die von den Eingebornen gezogenen Ziegenheerden mischen, und ihnen oft bis ins Innere der Dörfer folgen, wo sie halbzahm werden. Dieß ist Dahlak, berühmt durch die Geschicklichkeit seiner Taucher und den Reichthum seiner Perlenausternbänke, die in geringer Entfernung liegen. [1] Am Morgen war der Wind plötzlich nach Norden, dann nach Nordwesten umgesprungen, d. h. er war uns gerade entgegen; wir kamen deßhalb nur wenig vorwärts, und ankerten zeitig neben einer Sandbank.

Die kranke Sklavin war Nachmittags gestorben; seit zwei oder drei Tagen schien sie nicht mehr zu leiden, einen Augenblick leuchtete noch ein Lebensblitz in ihren Augen, aber es war nur ein vorübergehender Schimmer, und das Kind entschlief ohne Erschütterung, ohne Convulsionen mitten unter ihren Gefährtinnen, welche diesen ruhigen Todeskampf mit Schrecken betrachteten. Kaum hörbar war der Klageton, der aus ihrer Brust sich rang, als das Herz zu schlagen aufhörte. Man beerdigte sie unter dem Sand dieser namenlosen Insel. In der Nacht baten uns die andern Sklavinnen um etwas Butter, die sie in einen zerbrochenen Topf gossen, einige Baumwollenfäden hineinlegten, und so eine Lampe machten, die sie auf dem Grabe Dangulehs niedersetzten. Die Lampe brannte fast bis zum Tage, und mit der letzten Flamme erlosch auch das Andenken der Todten. Doch nein, ihre Unglücksschwestern versammelten sich fern von allen, am Vordertheil der Barke, und improvisirten einen langen Necrolog, dessen Worte die, welche der Tod frei gemacht hatte, tief im Grabe trösten sollten. Jede recitirte eine Strophe, an deren Ende alle schluchzend in einen Refrain einfielen, der unwandelbar mit einem trübseligen woye! woye! endete.

Am nächsten Tag warfen wir gegen Mitternacht in einem kleinen runden Bassin Anker, an dessen Umkreis die Bewegung der ab- und zugehenden Wellen durch einen phosphorescirenden Streifen bezeichnet war. Durch die Regennacht hindurch unterschieden wir einige Hütten am Rande der Bucht. Insulaner kamen schwimmend ans Schiff, stiegen an Bord, und schüttelten sich, um sich zu trocknen, wie Pudel nach einem Bad. Sie fragten nach Neuigkeiten, erste Nothwendigkeit für diese müßigen Stämme, deren Daseyn durch Langeweile verzehrt wird. Diese Miniaturbucht, die uns gegen einen heftigen Nordwind schützte, ist der einzige Hafen von Dessel, der Perle der Inseln im rothen Meer; wir brachten daselbst den folgenden Tag zu, und lagen gerade im Krater eines erloschenen Vulcans vor Anker, dessen Wandung auf der einen Seite eingesunken war, und dadurch dem Meer Zugang verschaffte, das den Grund des Kraters erfüllte. Einige Hütten und zwei oder drei auf dem Strande liegende Piroguen, nackte Kinder, welche Ziegen hüteten, schwarzbraune Männer, Weiber deren Arme mit Glas- oder Elfenbeinbraceletten beladen sind, und deren ganze Kleidung in einer roh gegerbten Ochsenhaut besteht, die sie um den Körper rollen; einige Hunde, schwarze Kraniche, blaue und weiße Reiher, haarige Ibisse — diese geheimnißvollen Vögel des alten Aegyptens, endlich große, unbeweglich auf dem Felsen am Eingang des Hafens stehende Störche, rund um das Bassin Granitberge, die mit Seyal-Mimosen (Zwerggummibäumen) besäet sind, im Hintergrunde eine Schlucht, die durch die ganze Insel geht, und einen ins Meer hineinreichenden Wald von Wurzelträgern sehen läßt, das ist der Gesammtanblick, den diese niedliche Bucht bietet. Wir verließen sie am zweiten Tage, um nach Massowah zu fahren, wo wir in der Nacht anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schwimmende Insel. Im See Striern in Schweden hat sich in den Jahren 1806 und 1845 eine sogenannte schwimmende Insel gezeigt, d. h. eine Masse schwarzer Erde mit einigen Stauden, deren Wurzeln die ganze Masse durchdringen. Am 19 August d. J. ist sie abermals aufgetaucht und war in den ersten Tagen 30 bis 40 Ellen lang, nach und nach sank sie aber, so daß jetzt nur noch 15 Ellen über dem Wasser stehen. Letzteres ist aber hier bedeutend tief (Aftonbladet. 18 September.)

[1] Dieß ist der amharische Name für die Sycomore.

[1] Eine der schönsten bekannten Perlen, die einst die Krone der Dogen von Venedig schmückte, stammte von Dahlak, wo ehemals die Venetianer eine Perlenfischerei angelegt hatten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 248. 16 October 1850.

Jagdzüge in Südafrika.

(A Hunter's Life in South Africa. By R. Gordon Cumming.)

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

Am 2 December Abends brachte ich meine betrunkenen Diener, meine Ochsen und Pferde nur mit Mühe zusammen, nahm Abschied von meinen Freunden, und verließ Colesberg in westlicher Richtung nach den weiten Karroo-Ebenen zu, wo Gemsböcke (Antilope oryx) in Menge vorhanden seyn sollten. Mehrere Officiere sollten mir auf dieser Jagd nachfolgen. Am folgenden Tage setzten wir über den Seekuhfluß und hielten gegen Abend an dem Gehöfte eines Boeren, wo ich Hrn. Campbell erwarten sollte, der auch am andern Morgen eintraf. Gleich nach dem Frühstücke begannen wir die Jagd auf Springböcke und Wildebeests zu Pferde. Das Wild war sehr scheu, ich verwundete drei Springböcke und ein Wildebeest, verlor sie aber alle. Campbell schoß zwei Springböcke, aber der eine wurde, trotzdem daß wir ihn mit Buschwerk bedeckt hatten, von den Geiern entdeckt, und ihm die Haut so sauber abgezogen, als wäre es durch Menschenhand geschehen; dem zweiten war ein Bein durch die Kugel gebrochen, er floh, plötzlich aber erschien ein Schakal auf der öden Ebene, und hetzte ihn nach einem tüchtigen Laufe zu Boden. Dieß ist ein merkwürdiger und eben nicht seltener Fall: oft wenn ein Springbock verwundet ist, erscheinen plötzlich ein oder mehrere Schakals und helfen dem Jäger seine Beute fangen. In den entlegenern Jagdgründen im Innern kommt es manchmal vor, daß der Löwe dem Jäger gleichfalls bei der Jagd auf größere Thiere hilft. Das sieht wie eine Lüge aus, und ist nichts destoweniger wahr; Fälle dieser Art sind mir und Hrn. Oswell, einem der besten Jäger, die ich je traf, mehrmals vorgekommen.

Am nächsten Morgen badeten und frühstückten wir, und trennten uns dann, Campbell ging nach Colesberg zurück und ich nach den Karroo-Ebenen. Ich trekkte den ganzen Tag und legte 25 Meilen zurück. Auf diesen Ebenen traf ich Heerden, die alles übertrafen, was ich je gesehen, Springböcke in Schaaren von mindestens 10,000; ebenso große Massen von Quaggas, Wildebeests, Blesböcken und mehrere Strauße. Das Gehöfte, an dem ich den Abend hielt, gehörte einem Boer, Namens Wessel, von dem ich gern Pferde gekauft hätte, aber er war so betrunken, daß nichts mit ihm anzufangen war, und erklärte mir, er sey ein Boer und könne die Engländer nicht ausstehen; auch wies er mir in der That die Thüre zum Schrecken seiner Frau und seiner Tochter, die ganz ordentliche Leute schienen.

Zwei weitere Tage starken Marsches unter einer brennenden Sonne brachten mich spät Abends den 7. zu dem Gehöfte Mynheer Stinkums. Dieser sagte mir, etwa 15 Meilen gegen Westen würde ich einen wandernden Boer treffen, und dieser mich nach einem fernen Bley in der Karroo-Ebene weisen, der in neuerer Zeit nicht von Jägern besucht worden sey, und wo ich zuverlässig Gemsböcke und anderes Wild in Menge treffen würde. Da es jetzt Sommer war, so fand ich die Wohnungen der Boeren angefüllt mit Fliegen, die durch den Geruch von Fleisch und Milch dahin gezogen waren. In Stinkums Hause fand ich die Mauern seines großen Wohnzimmers ganz schwarz von diesen widerlichen Insecten, die eine furchtbare Plage für alle Ansiedler Südafrika's sind; oft braucht es nicht wenig Vorsicht zu essen und zu trinken ohne eine Menge davon zu verschlucken. Wenn die Speisen aufgetragen werden, stehen immer zwei oder drei Hottentotten- oder Buschmädchen daneben mit Fächern von Straußenfedern, die sie stets über den Speisen hin- und herbewegen, bis das Essen zu Ende ist.

Diesen Morgen kaufte ich ein schönes kastanienbraunes Pferd von einem Boer, Namens Duprey, einem Feldkornet, der mir auch ein Ei von der größten Trappenart für meine Sammlung gab, da ich mehrere Jahre meines Lebens mich emsig mit Eiersammeln beschäftigt, und auch wirklich eine der schönsten Sammlungen in Großbrittanien mit viel Anstrengung und Gefahr zusammengebracht hatte. Ich bin viele hohe Steilabstürze im Innern Hochschottlands und längs dem Meeresufer hinab gestiegen mit einem Seil um die Lenden, um die Eier der verschiedenen Adler und Falken aufzusuchen, die ihre Nester an fast unzugänglichen Stellen haben. Unter Stinkums Pferden befand sich ein schöner brauner Walach, nach welchem ich eine große Lust bekam; nach einiger Berathung mit seiner Frau entschloß er sich, ihn zu verkaufen, aber nicht unter 18 Pfd. Nach langem Handeln ließ er ihn ab für 12 Pfd. baar, 15 Pf. Kaffee und 20 Pf. Schießpulver. Sobald der Kauf geschlossen war, ließ ich einspannen, und trekkte zu dem wandernden Boer, den ich eine Stunde nach Sonnenuntergang erreichte. Dieser Mann hieß Gous, und wohnte in einem kleinen, zwischen seinen beiden Wägen aufgeschlagenen Zelt, um welches her jeden Abend seine mächtigen Schafheerden sich sammelten, während Rindvieh und Pferde Tag und Nacht in den benachbarten grasreichen Bergen umherwanderten; seine Frau, wie ich von ihr hörte, französischer Abkunft, war die schönste, die ich noch unter den Boeren getroffen. Am folgenden Morgen frühstückte ich mit ihm in sei-

Digitized by Google

nem Zelt: er hatte Fleisch in Menge, Milch und wilden Honig, welcher letztere dieß Jahr sehr reichlich sich finden sollte.

Nach dem Frühstück ließ ich einspannen, fuhr einige Meilen weit durch die glühende Ebene, auf der ich 14 Strauße mitten unter Heerden andern Wilds herumlaufen sah, und kam endlich an einen periodischen Fluß, wo ich wegen der unmäßigen Hitze ausspannen ließ. Hier fand ich einen andern Boeren, Namens Sweirs, mit seinen Schaf- und Rinderheerden gelagert, da er sein tief in der Karroo-Ebene gelegenes Gehöfte aus Mangel an Wasser hatte verlassen müssen. Sweirs war ein ältlicher Mann, aber einst ein tüchtiger Jäger gewesen, und erzählte mir viele interessante Anekdoten über die Gewohnheiten des Wildes und seine frühern Jagdabenteuer; ehemals seyen hier die Löwen sehr zahlreich gewesen, und noch immer fänden sich einige. Er erzählte mir Fälle die er gesehen, wo der von den Holländern sogenannte Gemsbock den Löwen zurückgewiesen, und einmal sey er auf die Leichen eines Löwen und eines Gemsbocks gestoßen, wavon ersterer durch die langen scharfen Hörner des mächtigen Gemsbocks so durchstoßen war, daß sie nicht mehr herausgezogen werden konnten, und beide mit einander umkamen; auch erzählte er, daß er öfters gesehen, wie der Löwe trotz der Beweglichkeit des Springbocks unter einer Heerde zwei, drei, ja vier nach einander zu Boden riß.

Da vier von meinen Ochsen an den Füßen wund waren und nicht weiter konnten, so ließ ich sie bei dem alten Sweirs, spannte in der Kühle des Abends ein, fuhr noch etwa fünf Meilen weit durch ein ausnehmend wild und öde aussehendes Land, und als ich einen Sattel in einer niedrigen Felskette überstiegen, bekam ich auf einmal den ganzen Lauf des Vley zu Gesicht, an dessen Ufern man mir das Lager aufzuschlagen gerathen hatte. Die Breite dieses Vley betrug etwa 300 Yards. Die eine Seite desselben war grasreich und von mehrern Heerden wilder Gänse, Enten, Kraniche u. s. w. in Besitz genommen. Die andere Seite war kahl, und hieher kam das Wild, um zu trinken, augenscheinlich in ganzen Schaaren, denn der Rand des Wassers war ganz zusammengetreten. Da in der Nähe keine Bäume waren, so zogen wir unsere Wagen unter einige niedrige Büsche, etwa 400 Ellen von dem Vley. Als die Sonne unterging, wählte ich die drei Pferde aus, welche mich und die zwei Nachreiter bei der Jagd auf das Einhorn am folgenden Morgen tragen sollten, und befahl meinen Leuten, sie während der Nacht tüchtig zu füttern.

Der Oryx oder Gemsbock, dem ich jetzt meine besondere Aufmerksamkeit zuwenden wollte, ist vielleicht das schönste und merkwürdigste Thier des ganzen Antilopenstammes, und man glaubt, es habe zu der Fabel vom Einhorn Veranlassung gegeben, da seine langen geraden Hörner, wenn man sie en profil sieht, so genau einander decken, daß es aussieht, als habe er nur eines. Der Oryx hat die aufrechte Mähne, den langen wehenden schwarzen Schweif und die allgemeine Gestalt des Pferdes nebst dem Kopf und den Hufen der Antilope; er ist kräftig und gedrungen gebaut, und seine Haltung ist edel; seine Größe ist etwa die eines Esels, und auch an Farbe gleicht er ihm einigermaßen. Die schönen schwarzen, excentrischen Streifen, welche seinen Kopf zieren, und ihm das Ansehen geben, als hätte er ein Stallhalfter an, so wie die Art, wie Rumpf und Schenkel gezeichnet sind, verleihen ihm einen eigenthümlichen Charakter. Das erwachsene Männchen mißt 3′ 10″ an der Schulter. Der Gemsbock war von Natur bestimmt, die dürren Ebenen Südafrika's zu schmücken, denn für diese Art Land ist er vortrefflich geeignet. Er gedeiht und erreicht eine hohe Fülle in öden Gegenden, wo man meint, daß nicht eine Heuschrecke sollte Unterhalt finden können, und ist völlig unabhängig vom Wasser, das er nach meinen eigenen Beobachtungen und nach wiederholten Berichten von Boeren und Eingebornen niemals genießt. Sein Fleisch ist verdientermaßen geschätzt und steht nur dem des Elennthiers nach. Zu gewissen Zeiten des Jahrs legen sie stark Fett auf, wo man sie dann leichter niederreiten kann. Wegen des ebenen Bodens, den der Oryx aufsucht, seiner scheuen Vorsicht und der großen Entfernung vom Wasser, wohin man ihm folgen muß, kann man ihn niemals stellen oder in einen Hinterhalt treiben, wie andere Antilopen, sondern er wird zu Pferde gejagt und müde gehetzt. Von allen Thieren Südafrika's, welche auf diese Weise gejagt und gehetzt werden, ist der Oryx bei weitem das schnellste und ausdauerndste; er ist durch die mittlern und westlicheren Theile Südafrika's weit verbreitet.

Am 10 December, als in der Nacht zuvor alles in Bereitschaft gesetzt worden war, brach ich eine Stunde vor Tagesanbruch mit Cobus und Jacob, die noch ein lediges Pferd mit sich führten, auf, ritt in südwestlicher Richtung fort, und kam endlich an den Fuß einer kleinen Hügelkette. Hier stieg ich ab, ging den Hügel hinauf, und durchblickte die Gegend mit meinem Fernglas, konnte aber lange nichts entdecken, bis ich endlich in der Höhlung zwischen zwei Hügeln eine prächtige Heerde von 25 Stück sah, nebst einem schönen alten Männchen, das in einiger Entfernung einsam weidete. Rasch stieg ich zu meinen Leuten hinab und besprach mit ihnen einen Plan, sie zu umgehen. Dieß mißglückte zu meinem großen Verdruß, die Heerde hatte, als sie uns entgegen südwärts getrieben werden sollte, gegen Norden Reißaus genommen, und nur Cobus gelang es, unter dieselbe zu kommen, und das alte Männchen niederzuhetzen; da ich aber nicht nachkam, so hatte er ihn endlich wider Willen verlassen müssen. Am Nachmittag war ich glücklicher: bald kamen wir an eine Heerde, Cobus ritt unter sie hinein und jagte mir eine schöne Kuh gerade entgegen. Sie fiel unter meiner Kugel, und da mein Durst heftig war und das Thier schöne volle Zitzen hatte, so sog ich daran, und erhielt den süßesten Trunk, den ich je gekostet. Während dessen hatte Cobus sein Pferd gewechselt, und ich befahl ihm die Jagd zu erneuern, und wo möglich das Männchen mir entgegen niederzureiten. Wir befestigten das ledige Pferd an einen Busch in der Nähe des todten Gemsbocks, und saßen dann wieder auf. Von einer Anhöhe herab sahen wir bald die Heerde in einer Entfernung von einer kleinen Stunde am Ende der Ebene eine andere Anhöhe hinanlaufen, hart verfolgt von Cobus. Bald verschwanden beide; der Boden verlor jetzt sein Gras und Büsche, und ward völlig unfruchtbar, noch dazu unterhöhlt von Colonien von Meerkatzen (Hyrax, Klippendachs?), was den Pferden außerordentlich lästig fiel. Als ich eine ferne Kette erreicht hatte, breitete sich eine weite Ebene vor mir aus. Vergebens strengte ich meine Augen an, um etwas von Cobus und dem Oryx zu sehen, sie waren nirgends zu erblicken, endlich nachdem ich eine Stunde weiter in der Richtung, wo ich ihn zuletzt gesehen, fortgeritten war, entdeckte ich sein weißes Hemd in der Ferne, und als ich ihn endlich erreichte, sah ich, daß er wirklich den alten Burschen niedergeritten hatte; er lag keuchend neben einem grünen Busch, und erschien mir im Augenblick als das schönste Thier, das ich je gesehen; ich hätte ihn Stundenlang ansehen können, aber ich war jetzt weit weg von meinen Wagen,

Digitized by Google

ohne eine Aussicht Wasser zu finden, obgleich mich der entsetzlichste Durst peinigte, so fertigte ich denn schnell den armen Oryx ab, und nachdem ich sorgfältig den Kopf abgeschnitten, begann ich ihn abzustreifen.

Es war jetzt spät, zu spät, um das Oryxweibchen diese Nacht noch heimzuschaffen, und das Männchen zu weit vom Lager entfernt, um daran denken zu können, einen Theil des Fleisches zu retten. Ich schickte deßhalb Cobus ab nach den Wagen, um Wasser und Brod zu holen, und trug ihm auf, mich an der Stelle zu treffen, wo das Oryxweibchen lag, und wo ich zu schlafen gedachte, um es gegen Hyänen und Schakale zu schützen; ehe aber Jakob und ich das Abstreifen beendigt und die Haut und den Kopf auf dem Pferde befestigt hatten, war die Nacht eingebrochen, und mein Durst wurde verzweiflungsvoll; ich hätte alles um eine Flasche Wasser gegeben. In der Hoffnung Cobus zu treffen, ritten Jakob und ich langsam vorwärts und suchten die Stelle zu finden, wo das Oryxweibchen lag, aber die Nacht brach ein, und da in der öden Ebene nichts mich auf dem Wege leiten konnte, so verirrten wir gänzlich; nachdem wir mehrere Stunden herumgewandert, und hie und da blinde Schüsse gethan hatten, legten wir uns auf der offenen Ebene nieder, um zu schlafen, und banden die Pferde an einem Dornbusch an. Ich fror die Nacht nicht wenig, da meine ganze Kleidung aus einem Hemd und einem Paar bis zu den Knieen reichender Hosen bestand; dennoch hörte mein rasender Durst nicht auf. Mein Bett war die Haut des Oryxmännchens, die ich auf dem Dornenbusch ausbreitete, wodurch mein Lager ganz elastisch wurde. Nach zwei Stunden wachte ich auf, und sah, daß meine Pferde fortgelaufen waren, worauf natürlich an Schlafen wenig mehr zu denken war. Der Tag graute, und ich stand auf, aber als wir uns umschauten, hatten wir nicht den mindesten Begriff von der Richtung in der wir uns befanden. Einige hundert Schritte von uns war ein kleiner Hügel, den wir hinanstiegen, aber auch jetzt noch konnten wir nichts entdecken, und ich mußte die linke Hand gegen die aufsteigende Sonne ausstrecken, um nur die Lage meines Lagers zu ermitteln. Ich kehrte nun zur Stelle zurück wo ich geschlafen, und erblickte plötzlich etwa 400 Schritt von mir mein Pferd, das ich gestern in der Nähe des Oryxweibchens angebunden hatte. Pferd und Wild waren unversehrt. Ich sattelte sogleich ersteres, ritt rasch nach dem Lager zu, befahl Jakob das Weibchen abzustreifen, und versprach ihm Brod und Wasser zu schicken, sobald ich die Wagen erreiche.

Auf dem Wege dahin fand ich Cobus zu Pferde mit Brod und Wasser, aber er ritt hin und her, und hatte gänzlich die Richtung verloren. Mein Durst war inzwischen vergangen, und ich trug ihm deßhalb auf, das Wasser Jakob zu überbringen. Cobus sagte mir, John Stofolus sey mit dem Packwagen auf dem Wege, um das Wild zu holen; diesen traf ich auch bald, er war aber mit der gewöhnlichen klugen Voraussicht eines Hottentotten ohne Wasser in den Fässern abgefahren. Nachdem ich ihm den Weg angedeutet, ritt ich ins Lager, das ich zu erreichen sehr froh war; eine tüchtige Portion Thee stärkte mich ungemein. Ich war den Tag über emsig beschäftigt, die beiden Oryxköpfe für meine Sammlung zuzubereiten, und am Abend sah ich einen Reiter auf einem abgejagten Rosse mit einem Nachreiter und einem ledigen Pferde hinter sich auf meinen Wagen zukommen. Es war mein Freund Patterson, der einen 14tägigen Urlaub erhalten hatte, und mit dem ich am Abend bei einem Gemsbockbraten meine Jagdabenteuer besprach. Da unsere beiderseitigen Pferde hart mitgenommen waren, und der Ruhe bedurften, so wurde der nächste Tag in süßer Ruhe und mit der Herrichtung unserer Gewehre zugebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

(Fortsetzung.)

III.

Einige Tage später schlug uns der französische Consularagent L. an diesem Hafen, Hr. D, eine Jagdpartie in der Umgegend von Massowah vor, wo es von Gazellenheerden wimmelt. Zwei im Lande ansässige Griechen, ein türkischer Kawassier, ein Hindukaufmann, sieben oder acht abyssinische Diener und drei oder vier Kameltreiber sollten uns begleiten. Das Rendezvous war zu Mokullo, einem Dorfe auf dem festen Lande, eine Stunde nordwestlich von dem Inselchen, auf welchem Massowah gebaut ist. Der Aufbruch fand am 8 Januar Abends statt. An diesem Tage machten wir bloß zwei Stunden im Grunde eines breiten Thals zwischen zwei Bergen, deren magere Gummibäume die Steinwände schlecht verhüllten. Dennoch hatten einige Regentage diese ärmliche Vegetation sehr erfrischt, die Zweige der Seyal-Mimosas zeigten ein prächtiges Grün, ebenso die spärlichen Grasbüschel, die auf diesem steinigen Boden keimten. Euphorbien breiteten ihre großen fahlen Blüthen an der Sonne aus. Winden schmückten mit ihren weißen und gelben Glocken die Zweige der Nebaks (rhamnus lotus), die Kakebüsche waren blätterreicher, die Wüste hatte ihr Festkleid angezogen, es war die Zeit der Brunst für die Gazellenschaaren, welche diese Einöden durchwandern.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir das Bett eines Wildbaches, Tadalt genannt, der eben trocken war, und nur an einer Stelle Wasser hatte, wo die Hirten einen ziemlich tiefen Brunnen gegraben hatten. Das Zelt wurde auf dem Sand aufgeschlagen, und bald stießen die Diener, welche uns um eine Stunde vorausgegangen waren, zu uns beladen mit Wild. Wir selbst hatten keinen Schuß gethan, weil wir nicht einmal einen Vogel gesehen. Eine Stunde später trug man uns das Essen auf. Das Fleisch schmeckte vortrefflich, was wir umsomehr zu schätzen wußten, da wir während eines achtmonatlichen Aufenthalts an der arabischen Küste täglich nichts als Pillau und schlechte Fische, hie und da Kamelfleisch, öfter noch nach Unschlitt stinkendes Ziegen- oder Hammelfleisch gegessen hatten.

Am andern Morgen waren wir frühzeitig auf dem Marsch, und da wir das Land nicht kannten, wagten wir geraume Zeit nicht uns vom Wege zu entfernen, auch hatte der Consularagent uns gerathen, nicht zu sehr ins Dickicht einzudringen, da um diese Stunde die Panther an den Gazellenpfaden sich aufstellten. Uebrigens brauchte man, um Wild zu finden, nicht vom Wege abzuweichen: die Haselhühner hatten bereits ihre Nachtsitze verlassen, und liefen auf dem Sande der Wildbäche herum; die Gipfel der großen Bäume waren beladen mit Perlhühnern, die schaarenweise unter mißtönigem Geschrei davonflogen. Da und dort konnten wir große Gazellen unbeweglich auf dem Kamm der Hügelketten sehen. Hinter jedem Busch stand ein Paar Beni-Israil, zierliche kleine Antilopen, deren Beine nicht viel dicker waren als ein Federkiel und deren Kopf mit einem Büschel langer gelbbrauner Haare geschmückt war, die unter dem Eindruck der Furcht emporstanden; sie sahen uns einen Augenblick mit koketter Neugier zu, flohen dann aber und stießen ein scharfes, fast pfeifendes Geschrei aus. Dieß Thal ist nicht reich an Vögeln, wahrscheinlich weil es an Quellen fehlt; doch rucksten zwei oder drei Arten Turteltauben und eine große Art Holztaube in den Wäldern. Spechte mit scharlachrothem Kopf wiederholten ihren traurigen Ruf und suchten fortwährend die todten Baumstämme heraus. Kukals (Kukuk) mit korallenrothen Augen liefen von einem Dickicht ins andere nach Schlangen und Eidechsen, von denen sie sich nähren, glänzende Suis-mangas (cynniris splendidus) flogen an einer im Sande treibenden Asklepiasart umher, deren geflügelte, aus den großen reifen Früchten sich herauswindende Samen der Wind umhertreibt, und deren rosige Blüthen stets ein Tröpfchen Honig für diese afrikanischen Kolibris haben.

Digitized by Google

Gegen sieben Uhr Morgens erreichte unsere kleine Karawane ein anderes Thal, Namens Saati, das wir zum Jagdrendezvous ausgewählt hatten. Eine Stunde, nachdem wir im Schatten des Thals uns gelagert, war alles zusammengetroffen, zwei Leute ausgenommen, der Grieche Stephan, unser Gastfreund in Massowah, und Hr. Arnaud. Sie hatten sich auf der Jagd verirrt, waren statt auf Gazellen auf einen Löwen gestoßen, mit dem sie den Kampf nicht aufnehmen wollten, und mußten endlich durch Beduinen sich hieher geleiten lassen. Das Saati-Thal ist von Kalkfelsen umgeben; im Grunde dieses öden Schlunds ist ein Sumpf, der durch unsichtbare Quellen genährt wird, und auf der andern Seite ein brakischer Bach, der in geringer Entfernung sich wieder im Sande verliert; in der Mitte stehen durch den Sonnenbrand verkrüppelte Gummibäume. Der Sumpf ist von Schildkröten bevölkert, die von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Wassers schlafen, und der Sammelpunkt von Salsaks, Kibitzen, Rallen, Braunhühnern mit schwarzem Halsband und kleinen Schnepfen mit rosigem Schnabel. Etwas vor Sonnenuntergang fielen am Rande der Wasserfläche Schaaren von Gangas-Cathas nieder, die von allen Enden des Himmels herbeigekommen waren; es war ein Gewimmel von Vögeln, die sich den Platz streitig machten, tranken und dann in Schaaren wieder fortflogen nach den dürren Strichen, in denen es ihnen so wohl gefällt. Nach den Cathas kamen die Haselhühner und dann die Perlhühner in Schaaren von den benachbarten Bergen herab. Wir hatten Wild genug, so daß wir Hasel- und Perlhühner, sowie einige zierliche Gazellen, die sich scheu bis zum fernsten Ende des kleinen Sees hervorwagten, ungestraft ihren Durst löschen ließen. Als aber mit den ersten Schatten der Nacht Hyänen und Schakals kamen, als die unsaubern Hyänen in Gruppen von zehn bis zwölf heranschlichen, da krachten alle unsere Gewehre zugleich, und Schakals und Hyänen flohen heulend vor dem mörderischen Blei. Später wurde der See von noch furchtbarern Thieren besucht. Einer von uns, der sich etwas vom Bivouak entfernt hatte, sah zwei Panther wie Schatten durch die Seyalbüsche schleichen, und in der Mitte der Nacht wurden wir aufgeweckt durch das rauhe Gebrüll des Löwen, welches das ganze Thal erfüllte. Unsere Lastthiere, unruhig und zitternd vor Furcht, standen auf, um sich den Menschen und den Wachtfeuern zu nähern. Die Abyssinier warfen sogleich einige Arme voll trockenen Holzes auf die Feuer, deren rother Wiederschein einen Augenblick gleichsam mitten in der Finsterniß die trübselige Felsenlandschaft aufweckte. Das Gebrüll des Löwen hatte sich kaum in der Ferne verloren, als die andern Stimmen der Einöde wieder ein seltsames Concert von unbestimmten Tönen begannen, das nur von Zeit zu Zeit durch das unheilschwangere Geschrei der Hyänen unterbrochen wurde. Trotz dieser wilden nächtlichen Harmonie streckten wir auf unseren Teppichen uns aus, und jeder suchte so gut als möglich zu schlafen bis an den Tag, dessen Anbruch noch fern war.

Als wir Saati mit dem Grauen des Tages verließen, versprachen wir uns, belehrt durch das Beispiel unserer beiden Gefährten, möglichst nahe unseren Kameltreibern zu folgen; es geht aber dem Jäger, wie dem Spieler: wir marschirten kaum seit einer Stunde, und schon hatte unsere kleine Truppe den Pfad verlassen, um sich in Verfolgung von Gazellen und Beni-Israil in den Wald zu vertiefen. Es versteht sich von selbst, daß ich es gemacht hatte wie die andern, und am Eingang einer Schlucht, durch welche der nach Abyssinien hinaufführende Weg eine Hügelkette übersteigt, den letzten Abhang des Bahr Nagasch [1] gegen das rothe Meer hin, hätte ich mich in einer nicht sehr angenehmen Ungewißheit befunden, wenn der Zufall nicht fast zu gleicher Zeit drei unserer Leute dahin geführt hätte. Dieß waren der kleine Gabrio, Gazain, der Jäger des Hrn. D . . ., und Mohammed Cotten, der Anführer unserer Kameltreiber.

Gabrio, ein Gallasklave von 12 bis 13 Jahren, gehörte dem englischen Consul [1] in Abyssinien. Sein Herr, damals in England, hatte wahrscheinlich um nicht die Aufmerksamkeit der heiligen Mitglieder der Antislavery Society auf sich zu ziehen, nicht für gut befunden, ihn nach London mitzunehmen, und ihn bei Hrn. D . . . in Depot gelassen. Ich habe von Gabrio nichts anderes zu sagen, als daß er durch den Unterricht des Jägers Gazain sich schon ziemlich leidlich eines Gewehres bediente, das ein weißer Reisender ihm für einige kleine Dienste geschenkt hatte, und dessen Besitz ihn für die verlorne Freiheit und für die Seinigen, die er nicht wieder sehen sollte, zu entschädigen schien.

Gazain war ein Abyssinier von 27 bis 28 Jahren, und von mittlerer Größe. Trotz seiner dunkelbraunen Hautfarbe bezeichneten seine Adlernase, seine feinen Lippen und seine wenig vorspringenden Backenknochen deutlich den semitischen Ursprung der Race, der fast alle Bevölkerungen Amhara's angehören. [2] Sein Costüm bestand nach Landesbrauch in einer Hose, die bei weitem nicht ans Knie reichte, und so eng anlag, daß das mindeste Hervortreten einer Muskel sichtbar wurde, aus einem Guari [3] mit breitem rothem Rand, in den man sich rollt, und dessen lange Falten oft an die alten Draperien erinnern, endlich aus einer blauen Seidenschnur um den Hals, dem Zeichen, wodurch sich die Christen Abyssiniens von den Moslems unterscheiden. Auf der Jagd band er das Scharlachtuch, in welches er jeden Abend sorgfältig sein doppelläufiges Gewehr hüllte, um den Kopf. Ein Lederriemen hielt seine Pulverflasche, die aus einem merkwürdig gearbeiteten Antilopenhorn bestand, nebst einem tüchtigen Messer und einigen Kugelsäckchen. In seinem Gesicht war ein Ausdruck von Offenheit und Fröhlichkeit, die auch den Grund seines Charakters bildeten, in der Aufregung der Jagd aber funkelte eine unbeschreiblich wilde Leidenschaft, Keckheit und List in seinen Augen.

Abgesehen von dem Beinkleid und der Art die Haare zu tragen war das Costüm Mohammed Cottens ziemlich dasselbe; statt der blauen Seidenschnur trug er den aus gelben Glasperlen gebildeten Rosenkranz der Moslems und statt des Gewehres die Daraga (Schild) aus Elephantenhaut, nebst langem, zweischneidigem Säbel und einem sechs Fuß langen Wurfspeer. Säckchen aus rothem Maroquin mit kostbaren Amuletten zierten seine beiden Arme, und da er auch der Musiker der Schaar war, so machte er sich nie auf den Weg ohne eine fünfsaitige Leier, deren Resonanzboden aus einer halben Calebasse mit einer roh darüber gespannten Haut bestand. Sein Kopfputz war eigenthümlich: man stelle sich einen dunkelbraunen Kopf vor, der in einem Wald von Haaren sich verliert, die, wie die Perrücken am Ende der Regierung Ludwigs XIV zugeschnitten, täglich mit Butter eingerieben, und an Festtagen mit Seife überschwemmt sind, deren geronnene Kügelchen eine Schneelage zu bilden scheinen. Mohammed Cotten war auf 10 Meilen in der Runde ein Muster von Zierlichkeit, wie er auch hinsichtlich seiner hübschen Gestalt, seiner lebhaften Antworten, seiner Lieder und seiner Geschicklichkeit als Dieb seines Gleichen nicht hatte. Man darf aber nicht glauben, als habe dieser letztere Vorzug den mindesten Flecken auf seinen glänzenden Ruf geworfen; diese Leute machen keinen großen Unterschied zwischen Mein und Dein, und wenn man von unserem ersten Kamelführer sprach, so fügten die Strengsten höchstens hinzu: iddu schuie chafif! (er hat eine etwas leichte Hand).

(Fortsetzung folgt.)

Gleichzeitigkeit der Erdbeben in Algerien und Sicilien. Nach der Revue de l'Orient (September) soll es sich aus neueren Beobachtungen herausstellen, daß die Erdbeben in Algerien auch zugleich in Sicilien, nicht aber auch in Tunis verspürt werden.

[1] Dieß ist der Name dieses Theils der am rothen Meer hinstreichenden Gebirgskette.

[1] Hr. M. W. Plowden, den die Ereignisse in Abyssinien vom Januar 1849 bis April 1850 genöthigt haben dieß Land zu verlassen.

[2] Der Name kommt wahrscheinlich aus derselben Wurzel, wie das Hamjar der Araber, und umfaßt eine große Provinz Abyssiniens.

[3] Der Guari wird im Lande bereitet, und ist ein Gewebe von ungebrechter Baumwolle von der Größe unserer Decken, an beiden Enden mit einem breiten rothen Streifen und manchmal mit einer sehr gut ins Auge fallenden Seidenstickerei von lebhaften Farben geziert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 249. 17 October 1850.

Fortschritte der Dampfschifffahrt.

Wir haben schon vor einiger Zeit (s. Nr. 121) bei Gelegenheit des Entschlusses der englischen Regierung, der Dampfschifffahrt eine neue Ausdehnung nach Chagres und Brasilien zu geben, der wunderbaren Erweiterung erwähnt, welche seit den letzten 13 Jahren dieß Beförderungsmittel gewonnen hat. Die Sache hat auch insoweit ein besonderes Interesse, als, in England besonders, die Dampfschifflotte größtentheils ein Eigenthum der Privaten ist; die englische Regierung geht augenscheinlich von ganz andern Gesichtspunkten aus als die französische, und der Reichthum der Nation kommt ihr dabei zu statten. Die weit geringere Capitalkraft der Franzosen und die noch viel weiter zurückstehende Handelsthätigkeit machen es Frankreich unmöglich in diesem Punkte mit den Engländern zu wetteifern, und die Regierung sieht sich deßhalb genöthigt, wenn sie eine größere Dampfflotte haben will, solche selbst zu bauen, zu welchem Ende auch zu Indret und Rochefort die umfassendsten Anstalten getroffen und mit ungeheurem Aufwand ins Leben gerufen und in Thätigkeit gesetzt sind. Allein diese Regierungsthätigkeit kann die Privatthätigkeit bei weitem nicht ersetzen, und wie man früher den Satz aussprach, daß man eine Flotte nicht gehörig bemannen könne, wenn nicht ein mächtiger Handel die Matrosen liefere, so läßt sich dieß jetzt mit eben so viel Recht von den Dampfflotten sagen, wo der mächtige Handel die Hauptkosten tragen muß, und die Regierung nur eine Beisteuer gibt, indem sie diesen Dampfcompagnien den Transport der Post übergibt und sie dafür reichlich entschädigt. Wir führen hier nach der Shipping and Mercantile Gaz. vom 21 Sept. die vier bedeutendsten Compagnien an; es sind 1) die Peninsular- und Oriental Company, 2) die Royal West-India Mail Company, 3) Cunard Halifax and Boston Company und 4) die General Screw (Schrauben) Company. Eine fünfte Compagnie, die allgemeine Dampfcompagnie, nimmt zwar immer noch eine sehr hervorragende Stellung ein, hat aber bei weitem mehr nur mit dem Handel nach dem Continent und dem Norden Europa's zu thun. Durch die Peninsular and Oriental Company wird der ganze Weg nach Indien, dießseits und jenseits der Landenge von Suez befahren, von England über Malta nach Alexandrien, und von Suez über Indien bis nach Hongkong, und diese Linie wird mit unwandelbarer Pünktlichkeit eingehalten. Die Royal Mail Steam Company ist in der Vollziehung des öffentlichen Dienstes selten gleich glücklich gewesen, die westindische Linie ist manchmal nicht zu gehöriger Zeit eingetroffen, und die mexicanische Linie hat gleichfalls in Folge nicht zu vermeidender Schwierigkeiten die genaue Zeit nicht einhalten können. Die Probe mit der brasilianischen Linie ist von neuer und ungewöhnlicher Art, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß dieselbe mit dem Anfang des nächsten Jahrs ins Leben treten wird. Ein gleiches soll in nicht sehr ferner Zeit mit einer monatlichen Dampfbootlinie nach dem Cap geschehen; zwar sind noch nicht alle Schwierigkeiten geebnet, allein man hofft in den nächsten Monaten damit zu Stande zu kommen. Die Cunard Company, welche zwischen Liverpool und den Häfen der Ostküste der Vereinigten Staaten fährt, hat bereits einen glücklichen Nebenbuhler in Amerika selbst gefunden, an der sogenannten Collins Linie, deren Fahrten zeigen, daß sie bereit ist, völlig in die Fußstapfen von Cunard zu treten.

Ein neues großartiges Unternehmen ist von amerikanischer Seite im Werk, nämlich eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Amerika und Westafrika, womit die Aussicht verbunden ist, zahlreiche freie Neger nach Afrika zu bringen. Es möchte wohl hierin das wirksamste und fast einzige Mittel liegen, die Handelshülfsquellen Afrika's in größerem Umfang zu entwickeln. Wie freigebig die Regierung dieß Unternehmen unterstützen will, geht aus folgenden, den Times (9 Oct.) entnommenen Nachrichten aus dem New Courier and Enquirer hervor. Es sollen drei Schiffe gebaut werden, jedes zu etwa 900,000 D., wovon die Regierung zwei Drittheile vorschießen wird; ferner zahlt sie für jede Fahrt 40,000 D., also jährlich 480,000 D., und der Contract soll 15 Jahre dauern. Dieß ist wenigstens der Inhalt der dem Congreß vorliegenden Bill, die noch einige Aenderungen erfahren mag, namentlich darum, weil die Dampfschiffe auf dem Rückweg von Afrika auch Europa, namentlich England, berühren sollen, wodurch sie in Concurrenz mit der bereits bestehenden, auch von der Regierung unterstützten Collinslinie käme. Es mag dieß als Beweis dienen, wie freigebig die sonst so sparsame amerikanische Regierung in dieser Beziehung ist, und wie sehr sie die Ermahnungen und Aufforderungen die ihr voriges Jahr zugingen, zu Herzen genommen hat; damals machten die Journale aufmerksam auf die riesenhaften Summen, welche England und Frankreich, jedes in seiner Weise, für die Errichtung von Dampfflotten aufgewendet, und die Regierung ist auch auf dem damals schon betretenen Wege rüstig fortgeschritten. Sie hat erkannt, was es heißt, die Dampfschifffahrtsverbindung zwischen England und Amerika bloß in englischen Händen zu lassen, und hat sogleich Hand ans Werk gelegt, um eine amerikanische Linie herzustellen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß bei einem künftigen Kriege die Dampfschiffe die Hauptrolle spielen werden, und für diese Möglichkeit werden die Mittel herbeige-

Digitized by Google

schafft. England und Amerika haben jedenfalls denjenigen Weg eingeschlagen, der bei der großen Ausgabe der minder kostbare ist. Die Interessen des Staats und der Privaten sind dabei auf gleiche Weise gewahrt und unzertrennlich verbunden. Das französische System möchte sich in die Länge als unhaltbar erweisen, denn es wird jedenfalls mit der englischen und amerikanischen Entwicklung der Dampfschifffahrt keinen Vergleich aushalten können.

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Am 14ten gingen wir zu Fuße aus, verfolgten einen Trupp Strauße und verwundeten einen, kamen aber sehr erschöpft nach Hause, denn selbst der Boden war so heiß, wie die Seitenwand eines Backofens. Am folgenden Tag kam eine Abtheilung Boeren aus den benachbarten Lagern, um uns zu besuchen, und da sie unsern Branntwein gut fanden, so blieben sie mehrere Stunden, um mit uns zu schwatzen. Der Hauptgegenstand des Gesprächs war die Gemsbock- und Löwenjagd, und die Ermordung und Gefangennahme ganzer Buschmännerstämme in frühern Zeiten. Sie benachrichtigten uns, daß zur Zeit, wo sie diese Districte in Besitz nahmen, das Wild viel zahlreicher, und Elennthiere und Kudus in Menge vorhanden gewesen. Dagegen seyen ihre Heerden unaufhörlich von den wilden Buschmännern angegriffen und geplündert worden. Diese rauben nämlich nicht, wie die Kaffern, das Vieh um es zu behalten und zu züchten, sondern sie treiben es in ihre abgelegenen Wohnungen in der Wüste, wo sie alles ohne Unterschied schlachten und Festmahle halten, bis das Fleisch stinkend wird. Wenn ein Kaffer Vieh gestohlen hat, und so hitzig sich verfolgt findet, daß er mit seiner Beute nicht entwischen kann, so flieht er und läßt das Vieh unversehrt zurück; die Buschmänner aber verstümmeln das Vieh, wenn es wahrscheinlich ist, daß es wieder in die Hände seiner rechtmäßigen Eigenthümer fällt, auf eine abscheuliche Weise, indem sie ihre vergifteten Pfeile darauf abschießen, die Kniekehlen durchschneiden oder Stücke Fleisch aus den noch lebenden Thieren schneiden. Dieß erbittert die Eigenthümer so sehr, daß sie Buschmännern niemals Pardon geben, sondern sie ohne weiters niederschießen, mit Ausnahme der Kinder, die sie zähmen und zu Dienern machen. Boeren, Griquas und Betschuanas besitzen alle große Viehheerden, alle leiden durch diese Räubereien und die Niedermetzelung der Buschmänner nimmt kein Ende.

In den nächsten zwei Tagen setzte ich mit Paterson die Jagd auf Gemsböcke fort, nicht mit sonderlichem Glück, namentlich auf Patersons Seite, der sehr darüber erbost war, um so mehr, als er die Jagd nicht fortsetzen konnte, da sein Urlaub zu Ende ging. Ich kaufte ihm in der Hoffnung baldiger Wiederherstellung ein Pferd ab, das etwas lahm geworden war, so daß mein Stall jetzt aus acht Stücken bestand, wovon aber drei in diesem Augenblick vermißt wurden; ich mußte Jakob fortschicken, um sie aufzusuchen, und er kam erst am dritten Tag, da er der „Spoor" fünfzig Meilen weit gefolgt war, mit denselben zurück. An demselben Abend kamen zwei meiner Hottentotten ins Lager mit einer Ladung Straußeneier; sie hatten ein Nest von 31 Eiern entdeckt, und die Hälfte mit sich genommen, die andere Hälfte holten sie am folgenden Morgen nach. Während wir an diesem Vley lagerten, stießen wir auf mehrere Straußennester, und hier entdeckte ich zuerst eine eigenthümliche Neigung dieser Vögel: findet jemand ein Nest, und nimmt nicht sogleich die Eier fort, so wird er sie bei der Rückkehr wahrscheinlich alle zerschlagen finden. Dieß thun die alten Vögel fast unwandelbar, selbst wenn der Finder die Eier nicht einmal in die Hand genommen hat. Das Nest ist bloß eine Höhlung im sandigen Boden, meist zwischen niedrigem Gesträuch; sein Durchmesser ist etwa 7' und man glaubt, daß zwei Weibchen oft in Ein Nest legen. Das Ausbrüten der Eier wird nicht, wie man gewöhnlich glaubt, der Sonnenhitze überlassen, sondern im Gegentheil das Männchen löst das Weibchen im Brüten ab. Diese Eier bilden ein bedeutendes Item in des Buschmanns Küche, und die Schalen werden als Wasserflaschen, Becher und Schüsselchen benützt. Ich habe Buschmädchen und Bakalihari-Frauen, die zu den wandernden Betschuanastämmen der Kalihari-Wüste gehören, oft aus großer Ferne zu den Quellen herabkommen sehen, mit einem Karoß oder einem Flechtwerk auf dem Rücken, worin 12 bis 15 Straußeneier sich befanden, die nur durch eine kleine Oeffnung an einem Ende ausgeleert worden waren; diese werden mit Wasser gefüllt, und das Loch mit Gras zugestopft.

Eine beliebte Methode der wilden Buschmänner, den Strauß und anderes Wild anzuschleichen, besteht darin, sich in die Haut eines dieser Thiere zu kleiden, und so mit Beobachtung des Windes in der Ebene umherzuwandern, wobei Bewegungen und Gang der Straußen möglichst sorgfältig nachgeahmt werden, bis sie sich auf Schußweite genähert haben, wo sie dann mit einem wohlgezielten vergifteten Pfeil aus ihren dünnen Bogen gewöhnlich eines oder das andere Wild erlegen. Die unbedeutend aussehenden Pfeile sind etwa $2\frac{1}{2}'$ lang und bestehen aus einem dünnen Rohr mit einer scharfen Knochenspitze, die aber völlig vergiftet ist mit einem Saft, dessen Hauptingredienzien manchmal einer dickblättrigen Pflanze, die eine giftige milchige Feuchtigkeit gibt, oder dem Schlangengift entnommen sind. Der Bogen ist kaum drei Fuß lang, und der Strang besteht aus gedrehten Sehnen. Wenn ein Buschmann ein Straußennest findet, verbirgt er sich darin, und wartet die Rückkehr der alten Vögel ab, die er gewöhnlich beide erlegt. Vermittelst dieser kleinen Pfeile werden die meisten schönen Federn gewonnen, welche die Köpfe der Schönen in der civilisirten Welt zieren.

Die Zeit des Hochsommers war eingetreten, und die Sonnenhitze jeden Tag fürchterlich, doch herrschte meist ein Luftzug und die Nächte waren kühl. Unser Vley nahm täglich ab, und ich sah, daß wenn nicht Regen eintrete, er bald nicht mehr seyn würde. Wir lebten gut, aber einsam. Mein Lager war reich versehen mit allen Leckerbissen, Zungen, Gehirn, Markknochen u. s. w. nebst einem stets sich erneuernden Vorrath von Straußeneiern. Der 25 Dec. war kühl und wolkig, der erste Tag, seitdem ich Thebusberg verlassen, wo der Himmel überdeckt war. Am Nachmittag beschloß ich weit hinein ins Land der Gemsböcke zu reiten, unter einem Busch zu schlafen und am folgenden Morgen zu jagen. Ich verließ um drei Uhr Nachmittags meine Wagen mit zwei Nachreitern und einem ledigen Pferde, und ritt etwa 15 Meilen weit in nördlicher Richtung. Auf dem Wege stieg ich auf einer dürren Ebene ab, um meine Pferde ausschnaufen zu lassen, und da mein Durst heftig war, einige Knollen der Wasserwurzel auszugraben. Diese interessante Wurzel, welche wahrscheinlich schon viele vom Tode durch den Durst gerettet hat, findet sich in den dürresten Theilen der Karrooebene; es ist ein großer ovaler Knollen, 6'' bis 10'' im Durchmesser,

Digitized by Google

und ausnehmend saftreich, aber von ziemlich fadem Geschmack. Er ist durch eine dünne braune Haut geschützt, welche sich leicht mit dem Messer abnehmen läßt, und der Stengel hat unbedeutende schmale Blätter mit kleinen schwarzen Flecken, die ein ungeübtes Auge nicht leicht entdeckt. Der Boden umher ist gewöhnlich so fest zusammengebacken, daß man meistens die Wurzel mit dem Messer herausgraben muß. Der obere Theil des Knollens liegt etwa 8 bis 9 Zoll unter der Oberfläche, und die Erde rings umher muß sorgfältig hinweggeräumt werden. Eine Kenntniß dieser Pflanze ist für denjenigen, welchen sein Beruf in diese öden Gegenden treibt, unschätzbar. Im ganzen Umkreis der großen Kalihari-Wüste und in den unermeßlichen anstoßenden Landstrichen folgt eine unglaubliche Mannichfaltigkeit solcher saftigem Knollen und Wurzeln monatlich aufeinander, und kaum gibt es eine Zeit im Jahre, wo nicht der arme Bakalihari mit einem scharf zugespitzten, im Feuer gehörteten Stocke versehen, und durch seine Kenntniß aller Kräuter und Wurzeln, die eine gütige Hand zu seinem Unterhalte geliefert hat, geleitet, sich ein Mahl verschaffen kann. Auch gibt es mehrere saftreiche Pflanzen mit dicken wässerigen Blättern, welche Nahrung und Getränk zugleich liefern. Namentlich ist eine Art bitterer Wassermelone über die bekannten Theile der großen Kalihari-Wüste in Menge verbreitet; sie liefern den wilden Bewohnern dieser entlegenen Gegenden vielfach Nahrung und Getränk, und die Bakalihari behaupten, diese Melonen würden geschmackvoller, je weiter man gegen Westen vordringe. Die meisten dieser Wurzeln werden von den Gemsböcken gefressen, welche der Instinct treibt, sie auszugraben. Auch die Elephanten, durch ihren scharfen Geruchssinn auf die Stelle hingeführt wo sie wachsen, nähren sich davon, und man kann ganze Striche durch die Stoßzähne dieser klugen Thiere, welche die Wurzeln suchen, aufgewühlt finden.

Am Abend banden wir unsere Pferde an einen Busch, und legten uns in der Nähe derselben nieder. Um 1 Uhr Morgens erwachte ich, glaubte der Tag graue, weckte meine Leute und ließ satteln. Bald aber bemerkte ich, daß der glänzende Mond, über den gerade eine Wolkenmasse hinzog, mich getäuscht hatte, ließ wieder absatteln und nach wenigen Augenblicken war ich abermals im Schlafe. Gegen Morgen fiel ein tüchtiger Regenschauer mir plötzlich ins Gesicht, weckte mich auf, und da der Tag graute, sattelten wir und eilten gegen Norden weiter. Wir fanden die frischen Spuren von Hyänen nur 20 Schritte von unsern Pferden, und in der Entfernung von 100 Schritten die Spur eines alten Gemsbocks, der in der Nacht neben uns geweidet hatte. Wir waren nicht weit gekommen, als wir eine Heerde von 7 Oryx in einer Niederung erblickten; ich befahl Cobus sie zu umgehen. Dieß geschah auch, und bald kamen sie an uns vorüber, ich jagte ihnen nach, und ehe ich die erste Meile zurückgelegt hatte, war ich nur noch 120 Schritte davon; hier stieß eine zweite Heerde von 22 Stück meist vollgewachsener Thiere mit prächtigen Hörnern dazu, und nun ging es fort in sausendem Galopp; bald hielt ich an, um zu feuern, aber mein Pferd war so unruhig, daß es einige Zeit dauerte, ehe ich Feuer geben konnte, und die Heerde abermals einen Vorsprung gewann. Dennoch verwundete ich ein schönes altes Weibchen, das ich einige Stunden später wieder erkannte. Nachdem ich gefeuert, setzte ich die Jagd fort, und da ich zu bemerken glaubte, daß das schönste Männchen der ersten Heerde matt werde, suchte ich es von der Heerde zu trennen, was mir auch gelang, und in der Aufregung des Augenblicks folgte ich ihm mit der äußersten Anstrengung meines Pferdes. Fort ging es in wildem Fluge immer nordwärts über einen schwierigen, durch Meerkatzen allenthalben unterwühlten Boden. Mein armes Roß wurde endlich matt, während der Oryx neue Kraft zu gewinnen schien und die Entfernung zwischen uns wieder wuchs. Ich fühlte, daß mein Pferd nicht weiter vermöge, so hielt ich denn an, sprang ab, und schoß mit zitternder Hand und klopfendem Herzen; die Kugel ging nur wenige Zoll vom Ohre vorbei, und trieb fünfzig Schritte vor dem Thier den Staub auf; ich hatte den Aerger es über die endlose Wüste fliehen sehen zu müssen. Schwach und müde, heftig geärgert über meine nutzlose lange Jagd und vom rasendsten Durste gepeinigt, schlug ich den Zügel um meinen Arm und führte mein Pferd heimwärts. Es war ein furchtbar langer Weg nach meinem Lager; Berge, die ich am Morgen in blauer Ferne vor mir gesehen, lagen jetzt in blauer Ferne weit hinter mir, mein Pferd konnte kaum gehen, und erholte sich auch nie mehr ganz von der Anstrengung dieses Morgens.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Kampf zwischen Schmugglerschiffen im Cantonfluß.

Man nennt diese Schmugglerschiffe häufig Mandarinenboote, weil sie denen, deren sich die Zollbeamten und andere Angestellten des chinesischen Staats bedienen, sehr ähnlich sind. Es sind große, flache, lange Fahrzeuge, die von 80 bis 100 Ruderern gerudert werden und wohl bewaffnet sind. Zwei solcher Fahrzeuge trafen im Tigerfluß das Dampfboot der Peninsular and Oriental Company, Canton genannt, baten den Commandanten desselben unter der Angabe, daß sie von Seeräubern angegriffen worden seyen, sie ans Schlepptau zu nehmen, und nach dem Ankerplatz der europäischen Kauffahrer zu Whampoa mitzunehmen. Dieser willigte ein, die beiden Fahrzeuge hängten sich an dem Dampfboot an, und fuhren mit ihm den Strom hinauf, als fünf andere ähnliche Fahrzeuge ihnen den Durchgang sperrten, und auf sie zu feuern anfingen. Die angegriffenen Fahrzeuge antworteten mit einer allgemeinen Salve ihrer Geschütze. Zum Glück that man sich gegenseitig keinen Schaden, aber der Commandant des Dampfboots, von den Chinesen, die er an Bord hatte, unterrichtet, daß die angreifenden Fahrzeuge wirklich Mandarinenboote seyen, welche Jagd auf Schmuggler machten, ließ die Taue kappen, und seine bisherigen Schützlinge trotz ihrer Bitten ihren Streit mit den Behörden allein ausfechten. Die Kanonade dauerte lang genug, daß der englische Stationscommandant zu Whampoa, Capitän Baker, mit der Kriegsbrick Serpent dahin abgehen konnte, um sich von der Ursache des Kampfs zu unterrichten. Die beiden ersten Fahrzeuge, welche von dem Dampfboot aufwärts gezogen worden waren, benachrichtigten ihn sodann, daß die Angreifer keineswegs Mandarinen gewesen seyen, sondern ebenfalls Schmuggler, welche sie zwingen wollten, sich einer Art Coalition zu unterwerfen, und einen gleichen gemeinsamen Preis für jede einzuführende Opiumkiste festzustellen. Dieser Vorfall beweist, besser als alles, wie unmöglich es ist den Opiumhandel auszurotten. Man versichert deßhalb auch, die Regierung des neuen Kaisers sey geneigt, ihn zu regularisiren, und unter gewissen Formalitäten und Zollabgaben zu gestatten. (Revue del' Orient. September.)

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

(Fortsetzung.)

LII.

„Weißt du, wo der Khawadsche[1] Arnaud ist?" fragte ich Mohammed Cotten, und erhielt zur Antwort, er habe ihn mit Hrn. D... weiter gehen sehen. Beruhigt über meinen Reisegefährten drang ich mit

[1] Diese Benennung wird in Bezug auf Christen gebraucht, das Wort Sid (Herr) nur wenn es sich von Moslems handelt.

Digitized by Google

den drei Abyssiniern in das enge, schwierige Defilé, das sich vor uns öffnete. Hier verband sich die Alpennatur bereits mit der traurigen Vegetation der niedrigen Ländereien. Riesenhafte Basilienkräuter, Münzenkraut, das zu Büschen heranwächst, tausend Gebirgspflanzen mit prächtigen Blumen, die mit reich gefärbten Insecten bevölkert sind, trieben in kräftigen Büscheln zwischen den Felsenblöcken hervor, die in den Grund der Schlucht hinabgerollt waren. Der Berg stieg an manchen Stellen auf beiden Seiten des Weges wie eine Mauer hinan, und die Vorsprünge dieser Mauer waren mit Geier- oder Adlernestern besetzt. Wir waren schon bis zur Mitte des Defilé's gelangt, als wir ein Gebell vor uns hörten, wie von einer Meute Hunde.

„El Gurut!" (die Affen), sagte Mohammed Gotten, und bei einer Wendung des Weges konnten wir eine lange dichte Schaar der sogenannten hundsköpfigen Affen auf uns zukommen sehen. Es konnten ihrer nicht weniger als 2000 seyn, die allem Anschein nach die Quellen von Gaati aufsuchten, in deren Nähe wir die letzte Nacht zugebracht hatten. Die Vordersten, welche unsere Schritte auf dem kiesigen Boden vernahmen, stießen einen Schrei der Besorgniß aus, den die ganze Heerde wiederholte. Die Alten und Erwachsenen zogen zerstreut in der Menge, beaufsichtigten die Bewegungen, halfen den mit ihren Säuglingen beladenen Weibchen, und trieben die Trägen mit großen Schlägen ihrer Tatzen an; man beschwichtigte Streitigkeiten unter den Jungen durch Stöße, die man den Angreifern als Strafe, den Unterliegenden als Warnung gab. Als der Ruf der Gefahr ertönte, gingen die Alten voran, um derselben Trotz zu bieten; die Kleinen, welche den Rücken der Mütter verlassen hatten, um auf dem Sand zu spielen, hingen sich wieder an den Leib ihrer Ernährerinen, und ließen sich so den Abhang des Bergs hinanfiragen. In einem Augenblick war der Weg, der eben noch für die Menge zu eng gewesen war, vollkommen frei; die beiden Seiten der Schlucht bedeckten sich sozusagen mit einer beweglichen Masse von Rücken und garstigen Köpfen, und der Kamm der Felsen krönte sich in wenigen Secunden mit mehreren Schildwachen, die nicht aufhörten zu bellen und Grimassen zu schneiden; alles das quickte und schrie durcheinander; es war ein ebenso seltsamer Anblick als ein betäubender Lärm.

Dann erst begannen die Männchen, denen ihre lange Mähne, ihre derbe kraftvolle Gestalt, und namentlich die langen über die Schnauze hervorragenden Hundszähne ein wildes Ansehen gaben, langsam fast rücklings sich zurückzuziehen, stets bereit wieder zum Angriff überzugehen. Gazain that einen Schuß nach ihnen und einer der größten fiel mit zerschmettertem Kopfe. Der Knall machte einen Augenblick allem Geschrei ein Ende, und alle an der Spitze der Felsen oder am steilen Abhang der Anhöhen sitzenden Affen machten auf einmal einen Sprung in die Höhe, als hätte ein elektrischer Schlag den Boden berührt und sie alle getroffen. Die zahlreiche Gruppe, der der Todte angehörte, drohte sich auf uns zu stürzen, als der boshafte Gabrio einen Schuß mit grobem Schrot unter den dicksten Haufen that, worauf einige sich wüthend auf dem Sande wälzten. Geheul des Schmerzes, Geschrei der Wuth, Aechzen und Schluchzen erfüllten das Thal. Als sich die Arrièregarde endlich zur Flucht entschloß, nahm sie nicht nur die Verwundeten, sondern selbst den Todten mit; jeder schleppte ein wenig daran; an schwierigen Punkten vereinigten zwei, drei oder vier Affen ihre Anstrengungen, um den todten Körper hinüber zu bringen, während die Jungen und die Weibchen sich rund umher drängten und lange Klagetöne ausstießen.

„Der Stamm beweint den Todten," sagte Mohammed Gotten; in der That lag in der Scene etwas von dem Schmerz des Menschen, wenn einer der Seinigen unterliegt, und sicherlich hätte ich dem von Gazain begangenen Mord keinen zweiten hinzufügen mögen. Gabrio aber war noch nicht zufrieden, sondern lud sein Gewehr abermals, legte es auf einen großen Stein auf, und zielte lange mit großer Vorsicht. Der Schuß ging los und ein auf dem höchsten Kamm des Berges sitzender Affe rollte von Fels zu Fels bis zu einem Baum, der in einer Spalte zwischen zwei senkrechten Felsen emporwuchs. Von diesem Baum bis zum Boden der Schlucht war es wenigstens noch 50 Fuß. Dem unglücklichen Thier waren die Hüften etwas oberhalb der Schenkel durchbohrt, und da das Hintertheil somit alle Bewegung verloren hatte, konnte das Thier sich nur noch mit den Vorderhänden an dem Baume festhalten. Aus seiner Wunde sah man das Blut Tropfen um Tropfen abfließen. Es war ein Weibchen, auf dessen Rücken sich ein Junges mit allen Zeichen einer unaussprechlichen Angst anklammerte, während die Mutter einen Nothschrei ausstieß, indem sie nach der Höhe der Felsen hinaufschaute, wo Tausende über den Abgrund herabgebeugter Köpfe nach ihrem Todeskampf hinblickten.

Der Schrecken hatte die ganze Heerde stumm gemacht, nur einige Männchen trieben sich in allen Richtungen herum, als suchten sie Hülfe für ihre verwundete Schwester, deren Kräfte sichtlich abnahmen, und deren Aechzen so kläglich tönte, daß es mich erbarmte. Ich schlug auf sie an, und zwei Secunden später stürzte das arme Thier mitten in ein Büschel hohen Grases zur Erde. Der Kleine, der gesund und wohl war, machte sich von der Leiche los und schüttelte sie unter Grimassen und zerreißendem Geschrei. Gabrio eilte hin, um den Jungen aufzunehmen, und um ihn gegen die Steine zu schützen,[1] welche die Affen von der Höhe des Berges herab gegen ihn schleuderten, schossen Gazain und ich unsere Gewehre in die Luft ab; der Knall entfernte einen Augenblick die Affen, und der kleine Galla kam mit seinem Gefangenen wieder zu uns. Dann erst setzte sich die ganze Heerde unter mannichfachem Geschrei wieder in Marsch, und auch wir unsererseits setzten unsern Weg fort.

Der kleine Affe, anfangs wild und störrisch, hatte doch bald die furchtbare Scene vergessen und wurde mit seinem Beschützer vertraut. Gabrio war entzückt, und während er seinen Gefangenen wiegte, versprach er ihm tausenderlei Süßigkeiten; dann setzte er halblaut und mit einem Blitz in seinen Augen hinzu: „wir sind beide Waisen und Sklaven, werden aber vielleicht beide eines Tages zur Freiheit heranwachsen! Dann gehen wir mit einander in die Kafferwälder der Gorem-Gallas (westliche Gallas), wo der Deinigen viele sind, und wer weiß?" Es war sodann davon die Rede, dem Affen einen Namen zu geben und Gazain schlug vor, ihn Abba-Bo-Guibo zu nennen; dieß war der Name des Königs, der den Vater des kleinen Galla mit einem Lanzenstoß hatte tödten, und dann ihn selbst an die Sklavenhändler verkaufen lassen. Gabrio widersetzte sich unter dem Vorwand, eine verruchte Stimme wiederhole ohnehin diesen verabscheuten Namen oft genug in seine Ohren hinein, daß es unnütz sey, ihn auch noch einem unglücklichen Thier zu geben, das er eines schönen Tages im Andenken an seinen Namensvetter erwürgen könne. Endlich wurde der Name Pfefferkorn (Felfel), den man im Lande sehr häufig den Hunden, Kamelen u. s. w. gibt, von dem Abyssinier und seinem Zögling angenommen.

Gegen Mittag durchzogen wir das Thal und das Dorf von Aylat, ohne zu bemerken, daß es von Einwohnern ganz entblößt war; als wir an einer andern Reihe hoher Berge ankamen, die aber doch am Fuße der hohen Kette, an der sie sich hinzogen, nur wie Maulwurfshaufen aussahen, betraten wir ein Felsenthal, durch das ein Bächlein strömte, das an seiner Quelle eine sehr hohe Temperatur hat, und deßhalb von den Arabern Moiet-el-Har (das Thal des warmen Wassers), von den Landeseingebornen el Mothad genannt wird. Als wir an den Quellen angekommen waren, die an der Oberfläche des durch die stromartigen Gewitterregen bloßgelegten Felsens rauchten, suchten wir eine passende Stelle, um unser Zelt aufzuschlagen, aber erst nach der Gebetsstunde des Asser (um 3½ Uhr Nachmittags) kam der Rest der Karawane und das Gepäck an.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Papiermaterial. Hr. Adolphe Reque soll nach vielerlei Proben aus den Fasern mehrerer Pflanzen, namentlich Bananen und Aloes, ein Papier zu Stande gebracht haben, welches das gewöhnliche Lumpenpapier ersetze, und dessen Material leicht in großer Menge zu erhalten sey. (Liter. Gaz. 12 October.)

[1] Europäische Officiere, welche den Feldzug in Assir, in Arabien, mit den ägyptischen Regimentern machten, erinnern sich, daß ein Stamm solcher hundsköpfigen Affen während eines nächtlichen Marsches ein Bataillon in Verwirrung brachte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 250. 18 October 1850.

Die Demidoff'schen Preise dieses Jahrs.

Der „allgemeine Bericht über die 19te Zuerkennung der Demidoff'schen Preise, verfaßt von dem ständigen Secretär der k. Akademie der Wissenschaften und vorgelesen in der öffentlichen Versammlung dieser Akademie am 19 Mai 1850" ist uns als Beilage zu dem Bulletin der Akademie zugekommen, und da dieser Bericht einiges über Ethnographie und Reisen enthält, so theilen wir dieß im Auszuge mit. Im Ganzen wurden 21 Werke von aufgestellten Recensenten beurtheilt, und 9 derselben erhielten Preise; von den 21 Werken gehören 9 den Kriegswissenschaften und der beschreibenden Statistik und Typographie, so wie der Ethnographie und Sprachenkunde an, 10 den Reisen, Naturwissenschaften der Jurisprudenz, Geschichte und angewandten Mathematik, eines der Waldcultur und eines der Medicin. Darunter erhielt den ersten Preis mit 1428 Rubeln eine „Anleitung zur Taktik" von Oberst Goremkyn, von den andern, die den Preis zweiten Grades mit 714 Rubeln und weniger erhielten, interessiren uns hier eine Grammatik der syrjänischen Sprache nebst Wörterbuch von Paul Sawwaitoff, eine Grammatik der wotjäkischen Sprache von Wiedemann, Professor am Gymnasium zu Reval, ein Werk über die Vegetation der Wolgaländer von Klaus, Professor zu Kasan, und die Reise nach dem Nordosten des europäischen Rußlands durch die Tundern der Samojeden zum arktischen Uralgebirge von Schrenk.

Die Bearbeitung der Linguistik war in diesem Concurs ziemlich reichlich, und namentlich in den verschiedenen finnischen Dialekten. Als Recensent war der bekannte Sprachforscher Sjögren aufgestellt worden, und dieser sprach den obgenannten Werken von Sawwaitoff und Wiedemann den Preis zu. Sawwaitoff kann fast als ein Schüler Sjögrens angesehen werden, aber er besuchte auch die Syrjänen selbst, um sich an Ort und Stelle genauer zu unterrichten; seiner Grammatik wie seinem Wörterbuch wird alles Lob in Bezug auf Gründlichkeit ertheilt.

Die Grammatik der wotjäkischen Sprache ist bis jetzt nur handschriftlich vorhanden; der Verfasser hatte bereits eine Grammatik der syrjänischen und tscheremissischen Sprache geschrieben, welche zwar den Preis nicht erhalten hatten, aber denselben doch besonders zu einer Bearbeitung der wotjäkischen Sprache befähigten, da die Wotjäken schon durch ihre Wohnsitze das Mittelglied zwischen Syrjänen und Tscheremissen bilden. Um so größer waren die Schwierigkeiten, weil die Wotjäken auf dem Uebergang von der südöstlichen nach der nordöstlichen Abtheilung des finnischen Stammes nicht bloß dem russischen Einflusse, wie die Syrjänen, sondern auch nebst den Tscheremissen einem türkischen Einfluß unterworfen waren, weßhalb sie in ihre Sprache bei weitem mehr fremdartige Bestandtheile als die Syrjänen aufnahmen; zudem war auch der wotjäkische Dialekt von allen Mundarten finnischen Stammes am wenigsten bearbeitet.

Die Reise Hrn. Schrenks ins Gebiet der Petschora fällt zwar schon in die Jahre 1837 und 1838, allein die Herausgabe, die durch mancherlei Schwierigkeiten verzögert wurde, ist ganz neu, und darum kam die Reise jetzt erst an die Reihe in der Bearbeitung um den Preis. Die Recension hat in geognostischer, geographischer und naturhistorischer Beziehung Helmersen übernommen, in ethnographischer und linguistischer, auf Vorschlag Sjögrens, der erst vor kurzem von seiner Reise zurückgekehrte Castren, der allerdings durch eigene Studien dazu am befähigtsten war. Die Urtheile beider lauteten gleich günstig, obwohl Linguistik nicht das Feld Hrn. Schrenks ist. — Die „Vegetation der Wolgaländer" wird als sehr gründlich und interessant gerühmt, und muß es auch schon darum seyn, da diese Landstriche den Uebergang aus dem europäischen Rußland zum asiatischen Steppenland bildet; das Werk ist indeß erst im Beginn und soll noch fortgesetzt werden.

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Auf meinem Rückweg bemerkte ich Jakob, der mit einem frischen Pferde, dessen ich sehr bedurfte, auf mich zukam; er bemerkte, er habe in einiger Entfernung auf der Ebene einen Oryx stehen sehen, der ihm verwundet geschienen habe; wir ritten darauf los, und als ich das Thier mit meinem Fernglas betrachtete, sah ich deutlich, daß es schwer getroffen sey. Als ich dagegen ansprengte, lief es nur eine kurze Strecke, wandte sich dann und stellte sich gegen mich. Ich näherte mich unvorsichtigerweise ohne zu feuern, und hätte dieß theuer bezahlen können, denn das Thier senkte seine scharfen Hörner, stürzte wüthend auf mich zu, und hätte mich unfehlbar durch und durch gerannt, wenn ihm nicht in diesem Augenblick die Kraft versagt hätte und es zu Boden gestürzt wäre.

Am folgenden Tage versank das Wasser meines Vley in die Erde und verschwand; dasselbe war schon seit einigen Tagen sehr brackisch geworden, und hatte mich und meine Leute krank gemacht.

Am 28sten hatte ich die Freude zum erstenmal zu sehen, wovon ich die Boeren schon oft hatte reden hören, ein Trekbokken, d. h. eine große Wanderung von Springböcken. Dieß

Digitized by Google

war, was Jagdthiere betrifft, das außerordentlichste und merkwürdigste Schauspiel, das ich je gesehen. Etwa zwei Stunden, ehe der Tag graute, lag ich wach in meinem Wagen, und horchte auf das Grunzen der Böcke etwa 200 Schritte von mir, in der Ansicht, irgend eine große Heerde Springböcke weide in der Nähe meines Lagers; als ich aber mit Tagesanbruch aufstand und mich umschaute, sah ich den Boden nordwärts von meinem Lager buchstäblich bedeckt mit einer dichten lebenden Masse von Springböcken, die langsam aber unablässig fortzogen von einer Oeffnung in einer niedrigen Bergkette im Westen, durch welche sie wie die Fluth eines großen Stroms sich ergossen, bis zu einer etwa eine halbe Stunde gegen Nordosten gelegenen Kette, jenseits deren sie verschwanden. Die Breite des Raums, den sie einnahmen, mochte etwa eine Viertelstunde betragen. Ich stand an der Vorderkiste meines Wagens nahezu zwei Stunden lang, in Staunen verloren über das neue, seltsame Schauspiel vor meinen Augen, und hatte Mühe mich zu überzeugen, daß es Wirklichkeit und nicht ein wilder Jägertraum sey. Während dieser Zeit strömten die zahlreichen Legionen durch den Sattel in den Bergen in einem ununterbrochenen dichten Phalanx fort. Endlich sattelte ich, ritt mit meiner Büchse und meinen Nachreitern mitten in die Masse hinein, und schoß, bis 14 gefallen waren, wo ich genug! rief. Wir schleppten sie so gut es ging, zusammen, versteckten sie unter Buschwerk, um sie den räuberischen Geyern zu entziehen, und ritten dann heim, um die Wagen herbeizuholen und sie fortzuschaffen. Nachdem dieß geschehen, fuhren wir nach dem kleinen periodischen Bach, an welchem die wandernden Boeren lagerten, denn über diesen Punkt ging mein Weg nach dem Bier-Vley. So ungeheuer und staunenswerth die Springbockheerde gewesen, die ich am Morgen gesehen, so blieb sie doch weit zurück hinter dem, was ich auf meinem Marsch nach dem Lager des alten Sweirs gesehen, denn als wir die niedere Bergkette, über welche die Springböcke sich ergossen hatten, erstiegen, sah ich die endlosen Ebenen, und selbst die Bergabhänge, die sich auf allen Seiten hin ausdehnten, bedeckt, nicht mit Heerden, sondern mit Einer ungeheuren Heerde von Springböcken, denn so weit das Auge nur die Landschaft umfassen konnte, war alles lebendig von Springböcken.

Es wäre vergeblich sich einen Begriff von der Zahl der Antilopen zu machen, welche ich an diesem Tage sah; ich nehme indeß keinen Anstand zu behaupten, daß ich an diesem Morgen einige Hunderttausende sah. Als ich das Lager der Boeren erreichte, ließ ich ausspannen, und begann mein Wild zu zerschneiden und einzusalzen; die Boeren waren gleichfalls auf der Jagd gewesen, und hatten so viel geschossen, als sie fortschaffen konnten. Der alte Sweirs erkannte an, es sey ein hübsches Trek bokken gewesen, er habe aber noch größere gesehen. Ich blieb die zwei nächsten Tage bei den Boeren, und jeden Morgen und jeden Abend ritten wir hinaus, und brachten so viele heim, als wir wegführen konnten. Die ungeheuren Heerden blieben indeß nicht lang in der Nähe, denn bald hatten sie jedes grüne Gras verzehrt, zogen dann weiter und ließen den Boeren keine Wahl, als gleichfalls aufzubrechen und mit ihren Schaf- und Rinderheerden anderswohin zu ziehen, wo sie Weide finden könnten.

Am Morgen des 31sten verließ ich diesen periodischen Bach, der den Namen „Rhinoceros Pool" führte, und brach nach dem Bier-Vley auf, den ich in 8 Stunden erreichte. Der Marsch war ausnehmend heiß, und ging durch ein ödes, von Wasser entblößtes Land, dem es jedoch nicht ganz an Wild fehlte. Bier-Vley, an dessen südlichem Ende ich jetzt lagerte, ist eine sehr weite, niedrig gelegene, flache Ebene von etwa 20 Meilen Länge und 1 bis 2 Meilen Breite. Durch die ganze Länge dieses grasreichen Vley läuft in der Regenzeit ein tiefer Bach in mäandrischen Krümmungen, überströmt seine Ufer und bewässert den umliegenden Weideboden. Um diese Jahreszeit indeß war das Bett vollkommen trocken, die Ebene jedoch mit üppigem Gras bedeckt; das Land um den Bier-Vley her ist ausnehmend öde und unfruchtbar, denn es besteht aus niedrigen Felsenhügeln und wellenförmigen Sandebenen, die spärlich mit zwerghaften knorrigen Stauden und kleinen Karroo-Büschen bedeckt sind.

Ich hatte hier vortreffliche Jagdgelegenheit, und da Oryx und Springböcke sich in großer Zahl einfanden, so blieb ich mehrere Tage. Hier schoß ich auch meinen ersten Strauß, ein schönes altes Männchen. Es war ein sehr weiter Schuß, denn ich gab meinem Gewehr mehrere Fuß Erhöhung, nichts destoweniger traf die Kugel das Bein unter dem Knie, worauf das Thier fiel und nicht mehr aufstehen konnte. Die Kraft, die der Strauß in seinem Bein besitzt, ist äußerst groß: der Schenkel ist sehr muskulös, und gleicht mehr dem eines Pferdes, als eines Vogels. Sterbend noch schlug er aus, und versetzte mir einen heftigen Schlag an das Bein, daß ich niederstürzte.

Am 9ten brach ich auf, zog gegen Süden, und am nächsten Tage wieder zu dem Rhinoceros Pool. Die Hitze war höchst drückend, der Wind nördlich. Wir waren von Myriaden Fliegen gequält, die Zelt und Wagen dermaßen anfüllten, daß wir unmöglich darin sitzen konnten. Die Boeren hatten mir von einer Quelle gesagt, an der ich eine Zeit lang lagern und jagen könne. Wir brachen auf, und zogen in nordöstlicher Richtung über eine weite dürre Ebene, die mit dem von den Oryx besuchten Lande parallel lief. Ich fand noch ein oder zwei verlassene Boerenlager mit Brunnen. Am letzten schlugen wir unser Lager auf, und dieß wird mir in der Geschichte meines afrikanischen Jagdzugs stets unvergeßlich seyn, denn hier traf ich einen Buschmann, ein einziges und interessantes Specimen seiner Gattung, der mir seitdem in allen Gefahren und Mühseligkeiten treu blieb, und in dem Augenblick, wo ich schreibe, in den schottischen Hochlanden eine von ihm gefertigte, denen am Cap nachgemachte, ungeheure Wagenpeitsche schwingt, und mit Stentorstimme die Namen der Ochsen ruft, die er auf meinem spätern Zug trieb, als alle meine andern Leute tief im Innern mich verlassen hatten. Als ich nämlich eines Tages von der Jagd zurückkehrte, hatten meine Hottentotten, im Binsengebüsch nahe am Brunnen versteckt, einen jungen Buschmann entdeckt und hervorgezogen; ich gab ihm Kleider und ein Glas Branntwein, worauf wir alsbald die besten Freunde wurden und stets geblieben sind. Er erzählte mir, daß er als Kind von einer Abtheilung Boeren bei einer Metzelei seiner Landsleute gefangen genommen worden, und diesen wegen der harten Behandlung, die er da erduldet, entflohen sey. Er hatte bei den Boeren den Namen Ruyter erhalten, und behielt ihn auch bei mir.

Am Nachmittag ritt ich nach einem der Vleys, begleitet von zweien meiner Leute, welche Spitzhauen, Spaten und mein Bett trugen. Wir gruben ein Schießloch in der gewöhnlichen Weise, etwa 3' tief und 8' im Durchmesser an der Westseite des größten Vley. In diesem Loch postirte ich mich jede Nacht, wobei Schakale und Hyänen um mich her heulten, und wartete die Morgendämmerung ab, wo das Wild kam, um zu trinken. Auf diese Weise hatte ich unter Wildebeests und Quaggas eine vortreffliche Jagd bis zum 17ten, wo Mangel an Wasser für

Digitized by Google

meine Ochsen mich nöthigte, nach dem über 30 Meilen entfernten Oranjefluß aufzubrechen. Wir spannten Nachmittags ein und zogen einen großen Theil der Nacht hindurch 24 Meilen in nordöstlicher Richtung. An unserm Lagerplatz hatte bereits das Land ein minder unfruchtbares Aussehen gewonnen, als das, wo ich die letzten fünf Wochen zugebracht, und war mit einigen alten Bäumen geschmückt, deren Blätter denen der Weide gleichen, und die bei den Holländern Olraan-Bäume heißen.

Am 15ten spannten wir mit Tagesanbruch wieder ein, und nach einem Marsch von vier Stunden durch ein wildes, unbewohntes Land kamen wir plötzlich an das Ufer des prächtigen Oranjeflusses. Dieser König der afrikanischen Ströme bildet einen Hauptzug in der Geographie Südafrika's. Seine Länge mag etwa 1000 Meilen betragen; er entspringt ostwärts in den Wittbergen, etwas nordwärts von Port Natal, fließt gegen Westen, nimmt dann fünfzig Meilen unterhalb der Stelle, wo ich ihn traf, den schönen Vaalfluß auf, setzt hierauf seinen Lauf gegen Westen fort, und fällt etwa 500 Meilen nördlich vom Cap der guten Hoffnung ins südatlantische Meer. Wir erreichten den Strom bei Davinar's Drift (oder Furt), neben welcher ein gut ausgerüstetes holländisches Gehöfte stand, das einem jungen Boeren aus dem Capdistrict gehörte, der dasselbe durch die Heurath mit einer fetten alten Wittwe erhalten hatte. Ihr Hauptreichthum bestand in Ziegen und Schafen, von denen sie ungeheure, und bei dem fetten Weideland in sehr gutem Stand befindliche Heerden besaßen.

Die Boeren erklärten, obgleich ich das Gegentheil gehört hatte, den Strom für passirbar, wir wagten aber den Uebergang erst, als wir den Boden unseres Wagens mit Weidenzweigen ausgefüllt und die dem Verderben ausgesetzten Gegenstände darüber gelegt hatten. Die Furt war ziemlich uneben und gab den Wagen böse Stöße, doch kamen wir glücklich hinüber und schlugen eine Viertelstunde vom jenseitigen Ufer das Lager auf. Wer nicht einen prächtigen Strom unter ähnlichen Umständen gesehen hat, kann sich keinen Begriff von dem Vergnügen machen, das ich über meine Ankunft in dieser Oase empfand. Seit Wochen hatte ich meine Zeit in den dürren Karrooebenen zugebracht, wo oft kaum genug Wasser für unser Vieh zu finden war, wo ein wolkenloser Himmel und eine glühende Sonne über unsern Köpfen stand, und kein Baum, kein Busch uns einen freundlichen Schatten gewährte. Hier rollte plötzlich vor unsern entzückten Augen ein majestätischer Strom hin, dessen fruchtbare Ufer mit immergrünen Baumgruppen geschmückt waren. Die Breite des Oranjeflusses ist im Allgemeinen etwa 900 bis 1000 Fuß. Seine Ufer sind eingefaßt mit einem reichen Saum von Thränenweiden, deren Zweige hinab ins Wasser fallen, und von vielen andern Bäumen und Büschen, deren Blüthen und Blätter den kostbarsten Balsamduft verbreiten. Zahlreiche Vögel erhöhten durch ihr schönes Gefieder und ihre melodischen Stimmen den Reiz der Scene, und auch der Entomologe hätte eine Fülle interessanter Gegenstände gefunden, da Boden und Bäume von merkwürdigen Insecten schwärmten.

(Fortsetzung folgt.)

Baumwollenbau auf Jamaica.

Es ist schon lange eine schwere Last auf dem Herzen der Engländer, daß sie hinsichtlich der Versorgung ihres Markts mit Baumwolle im Wesentlichen von den Nordamerikanern abhängen sollen, und diese unangenehme Lage steigert sich bis zur Gefahr, seit die Amerikaner ihre Baumwollenmanufactur so bedeutend ausdehnen, und seit 15 Jahren ihren Verbrauch von 100,000 auf 500,000 Ballen gesteigert haben. Jetzt bemüht man sich in England ernstlich anderswo Baumwollenpflanzungen anzulegen, da Indien aus mannichfachen Gründen, worunter die schwere Last der Grundsteuer und die Schwierigkeit des Transports die bedeutendsten sind, trotz aller Bemühungen noch immer keine bedeutende Masse Baumwolle auf den Markt liefert. Jetzt hat man sich nach Jamaica gewendet, das seit der Aufhebung der Sklaverei kränkelt, und da der Zuckerbau nicht mehr in der alten Weise durchzuführen ist, eines neuen Products bedarf, um sich wieder zu heben. Nach mehreren Nachrichten, die jetzt auch durch ein Schreiben aus Jamaica vom 11 September (im Economist vom 12 October) bestätigt werden, ist ein bedeutender Versuch gemacht worden, und verspricht ein glänzendes Resultat, indem man von der sogenannten See-Island-Baumwolle, die in Georgien gewonnen wird, eine fast doppelt so große Ernte erhält als in Georgien. Dabei macht sich der tropische Charakter des Klima's geltend, indem die Ballen nicht auf einmal reif werden, sondern vielfach Blüthen und Ballen zugleich auf dem Stocke stehen, so daß das Einsammeln vom December bis Julius dauern kann. Nur zeigt Jamaica insofern einen Nachtheil, als es an Arbeitern mangelt, und selbst die, welche man haben kann, so launenhaft sind, daß man sich nicht auf sie verlassen darf.

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

III. (Schluß.)

Die Kameltreiber sahen sehr erschrocken aus, und erzählten uns der Häuptling eines Theils von Hamacen,[1] Weld Gaber, sey mit 3000 seiner Kostanis oder abyssinischen Christen ins moslemitische Land eingebrochen. Am Morgen, setzten sie hinzu, hatte Weld Gaber einen Raubzug gegen die Heerden der Beduinenlager zu Monsa, Gaigat und Mgallat ausgeführt; jetzt war er am Dorfe Assas, und marschierte gegen Eylat, das wir nur eine Stunde hinter uns hatten. Man sprach von 100 Todten und 10,000 Stück Vieh, die geraubt worden seyen. Die Veranlassung zu diesem Angriffe war nur allzugerecht; eines der Kinder Weld Gabers war nur einige Monate zuvor von den Beduinenstämmen geraubt und als Sklave nach der andern Seite des rothen Meeres verkauft worden.

Nun wurde eine Art Rath gehalten: die Kameltreiber stimmten für augenblicklichen Rückzug. Selim, der Aga, der türkische Kanonier, zuckte die Achseln und rauchte ruhig seinen Tschibuk fort, nachdem er den beiden kriegführenden Theilen ohne Unterschied den den Türken so geläufigen Ausdruck der Verachtung „pezevenkler“, dessen Uebersetzung man mir erlassen wird, angehängt hatte. Hr. D . . . behauptete, nicht nur könnten die Abyssinier uns nicht als ihre Feinde betrachten, sondern er stehe auch mit ihrem Anführer in Verbindung, und zudem könnten 20 bis an die Zähne bewaffnete Männer, wie wir, wenn sie den fast unzugänglichen Gipfel eines der benachbarten Hügel erstiegen, dem Ras Ali[2] selbst mit seinen 50,000 Reitern Trotz bieten. So stand die Berathung, als wir am Ende des Thals einen Sandwirbel aufsteigen sahen, hinter dem es einher brauste wie ein Ocean, der den Boden erschüttert. Das Geschrei von Menschen, das Brüllen der Ochsen, das Blöcken der Schafe und Ziegen begleiteten die Staubwolke, welche mit furchtbarer Schnelligkeit auf uns zukam. Vertraut mit den Schauspielen des Nomadenlebens, behaupteten die Kameltreiber, es seyen dieß nur die Heerden des Thals und des Dorfes Eylat, welche die Hirten in die Berge trieben, um sie dem Feind zu entziehen; und Mohammed Colten versicherte, wenn eine Verfolgung der Kostanis stattfände, so würde das Kriegsgeschrei bereits den Tumult übertönen. Dieß war richtig: eine Viertelstunde nachher zogen unermeßliche Heerden an uns vorüber, begleitet von Männern, die mit Schilden, Lanzen und Ebenholzkeulen bewaffnet waren, und welche die Thiere durch seltsame Rufe antrieben, wozu der an den Mund gedrückte Schild eine noch seltsamere Intonation gab. Frauen in Ochsenhäuten, ganz nackte Kinder und große junge Mädchen, deren ganzes Costüm in einem mit beweglichen Riemen beseh-

[1] Die erste Provinz Abyssiniens, wenn man vom Meere herkommt.

[2] Der Ras Ali ist das Oberhaupt in Amhara, einer der drei großen Abtheilungen der abyssinischen Lande, Tigre wird von Ubie beherrscht, und Schoa von den Kindern des letzten Königs Sahla Sahlasse.

Digitized by Google

ten Gürtel bestand, alles dieß bildete um die Heerden her einen Cordon, um die Thiere, welche sich entfernen wollten, zurückzuführen. Trotz des schwierigen Wegs flohen die Heerde und deren Escorte mit einer Schnelligkeit, die der bizarren Scene etwas phantastisches gab; bald verschwand alles in den tief eingeschnittenen Schluchten, mitten unter einem Chaos von Gipfeln, die gegen Westen immer mehr ansteigen, und sich mit Wäldern bedecken, über welche da und dort kahle Höhen hervorragen.

Hinter der Heerde kamen die Beduinen etwas besser bewaffnet, zum Theil mit Luntenflinten; dieß waren die besten Leute des Stamms, die unter dem Befehl des Scheich einige schwierige Durchzüge vertheidigen wollten, um den Marsch des Feindes aufzuhalten. Ihr Aj ührer kam zu uns, faßte Hrn. D . . . an der Hand, schüttelte sie und brachte dann seine eigene Hand an die Lippen, gleichsam um die Stelle zu küssen, welche die Hand des Consularagenten berührt hatte; dabei sprach er das Wort „Ahlan“ oder „Sahlan“ (sey willkommen!) aus. Dieselbe Ceremonie wiederholte er ohne Unterschied bei uns allen. Mohammed Nurai — so hieß er — unterschied sich von den Seinigen nur durch einen etwas weißeren Taub,[1] seinen rasirten Kopf, ein Beweis, daß er die jedem Moslem auferlegte Wallfahrt nach den heiligen Orten gemacht hatte, endlich durch eine flache Mütze, die außen mit kleinen schiefen Vierecken von vielfarbigem Seidenzeug bedeckt war. Ein schwarzer Sklave trug sein Gewehr und seinen Säbel. Der Scheich gestand offen, daß er sich durch unsere Gegenwart als gerettet ansehe, wegen der Wirkung, welche unsere Feuerwaffen auf die Costanis hervorbringen müßten, angenommen, daß es ihnen einfiel, die Schluchten zu durchsuchen, in deren Grund seine Leute eben ihre Heerden geführt hätten; wenn er aber in dieser Beziehung ruhig war, so zeigte er umsomehr Besorgniß für seinen Bruder Fokad, einen der unerschrockensten Jäger von Samhar. „Vor drei Tagen,“ sagte der Häuptling von Eylat, „benachrichtigte man uns, daß eine zahlreiche Elephantenheerde von den Gebirgen nach dem eine Tagreise entfernten Citronenthal herabgestiegen sey, und seit vorgestern ist er mit seinem Sklaven und seinem Dromedar draußen. Dieß ist allerdings ein vortrefflicher Läufer, und der Neger ein ergebener Mensch, überdieß sind sie mit Pulver und Kugeln wohl versehen. Indeß bin ich nicht ohne Besorgniß; ich habe heute zwei Leute an ihn geschickt, die aber schon zurückgekehrt sind, ohne ihn gesehen zu haben. Ich fürchte, er ist den Elephanten aus dem Citronenthal in das von Massenai gefolgt, wohin diese Thiere wahrscheinlich geflüchtet sind, und die Hunde von Costanis nehmen auf der Rückkehr nach ihrem Land den Weg über Achuar, dann treffen sie Fokad unterwegs, und in diesem Fall ist mein Bruder, der ihnen schon viele Leute getödtet hat, verloren.“

In diesem Augenblick kam ein Beduine keuchend heran; es war dieß eine der Vedetten, die der Scheich auf den Höhen ausgestellt hatte, um die Bewegungen des Feindes auszuspähen. Die Abyssinier hatten bereits den nicht sehr entfernten großen Waldbach am Eingang des Thals der warmen Wasser überschritten, aber nur 200 Mann stark, die größere Masse hatte sich nach Achuar gewendet. Dieß war gerade, was Mohammed Nurai fürchtete. „Gott erbarme sich über meinen Bruder!“ rief der Scheich, der nicht mehr hörte, und dessen Gesicht eine furchtbare Aufregung verrieth. Vergebens suchten wir ihn seinen traurigen Vorahnungen zu entreißen. Eine Viertelstunde verfloß und ein zweiter ausgestellter Posten erschien. Die Abyssinier waren ganz nahe, und vor ihrem Vortrab zogen sich die zur Spähe ausgestellten Beduinen von Hügel zu Hügel zurück.

„Allah und sein Prophet mögen uns beistehen!“ riefen die Moslems, indem sie sich zum Kampfe rüsteten, d. h. ihre Taubs um den Körper wickelten, so daß nur Beine und Arme frei blieben, alles andere aber mit ziemlich dichten Falten eingehüllt war, um einen Lanzenstoß zu brechen. Jeder packte fest seinen Schild mit der linken Faust, schwang seinen Wurfspeer mit der Rechten, und nun begann ein Kriegstanz, bei dem jede Bewegung ein Sprung an Ort und Stelle oder zur Seite war, wie um Hieben oder Stößen eines Feindes auszuweichen. Während des Tanzes schrie jeder seinen Namen und den seines Vaters mit Begleitung von ziemlich lobrednerischen Beisätzen, dann kam die Aufzählung der Thaten des Stammes, der Familie, sowie der des Einzelnen. Von Zeit zu Zeit war dieser emphatische Bericht von Kriegsrufen unterbrochen, einem wilden Geheul, wobei das Brüllen des Löwen und die häßliche Stimme der Hyäne sich zu mischen schien. Wir unsererseits waren etwas vor die Beduinen herausgetreten, setzten uns mitten im Thale auf den Sand nieder, mit Kugeln und Zündhütchen zur Hand, um keine Zeit zu verlieren, wenn es nöthig seyn sollte Feuer zu geben.

Endlich erschienen die Abyssinier und rückten vor in mehreren Reihen, welche die ganze Breite der Schlucht einnahmen. Ihr Costüm unterschied sich von dem der Beduinen nur dadurch, daß sie wie einen Pelz eine Luchs- oder Pantherhaut, einige auch ein ungegerbtes Schaffell um den Hals trugen; diese waren zerschnitten in ziemlich breite Streifen, welche auf den linken Arm herabfielen, und in dem Tanze, der in Abyssinien zu jedem Kampf das Vorspiel bildet, sich wie Schlangen um jeden Krieger hin und her bewegten. Von beiden Seiten begann man nun Schimpfreden gegen einander auszustoßen, und es war augenscheinlich, daß wir einem der homerischen Kämpfe, wo jeder Lanzenstoß und jeder Schwerthieb von höhnischen Bravaden begleitet ist, anwohnen, wo nicht daran Theil nehmen würden; um aber Herren unserer Bewegungen zu bleiben, durften wir die obwohl zahlreichern, doch nicht sehr furchtbaren Angreifer, denn nur einer derselben war mit einem schlechten Schießgewehr bewaffnet, nicht näher kommen lassen. Deßhalb ließ ihnen Hr. D . . . durch einen unserer abyssinischen Diener bedeuten, sie hätten sich sogleich zurückzuziehen, wenn sie nicht einen guten Theil der ihrigen zum Mahl für die Hyänen auf dem Boden liegen lassen wollten. Auf diese Aufforderung erfolgte die Antwort, die Weißen seyen Christen, und somit dürften wir nicht Partei gegen sie und für die Moslems nehmen. „Allerdings, entgegnete der Diener Hrn. D . . .'s, „aber die Weißen lieben die Räuber nicht, selbst wenn sie Christen sind, besonders wenn sie sich nur einige Schritte von ihrem Zelt befinden. Geht fort, ich rathe es Euch, der ich selbst ein Costani bin, wie Ihr.“

Man mußte zum Schluß kommen, denn von beiden Seiten erhitzten sich die Köpfe; wurden nur einige Tropfen Blut vergossen, so brach all der glühende Haß, den die beiden feindlichen Racen seit 12 Jahrhunderten gegeneinander hegen, in voller Wuth und unversöhnlich los. Während übrigens die Abyssinier mit unserem Diener parlamentirten, nur um unsere Neutralität zu gewinnen, suchten einige von Fels zu Fels sich fortzuschleichen, und der, welcher ein Gewehr hatte, erstieg eine benachbarte Anhöhe, von der herab er uns überblicken konnte. Sobald wir die Lunte in seinen Händen rauchen sahen, wurden zwei oder drei Gewehre auf ihn angeschlagen, und auf dieß bloße Zeichen floh der Costani, indem er auf dem Rücken die Anhöhe hinabrutschte; das war ein gutes Zeichen! „Aman! Aman!“ (Friede! Friede!) riefen diese Leute, die so tapfer waren, solange sie nur mit Moslems zu thun zu haben hofften, von denen aber mindestens ein Zehntel unter unserer ersten Salve fallen mußte. Keiner schoß, aber da die schrecklichen Gewehre nicht abgesetzt wurden, so entstand eine allgemeine Flucht, und die Beduinen blieben zwar hinter uns stehen, verfolgten aber die Flüchtlinge mit ihrem Hohngeschrei. Von diesem Augenblick an konnten wir ruhig schlafen. Weld Gaber wußte wohl, daß die Stämme, die er geplündert, sich bald zu einem Angriff gegen ihn vereinigen würden, er mußte also vor der Nacht in die Berge zurück seyn, und die Dunkelheit benützen, um seine Beute in Sicherheit zu bringen. Nichtsdestoweniger waren die Leute, die wir so eben von einem Angriff gerettet hatten, wohl auf der Hut, und ihre Vorposten nahmen ihre Stellung wieder auf den Höhen ein. Das war aber eine unnütze Vorsicht, denn die Abtheilung, welche uns hatte angreifen wollen, verschwand, um nicht wieder zu kommen.

(Schluß folgt.)

Ein kolossaler Ballon mit eigenthümlich eingerichteten Windfächern sollte am 15 October in Madrid aufsteigen, und geradenwegs nach London steuern, selbst gegen den Wind. Man rechnete auf eine Geschwindigkeit von 150 (engl.) Meilen in der Stunde! (Liter. Gaz. 12 October.)

[1] Dasselbe, was bei den Abyssiniern der Cuari ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 251. 19 October 1850.

Geschäftsreise einiger deutschen Kaufleute in der Statthalterschaft Kursk in Rußland.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

Unsere Reise, die wir im April dieses Jahres antraten, ging von Breslau aus (so erzählen die Reisenden) über Krakau nach Galizien, in welchen wir, da keine Geschäfte uns hielten, nicht verweilten und bald die Gränze bei Brody erreichten. Da unsere Pässe von der russischen Gesandtschaft in Berlin visirt waren, so passirten wir ohne sonderliche Vexation. Jetzt lernten wir zuerst die russische Post kennen. Dieselbe jagt, wie ja bekannt genug, im Fluge über Stock und Block. Zum Glück hatten wir unsere eigenen Wagen, in welchen wir weniger gerüttelt und gestoßen wurden, als wenn wir uns der Postkarren bedient hätten. Nur wenig Zeit hatten wir, den Zustand des Landes und den Betrieb der Landwirthschaft zu beobachten, konnten aber dennoch wahrnehmen, daß letzterer mangelhaft und schlecht sey. Auf den fruchtbarsten Landstrecken sahen wir weite Steppen, worauf die Viehheerden sich tummelten und unter weniger Aufsicht sich weit und breit zerstreuten. Uns interessirten — weil unser Hauptgeschäft Wolleinkäufe waren — am meisten die Schafheerden, die aber zum großen Theile aus Landschafen und Zakeln bestanden, und die nur hin und wieder einige Spuren von Veredlung durch Merino's zeigten. Je weiter wir indeß kamen, um so mehr zeigte sich diese Veredlung, die wir insbesondere in den Statthalterschaften von Woronesh und Kursk viel ausgebreiteter und auf höherer Stufe fanden, als wir es uns vorgestellt hatten. Die russische Wolle nähert sich in ihrer Natur sehr der australischen, und diese beiden Arten werden in der nächsten Zeit in sehr ernste Concurrenz treten. Rußland wird dabei schwerlich so bald aus dem Felde geschlagen werden, weil es ziemlich eben so wohlfeil, wo nicht am Ende noch wohlfeiler producirt, wie Australien; aber für die deutschen Mittelwollen droht darin eine große Gefahr.

Der Markt von Kursk ist zwar an Umfang nicht so bedeutend, wie der von Charkow, aber man findet auf jenem ein lebhafteres Geschäft und theilweise eine vorzüglichere Waare, auch ist daselbst für den deutschen Kaufmann mehr zu machen als in Charkow, wo die russischen Kaufleute dominiren und die Fremden scheel ansehen. Von diesen Kaufleuten wollen wir einige Charakterzüge mittheilen. Und wie sie sind, so ist der Mehrtheil im ganzen russischen Reiche.

Sie sind unermüdet, wo es das Zustandebringen eines Handelsgeschäfts betrifft, auf Gewinn erpicht, und dabei eben nicht sehr gewissenhaft. Der Fremde hat Ursache auf seiner Hut zu seyn; nur einmal aber hatten wir Gelegenheit, uns über die gewissenhafte Ehrlichkeit eines solchen zu freuen. Wir hatten uns um 30 Rubel zu unserm Nachtheile verrechnet, und es brachte uns dieser Kaufmann dieselben sogleich zurück, als er den Rechnungsfehler entdeckt hatte. Sonst traf es sich mehrmals, wo wir gewahr wurden, daß wir übervortheilt worden waren, daß man uns auslachte, wenn wir hinterher entschädigt seyn wollten.

In ihrem Hauswesen, eben so in der Bekleidung, herrscht bei den russischen Kaufleuten die größte Einfachheit, aus welcher man sehr schwer die Wohlhabenheit errathen würde, deren sich die meisten erfreuen. Geld anzuhäufen ist ihr eifrigstes Streben, und deßhalb haben sie auch stets große Baarcapitalien hinter sich. — In ihren Zusagen sind sie bei Geschäften sehr verlaßbar, und man darf bei jedem Abschlusse ganz ruhig wegen pünktlicher Ausführung seyn. Wenn man sie in ihrer schlichten Kleidung und in ihrem fast ärmlichen Hauswesen sieht, so kann man nicht vermuthen, daß sie weit ausgedehnte und sehr großartige Geschäfte machen, wie dieß doch der Fall ist. Der Fremde wird bei ihnen gut und mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen und erfährt die liebenswürdigste Gastfreundschaft. Obgleich sie gerade nicht allzugewissenhaft sind, wo es einen kleinen Betrug gilt, so kann man sich doch auf ihr gegebenes Wort fest verlassen. In ihren Zahlungen sind sie streng und prompt. — Man kann sie in zwei Hauptclassen scheiden, nämlich in die alterthümlichen, stockrussischen, und in die, welche mit der Zeit fortgehen. Diese Scheidung in zwei Classen gilt von den Groß- und Kleinhändlern.

Den Kaufleuten gegenüber wollen wir auch die russischen Bauern darstellen. Sie stehen auf sehr tiefer Culturstufe, und wenn man sich überwindet in ihre Wohnungen einzutreten, so ist es fast unmöglich lange darin auszuhalten. Schmutz und Unbequemlichkeit sind da zu Hause, und obgleich auch ihre Stallungen für das Vieh höchst erbärmlich sind, so ließe sich, wenn es seyn müßte, länger darin verweilen als in den Wohnungen der Menschen. Dabei aber haben die Bauern viele Gutmüthigkeit und man trifft überaus viel Gastfreundschaft bei ihnen, zumal sie es sich zur großen Ehre rechnen, wenn jemand höhern Standes zu ihnen kommt. Was ihre Bekleidung anbelangt, so ist sie sehr wenig kostspielig, denn sie besteht bei den Männern im Sommer meist aus einem rohen Leinwandkittel mit einem kurzen Hemde darunter, aus Beinkleidern von demselben Stoffe und Sandalen von ungegerbtem Leder, oder auch aus Holzschuhen. Auf dem Kopfe tragen sie Sommers und Winters eine Pelzmütze. Im Winter ist ein Schafpelz das Hauptstück ihrer Bekleidung, Hals und Brust tragen sie stets offen. Ihre

Digitized by Google

Kost ist die einfachste, aber auch zugleich ärmlichste, die sich denken läßt. Sie besteht im Sommer aus Gemüse, wozu zuweilen ein Mehlbrei kommt, aus Gurken, Rüben u. s. w., welche sie meist roh essen. Als sie uns die Gurken zu Salat zubereiten sahen, erstaunten sie, fanden ihn aber doch, da wir sie ihn kosten ließen, gut. Die Kleidertracht der Frauen gleicht der der Männer in vielen Gegenden so sehr, daß wir gewöhnlich Mühe hatten, aus der Ferne beide Geschlechter von einander zu unterscheiden. Was indeß die Wohlhabendern und insbesondere die Kronbauern betrifft, so treiben bei ihnen die Frauen schon Luxus. Sie schlagen ein buntes Tuch, was oftmals von Werth ist, turbanartig um den Kopf, tragen wollene und baumwollene Kleider nach europäischem Schnitte und behängen sich auch gern mit glänzenden Halsbändern, woran Münzen befestigt sind. Nur haben sie in ihrer Bekleidung das Sonderbare, daß dieselbe aus Stücken von europäischem und asiatischem Schnitte zusammengesetzt ist. Das gilt auch von den Frauen der Kaufleute. Nur die der Großhändler, wo die Männer Geschäfte in die Ferne treiben, zeigen mehr Geschmack und Eleganz in ihrer Bekleidung, die meistentheils nach deutscher und französischer Mode gearbeitet ist, und gewöhnlich aus guten und sehr theuern Stoffen besteht. Diese Classe von Kaufleuten haben viel Aehnlichkeit mit unsern Juden, bei denen die Frauen auch großen Staat machen, während die Männer schlecht, ja abgeschabt einhergehen, selbst wenn sie auch sehr wohlhabend sind.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Nach dem Aufschlagen meines Lagers war das Erste mich zu baden, und dann meine besten Kleider anzuziehen, um mich dem glücklichen Paar vorzustellen, dessen Gehöfte ich oben erwähnt habe. Ich fand sie höflich und gesprächig, auch versahen sie mich mit einem Vorrath von Gemüse, was mir sehr willkommen war, da ich seit mehrern Wochen nichts Aehnliches gekostet hatte. Ihrer Angabe nach befand sich etwa 15 Meilen gegen Norden eine Salzpfanne, in deren Nähe ich außer dem gewöhnlichen Wild auch Kudus und Sassaybys finden würde. Ich durchwanderte ihren Garten, der außer mancherlei Gemüßen, auch mehrere Arten Fruchtbäume, wie Pfirsiche, Aprikosen 2c. enthielt; diese gediehen gut, und ihre Zweige waren mit Frucht beladen. Am 19ten Morgens ließ ich satteln und ritt nordwärts gegen eine weit hin sich erstreckende Kette felsiger Berge, um Kudus zu suchen. Diese Berge waren aber so steinig und rauh, daß man unmöglich hinüber reiten konnte; indeß hatten sie eine reichliche Decke von üppigem Grase verschiedener Art, und die Senkungen enthielten einige Zwergbüsche. Ich ließ mein Pferd in der Obhut meines Nachreiters, und durchzog zu Fuß mit meiner Büchse mehrere Theile dieser Kette, jedoch ohne Kudus zu finden. Das Land war besonders geeignet für Steinböcke, und von dieser Art Antilopen entdeckte ich drei kleine Heerden. Als ich den höchsten Berg in meiner Nähe erstieg, hatte ich eine große panoramische Aussicht auf das ganze umliegende Land: eine endlose Reihe hoher, schroffer Berge dehnte sich, so weit ich sehen konnte, in nördlicher und östlicher Richtung aus; einige derselben waren tafelförmig, andere von konischer und pyramidaler Gestalt, und ihre schroffen Formen hoben sich in starkem Relief über das umliegende Land. Zwischen allen diesen Bergketten liegen ausgedehnte, mehr oder minder undulirende Ebenen.

Am folgenden Nachmittag ließ ich einspannen und zog nordwärts nach der Salzpfanne, welche wir in der Dunkelheit erreichten. Der Boden wurde jenseits des Oranjeflusses im allgemeinen fruchtbarer, die Ebenen waren mit einem üppigen und reichlichen Grase geschmückt, und an die Stelle der kleinen Karroobüsche traten größere und mannichfaltigere Sträuche. Die meisten strömten einen starken aromatischen Duft aus, namentlich wenn der Boden durch einen Regenschauer erfrischt worden war, in welchem Falle die afrikanische Wildniß einen so außerordentlichen balsamischen Duft aushaucht, daß niemand, der ihn nicht selbst empfunden, sich einen Begriff davon machen kann. Unser Weg führte durch ein weites, undulirendes Land, wir kamen an mehreren Trupps von Hartebeest und Springböcken vorüber und sahen zum erstenmal ein Sassayby, eine große, dem Hartebeest verwandte Antilope von purpurrother Farbe. Bergketten begränzen die Aussicht auf allen Seiten, und vermittelst meines Fernglases konnte ich Streifen von Mimosawäldern längs ihrem Fuße sich ausstrecken sehen. Die Salzpfanne, an der wir angelangt, war von ovaler Form, und mochte etwa 1200 Fuß im Durchmesser haben. Sie bestand in einem niedrigen Bassin, dessen Seitenwände sanft sich senkten, dessen Mitte aber eine völlig ebene Sandfläche einnahm. Auf diesem Sand lag im größern Theil der Pfanne eine dicke Lage guten, groben Salzes 1'' bis 4'' tief. Schwere Regen füllen die Pfannen mit Wasser, und in der zunächst darauf folgenden trockenen Jahreszeit verschwindet das Wasser, und es findet sich eine starke Niederlage von Salz. Diese sogenannten Salzpfannen trifft man in mehrern Theilen Südafrika's; diejenigen, aus denen die Colonie sich hauptsächlich mit gutem Salze versorgt, liegen zwischen Uitenhage und Algoabay, sind von bedeutendem Umfange und liefern eine erstaunliche Menge Salz. Strauße und fast alle Arten von Antilopen besuchen diese Pfannen, um den Salzgrund zu lecken, nach welchem sie sehr lüstern sind. Aus der Pfanne, an der wir uns jetzt befanden, holten früher Boeren und Griquas ihr Salz, in den letzten Jahren aber war sie verlassen worden, weil andere eine bessere Qualität lieferten. Das Land umher war somit gänzlich unbesucht und unbewohnt, und stille wie das Grab.

Am Morgen des 21sten verließ ich meinen Wagen an der Salzpfanne, ritt etwa eine halbe Meile nordwärts auf einem selten betretenen Wagenweg, und entdeckte eine vortreffliche, aber mit Salpeter stark geschwängerte Quelle, die von den Boeren Kruid Fonteyn (Pulverquelle), von den Griquas Stink Fonteyn genannt wurde. Hieher kam gegen 11 Uhr eine Abtheilung gesindelhafter Griquas, welche mit einem elenden Wagen ohne Ueberzug auszogen, um Hartebeests und blaue Wildebeests in der Nähe einer kleinen Quelle gegen Nordosten zu jagen, wo sich reichliches Wild finden sollte. Sie waren von mehrern wild aussehenden nackten Buschmännern begleitet, die sie in der Jugend gefangen und gezähmt hatten; diese trieben ihre Jagdpferde hinter dem Wagen her. Ebenso bemerkte ich ein Paar Milchkühe mit ihren Kälbern unter den nicht angespannten Ochsen mitlaufen, ein der Gesundheit sehr wohlthätiger Luxus, ohne den diese Leute sich selten auf eine Reise machen. Das von den Griquas eingenommene Land erstreckt sich von Rhama, einem Dorf am Oranjefluß, etwa 30 Meilen ostwärts von meinem derweiligen Lager, bis nach Griquastadt, ihrem Hauptort, einem Dorf etwa 100 Meilen nordwärts von der Einmündung

Digitized by Google

des Vaal- in den Oranjefluß. Ihr Oberhaupt heißt Waterboer. Sie sind hottentottischen Ursprungs und haben im allgemeinen die unterscheidenden Züge dieser Race, breite, flache Nasen, hohe Backenknochen, kleine Elephantenaugen, dicke Lippen, wolliges Haar u. s. w., indeß sind sie so gemischt mit Abkömmlingen verschiedener Stämme, daß jede Art von Kreuzung zwischen Boeren, Betschuanas, Mozambiques, Corannas, Namaquas, Hottentotten, Buschmännern u. s. w. innerhalb ihres Gebiets vorkommt. Alle diese heurathen unter einander: einige haben lange schwarze Haare, während die Schädel der andern, z. B. der Buschmänner, mit einzelnen Büschen kränklich aussehenden Wollhaars geschmückt sind. und die Abkömmlinge aus solchen Verbindungen höchst mannichfach gekraustes Haar zeigen.

Ein anderer den Griquas in jeder Beziehung ähnlicher Stamm, die Bastaarden, bewohnt unmittelbar östlich von ersterem ein weites fruchtbares Land. Der Name ihres Häuptlings ist Adam Kock, ihr Hauptort Philipolis, ein kleines Dorf, etwa 20 Meilen nördlich von Colesberg. Ihr Land gränzt im Süden an den Oranjefluß, und ist für den Ackerbau wohl der beste District in Südafrika, da er allenthalben mit Quellen reichlich versehen ist, um das Land zu bewässern, ohne was hier weder ein Garten anzulegen, noch Weizen zu bauen ist. Reiche Weiden gibt es in Fülle. Rindvieh und Schafe gedeihen vorzüglich; eben so Ziegen, ein für den südafrikanischen Ansiedler werthvolles Thier, für welches aber nur gewisse Districte geeignet sind. Die Ziege ist in vielen Gegenden einer Krankheit unterworfen, welche bei den Boeren „Brunt Ziekte“ (Brandkrankheit) heißt, weil die damit behafteten Thiere aussehen, als ob sie verbrannt wären; die Krankheit ist unheilbar, und wenn die damit behafteten Thiere nicht schnell getödtet oder auf die Seite geschafft werden, verbreitet sich die Ansteckung rasch, und nicht selten ist die ganze Heerde verloren. Diese böse Krankheit erstreckt sich selbst auf die wilden Thiere: ich habe Hartebeests, schwarze Wildebeests, Blesböcke und Springböcke geschossen, deren Körper mit dieser Krankheit behaftet waren. Ich habe Jahreszeiten gesehen, wo die drei letzten Thierarten so allgemein davon ergriffen waren, daß die ungeheuren Ebenen mit Hunderten von Schädeln und Skeletten der Gefallenen bedeckt waren. Einer der Hauptvorzüge des Landes der Bastaards liegt darin, daß es zur Pferdezucht besonders geeignet ist; große Heerden dieser Thiere kann man an den Bergseiten oder in den grasreichen Ebenen weidend finden. Die an der Gränze der Colonie so stark herrschende tödliche Krankheit ist hier verhältnißmäßig selten, tiefer im Innern ist sie aber während fünf oder sechs Monaten des Jahres so heftig, daß man oft nicht ein einziges Pferd retten kann, und ich verlor auch regelmäßig alle Jahre den größern Theil der meinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseschilderungen in Hedschas und Abyssinien.

IV.

Mohammed Nurai, der uns einen Augenblick verlassen hatte, kam in kurzem wieder und trieb zwei Schafe vor sich her, die er uns bestimmte, während seine Leute in innerlich getheerten Kuffs Milch brachten. Nachdem der Scheich diese Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt hatte, setzte er sich finster und stumm zur Seite, augenscheinlich mit der Gefahr seines Bruders beschäftigt. Die Nacht wurde finster und regnerisch. Plötzlich machte der Scheich ein Zeichen, daß alle schweigen sollten, horchte eine Zeitlang mit vorgebeugtem Kopf und endlich bezeichnete sein Finger, langsam sich erhebend, einen Punkt am Horizont. Wir horchten gleichfalls und nach einigen Secunden vernahmen wir in großer Ferne einen Gewehrschuß. Mohammed Nurai sprang aus seinem Zelte und rief: „Herbei, ihr Söhne Naibs!“ Die Beduinen drängten sich um ihren Häuptling. „Ich habe das Gewehr Fokads in dieser Richtung vernommen, er muß im Kampf mit dem Feinde seyn; wer zieht ihm zu Hülfe?“ — „Wir alle!“ rief's aus einem Munde, und Mohammed Nurai entfernte sich rasch mit den Seinigen.

Um uns gegen einen Ueberfall von Menschen wie von Thieren zu schützen, welche in der Dunkelheit nach dem Wasser gehen, wurde beschlossen. daß zwei Schildwachen aufgestellt werden sollten, um die Feuer zu unterhalten, deren Schimmer auf hundert Schritte um uns her alles erhellte. Diese Posten mußten sich von Stunde zu Stunde ablösen, und da für solche Nachtwachen auf die Eingebornen nicht sicher zu zählen ist, so kam der Dienst an uns ausschließlich. Indeß wurden die Wachen erst spät in der Nacht ausgestellt, denn niemand dachte vorerst an den Schlaf, und die Beduinen, um unsern ersten Kameltreiber her auf dem Boden heckend, hörten ihm zu, wie er Stundenlang die Saiten seiner Lyra bearbeitete. Der Barde der Wüste sang weiche Liebeslieder, Hymnen an die Helden des Clans, oder boshafte Sirventes an irgend einen eifersüchtigen und betrogenen Ehemann; als aber der Regen zu fallen begann, suchte jeder ein Obdach, und das monotone Geräusch der fallenden Tropfen brachte bald alle andern Stimmen der Wüste zum Schweigen.

Als der Tag erschien, hatte der Regen aufgehört, die Sonne erhob sich strahlend am Himmel, nach zwei Stunden war der Boden trocken und wir setzten uns wieder in Marsch. Am Abend hatten wir eine Gazellenjagd verabredet; es handelte sich darum das Thal des warmen Wassers hinaufzugehen, das, 2 Stunden aufwärts, von der Ebene von Assus nur durch eine schmale Kette getrennt war. Jenseits der Kette war ein sehr langes, an mehreren Stellen drei bis vier Lieues breites Thal, das mit einem Meer von 5' bis 6' hohen Seyalbüschen bedeckt war. Zwei Wildbäche schlängelten sich durch diesen Zwergwald, und nur hie und da bezeichneten höhere Bäume den Lauf der ephemeren Flüsse. Es mochte zehn Uhr seyn, als wir den ersten derselben erreichten, und auf dem feuchten Sande zahlreiche frische Spuren einer Arabatheerde [1] entdeckten. Diese ziehen die breiten Wege ausgetrockneter Flüsse den schmalen Pfaden durch die Dickichte vor, wo Löwen, Panther, Leoparden und zwei oder drei Luchsarten ihnen auflauern. Wir jagten Haselhühner und Beni-Israil vor uns her, aber niemand kümmerte sich um sie. Indeß verfloß die Zeit und die Gazellen ließen sich nicht blicken. Gazain war sichtlich unzufrieden. Endlich entdeckte er, daß das Flußbett sich spalte, und vermuthete mit Recht, daß die beiden Arme eine Insel umschlössen, auf der die Gazellen sich verborgen hielten; auf Gazains Anordnung zogen wir links und rechts im Flußbett fort, während er selbst auf dem Bauch, wie eine Schlange, sich hineinstahl. Alles dieß hatte eine ziemliche Zeit erfordert, und ich begann schon ungeduldig zu werden, als ich auf einmal eine Gazelle aufstehen, und nach der Richtung, woher der Abyssinier kam, sich wenden sah. Bei einer neuen Bewegung Gazains, die vermuthlich ein Rascheln trockener Blätter zur Folge hatte, verrieth sich die Unruhe der stets noch unbeweglichen Gazelle durch einen Schrei, ähnlich dem Geräusch, das ein Mensch beim Husten macht; plötzlich erheben sich auch die andern Gazellen, der Ruf pflanzte sich fort, und die gegen fünf Minuten zuvor noch unsichtbare Heerde war auf den Füßen: über 300 Arabats waren auf dieser frischen, grünen Insel, die durch die Gipfel grüner Bäume mit starken Schatten bedeckt war, beisammen. Die Gazain zunächst stehenden hielten sich unbeweglich, die weiter rückwärts befindlichen bäumten sich vor Ungeduld, und stampften mit den Vorderfüßen den Boden. Die alten Männchen mit langen gewundenen Hörnern und fast weißem Fell hatten die Größe eines Kalbs, andere die von Ziegen; es war ein schöner Anblick. Als aber Gazains Schuß krachte und andere nachfolgten, als die ganze Heerde brüllend vor Schrecken floh, die Hörner auf den Hals zurückgelegt, und die vier Füße auf einen Raum nicht größer als die Hand zusammengezogen, um sie loszuschnellen, wie eine Stahlfeder, war der Anblick dieser zierlichen Thiere wirklich bewundernswerth.

[1] Der arabische Name für die eine Gazellenart, die andere heißt Schukan.

Digitized by Google

Wir hatten vier niedergestreckt, und einige andere sahen wir hinter der Heerde sich fortschleppen; niemand versuchte sie zu verfolgen, und sie wurden sicherlich die Beute der Panther. Wir liefen nach denen, die auf dem Platze liegen geblieben waren: zwei lebten noch, wälzten sich in ihrem Blut, und Thränen rannen aus ihren Augen; es erweckte in der That Mitleiden, ihre letzten Klagen unter dem Messer Gazains zu hören, der ihnen die Kehle durchschnitt,[1] ehe er sie ausweidete. Der Abyssinier selbst war bewegt, und jedesmal, wenn er sein Geschäft wiederholte, entfuhr ihm, wie eine Art Gewissensbiß, das Wort: meskin! was so viel als: „armes Thier!“ bedeutet.

Um das Thal des heißen Wassers wieder zu erreichen, mußte jeder von uns abwechselnd ein Stück Wild tragen, und erst nach einer starken Stunde trafen wir einen Beduinen, der uns seinen Esel vermiethete, dem alle vier Stück aufgeladen wurden. Es mochte zwei Uhr Nachmittags seyn, als wir in unserem kleinen Lager ankamen. Da alles ermüdet war, und wir mehr Wild hatten als wir brauchten, so fiel keinem ein, heute noch einmal die Jagd zu beginnen; der Rest des Abends verging unter dem Zelt mit Rauchen und Schwatzen. Gazain und Gabrio putzten die Gewehre, und ihre Gefährten halfen Kilu in seinem doppelten Amt, Vögel auszubalgen, welche Kunst er bei einem Europäer, Hrn. Schimper, gelernt hatte, und in vortrefflicher Weise eine Haselhühnersuppe, einen Hasenpfeffer, Arabatcoteletten und einen Braten von Beni-Israil zu bereiten. Die Kameltreiber waren kaum minder beschäftigt, indem sie der Arbeit der andern zuschauten.

Etwas vor Sonnenuntergang umwölkte sich der Himmel, und bald begann ein feiner, aber hartnäckiger Regen, der erst am zweiten Tag aufhörte, und uns während dieser ganzen Zeit unter dem Zelte gefangen hielt. Der Boden war zu tief aufgeweicht, um sich hinauszuwagen auf die Jagd, man mußte also darauf verzichten. Andererseits hatten unsere Leute keinen andern Schutz gegen den Regen, als ein Dach aus Zweigen, und wir durften sie nicht länger in diesem Zustande belassen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, daß sie krank würden. Am Abend des dritten Regentages zogen wir also nach dem Dorfe Eylat, wo wir sicher seyn konnten, leere Hütten zur Unterkunft für die Nacht zu finden.

Eine Trauerscene erwartete uns hier: mitten in dem Kreise, wo die Hütten der Beduinen standen, tanzte eine Schaar fast nackter Frauen mit fliegenden Haaren um eine Alte her, deren Gesicht mit Staub beschmutzt war. Diese Frauen beweinten den Tod Fokads, des Elephantenjägers. Die Mutter des Todten hielt einen bloßen Säbel in der Hand, und wenn das Geschrei des Chors inne hielt, stimmte sie in einem trübseligen Rhythmus einige Verse an, in denen sie die Geschicklichkeit des Jägers, die Tapferkeit und die Kämpfe ihres Sohnes gegen die Abyssinier pries, ein Klagelied, in das die unglückliche Mutter die Ausdrücke ihrer Verzweiflung mischte. Wenn das Schluchzen ihren Gesang hinderte, begann der Chor wieder zu heulen, und um die Mutter des Todten herzutanzen. Hier, wie im ganzen Orient, und wie bei den Alten, gibt der Tod eines Mitglieds der Familie, eben so wie die Geburt eines Sohnes, Anlaß zu einem Gastmahl, worin die Lebenden dem Todten ein Lebewohl sagen. Mohammed Nurai hatte zehn Kamele für diese Leichenfeier, welche in der Nacht beginnen sollte, und wozu er das ganze Dorf eingeladen hatte, schlachten lassen. Obwohl mit der Aufsicht der Zubereitungen beschäftigt, fand er doch einen Augenblick Zeit, um uns einen Besuch abzustatten, da nichts, selbst nicht die Trauer, ihn von der Erfüllung der Pflichten der Gastfreundschaft gegen Fremde lossprach.

Wie oben erwähnt, hatte Mohammed Nurai nach dem Rückzug der Räuber unter Weld Gaber uns in dem Augenblick verlassen, wo ferne Gewehrschüsse im Gebirge sich hören ließen. In einigen Stunden erreichte er mit seinen Leuten ein Thal, das andere Gewehrschüsse ihm als den Schauplatz des Kampfs zwischen Fokad und den Abyssiniern bezeichneten. Indeß hatten die Gewehrschüsse seit geraumer Zeit aufgehört, was seine Besorgnisse nur vermehrte. Als der Häuptling von Eylat mit seinen Begleitern am Eingang des düstern Thals anlangte, hatten sie gut rufen, es erfolgte keine Antwort und selbst das Echo schwieg. Während sie herumirrten, störten sie eine Hyäne auf, die sie nicht sahen, die sie aber klagen hörten, als sey sie unwillig ihre Beute verlassen zu müssen. Mohammed Nurai konnte sich des Gedankens nicht enthalten, es sey vielleicht die Leiche seines Bruders, die sie verzehre, und dieser Gedanke machte ihn schaudern. Etwas weiterhin stieß er an etwas auf seinem Wege an, und fiel über ein todtes Kamel, das noch ganz gesattelt war, und ein Geschirr trug, das der unglückliche Scheich bald erkannte; es war das Dromedar Fokads. Die Beduinen stießen einen Schrei der Wuth aus, in Mohammed Nurai aber entbrannte, nach Maaßgabe als die Gewißheit des Todes seines Bruders ihm klar wurde, ein wüthender Haß gegen seine Mörder, und ließ dem Schmerze wenig Raum. Die Nachforschungen dauerten fort, ohne aber wegen der Dunkelheit eine andere Entdeckung herbeizuführen. Erst mit anbrechendem Tage fand ein Beduine in geringer Entfernung von dem Dromedar die Hälfte einer gebrochenen Säbelklinge, und etwas weiterhin den Körper von Fokads Begleiter. Dieser Sklave war in der abscheulichen Weise verstümmelt worden, mit der Abyssinier und Gallas stets gegen den besiegten Feind verfahren. Zwei Lanzenstöße hatten seine Brust geöffnet, der Boden umher war zusammengetreten, und wenn er keine Blutflecken zeigte, so lag der Grund darin, daß der Regen sie abgewaschen hatte. Einer legte die Hand auf das Herz des Sklaven und bemerkte, daß es noch schlug, man richtete ihn auf, um die durch den innern Blutausbruch gedrückte Lunge zu befreien; so kam der Neger wieder zur Besinnung und konnte kurze Andeutungen über die Vorfälle des vorherigen Abends geben. Wie man vermuthet, hatten die abyssinischen Cosanis Fokad erschlagen; der Kampf war kurz gewesen. Das Dromedar, auf dem Fokad und der Sklave saßen, war, statt die Jäger ihren Feinden durch die Flucht zu entziehen, in den dichtesten Haufen der Abyssinier hineingerannt, und in wenigen Augenblicken fiel Fokad mit seinem Gefährten unter den Lanzen der Christen. Mohammed Nurai fand, durch die Andeutungen des Sklaven geleitet, wenige Schritte davon die Leiche seines Bruders. Die Beduinen luden alsbald die entseelten Reste des Elephantenjägers auf die Schultern, und kehrten nach Eylat zurück. Der Sklave starb am folgenden Tage.

Der Scheich hatte uns diese Einzelnheiten mit bewegter Stimme mitgetheilt, und seinen Bericht kaum geendet, als trotz seiner Anstrengungen zwei große Thränen seinen Augen entrollten. Er beeilte sich sie zu trocknen, und durch ein Augenübel zu entschuldigen, dann fuhr er fort: „es war da oben geschrieben! Das Schicksal weicht nicht zurück vor den Freuden oder Schmerzen des Menschen; mag die Verzweiflung die Mutter tödten oder das Herz des Greises brechen, die Kinder Waisen und ohne Stütze bleiben, mögen die Eingeweide der Brüder bluten, was macht das dem Engel des Todes? Der düstere Gesandte Gottes verfolgt nicht minder das Werk der Zerstörung. Doch wehe denen, die Fokad tödteten! Wehe denen, die nur einen Tropfen seines Blutes auf ihrem Laub haben!“

Unser Zug konnte als beendigt angesehen werden. Zur Aufregung der Gazellen- und Affenjagd war für uns die Gefahr eines Kampfs mit den Christen Abyssiniens gekommen. Nichts hielt uns zurück in den Wüsten um Massowah. Am folgenden Tage kehrten wir nach der Stadt zurück in der Absicht nur so lange dort auszuruhen, bis wir uns auf neue Mühseligkeiten vorbereitet hätten.

Kohlen im indischen Archipel. Seit der Einführung der Dampfschifffahrt im indischen Archipel hat die englische Regierung Nachforschungen nach Kohlen anstellen lassen, um die zahlreichen Dampfer möglichst an Ort und Stelle zu versorgen. Privaten sind gleichfalls thätig gewesen, und nach einer Mittheilung in der Singapore Free Preß (s. Indian News. 5 October) hat man auf der malayischen Halbinsel, namentlich in Tenasserien, auf Sumatra, Borneo, Celebes, den Philippinen u. s. w. Kohlen zum Theil von vortrefflicher Qualität in Menge gefunden.

[1] Man findet bei den Abyssiniern noch viele Spuren des Judenthums, das vor Einführung des Christenthums die Religion des Landes gewesen war; so essen sie z. B. das Fleisch keines Thiers, das sie nicht selbst getödtet haben, oder das erstickt wäre, und nicht verblutet hatte; wie bei den Juden, so sind auch bei den Abyssiniern Hasen, Enten und Gänse unreines Fleisch.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 252. 21 October 1850.

Die englische Mission nach dem Pei-ho.

Im Laufe dieses Jahres wurde ziemlich geheim eine englische Kriegssloop nach dem Pei-ho geschickt, mit einem Schreiben Lord Palmerstons, wo nicht der Königin selbst, an den Kaiser. Dadurch wurde der sonst gewöhnliche Vermittler der Verhältnisse mit den „westlichen Barbaren“, der Vicekönig zu Canton, umgangen. Der Zweck war, wie man nicht zweifeln kann, einen erweiterten Verkehr zwischen England und China herbeizuführen. Die Sache mißglückte, und die Unterhändler wurden an den Vicekönig von Canton verwiesen. Die Times bemerkt darüber, dieß Ergebniß sey von allen, welche mit den Ansichten und Gewohnheiten der Chinesen vertraut seyen, vorausgesagt worden, und die China Mail hat einen umständlichen Artikel über die Verhältnisse Englands zu China, worin sie die Mission nach dem Pei-ho geradezu eine unsinnige (a fools errand) nennt, welche keinen erweiterten Handelsverkehr, sondern verminderte Achtung und vermehrtes Mißtrauen der Chinesen zur Folge gehabt habe; außerdem wurde auch diese diplomatische Farce — der Verfasser der China Mail ist, wie man sieht, nicht in die Schule respectvoller Höflichkeit gegangen — mit einem so geheimnißvollen Ernst betrieben, daß sie Mißtrauen in den Repräsentanten fremder Mächte erweckten. Als Beweis hievon führt das China Mail ein Schreiben des amerikanischen Commissärs Davis an seine Regierung an, welches vom 22 Febr. 1849 datirt ist, und mit Bezugnahme auf die damalige Beschießung und Demolirung der Forts an der Bocca Tigris durch die Engländer sich folgendermaßen äußert: „England dehnt rasch seine Besitzungen im Osten durch Eroberung oder friedliche Annexation aus, und wenn wir die Zeichen der Zeit nicht schwer mißkennen, so ist der Augenblick nicht mehr ferne, wo wir an allen den jetzigen Consularhäfen China's und an jedem von der See her zugänglichen Hafen den Engländern Zoll bezahlen müssen. Dieß, sage ich, kann die zukünftige Lage der Dinge seyn, wenn nicht die Vereinigten Staaten oder eine andere eben so bedeutende Macht die Unabhängigkeit dieses Landes (China) unterstützt. Ein Tag der Abrechnung zwischen England und China muß und wird kommen, früher oder später, und wenn man den Kampf zwischen beiden allein ausfechten läßt, so wird letzteres zertrümmert werden. Eine vollkommene Eroberung, wenn auch möglich, wäre unklug.“ Es stellt sich somit heraus, daß die Amerikaner ein sehr scharfes Auge auf das Verhalten der Engländer haben, und die Chinesen müßten nicht die scharfsichtigen Leute seyn, als welche sie sich wiederholt gezeigt haben, wenn sie nicht den indirecten Beistand Amerika's sich sichern sollten. Man schiebt die Nichtzulassung der Fremden allein auf Rechnung der Regierung und ihrer Beamten, die China Mail bemerkt aber ganz richtig, der Haß, der im Süden, namentlich in der Provinz Canton sich kundgebe, gehe weit mehr vom Volk als von den Beamten aus. Dieser Haß im Süden, namentlich in der Stadt Canton selbst, hat seinen natürlichen Grund im verletzten Interesse. Vor dem letzten chinesischen Kriege war aller Handel zwischen Europa und China, den russischen ausgenommen, in Canton concentrirt, durch den Frieden von Nanking wurden vier weitere Höfe eröffnet und wenn gleich drei derselben nur einen schwachen Handel an sich zogen, so ist doch der vierte, Schanghai, um so bedeutender geworden, und hat einen nicht unbedeutenden Theil des früher über Canton betriebenen Handels von da abgezogen. Die Engländer dürfen sich also über den Haß, der sich hier gegen sie zeigt, und die wirksamste Ursache ist, weßhalb sie Canton nicht betreten dürfen, nicht wundern. Hierüber bemerkt die China Mail: „im Süden, wo der Haß gegen die Fremden sich, wenn nicht ausschließlich, doch am heftigsten zeigt, spiegelt das Benehmen der Regierung„ nur die Vorurtheile des Volkes ab; aber die Beamten scheinen nicht sehr emsig die Volksvorurtheile des Südens zu verbreiten, denn anderswo fühlt man sie so wenig, daß ein gelegentliches Eindringen ins Land von einem der neuen Häfen aus mehr durch die Vorschriften der fremden Behörde als durch ernstliche Hindernisse auf Seite der Chinesen gehemmt ist. Aber alle U n t e r h a n d l u n g e n, um uns das Recht der Niederlassung im Innern zu verschaffen, werden wahrscheinlich scheitern, weil die chinesische Regierung gelernt hat, auf die Art wie wir unsere Rechte interpretiren, eifersüchtig zu seyn. Einzelne sind von Schanghai, Ningpo und Amoy aus mehrere Tagreisen weit ins Innere eingedrungen; und da das Volk sich nicht beklagte, so schritten auch die Behörden nicht ein, und werden es auch nicht thun, solange die Fremden sich vorsichtig und klug benehmen, keinen Anlaß zu Collisionen geben, und bedenken, daß man ihr Hereindrängen nur duldet.“ Diese Darstellung ist geeignet ein großes Licht auf die Stellung der Engländer in China zu werfen; was diplomatische Verhandlungen betrifft, so sind die Chinesen ihnen völlig gewachsen, und wollen sie unhöflich mit dem Schwert drein schlagen, so erfordert dieß umfassende, kostspielige Anstrengungen und ruft vielleicht ernstliche Gegenvorstellungen Amerika's hervor. Uebergehen können wir hiebei nicht, daß die China Mail vor der mannichfach verbreiteten, aber keineswegs hinreichend begründeten Ansicht warnt, als ob China in sich so zerrüttet sey, daß es demnächst zerfallen müsse.

Digitized by Google

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Die Häuptlinge der Griquas und Bastaarden sind in engem Verband mit der englischen Regierung, welche sie gegen die Angriffe der rebellischen holländischen Boeren schützt; diese kennen die Vorzüge des Landes der Bastaarden sehr wohl, und sind sehr lüstern darnach, sich dessen zu bemächtigen. Die Sprache der beiden Stämme ist das Holländische, sie sind sämmtlich Christen, und mehrere würdige Missionäre haben seit Jahren ihre Bemühungen aufgewendet, um ihren Zustand in weltlicher und geistlicher Hinsicht zu verbessern. Die Kleidung der Männer besteht aus selbst gemachten ledernen Jacken, Ueberrock und Beinkleidern, Feldschoenen (Feldschuhen) oder selbst gemachten kurzen Stiefeln, einem indischen Tuch, das sie um den Kopf winden, und an Sonntagen oder sonstigen Festlichkeiten einem Hemd und Halstuch. Die Frauen tragen ein enganschließendes Corset, das bis an die Weichen reicht, von wo ein gewöhnlicher Unterrock hinabfällt; diese sind theils aus brittischen Manufacten, theils aus selbst bereitetem weichem Leder gefertigt. Ihr Kopfputz besteht aus zwei Tüchern, eines aus schwarzer, das andere aus roth und grüner Seide, gewöhnlich malayische Tücher genannt. Sie lieben Glasperlen von jeder Größe und Farbe, und tragen solche in großen Halsketten; indeß haben sie auch eine Art Kügelchen, die sämmtlichen Stämmen längs der Ufer des Oranjeflusses bis ans Meer hin eigenthümlich sind. Diese bestehen aus der Wurzel eines Busches, der sich in der Nähe der Mündung des Flusses findet, und einen eigenthümlich angenehmen Geruch hat. Jedes Griquamädchen trägt mindestens eines dieser Küchelchen, und kein Reisender, der diesen Wohlgeruch einmal schätzen gelernt hat, wird zufällig irgendwo denselben einsaugen, ohne sich an die schönen dunkeln Augen und hübschen Formen der halbcivilisirten Nymphen am nördlichen Ufer des Oranjeflusses zu erinnern.

Ihre Häuser gleichen einigermaßen einem Bienenstock oder einem Ameisenhaufen, denn sie bestehen aus Baumzweigen, die rund herum in den Boden gesteckt und quer über mit andern durchflochten sind, so daß sie ein Gestell bilden, auf das große Rohrmatten geworfen werden. Diese Matten dienen ihnen auch als Bedeckung für ihre Wagen, und halten Sonne und Regen wirksam ab. Der Durchmesser dieser domförmigen Hütten ist 10′ bis 15′. Wenn sie ihre Wohnplätze wechseln, wozu sie manchmal durch den Mangel an Weide genöthigt sind, so haben sie wenig Mühe ihr Haus mit sich zu nehmen. Ein starker Packochse trägt das Ganze auf dem Rücken, und manchmal nicht bloß das Haus des Herrn, sondern auch fast das ganze Hausgeräthe und darüber noch die Frau mit einem oder zwei Kindern. Sie sind sämmtlich im Besitz von Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden. Eine Schilderung der Häuser und Lebensweise dieses Volks kann einen Begriff von allen den Stämmen längs dem Vaal- und Oranjefluß bis ans Meer geben; sie sind ohne Ausnahme von träger Natur und harter Arbeit jeder Art abgeneigt. Ein großer Theil ihrer Zeit geht mit Jagen hin, und große Züge verlassen jährlich ihre Heimath mit Wagen, Ochsen und Pferden, um tief im Innern auf die Jagd zu gehen, wo sie oft drei bis vier Monate ausbleiben. Sie sind auffallend lügnerisch, eine Schwäche, die ich leider in Südafrika sehr vorherrschend fand; auch sind sie große Bettler, und beginnen gewöhnlich damit „Trekels" zu verlangen, worunter sie ein Pfund Thee oder Kaffee verstehen, und da sie die Gefälligkeit der Engländer für Frauen kennen, so fordern sie dieß als ein Geschenk für ihre Frauen, die sich in schlechten Umständen befinden sollen. Wird dieß gewährt, so dauert das ungestüme Betteln fort, und sie verlangen Hut, Halstuch und Rock, ja es ist mir mehrmals der Fall vorgekommen, daß sie von mir den Tausch meiner Beinkleider gegen ihren ledernen Unaussprechlichen verlangten, die sie schon eine Anzahl Jahre getragen hatten.

Als diese Abtheilung Griquas zu mir kam, lud ich sie, da ich gern mit den Eingebornen der von mir durchzogenen Landstriche so viel möglich bekannt geworden wäre, ein anzuhalten und Kaffee mit mir zu trinken, was ein Griqua nie ausschlägt. Sie berichteten mir, in den Bergketten gegen Nordosten fänden sich Kudus, und luden mich ein sie auf der Jagd zu begleiten. Nach beendigtem Frühstück schickten sie ihre Wagen voraus, mit dem Auftrag ihre Ankunft an der Quelle abzuwarten; wir aber ließen satteln und ritten ostwärts. Nachdem wir drei oder vier Meilen geritten waren, betraten wir am Fuße der Berge einen alten Mimosawald, in welchem jeder Baum ein Studium für einen Künstler gewesen wäre; das Unterholz bestand aus mannichfachen süßduftenden Stauden und Büschen. Hier gab es Steinböcke und Duykers in Menge. Dieser ehrwürdige Wald dehnte sich um den Fuß der verschiedenen Felsketten aus, welche in mehreren Richtungen sich durch die Ebene zogen. Am Fuße eines dieser Berge entdeckten wir eine Buschmanns-Wohnung, bestehend aus drei kleinen, nur etwa 4′ hohen und etwa 8′ im Durchmesser haltenden Hütten. Sie waren aus Baumzweigen gemacht und oben mit Gras gedeckt, das mit den Wurzeln ausgerissen war. Die Inwohner hatten sich, wie gewöhnlich, bei unserer Annäherung geflüchtet, und keine lebende Seele war zu schauen. Ich betrat eine der Hütten und fand Haufen von gut gegerbten Fellen aller wilden Thiere dieser Gegenden. Alle ihre Schüsseln und Teller waren aus Straußeneiern oder den Schalen von Landschildkröten gemacht, und rund umher auf dem Boden an einer Seite der Hütte aufgeschichtet; die meisten Straußeneierschalen enthielten Wasser.

Wir zogen durch eine steinige Einsattlung über diese Berge, und als wir eine Strecke weit durch mehrere wohlbewaldete Flächen und Thäler in dieser Berglandschaft gekommen, hatten wir auf einmal einen herrlichen Anblick vor uns: eine weite Grasebene, bedeckt mit malerischen Mimosas und einzelnen Klumpen immergrüner Büsche erstreckte sich fern von dem Fuße des Hügels, auf dem wir standen. Weiterhin war die Landschaft durch keck und schroff aufsteigende Bergketten in weicher blauer Färbung geschlossen. Als wir in diese malerische Ebene hinabgekommen, ritten wir nordwärts einer Hügelkette parallel. Plötzlich schlugen meine Gefährten einen Weg ein, auf dem es mir nicht wahrscheinlich vorkam, daß sie Wild finden würden, weßhalb ich allein längs dem Berge hinritt, und sie auch bald für diesen Tag aus dem Gesicht verlor. Nach kurzer Zeit scheuchte ich ein Kuduweibchen auf, und bald darauf ein zweites mit einem Jungen. Nachdem ich diese eine Strecke weit verfolgt, stieß ich auf einen ganzen Trupp Kudus, bestehend aus drei Männchen und mehrern Weibchen. Zwei der Männchen waren alt und hatten prächtige, weit auseinanderlaufende, lange spirale Hörner. Sie wandten sich, wie sie gewöhnlich thun, sobald ich sie verfolgte, gegen die steinigen Berge. Ihr Lauf bestand in langen Sprüngen über die Dornbüsche, die mein armes Pferd sehr belästigten. Dennoch hätte ich wenigstens einen er-

Digitized by Google

legt, hätten sie nicht eine Reihe scharfer, harter Felsen erreicht, hinter denen sie verschwanden, und wohin mein Pferd ihnen nicht folgen konnte. Der prächtige Anblick der zwei Kudumännchen hatte mich lebhaft angeregt und mein Mißgeschick verdroß mich nicht wenig.

Aergerlich wandte ich mich um, und ritt am Saume des Waldes hin, in der Hoffnung meine Gefährten zu treffen, als ich plötzlich eine prächtige Heerde von 9 alten Oryxen gegen mich hertraben sah. Alle hatten Hörner von ungemeiner Länge und Schönheit, die alles übertrafen, was ich bis jetzt gesehen. Ihnen voran zogen vier schön gestreifte Zebras, die ersten die ich zu Gesicht bekommen, und zwei prächtige rothe Hartebeests. In einer halben Minute war ich nur 80 Schritte hinter ihnen, und untersuchte sorgfältig die Hörner, um die schönsten auszuwählen. Leider war ich ohne meine Nachreiter und ledigen Pferde fortgeritten, dennoch hoffte ich auf Erfolg, da die Thiere augenscheinlich von den Griquas schon gejagt worden waren. Eine lange hitzige Jagd begann längs dem Saume der Berge, und zum Glück wehte der Wind gerade querüber. Nachdem ich mehrere Meilen weit geritten und mein Pferd bereits ermatten fühlte, stand ich auf dem Punkt die Jagd aufzugeben, als ich sah, daß ein altes Männchen, augenscheinlich erschöpft, einen Augenblick unter einem Mimosabaum anhielt. Dieß gab mir neue Hoffnung, und durch eine verzweifelte Anstrengung meines Pferdes gelang es mir, dieß Männchen von der übrigen Heerde abzuschneiden, und seinen Kopf gerade gegen den Wind zu richten. Nun war sein Schicksal entschieden, von diesem Augenblick an wurde seine Flucht matter, und nach einer halben Stunde scharfen Galoppirens den Berg hinab kam ich ihm auf 20 Schritte nahe. Die Zunge hing ihm aus dem Munde, und lange Striemen Schaums bedeckten seine Seiten. Plötzlich als er um einen Dornenbusch herumbog, hielt er an, und stellte sich mir entgegen. Athemlos und erschöpft sprang ich ab von meinem keuchenden Pferde, und mit zitternder Hand jagte ich ihm eine Kugel durch die Schulter, die ihn todt niederstreckte. Dieser prächtige Oryx hatte die schönsten Hörner, die ich je sah; nachdem ich mein Pferd abgesattelt und festgebunden hatte, begann ich den Oryxkopf abzuschneiden, was sehr schwer ging, denn die Haut am Nacken war einen Zoll dick. Ich brach nun dornige Zweige von einem Mimosabaum ab, bedeckte damit das Thier, um es gegen die gefräßigen Geier zu schützen, und kehrte dann, den Kopf auf dem Sattelknopf vor mir, in mein Lager zurück. Als ich am andern Morgen in der Früh kam, um das Fell des Oryx abzustreifen, hatten die Hyänen fast gegen meine Erwartung das Thier nicht entdeckt; so gewann ich das Fell, das Fleisch aber war wegen der Hitze unbrauchbar geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftsreise einiger deutschen Kaufleute in der Statthalterschaft Kurs in Rußland.

(Fortsetzung.)

Von der Rechnungsweise, wie sie die kleinen und mittlern Kaufleute bei der Abmachung currenter Geschäfte treiben, wollen wir noch Mittheilung machen.

Sie haben ein kleines viereckiges Brettchen, in welchem Löcher befindlich sind, worin hölzerne Stifte stecken. Die Löcher sind in Reihen und haben ihre arithmetische Bedeutung, so daß ein Stift, der in eins derselben gesteckt wird, diese Bedeutung anzeigt. Z. B. man steckt einen in ein Loch, welches Hundert anzeigt, dann ist das eben so, als wenn man die Zahl 100 hingeschrieben hätte. Wenn nun da Einer, Zehner, Hunderte und Tausende durch die Stelle und Reihe, wo und in welcher die Löcher befindlich sind, angedeutet werden, so begreift man leicht, daß man die höchsten Zahlen auf diese Art angeben kann. Auch ohne weitere genauere Erklärung wird man sich, nach dem hier Gesagten, einen Begriff von dieser Rechnungsart machen können. Die Russen haben in derselben eine so ungemeine Fertigkeit, daß man ihnen nur schwer mit den Augen folgen kann, und sie lösen eine Aufgabe sehr schnell. Das Verrechnen, welches oft aus Uebereilung, zuweilen aber auch geflissentlich vorkommt, ist jedoch sehr leicht und bald geschehen, wenn man allzuflüchtig rechnet, und einen oder den andern Stift in ein unrechtes Loch steckt. — Wo es sich darum handelt, kleinere Summen zuerst in größere, und diese zuletzt in eine Hauptsumme zusammenzuziehen, da rechnet man zuerst durch die Einerstifte die Zehner, und durch diese die Hunderte zusammen und bemerkt diese durch die betreffenden Stifte. Sieht man nun auch so einem Rechner genau zu, so kann man doch leicht bei der großen Schnelligkeit, mit welcher er sein Geschäft betreibt, einen Stift versehen, und der Fehler wird nach Maßgabe der Reihenfolge immer größer. Uebung und erfahrner Schaden lehrt den Fremden bald diese Rechnungsweise zu lernen und sie genau zu überwachen.

Wir gehen nun in der Beschreibung der Sitten und Gebräuche des Volks weiter; zuerst mag von dem Stande, der Lebensweise und der Behandlung der dienenden Classen die Rede seyn. Dieselbe hat — wie man sich wohl leicht denken wird — kein glänzendes Loos. Aeußerer Glanz zeigt sie wohl bei hohen und vornehmen Herrschaften, aber wenn man tiefer eindringt, so wird man die drückende Lage derselben alsbald gewahr. So z. B. haben wir gesehen, daß solche Dienstboten sich aus den Schalen der Gurken, Kürbisse, Rüben und dgl. ein Gericht zurecht machten, was sie klein hackten, mit türkischem Pfeffer und etwas Salz bestreuten und sodann, scheinbar mit gutem Appetite, verzehrten. Bei den Bauern wird aus diesen Ingredienzien eine Art von Sauerkraut gemacht, indem man sie alle zusammen in Fässer stampft, zwischen durch mit Salz bestreut, säuern läßt, und sodann roh ißt. Dieses Sauerkraut ist bei ihnen eine Hauptkost für das Gesinde und sie selbst genießen sie mit. Wir haben noch beizufügen, daß man dieß Gericht, wo man es sofort und ungesäumt genießt, mit Quaß begießt, um es wohlschmeckender zu machen. Quaß aber ist eine Flüssigkeit, welche man als Getränk mit Wohlbehagen zu sich nimmt, und die aus Früchten aller Art, Obst- und Erdfrüchten besteht, welche man zusammen stößt, mit Wasser begießt und gähren läßt. Wir kosteten es mehreremale, waren aber nicht im Stande einen Schluck hinunter zu bringen.

Wie streng der Russe seine Fasten hält — so lang sie auch sind — das ist bekannt. Man begreift wirklich kaum wie es möglich ist, daß er dabei so lange aushalten und doch seine Arbeit, auch wo sie viel Kraft erfordert, ohne Schwierigkeit verrichtet. Nach den Fasten thut er sich aber auch etwas zu Gute, und da würde man wieder kaum begreifen, daß er nach einem so grellen Sprunge von der Enthaltsamkeit zur Völlerei nicht krank wird, wenn man nicht seine eiserne Natur kennte. Man kann sagen, Menschen und Thiere haben in Rußland eine ungleich festere Constitution, wie in Europa, was vornehmlich davon herrührt, daß beide von Geburt an allen Anfällen der Luft und Witterung ausgesetzt sind.

Wir wollen nun einen Markt (den von Kursk) beschreiben. Auf einem solchen spiegelt sich das Volksleben am besten ab.

Digitized by Google

Derselbe hat eine ungeheure Ausdehnung. Wenn man weiß, daß die russischen Provincialstädte, so wie die Marktflecken, gewöhnlich sehr in die Länge und in die Breite gebaut, die Straßen breit, die Plätze sehr groß und in der Regel rings herum Ländereien sind, welche als Steppen liegen und zu den Marktzeiten in den Bereich der Städte gezogen werden, so wird man sich von dem, welchen wir hier beschreiben wollen, einen Begriff machen, wenn man hört, daß es zu dieser Zeit auf allen den angegebenen Räumlichkeiten von Volk wimmelt, so daß man fast nirgends gehen und stehen kann, ohne gedrängt, gestoßen und getreten zu werden. Jedes Product — und rohe Landesproducte sind die Hauptgegenstände des Markts — hat seinen besondern Platz, auf dem es ausgestellt wird. Wer da nicht im voraus orientirt ist, der mag lange umher laufen, ehe er findet, was er sucht. — Kaum wird man glauben, welche bedeutende Geschäfte auf einem solchen Markte gemacht werden, sie belaufen sich in die Millionen von Rubeln; allein in Wolle betragen sie hier über eine Million, und in Charkow sind sie darin noch viel bedeutender; und dennoch sind die Preise derselben hier so ungewöhnlich niedrig und lassen sich per Pud (à 40 Pfund) kaum auf 10 S. Rubel annehmen. — An Manufactur- und Fabrikwaaren fehlt es ebenfalls nicht, nur sind dieselben verhältnißmäßig, d. i. im Vergleich zu den Rohproducten, sehr theuer. — Zur Beruhigung für uns Deutsche wollen wir mittheilen, daß in Rußland die Manie für das Ausländische fast noch größer ist als bei uns in Deutschland, weßhalb auch die dasigen Fabrikanten und Kaufleute sich derselben List bedienen, wie die unsrigen, nämlich der, das im Lande Verfertigte für ausländische Waaren auszugeben. Diese Manie aber geht so weit, daß, wenn der Fabrikant nur nachweisen kann oder auch nur vorgibt, die Waaren seyen zwar im Lande, aber durch ausländische Arbeiter verfertigt, man sie schon viel höher schätzt und ungleich theurer bezahlt. Aus diesem Umstande kann man sich erklären, warum in Rußland der Schmuggel so ungeheuer ist, und warum er so sehr viel einträgt, selbst wenn auch von vier Transporten immer einer verloren gehen sollte. Und das ist nicht der Fall, und am allerwenigsten bei denjenigen Schmugglern, welche geübt sind, und sich mit den Gränzpächtern verstehen.

Was wir über religiöse Ceremonien mitzutheilen haben, das wollen wir in der Darstellung eines großen Festes thun, zu welchem eine Menge Processionen von nah und fern kamen, und die sich zuletzt in einem Hauptzuge vereinigten, welchem sich die sämmtliche Volksmasse anschloß.

Auf einer Tragbahre stand das Bild der Mutter Gottes, welches man im Triumphe einhertrug. Die Stangen der Bahre oder des Gerüstes waren sehr lang, dennoch aber reichten sie nicht aus, daß alle, die sie gern fassen und mittragen wollten, daran Platz gehabt hätten. Da dieß nun bei jedem solchen Feste der Fall ist, so haben die Popen (Priester) ein Einkommen für sich und die Kirche darauf gegründet. Es zahlen nämlich alle die, welche die Stangen unmittelbar fassen und tragen helfen, hierfür nicht unbedeutend und es bleibt folglich dieß nur ein Vorrecht für die Wohlhabenderen. Daß man sich so sehr darnach drängt, liegt darin, weil man nicht allein eine Ehre darin sucht, sondern auch weil der Aberglaube annimmt, daß eine besondere Segenskraft aus dem Bilde auf diejenigen ausströmt, welche es tragen; und diese Kraft hält man für so groß und wirksam, daß ihr Ueberfluß aus den Trägern auch auf alle die ausströmt, so sich mit denselben in nähere Berührung setzen; deßhalb drängt man sich an die Träger heran und faßt sie an den Armen, oder auch nur an den Kleidern an, weil man glaubt, es ströme der überreiche Segen aus denselben auf die Berührenden über. Ja so weit geht dieß, daß man mehrere Reihen längs der Träger hin sich bilden steht, in welchen immer einer den andern berührt und festhält, und wo man überzeugt ist, daß der Segen bis in die äußersten Reihen dringt. Leicht können an 20 Menschen in jeder der ersten beiden Reihen als Träger fungiren, so daß also, wenn dann an jeder Seite sich vielleicht noch 3 — 4 Reihen herandrängen, gegen hundert Personen der vermeinten wohlthätigen Kraft theilhaftig werden.

Da dieß nun aber im Vergleich zu der unzähligen Menge nur sehr wenig ist, so suchen andere während der Procession den Segen eines Popen zu erlangen, wofür dann immer ein Geldstück, nach Maßgabe der Vermöglichkeit des Spendenden, geopfert wird. Kommt aber ein Pope gar in das Haus und spricht den Segen über die dort befindlichen Heiligenbilder aus, so hat derselbe noch ungleich mehr Kraft und Werth und hält, nach der Meinung des Volks, wenigstens ein Jahr vor. Da kostet er aber auch ansehnlich und es können sich ihn freilich nur die Reichen verschaffen.

An dem Orte der Wallfahrt befand sich ein Heilsbrunn, zu welchem sich das Volk in Massen drängte, um daraus zu trinken. Religionsdiener der untern Classe stehen bei demselben und weihen das Wasser in hölzernen Löffeln, womit sie es schöpfen, den Begehrenden, wofür eine Spende gegeben wird. Das ärmere Volk aber drängt sich herzu, und schöpft eigenhändig, was es in Ermangelung von Gefäßen mit der hohlen Hand thut. Mit diesem Wasser netzt der oftmals mehr als hundert Werst weit hergekommene Wallfahrer sein aus der Heimath mitgebrachtes Brod und verzehrt es sodann mit Wonne, weil er meint, damit eine besondere Heilkraft in sich aufzunehmen. In diesen Brunnen werfen Reiche und Arme Geldstücke, und man sieht nach Beendigung des Festes den Boden fast ganz damit bedeckt. Sowie sich nun die Massen verlaufen haben, fischen die Kleriker dasselbe heraus. Dieselben treiben überhaupt während des Festes einen fortwährenden Schacher. So verkaufen sie Heiligenbilder und Kerzen und es wird um selbige gefeilscht, ja mitunter hart gezankt, wenn die Käufer von dem geforderten Preise abhandeln wollen. Zwischendurch balgen und prügeln sich die Chorknaben, aber niemand nimmt an alle solchem Scandal sonderlichen Anstoß. Es ist überhaupt kaum zu glauben, welche krasse Profanationen vorkommen, ohne daß sich das abergläubig fromme Volk dadurch im mindesten in seiner Andacht stören läßt.

In einer Kirche sahen wir zwei Bilder von Christo, wovon das eine weiß, das andere schwarz war. Auf unsere Frage, was diese Verschiedenheit zu bedeuten habe, erhielten wir zur Antwort: das erstere sey der Gott der Russen, das andere der Gott der Fremden und namentlich der Deutschen; jener habe viel mehr Macht, wie dieser. Aus den weitern Aeußerungen mußten wir schließen, daß man ein gewisses feindseliges Verhältniß zwischen beiden annimmt.

(Schluß folgt.)

Die Einwanderung von Culis in Mauritius dauert fort, und betrug nach den Indian News vom 5 October im vorigen Jahr 6850 Köpfe. Daraus erklärt sich der Fortschritt der Colonie, die sich von ihrem durch die Gesetzgebung des Jahres 1846 hervorgebrachten gedrückten Zustand gänzlich erholt zu haben scheint.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 253. 22 October 1850.

Ueber den Ursprung der Stadt Reval und ihren Namen.

(Nach Kruse. Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung. September.)

Die Stadt Reval mit dem besten Hafen im nördlichen Esthland, liegt in einem Thal, das amphitheatralisch von einem hohen Felsenufer eingeschlossen ist. In der Mitte dieses Thals erhebt sich einsam und schroff ein felsiger Berg, der die Stadt überragt, und auf dem der von einem Schloß und Häusern umgebene Dom liegt. Mit diesem Berg verknüpft sich eine mythische Sage von dem esthnischen Herkules Kallewpoeg, dem skandinavischen Starkather, der sein Land gegen fremde Bedrückung schützte. Aus der Umgegend von Dorpat zog er weiter gegen Norden, und baute eine Stadt, in der er auch starb. Aus den Thränen der ihn beweinenden Mutter bildete sich hinter Reval auf dem hohen Felsenufer ein See, dessen Wasser brausend hinabstürzen in den Hafen, und die Schiffer reichlich mit süßem Wasser versehen. Nach der Sage ehrte die Mutter das Andenken des entschlafenen Helden durch einen ungeheuren Erdaufwurf über dem Grabe, und aus diesem Erdaufwurf wurde später der Berg, auf dem jetzt der Dom steht.

Ueber die Gründung der Stadt und ihren Namen herrschen viele Ansichten, die Moriz Brandes sämmtlich anführt, ohne sich für eine zu entscheiden. Nach dem einen soll der dänische König Waldemar II die Stadt Rehfall, vom Sturze eines Rehs über die Felsen, genannt haben, nach andern soll das Wort von Regenfall oder Raffvoll, voll von Riffen, kommen; aber es gibt keine Rehe in diesem Theil Esthlands, und die andern Ableitungen sind ohnehin zu gezwungen. Der Name, den die Esthen der hier gestandenen alten Stadt geben, war ohne Zweifel derselbe, den man in allen russischen Chroniken findet, und der von dem spätern „Reval" ganz verschieden ist. Die Stadt hieß schon im J. 1222 Kolywan, was sich aus dem alten Esthnischen wohl mit „Stelle der Todten" erklären läßt, und auf die mythische Sage deuten würde; vielleicht auch von dem esthnischen Koli, Schule und vanne, alt, was auf das Cistercienserkloster deuten könnte.[1] Die Esthen nannten die Festung von Reval Lindaniß, d. h. Stadt der Dänen, und noch jetzt nennen die Esthen die Stadt selbst Tallin oder Tana-lin, Stadt der Dänen, ein Name, der zuerst bei Heinrich Lette unter dem Jahre 1218 vorkommt. Pauker schließt daraus ganz richtig, daß die alte Feste von den Dänen lange vor Waldemar, vielleicht schon unter König Knut (1076) erbaut worden sey. Reval erscheint zuerst nicht als Name der Stadt, sondern des Districts. Die ältesten Urkunden, in denen der Name vorkommt, sind kirchliche, die erste aus dem J. 1096 vom dänischen König Eyegod oder Egoth, der hier in dem genannten Jahre ein Frauenkloster gründete, und zwar unterhalb der Veste im Thal. In dieser wie in einer andern Urkunde aus dem J. 1205 ist nicht von einer Stadt Reval die Rede, sondern gesagt, daß das Kloster (zum heiligen Michael), das jetzt mitten in der Stadt liegt, im Thale des Dombergs gelegen und von weiten Gärten, Wiesen und selbst von Wäldchen umgeben gewesen sey, was auch durch den Umstand bekräftigt wird, daß sich die Cistercienser nicht in Städten, sondern gewöhnlich in möglichst einsamen Orten ansiedelten, namentlich in Thälern, wie Clairvaux (Clara Vallis) in Frankreich, Rieval in England. Letzterer Name bedeutet gleichfalls wahrscheinlich „königliches Thal" Regalis Vallis," denn König Heinrich I, der das letztere Kloster gründete, und Mönche aus Clairvaux herbeirief, war ein großer Beschützer der Geistlichkeit und führte deßhalb selbst den Beinamen Clericus. So mag es der Analogie nach vielleicht auch mit Reval ergangen, und das die dänische Veste umgebende Thal „Regalis Vallis" genannt worden seyn. Das spätere Hinströmen von Dänen und Deutschen mag den Namen verkehrt und Reval daraus gemacht haben, wie denn auch sicherlich die Stadt durch Dänen und Deutsche um das Cistercienser-Kloster her angelegt wurde.

[1] So erklärt man auch den Namen Uexkül von Ukes kolo, eine Schule an einem Kloster beim Schlosse Uexküll.

Geschäftsreise einiger deutschen Kaufleute in der Statthalterschaft Kurs in Rußland.

(Schluß.)

Nun noch einige andere Beobachtungen.

Wir sahen vor einer Ortschaft einen kleinen Weiher (eigentlich eine große Cisterne) die mit schmutzigem Regenwasser angefüllt war. In demselben badeten sich Frauen in Menge, ohne daß nur irgend ein Gebüsch oder ein anderer Gegenstand das Bad verdeckt hätte; dabei waren die meisten völlig nackt und nur wenige, vielleicht die Wohlhabenderen, hatten ein Badehemd an; dazu kam, daß sich mehrere Schwangere darunter befanden, und daß ganz nahe ein Haufen Knaben standen, unter denen viele waren, die bereits das Jünglingsalter hatten. Niemand aber schien hieran den mindesten Anstoß zu nehmen.

Die Gutmüthigkeit und Gefälligkeit des gemeinen Russen ist groß und kann nicht genug gerühmt werden. Auf freundliche Ansprache, oder auch für ein kleines Trinkgeld kann man

Digitized by Google

viele Dienste von ihm verlangen. Er lebt jedoch von der Außenwelt in solcher Abgeschiedenheit, daß er von dem, was über seinem Weichbilde hinaus vorgeht, nicht das Mindeste weiß, ja auch gar keine Vorstellung hat. Auch die höhern und gebildeten Classen sind mit dem was im Auslande vorgeht, unbekannt; denn wenn auch fremde Zeitungen, vor allen andern die Augsburgische Allgemeine, dahin kommen, so sind sie durch den schwarzen Anstrich aller der Stellen, die man in Rußland bekannt werden zu lassen für gefährlich hält, dermaßen verunstaltet und verkürzt, daß man gar nicht einmal errathen kann, wie es in der Ferne aussieht. Wir blieben während unsers fünfmonatlichen Aufenthalts in völliger Unkenntniß über das was sich in dieser Zeit in unserm deutschen Vaterlande zutrug, und bekamen nicht eher völlige Gewißheit darüber, als bis wir nach Breslau kamen. Es macht dieß auf den Fremden einen peinlichen und fast unerträglichen Eindruck, und es ist einem als wäre man auf einem andern Planeten. Wer sich indeß nur daran gewöhnen kann, und wer überhaupt es sich zum Gesetz macht, über öffentliche und insbesondere über politische Angelegenheiten sehr wenig, oder wo möglich gar nicht zu sprechen, der entgeht mancher Unannehmlichkeit und kann sich in Gesellschaft recht gut befinden. Das kann ganz besonders der Deutsche, der im allgemeinen in Rußland in Achtung steht und viele Aufmerksamkeit und Berücksichtigung erfährt.

Das Klima im Gouvernement Kursk ist mild und der Boden überaus reich und fruchtbar, dermaßen, daß man keinen Dünger für die Aecker braucht und denselben getrocknet zu Brennstoff verwendet. Dennoch wachsen, selbst bei der mangelhaftesten Cultur, alle Früchte mit einer Ueppigkeit, wie man sie in Deutschland in den allerfruchtbarsten Gegenden kaum kennt. Auch Südfrüchte gedeihen. Unter andern wachsen Melonen im Freien und kommen zu großer Vollkommenheit; am meisten erzieht man die grünen von allen Sorten mit rothem, gelbem und weißem Fleische. Sie werden in Massen verzehrt, weil der niedrige Preis auch dem Geringsten diesen Genuß zugänglich macht. Wein wird angebaut, aber so wenig und schlecht gepflegt, daß sein Gewächs keinen sonderlichen Werth gewinnt. Für das Getreide ist schlechter Absatz, und es muß, um zu diesem zu gelangen, in weite Ferne verfahren werden, wodurch es vertheuert, der Werth für den Erzeuger aber sehr herabgesetzt wird. Wie wir schon angeführt haben, so wendet man der Schafzucht Aufmerksamkeit zu, hat sie auch schon veredelt; nur ist der schwarze Boden, der sich als Staub in die Wolle legt und sehr schwer herauswaschen läßt, ein Uebelstand, welcher den Werth des Products herabsetzt.

Wir hatten während unseres Aufenthalts in den Monaten Juni, Juli und August fast unerträgliche Hitze und große Kälte. Prachtvoll ist aber der klare und reine Himmel, wie er bei solcher Witterung zu seyn pflegt. Die Sterne glänzten in der Nacht so hell, daß z. B. die Venus sichtbare Schatten machte, und daß man beim Scheine des Vollmondes bequem Gedrucktes und Geschriebenes lesen konnte. Nächte wie wir sie hier hatten, kommen in Deutschland kaum vor, so mild und hell waren sie. In der Ernte benützten sie die Landleute zu ihren Arbeiten, wenn die Tage gar so drückend heiß waren. — So viele Beschwerden wir auch auf unserer Reise hatten, so bleibt uns die Erinnerung daran doch interessant und angenehm, und in dieser Erinnerung nimmt die Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit des gemeinen Russen einen nicht geringen Platz ein.

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Ich ritt in der Gegend umher, schoß zwei schöne alte Steinböcke mit prächtigen Hörnern, verlor aber die Spur von Kudus, die ich aufgefunden hatte, nach längerem Suchen. Ich kehrte sodann zu meinen Wagen zurück, und fuhr durch eine Schlucht in den Bergen, wo ich am Morgen eine Meute wilder Hunde aufgescheucht hatte. Da ich eine Anzahl Geyer in der Nähe sitzen sah, so erkannte ich alsbald, daß die Hunde ein Thier gejagt hatten, und bald entdeckte ich das Skelett eines alten Kudu-Weibchens, das sie niedergerannt und verzehrt hatten. Die Markknochen waren aber nicht zerbissen, was die Hyänen sicherlich gethan hätten, wenn sie bis nach Sonnenuntergang liegen geblieben wären. Meine Hottentotten griffen gierig darnach, da sie das Mark der Schenkelknochen des Kudu für einen großen Leckerbissen halten; sie sprangen von den Pferden, nahmen einige Steine, zerbrachen damit die Markknochen, und sogen gierig den Inhalt aus. Als ich zu den Wagen zurückkehrte, fand ich einen sehr alten verrunzelten Buschmann, welcher gerade wie ein Affe schnatterte. Er gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich am vorigen Tag seine Hütte besucht hätte, die er aus Furcht vor den Griquas verlassen; auch die Boeren fürchtete er, aber an meinen Wagen habe er erkannt, daß sie einem Engländer gehörten. Er bezeigte seine Dankbarkeit, indem er bemerkte, mit dem Aufgehen des Mondes würden blaue Wildebeests an die Stinkquelle kommen, um zu trinken. Davon hatte ich mich selbst schon durch die Spuren der Thiere überzeugt. Am Abend nahm ich einige Tassen schwarzen Kaffees, um mich wach zu erhalten, und ging dann mit vier meiner Leute, welche Spaten, Hacken und mein Bett trugen, nach der Quelle, um ein Schießloch machen zu lassen, wo ich in der milden, lieblichen Nacht meine Stellung nahm. Nachdem ich mehrere Stunden gewacht, fiel ich in Schlaf, wurde aber um Mitternacht durch das Trampeln wilder Thiere aufgeweckt. Ich blickte auf und sah eine Heerde von etwa 20 buschigen blauen Wildebeests oder scheckigen Gnus, die sich vorsichtig dem Wasser näherten. Ein altes Männchen, das schönste in der Heerde, ging voran; ich feuerte nach ihm, der Schuß traf in die Schulter, aber die ganze Heerde rannte fort in nördlicher Richtung, eingehüllt in eine Wolke rothen Staubs. Da ich durstig war, ging ich selbst nach dem schwefeligen Wasser, trank und war in wenigen Minuten abermals eingeschlafen.

Am 23sten stand ich mit Tagesanbruch auf in meinem Loche, und folgte der Spur der Heerde. In kurzer Zeit sah ich den Kopf des alten Männchens über eine kleine Erhöhung auf der buschigen Ebene nach mir herüberblicken. Der Kopf verschwand und ich hörte ein lautes Trampeln, wie von einem Thiere, das auf drei Beinen fortzugaloppiren sucht. Als ich die Erhöhung erstiegen, sah ich den schönen Kopf mit seinen seltsam gekrümmten Hörnern aus dem langen Gras, einige hundert Schritte von mir mich anschauen. Er hatte sich niedergelegt, und ich stellte mich, als wollte ich an ihm vorübergehen, ehe ich mich aber näherte, sprang er auf und suchte fortzurennen. Das arme Thier war verloren! es war schon sehr schwach vom Blutverlust, und ein Vorderfuß in der Schulter gebrochen. Es schwankte, machte noch etwa hundert Schritte,

Digitized by Google

und legte sich abermals nieder; ich näherte mich ihm auf 80 Schritte und schickte ihm eine Kugel durchs Herz; er starb ohne einen Laut. Ich eilte zu meinen Wagen, und schickte ein Gespann ab, um ihn abzuholen, denn er lieferte uns einen willkommenen Vorrath vortrefflichen Fleisches. Ich frühstückte ein Straußenei, da Kleinboy den Tag zuvor ein Nest aufgefunden hatte; ungeschickterweise nahm er nur 8 von den Eiern mit sich und ließ 12 im Neste liegen, die er, als er sie abholen wollte, von den alten Vögeln zusammengetreten fand.

Am Abend des 24sten verließen wir die Rietquelle und marschirten nach dem etwa 21 Meilen entfernten Vaalfluß. Unser Weg führte durch weichen Sand, was die Arbeit für die Ochsen sehr beschwerlich machte. Um zwei Uhr Morgens erreichten wir den Fluß bei schönem Mondenlicht, und da ich berittene Leute hineingeschickt hatte, um die Tiefe zu erproben, und diese den Durchgang thunlich fanden, so beschloß ich sogleich überzusetzen, denn es ist allgemeine Regel bei südafrikanischen Reisenden, nie den Uebergang über einen Fluß zu verschieben, wenn er überhaupt bei der Ankunft passirbar gefunden wird. Endlos sind die Geschichten von Reisenden, welche diese Regel vernachlässigten und Wochen, ja Monate lang an den Ufern liegen bleiben mußten. Da die Strömung hier sehr stark war, so bestieg ich selbst meinen vordersten Ochsen, und nach wenigen Minuten stemmten diese sich kräftig gegen den reißenden Strom, der ihnen bis an die Mitte des Leibes ging. Wir kamen glücklich hinüber, ohne daß unsere Ladung benetzt worden wäre; aber der Aufstieg an der andern Seite war ausnehmend steil und steinig, und erforderte die äußerste Anstrengung jedes einzelnen Ochsen. Der Fluß ist hier sehr schön; auf breite, reißende Strömungen folgten lange, tiefe, ruhige Stellen, bei den Eingebornen „Seekuh-Löcher" genannt, denn diese mächtigen Amphibien waren noch vor nicht vielen Jahren sehr zahlreich auf der ganzen Länge des Vaalflusses. Das Flußpferd oder die Seekuh aber ist, wie der Elephant, sehr scheu, liebt die Einsamkeit und weicht schnell vor der Annäherung der Civilisation. Ich ließ meine Wagen auf eine erhöhte Stelle am nördlichen Ufer des Flusses hinaufziehen. Der Saum des Vaal-, wie des Oranjeflusses ist reich bekleidet mit dichten Gruppen verschiedener immergrüner Bäume, unter denen Hängeweiden vorherrschen, deren lange, wehende Zweige sich zierlich in das klare Wasser tauchen. Längs den Ufern dieser beiden Flüsse sieht man mächtige Baumstämme zerstreut, welche durch die großen jährlichen Anschwellungen herabgeführt wurden. Eine kurze Strecke oberhalb meines Lagers lag eine schöne, mit Bäumen vom reichsten Grün geschmückte Insel.

Um 3 Uhr Nachmittags ritt ich gegen NO, um nach Roan-Antilopen auszuschauen, die nach dem Elennthier die größten in der Welt sind, und, da sie nicht sehr schnell laufen können, manchmal mit einem guten Pferde niedergeritten werden können. Cobus und Jakob begleiteten mich; wir fanden das Land bedeckt mit Dornbüschen, welche das Fortkommen ausnehmend hinderten, indem die Dornen gekrümmt waren, wie Angelhaken. Diese Mimosavarietät wird von den Boeren „Wart ein Weilchen" genannt, und wer dieser Aufforderung nicht Folge leistet, läßt sicherlich einen Theil seines Hemdes oder seiner Hose hängen. Nachdem wir eine Strecke weiter geritten waren, sahen wir fünf schöne Kudumännchen auf einer Anhöhe stehen; wir machten alsbald Jagd auf sie, die uns über einen für Pferde furchtbaren Grund führte, denn er bestand aus einer großen Masse scharfkantiger Felsstücke, über welche selbst die an Felsboden gewöhnten Kudus nur mit Mühe hinwegkamen. Eine bedeutende, mit schlanken Büschen bedeckte Fläche lag zwischen uns und einem langen Kamm hohen Tafellandes gegen Norden, längs dessen Fuße sich meilenweit ein dichter Wald von Wart-ein-Weilchen und andern Mimosaarten ausdehnte. Dieß war das Hauptquartier der Kudus, aber einer der fünf Böcke sollte es nicht mehr erreichen: sobald wir über den Felsengrund hinaus waren, kamen wir ihnen mit jedem Augenblick näher. Cobus gelang es, das eine Männchen von den andern ab und zur Seite zu treiben, wo es mir bald zum Schuß kam. Es war ein prächtiger alter Bock mit gewichtigen, langen, weit auseinander laufenden Hörnern.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Akaba bis zum Berg des Aaron durch die Wüste von Arabah.

(Von Fr. Dieterici.)

Nach einer Wüstenreise von sechs Tagen waren wir vom Kloster Sinai bis an die Spitze des Golfes von Akabah gekommen, jetzt nahmen wir von dem Gebirgsrande el Tih Abschied, um an der Nordküste des Golfes entlang nach Akaba einzuziehen. Wir machten hier an ihrer Mündung zum erstenmal die Bekanntschaft mit der W. Arabah.

Ein weißer öder Sandstreifen zog sich vor unseren Augen hin, auf beiden Seiten von den in ihre Nebelkappen gehüllten Wüstengebirgen eingefaßt. Hier wogen die Sandwellen auf und nieder, vom todten Meer zum rothen Meer und umgekehrt, je nachdem der ungestüme Nord- oder Südwind sein Spiel hier treibt. Hat die Wünschelruthe des Todes dieses öde weite Sandbett zwischen den Felsen eingeschlagen, um es als Vorkämpfer des bleichen Asphaltsees bis zur blauen Woge des rothen Meeres auszudehnen? An der westlichen Spitze des Golfes liegen Trümmerhaufen, die Robinson als das alte Eloth Aila anerkennt, die Schwesterstadt Ezeongeber dagegen ist von der Sandschleppe der Vergessenheit überdeckt. Bis hierher faßte der rege jüdische Geist unter Salomo festen Fuß, um auf flüchtigen Schiffen die Waaren zu versenden und mit der Welt zu verkehren.

Wir erreichten nach einer Stunde südlich von der Spitze des Golfes die Wüstenveste Akaba, und schlugen hier dicht an den Mauern derselben unter Palmenbäumen unsere Zelte auf. Hussein, der Scheich der Alawi-Araber, erschien alsbald in seinen Prachtgewändern. Ein feiner persischer Mantel von dunkler Farbe und mit schöner Schnur besetzt, wallte von seinen Schultern, ein prächtiges rothgestreiftes seidenes Unterkleid stach schön dagegen ab, und ein feiner Kaschmirshawl kunstgerecht um den Mittelleib gewunden, vollendete das Ganze. Der erste Blick genügte zu zeigen, daß der Mann diese Kleidung nicht unwürdig trug; unter dem mit feinem Weiß umwundenen Terbusch funkelten, von wohlgezogenen Augenbrauen überwölbt, ein paar Adleraugen uns entgegen, schwer zu sagen, ob rasche Kühnheit oder verschmitzte Ueberlegung aus diesen Seelenspiegeln mehr hervortrat. Der wohlgeformte schon grauende Bart, die fest eingeprägten Gesichtszüge, bewiesen ihn als den Wüstenkönig, der ohne äußere Rechte, ohne Vermögen, allein durch die Ueberlegenheit des Geistes die wilden Horden bändigte und seinem Worte unterwarf. Die gefahrvolle Blutfehde der Alawi mit den mächtigen Beni-Sachr am Südende des todten Meeres hatte er viele Jahre glücklich geleitet. Stürmten die Beni-Sachr mit den stampfenden Hufen ihrer Rosse rascher zur Schlacht, so wich er dem mächtigen Stoße aus und führte aus dem Wüstenhinterhalt den gefährlichen Gegenstreich. So eben war er mit seinen Leuten von einem glücklichen Streifzug heimgekehrt, und das Blut vieler Leichen von den Beni-Sachr schrie um Rache. Scheich Hussein hatte aber gerade jetzt einen großen Schritt in seiner Wüstenpolitik gemacht; er hatte alle Stämme von Gazah herüber bis jenseits Akaba zu einem Schutz- und Trutzbündniß vereinigt, und sie durch einen Antheil der Beute an sich gefesselt.

Auch Aegyptens Paschas vermochten nichts gegen diesen Löwen der Wüste, und die reichen Gewänder, die Hussein jetzt trug, bewiesen, daß

Digitized by Google

der Pascha diejenigen, welche er nicht besiegen konnte, durch Geschenke an sich zu fesseln wußte. Der Scheich, der Gouverneur der Beste und ein Schreiber besuchten mich, um über den Reisecontract zu verhandeln.

Ich versuchte mein Glück mit schönen Redensarten an Hussein, er sey der Stern der Hoffnung am Himmel für den Wanderer, seine Gastfreiheit erleuchte wie der Mond den Occident und Orient, doch der praktische Mann warf mir einen mitleidigen Blick zu, und ich verstand, daß auch in der Wüste bei allen Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre; ich erklärte ihm daher, daß wir in der Meinung gekommen seyen, er würde wünschen mit dem englischen Consulat in engere Beziehung zu treten, wir wären entschlossen gewesen über Nachle nach Petra zu gehen, wir wollten ihm unsern Contract zeigen wie Gentlemen zu thun pflegen, und würde er unter denselben Bedingungen uns nach Hebron bringen, so würden wir mit ihm reisen. Es hatte nämlich der englische Consul, um die Reisenden vor den Erpressungen des Hussein zu schützen, diesen anderen Weg über das Hochgebirge Tih nach Nachle, und von da quer über die Wüste Arabah nach Petra durch Contracte mit den verschiedenen Scheichs dem Reisenden eröffnet. Nun folgte eine Unterhaltung, die man am besten mit einer orientalischen Schachpartie vergleichen mag; in einer Stunde wurden etwa zehn Worte gesprochen, die man erst nach allen Seiten hin überlegt hatte, dabei dampfte die Pfeife und man trennte sich ohne alles Resultat. Am andern Morgen besuchten wir die Festung Akaba. Es ist freilich für Akaba eine große Ehre es eine Festung zu nennen, denn eigentlich ist es nur ein befestigter Brunnen. Akaba ist eine Station auf der Pilgerstraße, und unter den Bedürfnissen einer Wüstenreise steht natürlich das Wasser oben an, deßhalb sind die Brunnen meist mit Mauern umschützt. Unter diesen befestigten Brunnen steht Akaba freilich obenan. Ein längliches Viereck, an den Ecken mit Thürmen, aus denen sogar Feuerschlünde hervorsehen, geben dem Ganzen ein martialisches Ansehen. In einem dieser Thürme bewirthete uns der Gouverneur mit Kaffee, und es wurde ein Teppich zwischen den Kanonen ausgebreitet. In dieser kriegerischen Stellung mußten wir freilich bei unserm friedlichen Kaffee und der Pfeife uns höchst lächerlich erscheinen, besonders da diese Kriegswerkzeuge in einem sehr traurigen Zustand uns entgegentraten. Doch sind die Kanonen in Akaba mit ihren von der Sonne beglänzten Schlünden hinreichend, um den Wüstenkindern zu imponiren, deren Belagerungskunst mit ihren schlechten Luntenflinten noch auf gar keiner Stufe steht, und so mögen denn diese Kriegswerkzeuge ruhig ihren wüsten Schlummer fortsetzen. Ringsherum zwischen den Thürmen liegen einfache Magazine für die Karawanen. An einer dieser Wände saß Hussein neben seiner starken Stute und schmollte, wir sahen ihn an und schmollten wieder, ohne auch nur guten Tag zu sagen. Ins Zelt zurückgekehrt, gab ich unsern Tawara-Arabern schon Befehl aufzupacken; da gab Hussein nach und wollte nun, für 300 Piaster das Kamel, uns nach Hebron bringen. Freilich betheuerte er, daß so billig noch kein Reisender von ihm behandelt wäre, daß er dabei untergehen müsse und doch bemerkte ich, aus seinem dumpfen Gespräch mit den Verwandten, daß er von den 36 ausgezahlten Goldstücken eigentlich 24 für sich behielt, und nur 12 den armen Treibern zu gute kamen für ihre und ihrer Thiere Mühe, daß also der Beduinen-Scheich ganz nach der weisen Regel der Paschas handle, nach dem weisen Grundsatz: gebt nur so viel wie möglich für mich, so thue ich auch so wenig wie möglich für euch. Dennoch aber bewies das Leben Husseins auch einen andern Grundsatz, den die gebildete Welt auch recht gut kennt, nämlich den Napoleonischen „sans diner on ne peut pas regner.“ Alle Augenblicke schlachtet er ein Schaf und jeder Hungrige ist dazu geladen; der Magen ist das Barometer für das Seyn des Beduinen; hungert er, ist er unwillig, ist der Magen gefüllt, verstummt der Unwille, und so schlägt die Gastfreiheit alle Zweifel gegen Husseins Charakter nieder.

Jetzt rief Hussein die Leute, und unser bisher stiller Lagerplatz füllte sich mit brüllenden Kameelen und wilden Gestalten; die Kamele waren größer, aber auch widerspenstiger als unsere bisherigen Reitthiere, besonders erlaubten sie sich, uns ganz unhöflich anzubrummen, wenn wir es wagten uns ihnen ganz gehorsamst als Reiter vorzustellen. Doch besonders haftete der Blick an den Gestalten der wilden Beduinen; ihr hagerer Leib war nur mit einem schmutzigen Hemd bedeckt, auf dem Rücken ein Schaffell und darüber die alte Luntenflinte, an der Seite ein ungeschicktes Schwert.

Ihr Antlitz war dunkelbraun gebrannt, der dunkle schwarze Bart umkränzte Kinn und Mund, ganz perlenweiße Zähne blickten aus dem schwarzen Barthaar hervor. Im dunkeln Gesicht funkelten wild die schwarzen Augensterne, und was diese Porträts besonders malerisch machte, war das hellbunte Kopftuch, doppelt zum Dreieck gelegt, über den Kopf geworfen, so daß die beiden langen Zipfel weit herunterhingen. In diesem Tuch concentrirte sich der ganze Schönheitssinn der Beduinen; damit nun das wilde Bild vollendet werde, waren noch die blutigen Spuren der vom letzten Kampfe her noch nicht verharschten Wunden auf ihrem Gesichte zu sehen. Diese wilde Gesellschaft präsentirte sich unter tosendem Geschrei. Hussein wollte die Last den 12 Kamelen bestimmen. Nun sind die Beduinen groß gewordene Kinder, Schreihälse, zanksüchtig, unruhige Köpfe, aber doch gute Kerle; keiner wollte nun seinem Thier eine ordentliche Last aufbürden, jeder glaubte die ihm bestimmte Last die schwerste, und wollte durch Zanken und Toben eine leichtere sich verschaffen. Ein wildbrausender Bienenschwarm bewegte sich hin- und her, und unter ihrem Gesten und Drängen sah man immer das rothe Gewand des Hussein auf- und niedergehen; er war ihnen allen überlegen, er besaß das köstliche Kleinod der Ruhe, das ist der Scepter des Beduinenkönigs, das war die Zauberruthe, mit der er Wunder that. Im Eifer wünschte sich der und jener eher noch eine größere Last, und dann wurde sie ihm bestimmt. Alle schrieen, ihre Thiere, ihr einziges Hab und Gut würden sterben, und doch wurden sie stark und fett auf der Reise. Endlich waren wir unterwegs in der Wüste Arabah, das wohl $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen weite wüste Thal zog sich unabsehbar vor unsern Augen hin, nur zu beiden Seiten von dem dunklen Nebelstreif der Gebirge umsäumt. Nur langsam ging der noch ungeordnete Zug vorwärts, und nach zwei Stunden machten wir Halt, glücklich wieder in der Wüste zu seyn. Hier machte uns Hussein mit unseren beiden Führern bekannt: der Hauptführer unserer Karawane war Aid, der Neffe des Hussein, ein schöner Mann, dessen kleinste Bewegung die ruhigste Besonnenheit und schlauste Gewandtheit bekundete. Er war das Modell eines Beduinen.

(Fortsetzung folgt.)

Feier der Schlacht auf dem kulikowischen Felde in Rußland. Die Monumentenwuth unserer Zeit grassirt auch in Rußland, wenn dieß jedoch jene Schlacht durch ein dem Helden des Tages Dimitri Donskoi errichtetes Monument feierte, so hat es nur insofern Unrecht, als diese Feier um 30 Jahr zu früh eintritt, indem jene berühmte Schlacht am 8 September 1380 vorfiel, und die Aufstellung des Denkmals für Dimitri Jomenowitsch Donskoi am 8 September dieses J. stattfand. Die nordische Biene vom 28 September enthält eine Beschreibung der Feier, die wir füglich übergehen können, um auf die Wichtigkeit der Schlacht für Rußland einzugehen, und zu erklären, warum ihr Andenken so im Volke selbst lebt. Nach der Sage sollen 200,000 Leichen das Schlachtfeld bedeckt haben, da 200,000 Russen und 300,000 Mongolen und Tataren einander gegenüber standen, die Sage hat aber wohl die Zahl der Truppen und der Todten übertrieben, wie es gewöhnlich geschieht, wenn eine große Entscheidung erfolgt. Damals hatte das Großfürstenthum Moskau begonnen seine Oberherrschaft über die andern Fürstenthümer zu begründen, und dem Geiste Dimitri's gelang es, fast alle russischen Fürsten zum Kampf gegen das verhaßte Joch der Tataren aufzuregen. Die goldene Horde, durch innere Uneinigkeiten schon etwas geschwächt, doch noch keineswegs gebrochen, hatte mit dem litthauischen Großfürsten Jagello einen Bund gegen Moskau geschlossen, und es handelte sich also um die Vernichtung des zwischen beiden aufstrebenden moskowitischen Großfürstenthums. Unter diesen gefahrvollen Verhältnissen wagte Dimitri, der von dieser in der Nähe des Don geschlagenen Schlacht den Beinamen Donskoi erhielt, den Kampf; die Tataren unterlagen, und wenn gleich das Joch noch nicht ganz gebrochen wurde, so war es doch der erste große bewaffnete Widerstand gegen die Tataren, und darum hat sich das Andenken an diese Schlacht im Volke erhalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 254. 23 October 1850.

Die Finanzen des Nizam von Heiderabad.

Was kann das Budget eines Staats, der unter englischer Hoheit steht, ein von Engländern befehligtes Heer in seinem Innern hat, und nicht einmal troz seiner Größe auf Indiens Verhältnisse, geschweige auf die allgemeineren Asiens einen Einfluß ausüben kann, noch für eine Bedeutung haben? Und doch ist es so. Der Nizam — ein arabischer Titel für einen Gouverneur höhern Rangs — ist ein Nachfolger der von den Mogolkaisern eingesezten Generalgouverneure von Dekkan, die mit dem Sinken der Macht der Mogolkaiser in Nordindien nothwendig immer unabhängiger und allmählich erblich wurden. Heiderabad ist durch den Siz dieser Generalgouverneure der Mittelpunkt des Islam und des islamitischen Adels in dem sonst wesentlich indischen Dekkan geworden. Dorthin strömt, was von islamitischem Adel in diesem Theil Indiens noch übrig ist, um Ehrenstellen am Hofe und eine gleichgesinnte Gesellschaft zu suchen. Dahin wenden sich auch die Miethlinge, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, ihre Waffen dem oder jenem Fürsten gegen Sold zu leihen, und diese Miethlinge bestehen in der Mehrzahl aus zwei von Natur sehr widerborstigen Classen, aus Rohillas, d. h. indischen Afghanen aus Rohilcund, und Arabern, meistens aus dem südlichen Arabien, die auf Abenteuer ausziehen, und entweder mit dem erworbenen Geld heimkehren, oder, wenn ihnen der Waffendienst nicht mehr zusagt, irgend ein Geschäft in dem Lande selbst anfangen. Löst sich nun der Staat des Nizam auf, so weiß die englische Regierung vorerst nicht, was sie mit den Condottieris anfangen soll, und da beide, Araber wie Rohillas, den Engländern nichts weniger als geneigt sind, so wird ein sehr gefährliches Element in eine großentheils ohnehin nicht freundliche Bevölkerung geworfen, und die islamitischen Großen, immer noch durch ihr Besitzthum bedeutend, sind auf einmal aus ihrer gewohnten Lage gerückt, ihr bisheriger Vereinigungspunkt schwindet unter ihren Füßen, und bei den fast mittelalterlichen Verhältnissen könnten die Engländer leicht, statt eines unzufriedenen, aber jezt unter ihrer directen Aufsicht stehenden Corps eine Menge einzelner durch das Aufhören ihrer bisherigen Vortheile erbitterten Trupps gegen sich haben, was zu einem langwierigen und kostspieligen Partisankrieg führen müßte.[1] Das sind, abgesehen von dem Vertrage, der die Engländer bindet, den Nizam in dem Besiz seines Staats und seiner Einkünfte durch Anwendung von Waffengewalt gegen innere, wie äußere Feinde zu schützen, die Hauptsächlichsten Gründe, welche die Engländer abhalten den Nizam zu pensioniren und den Staat unter eigene Verwaltung zu nehmen, worauf schon oft angedrungen worden ist. Es fragt sich aber, wie lange ein solches Ereigniß noch hinauszuschieben ist.

Der Nizam, durch die Engländer tractatmäßig gegen innere und äußere Feinde geschüzt, führte, wie alle andern indischen Fürsten in gleicher Lage, ein sehr schlechtes Regiment, bis vor 6 oder 7 Jahren aber hatte er noch einen Finanzminister (Defterdar), einen Hindu, Namens Tschandu Lall, der durch Klugheit und Einsicht, wohl auch nach dem Grundsaz: après moi le déluge, die Sache noch zusammenhielt, und troz wiederholter Zänkereien mit seinem mohammedanischen Herrn factisch unabsezbar, weil unersezlich war. Mit seinem Tode kam nun die Unordnung vollends zum Ausbruch, und wir finden jezt im Friend of India (s. Indian News vom 24 Sept.) eine wie es scheint auf officielle Zahlen gegründete Darlegung des Finanzzustandes, den wir in wenig Worten charakterisiren können. Die Haushaltung des Nizam kostet 28 Laks Rupien, die Verwaltung fast 18, das von Engländern befehligte Corps 40, und die eigenen Truppen des Nizam 64 Laks zusammen 150 Laks oder 15 Mill. Pf. St.; die Einkünfte betragen nicht ganz 123 Laks, also Deficit 27 Laks. Daß der Nizam und die Engländer nicht verkürzt seyn wollen, versteht sich von selbst, die Verwaltung weiß sich ohnehin im voraus bezahlt zu machen; an den Truppen des Nizam also, die fortwährend mit ihrem Sold im Rückstand sind, geht die Sache aus. Die Folgen sind Aufstände einzelner Truppenkörper, bis sie den Sold wieder erpreßt haben, ein Zustand, der seit Jahren chronisch geworden ist, und eine Aussaugung des Volks, die, da an Aufstand kaum zu denken ist, eine immer steigende Verarmung des Landes und daher ein immer größeres Schwinden der Hülfsquellen zur Folge hat. Die Sachlage ist also, wie verwickelt sie auch vielfach von den angloindischen Blättern dargestellt wird, höchst einfach. Das zunächst hebbare Uebel liegt in der eigenen Armee des Nizam, aber gerade hiemit stößt man auf die obenerwähnten politisch sehr bedeutenden Bedenken der Engländer, Bedenken, welche in ganz gleichem Grade auch von Audh gelten, welcher Staat in keinen bessern Verhältnissen, als der des Nizam ist, und wo Plünderung der Steuerpächter durch die Regierung, und Plün-

[1] Bei der merkwürdigen Geschichte von Karnal, wo ein kleiner indischer Häuptling sich auflehnte, und man in seinem lange hartnäckig vertheidigten Schloß Kriegsvorräthe für 100,000 Mann auf zwei Jahre fand, wurde ein Bruder des Nizam, Afbaleddaulah, von den Engländern verhaftet und auf eine Festung abgeführt, denn er scheint zur Zeit des Zugs nach Afghanistan an der Spitze einer großen, über mehr als die Hälfte des Dekkan ausgebreiteten Verschwörung des moslemitischen und indischen Adels gestanden zu seyn.

Digitized by Google

derung des Volks durch die Steuerpächter an der Tagesordnung sind. Was die Engländer mit diesen Staaten in der nächsten Zeit anfangen werden, steht sehr dahin; jedenfalls wird eine Entscheidung bis zur Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie verschoben bleiben.

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Fortsetzung.)

Wegen des Bodens, auf dem man sie gewöhnlich trifft, sind sie schwer niederzureiten, und man erlegt sie gewöhnlich, indem man sie anschleicht; findet man sie aber auf flachem Boden, so ist es nicht schwer sie niederzureiten, denn ihre Schnelligkeit und Ausdauer ist weit geringer als die des Oryx. Ich hätte das Thier stundenlang betrachten können, aber die Dunkelheit trat ein, somit sattelten wir unsere Pferde ab, banden sie fest, und fingen an den Kopf loszutrennen und das Thier abzustreifen. Das Fell des Kudu ist zwar dünn, aber sehr zäh, und deßhalb besonders geschätzt; es bildete für diese Nacht meine Matratze, der Sattel mein Kissen, und ohne Nachtessen legte ich mich nieder, ohne eine andere Bedeckung, als ein altes Hemd und Lederhosen. Die Aufregung der Jagd ließ mich lange nicht schlafen, und als ich endlich die Augen schloß, träumte ich, wir seyen von einer Schaar Löwen umgeben, erwachte mit einem lauten Schrei und weckte meine Leute und Pferde. — Am 26sten brach ich früh am Tage auf, und setzte meine Jagd fort, sah aber keine Spur von diesen Antilopen mehr.

Am Morgen des 30sten ließ ich einspannen, fuhr einige Meilen weiter hinauf am Norduser des Vaal, und lagerte endlich an der Einmündung des Rietflusses. Der Fluß ist hier sehr schön, etwa 450 Fuß breit mit sanft abfallenden Ufern, die mit schattigen Immergrünbüschen bewachsen und mit hohen Binsen eingesäumt waren, ein unwandelbares Vorzeichen einer ruhelosen Nacht, da eine bösartige Muskitoart stets in der Nähe von Binsen sich in Menge findet. Hier verlor ich Cobus und Jakob, meine zwei hottentottischen Nachreiter. Als ich von einer Jagd auf Trappen nach meinen Wagen zurückkehrte, und mein Frühstück bereit zu finden hoffte, entdeckte ich beide Bursche, die es hätten in Bereitschaft setzen sollen, ruhig unter einem Mimosabusch liegen und ihre kurzen Thonpfeifen rauchen. Da ich weit von aller richterlichen Gewalt entfernt war, glaubte ich eine kleine Züchtigung möchte heilsam seyn, diese aber brachte die beiden hochmüthigen Bursche so auf, daß sie die Zeit, während ich badete, benützten, um sich zu entfernen. Ich glaubte anfangs, sich hätten sich bloß ins Gebüsche entfernt und würden bald zurückkommen, ich sah sie aber erst nach mehrern Monaten zu Colesberg wieder, wohin sie mit Hülfe der Bastaarden, durch deren Land sie zogen, gekommen waren. Cobus, obwohl als Reitknecht vortrefflich, war ein Unheilstifter, und ich erfuhr von meinen andern Leuten, daß er es war, der Jakob beredet hatte mich zu verlassen.

Der folgende Tag war herrlich kühl und der Himmel überzogen. Ich ritt aus mit Carollus, dem Mozambique-Neger, der aber zum raschen Reiten viel zu plump war, und dem kleinen Buschmann, der zwar unter den Boeren reiten gelernt, aber doch einen schlechten Sitz hatte, und auf unebenem Boden nie sein Pferd so antrieb, daß er eine Antilope erreichen konnte. Nachdem ich das Land auf eine bedeutende Strecke umher untersucht hatte, beschloß ich umzukehren, da der Himmel immer dunkler wurde, und ein fernes Gewitter drohte; bald drehte sich aber der Wind von Norden nach Süden, in weniger als einer halben Stunde kam der Regen in Strömen herab, und der kalte Wind schlug ihn mir gerade ins Gesicht. Die Donnerschläge waren furchtbar, und die gezackten Blitze zuckten um mich her, daß die Helle mir in den Augen schmerzte. Wir ritten indeß rasch fort, und kamen in ein Dickicht von Dornbüschen, wo wir plötzlich eine sehr große graue Antilope stehen sahen. Carollus gab mir schnell meine kleine Büchse, die in ihrer wasserdichten Hülle gegen den strömenden Regen gesichert gewesen war, aber die Antilope, ein prächtiges Männchen mit großen, krumm gebogenen breiten Hörnern nahm die Flucht und fort gings durch die Büsche. In wenigen Minuten waren meine Beine unter dem Knie eine Masse von Blut, und mein Hemd flog in Fetzen von meinem Rücken. Der alte Bock kam auf dem harten steinigen Boden etwas voraus, sobald wir aber auf bessern Grund gekommen waren, brachten wir ihn nach einem heftigen Ritt an einer Anhöhe zum Stehen. Er sah mich mit glühenden Augen und gierig an, als wolle er auf mich losstürzen, aber ich sandte ihm eine Kugel durch die Schulter die ihn bald zu Boden brachte, worauf ich ihn durch einen zweiten Schuß tödtete. In der ganzen Zeit hatte das Gewitter zu toben nicht aufgehört, und ich fror nun entsetzlich; meine ganze Bekleidung bestand nun in meinen Schuhen und bis zum Knie reichenden Lederhosen. Dennoch konnte ich nicht umhin, die seltene Antilope, die ich jahrelang zu sehen gewünscht hatte, zu beobachten: es war ein prächtiges Exemplar, die Hörner ausnehmend rauh und mit schönen Knoten versehen. Meine Leute hatten mich in der Hitze der Jagd verloren, kamen aber jetzt heran. Ich hatte inzwischen den Kopf abgeschnitten ritt rasch nach meinem Lager und ließ am folgenden Morgen, dem 1 Februar, die Leiche der Antilope heimbringen; seltsam genug, war sie völlig erhalten, und weder Geyer noch Hyänen hatten sie angegriffen.

Mein Mehlvorrath ging nun zu Ende, und da das Land, in dem ich mich befand, wegen der im Februar, März und April herrschenden Pferdekrankheit gefährlich war, so beschloß ich über den Vaalfluß zurückzugehen, und ins Land der Bleßböcke einzudringen, eine große, schöne violettfarbige Antilope, welche zugleich mit schwarzen Wildebeests und Springböcken in zahllosen Tausenden auf den ungeheuren grünen, mit kurzem saurem Gras bewachsenen Ebenen sich findet, die etwa 150 Meilen östlich von meinem jetzigen Standpunkt lagen. Mein Zweck war bis zum Anfang Aprils in diesen Gegenden zu jagen, wo dann die gefährlichste Zeit der Pferdekrankheit vorüber seyn würde, hierauf aber Colesberg zu besuchen, und dort die bereits gemachten naturwissenschaftlichen Sammlungen niederzulegen, mich mit neuen Vorräthen zu versehen, und dann tiefer ins Innere einzudringen, um Rhinocerosse, Elephanten, Büffel, Giraffen u. dgl. zu jagen. Am Abend des 3 Februar spannten wir ein, und zogen zurück nach der Furt, die wir in der Dunkelheit erreichten; ich zog in der Nacht hinüber und lagerte auf dem entgegengesetzten Ufer. Am Morgen ging ich nach einem kleinen Lager von Griquas, in der Hoffnung dort etwas Korn zu bekommen, unser Marsch war aber sehr beschwerlich, da er durch ein Sandland ging, das hie und da mit sehr malerisch aussehenden, alten Kameldornbäumen geschmückt war. Ich fand in diesen Griquas sehr ungestüme Bettler, die sich um meinen Wagen drängten, und mir Kaffee, Thee, Tabak, Schießpulver u. dgl. abverlangten. Einige derselben verabredeten sich

Digitized by Google

mir den jungen Buschmann zu entreißen, gaben aber den Gedanken auf, als ich sie mit der Rache der Regierung bedrohte. Nachdem ich acht Maaß Weizen von einem der Griquas gekauft, zog ich weiter zu der schon genannten Stinkquelle. Am folgenden Morgen fand ich an derselben die Namaqua-Rebhühner, deren es hier drei Varietäten gibt, in großer Anzahl; sie sind so weit ich in Südafrika vordrang, in allen sandigen Strichen sehr zahlreich, und ich entdeckte ohne Hülfe der Eingebornen die Quellen in der Wüste, wenn ich Morgens und Abends den Flug dieser Vögel betrachtete. Sie stoßen im Fliegen wiederholt einen sanften melodischen Ton aus.

Am Vormittag sah ich den Fuß einer langgezogenen Hügelkette gegen Norden meilenweit verdeckt, wie durch dicke Wolken oder Nebel, und diese Wolken zogen in der Richtung gegen Süden langsam heran. Es war ein Heuschreckenschwarm, eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die ein Reisender sehen kann; wenn sie in großen Massen niedersinken, gleichen sie einem Schneefall. Der Lärm, den ihre Flügel verursachen, mahnt an das Rauschen des Windes in den Blättern des Waldes. Nachmittags jagte ich in einer Bergkette westlich von der Salzpfanne und besuchte am Abend die Hütte des alten Buschmanns, den ich mit einer ganzen Schaar Enkelkinder zu Hause fand. Ich legte mich unter einem alten Mimosabaum in der Nähe zum Schlafen nieder, um Mitternacht aber, da der Wind vom südlichen Ocean her zu wehen anfing, und ich nichts als mein Hemd zur Decke hatte, fühlte ich eine durchdringende Kälte. An Schlaf war nicht mehr zu denken, und ich war sehr froh, als ich das den Tag ankündigende Zwitschern der Sperlinge vernahm. Trotz dem, daß ich mich oft Nachts der Witterung aussetzte, war meine Gesundheit immer vortrefflich, ich fühlte, obwohl ich das Tragen von Flanell aufgegeben hatte, nicht ein Zucken von Rheumatismus, woran ich in Indien viel gelitten hatte; ich kann deßhalb dieß Land denen, die an dieser fatalen Krankheit leiden, zuversichtlich empfehlen. Verkältungen, Husten und Heiserkeit kommen selten vor, und Aerzte, auf deren Urtheil ich mich verlassen kann, sagten mir, daß die Gränzdistricte der Colonie, und noch mehr das Land gegen Norden für Personen, die an der Lunge leiden, das schönste Klima von der Welt böten. Manchmal fühlte ich mich, wenn ich mein Lager wieder erreichte, sehr einsam, und gerne hätte ich an meinem Lagerfeuer die Abenteuer und Vorfälle des Tages mit einem Gefährten durchgesprochen, im allgemeinen aber war ich, wenn die Jagd gut war, in vortrefflicher Stimmung.

Als ich meinen Wagen erreicht hatte, frühstückte ich, ließ dann einspannen und zog ostwärts längs einer sehr selten betretenen alten Wagenspur, die nach einer kleinen Quelle in einer breiten Senkung mitten in einem weiten offenen undulirenden Landstrich führt. Hier hatte das ganze Land einen weichen sandigen Charakter, und war gänzlich unbewohnt; die Ebenen waren mit langem rauhem Heidekraut und andern niedrigen Stauden, untermischt mit süßem Gras bedeckt. Hügelketten von ziemlicher Höhe und bedeutender Ausdehnung durchschneiden die Ebenen und beschränkten auf allen Seiten die Aussicht. Alte Wälder von malerischen ehrwürdigen Mimosabäumen, untermischt mit hohen, graublätterigen Büschen dehnten sich längs dem Fuße dieser Ketten aus. Wir erreichten die kleine Quelle in der Dunkelheit, nachdem wir vorher durch eine Salzpfanne gekommen, aus der wir uns mit Salz versorgten.

Am nächsten Tage, als wir über die Ebene zogen, kamen uns zwei Boeren nachgeritten, in denen mein junger Buschmann alte Bekannte, darunter einen Bruder seines ehemaligen Herrn, erkannte; bald kamen sie zu mir heran, und forderten den jungen Buschmann heraus, was ich entschieden abschlug. Sie ritten verdrießlich wieder fort, und erklärten, die Sache sey damit noch nicht entschieden. Mein Buschmann war, wie man sich denken kann, über ihre Abfertigung nicht wenig erfreut. Ich setzte meine Jagd fast 14 Tage lang fort, und erst am 23 Febr. langte ich am südlichen Ufer des Rietflusses an, längs welchem, oberhalb und unterhalb meines Lagers, mehrere Familien nomadischer Boeren mit Zelten und Wagen sich aufhielten. Fünf derselben kamen zu mir, tranken Kaffee mit mir, und belustigten sich sehr an der Erzählung meiner Jagdabenteuer, die ich ihnen in gebrochenem Holländisch machen konnte, denn da ich seit geraumer Zeit keine andere Sprache mehr gehört hatte, so machte ich täglich mehr Fortschritte darin. Als sie erfuhren, daß ich noch keiner Bleßbockjagd beigewohnt hätte, sagten sie mir, ich würde gewiß großes Vergnügen daran finden, der Landstrich, in welchem die Thiere in großer Menge sich fänden, liege etwa vier Märsche weit in nordöstlicher Richtung; dort würde ich sie in zahllosen Heerden zugleich mit schwarzen Wildebeests, Springböcken und anderem Wild finden. Der Bleßbock gleicht in seinen Gewohnheiten dem Springbock, ist aber viel größer, so groß wie ein englischer Damhirsch; er ist eine ächte Antilope, und alle Bewegungen und Schritte haben die Zierlichkeit, welche diese Art Thiere auszeichnet. Sein Fell ist schön gezeichnet mit allen Schattirungen von Purpur, violett und braun; sein Bauch ist vom reinsten Weiß und ein breiter weißer Streif geht von der Stirn über das Gesicht herab. Bleßböcke unterscheiden sich von den Springböcken durch die Art, wie sie gerade dem Wind entgegen durch die Ebene fliehen, und zwar mit den Nasen hart am Boden. Den größten Theil des Jahres durch sind sie sehr schlau, namentlich wenn sie Junge haben. Wird in dieser Jahreszeit eine Heerde aufgejagt, so folgen alle andern in der Flucht, die Bewegung erstreckt sich meilenweit, und man kann oft einen endlosen Strom von Bleßböcken eine Stunde lang, so weit das Auge reicht, den Boden bedecken sehen. Die Springböcke, welche in gleicher Zahl denselben Grund besuchen, haben nicht eine gleich entschiedene Richtung in ihrer Flucht, sondern fliehen nach allen Seiten hin, wobei sie das lange weiße Haar auf dem Rücken fliegen lassen, oder sie wandern sorglos dem Jäger aus dem Weg, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, als seyen sie sich ihrer unvergleichlichen Schnelligkeit bewußt.

(Schluß folgt.)

Der Fittre-See.

Die Karten führen bekanntlich ostwärts vom Tschadsee einen See mit Namen Fittre auf, der im Lande Wadai liegt. Fresnel hat mehrfach, zuletzt im Bulletin de la Soc. de geogr. (Febr.-März und Junius 1850) Nachrichten über dieß für die physische Geographie Afrika's wichtige Land zusammengestellt, und wir heben einige Notizen über den Fittre-See aus, der, wie das Land Wadai, nordwestlich von Darfur, also wahrscheinlich auch nordöstlich, und nicht östlich vom Tschadsee — wie die Karten angeben — liegt. Es heißt daselbst: „das schwierigste Capitel der Geographie von Wadai liegt unbestreitbar in der Vertheilung und namentlichen Nachweisung der Gewässer, die einen Theil des Jahres diese weite Region als heftige Ströme durchziehen, von denen aber nach einigen Monaten nur Tausende von Seen oder Teichen zurückbleiben, die selbst wieder vor dem Ende der trockenen Jahreszeit verschwinden. Man weiß gewiß, daß die allgemeine Neigung aller dieser Wasserläufe gegen Westen ist, und daß keiner direct bis zum See Tschad gelangt. Der Batha läuft in der Regenzeit in den Fittre-See. Ein

Digitized by Google

gewisser Mißreh oder Mißri, ein Pilger oder Karawanenreisender [1] (den Major Laing und nach ihm Allan nennt), versicherte, er habe die Reise um den See gemacht, und keinen Ausfluß wahrgenommen, dagegen empfange der See einen großen Strom, der an der Mündung 400 Yards Breite hat." Eine andere Nachricht spricht von dem Batha als einem kleinen Fluß, was nur auf eine andere Jahreszeit deutet. Aus dem Umstand, daß die Flüsse in der nassen Jahreszeit sehr reißend sind, aber keiner den Tschad erreicht, scheint hervorzugehen, daß zwischen Wadai und Darfur der große Abfall des Landes stattfindet, und zwischen dem Gebirge auf dem Ostufer des Niger und dem Abfall westwärts von Darfur die große sehr flache Senkung liegt, in der wahrscheinlich eine ziemlich große Anzahl Seen, wenn auch von bedeutend geringerem Umfang als der Tschad und Fittre sich finden.

Chronik der Reisen.

Reise von Akaba bis zum Berg des Aaron durch die Wüste von Arabah.

(Fortsetzung.)

Aid trug einen rothen mit grünem Zeuge gefütterten Merinomantel, sonst war er den andern gleich, mit gewöhnlichem Hemd und einfachen Sandalen. Sein Antlitz war dunkelbraun und in seinem funkelnden, stechenden Auge malte sich die größte Gutmüthigkeit, der sprühendste Zorn, die schlaueste Berechnung und die verwegenste Kühnheit. Er war arm, und hatte nur ein Thier, das er zur Schlacht, wie zur Reise ritt, und doch beherrschte er die wildtobende Menge mit absoluter Gewalt, er sprach wenig, doch nur sehr gewichtige Worte, das hörte die Menge und gehorchte ihm dann. Unruhiger und unbeständiger war dagegen Mohammed, ein Sohn Husseins. Seinem stürmischen Sinn sollte die ruhige Ueberlegung des Aid die passenden Zügel anlegen. Aid kannte jeden Strauch, jeden Riß in den Gebirgsvorläufern; wir mußten dicht beim Gebiet der Beni-Sachr vorbei. Aid's weit spähendes Auge sollte uns vor dem Feinde schützen und den Zusammenstoß vermeiden, doch kam es zur Schlacht, dann sollte Mohammed dem Aid zur Seite stehen. Gegen Abend verließ uns Hussein, und als er auf seiner Stute davonritt und sein funkelndes Gewand noch im Dunkeln sichtbar war, wurde ich unwillkürlich an die alten Wüstenhelden erinnert, deren Bild uns in den alten arabischen Gesängen vorgeführt wird. [2] Ruhig zogen wir am andern Morgen den wüsten Pfad fort; einige Staubwolken, die unter den Füßen der Dromedare nachtrieben, nicht achtend.

Zwar schaute Aid sich ängstlich um, und ermahnte uns den Zug zusammenzuhalten, doch war dieß nicht möglich, da ihre verhungerten Magen sie an jedem Gesträuch fesselten. Plötzlich erhob sich der Wind mit Gewalt, die hoch aufgetriebenen Staubwolken hüllten uns so dicht ein, daß wir nicht mehr den Nebenreiter sehen konnten. Himmel und Sonne waren nicht mehr sichtbar, ein Augenblick genügte uns fast unserer Sinne zu berauben, und alle Bilder eines Sandsturmes traten uns mit gräßlichen Farben vor die Augen. Mein unwilliges Thier fiel nieder, und ehe ich es durch Schlagen und Stoßen wieder auftreiben konnte, befand ich mich allein in den gräßlichen Sandwolken, ohne einen Tropfen Wasser oder einen Bissen Brod. Wie die Gefährten wiederfinden, da man nicht ein Paar Schritte sehen konnte? Alle Sinne stumpften sich ab, Auge, Ohr, Nase, Mund, alles füllte sich mit dem gräßlichen feinen Sandstaub.

In dieser peinlichen Lage galt es alle Geisteskraft aufzubieten, die ruhige Ueberlegung zu behalten; mit Stoßen und Schlagen trieb ich das Thier der Richtung rasch nach, wo ich die Gefährten wähnte: nach etwa 10 Minuten glaubte ich ihnen nahe seyn zu müssen, ich feuerte ein Pistol ab, aber der Schuß blieb ohne Antwort, ich mußte vorbeigeeilt seyn und schlug eine Querrichtung ein, wieder vergingen einige peinliche Minuten, ich schoß, doch blieb der Schuß wieder unbeantwortet. Noch einmal mußte ich die Sandmeerenge kreuzen; noch einen Schuß hatte ich, fehlte auch dieser, so hatte ich kein Mittel die Gefährten wieder zu finden. Zitternd schoß ich die Flinte ab und lauschte, da erhielt ich dumpf eine Antwort; Aid war hinter der Karawane zurückgeblieben, er hatte mein Zurückbleiben gemerkt, fand mich wieder, und mit herzlicher Freude begrüßte er mich: „die Wüste hat schon manchen begraben, doch der Tag deiner Bestimmung ist noch nicht gekommen."

Durch Schießen und scharfe Ortskenntniß sammelte Aid jetzt die Karawane, es wurde hinter einem starken Busch ein kleines Zelt aufgeschlagen, hier setzten wir uns nieder, von fünf zu fünf Minuten aufstehend, um nicht lebendig begraben zu werden. Es war dieß freilich kein Sandsturm, sondern nur ein Sandtreiben, dennoch waren unsere Aussichten gerade keine frohen; dauerte das Treiben an, so mußten wir auf alle Weise nach Akaba zurück, aber wie den stürmenden Sandwolken entgegenreiten? Glücklicherweise legte sich der Wind gegen Abend, und wir konnten uns einigermaßen von dem unfreiwilligen Sandbad reinigen. Aid's Benehmen hatte mir sehr gefallen, er hatte sich selbst nicht geschont mich zu retten, und hatte mit großer Ueberlegung die zerstreute Karawane wieder zusammengebracht. Ich saß freundlich bei ihm nieder, er theilte gastfrei seinen Bissen frischgebackenes Brod mit mir, er nahm von mir dagegen Tabak und Kaffee an. Wo sind eure Zelte aufgeschlagen? fragte ich; „in den Bergen," war seine Antwort. Aber warum wohnt ihr nicht in der Ebene? der Löwe schlummert nur in der Gebirgshöhle, wenn er auch der Wüstenkönig ist. Gehört denn nicht den Beni-Sachr die Wüste?" Nein! erwiederte er, sie können sie nicht mit ihren Pferden beherrschen. Doch die Hufe der Pferde sind schneller als eure Dromedare? Das wohl, doch wir wachen auf den Bergen! kommen sie in die Ebene, so stürzen wir uns auf sie und in der Wüste verrinnt ihr Blut. Wollt ihr euch denn nie versöhnen? Des Bluts zwischen uns ist viel, jedes Haus hat Söhne zu fordern! Und besser ist der Tod durchs Schwert als durch Hunger. [1] Wie lange bekriegt ihr euch? Wir erbten die Fehde von unseren Vätern! So ist die Wüste an sich nicht schrecklich genug, des Menschen Wuth muß sie noch gräßlicher machen. Doch, fuhr ich fort, ihr habt Heerden um Milch und Fleisch zu besitzen, aber wer gibt euch Mehl zum Brod und Kleidung für den Körper? Wir schützen die Hadsch-Karawanen, die frommen Pilger müssen uns Brod und Kleidung geben, daß wir das Leben ihnen erhalten, auch verkaufen wir Vieh nach Akaba und mancher Fellah muß Korn uns geben, daß wir ihm nicht die Saat vertilgen.

(Fortsetzung folgt.)

Religiöse Unruhen in Persien haben gegenwärtig eine besondere Bedeutung, da man annimmt, daß Rußland mit der Geistlichkeit in sehr gutem Einvernehmen stehe. Die Regierung hat sich nun in einen Kampf mit der Geistlichkeit eingelassen, der von wichtigen Folgen seyn kann. Im Julius ließ sie den Scheich el Islam von Azerbeidschan nebst seinen Sohn verhaften, und nach Teheran führen. Ein neuer Prophet, der Verkünder des vor dem Ende der Welt erscheinenden Mohammed Mehdi, des 12ten und letzten Imams, Namens Bab, wurde kürzlich hingerichtet, aber die Zahl seiner Anhänger mehrt sich und soll auf 50,000 angewachsen seyn. Das Dorf Zendschan, das ihren festen Platz bildet und 8000 Einwohner zählt, hielt noch im Julius eine seit drei Monaten andauernde Belagerung durch fünf wohl disciplinirte Regimenter aus, welche kürzlich durch einen Ausfall 200 Mann verloren. Die Einwohner sollen sich mit Kriegs- und Mundvorräthen auf zwei Jahre versorgt haben. (Indian News. 24 September.)

[1] An einer andern Stelle wird dieß Wort durch Dschellab erklärt, was bekanntlich einen Sklavenhändler bedeutet, Mißrieh ist wahrscheinlich kein Name, sondern ein Appellativum, und bedeutet der „Aegyptier." A. d. U.

[2] cf. z. B. Hamasa, übersetzt v. Rückert I. 300.
Auf dem Schrecken ritt er einsam, kein Gefährt
Ihm zur Seit, als schartenvoll allein ein Schwert.

[1] Diese Bemerkung ist leider nur zu richtig. Bei der Agricultur gibt die gütige Erde mit den Fortschritten der Civilisation und der Population auch reichere Gaben, die der Anzahl ihrer Bewohner entsprechen. Wenn aber ein Volk als Nomaden einherzieht ohne feste Wohnsitze, darf die Population nie zunehmen. Auch die Wüste lehrt den national-ökonomischen Grundsatz des Adam Smith, daß die Arbeit den Werth des Bodens bestimmt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 255. 24 October 1850.

Jagdzüge in Südafrika.

2. Abreise von Colesberg. — Jagden. — Buschmänner. — Griquas. — Der Rietfluß. — Boerenlager. — Rückkehr nach Colesberg.

(Schluß.)

Am Nachmittag setzte ich meine Reise gegen Osten fort, erreichte am dritten Tag den Rietfluß unterhalb eines sehr malerischen Wasserfalls, und kam, immer am Norduser hinaufziehend, gegen Abend an das Gehöfte eines gesprächigen Boers, der mich mit unzähligen Fragen quälte. Am nächsten Tage kam ich zum Gehöfte eines Boeren, Namens Potcheter, der besonders übel gestimmt war gegen die englische Regierung, mich aber doch endlich aufnahm, und da ich politische Gespräche mied, bald freundlicher wurde; mehrere andere Boeren fanden sich bei ihm ein, und von diesen erfuhr ich, daß ein Kampf zwischen den Boeren einer-, und den Bastaarden und Griquas andererseits in Aussicht sey. Den Tag darauf erreichte ich immer in nordöstlicher Richtung fortziehend die Westgränze des von den Blesböcken bewohnten Landstrichs. Dieser war ganz verschieden von denen die ich bisher gesehen: das süße Gras war jetzt sehr spärlich, an seine Stelle trat eine kurze, saure, krause Weide, welche meine Ochsen und Pferde nicht fressen wollten; doch war Futter in geringer Entfernung an den Abhängen der Hügelketten zu finden. Die Ebenen waren fest und hart, zum Reiten vortrefflich geeignet, und kurz abgeweidet von den endlosen Heerden Wilds, das seit undenklichen Zeiten sich hier aufhielt. Obwohl zuweilen von Bergketten durchschnitten, dehnen sich diese Ebenen doch oft auf erstaunliche Strecken aus, ohne daß eine Landmark die endlose Fläche bräche. Wenn die Sonne, was den größten Theil des Jahres hindurch der Fall ist, kräftig scheint, so tanzt eine anhaltende Luftspiegelung über der Ebene, und hemmt den Blick des Jägers selbst auf sehr mäßige Entfernungen. Diese mächtige Strecke dürrer, saurer Weide, die das eigentliche Erbtheil der schwarzen Wildebeests, Springböcke und Blesböcke, namentlich der letztern, ist, nimmt so zu sagen eine Mittelstellung in Südafrika ein; westlich von meinem augenblicklichen Lagerplatz bis ans südatlantische Meer hin finden sich keine Blesböcke, und nordwärts dehnen sie sich nicht über den Molops unter 25° 30′ aus; gegen Süden gibt es noch innerhalb der Colonie einige Heerden, ihr Hauptquartier ist aber im Norden des Oranjeflusses, von wo aus sie sich östlich über alle die ungeheuren Ebenen westlich von den Witbergen verbreiten.

Durch den größern Theil der von den Blesböcken besuchten Ebenen hin sieht man zahlreiche, von den weißen Ameisen aufgeworfene Thonhügel, von zwei bis drei Fuß Höhe, meist 100 bis 300 Schritte auseinander. Diese dienen dem Jäger als Versteck in der sonst ganz offenen Ebene. Ich erfreute mich hier der Jagd um so mehr, als der März begonnen, die Hitze abgenommen hatte, und die Blesböcke eben sehr fett waren. Ich war erstaunt und erfreut über die prächtige Art, wie seine schönen Farben in einander verschmolzen sind. Wie bei den meisten afrikanischen Antilopen hat sein Fell einen sehr starken und angenehmen Duft, wie von Blumen und Kräutern; zwischen seinen Hufen findet gleichfalls ein wohlriechendes Ausschwitzen statt. Ich setzte meine Jagd ohne sonderliche Zwischenfälle fort, bis zum 16ten, wo ich auf eine Weise erschreckt wurde, die ich in meinem Leben nie vergessen werde. Ich hatte mir ein Schießloch graben lassen, in welchem ich mich postirte, aber bald in Schlaf fiel. Bald wirkten seltsame Töne auf meinen Traum ein, ich glaubte mich von Löwen umgeben, und erwachte mit einem lauten Schrei. Mehrere Secunden lang konnte ich mich gar nicht besinnen wo ich sey, bis ich leichte Fußtritte, wie von Wölfen, begleitet von unheimlichen Tönen, rings um mich her vernahm. Als ich den Kopf erhob, sah ich zu meinem Entsetzen auf allen Seiten nichts als wilde Hunde, die um mich knurrten und heulten; zwei Reihen derselben standen mit aufgereckten Ohren und vorgestreckten Hälsen mir entgegen, während andere Truppen derselben an den Resten eines den Tag über von mir angeschossenen Wildebeests zerrten. Als ich die Hunde sah, erwartete ich nichts anderes, als im Augenblick von ihnen zerrissen und verzehrt zu werden. Ich fühlte mein Blut gerinnen, und mein Haar sich sträuben, doch hatte ich Geistesgegenwart genug, um zu erwägen, daß die menschliche Stimme und eine entschlossene Haltung sie schrecken könnte, ich sprang also auf, schritt aus meinem Loche hervor, schwenkte meinen großen Wollteppich mit beiden Händen, und schrie zugleich die wilde Versammlung vor mir mit kräftiger Stimme an. Dieß hatte den gewünschten Erfolg, die Hunde zogen sich auf eine etwas respectvollere Entfernung zurück, und bellten mich an. Nun ergriff ich mein Gewehr und lud, ehe aber dieß geschehen war, hatte sich der ganze Pack entfernt, um nicht zurückzukehren. Kaum waren diese einige Minuten lang fort, als 12 oder 15 große Hyänen sich über das Wildebeest hermachten, und obwohl ich zwei Schüsse nach ihnen abfeuerte, fiel doch keine und sie setzten ihr Mahl fort, ohne auf mich zu achten, so daß lange vor dem Morgen nichts mehr als einige der größern Knochen übrig waren.

Die Nacht des 19ten war für mich eine denkwürdige, da ich in derselben zum erstenmal das Donnergebrüll des Löwen hörte, mit dem ich bald nähere Bekanntschaft machen sollte. Am 22 März ritt ich südwärts nach einem entlegenen Gehöfte, theils

Digitized by Google

um etwas Korn oder Mehl zu kaufen, theils um Nachrichten von dem bevorstehenden Krieg zwischen Boeren und Griquas zu erhalten. Als ich das Gehöfte erreichte, fand ich hier eine große Anzahl Boeren gelagert, die sich zum wechselseitigen Schutze gesammelt hatten. Ihre Zelte und Wagen standen auf allen Seiten umher, und boten ein sehr lebhaftes Bild. Die Boeren benachrichtigten mich, daß alle ihre Landsleute und eben so die Griquas in Lagern zusammengezogen seyen, stellten mir vor, es sey baarer Wahnsinn, so allein in so gefährlicher Zeit herumzuwandern, und luden mich ein, mich unter ihren Schutz zu stellen. Ich dagegen suchte sie zu einer Löwenjagd zu bewegen, was sie ablehnten mit der Bemerkung, daß eine Löwenjagd kein Spiel sey.

Am folgenden Tage ritt ich mit zweien meiner Leute aus, um Blesböcke aufzusuchen. Es war ein kühler Tag mit starkem Ostwind, und wir fanden das Wild ausnehmend scheu; mächtige Heerden rannten vor uns her gegen den Wind, und bedeckten die Ebene mit zahllosen Tausenden. Etwa zwei Meilen nordwärts von dem mit Büschen bedeckten Berge, wo ich den Löwen hatte brüllen hören, fanden wir ein neuerlich erst von einem Löwen getödtetes und halb aufgezehrtes Wildebeestmännchen. Die großen scharf ausgedrückten Fußstapfen waren so frisch, daß sie nur erst einige Minuten zuvor eingedrückt schienen. Uebrigens war nicht ein einziger Geyer in der Nähe des Aases; wir waren deßhalb überzeugt, der Löwe liege irgendwo in der Nähe, und habe sich bei unserm Herankommen verborgen. Wir suchten eine Zeitlang in den benachbarten Niederungen, wo das Gras sehr üppig war, aber umsonst. Das Wild wurde jetzt immer scheuer, zog sich in langen Reihen nach einem andern Distrikt, und ich gab deßhalb die Jagd auf.

Als ich in meinem Lager angekommen war, kam mir auf einmal der Gedanke, Pferde und Leute mit mir zu nehmen, die Nacht in der Nähe des Löwen zuzubringen und denselben am nächsten Morgen aufzusuchen. Während man mir mein Mahl herrichtete, war ich eifrigst beschäftigt, meine drei doppelläufigen Büchsen zu reinigen und zu laden, und ritt nach dem Essen mit Kleinboy und John Stofolus nach meinem seit mehreren Tagen angelegten Schießloch in der Nähe des Vley, nur wenige Meilen von der Stelle, wo wir am Morgen den Löwen zu treffen hofften. Wir machten die drei Pferde an einander fest, da auf Meilen in die Runde kein Baum und kein Busch zu finden war; eine solche Deckung brauchte ich auch nicht, da ich aus den Blicken meiner Hottentotten erkannte, daß sie nicht viel schlafen, sondern scharfe Wache halten würden. Ich brachte eine klägliche Nacht zu: der Wind, der am Tage sehr frisch geweht hatte, sank nach Sonnenuntergang allmählich zu einer Todtenstille herab, die, wie ich nur allzu wohl wußte, den kommenden Sturm verkündete. Wir lagen kaum eine Stunde, als der Himmel westwärts schwarz wie Pech wurde. Plötzlich begannen die heftigsten Blitze zu zucken und folgten, begleitet von furchtbaren Donnerschlägen, rasch aufeinander. Der Wind, welcher den Tag über NO gewesen war, drehte sich, wie in solchen Fällen gewöhnlich, völlig um, und kam aus SW, wo das Gewitter gährte, in wenigen Minuten war es in seiner ganzen Furchtbarkeit da, der Regen goß in Strömen herab, schnell ward die Ebene zum See, und meine Kleider und mein Lager gänzlich durchnäßt. Nach zwei Stunden war das Gewitter vorüber, aber ein leichter Regen fiel bis zum Morgen. Um Mitternacht hörten wir das Gebrüll der Löwen etwa eine halbe Stunde gegen Norden, und etwas vor Tage in der Richtung des Wildebeests, das wir am Tage zuvor zerrissen gefunden hatten. Wir sattelten und ritten nordwärts, anfangs scharf, dann als der Tag graute, langsamer in der Richtung auf das Wildebeest zu, während große Heerden Wild uns auf allen Seiten umgaben, an diesem Tage eben so zahm, als sie den Tag zuvor scheu gewesen waren. Dieß ist gewöhnlich der Fall nach einem Gewitter. Der Morgen war wolkig, Nebeldünste hingen an der Seite der benachbarten Berge, und die Luft war beladen mit balsamischem Duft.

Als wir uns der Leiche näherten, sahen wir mehrere Schakals sich wegstehlen, und einige noch vom Regen wie betäubte Geyer saßen umher, vom Löwen aber war nichts zu sehen. Da ich erfroren und hungrig war, ritt ich in der Richtung meines Lagers zurück, mitten durch Heerden von Wild, die sich kaum außerhalb Schußweite hielten. Plötzlich bemerkte ich eine Menge Geyer etwa 400 Schritt von uns, und neben ihnen stund eine mächtige Löwin, die an einem Blesbock fraß, ferner ein Dutzend Schakale, die ganz gemüthlich mit ihr zehrten. Meine Leute zeigten Lust davon zu jagen, und mit Mühe hielt ich sie zurück, während der Unterredung aber hatte die Löwin uns bemerkt, wandte sich um, und eilte in raschem Laufe nach den Bergen hin. Wir eilten ihr nach, und da ich mein bestes Pferd ritt, so kam ich ihr schnell näher; der Entschluß reifte in mir, sie oder ich müßte unterliegen. Die Löwin war ein großes vollgewachsenes Thier; als sie sah, daß ich ihr näher kam, verfiel sie in einen Trab, und setzte sich endlich, wie ein Hund, auf ihre Hinterbeine. Bald aber sprang sie wieder auf, kehrte sich gegen uns, bewegte den Schweif langsam hin und her, zeigte ihre Zähne und knurrte fürchterlich. Sie starrte mich einen Augenblick an, wie um mich zu schrecken, als ich aber nicht wich, streckte sie ihre gewaltigen Vorderfüße aus und legte sich ins Gras. Wir stiegen alle drei ab, koppelten unsere Pferde, nahmen die Büchsen zur Hand, und setzten Zündhütchen auf. Jetzt begann die Löwin unruhig zu werden, blickte dann um sich, ob sie den Rücken frei habe, und lief hierauf unter einem furchtbaren Geheul gegen uns an. Ich hatte Stofolus meine Büchse gegeben, mit dem Befehl auf die Löwin zu schießen, wenn sie gegen mich springe, doch keinenfalls vor mir zu feuern; Kleinboy stand bereit, mir meine dritte Büchse in die Hand zu geben. Bis jetzt hatten sie sich gehalten, aber ihre Gesichter wurden todtenbleich, und ich überzeugte mich schmerzlich, daß nicht auf sie zu rechnen sey.

Endlich war die Löwin nur noch 80 Schritte von uns, da kniete ich nieder, zielte fest auf ihre Brust und feuerte. Die Kugel klatschte laut an dem braunen Fell an, und verwundete sie in der Schulter, worauf sie mit einem schauerlichen Gebrüll auf uns losstürzte, und mein Pferd mit Zähnen und Klauen furchtbar in der Seite verwundete. In diesem Augenblick krachte das Gewehr in der Hand von Stofolus in die Luft, und Kleinboy, dem ich befohlen hatte, ruhig neben mir stehen zu bleiben, tanzte herum, wie eine Ente beim Sturmwind. Ich blieb zum Glück ruhig, meines Schusses gewiß, muß aber gestehen, daß ich, als die Geschichte vorüber war, fühlte, daß ich in sehr gefährlicher Lage gewesen, ohne einen Freund auf den ich mich verlassen konnte. Als die Löwin gegen das Pferd sprang, trat ich etwas zurück, bereit mit meinem zweiten Laufe die erste günstige Gelegenheit zu benützen; diese erfolgte schnell, denn anscheinend zufrieden mit der Rache an meinem Pferd, wandte die Löwin um, und trabte trotzig wenige Schritte von mir vorüber. In diesem Augenblick schlug ich an, und die Löwin stürzte leblos zu Boden. Im Todeskampf drehte sie sich halb auf den Rücken, streckte Hals und Vorderfüße convulsivisch aus, ließ sie

Digitized by Google

dann sinken, das Unterkiefer fiel kraftlos herab, Blut strömte aus ihrem Mund und sie verendete. In demselben Augenblick, wo ich meinen zweiten Schuß abfeuerte, ließ Stofolus, der kaum wußte ob er lebend oder todt sey, die drei Pferde fortlaufen. Diese rannten wie toll durch die Ebene, worauf er und Kleinboy ihnen nachliefen, und mich allein und unbewaffnet wenige Schritte von der Löwin zurückließen, die sie, ihrem Schrecken nach zu schließen, noch nicht für unschädlich ansahen. So ist es stets mit diesen Burschen und fast mit allen Eingebornen Südafrika's, man kann sich nicht auf sie verlassen; sie werden jeden in der Stunde der Gefahr aufs feigste verlassen, hört man sie aber, wenn sie Abends zusammen mit ihren Cameraden ums Feuer sitzen und ihre Pfeife rauchen, ihre Thaten erzählen, so sollte man sie für die Tapfersten der Tapfern halten. Nachdem wir der Löwin das Fell abgezogen und den Kopf abgeschnitten, zogen wir nach dem Lager, und ehe wir hundert Schritte von der Leiche weg waren, fraßen schon mehr als 60 Geyer an der Löwin, die ihnen so oft anderen Fraß geliefert. Wir führten mein armes Pferd langsam nach den Wagen, wuschen seine Wunden, nähten sie sorgfältig zusammen, und ich befahl dann die Kaltwassercur zu beobachten; unter dieser Behandlung heilten die Wunden rasch, und das Pferd erholte sich völlig. Der Himmel blieb an diesem Tag überzogen, als aber die Schatten der Nacht eintraten, schien der Schrecken sich aller meiner Leute bemächtigt zu haben, denn sie schwuren, der Gemahl der Löwin werde, wenn er ihre Leiche finde, unserer Spur folgen und ihren Tod rächen. Sie weigerten sich deßhalb an den Wagen oder im Zelte zu bleiben, und gingen in ein nahes halb verfallenes Boerenhaus, wo sie in der Küche ein gewaltiges Feuer anzündeten.

Ich setzte meine Jagd fort bis zum 29ten, wo ich es hohe Zeit fand, nach Colesberg zurückzukehren, um meine Sammlungen zu packen und aufzubewahren, meine Vorräthe wieder zu vermehren, und mich im Allgemeinen besser auszurüsten, ehe ich nach dem Elephantenlande in den fernen Wäldern des Innern aufbrach. Die Pferdekrankheit, welche in diesen Gegenden während der Sommermonate herrscht, war aller Wahrscheinlichkeit nach bald vorüber, und somit keine Zeit zu verlieren. Wir brachten alles zum Marsch in Ordnung, und da meine Ochsen in der letzten Zeit wenig Arbeit gehabt hatten, waren sie sehr frisch und zogen meinen Wagen vortrefflich durch den aufgeweichten Boden. Jenseits des Rietflusses trafen wir ein Boerenlager, wo etwa zwölf Familien sich zum gegenseitigen Schutz vereinigt hatten. Diese Leute waren sämmtlich Rebellen und unsere Feinde, da sie in diesem Augenblick mit den Allirten Englands, den Griqua's und Bastaards, im Kampfe lagen. Es war mir nicht recht geheuer, daß ich so gerade durch Feindes Land ziehen sollte, das war aber nicht zu ändern, und so ging ich keck vorwärts. Das Geringste, was ich zu befahren hatte, war eine Durchsuchung und Plünderung meiner Wagen, wenn man sie mir nicht ganz abnahm. Das wäre auch sicherlich geschehen, wenn man mich für einen Engländer gehalten hätte, aber da ich die Kleidung der Bergschotten trug, so überzeugte ich sie leicht, daß ich ein Schotte sey, für welche die Boeren stets eine gewisse Vorliebe hegen. Den Boeren, die ich hier fand, fehlte es an Kaffee, den sie ausnehmend lieben, und da ich glücklicherweise einen ziemlichen Vorrath davon auf meinen Wagen hatte, und nach Colesberg unterwegs war, so verschenkte ich einen Theil davon, und verkaufte den Rest zu billigem Preise, wodurch ich die Geneigtheit aller gewann, indem sie mich für einen „Ghoot Carle" (guten Kerl) erklärten. Mein Abenteuer mit der Löwin setzte sie nicht wenig in Erstaunen. Im Laufe des Abends und der Nacht hielten mehrere Abtheilungen bewaffneter Boeren eine Zeitlang an diesem Lager an, auf dem Wege nach dem Hauptquartier ihrer Truppen, das 40 Meilen weiter gegen Süden lag. Jeder dieser Boeren hatte ein oder mehrere Packpferde, die seine Lebensmittel und seine Munition trugen, und viele hatten Hottentotten oder Buschmänner als Reitknechte bei sich. Die lange Flinte war ihre einzige Waffe.

Am 31 März setzte ich meinen Marsch fort, und am 2 April Abends kam ich nach der Missionsstation Philipolis, dem Hauptort der Bastaarden. Mein Weg hatte mich zwischen den Lagern der streitenden Theile hindurch geführt. Schaaren berittener Boeren durchstreiften das Land in allen Richtungen, plünderten alles was sie fanden, und trieben das Rindvieh und die Pferde der Bastaarden fort. Am Abend des 3ten lagerten wir am Nordufer des Oranjeflusses, und da die Wagen an dieser Stelle nicht übersetzen konnten, so ritt ich voraus und befahl meinen Leuten mit den Wagen nachzukommen. Am 3ten Abends traf ich in Colesberg ein, meine Wagen aber erst am 6ten. Am nächsten Tag packten wir aus, und stellten meine Thierköpfe und andere Jagdtrophäen zur Parade aus, was eine Menge Menschen anzog. Inzwischen trafen Nachrichten ein, welche den Ausmarsch der Truppen nöthig machten, und so meine Freunde mir entführten; ich benützte die Muße zu meinen Vorbereitungen für eine neue Reise.

Das Alterthum Zaras.

(Nach Paton: Islands and Highlands of the Adriatic.)

Die Piazza Marina dieser Stadt enthält Denkmale, welche beweisen, daß Zara lange ehe das Banner von St. Marc über ihre Zinnen wehte, ein bedeutender Platz war. Man sieht hier vor einem hohen Wall, der eine Seite eines unregelmäßigen Vierecks bildet, und ein zierlicher Thorweg durchbricht hier den Wall durch den man den Hafen sieht. Das Thor ist ächt römisch, und der neue Zaratiner bedient sich also noch jetzt desselben Ausgangs nach seinem Trabacolo, der ihn nach Venedig oder Triest führen soll, wie die Römer zur Zeit, wo Jadera die Hauptstadt Liburnia's war. Die Gründung Jadera's oder Zara's soll zehn Jahrhunderte über Chr. Geb. hinaufreichen, uns genügt es aber hier zu wissen, daß es eine blühende römische Colonie und außer dem genannten Thor noch andere Ueberreste einer römischen Stadt hatte. Während des griechischen Kaiserreichs hieß Zara Diodora, und hart am Thor ist ein merkwürdiger Rest aus dieser Zeit, nämlich die Kirche San Grisogono aus dem 9ten Jahrhundert, die älteste der jetzigen Kirchen und darum historisch interessant, leider aber in dem ganz verdorbenen architektonischen Styl jener Zeit gebaut, die Pfeiler schraubenartig verdreht, und die Sculpturen barbarisch, ohne eine Erinnerung an die classischen Friesen, oder eine einzige Andeutung der spätern Zierlichkeit der gothischen Periode.

Chronik der Reisen.

Reise von Akaba bis zum Berg des Aaron durch die Wüste von Arabah.

(Fortsetzung.)

Wir brachen den andern Morgen früh auf, das weite wüste Thal entlang reitend; um 11 Uhr gewahrten wir im Trauerschooß der Wüste einen grünen Grasteppich, der mit Schilf überwachsen und von einigen Datteln überschattet war. Das Wasser dieses Sumpfes ist salzig und brackisch, wogegen eine halbe Stunde nördlich eine Quelle den Kamelen frische Tränke bot. Auch der folgende Tag bot uns dieselbe Wüstenlandschaft, an deren beiden Seiten sich die nebelumschleierten Gebirgsvorsprünge das Auge ermüdend entlang zogen.

Digitized by Google

Um Mittag gewann aber die Gegend einen andern Charakter, höhere Sandhügel mit Gebüsch bewachsen erhoben sich vor unseren Augen. Aid sprang vom Dromedar, und schlich behutsam, tief gebückt fast auf dem Leibe kriechend, verbarg sich im Gebüsch und durchspähte mit seinen Adleraugen die ganze Gegend. Erwartungsvoll verweilten wir einige Minuten am Fuß des Hügels, dann aber winkte Aid und die Karawane nahm ihren ruhigen Fortgang. Es ist hier eine Sandhügelreihe quer durch das Wüstenthal gezogen. Die Beduinen zertheilten sich und machten ihre Luntenflinten zurecht, ich glaubte, es gelte einige Spione aufzufinden, und wollte mit meiner Flinte meine Pflicht thun. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich einige, mir aus der Heimath wohlbekannte Waldbewohner hinter den Gebüschen hervorspringen sah, ein Geschrei, idhrib el' arnab, schieße den Hasen, machte mir alles klar. Als unschuldiger Sonntagsjäger war ich so erstaunt über das Wiederfinden meiner Landsleute, daß ich den Schuß versäumte und deßhalb von den Beduinen höchlichst ausgelacht wurde. Sie baten mich ganz höflich ihnen mein Pulver und Blei zu überlassen. „Wir Franken schießen so unschuldige Thiere nicht, Hyänen, Löwen oder Feinde sind unser Ziel.“ Ah, wir wissen, ihr seyd Helden, sprachen sie noch zweifelhaft. O, ja, erwiederte ich, wenn wir uns einmal schlagen, ist's nicht solche erbärmliche Rauferei, 10,000 müssen erst das Schlachtfeld decken, ehe wir aufhören. Gott behüte, antworteten sie, dann gibts ja nachher keine Menschen mehr.

Die Gegend blieb auch am folgendem Tage ihrem Charakter getreu, nur bisweilen erhob sich ein kegelförmiger Berg, den Aid vorsichtig bestieg und mit seinen Augen herumspähte. Gegen Mittag bogen wir in W. Ghurundel ein, welches eine schöne grüne Fläche bot, mit einer Quelle uns zu tränken. Als wir von da etwa eine Stunde geritten waren, schaute Aid, der neben mir ritt, weit hinaus. Was gibts? fragte ich ihn. Siehe die Saat, war seine Antwort, und wirklich gewahrte ich in dem hellen Wüstensand einen grünen Bogen. Sollte das wirklich Saat seyn, und der Beduine seine alte Wüstennatur vergessen haben? Wir kamen näher und sahen wirklich, wie die grünen Halme dem Wüstentode trotzend, zwar spärlich, aber in gesunder Frische hervorkeimten, und dazwischen wuchs eine kleine Art Malven. Sehr ergötzt waren die Beduinen, sie wälzten sich wahrhaft vor Freude und waren gar schwer von diesem Orte wegzubringen.

Wie, sagte ich zu Aid, ihr bebaut das Land, befleckt das nicht eure Beduinenehre? Der Hunger zwingt uns, doch ist das die Arbeit der Frauen, die bestellen einige Felder. Aber, fragte ich, erntet ihr immer? Bisweilen, oft verbrennt es der Sonne Gluth oder die Sandwogen der Wüste begraben es, oft zertritt es der Feinde Roß, aber wir lauern auf, und mit Blut düngen sie das Feld fürs nächste Jahr.

Wir bemerkten jetzt in dem weiten Wüstenstreifen ein kleineres Thal, welches sich bald gegen Osten oder Westen die Wüste Araba entlang, schlängelte; die Araber nannten das Thal el Dschib. In der stillen Wüste machten wir Halt, morgen sagte man uns, würden wir den Berg des Aaron sehen. Wirklich deuteten die Araber am anderen Tage gegen NO. und das Auge spähte die östliche Gebirgsmauer entlang, bis in weiter Ferne noch in Nebelschleier gehüllt der Berg des Aaron sich uns zeigte. Mit seinem Wolkenmantel umkleidet, schaute der dunkle Gebirgsherrscher auf die Ebene nieder, und rings herum erschienen als seine Vasallen die Spitzen der mehr niedrigen Gebirgszüge. Als hätten die Erdgeister, welche die Wüste Araba mit der Mauer der Ewigkeit umschlossen, hier in der gewaltigen Kette das Hauptglied geschmiedet, um hier den Felsenthron einzusetzen, vor dem der Gebirgsherrscher gegen Norden und Süden die ewige Todtenwacht halten möge. Der Berg des Aaron beherrscht den Vortrab der Gebirgskämme von Petra, jener bunten Felsenzüge, die den Edomitern zu ihren Felsennestern ihren Schroß darboten; möge es mir erlaubt seyn, während wir noch das Stück der Wüste Araba bis zum Berg des Aaron entlang ziehen, hier einige Betrachtungen einzufügen, welche für die Beurtheilung der Gegend, so wie zur Auffassung des Völkerlebens, welches hier geweilt, von großer Bedeutung sind.

Die Sprachforschung zeigt uns im vorderen Theil Asiens zwei ganz verschiedene Völkerstämme; die Indogermanen leiten den Strom der Bildung von Indien aus, durch Persien, Armenien, nach Griechenland herüber; ihr Charakter zeigt überall die besonnene Ueberlegung des Geistes, jene objective Ruhe der Gedanken.[1] Südlich aber von diesem Völkergürtel wohnten in den weiten Landen Asiens die Semiten vom Tigris bis zur Küste des Mittelmeeres, von Kleinasien an bis wo das indische Meer die südliche Sandlinie der arabischen Wüste begränzt; der Semiter Geschenk ist die Kraft des Gemüths, die große Erregung der Gefühle, die unruhige Subjectivität; ihre Stämme erscheinen meist als Hirten. In diesem weiten Umkreis fesselt aber besonders eine Linie die Betrachtung des Geographen, wie des Sprachforschers. Der große Geograph Ritter hat schon auf den tiefen Einschnitt in die Planetenrinde hingewiesen, welche vom Jordan und todten Meer gebildet wird. Aus dem wild gezackten Libanon strömt die Woge hervor, die, ihres Gebirgsvaters würdig, immerfort mit reißender Kraft gegen Süden eilt. Seine Silberwelle umkränzt sich mit grünen Rändern, aber in geringer Ferne begleiten düstere Berge dieß wilde Strombett. In zwei Seen sammelt der Strom neue Kraft wieder vorwärts zu eilen, bis im todten Meer seine wild stürmende Woge verrinnt.

Todtenbleich spiegelt sich da die Sonne im regungslosen Asphaltmeer wieder, und die weißen Berge von Moab ziehen an seiner Ostseite sich entlang, sie heben ihre schwarzen spitzen Häupter empor noch vom Nebel umschleiert; die halten die fürchterliche Todeswacht der ewigen Vernichtung, sie bilden mit dem todten Meer einen unübersteiglichen Wall gegen jeden Fortschritt gegen Westen. Als semitischer Philolog ziehe ich nun die angefangene Linie weiter. Vom Südende des todten Meeres beginnt der Sandstrom, die Wüste Arabah, der einmal gegebenen Richtung gegen Süden treu bleibend, ein weißer Faden von düsteren Wüstengebirgen rechts und links umgürtet: er treibt die Sandwelle nieder bis zur Bai von Akaba, jetzt scheint die feuchte Schwester den einmal angefangenen Faden tosend weiter zu spinnen, und als tiefer Meereseinschnitt Afrika und Asien zu trennen. Diese gewaltige Linie, die bald grün, bald todtenbleich, bald gelb, bald blau sich entlang zieht, ist ein Räthsel dem Geographen, ein lehrreicher Fingerzeig für den Sprachforscher und Historiker. Wollte die Natur mit allen ihr nur möglichen Mitteln diese Linie bei allen Schwierigkeiten doch behaupten. Wie sonderbar geht diese Linie parallel dem Meeresgestade, nicht unterbrochen wie die Wasserlinie durch die Völkerbrücke von Suez.

Ich hafte mit meinen Studien an dieser Linie, und bezeichne sie als den Faden, auf dem die Lebensgestalten der neueren semitischen Bildung, d. h. die Lebensbilder der Abrahamiten sich aufreihen. In dunkler Vorzeit verließ Abraham sein Vaterland, zwischen den beiden Strömen eine neue Heimath zu suchen. Er, das wahre Vorbild eines Nomaden, ließ den Gedanken an Gott seinen Leitstern seyn in den Steppen, und der Gehorsam gegen den Herrn war der Stab, auf den er sich bei seiner Lebenswanderung stützte. Im südlichen Theil der Gebirgsau Palästina machte er Halt, und bei Hebron findet der Fuß des unstäten Nomaden die ersten paar Spannen festen Besitz in der Grabesstätte für die geliebte Sarah, der Stammmutter Israels. Das war das Land der Verheißung für ihre Kinder, der Jordan sollte die Lebenslinie seyn für ihre Stämme, sie sollten hier Landbebauer seyn und Hirten zugleich; ihr glühendes semitisches Gefühl sollte ihnen bleiben, aber in dem Hinblick durch die objective Wahrheit auf Gott sollte es gereinigt werden. Wenn aber die Nachkommenschaft der Sarah hier an dem obersten Theil jenes Lebensfadens haftete, führt uns die Betrachtung der natürlichen Nachkommenschaft Abrahams an das andere Ende jenes Lebensfadens. Da streckt der Meeresgott einen Arm tief zwischen die Lande, und unwillig, daß er nicht hier wie sonst die unendliche See zu beherrschen hat, peitscht er die Wogen mit seinem Dreizack. (Schluß folgt.)

Neue Wünschelruthe. Es ist nicht uninteressant, daß die Franzosen ganz ernsthaft behaupten, sie hätten eine neue Wünschelruthe entdeckt, die das Daseyn von Geld an verborgenen Orten anzeige. Proben wurden in sehr angesehenen Häusern gemacht. (Athen. 19 October.)

[1] Sie sind meist Ackerbauer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 256. 25 October 1850.

Bemerkungen über die Wanderungen oceanischer Stämme.

Seit W. v. Humboldt die Verwandtschaft der oceanischen Sprachen — wir wissen keinen allgemeinern und bezeichnendern Ausdruck — von Madagascar bis nach der Osterinsel hin außer Zweifel gestellt hat, ist die Forschung mannichfach thätig gewesen, diese Erscheinung zu erklären und in ein gewisses System zu bringen. Wir erachten letzteres als einen ganz falschen Schritt, denn bei der nothwendigen Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse und Hülfsmittel, deren älteste, wenigstens in Bezug auf das eigentliche Polynesien, nicht über 70 bis höchstens 80 Jahre alt sind, ist es durchaus unmöglich zu einem sichern Ergebniß über die ältere Geschichte und Zusammengehörigkeit der Stämme zu kommen. Man muß sich durchaus entschließen im Einzelnen die Bausteine zusammenzutragen, und die Verbindung des Baues einer spätern Zeit zu überlassen. Als ziemlich ausgemacht können wir ansehen, daß eine Negerrace Indien und den Archipel so gut wie Neuholland und Neuguinea besetzt hielt, aber noch können wir nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob die schwarzen Inder sämmtlich zu Einem Stamme gehörten, noch weniger, ob wir sie mit den schwarzen Racen die im Archipel, Neuguinea und Neuholland wohnten, zusammenwerfen dürfen, ja es ist sehr zweifelhaft, ob wir bei der sichtlichen Inferiorität dieser schwarzen Race, welche sie den Einwirkungen der Malayen und weißen Inder in jeder Weise zugänglich machte, je hoffen können, diese Frage linguistisch noch zu lösen; vom physischen Standpunkte aus möchte sie ziemlich schon erwiesen seyn, denn daß diese schwarzen Racen von Indien bis nach Australien hinein unter einander näher, als mit den Malayen oder Nordindiern verwandt sind, leidet ohnehin keinen Zweifel.

Ueber das Verhältniß dieser Negerrace zu der malayischen und polynesischen stellt Lassen [1] seine Ansicht in folgender Weise zusammen: „erwägt man, daß die Verwandtschaft der malayischen und der Südseesprachen eine solche ist, daß sie die Abstammung der sie redenden Völker aus einer gemeinschaftlichen Wurzel voraussetzt, daß die Sprachen der Südsee den reinen ursprünglichen Typus derselben bewahrt haben; daß ferner unter den beiden Hauptclassen des großen inselbewohnenden Volks die Südseeinsulaner allein und nicht die ihnen sprachverwandten Bewohner des indischen Archipels den schönern kräftigern Körpertypus unvermischt erhalten haben, dieser Typus aber im Archipel durch den hinterindischen Charakter entstellt wird; daß in der Südsee bis in die Nähe Neucaledoniens, der neuen Hebriden und Neuirlands die schöne Race unvermischt und allein sich findet, und erst im Westen dieses Gebiets auf die orientalische Negerrace stößt, die auch die älteste Bevölkerung des indischen Archipels gewesen seyn muß; daß endlich die Passatwinde zwischen 10° N. und 10° S. B. zehn Monate im stillen Meer unausgesetzt aus Osten wehen, und alle Strömungen des Oceans dieselbe Richtung dort haben, so daß die kleinen Schiffe und die geringe Kunde der Schifffahrt bei den Inselbewohnern solche Hemmnisse weder zu überwinden noch zu umgehen vermochten, so scheint die Ansicht allein wahrscheinlich, daß die Bevölkerung des Archipels aus Osten da eingewandert sey. Sie überwältigte die dort urheimischen Papua, [1] jedoch nicht ohne Entstellung und Vermischung ihres Typus." Wenn diese Ansicht, wie kaum zu bezweifeln, die richtige ist, so erklärt es sich, wie wir in dem westlichen Archipel alle Grade von Vermischung zweier Stämme finden, und wenn vollends im Osten eine Fülle von Formen und Bildungen in der Grammatik der Sprache sich zeigt, während im Archipel die Formen bis zum Verschwinden abgeschliffen sind, so möchte auch hierin eine Bestätigung liegen, daß der Ursitz der malayopolynesischen Race eher im Osten als im indischen Archipel selbst zu suchen ist. Wenn die Sprache des malayischen Stammes auf Madagascar, die Sprache der Hovas, eine mindere Abgeschliffenheit zeigt als die im Archipel, so kann dieß darum minder beweisen, weil Madagascar zu weit aus dem Kreise des Archipels entfernt liegt, und sich gar wohl annehmen läßt, daß eine malayische Colonie in der ältern Zeit der Wanderungen dieses Stammes, noch ehe das Malayische in solchem Grade abgeschliffen war, nach Madagascar verschlagen wurde.

Der Repräsentant der ostmalayischen Dialekte ist das Tagala auf den Philippinen. „Wenn man", sagt Dulaurier, der bekannte Kenner der malayischen Sprache, „von dem Studium der Dialekte Polynesiens zu dem des Tagala übergeht, so glaubt man sich auf den ersten Anblick in eine ganz andere Welt versetzt; das Tagala bildet seine Worte durch äußerst künstliche Mittel, und die Gesetze, welche die Ableitung regeln, sind höchst verwickelt und mannichfach. Untersucht man aber aufmerksam seine Grammatik, so entdeckt man dasselbe System, wie in den Sprachen Ostoceaniens (Polynesiens): einen gänzlichen Mangel an Beugungen in der Declination und Conjugation, so wie die Bezeichnung der logischen Verhältnisse der Worte durch abgeson-

[1] Indische Alterthümer I. Bd. p. 467.

[1] Dieser Name ist malayischen Ursprungs, indem „puapua" im Malayischen „kraushaarig" bedeutet.

Digitized by Google

derte Partikeln u. s. w.“ Müssen wir nach diesen Angaben das Tagala als den, so weit uns bekannt, an Bildungsformen reichsten Dialekt der weit verbreiteten malayupolynesischen Sprache erklären; so unterstützt dieß seinerseits wieder die oben von Lassen, so wie auch von andern, ausgesprochene Ansicht, daß dieser Stamm wesentlich von Osten her in den indischen Archipel eindrang, sein Ursitz also mehr im Osten zu suchen ist. Muß man auch den physischen Kennzeichen der Race zufolge den Malayenstamm zur mongolischen Race zählen, so reicht diese gleiche Abstammung doch so weit hinauf, daß wir nicht wohl berechtigt sind, die malayupolynesische Sprache an die ostasiatischen Sprachen der chinesischen Familie anzuknüpfen, wenn es auch an einzelnen Berührungspunkten zwischen beiden grammatikalischen Systemen nicht fehlt; Lesson geht z. B. viel zu weit, wenn er die Bewohner der Philippinen und der benachbarten, unter dem Namen Micronesien zusammengefaßten Inseln von den Malayu-Polynesiern trennt, und sie pelagische Mongolen nennt. Mit solchen Abscheidungen und Zusammenwerfungen ist durchaus nichts gethan. Daß aus China und aus dem verwandten Hinterindien mannichfache Zuzüge nach dem östlichen Archipel kamen, und Sitten, vielleicht auch Sprache mannichfach modificirten, leidet keinen Zweifel; wie aber die Sachen jetzt stehen, muß man das Tagala als einen Zweig und zwar als einen der wichtigsten Zweige des malayu-polynesischen Sprachstamms ansehen, und darf es nicht mit den ohne Vergleich entfernter stehenden chinesischen oder mongolischen Sprachen zusammenwerfen, so wenig und vielleicht noch weniger als wir bis jetzt berechtigt sind, die Bhils, Gonds, Telingas und andere Stämme Südindiens mit den Australnegern in Eine Classe einzureihen.

Man theilt die östliche Inselwelt bekanntlich in drei Theile, die man mit den gewöhnlichen Namen Polynesien, Micronesien und Melanesien nennt. Unter Micronesien versteht man die östlich von den Philippinen bis 163° W. L., also etwa 50 Längengrade weit sich erstreckenden Inseln, fast sämmtlich nordwärts vom Aequator, und die nördlichsten, die Ladronen, erstrecken sich von 10 bis 20° N. B. Melanesien oder die von der schwarzen Race bewohnten Inseln liegen mit Einschluß Neuguinea's theils nördlich, theils nordöstlich von Australien, mit sehr wenigen Ausnahmen nur südlich vom Aequator und nur bis zum 173° W. L., eine Begränzung, welche die Fidschi-Inseln ausschließt, aus welchem Grunde werden wir später erwähnen; gerade östlich von diesem so begränzten Melanesien liegt Polynesien, ungefähr zwischen 8° und 23° S. B.; nur Neuseeland liegt viel weiter südlich, und die Sandwichinseln viel weiter nördlich. Ein Blick auf die Karte erleichtert diese Uebersicht, die wir ins Gedächtniß zurückrufen, um auf die Forschungen des Philologen Horatio Hale aufmerksam zu machen, welcher die amerikanische Expedition unter Wilkes begleitete und aus dessen Werk wir über die Wanderungen der polynesischen Stämme bereits mehreres mitgetheilt haben. Diese Forschungen haben das für unsere Zwecke hier sehr merkwürdige Ergebniß geliefert, daß ganz Malayu-Polynesien seine Bevölkerung höchst wahrscheinlich von Samoa, oder den Schifffahrtsinseln aus erhalten hat, und die Schifffahrtsinseln selbst von dem östlichen Theil des indischen Archipels, eigentlich von den Molukken, und besonders wird eine auch auf den gewöhnlichen Karten verzeichnete Insel Buro als der Ausgangspunkt der Wanderung namhaft gemacht. Hale hat auch, wir wir in den oben erwähnten Auszügen aus seinem Werke gezeigt haben, sich die Mühe gegeben, aus den Traditionen der verschiedenen Inseln die ungefähre Zeit ihrer Ansiedlung nachzuweisen. Dieser Zeitpunkt ist für mehrere Inselgruppen kaum etwas über einige hundert Jahre, für die Sandwichinseln nach der höchsten Rechnung 1400 Jahre, und wenn Hale wegen mannichfacher Veränderungen in Sitten und Sprache, welche auf Taheiti nach Ankunft der ersten Einwanderer bis zur (von Taheiti aus geschehenen) Besiedlung der Sandwichinseln vor sich gingen, kurzweg 3000 Jahre annimmt, so ist dieß augenscheinlich eine sehr willkürliche, durch die andern Zeiträume nicht sonderlich gerechtfertigte Annahme. Fügen wir noch hinzu, daß selbst auf Tonga, dessen Bedeutung im polynesischen System wir später erwähnen wollen, die Sagen von der ursprünglichen Einwanderung aus Buro her noch keineswegs erloschen sind, so wird man jedenfalls gestehen müssen, daß die polynesische Bevölkerung dieser Inselwelt nicht gerade in ein sehr hohes Alter hinaufreicht.

Es mag dieß vorerst als Fingerzeig dienen, daß man hinsichtlich mancher Erscheinungen nicht in ein fabelhaftes Alter zurückgehen darf, und wenn es bis jetzt noch nicht möglich ist, irgend Daten anzugeben, so haben Hales Arbeiten jedenfalls dazu gedient, die vagen Vermuthungen einigermaaßen zu verbannen. Nehmen wir z. B. an, die Wanderungen der Malayupolynesier nach Osten reichten nur wenige Jahrhunderte über Chr. Geb. hinauf, so träfen sie mit dem ersten machtvollen Vorrücken der weißen Inder nach Ceylon und andern Inseln zusammen, ein Ereigniß, das jedenfalls auf diese bewegliche Bevölkerung bedeutend eingewirkt hat. Wir besitzen unverwerfliche Zeugnisse über einen schon in den ersten Jahrhunderten nach Chr. sehr blühenden Verkehr zwischen Indien, dem Archipel und Afrika, einen Verkehr, in welchem auch die Chinesen eine bedeutende Rolle spielten, und wir können annehmen, daß diesem lebhaften Verkehr, der auch diplomatische Verhandlungen nach sich zog [1], gerade jene unruhige Bewegung um einige Jahrhunderte voranging. Das Jahrtausend vor Chr. war in China und Indien das Zeitalter dort der kriegerischen, hier der geistigen Gährung, mit der sich allmählich eine kriegerische Ausbreitung verband. Von beiden Seiten her mag ein Drängen erfolgt seyn: von China aus gegen Südwesten, von Indien aus gegen Südosten, und in dieser Periode scheinen auch die Hauptwanderungen der Malayen von Nordosten her nach dem Archipel, und dann wiederum von Westen her nach den Inseln des stillen Meeres erfolgt zu seyn. Die schwarzen Stämme wichen in dieser Zeit vor den malayischen, über deren damalige Culturstufe wir bis jetzt nur unsichere Andeutungen haben.

Dulaurier sagt in seinem oben erwähnten Aufsatze „über die oceanischen Sprachen in ethnologischer Beziehung“ (Ann. des Voyag. Mai 1850): „im indischen Archipel datiren Erfindung und Gebrauch der Schrift aus einem hohen Alterthum. Die Alphabete der Philippinen, von Celebes, Java und Sumatra stehen auf demselben Boden wie das Sanskritalphabet, und scheinen eine Nachahmung desselben. Vielleicht muß man aber auch mit W. von Humboldt annehmen, daß sie unbekannten Ursprungs sind, und daß das Muster, nach welchem sie entworfen wurden, auch dem Sanskritalphabet als Grundlage diente, obwohl letzteres Alphabet zuverlässig in Indien die Vervollkommnung, die es jetzt zeigt, erhalten hat.“ Was sich über diesen Punkt jetzt schon mit einiger Zuversicht sagen läßt, haben wir demnächst von Lassen zu erwarten, wenn er in der Fortsetzung

---

[1] S. einen Aufsatz von Dulaurier im Journal Asiatique vom J. 1846.

seiner „indischen Alterthumskunde" auf die Schilderung des Einflusses der indischen Cultur auf den Archipel zu sprechen kommt. Lassen scheint nicht geneigt, ihm einen hohen, mit dem indischen irgend in Vergleich kommenden Culturgrad zuzuschreiben. Die Untersuchung der Frage ist aber jedenfalls geeignet auf die Zustände des Archipels in jener frühen Zeit, und namentlich auch, wenn gleich nur indirect, auf das Verhältniß der malayischen zur schwarzen Race ein bedeutendes Licht zu werfen, denn wenn ein großes Culturvolk, wie die Inder, halb Java, ganz Bali und eine Menge anderer Punkte seinem Jahrhunderte langen Einfluß unterwarf, so mußten in Sprache und Geschichtsdenkmalen Reste zurückbleiben, welche für die historische Enträthselung von entschiedener Bedeutung sind. Auch muß man nicht glauben, daß zu großen Veränderungen in dem geistigen und physischen Leben ganzer Stämme immer eine lange Zeit erforderlich sey. Man erinnere sich nur, daß die Reisen Cooks erst 70 Jahre alt sind, daß jetzt die Nachkommen der wilden Sandwichinsulaner, die ihn ermordeten, großentheils sich völlig englisch kleiden und englisch sprechen, und daß solche metamorphosirte Hawaier nach verschiedenen Theilen Asiens und Amerika's gehen.

Hr. Logan, der Herausgeber des Journal of the Indian Archipelago, der sich viel mit der Ethnographie des Archipels beschäftigt, ist der Ansicht, daß die Geschichte des Archipels außerordentlich alt ist, daß man bis jetzt noch kein Mittel entdeckt hat, bis zu seinen ältesten Bewohnern vorzudringen rc. Wir können diese Ansicht nur in einem beschränkten Grade theilen. Vergleichen wir die Geschichte Indiens, so wissen wir z. B. aus den griechischen Schriftstellern, daß zur Zeit Herodots schwarze und weiße Inder gewöhnlich unterschieden wurden, was bald darauf nicht mehr der Fall war. Wir haben, wie früher (s. „Herkunft der alten Inder," Nr. 181 f.) nachgewiesen wurde, allen Grund anzunehmen, daß das Eindringen der arischen Race in Indien den dortigen schwarzen eingebornen Stamm zersprengte, daß er in der Hauptmasse nach Süden gedrängt wurde, während Reste im Norden, selbst im Gebirg, ja wahrscheinlich im Westen neben den iranischen Beludschen sitzen blieben. Welche Zeit mußte verfließen, bis die Eroberung Indiens durch den Sanskritstamm vollendet war? Gewiß eine geringere, als man gewöhnlich für solche Aenderungen anzunehmen gewohnt ist, denn zur Zeit des Darius scheinen noch schwarze Inder in einem sehr großen Theil des Südosten Persiens gesessen zu seyn, eine Eroberung Dekkans durch die arischen Inder war in der Griechenzeit gewiß nur zu einem sehr geringen Theil vollbracht, und einige Jahrhunderte später finden wir bramanische Einrichtungen im Dekkan und eine sehr bedeutende Einwirkung auf die südindischen Sprachen. Welche Veränderung haben Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. in den Jahren 300 bis 900 nach Chr. durchgemacht? Wir dürfen uns also wohl hüten, in solchen Geschichten gleich nach Jahrtausenden zu zählen. Rohe vergleichsweise wenig zahlreiche Stämme verschwinden mit Sprache und Gewohnheiten oft ziemlich schnell vom Angesicht der Erde.

Die Ethnographie des Archipels ist wohl eine der schwierigsten. Der oben erwähnte Logan, der im Journal of the Indian Archipelago (Mai und Juni 1850) einen weitschweifigen Artikel darüber niederlegte, der doch eigentlich nur die Einleitung zu einem spätern größern Werk seyn soll, bemerkt: „der Archipel hat eine Geschichte, die mit der aller civilisirten Völkern an dem großen Ocean gleichzeitig ist, und so lange die Geschichte irgend eines dieser Völker zurückreicht, so lange gab es auch Inselstämme die mit Continentalstämmen verwandt waren. Ich habe im Archipel nicht einen einzigen Stamm gefunden, den man als allein auf den Inseln eingeboren betrachten könnte, und bin überzeugt, daß man auch keinen finden wird. Ich habe noch keinen Stamm auf dem Continent entdeckt, den man geradezu als den Vater eines Inselstammes bezeichnen könnte. Es ist eben so schwer zu sagen, was die Inselracen nicht sind, als zu bestimmen was sie sind. Jede deutlich gezeichnete Verwandtschaft auf ihre Quelle zurückzuführen, wäre eine Arbeit von ungeheurer Schwierigkeit, und eine solche, die in manchen Beziehungen nie vollständig gelingen kann. Aber die bloße Thatsache eines so weiten Umkreises bestimmter Verwandtschaften führt zu dem wichtigen Schluß, daß die Ethnologie des Archipels die jedes andern (anstoßenden) Welttheils aufklären muß." Indeß kommt Logan gleichfalls auf das oben schon angeführte Resultat, daß die schwarze Race vorher den ganzen ungeheuren Raum von Indien über den Archipel bis Australien und ostwärts bis über Neuguinea hinaus einnahm, und daß die Race, welche wir jetzo die malayupolynesische nennen, aus Nordosten kam; er nennt sie tibetoindisch, ein Ausdruck, über welchen wir nicht mit ihm rechten wollen, und der jedenfalls nur so viel heißt, daß die zwischen China und Indien wohnenden Völker die Hauptmasse der Auswanderer geliefert haben. Dabei darf man nicht an die jetzigen Birmanen und Siamesen denken, sondern an die Stämme überhaupt, welche die wachsende Cultur und Herrschaft der Chinesen aus ihrer Heimath drängte. In dieser Beziehung wären also die ältesten Wanderungen der Malayupolynesier hauptsächlich an das Umsichgreifen der Chinesen anzuknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Salona.

Wir haben eine interessante Schrift über diese Ruinen durch den eifrigen Erforscher der Alterthümer dieser Stadt, Hrn. Francesco Carrara, erhalten, und ehe wir näher darauf eingehen, geben wir aus Paton's Reise nachstehende Mittheilung: „Seit der Zerstörung von Delminio durch Scipio Nasica im zweiten dalmatinischen Krieg, wurde Salona der Hauptort der Provinz; den Gipfel seines Glanzes erhält es unter Diocletian, der seinen unermeßlichen Palast hier aufbaute, aber im J. 639 wurde es von den Avaren zerstört. Die alte Stadt stieg gegen Norden zu einer bedeutenden Höhe an, so daß die nördliche Mauer um vieles höher ist, als der südliche Theil der Stadt, der am Fluß hinläuft; See und Stadt haben etwas von der Form eines abgeschnittenen Kegels, indem die breitere Basis gegen Osten nur eine Ausdehnung der ursprünglichen Stadt ist, welche durch ein großes eisernes Thor damit verbunden war. Hier sind die Ueberreste des alten Thores, das durch die Via Gabiniana nach Andetrium oder Anderium führte, und hier finden wir alle die gewohnte Solidität römischer Maurerarbeit. Die Stadt muß durch rechteckige Thürme von ungleicher Größe vertheidigt gewesen seyn, aus diesen hat man später fünfeckige Thürme gemacht, das hinzugefügte Dreieck ist aber barbarisches, sichtlich nicht römisches Mauerwerk. Westwärts von Salona ist ein Ueberrest eines ungeheuren Bauwerkes, dessen Ursprung und Bestimmung den Alterthumsforschern bis jetzt unbekannt geblieben, nämlich eine cyklopische Mauer von regelmäßig viereckigen Steinen von 8 bis 10' Länge. Anfangs glaubte ich, es müsse die Grundlage eines Tempels seyn, da aber die Mauer sich auf 580 Schritte in der Länge ausdehnt, so erkannte ich bald das Unrichtige dieser Ansicht. Möge die Gelehrsamkeit und Ausdauer des Abbate Carrara dieß Räthsel so wie manche andere lösen."

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Akaba bis zum Berg des Aaron durch die Wüste von Arabah.

(Schluß.)

Hier zieht sich die Küste von Arabum entlang, eine ungeheure Wüste, der Wohnsitz der Ismaeliten. Im weiten Sandmeer ist Ismaels Stamm zerstreut, kein einiges Band, keine höhere Idee hält sie zusammen. Die Kraft ihrer subjectiven Gefühle wird zur Selbstsucht, und mit ewiger Blutfehde verfolgen sie einander die Jahrtausende hindurch. Es gelang Mohammed sie mit einer glühenden Idee zusammen zu schmieden, aber ein wilder, ungestümer selbstischer Gedanken einte sie. Ihr Staatenleben zerfiel gar bald; sie waren nur etwas, je nachdem die Eisenhand eines Tyrannen sie zusammenfaßte. Arabien gegenüber an der anderen Seite der Lebenslinie zieht sich Aegypten entlang, die blühende Furche die Abraham schon kannte und in der Israel lange weilte, bis Moses, in aller Weisheit Aegyptens unterrichtet, sie in die Wüste führte. Auf dem Sinai, dem Gebirgsknoten an der semitischen Linie, gab Moses seinem Volk die sittlichen Grundlagen zu einem Gottesstaate, und das Volk wanderte durch das Gebirg nach Kades an diesem Lebensfaden herauf und dann die Wüste Arabah, diesen wüsten Streifen, herunter. Hier fanden sie einen andern ihnen verwandten Stamm. Esau der rauhe, aber gutmüthige Jäger war von seinem Bruder um das Erstgeburtsrecht gebracht, und des Vaters Segen war dem jüngeren Bruder geworden. Jakob sollte Korn und Most haben, seine Nachfolger sollten Getreide und Weide besitzen, für Esau blieb nur der Segen des unstäten Hirten. Sonder Fett der Erde wirst du leben, sonder Thau von oben. Seine Nachkommen wohnten im Gebirg, an dieser semitischen Lebenslinie, und konnten die Araber nicht einen wohlgeordneten Staat bilden wegen der unendlichen weiten Wüste, die ihre Stämme von einander trennten, waren hingegen die Nachkommen Esau's, die Edomiter, hier im Gebirge eingepfercht. Ihr Leben war in Felsen ein rauhes Hirtenleben, und von Felsen rings umgeben und wieder von einander getrennt konnten auch sie zu keiner wahren Staatenbildung gelangen. Gehen wir noch weiter hinauf, so finden wir östlich vom todten Meere die Moabiter und Ammoniter, die aus der unkeuschen Umarmung Lots' mit seinen Töchtern hervorgegangen seyn sollen. Auch sie konnten nicht die Rolle in der geistigen Entwicklung spielen, die Israel vertrat, denn das todte Meer mit der unübersteiglichen Felsenmauer schloß sie gegen Westen ab, und gegen Westen wanderte die Bildung der Indogermanen sowohl als der Semiten. Israels Stämme allein konnten in der Gebirgsau Palästina enger an einander gefesselt werden, sie hatten Land und Weide, das unruhige Hirtenleben war mit der ruhigen Agricultur hier vereint, die Kraft ihrer Gefühle wurde durch den ruhigen Hinblick auf Gott geheiligt. Sie waren abgeschlossen von der Welt, denn die Küste besaß der handelnde Phönizier, aber doch wieder in Beziehung mit derselben, denn die Handelsstraßen gingen durch ihr Gebiet. Israel war allein unter den semitischen Geschwistern schon durch seinen Wohnsitz befähigt die Macht ihrer Gefühle in heiliger Weise zu entwickeln, und den Grund zu legen zu einer höheren religiösen Bildung. Solche Gedanken drängten sich uns auf bei der Betrachtung jenes wüsten Streifens der Wüste Araba, die wir in gerader Richtung von Süden nach Norden durchschnitten. Nach einer Reise von sechs Tagen bogen wir endlich von dieser Richtung ab gegen Osten, denn der Berg des Aaron enthüllte sich allmählich von seinem Wolkenschleier, um auf den klaren blauen Hintergrund seinen schwarzen Kegel einzuzeichnen. In einer Art Vertiefung die die Araber W. Daileh nannten, zogen wir dem Gebirge zu; zwei Vorposten hat das Gebirge vorgeschoben, von rothem Sandstein erhoben sich zwei Felsenrücken in dem bleichen Sand wie zwei ruhende wachthabende Löwen mit gesträubtem Kamm; dieß wären die ersten Proben des rothen Sandsteins.

Hat der gewaltige Gebirgstiger bis hierher seine Fänge gestreckt? Auf einem dieser Felsenrücken ist eine Grotte angebracht, ausgemeißelt, ein Schildwachhaus der Ewigkeit, denn von hier aus übersieht man weithin die Wüste. Nach diesen beiden Bergrücken ist der Pfad sanft ansteigend, allmählich zeigen sich grüne Flecken mit Blumen, doch wie überwältigend war es für uns als wir in das Thal Kuscheibeh traten. Rings herum stand in üppiger Kraft an den Felsenwänden weiß blühendes Gesträuch, auf dem Boden ein grüner Teppich mit dem schönen Roth der Anemone und Mohnblume geschmückt. Der Gesang der Vögel, das Flattern bunter Schmetterlinge, das Gesumme der Käfer vollendete den Reiz dieses irdischen Paradieses für den Wüstenwanderer. Bald aber schloß sich das blühende Thal durch einen steilen Gebirgsrücken, den mußten wir hinan; je höher wir stiegen, desto romantischer war die Aussicht. Zu unsern Füßen eine gewaltige Schlucht und rings umher die großen Gebirgszüge in verschiedenen Farben, in Rosa, Grau und Weiß. Nach zwei Stunden hatten wir den Kamm erreicht, nachdem wir beim Felsenpaß Rubbai vorübergezogen waren. Nun ging es einen sanften Pfad herunter, bis wir am Fuß des Berges Hor uns lagerten; den andern Morgen ganz früh wollten wir den Kegel erklimmen. Der steile Pfad zog sich oft schlangenförmig an Tiefen entlang, bei jedem Absatz hatte sich ein neuer Theil des Vorhangs von diesem Felsentheater aufgerollt, bis wir zur letzten Kuppel kamen. Auf dem Plateau vor derselben fanden wir die Spuren eines großen Gebäudes. Der Schooß der letzten Kuppel ist zerrissen und der Spalt hegt in seiner Tiefe einen Wasserbehälter, der mit schön gewölbtem Bogen überdacht ist, ein schlanker Baum klemmt seine Wurzeln in der Spalte ein und steigt gerade die Felswand entlang hinauf. Die Moschee auf der Spitze des Berges zum Gedächtniß des Aaron bietet wenig Interessantes dar, wahrscheinlich war sie eine alte christliche Capelle, welche die Araber mit einer Kuppel mohammedanisirt haben. Desto erhabener ist der Anblick des Felsentheaters. Von NO zieht der graue Sandstein eine wild durchbrochene gezackte dunkle Mauer, in der die schöne Façade des Denkmals El Deir zu bemerken ist; daran schließt sich gegen Südost der rosarothe Felsenrücken von Petra in seiner jugendlichen Feenpracht, gegen Süden zeichnete ein weißer Felsenzug die dritte Gränzlinie, und im Westen liegt der weiße Sandstreif der W. Araba, wo die Sandwolken einherziehen; das scheinen die mächtigen Züge zu seyn, mit denen die Natur das furchtbare Schlachtschauspiel der Himmelsstürmer hat umgürten wollen, denn rings um die gewaltige Kuppel des Gebel Aaron brachen in wildem Gewirr die verwitterten weißlichen Häupter der Gebirgskegel hervor, von den dunklen Schluchten zwischen ihnen in düsterm Contrast durchzogen.

Der Berg des Aaron ist der Knoten, um den die wirren Fäden der Bergspitzen sich schlingen, er ist der Tyrann, der im Bewußtseyn seiner Größe auf die steinernen Riesengesellen hinabschaut. Wollte es ein Maler unternehmen mit schwachem Pinsel ein Chaos darzustellen, er müßte diese Gegend zum Modell sich wählen. Wohl mag die Phantasie sich hier die Welt der Unordnung vorstellen, als der Schöpfungsengel die ruhenden Kräfte der Welt entfesselte und die Kräfte mit eigener Macht die Welt sich wollten unterwerfen. Als die Berge gen Himmel strebten, als die Wellen die Tiefen durchtobten, als das Feuer mit glühenden Adern die Grundfesten durchwühlte und die Luft in wildem Sturm das Gestein zerriß, da, so scheint es, entfuhr ein Schrei des Entsetzens dem Schöpfungsengel über die Kräfte die er entfesselt, und in bleicher Furcht erstarrte diese Gegend. Ein wild gezackter Steinwald streckt die Spitzen hier empor, um rauhen Menschen, die des Herrn Hand sich nicht wollten fügen, gleich Adlern zu Felsennestern zu dienen. Ein lebendiger Commentar zu Obadja's Wort. „Der Hochmuth deines Herzens betrog dich, weil du in Felsenklüften wohnest und hohen Schlössern; du sprachst in deinem Herzen, wer will mich zu Boden stürzen? doch wenn gleich du in die Höhe führest wie die Adler, und machest das Nest zwischen den Sturm, dennoch will ich dich herunterstürzen, spricht der Herr."

Bleibende Ausstellung in Liverpool. Die Ausstellung in London hat die Vorstände des Handels in Liverpool zu dem Plan vermocht, eine bleibende Ausstellung aller gewöhnlich nach Liverpool gebrachten Handelswaaren zu veranstalten — eine Anstalt, die für den Naturforscher, wie für den Kaufmann von Wichtigkeit wäre. (Athen. 19 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 257. 26 October 1850.

Astronomische Expedition aus den Vereinigten Staaten nach Chili.

Wiederholt haben diese Blätter schon Nachrichten gegeben von den großen, wissenschaftlichen Unternehmungen, welche in den letzten Decennien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf öffentliche Kosten ausgeführt wurden und das sicherste Zeugniß für die Nachhaltigkeit des Aufschwungs ablegen, womit dieser Staat schon so bald nach seiner Gründung eine welthistorische Bedeutung gewonnen hat.

Während die meisten der bisherigen Unternehmungen (z. B. die Küstenvermessung, wovon in Nr. 249 vom 17 Oct. v. J. sich Nachricht findet) unmittelbar von einem praktischen Bedürfniß ausgingen, und also nur mittelbar ihre Früchte der Wissenschaft, welche sie ernten half, zu gute kamen, handelt es sich hier von einer Expedition, die zunächst eine rein wissenschaftliche Frage einer neuen Untersuchung zu unterwerfen den Zweck hat, und damit dann allerdings auch mittelbar auf praktische Bedürfnisse zurückwirken wird. Es ist dieses die in Nr. 285 vom 28 Nov. v. J. kurz erwähnte Expedition des Lt. Gillis nach Chili, von welcher einige nähere Nachricht zu erhalten wahrscheinlich manchen Lesern dieser Zeitschrift lieb seyn wird.

Es war nämlich im Frühjahr 1847 zur Sprache gekommen, daß unsere bisherige Kenntniß der Sonnenparallaxe, d. h. mit andern Worten des absoluten Maaßes für die Entfernungen sämmtlicher Himmelskörper von einander, ausschließlich auf den Beobachtungen der letzten Venusdurchgänge beruht, welche 1761 und 1769 durch ein Zusammenwirken vieler Staaten und Astronomen an den entferntesten Orten angestellt waren; daß aber diese an sich unübertrefflich scharfe Beobachtungsweise den großen Uebelstand mit sich führt, nur von Jahrhundert zu Jahrhundert an einigen wenigen bestimmten Tagen wiederholt werden zu können (z. B. zunächst 8 Dec. 1874, ferner 6 Dec. 1882, und dann erst wieder 7 Jun. 2004). Es war dann weiter bemerkt, daß durch diesen Uebelstand unsere Kenntniß von jenem wichtigen Element nur sprungweise in Jahrhunderten sich bestätigen oder berichtigen könne, während sonst doch die Hülfsmittel und Methoden der praktischen Astronomie sich allmählich, aber alljährlich vervollkommnen. Es war endlich daran die Frage an die Astronomen geknüpft, ob es nicht vielleicht rathsam sey, eine nur etwas modificirte, ältere Beobachtungsweise, welche seit 1751 nicht wieder zur Anwendung gekommen, mit den seit jener Zeit so sehr vervollkommneten Hülfsmitteln aufs neue vorzunehmen, indem es nämlich dadurch möglich wird, wenigstens von $1\frac{1}{2}$ zu $1\frac{1}{2}$ Jahren unabhängig von der Witterung eines einzelnen Tages Tausende von scharfen, d. h. dem jedesmaligen Zustand der Beobachtungkunst angemessenen, einzelnen Beobachtungen zu sammeln und für den beabsichtigten Zweck zusammenwirken zu lassen.

Dieser Vorschlag wurde nun aufs lebhafteste von Lt. Gillis aufgefaßt, welchem die Wissenschaft schon 1845 die Gründung einer National-Sternwarte zu Washington verdankte. Derselbe legte seiner Regierung den Plan zu einer astronomischen Expedition nach Chili vor, welcher sich während der Vorbereitungen immer mehr umbildete, und nachdem der Congreß die nöthigen Geldmittel bewilligt hatte, seit dem August vorigen Jahrs in der Ausführung begriffen ist.

Zunächst sollten der Planet Venus in den beiden Perioden seines Rücklaufs 1850 und 1852 so wie der Planet Mars in seinen Oppositionszeiten während der Jahre 1849 und 1852 beobachtet werden, um mit den jetzigen Hülfsmitteln den Versuch zur Wiederbelebung der vor hundert Jahren verlassenen Methode zu machen. Sodann aber liegt es in dem Plan, auch andere astronomische Beobachtungen, zu welchen sich hier Gelegenheit darbietet, anzustellen.

Weil für den Hauptzweck der Expedition die Mitwirkung der Sternwarten auf der nördlichen Halbkugel wesentlich erforderlich bleibt, so ging im vorigen Sommer von der Sternwarte zu Washington ein an die Astronomen vertheiltes Circular aus, in welchem der Plan dargelegt und durch die von Lt. Gillis vorbereiteten Ephemeriden und Sternkarten erläutert wurde. Die beiden Hauptinstrumente sind ein Meridiankreis von Pistor und Martins in Berlin und ein $8\frac{1}{2}$füßiges Aequatorial mit $6\frac{1}{2}$zolligem Objectiv (dem ersten Achromaten von dieser Größe, welcher in den Vereinigten Staaten selbst angefertigt worden). Zwei kleine hölzerne und zum Zusammensetzen vorbereitete Sternwarten nebst den steinernen Postamenten für die größern Instrumente wurden gleichfalls aus den V. St. mitgenommen, der Platz der Beobachtungen aber vorläufig noch unbestimmt gelassen.

Ueber die bisherige Thätigkeit seit der Ankunft der Expedition an ihrem Bestimmungsort findet sich ein Brief des Lt. Gillis, datirt Santiago de Chili, den 25 April 1850, in Nr. 730, von Schumachers astron. Nachrichten ausführlich abgedruckt, wovon hier ein Auszug in freier Uebersetzung folgt.

„Nach unserer Ankunft in Chili hatten wir nicht viel Schwierigkeit Nachrichten über die klimatischen Verhältnisse bei einzelnen Personen zu sammeln, und uns über die besondern Vorzüge jeder Localität für etwa nöthige Reparaturen der In-

Digitized by Google

strumente oder persönliche Bedürfnisse zu unterrichten. Es zeigte sich bald, daß die Wahl nur zwischen Santiago und Valparaiso blieb, da sonst nirgend sich Mechaniker finden, die uns im Nothfall beistehen könnten. Santiago hat nun zwar auch keinen eigentlichen Künstler dieses Fachs, besitzt aber doch viele ausländische Handwerker, und hat als Regierungssitz entschiedene Vorzüge, wogegen nur der Nachtheil sich fand, daß wir unsere Apparate hundert englische Meilen weiter zu transportiren hatten. Valparaiso dagegen mit seiner bedeutenden ausländischen Bevölkerung ist vergleichsweise an Intelligenz weit voraus, allein die Küste ist starken Südwestwinden unterworfen, die das ganze Jahr hindurch Nebel und Wolken mit sich bringen, weßhalb man annehmen kann, daß ein Drittheil der Nächte trüb ist. Während unsers bisherigen fünfmonatlichen Aufenthalts zu Santiago hat sich der Südwestwind immer kurz vor Mittag erhoben, bis Sonnenuntergang die Luft abgekühlt, aber keine Wolken, außer einigen wenigen an den Spitzen der östlichen Cordilleras hängenden Cumuli, mitgebracht. Santiago wurde demnach gewählt, und nach der Ankunft der Observatorien und Instrumente dieselben auf einem großen Zug von Ochsenkarren hieher befördert.

„Inzwischen war ich bei Vorzeigung meiner Papiere von der chilenischen Regierung auf das freundschaftlichste empfangen worden. Es wurden mir mehrere Plätze zur Errichtung der Observatorien angetragen, und überhaupt jede dem Zweck der Expedition förderliche Erleichterung gewährt. Von jenen Plätzen prüften wir drei — eine sandige Ebene nach dem Süden zu, Cerro Blanco, eine granitartige Erhöhung oberhalb von La Chimba, der nördlichsten Vorstadt, endlich Cerro Santa Lucia, eine metamorphische Porphyrmasse von vielleicht mehr als 200 Fuß Höhe innerhalb der Stadt. Es wurde mir versichert, daß die erstere während der Regenzeit mit Wasser überdeckt und im Winter für Fußgänger fast unzugänglich wäre, und wirklich stand noch jetzt Wasser darauf in kleinen Lachen. Der zweite Platz liegt volle 400 Fuß über der Ebene, erwies sich aber dadurch unpraktisch, daß sich in der geeigneten Nähe kein passender Aufenthalt für uns fand. Hätten wir die Kosten zu Errichtung eines besondern Wohnhauses aufwenden können, so würde er allerdings dem dritten Platze, auf welchen endlich die Wahl fiel, vorzuziehen gewesen seyn.

„Das Geräusch und der Staub einer großen Stadt sind lästige Störungen auf einer Sternwarte, und Santiago besitzt beides in hohem Grade. Die Menge der Kirchen mit fast immerwährendem Glockengeläut, die Sitte der Chilenen alles in den Straßen feil zu bieten, das fortwährende Rufen der zahlreichen Wächter (Serenos) bei Nacht, die Unzahl bellender Hunde, und der Mangel an Regen während neun Monaten im Jahre, vereinigen sich, diese beiden Uebelstände bedeutend zu vermehren.

„Santiago liegt bekanntlich auf beiden Seiten des Mapocho, auf einer Ebene von 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, zwischen den beiden Zweigen der am Meeresufer sich hinziehenden Cordilleras, dem westlichen der See zunächst liegenden von 2000 bis 6000 Fuß Höhe, und der östlichen Hauptbergkette von 12,000 bis 24,000 Fuß über der Ebene. Diese letztere bildet eine Ellipse, deren größere Axe von NNO nach SSW gerichtet ist, mit der Stadt im südlichen Brennpunkt. Die Axen betragen nach meiner Schätzung am Fuß der Gebirge 40 und 20 Meilen, und die Ebene hebt sich allmählich von Westen nach Osten. Quer durch das südliche Ende der Ebene fließt der Mapro, der in den Cordilleras entspringt, und den weiter nördlich durchfließenden Mapocho außerhalb der Gränzen unserer Ellipse aufnimmt.

„Als Chili unter spanischer Herrschaft stand, wurde ein Schloß auf dem nördlichen Abhang des Santa Lucia erbaut, um revolutionäre Bewegungen unter der Bevölkerung niederzuhalten. Ein zweites auf der Südseite, etwa 90 Fuß über den Häusern, war kaum vollendet, als die Spanier vertrieben wurden. Ueber diesen Schlössern besteht der Berg aus einer unebenen Masse, welche leicht für einen Haufen von Basaltsäulen gehalten werden kann, und ist, obgleich nicht durchaus unzugänglich, doch so holperig daß er selten überschritten wird. Es schien eine höchst schwierige Aufgabe, nur die kleinen zur Errichtung der Observatorien nöthigen Plätze zu ebenen und einen Pfad von dem nördlichen Schlosse anzubahnen, ohne die Hülfe geschickter Ingenieurs zum Wegsprengen der geschichteten Felsen. Die Regierung jedoch übernahm die Ausführung, und ließ, da das Sprengen inmitten einer großen Bevölkerung unzulässig war, durch Anwendung vieler Kräfte und Begießen der vorher erhitzten Felsen mit Wasser, zwei Ebenen auf dem nördlichen Abhang nahe am Gipfel herstellen. Ich muß nur noch erwähnen, daß die östliche Thür des größeren Gebäudes sich über einem Abgrunde öffnet, und daß der Grund für den Schienenweg des beweglichen Observatoriums an der Kante einer fast verticalen Klippe 175 Fuß über der Straße gelegt ist.

„Wenn der schwarze Porphyr des Bergs durch seine Steinschichten schon hiebei so viel Mühe verursachte, so schien es nicht weniger schwierig unsere Stein-Postamente so hoch hinauf zu schaffen. Es konnte dieses nur durch Theilung derselben ausgeführt werden. Das Postament für das Aequatorial von sechs Fuß Durchmesser mußte in vier, und jede der Säulen für den Meridiankreis in drei Theile zerlegt werden; aber auch dann gelang es nur mit größter Anstrengung die Steinblöcke bloß durch Thierkräfte hinaufziehen zu lassen.

„In Folge einer hier allgemeinen Neigung alle Arbeit zu verzögern, der natürlichen Trägheit eingeborner wie fremder Handwerker, so wie wegen der vielen Feiertage, an welchen die Kirche das Arbeiten untersagt, wurde zum nothdürftigen Aufschlagen der beiden Häuser eben so viel Zeit verbraucht, als ihr ursprünglicher Bau in den Ver. Staaten gekostet hatte, und es kam der 6 Dec. heran, ehe der Aequatorial aufgestellt werden konnte.

„Ein Bericht über die Prüfung dieses Instruments, oder vielmehr seines Objectivs wird Ihnen zugegangen seyn, und Sie werden also sich nicht wundern zu erfahren, daß mit zweihundertmaliger Vergrößerung der sechste Stern im Trapez des Orion damit sichtbar ist. Was es in dieser Atmosphäre wirklich zu leisten im Stande ist, hat noch nicht geprüft werden können, da die wesentlich nothwendigen Beobachtungen so viel Zeit in Anspruch nahmen. Am 10 December war es zum Gebrauch hergerichtet, und von dieser Zeit an bis zum 31 Jan. wurden gegen 1400 Differentialmessungen in gerader Aufsteigung und Abweichung zwischen dem Planeten Mars und Sternen der Ephemeride gemacht.

„Obgleich der Meridiankreis gegen Ende December hier ankam, so konnte er wegen verschiedener Hindernisse doch erst Mitte Februars in vollen Gebrauch genommen werden. Die Ausführung dieses Instruments ist im höchsten Grade vollendet und macht den Verfertigern, Hrn. Pistor und Martins, die größte Ehre. Die Kreise sind von nahe 37 Zoll Durchmesser, etwas stärker als gewöhnlich, beide zu 2 Minuten unmittelbar

Digitized by Google

getheilt und durch je zwei Mikrometer-Mikroskope abzulesen, die von horizontalen Armen getragen werden. In optischer Beziehung ist das Instrument gleich ausgezeichnet. Mit 52 Linien Objectiv-Oeffnung und 92maliger Vergrößerung trennt es Sterne, deren Entfernung Herschel zu 1'' angibt. Auch ist η Argus jetzt glänzender als die beiden Sterne von α Centauri, und doch habe ich keine Schwierigkeit, die zwei kleinen Sterne daneben zu messen, welche Herschel am Ende seiner Beobachtungen nicht mehr erkennen konnte. Ein sicherer Beweis für die Heiterkeit unseres Himmels sowohl wie für die Güte des Instruments.

„Mit diesem Instrument begannen wir unsere Zonenbeobachtungen in 85° südlicher Breite, und kamen bis jetzt zu 60° bei einer mittlern Zonenlänge von $3\frac{1}{2}$ Stunde. Wir wendeten in der Regel jede Nacht eine Zeit von 6 Stunden auf diese Arbeit, und gewannen so die Bestimmung von mehr als 3000 Sternen. Zur Reduction der Beobachtungen bleibt uns keine Zeit. Wir beschränken uns also hiemit auf die zur Zeitbestimmung unentbehrlichen.

„Für Längenbestimmung haben wir bis jetzt nur wenig Beobachtungen (unter andern die Bedeckung der ganzen Gruppe, welche dem χ Orionis vorausgeht am 20 März). Die Zeit wird durch andere nothwendigere Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen, und überdieß muß wegen der fortwährenden Heiterkeit des Himmels eine eigene Zeit zum Ausruhen der Augen freigehalten werden.

„Die eben erwähnte fortwährende Heiterkeit des Himmels findet buchstäblich während neun Monaten des Jahres statt, während in den übrigen drei Monaten, nach einem auf eingegangenen Nachrichten gegründeten Ueberschlag, fast die Hälfte der Nächte noch für unsere Zwecke brauchbar seyn mag, eine Beschaffenheit der Atmosphäre, wie sie andern Sternwarten durchaus unbekannt ist. Die Erniedrigung der Temperatur durch Ausdünstung wird deßhalb sehr bedeutend und für nicht akklimatisirte Personen empfindlich; im Durchschnitt beträgt der Unterschied zwischen dem trockenen und nassen Thermometer ungefähr 10° F.

„Fünf bis sechs leichte Erdbeben wurden während der ersten beiden Monate unseres Aufenthalts hieselbst gefühlt. Seitdem hat sich keines wieder ereignet. Unser jetziger Seismometer zeigte jene nicht an.''

Wenn der vorstehende Briefauszug genügt, den Lesern dieser Zeitschrift ein deutliches Bild von der großen Thätigkeit dieser Expedition zu geben, so werden dieselben auch sicher in dem Wunsche und in der Erwartung zusammenstimmen, daß ihr ein den darauf verwendeten großen Anstrengungen und Aufopferungen entsprechender Erfolg zu Theil werde. Um so mehr wird also die Nachricht willkommen seyn, daß sich als mittelbare Folge dieser Expedition schon jetzt eine für die Wissenschaft höchst wichtige Thatsache ergeben hat. In einem spätern Briefe (21 Junius) macht nämlich Lt. Gillis bekannt, daß die chilenische Regierung beschlossen hat, eine bleibende National-Sternwarte (die erste in Südamerika) zu errichten und nach dem Abzug der Nordamerikaner in Thätigkeit zu setzen. Der Anfang der Ausführung ist auch bereits dadurch gemacht, daß drei tüchtige junge Gelehrte zum Behuf demnächstiger Anstellung dabei und der geeigneten Vorbereitung dazu schon jetzt dem L. Gillis beigegeben wurden.

M. den 11 Oct. 1850.

Bemerkungen über die Wanderungen oceanischer Stämme.

(Fortsetzung.)

Halten wir uns an den Satz Logans, daß „die zweite der großen Inselfamilien tibeto-indisch und mayama-anamesisch ist, wodurch sie mit allen den Racen und Sprachen von Tibet bis Anam in Verbindung kommt," so finden wir das Unsichere einer solchen Zurückführung auf den ältern Ursprung gleich in dem Satze, mit welchem er (Journal of the Indian Archip. Aug. p. 442) über die Sprachen sich ausspricht, wenn er sagt: „in dem weiten Kreisbogen von Sumatra bis zu den Liu-kiu-Inseln sind die Continentalsprachen durchaus einsylbig und stark intonirt, gehen wir aber zu den davor liegenden Inseln über, so verliert sich dieser Charakter völlig und eine andere Art von Gleichförmigkeit tritt auf." Die mindeste Annahme, welche wir daraus ziehen können, ist die, daß durch das schnelle Vordringen der Chinesen gegen Süden und Südwesten — denn auch im Süden China's scheint einst eine andere als die chinesische Sprache geredet worden zu seyn — die Mittelglieder, welche die Insularstämme mit den continentalen verbanden, vernichtet wurden. Wir gewinnen, wie wir gleich im Anfang bemerkten, durch das Suchen nach dem fernern Ursprung gar nichts, und es bleibt vorerst nichts übrig, als die malayupolynesische Sprachfamilie für sich zu betrachten, und namentlich die Mischungsverhältnisse derselben mit andern Sprachen, besonders mit denen der schwarzen Stämme, da wo solche notorisch neben oder gar unter den malayupolynesischen sich erhalten haben, zu untersuchen. Dazu möchten aber die bisherigen Sprachforschungen kaum weit genug gediehen seyn, und hauptsächlich fehlt es noch an einer genauern Kenntniß der Sprachen der schwarzen Race. Die ungemeine, durch die leichte Schifffahrt begünstigte Beweglichkeit der eindringenden Race mußte den Vermischungsproceß fast ins Unendliche vervielfältigen, und da jedenfalls die langsame, durch den Handel und Verkehr herbeigeführte Colonisation eine Hauptrolle, sicherlich eine größere als die eigentliche Eroberung, gespielt hat, so sind die physischen Verwandtschaftszeichen zu einem wahren Irrlicht geworden, so wenig wir sonst bei der Vergleichung größerer geschlossener Massen diese Unterschiede gering anzuschlagen geneigt sind. Man muß wohl mit sehr wenigen, vielleicht kaum nachweisbaren Ausnahmen die jetzigen Bewohner des indischen Archipels Mischlingsracen nennen, und zwar bis zu einem Grade, wovon man sich im Innern von Continenten kaum einen Begriff machen kann.

Wenn wir es für ziemlich überflüssig und bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft für geradezu schädlich halten, auf den fernen Ursprung zurückzugehen, so bleibt die Bemerkung doch stehen, daß die malayupolynesische Bevölkerung der westlichen Inseln, wie Sumatra, Java u. s. w., aus dem Osten und wahrscheinlich aus der Bucht zwischen China und Hinterindien kam. Nimmt man dieß an, dann erklärt sich von selbst, daß der Strom dieser Auswanderung zuerst nach den Philippinen und nach den Molukken ging; daher die Bemerkung, daß „die ächten polynesischen Züge von den Philippinen tief in die Molukken hinab in größerer Fülle sich finden als mehr westwärts." Logan sagt geradezu: „das große Repositorium der polynesischen Sitten und Gewohnheiten ist das Südostende des Archipels, von wo die Hauptmasse der Bevölkerung des eigentlichen Polynesiens vorzugsweise ausging. Diese gemeinsamen Züge sind so zahlreich, daß man den östlichen Theil des Archipels und Polyne-

Digitized by Google

sten als zwei große Gruppen verbündeter seefahrender Stämme, so wie einst die Bewohner des griechischen Archipels waren, betrachten muß. Einen dieser Züge muß ich hier erwähnen, da er mit der Schifffahrtskunst und dem Unternehmungsgeist, der die Race weit und breit auseinander trieb, zusammenhängt. Jedes Dorf war eine Seegenossenschaft, und hatte ein großes Dorfboot, das alle gemeinsam erbauten. Wenn der Monsun kam, zogen die Bewohner aus zum Handel oder zum Seeraub oder vielmehr zu beiden, denn wie Phönicier und Griechen der alten Zeit plünderten sie die Schwachen und kauften von den starken. Wenn sie zurückkamen, wurde das Boot auseinander genommen, und an manchen Orten bewahrte jede Familie das Stück auf, das sie gearbeitet hatte. Im Archipel hat diese Sitte die mannichfachen fremden Einflüsse, denen er, seit die Polynesier sich davon trennten, unterworfen war, überdauert. In Luçon, wo der Gebrauch gleichfalls zum Theil noch herrscht, dient dasselbe Wort, Barangai, für ein großes Boot und für ein Dorf. Die Lanuns, obwohl durch spätere Einflüsse bedeutend modificirt, sind die ächten Repräsentanten der alten polynesischen Seegenossenschaften. So waren auch die Dschailolans und ihre großen Colonien in Ternate, Tidori, Sawai, Amboina, u. s. w. Weiter gegen Westen waren ohne Zweifel die Javanesen ehemals in jeder Beziehung dieselben. China und Japan haben in späterer Zeit viele Züge ihrer Civilisation den Philippinen, Mindanao, Sulu und dem nördlichen Borneo mitgetheilt, wie in früherer Zeit und in geringerem Grade den Inseln Micronesiens. Aber die Molukken sind in allen spätern indischen Zeiten der Sitz einer einheimischen Civilisation und Macht gewesen, und obwohl die Inder und von indischem Einfluß beherrschten Javanesen sie zu allen Zeiten besuchten, haben sie doch nie eine herrschende Colonie oder Reich gebildet, und bis auf diesen Tag bestehen, wenn auch unter holländischem Schutz und Oberhoheit, die eingebornen Nationen und ihre Regierungen. Die große Insel Halmahera war in den ältesten historischen und sagenhaften Zeiten der Sitz des herrschenden Stammes, der auch Ceram besaß und dort seine Hauptniederlassung an der schönen Bai von Sawai hatte. Von Sawai gingen wahrscheinlich die bedeutendsten Wanderungen aus, welche über die Nordinseln der melanesischen Kette sich verbreitend endlich die Samoa-Inseln colonisirten und von da aus den Stamm durch ganz Polynesien verbreiteten."[1] Hier finden wir also mit Bestimmtheit die Ansicht ausgesprochen, daß der Hauptsitz der malayupolynesischen Race der östliche Theil des Archipels war, von wo sie nach Westen einer- und andererseits nach Osten in die polynesische Inselwelt hinaus sich verbreitete.

Logan, der, wie Hale, auf den Satz hinauskommt, daß von den östlichen Molukken aus die Bevölkerung Polynesiens erfolgte, läßt sich zur Ermittlung der Anknüpfungspunkte der malayupolynesischen Race an die Stämme Asiens, namentlich Südostasiens, auf eine so weitschweifige und doch so wenig faßbare Anhaltspunkte bietende Erörterung, auf eine wahre „Wildegänsejagd" ein, daß wir ihm dahin nicht folgen können, und unsere obige Ansicht wiederholen müssen, daß zwar diese Race aus dem südöstlichen Asien gekommen seyn muß, daß aber die Mittelglieder, um sie an die dortigen Racen anzuknüpfen, jetzt fehlen, und daß die Vermischung der Racen im Archipel, namentlich im westlichen, allmählich so groß geworden, daß die physischen Kennzeichen nur in wenigen Fällen mehr als Leiter dienen können. Dieß hindert indeß nicht, den Papua von dem Malayupolynesier auf den ersten Blick zu unterscheiden, und seltsam genug trifft man gerade im Süden des Archipels, in den Timor- und Banda-Meeren die Papuas und die Malayu-Polynesier in großer Reinheit neben einander, während sonst, selbst da, wo die Papuas massenhaft vorwiegen, Küsten und Bayen mannichfach den Einfluß der Malayupolynesier sowohl in Bereicherung der Sprache, als in Veränderung der Gestalt erfahren haben; Papuas aus dem Innern, die häufig als Sklaven nach den Molukken kommen, zeigen ein viel entschiedener negerartiges Wesen als die von der Küste.

(Schluß folgt.)

[1] Sawaii oder Sawaiki bedeutet Kleinsawa. Dieser Name der unter der Form von Sawaii eine der Schifffahrtsinseln bezeichnet, unter der Form Hawaii die Gesellschaftsinseln umfaßt, und in den Sagen der Polynesier eine so große Rolle spielt, hat augenscheinlich eine allgemeinere Bedeutung: die Hindus umfaßten unter dem Namen Dschawa (Java), der dasselbe ist, den ganzen Archipel, Marco Polo spricht von einem Java major und Java minor, und die Bugis bezeichnen die Molukken mit dem Namen Dschawaka.

Aerztliche Befürchtungen hinsichtlich der großen Industrieausstellung in London. Ein ungenannter Arzt hat eine kleine Schrift „the Philosophers Mite to the great exhibition of London" (Das Schärflein des Naturforschers für die große Ausstellung in London) herausgegeben, und spricht darin die Befürchtung aus, daß London, in gewöhnlichen Zeiten nur erträglich gesund und schlimmen Störungen unterworfen, bei einer starken, wenn auch nur temporären Vermehrung seiner Bewohner ernstlich leiden könne. London, sagte er, sey ohnehin, namentlich in der innern Stadt, im Vergleich zu der Zahl der vorhandenen Wohnungen, übervölkert, und werde eine starke Vermehrung nicht ungestraft ertragen. Er sucht die Zahl der Personen, die wahrscheinlich im nächsten Jahre nach London kommen werden, ungefähr zu berechnen, und findet, daß dieß nicht viel unter einer Million seyn werde — eine Berechnung, die auch von anderer Seite als höchst wahrscheinlich befunden wurde. Was wird nun, fragt der Verfasser, in gesundheitlicher Beziehung die Folge seyn, wenn eine so ungeheure Masse animalischen Stoffs (animality) plötzlich in einem Brennpunkt vereinigt wird, der jetzt schon für seine Inwohner notorisch zu eng ist? Die Frage ist allerdings von großer Bedeutung, und der Verfasser erklärt es für seine Ueberzeugung, daß, wenn nicht umfassende und wohlberechnete Vorsichtsmaaßregeln ergriffen werden, wahrscheinlich die Entwicklung einer Pest die Folge seyn werde. Er betrachtet es als einen Erfahrungssatz, „daß eine große und plötzliche Anhäufung von Menschen in einem beschränkten Raume leicht die Entwicklung pestartiger Krankheiten zur Folge hat, im zusammengesetzten Verhältniß der Verschiedenheit der Orte, aus denen sie gekommen, der Verschiedenheit von Abstammung, Sitten und Nahrung, und der Länge ihres Aufenthalts an einem gegebenen Orte." Diesen Satz erläutert er mit erschreckender Genauigkeit aus der Geschichte, und weist nach, daß der schwarze Tod, der englische Schweiß, die Pest und andere Krankheiten, die zu verschiedenen Zeiten England heimsuchten, dem plötzlichen Einströmen von Fremden auf einem zu kleinen Raum zuzuschreiben gewesen seyn. Andere Beispiele aus Griechenland, Alt-Italien und Neu-Europa werden angeführt; eine mit Menschen zu sehr überladene Stadt werde zu sehr animalisirt, die Giftstoffe vermischen sich, die Atmosphäre werde verdorben und die Pest entstehe. Der Verfasser, sagt das Athenäum vom 19 October, möge vielleicht übertreiben, eine gewisse Grundlage von Wahrheit sey aber immerhin in seinen Angaben enthalten, und darum nothwendig Maaßregeln zu treffen. Namentlich wird darauf angedrungen, die Unterkunft einer solchen Unmasse von Fremden nicht bloß der Speculation und der Willkür zu überlassen, sondern obrigkeitlich zu beaufsichtigen, damit mindestens die Ueberladung einzelner Localitäten vermieden werde. Das wird freilich in England, wo die Regierung so sehr gewohnt ist, alles was nicht nothwendig durch den Staat geschehen muß, dem Einzelnen zu überlassen, seine großen Schwierigkeiten haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 258. 28 October 1850.

Die bengalische Armee.

Unter dem Titel „Geschichte der Entstehung und des Fortschritts der bengalischen Armee" hat ein Cap. Broome einen ersten Band herausgegeben, der 700 Seiten umfaßt, und die Geschichte nur bis 1767 fortführt; weitschweifig genug ist also das Werk, und wie nicht anders zu erwarten, viele historisch-politische Abschweifungen hineingemischt. Das Athen. vom 19 Oct. gibt mehr eine Anzeige als eine Kritik des Werks, die Einleitung enthält aber Bemerkungen von allgemeinerem Interesse, die wir ausheben, obgleich sie dem Titel unseres Artikels so wenig entsprechen, als das Buch Cap. Broomes dem seinigen.

„Unter den europäischen Staaten ist die vorwiegende Macht immer nur sehr kurze Zeit bei denjenigen Ländern geblieben, welche die raschesten Fortschritte in Disciplin, Einrichtung und Ausrüstung der Truppen machten. Westlich von der russischen Gränze ist der Einfluß der Ideen in den letzten 400 Jahren viel mächtiger gewesen als der der Kriegskunst. In Asien war dieß umgekehrt. Da die Herrscher Asiens es mit einer Bevölkerung zu thun haben, welche durch Gewohnheit, Temperament und Religion ungeneigt sind, sich mit irgend etwas anderem als den äußern Verhältnissen ihrer Lage zu befassen, so waren sie stets das Opfer jeder Macht, welche gerade über die bestorganisirte Armee gebot. Wenn man die Wahrheit sagen will, so liegt hierin das ganze Geheimniß der englischen Macht in Indien. Wir haben bis jetzt immer eine bewaffnete Macht ins Feld geführt, die mit vergleichsweise wenig Mühe die zahlreichen Schaaren des Feindes zerstreuen und unmächtig machen konnte.

„Cap. Broome hätte uns sagen sollen, wie diese Ueberlegenheit in der Präsidentschaft Bengalen hergestellt wurde, in welchen Verhältnissen sie fußt, und ob das den einheimischen Mustern überlegene System fernere Vereinfachung zuläßt, oder wahrscheinlicherweise erhalten wird. Die bengalische Armee ist, verglichen mit den Truppen Nadir Schahs, Heider Alis oder Holkars sicherlich ein sehr vollkommenes Werkzeug; nichtsdestoweniger aber ist es wahr, daß die ostindische Compagnie zur Vertheidigung Oberindiens eine sehr zahlreiche und höchst kostspielige Truppenmacht unterhält, so kostspielig, daß es bereits eine ernstliche Frage wird, ob die Einkünfte des Landes lange im Stande seyn werden, die jetzigen Ausgaben zu tragen. Capitän Broome macht keinen Versuch, diesen Stand der Dinge zu erläutern, und die Auslassung aller dieser Punkte ist der große Mangel seines Werks. Die Zahl und Kostspieligkeit der bengalischen Armee haben ihren Grund weit mehr im Klima und dem Lande, wo sie agiren muß, als in den Feinden, die man ihr möglicherweise im Feld entgegenstellen kann, und die wahre Ursache der außerordentlichen Sterblichkeit einer Armee ist nicht der Verlust in der Schlacht, sondern die mannichfachen Krankheiten, welche durch die Strapazen, Entbehrungen und Ausschweifungen eines Feldzugs erzeugt werden. Fieber, Durchfall und Entzündungen raffen neun Zehntheile von allen denen hin, welche umkommen, und die Zahl dieser Unfälle steigt allenthalben, wo eine fremde Truppenmacht der Einwirkung eines tropischen Klimas ausgesetzt ist. Der That nach muß der europäische Theil der bengalischen Armee stets in doppelter Anzahl erhalten werden, weil man zu keiner Zeit auf die Streitfähigkeit von mehr als einem gewissen Theil des fremden Contingents rechnen kann. Das ist eine der augenscheinlichsten Ursachen der großen Kosten. Die Unmöglichkeit rasche Märsche zu machen ist eine zweite, und die ungeheure Anhäufung von Gepäck und Troß sicherlich die dritte. Die unmäßige Menge Gepäck und der dichte Schwarm von Troß waren zu allen Zeiten Nachtheile, mit denen jeder General zu kämpfen hatte, der eine europäische Truppenmacht in einem indischen Feldzug verwendete.

„Auch ist zu erwägen, daß es für eine europäische Truppenmacht während fünf Monaten des Jahrs fast unmöglich ist, große Operationen auszuführen. Der Monsun herrscht mehr oder minder den Mai, Junius, Julius, August und September hindurch, und hindert durch seine Orkane und Regen die Bewegungen einer großen combinirten Truppenmacht fast gänzlich. Das Klima wird in der Militärgeschichte Indiens, namentlich der frühern, fast immer vergessen. Das Datum der Schlacht von Plassey[1] muß eben so großes Erstaunen erwecken, als die Einzelnheiten der Schlacht selbst, denn sie wurde mitten im Monsun und zu einer Zeit geliefert, wo Fieber der bösartigsten Form die Zahl seiner europäischen Truppen fast stündlich verminderten. Wir wissen z. B., daß von 230 Mann des 39sten Regiments, die im Februar 1757 in Bengalen ankamen, im Anfang des nächsten Jahrs nur noch fünf am Leben waren.

„Fast das ganze Verdienst, die Eingebornen Indiens in Regimenter nach europäischem Muster zu bilden, gehört Clive an. Ohne dieß Hülfsmittel hätte die brittische Macht in Indien nie gegründet werden können, und könnte auch nicht einen Tag aufrecht erhalten werden; den Erfolg, der diesen Versuch krönte, muß man als eines der merkwürdigsten Beispiele des Einflusses anführen, den Einsicht und Disciplin über halb barbarische Menschen ausüben."

[1] Diese Epoche machende Schlacht wurde am 23 Junius geliefert.

Digitized by Google

Bemerkungen über die Wanderungen oceanischer Stämme.

(Schluß.)

Im Süden scheint nach und nach die Masse der Papuas die Malayupolynesier aufgehalten zu haben; denn wenn wir annehmen müssen, daß die letztern von den Molukken aus eben so gegen Süden, wie gegen Osten und Westen vordrangen, so war zu erwarten, daß der stärkere Theil der vor den Malayu-Polynesiern weichenden Bevölkerung sich gegen Süden zu ihren Stammfreunden zurückzog und dort den Widerstand fortsetzte. Charakteristisch ist es in dieser Beziehung, daß auf den Serwatty-Inseln, zwischen Timor und Timor-Laut, die Dörfer der vorzugsweise rein erhaltenen Malayupolynesier nicht, wie bei den Malayen und andern Stämmen im Westen, nahe an der See und den Flüssen, sondern unmittelbar auf den Gipfeln von Hügeln oder Klippen erbaut sind. Es ist dieß eine Sitte, die ehemals auch mehreren Andeutungen und zum Theil Ueberresten zufolge in Java und auf den Philippinen herrschte, und augenscheinlich kriegerischen Schutz zum Zweck hatte. Auf den Philippinen und auf Java ist die Sitte allmählich in Abgang gekommen, auf den Serwatty-Inseln und auch auf Timor Laut hat sie sich erhalten, nur dient sie jetzt hier nicht mehr als Sicherheit gegen die Papuas, die theils verdrängt, theils vertilgt sind, sondern gegen die Raubzüge anderer Malayupolynesier, namentlich der Lanuns. Ein anderes Zeichen der lang andauerndern kriegerischen Stellung der Serwatty-Insulaner gegen ein feindliches Geschlecht ist die schroffe Aufrechthaltung des Unterschieds von Adel, Freien und Sklaven oder unterworfenem Volk, so sehr, daß Heurathen unter den verschiedenen Classen, wenn nicht durch Gesetze, so doch durch Sitte verboten sind. Eine weitere höchst auffallende Sitte, die sich in vielen Gruppen Polynesiens wiederholt, sind die Menschenopfer, welche stets aus einer gleichsam dazu verurtheilten Insel genommen wurden, welche die Opfer zu liefern hatte. Auf den Molukken, wo die Malayupolynesier gänzlich vorherrschen, zum Theil allein ohne Mischung von Papuas dastehen, ist der Gebrauch längst verschwunden; auf den Arru-Inseln, wo sich die beiden Racen friedlich gemischt zu haben scheinen, die Papuas aber durchaus vorherrschen, weiß man gar nichts davon. Kurz der Zustand der Serwatty-Inseln trägt ganz den Stempel kriegerischer Eroberung, und dieß ist um so bezeichnender, als der Boden felsig und nicht sehr fruchtbar ist, so daß es scheint, die vordringenden Malayupolynesier bedienten sich dieser kleinen Inseln als fester Posten, von denen aus sie ihre Züge weiter ausdehnten.

Die Papuas haben keine historischen Berichte, nicht einmal Traditionen, wenigstens sind keine bis jetzt bekannt worden, wir wissen also nichts über sie als was der Augenschein lehrt. Nordwestlich von Neuguinea, dem Hauptsitz der schwarzen Race, finden sich Papuas in den Molukken, den Philippinen und vielleicht in Borneo, aber auf diesen Inseln nur als kleine zerstreute Stämme in den Gebirgen, sichtlich klägliche Reste der alten Bevölkerung. Die Bevölkerung der kleinen Inseln von Neuguinea bis Timor zeigt mit Ausnahme der Arru-Inseln den entschiedensten malayupolynesischen Charakter, aber zu Timor, namentlich am Nordostende, erscheint wieder die Papuarace, obgleich nicht rein. Einige Stämme auf der großen Insel Flores zeigen einen entschiedenen Papuacharakter, und ebenso soll auf Sumbawa in der Nähe des Timboro-Bergs ein Papuastamm seyn; weiterhin aber verschwinden sie und man trifft sie erst wieder auf der malayischen Halbinsel unter dem Namen Semangs an, und auch die Bewohner der Andaman-Inseln in der Bay von Bengalen sind entschieden papuanisch. Ostwärts von Neuguinea geht die Papua-Race durch die Louisiaden und den Salomon-Archipel nach den Neuhebriden, auf denen indeß auch einige malayupolynesische Stämme wohnen, und Neucaledonien, wo die Papuas und Malayupolynesier auf eine bis jetzt nicht recht ermittelte Art gemischt sind, bis zu den Fidschi-Inseln. So lauten die Angaben Windsor Earls, der seit einer Reihe von Jahren, zum Theil als Regierungsbeauftragter, sich in jenen Gegenden aufhält, und durch mehrere Werke seine genaue Bekanntschaft mit vielen Stämmen gezeigt hat. Wenn er aber hinzufügt, es sey sonderbar, daß die Papuarace kräftiger werde, in dem Maaße als sie sich von dem Continent Asiens entferne und in den stillen Ocean hineinrücke, so möchte er sich in einem starken Irrthum befinden. Er nennt die Fidschi-Insulaner die Aristokratie der Papuarace, bezeichnet sie als in der Civilisation so weit vorgeschritten, wie ihre Nachbarn, die (malayupolynesischen) Bewohner der Freundschaftsinseln, und zieht den raschen Schluß daraus, daß die „gleichheitliche Stellung, welche sie in Bezug auf die letztern einnehmen, den Beweis liefere, daß die physischen Fähigkeiten der Papuas denen der Malayupolynesier nicht nachstünden, und daß der überwältigende Einfluß, den die letztern über die erstern innerhalb der Gränzen des indischen Archipels erlangten, mehr dem Besitz furchtbarerer Waffen, wie Säbel und Flinten, und einer höheren Disciplin, als einer natürlichen Ueberlegenheit zuzuschreiben sey.“ Wäre dieß richtig, so würde das Jahrhunderte hindurch andauernde, allenthalben hervortretende Zurückweichen der Papuas vor den Malayu-Polynesiern ganz unerklärlich seyn. Die Mittheilungen Hales und die Nachrichten der amerikanischen Expedition überhaupt lösen aber das Räthsel.

Die Gesellschaftsverfassung der Fidschi-Insulaner ist, besonders nach den Schilderungen von Wilkes selbst, wesentlich aristokratisch, aber nicht kastenartig, wohl aus dem Grunde, weil die höhern Classen mehrere Weiber haben, und diese oft aus den untern Classen nehmen. Hale sagt in seinem Werke sehr bezeichnend: „die Fidschi-Physiognomie unterscheidet sich von der der Polynesier nicht sowohl in einem besondern Zuge, als in einer allgemeinen Entartung (debasement) des Ganzen, und in einer entschiedenen Annäherung an die Formen der Papuarace.“ Fügt man noch hinzu, daß sie im Allgemeinen, namentlich die höhern Classen, sehr kräftig sind, daß sie unter sich selbst rothe und schwärzliche Fidschis unterscheiden, daß das Haar weder straff noch wollig, sondern mehr nur gekräuselt und lockig ist, so wird man schon dadurch auf die Annahme geführt, daß die Malayupolynesier sich durch ihre überlegene Kraft und höhern Muth unter einem Papuavolk als herrschende Classe festgesetzt, und nach und nach, besonders durch die Vielweiberei der höhern Classen, mit ihm verschmolzen haben. Hale kommt selbst (s. Ethnography p. 174) zu diesem Schluß und sagt: „Es ist augenscheinlich, daß man die Fidschi-Insulaner keiner der beiden benachbarten Racen beizählen kann. In Farbe sind sie weder gelb noch schwarz, sondern ein Mittelding zwischen beiden, eine Art Rothbraun. In Gestalt und Zügen nehmen sie dieselbe unentschiedene Stellung ein; und wie es auch in Wirklichkeit sich verhalten mag, dem äußern Anblick nach kann man sie nicht besser beschreiben, denn als einen Mulattenstamm, wie er durch eine Verbindung von Melanesiern und Polynesiern erzeugt werden

Digitized by Google

kann."[1] Das Wichtigste aber ist, daß sich auch ihre Sprache allein aus einer solchen Mischung erklären läßt. Vier Fünftheile der Worte sind nicht polynesisch, sondern höchst wahrscheinlich[2] melanesisch, nur das letzte Fünftheil und, was besonders charakteristisch ist, die Grammatik, sind polynesisch. So ist das Türkische zu mehr als der Hälfte in seinem Wortvorrath in der persischen und arabischen Sprache untergegangen, hat sich aber grammatikalisch erhalten.

Eine solche Verbindung und Vereinigung von Stämmen geht nie ohne Kampf ab, und was die in der Note erwähnte Vermuthung Hale's betrifft, daß die Führer der Malayupolynesier aus den Fidschi-Inseln weichen mußten, während wohl die Masse zurückblieb, so wird diese bestätigt, nicht nur durch den Umstand, daß mehrere Namen der Fidschi- und der freundschaftlichen Gruppe sich gleichen, sondern auch durch die Würde eines Tui-tonga, Herr von Tonga, auf den Freundschaftsinseln, eine Würde, welche augenscheinlich aus den Fidschi-Inseln entnommen ist, wie sich, abgesehen von dem häufigen Gebrauch des Worts „Tui" in der Fidschisprache, aus der sonst unter den Polynesiern unbekannten, aber auf den Fidschi-Inseln sehr gewöhnlichen Sitte ergibt, daß seine Frau bei seinem Ableben erdrosselt wird. Das Tongavolk hatte also während seines Aufenthalts auf den Fidschi-Inseln, wahrscheinlich in Folge von Verheurathungen mit Papuafrauen, die das Ueberleben des Mannes für schimpflich halten, diese Sitte angenommen, und setzte sie nun in seinem neuen Aufenthalt fort, wo aber diese Sitte ganz vereinzelt steht. Eine weitere Bestätigung, daß das Tongavolk erobernd auf den Freundschaftsinseln auftrat, liegt in dem Umstand, daß die Abscheidung der Classen hier strenger als auf irgend einer andern Gruppe Polynesiens sich erhalten; überdieß machen mehrere Andeutungen es höchst wahrscheinlich, daß das Tongavolk seine Eroberungen auch auf die Schifffahrtsinseln auszudehnen suchte,[3] und durch seine Einbrüche die Auswanderungen von da nach Taheiti, Neuseeland, Rarotonga u. s. w. veranlaßte. Diese Einbrüche müssen dauernd und erfolgreich gewesen seyn, denn die Bewohner des Tonga-Archipels und der Schifffahrtsinseln gleichen sich so sehr, daß man sie für einerlei Volk halten muß.

Wir haben bei diesen Angaben über die Fidschi-Inseln und über Tonga länger verweilt, weil sie die Andeutung geben einerseits, wie die Vermischung der Stämme, andererseits, in welcher Art und Weise die Auswanderungen erfolgten. Auswanderungen in kleinem Maaßstab, in wenigen Canoes, scheinen sehr häufig vorgekommen zu seyn, und kommen noch vor, theils in Folge von innern Kämpfen, theils weil Canoes durch Winde und Strömungen verschlagen worden, und die Vermengung der Racen erklärt sich ganz natürlich. So erzählt ein Matrose, den die amerikanische Expedition auf einer Insel der Kingsmill-Gruppe (in Micronesien) fand, die Herkunft der Einwohner der Insel Apamama also: die ersten Colonisten kamen in zwei Canoes von Baney (wahrscheinlich die Insel Banabe), da sie in Folge innerer Kämpfe sich nur durch solche Flucht vor dem Tode retten konnten. Nicht lange waren sie dort, so kamen zwei andere Canoes von Amoi (wahrscheinlich aus irgend einem Punkte der Schifffahrtsinseln). Die Neuangekommenen waren heller an Farbe und schöner, sprachen auch eine andere Sprache, dennoch lebten beide Theile eine Zeit lang in Frieden, bis nach zwei oder drei Generationen die Krieger der Baneypartei, gelockt durch die Schönheit der Amoi-Weiber, sich erhoben, die Männer tödteten und deren Weiber für sich nahmen. Es ergab sich hier im Kleinen, wahrscheinlich in einer ziemlich neuen Zeit, was sich vor einer Reihe von Jahrhunderten auf den Fidschi-Inseln begeben hatte. Der Erfolg in sprachlicher Beziehung war derselbe; bezeichnend ist aber, daß sich auf allen Inseln mit polynesischer oder gemischter Bevölkerung der Glaube an eine große Insel Pulotu oder Burotu, als der Wohnsitz der Götter oder als ein irdisches Paradies, findet; daß dieser Name, dessen Endung „tu" auf etwas göttliches hinweist, wahrscheinlich die Molukkeninsel Buro, als den wahrscheinlichen Ausgangspunkt der polynesischen Wanderungen bezeichnet, haben wir oben schon angeführt.

Dieß ist ein Hauptgrund, weßhalb neuere Forscher, wie Hale und W. Earl, von denen der erstere mehr mit Polynesien, der andere mehr mit dem indischen Archipel vertraut wurde, den Ausgangspunkt der Wanderungen nach den Inseln des stillen Meeres von den Molukken aus setzen, zu denen Buro gehört. Nach den mythologischen und religiösen Ansichten der Polynesier zu schließen dürften diese Auswanderungen hauptsächlich zu einer Zeit stattgefunden haben, wo von einer Einwirkung des Islam, und selbst von einer indischen Einwirkung nicht die Rede seyn konnte, also wahrscheinlich vor unserer Zeitrechnung, wenn auch nicht lange zuvor. Damit ist ein Anhaltspunkt gewonnen zur Verknüpfung der Geschichte des indischen Archipels mit Polynesien. Für beide aber ergibt sich eine besondere Art Studium, für Polynesien die Geschichte der polynesischen Sprachentwicklung, die namentlich durch Hale schon sehr gefördert wurde, und die Enthüllung der melanesischen Sprachen, für welche bis jetzt noch sehr wenig geschehen ist; nebenher wird die Beobachtung der physischen Kennzeichen hier sehr förderlich seyn, da nur zwei, und zwar zwei einander sehr fern stehende Racen hier zusammen treffen. Für den westlichen Archipel ist außer der Ermittlung der Sprachen, ihrer Bestandtheile und deren Entwicklung das Studium der Alterthümer, namentlich der indischen von Wichtigkeit, da sich hier positive Anhaltspunkte für die Geschichte finden. Die Holländer haben in dieser Beziehung schon viele Materialien aufgehäuft, aber noch sind dieselben nicht zu einer vollständigen kritischen Bearbeitung gediehen. Wahrscheinlich führt dieß Studium zu wichtigen Aufschlüssen über den Verkehr des Alterthums mit dem fernen Asien, und über die Theilnahme der Araber, Inder und Chinesen an dem wohl zu allen Zeiten wichtigen und folgenreichen Handel des indischen Archipels.

Chronik der Reisen.

Reisen der HH. d'Abbadie in Abyssinien.

Bei Gelegenheit der Ertheilung des geographischen Preises an die genannten Herren stellt Hr. Dauffy die langjährigen Reisen derselben

---

[1] Andererseits macht es Hale wahrscheinlich, daß beide Völker anfangs neben einander gewohnt, daß dann die schwarze Race sich gegen die polynesische aufgelehnt, und sie zum Theil vertrieben habe. Daher die bisher unerklärten Namen Tonga und Viti; letzteres bedeutet der Osten und Tonga der Westen. Hale vermuthet die schwarze Race, als die ältere, habe auf der fruchtbareren Ostseite gewohnt, die Malayupolynesier auf der bergigern und vergleichsweise unfruchtbareren Ostseite. So nannte man die eine, die schwarze, das Ostvolk, die andere, die gelbe Race, das Westvolk. Letzteres, oder wenigstens seine Häupter, hätten weichen müssen, und sey nach einer östlich gelegenen Insel gezogen, die dann den Namen Tonga, der Westen, erhielt, obgleich sie östlich von Viti (Fidschi), dem Osten liegt. Die ursprüngliche Bedeutung mochte vielleicht lange verloren gegangen und das Wort zum Stammnamen geworden seyn.

[2] Man muß sich auf diesen unbestimmten Ausdruck beschränken, weil noch keine hinreichenden Vocabularien melanesischer Sprachen vorliegen, um es mit Sicherheit nachweisen zu können.

[3] Auf mehreren Schifffahrtsinseln finden sich im Innern an den Bergen ausgedehnte Mauerreste, und nach den Berichten der Missionäre herrscht unter dem Volk die Sage, diese Befestigungen seyen während eines Kriegs zwischen dem Tongavolk und ihren Vorfahren errichtet worden.

Digitized by Google

(s. Bulletin de la Soc. de géogr. Junius 1850) in nachstehender Weise zusammen.

Am 31 October 1837 verließen die HH. Anton und Arnold d'Abbadie Frankreich; sie begaben sich zuerst nach Cairo, wo sie sich mehrere Monate aufhielten und sich durch das Studium der Sprachen auf die neue Laufbahn die sie antreten wollten, vorbereiteten. Sodann fuhren sie von Norden nach Süden über das rothe Meer, und kamen im Januar 1838 nach Massowa, dem ersten abyssinischen Hafen. Nachdem sie hier die für ihr Unternehmen nothwendigen Verbindungen angeknüpft, traten sie zu Ende März ihre Wanderung an, um nach Tigre (Tigray) vorzubringen. Am 30 März gelangten sie auf einen Berggipfel bei Hôle (Hôlay), von dem aus sie zum erstenmal das Land überblicken konnten, das der Schauplatz ihrer Forschungen werden sollte. Die Menge von Hügeln, mit ihren flachen, angebauten Gipfeln, ihren abschüssigen Seitenwänden und den zwischen ihnen dahinrollenden Bächen gibt diesen Gegenden einen ganz besondern Charakter.

Hier aber beginnen schon Schwierigkeiten aufzutauchen, indem die Häuptlinge des Landes den beiden Brüdern alle möglichen Hindernisse in den Weg legen. Der eine will ihnen Tribut auflegen, und hält sie Monate lang zurück; der andere gewährt ihnen eine kalte Aufnahme, und sucht insgeheim ihre Weiterreise zu hindern; durch Geschicklichkeit und Klugheit wissen sie aber diese Hindernisse zu überwinden, und gelangen endlich, nach Ueberschreitung des Takasse (Takazé), am 28 Mai nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens, und dem eigentlichen Ausgangspunkt für ihre weitere Reise, da sie hier die Mittel finden mußten zur sichern Fortsetzung derselben. Die Aemarna-Sprache, welche sämmtlichen Völkern Abyssiniens als gemeinschaftliches Verständigungsmittel dient, mußte der erste Gegenstand ihrer Studien seyn; sie mußten, um unter verschiedene einander öfters bekriegende Nationen vordringen zu können, im Stande seyn sich ihnen verständlich zu machen; sie mußten sich außerdem passende Hülfsquellen schaffen, da ein großer Theil ihrer mitgebrachten Mittel erschöpft war; sie faßten daher den Beschluß Arnold solle in Abyssinien bleiben, Anton aber nach Frankreich zurückkehren, um definitiv alles zu einer langen Reise Erforderliche zu ordnen. Indessen bot bereits die Rückkehr ans Meer große Schwierigkeiten. Abermals von dem Naib von Harkiku aufgehalten, vermochte er nur durch die Gewandtheit und Freundschaft eines andern Scheich Massowa zu erreichen, von wo er sich nach Frankreich begab und in der Sitzung vom 5 April 1839 der geographischen Gesellschaft genauen Bericht erstattete über diesen ersten Ausflug, der nur das Vorspiel seiner weiteren Reisen seyn sollte.

Während der Reise Anton d'Abbadie's in Europa und seiner Rückkehr nach Abyssinien, war es Hrn. Arnold gelungen nach Godscham vorzudringen: seine Kenntniß der Sprache und der Interessen des Landes, seine Talente, seine Unerschrockenheit machten ihn zum Liebling des Daschal Goso, welcher Godscham unter der Oberlehensherrlichkeit des Ras Aly regiert; die Schlachten, denen er beiwohnte, ließen ihm fast keine Zeit zu geographischen Forschungen; indeß war er im Stande, mittelst der Temperatur des Dampfes von siedendem Wasser, das Niveau von Nieder-Abbe (Abbay) festzusetzen; auch beobachtete er einige Breiten, und erstattete seinem Bruder, mit dem er sich in Massowa wieder vereinigte, Bericht von zwei für die Sprachenkunde merkwürdigen Denkmalen: das eine, in unbekannten Charakteren, ist im Bulletin der Gesellschaft vom Monat Februar 1846 veröffentlicht; es rührt von einem Volke her, das aus Juden bestanden zu haben scheint, und um den 8ten Breitengrad herum seine Wohnsitze hatte; das andere war eine Geschichte des unter dem Namen Gran bekannten Imams Ahmed. Am 12 März 1840 reisten die HH. d'Abbadie von Massowa ab, und begaben sich zuerst nach Adua (Adwa), dessen Lage in Breite und Länge sie mittelst zahlreicher astronomischer Beobachtungen bestimmten; ebenso beobachteten sie einige Horizontkreise mit einem Theodolithen, um sämmtliche sichtbare Berggipfel durch ein trigonometrisches Netz mit einander zu verbinden, so daß man, mittelst der beobachteten Breiten und der gegenseitigen Azimuthe, von dem solchergestalt erforschten Lande eine Karte erhalten könnte, deren Genauigkeit durch vereinzelte Beobachtung fast unmöglich zu erreichen wäre.

Durch die Ungefälligkeit des Daschal Ubi, der ihnen den Durchgang durch seine Staaten förmlich verweigerte, an diesem Punkte aufgehalten, mußten die HH. d'Abbadie, obgleich nur noch drei Tagreisen von Gondar entfernt, nach Massowa zurückkehren, von wo aus Anton die nordwestlich gelegenen benachbarten Länder, die fast unbekannt sind, in den Kreis seiner Forschungen zog. Auf diesem Ausfluge kam er durch einen Zufall um eines seiner Augen, und war häufigen und schmerzhaften Augenkrankheiten ausgesetzt; er sah sich daher, um ärztliche Hülfe zu erhalten, genöthigt nach Aden und sodann nach Cairo zu gehen, wo er ziemlich gut geheilt wurde, nach Abyssinien zurückkehren und seine Forschungen fortsetzen konnte.

Von Aden, wo er auf ziemlich ernste Schwierigkeiten stieß,[1] begab er sich nach Berberah, dem Hafen der Somalis — einem Orte, der während der Sommermonate fast verödet ist, im Winter aber eine Bevölkerung von 12—15,000 Einwohnern hat, welche Handelsgeschäfte treiben, dabei aber immer mit Schild und Speer bewaffnet sind. In dieser Stadt verblieb er zwei Monate, studirte eine neue Sprache, suchte Verbindungen mit dem Innern anzuknüpfen, und dachte darauf sich einen neuen Weg zu bahnen. Er wäre gern in den Süden von Schoa (Sawa) gegangen, um von hier aus das Land Inarya, durch die kleinen christlichen Freistaaten des Guragé hindurch, zu erreichen, was ihm aber nicht gelang. Eine in Berberah beobachtete Verfinsterung (Occultation), ein Wörterbuch der dortigen Landessprache, die Genealogien der Somalistämme und eine Gesammtübersicht der Straßen und Richtungen (im Bulletin der geogr. Gesellschaft mit einem nach diesen Straßen von Hrn. d'Avezac gemachten Abriß veröffentlicht), waren die von Hrn. Anton d'Abbadie während seines Aufenthalts in Berberah, wo sich sein Bruder Arnold wieder zu ihm gesellte, erzielten Resultate.

Durch unüberwindliche Hindernisse aufgehalten, wollten die beiden Brüder noch einmal einen Durchgang durch Schoa versuchen; sie begaben sich daher im Januar 1841 nach dem Hafen Tütschürah (Tujurah). Hier erfuhren sie neue Widerwärtigkeiten, die aber nicht immer von den afrikanischen Völkerschaften herrührten;[2] nach einem dreimonatlichen Aufenthalt mußten sie auf die Hoffnung eines weitern Vordringens von hier aus verzichten; ein Vocabularium der Afar-Sprache, von etwa achthundert Wörtern, und einige merkwürdige Einzelheiten über die Landeseinrichtungen waren die einzige Ausbeute dieses Aufenthalts.

Nachdem sie Tüschürah verlassen, begaben sie sich nach Dschiddah, um Europa näher zu seyn und sich neue Mittel zur Durchführung ihres großen Forschungsplanes zu verschaffen. Im August 1841 kehrten sie wieder nach Massawa zurück, um einen abermaligen Versuch zum Vorbringen ins Innere eines Landes zu machen, das so viele Hindernisse ihnen zu verschließen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Lehensbannrecht in England. Der Herzog von Atholl sucht gegenwärtig ein altes, durch neuere Gesetze und Verordnungen längst abgeschafftes Lehensbannrecht wieder in Ausführung zu bringen, und wird sich dadurch wahrscheinlich mit den Gerichten überwerfen, wie er sich schon mit mehreren Wanderern überworfen hat. Er nimmt das Recht in Anspruch durch seine weit ausgedehnten Besitzungen niemanden ziehen zu lassen, der von ihm nicht besondere Erlaubniß hat. Fast hätte es neulich eine Scene aus dem Leben des weisen Junkers von der Mancha abgesetzt. Die englischen Zeitungen erzählen nämlich folgenden Fall. Zwei Studenten von Cambridge zogen durch das Thal nach Blair Atholl, und waren schon ziemlich weit in den Besitzungen Sr. Herrlichkeit gekommen, als sie auf eine Jagdpartie stießen, bei der sich der Herzog selbst befand. Dieser befahl ihnen umzukehren, was sie verweigerten, da der Herzog kein Recht habe ihnen den Weg zu nehmen. Der Herzog packte einen am Kragen und wollte ihn rückwärts ziehen, beide aber wehrten sich, und der Herzog hätte vermuthlich eine Tracht Schläge bekommen, wenn er nicht seine Leute zu Hülfe gerufen hätte. Diese nöthigten die Touristen zur Umkehr.

[1] Dieß bezieht sich auf Streitigkeiten mit den Engländern, die ihn als französischen Unterhändler ansahen. A. d. R.

[2] Ebenfalls von Engländern, was Dausty aus Höflichkeit nicht sagt. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 259. 29 October 1850.

Die Kornernte in England.

Dieß ist eine, für England wenigstens, nicht bloß commercielle, sondern politisch wichtige Frage geworden, daß wir nicht umhin können, der Sache einige nähere Aufmerksamkeit zu schenken, wobei wir indeß unsern Lesern zum voraus versprechen, sie mit Zahlen so wenig wie möglich zu behelligen. Auf das Ergebniß der Ernte und die daraus sich ergebenden Preise gründen die Gegner des Freihandels einen Hauptbeweis für ihre Ansicht, daß ein Kornzoll wieder eingeführt werden müsse. Wenn wir letzteres für höchst nothwendig, ja fast unvermeidlich halten, so sind wir hinsichtlich der Folgen mit der protectionistischen Partei keineswegs einverstanden, denn die Scala ist allerwärts aufgegeben, und ein mäßiger fixer Kornzoll wird die alten unvermeidlich untergegangenen Verhältnisse der englischen Agricultur nicht wieder herstellen, er wird die Pachtschillinge nicht in der gewünschten Höhe halten, und das Streben der Pächter nach einer andern Stellung nicht hindern. Ein Kornzoll ist nur ein mäßiges Aequivalent für die höhere Besteuerung Englands, ein Verhinderungsmittel gegen die Ueberschwemmung mit fremdem Korn zur Zeit sehr mäßiger Preise. Die theoretischen Freihandelsherren werden dieß nicht gelten lassen, aber Staatsverhältnisse geben oft der richtigsten Theorie ein fatales Dementi, und wer die Streitigkeiten über die Korngesetze in den letzten fünfzehn Jahren auch nur einigermaßen kennt, wird gestehen müssen, daß für den Handel die Abschaffung der Scala die eigentlichen Uebelstände hinweggräumte, und daß es für ihn ganz gleichgültig seyn kann, ob er einen oder fünf Shilinge vom Quarter zahlt. Hat doch der Erzfreihändler Wilson in neuester Zeit lebhafte Klage gegen den Zoll von 1 Sh., der doch nur eine Recognitionsgebühr ist, erhoben, weil die Wiederausführung von einer Partie Getreide dadurch um 36 Pf. St. vertheuert worden war. Letzteres ist allerdings ein Uebelstand, aber dieser Uebelstand läßt sich bei einem Zoll von 5 Sh. viel leichter heben, denn bei einem solchen Zoll verlohnt es sich der Mühe, das Entrepotsystem wieder herzustellen, oder, wie der Kunstausdruck in England lautet, das Getreide unter Königin-Schloß niederzulegen. Die Freihändler hatten, wie natürlich, bei der Abschaffung der alten Korngesetze zwei Zwecke, eines Theils der Industrie die Lebensmittel wohlfeil und dadurch die Herabsetzung des Taglohns möglich zu machen, andrerseits dem Continent, namentlich Antwerpen, Amsterdam und Hamburg den großen Kornhandel zu entreißen und auf englischen Boden zu verpflanzen, weil kein Land in gleichem Maaße die Capitalien hat wie England, um den unermeßliche Summen in Anspruch nehmenden Kornhandel zu betreiben. Für diesen Kornhandel ist der Zoll von 1 Sh., der jedenfalls bezahlt werden muß, eine Last, und das Entrepotsystem nothwendig; noch hat man aber, da die Zufuhr des Getreides hauptsächlich für Englands Verbrauch berechnet ist und nur wenig bis jetzt wieder ausgeführt wurde, ein eindringlicheres Begehren an die Regierung wegen des niedrigen Betrags des Zolls nicht für nothwendig erachtet, indeß macht dieser Zoll beim Weizen nahe an $2\frac{1}{2}$ Proc., bei Gerste und Roggen 4, und bei Hafer 6 Proc. aus, kommt also bei Wiederverkäufen immerhin in Anschlag.

Doch wir wollen von diesem Thema ab-, und auf die dießmalige Ernte eingehen, welche dem allgemeinen Urtheil nach unter einer Mittelernte ausfiel; trotz dessen sind die Preise, seit dem das Ergebniß der Ernte keinem Zweifel unterliegt, gefallen. Zu dem Ausfall der Ernte kommt also für den englischen Landwirth auch noch ein Ausfall im Preise, der Verlust ist somit doppelt empfindlich. Man hat in den letzten vier Jahren den Ausfall im Preise der im Lande selbst erzeugten Lebensmittel gegen früher sehr mäßig auf 25 Mill. Pf. St. jährlich angeschlagen, was bei guter Ernte sich einigermaaßen ertragen ließ, bei ziemlich schlechter, wie die jetzige, wird es doppelt nachtheilig einwirken, und die seit sechs Wochen regelmäßig fallenden Preise haben deßhalb eine große Entmuthigung erzeugt, was bei dem Geldbedürfniß der kleinen Pächter zu einer auffallend reichlichen Zufuhr geführt hat. Letzterer Umstand wird namentlich als höchst verdächtig in Bezug auf die Vermögensumstände vieler Pächter betrachtet. Die Times, welche mit scharfer Beobachtung der öffentlichen Meinung immer noch dem Freihandel das Wort redet, ließ sich unter dem 5 Spetember folgendermaaßen vernehmen: „der Ackerbau muß jetzt betrieben werden, wie eine Manufactur, und eine Pachtung geleitet so ziemlich wie eine Baumwollenspinnerei. Das praktische Resultat, dem jetzt nicht mehr zu entgehen, ist, daß Capital, auf das Land angewendet, um vortheilhaft zu seyn, in großen Massen angewendet werden muß, und die Leute, die dieß thun, können nicht mehr eine Art Arbeitsaufseher seyn, sondern hochgebildete Geschäftsmänner, die eine große Macht besitzen, eine Menge geschickter Arbeiter anwenden, und bei dem Geschäft des Producirens alle stets fortschreitenden Erfindungen der Wissenschaft benützen." Damit spricht die Times sämmtlichen kleinen Pächtern das Todesurtheil, aber nicht bloß diesen, sondern den Gutsherrn selbst, denn von dem Augenblick an, wo eine solche Vereinigung von Vermögen und Einsicht nöthig ist, um das Geschäft zu betreiben, muß entweder der Gutsherr selbst das Geschäft betreiben, oder sich alles Einflusses auf seine mit Vermögen und Einsicht in reichlichem Maaße

Digitized by Google

ausgestatteten Pächter begeben, und mit einer kleinen, sehr kleinen Rente vorlieb nehmen. Fast sollte man indeß glauben, die Times sehe den kommenden Sturm voraus, und bahne sich kluger Weise zuvor einen Seitenweg, um zu entschlüpfen, denn an einer andern Stelle desselben Artikels sagt sie: „man kann annehmen, daß die schlimme Lage der Landeigenthümer jetzt ihren Gipfelpunkt erreicht hat, und die der Capitalisten, die dem Ackerbau Geld geliehen, am schwierigsten ist.“ Woher sollen dann aber die Leute kommen, die das „Capital in großen Massen auf den Landbau wenden?“ Die Vergleichung des Ackerbaubetriebs mit einer Fabrik ist eine wahre Farce: wenn man binnen Jahr und Tag sich recht gut durch Fleiß und Aufmerksamkeit in das Geschäft einer Spinnerei einarbeiten kann, so erfordert dagegen der Betrieb großartiger Güter so mannichfaltige Kenntnisse und vieljährige Erfahrung, daß der Mann mit großem Capital gewiß nicht zum Pächterhandwerk greift, wenn er es nicht von Jugend auf betrieben hat, um so weniger als bei Aufmerksamkeit und Fleiß der Betrieb einer Spinnerei verhältnißmäßig einen sichern Gewinn abwirft, während der Ertrag des Bodens auch noch vom unbeständigsten aller Dinge, vom Wetter, abhängt. Die wohl schwerlich ohne Absicht hingeworfene Argumentation der Times sieht aus, als bereite sie sich wenn nicht zum Rückzug, so doch zu einem Seitenmanöver, denn was es auch mit den Ermahnungen zu einem bessern, wissenschaftlichen Betrieb der Landwirthschaft für eine Bewandtniß haben mag, so ist das Verlangen doch höchst seltsam, daß diejenige Classe, welche ihren Gewohnheiten zufolge am meisten am Alten hängt, und am langsamsten in der Annahme von Neuerungen ist, plötzlich bei Strafe gänzlichen Ruins die besten, durch die Wissenschaft gebotenen Methoden in Anwendung bringen soll.

Ist aber einer solche plötzliche Umwandlung nicht möglich, dann muß der Fall von 1/6 bis 1/4 des Reinertrags, wie er in den letzten Jahren stattfand, und bei der dießjährigen Ernte mit erschwerter Last stattfinden muß, nothwendig entweder am Pächter oder am Grundherren ausgehen; der Pächter ist ruinirt oder der Grundherr erhält keinen oder einen sehr verminderten Pacht, und die Radikalen, welche: „nieder mit den Pachtschillingen und der Aristokratie!“ rufen, haben in ihrer Art ganz Recht, zum mindesten sind sie consequent, so consequent wie die Pächterliga, deren Forderungen entweder ein baarer Unsinn oder der unvermeidliche Sturz der Aristokratie sind, denn wenn der Pachtschilling eines Guts nicht mehr von einem gütlichen Uebereinkommen zwischen Pächter und Pachtherren festgestellt werden soll, sondern von einem wie immer eingesetzten Schiedsgericht, so hat, zum mindesten gesagt, der Pächter ein Miteigenthumsrecht, und der Gutsherr nur noch das Recht an eine gewisse Rente. Die Fortschritte der Pächterliga in Irland sind nichts anderes, als die Erklärung, daß die Concurrenz der Bewerber eine Steigerung der Pachtschillinge herbeiführt und seit langer Zeit herbeigeführt hat, wobei dem Pächter nur noch ein Leben voll Anstrengung, Noth und Entbehrung bleibt. Daher die steigende Auswanderung von solchen Pächtern aus Irland, die noch einiges Vermögen haben. Die Shipping and Mercantile Gazette vom 11 Oct. meldet aus Dublin, daß trotz der vorgerückten Jahreszeit die Auswanderung aus den westlichen Häfen nicht abnimmt, und was noch Vermögen retten kann, nach Canada und den Vereinigten Staaten ziehe. Die Tipperary Free Preß sagt geradezu: „der Strom der Auswanderung aus diesem unglücklichen Lande nach den Colonien und den Vereinigten Staaten schwillt übermäßig an. Man kann sich keinen Begriff von der großen Anzahl Familien machen, welche Tag für Tag durch Stadt und Land nach Waterford zur Einschiffung ziehen.“

Was in Irland in schroffen, harten Zügen sich zeigt, zeigt sich auch in England, nur in bedeutend mildern Formen. Indeß, wenn die neue Gesetzgebung ein vorzugsweise auf den Ackerbau angewiesenes Land, wie Irland, besonders schwer treffen mußte, die Engländer selbst aber bei weitem mehr im Stande sind einen Stoß auszuhalten, so treten hier andere, kaum minder tief einschneidende Verhältnisse auf. Wir haben schon früher bemerkt, daß man in England den Weizenbau künstlich übertrieben hat, und daß es sich sehr frage, ob diese künstliche Hinaufschraubung des Weizenbaues bei einer allgemeinen Concurrenz mit der übrigen Welt sich behaupten läßt. Wenn in den sechs Wochen von Anfang Septembers bis Mitte Octobers die Weizenpreise sehr langsam, aber stetig herabgegangen sind, so finden wir dagegen die übrigen Kornarten entweder gar nicht gefallen, oder sogar gestiegen. Wir wollen daraus noch nicht den vielleicht allzu raschen Schluß ziehen, daß England im Bau der andern geringern Körnerfrüchte die Concurrenz weit eher als im Weizen werde aushalten können, sondern machen vorerst nur auf diese auffallende Erscheinung aufmerksam, die von Wichtigkeit wird, sobald man im nächsten Sommer den Gang der Preise dieses Jahrs und des Handels überhaupt wird überschauen können. Man rechnet, daß in England durchschnittlich 6 Mill. Acres Land mit Weizen bebaut werden, und diese etwa 20 Mill. Quarter ertragen, in guten Jahren, wie das vorige, etwa 22 Mill., in geringern Jahren, wie das heurige, kaum 17. Im verflossenen Kornjahr, d. h. vom Sept. 1849 bis dahin 1850 sind über 5 Mill. Quarter Weizen in England eingeführt worden, und man vermuthet, daß die größern Pächter bedeutende Massen des ihrigen zurückgehalten haben. Jetzt fragt es sich, wie die Einfuhr des Jahres 1850/51 ausfallen, und wie die Preise sich stellen werden. Man kann die auf 17 Mill. Quarter angeschlagene Ernte der Qualität nach kaum 15 Mill. von der vorjährigen Ernte gleichstellen, es zeigt sich also im Ganzen ein sehr empfindlicher Ausfall, der jedoch zum Theil durch die alten Vorräthe gedeckt werden wird. Auf dem Continent, d. h. in Frankreich, Belgien und Deutschland kann man die Weizenernte zusammengenommen als eine gute Mittelernte ansehen, in den Süddonauländern und zum Theil in Russisch-Polen ist sie sehr günstig ausgefallen, und eben so allen Nachrichten zufolge in Nordamerika. Nun entsteht die wichtige Frage, ob der bedeutende Ausfall der heurigen Ernte Englands, so weit er nicht durch alte Vorräthe im Lande gedeckt ist, von außenher ohne wesentliche Preissteigerung gedeckt werden kann. Ist dieß der Fall, dann muß der Weizenbau in England, weil er nicht auf allen Bodenarten, wo er jetzt gebaut wird, in Concurrenz mit der übrigen Welt treten kann, allmählich nicht unbedeutend abnehmen, und sinkt derselbe von 6 Mill. Acres auf 4 herunter, so muß in Zukunft die Weizeneinfuhr statt 5 Mill. Quarter 10 Mill. betragen, und England für Getreide mindestens um 8 Mill. Pf. St. jährlich mehr aufwenden. Darf man sich unter diesen Umständen, und mit solchen Perspectiven vor Augen, verwundern, wenn man wieder von einem Einfuhrzoll von 8 Sh. redet, eben um der übermäßigen Weizeneinfuhr von außen her Einhalt zu thun, und einen Theil des englischen Weizenbaus wenigstens temporär noch zu retten!

Eine Folge der Aufhebung der Korngesetze, oder vielmehr der Scala ist gewesen, die Preise stetig zu machen. Es war

Digitized by Google

der größte Nachtheil der alten Korngesetze, daß sie eine fortdauernde Unsicherheit in den ohnehin so manchen Wechselfällen ausgesetzten Kornhandel brachten, und diesen so sehr zu einem Hazardspiel machten, daß manche Bankierhäuser mit Wechseln von Kornhändlern wenigst möglich zu thun haben wollten. Seit der Abschaffung der Scala ist eine große Stetigkeit in den Handel und die Preise gekommen. Diese hat sich in den letzten Jahren sehr bewährt, und läßt auch jetzt Berechnungen der Preise zu, wie sie früher unter der Herrschaft der Scala in England nicht möglich waren. Die ziemlich allgemeine Ansicht über den Korn-, namentlich Weizenhandel ist jetzt, daß die Preise gegen den Winter hin eher wieder etwas anziehen, dann durch die um Weihnachten herum gewöhnlich stärkere Landzufuhr wieder etwas sinken, und erst um Frühjahr, wenn die Zufuhren aus Amerika anfangen und die Witterung für die kommende Ernte nicht zu entschieden ungünstig ist, etwas mehr sinken werden. Sey dem wie ihm wolle, das Ergebniß der ganzen bisherigen Wahrscheinlichkeitsberechnung ist, daß die Weizenpreise sich auf etwa 40 Sch., etwas auf oder ab, halten werden, ein Preis bei dem ein großer Theil des englischen bis jetzt zum Weizenbau verwendeten Bodens nicht mehr dazu verwendet werden kann.

In die obige Berechnung sind mehrere Umstände nicht aufgenommen, weil sie höchst zufälliger Natur sind; dazu gehört namentlich die Frage über die Ausfuhr aus Amerika. Die hohen Preise des Jahres 1847 haben die dortigen Landleute verwöhnt, so daß sie auf höhere Preise rechnen, als wahrscheinlich in der nächsten Zukunft möglich sind. Dieß wird ein Zurückhalten bis zum nächsten Frühjahr zur Folge haben, so daß die ersten bedeutenden Zufuhren nicht vor Mai und Juni ankommen werden, sonach erst im Sommer und kurz vor der Ernte einwirken, wo die Aussichten auf diese ohnehin schon einen entscheidenden Einfluß üben werden. Zudem hängt die Zufuhr aus Amerika noch von einem seltsamen Umstande ab: in den letzten zwei Jahren ging außerordentlich viel Getreide nach Californien, um die in Masse dorthin strömenden Goldsucher zu nähren; der Gewinn war, wie alles in Californien, höchst schwankender Art, indeß scheinen doch im Allgemeinen große und nicht ungünstige Geschäfte gemacht worden zu seyn. Jetzt aber hat sich eine eigenthümliche Concurrenz für die Versorgung Californiens erhoben, indem in Chili eine Verbindung von Kaufleuten, Müllern und Gutsbesitzern den Markt in Californien zu monopolisiren trachtet, eine Unternehmung, die fabelhafter aussieht als sie ist, indem die großen, mit aristokratischen Vorrechten ausgestatteten Gutsbesitzer in Chili über bedeutende Massen von Getreide verfügen können, und man nicht bei einzelnen kleinen Landwirthen einzukaufen genöthigt ist. Von der Frage ob diese chilenische, wie es scheint durch amerikanisches und englisches Capital unterstützte Unternehmung gelingt, wird zum Theil das Maaß der möglichen und wahrscheinlichen Ausfuhr nach England abhängen. Aber alles dieß in Rechnung gebracht, schlägt man doch den Preis des Weizens im nächsten Sommer nicht höher als auf 46 Sch. an, ein Preis, bei welchem nur der bessere Boden in England vortheilhaft mit Weizen angebaut werden kann.

Ein zweites Land, dessen Ausgiebigkeit hinsichtlich der Versorgung Englands nicht gut einer Berechnung unterliegt, ist Frankreich, das in frühern Jahren als ein in gewöhnlichen Zeiten einführendes Land galt, wo aber das Jahr 1847 und das Revolutionsjahr 1848 einen gewaltigen Wechsel hervorgebracht zu haben scheinen. Der hohe Preis des Getreides im erstern, so wie in den unmittelbar vorangehenden Jahren hat nicht bloß eine Ausdehnung des Weizenbaues, sondern, wie ziemlich allgemein behauptet wird, auch einen bessern Anbau herbeigeführt. Das Jahr 1848 machte es höchst wünschenswerth baares Geld ins Land zu ziehen, und bedeutende Getreidemassen sind um diese Zeit nach England gegangen. Unter der vollen Einwirkung dieser beiden Umstände erlosch im Anfang des Jahres 1849 das intermistische Getreidegesetz Peels, und die volle Freiheit der Einfuhr, bloß gegen die Recognitionsgebühr von einem Shilling auf den Quarter, trat in England ein; seit dieser Zeit ist die Ausfuhr von Getreide, selbst in verarbeitetem Zustande als Mehl, nach England sehr bedeutend gewesen. Man schlägt die wahrscheinliche Einfuhr im Laufe dieses Jahrs auf eine halbe bis eine ganze Million Quarters an, und es scheint in der Richtung des französischen Getreidehandels eine allgemeine Veränderung vorgegangen zu seyn; während früher aus den mittlern Provinzen viel zur Versorgung des Südens ging, hat der sicherere Absatz gegen Norden diesen natürlichen Handelszug gefördert, und der Süden versieht sich mit Leichtigkeit aus dem Mittelmeere. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, daß der Weizenpreis im Süden Frankreichs durchschnittlich um etwa 6 Proc. höher steht als im Nordwesten und Osten, und in Paris und Rouen fast am niedrigsten; namentlich an diesen beiden wichtigen Handelsplätzen ist der Weizen seit Anfang Augusts um 3 Franken für den Hektoliter, was auf den englischen Quarter beinahe 9 Franken oder 7 Sh. ausmacht, gefallen; somit steht der Preis an diesen beiden Orten um etwa 20 Procent niedriger als der Durchschnittspreis in England.

(Schluß folgt.)

Die Eurasier in Calcutta.

(Aus: Ten years in India. By Capt. Alb. Hervey.)

In Calcutta sind die Halbkasten, d. h. die Abkömmlinge von europäischen Vätern und indischen Müttern (die man häufig mit einer sonderbaren Abkürzung Eurasier nennt), sehr zahlreich, und manche kommen selbst in die Gesellschaften des Generalgouverneurs, somit auch in andere Gesellschaften, und Officiere heurathen nicht selten ihre Töchter. Die Koi-hais (d. h. die Eingebornen) geben ihnen den seltsamen Namen Tschi-tschi. Was dieser bedeutet, weiß ich nicht, bei den Engländern nennt man sie gewöhnlich Bevery-Brahminen. Viele, so ziemlich alle Kinder der eurasischen Familien werden in Schulen von Europäern unterrichtet, und Knaben sowohl wie Mädchen erhalten, was man gewöhnlich eine gebildete Erziehung nennt. Auch lernen sie englisch und ihre Sprache ist meist grammatikalisch richtig, ihre Aussprache aber hat etwas seltsames, ja widerliches. Ist die Erziehung vollendet, so kehren die Mädchen zu ihren Eltern zurück, die alles anwenden, um für dieselben Männer zu bekommen, während die Söhne als Beamte in Regierungsbureaux oder bei Kaufleuten als Commis eintreten, einige auch eigene Geschäfte anfangen. Sie können so zu einer redlichen, ehrenhaften Unabhängigkeit gelangen, ohne ihren Eltern beschwerlich zu fallen; an ihrer Stelle und in ihrer Sphäre sind sie ganz brauchbar, so wie sie aber wohlhabend werden, oder zu bedeutendern Stellen vorrücken, werden sie übermüthig und ihr Benehmen in jeder Beziehung tadelnswerth. Die jungen Mädchen sind sehr hübsch, trotz ihrer Farbe, und namentlich zu Madras lassen sich junge Lieutenants und Fähndriche gar leicht durch sie fangen. Die Lockspeise ist ganz hübsch, umsomehr, als sie auch noch mit Geld verstärkt ist, woran es jungen Lieutenants sehr häufig fehlt. Die Sache geht dann ganz gut, so lange das Geld dauert, ist dieß aber ausgegeben, was sehr bald geschehen ist, dann flieht alles andere, nach dem alten Sprüchwort, daß wenn die Armuth an die Thüre klopft, die Liebe eilig mit ausgebreiteten Flügeln durchs Fenster entflieht. Ich habe kaum je gehört, daß eine dieser Heurathen gut abgelaufen wäre. Die

Digitized by Google

Frau ist keine eigentliche Gesellschafterin des Mannes; zwischen beiden ist in jeder Beziehung eine weite Kluft. Junge Leute, die daheim vortreffliche Familienverbindungen hatten, haben sich so mit Leuten, die weit unter ihnen stehen, zusammengejocht, mit Leuten, die sie sich schämen würden ihren Familien als Verwandte vorzuführen. Mann und Frau passen also nicht gut zusammen, und der Ausgang der Verbindung ist meistens kläglich und schimpflich. Der Mann, der eine Pepery-Brahmine heurathet, ist ein Narr und zu beklagen." Der tapfere Capitän, der hier eine so schöne Probe seiner englischen „Exclusiveneß" gibt, meint am Ende, er würde eher einen Orang-Utang heurathen.

Chronik der Reisen.

Reisen der HH. d'Abbadie in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Der politische Zustand des nördlichen Abyssiniens hatte sich damals sehr geändert: Daschak Ubi rüstete sich zu einem Kriege mit Ras Aly, und hatte mit dem Daschak Goso, dessen Freundschaft für Hrn. Arnold d'Abbadie sich nie verläugnete, ein Bündniß abgeschlossen. Dieser Umstand ließ hoffen, der Plan der beiden Brüder, in die entlegensten Theile Abyssiniens einzudringen, werde sich endlich verwirklichen lassen; allein durch die Ankunft des Abuna oder koptischen Bischofs, der auf die Diöcese Axum befördert worden, tauchten neue Schwierigkeiten auf.

Indessen konnte sich Hr. Arnold d'Abbadie — Dank seiner vollkommenen Kenntniß der Sitten und Gebräuche in Abyssinien — in das Oberland begeben; Hr. Anton dagegen blieb an der Küste, in Avlat, wo er sich mit Sammlung kostbarer Nachweisungen über alle diese Gegend bewässernden Flüsse beschäftigte; er beobachtete hier auch eine Verfinsterung, um die Länge zu bestimmen; allein die eingeschlossene Lage dieses Orts gestattete ihm nicht sie durch Azimuthe mit den Höhen der benachbarten Hochebenen zu verbinden.

Endlich gelang es dem Einfluß Hrn. Arnolds die Hindernisse zu beseitigen, und sein Bruder konnte am 2 Januar 1842 die abyssinische Hochebene und Adua erreichen. Da aber Daschak Ubi geschlagen und zum Gefangenen gemacht worden, und das Land im Aufstand war, so sah Hr. Anton d'Abbadie sich, seiner persönlichen Sicherheit halber, genöthigt in der Erlöserkirche zu Adua eine Freistatt zu suchen; nach einem längern, gezwungenen Aufenthalt an diesem Orte konnte er jedoch aus seinem Gefängniß entwischen und sich nach Gondar begeben.

Er fand diese Stadt von ihrem alten Glanze, und selbst von dem Zustand in welchem er sie fünf Jahre zuvor gesehen, sehr herabgekommen. Stadttheile die früher volkreich waren, sah er jetzt gänzlich verödet; er blieb bis Ende Septembers daselbst, und beschäftigte sich mit dem Studium der äthiopischen Sprachen, mit der Messung zweier für seine trigonometrische Karte nothwendigen Grundlinien, und mit einigen astronomischen Beobachtungen; ein beschwerlicher Ausflug, den er nach Armasoho (Armaçoho) machte, verschaffte ihm einige kostbare Handschriften, deren Ankauf ihm gelungen war.

Endlich glückte es Hrn. Arnold auch Godscham um den Monat Junius zu erreichen; Hr. Anton machte seinen ersten Ausflug an den See Tana, und besuchte die Stadt Quarata, eine der größten Ortschaften Abyssiniens; er kehrte sodann nach Gondar zurück, indem er den Ufern des Sees entlang fuhr, und dessen Umrisse aufnahm. Von Gondar reiste er am 30 December 1842 wieder ab, um das Zusammenströmen der Pilger zu benützen, welche um diese Jahreszeit die berühmten Kirchen von Lalibala besuchen: auf diesem Ausflug, der sehr beschwerlich war, setzte er über den Takasse in der Nähe seiner Quelle, stellte mehrmals den Theodolithen auf, um mindestens annäherungsweise die Lage und die Höhe des Gipfels des Lasta zu bestimmen, der den Abyssiniern zufolge eine der fünf Gegenden ihres Landes ist, wo der Schnee manchmal mehrere Tage lang liegen bleibt.

Von Lalibala nach Gondar zurückgekehrt, reiste Hr. Anton d'Abbadie am 27 Februar 1843 von hier wieder ab, um Godscham zu besuchen. Von dem Bischof von Axum beauftragt den Versuch einer Vermittelung zu machen zwischen Ras Aly von Gondar und dem Daschak Goso von Godscham, die einen erbitterten Krieg gegen einander führten, scheiterte unser Reisender, troß dem Einfluß seines Bruders Arnold bei letzterm Häuptling, in der Unterhandlung. Gezwungen darauf zu verzichten dem unglücklichen Lande diesen Dienst zu erweisen, beschäftigte er sich nur noch mit seinem Plane Inarya zu besuchen, wo er seinen gesammelten Nachweisungen zufolge mit vielem Grunde die Quellen eines der Hauptzuflüsse des weißen Nils zu finden hoffte. Hr. Arnold hätte ihn auf diesem Ausflug gerne begleitet, allein er sah die Nothwendigkeit ein bei dem Daschak Goso zu bleiben, dessen Einfluß auf die an den Ufern des Godscham wohnenden Gallastämme sehr groß war, um so seinen Bruder auf seiner nicht gefahrlosen Wanderung wirksamer schützen zu können.

Am 19 Mai 1843 trat Anton d'Abbadie mit einer Karawane seine Reise an, und setzte sie, nachdem er Abbay durchzogen und das Contrefort von Gudru bestiegen hatte, rasch bis nach Asandabo fort, wo man einige Zeit gelagert blieb und sich mit den Tributeinsammlern über die Höhe der Gebühren herumstritt, welche sie zu erpressen suchten. Endlich trat die Karawane am 20 Junius ihren Marsch wieder an, und zwar in Begleitung einer Frau, was hier zu Land das geachtetste Geleite ist. Er durchwanderte die Wüste, welche Gudru von dem Gebiete des Dschimma-Stammes, des berühmtesten unter den Gallas, trennt. Hier bildet der Boden eine Hochebene, die sich sachte in der Richtung nach Gudru, ziemlich abschüssig aber nach dem Gibé von Lela hin abdacht. Nachdem man Gibé passirt, kam die Karawana nach Lela, indem sie den Kunk, eine merkwürdige, fast einzeln stehende Bergspitze, welche Hr. d'Abbadie für alle seine Längen im großen Damot zum Ausgangspunkt nahm, zur Linken ließ.

Am 20 Junius durchzog man die Wüste, welche das kleine Königreich Limmu umgibt, von dem das Inarya-Thal den reichsten und berühmtesten Theil bildet, und gelangte nach Saka. Hr. d'Abbadie ward von dem König Abba Boggibo in feierlicher Audienz empfangen. Das Ungewöhnliche der Anwesenheit eines Fremden in so entlegenen Ländern erregte natürlicherweise Mißtrauen; auch ward er drei Monate lang in einer der peinlichsten Lagen zurückgehalten. Andererseits machte der Einfluß, den man einem Europäer beimaß, es andern kleinen Souveränen des Landes wünschenswerth ihn kennen zu lernen. Aus diesem Grunde bat der König von Kaffa den Abba Boggibo ihm diesen geheimnißvollen weißen Fremdling zuzusenden, ja er ließ ihm sogar das von ihm seit lange gewünschte Bündniß antragen. Hr. Anton d'Abbadie benützte diesen Umstand gerne, um ein neues Land zu besuchen, und ging nach Kaffa ab, wohin noch nie ein Europäer den Fuß gesetzt hatte. Das Land, das er durchwanderte, um nach Bonga, der Hauptstadt Kaffa's, zu gelangen, erinnerte ihn durch den Reichthum seiner Vegetation an die schönsten Wälder Brasiliens. Er blieb vierzehn Tage in diesem Lande, wo er nur einige astronomische und hypsometrische Beobachtungen machen konnte, und kehrte mit seinem Geleite am 19 December in die Besitzungen Abba Boggibo's zurück, die er erst am 25 Februar 1844 mit vieler Mühe und unter Anwendung alles Einflusses seines Bruders verlassen konnte, welcher drohte er werde in Godscham die Karawanen zurückhalten, die sich alljährlich nach Inarya begäben. In ein Land zurückkehrend, wo der Name Arnold d'Abbadie's großen Ruf genoß, gewann Hr. Anton in der Karawane bedeutendes Ansehen, und wußte im Interesse seiner Forschung einige Veränderungen in dem Wege zu erzielen, so daß er den nördlichen Abhang des Naré-Gebirges bis fast in den Berg-Galballa bereisen konnte. Endlich traf er am 10 April 1844 wieder in Godscham ein.

(Schluß folgt.)

Goldausfuhr aus Californien. Nach der Alta California vom 1 September beträgt die Ausfuhr von Gold während des Monats August nahe an drei Mill. Dollars. Der Bericht nennt diese Ausfuhr „unglaublich groß," sie muß also viel bedeutender seyn als die frühern Monate, und nimmt man für diese zwei Mill. Dollars, und im ganzen acht Arbeitsmonate an, so kommt eine Summe von 16—18 Mill. Dollars oder etwas über drei Mill. Pfd. heraus. Dieß stimmt auch mit andern Nachrichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 260. 30 October 1850.

Ueber das Grastuch der Chinesen.

(Sillimans Journal of Science. Sept.)

Man hat in Assam eine Nesselart, Urtica Tenacissima, entdeckt, und die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Nesselart dieselbe Pflanze sey, welche das wohlbekannte und werthvolle Grastuch der Chinesen liefert. Die Ackerbau- und Gartengesellschaft von Indien wandte sich, um hierüber Gewißheit zu erhalten, an Dr. Macgowan, der sich gegenwärtig in Ningpo befindet, um von diesem nähere Auskunft zu erlangen. Im Museum der genannten Gesellschaft finden sich mehrere Proben der obigen Nesselpflanze in verschiedenen Stadien der Bereitung, theils aus Assam und Katschar, wo man die Pflanze Rhia nennt, theils aus dem Lande der Schan, wo sie Pan heißt; auch aus Ava und Tenasserim finden sich Proben, und die Pflanze ist überhaupt in diesen Ländern sehr gewöhnlich. Die Schans sollen daraus allerlei Arten von Seilwerk machen, aber die Assamesen und die Eingebornen von Rungpur und Dinadschpur machen bloß Angelschnüre und Fischnetze daraus. Der Erfolg, womit man in Leeds und andern Städten Englands ein Tuch halb aus dieser Nesselart und halb aus Wolle gefertigt hat, führte zu einem großen Begehr nach Rohstoffen, und die obgenannte Gesellschaft untersuchte deßhalb, ob diese Pflanze nicht zu einem nutzbaren Ausfuhrartikel werden könne.

Macgowan gab auf die Anfragen eine umständliche Antwort, aus der wir hier das Wichtigste ausheben. Die Pflanze heißt bei den Chinesen Ma, und hat sehr verschiedene Arten. Eine derselben, Tschu-ma genannt, bietet hauptsächlich den Rohstoff zum Grastuch und ist ein Hanf, der aber von dem gewöhnlichen Hanf (cannabis sativa) abweicht; er hat eine unregelmäßige, cellige Wurzel von gelblichweißer Farbe, die jährlich 10 bis 15 und mehr Stengel zu der Höhe von 7 bis 10 Fuß emportreibt. Die Stengel sind aufrecht, schwach gerieft, haarig und krautig; die Blätter stehen auf langen Blattstielen, sind wechselständig, eirund, gesägt und einfach; die obere Oberfläche ist haarig und dunkelgrün, die untere silbergrau. Die Blüthen sollen klein, zahlreich, von lichtgrüner Farbe seyn, und auf einem moosartigen Fruchtboden stehen. Die Pflanze findet sich am Fuße von Bergen und auf trockenem Boden von Cochinchina bis an den gelben Fluß, von Tschusan bis zum fernsten Westen. Auffallend ist, daß Fortune in seinen Wanderungen der Pflanze nicht gedenkt, obgleich sie an vielen von demselben besuchten Orten in ausgedehntem Maaße angebaut wird, und selbst auf den Mauern von Ningpo wächst. Die Pflanze ist in den chinesischen Classikern erwähnt und ohne Zweifel schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung verwendet worden. Sie ist im Schu-king als ein Tributgegenstand aus Mittelchina in der Zeit Yu's, 2205 v. Chr., erwähnt.

Die Pflanze wird im Mai gebaut, indem man die Wurzel in Stücke von 6" bis 8" schneidet, und sollte, wenn sie drei Zoll hoch ist, versetzt werden; man pflanzt sie dann als Saum für Cerealien und Gemüse, denen sie als Schutzmittel dient, da die Hausthiere alle die Ma-Pflanze vermeiden. Der erste Schnitt findet im Junius, der zweite Ende Julius und der dritte Ende September oder Anfang October statt und liefert die besten Fasern, aus denen das feinste Tuch gemacht wird; die früher geschnittenen Stengel geben einen rauhen und harten Zeug. Die Art, wie man die Faser loslöst, ist ziemlich lang und mühsam, noch langsamer aber scheint das Spalten der Fasern zu seyn, nachdem dieselben wenigstens zum Theil gebleicht sind. Das Zertheilen der Faser geschieht durch Frauen und Kinder und erfordert große Uebung.

Dr. Falconer meint, Dr. Macgowan habe sich hinsichtlich der Art der Pflanze, deren Blüthen er nicht selbst gesehen, gänzlich geirrt; es sey kein Hanf (cannabis), sondern die von den Botanikern sogenannte Böhmeria (sonst urtica) Nivea oder Tenacissima. Die Tschu-ma-Pflanze soll sich auch wild finden, aber dann nur drei oder vier Fuß Höhe erreichen.

Die Kornernte in England.

(Schluß.)

Aus diesen Angaben, die sich noch durch ähnliche Beweisführungen aus den Donaufürstenthümern und Südrußland vermehren ließen, ergibt sich ohne Widerrede, daß man bei der völligen Freigebung des Kornhandels in England die Folgen, wie sie der freie ungehemmte Handel nothwendig entwickeln mußte, nicht gehörig erwogen hat. Die Scala, nicht der Zoll an und für sich, war die materia peccans. England bedurfte und bedarf einer ständigen Zufuhr an Getreide; indem man durch die Scala den Handel zum Spiel machte, wirkte man auch auf den Anbau aller der Länder, welche an England von ihrem Ueberfluß abgeben können, ein. England hat in den Jahren 1826 bis 31 incl. im Durchschnitt jährlich über 2 Millionen Quarter fremdes Getreide gebraucht, in den nächsten 6 Jahren von 1832 bis 1837 durchschnittlich 400,000, im J. 1838 stieg die Einfuhr auf einmal auf fast 2 Mill., im J. 1839 auf mehr als $4^1/_2$. Diese plötzlichen Sprünge erklären sich nur aus der Scala und aus der Art, wie in Folge derselben der Ackerbau in England betrieben wurde. Man erinnert sich noch wohl, welche furcht-

Digitized by Google

bare Störung im Geldverkehr die Jahre 1838 und 1839 herbeiführten; in den Jahren 1848 und 1849 hat England reichlich doppelt so viel Getreide eingeführt, und die Störung im Geldverkehr ist nicht eingetreten. Vor zehn Jahren hätte jeder, die Freihändler voran, die Einfuhr von 10 Mill. Quarter Getreide für eine Unmöglichkeit erklärt; die Unmöglichkeit ist möglich geworden, seit man auf den englischen Markt zählen, und die Chancen ungefähr berechnen kann.

Das muß die ganze Frage anders gestalten, denn man hatte vorher, als es sich um die Aufhebung der Korngesetze handelte, nur die frühere Erzeugung, nicht aber die größere Erzeugungsfähigkeit im Auge behalten. Die Folgen des gethanen Schritts liegen jetzt vor Augen, und viele ehrliche Freihändler sind kopfscheu geworden. Die kleinern Pächter werden ruinirt, die Pachtschillinge müssen herunter, mächtige Capitalien, die auf den Gütern liegen, sind gefährdet, das alles kann man in den Freihandelsjournalen selbst lesen, man braucht die Protectionistenblätter nicht zur Hand zu nehmen. Das Auskunftsmittel der Times, daß man die großen Güter mit gleicher Berücksichtigung von Handels- und Agriculturverhältnissen betreiben müsse, wie eine Baumwollenspinnerei, ist in der Ausdehnung, wie es nothwendig wäre, nahezu eine Unmöglichkeit, und würde, angenommen die Sache gediehe bis dahin, die wahre Noth Englands, den Mangel an einem kräftigen, unabhängigen Bauernstand noch vermehren; die Güter würden noch mehr vergrößert, noch mehr mechanische Hülfsmittel in Gang gebracht, um die theure Menschenhülfe zu ersparen, kurz England würde endlich zu einem Zustand kommen, wo hunderttausend große Fabrikanten und Inhaber fabrikartig betriebener unermeßlicher Landgüter die einzigen unabhängigen und wohlhabenden Leute wären. Es fragt sich nur, wie lange ein so unnatürlicher Zustand dauern könnte.

Lassen wir aber diese Elucubrationen der Times, die, wenn sie zur Wirklichkeit gedeihen, nur den unnatürlich geschraubten künstlichen Zustand Englands noch höher schrauben würden, und wenden wir uns zu den berechenbaren Folgen des jetzigen Zustandes. Wenn es schon jetzt sehr deutlich ist, und das Ergebniß der dießjährigen Ernte es noch viel klarer herausstellen wird, daß England im Weizenbau mit andern südlicher gelegenen Ländern nicht concurriren kann, wenn der Weizenbau in Zeit von wenigen Jahren vielleicht um ein Dritthell abnimmt, und die Einfuhr um 4 bis 5 Mill. Quarter nach und nach steigt, — und die Möglichkeit dieses Steigens wird man nach der Zunahme derselben in den letzten Jahren nicht mehr in Abrede stellen — dann wird England, das in den letzten vier Jahren durchschnittlich für 15 bis 20 Mill. Pf. Getreide aller Art einführte, ungefähr für 25 Mill. Pf. einführen. Das würde nur durch eine ungeheure Vermehrung der Manufacturthätigkeit möglich, also durch eine Thätigkeit, welche im wesentlichen von äußern Conjuncturen abhängt. England und Schottland haben zusammen etwa 20 Mill. Menschen, davon kommen etwa $6^1/_2$ auf den Ackerbau und $2^1/_2$ auf das Baumwollengeschäft in allen seinen Zweigen; für alle andern Zweige der Geschäftsthätigkeit bleiben also 11 Mill. übrig; welche furchtbare Concurrenz! und die Times eröffnet die Aussicht, daß man noch weniger Pächter und noch weniger Feldarbeiter brauchen werde. Die $2^1/_2$ Mill. welche mit dem Baumwollenhandel und Baumwollengewerbe beschäftigt sind, hängen für die Zufuhr ihres Rohmaterials von einem fremden Lande ab, das es somit in seiner Gewalt hat, England in die bitterste Noth zu versetzen, und dieß freilich außer im dringendsten Falle seines eigenen Interesses wegen nicht thun wird. Aber Amerika erkennt die unvermeidliche Tendenz des von der englischen Regierung ergriffenen Freihandelssystems, und macht, wie wir demnächst sehen werden, augenscheinlich Anstalt, der Einfuhr englischer Manufacte Schranken zu setzen, Frankreich und Rußland haben es längst, Spanien selbst bis zu einem verderblichen Maaße gethan, und Deutschland wird trotz aller seiner Zerrissenheit auch endlich diesem Beispiel folgen müssen, weil die Noth dazu drängen wird. Diese großen, stark bevölkerten und wohlhabenden Länder sind es aber, wo der mächtige Absatz möglich ist, in dem verarmten Indien ist vorerst nicht sehr viel zu gewinnen, und China setzt einer starken Erweiterung des Handels große und eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Wo dann die Mittel auf die Länge herkommen sollen, um den Ausfall zu decken, das möchte selbst für die erzfreihändlerischen Manchesterer Fabrikanten ein schwer zu lösendes Räthsel seyn.

Wir wollen auf den seit einiger Zeit schon andauernden ungünstigen Wechselcurs zwischen England und dem Continent kein besonderes Gewicht legen, zuverlässig aber würde ohne die bedeutenden Getreidesendungen aus dem Continent nach England der Curs anders stehen, und jedenfalls wäre England jetzt nicht in der großen Verlegenheit, was es mit seinem Goldcurs anfangen solle. Die Zahlungen, welche es nach dem Continent zu machen hat, haben den Silberpreis so gesteigert, daß er jetzt in England fast so hoch steht, als auf dem Continent, und es scheint nur der durch die Unsicherheit unseres Zustandes gesteigerten Methode des Thesaurisirens [1] zuzuschreiben, daß das Gold auf dem Continent noch einen leidlichen Preis hat, einen Preis, den man, wie wir gelegentlich bemerken wollen, zu benützen scheint, um sich des Zuflusses von Gold einigermaaßen zu entledigen. Das sind aber vorübergehende und verhältnißmäßig unbedeutende Umstände: die Hauptfrage ist, wie wird England diese Unmasse ihm zuströmender Lebensmittel, die es bisher in großem Maaße aus seinem Innern, wenn auch etwas theurer bezog, auf die Länge bezahlen? Wenn man nicht an eine sehr starke Ausdehnbarkeit der englischen Industrie glaubt, so muß die Kraft zu zahlen in einem fest zu berechnenden Zeitraum nachlassen. Die Freihändler selbst haben oder zeigen wenigstens ein Vorgefühl hieran, indem sie mit einer so krampfhaften Hast die Freihandelsgrundsätze predigen und predigen lassen. Um jeden Preis alle Thüren aufzustoßen, wo englische Waaren irgend Eingang finden können, das ist jetzt ein Gebot der Noth für England geworden, man hat es aber augenscheinlich am unrechten Ende angefaßt. Die welche seit 15 Jahren riethen, man solle die Auswanderung von Seite der Regierung unterstützen und leiten lassen, hatten so Unrecht nicht; man vergleiche die Ausfuhren Englands nach Canada, nach Australien u. s. w. mit der nach Nordamerika, und man wird finden, daß sie verhältnißmäßig weit größer sind; diese Folge der Colonialentwicklung hätte man früher mehr beherzigen sollen, und es ist auch der Regierung oft genug nahe gelegt worden, aber was nicht unmittelbar drängt, wird versäumt. Seit zehn Jahren macht sich das Bedürfniß der Auswanderung durch innere Noth immer mehr geltend, und jetzt geht die Auswanderung in bisher unbekanntem Maaßstab vor sich, ist aber nicht mehr im Stande, dem innern Zustande Eng-

[1] Ein Aufsatz im Quarterly Review (Sept. 1850) spricht die Ansicht aus, daß das durch die Unruhen des Continents herbeigeführte Vergraben von Gold der Vermehrung durch die californischen und sibirischen Goldminen die Wage halten möchte. Es ist dieß wohl etwas zu viel behauptet, entbehrt indeß gewiß nicht allen Grundes.

Digitized by Google

lands eine wirksame Abhülfe zu gewähren. Erwägt man dieß, so wird man begreifen, was es heißt, daß Peel im J. 1842 noch die Colonien mit England zu einem Handelsganzen verschmelzen wollte, und sie vier Jahre nachher zurückstieß, und so viel immer möglich sich selbst überließ. Wohl zu merken, wir streiten uns hier nicht um die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit des erstern Gedankens, sondern bezeichnen nur die Thatsache, daß der erste Minister Englands in dem kurzen Laufe von 4 Jahren auch in dieser Beziehung seine Ansichten über den Handel Englands so gänzlich änderte.

Die Ernte des vorigen Jahrs ist eine sehr reichliche und gute gewesen, eine Ernte, von der man auch in diesem Jahre, 1850/51, noch zehren wird; die dießjährige ist wie jetzt ohne Widerspruch anerkannt wird, mehr als mittelmäßig; die Ernten der Jahre 1847 und 1848 waren eher gut als schlecht zu nennen, in England hat man aber bemerkt, daß einer Reihe von drei oder vier guter und mittelguter Ernten eine eben so lange Reihe mehr oder minder schlechter Ernten folgt. Hat man nun in den letzten guten Jahren schon eine ungeheure Masse fremden Getreides eingeführt, was wird in positiv schlechten Jahren geschehen? Wir wollen nicht sagen, daß das Freihandelssystem noch diese Probe bestehen müsse, denn das alte Zwangssystem hat die Probe eben so wenig gehalten, und mußte in den Nothjahren suspendirt werden. Aber der Fall ist jetzt verändert: wenn in dem letzten reichlichen Jahre über 5 Mill. Quarter Weizen eingeführt wurden, so sind nur zwei Dinge möglich: entweder hat die seit vier Jahren andauernde starke Zufuhr schon einen bedeutenden Theil des englischen Erzeugnisses verdrängt und einen Minderanbau herbeigeführt, oder das Volk hat sich in Folge des wohlfeilen Mehls an einen ungewöhnlich starken Verbrauch desselben gewöhnt. Wahrscheinlich ist letzteres weit mehr der Fall gewesen als ersteres, aber wird man sich, wenn die Noth kommt, so schnell dessen entwöhnen? wenn die nächste Ernte, wie die des Jahres 1839, wirklich schlecht ausfallen sollte, woher wird man denn, ohne zu fabelhaften Preisen aufzusteigen, 10 M. Quarter Weizen so schnell nehmen. Im Laufe einer gewissen Anzahl Jahre kann sich die Einfuhr auf diese Masse steigern, aber nicht binnen einem oder zwei Jahren. Der drohende Mangel am Ende des Jahres 1846 hat die Regierung zu sehr unklugen, die Besorgnisse steigernden Maaßregeln getrieben, welche sehr viel zu der später eintretenden furchtbaren Geldkrise beitrugen. Damals waren die Besorgnisse halb grundlos, und einsichtsvolle Männer hatten dieß der Regierung ohne Umschweife gesagt; wenn jetzt ein Mißjahr eintritt, so wird die Noth sehr ernstlich, und man wird sich wohl etwas zu viel auf die Macht des Freihandels verlassen. Steigen aber die Getreidepreise bedeutend, dann ist eine viel furchtbarere Geldkrise zu erwarten, als sie im J. 1847 eintrat. Die dießjährige Ernte aber ist vielleicht nur der Vorläufer einer Mißernte.

Die amerikanische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft

trat dießmal am 19 August zu Newhaven zusammen und dauerte acht Tage. Diese Gesellschaft tritt nicht bloß jährlich, sondern halbjährig zusammen, und war im März d. J. zu Charleston versammelt. Trotz des kurzen Zwischenraums waren die in der Frühjahrsversammlung verlesenen und zum Druck verordneten Mittheilungen in der Augustversammlung schon zur Vertheilung bereit. Die Liste der Aufsätze nimmt in Sillimans Journal of Science (Nr. 29), dem diese Angaben entlehnt sind, nicht weniger als zwei Spalten ein, und wir heben daraus nur einen Aufsatz aus von dem durch seine meteorologischen Forschungen bekannten Lieutenant Maury über die allgemeine Circulation der Atmosphäre. Die Versammlung im August war viel zahlreicher und die mitgetheilten Aufsätze umfaßten auch einen weit größern Kreis von Gegenständen. Die Versammlung theilte sich in drei Sectionen: allgemeine Physik und Mathematik, Geologie und Naturgeschichte, und endlich Chemie und Mineralogie. Wir führen hier nur an, daß in der Section „Geologie und Naturgeschichte" Professor Agassiz (der jetzt ein zoologisches Journal angekündigt hat) mit nicht weniger als 15 Mittheilungen auftrat; Hr. Squier, der gewesene Gesandte in Nicaragua, behandelte die Vulcane Centralamerika's. Die ganze Versammlung dauerte eine Woche; jeden Morgen und Nachmittag fand eine allgemeine Versammlung und am Abend eine Sitzung von mehr populärem Charakter statt. Die nächste halbjährige Versammlung soll am ersten Montag im Mai zu Cincinnati, und die Herbstversammlung am dritten Montag des August zu Albany stattfinden.

Chronik der Reisen.

Reisen der HH. d'Abbadie in Abyssinien.

(Schluß.)

Indessen war Daschal Goso, bei welchem sich Arnold d'Abbadie befand, in seinem Kriege gegen Ras Aly nicht sehr glücklich gewesen, ja sogar zum Gefangenen gemacht worden, so daß Hr. Arnold sich entschloß, bei dem Beherrscher von Gondar eine Fürbitte für den Gefangenen einzulegen.

Einerseits besuchte Hr. Anton in Sakala die Quelle, welche die Abyssinier als die des Abbay betrachten, und welche durch Bruce's Arbeiten berühmt geworden ist. Von da begab er sich nach Saguina, zu den westlichen Agaw, wo er sich der Kriege halber vierzehn Tage aufhalten mußte. Endlich kehrte er am 30 Julius 1844 nach Gondar zurück, nachdem er das Westufer des Tana-Sees befahren hatte. Auf dieser in der regnerischesten Jahreszeit unternommenen Reise mußte er sich auf einige theodolithische Beobachtungen beschränken, ohne daß es ihm bei dem Zustande des Himmels möglich war irgendwelche astronomische Forschungen anzustellen.

Nach ihrer Wiedervereinigung in Gondar prüften die beiden Brüder mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit alle Nachweisungen, die sie über die verschiedenen zur Bildung des weißen Nils beitragenden Gewässer zu sammeln im Stande gewesen, um beurtheilen zu können, welcher Fluß derjenige sey, den man als den Hauptfluß ansehen und der sonach die eigentliche Quelle dieses Stromes bilden müsse.

Nach den ernstesten Prüfungen kamen sie zur Ueberzeugung, daß der Godschab, welcher in einer Art Spirallinie um Kaffa herumfließt, mit der Uma vereinigt diesen östlichen Arm bilden müsse, der, oberhalb der Insel Jeanker, Hrn. Arnold zufolge, der Hauptzufluß des weißen Nils ist. Es dürfte daher der beträchtlichste dieser beiden Flüsse, Uma und Godschab, als die eigentliche Quelle des Nils zu betrachten seyn. Sie beschlossen also trotz der Beschwerden und Gefahren, welche ein solches Unternehmen darbot, eine zweite Reise nach Inarya, um endlich diese berühmten Quellen definitiv zu bestimmen.

Ihre Commission, meine Herren, hat nicht die Aufgabe die Ansicht zu erörtern oder zu vertheidigen, welche sich unsere kühnen Reisenden über dieses interessante Problem gebildet haben. Ueberdieß ist es manchmal sehr schwer, unter den Nebenflüssen eines großen Stromes denjenigen genau zu bestimmen den man als den Sieger über alle andern betrachten darf. Soll die Wasserfülle, soll die Länge des Laufes diese ausgezeichnete Ehre bestimmen, wenn es sich um einen Strom wie der Nil handelt? Wir haben diese Ansicht nicht zu erörtern: alles was wir hier sehen können, ist daß die HH. d'Abbadie mit bewundernswerther Ausdauer, umringt von Gefahren aller Art, Länder besuchten, in welche bis jetzt noch kein Europäer den Fuß gesetzt, daß sie dieselben als unterrichtete Reisende besuchten und durch eine Reihenfolge genauer Erhebungen und astronomischer Beobachtungen stets das trigonometrische Netz im Auge hatten, welches ihnen gestattete die Lage der Orte, die sie durchwanderten, so genau als möglich zu bestimmen; daß sie die Quelle eines der bedeutendsten Nebenflüsse des weißen Nils aufgefunden und bestimmt

Digitized by Google

haben, und daß diese Resultate im vollsten Einklang stehen mit den Beobachtungen, die Hr. Arnold im Nilbette selbst bis zu 4° 42′ Breite machte. In den Augen dieser Männer steht außer allem Zweifel, daß der Lauf des Nils, in geringer Entfernung südwärts von dem Punkte den Hr. Arnold erreicht, eine nicht sehr erhebliche Krümmung nach Osten und sodann nach Norden macht, wo er sich mit dem Umo verbindet, der hierauf weiter oben den Namen Gibé annimmt, und dessen Quelle von den HH. d'Abbadie in dem Wald Babya in Inarya aufgefunden und nachgewiesen worden ist.

Diesem System, das auf Nachweisungen beruht, die an Ort und Stelle selbst gesammelt worden, und die nur wenige Lücken darbieten, setzen andere Reisende das Vorhandenseyn eines andern beträchtlichen Nebenflusses entgegen, der von Süden kommen soll; die Commission hat weder die Mittel noch die Aufgabe diese Schwierigkeit zu lösen; denn dieses Problem kann seine Lösung nur durch neue Reisen finden, welche unsere Kenntnisse noch erweitern. Die Reisenden, die im Stande seyn werden, sich in der Folge diesen beschwerlichen und gefährlichen Forschungen zu widmen, werden sich um die Wissenschaft wohl verdient gemacht haben, damit aber das Verdienst der Forschungen und Arbeiten der HH. d'Abbadie nicht schmälern, die mit bewundernswerthem Eifer, unter Gefahren aller Art, zehn Jahre ihres Lebens und einen ansehnlichen Theil ihres Vermögens geopfert haben, um die endliche Entscheidung einer Frage herbeizuführen, die seit so vielen Jahrhunderten der Gegenstand der Forschungen aller Geographen war, die Entdeckung der Nilquellen. Hrn. Anton d'Abbadie ist es auch ferner gelungen, eine Reihe von Azimuthen, die er angefangen, zu ergänzen und so seine verschiedenen Beobachtungspunkte unter einander in Verbindung zu bringen; ehe er aber dieses gefahrvolle Unternehmen beginnen konnte, mußte er erst noch einmal an die Gestade des rothen Meeres, nach Massowa, zurückkehren, um hier neue Mittel zur Fortsetzung seiner Arbeiten zu suchen. Er reiste am 28 September 1844 von Gondar ab, erreichte Adua am 10ten, Massowa am 26 October, und kehrte sodann wieder nach Gondar zurück, wo er am 20 December eintraf.

Die Vorbereitungen zu dieser neuen Reise nahmen nahezu zwei Monate in Anspruch; endlich aber verließ Hr. d'Abbadie am 18 Februar 1845 die Hauptstadt Abyssiniens, hielt sich einige Zeit in Quarata, an den Ufern des Tana-Sees, auf, verificirte dessen Breite, und beobachtete die Azimuthe der Anhöhen nördlich von Gondar, was ihm gestattete die Längen dieser Punkte mit einander in Verbindung zu bringen. In dieser Stadt schloß sich auch sein Bruder Arnold d'Abbadie ihm wieder an.

Neue Zwistigkeiten hatten sich unterdessen in Abyssinien erhoben, und ein zahlreiches Heer war aufgebrochen, um die Empörer zu züchtigen. Die beiden Brüder schlossen sich dieser kriegerischen Menge an, und folgten ihr in ihre verschiedenen Lager, wobei sie alle Gelegenheiten zu neuen Beobachtungen benützten. Hr. Arnold ließ sich, um sich einen leichtern Ausweg aus Inarya zu verschaffen, von Ras Aly mit einer diplomatischen Sendung bei Abba Boggibo betrauen. Hr. Anton ging noch einmal über den Abbay, besuchte Gudru, wo er schon früher eine gute Aufnahme gefunden, und trat, den Gefahren einer Reise im Gefolge einer Karawane trotzend, den Weg nach Dschimma an, ohne andere Unterstützung als zwei Sklaven und drei Diener. Erst nach zwei Monaten betrat er Dschimma, und zehn Tage später überschritt er die Gränzen des Königreichs Limmu, das den Gegenstand seiner Forschungen enthielt, und das zu verlassen ihm auf seiner ersten Reise so schwer geworden war. Zwei Monate lang beschäftigte er sich mit Sammlung der umfassendsten Nachweisungen über die verschiedenen Zuflüsse des weißen Flusses. Endlich lernte er nach vielen Forschungen im Gibé von Inarya, dessen Quelle sich im Walde Babya, einige Meilen südlich von Saka, befindet, den Hauptzufluß des Umo kennen, und dieser, der sowohl durch seine Wassermasse, als durch die Ausdehnung seines Beckens den Godscham überwiegt, schien ihm als der vornehmste unter allen den Zuflüssen, welche in ihrem Ursprung das Becken des weißen Flusses zeichnen, betrachtet werden zu müssen.

In einem bescheidenen, einige Centimeter breiten Becken, im Durchschnittspunkt zweier Contreforts des Berges Bora, befindet sich also, den HH. d'Abbadie zufolge, die Quelle dieses großen Stromes. Auf den alten Glauben an den Flußgott sich stützend, nahmen die HH. d'Abbadie, um einige Instrumente dahin bringen und die Lage bestimmen zu können, zum Vorwand sie wollten dieser verehrten Quelle Opfer darbringen. Am 19 Januar 1846 konnten unsere unerschrockenen Reisenden endlich dieses beständige Ziel ihrer Forschungen begrüßen.

Allein mit der Ankunft an diesem Punkte war für sie noch nicht alles zu Ende: sie mußten, um den glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten bekannt zu machen, dieses Land nochmals verlassen, und dieß war keine kleine Aufgabe, da sich seit ihrer Ankunft neue Schwierigkeiten erhoben hatten. Zwei Engländer, welche ebenfalls bis Kaffa vorzudringen suchten, und die sich mit einem Stamme verbündet hatten, der im Kriege mit einem andern begriffen war, waren genöthigt gewesen am Kampfe Theil zu nehmen, und hatten zwei Dschimma-Krieger getödtet. Daher wurde allen Weißen, mit Inbegriff natürlich der HH. d'Abbadie, grimmige Rache geschworen, so daß sie, um das Gebiet des Stammes, dessen Rache man zu fürchten hatte, zu vermeiden, um einen neuen Weg sich umthun mußten. Andrerseits erhob Abba Boggibo Anstände gegen die Abreise von Fremden die ihm so geschickt schienen. Flucht war unmöglich: sie hätten zwei oder drei sie unaufhörlich beaufsichtigende Wachen tödten, in den Wüsten den wilden Thieren, so wie den feindlichen Kriegern trotzen müssen, die sich in Hinterhalt gelegt hatten, um zu ihren Stämmen feindliche Beute zurückbringen und sich so die Ehren verschaffen zu können zur Zahl der Tapfern gerechnet zu werden. Kurz, sie sahen sich auf allen Seiten von fast unüberwindlichen Gefahren umringt. Glücklicherweise hatte der König sich in den Kopf gesetzt als vierzehnte Frau eine Tochter Ras Ali's zu bekommen, was ihn bewog Hrn. Arnold d'Abbadie mit dieser schwierigen Unterhandlung zu beauftragen; daher reisten die beiden Brüder mit allen möglichen Ehrenbezeugungen ab.

Die Streitigkeiten unter den kleinen Herrschern dieser Länder machten indeß ihre Reise immer noch sehr schwierig. Mehr als einmal wurden sie angehalten und mit dem Tode bedroht; sie sahen sich sogar genöthigt sich zu trennen, und trafen erst im December 1846 wieder zusammen. Der Krieg, welcher dieses unglückliche Land verheerte, zwang sie zu einem mehr als dreimonatlichen Aufenthalt, den Hr. Anton zur Fortsetzung seiner äthiopischen Sprachstudien, so wie zur Vornahme noch einiger Horizontalkreise benutzte, welche ihm gestatteten eine ziemlich genaue Verbindung zwischen den Lagen des großen Damot und der bereits bekannten Länge des Bagemidir herzustellen. Endlich kehrte er am 20 April 1847 längs dem Ostufer des Tana-Sees nach Gondar zurück.

Nach einigem Aufenthalt in dieser Hauptstadt mußte Hr. Anton d'Abbadie noch einmal nach Massowa zurückkehren, um sich aufs neue mit Europa in Verkehr zu setzen; er kam am 25 Julius 1847 daselbst an, und fand dort seinen jüngsten Bruder, Karl d'Abbadie, der, besorgt über das lange unbekannte Schicksal seiner älteren Brüder, nach Abyssinien gekommen war um sie wo möglich zu befreien — eine edle und rührende Bruderliebe, die gleich ehrenvoll ist für diese interessante Familie, in welcher die Gesinnungen der Hingebung ebenso groß sind wie die Talente und die Unerschrockenheit.

Nach Gondar zurückgekehrt, stellte d'Abbadie abermals neue Beobachtungen an, um die Lagen des Bagemidir mit denen von Adua, die er schon mehrere Jahre zuvor vollkommen hergestellt hatte, noch einmal in Verbindung zu bringen. Der Wunsch nach Vollendung der Karte vom Tana-See veranlaßte ihn sich noch einmal nach Dambya hinabzubegeben, wo eine Augenkrankheit, die ihn einen ganzen Monat lang des Augenlichts beraubte, ihn zwang seine Arbeiten ganz aufzugeben und Abyssinien zu verlassen. Er brachte daher sein Gepäck, darunter zweihundert Handschriften, die er angekauft hatte, so wie seine sämmtlichen Beobachtungen und sonstigen Notizen, nach Massowa, und verließ diesen Hafen am 3 October 1848 Seine Brüder folgten ihm etwas später, und kehrten endlich von einer mehr als eilfjährigen Reise nach Frankreich zurück.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 261. 31 October 1850.

Physische Contraste zwischen der alten und neuen Welt.

(Nach Prof. Guyot: Sillimans Journal of Science. Sept.)

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Continente ist die Gruppirung der beiden Amerikas in einer und der der vier übrigen Continente in der andern Hemisphäre. Die alte und neue Welt unterscheiden sich in Gruppirung und Ausdehnung der Continente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Theilen ein eigenthümliches Klima, eigenthümliche Vegetation und Thierwelt.

Die alte Welt besteht aus vier Continenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der oceanische Hemisphäre ist, so hat sie drei zusammenhängende Continente, die eine ovale compacte Masse bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Oceans unzugänglichste Landerstreckung; die alte Welt ist vorzugsweise eine Continentalwelt. Die neue Welt hat zwei Continente, die nicht in Einer Masse gruppirt sind, und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Theil ist sehr entfernt von der Seeküste; die neue Welt ist vorzugsweise oceanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die alte Welt gehört größtentheils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und Europa fast ganz gemäßigt; mehr als zwei Drittheile alles Landes der alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Drittheil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Welttheile ist völlig verkehrt, die alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Ost nach West in der Linie der Parallelen, die neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane, beide haben eine Länge von 7500 M., aber die Breite der alten Welt ist doppelt so groß als die der neuen. Diese Stellung ist von um so größerer Wichtigkeit für die Vertheilung der Klimate, da sie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinstimmt. In der alten Welt können die Wanderstämme über einen Raum von mehreren tausend Meilen ziehen, ohne daß die Thiere oder die Vegetation, von denen sie umgeben sind, wechseln; sie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweise. Diese Aehnlichkeit der Klimate auf langen Räumen ist eine Eigenthümlichkeit der alten Welt, welche die Zerstreuung der Urstämme wesentlich gefördert haben muß. In der neuen Welt dagegen sind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerikas wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Aequator und vom Aequator wieder zu der kalten Zone. Diese Verschiedenheit des Klimas gibt den beiden Amerikas ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau in beiden Welten diese klimatischen Verhältnisse, so daß die Einförmigkeit des Klimas in der alten Welt durch schärfere Contraste, und die zu große Verschiedenheit in der neuen durch mildere und besser abgestufte Uebergänge modificirt wird.

Was den innern Bau der neuen Welt charakterisirt, ist seine Einfachheit. Statt der Mannichfaltigkeit der alten Welt, wo trotz einiger gemeinsamen Züge doch jeder Continent in eine besondere Form gegossen ist, scheinen die beiden Amerikas durchaus nach Einem Plan gebildet, der sich in wenigen Linien zeichnen läßt: es sind 2 Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felsengebirge und der Anden verbunden sind; große Ebenen im Osten bilden den bedeutendsten Theil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der atlantischen Küste beider, die Alleghannies im Norden, die Serra do Espinhaço und Serra do Mar im südlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parime in Guiana, die von Venezuela und die große in viele Inseln zerbrochene der Antillen, das sind in wenigen Worten die wesentlichen Züge dieser ungeheuren Abtheilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der innern Contraste, welche die Thätigkeit der Natur und des Menschen in Anspruch nehmen, bilden den Reichthum der Organisation in den Continenten. Asien und Europa theilen Gebirgszüge, die sich von den Pyrenäen, über Alpen, Kaukasus, Himalaya ꝛc. bis ans chinesische Meer erstrecken, in zwei ungleiche Theile, einen nördlichen und einen südlichen, die in Klima, Vegetation und selbst in ihren Racen verschieden sind; kaum irgendwo ist der Uebergang allmählich, fast allenthalben ist er schroff und plötzlich. In Amerika ist dieser Uebergang allenthalben allmählich, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumlosen Polargegenden des Mackenzieflusses, die nur von Moosen und Lichenen bedeckt sind, geht man stufenweise über zu den Fichtenwäldern am obern See, zu den Wallnuß-, Ahorn- und Kastanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die schon die Luft der Tropen und die Nachbarschaft des Golfs von Mexico verkünden; 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die sich am Himalaya fast berühren. Daher die Verbreitung tropischer Pflanzen und Thiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika ist minder reich an innern Contrasten als die alte Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der

Digitized by Google

Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hindernisse einer freien Circulation von einem Ende dieser Welt zum andern, müssen wir eine der Hauptursachen jenes gemeinsamen Charakters suchen, jener amerikanischen Physiognomie, welche in allen organischen Wesen dieses Continents so auffällt, und den wir auch im Menschen selbst, in dem Indianer, finden, dessen Stämme sämmtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieselbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Asien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche getheilt sind, so die beiden Amerika's in eine westliche und östliche durch den Zug der Cordilleren. Indeß ist der Unterschied des Umfangs beider Theile so groß, daß die Verschiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Westküste ist zu unbedeutend, um mit den ungeheuren Ländern im Osten in eine Nebenbuhlerschaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenseitigen Einwirkungen und den Verkehr noch schwächer. Ferner haben beide Seiten der Cordilleren, da sie unter einerlei Breite liegen, dasselbe Klima, und der Unterschied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der schmale Streif der Westküste kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Osten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich mit dem der alten durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn seine beiden Continente sind fast ganz den Seewinden ausgesetzt. Während die alte Welt mit ihrer geschlossenen Gestalt, ihren mächtigen Hochländern im Osten, unter den Tropen nur etwa 77 Zoll Wasser erhält, empfängt Amerika unter den Tropen 115 Zoll; die gemäßigten Gegenden Europa's haben 34″, Nordamerika 39″. Zu dieser Fülle von Regenwasser kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwicklung ungeheurer Stromsysteme gestattet, und in der That ist die Existenz zahlloser Flüsse und Seen einer der charakteristischsten Züge der beiden Amerika's. Trotz einer viel geringern Landausdehnung hat die neue Welt die größten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marañon, der seine Gewässer nach einem Laufe von 3000 Meilen ins Meer wirft, und seine Zuflüsse, der Ucayale, Purus, Rio Negro, Madeira kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Mississippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und sein Zufluß, der Missouri, tritt nur mit Unrecht seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben diesen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 M. Länge, und letzterer noch ein Bassin von fast einer Million Quadratmeilen.

Die alte Welt bietet nichts Aehnliches; ihr größter Strom, der Yang-tse-kiang, hat nur 2800 M. Lauf. Der Ganges und der Nil kommen ihnen bei weitem nicht gleich. Die Wolga, der größte Strom Europa's, hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse, wie der berühmte Rhein, aufzählen, so hätte man sie fast nach Hunderten zu nennen. Hiezu kommt noch die große Anzahl von Seen. Die Gruppe der Seen, wie sie Canada besitzt, findet nirgends in der Welt ihresgleichen. Diese ungeheuren Süßwassermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, daß sie etwa die Hälfte alles süßen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu stehen diese Seen nicht allein, sondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer Seen sich findet; der Athapascoe, Winnipeg, Sklaven-, große Bärensee u. s. w. können sich mit den Canadaseen messen. Diese Ströme und Seen sind der Reichthum und der Stolz Amerika's. Kein Continent der Welt besitzt sie in solcher Zahl, solcher Größe, so wasserreich und so schiffbar. Sie befruchten aber nicht bloß die reichen Länder, die sie durchziehen, sie sind auch die großen Heerstraßen des Handels zwischen allen Theilen dieser ungeheuren Welt, und werden es immer mehr werden. So herrscht das wässerige Element in Amerika vor, es ist im Ganzen genommen etwas minder warm als die alte Welt, und sein wesentlichster Zug ist ein oceanisches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieser physischen Verhältnisse für die Entwicklung organischer Wesen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit sind die günstigsten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends ist die Pflanzendecke so allgemein, die Vegetation so vorherrschend, wie in beiden Amerika's. Unter denselben Breitegraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, sieht man im Gebiet des Amazonenstroms die endlosen Urwälder, diese 1500 Meilen weit fast ununterbrochenen Selvas, welche die riesenhafteste Wildniß dieser Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs, Palmen von 150 bis 200 Fuß Höhe überragen alle andern Bäume dieser Wildnisse, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwischenräume zwischen ihren Stämmen, Kletterpflanzen, holzstämmige Lianen, umgeben in unendlicher Mannichfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk, und verbinden alles unter einander zu einer festen, dem Menschen undurchdringlichen Vegetationsmasse, wo die Axt allein sich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonenstroms, ist das ächte Reich der Palmen, denn nirgends tritt diese prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dieß ist ein Zeichen überwiegender Entwicklung der Blätter über alle andern Theile des Pflanzenwuchses. Amerika hat keine solche Pflanzen mit schmalen, eingeschrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Ericas oder Heidekräuter, so häufig, so mannichfaltig und so charakteristisch in der Flora des Caps der guten Hoffnung, sind eine der neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metrosideren Afrika's, den trockenen Myrten (Eucalyptus) Neuhollands) und den weidenblättrigen Acacien, deren Blumen in den lebendigsten Farben glänzen, deren schmales mit dem Rande gegen die verticale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, ein starke, wohlgenährte Vegetation, das ist es was man im tropischen Amerika findet. Nordamerika theilt trotz seines continentalen Klima's diesen Charakter der neuen Welt.

Aber nicht bloß ist die Vegetation reichlich in der neuen Welt, sie ist auch allgemein, und dieß ist eine weitere charakteristische Unterscheidung von der alten Welt. Hier sehen wir nicht die ungeheuren Wüsten; die von Californien und Atacama sind Ausnahmen, und können in Vergleich mit denen von Asien und Afrika gleichsam nur als Proben dienen. Die Llanos am Orinoco, die ihr geologischer Bau zum Schicksal der Sahara zu verurtheilen scheint, sind während der Regenzeit reichlich bewässert, und mit einer bewundernswerthen Vegetation bedeckt; das Leben, das fast zu schlummern, fast ausgetilgt schien, erhebt sich wieder schöner und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführten, folgt eine reiche Weide, auf der eine Unzahl einheimischer Thiere, vermischt mit Pferdeheerden und wilden Eseln sich tummeln, und Tausende während der trockenen

Digitized by Google

Jahreszeit in dem wässerigen Schlamm vergrabener Reptilien erscheinen wieder, und füllen die temporären Flüsse und Seen, von denen diese Thäler dann überströmt sind, mit neuem Leben. Die Pampas selbst sind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Heerden, eben so wie die mächtigen Prairien des Mississippi und Missouri.

Was wird aber aus dem Thierreich in diesem eigenthümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen sind vertheilt und Ein Land hat nicht alle Schätze allein. Diese üppige Vegetation scheint das höhere Leben in der Thierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der thierischen Stufenleiter zur andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Wasser oder dem Pflanzenelement verbunden ist, diesen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts ist glänzender als die Insectenwelt Südamerika's; unter den Wirbelthieren sind die Reptilien am zahlreichsten repräsentirt, denn Feuchtigkeit ist ihr Element, und die Flüsse und temporären Lagunen sind angefüllt mit Kaimans, Iguanas, Basilisken und andern Arten, die sich in warmen und stillen Wassern vermehren; die Wälder herbergen Schlangen von jeder Gestalt und Größe bis zu den riesenhaften Boas; sie scheinen in diesem Lande zu Hause. Aber unter den höhern Thieren hält die Entwicklung inne: die vorherrschenden Typen sind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerika's die jedes andern Continents an Zahl der Arten. Unter den Säugethieren charakterisiren die Zahnlosen, Armadillos, Faulthiere, Ameisenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerika's, und zwar nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den geologischen Epochen. Suchen wir Repräsentanten der höhern Ordnungen, so finden wir sie schwächer an Zahl der Arten und kleiner, als die entsprechenden Thiere der alten Welt. Statt des Elephanten, Hippopotamus, Rhinoceros, dieser Riesen der alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmlosen Tapir und das Pecari; unter den Wiederkäuern statt des Kamels das halb so große Lama; statt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen sind. Nicht nur sind diese höhern Thiere schlecht repräsentirt, sondern sie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Muth, weder die Wildheit, noch den Verstand der ähnlichen Geschöpfe der alten Welt. Im ganzen tropischen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Thierleben. Nur Nordamerika, das schon einen wahren continentalen Charakter hat, besitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirsch, das Elennthier, den Bären.

Der Mensch selbst, der Eingeborne, trägt in seinem ganzen Charakter den unauslöschlichen Stempel dieser eigenthümlich vegetativen Natur; das Uebermiegen des lymphatischen Temperaments verräth dieß. Der Indier bildet eine melancholische, kalte, unempfindliche Race, er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der gesellschaftliche Zustand der indianischen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß seines vegetativen Charakters. Der Indier ist wesentlich der Mensch des Waldes geblieben, und hat sich selten über den Jäger, die niedrigste Stufe der Civilisation, erhoben; die Ueppigkeit des Bodens war werthlos für ihn, denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die nomadischen Racen der alten Welt. Von einem Ende Amerika's zum andern finden wir dasselbe klägliche Schauspiel, und nur die hohen Tafelländer von Mexico und Peru machen eine Ausnahme, welche selbst wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerika's zeugt, denn wenn diese Nationen nicht denselben untergeordneten Charakter an sich tragen, wenn sie sich, vielleicht mit Hülfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menschheit erhoben, so kann der Grund kein anderer seyn, als weil sie auf diesen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmosphäre hausten.

Dieß ist die wunderbare Verknüpfung der Naturerscheinungen unter einander. Die Gestaltung und Lage der neuen Welt gaben ihr ein heißes und feuchtes Klima, und dieß Klima drückt seinen Charakter der ganzen organischen Schöpfung auf, selbst der vorzugsweise freie Mensch ist ihrem Einfluß unterworfen in dem Maaße als er die Ausbildung seiner höhern Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüstet ist, die ihn nicht beherrschen, sondern ihm dienen soll.

Einige Bemerkungen über die Reisen der HH. d'Abbadie.

Da wir nach dem Bericht Hrn. Daussy's, des Präsidenten des Centralcomité's der geographischen Gesellschaft in Paris, die Uebersicht der Reisen der Gebrüder d'Abbadie mitgetheilt haben, so können wir nicht umhin am Schlusse einige Bemerkungen anzuhängen, die auf den Verlauf derselben ein etwas sonderbares Licht werfen. Die Leser werden bemerkt haben, daß Hr. Daussy die Berührungen, in welche namentlich Hr. Antoine d'Abbadie mit den Engländern kam, sorgfältig vermied zu berühren, so wie daß derselbe sein Urtheil, ob die HH. d'Abbadie wirklich die Nilquellen aufgefunden hätten, in einer etwas studirten Weise zurückhielt. Er gleitet mit so großer Unbefangenheit darüber hin, daß der Uneingeweihte in Bezug auf die Engländer nur Mißverständnisse gewöhnlicher Art voraussetzt; der Streit ist aber ernsterer Natur, und wurde Jahre lang im englischen Athenäum fortgesetzt. Wir haben denselben, da er für die Leser des Auslands ziemlich indifferent war, erst dann erwähnt (s. Nr. 54 vom vor. J.), als Dr. Beke, der namentlich denselben geführt, mit der offenen Beschuldigung einer unehrenhaften Handlung gegen Hrn. Antoine d'Abbadie auftrat. Jetzt wo Hr. Daussy seinen Bericht über die Reisen der beiden Brüder in das Bulletin de la Société de géographie hat einrücken lassen, richtete Dr. Beke an denselben eine Art von officiellem Schreiben, worin er nicht nur die Beschuldigung eines sehr unehrenhaften Benehmens in Bezug auf Hrn. Ant. d'Abbadie wiederholt, sondern auch mehrmals behauptet, Hr. d'Abbadie sey gar nicht, wie er versicherte, in Kaffa gewesen. Die Beschuldigung ist hart, und man muß gestehen, daß Beke durch die Art, wie ihn Hr. Ant. d'Abbadie in einem Artikel: Note sur le haut fleuve Blanc (Bull. de la Société de geographie. September-October 1849) behandelt hatte, völlig herausgefordert worden war.

Dieser Brief Hrn. Beke's geht auf den Ursprung der Streitigkeiten zwischen Hrn. d'Abbadie und ihm zurück, und hieraus ergibt sich, daß ersterer in Aegypten unter den dortigen Europäern allgemein als ein Spion galt, nur hielten ihn die Franzosen für einen englischen, und die Engländer für einen französischen Spion, Dr. Gobat aber, Bischof von Jerusalem, erklärte ihn geradezu für einen Jesuiten, eine Annahme, die auch von vielen andern bestätigt wurde. Indeß können diese Vermuthungen der einzelnen nichts gegen Hrn. d'Abbadie beweisen, und Dr. Beke führt sie nur an, um zu zeigen, daß die schlimmen Gerüchte über Hrn. d'Abbadie in Aegypten lange verbreitet waren, ehe Dr. Beke dahin kam, daß somit er, Dr. Beke, solche nicht, wie ihm Hr. d'Abbadie schuld gab, verbreitet hatte. Aber positive, unläugbare Thatsachen werfen ein höchst fatales Licht auf denselben, und da sie mit manchen öffentlichen Ereignissen zusammenfallen, so ist es nicht überflüssig, sie hier zu erwähnen.

Hr. d'Abbadie ist ein geborner Irländer, aber in Frankreich heimisch. Im J. 1839 kam er nach England, wo er für einen Irländer und eng-

lischen Unterthan galt, als solcher aufgenommen wurde, und sich auch dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten als Ueberbringer von Depeschen eines fremden Fürsten vorstellte, officielle Depeschen als Antwort und einen englischen Paß erhielt. Am 27 October 1840 traf er mit Dr. Beke in Suez zusammen, und beide wollten das Dampfboot der ostindischen Compagnie, Berenice, Capitän Lowe, besteigen. Letzterer aber, der aus halb officieller Quelle die Nachricht vernommen, daß Hr. d'Abbadie ein französischer Spion sey, verweigerte — wie man dieß sich in jener Zeit, wo es sich um einen Krieg zwischen Frankreich und England handelte, wohl erklären kann — seine Aufnahme auf dem Schiff. Da begab sich Hr. d'Abbadie zu ihm, zeigte seinen englischen Paß und einen Brief von Hrn. Backhouse, Unterstaatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, an ihn, nebst einem Schreiben Lord Palmerstons an Se. Hoheit Sahela Döngöl, König von Abyssinien, [1] wodurch er bewies, daß er keineswegs ein französischer Spion, sondern „Hr. Antoine Thomson d'Abbadie, Esq.“ geboren zu Dublin in Irland sey. Auf diese Beweise hin nahm Capitän Lowe keinen Anstand mehr ihm eine Ueberfahrt an Bord des Dampfschiffs zu gewähren.

Derselbe Hr. d'Abbadie, der sich auf eine so entschiedene Weise als englischer Unterthan legitimirt, und in seinen Briefen von einem „fast heiligen Gefühl der Freundschaft für Engländer“ gesprochen hatte, gab im Mai des Jahres 1841 einigen Eingebornen von Tadschurah, welche den Zug des Capitän Harris nach Schoa begleiteten, insgeheim einen Brief an Sahela Selassi, König von Schoa, mit, und warnte diesen vor den Engländern, welche nur die Absicht hätten ihn seiner Länder in derselben Weise, wie die Fürsten Indiens, zu berauben. Als die Mission unter Major Harris fehlgeschlagen war, rühmte sich Hr. d'Abbadie, der sich damals in Nordabyssinien befand, öffentlich, daß er durch den fraglichen Brief diesen Fehlschlag herbeigeführt habe. Letzteres war nun, wie Beke berichtete, nicht der Fall, denn derselbe gelangte nicht an seine Bestimmung, sondern fiel in die Hände der Engländer; er war, sagt Beke, in schlechtem Amharisch geschrieben und wurde in gutes Englisch übersetzt. Daß man also Hrn. d'Abbadie nachher mit noch größerem Mißtrauen ansah und behandelte, darf niemand und am wenigsten ihn selbst verwundern. Nach solchen Beschuldigungen, die nicht ganz grundlos seyn können, denn der Brief d'Abbadie's an Sahela Selassi muß sich noch in den Händen des auswärtigen Amts in England befinden, wird man auch die von Beke nicht bewiesene, aber wahrscheinlich gemachte Beschuldigung glauben, daß er einem von Sahela Selassi abgeschickten Boten die Briefe an den Generalgouverneur in Tadschurah habe abnehmen wollen. Es ist höchst auffallend, daß sich d'Abbadie gegen diese schon seit Jahren vorgebrachten Beschuldigungen nie hat rechtfertigen wollen, und die Behauptung Beke's, daß er Kaffa nicht besucht habe, keineswegs zu widerlegen suchte, dagegen Beke's Bemerkungen über abyssinische Landstriche mit einer sehr ins Minutiöse gehenden Kritik verfolgte.

Am Schlusse seines Schreibens an Hrn. Daussy drückt Hr. Beke sein Bedauern aus, durch die Angriffe Hrn. d'Abbadies genöthigt worden zu seyn, diese rein persönlichen Angelegenheiten wieder dem Publicum vorzuführen. Wir selbst haben dieß gethan, weil sie ein Licht auf die Darstellung Hrn. Daussy's wirft; niemand kann es entgangen seyn, daß in derselben die beiden d'Abbadie, namentlich aber Arnold d'Abbadie, in so mannichfachen Verhältnissen zu den eingebornen Fürsten erscheinen, daß man kaum sich der Annahme erwehren kann, sie hätten sich sehr absichtlich hineingemischt. Deßhalb führen wir noch aus Hrn. Beke's Schreiben an Hrn. Daussy nachfolgende Stelle an: „Mag nun Hr. d'Abbadie ein Jesuit seyn oder nicht, oder ein geheimer Agent der französischen Regierung oder beides, deutlich ist aus Hrn. d'Abbadie's eigenen Angaben, daß er vom Anfang seiner Laufbahn in Abyssinien an sich in die religiösen und politischen Angelegenheiten des Landes mischte, was Lieutenant Kielmaier, der um diese Zeit dort war, geradezu behauptet hat, obgleich d'Abbadie an den Redacteur des Auslands schrieb [1] und die Wahrheit von Lieutenant Kielmaiers Behauptung in Abrede stellte.“ Letzteres wird von Dr. Beke namentlich benützt, um zu zeigen, daß nicht er, wie d'Abbadie behauptet, die ungünstigen Nachrichten über letzteren in Umlauf brachte, sondern daß sie schon vorher, ehe er, Dr. Beke, nach Abyssinien kam, in Aegypten umliefen.

Am Schlusse seines Briefs verspricht noch Dr. Beke demnächst den vollständigen Beweis zu liefern, daß Hr. d'Abbadie gar nicht, wie er behauptet, in Kaffa gewesen sey. Der Streit scheint also noch zu Resultaten führen zu müssen.

[1] Wenn dieser Brief ächt war, so mußte d'Abbadie den Lord Palmerston stark hinters Licht geführt haben, denn der König von Schoa hieß bekanntlich nicht Sahela Döngöl, sondern Sahela Selassi, der Brief war also gar nicht zu brauchen. Es ist indeß bemerkenswerth, daß d'Abbadie einen solchen Brief, ob ächt oder unächt, hatte, denn bereits war der Gesandte für Abyssinien, der bekannte Major Harris, ernannt, der Brief sollte also bestimmt seyn, ihm die Wege zu bahnen. Uebrigens fiel es d'Abbadie nie ein den Brief abzugeben, sondern er benützte diese Documente nur, um sich englischen Officieren gegenüber als unverfänglich zu legitimiren.

[1] S. Nr. 364 vom J. 1840.

Miscellen.

Orangeneinfuhr von den Azoren nach England. Nach England wird eine so ungeheure Quantität süßer Orangen aus Italien, Spanien, Portugal und von den azorischen Inseln eingeführt, daß solche nach Macculloch's Angabe jährlich mehr als 200 Millionen Stück beträgt. In England unterliegen Orangen, sie mögen gesund oder verdorben seyn, demselben Einfuhrzoll, und da sie bekanntlich sehr leicht verderben, so hat der Zoll häufig einen viel größern Einfluß auf den dortigen Marktpreis als man glauben sollte. Der Handel mit den vortrefflichen Orangen der Azoren ist jetzt von so großer Bedeutung und von solchem Werth geworden, daß eine gewisse Classe englischer Schooner von etwa 80 bis 300 Tonnen Last regelmäßig die sechs Monate vom November bis Mai in jedem Jahre mit der Einfuhr azorischer Orangen nach England beschäftigt ist, und daß die Zahl dieser Schiffe jetzt 200 bis 230 beträgt. Zu diesem Geschäft gebraucht man am liebsten die kleinern Schiffe, weil der Markt leicht mit Orangen überfüllt und deren Preis unverhältnißmäßig herabgedrückt wird, wenn zu gleicher Zeit mehrere der größern Fahrzeuge mit ihren großen Ladungen dieser Früchte ankommen. (Lond. M. News, Mai 1850.)

Verhalten der Irländer bei der Hungersnoth. Ein Hr. Osborne hat eine kleine Schrift über die Hungersnoth in Irland herausgegeben, welche von dem Athenäum als eine fast unvergleichlich klare und deutliche aber auch furchtbare Beschreibung hervorgehoben wird. Eine merkwürdige Erscheinung bei dieser Hungersnoth war das Verhalten der Bevölkerung: „nie, heißt es, wurde eine so furchtbare Heimsuchung mit mehr Geduld ertragen, nirgends fielen so wenig Gewaltthätigkeiten, so wenig Plünderungen von Läden und Häusern vor. Kaum ein Bäckerhaus wurde in Dublin erbrochen, obwohl man mehrmals Unglückliche todt unter den Fenstern fand. Die Gefängnisse allerdings waren zum Erdrücken voll, aber die Mehrzahl der Vergehen wurde in der Art verübt, daß Männer und Weiber zuerst einen Polizeimann aufmerksam machten, dann eine Lampe oder ein Fenster einschlugen, um sich ins Gefängniß zu bringen und so die Verbrecherkost zu erhalten. Kein Aufstand von ernsthafter Art trat ein, obgleich Leute zu Duzenden an den Straßen starben. Die Ursache dieser außerordentlichen Ergebung ist nicht leicht zu ermitteln, die Frage ist aber für den Staatsmann und Physiologen von gleichem Interesse. War es eine durch die Leiden des Hungers hervorgebrachte eigenthümliche Erscheinung, oder war es die alte Gewohnheit, welche physische Leiden dem armen Celten zur andern Natur gemacht hatte?“

Der Tower von London soll nach der Angabe eines technischen Blattes allmählich ganz wieder aufgebaut werden, und zwar ganz in Uebereinstimmung mit dem Styl mittelalterlicher Schlösser; diese Absicht wird wenigstens dem Herzog von Wellington zugeschrieben; ob sie ausgeführt wird, darüber wird wohl das Parlament und dessen Sparsamkeit entscheiden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10 und Umschlag zum Monat October.)

Digitized by Google

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Eine Fahrt auf dem Mississippi. Nr. 235. 236. — Beschreibung der Herzegowina. Nr. 235—238. — Die Ebene des Ararat und der Unterlauf des Araxes. Nr. 236—239. — Das Hova-Regiment auf Madagascar. Nr. 237. — Der Bogdo und der Salzsee Baskuntschak. Nr. 238. — Die Insel Capri. Nr. 239. — Etwas über Arbeiterwohnungen. Nr. 239. 240. — Mohammed der Garstige und Fatmeh die Schöne. Nr. 240—244. — Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris. Nr. 241. — Die ältesten Eichen Englands. Nr. 242. — Erinnerungen an die Goldküste. Nr. 242—244. — Professor Olmsteds Ansicht über das Nordlicht. Nr. 243. — Die Elfenbeinminen im nördlichen Sibirien. Nr. 244. — Ueber die Bank in Frankreich. Nr. 245. 246. — Reiseschilderung aus dem Hedschas und Abyssinien. Nr. Nr. 245—251. — Zelfa Kelfa. Erzählung aus Aegypten. Nr. 246. 247. — Ledru Rollins Werk über den Verfall Englands. Nr. 247. — Jagdzüge in Südafrika. 2. Abreise von Colesberg; Jagden; Buschmänner; Griquas; der Rietfluß; Boerenlager; Rückkehr nach Colesberg. Nr. 248—55. — Fortschritte der Dampfschifffahrt. Nr. 249. — Die diesjährigen Demidoff'schen Preise. Nr. 250. — Geschäftsreise einiger deutschen Kaufleute in der Statthalterschaft Kursk in Rußland. Nr. 251—253. — Die englische Mission nach dem Pei-ho. Nr. 252. — Ueber den Ursprung der Stadt Reval und ihren Namen. Nr. 253. — Die Finanzen des Nizam von Heiderabad. Nr. 254. — Etwas über die Wanderungen der oceanischen Stämme. Nr. 256—258. — Astronomische Expedition in den Vereinigten Staaten nach Chile. Nr. 257. — Das bengalische Heer. Nr. 258. — Die Kornerndte in England. Nr. 259. 260. — Ueber das Grastuch der Chinesen. Nr. 260. — Physische Contraste zwischen der alten und neuen Welt. Nr. 261.

Chronik der Reisen.

Reise von Akaba nach dem Berg Aaron durch die Wüste von Arabah. Nr. 253—256. — Reisen der HH. d'Abbadie in Abyssinien. Nr. 258—260. — Nachtrag. Nr. 261.

Kleinere Mittheilungen.

Huc über Westchina. Nr. 235. — Elektrischer Telegraph über den Mersey. ibid. — Die russischen Fürstenfamilien. Nr. 236. — Die griechischen Königreiche im Osten Persiens. ibid. Die Pennybanken in London. ibid. — Die englische Handelsmarine. Nr. 237. — Witterung im südlichen Rußland. ibid. — Eisenbahn zwischen England und Frankreich. Nr. 239. — Die Befestigung von Krementsk. Nr. 240. — Riesenhafte fossile Eier in Madagascar. ibid. — Der diesjährige Eisteddvodd. Nr. 241. — Der Cedrone-Samen. Nr. 242. — Eine litterarische Narrheit. Nr. 244. — Brittische Cataloge. ibid. — Ankunft einer neuen Sendung assyrischer Alterthümer in London. Nr. 245. — Nachricht von Franklins Expedition. Nr. 246. — Eine schwimmende Insel in Schweden. Nr. 247. — Gleichzeitigkeit der Erdbeben in Algerien und Sicilien. Nr. 248. — Seltsamer Kampf zwischen chinesischen Schmugglerschiffen im Cantonfluß. Nr. 249. — Neues Papiermaterial. ibid. — Baumwollenbau auf Jamaica. Nr. 250. — Ein colossaler Ballon. ibid. — Kohlen im indischen Archipel. Nr. 251. — Fortdauernde Einwanderung von Culis in Mauritius. Nr. 252. — Die Feier der Schlacht auf dem kulikowischen Felde. Nr. 253. — Der Fitiri-See. Nr. 254. — Religiöse Unruhen in Persien. ibid. — Das Alterthum Zaras. Nr. 255. — Neue Wünschelruthe. ibid. — Die Ruinen von Salona. Nr. 256. — Beabsichtigte fortdauernde Ausstellung in Liverpool. ibid. — Aerztliche Befürchtungen hinsichtlich der großen Industrieausstellung in London. Nr. 257. — Neuaufgewärmtes Lehensbannrecht in England. Nr. 258. — Die Eurasier in Calcutta. Nr. 259. — Goldausfuhr aus Californien. ibid. — Die amerikanische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft. Nr. 260. — Orangeneinfuhr von den Azoren nach England. Nr. 261. — Verhalten der Irländer bei der Hungersnoth. ibid. — Beabsichtigter Ausbau des Tower. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

November.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkasas und Read-River.** 1 fl. oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder oder 22½ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath 2c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Karte. Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 262. 1 November 1850.

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten.

Die verflossene Sitzung des Congresses wird stets in den legislativen Annalen eine denkwürdige bleiben, wegen der unglaublichen Hartnäckigkeit der beiden Parteien, von denen keine weichen wollte, und denen am Ende nur die laut ausgesprochene Stimme des öffentlichen Unwillens ein widerwillig angenommenes Compromiß auferlegte. Manche haben geglaubt, die Union selbst stehe auf dem Spiele, und sogar in den Vereinigten Staaten sind solche Stimmen laut geworden. So schlimm war es indeß nicht, und wenn die Mandatare, d. h. der Congreß, starr und steif bei ihrem Mandat beharren wollten, so konnte der Mandant, das Volk, in seiner Eigenschaft als wahrer Souverän den Entscheid geben. Wir betrachten indeß diese Session weit weniger von dem legislativen Standpunkt, da am Ende hier nur die Formel eines unerläßlichen Compromisses gesucht werden mußte, als von Seite der streitenden Interessen. Es ist die stets und immer wiederkehrende Sklavenfrage, welche zu einer Lösung drängt, die ohne Vergleich viel schwieriger ist als man sich gewöhnlich einbildet, und bei der die Philanthropen, namentlich das sklavereihassende England, in ein fast lächerliches Dilemma kommen. Es hat sich der Fall nicht bloß im Stillen, sondern ganz offen ergeben, daß Engländer sich ängstlich erkundigten, wie es mit der Sklavenfrage stehe, und ob allenfalls ein Ausbruch zu befürchten sey. Dieß bildet einen wahrhaft komischen Contrast mit den politischen Bestrebungen vieler Engländer vor zehn Jahren, wo manche ernstlich einen Krieg mit den Vereinigten Staaten forderten, und ein tapferer Oberst bei Aufzählung der gegenseitigen Chancen namentlich die Möglichkeit hervorhob, einige Negerregimenter aus Westindien nach den südlichen Staaten zu werfen, die Sklaven zum Aufstand zu bringen, und somit der stets mit Widerwillen betrachteten amerikanischen Republik einen tödlichen Stoß zu versetzen. Die Kriegslust möchte dem Herrn wohl vergangen seyn, wenn er reiflich erwogen hätte, daß dieser gegen den gehaßten Feind geführte Schlag auf einmal zwei Millionen Menschen im eigenen Lande brodlos machen müßte, denn um die Baumwollenernte wäre es plötzlich geschehen gewesen, und alle Länder der Erde zusammengenommen hätten den Ausfall nicht ersetzen können. Man kann die in den Welthandel kommende Baumwolle auf etwa drei Millionen Ballen anschlagen, von denen Amerika nicht viel unter $2\frac{1}{2}$ Mill. liefert; eine halbe Million mindestens braucht es selbst, anderthalb Millionen braucht England, und der Rest vertheilt sich zwischen dem europäischen Continent und China. Das mag als Pröbchen fürs Ganze dienen; schafft man die Sklaverei ab, so ist als gewiß anzunehmen, daß von den dritthalb Millionen Sklaven die Hälfte nicht mehr, und die andere Hälfte nicht viel arbeitet, wenigstens nicht diejenige Arbeit verrichtet, die man jetzt von ihnen erzwingt; aller Ackerbau im Süden, namentlich aber der Baumwollenbau, erhielte einen tödlichen Stoß, und damit wäre den nördlichen Staaten, deren Manufacturen durch die Rohstoffe des Südens genährt werden, der Hals gebrochen. Die Ueberzeugung mag und muß heranwachsen, daß die Zeit der Negersklaverei auch in den Vereinigten Staaten ihrem Ziele sich zuneigt, aber über die Art, wie der Uebergang vermittelt werden soll, haben nicht nur die Sklavenhalter mit den Abolitionisten sich nicht verständigt, sondern nicht einmal die Abolitionisten unter einander. Und eine solche Verständigung muß vor allem vorangehen, weil die furchtbare Störung aller Verhältnisse, die einer übereilten Aufhebung der Sklaverei folgen würde, keinem von allen Theilen zusagt, in vieler Beziehung selbst den Sklaven nicht. Was die Schwierigkeit vermehrt, ist die Racenabneigung der Weißen gegen die Schwarzen, die von Europäern den Amerikanern so schwer angerechnet wird, die aber einmal besteht, und mit dem besten Willen einzelner nicht so leicht auszurotten ist. Was soll man mit zwei einander feindlich gegenüber stehenden, aber mit gleichen Rechten ausgerüsteten Massen machen? Ein innerer Unfriede wäre die Folge, der den ehemaligen Sklaven so wenig Nutzen brächte als den Weißen, ihren ehemaligen Herren. Man kann bis zu einem gewissen Grade sagen, die Sklavenfrage sey in den Vereinigten Staaten für jetzt noch die einzige verwundbare, wahre Verlegenheiten und Gefahren herbeiführende Seite; bei allen andern Fragen, die bis jetzt auftauchten, handelte es sich am Ende um Geldinteressen, hier aber um Frieden, Leben und Eigenthum.

Die Zahl derer, welche die Aufhebung der Sklaverei ohne weiteres verlangen, ist natürlich sehr klein; sie erklären die Constitution der Vereinigten Staaten für unmoralisch und unchristlich, weil sie die Sklaverei autorisirt, und verzichten auf alle aus der Constitution fließenden Rechte, mit der Ausnahme des Petitionsrechts, was sie als ein natürliches und nicht als ein politisches ansehen. Dieser Theil der Abolitionisten richtet jedes Jahr eine Petition an den Congreß, um die unmittelbare Aufhebung der Sklaverei ohne alle Entschädigung zu verlangen — eine Petition, die stets als unconstitutionell ungelesen bei Seite gelegt wird; diese Abolitionisten haben auch seit mehrern Jahren aufgehört bei den Wahlen mitzustimmen. Die vernünftigen Abolitionisten sehen recht gut ein, daß die Abschaffung der Sklaverei in der Hälfte der Union und gegen den Willen von

Digitized by Google

Millionen Bürgern eine Unmöglichkeit sey und geradezu die Zerreißung der Union und den Bürgerkrieg herbeiführen müsse; ihr Bestreben ging deßhalb dahin die Ausbreitung der Sklaverei zu hindern und sie auf ihre natürlichen Gränzen zu beschränken. Auf diesem Wege mußten sie vor allem im Senat zu einer entschiedenen Majorität gelangen und das Uebrige mußten Zeit und Umstände dann an die Hand geben. Die Ueberzeugung, daß die Fortdauer der Sklaverei die Union mit schweren Uebeln bedrohe; die Gewißheit, daß die fortdauernde Anregung der Frage eine stete Aufregung unter den Sklaven unterhalten müsse, und daß somit dieselbe einer Lösung entgegengedrängt werde, gewann dieser Partei der Abolitionisten einen großen Anhang. Man kann sich denken, daß dieselbe dem Krieg gegen Mexico entgegen war, noch mehr als vorher der Annexation von Texas, weil diese Ausbreitung des Gebiets der Vereinigten Staaten nach Süden wahrscheinlich eine Ausbreitung der Sklaverei zur Folge haben mußte, wie das Beispiel von Texas schon zur Genüge gezeigt hatte. Allein die Annexation von Texas war für die Sicherheit der Vereinigten Staaten eine Nothwendigkeit gewesen, und selbst der Krieg mit Mexico war eine solche, weil die Vereinigten Staaten jeden Augenblick gewärtig seyn mußten, es könnte eine europäische Macht in Mexico den Hebel ansetzen, um einen verderblichen Krieg in ihrem Rücken zu führen. Diese Besorgniß, welche auch die Erklärung zur Folge hatte, daß die Vereinigten Staaten niemals eine Wiederherstellung der Monarchie in Mexico dulden würden, war eine allgemeine Angelegenheit, welche die Sicherheit des Ganzen betraf, und somit mußten die speciellen Besorgnisse der Abolitionisten weichen; als aber der Krieg mit Mexico zu Ende und viele Provinzen an die Vereinigten Staaten abgetreten worden waren, mußte sich die Besorgniß geltend machen, daß die südlichen Staaten, namentlich Texas, sich theilen, und dadurch den Sklavenstaaten das Uebergewicht im Senat zurückgeben würden, das sie durch die rasche Zunahme der nördlichen Staaten zu verlieren im Begriff standen.

Diese Lage der Dinge hatte schon die vorhergehende Congreßsitzung großentheils unfruchtbar gemacht. Im Repräsentantenhause, wo die Bevölkerungszahl der einzelnen Staaten oder vielmehr das gesammte Volk vertreten ist, hatten die Abolitionisten das Uebergewicht, und als Polk vorschlug, daß man provisorische Gesetze für Californien geben, und diese Provinz vorerst als „Territory" constituiren solle, schob das Haus der Repräsentanten stets eine Clausel ein, welche die Sklaverei in Californien untersagte, der Senat aber, wo nur die Zahl der Staaten repräsentirt ist, ohne Rücksicht auf ihre größere oder kleine Bevölkerung, st-ich jedesmal diese Clausel. So kam man zu keinem Schluß. Die Natur half sich aber selbst, denn die neuen californischen Bürger traten in einen Convent zusammen, entwarfen, da die Zahl der Bewohner Californiens bereits die zur Aufnahme desselben als Staat in die Union erforderliche Zahl überstieg, selbst eine Constitution, deren 18ter Artikel die Sklaverei in Californien unzulässig erklärte.[1] Die Nichtigkeit der Berathungen des Congresses im vorigen Jahre und die factische Erledigung der Sache durch den Schritt der Californier selbst bildeten gleichsam das Vorspiel der dießjährigen Congreßsession.

Dieser war übrigens eine sehr stürmische Zwischenzeit vorangegangen; gleich nach der Beendigung der Congreßsession im J. 1848 hatten die Repräsentanten und Senatoren des Südens sich zu einem Convent gebildet, um eine Adresse an ihre Wähler über die Lage der Union und die Gefahren, welche dem Süden drohen, zu erlassen. Die fortwährende Anregung der Frage über die Sklaverei im Columbiadistrict, worüber der Congreß das Urtheil fällen kann, während die Sklavenverhältnisse der einzelnen Staaten ausdrücklich durch die Constitution seiner Machtbefugniß entzogen sind, wird darin als der Beweis für den Plan hingestellt, im Süden der Union die gefährlichste Aufregung zu nähren. Während diese Ansprache im ganzen Süden das Signal zu einer Reihe von Manifestationen wurde, ging im Norden die entgegengesetzte Bewegung vor sich, und eine Versammlung um die andere wurde gehalten, um sich gegen die Beibehaltung der Sklaverei im Columbiadistrict, und gegen jede neue Ausdehnung derselben auszusprechen, und nicht weniger als 11 Staaten erklärten sich durch ihre Legislaturen dagegen. Eben so energisch zeigte sich der Süden zum Widerstand gegen diese Forderungen bereit, und merkwürdig genug war der bisherige Parteistandpunkt der Demokraten und Whigs in diesem neuen Kampfe ganz untergangen, denn die Demokraten des Nordens erklärten sich im Einvernehmen mit den Whigs gegen die Sklaverei, wie die Whigs des Südens im Einvernehmen mit den Demokraten gegen die Anforderungen des Nordens. Man darf der gewohnten Heftigkeit öffentlicher Debatten viel zu gute halten, aber die Spaltung war höchst ernstlich, denn sichtlich waren geographische Abscheidungen an die Stelle von Meinungsverschiedenheiten getreten.

Indeß so gewaltig auch die Worte klangen und so ernstlich auch die Spaltung war, zur offenen Gewalt zu schreiten hatte kein Theil Lust, denn beide wußten zu gut, was für alle auf dem Spiele stand; zudem hatte die ungemessene Sprache der Redner und Journalisten die Masse im Norden keineswegs fanatisirt, und man wußte recht gut, daß es für den Süden eine Lebensfrage gelte, während sie für den Norden zuerst eine Parteifrage, dann aber mehr eine Frage der Zukunft als des augenblicklichen Bedürfnisses war. Alle Vernünftigen waren also schon im voraus überzeugt, daß es zu einem Compromiß kommen müsse, eben weil die schroffen Forderungen des Nordens sich ohne Verletzung der Lebensinteressen des Südens nicht durchsetzen ließen; indeß hatte man, wie es in solchen Streitigkeiten, wo man, um auf die Masse einzuwirken, schroffe Ansichten aufstellen muß, gewöhnlich geht, die Gemüther erhitzt, und diese Erhitzung wurde zum wirklichen Uebel, denn es erschwerte in aller Weise eine Ausgleichung. Hier konnten nur sturmerprobte Männer, deren Urtheil das Volk mit Ehrfurcht zu hören gewohnt war, helfen, und diese fehlten denn auch nicht. Clay trat als der große Friedensstifter schon vor dem Congreß auf, und seine Ansichten, wenn auch lange verworfen, wurden am Ende doch noch angenommen. Die Frage über Californien konnte keinen ernstlichen Zwiespalt mehr geben, weil die Californier sie selbst kraft des ihnen durch die amerikanische Constitution verliehenen Rechts entschieden hatten; in Bezug auf Neumexico ließ sich die Frage vertagen, weil das Gebiet noch nicht hinreichend Einwohner hatte, um selbst als Staat aufzutreten, und die Frage, ob der größte Theil Neumexico's Texas angehören soll, war eines Compromisses fähig, um so mehr als Texas für einen einzigen Staat viel zu groß ist, und sich theilen muß, sobald es sich stärker bevölkert. Die Mittel zur Ausgleichung waren also vorhanden, und wenn die Sklavenstaaten mit ihren Ansichten nur

[1] Die Goldgräber, welche den einflußreichsten Theil der Bevölkerung bildeten, konnten natürlich nicht wollen, daß einzelne mit einer Heerde Sklaven herbeikämen, um das Goldgraben für sich im Großen zu treiben.

Digitized by Google

zum kleinsten Theil durchdringen konnten, so erhielten sie einen gewissen Ersatz durch eine strengere Bill über die Verfolgung entlaufener Sklaven, eine Verfolgung, die bis jetzt fast unmöglich gewesen war, denn wenn ein Sklave einmal in einen freien Staat gelangt war, so mußte der ihn verfolgende Herr oder dessen Agent die Identität des Sklaven mit der von ihm als solcher bezeichneten Person vor einer Jury beweisen, was bei der Abneigung der Einwohner freier Staaten gegen die Auslieferung flüchtiger Sklaven eine höchst schwierige Sache war, und meistens für die letztern einen günstigen Ausgang nahm. Das jetzige Gesetz ist so wirksam, daß viele Farbige in den nördlichen Staaten, die sich nicht ganz sicher fühlen, nach Canada entfliehen. Indeß ist dieß Gesetz ein Nothbehelf, und wenn man erwägt welche Männer für die Ausgleichung arbeiteten, außer Webster namentlich Clay und selbst Caß, der sonst immer für die Sklavenstaaten das Wort führte, so kann man sich überzeugt halten, daß weitere Schritte gegen die Sklaverei und deren Ausdehnung geschehen, aber Schritte, die jedenfalls mit den Sklavenstaaten selbst verabredet seyn werden. Wenn van Buren, der ehemalige Präsident, sich für die Abolitionisten erklärte, obgleich er früher hauptsächlich durch den Süden zur Präsidentenwürde emporgestiegen war; wenn Benton der seit 30 Jahren einen Sklavenstaat (Missouri) im Senat vertrat, sich gegen die Ausdehnung der Sklaverei auf die neuen Gebiete erklärte, so muß man annehmen, daß die hervorragendsten Männer beider Parteien ihren Entschluß in der Sache gefaßt haben, und indem der Congreß das strenge Gesetz über die Verfolgung und Beibringung der Sklaven erließ, hat er angefangen, sich in die Sklavengesetzgebung zu mischen, und dieß kann nicht ohne Folgen bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die syrische Kirche.

(Russisches Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. September.)

Die rechtgläubige (griechische) Kirche Syriens steht unter dem Patriarchen von Antiochia. Nach der ursprünglichen Regel der orientalischen, rechtgläubig katholischen Kirche sollte derselbe durch den Klerus und das Volk aus der syrischen Geistlichkeit ausgewählt werden, und dieß geschah auch fast ohne Unterbrechung bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Seit dieser Zeit aber wird derselbe durch den Patriarchen von Konstantinopel und seine Synode in Folge des Wachsthums der Union in Syrien aus der griechischen Geistlichkeit ausgewählte. Von den Zeiten der Kreuzzüge bis zum 18ten Jahrhundert wurden die Patriarchen Antiochiens durch eine Versammlung der syrischen Bischöfe gewählt und geweiht. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts entstand ein hitziger Kampf der rechtgläubigen Kirche mit der Union, und nun gingen die syrischen Erzpriester, die sich nicht vereinigen konnten, den Patriarchen in Konstantinopel an. Die eingerissene Gewohnheit, daß der Patriarch von Antiochien selbst seinen Nachfolger wählte oder im Testament bezeichnete, durfte nicht ferner zugelassen werden, denn dieß war gegen die Gewohnheiten und Verordnungen der Kirche, und konnte im Klerus und Volk Unzufriedenheit erzeugen. Der antiochische Patriarch hat, wie die Paschas, seinen Geschäftsführer in Konstantinopel, dessen Verstellungen jedoch nur durch den Patriarchen von Konstantinopel an die Pforte gelangen.

Das Haus, wo der Patriarch in Damascus wohnt, ist nicht sehr geräumig, doch auch nicht allzueng, und nur unregelmäßig gebaut. Freilich ist es schon alt, und des Patriarchen Beamten, z. B. der ihn vertretende Archimandrit, 2 Secretäre ɾc. wohnen in engen Zimmern auf dem flachen Dach des Hauses. Die Kirche, welche sich im Patriarchengebäude selbst befindet, ist die einzige für alle rechtgläubigen Christen von Damascus, und selbst diese ist sehr ärmlich. Eine der Capellen dieser Kirche zum heil. Nikolaus ist in den letzten Jahren mit Geld, das der Metropolit von Moskau sammelte, gebaut worden. Die Patriarchie von Damascus ist verarmt, weil das Vermögen zum Theil von dem unirten Patriarchen Seraphim nach dem Libanon geschleppt, zum Theil von den Verwandten des rechtgläubigen Patriarchen Cyrillus nach dessen im J. 1720 erfolgtem Tode geplündert wurde; ferner weil zur Zeit der langen hierarchischen Streitigkeiten im 16ten und 17ten Jahrhundert die Patriarchen und Christen, namentlich die von Damascus, geplündert wurden und in schwere Schulden versanken; ebenso kam der über ein Jahrhundert lang andauernde Streit zwischen der rechtgläubigen Kirche und der Union theuer zu stehen, und endlich verarmten die Christen in Folge der inneren Kriege, welche die erste Hälfte dieses Jahrhunderts bezeichneten, aufs äußerste. Die Einkünfte des Patriarchen sind deßhalb sehr spärlich.

Im vorigen Jahrhundert rechnete man in dem Patriarchat von Antiochia 16 Eparchien, jetzt nur noch 9, denn die Eparchie von Alka (Achalzych) trat in den Verband der russischen Kirche, und die fünf andern, Iliopol, Amadia in Mesopotamien, Boskri (?) und Palmyra in Arabien und Theodosiopol (Erzerum) wurden aufgehoben, weil die rechtgläubige Kirche in denselben erlosch. Uebrigens gibt es noch zwei Titular-Erzpriester, den von Iliopol, der sich in Moskau aufhält, und den von Palmyra, der das Kloster des heil. Spiridon verwaltet. Unter den jetzigen Eparchien hat nur Eine den Rang einer Metropolie, die Tyrosidonische; alle andern sind Erzbisthümer; Exarchen gibt es in Syrien keine, und alle Erzpriester wenden sich direct an den Patriarchen selbst.

In Syrien, wie im ganzen Orient war es seit den apostolischen Zeiten Regel möglichst viele Bischöfe einzusetzen, und jeder hat nur eine kleine Heerde. Alle sehen jährlich ihren Oberpriester nicht bloß in der Kirche, sondern auch in ihren Wohnungen. Die Gewohnheit und Freude den Bischof in der Wohnung zu sehen, die Achtung für seine Würde, der herzliche Dank für seine Bemühungen vereinigen die Rechtgläubigen um ihn, und nur Verlockung, Trug oder Gewalt können schwache Seelen von ihm abziehen; wären nicht so viele Bischöfe in Syrien, die rechtgläubige Kirche wäre dort längst verschwunden. Er besucht alle Familien das Jahr hindurch, reiche und arme, und lebt von ihren Gaben, er segnet die Brautkränze, die Wiegen und die Gräber ein; seine Thüre ist offen für alle, die um Rath, um Schutz und um Gerechtigkeit zu suchen, zu ihm kommen, und auf seinem Herde wird oft für Arme und Reiche von den ihm zugetragenen Gaben das Mahl bereitet. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts waren einige der Oberpriester geborne Griechen, welche der syrischen Kirche nicht unbedeutende Dienste geleistet haben; sie beruhigten sie durch das Aufhören der hierarchischen Spaltungen, und gaben ihr Selbstständigkeit, indem sie die gefährlichen Verbindungen mit Rom abbrachen, sie hemmten den Abfall der arabischen Erzpriester zur Union, und hielten durch die Stimme der Gesammtkirche und der griechischen Nation und durch ihre Ausdauer der türkischen Regierung gegenüber die Unirten in Schrecken.

Zum Glück haben sich in Syrien einige, unmittelbar unter den Bischöfen stehende Klöster erhalten, welche den wahren Glauben schützten. Diese Klöster sind folgende: 1) das Kloster des Großmärtyrers Georg im Bisthum Arki in den Bergen von Akkar. Man weiß nicht, von wem es gebaut worden, aber im J. 1700 ward es wieder hergestellt durch den antiochischen Patriarchen Athanasius, und in den Jahren 1837 und 1838 durch neue Anbauten erweitert. Es befinden sich darin dreißig Mönche, lauter Syrier. Die Kirche ist sehr klein. Dieß Kloster hat in der Nähe ziemlich viel Ackerland, das von den freien Bauern nach einer festgestellten Regel bearbeitet wird, so daß sie mit einem Viertheil des Ertrags sich begnügen. Die Viehzucht des Klosters ist in gutem Zustande; auch ist es von Oel- und Maulbeerbaumgärten umgeben, und hat ziemlich Weingärten. Dieß alte Kloster genießt die Verehrung aller Umwohner, welchen Glaubens sie auch seyn mögen, namentlich auch der Ansarier, welche die Gewohnheit haben ihre neugebornen Kinder dem heil. Georg zu weihen, indem sie solche dem Kloster verschreiben, und dann zur Zeit der Heurath durch eine kleine Gabe an Geld oder andern Gegenständen loskaufen. Diese Sitte erstreckt sich auch auf die Heerden

Digitized by Google

der Ansarier, im Falle Thiere krank und wieder gesund werden. Da dieß Kloster auf der grossen Strasse zwischen Aleppo und Tripoli steht, so dient es ganzen Karawanen als Zufluchtsstätte, so daß nur an Gerste 1500 Tschetwert gebraucht werden, und eine grosse Menge Korn, Reis, Oel, Wein u. s. w. Diese grossen Ausgaben werden durch die freiwilligen Gaben der Reisenden mit einigem Vortheil ersetzt. Deßhalb unterhält auch das Kloster gegen 40 Diener im Solde. Ausserdem sammeln die Mönche jährlich Almosen in den nahen und fernen Dörfern, namentlich bei den nichtchristlichen Ansariern. Die georgischen Könige beschenkten das Kloster mit Kirchengefässen und Gewändern, und gestatteten den Mönchen alle drei Jahre bei ihnen Gaben zu sammeln.

2) Das Kloster zur Himmelfahrt der heil. Mutter Gottes, Belemend genannt nach dem Namen des Erbauers, wahrscheinlich des Kreuzritters Belmond oder Boemund. Dieß Kloster ist auf dem ersten Absatz des Libanon gebaut, im Angesicht des mittelländischen Meeres, nur 2½ Stunden von Tripoli. Seit dem Aufstand der Griechen befand sich dieß Kloster im Zustand völliger Verödung; Mönche waren keine mehr da; die Kirche ohne Fenster, ohne Boden, ohne Bilderschrein, ohne Gefässe, ohne Gewänder, glich mehr einem Gefängniß als einem Gotteshause; das Vermögen des Klosters war in Zerrüttung und in fremden Händen. Der jetzige Patriarch, der das Kloster wieder herstellen wollte, wählte zum Igumen den Mönch Athanasius, einen gebornen Damascener, der auch in dreizehn Jahren (von 1830 bis 1842) durch eine uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit die alten Klosterbesitzungen wieder in Ordnung brachte und neue erwarb. Mit diesen Einkünften stellte er die Kirche wieder her, und versah sie mit Gefässen, Gewändern und Büchern, so daß sie jetzt die beste in ganz Syrien ist. Ebenso rüstete er das Kloster selbst wieder aus, sammelte 35 Mönche, lauter Eingeborne, und da er den Fall der rechtgläubigen Kirche in Syrien tief beklagte und die Beispiele einer guten Einrichtung in den Klöstern der Maroniten und Unirten vor sich hatte, von denen immer ein gewisses Licht des Glaubens und Wissens auf das Volk ausgegossen wurde, richtete er auch in seinem Kloster eine Unterrichtsanstalt für die Mönche ein, mit dem Zwecke sie zur Lehre des göttlichen Wortes und zum bischöflichen Stande vorzubereiten. Junge und alte Mönche lernten täglich arabisch und griechisch, und übten sich im Kirchengesang bei einigen besonders dazu aus Tripoli und Damascus verschriebenen Lehrern, er selbst aber unterrichtete sie täglich nach dem gewöhnlichen Gottesdienste in den Wahrheiten des Glaubens und den Regeln des Lebens, indem er ihnen das Leben der Heiligen oder die Werke der Kirchenväter in einheimischer Sprache vorlas. Der Igumen Athanasius warf sich zweimal zu den Füssen Ibrahim Pascha's, und erbat sich zwei Gnaden für sein Kloster, nämlich die Befreiung von den Steuern und die Erhaltung der Mühlen, welche der Emir Beschir demselben entreissen wollte. Nachdem dieser Igumen als Prediger nach Jerusalem berufen worden, zerstreuten sich die bessern Mönche, die einen gingen ins St. Georgskloster, andere nach dem Berg Athos, wieder andere nach Sidon; die übrigen 22 erwarten bessere Tage.

3) Das Kloster des Propheten Elias am Libanon, sechs Stunden von Beirut. Man weiß nicht von wem und wann es erbaut wurde; in den Jahren 1842 und 1843 wurde es von dem griechischen Igumen Makarius ausgebessert; das Kloster ist klein und zählt nur acht Mönche mit eben so vielen Dienern.

4) Das Frauenkloster zur Geburt der Mutter Gottes, Saidanai genannt, sechs Stunden nördlich von Damascus. Dieß ist das älteste Kloster in Syrien und wurde vom Kaiser Justinian I im 6ten Jahrhundert gebaut. Seine Lage ist sehr malerisch: es nimmt den Gipfel eines hohen, kahlen Hügels ein, der wie der Tabor-Berg einzeln dasteht. Die Kirche ist nicht klein, aber dunkel und ärmlich. Zellen und Gastzimmer sind es 60, die Zahl der Nonnen aber nur 38; sie kommen aus allen syrischen Eparchien hieher, und werden von dem Patriarchen auf Empfehlung der Erzpriester eingeweiht, und nach einer Probezeit von ein bis drei Jahren eingekleidet. Die Nonnen führen ein strenges Fastenleben, und essen kein Fleisch; jede erhält vom Kloster Brod, gedörrtes Hafermehl, Oel, Kohlen und Material zu Kleidern und Schuhen, die sie sich selbst bereiten. Die alten Nonnen nehmen jeden Sonnabend das Abendmahl, die jungen jeden Monat. Das Kloster verlassen sie nur, wenn sie eine entschlafene Schwester vom Berg herab auf den nahen Kirchhof tragen. Das Kloster erhält sich durch die freiwilligen Gaben der Pilger, namentlich der Frauen, welche von vielen Orten hieher wallfahrten, um zu dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes zu beten. Ausserdem sind in jeder Eparchie Beauftragte dieses Klosters, welche die Gaben einsammeln. Das Kloster steht in hoher Achtung: man nimmt hier junge verwaiste Mädchen und bejahrte Wittwen auf, so wie Kranke bis zu ihrer Heilung; auch ist eine kleine Schule im Kloster.

5) Das Kloster zur heil. Thekla, sechs Stunden von dem Kloster Saidanai in der Nähe des unirten Dorfes Malula. Es ist wie ein Adlernest auf einem hohen schmalen Felsgipfel gebaut, und unterhalb eines furchtbaren Abhangs finden sich in einer capellenartig eingerichteten Höhle die Gebeine der heil. Thekla im Felsen. Christen und selbst Moslems wallfahren dahin, und man erzählt von wunderbaren Heilungen.

Ausserdem gibt es noch eine Anzahl kleiner Klöster, die eigentlich nur Meiereien der Erzpriester sind. Im allgemeinen sind diese Klöster dem wahren Glauben sehr förderlich; namentlich das St. Georgskloster verbreitet das Licht des Christenthums unter den Stämmen der Ansarier, welche eine grosse Achtung dafür hegen, und das Kloster Chamatur dient als Heilort für die Metualis, welche ihre Kranken dahin bringen, um sie taufen zu lassen; eine eigentliche Taufe findet aber nicht statt, denn die Metualis bleiben Moslems, wenn sie wieder gesund werden. Auf diese beiden Klöster hauptsächlich muß man sehen, als auf die Lichtfunken, von denen das Licht des wahren Glaubens wieder über ganz Syrien ausgehen kann.

(Schluss folgt.)

Kosten der Unterbringung von Verbrechern in England. Auch hier fängt man an zu rechnen, welche ungeheure Summen die Verbrecher kosten, und wie wenig dafür geschieht, die Ausbildung von Verbrechern zu hindern. Das Athenäum vom 26 October enthält hierüber unter dem Titel „vor und nach dem Verbrechen" einen nicht uninteressanten Aufsatz, aus dem wir einiges ausheben wollen: „Nach begangenem Verbrechen ist der moderne Auswürfling der Gesellschaft kein Auswürfling mehr. Magistrate und andere hohe Beamte kümmern sich um ihn, und fragen ihn über seine Laufbahn aus; für einen Tag wenigstens ist er der Held eines Gerichtshofs, und die Presse verkündigt seine Lebensgeschichte. Ein Palast, das Pentonville Gefängniß, ist für seine Aufnahme hergerichtet; derselbe hat 100,000 Pfd. St. gekostet, und ist mit fast königlicher Pracht ausgerüstet. Rechnet man die ersten Anlagen, die Grundrente und die jährlichen Ausgaben, so werden für durchschnittlich 450 Verbrecher jährlich 22,000 Pfd. ausgegeben, also 50 Pfd. für den Verbrecher. Dafür hat derselbe ein bequemes, vortrefflich ventilirtes Zimmer, dessen Erwärmung so gut eingerichtet ist, daß Monate lang die Temperatur kaum um einige Grade wechselt. In den Zimmern findet sich eine Glocke, um die Diener herbeizurufen, Tische, Stühle, vortreffliche Betten, und ein Wasserbecken, in welches der Inwohner heisses und kaltes Wasser nach Belieben einlassen kann. Die Nahrung entspricht der Wohnung; sie ist reichlich und gut gekocht. Ohne alle Anstrengung hat also der in Pentonville eingeschlossene Verbrecher Wohnung, Kost und Bett von vortrefflicher Qualität, und eine kleine Lesebibliothek gehört noch zu seiner Zelle." Welcher Art ist dagegen das Leben von Tausenden, die in feuchten dunklen Kellern hausen und den ganzen Tag arbeiten, um die magerste Kost zu verdienen. Der Verfasser stellt ein aus dem Innern Londons entnommenes Bild dagegen auf, das Schrecken erregt. Er machte einen Besuch in einigen der schlimmsten Stadttheile, und fand hier junge Leute in unterirdischen Löchern Holz spalten um den elendesten Lohn; und dieß waren durchaus keine Taugenichtse, sondern ordentliche Leute, welche froh waren, daß sie nur durch ihre Arbeit ihr Leben elend fristen konnten. Der Contrast ist allerdings schreiend.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 263. 2 November 1850.

Das Curare-Gift.

Das Journal des Debats vom 23 Oct. enthält hierüber eine Mittheilung in Folge von Proben, welche die HH. Belouze und Bernard damit anstellten, und wir heben das allgemeiner Interessante aus.

„Die wilden Völkerschaften in den Wäldern am Orinoko, Rio Negro und Amazonenstrom wissen einen schwärzlichen, harzähnlichen Extract zu bereiten, der Curare heißt und ein heftiges Gift ist, das sich im Wasser auflöst, und das man ohne Gefahr trinken kann, so wie dasselbe aber in die Blutgefäße eines Thieres kommt, wird dieß augenblicklich getödtet, und der rasche Uebergang vom Leben zum Tod findet statt ohne Kampf, und anscheinend ohne Schmerz: das Thier schläft ein, um nicht wieder zu erwachen. Der Ursprung dieser Substanz ist nicht genau bekannt, und die Wilden, die es verkaufen oder vertauschen, kennen die Bereitung selbst nicht, da ihre Priester oder Zauberer das Geheimniß sorgfältig bewahren. Nach Humboldt wäre das Curare einfach der wässerige Extract einer zu der an Giften so zahlreichen Familie der Strychneen gehörigen Liane; Houdet behauptet, die Indianer mischten, ehe sie es trocknen ließen, etwas Schlangengift darunter. Die Zeit nimmt dem Curare seine furchbaren Eigenschaften nicht; man kann es jedoch ungestraft essen, aber verwundete Thiere sterben, die Vögel zuerst, dann die Säugethiere, und dann erst die Reptilien; letzteres läßt sich bei ihrer langsamen Circulation erklären, doch sterben auch die Schlangen nach einigen Stunden. Unmittelbar nach der Verwundung fühlt das Thier nichts, der Vogel fliegt fort, nach einigen Secunden aber fällt er todt nieder ohne einen Schrei, ohne anscheinenden Schmerz. Ein Hund oder Hase läuft fort, nach einigen Augenblicken aber legt er sich wie ermüdet nieder und scheint einzuschlafen, aber der Athem hört auf, die Empfindung nimmt schnell ab, und das Leben erlischt in der vollkommensten Ruhe. Die Thiere, welche dieses Todes sterben, zeigen, wenn man sie untersucht, die Kennzeichen, welche eine vollkommene Vernichtung aller Eigenschaften des Nervensystems beweisen: das Thier liegt da, wie eine Masse, die allen mechanischen und chemischen Reizmitteln widersteht, und das Blut selbst scheint von einer voreiligen Zersetzung ergriffen, denn es ist schwarz, und nimmt bei der Berührung mit der Luft seine rothe Farbe nicht mehr an."

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

War der Wunsch, daß ein Compromiß zu Stande kommen möchte, allgemein, fehlten auch die Leute nicht, welche ihn einleiten konnten, so war doch der Streit im Congreß selbst zu sehr mit dem alten Sauerteig des Kampfes um Stellen verwoben, und die Mehrzahl der Repräsentanten brachte nicht die ruhige Ueberlegung über den Gesammtstand der Streitfragen mit nach Washington. Daher der erbitterte Streit über die Sprecherwahl, die erst nach 64 Abstimmungen zu Stande kam. In den Vereinigten Staaten ist der Sprecher gleichsam die Verkörperung der executiven Gewalt, insoweit sie von dem Hause der Repräsentanten ausgeht; in seiner Hand liegen die Ernennungen der sogenannten stehenden (standing) Comités, wie das über die Finanzen, über die auswärtigen Angelegenheiten, über die des Columbia-Districts u. s. w.; die Resolutionen dieser Comités binden zwar das Haus nicht, üben aber doch einen großen Einfluß über dasselbe aus; sie untersuchen die Vorschläge, welche von der Regierung, wie von den Einzelnen, dem Hause gemacht werden, und können hemmend oder fördernd auf ihren Gang einwirken. So bildete der Kampf um die Sprecherschaft im Hause der Repräsentanten so ziemlich den Kampf um das Ministerium, wie er in andern constitutionellen Staaten geführt wird. Zudem war die Majorität des Hauses noch eher demokratisch, während der Präsident Taylor von der Whigpartei gewählt worden war, und die Demokraten waren somit in keiner Weise geneigt, die Wahl auf einen Whig fallen zu lassen; nur hatte die Zersetzung der Parteien durch die Sklavenfrage schon so weit eingewirkt, daß die Demokraten auch nicht die entschiedene Mehrheit mehr hatten.

In einer der vielen Abstimmungen hatte ein Demokrat, Namens Brown, aus Indiana, unter 226 Stimmen bereits 112 erhalten, und die nächste Abstimmung hätte ihm wohl die noch fehlenden 2 Stimmen zugeführt. Da verlautete, er habe, nachdem er die 112 Stimmen erhalten, ein Billet an Hr. Wilmot geschrieben, des Inhalts: „sollte ich zum Sprecher erwählt werden, so würde ich die Committees über den Columbiadistrict, über die Territorien und über die Richtergewalt so zusammensetzen, wie Ihren Freunden und Ihnen genehm ist." Das erfordert einige Aufklärung. Wilmot hatte im Laufe des Kriegs gegen Mexico den Vorschlag gemacht, die Gelder zum Kriege sollten nur in dem Falle verwilligt werden, wenn daraus keine Förderung und Ausbreitung der Sklaverei entspringe. Dieß nannte man das „Wilmot Proviso", und es wurde zum Schlagwort zwischen den Abolitionisten und ihren Gegnern. Brown, der seine große Stimmenzahl hauptsächlich durch die Demokraten erhalten hatte, suchte augenscheinlich sich jetzt durch dieses Versprechen der Gefälligkeit der Whigs zu versichern, und er konnte sich an keinen sicherern wenden, als an Hr. Wilmot selbst. In der

Digitized by Google

Committee über den Columbiadistrict, wo die Frage entschieden werden sollte, ob sich der Congreß für oder gegen die Sklaverei erkläre; in der über die Territorien, wo es sich darum handelte, ob die Sklaverei auf die neuerworbenen Gebiete ausgedehnt werden sollte, concentrirte sich alles. Aber das Billet an Hr. Wilmot wurde ruchbar, und augenblicklich fielen die Demokraten des Südens von Hrn. Brown ab; man beschuldigte ihn der Achselträgerei, und die schon fast gewonnene Majorität zerfloß abermals wie ein Schemen. Die strengen Abolitionisten haben 23 Stimmen im Congreß, und diese stimmten hartnäckig gegen jeden Candidaten, der sich nicht für Abschaffung der Sklaverei im Columbiagebiet erklären wollte; da im übrigen die Parteien sich die Wage hielten, so hatten diese die Entscheidung in der Hand. Man kam somit endlich nur dadurch zum Ziele, daß man von den bisherigen Regeln abging.

Als die 60ste Abstimmung gleichfalls kein Resultat geliefert hatte, wurde endlich vorgeschlagen laut abzustimmen, und, wenn nach dreimaliger Verlesung noch kein Mitglied mehr als die Hälfte aller anwesenden Stimmen erhalte, dann noch einmal die Liste zu verlesen, und dasjenige Mitglied zum Sprecher zu erklären, welches überhaupt die meisten Stimmen erhalten. Dieß fand zwar Widerspruch, wurde aber doch mit 113 gegen 106 Stimmen angenommen, und als die dreimalige laute Abstimmung abermals kein Resultat ergeben hatte, wurde die Liste zum viertenmal gelesen, und nun erhielt Hr. Cobb aus Georgien 102 Stimmen, zwei mehr als Hr. Winthrop, und wurde zum Sprecher ausgerufen. Die Stimmenzahl ist sehr charakteristisch für die Zahl der unbedingten Abolitionisten: rechnet man Winthrops und Cobbs Stimmen zusammen, so ergibt dieß 202 Stimmen, hiezu die 23 Stimmen der absoluten Abolitionisten gerechnet, ergeben sich 225 Stimmen, oder mit Einschluß der Stimmen der HH. Cobb und Winthrop 227, gerade die Zahl, welche sich bisher so gespalten hatte, daß kein Resultat heraus kam. Die Wahl war eine Niederlage für das Cabinet; denn Cobb war Demokrat, wenn gleich einer der gemäßigtsten, aber jedenfalls mußte man von ihm erwarten, daß er Committees ernenne, welche dem Cabinet nicht günstig waren, und in Bezug auf die Sklaverei konnte wenigstens kein den südlichen Staaten feindseliger Weg eingeschlagen werden. Senat und Haus der Repräsentanten befanden sich jetzt in den Händen der alten Demokraten, von denen man annehmen konnte, daß sie auf die Stimmen von Männern, wie Caß, Benton u. s. w. hören würden. Freilich war insofern wenig gewonnen, als die Macht, welche die Sprecherwahlen so lange nichtig gemacht hatten, nur für den Augenblick beseitigt war.

Der alte Zack, wie man scherzweise den Präsidenten Zacharias Taylor nannte, ergriff indeß die nächste Gelegenheit hinsichtlich der Aussöhnung beider Theile die Initiative zu ergreifen. Er erließ in der Mitte Januar eine Botschaft an den Congreß, worin er vorschlug Californien in die Union als Staat aufzunehmen, und somit die Constitution desselben, welche die Sklaverei abschaffte, anzuerkennen, hinsichtlich der übrigen Territorien die Entscheidung zu verschieben, bis sie wie Californien sich selbst eine Constitution geben könnten, und was die Gränzanforderungen von Texas betreffe, diese zu erledigen, ehe irgend ein neuer Staat in die Union aufgenommen werde. Dadurch müßte sich nämlich das Uebergewicht der einen oder andern Partei im Senat entscheiden, und dieß war eine Concession für die südlichen Staaten, welche Texas in seinen Ansprüchen — die darauf hinaus liefen, Neumexico sich einzuverleiben, und dadurch die Sklaverei auch dort einzuführen — unterstützte; über die Art, wie die Ausgleichung mit Texas vorgenommen werden sollte, war freilich nichts gesagt. Die Ausgleichungspartei säumte nicht, und bald nachher brachte Hr. Clay, wohl in Verabredung mit Hrn. Clay, eine Reihe von Resolutionen in den Senat zur Ausgleichung sämmtlicher Fragen; die erste läßt Californien in die Union eintreten, ohne allen Zwang hinsichtlich der Zulassung oder Nichtzulassung der Sklaverei in seinem Gebiet; die zweite setzte eine Territorialregierung in den von Mexico eroberten Ländereien ein, ohne irgend eine Bedingung hinsichtlich der Sklaverei aufzuerlegen. Die dritte und vierte bestimmte die Westgränze von Texas; die fünfte und sechste bestimmten, daß in dem Columbiadistrict die Sklaverei, solange solche in dem anstoßenden Staat Maryland bestehe, nicht ohne Zustimmung der Bewohner des Districts und nicht ohne billige Entschädigung der Eigenthümer der Sklaven solle abgeschafft, wohl aber der Sklavenhandel in diesem District solle aufgehoben werden; die siebente brachte ein wirksames Gesetz über Auslieferung entflohener Sklaven in Antrag, und die achte sprach dem Congreß die Gewalt ab, den Sklavenhandel zwischen den verschiedenen Staaten zu verbieten. So war also vor Ablauf des Januars von zwei Seiten die Ausgleichung sämmtlicher vorliegenden Streitigkeiten angebahnt.

Die erste Zögerung, welche in der Erreichung dieser allerseits wünschenswerthen Ausgleichung eintrat, kam von den südlichen Staaten, welche die Zulassung Californiens in die Union nicht zugestehen wollten. Darin hatten sie durchaus Unrecht: sie konnten die alte Bestimmung der Constitution, daß ein Gebiet, das über 50,000 Einwohner habe, sich selbst constituiren dürfe, nicht ausstreichen, und noch weniger die Selbstbestimmung eines solchen Staats sich eine Constitution zu geben, so unangenehm ihnen auch der Eintritt eines neuen nicht sklavenhaltenden Staats, und somit die Verstärkung ihrer Gegner im Senat seyn mochte. Die Sprache war sehr heftig, zum Theil drohend, und als ein schroffer Abolitionist erklärte, die Sklaverei im Columbiadistrict müsse abgeschafft werden, antwortete ein Abgeordneter aus dem Süden: dann trage er sogleich auf Auflösung der Union an. Folgenreicher aber als diese einzelnen Ausbrüche des Zorns und Parteihaders war der Umstand, daß sich im Senat und noch mehr im Repräsentantenhaus eine der Regierung entschieden abgeneigte Partei entwickelte und bereits so weit gediehen war, daß man schon im Februar von einer Cabinetsveränderung sprach. Das bestehende hatte unter anderem nach alter Unsitte die Beamten, selbst die an der Post angestellten, in Masse abgesetzt, um ihre Anhänger an deren Stelle zu bringen; dieß Verfahren stieß aber geradezu gegen die Grundsätze an welche Taylor bei seinem Amtsantritt in feierlicher Botschaft verkündet hatte, und worin man die Anzeichen einer besser geregelten Zukunft in Bezug auf das Beamtenwesen erwartet hatte. Dieser Hader mit dem Cabinet störte wohl mehr als alles andere den Fortgang; denn wenn man auch, wie ein Correspondent der Allg. Zeit. (26 Febr.) sich ausdrückte, die politischen Schreihälse sich vorher abarbeiten lassen wollte, so hätten diese doch für sich allein den Streit unmöglich noch sechs Monate lang hinausziehen können.

Die Cabinets- und Beamtenfrage hing in gewisser Beziehung mit der Sklavenfrage zusammen, und erklärt, gelegentlich bemerkt, auch das spätere Eintreten Websters ins Cabinet; denn je mehr die hier zu Grunde liegenden Verhältnisse sich entwickelten, desto mehr werden die hervorragendsten Köpfe, statt

daß sie früher als unabhängige Parteihäupter im Senat oder Repräsentantenhause auftraten, genöthigt seyn selbst ins Ministerium zu treten. Calhoun hat in seiner Rede, die man wohl seinen Schwanengesang nennen kann, die Lage der Dinge mit gewohnter Schärfe auseinander gesetzt; er erklärte mit Bezugnahme auf die wiederholt ausgesprochenen Drohungen hinsichtlich einer Auflösung der Union, Drohungen, die jedenfalls auch er für höchst unklug erkenne, daß die Auflösung der Union allerdings Fortschritte mache, und daß die bisherige Bundesverfassung einer wesentlichen Aenderung entgegen gehe. Er setzte auseinander, wie die alte Föderalverfassung auf einem Gleichgewicht zwischen den Sklaven- und freien Staaten beruht habe, und entwarf nun ein Bild des Fortschritts, den beide Theile der Union zwischen den Jahren 1790 und 1850 gemacht. Die freien Staaten hätten sich außer allem Verhältniß zu den Sklavenstaaten gemehrt, in einigen der letztern, z. B. in Virginien, habe die Zahl der Repräsentanten sogar abgenommen, in allen weit minder rasch als in den nördlichen Staaten zugenommen. Der Contrast zeige sich aufs schärfste in den anstoßenden Staaten Kentucky and Ohio; der letztere freie Staat sey 12 Jahre später als der Sklavenstaat Kentucky gegründet worden, Boden und Klima seyen gleich, aber in weniger als einem halben Jahrhundert habe Ohio eine Million Einwohner mehr gewonnen als Kentucky rc. Die natürliche Folge dieser Bevölkerungszunahme war vor allem, daß der Norden immer mehr schon durch die Repräsentantenzahl an politischer Bedeutung gewann, und der Süden nicht mehr dem Norden die Wage halten konnte. Der Grund lag allerdings in der Sklaverei selbst, indem letztere keine so riesenhafte Entwicklung zuließ, wie die Concurrenz der freien Arbeiter im Norden. Die hieraus sich ergebende relative Schwäche des Südens macht auch eine Scheidung unmöglich, denn nicht nur würde der stärkere Norden die Bedingungen dictiren, sondern der schwächere Süden würde in kurzer Zeit gegen innere und äußere Feinde Schutz bei dem Norden suchen müssen. Das Verhältniß der Unterordnung wäre dann nur noch schärfer ausgesprochen, als jetzt, wo beide Theile in Eine Union vereinigt sind. Die offenere oder stillere Anerkennung der Unterordnung des Südens ist im Grunde der wahre Streitpunkt, und mag allerdings dem Süden ein um so größeres Opfer kosten, als bis jetzt die Mehrzahl der Präsidenten der Union aus dem Süden hervorging. Calhoun sprach es aus, daß das Wachsthum des Nordens das Gleichgewicht der Regierung zerstöre, und den bisherigen Mechanismus einer gleichmäßig abgewogenen Bundesrepublik in eine große nationale Demokratie umwandle. Sobald dieß anerkannt ist, ändert sich das Wesen der Regierung. Wenn bisher der Präsident und die Häupter der großen einander gegenüber stehenden Parteien die Hauptpersonen, und ersterer durch seine Stellung stets darauf angewiesen war, die Zünglein der Wage in der Schwebe zu erhalten, so blieben dagegen die hervorragenden Parteihäupter meist außerhalb des Cabinets stehen, das mehr nur aus Handlangern des Präsidenten bestand, und keine Parteifarbe zu haben brauchte, während die Parteihäupter außerhalb der Regierung viel wirksamer und unabhängiger auftreten konnten. So wie aber das Gleichgewicht zwischen den großen Abtheilungen der Union, ein Gleichgewicht von dem eigentlich die Constitution nichts weiß, das nur factisch bestand, aber den Gegensatz der innern Politik leitete, gebrochen ist, dann müssen die Häupter der vorwiegenden Partei ins Ministerium selbst treten, weil sie allein, durch den Besitz der Regierungsgewalt verstärkt, den nöthigen Einfluß haben, die unterliegende Partei in ihren Rechten und Stellungen zu schützen. Von dem Augenblick an, wo dieß entschieden ist, tritt die Bedeutung des Präsidenten mehr in den Hintergrund und die der Minister hebt sich; dann wird es, wie in unsern Staaten, wie allmählich auch in England, wo ein ähnlicher Proceß, wenn auch aus ganz andern Ursachen vor sich geht, ein Centrum, eine Linke und eine Rechte geben, d. h. eine Stellung der Dinge, wo die herbern Gegensätze der Parteien und Interessen eine Ausgleichung in der Regierung finden, die dadurch nothwendig an Macht gewinnt. Calhoun drückt dieß selbst in seiner oben erwähnten Rede aus, wenn er sagt, die bisherige constitutionelle Bundesrepublik werde sich jetzt in eine absolute Regierung umwandeln. Die Sache hat insofern etwas Wahres, als die Macht der Regierung nothwendig steigen und die des Congresses abnehmen muß. Von diesem Augenblick an aber darf die Regierung die Beamten nicht mehr aus Parteirücksichten absetzen, wie bisher gewöhnlich der Fall war.

(Fortsetzung folgt.)

Niveauverschiedenheit zwischen dem rothen und Mittelmeer.

Diese Verschiedenheit wurde bekanntlich von einer zur Zeit der französischen Expedition abgeordneten Ingenieur-Commission auf zehn Metres geschätzt, aber man hegte über die Richtigkeit dieser Schätzung großen Zweifel, da die Instrumente sehr mangelhaft gewesen waren, und man die Sache hätte übereilen müssen. Nach Aristoteles und Diodor herrschte unter den Pharaonen die Befürchtung, das rothe Meer möchte Aegypten überschwemmen, und diese Befürchtung habe mehr als die Anlegung eines Canals zwischen dem Nil und dem rothen Meer verhindert; Strabo versichert aber, diese Furcht sey ungegründet, und die Pharaonen hätten den Canal angelegt. Diese alte Streitfrage ist jetzt entschieden. Im J. 1847 schickte eine Compagnie, welche sich zur Anlegung eines Canals zwischen Suez und dem Mittelmeer gebildet hatte, einen Hrn. Bourdaloue an Ort und Stelle. Dieser nivellirte den ganzen Zwischenraum und fand, daß bei der Ebbe das Meer zu Suez nicht höher stehe als das Mittelmeer, und daß der mittlere Unterschied kaum einen Metre betrage. (Journal des Debats. 23 October.)

Die syrische Kirche.

(Schluß.)

Die Stellung der niedern Geistlichkeit in Syrien erinnert an die apostolischen Zeiten. Hier wurden im Alterthum aus der Mitte des Volkes und durch das Volk Bürger oder Bauern, welche lesen und schreiben konnten, verheurathet, schon etwas bejahrt waren, und durch die Erziehung ihrer Kinder so wie durch ein gutes Hauswesen sich ausgezeichnet hatten, zu Geistlichen gewählt. Der syrische Geistliche fällt dem armen Volke nicht zur Last, weil er sein eigenes Haus, sein Vermögen und seine Kinder hat, die ihn im Alter ernähren, da sie entweder den Acker bauen oder ein Handwerk treiben. Er ist der erste Diener der christlichen Gemeinde, er ist der Hirte, der weder stolz, noch kalt seyn kann gegen seine Heerde, denn sonst ersetzt sie ihn durch einen andern. Die Wahl ist nicht immer einstimmig, denn manchmal theilen sich die wählenden Familien in volkreichen Städten und Dörfern in Parteien, in solchen Fällen nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Bischof. Leider wird eine vortreffliche Einrichtung der orientalischen Kirche in Syrien Umstände halber nicht vollzogen; es finden sich hier keine sogenannten Hierokeriker, d. h. Eparchialprediger. In Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem und an andern Orten finden sich solche Prediger, deren Amt darin besteht, allenthalben zu lehren, wo man sie hinsendet. So sind im Orient nach alter Einrichtung die lehrenden Geistlichen verschieden von den Ortsgeistlichen, und vollziehen auch nicht die Sacramente. Dieser Anordnung liegt der Gedanke zum Grunde, daß nicht jeder lehren kann, weil nicht jeder die Gabe des Wortes hat, daß aber jeder die geistlichen Geschäfte verrichten kann, denn dazu bedarf es nur des Glau-

Digitized by Google

bens, eines reinen Lebens und der Gewöhnung. In Syrien gibt es keine Hierokeriker, weil es keine geistlichen Unterrichtsanstalten gibt. Zum Lobe der Localgeistlichkeit muß man sagen, daß sie mäßig, redlich und friedlich ist, die Ceremonien der Kirche nach bestem Verständniß streng erfüllt, und auch wenn wegen Armuth der Gemeinde keine Schullehrer da sind, einige Kinder des Dorfes lesen lehrt.

Die Söhne der Geistlichen folgen sehr selten dem Beruf ihres Vaters, und bleiben größtentheils Laien; darum gibt es in Syrien keine geistliche Jugend, und gab es auch nie wegen der Wählbarkeit der Geistlichen. Der Patriarch Methodius sammelte einmal zwölf Knaben aus den verschiedenen Eparchien, und wollte sie zum Kirchendienst vorbereiten, unterließ es aber wieder aus Mangel an einer Wohnung und an Mitteln zu ihrem Unterhalt. Indeß ist eine Unterrichtsanstalt für Prediger durchaus nöthig, da die Dorf- und Stadtgeistlichen das Wort Gottes nicht verkündigen können; dazu sollte man hauptsächlich junge Mönche wählen, welche schon der Welt entsagt und ihr Leben der Kirche und der Wissenschaft gewidmet haben. Eine solche Unterrichtsanstalt war schon im Kloster Belemend eingerichtet. Volksschulen bestehen jetzt drei: in Damascus, Beirut und Tripoli. Die Schule in Damascus wurde eingerichtet von dem Patriarchen Methodius, vermittelst einer ihm durch Gnadenbriefe der russischen Regierung von den Jahren 1763 und 1839 verwilligten Summe, so wie durch Beisteuern der Patriarchen von Jerusalem und mehrerer Privatpersonen in Rußland; sie besteht aus zwei Abtheilungen, einer Elementarschule, worin die Kinder Lesen und Schreiben von drei arabischen Lehrern lernen, und einer grammatischen Schule, wo arabisch, türkisch und griechisch vorgetragen wird. Die letztere Sprache lernen sie nur selten und sehr ungern, weil die Kenntniß derselben sie zu Damascus gar nichts nützt. Der Geistliche Joseph lehrt einige Jünglinge die Grundzüge der Logik und Rhetorik. Seiner Angabe nach hat er einige Schüler, welche in der dasigen Unterrichtsanstalt gute Lehrer abgeben könnten. Hier befinden sich in allem 300 Kinder; die Besoldung der Lehrer wird theils aus den Beiträgen der Christen, theils aus den Einkünften des Patriarchats bestritten. Die Schule zu Beirut wurde von dem Erzbischof errichtet auf Kosten der Bürger und der Klöster der Eparchie, hat aber seit dem Jahre 1841 durch den Beistand der russischen Regierung und der Kasse des h. Grabes eine größere Entwicklung erhalten. Hier sind dieselben Unterabtheilungen, wie in Damascus, aber einige Jünglinge erhalten eine weitere Bildung durch den Unterricht in der griechischen und italienischen Sprache, sowie in den ersten Anfangsgründen der Geographie und Arithmetik. Die Zahl der Schüler ist 200. In Tripoli wurde seit dem Jahr 1841 eine Volksschule von dem Erzbischof in einem dem heil. Grabe gehörigen Hause eröffnet, und auf seine und der Kirchenkasse Kosten erhalten. Sie besteht aus zwei Classen, man lehrt aber nur die arabische Sprache. Im Hafen von Tripoli ist eine andere Elementarschule, welche von Bürgern unterhalten wird, und wo Laien Unterricht geben. In Beirut war von Alters her eine arabische Druckerei bei dem Erzbischof, sie kam aber nach der Bombardirung dieser Stadt durch die Russen in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ganz in Verfall. Im J. 1842 wurde sie wieder in Thätigkeit gesetzt; man ließ arabische Lettern aus Frankreich kommen, berief einen geschickten Drucker und ließ einige tausend Exemplare von Psaltern und Meßbüchern drucken.

Das rechtgläubige Volk in Syrien ist arbeitsam, mäßig, friedlich und fromm. Die Mutter, der Geistliche, die Ueberlieferung und die Gewohnheit sind strenge Bewahrer des Glaubens und der kirchlichen Einrichtungen in diesem Lande. Bei aller Armuth, bei den schweren Steuern und Abgaben bringen doch die Rechtgläubigen ihren Erzpriestern willig das bestimmte Durie, beschenken sie und erhalten Klöster, Schulen und Kirchen. Die türkische Regierung erlaubt den Christen Kirchen auszubessern und selbst umzubauen, aber nur in der alten Form und der frühern Größe. Diese Erlaubniß kommt sehr theuer zu stehen, denn die Christen müssen Moslems berufen, um die Form und Größe der alten Kirchen einzusehen. Das Zeugniß derselben wird der Behörde vorgelegt, und dann Erlaubniß zur Ausbesserung oder zum Umbau nachgesucht. Nur auf diese Weise kommt die Sache in Gang. Ist irgendwo gar keine Kirche, und will man solche bauen, so wird in solchem Falle vorläufig ein Bethaus aufgeführt, in welchem die Christen sich zum Gottesdienst versammeln. Dann läßt man einige Jahre vergehen, worauf die Moslems das Zeugniß ablegen, daß hier bereits der Gottesdienst vollzogen wurde, und so wird die obrigkeitliche Erlaubniß erlangt.

In Syrien gibt es sehr viele Kirchen, nicht nur Städte und große Dörfer, sondern fast jedes kleinste Dorf hat eine solche. So muß es auch seyn, denn den ohne Kirche gelassenen Bauern drohen viele geistliche Gefahren, z. B. Trägheit im Gebet, der Tod ohne die heiligen Sacramente, Gleichgültigkeit gegen die Geistlichkeit, die man sonst selten sieht, geheime Ausbreitung von Ketzerei und Spaltungen. Durch die zahlreichen Kirchen und die Wählbarkeit der Geistlichen werden nicht nur diese Gefahren entfernt, sondern auch der Eifer im Glauben erhöht. Die Kirchen in den Städten sind anständig, die in den Dörfern ziemlich arm. Die Zahl der ganz armen, von Albanesen und Drusen während der Unruhen in Libanon geplünderten, oder durch Erdbeben zerstörten, oder durch Alter und Vernachlässigung eingefallenen beläuft sich in sämmtliche Eparchien auf 70. Man muß alle diese Kirchen wieder aufrichten und ausschmücken, man muß die rechtgläubigen Syrier darin unterstützen. Frankreich und Oesterreich haben den Maroniten und Unirten, welche unter den letzten Unruhen im Libanon litten, ungeheure Summen gesendet. Sollte das rechtgläubige Rußland das glaubensverwandte syrische Volk vergessen? Moskau, dieses Herz Rußlands, hat bereits den Metropoliten von Iliopol als Sammler von Almosen aufgenommen.

In den syrischen Kirchen wird an Sonn- und Festtagen Geld auf drei Tellern gesammelt, der Ertrag dieser Sammlungen ist für Arme und Kranke, für den Ankauf von Chrysamöl und Lichtern, und für den Unterhalt von Geistlichen und Lehrern bestimmt, je nach der Verfügung der Kirchenvorsteher, die jährlich aus dem Volke gewählt und von dem Archierei bestätigt werden. In dem rechtgläubigen Volke Syriens ist religiöses Leben, Unterwürfigkeit gegen die hierarchische Gewalt, selbst gegen die fremde, Eifer für das Haus Gottes und die Erziehung der Kinder, Achtung für die Klöster und Bruderliebe.

Die Rechtgläubigen in Syrien leben unter vielen fremden Stämmen, am südöstlichen Ufer Ciliciens, in den Seestädten Syriens von Alexandrette bis Tyrus, in den Bergen von Kelbie, Akkar, Libanon und Antilibanon, im weiten Thal des Orontes, in den Umgebungen von Damascus, und auf den fruchtbaren Feldern des Hauran. Ihre Zahl beträgt 66,340, die der Maroniten 120,677, die der Unirten 36,735. Die Zahl der verschiedenen Secten der Moslems mag sich auf 210,000 belaufen, nämlich Kürden 30,000, Turkomanen 15,000, Ismaeliten 4000, Ansarier 70,000, Drusen 70,000, Mutualis 15,000, moslemitische Sunniten in dem Fürstenthum des Libanon 4800.[1]

Die türkische Regierung erkennt die Rechtgläubigen als besondere Nation und den Patriarchen von Antiochien als ihr Haupt an. Die Rechtgläubigen sind nur in den südlichen Ausläufern des Kelbie-Gebirgs in der Eparchie Arki zahlreicher. Im Kreise Chon dieser Eparchie war die Regierung stets in den Händen der rechtgläubigen Familie des Scheichs Derham, aber die Aegyptier, welche die localen Gewalten zu vernichten strebten, benützten die Spaltung in der Familie, und setzten einen Moslem als Musselim in diesen Kreis ein. Bei der Vertreibung der Aegyptier aus Syrien leisteten die Scheichs aus der Familie Derham den Türken Dienste, wofür sie wieder in ihre Gewalt eingesetzt wurden; da aber die Streitigkeiten in der Familie noch fortdauerten, ernannte der Pascha von Damascus einen Mutuali, den weder Christen noch Ansarier leiden können, zum Musselim. Im Libanon selbst sind die Rechtgläubigen kriegerischer als Maroniten und Unirte. In den Kreisen des Antilibanon, in den Dörfern Ras-Fohar, Chreib, Termimas, und Chirbet Merdsch Ajun wohnen nur Rechtgläubige, die bei einem Kampfe gewöhnlich Neutralität beobachten.

[1] Ob dieß die ganze Bevölkerung Syriens ist, möchten wir sehr bezweifeln. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 264. 4 November 1850.

Ein Besuch der Silberinsel in der Nähe von Ningpo.

(Von Robert Fortune. Athen. 12 Oct.)

Kintang oder die Silber-Insel ist eine der Inseln des Tschusan-Archipels, 20 bis 30 Meilen östlich von Ningpo. Ich miethete ein Boot, um mich nach Lenkong, dem Hauptort der Insel überzusetzen, und fand hier zwei Opiumschiffe liegen, deren Befehlshaber mich sehr freundlich aufnahmen. Die Silberinsel, obwohl in der Nähe von Tschusan, wurde, während die Engländer sich daselbst aufhielten, wenig von ihnen besucht, und deßhalb liefen alle möglichen Gerüchte darüber um; es sollte ein Verbannungsort für Mandarinen seyn, die sich gegen die Regierung vergangen hatten, und dieser Umstand, in Verbindung mit ihrem Namen, erweckte die Vermuthung es sey dieß ein sehr reicher, üppiger Ort. Uebrigens hatte die chinesische Regierung gefordert, daß während die Engländer Tschusan besetzt hielten, Officiere und Soldaten nicht dahin gehen dürften, da die Insel voll von chinesischen Truppen sey, welche aufgereizt werden könnten, wenn sie plötzlich mit ihren Siegern in Berührung kämen. An alle diese Dinge erinnerte ich mich, und erwartete natürlich einen sehr wichtigen Ort zu finden, aber meine Vermuthungen in Bezug auf Reichthümer und Soldaten bestätigten sich nicht: kleine Dörfer waren über die Thäler hin zerstreut, aber keine Stadt von Bedeutung zeigte sich, und nach allem Anschein sind die Einwohner im Allgemeinen sehr arm. Trotzige Soldaten fanden sich gleichfalls nicht auf der Insel, doch mochten diese seit 1844 entfernt worden seyn. Die Einwohner sind, wie die von Ningpo und Tschusan, ruhige freundliche Leute, die mich stets höflich behandelten, und mich einluden, in ihrem Hause, oder was mir noch lieber war, unter der Verandah vor ihrem Hause niederzusitzen und eine Tasse Thee zu trinken — ein höchst erfrischender Trank an einem heißen Sommertage, nämlich wenn der Thee rein und ächt ist, wie ihn die Chinesen trinken, ohne Zucker und Milch. Er ist weit erfrischender als Wein oder Bier, stillt den Durst, ist leicht anregend, und ein gutes Mittel gegen die Fieber in einem solchen Klima.

Ist die Silberinsel nicht von reichen Leuten und tapfern Soldaten bewohnt, so war mindestens die Natur höchst gütig gegen sie, denn sie ist eine der schönsten unter der Gruppe, zu der sie gehört. Ich ging durch das kleine Dorf Leh-kong, gelangte bald an den Fuß der ersten Bergkette, und stieg den Paß hinan, der hinüber nach dem Innern der Insel führt. An den Seiten des Wegs und über die Berge zerstreut sah ich Talgbäume in großer Menge, deren Samen wegen des darin enthaltenen Oels sorgsam von den Eingebornen gesammelt werden. Einige Striche an den untern Theilen der Berge waren auch mit Thee angebaut. Als ich die Höhe der ersten Bergkette erstiegen hatte und auf der andern Seite hinabsah, zeigte sich meinen Augen ein höchst reizender Anblick. Ein ruhiges schönes Thal lag unten, reich besetzt mit kleinen Bauernhäusern, auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen, die mit Bäumen und Stauden reich bekleidet waren. Es war ein schöner Herbsttag, und viele Blätter hatten noch am Baum sich roth und gelb gefärbt. Der Talgbaum und Ahorn waren hell blutroth geworden, andere fast weiß, und der Contrast zwischen diesen Farben und dem tiefen Grün der Fichten war höchst eigenthümlich. Klumpen von schönen Bambus und der Sung, eine Palmenart, gaben der Landschaft ein fast tropisches Aussehen.

Die grüne Theestaude wird im Innern in sehr ausgedehntem Maaße angebaut, und mein Hauptzweck war, mir hier eine tüchtige Menge Samen zu verschaffen. Deßhalb hatte ich auch meine zwei chinesischen Diener mitgenommen, und besuchte alle die Theepflanzungen auf dem Wege. Chinesen haben aber eine große Abneigung gegen langes Gehen, und meine zwei Leute machten keine Ausnahme von der Regel. Aus der Art, wie sie zurückblieben, vermuthete ich, daß sie die Absicht hätten umzukehren, sobald ich weit genug voraus sey, um sie aus den Augen zu verlieren. Dieß gelang ihnen auch, und daheim erzählten sie, sie hätten mich in den Bergen verloren. Das ärgerte mich, weil ich gern Samen mitgenommen hätte, und ich beschloß am nächsten Tage besser aufzupassen. Dießmal nahm ich ein Pferd, und da der Capitän des einen Opiumschiffes mich begleitete, so nahmen wir sie in die Mitte, so daß sie nicht wieder uns verlieren konnten. Wir sammelten eine gute Menge Theesamen von den verschiedenen Bauerhöfen an den Bergabhängen, und setzten dieß Geschäft mehrere Tage fort.

Die Silberinsel besteht aus einer Reihenfolge von Bergen und Thälern, nicht unähnlich denen von Tschusan, aber noch fruchtbarer. Ist man über den ersten Berg hinüber und steigt ins nächste Thal hinab, so glaubt man sich anfangs auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen, geht man aber weiter, so windet sich der Weg allmählich um den Fuß der Berge herum, und ein anderes eben so hübsches Thal öffnet sich. So entrollt sich Gemälde auf Gemälde. Man baut hier mehr Thee als auf irgend einer andern Insel des Tschusan-Archipels. Was nicht von den Einwohnern verbraucht wird, geht nach Ningpo oder Tschapu, theils zum innern Verbrauch, theils zur Ausfuhr nach Singapore. Der Thee ist zwar gut, entspricht aber dem Geschmack des englischen und amerikanischen Marktes nicht. Der Talgbaum (Stillingia sebifera) und der Tong-io (Dryandra cordata, Thunberg) liefern beide Ausfuhrartikel; der erste ist

Digitized by Google

wegen seines Oels bekannt, und auch der letztere liefert ein solches, das man gewöhnlich mit dem berühmten Firniß des Landes mischt, weßhalb die damit nicht näher bekannten Personen ihn auch oft den Firnißbaum nennen.

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Das bereits factisch entschiedene Uebergewicht des Nordens drängt auf eine Besetzung des Ministeriums durch die hervorragendsten Köpfe. Hatte Clay Vermittlungsvorschläge gemacht, so trat Webster im Senat mit einer wahren Regierungsrede auf, mahnte alle Parteien, dem gesunden Menschenverstand und der gewöhnlichsten Redlichkeit Gehör zu geben, und den Streit nach der vorgeschlagenen Vermittlung beizulegen; er erntete bei den extremen Parteien keinen sonderlichen Beifall, aber schon hatte sich die Stimme des Unwillens über das nutzlose Parteigezänke unverkennbar erhoben. Der New-York Herald vom 5 März äußerte sich hierüber in folgender Weise: „die 13te Woche der Session neigt sich zum Ende, ohne daß irgend etwas abgemacht worden wäre. Wir sind noch auf der stürmischen See wie in einem dicken Nebel. Auf die Frage: was ist geschehen, lautet die Antwort einfach: „nichts!" Die Zögerung erfüllte mehr und mehr die öffentliche Meinung mit Widerwillen, um so mehr, als die fast fieberhafte Thätigkeit des Volks alle benachbarten Länder mehr und mehr in seine Kreise zog. Daß Californien sich um die Aufnahme in die Union bewarb ist natürlich, aber auch in Canada ging die Bewegung, welche eine Annexation zum Zweck hatte, vorwärts; Cuba kam mehr und mehr unter amerikanischen Einfluß, in Mexico erstarb der Haß gegen die Vereinigten Staaten sichtlich mehr, und mehrere Theile dieses Landes dachten ernstlich auf Mittel sich der großen Union anzuschließen. Selbst Centralamerika wurde durch den Strom von Reisenden, der sich auf der Wanderung nach Californien über sein Gebiet ergoß, aus der Lethargie aufgeweckt, und die Nicaraguafrage neigte sich zu ihrem Schluß. Taylor hatte sich in seiner Botschaft sehr milde, aber sehr bestimmt über diesen Punkt ausgesprochen, und es war in keiner Weise wahrscheinlich, daß England es zum Kriege treiben würde. Die Unterhandlungen zwischen der amerikanischen und englischen Regierung wurden lebhaft betrieben, und das Newyorker Handelsjournal meldete schon unter dem 22 März aus Washington, daß ein Vertrag abgeschlossen sey, wonach die Engländer die von ihnen an der Ostküste Centralamerika's besetzte Tigerinsel herausgeben, und eben so die Stadt Greytown (ehemals San Juan de Nicaragua) für einen neutralen Hafen erklären sollten; somit war das gewaltsame Benehmen der Engländer am Ende vorigen Jahrs, wo sie sich in der Bay von Fonseca festsetzen wollten, so wie die lange genährte Hoffnung durch eine erschlichene Ausdehnung des Muskitogebiets den Ausfluß des San Juanflusses zu beherrschen, aufgegeben. Dagegen konnte nun Amerika keine Einwendung machen, auch das ziemlich herbe Auftreten seines Geschäftsträgers, Squiers, nicht gutzuheißen, und eben so wie England aller Souveränetät und Jurisdiction innerhalb der Gränzen der centralamerikanischen Staaten zu entsagen. Zugleich wurde der anzulegende Canal für alle Nationen offen erklärt. Dieser erst einige Monate später ratificirte Vertrag war die Grundlage einer Geldunterhandlung, welche von den Amerikanern mehrmals angeknüpft [1], endlich am 14 Oct. in London zum Abschluß kam, und worin sich die bedeutendsten Capitalisten zu großen Summen bereit erklärten, um den auf 4 Mill. Pf. St. veranschlagten Nicaragua-Canal zur Ausführung zu bringen.

Einer mit so weit umfassenden Plänen und Arbeiten beschäftigten Nation mußten die Zänkereien endlich unerträglich werden, um so mehr als die Abgeordneten von Californien ihren Wunsch in die Union einzutreten, auf sehr unzweideutige Art zu erkennen gaben, darauf hinwiesen, daß der Vortheil gegenseitig sey, und daß sie sich nicht durch legislative Zögerungen lange hinhalten lassen wollten. Es half alles nichts: man zankte fort, ließ sich selbst durch die Unternehmung gegen Cuba nicht aus dem Geleis bringen, und erst das unerwartete Hinscheiden des Präsidenten Taylor, das in der Nacht vom 8 auf den 9 Julius erfolgte, unterbrach die Zänkerei, und machte zugleich dem Ministerium, das seit der Eröffnung dieses Congresses ein ziemlich schwaches Leben hingeschleppt hatte, ein Ende. Es hatte sich, wie oben schon erwähnt, durch seine massenhaften, den Versprechungen Taylors vollkommen entgegengesetzten Beamtenentlassungen verhaßt gemacht, und selbst die Whigs wollten nichts mehr mit ihm zu thun haben. Die Krone setzte es aber seiner Unpopularität dadurch auf, daß ein Mitglied desselben, Hr. Crawfurd, einen alten Geldanspruch seiner Familie, der von frühern Verwaltungen verworfen worden war, durch seine Collegen als gültig bestätigen und sich auszahlen ließ. Eine deßhalb niedergesetzte Committee, gewöhnlich die Committe on the Galpin Claim genannt, berichtete dagegen, und gab seiner Existenz den letzten Stoß; indeß fiel es erst vollends durch den Tod des alten Taylor, der sich im Laufe seiner Verwaltung höchst schwach gezeigt, so sehr er sonst im Felde sich energisch benommen und dadurch bei seinen Soldaten den Beinamen „Rough and ready" erhalten hatte.

Sein Nachfolger Millard Fillmore, ein Mann von 50 Jahren, der sich aus der niedrigsten Stellung durch eigene Kraft emporgearbeitet hatte, und weit mehr wie Taylor in den politischen Irrgängen bewandert war, konnte mit größerer Sicherheit auftreten, obwohl die politischen Constellationen ihm nicht sonderlich günstig waren. Seit geraumer Zeit war er ein anerkanntes Haupt der Whigs, die Demokraten mochten also sich gegen ihn weit ungeberdiger zeigen als gegen den alten Taylor, der durch seine rühmlichen Dienste im Krieg gegen die Mexikaner sich einen großen Namen erworben. Zudem war Taylor selbst Sklavenbesitzer gewesen, während Fillmore kaum ein eigenes Vermögen besaß. Seine Uebernahme der obersten Gewalt mußte also das Mißtrauen der südlichen Staaten reizen. Indeß war sein erstes Auftreten glücklich. General Taylor war, wohl in Folge seiner Unerfahrenheit in den politischen Intriguen, ganz in den Händen seines Staatssecretärs Clayton, der durch die ausschließliche Vertheilung der Aemter unter seinen Freunden selbst die bedeutendsten Männer der Whigs von sich entfernt hatte. Fillmore dagegen setzte sein Ministerium aus den bedeutendsten Männern seiner Partei zusammen, und ernannte Webster zum Staatssecretär und Crittenden zum Generaladvocaten; beide

---

[1] Noch im Anfang Septembers enthielten mehrere englische Zeitungen abmahnende Artikel, und wiesen höhnisch auf die Unredlichkeit einiger amerikanischen Staaten, namentlich Mississippi's, hin, welche ihre Schulden nicht anerkennen wollten. Der wahre Grund der Abneigung lag wohl darin, daß der nur für kleine Schiffe von 100 bis 200 Tonnen brauchbare Canal hauptsächlich nur den Amerikanern zu gute kommen kann. Indeß ist die Wichtigkeit des Canals an und für sich zu einleuchtend, die Gelegenheiten große Summen nutzbringend und sicher anzulegen, sind gegenwärtig eben nicht allzu zahlreich, vermuthlich gab auch die Regierung der Vereinigten Staaten eine gewisse Garantie, und so kam endlich der Vertrag zu Stande.

Digitized by Google

übten nicht nur über ihre eigene Partei einen entschiedenen Einfluß aus, sondern waren bei allen Parteien als Leute von unbestrittener Redlichkeit und Fähigkeit anerkannt.

Mit solchen Männern an der Spitze nahm jetzt die ganze Berathung einen weit schnellern Verlauf, obgleich sich namentlich die Texaner sehr ungebärdig stellten; allein sie hatten schon zu verstehen gegeben, daß wenn sie für ihre Ansprüche auf einen Theil Neumexico's entschädigt würden, sie mit sich handeln ließen. Darum schreckte es auch Hrn. Fillmore keineswegs, als fast in demselben Augenblick, wo er die Gewalt übernahm, der Gouverneur von Texas eine Proclamation erließ, die sehr kriegerisch aussah. Der alte Clay hatte diese Sache wohl erwogen, und in seiner Compromißbill auf eine Entschädigung angetragen, nur aber klüglich die Summe nicht genannt. Der von der Regierung der Vereinigten Staaten ernannte Gouverneur von Neumexico hatte eine vorläufige Constitution dieses Staats bekannt gemacht, worin die Entscheidung über die Sklaverei vorbehalten war; damit sprach er nur die Ansicht der großen Mehrheit der Bevölkerung Neumexico's aus, die, fast sämmtlich spanischen und gemischten Ursprungs, nichts von einer Wiedereinführung der Sklaverei wissen wollte. Diesen Schritt Neumexico's erklärte Texas für Rebellion gegen seine Autorität, hob Truppen aus, und schickte sich an, die Bewohner Neumexico's, oder mit andern Worten den von der Unionsregierung eingesetzten Gouverneur zum Gehorsam zu bringen. Fillmore erließ sogleich eine Botschaft an den Congreß, worin er um die Mittel den Gouverneur zur Achtung vor der Constitution anzuhalten, nachsuchte, und zugleich seinen festen Entschluß ausdrückte, die Integrität des Gebiets von Neumexico zu erhalten, bis der Congreß über diese durch die Anstrengungen der gesammten Union erworbene Provinz verfügt habe.

Dieser kräftige Schritt that nicht nur dem kriegerischen Gelüste von Texas Einhalt, sondern übte auch einen heilsamen Einfluß auf den Senat aus, wo die streitenden Parteien sich gewissermaßen verbunden hatten, den Compromiß Clay's nicht zu Stande kommen zu lassen. Wahrscheinlich war indeß diese Haltung nur eine versteckte Feindseligkeit gegen das Cabinet Clayton, und fiel hinweg, sobald Fillmore mit Entschiedenheit auftrat, denn in kurzem wurden alle Anträge Clay's, obgleich sie bereits verworfen worden waren, nach und nach wieder aufgenommen und erhielten die Zustimmung des Senats.

(Schluß folgt.)

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

(Von M. Clark.)

V.

Als ich zum erstenmal bei meiner vorhabenden Reise nach Spanien, die Karte dieses Landes vor mir aufgeschlagen hatte, wurde meine Aufmerksamkeit besonders durch jene Gegenden angezogen, welche von dem Meer und der Sierra Nevada umfaßt werden. Ich sah die Sardellengerippe, welche als geographische Symbole für Gebirgsketten gelten, in Fülle darauf verzeichnet; die kleinen Kreise, welche Städte andeuten, waren von nie gehörten Namen begleitet; nirgend konnte ich jene Doppellinien gewahr werden, wodurch man Fahrstraßen und damit auch mittelbar das Vorhandenseyn von Gasthäusern mit Ställen und Remisen, oder wenn man lieber will, einen gewissen Grad von Civilisation bezeichnet. Zudem hatte auch die Benennung „Alpujarras," welche die ganze Provinz mit ihren Buchstaben bedeckte, etwas Orientalisches in dem Laut ihrer vier Sylben. Deßhalb war bei meiner Ankunft in Granada meine erste Sorge zu fragen, nicht ob man die Alpujarras bereisen könne, denn ungewöhnliche Dinge sind niemals möglich, sondern wie man es angehen müsse, um am sichersten und angenehmsten die Unmöglichkeit, welche ein solches Unternehmen darbot, besiegen zu können.

Mein Freund S . . . ., welcher ein schönes Werk über die spanische Kunst geschrieben hat, mußte sich nach Almeria begeben; wir kamen überein zusammen bis zu Ujihar zu gehen. Bei allen meinen frühern Ausflügen war ich nur dem großen Strome der Touristen gefolgt, und hatte im Vorüberfahren unzählige Boote begrüßt, deren größter Theil den Namen „London" auf ihren Segeln trug; dießmal besuchte ich einen einsamen Meerbusen, wohin wenige Fremde dringen. Der Kaufmann hat dort keinen Verkehr, und niemals flattert irgend eine fremde Flagge im Winde. Darum machte ich mich mit großer Freude auf, die nöthigen Vorräthe und einen Führer zu der Reise anzuschaffen. Man hatte mir einen gewissen Miguel empfohlen, welcher Vierfüßer und Zweifüßer vermiethete, wie ich deren bedurfte. Dieser Miguel nannte sich auch Napoleon, und seine kleine Gestalt, sein dickes Gesicht, seine metallische Hautfarbe gaben ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen Namensverwandten. Er machte mir hochtönende Betheurungen unbestechlicher Redlichkeit; auch bewies er mir bald, daß er nicht mehr taugte als seine Zunftgenossen: er führte mich an troß dem, daß ich im Norden Englands, und was noch mehr ist, in der Grafschaft York geboren bin.

Wir hatten unsere Pferde auf Mitternacht, der feierlichen Stunde, welche den 31 Julius vom 1 August scheiden sollte, bestellt. Man braucht lange Zeit um Einen Menschen aus seinem ersten Schlafe aufzuwecken, noch länger aber um zwei zum Wachen zu bringen, dann mußte man Mantelsäcke und Steigbügel in Ordnung bringen, und so wurde es Morgens ein Uhr, bis wir durch die Straßen Granada's hinzogen, um auf die Ebene zu gelangen. Der Mond war so eben untergegangen; das Sternenlicht wäre nicht hinreichend gewesen unsern Weg anzugeben, denn Hecken sind selten in Spanien; aber wir wurden geführt durch den Gesang unserer Miethdiener. Ein Spanier singt ohne Unterlaß, wenn er nicht raucht, und mit Unterbrechungen, wenn er letzteres thut. Wir folgten daher gleichgültig dem Wegzeiger der Musik, und sprachen weder von Pulgar, noch von Boabdil, wohl aber von den Leuten in Cambridge, von Peter und von Paul, als ob wir nach Trumpington geritten wären, und statt der Sierra Nevada die Gogs-Magogs zu unser Linken gehabt hätten. Es war noch Nacht als wir den Gipfel des Berges erreichten, welcher „el Sospiro del Moro" genannt wird, wo Boabdil, nachdem er seine Krone eingebüßt, sich umwandte, um einen letzten Blick auf die Thürme der Alhambra zu werfen; ein silbernes Kreuz nahm die Stelle des erloschenen Halbmondes ein. Auch wir wandten uns um und erblickten eine dunkle Masse — war es ein Trümmerhaufen, oder der ausgezackte Hügel, über dem die goldenen Gestirne leuchteten, welche niemals erlöschen?

Endlich erhob sich die Dämmerung und ließ uns eine wenig angenehme Entdeckung machen. In meinem Miethvertrag mit Napoleon hatte ich ausdrücklich bedungen, daß mein Führer ein junger rühriger und munterer Mann seyn sollte, fähig je nach Umständen einen Eierkuchen zu bereiten, es mit einem Banditen aufzunehmen und eine Geschichte zu erzählen. Ein kaiserliches Wort war mir dafür verpfändet worden; aber ach! als das erste Tageslicht mir meinen Diener zeigte, war er alt, zahnlos, schmutzig, sein Kinn war mit einem Barte bedeckt der Stoppeln glich, wie der Macreadys im vierten Aufzug des Macbeth, als die Reue über Duncans Mord ihn sich vernachlässigen läßt. Der jämmerliche Bursche war von finsterer Gemüthsart, und überdieß von einer mehr als zweifelhaften Moralität; wie der Herr, so der Knecht. Da dem Uebel nicht abzuhelfen war, brummte ich nach Gewohnheit meiner Landsleute, und setzte ruhig meinen Weg fort. Wir zogen südwestlich von der Sierra an dem Fuß der höchsten Berge hin; bald führte unser Pfad über den Abhang eines Hügels, bald tauchte er in eine Schlucht, deren Wasser in das Thal niederfielen, welches uns zur Rechten lag. Diese wohlthätige Fürsorge der Natur brachte reiche Früchte; Mais, Hanf, Pappeln und Maulbeerbäume wuchsen üppig darin. An den Thalwänden lagen weiße Dörfer zerstreut, mitten in grüne Obstgärten eingebaut; aus ihrem Schooße stiegen Kirchthürme mit Windfahnen auf der Spitze, welche wie Sterne im Sonnenschein erglänzten.

Digitized by Google

Aber diese Sonne traf auch uns bald so brennend heiß, daß wir genöthigt waren, in aller Eile Lanjaron zu erreichen. Wir hielten indeß doch einige Minuten an, um die Schlucht von Tablete zu betrachten, die breiteste, tiefste, steilste, zerrissenste und wildeste die wir noch gesehen hatten. Es führte eine sehr kühne Brücke in einem Bogen darüber hin; dieser Ort war der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes zwischen Spaniern und Mauren in dem Alpujarraskriege. Es war mehr als neun Uhr als wir Lanjaron erblickten. Da es in einer Vertiefung liegt, muß man ganz nahe seyn um es zu sehen. Die Ansicht, welche sich unserm Auge plötzlich darbot, brachte einen doppelten Eindruck auf uns hervor; denn sie bezauberte nicht nur unsern Geist durch ihre ungemeine Schönheit, sondern sie verhieß uns auch Ruhe, Schatten und eine Mahlzeit. Mitten in einer tiefen Schlucht erhebt sich ein Felsen, der sich einerseits an den Berg lehnt, auf der andern Seite aber schroff und unzugänglich in die Höhe starrt und die Ruinen eines alten Castells trägt. Die weißen Terrassendächer von Lanjaron stoßen an die Straße. Da es ein von der schönen Welt in den Alpujarras wegen seiner Mineralquellen sehr besuchter Ort ist, hofften wir ein Gasthaus oder Fonda dort zu treffen, aber wir täuschten uns. Es gab nur eine Schenke oder Posada, die ganz primitiv und orientalisch eingerichtet war. Die Stube, welche man uns anwies, hatte nur vier Wände, die zum Luxus mit Kalk getüncht waren; dazu kam noch aus besonderer Vergünstigung ein plumper Tisch und zwei Schemel, mittelst welchen wir unsere Vorräthe verzehrten und unsern Wein tranken. Der Wirth räumte alsdann die Geräthschaften weg, die er uns geliefert hatte, und man brachte zwei Strohmatratzen herein, mit Betttüchern weiß wie der Schnee, auf denen wir uns zum Schlafen niederlegten. Man muß es den Spaniern zum Lobe nachsagen, daß ihr Leinzeug stets von bewunderuswerther Reinlichkeit ist. Um drei Uhr erhoben wir uns wieder mit neuen Kräften. Man stellte uns ein Mahl auf, ähnlich wie man es beim Frühstück gethan hatte, und als es vier schlug, waren wir wieder im Sattel. Wir verließen die engen Gassen von Lanjaron und folgten am Bergabhang einem Fußpfad, wo einer nach dem andern reiten mußte. So erreichten wir die andere Seite des Thales. Die Langsamkeit, womit unsere kleine Karawane sich bewegte, gestattete uns die Berge zu beschauen, welche hinter uns lagen. Von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, bildeten sie mit ihrem dichten Baumwuchs, den Kastanien, Wallnußbäumen und Feigen einen bewundernswerthen Anblick, wie man ihn niemals wieder vergißt. Nach einer Stunde betraten wir die Olivenwälder, welche Orgiba umfassen. Wir mußten ein wenig nach Rechts ausbiegen, um einen dieser Bäume zu sehen, der wegen seines dicken Stammes bekannt ist, und den man uns zu Granada als den Stolz der Alpujarras und das Wunder von Spanien gerühmt hatte. Es ist in der That ein Ungethüm; man sagte uns er habe 14 Meter im Umfange und sey wohl zweitausend Jahre alt. Er hat vielleicht seine Früchte abwechselnd den Iberiern, den Karthagern, den Römern, Gothen, Mauren und Spaniern geliefert.

Wunderbares könntest du verkünden,
Letzter Sprosse längst vergangner Zeit!

Von allen Bäumen dieser Gattung waren dieser und ein anderer, vielleicht ebenso alter, der in der Nähe stand, die malerischsten die ich je gesehen. Der junge Oelbaum ist weder zierlich, noch schön; er wird es erst, wenn er vom Alter gekrümmt und knorrig ist.

Wir folgten dann kurze Zeit dem Bette eines Waldstroms, das seiner Anlage nach eben nicht günstig war um als Reitpfad zu dienen. Unsere Pferde schritten indeß leicht und sicher über Steine und kleine Wasserfälle hin; endlich kamen wir auf eine Sandfläche, welche in schlimmer Jahreszeit durch einen großen Fluß bedeckt seyn mag. Wir mußten nun zwischen zwei Wegen wählen, wovon der eine am Sande hin zwischen Felsen führte, während der andere den kahlen Berg hinanstieg. Wir zogen letztern vor, welchen der Mond hell beleuchtete; dichter Schatten hüllte den erstern ein. Als wir weiter vorschritten, sah ich zu unserer Linken ungeheure Felsen, welche sich über den Sturzbach zusammenschlossen und eine Angostura del Rio bildeten. Von grellem Lichte gebleicht, hoben sich diese Felsenmassen aufs kräftigste von der tiefen Finsterniß ab, aus der sie emporstiegen. Am Ende des Pfades trafen wir auf eine Art Wigwam, worin zwei oder drei Mann von der Guardia untergebracht waren, welchen wir einige Realen und einen Schluck Wein gaben, wofür sie uns mit der gewöhnlichen Höflichkeitsformel: Vaya usted con Dios, dankten. Wir stiegen nun einen so steilen und so rauhen Weg abwärts, daß man ihn eine Treppe ohne Stufen nennen könnte. Demungeachtet gelangten wir, Dank der Behendigkeit unserer Pferde, wohlbehalten in die Tiefe. Es war nicht dieses lebendige, kühne, ungestüme Feuer, welches gewöhnlich diese Thiergattung auszeichnet, sondern eine geschmeidige und leichte Beweglichkeit, wie die der Katze. Ihre Bewegungen sind auch in der That denen der Katze so ähnlich, daß, wenn man sie zum Springen antreibt, man sich stets versucht fühlt, ihnen auf englische Weise, Puß, Puß! zuzurufen. Im Grunde des Thales drehte sich das Rad einer sehr malerischen Mühle, über welche sich eine dichtbelaubte Rebe hinanrankte und das Ende ihrer Zweige in einen Wassersturz neigte. Wir folgten abermals einem Flußbett, das mit Weiden und wilden Oelbäumen eingefaßt war. Endlich um zehn Uhr erreichten wir die Herberge von Toriscon, wo wir einen Theil der Nacht zubringen sollten. Wirth und Gäste, alles schlief; ein Halbdutzend derselben lagen unter dem Vordach, den Kopf auf die Sättel gestützt; andere schlummerten auf dem Pflaster ohne Kopfpolster. Nachdem wir uns mit unerhörter Anstrengung einen Tisch und Stühle verschafft hatten, aßen wir im Freien zu Nacht. Abermals mußten unsere Reisevorräthe die ganze Mahlzeit liefern. Gegen unsere Erwartung gab es im ersten Stockwerk eine leere Stube, auf deren Fußboden bald zwei Betten aufgeschlagen waren, die uns zur Nachtruhe dienten. Das Gemach hatte eine Fensteröffnung, aber weder Glas noch Thüre, das kümmerte uns indeß wenig; wir waren allzu müde um Angriffe und Dolche zu fürchten, die uns etwa bedrohen konnten. Da wir vor dem Frühstück sechs Stunden zurücklegen sollten, standen wir vor Tagesanbruch auf und mußten, wie am vorhergehenden Abend, den sandigen ausgetrockneten Flußbetten, einem gemächlichen, aber häufig unterbrochenen Pfade folgen. Wie vermögen wohl die wackeren Bergbewohner im Winter mit einander zu verkehren? Bis zum Flecken Ujihar ist der Weg wenig anziehend. Kahle Uferabhänge hemmen die Aussicht nach beiden Seiten; es ist als ob man sich auf einem Eisenbahneinschnitt befinde. Gegen zehn Uhr betraten wir die Barranca de la Matanza, wo der tapfere Marschall von Cadix mit der Blüthe der andalusischen Ritterschaft erschlagen wurde, ein Ereigniß, das in so manchem Volkslied beklagt wird. Die tragische Erinnerung rüttelte sogar meinen alten Führer aus seinem Stumpfsinn auf, er ermunterte sich und erzählte mir die Begebenheit. Alsbald nachher erreichten wir Ujihar, einen ganz maurischen Ort, mit flachen Dächern, verwitterten Fenstern, und kleinen mit blendend weißen Mauern umgebenen Gärten. Mein Gefährte sagte mir, daß ihn dieses Dorf an Nazareth erinnere. Seitdem hörte ich diesen Namen nicht mehr aussprechen, ohne augenblicklich an Ujihar zu gedenken, so wie ich es gesehen habe, schweigsam und leblos, unter der Gluth der Augustsonne.

(Fortsetzung folgt.)

Notornis oder Porphyrio Mantelli. Unsern Lesern ist der Name Mantells aus verschiedenen Mittheilungen bekannt, indem er es war, welcher die größte Anzahl fossiler Knochen des Moavogels nach England gesandt hatte; darunter befanden sich auch solche von einer Art, welche die Naturforscher Notornis nannten. Jetzt sandte Hr. Mantell ein Exemplar desselben lebend nach England. Man hatte es auf der Insel Resolution gefangen, an der Nordwestküste der mittlern Insel von Neuseeland. Selbst die Eingebornen, welche den Vogel Holo nennen, erinnerten sich nicht einen solchen lebend gesehen zu haben, und er galt für erloschen. Dr. Mantell übergab diesen Vogel, den man ohne allen Spott einen „rara avis“ nennen kann, Hrn. Gould, damit er in dem Supplement zu seinem Werk über die australischen Vögel denselben abbilde und beschreibe. (Liter. Gaz. 26 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 265. 5 November 1850.

Almanache in Frankreich.

(Literary Gazette, 23 Oct.)

Almanache, d. h. Kalender, waren stets ein wichtiger Buchhändlerartikel in Frankreich, und seit der Revolution der einzige der in Blüthe stand. Er setzt ein Capital von mehreren Millionen um, und die Auslagen für Anzeigen machen in dem Rechenbuche der Journalbesitzer kein unbedeutendes Item aus. Sie sind von jeder Größe, jeder Form und jedem Grade literarischen Verdienstes, sind für alle Classen bestimmt, daher für jeden Beutel zurecht geschnitten, und haben überdieß eine politische Bedeutung, wie in keinem andern Lande. Die meisten sind politisch und ein sehr großes Mittel des Proselytismus, denn sie finden ihren Weg in die Dachkammer jedes Arbeiters und in die Hütte jedes Bauern. Namentlich bei den letztern sind sie fast die einzige Lectüre das ganze Jahr hindurch. Bei dieser massenhaften Verbreitung fanden die Herausgeber keine Schwierigkeit Gelehrte und Schriftsteller ersten Ranges, wie Arago, Quinet, Michelet, Hugo, Sue, Nettement, L. Blanc, Dumas, Capefigue, Littré, Mery u. s. w. für die Bearbeitung der einzelnen Theile anzuwerben, und die Häupter der politischen Parteien vereinten sich mit den Häuptern der Kunst, Wissenschaft und Literatur. Die republikanischen und socialistischen Parteien entdeckten zuerst die ungeheure Wichtigkeit der politischen Almanache, als ein Mittel des Proselytismus unter den Massen, und haben auch ohne Zweifel den größten Vortheil daraus gezogen. Unter Ludwig Philipp entwöhnten sie durch das stille, aber unermüdliche Einwirken der Almanache die Massen der Anhänglichkeit an seine Dynastie und selbst an die Monarchie überhaupt; sie streuten die socialistischen Ideen, wie man sie jetzt nennt, unter dem Volke aus, und noch jetzt kommt ein Dutzend ihrer Almanache auf einen einzigen der andern Parteien; die ihrigen verbreiten sich zu Millionen, die anderer Parteien nur zu Tausenden, und — gelegentlich bemerkt — die Liste ihrer Mitarbeiter enthält die ausgezeichnetsten Namen, ihre Almanache zeugen deßhalb auch von einer entschiedenen Ueberlegenheit des Talents.

Gegenwärtig befindet man sich mitten in der Almanachzeit, welche von Mitte Octobers bis Mitte Novembers dauert, alle Buchhändlerläden sind voll davon, und es macht einen eigenen Eindruck, die Prediger der widersprechendsten Ansichten hier in solcher Unzahl so friedlich neben einander aufgestellt zu sehen.

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Mit der Annahme der Entschädigungssumme für Texas vom Senate kann man den ganzen Streit als beendigt ansehen, denn Texas, das nicht einmal seine Gränzen gegen die Indianer schützen konnte, war nicht so thöricht in Wirklichkeit der Macht der Vereinigten Staaten trotzen zu wollen. Als vollends im Senate der Bill über die flüchtigen Sklaven am 23 Aug. angenommen worden war, hörte jede Besorgniß weiterer Verschleppung auf, denn dadurch wurde dem Widerstande gegen die zwar zerstückelte, aber in ihren wesentlichen Punkten doch angenommene Compromiß-Bill Clay's auch in dem Repräsentantenhaus die Spitze abgebrochen, um so mehr, als die öffentliche Stimme sich gegen die Zögerer bereits so energisch ausgesprochen hatte, daß sie für ihre Wiedererwählung fürchten mußten. Der Bill über die Beibringung flüchtiger Sklaven nahm die Entscheidung den Geschworenen ab und stellte in jeder Grafschaft eine Commission richterlicher Beamten auf, welche über die einzelnen Fälle summarisch zu entscheiden hatten; der Eid des Eigenthümers eines Sklaven genügte, um dessen Freiheit in Zweifel zu ziehen, und die Jurisdiction der Commission zu begründen. Die spätere Flucht vieler freier Schwarzen nach Canada kann als Beweis dienen, für wie wirksam man das neue Gesetz hielt, und wie sehr es demnach dazu beitragen mußte, den Widerstand des Südens gegen den ihm sonst nicht günstigen Compromiß zu brechen, und selbst der Abschaffung des Sklavenhandels im Columbiadistrict Eingang zu verschaffen.

Trotz alles dessen war der Erfolg noch eine Zeitlang zweifelhaft. In dem Augenblick, wo das Haus der Repräsentanten die Debatte über die California-Bill begann, wurde die gesetzgebende Versammlung von Texas eröffnet, und der Gouverneur erklärte in seiner Botschaft die Ausgleichungsvorschläge, welche im Senat bereits angenommen waren, für durchaus unannehmbar; die niedergesetzte Commission stimmte bei, und faßte die heftigsten Beschlüsse, die geradezu auf einen Kampf gegen die Union hätten hinauslaufen müssen. Die Ultras des Südens konnten sich mit ihrer sichtlichen Niederlage noch immer nicht befreunden, und unkluge Stimmen erhoben sich, daß Texas in seinem Kampfe gegen die Centralgewalt nicht allein stehen werde. Dieß gründete sich auf eine im Laufe des Sommes zu Nashville abgehaltene Versammlung einflußreicher Männer aus dem Süden, wo ein geheimer Vertrag aller Sklavenstaaten abgeschlossen worden seyn sollte, Texas im Nothfalle gegen die Union zu unterstützen. Gewiß ist mindestens, daß man Texas darauf hindeu-

tende Versprechungen gemacht hatte, und wohl mochte ein Theil der Texaner dieß benützen, um noch vortheilhaftere Bedingungen herauszuschlagen. Aber solche Privatbesprechungen und Versprechungen verbanden zu nichts, und als es zum Treffen kam, und die texanischen Behörden bei den Gouverneuren von Virginien, Georgien, Kentucky und Tenessee anfragten, lauteten die Antworten keineswegs günstig; nur auf Arkansas, Mississippi, Florida und vielleicht Alabama war zu rechnen. Das war freilich schon viel zu viel für den Frieden der Union, aber zu wenig für Texas, um auf Erfolg zu rechnen, und so kam ein Schwanken in sein Benehmen, während dessen der neue Präsident in Verbindung mit den angesehensten Männern des Congresses allem aufbot, um das Ansehen der Gesammtunion dem ungeberdigen Auftreten von Texas gegenüber benützen zu können. So kam es, daß nachdem zwei Wochen lang mit nutzlosen Reden und unfruchtbaren Abstimmungen im Repräsentantenhause vergeudet worden waren, und das Haus endlich alle vier Compromißmaaßregeln verworfen hatte, mit Einemmal ein anderer Wind eintrat; die schon gefaßten Beschlüsse wurden verworfen und die vier Bills im Sturm angenommen. Der Nothwendigkeit, einem drohenden Ausbruch vorzubeugen, hatten sie sich endlich unterworfen. Wahrscheinlich scheuten sie sich vor der öffentlichen Stimme, die ein Wort von Männern wie Fillmore, Caß, Clay, Benton u. s. w. gegen sie heraufbeschwören konnte. Man hat aus dieser Unterwürfigkeit des Repräsentantenhauses, aus diesem allerdings nicht sehr lobenswerthen Uebergang von blinder Hartnäckigkeit zu scheuer Nachgiebigkeit den Amerikanern ein großes Verbrechen machen wollen, wie man denn überhaupt gegen die große Republik ein sehr strenger Splitterrichter ist; wer aber billig seyn will, muß erkennen, daß ähnliche Vorfälle in Europa nichts seltenes sind, und, um geringere Beispiele außer Acht zu lassen, daß selbst das englische Parlament in der Korngesetzfrage ein ähnliches Beispiel von Servilität gegen vorherrschende Meinungen und den Willen leitender Häupter gegeben hat.

Das große Werk, das einzige, welches den Congreß in seiner fast zehnmonatlichen Session beschäftigt, war nun vollbracht, und lebhafte Freude äußerte sich allenthalben. Die Widerspenstigkeit von Texas muß sich nun schnell legen, und Houston, der bekannte Gründer der texanischen Unabhängigkeit und jetzt Senator für diesen Staat zu Washington, hat seinen ganzen Einfluß aufzubieten versprochen, um die Annahme des Vergleichs durch die texanische Legislatur zu bewirken. Zwar haben auch noch andere Staaten, wie Mississippi und Alabama von ihren Gouverneuren verlangt, daß die Legislaturen berufen werden, um sich gegen die Grundsätze der Compromißbill auszusprechen, aber dieser Widerstand wird in leeren Reden verdampfen, um so mehr, als die bedeutendern Sklavenstaaten, wie Virginien, Kentucky, Nord- und Südcarolina u. s. w. bereits sich dem Unvermeidlichen gefügt haben. Das große Ergebniß der diesjährigen Congreßsession ist, beim Lichte betrachtet, nicht einmal die Compromißacte, so wichtig sie ist, sondern daß der Congreß überhaupt sich mit der „brennenden" Frage der Sklaverei in umfassendem Maaße beschäftigen mußte, was vorher nie in dieser Art der Fall gewesen war. Nach der Ansicht der ächten Männer des Südens sollte der Congreß sich durchaus nicht mit dieser Frage befassen, sondern diese eine Angelegenheit der betreffenden einzelnen Staaten bleiben.

Man ersieht aus diesem Grundsatz, weßhalb der Süden seit der Gründung vorherrschend demokratisch gewesen war. Diesem Worte darf man durchaus nicht den Sinn beilegen, den man ihm in Europa gibt, wo es als Gegensatz gegen aristokratisch oder monarchisch gebraucht wird. Demokraten im amerikanischen Sinne sind diejenigen, welche der Unionsregierung nur diejenigen Geschäfte zuweisen, die, wenn der allgemeine Vortheil gewahrt werden soll, durchaus nicht von den einzelnen Staaten übernommen werden können, dagegen der Unionsregierung alle diejenigen Geschäfte absprechen, welche eben so gut oder besser von einzelnen Personen oder einzelnen Staaten ausgeführt werden können. In diesem Sinne sind die Demokraten eigentlich Föderalisten im Gegensatz von Centralisten, welche die Unionsregierung mit größerer Macht ausstatten wollen; nur gab der zufällige Umstand, daß die Centralisten nach der Entstehung der Union sich den Namen Föderalisten beilegten, der ganzen Namenertheilung eine andere Wendung, und die eigentlichen Föderalisten nannten sich Demokraten, namentlich wohl weil die ersten Präsidenten und die Führer der Föderalistenpartei sich ziemlich aristokratisch gebärdeten, und mit einem gewissen Pomp auftraten, weßhalb dann Jefferson eine übertriebene republikanische Einfachheit affectirte.[1] Diese Zufälligkeit nimmt aber der Richtigkeit der Bemerkung nichts, daß die Demokraten Amerika's eigentlich nur Anticentralisten sind, und sich als solche namentlich in dem langwierigen Streit über die Vereinigte-Staaten-Bank und die Frage, ob es der Centralregierung zukomme Straßen, Canäle u. dgl. aus Unionsfonds anzulegen, benommen haben. Die alte Centralistenpartei, d. h. die ehemals sogenannten Föderalisten und selbst die Whigs sind im Grunde todt, sie haben ihre Niederlage in der Bankfrage und in der über „Internal Improvement" angenommen, und scheinen durchaus nicht mehr darauf zurückkommen zu wollen. Daher das rasche Aufgehen der Demokraten und Whigpartei in dem Streit über die Sklavenfrage, welche das Uebergewicht des Nordens über den Süden vollkommen constatirt hat. Jetzt könnte der Norden, wenn er seine Macht mißbrauchen wollte, den Süden demüthigen, aber Leuten, wie Clay und Webster, ist es nicht um den Sieg einer Partei zu thun, sondern um den Frieden im Innern und die fortschreitende Entwicklung des Ganzen. Deßwegen wird sich der Süden im Gefühl seiner wachsenden Schwäche mehr und mehr der Regierung zuneigen, und jetzt dürften die Rollen zwischen dem Süden und Norden wechseln: der Norden dürfte der Hauptsitz der Demokratie, d. h. der Anticentralisation werden, während der Süden sich mehr der Ausdehnung der Regierungsgewalt zuneigen wird, aus keinem andern Grunde, als weil die Sklavenfrage, welche bisher den Süden veranlaßte, sich allem nicht durchaus nöthigen Einmischen der Unionsregierung zu widersetzen, jetzt in ein Stadium getreten ist, wo sie nur durch die Vermittlung der Regierung in eine gedeihliche, d. h. den innern Frieden nicht störende Bahn geleitet werden kann. Natürlich wird man alle alten Parteigewohnheiten und Parteiansichten nicht ablegen, wie ein Elegant seinen Rock, sondern man wird sie forttragen, bis sie gar zu fadenscheinig geworden, aber die Aenderung ist nichtsdestoweniger erfolgt, und der nächste Congreß dürfte schon die Folgen der neuen Stellung zeigen. Der hitzige Kampf der verflossenen Sitzung hat wie ein Gewitter die Luft gereinigt, und

---

[1] Washington, Adams und selbst Jefferson waren sehr reiche Privatleute; überhaupt sind alle bisherigen Präsidenten Leute von mehr oder minder bedeutendem anererbtem Vermögen gewesen; der erste Präsident, bei welchem dieß durchaus nicht der Fall, ist Fillmore, der von ganz unbemittelten Leuten stammt, Schneider werden sollte, dann von einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten, der seine Fähigkeiten bemerkte, als Advokatenzögling angenommen wurde, und so sich allmählich emporarbeitete.

Digitized by Google

die Unionsregierung, eine Zeitlang durch die Ungeberdigkeit der südlichen Staaten anscheinend erschüttert, wird in den nächsten Jahren kräftiger als bisher auftreten.

Die Anzeigen einer gänzlich veränderten Parteistellung sind bereits vorhanden: die unbedingten Abolitionisten haben sich schroff von den gemäßigten Whigs geschieden, ja es hat schon Parteinamen gegeben, denn man nennt die erstern nach dem entschiedensten Vertreter des Abolitionismus Sewardman, die zweiten nach dem Präsidenten Fillmore-men, und je mehr dieß geschieht, desto mehr wird der Süden genöthigt seyn sich an den, anfangs mit großem Mißtrauen betrachteten Präsidenten und sein whiggisches Cabinet anzuschließen. Calhouns letzte große Rede, worin er das Herannahen einer abolitionistischen Sündfluth prophezeiht, ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Indeß wird diese Sündfluth, wenn sie gleich sehr drohend aussehen mag, doch nicht sehr zerstörend wirken, indeß immerhin anregend in Bezug auf die Sklavensache selbst, die nun nicht mehr beruhen kann, sondern mehr und mehr einer Entscheidung entgegengedrängt wird. Welcher Art diese seyn wird und seyn kann, ist schwer zu sagen: in der Frage über die Aufhebung des Sklavenhandels im Columbiadistrict ist der Grundsatz einer Entschädigung ausgesprochen worden, und man kann annehmen, daß er in der Wirklichkeit, d. h. wenn die Sache zur Entscheidung kommt, nicht vergessen werden wird. Aber die Schwierigkeit liegt nicht hier, sondern in der Frage, was mit den Schwarzen geschehen soll, denn die Abneigung der Racen ist zu groß, als daß sie lange mit gleichen Rechten ruhig neben einander sollten bestehen können. Indeß scheint es als gewiß anzunehmen, daß an eine plötzliche und allgemeine Aufhebung der Sklaverei nicht zu denken ist, und die südlichen Staaten scheinen durch eine neue Erweiterung des Verkehrs mit Afrika eine Abzugsquelle für ihre Freigelassenen zu suchen. Das ist aber jedenfalls ein Tropfen ins Meer, und kann nur dazu dienen, die Berührung zwischen freien Farbigen und Sklaven zu mindern. Was aber aus der Masse von dritthalb Millionen werden soll, das können wohl die Amerikaner selbst noch nicht sagen, um so weniger, als in einigen Gegenden jedenfalls der schwarze Arbeiter bleiben muß, weil der weiße die Arbeit nicht erträgt. Jedenfalls ist hier für die Amerikaner eine große und schwierige Aufgabe, schwieriger vielleicht als irgend eine in der alten Welt, aber die Energie des jungen Staats wird diese und noch manche andere überdauern.

Nachricht von Layard und den Ninivehsculpturen.

Den neuesten Nachrichten über Layard (vom 2 September) zufolge war derselbe mit seinem ganzen Stab nach Mossul zurückgekehrt, aber das Fieber, das frühern Nachrichten zufolge ihn befallen, hatte seine Kräfte bedeutend geschwächt, und der Doctor und der Künstler hatten wegen ähnlicher Anfälle Hrn. Layard verlassen müssen. Indeß setzt er die jetzt allein auf seinen Schultern ruhenden Arbeiten stundenlang fort, und sein energischer Eifer, so wie eine gehörige Menge Chinin hält den bösen Feind so ziemlich im Schach. Die Vorsteher des brittischen Museums sollen beschlossen haben, einen andern Zeichner hinzusenden. Die meisten früher von Layard abgesendeten Sculpturen stehen jetzt dem Publicum offen; die neuangekommenen, darunter der kolossale Stier und Löwe mit Menschenköpfen, sind vorläufig am Eingangssaal des Museums aufgestellt. Stier und Löwe sind wunderbar erhalten, und namentlich die Keilinschriften, mit denen fast jede Figur mehr oder minder bedeckt ist, so vollständig, als wäre so eben erst der Meißel niedergelegt worden. (Liter. Gaz. 26 October.)

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

V. (Schluß.)

Während unser Frühstück bereitet wurde, besahen wir die Kirche, ein unförmliches Bauwerk ohne Schmuck, das nichts Merkwürdiges enthält als etwa einige alte Bilder in der Sacristei; diese unvollkommenen Gemälde stellen Feuersbrünste, Metzeleien und Foltern dar, womit die Mauren bei ihrem Aufstande die Christen verfolgten. Würde man alles wissen, was die Mauren erduldet haben, so könnte man diesen Bildern schreckliche Schilderungen an die Seite hängen.

Um fünf Uhr trennte ich mich mit großem Herzeleid von M. S...; er schlug mit seinen beiden Dienern die Straße von Almeria ein; ich mit meinem zerlumpten Führer wandte mich nach dem Mittelpunkt des Gebirges gegen Mairena, einem Dörfchen, das man von weitem an einem Abhange erblickte; dort wollte ich die Nacht zubringen.

Die Posade bot den traurigsten, verlassensten und zerfallensten Anblick dar; diesem entsprach auch das Innere des Hauses. Als ich zu essen verlangte, antwortete man mir auf die entmuthigendste Weise. Ich sagte alle Litaneien der Speisekammer her, durchlief die ganze kulinarische Tonleiter, indem ich immer kleinlauter wurde, erhielt aber nur menschentödtende Antworten. Auf alle Fragen lautete die Antwort: Nein.

Ja, was habt ihr denn? rief ich endlich in Verzweiflung.

Der Widerhall des Saales antwortete mir allein. Ich hatte einen verzehrenden Hunger, wie ihn die Gebirgsluft erregt, und meine Säcke waren völlig leer, Dank den Räubereien meines abscheulichen Sancho. Endlich versprach man mir nach Brod und Wein zu schicken; ich bat den Wirth einige Maulbeeren hinzuzuthun, denn ich hatte längs des Weges prächtige Maulbeerbäume mit ihren purpurnen Früchten geziert, bemerkt. Während man dieses primitive Mahl bereitete, schlenderte ich in dem Weiler umher. Einige Frauen die vor den offenen Thüren saßen, waren von seltener Schönheit; man konnte sie für Medoras und Gülnares halten. Ganz nahe am Dorfe draschen mehrere Familien Getreide auf Tennen unter freiem Himmel. Die Kleidung der Männer war ganz patriarchalisch und bestand in einem Hemde und Beinkleidern, die einmal weiß gewesen waren. Mein Wesen und meine nordische Gesichtsfarbe schienen ihr Staunen rege zu machen. Lange nachdem ich an ihnen vorübergegangen, sah ich beim Umwenden, daß sie ihre Arbeit unterbrochen hatten und mich nicht aus den Augen ließen. Ein Fremder ist zu Mairena etwas ganz befremdliches.

Als ich zur Herberge zurückgekehrt war, führte man mich in eine Art Speicher mit einer viereckigen Oeffnung, welche als Fenster diente; dieser Raum schien seit undenklichen Zeiten im Besitz der Hühner gewesen zu seyn, und es fehlte an Luft darin. Ich versuchte die gute Wirthin zu überzeugen, daß Eier und junge Hühner die natürliche Folge, die nothwendige Consequenz der Hennen seyn mußten, aber alle meine Anstrengungen scheiterten; ich mußte mich deßhalb doch mit Wein, Brod und Früchten begnügen. Ich ließ Tisch und Stuhl auf die Terrasse des Hauses tragen, von wo ich diese ganze wilde Umgebung Berg an Berg, und Thal an Thal überschauen konnte. Da und dort nistete an irgend einer drohenden Felsspitze ein kleines weißes Dörfchen, mit seinem grünen Gürtel von Obstbäumen; eine Lücke ließ mich gegen Südwest das dunkle Blau des Mittelmeers entdecken; ich sah sogar einige Segel im Lichte des Mondes der über den Fluthen emporstieg. Ich hätte mich hier ganz behaglich gefühlt ohne drei alte Weiber, welche mich mit den albernsten Fragen quälten. Sie sahen mir zu bei meiner Mahlzeit, wie einem ausländischen Thiere, und fragten mich ob England in Frankreich liege, wie ich meine Haare so hell gefärbt u. s. w. Eine Stunde nachdem es Nacht geworden war, schickte die Familie meines Wirthes sich zum Schlafen auf der Terrasse an. Da ich die Gesellschaft der Menschen der der Hühner vorzog, ahmte ich dieses Beispiel nach und legte mich neben den Tisch, auf welchem einige Reste meines Abendessens stehen geblieben waren. Mitten in der Nacht wurde ich durch leise Tritte geweckt, die in meiner Nähe hinglitten; ich schlug die Augen auf und sah das wilde seltsame Gesicht eines alten Bettlers in Lumpen; er schlich um den Tisch, wo er die Speisen suchte, die ich übrig gelassen hatte. Endlich fand er sie tastend, langte mit Begierde darnach, dann ohne alle Umstände brach er

Digitized by Google

das Brod und tauchte es in den Wein. Bevor er einen Bissen verschlang, hob er ihn in die Luft dem Mondschein zu, schwenkte ihn und murmelte zwischen den Zähnen: „Dank, Dank, o heilige Jungfrau Maria!“ Diese wohlverstandene Frömmigkeit belustigte mich; es war spaßhaft diesen Strauchdieb der heiligen Jungfrau oder dem Monde, ich weiß nicht, wem es galt, danken zu sehen, ihm eine Gelegenheit zu einem Diebstahl gegeben zu haben. Er schien mir übrigens so hager und ärmlich, daß ich um sein Festmahl nicht zu unterbrechen, durchaus kein Zeichen von meinem Wachseyn gab.

Kaum war ich wieder eingeschlafen als ein lautes Schreien mich abermals weckte; man prügelte sich. Die ganze Familie stand auf, die Männer fluchten, die Weiber kreischten; darauf folgte eine solch schreckliche Fluth von Geplauder, daß ich vergeblich versuchte mich verständlich zu machen, und die Ursache des Unglücks zu erforschen. Da es mehr als drei Uhr war, erhob ich mich von meiner Matratze und befahl die Pferde zu rüsten. Mein Führer war nun so freimüthig, mir zu gestehen, daß er diesen Weg nur einmal in seinem Leben 25 Jahre früher gemacht habe. Froh, wie ich glaube, dem Geschwätz der Weiber entgehen zu können, bot mein Wirth mir an, mich bis Tagesanbruch zu begleiten. Unterweges theilte er mir die Ursache des Tumultes mit; ein wenig gewissenhafter Verehrer seiner Tochter war durch das Fenster in die Kammer gestiegen, wo sie schlief. Sie war es, die ihren Vater zu Hülfe rief; der Vater hatte den Liebhaber auf sehr nachdrückliche Weise fortgejagt: „Ohne die Gegenwart von euer Gnaden, sagte er, hätt' ich den Bösewicht erdolcht.“

Gewaltthaten sind nach den Todeskreuzen zu schließen, welche man begegnet, sehr häufig in den Alpujarras. Ich sah mehrere auf eine halbe Stunde von Mairena entfernt; mein Wirth wollte mir keine Auskunft geben. Beinahe alle meine Fragen erhielten zur Antwort: Tiempo de los Moros, „aus der Zeit der Mauren.“ Einige dieser Trauerzeichen schienen aber erst im Jahr 1840 errichtet worden zu seyn.

Wir folgten einem holperigen Fußpfade, an einer kahlen wilden Berglehne hin; bald nachdem wir das felsige Bette eines Wildbaches durchschritten hatten, gelangten wir auf einen mehr betretenen Weg, und trafen mit einem schönen jungen Manne mit lebhaften Augen zusammen, den wir überholt hatten. Er sagte mir, daß er von Arollas komme, einem der Dörfchen, welche ich von Mairena aus gesehen hatte, und war nicht karg mit Schilderungen des Ortes und seiner Bewohner. Er erzählte mir eben, daß des Abends zuvor der einzige Sohn eines Arriero oder Maulthiertreibers sich in einem Brunnen ertränkt habe, während sein Vater zu Calahorra, dem Ort, wo wir uns hinbegaben, gewesen war, als wir von ferne einen Maulthierzug erblickten. Beim Näherkommen sahen wir auf dem letzten Maulthier einen Mann, welcher den Kopf gesenkt und die Arme gekreuzt hielt, und weder sang, noch rauchte. „Da ist der arme Vater!“ sagte der Junge. — „Ah! Don Diego, rief er ihm zu, die Neuigkeiten aus Arollas sind nicht gut!“

Ich weiß es, erwiederte der Arriero gelassen, und setzte seinen Weg fort.

Sein Gesicht verrieth keine Bewegung und wie alle tiefe Wunden, blutete die seine ohne Zweifel innerlich.

Wir mußten unsern jungen Gebirgsbewohner zurücklassen, da sein schwer beladenes Thier den unsern nicht folgen konnte. Mein trefflicher Führer that mir nun den Gefallen mich so sehr in die Irre zu geleiten, daß wir absteigen und einen der steilsten Hügel hinabklettern mußten; ich hielt mich an den einzelnen Sträuchern zwischen den Steinen. Jeden Augenblick glaubte ich unsere Pferde hinabstürzen zu sehen, denn die Gestalt ihrer Füße gestattet ihnen nicht sich festzuklammern; aber sie manövrirten so geschickt, daß sie ohne Schaden in die Tiefe der Schlucht gelangten; mein Sancho hatte dasselbe Glück, Dank dem Schicksal, welches seinen Hals bedroht. Wir stiegen alsdann die nordöstlichen Abhänge der Sierra hinab, und sahen eine weite Ebene mit kleinen Erdaufwürfen übersäet vor uns liegen. Ueber uns krönte eine alte Maurenveste eine Anhöhe, welche erst neu ausgebessert worden war. An ihrem Fuße dehnte sich Calahorra aus, das wir endlich um eilf Uhr erreichten.

Die Posade war ein prächtiges Hotel, in Vergleich mit der vorhergehenden Herberge; es gab Schinken und Eier um mehrere Personen zu sättigen! Ich hätte alle Süßigkeit eines tiefen Schlafes genießen können, wenn ich nicht durch zudringliche Schwalben gestört worden wäre, welche unablässig zwitscherten und deren Nester von Koth einen Mauerkranz von neuer Form rings um mein Schlafgemach bildeten. Ein angenehmer dreistündiger Ritt im Abendscheine führte mich nach Guadix, wo es des Himmels Güte gefallen hatte außerhalb des Thores ein großes, bequemes Gasthaus zu schaffen. Diese Stadt besitzt überdieß eine Kathedrale, eine Alameda, und was nicht minder wichtig ist, eine Eisbude. Ihre engen Gassen zwischen alte Ringmauern und gothische Thürme gepreßt, bieten da und dort sehr malerische Ansichten dar. Ein Jahrmarkt versperrte sie mit Krämerbuden, Vieh, Käufern und Verkäufern; die Nacht kam, die Laternen wurden angezündet und der Lärm dauerte fort.

Am folgenden Morgen mit anbrechendem Tage zogen wir weiter. Die Straße von Diezma führt durch einen poetischen Engpaß; ich sah große Erdbänke darin, die durch den Regen der schlimmen Jahreszeit ausgewaschen und zerrissen waren; hie und da starrten Felsstücke empor, welche den Boden, worauf sie lagen, vor dem Wasser geschützt hatten, und jetzt mit ihrer Unterlage isolirte Pfeiler bildeten; diese Art von Säulen erinnerten mich an die des Eismeeres, welche auf ähnliche Weise entstehen. Gegen zehn Uhr suchte ich ein Unterkommen in einer kleinen Mühle (Molinillo), mitten in einem tiefen, stillen und grünen Thale gelegen, welches der Gipfel des Mulephaken mit ewigem Schnee gestreift, überragt. Das einförmige Geräusch des Rades versenkte mich in süßen Schlummer, wozu ich übrigens des einschläfernden Rauschens gar nicht bedurfte. Als ich meine Mittagsruhe beendigt hatte, sah ich einen wohlgekleideten Gentleman, einen Architekten aus Granada, wie er mir sagte, anlangen, der mir vorschlug mich bis nach dieser Stadt zu begleiten, wohin auch er zurückkehrte. Ich nahm es von Herzen gerne an, da ich meines ungeschickten Führers müde war, und weil die Gebirgsgegend, welche wir durchziehen mußten, für eine Diebs- und Mörderhöhle gilt. Dank unserem guten Glück und der Guardia hatten wir durchaus keine mißfällige Begegnung. Wir konnten nach Lust die phantastischen grauen Felsnadeln bewundern, welche uns nach allen Seiten umstarrten und bei jeder Biegung des Weges ein neues Schauspiel gewährten. Nach Sonnenuntergang ersetzten zahllose Grillen mit ihren durchdringenden Tönen den Ruf der Cicaden. Wir plauderten ebenso eifrig wie die kleinen Thierchen, welche im poetischen Schimmer einer schönen spanischen Mondnacht zirpten, und legten rasch die Entfernung zurück, welche uns von Granada trennte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Chronik Jean Le Bel's. Diese berühmte Chronik, welche Froissart im Beginn seines ersten Buchs citirt, die schon so lange gesucht wurde und für unwiderruflich verloren galt, ist von Hrn. Polain, dem Archivar von Lüttich, unter andern Manuscripten in der königlichen oder sogenannten burgundischen Bibliothek zu Brüssel aufgefunden worden und soll jetzt in einem Octavband erscheinen, von dem aber nur 100 Abdrücke gefertigt werden sollen. Jean Le Bel war zu Lüttich in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts geboren. Weder das Datum seiner Geburt, noch seines Todes ist genau bekannt, aber Jacques de Hemricourt, sein Zeitgenosse und Freund, benachrichtigt uns in seinen Mémoires des Nobles de Hesbaye, daß er um 1370 über 80 Jahre alt starb. Sein Testament, das lange in dem Archive von Lüttich aufbewahrt wurde, trug das Datum des Jahres 1369. Er war adeliger Abkunft aus dem Hause d'Isle, einem der ältesten in Lüttich. Alles was wir von Jean Le Bel, der unter anderm König Eduard III auf seinem Zuge gegen die Schotten begleitete, wissen, erfahren wir von seinen Zeitgenossen, Jacques de Hemricourt und Froissart. Der erste beschreibt ihn als einen „puissant et magnifique seigneur, passionné pour tous les exercices chevaleresques, et possédant en outre quelque talent dans la science du gai sçavoir.“ Von seinem Chronikschreiben erwähnt aber Hemricourt nichts, dagegen ist Froissart hierüber sehr bestimmt, und aus einer Vergleichung beider Chroniken ergibt sich, daß wirklich Froissart ganz auf Jean Le Bel baute, und erst in der spätern Zeit mehr von ihm abweicht. (Liter. Gaz. 26 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 266. 6 November 1850.

Die Tschuwaschen in Simbirsk.

(Nach Lebedieff. Ruff. Journal des Ministeriums des Innern. Jun.)

Die Tschuwaschen bewohnen wie bekannt in größern oder kleinern Oasen die Gouvernements Kasan, Simbirsk, Pensa, Saratoff und Orenburg; allenthalben gleichen sie sich in den allgemeinen Zügen, und unterscheiden sich nur wenig in Mundart, Kleidung und einigen Gewohnheiten. Die simbirskischen sind viel ärmer als ihre Stammverwandten, und viel wilder und furchtsamer als die von Kasan. Die Natur an der Sura bietet ihnen indeß fischreiche Seen, Wiesen, Ackerland, Wald und mancherlei Erzeugnisse, um Millionen Menschen zu bereichern, wenn sie nur mäßigen Unternehmungsgeist zeigen wollten. Aber der Tschuwasche an der Sura achtet die Geschenke der Natur für nichts und will nur faul seyn; er versieht sich mit allem nur auf kurze Zeit, und denkt nie an die Zukunft; soll er z. B. den Ofen heizen, und das Holz ist völlig ausgegangen, so versieht er sich doch nicht mit mehr als Einer Fuhre Holz, auch wenn er ganz nahe dem Walde oder gar im Walde lebt; Pferde hat er auch nicht, denn er hält nur einige Ziegen zur Milch, aus der er sein geliebtes Getränk Iren bereitet, und das Holz trägt er selbst herbei, jeden Tag ein Bündel; die übrige Zeit, namentlich im Winter, liegt er auf seiner Pritsche (Sagantscha), und raucht oder schnupft Tabak, in der süßen Ueberzeugung, daß er immer Holz unter den Händen hat, um seinen Jaschku zu kochen. So bringt er im seligsten Reif seine Zeit bis zur Steuerzahlung zu, dann fängt er an Tag und Nacht herumzulaufen, um Geld aufzusuchen, rührt aber zu dem Ende nie seine heilige Casse von 50 Rubeln an, die er für den Fall von allerlei Streitigkeiten und Unheil gesammelt hat. Natürlich sind nicht alle Tschuwaschen so originelle Faullenzer, manche darunter sind wohlhabend, züchten Bienen, halten Mühlen, und pachten Ländereien, um sie neben ihren eigenen zu bearbeiten; das sind aber namentlich in den Dörfern am Walde sehr seltene Fälle.

Die Wildheit und Menschenscheu der Tschuwaschen hängt auch mit der Localität zusammen, in der sie leben. Die Wälder an der Sura dehnen sich auf 400 Werste in die Länge und 80 Werste und darüber in der Breite aus. Sie bestehen zum Theil aus hohen Birken, zum Theil aus Fichten und Tannen, dicken Linden, Ahorn und Espen, namentlich aber aus uralten, sehr gerade gewachsenen Eichen. In diesen Wäldern sind manche Striche, die noch kein menschlicher Fuß betreten hat, ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß selbst der hungrige Wolf und der stattliche Bär, als Thiere, die mehr die Nähe der Menschen lieben, kaum je in solchen Schluchten und Klüften, wie die, womit die hiesigen Wälder angefüllt sind, sich hinein begeben haben. Manchmal kommt es vor, daß die Tschuwaschen von Simbirsk sich auf 30 Werste von ihren Kirchen weg in diese Wälder vertiefen, und dort mit ihren Familien hausen, fast ohne allen Verkehr mit andern Menschen; begreiflich ist, daß bei einer solchen Lebensweise ihre ursprüngliche Rohheit und Faulheit nicht nur nicht vermindert, sondern noch verstärkt wird, und die Liebe zur wilden Einsamkeit fester wurzelt. Darum sind sie auch äußerst scheu im Verkehr mit andern Menschen, da sie nichts vor sich haben, als finstere Wälder und ihre geliebten Thiere, die eben so menschenscheuen Ziegen.

Bei solcher Wildheit der Tschuwaschen und ihrer Abscheidung werden ihre gesellschaftlichen Geschäfte meist durch sogenannte Kaschtanis ausgerichtet, worunter sie Leute verstehen, die mit der Welt bekannt sind, und ihnen gewissermaßen als Advocaten oder Geschäftsführer dienen [1]; dieß sind sehr gewandte Leute in ihrer Art, und der gemeine Tschuwasche vertraut ihnen vollkommen, gibt ihnen selbst Geld, im Fall er einen Proceß hat, und brummt nicht, wenn sie das Geschäft nicht glücklich zu Ende führen. Bei diesen Kaschtanis geht die Kühnheit oft bis zur Frechheit, und sie bedienen sich aller Mittel der Verstellung, der List, des Trugs, der Lüge, der Verläumdung, nur um ihren Zweck zu erreichen. Man wählt solche aus unter den „abgeriebenen" Leuten, die oft in Städten waren; als allgemein angenommenes Kennzeichen ihres Standes führen sie gewöhnlich einen Stab in der Hand, größtentheils von Ulmenholz, und tragen einen Kaftan, der vermittelst eines Gürtels hinten am Rücken zugebunden ist, zum Zeichen daß er bereit ist allenthalben hinzueilen, wohin man ihn schicken will.

Die Beschreibung der Lebensweise der Tschuwaschen wollen wir mit den Häuschen beginnen, da diese allenthalben nach Einem Muster zugeschnitten sind, und darum weil jede Stelle in diesen Wohnungen, namentlich bei der Vollziehung der religiösen Gebräuche, ihre Bedeutung hat.

Die Wohnungen der Tschuwaschen werden mit der Thüre gegen Osten gebaut, und sind meistens nicht eingehegt. Manchmal bauen zwei, drei, ja selbst fünf Familien ihre Häuschen neben einander in Einer Reihe oder die einen vorn, die andern hinten, und umgeben sie mit einem gemeinsamen Zaun; die reichern umgeben manchmal ihre Wohnungen sogar mit einem Pfahlwerk, und leben gerne abgesondert, namentlich um ihr Gewicht bei Gemeindezusammenkünften zu bewahren; „pojan sin", ein

[1] Die benachbarten Russen nennen sie mirojedi, Leute, die in die Welt gehen, „Weltfahrer."

Digitized by Google

reicher Mann bedeutet bei den Tschuwaschen so viel als ein kluger, ein angesehener Mann. Für das Vieh werden kleine Schuppen auf der linken oder Südseite des Hauses gebaut, wohin auch das einzige Fenster der rauchigen Wohnung gerichtet ist. Die mit Stroh gedeckten Häuschen haben unwandelbar nur Ein Zimmer, ohne Abscheidung, mit einem Ausgang nach einem Gerüste, das drei Arschinen hoch an der ganzen Breite der Ostseite des Hauses hinläuft. Auf dieß Gerüst führen 10 bis 12 Stufen oder vielmehr in schräg gelegte Balken eingefugte Eichenbrettchen hinauf; auf der rechten Seite ist eine Art Vorhang, unter welchem im Sommer die ganze Familie speist, oder der Hausherr mit seinen Dossen (Freunden) zur Zeit des Müssiggangs und der Faulheit zecht; das Dach des Hauses steht über dieß Gerüst hinaus vor. Diese Vorderseite des Hauses spielt eine besondere Rolle bei dem sogenannten „Austreiben der Teufel", was vor dem Christfest stattfindet. Beim Eingang ins Zimmer links oder an der Südseite bietet sich das Fenster dar, das etwa 5 Fuß hoch und 2½ bis 3 Fuß breit ist; an der Thüre links, gegen Osten, ist ein Schubfenster von länglich viereckiger Form mit einem hölzernen Schieber, der bei einigen häuslichen Gebeten als Nische dient, an der der Opferpriester Wachskerzen anklebt. Von der Thüre nach der linken Seite hin oder an der Westseite strecken sich die Sagantscha (Pritschen) hin, eine Arschine hoch und eine oder anderthalb Arschinen breit. Rechts von der Thüre in der nordöstlichen Ecke des Zimmers steht ein aus geschlagenem Thon aufgeführter, mit der Vorderseite gegen die Westseite gekehrter Ofen; diese Richtung des Ofens hat den Zweck, daß das „schwarze Auge" die Vorbereitung der Hausfrau zum Essen nicht verderbe, und zweitens weil die Besorgung des Ofens nur der Hausfrau zukommt, gegen deren Ecke er gerichtet ist. Ueber die ganze Breite des Ofens läuft ein darüber hervorstehender Feuerheerd, der Rauch geht zum Theil durchs Zimmer nach der offenen Thüre, theils nach dem Schiebfenster, welches nahe an der Decke über dem Feuerherd durch die nördliche Wand gebrochen ist; wenn der Rauch, der gewöhnlich wie eine dunkle Wolke über der Pritsche schwebt, sich vermindert, wird im Winter die Thüre plötzlich geschlossen, und der übrige Rauch geht durch eine halbrunde Spalte hinaus, welche im obersten Theil der Thüre angebracht ist. Ueber den Platz dem Ofen gegenüber gebietet, wie schon gesagt, die Hausfrau und ihre Besucherinnen; von da bis zur südwestlichen Ecke streckt sich der Hausvater hin mit seinen schmutzigen Jungen, und dort ist auch der Platz bestimmt für seine nahen Verwandten und für den Geistlichen des Orts; die linke Seite von der vordern Ecke bis zur Thüre ist für die angesehenern Besucher; arme und jüngere Leute stehen am Ofen in der Nähe der Thüre. In der vordern Ecke ist ein dreieckiges Brettchen, auf das man ein Bild stellt, meistens das des h. Nikolaus. Unter der Sagantscha oder der Pritsche ist ein Keller, zu dem der Eingang sich in der Ecke der Hausfrau befindet; hier werden Kohl, Kartoffeln, Bier, Jwaschka, Jren und manchmal auch Quaß aufbewahrt. Der Boden wird höchstens mit einem kleinen Birkenbesen gekehrt, und der Koth ist oft zwei Zoll tief, so daß man ihn manchmal mit einem Krazeisen oder einer eisernen Schaufel abkratzt, wenn die Kinder darüber zu stolpern anfangen. Im Allgemeinen sind die Häuser so von Ruß geschwärzt, daß derselbe an den Decken und den Wänden glänzt, und dieser glänzende Ruß, verbunden mit dem Schmutz und dem einzigen Fenster, wodurch das Licht eindringt, machen die Wohnung völlig dunkel; dennoch leben und belustigen sich hier die Tschuwaschen, vollziehen ihre religiösen Gebräuche, geben Feste und Abendgesellschaften. Die Thüren der Wohnungen und Vorrathshäuser werden gewöhnlich mit hölzernen Schlössern geschlossen, die von außen mit vier hölzernen Nägeln festgemacht, und mit einem krummen, gezahnten, gleichfalls hölzernen Schlüssel geöffnet werden; die Festigkeit eines solchen Schlosses kommt dem eines eisernen beinahe gleich, wenn man erwägt, wie lang ein Dieb braucht, um in den verschlossenen Raum einzubrechen.

Bei der Beschreibung der Wohnungen der Tschuwaschen wird man bemerkt haben, daß von Bädern nicht die Rede ist, weil sie sich nie waschen, außer allenfalls im Sommer baden, was gleichfalls sehr selten und nur wie zufällig geschieht. Das Weißzeug wechseln die Männer nur dann, wenn sie auf eine weitere Reise gehen, oder zum Trinken zu einem Doß, bei welchem sie dann einige Tage bleiben; sonst trägt der Tschuwasche sein Hemd, bis es einen schwarzen Glanz erhält, oder bis das Kratzen unerträglich wird. Von Seife, um damit den Körper rein zu erhalten, haben sie, wie es scheint, keinen Begriff, obgleich sie das Wort „sobon" (Seife) in ihrer Sprache haben. Wie dem auch seyn mag, die Tschuwaschen brauchen die Seife gar nicht, wie wir. Ich gab einst ein Stück von einem Pfund einer reichen Tschuwaschenfrau, daß sie es ihren Töchtern bringen solle zum Waschen des Gesichts; als ich darauf aus dem Zimmer ging und eine halbe Stunde ausblieb, sah ich bei meiner Rückkehr in ihren Händen nur noch ein kleines Stückchen. Auf meine Frage: men ase tuwadyn? (was machst du?) antwortete sie mir sehr ruhig: „sobon siadyb" (ich esse Seife!) Und wirklich war das Pfund von der leckern Tschuwaschin fast ganz verzehrt.

Bei den kasanischen Tschuwaschen ist die Einrichtung der Wohnungen dieselbe, aber man bemerkt bei ihnen mehr Reinlichkeit und Sauberkeit, sowohl in den Wohnungen, als an den Bewohnern, namentlich bei denen, welche in der Nähe der großen Straßen wohnen, und keine Wälder in der Nähe haben; sie leben auch besser, sorgen mehr für den kommenden Tag, decken ihre Häuser häufiger mit dünnen Brettern, als mit Stroh, selbst ihr Hausvieh ist besser und stärker. Dieß kommt daher, weil die Tschuwaschen um Kasan arbeitsamer sind, und diese Arbeitsliebe wird geweckt und unterhalten durch die Möglichkeit ihre Erzeugnisse an Reisende oder auf den Märkten abzusetzen.

Wir kommen jetzt an die täglichen Beschäftigungen der Tschuwaschen. Diese stehen, namentlich zur Winterszeit, sehr früh auf, um 3 oder 4 Uhr, und nie später als sechs. Gewöhnlich ist der Hausherr zuerst auf, und fängt dann so laut zu gähnen und zu husten an, daß er einen Todten vom Schlaf erwecken könnte. Hierauf schreit er seine Frau an: ei süwradin (Ei, du schläfst?) — „Sük" (Nein) — „Turas kerle" (man muß aufstehen) — „Scewa" (ja). Dann geht der Hausherr zum Feuerheerd, bläst das Feuer aus der Asche auf, und steckt als erstes Vergnügen des Tages seine Pfeife an,[1] kratzt sich noch eine Weile am Kopf, und fängt dann an sich anzukleiden. Man stelle sich vor, daß dieser Mann drei oder vier Söhne und vielleicht eben so viel Töchter hat; dann gehört er schon zu den mehr oder minder wohlhabenden, weil er viel arbeitende Hände hat. Gleich nach dem Vater stehen auch sämmtliche Kinder auf, trinken Wasser und machen sich dann an die den Abend zuvor liegen gebliebene Arbeit; der Papa setzt sich auf die Pritsche,

[1] Raucht aber nicht Tabak, sondern machorka; was dieß seyn soll, davon sagen die Wörterbücher nichts. A. d. U.

Digitized by Google

zieht lange Züge aus seiner Pfeife und spricht selten ein Wort. Mit Tagesanbruch gehen die Söhne nach der Karda, dem Schuppen für das Vieh, um es zu putzen und zu füttern. Die Mädchen lassen inzwischen Hühner, Enten und manchmal auch Gänse in die Stube, füttern sie mit Hafer oder andern Früchten, und tragen Holz und Wasser in die Stube, während die Mutter Anstalt macht, Brod zu backen, das freilich elend genug ausfällt. Der Tag vergeht unter mannichfachem nicht allzu geschäftigem Treiben, und gegen Abend kommt fast jeden Tag einer zum andern um zu trinken. Dann wird ein Längas, d. h. ein aus einem ganzen Stück Lindenstamm gefertigtes Fäßchen, das etwa einen halben Wedro russ. M. enthält, aus dem Keller herauf geholt und getrunken.

Die Tschuwaschen wissen ein vortreffliches Bier zu brauen, mit dem das in Petersburg und Moskau gebraute gar keinen Vergleich aushält. Es ist stark, schäumt wie Champagner, hat eine zarte Bernsteinfarbe, und ist sehr berauschend, ohne jedoch Kopfschmerzen zu hinterlassen, namentlich wenn es Märzenbier ist, und den ganzen Sommer im Keller unter Schnee lag. Ich habe bei einem Russen im Gouvernement Kasan ein solches Bier getrunken, das 40 Jahre lang im Keller lag, und das man gewöhnlich nur in Kelchgläsern trank, denn es war sehr berauschend und von ausnehmend angenehmem, feinem Geschmack. Was das oben erwähnte Iwaschka betrifft, so ist dieß nichts anderes als gewöhnliches Bier, das aus dem dritten, vierten, oder auch nur fünften Theil Malz, wie man zu dem bessern Biere nimmt, aber aus der gewöhnlichen Portion Hopfen gesotten wird. Deßhalb ist dieß Getränk dünn, bitter, widerlich, und wird bald sauer; es berauscht stark, macht heftiges Kopfweh und Durchfall. Außerdem haben die Tschuwaschen noch ein besonderes kühlendes Getränk Iren, was größtentheils aus saurer Ziegenmilch gemacht wird; es ist weiß wie Milch, stark und ziemlich angenehm. Endlich bereiten diejenigen, welche Bienen besitzen, auch Meth, dem sie Hopfen zusetzen und gähren lassen wie Bier. Dieser Meth hat eine gelblich weiße Farbe, ist ziemlich durchsichtig, stark, angenehm, aber außerordentlich berauschend, namentlich wenn er jung ist.

Während der Vater und der Gastfreund zechen, besprechen sich die Mädchen, ohne im mindesten auf das Gespräch aufzuhorchen, unter sich über allerlei Dinge und spinnen, nähen oder treiben eine Art Stickerei, denn für Festtage werden die Hemden der Männer an den Krägen und an den Vorstößen mit farbigen Glasperlen, an dem Schlitz mit schwarzer Wolle ausgenäht. In gleicher Weise mit schwarzer Wolle, oder bei den Reichen mit Seide, werden Frauenhemden ausgenäht, bei diesen bleiben aber die Glasperlen weg.

Die Tschuwaschen, welche Bienenstöcke besitzen, leben oft 30 Werste von ihren Pfarrkirchen entfernt im Wald, denn sehr selten hat man die Bienenstände in den Dörfern. Die Bienenhäuser sind fast immer auf dieselbe Weise angelegt, gegen Osten und Nordosten unter dem Schutze eines mit hohen Bäumen bewachsenen Bergs, gegen Süden an irgend einem Bach, und einer mit Gruppen von Linden, Fichten, Ahorn und jungen Eichenbäumen übersäeten Ebene, die sie zur Förderung der Thätigkeit der Bienen für unerläßlich halten. Die Stöcke werden aus innen verfaulten Eichen gemacht, etwa drei Arschinen hoch und eine im Durchmesser mit zwei Kerben, von denen die unterste die Stelle bezeichnet, wo die Honigscheiben aufsitzen; man bedeckt sie mit Birken- und Ulmenrinde, und stellt sie in Linie von Norden gegen Süden, etwa 6 Arschinen von einander auf, unterstützt sie an den Seiten mit zwei eichenen Pfählen, und umgibt sie mit einem etwa eine halbe Arschine tiefen Canal, theils um das Wasser zur Regenzeit ablaufen zu lassen, theils um die Bienen vor einem furchtbaren Feinde, den Ameisen, zu schützen. Die Vorderseite des Bienenstocks ist stets gegen Osten gekehrt, um dadurch die Bienen gleich bei Sonnenaufgang zur Thätigkeit zu locken, und zugleich, im Fall eine kalte Regennacht vorangiung oder ein starker Thau fiel, sie möglichst bald zu erwärmen; auch schützt sie diese Stellung um Mittag gegen die sengenden Strahlen der Sonne, da der 8'' und darüber dicke eichene Stock nicht allzu sehr von der Hitze durchdrungen, und somit auch dem Bau der Waben durch die Hitze kein Schaden zugefügt wird. Neben einer solchen Bienenanlage baut sich der Besitzer ein Häuschen, legt einen Garten und Wiesen an, bricht den Boden um zum Ackern, kurz lebt hier mit seiner ganzen Familie und nichts lockt ihn in sein Dorf zurück. Nur eins treibt ihn dahin, wenn nämlich seine Frau oder eines seiner Kinder erkrankt; in solchem Falle macht er sich auf, in Besorgniß ein Verwandter könne ohne Buße und Sacrament sterben, und läuft in dunkler Mitternacht zu dem Kirchspielgeistlichen, im Herbst manchmal bei Regen und Schnee, im Winter bei Schneewirbel, und ruft den Geistlichen nach seiner entlegenen Behausung. Und um seine Pflicht, dem Sterbenden beizustehen, zu erfüllen, macht sich der Geistliche in dunkler Nacht bei Sturm und Regen auf, und legt die 30 Werste zurück, auf allen Seiten umgeben von Wolfsgeheul und dem furchtbaren Krachen der Aeste, die der Sturm von den vielhundertjährigen Eichen reißt.

Die Bienenzüchter zahlen ihre Steuern, ihren Tabak, Salz und Branntwein alles mit Geld, das sie für den Honig lösen, den sie an herumwandernde russische Aufkäufer absetzen; um den Landbau kümmern sie sich wenig, zum Theil weil sie ihre Bedürfnisse durch den Verkauf des Honigs befriedigen können, zum Theil weil die Waldgegend den Ackerbau nicht allzu sehr fördert. Darum bauen sie auch den Boden nicht sehr sorgfältig, einige Wohlhabendere ausgenommen, die gute Pferde haben. Im allgemeinen hat aber der Ackerbau unter ihnen schlechte Forschritte gemacht und wird nachläßig betrieben, obgleich die Fleißigen, deren Anzahl freilich gering ist, keine schlechten Ernten machen, und die Tennen im Herbst sehr voll werden, so daß die Eigenthümer vom Anfang des Herbstes bis zum Anfang des Winters kaum davon wegkommen, und ihre meiste Zeit auf der Korndarre zubringen, um über das Feuer und die gehörige Austrocknung des Korns die Aufsicht zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

(Fortsetzung.)

VI.

Ich liebte stets das Klettern und kann keine Bergspitze oder Gebirgskette sehen, so entfernt sie auch seyn mag, ohne das heftigste Verlangen zu empfinden, augenblicklich auf dem Gipfel zu stehen. Ich erinnere mich, daß in der Schule, wohin man mich frühzeitig schickte, eingedenk unsers vaterländischen Princips, daß die Liebkosungen einer Mutter die Kinder verziehen, während die Fußtritte ihrer Schulgenossen es nicht thun, ich erinnere mich, sage ich, daß die Decke eines meiner Schreibhefte eine Aurora auf ihrem himmlischen Wege darstellte, wie sie eine Reihe blauer Berge beleuchtete; ich konnte dieses Bild nicht ansehen, ohne Lust zum Weinen zu verspüren, ohne den Zwang zu verwünschen, der mich hinderte um ähnliche Höhen zu schweifen. Später ist es mir häufig begegnet, daß ich aus der Schule lief und mich allen Strafen

einer tyrannischen Ordnung aussetzte, um des einzigen Vergnügens willen, einen langen Sommertag auf den Bergen hinzubringen, ohne auch nur ein Stückchen Brod zu haben. Wordsworth hat seitdem diese Leidenschaft in mir entwickelt, die riesenhaften Umrisse der Gogs-Magogs haben sie genährt, und mein langer Aufenthalt in den Apenninen und Alpen hat sie nicht vermindert. So, wenn ich die Spitze des Veleta betrachtete, den das Morgenlicht mit strahlendem Purpur umkleidete und golden säumte, wenn ich ihn um die Mittagszeit in duftige Ferne entweichen und ihn des Abends in rosigem Schimmer wieder näher rücken sah, fühlte ich, daß es mir unmöglich wäre, Granada zu verlassen, ohne seine Besteigung versucht zu haben. Das Unternehmen war indeß weder schwierig noch gefährlich. Ungeachtet seiner beträchtlichen Höhe (13,000 Fuß ungefähr) macht ihn die Abwesenheit von Gletschern zugänglicher als eine Menge anderer minder hohen Alpengipfel. Meine neueste Erfahrung ließ mich vor allem nach einem sichern und des Namens würdigen Führer suchen; ich fand ihn in der Person von Jose Villegas, der in seiner Kindheit Ziegen an dem Berge geweidet hatte und seine Pfade vollkommen kannte. Unsere Säcke wurden mit Vorräthen auf drei Tage vollgestopft; sie bestanden aus kaltem Geflügel, Schinken, Käse, Brod und zwei großen biblischen Schläuchen voll Wein; ich wage nicht zu sagen wie viele Cigarren ich noch hinzuthat.

So ausgerüstet brachen wir Nachmittags drei Uhr in der Mitte Augusts auf. Unser Pfad führte zuerst auf eine kahle düstere Heide, dann an die steilen Abhänge des Berges, manchmal an tiefen Abgründen hin. Wir stiegen in ein Thal hinab, das ein Bach bewässerte, worin einige Felder angebaut waren, welche aussahen, wie neue Lappen auf einem alten Gewande, und fanden mehrere Pachthöfe oder Cortijos. Wir beeilten uns, wurden aber dennoch von der Dämmerung überrascht, bevor wir die Sennhütten von San-Geronimo erreichen konnten, wo wir die Nacht zubringen sollten. Jose machte mich die Länge des Weges vergessen, indem er mir Sagen erzählte, die er während seiner Kindheit von den Hirten der Sierra gehört hatte. Sie bezogen sich zum größern Theil auf einen kleinen, sehr tiefen See, die Laguna de Vacarao, welcher nahe am Gipfel des Berges das tiefe Himmelsblau abspiegelt. Einer derselben lautete wie folgt: „Ein Schäfer ließ einmal seine Heerde am Ufer des Sees weiden, als sich ihm zwei Männer in fremder Tracht näherten; der eine hielt ein aufgeschlagenes Buch, der andere ein Netz in der Hand. Der erstere las in seinem Buche und sagte: „Wirf dein Netz aus." Der zweite gehorchte und zog ein schwarzes Pferd aus dem Wasser. „Das ist nicht das rechte, wirf abermals das Netz aus," sagte der Mann mit dem Buche. Diessmal brachte das Netz eine Schnecke ans Land. „Das ist's wieder nicht, wirf es nochmals aus," wiederholte der Mann mit dem Buche. Der folgsame Fischer that, wie ihm geheißen wurde, und zog ein weißes Pferd aus dem See. „Das ist das rechte," sagte der Zauberer. Alle beide schwangen sich auf das wundersame Thier, ließen die Zügel schießen, und verschwanden vor den Augen des Schafhirten."

Die Hirten dieser Gebirge sind überzeugt, daß der See dereinst bersten und Granada überfluthen wird. Einer von ihnen, der einst Nachts an dem Wasser saß, hörte eine Stimme flüstern: „Soll ich zustoßen und den Damm zerbrechen. Muß Granada ersäuft werden?" Worauf eine andere antwortete: „Noch nicht!"

Eine dieser Legenden erzählt von einem Mönche, welcher dem Teufel an der Laguna begegnete. Diese Sagen haben im allgemeinen einen unbestimmten Charakter, ohne Zusammenhang und Zweck, wie die im Norden von Europa; man findet nicht die Klarheit und Bestimmtheit südlicher Einbildungskraft darin. Vielleicht ist ihnen diese Gestaltung aus dem Morgenlande gekommen, denn sie stammen meistens aus der Maurenzeit und sind wie glänzende Nebel seit den Tagen des Ueberfalls um die Berge geschwebt.

Die Sennhütte war so voll Menschen, daß Jose nur schwer ein Plätzchen fand, um unser Abendmahl aufzustellen. Außer Weibern und Kindern war während des Sommers eine Schwadron Soldaten in diesen Hütten einquartiert, welche unter Aufsicht eines Officiers mehrere hundert Pferde überwachten. Die Weiden dieser Berge, sonst Klostergut, schienen durch die Krone eingezogen worden zu seyn, und seit einigen Jahren schickte die spanische Regierung die jungen Cavalleriepferde hierher, um sie vor der Hitze zu bewahren und ihnen frische Weide zu verschaffen, woran es in der Ebene mangelt. Ein englischer Pferdezüchter würde sich höchlich verwundern über die rauhen Weideplätze, welche man ihnen anweist. Hier erlangen sie wahrscheinlich jene katzenartige Geschwindigkeit, die mich in Staunen gesetzt hatte. Ich bekam ein Bett, das ziemlich reinlich schien; aber ach! kaum war ich darin als Myriaden von Flöhen mich anfielen. Ihre beständigen Angriffe, nach Weise der Guerillas, ließen mich bald bereuen, nicht dem Beispiel meines Führers gefolgt zu seyn, und den Schlaf auf den Steinen am Wege gesucht zu haben. Als ich mich bei meinem Wirthe über diese lästigen Bettgenossen beklagte, antwortete er mir gleichgültig! „Es ist eben jetzt ihre Jahreszeit!" Ich verließ das Schlachtfeld und um Mitternacht war ich im Sattel, von Jose und einem Soldaten begleitet, der uns bei Gelegenheit nützlich seyn konnte. Es war kein Mondschein; die Gebirge bildeten eine riesenhafte schwarze Masse, auf der allein die Feuer der Hirten schimmerten. Wir stiegen bergan; die Kälte wurde immer heftiger; die Sterne verbreiteten einen hellen klaren Schein, wie in eisigen Winternächten, und kein Nebel hemmte ihre Strahlen. Bald mußten wir absteigen und einen rauhen steinigen Pfad erklettern, auf dem die Natur alle ihre Abfälle aufgehäuft zu haben schien; unsere Pferde, welche uns mühsam folgten, hätten uns nicht tragen können. Wir kamen daher nur sehr langsam vorwärts, und es dämmerte schon als wir den letzten Punkt erreichten, der unsern Thieren zugänglich war; dieser lag ungefähr 4000 Fuß tiefer als der Gipfel des Berges. Wir vertrauten sie nun der Obhut des Soldaten an, welchen wir ersuchten, uns in einem tiefern Thale zur Linken zu erwarten und begannen unsere Besteigung. Ich strengte mich sehr an um vor Sonnenaufgang nach der Spitze zu gelangen, was in der dünnern Luftschichte äußerst beschwerlich, vielleicht sogar mit Gefahr verbunden war; denn ich litt noch einige Tage nachher an momentaner Taubheit, da meine Ohren inwendig geschwollen waren. Demungeachtet gelang es mir oben anzulangen, gerade in dem Augenblick als die Sonne über den Rand des Horizonts emporstieg. Das Schauspiel das ich vor Augen hatte, lohnte meine Mühe. Der Berg, den wir erklommen hatten, ist gegen Osten durch steile Abgründe zerrissen, welche eine tiefe Schlucht bilden, in der ewiger Schnee glänzt. Das Frühlicht färbte die Felsen mit grünlichem Schimmer. Vor uns dehnten sich die Alpujarras aus, ein wildes Berggewirre, das gleich den unseligen Mauren im Aufstand begriffen scheint. Jenseits dieses ungeheuern Gebirgstockes sah ich das Mittelmeer. Ein leichter Morgennebel zog sich darüber hin und verhinderte jeden Wiederschein, so daß man nicht Wasser, sondern abermals ein Himmelsgewölbe, dunstig, farb- und sternenlos zu sehen meinte; es war indeß nicht ohne Gränzen wie das andere, denn ich erblickte von Ferne einen Theil von Afrika, dessen Küsten einen dunkeln, wellenförmigen Streifen bildeten.

Gibraltar war hinter dichtem Gewölk verborgen, welches selbst der eifrigste Patriot vergebens zu durchdringen versucht haben würde; dagegen hinderte nichts die Berge über Malaga zu erblicken. Gegen Westen bildete der Schatten des Gipfels, auf dem ich saß, einen großen Kegel von dunklem Purpur; gegen Norden tauchten meine Blicke über mehrere Höhenzüge bis in die Mancha und Castilien; zu meinen Füßen entrollte sich die ganze Vega von Granada mit ihren Gehölzen und Villen, so deutlich wie eine Reliefkarte.

(Fortsetzung folgt.)

Elektrischer Telegraph in Paris. Ein englisches Blatt (Liter. Gaz. vom 26 October) berichtet, daß sich gegenwärtig zu Paris eine Compagnie bildet, um elektrische Verbindungen im Umkreise der Stadt zu unterhalten, und bereits sollen Arbeiter beschäftigt seyn, um einen Versuch zwischen der Bastille und Madeleine zu machen. Wenn das sich in Paris verlohnt, so muß es sich in dem dreimal weitläufigern London noch mehr verlohnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 267.

7 November 1839.

Die libysche Stadt Siga.

Die Franzosen kommen allmählich dahin, die wichtigsten alten Städte des afrikanischen Küstenlandes nachweisen zu können. So hat neuerdings Maccarthy auf einem Ausflug von Tlemsan nach Raschgun (Revue de l'Orient, Oct.) mit großer Wahrscheinlichkeit die alte Stadt Siga auf dem linken Ufer der Tafna etwa 4000 Metres vom Meere nachgewiesen. Siga ist eine alte Stadt der ackerbauenden Libyer, die schon zu den Zeiten von Skylax existirte. Sie nahm wahrscheinlich einen bedeutenden Rang unter den Städten des Landes ein, und scheint selbst der Aufenthalt seiner Könige gewesen zu seyn, wenigstens war sie die Residenz von Syphax, ehe die Ereignisse ihn nöthigten den Sitz seiner Herrschaft nach Kirta (Constantine) zu verlegen. Dieser Umstand scheint für Siga verderblich geworden zu seyn, denn zu Strabo's Zeit unter August war die Stadt in Ruinen; die Römer erhoben sie aus dem Schutt, im zweiten Jahrhundert gibt ihr Ptolemäus den Namen Colonia, und im J. 325 heißt sie in Antonins Itinerar Municipium. An der Stelle, wo sie lag, rückt von der Westseite des Thals eine Art felsiges Vorgebirg vor, das von einiger Entfernung aus betrachtet das Thal völlig zu schließen scheint, weil man dann den Halbkreis, den der Thalweg an seinem Fuße beschreibt, nicht sehen kann. Dieß Vorgebirge ist ein Hügel mit flachem Gipfel, etwa 20 Metres hoch, und unter dem berberischen Namen Takembrit bekannt.[1] Seine Lage ist bemerkenswerth, und man begreift recht gut, wie sie die Aufmerksamkeit des Volks, namentlich im Alterthum auf sich ziehen konnte, da man stets Stellen aufsuchte, die sich leicht vertheidigen ließen. Uebrigens ist die Stelle der Art, daß die Kabylen noch heutigen Tags den Ort zur Anlegung eines Dorfes auswählen könnten. Takembrit bezeichnet indeß nicht die Lage der alten königlichen Stadt, sondern nur die Citadelle, wie die geringe Ausdehnung der Einschließungsmauer zur Genüge beweist; die Stadt selbst dehnte sich wohl bis an die Tafna aus, welche gleichsam den Graben für die Mauern bildete. Von Siga ist indeß wenig mehr übrig; doch erkennt man die Grundlagen der Mauern der Acropole vollkommen.

Die Tschuwaschen in Simbirsk.

(Fortsetzung.)

Es verlohnt sich der Mühe einige Worte über die Dreschtennen und Korndarren der Tschuwaschen zu sagen. Die Tennen, wo das Getreide aufgestellt und ausgedroschen wird, werden am Ende des Dorfes und manchmal ganz außerhalb desselben errichtet, aus Furcht vor Brand; das Getreide wird daselbst nicht in Schobern aufgestellt, sondern in großen nach oben spitzig zulaufenden Haufen mit den Aehren nach Innen. Die Korndarren der Tschuwaschen gleichen einem Helm oder Trichter, und bestehen aus drei Klafter langen Stangen, welche über einer länglichen, ein Klafter tiefen, zwei Arschinen breiten und zwei Klafter langen Darrgrube aufgestellt sind. Die Wände der Grube sind mit Eichenbrettern ausgelegt, und an der westlichen Seite ist der Ofen für das Feuer; die Garben werden um die Stangen hergelegt mit den Aehren nach innen. Die Seite unter dem Wind wird durch breite Baststreifen gedeckt, welche zugleich mit den darüber gelegten Garben von unten nach oben mit dünnen Stricken umwickelt sind; der Eingang in die Grube ist auf der Ostseite angebracht, außerhalb der Korndarre, so daß im Fall eines Unglücks der wachehaltende Besitzer ungefährdet aus der Grube springen kann, die Stricke abhaut, und so die Garben nach verschiedenen Seiten hinfallen, wodurch sehr wenig Getreide verbrennt.

Die arbeitsamen, oder was dasselbe sagen will, die wohlhabendern Tschuwaschen haben eine ziemlich ansehnliche Zahl Rindvieh und Geflügel, Gemüsegärten, Wind- und Wassermühlen und selbst Fruchtgärten; nicht selten auch findet man 3 bis 10 ganz ordentliche Pferde bei ihnen. Aus der Kuh- und Ziegenmilch bereiten sie russische Butter, die sie auf den Märkten verkaufen, und für den Hausbedarf machen sie einen eigenen, sogenannten Tschuwaschenbutter aus Rahm in eierförmigen Stücken von ½ bis 2 Pfund; ihre Käse ist aber nur ein runder ausgetrockneter Kuchen von gesalzenem Topfen. Geflügel, Schweine, Ziegen u. s. w. verkaufen sie theils auf den Märkten, theils zu Hause an herumziehende Russen, manches aber behalten sie auch als leckere Speise für sich. Die leckerste Speise ist ihnen die fetteste, und darum sagen sie häufig: Olbutsam tuduch siasse antschach suwa (die Herren essen stets bloß fett). Aus dem Fleisch, namentlich aus Hammel- und Ziegenfleisch machen sie Schirtanen; so nennt man bei den Tschuwaschen getrocknete, nicht geräucherte Würste; diese sind von sehr angenehmem Geschmack und leicht verdaulich; in ihrer Bereitung sind die Tschuwaschen so große Meister wie im Bierbrauen. Die Felle von Ziegen und Hämmeln verkaufen sie sehr wohlfeil auf den Märkten. In ihren Gärten bauen sie Kohl, Kartoffeln, Lauch, Knoblauch, und manchmal auch Möhren, Rüben, Sonnenblumen, Mohn und Gurken. Ihre Windmühlen sind fast allenthalben nach Einem Muster gebaut, und so plump und

[1] Also muß hier eine Stadt gestanden haben, denn die Vorschlagsylbe Ta oder Te bedeutet dieß; so Takdemt, die alte Stadt, Tejuggurt oder Tuggurt, die Jugurthastadt. A. d. U.

Digitized by Google

schwer, daß wenn nicht der Wind sehr stark ist, man die Flügel mit der Hand aufhalten kann. In den Fruchtgärten pflanzen sie auch Apfelbäume, wissen sie aber nicht zu veredeln, so daß die Früchte klein und schlecht sind; übrigens lieben die Tschuwaschen Bäume sehr und pflanzen auf ihren Höfen Eichen, Ulmen, Linden u. s. w.

Eine Schilderung ihrer Dörfer, die einander ziemlich gleichen, will ich noch einem Besuch, den ich einst in einem solchen, das bei den Tschuwaschen Schtanasch, bei den Russen Stanaschewo heißt, abstattete, voranschicken. Dieß Dorf liegt 15 Werst von der Sura, und ist am Abhang eines Berges gebaut. Die westlichen Anhöhen umher sind mit Ackerfeldern bedeckt; gegen NW. und NO. erstrecken sich kleine Berge, die bald mit fruchtbaren Feldern bedeckt, bald mit einzelnen Eichenwäldchen gekrönt sind, zwischen denen da und dort kleine Dörfer mit ihren weißen Kirchen hervorschauen; die Ost- und Südseite sind gleichfalls in der Ferne von ansteigenden Höhen umgeben, welche mit dem langen an der Sura hinlaufenden Wald bedeckt sind. Unterhalb des Berges, nahe am Dorf, läuft ein kleiner Bach, der sich im Walde aus kleinen Quellen angesammelt. An dem gegen Westen sich erhebenden Abhang des Berges steht die hölzerne Kirche zum Erzengel Michael, neben ihr gegen Nordosten strecken sich die hübschen bequemen Häuschen des Ortsgeistlichen hin, die er mit eigenen Händen in seiner Jugend aufgeführt hat. Den gegen Westen gerichteten Fenstern gegenüber grünt zur Sommerszeit ein Birkenwäldchen, umgeben von einem Teich, wo bei hellem stillem Wetter Schaaren von Karauschen an die Oberfläche kommen. Rechts vom Hause zieht sich eine tiefe Schlucht hin, an deren Abhängen, wie auf dem hohen Rande, ein mit allerlei Fruchtbäumen bepflanzter, mit Hängweiden, Eberäschen [1] und Eibenbäumen umsäumter Garten angelegt ist. Zur Sommerszeit geht es hier ziemlich lustig her; am Abend sieht man da und dort in der Nähe des Waldes brennende Feuer, hört die Klänge einer Tschuwaschenmusik, die im weiten Surawalde wiederhallen, und das laute Jauchzen der Paare, die mitten auf den Wiesen im Angesicht ihrer Heerden tanzen. Am Ende Augusts Abends hört man von allen Seiten des Dorfes einen Lärmen, wie von tausend Trommeln; das sind die Tschuwaschenmädchen, die, von ihren täglichen ländlichen Arbeiten befreit, ihre Leinwandkleider glätten, indem sie solche mit Schlägeln bearbeiten, um ihnen mehr Zartheit und Schönheit zu geben.

Eine lange gewünschte Gelegenheit einer Tschuwaschen-Abendgesellschaft beizuwohnen, bot sich mir bei dem Geistlichen dieses Dorfes dar, als sich bei ihm die Aushülfe beim Strohmachen einfand. Bei solcher Gelegenheit ladet einer die Nachbarn zu sich ein, um bei ihm Bier zu trinken, und zum Dank für diese Bewirthung führen sie die von dem Gastwirth bezeichneten Gegenstände herbei, Holz, Stroh, Stangen, Reisig u. s. w.; sie bleiben da bis in die tiefe Nacht, und trinken, essen und schwatzen über allerlei Gegenstände. Wer reicher und thätiger ist, kommt mit zwei oder drei Fuhren gegen Abend und geht vor allen anderen wieder fort; der trägere und ärmere bringt z. B. nur eine halbe Fuhre Holz, und ladet den Rest seinen Kindern und Knechten auf, kommt Morgens früh, und geht Abends spät. Jeder hat dabei seine Berechnung. Finden solche Versammlungen bei dem Geistlichen statt, so hat letzterer dabei am besten Gelegenheit, auf die Versammelten einzuwirken, und veraltete Vorurtheile auszurotten. Der Geistliche, der mich eingeladen, stellte mich seinen Gästen als seinen eben aus Petersburg angekommenen Sohn vor. Des Staunens, der Fragen und des Geschwätzes war nun kein Ende.

Die Bekanntschaft war bald angeknüpft und auf den folgenden Tag erhielt ich eine Einladung von Seite eines ziemlich wohlhabenden Tschuwaschen. Mein Gastfreund stellte ein Paar stattlicher einheimischer Pferde nebst einem Kutscher zu meiner Verfügung, und so ging es fort zu dem Tschuwaschenball. Wir fuhren durchs Feld und kamen bald in den schaurigen Surawald, der mit tiefem Schnee belegt war, und fort gings eine halbe Stunde, als plötzlich die Pferde anhielten: men schaitan ondà bolny? (Welcher Teufel hat hier gewirthschaftet?) schrie mein Kutscher mit Unwille. Die Ursache des Aufenthalts war indeß sehr einfach. Die Pferde waren an einen vom Schnee bedeckten Baumklotz gekommen, und der Schlitten hing daran fest. Der Kutscher sprang vom Sitz herunter, rückte den Schlitten zurecht, und brüllte dann aus vollem Halse: sirlach, Tora, anbrach! (Herr erbarme dich und hilf!) dann heulte er wie ein Wolf und schrie: oi, ei, ei, men manyn tuwas! (ach, was soll ich thun?) Ich glaubte anfangs, er habe eine Heerde Wölfe gesehen, die ihm in den Wurf gekommen, dann aber lachte er aus voller Brust, als er erkannte, daß am Schlitten ein hölzerner Riegel abgerissen sey, und daß darin das ganze Unheil bestehe. Ich ließ den Schaden, so gut es im Augenblick ging, ausbessern, und dann nach dem Dorfe umwenden, das wir so eben verlassen hatten. Ich trat bei einem mir bekannten Tschuwaschen ein, und fand die Familie eben bei Tische, erklärte daß ich sie nicht stören, und nur mich wärmen wolle, bis mein Schlitten ausgebessert sey. Auf dem Tisch dampfte in einer großen hölzernen Schüssel die geliebte Jaschka; sie wird gewöhnlich wie eine Art Suppe im Winter aus Graupen, im Sommer aus Kohl oder Rüben mit Salz, Butter und Speck oder Rindfleisch bereitet, und stets kochend aufgetragen. Der Tisch steht gewöhnlich in der vordern Ecke, so daß an beiden Seiten die Pritschen hinlaufen. Auf dem Tische stand ein hölzernes viereckiges Salzkästchen mit einem Deckel, und daneben ein Mörser aus Eichenholz mit einem Stößel um das Salz zu zerreiben, denn die Tschuwaschen zerstoßen das Salz nicht, sondern zerreiben es, und zwar für jedes Mahl besonders; das Salz ist stets aus Salzseen genommen. Etwas weiter hin lag ein Kuchen ungesäuertes Brod, und darauf ein Messer. Am einen Ende des Tisches gegen den Ofen hin saß auf der Pritsche die Hausfrau, und an demselben Ende, aber auf einem eichenen Klotz der Hausherr selbst mit der Seite nach der Thüre und dem Rücken gegen den Ofen; ihm gegenüber die älteste Tochter, ein ziemlich hübsches junges Mädchen im weißen, reinlichen Hemd, mit Geschämigkeit erröthend, und mit Berlocken und allerlei Kettchen in den Ohren klappernd; zwischen Mutter und Schwester die Knaben, schmutzig wie die Mutter und Köchin, hinten gegen die Thüre hin ein Sohn von 20 Jahren, ein hochgewachsener, breitschultriger Mensch. Alle saßen da mit bloßen Köpfen und hatten einen ungeheuren runden Löffel (sibala), viermal so groß als ein russischer, in der Hand, aus Buchenholzwurzel geschnitzt mit anderthalb bis zwei Fuß langen Stielen. Stets nahm ihre Art zu essen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Jaschka kocht noch in der Schüssel, dennoch schöpfen sie einen vollen Löffel heraus, und schlürfen denselben mit einem kollernden Laute auf einmal aus. Die Weiber essen etwas vorsichtiger als die Männer, welche den Löffel voll auf einmal hineinstürzen.

Während ich dem Essen zuschaute, und einiges mit dem

[1] Diese pflanzt man hauptsächlich wegen der ihnen zugeschriebenen Heilkräfte bei Durchfällen.

Hausherrn sprach, war der Schlitten fertig geworden. Der Kutscher trat in die Stube mit der gewöhnlichen Begrüßung: laich bornaschni? (lebst du gut?) und erhielt zur Antwort: kilaech, laich (ich danke, gut); kratzte sich dann, was bei den Tschuwaschen gewöhnlich, am Kopf, und begann sich am Kohlenloche zu wärmen, das am rechten Ende des Feuerherdes angebracht ist. Nach kurzem Aufenthalt verabschiedeten wir uns, fuhren weiter, und kamen bald in ein von Wald umgebenes Thal, worin sich ein Tschuwaschendorf, das Ziel unserer Reise, zeigte. Der von einem Zaun umschlossene Hof des Bauern, der uns eingeladen hatte, umschloß zwei Häuschen, und dann gegen Osten, etwa 10 Klafter von der Treppe, zwei Vorrathskammern. Das eine Häuschen bewohnte der Hausherr, das andere sein Sohn, der bereits eine eigene Wirthschaft angefangen hatte. Links von dem Häuschen waren Gehege für das Rindvieh. Bei unserer Ankunft begrüßte uns der Hausherr an der Treppe, und im Zimmer fand ich einige seiner Nachbarn als geladene Gäste, die sich, Männer und Weiber auf verschiedenen Seiten, niedergesetzt hatten; noch waren aber nicht alle versammelt. Die Wirthe bewirtheten zwar die bereits Versammelten mit Bier, erwarteten aber immer noch jemand, und liefen unaufhörlich vor das Schiebfenster neben der Thüre.

Endlich vernahm man zwei Glocken, näher und näher kams, und in den Hof herein flogen zwei Schlitten. Darin saßen ein Mann und eine Frau, ein reiches Paar aus einem benachbarten Dorfe. Wirth und Wirthin eilten an die Treppe, führten sie ins Zimmer unter Begrüßungen herein, und ließen sie an der Westseite der Stube in den entgegengesetzten Ecken niedersitzen. Der reiche Tschuwasche hatte eine Mütze (malachai) von schwarzem Sammt nach Art der Kutscher mit schwarzer, krauser Verbrämung aus Lammfell; einen neuen Kaftan — der bei den Tschuwaschen gewöhnlich dem Schnitt nach den Röcken der untern Classen in Rußland gleicht, aber an den Aufschlägen in zwei Reihen mit Plüsch besetzt und mit fünf Messingknöpfen zugeknüpft wird, an der Brust offen ist und bis ans Knie oder etwas darunter reicht — von grauem Tuche und durch einen breiten, rothen, wollenen Gürtel festgehalten, dessen Enden an beiden Seiten herunterhingen, schwarze Stiefel mit spitzigen, aufwärts gebogenen Enden, und eine Peitsche am Gürtel. Seine Gattin trug eine ähnliche Mütze und Kaftan von demselben Tuch, aber anders zusammengenäht, denn er war vorn nicht offen, nicht durch einen Gürtel festgehalten, und nur mit drei Knöpfen zugeknüpft. Bei ihrem Eintritt standen die Hausfrauen etwas auf, statt sich zu verbeugen, und wischten ihre Lippen; der Fremden aber fiel es nach kurzen ein, ihren Kaftan abzulegen, wahrscheinlich damit man ihren Anzug bewundern solle.

Und in der That sie war, vom tschuwaschischen Gesichtspunkt betrachtet, sehr prächtig und im ausgezeichnetsten Geschmack tschuwaschischer Magnaten gekleidet; die Haare waren sehr glatt gekämmt, so daß sie sogar glänzten, und wie es scheint, waren sie des Effects halber mit Bier genezt. Quer über dem Kopf nach dem Ohre hin lief ein nicht erkauftes, sondern zu Hause gefertigtes Band aus verschiedenfarbiger Wolle, sonst war der Kopf nicht bedeckt. Gegen das Ende des Bandes hart an den Ohren war ein feines dreieckiges Stück Leinwand angeheftet, das bis unter das Kinn ging, ein Kennzeichen der Verheuratheten. An dem Stück Leinwand hing nach der Brust herab eine Choschpa, d. h. ein längliches Viereck von Leder, 6 Zoll lang und 4 Zoll breit und mit dichten Reihen kleiner Silbermünzen besetzt, die kleinen in den äußern Reihen, die größern in der Mitte. Ein zweites Viereck, das unter dem ersten hing und die doppelte Größe hatte, war gleichfalls mit Münzen verziert. Beide Choschpas legen sich mit ihrer Länge quer über die Brust. Das Hemd, das irgend ein Battist- oder Calicokleid vertrat, war an den Aermeln, Aufschlägen und andern Säumen mit vielfarbigen seidenen Einfassungen ausgenäht und in zwei Reihen mit einem schwarzseidenen Gürtel umgeben. An den auf der linken Seite hinabhängenden Enden hängen lange dichte Troddeln von schwarzer gedrehter Seide mit einem Kämmchen von grünem Kupfer und langen Quasten vielfarbiger Glasperlen. Die Füße waren von den Knien bis zu den Bastschuhen mit Streifen feinen schwarzen Tuchs gewiß dreißigmal umwickelt, so daß der Fuß von den Schuhen bis zum Knie mit der Einwicklung wohl zehn Zoll dick seyn mochte. Ueber der Umwicklung und unter dem Hemd, welches nur bis aufs Knie herabfiel, glänzten leinene Beinkleider. Ueberhaupt tragen alle Tschuwaschinnen, selbst die noch im Kindesalter befindlichen, von dem Tage an, wo sie gehen können, Beinkleider von Leinwand, und die langen, in der Mitte des Leibes durch einen Gürtel gehaltenen Hemden ziehen sich plötzlich über dem Gürtel in die Höhe und bilden dadurch auf allen Seiten gleichsam eine ungeheure Wulst.

Hinten von den Ohren hinab bis zum Gürtel zieht sich der Sarpan, ein sehr feines Stück Leinwand, 10″ bis 12″ breit, mit zusammengepreßten, aber nicht genähten Falten; mit den obern Ecken ist dasselbe hinterhalb der Ohren an das Band befestigt, welches quer über den Kopf läuft, mit den untern aber an den Gürtel geknüpft, und bedeckt auch den Zopf der hinten hinabhängt und gleichfalls an den Gürtel geknüpft wird. Unterhalb dem Sarpan, unter dem Gürtel hervor, hängen endlich sieben blecherne, etwa einen Finger dicke Röhrchen, und aus denselben Quasten von schwarzer, gedrehter Seide, etwa $1\frac{1}{2}$′ bis 2′ lang; dieß nennt man Chüri (Schweif). In die Ohren befestigen sie drei Ringe, etwa 6″ im Durchmesser und befestigt darin 4″ lange Streifen vielfarbiger Glasperlen größtentheils von rother, grüner und schwarzer Farbe. So kleiden sich die Magnatenfrauen der Tschuwaschen im Gebiete von Simbirsk!

(Fortsetzung folgt.)

Colonisation von Algier.

Abgesehen von den großartigen und nicht immer glücklichen Versuchen der Regierung die europäische Bevölkerung in Afrika zu vermehren, sind jetzt die Privaten mehr und mehr bemüht, der Colonisation eine Ausdehnung zu geben. Nach einer neuerlichen von dem Minister des Innern an die Präfecten erlassenen Instruction haben diejenigen, welche sich als Colonisten nach Algier übersiedeln wollen, von der Regierung nachstehende Vortheile zu gewärtigen: 1) Freie Ueberfahrt für sich und ihre Effecten, so wie nöthigenfalls Unterstützung zur Landreise nach ihrem Bestimmungsort; 2) unentgeltlichen Verwilligung eines aus zwei Abtheilungen bestehenden gemauerten Hauses; 3) Verleihung eines gewissen, nach der Mitgliederzahl bemessenen Striches anbaufähigen Landes von 2 bis 10 Hectaren; 4) Geschenk von Vieh, Ackerwerkzeugen, Sämereien und jungen Bäumen; endlich 5) Lebensmittel bis zum Ende des Jahres 1851, wo sämmtliche Staatsunterstützungen aufhören. Ferner berichtet dasselbe Blatt, das diese Nachrichten mittheilt (Revue de l'Orient. October), daß die Organisation der Gesellschaft zur Beseitigung des Pauperismus in Frankreich vermittelst der Colonisation von Algier gegenwärtig vollendet sey, und die Bureaux der Centralverwaltung alsbald in Thätigkeit treten sollen. Der Generaldirector der Gesellschaft Lafon Rilliet ist bereits nach Afrika abgereist, um dort die nöthigen Voranstalten treffen — Endlich meldet das genannte Blatt auch, daß die alten Plane Maroniten nach Algier zu verpflanzen, wieder auf-

Digitized by Google

genommen seyen und nun unverweilt ins Leben treten sollen. Zwei Abgeordnete der maronitischen Bevölkerung sind in Paris angekommen um mit der Regierung über Abtretung von Ländereien zu unterhandeln; diese Einwanderung christlicher Araber könnte von sehr bedeutenden Folgen werden.

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

VI. (Schluß)

Auf der Spitze des Pics findet man Trümmer eines plumpen Mauerwerks; es sind die Ueberreste des Wachtthurms, welcher ehemals den Berg krönte und ihm seinen Namen gab. Jose erklärte demungeachtet den Ursprung dieser Ruinen mit Hülfe einer Volkssage, und erzählte mir: „Es war einmal ein sehr alter und sehr weiser Maure, welcher seine Angehörigen da herauf führte, wo sie sieben Jahre und einen Tag wohnen blieben. Während dieser ganzen Zeit gab es weder Regen noch Gewitter. Aber zu Ende des ersten Tages im achten Jahre schaute der Alte nach der Seite des Meeres hin, und als er ein kleines Wölkchen nicht größer als eine Hand daraus aufsteigen sah, rief er aus: „„machen wir uns auf, meine Kinder, eilen wir, denn der Sturm kömmt heran.““ Sie stiegen eilig hinab, und der Wirbelwind riß ihre Häuser ein, die seitdem die Trümmer bilden, die ihr sehet.“

Um den Gipfel des Berges wächst nichts als eine Moosart, und die Zwergkamille, die von den Kräutersuchern sehr geschätzt wird. Aber die Sierra enthält eine Menge botanischer Seltenheiten. Vor zwei Jahren hauste ein deutscher Gelehrter in einer Felshöhle auf halber Höhe, um leichter auf die Entdeckung der Pflanzen ausgehen zu können. Er hatte von Granada einen spanischen Bedienten mitgebracht, der aber bald davonlief, weil er seinen Herrn für verrückt hielt. Der unermüdliche Botaniker ließ sich aber nicht entmuthigen; er bewohnte mehrere Monate seine Höhle, zu beherzt um die Wölfe zu fürchten, zu arm, um wegen Räubern in Besorgniß zu seyn, und zu sehr Philosoph, um sich durch die Berggeister beirren zu lassen. Unter all denen, welche mir zu Granada von ihm erzählten, konnte keiner mir seinen Namen nennen.[1] Mit großer Vorliebe für Sagen und Märchen versicherte mir mein Führer, daß viele arabische Doctoren aus Afrika herüber kämen, um an den Abhängen des Veleta Arzneikräuter zu suchen, welche man sonst nirgend findet. Was dieser Meinung etwas wahrscheinliches gibt, ist, daß Granada vor der spanischen Eroberung sozusagen als Heilanstalt für die Kranken des benachbarten Festlandes diente; auch wurde der Stadttheil, welchen sie vorzugsweise bewohnten, das afrikanische Hospital genannt. Die Sierra kann deßhalb wohl unter den Arabern eines traditionellen Rufes genießen, und man weiß, mit welchem bittern Herzeleid sie an das schöne Land gedenken, welches sie verloren haben.

Nachdem wir einige Zeit am Rand des Abgrundes hingegangen waren, stiegen wir in das Thal hinab, wo unsere Pferde unserer warteten; sie weideten gierig das kurze frische Gras ab, das unter spanischem Himmel ein seltener Leckerbissen für sie ist.

Wir folgten bald ihrem Beispiel mit einer Eßlust, die schärfer als die Kanten der Gebirge und lebhafter als die Morgenluft war. Ein großer flacher Stein diente uns als Tisch, und ein kleiner Bach, der daneben floß und vom Nachtfrost mit Eis gerändert war, zum Abkühlen des Weins. Wir schliefen dann während drei Stunden im vollen Sonnenschein; denn 10,000 Fuß über Meer sengen die Strahlen des leuchtenden Gestirns nicht mehr. Kurz nachdem wir begonnen hatten, tiefer hinabzusteigen, verabschiedete ich den Soldaten, der sehr froh war, einen Sold von vierzehn Tagen in Empfang zu nehmen, und setzten dann unsern Weg über die Peñas Resbaladizas oder die „glatten Felsen“ fort, die an manchen Stellen ihres Namens wohl würdig sind. An einem hübschen Wasserfall vorüber legten wir eine oder zwei Meilen längs einer künstlichen Leitung zurück, welche einen Weideplatz an den Abhängen bewässern sollte, unter denen die Quellen des Xenil entspringen. Hier begegneten wir einer großen Heerde Ziegen so weiß wie Milch, unter der Obhut eines einzigen Hirten; er trug ein Gewand von Fellen, von seltsamem Schnitt und stützte sich auf seinen Stab, wie die Hirten an der Krippe. Ich reichte ihm meine Feldflasche, was man in Spanien ohne Gefährde thun kann, da der Arme in diesem Lande die instinctive Höflichkeit besitzt, sie niemals mit den Lippen zu berühren; er trinkt auf catalonische Weise, d. h. er hält die Flasche in einiger Entfernung über seinen Mund und läßt so den köstlichen Trank in purpurnem Strahl in die Kehle träufeln. Von hier wandten wir uns etwas seitab, nach der wilden Schlucht von Guarnon, und kamen um vier Uhr Nachmittags an einer Gruppe von Zelten vorüber, welche einem Zigeunerlager glichen; sie dienten Schäfern zum Aufenthalt, welche an einer Quelle wohnten, die, mit großer Sorgfalt gefaßt, in hohlen Schilfröhren lief. Jose kannte seit langem schon diese Hirten, und wurde zu gelegener Zeit gewahr, daß unsere Pferde eines kleinen Ausruhens bedurften. Wir nahmen deßhalb ihre Einladung zu ihnen hereinzukommen an, und ich saß bald ganz behaglich auf einem Haufen Felle. Diese Leute waren alle mehr nützlich als zierlich beschäftigt; der eine nähte für seinen kleinen Jungen eine Hose vom Lammfell. Welches Staunen hätte Lopez de Vega und Montemayor getroffen, wenn sie diese entarteten Enkel ihrer Opernhirten gesehen hätten, welche niemals zu geringerem sich herabließen als ein Sonnet zu dichten! Die wackern Leute schienen indeß glücklich und zufrieden, und ahnten wohl nichts von den Verfeinerungen der Liebe und der Metaphysik der Verzweiflung; sie waren Arkadier, ohne es zu wissen. Ich verließ endlich ihre Zelte und kam durch die Schlucht von San Juan auf einem sehr schmalen Fußpfade, der am Xenil hinführt. Auf einer hölzernen Brücke, die wahrscheinlich jeden Winter verschwindet, überschritten wir den Sturzbach und gelangten nach dem Dörfchen Tablete. Eine Mühle in der Nähe bildete in ihrer Zerfallenheit mit den Felsen, der Brücke, den Pappeln, welche sie umgeben, ein reizendes Landschaftsbild, und wäre wohl schon tausendfach skizzirt worden, wenn es in Spanien Landschaftsmaler gäbe. Als wir diesen Ort verließen, stiegen wir einen Pfad am rechten Ufer des Xenil hinan und erreichten mit sinkender Nacht Huescar, das wegen seiner Oelbäume berühmt ist. Die männlichen Einwohner des Dorfes waren unter Bäumen um einen Brunnen, der mitten auf dem großen Platze steht, versammelt, und bildeten eine Gesellschaft von Rauchern. Ich stieg an dem Hause eines alten Mannes, El Tio Pardo, der graue Ohrim genannt, ab; dieses ehrenwerthe Individuum besaß ein Bett, das großmüthig gegen eine Vergütung den Reisenden zu Gebote stand.

Am folgenden Morgen führte uns ein dreistündiger Ritt nach Granada zurück. Die beiden Flußufer sind mit Oelpflanzungen und hübschen Obstgärten reichlich besetzt; hie und da auf einer Felsspitze erheben sich die Ruinen einer alten Burg; tief unter uns floß der Xenil, der bald wüthend gegen die Granitblöcke, welche ihm den Lauf versperren, aufbrauste, bald schweigsam eine grünliche Fläche bildete, oder durch sein Gemurmel mit der süßesten und seltensten Musik, die man in diesen von der Sonne verbrannten Gefilden vernehmen kann, den Wanderer überraschte.

(Schluß folgt.)

[1] Dieß war vermuthlich Hr. Willkomm, dessen Reisebriefe das Ausland seiner Zeit mitgetheilt hat. A. d. R.

Ueber die fossilen Krokodile Englands stellt Owen in seinem darüber erschienenen Werk die Frage auf: „Was muß in jener geologischen Epoche der Umfang und die Gestaltung des Continents gewesen seyn, dessen Ströme die Massen von Thon und Sand ablagerten, die sich in einigen Theilen des London- und Hampshire-Bassins zu der Höhe von tausend Fuß aufhäufen und die Grabstätte von zahllosen Krokodilen und Gavials bildeten? Wohin zog der mächtige Strom, einst der Aufenthalt von Alligators und tapirartigen Vierfüßlern?“ Nicht minder wichtig ist aber die Frage, wie kam es, daß in der Breite von England ein so warmes Klima bestand, daß diese Thiere überhaupt existiren konnten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 268. 8 November 1850.

Die Einkommensteuer in England.

Kaum ist die sogenannte „dull season" in London vorüber, so regt sich wieder das politische Leben, und die Blätter fangen an, die in der nächsten Session vorkommenden Fragen zu besprechen. Unter diesen wird im nächsten Jahre das Staatsfinanzwesen und namentlich die Einkommensteuer einen hervorragenden Platz einnehmen. Die Periode, für welche letztere verwilligt ist, läuft im nächsten Jahre ab; soll sie erneuert werden? Das ist eine Frage, die wir unbedingt mit Ja beantworten möchten, und die auch im Parlament nach kurzem Widerstreben mit Ja beantwortet werden wird, wenn auch nicht ohne bedeutendes Brummen, denn, wie die Morning-Post sehr richtig bemerkt, „es gibt in beiden Parlamentshäusern nicht Einen Mann, der in seinem Herzen nicht wünscht, die verhaßte Einkommensteuer los zu seyn, und der nicht tausendmal vorziehen würde, dieselbe Summe durch Zölle, welche eine Preissteigerung hervorrufen, ersetzt zu sehen." Unzufriedenheit mit directer Steuer, während man sich den größten Plackereien im Zollwesen und bei der Accise unterwirft, ist in England herkömmlich; allein diese herkömmliche Stimmung ist doch im Grunde nur der Beweis, daß diese Stimmung von den höhern Classen ausging, welche sich um Zoll- und Acciseplackereien nichts zu kümmern brauchen und die Vertheurung der eingeführten Waaren wenig fühlen. Peels Wort, daß die indirecten Steuern erschöpft seyen, drückt, wenn auch keine bleibende Wahrheit, doch eine herrschende Stimmung in den Mittelclassen aus, und nachdem man so lange nur den Verbrauch belastet hat, der den Reichen nur schwach und nicht im Verhältniß mit seinen Mitteln treffen kann, wird man, nun der erste Anlauf überwunden ist, nicht mehr von der directen Einkommensteuer abgehen, um fünf weitere Millionen durch Zölle zu suchen, ein Versuch der nach der ungünstigen Erfahrung mit den fünf Procent Zuschlagszoll und nach der Aufhebung der Korn- und der Ermäßigung der Zuckerzölle höchst unglücklich ausfallen dürfte, falls man nicht die Einfuhr von Lebensmitteln abermals sehr bedeutend besteuern will.

Von verschiedenen Seiten, die man sonst als wohl unterrichtet ansieht, geht das Gerücht, es seyen umfassende Finanzplane im Werk, und man spricht sogar von einer Aufhebung sämmtlicher Zölle auf Manufacte, um gleiche Forderungen an fremde Staaten richten zu können. Letzteres ist wohl eine boshafte Erfindung der Protectionisten, welche fragen, mit welchem Rechte man ihnen die Waaren durch Zoll vertheure, wenn man fremdes Korn ganz unverzollt herein lasse, weßhalb denn auch die Morning-Post sehr boshaft bemerkt, die Fabrikanten seyen zwar nicht im mindesten in die Einkommensteuer verliebt, würden aber immer noch lieber die Einkommensteuer, als die Aufhebung der Zölle auf Manufacte sich gefallen lassen. Man sieht der Streit spielt immer und ewig in die fatale Freihandelsfrage hinein, und der Kampf über die Finanzverhältnisse des Landes wird sich, wie wir früher schon vorhersagten, auf diesem Felde abspinnen. Die Protectionisten halten sich ungewöhnlich still, und lassen den Freihandel seine natürlichen Folgen entfalten; bis zum Anfang des nächsten Jahres, vielleicht noch am Ende des jetzigen, werden indeß Demonstrationen nicht fehlen. Inzwischen ist ein Finanzminister seiner Natur nach ein höchst praktischer Mann, und kümmert sich um Theorien, Freihandel oder Schutzzoll, sehr wenig. Mag man die schönsten Finanzplane ausspinnen, er macht sich sehr wenig daraus, denn er muß die Staatsmaschine auf dem Laufenden erhalten, und diese „inexorable necessity" leitet ihn auf seiner Bahn. Sir Ch. Wood hat den gegründetsten Ansinnen im Laufe der letzten Session keinen andern Grund entgegenzusetzen gewußt, und er erinnert immer an jenen französischen General in einer deutschen Stadt, der dem Bürgermeister, welcher ihm vorstellte, daß alle geforderten Zahlungen bereits geleistet und alle weitern Anforderungen unzuläßig seyen, die naive aber sehr kategorische Antwort gab: monsieur, vos raisons sont fort bonnes, mais il me faut de l'argent. Nach diesem Grundsatz wird Sir Ch. Wood vielleicht von seinem Platze, gewiß aber nicht von der Einkommensteuer abweichen, und die Vorkämpfer der Financial-Reform-Association, Cobden und Bright, werden das alte Lied singen, und eine Ermäßigung der Ausgaben verlangen, wobei sie aber zum drittenmal in drei Jahren die Erfahrung machen werden, daß es keine leichte Sache ist, von 25 Mill. Ausgaben — denn höher ist das englische Budget nach Abrechnung der Zinsen der Nationalschuld kaum — zehn zu ersparen. Sie werden an den Colonien mäkeln, sie werden die Armee und Marine beschränken wollen, nachdem die Committee über Ermäßigung der hohen Staatsbesoldungen ein mehr als mäßiges Resultat geliefert, aber alles dieß ist schon da gewesen und sie werden sich noch stärker als in den beiden vorigen Jahren in der Minorität befinden. Für England gibt es nur Ein Mittel, seine Ausgaben zu ermäßigen: es muß allem aufbieten, eine Einigung in Deutschland herzustellen, damit dieß als bedeutende Macht Frankreich und Rußland in Schranken halte, und England der kostspieligen Mühe enthebe, diese beiden fortdauernd zu überwachen. Zu diesem einzigen Mittel, England zu erleichtern, will man aber nicht greifen, thut vielmehr sein möglichstes um den Unfrieden und die Spaltung zu unterhalten. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Digitized by Google

Die Tschuwaschen in Simbirsk.

(Fortsetzung.)

Mit dem Eintritt des reichen Paars in die Stube verstummte das Gespräch der Gäste, und es trat eine Todtenstille ein. Man hörte nichts als die Schritte des Hausherren, der nach der Ecke der Hausfrau ging, und das Geflüster dieser letztern, worin sie ihn unterwies, was zu thun sey. Und siehe aus der Ecke der Hausfrau nimmt der Hausherr einen Krug mit Branntwein, entstöpselt ihn feierlich und gießt Branntwein in eine Schaale, die er dem angelangten reichen Manne darreicht. Dieser steht auf, begrüßt den Wirth mit den Worten: tawa sana! (deine Gesundheit)! und trinkt die Schaale mit Einem Zuge bis auf den Grund leer. Der Hausherr mit dem Krug in der Hand, antwortet: tawach! und verbeugt sich, während er nicht unterläßt am Kopfe zu kratzen. Wenn der Hausherr oder ein vornehmer Tschuwasche zu jemand sagt: tawa sana! und dieser antwortet mit der unerläßlichen Begrüßung: tawach! dann muß letzterer unfehlbar den Branntwein, oder was sonst der Begrüßende trinkt, austrinken; sonst ist es eine unauslöschliche Beleidigung für die ganze Gesellschaft. Eine besondere Rolle spielen diese Worte „tawa" und „tawach" beim Biertrinken; hier muß der Darbringende den Abgrund der Schaale erschöpfen.

Der Wirth brachte, nachdem er den Reichen mit Branntwein versorgt, auch einem jeden der Gäste der Reihe nach von der vordern Ecke bis zur Thüre mit demselben Gruß und derselben Antwort. Uebrigens trinkt der Hausherr bei diesem „tawa" und „tawach" und der erstmaligen Bewirthung nicht bei jedem Einzelnen vom Branntwein, beim zweiten und drittenmal aber, mit einem herzlichen Doß, ist er froh die Sitte des Tawa und Tawach in ihrer ganzen Strenge zu erfüllen.

Die Hausfrau bewirthet unterdessen ihre Damen mit Bier, das sie in kleinen Schalen mit zwei Henkeln auffetzt; der eine dieser Henkel ist für die Ueberbringerin, der andere für den Gast. Eine Frau faßt die Schale, trinkt ein wenig, leckt dann die Lippen ab, und gibt sie der Wirthin zurück, ohne ein Wort zu sprechen; die Hausfrau wendet, gleichfalls ohne eine Wort zu sprechen, mit der Hand die Schale zurück; der Gast setzt wieder an um ein wenig zu trinken, nimmt wieder dieselbe Operation an seinen Lippen vor, und gibt dann wieder die Schale zurück. Diese Ceremonie der Tschuwaschendamen wiederholt sich wohl 15mal, und immer schweigend. Das nennt man eine Bewirthung; unter den Mädchen namentlich ist dieß Ceremoniel unerträglich.

Hat man nun den Branntwein allen Gästen dargeboten und endlich auch den Musikanten, welche gewöhnlich beim Eintritt in die Stube den Raum links von der Thüre einnehmen — theils weil die Kunst überhaupt bei den Tschuwaschen keiner großen Achtung genießt, theils weil die Künstler meistentheils Bettler sind — so fängt der Wirth an, seinen Gästen in derselben Ordnung Bier zu reichen, das in Längasen auf dem Tische steht; er schöpft mit Schalen, die lange Stiele haben, aus den Längasen das Bier in Schalen mit zwei Henkeln.

Und siehe, diese Mischung von Branntwein und Bier erwärmt die Phantasie des Tschuwaschenmagnaten: er steht von seinem Platze auf, nimmt eine vornehme Miene an, setzt den rechten Fuß vorwärts und bestellt nun mit dictatorischer Stimme, ihn und die geehrte Gesellschaft mit Musik und Tanz zu belustigen. Die Musikanten setzen sich in Bewegung, die einen ergreifen die Gusli, ein Instrument, das fast einem dreieckigen Hut gleicht, etwas über 2 Fuß lang ist, und Wirbel, an denen die Saiten befestigt sind, auf der linken Seite hat; andere ziehen aus ihrem Busen Pfeifen oder Hörner (schischran), stoßen hinein, und alles ist nun zu Tanz und Spiel bereit. Ein Wink der Hand des allmächtigen Gastes und die Musik lärmt in tausend herzzerreißenden und hirnerschütternden Tönen. Nach einigen Minuten schweigen allmählich die ersten Klänge der Musik, der Gebieter der Gesellschaft befahl den Künstlern noch ein Glas Branntwein und zwei Schalen Bier zu geben und bestimmte das Paar der Tanzenden.

Bei den Tschuwaschentänzen steht der Cavalier an der Thüre, die Dame an der entgegengesetzten Seite. Neuerdings beginnt die Musik zu kratzen, und man vernimmt ein allgemeines betäubendes Händeklatschen nach dem Tact der Musik. Der Tänzer beginnt vorzurücken mit allerlei Wendungen und Verbeugungen, schiebt bald den rechten, bald den linken Fuß, bald die rechte, bald die linke Schulter vor, und in der Mitte der Stube stampft er wie wahnsinnig mit den Füßen. Um diese Zeit beginnt die Dame gleichfalls fast in derselben Weise vorzurücken, nun weicht der Cavalier gegen die Thüre, und beim zweiten Gange wechseln beide die Plätze. Das ist indeß nur der Anfang des wirklichen Tanzes, der stille Vorbote des furchtbaren Sturms, welcher bald darauf losbricht. Das Händeklatschen, das Gesichtverzerren der Tanzenden, das Mitpfeifen der Gäste, das Kreischen des wahnsinnigen Tänzers, das Zwitschern der Pfeifen, das Schnarren der Guslis, der Rauch der Eichenspäne, die Hitze und der glänzende Ruß der Stube, alles dieß gibt ein dunkles Bild einer aufqualmenden Hölle. Während nun die Musik mit aller Macht brüllt, und unter den Tanzenden die rasenden Paare mit den tollen abwechseln, werden Bier und Branntwein, namentlich Bier, von der freigebigen Hand des Wirths und der Wirthin unaufhörlich an die Gäste herumgegeben, und vollenden die Aufregung der Gesellschaft.

Gegen 10 Uhr Abends fangen die Weiber, nachdem sie sich umarmt haben, unter einander an zu sprechen und ihre gewöhnliche Weise zu singen: oi! ei! ei! ei! ei! oi! oi! oi! oi! oi! Der erste Wechsel der Stimme geht von den höchsten Tönen zu den niedersten, und dabei wird das letzte „ei" gezogen, dann beginnt die zweite Strophe um einen Ton niedriger als das erste „oi", und abermals sinkt der Gesang um 5 Töne. Dieses oi, oi, oi, oi, von vielen nicht zusammenpassenden und durch den Branntwein gereizten Stimmen ausgestoßen, vermischt sich mit dem Gespräch, dem Lärmen, dem Geschrei der übrigen Gäste, dem unaufhörlichen „Kiläch! Kiläch!" den zahllosen „Tawa" und „Tawach" mit allerlei Sprüchen und Witzen des Gastgebers, auf die ein wildes allgemeines Gelächter folgt; — alles dieß setzte mich fast in Schrecken, ich konnte nicht länger bleiben und befahl die Pferde vorzuführen. Die Gäste schwiegen. Ich trat zum Hausherren und dankte ihm für seine Bewirthung, dieser aber schüttelte zur Antwort nur einigemal mit dem Kopfe, kratzte sich hinter den Ohren, und gab mir zum Schlusse eine Schaale Bier auf den Weg, die er mir als den Stab bezeichnete, auf den ich mich auf meiner Wanderung stützen solle. Ihren Gewohnheiten gemäß trat ich in die Mitte der Stube vor, und schrie den Gästen zu: syw bolyr! (lebt wohl, bleibt gesund!); nachdem ich die in einem allgemeinen Schrei: syw bol! ausgedrückte Antwort entgegengenommen hatte, setzte ich mich in den Schlitten und fuhr nach Hause. Dieß geschah indeß nicht mit meinen frühern Pferden, denn gleich nach meiner

Digitized by Google

Ankunft waren diese satt gefüttert und nach Hause geschickt worden; für mich aber spannte man ein fliegendes Dreigespann ein mit einem Kutscher, zwei Glocken und zwei Führern, welche mit Prügeln und Spießen bewaffnet waren; dieß geschah, wie mir der Gastwirth erklärte, aus Liebe zu dem Sohn des Geistlichen, den sie sehr hoch achten.

Das Dreigespann krachte und flog, der Kutscher und die Führer schrien, und bald war ich wieder in dem Walde, durch den ich hergekommen war. Der Klang der Glocken, die Stöße des Windes, der uns manchmal das Geheul der hungrigen Wölfe zuführte, und das Rauschen der schwarzen, hundertjährigen Eichen des Surawaldes, alles dieß machte auf mich einen Eindruck, der mich bald die Gesänge der Tschuwaschen vergessen ließ, und mich in eine Traumwelt versetzte. Um halb 12 Uhr hielt der Schlitten am Thor der Wohnung meines Gastfreundes, des Geistlichen, der mich schon lange in seiner Behausung erwartet hatte.

„Nun wie? Haben Sie unsere Bälle gesehen?“ fragte der frische Alte, als ich ins Zimmer trat.

„Es ist nichts zu erzählen; sie zechen freundlich und brüderlich.“

„Allerdings belustigen sich manche aus voller Seele, andere suchen aber auch dort nur Gelegenheit zu Streit und Zank.“

„Wie so?“

„Sie werden sehen, daß von diesem brüderlichen Feste fünf Mann mit zerschlagenem Gesicht zu mir kommen, um sich zu beklagen, oder Sie werden hören, daß einige zu demselben Zweck noch weiter gegangen sind, nämlich zu dem Jsprawnik.“ Und der Geistliche erzählte mir zugleich mehrere Fälle solcher Streitigkeiten, der gerichtlichen Verhandlungen, der Rache wegen Unbilden, von ihrer Verstellung, und endlich gab er mir eine umständliche Schilderung von reichen und armen Tschuwaschen.

Einen reichen oder wohlhabenden Tschuwaschen kann man, wenn ihm nichts besonders unangenehmes passirt, an seinem fröhlichen und zufriedenen Aeußern erkennen, an seinem neuen oder mindestens unzerrissenen und reinen Kaftan, der von einem guten Gürtel zusammengehalten ist, an seiner neuen oder mindestens reinen Mütze, und endlich ganz besonders an seinen neuen Bastschuhen und Fußbinden, welche stets rein, schwarz wie Pech und in mehrfachen Reihen gedreht sind. Ueberfällt ihn aber irgend ein Unglück, erhängt sich z. B. jemand an seinem Thore, oder unter seinem Vorderdach, zur Rache für irgend eine Beleidigung oder in der Absicht ihm einen empfindlichen Schaden zuzufügen, dann unterscheidet ihn augenblicklich nichts mehr von dem Aermsten unter den Armen.[1] Bis er sich von seinem Unheil befreit sieht, zeigt er sich völlig umgewandelt: sein Kaftan ist durchlöchert und in Fetzen, seine Fußbinden in Einer Reihe umgelegt und gleichfalls durchlöchert, eben so seine Bastschuhe, sein Hemd ist zerrissen und schmutzig, seine Mütze ist verschmiert, aus seinen Handschuhen sehen die Finger vor; er selbst ist bleich und zitternd, nicht als ob er sich vor Unglück allzu sehr fürchtete, sondern um sich möglichst armselig darzustellen und von den Rubeln, die er für einen Unglücksfall gesammelt hat, einige Stücke an den Gerichtskosten zu ersparen. Das Gemälde dieser verstellten Armuth der Tschuwaschen ist am auffallendsten im Winter, wenn er sich in einer so elenden, fast nackten Gestalt darstellt. Kaum hat er sich aber von dem Unheil losgemacht, so kennt man ihn nicht mehr; hat er auch seine Kleider noch nicht gewechselt, so doch Ton, Gang und Blick.

(Schluß folgt.)

[1] Dieß ist eine alte Sitte bei den Tschuwaschen, und war lange Zeit die einzige Rache, die einer dem andern zufügte.

Gazpacho, oder ein Sommer in Spanien.

(Schluß.)

VII.

Am 22 August verließ ich endlich Granada allen Ernstes, eine Stunde vor der Morgendämmerung, zur großen Betrübniß des Herrn und der Diener meines Gasthauses, Invita Minerva, denn der Schild desselben, dessen einziger Gast ich mehrere Tage gewesen, und das nach meiner Abreise in die Einsamkeit zurücksank, war eine Minerva. Der Abschied war daher sehr betrübt. Diese bedauerliche Lage des Hotels wurde durch eine Verschwörung der Fondas an den Heerstraßen verursacht, welche die Minerva mit gänzlichem Ruin bedrohte. Ich hoffe aber, daß sie sich nicht wird überwinden lassen, denn es ist einer der besten Gasthöfe in Spanien. Auf eine Viertelmeile von Granada kamen wir vor der kleinen Einsiedelei von San Sebastian vorüber, bis wohin Ferdinand Boabdil begleitete, um ihn aus seinem Königreich zu vertreiben. Dieser Anblick erinnerte mich, daß auch ich Ursache hatte mich umzuwenden, und einen Seufzer auszustoßen, denn man kann sich einer gewissen Trauer nicht erwehren, wenn man für immer einen Ort, eine Person oder einen Gegenstand verläßt, und besonders wenn dieser Ort Granada ist, schickte mich an, dem Mayoral zu folgen, und da letzterer während zwei langen Tagen mein einziger Gefährte seyn sollte, so war meine erste Sorge, mir sein Wohlwollen zu erwerben, indem ich das lebhafteste Interesse sowohl für sein vergangenes, als sein gegenwärtiges und sein zukünftiges Geschick zeigte. Dieses Mittel gelang; er erzählte mir alles was ich wollte. Während der letzten fünfzehn Jahre hatte er als Soldat in Cuba und anderwärts gedient, und war nun in sein Vaterland zurückgekehrt um vielleicht noch härtere Dienste zu thun ohne die Montur zu tragen. Die Löhnung eines Infanteristen beträgt 12 Cuartos (ungefähr 12 kr.), wie er mir sagte; die eines Cavalleristen zwei Realen, was 30 kr. ausmacht. Mit dieser Summe müssen sie sich ihre Nahrung anschaffen, etwas was nicht leicht scheint, und dennoch sterben die Soldaten, welche ich jenseits der Pyrenäen sah, keineswegs Hungers. Der, von welchem ich spreche, war ein fröhlicher lebhafter Bursche, welcher das Leben philosophisch auffaßte und bei jeder Gelegenheit zu singen begann.

Längs der ganzen Ebene hin scheint der Boden fruchtbar und wohl benützt zu seyn; aber mit dem Gebirge beginnt die Wüste. Man sieht höchstens da und dort Spuren von früherem Anbau, Furchen die in ewige Brachfelder verwandelt sind, Algibes oder Cisternen, deren Wände einsinken, Ruinen zerstörten Wohlstandes, welche vielleicht seit Vertreibung der Mauren diesen elenden Anblick darbieten. Die Bewässerung oder der Anbau, was unter einem glühenden Himmel eines und dasselbe sagen will, ist in der Ebene nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden, nur in den Bergen erfordert sie Capital, Geschicklichkeit und Arbeit — Dinge die in Andalusien so selten sind, wie das Wasser selbst. Das Abnehmen der Bevölkerung läßt überdieß bezweifeln, ob solche Unternehmungen vortheilhaft wären.

Das kleine weiße Dörfchen Mala lag in tiefem Schlummer als wir durchkamen. Ein einziger Mann schlief nicht und fing Vögel, wie ich es noch nie gesehen hatte. Er hielt eine zehn Fuß lange Stange in der Hand, die eine Art von Becher an der Spitze trug; mit diesem Werkzeug hob er ein Frettwiesel bis an den Rand des Daches empor. Das Thier glitt unter die Ziegel und erschien bald wieder mit einer Schwalbe zwischen den Zähnen. Der Vogelsteller versicherte mich, man esse diese Schwalben. Man bringt sie wahrscheinlich unter anderm, für Feinschmecker besser klingendem Namen auf die Tafel.

Eine traurige Einöde mit Gestrüpp überzogen, wo es beständig auf- und abwärts geht, führt nach Alhama. Acht lange Stunden trennen diese Stadt von Granada. Wir begegneten vor der letzten Meile niemanden auf der Straße, aber dann fanden wir uns einer Dame gegenüber, welche ein armes Maulthier mit ihrer Last erdrückte. Ein langer Sattel in Gestalt einer Sänfte deckte den Rücken, und schützte das Rückgrat des unglücklichen Thieres. Seine Quälerin trug einen weiten schar-

Digitized by Google

lachrothen Sonnenschein, um sich Schatten zu verschaffen. Sie fragte mich mit ängstlicher Miene, ob wir Räuber gesehen oder davon sprechen gehört hätten. Ihre Furcht verwunderte mich, denn eine Amazone von diesem Umfange durfte sich nur auf die Angreifer werfen, um sie zu zernichten. Zudem schien mir auch die Farbe ihres Sonnenschirms, den man mehrere Meilen weit sah, sehr übel gewählt.

Ich war sehr mißvergnügt als ich Alhama erblickte; ich hatte mir eine düstere Veste auf einsamer Felsspitze vorgestellt; aber ach! das Schloß lag am Abhang eines Hügels und unterschied sich kaum von den Häusern. Ay de mi Alhama! Fahre wohl mein Ideal. Von ferne schien die Citadelle wenig zu versprechen; aber in der Nähe hatte sie schöne Einzelheiten. Gerade unter ihren Mauern öffnet sich eine enge Schlucht, welche den Berg entzweitheilt; sie ist so schmal, daß man sie erst entdeckt, wenn man an ihrem Rande steht, aber sobald man den Fuß hineingesetzt, wähnt man in einem Thale des Paradieses zu wandeln, so kühl ist der Schatten, so klar das Wasser und so grün das Laubwerk. Eine Wasserleitung mit wenig erhöhtem Bogen ist über den großen Platz geführt; die Bewohner der Stadt sind nicht recht spanisch und mahnen an eine andere Zeit. Es war ein Markttag und die Posada war so voll, daß man einen Getreidehaufen wegräumen mußte, um mir ein Bett aufzustellen. Während dieser Zeit ging ich in den Stall, ein Gebäude mit gedrücktem Gewölbe, das von gewaltigen Pfeilern getragen wurde und an die alten Crypten erinnerte. Als ich fragte, um welche Zeit dieses Bauwesen errichtet worden, erhielt ich die gewöhnliche Antwort: Tiempo de los Moros; denn in Spanien schreibt man alle bedeutenden Bauwerke den Mauren zu, wie Oliver Cromwell in England als Urheber aller Zerstörung gilt.

Wir brachen gegen vier Uhr Nachmittags von Alzama auf, eine Stunde zu spät, wie man sehen wird. Als die Sonne unterging, erreichten wir den Puerto, eine Schlucht in der sich die Straße bis ans Meer hinunterschlängelt; hier erblickten wir zuerst seine blauen Fluthen. Eine kurze Dämmerung gestattete uns kaum unsern Weg so lange zu sehen, als wir den steilen Abhang hinunterstiegen; tiefe Finsterniß umgab uns bald, denn der Himmel war drohend und von Wolken bedeckt. Einige Tropfen, welche die Nähe des Unwetters verkündigten, ließen mich den Entschluß fassen, die Nacht in einer Schenke am Rand der Straße eine Stunde vor Vinuela hinzubringen; sie wurde Venta-Nueva genannt. Da alle diese Häuser nach demselben Vorbild gebaut sind, schildert die Beschreibung eines derselben sie alle. Das äußere Thor, dem einer Scheune ähnlich, geleitet den Reisenden und sein Pferd in einen Gang mit Kieselsteinen gepflastert, der geradezu in die Ställe führt. Auf der einen Seite liegt ein großes offenes Gemach, an dessen Ende der Kamin steht, und das als Speisekammer, Bäckerei, Küche, Schlafkammer und was noch alles, für die ganze Familie dient. Auf der andern Seite ist eine kleinere Stube mit besonderer Thüre und einem kleinen viereckigen Guckfensterchen angebracht. Sie ist für diejenigen Gäste bestimmt, welche zu verwöhnt sind, um nicht ein wenig Stille zu suchen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich sie jenes Abends einnahm. Die gute Wirthin beeilte sich einen Haufen Kartoffeln daraus wegzuschaffen; der Wirth aber erhob sich nicht von seinem Sitze; er geruhte eine meiner Cigarren anzunehmen und versicherte mir alsdann, daß ich bei ihm nichts von Räubern zu befürchten hätte, daß er ein Ehrenmann und Muy Caballero sey, woraus ich schloß, daß ich mich unter dem Dach eines Spitzbuben befinden dürfte. Zum Glück gab er mir keine Probe davon.

Am folgenden Morgen standen wir zeitig auf, lange vor Tag, und unsere Thiere, Dank ihrem sichern Schritte, brachten uns, ohne eine Spanne vor sich sehen zu können, wohlbehalten nach Vinuela. Als es dämmerte, erblickten wir eine neue Natur vor uns und wurden gewahr, daß wir uns unter einem andern Klima befanden. Ohne der Reben zu erwähnen, welche alle Anhöhen umzogen, hing der Johannisbrodbaum seine fremdartigen Blätter und Schoten über die Straße herein; an feuchten Stellen sah man Zuckerrohre von bewundernswerthem Grün. Bisweilen folgten wir dem ausgetrockneten Bette eines Wildbachs, bisweilen auch dem Schlängeln eines malerischen Pfades an den Hügel, abhängen hin. Bei Velez sahen wir Trauben, welche man zum Trocknen auf Hürden gelegt hatte. Feigenbäume mit ungeheuren purpurgefärbten Früchten verlockten mich längs der Straße, bis ich der Versuchung unterlag. Die einzige Pflanze, welcher ich als einer alten Bekannten begegnete, war die classische Brombeere, die ihre Ranken um jeden Strauch schlang, der unter der Last ihrer Beeren sich biegen mußte.

Velez ist nach seiner Bauart und Färbung eine äußerst malerische Stadt. Seine Häuser, schmutzig weiß, scheinen zerfallen zu seyn; ein Maurenschloß krönt es mit seinen Trümmern, und die Zinnenkämme der Berge dienen ihm als Hintergrund. Was könnte ein Künstler sich besseres wünschen? Unglücklicherweise ist aber der Mensch keine Camera obscura, und seine Bedürfnisse machen ihm den Comfort unentbehrlich; erschreckt von dem übeln Rufe der Gasthäuser von Velez, faßte ich den Entschluß am Meeresufer zu frühstücken, wohin ich auf einem von Cactus und Bambus eingefaßten Wege gelangte. Velez, das nun von den Fluthen verlassen ist, war ehedem ein Seehafen. Etwa sieben Stunden trennen es von Malaga und die Straße folgt dem Ufer; rechts erheben sich weinumrankte Hügel, und links schaukelt das Mittelmeer seine blauen Wogen. Wir begegneten zahlreichen Maulthierzügen und Wagen, welche ganze Schichten weißer Kisten voll trockener Weintrauben nach Malaga schafften. Hie und da standen Schilfhütten, welche den durstigen Wanderer anlockten, denn alle Reisenden haben Durst unter einem glühenden Himmel. Wassermelonen bedeckten den Boden der Hütte, Branntweinflaschen standen auf dem Tische gereiht; diese beiden Gegenstände bildeten alle Vorräthe der Schenke, nebst den berühmten irdenen Gefäßen, welche das Wasser abkühlen.

Der Morgen war frisch und wolkig gewesen, aber die Sonne durchglühte bald die Luft. Ich war sehr froh bei einer Wendung der Straße die Kamine der Fabriken von Malaga von ferne zu erblicken, und noch froher vor dem prächtigen Hotel der Alameda absteigen zu können. Es war mehr als ein Uhr, und ich saß schon zehn Stunden zu Pferde. Malaga hat eine herrliche Lage; besonders die Aussicht von der Kathedrale ist des Hinaufsteigens werth. Wenn man die Augen von den unförmlichen Rauchfängen welche wie Masten über die Fabriken aufsteigen, abwendet, erblickt man zwei durch eine zerfallene Mauer verbundene Ruinen aus der Maurenzeit, rings um die Stadt einen Kranz von Palmen; das blaue Meer, die geschwungene Linie der Küste und die kühnen kahlen Berge welche gegenüberliegen. Die Kathedrale ist wie die Hauptkirche zu Granada in einem classisch seyn sollenden Style erbaut, der aber mit dem Geschmack der Alten nicht mehr verwandt ist, als die lateinischen Verse eines Mönchs mit den Oden des Horaz. Auch Kunstwerke sind nicht viele vorhanden. Eine Jungfrau mit dem Rosenkranz von Cano; eine heilige Familie, welche man dem jungen Murillo im Beginne seiner Laufbahn zuschreibt; die Madonna mit dem todten Christus im Schooße von Morales; die erstere in der Kirche, letztere Bilder alle in der Sacristei machen ihren ganzen Reichthum aus. Demungeachtet ist die Kirche reinlich, kühl und besitzt eine gute Orgel welche alltäglich die Vespergesänge begleitet. Die lebhaften Straßen zeugen von großem Verkehr, man begegnet beständig trunkenen und lärmenden Matrosen, und ich sage es ungerne, daß es gewöhnlich Engländer und Amerikaner sind.

Viele fremde Kaufleute bewohnen die Stadt und scheinen den Eingebornen ein industrielles Fieber mitgetheilt zu haben; wenigstens wurde die Seltenheit von Spaziergängern auf der Alameda auf die Rechnung der zahlreichen Geschäfte in jener Jahreszeit gesetzt. Am Wirthstische war es die englische Sprache, welche vorschlug; man brauchte weißes Ale, Harweysauce und Stiltonkäse nur zu verlangen, um seine Wünsche augenblicklich befriedigt zu sehen. Die Stadt enthält Leihbibliotheken und Sparcassen, nebst andern transpyrenäischen Erfindungen. Sie ist daher nicht der anziehendste Ort in Spanien und kam mir vor wie ein verfälschtes Getränk.

Die Goldgewinnung Rußlands betrug im Jahr 1848 1826 Pud zu einem Werth von 3.044,832 Pfd. St. (Edinb. Phil. Journ. October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 269. 9 November 1850.

Ueber Kosmographie und Kartologie des Mittelalters.

(Nach der Revue Britannique. Oct.)

Der Vicomte von Santarem, der seit dem Jahre 1842 eine Menge Weltkarten, Portulane und andere geographische Denkmale aus der Zeit vor dem 16ten Jahrhundert herausgegeben hatte, faßte seine Ansicht darüber in einem Werke zusammen, das vor kurzem in Paris unter dem Titel: „Essai sur l'histoire de la Cosmographie et de la Cartographie pendant le moyen-âge et sur les progrès de la Géographie après les découvertes du 15. siècle, erschienen ist. Im ersten Bande, der schon im vorigen Jahr herauskam, hatte er den allgemeinen Plan niedergelegt, seine Ansichten über die Entdeckungen der Portugiesen vor dem 15ten Jahrhundert auseinandergesetzt, und den Stand der Kenntnisse geschildert, auf den die Kosmographen und Geographen Europa's im Mittelalter gelangt waren. Diese gelehrten Untersuchungen bildeten die Vorläufer zu dem Text, der die Analyse und die Classification der prächtigen Sammlung von Weltkarten, Portulanen u. s. w. enthalten sollte, die er, wie oben erwähnt, seit 1842 herausgegeben. Hr. v. Santarem geht ganz chronologisch zu Werke, analysirt die kartographischen Denkmale von der Kindheit der Kunst bis zu ihrer Vollendung im 14ten, von der ältesten bekannten Karte des Mittelalters, der von Cosmas, bis zur prächtigen Weltkarte von Hereford. Er analysirt somit methodisch alle im Studium der Ortslagen vorangegangenen Veränderungen, und besiegt alle bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten, die sich in der vergleichenden Geographie hinsichtlich der fortlaufenden Angaben über verschiedene Localitäten erhoben. Diesem für den Geschichtschreiber und Geographen unschätzbaren Hauptergebniß hat der Verfasser andere anzufügen gewußt, die für beinahe alle Zweige der Wissenschaften nicht minder wichtig sind. Hier wird der Physiker die interessantesten Nachweisungen über die Kenntnisse der Alten in Bezug auf Klimatologie, so wie die Kartographen des Mittelalters sie verstanden haben, schöpfen; der Naturforscher wird Erklärungen über die verschiedenen Thiere und Pflanzen finden, welche die Kartographen bei den verschiedenen Zonen abbildeten, der Mythologe wird die fabelhaften Thiere neben den wirklichen, und der Astronom eine unerwartete Ausbeute über die astronomischen Ansichten vor und nach dem 13ten Jahrhundert und deren Anwendung finden. Der Kosmograph wird, wie wir, die Kunst bewundern, womit Hr. von Santarem die kosmographischen Begriffe des heidnischen und christlichen Alterthums zusammenfaßt, die Analogien der heiligen und Profanschriftsteller nachweist, die bekannten Thatsachen classificirt und so ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes System gegründet hat. Hr. von Santarem hat damit gleichsam eine neue Wissenschaft gegründet, wozu nicht bloß ein ausharrendes Studium gehört, sondern eine höhere Auffassung, welche das Ganze mit dem Einzelnen zu verbinden weiß.

Die Tschuwaschen in Simbirsk.

(Schluß.)

Außer an der Kleidung kann man den reichen Tschuwaschen erkennen an der Menge und Reinlichkeit der Gebäude auf seinem Hof. Die Reichen haben drei Vorrathshäuser, eine Sommerküche im Hofe, starke, aus Balken gezimmerte Ställe für die Pferde, gut eingezäunte Hürden für das Vieh, einen Garten, manchmal mit Fruchtbäumen, Wasser- und Windmühlen; der Arme hat nur Ein Haus, ohne alle Einfriedung als höchstens einen geflochtenen Zaun; auf dem solchergestalt umschlossenen Raum steht man außer einem Vorrathshaus und einem Gehege fürs Vieh, wenn er welches hat, gar nichts. Uebrigens ist der Hof bei allen mehr oder minder rein, bei den Reichen, weil man ihn abfegt, bei den Armen, weil nichts da ist, das ihn beschmutzt; Hausvieh haben sie keines oder sehr wenig.

Die Tschuwaschinnen gehen, je reicher sie sind, um so reinlicher. Die Armen bieten einen widerwärtigen Anblick; die Haare sind ungekämmt, das Hemd bis zum Unglaublichen schmuzig, die Bastschuhe, Fußbinden — alles durchlöchert. Aber das vielfarbige selbst gefertigte Band, das von beiden Ohren quer über den Kopf geht, die Choschpa vorn und der Sarpan hinten bezeichnen stets die verheurathete Frau. Die simbirischen Tschuwaschinnen bedecken den Kopf mit nichts als diesem Band, außer im Winter, wo sie auf irgend einem Gang ihre Mütze aufsetzen; die kasanischen Tschuwaschen tragen, wenn sie reich sind, auf dem Kopf eine mit Glasperlen ausgenähte, helmartige Haube. Eine reiche Tschuwaschin hat immer zwei Hemden auf dem Leib, ein unteres reinliches, und ein etwas schmuziges, in welchem sie im Hause herum arbeitet, das sie aber ablegt, sobald sie weiß, daß irgend ein Mann in die Stube kommt. Die Mädchen kleiden sich wie die Frauen, mit Ausnahme des Choschpas, des Sarpans und des Bandes um die Stirn. Bei Hochzeiten tritt an die Stelle des Sarpans von Leinwand einer von Leder, der ganz mit großen und kleinen Silbermünzen besetzt wird. Einen ähnlichen ledernen Sarpan mit silbernen und selbst mit goldenen oder vergoldeten Münzen sah ich häufig bei den jungen Tatarinnen in Kasan und in Simbirsk.

Die Männer heurathen mit 18 bis 19 Jahren häufig Witt-

Digitized by Google

wen von 50 Jahren, weil diese mehr oder minder wohlhabend sind, die Haushaltung verstehen und einen jungen Menschen unterrichten können. Auch die Mädchen sind häufig bei der Heurath doppelt so alt als die jungen Männer, weil man den Reichthum eines Tschuwaschenmädchens und ihre Fähigkeit in häuslichen Arbeiten nach der Menge von Hemden und anderer Leinwand bemißt; die Mädchen fangen mit 16 Jahren an, ihre Aussteuer herzurichten, und fahren damit häufig bis zum 35sten und länger fort; sie arbeiten eifrig, um nicht sich und ihre Verwandten zu beschämen, und mit der Ehre der Verheurathung auch durch die Menge des Beigebrachten die Achtung der Alten zu erlangen. Es gibt indeß auch Ausnahmen, d. h. manche verheurathen sich auch jung, dieß geschieht jedoch selten, und nur aus besondern Ursachen. Geld gibt man den Mädchen durchaus nicht als Aussteuer, im Gegentheil zahlt der Bräutigam den Kalym, der von 10 bis 100 Rubeln und mehr beträgt.

Kaum hatte der Geistliche seine Vergleichung reicher und armer Tschuwaschen beendigt, so klopfte jemand am Thor.

„Wer ist da?" fragte der Geistliche, indem er das Fenster öffnete.

„Aber, Batschika" (wir, Väterchen) erfolgte die Antwort.

Der Geistliche befahl die Angekommenen herein zu lassen, und ins Zimmer traten zwei Tschuwaschen; ihre Kaftans waren zwar noch ganz, aber sehr zerzaust, ein deutliches Zeichen ihres unordentlichen Zustandes, die Umschläge der Hemden waren abgerissen, die Haare verwirrt, auf den Gesichtern Blut. Beim Eintritt ins Zimmer blieben sie vor der Thüre stehen, verbeugten sich gegen den Geistlichen, indem sie die Mützen in die linke Hand nahmen, und kratzten sich am Kopfe.

Beide suchten sich zuerst russisch auszudrücken, es blieb aber unverständlich, so begann der Geistliche tschuwaschisch zu reden, und nun ergab sich: der eine hatte dem andern schon vor einem Jahre eine Ziege gestohlen; der andere, dem dieß zu Ohren gekommen, stahl dem erstern gleichfalls eine Ziege, und als er mit ihm bei einem Gelage zusammentraf, machte er spöttische Bemerkungen über des Bestohlenen ärmliche Habseligkeiten. Dadurch kam dieser auf die Spur des Diebs, und nachdem sich beide zuerst in der Stube gezankt hatten, gingen sie hinaus in den Hof, um dort den Streit in Anwesenheit der übrigen zechenden Gäste abzumachen. Sie schlugen sich „tschuwaschla", d. h. auf tschuwaschisch: sie zerrten einander bei den Haaren, rauften sich den Bart aus, zerschlugen einander die Nasen, und griffen endlich zu Heugabeln. Der eine schlägt mit der Heugabel dreimal zu, worauf der andere: side-e (Genug) schreit. Sobald der erstere den Ruf vernimmt, stellt er die Heugabel vor sich, fährt aber fort zu schreien und seinen Gegner zu schimpfen: ase wuru, ase kanalja, ase schelma (du Dieb,[1] du Canaille, du Schelm), mit Hinzusetzung rein russischer Schimpfreden. Dann entreißt der zweite dem ersten die Gabel und schlägt ihn dreimal in die Seite, worauf dieser „side-e" (Genug) schreit und nun dem andern die Gabel wieder entreißt. Der Geistliche rieth den Gegnern sich zu beruhigen, weil sie beide gleich schuldig seyen, und wenn die Sache vor den Richter komme, strenge gestraft werden würden. Als sie fort waren, fragte ich, weßhalb der erste, der die Heugabel hatte, sie dem Gegner überließ, sobald er geschlagen hatte. „Weil der", entgegnete der Geistliche, „welcher zuerst geschlagen hat, sich fürchtet, allein der Schuldige zu bleiben; übrigens denken die Feinde nicht an Versöhnung, sondern werden, wie es scheint, in die Stadt gehen, um sich zu verklagen."

„Wie? sie gehen in dieser furchtbaren Nacht?"

„Die Nacht ist ihnen nicht furchtbar; sie sind zu zwei. Auch wird ihnen die Sache nicht langweilig, denn sie sind in Einem Schlitten."

„Wie das?"

„Der schwerer Beleidigte gibt gewöhnlich das Pferd und das Geschirr, der minder Beleidigte den Schlitten. Der, dem das Pferd gehört, kutschirt, der andere setzt sich rücklings auf den Schlitten, und läßt die Füße hinten hinabhängen, zum Zeichen, daß er mit seinem Gegner im Streit ist. In diesem zornigen Verhältniß kommen sie ohne ein Wort zu sprechen, nach der Stadt. Vielleicht kommt einem die Lust an, Tabak zu schnupfen, dann stößt er seinen Feind mit dem Ellenbogen in den Rücken und sagt: „ei, bar mana schichran, tabak tordma." (gib mir das Horn, ich will schnupfen). Dieser nimmt ein mit grünem Schnupftabak gefülltes Horn heraus, macht sich gleichfalls durch den Ellenbogen im Rücken bemerklich, und reicht ihm das Horn zur Linken hin, ohne sich umzuwenden, obwohl er recht gut weiß, daß sein Nachbar einen gleichen Schatz besitzt. Dieser schüttelt auf die flache Hand eine Prise Tabak, verschließt das Horn wieder, stößt den Besitzer desselben genau wieder auf dieselbe Weise an, und gibt es ihm auf der linken Seite zurück. Nun ist alles wieder still, bis es abermals zum Schnupfen kommt. So fahren sie ganz ruhig fort in die Stadt, und erscheinen dann einer nach dem andern vor dem Ispramnik mit ihrer Klage."

Ich setze nun meine eigenen Bemerkungen über die Tschuwaschen von Simbirsk, zum Theil auch von Jadrinsk und Ziwilsk fort, die an den großen nach Kasan führenden Straßen wohnen. Sie gleichen sich in physischer Beziehung sehr, und es finden sich viele gut gewachsene, frische und stattliche Männer unter ihnen. Ihre Gesichtsfarbe ist größtentheils schwarzbraun, die Haare bei vielen ganz schwarz, bei andern nur dunkel mit einem leichten Schimmer von rothem oder röthlichem Haar. Die letztern Haare, die man eher dunkelroth oder besser dunkelgrau nennen könnte, sind bei den russischen Bauern, welche in der Nähe von Tschuwaschendörfern wohnen, gewissermaßen zum Sprüchwort oder zum Vorwurf geworden, denn wenn einem russischen Bauern ein Sohn mit dunkelgrauen Haaren geboren wird, so sagen sie er habe Tschuwaschenhaar, und rufen ihn nicht anders an, als „ey du Tschuwaschenhaar!" Die Tschuwaschen lassen im allgemeinen selten das Haar lang wachsen, sondern scheeren es fast immer, und zwar in eben solchen Streifen, wie sie gewöhnlich die Hämmel scheeren. Auch ihre Bärte sind dunkel, und wenn nicht gerade sehr buschig, doch immer ziemlich groß; manche haben auch wirklich Bärte, die einem Moskauer oder Petersburger Kutscher Ehre machen würden. Ein solcher Bart wird nie gekämmt, und es gilt für ein glückliches Zeichen, wenn er sich recht verfilzt; sie sagen dann, daß der Hausgeist sie liebe, schätze und bewahre. Ich sah einst alte Bienenzüchter, 15 Werst von dem Dorfe im Wald, welche über 2 Fuß lange Bärte hatten, die in drei oder vier Flechten herunterhingen; augenscheinlich bildeten sie sich auf diese Zierde nicht wenig ein.

Das Benehmen der Tschuwaschen ist allenthalben ziemlich dasselbe; sie sind anfangs scheu, es kostet einige Mühe sie zum Sprechen zu bringen, und sie wissen kein Gespräch zu unterhalten. Der Gegenstand desselben ist gewöhnlich ihr Verkehr

[1] Es ist charakteristisch, daß das Wort wur gleichfalls nicht tschuwaschisch ist, sondern russisch: wor, der Dieb.

Digitized by Google

mit dem Ortsgeistlichen, mit den Schreibern, Dorfvorstehern und Steuereinnehmern. Spricht man ihnen von großen Städten, von den Wundern der Industrie, von Putz und andern Gegenständen, die sie nie gesehen haben, so hören sie staunend zu, machen manche wißbegierige Fragen, und wenn sie sich vor einem Unbekannten nicht aussprechen, so liegt die Ursache in einer natürlichen Schüchternheit. — Ueber ihre Jomsas (Aerzte und Wahrsager) und Logatmyschs (Zauberer) ein andermal; es herrscht noch viel heidnischer Aberglaube unter ihnen.

Wanderungen an der untern Donau.

(Von einem Russen. Nordische Biene. 20 September.)

I.

Es war Mittag als unser Dampfboot von Tscherewiza abstieß, einem kleinen Städtchen auf dem rechten Donauufer, in dessen Umgegend während des letzten Kriegs einige Gefechte stattgefunden hatten. Schon vorher hatten die flachen, einförmigen Ufer sich zu verändern begonnen; und die Hügel begrünten sich mit Rebenstöcken. Von Tscherewiza anfangend treten die Hügel allmählich bergartig auf und ihre Kette läuft in der südlichen Backa (spr. Batschka) und Syrmien hin; sie sind mit dichten Wäldern bedeckt, in denen sich einige Klöster rechtgläubiger Serben verstecken. Das linke Ufer ist fortdauernd steil. Auf der Höhe eines Ausläufers dieser Berge, deren Fuß von den Wellen der Donau bespült wird, erhebt sich die Festung Peterwardein. Von ferne bemerkt man die langen rothen Streifen der backsteinernen Festungswerke, die in fünf Absätzen an dem grünen Abhang des Berges sich erheben. Einige hundert Klafter von der Veste, hart am Ufer, breiten sich einige Gärten aus, in deren Schatten man die grünen Dächer von Gebäuden sieht; dieß ist das Landgut Marzibani, eines der besten im südlichen Ungarn. Hieran stoßen die Befestigungen von Kamenitz, die in einem breiten Kreise Peterwardein umgeben und sich bis Carlowitz ausdehnen. Nach Neusatz führt der Weg hart an Peterwardein vorüber, und kaum kann man einige Hausdächer über die Festungswerke hin erblicken. Man sieht nur, wie gut die Festungsbauten aufgeführt, wie vorzüglich sie erhalten, wie tief der Berg von Gräben durchschnitten ist, und wie die Mauern hinablaufen nach den Gewässern des Stroms. An einem ziemlich öden Platze legt das Dampfboot bei Neusatz an. Man wies mich nach dem Gasthof des „weißen Schiffs,“ ein kleiner Jude bat mich, sobald ich aus dem Schiff ans Land trat, ihn meinen Koffer tragen zu lassen, und versprach zugleich mich nach dem Gasthof zu führen.

„Hast du Kraft genug, den Koffer zu tragen?“ fragte ich den augenscheinlich schwachen Jungen, dessen Kleidung aus verschiedenen abgelegten Stücken einer Uniform bestand.

„Warum nicht?“ erwiederte der Junge, „und wenn ich auch nicht die Kraft hätte, so müßte ich ihn doch tragen, weil ich heute noch essen will.“

„Hast du keine Eltern?“ fragte ich.

„Eltern?“ erwiederte der Junge, indem er meinen Koffer aufpackte; „ich habe eine Mutter, meinen Vater haben sie vor einem Jahre umgebracht.“

„Wer hat ihn umgebracht?“

„Gott weiß es; er ging am Morgen aus, und am Abend fanden wir ihn todt vor der Stadt. Wir fragten nicht, wer ihn erschlagen; wenn ein Magyar einen Juden trifft, so erschlägt er ihn, weil er mit den Serben verkehrt, und der Serbe erschlägt ihn, damit er es nicht mit den Magyaren halte.“

Ein breiter Damm, auf dessen beiden Seiten das Austreten der Donaugewässer Sümpfe gebildet hat, die hie und da mit Bäumen überwachsen sind, führt vom Ufer nach einer kleinen Insel und von da nach der Stadt. „Hier wohnen wir,“ sagte der Junge, als er am ersten Haus vorüberging, das bloß noch aus halbzerstörten nackten Mauern bestand. „Hier und an andern Stellen hat der Brand zu gleicher Zeit angefangen.“ Und welcher Brand? Er begann Morgens, und Mittags stand schon die ganze Stadt im Feuer. Einige Straßen, durch die ich nach dem Gasthof wandern mußte, zeigten mir zur Genüge das ganze Unheil, das die beste und reichste Stadt der Backa erduldet hatte. Wo man hinsieht, allenthalben stehen die ausgebrannten Reste von Gebäuden; das Feuer hat nicht bloß die Dächer und obern Stockwerke zerstört, sondern durchaus alles, was nur irgend in einem Hause brennen konnte. Auf der ganzen Länge der breiten Straßen des einst schönen Neusatz sah man auch nicht ein Dach auf einem Hause, allenthalben öde Fensterhöhlen, zerstörte Mauern, verbrannte Balken. Von dem Hauptplatz, auf dem nur das alte städtische Rathhaus stehen geblieben, wandten wir uns in eine Seitenstraße, wenn man zwei Reihen von Trümmerhaufen eine Straße nennen kann. Seltsamerweise hatte sich in der ganzen Straße nur Ein Häuschen mit seinem Dach erhalten; ein kleiner blauer Aushängeschild zeigte, daß es in der That ein Gasthof sey, der beste in gegenwärtiger Zeit und der einzige in Neusatz, obgleich dieß Häuschen ursprünglich gewiß nicht zu dem Zweck, ein Gasthof zu werden, erbaut war. Durch den Zufall, daß es allein vom Brande verschont blieb, hatte man die elende Schenke, in welcher bisher nur Bauern, die zum Verkauf von Stroh in die Stadt kamen, angehalten hatten, in einen Gasthof umgewandelt. Ich forderte Zimmer, und nach langem Klopfen führte man mich endlich in eine feuchte Kammer neben dem Pferdestall, in welcher gerade hinreichend Raum war, um eine hölzerne Bettlade mit Strohmatratze, dem einzigen Comfort, zu stellen, und dann noch neben der Bettlade vorüberzugehen. Ich mußte mit dieser Unterkunft mich begnügen, unterhandelte aber zuvor um den Preis, der kaum geringer war als in den Wiener Gasthöfen. Ich entließ meinen Führer und schickte mich an, in der Stadt herumzuwandern, trauriger Spaziergang mitten unter Trümmern, den Folgen des Kriegs. Ich ging wieder nach dem Hauptplatz. Mitten auf demselben, unter einem kleinen Dache stand ein Bild, und einige Schritte davon ein einstöckiges, halb eingestürztes Haus. Haufen von Eisen, Schlössern, Riegeln, Glocken lagen in Unordnung daneben, und zwei Heiducken saßen schweigend auf einem halbverbrannten Balken. Das halb eingestürzte Haus war das alte Rathhaus, das man wenige Jahre zuvor, weil es zu sehr zerfallen war, verlassen hatte; der Magistrat hatte, bis das große neue Rathhaus aufgeführt war, in einem andern Hause ein Unterkommen gesucht, und das neue Rathhaus war jetzt gleichfalls niedergebrannt.

Von dem Rathhause ging ich auf die Hauptstraße nach der Donau. Diese einst volkreiche Straße, der Markt für die ganze Backa und das Banat, ist jetzt verödet. Hie und da haben einige Händler Buden aufgerichtet, und sich dazu der Ueberreste der Häuser bedient. Aber hier sieht man doch noch einige Spuren des Lebens, in andern Theilen der Stadt dagegen herrscht Todtenstille. Die Trümmer von 2000 Häusern stellen sich dar wie ein großer Kirchhof. Die Steinhaufen bedecken sich mit Nesseln, auf den Straßen wächst Gras, und an den Wänden hinauf kriecht Moos, über Thüren und Fenster ziehen sich Spinngewebe. Einige Stellen hatten sich vollkommen in Wiesen verwandelt, aus denen nur noch Erhöhungen herausschauten, die zum Theil auch schon mit Gras überwachsen waren. Dieß waren die Trümmerreste einst sehr großer mit Kaufläden angefüllter Gebäude, oder weite mit luxuriösen Häusern umgebene Plätze. Die Häuser selbst, die Magazine waren verschwunden, die Eigenthümer sind theils weit fortgezogen, theils gestorben, theils im Kriege umgekommen. Kaum 6000 Einwohner rechnet man noch in Neusatz von 20,000. Sie wohnen in kleinen Häuschen und Hütten, die im nördlichen Theile der Stadt schlecht genug aufgeführt sind; sie wohnen hier eng, immer einige Familien beisammen, allen Entbehrungen, allen Krankheiten des fieberischen Klima's ausgesetzt. Der letzte Winter war schrecklich für Neusatz: viele Menschen kamen vor Hunger und Kälte um. Welches Schicksal erwartet die armen Bewohner von Neusatz im nächsten Winter, wenn keine Hülfe kommt!

Der Tag des 12 Junius 1849 war für die Stadt schrecklich sowohl durch die angerichteten Zerstörungen selbst als durch die unseligen Folgen. Als der Ban mit seinen Truppen Peterwardein und Neusatz immer enger umlagerte, beschloß die serbische Bevölkerung von Neusatz, den Ansichten des Bans gemäß und um ihrer eigenen Rettung willen die Stadt zu verlassen und sie der Grausamkeit der Magyaren zum Opfer zu bringen. Die Bewohner von Neusatz waren reich genug, um sich später für den

Digitized by Google

Verlust der Häuser zu entschädigen, wenn dieser auch eintrat, und wenn es ihnen gelungen wäre, ihr übriges Vermögen zu retten. Der Ban erschien vor Neusatz, um die ungarische Garnison daraus zu verjagen, und sie zu nöthigen sich nach Peterwardein zurückzuziehen, ehe noch die serbische Bevölkerung sich für den Fall einer Belagerung vorbereitet hatte. In der Nacht erschien der Vortrab des Ban, und hinter diesem das ganze Heer; man versicherte die Serben, es sey nicht nöthig die Stadt zu verlassen, die nach einigen Stunden in den Händen der kaiserlichen Truppen seyn würde. Kaum erschienen jedoch die Truppen des Bans, als sämmtliche Magyaren, die Bewohner von Neusatz und die Garnison selbst ohne Widerstand die Stadt verließen, über die Brücke zogen und sich in den Schanzen festsetzten; dieß bewies schon, daß etwas besonderes vorbereitet werde. Und in der That, um drei Uhr Morgens flogen von den Wällen von Peterwardein herab die Granaten nach allen Enden der Stadt, und steckten sie an vielen Punkten in Brand. Der Wind trug die Flamme von Dach zu Dach, und im Laufe einer Stunde ergoß sich über die ganze Stadt ein Feuermeer. Sein Vermögen zu retten, hatte keiner Zeit, man suchte nur wo möglich das Leben durchzubringen. Unter lautem Jammer drängten sie sich nach den Thoren, viele aber kamen unter den brennenden Trümmern um. Um diese Zeit kamen die Ungarn aus der Festung heraus, und jagten die Einwohner wieder in die brennende Stadt zurück. Zugleich drangen Ungarn und Croaten hinein und plünderten, was der Brand verschont hatte. Neusatz wurde nicht nur verbrannt, sondern geplündert. Wohin begaben sich die Einwohner? Man weiß es nicht! Sie zerstreuten sich in Croatien, Syrmien, Slavonien, in den Städten der Woiwodina, manche gingen sogar nach Belgrad und Serbien.

In Neusatz hatte sich das stärkste Streben, die serbische Nationalität zu schützen, gezeigt; von hier aus war an den ungarischen Reichstag eine Deputation geschickt worden, unter der sich Kostitsch und Stratimirowitsch befanden, und welche von den Gesetzgebern Ungarns, die noch im Namen des Kaisers und unter dem Vorsitz eines Erzherzogs fungirten, gleiche Rechte mit den Ungarn auch für die Serben erlangen sollte. Am 8 April 1848 begrüßte unter Eljenruf der ungarische Reichstag diese Deputation, und zeigte die Absicht ihren Forderungen Genüge zu leisten. Aber an demselben Tage erklärte Kossuth, es gebe in Ungarn nur Eine Nationalität, nur eine Nation der Ungarn, der sich unbedingt alle andern unterwerfen müßten. Als Stratimirowitsch bemerkte, daß eine solche Politik Widerstand bei den Serben erwecken müße, entgegnete Kossut: dann muß das Schwert entscheiden! Hierauf beschlossen die Serben sich direct an den Kaiser zu wenden, denn seine Bevollmächtigten fingen schon an, seine Gewalt zu verrathen, und in diesem Augenblick entstand der Haß gegen Neusatz, der mit dessen Untergang endigte.[1]

Der Abend brach an, und ich wanderte immer noch unter den Trümmern umher; der westliche Himmel bedeckte sich mit der Abendröthe, es wurde dunkel, die Schatten der Trümmerhaufen nehmen seltsame Gestalten an; in den Sümpfen, die sich an der Stelle einst luxuriöser Gebäude gebildet, begannen die Rallen zu schreien, und ein kalter Wind wehte, wie unter Gräbern.

Ich beschloß, in meinen Gasthof zurückzukehren, um mich in der unbekannten Stadt nicht zu verirren, als ich auf einmal eine Frau in zerrissenen Kleidern und mit aufgelösten Haaren auf einer fast niedergebrannten Mauer sitzen sah. Mir kam in den Kopf, dieß sey die Wittwe eines Unglücklichen, die voll Kummer auf dem Grabe ihres Mannes den Tod erwarte. „Was machst du hier?“ fragte ich.

„Ich bin nach Hause gegangen, hier sitze ich, und dann lege ich mich schlafen.“

„Wohnst du vielleicht hier?“

„Das ist mein Haus. Mir sind nur die Steinhaufen geblieben, aber es ist doch mein Haus. Ach! welche herrliche Zeit habe ich hier verlebt! Ich glaubte nicht, daß ich einmal um ein Stück Brod betteln müßte. Wenn dem aber so ist, so werde ichs ertragen. Aber von meinem Hause weiche ich nicht, das muß ich vor den Magyaren bewahren. Wie, Herr, hast du nichts gehört? man sagte, daß die Magyaren heute Nacht Neusatz in Brand stecken werden!“

Ich sah nun wohl, daß das Weib verrückt sey, und fragte nur noch, ob sie mir nicht den Weg zum weißen Schiff weisen könne.

„Bei Tage gern, bei Nacht nicht. Ich sage dir, daß ich mein Haus nicht verlassen will. Vielleicht kommt mein Mann heim. Wir lieben einander schon lange, und erst vor einer Woche wurden wir getraut; er ist ins Lager von St. Thomas gezogen und kann jeden Augenblick zurückkehren. Das weiße Schiff ist dort unten.“

In trauriger Bewegung setzte ich meinen Weg durch die Trümmer der Stadt fort, in der Richtung, die mir die Wahnsinnige angedeutet hatte, und fand auch endlich in der That den Gasthof.

[1] Die ganze Maaßregel gegen Neusatz läßt sich auch rein militärisch erklären, und man braucht nicht so weit auszuholen. A. d. U.

Miscellen.

Eine archäologische Enttäuschung in Bezug auf Keilinschriften. Der Engländer Witsen hat schon im J. 1705 einige Worte Keilinschrift mitgetheilt, und ihm war Fürst Cantimir gefolgt; niemand wußte recht woher sie kam, und es scheint ein baarer Zufall, daß man sie nach Tarku, nordwärts vom Kaukasus, verlegte. Die Sache war alt, und somit nahm man, wie es scheint, die letztere Vermuthung auf Treu und Glauben an; Burnouf unterwarf diese Keilinschrift sogar einem gelehrten weitläufigen Commentar, obgleich Grotefend, der Vater des Keilschriftstudiums, schon im J. 1820 Zweifel über die Aechtheit der Abschrift Witsens ausgedrückt hatte. Indeß, wie es mit solchen alten Vermuthungen immer geht, sie bleiben geraume Zeit unangefochten stehen, und Burnouf, wie später Rawlinson selbst, betrachteten die angebliche Inschrift von Tarku als ein Denkmal der Arsaciden, und als einen sichern Beweis, daß diese ihre Macht und Herrschaft bis nordwärts vom Kaukasus ausgebreitet hätten. Jetzt hat aber Hr. Isidor Löwenstern, der um einer anderen Ursache willen des alten Hyde's „Historia religionis veterum Persarum“ durchlas, eine wunderliche Entdeckung gemacht. Hier findet sich nämlich eine Stelle (Edit. von 1760 p. 547), wonach diese und einige andere Keilinschriften von einem englischen Kaufmann, Namens Sam. Flower, der im J. 1667 eine Reise nach Persien machte, abgeschrieben und ziemlich willkürlich zusammengesetzt wurden, zu keinem andern Zweck, als um von dieser Schrift, die ihm als höchst merkwürdig auffiel, eine Probe zu geben. Schon Grotefend hatte darin eine „Mischung verschiedener Zeichen aus den drei Schriftsystemen zu Persepolis“ entdeckt, und der Kaufmann Flower hatte einzelnes so richtig nachgezeichnet, daß man den Namen „Arsaciden“ wirklich herauslesen konnte. Löwenstern macht dieß zur Enttäuschung mancher Philologen in der Revue archéol. vom October bekannt.

Archäologische Sendung nach Algerien. Die HH. Renier und de la Mare sind im Auftrag der Minister des öffentlichen Unterrichts und des Krieges nach Algier gegangen, namentlich um die Provinz Constantine zu besuchen, und dort die zahlreichen lateinischen Inschriften zu sammeln.

Untersuchung der Nordostküste Afrika's. Die ostindische Compagnie hat die Absicht die ostafrikanische Halbinsel von Berbera aus näher untersuchen zu lassen. (Wahrscheinlich findet sie sich dazu aufgefordert durch den Umstand, daß man in neuerer Zeit ausgefunden hat, daß diese Gegend das eigentliche Land der Gewürze und Wohlgerüche war, woher die Alten diese Waaren bekamen, die regio cinnamomifera und thurifera). Man hatte dem Lieutenant Cruttenden, von der indischen Marine, der sich schon einmal in jenen Gegenden befand, das Anerbieten gemacht, er hat solches aber abgelehnt, und die Regierung sucht nun noch einen passenden Mann für dieß nicht unwichtige Unternehmen. (Bombay Times. 3 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 270. 11 November 1850.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Dr. Moritz Willkomm.)

1. Das Gebirge zwischen Guipuzcoa und Biscaya. — Bilbao und seine Umgebungen.

In Tolosa, dem Sitz der Regierung von Guipuzcoa, theilen sich die Straßen nach Madrid und nach Bilbao. Es war noch finster, als ich am frühen Morgen des 8 Mai in die Diligence stieg, um meine Reise nach letztgenannter Stadt anzutreten. Das schwere Gewölk, welches den Himmel bedeckte, ließ einen Regentag erwarten. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn kaum lag Tolosa uns eine Stunde im Rücken, so begann es zu regnen und regnete mit wenigen stundenlangen Unterbrechungen bis gegen Abend. Es war empfindlich kühl und ich würde daher derb gefroren haben, hätte ich nicht meinen weiten spanischen Mantel zum Schutz gegen Kälte und Regen bei mir gehabt. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß man sich in den baskischen Provinzen im Süden Europa's befindet. Die baskischen Provinzen und wahrscheinlich das ganze nördliche Littorale der Halbinsel haben mit den übrigen Theilen Spaniens nichts gemein als die Bewohner, welche, obwohl in vieler Hinsicht von den übrigen Spaniern verschieden, dennoch ächte Spanier sind, das Klima dagegen, die Vegetation, die landschaftliche Physiognomie erinnern mehr an Gegenden Mitteleuropa's, an das mittägliche Deutschland, an die Schweiz, als an Spanien. Es regnet in den baskischen Provinzen vielleicht mehr als bei uns in Deutschland, ja in Bilbao vergeht Jahr ein Jahr aus fast kein Tag ohne Regen. Die Luft ist dort fortwährend so feucht, daß das Salz zerfließt und alles blanke Eisenzeug verrostet. Zur Entschädigung für diese unangenehmen Eigenschaften des Klima's der baskischen Provinzen genießen diese Gegenden eines fast ununterbrochenen Frühlings. Berge und Ebenen sind hier fortwährend grün, selbst im hohen Sommer, wo im Innern von Spanien und auch in den Küstengegenden des Mittelmeers alles von den Gluthstrahlen der Sonne verbrannt und Bäume und Fluren mit dickem Staub gleich einem grauen Bahrtuche bedeckt sind. Außerdem überhebt das häufige Regenwetter und die fortwährende Feuchtigkeit der Atmosphäre die Bewohner der baskischen Provinzen des mühsamen Geschäfts der Bewässerung, ohne welche im Innern und im Süden der Halbinsel keine Cultur möglich ist, und erlaubt ihnen, überall, wo es die Bodenverhältnisse gestatten, das Land zu bebauen.

Da ich mich ganz allein im Coupé befand, so hatte ich hinlänglich Muße die Gegend zu studiren. Die Straße nach Bilbao, welche, wie alle Chausseen der baskischen Provinzen, sehr schön gebaut und gut unterhalten, nur etwas schmal ist, führt von Tolosa an fortwährend in einem malerischen, von hohen Bergketten eingeschlossenen Thale, durch welches der Rio Orria, ein wasserreicher Gebirgsbach von schmutzigem Wasser, woher er seinen Namen erhalten hat (orriá bedeutet im Baskischen schmutzig), strömte. Die Abhänge der schöngeformten, meist aus Sandstein und Mergelschiefer bestehenden Berge sind keineswegs kahl, wie dieß im übrigen Spanien so häufig der Fall ist, sondern mit schönem Laubholz, hauptsächlich aus Kastanien und deutschen Eichen zusammengesetzt, bewaldet. Selbst die obern, mit Gerölle überschütteten Abhänge und die Kämme sind noch mit Gebüsch bekleidet, nur die höchsten, meist felsigen Kuppen pflegen der Baum- und Strauchvegetation gänzlich zu entbehren. Das Thal ist stark bevölkert und ungemein schön angebaut, wie fast alle Gegenden der baskischen Provinzen, namentlich Guipuzcoa's, dessen Bewohner unbestritten die fleißigsten unter allen Basken sind. Ueberall, in den Ebenen rechts und links von der Straße, an den Abhängen der Berge, in den Seitenschluchten liegen einzelne von Saatfeldern und Obst-, namentlich Aepfelbäumen umringte Häuser — sogenannte Caserios — deren weißgetünchte Mauern und rothen Ziegeldächer freundlich gegen das frische Grün ihrer Umgebungen contrastiren und durch ihre Bauart an die Schweiz erinnern. Eine Menge Mühlen, einzelne Fabriken und Eisenhütten — Ferrerias — schmücken die oft felsigen Ufer des Flusses, und reinliche, mit Wein und Lebensmitteln gut versorgte Ventas bieten dem Wanderer auf jedem Schritt die Gelegenheit dar, seinen Hunger und Durst zu stillen. Die Straße führt durch mehrere Flecken und kleine Städte, welche meist enge schlecht gepflasterte Gassen mit hohen, alterthümlichen Häusern und große Kirchen besitzen. Die Ortschaften der baskischen Provinzen, besonders Biscaya's, haben ein zwar finsteres, aber nobles Ansehen. Die Häuser sind sämmtlich hoch, mit vielen Balcons versehen und häufig mit alten, schön in Stein gearbeiteten Wappenschildern geschmückt. Zwischen Villafranca und Villareal kommt man durch ein Dorf, genannt Ormaiztegui. Dieser Ort ist berühmt geworden als der Geburtsort des famosen Karlistenchefs Zumalacarregui, dessen Bruder, welcher seine politischen Ansichten keineswegs theilte, sondern im Gegentheil Christino war, noch gegenwärtig als Pfarrer des Orts daselbst lebt. Bald hinter dem genannten Orte übersteigt die Chaussee in vielfachen Windungen einen Gebirgskamm, hinter welchem das Städtchen Villareal liegt. Die Straße steigt so rasch empor, daß die acht Maulthiere, welche vor die Diligence gespannt waren, den schwerfälligen Wagen nicht emporzubringen vermochten. Es wurden

Digitized by Google

daher am Fuße der Schnecke zwei Paar Ochsen zwischen die Maulthiere eingeschoben und so der Wagen langsam die steile Lehne hinanbugsirt. Das Regenwetter verhinderte mich leider, die schöne Aussicht, welche dieser Paß darbieten mag, zu genießen. Mehr begünstigte mich das Wetter bei Uebersteigung des hohen Puerto de Descarga, zwischen Villareal und Anzuela gelegen, zu welchem der Wagen ebenfalls mit Ochsen emporgezogen werden mußte.

Der Puerto de Descarga, einer der höchsten Pässe Guipuzcoa's, bildet die Wasserscheide zwischen den nach der Bay von S. Sebastian und nach der von Hotisco fließenden Gewässern. Man erhebt sich hier so hoch, daß man aus der Region der Kastanien und Eichen heraustritt; an ihrer Stelle erscheinen Buchen, Eschen, Erlen und Ahorne; ja selbst unsere zierliche weißrindige Birke fehlt in diesem hohen Gebirgskamme nicht. Der Paß von Descarga war früher sehr berüchtigt wegen der vielen Raubanfälle, die hier verübt wurden; gegenwärtig hat man nichts dergleichen zu befürchten, indem auf der Höhe des Passes ein Posten der Migueletes, der vortrefflichen Landesgensdarmerie von Guipuzcoa, errichtet worden ist. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, der Himmel sich aufgehellt und die Sonne beschien frühlingswarm das anmuthig grüne Land. Auf der Höhe des Passes angelangt, eröffnete sich daher eine prachtvolle Aussicht. Zur Linken, vor und hinter uns erheben sich die wilden Ketten des vielfach verzweigten cantabrischen Gebirges oder der westlichen Fortsetzung der Pyrenäen; uns im Rücken hohe parallele Kämme, überragt von einem spitzen schneebedeckten Pic; vor uns ein wellenförmiges Waldgebirge, hinter dem hohe grotesk geformte nackte Felskegel und Pyramiden emporstiegen. Zu unsern Füßen ruhte im weiten schön bebauten Schooße eines malerischen Thalbeckens der Flecken Anzuela, zu welchem die Straße in zahllosen Windungen hinabführt. Dem Bache folgend, welcher auf den Höhen von Descarga entspringt, kamen wir um 10 Uhr nach Vergara. Diese durch das „Convenio," welches dem mörderischen Bürgerkriege ein Ziel setzte, berühmt gewordene Stadt liegt malerisch in eine Thalschlucht versteckt an der Ausmündung einer andern, durch welche die Straße nach Vitoria geht. Am Eingange der Stadt, den beiden „Paradores" gegenüber, die zu den besten Gasthöfen Spaniens gehören, liegt am Ufer des schäumenden Baches eine große Spinnfabrik, deren graue Schieferdächer und grüne Jalousien recht gut zu der umgebenden romantischen Berglandschaft passen, und angenehm gegen die finstern verräucherten Häuser der Stadt abstechen, die sich durch nichts als durch ihr abscheuliches Pflaster auszeichnet. Ich glaubte in Stücken gehen zu müssen, als die Diligence durch jene Gassen, welche trocken gelegten Bachbetten gleichen, rollte. Gleich hinter Vergara erweitert sich das Thal zu einem großen rings von hohen Bergen umschlossenen Bassin, welches prächtig angebaut und mit einer Menge Caserios übersät ist. Vor uns hoch oben auf dem Kamme des Gebirges schimmerte der Thurm des Städtchens Elgueta, des ersten Ortes von Viscaya, zu dem die Straße wiederum unendlich gewunden emporklettert. Abermals wurden Ochsen vorgelegt, wir brauchten volle zwei Stunden, um die endlose Schnecke emporzuklimmen. Die Zeit vergeht indessen rasch wegen der prachtvollen Aussichten, die sich auf allen Seiten um das zauberisch schöne Gebirgsland eröffnen. Elgueta, in der Region der Buchen gelegen, ist ein kleiner aber freundlicher Ort mit hübschem regelmäßigem Platz, an welchem die Kirche steht. Nachdem die Straße eine kurze Strecke auf dem buchenbewaldeten Kamme hingelaufen ist, steigt sie an dem entgegengesetzten steilen Abhang des Gebirges abermals in unendlichen Windungen in eine geräumige Ebene hinab, in deren Mitte umgeben von fetten Weizenfluren das Städtchen el Orrio liegt. Die Aussicht, welche sich am Rande des Abhangs beim Heraustritt aus der Buchenwaldung eröffnet, ist, obwohl bloß nach einer Seite hin, noch großartiger und überraschender als jener auf dem Puerto de Descarga. Ein weites Thalbecken, dessen Boden fast ganz eben ist und dessen Centrum der schon erwähnte Ort einnimmt, breitet sich gleich einem smaragdgrünen Teppich zu den Füßen aus. Rechts begränzen dieses schöne Thal waldige Höhen, links und im Hintergrunde dagegen steigt hinter einer Hügelreihe die imposante, aus nackten phantastisch geformten, dem Ansehen nach unersteiglichen Felsenbergen von 4 bis 5000′ Höhe bestehende Kette der Sierra de Durango empor. Es sind dieß dieselben Felsenhäupter, welche man bereits vom Puerto de Descarga aus erblickte. Die höchsten und umfangreichsten Gipfel sind die Peña Ambota, die Peña Mañaria, ein steiler Felsenkegel. Ich nahm mir vor diese interessanten Felsberge auf der Rückreise zu besuchen, allein das damals einfallende Regenwetter verhinderte mich meinen Plan auszuführen. El Orrio ist ein altes unfreundliches Nest mit vielen wappengeschmückten, aber finster und unwohnlich aussehenden Häusern. In der Nähe befinden sich Mineralquellen, über denen ein modernes freundliches Badehaus erbaut ist. In el Orrio verläßt die Straße das cantabrische Gebirge, welches von nun an zur Linken bleibt und führt in einem weiten durchgängig angebauten, doch wenig bevölkerten Thale nach den kleinen Städten Durango und Zornosa, zwei sehr freundlichen und wohlhabend aussehenden Ortschaften. Hinter Zornosa verflacht sich die Gegend mehr und mehr. Nachdem man das „Contraregistro" von Viscaya passirt hat, woselbst man in die „Zona", den Gränzbezirk, eintritt und sich einer Visitation unterwerfen muß, beginnt eine von deutschen und immergrünen Eichen bewaldete und von kahlen Hügelreihen umgebene Niederung, die wenig Cultur und Bevölkerung zeigt. Es begann heftig zu regnen, als wir in das enge malerische Thal des Rio Ansa, an dessen Mündung Bilbao liegt, eintraten. Nachdem man bei einer großen Eisengießerei vorbeigekommen ist, beginnt eine schattige Promenade, und nach einer kurzen Strecke erblickt man die Thürme und Häuser von Bilbao zu seinen Füßen in einer engen Thalschlucht. Es schlug aber 5 Uhr, als unsere Dilizence bei strömendem Regen in den freundlichen lebhaften Straßen der Hauptstadt Viscaya's hinabrollte.

Bilbao hat eine ganz eigenthümliche Lage. Man mag sich dieser Stadt von einer Seite nähern, von welcher man welle, nirgends wird man dieselbe eher sehen, als bis man entweder ihr zu Häupten oder dicht vor ihr steht. Sie liegt nämlich in einem tiefen, mehrfach gekrümmten Thale zu beiden Seiten theils des Rio Ansa, theils eines schmalen Meeresarmes, der Verlängerung des genannten Flusses. Dieser Meeresarm, eine sogenannte Ria, welcher bis zu seiner Mündung viele Krümmungen beschreibt und theils deßhalb, theils wegen seiner geringen Breite einem Flusse gleicht, ist über zwei Stunden lang, fortwährend schmal, aber so tief, daß selbst ziemlich große Dreimaster bis Bilbao kommen können. Es würden noch größere Schiffe ihn befahren können, wenigstens zur Zeit der Fluth, wenn nicht die an seiner Mündung befindliche Barre, die schon manchem Fahrzeug den Untergang bereitet hat, sehr eng und deßhalb gefährlich zu passiren wäre. Bilbao ist beinahe eine Stunde lang, dagegen kaum eine Viertelstunde breit, was aus den vor-

Digitized by Google

stehenden Bemerkungen über seine Lage erklärlich wird. Am schmalsten ist aber der südliche Stadttheil, welcher innerhalb des schluchtenartigen, beiderseits von steilen Wänden begränzten Thales des Ansa liegt. Von dem Puente viejo an, der ersten Brücke, welche noch über den Ansa führt, wird die Stadt breiter, indem sich das Thal hier zu erweitern beginnt. Doch bleibt dasselbe noch ziemlich eng bis zum Puente nuevo, wo es plötzlich sehr weit wird, indem die Hügelreihen des westlichen Ufers, hinter denen eine ziemlich hohe, von schroffen malerischen Felswänden umgürtete Gebirgskette emporragt, weit von der Ria zurückweichen, welche sich fortwährend am Fuße der das Thal von Osten her einschließenden Hügel hinschlängelt. Der bei weitem größte Theil der Stadt, das eigentliche Bilbao, liegt auf dem östlichen Ufer der Ria, der gegenüber befindliche Theil, Bilbao la vieja genannt, ist wenig mehr als eine bloße Vorstadt. Doch befinden sich hier mehrere Kirchen und Klöster, ferner das Civilgefängniß und der Circus für die Stiergefechte. Drei Brücken, der Puente viejo, eine alte schmale aus einem einzigen ungeheuer hoch gespannten Bogen bestehende und deßhalb auf beiden Seiten steil wie ein Dach ansteigende Brücke, der Puente nuevo, eine erst vor wenig Jahren erbaute gußeiserne, höchst elegante Brücke, deren mittlerer Theil aus zwei beweglichen aufziehbaren Klappen besteht, bestimmt die Schiffe hindurchzulassen, und eine zwischen diesen beiden Brücken gelegene bloß für Fußgänger bestimmte Kettenbrücke verbinden das alte Bilbao mit der eigentlichen Stadt. Diese gehört unstreitig zu den am besten gebauten und freundlichsten Städten Spaniens. Namentlich zeichnen sich der Quai, la Ribera, die Umgebungen des Arenal, der Hauptpromenade, und die Plaza nueva, ein innerhalb der Stadt befindliches, regelmäßiges Viereck, durch stattliche hohe moderne und zum Theil elegante Gebäude aus. Die Gassen sind sämmtlich mit Canälen versehen, deßhalb ziemlich reinlich und mit Ausnahme der Uferstraße zierlich mit kleinen Steinen gepflastert. Die östlichen Gassen steigen terrassenartig am Abhang der Hügelkette empor, welche fast über und über mit Weinpflanzungen bedeckt ist.

Der schönste Theil von Bilbao sind die Umgebungen der erwähnten Promenade, des Arenal. Dieser anmuthige, des Abends von der eleganten Welt beiderlei Geschlechts stark besuchte Spaziergang nimmt einen geräumigen Platz von dreieckiger Gestalt ein, und erstreckt sich von dem Puente nuevo bis nahe an das nördliche Ende der Stadt. Er ist mit einer Menge prächtiger Eichen, Linden, Ulmen, Roßkastanien und Acacien bepflanzt, deren dichte Kronen dem Platze selbst bei der größten Sonnenhitze eine angenehme Kühle bewahren. Eine Menge steinerner Ruhebänke mit eleganten eisernen Lehnen, welche zum Ausruhen und zum Genuß des erfrischenden Schattens einladen, und ein geschmackvoller Brunnen, überragt von einem hohen Obelisk und umringt von schönen Baumgruppen, tragen nicht wenig bei, den Reiz dieses angenehmen Ortes zu erhöhen. In der Mitte des Arenal liegt ein Blumengarten, welcher einen freundlichern Eindruck machen würde, wenn er nicht in der steifen alten französischen Manier angelegt wäre. Am schönsten nimmt sich die Promenade des Arenal bei Abend aus, wenn die Gaslaternen angezündet sind. Bilbao ist seit mehrern Jahren durchgängig mit Gas beleuchtet. Eine andere Promenade, die den Arenal wegen ihrer prächtigen Aussicht, welche sie auf die schiffbedeckte Ria und das malerische Thal derselben darbietet, fast noch übertrifft, beginnt am nördlichen Ende der Stadt und erstreckt sich über eine Viertelstunde am Ufer der Ria hin, die auf beiden Seiten fortwährend mit schönen Quais eingefaßt ist. Diese Promenade, genannt el Paseo del Salve, besteht aus einer sechsfachen schattigen Allee von deutschen Eichen und Linden, untermischt mit einigen großen schönen Immergrüneichen. Ein dritter Spaziergang, der namentlich in den Morgenstunden von der schönen Welt besucht zu werden pflegt, ist der von dem südlichen Eingange der Stadt in dem reizenden Thale des Rio Ansa gelegene, längs des rechten Ufers des Flusses sich erstreckende Paseo de las Cañas, so genannt von einer Wasserleitung, die unter ihm weggeht. Diese ebenfalls mit nordischen Bäumen bepflanzte und von üppigen Hecken eingefaßte Promenade verdient von den Fremden mehr besucht zu werden, als es gewöhnlich geschieht, wegen der prächtigen Ansichten, welche das malerische Flußthal, in dem eine Fabrik und mehrere Mühlen in idyllisch schönen Bayen versteckt sind, darbietet.

(Schluß folgt.)

Wanderungen an der untern Donau.

(Von einem Russen. Nordische Biene. 13 October.)

II.

Verlassen wir die Trümmer von Neusatz, und gehen wir nach Peterwardein, der berühmten Veste, von der schon in den alten serbischen Liedern die Rede ist. Die Bedeutung derselben während des letzten Krieges ist bekannt: sie ist, wie Komorn, bis zur gänzlichen Bezwingung des ungarischen Aufstandes in den Händen der Ungarn geblieben. Von hier aus widersetzte sich Hrabowsky den contrerevolutionären Bemühungen der Serben; von hier aus wurden Carlowitz und Neusatz bombardirt. Auf dem Platze, jenseits der äußersten Festungswerke von Peterwardein, steht eine Menge Bauernwagen, auf denen man um einen unglaublich niedrigen Preis nach dem eine Stunde entfernten Carlowitz fahren kann. Diese kleinen aus Flechtwerk bestehenden Wagen, in denen außer dem Kutscher nur drei Personen sitzen können, spielen in den Kriegsoperationen eine wichtige Rolle. Sie ersetzten die ziemlich schlecht formirte serbische Reiterei, und dienten zur Fortschaffung der Truppen bei raschen Bewegungen, namentlich beim Verfolgen des Feindes. Manchmal fanden sich bei den Lagern Hunderte solcher Wagen, und wenn ein rascher Angriff zu machen war, so schickte man auf denselben eine Truppenabtheilung ab, die am Morgen unerwartet im Angesicht des Feindes erschien. Die Wagen wurden im Gebüsche oder mit Kukuruz bepflanzten Feldern zur Seite gestellt, und die Kriegsoperation begann. Sie dienten den Serben als entscheidende Hülfe, denn sie gewährten denselben die Möglichkeit rasche Märsche zu machen, und zuweilen den Feind über die Anzahl zu täuschen. So hielten bei Werbetz die Ungarn diese Wagen für eine Reserveabtheilung, was die Serben vor der Verfolgung schützte.

Ich miethete einen solchen Wagen, um nach Carlowitz zu gehen; dahin führt der Weg etwas ab von dem rechten Ufer der Donau längs dem Abhang der Berge, die durch Syrmien laufen. Fast auf der Hälfte der Fahrt, links von dem Wege, sieht man in den Schatten von Nußbäumen eine kleine weiße Kirche, eine Capelle der heil. Maria, wo die bekannte Besprechung des Bans mit Hrabowsky stattfand. Der Gegenstand derselben ist unbekannt; in Begleitung einiger Officiere kamen sie an der Kirche an, und begaben sich allein in ein der Kirche gegenüber liegendes Haus, wo sie ohne Zeugen verblieben. Hrabowsky war damals bevollmächtigter Commissär der ungarischen Regierung, der Ban vom König seiner Würde beraubt und des Verraths beschuldigt. Aber der Ban war schon in Innsbruck gewesen, und kannte die damalige Lage des Hofs, die er auch Hrabowsky auseinandersetzen wollte; der General aber berief sich auf die ihm ertheilten Befehle, und die Unterredung endete ohne Erfolg. Der Ban sagte seinem Gefolge nichts als die Worte: „wir können unmöglich übereinstimmen.“

Carlowitz liegt am Abhang des syrmischen Gebirgs zwischen den Bergen und dem rechten Donauufer. Man sieht es von der Höhe der

Digitized by Google

Peterwardeiner Straße herab: aus dem dichten Schatten der Bäume treten malerisch die grauen Dächer der Häuser und die glänzenden Spitzen der Kirchthürme hervor. Hier standen am 12 Junius des Jahres 1848 die Truppen Hrabowsky's, um das Comité von Carlowitz, das zum Schutze der Rechte des Kaisers gegen die Ungarn zusammengetreten war, auseinanderzujagen. In Carlowitz ahnte man nicht die Zwecke Hrabowsky's, weil er selbst erst zwei Tage früher dem Comité sehr beruhigende Nachrichten hatte zukommen lassen. Hrabowsky schickte eine Abtheilung des Infanterieregiments Don Miguel mit Kanonen nach Carlowitz und dem Befehl ans Comité sich augenblicklich aufzulösen. Die Garnison von Carlowitz bestand damals aus zwei Bataillonen zusammengeraffter Miliz und einigen Abtheilungen Gränzer von den Regimentern Brod und Peterwardein. Ein Bataillon Miliz war für alle Fälle auf der Straße nach Peterwardein aufgestellt. Als die Abtheilung Hrabowsky's sich näherte, wurde dem Milizbataillon, als käme die Anordnung vom Comité, der Befehl eröffnet, die Straße zu räumen und abzuziehen. Das Bataillon gehorchte, und Hrabowsky's Abtheilung kam ohne alles Hinderniß nach Carlowitz; das Comité aber beschloß der Forderung nicht zu weichen, und sich wenn auch mit unbedeutenden Kräften zu vertheidigen. Stratimirowitsch, der damals den Vorsitz führte, sammelte 30 bis 40 Mann von den aus Serbien zu Hülfe gezogenen Leuten, und übertrug ihnen die Vertheidigung der Brücke. Sie behaupteten dieselbe standhaft und mit Erfolg; namentlich zeichnete sich der Montenegriner Bule aus, welcher fünf Mann vom Regiment Don Miguel niederschoß. Inzwischen schickte Stratimirowitsch einen Theil der Miliz um Carlowitz herum durch die Berge mit dem Auftrag, den rechten Flügel der Abtheilung Hrabowsky's anzugreifen, und wo möglich seinen Rückzug zu erschweren; die andere Abtheilung wurde nach der Brücke geschickt. Inzwischen hatte Hrabowsky ein Geschützfeuer eröffnet, kaum krachten aber die ersten 20 Schüsse, so sammelten sich die Bauern aus dem Dorfe Piwniza, bewaffneten sich mit Dreschflegeln, und warfen sich auf die Kanonen, um sie zu nehmen; aber die Kartätschen warfen diese Tollköpfe zurück. Die beiden Abtheilungen des Peterwardeiner Regiments warfen sich in einzelnen Trupps mit den Bajonetten auf die Kanonen und nöthigten sie zum Rückzug. In diesem Augenblick erschien auf dem Berge, in der rechten Flanke Hrabowsky's, die von Stratimirowitsch abgesendete Abtheilung; diese Bewegung machte die Fortsetzung des feindlichen Bombardements unmöglich, und dieß fügte somit der Stadt keinen Schaden zu. Von beiden Seiten blieben etwa 40 bis 50 Mann; die Folge der Unternehmung Hrabowsky's war aber, daß das Comité doch auf eine Zeitlang auseinanderging, und viele Mitglieder desselben die Stadt verließen. Dieß regte aber endlich den Unwillen der Gränzbewohner auf, und veranlaßte sie auf die Seite des Comité's zu treten. Alles dieß hatte blutige Folgen, welche durch ein verständiges Benehmen der ungarischen Anführer hätten verhindert werden können.

Von dieser Höhe, die nicht bloß durch den kriegerischen Angriff, sondern durch die aus demselben sich ergebenden Folgen eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, stiegen wir hinab nach der Stadt. Carlowitz gehört zum Peterwardeiner Militärkreis, und hier befindet sich die Hauptkriegsverwaltung. Es ist ein kleines enges Städtchen, das nur aus kleinen alten Häusern besteht, von denen das größte als städtisches Rathhaus dient. Hier wie in andern Donaustädten gibt es keine reichen Läden und Kaffeehäuser; der Handel ist unbedeutend, man findet keine Erzeugnisse des Luxus, die Stadtbewohner und die Gränzer überhaupt sind allzu arm, um solche zu kaufen.

Der Platz, in dessen Mitte der Marmorbrunnen steht, ist der Hauptplatz und war mit Leuten in weißen Röcken und rothen Mützen auf dem Kopfe angefüllt. Die Häuser an diesem Platz sind sehr schlecht gebaut. Auf der gegen die Donau hin liegenden Seite finden sich alle bedeutenderen Gebäude der Stadt, die griechische Metropolie, die Schulen und die Wohnung des Patriarchen. Eine lange, von Säulen gestützte Galerie trennt diese Gebäude von dem übrigen Theil des Platzes und von der Stadt. Wir betraten durch einen Gang von der rechten Seite her die Kirche. Zwischen der Kirche und der nackten Mauer eines andern Gebäudes gingen wir in den einen, ziemlich geräumigen und mit Gras überwachsenen Hof, der in dem letzten Aufstand der Serben eine wichtige Rolle spielte. Auf der rechten Seite stoßen an denselben einige Gebäude und die Ställe des Patriarchats, neben denen alte Equipagen standen. Die andere Seite des Hofes bildet einen Theil der Patriarchenwohnung, welche auch die Zimmer für seine Hofhaltung und die Archimandriten enthält, die von Zeit zu Zeit aus ihren Klöstern nach Carlowitz kommen, um über Angelegenheiten der Kirchenverwaltung sich zu berathen. Auf dem Hofe trafen wir drei Geistliche, von denen zwei erst etwa dreißig Jahre alt, der dritte schon betagt war. Die beiden ersten trugen schwarze Halbkaftane mit breiten rothen Gürteln, und violette Priesterröcke, auf dem Kopf schwarze Capuzen, unter denen dichte schwarze Haare auf die Schultern hinabfielen. Auf der Brust sah man Kreuze mit goldenen Ketten. Der dritte war ein Greis von kleinem Wuchs und grauem Haar, mit einer Plattmütze und blauem Priesterrock. Sie sprechen sehr lebhaft mit einander. Einer der jungen Mönche war schön gebaut, mit großem schwarzem Bart, blitzenden Augen, und sprach laut und lustig; sein Schritt war gleichmäßig und fest. Sein Aeußeres drückte einen lebhaften Geist und entschiedenen Charakter aus. Der zweite war etwas größer, aber schwächer gebaut, mit etwas vorgebeugtem Kopfe, einem Bart, der kaum das Kinn deckte; er sah bleich und nachdenklich aus. Die drei Personen, welche, ich weiß nicht zu welchem Geschäft, mit einander nach der Residenz des Patriarchen gingen, tragen Namen, welche in der Geschichte unserer Zeit stets werden aufbewahrt werden. Der junge frische energische ist der Archimandrit Gruitsch, ebenso thätig durch mündlichen Vortrag, wie durch Schriften. Der zweite ist der tiefsinnige und gelehrte Vorstand des Klosters Gnotschin, der Igumen Kotschanski. Der dritte, der Alte, ist der Protopop Stamatowitsch, einer der bemerkenswerthesten Menschen, der die Gabe der Beredtsamkeit und zugleich des Humors im höchsten Grade besitzt, was seinen Reden eine ungewöhnliche Kraft verleiht.

Miscellen.

Ueber erratische Blöcke am Obern See. Agassiz hat bekanntlich in neuerer Zeit ein Werk über den geologischen Charakter des Landes um den Obern See herausgegeben, und das American Journal of Science (Julius 1850) theilt daraus ein Bruchstück über erratische Phänomene am Obern See mit, aus dem wir namentlich herausheben, daß Agassiz in den Erscheinungen dieser Gegend einen neuen Beweis für die Gletschertheorie findet, daß er die Fortschaffung der erratischen Blöcke durch Eis in größerem Umfang als bisher vertheidigt und namentlich hervorhebt, daß ein Theil der Felsen am Obern See, und zwar zum Theil Felsen die jetzt in den See hineinlaufen, ganz unverkennbar die durch das Reiben des Eises verursachten Striemen zeigen. Das Bruchstück ist ein bedeutender Beitrag zur Gletschertheorie, und der Verfasser gibt eine Uebersicht der Mittelpunkte, von denen die Vertheilung der erratischen Blöcke und des Gerölls ausging. Namentlich macht er dieß in Bezug auf Nordamerika wahrscheinlich, wo die Verbreitung des Gerölls in einem staunenswerthen Maaßstab vor sich ging, und meint, es sey kein Grund vorhanden daran zu zweifeln, daß die Verbreitung der erratischen Blöcke über Nordeuropa und Nordamerika zu gleicher Zeit vor sich ging, also im ganzen Gebiet von den Uralbergen bis zu den Felsengebirgen. Nordasien läßt er bei der Betrachtung gänzlich aus, da man über dasselbe noch keine Beobachtungen gesammelt. Bemerkenswerth ist, wenn er sagt, daß die Kraft, welche die großen Rollsteine über den unermeßlichen Raum verbreitet, aufhörte oder gehemmt war, als sie den 35° N. B. erreicht.

•

Das Klima von Zanzibar hat wieder seine Furchtbarkeit bewährt: nach den Bombay Times vom 3 October haben sich einige Franzosen dahin begeben, um auf dem Gebiet des Imams von Mascat Zuckermühlen anzulegen; unklugerweise schliefen sie in freier Luft, bekamen das Fieber und starben sämmtlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 271. 12 November 1850.

Die Viehzucht in Neurußland.

(Nach Skalkowsky. Journal des Ministeriums des Innern. Junius und Julius.)

Die weiten Steppen des neurussischen Landes, die mit einem dichten, wenn auch manchmal ausgetrockneten Grase bedeckt sind, scheinen seit unvordenklicher Zeit durch die Natur selbst zur Fütterung und Zucht ungeheurer Heerden bestimmt zu seyn. Und in der That, so weit auch unsere Nachrichten ins Alterthum zurückreichen, immer bezeugen sie, daß dieß Land, mochte es nun Skythien, Chasarien, Nogaika oder Neurußland heißen, stets zwei Haupterwerbszweige hatte, Ackerbau und Viehzucht, letztere bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr noch als den erstern. Herodot, die Münzen von Olbia und Panticapäum, die Winke der Geschichtschreiber und Geographen des Mittelalters, so wie die Urkunden der Saporoger, alles spricht von der Viehzucht als dem hauptsächlichsten und ursprünglichen Reichthum dieses Landes. Ohne uns jedoch ins Alterthum zu vertiefen, brauchen wir bloß auf einige unserer Zeit nähere Zeugnisse hierüber hinzuweisen, und gehen deßhalb direct auf eine statistische Darlegung des jetzigen Zustandes von Neurußland ein.

Im Norden Rußlands, namentlich zur Zeit der Gründung von Petersburg, war das Steppenvieh der Kosaken und Kleinrussen die Hauptmasse der Fleischnahrung, und dieß Vieh hat unter dem Namen des tscherkessischen — denn Tscherkessen hießen vor Alters alle Kosaken — bis jetzt den Vorrang vor allen andern dahin gelieferten Sorten behalten. Dieß Vieh wurde und wird noch in großen Heerden (Gurten) aus Neurußland hergetrieben, zum Theil auch vom Don, und der Handel damit bildete im vorigen Jahrhundert den Hauptreichthum der kleinrussischen Grundbesitzer, der großen wie der kleinen oder Kosaken. In dem eigentlichen neurussischen Lande, in Saporogien und dem Tatarenland, war Rindviehzucht, Schaf- und Pferdezucht nicht bloß das hauptsächlichste, sondern man kann sagen, der einzige Geschäftsbetrieb und Reichthum. Tatarische und saporogische Pferde galten auf allen polnischen und an das damalige Polen stoßenden Märkten mit den besten polnischen von edeln Gestüten gleichen Preis, so daß nur sehr reiche Leute, und selbst diese nur selten, flämische oder spanische Pferde für ihre Equipagen kommen ließen. Was das Rindvieh betrifft, so kauft man es daselbst zu vielen Tausenden für Deutschland auf; damit handelten Griechen und Armenier in Balta, Berdytscheff und auf 20 andern Punkten des heutigen Südrußlands; die Moldau, selbst Bessarabien und Nordpolen kannten keine andern Ochsen als die neurussischen, die man zu hohem Preis bezahlte. Schafe von wolachischer Zucht, die man jetzt Zygaien nennt, bekannt durch die Güte und Festigkeit ihrer Wolle, die Tschünduks und krimmischen Bergschafe, wegen ihres besondern Geschmacks und der Fettheit ihres Schweifes und ihrer Schwänze als Seltenheit bekannt, endlich die grauen Schafe, alle diese waren Gegenstand eines umfassenden Handels, und selbst vieler Verbotsgesetze von Seiten der Türkei; namentlich die Tschündüks und grauen Schafe wurden nie lebend über die Landenge von Perekop hinausgelassen, und nur mit den Waffen in der Hand, oder durch Diebstahl, konnten die Kosaken sich solche lebend verschaffen. Uebrigens waren die Befürchtungen der Bewohner der Krim in dieser Beziehung ganz eitel, denn alle Bemühungen die grauen Schafe außerhalb der Halbinsel zu züchten, zeigten sich damals und noch jetzt vollkommen fruchtlos; die einzige Ausnahme bildet das Städtchen Rjeschetilowka im G. Poltawa, wo diese Schafe seit undenklichen Zeiten sich finden, aber auf welche Weise sie bieher kamen und sich hier fortpflanzten, das weiß man nicht. Endlich wurde bis 1800 Schafwolle aus der Krim in Rußland eingeführt; die bekannte Pest des Jahres 1770, welche in Moskau wüthete, wurde durch die in der Quarantaine von Krementschug schlecht gereinigte Wolle dahin gebracht.

Darüber wie groß die Heerden des neurussischen Landes in der Mitte des 18ten und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts waren, besitzen wir viele Documente; wir beschränken uns aber darauf hin drei anzuführen. Im J. 1760, als in Saporogien die Volkszählung vorgenommen wurde, hatte die Protowtschanska-Palanka oder der sechste Theil der Kosakenniederlassung bei 943 Familien über 5000 Stück Rindvieh und über 13,000 Schafe, wobei zu bemerken, daß die verheuratheten Saporoger ohne allen Vergleich die ärmern waren. Im J. 1769 bei dem Einfall der Tataren in die orelsche und samarische Palanka (die Kreise Novomoskowsk und Pawlograd des jetzigen Gouvernements Jekaterinoslaw), als das ganze Land ausgeplündert und verheert wurde, verloren die Kosaken der Ssetsch, d. h. die Saporoger an den Dnieprfällen, über 100,000 Schafe und 10,000 Pferde. In dem furchtbaren Winter 1812 verlor Neurußland durch die Kälte und den Futtermangel 140,000 Pferde, 239,000 Stück Rindvieh und 879,000 Schafe, was den officiellen Angaben nach etwa die Hälfte des ganzen Besitzstandes war. Daraus kann man schließen, daß am Ende der Verwaltung des Herzogs von Richelieu, im J. 1814, als die Landwirthschaft anfing sich wieder zu stärken, das neurussische Land etwa 200,000 Pferde, gegen 500,000 Stück Hornvieh und etwa 2 Mill. Schafe [1] besitzen

[1] Darunter etwa 30,000 Merinos.

mochte. Nimmt man diese Zahlen als Ausgangspunkt, so kann man zur Darlegung des jetzigen Zustandes der Dinge übergehen.

Die natürliche Beschaffenheit des neurussischen Landes und sein umfangreicher Ackerbau weisen nicht nur auf die Unentbehrlichkeit der Viehzucht, sondern auch auf die leichte Unterhaltung und die Verbesserung der Racen hin. Die Rindviehzucht ist hier unentbehrlich als Arbeitskraft für den Ackerbau und Transport schwerer Waaren, und als Gegenstand des Handels, des großen durch den Verkauf von Heerden, Fett und Häuten, und des kleinen durch den Verkauf von Fleisch, Milch, Hörnern und Knochen. Selbst der Mist dieser Thiere bildet hier ein wichtiges Brennmaterial unter dem Namen Kirpitsch (Backstein, von der Form so genannt) und Kisäk. Indessen wissen wir in historischer Beziehung nichts von den Maaßregeln zu sagen, welche die Gutsbesitzer ergriffen, um die Racen zu verbessern. Unter einer Million Stück Rindvieh zählt man kaum 5 bis 6000 von holländischer und ungarischer Race, obgleich die fast periodischen Viehsterben, die Schwächung der Heerden und die offenbare Verkleinerung der vorzüglichen alten kleinrussischen oder ukrainischen Race durch schlechte Unterhaltung, Dürre und frühe Anstrengung bei der Arbeit, woraus plötzliche und unerhörte Verluste in der Landwirthschaft sich ergeben, längst, wie man hätte meinen sollen, die Aufmerksamkeit der Landbauer auf diesen Gegenstand richten mußten. Darum finden sich, so viel wir wissen, im Lande nur folgende Racen, und zwar in sehr ungleichen Verhältnissen: 1) die ursprüngliche, vielleicht ehemals wilde und einheimische, die sich wahrscheinlich nie verbessert hat, und die wir einfach die Steppenrace nennen wollen. Die Agronomen gaben ihr den hochtönenden Namen der Balkanrace, vielleicht weil die Tataren sie mit türkischen Stieren aus der Bulgarei kreuzten; im allgemeinen ist sie roth, klein und schwach, zum Ackerbau so wenig tauglich als arm an Fleisch und Milch. Bis jetzt hat sie sich unverändert im Gouvernement Cherson, im nördlichen Theile der Krim und in Bessarabien erhalten; in letzterer Provinz gleicht ein fünfjähriger Ochse ungefähr einem guten kleinrussischen oder ungarischen Kalb. Diese Race bildet sicherlich ein Drittheil des ganzen Rindviehreichthums des Landes, und ist trotz dem, daß sie eingeboren, dem verheerenden Viehsterben häufiger als die andern ausgesetzt. 2) Die tscherkessische Race, d. h. die ukrainische oder kleinrussische, und nur so genannt wegen ihrer Einführung in die Steppe durch die Saporoger und durch die donischen Kosaken in ihren Vorwerken und Dörfern. Seit undenklichen Zeiten führten sie Rindvieh aus ihrer heimathlichen Ukraine jenseits des Dnepr ein und verbreiteten sie im ganzen Lande, namentlich in dem jetzigen Gouvernement Jekaterinoslaw. Die nördlichen Kreise des Gouv. Cherson erhielten sie mit der serbischen Militäransiedlung (in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts), da sich unter dieser Bevölkerung sehr viel ausgewanderte Kleinrussen befanden, und an die Ufer des Bugs in die Militärdörfer des Kreises Bobrinsk kam sie zugleich mit der Errichtung des bugischen Kosakenheeres. Im südlichen Bessarabien wurde sie in geringerer Anzahl durch die Bulgaren und einige Gutsbesitzer, zum Theil auch durch deutsche Colonisten eingeführt. Diese Race ist kräftig, groß, zur Mastung und zur Landarbeit geeignet, gibt aber wenig Milch; sie bildet den Haupttheil der hiesigen Viehzucht, und hat durch ihre reingraue Färbung, schwarze Ohren und mächtige Hörner auch den besondern Beifall der erfahrensten Landwirthe in England und Belgien gefunden. Man kann annehmen, daß sie die Hälfte alles Rindviehs im Lande bildet. Vor zwanzig Jahren streiften Heerden zu vielen Tausenden auf den Steppen am Bug bis zur Gränze des Gouv. Kiew, und Tausende gingen nach dem Norden Rußlands oder über den Dniestr und Pruth zum Verkauf. Sie wurden auch besonders zum Transport schwerer Waaren verwendet, und die Tschumaks, wie man die Treiber dieser Karawanen nennt, hatten für die „Schwarzgrauen“, d. h. die Ochsen von reiner Race nicht nur eine besondere Zuneigung, sondern selbst eine abergläubische Verehrung. 3) Die holländische und 4) die fränkische, schweizerische und andere deutschen Racen wurden größtentheils durch einzelne Gutsbesitzer und durch deutsche Colonisten eingeführt; endlich 5) die ungarische, die beste von allen, ist erst seit sehr kurzer Zeit nach Neurußland gebracht worden, und obwohl sie sich ausgezeichnet gut angewöhnte, hat sie sich doch wegen ihres hohen Preises noch wenig verbreitet; sie ist namentlich durch einige reichere Gutsbesitzer eingeführt worden, und steht so hoch im Preise, daß ein Hr. Skarzynski ein Kalb zu 55 R. S. und darüber verkaufte. Dieser Gutsbesitzer hatte auf seinen Gütern bereits 1800 ungarische und englische Kühe, aber eine Epidemie hat die Hälfte davon hinweggerafft.

Was die Menge des Viehs betrifft, so kann man davon sich nach den folgenden officiellen Angaben annähernd einen Begriff machen, denn dieselben sind keineswegs übertrieben, vielleicht eher um ein gutes zu gering angegeben. Nach diesen Angaben fanden sich an Hornvieh in den Jahren 1847 und 1848:

im Gouvernement Cherson	832,794 St.
in der Provinz Bessarabien	567,405 —
im Gouvernement Taurien	323,694 —
im Gouv. Jekaterinoslaw	637,215 —

Man zählte also vor dem Eintritt der furchtbaren Epidemie im J. 1848/49 nicht viel unter dritthalb Millionen Stücke, trotz der verderblichen Viehseuchen in den Jahren 1833, 1834, 1846, 1847 und 1848. Im J. 1844 rechnete man in ganz Neurußland volle dritthalb Millionen, die Seuche der Jahre 1846 und 1847 hat etwa 150,000 St. hinweggerafft. Rechnet man die Bevölkerung mit Ausschluß der Operationstruppen und Garnisonen auf 3,100,000 Menschen oder eine Million Familien, so kommen, da etwa eine Million Stück im Besitz der reichern Gutsbesitzer und Colonisten, namentlich der Mennoniten und Bulgaren ist, etwa $1\frac{1}{2}$ Stück auf die Familie.

Außer dem Verkauf des lebenden Viehs in die Schlachthäuser an Ort und Stelle und seiner Verwendung zu allen Feldarbeiten — denn nur Griechen, Mennoniten und der größere Theil der übrigen deutschen Colonisten pflügen mit Pferden — so wie der Fortschaffung schwerer Waaren, bildet es einen bedeutenden Artikel im auswärtigen Handel durch das Hinaustreiben lebendigen Viehs über die Gränzen, so wie durch den Absatz von Fett, Häuten u. s. w. Es war eine Zeit, wo durch Bessarabien nach der Moldau oder der österreichischen Gränze jährlich 100,000 Stück Rindvieh und Pferde getrieben wurden, von denen etwa ein Drittel aus andern Theilen des Reichs, als Neurußland kam. Jetzt hat diese Anzahl bedeutend abgenommen, theils weil in der Moldau und Walachei, wohin auch Ungarn seine Heerden treibt, die eigene Wirthschaft und der eigene Handel sich entwickelten, theils wegen des vermehrten Handels mit Fett, der für Neurußland weit vortheilhafter geworden, und weniger Gefahr ausgesetzt ist, als der Handel mit lebendigem Vieh. Gegenwärtig verkauft man etwa 20,000 Stück über die

Digitized by Google

Gränzen, wozu die bessarabischen Bulgaren 5000 liefern. Zu diesem Zweck werden einige sehr bedeutende Jahrmärkte gehalten, z. B. zu Bjelzy in Bessarabien, Tokmak (Gouv. Taurien), Wosnesensk und Nowomirgorod (Gouv. Cherson), Balta (Podolien), so wie in Jaroslaw und andern Städten Galiziens und der Bukowina.

Der Handel mit Häuten ist schon sehr alt im Lande, fand aber früher nur bei den Tataren statt, und ihre Häute waren schlecht, mit Ausnahme deren, die sie von den Tscherkessen erhielten. Ochsen- und Kuhhäute von geschlachtetem Vieh gab es gar nicht, denn niemand aß frisches Fleisch, sondern es wurden nur die von gefallenem Vieh verkauft. Erst als die russische Herrschaft in den Steppen sich festsetzte und die Flotte auf dem schwarzen Meere errichtet wurde, fing man an Vieh des Fleisches wegen zu schlachten, und die Häute für den Handel herzurichten. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts verkauften Tataren und Moldauer an die Polen nur etwa 50,000 Stück schlecht abgezogene und schlecht getrocknete Häute, die natürlich wenig Werth hatten; der jetzige Handel stammt erst aus der Zeit von 1820, wo die Regierung directe Verbindungen mit England und Spanien eröffnete.[1] In neuerer Zeit hat indeß die Ausfuhr roher Häute wieder abgenommen, weil man dieselben durch das Steigen der Lederbereitung in Rußland selbst besser absetzt als man sie auswärts verkaufen kann. Ueberhaupt unterliegt dieser Handel großen Schwankungen, im J. 1834 wurden 201,000 Pud Häute ausgeführt, im J. 1840 nur 55,000 Pud, denn im J. 1833 war eine Mißernte eingetreten, und die Hälfte des Viehes des Fettes wegen geschlachtet worden oder gefallen. Der jetzige Handel mit Fett hat sich erst im J. 1830 entwickelt, und zwar sehr zum Vortheil des Landes, das so oft von Dürre und Mißwachs heimgesucht wird; jetzt ist dieser Handel einer der bedeutendsten im Reich, denn es gab Jahre, wo aus den Häfen des schwarzen und asowischen Meeres 6 — 800,000 Pud zu einem Preis von dritthalb Millionen R. S. versendet wurden.[2]

Seit undenklichen Zeiten weideten auf den Steppen Neurußlands große Otaren (Heerden) von Schafen folgender Racen. 1) Die sogenannten Zigaien oder ächten walachischen Schafe, die eine vortreffliche, etwas grobe, aber lange und dauerhafte Wolle geben, zugleich auch sehr gut im Fleische sind, und viel Milch liefern, aus welcher Tataren und Moldauer einen vortrefflichen Käse bereiten. Diese Race ist um der Merinos willen fast ganz aufgegeben worden, zum Glück aber fangen bulgarische Colonisten und selbst die Deutschen an sich wieder mit großem Eifer und Glück damit zu befassen. Die Wolle verbrauchen namentlich die Fabrikanten in Moskau. 2) Die gewöhnlichen walachischen oder Steppenschafe sind eine Mischung der kleinrussischen mit der alten gemeinsten Race, deren Name sich nur noch in dem Worte: „Waluchen", d. h. Hämmel, erhalten hat. 3) Die grauen Schafe scheinen eine ganz besondere Race, die sich aber Jahr um Jahr vermindert; sie scheint Eines Stammes mit der astrachanischen, und erhält sich jetzt nur in der Krim. 4) Die Tschünduks sind sehr fette Schafe mit dicken, zweigespaltenen Schwänzen; sie taugt zum Scheeren zwar nicht, liefert aber vortreffliches Fleisch. Man gibt sie indeß, wie die Zigaien, mehr und mehr auf, um Merinos zu nehmen. Ihre bisherige Erhaltung hängt nur mit den religiösen Ansichten der Tataren zusammen, die sie zu Opfern benützen, im Ramasan, bei der Gründung von religiösen Gebäuden, bei der Erinnerungsfeier der Todten u. s. w. Sonst wäre diese Race, da man sich gar nicht um sie kümmert, obwohl sie unter den Fleischthieren zu den werthvollsten gehört, längst ausgerottet worden. Endlich gibt es noch 5) eine nicht zahlreiche, aber durch ihr Fleisch ausgezeichnete Race von Schafen am Südufer der Krim, deren Fleisch dem Wildpret gleicht; sie sind von derselben Race, wie die Tschünduks, bilden aber eine eigene Species oder Varietät, deren Entstehung wohl mit ihrer Nahrung am südlichen Ufer und dem Klima zusammenhängt. Wir müssen es den Naturforschern überlassen, die besondern Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten dieser Racen auszumitteln, wenden vielmehr unsere Aufmerksamkeit hier nur auf die Menge dieser Thiere und die dem Lande daraus erwachsenden Vortheile, und fügen vorerst einige Worte bei über die Einführung der feinwolligen Schafe, die dem Lande so großen Vortheil gebracht haben.

(Schluß folgt.)

[1] Früher war sogar die Ausfuhr roher Häute aus den südlichen Häfen des Reichs verboten, und dieß Verbot wurde erst im J. 1803 aufgehoben.

[2] Freilich war das Fett nur zur Hälfte von Rindvieh, zur andern Hälfte von Schafen, und beides wurde großentheils vermischt.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

1. Das Gebirge zwischen Guipuzcoa und Viscaya. — Bilbao und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Außer seinen freundlichen Gassen und schönen Promenaden besitzt Bilbao nichts, was den Fremden fesseln könnte. Das Theater, am Arenal gelegen, ist recht hübsch, gehört jedoch zu den mittelmäßigen Theatern Spaniens und besitzt auch keine stehende Schauspielertruppe. Die einzige „Funcion", die ich in demselben gesehen habe, ein hübsches Lustspiel des bekannten dramatischen Dichters Breton de los Herreros, wurde sehr schlecht gegeben; die Tänzer, welche die beliebten Nationaltänze, die bei keiner theatralischen Vorstellung fehlen dürfen, ausführten, entbehrten aller Grazie und die Musik war gräulich. Die Kirchen, unter denen die ebenfalls am Arenal befindliche Parroquia de S. Nicolas wegen ihrer edlen mit zwei schönen Glockenthürmen gezierten Façade der Stadt am meisten zur Zierde gereicht, sind im Innern sämmtlich geschmacklos, mit Ornamenten überladen und ohne Kunstwerke von Bedeutung. Wissenschaftliche Institute existiren so viel ich weiß gar nicht. Desto zahlreicher sind die Tabernen, welche von Früh bis in die Nacht hinein gefüllt zu seyn pflegen, denn die Bilbainos und überhaupt die Bewohner von Viscaya sind ein lebenslustiges, der Liebe und dem Wein ergebenes Völkchen, gleich den Andalusiern. Was mir auffiel, ist die im Verhältniß zu andern gleich großen Städten Spaniens äußerst geringe Menge von Cafés; unter letztern zeichnet sich das an der Plaza nueva gelegene Café Suizo, der gewöhnliche Sammelplatz der Ausländer, durch seine Größe und seine Eleganz vortheilhaft aus.

Mehr Anziehendes als die Stadt selbst bieten dem Fremden ihre Umgebungen dar; wohin man seine Schritte richten möge, überall wird man überraschende Aussichten und anmuthige Spaziergänge antreffen. Der steile Abhang, welcher das Thal des Ansa von Westen her begränzt, ist mit prächtigem Laubholz, der sanftere und längere der östlichen Hügelreihe mit Weinreben bedeckt. Letzterer von vielen kleinen Baumreihen, Thälern und Gründen durchfurcht, wimmelt von Caserios, und hie und da schimmern aus dem üppig grünen Laubwerk die Thürme oder die säulengetragene Veranda einer eleganten Villa hervor. Die Ufer der Ria sind beiderseits von Bilbao an bis zu ihrer Mündung von einzelnen Häusern, die mit größern um stattliche

Digitized by Google

Kirchen gelegene Häusergruppen abwechseln und wegen ihrer weißen Wände und rothen Ziegeldächer einen sehr freundlichen Eindruck machen, geschmückt. Hie und da bemerkt man auf vorspringenden Hügeln und Felsen malerische Ruinen zerstörter Klöster und Castells, auf andern von Obstbäumen und Weingärten umkränzte Landhäuser. Die weite Ebene, welche sich zwischen dem westlichen Ufer der Ria und dem hier weit von demselben zurückweichenden Gebirge befindet und in Form eines Halbkreises von dem Puente nuevo bis nahe an die Mündung der Ria ausdehnt, wo ihr der hohe Pico de Sarantes, der von Bilbao aus gesehen wegen seiner vollkommenen Kegelgestalt, seiner röthlichen Farbe und seiner Kahlheit einem Vulcan täuschend ähnlich sieht, ein Ziel setzt, ist gänzlich bedeckt mit Wein-, Obst- und Gemüsegärten, mit Saatfeldern und Laubgebüschen, und übersäet von einzelnen Häusern und Dörfern. Zu den schönsten Punkten in den nächsten Umgebungen von Bilbao gehören unstreitig die auf einem Hügel östlich von der Stadt erbaute Kirche Nuestra Señora de Borgoña, ferner der zerstörte Convento de Capuchinos, dessen imposante Ruinen den Scheitel eines unterhalb der Stadt über dem rechten Ufer der Ria sich erhebenden Hügels krönen, das nahe dabei, nur noch höher gelegene Castillo de las Banderas, woselbst man das Meer sieht, weßhalb dieser Punkt benutzt wird, um die Ankunft der nach Bilbao segelnden Schiffe zu signalisiren, und der ebenfalls in Trümmer liegende, einen steilen Vorsprung des linken Ufers schmückende Convento des S. Mames, ehemals ein Kloster des Franziscanerordens. Alle diese eben namhaft gemachten Punkte bieten kostbare Aussichten dar, besonders las Banderas, von wo aus man auf der einen Seite eine große Strecke des Meeres und der malerisch zerrissenen Felsenküste, nach der andern Seite hin das reizende Thal der Ria und des Ansa geschlossen im Hintergrunde von dem zackigen Felsgebirge der Sierra de Durango erblickt; allein von keinem derselben kann man die Stadt überschauen und sich über ihre eigenthümliche Lage orientiren. Will man dieß, so scheue man nicht die Mühe, den steilen bebuschten Abhang der linken Thalwand über Bilbao la vieja zu erklimmen; für den allerdings sehr ermüdenden Weg wird man hundertfach belohnt durch das überraschende und eigenthümliche Bild, welches man von dem obern Rand des steilen Abhangs erblickt. Man übersieht hier nämlich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung tief unter seinen Füßen ruhend und wegen der ungemeinen Steilheit des Abhangs, auf dem man sich befindet, scheint es, als müßte man in die Stadt hinabspringen können.

Sehr belohnend ist es, eine Fahrt auf der Ria bis nach dem an ihrer Mündung gelegenen Städtchen Portugalete, dem äußern Hafen Bilbao's, zu machen. Auf dem durchsichtig grünen Wasser der Ria schwimmend, wechseln die Ansichten der malerischen Ufer gleich Theaterdecorationen. Sowohl die Ria als ihre Ufer sind sehr lebhaft, erstere wegen der vielen Schiffe von allen Größen, welche überall in ihr ankern, letztere wegen der zahlreichen Schiffswerften, die sich daselbst, namentlich am linken Ufer befinden. Es wurden damals einige zwanzig neue Schiffe gebaut, meist Briggs. Bilbao genießt des Rufes, die besten Kauffahrteischiffe Spaniens zu liefern.

Portugalete ist ein finsteres, alterthümliches Nest, besitzt jedoch eine schöne, gothische Kirche. Da es auf und an den Abhängen eines Hügels liegt, so steigen die meisten Gassen sehr steil an, was im Verein mit dem gräulichen Pflaster das Gehen sehr beschwerlich macht. Mehrere reiche Kaufleute Bilbao's besitzen prächtige, über der steilen von der Brandung gepeitschten Felsenküste gelegene Villen. An der Mündung der Ria befindet sich ein Molo mit einem Signalhause. Die Barre ist, wie schon bemerkt, sehr eng und fortwährend von weißen Schaumbergen eingefaßt. Portugalete gegenüber liegt Algota, westlich von Portugalete am Fuß des imposanten Pics von Sarantes der Flecken Santurce, beides sehr freundlich aussehende Ortschaften.

Bilbao gehört zwar nicht zu den großen, aber zu den lebhaftesten und wohlhabendsten Städten Spaniens. Der Handel, dem es seinen Wohlstand verdankt, ist namentlich nach dem spanischen Amerika sehr lebhaft. Ein großes Hinderniß für den Handel Bilbao's ist der Umstand, daß seine Kaufleute nicht direct nach Amerika versenden können, da nämlich Bilbao nicht zur Classe der „Puertos habilitados" gehört, d. h. zu denjenigen Hafenplätzen, welche autorisirt sind, Geschäfte aller Art mit den spanischen Colonien und mit Amerika zu machen — zu den Puertos habilitados gehören meines Wissens bloß Santander, Coruña, Cadiz, Malaga und Barcelona — so müssen alle Schiffe, welche die Kaufleute Bilbao's nach Amerika oder den spanischen Colonien expediren, in Santander anlegen, und dort ihre Ladung nachsehen und einregistriren lassen, worauf sie unter dem Namen und der Consignation eines der in den „Matricula de Comercio" jenes Hafens eingeschriebenen Kaufmanns nach dem Ort ihrer Bestimmung abgehen. Die Exportation beschränkt sich auf Eisenerz, Roheisen, Anker, rohe Wolle und Kastanien; die Importation besteht aus Colonialwaaren, kurzen Waaren und Manufacturstoffen aller Art. Einen nicht unbedeutenden Theil der Importation bilden die Klippfische und das Wallfischöl, welches die Norweger einführen, deren man in Bilbao immer eine große Menge antrifft.

Was das Gesellige anlangt, so ist Bilbao ein sehr angenehmer Ort für den Fremden. Die Bilbainos, besonders die höhern Stände, sind artige, höfliche, gefällige mit feiner Weltsitte vertraute Menschen, welche es sich zur Ehre schätzen Fremde bei sich zu sehen, und keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, denselben den Aufenthalt in ihrer Stadt möglichst angenehm zu machen.

Omnibus passenger register. Wir können diese Einrichtung nicht kürzer als mit dem englischen Ausdruck bezeichnen. Die Besitzer von Omnibus werden bekanntlich von den Kutschern vielfach um einen Theil des Ertrags betrogen, und vergebens hat man sich bis jetzt bemüht, ein Mittel dagegen zu erfinden; mehrere Einrichtungen waren mißglückt. Jetzt hat ein Hr. Pownall eine sehr sinnreiche Einrichtung gemacht, die dem Uebel völlig abhilft. Wer den Tritt des Omnibus besteigt, der fühlt, daß derselbe unter seinen Füßen etwas nachgibt; dieß ist eine elastische Feder, die mit einem elektrischen Draht und einer voltaischen Batterie in Verbindung steht. Diese Batterie steht mit einer Art Uhrtafel in Verbindung und bei jedem Betreten des Tritts wird der Zeiger auf derselben um eine Nummer vorgerückt. Die Tafel hat zwei Zeiger und zwei Zahlenweiser, so daß Einer, Zehner und Hunderte bis zu 5000 Personen angezeigt werden können. Die ganze Einrichtung ist der Einwirkung durch fremde Hand, wenn nicht offenbar Gewalt angewendet wird, entzogen, und der Omnibusführer kann nicht einmal die Uhrtafel sehen; alles dieß ist durch starke Eisenplatten geschützt. Die ganze Einrichtung soll so wohlfeil seyn, daß sie nicht einmal dem bisher gewöhnlichen Verlust in drei Wochen gleichkommt

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 272. 13 November 1850.

Die slowakischen Topfstricker.

Die nicht allein in den meisten Theilen Deutschlands, sondern auch in einem großen Theile Europa's bekannten und vom deutschen Volke nach ihrer Beschäftigung mit dem Namen Topfstricker, Drathbinder, Mastelbinder ꝛc. bezeichneten Slowaken aus Ungarn haben irrthümlicherweise von irgend einem Touristen den Namen Gorale, oder richtiger Horale, erhalten, und es ist diese Benennung der gesunden, gewöhnlich mit hübschen Gesichtsformen begabten Herumwanderer seit einiger Zeit fälschlich in Aufnahme gekommen. Wollte man diese Slowaken aus dem Trentschiner Comitate, so nennen sie sich selbst, mit dem Namen Horalen bezeichnen, so wäre dieß eben so, als wenn man z. B. den Tyroler einen Bayer und umgekehrt nennen würde. Horalen werden die Bewohner der karpathischen Ausläufer in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, welche allerdings an das Trentschiner Comitat gränzen, genannt, und dieser Name kommt vom slavischen Hora, welches Berg bedeutet und daher ein Namen für Gebirgsbewohner ist. Allein kein ungarischer Slawe wird so genannt, und die Trentschiner Slowaken, welche in der Welt als Topfstricker und Mäusefallenhändler umherziehen, finden es höchst lächerlich, und schreiben es der Unwissenheit zu, wenn man sie mit dem Namen Horale anredet, der vielen sogar gänzlich unbekannt ist. Sie selbst nennen sich Slowaci, Slowaken, was sie wirklich sind, und von den Magyaren werden sie Drotos Tótok, d. i. Drath-Slawen, von ihrer Beschäftigung mit dem Drathe genannt. Mit dem Namen Tót bezeichnen die Ungarn im allgemeinen die Slawen, und es wird noch in neuester Zeit das Königreich Slavonien Tót-Orszag, d. h. Slawenland, genannt. In welcher Beliebtheit die Slawen bei den Ungarn stehen, dieß deutet das alte ungarische Sprüchwort an, welches sagt: Kása nem étel, Tót nem ember (Hirse ist keine Speise, der Slawe ist kein freier Mann).

Was nun die slowakischen Topfstricker selbst anbelangt, so haben alle ihre Heimath nicht allein im Trentschiner Comitat, sondern sogar in einem einzigen Kirchspiele, welches vom Dorfe Rowne seinen Namen hat. Schreiber dieses, welcher wohl Hundert solcher umherziehenden Topfstricker nach ihrem Geburtsorte gefragt, hat immer die Antwort Rowne erhalten, und wenn er einem solchen Slowaken in der Fremde den Namen Rowne zurief, so verklärte sich augenblicklich sein Gesicht. Es liegt aber das Dorf Rowne in einer unfruchtbaren Gebirgsgegend im Trentschiner Comitate am rechten Ufer der Waag, ungefähr 10 Meilen von Teschen. Im Vergleiche zu den übrigen Dörfern in jener Gegend ist Rowne sehr groß, ziemlich gut gebaut und stark bevölkert. Im Dorfe ist eine Pfarrkirche und eine Capelle. Dieses merkwürdige Kirchspiel zählt mit mehrern kleinern Dörfern und vielen in den Gebirgsthälern zerstreut liegenden Häusern nicht weniger als 900 Häuser, mit einem Flächenraum von mehreren Meilen im Umfange. Jeder männliche Bewohner dieses Kirchspiels muß oft schon im Knabenalter in die weite Welt ziehen, und muß sein Brod mit Binden und Ueberstricken gesprungener Töpfe und Tiegel und einem kleinen Handel mit Mäusefallen, Pfeifenreinigern u. dgl. verdienen.

Gewöhnlich im December verlassen sie ihre Heimath, in welche sie in der Regel im künftigen Herbste wieder zurückkehren, und bei ihrer großen Sparsamkeit und äußerst frugalen Lebensweise einen für ihre Verhältnisse keineswegs unbedeutenden Erwerb mitbringen. Andere beginnen ihre Fahrten auch im Sommer, oder kehren sich an keine bestimmte Zeit, und manche sehen ihre Heimath, welche sie trotz der Aermlichkeit der Gegend ungemein lieben, erst nach jahrelanger Abwesenheit wieder. Viele dieser Slowaken haben Paris, London, Stockholm und andere europäische Städte gesehen. Asien besuchen mehrere; Nordamerika, wegen der kostspieligen Fahrt, wenige. Man erhält daher in Rowne in der ziemlich beschränkten Manier dieser Leute Schilderungen der verschiedensten Länder und Gegenden, und hört kauderwälsche Fragmente der mannichfaltigsten Sprachen. Die verwandten slawischen Sprachen erlernen sie gewöhnlich sehr leicht, und viele sprechen einen deutschen Dialekt ziemlich gut, aber nur selten ist einer der ungarischen Sprache mächtig. Alle sind, bei ihrer geringen Bildung, von Herzen gutmüthig, und es können ihnen nur wenige grobe Verbrechen nachgewiesen werden. Als strenge Katholiken halten dieselben auch auf ihren Wanderungen im Auslande mit großer Gewissenhaftigkeit die gebotenen Fasttage, und es macht ihnen daher in protestantischen Ländern die Nachfrage und das Erfahren nach den Quatembertagen viele Mühe.

Die Tracht der Rowner Drathbinder, welche mit der Tracht der Bewohner des oberen Waagthales ziemlich dieselbe ist, besteht aus weißen Hosen von grobem Kotzentuche, welche an den Knöcheln mit Häftchen enge zusammengehalten werden, und aus einem braunen Ueberwurfe von demselben Tuche aus Zackelwolle. Den Kopf bedeckt ein runder Hut mit breiter Krempe, und die slawischen Botschkor, Opanken, dienen zur Fußbekleidung. Auf ihren Reisen tragen sie gewöhnlich die Hemden durch sehr lange Zeit auf dem Leibe, welche auch mit Fett oder Oel getränkt werden, um das Ungeziefer ferne zu halten.

Eine Art Wachholderbranntwein, welche in der sogenannten Slowakei erzeugt und von den Bewohnern Borovitschka ge-

Digitized by Google

nannt wird, ist zwar auch bei den Rowner Slowaken beliebt, aber dennoch ist das Laster der Trunkenheit bei diesen sparsamen Leuten eine Seltenheit. Bei den unheilvollen Umwälzungen der letzten Jahre in Ungarn sind die Rowner Slowaken in ihren Bergen fast gänzlich unberührt geblieben.

Die Viehzucht in Neurußland.

(Schluß.)

Die Regierung selbst hatte sich schon im Jahr 1797, aber vergeblich bemüht, Merinos einzuführen, und ließ endlich im J. 1804 auf den Gütern des Fürsten von Lichtenstein zu hohem Preise welche kaufen; ferner unterstützte sie einen Deutschen, Namens Müller, bei Ankauf von Schafen und Anwerbung von Schäfern mit Geld, so wie mit Landverwilligungen zur Unterbringung der Schafe,[1] und eben so einen Franzosen, Namens Rouvier, der Schafe aus Spanien selbst holte. Bald kamen auch Fremde, um mit eigenem Geld Schäfereien anzulegen, so der Schweizer Pictet de Rochemont, ein Kaufmann d'Epinais, ein Holländer Namens Pau u. a. Anfangs waren diese Schäfereien nur in der Krim, in Cherson und den anstoßenden Gouvernements, vor dem J. 1820 war die Schafzucht in Bessarabien gering oder Null, und vor 1828 gab es dort gar keine Merinos, dann aber, nachdem der Krieg vorüber war, machten sich einige Adelige daran, und legten auf Ländereien, die ihnen die Krone verwilligte, große Schäfereien an. Die Regierung hatte große Summen aufgewendet, sah aber endlich ihre Bemühungen auch mit einem überraschenden Erfolg gekrönt.

Aber alle Bemühungen der Regierung und alle Anstrengungen der Gutsbesitzer wären erfolglos geblieben, wenn dem Betrieb der Schafzucht nicht der beste Sporn, der augenfällige Vortheil, zu Hülfe gekommen wäre. Der Handel mit Wolle und allmählich auch mit Schaffett waren die zwei archimedischen Hebel, durch welche die feine Schafzucht im Laufe von 20 Jahren zu einer hohen Blüthe gelangte. Als im Jahre 1820 die Landwirthe erfuhren, daß Hr. Rouvier auf den salzigen Triften der Insel Dscharalgatsch, die ihm überlassen worden war, seine Heerde der besten Merinos auf 37,000 St. erhöht hatte, und für Wolle in Einem Jahre 112,000 S. R. lösete, bestrebten sich alle es ihm nachzuthun und ihre Bemühungen waren meist von Erfolg gekrönt. Im J. 1848/9 rechnete man im Gouvernement Cherson 1,551,848 St. Schafe, worunter 578,508 feinwollige, im Gouvernement Jekaterinoslaw 1,980,300 Stück Schafe, worunter 1,120,400 feinwollige, in der Krim 2,009,990 Stück Schafe darunter 965,420 feinwollige, in der Provinz Bessarabien 1,443,660 St. Schafe, darunter 705,220 feinwollige, also im Ganzen nahe an 7 Mill. Schafe, worunter fast die Hälfte feinwollige. Wie viel unter den ersten sich von Tschünduks und grauen Schafen finden, ist schwer anzugeben, da sie sich größtentheils im Besitz von Tataren befinden. Die Anzahl der Zigais läßt sich annähernd berechnen, da namentlich die Bulgaren in Bessarabien solche besitzen; man kann sie auf 600,000 St. anschlagen, denn von Zigaiwolle werden jährlich an 50,000 Pud verkauft, wovon zwei Fünftel gewaschen sind, also ungewaschen 60 Proc. mehr wiegen; man kann also 70 bis 75,000 Pud geschorene Wolle annehmen, und da das Schaf durchschnittlich 5 bis 6 Pfund gibt, so kommt eine Anzahl von 540,000 bis 600,000 heraus. Von Merinos mochten in Neurußland im J. 1808 etwa 9000 Stück vorhanden seyn; im J. 1823 ließ Fürst Woronzoff statistische Notizen aufnehmen, welche eine Anzahl von 444,900 St. ergaben, im J. 1837 fanden sich 2,050,700 und im J. 1848 3,369,548 St., obgleich in demselben Jahre gegen anderthalb Millionen Stück zu Grunde gegangen waren.

Die Hauptgrundlage dieser staunenswerthen Fortschritte und das wichtigste Pfand für die Zukunft ist der Wollhandel. Nach Peyssonel, Antoine u. a. kauften Italien und Frankreich seit undenklichen Zeiten in den Häfen der Krim Schafwolle auf, und außerdem führten die Türken aus Otschakoff, Theodosia und Eupatoria gegen 30,000 Pud an Decken und Filzen aus. Rußland kaufte durch die Saporoger gleichfalls in der Krim und Moldau eine ungeheure Menge meistens Zigai-Wolle auf, die noch jetzt in den moskautischen Fabriken hoch geschätzt wird. Aber der Umfang dieses Handels ist uns wenig bekannt; wir wissen nur, daß noch im J. 1790 Schafwolle ein Gegenstand der Einfuhr war; eine Ausfuhr von Wolle kommt in den Zollregistern Odessa's erst im J. 1814 zu einem Betrag von 3000 Rubel vor, und dieß ist nicht zu verwundern, denn die Ausfuhr aus sämmtlichen Häfen von Wolle aller Sorten betrug in jenem Jahre nur 20,000 Pud. Von 1814 bis 1824 wurden im Ganzen durchschnittlich etwa 35,000 Pud ausgeführt, aber im J. 1831 betrug die Ausfuhr aus Neurußland allein bereits 87,470 Pud, und bis zum J. 1847 erhob sie sich auf 228,880 Pud zu einem Werth von 3 Mill. R. S. Man zählt über 70 Schäfereien von mehr als 9000 Stück feinwolliger Schafe; zwei Besitzer, ein Hr. Fimbert und ein Mennonit, Namens Fein, haben Heerden von 100,000 Stück.

Viel geringere Fortschritte macht in Neurußland die Pferdezucht, obwohl nach den Mitteln zur Fütterung dieser edlen Thiere und wegen des großen Bedarfs dieselbe der erste Zweig der Landwirthschaft seyn sollte. Alle Bemühungen der Pferdeliebhaber, und selbst die freigebigen Aufmunterungen der Regierung — Pferderennen und Beschälställe — haben wenig Einfluß auf eine Verbesserung der Localgestüte, und die neurussischen Pferde fallen fortdauernd im Werthe. Wir sprechen natürlich von der Masse, denn schöne Ausnahmen sind nicht selten. Aber wenn man auf die Vergangenheit zurückblickt, was sollte man nicht von einer Verbesserung der Gestüte erwarten in einem Lande, das so reich an Futter und freiem Raum ist? Was sollte man nicht erwarten dürfen von einer Vermischung der Steppenstuten mit englischen oder arabischen Hengsten? Warum ist das Land erkaltet im Eifer für einen der wesentlichsten Zweige seiner Landwirthschaft? Die Ursachen sind ein unbedeutender Gewinn im Vergleich mit der großen Auslage von Capital, zweitens die zahlreichen Viehkrankheiten, und drittens Mangel an Ausdauer und Geduld bei den Züchtern, welche sehen, daß andere Zweige der Landwirthschaft sich schneller, sicherer und mit weniger Auslage von Capital rentiren.

In den Tagen des Tataren- und Kosakenthums waren die neurussischen Steppen berühmt durch ihre Pferde, und die Liebhaber strömten von allen Enden Deutschlands, Polens und Rußlands herbei auf die Jahrmärkte nach Berdytscheff und Jaroslaw, später nach Balta und Mohileff am Dniestr. Mehr als einmal baten im vorigen Jahrhundert fremde Remonteurs die russische Regierung um Erlaubniß Pferde bei den Saporogern kaufen zu dürfen. Man erzählt, daß bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts an den Ufern des Ingulez (im Kreise von

[1] Müllers Heerden waren im J. 1808 auf 42,000 Stück angewachsen, und die Regierung kaufte ihm jetzt 4000 Stück zu einem hohen Preise, 40 bis 80 R. das Stück ab, um sie unentgeldlich in den Colonien und auf den Krongütern zu vertheilen.

Digitized by Google

Cherson) sich noch Ueberreste der ursprünglichen wilden Pferde fanden. Bis auf unsere Zeit haben sich diese nicht erhalten, doch sah ich noch einen alten Hengst, der den Angaben nach als ein wildes Füllen eingefangen worden war, und im J. 1838 erst 30 Jahre zählte; er war sehr klein, hatte vollkommen ochsengraue Haare, eine starke Brust, einen mißgestalteten Kopf, kleine, aber feurige Augen. Was historische Zeugnisse vom Vorhandenseyn wilder Pferde in diesem Lande betrifft, so findet sich weder in den Archiven der Krim, noch der Saporoger eine Andeutung darüber. Die Saporoger stahlen oder kauften gerne in dem jetzigen Kreise Perekop (Gouv. Tauris) tatarische Hengste, da sie wußten, daß solche arabischer oder persischer Abkunft seyen, die Tataren thaten dasselbe mit saporogischen Hengsten und die Polen kauften gerne bei beiden. Dieß scheint zu beweisen, daß es damals im Lande besondere eingeborene Pferde nicht gab, und auch jetzt noch könnte man kaum im Lande eine Pferderace nachweisen, welche sich so nennen ließe. Allenthalben sind die Steppenpferde mit guten fremden Racen gemischt oder mit den kleinen Pferdchen, wie sie die Bauern im westlichen Rußland haben. Unter 600,000 und mehr Pferden, die sich jetzt in Neurußland finden, kann man nachstehende Schattirungen nachweisen. 1) Eine Mischung der krimischen Bergpferde mit tscherkessischen, welche sich bis jetzt bloß in den südlichen Berggegenden des taurischen Gouvernements erhalten hat, und sehr hoch geschätzt wird. Diese Pferde sind klein, wie die arabischen mager, mit feinen Füßen, und wo man auf ihre Zucht und Unterhaltung in der Jugend Aufmerksamkeit gewendet hat, mit ziemlich hübschem Kopf; ihr größter Vorzug ist Festigkeit im Schritt auf und abwärts an Bergen. 2) Wirkliche Blutpferde aus den Gestüten, deren es theils größere, theils kleinere 50 im Lande gibt. In diesen Gestüten hat man sich überzeugt, daß die Belegung hiesiger Stuten mit den besten englischen oder russisch-englischen Bluthengsten einen guten, zum Reiten und Fahren gleich tauglichen Schlag gibt; aber die Verwendung arabischer Hengste fiel so unglücklich aus, daß man keine mehr kommen läßt, und ihrer nur noch wenige im Lande sich befinden. 3) In den deutschen Colonien, namentlich bei den Mennoniten hat man gute Pferde aus einer Vermischung hiesiger Stuten mit friesischen oder normannischen Pferden gewonnen, bis jetzt aber hat man von denselben kräftige Walachen zum Zug schwerer Lasten nicht erhalten können, und die „deutschen", d. h. die Colonistenpferde, obgleich gut gebaut und hübsch, sind im allgemeinen schwach und werden für die Reiterei nicht angekauft.

Wie groß die Heerden in frühern Zeiten waren, läßt sich nicht wohl bestimmen; wir wissen bloß, daß im J. 1808 in den Gouvernements Cherson, Tauris und Jekaterinoslaw die Zahl der Pferde sich auf 400,000 belief, und daß im J. 1813, als der furchtbare Winter und der Futtermangel in Einem Monat 104,000 Pferde wegraffte, die Regierung annahm, es seyen nicht über 200 bis 250,000 Stück im Lande. Eigentliche Gestüte von Blutpferden gab es damals noch so wenig, daß die Gutsbesitzer selbst die Pferde für ihre Equipagen in Charkoff oder Balta kauften. Nach officiellen Berichten belief sich die Pferdezahl in den Jahren 1847/48

im Gouv. Cherson auf	434,450 St.
im Gouv. Jekaterinoslaw auf	160,540 —
im Gouv. Tauris (Krim) auf	97,390 —
in der Provinz Bessarabien auf	85,000 —

Im Ganzen also eine Zahl von 777,380 Pferden, aber dabei ist zu bemerken, daß in zwei Kreisen des Gouvernements Cherson sich Militäransiedlungen befinden, welche allein 389,980 Pferde oder die Hälfte der obigen Zahl haben.

Für den Pferdehandel hat Neurußland einige gute Märkte, und der Handel über die Landgränze hinaus ist nicht minder bedeutend, denn es gehen nach Oesterreich und der Moldau oft Züge von 3000 Pferden. Doch wir widerholen es, die Zucht und der Handel mit Pferden befinden sich auf einer viel geringern Stufe als die Natur diesem Lande angewiesen hat. Nur die Aufmunterung der Regierung verhindert den gänzlichen Verfall der Pferdeheerden Neurußlands.

Diese Uebersicht der Viehzucht muß allerdings sehr unvollständig und nothwendig in manchem Einzelnen irrig seyn, solchen Irrthümern aber wird der Statistiker nie entgehen. Wir fügen hier nur noch wenige Notizen bei. Neurußland hat mit Einschluß Bessarabiens 21,162,000 Dessätinen, sowohl zum Ackerbau und zur Viehzucht tauglichen als untauglichen Landes. Letzteres läßt sich, wenn man Flüsse, Seen, Limane, Sandstriche, Straßen u. s. w. zusammenrechnet, auf 3 Mill. Dessätinen anschlagen; es bleiben also 18 Mill. übrig, auf denen noch nicht völlig eine Million Familien (3,393,000 M.) wohnt, es kommen also auf die Familie 18 Dessätinen, oder wenn man den Besitz der Krone, der großen Grundbesitzer und Gemeinden abrechnet, mindestens 9; das Verhältniß ist also ein sehr günstiges und verspricht auch viel für die Zukunft. Fügt man aber zur menschlichen Bevölkerung die der verschiedenen Thiergattungen hinzu, gegen 11 Millionen Stücke, so wird das Verhältniß weit minder günstig, da die Ernährung einer so bedeutenden Masse Vieh einen großen Theil des Bodens in Anspruch nehmen muß, denn für die Schafe darf man mindestens 4 Mill. Dessätinen, für anderes Vieh gleichfalls 3 — 4 Mill. in Anspruch nehmen. Und wie viel geht Futter verloren durch Mangel an Regen, durch Mangel an Händen es einzusammeln? wie viel wird von der glühenden Sonne vom Ende Mai's bis Ende Augusts ausgebrannt? Man darf also von den 9 Dessätinen für die Familie nochmals mindestens die Hälfte für das Vieh abziehen. Alles dieß und noch manches andere mag als Fingerzeig für diejenigen dienen, welche sich über die vermeinte Unbewohntheit der russischen Steppen wundern. Man zahlt jetzt das Doppelte und Dreifache für den Transport des Weizens aus dem Westen nach Odessa; warum? ist die große Vermehrung des Getreides schuld daran? Nein, denn seit 25 Jahren ist keine große Veränderung eingetreten. Sind die Wege schlimmer geworden? Nein, sie sind im Gegentheil wenigstens einigermaßen besser geworden. Der einfache Grund liegt jetzt in dem Mangel freier Steppen; jetzt muß man für Nachtlager des Viehs und für die Tränke bezahlen, während man vor 20 Jahren das Vieh umsonst tränkte und fütterte. Dieß legt der Entwicklung nicht unbedeutende Hindernisse in den Weg.

Jagdabenteuer im Himalaya.

(Von einem englischen Officier.)

Als ich im Jahre 1834 zu Massuri im Himalayagebirge auf Urlaub war, beschloß ich mit zwei meiner Freunde einen Ausflug über den Fluß Dumna nach dem Derbund, vier Tagemärsche weit auf dem Wege nach Simla, zu machen. Die große Bergkette von Derbund, etwa 9000 Fuß über der Meeresfläche hoch, ist besonders wegen ihrer guten Fasanenjagd berühmt; hier finden sich verschiedene Fasanenarten, vorzüglich der schöne blaue Fasan, aber auch Hirsche in Menge, so wie Bären und das, offenbar dem Antilopengeschlechte angehörige, sonderbare Thier, welches „Siroa" oder „Simu" genannt wird; dieses Thier von der Größe eines Esels,

ist am Leibe schwarz und vom Knie ab an den Läufen roth; das Männchen hat eine große Mähne, welche, wenn es erschreckt oder zornig ist, sich sträubt und so dem Thiere ein bösartiges Ansehen gibt, wozu dessen glänzend schwarze Hörner auch etwas beitragen, die etwa 18 Zoll lang, 1½ Zoll im Umfange an ihrer Wurzel und sehr spitz sind; die Bewohner dieser Gegend fürchten sich sehr vor diesen halb wie ein Esel, halb wie ein Hirsch aussehenden Thieren und erzählen viele Geschichten von deren Bösartigkeit, indeß habe ich viele dieser Thiere getödtet und mehrere angeschossen, ohne daß sie den Muth bezeigten mich anzugreifen. Wenn sie stark verwundet sind und nicht mehr weglaufen können, dann habe ich bemerkt, daß sie ihre Mähnen sträubten, allein das mochte aus Angst geschehen; in solchem Zustande ist es aber für Hunde gefährlich ihnen zu nahe zu kommen, wie ich zu meinem Schaden gewahr wurde, indem ich durch sie mehrere vortreffliche Hunde eingebüßt habe; denn ihr dicker Hals und ihre breite Brust geben ihnen eine solche Stärke, daß eins derselben meinen großen Bhoti- oder tatarischen Hund mit seinen spitzen Hörnern durch und durchstieß, so daß dieser auf der Stelle todt war, wie ich selbst gesehen habe. Das Fleisch dieser Thiere ist grob und von widerlichem Geschmack, und wird nur von der untersten Kaste der Gebirgsbewohner gegessen; zur Nachtzeit geben diese Thiere eigenthümliche Töne von sich, welche dem Wiehern des Pferdes sehr ähnlich sind und sie finden sich in allen Theilen dieser Gebirgsgegend. Da die Bären dort in großer Anzahl sich aufhalten, wie ich schon erwähnt habe, so gibt es capitale Bärenjagden, und davon will ich zur Erläuterung einen Kampf erzählen den ich einst mit einem dieser Thiere hatte, welchem ich unter die Erde nachkletterte um es zu fassen.

Indeß möchte ich den letzten Theil dieser Bärenjagd nicht noch einmal durchmachen, und ich will auch allen Jägern den guten Rath geben mir darin nicht nachzuahmen, sondern meine Erfahrung zu beherzigen. Ich hatte am Morgen von einigen der Dorfbewohner die Nachricht erhalten, daß man zwei Bären aufgespürt habe und sogleich machte ich Anstalt ihnen einen Besuch abzustatten, namentlich wurden 200 Leute aus dem Dorfe als Treiber versammelt. Als wir unsere Stellungen eingenommen hatten, wurde das Signal gegeben; die Treiber mit langen Knütteln versehen trieben durch die Dschengeln und ich stand zufälligerweise so glücklich, daß ein Bär ganz gemächlich, auf 20 Schritte Entfernung, im Grunde unter mir hinspazierte. Indem ich auf ihn schoß, stürzte er über und über, und brüllte dann gewaltig, weil ihm der Schuß nicht zu gefallen schien; aber so wie ich mich rüstete, ihn mit einer zweiten Kugel zu begrüßen, war er plötzlich verschwunden. Ich konnte mir das zuerst nicht erklären weil ich keinen Versteck sah, aber als meine Gefährten, die ich mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen O und T nennen will, bald darauf zu mir kamen, beschlossen wir herabzuklettern, um zu sehen, was aus dem Bären geworden sey. Wir fanden unten im Grunde eine Menge Blut, und bemerkten, als wir weiter gingen, eine kleine Höhle, auch daß die blutige Spur des Thiers dort hineinführte. Nun überlegten wir gehörig was jetzt geschehen müsse; eine genaue Recognoscirung ergab, daß die Höhle sich tief in die Erde hinabzog, und als ich vorschlug daß wir hineingehen wollten, erklärte man das für offenbare Tollheit. Mein Jagdeifer ließ indeß keine Vernunft aufkommen, und ich beschloß lieber allein mich in die Höhle zu wagen als den Feind entwischen zu lassen. Ich ließ sogleich Fackeln herbeischaffen, die aus dem Holze der Diodar (einer einheimischen Fichtenart) verfertigt sind und besser als Harzfackeln brennen; das Abenteuer wurde von neuem besprochen und endlich erklärten meine Jagdgenossen, daß, wenn ich es wagen wolle, ich es nicht allein unternehmen solle, weil sie mich begleiten würden. Als die Fackeln angezündet waren, traten wir in die Höhle, welche aber nach etlichen Schritten so niedrig wurde, daß wir oft genöthigt waren auf Händen und Knieen fortzukriechen. So kamen wir bald gehend, bald kriechend etwa 20 Schritte vorwärts, wo wir an eine abschüssige Stelle etwa 9 Fuß tief gelangten, die aber sehr schlüpfrig und schmutzig von dem Unrathe vieler Bären war, welche, wie sich später ergab, hier oft einen Versteck suchten. Das Eindringen in ein eben geöffnetes Mumiengemach kann nicht widerwärtiger seyn als diese Bärenwohnung war, allein trotzdem gingen wir weiter, ohne daran zu denken, daß vielleicht vier oder fünf Bären darin logiren könnten; als wir die abschüssige Stelle hinab waren fand sich, daß die Höhle dort wieder in die Höhe ging und, immer gebückt stehend, konnten wir nur nicht begreifen wo der Bär sich versteckt hatte, denn das Licht der Fackeln gestattete uns den Raum vor uns in ziemlicher Weite zu übersehen; deßhalb bildeten wir uns ein, daß der Bär durch eine besondere Oeffnung die wir nicht bemerkt, wieder aus der Höhle entwischt sey, obgleich jeder Schritt uns unwiderlegbar zeigte, daß das Thier sehr schwer verwundet seyn mußte. Wir sahen jetzt daß die Höhle hier zu Ende war, aber von dem Bären selbst sahen wir nichts. Da rief mein Fackelträger Buitu: „Hier ist er nicht, wir müssen an ihm vorbeigegangen seyn!“ und damit hielt er seine Fackel weit vor sich hin. So wie er dieses that, stürzte der Bär aus einem Winkel den wir übersehen hatten, auf die Fackel los, packte diese, ließ sie aber gleich wieder fallen, und Buitu vor Furcht wie wahnsinnig geworden, purzelte den abschüssigen Theil der Höhle herunter, indem er nach Landessitte fortwährend Vater und Mutter herbeirief. Eine halbe Minute lang hätte man nicht sagen können, wer am lautesten brüllte, Buitu oder der Bär, solch einen furchtbaren Lärm machten beide, und dazu mußte man in einer niedrigen finstern Höhle seyn um den Lärm richtig zu schätzen. Buitu's Furcht wurde aber ansteckend, denn der andere Träger warf seine Fackel zu Boden und rollte in offenbarer Todesangst die Höhle hinab. Nun war es uns drei unmöglich gemacht wegzukommen und leise mit einander flüsternd, tappten wir um uns und waren nach einigen Schwierigkeiten endlich so glücklich die erloschenen Fackeln wieder anzuzünden. Dabei gelobten O und T, falls wir mit heiler Haut herauskämen, Buitu und den andern Sünder tüchtig durchzuprügeln, vorausgesetzt, daß diese nicht noch zeitig wieder zu uns kommen würden, in welchem Falle die Prügel ihnen geschenkt seyn sollten. Wir rückten jetzt wieder auf den Bären heran, und fanden ihn in einem Winkel klein zusammengedrückt liegend, sehr unliebenswürdig und grimmig aussehend, die Nase rümpfend, und unter furchtbaren Brummen die Zähne fletschend. Da keine Zeit zu verlieren war, so schossen wir alle drei zugleich nach ihm; aber in demselben Augenblicke erloschen die Fackeln, wir rollten in der Höhle hinab und der Bär, schwer verwundet und entsetzt, hinter uns her; indem wir neben einander auf dem Boden lagen, spazierte der Bär über uns weg, wobei er auf eins meiner Beine trat und den T niederdrückte. Wir sagten kein Wort und regten uns nicht; der Bär mochte jetzt glauben, daß seine Feinde fort seyen und wollte aus der Höhle schlüpfen, aber als er an dem Ausgange derselben den ganzen Haufen unserer Treiber versammelt fand, welche ein fürchterlich Geschrei erhoben, so machte er rechts um und kam in voller Wuth wieder in die Höhle auf uns zu. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir die Leute sämmtlich in die Hölle wünschten, aber zu solchen frommen Wünschen war in diesem kritischen Augenblicke keine Zeit. Wir hatten jedoch unterdessen Zeit gehabt die Fackeln wieder anzuzünden und unsere Büchsen zu laden, und lagen platt auf dem Boden um den Bären zu erwarten. Der kam auch bald mit dem rasendsten Gebrüll, bis auf etwa sechs Fuß Entfernung auf uns los und nun schossen wir zusammen auf ihn, so daß er uns entgegenfiel. Wir drängten uns eng an einander um ihm Platz zu machen und, ohne uns um ihn zu bekümmern, schlüpften wir dann an ihm vorbei und aus der Höhle, bedeckt mit Koth, Blut und Fett des Bären. So wie wir draußen uns befanden, war das erste was wir thaten, daß wir einen Knüppel nahmen und tüchtig auf die Bauern losprügelten, weil sie so gütig gewesen waren den Bären uns wieder auf den Hals zu schicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frage über Nationalerziehung in England hat einen neuen und zwar sehr energischen Vertheidiger gefunden an Hrn. Cobden, der am 31 October in einer Versammlung zu Manchester auftrat. Sein Hauptzweck ist, wie man sich leicht denken kann, gegen die Hochkirche gerichtet, und leicht dürfte er auf diesem Felde einen größern Triumph feiern als auf dem financiellen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 273. 14 November 1850.

Die Presse oder die vierte Macht im Staate.

Ein Engländer, Namens Knight, Hunt hat eine nicht sonderlich gut verarbeitete, aber durch ihren Reichthum an Material interessante Schrift: the fourth Estate; Contributions towards a History of Newspapers and of the Liberty of the Press, herausgegeben. Weßhalb wir den Titel: fourth Estate, mehr noch als die französische Uebersetzung, „le quatrième pouvoir" für unrichtig halten, werden wir später auseinandersetzen. Daß die Römer schon Zeitungen hatten, daß sich bei den Venetianern etwas ähnliches unter dem Titel „Notizie scritte" in der Mitte des 16ten Jahrhunderts fand, sind als literarische Curiositäten zu betrachten, die an mehreren Orten entstanden, wo große, durch die öffentlichen Ereignisse lebhaft angeregte Menschenmassen sich zusammenfanden; solche Erscheinungen waren nichts als was in unserer Zeit die Proclamationen sind, wodurch man wegen besonderer Umstände auf die öffentliche Meinung des Tages einzuwirken suchte. Die Macht der Presse, wenn sie gleich durchaus noch nicht den periodischen Charakter der Zeitungen trug, hatte sich seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich mehr als in Italien und England kundgegeben, und fällt mit der Bewegung der Geister überhaupt zusammen; die Form der täglichen Mittheilungen durch Zeitungen war ein zufälliges Erzeugniß großer Städte. Die Notizie scritte in Venedig waren, wie der „English Mercurio" der zeitweise im J. 1588 erschien, um das Volk zur Zeit als die spanische Armada an der Küste erschien, zu beruhigen, vorübergehende Erscheinungen. Die Zeitungen als Mittheiler der laufenden Weltbegebenheiten hatten ihre Entstehung darin, daß zuerst einzelne Personen, denen ihr Vermögen dieß gestattete, von Leuten die ein Gewerbe daraus machten, sich die neuesten Nachrichten schriftlich mittheilen ließen; aus dieser kostspieligen, nur wenigen zugänglichen Correspondenz machte die Buchdruckerkunst und die Speculation bald in den wichtigsten Ländern Europa's ein allgemeines Mittheilungsmittel, das in England, Frankreich und Deutschland ziemlich zu gleicher Zeit entstand, denn der Unterschied weniger Jahre macht hier so viel wie nichts aus. Die Erscheinung fortlaufender numerirter Blätter beginnt in Deutschland wenigstens im J. 1612, in England im J. 1622, in Frankreich im J. 1632. Nicht numerirte und nicht regelmäßig fortlaufende Blätter waren in allen Ländern diesen Erscheinungen um eine Reihe von Jahren vorangegangen. Diese Zeitungen sind also nur eine veränderte und erweiterte Form dessen, was die Bewegung der Zeit längst hervorgerufen hatte. Die Reformation mit allen ihren politischen und theologischen Streitigkeiten hatte bereits in Deutschland die Thätigkeit der Presse aufs mannichfachste angeregt, ohne daß noch eine Zeitung in unserm jetzigen Sinne erschienen wäre, und diese Macht wurde um so größer und gewaltiger, als in Deutschland wegen der bereits vorhandenen Zerspaltung der Territorialmacht nirgends ein gleichmäßiger Druck stattfand, denn was an einem Orte verfolgt und unterdrückt wurde, das ward am andern gepflegt und gefördert, und wenn man das Wahre und Richtige bei keinem von beiden Theilen suchen durfte, so lag eben in der Reibung der Geister und in der Unmöglichkeit, daß ein Theil den andern unterdrücken und überwältigen konnte, die Nothwendigkeit, daß man widersprechende Meinungen ertragen müsse. Erwägt man dieß, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß im Geiste der Gebildeten der ganzen Nation ohne Rücksicht auf Religionsunterschiede eine allgemeine Toleranz sich kundgibt, die aller neuern Versuche, den Geist der Unduldsamkeit anzufachen, gespottet hat. Diese Toleranz ist in Deutschland eine historisch begründete Erscheinung, während in England und Frankreich, wo Ein Kirchensystem den Sieg davontrug, die Intoleranz historisch ist, und nur in neuerer Zeit durch den Geist philosophischer Bildung auf der einen und der religiösen Indifferenz auf der andern niedergehalten wird.

In Frankreich und England konnte deßhalb im 16ten und 17ten Jahrhundert die Macht der Presse sich nicht in dem Maaße entfalten wie in Deutschland, und da im 18ten Jahrhundert die Form der Zeitungspresse schon bestand, und mit der Entwicklung des neuern Staats in England zusammenfiel, so sieht man gewöhnlich die englische Presse als die erstgeborne an. Dieß ist indeß vielfach falsch, wenn man nicht gerade die Einwirkung der öffentlichen Meinung auf den Gang der jeweiligen politischen Ereignisse allein ins Auge faßt. Wer jedoch nur einmal einen Band von Schlözers Staatsanzeigen aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelesen, der muß bekennen, daß zu jener Zeit in Deutschland factisch eine Preßfreiheit bestand, wie sie bei uns selbst seit dem Jahre 1848 kaum größer bestanden hat, und daß diese Preßfreiheit nicht bloß das eigentlich literarische Gebiet, sondern auch das politische umfaßte, obgleich, wegen der damaligen politischen Theilnahmlosigkeit des Volks, das erstere ohne allen Vergleich das bedeutendere und wirksamere war.

Wenn ein Engländer die Presse den vierten Stand nennt, so ist dieß wenn auch nicht richtig, doch erklärlich, denn seit Jahrhunderten steht in England die Formel „King, Lords and Commons" als der drei Gewalten im Staate fest, wenn gleich in der Wesenheit sich manches verändert hat. Die Macht ruht jetzt nicht mehr in „King, Lords and Commons", sondern in der

Digitized by Google

öffentlichen Meinung der Nation, und wer diese am sichersten ausspricht, mag es nun die Presse oder der König, die Lords oder die Gemeinen seyn, der wird mit seinen Ansichten und Bestrebungen durchdringen. Lords und Gemeine sind nur noch das Organ, durch welches sich die öffentliche Meinung mehr oder minder gut ausspricht, eine Macht als Stände haben sie nicht mehr. Das Standes- und Repräsentationsprincip des Mittelalters, aus dem dieselben hervorgegangen, ist gänzlich todt, und war von dem Augenblick an todt, wo die Stände nicht mehr die Macht hatten, sich nöthigenfalls dem König zu widersetzen. Dieß war der Fall, sobald das Emporkommen des dritten Standes und die Einführung des Schießpulvers in die Kriegskunst die Macht der einzelnen, dem Staate gegenüber, dauernd gebrochen hatte. Dieß geschah begreiflich nicht auf einmal, und schroffe Charaktere unter den Regenten suchten dieß vorzeitig herbeizuführen, weßhalb sie von der Geschichte, die damals noch in der Hand der höhern Stände war, als Tyrannen bezeichnet wurden, so Peter der Grausame von Arragonien schon im 14ten, so Karl IX von Schweden, den der Adel nur als „Rakkare" (Henker) bezeichnet, im 17ten Jahrhundert. Mit diesem Uebergewicht der Krone über die bisherigen Stände tritt in den westeuropäischen Staaten das Princip der Regierungsgewalt in seiner ganzen Schroffheit auf, und der Grundsatz der Unterordnung unter den Staat und seine allgemeinen Gesetze wird herrschend. Aber im Laufe von wenigen Jahrhunderten überlebte sich auch dieß System, artete in schrankenlose Willkür aus, und nun suchte man dagegen die Mittel auf, die man nach dem Vorbild Englands in einer Repräsentativverfassung fand, und diese, da die Stände machtlos geworden, auf dem abstracten Princip der Volkssouveränität aufbauen zu können glaubte. Um dieß künstliche System zu halten, wurde nun mit einemmal der durch die philosophische Schule des 18ten Jahrhunderts geschärfte Geist in Anspruch genommen, und von dieser Zeit an datirt eigentlich das, was man mit einem gewissen Rechte die vierte Macht im Staate nennen kann; die Presse im Beginn der französischen Revolution war im wesentlichen eine Schule, worin man einen abstracten Grundsatz in alle seine praktischen Consequenzen zu verfolgen suchte. Seit dieser Zeit ist es zur Mode geworden Zeitungen als die Verfechter gewisser politischer Principien anzusehen, was sie doch, einzelne Zeiten politischer Aufregung abgerechnet, eigentlich nicht sind, indem ihr wesentlicher Vortheil darin besteht, den materiellen und geistigen Verkehr möglichst rasch zu fördern, wobei eine gewisse Parteischattirung immerhin mit unterlaufen mag und bei der Verschiedenheit der Ansichten nothwendig unterlaufen muß. Die französische Presse war in den ersten Jahren der Revolution wesentlich eine Tendenzpresse, und ist es in der Zeit der Restauration, wo man von Seite der Regierung langsam zum Alten zurückzusteuern suchte, wieder geworden; sie schien die einzige nachhaltende Kraft der Revolution, deßhalb waren auch die Schläge vorzugsweise gegen sie gerichtet, und die Vorsprecher derselben, die Journalisten, vertheidigten sich mit dem größten Nachdruck; aber die Regierung irrte sich, denn die Revolution lag nicht in der nur wenige Jahre zuvor noch censirten Presse, sondern in den neuen Gesetzen, Bedürfnissen und Einrichtungen der Zeit, welche die schnelle Mittheilung der Gedanken und Thatsachen nicht mehr entbehren kann.

Wer so zwanzig bis dreißig Jahre lang Zeitungen las, der muß gefunden haben, daß das Doctrinaire im Ton und der Behandlungsweise bedeutend abgenommen hat, und wer will jetzt, so verschieden die Auffassungsweise seyn mag, in den Regierungsgrundsätzen des Journal des Debats, des Constitutionnel, des Siecle, des National einen großen Unterschied finden; die Presse wird, abgesehen von ihrem Beruf als Neuigkeitsträgerin, mehr und mehr nur das Mittel, um Ansichten, Wünsche und Bestrebungen unter der Menge zu verbreiten, nicht aber politische Principien zu vertheidigen; dieser Austausch der Ansichten, die Durchdringung aller Verhältnisse mit dem Lichte der Oeffentlichkeit ist so sehr ein Bedürfniß unserer Zeit geworden, daß man sie keinem Volk lange vorenthalten kann, weil die Regierungen selbst dieses Mittels bedürfen. Es ist deßhalb ganz unrichtig die Zeitungen die vierte Macht im Staate zu nennen, sondern das Zeitungswesen ist ein Erforderniß der neuen Gesellschaftsverfassung geworden, in welcher niemand mehr eine große Macht ausübt, als die Regierungen, die man aber der verwickelten Maschinerie wegen, durch welche sie thätig sind, nicht mehr von der Masse der Staatsbürger trennen kann. So hat die ganze Staatsgesellschaft, die gerade regierende Partei mit eingeschlossen, ein Interesse, daß alles in einem ordentlichen Geleise bleibe, und nie der Zustand so weit sich verschlimmere, daß eine Revolution nöthig wird. Die Censur, dieß hinkende Roß unserer Polizei, ist nur noch ein Fehler, weil es der dennoch unvermeidlichen Oeffentlichkeit eine einseitige Richtung gibt, und man kann in Bezug auf Deutschland mit vollem Recht sagen, daß, wenn nur in den letzten 20 Jahren Preßfreiheit, wenn auch unter strengen Gesetzen, bestanden hätte, die Revolution des Jahres 1848 nicht ausgebrochen wäre. Man führe das Beispiel Frankreichs nicht an, und sage nicht, in Frankreich habe die Preßfreiheit bestanden, und doch sey die Revolution ausgebrochen. Das heißt mit Worten spielen. Die sogenannte Februar-Revolution ist gar keine Revolution, sondern ein Handstreich von Verschworenen, in einer einzelnen Stadt zur Reife gebracht. Was hat die gerühmte Revolution geändert? Gar nichts als eine zufällige Form, die Monarchie, welche, sobald die streitenden Prätendenten sich versöhnen könnten, sobald z. B. Heinrich V zurückträte, in wenigen Monaten wieder umgeworfen wäre. Sobald wir das Wort Revolution in seinem eigentlichen Sinne auffassen, als den Ausbruch des Unwillens über die Verweigerung einer für die Nation unerläßlich gewordenen organischen Veränderung, so hat es im Februar 1848 keine Revolution in Frankreich, wohl aber im März 1848 eine in Deutschland gegeben. Das Bedürfniß einer Einigung der Nation gegen außen ist da, ist von allen Seiten anerkannt, und die Revolution wird fortdauern, bis es befriedigt wird — auf welche Weise, haben wir hier nicht zu untersuchen. Die Preßfreiheit hätte im Verlauf der letzten zwanzig oder dreißig Jahre sicher diese organische Aenderung herbeigeführt ohne Erschütterung, wenn auch, wie natürlich, nicht ohne einen heftigen Kampf. Wir wollen uns über dieß Thema nicht mit moralischer Salbung ergießen, um so weniger, als wir die Nutzlosigkeit solcher Ergüsse recht gut aus Erfahrung kennen, aber eine Lehre hinsichtlich der Presse kann man sich aus der Erfahrung der letzten Jahre gezogen haben: die, daß die Kräfte, welche das Bestehende erhalten wollen, eben so schwer, wo nicht schwerer als die, welche Veränderungen herbeiführen wollen, ins Gewicht fallen, und daß nur die ziemlich allgemein gewordene Ueberzeugung der Unvermeidlichkeit einer Aenderung solche auch bei bestehender Preßfreiheit hervorruft. Das läßt sich aus der Geschichte der englischen Preßfreiheit mit den schlagendsten Beispielen belegen. Wir erinnern vor allem nur an die lang betriebene Veränderung

Digitized by Google

der englischen Criminalgesetzgebung, die in den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, und obwohl mit steigendem Nachdruck fortgesetzt, erst in den 20ger Jahren dieses Jahrhunderts zum Durchbruch kam.

Man macht sich gewöhnlich von der Macht der Presse eine verkehrte Vorstellung, und schreibt namentlich den einzelnen Artikeln eine Bedeutung zu, welche sie sehr selten besitzen, oder, wenn sie solche besitzen, nur darum, weil man weiß, daß sie aus dieser oder jener bedeutenden Quelle kommen. Der Uebergang aus dem Preßzwang in die Preßfreiheit ist freilich immer mit Uebelständen verknüpft; das Publicum gleicht dann den Schülern die in die Vacanz gehen, allein diese Flegelzeit erstreckt sich selten auf Jahre; die Presse lernt, besonders wenn das Volk, das die Preßfreiheit genießt, nicht selbst roh ist, bald Maß halten, sey es durch Zwangsgesetze oder durch die stille Einwirkung des Publicums. Ist die erste Zeit vorüber, hat man sich an den freien ungezwungenen Ton gewöhnt, so macht das Gerede in den Zeitungen wenig Eindruck mehr, außer wenn es auf sehr positiven Bedürfnissen der Mehrzahl beruht, denen man absolut Rechnung tragen muß. Aber Eines ist dann die unausbleibliche Folge, die Concurrenz unter den Zeitungen macht es nöthig dem Publicum das Wissenswerthe möglichst schnell und vollständig zu liefern, die früher spärliche Mittheilung wird vervollkommt, und diese Vervollkommnung trifft sehr häufig Gegenstände, welche kaum in den eigentlichen Kreis der politischen Streitfragen fallen. Allerdings wird man uns entgegenhalten, daß in Frankreich und in Deutschland gegenwärtig sehr heftige Parteizeitungen erscheinen. Wir wollen diese offenkundige Thatsache gar nicht in Abrede stellen, werden uns aber in Bezug auf Frankreich an einem andern Orte aussprechen, und machen in Bezug auf Deutschland nur die Bemerkung, ob nicht vor 10 und 15 Jahren zu Berlin der Kampf zwischen Hegelthum und Schellingianismus, später zwischen Lichtfreunden und Orthodoxen, nicht schon den spätern Kampf enthielt, ob nicht die Parteien eben so bestanden wie später, und nur genöthigt waren, um der lieben Censur willen die Nebelkappen aufzusetzen, und so aus dem Versteck Streiche gegen einander zu führen. Hat unter diesem Kampf die Staatsgewalt an Achtung und Kraft gewonnen, spätern Stürmen Trotz zu bieten? Das wird wohl kein Vernünftiger behaupten. Wichtiger und entscheidender aber noch ist der Umstand, daß mehr als einmal trotz der Censur, und natürlich mit Bewilligung derselben, deutsche Regierungen einander in sehr ernsten Angelegenheiten bekämpften. Da war die mißachtete und verfolgte Presse doch das Vehikel, dessen man sich bediente und bedienen mußte.

Man hat damit indirect selbst die Nothwendigkeit der Presse anerkannt, und jeder wünscht nur, daß dieselbe in seinem eigenen Sinne gehandhabt werde. Da nun keiner seine Macht so weit ausdehnen kann, so bleibt nichts übrig, als daß, wenn der Streit unter Regierungen selbst ausbricht, die Nation zu Gericht sitze und ihr Urtheil darüber abgebe, sey es nun formell oder nur durch die öffentliche Stimme. Was wir damit sagen wollen, ist bloß daß bei uns die freie Presse eine Sache historischer Nothwendigkeit geworden ist, und daß alle Zwangsmaaßregeln, die man anzuwenden geneigt seyn möchte, nicht mehr helfen, wenn man nicht zugleich alle Telegraphenleitungen, alle Eisenbahnen, alle Postverbindungen abbricht, denn wie im Zeitalter der Reformation, von 1517 bis 1618, wo der Kampf endlich offen ausbrach, beide Parteien sich in Schriften befehdeten, so ist dieß jetzt wiederum der Fall; was am einen Orte, wenn nicht verfolgt, doch möglichst gehindert wird, das fördert man am andern, und wenn auch die beiden streitenden Theile das Verdict der Nation jetzt so wenig wie damals über sich ergehen lassen wollen, so ist wenigstens die allgemeine Meinung eine andere Macht geworden, als sie vor dritthalb Jahrhunderten war; sie ist ohne Vergleich mächtiger geworden, weil die Verbindungsmittel ohne Vergleich zahlreicher und rascher sind, und endlich hat sich eine beim Streitobject unbetheiligte dritte Partei gebildet, die in Folge der Heftigkeit der Hauptstreitenden mit jedem Tage an Bedeutung wachsen muß. Dieser Stand der Dinge hat also bei uns eine historische Begründung, und diese darf man bei Beurtheilung der Verhältnisse der Preßfreiheit in irgend einem Lande nie außer Acht lassen. Phil. Chasles sagt in einem Artikel über Knight Hunts Buch: „ich wünschte, daß ein gewandter Geist, der Muße genug hat, und mit dem nöthigen Grade von Bildung ausgerüstet ist, auf den Einfall käme, die Geschichte der Presse in ihren Verhältnissen zur Geschichte, Politik und Moral zu schreiben.“ Es gehörte dazu eine sehr ausgebreitete Geschichtskenntniß, und niemand wäre wohl im Stande, dieß in Bezug auf alle Länder oder auch nur in Bezug auf die wichtigsten, Deutschland, Frankreich und England zu thun. Für England hat Knight Hunt die Materialien gesammelt, und wir wollen hierüber einige Bemerkungen mittheilen.

(Schluß folgt.)

Letronne's Studien über Aegypten.

(Aus seiner Lebensskizze von Walckenaer. Nouv. Ann. des Voyages. September.)

Die Studien des großen Hellenisten waren anfangs natürlich auf Griechenland, auf Italien und die Schriftsteller des classischen Alterthums gerichtet. Als er den von der Akademie ausgesetzten Preis über die Fragmente eines alexandrinischen Mathematikers erhalten hatte, änderte sich die Richtung seiner Studien, und wandte sich auf Aegypten, dessen Geschichte er durch die griechischen und römischen Inschriften aufzuhellen hoffte. Als er eine ziemliche Anzahl derselben gesammelt, ordnete er sie chronologisch, und verfaßte seine Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte. Der Erfolg dieses Werks machte, daß sämmtliche griechische und lateinische Inschriften Aegyptens, die von verschiedenen Gelehrten entdeckt worden, ihm zugeschickt wurden, und er beschloß eine große Sammlung aller dieser Inschriften zu veranstalten und demselben ein zweites ebenso wichtiges und lehrreiches Werk beizufügen, nämlich den Text der in den alten Gräbern gefundenen Papyrusrollen, die er umschreiben, übersetzen und commentiren wollte; dieß Werk, das die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Verwaltung und die innersten Geheimnisse des häuslichen Lebens der Aegyptier enthüllen mußte, sollte die Akademie herausgeben. Die Inschriften sollten drei Abtheilungen bilden, erstens die, welche auf die Religion Bezug haben; diese Abtheilung ist in zwei Bänden erschienen; die zwei andern, welche erstens Verwaltung, Regierung und Privatleben umfassen, zweitens die christlichen Inschriften, sind leider noch unvollendet, so wie auch das Werk über die griechischen Papyrus nicht ganz vollendet ist. Der Tod raffte ihn weg im noch nicht ganz vollendetem 62sten Jahre am 14 December 1848.

Jagdabenteuer im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Unser abscheuliches Aussehen, unsere pulvergeschwärzten Gesichter und blutigen Kleider, daneben auch die von uns ausgetheilten Stockprügel entsetzten die Leute dergestalt, daß sie nach allen Richtungen davonliefen, weil sie, wie sie später sagten, ungewiß gewesen, ob wir wirklich die Sahibs (Herren) seyen, welche in die Höhle gegangen oder ihre Geister. Nachdem wir uns dann gewaschen und gereinigt hatten, erkannten uns die Leute wieder und entschuldigten sich wegen ihres Versehens damit, daß sie geglaubt hätten uns einen Dienst zu leisten, wenn sie den Bären nicht entwischen ließen. Damit mußten wir zufrieden seyn und bedank-

Digitized by Google

ten uns bei ihnen, indem wir jedem ein „Bakschischs" (Trinkgeld oder Geschenk) für ihre Mühe als Treiber gaben. So wie sie uns verlassen hatten, rollten sie mehrere große Steine in die Höhle, um sich zu vergewissern, ob der Bär sich noch rege und als sie nichts hörten, kamen sie wieder zu mir und erboten sich nun freiwillig hineinzugehen. Das wollte ich aber nicht zugeben, weil ich fürchterliche Geschichten erlebt hatte, wenn Eingeborne einem scheinbar todten Tiger oder Bären unvorsichtig zu nahe gekommen waren. Endlich erklärte ich ihnen, daß falls sie hingehen wollten, ich sie begleiten und beschützen würde, wenn der Bär noch lebe, und von acht derselben begleitet, mit brennenden Fackeln versehen, drang ich noch einmal in die Höhle. Jetzt fanden wir dort den Bären mausetodt, und ich ließ ihn mit Hülfe der jetzt in Menge zusammengelaufenen Bauern an Stricken herausziehen.

Man kann dieses und mit Recht ein rasendtolles Abenteuer nennen, aber wer kann von einem enthusiastischen Jäger Vorsicht und Klugheit erwarten? Nach aller Mühe die ich gehabt, nach allem Schmutz der mich besudelt hatte, wollte ich doch das Fell des Bären aus der Höhle haben, und daß er noch lebe war mir höchst unwahrscheinlich, vielmehr war ich fast überzeugt daß er todt seyn müsse. Aber ich kann versichern, daß ich niemals wieder die Thorheit beging, einen Bären in seiner Höhle anzugreifen, und später hat mich die Erfahrung gelehrt, daß der Jäger nicht vorsichtig genug seyn kann, selbst im offnen Terrain einem Bären nahe zu kommen, der anscheinend „mausetodt" ist. Diese Erfahrung machte ich durch folgende traurige Begebenheit.

Ich hatte eben einen hübschen, kräftigen jungen Mann, aus den Himalayabergen gebürtig, in Dienst genommen, der eine wahre Passion für die Jagd hatte. Er war aus seinem, mehrere Tagreisen entfernten Dorfe zu mir gekommen um einen Dienst zu suchen, und er war kaum einen Monat bei mir, so hatte er schon gesehen daß sechs Bären todtgeschossen waren. Bei allen diesen Fällen hatte ich ihn aber immer warnen müssen, nicht gleich nach dem Bären hinzulaufen, wenn dieser zusammengestürzt war, sondern nur mit mir und an meiner Seite auf das Thier zuzugehen und jedesmal hatte er meine Warnung vergessen, aber versprochen, „es nie wieder zu thun." Als ich mit ihm das letztemal in seinem Leben auf die Jagd ging, waren wir in einem großen Walde am Fuße einer der Bergketten des Himalaya; dort stieß ich plötzlich auf einen Bären, der durch den Wald laufen wollte, aber so wie er mich erblickte, auf mich losstürzte. Am Rande einer tiefen Schlucht stehend, schoß ich und traf ihn so, daß er umstürzte und die Schlucht hinunterfiel. Indem ich hinabsah, ob er wieder aufstehen würde, war mein junger „Parhari" (Bergbewohner), ehe ich es bemerkte, von mir weggelaufen und einen andern Pfad hinab in die Schlucht, wo der Bär lag; das berichtete mir sofort ein anderer Jäger und nun schrieen wir beide, aber vergebens, jenem nach: er solle stehen bleiben. Nach wenigen Augenblicken hörte ich den Bären sich bewegen, dann ein leises Gewimmer, und dann war es wieder ganz still in der Schlucht. Ich vermuthete gleich was vorgefallen war, eilte, so rasch als das Terrain es zuließ, ihm nach, und sah als ich fast unten war, eine Scene, welche ich hoffentlich nie wieder erblicken werde. Der Bär lag sterbend auf dem jungen Manne und riß und biß an ihn herum mit aller Kraft die er noch hatte; wie rasend sprang ich hinunter und befand mich keine drei Schritte von der schrecklichen Gruppe entfernt, aber ich kam schon zu spät. Jetzt lief das blutdürstige Thier auf mich zu, aber schwach vom eignen Blutverlust schwankte und taumelte es und schleppte sich nur mühsam vorwärts, bis ich, als es kaum noch drei Fuß von mir war, mit einem Schusse es tödtete. Als ich den Mann aufhob, sah ich daß der Bär ihn zuerst am Halse gepackt haben mußte; sein Hals und Brust waren aufgerissen, auch die Rippen der rechten Seite zerbrochen. Doch genug von diesem schrecklichen Anblick; der arme Bursche mußte gleich todt gewesen seyn, denn die Stärke eines Bären ist unglaublich, selbst wenn er schon von einem Schusse geschwächt ist wie dieser war. Der Vater des jungen Mannes war anfangs über den Tod desselben sehr betrübt, indeß linderte ein von mir ihm gemachtes Geschenk von 200 Rupien (etwa 240 Gulden) seinen Kummer bald, und er kehrte vergnügter als er gekommen war, nach seinem Dorfe zurück, denn er hatte nicht nur eine für ihn bedeutende Summe Geldes erhalten, sondern seine Prophezeihung war in Erfüllung gegangen. „Er hatte ja oft genug vorhergesagt, daß so etwas seinem armen Jungen passiren würde, weil der alle Bären so gewaltig haßte und sich nicht einmal die Mühe gebe seinen Haß zu verheimlichen."

Es herrscht nämlich unter den Bewohnern der Himalayaberge und der nahen Ebenen ein sonderbarer Aberglaube in Betreff der Tödtung wilder Thiere. Da sie an die Seelenwanderung fest glauben, so erzählen sie ganz ernsthaft, daß derjenige, welcher eine Menge Tiger und Bären getödtet hat, von diesen Thieren in anderer Gestalt heimgesucht und endlich selbst getödtet werde. Wenn man drei oder vier Raubthiere tödtet, so hat nach ihrer Meinung das nicht viel zu bedeuten, aber wenn jemand unermüdlich einen Vertilgungskrieg gegen deren ganzes Geschlecht führt, so wird er sicher dafür bestraft werden. Daß ich einstmals von einem kampflustigen Bären gar übel zugerichtet wurde (wie ich gelegentlich erzählen will), hatten jene klugen Leute schon vor Jahren prophezeit; aber wenn damals nicht meine Leute feigerweise mit meinen Gewehren davongelaufen wären, so hätte ich die schändliche Bestie erlegt und sie mir nicht den Schenkel zerquetscht. Daß ich damals mit dem Leben davon kam, war nach ihrer Meinung dem Gotte der Engländer zuzuschreiben, denn der ist sehr stark und im Kriege allen Göttern Hindostans überlegen, und deßhalb sind die Siege der Engländer in diesem Lande leicht zu erklären.

Nachdem wir nach unserm Quartier in Masuri zurückgekehrt waren, welches wegen seiner einsamen Lage „die Einsiedelei" genannt wird, mußten wir unsere Jagden auf die nächste Umgebung beschränken, weil die Regenzeit eingetreten war und wir nur in den Pausen zwischen den Regengüssen ein Bißchen jagen konnten. Auf einem dieser kurzen Ausflüge hatte ich das Glück einen schönen Tiger nicht fern von unserer Wohnung zu erlegen. Ich hatte schon oft gehört, daß zwei oder, wie einige behaupteten, fünf Tiger in verschiedenen kleinen Schluchten der Nachbarschaft sich zeigten, aber ich glaubte an dieses Gerücht nicht, und darin stimmten mehrere Leute mit mir überein, weil ich mir einbildete es würden Leoparden seyn, deren es im Himalaya eine Menge *gibt*. Indeß trifft man auch Leoparden selten bei Tage an, weil sie sich dann in Schluchten und Höhlen versteckt halten, wohin man unmöglich ihnen folgen kann und aus welchen sie sich nicht treiben lassen. Als eines Nachmittags der Regen eine kurze Zeit aufgehört hatte, kamen etliche Bauern sehr eilig mit der Nachricht in unsere Wohnung, daß ein Tiger eben einen Ochsen getödtet habe. Wir bezweifelten diese Geschichte, aber die Leute blieben bei ihrer Angabe und beschrieben den ganzen Vorgang so genau, daß wir uns entschlossen die Bestie aufzusuchen. An Ort und Stelle angekommen, untersuchten wir das Bett eines Waldbachs und fanden dort den Beweis daß es ein Tiger gewesen, denn die großen, breiten Fußspuren des Königstigers waren nicht zu verkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisenbahn in Australien. Die australischen Blätter melden, daß die erste Eisenbahn auf diesem Continent begonnen worden sey, und zwar von Sydney aus, wohin, wisse man nicht; sie führe aber nicht längs der Küste hin, sondern ins Innere hinein. (Athen. 9 November.)

•

Das Geheimniß der Luftschiffahrt gegen den Wind soll, wenn wir der Liter. Gaz. vom 9 November glauben dürfen, erfunden seyn. Auf dem Hippodrom zu Paris habe ein Uhrmacher, Namens Julien, mehrern Naturforschern und Journalisten einen Ballon von seiner Erfindung in der Form eines plump gebauten Fisches gezeigt, den er gegen den Wind und überhaupt in jeder Richtung, die man verlangte, laufen ließ. Der Ballon war freilich nur ein Modell, daß er aber gegen den Wind ging, sey ein unzweifelhaftes Factum, und der Erfinder gebe an, man dürfe ihn nur vergrößern, um ihn in den Stand zu setzen alle Lasten zu tragen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 274. 15 November 1850.

Die caspischen Thore.

(Nouv. Ann. des Voyages. September.)

Das oben genannte Journal enthält einen Ausflug des ehemaligen russischen Consuls zu Rescht, Hrn. Alex. Chodzko's, und des bekannten Rawlinson, von Teheran gegen die nördlichen Gebirge, wohin sie der Einladung eines turkomanischen Häuptlings folgten. Als sie am vierten Tage die Bauern eines unbedeutenden Orts nach dem einzuschlagenden Wege fragten, beschrieb einer derselben einen Paß, durch den sie gehen könnten, der aber äußerst mühsam sey; auf die Frage, wie der Paß heiße, antworteten die Bauern: „Ghardenei Sialek", die Schlucht von Sialek. Rawlinson fand diesen Namen, der an Seleucus erinnerte, sehr auffallend, und bemerkte sogleich, die Beschreibung des Passes stimme ganz mit der von Plinius zusammen; er drang darauf augenblicklich dahin zu gehen, da sich hier die Frage über die caspischen Thore lösen lassen müsse. Diese Frage hat bekanntlich die Gelehrten seit langen Jahren beschäftigt; die meisten glaubten, unter dem Worte „caspische Thore" könne nur ein Paß verstanden seyn, der nach der Küste des caspischen Meeres führe. Strabo, Arrian, Plinius, nebst mehreren andern, schienen aber dieser Ansicht nicht zu seyn. Sie wußten, daß die Caspier, ein mächtiges Volk, ein Land zwischen Medien und Parthien bewohnten, und daß eine Schlucht in den Bergen, die man durchziehen mußte, um aus einem Land ins andere zu gelangen, den Namen dieses Volks trage. Es war dieß ein strategischer Punkt von der höchsten Wichtigkeit.

Rennell, der ein Werk über die Geographie Herodots geschrieben, hat zur Lösung der Frage am meisten beigetragen, und bemerkt: „diese Schlucht (der caspischen Thore) durchschneidet nicht die ganze caspische Bergkette in der Mitte, sondern durchzieht nur einen untergeordneten Ausläufer. Es war der beste Weg, um aus Mesopotamien, Medien und den andern westlichen Provinzen nach Parthien, Hyrkanien, Arien und allen östlichen Provinzen Persiens zu gelangen. Auf diesem Wege vermied man die Wüste im Süden." Uebersetzt man dieß in die neuere geographische Nomenclatur, so heißt es: „die große Karawanenstraße von Teheran nach Meschhed durchzieht eine Berggruppe, welche die Ebenen von Veramin von denen um Khar trennt." Der Durchgang den die alten Geographen das caspische Thor nannten, heißt jetzt bei den Eingebornen die Schlucht von Serdere. Frazer und andere Reisende, welche Rennell lasen, konnten sich an Ort und Stelle überzeugen, wie sehr seine Behauptung mit den von Strabo angegebenen Entfernungen, so wie mit den Angaben Arrians über die Verfolgung des Darius durch Alexander zusammenstimmen. Nur Eine Schwierigkeit war noch zu lösen, nämlich die topographischen Einzelnheiten der caspischen Thore, wie sie von Plinius (Hist. Natur. VI. 14) sehr genau beschrieben werden, wieder aufzufinden. Mit Ausnahme eines brakischen Baches bietet die Schlucht von Serdere keine Aehnlichkeit mit dem Bericht des römischen Naturforschers. Es gibt keine schroffen Felsen, und die steinigen mit einer dicken Schichte Pflanzenerde bedeckten Berge, durch welche der fragliche Bach hinfließt, lassen allenthalben einen freien Durchgang, nicht nur für mehrere Reiter neben einander, sondern auch für Karawanserais und kleine Vesten, deren Ruinen man noch sieht. Vergleicht man aber den Bericht des Plinius mit der Schlucht von Sialek, so stellt sich die Sache anders dar. Plinius sagt: „das Gebirge ist hier gespalten, und von einem Ende zum andern durchbrochen. Die so gebildete Schlucht ist acht Meilen lang, und so eng, daß kaum ein Wagen durchfahren könnte. Die Hand des Menschen und die Haue haben hier Spuren zurückgelassen. Die Felsen und Steilabhänge, welche sich auf beiden Seiten erheben, scheinen die Einwirkung des Feuers erfahren zu haben. Das ganze Land ist trocken und dürre, in einem so hohen Grade, daß man auf einem Raum von 38 Meilen kein trinkbares Wasser findet; ein mageres Bächlein brakischen Wassers, das im Grunde einer Schlucht fließt, ist nur durch die Feuchtigkeit gebildet, die aus den Seiten der Felsen dringt. Die Menschen scheuen sich diesen Paß, außer im Winter, zu betreten wegen der großen Menge von Schlangen, die darin hausen."

Chodzko schildert seinen mit Rawlinson ausgeführten Marsch in folgender Weise: „Nach zwei Farsangs Marsch auf einem hohen Plateau mit dem Tepe (Hügel) von Keis auf der Südwestseite kamen wir am Fuße einer Berggruppe an, welche sich im Angesicht des Bergs Kalhyrz von der großen Kette abscheidet, und in die Wüste vorspringt. Unser Weg führte anfangs mitten durch Thonhügel; trotz der schönen Jahreszeit war der gelbe, rothe, blaue und graue Sand weder mit Blumen noch mit Grün verschönt. Nur Salzblühungen, blendend weiß wie Schnee, und Gypsblättchen flimmerten in der Sonne und traten an die Stelle der Vegetation. Dieß dauerte etwa 45 Minuten, dann änderte sich plötzlich das Bild: wir waren zwischen zwei Reihen schroffer, schiefriger Felsen von 650 bis 1000 Fuß Höhe wie eingeschlossen. Man sollte glauben, sie seyen von oben bis unten durch einen Blitzstrahl gespalten und calcinirt worden, so monoton ist die erschreckende Nacktheit der Felsenwände. Ein Bächlein brakisches Wasser träufelt aus den dürren Felsen, deren Oberfläche sichtlich die Spuren der Haue an sich trägt. Die größte Breite des Raums zwischen ihnen ist dreißig Fuß, die kleinste fünf."

Digitized by Google

Die Pluralform von Pylae Caspiä kann sich daraus erklären, daß es wirklich zwei Pässe gibt, den von Sialek und den von Serdere; Alexander hat vielleicht den erstern gewählt, weil er um 4 Meilen kürzer, und zweitens, weil er nicht durch kleine Besten vertheidigt ist wie der letztere, dann wohl auch darum, weil man ihn auf diesem Wege am wenigsten erwartete. Chodzko und sein Begleiter kehrten durch die Schlucht von Serdere zurück, wo zahlreiche Thürme, Bastionen, mit crenelirten Mauern umgebene Karawanserais die Wichtigkeit des Passes und zugleich die Leichtigkeit, einer Armee den Durchzug streitig zu machen, bezeugen. Man kann allerdings die Kette, durch welche diese Pässe führen, umgehen, muß aber dann 30 Stunden weit durch eine Wüste wandern, die mit Sand- und Salzsümpfen bedeckt ist, und wo man nicht einen Tropfen trinkbares Wasser findet. Darum konnte ein so wichtiger Paß der Kenntniß der griechischen Geographen nicht entgehen.

Die Presse oder die vierte Macht im Staate.

(Schluß.)

Die Revolution entfesselte in England die Presse, und die Freiheit derselben dauerte, wenn auch mit einigen Beschränkungen durch das Parlament selbst, bis zur Restauration, die ein sehr strenges und zum Theil grausames Zwangssystem einführte. Mit der Thronbesteigung Wilhelms von Oranien wurde dieß natürlich anders, die Censur ward abgeschafft, und dem Streit der Parteien dadurch Raum gegeben; aber die Presse war damals noch ein schwaches Kind, und erst unter Königin Anna (1709) während des spanischen Erbfolgekriegs erschien ein tägliches Blatt. Von dieser Zeit an macht die englische Presse alle die Stadien durch, die wir auch auf dem Continent, nur in viel kürzern Zwischenräumen, abspielen sahen, aber, wenn auch mannichfach verfolgt und angefeindet, war doch keine der bestehenden Parteien stark genug der andern den Mund zu verschließen; so erhielt sich die Preßfreiheit, obgleich in England nicht einmal die Mittheilung der Parlamentsdebatten gesetzlich ist, und das Parlament mehr als einmal die Redactoren und Eigenthümer seinen Verdruß und seine Macht fühlen ließ. Man kann in jener Zeit, d. h. in der Regierungsepoche Anna's und Georgs I dem Parlament nicht verargen, wenn es die Bekanntmachung seiner Verhandlungen als ein Ausschwatzen von Staatsgeheimnissen ansah, denn allerdings mußte die Behandlung öffentlicher Fragen in einer Zeit, wo alle Cabinette, das im Haag nicht ausgeschlossen, sich ins tiefste Geheimniß hüllten, allerlei Nachtheile mit sich führen. Allein wenn einmal 600 Personen bei Besprechung öffentlicher Gegenstände anwesend sind oder anwesend seyn können, so ist ein Bekanntwerden nicht zu hindern, und so unbequem dem Parlament und manchmal auch den Ministern die Veröffentlichung der Debatten seyn mochte, so war doch alles Ankämpfen dagegen vergeblich.

Die Strafen, mit denen man die Presse verfolgte, stuften sich zu allen Zeiten ziemlich nach dem Maaße der Gefährlichkeit ab; während im Jahre 1667 die Drucker ultracalvinistischer Pamphlette auf eine schauderhafte, alles Gefühl empörende Weise hingerichtet wurden, ward im J. 1709 ein junger Mensch, der ein jacobitisches Pamphlet herausgab, einfach gehenkt, bald aber hing man die Leute nur noch an den Beutel, oder man schickte sie auf kurze Zeit ins Gefängniß. Der Kampf des Parlaments mit der Presse über die Veröffentlichung der Verhandlungen dauerte bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Indeß wurde man darum bald milder gegen die Presse, weil frühzeitig Swift, Steele, Addison, später Fielding, Dr. Johnson sich daran betheiligten. Diese Leute waren nämlich durch die mächtigen hinter ihnen stehenden Parteien der Tories und Whigs gedeckt, und somit nahm der Kampf der Presse durchaus nicht den Charakter eines Kampfes gegen die Regierung an, sondern es war ein Tournier zweier Parteien. Die Herrschaft der Whigs dauerte unbestritten bis 1760, dem Jahr der Thronbesteigung Georgs III, welcher die königliche Gewalt dem Einfluß des Whigadels zu entziehen suchte, da er von den jakobitischen Bestrebungen der Tories jetzt nichts mehr zu fürchten hatte. Diese Uebergangszeit war durch die heftigsten Preßstreitigkeiten bezeichnet, und in jene Zeit der unaufhörlichen Ministerwechsel fällt auch das in den Annalen der Presse stets merkwürdige Auftreten von Junius, dessen gewaltige Feder alles anregte, und der sich auch so gut in seine Anonymität zu hüllen wußte, daß das Geheimniß noch bis auf diese Stunde nicht genügend aufgehellt ist. Man kann Junius und den viel minder feinen Wilkes als die wahren Patronen des spätern Journalistenthums ansehen, und namentlich die in unzähligen Ausgaben erschienenen Briefe des erstern, die eine der reichhaltigsten Quellen für die Geschichte von 1768 bis 1775 sind, liest man noch immer mit dem größten Interesse. In ihnen tritt zuerst die Macht der Oeffentlichkeit und der öffentlichen Meinung den constituirten Gewalten gegenüber mit der unverkennbarsten Schärfe hervor, und die schonungslose Art, wie auch das Parlament selbst darin mehrmal mitgenommen ist, spannte die Neugierde, wer der Verfasser sey, aufs höchste. Mehrere Verfolgungen seiner Briefe scheinen fast bloß unternommen worden zu seyn, um den Verfasser zu erfahren. Die Epoche von 1760 bis 1780 in England kann man als die Entstehungszeit der Presse im neuern Sinne des Worts ersehen; trotz einzelner Verfolgungen ist ihr Bestand nicht mehr anzustreiten, und ihr Einfluß auf die Politik nöthigte mehr und mehr die Regierung selbst sich derselben zu bedienen. Unter Pitt gab es in London eine Einrichtung, die dem Pariser bureau de l'esprit public auf ein Haar glich, und nur sich durch größere Energie und Entschiedenheit auszeichnete.

Ist die innere Geschichte Englands von 1688 bis 1760 unvollständig ohne die Journalistik, so wird sie von da an fast geradezu unverständlich, und die Oeffentlichkeit ist so sehr zur andern Natur geworden, daß die Journale das wesentliche Vehikel geworden sind für alle Veränderungen, die man in dem öffentlichen Leben erstrebt, ja es gehen jetzt von den Journalen selbst Unternehmungen aus, wie sie die Regierung nicht umfassender veranstalten könnte. Die Untersuchungen der Correspondenten der Times über die Zustände der untern Classen in Irland, die neuern des Morning Chronicle über die untern Classen Englands sind von einer Bedeutung geworden, wie kaum ähnliche commissarische Untersuchungen der Regierung.[1] Man kann vieles in England falsch und verderblich finden, aber die großartige Auffassung des öffentlichen Lebens, die Art, wie die Journale durch ihre Berichte und Discussionen mitwirken, bleiben immer im höchsten Grade merkwürdig, und geben eine Andeutung dessen, was die Journalistik anderer Länder mit der Zeit werden muß. Allerdings trägt die Stellung Englands zu der übrigen Welt, seine ungeheuren Besitzungen in allen Welttheilen, dazu nicht wenig bei; das alles bedingt aber nur

[1] Auch die über den Lauf dieses Jahres sich verbreitenden Berichte der Times über den Zustand des Landbaues in den verschiedenen Grafschaften werden Epoche machen, wenn sie gleich nicht ganz unbefangen sind.

Digitized by Google

eine Verschiedenheit des Maaßes, aber nicht der Art, wie sie in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen. Man hat dem Times eine große Versatilität vorgeworfen, und der Vorwurf ist auch bis zu einem gewissen Grade gegründet, die Sache zeigt aber nur sehr praktisch, was wir oben ausgeführt haben, daß die Zeitungen durchaus nicht nothwendig die Verfechter gewisser politischer Prinzipien zu seyn brauchen. In einem so complicirten Staatswesen, wie das englische, macht sich eine gewisse Gesammtmeinung geltend, welche jede Schroffheit von sich weist, und jede auftauchende Frage von dem Standpunkt des allgemeinen Nutzens auffaßt. Das wird man vielleicht einen sehr beschränkten Standpunkt nennen, und die Times z. B. ist hinsichtlich ihres Verhaltens in auswärtigen, namentlich neuerer Zeit in den deutschen Angelegenheiten, hart getadelt worden; sieht man sich aber die Sache von dem englischen Gesichtspunkt an, so wird man sich gestehen müssen, daß sie ein sehr nüchternes gemessenes Urtheil fällt, so wenig dasselbe uns auch gefallen mag. In diesem Fall gilt der Grundsatz: siamo Veneziani e poi Cristiani. Man findet hier den unverblümten Ausdruck der Gesinnungen der englischen Diplomatie, wenn die Journale gleich sehr wohl sich hüten, deren factische Schritte zu veröffentlichen.

In keinem Lande hat sich die Presse zu einer solchen praktischen Kenntniß der innern und äußern Verhältnisse herausgearbeitet, und wenn man beim Beginn mancher Bewegungen des Continents zum Theil auf krasse Unwissenheit stößt, so findet man immer bald, daß sie durch ihre zahlreichen, gut bezahlten Agenten sich schnell eine sehr genaue Kenntniß der Verhältnisse zu verschaffen wissen. In dieser Beziehung stehen die französischen Journale ungemein hinter den englischen zurück, und fast noch mehr hinsichtlich der Kenntniß der innern Zustände. Der Mechanismus der Verwaltung, wo das Meiste der öffentlichen Kenntniß mehr oder minder entzogen wird, trägt hieran nicht wenig Schuld, aber auch das Uebergewicht von Paris, dessen einander durchkreuzende Intriguen der Hauptummelplatz der französischen Journalistik waren. Erst jetzt, seit die Folgen der Februarrevolution sich mehr und mehr entwickeln, und die Nothwendigkeit, einer großen Anzahl Wähler durch Besprechung ihrer speciellen Interessen zu schmeicheln sich kund gibt, findet man mehr und mehr Auseinandersetzungen über innere Schäden, und es wäre sehr interessant, diese veränderte Richtung der einzelnen Journale zu verfolgen. Die Zeit ist vorbei, wo man jährlich einmal im Verlaufe des Budgets des Landes Klagen nach der Schablone seines politischen Glaubensbekenntnisses zuschnitt, und im übrigen die Regierungspolitik mit allen Künsten der Dialektik und Rabulisterei angriff oder vertheidigte. Die Blätter werden allmählich in dieser Beziehung gehaltreicher, wenn gleich für den Fremden minder interessant, außer wenn derselbe mit den innern Fragen sehr wohl auf dem Laufenden ist.

Die deutsche Journalistik befindet sich, wie Deutschland selbst, in Geburtswehen. Was Engländer und Franzosen in ihrer Geschichte seit den letzten dreihundert Jahren besessen haben, den Mittelpunkt, gerade dieser fehlt uns, und soll erst gewonnen werden. Die Plane und Wünsche sind leicht aufs Papier geworfen, aber schwer den widerstrebenden Elementen abzugewinnen; mit dem Breittreten der Plane und Wünsche ist man aber bald zu Ende, und nun gilt es die Sachen anzugreifen. Hier zeigt sich die Rathlosigkeit und die Schwäche der Journalistik, wie die Thorheit derer, welche glauben durch die Beschränkung der Presse den alten Zustand wieder herbeibringen zu können. Nur in geordneten, ruhigen Zeiten ist die Presse eine große Macht; wo die großen Thatsachen der Geschichte eintreten, kann sie zwar den Gang beschleunigen durch Aufhellung der Ansichten, aber nicht die Richtung selbst hervorrufen, denn diese Richtung nach der Einheit ist schon lange vorhanden, und seit einem Menschenalter trotz der Fesselung der Presse immer mehr gewachsen.

Aus diesen abgerissenen, aber dem Gang der historischen Begebenheiten entnommenen Bemerkungen kann man sich über die wahre Bedeutung der Presse ein ziemlich sicheres Bild machen. Sie ist das Bild der Bewegung in der Gesellschaft, die Gewalt aller gegen den oder die Einzelnen, welche Zwecke erstreben, die mit dem Wohl der Gesammtheit nicht übereinstimmen, und eben so der Schutz des Einzelnen, wenn die Mehrzahl sich vom Pfade der Billigkeit zu entfernen droht. Darum ist sie auch ein Bedürfniß aller, und man kann sie aus dem Leben der modernen Völker nicht mehr herausreißen. Was man früher Staatsgeheimnisse nannte, ist zur wahren Thorheit geworden; es gibt nur noch Eine Classe von Staatsgeheimnissen, die eine Berechtigung hat, das sind die Plane und Befehle der Regierungen, ehe solche zur Ausführung kommen; sobald sie ins Leben treten, werden sie das Gemeingut aller. Das Verbieten gewisser Doctrinen wird zur Thorheit, denn sind sie wirklich positiv schädlich, so werden sie sich vor der Oeffentlichkeit nicht halten, und bei dem gesteigerten Verkehr der Völker Thatsachen auf die Länge verschwiegen zu halten wird zur wahren Unmöglichkeit. Welche Mühe hat man sich schon gegeben, die Presse zu regeln, von dem Scheiterhaufen herab bis zu der neuesten Maaßregel der französischen Republik, welche durch Aufdeckung des Mysteriums der Redactionen und der Nennung der Verfasser die Macht der Presse zu brechen glaubte. Auch dieß letztere Manöver wird sein Lustrum schwerlich erleben, und wird weiter keine Folgen zurücklassen, als daß es einzelnen Redactionen sehr lästig fiel. So wie man zur Erkenntniß gekommen ist, daß die Presse, als ein Bedürfniß der neuern Gesellschaft, wohl verkümmert, aber nicht abgeschafft werden kann, so wäre es wohl an der Zeit, den kleinlichen Verfolgungen derselben ein Ende zu machen und ein für allemal die Nothwendigkeit der Presse anzuerkennen. Das einzige Mittel, ihre schädlichen Auswüchse zu hindern besteht darin, die Hemmnisse ihrer Verbreitung und der Entstehung der Zeitungen aus dem Wege zu räumen, und was allen gehört und alle bedürfen, auch allen zugänglich zu machen, denn schädlich ist nur das Monopol, das einzelne Zeitungen durch verkehrte Gesetzgebungen erwerben. Als die englische Regierung im Anfang des vorigen Jahrhunderts den Zeitungen schwere Abgaben auferlegte, machte sie drei Viertheile derselben bankerott, und die einzige Folge war, den andern ein halbes Monopol einzuräumen. Gleiches that zu wiederholtenmalen die französische Regierung, indem sie zu ihrem eigenen Schaden das Monopol der Pariser Journale verstärkte. Möge man sich die Geschichte der Presse in England und Frankreich zur Warnung dienen lassen.

Jagdabenteuer im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Unsere Jagdrüstungen waren bald in Ordnung, wir schickten die Treiber den Berg hinauf, damit sie nicht etwa zu Schaden kommen sollten, und befahlen ihnen nichts weiter zu thun als zu schreien und Steine herabzurollen, während wir uns fast im Grunde der Schlucht aufstellten. Nachdem mehrere Steine herabgerollt waren, sprang eine Tigerin aus dem Dickicht, kam in der Richtung auf uns zu und kehrte dann wieder um, als sie von einem der Steine getroffen wurde. Nun glaubten meine

Digitized by Google

beiden Gefährten sie wolle über den Berg retiriren, aber das erklärte ich für unmöglich, weil ich das Local kannte und wußte, daß ein dort befindlicher Wasserfall sie hindern mußte, die fast senkrechten und etwa 300 Fuß hohen Felsen zu umgehen. Jetzt wurde die Tigerin wieder von einem herabgeworfenen Steine so stark getroffen, daß sie fürchterlich brüllte und dem rollenden Stein eine kurze Strecke nachlief, und vor Wuth mit den Tatzen darnach schlug; dadurch kam sie bis auf weniger wie 30 Schritte vor mich und stand dort still, als wenn sie ungewiß sey was sie jetzt thun müsse. Plötzlich aber erblickte sie mich; meine beiden Leute, welche meine Büchsen getragen hatten, liefen sogleich davon, ließen aber glücklicherweise die Gewehre neben mir auf der Erde liegen; die Tigerin hatte sich jetzt hinter einen großen Felsenblock niedergelegt, so daß ich von ihr nur Kopf und Schultern und ihren grimmigen Blick sehen konnte; in dieser Stellung blieb sie unbeweglich wohl fünf Minuten und brüllte sehr unanständig — es waren für mich erwartungsvolle fünf Minuten. Endlich, gereizt durch das Geschrei über ihrem Kopfe, trat sie aus ihrem Versteck hervor und sah bösartig genug aus; dann lief sie auf mich zu, aber ich hatte meine Büchse auf sie angelegt und schoß, als sie keine 12 Fuß von mir war. Es war ein tödlicher Schuß (der bei Tigern selten vorkommt), denn ich hatte sie in der Mitte der Brust getroffen, und die Kugel war zwischen den Schultern wieder herausgefahren und hatte das Rückgrat zerschmettert. Obgleich ich wohl glaubte daß die Tigerin todt sey, so jagte ich doch noch, der Sicherheit wegen, zwei Kugeln durch ihren braunen Leib und setzte mich dann nieder. Meine Gefährten, welche die Schüsse gehört, eilten so rasch sie auf dem schwierigen Terrain konnten, zu meiner Hülfe heran, und riefen fast bei jedem Schritte meinen Namen. Ich antwortete ihnen nicht, sondern bemühte mich den starken Schweiß vom Gesichte und von der Stirn zu wischen, denn man muß wissen daß diese Schluchten, wenn sie tief, in der Regenzeit zum Ersticken heiß sind. Bald waren meine Freunde nahe bei mir und riefen: „S..., beim Teufel, warum antwortest du nicht? ist sie todt und lebst du?“ Ich antwortete darauf nur mit einem Jagdrufe und hörte sie sagen: „Bei Gott, er hat sie erlegt;“ bald standen sie bei mir und drückten herzlich meine Hand, weil ich unversehrt davongekommen, obgleich sie selbst gern bei dem Tode des Thiers zugegen gewesen wären.

In den vier Wochen, welche ich in unserer „Einsiedelei“ verlebte, gab es ziemlich viele Abenteuer. Mein Freund, ein berühmter Jäger, hatte einen ächten Bulldog, „Tiger“ genannt, von England mitgebracht, den er sehr liebte und der ein außerordentlich muthiges Thier war. Als wir eines Nachmittags von einem kurzen Spaziergange zurückkehrten, fanden wir unsere sämmtlichen Diener in großer Aufregung, und vernahmen von dem „Duriah“ (Hundewärter), daß der arme Tiger eben von einem Leoparden weggeschleppt sey, welcher trotz des Geschreies mehrerer unserer Leute den Hund vor der Hausthür gefaßt habe. Ich muß hierbei bemerken, daß in diesen Berggegenden die Leoparden eine abscheuliche Plage für jeden sind, der Hunde hat. Indem der Leopard gewandt und vorsichtig heranschleicht, reißt er einen Hund dicht neben euch auf dem Spaziergange weg; er packt den Hund stets an der Kehle, so daß dieser sich nicht wehren kann, beißt zugleich die Halsader durch und der Hund ist fast augenblicklich todt. Dabei ist der Leopard für seine nicht bedeutende Größe außerordentlich stark; er schleppt einen Hund fort der größer und schwerer ist als er selbst, und so rasch einen steilen Abhang hinab, daß ein Mensch ihn nicht einholen kann. Für die gewaltsame Entführung unsers kleinen „Tiger“ schwuren wir allen Leoparden schreckliche Rache; wir rückten sogleich aus um den Hund zu suchen, und fanden diesen an einem Baume in einer etwa 400 Fuß tiefen Schlucht todt, sahen auch daß der Leopard nur ein Stück von dessen Schulter verzehrt hatte. Der Jäger kann immer herausfinden, ob ein Thier von einem Leoparden oder von einem Tiger getödtet ist, weil der erstere stets an der Schulter und der letztere am Hinterviertel zuerst zu fressen beginnt. Da wir nun insbesondere diesem Leoparden schreckliche Rache geschworen hatten, so wurde beschlossen, daß die Reste des Hundes mit einem Stricke an den Baum gebunden werden, und daß ich in etwa einer Stunde zurückkehren und hinter einem nur ein Paar Ellen entfernten Baume versteckt erwarten sollte, ob der Leopard den Leichnam abholen werde. Es war ein sehr nasser und nebliger Abend, kurz nach acht Uhr, als ich von unserer Wohnung, wohl ausgerüstet und in Begleitung eines unserer Diener, in der Schlucht wieder anlangte und fand, daß der Hund in demselben Zustande geblieben war. Der Vollmond leuchtete hell, wenn die dichten Nebel sich minutenlang verzogen hatten, und ich wartete hinter dem Baume bis etwa 10 Uhr, wie ich glaube, als ich den leisen Tritt eines Thiers hörte, ohne es jedoch sehen zu können. Nach wenigen Minuten hörte ich ein vergnügliches Purr! Purr! (was wir bei den Katzen „spinnen“ nennen), wie es Tiger und Leoparden von sich geben, wenn sie im Begriff sind ihre Beute zu verzehren. Jetzt wußte ich wie ich daran war, nahm den Wachstuchdeckel von dem Schlosse meiner Büchse und legte diese schußbereit an die Schulter. Ich hörte nun deutlich wie das Thier bei seinem Abendessen einen Knochen zerbiß, und sah es mit den Vordertatzen auf dem zerrissenen Hunde stehend und gierig fressend, als der Mond ein Paar Augenblicke durch den Nebel brach. Ruhig auf den Fresser zielend, traf ich ihn dicht hinter der Schulter; mit einem gewaltigen Satze in die Höhe springend, brüllte er entsetzlich, und ich glaubte schon daß er mich angreifen wolle, aber statt dessen purzelte er über und über und eine Klippe hinab in einen gewiß 400 Fuß tiefen Abgrund. Da der beständige Regen den Boden aufgeweicht und schlüpfrig gemacht hatte, so war es unmöglich ihm an diesem Abende nachzufolgen, und ich ging nach Haus, gehörig durchnäßt von Regen und Nebel, erzählte meinem Freunde, wie „Tiger“ gerächt sey und lag bald im Bette. Am nächsten Morgen war ich mit Tagesanbruch wieder auf den Beinen, um den geschossenen Leoparden zu suchen, und fand auf der Stelle wo er niedergestürzt war, eine Menge Blut und Haare, auch im Grunde der Schlucht wo er gelegen haben mußte, die frischen Fußtritte von zwei Menschen. Diese Spuren führten mich nach einem großen Büffelstalle, wo ich zwei Männer traf, die zuerst alles abläugneten, aber endlich eingestanden, daß sie am Abend einen Schuß gehört und, weil sie gehofft hatten einen von einem ihrer Landsleute etwa geschossenen Hirsch zu finden, sehr früh ausgegangen seyn und statt dessen den Leoparden gefunden, auch gleich nach Massuri zum Verkauf gebracht hätten; der Leopard war von ihnen an den berühmten österreichischen Naturforscher Baron von Hügel, welcher sich damals in jener Gegend aufhielt, für 10 Rupien (etwa 12 Gulden) verkauft worden. Als ich nun in Massuri die Sache an Herrn v. Hügel erzählte, erwiederte er mir, daß er das Thier von zwei Eingebornen gekauft habe, welche behaupteten, daß sie es eben geschossen hätten, und erbot sich sehr freundlich mir den Leoparden wieder zu geben. Da ich aber wußte daß es ihm um gute Exemplare für seine Sammlung zu thun war, so bat ich ihn dieses zu behalten, und bedauerte nur, daß ich seinem Wunsche nicht zuvorgekommen sey.

(Schluß folgt.)

Eine Nachricht über peruanische Mumien. Der bekannte Reisende Dr. Ed. Cullen meldet in einem Schreiben an das Athenäum vom 9 November über eine sehr interessante von Dr. Reid gemachte Entdeckung von Mumien zu Chinchin, die seiner Ansicht nach sich selbst begraben hätten, um den Gewaltthätigkeiten der Spanier zu entgehen, daß diese Ansicht sich durch eine Stelle in der Reise D. L. Wafers (Voyages and Description etc. London 1699) bestätige. Es heißt darin: „Wir landeten zu Vermejo, 10° S. B. um Wasser zu suchen, und marschirten etwa vier Meilen an einem sandigen Ufer hinauf, das wir mit den Leichen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt fanden. Die Leichen schienen erst wenige Tage todt, aber bei der Berührung waren sie trocken und leicht, wie Schwamm oder Kork. Ein alte spanisch-indianische Frau erzählte uns, der Boden, der jetzt nichts trage, sey zu ihres Vaters Zeiten noch gut angebaut und fruchtbar, und die Stadt Wormi so zahlreich bewohnt gewesen, daß die Indianer einen Fisch von Hand zu Hand bis zum Inca hätten reichen können, als aber die Spanier gekommen seyen und die Stadt belagerten, hätten sie, um sich nicht unterwerfen zu müssen Löcher in den Sand gegraben und sich selbst lebendig begraben, die Männer mit ihren zerbrochenen Bogen, die Weiber mit ihren Spinnrädern und Baumwolle neben sich.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 275. 16 November 1850.

Aufenthalt unter den Patachos.[1]

1. Die Patachos.

Es möge mir vergönnt seyn, einige flüchtige Rückblicke in die Vergangenheit Brasiliens zu werfen und wenige Bemerkungen diesem Aufsatze voranzuschicken, die vielleicht einiges den meisten deutschen Lesern Unbekannte enthalten und zur bessern Verständigung des Nachfolgenden dienen möchten.

In keinem andern Welttheile hat sich der europäische Namen mehr gebrandmarkt als in Amerika, und Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen und Holländer scheinen in dem unedlen Wettkampfe sich beeifert zu haben, an Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art gegen die harmlosen Indianer sich gegenseitig zu überbieten. Da gibt es kein Blatt in der Geschichte, das nicht mit Blut getränkt wäre, keine Zeile, die nicht laut von der christlichen Barbarei zeugte, kein Wort, das nicht um Rache gegen die goldgierigen Europäer riefe. Von dem schändlichen Pizarro bis auf unsere Zeit herab ist diese Geschichte eine lange, unabsehbare Kette, in welcher jeder Ring ein Greuel und eine Uebertretung der früher so einfachen Christuslehre bildet. Nicht allein im offenen Kampfe — von ehrlichem kann gar nicht die Rede seyn — wurde jenes anfangs so gemäßigte und harmlose, aber nach und nach durch die immer wachsenden Ausschweifungen erbitterte und zur Rache aufgestachelte Indianervolk bekriegt, sondern von dem jesuitischen Grundsatze ausgehend „der Zweck heiligt die Mittel" und die heidnischen Indianer als wilde Thiere betrachtend, griff man zu ihrer Knechtung und Vertilgung zu den allerschändlichsten Mitteln. Es gab unter diesen Europäern solche moralische Ungeheuer, die sich nicht die mindeste Gewissensscrupel daraus machten, das Blatterngift absichtlich unter den Indianern zu verbreiten, welches denn auch entsetzliche Verheerungen anrichtete und ganze Volksstämme von der Erde vertilgte. Aufgeklärte, zu ihrer Zeit auf der Bahn der Cultur weit vorgeschrittene Völker, wie die alten Mexicaner und Peruaner und einige Stämme in Louisiana und Virginien, sind durch alle ersinnlichen Grausamkeiten und so viel Schwert und Krankheiten davon übrig ließen, wieder in die Nacht der Barbarei zurückgestürzt worden.

Wie viele Millionen der unglücklichen Indianer mögen nicht in den größern Reichen des Festlandes einen gewaltsamen Tod gefunden haben, wenn die einzige Insel Hayti zu Columbus Zeiten eine Bevölkerung von 1,000,000 Köpfen gezählt haben soll, von welcher, wie von der des ganzen westindischen Archipels, kein Repräsentant oder Nachkomme mehr vorhanden ist. So stark muß aber die Einwohnerzahl jener Insel gewesen seyn, denn wenn wir den spanischen Geschichtschreibern glauben dürfen, so sollen dem spanischen Gewaltshaufen, welcher am 24 März 1495 gegen die zur Verzweiflung gebrachten Ureinwohner losschlug und aus 200 Mann Fußvolk, 20 Mann Reiterei und 20 Bluthunden (würdige Genossen dieser Armee) bestand, nicht weniger als 100,000 streitbare Männer gegenüber gestanden haben, ohne die Streitmacht des Caziken Guacanahari zu rechnen, der sich durch die Vorspiegelungen der Spanier bethören ließ und ihnen ein treuer Verbündeter blieb.

Die Portugiesen haben ihren Nachbarn, den Spaniern, in Barbareien und Grausamkeiten gegen die Indianer nichts nachgegeben. Als Vasco de Gama, kurz vor der zufälligen Entdeckung Brasiliens durch Cabral, den Seeweg nach Indien gefunden und die Portugiesen zu diesen reichen Regionen geführt hatte, so wurde durch den gewinnreichen Handel dorthin ihre Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich viel um ihre südamerikanische Colonie hätten bekümmern können, weßhalb dieselbe denn auch lange Zeit hindurch vernachlässigt und bloß wegen der großen Menge Ibirapitangabäume (L. Caesalpina brasiliensis) von portugiesischen Kaufleuten besucht wurde. In den Augen der portugiesischen Gewalthaber erhielt es eigentlich erst im Jahre 1698, als man die reichen Gold- und Diamantgruben in den Minas entdeckte, eine größere Wichtigkeit.

Im Jahre 1531 wurde das ganze Territorium von Brasilien in erbliche Statthalterschaften getheilt, und von dieser Zeit an datiren sich auch die Feindseligkeiten und unmenschlichen Kriege gegen die Ureinwohner Brasiliens. Diese Erbstatthalter oder deren Bevollmächtigte, welchen das Privilegium ertheilt worden war, große Länderstrecken zu erobern und darin nach Gutdünken Niederlassungen zu gründen, bestanden nicht selten aus grundverderbten Abenteurern, die sich mit andern, häufig aus dem Auswurfe der Gefängnisse des Mutterlandes zusammengerafften Bravos umgaben, und dann, die Köpfe mit überspannten Hirngespinnsten und schwindelnden Träumen von einem Eldorado angefüllt, ihren Raubzug nach der neuen Welt antraten. Ihr erstes Geschäft, sobald sie festen Fuß gefaßt hatten, bestand darin, daß sie sich allen möglichen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen die meist gutherzigen Indianer überließen. Das furchtbare Feuerrohr gab ihnen zwar, trotz ihrer schwachen Zahl, meistens das Uebergewicht, allein wenn sie auf kriegerische Stämme wie die Tabayares oder die durch die hochsinnige Paraguassu zur Rache entflammten Tupinambas stießen, so wur-

[1] S. Nr. 185 bis 190.

den sie auch nicht selten mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und ihr Ende war dann in hohem Grade tragisch.

Inzwischen gab es auch einige einsichtsvolle Erbstatthalter, und wenn dieses der Fall war, so gediehen auch die Niederlassungen und wuchsen fröhlich heran. Unter diesen verdienstvollen Männern zeichnete sich besonders Duarte Coelho Perreira aus, welcher die Capitania Pernambueco erhielt, seine Familie mitbrachte und die Stadt Olinda gründete. Statt wie die meisten seiner Amtsgenossen sofort ohne Anlaß Feindseligkeiten gegen die Indianer zu beginnen, war er weise genug, alles aufzubieten, und es gelang ihm auch mit dem berühmten Tayeira, dem Häuptling der Tabayares, ein Bündniß zu schließen, das nicht wenig zum Gedeihen und raschen Aufblühen der jugendlichen Colonie beitrug. Der Häuptling half ihm mit jener argwohnfreien Einfalt, die diesen Naturkindern eigen ist, beim Aufbau der Stadt und ohne diesen Beistand würde Olinda schwerlich so schnell aus dem Nichts entstanden seyn. Freilich hatte der sonst eben so kluge als tapfere Häuptling keine Ahnung davon, daß er durch diese uneigennützige Hülfe seinen eignen Nachkommen die Fesseln der Unterjochung schmiedete, denn das argwohnfreie Gemüth der Wilden hatte für den Gedanken an Verrath und Treulosigkeit keinen Raum, und dem schlichten Naturmenschen war es nicht vergönnt, einen tiefern Blick in die Politik der Europäer und deren ehrgeizige Plane für die Zukunft zu werfen. Die gute Verwaltung und das gute Einverständniß mit den Indianern hoben diese Niederlassung immer mehr; sie bot allen denen, welche vor der unter Johann III ebenfalls in Portugal eingeführten Inquisition flüchteten, ein sicheres und glückliches Asyl. Auch viele Juden, die von dem heiligen oder richtiger unheiligen Gerichte mit beispielloser Grausamkeit verfolgt wurden, retteten sich vor dem düstern und blutigen Religionseifer jenes fanatischen Zeitalters nach dem rasch aufblühenden Olinda.

Auch Martin Alfonso de Souza verdient einer rühmlichen Erwähnung. Er war es, der die große und schöne Bai von Niterohy für einen Fluß ansah und daher ganz unpassend Rio de Janeiro nannte. Er gründete die erste bedeutende Niederlassung in der Gegend von St. Vincente, führte das Zuckerrohr ein und machte sich um die Cultur andrer nützlichen Gewächse verdient. In diesen rühmlichen Bestrebungen stand ihm Joao Romalho treulich bei, welcher sich, nachdem er Schiffbruch gelitten, auf dieser Küste ansiedelte.

Allein mit diesen und noch einigen andern Namen schließt sich auch das Verzeichniß jener Männer, welche menschlich für die Indianer fühlten; die übrigen waren durchgehends verhärtete Unmenschen, in deren Augen ein Indianer mit dem wilden Thiere auf einer Stufe stand. Wo ihnen die Nähe der Indianer lästig wurde, schoß man sie nieder, oder wenn man sie sonst brauchen konnte, so machte man sie auf die treuloseste, verrätherischste Weise zu Sklaven, und diese Maxime hat bis auf diesen Tag gegolten. Jeder Pflanzer ist Herr über Leben und Tod eines Wilden, und während die spanische Gesetzgebung in spätern Zeiten die Wilden gegen grobe Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen in Schutz nahm, haben die portugiesischen und brasilischen Gesetzgeber zu Gunsten derselben sehr wenig gethan. Es werden förmliche Treibjagden, wo dieß möglich ist und die Weißen sich stark genug dazu fühlen, auf diese Unglücklichen gemacht. Die brasilische Regierung selbst geht den Privatleuten mit einem eben nicht schönen und nachahmungswürdigen Beispiele voran, indem sie aus den wenigen Missionen, oder wo sie sonst ihrer habhaft werden kann, die jungen Indianer aufgreifen und auf Kriegsschiffe bringen läßt, wo die meisten bald etlichen Hautkrankheiten und besonders der Sehnsucht nach ihren romantischen Wäldern erliegen.

Daß eine solche Behandlungsweise die ohnehin zur Rachsucht geneigte Gemüthsart der Wilden noch mehr erbittern mußte, liegt in der Natur der Sache, und mancher blutige Ueberfall, manche an ihren weißen Drängern begangene Mordthat zeugen von der wilden Energie vieler brasilischen Stämme, die keineswegs ein schlaffes, sondern vielmehr größtentheils ein störriges und freiheitliebendes Geschlecht bilden.

Nach blutigen Kämpfen und nachdem die Anzahl der Weißen sich allmählich bedeutend vermehrt hatte, wurden die Indianer zwar immer tiefer in die Wildniß zurückgedrängt, allein bis auf diesen Augenblick haben die meisten Stämme trotz empfindlicher Verluste ihre Unabhängigkeit behauptet, und sich und ihre Freiheit in das undurchdringliche Dickicht ihrer unermeßlichen Wildnisse vor Verfolgungen geborgen.

•

Der alte Patacho, der uns in das Lager seines Stammes führte, war eine merkwürdige Menschengestalt. Sein Oberkörper war unter der Last der Jahre so niedergebeugt, daß der Rückgrat fast mit den Schenkeln in eine horizontale Linie gerathen war, dergestalt, daß man, wenn er dahinschritt, einen lebendigen rechten Winkel lustwandeln zu sehen vermeinte. Dieser mathematischen Figur diente ein Stab in der rechten Hand zur Stütze. Das Haar war schneeweiß, die Zähne aber gesund und er fühlte sonst kein körperliches Leiden, als daß ihm das Gehen beschwerlich fiel. Er war der Patriarch des Stammes und mußte weit über 100 Jahre hinaus seyn; aber leider können die Wilden, da sie mit der Eintheilung der Zeit gänzlich unbekannt sind, keine bestimmte Rechenschaft über die verlebten Jahre geben.

Es waren nun sieben Jahre verflossen, seit Antonio diesen Stamm zum letztenmal gesehen hatte, und schon unterwegs, während der alte Patacho neben uns hertrippelte, erzählte er mir, daß sämmtliche männliche Mitglieder auf einem Jagdzuge begriffen, und nur die Frauen und Kinder daheim wären. Die größte Verwunderung bezeigend, theilte er mir ferner mit, daß seit seiner Abwesenheit, wie er auf den ersten Blick gesehen, mit den Wohnungen, Feldern und überhaupt der ganzen Lebensweise seiner alten Freunde und zwar zu ihrem großen Vortheile so durchgreifende Veränderungen stattgefunden hätten, deren Ursprung ihm bis jetzt noch ein großes Räthsel sey, da es die Indianeretiquette verlange, daß man sich aller neugierigen Fragen enthalte und der Alte ihm bis jetzt noch keinen Aufschluß darüber ertheilt habe. Dem allem müsse irgend ein merkwürdiges Ereigniß zum Grunde liegen.

Wir hatten das Indianerdorf bald erreicht, und erstaunten über die allenthalben herrschende Ordnung und Regelmäßigkeit. Die Hütten waren zwar nur von leichtem Fachwerk erbaut, aber geräumig und zogen sich längs des Saumes des Waldes hin. Als wir an einigen Hütten vorübergingen, klatschten die Frauen in die Hände und riefen: „Copodicu! Copodicu!“ welches so viel als „Willkommen! Willkommen!“ heißt und von Antonio und nach seiner Belehrung auch von mir mit einem „Sodigurudu“, was in der Sprache der Pataches so viel als „ich grüße Euch“ bedeutet, beantwortet wurde.

Unser unter der Last der Jahre gebeugter Führer zeigte uns eine Hütte an, die geräumig und reinlich war, und wo wir

Digitized by Google

Matten und Thierhäute vorfanden, um uns daraus unser Lager zu machen. Er winkte dann ein junges Indianermädchen herbei, sagte ihr etwas leise, worauf sich dasselbe mit der Flüchtigkeit eines Rehes entfernte, so daß das lange, schwarze, auf den bloßen Rücken herabwallende Haar im Winde flatterte. Es dauerte auch nicht lange, als das junge Mädchen in Gesellschaft eines andern zurückkehrte, und in einem Korbe Apfelsinen, Bananen, Maracujas, Ananas und Limonen brachte, während ihre Gefährtin ein irdenes Gefäß mit frischem Wasser und eine Kokosschaale voll Honig trug. Das wurde der Reihe nach auf die am Boden ausgebreitete Matte gestellt, und indem der alte Patacho eine Banane in drei Theile zerlegte und jedem ein Stück übergab, sagte er: „Carigadu und auch du, Sohn des weißen Mannes! jetzt labt Euch an Essen und Trinken, und dann erquickt Euch durch einen Schlummer, denn Ihr habt einen langen Weg von den Wohnungen der Männer, die aus dem Lande jenseits des großen Wassers stammen, bis zu uns gehabt. Und nochmals sage ich Copodicu und werde Euch später wieder besuchen." Hierauf verzehrte Jeder sein Stückchen Banane und that einen Zug aus dem irdenen Wasserkruge. Das war das Bewillkommungceremoniel und die Zusage der Gastfreundschaft. Hierauf verließ uns der Alte, dessen Rath wir sodann in allen Stücken befolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Ruinen in Mittelamerika.

Hr. Squier, der bekannte Erforscher amerikanischer Alterthümer theilte der ethnologischen Gesellschaft von Neuyork mit, daß er während seines Aufenthalts in Nicaragua von einer zerstörten Stadt in der Provinz Verapaz gehört, und deßhalb einen intelligenten Eingebornen von Leon dahin geschickt habe, damit er über alle „piedras antiguas," die er finde, Bericht abstatte. Dieser blieb sechs Wochen aus, und kehrte dann mit einer Beschreibung zurück, welche die vernommenen Gerüchte mehr als bestätigte, denn derselben zufolge schienen die Ruinen noch bedeutender zu seyn, als die von Copan. Die Stadt liegt ziemlich in gerader Richtung zwischen der Stadt Guatimala und dem See Peten; es ist Hrn. Squiers Absicht sie aufzusuchen, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu findet. Er bemerkt, die Berichte von alten, noch jetzt von Indianern bewohnten Städten, hätten ihren Ursprung in dem Umstand, daß in den dichten Wäldern wo die zerstörten Städte liegen, eine isolirte Race von Indianern sich finde, welche von Zeit zu Zeit die spanischen Niederlassungen besuchen, um sich mit den ihnen nothwendigen Dingen zu versehen, und dann wieder in ihre abgelegenen Schlupfwinkel zurückkehren. Die Quiche-Indianer sollen die einzigen seyn, welche ihre Sprache zum Theil verstehen, was darauf hinweisen würde, daß sie einen Dialekt der (in Yucatan üblichen) Mayasprache sprechen. (Liter. Gaz. 9 November.)

Jagdabenteuer im Himalaya.

(Schluß.)

Ein paar Tage nach diesem Ereignisse wurden unsere Jagden durch einen der schrecklichsten Unglücksfälle und eine der wunderbarsten Rettungen, die wohl jemals vorgekommen sind, für einige Zeit unterbrochen. Capitän T..., zwar nicht in unserer „Einsiedelei" wohnend, aber dort ein häufiger und stets willkommner Gast, war ein sehr eifriger Jäger. In jener Gegend lebte nun ein berühmter Hirsch, bekannt unter dem Namen „der Gartenhirsch der Compagnie," welcher schon lange Zeit dem bekannten Jagfreunde, Capitän Georg Campbell, und mir entgangen war, weil er niemals zu Hause war, wenn wir ihm einen Besuch machten. Da meine eingebornen Gewehrträger das nun nicht begreifen konnten, so kamen sie zu dem Schlusse, daß der Hirsch unter dem besondern Schutz eines ihrer „Dhebs" oder Götter stehe. An einem sehr regnerischen Donnerstage — den ich niemals vergessen werde — waren O... und ich beschäftigt bei einer Cigarre unsere Gewehre zu reinigen als T. mit den Worten in das Zimmer trat: „Heute finden wir den Gartenhirsch der Compagnie zu Hause, wenn wir ihn jemals finden sollen." Es blies zwar an jenem Tage ein Sturm aus Nordost, und der Regen tröpfelte unaufhörlich, aber nach einiger Ueberredung und eingenommenem Frühstück erklärten wir uns bereit dem Hirsche wieder einen Besuch zu machen. Nachdem wir eine gehörige Anzahl Leute zusammengebracht hatten, zogen wir mit ihnen auf diese nicht vielversprechende Jagd aus und fanden am Eingange der von dem Hirsche vorzugsweise besuchten Schlucht dessen frische Fährten. Sofort schickten wir unsere Treiber um die Schlucht herum auf die Spitze des Berges und stellten uns an; dabei sagte T. zu mir: „S., du kommst immer zu Schuß, zeig mir doch einen guten Platz," und ich bezeichnete ihm drei gleich gute Plätze, wovon er einen wählen möge. Er nahm den Platz, welchen ich ihm als den besten empfohlen hatte, und wir beide andern gingen nach unsern Plätzen, jedoch hatte ich ihn noch gewarnt nicht hoch hinauf zu klettern, weil dort der Boden sehr zerrissen sey. Das Signal für die Treiber um vorzugehen, war durch einen Pfiff von mir gegeben, und sie hatten schon angefangen auf uns zuzutreiben, als ich bald darauf ein Geräusch in der Schlucht hinab hörte, welches, wie ich überzeugt war, von einem Hirsche nicht herrührte; aber T., voll Eifer, war anderer Meinung und trat von seinem Platze vor, wo er vollkommen sicher gewesen wäre. Bei der Treibjagd auf Hirsche in Berggegenden ist es sehr wichtig seine Stellung so zu nehmen, daß, wenn ein starker Hirsch in vollem Rennen von einem steilen und zerrissenen Bergabhange hinabjagt, die dadurch herabfallenden Steine und loseliegenden Felsenblöcke einen nicht treffen können. Der arme T. hatte aber aus Verlangen zum Schuß zu kommen seinen Platz verlassen, und war ein paar Ellen höher hinaufgestiegen. Ich gebrauchte meine Jagdpfeife, dann winkte ich ihm zu, damit er seinen Platz wieder einnehme, aber vergebens, und darauf rief ich ihn beim Namen. In demselben Augenblicke sah ich eine Schaar Affen mit schwarzen Gesichtern, dort „Langurs" genannt, den Bergabhang über ihm eiligst herabstürzen, und nun schrie ich, so laut ich nur konnte, ihm zu, daß es Affen seyen. Er achtete aber auch darauf nicht, und befand sich jetzt über einer senkrechten zackigen Felsenwand von wohl 600 Fuß Höhe, über welche die Affen herkamen, so daß durch ihre Bewegungen ein wahrer Regen von loseliegenden Steinen herabstürzte. Ich hatte eben mein Gewehr einem meiner Leute gegeben, um auf alle Gefahr ihm zu Hülfe zu kommen, als ich sah wie er kopfüber kopfunter den steilen Abhang zu seinen Füßen von gewiß 400 Fuß Tiefe herabstürzte, und wie das gekommen war konnte ich leicht vermuthen. Glücklicherweise blieb er auf der Hälfte des Abhanges an einem gabelförmigen Baumast hängen, welcher ihn an den Hüften umklammert hielt, so daß er über einem Abgrunde von etwa 200 Fuß schwebte, dessen Boden aus Felsen bestand. Ohne einen Augenblick zu zögern eilten O. und ich zu seiner Hülfe herbei, hielten ihn an den Beinen so lange fest bis unsere Leute herbeikamen, und dann zogen wir ihn aus seiner Klemme, aber er schien ganz leblos zu seyn. In eine an Stangen befestigte Decke gehüllt ließen wir T. nach unserer Wohnung tragen, während ich nach Massuri eilte, um einen Arzt zu holen; ich war auch so glücklich den Dr. Robertson, welcher ein Reconvalescenten-Depot in Landur unter Aufsicht hatte, mitzubringen. Ich will die fürchterlichen Verletzungen nicht schildern, welche T. hatte: seine Ober- und Unterkinnlade waren gänzlich zerschmettert; die Zähne und ein Theil der Oberkiefer waren in den Gaumen hineingetrieben, und sein Schädel war vom linken Auge bis auf die Mitte des Kopfes dergestalt zerbrochen, daß das Gehirn bloßlag. Sechs Wochen lang lag er anscheinend todt und dabei ganz regungslos, dann zeigten sich einige Spuren von Leben in ihm, und bald war er vollkommen wieder hergestellt. Für mich war das wunderbarste bei dieser Cur, daß, nachdem die Entzündung fast vorbei war, man nicht einen einzigen seiner Gesichtszüge wieder erkennen konnte. Dr. R. brachte mit vieler Mühe die Oberkinnlade sammt Zähnen in seinem Munde wieder an ihre Stelle, und heilte mit ebenso großer Geschicklichkeit den zerschmetterten Schädel so gut, daß daran nur eine Narbe wie von einem Säbelhiebe geblieben ist. Als ich den Capitän T.,

Digitized by Google

nachdem er zwei Jahre auf Urlaub in England gewesen war, wieder sah, freute ich mich herzlich ihn so wohlaussehend zu finden; er hatte nur ein paar Narben im Gesichte und am Kopfe, aber er war vorsichtig genug als Invalide um seinen Abschied nachzusuchen, und er lebt jetzt im Himalayagebirge, wie ich glaube.

Mein getreuer Knappe und Gewehrträger Buctu war in seiner Art ein origineller Charakter, und obgleich er versicherte, daß er an die vielen Götter im Himalayagebirge, wo auf jeder Bergspitze ein Gott wohnt, fest glaube, so behandelte er sie doch nicht immer mit sehr großem Respect, wie ich in folgendem Beispiele zeigen will. Ich war einstmals nach einem Berge „Sekender Debi" (zu deutsch: Alexander David) genannt, gegangen, weil ich gehört, daß dort vortreffliche Jagd sey und Buctu hatte mir gesagt, daß er mit den dort wohnenden Göttern auf dem freundschaftlichsten Fuß stehe. Ich ließ nun diese armen Leute stets bei ihrem Aberglauben, weil sie sich sonst gewiß keine große Mühe gegeben haben würden mir Nachricht zu geben, wo gute Jagd zu finden sey; dort sagte mir Buctu: es sey nöthig durch ein Opfer die Götter geneigt zu machen, und bat mich ihm zu diesem Zweck ein paar Rupien zu geben. Ich gab ihm fünf Rupien mit der Bemerkung, daß, wenn ich keine gute Jagd hier finde, ich ihn dafür verantwortlich mache, und daß er in solchem Falle alle möglichen Aussichten auf eine gute Tracht Schläge haben werde. Er meinte, da er mich noch nie getäuscht habe, so wolle er das jetzt darauf hin wagen. Er kaufte nun eine Ziege, etwas Reis, Honig, Milch u. s. w., und bestieg mit Sonnenuntergang in Begleitung von vier seiner Landsleute den Berg, wo er das Opfer brachte. Da nur das Blut des Thiers dem Gotte angenehm seyn soll, so verspeiste Buctu mit seinen Cameraden voll Andacht das Fleisch sammt den andern Dingen, und nach seiner Rückkehr sagte er mir, daß er von dem Gotte günstige Antwort erhalten habe, und daß ich ganz zuverlässig eine vortreffliche Jagd machen werde. Aber demungeachtet kletterte ich drei Tage hinter einander in dem Berge umher, ohne nur ein einzigesmal das Gewehr abzufeuern. Als wir am dritten Tage heimkehrten, hielt ich dem Herrn Buctu eine ernste Predigt und gab ihm etliche Ohrfeigen, zum erstenmale so lange er bei mir war. Das setzte ihn in große Wuth, er gelobte feierlich: er wolle an dem Gotte sich rächen der ihn hintergangen habe, und er wolle den Gott beschämen. Ich wurde nun sehr neugierig wie er das anfangen würde, und gab deßhalb meinem Leibjäger Dschei Sing den Auftrag ihn zu begleiten, und mir zu rapportiren was Buctu gemacht habe. Nach etlichen Stunden kamen sie zurück, und Buctu trat in mein Zelt, wo ich eben meine Abendcigarre rauchte, sichtlich sehr vergnügt über sein Werk; Dschei Sing dagegen schien sehr entsetzt und in Angst zu seyn. Von diesem erfuhr ich denn, daß Buctu nach der Wohnung des Gottes gegangen sey und zuerst diesen ganz höflich gefragt habe, warum er zugebe, daß sein, Buctu's, Herr unzufrieden geworden, der ihn und seine Götter Betrüger genannt und die Macht derselben für Unsinn und dummes Zeug erklärt habe; außerdem habe der Herr ihn auch an die Ohren geschlagen und versprochen, daß er mit einem schlanken Bambusrohre bedient werden solle, wenn er noch einmal den Herrn hintergehen werde. „Und," fuhr Buctu fort, „alles dieses hast du über mich gebracht und dafür will ich mich rächen." Er hatte darauf der Gottheit gesagt, daß ihr weiland Großvater ein alter Kapaun, ihre Mutter eine übelberufene alte Henne gewesen, die nichts als faule Eier gelegt habe und noch viele andere Dinge mehr, welche ich dem Papier nicht anvertrauen mag. Dschei Sing schloß seinen Bericht damit, daß er erklärte: er sey in seinem ganzen Leben nicht so entsetzt gewesen, und es werde gewiß dem Buctu für seinen Unglauben noch einmal etwas Schreckliches passiren. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich bei der Erzählung so laut und anhaltend lachte, daß es mir in der Seite wehthat; das belustigte meinen Buctu gewaltig, und da er der einzige von allen mir bekannt gewordenen Hindus war, der es öffentlich wagte seinen Götzendienst zu verhöhnen, so schenkte ich ihm 10 Rupien für seine Courage: dadurch wurde er so überrascht und erfreut, daß er versicherte, er wolle jeden Gott in seinen Bergen ebenso behandeln, der mir hinfüro nicht eine gute Jagd verspreche. Jetzt wurde er mit einemmale von Bedeutung, denn man hielt ihn für des Herrn Günstling und hatte also Furcht vor ihm; aber leider wurde Buctu ein Jahr später wieder ein ebenso großer Heide und Verehrer der Götter auf den Bergspitzen als seine Landsleute, und zwar durch folgende Veranlassung.

Er war mit mir in der schneebedeckten Bergkette des Himalaya, um das „Barrall" (wilde Schaf) und weiße Bären zu jagen, und dabei wäre er fast zu Tode gekommen. Es ist gefahrvoll und grausenerregend an den Gletschern umherzuklettern, wo ein Fehltritt einen in einen Abgrund von manchen 100 oder 1000 Fuß Tiefe schleudern kann, und einigemal war ich auf diesen Jagden in großer Gefahr gewesen. Buctu war aber hier noch unvorsichtiger als sonst, und als er einen Abhang von gefrornem Schnee umkletterte, glitt sein Fuß aus und er flog in die Tiefe wie eine Rakete; der Schrecken darüber machte mich stumm und starr, denn sein Tod schien mir gewiß zu seyn. Wir kehrten nun um und kletterten mit Mühe in den Abgrund, sicher erwartend ihn verstümmelt und zerschmettert zu finden. Als wir endlich unter den Felsen kamen, von welchem er herabgestürzt war, suchten wir ihn und das war keine leichte Arbeit, denn da hier der weiche Schnee sich angehäuft hatte, so sank ich beständig bis an die Knie hinein, oft bis unter die Schultern und dann mußten die andern mich herausziehen. Nach längerm Umhersuchen kamen wir endlich an eine Höhlung voll Schnee, und als wir mit unsern Stöcken darin sondirten, fühlten wir im Grunde eine weiche Masse wie einen Menschenkörper; wir scharrten nun den darüber liegenden wenigen Schnee weg und fanden darunter Buctu auf dem Rücken liegend, mit geschlossenen Augen und wie eine Leiche anzusehen; als wir ihn aber herausgezogen, geschüttelt und hin- und hergerollt hatten, stieß er einen Seufzer aus. Da wir seine Glieder nirgend gebrochen fanden, so stellten wir ihn auf die Füße, und als ich ihn kräftig ein paarmal angerufen hatte, schlug er die Augen auf; er schien erstaunt daß er noch lebe, und fing nun an zu weinen, wie die dortigen Eingebornen zu thun pflegen, und die Götter der Berge um Verzeihung anzuflehen wegen seiner Sünden und seines Unglaubens. Ich schickte ihn aber gleich mit zwei meiner Leute nach meinem Zelte, und dort fand ich ihn bei meiner Rückkehr ganz wohl an einem hellen Feuer sitzend. Er bat mich nun um einen vierwöchentlichen Urlaub und Vorschuß von zweimonatlichem Lohn, damit er eine Pilgerfahrt antreten und die Götter versöhnen könne. Das that ich, weil ich wußte, daß es unnütz sey ihn davon zurückzuhalten, indem er mir sonst davon gelaufen wäre. Nach vier Wochen kam er wohl und glücklich, und durchaus beruhigt wieder zu mir und sagte, daß seine Sünden ihm vergeben worden. Ich kann übrigens nicht sagen, daß durch den Sturz seine Moralität im geringsten sich verbessert hätte; jedenfalls war sein Aberglaube dadurch unbezweifelt verstärkt, und wurde noch stärker durch meinen lebensgefährlichen Zweikampf mit dem Bären, als meine Leute mit den Gewehren davongelaufen waren. Damals sagte Buctu ganz ernsthaft: „Kein Bär, wenn er nicht von einem der Götter in Schutz genommen ist, kann gegen den Herrn etwas ausrichten, und der berüchtigte Menschenfresser, der den Herrn so schwer verwundet hat, war einer ihrer Dämonen; hätte der Gott der Engländer den Herrn nicht beschützt, so würde der Bär ihn umgebracht und gefressen haben."

Vogelkrieg. Die Liter. Gaz. vom 9 November berichtet nach indischen Blättern, daß man am 13 September von Chinchpoogley und den Malabarbergen aus einen großen Kampf von Vögeln beobachtet habe. Eine ungeheure Menge von Habichten (Kites), die wörtlich die Luft verfinsterten, flog in der Richtung von Elephanta, und stieß hier auf eine erbitterte Schaar von Krähen, die von allen Seiten herbeieilten, wie um einem drohenden Einfall zu widerstehen. Die Krähen griffen unter mißtönigem Geschrei und mit vorgestreckten Schnäbeln an, und der Kampf dauerte, bis die Nacht ihm ein Ende machte. Die Habichte verlassen Bombay im Anfang der Regenzeit, um nach dem trockenern Deccan zu gehen, und die Krähen füllen inzwischen ihre Nester mit Jungen. Daher der Kampf, der in der That etwas furchtbares hatte.

Verlag der J G Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 276. 18 November 1850.

Der Murrayscrub, botanisch skizzirt von Dr. Ferdinand Müller.[1]

Von allen Gegenden Südaustraliens ist gewiß jener Landstrich, welcher sich zwischen dem Gebirge und Murraystrome hinzieht, rücksichtlich seiner Vegetation der eigenthümlichste, und vielleicht sind über keinen andern Theil Neuhollands mit dem dürren Sand einer Wüste die Pflanzen in so reichlicher Fülle ausgestreut, als sie uns der Murrayscrub darbietet. Der mächtige Eindruck, den diese Landschaft in jedem Reisenden zurücklassen wird, der mit für Naturscenen empfänglichem Gemüth das Stromgebiet durchwandert, wird nicht nur hervorgerufen durch den fremden Typus der Pflanzen, nicht bloß durch die Eleganz der Blüthen und die starren oft wunderbaren Formen von Blättern und Laub, sondern vielmehr durch den allgemeinen unwirthlichen Ausdruck der Gegend, durch die niedrigen und unheimlichen Baummassen, die sich vor dem Eindringenden wie ein endloses Labyrinth ausbreiten. Nicht ohne leichtes Grauen drängt sich uns dieser Gedanke auf; — gewähren doch die verticalen Blätter keinen Schatten, findet sich doch kein Quell, kein Pfuhl und selten nur eine winzige Frucht, den Verirrten zu erquicken!

Betrachten wir die Pflanzen genauer, so werden wir eben so sehr durch das monotone Wiederkehren derselben schmächtigen Eucalyptusbäumchen, als durch den beständigen Wechsel von Sträuchern und Kräutern überrascht. Jene begründen in ihrer unendlichen Verbreitung, in ihrer dichten waldigen Zusammengruppirung und namentlich durch die stets gleiche aber geringe Höhe den landschaftlichen Charakter des Scrub. Ist es doch, wenn wir von einer Erhöhung auf diese ausgedehnten Zwergwälder hinabsehen, als bewegten sich die schlanken Zweige im Winde wie Meereswogen. Im Aeußern wüßte ich sie mit nichts anderem zu vergleichen als mit dichten Weidenanpflanzungen, obgleich nur Wuchs und Blattform Aehnlichkeit zeigen. Wenn besonders an offneren Stellen blumenreiche Akazien die Einsamkeit des Baumwuchses unterbrechen, treten ihre sonderbaren Formen, in denen sie allen Naturgesetzen zu spotten scheinen, um so imposanter hervor, hier durch gedrängten Wuchs und bewehrte Phyllodien zu undurchdringlichen Hecken vereint, dort in schöne Bosquette zusammen gruppirt oder, unter die Eucalypten gemischt, die Umgebung verschönend. Tritt auch noch anstatt dieser ein Sandelbaum (native peach), ein vereinzeltes Pittosporum oder mit zierlich herabhängenden Zweigen ein Myoporum auf, und mischt sich vielleicht auch noch zahlreich die pyramidale Sandarac-Cypresse ein, so pflegen diese doch alle nicht das dunkle Landschaftsbild zu beleben.

Blicken wir jedoch auf die mehr niedrigen Gewächse, die im dichten Gestrüpp Schutz gegen die Gluthen des australischen Scirocco suchen, so ziehen uns zuerst die auffallendsten Diosmeen an: rosablumige Boronien, epacrisblättriger Eriostemon, Correen mit prächtigen glockigen Blumen, deren Roth sanft in den gelbgrünen Saum verschmilzt, wechseln im bunten Gemenge mit dem vor allem hervorleuchtenden Phebalium ab, das durch die halb silberglänzenden Blätter und die zahllos hervorquillenden Herzkörnchen noch wunderbarer erscheint, — alle den gewürzhaften dieser Gruppe eigenen Duft verbreitend, um ihn mit den Wohlgerüchen der Akazien und der flüchtigen Oele der Eucalypten angenehm zu vereinen.

Bald folgen blattlose, stechende Leptomerien mit säuerlichen Steinfrüchten, trauernder Exocarpus und andere Fruchtsträucher aus der Familie der Sandelgewächse, kleine Casuarinen im äußern den Schachtelhalmen gleichend, graue wunderliche Hakea-Arten und andere schmucklose Pflanzen von derber Gestaltung; aber immerfort gesellen sich zu ihnen Flora's lieblichere Kinder, wie wir sie mühsam in unseren Gärten pflegen: gestecktblumige Stenochilos bilden mit asterähnlichen Eurybien und hübschen Thomasien einen angenehmen Contrast, während Dampieren mit den Blättern des Rosmarin in wechselnden Blüthenfarben, Loudonien von „leuchtendem Gelb," wie sie ihr Entdecker treffend bezeichnet, cyanblaue Halganien und Dillwynien mit ziegelrother Koralle wetteifern durch grelle Farben die Einöde zu schmücken. Seltener mischen sich herrliche Prostantheren, die ihnen verwandte Klanderia mit zarter carmoisinrother Blumenkrone, dornige Scävola, die schmächtige Camphormyrte und niedliche Bäkeen in die bunte Schaar, indeß Billardieren und Cassyta-Arten die benachbarten Pflanzen umwinden. Gewiß verleihen aber die zahlreichen prunkenden Immortellen der Gegend den größten Reiz, und indem wir, in ihrer Beschauung verloren, uns nach dem Caplande versetzt glauben, und Pimelea-Arten, Wahlenbergia, Loganien und Erica ähnelnde Epacrideen uns die Parallele zu ziehen noch erleichtern, leiten zottige Trichinien, buxbaumblätterige Alyxia, Cassia- und Croton-Gesträuch, Dodoneen mit einfachen oder gefiederten Blättern und purpurnen geflügelten Kapseln und Loranthen, in rothen und gelben Blüthenbüscheln prangend, uns durch Induction oder Vergleich zu Pflanzen hinüber, die nur in einem tropischen Klima, in einer schönern Natur gedeihen. — Andere bilden Berührungspunkte mit Pflanzenfor-

[1] Aus der von Mücke, Schomburgk und Dröge redigirten „Südaustralischen Zeitung" entnommen. Es ist dieß bereits die zweite deutsche Zeitung, die dort unter den stets zunehmenden deutschen Colonisten erscheint.

zed by Google

men, die den Steppen am Schwanenflusse vorherrschend angehören: Grevilleen, durch bleiche sparrige Blätter und durch schönrothe Blüthensträuße ausgezeichnet, niedrige Banksien, deren Blumen in fast kupferfarbene Kegel vereinigt.

Aber unter dieser Menge fremder Gestalten begegnen wir auch heimathlichen Formen: hier einem Baldgreis, einem bunten Augentrost, der australischen Klatschrose, dort einem Nachtschatten, Ehrenpreis, Gablien oder seltamen Kreuzblumen; doch die erfreuliche Täuschung schwindet bei näherer Betrachtung, und wir erinnern uns, daß es die Antipoden der unsrigen sind. Vergebens sehen wir uns rings umher nach grasigen Matten, nach dem frischen wohlthuenden Grün der Wiesen um; kein Rasen, kein zarter Halm kleidet den dürren Boden und treibt er spärlich ein Gras hervor, so ist es hart und nahrlos. Ewig wird diese Region der Cultur verschlossen bleiben.

Zwei bemerkenswerthe Erscheinungen charakterisiren die Vegetation des Murrayscrub noch besonders. Wir bemerken, daß der starre Typus, der ohnehin den Pflanzen Neuhollands so unverkennbar aufgeprägt ist, hier seinen schärfsten Ausdruck erhalten; und dann scheint es uns, als wären manche Gewächse hier in ihrer Entwickelung stehen geblieben; so finden wir Arten von Euribia, Prostanthera, Chrysocephalum mit Aestchen, die nur als Innovation angedeutet sind, ohne sich jemals zu entwickeln; wir beobachten ferner hier mehr als anderswo sowohl in den Organen der Ernährung als besonders der Reproduction Verkümmerung oder Abwesenheit ganzer Theile.

Ich habe versucht hier in kurzen Umrissen die botanische Schilderung eines interessanten Landstrichs zu entwerfen. Vielleicht hat Einiges, was ich andeutete, nur locale Geltung, vielleicht ist mir sogar mancher Charakterzug entgangen. Genaue Naturbeschreibungen setzen längere Beobachtungen als die meinigen voraus, denen sich dort noch örtliche Hemmnisse entgegenstellen. Möchte aber, was ich hier als Skizze schließe, durch die Bemühungen talentvoller Naturforscher in ein lebendiges der wunderbaren Gegend ganz entsprechendes Gemälde übergehen!

Aufenthalt unter den Patachos.

1. Die Patachos.

(Fortsetzung.)

Gegen Sonnenuntergang schlenderten wir etwas herum. Das Indianerdorf mit seiner Umgebung bildete eine äußerst reizende Landschaft. Es lag auf dem Kamm einer Hügelkette, die einen regelmäßigen, mehrere Meilen umfassenden Halbkreis bildete, dessen Endpunkte auf einem Durchmesser ruhten, der aus einer Reihe gewaltiger, bald kahler, bald bewaldeter Granitmassen bestand und deren wilde Scenerie mit der Lieblichkeit der übrigen Gegend einen lebhaften Contrast bildete. Lautbrausend und einen etwa 60 Fuß hohen Fall bildend, stürzte sich durch eine Felsenschlucht ein Fluß, und eilte dann durch die weite, mit üppigem Graswuchs bekleidete und von der halbkreisförmigen Hügelkette eingerahmte Ebene. Ein in dieser Hügelreihe befindliches Thor diente ihm nach einem sehr geschlängelten Laufe durch das Wiesenthal zum Abzugscanal. Sein Gewässer, besonders in der Nähe der Felsenblöcke, war äußerst klar und erfrischend. Die Hügel ringsum waren mit starkem Baumwuchs geziert und die verschiedenen Laubarten schattirten sich in reicher und mannichfaltiger Färbung.

Die Felder der Indianer zogen sich vom Kamm bis zum Fuße der Hügelkette hinab, und bildeten den einzigen Punkt, wo die Hand der Cultur und des Fleißes sich in dieser weiten Wildniß sichtbar machte. Sie waren mit Mais, Melonen, schwarzen Bohnen, Kürbis, Ananas 2c. bepflanzt, und mit einer Sorgfalt cultivirt, die mich und meinen Begleiter in hohem Grade überraschten. Die Außenseiten dieser Felder, welche große Vierecke an den in das Wiesenthal hinabfallenden Abhängen bildeten, waren mit Orangen- und Bananenbäumen eingefaßt, und überall zeigte sich eine Ordnung und Umsicht, die man bei den südamerikanischen Wilden vergebens sucht. In den Niederungen des Flusses lagen mehrere große Reisfelder, die eingehegt und mit vielen Bananenbäumen umpflanzt waren. Ueberall verbanden sich Nutzen und Schönheit in der Anlage, und die Pflanzung stand, was Zweckmäßigkeit und sorgsame Cultur betrifft, keiner andern, die ich in Brasilien gesehen hatte, nach.

Mein Reisegefährte konnte sein Erstaunen über diese sich ihm darbietende neue Welt, die ihm wie durch Zauberschlag entstanden zu seyn schien, nicht unterdrücken, bis ich ihm meine Muthmaßung mittheilte, daß vielleicht ein weißer Missionär sich hieher verirrt haben und der Schöpfer aller dieser Anlagen und Verbesserungen seyn könnte, eine Meinung, der er zwar kopfschüttelnd, aber endlich doch beipflichtete.

Als wir zu unserer Hütte zurückkehrten, trafen wir den alten Patacho, den Antonio Onegadu (das Eulenauge) nannte, dort. Er hatte sich auf eine Matte vor der Thüre hingestreckt, und veranlaßte uns, seinem Beispiele zu folgen; dann sagte er:

„Du wirst hier vieles verändert gefunden haben, Carigadu, und ich will Dir jetzt auch Aufschluß darüber geben. So wisse, daß bald nach deiner letzten Abreise von uns ein weißer Mann mit zwei schwarzen Männern und einer schwarzen Frau zu uns gekommen ist, und alle diese neuen Einrichtungen geschaffen hat. Er, der weiße Mann, hat mit den schwarzen Leuten die Felder angelegt und bepflanzt, er hat zahme Hausthiere bei uns eingeführt und unsern Hütten eine bessere Einrichtung gegeben. Wir nennen ihn Zuridouamer (der Erleuchtete), denn seit er unter uns lebt, kennen wir nicht mehr die Noth und den nagenden Hunger. Ihr werdet ihn morgen Abend sehen und seine Stimme hören, wenn er mit den Jägern heimkehrt."

Da der alte Onegadu keine nähern Aufschlüsse über den weißen Mann geben konnte oder wollte, so mußten wir uns gedulden, obgleich ich nicht läugnen will, daß meine Neugierde in hohem Grade rege geworden war. Da uns die lange Fußwanderung noch in den Gliedern lag, so suchten wir bald darauf das Lager und sanken schnell in einen langen und gesunden Schlaf.

Am andern Morgen gingen wir frühzeitig an den Fluß hinab und fanden dort bereits einige Frauen, Mädchen und Knaben, die sich im Flusse badeten, lustig umherschwammen und allerlei Kurzweil im Wasser trieben. Das Auge eines Europäers, selbst wenn es sich auch schon häufig unter Indianern befunden hat, kann sich doch immer nicht so recht an den Anblick dieser nackten Frauengestalten gewöhnen. Die Indianer aber wissen nichts davon, sondern leben ganz im Zustande der Unschuld, wie die mosaische Schöpfungsgeschichte die Stammältern der Menschheit beschreibt.

Als die Badegesellschaft aus dem Wasser stieg, unternahm sie einen Wettlauf, wahrscheinlich in der Absicht, durch diese Bewegung sich desto schneller zu trocknen, wobei ich dann Gelegenheit hatte, die große Behendigkeit und Gelenkigkeit dieser Naturmenschen zu bewundern. Ueberhaupt waren diese Indianer ein heiteres Völkchen, und als sie sich trocken gelaufen hatten, streckten sie sich neben uns ins Gras und unterhielten sich mit

Digitized by Google

ihrem alten Freunde, dem Carigadu. Die hellere Farbe meines Haars, Barts und Augen schien ihre Aufmerksamkeit besonders zu beschäftigen, und sie meinten, der Juridonamec sey zwar auch von hellerer Farbe als sie selbst, allein bei mir wären Arme, Hals und Brust noch viel weißer. Ich ließ ein junges Mädchen, das mich am neugierigsten musterte, durch Antonio fragen, ob sie die weißen Menschen wohl leiden möchte, worauf sie sogleich erwiederte: „o ja, o ja, recht gern! der Juridonamec ist so gut und sagt uns so viel schöne Dinge.“

Ich hatte mein Camisol von Nanking ausgezogen und neben mich gelegt. Einige Mädchen bemächtigten sich desselben und zogen es der Reihe nach, jedoch meistens verkehrt an, dabei schnitten sie allerlei Capriolen und Pantomimen in diesem ihnen so seltsam stehenden Kleidungsstücke, so daß ich von ganzem Herzen lachen mußte. Bald darauf sahen wir sie mit der größten Fröhlichkeit Wasser aus dem Flusse schöpfen und die Früchte in den Feldern begießen. Das schien ihnen keine Arbeit, sondern eine Belustigung zu seyn, so leicht und munter ging ihnen dieses Geschäft von den Händen. Auf solche Weise verbringen diese Geschöpfe meistens im süßen Nichtsthun und unter Spielen in der freien Natur ihre Lebenszeit; sie kennen keine Sorge und keinen Kummer, leiden weder an Hysterien noch Magenkrampf und wie sonst die lange Kette von Krankheiten heißt, an denen unsere civilisirte und verzärtelte Damenwelt siecht, wogegen sie freilich auf das unüberschwängliche Glück einer Thee-, Kaffee- und Klatschgesellschaft verzichten müssen, worüber sie sich jedoch aus guten Gründen niemals beklagen. Sie gebrauchen auch keine Kaschmirshawls und Juwelen, auch kömmt ihnen weder die Putzmacherin noch der Juwelier mit langen Rechnungen ins Haus, wie dieß wohl in der civilisirten Welt zum nicht geringen Verdruß des zur Verzweiflung gebrachten Vaters oder Gatten der Fall zu seyn pflegt, sondern wenn sie sich schmücken wollen, so gibt ihnen die Natur die schönsten Blumen oder die Federn der prächtigsten Vögel, und damit können sie sich, wenn sie sonst nur hübsch sind, ganz allerliebst herausputzen. Den tiefen Ernst des Lebens lernen diese Naturmenschen nicht kennen, sondern wie die Kinder verleben sie ein glückliches und schuldloses Daseyn in ihrer romantischen Wildniß. Auch wird ihre Phantasie nicht durch jene düstern Vorstellungen und Bilder von Jenseits des Grabes erschreckt, womit die meisten Religionen civilisirter Völker ihre Bekenner quälen; sie wissen nichts von einem Fegefeuer und einer Hölle, und kennen die Legion von Teufeln nicht, die man den Gläubigen anderer Religionen auf den Hals schickt. Doch davon später.

Der alte Onegadu war wieder in unserer Hütte, als wir dahin zurückkehrten. Er hatte uns Maisbrod, Früchte und Eier gebracht, denn diese Wilden besaßen jetzt zahmes Federvieh, als Hühner, türkische Enten und Puter. Der Indianer ist von Natur schweigsam und wortkarg. Leere Höflichkeitsformeln und Redensarten, wobei nichts gedacht und gefühlt wird, kennt er theils nicht, theils sind sie ihm verhaßt. Ein civilisirter Complimentenmensch würde nun um hundert müßige Fragen und Bemerkungen über unser Befinden, das Wetter ꝛc. gar nicht verlegen gewesen seyn, allein das war bei dem alten Eulenauge nicht der Fall, sondern er deutete auf die Lebensmittel und sagte bloß: „davon eßt und trinkt nach Belieben.“ Damit entfernte sich die seltsame Menschengestalt, die in ihrer Nacktheit einen überaus frappanten Anblick darbot. Vielleicht war deßhalb seine Anwesenheit von so kurzer Dauer, weil die Ankunft eines Weißen sein Mißtrauen erregt haben und er es für klüger halten mochte, etwaigen Fragen von unserer Seite vor der Hand auszuweichen.

Bei Sonnenuntergang kamen die Jäger zurück. Obgleich unsere Hütte etwas abseits lag, so konnten wir doch den Zug der heimkehrenden Indianer größtentheils ankommen sehen. Sie schienen eine glückliche Jagd gemacht zu haben, und waren mit Wildpret beladen.

So viel hatten wir aus dem alten Onegadu herausgebracht, daß der weiße Mann sich das größte Ansehen zu verschaffen gewußt hatte und folglich jetzt als der eigentliche Häuptling des Stammes anzusehen war. Da ich jedoch die Absicht, den Stand und die Verhältnisse desselben nicht kannte, ja nicht einmal wußte, welcher Nation er angehörte, so trug ich überhaupt Bedenken, mich ihm so ohne weiteres vorzustellen. Ich riß daher ein Blatt aus meiner Schreibtafel und schrieb mit Blei in mehrern Sprachen, die ich für die geeignetsten hielt, eine kurze Note, in welcher ich ihm den Zweck meines Besuches bei den Patachos meldete und seine Gastfreundschaft für die kurze Dauer meiner Anwesenheit in Anspruch nahm. Das gab ich Antonio zur Besorgung. Da ich jedoch nicht wußte, ob der Addressat überhaupt lesen konnte, so trug ich meinem Gefährten auf, nöthigenfalls die Mission mündlich auszurichten.

Antonio blieb jedoch ungewöhnlich lange weg und als er endlich zurückkehrte, befand er sich in der größten Aufregung. Der Weiße, den ich von jetzt an Dom Francisco nennen will, hatte das Kreuzfeuer eines scharfen Examens auf ihn gerichtet, wobei er sich der portugiesischen Sprache bedient hatte. Die ganze Haltung dieses Mannes war nach Antonio's Bericht äußerst feindselig und mißtrauisch, besonders gegen mich, als Weißen, gewesen; eine eigentliche Antwort hatte er nicht erhalten können. Nicht weit von der Hütte, worin der Weiße mit dem alten Onegadu allein gewesen war, hatte ihn sein treuester Freund in diesem Stamme längst erwartet und ihm mitgetheilt, daß Gefahr für uns vorhanden wäre, indem der weiße Juridonamec gegen ihn und mehrere Männer des Stammes erklärt hätte, daß unser beider Tod zur allgemeinen Sicherheit und zwar ohne Aufschub nöthig wäre, er hätte dabei hinzugefügt, daß wir das Spiongeschäft betrieben und den Stamm an die Mission verrathen und verkaufen würden. Eine allgemeine Berathung über diesen Gegenstand sollte heute Abend noch abgehalten und darin über unser Schicksal entschieden werden. Nach dieser Mittheilung seines Freundes hatte sich Antonio mit demselben zu mehrern der einflußreichsten Männer im Stamme begeben und ihnen erklärt, daß er auf alle Fälle mein Schicksal zu theilen entschlossen wäre, sie zu gleicher Zeit an ihre alte, zwischen ihnen bestehende Freundschaft erinnert und auf das verabscheuungswürdige Verbrechen des Verraths an der Gastfreundschaft aufmerksam gemacht. Im Vertrauen auf diese alte Freundschaft sey er zu ihnen gekommen, und Verrath habe weder er noch ich im Sinne. Seine Rede hatte ihre Wirkung auf die Indianer nicht verfehlt, allein da er nicht wußte, wie groß der Einfluß war, welchen der Weiße auf die Gemüther der Wilden übte, so hielt er es mit Recht für gerathen, auf alle Fälle gerüstet zu seyn. Mein Gefährte war im höchsten Grade gegen Dom Francisco erbittert, und noch nie hatte ich ihn in einer so heftigen Gemüthsbewegung gesehen. Ich hatte große Mühe ihn zu beruhigen, indem ich ihn erinnerte, daß Kaltblütigkeit die beste Gefährtin in der Stunde der Gefahr und meistens die Besiegerin derselben wäre.

Da es inzwischen keine lachende Aussicht war, auf fremdem Boden von einer wilden Indianerbande ermordet zu werden, so fragte ich meinen Schicksalsgenossen, ob keine Möglichkeit zur Flucht vorhanden wäre, denn wenn er unsere Lage in der That für so gefährlich halte, so sey der Versuch um jeden Preis zu wagen. Er erwiderte, an eine Flucht sey nicht zu denken, da man uns bereits beobachte, und ein Versuch in dieser Hinsicht namentlich mein Verderben seyn würde. Er hoffe jedoch noch immer, daß der Rechtlichkeitssinn der Indianer über die Anschläge des Weißen den Sieg davon trage. Wir setzten uns also so gut es gehen wollte, in Vertheidigungsstand. Antonio brachte Bogen und Pfeile in Ordnung, ich lud mein Doppelgewehr mit Rehposten. Wir schnallten unsere Messer um und verbarricadirten uns in der Hütte, so viel es die Mittel gestatteten. Dann löschten wir das Feuer aus, und erwarteten das Schwert des Damocles über uns, den Ausgang des Abenteuers.

Antonio wäre es nun ein Leichtes gewesen, seine Flucht zu bewerkstelligen; dazu suchte ich ihn auch zu bereden, indem ich ihn an Frau und Kinder, die er herzlich liebte, erinnerte und ihm sagte, daß es seine Pflicht wäre, sein Leben zu retten und sich ihnen zu erhalten.

Allein er schüttelte traurig den Kopf und sagte dann mit feierlicher Stimme: „Die erste Pflicht des Carigadu ist, seinen Freund im Augenblick der Gefahr nicht zu verlassen. Für meine Lieben aber wird der dort oben sorgen!"

„Wohlan, Antonio! so wollen wir denn unser Schicksal getrost erwarten, und wenn das Schlimmste eintritt, als tapfere Männer unser Leben so theuer wie möglich verkaufen."

„So sey es!" erwiderte der Wilde. „Und ich, Senhor! ich falle an deiner Seite!"

Und nun frage ich, ob das Herz eines Indianers nicht eben so hochsinnige Gefühle zu bergen vermag, als das eines Griechen, Römers oder Christen?

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Sheboygan in Wisconsin.

(Aus dem Sonntagsblatt zum Allgem. Amsterdamer Handelsblatt vom 14 October.)

Das Aufblühen von Sheboygan County begann vom Jahr 1845 an, zu welcher Zeit die ganze Provinz nur 1637 Seelen zählte, von denen ungefähr 300 in der Stadt Sheboygan wohnten. Die erstere hat jetzt eine Bevölkerung von 11,000 und die letztere eine von 2200 Seelen. Eine ebenso schnelle Zunahme der Bevölkerung hat der Ort Sheboygan Falls erlebt, welcher sechs Meilen westlich von der Stadt Sheboygan liegt.

Das Klima ist dem der Niederlande sehr ähnlich. Die Cholera, welche im Jahr 1849 fast in ganz Amerika herrschte, hat sich hier nicht gezeigt. Der Boden liegt sehr hoch und ist von Flüssen durchschnitten. Eine Menge von Quellen liefert das klarste Wasser. Stillstehende Gewässer und Moräste, die den westlichen Staaten so eigenthümlich sind, findet man hier durchaus nicht.

Viele Orte der County, vor allen Sheboygan Falls, bieten hinreichend Gelegenheit, solche Gewerbe zu betreiben, zu denen Wasserkraft erforderlich ist. Mühlen sind in Menge vorhanden.

Die hauptsächlichsten Producte von Sheboygan County bestehen in Weizen, Gerste, Hafer, Flachs und Wolle. Hier so wie in ganz Wisconsin sind Butter, Käse und Wolle sehr wohlfeil zu haben; in Hinsicht auf Weizen zeichnet sich Nord-Wisconsin aus, so daß selbst der zu Milwaukie producirte Weizen sechs Cent per Buschel weniger aufbringt als der in Sheboygan County gebaute.

In Dodge County hat man unerschöpfliche Eisenminen entdeckt, ungefähr fünfzig Meilen von hier entfernt, und ebenfalls auch in Sheboygan County. Kupfer findet man überall, zuweilen in Klumpen von vier bis acht Pfund. Marmor ist 28 Meilen von Sheboygan in Ueberfluß vorhanden.

Sheboygan, an dem majestätischen Michigan-See gelegen, ist der natürliche und in der That einzige Hafenplatz für eine Strecke, welche eine bedeutende Fläche des allerfruchtbarsten Bodens umfaßt, und muß nothwendigerweise eine der wichtigsten Handelsstädte von Nord-Wisconsin werden. Der nächste Hafen gegen Norden ist Manitu-Eiland, ungefähr 130 Meilen entfernt, und der nächste gegen Süden ist Milwaukie, ungefähr 60 Meilen entfernt. Die Natur selbst hat Sheboygan zu einem der besten Hafenplätze am Michigan-See gemacht, es bedarf nur der Fortschaffung einer Sandbank an der Mündung des Sheboygan-Flusses. Alle Dampfschiffe von Buffalo und Chicago legen hier an, und täglich fährt ein Dampfschiff von hier ab, welches in Verbindung mit der Michigan Central-Eisenbahn steht. Eine „Plank-Road" nach dem Winnebago-See ist im Sommer bereits in Angriff genommen. Derselbe wird in diesem Jahr auch durch einen Canal mit dem Missisippi in Verbindung gesetzt werden, so daß alle Güter, welche aus dem Westen kommen oder dorthin gehen, diesen Weg nehmen und Sheboygan großes Leben bringen werden.

Man berechnet, daß im verflossenen Jahr gegen 5000 Anbauer in diesem Hafen gelandet sind und sich hier oder anderswo niedergelassen haben. Noch viele tausend Acres Gouvernementslandes sind, 1¼ Dollars der Acre, zu haben; der Preis der Ländereien aus zweiter Hand beträgt 3 bis 25 Dollars per Acre.

Vor vier Jahren hatte Sheboygan nur drei Läden, und jetzt finden dreißig Kaufleute in den verschiedenen Zweigen des Handels ihr gutes Auskommen.

Es gab es vor vier Jahren auch noch keine einzige Kirche; jetzt besitzt Sheboygan bereits deren vier, von denen zwei sehr schöne Glocken haben. Außer diesen vier Kirchen finden sich noch zwei Häuser, in welchen die Deutschen gottesdienstlichen Zusammenkünfte halten.

Für die Erziehung der Jugend wird stets die größte Sorge getragen, und sowohl die Einwohner von Sheboygan als auch die des Binnenlandes erfreuen sich des Bestehens von Schulen, von denen einige mit Recht als äußerst zweckmäßig gerühmt werden dürfen.

Alle diejenigen, welche sich in Sheboygan County niedergelassen, werden es nimmer bereuen, sich diesen Theil Nordamerika's zum Wohnplatz ausersehen zu haben, da derselbe nicht allein sehr gesund und fruchtbar ist, sondern auch Fleiß und Betriebsamkeit belohnt, was bei der täglich wachsenden Bedeutung Sheboygans noch in viel höherem Grade der Fall seyn wird.

Die holländische Niederlassung in der County, Holland genannt, liegt 12 Meilen südwestlich von Sheboygan und zählt gegen 2000 Einwohner, welche meistentheils bei Landbau und Viehzucht ihr gutes Auskommen finden. In Fond du Lac County ist ebenfalls eine niederländische Colonie, so wie auch in den nördlich und südlich von Sheboygan gelegenen Brown und Milwaukie Counties. Ueberhaupt befinden sich unter der betriebsamen Bevölkerung Wisconsins allein gegen 7000 Niederländer.

Californian Illustrated News. Die Liverpool Times gibt nachstehenden Bericht über ein Zeitungsunternehmen, zum Beweis, daß man in Californien noch etwas anderes unternimmt als Gold suchen. Die ersten Nummern der genannten Zeitschrift enthalten eine Anzahl sehr gut ausgeführter Holzschnitte, viel besser ausgeführt, als je in Liverpool geschehen seyn soll, wenn auch der Zeichner, der die Bilder entworfen, nicht gerade zu den vorzüglichsten gehört. Auch der literarische Theil des Blattes soll sehr gut gelungen seyn, und gebe einen graphischen Bericht des wunderbaren Landes, worin es gedruckt wurde. Der Preis, sagt der Herausgeber, ist so gestellt, daß auch der Aermste sich das Blatt anschaffen kann, es ist nämlich nur ein Dollar für die Nummer, was freilich so viel Schilling ausmacht, als die Times Pence kostet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 277. 19 November 1850.

Ungarische Pußtenlieder.

Die ungarischen Volkslieder sind schon von verschiedenen Gelehrten gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben worden. In der Sammlung von Jankovich kommen sehr werthvolle alte Lieder vor, in welchen manche Begebenheiten aus den Türkenkriegen geschildert werden. Eine Liedersammlung im Manuscripte vom Jahre 1503 ist dieser Sammlung zum Grunde gelegt worden, und in derselben sind zugleich die ältesten Proben magyarischer Volkspoesie enthalten. In dem Buche: Magyar költöi régiségek, magyarische poetische Alterthümer, finden sich ebenfalls werthvolle alte Lieder vor, nur kann die Zeit der Entstehung derselben hier nicht angegeben werden, da das betreffende Buch mir nicht zur Hand liegt. Das älteste mir bekannte ungarische Lied ist vom Jahre 1458, und ist vielmehr ein Fragment eines längeren Liedes, welches nach der Erwählung des Mathias Corvinus zum Könige von Ungarn von der Pesther Schuljugend auf öffentlicher Straße gesungen wurde. Die in diesem Liederfragmente enthaltene Sprache ist zwar sehr einfach, aber weder in Bezug auf Grammatik, noch Orthographie von der heut zu Tage üblichen Sprache in Ungarn verschieden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß in den alten ungarischen Liedern, der Ausdruck: Magyarok istene, Gott der Magyaren, a Magyarok eros istene, der starke Gott der Magyaren, oft vorkömmt, weßhalb einige Gelehrte auf einen ursprünglichen Nationalgott der Magyaren im Heidenthum schließen. Daß die, dem Oriente eigene Ceder in einigen alten ungarischen Liedern erwähnt wird, dieß ist wohl nur mit der Bibel in Verbindung zu bringen, so wie es auch aus den Liedern hervorgeht, daß das frühere Nationalleben der Ungarn mit der Religion und dem Cultus inniger verflochten war. So wird die Jungfrau Maria die große Frau der Magyaren genannt, was wohl eine Anspielung auf das bekannte: Patrona Hungariae auf den alten ungarischen Münzen seyn mag. Die Trauerfarbe der Ungarn war früher Schwarz und Weiß, wie dieß deutlich aus den alten Liedern hervorgeht. Der Rosmarin galt schon früher bei den Ungarn als ein Sinnbild der Trauer und ist nebenbei eine Lieblingspflanze der Magyaren, so wie das Basilicum eine Lieblingsblume der Serben ist. Und gleichwie von den Deutschen die Eiche und von den Slawen die Linde gefeiert wird, ebenso wird in der ungarischen Volkspoesie der Nußbaum, Diofa, sehr häufig besungen, und das Stelldichein der Liebenden findet gewöhnlich unter dem großen Nußbaume statt. Als Zärtlichkeitsausdrücke für den geliebten weiblichen Gegenstand werden die Benennungen, meine Rose, mein Veilchen, süße Taube, liebe Knospe, meine Seele, mein Stern u. s. w. gebraucht, und es sind die ungarischen Liebeslieder voll von dergleichen zärtlichen Ausdrücken. — Dieß möge über die ungarischen Volkslieder im allgemeinen genügen.

Einen eigenthümlichen Zweig der ungarischen Volkslieder, von welchem hier die Rede seyn soll, bilden die sogenannten Pußtenlieder (Puszta-Dallok), das heißt diejenigen Lieder, in welchen die Abenteuer und Thaten der Bewohner der Pußten besungen werden. Diese Lieder gehen gewöhnlich aus dem Volke hervor, sie entsprechen dem Geschmacke desselben und man hört dieselben fast nur von den niederen Volksschichten in den Dorfschenken und Tscharden singen. Die in Ungarn unter der Benennung Pußta üblichen Niederlassungen der Feldwirthschaft und Viehzucht treibenden Bewohner findet man gewöhnlich in den weiten fruchtbaren Ebenen im Osten und Süden des herrlichen Landes. Auf den Pußten findet man noch das alte ächte magyarische Leben und Treiben, welches noch sehr an die ursprünglichen Stammsitze dieses Volkes in Asien erinnert, und welches selbst in seiner Rauhheit und Wildheit eines gewissen romantischen Reizes nicht entbehrt. So eigenthümlich magyarisch nun auch diese an ein früheres Nomadenleben erinnernden Niederlassungen sind, so ist das Wort Pußta doch deutschen Ursprungs, indem es von „Wüste" magyarisirt worden ist, mit dem es auch eine gleiche Bedeutung hat.[1] Es liegen auch die Pußten gewöhnlich in weiten wenig bevölkerten Länderstrichen, welche früher nur ungeheure Haiden und Wüsteneien waren. Die schönste Pußta in Ungarn ist die in Volksliedern geschilderte und als das ungarische Kanaan gepriesene Hortobagy. Ja, die goldene Hortobagy bei Debreczin, welche in der Fülle ihres Fettes fast erstickt. Auch auf der Ketschkemeter Haide gibt es große und schöne Pußten, so wie überall an der Theiß und vorzugsweise in jenen Gegenden, wo das Magyarenthum vorherrschend ist. Auf den Pußten, welche eigentlich nur Colonien der nächsten, aber immerhin noch weit entfernten Dörfer und Städte sind, gibt es keine Schulen und auch keine Kirchen, und es sieht hier mit der Erziehung der Jugend eines sonst mit edlen Anlagen begabten Volkes sehr traurig aus. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn in Ungarn aus den verwilderten Bewohnern der Pußten viele Räuber hervorgeben, welche oft in organisirten Banden im Lande umherziehen, die Bewohner in Schrecken setzen und nur von Raub und Plünderung leben. Diejenigen verwilderten Bewohner der Pußten aber, welche dieses Geschäft allein und auf eigne Faust treiben, begnügen sich gewöhnlich mit dem Pferdediebstahle, welcher überhaupt

[1] Wahrscheinlicher ist es direct aus dem Slawischen „pusti" öd, wild, entnommen. A. d. R.

eine Lieblingsbeschäftigung der Pußtabewohner, sowie der magyarischen Diebe im allgemeinen ist, während die zahlreichen Taschendiebe in Pesth gewöhnlich Deutsche sind.

Zu den berüchtigtsten Bewohnern der Pußta gehören nebst den Kanassen (Schweinhirten), die besonders im letzten ungarischen Revolutionskriege bekannt gewordenen Csikosen (Tschikoschen), welche ihren Namen von Csiko (Fohlen) bekommen haben, weil sie diese hüten und sich überhaupt mit der Pferdezucht beschäftigen. Die Csikosen sind sehr gewandt, besitzen große Körperstärke und haben als vortreffliche Reiter von jeher die besten Husaren zur österreichischen Armee geliefert. In den einsamen an den Straßen gelegenen Schenken, welche Csarden genannt werden, findet der Reisende oft Gelegenheit die Csikosen in ihrem wilden Treiben und Toben beobachten zu können, und es werden in diesen Haideschenken die Zusammenkünfte auch der berüchtigtsten Csikosen geduldet, weil man die Rache ihrer Spießgesellen fürchtet. Oft wird die Zeche der Tschikoschen vom Gutsbesitzer dem Wirthe bezahlt, damit ersterer sich in der Gunst der gefürchteten Unholde erhalte. Ein dienst- und herrenloser Csikos, welcher auf der Pußta und im Lande umherirrend auf eigene Faust lebt, wird ein Betjar genannt, und auch die Betjaren spielen in den ungarischen Pußtenliedern keine unbedeutende Rolle. Besonders gefeierte Namen in den Pußtenliedern sind: Angyal Bandi, zuerst Csikos, dann ein sehr berüchtigter Räuber, Fejer Laßlo, Barna Peter, Porcsalmi Palko, Zöld Marczi, Czifra Jancsi, und in neuerer Zeit Sobri Jozsi, nebst anderen. Da sich die deutschen Leser für die Pußtenlieder im Originaltexte, wie solche in den ungarischen Csarden gesungen werden, kaum interessiren dürften, so will ich einige dieser Lieder mit ihrer Eigenthümlichkeit deutsch vorführen:

Mit dem Csakany in der Hand
Reite ich durchs Ungarland;
Schöne Pußten such ich auf
Ueberall im schnellsten Lauf.

*

Raben krächzen vor mir her,
Hinter mir ein Krähenheer;
Thränen fließen an der Wang',
Ach, wie ist dem Csikos bang! —

*

Bunte Csárda! — Mädchen süß! —
Ach du bist mein Paradies;
Lange lebt dein Csikos nicht,
Vor ihm schwebt das Hochgericht! —

Bekannt und in ungarischen Schenken in Begleitung von Zigeunermusik gern gesungen ist die Nóta (das heißt Weise) des Porcsalmi Palko, welche in deutscher Uebertragung folgendermaßen lautet:

Aus Blumen flicht die Maid den Kranz,
Porcsalmi geht nicht mehr zum Tanz;

*

Porcsalmi Palko, was machst Du?
Im Walde hast Du keine Ruh'?

*

Seit Röschen mich verlassen hat,
Bin ich ein Sohn der bösen That!

*

Im wilden Wald irr' ich umher,
Für mich ist kein Erbarmen mehr! —

Oft ist der Dichter auf der Haide wegen unglücklicher Liebe oder wegen Treulosigkeit seiner Geliebten zum Abenteurer der Pußten geworden, wie dieß auch aus der folgenden Nóta ersichtlich ist, dessen Sänger indeß eines natürlichen Todes zu sterben hofft, während sonst in dergleichen Liedern gewöhnlich das Gegentheil ausgesprochen wird.

Batonya kennt mich als Betjár,
Dich H... liebt' ich manches Jahr;
Ich deinetwegen Betjár bin,
Drum straft Dich Gott, Verbrecherin! —

*

Ich Betjár bin ein armer Wurm!
Ertragen muß ich Regen, Sturm!
Der Hitze viel, der Kälte viel,
Bin böser Zungen Lästerspiel! —

*

Geliebt hab' ich so inniglich,
Und du hast schnöd' betrogen mich! —
Ein Opfer der Treulosigkeit
Umher ich irr' auf öder Haid'. —

*

Und ist mir einst gebettet karg,
So schreibet dieß auf meinen Sarg:
„Ein Opfer der Treulosigkeit,
Im Grabe ruht auf öder Haid."

Ein anderer vom Stegreif lebender Csikos sagt, daß er vom Pferdediebstahl lebe und zu seinem Zwecke besonders die Gegend bei Debreczin heimsuche. So wie die Vögel auf der Pußta nicht pflügen und nicht säen, so arbeitet er auch nicht, und dennoch führe er ein schönes, sorgenfreies Leben. Endlich, nachdem er seine unrühmlichen Thaten erzählt hat, gibt er zu, daß ihn sein Diebeshandwerk endlich doch auf den zweibeinigen Baum bringen wird. — In vielen andern Liedern wird das schöne freie Leben der Csikosen besungen, wogegen andere wieder die Stunde verfluchen, in welcher sie zuerst versucht haben zu stehlen. — Ueber den vor ungefähr 13 Jahren berüchtigt gewordenen ungarischen Räuberhauptmann Sobri existiren viele Lieder, in welchen seine und seiner Genossen Thaten besungen werden, und in welchen in der Regel noch Partei für Sobri genommen wird.

Sobri ist der Meister aller Diebe,
Milfai führt im Arm die stärksten Hiebe;
Mogor glüht vor Zorn und Rache,
Andor stehet auf der Wache! —
Diese Vier sind Räuber ohne Gleichen,
Sie berauben aber nur die Reichen;
Auf der Pußta mit den Armen,
Haben diese Vier Erbarmen! —

*

Das Gericht hat keine solche Streiter!
Diese sind im Land die besten Reiter!
Und im Kampf auf flinken Rossen,
Unverwundbar von Geschossen.

*

Diese fürchten nicht die blanken Waffen,
Säbel machen ihnen nichts zu schaffen;
Mit Panduren, mit Soldaten,
Sind sie Brüder, Cameraden! —

Hierauf wird erzählt, daß diese Räuber den sie aufsuchenden Panduren die mit Wein gefüllte Csutora darreichten, und daß sie dieselben mit Speck tractirten u. s. w. Nur vor Gott, heißt es ferner, haben diese Räuber Respect, aber zuletzt werden sie sich auch mit diesem aussöhnen, denn sie werden zur

Digitized by Google

Sühne ihres verruchten Lebens — Husaren werden, und als solche werden sie auch nicht die letzten seyn, denn sie werden im Kriege nach wahrhaft ungarischer Soldatenmanier kämpfen, und wenn dieselben endlich werden gestorben seyn, so wird sie ihr Ruhm überleben, und besonders den Sóbri Jozsi, schließt das beliebte Volkslied. Diese wenigen Proben mögen dem Leser genügen; hoffentlich wird er hieraus ersehen haben, was für ein Geist im allgemeinen in den unzähligen Pußtenliedern herrscht.

Aufenthalt unter den Patachos.

1. Die Patachos.

(Fortsetzung.)

Es waren zwei qualvolle Stunden, die mit bleiernem Schritt dahin schlichen, während welchen wir, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, Gewißheit über unser Schicksal erwarteten. Dann endlich sahen wir eine Gestalt durch das Dunkel schleichen, in welcher Antonio sehr bald seinen Freund erkannte. Sie sprachen einige Zeit mit einander, worauf mein Gefährte sich zu mir wandte: „Ich wußte wohl, daß meine Landsleute nicht so schlecht seyn konnten, um einen Verrath an ihrem alten Freund und an der Gastfreundschaft überhaupt auszuüben, denn so groß auch das Ansehen des weißen Mannes bei ihnen seyn mag, so ist dennoch der Vorschlag desselben, uns zu morden, von sämmtlichen Stammgenossen mit Entrüstung zurückgewiesen, obgleich er auch in der Versammlung hervorgehoben hatte, daß wir beide wahrscheinlich Spione wären, die ihren (der Indianer) Aufenthalt später den Weißen verrathen und so ihre Sklaverei oder Vernichtung herbeiführen würden. Antonio's Freund brachte diese Nacht in unserer Hütte zu, und während sie ein neues Feuer anzündeten und sich noch lange mit einander unterhielten, warf ich mich auf das Lager und war dann bald im Reiche der Träume.

Am andern Morgen schritt ich vor der Hütte auf und nieder und dachte darüber nach, wie ich mein Benehmen gegen den weißen Banditen, der hier in der Wildniß seinen Thron aufgeschlagen hatte, einrichten und welchen Weg ich einschlagen wollte, um aus dem Bereich eines dem Anschein nach gewissenlosen Meuchelmörders zu gelangen, dessen frevelnde Hand keine Rache irgend eines Gesetzes abhielt, jede Gewaltthätigkeit offen oder hinterrücks gegen uns auszuüben. War es wirklich sein Entschluß, uns aus dem Wege zu räumen, so standen ihm trotz der Opposition der Wilden dazu immer mancherlei Mittel und Wege zu Gebot. Ich war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als ich Dom Francisco auf mich zuschreiten sah. Ich trat ihm einige Schritte entgegen und wir betrachteten uns gegenseitig einige Augenblicke, dann aber bot er mir mit großer Freimüthigkeit die Hand und sagte auf Portugiesisch: „Ich heiße Sie in der Wildniß willkommen!"

Ich übereilte mich jedoch nicht, eine Hand zu ergreifen, die sich, wie es schien, so leicht mit Menschenblut und Meuchelmord beflecken mochte, sondern faßte zuvor diesen Fürsten der Wildniß scharf ins Auge. Wie man sich doch in seinen Vermuthungen täuschen kann. Ich hatte mir einen Bravo von wildem und zurückschreckendem Aussehen gedacht, und jetzt blickte ich in ein Gesicht von auffallender Schönheit. Ueberhaupt war die ganze Persönlichkeit keine gewöhnliche Erscheinung, sondern sehr wohl geeignet, ein Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Fremde mochte etwa 32 Jahre alt seyn und war von schlankem, wohl proportionirtem Körperbau. Das lange, schwarze Haar wallte frei auf die Schultern herab, und ein nicht allzu starker Bart von gleicher Farbe bedeckte den untern Theil des Gesichts. Die Gesichtszüge waren regelmäßig und es sprach eine Sanftmuth aus ihnen, die fast auf einen weibischen und unmännlichen Charakter hätte schließen lassen können, wenn nicht jener Zug großer Entschlossenheit um die Lippen gespielt hätte, den nur der menschliche Mund auszudrücken vermag. Die großen, schwarzen Augen drückten Traurigkeit aus, so wie denn überhaupt auch auf der hohen Stirn ein düsterer Ernst ruhte und der hervorstechende Ausdruck dieser Physiognomie ein leidender Zug und eine finstere Schwermuth waren, die von einem tiefen, am Mark des Lebens nagenden Seelenschmerz zu zeugen schienen.

In dieser Physiognomie fand sich kein Zug, der einem gemeinen Banditen angehört haben könnte, und aller Abscheu, den ich anfangs gegen den Fremden empfunden hatte, verlor sich sehr bald, so daß ich nach dieser kurzen Musterung die dargebotene Hand rasch ergriff.

Die Kleidung des Fremden bestand aus einem hirschledernen, enganschließenden Collet, woran das Beinkleid von gleichem Stoffe befestigt war. An vielen Stellen war das Habit zwar schadhaft und ausgebessert, allein es zeigte die wohlgebildeten Körperformen im vortheilhaftesten Lichte und war daneben die zweckmäßigste Tracht auf den Jagd- und Streifzügen in diesen durch Unterholz und Dornengebüsche fast bis zur Undurchdringlichkeit verwachsenen Urwäldern, in denen eine gewöhnliche Kleidung sehr bald zu Grunde geht, während an dem gegerbten, glatten Hirschleder die Dornen, wie an der dicken Haut der Indianer, meistens ohne Verletzung abgleiten. Eine Pelzmütze aus der Haut der sanften Katze (felis mitis) diente zur Kopfbedeckung, und an den Füßen trug er Sandalen. Im Gürtel steckte ein Stilet mit einem schön gearbeiteten Griff, die einzige Waffe, die er in diesem Augenblick führte. Als einzigen Schmuck hätte man eine dünne, goldene Kette ansehen können, die um den nackten Hals lief und dann auf die Brust unter das Collet fiel und an welcher ein Kreuz, Medaillon oder dergleichen hängen mochte.

Dom Francisco lud mich ein, ihn in seine Hütte zu begleiten, wo wir eine lange Unterredung mit einander hatten, in welcher ich ihn vollkommen überzeugte, daß ich kein Spion, sondern daß Wißbegierde der einzige Beweggrund wäre, der mich zu der eben so gefährlichen als mühseligen Wanderung durch diese Wildniß veranlaßt hätte. Ich versicherte ihm ferner, daß kein Mensch größere Sympathien für die Indianer und größern Abscheu gegen die wider dieses Volk begangenen Barbareien fühlen könnte, als gerade ich, und endlich theilte ich ihm mit, daß ich diese Gegenden überhaupt sehr bald zum Nimmerwiedersehen verlassen und in ferne Regionen reisen würde. Mein vorsichtiger Wirth gab sich jedoch erst dann zufrieden, als ich ihm mein Ehrenwort gegeben hatte, während der Dauer meiner Anwesenheit in Brasilien über unser Zusammentreffen und die Existenz dieser Indianercolonie ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Hierauf trat bald ein vertrauteres Verhältniß unter uns ein. Dom Francisco gestand mir offen, daß es sein fester Entschluß wäre, jeden Weißen, namentlich jeden Brasilier tödten zu lassen, der sich, gleichviel aus welchem Grunde, jemals in seiner Colonie zeigen sollte, und daß lediglich mein Verhältniß zu Antonio und die zwischen diesem und seinen Indianern bestehende innige Freundschaft mir das Leben gerettet hätten.

„Ich bin Ihnen jedoch", fuhr mein Wirth fort, „eine kurze Rechenschaft wegen einer so entsetzlichen Nothwendigkeit

Google

schuldig, da Sie mich sonst für einen gefühllosen Bösewicht halten könnten, dem ein Menschenleben sehr gleichgültig sey. Alle diese Anlagen betrachte ich als meine Schöpfung, und es ist meine Absicht, diese Indianer, so weit ich es für ihr wahres Beste halte, auf der Culturbahn fortzuführen; diese kleine Welt, in der ich, obgleich vielleicht selbst sehr unglücklich, Glück und Frohsinn zu verbreiten trachte, ist meine einzige und letzte Heimath geworden, mein alles und das einzige Band, das mich noch an das Leben knüpft. Ich bin der Schöpfer dieser glücklichen Colonie und also auch zu deren Schutz und Erhaltung verpflichtet. Nun aber werden Sie wissen, wie schändlich die Weißen von jeher gegen die armen Indianer verfahren sind, und sollte ihnen jemals das Daseyn dieses glücklichen Asyls verrathen werden, so würden die Söldlinge einer schlechten Regierung, verderbte Missionäre mit ihren Lastern und Krankheiten und anderes grundsatzloses Gesindel dasselbe bald in einen Tummelplatz aller Ausschweifungen verwandeln, und den jetzt unverdorbenen, freien und glücklichen Naturkindern bloß Laster, Krankheiten und die Ketten der Sklaverei bringen. Und wenn ich nun schließlich noch hinzufüge, daß auch meine persönliche Sicherheit davon abhängt, daß dieses Asyl unentdeckt bleibt, so werden Sie begreifen, daß nur die allergewichtigsten Gründe mich zu einem so grausamen Entschluß zwingen konnten. Inzwischen werde ich in diese Nothwendigkeit, die für keinen Menschen schrecklicher als für mich selbst seyn könnte, auch niemals versetzt werden, denn in den ersten dreißig Jahren wird wahrscheinlich kein Weißer so weit in die Wildniß vordringen.

Von dieser Zeit an lernte ich Dom Francisco täglich mehr achten und lieben, und es knüpfte sich bald ein Band der Freundschaft zwischen uns, das mit jedem Tag an Stärke zunahm. Ich zog zu ihm in die Hütte, und wir lebten sehr bald auf dem Fuße großer Vertraulichkeit. Auch ließ unsere Lebensweise fast nichts zu wünschen übrig.

*

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen an der untern Donau.

(Von einem Russen. Nordische Biene. 27 October.)

III. [1]

In diesem Hofe des Patriarchenhauses zu Carlowitz wurde am 1/13 Mai 1848 der Aufstand der Serben beschlossen. Der Patriarch wollte seiner Denkart und seinem Alter gemäß lange in den längst vorbereiteten Aufstand nicht einwilligen; durch Warnungen und Bitten suchte er dem General Hrabowsky, der allenthalben die Serben verfolgte, die Augen zu öffnen, aber umsonst. Eine Deputation aus Neusatz begab sich zum Patriarchen, darunter der beredte Prediger Stamatowitsch. Auf dem Wege nach Carlowitz schlossen sich der Deputation die auf allen Seiten herzuströmenden Bewohner der Backa und des Banats an, und so wuchs sie zu einem solchen Haufen, daß sie der Hof des Patriarchenhauses nicht fassen konnte. Der Patriarch bemühte sich die Bewegung zu mildern, aber umsonst, und der erste Mai wurde zur Eröffnung des serbischen Landtags bestimmt. Jede Gemeinde sollte je nach der Bevölkerung zwei oder mehr Bevollmächtigte wählen. Am Morgen dieses Tages strömten außer den Bevollmächtigten des Volks Tausende nach Carlowitz, Gränzer, Officiere, Bauern, Geistliche, alles durch einander; viele kamen selbst aus dem Fürstenthum Serbien. Der Patriarch trat zu dem versammelten Volke vor, und hielt von einem jetzt noch sichtbaren Sandaufwurfe herab eine Rede. Der Archimandrit Gruitsch verlas sodann mit lauter Stimme alle zu irgend einer Zeit den Serben ertheilten Privilegien, wodurch es ihnen anheimgestellt war, ihren Patriarchen und Woiwoden zu wählen und ihre inneren Angelegenheiten selbst zu verwalten. Nach dem unglücklichen Ende Brankowitschs, des ersten serbischen Woiwoden, wurden diese Rechte nicht aufgehoben, sondern nur nicht in Vollzug gesetzt. Die Versammlung vom 1 Mai trat in den Genuß von Rechten, die dem serbischen Volk von Alters her gehörten, und mußten bei den damaligen Umständen in dieselben eintreten. Der Kaiser von Oesterreich, ihr gesetzmäßiger Beherrscher, befand sich damals in Innsbruck, und konnte sie nicht unmittelbar regieren, die ungarischen Regenten aber zeigten sich als Verräther; man mußte also zu entscheidenden Maaßregeln greifen, um sich den Ungarn zu widersetzen. Das Volk rief den Erzbischof Joseph zum Patriarchen aus und schritt dann zur Wahl eines Woiwoden. Einige Namen wurden ausgesprochen, Theodorowitsch, Rukawina, aber das Volk bezeichnete unter dem lauten Ruf: es lebe der Woiwode! den Obersten Stephan Suplicaz, der ihm schon früher durch seine Rechtgläubigkeit und seine Liebe zum serbischen Volksthum bekannt gewesen war. Weitere Forderungen zu stellen überließ das Volk dem auf der Stelle eingesetzten Comité! Eine Deputation sollte sich zum Kaiser begeben, und um Bestätigung bitten. Der junge serbische Maler Simitsch stellte diese Scene in einem schönen Gemälde dar, welches um so merkwürdiger, als alle handelnden Personen außerordentlich gut porträtirt sind. Der neue Patriarch, Gruitsch, Kotschanski, Stamatowitsch, der Oberlieutenant der Gränzer Begga, der tapfere Feldwebel Vosnitsch und der junge Stratimirowitsch erscheinen in den lebhaften Volksgruppen.

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Residenz des Patriarchen, unter der man sich kein luxuriöses, großartiges Gebäude vorstellen darf, sondern ein altes, höchst unbedeutendes Haus, das sich in seinem Aeußern von andern Privatwohnungen durch nichts unterscheidet. Im Empfangszimmer befand sich viel Volk. Aus demselben trat ein General, den der Patriarch an die Thüre führte und in sein Zimmer geleitete. Hinter ihm folgten einige, die im Empfangszimmer gewartet hatten, andere begaben sich ins Speisezimmer, dessen ganze Ausrüstung in einem langen Tisch, alten mit Leder überzogenen Stühlen und einem alten Schenktisch bestand. An den Wänden hingen die Bildnisse aller rechtgläubigen Erzbischöfe der österreichischen Serben. Der Patriarch Arseni III (Tschernojewitsch) begann und Joseph Rajatschitsch schloß die Reihe. Er ist ein Greis von mittlerem Wuchse, hager, voll Leben und selbst trotz seines Alters noch rasch in seinen Bewegungen; ein grauer, ziemlich langer Bart fällt auf seine Brust herab, und graue Haare verbreiten sich unter der rothen sammetnen Plattmütze herab über die Schultern, sein Gesicht drückt Gutmüthigkeit aus, und der lebendige Blick streift oft unbestimmt umher. Seine Zimmer zeichnen sich ebenso wenig, wie das ganze Haus, durch Luxus aus. Seine Kleidung ist gewählter: sein violetter Priesterrock ist mit rothem Stoff ausgeschlagen; am Halse trägt er den Orden der eisernen Krone mit einem Sterne auf der Brust. In dieser Kleidung trat der Patriarch ins Speisezimmer, wo sich vor seiner Abreise nach den Bädern von Mehadia die Vorsteher der Klöster und einige weltliche Personen versammelt hatten. Die Ereignisse des vorigen Jahres waren der Gegenstand des Gesprächs, an dem der Patriarch lebhaften Antheil nahm: er redet alle geistlichen und weltlichen Personen mit Du an, denn alle kannte er von Kindesbeinen an. Alle Ereignisse der letzten zwei Jahre sind mit dem Patriarchen verschmolzen; wie der Ban in Croatien, so gab der Patriarch in der serbischen Woiwodschaft der Bewegung gegen die Ungarn die Richtung. Beide suchten den Vortheil der Slawen mit den Vortheilen des österreichischen Hauses zu verbinden. Der Patriarch ließ das Volk nicht verlocken; er schützte es vor den Zureden listiger Betrüger, und führt es fest auf dem Wege der Pflicht und Ehre zu einem von Gott gesegneten Ziel. Viel dankt der junge Monarch dem greisen Patriarchen und viel werden ihm auch die Serben noch danken; ihre Bedürfnisse und gerechten Hoffnungen finden an ihm einen eifrigen Beschützer, den die Regierung selbst mit Achtung und Vertrauen anhört.

[1] S. Nr. 269. 270.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 278. 20 November 1850.

Der schwedische Reichstag

ist in Gemäßheit einer schon im Mai dieses Jahres erlassenen Verordnung am 15ten d. eröffnet worden, und man hat demselben mit einer ungemeinen Spannung entgegengesehen. Seit zehn Jahren dauert schon der Streit über die Repräsentationsveränderung, und noch ist man der Entscheidung nur um Einen Schritt näher gerückt, dem, daß der König selbst am vorigen Reichstag einen Vermittlungsvorschlag machen ließ. Dieser fand anfangs sehr geringen Beifall, denn er hielt sich hinsichtlich des Wahlrechts allzu streng an die Vermögensclassification, und zersplitterte dasselbe in $\frac{1}{16}$ Stimmen. Immerhin aber enthielt er zwei für den Fortschritt unerläßliche Sätze, die Aufhebung der Selbstrepräsentation des Adels und zugleich die der veralteten Eintheilung der Repräsentation in vier Stände. Die liberale Partei in Schweden erkennt sehr wohl, daß die Reaction im übrigen Europa zu starke Fortschritte gemacht hat, als daß eine durchgreifende, der norwegischen Verfassung nahe kommende Umbildung des alten Zustandes jetzt Aussicht auf Erfolg hätte, und dringt deßhalb auf unbedingte Annahme des königlichen Vorschlags, obwohl bereits verlautet hat, der König wolle selbst seinen frühern Vorschlag fallen lassen, oder würde wenigstens eben nicht böse seyn, wenn er durchfiele. Deßhalb wendet sich nun die öffentliche Stimme an die Vernünftigen aller Parteien diesen Vermittlungsvorschlag anzunehmen, und nicht das Land durch Verwerfung jeglicher, seit Jahren für unvermeidlich erkannter Verbesserung der Verfassung in einen Zustand zu versetzen, wo ein Umschlag erfolgen und von den bisherigen Einrichtungen mehr hinwegreißen könnte, als für den Augenblick gut und rathsam wäre. Diese Anmahnungen richten sich nicht bloß an den Adel und den Priesterstand, deren Widerstreben bis jetzt die Reform der Verfassung vereitelt, sondern auch an den Bauernstand, dessen Stimmung fast bis zur gewaltsamen Umwandlung gediehen ist; wenigstens hat der letzte Reichstag Scenen im Bauernstand geliefert, welche diese Behauptung als keineswegs übertrieben erscheinen lassen.

Die Sache hängt mit den auswärtigen Verhältnissen Schwedens aufs engste zusammen. Kann die Regierung in Schweden nicht auf ihr Volk sich stützen, so wird sie zur russischen Allianz fortgezogen, und ein späterer Umschlag bringt Verderben. Die skandinavische Gefühlspolitik, welche im vorvorigen Jahre in Schweden aufflammte, ist gänzlich gefallen: was die Besonnenen damals schon vorausgesagt, daß eine Unterstützung Dänemarks eine Allianz mit Rußland sey, das hat sich in diesem Jahre vollständig bewährt, und seit die russische Flotte offen Dänemark unterstützte, ist eine Eiseskälte an die Stelle der vorjährigen, freilich zum Theil künstlich aufgepufften skandinavischen Begeisterung getreten. Die russische Regierung hätte gern die schwedische zu thatsächlicher Betheiligung am Kriege fortgerissen, dazu war aber die letztere doch zu vorsichtig, denn sie wußte besser als irgend jemand, daß sie nur die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Die Expedition nach Fühnen hat Schweden zwei Millionen Thaler gekostet, ohne irgend einen ersichtlichen Gewinn, und man wird die kostspielige Ehre als neutrale Macht dazwischen zu treten nicht mehr übernehmen, wozu der Reichstag schon im voraus das Seinige beigetragen hat, denn die Regierung wird, namentlich vom Bauernstande, sehr harte Worte zu hören bekommen. Ueberhaupt herrscht in der Masse des Volks eine verzweifelt nüchterne Stimmung gegen Dänemark, und man wird von Seite Schwedens, namentlich von Seite des Handelsstandes im jetzt eröffneten Reichstag die größten Anstrengungen machen sehen, um sich der „Erpressung" (prejeri) des Sundzolls zu entziehen, denn als ein solcher wird der Sundzoll betrachtet, und da im nächsten Jahr die letzte Convention darüber zwischen Dänemark und Schweden zu Ende läuft, so wird man solche zuverlässig nicht erneuern.

Dieser Gegenstand, so wie die sehr nutzlosen Ausgaben für das neutrale Einschreiten werden nebst der Reformfrage die drei Angelpunkte des Reichstags werden. Es leidet keinen Zweifel, daß Rußland alle diese auf eine für Dänemark und für seine Politik günstige Weise zur Entscheidung zu bringen suchen wird, aber die Regierung mag sich zweimal besinnen, ehe sie auf diese Art den Bürger und Bauernstand entschieden gegen sich aufbringt, und muß sie in diesen Beziehungen einlenken, so wird sie auch, um sich selbst kein Dementi zu geben, in der Reformfrage den einmal gemachten Vorschlag unterstützen müssen.

Aufenthalt unter den Patachos.

1. Die Patachos.

(Fortsetzung.)

Drei große, in viele Stämme und Horden getheilte Indianerfamilien, die Patachos, Botocudos und Puris haben seit undenklichen Jahren diese weiten Regionen bewohnt. Ihre Reihen sind jedoch durch Kriege unter sich, besonders aber durch das Feuerrohr und den treulosen Verrath der Europäer und durch die von diesen ihnen zugeführten Krankheiten bedeutend gelichtet, obgleich im Innern dieser so ungeheuer ausgedehnten Wildnisse noch zahlreiche Völkerschaften hausen, von denen die Regierung so wenig wie die weiße Bevölkerung überhaupt irgend Kenntnisse haben. Ihre Anzahl läßt sich aber nicht einmal annähernd bestimmen.

Google

Die Patachos bilden einen zahlreichen Stamm. Was ihre äußere Gestalt anbetrifft, so sind sie mittelgroß, wohl proportionirt und besonders sind Beine, Füße und Hände äußerst wohlgestaltet. Ihr Körper ist nicht sehr fleischig, aber musculös und sehnig. Nur bei den Frauen findet man zuweilen eine leichte Neigung zur Körperfülle. Sie haben langes, schwarzes, straffes Haar, das beide Geschlechter wachsen lassen, die Männer in Zöpfen und Flechten auf dem Scheitel befestigen, die Frauen aber frei auf Schultern und Nacken herabfallen lassen. Die Farbe ihrer Haut ist dunkel kupfern. Die Stirn ist niedrig und die Augen sind klein, aber äußerst lebhaft und blitzend. Ihre Zähne, die sie bis in das höchste Lebensalter behalten, zeichnen sich durch blendenden Schmelz und große Regelmäßigkeit aus. Die Männer haben einen dünnen Kranz von Haaren um den Mund, und rupfen sich auch an den übrigen Körpertheilen das Haar nicht aus. Das membrum virile ist bei ihnen, wie fast bei allen amerikanischen Ureinwohnern, weniger stark gebaut als bei den Europäern und Negern, welche letztere überhaupt in dieser Hinsicht unter allen Racen die bevorzugteste sind. Bis auf einen Schaamgürtel gehen beide Geschlechter völlig nackt.

Die meisten Mitglieder der Horde, unter der ich mich befand, hatten nicht das ernsthafte, düstere und niedergeschlagene Aussehen, das die Ureinwohner Amerika's fast durchgehends auszeichnet, sondern man sieht sie häufig lächeln, und besonders war es das heranwachsende Geschlecht, das sich durch Munterkeit und Lebhaftigkeit bemerklich machte. Diese sich kundgebende Heiterkeit und Zufriedenheit waren eine Folge des von Dom Francisco eingeführten und verbesserten Ackerbaues, der ihrer Subsistenz eine festere Grundlage gab und dieselbe nicht allein von den Zufälligkeiten des unsichern Jägerlebens abhängig machte. Vor seiner Ankunft waren sie, namentlich in der Regenzeit, wenn ihre Jagdzüge unglücklich ausfielen oder die ihnen zur Nahrung dienenden wildwachsenden Früchte mißriethen, häufig dem Mangel ausgesetzt gewesen, da der Ackerbau eben so ungeschickt als nothdürftig von ihnen betrieben wurde.

Der Gesichts-, Geruchs- und Gehörssinn zeichnet sich auch bei diesen Wilden, so wie bei allen Ureinwohnern Amerika's durch ungemeine Schärfe aus. Dagegen scheinen die beiden übrigen Sinne gröberer Natur als bei den Europäern zu seyn, indem sie die größten Schmerzen mit unglaublicher Standhaftigkeit ertragen und in der Wahl ihrer Speisen oft nicht besonders delicat sind. Wie bei allen Urvölkern Amerika's ist der kräftige Bogen ihre vornehmste Waffe, und in ihrer Führung bekunden sie eine solche Geschicklichkeit, daß es ein äußerst seltener Fall ist, wenn sie ihr Ziel verfehlen. Er ist fast 6 Fuß lang, wenig gekrümmt, in der Mitte faustdick und gegen die Enden spitz zulaufend. Sie wählen zu diesen Bogen immer sehr harte und glatte Holzarten, und zeigen in der Verfertigung derselben große Kunstfertigkeit. Die Pfeile sind fast 4 Fuß lang.

Die Hütten der Patachos, deren gute und bequeme Einrichtung jedoch nicht das Verdienst dieser Wilden war, sondern die sie der bessern Einsicht Dom Francisco's verdankten, der den freilich sehr einfachen und schmucklosen Bau derselben geleitet hatte, waren in der Regel 36 Fuß lang und 20 Fuß breit, und daher für eine Familie geräumig genug. Sie bestanden aus vier in die Erde gerammten Pfählen nebst den nöthigen Querbalken, auf welchen das mit Hülfe von Bambusstangen erbaute Dach ruhte, welches durch Moos und Palmenblätter dicht genug gemacht war, um den Regen nicht durchzulassen. Die Wände waren in Fächer getheilt, welche bis zwei Drittel zur Dachhöhe mit Lehm beworfen waren, während der übrige Raum bis zum Dache offen blieb, um der Luft den freien Zugang zu gestatten, und die sonst häufig drückende Hitze im Innern zu mildern. Sie wurden im Innern sehr reinlich gehalten, und man gewahrte hier nicht den Schmutz und den Abfall von den geschlachteten oder verzehrten Thieren, wie das wohl bei andern Indianerhorden der Fall zu seyn pflegt, und wodurch die Luft in den Wohnungen derselben nicht selten verpestet wird. Das war freilich wieder eine Anordnung des weißen Häuptlings, deren genaue Befolgung sich jedoch die Frauen sehr angelegen seyn ließen. Es läßt sich leicht denken, daß die ganze Bauart äußerst roh, und wie dieß die Milde des Klima's auch zuließ, sehr leicht war. Sie schlafen entweder auf Lagern von Matten und Thierfellen, oder in Hängematten, die sie sehr künstlich aus jungem Baumbast oder Lianengewächsen zu flechten verstehen.

Was den Charakter dieser Indianer anbetrifft, so hat derselbe, wie er mir von Dom Francisco geschildert wurde, ganz vortreffliche Seiten. Da sie den Gefühlen der Eifersucht und andern leicht zum Zorn reizenden Leidenschaften eben nicht im hohen Grade sich hingeben, so haben sie einen sehr verträglichen Charakter, und Hader und Zwist fallen nur äußerst selten unter ihnen vor. Dom Francisco befand sich nun bereits sieben Jahre unter diesen Wilden, und während dieses Zeitraums war nur ein einziges Mal und zwar im Anfange seines Hierseyns eine ernsthafte Schlägerei, und diese ebenfalls nur im Taumel der Betrunkenheit vorgefallen. Die Patachos bereiten nämlich aus wildem Honig und dem Safte verschiedener wildwachsenden Beeren und Kräuter ein starkes gegohrenes Getränk, in welchem sie sich bei ihren Festen zu berauschen pflegen — eine Sitte, die jedoch Dom Francisco unter dieser Horde, obschon nicht ohne langen und heftigen Widerstand, endlich abgeschafft und jenes Getränk gänzlich verbannt hatte. Die Ursache, welche jene Schlägerei herbeigeführt, war die gewesen, daß ein berauschter Indianer einem jungen Mädchen einen heftigen Schlag gegeben hatte; das hatte der Geliebte derselben dadurch vergolten, daß er dem Beleidiger jene Mißhandlung mit Wucher zurückerstattete. Nun hatten sich auch die übrigen Indianer in diesen Streit gemischt, und bald war denn die Paukerei unter den Berauschten allgemein geworden, was allerdings eben keinen sehr erbaulichen Anblick gewährt hatte. Da jedoch die Frauen gleich beim Beginn des Streites alle Waffen bei Seite geschafft hatten, so war bloß ein Faustkampf erfolgt, dessen Wirkungen in einigen blauen Augen, Kopfbeulen, ausgeschlagenen Zähnen und dergleichen bei solchen Gelegenheiten zur Tagesordnung gehörenden Kennzeichen sichtbar wurden. Nach ausgeschlafenem Rausche hatte man jedoch am andern Tage das Versöhnungsfest gefeiert, wodurch denn jedes nachhaltige Rachgefühl und der ganze Krawall in die Nacht der Vergessenheit versenkt worden war.

Die Patachos sind gastfreundlich, aufrichtig, dienstfertig und im Genuß der sinnlichen Liebe mäßig. Sie überlassen sich allerdings gern dem Hange der Ruhe, allein da ihre Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind, ihnen jeder Luxus, alle üppigen Genüsse der Verfeinerung und besonders das gewaltige Werkzeug der Unterjochung und Knechtung, die Quelle so vieler Verbrechen in civilisirten Staaten, das Geld nämlich, gänzlich fremd sind, so ist auch gar nicht abzusehen, weßhalb diese Naturkinder wie die Lastthiere von frühem Morgen bis in die sinkende Nacht sich abquälen und nicht lieber einen großen Theil ihrer Zeit zu ihren Vergnügungen verwenden sollten. Das Gesetzbuch für ein sol-

Digitized by Google

ches Volk würde sehr einfach seyn, da ihnen alle die Laster und Verbrechen gänzlich unbekannt sind, die sich wie ein langer unfläthiger Schweif der Civilisation nachschleppen. Meuchelmord, Justizmord, Meineid, Unterschleif, Bestechlichkeit, Betrug, Verleumdung, widernatürliche Laster und wie alle die einzelnen Ringe der unabsehbaren Kette heißen, die sich durch alle Schichten der civilisirten Gesellschaft zieht — das alles sind bei dem einfachen Bau dieser indianischen Gesellschaften ganz unerhörte Dinge. Unsere dickleibigen Criminalgesetzbücher sind also hier ganz überflüssig nebst ihrem langen Gefolge von Schaffotten, Galeeren, Kettenanstalten, Zuchthäusern, Prangern, Brandmarken, Ketten und Fesseln, und wie alle jene schrecklichen Institute und Werkzeuge sonst heißen, die der menschliche Witz so häufig bloß deßhalb ausgrübelte, um das Reich der Vorurtheile, des Unrechts und der Willkür zu stützen.

Die Indianer haben keinen Ueberfluß, aber doch genug, um ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, ihren Hunger und Durst zu stillen, und weiter haben sie auch in der That Nichts nöthig, da sie nicht, wie die civilisirte Menschheit, durch alle Instanzen von der Hebamme bis zum Todtengräber von Geistlichen und Laien gebrandschatzt werden. Die indianischen Mütter, welche der Natur gemäß leben, bedürfen bei ihrer Entbindung keines Beistandes, sondern bei ihnen ist diese ein natürlicher Act, der ihnen weder große Schmerzen noch lange Wochenbetten zuzieht. Eine Stunde nach der Geburt des Kindes badet sich die indianische Mutter im nächsten Flusse; damit ist die Sache abgemacht und sie geht wieder an ihre gewöhnlichen Verrichtungen. Den Abgeschiedenen aber begraben seine hinterbliebenen Freunde: sie betrachten dieß als einen schuldigen Liebesdienst und verlangen dafür keine „Sterbegebühren" und andern Lohn.

Auch ihren intellectuellen Fähigkeiten ertheilte Dom Francisco ein rühmliches Zeugniß. Der amerikanische Wilde ist ein geborner Dichter und Redner. Gleich den Helden der alten Sänger drücken sie sich in einer kühnen, bilderreichen Sprache aus. Ihre Bilder- und Redefiguren entlehnen sie aus den Erscheinungen der Natur, aus dem sternenbesäeten Himmelsgewölbe, dem Thier- und Pflanzenreiche. Ihrem Fassungsvermögen kann man leicht oft schwierige Aufgaben begreiflich machen.

Obgleich Religiosität keineswegs zu den hervorstechendsten Charakterzügen der amerikanischen Wilden gehört, so hatten doch, wie mir Dom Francisco mittheilte, auch diese bei seiner Ankunft noch auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehenden Indianer einige dunkle Gefühle und Begriffe von einem waltenden Verhängniß. Sie glaubten an eine gute und böse Macht, um jene bekümmerten sie sich nicht weiter, während diese von ihnen angerufen wurde, ihnen das Wild nicht zu verscheuchen, die Früchte nicht zu verderben ꝛc. Es ist auffallend, daß alle Indianerstämme das Paradies nach einem fernen, im Westen belegenen Lande verlegen, wo die Wälder von Wildpret, die Flüsse von Fischen wimmeln, und die Bäume und Erde mit kostbaren Früchten bedeckt sind. Wahrscheinlich war es das untergehende Gestirn des Tages, das ihre Väter auf den Gedanken leitete, das Indianerparadies in jene Himmelsgegend zu verlegen. Auch die Patachos glauben, daß der Schatten oder was den Körper überlebt, nach jener Region zu seiner ewigen Heimath wandelt, weßhalb sie Bogen, Pfeile und Keule von Eisenholz dem Abgeschiedenen in die Gruft legen. Von einem andern Aufenthalt für die Bösen scheinen sie nichts gewußt zu haben, und nur auf der Wanderung nach dem seligen Gefilde haben die abgeschiedenen Schatten mancherlei Drangsale und Gefahren zu bekämpfen. Ihre Todten, die von den Weibern mit lautem Geschrei und von den Männern mit stillem Schmerz beklagt werden, bemalen sie mit rother Farbe und schmücken sie mit bunten Federn phantastisch heraus. Sie begraben sie in einer liegenden Stellung und die Hütte, in welcher ein Patacho stirbt, wird von den Hinterbliebenen verlassen und in Brand gesteckt. Zum Zeichen ihrer Trauer pflegen die Männer sich selbst freiwillige schmerzhafte Verwundungen beizubringen, indem sie sich mit kleinen hölzernen Spießen das Fleisch in den Armen und Beinen durchstechen. Diese Gebräuche beobachten sie noch, obgleich Dom Francisco laut dagegen geeifert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Samstag-Abend in Manchester.

(Aus dem Sonntagsblatt zum Allgemeinen Amsterdamer Handelsblatt 30 September 1850.)

Der Samstag-Abend ist für die arbeitenden Volksclassen der lebendigste in der ganzen Woche. Es gilt die Verausgabung des Lohns, den sie an den andern Tagen durch saure Arbeit erworben haben, und viele finden eine größere Schwierigkeit darin, denselben mit Vortheil anzubringen als ihn zu verdienen. Die Gelegenheit auszugeben ist mannichfaltiger und verführerischer am Samstag-Abend als an irgend einem andern Tage. Alle Arten von Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Putzsachen sind mit anlockender Preisbezeichnung zur Schau ausgestellt, während die blendenden Gasflammen alles in das günstigste Licht setzen. Am Samstage ist es, wo alle wohlfeilen Dinge angeboten und ausposaunt werden.

Die Fenster und Läden der Buchhändler sind angefüllt mit den noch feuchten Erzeugnissen der Presse, welche meistentheils mit Holzschnitten geziert sind, um die Neugier zu reizen, und welche den jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die in den Fabriken arbeiten, eine angenehme geistige Beschäftigung bei der Langeweile des folgenden Tages verheißen, da die Stunden des Sonntags für viele derselben zu langsam verstreichen. Ueberall bieten sich Vergnügungen für wenig Geld dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch ermüdet sind durch das unaufhörliche und eintönige Getöse der Maschinen, eilt begierig nach den Orten hin, wo Instrumental- oder Vocalmusik zu hören ist, welche doppelt anziehend wird durch die Freiheit, mit der man sie genießen kann, und durch die Gelegenheit, beim Anhören derselben trinken und rauchen zu können.

In Manchester ist der Samstag für die arbeitenden Classen ein fast ebenso wichtiger Tag als für ihre Meister der Dienstag, an welchem der große Kattunmarkt gehalten wird. An diesem Tage werden die Bureaux und Magazine meistentheils schon um ein Uhr geschlossen, und dann sind die bei denselben Angestellten, die Arbeiter u. dgl., die für sich allein schon eine Stadt von mittelmäßiger Größe bevölkern könnten, gänzlich frei bis zum Montag Morgen. Die Läden und Fabriken werden gegen vier oder fünf Uhr geschlossen, wo sich dann eine Masse von Menschen, welche man sicherlich auf hunderttausend Seelen schätzen kann, nach der Arbeit einer Woche plötzlich von allen Geschäften frei sieht. Es gibt wohl wenige Straßen, welche ein öderes Ansehen haben, als eine mit Magazinen oder Webereien angefüllte Straße von Manchester an einem Samstag-Abend. Die Dampfmaschine, die zum Stillstand und Schweigen gebracht ist, steht da als eine todte Metallmasse; der hohe Rauchfang wirft keine wogenden Dampfwolken aus, die Werkstätten sind verlassen, die Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie entflohen ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen, und die Arbeiter des großen Bienenkorbes haben sich zerstreut, einige hierhin, andre dorthin, um für ihre eignen Bedürfnisse zu sorgen.

Man gehe einige Schritte weiter, trete in eine benachbarte Straße und mit einem Schlage ist die Scene verändert. Hier wird man durch menschliche Laute aller Art betäubt und durch Vorübergehende mit sehr wenig Complimenten vor- und rückwärts geschoben, gestoßen und hin- und hergeschleudert. Jedes Haus ist ein Laden und jeder Laden glänzt von Lichtern. Man sieht dort eine Menge Bäcker, deren verschiedene

Brodsorten mit vielfarbigen Aufschriften, welche die Qualität des Brodes andeuten, und mit officiellen Preisbestimmungen versehen sind, die dem Publicum verkündigen, daß eine neue Herabsetzung des ersten Lebensbedürfnisses stattgefunden hat, und daß die beste Sorte Mehl für die Muffins (eine Art feiner Semmel, welche beim Thee gebraucht wird), um einen äußerst geringen Preis zu erhalten ist. Die jetzt so stillen Fabriken haben den Arbeitern guten Wochenlohn bezahlt, und die Lebensmittel sind sehr wohlfeil, so daß die Bäcker nicht über schlechten Absatz zu klagen brauchen.

Die Fleischerbuden sind geöffnet und geschmückt, und die verschiedenen Fleischsorten mit Etiquetten versehen, auf welchen die Preise bemerkt stehen, während der Fleischermeister, ein Hercules in seinem Fach, mit einem dicken und rothen Gesicht, eine reine Schürze um den Leib, Messer und Stahl an der Seite, mit den Händen in der Tasche vor seiner Bude auf- und niederschreitet, indem er von Zeit zu Zeit ausruft: „Tretet herein, meine Damen, hier ist die größte Auswahl, sucht nach Gefallen aus!" Und die Damen treten hinein und kaufen was sie bedürfen und häufig auch das, was sie nicht unumgänglich nothwendig bedürfen. Ein Mann und eine Frau treten ein, beide noch sehr jung an Jahren und dem Anschein nach von sehr zarter Constitution. Die Frau wählt das Fleisch aus; im Korbe liegt ein kleines Kind, welches sorgfältig eingehüllt ist und sanft schläft. Sie bewohnen wahrscheinlich ein kleines Haus in einer abgelegenen Gasse; die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, als bis der Mann seinen Wochenlohn empfangen hat; sie haben keine Dienstmagd, und da das Kind nicht allein zu Hause seinem Schicksal überlassen werden kann, so gehen alle drei gemeinschaftlich aus: die Frau nimmt dann den Schlüssel mit und trägt das Kind in einem Körbchen mit sich herum. Solchen Familien begegnet man zu Hunderten um eilf Uhr Abends. Obgleich die Folgen eines derartigen Lebens höchst nachtheilig für die Gesundheit des Kindes seyn müssen, so ist dieß dennoch nicht zu vergleichen mit dem, was alle die Kinder zu ertragen haben, deren Mütter in den Fabriken arbeiten und die den ganzen Tag über fremder Aufsicht anvertraut sind, wobei von sorgfältiger Pflege keine Rede seyn kann. Die Freiheit, mit welcher die Kinder in Manchester in den Straßen umherschwärmen und in Folge deren so viele verloren gehen, übersteigt alle Begriffe. Im Lauf des Jahrs 1848 z. B. wurden 4715 Kinder bei der Polizei als verloren angegeben; sie wurden sämmtlich wieder gefunden und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei.

In Liverpool, dessen Bevölkerung fast ebenso groß, welches aber keine Fabrikstadt ist, betrug die Anzahl der auf der Straße verloren gegangenen und durch die Polizei ihren Eltern wieder zugeführten Kinder in demselben Zeitraum nicht mehr als 360.

Aber diese Straße, in welcher die Menge auf- und niederwogt, ist nicht bloß mit Leuten angefüllt, die kaufen oder verkaufen. Man erblickt auch viele junge Leute beiderlei Geschlechts mit guten Arbeitskleidern angethan, welche sich sehr wenig um die Bedürfnisse des Samstag-Abends zu kümmern scheinen. Sie schlendern von Laden zu Laden, betrachten die Mützen und Hüte, die neumodischen Paletots und die übrigen zur Schau ausgestellten schönen Dinge. Die Preise von allen diesen Gegenständen sind gewöhnlich mit großen Zahlen darauf geheftet, aber man muß sehr scharf hinblicken, wenn man nicht durch eine mikroskopische Zahl betrogen werden will, die listigerweise denjenigen beigefügt ist, welche in die Augen springen sollen. Das Aeußere dieses jugendlich sorglosen und fröhlichen Völkchens sticht scharf ab gegen das der eben erwähnten Personen, welche nur wenig älter, aber verheurathet sind, einen Haushalt und in Folge dessen Sorgen haben.

Während in den Läden selbst der Kauf und Verkauf ohne viel Geräusch seinen Gang geht, wird draußen auf der Gasse ein unaufhörliches Geschrei gemacht von den verschiedenen kleinen Kaufleuten, die ihre Waaren vor den Häusern feil bieten und die mit einander wetteifern, die Sorte und den Preis ihrer Sachen auszuposaunen. Von den hausirenden Kaufleuten sind die Apfelsinenhändler die zahlreichsten. In einem ziemlich lebhaften Theile Manchesters habe ich an einem Abend gegen 22 solcher Apfelsinenhändler gezählt, und noch dazu nur an einer Seite der Straße. An andern Tagen haben sie kleine Buden oder Läden, die an der Ecke einer Straße stehen und mit papiernen Laternen erleuchtet sind; dann kann die Verkäuferin sich mit Stricken oder andern Handarbeiten beschäftigen. Im allgemeinen aber werden die Apfelsinen in einem Korbe längs den Häusern hingetragen, wobei der Verkäufer schreit: „Vier für einen Penny! schöne Waare!" In Manchester muß eine ungeheure Masse dieser Früchte verbraucht werden. Man mag gehen wohin man will, überall wird man bestürmt und gequält Apfelsinen zu kaufen. Im Theater, im Circus, im Omnibus, im Eisenbahnwagen — überall genießt das Publicum Apfelsinen.

Die Straßen sind außerdem gefüllt mit Regenschirmhändlern, deren Umsatz sich nach der Beschaffenheit des Wetters richtet, mit armen Frauen, die Mützen feil bieten, an denen sie die ganze Woche hindurch gearbeitet haben, mit Hausirern, die Briefpapier, Lack, Federn, Almanache und illustrirte Schriften verkaufen, alles zu Spottpreisen. Hier und da sieht man ein Glücksrad oder ein Spielbrett, wo Kinder eine Handvoll Nüsse zu gewinnen trachten.

Mitten in all dem Geräusch und Gewühl dieser verschiedenen Gewerbe gewahrt man eine Classe von Menschen, die einzig und allein durch ihr Stillschweigen auf den Geldbeutel anderer speculiren. An den übrigen Tagen der Woche begegnet man sehr wenigen Bettlern in Manchester, am Samstag-Abend aber kommen sie aller Orten zum Vorschein. Nichts ist schwerer als zu ergründen, ob diese stillen Bettler wirklich bedürftig sind oder nicht. So sah ich mehrere Abende hinter einander ein Gemälde des Elends, welches den heftigsten Feind der Bettler erweicht haben würde. In einer der belebtesten Straßen saß eine Frau in ärmlicher, aber sauberer Trauerkleidung an einem Eckhause auf einem Stuhl. Sie hatte zwei Kinder, wahrscheinlich Zwillinge, auf dem Schooß, und vier andre kauerten neben ihr. Kein einziges ließ ein Wort hören; sie begnügten sich damit, traurige, aber vielsagende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. In der Nähe waren zwei oder drei Branntweinschenken, um welche eine halbbetrunkene, wüste Menge hin- und hertaumelte, deren rohe Manieren und schändliche Reden einen grellen Gegensatz bildeten zu der mitleiderweckenden Bedürftigkeit dieser armen Frau. Man konnte es kaum übers Herz bringen vorbeizugehen, ohne ein Almosen zu reichen — und gleichwohl hatte die ganze Gruppe etwas verdächtiges. Diese Art von Bettler findet man viel in Manchester, aber nur am Samstag-Abend.

In Manchester gibt es eine gewisse Zahl öffentlicher Verkaufsplätze, der bedeutendste heißt Smithfield. Es ist eine große Fläche, wo Zelte und Buden errichtet sind, welche regelmäßige Gänge bilden und so dem Markt das Ansehen einer ländlichen Kirmeß geben. Man trifft dort auch mancherlei Arten von Schaubuden an, z. B. Menagerien, Wachsfigurencabinette, Gaukler u. s. w. Jede derselben ist mit einem Orchester versehen und von einem Haufen Neugieriger, Müßiggänger und Gauner umdrängt. Außerdem befinden sich auf dem Markte auch noch viele Kaufleute, welche alte Kleider, frisches oder gesalzenes Fleisch und andere Eßwaaren feilbieten. Auf diesem Punkte ist die Menge nicht so zahlreich als man glauben sollte; die Läden werden in Manchester mehr besucht als die Märkte.

(Schluß folgt.)

Die Cholera in Schweden richtete zum Theil sehr starke Verheerungen an; so starb z. B. in Jönkoping im J. 1834 der siebente Theil der Bevölkerung; in Stockholm starben 3665 Menschen, freilich immer noch bedeutend weniger als im J. 1710 an der Pest, wo 20,000 Menschen hingerafft wurden. Indeß ist immerhin bei dem jetzigen Wiederauftreten der Cholera der Schrecken groß, und man macht zum Theil sehr ungeschickte Anstalten, die wohl durch ungeschickte Untergebene noch schiefer ausfallen. So verbietet man in mehreren Theilen des Landes den Gastwirthen die Aufnahme von Fremden, die aus angesteckten Orten kommen, aber solche Leute werden in die Quarantäne nur dann aufgenommen, wenn sie den angesteckten Orten selbst angehören. Fremde werden weiter geschickt und nicht durchgelassen, sondern müssen geradezu umkehren, wo es sich dann auch trifft, daß man sie bei der Rückkehr nochmals anweist, zurückzukehren. So meldet wenigstens ein Brief im Aftonbladet vom 9 November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 279. 21 November 1850.

Belgrad.

(Nach Paton's: Servia.)

Die Melancholie, die ich beim Anblick der zahlreichen Spuren von Verödung in der Türkei fühlte, verschwand bald zu Belgrad. Hier war alles Leben und Thätigkeit. Als ich zum erstenmal die Stadt sah, im Jahre 1839, war sie noch ganz eine orientalische Stadt, jetzt aber stellt bereits der stolze Parvenu, der Kirchthurm der Kathedrale, die noch in ihrem Verfalle zierlichen Minarets in Schatten. Viele der Bazarläden sind mit neuen Fronten versehen und verglast; die orientalische Kleidung ist viel seltener geworden, und Häuser, mehrere Stockwerk hoch und in deutschem Style gebaut, erheben sich allenthalben. Nur in zwei wichtigen Einzelnheiten ist Belgrad so orientalisch als läge es am Tigris oder Barrada; dieß ist die Beleuchtung und Pflasterung: man kann bei nassem Wetter unmöglich einige Besuche machen, ohne bis über die Knöchel beschmutzt zu werden, und Nachts ist alles Ausgehen ohne Laternen unmöglich. Belgrad könnte bei seiner Höhe sehr leicht und mit geringen Kosten mit Gas beleuchtet werden, und wenn auch keine Kohlen in Serbien sich finden sollten, so gibt es deren in der Moldau, und zwar oberhalb der eisernen Thore, genug.

Eines Tages ging ich mit dem englischen Consul, um dem Pascha in der Citadelle einen Besuch zu machen. Der Weg führte uns über das Glacis oder die Landzunge, welche die Citadelle mit der Stadt verbindet, und den angenehmsten Abendspaziergang in der Nähe von Belgrad bildet, denn auf der einen Seite hat man eine weite Aussicht auf die türkische Stadt und die Donau, auf der andern ist die Save, an deren steilem Ufer Straße über Straße sich hinaufzieht. Die Wälle sind in gutem Stand, und das Erste, was einem Fremden auffällt, sind sechs eiserne Spitzen, auf denen zur Zeit der ersten Revolution die Köpfe der Serben aufgesteckt wurden. Milosch rettete einst seinen eigenen vor dieser Erhöhung durch seine bekannte Schlauheit. Während seiner Verbindung mit den Türken im J. 1814 oder 1815 hatte er große Geldgeschäfte mit dem Pascha abzumachen, denn durch ihn bezahlte das Volk seinen Tribut. Fünf Köpfe grinsten ihn beim Eintritt in die Citadelle von ihren eisernen Spitzen an, und er begriff wohl, daß der seine auf der sechsten aufgesteckt werden solle, denn der zuletzt aufgesteckte war der von Glavasch, einem Anführer, der damals gleich ihm die türkische Regierung unterstützte. Darum berichtete er alsbald dem Pascha, er stehe im Begriff eine Rundreise durchs Land zu machen, um noch weitere Gelder einzusammeln. Der Pascha ließ ihn ziehen, in der Hoffnung das nächstemal ihn mit dem Gelde zu fangen. Milosch aber, wohl wissend was ihm blühe, brachte sogleich den District Rudnik zum Aufstand, und beendigte den von dem tapfereren, aber minder schlauen Czerny Georg unter minder günstigen Umständen begonnenen Kampf.

Wir kamen über eine zweite Zugbrücke und befanden uns nun im Innern der Festung, wo verfallene Gebäude ein großes Viereck umgaben. Weitläufige Casernen standen da ohne Fenster und ohne Bewohner, aber die Moschee und des Paschas Konak waren in gutem Stande. Da eben das Bairamfest gefeiert wurde, und darum festlicher Empfang beim Pascha, dem aus dem türkisch ägyptischen Kriege bekannten Hafiz Pascha stattfand, so trug derselbe seinen großen aus Diamanten besetzten Nischan, Fürst Alexander eine blaue Uniform mit goldenen Epauletten und eine Brillantagraffe an seinem Feß; sein Vorgänger Michael hatte bei solcher Gelegenheit einen dreieckigen Hut getragen, was großen Anstoß gab, da der Feß als ein Zeichen der Anerkennung der Oberherrlichkeit der hohen Pforte für unerläßlich betrachtet wird.

Ich schlenderte in der Stadt herum, wo alles die altmodischen Feierkleider, meist roth mit goldenen Borten, trug. Mein Cicerone, ein Serbe, führte mich in eine lange seltsam aussehende Straße, die aus den Trümmern von Häusern bestand, die in dem imponirenden, aber etwas übertriebenen Styl aufgeführt waren, der unter Carl VI in Wien herrschte und eine schlechte Nachahmung des Styls unter Ludwig XIV war. Die Gebäude waren die halbe Straße entlang durch gewöhnliche alte Bazarbuden dem Blick entzogen. Dieß war die sogenannte „lange Gasse" oder die Hauptstraße der deutschen Stadt während der 22jährigen Besetzung durch Oesterreich von 1717 bis 1739. Die meisten dieser Häuser waren sehr solid gebaut, und viele haben noch die Stukkzierrathen, welche diesen Styl auszeichnen. Die Mauern des Palastes von Prinz Eugen stehen noch vollständig, aber der Hofraum ist 6' hoch mit Schutt angefüllt, und die Zimmer des Erdgeschoßes sind dadurch fast zu Kellern geworden. Das Gebäude heißt noch jetzt „Princeps Konak." Die Mischung der rohen aber malerischen Züge des orientalischen Lebens mit den verfallenen stattlichen Palästen im Perükenstyl macht einen höchst seltsamen Eindruck.

Aufenthalt unter den Patachos.

1. Die Patachos.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt hatte der letztere sehr bald nach seiner Ankunft unter den Wilden begriffen, daß er diese störrischen Söhne der

Digitized by Google

Wildniß nur durch Sanftmuth und Ueberredung für seine Plane gewinnen könnte; denn da bei ihnen die Freiheit im weitesten Sinne des Wortes die vorherrschende Leidenschaft ist, so war auch jetzt, trotz seines großen Ansehens, dennoch seine Herrschaft mehr auf Ueberzeugung als Zwang gegründet, und ein Act unüberlegter Gewaltthätigkeit, wie er selbst gestand, würde derselben ein Ziel gesetzt haben. Sie hatten ihm zwar bei seinen Verbesserungsplanen kein Hinderniß in den Weg gelegt, aber auch nicht die geringste Hülfe geleistet, und ihm und seinen Negern war anfangs die ganze Last der Arbeit, das Fällen und Verbrennen der Bäume, die Urbarmachung des Bodens, die Bepflanzung etc. zugefallen, und erst dann, als sie den segensreichen Erfolg seiner Leistungen mit eigenen Augen gesehen, er allmählich ihre Sprache erlernt und damit immer mehr ihr Vertrauen sich erworben hatte, waren sie ihm mit dem Erbieten ihres Beistandes entgegengekommen. Von jetzt an konnte er seine Reformen nach einem größern Maaßstabe ins Leben treten lassen, wobei ihm die Indianer ohne allen Zwang mit dem regsten Eifer beigestanden und sich allen seinen Anordnungen gefügt hatten. Doch hatte er sich wohl gehütet, bei diesen Unternehmungen die Miene eines Befehlshabers anzunehmen, sondern er hatte ihnen immer vor der Ausführung erst seine Plane, wenn auch nur der Form wegen, zur Prüfung mitgetheilt und darüber ihre Meinung zu hören gewünscht. Auf diese Weise hatte er ganz von selbst die Leitung aller Geschäfte in die Hand bekommen und war unmerkbar das Oberhaupt der Horde geworden, welchen Rang ihm auch niemand streitig machte. Wegen der Ueberlegenheit seiner Verstandeskräfte über ein barbarisches Volk hatten sie ihm den Namen „Zuridauamek“, das ist „der Erleuchtete“ gegeben. Nachdem unter seiner Leitung erst die Felder in einen immer bessern Culturzustand gebracht worden waren, hatte er zahme Hausthiere, Schweine, Ziegen und Federvieh mit Hülfe seiner Schwarzen von den weißen Pflanzern angekauft und unter großen Beschwerden durch die Wildniß in die Colonie geschafft. Er hatte Pulver, Blei, Handwerks- und Ackergeräth von Rio und Villa rica in sein Asyl schmuggeln lassen, zu welchem Geschäfte die leichtfüßigen, mit großer Gelenkigkeit durch das Dickicht des Waldes gleitenden Indianer am besten zu gebrauchen waren.

Die Schweine hatten sich auf 163, die Ziegen auf 33 und das Federvieh in großer Menge vermehrt. Die Vierfüßler nährten sich den Tag über in den Wäldern, und nur den Schweinen und Federvieh wurde Abends und Morgens etwas Mais verabreicht. Die Schweine und Ziegen wurden am Abend in den Corral oder Viehhof getrieben, der ein regelmäßiges, mit einer starken, fünf Fuß hohen Umfriedung versehenes Viereck bildete.

Er hatte mit ihrer Hülfe ein geräumiges allgemeines Magazin zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, des Ackergeräths etc., und eben so ein geräumiges Local zu den Versammlungen und Berathungen der Gemeinde erbaut. Das letztere wurde auch als Bet- und Lehrhaus benutzt. Sodann hatte er die frühern alten schmutzigen und winzigen Hütten eine nach der andern in Brand gesteckt und statt deren die jetzigen gebaut. „Die große Kunst“, bemerkte Dom Francisco sehr richtig, „diese Naturmenschen zur Arbeit zu bilden, besteht darin, ihnen niemals fühlen zu lassen, daß die Arbeit — wie in unsern civilisirten Staaten — eine Last, wohl aber ein Vergnügen ist. Niemand ist bei uns zu irgend einer Verrichtung gezwungen, denn jeder Zwang ist der freien Menschennatur zuwider und verhaßt. Uebrigens haben wir der Bedürfnisse so wenige und die Natur belehnt den geringsten Fleiß so reichlich, daß wir unsere ganze Arbeit mehr als eine belustigende Erholung, denn als eine belästigende Mühe oder Anstrengung betrachten. Jeder arbeitet nach Belieben und deßhalb arbeiten alle mit Eifer und Lust.

Ich fragte Dom Francisco, ob es ihm nicht schwer geworden sey, ihnen die Lehren des Christenthums, wenn auch nur die Anfangsgründe davon, in ihrer Sprache begreiflich zu machen, worauf er erwiederte: „Sie irren sich sehr, wenn Sie meinen, daß es meine Absicht sey, das Christenthum einzuführen. Für ein großes Volk, das schon bedeutende Fortschritte auf der Culturbahn gemacht hat, und bei dem das Staats- und Familienleben nothwendig künstlicher und verwickelter werden muß, würde das Christenthum, besonders wenn es in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit im Sinne seines erhabenen Stifters wieder hergestellt und von den vielen Schlacken gereinigt würde, die es im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat — unter solchen Verhältnissen, sage ich, würde das Christenthum gewiß die vortrefflichste Religion seyn; aber ganz und gar unpraktisch und übel angebracht ist dessen Einführung unter einer kleinen, in einer unermeßlichen Wildniß vereinzelt hausenden Indianerhorde, die mit der übrigen Welt fast in gar keiner Berührung steht. Wäre es meine Absicht, diesen Indianern das Evangelium zu predigen, so müßte ich sie nothwendig mit einer Menge von Lastern und Verbrechen bekannt machen, von denen sie in ihrem jetzigen Zustande glücklicher Unwissenheit gar keine Ahnung haben. Nein, mein Herr, ich werde mich wohl hüten, sie mit der Sünde bekannt zu machen, denn mit der Erkenntniß derselben kommen auch die Versuchung und Verlockung. Ich beschränke meinen Unterricht darauf, sie von dem Daseyn eines allweisen und gütigen Schöpfers und Erhalters der Welt zu überzeugen, dem alle vernünftigen Wesen Dank, Verehrung und Liebe schuldig sind; ich suche ihnen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und einen Begriff von der Größe und Unendlichkeit des Weltalls beizubringen; ich bemühe mich, die Naturkräfte und deren Erscheinungen ihnen vernünftig zu erklären, mit einem Worte, sie für einen einfachen, den Gesetzen der Vernunft gemäßen Naturcultus empfänglich zu machen, und das halte ich auf alle Fälle für vernünftiger, als ihnen eine gelehrte Predigt halten oder gar den eben so tollen als abgeschmackten Unsinn zu erzählen, der in den Legenden der Heiligen unserer allein seligmachenden Kirche bis zum Ekel enthalten ist. Sie sollen auch weder lesen und schreiben, noch sonstige Schulkenntnisse erlernen. Die Theorie taugt für meine Indianer nicht, aber ein praktischer Unterricht im Ackerbau und sonstigen Dingen, die ihren physischen Zustand verbessern, sie zur Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen, ist ihnen gesund und heilsam. Unser Gottesdienst beschränkt sich auf ein kurzes Morgen- und Abendgebet, das ich entweder oder ein und der andere Indianer, in seine eigenen Gedanken gekleidet, spricht; das herz- und geistlose Nachplappern werde ich nie einführen. Aber auch in dieser Beziehung ist aller Zwang, der nur die Gemüther erbittert und verstockt macht, gänzlich verbannt, und jedem steht es frei, diesen Versammlungen beizuwohnen oder nicht. Auch zu dem Unterrichte, den ich ihnen zu geben für geeignet halte, wird niemals eine bestimmte Stunde festgesetzt, sondern ich benutze jede passende Gelegenheit, um ihr Nachdenken zu wecken.“

Auch bei dieser kleinen Horde hatte Dom Francisco bei seiner Ankunft eine Regierungsform vorgefunden. Der Häuptling, der auch jetzt dem Namen nach als solcher figurirte, ob-

Digitized by Google

gleich die ganze Gewalt schon längst in Dom Francisco's Hände übergegangen war, zeichnete sich vor seinen Mitbrüdern durch einen hellern Verstand und größere Energie aus, Eigenschaften, denen er allein das größere Ansehen unter seinen Stammgenossen zu verdanken hatte, da die Würde eines Caziken unter den Patachos weder erblich ist, noch einer Wahl unterliegt, sondern bloß die Ueberlegenheit der Geistes- und Körperkräfte in dieser Beziehung den Ausschlag gibt. Aber auch die Stimmen des alten Onegadu und eines andern Greises waren von Gewicht, da die Erfahrung die einzige Quelle ist, aus welcher ein barbarisches Volk Erkenntniß und Lebensweisheit schöpfen kann.

Die Patachos, wie fast alle Ureinwohner Amerika's, lieben den Putz. Beide Geschlechter bemalen sich bei feierlichen Gelegenheiten die Gesichter, worauf große Sorgfalt verwendet wird, und schmücken sich mit Federn, Blumen, Vogelbälgen u. dgl. auf eine phantastische Weise heraus. Einige hatten sich die Nasenwand, andere die Ohrlappen und Ohrknorpeln durchbohrt, und mit bunten Federn, Vogelbälgen, glänzenden Steinen rc. geziert. Nur wenige waren tätowirt und einige hatten sich unmittelbar unter dem Munde einen Einschnitt gemacht, in welchem der Barbokko, d. h. zwei kleine zusammenhängende Stückchen Holz befestigt sind, von denen eines an den Zahnwurzeln liegt, das andere aber auswärts am Kinn hängt.

In der physischen Erziehung der Indianer hatte Dom Francisco keine wesentlichen Veränderungen eingeführt. Er ließ die Mütter ganz bei ihrer herkömmlichen Weise ihre Kinder zu nähren und groß zu ziehen, da es ein höchst seltener Fall ist, daß unter den Indianern Verkrüppelungen vorkommen, wie dieses täglich bei den Europäern sich zuträgt, mit ihren Windeln, Schnürbrüsten und wie sonst die Marterwerkzeuge heißen, mit denen die Kinder verunstaltet und die Keime zu gefährlichen Krankheiten gelegt werden. Auch hatte er nicht versucht, die Indianer von ihrer gewohnten Lebensweise abspänstig zu machen, sondern er ließ sie die Speisen nach ihrer Weise bereiten und verzehren, da sich ihr Körper und Geist wohl dabei befanden, und nur für größere Reinlichkeit und Ordnung hatte er ihnen Empfänglichkeit beigebracht. Die Indianer hatten keine regelmäßigen, zu gewissen Stunden festgesetzten Mahlzeiten, sondern sie genügen ihrer Eß- und Trinklust, sobald jene Organe sie daran erinnern, wegen deren Befriedigung die Menschen fast alle Kräfte des Geistes und Körpers in Thätigkeit setzen. Allerdings war es anfangs seine Absicht gewesen, eine gemeinschaftliche Küche und regelmäßige, gemeinschaftliche Mahle einzuführen, allein bei genauerer Prüfung war er von diesem Plane wieder abgegangen.

(Schluß folgt.)

Eine schwedische Colonie in Rußland.

Das Aftonblad vom 4 November enthält aus einer nicht näher bezeichneten finnischen Zeitung die Nachricht, daß sich eine schwedische Colonie am Dniepr im Gouvernement Cherson befindet. Die Leute haben, ohne von den Wanderungen ihrer Urältervåter, von Rurik und Rolf und ähnlichen Helden des Alterthums zu wissen, ganz denselben Weg eingeschlagen wie diese, und sind von der Küste der Ostsee hinabgezogen. Es ist nicht überflüssig an diese Zeit zu erinnern, denn die Auswanderung aus Schweden soll ins Jahr 1100 hinaufreichen; sie gingen damals vom Hunger gedrängt übers Meer und kamen an eine Insel Dagaipi (Dagö), Aistland (Esthland) gegenüber, wo sie eine Burg bauten, die noch dort zu sehen ist. Als sie aber dort sich nicht mehr halten konnten, gingen sie über die Düna und durch Rußland nach Griechenland. Indeß blieb auf Dagö eine schwedische Colonie zurück, die aber allmählich sehr zusammenschmolz, indeß doch noch die beiden großen Dörfer Kertell und Roirks nebst mehrern andern bewohnte. Im J. 1781 kamen sie mit ihrem Gutsherren in Streit, und zogen größtentheils, nämlich 1207 Seelen stark, durch Rußland hinab, bis sie im Mai 1782 an ihrem Bestimmungsort anlangten, und unterhalb Berislaw, am Dniepr, ein Dorf Gaalsvenskby bauten, wo sie noch jetzt mit ihrer Sprache und ihren alten Sitten sich erhalten. Sie sind nicht bloß von Russen, sondern auch von Deutschen umgeben, und dadurch hat ihre sonst ächt schwedische Sprache einen deutschen Zusatz erhalten, der sich vielleicht schon von ihrem Aufenthalt auf Dagö herschreibt.

Ein Samstag-Abend in Manchester.

(Schluß.)

Von Smithfield kommt man nach Shude-Hill, einer andern sehr lebhaften Straße, deren eine Seite hauptsächlich mit Buchläden besetzt ist. Auch sieht man dort Einrichtungen, um seine Größe und sein Gewicht zu erfahren, die Angabe wird einem auf einem Stückchen Papier eingehändigt, und für einen Penny kann man seine Neugier befriedigen. Einige Schritte weiter erbietet sich ein Künstler, für wenige Pence in wenigen Minuten das ähnlichste Porträt von der Welt zu verfertigen, und dort ist der Wunderspiegel aufgestellt, in welchem jeder Junggeselle seine künftige Lebensgefährtin und jedes Mädchen ihren dereinstigen Gemahl erblicken kann. All dieses Volk, Leute von der Elle und von der Wage, Künstler, Gaukler und Zauberer machen gute Geschäfte.

Wenn man diesen Theil der Stadt verläßt, kommt man nach dem alten Kirchhof, der still und verlassen ist. Der hier stehende hohe, durch den Rauch aller Schornsteine von Manchester geschwärzte viereckige Thurm erhebt sich wie ein schweigender Riese über all' das Gewühl und Gelärme der großen Stadt. Schreitet man über diesen Kirchhof hinüber, steigt einige Stufen hinab und geht über einen anderen Marktplatz, so befindet man sich in Deans Gate, einer der ältesten und bevölkertsten Straßen von Manchester. An einem Samstag-Abend hab' ich dort in einer Zeit von drei Minuten hundert und fünfundfünfzig Vorübergehende gezählt. Die von Fabrikarbeit lebende Bevölkerung ist in diesem Theile nicht so zahlreich als in den übrigen Stadtvierteln, aber die Trunksucht und andre Laster zeigen sich dort in all ihrer Abscheulichkeit. Es ist wahrhaft betrübend zu sehen, wie sich eine Menge von Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Alters um die Branntweinschenken hin- und herdrängt, und wenn die Thüren der Häuser ein wenig offen stehen, erblickt man drinnen eine noch größere Menge. Der „Thee-Totalismus" (Beschränkung der Getränkebedürfnisse auf Thee) hat bedeutende Fortschritte gemacht, die Mäßigkeitsvereine haben eine mühsame Arbeit unternommen, neue Schulen sind zu Hunderten und Tausenden errichtet, aber es scheint, daß all die wohlthätigen Bemühungen bei einer zahlreichen Masse der Bevölkerung erfolglos bleiben, bei der Classe, deren Existenzmittel meistens sehr zweifelhaft sind, welche durch die Polizei in Zaum gehalten wird, aber bei der geringsten Aufregung plötzlich hervorbricht, zum größten Entsetzen der vornehmen Leute, die nicht geglaubt hatten, mit derartigen Wesen gleichsam unter einem Dach zu wohnen.

Die Vergnügungen der Bevölkerung von Manchester am Samstag-Abend bestehen vornehmlich in Musik. Man sieht ein großes Papier an den Mauern angeklebt, auf welchem mit großen Lettern steht: „Concerte für den Samstag-Abend," und welches außerdem meldet, daß in dem Institut der Arbeiter ein musikalisches Divertissement gegeben werden soll, bestehend aus ernsten und komischen Gesangstücken, zu welchem die Abonnenten für drei und das übrige Publicum für sechs Pence Eintritt haben. Das Programm ist äußerst anlockend und die Unternehmung scheint auf die arbeitenden Classen berechnet zu seyn. Das Institut liegt in einem bevölkerten Stadttheile, der Saal ist geräumig und hübsch, man hat eine gute Orgel darin, aber das Auditorium ist nicht zahlreich. Der Saal, der mehr als tausend Personen fassen kann, war kaum zur Hälfte gefüllt und unter den versammelten wohlgekleideten Menschen hätte man schwerlich Handwerker gefunden. Die Unternehmung der „Samstag-Abend-Concerte„ hat in Manchester nicht das gute Resultat geliefert wie in Liverpool; das Institut hat bei der Speculation sogar Verlust erlitten.

Digitized by Google

Es erhellt daraus, daß die arbeitende Classe am Samstag ihr Vergnügen anderswo sucht.

In geringer Entfernung vom Institut der Arbeiter befindet sich ein anderes Gebäude, Casino genannt, welches in den öffentlichen Ankündigungen mit dem pomphaften Titel: „Tempel der Dichtkunst und des Gesanges," geschmückt wird, und zu welchem jeder unentgeltlich Zutritt hat. Das Casino liegt in einer sehr vornehmen Gegend, da man in der Nähe vier Kirchen und Capellen, das Museum der Gesellschaft für die Naturgeschichte, eins der besten Institute dieser Art in den Provinzen, den berühmten Saal der Vorstände des freien Handels, das königliche Theater und den Circus antrifft. In derselben Straße, in welcher das Casino liegt, an derselben Seite und nur einige Schritte davon entfernt befindet sich der Concertsaal, wo Leute aus allen Classen der Bevölkerung von Manchester zusammenkommen, und der Vornehmste wie der Geringste sich den Genuß der Musik verschaffen kann. Vor dem Eingange des Casino's steht immer ein Haufe junger Leute, die jedesmal, wenn die Thür geöffnet wird, sehnsüchtige Blicke ins Innere werfen; ein Agent hält dort Wache, um für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, und ein gedruckter Anschlagzettel verkündet, daß man nur gegen Vorzeigung eines „Consumtions-Billets" eingelassen wird. Diese Billette sind für zwei oder drei Pence zu erhalten, je nachdem der Besucher einen Platz im Parterre oder auf der Galerie nimmt. Den Werth seines Billets empfängt er in Erfrischungen von vorzüglicher Güte zurück, die aus Aepfeln, Apfelsinen, Kuchen, Ingwerbier, Ale, Porter und Cigarren bestehen.

Der Saal, der mit einem ziemlich zahlreichen Orchester versehen war, hat eine länglich viereckige Gestalt. An dem einen Ende befindet sich eine Bühne mit Decorationen; eine schmale Galerie läuft an den übrigen drei Seiten hin, und zwei besondere Logen sind rechts und links von der Bühne errichtet. Die Wände der Galerie und die Balken, welche das Dach stützen, sind im Theaterstyl verziert. Oben und unten sind Büffets, wo die Erfrischungen gegen die Entreebillette eingetauscht oder gegen Geld abgegeben werden Die Sitzplätze sind so eingerichtet, daß man hinlänglich Raum hat, um Flaschen, Gläser u. dgl. neben sich zu stellen; in der Galerie befindet sich ein abgesonderter Raum, um hin- und herzugehen. Das Ganze ist glänzend durch Gasflammen erhellt. Ueberall sind Einrichtungen, um Pfeifen oder Cigarren anzuzünden. Der Saal kann 1500 bis 2000 Personen fassen; an dem Samstag-Abend als ich denselben besuchte, mochte die Zahl der Anwesenden ungefähr Tausend betragen; die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten und sogar aus Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah auch viele Frauen, die ein Glas Porter vor sich stehen hatten und ihrem Kinde die Brust reichten. Alle Anwesenden schienen nicht zur Classe der Handwerker zu gehören, denn in der Galerie befanden sich sehr viele Laden- und Comptoirdiener. Nur einzelne Mannspersonen hatten ihre Hüte abgenommen; alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen und Schwatzen beschäftigt. Das Ingwerbier schien ein besonders beliebtes Getränk zu seyn; das Gesumme der Stimmen und der Töne des Orchesters wurden alle Augenblick unterbrochen durch das knallende Entkorken des gashaltenden Getränkes und durch das Rufen der Diener, die mit ihren Erfrischungskörben den Saal durchkreuzten. Der aus dem Parterre aufsteigende Tabaksdampf, die verdorbene Luft, welche durch die Masse von Menschen und durch das Gaslicht hervorgebracht wurde, der Mangel, oder vielmehr die Unmöglichkeit eines Luftdurchzuges, machten das Athemholen auf der Galerie äußerst beschwerlich und ungesund; aber die Menge schien diese Unannehmlichkeit nicht zu bemerken, denn jeder war lustig und guter Dinge.

Hin und wieder machte eine Person, die ein wenig laut und anmaßend war, die Dazwischenkunft der Diener und sogar eines Polizeiofficianten nothwendig, im Ganzen aber ging es ziemlich ordentlich zu und ich entdeckte keinen einzigen Betrunkenen. Man verkaufte weder Wein noch Liqueur, und der Ale und der Porter, wovon eine furchtbare Quantität verbraucht wurde, schien keine andere Wirkung hervorzubringen, als das Publicum in eine aufgeräumte Stimmung zu versetzen.

Während der Zeit spielte das Orchester unaufhörlich allerlei Arien, welche aber wegen des im Saale herrschenden Getöses kaum zu hören waren. Plötzlich ertönt eine Schelle, der Lärm verstummt, und alle Augen wenden sich nach der Bühne, auf der eine schön geputzte Dame erscheint, welche ein oder das andere beliebte Lied singt und sich dann wieder entfernt. Bald kommt sie wieder und gibt ein zweites Stück zum Besten. Darauf beginnen Instrumentalmusik und Lärm von neuem, bis ein Sänger auftritt, der eine gleiche Stimmübung hält. Mitunter gibts auch einen Dialog, etwas Handlung, theatralische Aufzüge und sogar Tanz. Die Worte der Lieder und Gesänge sind im allgemeinen anständig, obwohl dann und wann ein zweideutiges Wort gehört wird, welches sowohl Pfeifen als Beifallsruf veranlaßt.

Dieß Casino ist eine der größten Einrichtungen dieser Art in Manchester, und das, was oben darüber gesagt ist, paßt auf alle andern. Manche sind natürlicherweise nicht so großartig eingerichtet und haben statt eines Orchesters nur ein Pianoforte oder eine Orgel; andere dagegen gehen so weit, kleine dramatische Vorstellungen zu geben oder Tableaux aufzuführen. Bei einigen sind die Wände mit wirklich beachtenswerthen Oelmalereien geziert. Die meisten sind alle Tage der Woche geöffnet und wenigstens ein Drittheil derselben auch am Sonntag Abend; im letztern Fall aber wird nur kirchliche Musik ausgeführt, zu welchem Zweck man sich tragbarer Orgeln bedient. Von der Zahl dieser Etablissements kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß allein in Manchester, ohne Salford dazuzurechnen, 475 Weinhäuser und 1143 Schenken bestehen, in denen nur Bier verkauft wird; 49 von den erstgenannten und 41 von den letztgenannten geben musikalische Unterhaltungen; 26 von den erstern und 10 von den letztern lassen auch des Sonntags Musikstücke ausführen. Man kann das Geld, welches dort verzehrt wird und wovon beinahe ein Drittel allein auf den Samstag-Abend zu rechnen ist, gewiß auf 1000 Pfund Sterling wöchentlich schätzen.

Um 11 Uhr sind alle Concerte aus; die Personen, welche das Auditorium ausmachten, begeben sich nach Hause, einige nehmen unterwegs noch eine wohlfeile Zeitschrift mit. Hier und da sieht man einen Betrunkenen gegen die Häuser taumeln; die hausirenden Kaufleute sind verschwunden, die Läden werden geschlossen, die Lichter werden eines nach dem andern ausgelöscht, die Miethkutscher bringen ihre abgetriebenen Pferde in den Stall, und wenn der Sonntag kommt, liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinerien, seinen unermeßlichen Quantitäten von rohen und bearbeiteten Kaufmannsgütern, mit seinen Hunderttausenden in Todesstille da, die nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wird durch das Pfeifen einer Locomotive und das Donnern des ihr folgenden Zuges, oder durch die gellenden Zeichen, welche die Polizeidiener sich wechselsweise geben.

Miscellen.

Handel in Californien. Die Alta California vom 15 September zählt eine Liste von 684 Schiffen im Hafen von San Francisco auf, darunter 496 Amerikaner, 86 Engländer, 18 Franzosen, 17 Chilenen, 17 Deutsche u. s. w. Das kleinste Fahrzeug ist ein englischer Schooner von nur 18 Tonnen aus Neusüdwales, und mehrere andere, wenig größere Schiffe aus Neuseeland. Diese kleinen Fahrzeuge machen die Reise gewöhnlich in 10 bis 12 Wochen.

Verkauf überschuldeter Güter in Irland. Welche Gütermassen hier zum Verkauf kommen, davon lieferte die Verhandlung vom 10 November d. Jahres einen Beweis; die Güter des Grafen von Mount Cashel kamen zum Verkauf zu einem Umfang von 48,626 Acres und einer Pachtsumme von 16,000 Pfd. St. Der Verkauf zeigte einen ziemlich magern Ausgang, denn nicht nur ging manches zu sehr mäßigen Preisen weg, sondern mehreres mußte ganz zurückgestellt werden, weil die Angebote allzu unbedeutend waren. Die Käufer scheinen sich vor den hohen Armentaxen zu scheuen. Indeß kommen bei den Käufern die seltsamsten Widersprüche vor, denn manchmal ist der Kaufpreis das 20—25fache des berechneten Ertrags, manchmal kaum das Zehnfache. (Shipp. Gaz. 12 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 280. 22 November 1850.

Aufenthalt unter den Patachos.

1. Die Patachos.

(Schluß.)

Ich ging häufig in die Versammlungen der Indianer, die fast immer sehr zahlreich waren. Es versteht sich von selbst, daß in diesem Tempel nicht der geringste Schmuck vorhanden war, sondern daß er sich bloß durch größere Räumlichkeit von den übrigen Hütten unterschied. Der Fußboden war mit Matten bedeckt, und auf der einen Seite nahmen die Männer, auf der andern die Frauen Platz; eine kleine Erhöhung diente als Rednerbühne. Gewöhnlich sprach ein Indianer das Gebet, das nicht ein leeres Nachbeten fremder Gedanken, sondern das eigene Geisteserzeugniß des Redners war. Ich habe mir diese von Indianern gesprochenen Gebete von Dom Francisco übersetzen lassen und nicht selten darin mehr Gefühl und gesunden Menschenverstand gefunden, als in manchen Gebeten, Gesängen rc. unserer von gelehrten Theologen abgefaßten christlichen Erbauungsbücher. Hier ist die Uebersetzung eines solchen, von einem jungen Patacho gesprochenen Gebets, und man möge selbst urtheilen: „Vater der Schöpfung und der Natur! Auch heute hast du uns den Schutz deiner Liebe gewährt, du hast durch Regen und Sonnenschein die Früchte unserer Felder gesegnet, du hast uns Wildpret reichlich geschenkt, so daß wir uns sättigen konnten und nicht zu darben brauchten; du hast uns vor mancherlei Gefahren, vor dem Ueberfall unserer Feinde, den Krallen des lauernden Jaguars, dem giftigen Gebiß der Schlangen geschützt; du hast uns alle am Leben erhalten und den Tod nicht unter uns geschickt, damit wir uns des Lichtes der Sonne, der Schönheit aller deiner Werke, der ganzen Natur mit ihren reichen Gaben deiner Güte erfreuen konnten! Dafür gebührt dir Dank, den wir, deine Kinder, dir bringen, der heiße Dank aus der Fülle des Herzens. Nimm uns auch diese Nacht in den Schutz deiner Liebe, und wenn es dein Wille ist, daß der Tod einen aus unserer Mitte ruft, so nimm den unsterblichen Geist in das Reich deines Friedens und deiner Herrlichkeit. Ich habe gesprochen."

Allerdings war dieser junge Patacho auch der fähigste Redner im Stamme, und es mag seyn, daß bei der Uebertragung der Periodenbau, wie es eine ausgebildete Sprache verlangt, etwas verbessert ist; allein im Ganzen bleibt sich das gleich, und das Gefühl und der Gedanke, die in jenem kurzen Gebete walten, sind schön und groß. Diese Ansprache des Wilden an den Höchsten war auf alle Fälle rührender und gefühlvoller als manche Lieder unserer alten Gesangbücher. Den übrigen Theil der Abendzeit pflegte Dom Francisco alsdann zu verwenden, um seinen Wilden einige nützliche Lehren, so zu sagen, spielend beizubringen.

Eines Abends sagte Dom Francisco zu mir: „Um Ihnen zu zeigen, daß ich auf alle Eventualitäten gerüstet bin, so wollen wir morgen früh Heerschau über meine Streitkräfte halten. Ich stelle 50 Krieger ins Feld, von denen sieben mit Musqueten und Bajonetten, die übrigen mit Lanzen, Bogen und Hirschfängern bewaffnet sind. So lächerlich dieser nackte und schlecht bewaffnete Haufen in den Augen eines an den Anblick regelmäßiger Truppen gewöhnten Europäers erscheinen mag, so versichere ich Ihnen doch, daß ich den Angriff von 150 bis 200 Indianern oder von 80 brasilischen Soldaten gar nicht fürchte."

Den Indianern machten diese kriegerischen Uebungen großes Vergnügen, deßhalb war nicht nur die ganz streitbare Mannschaft erschienen, sondern auch die sämmtlichen übrigen Bewohner der Colonie hatten sich als Zuschauer eingefunden. Wahrhaftig, ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, als ich diese nackten Menschengestalten in Reih und Glied aufgestellt sah. Einige trugen alte Musqueten auf den Schultern und hatten sich die Patrontaschen und Bandeliere umgehängt, andere hatten sich Säbel und Rapiere um die nackte Hüfte geschnallt, während noch andere lange Spieße führten; doch waren alle, außer den sieben mit Musqueten versehenen Kriegern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.

„Nun, Senhor!" fragte mich Dom Francisco, „wie gefällt Ihnen meine Heldenschaar?"

„In der That vortrefflich; in allem Ernst, ich halte dieses Corps für unüberwindlich."

„Wie so, Senhor?"

„Nun," erwiederte ich, „ich zweifle nicht, daß dasselbe unter Ihrem Oberbefehl den Angriff eines Indianerhaufens zurückschlagen wird, und sollte jemals eine regelmäßige Armee gegen Sie ins Feld rücken, so wird sie beim bloßen Anblick Ihrer Helden — am Todlachen sterben."

Dom Francisco lächelte, was selten geschah. „Lassen Sie das gut seyn," sagte er, „bei meinen geringen Mitteln konnte ich bis jetzt nicht mehr thun; allein verschieben Sie Ihr Urtheil noch eine Zeitlang."

Das Manövriren begann. Die Indianer waren so gut eingeschult und führten die kleinen Exercitien und Evolutionen mit einer Schnelle und Genauigkeit aus, die meine Erwartungen weit übertrafen, und ich kehrte mit einer bessern Meinung von der Macht dieser kleinen Indianerschaar mit Dom Francisco heim, als ich je bei ihrem ersten Anblick hatte vermuthen kön-

Digitized by Google

nen. „Senhor!“ sagte unterwegs mein Wirth, oder wie ich ihn sonst von jetzt an nennen will, mein Freund zu mir, denn es war in der That in der kurzen Zeit unsers Zusammenlebens ein auf Achtung gegründetes Freundschaftsverhältniß zwischen uns entstanden, „Senhor, ich bin selbst Artillerie-Officier gewesen, und weit entfernt unsere schwachen Kräfte zu überschätzen, allein ich und meine Indianer haben die genaue Kenntniß des Locals, und im Fall eines Angriffs den Vortheil eines längst berechneten Planes für uns. Wäre ich im Besitz von 2 Sechspfündern, so könnte ich mich hier in der Wildniß auf eine Weise verschanzen, daß ich im Stande wäre, einem kleinen Heere zu trotzen.“

Ich erinnerte mich der ledernen Kanonen, deren die Schweden sich im dreißigjährigen Kriege bedient hatten, so wie der Geschütze, welche ich in den Missionen zwischen dem Parana und Paraguay gesehen hatte und die von den Jesuiten erfunden worden waren, um sich gegen Ueberfälle und Angriffe jeder Art zu schützen. Diese waren aus Bambusrohr von der Dicke eines Mannesschenkel, das mit Ochsenhäuten und andern starken Fellen überzogen worden war, verfertigt, und hatten den guten Vätern ganz vortreffliche Dienste geleistet. Ich machte meinen Freund hierauf aufmerksam, und wir beschlossen mit der Construction solcher Feuerschlünde einen Versuch zu machen. Material an Bambus war im Ueberfluß vorhanden, und statt der Ochsenhäute nahmen wir Jaguar-, Tapir- und andere starke Felle. Unser Kanonenbau gelang über alle Erwartung, und wir brachten, freilich nicht ohne große Mühseligkeit, und erst nach mehreren mißlungenen Versuchen, 4 Geschütze zu Stande, die im Augenblick der Gefahr ganz vortreffliche Dienste leisten konnten. Mit Schrotkugeln geladen war ihre Wirkung gewaltig. Jetzt aber wurde es nöthig, daß größere Vorräthe an Pulver und Blei von Rio in die Wildniß geschafft würden. Mit einem einzigen Pflanzer unterhielt Dom Francisco eine Verbindung, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, einige ihm ganz unentbehrliche Artikel als Pulver, Blei, Eisengeräthe rc. aus Rio zu beziehen. Dom Francisco sammelte nämlich mit seinen Indianern die kostbare, aber in diesen Wäldern sehr häufig vorkommende Ipecacuanhawurzel in so bedeutender Menge, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, alle jene Bedürfnisse zu bezahlen. Den größten Nutzen zog natürlich der ebenfalls ganz einsam am Parahyba wohnende Pflanzer aus diesem Tauschhandel, der diese Apothekerwaaren auf dem Rücken seiner Saumthiere nach Rio führte, sie dort zu Geld machte und dagegen Dom Francisco die gewünschten Waaren lieferte. Dom Francisco pflegte jährlich mit 30 Indianern zweimal diesen Karawanenzug durch die Wildniß bis zum Parahyba auf nur den Indianern bekannten Schleichwegen zu machen. Ein solcher Zug nahm 18 bis 24 Tage weg.

Ich hielt mich über sechs Wochen unter diesen Wilden auf. Unsere d. h. Dom Francisco's und meine Lebensweise war nun etwa folgende; mit dem ersten Grauen des Morgens wurde im nahen Fluß ein Bad genommen. Kaffee, Thee, Chocolade, Wein, Branntwein und dgl. gab es hier nicht, sondern das einzige Getränk war frisches, klares Quellwasser, das oben von einem Hügel herabsprudelte und wobei sich der Mensch auch am besten befindet. Bei unserer Rückkehr hatte Juan — so hieß der Neger Dom Francisco's, der gewöhnlich das Amt des Koches versah, übrigens mit uns ganz auf dem Fuße der Gleichheit lebte — das Frühstück fertig, das aus gekochtem Reis oder Eiern bestand, und wozu kleine aus Maismehl gebackene Brode gegessen wurden. Das geschah etwa um $6\frac{1}{2}$ Uhr. Gegen 9 Uhr wurden einige Früchte Bananen, Orangen, Ananas oder Melonen verzehrt, und um $12\frac{1}{2}$ Uhr stand das Mittagsmahl auf dem rohgearbeiteten Tische und war meistens so gut und reichlich, wie man es bei den weißen Pflanzern kaum bekommt. Gewöhnlich war Wildpret vorhanden, und an Wildschweins-, Reh- oder Affenbraten kein Mangel; oder das Fleisch vom Leguan, einer Eidechsenart, von zahmem und wildem Geflügel nebst Reis und Bohnen mit spanischem und grünem Pfeffer gewürzt, sowie schöne Südfrüchte erschienen auf der Tafel und luden zur Befriedigung eines rege gewordenen Appetits ein. Wie man sieht, lebten wir fast im Ueberfluß; da erst um $7\frac{1}{2}$ Uhr wieder gegessen wurde, so dürfte die Bemerkung fast überflüssig seyn, daß den aufgetragenen Gerichten vollkommen ihr Recht geschah. Unser Abendessen bestand meistens aus Schweine- oder Ziegenfleisch, wozu der die besten Kartoffeln an Wohlgeschmack übertreffende, in Stücken zerschnittene Maniocca als Zugemüse verzehrt wurde. Die brasilische Ziege ist ein sehr schönes Thier, sie wird leicht fett und ihr Fleisch ist äußerst zart und wohlschmeckend.

Die Zeit wurde uns nicht lang, und wir beschäftigten uns auf mancherlei Weise. Mit dem glücklichen Bau unserer Bambuskanonen schien auf einmal des ganzen Stammes sich ein kriegerischer Geist bemächtigt zu haben. Dom Francisco hielt sich gar nicht sicher vor einem Ueberfall anderer in der Wildniß herumstreifenden zahlreichen Indianerhorden, die früher oder später doch seinen Aufenthalt entdecken mußten, und dann war der Krieg wahrscheinlich da, da der in seiner Colonie herrschende Ueberfluß ein zu großes Reizmittel für die Habgier anderer Wilden seyn mußte. Er wollte deßhalb auf alle Eventualitäten gerüstet seyn und darum machte er seinen Indianern begreiflich, daß ihre größere Sicherheit von der Befestigung ihres Wohnorts abhänge. Der Plan dazu wurde von Dom Francisco und mir entworfen, und die Indianer nahmen sich mit regem Eifer der Ausführung desselben an. Bäume und Hütten, die im Wege standen, wurden hinweggeräumt, und das ganze Dorf gehörig verschanzt und verpallisadirt. In der Leitung dieser Arbeiten stand ich meinem Freund zur Seite, und da dieselben den Indianern Vergnügen gewährten, so schritten dieselben rasch vorwärts und die Werke wurden stark genug, um mit Leichtigkeit den unregelmäßigen Angriff einer auch noch so starken Indianerhorde zurückzuweisen; eine starke Abtheilung regelmäßiger Truppen hätte aber nur unter fast nicht zu bewältigenden Beschwerden in diese Wildniß eindringen können, und würde auch schwerlich einen Führer gefunden haben.

Außerdem beschäftigte ich mich viel mit der Jagd und präparirte Vogelbälge und Käfer, da mein Freund sich erboten hatte, mir solche mit Hülfe seiner Indianer durch die Wildniß schaffen zu lassen. Ich hielt hier eine reiche Ernte, denn kaum waren die Indianer von meinen Wünschen und Absichten in dieser Beziehung unterrichtet, als sich auch Jung und Alt beeiferte, mir in meinen Unternehmungen beizustehen. Kurz, wenn man sich zu beschäftigen weiß, so fühlt man in der Wildniß keine Langeweile, sondern der mannichfaltige Wechsel an neuen Erscheinungen von Menschen, Thieren, Pflanzen und Landschaften bietet dem Geist reiche Nahrung, einen immer neuen Springquell der Betrachtung dar. Wer möchte auch nicht gern, zum wenigsten doch eine Zeitlang, den Aufenthalt in dieser lebensfrischen, farbenreichen Waldeinsamkeit, über welche sich das klare, tiefblaue Himmelsgewölbe des Südens ausspannt, demjenigen in

Digitized by Google

unsern großen Städten, diesen beengenden Steinklumpen, mit ihren mancherlei Mißtönen vorziehen? Wer möchte die frische, elastische Luft dieser im ewigen Festschmuck des Frühlings prangenden Natur nicht lieber einathmen, als die mephitischen Dünste der unerquicklichen Atmosphäre großer Städte? Wer möchte in dem ernsten und dennoch so laut redenden Schweigen dieser Wildniß nicht lieber die hohe Sabbathsfeier einer brasilischen Mondnacht mit ihren flammenden Sternen als der Aufführung eines Theaterstücks der Madame Birchpfeiffer und Compagnie beiwohnen? Mir däucht, die Wahl müßte nicht schwer fallen.

Ich begleitete die Indianer zuweilen auf ihren Jagdzügen. Auf einer solchen Streiferei wäre ich jedoch bald übel gefahren, da ich in der Hitze der Jagd den leichtfüßigen, nackten Indianern, die mit großer Gelenkigkeit durch das Dickicht des Waldes gleiten, nicht zu folgen vermochte und somit mich bald allein und verlassen in der Wildniß sah, in welcher ich, ohne einen andern Begleiter als meinen Hühnerhund, drei Tage und drei Nächte herumirren mußte. Ich hatte nur wenige Lebensmittel bei mir und auch mein Pulvervorrath neigte sich zu Ende. Es ist für einen civilisirten Menschen, wenn er nicht mit den nöthigen Instrumenten versehen ist, eine reine Unmöglichkeit, sich in diesen Tausende von Quadratmeilen bedeckenden Wildnissen zurecht zu finden. Wir hatten Kreuz- und Querzüge auf der Jagd gemacht, und dadurch war die Aufgabe noch schwieriger geworden, auch nur mit einiger Zuversichtlichkeit eine richtige, zu unserm Dorfe führende Richtung einzuschlagen, da von Wegen hier überall nicht die geringste Spur vorhanden war. Diese Ungewißheit, ob man sich dem gewünschten Ziele nähert oder vielleicht mit jedem Schritt sich tiefer in die Wildniß verliert, worin man, den Tod unter vielnamigen und den furchtbarsten Gestalten beständig vor Augen, Jahre lang à la Robinson hätte herumirren können, ist in der That höchst qualvoll. Meine einzige Hoffnung hatte ich darauf gesetzt den Fluß zu erreichen, der an der Indianercolonie vorüberfloß und in seiner Hauptrichtung von Westen nach Osten zog. Gelang mir dieß, so war auch der Faden gefunden, der mich aus diesem Labyrinthe führen mußte. Ich schlug deßhalb so viel wie möglich eine gerade, südliche Richtung ein, wobei mir die Sonne zum Wegweiser diente. Welche Beschwerden und Mühseligkeiten auf dieser Irrfahrt durch pfadlosen Urwald zu überwinden waren, ist schwer zu beschreiben. Da, bei solchen Gelegenheiten, ergreift uns das tiefe Gefühl des Allein- und Verlassenseyns mit seiner ganzen niederdrückenden Gewalt, und man lernt das Glück würdigen, einen treuen Freund an der Seite zu haben. Die Gesellschaft meines Hühnerhundes gereichte mir zu keinem geringen Troste, denn er war in dieser unabsehbaren Waldwüste das einzige Wesen, auf dessen Treue und Anhänglichkeit ich zählen konnte.

Auf dieser Irrfahrt entdeckte ich mehrere heiße Schwefelquellen, die in ihren Bestandtheilen nicht wesentlich von einander abzuweichen schienen, wohl aber eine ungleiche Temperatur zeigten; sie werden wahrscheinlich aus hydrothionsaurem Kalk, salzsaurem Natron, salzsaurem Kalk und Kieselerde bestehen. Nach hundert und mehrern Jahren, wenn diese Wildnisse sich alsdann vielleicht in bewohntere Gegenden umgewandelt haben, werden sich leicht Vorkehrungen treffen lassen, um den aus verwittertem Schieferthon und dem Niederschlag der Quellen bestehenden Schlamm zu Bädern zu benutzen, die gegen Gicht, Rheumatismen, chronische Hautausschläge, Lähmungen ꝛc. gute Dienste thun würden. In der Nähe von Rio, in welcher Stadt und deren Umgegend jene Krankheiten, namentlich Hautausschläge, so häufig vorkommen, daß man nicht selten an den mit Brillantringen geschmückten Händen vornehmer Damen die eklichsten Ausschläge bemerkt, würde der Besitz solcher Quellen dem Eigenthümer großen Gewinn abwerfen und vielen Leidenden Hülfe gewähren, während hier in der Wildniß ihre Heilkräfte ungenutzt verrinnen.

Erst am Abend des zweiten Tages gelangte ich glücklicherweise an den kleinen Fluß, dessen Laufe ich am folgenden Morgen folgte und der mich am Nachmittag, zwar mit zerrissenem Gesicht, blutenden Händen und wunden Füßen und in hohem Grade erschöpft, jedoch wohlbehalten zu den Patachos zurückführte. Die Freude über meine glückliche Rückkehr war lebhaft, denn man war meinetwegen in großen Sorgen gewesen. Zwei Tage hindurch hatte Dom Francisco mit seinen Indianern die ganze Umgegend vergeblich durchstrichen, um eine Spur von mir aufzufinden, und Antonio hatte auch heute wieder diese Nachforschungen fortgesetzt, von welcher er erst spät in der Nacht heimkehrte. Man kann sich die Freude der treuen Seele denken, als wir uns wieder sahen, und ich ihn, den oft geprüften und bewährten Freund, an das dankbare Herz schloß.

Die Organisation der arabischen Stämme in Algerien.

(Aus: Dawson Borrer's Campaign in the Kabylie.)

Die arabischen Stämme in Algerien sind die Nachkommen der großen Heerschaar, welche in der zweiten Hälfte des 7ten Jahrhunderts nach der Eroberung von Aegypten weiter eilte, um die Heere der Byzantiner und Berbern von Cyrene bis Tanger zu vernichten, und welche die Fahne des religiösen Fanatismus bis zu den Ufern des atlantischen Meeres trug. Man kann die Araber von Algerien in drei Classen eintheilen: diejenigen, welche das Tell bewohnen, diejenigen, welche auf den Hochebenen in den Bergdistricten sich aufhalten, und die nomadischen Stämme, die ächten Kinder der Wüste.

Die erstgenannten sind Ackerbauer und bewohnen den Theil von Nordafrika, welcher nördlich vom mittelländischen Meere und südlich von den Bergen des kleinen Atlas begränzt wird, und „Tell," d. h. culturfähiges und korntragendes Land heißt; das Tell erstreckt sich von der Küste ins Land hinein 40—50 Stunden weit und enthält etwa 16,000,000 Hectaren Landes (ungefähr 40,000,000 Morgen). Da bei dem fruchtbaren Boden und Klima von Afrika eine Hectare zur Ernährung einer Person ausreicht (während dafür in Frankreich 2—3 Hectaren erforderlich sind), so könnte das Tell 16 Millionen Menschen ernähren. Der Boden dieses Landstrichs ist von der größten Fruchtbarkeit und ebenso tauglich zum Getreidebau, als zur Weide für Hornvieh. Die zweite Classe jener Araber weidet ihre Heerden auf den erwähnten Hochebenen, die zwischen dem Tell und der „Kleinen Wüste" liegend, zwar nicht reich an Korn sind, aber vortreffliche Weideplätze enthalten. Die „Kleine Wüste" oder „die kleine Sahara" liegt zwischen dem Tell und der großen Saharawüste, und heißt eine Wüste, weil das Land kein Korn erzeugt, obgleich es übrigens theilweise fruchtbar und stark bevölkert ist.

Diejenige Macht nun, welche die Beherrscherin des Tell ist, erstreckt in vieler Hinsicht ihre Autorität bis tief in die Wüste hinein, weil die Bewohner derselben und des Tell von einander abhängig sind, jedoch nach den Naturverhältnissen erstere viel mehr von letztern, als umgekehrt; denn die Erzeugnisse der Wüste sind Luxusartikel, wie Datteln, Kleiderstoffe u. s. w., die Erzeugnisse des Tell aber nothwendige Lebensbedürfnisse, wie Korn u. s. w.; deßhalb sagt ein Sprüchwort der arabischen Wüstenstämme: „derjenige ist unser Herr, welcher der Herr unserer Mutter ist, und unsere Mutter ist das Tell." Fast alle Stämme der Saharawüste besuchen in jedem Jahr das Tell. Im Winter und Frühling gibt ihnen die Wüste Wasser und Viehfutter, und sie ziehen dann von einer Gegend zur andern umher und halten sich an derselben Stelle nur so lange auf, als sie dort Wasser und Weide finden. Wenn aber gegen das

Digitized by Google

Ende des Frühlings die Brunnen anfangen zu versiegen und die Sonne die Vegetation versengt, so ziehen sie nach den Ortschaften in den Oasen der Wüste, beladen ihre Kamele mit Datteln und Kleiderstoffen, und wandern mit ihren Weibern, Heerden, Zelten, kurz mit ihrer gesammten Habe nach Norden zu. Um die Erntezeit kommen sie im Tell an, bleiben dort während des Sommers, schlagen ihre schwarzen Zelte auf und richten sich häuslich für diese Zeit ein. Dann gibt es dort Korn genug und zu billigem Preise, wenn das Jahr ein günstiges war; es entsteht ein lebhafter Verkehr, Datteln und Zeuge werden gegen Korn, Wolle, Hornvieh u. s. w. in Tausch umgesetzt. Ist die große Hitze vorüber und der Sommer zu Ende gegangen, so herrscht Leben und Bewegung in ihren Duars, denn jetzt hat die Natur das Zeichen zur Abreise gegeben, und es ist ein Zeichen der Freude für diese Kinder der Wüste. Die Kamele sind rasch beladen, die schwarzen Zeltdörfer verschwinden und schwer belastet mit den Schätzen des reichen Tell ziehen sie wieder zurück gen Süden. Gegen die Mitte Octobers begrüßen sie ihre ferne Heimath wieder, wo jetzt die Datteln reif sind und wo sie einen Monat in den Palmenhainen verweilen, um deren Früchte einzusammeln. Für das mitgebrachte Korn und Wolle tauschen sie frische Datteln, Burnusse, Haiks und andere wollene Zeuge ein, welche sie in Vorrathshäusern in der Oase aufbewahren, während sie ihren aus Erdhütten bestehenden Dörfern ein Lebewohl sagen, und mit ihren Heerden und Gezelten tiefer in die Wüste eindringen, wo sie von einer Weide zur andern, von Brunnen zu Brunnen hin- und herziehen, bis die Sonne ihnen wieder das Herannahen des Sommers verkündet, und daß die Zeit wieder gekommen, um ihre große Mutter Tell zu besuchen. So ist die regelmäßige Lebensweise der ächt nomadischen Araberstämme von Algerien, welche auf diese Weise einen ewigen Sommer genießen, denn den Winter kann man wohl als Sommer in der Wüste rechnen, weil es nur dann dort Wasser und Grün gibt. Erst wenn die heißen Tage erscheinen und die Quellen vertrocknet sind, ist die Wüste wirklich eine Wüste, denn dann verdorrt und stirbt alle Vegetation unter der Sonnengluth, mit Ausnahme der schlanken Dattelpalmen, welche, von Wasser umgeben — das ihnen durch künstlich angelegte Canäle aus dem Quell, der vielleicht in einer Entfernung von mehreren Tagreisen der einzige noch fließende ist, zugeführt wird — kühle, wenn gleich nur kleine Haine bilden, wo rother Pfeffer, Hirse und Wassermelonen gedeihen, um der spärlichen Bevölkerung hinreichende Nahrung zu geben.

Alle diese Araberstämme haben den Einfluß, welche Blutsverwandtschaft erzeugt, so wie eine aristokratische Regierungsform und die Neigung zum Wanderleben mit einander gemein; jedoch findet sich letztere Neigung bei den Tellias (Bewohnern des Tell) als Ackerbauern nicht in dem Maße wie bei der zweiten Classe, welche als Schäfer beständig ihren Aufenthalt verändern müssen, um frische Weiden aufzusuchen. Manche unter den Stämmen aller drei Classen sind zahlreich und mächtig, aber ebenso wie bei den Indianern Nordamerika's sind durch ihre, manchen Zufälligkeiten unterworfene Lebensweise, so wie durch erbliche Krankheiten und beständige Fehden unter einander, einige dieser Stämme fast ausgerottet und andere gänzlich in Vergessenheit begraben.

So viel ihr sociales Verhältniß betrifft, so genießen die Häupter der Familie großen Respect bei deren Mitgliedern und Nachkommen, welche um das Zelt des Patriarchen sich niedergelassen haben und mit ihren Verwandten und Sklaven nach und nach ein „Duar" (einen Kreis von Zelten) bilden, wo jener der „Scheich" (Aeltester) ist, der eine absolute Autorität über diesen Familienkreis ausübt. Wenn sodann mehrere „Duars" des wechselseitigen Schutzes wegen oder aus andern Gründen sich mit einander vereinigen, so heißt eine solche Verbindung „Ferka" und die Scheichs bilden zusammen die „Dschemaa," d. h. den Rath, um die gemeinschaftlichen Interessen des Bundes zu besorgen; einer der Scheichs wird in Betracht seines höhern Adels, seines Alters, Verstandes oder tadellosen Lebenswandels zum Vorstande jener Rathsversammlung ernannt. Geburtsadel steht bei diesem wilden, aber aristokratisch gesinnten Volke in hoher Achtung; deßhalb werden alle Nachkommen der Fatmeh, der Tochter des Propheten Mohammed und seines Bruders Sidi Ali Ben Abi Thaleb, als Adelige des höchsten Ranges angesehen und führen den Titel: „Scherif" oder „Sidi," d. h. Herr, und eins der wichtigsten Privilegien derselben ist das Recht nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden, wenn sie die Gesetze übertreten haben. Die Abkömmlinge vom Stamme Koreisch, wozu der Prophet gehörte, oder von den Stämmen, welche die Fahne des Islam zuerst im westlichen Afrika aufpflanzten, gelten für adelig, aber als dem Kriegeradel angehörig. Außer diesen gibt es eine dritte Adelsclasse, die Marabuts, welche unter der arabischen Aristokratie gewissermaßen die Prälaten vorstellen, und an Einfluß die andern Classen zu übertreffen pflegen. Sie haben sich der Aufrechthaltung ihres Glaubens gewidmet, führen ein ascetisches Leben, beschäftigen sich mit Studien und Unterricht in der Lehre Mohammeds, und besitzen die Gabe der Prophezeihung und Wunder zu thun, wie ihre abergläubigen Schüler vermeinen. Diese Männer sind im Leben mit einem heiligen Nimbus umgeben, und nach ihrem Tode werden ihre Grabstätten (Cabba) Orte, wo der Pilger betet und der Verbrecher ein Asyl findet, wo alle frommen Moslem und die Scheichs der Ferkas aus der Umgegend zur Berathung sich versammeln. Ueberall, auf den bewaldeten Abhängen des Atlas wie in den weiten Ebenen von Algerien, fällt das Auge des Wanderers gar häufig auf die weißen Kuppeln dieser heiligen Gräber. In des Arabers Brust ist religiöser Glaube tief eingewurzelt, so tief daß solcher zu Fanatismus wird. Die von den Franzosen in Algerien bis vor kurzer Zeit bewiesene gänzliche Vernachlässigung der Religion war die Ursache, daß man sie für ein Volk ohne alle Religion hielt, und dieses hat sie unbezweifelt in den Augen der Araber bei weitem verabscheuungswerther gemacht, als wenn sie Verehrung des Christenthums an den Tag gelegt hätten. Ein französischer Schriftsteller hat die sehr richtige Bemerkung gemacht: „die Araber können einen Staat ohne Religion sich nicht denken. Als sie gewahrten, daß wir keinen religiösen Cultus hatten, so schlossen sie daraus, daß wir keine Staatsgesellschaft, sondern ein Haufen zusammengelaufener Menschen ohne alle Religion seyen." Der Abbé Suchet, welcher im Jahre 1842 den Muth hatte, Abdel-Kader in seinem Lager zwischen Takdempt und Mascara aufzusuchen, um die Loslassung von 56 seiner als Gefangene in den Händen des Emir befindlichen Landsleute zu erbitten, erzählt: daß man überall, wo er gewesen, ihm als einem Priester die größte Hochachtung bezeugt habe, und diesem seinem Stande muß man zum großen Theile es zuschreiben, daß die Gefangenen sofort und ohne Lösegeld von dem Emir freigegeben wurden. Doch, um wieder auf die Marabuts zurückzukommen, so vereinigen sich oft ihrer mehrere und bilden zusammen einen eigenen Duar, oder wenn ihre Zahl sehr groß ist, eine eigene Ferka in der Nähe einer Capelle oder eines dem Andenken eines verstorbenen Marabut geweihten Grabmals. Dort unterrichten sie eine Anzahl junger Männer in den Lehren des Koran, und leben theils von den Einkünften der ihnen angewiesenen Grundstücke, theils von den ihnen gemachten frommen Geschenken. Sie sind verpflichtet Gastlichkeit zu üben und Unglückliche zu unterstützen, sie segnen die Ehen ein, sprechen Ehescheidungen aus u. s. w.; die Schüler dieser Priester heißen „Tolbas" oder Gelehrte. Dabei wollen wir bemerken, daß alle drei Adelsclassen der Araber erbliche sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein flüchtiger Sklave in Liverpool. Henry Box Brown, der seinen Namen Box, Kiste, wahrscheinlich von seiner Flucht aus Richmond erhielt, wo er in einer Kiste als Waarenstück fortgeschafft und an einen der eifrigsten Abolitionisten adressirt worden war, gewann nach seiner, Ende März 1849 bewerkstelligten Flucht seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er in einem Panorama die Leiden der Sklaven vorzeigte, und auch Vorlesungen gegen die Sklaverei hielt, wodurch er sich den Sklaveneigenthümern des Südens besonders verhaßt machte. Natürlich wurden, als die Bill über die flüchtigen Sklaven im Congreß durchgegangen war, alle Mittel in Bewegung gesetzt, um sich dieses Mannes zu bemächtigen, aber er entkam auf ein englisches Schiff und langte, wenn auch ohne Subsistenzmittel, so doch frei, in Liverpool an, wo man sich jetzt bemüht ihm Unterhalt zu verschaffen. (Shipp. Gaz. 7 Novbr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 281. 23 November 1850.

Die Präsidentenbotschaft Ludwig Bonaparte's.

Wir haben in der Skizze des letzten Regierungsjahres Ludwig Bonaparte's (s. Nr. 224 ff. 230 ff.) ein sehr ungünstiges Bild von ihm entworfen, und sein nachheriges Benehmen, die Popularitätsjagd auf seinen Reisen und die Bewirthung der Soldaten, haben das Urtheil, das wir über ihn gefällt, nur noch verstärken können. Der öffentliche Unwille ist ihm auch in Frankreich nicht vorenthalten worden, und war es nicht gerade immer republikanischer Freimuth, sondern eher Parteihaß, welcher ihm sein Spiegelbild vorhielt, so war dasselbe doch so grell, daß Hr. Ludwig Bonaparte nothwendig zur Besinnung kommen und einsehen mußte, auf dem eingeschlagenen Wege werde er seinen Zweck in keiner Weise erreichen. Das Schlimmste dabei ist, daß er durch sein jetzt zweijähriges Regiment deutlich genug zu erkennen gab, daß keine Partei sich auf ihn verlassen könne, daß er launisch, vom Augenblick und von der Eitelkeit beherrscht sey, und daß somit keine der großen Parteien, sey es zu einem temporären, sey es zu einem bleibenden Zweck mit ihm gehen könne. Die Art, wie er von Anfang an seine Stellung auffaßte, war durchaus falsch: solange er die extreme Republikanerpartei zu fürchten hatte, solange er gewärtig seyn mußte, daß eines schönen Morgens ein Offizier zu ihm ins Zimmer trat, und ihn im Namen der Nationalversammlung für seinen Gefangenen erklärte, — ein Schicksal, das ihm bekanntlich in den ersten Monaten des Jahres 1849 mehr als einmal nahe stand, ließ er sich von den Matadoren der sogenannten Ordnungs- und monarchischen Parteien leiten; kaum hatten ihm aber diese seine Mentoren den Dienst erwiesen, ihn durch den Streich vom 13 Jun. 1849 von seinen schlimmsten Feinden zu befreien, so glaubte er sich dieser Leitung entziehen zu können, pochte auf seine Herkunft und spielte den kaiserlichen Prätendenten mit einer Affectation, die ihn den einen verächtlich, den andern verhaßt machte. Er hatte eine — so viel man unter den gegenwärtigen Umständen Frankreichs sagen kann — sichere Aussicht eine Verlängerung seiner Gewalt trotz der entgegenstehenden Paragraphen der „Constitution-Marrast," wie man sich jetzt gewöhnlich etwas spöttisch ausdrückt, zu erhalten. Diese Aussicht, lag darin, daß die Altrepublikaner ihre Regierungsunfähigkeit hinlänglich beurkundet hatten, und die Nation deßhalb nichts von ihnen wollte, daß die monarchischen Parteien, so sehr auch die Führer bis zu einem gewissen Punkt einig waren, doch sich über das letzte Ziel, die Wiedereinsetzung des Monarchen, nie vereinigen konnten, wegen der gänzlich verschiedenen und einander widerstrebenden Classen, aus denen sie bestanden, und drittens darin, daß die Nation, um nur Ruhe zu haben, und die Continuität der Regierung zu sichern, sich an ihn geklammert hätte, da man die alle vier Jahre wiederkehrende Aufregung einer allgemeinen Wahl mit entschiedenem Mißtrauen ansah, und eine übergroße Zahl den Mann, der wenigstens eine Quasilegitimität repräsentirt, unterstützt hätte, wenn er nur einigermaaßen den Erwartungen, die man hegte, entgegengekommen wäre. Daß er Ende Octobers 1849 die Miene annahm, selbst und unabhängig von den Parteien regieren zu wollen, war an sich kein Fehler, vielmehr darf man geradezu behaupten, daß die öffentliche Meinung diesen Schritt ziemlich allgemein gut aufnahm, denn sie war durch das widerliche, aussichtslose Gezerre der Parteien ermüdet und angewidert; wer aber so die Zügel der Gewalt übernimmt, muß genauer wissen was er will, als Hr. L. Bonaparte es zu wissen scheint. Sein Manifest vom 31 Oct. 1849 war nur eine blasse Copie des 18. Brumaire, wie die modernen Jakobiner eine blasse Copie der alten sind, aber die Lage der Verhältnisse erfordert weder einen Napoleon noch Jakobiner, sondern einzig einen Mann, der die materielle Thätigkeit der Nation auf eine gedeihliche Weise leitet, und dadurch die Möglichkeit gewährt, die politischen Streitfragen in gemessener Ruhe abzuspinnen.

Zu dieser Erkenntniß scheint Hr. Ludwig Bonaparte erst gekommen zu seyn, nachdem er sich durch seine bis ins Absurde getriebenen Prätensionen mit der Nationalversammlung gründlich überworfen hatte, nachdem er selbst die zum Theil aus dem Abschaum der Hauptstadt zusammengelesene Gesellschaft vom 10 Dec., der man zu guterletzt noch völlige Mordanschläge schuld gegeben hatte, auflösen und sich von Changarnier in dessen Tagsbefehl geradezu hätte schulmeistern lassen müssen. Die „sehr constitutionelle" Sprache, welche jetzt in seiner Botschaft herrscht, wird also ihm nicht mehr zum Vortheil angerechnet werden, wohl aber kann sie noch den andern Parteien zum Nachtheil gereichen, denn führt nicht die Unbesonnenheit des „Prinzen-Prätendenten" einen gewaltsamen Zustand herbei, in welchem die monarchischen Parteien *vielleicht* ihren Zweck erreichen, so verläuft die Präsidentschaftsperiode ganz ruhig, niemand hat Veranlassung etwas gegen die bestehenden Gesetze zu unternehmen, die Wahl geht vor sich, und wenn, wie bei der Zerrissenheit der Parteien zu erwarten, kein Candidat die erforderliche Zahl der Stimmen bekommt, so geht die Wahl an die Nationalversammlung über, deren Mehrheit sich zweifelsohne für Changarnier entscheidet; dann steht die Republik noch weitere vier Jahre, und kann möglicherweise sich befestigen, ein Ziel, das weder die Legitimisten, noch die Orleanisten, und am allerwenigsten die fremden Mächte wollten, von denen einige sich sehr geschäftig in

Digitized by Google

die innern Intriguen eingemischt haben. Man muß dabei nicht vergessen, daß der Verwaltungsmechanismus, wie ihn Napoleon, der Onkel nämlich, nicht der Neffe, begründet hat, und der bis jetzt nur höchst unbedeutend geändert wurde, ein sehr fügsames Werkzeug ist, das, wie dem Gründer, so der Restauration und der Juliusmonarchie, jetzt der Republik dient, und daß die Trägheitskraft, welche in den neuern Gesellschaften liegt, das Bestehende mit Macht hütet.

L. Bonaparte hat den eigentlich politischen Streit vorerst abgeschnitten und den Kampf auf die Wahlen hingewiesen; was in den Wahlen entscheiden kann, wird also jetzt von vorherrschender Wichtigkeit seyn, darunter das Mairegesetz. Wenn aber die Aufmerksamkeit sich jetzt auf die binnen 15 Monaten bevorstehende Wahl eines Präsidenten der Republik gerichtet seyn muß, so darf man nicht vergessen, daß der Präsident jetzt gerade das Gegentheil von dem ist, was er vor dem 10 December 1848 war; damals konnte man ihn als pis aller fast aller Parteien betrachten, was gewiß zu seiner Wahl am meisten beitrug, jetzt steht er allen Parteien feindlich gegenüber oder ist mindestens für sie, namentlich auch für die eigentliche Regierungspartei, zu welcher wir die Häupter der Orleanisten zählen, eine Verlegenheit. Sie kennen seinen Unbestand, seine Unzuverlässigkeit, und diese ist in einer so gährenden Gesellschaft wie eine neugegründete Republik nicht bloß eine ernste Verlegenheit, sondern ein positiver Nachtheil. Wäre Ludwig Napoleon ein legitimer Fürst und als solcher unbestritten von der Nation anerkannt, so würde sich seine Unbeständigkeit in einigen ernsthaften, lange hinaus gesponnenen Ministerkrisen die Hörner ablaufen, einen solchen Zustand kann man aber in einer Republik, und namentlich in einer so schwankenden, nicht ertragen. Es ist deßhalb wahrscheinlich, daß von jetzt an, wo sich Ludwig Bonaparte auf den gesetzlichen Boden stellte, und dadurch dem Angriff, der hätte erfolgen müssen, auswich, die böse Nachrede über seine frühern Extravaganzen herfallen, und man ihn in der öffentlichen Meinung so zu verderben suchen wird, daß seine Wiedererwählung, die ohnehin ungesetzlich wäre, vereitelt werden kann. Die verächtliche Bestechung der Truppen durch Weinflaschen und Würste, so wie die Ausschweifungen der Gesellschaft des zehnten Decembers, lauter Dinge, welche den Gegenstand officieller Berathungen in der Versammlung bilden werden, können genügenden Stoff liefern, um dem Präsidenten den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dieser dürfte also gerade in demjenigen Jahre, wo er in die Bahn des Gesetzes eingelenkt hat, am härtesten von der Presse mitgenommen werden. Darauf deutet die Bissigkeit, mit der man die wirklichen oder angeblichen Ermordungsplane gegen Changarnier und Dupin immer wieder hervorzieht, und die bonapartistischen Blätter schüren selbst das Feuer, indem sie den Orleanisten gleichfalls ein Complott zur Wiedereinsetzung des Grafen von Paris Schuld geben.

Die Botschaft mit ihrer ganzen Ausdehnung, die augenscheinlich nach amerikanischem Muster gehalten ist, und deren Abfassung hauptsächlich Abbatucci zugeschrieben wird, kann der Erhaltung der Republik, wenn auch nicht der Verlängerung der Gewalt des Präsidenten, nur förderlich seyn. Dabei ist indeß zu bemerken, daß die auswärtige Politik gar nicht im Sinne der französischen Republikaner von ächtem Schrot und Korn ist. Diese haben sich in der Auffassung auswärtiger Fragen stets höchst ungeschickt gezeigt, und allenthalben den Aufstand bevorwortet, wenn auch das Resultat des Aufstandes Frankreich nichts weniger als vortheilhaft seyn konnte; sie sind gewöhnlich in dem von Napoleon geschaffenen System französischer Uebermacht befangen, und glauben, jedes Volk das sich empöre, müsse sich ganz von selbst Frankreich in die Arme werfen, und seine Eingebungen, dann endlich auch seine Regenten von Frankreich empfangen. Diese Ansicht, welche in den letzten Monaten der Regierung Ludwig Philipps allenthalben durchbrach ist es, welche den Herzog von Noailles zu dem unwilligen Ausdruck veranlaßte: „was glauben denn die Herren, daß die Folge seyn wird, wenn Italien und Deutschland eine Revolution durchmachen und sich zu Einem Staatskörper verbinden!" Die Majorität ist nicht so enthusiastisch, wie eine Anzahl enthusiastischer oder beschränkter Republikaner, sie will vor allem das Uebergewicht Frankreichs, und dieß Uebergewicht ist nicht zu bewahren, wenn Italien und Deutschland zur Einheit gelangen. Darum hält Hr. Ludwig Bonaparte seiner Politik in Italien und namentlich der Verbindung mit dem Papst eine sehr entschiedene Lobrede, bezeichnet aber in Bezug auf Deutschland die Stellung Frankreichs durch den charakteristischen Gemeinplatz, Frankreich werde neutral bleiben und sich nicht einmischen, „solange nicht Frankreichs Interesse und das europäische Gleichgewicht angetastet würden." Diesen Gesinnungen klatschte die Majorität Beifall. Der moralische Widerspruch, daß die französische Republik die italienische unterdrückt, macht ihr keinen Kummer, denn bis jetzt hat dieser Widerspruch keine praktischen Folgen, und in Bezug auf Deutschland und die damit zusammenhängende dänische Frage drückt man sich mit auffallender Zweideutigkeit aus, da man noch nicht wissen kann, ob nicht russische Ansichten und Bestrebungen das Uebergewicht erlangen, und am Ende gegen die Republik zu Felde gezogen wird.

Das sind aber Vermuthungen und Möglichkeiten, in die sich die Botschaft nicht weiter versteigt, und welche wir gleichfalls bei Seite liegen lassen. Die Bedeutung der Botschaft liegt in ihrer Beziehung zu den innern Angelegenheiten Frankreichs, und hier finden wir denselben Zustand der öffentlichen Meinung, wie Ende November 1849. Auch damals waren die Parteien verblüfft durch die Sprache der an die Nationalversammlung gelangten Botschaft, und das große Publicum zeigte sich zufrieden, weil es des Parteigezänks herzlich müde geworden. Schlimm war es nur, daß der vernünftigen Rede im October 1849 nicht ein eben so besonnenes Handeln im Laufe des Jahres folgte, und dieselbe Ansicht mag jetzt wieder vorherrschen, daß es nicht eben schwer hält, hochherzige Gesinnungen auszusprechen, daß es aber sehr schwer ist, sie in allen Theilen der Regierungspolitik zu bethätigen. Ludwig Bonaparte hat in seiner Botschaft allen Repressivgesetzen, die im Laufe des vorigen Jahres erlassen wurden, seinen Beifall gezollt, sich also in dieser Beziehung wieder gänzlich auf die Seite der Majorität gestellt; daß somit die Republikaner seiner Wiedererwählung jedes mögliche Hinderniß entgegensetzen werden, läßt sich ohne Mühe und ohne Besorgniß durch die Folge Lügen gestraft zu werden prophezeihen. Er kündigt indeß ein neues, in vielen Beziehungen allerdings nothwendiges Repressivgesetz an, nämlich die Aenderung des Mairegesetzes, deren Wahl jetzt den Gemeinden zusteht, von denen es bei der bisherigen Ungewohntheit sich selbst zu verwalten mannichfach nicht aufs beste angewendet wird. Darüber könnte sich die Majorität spalten, denn ein bedeutender Theil der Legitimisten hat sich dem vorgeschlagenen Mairegesetz schon im Frühjahr widersetzt, und nichts zeigt an, daß sie ihre Ansicht geändert hätte; sie gehen Hand in Hand mit der Geistlichkeit und werden im Westen und Süden fast allenthalben Maires ihrer Partei wählen

Digitized by Google

lassen können. Sobald der Präsident sie hier im Sitz ihrer Macht angreift, und dieß hat er in seiner Botschaft gethan, so werden sie sich ihm auf alle Weise widersetzen, und in dieser Beziehung ist eine, wenn auch nur temporäre Coalition mit den Republikanern möglich und wahrscheinlich, eine Coalition, welche vollends die Aussichten Hrn. Ludwig Bonaparte's für die Zukunft gewaltig mindert.

Wenn niemand leicht den Franzosen einen Salto mortale wie den von der Erbmonarchie zur Republik vorgeschlagen hätte, wenn sie diesen Salto jedenfalls ziemlich theuer bezahlt haben, und die Dauer der Republik nichts weniger als gesichert ist, so muß man auf der andern Seite doch auch anerkennen, daß das allgemeine Wahlrecht, selbst in seiner jetzigen beschränkten Form, und vielleicht in dieser mehr als in der vorigen turbulenten, der Verwaltungsmaschine, die wie verrostet war, und wenn sie sich bewegen sollte, entsetzlich knarrte, einen kräftigen Anstoß gegeben hat. Wie lange und unnütz hat die vorige Verwaltung an der Salzauflage, an der Postreform herumgestümpert, wie lange hat sie über einer für den Credit Frankreichs unerläßlichen Aenderung der Hypothekengesetze gebrütet; alles dieß ist entweder bereits vollführt, oder der Ausführung nahe, und selbst den fressenden Krebs der Einrichtungen Frankreichs, die Ueberzahl von Stellen, fängt man an einzuschränken; die Verwaltung hat in diesem Jahre eine neue Eintheilung der Steuerdistricte vorgenommen, wodurch nicht weniger als 1500 Beamtenstellen nach und nach eingehen werden, was immerhin eine Ersparniß von mehreren Millionen ist. Auch die Finanzen bessern sich, und trotz des noch herrschenden Deficits werden die Eisenbahnen möglichst fortgesetzt: im zweiten Halbjahr 1849 wurden nicht weniger als 574 Kilometer vollendet, im J. 1850 152, und im nächsten Jahre werden 513 Kilometers fertig werden. Kurz wenn man die Botschaft durchliest, kann man nicht verkennen, daß ein neuer Geist der Rührigkeit und Thätigkeit in die Verwaltung gedrungen ist. Hiebei können wir indeß eine Bemerkung nicht unterdrücken; der Rechenschaftsbericht der vor der Nation abgestattet werden und der ins Detail eingehen muß, während die Thronreden sich nur in allgemeinen Phrasen hielten, muß auf die Verwaltung zurückwirken; sie wird bei dieser jedesmaligen Recapitulation nicht mit leeren Händen auftreten wollen, und dieß nöthigt die Departementsvorsteher zu einer Thätigkeit, welche von den ersprießlichsten Folgen seyn muß.

Der Präsident kündigt an, das Deficit von 1849 habe sich auf 200 Millionen beschränkt, statt auf 300, wie man gefürchtet, sich zu erheben, durch die eingetretenen Ersparnisse und das steigende Einkommen werde das Deficit des Jahres 1850 wesentlich ermäßigt, und im Jahre 1851 das Gleichgewicht hergestellt seyn. Wenn dieß wahr ist, so würde sich die Republik schneller von dem Stoße der Revolution erholen, als die Juliusmonarchie. Dazu hat die Verminderung des Landheers um 55,000 Mann und 6000 Pferde, so wie der Marine um 7000 Mann sicherlich nicht wenig beigetragen. Wir werden hier auf einen Umstand aufmerksam gemacht, der zum Sturze Ludwig Philipps nicht wenig mitgewirkt. Dieser hatte augenscheinlich den Entschluß gefaßt sich für die Demüthigung des Jahres 1840 an England zu rächen. Seit dieser Zeit schritten die Seerüstungen und Befestigungen in einem früher nie erhörten Grade vorwärts, und spannten die financiellen Kräfte des Landes in einem Grade an, daß sie beim ersten Stoße, wie im Jahre 1847, dem Bruche nahe waren. Die Republik und das allgemeine Stimmrecht führen die Gedanken nothwendig von den äußern Verhältnissen mehr zurück auf die innern und nöthigen zu einer Aufmerksamkeit auf die Wünsche des Volks, wie man sie früher in keiner Weise gekannt und geübt hat. Man kann, wenn man die Botschaft durchliest, nicht umhin, dem wahrhaft geschäftsmäßigen Geist derselben seine Anerkennung zu zollen, und die günstige Aufnahme, die sie gefunden hat, ist daraus sehr erklärlich. Ebenso aber auch der Verdruß der monarchischen Parteien, die nun, gleich den fliehenden Parthern, ihre Pfeile, und zwar sehr giftige Pfeile, rückwärts senden, und gerade durch das Lob, das sie der Botschaft ertheilen, die Lächerlichkeit der frühern Prätensionen des Prinzen um so mehr ins Licht stellen. Den wahrsten Gedanken der Botschaft drückt wohl die Revue des deux Mondes (vom 15 November) in nachstehenden Worten aus: „Das Benehmen, dessen Programm sich der Präsident der Republik öffentlich vorgezeichnet hat, könnte wohl ein System seyn, und dieß System hat jedenfalls etwas großartiges, loyales. Man wäre indeß nicht Mensch, wenn man bei der Verzichtung auf etwaige glänzende Aussichten, die auf der Hand zu liegen schienen, nicht die geheime Befriedigung hätte, andern, die eine nicht sehr angenehme Diversion machten, dieselben gleichfalls zu versperren. Es wäre nicht unmöglich, daß man sich entschlossen die Tuilerien gesperrt zu halten, um desto eher zu hindern, daß irgend jemand sich dort festsetze, und vielleicht beschreitet man den Weg der Entsagung nur darum so entschlossen, weil man auf dem Wege des Ausharrens an zu viele Leute anstieß." Das ist sehr deutlich: man hat den Gedanken auf den Kaiserthron aufgegeben, will aber darum noch nicht, daß ein anderer den Thron besteige. Unter solchen Verhältnissen wird, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkten, — die Republik zur Nothwendigkeit.

Eine merkwürdige Affenart.

Der Missionär Walker, welcher zur amerikanischen Mission am Gaboon gehört, theilt in der Newyorker historischen Gesellschaft eine Schilderung einer sehr seltsamen Affenvarietät mit, von der er zwei Proben, ein junges 4' hohes Männchen und ein fast voll ausgewachsenes Weibchen von 5' Höhe gesehen hatte; die Arme des letztern lassen sich 6' 8" lang dehnen, nicht als ob der Arm selbst so lang wäre, sondern weil die Schultern ungeheuer breit sind. Hr. Walker glaubt, ein vollgewachsenes Männchen müßte mindestens 6' hoch seyn. Sie sollen oben auf dem Kopfe eine Art Kamm 1½" hoch haben, der von der Stirne zurück über den Schädel nach dem Rücken hinläuft, und etwa 8" lange Haare hat, die sich sträuben, wenn das Thier zornig ist. Er gleicht in der Gestalt dem Menschen nicht so sehr als der Tschimpanze, und geht auf allen Vieren, aber seine ungeheure Muskelstärke und wilde Gemüthsart müssen ihn für den Menschen, wenn er nicht mit Feuerwaffen versehen ist, höchst furchtbar machen. Hr. Walker hat den Körper des Weibchens nach Amerika mitgenommen. (Liter. Gaz. 16 November.)

Die Organisation der arabischen Stämme in Algerien.

(Fortsetzung.)

Nun zu der jetzigen Organisation der arabischen Stämme. Als (im Jahre 1830) ein an Disciplin und Kriegskunst überlegenes Christenheer das Uferland von Algerien erobert und die Absicht an den Tag gelegt hatte, dort eine dauernde Niederlassung zu gründen, so machte dieses die Moslems erzittern für ihre Freiheit und ihren Glauben. Die unruhigen Zeiten riefen jedoch bald einen Anführer hervor, der mit dem Koran in der einen und mit dem Schwerte in der andern Hand an ihre Spitze sich stellend sie zum Kriege gegen die Ungläubigen aufrief. Da er selbst von der heiligen Classe der Marabuts, bekannt durch seinen ascetischen Lebenswandel, seine tiefen Kenntnisse als Taleb oder Schriftgelehrter, und durch seine Tapferkeit war, so eilte ein Stamm nach dem andern ohne Zögern seiner Fahne zu, um in dem heiligen Kriege zu

Digitized by Google

kämpfen. Abdel-Kader, ebenso ehrsüchtig als tapfer, suchte bald den Titel: Emir (Fürst oder Staatsoberhaupt) zu erlangen, indem er nachwies, daß er von adeligem Geblüt und aus der Familie der vormaligen Sultane von Tak'dempt abstamme. Aber ebenso schlau als ehrgeizig sah er ein, daß, um seine Macht zu befestigen, es nothwendig sey, Bevollmächtigte oder Beamte zu bestellen, welche durch Furcht und Interesse an ihn gekettet, seine wilden Anhänger oder Unterthanen gehörig zu organisiren im Stande seyn würden. In dieser Absicht theilte er seine Herrschaft in Districte, und diese wieder in kleinere Bezirke ein, nämlich in Kalifate, Agaliks und Kaidats, und schuf so eine Beamtenhierarchie mit ausgedehnter, aber weise geregelter Autorität. Um das aristokratische Gefühl der Araber nicht zu beleidigen, wurden diese Beamten mit großer Auswahl nur aus solchen Familien genommen, welche Einfluß in ihrem Stamme unbezweifelt ererbt hatten. Die Franzosen sahen die Politik des Emir vollkommen ein, und begriffen ebenso richtig die Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihnen erwachsen mußten, wenn sie sofort und ohne Uebergang ein gänzlich neues Organisationssystem bei den ihnen unterworfenen arabischen Stämmen einführten; deßhalb haben sie sehr weise ihr System auf das des Emir basirt und durch Anstellung besonderer französischer Agenten als Zeichen ihrer Oberherrschaft die nöthige Autorität bei jenen Stämmen sich bewahrt. Wenn dann im Laufe der Zeit Ruhe und Civilisation zunehmen und der Haß gegen die Christen sich vermindert, so wird nach der Meinung vieler durch die Berührung mit den Europäern, durch deren Versöhnlichkeit, durch Einführung der Sprache, so wie der Sitten derselben und vor allem durch eine unparteiische Rechtspflege jene Autorität nach und nach ausgedehnt werden können, bis endlich nur französische Beamte die Vorgesetzten der Eingebornen sind. Allein noch mehrere Menschenalter müssen vergehen, ehe dieser Traum mit der geringsten Hoffnung auf günstigen Erfolg sich erfüllen wird, denn nur eine gänzliche Umänderung des Charakters der Araber im Verlaufe von mehreren Generationen kann dieser Hoffnung Raum geben. In ihrem jetzigen Zustande, sie mögen noch so viele Niederlagen erlitten haben und noch so sehr gezwungen seyn sich unglücklichen Verhältnissen demüthig zu unterwerfen, muß man immer im Auge behalten, daß sie die Invasion der Franzosen nur als eine vorüberziehende Wolke ansehen, deren Erscheinung von mehr als einem ihrer Propheten ihnen vorher verkündet ist. Sie unterwerfen sich dem Geschicke, aber sie „harren ihrer Zeit," sie warten daß die Wolke vorüberzieht, und leben in der festen Hoffnung, daß dann die helle Sonne des Glücks mit erneuertem Glanze hervorbrechen wird. „Beuge dein Haupt vor der offenbaren Uebermacht deiner Feinde, aber erhebe es um so stolzer wieder, wenn der Sieg des Islam dir als gewiß erscheint," ist eine Lehre ihres Propheten, welche sie niemals vergessen werden.

Die türkische Herrschaft theilte die Regentschaft Algier in die vier Provinzen Algier, Oran, Constantine und Titteri, von welchen jede von einem Bey, dem Stellvertreter des Dey, regiert wurde. Durch eine Bestimmung des Kriegsministers vom Jahre 1843 wurden die französischen Besitzungen in Nordafrika in drei Districte oder Provinzen getheilt, nämlich Algier, welches aus den Districten Algier und Titteri besteht, Oran, das wieder in die Districte von Oran, Mascara, Mostaganem und Kreman sich theilt, und endlich die Provinz Constantine, welche in die Districte von Bona und Setif zerfällt. Jeder dieser Districte und Bezirke steht unter der Autorität eines militärischen Befehlshabers, und dieser ist der nächste Vorgesetzte eines aus den Arabern genommenen Beamten, welcher den Titel Kalifa, oder Basch-Aga oder freier Aga führt; die Agas stehen den Kalifas an Autorität ganz gleich, und regieren nur kleinere Bezirke als jene. Die Kalifas werden auf Vorschlag des betreffenden Divisionscommandeurs von dem Haupte der französischen Regierung ernannt und durch den Generalgouverneur von Algerien mit ihrem Amte bekleidet; sie erhalten ihre Besoldung von Frankreich, können von dem Generalgouverneur kraft der ihm ertheilten Vollmacht abgesetzt werden, und stehen unter den Befehlen der französischen Generale und Commandeurs, wenn sie aufgefordert sind mit ihren Reitern dem französischen Heere im Kriege zuzuziehen. Die Kalifas können in ihrer Eigenschaft als Richter Geldstrafen auflegen, die Urtheile der Agas, Caids u. a. m. in dem ihnen untergebenen Districte in der Revisionsinstanz abändern, und sind zugleich verantwortlich für die ordnungsmäßige Zahlung der Steuern und Abgaben. Der von einem Kalifa regierte District ist in „Agaliks" getheilt, welchen Agas vorgesetzt sind die mit ihrer Autorität im Namen der französischen Regierung (früher des Königs) bekleidet werden, und von dem Divisionscommandeur suspendirt werden können. Der Aga ist verpflichtet die Befehle des Kalifa und die unmittelbar von den französischen Autoritäten ausgehenden Befehle zu vollziehen; er ordnet die militärischen Angelegenheiten des Kalifats, sorgt dafür daß die von dem Kalifas erkannten Strafen vollstreckt werden, hat die Befugniß Geldstrafen bis zu einem bestimmten Betrage zu erkennen, berichtet an den Kalifa über Beschwerden gegen den unter ihm stehenden Caid, leitet die Erhebung der Abgaben u. s. w.

Jedes Agalik ist wieder in „Kaidats" getheilt, deren Vorgesetzte, die Caids, von dem Divisionscommandeur auf den Vorschlag des betreffenden Districtscommandanten angestellt werden, aber nur immer auf ein Jahr, nach dessen Ablauf der Caid ferner angestellt bleibt oder nicht, wie die Umstände es gestatten. Bei seiner Anstellung muß er ein zum Kriegsdienst taugliches Pferd vorzeigen, als Zeichen daß er Vasall der Franzosen ist, und erhält von der Regierung einen Burnus und ein Amtssiegel. Dieser Gebrauch, der fast feudal erscheint, ist dadurch entstanden, daß unter der türkischen Herrschaft der Caid vor seiner Bestallung eine Summe Geldes als Zeichen der Anerkennung seines Vasallen- oder Unterthanen-Verhältnisses entrichtete, und der Emir Abdel-Kader behielt diesen Gebrauch stets bei. Der Caid hat dafür zu sorgen, daß die Krieger seines Stammes zum Dienst gerüstet sind und er befehligt sie im Kriege; er ist für die Ausführung aller von seinen Vorgesetzten erlassenen Befehle verantwortlich, er handhabt die Localpolizei in seinem Stamme, besonders auf den Märkten, wo er selbst oder sein Stellvertreter Streitigkeiten von geringem Belang zwischen den Duars des Stammes zu entscheiden hat, oder über bedeutendere Sachen an den Aga Bericht erstattet; er kann Verbrecher verhaften und muß davon dem Aga Nachricht geben, der diese der französischen Autorität mittheilt; er kann Körperstrafen und bis zu einem bestimmten Betrage auch Geldstrafen erkennen u. s. w. Für diesen mühsamen Dienst erhält er einen Theil der Geldstrafen und Marktabgaben, so wie 10 Procent von einigen bestimmten Abgaben, welche ihm, dem Aga und den Scheichs, die von den Franzosen angestellt sind, zukommen.

Der Kadi, dessen Amt nach den Bestimmungen des Koran sowohl ein priesterliches, wie ein richterliches ist, wird stets von den Arabern aus den „Tolba" oder Gesellschaft der Gelehrten gewählt, und er hat das Gesetz zu erklären und anzuwenden. Er muß in Civilsachen über persönliche und dingliche Verhältnisse Urtheile abgeben, auch über solche Uebertretungen der Gesetze entscheiden, welche Ehen, Scheidungen, Erbschaften, Vormundschaften für Waisen u. s. w. betreffen. Er legt seinen Huldigungs- und Diensteid vor dem General-Procurator von Algier oder dem Commandanten des Bezirks Algier ab, und sein Amt ist ein lebenslängliches, wenn nicht sein Betragen seine Absetzung erforderlich macht. Unter dem Kadi steht der „Ukil-Beit-El-Mal," ein Beamter der von dem Divisionscommandeur in jedem Bezirke ernannt wird, um bestimmte fiscalische Interessen zu beaufsichtigen, wie vacante Erbschaften auszuforschen, Staatsabgaben von Erbschaften zu erheben u. s. w., vor allem aber etwaiges persönliches oder Grundeigenthum der frühern Regierung aufzusuchen, worauf die jetzige Regierung Ansprüche machen könnte.

(Schluß folgt.)

Die Thätigkeit der Pariser Presse in der ersten Zeit nach der Februarrevolution war unglaublich groß: man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man weiß, daß ein einziger Drucker täglich 2—300,000 Abdrücke von vier oder fünf verschiedenen Journalen, die er druckte, verkaufte. Eilf Pressen arbeiteten Tag und Nacht, und in kurzer Zeit bezahlte er nicht bloß einige hunderttausend Franken Schulden, sondern erwarb sich auch ein bedeutendes Vermögen. (Liter. Gaz. 16 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Mit einer literarischen Anzeige von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 282. 25 November 1850.

Aufenthalt unter den Patachos.

2. Der Geächtete.

One fatal remembrance, one sorrow that throws
Its bleak shade alike o'er our joys and our woes —
For which life nothing brighter or darker can bring,
For which joy has no balm and affliction no sting.
Moore.

Es waren nun bereits sechs Wochen verflossen, seit ich mich unter diesen Wilden aufgehalten hatte, und da die Regenzeit bald eintreten mußte, so war es hohe Zeit, an die Rückkehr zu denken. Dem Abschiede von Dom Francisco sah ich aus mancherlei Gründen mit Traurigkeit entgegen; meine Gesellschaft schien ihm Vergnügen zu gewähren, und hatte oft die düstern Wolken von seiner Stirn gescheucht — und jetzt sollte ich ihn, an dessen Herzen, wie ich längst beobachtet hatte, ein nagender Schmerz zehrte, wieder dem niederdrückenden Gefühle der Vereinzelung preisgegeben wissen. Dom Francisco war kein Stockgelehrter, und hatte mithin den gesunden Menschenverstand nicht im Bücherstaub erstickt; er war auf keinen Universitäten gewesen, die, wie Ludwig Börne meint, die Umgegenden auf zehn Meilen in der Runde verdummen; allein er hatte gute Kenntnisse in der Mathematik und Physik, und sich seit sieben Jahren durch fortgesetztes, abgezogenes Nachdenken zum praktischen Philosophen gebildet. Er war deßhalb ganz geeignet, der Lehrer eines barbarischen Volkes zu werden. Selbst seine düstere Schwermuth kam ihm bei seinem Lehreramte trefflich zu statten, denn es liegt etwas ungemein Rührendes in dem Ausdruck eines edlen Antlitzes, aus welchem ein tiefer Seelenschmerz spricht; es ist ein Zauber, dessen Gewalt selbst über das Herz eines Barbaren Herrschaft übt.

Die kurze Zeit unseres Zusammenlebens war hinreichend gewesen, zwischen uns das innigste Band der Freundschaft zu knüpfen: er suchte mich zu bereden, in der glücklichen Waldeinsamkeit mit ihm die Lebenstage zu verbringen; ich that ein Gleiches, um ihn zur Rückkehr in die civilisirte Gesellschaft zu bewegen, obgleich ich nicht läugnen konnte, daß er sich hier unter der Indianerhorde einen rühmlicheren und ehrenvolleren Wirkungskreis gewonnen hatte, als ihm jemals die Civilisation bieten konnte: denn es ist ein hoher Beruf, der Lehrer eines barbarischen Volks zu seyn, und solchergestalt den physischen und moralischen Zustand desselben zu heben; schön und erhebend ist es, wenn der Mann in der Blüthe der Kraft und der Jahre allen Verlockungen und Reizen eines üppigen Gesellschaftszustandes widersteht, um der Führer einer rohen Horde auf der Bahn der Cultur zu werden, und auf diese Weise den mit Blüthen überstreuten Weg des Genusses und Lasters meidet, und den rauhen und steilen Pfad der Arbeit und Entsagung sich wählt.

Es war daher im Grunde nie meine ernstliche Absicht gewesen, ihn seinem jetzigen Berufe abtrünnig zu machen; auch bezeigte Dom Francisco einen so unverhaltenen und heftigen Abscheu gegen die socialen Zustände und das ganze Volksleben der Civilisation, daß mir wenigstens so viel klar wurde, daß sein Entschluß unerschütterlich stand, unter den Indianern seine Lebenstage zu beschließen. In dieser Meinung wurde ich noch mehr bestärkt, als er mich wenige Tage vor meiner Abreise nach einem im Wiesenthal versteckt und einsam liegenden Hügel führte, dessen Spitze vier herrliche Jacarandabäume krönten, deren Zweige ein dichtes, natürliches Laubdach bildeten. Dom Francisco war ungewöhnlich ernst, und der schwermüthige Zug, der immer auf seiner Stirne lag, trat noch deutlicher hervor. „Dieß ist mein Lieblingsplatz", sagte er, „und wenn es Gottes Wille ist, so soll er einst der Ruheplatz dieser gebrechlichen, sterblichen Hülle mit dem tief verwundeten und voll gebluteten Herzen werden."

An dieser Stelle pflegte er oft stundenlang zu sitzen und sich seinen Gedanken zu überlassen; er hatte sich hier eigenhändig ein schmuckloses, mit Brettern ausgelegtes Grabmal gefertigt, und als ich den rohgearbeiteten Leichenstein näher ins Auge faßte, war ich nicht wenig überrascht, als ich die Inschrift laß:

J . . . C . . . . . de R . . . .[1]
falleceo em 18 . .
(die beiden letzten Zahlen waren offen gelassen).

Das war der Name eines der berüchtigten Häupter der bekannten Verschwörung zu C . . . ., auf dessen Kopf die Regierung einen hohen Preis gesetzt hatte. Ich sah meinen Begleiter fragend und verwundert an, der aber bemerkte ruhig: „Ich bin in der That jener Mann, dessen Kopf dem Henker verfallen ist. Ich habe Sie auch nicht ohne Absicht hieher geführt, denn da Sie uns in einigen Tagen doch verlassen wollen und wir uns wahrscheinlich in diesem Leben nie wieder sehen werden, so wird es mir zur Beruhigung gereichen und Ihnen vielleicht nicht uninteressant seyn, etwas Näheres über mein früheres Leben zu erfahren: in Ihnen werde ich wenigstens einen unparteiischen und nachsichtigen Beurtheiler finden."

[1] Wichtige Rücksichten nöthigen mich, die Namen hier nur auf diese Weise anzudeuten.

Digitized by Google

Ich war in hohem Grade gespannt, denn so sehr ich auch schon früher gewünscht haben mochte, in dieser Beziehung einige Aufschlüsse zu erhalten, so hatte ich es doch für unbescheidene Neugierde gehalten, nach den vorigen Lebensverhältnissen meines Wirths mich zu erkundigen.

Wir hatten uns auf eine kleine Bank niedergelassen und mein Wirth begann:

„Schon frühzeitig trat ich in den Militärdienst, und in meinem 22sten Jahre war ich bereits Capitän in der Artillerie. Unser Standquartier war damals C . . . ., und im Hause des Statthalters lernte ich die Tochter desselben, ein 17jähriges Mädchen kennen. Es hatte einen gebildeten, lebhaften Geist und prangte in aller Schönheit der ersten Jugendfrische. Auf diesem Medaillon, das Einzige was mir aus dem Schiffbruch meines ehemaligen Vermögens übrig geblieben ist, sehen Sie ein schwaches Abbild des Originals, denn wie vermöchten die todten Farben den lebendigen Geist wiederzugeben, der aus den seelenvollen Zügen eines geliebten Weibes spricht?"

Mit diesen Worten überreichte mir Dom Francisco das an der schon früher gedachten Kette getragene Medaillon, welches das Bildniß eines jungen Mädchens von seltener Schönheit zeigte. Ich war lange im Anschauen dieses wunderlieblichen Gesichts mit seinen großen, dunkeln Gluthaugen, der schön gebildeten Nase und dem feingeschlitzten Munde mit seinen Perlenreihen vertieft und erst nach einer Pause fuhr jener fort:

„Dieses liebliche und unschuldige Wesen war es, das ich bald mit der heftigsten Gluth liebte, mit jenen tiefen und heißen Empfindungen, wie sie nur die erste Liebe einmal im Menschenleben zu wecken vermag. Das ist eine herrliche Zeit, wenn die erste Liebe uns ihr Feenreich voll Blüthenduft und Sonnenschein und Nachtigallenchören erschließt und uns einen ganzen Himmel voll Wonnen und Seligkeiten schenkt. Doch das alles ist längst dahin und kehrt nimmer!

Meine Bewerbungen wurden nun auch nicht von der Dame meines Herzens zurückgewiesen, allein unserer Liebe standen andere Hindernisse im Wege. Für die Anmuth und Schönheit Isaurens waren auch die Blicke und Herzen anderer nicht unempfänglich geblieben, und es hatte sich ein großer Kreis von Verehrern um die liebliche, täglich schöner heranblühende Jungfrau gebildet, unter denen von den Eltern namentlich der Baron von . . . . . ., der reichste Mann und größte Grundeigenthümer in der Provinz, begünstigt wurde. Die Persönlichkeit meines Nebenbuhlers war nun freilich nicht der Art, um die Neigung eines jungen Mädchens zu gewinnen und deren Sinne zu seinen Gunsten zu bestechen, allein wo hoher Rang und Reichthum in die Wagschale fallen, da wird, wenigstens den Eltern, die Wahl selten schwer. Er hatte sich schon seit langer Zeit um Isaurens Hand beworben und von ihren Eltern das Jawort erhalten. Den Blicken der letztern war das zwischen ihrer Tochter und mir bestehende Verhältniß nicht entgangen, und die Folge davon war, daß ich von ihnen immer kälter aufgenommen wurde und man mir ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß meine fernern Besuche eigentlich ganz überflüssig wären. Ich stellte die letztern daher ein, und wenn wir uns nun auch seltener sehen konnten, so entschädigten wir uns dagegen durch einen desto lebhaftern geheimen Briefwechsel. Daß diese Briefe in jener unüberschwänglichen Sprache abgefaßt wurden, wie sie unter verliebten jungen Leuten vorzukommen pflegt, und worin, beiläufig gesagt, auch eine Masse von Unsinn und Schwärmerei mit unterläuft, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, und eben so wenig, daß wir uns darin mehr wie hundertmal ewige Liebe und Treue schwuren, das ist eine natürliche Folge bei Verliebten, deren Phantasie immer stärker als ihre Urtheilskraft ist. Auch verabredeten wir häufig heimliche Zusammenkünfte, da uns ein offener, freier Umgang versagt war.

Inzwischen wurden die Bewerbungen des Barons immer lebhafter, und er hatte auf Anberaumung des Hochzeitstages gedrungen. Bis zu diesem waren es noch sechs Wochen, ich sage sechs schreckliche Wochen, denn das zu beschreiben, was ich in dieser Folterzeit gelitten habe, dazu möchte die Phantasie eines großen Seelenmalers erforderlich seyn, der in den geheimsten Falten des Herzens, in den entlegensten Winkeln der Menschenbrust lesen kann. Da theilen sich die schrecklichen Abkömmlinge der Finsterniß, die Eifersucht mit ihrem nagenden, tiefeinfressenden Gefühle, die Rache mit ihren blutlechzenden Planen um die Herrschaft in der Brust — und das Bewußtseyn der zähneknirschenden Ohnmacht und die Verzweiflung lassen keinen Strahl der Hoffnung mehr eindringen in die wilde und dunkle Nacht der Seele.

Schon lange vor dieser Zeit hatte ich den Bund einer innigen Freundschaft mit B . . . . ., der bei der ausbrechenden Empörung die thätigste Rolle spielte, geschlossen. Er war Obristlieutenant und Commandeur eines Jägerbataillons, etwa 35 Jahre alt, tapfer und edelherzig und für die Größe und Freiheit des Vaterlandes mit mehr Leidenschaftlichkeit als berechnender Klugheit und Voraussicht schwärmend. Er besaß dabei eine siegende und alles mit sich fortreißende Beredsamkeit, wie sie nur die glühende Seele eines Schwärmers erzeugen kann, die von der Wahrheit und Größe ihrer Sache vollständig durchdrungen ist.

Wir sprachen häufig über die Angelegenheiten unseres Vaterlandes, und da fand der Patriot denn allerdings sehr wenig Lobenswerthes und fast alles im Argen liegend. Die ganze Staatsmaschine in allen ihren Zweigen wurde von einem Geiste der Unordnung und Trägheit regiert, der früher oder später ihre gänzliche Stockung oder Zerrüttung herbeiführen und das Reich in Anarchie und Verderben stürzen mußte. Die vielen Hülfsquellen des Landes verrannen ungenutzt oder wurden von Fremdlingen ausgebeutet, weßhalb denn auch die Finanzen im kläglichsten Zustande sich befanden. Die Justizpflege, das See- und Heerwesen konnten nicht erbärmlicher seyn, kurz, im ganzen Staatskörper war fast kein gesundes Glied, und überall wurde es sichtbar, daß die Hände der damaligen Machthaber viel zu erschlafft und entnervt waren, um das Ruder eines ungeheuren Reichs mit Kraft und Energie zu führen.

Mit Wort und Schrift zog der Obristlieutenant gegen die vielen Mißgriffe der Regierung und die Uebelstände in der Verwaltung zu Felde. In der Provinz war sein Namen sowohl unterm Civil als Militär sehr populär, und da derselbe auch in andern Provinzen einen guten Klang hatte, so hatte er auch dort zahlreiche politische Verbindungen angeknüpft. Die meisten Blätter standen unter seinem Einfluß, und er glaubte, daß die Zeit gekommen sey, den übrigen Provinzen mit einem großen Beispiele voranzugehen und das Zeichen zur Schilderhebung und Befreiung zu geben. Die achtzehn Provinzen Brasiliens sind groß genug, um jede für sich eine große Republik mit eigener Regierung und einen Staatenbund unter einander, etwa nach dem Muster der nordamerikanischen Vereinsstaaten zu bilden. Eine solche Verfassung würde gewiß zur Entwicklung

Digitized by Google

aller Kräfte des Landes viel beitragen und es rasch auf der Fortschrittsbahn weiter führen. Jede Provinz würde dann ihre eigenen Angelegenheiten leiten und in Ordnung bringen, während jetzt alle Fäden der Regierung in Rio zusammenlaufen, von wo aus die Verhältnisse und Bedürfnisse der Provinzen gewöhnlich aus einem ganz schiefen Gesichtspunkt betrachtet werden. Die Befehle und Verfügungen an die Präsidenten und Militärgouverneure der entferntern innern Provinzen bleiben meistens bei dem gänzlichen Mangel aller Verbindungsstraßen zu Lande und Wasser Monate lang unterwegs und kommen gewöhnlich erst dann an, wenn deren Ausführung nicht mehr möglich oder unnütz geworden ist. Von vielen und den mächtigsten Strömen der Erde durchschnitten, müßte dieses große Tropenland wegen seiner in commercieller wie politischer Hinsicht so günstigen Lage auf der Südostküste Amerika's und endlich wegen des Reichthums seiner köstlichen Producte unläugbar eine Achtung gebietendere Stellung unter den Staaten der Erde einnehmen, als solches bislang unter schwachen und wenig patriotischen Regierungen der Fall gewesen ist. Mit einem Worte: wer Lust hat mit unserer Regierung zu rechten, der findet für eine gründliche Polemik ein weites und ergiebiges Feld, weil in allen Verwaltungszweigen die gröbsten Mißbräuche eingerissen sind.

Der Oberstlieutenant suchte mich für seine Plane zu gewinnen, allein lange Zeit widerstand ich seinem begeisternden Redefluß, obgleich ich nicht läugnen will, daß er mit seinen Raisonnements immer tiefern Eindruck auf mich machte; er bewies mit mathematischer Gewißheit, daß Fälle eintreten könnten, in welchen es nicht nur kein Verbrechen, sondern sogar die Pflicht des Patrioten wäre, die Fahne der Empörung aufzupflanzen, um eine schlechte Regierung zu stürzen, die das Land an den Rand des Verderbens führt. Bei einer Revolution gibt es überhaupt kein anderes Recht, als das der Gewalt und Kühnheit, kein anderes Unrecht als die Schwäche: der Sieger erhält den Preis, der Besiegte wandert zum Schaffote. Diese Lehre ist so alt wie die Weltgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Buddhistische Höhlen in Indien.

Ein Lt. Rose hat in Khandisch buddhistische Höhlen gefunden, die denen von Adschanta ungemein gleichen. Er bemerkt darüber: „das gewölbte Dach und die Pfeiler, die mit gemalten menschlichen Figuren bedeckt sind, zeigen sich ganz als dieselben. Die Figuren sind sehr verschiedener Art, und Männer und Weiber scheinen unter einander gemischt. Nichts unziemliches zeigt sich an ihnen, und im allgemeinen haben sie Kreise um die Köpfe ähnlich den Heiligenscheinen. Eine Zeichnung fiel mir namentlich auf, in der eine Frau mit langen Ringellocken dargestellt ist, gerade wie manche Damen das Haar gegenwärtig tragen. Diese Figur hat eine ganz helle Gesichtsfarbe, und neben ihr ist eine sehr dunkle Frau abgebildet mit den Zügen der Habse-Kaste und sehr schwarzem wolligem Haar. Die einzigen Sculpturen sind zwei oder drei Abbildungen von Elephanten, Tigern, Stieren und Rehen oder Ziegen alle in kleinen Dimensionen und Rücken an Rücken. Diese Höhlen — denn es sind noch mehrere in der Nähe, die durch herabgefallene Steine fast versperrt sind — wurden bis jetzt wohl von Mahratten und Braminen, die in dem unten fließenden Bache baden, aber nicht von Europäern besucht. Die Malereien können von keinem Eingebornen gemacht seyn, sondern Griechen oder Italiener müssen dabei geholfen haben. Auch in den Sculpturen zeigt sich eine ungemeine Zierlichkeit.“ Prof. Wilson, der diese Mittheilungen machte, drückte sein Bedauern aus, daß auf die Frage über das Alter dieser Höhlen kein Licht geworfen sey. (Liter. Gaz. 16 November.)

Die Organisation der arabischen Stämme in Algerien.

(Schluß.)

Die sogenannten Administrationscommissionen wurden in jedem Provincialdistrict und allen Städten durch einige im Jahre 1842 vom Marschall Bugeaud erlassene Verordnungen eingeführt, und ihr Dienst besteht darin, daß sie das Eigenthum der Regierung beaufsichtigen, die von den Arabern zu entrichtenden Abgaben, Geldstrafen u. s. w. reguliren und vereinnahmen. Die ordnungsmäßige und gerechte Handhabung der Dienstbefugnisse dieser Commissionen hängt zum größten Theile von der Einsicht, Thätigkeit und Geschicklichkeit des „Bureau Arabe“ ab. Der Vorstand dieser Behörde bekleidet ein für die Colonie hochwichtiges Amt, indem alle, die arabische Bevölkerung betreffenden Regierungsangelegenheiten in seiner Hand liegen. Es ist daher nicht nur unumgänglich nothwendig, daß er sowohl die Landessprache als die Gesetze, Gewohnheiten und den Charakter der Araber genau kennt, sondern er muß auch ein kluger und erfahrner Diplomat seyn, einsichtsvoll, schlau, entschlossen, und in seinem Herzen das Gefühl für unbeugsame Gerechtigkeit hegen. Denn seine Geschäfte sind von der mühevollsten Art, dabei schwierig und mannichfaltig, während das Volk, mit welchem er zu thun hat, intrigant, reizbar und voll des giftigsten Hasses gegen die Regierung ist, welche er repräsentirt. Es gehört zu seinem Dienste den Vermittler zwischen den arabischen Stämmen und den Administrationscommissionen in allen den Angelegenheiten zu machen, welche die Veranlagung und Einzahlung von Tribut und Steuern, so wie die Einziehung von Eigenthum der Regierung betreffen; er muß den Sold der von den arabischen Stämmen in Kriegszeiten gestellten Truppen reguliren, Differenzen zwischen den Arabern und den Colonisten entscheiden, die Märkte besuchen, Beschwerden anhören, Streitigkeiten schlichten und Recht sprechen. So befindet er sich in der That in einer höchst mißlichen und schwierigen Stellung, und die Regierung bedarf der größten Umsicht bei der Ernennung dieses Beamten. Findet sie dann einen Mann, der des in ihn gesetzten Vertrauens werth ist, so kann man ihn als eine der Hauptstützen der Existenz der Colonie betrachten, indem durch ihn ein großer Theil des moralischen Uebergewichts über die arabische Bevölkerung erlangt werden kann.

So viel nun den von den arabischen Stämmen Algeriens zu entrichtenden Tribut anbelangt, so wollen wir vorausschicken, daß von Mohammed im Koran gewisse Abgaben bestimmt sind, welche von den Gläubigen entrichtet werden sollen. Man könnte freilich auch wohl sagen, diese Abgaben seyen eigentlich nur Almosen für die Sache der Menschlichkeit und für die Aufrechthaltung ihres Glaubens bestimmt, denn der jährlich zu zahlende zehnte Theil vom unbeweglichen und beweglichen Eigenthum eines jeden Stammes sollte für die Armen, die Wanderer und Hülfsbedürftigen bestimmt seyn oder verwahrlich niedergelegt werden, um bei vorkommender Gelegenheit zur Vertheidigung „des wahren Glaubens“ zu dienen. Die Noth, worin Abdel-Kader sich befand, zwang ihn aber seine Untergebenen mit einem viel härtern Tribut zu belasten; deßhalb verlangte er den Zehnten aller Ernten eines jeden Stammes, auch Abgaben von baarem Vermögen, Viehheerden, Fabricaten, Waaren u. s. w. Daneben bereicherte er seine Casse durch die hohen Geldstrafen, welche er feindlich gesinnten Stämmen auflegte, und hatte außerdem sich das Recht angemaßt außerordentliche Abgaben in Nothfällen fordern zu können. Alle diese verschiedenen, von dem Emir als Machthaber auferlegten, durch die Noth der Zeiten erforderlich gewordenen Auflagen drückten aber seine Untergebenen so schwer, daß diese, wie behauptet wird, dadurch zuweilen zum offnen Aufstande gegen ihn getrieben wurden, obgleich die Mehrzahl jene Lasten mit Ergebung trug, weil sie im Namen des Propheten gefordert wurden, um die Kosten des von ihm gegen die Ungläubigen geführten Krieges zu bestreiten. Aber jahrelange Kriege mit den Ungläubigen, häufige Niederlagen, Widersetzlichkeit oder Unterwerfung einiger Stämme, Auswanderung oder Vernichtung anderer, reducirten diese Hülfsquellen des tapfern Emir auf ein höchst Unbedeutendes, und darin lag ein Hauptgrund, daß er sich endlich den Franzosen ergeben mußte.

Die französische Regierung darf die Hoffnung hegen, daß mit der Zeit ein großer Theil der ungeheuren Summen ihr wieder zukomme,

Digitized by Google

welche sie seit 1830 in Algerien aufgewendet hat (von 1830 bis 1846 einschließlich, etwa 1000 Millionen Franken), und dazu müssen die Abgaben auch beitragen, welche von den jetzt unterworfenen arabischen Stämmen erhoben werden. Allein die Colonie im Ganzen sollte vielleicht jeden von den Arabern erhobenen Piaster eher mit Sorgen als mit Vergnügen betrachten, weil er immer ihren Abscheu gegen die neuen Herrscher vermehrt, wenn auch dadurch ihre aufgespeicherten Geldschätze sich verringern. Denn wenn der Araber zu Markte kommt mit Pferden, Hornvieh, Hühnern, Burnussen, getrockneten Feigen, Oel u. s. w., so nimmt er dafür keine Waaren, sondern nur französisches Geld; Luxusartikel braucht der Araber gar nicht, und er ist von der Natur gewöhnt sich mit der einfachsten und eben nothwendigen Nahrung und Kleidung zu behelfen; deßhalb steckt er die grobe Münze in einen Sack und diesen in eine Flasche oder einen Krug, welchen er heimlich in oder neben seinem Duar verscharrt. Ebenso machen es auch die in den Städten arbeitenden Neger, deren Zahl Legion ist und diese, so wie die Araber, bringen so viel baares Geld an sich, daß man es jährlich auf mehrere Millionen Franken anschlägt, welche in Algerien der Circulation entzogen werden. So ist jedes von den Arabern gezahlte Geldstück gewissermaßen ein Anzeichen von einem demnächst drohenden Aufstande derselben, denn es schneidet in ihre Seele, daß sie damit zum Sturz des Islam beitragen, daß sie die deutlichen Gebote des Propheten übertreten müssen, indem sie die Macht der Christen vermehren. Mit welchen Gefühlen müssen die von den Franzosen angestellten arabischen Beamten von ihren Stamm- und Glaubensgenossen Steuern erheben? Wir glauben, daß der durch Handelsverkehr entspringende Profit, so wie die Einnahmen von Eingangszöllen u. s. w., viel sicherere Mittel für die französische Regierung wären, um wieder zu ihrem ausgelegten Gelde zu kommen, und wenn sie den Friedenszustand zu erhalten wünscht, so thäte sie besser die Colonisten zu besteuern als die arabische Bevölkerung. Die Bemerkung: „daß die durch eine Razzia abgepreßten Steuern tausendmal mehr kosten als sie einbringen," ist gewiß vollkommen wahr; solche Razzias pflegen gewöhnlich nicht viel mehr einzubringen als halbverhungerte Schafe und Büllettins, und ihre Wirkung ist von einem französischen Schriftsteller in folgendem recht gut geschildert: „Es gibt in Algerien einige arabische Stämme welchen schon dreimal ein Caid mit Gewalt der Waffen aufgedrungen ist, die dreimal mit dem Messer an der Kehle (l'épée sur la gorge) eine Steuer bezahlt oder zu bezahlen versprochen, und welche dreimal durch dieses Verfahren unserer Beamten Menschen verloren haben und ausgeplündert sind, aber auch der Unsern viele getödtet haben, so daß es uns theuer zu stehen gekommen ist. Und jetzt sind diese Stämme Frankreich nicht mehr unterworfen, allein sie haben doch Veranlassung zu drei Siegesbüllettins gegeben, von welchen die beiden letzten freilich nur Abschriften des ersten waren."

Es würde gewiß von sehr wohlthätiger Wirkung seyn, wenn man den Arabern Hoffnung gäbe, daß unter der französischen Regierung die Steuern und Abgaben, welche sie an Abdel-Kader zu zahlen gezwungen waren, wegfallen sollten und zwar besonders deßhalb, weil viele Stämme durch die Störung ihres Handelsverkehrs, durch die Kosten und Verheerungen des Krieges in das tiefste Elend versetzt sind. Man sollte einen geringen Tribut als Anerkennung ihres Unterthanenverhältnisses von ihnen fordern, welcher aber nach den Hülfsquellen eines jeden Stammes, nach der Fruchtbarkeit der Ernten u. s. w. sich richten müßte, und so bald höher, bald niedriger würde. Eine solche Steuer würde weder drückend seyn, noch so leicht Veranlassung zu Aufständen geben. Andere sind der Meinung gewesen, daß die Bezahlung eines Tributs den Arabern nicht so gehässig seyn würde, wenn sie sähen, daß solcher ihnen in einigem Maaße wieder zu Gute käme, indem man damit Märkte begünstigte, Straßen anlegte, Brunnen grübe und die Ländereien ankaufte, welche die Araber durch Verjährung oder andere Rechtstitel besitzen, oder wenn man auf andere Weise sowohl für ihr, als auch für der Europäer Wohl sorgte; denn dann könnten sie sich nicht einbilden, daß ihr Geld lediglich dazu diente, um ihre Religion und ihr Volk zu vernichten.

Viele arabische Familien besitzen ihre Ländereien durch einen Rechtstitel (Kauf, Schenkung, Erbschaft u. a. m.), und manche Stämme haben durch unvordenkliche Occupation ein Recht über gewaltig große Landstriche erworben. Wenn nun die französische Regierung ohne Vergütung solche Grundstücke in Besitz nimmt, um europäische Colonisten darauf zu setzen, so muß das begreiflich die Leidenschaften der unterworfenen oder freundlich gesinnten Stämme empören, und man kann nicht bezweifeln, daß am Ende ein solches Verfahren ebenso nachtheilig für das Gedeihen der Colonie als an sich ungerecht ist, indem es die Rebellion im Brande erhalten und zu gleicher Zeit Verlust an Menschenleben, auch größere Kosten veranlassen muß, als wenn man das begehrte Land angekauft hätte.

Die Steuern welche unter den Türken in der Regentschaft Algier erhoben wurden, betrugen nach Shaw's Angabe jährlich 1,647,000 Fr., und im Jahre 1822 2,360,964 Fr.

Die Bevölkerung des französischen Algeriens betrug laut officiellen Angaben am 31 December 1846: 109,400 Europäer und 1,983,918 Nichteuropäer und davon mehr als 1,500,000 Araber. Dabei ist die zahlreiche Bevölkerung mehrerer Districte Algeriens, wie des Kabylenlandes, der Saharawüste u. a. nicht in Anschlag gekommen, weil eine Zählung derselben unmöglich gewesen. Deßhalb geben die Franzosen die Gesammtbevölkerung von Algerien in runder Summe auf 3,000,000 an, und rechnen davon 300.000 bis 400,000 streitbare Männer, eine Zahl die wahrscheinlich übertrieben, obgleich häufig vorgekommen ist, daß junge Knaben schon wacker an der Seite ihrer Väter kämpften.

Die officiell vorgelegte Einnahme von Algerien betrug:

im Jahre	1840	5,610,737	Fr.	37	Cent.
" "	1841	8,659,190	"	40	"
" "	1842	11,608,478	"	40	"
" "	1843	15,964,425	"	68	"
" "	1844	17,695,998	"	58	"
" "	1845	24,873,625	"	28	"

und ist seitdem fortwährend gestiegen, wenn wir den französischen Zeitungen Glauben schenken dürfen.

Die in obigen Einnahmen enthaltenen, von den Arabern gezahlten Steuern sind in demselben Verhältniß gestiegen und betrugen:

im Jahre	1841	658,561	Fr.	50	Cent.
" "	1842	949,592	"	74	"
" "	1843	1,935,425	"	62	"
" "	1844	3,237,702	"	6	"
" "	1845	4,096,482	"	91	"
" "	1846	5,274,300	"	93	Cent.

So werden jährlich mehr als fünf Millionen Franken den arabischen Stämmen abgepreßt, welche durchgängig in großer Armuth sich befinden, und durch die Lasten und Verheerungen des Krieges sehr gelitten haben.

Der Notornis, dessen wir kürzlich erwähnten (s. Nr. 264), kam nicht lebend nach England, sondern nur sein Balg. In der zoologischen Gesellschaft zu London am 12 November wurde über den Fang des Vogels Bericht erstattet. Einige Robbenschläger hatten am südwestlichen Ende der mittlern neuseeländischen Insel die Spuren eines großen, unbekannten Vogels auf dem Schnee entdeckt, bekamen ihn endlich zu Gesicht, und verfolgten denselben, da er nicht fliegen, wohl aber sehr schnell laufen konnte, mit einem Hund. Dieser fing den Vogel lebend, er wurde auch einige Tage auf dem Boot lebend erhalten, dann aber getödtet und verzehrt, das Fell aber kam an Hrn. Mantell. Der Vogel hat einen kurzen aber sehr starken Schnabel, kurze, abgerundete Flügel mit schwachen Federn und sehr starke Beine. Das Gefieder ist dunkel purpurroth über den Nacken und Körper, mit Grün und Gold auf den Flügeln und dem Rücken schattirt. Der Schweif ist schwach, und unten weiß. Der ganze Vogel ist zwei Fuß hoch. Die Identität des Vogels mit dem fossilen Notornis unterliegt keinem Zweifel, und der Umstand, daß man die Fossilien des Notornis mit denen des Dinornis in Gemeinschaft fand, beweist, daß diese beiden Gattungen gleichzeitig waren, und macht die Sage der Eingebornen wahrscheinlich, daß der Moa-Vogel noch lebte, als ihre Vorfahren nach diesen Inseln kamen. (Liter. Gaz. 16 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Mit einer literarischen Anzeige von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 283. 26 November 1850.

Obstlt. W. Reids Werk über das „Gesetz der Stürme" ist nun bereits in dritter Auflage erschienen.[1] Wenige wissenschaftliche Fragen sind durch sorgfältige Untersuchung der Thatsachen genügender gelöst worden, als die über das Gesetz der Stürme. Es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir die Hauptzüge dieser Theorie hier wiederholen. Es ist erwiesen, daß die Orkane Westindiens, die Typhons der chinesischen Meere, die Tornados der Westküste Afrika's, die Wasserhosen und die kleinen Wirbelwinde, die fortschreitenden Sandsäulen und selbst die minder heftigen Stürme, die manchmal über England hinziehen, sämmtlich das Ergebniß der Umdrehung einer Luftsäule sind, welche rasch vorwärts rückt, obwohl Obstlt. Reid in diesen verschiedenen Phänomenen einige auffallende Unterschiede nachweist. Auch ist es jetzt ausgemacht, daß die Stürme der nördlichen und südlichen Halbkugel sich in entgegengesetzten Richtungen bewegen. Obstlt. Reid hat mit unendlicher Mühe alle auf die großen Stürme auf beiden Seiten des Aequators bezüglichen Thatsachen gesammelt und mit großer Sorgfalt untersucht. In dieser dritten Ausgabe seines werthvollen Buchs finden sich zahlreiche und schlagende Beispiele des allgemeinen Gesetzes, und von diesen geleitet ist der Seemann jetzt im Stande, sich wenn er von diesen furchtbaren wirbelnden Luftmassen überfallen wird, in die günstigste Stellung zu bringen. Obstlt. Reid sagt in seinem Schlußcapitel: „die ungeheure Menge Elektricität, die während der Orkane thätig wird, und die Erscheinungen, welche die Wasserhosen begleiten, führen unmerklich zur Erwägung der Frage, ob die Elektricität als die Ursache großer Stürme betrachtet werden kann." Untersucht man übrigens alle Phänomene genauer, so muß der Schluß dahin gehen, daß die Elektricität durch die Strömung der Luftmasse entwickelt wird, und daß die Erklärung, welche die großen Stürme auf die Wirkungen der Hitze allein zurückführt, der Wahrheit näher kommt. Daß die Richtung der Rotation durch magnetische Kräfte bestimmt wird, ist nicht unwahrscheinlich, da bewegliche Körper in ihrem wirklichen Fortgang leicht durch die Kraft des Erdmagnetismus afficirt werden.

Aufenthalt unter den Patachos.

2. Der Geächtete.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, ob ich der warmen Ueberredungsgabe des Obristlieutenants besonders in meiner damaligen ohnehin schon so aufgeregten Gemüthsstimmung auf die Länge Widerstand hätte leisten können, allein ein Ereigniß bestimmte mich, unter jeder Bedingung auf seine Plane einzugehen. Der Briefwechsel zwischen mir und Isaura mußte dem Baron kein Geheimniß geblieben seyn, denn er hatte uns, wie ich später erfuhr, mit scharfen Beobachtern umgeben lassen. Nun hatte einer dieser Späher einst bemerkt, wie ich der Sklavin Isaurens, die gewöhnlich die Briefe zwischen uns besorgte, einen solchen zugesteckt hatte, und diesen Umstand sogleich berichtet. Der Baron hatte sich darauf ungesäumt zum Statthalter begeben, und als man die Negerin bei ihrer Zuhausekunft durchsuchte, war das corpus delicti sehr bald entdeckt. Ich hatte in diesem Schreiben Isaura um eine Zusammenkunft in der folgenden Nacht gebeten. Isaura wurde nun sofort unter strenge Aufsicht gestellt und vorläufig bis zum Hochzeitstage nach dem Nonnenkloster St. T........ gebracht, die Sklavin erhielt eine tüchtige Züchtigung und wurde eingesperrt. Von diesen Vorgängen erfuhr ich natürlich nicht das mindeste, und in der Meinung, daß Isaura meine Bitte stillschweigend erfüllen werde, begab ich mich an den Ort der verabredeten Zusammenkunft. Dieser war im Garten des Statthalters; allein statt von den weichen Armen der Geliebten empfangen zu werden, griffen mich vier Banditen mit Dolchen und Säbeln an; das ist bekanntlich hier zu Lande der gewöhnliche Weg, um sich einen Nebenbuhler oder sonst einen Feind auf die bequemste Weise vom Halse zu schaffen, und auf solche Fälle muß man gerüstet seyn.

Obschon ich gleich anfangs eine tiefe Wunde im linken Arm erhalten und ein Stoß mich so gewaltig in die Herzgegend getroffen hatte, daß die Dolchklinge des Banditen zerbrach — der Stoß hatte glücklicher oder vielmehr unglücklicher und zufälligerweise meine in der linken Westentasche befindliche Uhr getroffen — so gelang es mir dennoch den Degen zu ziehen und einem meiner Gegner, in welchem ich bei dem hellen Sternenlichte den Baron zu erkennen glaubte, denselben durch die linke Schulter zu stoßen. Doch in diesem Augenblick ward mir eine Schlinge um den Kopf geworfen und ich zu Boden gerissen. Zu gleicher Zeit fielen mehrere im Hinterhalt befindliche, mit Stricken versehene Neger über mich, den durch vielen Blutverlust halb Ohnmächtigen her, und ich war in wenigen Augenblicken an Händen und Füßen gebunden. Die einzigen Worte, die ich während dieses ganzen Actes der Gewaltthätigkeit sprechen hörte, waren: „Um Gottes Willen, tödtet ihn nicht, er kann ja doch unschädlich gemacht werden!" Das war eine weibliche Stimme und gehörte der Mutter Isaurens an. Dann hob man mich in einen bereit stehenden Wagen, und nun fuhr

[1] Ueber die erste wurde schon im Jahrgang 1839 des Auslands Nr. 290. 291 berichtet.

Digitized by Google

man eine ziemliche Strecke weit, bis ich durch die immer noch heftig blutende Wunde erschöpft in Bewußtlosigkeit versank. Als mich am andern Morgen ein stechender Schmerz und brennender Durst weckten, befand ich mich, auf einer schlechten Matratze liegend, in einem abscheulichen Kerkergewölbe, in welches nur durch ein oben angebrachtes Gitter ein spärliches Licht fiel. Meine Wunde war verbunden, jedoch sehr ungeschickt.

Die Häupter der politischen Verschwörung waren der Obristlieutenant, ein Obrist von der Miliz und ein Mönch aus einem benachbarten Kloster, der mit dem erstern verwandt war. Ich hatte, ohne mir selbst deßwegen Rechenschaft geben zu können, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen Geistlichen, und glaubte mich von vorn herein nicht in der Vermuthung zu irren, daß, während bei den übrigen Mitgliedern ächter Patriotismus die Triebfeder ihres Handelns war, ihm, dem Mönch, dieser schönklingende Name bloß zum Deckmantel bei Verfolgung selbstsüchtiger Plane dienen sollte. Die einzige Batterie Artillerie, die in der Stadt vorhanden war, befehligte ich, und deßhalb wurde auf meine Theilnahme ein großes Gewicht gelegt.

In einer Nacht, als ich mich schlaflos auf meinem Lager wälzte, drang der Schein einer Blendlaterne in mein elendes Gefängniß, und als sich dieselbe öffnete, starrte ich in die kalten, eisernen Züge des Freire P . . . . ., des Mitverschwornen. Es gibt Physiognomien, die eine wilde, entsetzliche Energie ausdrücken, welchen der abscheuliche Grundsatz deutlich aufgeprägt ist: „der Zweck heiligt die Mittel.“ Eine solche Physiognomie zeichnete auch diesen Mönch aus, der noch keine 30 Jahre zählte, aber, wenn man nicht in sein blitzendes Auge sah, seiner leidenschaftlichen, markirten Züge wegen, wenigstens 50 alt zu seyn schien.

Ich war vor Erstaunen aufgesprungen, allein der Mönch gebot durch ein Zeichen Ruhe, stellte einige Flaschen Wein und bessere Speisen auf den Tisch und begann:

Meine Zeit ist abgemessen und ich muß mich kurz fassen. Wissen Sie, wo Sie sind?“ „Nein.“ „Sie befinden sich in den unterirdischen Gefängnissen des Klosters St. . . . . . in dessen saubere Gemeinschaft, wie Sie wissen, auch meine Wenigkeit gehört, welcher Umstand für Sie jedoch ein großes Glück ist, denn sonst hätten Sie bis an Ihr seliges Ende hier liegen und verzweifeln können, ohne daß ein Hahn darnach gekräht hätte. In demselben verfluchten Loche hier haben mich meine vielgeliebten Amtsbrüder in Christo fünf Jahre gefangen gehalten und alle Qualen der Hölle erdulden lassen. Für diese mir auferlegte Vorbereitung zum Himmel verdienen sie Dank, welchen ich ihnen auch nächstens in einer schönen Sternennacht abzustatten gedenke; denn, obgleich sie eigentlich keinen Schuß Pulver werth sind, so will ich ihnen zu Ehren doch vier Tonnen dieses die Luft reinigenden Materials abbrennen und sie mit einem Feuerwerk überraschen, das sie — in die unterste Hölle schickt.“ Ich verstand diese Worte damals nicht ganz, allein das satanische Lächeln des Mönchs sagte mir, daß ein entsetzlicher Gedanke ihn beherrschte. Mich wandelte ein unwillkürliches Grauen an.

Der Mönch fuhr fort: „Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns! das ist Grundsatz bei unserm gefährlichen Spiele. Sie sollen binnen 48 Stunden wieder die frische Luft athmen, wenn Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, schwören, an unserer großen und schönen Unternehmung mit Gut und Blut Theil zu nehmen. Wir wissen, die Unteroffiziere und Soldaten Ihrer Batterie sind Ihnen mit Leib und Seele ergeben, und wir können ohne Artillerie nichts ausrichten. Wollen Sie aber diese Bedingung nicht erfüllen, so sind Sie auch unserer eignen Sicherheit wegen — hier am besten aufgehoben und der Tod allein wird die Pforten Ihres Kerkers sprengen. Bedenken Sie das wohl! Der Superior ist ein naher Verwandter des Barons, und er und der Prior wissen allein wer Sie sind. Ich bin bloß durch Zufall in das Geheimniß eingeweiht. Zur bessern Ausführung gewisser Plane unterhalte ich nämlich ein kleines Liebesverständniß mit der Tochter des Pförtners, der auch Ihr Gefängnißwärter ist, und ich befand mich eben bei ihr, als man Sie brachte und ihrem Vater überlieferte. Die übrigen Klosterbrüder lagen im Schlafe. Ich konnte freilich Ihr Gesicht nicht sehen, doch sah ich genug, um in Ihnen eine Militärperson zu erkennen, und da ich einige Tage später Ihr plötzliches Verschwinden, die Verwundung des Barons und andere Umstände erfuhr, so mußte ich von selbst auf die Vermuthung kommen, daß der eingebrachte Gefangene Niemand anders als Sie seyn könnte. Der alte Pförtner ist ein Trunkenbold, und so ist es mir und meiner Dulcinea eben nicht schwer gefallen, ihm eine solche Ladung seines Lieblingsgetränks beizubringen, daß er eher vom Schließeramte Petri und den sieben Himmeln Mohammeds als davon träumt, daß ich ihm seine Gefängnißschlüssel abgenommen habe und mich jetzt bei Ihnen befinde. — Der Oberstlieutenant weiß nichts von Ihrem Hierseyn.“

„Sie haben also,“ so schloß der Mönch, „jetzt die Wahl zwischen einer rosenlichten, durch Isaurens Liebe verschönten Zukunft oder einer hoffnungslosen Kerkernacht. Glückt unser Unternehmen, so nehmen wir uns selbst den Preis und was ist übrigens daran gelegen, ob einige Schurken dabei zu Grunde gehen und so ihren längst verdienten Lohn erhalten? Es lebe die Republik und die Befreier des Vaterlandes!“

Der Mönch schenkte Wein ein und überließ mich meinen eignen Betrachtungen. Ich fühlte das ganze Gewicht der Wahrheit seiner Worte, und ich wußte auch, daß er der Mann war, der sich durch nichts in der Welt in seinem einmal gefaßten Entschluß wankend machen lasse. — Das strahlende Bild von der Freiheit und Größe des Vaterlandes, welches der Obristlieutenant mit so begeisternden Zügen mir so häufig vor Augen gehalten hatte, trat wieder recht lebendig vor meine Seele. Die Jugend ist so leicht für alles empfänglich, was ihr groß und schön erscheint, und der Gedanke, zur Befreiung meines Vaterlandes mitwirken zu können, mußte für mich, den damals 23jährigen Jüngling, einen ganz eignen Zauber haben. Auch bewegten noch andere Leidenschaften meine Brust. Alle meine Gefühle empörten sich gegen das schändliche Verfahren meiner Feinde. Das Verlangen nach Rache ergoß sich plötzlich wie ein Feuerstrom durch meine Adern, und nur der Gedanke an Isaura goß linderndes Oel in den Aufruhr kämpfender Gefühle; ihr himmlisches Bild erglänzte mir durch die dunkle Zukunft freundlich und hoffnungsreich, wie dem Schiffer nach langer Sturmesnacht die Morgenröthe des wieder entwölkten Himmels!

Ich reichte dem Mönche die Hand: „ich bin der Eurige mit Leib und Seele, so wahr ich es ehrenvoller halte, an der Spitze meiner Batterie für eine gute Sache fechtend zu fallen, als hier wie der verworfenste Verbrecher zu verfaulen.“

„Das ist genug!“ erwiederte mein Gesellschafter. Ihr erster Lieutenant ist ebenfalls in unserm Bunde und wird alles bereit halten. Die Würfel fallen übermorgen zwei Stunden nach Mitternacht, und in derselben Nacht um eilf Uhr werde ich mit Hülfe derselben List wie heute zu Ihnen kommen und Sie aus diesem feuchten und verpesteten Behälter führen. Früher kann

Digitized by Google

dieß nicht geschehen, ohne daß Verdacht auf mich fiele und unser Plan vereitelt würde."

Und so geschah es. Der Mönch kam zur festgesetzten Zeit, gab mir, um, wie er sich ausdrückt, auf unvorhergesehene Fälle gerüstet zu seyn, einen Dolch und führte mich vorsichtig und ohne daß uns etwas begegnete wohlbehalten aus den Mauern des Klosters. Ehe wir schieden, sagte er mit seinem teuflischen Lächeln: „Betrachten Sie sich, Senhor Capitao! noch einmal diese stolzen, in den schönen Abendhimmel so prahlend aufsteigenden Zinnen des Klosters, denn — alles ist vergänglich!" Die Bedeutung dieser Worte sollte mir nur zu klar werden.

In nicht weiter Entfernung vom Kloster fand ich ein Pferd, und als mir der Mönch den Versammlungsort der Verschworenen bezeichnet hatte, eilte ich spornstreichs dahin.

Ich fand zwölf der Verschwörer, meistens Officiere und einige Unterofficiere, auch mehrere Civilpersonen versammelt, die meine Ankunft erwarteten und mich jubelnd in ihrer Mitte begrüßten. Noch einmal wurde der entworfene Plan gehörig besprochen und der Bund beschworen; der Obristlieutenant hielt noch eine kurze begeisternde Rede und jeder eilte auf seinen Posten.

Den Plan zur Ausführung hatte der Mönch entworfen Nicht fern von seinem etwa eine halbe Stunde von der Stadt liegenden Kloster befand sich auf einer Anhöhe eine Wallfahrtscapelle. In diese hatte er, seiner Behauptung nach, mehrere Fässer Pulver schaffen lassen und wollte dieselbe eine Stunde nach Mitternacht in die Luft sprengen. Das war das Signal zum Losschlagen. Durch die erfolgende Explosion sollte die Stadt aufgeschreckt und viele der Bewohner hinausgelockt werden. Die dabei eintretende Aufregung gab auch, ohne Verdacht zu erwecken, hinreichenden Anlaß, daß die Verschwörer ihre Truppen ausrücken lassen und sich mit Leichtigkeit im allgemein herrschenden Wirrwarr und Schrecken der wichtigsten Personen und Punkte bemächtigen, auch die wenigen treu gebliebenen Truppen ohne großes Blutvergießen entwaffnen konnten. Die Stimmung im Volke war einer republikanischen Verfassung geneigt.

Wir, die Häupter der Verschwörung, standen alle erwartungsvoll auf unsern Posten. Ich trug meinen Arm noch in der Binde, allein wenn man den Gigantentritt des Schicksals hört, so schweigt der körperliche Schmerz. — Die furchtbare Explosion erfolgte. Das rachgierige Ungeheuer, der Mönch, hatte jedoch nicht, wie es unter den Verschworenen verabredet worden war, die Capelle auffliegen lassen sondern er hatte, wahrscheinlich mit Hülfe seiner Dulcinea und anderer Helfershelfer, schon seit längerer Zeit nach und nach eine ungeheure Masse von Pulver in die unterirdischen Gewölbe des Klosters eingeschmuggelt, und daßelbe mit allen seinen Bewohnern, seine Geliebte nicht ausgenommen, in die Luft gesprengt. Das war seine Rache wegen einer erlittenen 5jährigen Kerkerhaft. Er scheint aber dabei sehr unvorsichtig zu Werke gegangen zu seyn, denn sein schrecklich verstümmelter Leichnam wurde bald nachher aufgefunden. Nimmermehr würden die übrigen Verschwörer ein solches Bubenstück gutgeheißen haben, das wußte auch der Bösewicht recht gut und deßhalb hatte er nur von der einsamen Capelle gesprochen. Uebrigens hat diese Schandthat in der guten Meinung des Volks unserer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt, die sonst wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen haben würde.

Der Plan gelang übrigens vollständig, allein das ganze Werk hatte nur wenige Tage Bestand. In der durch die furchtbare Explosion entstandenen Verwirrung war es uns nicht schwer gefallen, der Citadelle und der wichtigsten Punkte der Stadt uns fast ohne Schwertstreich zu bemächtigen. Ich hatte eine starke Patrouille nach dem Gouvernementshause abgeschickt, um den Statthalter und seine Familie, namentlich Isaura, die ich irriger Weise dort anwesend glaubte, gegen jede Unbill zu schützen. Bis dahin war alles gut gegangen und überhaupt nur wenig Blut geflossen — allein jetzt kommt die furchtbare Katastrophe, die mir für ewig die Ruhe und den Frieden meiner Seele geraubt und einen nimmer, nimmer schlafenden Scorpion darin zurückgelassen hat. O Gott, o Gott, wann wird diese Qual endigen?!"

(Schluß folgt.)

Acht Tage in Kaschmir.

(Aus dem Tagebuche eines englischen Officiers.)

Drei englische Officiere, im Dienste der ostindischen Compagnie und in Dschelum stationirt, benützten im verflossenen Jahre einen vierwöchentlichen Urlaub, um einen Ausflug von 175 englischen Meilen in das Thal von Kaschmir bis nach der Stadt gleichen Namens, welche aber von den Eingebornen „Srinagor" genannt wird, zu machen. Sie verließen zu Pferde Dschelum am 1 Junius 1849, setzten über den Fluß gleichen Namens und ritten dann den Bimberpaß hinauf. Obwohl der Pfad in diesem Passe schmal, kaum für Maulthiere gangbar und dabei mit Rollsteinen gefüllt ist, so ist doch vor Zeiten ein Theil von Randschit Sings Heer auf diesem Wege marschirt, um Kaschmir zu erobern und hat sogar Kanonen auf Elephanten hinüber transportirt. In dem Passe ist eine Gränzzollstation des Reiches Kaschmir, dessen jetziger Beherrscher Gulab Sing den dortigen Zoll für 20,000 Rupien (etwa 24,000 Gulden) jährlich verpachtet hat. Als die Reisenden an der andern Seite der ersten Bergkette ihre Zelte aufschlugen und Lebensmittel einkauften, wollte man dafür von ihnen keine Bezahlung nehmen, sondern bat nur um eine Bescheinigung, daß sie zufrieden gewesen seyen, denn nun ergab sich daß Gulab Sing sie auf der ganzen Reise als seine Gäste betrachtete und dessen zweiter Sohn Mican Hattu Sing, der in Ruschira residirte, bewirthete sie dort in seinem Palaste. Von da zogen die Reisenden erst im Thale des Flusses Macati, dann bald an der einen, bald an der andern Seite des mit schlechten Holzbrücken versehenen Waldstroms Pundschal und über den „Pir Pundschal," die höchste Spitze des Bimberpasses, welcher in das Thal von Kaschmir führt, und über 14,000 Fuß hoch seyn soll, auf einem Wege, der stets schneebedeckt, aber vier Monate im Jahre wegen des starken Schnees gar nicht zu passiren ist. Von dort stiegen sie an dem genannten Waldstrome hinab in das 30 englische Meilen lange und 12 Meilen breite, von schneebedeckten Riesenbergen umgebene herrliche Thal von Kaschmir, und wurden (am 11 Junius) in der Nähe der Hauptstadt Srinagor von Gulab Sings Wessir bewillkommt, der die Abwesenheit seines verreisten Herrn entschuldigte und dessen Wunsch aussprach, die Engländer vor ihrer Abreise noch zu sehen. Der Wessir begleitete sie dann um die Stadt nach ihrem Logis in „Schickbag," einem zierlich gebauten hölzernen Sommerpalaste von zwei Stockwerken, welcher in einem großen Garten gelegen, an drei Seiten von schönen Pappelalleen und an der vierten vom Flusse Dschelum umgeben ist; dort erhielten sie am Abend ein Geschenk Gulab Sings, bestehend aus 101 Krügen voll Confect, 50 Körben mit Früchten und Gemüsen gefüllt, zwei mit Blumen geschmackvoll belegten Schemeln und für jeden einen Beutel voll Rupien.

Wir lassen nun das Tagebuch eines der Reisenden im Auszuge, jedoch wörtlich, folgen.

„Dicht neben der Stadt erhebt sich aus der fruchtbaren und sorgfältig angebauten Ebene ein etwa 500 Fuß hoher Berg, Takht-i-Suleiman (Salomons Thron) genannt, auf dessen Spitze ein Hindutempel steht. Diesen Berg bestiegen wir am ersten Morgen nach unserer Ankunft in Kaschmir und noch vor Aufgang der Sonne. Von dort hatten wir einen vortrefflichen Ueberblick dieser köstlichen Gegend; zur Rechten zieht sich

Digitized by Google

ein schöner See, der Dell, bis an den Fuß der Gebirge, welche am See als prächtige Wiesen auslaufen, und zu unsern Füßen lag die Stadt mit ihren merkwürdigen alterthümlichen Häusern von Holz, durchschnitten von dem Flusse Dschelum und überall von Canälen durchströmt; uns gegenüber steigt ein Hügel, der Hami Parbel, aus der Ebene empor, dessen Spitze mit Mauern und Batterien befestigt ist, und um uns ragten die schneebedeckten Riesenberge, welche das Thal umgeben. Bei unserer Rückkehr von diesem belohnenden Spaziergange fanden wir ein Boot des Maharadscha (Gulab Sing), unserer Befehle wartend; es war lang und schmal, mit einem erhöhten Verdeck am Vordertheil, welches mit einem buntfarbigen Zelte überdacht war; dort setzten wir uns auf orientalische Weise nieder und das Boot blieb Tag und Nacht, bis wir abreisten, zu unserer Disposition: es war mit 30 Ruderern bemannt, welche sehr tactmäßig und kräftig ruderten, auch zuweilen zwischen den Ruderschlägen die Stangen an einanderklappern ließen, und so eine sonderbare, aber gar nicht unangenehme Musik machten. Wir hatten in unserm Logis eine Wache, und Tag und Nacht Schildwachen vor der Thür, welche ohne unsern Befehl niemanden einließen; wir wurden beständig von fünf oder sechs Soldaten und zwei Hirkaras oder Spionen begleitet, welche jeden Tag einen schriftlichen Bericht von unserm Thun und Treiben erstatten mußten. Eine solche polizeiliche Beaufsichtigung war zwar unangenehm genug für uns, aber da wir keine schlimmen Absichten, auch nichts zu verheimlichen hatten, so ließen wir unsere gute Laune durch dieses Spionirsystem nicht trüben. Die Straßen in Kaschmir sind eng und die Häuser durchgängig aus dem Holze der Diodarfichte erbaut, indem Steine nur zur Ausfüllung der Lücken zwischen dem Holzwerke gebraucht werden. Die Häuser, gewöhnlich zwei oder drei Stockwerke hoch und in einem dem altitalienischen ähnlichen Style erbaut, haben Terrassen und Verandahs, und statt der Fenster hölzerne Gitter von verschiedenartigem, aber schönem Schnitzwerk, welche im Winter mit Papier überklebt werden und gegen Schnee und Kälte wohl wenig schützen mögen. Durch die Mitte der Stadt strömt der helle, tiefe und breite Dschelumfluß, und die Häuser sind so dicht an dessen Ufern erbaut, daß die Pfeiler der Verandahs im Wasser stehen. Von dem Flusse sind eine Menge Canäle, wie der Schlangencanal, der Apfelbaumcanal u. a. m. abgeleitet, welche die Stadt in allen Richtungen durchziehen, und theils mit dem See Dell in Verbindung stehen, theils wieder in den Fluß laufen oder in der Umgegend sich verlieren, indem sie zu deren Bewässerung dienen. Am Ufer liegen Boote von allen Größen, und fast jeder Einwohner scheint ein Boot zu besitzen; der Hauptverkehr in der Stadt ist auf dem Wasser, und man würde an das Leben in Venedig denken können, wenn die hiesigen Fahrzeuge nicht so sehr weit von der zierlichen Gondel entfernt wären. In der Nähe des Ufers stehen im Wasser kleine hölzerne Badhäuser, fast Schilderhäusern ähnlich, und zwar vor jedem Wohnhause zwei oder drei, worin die Bewohner ihre Waschungen vornehmen. Ueber den Fluß führen sieben Brücken ganz von Holz erbaut, selbst die Widerlagen derselben bestehen aus horizontal auf einandergelegten starken Fichtenstämmen, und die Brücken selbst aus eben solchen Bäumen; einige dieser Brücken stehen seit länger als 200 Jahren, und wenn sie auch zuweilen ausgebessert werden müssen, so hat doch die ganze Brücke so gut wie gar nicht gelitten. Manche von den in den See laufenden Canälen sind sehr schön, umgeben von Pappelhainen und „Tschinar-“ (Platanen-) gruppen auf üppigem wellenförmigem Rasen, und ihr Wasser ist so krystallhell, daß man die Fische darin und den Kiesgrund in einer Tiefe von 20 Fuß sehen kann. Moscheen gibt es genug in der Stadt, aber ihre Minarets sind theilweise abgetragen, seit die Sikhs die Beherrscher des Landes wurden. In einigen Moscheen wird das Dach von 80 Fuß hohen Pfeilern getragen, deren jeder nur aus einem Baumstamme besteht, welcher gewöhnlich achteckig behauen ist; die Moscheen sehen von außen ganz hübsch aus, obgleich sie keinen Anspruch auf architektonische Schönheit der Proportionen machen können. Der zwischen der Stadt und den Bergen an der östlichen Seite des Thals liegende See Dell, etwa 5—6 (engl.) Meilen lang und fast ebenso breit, gewährt einen lieblichen Anblick und er enthält die berühmten schwimmenden Gärten. In dem Wasser des Sees wächst eine lange, starke und biegsame Rohrart, und daraus machen die Einwohner ein korbähnliches Geflecht, welches, mit etwas Erde bedeckt, schwimmt. In diesen schwimmenden Gärten gedeihen Melonen, Gurken und andere Pflanzen desselben Geschlechts ganz unübertrefflich; diese Gärten, gewöhnlich etwa 30 Fuß lang und 6 Fuß breit, werden an beiden Enden am Ufer des Sees an Stangen befestigt und die Gärtner fahren in Kähnen um die Gärten herum, wenn sie solche besorgen wollen. Die Gärten sehen übrigens durchaus nicht malerisch und fast wie Sumpfland aus, und man muß versuchen den Fuß darauf zu setzen, um sich zu überzeugen, daß sie schwimmen. Ich fand eine im See wachsende prächtige Wasserlilie oder Lotus, deren kreisförmige Blätter etwa einen Fuß im Durchmesser hatten, viel interessanter. An den Bergabhängen sind mehrere Landhäuser und Gärten angelegt; einer derselben, Nisch-i-Bagh oder „der Garten der Berauschung“ genannt, welcher von Akbar angelegt wurde, besteht aus mehreren Terrassen, von denen ein Bach herabstürzt, worin Fontänen springen; an beiden Seiten des mit Kirschen- und andern Obstbäumen gefüllten Gartens ziehen sich Alleen von prachtvollen, 2—300jährigen Platanen hin, und das Haus, im gewöhnlichen Style indischer Architektur erbaut, ist von Verandahs umgeben, die mit hölzernen Gittern versehen sind. Die Schalimargärten sind großartiger als dieser, und man muß zu ihnen im Kahne in einem schmalen Arm oder einer Bucht des Sees fahren; im Garten steht ein offenes Gebäude, dessen Dach von schwarzen Marmorsäulen getragen wird, und zu unserer Unterhaltung ließ man die Fontänen des Gartens springen. Wenn man von den Terrassen desselben herabsieht, so könnte einem Versailles einfallen, wenn man Orangenbäume sähe. Es ist auffallend, daß im Thale von Kaschmir keine Orangen wachsen, obgleich ich nicht zweifle, daß sie dort gedeihen würden, wenn man sie im Winter bedeckte. Am gegenüberliegenden Ufer sieht man einen herrlichen Platanenhain, Nazir Bagh genannt, um die Stadt ist alles Land offen und vortrefflich cultivirt, und wird in zierlichen Windungen von dem Flusse durchströmt, dessen Ufer, von Ueberschwemmungen niemals leidend, so aussehen als wenn sie fortwährend durch Menschenhände in Ordnung gehalten würden. Indeß fällt hier wenig Regen, und eine eigentliche Regenzeit kennt man hier nicht, weil der Passatwind nicht so weit reicht. Während unsers hiesigen Aufenthalts zeigte der Thermometer um Mittag im Schatten durchschnittlich 74° F., der Himmel war hell und wolkenleer, Staub war nicht vorhanden und gewöhnlich wehte ein angenehmer leichter Wind; die Sonnenstrahlen sind zwar sehr stark, aber wenn man sich nicht körperlich stark anstrengt und nur von einem Bißchen Schatten geschützt ist, so kann ich mir keine angenehmere Temperatur denken als die hiesige, welche nicht so heiß um zu erschlaffen, aber eben warm genug ist um die angenehme, erheiternde Stimmung im Körper hervorzurufen die man so oft sucht und so selten findet.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Fluth. Bei St. Helena und Ascension, so wie auch zu Taheiti findet sich eine eigenthümliche Art von Anwogen des Meers, das man Rollers nennt. Hr. Williams beschreibt das Phänomen, wie es bei Taheiti beobachtet wird, in folgender Weise: „Gewöhnlich einmal im Jahre, doch nicht selten auch zweimal rollt das Meer in schweren Wogen über das Riff und bricht sich mit großer Gewalt am Ufer; das bemerkenswertheste an dieser periodischen hohen See ist aber, daß sie unwandelbar vom Westen oder Südwesten kommt, also aus der entgegengesetzten Richtung, woher der Passatwind weht. Die Ostseiten dieser Inseln leiden, so viel ich weiß, nicht durch diese Ueberschwemmungen.“ Aehnliche Erscheinungen hat man auch schon an den englischen Ufern beobachtet, und seit einigen Jahren werden sie zu Penzance (an der Küste von Cornwallis) genau verzeichnet; es sind dabei schon viele höchst auffallende Eigenheiten vorgekommen. Ein plötzliches Wiederkehren der Fluth und dann ein ebenso plötzliches Zurückweichen hat man auch schon an der Themse beobachtet. (Athen. 16 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 284. 27 November 1850.

Die holländische Handels-Maatschappy.

Es ist noch kein Jahr her, so wiederhallten die Freihändlerjournale von Lobreden auf die Freisinnigkeit der holländischen Regierung, bereits aber geht der Ton aus einem andern Horne, und man findet, daß die Liberalität der holländischen Regierung so übermäßig groß nicht ist, troß aller Freiheitsphrasen, mit denen die Vorschläge der Regierung zur Abänderung der Schifffahrtsgesetze und namentlich die Motive ausgestattet waren. Wir haben in Nr. 78 f. uns zu zeigen bemüht, daß die Liberalität der Regierung keineswegs unüberschwänglich, und in Nr. 177 ff., daß auch dieß schwache Maaß von der Repräsentation und dem Volke nicht sonderlich goutirt werde. Der Zweck der neuen holländischen Schifffahrtsgesetze geht, wenn man von aller Theorie absieht, und nur die Sachlage und den augenfälligen Vortheil ins Auge faßt, dahin: „weil Belgien, Bremen und Hamburg ihre Einfuhr zur See auf alle Weise erleichtern, so können wir, um mit ihnen Concurrenz zu halten, die unsrige nicht beschweren." Deßhalb wird alles, was die Einfuhr und die Weiterversendung ins Innere belästigen könnte, möglichst abgeschafft, die Sorge aber für die Zufuhr von außen her keineswegs aus der Acht gelassen, und die Ausfuhrzölle in den ostindischen Besitzungen so gestellt, daß möglichst das ganze Erzeugniß derselben nach Holland gebracht werde, und diesem der große Markt für die Colonialwaaren bleibe. Dieß erweist sich leicht aus nachstehenden Zollsätzen.

	bei der Ausfuhr nach fremden Häfen.	bei der Ausfuhr nach Holland.
Arrak zahlt . . .	6 Proc. ad val.	nichts.
Kampher . . .	7 fl. das Catty	$3^1/_2$
Kaffee	4 fl. das Picol	2 fl.
Gewürze	19 fl. —	$9^1/_2$ fl.
Japanisches Kupfer	7 fl. —	$3^1/_2$ fl.
Zucker	6 Proc. ad val.	nichts.

Erwägt man vollends, daß die holländischen, durch die Maatschappy bei der Ausfahrt mit Regierungsvorräthen befrachteten Schiffe diese obigen Hauptwaaren dann nur als Retourwaaren mitnehmen, so ist durch diese Einrichtung den holländischen Schiffen der Transport der holländisch-indischen Producte und Holland selbst der Markt mit diesen Waaren gesichert. Das ist es, worüber sich die Freihändler und, von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht, beklagen, nur bildet diese Klage einen komischen Contrast mit dem Posaunenton, den man zum Lobe der niederländischen Freisinnigkeit angestimmt hatte.

Das Lächerliche liegt darin, daß man glaubt, eine Macht dritten Ranges wie Holland, die entfernt nicht so gebietend dasteht, wie England, werde um theoretischer Phrasen willen ein seit dem Jahr 1824 mit der größten Consequenz verfolgtes Handelssystem, das sich als höchst vortheilhaft bewährt hat, aufgeben. England konnte im Jahre 1813 den Handel seiner Colonien dem Monopol der ostindischen Gesellschaft entziehen, und allenfalls jetzt auch den Zugang allen öffnen, sicher stets den Löwenantheil an dem Handel zu bewahren, aber wenn Holland den Handel seiner ostindischen Colonien frei läßt, so kann es darauf zählen, daß derselbe in weniger als zehn Jahren in fremden Händen ist. Deßwegen haben alle, welche die Geschichte des holländisch-ostindischen Handels kennen, an einen solchen Liberalismus der holländischen Regierung niemals geglaubt, und sich nicht einen Augenblick verwundert, als die Stimme eines so gewichtigen Blattes, wie das Amsterdamsche Handelsblad, mit den schlagendsten, und keineswegs aus der Theorie des Freihandels entnommenen Gründen sich gegen die Vorschläge der Regierung in dem ausgedehnten Sinne, wie man sie anfangs verstand, erhoben hat. Die englischen Journale freilich, und am meisten die in Singapore erscheinenden, stimmen freilich einen andern Ton an, und meinen, sey nur einmal von der holländischen Regierung das Princip des freien Handels zugestanden, so werde die Consequenz, d. h. die Aufgebung des Monopols der Handelsmaatschappy, nicht lange auf sich warten lassen. Wir wollen sehen, glauben aber nicht daran, weil Holland commerciell zur Hälfte und financiell großentheils zu Grunde gerichtet wäre, wenn es den englischen und continentalen Freihandelsanforderungen Gehör geben wollte. Man wird uns ohne Umstände glauben, wenn wir versichern, daß wir in die Beschränkungen, welche das Monopol der Handelsmaatschappy dem Handel auferlegt, nicht aus Systemsucht verliebt, sondern daß wir bloß der Ansicht sind, Holland könne unter seinen jetzigen Umständen nicht anders handeln, als dieß Monopol so viel wie möglich aufrecht erhalten. Das aber ist gerade der Angelpunkt des Streits mit den theoretischen Freihändlern: sie nehmen keine Rücksicht auf die jeweilige Lage und Verhältnisse eines Landes, sondern entscheiden die auftauchenden Fragen nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, deren Richtigkeit man ganz unangefochten lassen, deren praktische Anwendbarkeit man aber sehr bestreiten kann. So wie die Freihandelspartei diesen Satz zugibt, hat aller Principienstreit ein Ende, und Industrie, Handel und Gewerbe treffen sich, wenn strittige Fragen und Anforderungen auftauchen, auf dem Boden der augenblicklichen Zweckmäßigkeit, auf dem man sich einigen und durch gegenseiti-

Digitized by Google

ges Nachgeben und Abwägen verständigen kann; zwischen Principien ist keine Verständigung möglich und — error latet in generalibus.

Die Maatschappy hat bekanntlich einen rein commerciellen Charakter; sie ist nicht, wie die alte holländisch ostindische Compagnie, Eigenthümerin des Landes; sie besitzt nicht einmal Schiffe, sondern ist nur gehalten, holländische Schiffe zu verwenden für den Transport von Waaren nach und von den ostindischen Besitzungen. Um die verschiedenen Häfen Hollands möglichst nach Verhältniß Theil nehmen zu lassen; so erhält von 40 Fahrten Amsterdam 21, Rotterdam 15, Middelburg und Dordrecht jedes zwei. Der Transport geschieht zu Preisen, welche die Maatschappy mit der Regierung nach einem gütlichen Uebereinkommen festsetzt und die nicht immer dieselben sind. Die Maatschappy verkauft die Waaren, welche die Regierung in Java an sie übergeben hat, im Aufstreich und im Großen auf den Hauptmärkten Hollands in den oben angegebenen Verhältnissen. Die Beförderung der Nationalschifffahrt war also der Hauptzweck der ganzen Einrichtung, und ist, wie wir schon früher erwähnt, sehr gut erreicht worden, denn jetzt geschehen die Transporte fast sämmtlich durch holländische Schiffe, vor der Errichtung der Maatschappy noch nicht die Hälfte, obgleich sich seit der Errichtung der Maatschappy die Kaffeeproduction vervierfacht und die Zuckerproduction mehr als verzehnfacht hat. Ein zweiter Zweck war aber auch die Aufmunterung der einheimischen Industrie, deren Erzeugniß bei der Einfuhr in Java mit einem Differentialzoll von 25 gegen 12½ Proc. begünstigt wurde, und welcher auch so gut wirkt, daß Holland selbst von Baumwollenwaaren zwei Drittheile bis drei Viertheile einführt.

Die Maatschappy hat in den letzten 4 Jahren durchschnittlich etwa 180,000 Tonnen Waaren aus den Colonien nach den niederländischen Häfen versandt, und damit den Rhedern einen Verdienst von etwa 10 Mill. fl. zugewendet; zugleich ist ihr eigenes Capital fast aufs Doppelte gestiegen, und sie hat 10 bis 15 Procent an Dividenden und Interessen gezahlt. Man kann sich an den Fingern abzählen, daß solche Vortheile nicht leichtsinnig in den Wind geschlagen werden. Wir wissen sehr wohl, welche Einwürfe man gegen das niederländische Colonialsystem erhebt, allein man muß zwei Dinge nicht verwechseln, das Cultursystem hat, wenn auch in bedeutend geringerem Umfang und minder systematisch bestanden, ehe die Maatschappy bestand, und die Maatschappy könnte bestehen, auch wenn das Culturystem, was nicht sehr leicht ist, wesentlich umgestaltet würde. Lassen wir also die wohlfeilen philanthropischen Tiraden, die man eben sowohl und noch mit mehr Recht auf Brittisch-Indien anwenden könnte, denn die Engländer haben jenes Land auf eine so gefährliche Weise ausgepumpt, daß die financielle Frage dort die Hauptfrage geworden ist, nicht weil man dem Volk keine weitern Lasten mehr aufbürden will, sondern weil man ihm keine mehr aufbürden kann. Das System der holländischen Handelsmaatschappy hat nur den Zweck, diejenigen Producte, welche das Culturystem liefert, nicht in fremde Hände fallen zu lassen, sondern sie in holländischen Schiffen nach Holland selbst zu verführen, und dadurch den Handel des Mutterlandes zu nähren. Das ist bis jetzt gelungen, und ehe nicht Holland durch andere, noch im Schooße der Zukunft liegende Umstände gezwungen oder in den Stand gesetzt wird, sein Monopolsystem aufzugeben, wird es solches nicht aufgeben, weil es einen Selbstmord beginge. Holland mußte, um seine Concurrenz mit Belgien in der Versorgung seines Hinterlandes aufrecht zu erhalten, die Durchgangsabgaben in Holland selbst und die Rhein- und Ysselzölle abschaffen, aber diese durch die Concurrenz abgenöthigte Liberalität hat mit der colonialen Fahrt durchaus nichts zu thun, und man stellt, wie wir oben gesehen, die Ausfuhrzölle in den Colonien der Art, daß die Hauptmasse der Colonialproducte nach Holland selbst geführt werden **muß**.

Einen großen Nachtheil hat das Monopolsystem der Maatschappy allerdings in seinem Gefolge gehabt, und dieser Nachtheil besteht in der Vernachlässigung der andern Handelszweige, da in diesen die großen Vortheile, wie im niederländisch-ostindischen Handel, nicht zu erwarten waren; dieser Nachtheil wird lebhaft gefühlt, von Gegnern wie von Freunden der Handelsfreiheit, und diesem muß auch abgeholfen werden, indem man nach und nach die Größe der Frachten, welche die Maatschappy bezahlt, herabsetzt und dadurch die Schiffe, welche nach der Rückkehr aus Java oft ein halbes Jahr und fast ein Jahr müßig liegen bleiben, nöthigt, andere Beschäftigung zu suchen. Es ist immer nachtheilig und selbst gefährlich einen Handelszweig so entschieden vor dem andern zu begünstigen; wenn man aber auch dieser Einsicht gemäß handelt, so wird man doch nie den eigentlich leitenden Grundsatz der niederländischen Handelspolitik aufgeben, und man darf darüber nur Hrn. Baker hören, der den Regierungsvorlagen in den Generalstaaten eine glänzende Lobrede hielt, es aber nichtsdestoweniger auch vertheidigt, daß der Colonialhandel reservirt sey, weil dieß mit dem ganzen jetzigen Staatshaushalt und mit dem einmal bestehenden Culturystem in den Colonien nothwendig zusammenhange.

(Schluß folgt.)

Aufenthalt unter den Patachos.

2. Der Geächtete.

(Schluß.)

Der Erzähler hielt hier inne und ein schmerzliches Stöhnen entwand sich seiner Brust. Ich betrachtete den unglücklichen jungen Mann und konnte bei seinem Anblick eine Thräne des innigsten Mitgefühls nicht zurückhalten. So würde der Pinsel eines großen Malers den tiefsten, hoffnungslosen Seelenschmerz verkörpert haben, wie ihn diese zwar von Kummer entstellten, aber immer noch edlen Züge jetzt ausdrückten. Das Haupt war auf die Brust gesunken, der Blick stierte hohl und leer vor sich hin, die Arme hingen schlaff am Körper hinab. O es mußte ein schrecklicher Zustand seyn, der sich des Innern des Unglücklichen bemächtigt hatte: seinen Augen blieb die Thränenfluth versagt, dieser heilige Thau, der den Flammenschmerz des kranken Menschenherzens zu kühlen vermag!

Dom Francisco fuhr erst nach einer langen Pause fort: „O wie oft habe ich gewünscht, daß ich den elenden Mönch damals im Gefängnisse erwürgt oder ich seinen Antrag von der Hand gewiesen und er mich mit den übrigen Klosterbewohnern in die Luft gesprengt hätte, was in diesem Falle auch sicher geschehen wäre. Doch ich fahre fort: wie schon gesagt, so hatten wir uns fast aller wichtigen Punkte beinahe ohne Blutvergießen bemächtigt. Nur in das Nonnenkloster St. T..... hatte sich ein der Regierung treu gebliebenes Bataillon mit zwei Feldstücken geworfen, und da das Kloster, wie fast alle Gebäude dieser Art, auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe lag, so wurde unsern Truppen von hier aus beträchtlicher Schaden zugefügt. Dieser Punkt mußte daher um jeden Preis genommen werden, und da unsere Gegner, statt zu capituliren, ein wirksames Feuer auf unser Fußvolk unterhielten, so pflanzte ich

Digitized by Google

meine Batterie vor jenem Kloster auf, und in kurzer Zeit schlugen die Flammen von allen Seiten aus dem Gebäude. Es entstand dort eine entsetzliche Verwirrung, in welcher viele Menschen ihr Leben verloren. Unser Fußvolk stürmte jetzt den Hügel hinan, und nachdem die Gegner das Gewehr gestreckt, suchten wir so viel wie möglich überall Hülfe zu leisten. Ich hatte mich ebenfalls sofort auf den Schauplatz der Verwüstung begeben; es war morgens 4 Uhr. Das Kloster stand in Flammen und warf weithin einen erhellenden Schein. In einiger Entfernung bemerkte ich eine kleine Menschengruppe, aus der ich laute Klagetöne eines verzweiflungsvollen Schmerzes zu hören wähnte. Ich flog auf meinem Pferde dahin, und es bot sich mir dann eine Scene dar, die ewig vor meiner Seele stehen wird, und bei deren Anblick mir das Blut gerann und mein Herz von der metallenen Hand eines kalten Entsetzens geschüttelt wurde. Der greise Statthalter, der eine Wunde im rechten Arm erhalten hatte, von welcher das Blut auf die Hand heruntertröpfelte, kniete neben einer weiblichen Leiche, und diese Leiche war — Isaurens. Hätte ich ahnen können, daß sich Isaura in jenem Kloster befunden hätte, so würde ich mir eher das Schwert in die Brust gestoßen, als einen Schuß auf dasselbe gethan haben. Allein so bin ich ihr Mörder. Ein herabfallender brennender Balken hatte sie bei dem im allgemeinen Gedränge erst spät möglichen Ausgange erschlagen. Ihr Vater hatte an der Spitze der treugebliebenen Truppen das Kloster besetzt gehalten, und als er die Leiche seines einzigen Kindes fortschaffen ließ, einen Musketenschuß in den Arm empfangen."

Dom Francisco schwieg hier eine Zeitlang, dann fuhr er fort: „Hier ist eigentlich meine Geschichte zu Ende, oder soll ich Ihnen noch erzählen, wie ich im vernichtenden Gefühle des ungeheuersten Schmerzes neben der theuern Leiche niedersank, wie der verzweifelnde alte Vater mit den greisen, im Morgenwinde flatternden Haaren und die bluttriefende Hand gegen mich erhoben, als ein gespenstischer und grauenhafter Ankläger vor mir stand, mich laut des Mordes seines einzigen Kindes bezüchtigte und den Fluch und die Rache des Himmels auf mein schuldiges Haupt herab beschwor? O, das ist ein Nachtstück, das sich besser die Phantasie ausmalen, als ich schildern kann.

„Auch der Verlauf dieser Revolution wird Ihnen aus der Geschichte Brasiliens bekannt seyn. Die Republik wurde zwar unter lautem Jubel proclamirt, allein schon in den nächsten Tagen erkaltete die Begeisterung sichtbar und die Schandthat des verruchten Mönchs erregte allgemeinen Abscheu sowohl unter dem Volke als den Soldaten. Diese Stimmung wurde von der Geistlichkeit insgeheim trefflich ausgebeutet und das Volk von allen Seiten bearbeitet und gegen uns eingenommen. Dazu kam noch, daß man alle Augenblicke frische Truppen aus Rio erwartete, da man dort die zur Empörung reife Stimmung der Provinz recht gut kannte. Diese Truppen trafen auch wirklich einige Tage später ein. Der Obristlieutenant fiel in einem Gefechte gegen die kaiserlichen Truppen und mit ihm war auch die Seele des ganzen Unternehmens dahin. Nach dem fürchterlichen, mich betroffenen Schlage hatte mein Geist alle Spannkraft verloren, und ich war in jenen schrecklichen Seelenzustand versunken, wo kein Wunsch, keine Hoffnung mehr Eingang findet in dem zerrissenen Busen, sondern eine fühllose Gleichgültigkeit sich unsers ganzen Daseyns bemächtigt. Die Revolution wurde also sehr bald niedergeschlagen: einige der Häupter entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, welches letztere Loos zuverlässig auch mich betroffen haben würde, wenn mein treuer Neger Joao nicht mehr als ich selbst auf meine Sicherheit und Flucht bedacht gewesen wäre. Mondenlang sind wir in der Wildniß umhergeirrt, und er hat mich lange Zeit hindurch wie ein Kind leiten und warten müssen, bevor Aeußerungen der erwachenden Geisteskraft bei mir sich wieder kundgaben. Endlich fanden wir bei einem seinem hartherzigen Herren entlaufenen Neger Aufnahme, der mit seinem Mädchen in die Wildniß geflüchtet war und sich da in der tiefsten Abgeschlossenheit niedergelassen hatte. Es ist derselbe Pedro, der mit Frau und Kindern noch jetzt unter uns lebt. Wir haben uns sechs Monate bei ihm aufgehalten, bis der Zufall uns mit einer jagenden Partei Patacho's zusammenführte, deren Häuptling ich seitdem geworden bin."

Dom Francisco schloß hier seine Erzählung, und da der Abend unterdessen längst gekommen war, so kehrten wir schweigend heim. Die Nacht war schön, die Sterne glänzten am Firmament und die Atmosphäre war vollkommen klar; Tausende von Feuerfliegen warfen über Gebüsch und Bäume eine Art magisches Halbdunkel, kein Mißklang ließ sich in der hohen Friedensfeier der Natur vernehmen: alles war hier im weiten Tempel der Allmacht und Liebe so hehr und so schön, und nur in der Brust des armen Sterblichen mußten so schmerzliche Dissonanzen erklingen.

Ich enthielt mich aller leeren Trostesworte, da ich wohl wußte, daß Beschäftigung und die Zeit die einzigen Mittel waren, um einen so tiefgehenden Schmerz zu zerstreuen und zu lindern.

Th. Bösche.

Nachricht über Entdeckungen in Ostafrika.

Das Bulletin de la Société de géogr. (September) enthält nachstehende vorläufige Nachricht: „Bekanntlich ist der Geistliche Rebmann einer der eifrigsten und unterrichtetsten englischen Missionäre, und hat eine Station zu Rabbai Mpia auf der Ostküste Afrika's, etwa nördlich von Mombase, um den 4° S. B. Im Monat April 1848 drang er bekanntlich ins Innere vor nach Kilema, und entdeckte dort einen mit Schnee bedeckten Berg, Namens Kilimadschare, etwa unter 36° 25' O. L. v. Gr. 75 Meilen östlich von Rabbai Mpia, und während des Sommers desselben Jahres besuchte der nicht minder eifrige Gefährte Rebmanns, Hr. Krapf, das südwestlich von der Station gelegene Usambara. Während der Monate November und December 1849 unternahm Dr. Krapf eine gefährliche Reise nach Ucamba, nordwestlich von Rabbai Mpia, und scheint dort nicht nur selbst sehr wichtige Entdeckungen gemacht, sondern auch die von Rebmann bestätigt gefunden zu haben." So weit Hr. de la Roquette nach einem ungenannten englischen Original, vielleicht einer Missionszeitschrift.

Acht Tage in Kaschmir.

(Fortsetzung.)

Im Winter fällt hier häufig Schnee, zuweilen bis zu sechs Fuß Höhe und der Frost dauert drei Monate. Die Einwohner tragen wollene Kleidung, und jeder der geringern Classen trägt gewöhnlich einen kleinen Korb mit heißer Asche darin, an den Gürtel befestigt, vor dem Magen unter dem allgemein üblichen weiten Ueberrocke; die heiße Asche befindet sich in einem irdenen Gefäße in dem Körbchen und erwärmt den ganzen Körper wenn man sitzt. Im Winter verlassen die reichern Einwohner selten ihre Wohnung, und da ihre Zimmer ihnen dann zu kalt sind, so halten sie sich fast beständig in den Hammams oder Badezimmern auf, die sich fast in jedem guten Hause finden. Mein Reisegefährte, der Oberst, und ich machten in einem der öffentlichen Bäder die ganze Procedur des Gekocht-, Gerieben- und Geknetetwerdens durch, wie dieser im ganzen Orient Sitte ist. Zuletzt fragte einer der Aufwärter mich, ob er „Falaili" auf unsere Haare gießen sollte; da nun dieser

Name einen Blumenextract bedeutet, so schlossen wir die Augen in der Erwartung, daß man irgend einen köstlichen Parfüm über unsere Köpfe schütten werde, aber statt dessen erhielten wir eine abscheuliche Mischung von Eiern und ranziger Butter in die Haare, deren Geruch wir durch heißes Wasser nicht wieder entfernen konnten. Ich liebe diese orientalischen Bäder durchaus nicht, denn wenn sie auch unbezweifelt den Körper reinigen, so ist es immer als wenn ein Theil der Oberhaut davon weggescheuert wird, und man bekommt davon die Farbe eines neugebornen Kindes oder halbgekochten Krebses; die Muskeln werden durch diese Bäder schlaffer, und statt mir ein angenehmes behagliches Gefühl zu machen, war ich ermüdet und die Glieder thaten mir weh; dabei hatte ich Kopfweh von dem über den Kopf gegossenen heißen Wasser, und meine Füße waren von dem Reiben so empfindlich geworden, daß ich mehrere Tage nachher ohne Schmerzen nur auf dem weichsten Boden gehen konnte.

Die Bewohner von Kaschmir sind ein hübsches Volk, mit ovalen Gesichtern und der den Afghanen eigenthümlichen Habichtsnase, etwas jüdisch aussehend, aber von offnerem Ausdruck; sie sind von weißer Gesichtsfarbe und ein blasses Roth schimmert auf ihren Wangen. Es kam mir so vor, als wenn der moslemitische Theil der Bevölkerung schönere Gesichtszüge, aber die Hindu, welche fast alle zur Braminencaste gehören, eine weißere Haut und lebhaftere Röthe hätten; unter den letztern würde man mehrere selbst in England weiß nennen, und ihre Hautfarbe war reiner als die meiner meisten Landsleute. Die Männer, von mittlerer Größe, sind breitschulterig und kräftig gebaut, und es gibt unter ihnen weniger sehr große oder sehr kleine Figuren als in den meisten andern Ländern. Die Kleidung der untern Classen besteht aus einem weiten, bis an die Knie reichenden Ueberwurf von Wollenzeugen, der mit einem Gürtel von weißem oder buntem Tuch um die Hüften zusammengehalten wird, und aus einem weißen Turban; die Wohlhabendern tragen dasselbe Costüm, nur von einem viel feinern Stoffe, dem „Paschmina“ oder Shwalzeuge, gewöhnlich Lila oder hellbraun von Farbe, und dieser Zeug ist sehr kostbar; Moslem und Hindu haben dieselbe Kleidung und volle Bärte. Es gibt unter den Kindern manche recht hübsche, und besonders mußte ich die kleinen Mädchen bewundern, welche ich am Ufer des Flusses spielen und im Wasser plätschern sah. Die Frauen zu schildern bin ich außer Stande, denn bekanntlich herrscht bei den meisten orientalischen Völkern die Sitte, daß anständige Frauenzimmer Gesicht und Gestalt, so viel es möglich ist, verhüllen, und obgleich dieses in Kaschmir wohl weniger der Fall ist als vielleicht in irgend einer andern Gegend Asiens, so wird ein Engländer doch nicht viele zu sehen bekommen. Alle erwachsenen Mädchen, so wie alle hübschen oder vornehmeren Frauen werden unter Schloß und Riegel gehalten, und deßhalb konnten wir nur über die Frauen der untern Classen ein Urtheil fällen, welche wir in der Stadt oder deren Umgebung trafen. Die jungen Frauenzimmer kommen an den Rand des Flusses um Füße und Kleider zu waschen, aber wenn wir in unserm Boote mit seinem bunten Zelte und seinen vielen Ruderern uns näherten, so liefen sie so schnell wie sie konnten, weg. Nur ein paarmal, indem wir rasch um eine Ecke bogen, gelang es uns eine Schaar Frauen zu überraschen, und der kurze Blick bestätigte bei uns die Meinung, die man gewöhnlich von der Schönheit der Frauen von Kaschmir hat; sie sind eher schön als niedlich zu nennen, groß, kräftig gebaut und von majestätischem Gange; ihre Nase und Oberlippe ist schön geformt, das schwarze Auge groß und von sanftem Blick wie ein Gazellenauge, mit schwarzen seidenweichen langen Wimpern und schön gerundeten Augenbrauen versehen; das gescheitelte Haar wird in mehrere Flechten getheilt und diese, mit wollenen Bändern durchflochten, in einen über den Rücken bis auf die Füße herabhängenden Zopf vereinigt. Um die Stirn binden sie ein rothes oder weißes Tuch, und ihre Kleidung besteht aus einem sehr weiten Ueberwurfe von rothem Wollenzeuge, der bis oben unter das Knie reicht und zuweilen auf den Hüften mit einer weißen Schärpe zusammengehalten wird. In einiger Entfernung nimmt diese Tracht sich recht hübsch aus, aber in der Nähe wird der Effect durch den groben Stoff der Kleidung sehr vermindert. Man erzählte uns, daß die vornehmern Frauen im Hause eine Art von seidenem Hemde und weite Beinkleider von Seide, gewöhnlich von rother Farbe tragen. Ich sah manches strahlende Auge durch das enge Gitter auf die fremden „Feringas,“ ihre geschmacklose Kleidung und ihre noch geschmacklosere Kopfbedeckung blicken. Wir hatten nämlich zum Schutz gegen die Sonne unsere breitkrempigen Strohhüte mit einem tüchtigen Stück Muslin umwunden, und das mußte denn gar arg contrastiren mit dem geschmackvollen Turban und den fliegenden Gewändern ihrer Landsleute. Gelegentlich erblickten wir, aber von fern, ganze Familien am Abend auf dem Dache einer Verandah sitzen, und oft Frauen mit ihren Männern in Kähnen, aber das Gesicht verhüllt mit dem Gazeschleier und eingewickelt wie die Mumien, so daß wir eigentlich nichts von ihnen sahen. Die Bewohner von Kaschmir sind zwar fleißig und geistig begabt, aber habgierig und listig, und sie suchen den Fremden zu übervortheilen und zu betrügen wo sie können. Indeß sind sie weder unmoralisch noch lasterhaft, und in Vergleichung mit andern Völkern Indiens kann man sie geradezu tugendhaft nennen; sie sind munter und sehr vergnügungsüchtig, und ihre vielen Feiertage gestatten ihnen sich den Vergnügungen häufig hinzugeben. In frühern Zeiten kleideten sie sich viel besser, aber sie haben durch übermäßigen Druck dazu nicht nur die Lust verloren, sondern sie fürchten insbesondere Wohlhabenheit zu zeigen, um nicht von Gulab Sing ganz ausgesogen zu werden. Die Fabriken in Kaschmir verfertigen Papier, Papiermaché und vor allem Shwals. Aus Papiermaché machen sie Tintenfässer, Pennale und Kästchen von verschiedener Größe, die in Wasserfarben hübsch gemalt und gefirnißt sind; die Malerei ist von verschiedenen Mustern, in Arabesken oder Mosaik nachahmend oder Blumen darstellend, stets von blendendem Colorit und ganz geschmackvoll; dabei sind diese Waaren sehr wohlfeil. Ihre Papierfabriken besahen wir nicht, weil sie ebenso eingerichtet sind wie in andern Ländern. Ich habe vergessen anzuführen, daß Kaschmir wegen seiner Steinschneider in ganz Indien berühmt ist, und daß darin sogar Delhi ihm nicht gleich kommt. Wir ließen in Kaschmir ein paar Karniole graviren, und die Arbeit war recht hübsch und geschmackvoll gemacht, aber sie ließ sich mit der Arbeit englischer Künstler durchaus nicht vergleichen. Indeß soll mit englischen Petschaften in Siegellack gedruckt werden, während asiatische Petschafte nur in Tinte abgedruckt werden können, welche auf das Petschaft gewischt wird; deßhalb ist der Schnitt der kaschmirschen Siegel sehr scharf und kräftig hervortretend.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einerlei Meridian für alle Nationen. Das Athenäum vom 16 November meldet nach französischen Journalen, daß in Folge der Verwirrung, welche zwischen den Seeberechnungen der verschiedenen Mächte besteht, und wegen der unglücklichen Vorfälle, die manchmal dadurch veranlaßt werden, Rußland, Schweden, Holland und Dänemark übereingekommen sind, Conferenzen über die alte Frage eines gemeinsamen Meeridians für alle Nationen zu eröffnen. Frankreich, Spanien und Portugal sollen dem Plan ihre Zustimmung gegeben haben, und man hegt selbst Hoffnung, daß England der Uebereinkunft beitreten werde. An der Möglichkeit des Plans bestand nie ein Zweifel und kann kein Zweifel bestehen, und keine Localeifersucht sollte der Ausführung desselben in den Weg treten. Die auf dem Continent am meisten fortgeschrittene Meinung geht darauf hinaus, einen ganz neutralen Durchschnittspunkt zu wählen, z. B. Cap Horn, was auch den großen Vortheil hätte, den Amerikanern genehm zu seyn.

Seltsames Meteor. Prof. Bond zu Cambridge in den Vereinigten Staaten meldet von einem eigenthümlichen Meteor, das er am 30 September d. J. beobachtete. Es platzte um 8 Uhr 54 Minuten, blieb aber als mehr oder minder heller Nebelstreif über eine Stunde sichtbar. Er schätzt die verticale Höhe des Meteors über der Erde auf 50 Meilen, und dessen Entfernung von Cambridge in nordöstlicher Richtung auf 100. (Athen. 16 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 285. 28 November 1850.

Das Erbfolgegesetz in Indien.

(Friend of India. August 1850.)

Nachdem vor etwa 18 Jahren der Generalgouverneur das Gesetz gegeben hatte, daß Religionswechsel in Bengalen nicht mehr Enterbung zur Folge haben dürfe, hat die Regierung Indiens dieses Gesetz durch eine Acte (XXI. 1850) auf ganz Indien ausgedehnt. Dagegen erhob sich nun ein Haufen der Altgläubigen in Calcutta, man wählte eine Committee aus den reichsten Hindu-Kaufleuten und besprach sich über die nöthigen Maaßregeln, um diesen dem Hinduismus so gefährlichen Schlag abzuwenden. Diese Committee gibt nun in einem sonderbaren Actenstück Rechenschaft von ihrem Thun. Der Christ kann nicht ohne Interesse dieses öffentliche Geständniß der Schwäche des Heidenthums lesen. Die Hauptpunkte sind die folgenden.

„Die Regierung hatte versprochen sich nie in unsere Religionsangelegenheiten zu mischen. (Falsch.) Jetzt haben sie dieß Versprechen vielfältig gebrochen, und insbesondere durch Acte XXI, 1850, die gegen unser Erbfolgegesetz gerichtet ist, unserm Glauben die schwerste Wunde geschlagen. Unsere Bittschrift wurde nicht berücksichtigt, sie haben diese Acte wie Donner gegen uns losgelassen. Wenn dieß verderbliche Gesetz in Kraft bleibt, so ist dieses Elend unbeschreiblich. Denn die welche jetzt aus Furcht vor Enterbung kaum ein Wort zu Gunsten des Christenthums zu lispeln wagen, werden dann furchtlos und mit lachendem Gesicht zur Taufe eilen. In dieser Weltzeit ist religiöse Scheu und heilige Scham fast ganz von dem Volke gewichen. Kein geistlicher Beweggrund, kein Gedanke an eine andere Welt vermag die Herzen in unserm Glauben festzuhalten. Bedenken wir überdieß die Fallstricke, welche die zartherzigen Missionäre, gleich so vielen Jägern, gegen uns legen! Unter solchen Umständen müssen wir erklären, daß wenn nicht Berechnungen über zeitlichen Gewinn und Verlust das Feuer des Christenthums dämpfen würden, dasselbe in allen Häusern zünden und unsere Religion und Wohlfahrt in Asche legen würde. Jetzt hören wir von 2 bis 4 Knaben, die jährlich bekehrt werden. Bald wird es monatlich, dann wöchentlich, und endlich täglich Bekehrungen geben. Hindugebräuche, Ceremonien und Handlungen werden abgeschafft und christliche Sitten werden überhandnehmen. Dann kein Glück mehr in irgend welcher Familie: nichts wird mehr gehört als Jammer und Geschrei. Der Vater wird um den Sohn seufzen, der Bruder um den Bruder, der Freund um den Freund, das Weib um den Mann, und sie werden umhergehen, wie einer der in der Wüste klagt. Die 4 Himmelsgegenden werden Jammers voll. Viel wird processirt werden wegen der Vermögenstheilung und unser Reichthum und Ehre zu Grunde gehen. Wenn zwei Söhne des Vaters Haus erben, wird am einen Ende das Sraddha (Todtenopfer), die Todtenklage, Durgapudja, Puranavorlesung und Brahmanenmahl stattfinden, am andern Ende desselben Hauses Gebet und Predigt, Abendmahl und andere Christenfeste, durch Berührung wird der Abgefallene alles unrein machen ꝛc. Kurz in welchem Licht du dieß verderbliche Gesetz betrachtest, du wirst sehen daß die Hindu-Religion darunter nicht bestehen kann. Es könnte einen zur Verzweiflung bringen, wenn man unserm Unglück recht nachdenkt.“ — Weiter wird bewiesen, daß man sich nur an die Directoren der Compagnie und an das Parlament zu wenden habe. Dazu brauche man Geld, wenigstens 30,000 Rupien. „An jenem Ort ist uns fast niemand geneigt. Wir können uns nur geneigte Ohren verschaffen, wenn wir dafür zahlen. Vielleicht gibt es dort 2 bis 4 Personen, die in einigen Stücken gegen uns unparteiisch wären. Aber in unserm jetzigen Unternehmen wird alles in jenem Land gegen uns seyn. Bedenkt, daß die Regierung jetzt die Dornen vom Weg der Hindus, die übertreten wollen, weggeschafft hat. Bisher hatten wirs nur mit den Missionären zu thun; diese haben freilich mit List und Gewalt unsern Glauben auszurotten gesucht. Bezaubert von ihnen flohen Kinder aus den Armen der Mütter, haben Eltern ihre Söhne, Weiber ihre Männer, Brüder Brüder verloren. Wie viel Hunderte von Hindus, von ihren grausamen Pfeilen verletzt, verleben ihre Tage in beständigem Kummer. Die vier Himmelsgegenden haben sich mit Wehklagen gefüllt wegen der Angriffe von Missionären an allen Orten, in allen Städten und Dörfern. Doch das war noch erträglich, so lange wir uns auf die Regierung verlassen konnten. Nun aber die Herren des Landes die Keule gefaßt haben und von unsern Gegnern gewonnen über uns schwingen, haben wir keine Sicherheit mehr, denn wie geschrieben steht:

Die Eltern mögen nichts spenden,
Der Fürst hat's Schwert in Händen,
Ihr Opfer wollen die Götter,
Wer, wer ist nun mein Retter?

Ihr sehet also daß uns ein großes Unglück befallen hat. Jedes Alter und Geschlecht muß nun alle Kräfte und Schätze, ja das Leben daran rücken, um Religion und Kaste zu retten. Jeder unterzeichne nach seinem Vermögen, damit wir einen Anwalt nach England schicken können u. s. w.“

Die holländische Handels-Maatschappy.

(Schluß.)

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegt, daß das System, dessen Repräsentant die Handelsmaatschappy geworden ist, und

Digitized by Google

daß zum Zweck hat, den Handel der ostindischen Besitzungen, sowohl was die Ausfuhr von Manufacten als die Einfuhr der ostindischen Erzeugnisse und den Transport betrifft, möglichst in Holland zu concentriren, seinen Zweck in hohem Grade erreicht hat, wenn man die Einkünfte, welche vermittelst desselben der niederländische Staat aus seinen Besitzungen zieht, auf 14 Millionen jährlich veranschlagen kann — sie sind für 1851 auf $14\frac{1}{2}$ berechnet — so kann man sich ohne Mühe den Schluß ziehen, daß Holland nicht gutwillig von diesem System abgehen wird. Dieß System schlägt die Freihändler geradezu ins Gesicht, und wenn sie vorerst nur in der Beziehung dagegen auftreten, daß Holland die Einfuhr der Colonialwaaren dadurch in seinen Häfen behalten und den Stapelhandel damit ausbreiten will, so ist das der Neid eines Seeplatzes gegen den andern, und das innere Deutschland kann sich nur darüber freuen, daß dieser Neid endlich auftritt. Alle diese Seeplätze haben nur das Interesse, von den Waaren, deren das Binnenland bedarf, den möglichst großen Theil einzuführen. Für das Binnenland ist es am Ende gleichgültig, wer ihm diese Waaren zuführt, wenn es nur in möglichst wohlfeiler Weise geschieht; das ist indeß die Freihändleransicht, welche nur die baare Rechnung in Anschlag bringt; das Binnenland muß anders rechnen, und fragen: womit werden die eingeführten Waaren bezahlt? So wird auch den deutschen Seeplätzen, Hamburg und Bremen, die Frage über Differentialzölle sehr nahe gerückt, und zwar auf eine Weise, die sie in ihrem eigenen Beutel verspüren. Sie führen allerdings auch vieles aus transatlantischen Häfen ein, und bemühen sich diese Zufuhren mit deutschen Erzeugnissen zu bezahlen, weit mehr als dieß mit Holland der Fall ist; wenn aber Holland die wenigen Hindernisse, welche der möglichst starken Einfuhr von Colonialwaaren durch seine Handelsgesetzgebung im Wege standen, hinwegräumt, wenn es außerdem seine eigenen Colonien benützt, um die Zufuhr auf künstliche Weise nach seinen Häfen zu leiten, so müssen, da der Verbrauch im Innern, namentlich unter den gegenwärtigen traurigen Zuständen, nicht im Verhältniß steigen kann, die deutschen Seeplätze verlieren, und daher die leise Klage der Hamburger über die doch sonst als so handelsfreisinnig ausgerufene holländische Politik. Wenn es sich aber nur darum handelt, wem die größere Einfuhr zufallen soll, den englischen oder holländischen Entrepots, so geben wir ohne alles Bedenken den letztern den Vorzug.

Was ist der Gang der englischen Handelspolitik gegen Deutschland vor der Freihandelspolitik gewesen, und welches Verfahren sollte durch das Freihandelssystem, namentlich durch die Aufhebung der Schifffahrtsacte, gefördert werden? Man wollte England zum großen Emporium der Weltwaaren, namentlich Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle u. s. w., woran sich die andern minder schweren und umfangreichen Waaren so leicht anhängen, machen, diese Waaren in den Erzeugungsländern mit englischen Manufacten bezahlen, und sich dieselben von Deutschland mit gutem Gelde bezahlen lassen. Diesen Zweck hat Holland durch sein Colonialsystem und namentlich durch seine Handelsmaatschappy zum großen Theile durchkreuzt, freilich auf Kosten der eingebornen Bevölkerung seiner Colonien, aber zum Vortheil Deutschlands, das statt Eines übermächtigen Lieferanten zwei hatte, und somit von Einem nicht ganz willkürlich behandelt werden konnte. Diesen Dienst hat Holland seinen deutschen Nachbarn unläugbar, wenn auch aus eigennützigen Absichten, geleistet. Wenn aber nun England durch seinen Freihandel einen Theil der nordwestdeutschen Schifffahrt in seinen Kreis zieht, wenn Holland die Hindernisse welche der Concurrenz mit Antwerpen und den englischen Häfen entgegenstanden, hinwegräumt, so muß der Nachtheil auf den Eigenhandel Bremens und Hamburgs zurückfallen, wenn auch die Schiffer im Augenblick durch die Concurrenz mit den englischen eine höhere Fracht gewinnen. Aber bekanntlich haben Spediteur und Kaufmann viel eher Gelegenheit reich zu werden, als der Frachtfuhrmann, und somit dürfte die etwas erhöhte Schifffahrtsthätigkeit für den entzogenen Kaufmannsgewinn nicht entschädigen; wenn gleich der Verlust an diesem noch in keinen Vergleich kommt mit dem, welchen die Gewerbsthätigkeit im Inlande erleidet, und letzterer leider nicht so wägbar ist, wie der erstere, so ist doch unverkennbar, daß beide Theile, das Binnenland und die deutschen Seeplätze, auf diesem Boden einerlei Interesse haben, und wenn es nun an der Zeit ist, daß die daraus hervorgehenden vereinten Bestrebungen vorerst auf die Hinwegräumung der innern Hemmnisse, namentlich der Flußzölle, gerichtet sind,[1] so kann es doch kaum fehlen, daß man am Ende gegen Holland dieselben Differentialzölle auflegt, welche es in Java den nicht nach Holland fahrenden Schiffen abnimmt. Soll eine wahre, auf Gegenseitigkeit gegründete Concurrenz in der Versorgung des Hinterlandes stattfinden, so darf kein einzelner Einfuhrhafen seine Einfuhren auf eine künstliche Weise befördern, ohne den andern zu benachtheiligen, und wenn gleich Hr. Soetbeer in seiner „Wochenschrift für politische Oekonomie" (p. 82) sich sehr entschieden gegen alle „Projecte von nationalen Schifffahrtssystemen und Differentialzöllen" ausspricht, so würde er doch am Ende schwerlich viel dagegen haben, wenn Deutschland zum Nachtheil der holländisch-ostindischen Erzeugnisse just so viel Zoll auflegte, als die holländische Regierung in Indien zu deren Gunsten bei der Einfuhr in Holland auflegt; dagegen könnte er wohl um so weniger einzuwenden haben, als die bloße ernstliche Drohung die holländische Regierung bestimmen müßte, von ihrem System abzugehen, und jedenfalls geeignet wäre, den in Holland selbst vorgehenden Proceß zu beschleunigen. Dabei ist Deutschland in hohem Grade betheiligt, weil eine wahre, nicht auf ein solches Monopol gegründete Handelsblüthe Hollands für das ganze westliche und südliche Deutschland von entschiedenster Wichtigkeit ist. Mag Holland immerhin vorzugsweise den ostindischen Handel treiben, wozu es seine Geschichte und seine alten Verbindungen mit dem Orient besonders befähigen, aber den Absatz deutscher Erzeugnisse nach Amerika und die Herbeischaffung der dortigen Producte darf es nie außer Acht lassen, und hierin eben ist Holland in Folge seines übertriebenen Javahandels und seiner monopolistischen Maatschappy zurückgeblieben.

Die Hamburger Börsenhalle meint in einem ihrer neuern sehr grob geschriebenen Artikel, „die deutschen Schutzzöllner und die holländische Schifffahrtsgesetzgebung", die Regierung beabsichtige in kurzem weitere Veränderungen in der Handelsgesetzgebung und namentlich eine Aenderung des Verhältnisses zur Maatschappy. Der Verfasser dieser Aufsätze und der eines Aufsatzes in der beigegebenen Wochenschrift (Nr. 19) können nicht dieselben seyn, denn sie widersprechen sich in mehrern Punkten, namentlich meint der erstere, die holländische Regierung könne der Maatschappy ihre Anleihe, 10 Mill., nicht zurückzahlen, weil sie zu arm sey, während der letztere eine solche Schuld von 10 Mill. eine Armseligkeit nennt, die gar nicht in Betracht kommen könne. Beide sprechen übrigens von dem übermächtigen Ein-

[1] Daher die erneuten Bemühungen Hamburgs zur Abschaffung der Elbezölle, gerade wie Holland die Rheinzölle abgeschafft wissen will.

Digitized by Google

fluß der Actionäre der Maatschappy in sehr starken Ausdrücken, und wenn der Schreiber der Artikel in der Börsenhalle die Auflegung eines Differentialzolls gegen holländische Erzeugnisse für eine Thorheit erklärt, so pflichten wir ihm, wenn es eine bleibende Maaßregel seyn soll, vollkommen bei, nicht aber wenn es eine temporäre Maaßregel ist, welche darauf abzielt, ein unnatürliches, zwar für die Regierung Hollands nutzbringendes, aber für ganz Süd- und Westdeutschland höchst verderbliches Handelssystem zu brechen. Ist aber die Abhängigkeit, in welcher die Handelsmaatschappy die Regierung hält, wirklich so groß als die Börsenhalle es darstellt, dann muß ja eine solche Zwangsmaaßregel des Zollvereins der holländischen Regierung selbst willkommen seyn, indem es sie in den Stand setzt sich aus den Banden derselben zu befreien.

Wir befürchten aber, diese Bande liegen weit weniger in der Handelsmaatschappy als in den 14 Millionen, welche die Regierung jährlich aus den indischen Producten bezieht. Wir kennen gar wohl die Bemühungen einiger holländischen Journale, das „Batig Slot" niemals für die laufenden Bedürfnisse des Schatzes, sondern nur zur Abtragung der Schulden zu verwenden, allein das „Batig Slot" im Belauf von 4 bis 5 Mill. ist es nicht allein, sondern auch die 9,800,000 Zinsen für ostindische, d. h. aber in Wahrheit holländische Anlehen. Die Einkünfte aus Ostindien machen also den fünften Theil der ganzen durchschnittlich auf 70 Mill. sich belaufenden Staatsausgaben aus, von denen mehr als die Hälfte, nämlich 36¼ Mill. auf die Staatsschuld fallen, deren Zinsenzahlung nicht wohl sich verringern läßt; wie man aber an den andern 33 Mill. 14 ersparen will, ist uns nicht klar, und wahrscheinlich auch der Börsenhalle nicht. Ehe aber nicht diese Möglichkeit ausgemittelt wird, sehen wir nicht ein, wie die Niederlande ohne eine Katastrophe ihr Colonialsystem aufgeben sollen. In Verbindung mit Deutschland ist dieß vielleicht möglich, falls bei uns die Wirren sich lösen, und eine Centralgewalt die Zügel ergreift; für sich selbst aber geht Holland, wenn die Sachen wirklich so schlimm stehen, daß das System des Colonialhandels und die Maatschappy von selbst ohne das Dazwischentreten und die Beihülfe Deutschlands aufgegeben werden muß, einer Umwälzung entgegen. Verdächtig ist allerdings der Umstand, daß die Regierung sich der Anstellung einer umfassenden Untersuchung über die Verhältnisse des Colonialhandels so entschieden widersetzt hat, und daß sich mehrere eifrige Vorsprecher der Colonien, seit sie sich aus der Atmosphäre dieser letztern in die des Mutterlandes versetzt finden, ziemlich kleinlaut geworden sind. Jedenfalls ist dieß Colonialsystem und die Handelsmaatschappy insbesondere das Schiboleth für die holländischen Zustände geworden.

Die alten Bäder und Mosaiks von Pont d'Oli (Niederpyrenäen).

Nur zwei Kilometres von der Stadt Pau zwischen der Straße nach Eaux Bonnes und dem kleinen Bach Néez hat man kürzlich die Reste einer ungeheuren Badeanstalt entdeckt, und zwar in so geringer Tiefe, daß nur der Umstand, daß der Boden stets als Wiese benützt wurde, die bisherige Nichtentdeckung erklärt. Die Stelle war ausgezeichnet gut für ein Bad gewählt: auf einer sanft gegen Osten abfallenden Fläche, nach dem Bache hin, dessen klares Wasser zur Speisung der Reservoirs und Fischteiche dient, durch die Hügel von Jurançon gegen die Nord- und Westwinde geschützt, und mit einem großen, so regelmäßig geformten amphitheatralischen Raum vor sich, daß man glauben kann, es sey durch Menschenhand hergerichtet worden, um zu den bei den Alten vor und nach dem Bad gewöhnlichen körperlichen Uebungen zu dienen, mußte sich das Bad mit dieser Fläche durch eine Brücke, deren Holzpfeiler man noch im Wasser erblickt, mit der Badanstalt verbinden. Diese lief parallel mit dem Bache über 40 Metres lang und so weit man jetzt gekommen, mit einer Tiefe von 13 bis 14 Metres. Die Vertheilung der Säle, Galerien, Porticos und Zimmer erkennt man noch vollkommen an den Theilungsmauern, die allenthalben noch fast ½ Metre sich über den alten Boden erheben, der ganz mit beinahe überall wohl erhaltenen Mosaiks gepflastert ist. Die Entdeckung ist in antiquarischer Hinsicht eine der interessantesten und vielleicht eine der wichtigsten, die man noch in Frankreich gemacht hat; ob es ein öffentliches oder ein Privatbad war, muß bis jetzt noch unentschieden bleiben. Die Eintheilung scheint auf letzteres zu deuten: gegen Osten läuft in der ganzen Länge ein Portico oder Galerie hin, auf welche alle Säle, fünf an der Zahl, hinausgehen; hinter den Sälen, gegen Westen, sind die Dienst- und sonstigen Nebenzimmer angebracht. In dem Saal, der die Mitte des Gebäudes einnimmt, bemerkt man in der Mitte ein nicht sehr tiefes Bassin, dessen Wände mit weißem Marmor verkleidet sind; der in Mosaik gepflasterte Boden stellt Fische jeder Art dar. Auf der Westseite hinter diesem Bassin ist dieser Mittelsaal durch einen ausspringenden Halbkreis vergrößert. Dieser mittlere Saal hat zehn Metres Länge von Süd nach Nord, und acht in der Tiefe; links und rechts von demselben sind je zwei andere Säle von 7 bis 8 Metres. Am Nordende hat man bereits einen gleichfalls mit Mosaik gepflasterten Fischteich mit Marmorstufen gefunden, und die begonnenen Nachgrabungen lassen vermuthen, daß am Südende etwas ähnliches sich finden wird, wodurch der ganze Bau eine Länge von ungefähr 60 Metres erhält. (Revue archéol. November.)

Acht Tage in Kaschmir.

(Fortsetzung.)

Außer den Shawls, deren Bereitung schon bekannt ist, werden in Kaschmir verschiedene Kleiderstoffe von Wolle verfertigt, z. B. „Ahlwan," ein schlichter Stoff von schmutzigweißen, grauen und Lilafarben, dessen Gewebe außerordentlich weich ist, dessen Preis aber mir bei weitem über dessen Werth zu stehen schien. Besondere Webereien liefern die ächten, hochgeschätzten Shawls erster Qualität; aber außer diesen wird noch eine geringere Sorte gemacht, „Sezuni" (genähte) genannt, die aus dem in allen Farben gefärbten Ahlwanstoffe bestehen, in welchen das Shawlmuster mit der Nadel gestickt wird; diese geringern Shawls sind häufig sehr schön und von eleganten Mustern, aber in den Augen eines Kenners nur von geringem Werthe. „Jumali" ist ein in großen Stücken verfertigtes Shawlgewebe mit Streifen, zu Schlafröcken und Damenkleidern sehr passend, welches von vornehmen Leuten in Lucknow zu Ueberkleidern für kaltes Wetter verwendet wird.

Nachdem wir die Webereien besehen und damit unsere Neugier befriedigt hatten, gingen wir in das Haus des Seied Hadschi Ibid, der, wie man uns gesagt, Compagnon eines großen persischen Handelshauses und der bedeutendste Kaufmann in der Stadt sey. Wir fanden ihn im obern Stock eines sehr hohen Hauses wohnend; er war ein junger hübscher Mann von dem feinsten Benehmen und begabt mit der den Persern eigenthümlichen verbindlichen Höflichkeit. Man macht zweierlei Gattungen von Shawls, längliche und viereckige; die länglichen heißen „Doschala" (zwei Shawls), und werden paarweise verfertigt und verkauft; diese werden in Indien von Frauen getragen, auch von den Franzosen bewundert und gebraucht. Der Preis für das Paar der uns vorgelegten Shawls ging von 600—900 Rupien (660—1080 Gulden), und ein Shawl davon sollte nicht viel weniger als das Paar kosten, denn selten kauft man sie einzeln. Da die Borten derselben zusammengenäht sind, so sahen sie auf beiden Seiten gleich aus. Die viereckigen Shawls „Rumals" (Tücher) genannt, werden einzeln, niemals paarweise verfertigt, und sind in England, so wie in ganz Asien, viel beliebter als die länglichen; die Männer tragen sie als Gürtel oder über die Schulter geworfen wie eine Schärpe, und sie kosten von 150—300 Rupien (180—360 Gulden) das Stück; alle Shawls welche wir sahen, waren in der Mitte weiß, schwarz, grün, hellblau und roth. Auf jedem Shawl ruht eine

Digitized by Google

Abgabe die etwa ein Drittheil von dessen Werth beträgt, und diese muß sogar vorher erlegt werden, ehe man nur einmal angefangen hat den Shawl zu weben. Der „Moktar" oder Commissär Gulab Sings schätzt jedes ihm vorgelegte Shawlmuster ab und bestimmt darnach den Werth des Tuchs; da er jeden Webstuhl kennt und beständig die Weber controlirt, so kann kein Betrug gemacht werden, zumal da jeder Shawl, wenn er noch in Arbeit ist, mit dem Regierungssiegel gestempelt wird. Hadschi Ibid gab uns dabei mancherlei Auskunft über sein Geschäft; er schickt Shawls und „Dschumawah" (ein Shawlgewebe) nach Cairo, Konstantinopel, Bagdad, Ispahan, Cabul, Lahore, Delhi und Bombay. Er zeigte uns Dschumawahzeuge von schönem Muster, welche auf Bestellung zu Kleidern für die Frauen im Serail des türkischen Sultans verfertigt waren, und ebenfalls Shawls für die Schönen des Harem des Schah von Persien bestimmt, kurz alle möglichen Merkwürdigkeiten der hiesigen Wollenwebereien. Die Shawls (ich glaube es sind sechs Paar), welche Gulab Sing als jährlichen Tribut an die Königin von England schickt, sind die allerbesten, welche verfertigt werden, und früher so schön niemals in Kaschmir gesehen; aber jedes Paar derselben kostet an Material und Arbeit auch 6000 Rupien (7200 Gulden). Leider konnten wir sie nicht zu sehen bekommen, weil sie eben erst angefangen waren. Nachdem nun Hadschi Ibid eine große Menge Shawls uns vorgelegt und bei jedem dessen Preis mit dem Betrage der Steuer genannt hatte, baten wir ihn etwa ein Duzend derselben, die wir ausgesucht hatten, zu näherer Ansicht in unsere Wohnung zu schicken und damit verließen wir ihn.

Jeden Morgen mit Tagesanbruch wurde Thee auf mongolische Weise zubereitet uns gebracht; der Thee ist mit Milch, Zucker, Zimmet und Gewürznelken gekocht, und dann wird ein Bißchen Soda hinzugegeben, wodurch die ganze Mischung eine rothe Färbung bekommt; das Getränk schmeckt ganz angenehm und kräftig, freilich durchaus nicht wie Thee, und ich glaube, man könnte die Theeblätter ganz daraus weglassen ohne daß man es merkte, weil der starke Zimmetgeschmack allein vorherrscht. Dieser mongolische Thee ist in Kaschmir nicht der gewöhnliche, denn die Einwohner, welche Thee sehr lieben, kochen ihn mit Milch, etwas Salz und Butter, und das Ganze schmeckt wie eine Suppe, aber nicht wie der Thee woran wir gewöhnt sind. Der dortige Thee kommt aus China zu Lande über die Berge von Tibet und zwar in festen Massen, großen Ziegelsteinen ähnlich, indem er mit Fett zusammengeknetet ist; jeder Theeziegel wiegt etwa 8 Pfd., und ihrer zwei werden auf den Rücken eines Schafs gepackt und so über die Gebirge transportirt; in Kaschmir kostet das Pfd. dieses Thees fast 5 Schillinge (etwa 3 Gulden). Bei unserer Abreise schickte Gulab Sing jedem von uns einen solchen Theeziegel, und wir machten davon einen Aufguß, fanden aber das Getränk nach ranziger Butter schmeckend, obgleich der Thee darin recht gut zu seyn schien. Zu unserm Frühstück erhielten wir ferner „Daaß" oder geronnene Milch, verschiedene Sorten Brod, die mit Soda zubereitet waren, und Körbe voll Gemüse und Früchte, namentlich Maulbeeren und Kirschen. Für unsere Diener wurde jeden Tag eine Ziege geschlachtet und für uns ein Schaf; außerdem erhielten wir täglich Hühner, und überhaupt wurden wir sammt unsern Pferden, Maulthieren und Dienern während unserer ganzen Reise von dem Maharadscha beköstigt. Zur Kühlung unserer Getränke bekamen wir große Massen zusammengeballten Schnees, und jeden Abend Gefrornes von Milchrahm. Es belustigte uns sehr wie in den Straßen Eis verkauft wurde; ein Mann trägt auf dem Kopfe einen Korb mit kleinen reinen Eisstücken, welche von Vorübergehenden für ein paar Heller gekauft und mit vielem Behagen sofort in den Mund gesteckt werden.

Wir erhielten Besuche von verschiedenen angesehenen Einwohnern der Stadt. Der Wesir, ein hübscher Mann, ganz in den feinsten weißen Muslin gekleidet, kam mehreremale um sich zu erkundigen, ob wir etwas bedürften. Solche Besuche waren immer von vielen Ceremonien begleitet. Zuvörderst schickte der Wesir einen vertrauten Diener, um zu vernehmen, zu welcher Stunde am folgenden Tage es uns paßlich seyn würde ihn zu empfangen, und dann, wenn die Stunde herankam, schickten wir einen unserer Diener zu ihm mit der Meldung, daß wir seinen Besuch erwarteten. Gewöhnlich kam er zu Pferde, von etwa 100 Leuten begleitet, Soldaten und Dienern, von welchen einer einen ungeheuren Regenschirm über seinem Kopfe hielt und andere seine Jagdgewehre trugen. Nun schritten wir vor bis an das Ende des Fußteppichs um ihn zu bewillkommnen, und wurden ganz theatralisch von ihm umarmt; sodann führten wir ihn zu einem Sessel und erkundigten uns mit der allergrößten Höflichkeit nach seiner und seines Gebieters Gesundheit. Nachdem der Besuch ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte, gestatteten wir ihm sich zu entfernen, denn das kommt stets dem Vornehmsten zu, und ohne solche ausdrückliche Erlaubniß würde ein wohlerzogener Mann von Kaschmir den ganzen Tag sitzen bleiben. Als ich bei einem dieser Besuche gegen ihn erwähnte, daß, wie mir bekannt, Kaschmir wegen seines Rosenöls in ganz Indien berühmt sey, aber daß ich vergebens mich bemüht habe etwas davon zu erhalten, weil keins zum Verkauf stehe, so erzählte er mir, daß die Leute gewöhnlich nur zu ihrem eignen Bedarf Rosenöl verfertigten, und daß Gulab Sing das Monopol dieser Fabrication an sich gezogen habe. Denselben Abend schickte er mir ein kleines Flacon zu, worin etwa eine halbe Unze Rosenöl seyn mochte und zwar, wie ich auf Nachfrage erfuhr, von der allerbesten Sorte (es war ein köstlicher Parfüm), und daß die Verfertigung dieser Kleinigkeit 60 Rupien gekostet hatte. Die frischen Rosenblätter werden vorsichtig ausgelesen, mit etwas Wasser in einem großen kupfernen Gefäße aufgekocht und die aufsteigenden Dämpfe in einer Röhre aufgefangen; diese Dämpfe sind das Rosenwasser, welches dreimal distillirt und dann über Nacht in einem Thongefäße in fließendes Wasser gestellt wird; am Morgen findet man das „Attr" oder Rosenöl in kleinen Kügelchen auf dem Rosenwasser schwimmend. Es gehören 500 Pfd. Rosenblätter dazu um eine Drachme Rosenöl bester Qualität zu gewinnen; indeß erhält man es unverfälscht selten zu Kauf, und das auf den Basars in Indien verkaufte Rosenöl ist mit dem billigen Oel aus Sandelholz gemischt; das beste „Attr" wird in kleinen Flacons von Bergkrystall aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Itinerar durch Afrika hindurch. Fresnel theilt im Bulletin de la Société de Géogr. (September) ein Itinerar von Futa-Toro in Senegambien nach Kordofan mit, das 221 Tagreisen umfaßt für eine Entfernung von 11 bis 1200 Lieues, die mit den Krümmungen wohl auf 15—1600 steigen kann. Dieß gibt ungefähr sieben französische Lieues auf eine Tagreise, was auch sonst angenommen ist. Wir wollen nun dieses Itinerar, das fast vier Seiten einnimmt, nach den bekannteren Orten und Absätzen der Reise mittheilen. Von Futa-Toro bis Sego sind es 48 Tagreisen, von da durch ein gebirgiges Land bis Liftako am Niger 36 T., von Liftako nach Sokkoto (Sakkatu) 26, von Sokkoto nach Kano, dem bekannten Stapelplatz des innern Afrika's, von wo die Karawanen nach Osten und Norden sich wenden, 13 T.; von Kano nach Angornu (am Tschadsee, der 7 Tagreisen lang ist) 18 T.; von Angornu nach Karna Loqun, wo man über den Schary oder Fluß von Baghermi setzt, 17 Tagreisen, von da bis zum Fittré-See 7; vom Fittré See bis Wara, der Hauptstadt von Waday 14 T.; von Wara nach Sago in Darfur 14 T.; von Sago nach Obayjed (Obeid), der Hauptstadt von Kordofan, 28 Tagreisen. Die mehr oder minder unbekannte Strecke geht von Kano an: von Kano nach dem Schary ist es auf den Karten etwa acht Grade, oder 200 Lieues, nach der obigen Angabe 35 Tagreisen, was 245 Lieues gibt, und also, wenn man wegen der Krümmungen ein Drittel oder 66 Lieues hinzufügt, ziemlich zusammentrifft. Vom Schary nach dem Fittré-See auf den Karten etwa 6°, oder 150 Lieues, nach dem Itinerar 7 Tagreisen oder 49 Lieues; dieß stimmt also gar nicht. Vom Fittré-See nach Wara auf den Karten 5° oder 125 Lieues, nach dem Itinerar 14 Tagreisen oder 98 Lieues, oder nach Abrechnung eines Drittheils für Krümmungen 72 Lieues, stimmt wieder nur schlecht; von Wara nach Obeid ist es auf der Karte nur 4° oder 60 Lieues, nach dem Itinerar 42 Tagreisen, die zwar, weil augenscheinlich Gebirgsland erstiegen werden muß, kurz seyn mögen, aber doch jedenfalls mehr betragen als die obigen 60 oder (mit Hinzuschlag der Krümmungen) 90 Lieues. Die Karten sind also noch sehr falsch.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 286. 29 November 1850.

Kiew.

(Nordische Biene 31 Oct., 1 und 2 Nov.)

Auf dem rechten Ufer des Dniepr, auf schönen Bergen breitet sich Kiew aus mit seinen alten Kirchen, Gärten und seiner drohenden Veste. Vom frühesten Frühling an bis zum spätesten Herbst kommen hieher Pilger zu Tausenden aus allen Theilen des Reichs, um die Heiligthümer zu besuchen und vor den Heiligenbildern zu beten, kehren dann in ihre Heimath zurück und erzählen mit Entzücken von dem goldhäuptigen Kiew. Nähert man sich von der Browarschen Chaussee her dem Dniepr, so bleibt man unwillkürlich stehen und staunt das wunderbare Panorama der Stadt an, die in ungeheurer Länge das steile Ufer bedeckt, und dann rechts hinab sich senkend nach dem Dniepr in der weiten Ebene sich ausbreitet und mit einem Wald von Masten mit mannichfaltigen Flaggen umgeben hat. Die Alterthümer Kiews, seine Geschichte, seine Theilnahme an dem Schicksal des südlichen Rußlands sind wenn nicht in den Einzelnheiten doch im Allgemeinen bekannt, und ich beschränke mich hier auf eine Beschreibung der Stadt in der jetzigen Zeit in der jetzt beliebten Methode leichter Umrisse.

Als Vereinigungspunkt der Desna mit dem Dniepr nimmt Kiew in Handelsbeziehung eine bedeutende Stelle ein: auf der Desna und dem Dniepr kommen hieher alle Erzeugnisse Weißrußlands, aber der bedeutendste Theil dieser Waaren geht weiter hinab nach Krementschug. Die hiesige Kaufmannschaft hat sich von Alters her mit der Verbesserung des Handels nicht beschäftigt, und die gegenwärtige tritt fortwährend in die Fußstapfen ihrer Ahnen. Die Flußdampfschifffahrt hat bis jetzt keine Fortschritte gemacht, und ist noch immer in der Kindheit. Dazu tragen allerdings die Untiefen im Dniepr und die Unsicherheit des Fahrwassers nicht wenig bei, das aber entschuldigt keineswegs in unserem aufgeklärten Zeitalter, wo es flachbodige Dampfboote und Reinigungsmaschinen gibt. Der Bau passender Fahrzeuge würde sich in kurzer Zeit bezahlen; zwar gibt es wohl Capitalisten, aber keine Association, keine großen Entrepots zur Niederlegung der herbeigeführten Waaren, keine Fabriken zur Verarbeitung der Rohstoffe. Der Umschlag der Capitale ist im Verhältniß zu viel minder bedeutenden, minder gut gelegenen Städten sehr unbedeutend. Der Geist der Handelsthätigkeit zeigt sich hier nur in kleinen Verhältnissen.

Kaum Eine Stadt im weiten russischen Reiche nimmt einen so ungeheuren Raum ein. Zertheilt man sie in ihre Haupttheile, die man besondere Städte nennen könnte, so bietet sie dem Reisenden auf jedem Schritt malerische Ansichten und eine ungewöhnliche Mannichfaltigkeit dar. Petscherök, Kreschtschatik, der Neubau, Alt-Kiew und Podol führen, jedes einzeln genommen, gleichsam ein eigenes Leben. Kommt man von Browary her, und hat man sich an dem Panorama des Ganzen satt gesehen, so setzt man endlich über den Dniepr und fährt einen steilen Berg hinan, wo sich den Blicken ungeheure Batterien darstellen; man fährt unter den Gewölben einiger Festungsthore hin, und hält endlich dem berühmten Lauraklofter gegenüber an. Links streckt sich ein ungeheures Gebäude hin, das Arsenal, rechts an einer großen steinernen Mauer ist ein Thor mit einer Capelle; dieß ist der Eingang ins Höhlenkloster. In dem mit ungeheuren Nußbäumen bepflanzten Hofe sammeln sich Hunderte von Pilgern, unter denen hie und da Mönche herumgehen, aber in diesem ganzen Haufen herrscht eine staunenswerthe Stille, die Nähe des Heiligthums macht ihre Wirkung geltend, und nur ein laut gesprochenes Gebet irgend eines Bettlers unterbricht das ehrfurchtsvolle Schweigen. Man blickt den alten Bau, den hohen Glockenthurm an, will nicht unvorbereitet in die Höhlen eindringen, verschiebt die Anbetung der heiligen Reliquien auf den folgenden Morgen und geht weiter.

Ist man aus der Citadelle heraus auf die Esplanade gekommen, so geht man auf der Nikolausstraße fort, wo die Militärkathedrale steht, und gelangt endlich auf einen mit Pappeln bepflanzten Platz; am zaarischen Garten ist das Gebäude der Mineralwasser und nahe dabei der beste Gasthof. Hat Euch der Postillion in einen andern geführt, so seyd Ihr nicht zu neiden, denn außer in dem Gasthof London, wo es sehr theuer, wo man aber doch ordentlich gekleidete und höfliche Dienerschaft trifft, findet man sich allenthalben in schlechten Zimmern und in der Gewalt einer rohen, schmutzigen Bedienung. Es gibt auch sonst noch erträgliche Absteighäuser, wo man Zimmer auf 24 Stunden haben kann, nicht jeder aber mag an diesen unzuverläßigen Häusern anhalten, wo namentlich der einzelne Reisende, der ohne Küchengeschirr und andern Hausrath reist, gewöhnlich übel daran ist. Hat man aber endlich ein Quartier gefunden und sich trotz mancher Unbequemlichkeit eingerichtet, so geht man endlich aus, um die berühmte alte Stadt mit ihren historischen Denkmalen und ihren malerischen Umgebungen zu besichtigen, und begibt sich in den zaarischen Garten, wo man den größten Theil des Kiewer Publicums sehen kann.

Dieser nach englischer Art angelegte Garten ist einer der schönsten im Reiche, breitet sich über die Hügel des rechten steilen Ufers aus, ist mit schattigen, hundertjährigen Bäumen bewachsen, und wahrhaft malerisch, ja poetisch angelegt, denn die Wege führen bald über Wiesen, bald über hohe Hügel, in dichte

Digitized by Google

Wäldchen und in die Tiefe von Schluchten. Jenseits einer dieser letztern hat man ein wogendes grünes Meer vor sich, und jenseits desselben breitet sich Alt-Kiew aus mit seinen goldhäuptigen Kirchen, deren Kuppeln noch in den schiefen Strahlen der Sonne glänzen, auch wenn man schon deren Scheibe nicht mehr über dem Horizont sieht. Hier spaziert alle Welt herum, und die feinste Pariser Mode wechselt mit der häßlichen Tracht der alten Bürgersfrau, die am Arm ihres im Kittel gekleideten, und systematisch Nüsse knackenden Gemahls einherschreitet. Die Bildungsstufen sind eben so verschieden, und neben wirklich hoch gebildeten Leuten findet man die widerliche Nachahmung fremder Manieren und das Radebrechen französischer Phrasen. Je dunkler es wird, desto zahlreicher werden die Spaziergänger, desto lebhafter wird das Gespräch, und das Getümmel in der großen Allee dauert bis in die Nacht hinein.

Am Morgen geht man aus, um die heiligen Märtyrer zu besuchen; abermals befinden wir uns in der Festung und in dem weiten schattigen Hof des Lauraklosters, wo noch mehr Volks versammelt ist, als am vorhergehenden Abend, aber es herrscht dieselbe ehrfurchtsvolle Stille, nur unterbrochen von einem laut gesprochenen Gebet oder von der kläglichen Stimme eines Bettlers. Der riesenhafte Glockenthurm hebt sein vergoldetes Haupt hoch in den Himmel, und oben auf dem höchsten Stockwerk genießt man eine zauberhafte Aussicht auf die Landschaft und die geräuschvolle Stadt. Hier erzählt Euch der Führer die Legende von dem Bau des Glockenthurms: als die Arbeiter das Fundament gelegt hatten und die Mauern aufzuführen begannen, sanken diese jeden Tag in die Erde ein, bis die Zeit kam die Kuppel zu bauen, und erst als diese fertig war, trat das ungeheure Gebäude durch ein Wunder wieder aus dem Boden hervor, um als riesenhaftes Denkmal zum Staunen der Nachwelt dazustehen. Der mittelalterliche Bau des Lauraklosters mit seinen zahllosen Kuppeln stimmt den Geist unwillkürlich zur Andacht, und ist im Sommer dermaßen mit Pilgern angefüllt, daß nur schwer hineinzukommen ist, wenn man sich nicht sehr frühzeitig einfindet. Nachdem man die Frühmesse auf den mit steinernen Fließen ausgelegten Gängen angehört, gelangt man nach der hölzernen Galerie, welche zur Kirche führt, von wo man in die nahen Höhlen eintritt. Die Pilger sammeln sich und einer der Mönche öffnet in der Mauer eine kleine eiserne Thüre, wohin ihm die Gläubigen mit brennenden Kerzen folgen. Diese Höhlen oder Catacomben sind unter dem Boden ausgegraben, und obwohl schon Jahrhunderte seitdem vergangen sind, stürzt der Boden doch nicht ein, und die Höhlen erhalten sich in derselben Gestalt, wie früher. Der Mönch hält vor den Nischen an, in denen die Leichen der Heiligen ruhen, nennt diese bei Namen, und schreitet dann in der Stille vorüber. Auf diesem frommen Gange, in diesem Halbdunkel unter der Erde vernimmt man plötzlich einen Gesang, und bei einer Wendung des Weges erhellt auf einmal ein grelles Licht das Innere einer weiten Höhle, wo ein Mönch vor dem Altar des ewigen Gottes die Messe hält. Betend setzt man den Weg fort, und hält mit dem Gefühl heiliger Dankbarkeit an bei den Gebeinen des h. Nestor, des Vaters der russischen Geschichte. Ueber ihm in der Mauer hängt ein reiches, von der moskauischen Gesellschaft der Freunde des Alterthums und der Geschichte gestiftetes Bild. Weiter hin ist die Nische des Märtyrers Anton, des Erbauers dieser Höhlen, der auch davon den Namen trägt;[1] hier betete er für die Sünden

[1] Nämlich petscherski, von petschera oder peschtschera, die Höhle.

der Welt, und schläft nun den Schlaf des Gerechten, indem er seinen Brüdern auftrug, sein heiliges Amt, sein strenges Leben fortzusetzen, und unter schweren Entbehrungen die freiwilligen und unfreiwilligen Sünden der Menschheit abzubüßen. Weiter hin liegt der h. Elias von Murom, und bald darauf gibt Euch der sorgsame Mönch aus einem in Kreuzesform gebildeten Gefäße zu trinken, das dem Märtyrer Marko, dem Höhlengräber, gehörte; es war dieß das Maaß von Wasser, das der heilige Einsiedler täglich zu sich nahm. Bald darauf zeigt sich unerwartet Helle, und man tritt ans klare Tageslicht hervor. Nachdem man durch einen bedeckten Corridor geschritten, steigt man abermals in eine Kirche hinauf, von wo man die entlegenern Höhlen betritt, die eben so wie die nahen in den Berg hinein ausgegraben sind. An den Wänden der Catacomben finden sich eiserne Thüren, die in enge geheimnißvolle unterirdische Gemächer führen, welche unter dem Namen der Warägerhöhlen bekannt sind; dahin kommt nicht leicht jemand wegen der eingesperrten Luft und der engen Durchgänge, die aber, welche bis dahin vordrangen, erzählen, daß man außer einem Haufen Knochen nichts darin finde. Nicht selten vernimmt man das Rauschen von Quellen, und dieß ist die Ursache, weßhalb das gemeine Volk, wenn es nach der Pilgerfahrt heimkehrt, erzählt, die Höhlen seyen unter dem Dniepr ausgegraben, während sie mehrere hundert Fuß über dem Niveau des Flusses sich befinden.

Außer dem Höhlenkloster gibt es noch andere bemerkenswerthe Kirchen, z. B. die Sophienkathedrale mit ihrer alten Malerei, die vor einigen Jahren unter einer Schichte alter Stuccatur entdeckt wurde, mit ihrem wunderbaren Mosaik am Altar, ihren Gängen und dem Marmorgrab Jaroslaws I. Hier ist auch die Wohnung des Metropoliten, ein alterthümlicher Bau, und an der Südseite der Einschließungsmauer ein von dem Metropoliten Mogilas[1] erbautes Thor, bemerkenswerth durch seine wunderbare, prächtige Arbeit, aber versperrt, weil es in finstere Gäßchen hinausführt. Die Kirche des h. Andreas, des Erstberufenen, von Graf Rastrelli erbaut, ist die Krone seiner Arbeiten; daneben steht die sogenannte Zehnten-Kirche von schwerer Bauart, gleichsam als Contrast gegen den leichten luftigen Styl Rastrelli's. Die Lage der Andreaskirche ist außerordentlich schön, selbst in dem an schönen Aussichten so reichen Kiew, aber die Kirche hat keinen Glockenthurm und heißt darum die Klanglose; auch werden nie darin Trauungen vorgenommen. Das Michailowsche Kloster hat eine alte Kirche, deren vergoldete Kuppeln weit hin glänzen. Hier ruhen die Gebeine der Märtyrerin Barbara in einem silbernen Schrein, den die Gräfin Orlow stiftete. In einer Reihe mit dieser Kirche steht eine der ältesten Kiews, die der drei Bischöfe. Im Kreschtschatik nahe am Michailow-Kloster erhebt sich prächtig auf einem Berge die große katholische Kirche, die von einer dreifachen Pappelreihe umgeben ist.

Bei dem weiten Umfang Kiews muß man Verbindungsmittel haben, und es gibt auch Fiaker genug, sie sind aber schlecht und theuer, troß aller Strafen und Verordnungen der Regierung. Doch wir fahren fort mit der Beschreibung der Stadt. Petschersk kennen wir bereits, aber nicht den benachbarten Theil, die Linden. Vor dem Platz bei den Mineralwassern ist ein weiter Raum ganz mit hübschen Häusern in Gärten überbaut, die man die Linden nennt, weil hier einst

[1] Dieser spielte in der griechisch-russischen Kirche in der Mitte des 17ten Jahrhunderts eine wichtige Rolle.

Digitized by Google

eine Menge Linden standen, die in der Folge ausgehauen wurden. Hier haust fast die ganze höhere Gesellschaft, und die Linden bilden eigentlich ein besonderes Städtchen, den Wohnsitz des Adels, wo aller Handel möglichst vertrieben ist, und nur einige Kaufläden und einige Schenken sich finden, in denen die müßigen Lakaien des Quartiers sich herumtreiben. Hier hört man nur zierliche Equipagen auf dem Pflaster rasseln, aber man sieht keine Straßenscenen, keinen Streit unter Betrunkenen, keinen Zank unter Höckerinnen und selbst dem wilden Treiben der Knaben wird hier rasch ein Ende gemacht. Indeß dürfte in einigen Jahren, namentlich wenn die Festung vollendet ist, leicht Kreschtschatik und der Neubau den Linden den Rang streitig machen, und sie ihrer aristokratischen Herrlichkeit entkleiden.

Von den Linden führen drei Straßen nach dem Kreschtschatik, und eine derselben geht an dem Theater vorbei, wo von den leersten Vaudevilles bis zu den schlechtesten Dramen einschließlich alles gegeben wird, aber auch alles ziemlich gleich schlecht. Kreschtschatik wird mehr und mehr ein großes Städtchen, die besten Kaufläden, Weinhäuser, Gasthöfe finden sich hier, und in Verbindung mit dem „Neubau" gleicht dieser Stadtheil einem Eckchen der Hauptstadt. Das eigentliche alte Kiew steht ganz abgesondert, und dieser Stadtheil hat seinen eigenthümlichen Charakter behalten. Hier ist beinahe kein ordentliches Haus, aber prächtige Kirchen glänzen mit ihren Kuppeln fast hart an einander. Im alten Festungswall gegen die Universität hin hat man die Trümmer des ehemaligen „goldenen Thors" ausgegraben; an der Sophienkirche fand man die Trümer der Kirche der h. Irene, nach mehrfacher Ansicht der älteste aller alterthümlichen Reste Kiews, weil unter derselben Dir, der Begleiter Askolds, begraben seyn soll. In Alt-Kiew war auch der großfürstliche Palast, aber wo er stand, kann jetzt der wißbegierigen Nachwelt nicht mehr nachgewiesen werden. Von hier geht man geradenwegs nach dem Stadttheil Podol[1] durch eine Schlucht, aber ein anderer Weg führt noch directer nach dem Dniepr, an dessen Ufer ein kleines Denkmal an der Stelle steht, wo Wladimir der Große das russische Volk taufen ließ. Die Anhöhen, welche sich von hier aus erheben, sind mit dem schönsten Rasen bedeckt, und diesen Anhöhen entlang geht man nach dem Stadttheil Podol, der wiederum eine völlig abgesonderte Stadt bildet. Leben und Handel, Thätigkeit und Lärmen haben hier einen eigenen Charakter. Podol ist mit Kiew eigentlich nur durch die Lage verbunden, sonst aber in jeder Beziehung selbstständig; es hat nichts mit den andern Theilen gemein, aber die andern Theile können ohne diesen nicht umgangen werden. In Podol ist der Hafen, ein ungeheurer Markt, eine Menge Läden, ein Entrepot, der Großhandel, die Capitalien, kurz die bewegende Kraft. Podol ist gut gebaut, die Straßen sind ziemlich gerade, es gibt große Häuser, einen mächtigen Kaufhof, und Hunderte von Masten stehen am Ufer.

Einmal im Jahre, nämlich von der Mitte Januars bis zum 10 Februar, rauscht Kiew von Lebensthätigkeit; es ist dieß die Zeit der Contracte, wo die Gutsbesitzer des ganzen westlichen Landes zusammenströmen. Hier werden Güter verkauft, gekauft, gepachtet, alle möglichen Geschäfte abgemacht, und natürlicherweise strömen auf diese Zeit auch die Kaufleute mit allen ersinnlichen Waaren zusammen. Der mit allen möglichen Läden ausgerüstete Contractsaal bietet dann ein mannichfaltiges Schauspiel dar, und manchmal ist es keine Möglichkeit aus dem untern Stockwerk ins obere zu kommen. Um diese Zeit wird täglich im Theater gespielt, Maskeraden, Bälle, Soireen drängen sich, und alles ist lärmend und lustig. Sind die Contracte zu Ende, so tritt alles ins gewöhnliche Geleise einer Gouvernementsstadt zurück, wobei Kiew, das eine sehr zahlreiche Gesellschaft hat, den unbeneideten Vorzug genießt, auch die gespaltenste Gesellschaft zu haben, wozu freilich die Absonderung der einzelnen Stadtheile nicht wenig beiträgt.

Schließlich muß ich doch auch noch erwähnen, daß über den Dniepr gegenwärtig eine gigantische steinerne Brücke von dem englischen Ingenieur Vignolles gebaut wird. Es ist merkwürdig, diese Arbeiten zu sehen, die Anlegung einer Eisenbahn, um die Steine bis nach dem Flusse hinabzulassen, die mannichfaltigen Maschinen und die ungewöhnliche Thätigkeit. Noch einige Jahre, und man kennt Kiew nicht mehr, wie man jetzt das, was einst hier stand, nicht mehr kennt. Keine Stadt hat so rasche und staunenswerthe Wechsel erfahren: wo früher Häuser waren, da ist jetzt ein freier Platz, wo Gärten lagen, erhebt sich ein hoher Thurm, wo ein öder Platz war, ist ein lieblicher Garten angelegt. Aber die Alterthümer sind noch nicht ganz verschwunden: etwas unterhalb der Militärkathedrale, über dem Dniepr liegt an einer malerischen Stelle Askolds Grab, da wo seit alter Zeit der Kirchhof mit allen möglichen Denkmälern und schattigen Bäumen sich befand.

[1] Das heißt, „in der Niederung", von dol, Thal, Niederung.

Ein altes Basrelief zu Bajasid.

Hr. von Sartiges, französischer Gesandter in Persien, besuchte auf seiner Rückreise Bajasid, und fand hier ein medisches oder assyrisches Basrelief ältesten Styls an einem Felsen links vor einem der innern Thore. Es sind zwei Figuren in der Stellung von Anbetenden[1] vor einem Bock; die rechte ist mit dem Körper halb im Basrelief, halb im unbehauenen Felsen. Unter dem Bock ist ein viereckiges Loch von etwa 3' Weite. Dieser jetzt mit Steinen zugestopfte Eingang führt zu einer Reihe gewölbter Grabkammern über einander, wovon drei ausgehöhlt und zum Theil mit behauenen Steinen und Felstrümmern gefüllt sind; man gelangt dahin durch einen Gang, den man später in den Felsen gegraben hat, um diese drei Kammern zu benützen. Die erste hat etwa vier bis fünf Schritte Weitung, die zweite drei bis vier, die dritte zehn Fuß Länge und 6' bis 7' Breite, und diese enthält eine Aushöhlung von 4' ins Gevierte, welche der Begräbnißort gewesen zu seyn scheint. Die Wölbung in diesem Zimmer ist so niedrig, daß man nur in der Mitte stehen kann. Die Erbauer dieses Grabes setzten wahrscheinlich eine große Wichtigkeit darein, daß es unverletzt bleibe; deßhalb hatten sie es auf der halben Höhe des Felsens angelegt, der sich senkrecht mehr als 600' über die Ebene erhebt. Jetzt gelangt man dahin durch steile Abhänge und Treppen, die man anlegte, um dieß Adlernest zu bauen, wohin die kurdischen Häuptlinge, die ohne Unterschied alles plünderten, ihre Beute schleppten. Die türkische Centralisation hat jetzt die kleinen Feudalherren vernichtet, und ihre Citadellen fallen in Ruinen. Die von Bajasid ist jetzt der Neugierde der Reisenden geöffnet. (Revue archéol. November.)

Acht Tage in Kaschmir.

(Fortsetzung.)

Wir erhielten ferner Besuche von Kiaya Ahmed Schah, Purzadah Naldlebrendi, und seinem Bruder, deren Vater König von Taschkend, einem an die Tatarei gränzenden Lande gewesen, und als er von dort vertrieben war, mit seiner Familie in Kaschmir sich niedergelassen hatte,

[1] Die mitgetheilte Zeichnung entspricht dieser Beschreibung nicht, denn hier sehen beide Figuren rechts, der Bock ist in der Mitte, und kehrt sogar der wirklich in anbetender Stellung befindlichen Figur den Rücken zu. A. d. U.

Digitized by Google

wo ihm ein paar Dörfer zu seinem Unterhalt angewiesen waren. Da er und seine Familie beständig Anhänger der Engländer gewesen waren, so hofften sie eines Tages wieder in ihre frühere Würde eingesetzt zu werden. Der Vater, welcher vor etlichen Jahren starb, so wie der Sohn, hat stets allen englischen Reisenden die größten Aufmerksamkeiten bezeugt, und dafür erwartete man von diesen nichts weiter als daß sie schriftlich ihre Dankbarkeit und Hochachtung ausdrückten. Burzadah zeigte mir Briefe von fast allen Europäern, die das Thal von Kaschmir besucht hatten, welche sämmtlich über ihn sehr günstig sich aussprachen, und ihm schienen diese Schriften wahre Heiligthümer zu seyn; Gulab Sing haßt ihn und hat schon mehreremale die Gelegenheit gesucht ihm seine Dörfer zu entreißen. Burzadah scheint für einen Asiaten ein feingebildeter Mann zu seyn, und er hat ein Werk über die Geschichte und Alterthümer des Thals von Kaschmir geschrieben. Als wir seinen Besuch ihm erwiedern wollten, lud er uns zum Frühstück ein, und eines Morgens kamen wir zu ihm in sein recht gut gebautes, aber auf orientalische Weise nur sparsam mit Möbeln versehenes Haus, denn gewöhnlich ist in einem Zimmer nichts weiter zu sehen als der Teppich worauf man sitzt. Bei diesem Besuche hatte man aber sogar einen Tisch aufgetrieben; wir hatten unsere Stühle, Messer, Gabeln u. s. w. hingeschickt, und verzehrten ein ganz vortreffliches Frühstück, bestehend aus Pilaus von mehreren Arten, Reis der roth, gelb und blau gefärbt war, stark gewürzte Ragouts von Hühner- und Ziegenfleisch, Fisch und Eier, vielerlei Kuchen, eingemachte Früchte und Confect, nebst Thee auf englische, mongolische und kaschmirische Weise zubereitet; die Reste des Frühstücks wurden von unsern und unsers Wirths Dienern verspeist. In Hindostan werden die Diener niemals den Abhub von der Tafel des Herrn berühren, aber hier schien dieses lächerliche Vorurtheil unbekannt zu seyn. Ein anderer unserer Freunde war Ahmed Khan, ein afghanischer Kaufmann, welcher die das Gemetzel von Cabul überlebenden englischen Officiere unterstützt hatte. Er mußte das Land verlassen als Dost Mohammed zur Regierung kam, und das brittische Gouvernement von Indien hatte ihm eine Pension oder was er sonst wünsche, angeboten. Da er als Kaufmann am liebsten in Kaschmir wohnen wollte, so hatte er die Pension ausgeschlagen und gebeten, bei dem damals noch lebenden Maharadscha Schir Sing zu veranlassen, daß ihm die Abgabe von den Shawls, womit er handelte, erlassen werde. Das geschah und er hatte etliche Jahrelang ein blühendes Geschäft; aber mit Gulab Sings Thronbesteigung verlor er jenes Privilegium, und jetzt bezahlt er dieselben Steuern wie alle andern Kaufleute. Endlich besuchte uns auch Akbar Newis, welcher vom brittischen Gouvernement angestellt, jede Woche einen Bericht über alle Ereignisse in Kaschmir erstattet.

Da wir gewünscht hatten den sehenswerthen Ulersee zu besuchen, so wurden Anstalten gemacht uns zu Wasser, etwa 30 engl. Meilen weit, dorthin zu schaffen. Als wir am Morgen des 16 Junius diese Reise antreten wollten, erhielten wir die Nachricht, daß Gulab Sing am Abend nach Kaschmir zurückkehren werde und zu erfahren wünsche, ob wir ihn vor oder nach dieser Tour besuchen wollten. Weil nun die Zeit uns knapp zugemessen war, so beschlossen wir gleich abzufahren und so rasch als möglich wieder zu kommen. Wir hatten ein schnelles Boot für uns, ein anderes das geräumiger, aber nicht so schnell war, um darin zu schlafen, ein drittes für unsere Diener, ein viertes worin gekocht wurde, ein fünftes für unsere Ehrenwache, und ein Staatsboot um darin auf dem See umherzufahren. In solchem glänzenden Aufzuge durchflogen wir auf dem Flusse die Stadt bis in die Mitte des Thals, um uns die schneebedeckten Berge, und an den flachen Ufern Gruppen uralter herrlicher Platanenbäume, von welchen einer, den wir maßen, drei Fuß über dem Boden 41 Fuß im Umfange, also darnach 13 Fuß Durchmesser hatte; in mehreren derselben waren Höhlungen gemacht, worin Bettler wohnten. Am Nachmittage erreichten wir das Dorf Simbul, von wo ein Arm des Flusses in einen reizenden kleinen See, Manus Bul genannt führt, an dessen Ufer die Trümmer eines Lusthauses, romantisch, fast feenhaft liegen. Gern hätten wir hier länger verweilt, aber die Zeit mahnte und mit dem Abenddunkel ankerten wir dicht am Ufer des großen Ulersees und legten uns schlafen. Am nächsten Morgen sahen wir unsere kleine Flotte um 10 Boote vermehrt, denn der Vorsteher jedes Dorfs am See hatte Befehl erhalten uns mit Ehren zu empfangen, und war in seinem Boote erschienen. Der Ulersee ist eine prachtvolle Wassermasse, 12 Meilen lang und 8 Meilen breit, im Norden und Osten von Bergen eingeschlossen; das schöne klare Wasser des Sees ist hin und wieder mit herrlichen Lotusblumen und der „Singhara“ oder Wassernuß bedeckt, und auf mehreren Berghöhen am Ufer stehen Tempel und Moscheen, von wo man einen vortrefflichen Ueberblick des ganzen Sees hat. Beim Weiterfahren bemerkten wir einen Theil des Sees, der von zahllosen gelben Wasserlilien dicht bedeckt wie eine gelbe Wiese aussah, und dann durchfuhren wir den See in dessen Mitte bis nach der Stadt Sopur, wo der Dschelumfluß solchen verläßt um in den Paß Bara Mulla zu fließen. Ein „Kurdar“ oder Beamter Gulab Sings hat die Oberaufsicht über die Schifffahrtsangelegenheiten auf dem Flusse und See; er hat keinen festen Wohnort, sondern reist beständig hin und her, und fand sich denn auch bei uns ein, um alle Auskunft zu geben die wir zu erhalten wünschten. Von Sopur bogen wir in einen, direct nach Simbul führenden Canal ein, an dessen flachem Ufer unsere Ruderer die Boote ziehen mußten, und wir passirten mehrere Dörfer, wo alte Frauen in Menge sich zeigten um uns zu begrüßen. Die Häuser schienen ziemlich gut zu seyn, aber da sie im Wasser stehen, so sind die Bewohner amphibischer Natur und dabei sehr ärmlich aussehend. Ihre einzige Nahrung besteht aus den erwähnten Wassernüssen, welche frisch und gedörrt zu Pulver zerstampft gegessen werden; der Geschmack dieser Nüsse ist fade, etwas den süßen Kastanien ähnlich, und sie enthalten wenig Nahrungsstoff, wie das Ansehen dieser armen Menschen bezeugt. Sie müssen wirklich im höchsten Grade arm seyn, da sie keinen Reis kaufen können, der in Kaschmir so billig ist, daß 160 Pfd. eine Rupie (etwa 1 fl. 12 kr.) kosten. Am Abend gegen 9 Uhr kamen wir im halben Schlummer wieder nach Kaschmir, und wurden durch vielen Lärm und Lichterglanz daraus erweckt. Wir hielten dem Palaste des Maharadscha gegenüber und dieser schickte seinen Wessir mit einer Botschaft zu uns. Auf einem Teppich in der Mitte eines offnen Boots saß der Wessir umgeben von Soldaten, welche brennende Fackeln hielten; er kam mit der Anfrage seiner Hoheit: wie wir uns belustigt hätten und ob alles zu unserer Zufriedenheit gewesen sey? worauf wir unsern besten Dank und unsern Wunsch auszudrücken baten, dem Fürsten Morgen Nachmittag unsern Besuch machen zu dürfen.

Den 18 Junius. Heute war ein großer Markt oder eigentlich ein religiöses Fest in der Stadt, wo die Moslems zur Andacht und zum Vergnügen in ihren Kähnen umherfahren, und das mußte nach unserer Meinung eine vortreffliche Gelegenheit seyn, um die Leute in ihren Festkleidern zu sehen. Das Fest war einer Reliquie zu Ehren „eines Haars des Propheten,“ welches in einer Glasflasche aufbewahrt und heute öffentlich zu drei verschiedenenmalen gezeigt wird, worauf nach mehreren Gebeten die Menge sich zerstreut, um sich zu belustigen. Ueberall sah man Kähne, einige gefüllt mit unbeweglich sitzenden alten Moslems, die das wahre Bild von Ernst und Langeweile gaben, andere mit nicht so andächtigen, aber vernünftigen Leuten welche ihre Familien bei sich hatten, von denen aber die Frauen ihr Gesicht in den dichten Schleier hüllten, wenn unser schreckenverbreitendes Boot nahte; dann kamen Boote voll Soldaten mit langem Haar und so lärmend und unverschämt wie möglich, gewöhnlich von etlichen Musikanten begleitet. Alle wollten sich heute amüsiren und hatten Lebensmittel bei sich. Von den Vornehmern tranken einige Thee und der Theetopf sammt Porzellantassen stand im Boote; die obenerwähnten Gärten waren mit Spaziergängern gefüllt, einige lasen Maulbeeren und Kirschen auf, die von ihren Freunden von den Bäumen geschüttelt wurden, andere schlenderten umher und freuten sich über die springenden Fontänen. Uebrigens war ihre Kleidung dunkelfarbig und abgetragen, denn niemand mag seine Wohlhabenheit zur Schau legen und Ausbrüche der Freude hörte man nicht, wie das bei ähnlichen Veranlassungen in Europa gewiß der Fall seyn würde.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 287. 30 November 1850.

Die Kabylen in Algerien.

(Aus: Dawson Borrer's Campaign in the Kabylie. 1849.)

Der Theil von Algerien, welchen die Franzosen vorzugsweise „das Land der Kabylen" (Kabylie) nennen, beschränkt sich auf den wilden Bergdistrict, der eine starke Schutzwehr zwischen den Provinzen Algier und Constantine bildet, und nur ein Zweig der Gebirgskette des kleinen Atlas ist, welcher eine Zeitlang parallel mit der Küste des Meeres durch Algerien sich hinzieht, etwa 30 Stunden südöstlich von der Stadt Algier aus einer Reihe von sehr hohen Bergen besteht, von denen der gewaltige Bergzug des „Dschurdschura" (mons ferratus bei den Alten) der höchste ist und dem größten Theile des vorgedachten Bergdistricts seinen Namen verleiht. Das, von dem mittelländischen Meere bespülte Ende dieser fast unzugänglichen Gegend, besteht aus einem Küstenlande von 60 bis 70 Stunden Länge, dessen Anfang man auf etwa 17 Stunden Entfernung östlich von dem Hafen von Algier rechnen kann, und dessen Breite man von der Ostgränze der großen Ebene der Metidscha bis zu dem Hafen von Philippeville annehmen könnte. Da die Gränzen des „Kabylenlandes" jedoch sehr unbestimmt sind, so können wir nichts mehr als vorstehende oberflächliche Schilderung der Größe und Lage desselben geben. Dieser ungeheure Landstrich hat fast gänzlich seine alte Unabhängigkeit bewahrt, denn nur einige der am wenigsten geschützten Stämme haben sich den Franzosen unterworfen oder vielmehr dem Namen nach unterworfen, und diese konnten erst nach vielen blutigen Kämpfen Militärstationen zu Dellys, Budschia und Dschidschelli an der Küste anlegen. Die Bevölkerung des „Kabylenlandes" ist sehr beträchtlich, denn man hat berechnet daß innerhalb der oben angedeuteten Gränzen 80,000 streitbare Männer leben.

Soviel den Charakter und die socialen Verhältnisse des uralten und merkwürdigen Volks betrifft, welches jene wilden Bergvesten von Algerien beherrscht, so liebt es eine ansässige Lebensweise, und während sie in einigen Gegenden Hütten von Erde und Rasen oder von unbehauenen Steinen bewohnen, haben sie in andern Gegenden solide und gut gebaute Dörfer angelegt. Sie sind im höchsten Grade betriebsam, denn sie bebauen die Thäler und Bergabhänge ihres Landes mit großer Sorgfalt, verfertigen ihre Ackerbauwerkzeuge, so wie Waffen, Schießpulver, Haiks (Mäntel), Teppiche, Leder und andere Gegenstände. Man könnte vielleicht glauben, daß der Widerwille gegen ein Wanderleben und die Neigung zum Ackerbau und zur Manufactur dieses Bergvolk den Fortschritten der Civilisation zugänglicher machen müßte als die Nomadenstämme des Flachlandes, aber der Kabyle hat eine eingewurzelte Abneigung und Verachtung gegen alle geerbt, die nicht von seinem Volke sind, mögen sie Moslem oder „Ungläubige" seyn. Sie leben einfach und mäßig, denn ihre Hauptnahrung besteht aus einer Art Pfannkuchen (Galette genannt) die auf einer Thonplatte gebacken werden, aus Milch, Butter, Honig und Feigen in Oel eingeweicht, und von dem letztern Artikel bereiten und verzehren sie sehr große Quantitäten. Fleisch essen sie nur selten und eben so ein Nationalgericht „Kuskussu" genannt, das auf folgende Weise zubereitet wird: sie setzen einen irdenen Topf auf das Feuer, worein Fett oder Oel, Liebesäpfel (Solanum lycopersicum), Zwiebeln, spanischer Pfeffer, zerschnitten oder zerstampft, aromatische Kräuter und Fleischstücke oder ein Huhn gethan sind; der Topf wird mit einer flachen Thonschüssel bedeckt, worin kleine Löcher befindlich sind, und die Schüssel gefüllt mit einer Paste von Weizenmehl, welche mit den Händen zu kleinen Stückchen zerrieben ist; da die Dämpfe aus dem Topfe durch die Löcher der Schüssel ziehen, so wird die Mehlpaste von dem Fett durchdrungen und schmackhaft. Sowie das Gerücht fertig gekocht ist, wird es in ein großes flaches hölzernes Gefäß gethan, das ein etwa fußhohes Piedestal hat und das Fleisch oben auf die Mehlpaste gelegt; dann sprechen alle: „Bismillah!" (im Namen Gottes!) indem sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde setzen, und nun tauchen sie mit den Fingern in die Mitte der Schüssel, wobei jeder das Fleisch in immer kleinere Stücke zerreißt.

Die Kleidung des Kabylen besteht aus der „Khandura," einer Art von wollenem Hemde mit langen weiten Aermeln und dem „Burnus," einem weißen oder schwarz und weißen wollnen Mantel, welcher mit einer großen Capuze versehen ist. Nur die Allerärmsten sind ohne Burnus, der von den übrigen bei Tag und Nacht, im Sommer wie im Winter, stets getragen und vom Vater auf den Sohn so lange vererbt wird, bis er vom Zahn der Zeit und von Schmutz zu bloßen Lumpen geworden ist. Wie schon in alten Zeiten Masinissa, geht der Kabyle gewöhnlich in bloßem Kopfe und barfüßig, oder er trägt leichte Ledersandalen und eine Art von Socken aus ledernen Streifen bestehend, die um das Bein gewickelt sind.

Diese wilden Bergbewohner haben, die Religion ausgenommen, mit den Stämmen in der Ebene nichts gemein, weder in Charakter, noch in Gewohnheiten oder Institutionen; ihre Sprache unterscheidet sich durchaus von der arabischen, indem sie nur der „Schowiah" oder „Schilhasprache" sich bedienen, „der edeln oder freien Sprache," denn das sollen jene Worte im alten Dialekte der Berbern bezeichnet haben.[1] Ihre Regierungsform ist rein

[1] Das ist schwerlich richtig; wenn wir uns recht erinnern, hat Quatremère nachgewiesen, daß „Schowiah" Hirt bedeutet, und man bezeichnet

demokratisch, während die der Araber eine rein aristokratische ist. Die Häuptlinge oder „Emim" ihrer Stämme sind nicht erblich, sondern gewählt und werden häufig ohne alle Umstände und Form wieder abgesetzt; die Autorität der Häuptlinge ist nur unbedeutend und viel geringer als der Einfluß der „Marabuts" oder Frommen, zumal wenn letztere wegen ihrer Wunderthaten oder ihres strengen Lebenswandels berühmt geworden sind. Jeder Stamm für sich bildet eine kleine Republik, und zwischen den Stämmen entstehen unaufhörlich Fehden, welche fortwährend Feindschaft erzeugen, und nur dann aufhören, wenn ein gemeinschaftlicher Feind, vor allem ein „christliches" Heer naht, damit alle zur Vertheidigung ihres Vaterlandes sich vereinigen können, denn das herrschende Gefühl dieses kriegerischen Volks ist glühende Liebe für ihr Bergland, und eben so glühender Haß gegen alles was ihrer Unabhängigkeit zu nahe tritt.

Deßhalb gab der Dey Hussein, nachdem er seine Regierung über die Regentschaft von Algier in die Hände der Franzosen niedergelegt hatte, diesen schließlich folgenden beachtungswerthen Rath hinsichtlich jener Stämme: „die Kabylen haben die Fremden stets verabscheut, jedoch hassen sie sich auch unter einander. Vermeidet einen allgemeinen Krieg mit diesem eben so kriegerischen als zahlreichen Volke, denn ihr werdet wenig Nutzen davon haben; nehmt hinsichtlich der Kabylen die Politik an, welche beständig von den Deys von Algier befolgt ist, haltet die Zwietracht unter ihnen aufrecht und zieht Nutzen aus ihren Fehden." Der Marschall Bugeaud sagte in der französischen Deputirtenkammer vor etlichen Jahren von den Kabylen: „die Völker des Kabylenlandes sind weder eroberungssüchtig noch feindselig gesinnt, sie vertheidigen sich kräftig, wenn man ihnen zu nahe kommt, aber sie greifen nicht zuerst an." Derselbe sagt ferner in einer zu derselben Zeit herausgegebenen Flugschrift: „die Kabylen sind zahlreich und sehr kriegerisch; sie besitzen Dörfer und beschäftigen sich mit dem Ackerbau; schon haben sie für sich nicht hinlänglich culturfähiges Land, folglich ist für Europäer kein Platz in den Bergen der Kabylen, und diese würden dort eine sehr klägliche Rolle spielen." Daß die am nächsten wohnenden Kabylenstämme große Furcht vor den jetzigen Beherrschern von Algerien haben, zeigt ziemlich deutlich die charakteristische Antwort, welche Bit-el-Crikh ben Abd-er-Rhaman dem Emir Abd-el-Kader gab, als dieser im Jahre 1845 ihn um Aufnahme für sich und seine Leute bat: „wir würden wünschen, daß wir euch diese Gott wohlgefällige gastliche Aufnahme gewähren könnten; aber der Christ ist mächtig. Wir haben in diesem Jahre einige Landstriche in den Ebenen von Boghin und Hamza angebaut und unsere Arbeiten dabei waren beträchtlich. Der Christ wird dorthin kommen, um unsere Ernten zu verbrennen; was sollen wir dann den Armen und Hülfsbedürftigen sagen, die von uns den Lebensunterhalt erwarten? Siehe, unsere Pflicht erheischt es dein Begehr zu verweigern, und wir verweigern es!" Diese Antwort beweiset wie man weltliche und religiöse Interessen zweckmäßig mit einander vereinigt.

So ist Algerien gleichsam in zwei verschiedene Zonen getheilt, welche von zwei eben so verschiedenen Völkerstämmen bewohnt werden, nämlich von den Arabern und den Kabylen. Da nun Frankreich noch nicht einmal die erstern unterworfen, oder sie nach Verhältniß der Größe der von ihnen bewohnten Zone nur wenig colonisirt und überdem Verlegenheiten genug von dem unterworfenen und colonisirten Theile derselben hat, so hat die öffentliche Stimme oft und laut sich dagegen ausgesprochen, Feindseligkeiten gegen die Bewohner der andern Zone zu beginnen. Hätte man friedliche Verhältnisse mit den Kabylen unterhalten, so würden diese im Laufe der Zeit einen sicherer begründeten Gehorsam derselben herbeigeführt haben, als Gewalt der Waffen wahrscheinlich jemals wird erreichen können. Während der ersten Jahre der französischen Occupation von Algerien zeigten die Kabylen große Scheu durch Handel oder andern Verkehr mit den Franzosen in Verbindung zu treten, allein in den letztern Jahren, wo ihre Geneigtheit zum Austausch von Producten stets zugenommen hat, wurden verschiedene Märkte immer stärker von den Kabylen besucht, und während meines Aufenthalts in Algier im März 1846 kam eine beträchtliche Karawane, von Leuten des großen Stammes der Zuava und der Sidi-el-Dschadi begleitet, nach jener Stadt, welche Oel, Feigen, Rosinen, Oliven, Ziegenfelle, Burnusse, Haiks u. s. w. brachte und gegen Tuch, Baumwollenzeuge, seidene Tücher, Flanell, Zwirn, Nähnadeln und Stecknadeln, Spiegel, Messer, Scheeren, Glaswaaren, Korallen, Frauenschmuck, Gewürze, Zucker, Kaffee u. s. w. nebst einer nicht unbedeutenden Quantität von Eisen und Stahl vertauschte. Und viele der ärmsten Kabylen haben sogar in Algier ihren Lebensunterhalt als Lastträger, Verfertiger und Verkäufer von Mörtel oder auf andere Weise gefunden. Deßhalb ist die allgemeine und wohlbegründete Meinung, daß, wenn man dieses Volk in Ruhe und Frieden leben ließe, es, durch die Fabrikate und den Handel der Franzosen gelockt, bald mit ihnen größern Verkehr anknüpfen und mit der Zeit geneigter seyn würde, die Oberherrschaft derselben anzuerkennen; treibt man sie aber dahin, die Waffen zu ergreifen, so wird ihr glühender Haß gegen alle Fremden, besonders gegen Christen, nur noch mehr in Flammen gesetzt, und dann werden sie unaufhörlich den Franzosen Massen von Menschen und Geld kosten. Als die Franzosen im Frühling 1847 ihren großen Zug in das Land der Kabylen unternahmen, gaben sie als Hauptzweck desselben die Herstellung einer Verbindung zu Lande zwischen Algier, Budschia und Setif an, da sie bis dahin keine andere Verbindung als zur See hatten. Aber dafür ist bis jetzt keine sehr dringend nothwendige Veranlassung, indem die Colonie noch nicht so weit vorgeschritten ist, um jene Landverbindung zu erheischen. Wäre dieses aber auch der Fall, so ist nicht zu bezweifeln, daß man diesen Zweck eben so gut erreicht haben würde, ohne zu den Waffen zu greifen.

Die abscheulichen Laster und Ausschweifungen der Kabylen, die barbarischen Grausamkeiten, deren sie beständig sich schuldig machen gegen diejenigen, welche durch Stürme oder andere Unglücksfälle an ihre felsigen Küsten geworfen werden, die grausamen und raffinirten Folter, womit sie, eben so wie die Araber, die lebend in ihre Hände gefallenen Feinde aus bloßer Lust quälen, alles dieses muß das Herz eines jeden, der diese Menschen kennt, durchaus verhärten, wenn Unglück, so schrecklich es auch sey, über sie und ihr Land kommt. Deßhalb sind gar viele zu der Ansicht gekommen, daß es für den Fortschritt der Civilisation ein großer Gewinn seyn würde, wenn man die Kabylen und die arabischen Stämme von Nordafrika von der Erde vertilgen könnte.

Wir können es nur beklagen, wenn wir sehen, daß eine große

---

damit gewöhnlich Mischlingsstämme, die nicht in den Bergen Ackerbau treiben, sondern in der Ebene von der Viehzucht leben; der Name „Schilha" mag mit dem in andern Gegenden üblichen „Schelluh" zusammenfallen und die Kabylen speciell bezeichnen, die „freien" im Gegensatz dagegen die unterworfenen Stämme des Flachlandes. A. d. R.

und tapfere Nation einen Krieg führt, welcher beide Theile so sehr erbittert, daß sie blutige Schandthaten verüben, Schandthaten die auf der einen Seite dem barbarischen und wilden Zustande, worin die Thäter leben, zuzuschreiben sind, die aber auf der andern Seite in einem Durst nach Wiedervergeltung und blutiger Rache ihren Ursprung haben und eines Volks unwürdig sind, welches eine so hohe Stellung in der civilisirten Welt einnimmt.

Die Entstehung der Episcopalkirche in England.

Sage der chaldäischen Christen.

Der englische Geistliche Fletcher erzählt in seinem vor kurzem erschienenen interessanten Buche: Notes from Nineveh and travels in Mesopotamia, Assyria and Syria, daß die Engländer sowohl bei den Moslems, als insbesondere bei den orientalischen Christen in religiöser Hinsicht in schlechtem Rufe stehen, und daß er sie namentlich gegen mehrere chaldäische Christen habe vertheidigen müssen, welche ihnen Atheismus und Vielweiberei vorwarfen. „Sie waren," sagt Herr Fletcher, entsetzlich darüber scandalisirt, daß wir die Autorität des Papstes nicht anerkennen, und ein Chaldäer von Stande fragte mich einst mit mitleidiger Miene: „ob ich auch bete?"

„Einstmals befand ich mich in einer großen Gesellschaft von chaldäischen Christen, unter welchen auch ein kürzlich von Aleppo gekommener Kaufmann war, der im Laufe der Unterhaltung die Engländer anzugreifen begann. „Die Inglis", so sprach er, „sind ein sehr grimmiges und unlenksames Volk: sie heurathen viele Weiber und fragen sehr wenig nach Allah, dessen Name erhöhet werden möge." Hier unterbrach ich den Redner mit der Frage: ob er auf seinen Reisen wohl einmal von der englischen Kirche gehört habe? „Belli" (Ja!) antwortete er, „ich kenne die ganze Geschichte eurer Kirche. Ihr müßt wissen", fuhr er fort, indem er sich an die übrigen Anwesenden wandte, „daß einst in England ein großer Sultan lebte, dessen Name Napoleon Bonaparte war. Dieser Sultan war dem Antar und dem Iskander von Macedonien zu vergleichen, und er machte viele Könige von Frangistan zu Schemeln seiner Füße. Aber sein Herz wurde dadurch übermüthig und in seinem Stolze trotzte er selbst Allah. Nun war Napoleons Gattin alt und seinem Auge nicht mehr wohlgefällig; da begab es sich denn, daß er eine schöne Jungfrau mit Blicken der Liebe anschaute, und nun sprach er: ‚Inschallah, ich will mich scheiden von meiner Gattin und diese Schöne zu meinem Weibe nehmen." In jener Zeit, müßt ihr wissen, waren alle Engländer Katholiken, und deßhalb schickte Napoleon eine Botschaft an unsern Vater, den Papst, und verlangte, daß dieser seine Scheidung zugeben solle. Der Papst aber tadelte den Sultan Napoleon wegen seines Stolzes und wegen der schlechten Behandlung seiner Gattin; darüber wurde denn der Sultan sehr zornig und sprach: „Wahrlich, dieser Papst ist nicht besser als Abu Jeheisch (der Vater der Dummheit). Und nun zog er mit vielen Kriegern aus und belagerte Rom und nahm den Papst gefangen, und sperrte ihn in einen großen Thurm zu London, welches die Hauptstadt der Inglis ist. Aber die Könige der Franken verbanden sich mit einander und bekriegten den Sultan Napoleon Bonaparte und besiegten ihn. Darauf kamen ihre Heere nach London und befreiten den Papst; und als der Papst nach Rom zurückgekehrt war, so verfluchte er den Sultan Napoleon und sprach über ihn und alle Inglis den Kirchenbann aus. Darüber lachte Napoleon in seinen Bart und sagte: „Inschallah, nun will ich meine eigene Kirche haben." Jetzt machte er Bischöfe, und die schieden ihn von seiner alten Frau, und verheuratheten ihn mit der schönen Jungfrau und darauf gründete er die englische Kirche.

„Die sämmtlichen Anwesenden wurden von dieser, mit vieler Zungenfertigkeit und ausdrucksvollen Pantomimen vorgetragenen Erzählung sichtlich ergriffen und überzeugt."

Die Kosten der Benützung der Telegraphen.

Das Athenäum vom 16 November bemerkt, es gehe das Gerücht, daß man damit umgehe die Kosten der Telegraphenbenützung nach der Meilenzahl zu berechnen, allerdings ein sonderbares Unternehmen in England, nachdem man die Berechnung der Brieftaxe nach der Meilenzahl aufgegeben hat, und das Athenäum erhebt sich mit starken Worten dagegen, daß der Kanzler der Schatzkammer seine profanen Finger in das Rad der menschlichen Bewegung stecken und in einem mit großen und geschäftsvollen Städten so dicht besäeten Lande wie England den Gebrauch eines solchen raschen Mittheilungsmittels verkümmern wolle. Bis jetzt benütze nur die Presse, die Börse, einige große Kaufleute und die Regierung dieß rasche Mittheilungsmittel, das große Publicum so gut wie gar nicht. In den Vereinigten Staaten sey dieß anders; hier hat der Telegraph, weil er wohlfeil ist, das große Publicum. Von Philadelphia nach Harrisburg, 107 Meil. kostet eine Botschaft 20 Cents (30 kr.), von London nach Cheltenham, 100 M. 7½ Sch. (4 fl. 30 kr.); von Neuyork nach Boston, 240 M. 30 Cts. (45 kr.), von London nach Liverpool 210 M., 8½ Sch. (5 fl. 6 kr.); von Washington nach Neu-Orleans, 1716 M. 1 Doll. 92 Cts. (4 fl. 48 kr.), von London nach Newcastle 300 M. 10 Sch. (6 fl.). Die englischen Preise sind noch sehr mäßig gegen die auf dem Continent; verlieren werden die Telegraphen erst, wenn man sie einer größern Anzahl zugänglich macht.

Acht Tage in Kaschmir.

(Schluß.)

Nach unserer Wohnung zurückgekehrt, fänden wir dort den Wessir, der uns nach Gulab Sings Palast, dem „Schir Ghar oder Löwenhause" geleiten wollte; dieser am Flußufer belegene, theilweise befestigte Palast besteht aus einem Raume, worin ein Basar, große Casernen, mehrere Hindutempel und die königlichen Gemächer befindlich sind. So wie wir im Boote in die Nähe der Befestigungen kamen, wurden als Gruß 17 Kanonenschüsse gegeben und dann wurden wir die vom Flusse führende Treppe hinauf in einen Hof geführt, wo ein Regiment aufmarschirt stand, welches die Gewehre präsentirte; dann erschallte eine Fanfare von Trompeten, und Gulab Sing kam uns entgegen, welcher, nachdem er jedem von uns die Hand herzlich gedrückt hatte, uns auf einen großen offnen Balcon an der Flußseite führte; dort wurden ihm, uns und seinem Neffen, dem Rajah Moti Sing, einem interessant aussehenden Knaben, Stühle gereicht, während der Wessir, die vornehmsten Hofleute und ein Haufen Soldaten stehend uns umgaben. Nun kam ein elegant gekleideter junger Mann zu uns heran, welcher kleine Beutel mit Rupien um seinen Kopf schwang, und für jeden von uns einen derselben zu unsern Füßen niederlegte; wir beachteten dieses nicht weiter, sondern waren schon mitten in der Unterhaltung mit dem Maharadscha; dieser ist etwa 55 Jahre alt, sehr kräftig und martialisch aussehend, von mittlerer Größe, dunkelbrauner Gesichtsfarbe, mit Habichtnase, zurücktretender Stirn und trüben Augen; seine Figur neigt sich etwas zum Starkwerden, obgleich er sehr mäßig lebt und seine ganze Zeit den Geschäften widmet. Er hatte den Anschein eines gutmüthigen Biedermanns, und das belustigte uns sehr, da wir seinen wahren Charakter kannten, und mir fiel ein, daß Louis Philipp solchen Anschein sich auch geben konnte. Nachdem wir ihm für alle empfangene Güte herzlichen Dank bezeugt hatten, strömten hyperbolische Redensarten, die der Asiate so reichlich verschenkt, aus seinem Munde, wie: „das Land sey das unsrige, er verwalte es nur für uns; alles was er besitze, stehe zu unserer Disposition; er sey unser Diener, der gehorsame Vasall der ostindischen Compagnie; er sey ein

Digitized by Google

verlorner Mensch, wenn das Heer der Sikhs sich empöre, und wie ein Ertrinkender von einem nahen Kahne gerettet werde, so sey er dadurch gerettet, daß Lord Hardinge ihm Kaschmir gegeben habe" u. s. w. Obgleich wir den Werth dieser und ähnlicher Worte ganz genau kannten, so wurden wir doch bei dem Gedanken roth, daß ein Mann von seinen bedeutenden geistigen Fähigkeiten es für nothwendig hielt sich durch solche Reden so tief zu erniedrigen; darauf kam das Gespräch auf den Zustand des Landes, und nun zeigte er eine genaue Kenntniß jedes Weges und Fußpfades, jedes Dorfs, jedes Handelsartikels, kurz in allen Sachen, die für die Vermehrung der Einnahme von Wichtigkeit seyn konnten. Wir sprachen dann von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Jagden, von Lord Hardinge, Rundschit Sing u. s. w. wohl eine Stunde lang, und als wir dann noch keinen Wink uns zu entfernen erhalten hatten, so baten wir ihn um die Erlaubniß ihn verlassen zu dürfen. Sein ganzes Benehmen gegen uns war das eines wohlerzogenen Mannes vom Stande, und er würde uns recht gut gefallen haben, wenn er seine ekelhaften Complimente über unsere Nation und unsere Größe in allen Dingen weggelassen hätte. Er trägt sein Haar, das noch ganz kohlschwarz ist, lang im Nacken herabhängend und einen sehr leichten lilafarbigen Turban vom feinsten Stoffe um den Obertheil seines Kopfs gewunden; ein weites Gewand von buntem Muslin mit Gold gestickt hing von seinen Schultern herab, und darunter trug er einen Rock von feinem weißen Muslin und enge grünseidne Beinkleider, auch einen Gürtel, aber keinen Degen daran, und er ist hier der erste Mann von Stande, welchen ich ohne Waffen sehe. Beim Abschied lud er uns ein am nächsten Abend bei ihm zu speisen.

Den 19 Junius. Da dieses der letzte Tag unsers Aufenthalts in Kaschmir war, so hatten wir am Morgen mit Geschäften, Abschiedsbesuchen unserer Bekannten und Abschluß des Handels der ausgewählten Shawls genug zu thun. Beim Abschiede schenkte der Purzadah uns ein Dutzend chinesischer Tassen, deren Werth darin besteht, daß sie vom reinsten Porzellan, ohne Henkel, sehr dünn und durchsichtig sind; sie kommen über die Berge von Tibet nach Kaschmir. Gegen Abend begaben wir uns nach dem Palaste des Maharadscha, wo außer der Tafel, ein „Natsch" oder Tanzbelustigung und Feuerwerk unserer warteten. Das Fest begann noch ehe es dunkel wurde mit verschiedenen equilibristischen Kunststücken, die von Frauenzimmern ausgeführt wurden. Ein Mädchen hielt sich auf den Händen auf dem Fußboden, die Füße bis hinter den Kopf zurückgebogen und fädelte in eine mit den Zehen gehaltene Nadel einen Faden mit den Zehen des andern Fußes ein. In ein etwa zwei Fuß tief gegrabenes, mit Wasser gefülltes Loch in der Erde wurde von einer Frau ihr großer goldner Nasenring geworfen; dann bog sie den Kopf rückwärts bis in das Wasser, und als sie ihn nach kurzer Zeit wieder herauszog, saß derselbe Ring fest in dem in den Nasenknorpel dafür gebohrten kleinen Loche. Hierauf folgten die Tänze; die anwesenden Tänzerinnen oder „Natschnis" stammten aus verschiedenen Ländern, einige aus Kaschmir und die andern aus Persien, Cabul, Dschummu, Lahore, Delhi u. s. w. Die Tänzerinnen aus Kaschmir waren schwerfällig und linkisch, und als Gulab Sing mich fragte, welche von allen mir am besten gefiele, so zeigte ich ihm ein Mädchen, das sehr hübsch und von eleganter Gestalt war. „Oh," erwiederte er, „die kommt aus Dschummu, meinem Lande, dort sind alle Mädchen recht hübsch." Nicht lange nachher wurde verkündet, daß das Abendessen aufgetragen sey, und nun führte uns der Maharadscha in ein schmutziges, elend aussehendes Zimmer, wo ein gedeckter Tisch stand; dann verließ er uns und wir verzehrten allein ein von unsern Dienern zubereitetes Mahl, das sehr mittelmäßig war; auf dem Tische stand eine Flasche mit Wein von Kaschmir, der aber so stark nach Terpenthin roch, daß ich ihn nicht kosten mochte, und der Oberst, welcher einen Schluck davon versuchte, meinte, er schmecke wie ein Gemisch von schlechtem Branntwein und Terpenthin. Wir verließen die Tafel bald und kehrten zu unserm Wirth zurück. Jetzt wurden Feuerwerke auf einem im Flusse liegenden Boote abgebrannt, und darauf wurden wir in eine große Halle im Innern des Palastes geführt, welche von Wachslichtern, die in großen hölzernen Candelabern steckten, und von wohl 200 von Soldaten getragenen Fackeln erleuchtet war. Hier begann wieder Tanz und Gesang, und ein Lustigmacher trieb seine Possen; dann kam Musik auf sehr verschiedenen, aber der Zither ähnlichen Instrumenten, von welchen einige wie gigantische Guitarren aussahen, andere mit einem Bogen wie ein Violoncello gespielt wurden, und daneben waren verschiedene Arten von Trommeln, und Saiteninstrumente die mit Hämmern geschlagen werden. Das Ganze war ein sonderbares Schauspiel; das blendende, aber wechselnde Licht der vielen Fackeln und Kerzen, die Masse der Vornehmen und der Diener in glänzenden buntfarbigen weiten Gewändern, in jeder Ecke Soldaten, nicht wie die unsrigen in sehr unmalerischen Uniformen, sondern in feinem weißen Muslin, alle mit Schwert, Schild und Pistolen bewaffnet, dann die Schaar der Tänzerinnen in bunten Kleidern mit gold- und silbergewebten Schärpen geschmückt, die wie Diamanten im Lichte strahlten, einige von ihnen auf dem Boden sitzend und schwatzend, andere den Tact zur Musik schlagend und im Chor singend — kurz eine Scene, die verbunden mit der wilden Melodie des Gesanges, auf Berauschung der Sinne wohl berechnet war. Indeß blieben wir während der ganzen Scene in fortwährendem Gespräche mit dem Maharadscha, der unter andern uns fragte: ob wir verheurathet seyen? und als wir alle drei es verneinten, sich sehr zu amüsiren schien. Denn in Indien ist jeder nur einigermaßen wohlhabende Mann verheurathet, und deßhalb mußten wir unsere Sitten und Verhältnisse ihm erklären, weil in Indien der ehelose Stand ein Zeichen großer Armuth ist. Gegen 10 Uhr waren wir des Geräusches und Lichterglanzes, so wie der Hitze und der Ausdünstungen der Menschenschaar um uns herzlich müde, und als wir Erlaubniß erhalten hatten uns zu entfernen, kehrten wir mit Freuden in unsere kühle Wohnung zurück.

Nachdem die Reisenden auf dem Wege den sie gekommen, am 30 Junius wieder in ihrem Standquartier Dschelum eingetroffen waren, erließen sie Danksagungsbriefe in persischer Sprache an Gulab Sing, und das Schreiben des Verfassers lautete in der von ihm gegebenen Uebersetzung folgendermaßen: „dem Maharadscha, der leuchtend strahlt wie die Sonne am Himmel, der erhaben wie König Dschemschid und ein gütiger Beschützer derjenigen ist, welche ihn verehren. Möge er immer gnädig bleiben.

Nachdem ich den köstlichen Besuch gemacht habe, welcher den Schatten des Wohlwollens, der Güte, der Gnade und Gunst über alles ausbreitet und dessen Schönheit zu schildern unmöglich ist, schreibe ich jetzt und bin, Dank dem Allmächtigen, bei guter Gesundheit. Ich bete unaufhörlich um günstige Nachrichten über die Gesundheit desjenigen, welcher der Quell des Lebens und der Glückseligkeit ist. Als ich Urlaub erhalten hatte von der hohen Würde, welche den Thron überschattet, trat ich die Reise an und gelangte auf glücklichem Wege zur rechten Zeit in Dschelum an. Im Einklang mit dem unwiderstehlichen Firman fand ich Vorrath von Nahrung und alles Erforderliche, so wie es nur der größte der Könige wünschen könnte, bereitet und meiner Ankunft harrend vor. Kurz, ich langte in so großer Freude und Ueppigkeit hier wieder an, daß Mühe und Unbequemlichkeit, die auf Reisen das gewöhnliche Loos, mir unbekannt geblieben sind. Die Pflanze deiner Güte (von der Gnade Gottes bewässert) hat die Blüthe der Dankbarkeit erzeugt, und ich zerreiße meine Brust vor Qual bei dem Gedanken von solchen erhabenen Tugenden geschieden zu seyn. Die Erinnerung an jene Pracht und der Wunsch des Wiedersehens verweilen jede Stunde und jede Minute in meinem Gemüthe. Die Seen, die Berge, die Gebäude, die Springbrunnen, die Gärten u. s. w., welche ich in jenem köstlichen Lande gesehen habe, stehen immer vor meinem Auge. Niemals habe ich eine solche angenehme Reise gemacht. Das Vergnügen des Schreibens kommt nur zur Hälfte dem des Besuches gleich; begierig bin ich nach beiden. Mehr zu sagen ist unnöthig. Unterzeichnet und besiegelt."

Das wurde nun auf feinem Papier geschrieben, welches mit Stückchen Goldblatt bestreut und mit Moschus parfümirt war, und dann, in einen Beutel von „Kinkob" oder Goldstoff indischen Gewebes eingenäht, dem Maharadscha übersandt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Umschlag zum Monat November.)

Digitized by Google

20ste Lfg. Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — Ein Besuch auf Montenegro. Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — Acht Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern, nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — Die heutigen Syrier, oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843. Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843. Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842 unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten. Nr. 262—265. — Die syrische Kirche. Nr. 262. 263. — Das Cucare-Gift. Nr. 263. — Die Silber-Insel in der Nähe von Ningpo. Nr. 264. — Gazpacho. V. Nr. 264. 265. VI. Nr. 266. 267. VII. Nr. 268. — Almanache in Frankreich. Nr. 67. — Die Tschuwaschen im Gouvernement Simbirsk. Nr. 266—269. — Die libysche Stadt Siga. Nr. 267. — Die Einkommensteuer in England. Nr. 268. — Ueber Kosmographie und Kartologie des Mittelalters. Nr. 269. — Wanderungen an der untern Donau I. Nr. 269. II. Nr. 270. III. Nr. 277. — Streifzug durch die Halbinsel der Pyrenäen. 1) Das Gebirg zwischen Guipuzcoa und Biscaya; Bilbao und seine Umgebungen. 270. 271. — Die Viehzucht in Neurußland. Nr. 271. 272. — Die slowakischen Topfstricker. Nr. 272. — Ein Jagdabenteuer im Himalaya. Nr. 272—275. — Die Presse oder die vierte Macht im Staate. Nr. 273. 274. — Die caspischen Thore. Nr. 274. — Aufenthalt unter den Patachos. 1) Die Patachos. Nr. 275—280. 2) Der Geächtete. Nr. 282—284. — Der Murraystrub in Südaustralien, geschildert von F. Müller. Nr. 276. — Mittheilungen über Sheboygan in Wisconsin. ibid. — Ungarische Pußtenlieder. Nr. 277. — Der schwedische Reichstag. Nr. 278. — Der Samstag-Abend in Manchester. Nr. 278. 279. — Belgrad. Nr. 279. — Die Organisation der arabischen Stämme. Nr. 280—282. — Die Prätendentenschaft Louis Bonaparte's. Nr. 281. — [illegible] Reid's Werk über das Gesetz der Stürme. Nr. 283. — Acht Tage in Kaschmir. Nr. 283—287. — Die Handels-Maatschappy. Nr. 28[illegible]. 285. — Das Erbfolgegesetz in Indien. Nr. 285. — [illegible] Nr. 286. — Die Kabylen. Nr. 287.

Kleinere Mittheilungen.

Kosten der Verbrecher in England. Nr. 261. — [illegible] verschiedenheit zwischen dem rothen und Mittelmeer. [illegible] — Der Aetornis oder Porphyrio Mantelli. Nr. 264. — Neueste Nachrichten von Layard. Nr. 265. — [illegible] Jean Le Bel. ibid. — Elektrischer Telegraph im [illegible] Paris. Nr. 266. — Colonisation von Algier. [illegible] Ueber die fossilen Krokodile Englands. ibid. — [illegible] logische Untersuchung in Bezug auf Keilinschriften. [illegible] Archäologische Sendung nach Algerien. ibid. [illegible] ibid. — [illegible] [illegible] Omnibus passagier register. [illegible] nale Erziehung in England. [illegible] über Aegypten. [illegible] ibid. — [illegible] ibid. — [illegible] Alte Ruinen in [illegible] [illegible]

Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1850.

December.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben

von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 26 Ngr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Read-River.** 1 fl oder 20 Ngr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr, oder oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath &c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte. Mit einer Ka[illegible] Preis 2 fl 24 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rum[illegible] während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. [illegible] Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 10 Ngr. oder 5 fl.

19te — **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 [illegible] 26 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 288.

2 December 1850.

Rückblicke.

Wer sich auch nur einigermaaßen an die schwülstigen Tiraden einer gewissen Classe von Philosophen des 18ten Jahrhunderts gegen die unaufhörlichen Kriege der Fürsten, deren Herrschsucht und Ehrgeiz erinnert, der wird, wenigstens den ehrlich gemeinten Theil der Friedenspredigten, welche voriges Jahr aus Paris und dieß Jahr aus der Frankfurter Paulskirche ertönten, mit einer großen Gelassenheit aufnehmen, und ohne gerade die Friedensprediger, wie einige grobe Engländer gethan, mit dem Ehrennamen der größten Narren zu belegen, mit einem mitleidigen Achselzucken darüber hinweggehen. Es verräth allerdings eine sehr geringe Dosis von historischer Beurtheilung, wenn man an die zahllosen Wirren und Kriege, welche die letzten Jahrhunderte der europäischen Geschichte bezeichnet haben, den Maaßstab einer christlichen Moral anlegen will, denn keinem ruhigen Beurtheiler kann es entgehen, daß die Menschen, von ihren Lagen und Verhältnissen beherrscht, namentlich in Staatsangelegenheiten weit minder frei sind, als es manchem ehrsamen Quäcker erscheinen mag. Schon der selige Ancillon hat diesen Mißstand berührt, und sich darüber in der Vorrede zu seinem bekannten Werke: Tableau des révolutions du système politique de l'Europe, folgendermaaßen ausgesprochen: „die neuere Geschichte bietet für jeden, der die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit vor Augen hat, das empörendste Schauspiel, sobald er in der Politik nur das Spiel der Leidenschaften sieht, wobei bald der Schlaueste, bald der Stärkste den Sieg davonträgt, und sobald man ohne weiteres alle Kriege, die Europa verheert haben, dem Ehrgeiz und Hochmuth, der Rache und dem Haß zuschreibt. Die Fürsten und die Völker, die Minister und die Demagogen haben allerdings die Kriege ohne Noth vervielfältigt, aber die Kriege hängen wesentlich mit dem Naturzustande zusammen, in welchem sich die Regierungen gegen einander befinden. Die ungerechten Kriege entspringen aus dem Mangel einer gemeinsamen Garantie, und beweisen deren Nothwendigkeit, die gerechten Kriege sind nur die gesetzliche Anwendung der Macht, um dem Recht den Sieg zu verschaffen. Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts scheint die Geschichte Europa's das große und lehrreiche Gemälde der mehr oder minder glücklichen Anstrengungen und Versuche sämmtlicher Regierungen darzubieten, aus diesem Naturzustande herauszutreten, und eine gemeinsame Gewährleistung des Rechts gegen den Mißbrauch der Gewalt zu erringen. Um zu diesem gewünschten Ziel zu gelangen, gab es nur Ein Mittel: man mußte Gewalt der Gewalt entgegensetzen, die eine Kraft durch die andere aufwägen, und die Ordnung, die Eintracht, die Ruhe in der Welt der politischen Körper durch dieselben Mittel, welche sie in der physischen Welt erhalten, behaupten, und durch geschickte Combinirung der anziehenden und abstoßenden Kräfte das Gleichgewicht zu erhalten suchen."

Man sieht, Hr. Ancillon, der selbst in den labyrinthischen Irrgängen des Gleichgewichtssystems befangen ist, führt uns, ganz im Gegensatz der Friedensapostel, geradewegs ins Gebiet der historischen und politischen Nothwendigkeiten hinein, und wälzt, um mit Schillern zu reden, die größere Hälfte der Schuld den unglückseligen Gestirnen zu; er führt dieß auch vollständig aus, wenn er also fortfährt: „aus diesem Gesichtspunkt will ich das Gemälde der politischen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte entwerfen. Wir werden hier die Staaten den einzigen Grundsatz, der sie sicher auf ihrer Bahn leiten kann, befolgen sehen, den nämlich, daß das Maaß der Kräfte das Maaß der Handlungen bestimmt, und daß man von dem der alles unternehmen kann, alles zu fürchten hat; wir werden sie bemüht sehen, eine der Macht, welche sie fürchten, gleiche Masse von Kräften zu erschaffen, indem sie entweder durch Wunder von Arbeit und Klugheit gleich organischen Wesen ihre Kräfte und natürlichen Hülfsmittel entwickeln, oder durch wohlberechnete Verbindungen ihre Macht mit der anderer Staaten, die gleiche Interessen mit ihnen haben, vereinigen. Wir werden sie ihre unabhängige Existenz sichern sehen, indem sie mit eifersüchtigem Auge diejenigen beobachten, welche durch ihre Lage, ihre Grundsätze und ihre Hülfsmittel als ihre natürlichen Feinde betrachtet werden müssen, und indem sie nach dem Grade der verwandtschaftlichen Anziehung die Bande fester mit denjenigen Mächten knüpfen, welche nicht ihnen selbst, wohl aber ihren natürlichen Feinden Uebels zufügen können; — niemals verlieren sie diese leitenden Grundsätze aus den Augen. Wir werden sie angreifen sehen, wenn sie sich zu vertheidigen scheinen, sich vertheidigen, wenn sie anzugreifen scheinen, und wir werden sie feindliche Vorsichtsmaaßregeln ergreifen sehen, welche für Privatpersonen ungerecht wären, die ihnen aber ihre Lage zum Gesetz macht. Wir werden sehen, wie sie durch fortgesetzte Wachsamkeit und eine gut geleitete Thätigkeit, die in den Mitteln wechselt, aber niemals den Zweck aus den Augen verliert, verhindern, daß irgend eine Macht ein entschiedenes und vollständiges Uebergewicht erlange." Wir haben hier also das System des europäischen Gleichgewichts in seiner Grundlage und in der Entwicklung vor uns, ein System, das, wie Ancillon selbst nicht umhin kann zu bemerken, im Grunde ein ewiger Kriegszustand ist, und wie bekannt in den letzten dreißig Jahren den viel beklagten bewaffneten Friedenszustand herbeiführte. Europa hat an diesem Zustand hinreichend gelitten,

Digitized by Google

und er ist auch das fruchtbare Thema gar vieler Declamationen, namentlich auf den Friedenscongressen, geworden. Mit dem Beklagen dieses Zustandes ist aber nichts gethan, und keiner der Friedensapostel hat ein Abhülfsmittel dagegen vorzubringen gewußt, wenn man nicht allenfalls moralische Floskeln als solche ansehen will.

Wenn die Sache selbst, d. h. die unaufhörliche mißtrauische Bewachung der Mächte unter einander keinem Zweifel unterliegt, so ist es wohl der Mühe werth genauer auf die Ursachen und Folgen dieses Zustandes einzugehen. Die Ursachen liegen unzweifelhaft in den Verhältnissen Deutschlands und Italiens. Mit dem Fall der Karolinger in Frankreich geht die Kaisergewalt, eine im Glauben der damaligen Zeit nothwendige Macht, an Deutschland über, denn Frankreich, Spanien, Italien — Englands zu geschweigen — waren sämmtlich schwächer, da in diesen allen sehr verschiedene Elemente einander erst durchdringen mußten, um zu Einer Nation emporzuwachsen. Dieß Element der Schwäche war in Deutschland nicht vorhanden — denn die slawischen Länder zählten noch nicht — und der Papst, der nie in Italien eine starke weltliche Macht aufkommen lassen wollte, suchte einen fremden Schützer, wie früher Karl den Großen, so später Otto den Großen. Aber die Idee der Kaisergewalt trug ihre Früchte, denn nun ging man zurück auf die Rechte der römischen Imperatoren, als deren Nachfolger die deutschen Kaiser galten, mit den Rechten und der Gewalt dieser Imperatoren aber konnten sich die Päpste nicht vertragen und nun beginnt der denkwürdige Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, dessen Folgen für die ganze Geschichte des neuern Europa entscheidend geworden sind. Wenn der Papst nicht der weltlichen Macht unterliegen wollte, so mußte er dem Kaiser, der sich in Italien festzusetzen drohte, in Deutschland Verlegenheiten bereiten, was nur dadurch möglich war, daß er die Landeshoheit groß zog. Nicht minder gelang dem Papst seine zweite Absicht, in Italien keine entscheidende einheimische Macht aufkommen zu lassen, aber beide Zwecke schlugen, als sie erreicht waren, zum Nachtheil der Papstgewalt aus. Als in Deutschland die Gebrechen der Kirche zuerst zu allgemeinen Concilien, dann zu einer Reformation führten, war die durch den Papst selbst geschwächte Kaisergewalt zu schwach, um gegen den Willen der erstarkten Landeshoheit die Reformation zu unterdrücken, und in Italien hatte sich ein Gleichgewichtssystem ausgebildet, das dieselben Folgen hatte, wie das welches später über ganz Europa sich ausdehnte, nämlich ein gänzliches Erschlaffen aller politischen Moral und möglichste Unterdrückung der Volksfreiheit, denn die Nothwendigkeit zu allen Zeiten gerüstet zu seyn, zwang zu einem Steuerdruck, der sich nur durch eine gewaltsame Herrschaft behaupten ließ. Nicht umsonst waren in Frankreich und andern Orten im 16ten Jahrhundert italienische Damen und Herren wegen ihrer Intriguen verrufen; sie kamen aus einem Lande, wo die raffinirteste Intrigue zu einer Art von Nothwehr geworden war.

Italiens Kraft erschöpfte sich völlig in diesen Gleichgewichtskämpfen, und als sehr zufällige Umstände — das Zusammentreffen der ehrgeizigen Plane Karls VIII gegen die Türkei, und die Absicht des elenden Lodovico Moro, seinen Neffen vom Throne Mailands zu verdrängen — die Franzosen einmal nach Italien gerufen hatten, wurde dieß Land der Tummelplatz zweier, manchmal auch dreier Mächte, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Bald erweiterte sich das Gebiet dieses Kampfes: Burgund, dieß unglückselige Zwittergeschöpf zwischen Deutschland und Frankreich, wurde hineingezogen, und seit der Mitte des 30jährigen Kriegs bildet Deutschland selbst den Hauptschauplatz. Ehe wir einen Blick auf die mannichfachen Wandlungen dieses sogenannten Gleichgewichtssystems werfen, müssen wir auf die seltsamen Folgen für die innern Verhältnisse der Staaten aufmerksam machen.

Von dem Augenblick an, wo Karl VIII in Italien eindrang, und gewissermaßen auf kaiserliche Ehren Anspruch machte, wodurch er noch mehr als durch den Gang seiner ephemeren Eroberungen den Zorn des Hauses Habsburg reizte, wird Frankreich das interessanteste Land. Im 15ten Jahrhundert hatte Deutschland und Frankreich ein gerade entgegengesetztes Schicksal: während in Deutschland alle schon vorhandenen Elemente zu einer organischen Reichsordnung durch die Trägheit Kaiser Friedrichs III, den man nicht mit Unrecht die kaiserliche Schlafmütze genannt hat, zerfielen, drängte in Frankreich alles zur Einheit des Staats unter der königlichen Macht: Ludwig XI gewann Guienne durch den Tod seines Bruders, einen großen Theil Burgunds durch den Tod Karls des Kühnen, Anjou, Maine und Provence durch das Aussterben des Hauses Anjou, und wenige Jahre nach seinem Tode fiel auch durch den Tod des letzten Herzogs und die Heurath seiner Erbin mit Karl VIII die Bretagne an die Krone. So stand hier mit einem Mal eine Macht, die nach außen Beschäftigung suchte, um sich nicht durch innere Kämpfe zu verzehren: im Anfang des 16ten, in der zweiten Hälfte des 17ten, so wie am Ende des 18ten und Anfang des 19ten, suchte sie, im Gegensatz gegen Deutschland, oder die, welche als dessen Vertheidiger auftraten, die Obermacht in Europa zu erlangen; alle drei Versuche mißlangen, aber gewaltige Kräfte wurden in Bewegung gesetzt, um den Zweck zu erreichen. Das Gleichgewichtssystem, dieser ewig nur von Waffenstillständen unterbrochene Kriegszustand, nöthigte zu unnatürlichen Anstrengungen, und unter diesen Anstrengungen mußte der alte Staat, welcher auf Adel und Geistlichkeit gebaut war, untergehen und der dritte Stand in seiner ganzen Macht und Bedeutung hervortreten, denn mit dem Ertrage der fürstlichen Domänen und mit den mehr oder minder unsichern Beiträgen der Geistlichkeit und des Adels ließen sich keine langen Kriege führen, keine weitaussehenden Unternehmungen wagen; der bewegliche Reichthum in den Städten mußte die Mittel liefern, und die Städte lieferten auch geraume Zeit diese Beiträge willig, weil sie dadurch der Gewalt und der willkürlichen Behandlung von Seite des Feudaladels enthoben wurden. In Frankreich bedurfte der König des Beistandes der Communen gegen den Feudaladel bis fast in die Mitte des 17ten Jahrhunderts, und man unterstützte die Ansprüche des schon im 15ten Jahrhundert so genannten dritten Standes auf eine oft höchst auffallende Weise, aber gerade nur so lange, als man den Adel zu fürchten Ursache hatte. Als Richelieu dessen Kraft und Mazarin die letzten Zuckungen gebrochen, als der Adel nur noch als Verbrämung des Throns diente, da glaubte man die Leiter, auf der man emporgestiegen war, wegwerfen zu können, und die dem Throne nicht mehr gefährlichen, bloß dem dritten Stande lästigen und nachtheiligen Vorrechte wurden dem Adel sorgsam bewahrt. Von dieser Zeit datirt der bis ins Fanatische gehende Haß des dritten Standes gegen den Adel, der sich in der Revolution Bahn brach, und nun keck den Satz aussprach, der dritte Stand sey alles und bilde die Nation.

Der Bruch wäre wohl viel früher gekommen, hätte nicht das neue Kriegssystem die Städte so gut wie den Adel unmäch-

Digitized by Google

tig gemacht, denn die Elemente zum Kampf gegen den letztern waren im Anfang des 17ten Jahrhunderts sehr reichlich beisammen. Dagegen trieb die Kostspieligkeit der neuern Kriege die Regierung zu allen möglichen Mitteln, um durch Gewerbe und Handel den Reichthum der Städte zu mehren und ihre Steuerfähigkeit zu erhöhen. Dadurch mußte der Adel in seiner Bedeutung als Stand immer tiefer sinken, zum Theil vor dem reichern Bürgerstand zurücktreten. Der alte Staat bestand längst nicht mehr, als die Nationalversammlung mit Einem Zug Adel und Geistlichkeit als besondere, privilegirte Stände vernichtete; längst hatten die Erscheinungen auf dem Gebiete des Handels auf das Schicksal des Landes einen viel größern Einfluß geübt, als Adel und Geistlichkeit je ausüben konnten, und die Revolution kam namentlich dadurch vollends zum Ausbruch, daß die kraftlose Regierung die Interessen des Landes nicht mehr zu vertheidigen verstand; die Nationalinteressen, welche hauptsächlich die materiellen Interessen des dritten Standes sind, waren längst den Standesinteressen der Geistlichkeit und des Adels über den Kopf gewachsen.

Hält man diese Ansicht über den Gang der Dinge fest, so kann man nicht anders sagen, als daß das System des politischen Gleichgewichts, indem es zu unaufhörlich sich erneuernden Kriegen führte, den mittelalterlichen Staat in immer rascherem Verlauf zerstörte, und was unter andern Umständen die verschiedenen Stände gegen einander bewaffnet und einen unabsehbaren Bürgerkrieg hervorgerufen hätte, das schmolz nach und nach zu einem Schemen zusammen, weil die oberste Gewalt im Staate um ihrer Selbsterhaltung willen die zersetzende Kraft des neuen Elements ins Leben rufen, sie hegen und pflegen mußte. An die Stelle des Bürgerkriegs trat also in Folge der Verwicklung der europäischen Verhältnisse der äußere Krieg mit seinem viel minder entsittlichenden und verwildernden Charakter; dieser äußere Krieg war eine Sache des Verstandes, der Berechnung, nicht der Leidenschaft, und nur selten des persönlichen Interesses. So entwickelten sich aus diesen Verhältnissen trotz ihrer innern Zerrüttung, trotz des durch sie erzeugten Materialismus, manche Tugenden und Vorzüge, namentlich aber eine unbefangene Auffassung aller menschlichen Verhältnisse, welche zuverlässig nicht weniger als die Schriften der Philosophen zur Erweckung und Aufhellung der Geister beitrugen.

Einleuchtend ist aber, daß unter solchen Verhältnissen die ganze Periode der Entwicklung der Volksfreiheit nicht günstig seyn konnte: die alten Stände waren an Kraft und Bedeutung gesunken, und die Berufung des dritten Standes, selbst wo sie versucht wurde, wie in Frankreich im Anfang des 17ten Jahrhunderts, hatte keine Dauer. In England, das bis auf Cromwell kaum eine auswärtige Politik hatte, und sich nach einigen Anläufen immer wieder auf seine insularische Lage zurückzog, erhielten sich die „Lords and Commons", zu wahrem politischen Leben sind sie aber, die Periode der Revolution ausgenommen, erst seit etwa 100 Jahren gediehen. Man denke sich in die lange gesponnenen Unternehmungen Ludwigs XIV hinein eine berathende Versammlung, welche Aufschlüsse über den Gang der Dinge verlangt, welche den Beutel fest zuhalten will, und man wird sogleich die Unmöglichkeit fühlen, daß damals eine wahre politische Freiheit aufkommen konnte; eine solche berathende Versammlung hätte in einen höchst unfruchtbaren Kampf zwischen dem noch nicht gereiften dritten und den noch nicht hinreichend gesunkenen beiden ersten Ständen hineingerathen müssen, wie die Generalstaaten von 1614 zur Genüge gezeigt. Amedée Thierry [1] entwirft von denselben ein sehr charakteristisches Bild, wenn er sagt: „diese Generalstaaten machen Epoche in unserer Nationalgeschichte, da sie die Reihe der großen Versammlungen unter der alten Monarchie schließen; sie machen Epoche in der Geschichte des dritten Standes, dessen wachsende Bedeutung, dessen Leidenschaften, dessen Bildung, dessen moralische Macht und politische Ohnmacht sie zeichnen." Erwägt man den Charakter dieses ganzen Zeitraums vom Ende des 15ten bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts, namentlich aber die zweite Hälfte desselben, genau und ohne vorgefaßte Meinungen, so muß man erkennen, daß in ihr kein System von Volksfreiheit, namentlich auf dem Continent aufkommen konnte, der politische Zustand im Innern, die Existenz des Staats selbst ist zu sehr von äußern Verhältnissen abhängig und diese selbst zu verwickelter Natur, als daß man sie so leicht einer öffentlichen Kritik hätte preisgeben können. Hat doch selbst das englische Parlament bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein die Veröffentlichung ihrer Debatten als Ausplaudern von Staatsgeheimnissen bestrafen wollen.

Ein anderer nicht minder bedeutender Zug in der Geschichte dieser Zeit ist die steigende Nichtachtung des nationalen Elements. Allerdings hat diese Nichtachtung auch ihren Grund in dem Emporkommen einer Bildung, deren Gehalt und Form einen Charakter an sich trug, welcher die Gebildeten verschiedener Völker einander näher stellte, als die Gebildeten und Ungebildeten eines und desselben Volks. Aber der immer klarer hervortretende Charakter des Gleichgewichtssystems als eines unaufhörlichen Kriegszustandes lehrte endlich die Länder nur noch danach schätzen, wie viel sie an Geld und Soldaten aufbringen könnten. Das war freilich schon aus den feudalen Zeiten her entlehnt, wo man ein Land der Vasallenschaft unterwarf, um die Heeresfolge zu haben, aber dieß Verhältniß mußte ohne Vergleich minder eingreifen, als die durch die neuern Finanzverhältnisse nöthig gewordenen Verwaltungsformen, die einen vom Volk und seinen Bedürfnissen ganz abgezogenen Schematismus bilden, und selbst die Bedeutung des kleinen Adels, der gewöhnlichen Classe der Grundbesitzer, vernichten, indem sie die Localaristokratie aus der Verwaltung verbannen. Geht man genauer ein auf die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, und namentlich die der letzten zweihundert Jahre, so wird man das Gleichgewichtssystem mit seinen Folgen allen unsern jetzigen politischen Einrichtungen, namentlich dem, was man jetzt den Polizeistaat zu nennen pflegt, zu Grunde liegen sehen; man wird erkennen, warum Rußland, während es auf der Bahn der materiellen Civilisation alle Fortschritte emsig fördert, keinen Fortschritt der innern politischen Geschichte seines Volks zuläßt, das immer mehr zur Heerde wird; man sieht gleichsam die Idee des neuern Kriegswesens in Preußen zu einer fast wucherischen Entwicklung kommen; man erkennt mit unfehlbarer Sicherheit, warum Oesterreich sich an die Idee der alten Zeit so krampfhaft festklammerte, bis der Bau zusammenbrach; alle diese Dinge finden ihre Erklärung im System des politischen Gleichgewichts und in der Entwicklung, die es nach und nach den europäischen Staaten aufgenöthigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In der Einleitung zu den Recueil des monumens inédits de l'Histoire du Tiers-Etat.

Digitized by Google

Leichenbegängniß des Königs von Cochinchina.

(Nach einem Missionsbericht.)

Der König Thien Tri, Sohn des grausamen Minh Meng, hatte kaum begonnen in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und die Verfolgung der christlichen Religion zu erneuern, kaum seine blutigen Edicte gegen die Diener derselben erlassen, als die Hand des Herrn ihn traf. Er erkrankte, und sein Leiden soll der Sage nach aus seiner Furcht vor den Europäern erwachsen seyn. Trotz aller Doctoren, Zauberer, Wahrsager und Marktschreier, die er aus allen Revieren versammeln ließ, starb Thien Tri am 26 November. Nach seinem Tode war es nothwendig, Zauberer und Gaukler andrer Art zu befragen in Betreff des Tages und der Stunde, die zur Beerdigung der Leiche günstig wären. Die Särge werden hier aus einem ausgehöhlten Holzstücke verfertigt und mit einem zweiten ähnlichen als Deckel verschlossen, dann malt und verziert man sie; der Deckel schließt hermetisch auf dem Sarg, so daß dieser Monate und Jahre lang im Hause behalten werden kann, ohne durch üblen Geruch seines Inhaltes zu belästigen. Nachdem Thien Tri's Leiche in den Sarg gelegt worden, fügte man viele Gegenstände zum Gebrauch des Verschiedenen in der andern Welt bei, z. B. seine Krone, Turbans, Kleider aller Art, Gold, Silber und andre Kostbarkeiten, Reis und sonstige Lebensmittel. In all diesen Gegenden handeln die Heiden, als ob sie glaubten, der Todte mache Gebrauch von jenen Artikeln, deren er während des Lebens bedurfte. Thiens Sarg wurde in ein reich verziertes Gebäude transportirt, das eigens zu diesem Zwecke erbaut worden; viele Büffel, Schweine, Federvieh und andre Thiere wurden geschlachtet und Mahlzeiten in nächster Nähe des Sarges aufgetragen. Der neue König, Sohn des Verstorbenen, in Trauergewändern, kam jeden Tag, um sich vor der Leiche seines Vaters niederzuwerfen und sie anzubeten. Ferner zündete man täglich Wachskerzen an oder verbrannte Weihrauch; Betel oder Arecanuß, Tabak u. s. w. lag bereit und neben dem Sarg. Am ersten und fünfzehnten Tage jedes Monats wurden auf Anordnung der Magier Opfer dargebracht mit dem größten Pomp. So blieb die Leiche in der erleuchteten Halle ausgesetzt bis zum 21 Junius des nächsten Jahrs, also volle sieben Monate; da erst bezeichneten die Wahrsager einen Tag als günstig für das Ritual der Leichenfeier. Nichts bleibt bei Beerdigung einer Leiche dem Zufall überlassen; es ist nothwendig, daß der Ort des Begräbnisses, der Tag, die Stunde der Beerdigung von Magiern und Astrologen ermessen werde, die den Platz mittelst des Compasses ermitteln und in den Sternen Gunst oder Ungunst eines Tages sehen. Sollten nicht alle Formalitäten erfüllt worden seyn, so sagen sie den Kindern oder Verwandten des Todten ein ewiges Mißgeschick, eine stete Verfolgung durch böse Geister jeder erdenklichen Art voraus. Oft geschieht es, daß der Verstorbene mehreremale aus- und an andern Stellen eingescharrt wird, wenn der Wahrsager der Familie, um eine Kleinigkeit zu gewinnen, die Angehörigen durch gedrohtes Unglück in Schrecken setzt wegen Irrigkeit des Begräbnißortes ihres Verwandten. Es ist nicht das Volk allein, welches an solchem Wahne hängt; auch die Großen, der König selbst und die Mandarinen. Die wenigen, welche solche Dinge nicht glauben und doch thun, geben das Widersinnige ihrer Handlungsweise zwar zu, entschuldigen sie aber mit dem Beispiele des Königs und ihrer Vorfahren. Von den Zauberern und Wahrsagern fragte ich viele im Vertrauen, ob sie an ihren eignen Lehren festhalten, und sie haben den christlichen Fragern immer freimüthig geantwortet, daß sie nicht das mindeste glaubten; rückt man ihnen aber ihr unehrliches Gewerbe vor, so begegnen sie mit dem triftigen Argumente, daß ein Aufgeben dieser Beschäftigung ihren unmittelbaren Hungertod nach sich ziehen müßte.

Am 21 Junius wurde der Sarg mit der Leiche des Königs nach einem hiezu erbauten Gewölbe an den Thoren der Stadt, dem Strom nicht ferne, gebracht. Auf dem Strom hatten sich alle Fahrzeuge versammelt, welche den Leichenconduct zu bilden bestimmt waren. Die Straße, welche die Leiche bis zu ihrer Einbarkung zu begehen hatte, war mit Matten, Polstern und indischer Seidentapisserie belegt. Ein Edict hatte alle Behörden und Aeltesten aus den Dörfern der königlichen Provinz beordert, Altäre den Seiten des Flusses entlang zu errichten, Räucherwerk anzuzünden, Wachskerzen zu verbrennen; beim Vorüberziehen der Leiche an einem Altar aber mußten die betreffenden Vorsteher und Aeltesten drei laute Weherufe ertönen lassen.

Auch waren beide Stromufer mit Soldaten besetzt; das Grab liegt etwa eine Legua von der Stadt entfernt, doch waren drei Tage bestimmt, um dahin zu gelangen, denn sie bewegten sich sehr langsam vorwärts und hatten drei Haltpunkte. Bei jeder Station stand ein sehr großer Altar, auf welchem Wachstafeln und Parfümerien verbrannt wurden, und der Körper blieb einen ganzen Tag liegen, um die dargebrachten Opfer zu empfangen. Diese bestanden in Büffeln, Schweinen und andern Thieren, die man erst erwürgte und dann ganz briet. Außerdem opferte man Honig, Betelnüsse und Tabak. Nach Beendigung der Opfer wurden die Thiere zerlegt und den Mandarinen und Soldaten, die den Trauerzug begleiteten, ausgetheilt. Der Sarg lag dann einen ganzen Tag in einem Hause nächst dem Stadtthor, an diesem Tage sanken 35 große Thiere, Ochsen, Büffel und Schweine unter dem Opferstahl; der nächste Tag sah die Cortège in Bewegung nach den Booten. Soldaten trugen den Sarg, dann kam der neue König, der als Familienhaupt den Trauerzug eröffnete. Er ging zu Fuß in das Gewand der Leidträger gehüllt, das ist, er trug ein langes Kleid von weißem Kattun mit weiten Schleifen, auf dem Haupt eine Strohmütze und einen Stock von trocknem Bambusrohr in der Hand; dann folgten die andern Kinder des verstorbenen Königs und seiner Verwandten, weiße Kleider und weiße Turbane tragend, was das Trauercostüm dieses Landes ist. Nach der Ankunft am Flusse legte man die Leiche in eine eigens erbaute prachtvolle Barke, kein Mensch bestieg dieß Fahrzeug, der Körper blieb sich selbst überlassen und der Sarg war so verborgen, daß ihn niemand sehen konnte. Zuerst fuhr ein Boot, in welchem die Bonzen auf einem Gerüste standen, das die Soldaten mit den Schultern stützten; dieses trug die Bonzen allerwege und sie beteten und heulten Lobpreisungen des Todten, aber auf eine lächerliche Weise, die selbst den denkenden Heiden fühlbar war. Die armen Bonzen waren verpflichtet, während des ganzen Tages auf dem Gerüste zu bleiben und durften selbst unter den dringendsten Entschuldigungen nicht von demselben herabsteigen. Drei andere Boote folgten, die drei andere Gerüste trugen; auf einem hing ein großes Stück von weißem Damast an einen hölzernen Balken befestigt, und auf diesem Damast standen in großen Chiffern magische Charaktere. Dieß ist nach heidnischem Glauben die Wohnung der einen Seele des Todten. Auf einem andern Gebälk lagen Reis, Früchte und Confituren, auf dem letzten Gerüste aber saßen mehrere Gaukler, deren Geschäft in Vertreibung der Dämonen bestand, welche einzubrechen und die Seele des Todten zu entführen, oder mindestens die Feierlichkeit auf jede Weise zu stören sich erkühnten. Diese Individuen hatten ihren Körper mit verschiedenen Farben bemalt, weiß, schwarz, roth, blau, violett, grün, braun. Sie trugen hölzerne Schwerter und Lanzen oder andere Holzwaffen in der Hand, andere hatten Feuerbrände. Sie heulten, sangen, tanzten, zwangen ihren Körper zu tausend Verrenkungen, schüttelten ihre Holzwaffen und Fackeln, alles in der Absicht, die Dämonen einzuschüchtern. Nach diesen Barken kam das Boot, welches die Leiche trug, im Schlepptau eines andern Fahrzeugs, dann das des neuen Königs, der allein mit seinem Weibe fuhr. Auch sein Boot ward bugsirt, die Nachen der Prinzen und Mandarinen folgten ihm. In andern Nachen fuhren Soldaten mit Feuerbränden und Fackeln außer den Fahrzeugen der mit Musketen, Säbeln und Lanzen bewaffneten Krieger. Also bewegte sich der Zug am ersten, zweiten und dritten Tage unter Beobachtung aller angeführten Förmlichkeiten, indessen rings große Quantitäten von Gold- und Silberpapier ausgeworfen wurden. Während der Nacht schliefen sie in den Kähnen, auch aßen sie darin.

(Schluß folgt.)

Felix Pignory, der im Auftrag der französischen Regierung das Grab Gottfrieds von Bouillon aufsuchen sollte, ist aus Asien zurückgekehrt, und soll mehrere wichtige Entdeckungen gemacht haben. (Athen. 23 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 289. 3 December 1850.

Die türkisch-finnischen Sprachen nach Röhrig.

(Nach dem Journal Asiatique. Oct.)

Im October des Jahres 1848 erhielt unter neun dem französischen Institut vorgelegten Denkschriften über vergleichende Philologie eine ungenannte in englischer Sprache geschriebene unter den „Forschungen in philosophischer und vergleichender Philologie" den Preis. Sie war zu Hitchin in Hertfordshire verfaßt, und rührte, wie man jetzt weiß, von einem Deutschen, Namens Dr. Röhrig her, welcher der wissenschaftlichen Welt bereits durch mehrere Werke über tatarische Sprachen bekannt ist. Röhrig setzt hier die großen grammatikalischen Gesetze der tatarisch-finnischen Sprache auseinander, er stützt seine Behauptungen, so oft der Gegenstand es fordert, mit Beweisen aus den Sprachen selbst wilder Völker. Da dieß Studium in Rußland sehr im Flor ist, und gar manche einzelne Grammatiken und Wörterbücher darüber erschienen, so scheint es hat sich Hr. Röhrig dieser Hülfsmittel bedient, und soll die Absicht haben, diese seine Schrift umzuarbeiten, zu vervollständigen und französisch herauszugeben. Nach der mitgetheilten Classification der tatarisch-finnischen Sprache scheint sich in diesem Werke allerdings alles zusammengestellt zu finden, was man hinsichtlich der ethnographischen Unterabtheilungen nur wünschen kann. Nach diesen zerfällt der ganze Sprachstamm in fünf Hauptzweige: I. Ungarisch, II. Finnisch, III. Tungusisch, IV. Mongolisch und V. Türkisch. Das Ungarische steht für sich allein ohne Nebenzweige, das Finnische zerfällt in 9 Dialekte, das Tungusische, welches in sehr viele Dialekte zerfällt, von dem aber nur das Mandschu eine Literatur hat, ist nicht umständlicher skizzirt; das Mongolische zerfällt in drei Dialekte, das eigentlich Mongolische, das Kalmükische oder Oilöth und das Burätische, der türkische Zweig aber in vier Hauptheile mit unzähligen Unterabtheilungen. Die vier Hauptheile sind 1) Uigurisch, 2) Dschagatai, 3) Kiptschak und 4) Ottomanisch-türkisch. Das erste steht für sich allein, aber Dschagatai zerfällt in Kongrat, Usbek und Koman; erstens wird in Taschkend, Chiwa und Balkh, das zweite im ehemals sogenannten Chowaresmien gesprochen, und das letzte ist die Sprache der alten Polowzen. Das Kiptschak zerfällt in 21 Dialekte, von denen das Nogaische allein wieder 17 Unterdialekte hat. Es muß diese Untersuchung wesentlich dazu beitragen, die Verwirrung in der Ethnographie Centralasiens aufzuklären.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der oben von uns hervorgehobene Umstand, daß Frankreich in derselben Zeit, wo Deutschland durch die Schläfrigkeit Friederichs III an einer ächten Reichsordnung gehindert wurde, durch den Heimfall der bedeutendsten Kronlehen zu einer früher nie gekannten Größe emporstieg, weckte nicht nur den Ehrgeiz seiner Fürsten, sondern machte auch Kriegszüge zu einer gewissen moralischen Nothwendigkeit, denn der unruhige Adel, der sich früher in den Kriegen gegen England, so wie in den innern Fehden herumgetummelt hatte, verlangte Beschäftigung, und so kam es, daß Karl VIII und Ludwig XII, obgleich von der Natur nicht zu ritterlichen Helden bestimmt, doch beide sehr kriegerische Gelüste zeigten; aber ihre gegen Italien gerichteten Kriegsunternehmungen mißlangen fast schimpflich, und der erste Versuch, eine gebietende Stellung in Europa einzunehmen, wurde, so gut wie der letzte unter Napoleon, durch eine Coalition vereitelt. Die Gründe dieses Mißlingens liegen aber weit minder in den Kräften und Thaten dieser Coalition, als in dem Umstand, daß diese Kriege weit mehr den Anstrich von Ritterzügen, als von großen militärischen Unternehmungen hatten. In der Politik wie im Kriege fehlte die Folgerichtigkeit, und wenn es auch an tüchtigen Feldhauptleuten nicht mangelte, so fehlte es an dem vorsorgenden Geist, welcher allein große Unternehmungen sichern kann, und an Geld, das in jener Zeit nur Handelsstaaten, wie Venedig besaßen, und die Türken, die dadurch stets den Ueberfluß in ihren Lagern unterhielten, während die christlichen Heere sehr häufig Mangel litten und aus Mangel sich auflösten. Aber noch zwei andere für die Zukunft bedeutsame Umstände treten hervor: der kurze Zeitraum von 1494 bis 1512 hat einen Verkehr der großen Staaten unter einander hervorgerufen, wie er nie vorher bestand, und bei den kleinern erwacht die Besorgniß, daß sie das Tauschobject werden möchten, um als Ausgleichung unter den großen zu dienen.

Die nächsten Kriege unter Franz I (1515 bis 1544) erweitern abermals den politischen Gesichtskreis, und zeigen auf der andern Seite schon mehr Folgerichtigkeit in der Ausführung, aber immer noch den Mangel an Nachdruck, die Folge des Geldmangels, dem sich minder schnell abhelfen ließ. Franz vermehrte die Steuern seines Landes (la Taille), aber dieß hätte nur ausgereicht, wenn zu jener Zeit schon ein geordnetes Creditsystem bestanden hätte, so daß die erhöhten Steuern nur die Zinsen der Schuld zu decken gehabt hätten; die Nothwendigkeit andere Hülfsquellen zu schaffen, lag also bereits vor. Karl V besaß viel reichere Länder, war aber gerade in dem reichsten, den Niederlanden, welche ihren Reichthum der Blüthe der Gewerbe und des Handels verdankten, durch Stände gebunden, die keineswegs sehr freigebig waren; das Bestreben mußte also erwachen sich derselben zu entledigen, denn unmöglich konnten diese Niederlande geneigt seyn,

Digitized by Google

für spanische oder italienische Zwecke große Geldopfer zu bringen; der Uebelstand, daß größere Ländercomplexe durch Heurath und Erbschaft mit ganz fremden unter Ein Haupt vereinigt würden, trug rasch seine Früchte. Man sieht, so wie man diese Erbschaften in vollem Umfang zugibt, schon von selbst das Bestreben auftauchen, sich der ständischen Einreden zu entledigen, und unumschränkt zu regieren. Im Mittelalter, als die Stände noch die wirkliche Macht hatten, wäre das Gebot eines Fürsten an dieser gescheitert, und der letztere hätte nachgegeben, oder irgend ein Seitenverwandter hätte sich in den Besitz des Landes gesetzt trotz alles Erbrechts des erstern; drei Jahrhunderte später, im 18ten, stellten die erstarkten Nationen den Satz auf, daß sie wohl die Erbmonarchie anerkennen, aber nicht sich willkürlich veräußern und vererben lassen. Die Uebergangszeit, in der den Ständen durch die neue Kriegskunst die Macht des Widerstandes entrissen war, mußte nothwendig die unbeschränkte Fürstengewalt herbeiführen. Karls V Benehmen in Flandern wie in Aragonien zeigte deutlich, daß er hienach strebe, denn oft wurden ihm die genügenden Mittel zu seinen Kriegen verweigert, und wenn er Sieger blieb, obgleich sein Gegner unbeschränkter über das Geld seiner Unterthanen gebot, so lag der Grund darin, daß Karl ein Staatsmann und Franz mehr nur ein tapferer Ritter war. Dennoch zeigen des letztern Kriege schon ein ganz anderes Ansehen, als die unter Karl VIII und Ludwig Die unter diesen beiden Fürsten gemachten Erfahrungen sind nicht verloren gegangen; das erste Heer Franz I besteht aus 8 bis 12,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk, und die Ordnung herrscht in diesem großen Heere in solchem Grade, daß er den bisher nie besiegten Schweizern bei Marignano die Spitze bot; in strategischer Beziehung ist es nicht wenig auffallend, daß Frankreich im letzten dieser Kriege (1542 — 44) mit fünf Heeren gegen Spanien, Italien und die Niederlande zugleich auftrat. Dieß sind nicht mehr die vorigen Ritterzüge, sondern augenscheinlich hat die strategische Berechnung in der kurzen Zeit Fortschritte gemacht, wenn gleich aus alter Gewohnheit dieser umfassende Plan bald wieder aufgegeben und der breit getretene, aber darum nicht günstiger gewordene Pfad nach Italien wieder eingeschlagen wurde.

Die lange Reihe Kriege von 1515 bis 1544 war nicht aus äußerer politischer Nothwendigkeit hervorgegangen, sondern mehr aus der Ruhmsucht Franz I, und nur die Nothwendigkeit, den unruhigen französischen Adel zu beschäftigen, hatte das ihrige beigetragen. So wenig aber jetzt noch der Zwang äußerer Verhältnisse Theil an den Kriegen hatte, so erweitert doch bereits die Noth den politischen Horizont, und Franz I knüpfte Verbindungen mit der Türkei gegen Oesterreich an, noch schüchtern, weil er sich vor dem Papst scheute, obwohl Alexander VI, über diese Skrupel hinaus, sehr innige und nichts weniger als ehrenvolle Verhältnisse mit dem Sultan unterhalten hatte. Vor einem Bund mit den Protestanten scheute er sich noch, aber auch diese Scheu werden wir von der Politik bald überwunden sehen, ja sie gelangt sogar mit Einem Sprung zu dem Cynismus, die Protestanten in Frankreich mit Feuer und Schwert zu verfolgen und sie in Deutschland mit Geld und Truppen zu unterstützen.

Der Kampf des Papstes mit dem Kaiser hatte die Landeshoheit in Deutschland gestärkt, und als die erstarkte Landeshoheit den Protestantismus schützte, verband sich der Papst immer enger mit dem Kaiser, um wo möglich durch die kaiserliche Macht die Protestanten niederzuschlagen, während der Kaiser auf diesem Wege die Reichseinheit und damit auch seine Herrschaft herzustellen suchte. Dieß bleibt der Charakter des Kampfes in Deutschland bis zum westphälischen Frieden, und weil die auswärtigen Staaten die Vereinigung einer solchen Macht in den Händen des spanisch-österreichischen Hauses nicht wollen, so mischen sie sich in den deutschen Kampf, welcher mit einem Compromiß endet, über das Schicksal Deutschlands und Europa's auf zwei Jahrhunderte hinaus entscheidet, und einerseits das ununterbrochene Bündniß des Papstes mit dem Kaiser erklärt, andrerseits den alten Staat in Deutschland gründlich vernichtet, so daß im J. 1806 nur noch eine Leiche einzuscharren übrig blieb. Der Versuch Deutschland im Namen der alten kaiserlichen Macht und des katholischen Glaubens zu vereinigen, mißlingt in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, wie später im 30jährigen Kriege, kein Theil kann den andern überwältigen und beide Religionsformen müssen nun neben einander mit gleichen Rechten bestehen; die vorher schon halb verlorene Reichseinheit geht vollends zu Grunde, weil die katholischen Fürsten selbst die Reichseinheit und die Unterordnung unter den Kaiser nicht mehr wollen. Nur unter den heftigsten Schmerzen geht der alte Staat aus den Fugen, aber eins ist aus dem entsetzlichen Brande gerettet, die Freiheit des Glaubens und der Gewissen, aus welcher mit der Zeit die Freiheit der Wissenschaft emporsteigt, um eine neue Zeit zu begründen. In allen andern Ländern Europa's wird entweder die neue Lehre mit Gewalt unterdrückt, oder sie setzt sich als neues Kirchenthum fast mit gleicher Härte gegen Andersgläubige fest. Hierin liegt die Erklärung des Satzes, daß in Deutschland die Freiheit des Glaubens und Wissens, die Toleranz, in andern Ländern die Unfreiheit historisch sey; alle Bemühungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, der Nation dieß Gut zu entreißen, das sie mit den schwersten Opfern, die eine Nation bringen kann, bezahlte, werden am Geist der Nation, an ihren geschichtlichen Erinnerungen und Erfahrungen zu nichte werden; wie die Kaisermacht an der geistlichen Gewalt der Päpste, so wird die Willkür der Regierungsgewalten an der geistigen Macht der Nation sich brechen. Deutschland ist der Sitz der freien Forschung mehr als irgend ein anderes Land in Europa geworden; daß dieß möglich, ja nothwendig wurde, liegt in dem System des europäischen Gleichgewichts, das keine übermächtige Herrschergewalt in Europa duldete, und wenn Frankreich in der ersten Periode des Gleichgewichtssystems, eine Periode, die man im Grunde nur die vorbereitende nennen kann, ziemlich muthwillig den Kampf begann und durch Karl V gedemüthigt wurde, so unterstützte es bald darauf aus Nothwendigkeit, zu seiner eigenen Sicherung, erst schwach mit wenigem Gelde, dann mit gewaffneter Hand die Protestanten in Deutschland, um das Uebergewicht der Macht des österreichisch-spanischen Hauses zu brechen, bis der Erfolg es wiederum zu Planen eigener Vergrößerung treibt, welche abermals, wie der unter Franz I, mißlingen, nicht mehr durch Oesterreichs Kraft, sondern durch eine Coalition, und zwar eine solche, deren wichtigste Theilnehmer protestantische Mächte waren. So seltsam wendet sich der Verlauf der politischen Verhältnisse. Während dieses erbitterten Kampfes tritt die Politik der materiellen Interessen in voller Nacktheit hervor.

Aber die Periode, welche dieser Nacktheit vorangeht, ist die interessanteste, nämlich die Zeit, wo wirklich noch religiöser Haß ins Getriebe eingreift, und doch schon die materiellen Interessen allenthalben sich geltend machen, und nicht nur den Haß sänftigen, sondern auch geradezu den religiösen Zweck vereiteln. Letzteres zeigt sich namentlich in Deutschland, das mehr ein

Digitized by Google

Aggregat unabhängiger Fürsten und Republiken, als ein Reich war, und wo keine schneidenden Maaßregeln mehr möglich, weil die Interessen zu tief verschlungen sind, und man mit Einem Schlage Feind und Freund trifft. So hat Karl V kaum den schmalkaldischen Bund besiegt, und dadurch seine Herrschaft in Deutschland scheinbar befestigt, als er von dem in Religionssachen völlig gleichgültigen Moriz von Sachsen seinerseits, nicht ohne mannichfache Zustimmung der katholischen Fürsten, überwältigt wird, und da Heinrich II von Frankreich die Gelegenheit benützt, und im Osten die Türken in Ungarn eindringen, so muß der Friede geschlossen werden, der den Protestantismus als politische Macht kräftigt, und zugleich die Unabhängigkeit der Fürsten vom Kaiser vermehrt. Damit nicht genug, so hatte auch das Haus Habsburg selbst ein zwiespältiges Interesse: Karls V Bruder, Ferdinand, war bereits römischer König, und mußte sich, um zur Kaiserkrone zu gelangen, die Geneigtheit der deutschen Fürsten sichern, weil er wußte, daß Karl insgeheim dahin trachte, die kaiserliche Würde an seinen Sohn Philipp zu übertragen, den die deutschen Fürsten nicht leicht geduldet hätten. So kam der Religionsfriede von 1555 zu Stande, welcher Deutschland in zwei Theile schied, und dessen Folgen, wenn auch abgeblaßt, noch jetzt ersichtlich sind. Karl V, dessen scharfer Geist sehr deutlich erkannte, wie sehr dadurch alle seine Plane vernichtet worden, wandte sich voll Erbitterung gegen Frankreich, das die Protestanten unterstützt hatte, und suchte ihnen den bei dieser Gelegenheit gemachten Raub wieder zu entreißen, aber seine Kraft war gebrochen, vom Reiche hatte er nach allem, was so eben vorgegangen, in keiner Weise Unterstützung zu erwarten; somit dankte er ab voll Verdruß über gescheiterte Plane.

Sein finsterer Sohn war der mächtigste Monarch seiner Zeit: die Reichthümer Amerika's füllten seinen Schatz, sein Vater hatte ihm geübte Truppen und fähige Feldherren hinterlassen, und alles dieß vergeudete er in nutzlosem Kampf. Hätte er nichts erstrebt, als die katholische Religion zu fördern und den Protestantismus zu unterdrücken, wer weiß, wie weit ihm dieser Plan bei seinen ungeheuren Mitteln gelungen wäre, aber er wollte auch das katholische Frankreich seiner Herrschaft unterwerfen, und nährte deßhalb die innern Unruhen, welche über dreißig Jahre lang dieß Reich heimsuchten; er erhob als Gemahl der „blutigen" Maria Herrschaftsansprüche auf England, welche dort erst die anfangs nur von oben herab angeordnete Reformation zur Nationalsache machten, und erschöpfte in den Kämpfen gegen die Niederlande und gegen England seine ungeheuren Hülfsmittel so sehr, daß er, der reichste Monarch der damaligen Welt, dem die Reichthümer beider Indien zuflossen, im völligen Bankerott starb, und mit seinem Tode eine ganz neue Welt dastand. Wahrlich, wenn irgendwo, so heißt es hier: die Vorsehung führt Völker und Fürsten mit unsichtbarer Hand zu einem Ziele, von dem sie nichts wissen. Frankreich, dessen Bürgerkriege er arglistig unterhalten hatte, fand in seinem Royalismus die Mittel, der zersetzenden Kraft des Protestantismus zu entgehen, und Heinrich IV nebst seinem Minister Sully gaben ein bisher im neuern Europa noch nie gesehenes Beispiel, wie man die gänzlich zerrütteten Finanzen eines großen Staats wieder herstellt durch Förderung des Ackerbaus, des Handels und der Industrie.[1] Die protestantischen Niederlande waren unter dem erbitterten Kampfe zur ersten Seemacht herangewachsen und ihr Reichthum durch den Handel in demselben Maaße gestiegen, als der ihres furchtbaren Feindes durch seine Kriege abgenommen hatte. England, das sich der großen spanischen Armada erwehrt, trat gleichfalls Spanien gegenüber in die Reihe der Seemächte ein, und bildete mit Holland, Dänemark und Schweden einen bedeutenden Rückhalt für die noch immer gefährdeten Protestanten Deutschlands. Die europäische Welt war während und durch das Regiment Philipps II eine andere geworden, der ungeheure Kampf hatte früher unbekannte Kräfte geweckt, das alte Kriegssystem war fast völlig einem neuen gewichen, welches Geld- und Verstandeskräfte in viel höherem Grade in Anspruch nahm; das Colonialsystem, das durch die Erweiterung des Handels die zum Kriege nöthigen Geldmittel zu liefern versprach, stand in den ersten Stadien seiner Entwicklung, und die durch diesen Handel mehr noch als durch die Kriege einander nahegerückten Länder begannen eine bis jetzt nicht in diesem Maaße gekannte Wechselwirkung auf einander auszuüben.

Diese Umstände machen es höchst interessant die politischen Ansichten Heinrichs IV hervorzuheben, welche sich in seinen berühmten Planen zu einem europäischen Amphiktyonengericht aussprechen. Frankreich stand damals durch die Anstrengungen Heinrichs und Sully's auf einer hohen Stufe von Macht, hatte aber doch die Macht des vereinten österreichisch-spanischen Hauses sehr zu scheuen. Daraus erklärt sich, weßhalb er das Haus Habsburg in Deutschland ganz beseitigen will; die Türken sollen aus Europa verjagt werden, und dem Zaar von Rußland, der hier zum erstenmal in der Reihe der bei politischen Berechnungen mit in Betracht zu ziehenden Fürsten aufgeführt wird, ein Gleiches geschehen, wenn er nicht mit in den Bund treten will. Dieser sollte bestehen aus 6 Erb- und 5 Wahlmonarchien und 4 Republiken; die Erbmonarchien sollten seyn, Frankreich, England, Schweden, welchem Dänemark zugefallen wäre, Spanien, welches auf die pyrenäische Halbinsel und seine Eroberungen in den andern fünf Welttheilen beschränkt worden wäre, während Habsburg-Oesterreich seine Besitzungen in Vorderdeutschland, Italien und den Niederlanden ganz verloren hätte; endlich sollte eine neue Erbmonarchie zu Gunsten des Hauses Savoyen in Oberitalien geschaffen werden, unter dem Namen eines Königreichs der Lombardei; die Wahlmonarchien sollten Böhmen und seine Nebenländer Mähren und Schlesien, Ungarn, Polen und der Kirchenstaat seyn, welchem auch Neapel zugefallen wäre; die vier Republiken endlich waren Venedig, die Schweiz, die Vereinigten Niederlande unter dem Namen einer belgischen Republik[1], und endlich sollte noch eine italienische Republik aus den Staaten Genua, Florenz, Mantua, Modena, Parma und Lucca geschaffen werden. Diese Mächte sollten sämmtlich den drei Hauptreligionen, der katholischen, lutherischen und reformirten, gleiche Rechte gestatten, aber keine neuen Secten dulden, und zur Erhaltung dieses Bundes einen Amphiktyonenrath bilden, von welchem alle zwischen den einzelnen Staaten vorkommenden Streitigkeiten in letzter Instanz entschieden worden wären. Zur Durchführung dieses Plans, der eben für die Staatsweisheit

[1] Das Beispiel ist um so interessanter, als Sully ein ächter Physiokrat war, und die von Heinrich betriebene Förderung der Industrie eher zuließ, als guthieß; die spätern staatsökonomischen Systeme Frankreichs, Colberts wie Turgots, liegen hier sämmtlich im Keime neben einander. Trotz seiner auf die Erhaltung des Adels abzielenden Anstalten ist Sully mehr wie irgend ein anderer als der Begründer der modernen Staatsverwaltung zu betrachten.

[1] Doch sollte nicht das ganze jetzige Belgien dazu gehören, sondern Frankreich nahm Limburg, Brabant und Mecheln für sich, aus denen 8 große Pairien gestiftet werden, ein bescheidenes Surrogat für die spätern Töchterrepubliken der großen Mutterrepublik.

Digitized by Google

der damaligen Zeit kein sonderliches Zeugniß ablegt, war vor allem die Demüthigung des Hauses Oesterreich nöthig, zu welcher sich König Heinrich in aller Weise anschickte und rüstete. So phantastisch uns jetzt der ganze Plan erscheinen muß, und so sehr er darauf berechnet war, Frankreich als die Centralsonne hinzustellen, um welche sich die andern kleinern Gestirne drehen, so bleibt es doch immerhin interessant, daß manches davon selbst in neuerer und neuester Zeit wieder hervortrat; so entspricht die Errichtung einer bedeutenden Republik zwischen Frankreich und Deutschland dem Königreich der Niederlande, wie es vor 1830 gewesen, und das Königreich der Lombardei ist der directe Vorläufer der Plane Karl Alberts in neuester Periode. Bezeichnend für die damalige Zeit ist die Gesammtauffassung der politischen Constellation, und einen wahrhaft pikanten Beigeschmack erhält sie durch eine Vergleichung mit den neuern Ansichten französischer Socialisten, oder richtiger gesagt, der vorgeschrittenen Republikaner, worauf wir später zurückkommen werden. Ancillon fällt schon über den Plan Heinrichs ein sehr richtiges Urtheil, wenn er sagt: „waren die solchergestalt constituirten Staaten ungleich an Ausdehnung und Mitteln, waren, wenn auch nur durch die Art der Regierungsform, die einen schwach, die andern stark, so war leicht vorauszusehen, daß die Starken sich den Aussprüchen des obersten Tribunals nicht unterwerfen und die Schwachen das Opfer eines Despotismus neuer Art seyn würden.“ Wie richtig dieß ist, haben wir in den letzten 30 Jahren unter der Herrschaft der Pentarchie zur Genüge gesehen. Die kleinern Staaten sollten sich allem fügen, was die großen befahlen, und in neuester Zeit haben sogar England, Rußland und Frankreich z. B. in der schleswig-holsteinischen Sache, den kleinern ihre Fetwas als Norm, wonach sie sich zu achten hätten, ohne weiteres zugeschlossen; die Friedensmaschinerie des „guten Heinrichs“ hat sich also in dieser Beziehung vereinfacht, nicht verbessert.

(Fortsetzung folgt.)

Unbekanntes vierfüßiges Thier in Neuseeland.

Als Hr. Walter Mantell, der bekannte Finder der zahlreichen fossilen Knochen des Moa-Vogels, kürzlich von der Banks-Halbinsel längs der Küste hinab nach Otago reiste, erfuhr er von den Eingebornen, daß sie der Ansicht seyen, es existire in ihrem Lande noch das einzige einheimische vierfüßige Landthier, das mit Ausnahme einer Rattenart Neuseeland je besessen habe. Als er zu Arowena im District von Timaru lagerte, versicherten die Maoris, etwa 10 Meilen landeinwärts sey ein vierfüßiges Thier, Namens Kaurehe, das früher sehr zahlreich gewesen, und von ihren Vorfahren als freundliches Hausthier zahm gehalten worden sey. Es sollte etwa 2′ lang seyn, und grobes graues Haar haben, und muß der Fischotter oder dem Dachs mehr geglichen haben, als dem Biber oder Ornithorynchus, auf die man zuerst rieth. Das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung veranlaßte einige Maoris sich auf die Jagd zu begeben, sie kehrten aber nach einigen Tagen, ohne die geringste Spur entdeckt zu haben, wieder zurück. Man glaubt indeß doch, daß es sich noch lebend finden werde, oder sein Erlöschen müßte aus ganz neuer Zeit sich schreiben. (Athen. 23 November.)

Leichenbegängniß des Königs von Cochinchina.

(Schluß.)

Am Eilften endlich gelangten sie in die Nähe des Grabes, das in einem Felsen am Stromufer errichtet war. An einer Seite des Berges hatte man ein Gebäude aus sehr schönem Gestein, von einem Wall umgeben, erbaut; darin liegen die Gemächer, welche den kinderlosen Weibern des Todten als Gefängniß dienen. Sie sind verdammt, ewig das Grab zu hüten und täglich die Nahrung und andere Dinge zu bereiten deren nach dem Volksglauben der Verblichene im anderen Leben bedarf. Im Berge selbst hat man eine tiefe Wölbung ausgehöhlt, deren Eingang im obigen Gebäude liegt und von einem großen Quader geschlossen wird. In dieser Höhle, die sich bis in die Mitte des Berges erstreckt, legt man die Leiche an einen der Menge unbekannten Ort. Nur den unbedingt dazu nöthigen Menschen ist die Stelle bekannt; denn sie fürchten, daß im Falle eines Krieges der Feind die Ueberreste ihres verstorbenen Königs entweihen möchte, wie in diesen Ländern wohl schon vorgekommen — das aber betrachtet man als das höchste Mißgeschick. Vom Flusse bis zum Grab war eine Estrade errichtet, mit prachtvollen Matten bedeckt, über diese ward der Sarg getragen unter Begleitung des ganzen Zugs, der die Boote und Tribünen mit großem Pompe nachtrug.

In der durch die Sterndeuter bestimmten Stunde wurde die Leiche in die Höhle gelegt, mit ihr viel Gold und Silber, kostbare Steine und andere werthvolle Gegenstände eingescharrt, darauf aber der Abgrund verschlossen; dann errichtete man auf den Wällen drei große Säulen nach drei Weltgegenden. Sie waren aus Kähnen, Tribünen und all jenen Gegenständen, die man zur Leichenfeier verwendet hatte, zusammengesetzt, außerdem aus jenen Sachen, deren sich der König während seines Lebens bedient, wie Schachfiguren, musikalischen Instrumenten, Fächern, Büchsen, Sonnenschirmen, Teppichen, Netzen, Fuhrwerken, ja sogar einem Pferde und einem Elephanten aus Holz und Pappe. Dann verbrannte man einzeln ein prachtvolles Boot mit Gold, Silber und Edelsteinen gefüllt; es war dieß der Nachen, den der König im Leben persönlich benützt; weiter ward ein anderes ebenso herrliches Fahrzeug, in dem die Leiche des Königs transportirt worden war, den Flammen übergeben. Knaben und Mädchen zündeten das Feuer an. Während die Lohe sprühte, betrugen sich die oben berührten Bonzen auf höchst sonderbare Weise. Sie tanzten, sangen, schwangen ihre Holzwaffen oder Feuerbrände, schimpften die Dämonen und bedrohten sie mit aller Höllenpein, um sie vom Betreten der Höhle abzuhalten, in der die Leiche des Königs lag. Nachdem dieß alles vorbei war, kehrte der neue Herrscher und die Mandarinen ruhig in die Stadt zurück. Doch verloren bei dieser Ceremonie einige Mandarinen ihren Rang, da der leichteste Verstoß gegen die Etiquette mit den schwersten Strafen belegt ward.

Einige Monate nach der Leichenfeier errichtete man zu zweien verschiedenenmalen im Walde nächst einer Pagode zwei prachtvolle Paläste aus Holz mit reichlicher Etablirung, durchaus dem Palaste ähnlich, welchen der verblichene Monarch innegehabt hatte. Jeder derselben bestand aus zwanzig Gemächern, und es war die höchste Sorgfalt verwendet, daß nichts einem Herrschersitze Unentbehrliches vermißt werde; diese Paläste wurden mit großer Feierlichkeit verbrannt und auf solche Weise ungeheure Schätze den Flammen geopfert, in dem thörichten Glauben, daß sie dem Todten in der andern Welt von Nutzen seyn könnten. So sehr auch das Volk, welches all diese Kosten zu tragen hat und selbst Hungers stirbt, welches wahrscheinlich an die Nothwendigkeit derselben nicht glaubt, im Stillen murrt und an dem grausamen Joche rüttelt — niemand wagt sich öffentlich zu beklagen; denn sollte ein Wort zu den höhern Autoritäten gelangen, müßte ein mitleidswerther Tod den unvorsichtigen Mund auf ewig verschließen.

Der Reisende Galton, welcher die Absicht hatte nach dem Ngami-See in Südafrika vorzudringen, aber diesen Plan wegen der Boeren nicht ausführen konnte, ist jetzt nach der Walvisch-Bai an der Westküste abgegangen, mit Wagen, Pferden, Maulthieren und Lebensmitteln auf anderthalb Jahr lang ausgerüstet. Außer dem Schweden Anderson begleiten ihn sieben Diener, welche verschiedene Sprachen reden. Er will von der Walvisch-Bai, 300 Meilen weit, bis zu den Missionsstationen vordringen, dann den Dembea-See, welchen er für noch größer als den Ngami hält, zu erreichen suchen, und hierauf nach dem Meere hin, in der Richtung von Benguela wieder umkehren. (Athen. 23 Novbr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 290. 4 December 1850.

Die Mantras in Ceylon.

Es gibt in Ceylon drei Wissenschaften, Astrologie oder Sterndeutung, Medicin, und das Mantra-schastra, d. h. die Wissenschaft der Zauberformeln. In Ceylon wie in ganz Indien zweifeln nur wenige an der Allmacht der Mantras. Sie schützen in jeder Art von Gefahr und geben unzählige Wege an die Hand den Feinden zu schaden. Reichthum, Ehre, Herrschaft über Menschen, Elemente und Götter, alles läßt sich durch Mantras erlangen. Der Buddhismus verbietet seinen Anhängern mit Geistern und Dämonen irgend welchen Verkehr zu unterhalten, trotz diesen Gesetzen aber glauben die Buddhisten viel fester an Zauberer durch Mantras und an Teufel als an die Formeln des öffentlichen Tempeldienstes. Mantras und Geister gehören nämlich zusammen. Das Mantra ist nichts als eine Reihe von zum Theil sinnlosen Lauten und Worten, aber in ihm schlummern alle möglichen Kräfte; man muß sich nur auf seine Belebung verstehen. In der jetzigen verderbten Weltzeit gelingt die vollständige Belebung (oder Dschiwami) der Mantras nicht mehr: die Menschen sind zu schwachherzig den beständigen Verkehr mit Geistern und Teufeln zu ertragen, zu ängstlich sich auf einen rechten Kampf mit höhern Mächten einzulassen; die Drohungen und Flüche, mit welchen allein man diese unterwerfen kann, erscheinen auch dem besten Zauberer zu fürchterlich, als daß nicht der Gedanke an eine mögliche Rache der Dämonen ihn in seiner Arbeit lähmen sollte. Jedes Mantra hat seine eigene Belebungsweise; doch ist die Dschiwami aller Mantras in der Hauptsache dieselbe. Der Katadiya oder Zauberer muß zuerst den besten Platz finden um die Belebung vorzunehmen. Dazu eignen sich Kreuzwege, Begräbnißplätze, die Mitte eines offenen Feldes, der Fuß eines großen Baumes oder die Furte eines Flusses, alles Orte, an denen Dämonen sich gerne aufhalten. Die Zeit ist entweder der Hahnenschrei oder Mittags, oder Dämmerung nach Sonnenuntergang oder Mitternacht, denn zu andern Zeiten sind die Dämonen mehr oder weniger gebunden. Zur gehörigen Stunde begibt sich der Katadiya mit 3 oder 7 verschiedenen Blumenarten, Betelblättern, Weihrauch und Opfern an den bestimmten Platz. Die Opfer bestehen in etwas gekochtem Reis, 7 Arten gerösteter Samen, gekochten Eiern, Blut, einem Hahn und dgl. Dann setzt oder legt er sich rücklings auf den Boden, die nöthigen Opfer an seiner Seite und mit einem Faden oder Betelblatt in der Hand, und wiederholt das Mantra 3 oder 7, 28 oder 128mal. Je größer der Zweck ist, den diese Zauberformel hat, desto mehr häufen sich nun die Schwierigkeiten. Der Katadiya wird ängstlich und schwindlich, dann regnen Steine und Prügel auf ihn, ohne daß sie doch seinen Körper berühren, er hört den Kampf von wüthenden Elephanten, die ihm immer näher kommen, oder es erscheint ein Greis mager und gebückt, mit einem Bart bis auf die Knie, 3 — 4 Zoll langen Zähnen und feurigen Augen und hinkt hüstelnd und grinsend auf den Zauberer los, bis dieser ihm das geeignete Opfer reicht und er damit verschwindet. Da steht plötzlich auf der andern Seite ein 50 Fuß hoher Geist, kohlschwarz, am ganzen Leib mit 1—2 Fuß langem Haar bedeckt, die Augen vorhängend und flammensprühend, er knirscht mit den Zähnen und macht die Erde unter seinem Fuß erdröhnen; jetzt ruft er mit Donnerstimme, in diesem Augenblick muß er sein Opfer haben oder der Katadiya ist verloren. Um dieser Gefahren willen läßt er sich von 5 bis 6 entschlossenen Männern auf den Platz begleiten, damit er bei diesen Erscheinungen mehr Muth behalte. Zehn, zwölf, ja fünfzig Dämonen jeder Art, von der Höhe etlicher Zolle bis zu 100 Ellen, und von allen Farben des Regenbogens kommen und verschwinden auf diese Weise innerhalb einer Stunde, und wenn der Katadiya vermag, trotz aller dieser Unterbrechungen sein Mantra zu Ende zu murmeln, so ist seine Absicht erreicht, die Formel ist belebt und alle Creatur muß sich davor beugen. Weil aber die Gefahren so groß und die Menschen unserer Tage so schwach sind, wagt man sich gegenwärtig fast nur an die kleinen Mantras, und die großen Mantras, mit denen man z. B. in einer Stunde alle Europäer ins Meer treiben könnte, bleiben unbenützt liegen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Heinrichs Planen und Rüstungen gegen Oesterreich machte sein plötzlicher Tod, seinen diplomatischen Träumereien die rauhe Wirklichkeit ein Ende, mit Heinrichs Tod und Sully's Rücktritt war Frankreich wieder den Intriguen des Hofs und der Großen verfallen, und es bedurfte eines Mannes, wie Richelieu, um den stolzen Adel zu beugen und den noch immer bewaffneten Protestanten, mit denen sich der widerspenstige Adel zu verbinden pflegte, ihre letzte Zuflucht, das befestigte Rochelle, zu entreißen. Für die Einheit des Staats war dieß nothwendig, denn in einigen Köpfen waren gefährliche Ideen politischer, selbst republikanischer Freiheit aufgestiegen; Richelieu brach die Macht des Adels und der Protestanten, und erst als dieß geschehen war, konnte er seine Aufmerksamkeit mehr nach außen richten, wo inzwischen der dreißigjährige Krieg entbrannt war, und Oesterreich im Namen der Kaisergewalt und der katholischen Kirche

Digitized by Google

das Reich so gut wie völlig erobert hatte. Richelieu begann den Kampf in Italien, weil er sich noch scheute offen mit den Protestanten gemeinsame Sache zu machen, eine Rolle zu der er Schweden bestimmte. Niemand hat leicht mehr wie Richelieu und sein Doppelgänger Mazarin auf die neuere Gestaltung Europa's eingewirkt, nach innen wie nach außen. Nachdem sie in Frankreich den Adel zum bloßen Hofdienst herabgebracht, fügten sie ihm in Deutschland einen noch viel empfindlichern Stoß bei, indem sie es hauptsächlich waren, welche die Aufhebung der großen Stifte und Bisthümer, in denen der Adel bisher seine nachgebornen Söhne versorgte, als Mittel der Ausgleichung unter den weltlichen Staaten benützten. Was für den Süden Deutschlands im Luneviller Frieden und im Reichsdeputationshauptschluß geschah, das geschah im Norden am Ende des dreißigjährigen Kriegs, und was die Franzosen, obgleich Katholiken, förderten, weil es die Verlegenheiten des Augenblicks heben half und die Reichsverfassung, wie die Macht des Kaisers, schwächte, davor hatten natürlich die Schweden als Protestanten noch weniger Respect. [1] Kurz die Kirche verlor in Deutschland, hauptsächlich durch das Zuthun der fremden Mächte, schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts im Norden ihre Güter, ein Ereigniß, was in Frankreich erst anderthalb Jahrhunderte später, in England bis jetzt noch nicht eingetreten ist, indem die protestantische Hochkirche im wesentlichen sich in dem Besitz der alten Kirchengüter erhalten hat. Die Bedeutung dieses Ereignisses für die Entwicklung der neuen Staatsgesellschaft ist unverkennbar, und es hat mehr als irgend etwas anders dazu beigetragen, die Standesunterschiede aufzuheben und die Gesellschaft zu nivelliren.

Während so in den Trümmern des Alten die Keime zu neuem Leben ausgestreut wurden, zeigte sich der augenblickliche Zustand um so trauriger. Deutschland hat alle Schrecken des einheimischen und auswärtigen Kriegs in vollem Maaße erfahren, doch dieß wäre zu verschmerzen gewesen, wie es so viele Länder nach und nach verschmerzt haben, aber die Schamlosigkeit des Verraths haußte schlimmer als die feindlichen Heere. Schwerer war wohl kaum je ein Friedenswerk, wie das westphälische, und manche List und Intrigue mochte man den Gesandten und ihren Auftraggebern zu gute halten; es war die nackte, wenn auch traurige Wahrheit, wenn der französische Gesandte d'Avaux den Reichsfürsten erklärte, „sie brauchten sich nicht mit seinem König zu verbinden, sie sollten nur ihre „„Freiheit““ in Acht nehmen, dann habe Frankreich immer den Vortheil, daß es vom Haus Oesterreich nicht mit den Kräften Deutschlands bekämpft werde.“ Geraume Zeit meldeten auch noch die französischen Unterhändler, „die deutschen Fürsten seyen nicht wie die italienischen, und wollten nicht zugeben, daß Fremde das Reich zerstücken.“ Diese blöde Naivität hatte aber bald ein Ende, und es dauerte nicht lange, so wurden die geheimsten Instructionen des kaiserlichen Gesandten vom innigsten Verbündeten des Kaisers den Franzosen verrathen, und dadurch hauptsächlich die Abtretung des Elsasses herbeigeführt. Damit war der entscheidende Schlag geschehen, welcher die Franzosen in die innersten Verhältnisse des Reichs hereinführte. [2] Von diesem Augenblick an war Deutschland der große Tummelplatz für die europäischen Kriege, diejenigen ausgenommen, welche bald aus der Entwicklung des Colonialsystems entsprangen. Das deutsche Reich besteht nur noch in Wappen und Namen, kaum stark genug die Erinnerung aufrecht zu erhalten; Oesterreich, das durch den Verlust des Elsasses außer Stand gesetzt ist, das westliche Deutschland zu seinem Willen zu zwingen, muß es geschehen lassen, daß einzelne Reichsfürsten sich mit Frankreich verbinden, bis dieß System endlich in der auch dem Namen nach erfolgten Auflösung des Reichs und im gänzlichen Verlust aller österreichischen Vorlande seinen Gipfel erreicht, und hier Staaten entstehen, deren Erhebung mit einem Kampf gegen Oesterreich zusammenfällt.

War letzteres im Süden der beleidigte, verletzte, geschädigte Theil, so ist es im Norden der schuldige. Frühzeitig tritt in den Verhandlungen zu Osnabrück die Absicht hervor, Schweden, das entfernte und vergleichsweise machtlose, zufrieden zu stellen, um dadurch desto eher die nahen und gefährlichen Franzosen sich vom Halse zu halten, aber diese Zufriedenstellung geht auf Kosten Brandenburgs, welches dadurch in eine Lage kommt, daß es als bedeutende Macht, unabhängig von Oesterreich, sich erheben oder untergehen muß. Der Kurfürst von Brandenburg erklärte zu Osnabrück, „durch die Abtretung Pommerns würde er die Vormauer seines Kurfürstenthums und die ganze Verbindungslinie mit seinem Staat in Preußen verlieren; er gränze mit Polen zusammen und der König von Dänemark sey über die Ostsee her sein nächster Nachbar; geriethen diese beiden oder einer von ihnen in offene Fehde mit Schweden, so würfe sich die feindliche Macht stracks auf die pommerschen Lande, wenn sie schwedische Besitzung wären, und dann schlage das Feuer nicht nur über die brandenburgischen, sondern auch über die angränzenden deutschen Staaten.“ [1] In diesen Worten liegt die Erklärung aller nachherigen Kämpfe mit Schweden sowie der Verwicklungen mit Polen, welche diesen Staat so tief herunterbrachten, daß er endlich als ohnmächtige Beute seinen Nachbarn anheimfiel. Man lese die Verhandlungen des westphälischen Friedens aufmerksam durch, und man wird finden, daß dieser gerühmte Frieden, der das Gleichgewicht Europa's und dessen öffentliches Recht feststellen sollte, die fruchtbare Mutter aller Continentalkriege bis zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts geworden ist; man wird aber auch finden, daß das gerühmte Gleichgewichtssystem, das noch jetzt in manchen diplomatischen Actenstücken herumspukt, wie ein abgeschiedener Geist, nichts ist, als die Geschichte der Ohnmacht und Zerstücklung Deutschlands.

Es ist hier nicht am Platze, auch ganz überflüssig, die Geschichte des Emporkommens des preußischen Staats zu zeichnen; wer sie kennt, wird die Behauptung gerechtfertigt finden, daß es abgesehen von der Thatkraft der Regenten, seinen Grund in den durch den dreißigjährigen Krieg geschaffenen Verhältnissen hatte: Brandenburg war nicht untergegangen, sondern hatte sich auf Kosten seiner Nachbarn, Schweden und Polen, vergrößert. So

---

[1] Die Franzosen mußten schon Schicklichkeits halber die Stifte einigermaßen vertheidigen, und machten einmal gegen den schwedischen Gesandten Oxenstierna die Bemerkung, „da könnte man ja auch endlich an die Erzstifte Mainz und Trier (d. h. an die geistlichen Kurfürstenthümer, somit völlig an die Reichsconstitution) greifen,“ und Oxenstierna antwortete ganz gelassen: „warum nicht?“

[2] Sonderbarer Weise suchte geraume Zeit Frankreich wie Schweden die Reichsstandschaft nach, wie sich auch eine Zeitlang in neuerer Zeit die Sage erhob, Rußland wolle wegen der ehemaligen Reichsländer Livland und Kurland in den deutschen Bund treten. Die sonderbare Idee eines europäischen Amphiktyonengerichts, das freilich, wenn es entstünde, seinen Sitz in Deutschland haben müßte, scheint noch gewirkt zu haben. Schließlich mochten freilich die fremden Mächte erkennen, daß sie sich dadurch mehr eine Fessel anlegten, als einen Vortheil verschafften, und die Idee wurde aufgegeben. In der frühern Periode des Bundestags waren Holland, England und Dänemark vertreten; hätte Schweden sein Pommern behauptet, und wäre Frankreich des Elsasses und Rußland Livlands wegen eingetreten, so war der Amphiktyonenrath bald fertig.

[1] Woltmanns Gesch. des westphäl. Friedens I. p. 175 f.

zeigte jetzt Deutschland das seltsame Schauspiel, daß an dreien seiner Endpunkte, im Nordosten, Nordwesten und Südosten, die Hauptmächte, Holland, Preußen und Oesterreich, saßen, der Südwesten dagegen eine chaotische Masse darbot, welche unsicher hin und her flottirte, bei einem energischen Auftreten Frankreichs aber sich gezwungen zu diesem neigen mußte. Die ganze Masse Deutschlands war zu groß, als daß sie ein ehrgeiziger Nachbar hätte an sich reißen können, und die einzelnen Theile blieben geraume Zeit lebenskräftig genug, um für sich selbst, wiewohl in ewigem, oft höchst charakterlosem Wechsel der Allianzen sich zu erhalten. Holland sank zuerst von seiner Höhe herab, da seine schwache Landmacht ihm nicht gestattete, seine Stellung zwischen Frankreich und England zu behaupten; bald aber trat durch das Emporkommen Rußlands die Gefahr auch für die östlichen Mächte näher. Friedrich erkannte sie zeitig und schlug dem Kaiser die Theilung Polens vor, damit nicht Rußland unter der Form eines Schutz- und Trutzbündnisses sich ganz Polens bemächtige und dadurch beide in Gefahr bringe. Das Mittel half eine Zeitlang, indem Rußland bei der noch schwachen Entwicklung seines Nationalreichthums nicht über große Geldmittel gebot, und somit immer als Angriffsmacht vergleichsweise unbedeutend war. Als aber die Revolution und Napoleon Oesterreich und Preußen auf Rußland zurückwarfen, kam es so weit, daß die Kaiser des Ostens und des Westens sich in der Mitte Deutschlands zu Erfurt die Hand reichten. Damals stand Deutschland „in seiner tiefsten Erniedrigung", denn der einzige noch unabhängige deutsche Fürst war es mehr durch seine nichtdeutschen als durch seine deutschen Besitzungen. Als endlich Napoleon fiel, war Rußland vor allem darauf bedacht, sich den Besitz des Großherzogthums Warschau zu sichern, dadurch einen Keil zwischen Oesterreich und Preußen hineinzuschieben und beide in einer gewissen Vasallenschaft zu halten. Dadurch war der Vortheil der Theilung Polens um so mehr verschwunden, namentlich für Preußen, als es, wie ihm schon in den westphälischen Friedensunterhandlungen vorausgesagt worden war, zu keiner Kriegsflotte hatte gelangen können. Andrerseits mußte seit der Eroberung Schlesiens in der Seele des alten Kaiserhauses stets ein Stachel zurückbleiben, denn diese Erwerbung, wodurch andere erst möglich wurden, hatte Preußen fast zu gleichen Ansprüchen mit Oesterreich emporgehoben. Eine Ausgleichung ließ sich von nun an nur finden durch eine innigere Verbindung mit dem bisher verwahrlosten Südwesten Deutschlands, der durch die Stürme der Revolution und des Kaiserreichs zu neuem Leben aufgerüttelt worden war, aber diese Annäherung hat man bis auf diese Stunde nicht finden wollen.

Statt diese Annäherung zu suchen, ließ man sich, hauptsächlich durch Rußland, in eine bahn- und ziellose antirevolutionäre Politik verstricken, und Deutschland ward wie der Prügelknabe behandelt, indem man bei jeder revolutionären Zuckung in irgend einem Theile Europa's die Zügel des Polizeistaats wieder straffer anzog, während die natürlichsten und berechtigtsten Forderungen der Nation unerfüllt blieben. Indeß war Preußen durch die nothgedrungene straffe Anstrengung aller Kräfte seit 200 Jahren hinsichtlich der Verwaltungsformen zu allen von der neuern Zeit geforderten Veränderungen bis zum Uebermaaß hingedrängt worden, während Oesterreich durch seine 300jährige Politik in Bezug auf das Reich und endlich gegen die französische Revolution zum strengsten Bewahrer des alten Staats geworden war. Oesterreich wollte die Keime der neuern Zeit nicht zur Entwicklung kommen lassen, Preußen entwickelte sie im Treibhause, sie sollten aber keine Früchte tragen. Eines war so verkehrt, wie das andere. Man verfuhr nicht im eigenen wohlverstandenen Interesse, sondern im Interesse Rußlands und Frankreichs, denen daran liegen mußte, daß der deutsche Geist und die deutsche Kraft nicht zur Entwicklung käme. Ein kluger Amerikaner, Hr. Everett, schrieb schon vor dreißig Jahren beim Anblick der rasch auf einander folgenden Congresse, „der einzige Zweck dieser aberwitzigen Politik scheine der zu seyn, den Kern, der in Deutschland liege, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen." In demselben Sinne und derselben Erkenntniß meinte auch das staatskluge Journal des Debats, als man mit der Bundesacte dem deutschen Volk statt des Brods einen Stein gereicht hatte, „der europäische Frieden gewinne sehr viel durch diese Acte." Das Jahr 1813 hatte seine Früchte getragen, und man hatte Deutschland wieder fürchten gelernt; es war ein Riese, aber er lag wie im Zauberschlaf gelähmt, und man mußte sich hüten ihn zu wecken.

Dieser Stand der Dinge ist es, welcher seit 35 Jahren im Wesentlichen den Frieden aufrecht erhalten hat, so wenig es an Anlässen fehlte, die unter andern Umständen den Krieg herbeigeführt hätten. Aber Deutschland lag da wie eine chaotische Masse, von der man nicht wußte, ob sie nicht beim ersten Anstoß Leben erhalte, und dann waren die Folgen nicht zu berechnen. Dieß erklärt die ängstliche Bewachung Deutschlands zur Genüge, und eben so die jetzige Stellung der auswärtigen Angelegenheiten. Manche glauben, Rußland und Frankreich, namentlich ersteres, rüsteten ihre Heere, um die revolutionären Bewegungen in Deutschland mit Waffengewalt niederzuschlagen; davon ist man weit entfernt, man arbeitet vielmehr eifrigst am Frieden, denn gerade in der Möglichkeit eines allgemeinen Krieges liegt die Gefahr. Gegen diese Möglichkeit, welche über Nacht zur Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit werden kann, will man gerüstet seyn, und dieß Gerüstetseyn ist eben der bewaffnete Frieden, an welchem Europa seit 30 Jahren leidet. Durch die Ereignisse der drei letzten Jahre sind die Gefahren eines Kriegs und die Kosten des bewaffneten Friedens bedeutend gewachsen, und bald werden letztere ins Unerschwingliche gehen, ein Ausgang aus dem Labyrinth muß also gefunden werden, aber noch scheint der Ariadnefaden zu fehlen, zum mindesten wollen ihn die Betheiligten nicht aufnehmen.

So viel scheint sicher, das System des politischen Gleichgewichts, wie man es im vorigen und noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verstanden hat, oder verstanden wissen wollte, ist völlig ausgelaufen und dagegen die sogenannte Pentarchie, die Herrschaft der fünf großen Mächte, die sich gegenseitig im Schach halten sollen, an dessen Stelle getreten. Wenn im ersten Stadium des Gleichgewichtssystem die kleinern Mächte ihre Besorgnisse laut werden lassen, wenn Heinrichs V Plan schon sehr cavalierement mit ihnen umspringt, und Napoleon sie ohne weiteres in seinen Kreis mit hineinreißt, so statuirt die Pentarchie geradezu deren Unterordnung unter den Willen der Großmächte. Aber auch dieß Gleichgewicht der Großmächte ist ein bloßes Schemen, besonders seitdem die Einheitsidee in Deutschland schon zu mächtig geworden. Man combinire in Europa wie man will, man wäge, um mit Hrn. Ancillon zu reden, die anziehenden und die abstoßenden Kräfte gegen einander ab, die alten Combinationen sind völlig abgenützt, denn der Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland, so zerspalten er in vielen Beziehungen ist, läßt darüber kein Zweifel bestehen, daß diejenige Macht, welche sich mit Fremden verbände, um Deutsche

Digitized by Google

zu bekriegen, verloren ist, weil sich sogleich die ganze nationale Meinung auf die Seite der andern Macht schlagen würde. Sobald aber eine solche Combination nicht mehr möglich ist, dann steht nur noch der Weg einer nationalen Politik offen, die ganze Geschichte, wie sie seit den letzten zwei Jahrhunderten sich abgesponnen hat, wird zur Antiquität, und alle für das europäische Gleichgewicht aufgestellten Grundsätze haben ihre Geltung verloren. Dieß ist indeß praktisch schon seit geraumer Zeit der Fall, denn Rußland, das in dieser Beziehung das wichtigste Land ist, hat seit geraumer Zeit nur zwei Gedanken mit Ausdauer verfolgt, Preußen und Oesterreich gegen einander, beide aber gegen das westliche Europa im Schach zu halten; darum wurde bei diesen beiden Mächten die Furcht vor der Revolution Frankreichs und des Westens überhaupt so arglistig und planvoll genährt, um für den Fall, wo endlich seine Entwürfe auf den Orient reifen, mit ihnen dem Westen zu imponiren und zugleich durch Besetzung von Sund und Dardanellen England den Zugang zur Ostsee und zum schwarzen Meer zu verschließen. Die deutsche Revolution, welche es mit einer wenn auch jetzt noch fernen Gefahr auf seiner Westgränze bedrohte, drängte es aus seinem vorsichtigen, allmählichen Gang heraus zu raschem Handeln, damit der Orient wo möglich in seine Hände falle, ehe der Westen in zu große Bewegung kömmt. Das ist vorerst durch Englands Auftreten in der Türkei und in Griechenland vereitelt worden, und inzwischen ist die Gefahr einer Entwicklung der Dinge in Deutschland näher gerückt, wodurch seine Aufmerksamkeit sich ausschließlicher dem Westen zukehren mußte. Darum sind die partiellen Aufstände in Bulgarien und Bosnien im Augenblick ohne größere Bedeutung, da Rußland ohne England auf eine gefährliche Weise herauszufordern, in diesem Augenblick nicht wagen darf sie zu unterstützen. Für Rußland ist von dem Augenblick der deutschen und französischen Revolution eine verlegenheitsvolle Zeit gekommen: wie die Juliusrevolution sein Bündniß mit Karl X, so brach die Februarrevolution das mit Ludwig Philipp, und beidemal ging der gewonnene Halt im Westen auf Jahre hinaus verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Expedition nach Centralafrika.

Briefe von Dr. Barth und Dr. Overweg geben die Nachricht, daß sie die große Wüste durchzogen, und nahe an den Gränzen des Königreichs Air oder Asben (Air ist der neue Tuarik-, Asben der alte Negername), das mächtigste nach Bornu, angekommen sind. Sie kamen am 17 Julius nach Ghat, und am 22 August nach Taradschit, einem kleinen Ort, den Hr. Overweg ungefähr in 20° 30′ N. B. und 9° 20′ O. L. v. G. setzt. Die beiden Reisenden hatten Murzuk am 12 Junius verlassen, während Richardson an diesem Ort blieb, um die Tuarikescorte von Ghat zu erwarten. Dieß verursachte großen Aufenthalt, namentlich weil Hatita, der bekannte Tuarikhäuptling, jetzt ein alter gebrechlicher Mann ist, und nur noch langsam reisen kann, so daß man von Murzuk nach Ghat 36 Tage, statt wie sonst 12, braucht. Für diese Zögerung entschädigte sie aber die Entdeckung einiger sehr merkwürdigen Felsensculpturen im Wadi Telissare, etwa 20 engl. Meilen westlich von Wadi Glauwen, das etwa 110 Meilen westlich von Murzuk liegt. Eine dieser Sculpturen besteht aus zwei menschlichen vogel- und stierköpfigen Figuren, die mit Speeren, Schilden und Pfeilen ausgerüstet sind, und um ein Kind kämpfen. Die andere Sculptur ist eine schön gebildete Gruppe von Ochsen, die man nach einem Wasserplatz führt, sehr künstlerisch gruppirt und geschickt ausgeführt. Nach der Meinung beider Reisenden haben diese beiden Arbeiten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den ägyptischen Sculpturen. Sie sind augenscheinlich sehr alt, und zahlreichen neuen Sculpturen, worin gewöhnlich Kamele den Hauptgegenstand bilden, weit vorzuziehen. Sie gehören wahrscheinlich einer Periode der alten libyschen Geschichte an, wo Kamele in diesem Theil Afrika's noch unbekannt waren und Ochsen an ihrer Stelle gebraucht wurden. Die Reisenden sammelten auch viele Nachrichten über den allgemeinen physischen Charakter, die Geologie und Naturgeschichte des Landes zwischen Murzuk und Ghat. Vom ersterem Ort westwärts stieg das Land bis Wadi Telissare an, von da ging es abwärts ins tiefe Thal Talja, welches von Norden gegen Süden parallel mit dem Wadi Ghat läuft, von dem es durch eine Kette steiler Berge getrennt ist, welche aus steilen schwarzen schroffen Sandsteinklippen besteht. Was den botanischen Charakter dieses Theils des Landes betrifft, so fand sich eine größere Menge Grasarten in den fruchtbaren Wadis, als früher. Von Bäumen hatte der Talha und Lethed die Stelle der Dattelpalme eingenommen, die man jenseits Tessaua, etwa zwei Tagreisen westlich von Murzuk, nicht mehr fand. Wasser war in den Brunnen in Menge zu finden, selbst Teiche von dem letzten Regen in den sonst gewöhnlich trockenen Wadis. Heerden von sogenannten „karthagischen Hühnern," so wie eine Menge kleiner Vögel, Gazellen, Hasen, Füchse und Haselmäuse belebten das umliegende Land. In den größern Wadis bei Ghat finden sich zahlreiche Spuren wilder Esel. (Athen. 23 November.)

Ein Morgengebet an die Sonne, in malayalam Versmaaß, nur etwas abgekürzt. [1]

(Von einem Missionär mitgetheilt.)

Sonne, sündenvertilgender Tagesgott,
Wonne spendest du allen Verehrenden,
Gönne meinem Herz deiner Erscheinung Strahl,
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Bild, das niemand beschauen kann, Lichtesquell,
Milder, ewiger Herr und Erhalter mein!
Still' die Schmerzen und schütze mich gnädiglich
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Täglich mehret sich Noth und Beängstigung,
Kläglich wüthet der Krankheiten Heeresmacht,
Jeglich Mittel versuchen vergebens wir.
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Lang auf Erden zu leben verlang ich nicht,
Bange Sorgen umlagern die Seele, die
Angekettet im Körper hier weilen muß.
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Gruß und Preis zuvor, Helfer an Mitteln reich!
Muß ich sterben, nur rathlos und siechend nicht!
Fuß und Hand und die Sinnen erhalte mir,
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Der du nach den acht Richtungen überall
Erd' und Himmel und Hölle im Licht erblickst,
Werd' ein Lichtesblick auch mir von dir zu Theil,
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

Brahma, Siwa und Wischnu, ja jeglichen
Namens Götter, sie loben anbetend dich.
Scham ergreift mich: Beschäme doch du mich nicht,
Sonne, herrlicher Gott, ich verehre dich.

[1] Es wird langsam hergeleiert

— ⏑ —́ ⏓ ⏑ —́ ⏑ ⏓ —́ ⏑ —

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 291. 5 December 1850

Die Basreliefs in Schapur.

(Nach Lottin de Laval. Revue del' Orient. Nov.)

Fünf Tagereisen vom persischen Golf, wenn man ostwärts gegen die Berge ansteigt, findet man am Ausgang der rauhen Defilé's von Kaumaritsch ein ungeheures, tief in die schöne Kette von Chuffstan eingeschnittenes Thal; ich ließ die Straße nach Schiras südwärts liegen, und nach einem Marsch von drei Stunden gegen Nordosten setzte ich, mitten in einer schauerlichen Einöde über den Graben einer alten Stadt, die von Bedeutung gewesen seyn mußte; es war die Stadt Schapur's des Großen und trägt noch jetzt seinen Namen.[1] Sie dehnte sich in elliptischer Form von Norden nach Süden aus. In der Mitte auf einem mäßigen Berge, der von einer langen, das Thal wie eine Mauer begränzenden Kette abgelöst ist, stand der Palast Schapurs, von dem noch einige volle Bogen und hohe Mauerreste übrig sind.[2] Dieser fast kaum zugängliche Palast beherrschte die Stadt und einen Wiesengrund von 100 Meilen im Umfang, welcher sich von N nach S erstreckt, während gegen O das Auge auf ein anderes, von alpenartigen Bergen umschlossenes großartiges Bassin fiel. Ich durchwanderte rasch diese Ruinen, die keine bedeutende architektonische Wichtigkeit hatten und wandte mich gegen das Ende des Bergvorsprungs, den ein schöner, aus den Bachtiari-Bergen reißend daher strömender Fluß anfrißt. Dieser in zwei Arme getheilte Fluß bildet unter den Ruinen des Palastes eine reizende Insel, die von einem achtzehnhundertjährigen Wald seltener Bäume beschattet ist; einst war er der Lieblingsort der Könige, jetzt ist er die Zuflucht der Löwen und Panther geworden.

Hier, in dem engern Einschnitt, wo der Ab Schapur fließt, an den Seiten der Felsen, die ihn im Osten und Westen einfassen, finden sich sechs auf Befehl Schapurs des Großen zur Verewigung seiner Siege über die Römer ausgehauene riesenhafte Basreliefs. Sie haben allerdings nicht den Adel und die Reinheit der griechischen, aber man sieht, daß die Asiaten, welche sie ausführten, diese Kunst studirt hatten, und die römische dazu;[3] die Fülle der Formen und die kecke Auffassung haben mich mit Bewunderung erfüllt. Alle sind in einem sehr harten, gelblichen Kalkstein ausgeführt; der Fels ist in lange Vierecke ausgehauen, welche eine Vertiefung bilden, um die Figuren vor dem Regen zu schützen, und wenn dennoch einige dieser merkwürdigen Sculpturen gelitten haben, so rührte die Beschädigung nicht von Wind und Wetter, sondern von Menschenhand her. Das bedeutendste dieser Basreliefs hat 38′ Länge und 16′ 4″ Höhe. Der König der Könige (Kschayathia, in neuerem Persisch schahi-schah) befindet sich in der Mitte, und sitzt auf einem wilden Roß, das mit den Füßen den Kaiser Valerian niedertritt. Auf beiden Seiten Schapurs drängen sich persische Krieger, und eine Menge Gefangener gedemüthigt und niedergeworfen. Das Bild hat in der Nähe des Mundes von Schapur eine wie man glaubt mongolische Inschrift, welche Timurn zugeschrieben wird, der auf seinem zweiten Einfall in Persien nach der blutigen Schlacht von Schiras dieses Weges zog; auch Alexander hatte bei der Rückkehr aus Karmanien und von Persepolis nach Susa diesen Weg machen müssen.

[1] Schapur II hat während des Laufes seiner langen Regierung mehrere Städte gebaut; die berühmtesten waren die obengenannte und Nischapur in Chorasan.

[2] Die Sassaniden entlehnten den Römern viel in Bezug auf Architektur und andere Künste. Alle Denkmale von Schapur in Farsistan zeugen in hohem Grade von römischem Geist, ebenso das Fundament des berühmten Takhti Kesra (Thron Kosras), den Chosroes Seleucia gegenüber erbaute; hier kam der Spitzbogen zum erstenmal als architektonisches System auf

[3] Gewisse Figuren der großen königlichen Basreliefs scheinen aus einem römischen Meißel hervorgegangen zu seyn, so wie die kolossalen Figuren eines zweiten sehr verstümmelten Basreliefs weiter abwärts am Flusse. Die Sache hat nichts auffallendes, wenn man erwägt, in welchem mannichfachen Verkehr die Sassaniden mit den Römern in Mesopotamien und Armenien standen; andererseits ist es auch möglich, daß der stolze, rachsüchtige Schapur auf den Einfall kam, zur Verherrlichung seines Siegs über Valerian gefangene Künstler oder solche, die zu Nisibis oder Edessa seine Unterthanen wurden, zu diesen Arbeiten zu verwenden, um die Herren der Welt noch mehr zu demüthigen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreichs Schicksal wechselt seit drei Jahrhunderten immer von der Höhe zur Tiefe: auf die kurze Erhebung unter Karl VIII, Ludwig XII und Franz I folgt eine Periode der innern Erschlaffung und des Bürgerkriegs; man versteht äußere Angelegenheiten zu führen, aber noch nicht die sich verwickelnden Zustände im Innern zu leiten. Die financielle Entkräftung ist auf einen hohen Gipfel gestiegen, bis Sully ihr Einhalt thut, und den Wohlstand wieder herstellt. Nun folgt die Periode der äußern Macht unter Richelieu und Mazarin, welche Frankreich abermals mit tödlicher Schwäche und Bürgerkrieg bezahlt, bis Colbert in die Fußstapfen Sully's tritt. Auf Ludwigs XIV glanzvolle, aber harte Regierung folgt eine Erschöpfung, von der die gleichzeitigen Schriftsteller ein grausenhaftes Bild entwerfen. Nicht mehr vermag die Regierung dem drohenden Verderben Einhalt zu thun, und vergeblich bemüht sich Turgot, nochmals zu leisten was ihrer Zeit Sully und Colbert geleistet; der dritte

Digitized by Google

Stand kann die Lasten nicht mehr allein tragen, Adel und Geistlichkeit müssen beigezogen werden, der Zusammentritt der Generalstaaten erfolgt nach fast 200jähriger Unterbrechung, und der lang verhaltene Ingrimm gegen die privilegirten Stände führt die Revolution herbei. Frankreich wollte in diesen drei Perioden die erste Rolle in Europa spielen, und stets folgt auf die unnatürliche Anspannung eine schmerzliche Erschlaffung. Die Revolution war anfangs mäßig, selbst schüchtern, und hätte man sie nicht um des bösen Beispiels willen mit Waffengewalt zu unterdrücken gesucht, so wäre wenigstens gewiß nicht so schnell eine Vereinigung des revolutionären Geistes mit den alten Ideen eines französischen Uebergewichts in Europa erfolgt; was dem neuen Frankreich an alten diplomatischen Verbindungen abging, das sollte nun die revolutionäre Energie und die Aufreizung der Völker ersetzen. Am Rhein hielt sich längere Zeit das Kriegsglück die Wage und schien sich im J. 1796 gegen die Franzosen kehren zu wollen, als Bonaparte's Vordringen in Italien der Sache eine andere Wendung gab; Republiken schossen nun hinter den republikanischen Heeren her empor, wie die Pilze; ein klein wenig mehr Glück auf französischer und minder Hartnäckigkeit auf österreichischer Seite, und neben der cisalpinischen, transpadanischen, römischen und parthenopäischen Republik hätte sich eine fränkische und schwäbische an die batavische angereiht. Der Spuk nahm durch die Unfälle der französischen Heere schnell ein Ende, und Napoleon wußte seine Kraft und die Lage der Verhältnisse besser zu beurtheilen, als daß er denselben erneuert hätte.

Hier stehen wir an dem Punkte, wo abermals die äußern Verhältnisse Frankreichs auf dessen innere Gestaltung einen wesentlichen Einfluß ausüben. Die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich lag hauptsächlich in den erstern; nicht nur um Frankreich der äußern Form nach dem übrigen Europa wieder zu nähern, sondern hauptsächlich weil das Zusammenhalten so incohärenter unzusammengehöriger Theile, wie die Eroberungen Frankreichs über seine natürlichen Landes- und Sprachgränzen hinaus, unter einer andern als einer streng monarchischen Form eine unauflösliche Aufgabe war, wurde die letztere wieder hergestellt. Nun stand Napoleon mit Einemmale auf demselben Boden wie Ludwig XIV, und der Rheinbund, der unter letzterem nur in seinen rohen Anfängen sich gezeigt hatte, gelangte um so rascher zu seiner vollen Entwicklung, als die Verdrängung Oesterreichs aus Italien den Fall der Schweiz herbeigeführt, und Süddeutschland auch von dieser Seite her den französischen Heeren zugänglich gemacht hatte. Die chaotische Masse des südwestlichen Deutschlands begann sich politisch zu ordnen, und diese Ordnung erwuchs unter Kämpfen gegen den Osten und Nordosten Deutschlands, d. h. gegen Oesterreich und Preußen.

Als Napoleon im J. 1813 über den Rhein zurück mußte, schloß sich zwar der Südwesten Deutschlands ohne Weiteres den Verbündeten und dem übrigen Deutschland an, aber die Verlegenheit, was man mit demselben anfangen solle, trat schon auf dem Wiener Congreß deutlich genug hervor, und die süddeutschen Staaten selbst suchten in repräsentativen Verfassungen eine Schutzwehr gegen die nicht sehr freundlichen Gesinnungen der größern deutschen Mächte. Zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen, waren sie andrerseits durch ihre Lage von zu großer militärischer und politischer Bedeutung, als daß man sie ganz bei Seite hätte lassen können; ein französisches Bündniß war minder leicht als früher, stand aber unvermeidlich in Aussicht, wenn nicht die beiden Großmächte einig waren und eine große Macht gegen Frankreich entfalteten. Rußland verstand es ihnen einen Platz anzuweisen, und setzte in der bekannten famosen Denkschrift über den Zustand Deutschlands vom Jahre 1834, demselben Jahre wo man sich in Deutschland selbst mit geheimen Planen zu einer Reconstruirung der Territorialverhältnisse trug, seine Ansicht ganz klar auseinander: die südwestlichen Staaten wurden gewarnt, sich weder an Oesterreich noch an Preußen anzuschließen, da von dorther ihrer Unabhängigkeit Gefahr drohe,[1] während von Westen her ihnen die Revolution auf dem Nacken sitze; sie hätten also keine Wahl, als sich an Rußland anzuschließen. Dieselben Ideen wurden etwas verblümter, doch kaum minder deutlich, in dem bekannten Buch über die Pentarchie ausgesprochen. Die Bemühungen Rußlands wie die Bestrebungen Ludwig Philipps, welcher von besoldeten Schriftstellern seinen Afterconstitutionalismus predigen ließ, hatten keine Folge, weil keine Nothwendigkeit vorhanden war sich zu irgend etwas zu entschließen. Indeß wußte man im Volke selbst recht gut, daß die neuere Kriegführung mit ihren ungeheuren Heeresmassen, welche dem Heerbann der alten Deutschen gleichen, keine laue Neutralität mehr gestatte. Als nun die Revolution des Jahres 1848 eintrat, hatte diese mit ihrer Einheitsbestrebung einen Hauptsitz im südwestlichen Deutschland, weil man hier mehr als anderswo die Haltlosigkeit des allgemeinen politischen Zustandes fühlte. Wir haben es indeß hier nicht mit den Bestrebungen und Ansichten zu thun, welche seit dem Jahre 1848 in diesem südwestlichen Theile Deutschlands sich kundgegeben haben, sondern nur mit den Verhältnissen zu den fremden Mächten.

Frankreich kann trotz alles Strebens nach der Rheingränze vorerst nicht an eine Wiederherstellung des Rheinbundes denken, schon weil das Emporkommen der Republik einer allenfallsigen Hinneigung zu Frankreich wesentlich Eintrag gethan hat; diejenige Partei in Deutschland aber, welche mit den Republikanern Frankreichs gegen ihr Vaterland gemeinschaftliche Sache machen möchte, glücklicherweise viel zu schwach ist. Ein Anschluß der Dynastien an Frankreich ist jetzt so unmöglich, als die alte, französisch revolutionäre Idee, sich mit einer Anzahl kleiner deutscher Republiken zu umgeben, eine Idee, welche nur die Unerfahrenheit eines Ledru Rollin und Genossen einen Augenblick verfolgen konnte. Frankreich ist wesentlich dabei betheiligt, den öffentlichen Geist in Deutschland niederzuhalten, weil dieser öffentliche Geist auf eine Einigung Deutschlands dringt. Uebrigens befindet sich Frankreich gegenwärtig in einer seltsamen Lage, welche das bis zum Verächtlichen gehende Schwanken und Tergiversiren seiner Politik allenfalls erklärt, auf die handelnden Personen aber kein günstiges Licht wirft: man macht Eröffnungen an England, daß man sich dem Umsichgreifen der russischen Politik widersetzen wolle; man macht Eröffnungen an Rußland, sich mit diesem zum Niederhalten des revolutionären Geistes in Deutschland zu verbinden, man schützt in Italien den Papst und gibt Oesterreich die schönsten Worte, während das officielle Schmollen mit Piemont durch vertrauliche Eröffnungen wieder aufgewogen wird. Der einzige herrschende und natürliche Gedanke ist, den jetzigen Territorialbestand aufrecht zu erhalten, d. h. eine Einigung Deutschlands zu hindern, oder aber die Karten so durcheinander zu werfen, daß man in der Verwirrung ernten kann. Dabei herrscht noch die Besorgniß vor, es möchte eine neue Coalition zwischen Rußland, Preußen und

[1] Man sehe die Denkschrift in Nr. 2 und 3 des Portfolio.

Digitized by Google

Oesterreich zu Stande kommen, um der französischen Republik ein Ende zu machen; sollte letzteres eintreten, so ist eine revolutionäre, sollte eine Einigung Deutschlands zu Stande kommen, eine reactionäre Politik nothwendig, und zwischen diesen beiden Möglichkeiten schwankt man mit eben so wenig Würde als Aufrichtigkeit hin und her.

Während die Regierung deutlich zeigt, daß sie in den äußern Angelegenheiten die Richtung verloren hat, gibt sich in der öffentlichen Stimme kaum eine Regung kund: man commentirt oder referirt bloß die Tagesbegebenheiten, man recapitulirt die Politik der Juliusmonarchie, und sucht diese gegen revolutionäre Uebertreibungen und Entstellungen zu rechtfertigen, das ist aber auch so ziemlich alles; man begnügt sich mit einer abwartenden Politik, welche sich auf die Negation beschränkt. St. René Taillandier hatte im vorigen Jahre ausgesprochen: „an dem Tag, wo das deutsche Reich sich constituirt, wird Frankreich die Hand an den Degen legen müssen, und da man die Verträge von 1815 gegen Frankreich zerrissen hat, wird es sie auch zerreißen, um seine Gränzen zurückzufordern." Das war klar und deutlich, wie lautet aber jetzt die Sprache? Der National, dieser ehemalige rüstige Kämpe für die militärische Republik predigt — wer sollte es glauben? — das Quäkerthum in der Form des Socialismus, welcher nun der alleinseligmachende Glaube geworden ist.[1] Die politischen Ansichten der Völker liegen in ihrer Geschichte: weil man im J. 1792 die Freiheitsentwicklung in Frankreich mit Gewalt niederschlagen wollte, so ergab sich von selbst der Gegensatz, daß Frankreich den Königen gegenüber die Freiheit bringen solle und wolle, und die Melodie, daß Frankreich das Centrum der Civilisation, gleichsam die Centralsonne sey, um welche sich die andern kleinen Gestirne zu drehen und von der sie Licht und Leben zu empfangen hätten, wurde dem übrigen Europa in allen Modulationen und Variationen bis zum Ueberdruß vorgeleiert, um so mehr zum Ueberdruß, als auch die Royalisten einen ähnlichen Ton anschlugen, und zum Beweis für die französische Präponderanz in Europa bis auf das Zeitalter Ludwigs XIV zurückgingen. Die Klügern, namentlich diejenigen, welche die praktische Politik zu leiten hatten, wußten wohl, daß diese Präponderanz sich auf ein sehr geringes Maaß beschränke, aber gegen die nationale Eitelkeit anzustoßen, war ein fatales Unternehmen, und so war der Satz, daß Frankreich für die Freiheit der unterdrückten Völker auftreten müsse, das stehende Thema der französischen Opposition bis zur Februarrevolution hin. Da wurden dann von dem enthusiastischen Lamartine die Verträge von 1815 feierlich in die Winde gestreut, und damit sollte der Zauberbann, welcher die Nationen gebunden hielt, gelöst werden. Die Wirkung des feierlichen Acts war Null, und in neuerer Zeit beruft sich Frankreich selbst wieder auf die verrufenen Verträge.

Die Folge des gewaltigen Anlaufs war, wie gewöhnlich, eine Abspannung, und in dieser Abspannung stimmt man nun in Beranger's Lied über die „heilige Allianz der Völker" ein. Dieß geschieht selbst von dem sonst so kriegerischen National, indem er die alten kaiserlichen Reminiscenzen als eine wahre Sünde gegen den neuern Geist des Socialismus hart angreift. Man höre nur Littré in den oben angeführten Artikeln über die „Fortschritte des Socialismus:" „Es ist jetzt 35 Jahre her, daß die letzten Feuer des großen westlichen Brandes erloschen. Nichts ist der Aufmerksamkeit werther und lehrreicher als der Gang dieser furchtbaren Erscheinung. Das republikanische Frankreich, das keck mit dem Königthum und den alten Traditionen bricht, setzt anfangs die Völker in Erstaunen und die Könige in Zorn. Aber im tiefen Bewußtseyn seines Rechts und seiner Pflicht, im heiligen Enthusiasmus für die neue Sache schöpft es eine unberechenbare Kraft und die monarchische Coalition wird besiegt. Leider war damals die Revolution nur durch negative und metaphysische Ideen in Bewegung gesetzt, und die Massen des Volks, in denen der Socialismus noch nicht geboren war, befanden sich nach dem Umsturz der alten Ordnung in einer Unsicherheit, welche dem persönlichen Einfluß der Häupter einen weit größern Spielraum ließ. Leider fiel auch die Leitung an ein Haupt, das alle retrograden Instincte in dem Haß der Revolution und in der Wuth der Eroberungen vereinigte, eine Art Ludwig XIV, der die Revolution eben so haßte, wie Ludwig den Protestantismus, eben so gefährlich für die Sicherheit Europa's, eben so räuberisch gegen seine Nachbarn. Kaum hatte diese entsetzliche Periode, deren lange Dauer stets als ein Vorwurf auf dem französischen Volke lasten wird, begonnen, als die Rollen sich verkehrten. Im Namen Frankreichs werden Nationalitäten unterdrückt, Freiheiten erstickt, und die Constitutionen, die damals der Traum des liberalen Europa's waren, beseitigt. Alsbald wiegelt durch ein unvermeidliches Spiel die Gegenpartei die Nationalitäten gegen Frankreich auf, verspricht Freiheiten und Constitutionen. Eine wachsende Lähmung bemächtigt sich nun Frankreichs, die Kraft zieht auf die andere Seite hinüber, und die halb aus Königen, halb aus Völkern bestehende Coalition, welche Freiheit und Frieden bringt, ist siegreich." Wer hätte im National diese salbungsvolle Tirade suchen sollen! Wenn wir dem National weiter glauben dürfen, ist eigentlich kein Krieg in Europa mehr möglich, wie dieß das Jahr 1830, und noch mehr das Jahr 1848 bewiesen hat, wo jedermann einen allgemeinen Krieg, d. h. einen Angriff gegen Frankreich erwartete. Herr Littré und der National schwärmen augenscheinlich ein wenig, und werden abstract und unpraktisch, wie deutsche Philosophen. Allerdings hat im J. 1830, wie im J. 1848, der in Frankreich erfolgte Stoß weiter sich verbreitet, und die Unsicherheit der Zustände Europa's hat den Krieg verhindert, aber weil der Krieg über die alten Streitfragen nicht mehr möglich ist, wer gibt eine Sicherheit dafür, ob nicht neue Streitfragen auftauchen, ob wirklich, wie Littré meint, „binnen 10 oder 15 Jahren, Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier und Italiener sich noch besser verstehen und entfernter vom Kriege seyn werden, als sie es im J. 1830 und im J. 1848 waren?" Der Geist St. Pierre's und Kants scheint in der That etwas auf die modernen Franzosen herabgestiegen zu seyn, so friedselig nehmen sie sich aus. Die „Democratie pacifique" hat augenscheinlich Eroberungen gemacht, auf welche freilich noch nicht eben viel zu bauen ist, die aber als Symptom der Zeit immerhin Beachtung verdienen.

Der militärische Geist und die Ruhmsucht der Franzosen ging weit mehr von ihrer Ritterschaft als von der Gesammtnation aus, und es ist merkwürdig, wie wenig Franzosen, die Reiterei abgerechnet, bis in die zweite Hälfte des 17ten Jahrhunderts herein in den französischen Heeren dienten; die Ritterschaft mußte man, als sie sich nicht mehr in den innern Fehden herumtummeln konnte, in auswärtige Kämpfe hinausführen. Von den Kreuzzügen her hat viel kriegerischer Geist des französischen Adels im Johanniter-Orden Beschäftigung gefunden, und es ist nicht ohne Interesse, daß der erste Zug Karls VIII

[1] Man lese nur Littré's geschraubte, aber nicht uninteressante Artikel über die „Fortschritte des Socialismus", wovon bereits 11 Nummern in den Monaten Junius bis November erschienen sind.

Digitized by Google

nach Italien nur der Vorläufer eines Kriegszugs gegen die Türken seyn sollte, ein Vorhaben, welches den mehr rittermäßigen, als militärischen Charakter jenes Zuges bezeichnet. Seit jener Zeit bis zur Revolution hat der Adel immer die hohe und leitende Gesellschaft in Frankreich gebildet, und auf die allgemeine Ansicht und Stimmung nicht wenig eingewirkt. Die Revolution entstand unter Kriegen, mußte also den militärischen Geist aufs neue beleben;[1] aber nach der Periode der großen Kriege sank derselbe, so sonderbar dieß lauten mag, bedeutend, und je mehr die neuen politischen Verhältnisse die untern Classen emporbringen und mit auf den politischen Schauplatz führen, desto mehr nimmt, wenn auch nicht die militärische Kraft des Volks, so doch dessen Kriegslust ab, und die Bedürfnisse des Handels und der Gewerbe treten mehr hervor. So gewiß es nun auch ist, daß auch jetzt noch die französische Regierung nach den Rheinlanden greifen wird, so bald sich ihr eine passend scheinende Gelegenheit dazu bietet, so ist doch der öffentliche Geist bei weitem friedlicher geworden, und je mehr die militärische Ungeduld einen Ableiter in Algier findet, desto mehr wird diese Friedseligkeit hervortreten.

Frankreich ist reich genug an militärischem Ruhm, um ohne Schmach zu bekennen, daß es den Krieg nicht will und zu vermeiden sucht. Die Revue des deux Mondes sagt, nachdem sie die Gefahren, welche Frankreich von der revolutionären Propaganda drohen, geschildert, ohne alle Umschweife: „wie dem auch seyn mag, für uns, für ganz Europa gibt es eine noch dringendere Gefahr als diese bald stille, bald lärmende Verbreitung der schlechten socialen Lehren, dieß ist der Krieg, und vielleicht der allgemeine Krieg, der noch immer jenseits des Rheins droht." Dieß ist sehr wahr, ein allgemeiner Krieg wäre ein furchtbares Unglück, und eben in dieser Erkenntniß, die von Franzosen offen ausgesprochen wird, liegt eine gewisse Bürgschaft, daß Frankreich nicht einer jeden Umgestaltung in Deutschland feindlich entgegentreten wird. Wenn es wahr seyn sollte, was man der Regierung Ludwig Bonaparte's vorwirft, daß sie den Streit zwischen Berlin und Wien nach Möglichkeit vergiftet habe, so rechtfertigen wenigstens die französischen Journale, namentlich die bedeutendern, einen solchen Vorwurf in Betreff der öffentlichen Meinung in Frankreich selbst keineswegs, und wenn wirklich die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden in den Händen Frankreichs läge, so ist es höchst zweifelhaft, ob man Hrn. Ludwig Bonaparte gestattete, kriegerischen Launen zu fröhnen, um etwa für sich im Trüben zu fischen. Einen Vortheil mindestens hat Frankreich gewiß aus seiner Revolution gezogen, und dieser ist, daß nicht mehr Einer regiert, und allenfalls nach seiner Laune oder persönlichen Ansichten die auswärtigen Verhältnisse leiten kann, wie dieß z. B. noch Ludwig Philipp in sehr großem Maaße gethan hat; es muß sich jetzt — und zum Theil ist dieß auch schon geschehen — in Frankreich eine Macht bilden, die ihren Sitz in der Nationalversammlung hat, und welche gleichsam die Bewahrerin der diplomatischen Traditionen unter den wechselnden Ministerien bilden wird. Hierin liegt die wichtigste Garantie der Stetigkeit, und dann werden auch die wenigen Interpellationen über die auswärtigen Verhältnisse aufhören, wie sie in England größtentheils aufgehört haben, denn diese Interpellationen, falls sie nicht von den Ministern oder deren Vertrauten ausgehen, in der Absicht, um Gelegenheit zu gewissen Erklärungen zu erhalten, sind meist unnütz oder schädlich, oft beides, und es zeigt schon einen fatalen Grad politischer Erregtheit an, wenn solche Fragen sehr ernste Erörterungen hervorrufen. Wir können nicht umhin, unsere Ansicht dahin auszusprechen, daß die Franzosen in den letzten drei ereignißreichen Jahren um ein gutes ernster und besonnener geworden sind, was nicht zu verwundern, denn sie sind durch eine hinreichend herbe Schule gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es ist aber charakteristisch, daß die republikanischen Armeen anfangs sehr schlecht mit Reiterei versehen waren, und Napoleon nur mit großer Mühe eine gute Reiterei bildete. Die alte französische Reiterei, die zu einem großen Theil aus unbemittelten oder wenig bemittelten Edelleuten bestand, war mit dem großen Adel ausgewandert und bildete das fast allein aus Reiterei bestehende Condé'sche Corps. Seit jener Zeit ist die französische Reiterei, welche in frühern Kriegen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, nicht der glänzendste Theil der französischen Armee.

Miscellen.

Importation von Gemälden nach Großbritannien. Das Londoner Art Journal für April d. J. führt an: daß im Jahre 1849 folgende beträchtliche Anzahl von Gemälden nach Großbritannien gebracht worden sey:

aus Preußen	34
„ den übrigen deutschen Ländern	1066
„ Holland	1946
„ Belgien	2420
„ Frankreich	3498
„ Spanien und Portugal	326
„ Italien	1723
„ andern Ländern (?)	1678
Summa:	12,691 Gemälde.

Der Plan einen elektrischen Telegraphen zwischen Amerika und Europa zu errichten, ist noch nicht aufgegeben. Die Gelehrten beschäftigen sich fortwährend damit und die Capitalisten berechnen die Kosten der Unternehmung. Ein amerikanischer Ingenieur behauptet, daß das Anlegen eines unterseeischen Telegraphen zwischen Cap Clear in Irland und einer Landzunge in Neuschottland, was die einander zunächst gelegenen Punkte beider Welttheile sind, keine größere Mühe in der Ausführung machen würde, als man bei dem zwischen Dover und Calais fand. Nur würde man mehr Geld brauchen und der bezeichnete Ingenieur schätzt die Ausgaben auf drei Mill. Dollars. Die in einer dicken Lage von Gutta Percha eingewickelten Drähte sollten in eine solche Tiefe hinabgelassen werden, daß sie gegen alle Gefahr gesichert wären. Zum Ausziehen der Drähte und anderen Arbeiten hätte man 15 Schiffe von 1000 Tonnen, vier Dampfboote von 1500 Tonnen und zwei kleinere jedoch sehr schnell gehende Dampfschiffe nöthig. Der Draht würde etwa 8000 Tonnen wiegen und auf dem Boden der See durch 600 Anker festgehalten werden. Die Arbeit könnte in 20 Tagen vollendet seyn. (Amsterdamer Handelsblad 29 November.)

Neue Früchte aus Peru. Hr. Bourcier, ehemaliger französischer Generalconsul zu Quito, hat aus diesem Lande zwei Erdfrüchte von großer Wichtigkeit mitgebracht; die eine ist der Hacas, welcher die Form einer langen Kartoffel und den Geschmack einer Lyoner Kastanie und eine rothe Farbe hat; die andere ist der Milloco, welcher Geschmack und Gestalt unserer besten Kartoffel hat. Diese Pflanzen lassen sich leicht anbauen und aufbewahren. Hr. Bourcier hat diese Pflanzen nach dem Jardin des Plantes geschickt, und man wird dort ihre Wiederanpflanzung alsbald versuchen. (Journ. du Comm. d'Anvers. 30 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 292. 6 December 1850.

Magdalene Elisabeth Schrader.

(Von einem Missionär mitgetheilt.)

In Jaffna, auf der nördlichen Halbinsel von Ceylon, starb im Junius 1850 eine merkwürdige Frau, die 90jährige Wittwe eines holländischen Beamten, C. J. Schrader. Sie war die Enkelin eines holländischen Geistlichen de Melho, der nach vierzigjähriger Wirksamkeit auf der Insel im Jahr 1790 starb; sie hatte in ihrer Jugend dem Großvater, der ein tüchtiger Theolog, Sprachkundiger und Dichter war, als Schreiberin geholfen. So hat sie z. B. die von ihm für die eingebornen Christen übersetzten fünf Bücher Moses für ihn abgeschrieben, und in früher Jugend sich in holländischer, portugiesischer und Tamilsprache gleichmäßig ausgebildet. Als Ceylon brittisch wurde, lernte sie alsobald die englische Sprache, und machte es zu ihrer Aufgabe, nach Kräften das Seelenheil aller die ihr nahe kamen zu fördern. — Bekanntlich ließen die Engländer alle Anstalten der holländischen Regierung zur Förderung des Christenthums auf der Insel in Verfall gerathen, die Kirchen und Schulen zerfielen, und auf allen Seiten erhoben sich Götzentempel. Frau Schrader konnte das nicht ruhig ansehen, und da sie keinen andern Weg sah, fing sie an in Jaffna öffentlichen Gottesdienst zu halten, an den Sonntagen in Portugiesisch, Mittwoch und Freitag in Holländisch und Tamil; Europäer und Eingeborne sammelten sich dazu in Haufen, und Kenner bewunderten die Tüchtigkeit ihrer Predigten. Auch errichtete sie eine Freischule und erzog Knaben und Mädchen. Ihr Neffe, Caplan Arndt, und Missionär Nicholas sind Beweise von dem, was sie als Erzieherin und Lehrerin leistete. Als die amerikanische Mission errichtet wurde, that sie was in ihren Kräften stund, das neu angefangene Werk zu fördern, bis sie nach mehr als 30jähriger Arbeit in öffentlicher Predigt im Wachsthum der Missionskirche einen Wink sah, sich auf Privatwirksamkeit zu beschränken. Doch wirkte sie bis zu ihrem Ende im Stillen fort. Sie hinterließ keine Kinder, nur eine beinahe hundertjährige Tante. Frau Winslow schreibt in ihrem Tagebuch: Oct. 28, 1821. „Heute predigte Frau Schr. etlich' und dreißig Weibern in unserm Speisezimmer. Sie stand hinter einem Tischchen, auf dem das Tamil Testament und ein Gesangbuch lag. In einfachem weißem Kleid stand sie da, die grauen Haare sorgfältig geflochten, eine hohe, gerade Gestalt mit ehrwürdiger, sanfter Miene. Sie sagte einfach, warum sie gekommen sey, und bat um Aufmerksamkeit, öffnete das Gesangbuch und sang ein Tamillied vor, las dann mit nachdrücklicher Stimme ein Capitel, erklärte es ausführlich und schloß mit einer Darlegung der Grundlehren unseres Glaubens. Alles war in gespannter Aufmerksamkeit; ihre Rede verdiente solche, auch war der Ausdruck gewinnend, die Stimme klar, wie Thau tröpfelten die melodischen Klänge Weisheit für die Unmündigen, Trost für die Beladenen. Wir waren tief gerührt."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn Frankreich zwar mit Unruhe, doch ohne tiefere Besorgniß — die ausgenommen, welche jede Möglichkeit eines allgemeinen Kriegs erzeugt — auf die deutschen Verhältnisse blickt, so folgt ihnen Rußland mit einem weit gespannteren, weil viel tieferem Interesse. Nirgends hat das ehemalige Gleichgewichtssystem, dieser ewige Kriegszustand, erustere Uebel hervorgerufen als dort. Seit Peter der Große seine Augen auf den Westen und Süden gerichtet, ist die Nothwendigkeit stets gerüstet zu seyn, fast unablässig gewachsen, und die Armee und ihr Bestand der Angelpunkt des ganzen Systems geworden. Die Kosten der Armee und des auswärtigen Departements sind fortdauernd gewachsen, und der ganze Staat mußte diesen Zweigen dienstbar werden. Die rasche Ausbreitung des russischen Reichs seit anderthalb Jahrhunderten ist nicht ohne ernste Nachtheile im Innern vor sich gegangen; dieß ist weit minder homogen, als man gewöhnlich glaubt, und die natürliche Folge war, daß man das Fremdartige beugen mußte, und daß es vielfach immer noch gebeugt werden muß. Daher die Nothwendigkeit eines sehr großen Heers und einer gewaltigen Anspannung der Finanzen in einem nicht dicht bevölkerten und eben darum auch nicht geldreichen Lande. Die Nothwendigkeit für das Heer und die Flotte ungeheure Summen aufzubringen, machte, daß man die Gehalte der zahllosen Civilbeamten aufs Niedrigste ansetzte, und was diese nicht vom Staate erhalten, billigerweise aber erhalten sollten, das wird mit aller möglichen Gewalt doppelt und dreifach indirect von den Unterthanen ausgepreßt, und dadurch der Druck unmäßig erhöht. Von diesem Wege ist kaum eine Umkehr möglich, denn in Rußland gibt es noch keine hinreichend erstarkte öffentliche Meinung, welche die Regierung in einem so gigantischen Unternehmen unterstützen könnte. Das System muß also fortdauernd künstlich gestützt werden, vor allem aber ist blinder Gehorsam nöthig, wenn das bis aufs Aeußerste gespannte System im Gange erhalten werden soll. Rußland hat wahrscheinlich seit Peter dem Großen, namentlich aber seit dem letzten Kriege, der es wie von selbst an die Spitze der europäischen Staaten führte, zu viel unternommen, und ein bedeuten-

Digitized by Google

der Unfall könnte dem ganzen jetzt herrschenden System verderblich werden.

Zweierlei Gefahren drohen der russischen Regierung im Innern, Aufstände der Bauern und Verschwörungen des Adels: die erstern sind nicht gerade selten, aber zu vereinzelt um eine Bedeutung zu haben, und darum leicht niederzuschlagen; der Adel, durch den streng durchgeführten Polizeistaat an jeder freien Bewegung gehemmt und nicht wie der Bauernstand durch seinen tiefen Culturzustand von der Berührung mit dem europäischen Westen ausgeschlossen, ist fortdauernd in einer schwürigen Stimmung. Die Verschwörung des vorigen Jahres, deren Ergebniß durch die officiellen russischen Blätter kundgemacht werden mußte, weil sie bedeutend genug war, um nicht vertuscht werden zu können, zeigt die eiternde Wunde. Es ist kaum wahrscheinlich, daß eine solche Verschwörung unter den jetzigen Verhältnissen gelinge, die Polizeimittel sind zu zahlreich und zu gut bezahlt, und zur Unterdrückung partieller Bewegungen sind immer Kräfte genug zur Hand. Die Gefahr liegt in einer längern und ungezwungenen Berührung mit dem Westen, wie sie der Krieg mit sich führen muß, und in möglichen Unfällen, welche das Band der Furcht lockern müssen. Diese Zustände im Innern erklären den langsamen vorsichtigen Gang der russischen Regierung, und die auswärtigen Verhältnisse trugen gleichfalls dazu bei, diesen langsamen Gang anzurathen. Der Marasmus, in welchem die Türkei liegt, das sichtliche Emporkommen der slawischen Stämme zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer, und das nicht minder sichtliche Hinsiechen der türkischen Race in Kleinasien [1] waren eben so viel Gründe, diese Ursachen des Verfalls der türkischen Macht fortwirken zu lassen, ohne in den Proceß voreilig einzugreifen. Zu gleich langsamem Vorschreiten nöthigten die Verhältnisse des westlichen Europa's. Die enge Verbindung zwischen Rußland und Frankreich unter Karl X war durch die Juliusrevolution zerrissen worden, und Frankreich mußte sich, um gegen allenfallsige Angriffe von Osten her einen Halt zu haben, mit dem sehr friedliebenden England verbinden. Das augenblickliche Interesse der Selbsterhaltung hatte diesen Bund geschlossen, aber sobald L. Philipp fest auf dem Thron saß, fing er an gegen England zu arbeiten, mit dem man namentlich in Betreff der Mittelmeerinteressen zusammenstieß. Mit dem Jahr 1840 erfolgte der volle Bruch, und nun ließ man sich in immer engere Verbindung mit Rußland ein, wozu die Ereignisse der Jahre 1837—40 das ihrige beigetragen hatten, denn Rußland war durch das Auftreten Englands in Centralasien, wie Frankreich in Aegypten zurückgeworfen worden. Langsam reifte der Bund, und bereits trieben sich Frankreich und England durch ihre gegenseitigen Rüstungen zu sehr bedeutenden Ausgaben. Oesterreich war in den Bund zwischen Frankreich und Rußland getreten, weil es die Beengung durch den englischen Einfluß und Handel auf allen Seiten zu fühlen begann, und namentlich die Revolutionirung Italiens dadurch gefördert wurde; Preußen hätte sich wohl nicht mehr lange dem Bunde entzogen, und dann stand der europäische Westen vereint gegen England; diese Stellung mußte Rußland ziemlich freies Spiel gegen den Orient geben, und in der That scheint auch sein Einfluß und seine Thätigkeit dort nie größer gewesen zu seyn als im J. 1847.

Rußland hatte mit großer Besonnenheit und Vorsicht die Fäden zu dieser westlichen Coalition zusammengelesen und aneinander geknüpft; da trat die Februarrevolution in Frankreich ein, und machte den ersten, hierauf die Märzrevolution in Deutschland und machte den zweiten noch stärkern Riß in das künstliche Gewebe. Wäre die Revolution in Preußen am 18 März mehr als ein Krawall, wenn auch vielleicht ein vorbereiteter, gewesen, so hätte man die Aufregung benützt, um augenblicklich die Nation gegen Rußland in Waffen zu bringen. Bei den preußischen Kriegseinrichtungen würde dieß verhältnißmäßig eine leichte Arbeit gewesen seyn, Rußland wäre ziemlich unvorbereitet überrascht worden, und Preußen hätte sich die unseligen Kämpfe mit den Polen in Posen erspart. So wie Rußland der Furcht eines augenblicklichen Kriegs mit Preußen und Deutschland entledigt war, mußte ein den veränderten Umständen angemessener Weg eingeschlagen werden. Niemand wußte besser als Rußland, daß die Revolution ihre Wirkungen über Polen, Ungarn und die Donaufürstenthümer erstrecken würde, also wurde die Reservearmee in Wolhynien aufgestellt, wo ohnehin wegen der Ereignisse in Polen und Ungarn das Feuer unter der Asche glimmte, die Avantgarde nach der Donau vorgeschoben und die Gelegenheit des Aufstandes der Fürstenthümer benützt, wohl auch herbeigeführt, um sie zu besetzen und von hier, wie von einem Centralpunkt aus, die Länder südlich und nördlich der Donau zu bewachen. Die Unterhandlungen, welche im Laufe der Jahre 1848 und 1849 mit der Pforte gepflogen wurden, werden wohl schwerlich je das Tageslicht sehen, aber es ist nicht zu verkennen daß Forderungen an die Pforte gestellt wurden, die sie entweder zu einem gänzlich willenlosen Werkzeug in der Hand Rußlands machen oder Veranlassung zum Bruch bieten mußten. Am Ende vorigen Jahrs war man sicherlich vom Kriege nicht sehr entfernt, und die Verstärkungen der im Westen und Südwesten Rußlands stehenden Heeresmasse lassen vermuthen, daß man die Truppen im Osten verminderte. Deßhalb hört man seit dieser Zeit wieder von mehr oder minder ungünstigen Gefechten im Kaukasus, und was dieser Bemerkung noch einen weitern Nachdruck gibt, ist der Umstand, daß die persische Regierung gegen die Russen und deren Anhänger mit einer Energie auftritt, die man noch vor zwei Jahren nicht gewohnt war. Im vorigen Jahre wurden eine Anzahl Officiere der persischen Regimenter in Teheran und der Beglerbeg von Tebris, lauter anerkannte Anhänger der russischen Regierung, wegen versuchter, zum Theil auch vollführter Meutereien hingerichtet; dieses Jahr ist die persische Regierung in Kämpfe mit der Geistlichkeit und dem von derselben aufgereizten Pöbel verwickelt, ein deutliches Zeichen, daß Rußland, welches die schiitische Geistlichkeit großentheils für sich gewonnen hat, von innen heraus gegen die persische Regierung intriguirt. Auch die türkische Regierung hat sich energischer als früher gezeigt und einigen Hetäristen das Handwerk gelegt. Wenn es wahr seyn sollte, was kürzlich einige südslawische Blätter meldeten, daß Bulgarien gleich den Donaufürstenthümern zu einer Art Vasallenfürstenthum der Pforte gemacht werden soll, so möchte der moralische Vortheil dabei nicht auf russischer Seite seyn, denn unter den Slawen zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer beginnt sich eine allgemeine Stimmung gegen die Russen zu erheben, woran die Bemühungen der von England, vielleicht auch von Frankreich unterstützten Polen keinen geringen Antheil haben.

Die Plane der Russen in Bezug auf die slawischen Völker zwischen dem adriatischen Meer und dem schwarzen datiren bekanntlich von Peter dem Großen her, Rußland ward als die Hoffnung der slawischen Welt proclamirt, aber diese Hoffnung hat auch gar viele Südslawen nach Rußland geführt, und

[1] S. das Buch von Roß: Kleinasien und Deutschland (Nr. 166).

Digitized by Google

was sie dort gesehen, die schauderhafte Unterdrückung der großen Masse des Volkes, konnte nicht ohne Folgen für die Ansichten dieser Völker bleiben, welche zwar die rohe Tyrannei der Türken kannten, die sich in einzelnen Ausbrüchen kundgab, aber nicht die Alltagstyrannei des russischen Polizeistaats, die ihrer persönlichen Freiheit schroff entgegenstand. Was einzelne in dieser Art erfuhren und verbreiteten, wurde ganzen Gruppen bekannt, als Auswanderer aus Bulgarien nach den russischen Provinzen zogen, aber bald wieder größtentheils gerne unter türkisches Joch zurückkehrten. Die polnischen Verbannten, Wuth und Rache im Herzen, haben in ziemlicher Anzahl und nicht ohne weiter gehende Absichten diese Länder besucht, die Russen geschildert, wie sie selbst solche erkannt, und ihren unüberwindlichen Abscheu vor Rußland und den Russen in aller Weise verbreitet. Gegen diese Feinde gab es kaum ein Mittel, denn die Verbreitung gegentheiliger Schriften gelangte kaum an diejenigen Classen der Bevölkerung, wo sie hätten wirksam seyn können. Diese feindliche Stimmung ist im Wachsen, und das Verfahren der Russen in den Donaufürstenthümern, wie in Ungarn, hat unter den slawischen Völkern, namentlich unter denen in Oesterreich einen Rußland höchst nachtheiligen Eindruck gemacht und seine Bewegungen erschwert. Wären die Plane des Jahres 1847 gelungen und der Westen mit England in Kampf gerathen, so hätte Rußland gemächlich in seinen Planen fortfahren mögen, ohne sich um den anderswo beschäftigten Westen viel zu kümmern, jetzt aber, wo die Bewegungen in Deutschland seine Besorgnisse geweckt haben, steht die Sache anders und alle Schwierigkeiten seiner Lage treten hervor.

Rußland hat in der Zeit der westlichen Kriege, von 1800 bis 1812 seine bedeutendsten und solidesten Eroberungen in Persien und gegen die Türkei gemacht; diese Stellung abermals herbeizuführen, war sein Zweck, nur aber der Napoleon des Friedens nicht in dem Maaße der Mann dazu, wie der Napoleon des Kriegs. Mit der Februarrevolution war diese Aussicht ganz verschwunden und Rußland mußte seine Gränzen zu decken suchen. Daher im J. 1848 das Streben sich wo möglich in Konstantinopel selbst festzusetzen, denn war dieser Punkt erreicht, so ließen sich alle Unruhen von den Dardanellen bis zu den Karpathen hinauf leicht beschwichtigen oder unterdrücken. Hätte Rußland im J. 1848 sich Konstantinopels bemächtigen können, so brauchte es nur eine Armee in Wolhynien zu unterhalten und eine zweite an dem südlichen Ufer der Donau, und konnte dann den Krieg fortbrennen lassen, sicher, daß keine Folge daraus hervorgehe, als die Schwächung Oesterreichs, wie Ungarns, was beides ihm nur zum Vortheil gereichen konnte. Aber ohne festen Punkt im Süden Ungarns — denn die Pässe von Orsowa blieben bis nach der Capitulation von Vilagos in den Händen der Magyaren, — mußte es den Aufstand mit Waffengewalt bekämpfen, damit er nicht sich über das Gebirge nach den Fürstenthümern, nach Wolhynien und Polen ausbreite, und Rußland eine tödliche Wunde versetze. Der Krieg gegen Ungarn war also, wenn gleich angreifend geführt, ein vollständiger Vertheidigungskrieg.

Rußland wird, so lange sein jetziges Regierungssystem dauert, die Polen nie versöhnen, und muß sie deßhalb stets bewachen; es könnte dieß auch mit vergleichsweise geringer Mühe, da es sich vor den gewaltsamsten Mitteln, wie die Aushebung fast sämmtlicher waffenfähiger Mannschaft vom 18ten bis 40sten Jahr, nicht scheut, aber die Polen unter preußischer und österreichischer Hoheit, wenn gleich mit ihren Regierungen keineswegs zufrieden, sind immer doch besser daran und erhalten die alten Erinnerungen des polnischen Lebens und der polnischen Nationalität. Rußland darf deßhalb Oesterreich und Preußen nie aufs äußerste treiben, weil sie Mittel in Händen haben, Rußland bedeutenden Schaden zuzufügen; schon der Cartelvertrag — welcher, gelegentlich bemerkt, dieß Jahr zu sehr schimpflichen Scenen geführt hat — ist eine Gefälligkeit von Preußen, die Rußland sehr zu statten kommt; kurz trotz aller in der That mächtigen Hülfsquellen Rußlands ist Polen immer noch die schwache Stelle desselben, und zwischen Dniepr und Weichsel müssen bedeutende Heeresmassen stehen bleiben, um sich die Unterwerfung zu sichern. Rußland ist also hier durch das Näherrücken der westlichen Revolution wesentlich gefährdet, und muß auf seiner Hut seyn.

Während so die Sachen auf seiner Westgränze sich verschlimmert haben, gehen im Osten Dinge vor, die ihm einen mächtigen Feind erwecken. Rußlands Vorrücken gegen Persien und die Türkei datirt verhältnißmäßig aus neuer Zeit, denn es beginnt erst seit Peter dem Großen. Die Bewegung westwärts gegen die Polen ist älter, aber noch älter und nationaler ist die gegen Südosten. Rußland war zu lange von den Horden der mongolischen und tatarischen Stämme bedrückt, als daß sich nicht eine nationale Bewegung gegen sie gebildet haben sollte, die allmählich von der Regierung geordnet und seit Jahrhunderten fortgesetzt wird. Dieß ist die allmähliche Unterjochung oder Gewinnung der Stämme, von denen einst der Sturm über Rußland hereinbrach. Es ist nicht ohne Interesse und gewiß auch nicht ohne Absicht, daß man in diesem Jahre den Sieg auf dem kulikanischen Felde gegen die Tatarenmacht (s. Nr. 253) feiern ließ. Diese Stämme sind bis nach Orenburg hin unterworfen und man sucht sie jetzt zu civilisiren, d. h. zu ködern, aber weiter hinein werden sie immer unabhängiger von Rußland. Indeß leidet es keinen Zweifel, daß Rußland seit einer Reihe von Jahren zahlreiche Emissaire unter diesen Stämmen unterhält, um sie in sein Interesse zu ziehen, und ihnen gelegentlich die Richtung nach Indien hin zugeben,[1] wie einst Timur und Baber mit diesen Stämmen Centralasiens einen großen Theil Persiens und ganz Nordindien erobert haben. Wir wissen wohl, daß es Mode geworden ist, und man hat nicht ohne Absicht es zur Mode gemacht, über die russischen Eroberungsplane gegen Indien zu lachen, allein es ist nichtsdestoweniger wahr, daß unter den kriegerischen Nomadenstämmen Centralasiens eine gewisse Bewegung herrscht, und daß es bald so weit kommen kann, daß die Frage entschieden werden muß, ob England diese Bewegung gegen Rußland und China, oder ob Rußland sie mit China gegen England leitet. In Asien, unter wilden Stämmen, kann man nicht eine Unterhandlung jetzt anknüpfen, jetzt abbrechen, wie die Laune und augenblickliche Umstände es gebieten, hier hat man es mit rohen Menschen zu thun, welche zu Zwecken gebraucht werden sollen,

[1] Von dem was hier vorgeht, nur eine kleine Probe. Es mag jetzt 15 oder 16 Jahre her seyn, daß die russische Regierung eine große Anzahl Officiere, als Kaufleute und gewöhnliche Reisende verkleidet und mit Geld und reichen Waaren zur Genüge versehen, unter die nomadischen Stämme von Ost- und Westturkestan sandte, um diese für Rußland zu gewinnen. Dieß erfuhren die englischen Agenten in Persien und ergriffen sogleich Gegenmaaßregeln. Diese bestanden darin, daß sie den Weg der Karawane, der sich die russischen Officiere angeschlossen hatten, auskundschafteten, und als sie erfahren hatten, an welchem Tage dieselbe ein schwieriges Defilé auf dem Wege nach Khokand passiren würde, einigen Turkomanenhäuptlingen solches mittheilten. Diese rüsteten sich sogleich zum Raubzug, überfielen die Karawane, raubten die Waaren und das Gold, bemächtigten sich der angeblichen Kaufleute und verkauften sie als Sklaven auf den Märkten Centralasiens, wo die Ueberlebenden noch jetzt sich befinden. Zum Theil um diese Unglücklichen aus der Gefangenschaft zu befreien, wurde der unglückliche Zug unter General Perowski gegen Chiwa unternommen.

Digitized by Google

von denen sie nichts wissen, und zu denen sie nur durch den augenblicklichen Gewinn angespornt werden können. In dieser Bewegung bildet natürlich die Sendung des bekannten Capitän Wickowitsch, der nach englischen Angaben zur Strafe für seine Unklugheit auf Befehl der russischen Regierung im Gefängniß erdrosselt worden seyn soll [1], nur eine Episode, kann aber in der allgemeinen Bewegung, wenn sie auch für den Augenblick desavouirt werden mußte, nichts ändern.

Die Engländer wissen sehr wohl, daß es nach dem Rückzug der englischen Armee aus Cabul in Indien von russischen Emissarien wimmelte; sie behaupten, daß solche bei den Emirs von Sind thätig gewesen, und nachher sich zu den Sikhs gewendet und namentlich die schweren Kämpfe mit diesen veranlaßt hätten; sie scheinen überzeugt, daß neue Anstrengungen in Centralasien unter den Nomadenstämmen gemacht werden, und schon ertönen Stimmen in England, daß man sich wider Afghanistans bemächtigen müsse, um von da aus auf die Stämme Centralasiens einzuwirken. Wenn man sich erinnert, daß nach der schauderhaften Metzelei im Winter 1841/42 zu Cabul der Rachezug im Sommer 1842 nur unternommen wurde, um die militärische Ehre zu retten, und daß die Engländer den kostspieligen Feldzug nach Afghanistan so satt hatten, daß man auf alle Weise Lord Auckland und seine Rathgeber, namentlich den unglücklichen Alex. Burnes und Sir W. Macnaghten noch im Grabe, wegen ihrer Russophobie verhöhnte, so ist es deutlich, daß in Centralasien seltsame Dinge vorgehen müssen, wenn man schon jetzt so bestimmt von einem nochmaligen Zug nach Afghanistan spricht, sogar von Bemühungen, dort, sobald die Truppen sich festgesetzt hätten, europäische Colonien zu gründen. England stellt sich seit einigen Jahren Rußland wieder allenthalben entgegen, und die Ereignisse des Jahres 1848 haben, weit entfernt diesen Antagonismus zu schwächen, ihm einen neuen Sporn gegeben. Die Art, wie England die russischen Maaßregeln in der Türkei und in Griechenland durchkreuzte, sind nur ein Theil dessen, was England gegen Rußland im Schilde führt, falls wir irgend auf die Aeußerungen einzelner, aber sehr wohl unterrichteter Journale einen Nachdruck legen dürfen. Muß aber Rußland in einer nicht sehr fernen Zeit sich gegen Asien rüsten, sollte es England gelingen, die dortigen Nomadenstämme, denen Rußland bisher mit großer Schlauheit die bessern Feuerwaffen vorenthielt, tüchtig zu bewaffnen, dann entsteht für Rußland eine Gefahr in seinem Rücken, die in Verbindung mit den kaukasischen Kämpfen seiner Herrschaft im Süden und Südosten wenigstens auf eine Zeitlang ein Ende machen könnte, und der Rückstoß auf die europäischen, wie auf die innern Verhältnisse, würde sicher nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlenfischerei im persischen Meerbusen.

Im persischen Meerbusen ist seit den ältesten Zeiten in verschiedenen Gegenden Perlenfischerei betrieben worden; die schönsten der dortigen Perlen sind die von Borgo und Karrack, aber schwierig zu fischen, weil das Meer in diesen Gegenden sehr tief ist; die Perlenmuschelbänke bei Bahrein sind am einträglichsten und die Perlen fast so gut wie die von Karrack und Borgo; die dortige Weise die Perlenmuscheln zu erhalten ist nicht uninteressant und abweichend von dem in Ceylon und bei andern Perlenfischereien üblichen Verfahren.

Die Perlenfischerei von Bahrein ist größtentheils zu einem Monopol etlicher Kaufleute geworden, welche fast den ganzen Profit davon ziehen, während die Taucher für ihr mühseliges Geschäft durchgängig schlecht bezahlt werden. Der Eigenthümer des zu der Perlenfischerei nöthigen Boots bekommt den eilften Theil von dem Fang und hundert Procent für die von ihm gemachten Auslagen für den Unterhalt der Mannschaft desselben, welche aus fünf Tauchern und fünf Gehülfen besteht; in Bahrein gibt es etwa 1500 solcher Boote und ebenso viele an den andern Orten am persischen Meerbusen, wo Perlenfischerei stattfindet. Diese wird zweimal in jedem Jahre betrieben, zuerst eine kurze Zeit im Junius wenn das Wasser noch kalt, und nur an der Küste wo es nicht tief ist; dann bei großer Hitze vom Julius bis zur Mitte Septembers, wenn das Wasser ebenso warm ist wie die Atmosphäre, weil der Taucher in dieser Zeit bei seinem Geschäfte länger ausdauern kann, während die Kälte ihm große Qualen verursacht. Der Taucher hat ein Netz, um darin die Muscheln zu stecken, um seine Hüften gebunden, er verstopft seine Ohren mit Wachs, klemmt mit einem gespaltenen Stück Horn die Nase zusammen und wird so an einem Tau ins Wasser gelassen, an dessen Ende ein schwerer Stein befestigt ist, damit er leichter auf den Grund kommt, auf diesem Steine stehend und am Tau sich haltend, bricht er die Muscheln los, aber er kann keine zwei Minuten lang unter Wasser seyn, häufig sogar nicht länger als 35—40 Secunden, dann schüttelt er das Tau zum Zeichen, daß die Leute im Boote ihn heraufziehen sollen. Der Taucher muß bei seiner Arbeit einen leeren Magen haben und kann bei warmer Temperatur des Wassers 12—15mal täglich untertauchen, ohne daß seine Gesundheit dadurch leiden soll; dabei ist jedoch immer einige Vorsicht nöthig, und wenn der Taucher gänzlich erschöpft von seiner Arbeit ist, so darf er nicht eher etwas genießen, als bis er durch Schlaf sich wieder gestärkt hat. Und von seinem ganzen mühevollen Geschäft hat er selbst in der günstigen Zeit der Perlenfischerei selten einen größern Gewinn als 30—50 spanische Thaler. In den letztern Jahren hat die dortige Perlenfischerei abgenommen, indeß bringt sie noch immer einen beträchtlichen Gewinn, und zwei Drittheile der im persischen Meerbusen gefundenen Perlen kommen auf die Kaufleute zu Bahrein. Wenn die Perlen aus den Muscheln genommen und getrocknet sind, so werden sie durch Siebe geschüttet und dann nach ihrer Größe sortirt. (The Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris etc. by Lieut. Col. Chesney.

Einfuhr und Verbrauch von Tabak in Großbritannien. In dieses Reich wurden an Tabak eingeführt:

1847.	1848.	1849.
26.753,933 Pfd.	27,305,734 Pfd.	27,430,666 Pfd.

und die Eingangsabgaben davon betrugen:

1847.	1848.	1849.
4,278,922 Pfd. St.	4.305,273 Pfd. St.	4,425,040 Pfd. St.

Unter obigen Quantitäten waren an ausländischem fabricirtem Tabak und Cigarren enthalten:

1847.	1848.	1849.
1,403,237 Pfd.	1,509,079 Pfd.	1,912,334 Pfd.

und davon wurden in jedem dieser Jahre 300,000—400,000 Pfd. wieder ausgeführt.

Von dem im Jahre 1849 eingeführten Tabak wurden verbraucht:

in England . . .	20,429,878 Pfd.
„ Irland	4.730,421 „
„ Schottland . .	2,320,367 „

und es werden an Rauch- und Schnupftabak, der in Großbritannien fabricirt worden, im Durchschnitt 80,000 Pfd. jährlich von dort ausgeführt.

[1] Wir brauchen unsere Leser wohl kaum zu erinnern, daß dieser Cap. Wickowitsch es war, welcher zugleich mit Burnes in Cabul auftrat, und von dem continentale Zeitungen berichteten, er habe sich beim Herausgehen aus dem Cabinet Nesselrode's erschossen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 293. 7 December 1850.

Die Höhle von Kom in Sibirien.

(Nach Schtschukin. Nordische Biene 10 November.)

Das Gouvernement Jeniseisk erstreckt sich längs den Ufern des Jenisei von der chinesischen Gränze bis ans Eismeer. Auf dieser Strecke erheben sich Berge, die großentheils zusammenhängen, so daß der Jenisei zwischen ihnen, wie zwischen Rahmen, eingeschlossen ist. An einigen Stellen entfernen sich indeß die Berge von den Ufern und bilden weite Ebenen, wo die Nomaden mit ihren Heerden sich aufhalten; hier zogen die östlichen Kirgisen und andere Stämme umher, von denen die chinesischen und persischen Geschichtschreiber mit Bestimmtheit sprechen. Die Berge am Jenisei bestehen aus Schieferschichten, in denen sich vorzugsweise durch das von dem schmelzenden Schnee eindringende Wasser Höhlen bilden. Ob im nördlichen Theile des Gouvernements sich auch solche Höhlen finden, ist unbekannt, im Süden aber sind sie sehr zahlreich. Pallas, der einen ganzen Winter in Abakansk zubrachte, sagte von diesen Höhlen gar nichts, und Stepanow, der eine so gründliche Beschreibung des Landes geliefert, erwähnt nur einiger, wahrscheinlich nach den Erzählungen von Bauern; andere Reisende sind gar nicht zu nennen, denn sie bleiben gewöhnlich nur auf den Hauptstraßen, die Höhle von Kom aber liegt weit von diesen entfernt in der Nähe des Dorfes Utschkom. An dem Ufer des Jenisei erhebt sich ein einzelner kegelförmiger Berg, die dem Jenisei zugekehrte Seite ist glatt abgeschnitten, wie eine Mauer, und hier sieht man hoch über dem Wasser eine Oeffnung, zu der man gelangt, wenn man den Berg auf der andern Seite ersteigt; so kann man diesen Eingang erreichen, der wie von Menschenhänden gefertigt ist. Furchtlos tritt man deßhalb in die Höhle und in einen Corridor, und merkt, daß es abwärts geht, an einigen Stellen selbst über Stufen. So geht es etwa fünfzig Klafter weit, und dann tritt man plötzlich in einen länglichen Saal, der 30 Klafter lang und 10 Klafter breit ist. Der Boden, die Wände, die Decke, sind ziemlich glatt und rein, das Licht kommt durch den Corridor, den man hereingegangen, und durch die dem Jenisei zugewendete Oeffnung. Im Saale liegen an den Wänden große Steine, wie Diwane. Bis hierher sieht man nichts außerordentliches, alles scheint von Menschenhänden gemacht, man tritt wie in einen alterthümlichen, lange verödeten und verfallenen Bau. Aber an der Seite erscheint eine Oeffnung, dunkel und schauerlich, die Neugierde steigt, der Wunsch wird rege den Weg fortzusetzen, und die Führer machen nun Feuer, zünden Kerzen an, nehmen Stricke aus der Leibbinde, und führen den Neugierigen in den dunkeln Gang.

Mit den ersten Schritten verändert sich alles; die Regelmäßigkeit, die auf dem Wege nach dem Saale in Erstaunen setzte, ist nicht mehr vorhanden, der Gang wird bald weit, bald eng, an manchen Stellen ist er so niedrig, daß man kriechen muß, an andern Stellen muß man in die Tiefe hinabspringen, oder am Stricke klaftertief sich hinablassen. So geht es etwa 70 oder 80 Klafter fort, immer abwärts. Plötzlich tritt man in einen ungeheuren Saal von unregelmäßiger Gestalt; Wände und Decken bestehen aus Steinen, die unregelmäßig übereinander gelegt sind, auch auf dem Boden liegen Steine über und neben einander, und dazwischen Knochen von verschiedener Größe. Einige dieser letztern sind so groß, daß man sie unwillkürlich einem längst vom Angesicht der Erde verschwundenen Mammuth oder Nashorn zuschreibt. Das Wasser hat sie hergeführt, und sie bleiben lange Zeit unbeschädigt, weil es im Saale so kalt ist, daß man augenblicklich ein Zittern im Körper fühlt, und bald aufhört die merkwürdigen Knochen zu betrachten. Man muß vorwärts gehen oder umkehren. Aus dem Saale führt ein schmaler, steiler Gang, auf dem man etwa 100 Klafter weit kriechen muß, und plötzlich hat man eine senkrechte tiefe Oeffnung vor sich. Man kann nur an einem Strick hinabgelassen werden; die Bauern sind bereit, aber der Reisende bedenkt sich: hundert Klafter tief hinabgelassen werden, heißt das Leben riskiren, denn auf dem Grunde des Brunnens kann ein mörderisches Gas seyn, das den Reisenden und seine Führer erstickt; von den nicht sehr glatten Wänden kann ein Stein sich losreißen, und fällt gerade auf den Kopf. Die Bauern behaupten, ein Wagehals habe aus ihrem Dorfe einige andere Wagehälse ausgewählt und sich am Strick auf den Grund des Brunnens hinabgelassen; dort habe er abermals einen Gang gefunden, der unter dem Strom hindurch nach dem andern Ufer führte. Der Bauer war überzeugt, daß er unter dem Bett des Stromes stand, dessen Rauschen er hörte. Den Weg weiter fortsetzen wollte er nicht, wahrscheinlich weil er nichts von den Schätzen sah, mit denen der Meinung der Bauern nach eine Kammer der Höhle angefüllt seyn sollte. Die Bewohner des Dorfes Ustkom sind überzeugt, daß die Höhle unter dem Jenisei fortgeht bis zu den Bergen auf der andern Seite des Stromes. So hat also die Natur selbst einen Tunnel von einem Ufer zum andern hinüber angelegt, und vielleicht nicht umsonst. Eine Brücke über den Strom besteht nicht, Wagen werden vermittelst Fähren auf die andere Seite hinübergeschafft; wenn noch einige Jahrhunderte vergangen sind und die Bevölkerung sich verzehnfacht hat, wird der Tunnel ohne Hinderniß als Weg von einem Ufer zum andern dienen.

Digitized by Google

Die Bauern erzählen viel Wunderbares von ihrer Höhle. In der Umgegend sollen die Kaibalen gehaust haben, ein an Gold und Silber reiches Volk. Ueberzeugt, daß sie keine Mittel hätten sich den Russen zu widersetzen, hätten sie ihre Schätze zusammengebracht, solche in der Höhle versteckt, und sich dann auf die Pferde geworfen und mit ihren Heerden sich nach Süden innerhalb der Gränzen China's gezogen. Manche Bauern glauben die Fabel, und von Zeit zu Zeit gibt es Waghälse unter ihnen, die ihr Leben daran setzen, aber die armen Tröpfe kehren zurück wie sie gekommen, und um die Schuld auf andere zu wälzen, erzählen sie von schrecklichen Dingen, die sie in den Höhlen getroffen. Wer glaubt nicht ans Wunderbare! Eine andere eben so glaubwürdige Sage ist folgende. Die Kaibalen, welche jetzt am Flusse Abakan wohnen, etwa 200 Werste von da, kommen im Herbst in der Höhle zusammen, und wählen dazu eine dunkle Nacht aus. Was sie dort thun, weiß niemand. Am Morgen kommen sie alle ganz zerschlagen aus der Höhle. Die Bauern glauben die Fabel unbedingt, und es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß die Kaibalen den Weg nach der Höhle nicht an einem Tage machen könnten, und also doch irgendwo übernachten müßten, wodurch das alljährliche Reisen nach der Höhle jedermann bekannt würde.

Der Rückweg aus der Höhle ist sehr mühsam: beim Hereingehen steigt man abwärts, also muß man jetzt aufwärts steigen und über Steine klettern, wobei man sich nur an einem Strick hält. Die Bauern behaupten, in der Höhle gebe es in keiner Zeit des Jahres Eis.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Ist diese Lage der Dinge in Asien für Rußland eine Sorge und eine Verlegenheit, so ist doch die Gefahr ziemlich entfernt, und kann nur dann nahe treten, wenn England sich ernstlich bedroht sehen und für seine Verlegenheiten in Asien Revanche in Europa nehmen sollte. Die Verhältnisse gestalten sich in Asien nach dem großartigsten Maaßstabe, und wir müssen etwas weiter ausholen, um sie in ihrer jetzigen Gestaltung klar zu machen. Asien zerfällt in sechs verschiedene Theile, die nur an einzelnen Punkten in einander übergehen. Diese Theile sind Sibirien, China, das Land zwischen Altai und dem Himalaya, letztern in seiner weitesten Erstreckung von Westen nach Osten genommen, das Tiefland zwischen dem Belurtag und dem südlichen Ural, Vorderasien mit Einschluß Persiens bis zum Paropamisus, und sechstens die beiden Halbinseln Vorder- und Hinterindien. Es ist eine bekannte Sache, daß die Geschichte China's sich um die Frage dreht, ob das fruchtbare, von der chinesischen Mauer geschützte Niederland die nomadischen Stämme von der Mandschurei bis zum Belurtag beherrscht, oder sich, so gut es geht, gegen diese Stämme vertheidigt und abschließt; letzteres ist, namentlich seit die Chinesen durch ihr Colonisiren in der Richtung gegen Tibet hin über ihren eigentlichen Kreis vorgerückt sind, nicht mehr recht möglich, und mehr als einmal, namentlich unter Kien-long in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, war es Gegenstand langer Ministerberathungen, ob man sich, als das Sungarenreich im Nordwesten eine gefährliche Ausdehnung erlangte, so weit wagen solle. Die Meinung fiel für den Krieg aus, weil man keinen Augenblick sicher war, ob nicht jenes Nomadenreich rasch seine Eroberungen fortsetze und dann plötzlich an den Westgränzen des eigentlichen China erschiene, um möglicher Weise hier plündernd einzufallen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind die mongolischen Stämme im Norden des Thian-schan und die türkischen Stämme im Süden desselben unterworfen, aber seit einer Reihe von Jahren zeigt sich ein Geist der Widersetzlichkeit, der im J. 1826 nur durch Waffengewalt und durch Treulosigkeit gegen den Anführer, den man zu begnadigen versprochen hatte und dann hinrichten ließ, niedergehalten werden konnte. China hat wiederholt nicht bloß die Länder im Norden und Süden des Thian-schan beherrscht, sondern ist auch weiter gedrungen und hat sich das Tiefland zwischen Belurtag und Ural unterworfen, zum letztenmal in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiser. Die älteste Geschichte Persiens kennt noch sagenhaft die Kämpfe der drei großen Reiche Iran, Turan und Tschin; unter Turan waren im allgemeinen die nomadischen Stämme verstanden. Zu den blühendsten Zeiten des alten Iran ging dessen Herrschaft bis über den Oxus hinüber nach Ferghana hinein, und in allen diesen Ländern sitzen noch persische Einwohner, bekannt unter dem Namen Tadschik oder auch Sarten. Aber seit Dschengischan hat Turan völlig das Uebergewicht in Iran, nicht nur weil die alten Eroberungen nördlich vom Paropamisus verloren gingen, sondern auch durch das Vordringen der Mongolen und Tataren ins südliche Rußland und von da nach Vorderasien, wo sie im ganzen Norden Persiens die herrschenden Stämme sind, denen die königliche Familie selbst angehört. Die iranische Macht ist zurückgedrückt ins südliche Persien, wo sich mehr und mehr der Antagonismus zwischen den ächt persischen Stämmen und den turkomanischen Herrschern ausbildet. An die Stelle Irans ist jetzt Indien, das alte arische Land,[1] getreten, und wir haben nun drei Hauptmächte in Asien China, Rußland und Britisch-Indien. Der Siegespreis dürfte dem zufallen, der die nomadischen Stämme, das alte Turan, für sich zu gewinnen weiß.

So fabelhaft manchem diese Ansichten erscheinen mögen, so sind sie sehr reell, und wir können sie mit englischen Autoritäten stützen, nicht mit gelehrten, sondern mit militärischen, denn das United Service Magazine (Nov.) führt dieselben Ansichten, nur ohne die historischen Rückweisungen, durch, und erklärt, die Zeit sey gekommen wo England von der Höhe des Himalaya und Hindukusch herab die nomadischen Stämme unter seine Fahnen sammeln und gegen Rußland wie gegen China führen müsse. Wir heben, um zu zeigen, daß es sich hier nicht um Gebilde der Einbildungskraft handelt, eine der bezeichnendsten Stellen aus: „der gesellschaftliche Zustand Asiens ist im Zerfall, er zerbröckelt mehr und mehr, und eine neue Form gesellschaftlichen und politischen Lebens muß derjenigen folgen, die jetzt hinstirbt. Dieß wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die russische seyn, welche in aller ihrer verächtlichen Corruption selbst asiatisch ist. Um in halb erstorbene Racen neues Leben zu gießen, ist eine ganz andere Civilisation nöthig, ein Etwas, das die Energie anregt, indem es die Leidenschaften des Volks neu erweckt. Dieser Anstoß kann aus dem Volke selbst hervorgehen, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber läßt sich derselbe von außen her erwarten. Zur Zeit unserer Eroberung Afghanistans durchdrang eine mächtige Aufregung alle die Steppenvölker, sie fühlten selbst, daß sie am Vorabend einer großen Revolution seyen. Von der Citadelle Centralasiens, dem Paropamisus der Alten, herab erwarteten sie das Zeichen der Wiedergeburt, und rüsteten sich, unter eine neue Fahne sich zu schaaren,

[1] S. Lassens indische Alterthumskunde Nr. 181. 182.

Digitized by Google

welche sie unüberwindlich hätten machen helfen. Eine Politik, die wir jetzt nicht näher charakterisiren wollen, hinderte, daß der Streich damals geführt wurde, wo Ein kühner Schritt die Emancipation des asiatischen Continents entschieden hätte. Die Unterwürfigkeit, welche die 26 Stämme der Mongolei ihren Brüdern, den Mandschu, beweisen, darf man nicht als eine knechtische Unterwürfigkeit unter China ansehen. Die Mongolen sehen mit Verachtung auf die Chinesen herab, obgleich sie willig sich mit ihnen demselben Scepter unterwerfen. Aber diese Unterwerfung ist sehr unvollständig, und leicht wäre ihr ein Ende gemacht, wenn ein ehrgeiziger Anführer unter den nomadischen Stämmen aufstände und sie antriebe, ihre Obergewalt zu behaupten. Die Politik, welche wir gegen sie verfolgt zu sehen wünschen, ist nicht die der Unterjochung; dieß wäre in dem gegenwärtigen Zustande der asiatischen Welt ein nutzloses Unternehmen. Aber um sie im Zaum zu halten oder ihren Kräften eine heilsame Richtung zu geben, sollten wir abermals in den Besitz jener Bergkette kommen, die, wenn einmal von einem einsichtsvollen Geschlechte besetzt, ganz Asien im Norden und Süden beherrscht. Wir haben nicht die Absicht, Handelsfragen mit den Ideen von Eroberung zu vermengen, oder mit den Waffen unsern Baumwollen- und Messerschmiedwaaren einen Weg zu bahnen, aber wir glauben die Zeit gekommen, wo es sich entscheiden muß, ob Rußland oder England die Kräfte jener mächtigen Völker leitet, welche die hohen Ebenen zwischen Persien und der chinesischen Mauer bewohnen. Durch den Besitz Afghanistans würden wir die Herren des Schicksals dieser Stämme. Die Ereignisse haben uns abermals bis zur Mündung der Kheiberpässe geführt, und es scheint einleuchtend, daß wir dort nicht stehen bleiben können."

Das ist sehr deutlich, und Burnes mit seiner Russophobie scheint wieder zu Ehren zu kommen; als er im Jahre 1832 von seiner berühmten Reise nach Buchara über Persien nach England zurückkehrte, soll er in einer Unterredung mit dem Herzog von Wellington diesem die Plane und Fortschritte Rußlands enthüllt haben, aber als Visionär betrachtet worden seyn, bis der Zug des Perserkönigs gegen Herat den englischen Ministern die Binde gewaltsam von den Augen riß und den Zug nach Afghanistan hervorrief. Daß von englischem Standpunkt aus Gegenmaßregeln gegen Rußlands Plane nothwendig waren, möchte wohl keinem Zweifel unterliegen, ob aber der gewaltige Heereszug nach Afghanistan just das rechte Mittel war, das ist eine höchst strittige Frage. Zum Unglück für England ist gerade die Unternehmung des Jahres 1838 mit ihren Folgen Ursache, daß gegen die Afghanen kaum ein anderer Weg als die Gewalt einzuschlagen ist, denn nicht nur haben die Ereignisse zu Cabul nothwendig den Trotz der Afghanen erhöht, sondern diese waren von jenem Zeitpunkt an stets die entschiedensten Feinde der Engländer: sie hatten ihren Antheil an den Schlachten in Sind, an dem Kriege von Gwalior, wie an den Sikhkriegen bis auf die letzte Zeit herab, wie denn überhaupt der ganze Gang der englischen Eroberung in Indien, so wie die Einrichtung der englischen Herrschaft, die Afghanen den Engländern feindlich gegenüberstellen mußten. An eine friedliche und freundliche Besetzung Afghanistans ist also wohl nicht mehr zu denken.

Es ist sicherlich nicht zufällig, daß in diesem Jahre eine nepalesische Gesandtschaft nach England kam. Ein ehemaliger „Assistent Resident" — was man in Europa etwa einen ersten Gesandtschaftssecretär nennen würde — des eigentlichen Residenten; wahrscheinlich des Hrn. Hodgson, in Nepal hat sich einigermaßen in dem United Service Journal (Julius) über diese Gesandtschaft vernehmen lassen, sagt aber gleich im Eingang, „es sey ganz natürlich, daß in England alles frage, wer denn diese Nepalesen und warum sie nach England gekommen seyen, man dürfe sich aber nicht damit schmeicheln, daß er alles sagen werde was er wisse oder vermuthe, nur so viel könne er sagen, daß nie eine nepalesische oder irgend eine andere Gesandschaft ohne einen Hintergedanken, und nie so viel Pracht und Reichthum zur Schau getragen worden sey ohne einen Zweck." Ueber die Personen der Gesandtschaft gibt uns der ehemalige englische Gesandtschaftssecretär die genügendste Auskunft, über die Zwecke der Gesandtschaft aber nicht den mindesten; indeß führt er an, daß ein Mitglied der Gesandtschaft, der Capitänsrang hatte und den pomphaft langen Namen Rammihir Sing Adhikari Kadschi Kerbir Khatri führt, ein erprobter politischer Geschäftsträger sey, der den Ueberlandweg nach Peking öfter als irgend ein anderer lebender Unterthan Nepals gemacht habe. Dieß gibt einen Fingerzeig. Die Verhältnisse zwischen China und England verwickeln sich, und das neuerliche fulminante Edict gegen die Opiumraucher ist eine Art indirecter Kriegserklärung gegen die Engländer, wie jeder erkennen wird, der sich des Gangs der Ereignisse vor Ausbruch des ersten chinesischen Kriegs erinnert. Bricht dieser Krieg wieder aus, so bleibt es schwerlich ein Seekrieg, wie das letztemal, sondern es werden andere Kräfte hineingezogen, und dann kommt Nepal, das bei Gelegenheit seines Kriegs mit England im J. 1816 China um Hülfe anrief, und auch ein chinesisches Heer zugesendet erhielt [1], sehr ins Gedränge, und wird Partei ergreifen müssen. Mag dieß nun für England oder für China seyn, jedenfalls kommen fremde Truppen ins Land, und die Nepalesen werden von dem einen oder andern Theile abhängig. Unsere Leser werden sich wohl aus den Zeitungen erinnern, daß das Haupt der Gesandtschaft Dschung Bahadur Kurman Ranadschi, Premierminister und Oberbefehlshaber aller Truppen Nepals, somit der eigentliche Regent des Landes sey, der seinen Herrn in einer Art von Knechtschaft halte. Es mußten also bedeutende Gründe vorwalten, daß er sich selbst an die Spitze der Gesandtschaft stellte, und daß überhaupt eine so höchst kostspielige Gesandtschaft unternommen wurde. Die Frage über den künftigen Bestand Nepals zwischen zwei Mächten, wie China und England, wäre allenfalls bedeutend genug, um die Sendung zu erklären. Diese Gesandtschaft kann in China, wo man Nepal als einen Tributärstaat ansieht [2], kein Geheimniß bleiben, und dort wird sie als Beweis eines bereits mit England abgeschlossenen Bündnisses betrachtet werden. Da dieß Dschung Bahadur weiß, so hat auch die Gesandtschaft im wesentlichen wohl keine andere Bedeutung, und der Schritt mag namentlich dadurch herbeigeführt worden seyn, daß Nepal die Engländer seit dem unglücklichen afghanischen Kriege alle seine Feinde, auch den furchtbarsten von allen, die Sikhs, mit solcher Kraft niederschmettern sah.

---

[1] Es blieb an der Gränze stehen, war aber wohl ein Hauptgrund, daß die Engländer nach jenem sehr blutigen Kriege, der gar nicht ohne Unfälle ablief, die Nepalesen so leidlich durchkommen ließen.

[2] Als im Jahr 1816 der Fürst von Nepal sich an China um Hülfe wandte, begann er sein Schreiben im chinesisch-asiatischen Curialstyl mit den Worten: „ich leiste schuldigen Gehorsam u. s. w", denn nach chinesischen Ansichten sind alle kleinern Staaten Asiens Vasallen China's, und wenn sie irgend im Fall sind, die chinesische Regierung um eine Gefälligkeit anzusprechen, so müssen sie diese Vasallenschaft ausdrücklich anerkennen.

Digitized by Google

Wir haben im Laufe des Jahres (s. Tibet und die französischen Missionen Nr. 156 ff.) auf das Verhältniß zwischen China und den Bewohnern der westlichen Steppen und Hochlande hingewiesen, und gesehen, daß die chinesischen Gewalthaber in Tibet nicht einmal die Missionäre aus Tibet den Landweg nach Indien einschlagen ließen, der sie über Nepal geführt hätte, oder wenigstens hätte führen können, denn ein anderer Weg geht weiter östlich durch Butan nach Assam; man wollte nicht, daß sie mit dem Landweg bekannt würden. Alle Reiseberichte, auch die bekannte Geschichte Hookers mit dem Radscha von Sikkim (s. Nr. 94) weisen auf die ängstliche Eifersucht hin, mit der die Chinesen die Landverbindung zwischen den Engländern und ihren Besitzungen sperren. In Tibet, namentlich im westlichen, scheint ein wahrer Verschwörungssitz gegen die chinesische Herrschaft zu seyn, und jedenfalls geht aus den Angaben Hucs zur Genüge hervor, daß wenn die Engländer in den dortigen Gegenden gegen die Chinesen auftreten, ein Umschwung der Dinge erfolgt, der alle die Völker zwischen dem Belurtag und der chinesischen Mauer zum Aufstand gegen das chinesische Joch fortreißt; dann wird auch in China sich das jetzige Herrschaftsystem nicht halten. Wir haben im Laufe dieses Jahres (s. die englische Expedition nach dem Peiho Nr. 252) bemerkt, die Engländer seyen etwas gar vorschnell mit ihren Ansichten in Bezug auf den innern Verfall China's und den Sturz der jetzigen Regierung. The wish is the father of the thought, sagen die Engländer in einem orientalischen Style, und die Hartnäckigkeit, mit der Regierung und Volk China's sich ihrem Eindringen widersetzen, mag diesen Wunsch erklären und bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen. Die Engländer haben aber mit ihren Prophezeihungen in Bezug auf den Sturz der jetzigen chinesischen Regierung sicherlich Unrecht, so weit sie annehmen, daß solcher Sturz aus dem Innern des eigentlichen China's, etwa durch die Anhänger der alten einheimischen Dynastie oder durch die Dreifaltigkeitsgesellschaften hervorgehen soll. Diese innern Elemente der Zerstörung, die schon lange existiren, haben wiederholt Unruhen, aber nie sehr lange andauernde hervorgerufen; von Bedeutung können sie nur werden, wenn äußere Umstände dazu kommen, namentlich wenn die Herrschaft der Chinesen über das innere Asien gebrochen werden sollte, denn nicht nur würde in einem solchen Kampf die Kraft der chinesisch-tatarischen Truppen gebrochen, sondern damit würde, auch wie es scheint, ein sehr großer Theil der Handelsthätigkeit China's fallen; man erinnere sich nur, daß im J. 1826 Canton, dessen Handel durch den Aufstand in Ostturkestan litt, dem Kaiser sehr bedeutende Summen zum Geschenk machte, um den Krieg desto schneller beendigen zu können. Das Erscheinen einer englischen Heeresmacht, welche durch Nepal hindurchmarschiren könnte, auf dem Plateau von Osttibet macht der Herrschaft der Chinesen in diesem Lande augenblicklich ein Ende, und dann ist Westtibet noch weniger zu halten, und Ostturkestan, dessen Aufstand im J. 1826 mit großer Grausamkeit niedergeschlagen wurde, würde sich wahrscheinlich alsbald anschließen. Wissen wir über Ostturkestan wenig, so wissen wir darüber, was in dem Lande nördlich des Thian-schan vorgeht, gar nichts, doch ist bekannt, daß die Chinesen im J. 1826 den Grund- und Hauptsitz des Aufstandes dort suchten; es muß also dort auch ein sehr unsicherer Zustand obwalten. So chimärisch und phantastisch also für den ersten Anblick die Idee einer Aufregung aller centralasiatischen Stämme erscheinen mag, so verschwindet bei näherer Untersuchung doch das Phantastische. Man wird freilich sagen, diese Verhältnisse bestünden schon lange, und es sey nicht zu erklären, weßhalb sie bisher nicht zum Ausbruch gekommen. Die Worte des oben erwähnten englischen Artikels, „daß der Anstoß aller Wahrscheinlichkeit nach von außen kommen werde," erklären dieß. So lange die Sachen im gewöhnlichen Geleise bleiben, und sie darin zu erhalten, verstehen die staatsklugen Chinesen, die man am besten mit den byzantinischen Griechen vergleichen kann, vortrefflich, — wird nicht leicht ein Ausbruch erfolgen, oder wenn er erfolgt, von keiner besonderen Dauer und Ausdehnung seyn, weil die Räume zu ungeheuer sind, und die Chinesen alles wie mit einem Netze umzogen haben; auch erfahren wir durch Huc, daß es der chinesischen Regierung in der That gelungen sey, die Mongolen und andere Völker glauben zu machen, daß sie in dem Kriege zwischen China und England Siegerin geblieben sey. Das Kunstwerk möchte allenfalls nicht sehr schwer seyn, denn rohe Völker verlangen als Beweis der Besiegung eines Staats greifbarere Beweise, als sie der Vertrag von Nanking geliefert hat. Sobald aber englische Truppen auf chinesischem Gebiet, etwa in Tibet, erschienen, wenn Afghanistan wieder besetzt, und Schaaren turkomanischer Reiter mit englischer Unterstützung abgesendet würden, um Kaschgar, Jarkend und andere Städte von den nicht sehr zahlreichen chinesischen Besitzungen zu befreien, so möchte sich die Sache wohl anders gestalten.

Das Edict des chinesischen Kaisers gegen die Opiumraucher und die nepalesische Gesandtschaft in England sind zwei Symptome, daß der Kampf nicht mehr sehr ferne ist; die Ungeduld der Engländer in China, welche seit Jahren den Krieg herauszufordern scheinen, und der lang sich fortspinnende Hader der Engländer mit den Afridis im Kheiberpasse, sind zwei andere nicht zu übersehende Symptome; gehen die Engländer durch den Kheiberpaß, welcher das Haupthinderniß einer Besetzung Afghanistans bleibt, so ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie auch weiter gehen, denn man sieht durchaus nicht ab, weßhalb mit diesem Stamm, den man durch ein leichtes Geldopfer gewinnen kann, und früher auch schon wiederholt gewonnen hat, nicht ein Ende gemacht wird; man scheint also den Streit hinziehen zu wollen, bis andere Plane reifen. Rußland muß seiner eigenen Sicherheit wegen in diesem Kampfe auf der Seite China's stehen, denn kommen die nomadischen Völker zwischen Himalaya und Altai einmal in Bewegung, so ist nicht abzusehen, wo diese still hält, sie kann sich eben so leicht über einen Theil Sibiriens und Südrußlands, wie über China verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante geologische Entdeckung in Schottland. Zu Applecroß, an der Westküste von Schottland, findet sich ein großer Berg, Tore More genannt. Kürzlich hat man denselben an einer Stelle ausgegraben, und gefunden, daß er innerhalb fünf Fuß an der Oberfläche reinen Kalk zeigte; als man weiter grub, erlangte man die unzweifelhafte Gewißheit, daß der ganze Berg mit Ausnahme einer Oberkruste von durchschnittlich 20 Fuß aus Kalk besteht, der für die Düngung des Feldes, wie für den Maurer recht ist. Der Berg scheint ursprünglich ein mächtiger Kalkfels gewesen zu seyn, der unter dem Einfluß einer ungeheuren Hitze sich verwandelte. Auf dem Gipfel findet man Spuren vulcanischen Ursprungs, als: verkohlte und verglaste Steine, Lava u. s. w. (Athen. 30 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 294. 9 December 1850.

Die Hadramis.

Wenige Namen werden in ein so hohes Alter hinaufreichen, wie der des Landes Hadramaut, das in der Bibel schon genannt ist, in den griechischen und römischen Schriftstellern ganz in derselben Form erscheint, wie jetzt noch im Arabischen. Fresnel hat in einem Aufsatz über einige Punkte der alten Geschichte Jemens (s. Journal. asiat. October) nachgewiesen, daß aus diesem Lande schon in sehr alter Zeit Condottieris und Miethstruppen nach allen Seiten hin auszogen, daß solche Schaaren vielfach unter den Römern dienten, und ein Abenteurer dieser Art selbst bis nach China gekommen seyn soll. Dann fährt er fort: „Noch jetzt schickt das arabische Hadramaut, das zum Theil seine alten Sitten bewahrt hat, jährlich seine besten Krieger in den Dienst der Fürsten Indiens, welche noch nicht unter das Joch der ostindischen Compagnie gerathen sind. Zu allen Zeiten war Südarabien eine officina gentium, von wo Miethstruppen und Kaufleute nach Asien und Afrika gingen. Wir sahen zu allen Zeiten in diesem Theile des alten Continents eine Expansivkraft, eine Tendenz zur Colonisation, welche den Haß gegen Fremde keineswegs ausschließt, wie Tyrus und Carthago beweisen, denn nach Herodot waren die Phönicier von den Ufern des erythräischen Meeres, d. h. von der Südküste Arabiens nach Syrien gekommen. Diese Bewegung dauert noch fort, für den Handel, wie für den kleinen Krieg. Singapore, dieß ganz neue Emporium, ist großentheils eine Colonie von Hadrami-Kaufleuten, d. h. von dem semitischen Stamm, dem auch Phönicier und Carthago angehörten."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Rußland war indeß hier offenbar der angreifende Theil, wenn nicht in diesem Augenblick, so doch von früherer Zeit her, und tritt jetzt als Verbündeter China's auf. England hat nicht ganz die Vortheile von dem Aufschließen China's geerntet, welche es sich versprochen hatte, und daran tragen allerdings die Chinesen selbst große Schuld, insofern sie durch eine schlaue Politik das Eindringen der englischen Waaren in größerem Umfang verhinderten. Dazu waren sie wohl durch ihre innere Lage genöthigt; die Chinesen haben eine erstaunliche Nachahmungskunst, und eine Geschicklichkeit und Ausdauer in mechanischen Arbeiten, die wohl nirgend auf der Welt ihres Gleichen hat. Dagegen sind sie wegen mangelnder mathematischer und physikalischer Kenntnisse in allem Maschinenwesen sehr zurück, und ersetzten so weit möglich diesen Mangel durch Fleiß und durch niedrigen Preis der Lebensmittel, so daß zahllose Arbeiter von einem so niedrigen Verdienst lebten, daß man sich in Europa kaum einen Begriff davon machen kann. Dennoch fand die anwachsende Bevölkerung keinen genugsamen Unterhalt, und diese strömt nun nach allen Himmelsgegenden über die Gränzen China's hinaus; dieß Hinausströmen ist sehr bekannt, so weit es den Archipel und Hinterindien betrifft, aber Huc und andere Missionäre melden dasselbe vom Südwesten und Westen China's, so wie vom Norden, wohin arme Chinesen in Schaaren dringen, um sich niederzulassen, und man oft mehrere Schichten chinesischer Bevölkerung, gleichsam wie Erdschichten, übereinander unterscheiden kann. In neuerer Zeit hat sich der Kreis der Auswanderung noch erweitert, und sie gehen nicht nur nach Californien, sondern in wachsender Zahl nach den französischen und spanischen Niederlassungen, so wie nach Süd- und Mittelamerika. Es ist daraus, da diese Auswanderer meist ganz mittellos sind, ein Sklavenhandel neuer Art entstanden; man wirbt solche Arbeiter, namentlich zu Amoy und Cum-sing-muhn, gegen einen Vorschuß an Nahrung, Kleidung und einigen Dollars Geld an und führt sie in ganzen Ladungen fort.[1] Diese Auswanderungen sind hauptsächlich seit dem Frieden von Nanking und der größern Einfuhr englischer Waaren, wodurch Massen von Menschen brodlos wurden, fortwährend im Steigen, und es ist deßhalb sehr erklärlich, daß die chinesische Regierung alle ihr zu Gebot stehenden Mittel der List und Gewalt aufwendet, um diesem Stande der Dinge entgegenzuarbeiten. Man hatte erwartet, der junge Kaiser werde von der Politik des verstorbenen abweichen, und den Opiumhandel gegen einen ziemlich hohen Zoll gestatten. Dann mußte auch der Mohnbau in China freigegeben werden, und eine bedeutende Abnahme der Einfuhr stand in nicht ferner Aussicht. Dieß hätte den Engländern allmählich großen Nachtheil gebracht, da der monopolisirte Opiumbau in Ostindien Millionen einträgt, und ein verminderter Absatz die Finanznoth gesteigert hätte. Statt eines solchen Verfahrens greift die chinesische Regierung zum strengsten Verbot, und dieß Verbot muß wiederum dieselben Opiumstreitigkeiten,

[1] Es geht dabei zu, wie auf den Sklavenschiffen, welche zwischen Afrika und Amerika fahren. Im Sommer dieses Jahrs landete ein mit solchen Auswanderern beladenes und nach Lima bestimmtes Schiff zu Hobarttown in Vandiemensland, und es fand sich, daß nicht weniger als 170 Mann durch Krankheiten und Selbstmord umgekommen waren, und zwar wegen Mangel an Nahrung und Wasser. Auf einem französischen, ebenfalls nach Lima bestimmten Schiff empörten sich die Chinesen, ermordeten den Capitän und vier andere Personen, und zwangen die Mannschaft sie nach China zurückzuführen, wo sie Ende Septembers ankamen, aber vor dem Einlaufen in den Hafen von Hongkong sich größtentheils mit der geraubten Ladung des Schiffes auf Fischerbooten entfernten.

Digitized by Google

wie im Jahr 1839, herbeiführen. Die von England versuchten Unterhandlungen (s. Expedition nach dem Peiho Nr. 252) über einen erweiterten Handelsverkehr sind gänzlich mißlungen, und das Verbot des Opiumrauchens ist die directe Folge dieses Mißlingens. Diese Darstellung mag die obige Behauptung rechtfertigen, daß das erneuerte Verbot des Opiumrauchens ein Symptom des baldigen Bruchs zwischen England und China sey.

Die anglochinesischen Zeitungen sind über diese Aussichten sehr ungehalten, denn im günstigsten Falle sieht das dortige englische Publicum seinen Handelsverkehr auf Jahre hinaus gefährdet und unterbrochen, ja es muß besorgen, daß ein immer bedeutenderer Theil des Handels an die Amerikaner übergehe, die ohnehin durch den Besitz von Californien im Laufe der nächsten Jahre einen großen Theil des Handels mit China und dem Archipel an sich ziehen werden. Zudem verkennen sie die weitern Aussichten auf einen umfassenden asiatischen Krieg nicht. Die chinesische Regierung schlägt durchaus alle directen Unterhandlungen mit Peking ab, denn ein solcher Verkehr kann nur Fremde ins Land ziehen und deren Kenntniß von den innern Zuständen vermehren, was gerade die chinesische Regierung auf jede Weise vermieden wissen will. Auch hat gleich der Commandant des nach dem Peiho geschickten Schiffs die Besorgnisse der Chinesen gerechtfertigt, indem er statt geradenwegs wieder umzukehren, nordwärts fuhr und den Golf von Liao-tung bis an die große Mauer besuchte, was nur als eine Recognoscirung ausgelegt wurde. Die Antwort, welche Cap. Cracroft, der das Schiff Reynard, oder nach einer chinesischen Version drei Dampfboote, commandirte, erhalten hat, lautet ganz einfach, wie früher, dahin, daß alle Verhandlungen mit dem kaiserlichen Commissär zu Canton geführt werden müßten. Die China Mail, eines der bedeutendern anglochinesischen Blätter, ist mit der Expedition nach dem Peiho, sowie mit dem ganzen Verfahren Englands sehr unzufrieden, und macht namentlich gegenüber denen, welche auf Anwendung von Gewaltmaaßregeln dringen, geltend, daß „die klugen Chinesen bisher vermieden hätten, eine gerechte Veranlassung zu Feindseligkeit zu geben, und wahrscheinlich auch in Zukunft vermeiden würden; daß aber jeder von Seite Englands gemachte Versuch zu einer ungebührlichen Vergrößerung eifersüchtig von einer andern Macht beobachtet werde, deren Interessen in China nur denen Englands nachstünden, und deren Einfluß, stets von mehr praktischer Natur, fortdauernd im Wachsen sey."

Wie weit diese friedliche Anschauungsweise bloß auf speciellen Interessen der englischen Handelsleute in China oder auf den allgemeinen Verhältnissen zwischen China und England beruht, vermögen wir bis jetzt nicht anzugeben. Wenn auch der Wunsch den Handel auszubreiten sicherlich in England zu der wachsenden kriegerischen Stimmung beiträgt, so gehört doch immerhin von Seite der englischen Regierung ein großer Entschluß und sehr gewichtige Gründe dazu, wenn sie nicht nur von Hongkong und allenfalls von Tschusan aus, sondern auch vom Hindukusch und Himalaya herab einen Kampf gegen China unternehmen soll, und die Vermuthung steigt daher, daß Rußland China zum Kampf treibt, um England Verlegenheiten zu bereiten. Rußland und die Vereinigten Staaten haben im afghanischen und im Sikhkriege versucht England in Indien selbst eine Schlappe zu versetzen, und haben damit nur, wie die Franzosen im vorigen Jahrhundert, eine größere Ausbreitung und Befestigung der Macht Englands in Indien zu Stande gebracht. Jetzt herrscht England mittelbar oder unmittelbar vom Himalaya bis zum Cap Comorin, und von der afghanischen Gebirgskette bis zu der, welche Arracan von Birma scheidet; an einen Feind ist in Indien nicht mehr zu denken, es gibt höchstens noch Unruhen, gegen welche man die Polizei, wenn auch regimenterweise, braucht. Die einzige wahre Verlegenheit sind die Finanzen, welche seit dem afghanischen und den darauf folgenden Kriegen in Unordnung sind, und ein Deficit von etwa 2 bis $2^1/_2$ Mill. Pf. St. ergeben; kann aber England Indien mit Ruhe beherrschen, und dessen Hülfsquellen, wenn auch mit augenblicklichen Opfern, entwickeln, so ist selbst diese Finanznoth ein vorübergehendes Uebel. Anders aber stellt sich die Sache, wenn ferner große, weitaussehende militärische Unternehmungen gemacht werden sollen; der Plan scheint beinahe angelegt, England an dem Uebermaße seiner Eroberungen sterben zu lassen. England wird den Schritt über den Himalaya und Hindukusch hinaus gewiß nur im äußersten Falle wagen. Einen Fingerzeig hierüber gibt die neuere Stellung Rußlands in Persien: England hat sichtlich dort die Obermacht errungen, vielleicht durch die Drohung den Süden Persiens loszureißen, wenn der Hof zu Teheran fortwährend sich als der gehorsame Vasall Rußlands benehme. Gelänge es den alten Plan Chesney's wieder aufzunehmen und durchzuführen, persische Truppen unter englischer Leitung zu errichten, kurz Persien wieder zu einer gewissen Macht zu erheben, so könnte Turan, d. h. die Nomadenstämme über den Nordosten Persiens zurückgeworfen werden, [1] und dann würde die Nothwendigkeit einer weitern Ausdehnung der englischen Macht vorerst entfernt.

Man wird gestehen, daß es sich hier um riesenhafte Interessen handelt, und es ist fast ein Unglück für England zu nennen, daß in diese häkliche verlegenheitsvolle Stellung hinein die Frage geworfen wird: wer soll in Zukunft Indien regieren? Im April 1854 läuft der Freibrief der ostindischen Compagnie ab, und bis dahin muß entschieden werden, wie sich in der Zukunft die Verwaltung und Leitung der indischen Angelegenheiten, die sämmtliche Verhältnisse Indiens zu Asien als Corollar umfassen, gestalten soll. Darüber sind in England die Meinungen aufs äußerste getheilt, und leider mischen sich auch noch Parteistreitigkeiten hinein. Die Times hat im Laufe des Monats August mehrere Artikel über die indischen Finanzen gebracht, deren Inhalt wir hier in gedrängtester Kürze wiederholen wollen: die Präsidentschaften Bengalen und Madras geben zusammen einen Ueberschuß des Einkommens von 1,300,000 Pf. St., dagegen Bombay ein Deficit von 700,000 Pf. Die sämmtlichen Regierungsausgaben in Indien betragen 17,004,431 Pf., die Einnahmen 17,692,610 Pf. Der Ueberschuß ist also nahe an 700,000 Pf.; dagegen hat das Directorium der Compagnie in England noch etwas über 3 Mill. zu bezahlen, und so stellt sich ein Deficit von mehr als 2,300,000 Pf. heraus. Die Ausgaben in England bestehen hauptsächlich in etwa 800,000 Pf. für Interessen des ursprünglichen Capitals der Compagnie und neugemachter Schulden, etwas über 900,000 Pf. an Rückzugsgehalten für Officiere der ostindischen sowie für Officiere der k. Armee, die in Indien dienstunfähig geworden sind; die allgemeine Verwaltung ist mit mehr als 600,000 Pf. angesetzt, und dann ist die Compagnie noch verpflichtet, mehrere öffentliche Anstalten zu unterhalten, und zu den diplomatischen Missionen in China, in Persien, zu den Kosten

[1] In neuerer Zeit hat der alte Dost Mohammed Chan den Kampf gegen Buchara wieder aufgenommen, und dessen Truppen aus Balkh verjagt, d. h. über den Oxus zurückgedrängt; es wäre nicht unmöglich, daß dieß im Einverständniß mit den Engländern geschehen wäre, und würde denselben Sinn haben, wie das jetzige Uebergewicht der Engländer am persischen Hofe. Allein bei den höchst mangelhaften Nachrichten lassen sich nur Vermuthungen aufstellen.

Digitized by Google

der Dampfschifffahrt u. s. w. beizutragen. Diese Darstellung der Times, deren factische Richtigkeit wohl schwerlich in Zweifel zu stellen, war der Art gefaßt, daß man sie als den Vorboten eines Kreuzzuges gegen die Compagnieregierung ansah, und alsbald eine sehr bittere Antwort darauf in Form zweier Fragen erfolgte: I) Wer regiert jetzt Indien? Antwort: die Mittelclassen. II) Wer wird Indien regieren, wenn die Krone die Ernennungen hat? Antwort: die Aristokratie.

Die durch zwei Sessionen so hitzig durchgeführte Mißbilligung der Colonialverwaltung, namentlich der Vorfälle in Ceylon, können als leichtes Vorspiel dessen gelten, was der Kampf um Indien seyn wird. Daß schließlich ein Compromiß erfolgt, darüber wird niemand, der den Gang solcher Streitigkeiten in England kennt, einen Zweifel haben, und zu diesem Compromiß wird namentlich der Umstand beitragen, daß zu riesenhafte Interessen auf dem Spiele stehen. Eins aber müssen wir hier schon jetzt hervorheben, und dieß ist, daß in den militärischen Cirkeln und Zeitschriften, welche, namentlich was Indien betrifft, mit den politischen großentheils zusammenfallen, eine wachsende Animosität gegen Cobden und Bright, so wie gegen die ganze quäkerhafte Ansicht von politischen Dingen sich kundgibt, welche die Colonie als eine Last ansieht, deren man sich je eher je lieber entledigen müsse. Indien ist aber mit dem Schwert erobert worden, es muß mit dem Schwert behauptet und neue Eroberungen können nöthig werden, um die alten sicher zu stellen; in solchen Verhältnissen sind quäkerhafte Ansichten durchaus nicht am Platze. Darum hat gegen dieselben ein wahrer Kreuzzug begonnen, vorerst in den Journalen, und bald werden wir denselben auf der politischen Arena auftreten sehen.

Es ist in den letzten 10 bis 15 Jahren ein geheimer Kampf zwischen „Leadenhallstreet und Downingstreet", wie die Engländer sagen, d. h. zwischen dem Regiment der Compagnie und dem Ministerium vor sich gegangen. Wie die Fragen sich stellen und gestellt werden, davon eine Probe. Die Indian News, ein Blatt, das etwa alle 14 Tage nach der jedesmaligen Ankunft der Ueberlandpost erscheint, enthält seit einiger Zeit eine Reihe von Artikeln über die Erneuerung des Freibriefs der Compagnie, und da dieselben einen nähern Einblick in den Stand der wichtigen Streitfrage geben, so heben wir nachstehende Stelle (Nr. 195 vom 5 Oct.) aus: „Das Verdienst oder der Tadel aller neuern Maaßregeln liegt auf der Regierung, denn statt das Land in den Künsten des Friedens fortschreiten zu lassen, hat sie unnöthige Kriege hervorgerufen, mit denen Indien nichts zu thun hatte[1], sie hat die Hülfsquellen des Landes verschwenderisch ausgegeben, und die Verbesserungen nicht eingeführt, die wir erwarten durften, und deren Förderung unsere Pflicht, wie unser Recht war. Und diese theils positiven, theils negativen Nachtheile gehen nicht unbeachtet vorüber: fast kein diplomatischer Beamter kehrt aus Indien zurück, ohne seine Ueberzeugung auszusprechen, daß jetzt in Indien mehr Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit unserer Regierung herrschen als je vorher, und, ohne seine Ansicht auszudrücken, daß wenn die neulich eingeschlagene Politik und die den Rechten des Volkes nachtheiligen Einrichtungen fortgesetzt würden, es mehr als wahrscheinlich ist, daß eine allgemeine, weit verbreitete Revolution erfolgt, welcher die Armee eher beistimmt, als sie besiegen hilft.[1] Wie die Regierung Indiens gegenwärtig constituirt ist, kann sie kaum ein zufriedenstellendes Ergebniß liefern. Die Localregierungen der Präsidentschaften bestehen natürlich aus sehr praktischen Leuten, und leiten auch ihre Untergebenen auf diesen Weg. Ihre Ansichten finden ihren Weg nach England und in das India House, wo die Directoren, so viel an ihnen ist, diesen Ansichten folgen. Aber die beschlossene Maaßregel muß, ehe sie zur Ausführung kommt, noch an eine andere Regierung in Downing Street gehen, und hier wird sie im Keim geknickt, meist aus keinem andern erkennbaren Grunde, als weil sie nicht in dem (von der Regierung eingesetzten) Board of Controul entstand, wo durchaus keine praktischen Männer sitzen, während die kleinliche Eifersucht, von der die Bureaukratie dieses Landes angesteckt ist, eine unübersteigliche Schranke gegen alle praktischen und nützlichen Vorschläge bildet."

Das ist, wie natürlich, ein parteiisches Urtheil, scheint aber doch im allgemeinen richtig, namentlich wenn der Verfasser hinzusetzt, daß die meisten Generalgouverneure vorgefaßte Meinungen mit sich bringen. Wenn irgendwo der Satz gilt, daß das Regieren ein ganz praktisches Ding ist, so gilt er gewiß von Indien, wo die Masse des Volks so unwissend und von Vorurtheilen und Neigungen bewegt, die höhern Classen aber an feiner Berechnung den Europäern nicht nachstehen. Hier hilft nur die eigene Erfahrung, und diese ist repräsentirt in dem Rath der Directoren, unter denen nur wenige sind, die nicht einen Theil ihres Lebens in Indien zugebracht haben. Wenn Pitt den Board of Controul einsetzte, so ging er von dem damals ziemlich herrschenden Gedanken aus, die Compagnie suche Ländererwerb, und man müsse diesem ungeordneten Streben, das den Staat selbst in Kriege verwickeln könne, entgegenarbeiten. War diese Ansicht schon damals nicht sonderlich richtig, so ist sie jetzt längst völlig falsch, und das Nebeneinanderbestehen zweier Regierungen, von denen die einen aus erfahrnen indischen Regierungsbeamten, die andern aus Leuten besteht, die größtentheils gar nicht dort gewesen, ist nur noch schädlich. Dieser Zwiespalt muß also aufhören; ob er damit aufhört, daß man der Compagnieverwaltung ganz ein Ende macht, oder ob man den Rath der Directoren bestehen läßt, das Controlamt aufhebt und den Präsidenten des Raths der Directoren durch die Regierung ernennen läßt, das ist die Streitfrage. Wie die Sachen stehen, ist das letztere das wahrscheinlichere und praktischere. In andern Beziehungen aber dürfte die Compagnie nachgeben müssen, namentlich darin, daß die auswärtigen Verhältnisse mehr unter einerlei gleichförmige Leitung kommen, und daß man die abgesonderten europäischen Compagnietruppen, so wie die abgesonderte indische Marine aufhebt. Beides sind aber Nebensachen, wenn auch nicht in Bezug auf Patronage, d. h. das Recht der Stellenbesetzung, so doch in Bezug auf die speciell indischen Verhältnisse. Die Leitung dieser letztern dürfte der Compagnie verbleiben, und vielleicht sogar die Einwirkung auf die Wahl des Generalgouverneurs vergrößert werden, damit man nicht mehr die liberal seyn sollenden Narrheiten eines Bentinck sieht, der die Peitschenstrafe bei den indischen Truppen abschaffte und bei den europäischen bestehen ließ, zum Zeichen, daß der Europäer nur mit der

[1] Dabei ist namentlich der afghanische Krieg gemeint, den die Directoren nicht wollten, und der letzte Act selbstständiger Macht, den diese letzteren ausübten, war die Zurückberufung des friedenstörenden Lord Ellenborough.

[1] Dieß deutet gerade zu auf die Maaßregeln zu Gunsten der Missionäre (s. d. Erbfolgegesetz in Indien. Nr. 285), wodurch dem Proselytismus Thür und Thor geöffnet wird. Darüber mögen sich kurzsichtige Missionäre freuen; wenn aber eine Revolution in Indien ausbricht, so wird von dem Christenthum nicht eine Spur zurückbleiben.

Digitized by Google

Peitsche, der Indier aber mit der Vernunft zu regieren sey; die Peitsche ist neuerdings auch bei den indischen Regimentern wieder eingeführt worden. Ein ebenso „liberales" Ansehen hat das oben erwähnte Erbfolgegesetz, das aber sehr ernste Folgen haben kann, die auch bereits in dem Briefe eines Braminen aus Madras an den Generalgouverneur auseinandergesetzt sind, und worin sehr unzweideutig mit einem System passiven Widerstands gedroht ist, das den Missionsjournalen selbst zufolge „das Reich bis in seine Tiefen erschüttern würde." Es handelt sich um nichts geringeres, als um eine von den Braminen insgesammt angeordnete Verweigerung der Steuern, deren gewaltsame Eintreibung geradezu Wahnsinn wäre. Auch einheimische Fürsten sind durch solche Maaßregeln öfters zum Nachgeben gezwungen worden, selbst der allgewaltige Aurengsib.

Wo solche Dinge auf dem Spiele stehen, muß freilich alle verletzte Eitelkeit in den Hintergrund treten, und die englische Regierung muß selbst die Gefährlichkeit der Liberalitätsjagd der von ihr ernannten Generalgouverneure erkennen. Uebrigens möchte es kaum gerathen seyn, den Streit zwischen den Gegnern und den Vertheidigern der Compagnie in allen seinen Theilen öffentlich, namentlich auf der Rednerbühne, auszufechten; man wird „die schmutzige Wäsche en famille waschen," und das Publicum nur das Schaugepränge bekommen, aber nicht hinter die Coulissen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höhle von Kom in Sibirien.

(Schluß.)

Unterhalb dem Bache Koma fällt in den Jenisei von derselben Seite her der etwas größere Bach Zisine; der Raum zwischen ihnen ist mit Bergen bedeckt, die theils zusammenhängen, theils abgesondert stehen, und demjenigen gleichen, in dem die oben geschilderte Höhle sich findet. Auf einem derselben wurde das von Pallas erwähnte allbekannte Stück gediegenen Eisens gefunden, das im Museum der Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird. Lange hielt man es für das einzige auf der Erde, bis das Pariser Mineralcabinet endlich ein ähnliches Stück erhielt. Die Geschichte des mächtigen Eisenstücks, das in Sibirien gefunden wurde, hat ein nicht unbedeutendes Interesse. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Ubei, etwa 30 Werste von der oben beschriebenen Höhle, ein Kosak, Namens Jakob Medwediew. Er war ein geborener Metallurg, streifte in Bergen und Wäldern umher, grub die Erde auf, schmolz Erze in einem in seinem Hause angelegten Ofen, in der Absicht, wo möglich kostbare Metalle zu entdecken. Dreißig Werste von seiner Wohnung erhob sich mitten unter Bergen eine einsame Spitze, die mit spärlichem Blatt- und Nadelholz bewachsen war. Medwediew erstieg sie und fand hier einen großen Brocken von schwarzer Farbe, den er bei näherer Besichtigung für reines Eisen erkannte, in welche runde Steinchen von gelber Farbe von der Größe eines Hanfsamens bis zu der einer Zirbelnuß eingedrückt waren. Die Scholle lag gerade auf dem Gipfel des Berges, wie wenn man sie dahin gebracht hätte, und um sie her auch nicht ein einziger Stein. Die nächst umher befindlichen Felsarten hatten nichts mit ihr gemein. In der Umgegend war auch nicht Eines der alten Bergwerke, folglich konnte man nicht annehmen, daß die Eisenmasse in irgend einem Ofen geschmolzen und absichtlich hieher gebracht worden seyn sollte. Bei einem Schlag mit dem Hammer gab sie einen Klang von sich. Medwediew vermuthete die Anwesenheit edler Metalle, brachte mit großer Mühe und Anstrengung die Eisenstufe nach Hause, und fing alsbald an zu probiren. Die Stufe wog über 40 Pud und hatte eine runde Form. Medwediew schlug Stücke ab, schmolz sie, konnte aber nichts als Eisen finden, und sich die Sache nicht erklären. Der Stein blieb von jetzt an unbeachtet im Hofe liegen.

Pallas wohnte im J. 1777 in Krasnojarsk, und bei ihm befand sich ein Soldat, der einige metallurgische Kenntnisse hatte und sich gern damit beschäftigte. Dieser kam zufällig in den Hof Medwediews, sah die Eisenstufe, sprach Pallas davon, und dieser ließ sie nach Krasnojarsk schaffen; sie war wie man noch jetzt an den Resten sieht, mit einer spröden Kruste bedeckt. Die Stufe wurde nach Petersburg geliefert, wog damals noch 39 Pud, ist aber jetzt auf die Hälfte vermindert. Die europäischen Gelehrten sind noch jetzt nicht einerlei Ansicht über den Ursprung dieser Stufe von gediegenem Eisen. Die einen glauben, sie sey durch unterirdisches Feuer entstanden, die andern, sie sey im Ofen irgend eines alten Bewohners von Sibirien geschmolzen worden, die dritten halten sie für einen Aerolithen. Wer je solche gesehen hat, wird dieser Ansicht ohne weiters beistimmen. Jetzt hat er zwar keine Kruste mehr, diese unvermeidliche Zugabe von Aerolithen, aber Pallas sagt, daß er eine solche gehabt habe, und daß sie durch die Hammerschläge abgesprungen sey. Medwediew bearbeitete sie zuerst mit dem Hammer, und auf Pallas Verlangen wollten drei Schmiede Stücke davon abschlagen.

Der Fall ähnlicher Aerolithen ist nicht gerade selten, und aus der neuen Geschichte Sibiriens ist folgendes Beispiel bekannt. In der Umgegend von Irkutsk zogen eines Tags Buräten zu Pferde längs dem Ufer des Irkut hin. Der Tag war hell, aber plötzlich vernahmen sie einen Donnerschlag. Die Buräten sahen nach dem Himmel, und erblickten eine kleine schwarze Wolke, aus der mit Geräusch und Zischen etwas nach der Erde zu und in den Schnee flog. Die Buräten waren anfangs erschreckt, da ihrer aber drei waren, so gewann endlich die Neugierde die Oberhand über den Schrecken. Sie näherten sich dem Ort, und sahen im Schnee einen schwarzen Stein, um welchen her der Schnee rasch schmolz und sich in Dampf verwandelte. Lange schauten sie die unbegreifliche aber ganz ungefährliche Erscheinung an, endlich sprang einer der Buräten vom Pferde, und faßte den Stein mit der Hand an; er war so heiß, daß man die Hand kaum daran halten konnte. Sie beschlossen denselben ihrem Tauscha oder Häuptling zu bringen, und durch diesen kam er an die russische Regierung und in die Kunstkammer, wo er sich noch befindet. Eine Untersuchung wurde angestellt, und die Buräten betheuerten eidlich, daß sie mit Augen sahen, wie der Stein unter Donnerschlag aus der Wolke flog und zur Erde fiel. Er wog etwa 10 Pfund, war mit einer schwarzen Kruste überzogen und bestand innen aus Eisen, ohne Zweifel auch aus andern Mineralien.

An Gutta Percha, das man vor 1844 noch gar nicht kannte, werden jetzt Tausende von Picols nach England und auf den Continent gebracht, und die Gewinnung desselben ist in Sumatra, Java, Malacca u. s. w. eine einträgliche Industrie geworden. Es wurde dadurch eine ganz außerordentliche Bewegung hervorgerufen. Schaaren von Malayen und Chinesen durchsuchten die Wälder, und die Industrie hat sich selbst schon nach Borneo ausgedehnt. (Athen. 30 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 295. 10 December 1850.

Etwas über Bosnien.

Aus einem Schreiben von Sarajewo (Bosna-Sarai) 12 November, theilen wir nachstehende Stellen mit, welche den dortigen Stand der Sache so ziemlich bezeichnen, und den Beweis an die Hand geben, daß neue Unruhen dort in kurzem zu erwarten sind, Unruhen, deren Folgen sich nicht leicht ermessen lassen, und daß die Verhältnisse der Pforte zu den Magyaren und Polen noch immer nachwirken.

...... Dieses halbwilde Land ist zur Zeit in allen Ecken vom Aufruhr durchwühlt. Der Rumili-Walisi oder Seri-asker von Rumelien, Omer-Pascha, rückte im Monat Julius an der Spitze eines Corps von nur 8000 Nisam und 34 Kanonen in Bosnien ein, um die Tanfimati-Khairie durchzuführen. Die schlauen bosnischen Häuptlinge versprachen, während sie hier versammelt waren, alles, brachen aber nach ihrer löblichen Sitte das gegebene Wort, sobald sie nach Hause zurückgekehrt waren und griffen zu den Waffen. Gleichzeitig erhob sich der Tyrann der Herzegowina, Ali-Pascha-Stolesewicz, und die Paschen von Zwornik und Tusla mit der ihnen gehorchenden sogenannten Possawina (die längst der Sawe, Brod abwärts, gelegenen Districte von Derbent, Muglai, Tusla, Gradaczacz und Zwornik), wodurch der Seri-asker gezwungen ward, seine ohnehin geringe, durch Krankheiten noch zusammenengeschmolzene Macht zu zersplittern. Sechs Bataillone (ich rechne den Effectivstand eines Bataillons oder Tabur nicht über 500 Mann) ließ er hier, welche auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe, ungeachtet der rauhen Jahreszeit, lagern, und nur dadurch verhindern, daß die Sarajewser nicht gemeinschaftliche Sache mit den Rebellen machen. Zwei Tabur detaschirte Omer-Pascha an die Gränze der Herzegowina unter dem polnischen Renegaten Mohammed-Iskender-Bey (Graf Selinsky) mit einigen hundert Albanesen, an deren Spitze der vom letzten albanesischen Aufstande her bekannte, nunmehr amnestirte Dschuleko steht. Einige Bataillone liegen in Trawnik und Banjaluka. Mit dem Reste zog Omer-Pascha nach der Possawina. Am 29 und 30 Oct. schlug er die Rebellen zwischen Wranduk und Zepecz; aber seit der Zeit fehlen alle Nachrichten von ihm, denn die Communication zwischen hier und Brod ist abgeschnitten. Der Postbote des österreichischen Generalconsulats ward von den Vorposten der Rebellen zurückgewiesen. In den letzten zwölf Tagen wurden deren zwei nach andern Gränzpunkten abgeschickt, von denen aber noch keiner zurückgekommen. Gegenwärtiges Schreiben geht also über Dalmatien, da die Straße über Livno und Billebrig noch offen seyn soll.

Der Belagerungszustand, in dem wir uns hier befinden, fängt nachgerade an unerträglich zu werden, und wenn es so fortgeht, werden wir eine förmliche Nahrungsnoth haben. Die Truppen bemächtigen sich aller Victualien und von einer Bezahlung ist keine Rede. Seit 4 bis 5 Monaten wird gar kein Sold, kein Gehalt bezahlt; man lebt von Schuldenmachen und Requisitionen. Die sonst gewiß loyalen christlichen Unterthanen, welche die Durchführung der beabsichtigten Reformen mit sehnlichsten Wünschen herbeirufen, sind aufs Aeußerste gebracht; zudem ist der neue Statthalter, Haireddin-Pascha, noch nicht angekommen.

Die magyarischen und deutschen Flüchtlinge scheinen dem österreichischen Consulate nicht wenig zu schaffen zu machen. Diese Herren bilden einen nach ihnen sogenannten Mürtad-Tabur (das Bataillon der zum Christenthum zurückgekehrten Renegaten).

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn der politisch-militärische Geist Englands in Bezug auf die asiatischen Verhältnisse mit dem bedächtigen Handelsgeist in einem merkwürdigen, noch nicht versöhnten, aber nicht unversöhnlichen Streite liegt, so hat der letztere in Bezug auf Amerika längst das Uebergewicht errungen, und das System politisch-militärischer Präponderanz hat seit den letzten dreißig, ja seit den letzten zehn Jahren die auffallendsten Rückschritte gemacht, und würde vielleicht noch schnellere gemacht haben, wenn nicht Seitens der Vereinigten Staaten selbst Ansprüche auf politische Präponderanz sich erhoben hätten. Die Ursache dieser Ansprüche liegt in der verschiedenen Entwicklung der angelsächsischen und der spanisch-amerikanischen Race. Als die Republiken des mittleren und südlichen Amerika entstanden, glaubte man sie würden so rasch sich erheben wie die Vereinigten Staaten. Als dieß nicht geschah, als ihre Schwäche und ihre innere Uneinigkeit offenkundig wurde, da waren die Vereinigten Staaten, wenn sie ihren Antheil an dem Handel dieser Länder, welchen England zum Dank für seinen Schutz durch Verträge an sich zu reißen suchte, sichern wollten, genöthigt, gleichfalls diese politisch commercielle Bahn zu betreten; durch ihre Thätigkeit, durch ihre eigene ungeheure Entwicklung sind sie jetzt auf eine für England drohende Stufe gelangt, und die Rückschritte der letztern werden um so auffallender.

Um es in wenig Zügen klar zu machen, welchen ungeheuren Einfluß die amerikanischen Verhältnisse auf England und den ganzen Continent ausüben, führen wir eine Stelle aus einem

Digitized by Google

freilich schon ein Vierteljahrhundert alten Buche, den Lettres de St. James (V^e partie) an, deren scharfsinniger Verfasser die Frage der Unabhängigkeit der spanischen Colonien gegenüber der damals auf dem Continent gebietenden heiligen Allianz bespricht, und sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Während die spanisch-amerikanischen Republiken, gedeckt durch den Ocean, emporkamen, hätte die heil. Allianz, welche Spanien restaurirt hatte, in Folge ihrer Grundsätze nicht bloß die Anerkennung der Unabhängigkeit dieser Colonien verweigern, sondern auch Spanien helfen sollen, sie wieder zu erobern. Sie hatte nicht nur den Besitz garantirt, sondern war auch verpflichtet, dort die Grundsätze, auf denen die Unabhängigkeit dieser Colonien beruht, zu bekämpfen, Grundsätze, welche die ihrigen umstießen und die Welt belehrten, daß sie ohne diese letztern bestehen könne, und daß selbe zur Ordnung und Erhaltung der Gesellschaften nicht unerläßlich seyen. Consequenterweise mußte die heil. Allianz ihre Flotten nach Amerika schicken, und diese hätten es auch wahrscheinlich unterworfen, denn in diesen Republiken war kein Militärgeist und keine Militärbereitschaft, welche denen der heil. Allianz hätten widerstehen können. Diese bedurften also eines Schutzes, welchen England gewährte. Hatte aber Amerika Englands nöthig, so bedurfte dieß seinerseits eines ungeheuren Absatzfeldes für seine Industrie und seinen Handel. England sah noch weiter: es wußte aus Erfahrung, was Colonien werden wenn sie emancipirt sind, und wie die Bevölkerung mit jeder Generation sich verdoppelt, und ebenso auch der Begehr nach Industrieerzeugnissen. In dieser Hoffnung stellte es sich zwischen Amerika und die heil. Allianz, zwischen die alte und neue Welt, und diese Entscheidung rettete Amerika, denn die heil. Allianz hatte nicht die Mittel sich mit England auf dem ihm angehörigen Element zu messen. Um sich das Recht zu geben, Amerika gegen die Continentalassociation zu schützen, mußte man ein anderes öffentliches Recht und andere politische Grundsätze anerkennen. Canning zögerte nicht, und entfaltete so das System, auf welches er die Größe seines Landes gründete. Dieß System stieß geradezu gegen das der heil. Allianz an, und England, das solches mit Jubel aufnahm, stellte sich damit an die Spitze der moralischen Macht, welche die Völker den Hemmnissen, die sich dem Gang ihrer Civilisation widersetzen, entgegenstellen.“

Erwägt man dieß, den Sinn der im J. 1825 von Canning ausgesprochenen Worte, bedenkt man, welche Meinung zu jener Zeit noch von der Macht der heil. Allianz herrschte, die Fortschritte, welche seitdem England und die Vereinigten Staaten gemacht, den definitiven Rücktritt Frankreichs und der pyrenäischen Halbinsel von den Grundsätzen der heil. Allianz, dann wird man erst die ungeheuren Schritte erkennen, welche in Europa seit 25 Jahren geschehen sind, und man wird nicht mehr fürchten, daß die Grundsätze der heil. Allianz die Obergewalt erlangen könnten. Frankreich hat damals, fast wie Spanien, den neuen Staaten Amerika's die Anerkennung verweigert, damit aber nur seinem eigenen Handel geschadet, während Deutschland über Bremen, Hamburg und das Königreich der Niederlande lebhaften Antheil daran nahm.[1] Seit geraumer Zeit treibt ganz Europa diesen Handel mehr oder weniger, nur ist natürlich England allen andern voran. Die Stellung beider Welttheile zu einander ist sehr klar: Europa bedarf der Rohproducte Amerika's, so gut wie dieses der Industrieproducte, ja man kann in gewisser Beziehung sagen, daß Amerika deren noch mehr bedarf, denn wer als eine fleißige, reiche und dichte Bevölkerung kann ihm seine Rohstoffe abnehmen? Amerika müßte in seinem Ueberfluß ersticken, und der riesenhaft fortschreitende Anbau seines weiten Landes ins Stocken gerathen, wenn nicht Europa die Rohstoffe erhielte und bezahlte. Die einzelnen Länder werden je nach ihren Kräften und ihrem Fleiße an diesem Handel Theil nehmen, und in dieser Beziehung ist der Freihandel eine Nothwendigkeit der Zeit und der allgemeinen Handelsverhältnisse, von denen die materiellen Fortschritte der beiden Amerikas, wie das Fortschreiten des Reichthums und die geistige Entwicklung Europa's getragen werden. Zu dieser Entwicklung ist ein hoher Grad von politischer Freiheit unerläßlich, und wer diesen seinem Lande vorenthalten will, der sucht es von der Theilnahme am Welthandel abzusperren und arm zu erhalten. Da wo man über solche politische Bedenklichkeiten hinaus ist, sehen wir eine riesenhafte Entfaltung des Verkehrs, und die Verbindung durch Dampfboote, welche jetzt in solcher Anzahl zwischen beiden Welttheilen hin- und herziehen, muß sich im Laufe weniger Jahre noch verdoppeln und verdreifachen. Wer dieser Expansivkraft sich entgegenstemmt, der wird nur am Ende von ihr zerschmettert werden.

Als England jenen großen Schritt gethan, waren die Vereinigten Staaten noch nicht halb so bedeutend wie jetzt, damals noch hoffte man von Seite Englands, sie in einer gewissen Zwangsjacke zu halten; man schloß im J. 1824 den bekannten Vertrag, demzufolge sich die amerikanischen Schiffe dem englischen Durchsuchungsrecht unterwerfen sollten, ein Vertrag, den zwar der Senat verwarf, dessen bloße Thatsache aber zeigt, in welcher Stellung sich damals noch die Nordamerikaner England gegenüber fühlten. Seit zwanzig Jahren haben sie Riesenschritte gemacht: die Jahre 1830—1840 waren die Jahre der Eisenbahnen und Canäle, die jetzt tausendfache Früchte tragen, nach dem Jahre 1840 mußte England die Ansprüche seines Seerechts Amerika gegenüber aufgeben, es opferte in der Frage über die Nordostgränze seine bisher behaupteten Ansprüche, es gab Oregon auf, und ließ die Einverleibung von Texas geschehen trotz des heftigen Widerspruchs eines großen Theils der Handelswelt, und noch mehr der militärisch-politischen Partei, welche von einem Angriff im Norden, einem zweiten im Süden und selbst einem dritten von Westen her, wohin sich die Hudsonsbay-Compagnie gezogen hatte,[1] träumte, aber die Bedächtigern erwogen, daß Eroberungen von Norden her ein Unding seyen, weil die Bevölkerung auch nach dem glücklichsten Krieg sich nie der Krone England unterwerfen würde, und wenn man, wie gedroht wurde, den Süden mit Negerregimentern überzogen und die Sklaven zum Aufstand gebracht hätte, so hätte man nur im eigenen Fleisch gewüthet, und die englische Baumwollenindustrie, die von dem dortigen Rohstoff lebt, fast vernichtet, somit 2 Mill. Menschen brodlos gemacht. Es war nicht zu wagen: der unvermeidliche Austausch zwischen Amerika und Europa, Nordamerika und England vorzugsweise, machen einen Krieg so gut wie unmöglich, und so sehen wir England eine militärische und politische Position um die andere aufgeben.

Nur erhebt sich jetzt ein anderer Streit: wer wird den Hauptvortheil ernten von diesem Handel, der sich zwischen Ame-

[1] So lebhaft, daß König Wilhelm der Niederlande die Ausführung des Nicaraguacanals übernehmen wollte und nur durch den Ausbruch der belgischen Revolution daran verhindert ward.

[1] Die Niederlassungen derselben gingen durch ganz Oregon und selbst durch das Land zwischen Oregon und Californien hin; im laufenden Jahre hat endlich die Hudsonsbaygesellschaft alle diese Etablissements, wenn wir nicht irren, um eine Million Dollars an die Regierung der Vereinigten Staaten verkauft. Dieß drückt dem Aufgeben aller dortigen englischen Prätensionen das Siegel auf.

Digitized by Google

rika und Europa entsponnen hat und noch immer in der Ausdehnung begriffen ist? Diese Frage würde sich durch die Concurrenz am leichtesten lösen, aber es kommt eine andere dazwischen. Der Handel mit Ostasien wird jetzt hauptsächlich von England, in zweiter Reihe von Amerika betrieben; die andern handeltreibenden Völker können dagegen nicht in Betracht kommen; jetzt aber macht Amerika Anstalt diesen Handel vorzugsweise in seine Hände zu bringen: durch den Besitz Californiens ist ihnen diese Möglichkeit gegeben, und die einzige wahrhafte Schwierigkeit ist nur noch die Verbindung zwischen dem Westen und Osten Amerika's selbst. Bekanntlich hat ein Hr. Whitney den Plan zu einer Eisenbahn quer durch den amerikanischen Continent hindurch entworfen, und betreibt denselben trotz aller Schwierigkeiten mit amerikanischer Zähigkeit. Es ist allerdings ein fast fabelhaftes Unternehmen, aber — wenn es durchgeführt werden sollte, entscheidend für das Schicksal des Handels auf Jahrhunderte hinaus, denn keine Macht auf Erden kann, wenn zwischen San Francisco und dem Osten eine solche Verbindung besteht, den Handel China's und ganz Ostasiens den Amerikanern mehr entreißen, sie werden die Vermittler desselben, und gelangen dadurch in den Besitz der großen Geldmacht der Welt. Vorerst aber schreckt man trotz einiger Anfänger von größerer Theilnahme (s. die Eisenbahn von Saint Louis nach San Francisco Nr. 137) vor der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens zurück, und wendet sich immer wieder an die Seeschifffahrt, und an die Wege über Panama, Nicaragua, Tehuantepec u. s. w., als die näher liegenden Mittel. Bisher gingen die Schiffe um das Cap der guten Hoffnung oder um das Cap Horn herum, das erforderte 4—6 Monate; seit der Entdeckung der Goldminen von Californien eröffnete man den Weg über Panama, und sucht vorerst dort eine Eisenbahn anzulegen, die aber jedenfalls mehrere Jahre braucht; dann kam man an die Fahrt auf dem Flusse Don Juan und dem Nicaragua-See, und schloß mit der dortigen Regierung einen Vertrag ab, dem sich England widersetzte, und den östlichen Ausgang dieser Passage durch die willkürliche Ausdehnung des Mosquitogebiets nach dem San Juan-Fluß hin, die westliche durch Besetzung der Tiger-Insel in der Bai von Fonseca sperren wollte. Dieser Anmaßung trat Nordamerika entgegen, und es wurde endlich ein Vertrag geschlossen, demgemäß der anzulegende Canal für alle Flaggen offen stehen solle. Als aber der Vertrag abgeschlossen war, entdeckte sich, daß der Vortheil wesentlich auf Seite der Amerikaner sey, da die schweren Seeschiffe der Engländer denselben kaum benützen könnten, wohl aber die leichten amerikanischen Küstenfahrer. Voll Unwillen hierüber suchte man nun die Amerikaner an der Anlegung dieses Canals zu hindern, indem man ihnen die Geldmittel verweigerte, aber der Vortheil der großen Capitalisten war wirksamer als die nationale Handelseifersucht, und nach einigen mißglückten Versuchen wurde der Vertrag über die zur Anlage des Canals nöthigen Summen, welche auf 4 Mill. Pf. St. angeschlagen sind [1], am 14 Oct. zu London unterzeichnet. Laut dem Vertrage zwischen der Republik Nicaragua und der vereinigten Gesellschaft in Neuyork und London muß der Canal innerhalb zwölf Jahre fertig seyn, und nach der Vollendung hat die Gesellschaft das volle Benutzungsrecht 85 Jahre lang. Einstweilen wird die Gesellschaft für eine zweckmäßige provisorische Verbindung sorgen, zu welchem Ende sie bereits zwei Dampfschiffe nach Greytown abgeschickt hat, welche eine regelmäßige und schnelle Verbindung bis zu den ersten Stromschnellen von Machuca unterhalten sollen. Da schon im vorigen Jahre gegen 70,000 Personen über den Isthmus von Panama gingen, und von diesen die größere Hälfte den neuen gesündern Weg einschlagen wird, so ist man nicht bange, die in dieser Beziehung gemachten Auslagen bald gedeckt zu finden. Die Einnahme des Canals wird berechnet nach den Schiffen, welche jetzt ums Cap Horn gehen und 700,000 Tonnen betragen; ums Cap der guten Hoffnung gehen eben so viele, und man erwartet, daß von diesen wenigstens 200,000 Tonnen den Weg über den Nicaragua-Canal nehmen würden. Rechnet man nun, daß für diese Fahrt 10 Shilling für die Tonne bezahlt würden, so müßten diese 900,000 Tonnen allein schon 450,000 Pfd. eintragen, und die Schifffahrt würde mindestens eben so viel ersparen. Dabei ist die Einnahme vom Handel des mexicanischen Meerbusens noch nicht gerechnet, und eben so wenig die Vermehrung des Handels nach Californien; es steht also zu erwarten, daß die Einnahme des Canals noch weit größer seyn wird, besonders wenn sich die Einwanderung nach Nicaragua wendet, wo ganz gesunde und fruchtbare Hochebenen reiche Ernten liefern würden, die durch den Canal des Absatzes gewiß sind. Ueberhaupt ist die Zunahme des Handels, namentlich auch auf der Westküste Amerika's, die durch den Hafen von San Francisco ein ganz neues Leben erhalten hat,[1] gar nicht zu berechnen.

Indeß erheben sich in England immer noch widerwillige Stimmen, und neuere Nachrichten aus Amerika wollen sogar wissen, daß es trotz der diplomatischen Verhandlungen und trotz des abgeschlossenen Vertrags mit dem Canal von Nicaragua noch in weitem Feld stehe. Neuyorker Blätter zweifeln sogar ganz an dessen Zustandekommen, und sprechen deßhalb zu Gunsten einer Eisenbahn, welche die Landenge von Tehuantepec durchschneiden soll; dafür seyen in Neuorleans an Einem Tage anderthalb Millionen Dollars gezeichnet worden, während für den Canal noch nichts fest unterzeichnet sey. Indeß bietet Tehuantepec bekanntlich klimatische Schwierigkeiten von bedeutender Art, und man darf an dem Canal von Nicaragua nicht so schnell verzweifeln. Die Gesellschaft beabsichtigt jetzt die Reisenden um 50 Dollars von Greytown nach dem stillen Meer zu schaffen, und dieß ist ein Preis, der den Weg über Panama, welcher so viele ungesunde Stellen bietet, schnell veröden lassen kann. Wenn hinter den Schwierigkeiten der Canalanlegung englische Intriguen stecken, so dürften diese an der Ausdauer der Amerikaner endlich zu Schanden werden; allerdings ist es eine höchst verdächtige Sache, daß Nordamerika einen Canal in Nicaragua haben soll, da hierdurch das zwischen den Gränzen der Vereinigten Staaten und dem Canal liegende Land fast offen für amerikanisches erklärt wird; daß ferner der Weg durch Nicaragua vorzugsweise in amerikanischen Händen seyn wird, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, und man verlangt deßhalb, daß England seinen eigenen Weg habe, den über Panama. „Dieser schmale Streif Landes", sagt die Times, „liegt mehr auf der Straße unserer Seefahrer nach Hongkong, Sydney, Pinang, Singapore und Calcutta, als auf dem Wege der Auswanderer aus Neuyork nach San Francisco, und sollte je ein Krieg ausbrechen, wobei das Cabinet von Washington mit dem unsrigen in Zerwürfniß käme, so könnte

[1] Nach andern sollen diese 4 Millionen Pfd. St. nur für die Schiffbarmachung des San Juan-Flusses reichen, aber nach dem Report on Canals and Railroads through Central America, welcher dem amerikanischen Congreß abgestattet wurde, gilt diese Summe für das Ganze des Unternehmens.

[1] Man vergleiche nur die ungeheure Mehlspeculation von Chili nach Californien Nr. 191.

ersteres uns den Weg sperren. Die Frage ist eine politische sowohl als eine commercielle. Ein gut gesichertes Recht an irgend einer Straße ist besser als ein schlecht gesichertes Recht an eine guten Straße. Gegenwärtig ist es sehr leicht, von den schwachen spanischen Republiken ein Durchgangsrecht zu erhalten, aber mit jedem Jahre drängt die angloamerikanische Macht näher an den Isthmus, und wenn keine europäische Macht einschreitet, wird in einem Vierteljahrhundert das Sternenbanner so gewiß von den Thürmen Leons, Granada's und Panama's flattern als von denen San Francisco's und Santa Fé's."

Die Befürchtungen sind hier sehr deutlich ausgesprochen, was aber die Times mit den Worten sagen will, „wenn keine europäische Macht einschreitet", ist schwer zu sagen. Welche Macht könnte einschreiten, als England selbst, und eben dieß ist seit zehn Jahren Schritt um Schritt, und zwar einen Riesenschritt um den andern vor dem Sternenbanner zurückgewichen. Selbst dieses Jahr hat einige nicht unbedeutende Rückschritte gezeigt: das Auftreten der englischen Flotte in der Fonseca-Bay und die Besetzung der Tigerinsel, so wie die Erklärung Greytowns für eine mosquitische, d. h. von England abhängige Stadt, wurden durch den Nicaraguavertrag stillschweigend desavouirt. Ja noch mehr, Hr. Chatfield, der Geschäftsträger Englands bei den Staaten von Centralamerika, hatte, wie die Sage ging, Verträge mit den Staaten von Yucatan und Costa Rica abgeschlossen, wodurch England der Protector dieser Staaten geworden seyn sollte. Wie viel an der Sache ist, wissen wir nicht, aber das Cabinet von Washington stellte an Hrn. Henry Bulwer die Anfrage, ob die Sache sich so verhalte, und dieser gab die Antwort, Hr. Chatfield habe jedenfalls keine Vollmacht gehabt, solche Verträge abzuschließen, und es sey auch gar nicht die Absicht Englands, sich zum Protector entlegener Staaten aufzuwerfen. Die Anfrage, welche die amerikanische Regierung stellte, schmeckt sehr nach dem Grundsatz, daß ein solcher Schritt eine unverantwortliche Einmischung eines europäischen Staats in amerikanische Angelegenheiten sey. So nimmt es auch die Times auf, und äußert sich darüber (s. Nr. vom 20 Aug.) in folgenden sehr schneidenden Worten: „daß Frieden zwischen England und den Vereinigten Staaten erhalten werde, muß der Wunsch jedes vernünftigen Mannes auf beiden Seiten des atlantischen Meeres seyn, aber der Friede läßt sich nur erhalten durch ein billiges Betragen beider Nationen, und jeder Versuch von Seiten der Vereinigten Staaten sich weitern Gebiets zu bemächtigen, würde es England zur unausweichlichen Nothwendigkeit machen einzuschreiten und einen solchen Angriff zu hindern. Mexico liegt jetzt hülflos darnieder, und wenn England unthätig stehen bleibt und nicht auf die Erhaltung der mexicanischen Republik in ihrer jetzigen Integrität dringt, würde ein Feldzug hinreichen, um den Hauptstaat Mittelamerika's der bereits furchtbaren Conföderation der Vereinigten Staaten hinzuzufügen. England selbst hat keinen Wunsch Land in Centralamerika zu erwerben, wenn aber das Cabinet von Washington auch nur im mindesten die Absicht kund gäbe, die Hand nach Mexico auszustrecken, so würden wir vernünftig handeln, die unabhängigen Republiken, welche jetzt die rechtmäßigen Besitzer von ganz Centralamerika sind, zu schützen, und die Vereinigten Staaten könnten keinen vernünftigen Grund zur Klage haben, wenn England ein Freundschafts- und Schutzbündniß nicht nur mit Yucatan und Costa Rica, sondern mit allen übrigen Republiken, Mexico eingeschlossen, schlösse. Dieß ist ein Gegenstand, der aus vielen Gründen fortwährend die Aufmerksamkeit englischer Staatsmänner beschäftigen sollte. Die Vereinigten Staaten dürfen keine Grundsätze des Völkerrechts aufstellen, deren einziger Zweck seyn könnte, ihre allgemeine Herrschaft über den amerikanischen Continent zu begründen."

Man muß gestehen, die Times hat sich mit diesen Ansichten etwas spät auf den Weg gemacht, und hätte besser gethan, diese Grundsätze vor dem mexicanischen Kriege zu predigen, und, wenn irgend etwas erreicht werden sollte, namentlich den Grundsatz nicht zu dulden, daß keine Monarchie mehr in Mexico errichtet werden dürfe. Diese hätte vielleicht Mexico retten können, mit der Republik muß der jetzige Staat untergehen, und die Vereinigten Staaten oder dessen Bürger werden darin Herren werden, mag nun Mexico nominell mit den Vereinigten Staaten verbunden seyn oder nicht. Die weiße Race in Yucatan und in den nördlichen Provinzen Mexico's kann sich nicht mehr gegen die Indianer vertheidigen, da aber diese nicht Herr werden dürfen, wenn nicht alle Cultur für geraume Zeit untergehen soll, so müssen Nordamerikaner dazwischen treten. Mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß mexicanische Gränzstädte eine Schaar von Trappers mit großen Versprechungen eingeladen haben, sie gegen Indianerangriffe zu schützen. Wer frei seyn will, der muß die Waffen führen und sich selbst schützen können; wer das nicht kann, wird ein Knecht. Eine Losreißung der nördlichen Provinzen Mexico's, die so oft schon drohte, wird über kurz oder lang erfolgen, weil Mexico sie nicht schützen kann, und dann werden sich diese Provinzen, unter welcher Form es seyn mag, an die Vereinigten Staaten anschließen. Wird England Krieg darum anfangen? Wir zweifeln sehr. Und wenn einzelne Amerikaner als Privatmänner die Staaten Mittelamerika's überschwemmen und ausbeuten, wenn man ihnen aus Furcht vor der mächtigen Republik nicht die Thüre weisen kann, so wird England abermals nicht einschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Lazaristen und Jesuiten in Algier. Die Lazaristen leiten fortwährend mit großer Ausdauer ein Seminarium, und beginnen nebst den Schwestern von St. Vincent de Paul sich ins Innere auszubreiten. Die Jesuiten haben sich in den drei algierischen Provinzen sehr vermehrt: neben Benaknun, auf der großen Straße von Algier nach Blidah, haben sie ein Haus für diejenigen gegründet, welche sich für die arabischen Missionen bestimmen, und zugleich üben sie Gastfreundschaft gegen die Eingebornen, welche sich nach Algier begeben. Sie haben hier Säle und Ställe, um sie und ihre Thiere die Nacht über aufzunehmen, und ein maurisches Kaffeehaus, wo sie den Tag über aufgenommen werden. Ein Schulhaus ist daneben errichtet für die eingebornen Kinder. Die Väter haben mit dieser Anstalt die Zawiahs der mohammedanischen Marabuts im Innern nachgeahmt, welche auch die Reisenden beherbergen, junge Leute unterrichten und den Kranken Arzneien austheilen. Die Araber sind entzückt, in den Umgebungen Algiers die ihnen so werthen Einrichtungen ihres Landes von den Rumi-Marabuts begründet zu finden. Bei ihrem Abgang bitten sie die Väter sie doch zu besuchen, da sie sich glücklich schätzen würden, ihnen die gewährte Gastfreundschaft zurückzugeben. In wenigen Jahren werden die Väter Freunde bis in die entferntesten Oasen haben, was ihre Missionen mit der Zeit sehr begünstigen muß. (Revue de l'Orient. November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 296. 11 December 1850.

Die Oase Wargla.

(Nach Daumas und Chancel: le Sahara algérien.)

Von dem dürren Gipfel des Schalet el Mehal herab hat der Wanderer unter seinen Füßen einen Wald von Dattelbäumen, der am Südabhang des Berges sich hinabzieht, die Ebene erreicht, und dann noch eine Lieue weiter in einem sumpfigen Boden sich fortzieht. In dem Maaße als man weiter hinabgeht, verändert sich die Scene, die Dattelbäume werden minder dicht, andere Fruchtbäume machen ihnen den Boden streitig und angebaute Vierecke zeigen die Arbeit der Menschenhand an. Etwa in der Mitte dieses zum Garten gewordenen Waldes erhebt sich eine mit Schießscharten versehene Mauer mit 40 Forts in zwei Stockwerken, die aus gleichfalls crenelirten Terrassen bestehen und einen ungeheuren, von innern Gärten durchschnittenen Raum einnehmen, der mit 5 bis 600 geweißten Häusern übersäet ist, die von drei Moscheen und einer Kasbah überragt sind. Dieß ist Wargla.

Dieser Ort liegt unter 31° N. B., 0°,25′ O. L. v. P., 199 Lieues von Algier und 12 von dem Lande der Beni Mzab. Wie Tuggurt ist er von einem Graben umzogen, den man nach Belieben mit Wasser füllen kann. Die Stadt hat 6 Thore, die sich sämmtlich einer gemauerten Brücke gegenüber öffnen. Mitten unter den äußern Gärten verläuft sich der Wad-el-Mia (Fluß der Hundert), so genannt, weil er auf seinem Lauf hundert kleine Flüsse aufnehmen soll. Trotz dieser zahlreichen Zuflüsse hat er nur im Winter Wasser, sein Bett ist sehr breit und deßhalb den ganzen Sommer hindurch trocken, man braucht indeß nur in eine geringe Tiefe hinabzugraben, um Wasser zu finden. Diese Lage über einem sumpfigen Boden setzt Wargla während der Monate Mai und October, d. h. wenn die Regen aufhören und anfangen, den Fiebern aus, die indeß für den Fremden nicht besonders gefährlich, und für die Eingebornen selten tödlich sind. Wargla hat keine Quellen, und erhält Wasser nur durch Canäle, die es in den äußern Gärten aufnehmen, über die Brücke hinwegführen und so die öffentlichen Bassins speisen.

Die Stadt ist in drei Quartiere getheilt, die nach ihren Bewohnern Beni Sisin, Beni Wakeir und Beni Brahim benannt sind. Jedes Quartier hat seine Moschee und seine Schule Mädräsah, wo Tolbas die Kinder im Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichten. Die Häuser sind im allgemeinen ziemlich schlecht gebaut, aus Luftziegeln und Steinen, überhaupt scheinen sich die Einwohner nicht sonderlich um einen soliden Bau zu kümmern, denn das Minaret der einen Moschee ist fast in Ruinen, und die Kasbah, welche ehemals ihre Gärten, Stallungen, Gefängnisse, Wasserbehälter und Moscheen hatte, ist selbst in einem solchen Verfall, daß kaum eine Wohnung für den Sultan übrig bleibt. Obwohl die Bewohner der drei Quartiere drei sehr geschiedene Familien zu bilden scheinen, gehorchen doch gewöhnlich alle Einem Oberhaupt, das den Namen Sultan führt, und von der Dschemaa, der Versammlung der Notabeln, gewählt wird. Diese Dschemaa besteht in fast allen Städten der Wüste, aber stets ist sie einem unumschränkten, und selbst erblichen Herren mehr oder minder unterworfen. Zu Wargla ist aber die Dschemaa die eigentliche ausübende Gewalt, besteht aus 12 Mitgliedern, von denen jedes Quartier ein Drittheil liefert, und wenn sie ein Oberhaupt ernennt, kann sie auch dessen Absetzung aussprechen; übrigens ernennt sie häufig gar kein Oberhaupt und regiert dann selbst das Land, wie dieß gegenwärtig der Fall ist.

Wargla hält sich für die älteste Stadt der Wüste, und war ehemals von einem Scherif, d. h. einem Mitglied der Familie des Kaisers von Marocco regiert; die Familie besteht noch, und vor kurzem war ein Mitglied derselben Sultan, benahm sich aber so räuberisch, daß die Dschemaa ihn absetzte, was mit allen Rücksichten ohne brutale Formen geschieht: in der Stunde, wo die Musik des Sultans spielt, d. h. in den Stunden des Gebets, macht ein Mitglied der Dschemaa den Musikern ein Zeichen zu schweigen. Mehr bedarf es nicht, der Sultan versteht den Wink, er ist nur noch eine Privatperson und tritt ins gewöhnliche Leben zurück. Der Sultan von Wargla hat nicht mehr seine besondern Güter, sondern jedes Quartier bestreitet der Reihe nach die Kosten seines Hauses; außerdem hat er jährlich 180 Saa (zu 40—50 Pfd.) Datteln; und zudem erhebt man noch zur Erntezeit von je 100 Dattelbäumen eine Kamellast für ihn, was kein geringes Einkommen ausmacht, denn der District von Wargla hat nicht weniger als 60,000 Dattelbäume, deren Zahl genau aufgezeichnet ist. Die Strafen für Diebstähle und andere Vergehen fallen ihm gleichfalls zu, auf den eigentlichen Aschur (Zehnten) aber hat er keine Ansprüche, denn die Dschemaa erhebt ihn für die Armen und für die unglücklichen Pilger, welche aus dem Westen durch die Wüste nach Mecca ziehen.

Die Einwohner von Wargla sind in ihrer Hautfarbe stark verändert durch die gewöhnlichen Verbindungen mit ihren Negersklavinnen, und obwohl diese dunkle Farbe auf das Erbrecht keinen Einfluß hat, so scheint doch dem Inhaber eine Art Makel anzuhaften; die reinen Weißen tragen mit Stolz den Titel El Harar (Leute des Stammes) und bezeichnen die Misch-

Digitized by Google

linge mit dem verächtlichen Ausdruck El Khelatia, die Verlassenen. Fast alle Häupter der Dschemaa sind Weiße, und die weißen Frauen sind namentlich zur Ehe gesucht. Daraus kann man den Schluß ziehen, daß die Aristokratie des Landes die Vermischung ihres Stammes mit den untergeordneten Racen vermeidet; sie hat übrigens ein Gefühl von Würde, das sich durch einen charakteristischen Zug kundgibt: die edlen Frauen verschleiern sich das Gesicht, die andern gehen unverschleiert.

Die Sitten sind übrigens, wie in allen großen Handelsstädten, sehr locker: die ehebrecherische Frau wird nicht nach dem muselmännischen Gesetz mit Riemen gepeitscht und gesteinigt, sondern einfach von dem Manne geschieden oder auch nur durch diesen gezüchtigt. Ferner findet man nicht nur in der Nähe der Stadt und unter Zelten die bekannten Bordelle, die sich aus den schönen Töchtern der Wüste rekrutiren, sondern, was man nicht glauben sollte, wenn es nicht durch so mannichfache Zeugnisse bestätigt wäre, in der Stadt selbst finden sich junge Leute männlichen Geschlechts, die mit ihrem Körper Gewerb treiben; sie leben wie die Frauen, färben sich, wie diese, die Haare, die Nägel, die Augenbrauen und die Lippen, sind allerdings verachtet und unter die öffentlichen Mädchen verstoßen, aber sie sind doch da, was beweist, daß ihre Landsleute trotz der zur Schau getragenen Verachtung insgeheim viel nachsichtiger sind. In gewissen Zeiten des Jahres hat übrigens Wargla auch seine Saturnalien, sein Carneval mit den gewöhnlichen Ausschweifungen, Mascaraden und nächtlichem Treiben. Bei den großen Festen kleidet man junge Leute, so gut es gehen will, in europäische Männer- und Weiberkleider, denn unsere anschließenden Kleider sind ein unerschöpflicher Gegenstand der Spöttereien; man stellt wüthende Löwen dar, mit Mehl bestreute Kinder werden als Katzen verkleidet, man steckt einen Menschen, der den Teufel vorstellen soll, in Lumpen und allerhand Flitterstaat, und diese Maskerade, die von der Jugend auf Kamelen begleitet und von der Menge der überall herströmenden Neugierigen gedrängt wird, zieht während sieben Nächten durch die Straßen und Märkte der Städte. Dieß seltsame Spiel stammt aus unvordenklicher Zeit her, und man weiß über den Ursprung so wenig wie über den unseres Carnevals.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Man muß amerikanische Staaten nicht von einem gleichen Gesichtspunkt betrachten, wie europäische. Hier, wo das famose Gleichgewichtssystem — das von den Times auch in Bezug auf Amerika angerufen wurde — die Staaten sämmtlich zu unnatürlichen Anstrengungen steigerte, hier ist es von Bedeutung, ob ein Staat diese oder jene Provinz besitzt, und Kriegsmittel daraus zieht; wenn die Vereinigten Staaten heute ganz Mexico in Besitz nehmen, so sind sie um nichts stärker, eher schwächer, aber sie sichern die Ruhe und den Fortschritt im Innern Mexico's, die unter den jetzigen Umständen kaum möglich sind. Amerika ist noch auf der Stufe, daß sein Boden erst der Natur abgewonnen werden, daß seine Bevölkerung erst zu Nationen sich bilden muß. Nur wenn es gelingt in die spanisch-amerikanische Race einen nationalen Aufschwung zu bringen, wird man etwas gegen die Nordamerikaner ausrichten.

Diese Idee haben die Franzosen seit einer Reihe von Jahren mit viel mehr Sachkenntniß als die Engländer durchgebildet. Botmiliau, ehemaliger französischer Consul, führt ganz klar den Gedanken durch (s. die südamerikanischen Republiken Nr. 141 ff. Nr. 167 ff.), daß Südamerika sich durch die Einwanderung europäischer Ansiedler stärken müsse, um dem Andrang der angelsächsischen Race zu widerstehen, und die französischen Geschäftsträger scheinen überhaupt in diesem Geiste gewirkt zu haben. Die wahre Schwierigkeit der unabsehbaren Streitigkeiten im Laplatagebiet liegt, für Frankreich wenigstens, in dem Umstand, daß seit etwa 15 bis 20 Jahren über 30,000 Franzosen, Italiener und Spanier sich in der Banda Oriental angesiedelt haben, und daß man diese der Uebermacht der Gauchos nicht preisgeben kann noch will. Poucel hat den Gedanken, daß sich Südamerika durch die Einwanderungen aus dem lateinischen Süden verstärken müsse, am klarsten ausgesprochen (s. die Zukunft Südamerika's Nr. 223) und berichtete in einer Vorlesung, die er am 22 Febr. d. J. in der ethnologischen Gesellschaft zu Paris hielt, daß die südamerikanische Presse zahllose Beweise liefere, daß dieser Gedanke in Südamerika mehr und mehr Boden gewinne, freilich nicht gerade bei der Masse, die instinctartig die Fremden haßt, wohl aber bei den Gebildeteren.[1] In diesem Sinne schrieb ein angesehener Chilene, Hr. Felix Frias, an den vorjährigen Friedenscongreß zu Paris, und Hr. Poucel scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, diesen Gedanken in Frankreich zu verfolgen und mehr und mehr zur Ausführung zu bringen.[2] Was der Verfasser der oben citirten Briefe von St. James vor 25 Jahren in Bezug auf England schrieb, das führt Hr. Poucel jetzt in Bezug auf die lateinischen Völker Europa's aus, wenn er sagt: „in diesem Augenblick, wo Europa, in seiner socialen Einheit angegriffen, in seinen Eingeweiden wüthet, wo alles eine nahe Zersetzung zu weissagen scheint, wohin sollen wir unsere Blicke richten, wenn nicht nach Amerika? Europa bedarf Amerika's, um sein eigenes Gleichgewicht wieder zu finden, das ist eine noch wenig erkannte Wahrheit, die aber jeder Tag augenscheinlicher machen wird. Indeß bedarf Amerika auch Europa's, um seiner unermeßlichen Zukunft eine feste Grundlage zu geben, denn es würde brach liegen, wenn die Arme des Europäers nicht die Keime befruchteten, aus denen seine Entwicklung hervorgehen wird. Wo der Boden verödet ist, da bedarf es der Arme.“ Die Wirkung der Einwanderung in Südamerika ist begreiflicherweise eine viel bedeutendere als in Nordamerika, wo die Einwanderer schnell in der Masse verschwinden und verschwinden müssen, während sie in Südamerika geraume Zeit ein eigenes Leben führen und ein viel wichtigeres Element der geistigen und physischen Entwicklung sind.

In Rosas hat sich der rohe Amerikanismus gewissermaßen verkörpert, und will von fremder Einwanderung, die seiner Dictatur Einbruch thun könnte, nichts wissen. Mit diesem Amerikanismus verbindet sich bei ihm die historische Eifersucht zwischen Buenos-Ayres und Montevideo, in welcher die Erklärung der ganzen Geschichte der Laplatastaaten seit der Unabhängigkeit liegt; er will beide Ufer des Parana beherrschen, um damit den Handel mit Europa leiten und beaufsichtigen zu können. Das kommt aber nicht nur dem europäischen Handel ungelegen, der sich dadurch der Willkür eines einzigen Staats ausgesetzt sieht, sondern es streitet auch geradezu mit den Interessen von Bra-

[1] Die Bemühungen Chili's, eine deutsche Auswanderung auf seinen Boden zu leiten, beweisen gleichfalls, wie sehr dieß Bedürfniß erkannt wird.

[2] Man sehe nur das gar nicht in geschniegeltem Ton und in wohlgesetzten Phrasen, sondern nur in abgerissenen Sätzen geschriebene kleine Buch: des intérêts réciproques de l'Europe et de l'Amerique.

Digitized by

silien, dessen südliche und südwestliche Provinzen ihre Ausgangspunkte im Laplatagebiet haben. Daher die Vermuthung, daß es jetzt, wo Rosas und sein Anhänger Oribe in der Banda Oriental völlig Sieger zu seyn, und Frankreich den Kampf für die Unabhängigkeit der letztern aufzugeben scheint, zum Kriege zwischen Brasilien und Buenos-Ayres kommt, für welchen Fall sich ersteres die Geneigtheit Englands durch sein entschiedenes Aufgeben des Sklavenhandels — bekanntlich der vieljährige Streitpunkt zwischen England und Brasilien — zu erwerben sucht. Der Kampf im Laplatagebiet, der sich seit so vielen Jahren fortschleppt, ist also keineswegs am Ende, sondern beginnt aufs neue, nur unter andern Formen. Man kann Rosas, hier von seinen persönlichen Eigenschaften ganz abgesehen, das Verdienst nicht absprechen, daß er die Unabhängigkeit seines Landes in einer sehr kritischen Zeit zu wahren wußte, und dadurch dieselbe wohl für die nächsten Jahrhunderte gesichert hat, aber sein System hemmt den Aufschwung des ganzen Laplatagebiets mit seinem Zugehör, das wohl den dritten Theil Südamerika's umfaßt, und somit wird es, wenn nicht bei seinen Lebzeiten, doch gewiß nach seinem Tode zusammenbrechen.

Der mit großer Wahrscheinlichkeit erwartete Kampf zwischen Buenos-Ayres und Brasilien ist nicht mehr die Eifersucht zwischen Spaniern und Portugiesen wie früher, es ist der Kampf um Seyn oder Nichtseyn, und kann jeden Augenblick eine furchtbare Gestalt annehmen, denn Buenos-Ayres, das die Sklaverei aufgehoben hat, weil es verhältnißmäßig wenig Sklaven besaß, und die Hauptmasse seiner Bevölkerung aus Gauchos, einer Mischung von Guaranis und Spaniern besteht, kann nach Brasilien hinein einen furchtbaren Feuerbrand werfen, welcher dieß Reich von einem Ende zum andern mit Mord und Brand erfüllen würde. In dieser Beziehung ist die Aufhebung des Sklavenhandels eine viel zu späte Maaßregel, und die Eilfertigkeit mit der sie geschah, und die unerwartete Strenge mit der sie durchgeführt wurde, zeugt nur für die steigenden Besorgnisse. Bei einem solchen Kampfe kann factisch das Reich Brasilien in die Brüche gehen, wenn auch die Eifersucht zwischen England und Nordamerika den Namen aufrecht erhält. Während ein nur einigermaßen glücklich geführter Krieg den ganzen Süden Brasiliens mit Einschluß von Paraguay der Laplata-Republik einzuverleiben im Stande ist, kann in der Nordhälfte Brasiliens ein unseliger Racenkampf zwischen den Creolen, Negern, Mulatten, Indiern u. s. w. entbrennen; England wie Nordamerika werden herbeieilen, um dabei ihren Vortheil zu wahren, während Frankreich suchen muß zwischen beide zu treten, um die Creolen zu schützen. Das ist der Sinn, wenn Poucel das Verhältniß Frankreichs, Nordamerika's und Englands in nachfolgender Weise schildert: „die Erfahrung hat bewiesen, daß für die Völker der große Hebel der Macht in der Seemacht liegt; dadurch ist England zu seiner Höhe gelangt, und die Vereinigten Staaten bereiten sich vor, als seine Nebenbuhler aufzutreten. Frankreich ist vortrefflich gestellt, um zugleich mit diesen beiden Colossen sich zu erheben: in Europa wird es stets von den lateinischen Stämmen gestützt seyn, unter denen es die erste Macht ist, in Amerika wird es einerseits die Eifersucht zwischen England und Nordamerika für sich haben, andererseits, wenn es sie zu verdienen weiß, alle Sympathien der lateinischen Race erwerben, die im Besitz des schönsten und reichsten Theils von Amerika ist, und den ganzen Süden dieses Continents beherrscht, dessen unbestrittene Fruchtbarkeit der des Gebiets der amerikanischen Union gleichkommt, oder sie übertrifft. Der materiellen Macht der angelsächsischen Race in Amerika das Gleichgewicht halten durch eine ernstliche Verbindung mit der lateinischen Race dieser Länder, und dann die politische und commercielle Zukunft der Welt zu leiten, das ist die Aufgabe, welche die Vorsehung Frankreich beschieden hat." Dazu würde der Katholicismus, der die herrschende Religion der lateinischen Race in Europa ist, Frankreich besonders befähigen, bis jetzt hat es aber nicht den Anschein, daß es eine so überwiegende Rolle in den Angelegenheiten der amerikanischen Welt spielen werde oder spielen könne.

England hatte sich früher aufgemacht, um in dem sich entspinnenden Kampf seine Rolle zu spielen. Wenn das unwiderstehlich gegen Süden vordringende Nordamerika den wahrscheinlichen Verfall Brasiliens benützen wollte, um hier Eroberungen, unter welcher Form es auch sey, zu machen, dann liegt der Hauptnachdruck des Kampfes der spanisch-amerikanischen Race gegen die angelsächsische im Laplatagebiet, weil dieser Theil Südamerika's die kraftvollste Bevölkerung enthält. Die Erschütterung Brasiliens durch einen Sklaven- und Racenkrieg hat wohl England seit geraumer Zeit vorhergesehen, ungeheure Capitalien sind von den Engländern in ganz Südamerika, namentlich auch in Brasilien angelegt, und versprechen eine mächtige Entwicklung des Handels und der allgemeinen Wohlfahrt. England mußte darauf denken, stets einen hinreichenden Einfluß in diesen Ländern zu behaupten, um sich nicht die Früchte seiner Arbeit entreißen zu lassen. Darum wohl hat es schon seit 1832 die Maluinen- oder Falklands-Inseln besetzt, und legte dort einen Kriegshafen an, um für seine Marine einen sichern Anhaltspunkt zu haben; selbst auf der Südspitze des Continents, auf einer öden Küste, wo von Handel kaum die Rede seyn kann, haben sich die Engländer von einem Kaziken ein beträchtliches Stück Land abtreten lassen, wo prächtige weite Buchten der Schifffahrt eine sichere Zuflucht gewähren. Von diesen Punkten aus kann England durch seine Flotten die Küsten und somit großentheils auch das innere Land beherrschen. Frankreich, ohne einen solchen Stützpunkt, mußte seine Flotte seit Jahren mit weit größern Kosten im Laplata unterhalten, und stand mehr als einmal auf dem Punkt, des Kriegs müde, sie ganz zurückzuziehen. Jetzt hat Lepredour wiederum einen Vertrag abgeschlossen, der ganz zum Vortheil von Rosas ist, aber doch so lästige Bedingungen enthält, daß Frankreich sie kaum zugestehen kann, und man versucht ist zu glauben, Lepredour habe den Vertrag abgeschlossen um Zeit zu gewinnen.[1] Ob die noch strittigen Punkte jetzt ausgeglichen sind, ist noch unbekannt, es scheint indeß daß Frankreich vorerst freie Hände zu gewinnen sucht, um nicht in den Kampf zwischen Buenos-Ayres und Brasilien mit hineingezogen zu werden. Deßhalb räth man in Paris zum Frieden, und Rosas selbst scheint geneigt, dem europäischen Handel Zugeständnisse zu machen; darauf deutet auch der Umstand hin, daß die Einwanderung, namentlich die baskische, sich jetzt mehr und mehr gegen Buenos-Ayres wendet.

Verstehen wir den obigen Auszug aus den Times, daß England eine fernere Eroberung Nordamerika's nicht dulden könne, recht, so kann dieß hauptsächlich nur für Südamerika gemeint seyn, wenn gleich Mittelamerika genannt ist. Man kann also mit einer gewissen Bestimmtheit sagen, England werfe sich entschieden als Beschützer der spanisch-amerikanischen Race auf, und

[1] Am Ende vorigen Jahres kam ein Abgesandter von Montevideo nach Paris, um gegen die Annahme des Vertrags zu remonstriren; sie erfolgte auch bekanntlich nicht, außer gegen bedeutende Aenderungen, über die noch nicht entschieden ist.

Digitized by Google

mache Anstalt diese Stellung nöthigenfalls zu unterstützen. Dann ist ein Bündniß zwischen England und Frankreich in Bezug auf amerikanische Angelegenheiten gar nicht unmöglich, und es verdient deßhalb Beachtung, daß seit einer Reihe von Jahren die französischen Blätter, namentlich das Journal des Debats, welchs, wie in manchem so auch in diesem Punkte die meiste Besonnenheit und Urtheilskraft zeigt, eine sehr feindselige Sprache gegen den um sich greifenden Geist der amerikanischen Demokratie führen. Daß dieß zugleich einen Anlaß gibt gegen die Demokratie überhaupt zu eifern, ist ein Nebenvortheil der daraus entspringt, und den man benützt, obgleich niemand besser weiß als das Journal des Debats, daß die Worte Demokratie in Amerika und Europa sehr verschiedene Dinge bedeuten. Das Umsichgreifen der Amerikaner ist ihnen, wie den Engländern, ein Dorn im Auge, und allerdings wäre es eine neue, fast gefährliche Erscheinung, ein Reich zu sehen, das bald von dem Eismeer bis zur Landenge von Panama reichen wird, und eine indirecte Herrschaft über die südliche Hälfte Amerika's ausüben würde. Allein bei näherer Betrachtung verschwindet das Furchtbare, was in dem Anblick eines solchen Reichs liegt: je weiter Nordamerika vordringt, je mehr es nicht angelsächsische Elemente in seinen Schooß aufnimmt, desto mehr muß das Band, das die verschiedenen Staaten umschließt, locker werden, so daß es am Ende kaum mehr etwas anderes seyn wird, als eine Art Amphiktyonengericht, in welchem die einzelnen Theilhaber ihre Streitigkeiten ausgleichen. Die Bewohner Amerika's haben noch eine zu große materielle Arbeit vor sich, und der „geldmachende" Yankee ist nur das Werkzeug, um die verborgenen Schätze der Erde ans Licht zu bringen. England ist selbst in dieser Arbeit begriffen. Die unmäßigen Summen englischen Geldes, die in nordamerikanischen Unternehmungen stecken, die kaum minder unmäßigen, die, wie schon erwähnt, in Südamerika angelegt sind, alle sind nur darauf berechnet, der Erde die Schätze von Metall oder von reichen Ernten zu entlocken, kurz die Production und Arbeitsthätigkeit zu steigern. Die reichen Engländer wirken mehr massenhaft auf einzelne Punkte, die minder reichen, aber unermüdlichen Yankees wirken mehr einzeln für sich, und erregen durch ihre große Zahl größeres Aufsehen, im Grunde treibt aber einer dasselbe Geschäft wie der andere.

Dieser seiner Natur nach friedliche Wettstreit kann beinahe nicht mehr in einen Waffenkampf umschlagen. Die Ideen von Landbesitz in Amerika, herüber genommen aus der alten Colonialpolitik, sind antiquirt, und in dieser Beziehung haben die HH. Cobden und Bright mit ihrem Hasse gegen das kostspielige Colonialwesen gewiß größtentheils Recht. Das alte Colonialsystem beruhte auf dem schroffen Grundsatz: die Colonien sollen ihre Roherzeugnisse nach dem Mutterland schicken, und sich dafür durch die Industrieerzeugnisse des Mutterlands bezahlt machen; aus diesem Verkehr entspringt ein mächtiger Handel und daraus Reichthum und Macht. Dieser Satz ist durch die Emancipation Amerika's, die England selbst erst wider seinen Willen, dann absichtlich hervorgerufen hat, gänzlich zerstört, und was davon noch übrig war, hat England durch die Verkündung der Grundsätze des freien Handels selbst geopfert. Was England in Amerika noch an Colonien besitzt, sind Trümmer eines alten, unbewohnbar gewordenen Gebäudes, und höchstens kann es den Zweck haben, da und dort sich bequeme Militärpositionen zu sichern. Daraus mag sich das hartnäckige Bestreben Cobdens und seiner Partei erklären, der Colonien, die sie als eine Versorgungsanstalt des Adels bezeichnen, los zu werden. Sie haben in Bezug auf Amerika ebenso sehr Recht, als sie in Bezug auf Asien Unrecht haben, denn befolgte man dort ihre Ansicht, so würden fremde, feindselige Herrscher ans Ruder kommen und England den Handel absichtlich entreißen, um ihm zu schaden. In Amerika ist davon keine Rede. Das Volk will den Boden bauen, seine Erzeugnisse verwerthen, kurz Handel treiben, und der Wunsch und das Bedürfniß Englands und des Continents kommt ihm entgegen. Je weniger man diesem Handel Fesseln anlegt, desto besser; hier ist die Grundlage des Freihandels, wie ihn England durchgeführt hat, und wie er nicht mehr umzustoßen ist, wenn man nicht die Geschichte Amerika's seit 80 Jahren umstoßen will. Mit diesem Freihandel kann aber das System des Schutzes der Industrie, wie es die Vereinigten Staaten befolgen, sehr wohl bestehen, und wird auch wohl bestehen bleiben, wie man in England von der Begriffsverwirrung wohl etwas abzugehen genöthigt seyn wird. Die Folgen des wohlverstandenen Freihandels sind unermeßlich, und namentlich müssen sie dazu beitragen, Deutschland auf eine hohe Stufe der Entwicklung zu heben. Seine Menschenanzahl verspricht den Rohproducten Amerika's einen ungeheuren Absatz, und sein Fleiß, wenn er entwickelt wird, die Mittel sie zu bezahlen. Daher die Vorneigung, die sich bei weiter sehenden Amerikanern für Deutschland bemerklich macht; sie wollen einen doppelten, dreifachen Markt für ihre Verkäufe wie für ihre Käufe; der Vortheil für sie kann nur in der Concurrenz liegen. Ein anderer Umstand der Zuneigung ist die Auswanderung der Deutschen, die sich nie auf die Dauer nach Südamerika, sondern im wesentlichen immer nach Nordamerika wenden wird, und Nordamerika schon Millionen seiner fleißigsten Bürger gegeben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Verkehr über Suez. Man hat gar kein Mittel, die Wichtigkeit des englischen Verkehrs über Suez genau zu bestimmen, man weiß nur, daß von Indien durchschnittlich des Monats 300 Collis ankommen, und 600 dahin abgehen. Da die Transportkosten sehr hoch sind, so werden nur werthvolle Waaren auf diesem Wege geschickt. Man weiß außerdem, daß im J. 1848 2412 Reisende den Weg machten, 1063 nach Indien und 1349 von Indien. Während der Wintermonate ist dieser Zug am stärksten. (Revue de l'Orient. November.)

•

Verschwörung der Geistlichkeit in Persien. Die Revue de l'Orient (November) meldet, daß der persische Geschäftsträger zu Konstantinopel Nachrichten von seiner Regierung empfangen habe: daß eine umfassende Verschwörung kurz vor ihrem Ausbruch zu Teheran entdeckt worden sey. Die einflußreichsten Mitglieder der Geistlichkeit standen an der Spitze des Complots, das den Zweck hatte, den jetzigen Schah zu stürzen und ihn durch einen Nachfolger Alis zu ersetzen. Zahlreiche Verhaftungen hatten zu Teheran und in den bedeutendsten Städten stattgefunden.

•

Ausfuhr aus den französischen Antillen. Während die Ausfuhr von Zucker, Kaffee und ähnlichen Erzeugnissen der großen Industrie vom Jahr 1849 auf das Jahr 1850 ziemlich bedeutend, etwa um 20 Procent abgenommen hat, bemerkt man eine Zunahme der Erzeugnisse der kleinen Industrie wie Cacao, Baumwolle u. dgl.; erstere hat sich verdoppelt, letztere verdreifacht, wenn sie gleich noch sehr unbedeutend ist. (ibid. October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 297. 12 December 1850

Die Lage Aegyptens.

Ein Hr. Maxime du Camp schreibt aus dem Lazareth von Rhodus unter dem 6 October d. J. an die Revue de l'Orient (Nov.) einen Brief über den Zustand Aegyptens, der mit andern neuerlich erschienenen lobenden Berichten zu sehr contrastirt, als daß wir nicht den Eingang wenigstens ausheben sollten: „seit etwa 20 Monaten, daß Abbas Pascha die Regierung Aegyptens angetreten hat, war er nur bemüht, das ganze, von Mehemed Ali so mühsam errichtete Gebäude umzustürzen; alle Fabriken des Staats sind zerstört, alle Webstühle zerstückt, die Angestellten entlassen, nichts besteht mehr als die Zuckerraffinerien, welche den Söhnen Ibrahim Pascha's gehören. Der Zustand der Bevölkerung, den ich durch einen achtmonatlichen Aufenthalt vollkommen kennen lernte, ist unbeschreiblich, und das Elend ist auf einen unglaublichen Grad gediehen. In diesem Jahre (1850) haben die Fellahs ihr Saatkorn fürs nächste Jahr verkauft, um die Steuern bezahlen zu können. Wenn das Korn noch auf dem Felde steht, schickt die Regierung ihre Nazirs (Aufseher) aus, um ihre Ankäufe zu machen; diese bestimmen den Preis selbst und bezahlen in Papiergeld, zwei Monate nachher kommt derselbe Nazir wieder, verlangt die Steuer, verweigert aber die Annahme des Papiergelds, mit dem er früher selbst bezahlt hat, und nimmt nur Silber, dem die Regierung stets einen geringern Werth beilegt als den es im Handel hat. Das habe ich von Alexandrien bis Wadi Halfé gesehen. In Aegypten und in Nubien sagten mir die Scheichs: „wir wollen nicht mehr von Tarbuschs und Turbans regiert seyn, wir wollen einen Hut, sey er nun französisch, englisch oder deutsch, wir gehorchen dem, der zuerst kommt''"

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Englands Verfahren gegen Amerika ist voller, aber leicht erklärlicher Widersprüche. Im Jahr 1825 ruft Canning durch seine kühne Erklärung eine neue Welt ins Leben, und stellt sich an der Spitze des nach Unabhängigkeit dürstenden Amerika's der heiligen Allianz gegenüber; im Jahre 1841 sucht England die ganze heilige Allianz gegen die den Sklavenhandel schützenden Nordamerikaner in die Waffen zu rufen, und schließt mit Rußland, Oesterreich, Preußen und Frankreich einen Tractat zur Abschaffung des Sklavenhandels und Aufrechthaltung einer Seepolizei, die niemand als England zu gute kommen konnte. Mit diesem Vertrag wollte man den widerhaarigen Republikanern gegenüber Parade machen und sie zur Nachgiebigkeit vermögen, aber jener Vertrag war auch eines der Versprechen, welche „dem Ohr Wort halten und die Hoffnung hintergeben''; Frankreich, der einzige Staat, der ein Interesse dabei hatte, weigerte sich der Ratificirung des Vertrags, und um die Unterschriften der andern Mächte, die aus kalter Höflichkeit gegen England eingewilligt, kümmerte sich Nordamerika wenig. England polterte, seine Journale drohten, sprachen von Sendung der westindischen Negerregimenter nach dem Süden, Nordamerika ließ sich nicht schrecken, entriß England sein angemaaßtes Seerecht, und jetzt — bezeigen sich die englischen Journale äußerst zärtlich besorgt für die Aufrechterhaltung der Ruhe in den Sklavenstaaten Nordamerika's. Das ist die Macht und Bedeutung von Handel und Verkehr. Die schwierigste Frage für den amerikanischen Continent, die Emancipation der Neger, ward nicht ohne feindliche Nebenabsichten gegen Nordamerika unternommen, und jetzt ist diese Emancipation selbst eine große politische Verlegenheit für England geworden, denn sie hat sämmtliche Sklavenbesitzer Amerika's, namentlich die Cubaner und Brasilier, England abgeneigt und den Nordamerikanern geneigt gemacht, ein nicht gering anzuschlagender Vortheil in den internationalen Verhältnissen. Da England selbst ein gewaltsames Umsichgreifen der Emancipation nicht mehr wünschen kann, und die Nordamerikaner eine friedliche selbst betreiben, so kann die Sklavenfrage in Amerika wohl noch zu einzelnen Ausbrüchen der Sklaven gegen ihre Herren, aber nicht mehr leicht zu allgemeinen Umwälzungen und internationalen Zerwürfnissen Anlaß geben.

Dieß ist das große Ergebniß des ungeheuren Aufschwungs, welchen Nordamerika genommen, und der Energie, womit es seine Landbauindustrie und seinen Handel gefördert hat. England kann und darf nicht mehr mit Waffengewalt gegen Nordamerika auftreten; dieß sieht aber dagegen durch den geistigen Verkehr, an dem auch die Sklaven, trotz aller Leseverbote, Theil genommen, sich genöthigt, die Emancipation selbst zu betreiben. Daß diese vorgenommen werden muß, ist unzweifelhaft, wann und wie? muß vorerst dahin gestellt bleiben; indeß ist durch den Gang der dießjährigen Congreßsession, einer der merkwürdigsten von allen bisherigen (Nr. 262 ff), ein großer Punkt gewonnen worden, daß nämlich der Congreß überhaupt die Sklavenfrage behandelt, was ihm bisher von den Sklavenstaaten geradezu abgesprochen wurde, und daß somit die Frage ein Gegenstand geworden ist, über welchen der Congreß Verfügungen erlassen kann. Dieß ist eine um so bedeutendere Errungenschaft, als der trotzigere Theil der Sklavenhalter geradezu mit Losreißung von der Union drohte, wenn man dieß Institut antaste; diese Drohung hat lange Zeit jeden Schritt in der

Digitized by Google

Sache verhindert, und als sie endlich zur Sprache kommen mußte, stand die Frage da: soll die Union aufgelöst werden? Vor dieser Frage wich alles zurück; man erkannte, daß hier nicht bloß die moralischen Interessen der Emancipation den materiellen Interessen der Sklavenbesitzer, sondern sehr wesentliche materielle Interessen der Zukunft den materiellen Interessen des Augenblicks entgegenstünden. Ein Kampf zwischen dem Norden und Süden war ein Unding: der Norden hätte sich nach hartem Kampfe behauptet, und der Süden wäre, zum großen Schaden des Nordens selbst, dem innern Kampf und einem Sklavenkrieg verfallen. Sowie die Frage so gestellt wurde, war auch der hitzige Kampf im Wesentlichen entschieden, und es handelte sich nur um die Bedingungen des Compromisses. Diese waren bald gefunden: Clay hatte sie vor dem Zusammentritt des Congresses entworfen, sie hatten die Zustimmung der bedeutendsten Männer des Südens erhalten, und wenn sie gleich von den verbissenen Parteien anfangs verworfen wurden, so zwang doch die sichtliche Nothwendigkeit erst den Senat und dann auch das Haus der Repräsentanten zu ihrer Annahme.

Der Norden hat sich beklagt, und in einem gewissen Grade mit Recht, daß der Süden so sehr nach Eroberung dränge, und namentlich hat die Besetzung von Texas zu den stärksten Aeußerungen des Unwillens geführt, allein genau betrachtet, ist dieß Fortrücken nicht nur eine wesentliche Bedingung des amerikanischen Lebens, sondern das daraus hervorgegangene Uebel hat auch die Heilung in sich selbst gefunden. Die südlichen Staaten drängten zur Besetzung von Texas, weil sie einen neuen Markt für ihre Sklaven wollten, und weil sie durch die Vermehrung der Zahl der Sklavenstaaten das Uebergewicht oder wenigstens das Gleichgewicht im Congreß erhalten wollten. Aber die Besetzung von Texas führte zum Kampf mit Mexico, und der Kampf mit Mexico zur Eroberung von Californien und Neumexico; diese beiden Länder, von denen jetzt das eine bereits als Staat in die Union aufgenommen ist, das andere in nicht ferner Zeit aufgenommen werden wird, können ihrer physischen Verhältnisse wegen nicht wohl Sklavenstaaten seyn, und Californien hat auch bereits die Sklaverei definitiv verboten; die Zahl der nicht sklavenhaltenden Staaten ist also vermehrt, und Texas selbst, viel zu groß für Einen Staat, wird mit der Zeit in drei bis vier zerfallen, von denen zwei gewiß, vielleicht drei die Sklaverei von sich weisen. Diese wird also mehr und mehr beschränkt auf diejenigen Landstriche, wo der Weiße, ohne Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen, nicht arbeiten kann; aus diesen Landstrichen wird man die Sklaverei noch lange nicht verbannen, und die Gesellschaft wird jedenfalls eine Form annehmen, die ziemlich dem des Pflanzerlebens in Westindien gleicht, weil dem Schwarzen größtentheils die geistigen und physischen Mittel fehlen, um sich auf den gleichen Standpunkt mit den Weißen zu stellen. Wir glauben im allgemeinen, daß die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten jetzt auf einen gedeihlichen Weg friedlicher Veränderung gewiesen ist, und die neu beabsichtigte engere und raschere Verbindung (s. Nr. 249) mit Afrika wird mehr und mehr dazu benützt werden, die frei werdenden Schwarzen dahin zurückzusenden, wo sie von Liberia und den benachbarten Punkten aus mehr zur Civilisirung der Neger beitragen können, als alle christlichen Missionäre, von denen die Mehrzahl frühzeitig dem Klima unterliegt.

Allein die Versetzung der Sklaven oder der Freigewordenen nach Afrika kann unmöglich ausreichen, man muß andere Orte haben, wohin man die Neger schafft, wenn man sie los seyn will, denn zu der Erkenntniß ist man in Nordamerika gekommen, daß beide Racen nicht gut neben einander mit gleicher Berechtigung stehen können. Das Vordringen der Amerikaner gegen Süden und die Expedition nach Cuba (s. Nr. 152) erklären sich nur aus diesem Punkt; wie man nach Texas vordrang, um dorthin die Sklaven abzusetzen, so wollte man nach Cuba, und vielleicht noch weiter, um für sie einen günstigen Markt zu haben, und sie aus dem Bereich der Weißen fortzuschaffen. In einem guten Theil der jetzigen Sklavenstaaten kann der Weiße allerdings arbeiten, und seine Arbeit ist der Sklavenarbeit meistens bedeutend überlegen. In dieser Lage befindet sich Virginien, Maryland, Delaware, Nordcarolina, Tenessee, Kentucky, Missouri, ja sogar ein großer Theil von Südcarolina und Georgien. Die Ersetzung der Sklavenarbeit durch Weiße würde nach und nach erfolgen, wenn man nur die Sklaven zu einem guten Preis abzusetzen wüßte. So haben es auch die nördlichen Staaten gemacht, indem sie vor der durch ihre Regierungen ausgesprochenen Emancipation ihre Sklaven nach dem Süden verkauften. Die Staaten Virginien und Maryland haben in den letzten Jahren einen lebhaften Sklavenhandel nach Neworleans und Texas getrieben, und hofften auch in Californien einen guten Markt zu finden. Das ist aber namentlich durch die Goldsucher, welche sich nicht das Geschäft durch reiche Sklavenbesitzer verderben lassen wollten, vereitelt worden. Jetzt wendet man die Augen auf Cuba, wohin man in wenigen Tagen zur See gelangen kann, und wo noch unendlich viel freies Land umzubrechen ist. Die vernünftigsten Männer im Süden erkennen sehr wohl, daß sie dem Andrang der abolitionistischen Meinungen des Nordens nicht auf die Dauer widerstehen, und daß sie nur durch freie Arbeit die Concurrenz mit demselben aushalten können. Cuba böte ihnen eine Lösung, und wenn der Süden seine Sklaven dahin absetzen könnte, so würde bald die Hälfte der Sklavenstaaten die Emancipation aussprechen. Man ersieht hieraus, daß das Unternehmen gegen Cuba in den Bedürfnissen der südlichen Staaten der Union seinen Grund hat, und deßhalb gar wohl von neuem aufgenommen werden kann; man hat sogar in neuester Zeit die Vereinigten Staaten beschuldigt ihre Augen auf Hayti, namentlich auf die dominicanische Republik zu werfen, wahrscheinlich gleichfalls um Freigelassene dahin bringen zu können. England arbeitet diesem Streben der Nordamerikaner, sich ihrer Sklaven zu entledigen, absichtlich oder unabsichtlich entgegen, in der Furcht, daß die Vereinigten Staaten durch die Besetzung von Cuba den mexikanischen Golf so gut wie ganz sperren.

Ist die Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika allmählich eine Sache der Mehrheit des Volks und der gesetzgebenden Macht geworden, so wird sie es jetzt, von außen und innen gedrängt, auch in Brasilien, das am stärksten der Negereinfuhr offen stand, und in den letzten acht Jahren durchschnittlich mehr als 30,000 Neger jährlich einführte. Jetzt aber geschehen in Brasilien die ernstlichsten Schritte zur Emancipation, wozu die Regierung durch die wachsende Gefahr einer überwiegenden Negerbevölkerung im Innern und von außen her durch England gedrängt wird. Dieses hatte im J. 1826 einen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels mit Brasilien abgeschlossen, da aber das Bedürfniß von Arbeitern zu groß war, stemmte sich die öffentliche Meinung so sehr gegen die Ausführung desselben, daß die Regierung nothgedrungen durch die Finger sah; in Folge hievon drang die englische Regierung seit dem Jahre 1835 auf eine Erweiterung des Vertrags von 1826, wodurch den engli-

Digitized by Google

schen Kreuzern die Vollmacht ertheilt wurde, nicht nur die wirklich mit Sklaven beladenen, sondern auch des Sklavenhandels überhaupt verdächtigen Schiffe hinwegzunehmen. Dieß schlug die brasilische Regierung fortwährend ab, und als die auch Brasilien betreffende Additionalacte des englischen Vertrags vom J. 1817 mit Portugal über das Durchsuchungsrecht mit dem März 1845 zu Ende lief, wurde sie von Brasilien völlig gekündigt, wodurch auch die Bestimmungen des Vertrags von 1826 immer unausführbarer wurden. Jetzt griff England zu wahrhaft völkerrechtswidrigen Mitteln, und erließ eine Parlamentsacte (vom 2 Jul. 1845), wonach alle brasilischen, vermeintlich oder wirklich mit dem Sklavenhandel beschäftigten Schiffe als den englischen Gesetzen verfallen erklärt wurden. Diese unerhörte Verletzung des Völkerrechts, welche man gegen das schwache Brasilien übte, aber gegen das starke Nordamerika nicht zu üben gewagt hätte, hatte wie natürlich die heftigsten Remonstrationen und Protestationen von Seite Brasiliens zur Folge, es drohte sogar mit Differentialzöllen auf englische Schiffe und Waaren, aber alles war vergebens, das unmächtige Brasilien mußte sich alle Rechtsverletzungen gefallen lassen, und die englischen Kreuzer drangen bis in die Buchten und Häfen Brasiliens ein, um Sklavenschiffe herauszuholen und theils als gute Prise zu erklären, theils zu verbrennen; die selbst gegen brasilianische Forts verübten Gewaltthaten von Seiten englischer Schiffe sind gleichfalls diesen Verhältnissen zuzuschreiben.

Aus welchen Gründen England so bis zur Anmaßung und zum Rechtsbruch energisch gehandelt hat, mag hier dahin gestellt bleiben; es ist nicht unmöglich, daß es in richtigem Erwägen der möglichen Folgen eines längeren Aufschubs die Regierung zum Handeln drängen wollte.[1] Das muß man fast aus der Rede des brasilischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten schließen, der am 15 Jul. d. J. in der Deputirtenkammer sich folgendermaßen vernehmen ließ: „In Betracht des Standpunkts, auf welchem sich diese Fragen befinden, glaube ich in der That, daß es unerläßlich ist, diese Stellung aufzugeben, und die Sache in jeder Beziehung aufrichtig und umfassend zu lösen, zumal sie täglich neue Verdrüßlichkeiten herbeiführt, und noch größere zur Folge haben kann, auch überdieß die Entwicklung unserer Fortschritte und das Wohl des Landes aufzuhalten geeignet ist. Ich könnte es unterlassen, auf die Frage einzugehen, ob die Fortdauer des Negerhandels angemessen und seine Unterdrückung für unsern Landbau ernstlich nachtheilig sey, aber ich frage diejenigen, welche zu seiner Fortdauer hinneigen, ob diese letztere, wenigstens auf längere Zeit, in der Möglichkeit liegt? Wenn eine mächtige Nation, wie die englische, mit unermüdlicher Zähigkeit und nie verläugneter Ausdauer mehr als 40 Jahre hindurch darauf hinarbeitet, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, wenn sie sich entschließt, jährlich 650,000 Pf. zum Unterhalt ihrer Kreuzer zu verausgaben, wenn sie die Zustimmung aller europäischen und amerikanischen Seemächte erlangt hat, und der Sklavenhandel auf Brasilien und Cuba allein beschränkt ist, können wir dem Strome widerstreben, der dahin treibt? Ich glaube nicht." Daraus geht deutlich hervor, daß England dem Sklavenhandel in Brasilien um jeden Preis ein Ende machen will, wäre es auch nur, um die einmal begonnene Abschaffung des Sklavenhandels ehrenhaft zu Ende zu führen, und nicht am Thorschluß seine Ohnmacht bekennen zu müssen. Möglich, daß der Streithandel, den England kürzlich mit Portugall anfing, und das jetzige Andringen gegen Spanien wegen seiner Schuldsachen die Frage des Sklavenhandels, der hauptsächlich von Spaniern und Portugiesen betrieben wird, zum Hintergrund hat.

[1] Auch mag der Umstand dazu beitragen, daß die Kreuzerflotte von England nicht mehr lange unterhalten werden kann. Der ausgesprochene Wille des Unterhauses geht, trotz der erzwungenen Genehmigung dieses Budgetansatzes in der letzten Session, auf Beseitigung der Kreuzerflotte hin.

Wie dem auch seyn mag, der Schritt ist in Brasilien geschehen, und die Regierung konnte dabei nicht stehen bleiben; ein Gesetz über das Landeigenthum, das die großen Besitzer, deren Besitzthümer häufig eine fast willkürliche Ausdehnung haben, seit Jahren im Senate hinausgeschoben hatten, ist unmittelbar nach dem Verbot des Sklavenhandels wieder aufgenommen und vor Mitte Septembers d. J. von beiden Kammern angenommen worden. Nach diesem Gesetz darf kein Land, mit Einer weiter unten anzuführenden Ausnahme, verschenkt, sondern muß verkauft werden; was bereits verschenkt ist, bleibt natürlich den Besitzern, und selbst denen, die sich eigenmächtig auf freiem Land niedergelassen haben, wird dieser Besitz erhalten, wenn sie nur darauf eine Wohnung errichtet und den Boden einigermaßen angebaut haben; die Bedingungen sind also für jeden ältern Besitzer sehr liberal, und für die künftigen Käufer nicht minder, denn der Preis des Bodens ist noch nicht halb so hoch, als der des Congreßlandes in Nordamerika angesetzt; Fremde, welche Land kaufen, erhalten nach zwei Jahren das Bürgerrecht, und sind vom Militärdienst, außer dem im Umfang ihres Gemeindebezirks, frei.[1] Die oben erwähnte Ausnahme von dem Satz, daß Land nur durch Kauf solle erworben werden können, bezieht sich auf eine zehn Legoas breite Zone an den Nord-, West- und Südgränzen des Reichs, welche man aller Wahrscheinlichkeit nach zur Anlegung von einer Art Militärcolonien, vorerst wohl hauptsächlich im Süden gegen Buenos-Ayres hin, bestimmt hat. Dieser letztere Gedanke, so wie das ganze Gesetz, nimmt sich auf dem Papier gar nicht übel aus, die Frage ist nur, ob die Ausführung, welche einer besondern Generallandverkauf-Behörde (repartiçao geral das terras publicas) untergeben werden soll, auch dem Plane entspricht. Indeß ist nicht zu verkennen, daß in Brasilien allmählich eine große Anzahl bedeutender Männer die Abschaffung des Sklavenhandels und die Förderung der Colonisation bevorwortet haben, und nach dem in Rio Janeiro erscheinenden Correio Mercantil vom 9 Sept. ist eine Gesellschaft zusammengetreten, welche sich die Unterdrückung des Sklavenhandels, die Beförderung der Colonisation und — die Civilisation der Indianer zum Zweck gesetzt hat; sie wählte in ihrer ersten Sitzung drei Ausschüsse, gemäß den drei Zwecken, die sie sich vorgesetzt. Möglich daß auch in allen diesen Bewegungen mehr Geschrei als Wolle ist, zum mindesten aber stehen sehr angesehene Namen sowohl an der Spitze, als in der Liste der Ausschüsse.

Was auch die ursprünglichen Absichten der Engländer mit der eifrig betriebenen Abschaffung des Sklavenhandels gewesen seyn mögen, das Gute hat sich dennoch Bahn gebrochen, und ganz Amerika ist jetzt allem Anschein nach auf dem Wege einer friedlichen Emancipation der Sklaven. Diese sind ein nicht minder bedeutendes Element der amerikanischen Bevölkerung geworden, als die Indianer selbst, und es fragt sich jetzt, wie und ob diese beiden Racen auf der Bahn der Civilisation fortschreiten. Hayti, wo die Neger völlig unabhängig sind, zeigt manche

[1] Verdächtig für arme Einwanderer ist §. 16, nach welchem die Regierung befugt ist, jährlich eine gewisse Anzahl freier Ansiedler einzuführen, um sie beim Landbau, öffentlichen Arbeiten, der Anlegung von Colonien u. s. w. zu verwenden. Die Mißhandlung früherer deutscher und irischer Einwanderer, die man zum Straßenbau und Militärdienst zwang, ist noch im frischen Angedenken.

Digitized by Google

Züge, die an Congo und die volle Negerbarbarei erinnern, ein Umstand, der nicht gerade in Erstaunen setzen darf, wenn man erwägt, daß die Revolution von St. Domingo unter 450,000 Schwarzen mindestens 200,000 geborene Afrikaner, solche die man in den spanischen Besitzungen Bozales nennt, zur Freiheit rief. Unter diesen mußte die alte afrikanische Barbarei und der Aberglaube der Negerstämme noch im vollsten Maaße herrschen, und ihre feindselige Erhebung gegen die Weißen mußte gerade diesem rohen Afrikanerthum Vorschub thun. Was wird nun den Sieg davon tragen, die afrikanische Barbarei oder der nicht mehr auszutreibende Sauerteig der europäischen Civilisation? Wird die Dominicanische Mulattenrepublik sich halten oder in dem lächerlichen Negerkaiserthum aufgehen? Die Frage ist ganz abgesehen von politischen Verhältnissen von großem Interesse, denn man kann sie auch so stellen: ist in den Mulatten ohne fortdauernde Einmischung europäischen Bluts Lebensfähigkeit genug, um sich gegen die reine schwarze Race zu halten? Was wird das Schicksal der schwarzen Race in Cuba und Brasilien seyn, wo sie einer Minderzahl von Weißen, doch aber keiner solchen Minderzahl, wie in den englischen Colonien entgegensteht? Wird das „blaue Blut" der Spanier sich behaupten gegen den Andrang des schwarzen und farbigen? Das sind alles Fragen, deren Lösung über den politischen und ökonomischen Zustand dieser Länder entscheiden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oase Wargla.

(Schluß.)

Zu Wargla gehören einige Dörfer, von denen el Ruissat, el Hedschadscha und Ain Amer $1\frac{1}{2}$ bis 2 Lieues gegen Westen und Süden, Sidi Khuiled 5 bis 6 Lieues gegen Südosten entfernt sind. Dieß sind die bedeutendsten. Die Bewohner von Wargla sprechen nicht das Arabische, sondern eine mit dem Mzabia und Zenatia verwandte[1] Sprache; alle Häupter der Stadt, so wie die Tolbas, sprechen indeß arabisch. Bezeichnend genug ist aber in den Dörfern um Wargla her die Sprache arabisch, was ziemlich dafür spricht, daß die Existenz der Stadt über die arabische Eroberung hinaufreicht. In der Umgebung sind Ueberreste, die gleichfalls in ein hohes Alterthum zurückzugehen scheinen. Anderthalb Lieues südwestlich von dem Dorfe Ruissat ist ein kegelförmiger Berg Dschebel Krima genannt, auf dessen Gipfel ein sehr tiefer Brunnen und die Ruinen eines Dorfes sich finden. Eine Lieue nördlich von dem Dschebel Krima erhebt sich ein anderer Berg Dschebel el Aobad[2] genannt, und eine Lieue östlich vom Dschebel el Aobad liegen die Ruinen einer großen verlassenen Stadt, die man Cedrata nennt, und welche der Sage nach von einem Scherif aus Marocco zerstört worden seyn soll. Unter den Sandwellen unterscheidet man noch die Reste einer Einschließungsmauer und die Ruinen einer Moschee. In geringer Entfernung davon ist eine sehr reichliche Quelle.

Im Gebiet von Wargla lagern drei große Stämme, Mekhadma, Schambet Bu Ruba und Said. Sie haben wenig Pferde, sind aber sehr zahlreich und für Wargla sehr unbequeme Nachbarn; sie nehmen an allen Streitigkeiten in der Stadt Antheil, und wenn ein Mächtiger sich zum Sultan wählen lassen will, sucht er sie auf alle Weise zu gewinnen. Mehr als einmal haben sie Wargla belagert, die Gärten verwüstet, die Wasserleitungen unterbrochen, und nur durch Bezahlung einer Auflage konnten sich die Belagerten losmachen. Wenn indeß die Leute von Wargla vereint blieben, so hätten sie wenig zu fürchten, und gewöhnlich gelingt es ihnen auch den einen der beiden mächtigen Stämme durch Geschenke gegen den andern zu gewinnen.

Die Beni Mzab, die Schaamba von Metlili, nebst den umwohnenden Stämmen kommen nach Wargla, um ihre Ankäufe zu machen; einige Tuareks bringen hie und da Elephantenzähne, Goldstaub und Negersklaven; auch von Gadames kommen zuweilen etliche Leute mit Gold und Sklaven. Die Kaufleute von Wargla versehen sich mit den nöthigen Waaren aus Tunis, und zogen dabei über Suf und Tuggurt. Die kleinen Kaufleute von Wargla versehen sich bei der Ankunft der Kaufleute aus Tunis, und verkaufen das ganze Jahr an die nomadischen Araber. Zur Zeit der Dattelernte ist der Handel am lebhaftesten. Die Stadt enthält einige Schmiede, Waffenarbeiter, Schuhmacher, Tischler, Schneider, kurz die für einen Bevölkerungsmittelpunkt unerläßlichen Handwerker. Die Goldschmiedekunst wird von wandernden Juden geübt, die hier einige Monate sich aufhalten und zur Zeit der Fieber sich wieder entfernen. Die französische Münze ist sehr gesucht zu Wargla, und cursirt nicht nur, wie der spanische Piaster, sondern man wirft sie auch in den Schmelztiegel, um Schmucksachen daraus zu machen.

Die Kaufleute fangen mehr und mehr an, Constantine und Algier zu besuchen, und Tunis zu verlassen, da sie auf der Reise dahin einer Menge Plackereien von den kleinen Scheichs ausgesetzt sind, die ihnen Zoll abfordern; oft werden sie auch auf dem Wege beraubt, während sie es rühmend anerkennen, daß man auf französischem Gebiet sicher reist und nichts zu zahlen braucht. — Die Lage von Wargla hat es nicht immer gegen die Raubgier der Türken geschützt, und mehrere Deys sind bis vor die Thore gekommen und haben einen Tribut erpreßt.

Diese Nachrichten wurden den HH. Daumas und Chancel von einem gewissen Scheich el Hadsch el Maiza geliefert, welcher selbst Mitglied der Dschemaa ist, und behauptet, diese besitze ein großes Buch, das die Geschichte der Stadt enthalte. Er versprach sogar einen Auszug daraus zu schicken.

[1] Also wohl berberische.

[2] Berg der Anbeter, was also auf eine andere Religion als den Islam zu deuten scheint.

Miscellen.

Zuckereinfuhr aus Java. Nach den Documens sur le commerce extérieur betrug die Zuckerausfuhr aus Java im J. 1825 $5\frac{1}{2}$ Mill. Kilogr., im J. 1830 7 Mill. K., im J. 1835, 27 Mill. K., im J. 1840, $63\frac{1}{2}$ Mill. K., im J. 1845, 90 Mill. K. und im J. 1849 nahe an 104 Mill. K.

•

Ein englischer Missionär in Paris. Seit einiger Zeit befindet sich ein protestantischer englischer Missionär zu Paris, um Engländer und Franzosen zu bekehren. Er hat in vielen Häusern Besuche gemacht, und will demnächst ganz nach englischem Styl Conferenzen eröffnen, um Bekehrungen herbeizuführen. (J. du Comm. d'Anvers. 4 December.)

•

Eine merkwürdige Familie. Zu Marseille findet sich gegenwärtig eine Familie die fünf Generationen aufzuweisen hat, der Vater, ein Ziegenhirt, hat 104 Jahre und ist noch vollkommen munter, sein Sohn ist 80, sein Enkel 45, seine Urenkelin 25 und seine Ururenkelin $3\frac{1}{2}$ Jahre alt. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 298. 13 December 1850.

Bemerkungen über die Sprache der Magyaren mit Rücksicht auf Sprachvergleichung.

Durch die Sprachvergleichung kann man die Abstammung der Völker am leichtesten und sichersten ergründen, nur muß die Vergleichung nicht auf dem oft zum Theil erborgten lexikalischen Wörterschatz einer Sprache allein basirt seyn, sondern auf ein tieferes Eingehen in den Bau und auf die nähern Beziehungen der zu vergleichenden Sprachen sich stützen. Auch die Urwörter einer Sprache werden von einem Sprachforscher sehr leicht gefunden werden, wenn er dieselben mit den Wörtern anderer Sprachen desselben Stammes nach dem Gesetze der Buchstabenänderung vergleicht. Die Sprache der Magyaren ist auf der großen Kampfstätte der verschiedenen Nationen zwar mit vielen fremden Wörtern bereichert worden, aber ihre ursprüngliche Form hat sich frei und rein und von fremden Elementen ungetrübt erhalten, und in der Folge der Zeit auch nur wenig und langsam sich fortgebildet und entwickelt. Deßhalb steht sie auch in ihrem Typus andern Sprachen so scharf ausgeprägt und in ihrem Charakter so bestimmt gegenüber, wie kaum eine andere Sprache. Mundarten gibt es in der magyarischen Sprache keine; der gebildete Magnat spricht eben so, obgleich mit gewählteren Worten, wie der ungebildete Bauer, und beide zeichnen sich durch reines Aussprechen und scharfes Ausprägen der magyarischen Laute aus.

Die magyarische Sprache hat ihre Benennung von dem Worte Magyar, mit welchem Namen sich der Ungar in seiner Sprache mit Stolz bezeichnet. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Magyar jedoch ist noch immer nicht ermittelt worden. In den alten Chroniken wird dieses Wort gewöhnlich m o g o r oder m o g e r geschrieben. aber es wurde gewiß eben so, wie heut ausgesprochen, denn es ist ganz natürlich daß die Magyaren bei der Annahme des lateinischen Alphabets in demselben die feinen asiatischen Nuancen nicht wiedergeben konnten: erst nach und nach mußte sich die heutige Aussprache entwickeln, und die lateinischen Buchstaben mußten sich in magyarische Laute umwandeln. So hatte man zur Zeit, als meist schottische und italienische Mönche die Lehrer der Magyaren waren, für den Laut gy kein Zeichen und in Ermangelung dessen setzte man g; eben so hatte man keine Bezeichnung für den Vocal a und man schrieb daher o; daher sehen wir auch in den zwei alten Leichenreden, welche im Meßbuche von Boldua Mellek aufbewahrt und gefunden worden sind, stets Z o c o z t i a statt des neuern S z a k a d z t j a geschrieben. Der Name Moger, welchen der unbekannte Notarius des Königs Bela gebraucht, kann nur aus Unkenntniß des wahrscheinlich nicht magyarischen Kronikschreibers, oder durch einen Fehler entstanden seyn; denn nach dem Gesetze der Vocalharmonie, welches in der magyarischen Sprache herrscht, konnte sich in dieses Wort, in welchem in der ersten Sylbe das a tönt, unmöglich ein e einschleichen. So wurde auch von den Ungarn bei der Annahme des Christenthums das lateinische Angelus nicht in Angyel, sondern in Angyal, dem Gesetze der Vokalharmonie gemäß, verändert. Mit der Uebernahme des lateinischen Alphabets hatten die Magyaren auch für die Laute ö und ü keine Bezeichnung erhalten, und die alten Chronikschreiber gebrauchten bei Abfassung ihrer in lateinischer Sprache geschriebenen Werke, wenn ungarische Namen mit ö und ü vorkamen, gewöhnlich für beide Laute das u. So schrieben sie z. B. Gumur statt Gömör, Bulchu statt Bölchö, und es wäre lächerlich, wenn man diese Namen nach der alten Schreibart aussprechen wollte. Und doch gibt es gelehrt seyn wollende Ungarn, die noch immer Zumtuchel, Erdud, statt Szömtökel, Erdöd lesen.

Die Wurzeln und einfachen Wortstämme sind im Magyarischen der Form nach nicht verschieden. Die meisten urmagyarischen Wörter sind einsylbig und bilden den einfachen Wortstamm. So sind z. B. die Benennungen fast aller Theile des menschlichen Körpers einsylbig, und die nächsten Gegenstände, welche die Natur zur Anschauung darbietet, sind ebenfalls einsylbig, z. B. t ü z, Feuer, v i z Wasser, f ü Gras, n a p Sonne oder Tag, h o l d Mond, k ö Stein, f a Baum, h a l Fisch, e g Himmel, l o Pferd u. s. w. Die in der ungarischen Sprache vorkommenden zweisylbigen Wörter haben sich wahrscheinlich später erst entwickelt, und die einstige Berührung der Magyaren mit den ihnen stammverwandten Tataren ist an vielen zweisylbigen Wörtern, welche die Ungarn von den letztern in ihre Sprache aufgenommen, sehr deutlich zu erkennen. Von jenen zweisylbigen Wörtern, welche die Ungarn von den Deutschen, Slaven rc. entlehnt haben, und die demnach auch nicht magyarisch, sondern nur, wenn auch zum Theil schon seit Jahrhunderten, magyarisirt sind, ist hier keine Rede. Allein die einsylbigen Wortstämme der magyarischen Sprache sind nur ursprünglich magyarisch ihrer Quelle nach, aber ihre einsylbige Gestalt ist keine ursprüngliche, denn sie hatten einen auslautenden Vocal, der aber in der Folge der Zeit, weil er keinen wesentlichen Bestandtheil der Wurzel bildete, in einen schwachen und unbestimmten Nachhall, endlich aber gänzlich verloren ging. So sind im Finnischen die einfachen Wortstämme fast durchgängig zweisylbig, und daher der Form nach von der einsylbigen Wurzel verschieden; auf der ersten Sylbe ruht der Ton, während die zweite

Digitized by Google

nur aus dem auslautenden Vocal besteht, den die ungarische Sprache abgeworfen hat, den dieselbe aber bei Formirung des Plurals, des pronomen possessivum und bei einigen Suffixen wieder annimmt. Namentlich scheint der abgeworfene Vocal der dritten Person des pronomen possessivum zu entsprechen, welche Annahme mehrere noch bestehende zweisylbige ungarische Stammwörter, welche den auslautenden Vocal nicht abgeworfen haben, bestätigen, z. B. atya, der Vater, atyam, atyad, attya, mein, dein, sein Vater, anya die Mutter, anyam, anyad, annya, meine, deine, seine Mutter, wobei in der Schrift die dritte Person des Pronomen possessivum nur durch die Verdoppelung des Consonants unterschieden wird, welche jedoch in der Aussprache nicht bemerkbar ist. Die zweisylbigen Wortstämme des Finnischen mit kurzem Wurzelvocal und kurzem Auslaufsvocal haben sich im Ungarischen in vielen Fällen in eine mit einem langen Vocal versehene Sylbe, welche zugleich Wurzel und Stamm ist, umgewandelt, z. B. Finn. veri Blut, Ung. vér; käsi Hand, Ung. kéz; vesi Wasser, Ung. víz; kivi Stein, Ung. kő. Im Pronomen Possessivum dritter Person wird aber wieder gewöhnlich, aber nicht immer, die lange Sylbe mit der Annahme des Vocals in eine kurze verwandelt, z. B. vize, sein Wasser, von víz; leve, seine Suppe, von lév; köve, sein Stein, von kő; neje, seine Frau, von nő; keze, seine Hand von kéz. Eine Ausnahme macht schon das obige Wort vér, Blut, welches das Dehnungszeichen weder im Plural, noch in Verbindung mit den Suffixen wegläßt. In andern Fällen hat der Ungar das zweisylbige finnische Wurzelwort in ein einsylbiges umgeändert, ohne jedoch dasselbe zu dehnen, z. B. Finn. kala der Fisch, Ung. hal; monna das Ei, Ung. mony ꝛc.

Aus dem angeführten Beispiele schon läßt sich die Zweisylbigkeit der meisten altmagyarischen Wörter fast mit Bestimmtheit annehmen und mit dieser Ansicht sind auch die berühmtesten Sprachforscher des ural-altaischen Sprachstammes einverstanden. Ich führe hier aber noch einen andern Beweis an, welcher meines Wissens noch nicht angeführt worden ist; dieser besteht in einigen altungarischen Wörtern, welche in der erwähnten lateinischen Chronik des Notarius des Königs Bela vorkommen, und welche noch damals zweisylbig geschrieben und ausgesprochen wurden. Z. B. Hetu (hetö) sieben, jetzt Het; diesem analog ist noch das heutige Ketö oder Ket zwei; Bulchu — bölcsö, das altungrische ch wird immer wie cs (tsch) ausgesprochen — der Weise, wird heut Bölcs gesprochen; Kuzu, Közö, eine Flußinsel, heut Köz. In alten Urkunden dürften sich dergleichen Wörter noch mehrere vorfinden; manche altungrische Wörter, welche noch heute in der Sprache vorkommen, haben den auslautenden Vocal noch beibehalten, z. B. Mezö, die Weide, Fene, ursprünglich Hund bedeutend, heut aber wird mit diesem Namen irgend ein wildes Thier oder ein Ungeheuer bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir sagen mit Vorbedacht den ökonomischen, denn wo nicht die europäische Race ein mehr oder minder entschiedenes Uebergewicht behauptet, wird der Schwarze mehr und mehr in seine Barbarei und Bedürfnißlosigkeit zurücksinken, und somit weder der Ausfuhr sonderlich Erzeugnisse liefern, noch von der Einfuhr vieles verlangen.[1] Eine gleiche Folge wird der Racenkampf haben, der in Hayti schon seit 50 Jahren dauert, und noch nicht entschieden ist; jetzt zwar hat England die dominicanische Republik, diesen Rest der Mulatten, unter seine Obhut genommen, wenigstens Verträge mit ihr abgeschlossen[1], ob es aber die Republik gegen einen Landangriff schützen kann und wird, ist eine andere Frage. Man muß es ohne weiteres bekennen, daß die Europäer und ihre Nachkommen in Amerika das belebende thätige Princip sind, und alle Phrasen von allgemeinen Menschenrechten und gleicher Befähigung aller Racen eitles Gerede sind; wenn Amerika in seinen verschiedenen Theilen der materiellen Entwicklung — von der geistigen gar nicht zu reden — entgegeneilen soll, so muß die weiße Race direct oder indirect herrschen, und die Trägheit und Barbarei der niedern Racen anspornen und bezähmen. In dieser Beziehung kann man nur mit Vergnügen auf das mächtig strebende Nordamerika blicken; mag man sich auch manchmal durch das, was die rohern westlichen Staaten bieten, verletzt finden; wenn man die Masse von Verstand und Bildung betrachtet, welche in den östlichen Staaten allgemein verbreitet ist, und täglich weiter sich ausbreitet, so darf man nicht fürchten, daß die Kraft des geistigen Elements, welches seinen Einfluß in so weitem Umkreis verbreitet, leicht erschlaffe. Gerade je lockerer der Staatenverband durch seine weite Ausbreitung und Aufnahme fremder Elemente wird, desto weniger hat der Mittelpunkt der Civilisation im Osten von der Einwirkung des rohen Westens zu fürchten.

Wenn das Uebergewicht der weißen Race über die andern, namentlich die schwarze, nöthig ist, um dem unnennbar reichen Boden seine Erzeugnisse zu entlocken, dieß Uebergewicht aber durch die Emancipation der Schwarzen seit einiger Zeit stellenweise in den Hintergrund gedrängt wird, so ist dagegen, wie durch Zauber, plötzlich ein Ereigniß eingetreten, das die Energie der weißen Race auf eine seit langer Zeit nicht mehr erhörte Weise steigert. Die Entdeckung der Goldminen von Californien ist, wie vom Schicksal herbeigeführt, um das Westufer Amerika's, dessen nördlicher Theil nie in der allgemeinen Weltbewegung auftrat, und dessen südlicher Theil seit dem Sinken der spanischen Macht hinsiecht, zu neuem Leben zu erwecken und in die große Weltbewegung hineinzuziehen. Wie lange würde es wohl bedurft haben, um Californien und Oregon auch nur spärlich zu bevölkern, wenn die Goldminen nicht entdeckt worden wären! Jetzt hat Californien bereits mehrere hunderttausend Einwohner, deren Versorgung bloß mit Lebensmitteln, die noch nicht aus dem übrigens fruchtbaren Lande gezogen werden, einen unermeßlichen Handel hervorruft, der Versorgung mit Industrieerzeugnissen gar nicht zu gedenken. Ein unmäßiger Speculationsgeist hat sich nicht nur Nordamerika's, sondern auch eines Theils von Europa bemächtigt, und der Handel dorthin ist, so gut wie die Ausbeutung der Goldlager, ein Hazardspiel geworden, in welchem Tausende zu Grunde gehen, um Hunderten zu einem fabelhaft raschen Reichthum zu verhelfen. Noch ist durch den Ertrag der Minen bei weitem nicht das Capital ersetzt, das in die Unternehmungen nach Californien gesteckt wurde, aber Millionen von Pfd. Sterling sind schon herausgezogen, und aller Wahrscheinlichkeit nach werden andere Millionen folgen, und die Unmasse des Goldes wird den Werth desselben herabdrücken, wozu schon ein guter Anfang gemacht ist. Die Folgen für diejenigen Staaten, wo Gold das gesetzmäßige Zahlungsmittel ist, können also nicht ausbleiben. Diese Staa-

[1] Die Ausfuhr Hayti's ist seit der Emancipation auf ein Sechstheil gefallen.

[1] Die Ratificationen wurden am 10 Sept. d. J. in St. Domingo ausgetauscht.

Digitized by Google

ten sind England, Bremen und Portugal, von denen jedoch ersteres fast allein in Betracht gezogen werden muß, denn Portugals Handel ist zu unbedeutend, und Bremen zu sehr von Ländern umgeben, mit denen es nach dem Silberfuß handeln muß, als daß es sonderlich in Betracht kommen könnte.

Die erste und nothwendige Folge einer starken Vermehrung des Goldes muß die seyn, eine bisher fast allgemeine befolgte Regel, einen Silber- und einen Goldfuß gesetzlich festzustellen, definitiv aufzugeben. Geld ist nur ein Werthmesser, Gold und Silber sind Waaren, die eben darum im Werth schwanken, und der Staat, welcher den verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren durch ein Gesetz feststellen will, begeht eine Thorheit. Diese Wahrheit haben die Holländer in neuester Zeit zuerst praktisch durchgeführt, indem sie in Voraussicht einer möglichen Entwerthung des Goldes alle Goldmünzen für Handelswaare erklärten. Diesem Beispiel muß man nach und nach auf dem ganzen Continent folgen; wenn es in Deutschland noch nicht geschehen ist, so muß man dieß als einen Fehler ansehen, es ist aber zu hoffen, daß sich dieser nicht allzuschwer rächen wird, denn so wie Gold, das nur ausnahmsweise als Zahlung dient, in größern Massen hereinströmen wollte, wie z. B. 1838 und 1839, so würden die Regierungen durch ihre eigenen Cassen schnell gezwungen, dem Beispiel Hollands nachzuahmen. Für Frankreich war bis jetzt keine Nothwendigkeit vorhanden, da die starken Zahlungen, welche nicht aus Frankreich allein, sondern aus verschiedenen Ländern über Paris nach England gemacht werden, fast ständig den Curs über Pari halten, so daß er erst in neuester Zeit, und nicht bedeutend unter Pari (25 Fr. 20 Ct. für 1 Pfd. St.) gesunken ist. Sollte er noch tiefer sinken, so wird Frankreich schwerlich zögern den Schritt zu thun, und alles Gold für Handelswaare zu erklären, umsomehr als es fürchten müßte, daß ihm das Gold des Continents in größerer Masse zuströmt, wie zum Theil schon geschehen.[1] Belgien muß seinen Plan, als Vermittler des Goldhandels zwischen dem Continent und England aufzutreten, aufgeben, und hat sich auch der angehäuften Goldmünzen größtentheils entledigt. In Hamburg ist der Preis des Goldes seit 7 Monaten um mehr als 3 Procent gefallen, und steht folglich bedeutend tiefer als in England. Auf dieses also fallen die Folgen einer steigenden Vermehrung des Goldes zurück, die man von Californien allein im Lauf der letzten zwei Jahre auf mindestens 8—10 Mill. Pf. St. anschlagen kann, wobei also das russische Gold mit jährlich etwa 3 Mill. Pfd. St. nicht einmal in Rechnung gebracht ist.

Bis jetzt noch sind die Folgen für England vergleichsweise unbedeutend, aber mit dem fortschreitenden Einströmen des Goldes können und müssen sie sehr bedeutend werden und zwar vor allem im Handel. Der Redacteur des Economist, Hr. Willson, ist in der neuesten uns zugekommenen Nummer sehr bemüht, das beunruhigende Symptom des Sinkens des Wechselcurses hauptsächlich dem gesteigerten Begehr nach Silber, der durch die Unruhen und zum Theil durch die Aufspeicherungen auf dem Continent herbeigeführt werde, zu erklären, allein der Beweis beweist nichts, wenn wir gleich den durch eigenthümliche Verhältnisse gesteigerten Begehr nach Silber zugeben, denn das Thesauriren geschieht viel leichter in Gold und auch Krieg und Kriegsrüstungen veranlassen sonst gewöhnlich einen höhern Begehr nach Gold, als dem leichter transportabeln Austauschmittel. Zudem kann der Economist selbst nicht in Abrede stellen, daß das Sinken der Wechselcurse bei der ungeheuren Ausfuhr, nicht bloß an Manufacten, sondern auch an aufgespeicherten Waaren fremder Welttheile, eine sehr unerwartete Thatsache ist, und daß man in England bei allen Geschäften auf ein Steigen des Wechselcurses nach dem Continent gerechnet hatte. Endlich ist in England der Preis des Silbers so hoch gestiegen, daß er 8—9 Procent über dem Münzwerth steht, und die Prägung von gröbern Silberstücken, die nur der Ausfuhr eine Prämie geboten hätten, eingestellt werden mußte. Indeß strömt Silbermünze wöchentlich in bedeutenden Massen aus England herüber, und es kann gar nicht fehlen, daß dort ein Mangel an kleinerem Umlaufsgeld sich einstellen muß. In Hamburg steht das Gold um 3 Proc. niedriger als vor 7 Monaten, der Wechselcurs um vier Procent unter Pari (13 Mk. 10½ S.), ein Unterschied, der etwa erklärt, daß das Gold doch noch einigermaßen gesucht ist, und solches ohne besondere Umstände gleichfalls um 4 Procent statt um 3 Procent gesunken seyn würde.

Aus allen diesem geht hervor, daß der verhältnißmäßige Werth von Gold und Silber seit 6—8 Monaten einen nicht unbedeutenden Wechsel erfahren hat, und ob man dieß einem Steigen des Silber- oder einem Fallen des Goldwerths beimessen will, kommt in der Sache auf eins hinaus, der Unterschied liegt nur in der Erklärung der Erscheinung, ob das Fallen des Goldes durch das Einströmen dieses Metalls oder das Steigen des Silbers durch besondere Umstände herbeigeführt worden sey. Im allgemeinen kann man zuversichtlich sagen, daß die Meinung sich im wesentlichen dahin neigt, dem Einströmen des californischen Goldes die vorgegangene Entwerthung dieses Metalls zuzuschreiben. Zuverlässig ist, daß manche in England sehr bedenkliche Mienen machen, und den Folgen dieser Erscheinung mit Besorgniß entgegensehen. Was die Ausfuhr betrifft, so möchten sich vorerst keine besondern Folgen ergeben, denn wenn auf der andern Seite für ganz fertige Waaren der Preis durch den gefallenen Curs für den fremden Kaufmann gemindert wird, so findet dieß auch für die Fabrikanten statt, welche Halbfabricate aus England beziehen, und denen hindurch das Geschäft erleichtert wird. Ernsthafter möchten die Folgen für die Einfuhr seyn, denn jeder wird nach England seine Zahlungen leichter in Gold als in Waaren bewerkstelligen, weil er auf englische Wechsel einen Verlust erleidet, der dem Unterschied des Goldwerths in England und in fremden Ländern gleichkommt. Die Folge von allem dem ist, daß das Gold vorzugsweise nach England strömen muß, und daß alle die künstlichen Mittel sich desselben zu entledigen, Mittel, welche in der letzten Zeit mehrfach versucht worden sind, unmöglich auf die Dauer helfen können. Die Bank hat gegenwärtig 11 Mill. Pfd. St. an Noten unbeschäftigt liegen; nimmt, wie die jetzige Sachlage es unvermeidlich mit sich bringen muß, die Masse des Goldes zu, so wird die Zahl der unbeschäftigten Noten bald auf 14 steigen, und die Bank von ihrem Capital gar keine Zinsen mehr beziehen.

Der Einfluß, den diese Lage der Dinge auf die innern Verhältnisse Englands haben muß, wird im allgemeinen der seyn, daß die Schuldner gewinnen, die Gläubiger verlieren, und schon seit einigen Jahren gibt sich in dieser Beziehung eine gewisse Spaltung kund. Der reichere Kaufmannsstand, namentlich die Banken, werden eine Veränderung der Valuta verlangen, weil die Nachtheile des gestörten Wechselverkehrs namentlich auf sie

[1] Die Amsterdamer Bank hat bedeutende Massen von Gold vor einigen Monaten nach Paris geschickt, um es dort zu verkaufen, und Gleiches dürfte bald von Frankfurt aus geschehen; nach den neuesten Cursen steht das Gold in Paris noch ½ Procent über dem Preis der Wechsel, was sich kaum anders als durch Thesauriren erklären läßt, und jedenfalls eine vorübergehende Erscheinung ist.

zurückfallen; die Fabrikanten und Arbeiter aber werden die Beibehaltung des Goldcurses fordern, weil dieser ihre Geschäfte durch die erleichterte Ausfuhr fördert. Welcher von beiden Theilen wird siegen? Das ist schwer zu sagen; höchst wahrscheinlich die erstern, weil der Verlust für sie ein bleibender, der Gewinn für die andern ein vorübergehender seyn wird. Der Freihandel stößt die frühern Berechnungen so ziemlich um: vor dem Jahre 1846 konnte man durchschnittlich eine Einfuhr von 2 Mill. Quarters Korn zu einem Preis von 4—5 Mill. Pf. annehmen, jetzt werden 10 Mill. Quarters zu einem Preis von mindestens 15 Mill. Pf. eingeführt, anderer Lebensmittel nicht zu gedenken, die man auch noch auf etwa 5 Mill. anschlagen muß. Diese 20 Mill. müssen gedeckt werden, und werden durch Ausfuhr von Manufacten hauptsächlich gedeckt, aber daran werden, nur nach dem jetzigen Curse auf Hamburg gerechnet, 4 Procent verloren, um welche wegen des verminderten Goldpreises auf dem Continent mehr bezahlt werden muß, und es fragt sich ob der gesteigerte Begehr nach Manufacten diesen Verlust auszugleichen im Stande ist. Wir haben früher (s. der fixe Goldpreis in England Nr. 229) gesehen, daß die englische Regierung, welche schon im vorigen Jahre schwankte, ob sie mit der „Currencyfrage" sich befassen solle, vorerst den Entschluß gefaßt hat, keine Aenderung vorzunehmen; wie lange sie bei diesem Entschluß verharrt, ist eine andere Frage. Die Schwierigkeit einer Aenderung wird zu dem Entschlusse, vorerst nichts zu ändern, wohl so viel beigetragen haben, als die andern Gründe. Gewiß ist, daß das Sinken des Goldpreises vorerst in England den Zins herabdrücken, und die Industrie durch die indirecte Ausfuhrprämie stärken muß, aber ein Theil der großen Geldgeschäfte dürfte sich nach Paris, Hamburg und Amsterdam übersiedeln, weil englische Wechsel durch das Schwanken der Goldpreise an Sicherheit verloren haben. Das dürfte auf die Länge bei den Erwägungen der englischen Regierung schwer ins Gewicht fallen. Entscheidend aber dürfte es werden, wenn Amerika in seinem Schutzsystem beharrt, ja solches, wie es den Anschein hat, noch steigert, um den Wirkungen der indirecten Ausfuhrprämie entgegenzutreten, denn Amerika bezieht weit mehr fertige, als Halbfabricate; wird aber der Absatz nach diesem Lande eher vermindert, als vermehrt, so möchte der Vortheil, der für die englische Fabrication aus dem gesunkenen Goldpreis sich ergibt, bedeutend in die Brüche fallen.

Ein anderer Umstand kommt hinzu, der nicht ohne Bedeutung ist. In England sind Brücken, Eisenbahnen, Canäle, Docks u. s. w. in den Händen der Privaten, und werden gegen eine vom Gesetz bestimmte Abgabe verwaltet. Alle in England so zahlreichen Zollcompagnien könnten in ihrer Einnahme durch das Fallen des Goldwerths, das die Preise der Waaren hinauftreiben muß, so sehr angetastet werden, daß sie bei den jetzigen Tarifen statt Gewinn Verlust hätten. Allerdings hätte die Regierung so schnell nicht nöthig einzuschreiten, denn den Compagnien ist bei ihren Tarifen ein ziemlich weiter Spielraum gelassen; jedenfalls aber würden die Compagnien bald zum Maximum ihrer Tarife gedrängt, eine Ausgabe, welche wiederum der Verkehr zu tragen hätte, und die einen nicht unbedeutenden Theil des gestiegenen Waarenpreises absorbirte. Ist diese Ausgabe einer Steigerung fähig, so ist die Einnahme von Grundrenten, die häufig auf 99 Jahre verliehen sind, einer Entwerthung zugänglich, um so viel als das Fallen des Goldpreises oder das Steigen der Waarenpreise mit sich bringt. Noch bedeutender muß der Verlust der Grundbesitzer an den Pachtschillingen seyn, die schon jetzt zu hoch sind, und welche man bei den gesunkenen Getreidepreisen nicht höher ansetzen kann. Während das Leben wieder theurer würde, nähmen die Einkünfte eher ab als zu. Am besten wären die Steuerzahlenden daran, denen ihre Abgaben um eben so viel erleichtert würden, als das Gold im Werth fiele, während dagegen die Staatsgläubiger in Nachtheil kämen, da sie auf eine bestimmte Rente angewiesen sind. Indeß läßt sich unmöglich mit Sicherheit angeben, wer im Umkreis einer Nation Verlust oder Gewinn von einer solchen Aenderung hätte, da die meisten am Gewinn wie am Verlust Theil nehmen würden, und die wenigen, welche bloß von ihren Renten leben, ohne daß sie selbst wieder solche zu zahlen hätten, eben so wenig eine Entschädigung in Anspruch nehmen könnten, als sie denen eine gewährten, welche durch Peels Bill im J. 1819 zu Schaden kamen. Die wahre Schwierigkeit bleibt immer der äußere Verkehr, die Verhältnisse des Landes zur übrigen Welt, und in dieser Beziehung ist England theils freiwillig, theils nothgedrungen im Freihandel so weit gegangen, daß es alles, was diesen freien Verkehr belästigt, ausstoßen muß. Der Freihandel verträgt sich nicht mit der jetzigen Einrichtung der englischen Bank, und diese hätte bei längerer Fortdauer der bisherigen Verhältnisse zuverlässig unterliegen müssen. Aber die Regierung wollte, aus Furcht vor bedeutendem Widerstande, nicht daran, und die Beschlüsse der im November 1847 niedergesetzten Committees liegen noch da, ohne daß man gewagt hätte, an die Sache zu rühren. Jetzt ist die Currencyfrage von viel weiterem Umfang geworden, und wir können nur die Ansicht, die wir früher schon (s. Nr. 229) ausgesprochen, wiederholen, daß England sich in nicht sehr ferner Zukunft genöthigt sehen wird, zur Silberwährung zurückzukehren, um den Austausch mit der übrigen Welt zu erleichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungewöhnliche Erscheinung der Vegetation im Gouvernement Pensa. Dieß Gouvernement liegt in dem Striche der centralen Hochfläche Rußlands, von wo Flüsse nach Norden und Süden ablaufen; das Klima ist sehr rauh und wandelbar, und im Winter ist schon in 26 Stunden ein Wechsel von 24° R. vorgekommen; im Sommer ist der Wechsel minder stark, doch kann man auf eine Wärme von 17° am Morgen Eis haben. Man baut deßhalb nichts als Roggen, Hafer und Buchweizen. Im vorigen Jahr war die Ernte der beiden ersten gut, und die des Buchweizens erträglich. Nachdem der Roggen eingeheimst, Hafer und Buchweizen wenigstens gemäht waren, traten vom 17 August bis 1 September reichliche Regen ein, so daß viel von dem niedergemähten Getreide auswuchs. Nach diesem Regen im September begann der Hafer abermals zu grünen, und bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß aus der alten Wurzel neue grüne Pflanzen aufschossen, wobei die Stoppeln des abgemähten Hafers als schwarz gewordenes Stroh stehen blieben. Auf 460 Deßjätinen Landes war bis zum 15 und 20 September der Hafer so hoch gewachsen, daß viele Bauern ihn, wo er sehr hoch stand, als Futter für das Vieh niedermähten, und im October war er bereits so hoch, daß er Stengel, freilich keine Frucht bildete. Die ältesten Leute wissen sich keines ähnlichen Falls zu erinnern. Obwohl im Winter das weidende Vieh allen diesen neu emporgewachsenen Hafer niedertrat oder abfraß, so erhielt er sich doch unter dem Schnee; das Grüne an den Wurzeln war durchaus gesund. (Nordische Biene. 7 April.)

Untergegangene englische Schiffe. Im ersten Halbjahr 1850 sind nach den Times vom 2 December nicht weniger als 500 Kauffartheischiffe untergegangen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 299. 14 December 1850.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England.

Die Einwirkung Amerika's auf Europa ist seit der Entdeckung des erstern in geometrischen Verhältnissen fortgeschritten: sie begann mit einem unmäßigen Herüberströmen von edlen Metallen, wie jetzt wiederum durch Californiens Goldminen. Der rasch vermehrte bewegliche Reichthum brach allenthalben die Uebermacht des Adels, vorerst zum Vortheil der königlichen Macht und zugleich zum Vortheil der Staatseinheit, dann zum Vortheil des dritten Standes, der durch Handel und Gewerbe nach und nach erstarkte. Alle Seemächte wollten, so viel möglich, diese Quelle des Reichthums und der Macht für sich allein haben, daher das engherzige Colonialsystem und die Colonialkriege. Nach dem 7jährigen Krieg, welcher die Franzosen aus Nordamerika vertrieb, gab es nur noch zwei große Colonialmächte, Spanien und England. Daß diese früh oder spät aneinander gerathen müßten, war mit gutem Grunde zu erwarten, denn schon streckte England begehrlich seine Hand nach dem Handel mit den spanischen Besitzungen aus, welche Spanien eifersüchtig verschlossen zu halten bemüht war. Da trat das weltgeschichtliche Ereigniß der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten dazwischen, Frankreich unterstützte letztere aus Rache für die erlittenen Niederlagen, und 40 Jahre später war die Unabhängigkeit fast des ganzen Amerika eine vollendete Thatsache. Damit hatte denn das Colonialsystem allen Sinn verloren, und was noch davon übrig war, konnte nur für die Mutterländer nachtheilig wirken. Alle seefahrenden Völker ohne Unterschied waren jetzt zur Theilnahme an dem Handel und der Ausbeutung der neuen Welt berufen, und der Wettlauf begann.

Die Benützung dieser unerschöpflichen Quelle von Reichthum ist für die wachsende Bevölkerung der Staaten Europa's ein Bedürfniß, ja eine Nothwendigkeit geworden: die Masse des Volks will leben, und wer nicht vom Ertrag des Bodens leben kann, muß durch die Anwendung seiner mechanischen oder geistigen Kräfte und Kunstfertigkeiten sein Brod verdienen; je mehr die Anzahl der Menschen steigt, je weniger ihre Arbeit in der nächsten Umgebung einen genügenden Absatz findet, desto mehr muß man diesen Absatz in der Ferne suchen, und desto stärker wird also das Bedürfniß, sich an dem Welthandel, namentlich an dem amerikanischen, zu betheiligen, da die Zahl der Menschen mit europäischen Bedürfnissen dort am größten ist; selbst der Vortheil der Grundbesitzer verbindet sich mit dem der Classen ohne Grundbesitz, weil ein wohlhabendes Volk ihnen einen bessern Markt bietet als ein armes. Dieß ist die Grundlage aller Bewegungen der neuern Zeit in Europa, der Maaßregeln der Regierungen, wie der Strebnisse der Völker, und oft, namentlich in Deutschland, war das Streben nach Freiheit nichts anders als ein Streben nach größerer, freierer Bewegung auf dem Gebiete des Weltverkehrs, ein Gebiet das ihm mangelhafte Staatseinrichtungen vielfach verschlossen. Man darf überzeugt seyn, sobald eine große, mächtige Bewegung in einem Volke sich zeigt, so hat sie sehr materielle Grundlagen, durch deren Gewährung sie sich bändigen läßt, durch deren Verweigerung aber andere an sich minder nothwendige, aber zur Erreichung des Hauptzwecks unentbehrliche Forderungen sich einstellen. Dieser allgemeine Satz wird durch die neuern Entdeckungen, durch Eisenbahnen und Telegraphen, noch verstärkt und erweitert. Was ist nicht seit den 20 Jahren, daß die erste Eisenbahn von Liverpool nach Manchester ausgeführt wurde, geschehen? Die Ergebnisse sind riesenhaft, und dennoch stehen wir erst am Anfang, denn jedes Volk, jede Gegend fühlt, daß wenn ihm die Eisenbahnen fehlen, sein gewerbliches Leben zu Grunde gehen, daß es verarmen muß, weil es mit seinen Nachbarn, welche Eisenbahnen besitzen, nicht mehr concurriren kann. Das sind die Folgen der vermehrten Bevölkerung und des Verkehrs mit den fremden Welttheilen. Der bewegliche Reichthum und die geistigen Potenzen werden dadurch zu Gebietern und die alten Satzungen in Staat und Kirche zerbröckeln, so weit sie sich mit den neuen Verhältnissen nicht in Einklang stellen können oder die große Bewegung hemmen wollen.

Ein merkwürdiges Beispiel hievon liefert uns die innere Geschichte Englands: es hat Theil genommen an dem großen Welthandel von dem Augenblick an, wo Amerika und Indien allgemeiner zugänglich wurden, nämlich seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts; Königthum und Adel haben sich erhalten, sie sind mit der Entwicklung von Handel und Industrie an Glanz und Reichthum gewachsen, der Stand der Grundbesitzer hat in vollem Maaße von dem Reichthum geerntet, welchen der Handel über England ausgoß, aber er hat seine Macht überschätzt, er wollte das Volk durch die Korngesetze ausbeuten, und so hat sich die Stimmung, die sonst sehr aristokratisch war, bedeutend zum Nachtheil des Adels geändert, während England noch immer das Land ist, welches in Europa vielleicht den meisten Royalismus hat. Das erste Zeichen der wachgewordenen Stimmung gegen den Adel sowie der künftigen Herrschaft der Städte und des in ihr befindlichen Reichthums war die gänzliche Abschaffung der Korngesetze, von Peel selbst vorgeschlagen, welcher vor der Macht der Städte zu zittern begann; man hat mit dieser gänzlichen Abschaffung dem

Digitized by Google

Adel auch das Billige genommen, was ihm gebührt, einen Schutzzoll für seine Ackerbauindustrie, welcher unerläßlich ist, wenn er auf die Länge bestehen soll.

Wir sagen deutlich, „wenn er bestehen soll", d. h. in der Form wie er bisher bestanden, als Besitzer eines Aggregats großer fabrikmäßig betriebener Güter, welche eine starke Rente einzubringen im Stande sind, stark genug, die Stellung der Familie zu behaupten, und zugleich die sehr bedeutenden, auf dem Grundbesitz haftenden Schulden zu tragen, damit es nicht ergehe wie in Irland, wo ein großer Besitzwechsel vor sich geht, viele Familien ziemlich alles verlieren, und ungeheure Capitalien obendrein verloren gehen. In der ehemaligen Form aber kann er sich unter den jetzigen Umständen nicht erhalten; es ist unmöglich, daß der Ackerbau auf die Länge mit dem von Amerika, von Spanien, von Rußland, ja selbst von dem benachbarten, gleichfalls mit Steuern nicht wenig gesegneten Frankreich, wo die Gebundenheit der Güter völlig aufgehört hat, die Concurrenz aushalte. Es werden je nach Zeit und Umständen zweierlei Veränderungen vor sich gehen; man wird da, wo es sich durch die Nähe großer Städte verlohnt, mehr auf die Viehzucht als auf den Getreidebau sich legen [1], was aber die Folge hat, noch weniger Hände in Anspruch zu nehmen, und somit die bereits unnatürlich angewachsenen Städte noch mehr zu füllen und den Arbeitslohn darin herabzudrücken. Wo diese Umwandlung nicht stattfindet, wird man die großen Güter in kleinere Bauernhöfe zerschlagen müssen, und der mit Pachtschilling, Zehnten und andern Lasten, namentlich mit Hypotheken reichlich belastete adelige Grundbesitz kann und wird sich auf die Dauer nicht halten. Dieß predigen selbst Journale, welche vollkommen dem Freihandel ergeben sind, und meinen, der Landbesitz müsse so gut in den allgemeinen raschen Verkehr übergehen, wie jede andere Waare; nur ist dabei der Familienbesitz, auf den man in England so viel hält, nicht aufrecht zu erhalten.

Wenn man erwägt, daß Sir R. Peel noch im Jahre 1827 ohne allen Anstoß sagen durfte, er halte die Korngesetze zur Aufrechterhaltung des adeligen Familienglanzes für nöthig, so kann man daraus abnehmen, welche Kluft zwischen jener Zeit und der jetzigen ist, wo die bloßen Versuche, einen mäßigen fixen Kornzoll wieder einzuführen, eine fast fanatische Stimmung gegen die Grundbesitzer erregten, zugleich auch was es heißt, wenn Cobden vor etlichen Jahren öffentlich in seinen Reden über die Korngesetze sagen konnte, daß unter den Korngesetzen nicht bloß unmäßige Pachtschillinge, sondern auch Bischofsmützen, fette Pfründen und gut bezahlte Aemter verborgen steckten; kurz Cobden, Bright und seine ganze Partei geben dem aristokratischen Staat zu Leibe und haben ihm durch die Abschaffung der Korngesetze schon den Lebensnerv abgeschnitten. England ist nicht das Land der raschen Uebergänge, Adel und dritter Stand sind mit einander zu Reichthum und Wohlstand emporgekommen; es fand nie ein solches Zurückdrängen des Bürgerstandes statt, wie in Frankreich, die Spaltung war nie so tief, und der Haß nie so groß, eben darum entwickelte auch der dritte Stand seine Kräfte und seine Macht dem Adel gegenüber nur sehr allmählich, hat aber doch seit 25 Jahren unglaubliche Schritte gethan, und die Wirkung der ökonomischen Verhältnisse, wie sie jetzt durch die Abschaffung der Korngesetze eingetreten sind, muß diesen Verlauf sehr beschleunigen.

Wir haben in diesen Blättern stets gegen die wandelnde Scala gesprochen und einem fixen Kornzoll das Wort geredet, weil dieser allein dem Handel, so gut wie gar kein Zoll, die nöthige Stetigkeit geben und einen milden Uebergang vermitteln konnte; man hat aber den großen Sprung gethan, und die Stimmung in England scheint so entschieden antiaristokratisch zu werden, daß die Regierung selbst, obgleich sie augenscheinlich die Folgen einsieht, und die Minister als Mitglieder der Aristokratie dieselben tief empfinden müssen, nicht wagt, die Wiederherstellung eines Kornzolls vorzuschlagen. Der Widerstand der Protectionisten wird darum sichtlich matter, oder sollte der gegenwärtig in auffallender Weise ruhende Streit eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen den gemäßigtern Theilen beider Parteien, der Freihändler und Protectionisten, verdecken? Wilson muß selbst zugestehen, daß die Pachtschillinge für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch sind, und wenn er auf seinem Leibroß, dem high farming, d. h. einem wissenschaftlich und mit großen, kostspieligen Veranstalten betriebenen Ackerbau herumreitet, so muß man ihm nur darauf antworten, und hat ihm auch schon darauf geantwortet, daß dieß in größerem Umfang schon darum nicht möglich sey, weil viele weder die nöthigen, mannichfachen Kenntnisse, noch auch das Geld dazu haben. Die Substitutionen, das law of entail, d. h. die auf die Erhaltung des Familienbesitzes berechnete Erbschaftsordnung, die nicht im Zwang des Gesetzes, sondern mehr im Herkommen begründet ist, müssen aufgegeben werden, gebildete Männer mit reichem Capital und umfassenden Kenntnissen müssen an die Stelle der Mehrzahl der jetzigen Pächter treten, wenn das geleistet werden soll, was Wilson und die andern Freihändler verlangen. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine solche Umwandlung nicht in wenigen Jahren vor sich gehen kann, und daß die jetzige Pächtergeneration mit einem großen Theil der verschuldeten Grundbesitzer jedenfalls verloren ist. Doch dieß haben wir schon zu wiederholtenmalen durchgeführt, und kommen nur deßhalb darauf zurück, weil es zeigt, wie sich in dieser ökonomischen Frage das ganze jetzige Verhältniß Englands herumdreht, wie sehr seit 20 Jahren die Aristokratie Englands an Boden, Macht und Einfluß verloren, und welche Fortschritte die noch vor 30 Jahren als eine Art Curiosum verlachte Partei der Radikalen gemacht hat.

Man würde sich indeß sehr täuschen, wenn man glaubte, die Veränderung welche vorgeht, beschränke sich nur auf die Güterverhältnisse, sie muß sich auf die ganze Besteuerung des Landes ausdehnen, und hier die ausgedehntesten Veränderungen hervorrufen. „Wir haben," so bemerkt das Circular to Bankers vom 6 Sept. „nicht den mindesten Zweifel, daß der ganze Bau des englischen Steuersystems, wie es jetzt steht, unter der freien Zulassung fremden Korns in Trümmer gehen muß, und wenn man uns fragt, weßhalb wir zu dieser Meinung hinneigen, so erwiedern wir, weil wir es für unmöglich halten, daß der brittische Ackerbauer mit einer solchen Verminderung des Marktwerths seiner Producte die Steuern, die jetzt auf ihm liegen, in die Länge tragen könne." Sir James Graham hat dieß in seiner merkwürdigen Rede am 21 Febr. d. J. über d'Israeli's Antrag, gewisse Lasten zu einem Betrag von 2 Mill. Pfd. von den ackerbauenden Classen auf die Staatscasse zu übernehmen, ausdrücklich hervorgehoben, und bemerkt, daß es sich hier nicht um etwa 2 Mill., wie der Antragsteller vorgebe, sondern um

[1] Dieß ist von mehreren Gutsbesitzern, namentlich Sir James Graham und dem Herzog von Portland, ihren Pächtern geradezu gerathen worden; der Economist aber, der immer die Verbesserung der Agricultur predigt, scandalisirt sich darüber nicht wenig, und meint, das seyen „retrograde Veränderungen."

18 bis 20 Millionen Pfd. Taxen handle, die „vom Lande auf den consolidirten Fond übertragen werden", d. h. den ackerbauenden Classen abgenommen und durch allgemeine Steuermaaßregeln ersetzt werden sollen. Mit Recht nannte er dieß eine „Frage von unermeßlicher Bedeutung", und es handelt sich nur darum zu wissen, ob die Ackerbauer mit einem gewissen Recht diese Forderung stellen, und ob es möglich ist, andere neue Steuern zu diesem Behufe aufzulegen. Was den ersten Punkt betrifft, so haben die Agriculturisten eine Rechnung gemacht, die man nicht unrichtig finden kann, und woraus sich ergibt, daß ihr baarer Verlust sich ziemlich auf diese Summe beläuft [1], aber hinsichtlich des zweiten Punktes muß man mit Sir J. Graham anerkennen, daß es durchaus unmöglich ist, eine solche Abgabenmasse jetzt auf die Schultern der übrigen Staatsgenossen zu werfen, die ohnehin zur Genüge unter der Last von Abgaben seufzen. Das Stichwort ist also — Einschränkung.

Warum die Financial-Reform-Association errichtet wurde, weßhalb Hr. Cobden auf Herabsetzung der Ausgaben auf das im Budget von 1835 festgesetzte Maaß andringt, das sind alles sehr erklärliche Erscheinungen. Der unglückliche Finanzminister wird, wenn er nur eine bis anderthalb Millionen Ueberschuß hat, bestürmt um Steuernachlaß, und es kann keinen unglücklichern Menschen geben als ihn, denn er wird beinahe zerrissen, er hat aber allmählich eine Rhinocerosbaut sich angeschafft, und antwortet auf alle Anforderungen mit einem trockenen: „ich kann nicht." Indeß wäre ihm im verlaufenen Jahre bald eine Eule aufgesessen, und ein Votum des Unterhauses hätte ihn genöthigt, die Fenstersteuer abzuschaffen, die er, so viel sich auch für die Abschaffung sagen läßt, noch nicht missen kann. Es ist überhaupt schon vielfach der Zweifel ausgesprochen worden, ob es so gerade passend sey, für jeden sich ergebenden Ueberschuß eine Steuer abzuschaffen, da ein einziges ungünstiges Jahr die Berechnungen bedeutend stören kann. Das Drängen um Steuernachlaß, das mit jedem Jahre zunimmt, ist eine sehr erklärliche Erscheinung, die Lasten drücken bei dem gestiegenen Geldwerth ohne allen Vergleich stärker wie früher. Es ist ein sehr oberflächliches Urtheil, wenn man auf die frühere Zeit zurückdeutet, wo das Land noch größere Lasten trug, und sich wohl befand, während jetzt bei vermehrtem Reichthum der Nation ein solches Geschrei erhoben werde. Allein das Korn ist ein fataler Werthmesser, und alle Waarenpreise, wenigstens alle Lebensmittelpreise, richten sich vorzugsweise nach diesem. Im J. 1813 zahlte das ganze Land etwa 70 Mill. Steuer außer den Armentaxen- und Grafschaftssteuern; man rechnet, daß auf die Landbevölkerung die Hälfte oder 35 Mill. Pf. St. kamen, allein die Landbevölkerung konnte diese 35 Mill. mit ungefähr 7 Mill. Quarter Weizen bezahlen, während sie jetzt zur Bezahlung der 25 Mill. Pf. 12 Mill. Quarter und darüber braucht, was für den Landbauer eine um 70 Proc. erschwerte Last ausmacht. Dieß trifft indeß, wie natürlich, nicht den Ackerbau allein, denn mit den sinkenden Preisen der Lebensmittel ist auch mehr und mehr der Taglohn gesunken, und folglich drücken die indirecten Steuern auf den Armen jetzt ohne Vergleich härter als damals. Man erwartet, daß der unglückliche Finanzminister in seinem am 5 April 1851 zu Ende gehenden Rechnungsjahre wieder einen Ueberschuß von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mill. hat, und dann wird das Sturmlaufen von neuem angehen; die Fenstertaxe oder auch die „taxes on Knowledge" d. h. auf Papier, Anzeigen u. s. w. dürften dießmal wohl in die Brüche gehen. Das Jubeljahr für den Finanzminister ist wohl das Jahr 1859, wo dem Staate über 3 Mill. Pf. St. Annuitäten heimfallen. Bis dahin ist es aber noch lange, und der oder die Finanzminister werden sich noch mit ihren guten Freunden links und rechts, d. h. mit den HH. Cobden und d'Israeli nebst ihren Schweifen genug herumbeißen können.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Man rechnet in England die Ernte 20 Mill. Quarter Weizen, 10 Mill. Quarter Gerste, 20 Mill. Quarter Hafer, 5 Mill. Quarter Bohnen und ebenso viel Quarter Erbsen. Diese haben im J. 1845, also vor der Abschaffung der Korngesetze durchschnittlich mindestens gegolten, der Weizen 50 Sch., die Gerste 32, der Hafer $22\frac{1}{2}$, die Bohnen 39, die Erbsen 39 Sch., was zusammen einen Ertrag von 108 — 110 Mill. Pfd. St. ausmacht. Dagegen gelten jetzt der Weizen 40 Sch., die Gerste 24, der Hafer 17, die Bohnen 29, die Erbsen 30, oder zusammen etwa 84 Mill., ein Unterschied — die Nebenerzeugnisse des Bodens gar nicht gerechnet — von 25–28 Mill. oder $\frac{1}{4}$ ihres Brutto-Einkommens. Die Armentaxen betrugen im J. 1839 5,613,939 Pfd., die Grafschaftssteuern 741,407, im J. 1849 die erstere 7,674,146 Pfd., die letztern 1,381,132 Pfd., dieß ist eine Vermehrung von 42 Procent, die aber dadurch noch viel schwerer wird, daß im J. 1839 der Quarter Weizen 69 Sch., im J. 1849 nur 45 Sch. werth war.

Bemerkungen über die Sprache der Magyaren mit Rücksicht auf Sprachvergleichung.

(Schluß.)

Nicht allein der auslautende und oft nur sehr schwach nachtönende Vocal ist in der magyarischen Sprache weggelassen worden, sondern es ist auch nicht selten der mit dem Vocal in Verbindung stehende weiche Consonant v oder j ebenfalls weggeworfen worden, und es ist in diesem Falle das Wort, welches nach der alten Formation aus zwei Sylben bestand, in eine lange Sylbe verwandelt worden; im Plural jedoch wird die alte Zweisylbigkeit, so wie auch mit Anhängung der Suffixen, wieder hergestellt. Hierzu mögen folgende Beispiele dienen: Kö, Stein oder Erz, denn für das eigentliche Erz hat der Ungar keinen Namen und er gebraucht die deutsche Benennung; dieses Wort nimmt im Plural das ursprüngliche v, welches im Finnischen Kivi noch vorhanden ist, wieder an; tö Stamm, Finn. tivi, Pl. tövek; sziv das Herz, Pl. szivek, lo das Pferd, Pl. lovak; szo das Wort, Finn. sana, Pl. szavak und viele andere. Das v wird diesemnach keineswegs nur als ruhender Laut zwischen die Wurzel und die mit dem Pluralzeichen der Nomina vorangestellten Bindevocale a, e, o, ö eingeschoben. Wenn dieß letztere der Fall wäre, so müßte dasselbe auch bei den ursprünglich einsylbigen und mit einem Vocale endenden Wörtern geschehen, was aber nicht der Fall ist. So hat z. B. fa der Baum, Finn. pu im Pl. nicht favak, sondern fak und es erhält daher nur das Pluralzeichen k mit Verlängerung des auslautenden Vocals.

Der lange Wurzelvocal muß im Ungarischen häufig nicht allein einen ausgefallenen Auslautsvocal, sondern zugleich auch einen diesem zunächst vorangehenden Consonanten ersetzen, welcher im Finnischen wegen des folgenden Vocallautes bleiben kann, im Ungarischen aber dieser Stütze beraubt, ausfallen muß, weil eine Verdoppelung der Consonanten, mit Ausnahme der zusammengesetzten cs, sz, zt, nur selten zuläßig ist und in ächt ungarischen Wörtern kaum vorkommen dürfte. So wurden die finnischen Wörter Oksa Zweig in Ag; Kylmä kalt, in Hü; Karva Haar in Ször; Talvi Winter in Tel; Tuli Feuer in Tüz; Nuoli Pfeil in Nyil verwandelt. — Aus dem bisher Gesagten ergibt es sich deutlich, daß die magyarischen Wurzelwörter nach der neuern Formation sich gebildet haben, während die Sprachfamilie die alte Formation beibehalten hat; wäre dieses nicht der Fall, so könnte man es sich nicht erklären, wie oft noch ein Consonant in den finnischen Stamm hineingekommen wäre,

Digitized by Google

wie z. B. in Oksa Zweig, oder Wosta Butter, welche im Ungarischen Ag und Vaj heißen. Man glaube aber ja nicht, daß die ungarische Sprache aus irgend einer Sprache der finnischen Sprachfamilie entstanden sey; die ungarische Sprache ist nur eine Schwester, aber keine Tochter der Finnischen und von der letzteren, trotz ihrer Verwandtschaft, so weit verschieden, wie die deutsche Sprache von der slawischen oder von irgend einer anderen aus der stolzen indogermanischen Familie. Die magyarische Sprache ist eine Ursprache, die sich nach der Eigenthümlichkeit des Stammes und den Berührungen mit sehr verschiedenen, sowohl asiatischen als europäischen Völkern herangebildet hat. Wann und wo sich aber das magyarische Volk den Urstoff zu seiner Sprache genommen hat, dieß ist, obgleich schon sehr viel darüber geschrieben worden ist, noch nicht ermittelt und dürfte auch wohl nicht so leicht bewiesen werden können. Daß aber die Culturstufe der Magyaren in Asien einst eine sehr niedrige gewesen seyn muß, dieß ist aus dem geringen Wörterschatze der ursprünglichen Sprache zu erkennen. In dieser fehlen die Namen sehr vieler Gegenstände, die ganz nahe in der Anschauung der rohen Völker liegen, und man muß nur annehmen, daß viele solcher Benennungen im Ungarischen verloren gegangen, welche in der Folge durch fremde Wörter ersetzt worden sind. Wohl mochten die Magyaren keine Häuser gehabt haben, denn das Wort „haz" kommt vom deutschen Haus, daß sie aber die Farben nicht einmal hätten unterscheiden können, die sie doch täglich vor Augen gehabt haben müssen, dieß kann man nicht annehmen, wenn man auch einen sehr geringen Culturzustand zugibt. Gewiß ist es, daß die Magyaren viele ursprüngliche Benennungen verloren und durch andere und fremde Wörter ersetzt haben. Was die Bezeichnung der Farben anbelangt, so sind dieselben im Ungarischen fast durchweg aus fremden Sprachen entlehnt. Nur vörös oder richtiger, wie es vom Volke ausgesprochen wird, veres, ist ungarisch und ist von ver, Blut, entstanden und bedeutet blutig oder blutigroth; zöld, grün, ist aus dem slawischen zelena, und barna, braun, aus dem Deutschen entstanden; fekete, schwarz, und sarga, gelb, sind enim Tatarischen pigete, schwarz, und sarana, gelb, ihren Ursprung. Daß die ursrünglichen Benennungen für die Farben im Ungarischen andere waren, dieß deutet schon das Wort zeg oder szeg an, welches bei den Altungarn „braun", hieß, und sich in Städtenamen erhalten hat, z. B. Szegszard.

Für die einstige geringe Culturstufe der Ungarn spricht auch der Umstand, daß nicht ein einziges Ackergeräth mit einem ungarischen Namen bezeichnet wird, und es ist daher mit Gewißheit anzunehmen, daß dieselben kein ackerbautreibendes Volk waren. Die Terminologie der Hirtensprache ist sehr reich, und verräth das wilde, einst ausschließlich nur Viehzucht treibende Nomadenvolk. Die Wörter dagegen für die Ackergeräthe sind aus der slavischen und deutschen Sprache entstanden und nur nach den Gesetzen der magyarischen Sprache magyarisirt worden. Z. B. Ganey, Dünger, aus dem slawischen Gnoj; Eke, die Egge; Kaszo, die Sense, aus dem slaw. Kosa; Jaszoly, die Krippe, aus dem slaw. Jasli; Szalma aus dem slaw. Slama, Stroh; Borona, die Furche, aus dem slaw. Bran. Die Benennungen der Feldfrüchte sind fast durchweg aus dem Slawischen und Tatarischen, die Namen der Gartenfrüchte aber zum Theil aus der deutschen Sprache entlehnt. Merkwürdig ist es aber, daß die Ungarn für Traube szölö, und Wein, bor, ihre ganz eigenthümlichen Benennungen haben, die sich in keiner andern bekannten Sprache vorfinden. Die Namen vieler Säugethiere, Vögel 2c., haben die Magyaren aus fremden Sprachen entlehnt und die Berührungen mit den Tataren, Türken und Persern sind darin unverkennbar. So heißt z. B. der Löwe im Ungarischen oroszlany, aus dem Türkischen arslan; das Kamel heißt teve, welches Wort wieder im Tatarischen, tebe, mit derselben Bedeutung gefunden wird.

Weder die Freiheit noch die Knechtschaft kann der Magyar in seiner Sprache bezeichnen. Er gibt nicht gern zu, daß das Wort: Szabadsag, Freiheit, welches er so oft im Munde führt, slawischen Ursprungs ist (Slobodno, illyrisch frei, erlaubt), und nur ein magyarisches Anhängsel Sag, gleichbedeutend mit dem Deutschen, heit oder schaft, hat. Ebenso stammt das Wort Szolgasag, Knechtschaft, vom slawischen Sluga, Knecht, her. — Die Benennung Nador, für die ächt magyarische Würde Palatinus, ist, aus dem slawischen „na dworu" auf dem Hofe, ein Richter auf dem Hofe des Königs, entstanden. Kiraly, König, ist das magyarisirte slawische Kral, König. Diese und hundert andere aus dem Slawischen entlehnte Wörter, sind dem stolzen Magyaren von den Slawen schon oft satyrischer Weise in Prosa und Reimen vorgeworfen worden.

Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit den Sprachen des finnischen Sprachstammes ist von einzelnen Gelehrten schon seit langer Zeit ausgesprochen worden. Allgemeiner bekannt aber, besonders in Ungarn, ist diese Verwandtschaft erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Jesuiten Sainovich gemacht worden. Derselbe ist mit dem bekannten Astronomen Matthias Hell — ebenfalls ein ungarischer Jesuit — von der Kaiserin Maria Theresia zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne nach Lappland geschickt worden. Nach den in Lappland im Gebiete der Linguistik gemachten Erfahrungen schrieb Sainovich sein bekanntes Buch: Demonstratio idioma Hungarorum et Laponum idem esse, durch welches die vielfach angefeindete Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit dem finnischen Sprachstamme entschieden wurde.

Die Hinrichtungen zu Canton. Dr. Berncastle berichtet hierüber in seiner neulich erschienenen Reise nach China folgendes: „die Bevölkerung der Provinz Kwangtung beträgt 29 Millionen, und sämmtliche zum Tod verurtheilte Verbrecher müssen in der Hauptstadt hingerichtet werden. Die Zahl beträgt 3—500 des Jahrs; die größte Zahl, 800, fand im vorigen Jahr (1848) statt, wahrscheinlich wegen der Zunahme des Seeraubs und der größern Strenge des jetzigen Vicekönigs Sen. In diesem Jahr (1849) wurden bis zum 1 October 280 hingerichtet. Die größte Zahl die an einem einzigen Tage fiel, waren 40. Gewöhnlich werden 20—25 auf einmal hingerichtet. Der längste Zwischenraum zwischen den Hinrichtungstagen ist ein Monat, nicht selten aber finden in der Woche zwei oder dreimal Hinrichtungen statt. Fast alle Männer werden mit einem breiten Schwert enthauptet, man bindet ihnen die Hände, läßt sie niederknieen mit dem Gesicht gegen Peking, der kaiserlichen Residenz, und der Kopf fällt auf Einen Schlag. Weiber werden erdrosselt, doch von diesen nicht mehr als eine oder zwei im Jahr. Eine Frau wurde wegen Vatermords in 48 Stücke zerschnitten; die Zahl der Stücke wechselt von 12 auf 24, 36 u. s. w. Ein Mann wurde mit Bambusstöcken zu Tode geprügelt; viele werden auch vor der Hinrichtung geschlagen. Die meisten Verbrecher werden von den Localbehörden verurtheilt, aber ein Theil auf Befehl des Kaisers, an den alle zweifelhaften Fälle zur Entscheidung geschickt werden."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 300. 16 December 1850.

Das alte Hierapolis am Euphrat.

(Nach Chesney's Schilderung.)

Zu Balis in der Nähe des Euphrat befindet man sich an der Spitze zweier convergirenden Hügelketten, am Ufer eines tiefen, breiten Flusses, der die Alluvialebene auswascht. Die Spuren des alten Hafens sind noch sichtbar, und die Anlegung von Docks hätte wenig Schwierigkeiten. Die Reste der ehemals sehr bedeutenden Stadt erstrecken sich einige Meilen weit längs der Kreideberge und trockenen Thäler, in denen der Dschebel-el-Sis gegen den Euphrat hin ausläuft. Blickt man stromaufwärts, so sieht man ein hügeliges, malerisches Land weit hin gegen Norden sich erstrecken. Rechts in einer Entfernung von zwei Stunden endet eine Hügelkette in Klippen welche 800 Fuß hoch das Strombett überhängen; ihr gegenüber leitet ein merkwürdiger weißer Berg das Auge in der Richtung von Hierapolis, der Stadt der syrischen Göttin. Diese Ruinen nehmen einen ausgedehnten Raum am Ostabhang der Hochebene ein, von der man das Thal des Euphrat überschaut, welcher in einer Entfernung von starken drei Stunden und etwa 600 Fuß tiefer als die Hochfläche dahinströmt. Es kann nichts öderes geben als die Lage dieser einst so üppigen Stadt. Woher man das Wasser erhielt, theils zum Gebrauch der Einwohner, theils für die Seen und Fischteiche, die sich in der Nähe des großen Tempels befanden, läßt sich jetzt nicht entdecken. Eine Wasserleitung kann man von den Ruinen mehrere (engl.) Meilen weit verfolgen, aber ihre Bauart scheint auf die mohammedanische Periode hinzudeuten. Die Ueberreste anderer Wasserwerke dehnen sich nordwärts gegen den Sadschor aus, einen Zufluß des Euphrats, welcher durch ein fruchtbares Thal etwa 10 Meilen nordwärts fließt, aber um Wasser aus dem Sadschor zu erhalten, hätte es durch hydraulische Maschinen gehoben werden müssen; wir haben jedoch keinen Grund anzunehmen, daß die Syrier jener Zeit mit solchen bekannt gewesen seyen. Es ist bemerkenswerth, daß auf dem Gipfel, welcher der Anhöhe der berühmten Phallusstadt gegenüberliegt, die Trümmer des Klosters des Säulenheiligen Simon stehen. Die Säule Simons liegt jetzt eben so zu Boden, wie der Priap von dreihundert Ellen. Wie ein solches Land, dürre, steinig und unfruchtbar, das erbärmliche, weibische Temperament der Syrier zu Lucians Zeiten hegen konnte, scheint ganz unbegreiflich. Das Thal des Orontes ist noch jetzt ein lockender Aufenthalt, aber Antiochia selbst war kein verlockenderer Sitz des Luxus als die heilige Stadt der Semiramis, deren Luft so bezaubernd war, daß die Kleider derer, die sie besuchten, lange den Duft davon behielten. Jetzt ist alles in Dunst aufgegangen, Seen, Teiche und religiöse Begeisterung, und Hierapolis, die Stadt der geheiligten Sinnlichkeit, läßt sich jetzt unter dem Sand der Wüste kaum mehr erkennen. Doch berichtet Chesney, daß man die Ueberreste zweier Tempel noch unterscheiden kann, aber ein umständlicher Bericht über dieß heidnische Jerusalem ist nicht zu erwarten, denn ein halbes Leben würde dazu gehören, um die Gewölbe des Hauses der Semiramis zu untersuchen, und die Oeffnung zu finden durch welche jährlich das zur Feier der Fluth Deucalions strömende Wasser abgeführt wurde; um die Lage des Sees zu erforschen, über welchen die Frommen mitten durch die heiligen Fische hindurchschwammen, und ihre Opfer auf dem schwimmenden Altar Dercetos niederlegten; endlich um die Stelle und Größe der Phallus zu bestimmen, so wie ihr Verhältniß zu den Obelisken Aegyptens und zu den Minarets und Glockenthürmen der modernen Moscheen und Kirchen. Die Ruinen bilden ein wirres Chaos, in welchem, wie es scheint, noch kein Alterthumsforscher aufgeräumt hat.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Der oben erwähnte Antrag d'Israeli's auf Erleichterung der Ackerbauinteressen durch Uebernahme einiger sie besonders drückenden Lasten auf die Staatscasse war nichts mehr und nichts weniger als ein Antrag auf eine Systemänderung und auf den Sturz des Ministeriums. Sir James Graham sagte dieß in der oben angezogenen Rede gerade heraus, indem er sich folgendermaßen ausließ: „der Antrag geht auf den Umsturz der seit den letzten fünf oder sechs Jahren mit Ueberlegung von diesem Hause verfolgten Politik, ja noch mehr, er zielt auf eine Aenderung der Administration ab; die Absicht ist das jetzige Ministerium zu vertreiben, das Parlament aufzulösen, zum Schutzsystem zurückzukehren und die Korngesetze wieder aufzulegen." Was mit diesem Antrag geradezu beabsichtigt war, das sollte etwas später durch den Angriff auf die Palmerston'sche Politik gelegentlich erreicht werden. Wir brauchen die schönen Reden über Don Pacifico und Hrn. Finlay, über die Inseln Sapienza und Elaphonisi gar nicht zu lesen — it is all fudge, niemand glaubte daran, denn es galt nur dem Ministerium in seiner bedeutendsten Persönlichkeit — denn dieß ist Palmerston ohne Zweifel — den Todesstoß zu versetzen. Palmerstons stolze Rede und seine Citation des „römischen Bürgers" sind gleichfalls in Rauch und Nebel aufgegangen, niemand denkt mehr daran, und des Pudels Kern

Digitized by Google

ist nur, daß man dem Schützling Rußlands und in dessen Person diesem selbst eine derbe Lection geben wollte, wozu das Benehmen der griechischen Regierung, die sich stets hinter ihre Schwäche und ihren Schutzherrn versteckt hatte, um gerechte Forderungen zurückzuweisen, leichten Anlaß bot. Die Fäden des Complotts gegen Palmerston scheinen indeß sehr weit angelegt gewesen zu seyn und bis nach Athen gereicht zu haben; auch hat wohl der russische Gesandte seine Bemühungen nicht gespart, um diesem alten Gegner Rußlands einen Seitenhieb zu versetzen und ihn wo möglich zu entfernen. Das Mittel war von Seite der Torypartei nicht gut gewählt, weil der Zweck zu sehr durchschimmerte, und ein gleicher Fall scheint jetzt abermals einzutreten, wo man im ganzen Lande wegen der Anmaaßungen des Papstes die große Kirchentrommel rührt, was kaum einen andern Zweck zu haben scheint, als der conservativen Partei wieder eine Masse Anhänger zuzuführen.

Unter dem 24 Sept. erließ der Papst einen apostolischen Brief, worin er die Gründe auseinandersetzte, die ihn bestimmten, das bisherige System, die katholische Kirche Englands durch apostolische Vicarien zu leiten, aufzugeben, und „weil die Zahl der Katholiken in England mit jedem Tage wachse, und die Hindernisse, die sich der Ausbreitung der katholischen Religion so sehr widersetzten, immer mehr schwinden," England wie früher in Erzbisthümer und Bisthümer einzutheilen. Der Schritt mußte freilich in England hart auffallen, nachdem man zwar schon geraume Zeit nicht mehr die römische Tiare mit der babylonischen . . . verglichen, doch aber sich sehr vornehm darüber weggesetzt und Anstalt gemacht hatte, die englische Kirche als die Inhaberin der „reinen Lehre" weit über die katholische zu stellen. Der erste Eindruck war Erstaunen, und viele waren nicht abgeneigt, über den Schritt des Papstes als eine lächerliche Anmaaßung zu lachen, aber die Geistlichkeit, namentlich von Westminster und London fing Feuer, und erklärte in einer Adresse an ihren Bischof, daß die päpstliche Bulle die Gültigkeit der Ordination der Geistlichen der Hochkirche in Zweifel stelle. Nun wurde Lärm gemacht, der Schritt des Papstes als eine unerhörte Anmaaßung, als eine Probe von unauslöschlichem Hasse gegen den Protestantismus und als der Beweis eines bestimmten Plans die Kir[illegible] von England zu stürzen hingestellt. Vergebens predigten andere, daß der Papst gar nichts anders thue als was die Methodistensammlung längst auch gethan habe, die Agitation war einmal los, und hat bis jetzt noch nicht abgenommen, es regnet Adressen, Erklärungen, Versammlungen, Reden, kurz man glaubt sich in die Zeit von Hudibras versetzt,

when pulpit, drum ecclesiastic,
was beat with fist instead of a stick.

Den ersten Dämpfer auf den Lärmen setzte der Premierminister Lord John Russell mit seinem berechneten, aber in manchen Beziehungen sehr angreifbaren Brief an den Bischof von Durham, worin er zwar die Maaßregel streng tadelt, aber erklärt, daß seine Besorgnisse nicht so groß als sein Unwille seyen, und daß die englische Kirche selbst einen großen Theil der Schuld trage durch die katholisirende Tendenz, der sie sich seit geraumer Zeit hingegeben. In der That, Hr. Pusey und Consorten hätten sämmtlich, nicht nur einzelne, sondern insgesammt, nach Rom wandern dürfen, denn sie bewunderten alle die consequenten Lehren der römischen Kirche und waren im Herzen vollständige Katholiken.

Wenn nichts destoweniger Lord John Russell in der Eintheilung Englands nach Diöcesen durch den Papst eine Suprematsanmaßung über das Königreich England sieht, und die Maaßregel für etwas ganz anderes als die Eintheilung Englands durch die Methodisten erklärt, so hängt dieß mit der eigenthümlichen Ansicht zusammen, daß die englische Kirche wesentlich eine Nationalanstalt sey, die sich national fortbilden könne und müsse, aber eben ihres protestantischen Charakters wegen keine unveränderliche Norm verfolge. Bekanntlich hat sich in neuerer Zeit der alte Streit zwischen hoher und niederer Kirche wieder sehr schroff gezeigt; die hochkirchliche Partei will nach den alten Grundsätzen die Herrschaft der Kirchenhäupter streng behaupten, während in der niederkirchlichen Partei das protestantische Princip mehr hervortritt. Daraus wird der famose Streitfall mit dem Geistlichen Gorham erklärlich. Es hat für uns auf dem Continent etwas ganz widersinniges, wenn wir hören, daß ein Bischof und ein untergeordneter Geistlicher mit einander in Streit gerathen über die Wirkung des h. Geistes bei der Taufe, und dieser Streit an die „queen in council," die Königin und ihren Rath verwiesen wird. Indeß können wir unser Mitleid mit der armen Königin, welche zur Entscheidung über eine so profunde theologische Streitfrage aufgefordert wird, ziemlich sparen; sie hatte nicht sowohl darüber zu entscheiden, was die Wirkung des heiligen Geistes in der Taufe sey, als darüber, ob der Bischof wegen solcher abweichenden Ansichten dem Geistlichen die Ordination versagen könne. Wurde für den Bischof, den bekannten Eiferer von Exeter, entschieden, so erklärte sich die königliche Regierung für das strenge ausschließliche Kirchenregiment, neben dem sich nach den neuen Grundsätzen der Toleranz ein eben so strenges und ausschließliches jeden Augenblick festsetzen konnte. Die Regierung erklärte sich gegen den Bischof und eben dadurch für die freiere protestantische Ansicht, die ihren Mitgliedern innerhalb der allgemeinen Kirchennormen einen freiern Spielraum gestattet, eben dadurch sie aber auch für die nationale erklärt, neben der sich kein zweites Kirchenregiment mit gleichen Ansprüchen niedersetzen darf. Somit mußte Lord John Russell, als die Frage, ob die englische Kirche als Nationalkirche zu betrachten sey, in anderer Form als in dem Falle des Geistlichen Gorham, gestellt worden war, die katholisirende Richtung der englischen Kirche entschieden von sich weisen.

Es fragt sich indeß, ob der Begriff von Nationalkirche sich in England noch halten läßt; er hat durch die schottische Nationalkirche eine Einbuße erlitten, eben so durch die im eigenen Schooße erzeugten Secten, und am meisten durch die Gestattung der erzbischöflichen und bischöflichen Titel an die Würdenträger der katholischen Kirche in Irland. Darum ist es ganz consequent, daß Roebuck in seinem Schreiben an den Premierminister die Frage aufstellte, ob man nicht durch die heftige Agitation gegen die päpstlichen Maaßnahmen auf dem Wege sey, das Princip der religiösen Toleranz sehr ernstlich anzutasten. Er nennt nicht ganz mit Unrecht den Brief Lord John Russells unklug und eines Staatsmannes nicht würdig, aber Lord John Russel muß sich, wenn er nicht die ganze Hetze hinter sich haben will, auf den Standpunkt der englischen Nationalkirche stellen. Roebuck mag wohl Recht haben, wenn er dem Premier sagt, er habe sich gewiß in seinem Herzen längst des Briefs geschämt. Mit den Privatansichten Lord John Russells mag der Brief allerdings nicht übereinstimmen, aber wohl mit den Ansichten, die er jetzt noch als Minister der Krone haben kann und darf, obgleich der Ausdruck, daß „die Nation mit Verachtung auf die Harlekinaden des Aberglaubens sehe", zum mindesten gesagt höchst unklug ist. Die Zurechtweisung durch Roebuck ist hart, aber nicht unverdient; letzterer sagt in seinem Briefe unter

Digit

anderem: „Mylord, ich will Ihnen sagen, warum die großen Lehren der bürgerlichen und religiösen Freiheiten gegenwärtig in Gefahr sind. Ich will versuchen, die Furcht, die ich hege, zu erklären: ich finde den öffentlichen Geist Englands von einem Ende des Königreichs zum andern aufgeregt. Ich höre die heftigsten Anklagen gegen eine große Classe unserer christlichen Brüder, und ich sehe Staatsmänner fast aller Classen sich unter dem Sturm beugen, in das Geschrei gegen Papisten und den Papst einstimmen, und ich behaupte offen, daß ich durchaus nicht begreifen kann, wie ein wahrhaft tolerantes Volk sich so von einem intoleranten Gefühl hinreißen lassen kann. Besteht irgend eine Gefahr? Ich erkenne den Stand der öffentlichen Meinung, ich kenne die starken antikatholischen Vorurtheile meiner Landsleute, und bin über diesen Ausbruch nicht erstaunt. Aber ganz offenkundige Intoleranz liegt ihm zum Grunde, denn wo ist die Gefahr? Ich lasse mich nicht durch Worte schrecken, möchte aber gern wissen, was unter dem Ausdruck „päpstlicher Angriff" zu verstehen ist. Kann der Papst über einen einzigen Mann in England Gewalt erlangen, indem er bloß jemand zum Erzbischof von Westminster ernennt, indem er ihm einen großen Hut, ein Paar rothe Strümpfe gibt und ihn Cardinal tauft? Hat der Papst irgend ein Territorialrecht oder einen Einfluß errungen durch die sogenannte Vertheilung des Königreichs England? Wir sind alle gleich vor den Gesetzen; er kann nicht die Macht des Gesetzes anrufen, um uns zur Annahme seiner Lehre zu zwingen. Auf was muß er sich stützen, um Einfluß über uns zu gewinnen? Auf die Ueberredung, und wir, die wir vorgeben, uns auf die Gewalt der Wahrheit und die große Schutzwehr der freien Discussion zu verlassen, wir zittern, weil der Papst einer Anzahl Bischöfe englische Namen gegeben hat, und troß unseres vorgeblichen Vertrauens auf die Richtigkeit unserer Ansichten, troß unseres Prahlens von Vernunft und von der Wirksamkeit unserer Beweise, sind wir auf einmal schrecklich beunruhigt und fürchten, daß wir eines schönen Morgens unwiderruflich als Katholiken aufwachen? Dieß zeigt, wie durch und durch lächerlich die ganze Geschichte ist, wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkt betrachten; aber ganz anders stellt sie sich heraus, wenn wir die Gesinnung erwägen, die alle diese Verwirrung hervorgebracht hat, wenn wir uns erinnern, daß Haß, religiöse Bigotterie allein zu Grunde liegt, wenn wir daran denken, daß jeder protestantische Priester durch die religiöse Antipathie aufgestachelt ist, wenn wir erwägen, daß jeder katholische Priester in England und Irland zum Kampf herausgefordert ist, muß es dann nicht klar seyn, Mylord, daß Ihr höchst unkluger und unstaatsmännischer Brief als Trompete gedient hat, um die schlimmsten, die wildesten, die gefährlichsten Leidenschaften, welche die menschliche Vernunft umnebeln und das menschliche Herz verhärten, zur Thätigkeit zu rufen?"

Diese Zurechtweisung und eine neuere von Lord Newport sind bitter genug, und weisen auf die Gründe zurück, von denen Lord John Russell geleitet wurde. Nicht bloß die officielle Rücksicht auf die Staatskirche herrscht bei ihm vor, er fühlt den Boden unter seinen Füßen weichen, sah den Agitationssturm kommen, wußte recht gut, daß seine politischen Gegner sich desselben bemächtigen würden, und wollte zuvorkommen. Das könnte ihm aber, so wie der Partei, die er gewinnen wollte, übel gerathen. Seit dem Jahre 1844, also unter Sir R. Peels Regierung und vor dessen Abscheidung von den Tories, wurden die Titel der katholischen Bischöfe Irlands officiell anerkannt, warum soll denn nicht das Gleiche von England gelten? So lächerlich die Aufregung in England ist, so ist sie doch einmal vorhanden, und es kann nicht fehlen, daß sie zum Gegenstand sehr hitziger Debatten in der nächsten Session wird, und die Eiferer, welche in letzter Zeit an Zahl und Macht zugenommen haben, werden ein Geschrei erheben.[1] Will nun Lord John Russell auf die Seite der Fanatiker sich stellen? Das kann er nicht. Will er seinen Erklärungen untreu werden? Das geht eben so wenig; es bleibt also nichts übrig, als sie so gut es geht zu coloriren, wobei das ohnehin erschütterte Ansehen der Regierung noch tiefer sinken muß. Die ministeriellen Blätter fangen auch schon an zum Rückzug zu blasen und die „nutzlose Agitation" zu bedauern.

Mit einer Erschütterung des Ministeriums ist es aber nicht abgethan, die Kirche selbst wird eine Schlappe erleiden, die ihr nicht wenig Eintrag thun muß. In ihrer Stellung, wo sie gegen die Grundsätze gleichen Rechts und Gesetzes auf allen Punkten anstößt, und mit den jetzt gültigen Grundsätzen der Toleranz im schroffsten Widerspruch stehende Prätensionen aufrecht erhält, sollte sie sich aus Klugheit so ruhig wie möglich verhalten, und keinen Anlaß geben mit ihr anzubinden. Wir brauchen gar nicht die weitere Entwicklung abzuwarten, um behaupten zu können, daß sie große Einbußen bereits erlitten hat und noch erleiden wird. Die puseyitische oder katholisirende Richtung der Hochkirche ist gründlich durch das Ereigniß todt geschlagen; dazu hat das apostolische Schreiben des Papstes und der Brief Lord John Russells gleichmäßig beigetragen; ob Rom nicht klüger gethan hätte, die katholisirenden Tendenzen der Hochkirche im Stillen zu pflegen und fortwachsen zu lassen, als einen so offenen Schritt zu thun, das wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß es jetzt von Seiten der Puseyiten im höchsten Grade thöricht wäre, in ihrem bisherigen Treiben fortwirken zu wollen; ein directer Uebertritt zum Katholicismus würde ihnen viel minder übel gedeutet werden. Mit der puseyitischen Partei erhält aber auch die hochkirchliche einen Schlag, von dem sie sich nicht so leicht erholen dürfte, denn die demokratische Partei Cobdens wird nicht säumen, das Netz, worein sie sich verstrickt hat, gehörig zu benützen. Wenn die ganze Angelegenheit, wie nicht zu zweifeln, an das Parlament kommt, was will man für Maaßregeln vorschlagen? Ein Manifest gegen den apostolischen Brief des Papstes? Der preußisch-römische Streit hat schon zur Genüge gezeigt, was damit zu gewinnen. Eine Maaßregel gegen den neuen katholischen Erzbischof von Westminster? das kommt wieder auf ein brutum fulmen, eine nutzlose Erklärung hinaus, und zudem kann die Regierung ihm wohl den Titel versagen, aber ihn nicht aus dem Lande treiben, denn er ist englischer Unterthan. In allen den zahllosen Adressen und Reden findet man nicht einen faß- und greifbaren Gedanken hinsichtlich einer mö licherweise zu ergreifenden Maaßregel, selbst nicht in der Adresse der Prälaten an die Königin. Die Gegner der Hochkirche werden dieß benützen, um ihr über ihren Hochmuth, ihre Vernachlässigung der Heerde und über den scandalösen Lebenswandel mancher fetten Pfründner die härtesten Dinge zu sagen. In der That, der Morning Herald, sonst ein guter Kirchenmann, hat ganz Recht, wenn er in einer seiner neuesten Nummern (4 December) geradezu sagt: „die besten Interessen der Kirche sind gefährdet durch die in Folge des päpstlichen

[1] Man vergleiche nur das Verhalten Lord Ashley's und anderer, z. B. die Bemühungen um eine strengere Sonntagsfeier, und das durch eine Art Ueberfall erlangte Verbot gegen den Abgang der Posten am Sonntag, was noch im Laufe der letzten Session wieder zurückgenommen werden mußte. Die Zahl der Fanatiker und derer, die daraus „politisches Capital" machen wollen, ist im Parlament nicht ganz klein.

Digitized by Google

Angriffs in Gang gebrachte Bewegung." Dieß deutet auf die Gefahr einer ernstlichen Spaltung in der Kirche selbst.

Die Katholiken hatten diesem Sturm gegenüber ein leichtes Spiel, denn sie brauchten nur das natürliche Recht der Toleranz zu vertheidigen, und der katholische Bischof von Manchester, Hr. Ullathorne, hat noch einen Grund für die päpstliche Maaßregel angeführt, den man nur höchst vernünftig finden kann: „Für diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind," sagt er in seinem veröffentlichten Schreiben, „ist es schwer, den technischen Charakter eines Documents des Papstes zu verstehen. Bisher und seit Jahrhunderten hat der Papst nicht bloß als erster Hirte, sondern als unmittelbarer Bischof von England gehandelt. Er hat durch seine eigenen Vicarien, durch Bischöfe, mit fremden Titeln, die er willkürlich zurückrufen konnte, regiert. Indem der Papst die Hierarchie einsetzte, hat er sich seines Amts als unser unmittelbarer Bischof begeben, und dieß Amt Engländern übertragen. Die katholischen Bischöfe in England sind jetzt nicht mehr Vicarien des Papstes, sondern englische Bischöfe, die nicht jeden Augenblick absetzbar sind, und ihre Nachfolger werden durch canonische Wahl auf ihren Stuhl erhoben." Das ist jedenfalls sehr plausibel, aber was größern Eindruck in England gemacht hat, und namentlich dazu beitrug die Aeußerungen Lord John Russells nach jenem famosen Brief bei dem Gastmahl des Lord Mayor wesentlich herabzustimmen, war der Umstand, daß Cardinal Wiseman nach seiner Ankunft in England laut erklärte, daß das Whigministerium von allem, was in Rom geschehen, officielle Kenntniß hatte, und namentlich habe Lord Minto, der bekannte Unterhändler des Whigministeriums in Italien, die päpstliche Bulle, welche die 12 Bischöfe und ihren Primas einsetzte, schon in Italien gedruckt gesehen; ihre Veröffentlichung sey nur durch die bekannten Ereignisse in Rom hinausgeschoben worden. Lord Minto stellt nun das in Abrede, und meint, kein Protestant sey über die Anmaaßungen der Bulle so erstaunt gewesen, als er, aber bis jetzt steht Behauptung gegen Behauptung ohne Beweis auf irgend einer Seite. Jedenfalls hat Cardinal Wiseman durch seine Erklärungen nicht wenig gewonnen, und das Ministerium sehr viel verloren.

Alles dieß nimmt indeß der in England begonnenen Bewegung nichts von ihrer Macht; man ist einem so wohlgerüsteten Gegner gegenüber etwas höflicher, aber nicht minder entschlossen, und dieß wird nicht ohne Folgen bleiben. Schon seit mehrern Jahren hatten verschiedene Staatsmänner, sowohl Tories, als Whigs, den Plan, der katholischen Geistlichkeit Besoldungen auszuwerfen, hauptsächlich um sie nicht fortdauernd ganz von der Geneigtheit ihrer Gemeinden abhängig zu machen. Sir R. Peel, selbst Lord Bentinck, der bei einem Umschlag der öffentlichen Meinung leicht ans Ruder kommen konnte, hatten diesen Plan, und Macaulay gab seinen Sitz für Edinburgh auf, da er sich nicht verbindlich machen wollte gegen die Besoldung der katholischen Geistlichkeit zu stimmen. Lord John Russell wartete nur einen günstigen Augenblick ab, um diesen Plan ins Leben zu führen. Jetzt ist an eine solche Maaßregel, die unter andern Umständen, ohne eine solche Provocation, nur mit Mühe hätte ins Leben gerufen werden können, nicht mehr zu denken; der Minister, welcher sie vorschlüge, wäre durch den ausbrechenden Unwillen augenblicklich seines Amtes verlustig. Das ist eine sehr ernsthafte Sache für England, nicht in den augenblicklichen, sondern in den spätern Folgen. Hätte man die katholische Geistlichkeit besoldet, so hätte man den Grundsatz aufgestellt, daß der Staat für die religiösen Bedürfnisse aller Unterthanen zu sorgen habe; nach und nach wäre die Geistlichkeit der Hochkirche in ein ähnliches Verhältniß getreten, und ein Stand der Dinge ähnlich dem auf dem Continent hätte sich hergestellt. Jetzt ist davon keine Rede mehr; die katholische Kirche, wie die Dissenters, sind an das „voluntary principle" gewiesen, und dieser für unsere alteuropäischen Verhältnisse nicht sehr passende Grundsatz wird auch die Hochkirche erfassen und vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Hooker in den Khassyabergen.

Von Dr. Hooker sind Nachrichten bis zum 29 September eingelaufen. Er wollte zwar nach der Befreiung aus der Gefangenschaft des Radschah von Sikkim Butan besuchen, aber dieß Land ward ihm geschlossen, hauptsächlich durch die feindselige Gesinnung des Volks; auch nach Nepal konnte er nicht, da man wegen der Abwesenheit des Premierministers Dschung Bahadur Schwierigkeiten machte, Fremde ins Land zu lassen. So begab er sich dann auf einem weiten Umweg nach den Khassyabergen südlich von Assam. Die Vegetation ist hier ausnehmend reich und mannichfaltig, und Sikkim erscheint dagegen als ein armes Land, freilich hat man dagegen auch keine arktische Vegetation in einer Höhe von 10—17,000 Fuß. Jetzt will Dr. Hooker mit seinem Gefährten, Dr. Thompson, über Carhar, Tschittagong und Arracan nach Calcutta gehen. Die Sammlungen dieser beiden Reisenden werden die botanische Kenntniß, namentlich die der Berge Indiens, wesentlich vermehren. Dr. Thompson hat namentlich im westlichen Himalaya, von Kaschmir, Tibet bis zum Karakorumpaß gegen 4000 Species gesammelt. Dr. Hooker im östlichen Himalaya und Bengalen ziemlich ebenso viel, die Khassyaberge werden gegen 3000 liefern und 1000 weitere kann man auf ihrem Weg über Arracan erwarten. (Liter. Gaz. 7 December.)

Miscellen.

Neue Entdeckung von Mumienmanuscripten. Wir haben im vorigen Jahr (s. Nr. 227), nach dem Athenäum mitgetheilt, daß man ein Bruchstück der Iliade bei einer Mumie gefunden hat. Die Sache klärt sich nunmehr auf, und wird immer interessanter. Ein Hr. Harris schreibt aus Rosette vom 12 November: „ich habe das Glück gehabt, einen Theil des fehlenden Theils der Papyrusrolle zu finden, das 171 Linien enthält, so daß jetzt noch 139 Linien fehlen, zu deren Wiedergewinnung ich eine schwache Hoffnung habe. Ich habe auch einen andern Papyrus in einem Buch von primitiver Form erhalten, das, wenn vollständig, vier andere Bücher der Iliade und zwar die vier ersten enthalten würde, nebst der Grammatik Tryphons von Alexandrien. Ich glaube, daß diese Bruchstücke aus der Leiche des Tryphon genommen wurden, und ein Arm, den ich in meiner Studirstube als Reliquie aufbewahre, ist wahrscheinlich von der Mumie abgerissen worden, um zu dem Papyrus zu gelangen. Der Grammatiker Tryphon lebte unter Augustus, so daß dieß Papyrusmanuscript aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wäre. Es ist dieß ein abermaliger Beweis des traurigen Schicksals vieler werthvollen Werke, welche den Mumien mitgegeben worden seyn müssen, und welche von den Mumienschakals, den Fellahs Aegyptens, rücksichtslos vernichtet wurden.

Brittische Alterthümer. Kürzlich wurde ein goldener Gürtel von eigenthümlicher Arbeit nebst einem Armring von demselben Metall und einigen daran gereihten Goldmünzen auf der Insel Ely beim Torfgraben gefunden. Das Geld ist Ringgeld, von verschiedenem Gewicht, aber im Verhältniß untereinander. Es sind nämlich doppelte, dreifache und einfache Ringe, nicht groß genug, daß man sie am Finger hätte tragen können. In der Nähe fand man einen Theil eines menschlichen Skelettes nebst einer bronzenen Speerspitze. (Athen. 7 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 301. 17 December 1850.

Einige Bemerkungen über Rußland.

In Nr. 251 bis 53 des Auslandes sind Bemerkungen mitgetheilt, welche mehrere Breslauer Kaufleute während einer Geschäftsreise in Rußland gemacht haben wollen. Mehreres davon ist aber so unrichtig aufgefaßt oder wiedergegeben, daß es sich aus mehrfacher Rücksicht wohl verlohnt, das Unrichtige zu berichtigen. Nimmt man auch nur an, daß damit den vielen Lesern dieses Blattes eine wahre Idee des Beschriebenen gegeben werden könnte, so scheint uns dieß schon verdienstvoll. Der Hauptgrund zu einer Berichtigung liegt aber vielmehr in der Ansicht, daß man doch ja alles zu vermeiden suchen möchte, um competente Richter von dem Mitgetheilten zu verscheuchen, da ja viele derselben sich von Kleinigkeiten bestimmen lassen, auf das Große zu schließen. Man braucht gar nicht lange in Rußland gelebt zu haben, um zu erfahren mit welcher wegwerfenden Geringschätzung fast durchgehend über alles geurtheilt wird, was hauptsächlich von deutscher Seite aus über russische Sitten und Verhältnisse gesagt wird. Die vielen Unberufenen, welche Jahr aus Jahr ein verstandeslos ihr Urtheil über jenes Land abgeben zu müssen glauben, kommen Rußland, wo man mit einem absprechenden Urtheil sehr bald zur Hand ist, wenn man nur den Schein für sich hat, sehr zu statten, und gereichen dem Besten unter uns zu großem Schaden, denn man wirft alles zusammen in einen Topf, und weiß den Inhalt dann schon so zu drehen, daß das Wahre nicht Geltung gewinnt. Will man in eine nähere Untersuchung des ausgesprochenen Tadels eingehen, nun, so findet man entweder den Tact, der allen Russen angeboren zu seyn scheint oder der ihnen, wie den andern Europäern, die sich dort aufhalten, durch fortwährende Uebung eigen wird: mit Leichtigkeit nämlich über kitzliche Fragen hinwegzuhüpfen oder die imperatorischen Redensarten anzubringen, die gewöhnlich durch alle Anwesenden bekräftigt werden, welche den Gewissenspunkt niederzuhalten stark genug sind. Mit ungemessenem Hochmuthe beeilt man sich dann über Kleinigkeiten herzuziehen, welche von diesem oder jenem Autor falsch mitgetheilt wurden, und glaubt nun so erst recht im Rechte zu seyn. Dem Fremden bleibt dann nichts übrig als zu schweigen und seinen Unmuth zu verbeißen, wenn er einmal noch nichts vom Tacte der Russen erworben hat, über russische Angelegenheiten* im Lande so wenig als möglich zu sprechen.

Es hat immer etwas unvortheilhaftes, selbst Gesehenes und oft nur flüchtig und halb Gesehenes durch andere mittheilen zu lassen. Sehr leicht wird dann gegen die Gewissenhaftigkeit gesündigt, die man nun eigentlich doppelt als Vorschrift nehmen sollte. Aber man will durchaus interessant seyn. Ueber Rußland gibt es nun unter unsern gelesensten Schriftstellern zwei Arten, die beide das ganz Entgegengesetzte erlebt haben und zur Anschauung bringen. Uns will es aber dünken, daß man keineswegs den Ansichten der HH. Kohl oder Harthausen zu huldigen braucht, die das Land in der rosenfarbensten Laune durchstreiften, und denen daher auch das meiste in solcher Farbe erschien, oder auch, wenigstens letzterem, im hellsten Lichte auf Befehl zur Erscheinung gebracht wurde, um vieles vortrefflich, gut und interessant zu finden, was sich in Rußland befindet; noch braucht man sich gar zu sehr in die düstern Bilder zu versenken, die Custine, Pelz und so viele andere mit so lebhaften Farben, oft wohl übertrieben, zu schildern wissen, um auch selbst gar vieles für unsere Ansichten und Gewohnheiten abschreckend und schaudererregend nennen zu müssen. Nur wahr und streng muß man aber zu Werke gehen und nicht glauben, daß wenn man ohne alle Vorbereitung, ohne Kenntniß der Sprache das Land betritt und es mit flüchtigem Roß durcheilt, man schon genug gesehen und erfahren habe, um ein Buch schreiben zu können und die aufgelesenen Anekdoten für baare Münze zu geben berechtigt sey. So ist es dem Hrn. Kammerherren von Arnim gegangen, der mit gränzenloser Selbstgefälligkeit und Unwissenheit einen dicken Band zusammenwürfelt, aber dafür auch mehr Böcke schießt, als es ihm auf allen seinen Jagden möglich gewesen seyn wird.

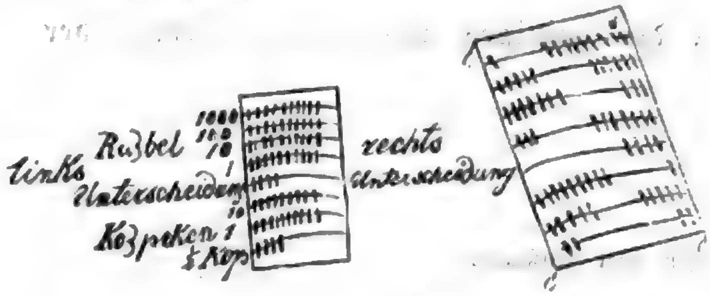
Am allerwenigsten sollte man solche Mittheilungen ins Publicum bringen, wie es in Nr. 251 bis 53 d. Bl. geschieht, welche durchweg aus Halbgehörtem, Halbgesehenem und falsch Aufgefaßtem bestehen. Unterlasse man doch vor allen Dingen den alten Anekdotenkram, den wir in Massen von Büchern schon mitgetheilt finden und der uns immer ein falsches Bild von dem russischen Koloß geben wird. Die Zeit ist doch wohl da, wo tüchtige Männer tüchtigeres untersuchen können und müssen. Daß sie es thun, aber dann leider unbeachtet, ist ein schlechtes Zeichen für unser scandalsüchtiges Publicum, dem eine pikante Anekdote mehr behagt als die blanke trockne Wahrheit. — Richtete man sich bei etwaigen Mittheilungen doch immer nach der vortrefflichen Weise des Herrn Prof. Blasius, dessen Buch noch dauernd das beste Buch unserer Literatur über Rußland ist. Seine helle Auffassung fand freilich bei den vorurtheilsfreien Reisebegleitern die beste und gründlichste Auskunft.

Um zu zeigen, wie gedankenlos bei diesen flüchtigen Mittheilungen zu Werke gegangen wird, wollen wir hier die Beschreibung der Rechenmaschine geben, welche die Aufmerksamkeit der reisenden Kaufleute so sehr erregte. Man möge dann unsere

Beschreibung mit der von den Kaufleuten gegebenen vergleichen, und sehen ob es möglich ist auf solchem Wege eine richtige Idee des beschriebenen Gegenstandes zu erreichen.

Unter dieser Rechenmaschine ist das in ganz Rußland gebräuchliche Rechenbret (stschety) gemeint. Das vor uns liegende, im Sommer vorigen Jahres in den Läden von Moskau gekauft, ist von niedlicher Form, und von weißem Horn gearbeitet. Die gewöhnlich im Gebrauch befindlichen sind von Holz und haben sehr verschiedene Größen, die meisten sind in der Größe der in unseren Schulen gebräuchlichen Schiefertafeln. Das vor uns liegende hat folgende Einrichtung, welche mit der der großen ganz gleich ist.

(Fortsetzung folgt.)



Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Was dem kirchlichen Streit die große Bedeutung gibt, ist der Umstand, daß die ganze Aufregung wesentlich darauf berechnet ist, den Geist Alt-Englands wachzurütteln, um gegen den Geist der Neuerung, der auch in anderer Form hereinbricht, zu reagiren, aber dieser Geist Alt-Englands ist ein sehr intoleranter, und ob er noch vor dem Gebot der neuern Zeit, welches gleiche Duldung und gleiches Recht für alle Religionsparteien anspricht, bestehen kann, dürfte mehr als zweifelhaft seyn. So kann also der altenglische Staat, welcher in seiner ökonomischen Grundlage durch die Aufhebung der Korngesetze mehr als bloß erschüttert ist, durch das Auftreten der katholischen Kirche auch in seinen kirchlichen Einrichtungen angetastet werden, wenn gleich nicht zu erwarten ist, daß sich diese Wirkung gleich von vorn herein auch äußerlich zeigen werde. Die Sache gewinnt ein um so bedenklicheres Ansehen für die englische Aristokratie, wenn man die jetzige Lage der Dinge mit der vor der letzten Parlamentssession vergleicht. Damals hatte sich der Unmuth und die Erbitterung der Pächterclasse über die Folgen der Aufhebung der Korngesetze auf eine höchst unzweideutige Weise geäußert, auf eine so unzweideutige Weise, daß dem Ministerium nichts übrig blieb, als entschieden seine Bahn zu wählen und entweder mit Cobden oder mit den Protectionisten, d. h. mit der Aristokratie zu gehen. Indem es sich für Beibehaltung des Freihandels erklärte, und zum Zeichen dieses ihres Entschlusses die Antwort auf die Thronrede durch Hrn. Ch. Villiers, den ältesten Vertheidiger des freien Kornhandels, beantragen ließ, erklärte es sich im wesentlichen für Cobden, obgleich dieser, erschreckt durch die mit Macht um sich greifende protectionistische Bewegung, und in der Ansicht, daß nur adeliger Eigennutz derselben zu Grunde liege, sich sogar hatte beikommen lassen, die Grundherrenpartei mit Gewalt zu bedrohen. Damit nicht zufrieden, gab das Ministerium auch den Forderungen seiner Partei insoweit nach, daß sie eine Veränderung und Ausdehnung des Wahlrechts in Irland beantragte, deren Ergebniß nur zum Nachtheil der Aristokratie ausfallen kann. Dieß ist um so mehr zu verwundern, als gerade in Irland die Aufhebung der Korngesetze den Grundbesitzern und Pächtern am schlimmsten mitgespielt und hauptsächlich den jetzigen Besitzwechsel herbeigeführt hat. In Folge dieses Standes der Dinge waren mehrere im vorigen Jahre in Irland vorgenommene Parlamentswahlen nach einander zum Vortheil der Protectionisten ausgefallen, ein Ergebniß, das durch die in der letzten Session vorgegangene Aenderung des irischen Wahlgesetzes kaum wieder vorkommen dürfte. Dafür wird schon die Pächterbewegung sorgen, welche nirgends stärker als in Irland entwickelt, und geradezu gegen den ersten Grundsatz des aristokratischen Grundbesitzes gerichtet ist.

Die Hauptfrage bleibt indeß, ob man eine ähnliche Veränderung in den Wahlgesetzen Englands vorschlagen, ob namentlich die Vertheilung der Wahlcollegien eine Modification erleiden wird. Diese Vertheilung ist so ungleich, daß z. B. die Grafschaft Buckingham mit 160,000 Einwohnern eilf, die Stadt Manchester mit 250,000 Einwohnern nur zwei Parlamentsglieder wählt; die Ackerbaubevölkerung in England, bekanntlich nur ein Drittheil der Gesammtbevölkerung, wählt fast vier Fünftheile aller Parlamentsglieder, und welche Veränderung immer in dieser Vertheilung vorgenommen werden mag, so muß sie zum Nachtheil des grundbesitzenden Adels ausfallen; würde vollends dem Antrag der Radikalen gemäß nach der Bevölkerung überhaupt, oder nach einem aus Bevölkerung und Steuerertrag zusammengesetzten Verhältniß gewählt, so wäre der Sieg des beweglichen Vermögens und der Sturz der englischen Aristokratie entschieden. Das wird wohl so schnell nicht kommen, aber läugnen läßt sich nicht, daß England auf dem Wege nach einem solchen Zustande ist. Ein besonderer Umstand läßt glauben, daß eine Modification der jetzigen Eintheilung der Wahlcollegien von Seite des Ministeriums für die nächste Parlamentssession beschlossen ist, oder wenigstens vor dem kirchlichen Sturme beschlossen war; man hatte eine Ankündigung dieser Art schon in der vorigen Thronrede erwartet, und war erstaunt, daß sie nur von einer Veränderung des Wahlrechts in Irland sprach. Noch hat nichts verlautet, was auf die Absichten der Regierung bei Eröffnung der nächsten Parlamentssession hindeuten könnte, aber das Edinburgh Review, dessen man stets sich bedient, um die öffentliche Meinung auf die Maaßregeln der nächsten Session vorzubereiten — man erinnere sich nur an Porters berühmt gewordenen Artikel über die Aufhebung der Schifffahrtsacte — enthält in seinem Octoberheft einen Artikel über die Vereinigten Staaten, worin der Demokratie, wie sie sich in den Neuenglandstaaten entfaltet hat, eine so warme Lobrede gehalten, und das Zurückbleiben Englands in Volksunterricht und allgemein nützlichen Anstalten so schroff daneben gestellt wird, daß

man nicht umhin kann, den Artikel für nicht bloß zufällig zu halten oder wenigstens die Ansicht darin ausgesprochen zu finden, daß die Regierung von der einmal betretenen Bahn nicht abweichen werde. Diese Bahn führt im wesentlichen nach dem Ziel, wohin Cobden und seine Freunde streben. Es liegt in dieser Lobrede der Demokratie ein Anerkenntniß der Unwiderstehlichkeit dieser Richtung, und diese Anerkenntniß ist bedeutsamer als alle Maaßregeln, welche die Regierung etwa vorschlagen kann.

Alles dieß würde indeß der Aristokratie noch wenig Sorgen machen, da sie elastisch genug ist um auch andere Elemente in sich aufzunehmen, der Umstand aber, daß sie in ihren ökonomischen Verhältnissen angegriffen ist, gibt der Sache ein ernsteres Ansehen, um so mehr als in Folge hievon auch ihre rechtliche Grundlage angegriffen wird. Die Anzeigen mehren sich von allen Seiten, daß das System des adeligen Grundbesitzes den höchsten Standpunkt erreicht hat, und nun sinken muß, wenn es dem Lande nicht völlig verderblich werden soll. Das System der Substitution und die Erbschaftsgesetze, wie sie Pitt einführte, wirkten dahin den Besitz in den Händen weniger zu vereinen, und wo dieß Princip einmal eingedrungen ist, wirkt es fort gegen die kleinern und mittlern Vermögen, da aber die Bevölkerung zugleich wächst, so muß die Concurrenz um die Pachtungen steigen. Diese Concurrenz ist es, welche in Irland, großentheils in Wales, aber auch in einzelnen Theilen Englands schon zum Unerträglichen gediehen ist, und den kleinen Pächter zum bloßen Taglöhner des Grundherrn gemacht hat, der dessen Geld- und Körperkräfte bis aufs letzte aussaugt, sehr häufig, ohne es selbst zu wissen. So lange dieß nur in Irland, in dem den Engländern fremden Wales und in einigen vereinzelten Gegenden der Fall war, wurde, so viel auch Elend daraus entsprang, wenig Gewicht darauf gelegt, jetzt aber können sich auch die Pächter in England überhaupt in dem alten Verhältnisse zu den Gutsherren nicht mehr halten, und nun gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. So lange die Pächter hoffen konnten, durch die Macht der Grundherren wieder zu einem Schutzsystem für ihre Ackerbauerzeugnisse zu gelangen, so lange waren sie eng mit denselben verbunden, die vorjährige fruchtlose, obwohl durch den Einfluß eines sehr bedeutenden Theils der Grundherren unterstützte Agitation aber mußte sie belehren, daß die Macht der Grundherren nicht ausreiche, ihnen aus ihrer ziemlich verzweifelten Lage heraus zu helfen. Was sie nun auch anfangen mögen, es muß alles gegen das Interesse der Grundbesitzer ausschlagen: den jetzigen Pacht können sie nicht fortzahlen, außer vielleicht in den wenigen Fällen, wo sie durch große Capitalien unterstützt umfassende Verbesserungen anbringen können, die einen dauernd höhern Ertrag versprechen. Dann aber müssen sie Sicherheit für ihr aufgewandtes Capital haben; lange Pachttermine und dadurch große Unabhängigkeit von den Gutsherren sind die natürliche Folge. Sollen vollends solche Pächter eintreten, wie sie die Freihändler verlangen, Männer mit umfassenden Kenntnissen und großem Capital, um die Güter nach allen Anforderungen der Wissenschaft und den wechselnden Bedürfnissen des Handels gemäß zu bauen, so ist es mit der Abhängigkeit solcher Pächter von den Grundherren ohnehin am Ende, das Streben nach eigenem Besitz muß hervortreten und immer dringender werden.

Auf diesen Gang der Dinge im reichen England müssen wir schauen, wenn wir wissen wollen, was zunächst geschieht, aber auf die entferntern, ärmern Gegenden, wenn wir die Tendenz in ihren schroffen Formen kennen lernen wollen. In den vorigen Jahren war sehr viel von Pächterrechten in England selbst die Rede, es handelte sich aber um nichts als eine billige Ausgleichung für gemachte Auslagen des Pächters, wenn solche nach geschehener Aufkündigung des Pachts durch den Pächter noch nicht ausgenützt seyn würden, so daß derselbe, da er die Auslagen machte, einen Entschädigungsanspruch begründen konnte. Das konnte bei den im allgemeinen sehr freundlichen Beziehungen zwischen Pächtern und Gutsherren in England kein Streit von Bedeutung werden; jetzt ist aber in Irland eine Frage über Pächterrechte (tenants rights) aufgetreten, die weit ernsthafter lautet, und den aristokratischen Grundbesitz in seiner Wurzel angreift. Es ist nicht ohne Interesse die Bewegung von ihrem Ausgangspunkt an zu verfolgen. In der irischen Provinz Ulster, wo vor 100 Jahren noch viele Striche ganz brach gelegen zu haben scheinen, entwickelte sich ein eigenthümliches Pächterrecht, wahrscheinlich weil nur unter besondern Vergünstigungen dieß damals noch ziemlich ungastliche Land Bebauer gefunden hatte. Die Pächter bezahlen eine, wie es scheint, sehr wenig wandelbare Rente an den Grundherren, und was sie an Capital und Arbeit in den ziemlich undankbaren Boden stecken, das verblieb ihnen, denn sie konnten diese Verbesserungen nicht nur vererben, sondern auch verkaufen, und selbst wenn der Grundherr den Boden an sich nehmen wollte, wurden sie entschädigt. Dieß Herkommen führte den Namen Pächterrecht von Ulster. Die Folge hievon war nicht nur ein fleißiger Anbau des Bodens, sondern auch eine dichte Bevölkerung, und dennoch, wie eine officielle Zuschrift [1] an den Vicekönig, Lord Clarendon, es ausspricht, „ein geringerer Grad von Pauperismus, als in irgend einem Theil des vereinigten Königreichs." Indeß war dieß Pächterrecht nur ein locales Gewohnheitsrecht, und so wurde es, weil das unbeschränkte Verfügungsrecht der Grundbesitzer sonst überall im Lande galt, in neuern Zeiten häufig verletzt, selbst durch beschränkende Bestimmungen der Grundherren ganz aufgehoben, und als die Betheiligten klagten, fiel das specielle Pächterrecht von Ulster gegen das gemeine Landrecht durch. Dieß geschah nur wenige Jahre vor der Aufhebung der Korngesetze. Als mit diesem Ereigniß die Preise in den vorigen Jahren um ein Viertheil bis ein Drittheil sanken, wurden die sonst mäßigen Pachtschillinge auf einmal fast unerträglich, und was noch von dem Pächterrecht von Ulster übrig war, nämlich die Entschädigung für die Errichtung von Gebäuden und andere Verbesserungen, ging durch die verhältnißmäßig hoch gewordenen Pachtschillinge zu Grunde.

Als das dießjährige Parlament keine Hülfe brachte, brach der Sturm los, große Pächterversammlungen traten zusammen, und der Beschluß wurde gefaßt das Pächterrecht von Ulster nicht bloß zu erhalten, sondern auch über ganz Irland auszubreiten. Die presbyterianische und katholische Geistlichkeit boten sich in diesem gemeinsamen Kampfe gegen die Gutsherren die Hand. Rasch folgten sich die Versammlungen in Enniscorthy, Kilkenny, Tipperary, Waterford, Louth, Cavan, Down, Monaghan u. s. w. Den Gegenstand ihrer Klage sprach der Geistliche Bell auf der Versammlung zu Ballibay in nachstehenden Worten aus: „das große sociale Uebel dieses Landes ist ohne alle Frage, nichts mehr und nichts weniger als die übermäßigen Pachtschillinge (rackrenting). Dieses System hat Ulster ausgeraubt, und fast zu Grunde gerichtet; es hat den Westen Irlands

[1] Von Seite des „Central Tenant Right Committee."

Digitized by Google

zu einer heulenden Wildniß, zu einem Gegenstand des Schreckens und Erstaunens für alle civilisirten Völker der Erde gemacht. Wir müssen in der friedlichen Ausübung unserer unveräußerlichen Rechte Schutz suchen für unser Leben, unsere Freiheit, unser Eigenthum gegen die unbegränzte, unverantwortliche und unerträgliche Gewalt, und wenn dieser Schutz nicht gewährt wird, wenn man erklärt, die Sache sey mit so unübersteiglichen Hindernissen umgeben, daß sie unmöglich sey, dann sagen wir mit Ruhe und Entschlossenheit, je bälder das Grundherrenrecht (landlordism) abgeschafft wird, desto besser. Gebt den Grundherren den vollen Werth ihres Eigenthums am Boden, was er auch seyn mag, der Staat sey dann der einzige Eigenthümer, und wir alle, wie dieß Gottes Wille ist, Pächter unter der Obhut des Staats. Nur sey ein für allemal dem verfluchten System oligarchischer Oberherrlichkeit ein Ende gemacht." Man sieht deutlich, diese Bewegung legt die Axt an die Wurzel des Baums. Mit den englischen Staatsgesetzen läßt sich diese Forderung absolut nicht vereinigen, selbst nicht mit dem allgemeinen Rechtsgrundsatz, daß jeder mit seinem Gut anfangen kann, was er will. Wenn man die „Tenant league" von diesem Gesichtspunkt aus angreift, so hat man leichtes Spiel, ja wir sagen noch mehr, der Vorschlag der „Tenant league", daß man durch Vermittlungsbeamte einen billigen Pacht festsetzen solle, ist gänzlich unausführbar. Aber alle diese Einwürfe nehmen der Bewegung nicht das mindeste an ihrer Bedeutung.

Ueberall wurden in Folge der stattgehabten Versammlungen Committees niedergesetzt, und eine Central-Tenant-Right-Committee wandte sich in einem oben schon erwähnten Schreiben an den Vicekönig. Daß die Forderung, wie sie jetzt die Tenant League aufstellt, mit dem öffentlichen Recht, und selbst mit dem natürlichen nicht in Einklang zu bringen ist, wissen die Führer der Bewegung gleichfalls; die oben schon erwähnte Rede des Hrn. Bell beweist es, wenn er sagt: „sollte man erklären, daß die Sache mit so unübersteiglichen Hindernissen umgeben sey rc." Das Schreiben der Central-Committee verbreitet sich über den zweiten Punkt, über das natürliche Recht, dem zufolge Gutsbesitzer und Pächter ihre Contracte ausschließlich nach Gutdünken unter sich abmachen sollen, mit den Worten: „Irland ist wesentlich ein ackerbauendes Land, wo der Landbevölkerung der Landbesitz zum Leben selbst nothwendig ist. Unter solchen Umständen konnten und können die Pächter Irlands nicht frei mit den Eigenthümern unterhandeln, und in dem besondern Fall der Ulsterpächter besteht noch das weitere Element des Zwangs, daß ihr ganzes eigenes Capital mit dem ihrer Vorgänger im Boden steckt, und sie sich somit jeder ihnen auferlegten Bedingung unterwerfen oder all ihr Eigenthum umsonst an Fremde überlassen müssen, um ins Arbeitshaus zu gehen oder an der Landstraße zu sterben." Gegen ein solches Verhältniß helfen alle Rechtsductionen, alle Beweise, daß die „Tenant League" einen Unsinn will, durchaus nichts, denn „der beste Theil der Ackerbaubevölkerung, die Leute, die man hauptsächlich zu Hause halten sollte, verlassen das Land zu Zehntausenden, um einer elenden, verarmten, heruntergekommenen Classe von Leibeigenen Raum zu machen, deren größerer Theil nach einer kurzen Periode der Erschöpfung des Bodens der Armenkasse zur Last fällt." Darum finden manche Güter keine Käufer mehr.

So, wie in Irland, wird und kann es freilich in England nicht gehen, weil die Güter größer sind, und sich die Pächter nicht zu diesem Elend herabdrücken lassen, aber die Arbeiterbevölkerung in England ist bereits an manchen Orten kaum besser daran als in Irland, und wenn der Ackerbau noch künstlicher, noch mehr mit mechanischen Hülfsmitteln betrieben wird, muß einerseits das Uebergewicht der Gutsherren über die Pächter weichen, andrerseits die Bevölkerung noch mehr in die Städte gedrängt werden. Beides muß dazu beitragen, die Macht der Landaristokratie zu brechen. Damit ist freilich der aristokratische Geist, der nicht bloß in der Aristokratie steckt, durchaus nicht gebrochen, und wird noch lange anhalten, aber mit den veränderten Vermögensverhältnissen werden auch die Ansichten und Meinungen sich ändern. Laing sprach sich (s. Nr. 127) dahin aus, daß ohne eine zahlreiche Classe großer, unabhängiger Landbesitzer an gar keine politische Freiheit zu denken sey, folgt aber hierin zu sehr den exclusiven englischen Ansichten, denn die Freiheit kann auch bei kleinerem Grundbesitz bestehen, weil auch bei diesem ein großes Maaß von Unabhängigkeit vorhanden ist; ob es aber sehr wünschenswerth sey, eine Aristokratie wie die englische zu haben, wo einige hundert Familien das Land beherrschen durch die Macht ihres Reichthums und ihres Einflusses, das ist eine sehr zweifelhafte Frage, und in England wird sie praktisch gegenwärtig mit Nein beantwortet, so wenig man es Wort haben will, denn um die durch das übertriebene aristokratische Regiment aufgebrachte Masse des Volkes zu beschwichtigen, werden gegenwärtig alle Bemühungen der Steuererleichterung aufgeboten, und seit Jahren, namentlich seit 1830, werden nur zweierlei Arten von Steuern abgeschafft, solche die, gleich der Besteuerung der Rohproducte, auf der Industrie, also auf der Arbeit lasten, und solche, welche der großen Masse des Volks am lästigsten sind. In dieser Beziehung wird gegenwärtig eine wahre Popularitätsjagd getrieben, zu der es auch gehört, daß man sich nicht entschließen will, eine mäßige fixe Kornsteuer einzuführen, welche in financieller wie in nationalökonomischer Beziehung die wesentlichsten Vortheile ergeben müßte. Ist es aber nicht Popularitätsjagd, welche die Führer davon abhält, dann kann es nur die Furcht vor der bereits großen, ja übergroßen Macht der Städte seyn, die indeß vom Gesetz noch nicht anerkannt, und darum nur um so gefährlicher ist.

(Fortsetzung folgt.)

Plan zu einem Canal zwischen dem rothen Meer und dem mittelländischen. Hr. Rob. Stephenson ist auf dem Weg nach Suez, um den Boden zur Anlegung eines Canals zu untersuchen. Diese Aufnahme soll mit den Regierungen von Oesterreich und Frankreich verabredet seyn, und ersteres habe Hrn. Negrelli, letzteres Hr. Paulin Talabot gesandt. Wenn sie mit der Aufnahme fertig sind, soll der Weg bestimmt werden; die drei Mächte sollen das Geld herschießen, oder wenn dieß nicht der Fall seyn sollte, so will der Pascha den Canal an eine Compagnie verleihen. (Athen. 7 December.)

Berichtigung.

In der oben mitgetheilten Abbildung des russischen Rechenbrettes hat sich ein Fehler in den Worten „Rubel" und „Kopeken" eingeschlichen, indem durch den Graveur ein gar nicht hingehöriges Zeichen } in das Wort eingeschoben wurde, und wegen Mangel an Zeit nicht mehr entfernt werden konnte. Auch sollte eigentlich auf der rechten Seite unten noch das Wort „Peluschken" stehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 302. 18 December 1850.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wer die innern Verhältnisse Englands studirt und sie schildern will, muß sich vor allem hüten zu generalisiren; nichts ist über Einen Leisten geschoren, und jeden Augenblick wird man durch Generalisiren sich eines Irrthums schuldig machen. Am kläglichsten ist damit das berühmte Haupt der socialistischen Republikaner, Hr. Ledru Rollin, mit seinem Buche über den Verfall Englands gefahren. Daß einige Engländer ihn deßhalb tüchtig mitgenommen, ist natürlich, und man könnte es der Nationaleigenliebe zuschreiben, aber seine schärfsten Beurtheiler hat er in Frankreich selbst gefunden, freilich auch nicht ohne Absicht, nämlich bei seinen politischen Gegnern: Philarète Chasles im Journal des Debats und Cucheval-Clarigny in der Revue des deux Mondes haben seine grosse Ignoranz englischer Verhältnisse und selbst englischer Geschichte schonungslos aufgedeckt. Hr. Ledru Rollin hat sich durch sein Buch wahrhaft lächerlich gemacht, und dadurch seiner Partei in Frankreich selbst nicht wenig geschadet, indem es zeigte, welch ein hohler Kopf geraume Zeit fast allein an der Spitze Frankreichs gestanden. Jetzt ist diese Partei vorerst sicherlich nicht zu fürchten, und man sagt ihr dieß auch sehr ungescheut officiell ins Gesicht, aber die republikanische Partei hat nichtsdestoweniger theils durch die Fehler ihrer Gegner, theils durch die Gewalt der Umstände und die Macht, die das Bestehende immer ausübt, wieder gewonnen. Hr. Ludwig Bonaparte, der mit seinen kaiserlichen Prätensionen so ungescheut und unbesonnen hervorgetreten, ist eine zu unbedeutende Persönlichkeit, als daß man um seinetwillen sich geradezu mit den Gesetzen überwerfen möchte, und da neben ihm Legitimisten und Orleanisten gleichfalls die Herstellung der Monarchie in ihrem eigenen Interesse verfolgen, so haben diese beiden Parteien vereint im Lauf des Jahres ihn so schachmatt gemacht, daß er in seiner neuesten Botschaft selbst ausnehmend republikanisch geworden ist, und — weil man ihm den Weg zum Thron gesperrt, nun auch er selbst ihn den Prätendenten der andern Parteien zu sperren sucht. Die Legitimisten haben durch ihre Versammlung in Wiesbaden, durch ihre innern Spaltungen und das unkluge Pochen auf das göttliche, unveräußerliche Recht des ältern Zweigs der Bourbonen sich sehr geschadet und ihre Hoffnungen, wenn sie je groß waren, bedeutend herabgestimmt. Es bleibt also von den monarchischen Parteien nur die orleanistische übrig, welche Aussicht hat, falls ihr nicht die Vereinigung der andern mit den Republikanern das Spiel verderbt.

Inzwischen bleiben die Sachen in der Schwebe, und viel wird vorerst von der Art abhängen, wie die jetzige Constitution, deren Unhaltbarkeit ziemlich allgemein zugegeben wird, revidirt werden kann. Diese Revision ist also die Sphinx geworden, und wer ihre Räthsel nicht zu seinen Gunsten lößt, ist verloren. Deßhalb sieht man derselben mit Spannung, von vielen Seiten mit einer Art Schrecken entgegen. Da indeß der Schrecken vor einer Erschütterung Frankreichs durch eine nochmalige Präsidentenwahl mit all ihrer Unsicherheit noch größer ist, so scheint man bereits entschlossen, die Revision vorher eintreten zu lassen. Die jetzige Nationalversammlung scheint zu beabsichtigen, im nächsten Frühjahr die Frage der Revision vorzunehmen, sie bejahend zu entscheiden, und eine Constituante zeitig genug zu berufen, daß diese mit der Hauptfrage über das Oberhaupt des Staats fertig wird, ehe der Zeitpunkt zur Präsidentenwahl eintritt. Die Absicht der Orleanisten, die jetzt ohne Vergleich die einflußreichste Partei sind, geht augenscheinlich dahin, dem jetzigen Präsidenten, wenn er sich bereitwillig finden läßt, ihre Plane zu unterstützen — was bei seinen wachsenden Geldverlegenheiten und der Aussicht nach Beendigung seiner Präsidentschaft in den Schuldthurm nach Clichy zu wandern, wohl möglich ist — seine Gewalt zu verlängern bis zur Zeit, wo der Graf von Paris majorenn wird. Der Plan hätte den Vortheil, daß das Volk inzwischen nicht zu sehr an einen republikanischen Wechsel der obersten Gewalt gewöhnt würde, und es hätte dann gleichsam nur ein Zwischenreich stattgefunden. Daraus erklärt sich wohl, daß die Orleanisten den Präsidenten nie zu weit greifen lassen, aber ihn auch nie öffentlich verletzen. Indeß hat der Plan den Nachtheil, daß er allzu durchsichtig ist, und daß nicht nur die Republikaner, sondern sicherlich auch ein bedeutender Theil der Legitimisten demselben mit aller Macht entgegenarbeiten werden; gewinnt man nun auch, was noch ungewiß ist, drei Viertheile der jetzigen Versammlung, daß sie für die Revision stimmen, so ist es höchst zweifelhaft, wie die Wahlen für die Constituante ausfallen, die am Ende über den Ausgang zu entscheiden hat; aber Leute, die in allen parlamentarischen Künsten ausgelernt sind, wie Hr. Thiers, werden sich zu helfen wissen.

Indeß ist mit diesen Aussichten natürlich die öffentliche Unruhe nicht beschwichtigt, und die Ungewißheit über das kritische Jahr 1852 lastet schwer auf dem Lande; erst die in neuerer Zeit wiederholten Versicherungen, daß alle für nöthig erachteten Aenderungen friedlich und gesetzlich sich abspinnen würden, haben die Gemüther mehr beruhigt. Aber eine solche officielle Beruhigung ist, wenn sie sich auch eine Zeitlang durch einen günstigen Stand der Börse äußert, eine sehr vorübergehende

Sache, und der Präsident hatte bei allen republikanischen Phrasen von Unterwerfung unter das Gesetz und den Willen des Volks dennoch sehr deutlich merken lassen, wo er hinaus wolle, indem er das Wahlgesetz vom Mai d. J. nicht berührte, während alle andern markanten Gesetze des vergangenen Jahres hervorgehoben wurden, und zugleich fallen ließ, wenn die bestehende Constitution bis zum J. 1852 nicht revidirt sey, so werde das Volk aufgerufen werden, sich über die nächste Präsidentenwahl auszusprechen. Daraus schien hervorzugehen, daß vielleicht Hr. Ludwig Bonaparte nicht übel Lust hat mit den Republikanern und einem Theil der unzufriedenen Legitimisten das Wahlgesetz vom Mai d. J. wieder umzustoßen. Gerade dieß Wahlgesetz war aber der Haupterfolg, den die sogenannte Ordnungspartei, d. h. die vereinten Orleanisten und Legitimisten, nach den Pariser Wahlen vom 10 März und 28 April errungen. Wie sicher sie sich dabei in ihrem Schritte fühlten, zeigt die Rede von Thiers, welcher den Socialisten geradezu bemerkte: „wir wären in unsern Maaßregeln gerne weiter gegangen, wir hätten gerne das 25ste Jahr für das 21ste als Jahr des Wahlrechts angesetzt, das wäre aber gegen den Wortlaut der Constitution gewesen. Deßhalb haben wir es nicht gethan; hütet Euch gleichfalls etwas gegen diese Constitution zu thun, oder wir achten uns auch nicht mehr an sie gebunden.“ Das ist die Sprache eines Mannes, der sich Herr seiner Stellung fühlt. Die revolutionäre Partei war nicht bloß factisch durch die Macht ihrer Gegner, sondern auch in der öffentlichen Meinung besiegt, und mußte knirschend sich dem Machtgebot der Mehrheit fügen, wenn sie nicht noch schlimmer wegkommen wollte. Was der Wortlaut der Constitution zuließ, geschah: man nahm denen, welche nicht einen dreijährigen Aufenthalt an einem Orte nachweisen konnten, das Wahlrecht; dadurch wurde namentlich in den großen Städten der flottirenden, unruhigen, zu Aufständen geneigten, und von den Verschwörern auch oft genug dazu benützten Classe die Macht genommen, und ein schon viel früher angenommener Gesetzentwurf, welcher die Abstimmung innerhalb der Gemeinden erleichterte, nahm vollends auch in den Dorfgemeinden dem herumlungernden arbeitsunlustigen Theile des Volks das Uebergewicht. Man hätte gerne auch eine indirecte Wahl eingeführt, und dann weit eher das Gesetz über die Theilnahme an den Urwahlen laxer lassen können, aber die Constitution sprach sich zu positiv über die directen Wahlen aus, als daß ohne Bruch derselben etwas zu machen gewesen wäre. Indeß war immerhin — und die Erbitterung der socialistischen Partei beweist dieß — für die Ordnungspartei viel gewonnen, denn man rechnete, daß auch durch dieß Gesetz unter 12 Millionen Wählern in Frankreich etwa ein Drittel ausfallen würde, und zwar gerade der bedeutendste Theil in den großen Städten. Was der Erfolg bei einer Wahl im Großen seyn wird, wie sich namentlich die Stimmen zwischen Legitimisten und Orleanisten spalten, das läßt sich noch nicht mit einiger Gewißheit voraussagen, und macht eben jene Unsicherheit aus, welche über dem Schicksal der Revision waltet.

Die zweite Maaßregel, die gegen die Presse, ist minder greifbar, und selbst in Bezug auf den Erfolg minder klar; man kann noch immer nicht sagen, ob der Erfolg den man gewonnen, beabsichtigt ist oder nicht. Daß die Wiederherstellung der Caution und des Stempels einer Menge Flugschriften und Journale ein Ende machen mußte, war zu erwarten, und in so weit ist Zweck und Erfolg ziemlich deutlich, minder aber ist dieß der Fall mit der sonderbaren Maaßregel über das Unterzeichnen der Journalartikel. War der Erfolg vorhergesehen und berechnet, so war es ein Meisterstreich; war er nicht vorhergesehen, so hat hier der Zufall eine Rolle gespielt, deren Bedeutung sich noch nicht bemessen läßt. Das Uebergewicht von Paris, die durch allerlei verfehlte Einrichtungen künstlich hinaufgeschraubte Bedeutung des Pariser Journalismus war ein anerkanntes Uebel, und wie sehr man dieß erkannte, läßt sich aus dem Umstand ermessen, daß die Nationalversammlung durch Steuern und Cautionen der Departementalpresse weit weniger zu Leibe ging, als der Pariser. Die Pariser Journalisten bildeten in ihren Clubs und mit ihren Journalen eine furchtbare Genossenschaft; sie waren wie so viele Donnergötter, die aus ihrem sie verhüllenden Wolkenschleier heraus ihre Blitze versendeten. Man hat über den Pariser Spießbürger gespottet, daß er sich jeden Morgen seinen politischen Glauben durch seine Journale zurecht richten lasse, aber man muß in Pariser Atmosphäre gelebt haben, um zu begreifen, wie contagiös diese elektrisirte Atmosphäre wirkt, und wie gut die politischen Gerichte für den Magen der Pariser zubereitet sind. Die Anonymität wirkte aber dabei ungemein: das Journal erschien nicht als ein Aggregat meist sehr gewöhnlicher Menschen, sondern wie eine höhere Macht, die von einem besondern, wenn auch nicht allen zusagenden, doch immer bedeutsamern Standpunkt, als der einzelne anzunehmen im Stande war, ihre Orakelsprüche versandte. Diesen Zauber hat das Amendement Tinguy unwiederruflich zerstört. Die Leute finden mit Erstaunen, daß die Mehrzahl der Clique der Journalisten, welche so hoch herab über jede öffentliche Frage entschieden, und Lob wie Tadel nach Gefallen austheilten, gänzlich unbekannte Menschen sind; von der bekannten Minderzahl besteht ein nicht unbedeutender Theil aus Menschen, die wie der Condottiere seinen Degen, so ihre Feder dem Meistbietenden verkaufen, und nicht selten schon in ihrem Leben ganz entgegengesetzte Parteien vertheidigt haben. Selbst die wenigen Leute von unzweifelhaftem Talent und Redlichkeit können kaum hindern, daß das Publicum der ewigen Wiederholung ihres Namens herzlich müde wird. Dauert die Herrschaft dieses Gesetzes, das der Pariser Journalismus ohne allen Unterschied der Farbe mit großer Ungeduld zu tragen scheint, etwas länger an, so muß derselbe seinen declamatorischen Charakter wesentlich ändern, und sich speciell mit den Interessen des Landes befassen, wovon sich auch schon einzelne Anfänge zeigen. Namentlich dürfte auch der hochfahrende, dictatorische Ton bezüglich der auswärtigen Verhältnisse sich wesentlich ändern, denn es erscheint doch gar zu komisch, wenn der oder jener wohlbekannte Herr jetzt über Rußland, jetzt über Oesterreich oder England den Stab bricht mit einem feierlichen „Wir“ an der Spitze.

Diese Mängel waren schon vorher von einzelnen *erkannt* und sind nur durch die neuern Verordnungen mehr *ans* Tageslicht getreten; indeß hängen sie, so wie der wesentliche Unterschied von den englischen Journalen, mit der Regierungsform eng zusammen; das englische Journal bespricht in der Regel lauter greifbare Interessen, und jeder arbeitet daran in seinem Kreise; in Frankreich handelt es sich mehr um die Frage, was die Regierung thun soll, also um Meinungen. Darum werden die Journale, wenn sie gemäßigt sind, so leicht doctrinär, und wenn sie sich freien Lauf lassen, so declamatorisch. Diese Declamationen erschöpfen sich bald und reizen nur noch die Jungen und Unerfahrenen, während die Art, wie in England die Interessen fortwährend besprochen werden, jeden der sich um öffentliche Angelegenheiten kümmert, aufs stärkste reizt und den unterrichteten Mann befriedigt, auch wenn sie ihm nichts neues sagen. Darum sind in Frankreich die Leute nicht selten, bei denen die Presse

Journal des Débats ...
der sich jedem Gensdarmen in Ausübung seines Amts thätlich
lich oder wenigstens geistig widersetzt, während der englische
Constable und Polizeimann sich in der Regel von der ganzen
Nachbarschaft unterstützt sieht, mit scharfen Zügen hervorgehoben
und gegeißelt, und einige andere Journale fangen gleichfalls
an, in diese Fußstapfen zu treten. Alle Gewalten gehen jetzt,
der Fiction nach, vom Volke aus, folglich hat dieser frondirende
Geist, der in dem Satze liegt: mon ennemi, c'est mon maître
mehr und mehr seinen Boden verloren. Die reactionären Maaß-
regeln, wie man sie zu nennen pflegt, gehen jetzt nicht mehr
sowohl von der Regierung als von den Repräsentanten der Nation,
wenn auch, wie der Parteigeist sagt, von einer Partei aus. An
die Stelle des bisherigen blinden Regierungshasses muß also
jetzt eher Parteihaß treten, und dieser Parteihaß muß seine
Schlachten auf dem Wahlfelde schlagen, aber nicht mehr auf den
Straßen. Es hat allen Anschein, als ob die Republik für die
Franzosen zu einer sehr guten Schule würde, um sie zu ernüch-
tern, und namentlich die Städtebevölkerung aus der Stimmung
herauszubringen, mit der auf die Länge keine Regierung möglich
ist, und welche die Regierung stets zu mehr oder minder gewalt-
samen Polizeimaaßregeln reizt, bis das Verhältniß umschlägt
und die Polizeimaaßregeln mit sammt der Regierung unterliegen.

Geht die untere Classe vermittelst der Republik zu einer
Stimmung über, welche den Bestand einer Regierung möglicher
macht, so wird in der regierenden Classe eine andere nicht min-
der bedeutende Wandelung vorgehen, von der die Symptome, wie
wir Eingangs bemerkten, schon sehr deutlich hervortreten. Seit
mehr als drei Jahrhunderten werden die Friedensperioden immer
nur benützt, um den Staat zu neuen Anstrengungen fähig zu
machen. Das Traumbild von Universalmonarchie, dem man unter
Franz I, Richelieu, Ludwig XIV und Napoleon nachgejagt, konnte
... Einwirkung auf den Geist der Nation

... geltend macht. Jetzt muß man diese zu ...
und Wünsche geltend macht. Jetzt muß man diese zu befriedigen
suchen, und darf schon aus Besorgniß vor innern Unruhen
nicht mehr bei erster Gelegenheit die gefährliche Bahn fremder
Eroberungen betreten. Die Politik Ludwigs XIV hat den Grund
zur ersten Revolution gelegt, und die Nation hat also ihr an-
gestrebtes Uebergewicht in Europa mit einem Staatsbankerott
und einer blutigen Revolution bezahlt; jetzt wird die Nation,
da ihre Vertreter mehr als je auf ihr Geschick einwirken, und
dieß nicht mehr der Willkür eines Einzelnen unterliegt, sich zwei-
mal besinnen, ob sie die Bahn äußerer Eroberungen noch ein-
mal auf die Gefahr eines Bankerotts hin betreten will. Wir
können also, so sehr auch die Ansichten in und außerhalb Frank-
reich darüber getheilt seyn mögen, bis auf weiteres den Bestand
einer Republik in Frankreich nur heilsam finden, sowohl für
Frankreich selbst als für seine Nachbarn. Frankreich befindet
sich jetzt in dieser Beziehung in einer ähnlichen Lage wie Eng-
land: auch dieß leidet an den Folgen der zur Erlangung und
Behauptung seiner Suprematie gemachten Anstrengungen, und
man beschuldigt die Aristokratie, daß sie die langen Kriege haupt-
sächlich nur zur Behauptung ihrer eignen Stellung geführt habe.
Daher jetzt die eifersüchtige Bewachung aller militärischen Aus-
gaben durch den Feind der Aristokratie, Hrn. Cobden, daher
seine quäkerhaften Friedenspredigten, die allerdings etwas komi-
sches haben, denn Englands Regierung ist nichts weniger als
kriegerisch, vielmehr äußerst friedselig gesinnt, und es verräth
eine gewisse Bornirtheit in der Auffassung der europäischen Ver-
hältnisse, wenn man sie der Kriegslust verdächtigt. Aber ver-
brannte Kinder fürchten das Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über Rußland.

(Fortsetzung.)

folg.) mit Einern, Zehnern ꝛc. vertreten sind. Auf allen Stäbchen sind die mittelsten 2 Kugeln von anderer Farbe, als die übrigen, um die richtige Zahl bei dem Hin- und Herschieben leichter zu treffen. Es versteht sich von selbst, daß wer mit 10 und 100,000 und noch mehr umzugehen hat, sich eines Rechenbrettes mit den nöthigen Kugelreihen bedient. Will man nun anfangen zu rechnen, so greift man das Rechenbrett auf der linken Seite, hebt es etwas in die Höhe und die Kugeln fallen alle nach rechts. Die Zahlen werden aber in der russischen Sprache, wie sie stehen, von links nach rechts gelesen, und es begreift sich daher leicht, wie eine Anzahl der auf den Stäbchen befindlichen Kugeln nach links geschoben eine Zahl ausdrücken könne, wie denn auf der kleinen Zeichnung hierneben auf dem verschoben gezeichneten Rechenbrette, 1573 Rubel $95\frac{1}{2}$ Kopeken zu lesen stehen. Nur einige Uebung gibt genügende Geläufigkeit hierin. Eben so leicht lassen sich aber auch Summen hinzurechnen und abziehen, da man immer nur die Zahlen wie sie hinter einander stehen durch die Kugeln hinzuzuschieben oder wegzuschieben braucht und sich ebenfalls ganz leicht merken läßt, wenn z. B. ein Rubel voll wird oder von hundert in tausend überzugehen ist. Ueberhaupt können mit großer Geläufigkeit alle 4 Species auf solch einer Maschine gerechnet werden. Diese Rechnungsweise wird allen Russen, welche eine Schule besuchen, dort gelehrt, und man wird selten einen unter ihnen etwas ohne sein Rechenbrett ausrechnen sehen. Jedermann ist auch so vertraut damit, daß oft der Gehülfe beim Kaufmann oder der Kellner im Thee- und Kaffeehause anstatt die Summe zu nennen, welche zu bezahlen ist, das Rechenbrett hinreicht, von welchem man sich die zu bezahlende Summe abliest. Der neu Angekommene erhält gar bald die Warnung nicht zu fragen, wie viel dieß sey, wenn er es nicht weiß, sondern sich nur zu stellen, als ob er es genau wisse, darum aber wohl überlegt eine etwas größere Summe hinzugeben. Man kann dann ziemlich sicher seyn richtig wieder zu bekommen. Gesteht er aber seine Unwissenheit ein, so kann diese Sicherheit sehr problematisch werden. Mit unglaublicher Schnelligkeit weiß ein geübter Rechner die Kugeln hin- und herzuwerfen und oft sehr verwickelte Rechnungen schnell zu lösen. Leider kann diese praktische Maschine bei uns, selbst wenn überall das Decimalsystem eingeführt wäre, keinen Eingang finden.

Was die Herren unter Tragbahren verstehen, auf welchen bei Processionen Heiligenbilder getragen werden, möchte wohl auch einen andern Namen verdienen. Wir haben bei einer großen Anzahl von Processionen auch nie etwas gesehen, was wir eine Bahre hätten nennen mögen. Man trug entweder das große oder kleine Heiligenbild in den Händen, und es drängte sich herbei was nur immer konnte, um das Bild zu stützen oder zu berühren. Oder man trug Bilder in anderer Form, und, wie ich glaube, auch nur auf Metall gegrabene heilige Sprüche oder metallene Gedenktafeln auf hohen Stangen, ähnlich den Fahnenstangen. Die große Schwere dieser Bilder oder Tafeln würde es einem Menschen ganz unmöglich machen, sie allein zu tragen; daher sind etwa in der Mitte der Stangen gewöhnlich drei Stützen angebracht, wie bei unsern schweren Fahnen die Schwanzschnüre, welche dann von andern Männern gefaßt und so das Ganze getragen wurde. Mit einer Tragbahre hatte diese Vorrichtung aber auch nicht die geringste Aehnlichkeit.

Mit der Erklärung der Bedeutung des weißen und schwarzen Christusbildes hat sich ein verschmitzter Russe mit den leichtgläubigen Deutschen einen recht lustigen Scherz erlaubt, wenn man nicht die Möglichkeit annehmen will, daß man sich von einem ganz unwissenden Muschik die Erklärung ausbat, von dem sie dann freilich nicht wunderbar erscheinen kann. Aehnliche Erklärungen ihrer Heiligthümer wird man bei dem niedern Volke katholischer Länder des mehr civilisirten Europa häufig erhalten können. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich in der Annahme der russischen Kirche, daß alte Heiligenbilder größerer Verehrung werth sind als neuere, und es würde demnach nur der schwarze Christus der Russengott, der weiße aber der Gott der Deutschen genannt werden müssen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine Nachricht über den Nicaragua-Canal. Das Journ. du Comm. d'Anvers vom 14 December meldet nach americanischen Blättern, daß man in Newyork die Nachricht erhalten habe von einem passenden Weg zur Anlegung des Canals von dem Nicaragua-See nach dem stillen Ocean; der Weg soll nur $13\frac{1}{2}$ engl. Meilen lang seyn und sich an einer Bay Nacascola enden. Die Newyorker Compagnie hat sogleich Befehl gegeben, den Weg aufs genaueste zu untersuchen

•

Die englischen Universitäten scheinen die Nothwendigkeit einer Umwandlung zu fühlen, und die von Oxford hat bei Gelegenheit der angeordneten Untersuchung ihrer Zustände nachstehendes merkwürdige Angebot gemacht, welches indeß von beiden, Cambridge und Oxford, gemeinsam ausgeführt werden soll. Beide sollen Districtscollegien unter ihrer eigenen Aufsicht in den bedeutendsten Städten Englands errichten, und diese mit Lehrern und Professoren versehen, die nicht dem theologischen Testeid unterworfen wären, und Studenten, die sich dazu eigneten, die Grade wie an den Universitäten ertheilen würden. Das ist in der That ein großartiger Vorschlag, aber das Athenäum (vom 7 December) das ihn mittheilt, vermuthet, es sey doch im Grunde nur darauf berechnet, die eigentlichen Universitäten von der Strenge einer Untersuchung zu retten. „Die eigentlichen Universitäten, sagt das Athenäum, würden dadurch die unreformirten, aristokratischen Mittelpunkte des Unterrichtswesens bleiben, und die untergeordneten Collegien, unter der Leitung der beiden unreformirten Universitäten, würden nur die Macht dieser letztern verstärken." Der Antrag ist indeß immerhin ein Beweis, daß die Universitäten selbst nicht mehr glauben, sich in ihrem alten Zustande halten zu können.

•

Encyklopädisches Lexicon über China. Ein Hr. Leontieff, wahrscheinlich ehemals Mitglied der russischen Mission in Peking, hat sich an die russische geographische Gesellschaft gewendet, um den Druck eines encyklopädischen Lexicons über China, woran er 15 Jahre gearbeitet, oder wo möglich wenigstens des geographischen Theils dieses Lexicons bewilligt zu erhalten. Die geographische Gesellschaft hat den P. Avacum nebst den HH. Helmersen und Grigorieff mit der Untersuchung dieses Wörterbuchs beauftragt. (Nouv. Ann. des Voyages. October.)

•

Von der ethnographischen Karte Rußlands, die man dem Eifer des gelehrten Hrn. Köppen verdankt, sind das erste und zweite Blatt im Lauf des vorigen Jahres fertig geworden; diese beiden Karten umfassen den ganzen östlichen Theil des Reichs, und der Verfasser hat namentlich umfassende und genaue Studien über die Bevölkerung finnischen Ursprungs im Gouvernement Petersburg angestellt. Diese Forschungen beweisen, daß besagte Bevölkerung unendlich zahlreicher ist, als man bis jetzt geglaubt hatte. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by

Die Regio cinnamomifera Afrika's.

Wir haben kürzlich (s. Nr. 269) die Nachricht mitgetheilt, daß man englischerseits den Ostvorsprung Afrika's einer nähern Untersuchung unterwerfen wolle, aber noch nicht den richtigen Mann dazu habe auffinden können. Die Annales des Voyages vom October enthalten nun über diese Gegend folgendes: „Zwischen den kürzlich von Dr. Krapf entdeckten Ländern und dem Eingang des rothen Meeres ist ein Land, das in geographischer und commercieller Beziehung gleich wichtig ist. Desborough Cooley hat uns seinen alten, Lt. Cruttenden seinen neuen Zustand geschildert, und Dr. Carter, ein einsichtsvoller und [illegible] Reisender, der sich gegenwärtig in Bombay befindet, [illegible] zu unternehmen. Der Admiral Malcolm, der schon seit 15 Jahren dieses Land besonders im Auge hält, hat deßhalb mit dem Director der ostindischen Compagnie, Sir Archibald Galloway, gesprochen, der leider seitdem gestorben ist; wahrscheinlich wird indeß der Gedanke einer Expedition nach der Somali-Küste nicht aufgegeben werden. Hr. Cooley hat auf den alten Handel und die Erzeugnisse dieser Regio cinnamomifera aufmerksam gemacht, und alle Nachrichten deuten darauf hin, daß dieß Land noch jetzt reich ist an Gewürzen, an Wohlgerüchen, an Myrrhen, Elfenbein, Straußenfedern, Aloes, Indigo, Baumwolle und verschiedenen anderen kostbaren Handelsartikeln. Der Mimosagummibaum erstreckt sich von Suakim bis zum Cap Guardafui, und findet sich auch nicht weit von der Küste in den innern Thälern des südlichen Abyssiniens; ein großer Theil unseres sogenannten Mokka-Kaffees kommt aus Zeylah. Cruttenden rechnet die Masse Gummi, die von der Somali-Küste ausgeführt wird „auf 1500 Tonnen; nach einer guten Ernte soll ein einziger Stamm so viel ausführen."

Rückblicke.

Kriegs, sondern in Bezug auf die innern Einrichtungen und die Begriffe von Staatswesen. Die Kriege Ludwigs XIV, welche die monarchische Einheit Frankreichs und dessen Abscheidung von einer der englischen ähnlichen Entwicklung vollendeten, waren für die daraus sich entwickelnden Begriffe von Staatswesen viel wichtiger, als selbst durch die langen und schmerzlichen Folgen, denn sie erzeugten ganz folgerichtig die Grundsätze der Nivellirung und der unbeschränkten Beamtenherrschaft, wie sie unter der Revolution und Napoleon aufkamen, und diese Gewohnheit, die Regierung als das Ein und Alles zu betrachten, als die Macht die alles thun kann und thun soll, führte direct zu allem socialistischen Unsinn, dessen Wesen darin besteht, daß der Staat die Geschicke der Einzelnen leiten soll, eine krasse Lehre, die alle Freiheit vernichten und den Staat in ein Aggregat von Arbeitshäusern umwandeln müßte, wenn sie nicht gleich vorn herein an der Macht der Verhältnisse und der menschlichen Natur scheitern würde. Aehnliche verrückte Lehren sind auch in England aufgetaucht, und in den Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern, wie sie namentlich die Jahre 1830 bis 1840 bezeichneten, kommen schroffe Züge ähnlicher Lehren vor, wie sie Louis Blanc aussprach, aber die gebildeten Classen, alle die welche entfernt einen Begriff von Regierung hatten, sind diesen Narrheiten fern geblieben. In Frankreich dagegen, wo die bureaukratische Lehre von der Allgewalt des Staats vorherrschte, sehen wir nach den Bewegungen der Jahre 1830 und 1848 solche philosophisch seyn sollende Schulen auftauchen, nach 1830 die St. Simonisten, die ziemlich unschädlich und spurlos verschwanden, nach 1848 die Socialisten, deren Lehren gleichfalls spurlos aber nicht ohne bedeutenden Schaden anzurichten verschwinden werden, denn sie haben eine Zeitlang die Köpfe erhitzt, und in den Juniustagen 1848 Blut genug gekostet.

Es ist für die neueste Phase der französischen Revolution

satt lesen. Uns interessiren hier mehr die beiden oben erwähnten Erscheinungen, die nach den Revolutionen von 1830 und 1848 zu Tage traten, weil sie augenscheinlich gleichartig sind und einander erzeugten, denn der Saintsimonismus ist nichts als der Socialismus in der Wiege. Die aufsteigende Bewegung, welche die Revolution und die letzten Kriege des Kaiserreichs den untern Classen gegeben, die Gleichheit aller vor dem Gesetz und das Gefühl wirklichen Drucks, der auf den untern Classen lastet, das sind die Grundlagen, welche den Lehren von Ch. Fourier und St. Simon schnell einen großen Anhang verschafften; Schlauköpfe kündigten den St. Simonismus an als eine neue Philosophie und als eine neue Religion, aber die Lehre von einer neuen, gleichmäßigern Vertheilung der Güter der Erde und der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte waren die eigentlichen Lockungen, welche Schüler zu dem mit einer starken Profanation christlicher Gebräuche vorgetragenen sogenannten Glaubenslehren zogen. Als die Juliusrevolution die Schranken, welche bisher die Verkünder der neuen Lehre zurückgehalten hatten, brach, vergrößerte sich schnell die Schaar der Schüler, welche die von jungen, beredten, ehrgeizigen Leuten vorgetragenen und mit mystischen Zugaben gespickten Lehren von irdischem Glück annahmen. Oeffentliche Versammlungen wurden abgehalten, man dachte ernstlich daran, den Glauben und die Einrichtungen der Gesellschaft umzugestalten und auf diese Weise sich den Weg zur Macht zu bahnen. Die Regierung schöpfte damals Besorgnisse, die sich jedoch bald als überflüssig zeigten, der in Frankreich so tödliche Spott ergoß seine Lauge über die mystischen Faunen, welche die Gemeinschaft der Weiber predigten, Geldverlegenheiten kamen dazu, und der ganze Spuk nahm ein höchst prosaisches Ende.

Der St. Simonismus hatte ganz dieselben Grundlehren, wie der Socialismus, nur waren sie minder roh und derb, gewissermaaßen — wenn man bei etwas so gänzlich Unpraktischem diesen Ausdruck brauchen darf — minder praktisch ausgedrückt. Mit dem St. Simonismus verschwand bloß eine Form, und es bildete sich eine gewisse Anzahl Secten aus, welche durch die tausend Canäle der periodischen Presse, so wie durch andere Bücher, selbst durch Theaterstücke und Romane, die Grundsätze der socialistischen Schule bis unter die arbeitenden Classen verbreiteten. Da sah man bereits in dem von Buchez geleiteten „Europeen" und später im „Atelier" die barocke Verbindung eines ultramontanen Katholicismus mit dem demagogischen Geiste, Citationen aus den Concilien, wie aus den Decreten des Convents neben einander. Von dieser abenteuerlichen Vermengung fern hielten sich drei ehemalige Mitglieder des großen St. simonistischen Collegiums, P. Leroux, J. Reybaud und Carnot, welche ihre Lehre die des fortdauernden Fortschritts der Menschheit nannten, und namentlich in der „Encyklopédie Moderne" ihre Ansichten niederlegten. Inzwischen trat die fourieristische Schule, welche eine Zeitlang vor dem blendenden Schimmer des St. Simonismus zurückgetreten war, namentlich unter der Leitung Considérants im „Phalanstère" und dann im „Phalange" auf, welchen die „Democratie Pacifique" folgte. Cabet trat mit seiner Icarie hervor, und L. Blanc mit seiner „Organisation der der Arbeit", welche sichtlich wieder an die famose St. simonistische Hierarchie mahnte, zum Schlusse endlich Proudham mit seinem scharfsinnigen, aber höchst barocken Buch über das Eigenthum. Alles das wucherte in der Stille fort, ohne daß man sich in den höhern Regionen viel darum kümmerte, weil man das Zusammenbrechen einer so unklaren und bis auf Proudhon auch höchst unlogischen Schule von selbst erwartete. Welch umfassenden Einfluß aber diese Schule in ihren verschiedenen Zweigen unter der Hand errungen hatte, zeigte der Erfolg, als der 24 Februar mit einemmal die Schranken, welche die Fluth vorher zurückgehalten, niederriß. L. Blanc ward Mitglied der provisorischen Regierung, Buchez erschien auf dem Stadthause und ward später Präsident der Nationalversammlung, in die auch Corbon, der am Atelier, Roux Lavergne, der am Européen gearbeitet hatte, ferner die alten socialistischen Religionsgenossen Leroux, Proudhon und Considérant eintraten. Noch auffallender aber war, daß Carnot und Jean Reybaud, diese ehemaligen St. Simonistenprediger, ins Ministerium des Unterrichts kamen.

Man kann daraus abnehmen, daß die eigentliche Socialistenpartei keineswegs vom Strom der Revolution aufgeworfene schlechte Subjecte, Diebe und Räuber waren, wie man sie manchmal betitelte, sondern etwas mehr oder minder ehrliche Fanatiker, die, um ihren Ansichten den Sieg zu verschaffen, sich in Verschwörungen eingelassen, diese Verschwörung auch durchgeführt hatten und somit, wenigstens einige, ans Ruder kamen, wo sich dann freilich ihre politische Unfähigkeit bald herausstellte, zum Theil weil ihre ehemaligen Verbindungen mit habituirten Verschwörern sie außer Stand setzen mußte ernsthaft gegen dieselben einzuschreiten, zum Theil weil sie, um sich zu behaupten, nicht selten selbst zu verbrecherischen Mitteln gegriffen haben. Wo ist jetzt die socialistische Schule, seit sie zur Gewalt gelangt ist! Daß sie diese verloren, wollen wir der Sache selbst gar nicht zum Nachtheil anrechnen, denn das konnte an den einzelnen Menschen liegen. Aber Buchez, sichtlich einer der begabtesten, schweigt; sein Mitarbeiter, Roux Lavergne, hat die Fahne verlassen; die Schule der „modernen Encyklopädie" ist aufgelöst, und die eigentlich phalansterische Schule ringt mit dem Tode; Cabet ist gar als Betrüger gebrandmarkt. Kurz die ganze Schule hat im öffentlichen Leben vollkommen Fiasco gemacht, und was von den philosophischen Bestrebungen des Hrn. Augustin Comte übrig bleiben wird, das mag sich auf ein sehr geringes Ausmaaß reduciren; wir in Deutschland namentlich haben die großen philosophisch klingenden Worte, hinter denen nichts steckt, von Herzen satt, und vor einer kantischen oder hegelschen Kritik möchte die Schule schlecht bestehen. Das Emporkommen der untern Volksclassen, die man sehr mit Unrecht den vierten Stand genannt hat, erzeugte ein ungewöhnliches Treiben in den Geistern, und diese suchten die Ansprüche der untern Classen gewissermaaßen philosophisch zu begründen, ein Versuch, welcher aus mangelhafter historischer Bildung gänzlich scheiterte.

Man braucht nur solche Episoden der neuern Geschichte durchzugehen, wo die gewöhnlichsten und zum Theil die verschrobensten Gedanken mit den bunten Lappen unserer modernen Literaturfertigkeit zum Ergötzen von Kindern und Narren herausgeputzt werden, um den Werth ächter historischer Studien kennen zu lernen, in denen allein das wahre Heil gegen unverdaute Staatstheorien liegt. Augustin Thierry's Einleitung zur Geschichte des dritten Standes ist ein Werk, gegen das die Tonnenlast von St. simonistischen und socialistischen Schriften, wie sie seit 20 Jahren erschienen sind, federleicht in die Luft schnellt; hätte ein einziger dieser Scribenten ähnliche Studien gemacht, den Entstehungsgang der neuen Gesellschaft, das allmähliche Emporsteigen aus einem Zustand der Verödung des Landes und der Barbarei der Menschen, wie er im 9ten und 10ten Jahrhundert

jede Regierung ...
näre des Jahres 1793 den Bauern den Decadi, den Feiertag
sonntag, aufdringen wollte, so hat man in der Restaurations-
periode übereifrig den christlichen Sonntag dem entwöhnten Volke
einzutreiben gesucht, und so verfährt man jetzt wieder, wo man
glaubt, durch die Masse der kirchlich gesinnten den andern das
Gesetz auslegen zu können, ohne zu bedenken, daß man eben
durch solche Verordnungen dem Geist des Unglaubens und des
Widerstandes gegen kirchliche Einrichtungen nur neuen Vor-
schub thut. Das Freiwilligkeitsprincip und die Ueberzeugung
sind die einzigen Fundamente, auf denen sich noch bauen läßt.

Die Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zum Besserwerden;
wir haben oben schon erwähnt, daß sich mehr als ein Journal
bereits gegen den oppositionellen Geist, der in der Nation lebt,
gewendet hat. Hr. J. Milsand deutet in einem gut aber etwas
confus geschriebenen Artikel „über den öffentlichen Geist und die
Presse in Frankreich." [1] auf diese klaffende Wunde hin: „wir
müssen gestehen, daß die Tendenzen der französischen Presse im
allgemeinen ihr entfernt nicht den ersten Rang in Europa anweisen.
Der wahre Sinn für politische Dinge hat fast allen Journalen
gänzlich gefehlt. Sie haben nicht die Menschenkenntniß gehabt,
welche allein die Macht gibt Menschenmassen zu regieren und die
Lage ihrer Angelegenheiten zu beurtheilen. Stets hielt die Presse
es allein für nöthig zu entdecken, welcher Art die Regierung und
jede unserer Institutionen seyn solle, und war demgemäß Tag für
Tag nur beschäftigt, zu untersuchen, ob die Regierung auch wirk-
lich sey, was sie seyn solle, und den Institutionen vorzuwerfen, daß
sie nicht seyen, was sie seyn sollten, alles Unheil aber und alles
Schlechte nur aus dem Zustande der Regierungsgewalt und der
socialen Organisation zu erklären. Sie haben in ihren Bemü-
hungen gewetteifert ein Volk aus uns zu machen, das gewissen heilig-
geachteten Formeln miraculöse Kräfte zuschreibt und seine Kraft
in Verfolgung dieser wunderbaren Combinationen des Geistes
... Sie haben den Krieg der Ideen organisirt, und es ist
... daß, was ihm ein

... Verlegenheit immer Menschen geschaffen, die sich mit den
angelegenheiten in einem ernstern, strengern Sinn befassen mußten,
und sich Gewandtheit darin erwarben. Als die Socialisten und
die theoretischen Republikaner in der kurzen Periode von der
Revolution bis zur Nationalversammlung ihr Bischen Regierungs-
kunst ziemlich aufgebraucht hatten, und nahezu am Ende waren,
bildete sich schnell im Schooße der Nationalversammlung ein
Kern älterer, erfahrner Staatsmänner, bei dem die Männer des
Augenblicks sich Rath und Auskunft holten, und denen auch, ehe
ein Jahr herum war, die Zügel ziemlich ganz überlassen werden
mußten. Die klugen und ehrlichen unter den Altrepublikanern
traten zurück, schmerzlich enttäuscht, der Troß, die Gemeinen, die
Hitzigen, Verbitterten, blieben da und wollten ihre Weisheit den
neuen Männern der Gewalt aufdringen, die man Neurepublikaner,
republicains du lendemain, nannte, um sie nicht geradezu als
Monarchisten bezeichnen zu müssen, da es doch gar zu barock gelassen
hätte, daß ausgesprochene Monarchisten das Regiment einer
Republik führen. Nirgends hörte man mehr Verwünschungen
gegen die Republik, als in Frankreich und namentlich in Paris
selbst, denn abgesehen vom Geldverlust, der die Franzosen massenhaft
betroffen hatte, war jedermann in seinen Gewohnheiten und seiner
Ruhe gestört; die Gegenwart war voll Unruhe, die Zukunft ohne
alle Aussicht auf Bestand, und dennoch konnte man wegen der
Verwicklung der Interessen die neun Zehntheilen des Volkes
widerwärtige oder verhaßte Republik nicht abschütteln.

Aber an dem Wirrwarr waren keineswegs die Republikaner
allein Schuld, wenn sich gleich der Zorn gegen diese wandte,
man mußte die ganze Richtung des öffentlichen Geistes anklagen,
wie es in dem obigen Auszug aus Milsands Artikel geschehen.
Die Parteien waren alle gleich schuldig, und die Leute, welche in
der Restauration und der Julimonarchie, ohne sich um Parteien
zu kümmern, wenn auch vielleicht bloß aus Privatinteresse, ein-
fach dem Staate gedient hatten, diese bildeten jetzt die einfluß-
... weil unentbehrliche Partei. Republikaner und

tisch, wie in den Jahren der ersten Revolution, so wäre längst die Constitution, die fast niemand will, durch eine andere ersetzt; dagegen hat man jetzt das höchst unvollkommene, ja sich selbst widersprechende Machwerk als gesetzlichen Halt beobachten gelernt. Ob diejenigen, welche an der Wiederherstellung der Monarchie arbeiten, in ihrem Anschlag glücklich sind, oder ob die Republik bleibt und die Gemüther sich endlich mit ihr versöhnen, das wissen wir noch nicht, aber daß der Sinn für Gesetzlichkeit im Wachsen ist, das unterliegt keinem Zweifel. Die Revolution hat eine Menge unreiner Elemente in ihrem Gährungsproceß mit emporgeworfen, und hatte man früher den Schutz der Gesellschaft in träger Sorglosigkeit der Polizei und allenfalls den Truppen überlassen, inzwischen aber an den Auswüchsen einer verderblichen Literatur in kindischer Lust, fast wie ein entnervter Wüstling, der einen starken Reiz braucht, um seine Sinne zu kitzeln, sich ergötzt, so mußte man jetzt geraume Zeit die Flinte selbst in die Hand nehmen, gelegentlich auch die Kugeln pfeifen hören, und das hat denn doch den Geschmack an der frivolen Lectüre etwas verdorben. Nicht ohne guten Grund hat man der Welt der Pariser Pflastertreter, als zu ihrem Schrecken Sue's Wahl zum Volksrepräsentanten kund wurde, das Behagen vorgeworfen, mit dem sie einst die Werke des gefeierten Mannes — der gelegentlich bemerkt, als Repräsentant eine sehr schwache Rolle spielt — verschlungen. Den Einfluß dieser, so wie der frühern verdorbenen Romanenliteratur auf ein Volk, von dem nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Kreis mit geistigen Arbeiten beschäftigt ist, hat man früher viel zu wenig erkannt, und fängt an in Sack und Asche Buße zu thun, wozu die Nöthen und Verlegenheiten der Republik das übrige gehörig beitragen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über Rußland.

(Schluß.)

Ganz unbegreiflich ist aber, was jene Herren über die Seltenheit der Zeitungen in Rußland sagen, und kann sich diese Ansicht, obgleich es sehr zu bezweifeln ist, nur auf die Stadt Kursk beziehen. Kursk sah uns aber gar nicht darnach aus, ob es der Zeitungen entbehren könnte. Selbst im vorigen Jahre, wo doch die ausländischen Zeitungen fast durchgängig so geschrieben waren, daß sie ein Jeder, wenn er nach den bei uns gebräuchlichen Ideen gehen wollte, für durchaus verpönt in Rußland halten müßte, würde man erstaunt seyn, wie es uns erging, sie dennoch in solcher Ausdehnung in Rußland zu finden. Von deutschen Zeitungen ist der preußische Staatsanzeiger durch die Post zu beziehen unbedingt erlaubt, und wenn wir auch wissen, daß diese Zeitung gerade keine demokratischen Ansichten zu verbreiten sucht, so ist sie doch ein vollständiges Repertorium der Weltbegebenheiten. Die Augsburgerin haben wir in allen größeren Städten des Landes, wo wir uns aufhielten, gefunden, und zwar in St. Petersburg, Moskau, Odessa und Kiew in mehreren Kaffee- und Speisehäusern öffentlich aufliegend, ohne von den Privatleuten zu reden, die sie hier und da halten. Sucht man Zutritt zu den in jeder großen Stadt bestehenden Clubs zu erlangen, so findet man oft ganz bedeutende Massen fremder Zeitungen. Der Kaufmannsclub in St. Petersburg hält eine so große Anzahl fremder Zeitungen, wie sie nicht gerade häufig zu finden ist, und dort gibt es auch noch andere derartige Anstalten, wo man die Hauptzeitungen finden kann. Der Zutritt ist nicht schwer zu erlangen. Selbst draußen an Asiens Gränze, in Kasan, war es uns möglich die Augsburgerin aufzutreiben, wenn auch nicht immer die Nummern der letzten Woche. Bei dieser Zeitung haben wir häufig bemerkt, daß man die Beilagen auf der Censur zurückhielt und erst nach einiger Zeit waren diese oft vollständig, oft verstümmelt zu finden. Den Hamburger Correspondenten entsinnen wir uns öfters gesehen zu haben, und wir glauben nicht zu irren, wenn auch noch andere Zeitungen, die wir aber nicht namhaft machen, um sicherer zu gehen. Die Leipziger illustrirte Zeitung lag ebenfalls öfters öffentlich auf. Aber selbst da, wo ausländische Zeitungen nicht zu finden waren, konnte man doch regelmäßig, waren nur Menschen am Orte die deutsch verstanden, die Rigaische Zeitung finden, die häufig recht gut geschriebene und ruhig gehaltene Artikel über Deutschland brachte. Sie ist eine Zeitung, die wir auch jetzt noch nicht zu den schlechten rechnen würden. Außerdem findet sich die Petersburger akad. deutsche Zeitung und das Journal de St. Petersburg in jeder Stadt. Die russischen Zeitungen haben eine weite Verbreitung.

Was nun die Ausübung der Censur betrifft, so scheint die in dem Artikel der Kaufleute angegebene Weise wohl nur noch für Kursk zu bestehen, was wir nicht bestreiten wollen. Wir haben auch nicht ein Blatt mit der so oft gerühmten russischen Censurschwärze zu sehen bekommen, obgleich wir oft darnach fragten und uns bei den Verhältnissen des Vaterlandes an jedem Ruhepunkte um Zeitungen kümmern mußten. War ein Artikel theilweise unterdrückt, so war die betreffende Stelle auf das Sauberste ausradirt, welche Procedur durch verabschiedete Soldaten in den Censurkanzleien mittelst Bimsteins verrichtet wird. Auf diese Weise verschwinden ganz bedeutende Flächen von dem Papier, ohne dem was auf der andern Seite zu lesen ist, Eintrag zu thun. Scheint uns diese Manier fabelhaft, so wird sie es weniger, wenn man die Anstelligkeit des gemeinen Russen ins Auge faßt, und an die große Anzahl solcher armer verabschiedeter Soldaten erinnert, die in allen Expeditionen fortwährend zur Hand sind und durch geringen Lohn ihren Unterhalt verdienen. Ist der Artikel aber zu groß, daß man vermuthen kann, das Papier halte die Procedur nicht aus, so greift man ohne Umstände zu der praktischen Scheere und schneidet ohne Barmherzigkeit Gutes mit Bösem weg. Gewöhnlich werden die Artikel über Rußland ganz, diejenigen über Religion, die voller demokratischer Ansichten, die voller mißliebiger Aeußerungen über gekrönte Häupter durch solche radicale Maaßregel vernichtet. Bei mehrern Artikeln, die wir uns notirten und nach der Heimkehr lasen, schien uns aber nur die Willkür des Censors die Scheere geführt zu haben, so unschuldig fanden wir sie andern in Rußland öffentlich ausliegenden gegenüber. Gerade so war es bei uns auch noch vor kurzer Zeit und ist es ja theilweise noch, nur daß der Name Censur in Wegfall kam.

L.

Die Schauspielhäuser in Paris scheinen sich wieder zu heben. Nach einem Bericht des Directors des Theatre Français ist es in den letzten 10 Monaten doch so gut gegangen, daß 75,000 Fr. Schulden abgezahlt und 25,000 Fr. zurückgelegt werden konnten. Im nächsten Jahre hofft man, daß der Bruttoertrag fünf Mill. Fr. betragen werde. (Liter. Gaz. 14 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Buddhistischer Gottesdienst in China.

Vor einigen Monaten übersandte ich Ihnen eine Schilderung des berühmten Buddhisten-Tempels von Ku-Schang, in der Nähe der Stadt Fu-tschou-Fu (s. Nr. 53 f.). In den Provinzen Fokien und Tsche-kiang scheinen die Buddhisten ihren Hauptsitz zu haben. Man sieht Tempel an jedem Bergabhange, und große Klöster sind gleichfalls nicht selten. Da ich den Gottesdienst gern sehen wollte, so begab ich mich zeitig an Ort und Stelle, und faßte, wenige Minuten ehe die Priester sich versammelten, Posto an einem der zum großen Tempel führenden Eingänge. Ich stand nicht lange da, so kam ein alter Priester an mir vorbei, und ging auf einen ungeheuren Holzblock zu, der in die Form eines Fisches ausgehauen war, und von dem Dache eines der Thore herabhing. Auf diesen schlug er mehreremale mit einem hölzernen Hebel, so daß ein lauter, hohler Ton erschallte, den man im ganzen Kloster hören konnte. Hierauf ward die große eherne Glocke im Glockenthurm dreimal angezogen, und nun kamen die Priester aus allen Theilen herbei, jeder mit einem gelben Gewande über der linken Schulter. Gleichzeitig ging ein alter Mann um das ganze Kloster herum, und schlug auf eine Art viereckigen Bretts, um die etwa noch schlafenden Priester aufzuwecken und die Säumigen zum Gebete zu rufen.

Der Tempel, in welchen die Priester eilten, war ein umfangreiches Gebäude, ein Quadrat von vollen 100 Fuß Breite. Sein Dach war etwa 60 Fuß hoch, und von einer Menge massiver hölzerner Pfeiler gestützt. Drei große Götzen — die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft — jeder mindestens 30 Fuß hoch — standen in der Mitte des Tempels. Ein Altar war vor denselben, und mehr als hundert Binsenmatten lagen für die Priester auf dem Boden vor dem Altar, um während des Gottesdienstes darauf knieen zu können. Auf jeder Seite dieser geräumigen Halle waren zahllose kleinere Götzen in Reih ... wie man sagte als die Vertreter der ...

... feierlich zuerst, dann allmählich schneller — und eine ...
Stille trat ein.

Nachdem nun die Priester — etwa achtzig an Zahl — alle versammelt waren, begannen die gottesdienstlichen Handlungen. Ich setzte mich nahe ans Thor, und nahm, damit ich in dieser Schilderung keinen Theil der Ceremonien übergehe, mein Notizenbuch heraus, um niederzuschreiben was ich sah. Der dem Altar nächste Priester schwang eine Glocke, ein anderer schlug eine Trommel, und sämmtliche Achtzig ließen sich mehrmals auf ihre Kniee nieder. Einer von ihnen schlug sodann auf ein rundes Stück Holz, das größer als ein Mannsschädel und inwendig hohl war, abwechslungsweise schwang er auch eine große eherne Glocke. In diesem Stadium der Ceremonien trat ein junger Priester aus den Reihen der übrigen hervor, stellte sich unmittelbar vor dem Altar auf, und verbeugte sich tief und wiederholentlich vor demselben. Sodann begann ein Lobgesang. Einer der Priester, wie es scheint der oberste, schlug den Tact auf dem vorerwähnten hölzernen Schädel, und die übrigen alle sangen die Weise in düsterm Ton. Beim Beginn des Gottesdienstes hatten die Priester, welche, zur einen Hälfte auf der rechten, zur andern auf der linken Seite, vor dem Altar aufgereiht standen, ihre Gesichter den großen Götzenbildern zugewandt. Jetzt indessen drehten sie sich plötzlich um, und schauten einander an. Der Gesang, der langsam begann, nahm, je länger er dauerte, an Schnelligkeit zu, und als er am schnellsten war, hielt man plötzlich inne. Dann trat für eine oder zwei Minuten völlige Stille ein. Endlich ließ sich eine einzelne Stimme vernehmen, um einige wenige Noten zu singen, worauf die ganze Versammlung wieder einfiel, und fortfuhr wie zuvor.

Der junge Priester, welcher aus den übrigen herausgetreten war, stellte sich nun unmittelbar vor dem Altar, jedoch in der Nähe der Tempelthüre auf, und beugte sich tief mehrmals auf ein zu diesem Zwecke angebrachtes Kissen herab. Dann ging er langsamen und feierlichen Schrittes auf den Altar zu, nahm ... und füllte es mit Wasser.

bald war er schnell und lebhaft, bald langsam und feierlich — stets aber in klagendem Tone. Nachdem dieser Theil des Gottesdienstes zu Ende gelangt war, verbeugten sich alle tief vor dem Altar, und als sie sich wieder von den Knieen erhoben, begann eine Procession. Die Priester zur Rechten des Altars zogen rechts ab, die zur Linken links; jeder ging hinter dem andern auf den beiden Seiten der geräumigen Halle, und im Gehen sangen sie eine tiefe, feierliche Weise, wozu mit einer kleinen Glocke der Tact gegeben wurde. Als die beiden Processionen am vordern Ende des Gebäudes zusammentrafen, drehte sich jede wieder um, und kehrte in derselben Ordnung zurück, wie sie gekommen war. Die Procession dauerte etwa fünf Minuten, worauf die Priester ihre Stellung vor dem Altar wieder einnahmen und sangen wie zuvor. Eine oder zwei Minuten darauf fiel die ganze Schaar auf die Kniee und sang eine Weile in dieser Stellung. Als sie sich erhob, sangen die zur Linken einen Theil der Hymne für sich selbst, und knieten sodann nieder. Die rechte Seite nahm sofort den Gesang auf, und als sie ihrerseits damit zu Ende war, kniete sie ebenfalls nieder. Die linke Seite erhob sich wieder, und so ging es zehn Minuten lang fort, indem sie sich immer abwechslungsweise vor dem Altar niederwarfen. Der Rest des Gottesdienstes war nahezu derselbe, wie der beim Beginn desselben, den ich bereits geschildert habe.

Diese Ceremonien hatten etwa eine Stunde gedauert. Während der ganzen Zeit war die Tempelthüre, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, durch ein dickes Tuch verhangen gewesen. Unmittelbar vor dem Schlusse des Gottesdienstes ward der Vorhang beiseite gethan, was eine höchst auffallende und sonderbare Wirkung hervorbrachte. Ströme röthlichen Lichtes schossen durch den Tempel — die Kerzen auf dem Altare schienen nur zu flimmern, und die ungeheuren Götzen däuchten einem massiver und sonderbarer, als es zuvor der Fall gewesen. Allgemach zogen sich die Priester, einer nach dem andern, langsam und eben so feierlich zurück als sie gekommen waren, scheinbar voll des Eindrucks, den Tempel und Gottesdienst auf sie gemacht hatte. Nach geendigten Gebeten versammelten sich fast sämmtliche Priester im Speisesaal, wo sofort das Mittagmahl aufgetragen wurde. Der Speisesaal ist ein großer mit einer Anzahl Kreuztafeln versehener Raum, der mindestens zweihundert speisende Personen fassen kann. Die Buddhisten essen keine thierische Nahrung, nehmen dagegen eine sehr große Masse Reis und andere Vegetabilien zu sich. Ich mußte staunen über die Quantität Reis, die einer dieser Priester bei einer einzigen Mahlzeit zu essen vermochte. Und doch sehen sie im allgemeinen armselig und abgemagert aus, was wahrscheinlich ebenso sehr der sitzenden Lebensweise, die sie führen, als der Beschaffenheit ihrer Nahrung zuzuschreiben ist.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Man kann es als eine Art Glück ansehen, daß die Gesellschaft aufgeschreckt wurde aus einem Zustande, der so manche Keime des Verderbens in sich schloß, und daß die höhern Classen, welche sich einer so gefährlichen Sicherheit hingaben, auf ihre eigene Rettung bedacht seyn mußten. Die Gefahr zeigte sich auf der für die Privaten, wie für den Staat gefährlichsten Seite, auf der financiellen. Man kann allerdings zugeben, daß die Auflagen nicht aufs gerechteste vertheilt sind, daß die untern Classen ohne Verhältniß mehr leiden und verhältnißmäßig mehr zahlen. Das ist ein altes, viel besprochenes Thema, aber die Socialisten, welche die Gesellschaft reformiren, den Gewinn des Bodens und der Industrie, durch die Art wie sie die Geschäfte unter Vollgewalt des Staats leiten, gleicher vertheilen wollen, geriethen auf Ansichten, welche, zum mindesten gesagt, alles in Verwirrung stürzen mußten. In England hat die Frage über Vertheilung des Gewinnstes zwischen Capital und Arbeit bekanntlich sehr lange die Köpfe beschäftigt, und die von Arbeitern verfaßten Schriften geben eine Einsicht, welche Ideen ungefähr vorherrschten. Der Anblick großer industrieller Unternehmungen, welche dem Unternehmer reichlichen Gewinn und ein opulentes Leben verschafften, während die Arbeiter nur das Leben durchschlugen, und wenig oder nichts übrig hatten, führte zuerst zu der Idee der Association, um durch Zusammenwirken Aller den Einzelnen den Fabrikantengewinn und den Arbeitsgewinn zugleich zu verschaffen. Es liegt in diesen Ansichten und Planen viel Uebertriebenes, zum Theil Unausführbares, aber doch in einzelnen Fällen eine Möglichkeit, und die französische Nationalversammlung hat im Einverständniß mit der Regierung einzelnen solchen Associationen nicht unbedeutende Vorschüsse gemacht, wahrscheinlich mehr in der Ansicht, die Leute durch die Erfahrung zu überzeugen, daß solche Plane nur in seltenen Fällen gelingen könnten. Die Idee der Association ist eine so fruchtbare, daß einige Millionen, zur Probe hinausgegeben, als kein besonderes Opfer erschienen, ein Opfer ist es aber jedenfalls gewesen, denn die meisten dieser vom Staate unterstützten Associationen haben sein klägliches, zum Theil ein schmutziges, unredliches Ende genommen. Allein der große fatale Sprung, den die Socialisten machten, und den man nur in Frankreich beim Anblick der großen centralisirten Staatsmaschine machen konnte, lag darin, daß man den Staat selbst als das Urbild einer solchen Association ansah, und nun die gesammten Staatseinrichtungen danach zuschneiden wollte. Der Credit sollte allen zugänglich gemacht werden, und zu dem Ende der Staat den Credit verleihen. Auch dieser Satz wäre noch nicht so verderblich geworden, da man bald bei den ersten Proben gesehen hätte, daß sich der Staat in unermeßliche nicht wieder hereinzubringende Ausgaben stürzen müsse, aber nun fiel man auf den Gedanken, daß der Staat, um dieß möglich zu machen, zuerst alle bisherigen Creditinstitute, so wie alle großen industriellen Anstalten an sich ziehen und auf eigene Rechnung betreiben müsse, um durch die für übermäßig angesehenen Gewinnste der Privaten die zu erlassenden Steuern zu ersetzen. Daher schreibt sich die übermäßige Furcht vor den Socialisten, die allerdings im Jahre 1848 bereits anfingen, diese Ideen ins Leben rufen zu wollen.

Man erinnert sich, daß im April Garnier Pagès damit umging, alle Eisenbahnen für den Staat einzuziehen, und alle Assecuranzgeschäfte gleichfalls auf den Staat zu übernehmen. Die Sache machte damals, die Betheiligten abgerechnet, geringeres Aufsehen, als sie wegen der weiter gehenden Absichten der Schule verdiente; der Grund hievon lag wohl darin, daß die Betreibung sämmtlicher Eisenbahnen durch den Staat eine Frage ist, die selbst in dem so durchaus die Privatindustrie fördernden England mehr als einmal zur Sprache kam, und insofern eine Berechtigung hatte, als die Eisenbahnen ein für allen Verkehr zu wichtiges Unternehmen sind, und zu sehr ein Monopol bil-

benden, niederschmetternden Kritik unterworfen.
hatte (am 22 März in der Nationalversammlung) etwas aus
der socialistischen Schule geschmäht, und war für den Augenblick
von den Seinigen desavouirt worden, indeß zeigt sich, daß spä-
ter am 9 August d. J. ein vollständiges Manifest über die finan-
ciellen Plane der Socialisten abgefaßt und alsbald von 89 Mit-
gliedern, später noch von mehreren andern unterzeichnet wurde.
Dieß Manifest hält sich zwar noch in Allgemeinheiten, aber
ein zweites, das von der „Société de Résistance" ausging, und
wahrscheinlich durch Geheimmittel in unrechte Hände kam, zeigt
ein vollständiges Budget, wohl eines der ausschweifendsten, die
je entworfen wurden, und woraus hervorgeht, daß nicht bloß die
sämmtlichen Assecuranzen, in weit ausgedehnterem Maaße, als sie
je von Einzelnen oder Gesellschaften unternommen worden, so
wie die Eisenbahnen, sondern auch sämmtliche Banken, Salinen,
Eisen-, Kohlen- und Kupferminen an den Staat übergehen soll-
ten, für welche letztere der Staat die Eigenthümer mit einer Rente
von 90 Mill. auf das große Buch entschädigen sollte; in dem Ein-
nahme-Budget aber ist der Rohertrag von Eisenbahnen, Kohlen-,
Eisen- und Kupferminen, Salinen und Banken auf etwa 630
Mill. berechnet, der Ertrag der Assecuranzen auf die ungeheure
Summe von 800 Mill., dagegen in dem Ausgabe-Budget die
„Ausbeutung der financiellen Unternehmungen" mit 537 Mill.
angesetzt, wonach also dem Staate ein Einkommen von 900 Mill.
erwachsen würde. Da konnte Hr. Mathieu freilich von einer
Ersparniß von 600 Mill. fabeln.

Was erst in der letzten Zeit so ins Einzelne ausgearbeitet
dem Publicum vor Augen kam, das spuckte schon lange in den
Köpfen und Gesprächen, zum Theil selbst in Schriften umher,
und der Schrecken der ganzen Industrie- und Finanzwelt vor
einem möglichen Sieg der Socialisten ist daher sehr begreiflich.
Wären sie ans Ruder gelangt, so hätte man mit Eisenbahnen
und Assecuranzen begonnen, um mit Banken, Eisen- und Kohlen-
[illegible] einzufahren, und natürlich hätten sämmtliche Schüler der
[illegible] Unterneh-

nisation der industriellen und [illegible]
sche Association, mit großen vom Staat den associirten Arbei-
tern gegebenen Commanditen"; „Anerkennung des Rechts zu
leben; Erschaffung von Nationalanstalten für Kindheit, Alter
und für Arbeitsinvaliden." Soll der Staat allen Arbeiterasso-
ciationen Fonds geben, alle Kinder nicht nur unterrichten, son-
dern auch unterhalten, so sind dazu Milliarden nothwendig,
deren Herbeischaffung um so schwieriger seyn möchte, da sämmt-
liche oder directe Steuern Frankreichs, ferner die Einregistrirungs-
gebühr und der Stempel, die Getränkesteuer u. s. w., zusammen
über 800 Millionen, vorweg abgeschafft werden sollen.

Es verlohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, solche Finanz-
plane im einzelnen zu widerlegen, und man wird leichtlich
ersehen, daß der einzige Ausgang solcher Versuche steigende
Deficits und Papiergeld seyn würden. Mit letzterem gehen die
Socialisten überhaupt sehr freigebig um; nichts kann die Hohl-
heit ihrer Auffassungsweise deutlicher zeigen, als der Umstand,
daß in dem Budget des Hrn. Pelletier und der Société de
Résistance der Bankgewinn des Staats auf 215 Mill. angesetzt
ist. Der Bruttogewinn der Bank von Frankreich machte im J.
1847 etwa 14 Mill. aus bei einem durchschnittlichen Notenum-
lauf von 270 Mill.; nimmt man nun auch für den jetzigen
Umlauf von 500 Mill. einen Bruttoertrag von 25 an, was
sehr zweifelhaft ist und durch den Stand der Actien nicht ge-
rechtfertigt wird, so müßte, um 215 Mill. nach diesem Maaß-
stab zu erlangen, der Umlauf 4230 Mill., oder fast neunmal der
jetzige Betrag seyn; die Socialisten wollen jedoch möglichst wohl-
feiles Geld allen Arbeitern schaffen, man darf also keine fünf
Procent Zinsen, sondern höchstens drei fordern; dann steigt
aber die Masse der umlaufenden Papiere auf eine fabelhafte
Höhe, und folgerecht müßten sie nach der gewöhnlichen Erfahrung
entwerthet werden, denn Frankreich, das jetzt mit 500 Mill.
Banknoten ausreicht, könnte seinen Umlauf nicht aufs zehn-
und fünfzehnfache steigern. Dann wäre der Bankerott der Pri-
[illegible] mit einemmal da.

Nation die vorzugsweise emancipirende (emancipatrice par excellence), daß es ihre historische Rolle ist, die Bewegung zu repräsentiren und zu leiten, daß ihr Blut der ganzen Erde gehört, würde er das Schwert Frankreichs und den Muth seiner Kinder zur Verfügung jedes unterdrückten Volkes bereit halten." Die Phrase der Jakobiner, „Krieg den Schlössern, Friede den Hütten" hatte ihrer Zeit eine große Bedeutung; der Satz lief allerdings auch am Ende auf eine Verherrlichung und Vergrößerung Frankreichs hinaus, aber es war doch eine Zeit, wo es der im Sturm aufgeregten, beleidigten Nation und ihren Führern Ernst war, aber diese strohdürre Parodie der ehemaligen glühenden Begeisterung hat etwas unsäglich lächerliches. Furchtbar sind diese abgeblaßten Schemen einer großartigen Vergangenheit keineswegs mehr, und Hr. Ludwig Bonaparte erntet wohlfeilen Ruhm, wenn er sich als den Retter Europa's vor dem französischen Revolutionssturm hinstellt.

Man kann es in der That der Ordnungspartei nicht verargen, wenn sie mit krampfhafter Strenge die Träger solcher Ideen niederhält; so lächerlich diese Dinge dem Fernstehenden erscheinen müssen, so haben sie doch für den, der jeden Augenblick nicht weiß, ob ein glücklicher Aufstand nicht solche Fanatiker an die Spitze des Staates bringt, etwas furchtbares. Nicht umsonst steht in und um Paris eine Streitmacht von etwa 140,000 Mann, denn wo die geheimen Affiliationen in einem unbewachten Augenblick 10 bis 20,000 Bewaffnete aufbringen und die wichtigsten Posten besetzen können, da gilt es Vorsicht. Man begreift deßhalb das Spionirsystem der Polizei gegen Ankauf von Waffen und Pulver, wie gegen geheime Versammlungen. Es ist eine traurige Nothwendigkeit, und wird jetzt wieder geübt, wie es unter Napoleon, unter der Restauration und unter Ludwig Philipp geübt wurde. Das Räthsel, eine Stadt wie Paris mit diesen Elementen und revolutionären Reminiscenzen ohne große Armee im Zaum zu halten, ist noch nicht gelöst. Vielleicht ist es nur der Republik gegeben solches zu lösen, denn sie kann im Grunde strenger verfahren als die Monarchie, wie denn überhaupt die Zwangsmaaßregeln strenger sind, als je seit Napoleon; freilich auch die Erfahrungen bitterer. Die Ansichten über die Mittel, solche Fanatiker auf die Dauer in Schranken zu halten, mögen sehr verschieden seyn, vorerst wird man sie nur durch Gewalt beugen, die freilich an und für sich ein zweischneidiges Schwert ist, und nur zu gern den verletzt, der es führt. Vielleicht liegt ein großer Theil des Verderbens in einigen Einrichtungen, die sich aus dem ersten Zeitalter der Revolution herschreiben, wo man im Aerger über die Bande, welche der alte Zustand der Entwicklung anlegte, plötzlich diese Bande ganz sprengte, wo man um jedem die Mittel der Ansässigmachung zu erleichtern, allen Unterschied von Staats- und Ortsbürgerrecht aufhob, und dadurch das Centrum Frankreichs, den Sitz des Reichthums und des Luxus, das Ziel so vieler Wünsche und Bestrebungen, zum Sammelpunkt der unruhigen Gesellschaft machte, zu einem Sammelpunkt, wo der dritte Theil der Bewohner im Spital stirbt, und man also neben den ausschweifendsten Luxus das mannichfachste und tiefste Elend stellte. Da läßt sich das Gedeihen der socialistischen Lehre am leichtesten erklären.

Man nehme Paris aus Frankreich weg, und Frankreich ist ein ganz anderes Land; hier wird das Verruchteste und das Großartigste wie in einem Mistbeet großgezogen, und die Beherrschung dieser Stadt macht gleichsam eine andere Regierung nöthig, als die des Landes. Der Uebergang von der Reaction zum wilden Ausbruch und umgekehrt findet seine Erklärung hier, nicht im übrigen Lande, das in mannichfachen Beziehungen, namentlich in denjenigen Gegenden, wo das industrielle Leben nicht eingedrungen, stationär geblieben ist. Man vergleiche nur die Schilderung der Touraine (s. Nr. 182). Auf Paris paßt die obige schroffe Schilderung von Milsand, nicht auf Frankreich. Hier heckt man die Tausend Projecte zur Emporbringung Frankreichs aus, die an der Theilnamlosigkeit der Provinzen erlahmen, weil diese, mit solchen Projecten und Einrichtungen überschüttet, längst verlernt haben, das Gute daraus zu behalten und auszubilden. Milsand geißelt das Bestreben alles von der Regierung und ihren Anordnungen zu fordern und nichts selbst thun zu wollen, machte aber auch dabei die Bemerkung, „man wolle den Ackerbau in Flor bringen, ohne daß die Liebe zum Ackerbau im Lande existire." Um diese zu finden, müßte man zurückgehen auf die Zeiten Sully's und vielleicht noch früher, denn Sully schon suchte den Adel der Sitte zu entwöhnen, den größten Theil seiner Zeit in der Stadt und am Hofe zuzubringen. Sully war ein Edelmann im Sinne der Engländer: er wollte die Blüthe des Landes durch die Blüthe des Ackerbaues vor allem fördern. Seit jener Zeit, besonders seit der Revolution, wo sich, um mit Thierry zu reden, die galloromische Classe gegen die Franken empörte, ist die Bedeutung der Städte fortgeschritten und die des Landes vergleichsweise zurückgegangen. Vielleicht trägt die jetzige königslose Zeit zu einer Umkehr bei, und veranlaßt die Reichen wieder mehr auf ihren Landsitzen zu wohnen. Aber eine solche Gewohnheit reicht nicht aus: der Charakter der ganzen Gesetzgebung begünstigt die Städte im Gegensatz gegen das Land. In den Städten ist eine wuchernde Bevölkerung, die oft aus Mangel an dem nöthigen Unterhalt zu Unruhen geneigt ist, auf dem Lande fehlt es nicht selten an Armen, und der Boden ist mannichfach schlecht gebaut, weil die Mittel fehlen, die nöthigen Arbeitskräfte zusammen zu bringen.

Indeß neigt sich dieß vielleicht auch mehr zur Besserung: der Ackerbau ist in sichtlichem Steigen, und die Bestrebungen der Regierung Ackerbaucomitien und Ackerbaukammern zu bilden, wie es Handelskammern in den Städten gibt, verdienen alle Anerkennung. Die Berufung des Generalraths für Ackerbau, Gewerbe und Handel (s. Nr. 130) ist schwerlich bloß ein vorübergehender Einfall, und alle Aussicht vorhanden, daß diese Versammlungen periodisch werden: dann müssen sie von bedeutenden Folgen seyn, und der Regierung als Leitfaden dienen in ihren Maaßregeln für die innern Zustände. Die politischen Kammern Frankreichs haben sich in den letzten 30 Jahren continuirlich immer unbrauchbarer für die Vorbereitung solcher praktischen Verbesserungen gezeigt; die der drei letzten Revolutionsjahre waren wohl die unbrauchbarsten von allen, und die französischen Kammern machen in dieser Beziehung eine klägliche Figur neben den englischen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausgrabungen zu Cirencester in England dauern fort, und bereits ist ein bedeutender Theil der alten Mauern bloßgelegt. Im nächsten Frühjahr sollen umfassende Ausgrabungen neu aufgenommen werden. (Liter. Gaz. 14 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Institutionen und Gesetze zu einem stets höhern Grad von Sittlichkeit, Wohlstand und Kenntnissen gelangen zu lassen." Was man auch von einer so allgemeinen Phrase halten mag, welche die öffentlichen Gewalten nur ganz im allgemeinen verpflichtet, so möchte die Voranstellung eines solchen Grundsatzes nicht gerade am unrechten Orte seyn, namentlich im Eingang einer republikanischen Constitution. Nicht dasselbe läßt sich von dem 13ten Artikel derselben sagen, in welchem es heißt: „die Constitution garantirt den Bürgern die Freiheit der Arbeit und Industrie. Die Gesellschaft begünstigt und ermuntert die Entwicklung der Arbeit durch unentgeltlichen Primärunterricht, professionelle Erziehung, die Gleichheit der Verhältnisse zwischen dem Arbeitgeber (patron) und Arbeiter, durch Institute der Vorsorge und des Credits, durch Ackerbau-Institute, durch freiwillige Associationen und durch die Einrichtung öffentlicher Arbeiten von Seite des Staats, der Departements und Gemeinden, um die unbeschäftigten Arbeiter zu verwenden; sie gewährt Beistand den verlassenen Kindern, den mittellosen kranken Greisen, welche von ihren Familien keine Unterstützung erhalten können." Wir wollen die Frage, ob dieß alles in eine Constitution hineingehöre, ganz bei Seite lassen, die Zeitumstände erklären den Artikel zur Genüge, aber nicht dessen unklaren, häufig nichtssagenden Ausdruck. Daß man den unentgeltlichen Primärunterricht verlangt, mag noch gehen, von der Unentgeltlichkeit des Unterrichts in industrieller Beziehung ist aber nichts gesagt, denn der Staat kann solchen wohl erleichtern, aber nicht unentgeltlich ertheilen; die Socialisten waren, wenn nicht klüger, doch consequenter, indem sie auch die Unterhaltung der Kinder durch den Staat in Anspruch nahmen, denn was hilft den ganz Unbemittelten der industrielle Unterricht, wenn er inzwischen nichts zu leben hat! Die Gleichheit der Verhältnisse (rapports) zwischen dem Arbeitgeber und Arbeiter ist ein Unsinn oder ein leerer Schatten, denn der Arbeiter verläßt den Arbeitgeber, wenn ihm die Arbeit und der Lohn nicht mehr gefallen, wie der Arbeitgeber den Arbeiter entläßt, wenn ihm dessen Benehmen nicht zusagt; dieß ist ein Verhältniß der Freiwilligkeit, an dem der Gesetzgeber nichts ändern kann. Soll aber mit der Gleichheit der Verhältnisse, so wie mit der Eingangs berührten Freiheit der Arbeit und Industrie gemeint seyn, daß es keine Meister und Gesellen mehr im rechtlichen Sinn des Worts gibt, so hat die französische Gesetzgebung das alles längst aufgehoben, und was davon noch übrig ist, das Gesellenwesen, die „Compagnonage," so sind dieß alte unter dem Gewerbestand noch fortlebende Erinnerungen, welche die Revolution nicht zerstört hat, und die neue höchst wahrscheinlich sehr ephemere Constitution auch nicht zerstören wird. Der ganze Artikel trägt das Gepräge der Zeit in welcher er abgefaßt wurde, und vielleicht hat man absichtlich gar vieles im Dunkel gelassen, weil man sonst ein ganzes gesellschaftliches System hätte aufstellen müssen, wozu begreiflicherweise keine Lust vorhanden war.

Die constituirende Versammlung konnte für die Entwicklung dieses Artikels der Constitution nichts mehr thun, [1] und die legislative setzte eine Commission von 30 Mitgliedern nieder, welche im Anfang dieses Jahres (27 Jan.) durch den Mund des Hrn. Thiers ihren Bericht abstattete, der besonders abgedruckt nicht weniger als 156 Seiten einnimmt. Er faßt den häklichen Gegenstand sehr vorsichtig an, denn eine Menge Pläne, großentheils ganz socialistischer Art, waren der Commission vorgelegt worden, und mußten mit der nöthigen Milde behandelt werden. Nachdem er der Armenunterstützung eine allgemeine Lobrede gehalten, machte er vor allem darauf aufmerksam, daß zwischen der Unterstützung der Privaten und des Staats der große Unterschied stattfinde, daß die erstern von ihrem Eigenthum geben, der Staat aber fremdes Geld hergibt, daß somit die Frage eigentlich eine Steuerfrage sey, und weist dann nach, daß die Gesellschaft und das Productionsvermögen, ja die Arbeit selber aufhöre, sobald man nicht von vornherein feststelle, daß in der Regel jeder für sich und seine Familie selbst sorgen muß. Der Staat kann hauptsächlich nur dahin wirken, die Wohlthätigkeit der Einzelnen zu leiten, und wird nur da eingreifen, wo unverschuldete Unfälle größere Massen von Personen treffen. Hr. Thiers hatte die Frage über Unterstützung nach dem Alter eingetheilt, und die Kindheit und Jugend, das mittlere, arbeitsfähige Alter und die kraftlose Lebenszeit wohl unterschieden. Was die erste und dritte betrifft, so ist er der Ansicht, daß „die alte Gesellschaft" schon sehr viel gethan habe, und nur noch einzelnes zu verbessern und weiter auszudehnen sey; die eigentliche kritische Frage war die über die mittlere Lebenszeit: was kann und soll der Staat thun, um die nothleidenden Mitglieder der Armenclasse im mittleren, arbeitsfähigen Alter zu unterstützen. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß hier Hr. Thiers und die Commission den Erwartungen der Socialisten keineswegs entsprechen würden. Viele Vorschläge waren bei der Commission eingekommen, um den Zustand der Arbeitsleute durch Creditbanken zu verbessern, und diese liefen alle auf den Satz hinaus, „daß der Schatz hinreichend reich sey, um allen, die kein anderes Capital als ihre Arbeit haben und Vorschüsse verlangen, Credit zu geben." Hr. Thiers weist ohne Mühe nach, daß auf diese Weise die Gelder des Landes auf eine unverzeihliche Weise verschleudert würden: Credit, sagt er, kann nur der in Anspruch nehmen, der genügende Garantie gibt, daß er mindestens höchst wahrscheinlich bezahlen kann, denn eine Bank, die Credit nach andern Grundsätzen gibt, wird bald aufhören zu bezahlen. Der Schluß ist, daß es zwar in Frankreich von Vortheil seyn könne, einige neue Banken zu errichten, aber — ohne Garantie des Staats, sonst würde sich dieser eines unverantwortlichen Leichtsinns gegen die steuerzahlenden Bürger schuldig machen; zudem sind viele von denen, welche solchen Credit in Anspruch nehmen würden, viel minder bedürftig, als ein großer Theil der Steuerzahlenden selbst; mit welchem Rechte würde also der Staat mit dem Gelde dieser letztern den erstern dazu verhelfen, Fabrikanten zu werden? Den Socialisten hat also Thiers in seinem Bericht den Stab gebrochen, ja man kann sagen, er ist darin zu weit gegangen, indem er geradezu ausspricht: „die Commission erklärt, daß sie bei einer Mehrzahl von Individuen nicht die nöthigen Eigenschaften zur Betreibung irgend einer Industrie zu finden glaubt." Das ist zu weit gegangen, denn dem ganzen Associationswesen, in welchem ohne Zweifel sehr viele Keime liegen, war damit der Stab gebrochen; das war ein politischer Fehler. [1]

Eine sehr schwache Seite des Berichts sind die Vorschläge über das Einschreiten des Staats, wenn durch unvorhergesehene Fälle Stillstand in manchen Geschäften eintritt. Geschieht dieß in Folge von Revolutionen, so ist dieß so allgemein, daß die menschliche Kraft daran erlahmt, und in besondern Fällen,

---

[1] Eine Commission war indeß niedergesetzt gewesen und Hr. Coquerel hatte im Februar 1849 einen ziemlich umständlichen Bericht abgestattet, aber die politischen Verhältnisse erlaubten nicht mehr sich damit zu befassen.

[1] M. Chevalier urtheilt noch härter über den Commissionsbericht, und sagt: „beim Durchlesen sey man öfters versucht zu glauben, daß die Commission die augenblickliche politische und sociale Lage Frankreichs ganz vergessen habe."

und diesem Artikel des Vertrags würde fast immer auch ein Zuschuß zur Casse von Seite des Fabrikinhabers entsprechen. Auf diese Art würde die Zahl der bei den Rückzugscassen betheiligten Arbeiten größer, und die Cassen hätten größere Einnahmen."

Hier haben wir die volle Reaction gegen den Centralisationsgeist, aber noch mehr, das volle Geständniß oder vielmehr die Beschuldigung, daß die Regierung, die Presse, kurz die ganze officielle Welt mehr oder minder vom Socialismus angesteckt ist. Kann man in Wahrheit, mit Fug und Recht, den armen Narren von Socialisten die ganze Sündenschuld auf den Rücken laden? Der Socialismus mit all seiner Unlogik ist doch selbst nur die logische Consequenz der seit der ersten Revolution herrschend gewordenen Staatsansicht, eine Ansicht, die, wie M. Chevalier nur allzu richtig bemerkt, auf dem ganzen Continent so ziemlich herrschend geworden. Es ist ganz geläufig auf dem Continent geworden, von einer Staatsmaschine zu sprechen, und man scheint ganz den Sinn dafür verloren zu haben, daß die menschliche Gesellschaft ein gegliederter Bau seyn soll, in welchem die verschiedenen Theile einander gegenseitig stützen und halten. Der Haß gegen hervorragende Stellungen, die Gleichheitswuth, welche vorzugsweise den Continent, mit Ausnahme Spaniens, beherrscht, ist die natürliche Folge, daß man nur künstliche, vom Staat aufgestellte Potenzen anerkennt. Selbst in Oesterreich, wo es noch eine Aristokratie gibt, hat das herrschende Regierungssystem sie dermaßen untergraben, daß beim Ausbruch der Revolution, die ursprünglich gegen die Regierung speciell gerichtet war, die Macht der Aristokratie sogleich mitsank, und da wo sie sich behauptete, wie in Italien und Ungarn, größtentheils auf die feindliche Seite hinübertrat. In unserm Polizeistaate kann es keine Aristokratie geben, denn es gibt keinen Platz für sie. In Rußland, wo der Polizeistaat den rohen Körper nicht ganz durchdringen konnte, stehen die Aristokratie und der Staat gleichfalls einander feindlich gegenüber, denn beide können sich unmöglich mit einander vertragen.

M. Chevalier stellt das englische und französische System in folgender Weise gegen einander: „England ist ein Körper, dessen wohlproportionirte, gut genährte Glieder sich gegenseitig unterstützen; Frankreich ist ein ungeheurer Kopf mit schmächtigen, schwachen Gliedern, von denen keines für das Heil und die Wohlfahrt der übrigen etwas bedeutendes thun kann. Oder um ein Gleichniß zu wählen, das unserer Furcht vor Umstürzungen besser entspricht: England ist ein ungeheures mannichfaltiges Gebäude, dessen sämmtliche Theile auf Grundlagen ruhen, die aus massiven, dauerhaften, wohlverbundenen Materialien bestehen. Frankreich ist ein Gebäude, das die Blicke täuschen kann durch seine Regelmäßigkeit, das aber auf einem Haufen von Sandkörnern ruht. Auf dieser beweglichen Unterlage neigt es sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, es ist bedroht nach allen Richtungen hin Sprünge zu bekommen, und plötzlich zusammenzubrechen, wenn man die von frühern Erschütterungen sich herschreibenden Fehler am sichersten ausgebessert zu haben glaubt." Namentlich in Sachen der öffentlichen Unterstützung ist die Localthätigkeit gar nicht zu entbehren, ja bei genauerer Untersuchung ergibt sich, daß es sehr gefehlt ist, die Leiden eines einzelnen Theils des Landes durch zu sehr erleichterte Verbreitung der Menschen, gleichsam wie eine Verhärtung am menschlichen Körper durch Salben, wieder zu vertheilen. Das Uebel, was sich an dem einen Orte leicht, wenn auch nicht immer durch locale Mittel, heben läßt, wird durch die Verbreitung immer stärker und unerträglicher. So wachsen die Uebel in der Stille heran, und wenn man sie endlich entdeckt, d. h. wenn sie sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu sehr aufdringen, dann findet man erst nach und nach, daß sie eine Verbreitung erreicht haben, vor der man zurückschreckt. In dieser Beziehung hat es England mit seinen neuen Armengesetzen versehen, und wird die gethanen Schritte zum Theil zurückthun müssen. Es ist in neuerer Zeit wiederholt vorgekommen, daß Gemeinden sich ihrer Armen durch eine großartige Unterstützung der Auswanderung entledigen wollten, aber — man entgegnete, daß dann sich nur wieder neue Arme herzudrängen würden. So wirkt die Lockerung des Gemeindeverbandes den localen Anstrengungen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Reise Hrn. Sauley's nach dem Orient. Hr. Sauley, bekannt durch seine phönicischen Studien, ist kürzlich nach dem Orient abgereist, und begibt sich vorerst nach Konstantinopel, um dort die nöthigen Fermane zu holen. Von da wird er einige der wenigst bekannten Theile Kleinasiens, namentlich Phrygien und Galatien, besuchen, und dann erst nach Syrien sich wenden. Der Hauptzweck der Reise ist natürlich archäologisch, doch wird Hr. Sauley auch namentlich die geographischen Punkte im Auge behalten, worüber noch besondere Dunkelheit obschwebt. So wird die Ostseite des todten Meeres und das alte Peträa besonders Gegenstand seiner Aufmerksamkeit seyn. (Nouv. Ann. des Voyages. October.)

Nachricht von der afrikanischen Expedition. Die Times vom 10ten kündigen an, daß die Expedition unter Richardson sich mit großer Mühe nach Silanst (Selonfeet) in Abir durchgearbeitet habe, nachdem sie zweimal ihr Leben hatte loskaufen müssen. Die Bevölkerung der nördlichen Districte von Abir war gegen sie aufgewiegelt worden, und die Räuber, welche diesen Theil der Sahara unsicher machen, hatten sich dem Haufen angeschlossen. Nach den neuesten Nachrichten, die bis zum 29 August reichen, sollen sie vergleichsweise in Sicherheit seyn.

Der gemeinsame Meridian für alle Völker. Im Athenäum vom 14 December wird vorgeschlagen, den ersten Meridian dahin zu verlegen, wo die Reisenden ihre Tagesrechnung ändern müssen. Bei den Seefahrern geschieht dieß gewöhnlich unter 180° W oder O von Greenwich, zu Lande aber in den russischen Niederlassungen auf amerikanischem Boden etwa unter 130° N. B., wo die Russen Samstag, wenn die benachbarten Engländer Sonntag haben. Dann aber sollte man die Länge fortzählen bis zu 360°. Ein anderer Vorschlag ist, den ersten Meridian durch Jerusalem zu ziehen, da dieser Ort wohl in der ganzen Christenheit am allerwenigsten Widerspruch erwecken möchte.

Der Industrie-Palast in London erhebt sich fortwährend mit einer Schnelligkeit, welche keinen Zweifel mehr übrig läßt, daß er zu der ursprünglich festgestellten Zeit vollendet werden wird. Das eiserne Gestell ist fast ganz fest gemacht, die großen Durchschnitte bis zur geeigneten Höhe aufgeführt, ein bedeutender Theil des untern Stockwerks ist mit den einfachen Brettern belegt, und die Verglasung geht mit einer ans Wunderbare zeigenden Schnelligkeit vorwärts. Es ist nicht länger zu zweifeln, daß der Krystallpalast die mächtige Sammlung von Schätzen, die jetzt rasch in London ankommen, in Sicherheit wird beherbergen können. Die Befürchtungen, die vor einigen Wochen deßhalb schon Zuhörer zu finden begannen, sind zerstreut, man hat um nichts zu vernachlässigen, den verschiedenen Theilen des Baus neue Stärke zu geben, so daß selbst die Zweifler jetzt befriedigt sind. (Athen. 14 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

nur einen Streif von 10° südlich vom Aequator einnehmen, und die moslemitische Bevölkerung nur in diesem schmalen Streif die Masse der einheimischen Bevölkerung bildet, jenseits dieser Zone aber zahllose Heiden wohnen; zweitens daß er in seinen Bemühungen, unter diesen heidnischen Stämmen das Christenthum auszubreiten, bei dem Imam von Maskat kein Hinderniß finden werde. Die Möglichkeit eine Mission bei den Gallas zu beginnen, war der weitere Punkt, dessen sich Krapf versicherte, und obwohl er überzeugt war, daß es mit weniger Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft seyn würde, sich unter die Wanika-Stämme zu begeben, und daß diese geneigter seyn würden die Lehre anzunehmen, als die wilden trotzigen Gallas, so beschloß er doch seine Frau zu Zanzibar zurückzulassen und sich dem Rath des Imam zufolge nach Lamo zu begeben, als nach demjenigen Punkte der Küste, von wo er am wahrscheinlichsten zu ihnen gelangen könne. Der Imam selbst gab ihm Geleitschreiben an seine Gouverneure längs der Küste mit, und empfahl ihn ihrer besonderen Sorgfalt als einen redlichen Mann, der die Welt zu Gott zu bekehren wünsche.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Arbeiterverhältnisse.

(Fortsetzung.)

Während man sich in Frankreich noch immer über die Grundsätze streitet, unter welchen der hier doch allmächtige Staat einschreiten soll, während hier die officiellen Gewalten zu viel auf den Staat rechnen und zu viel leisten wollen, findet in England gerade das Umgekehrte statt: der Staat ist längst durch seine Armengesetze eingeschritten, und während die Arbeiter durch Privatgesellschaften in sehr weitem Umfang zu helfen suchen, drängt man den Staat, diese Gesellschaften unter seine Obhut und Aufsicht zu stellen, wogegen die Wissenschaft in Frankreich dringend vor zu vielem Einschreiten warnt. In der allgemeinen Armenversorgung hat England weit mehr gethan als Frankreich, was aber gerade die Unterstützung der Arbeiter in ihrem mittlern Lebensalter betrifft, so scheut sich der Staat vor einem Einschreiten, wird aber wohl dazu gedrängt werden, wie man in Frankreich von zu ausschließlicher Bevormundung wird abgehen müssen. Was die englischen Armenanstalten betrifft, so hat Hr. Kleinschrod im vorigen Jahre die Ergebnisse der „neuen Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem zehnjährigen Vollzuge" zusammenzustellen gesucht, ist aber damit leider in eine höchst ungünstige Zeit gefallen. Seiner eigenen Angabe nach (p. 7) stützt er sich darin hauptsächlich auf die „Annual reports of the poor law Commissioners", die ihm nur bis zum Jahre 1847 vorlagen. Seit dieser Zeit aber hat sich gerade der Streit erhoben, indem die Protectionisten behaupten, die Berichte seyen in einer Art abgefaßt, um die Folgen der Aufhebung der Korngesetze nicht zu sehr hervortreten zu lassen.[1] Ueber diesen Streit hat sich noch kein genügendes Resultat ergeben, und dieß muß man erst abwarten, um ein sicheres Urtheil über die Wirkungen der neuen Armengesetze geben zu können. So viel indeß ersieht man aus der Darstellung Kleinschrods schon, daß der Zweck der neuen Armengesetzgebung, insoweit die Unterstützung nicht an Bedürftige außerhalb der Werkhäuser gegeben werden soll (out-door-relief), gänzlich verfehlt ist, indem nur 15 Proc. der Armen innerhalb der Werkhäuser, aber 85 Proc. außerhalb derselben Unterstützung empfangen.

Kleinschrod hebt die viel stärkere Vermehrung der Armen in den Fabrikbezirken als einen Beweis hervor, daß die Fabriken hauptsächlich den Pauperismus vermehren, und verweist auf die gleiche Erscheinung in Frankreich, allein die Art des Ackerbaubetriebs in England treibt eine Menge Menschen vom Lande gewaltsam in die Städte, und man wird sich der Drohung der Fabrikanten im Verlauf der Verhandlungen über die Korngesetze erinnern, daß sie den Gutsherren ihre Armen auf die Dörfer zurückschicken würden. Der Zuwachs der Armen in den Fabrikstädten ist also diesen nicht allein zuzumessen. Ein gleiches ist, wie wir oben schon gelegentlich bemerkten, der Fall in Frankreich. Die Aufhebung des Unterschieds zwischen Staats- und Ortsbürgerrecht treibt die Bevölkerung in die Städte, wo sie eine leichtere und lohnendere Beschäftigung hofft als auf dem Lande. Ob dagegen sich Mittel auffinden lassen, müssen wir vors erste dahin stellen; schwerlich dürften sie directer Art seyn. In Frankreich ist diese durchgreifende Freizügigkeit eingewurzelt und bis jetzt kein Schritt dagegen geschehen, als der neuerliche, den neuansässigen Leuten das Wahlrecht zu nehmen, was natürlich das Zuströmen nicht hindert; ob man nicht in Folge der gefährlichen Anhäufung von Leuten ohne sichere Subsistenzmittel in einzelnen Städten noch weitere Schritte thun wird, bleibt dahin gestellt. In Bezug auf England bemerkt Kleinschrod (p. 86): „es leuchtet aus dem Geiste der Bestimmungen über die Behandlung der umherwandernden Armen und Bettler, so große Belästigung auch den Armenanstalten durch dieselben erwächst, eine ungemeine Milde gegen dergleichen Individuen hervor, indem der Vollzug strenger Maaßregeln gegen dieselben, wie die Armencommission in ihrem Rechenschaftsbericht darthut, in der öffentlichen Meinung keine Stütze finden würde. Es liegt vielmehr den betreffenden Verordnungen die leitende Idee zum Grunde, daß durch ungehinderte Gewährung momentaner Unterstützungen an Umherziehende die freie Circulation der Arbeit befördert werde."

Gegen solche herrschende Meinungen läßt sich in England schwer ankämpfen. Es gibt Tausende von Gemeinden, die einen Arbeiterzuwachs weder bedürfen noch wollen, in Extrafällen sich aus den Nachbardörfern versorgen und dort selbst wieder aushelfen; ist aber das System der Armenversorgung über das ganze Reich ausgedehnt, so werden sie in die Mitleidenschaft gezogen. Daß für größere, besonders an Häfen und großen Durchfuhrstraßen gelegene Orte und Städte ein anderes System obwalten muß, ist natürlich, und die englische Regierung hat dieß auch durch die Verordnung anerkannt, daß in London, Liverpool, Manchester, Bristol, Leeds und Birmingham besondere Asylhäuser für obdachlose Arme errichtet werden sollen. Dennoch sollte man, da die allgemeine Verpflichtung der Gemeinden für ihre Armen zu sorgen, bestehen bleibt, dagegen auch die Gemeinden möglichst schützen, daß sie nicht durch fremde Arme überschwemmt werden. In England ist man auf einem halben Wege stehen geblieben. „Früher war es in den Kirchspielen Londons allgemeine Praxis (s. Kleinschrod p. 95) den wandernden Bettlern aus dem Grunde Unterstützung zu versagen, weil sie kein Heimathsrecht besitzen. Diese Praxis ist nun verändert, indem der Unterschied zwischen Ansässigkeit und Nichtansässigkeit verschwindet, allein nicht das Gesetz, sondern die Praxis trifft diese Veränderung, letztere wird vielmehr nur mit dem

[1] Diesen Streit führt namentlich das Circular to Bankers in seiner neueren Folge, während der Economist und die Times frischweg aus den Berichten die Abnahme des Pauperismus als die heilsame Folge des Freihandels darstellen.

schaffung auftauchen. Das Leben wohlfeil machen, das ist jetzt das große Schlagwort geworden, das jedenfalls eine Menge unserer jetzigen Steuerverhältnisse, so wie eine Menge einzelner Mißbräuche, welche sich in den Handel mit Lebensmitteln eingeschlichen haben, nach und nach ausmerzen muß. Die Regierung, welche ernstlich an das Unternehmen geht, wird sich einen großen Schatz von wahrer Popularität erwerben, aber auch auf größere Schwierigkeiten stoßen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Was den Satz „das Leben wohlfeil machen“ selbst betrifft, so ist er im allgemeinen wahr und liegt in der Entwicklung unserer Verhältnisse, aber man sehe sich auch wohl vor, daß er nicht zum Irrlicht werde.

Wir haben es jetzt, man mag die Sache wenden und drehen wie man will, mit den Massen zu thun; daß in der Februarrevolution die Arbeitermassen es waren, welche eine solche Rolle spielen, ist eine zufällige Erscheinung, weil die französische Revolution sich stets in den Städten bewegte, und die städtischen Massen in Aufregung brachte. Die Sieger haben dann den Vortheil des Sieges für sich in Anspruch genommen, und für die Masse der städtischen Arbeiter Forderungen gestellt, welche mit dem allgemeinen Wohl und mit der Natur der Dinge in Widerspruch standen; dieß führte zu ihrer Niederlage, und — vae victis. Weil die Besiegten thörichte Streiche gemacht hatten, so wurde alles in Einen Topf geworfen, aber die Geschichte läßt nicht mit sich scherzen: die Massen sind zu einem Gefühl ihrer Bedeutung gekommen, und man muß sie auf der politischen Bühne mitspielen lassen, wenn man nicht von ihnen überfluthet werden will. Die Revolutionäre in Glacéhandschuhen, deren wir in Deutschland so gut wie in Frankreich hatten, schrecken davor zurück; sie wollen für sich alle mögliche Freiheit, aber das grobe Volk soll nicht daran Theil nehmen, indeß ist die exclusive Herrschaft der Mittelclassen, davon hat der Verlauf und Ausgang der Juliusmonarchie in Frankreich Zeugniß genug abgelegt, zu Ende. In England drängt alles auf eine Erweiterung des Wahlrechts hin, obgleich es weit minder eng gezogen ist, als solches in Frankreich vor der Februarrevolution gezogen war, und es ist eine von vielen anerkannte und zugegebene Ansicht, daß in Frankreich auch ohne Februarrevolution das so beschränkte Wahlrecht sich nicht lange mehr gehalten hätte. Worauf will man die Beschränkung des Wahlrechts basiren? Auf das mangelnde Vermögen; man nimmt an, daß ein Mann, der ein gewisses Vermögen besitze, an der Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Staate ein besonderes Interesse habe. Wir läugnen dieß nicht, allein die Erfahrung hat gezeigt, daß es unter Millionärs Tollköpfe gab, welche die öffentliche Ordnung störten, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe ging, und daß Männer ohne oder mit sehr geringem Vermögen höchst conservativ waren. Was folgt daraus? daß der verheurathete ansässige Mann, ganz abgesehen von aller Vermögensqualification, in der Regel eine ruhige Entwicklung der Dinge sucht und verlangt; daß der Vermögensgrad ein schlechter Barometer für politischen Verstand und bürgerliche Tüchtigkeit ist, davon hat die Erfahrung so viele Beweise gegeben, daß man sich die Mühe sparen kann, dergleichen anzuführen.

Was wir mit diesen nur scheinbar nicht hieher gehörigen Bemerkungen sagen wollen, läuft ganz einfach darauf hinaus, daß wenn man sich nicht entschließen kann und will, mit dem Säbel, wie ein türkischer Pascha, zu herrschen, man in unserm Europa, namentlich in Deutschland und im Westen, ohne ein sehr großes Maaß von Freiheit nicht mehr leben kann, daß man sich an den Gedanken gewöhnen muß, mit den Interessen der großen Mehrzahl der Nation zu regieren, und daß man diese Mehrzahl vom Mitregieren nicht mehr ausschließen kann; sie wissen zu viel, um sich ausschließen zu lassen, und die Halbwisserei ist das Schlimmste von allen; man kann nichts besseres und nichts nothwendigeres thun, als die großen Massen durch Erziehung, Unterricht und Presse zu der unvermeidlichen Rolle geschickt zu machen. Man sieht diese Massen gewöhnlich für höchst revolutionär an, während gerade manche neuen Erfahrungen gezeigt haben, daß sie sehr conservative, selbst reactionäre Tendenzen in sich schließen. Die gebildete Classe kann die Ideen der Vergangenheit von sich stoßen, und wie uns namentlich die erste französische Republik gezeigt hat, ein Phantasiegebilde von Regierung und Staat aufführen wollen; die Masse des Volks aber unterliegt den historischen Erinnerungen: sie kann und wird manches Todte, manche alte Haut abstreifen, aber sie wird nie einen Salto mortale aus der Vergangenheit in die Zukunft machen. Einen Beweis hievon bildet der Umstand, daß mit den scheinbar durch und durch revolutionären Elementen des Socialismus wiederholt sich die eingewurzeltsten katholischen Erinnerungen verbanden, selbst in Frankreich, wo man in den Städten gewöhnlich nur den Unglauben sucht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ausfuhr belgischer Waaren nach transatlantischen Ländern und der Levante. In den Motiven zu einem Vertrage Belgiens mit einer Anzahl mittel- und südamerikanischen Staaten (s. Journ. du Comm. d'Anvers. 10 December) findet sich eine genaue Angabe des Fortschrittes des Absatzes belgischer Waaren nach diesen Ländern und der Levante. Im Jahr 1835 waren es 5,34 Millionen, im J. 1840 9,7 Mill., im J. 1845 10,7, im J. 1849 26,1, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Jahr 1850 auch diese Zahl noch übersteigen.

Puseyismus in den Colonien. Die Australian and New Zealand Gazette, welche in London erscheint, enthält einen sehr scharfen Artikel gegen den Puseyismus, der sich in jenen antarktischen Colonien auf eine fast bis zum Lächerlichen gehende Weise breit machen soll. „Wir hören, heißt es darin, mit Bedauern, aus Quellen deren Genauigkeit keinem Zweifel unterliegt, daß in Neuseeland das Verfahren des Haupts der Kirche mehr nach Rom als nach Canterbury schmeckt. Eine große Anstrengung wird gemacht werden, die Ketzerei, welche in England selbst den Todesstreich empfangen zu haben scheint, in den Colonien fester zu gründen. In England werden die Puseyiten nicht mehr zu den hohen Würden der Kirche vorschreiten, und schon aus diesem Grund allein treten die aristokratischen darunter eilig aus der Brüderschaft zurück, aus Grundsätzen, die in ihrem Beutel liegen. Er fängt bereits an unfashionable zu werden, und die fashionable Gesellschaft wird ihn nicht mehr dulden, so wenig als einen aus der Mode gekommenen Rock. Indeß hat er noch standhafte Anhänger, und namentlich in den Colonien wird man suchen ihm eine Stätte zu bereiten.“ (Indian News. 25 December.)

Häufigkeit einiger Namen in England. Der Name Smith galt von jeher in England für einen der häufigsten, wie er es auch neben Meier, Müller u. s. w. in Deutschland ist. Neuerlich hat es sich aber herausgestellt, daß der Name Jones in England noch häufiger ist. In dem Jahr vom 30 Junius 1837 bis 1 Julius 1838 starben nach den officiellen Registern in England 13,429 Jones, 12,637 Smith, 6743 Williams, 6440 Taylors (Schneider), 5589 Davy, 5065 Brown (Braun) 5278 Thomas, 4930 Evans, 4199 Roberts u. s. w. (Athen. 14 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by

hier die Losung, und zwar in einem ganz andern Sinne, als man solche früher verstand. Die Forderungen der Kirche wurden jetzt ein Theil der allgemeinen Freiheit, nach der das westliche Europa strebt, und der Streit zwischen Kaiser- und Papstgewalt wiederholte sich jetzt auf demokratischem Boden. Mit der Anerkennung der Kirchenfreiheit gibt man sachverständlich jede andere Freiheit, d. h. die vollste Entwicklung der bürgerlichen und politischen Freiheit zu, und wenn man sie nicht gleich im ganzen Umfang gewährt, so begeht man bloß eine Inconsequenz, von der man wieder zurückkommen muß, denn der Grundsatz ist gegeben, und muß sich mit Naturnothwendigkeit entwickeln.

Zwischen der alten Stellung der Kirche und der neuen liegen aber eine Menge unklarer Verhältnisse in der Mitte, und die Thatsachen können der scharfen Entwicklung eines Lamennais nicht auf dem Fuße folgen. Indem die Revolution sich rechtlich, als legale Macht, in der neuern Gesellschaft niedersetzte, und hier ihre Kräfte in friedlichem Sinne zu entwickeln begann, mußte sie den schroffen, antikirchlichen Charakter ablegen, denn sie hatte es mit Menschen zu thun, die von den Erinnerungen der alten Zeit beherrscht waren. Dieß erkannten auch die Leute, welche die neuere Entwicklung der Gesellschaft als Fußschemel ihrer Macht gebrauchen wollten, sehr gut, und daher die Vermischung kirchlicher Ceremonien und kirchlicher oder kirchlich klingender Ansichten mit revolutionären Strebungen. So erblicken wir einerseits die barocke Mischung mystisch religiöser Phrasen und Gebräuche im St. Simonismus, andrerseits das hausbackene Streben Abbé Chatels, die ernsten Ceremonien der katholischen Kirche in ein bürgerliches, wohlgelecktes Gewand zu kleiden. Die sonderbare, widerliche Profanirung christlichen Wesens neben den modernsten weltlichen Bestrebungen hat ihren wahren Sitz in Frankreich, wo die Schwäche historischer Kenntnisse und philosophischer Studien mit revolutionären Gelüsten und Popularitätsjagd sie fort und fort erzeugte, und die Zeit der Juliusmonarchie — die Gesetze der Restaurationsperiode stellten ihr stärkere Schranken entgegen — ist das eigentliche Mistbeet, das sie groß zog. Hier sehen wir die widerliche Erscheinung auf dem öffentlichen Lehrstuhl: die Herren Michelet und Quinet geberdeten sich mitten unter radikalen und voltairischen Ergießungen als christliche Propheten eines neuen Schlags. In der Vergangenheit und Gegenwart, in den Bewegungen der Geschichte und Literatur sehen sie nur die Entwicklungen eines Christenthums — freilich nach ihrer Phantasie — das sich im Stillen durch die Jahrhunderte fortpflanzte und endlich seine volle Verwirklichung in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, in der französischen Revolution, gefunden hatte, um sich im Socialismus fortzupflanzen. Und dieser Unsinn ward vorgetragen in einer halb religiösen, halb poetischen Sprache, wo unaufhörlich von dem socialen Abendmahl, von der Herrschaft des Worts, von der Fleischwerdung des göttlichen Ideals durch die Gleichheit und Brüderlichkeit die Rede war, und wo der Convent als eine Art neues Concil, als der Brennpunkt des christlichen Spiritualismus betrachtet wurde. Das war die Nahrung, die man von Staatswegen der studirenden Jugend reichte, und darf man sich also wundern, wenn man nach der Revolution öffentliche Verhandlungen liest, in denen Christus als der erste Socialdemokrat behandelt wird, eine Blasphemie, an der sich, wir wollen nicht sagen die christliche, sondern einfach die leiblich vernünftige Welt scandalisirte. Allerdings sind auch darin die neuen Socialisten nur die Affen der alten Jakobiner, denn schon Camille Desmoulins sprach von dem Sansculotten Jesus, aber die Persiflage der Religion war damals in den Sitten der Gesellschaft, und sie mochte einem Cyniker, wie Desmoulins, dem Genossen Mirabeau's, hingehen, aber den Gedanken breitzutreten und in müßigen Phrasen aufzulösen in einer Zeit, wo auch der Ungläubige das achtet was einem andern als verehrungswürdig erscheint, dazu gehört die ganze Plattheit dieser schaalen Nachbeter einer gewaltig bewegten Zeit.

Was in den alten Jakobinern als ein ungezogener Ausfall erscheint, das tritt bei Hr. Quinet als Lebensbeschäftigung auf, er schreibt es nieder als eine „Lehre ans Volk", von dessen Masse er freilich nicht verstanden und verlacht werden muß. Der ganze profane Spuck ist selbst nur eine Ausgeburt des Mistbeets von Paris, aber der Einfluß auf einen großen Theil der Jugend, und zwar gerade der Jugend, welche später einen Einfluß aufs Volk ausüben sollte, bleibt, und wird noch lange nachwirken. An der ganzen Sache ist nichts wahres als die Idee, daß man dem Volk das Christenthum mit revolutionären Phrasen nicht entreißen kann, und darum diese Phrasen mit einer Blasphemie von Christenthum aufstutzt. Unter den Kreisen des Volks hat sich in der neuesten Zeit eine immer stärkere Hinneigung zu den alten Formen der katholischen Kirche gezeigt, eine natürliche und keineswegs künstliche Erscheinung: in dem Maaße als das öffentliche Leben in die untersten Classen hinabsteigt, und diese mehr an das Licht der Oeffentlichkeit zieht, tritt auch das, was in dem Volke lebt, mehr hervor; so haben sich manche Associationen unter dem Namen eines Heiligen gebildet, und die katholische Partei feiert in dem Wiedererstehen alter Verbrüderungen eine Art Triumph, so daß beschränktere Köpfe geglaubt haben, auf solche Erscheinungen weitere Berechnungen künftigen Einflusses, wo nicht künftiger Herrschaft gründen zu können, und deßhalb zu sehr demagogischem Treiben sich hinreißen ließen. Man wird bald erkennen, wie sehr sich diese im Irrthum befinden.

Auch in England haben sich einige socialistische Verbindungen unter der Obhut von Geistlichen zusammengethan, aber es ist darin weit minder natürliche Entwicklung, als in den Erscheinungen Frankreichs: man will von vornherein politische Zwecke verfolgen, Einfluß gewinnen u. dgl. Diese „cooperativen" Gesellschaften werden nicht länger zusammenhalten als die äußere Unterstützung dauert, und das kirchliche Element, das darin ist, läßt sich mit dem in Frankreich nicht vergleichen; hier sind es die althergebrachten Begriffe und Gewohnheiten, die bei der Verbrüderung neu auftreten, dort ist es die hohe Protection vornehmer Herren, die ausgebeutet wird. Wenn man in England nach ähnlichen Erscheinungen, wie die in Frankreich, sich umschauen will, so muß man sie nicht unter der Hochkirche, sondern bei den Methodisten suchen, denn die Hochkirche hat durch ihren Hochmuth, die üppige Lebensweise vieler Geistlichen und die Rücksichtslosigkeit in Bezug auf den Volksunterricht die Sympathie der Masse längst verscherzt. In Frankreich bildet sich gegenwärtig etwas neues aus: es ist eine Bewegung von unten herauf, nicht wie die Bemühungen der Hochkirche von oben herab, die religiösen Bedürfnisse des Menschen treten hervor, mit dem Geiste des Fortschritts ist nicht mehr der Unglaube verbunden, wie mit der Herrschaft nicht mehr der Mißbrauch der Priestergewalt; in dem Augenblick, wo letzterer aufgehört hat, ging in den untern Kreisen eine Veränderung vor sich.

Alle Nachrichten deuten darauf hin, daß die Zahl der Arbeitergesellschaften, die einen religiösen Charakter oder wenigstens eine religiöse Form angenommen haben, in Frankreich und

Digitized b

Der Beginn der Mission in Ostafrika.

(Schluß.)

Es war anfangs verabredet gewesen, daß Dr. Krapf sich auf einem dem Imam gehörigen Fahrzeug einschiffen solle, da aber die Erfüllung dieses Versprechens auf sich warten ließ, so bestieg er eine nach Lamo zurückkehrende Barke, die der Eigenthümer gegen eine geringe Summe zu seiner Verfügung stellte. Die Localkenntnisse dieses Mannes verschafften Dr. Krapf Nachrichten, die er sonst nur zu spät erhalten hätte. Der Wind blies im Augenblick, wo sie die Nordspitze der Insel Zanzibar erreichten, aus Osten, und der Capitän bemerkte, er würde bald gegen Süden umspringen, welchen Wind die Eingebornen Koß nennen, und dann 6 bis 7 Monate dauern, so daß kein Fahrzeug von Norden nach Süden fahren könne, eine traurige Nachricht für Hrn. Krapf, der Ende Julius die Niederkunft seiner Frau erwartete, und bis dahin zurückkehren zu können gehofft hatte. Da der Gouverneur von Pemba ihm diese Nachricht über die Periodicität der Winde bestätigte, so war nicht mehr daran zu denken, nach Lamo zu gehen, und Hr. Krapf beschloß, nach Mombas sich zu begeben. Seine Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieses Platzes als evangelische Station wurde vollkommen bestätigt. Er sah, daß die Dörfer der Wanika in einer Entfernung von nicht mehr als drei Meilen von der Küste hinliefen, und daß ein zu Mombas stationirter Missionär sie jeden Tag besuchen und Abends nach der Insel zurückkehren könne, bis er im Stande sey, sich unter ihnen selbst niederzulassen. Er hatte fortdauernd Gelegenheit mit diesen Heiden zusammen zu kommen, und ihr Zustand rührte ihn aufs tiefste. Die Leute von Mombas zeigten die freundlichsten Gesinnungen gegen ihn, und da sie täglich in großer Anzahl zu ihm kamen, hatte er reichliche Gelegenheit sich mit ihnen zu unterhalten. Nachrichten, die er aus Lamo erhielt, zeigten ihm, daß es eine wahre Fügung des Himmels sey, daß er nicht dorthin gezogen, denn dieser Ort war der Schauplatz von Feindseligkeiten zwischen den Truppen des Imam und den Eingebornen geworden, welche seine Herrschaft nicht anerkennen wollten. Er beschloß daher seine Frau von Zanzibar zu holen, und wenigstens für eine Zeitlang seinen Aufenthalt zu Mombas aufzuschlagen, wo er die Sprache der Suahelis und der Wanika erlernen konnte.

Wenn Dr. Krapf bei seiner Ankunft an der Ostküste Afrika's eine genaue Kenntniß von dieser Küste und von den Verhältnissen der verschiedenen Landungspunkte mit dem Innern gehabt hätte, so hätte er keinen passendern Aufenthaltsort wählen können. Die Hoffnung, daß die Thore Afrika's sich hier ihm aufthun würden, vergrößerte und verstärkte sich mit jedem Tag und hatte sich bereits zum Theil verwirklicht, wenn auch nicht ohne manche harte Prüfungen, denn seine Frau wurde das Opfer seiner Reisen und des Klima's. Aber mitten unter Schmerz und Krankheiten rückte das Werk vor, die Uebersetzungsarbeiten gingen weiter, die Schwierigkeiten der Sprache waren überwunden, Ausflüge wurden in verschiedenen Richtungen gemacht; man sammelte Nachrichten und gewann das Vertrauen der Wanika, der Häuptlinge wie des Volks. Die Ankunft Hrn. Rebmanns im Monat Junius 1846 gestattete weitere Ausflüge ins Innere vorzunehmen, sie bekamen nicht nur die hohen Bergketten des Innern zu Gesicht, sondern die Eingebornen drängten sie auch, bald diesen bald jenen Berg zu besuchen. Im Monat October 1847 drangen sie ins Land Teita ein, „dessen Berge sich so hoch über die ungeheuren umliegenden Ebenen erheben, daß man von einigen Rabbai Mpia benachbarten Anhöhen aus sie auf eine Entfernung von 90 Meilen sehen kann." Im Monat April des folgenden Jahres drang Hr. Rebmann bis Kilema vor, und entdeckte den Schneeberg Kilimandscharo. Im Sommer desselben Jahres besuchte Dr. Krapf Usambara, wo der König Kmeri herrscht, und fand ihn für die Missionäre zugänglich. Bei seiner Rückkehr reiste Hr. Rebmann nach Dschagga ab, und auf die Versicherung des Königs, daß er seine Reise nach Uniamesi begünstigen werde, kehrte er im April 1849 dahin zurück, doch ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Im November und December 1849 unternahm Dr. Krapf eine schwierige und gefährliche Reise nach Ukambani, welches 400 Meilen nordwestlich von der Station liegt, und eine weitere Reise gegen Süden, nach den portugiesischen Besitzungen von Mozambique, vervollständigten diese Forschungsreisen.

Obwohl dieselben in der einzigen Absicht unternommen wurden, die Ausbreitung des Evangeliums vorzubereiten und zu erleichtern, waren doch sehr wichtige geographische Entdeckungen das Ergebniß. Die Missionäre kümmerten sich indeß mehr um die Bevölkerungen, sowohl in ihrem jetzigen Zustande, als in Bezug auf ihre künftige Besserung, als um das Land, in dem sie wohnen. Hr. Krapf ist nach Europa gegangen, um die Absendung evangelischer Arbeiter in die neu entdeckten Länder zu beschleunigen. Als Missionsstation ist namentlich Usambara, wo Kmeri herrscht, von Wichtigkeit. Dieß Land ist die große Straße nach dem Centralland Uniamesi, wohin die großen Ströme an der West- und an der Ostküste convergiren, der Tschadda, Congo, Kilimani u. s. w. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Bewohner dieses großen Centrallandes mit der Westküste eben so wohl, wie mit der Ostküste, handeln. Karawanen aus diesem fernen innern Lande kommen jährlich nach Usambara, von wo sie sich nach der Mündung des Pangani begeben, und einer oder zwei Missionäre, die einmal im Lande Kmeri's sich festgesetzt hätten, würden häufig Gelegenheit finden, nach Uniamesi zu gelangen.

Krieg gegen die Fleischer in Paris und in Belgien. Der hohe Preis des Fleisches, veranlaßt und begünstigt durch das von den Octrois erzeugte Monopol, hat endlich die Polizeibehörden in Frankreich und in Belgien zur Thätigkeit angespornt. Hr. Carlier hat in Paris den Verkauf des Fleisches à la criée (durch Ausruf) angeordnet, und schon im November wurden 86,746 Kilogramme Fleisch oder $^1/_{25}$ des monatlichen Verbrauchs in Paris auf diesem Wege verkauft. Im August betrug der Verkauf nur $^1/_{60}$, im September $^1/_{48}$, im October $^1/_{30}$, und man hofft, daß derselbe fortwährend steigen werde. Die Abnahme des Preises, die dadurch bewirkt wurde, beträgt ein Drittheil bis die Hälfte. Die Fleischer suchen sich so viel als möglich zu widersetzen, allein die öffentliche Stimme hat sich gegen ihre bisherigen unmäßigen Preise erhoben, und sie werden wenig ausrichten. Das ist mindestens die Ansicht des Moniteur Industriel vom 19 December. In Belgien geht eine ganz ähnliche Bewegung vor sich; in Antwerpen beschäftigte sich schon seit einiger Zeit der Magistrat mit den hohen Fleischpreisen, und Private haben jetzt Schlächtereien errichtet um den Fleischern Concurrenz zu machen. Was in Antwerpen geschah, findet Nachahmung in der Umgegend, und aus Charleroi meldet man dasselbe: das Fleisch erster Qualität ist allenthalben von 50 Cts. auf 30 bis 35 gesunken, was nicht nur den mittlern und untern Classen eine ungemeine Erleichterung gewährt, sondern auch in commercieller Beziehung wichtig ist, denn die Schiffe, die sich in Antwerpen versorgen, haben jetzt ein starkes Drittheil für ihren Fleischbedarf weniger zu bezahlen. (Journ. du Comm. d'Anvers. 16 und 19 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Schatzgräber in Ostindien.

Am 1 October 1850 wurde vor dem obersten Gerichtshof in Bombay ein merkwürdiger Proceß entschieden. Der Kläger war ein brahmanischer Priester Krischnadschi Parasuram, und erzählte den Betrug, den der Mahratte Nambeo und der Töpfer Wittu ihm gespielt, folgendermaßen. Letzten März kam Nambeo zu mir und sagte, er kenne einen Töpfer, der einen Schatz von Goldmohars (Münze von etwa 18 fl. im Werth) in seinem Reis- feld entdeckt habe: ob ich nicht zu des Töpfers Haus kommen und durch meine Beschwörung den Schatz zugänglich machen wolle, ein Kafferteufel bewache ihn eifersüchtig. Ich fragte nach den Umständen, unter denen der Schatz gefunden wurde, und hörte die Hake habe ein Loch in den Topf gemacht, durch welches die Mohars sichtbar wurden; ich wurde neugierig und begleitete Nambeo zu des Töpfers Hütte hinter dem Theater; derselbe er- zählte mir, der Schatz habe früher einem Portugiesen Domingo gehört, dessen Geist in der Gestalt eines Kaffern (oder Negers) ihm erschienen sey. Zu den Beschwörungen müsse ein goldenes Kreuz dargebracht werden, 20—25 Tolas im Gewicht (ein Tola ist etwa eine Rupie schwer) — wenn man das in das Loch im Boden lege, werde man den Topf heben können. Alsbald wurde der Töpfer besessen und sagte, Domingos Geist sey in ihn gefah- ren und er müsse durch ein Opfer versöhnt werden; dieß schien mir nun gar nicht unwahrscheinlich; ich sagte man werde es den Behörden anzeigen müssen, denn Schätze gehören der Regierung. der Töpfer ließ mich aber schwören die Sache geheim zu halten: wenn ich die nöthigen Ceremonien verrichte und mit Nambeo das Gold für das Kreuz herbeischaffe, so solle ich $^1/_5$ vom In- halt des Topfes erhalten. Den nächsten Abend ging ich wieder mit Nambeo zum Töpfer, der führte uns ins Reisfeld und zeigte [...] Licht den Topf, und durch das Loch desselben etwas

der Töpfer nahm den Schatz auf die Achsel und ich mit meinem Sohn ging hinter ihm her, indem wir die üblichen Beschwörun- gen hersagten. Nambeo blieb zurück, er wolle die Grube aus- füllen und den Boden so eben machen, daß niemand Verdacht schöpfen könne. Wir andern liefen etwa 200 Schritte weit, als auf einmal ein kleiner dicker, schwarzer Mann von Osten herbei- eilte, mir einen Stoß gab — und im Nu vorbei auf den Töpfer stürzte, ihn zu Boden warf und den Schatz wegnahm. Das schwarze Männchen flog zurück zu der Grube, woraus der Topf gehoben worden war, ich sah wie er die Stelle erreichte und augenblicklich verschwand. Ich blieb bestürzt stehen und hatte keinen Zweifel, es sey ein Teufel gewesen, der mit dem Schatz in den Boden gefahren sey. Nambeo kam nun zu uns, und meinte, das beste sey jetzt zur Grube zurückzukehren, vielleicht komme der Teufel und offenbare sich im Körper eines von uns. So geschah es auch. Wittu, der Töpfer, wurde plötzlich von ihm in Besitz genommen, und wir hörten nun warum unser Unternehmen mißglückt sey. Wittu habe sich gelüsten lassen von dem Zuckerwerk und Brandy zu naschen, dadurch sey das Opfer unrein geworden. Kafferteufel seyen pfiffig und lassen sich nicht mit verfälschtem oder ordinärem Weingeist fangen. Ich fragte ihn, welcher Kaste er angehöre; er sagte er habe keine Kaste, er sey ein christlicher Padre; ich müsse mehr und bessere Opfer von Brandy und Zuckerwerk aufwenden und solle dem Töpfer nicht trauen, sondern alles mit meinen reinen Händen darbrin- gen. Er sey sehr erzürnt gewesen, und habe daher den Topf zurückgebracht. Als der Geist das durch Wittu sagte, bückte ich mich und fühlte den Rand des Topfes, war daher getrost und hielt für möglich, daß ich selbst in den Beschwörungs- formeln ein Versehen gemacht habe. Ich kehrte den nächsten Tag zurück, Wittu wurde wieder inspirirt, und verwies uns auf 12 Tage zur Ruhe, denn Nambeo sey durch die Entbindung seiner Schwester auf so lang unrein geworden. Ich kam am

manen, und er könne selbst nicht recht erklären, wie er in diese Gemeinschaft mit der niedrigen und schmutzigen Töpferkaste gerathen sey. Es sey jetzt eine unzweifelhafte Thatsache und er könne sich keine andere Ursache davon denken, als daß ihm dieß zur Strafe für Sünden eines früheren Lebens widerfahren sey.

Die Anklage wurde bewiesen, und die beiden Schuldigen zu einem Jahr Zuchthaus mit harter Arbeit verurtheilt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Das Unterrichtswesen.

Der Streit zwischen Geistlichkeit und Universität mußte in Frankreich zur Schlichtung kommen, denn ein Gesetz über den Unterricht war unerläßlich geworden; seit einer Reihe von Jahren währte der Streit über die Universität und hatte namentlich durch die belgische Verfassung stets neue Nahrung gewonnen. Die Geistlichkeit hatte dort mit dem Volke Opposition gegen die holländische Regierung gemacht, und, wohl wissend, welche Macht und welchen Einfluß sie besitze, die Freiheit des Unterrichts in Anspruch genommen. Mit dieser Freiheit des Unterrichts hatte sie denselben fast ganz an sich gerissen, und auf dieß Ziel steuerte auch die französische Geistlichkeit los, sobald sie sich von dem ersten Schrecken der Juliusrevolution erholt hatte.

Es ist das Vorrecht schlimmer Zeiten, daß man bittere Wahrheiten nicht nur heraussagt, sondern daß sie auch eine Stätte finden, weil sie solche am Ende finden müssen. Man hat in Frankreich, wie an manchen Orten in Deutschland, die Entdeckung gemacht, daß die Schullehrer zu wahren Dienern der Aufregung geworden sind. Durch ein Gesetz vom Jahre 1833 wurden Normalschulen für den Primairunterricht gebildet, und die Einrichtung derselben hat sich in manchen Beziehungen verderblich erwiesen. Aus einem sehr natürlichen Grund: nachdem man die jungen Leute zehn Jahre in einer Stadt mit dem Rahm aller menschlichen Kenntnisse gefüttert, schickt man sie hinaus aufs Land, um die Bauernkinder Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren. Der genossene Unterricht war fast nothwendigerweise oberflächlich und mehr gemacht den Appetit zu reizen als zu befriedigen; das Geschäft, zu dem man sie dann hinausschickte, ist mühselig, einförmig, schlecht gelohnt. Zur unglücklichen Halbwisserei kommt das Mißvergnügen über die eigene Lage, was Wunder, daß man Leute gezogen hat, die selbst unzufrieden sind und andere unzufrieden machen, so daß die Regierung sich genöthigt sah, von der Nationalversammlung ein Gesetz zu verlangen, vermittelst dessen die Präfecten mit den Schullehrern ziemlich willkürlich umspringen, und sie so durch den Schrecken in Zucht halten können; ein jedenfalls ungenügendes Mittel, da man nur den Ausbrüchen des Uebels vorbeugt, die Ursache aber bestehen läßt. Mit dem mittlern Unterricht ist es nicht besser, fast noch schlechter bestellt: die jungen Leute bringen 7 bis 8 Jahre damit zu, Griechisch, Lateinisch, Geschichte, Geographie und Literatur zu treiben, lauter Dinge, die keiner augenblicklichen Verwendung fähig sind. Die welche gründlich unterrichtet werden, thun einen gewaltigen Schritt in der Cultur, in der Fähigkeit zur Erlangung weiterer Kenntnisse vorwärts, aber es ist eine günstige Annahme, wenn man sagt, daß bei der Hälfte der Unterricht wirklich in Saft und Blut übergehe. So werden Tausende von jungen Menschen jährlich ins Leben hinausgeworfen, die weder die höhern Kenntnisse durch classische Studien, noch praktische Kenntnisse fürs Leben erlangt haben, und die Wahrheit gesagt, zu nichts gut sind; zu allem Unstern haben sie auch meist noch eine gründliche Faulheit sich angewöhnt, denn von dem Augenblick an, wo sie den Faden des ertheilten Unterrichts verlieren und demselben nicht mehr folgen können, tritt die Faulheit ganz von selbst ein. Das Examen wird aber dennoch gemacht, weil wenige Examinatoren es übers Herz bringen, einem jungen Menschen und seinen Eltern zu erklären, daß er die 7 bis 8 wichtigsten Jahre seines Lebens nutzlos zugebracht habe; er erhält sein Abgangszeugniß, und damit seiner Ansicht nach die Aussicht auf ein künftiges Staatsamt, nach dem er strebt, und wenn er es nicht erreicht, zu den Unzufriedenen übergeht. Das Gemälde ist nur allzu wahr, nicht bloß für Frankreich, nur ist hier die Sache zehnfach verschlimmert, da sich aus den Zahlen ergibt, daß mindestens ein Sechstheil alles mittlern, ein Drittheil des höhern Lycealunterrichts, und die Hälfte allen Universitätsunterrichts in Paris ertheilt wird, wo die Schüler allen den Einflüssen ausgesetzt sind, die hier im Uebermaaße gähren. Die Centralisation aller Anstellungen in den Händen der Minister in Paris trägt dazu bei, lange Candidatenlisten für die entgegengesetztesten Regierungssysteme zu schaffen, und allen denen, welche irgend Aussicht haben an die Regierung zu gelangen, eine unmäßige Reihe Anhänger an die Hand zu geben. Alles wirkt zusammen, den Unterricht in den Departements siechen zu lassen und ihm in Paris ein fieberhaftes, überwucherndes Leben zu verleihen.

Daß sich die Geistlichkeit von diesem Stande des Unterrichts ziemlich zurückzog, und daß sie das Uebel in dem Monopol des Unterrichts von Seite der Universität suchte, ist natürlich, obgleich die Universität an sich nur einen sehr geringen Theil der Schuld trug. Man ist hinsichtlich des Primairunterrichts zu keiner bestimmten Entscheidung gekommen, und hat nur vorgeschlagen, die Normalschulen nach und nach zu unterdrücken, und statt derselben die Erlernung und Uebung des Primairunterrichts an die einzelnen Schulen zu verweisen, wo der, welcher sich für eine Schulmeisterstelle vorbereiten will, gleichsam bei einem ältern Schulmeister in die Lehre geht, und dann wo möglich in seinem eigenen Dorfe oder in seinem Canton angestellt wird. Das ist aber mehr ein Vorschlag geblieben, und möchte ohne andere Hülfsmittel auf den Unterricht selbst sehr nachtheilig zurückwirken, wenn es gleich dem oben bezeichneten Uebel der Normalschulen abhilft. Aber ein ähnliches Mittel gibt es für den Secundärunterricht nicht. Es blieb nichts übrig, als die Obergewalt über den Unterricht zu theilen, und die Bischöfe, welche sich über die Universität beklagten, mit hereinzuziehen in den Rath der Universität, der zu Paris seinen Sitz haben, und in die akademischen Räthe, welche in jedem Departement errichtet werden sollten. Hr. von Montalembert sprach viel von einer „intellectuellen Decentralisation Frankreichs,“ blieb aber nur die Ausführung schuldig, als man ihn um die Mittel befragte. Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß die Uebel selbst, über welche man sich hinsichtlich des Unterrichts beklagt, keineswegs gehoben sind, sondern daß man nur die Geistlichkeit bei dem Universitätsrathe und den akademischen Räthen der Departements beizog, und dadurch ein Einverständniß über die fernere Leitung des Unterrichts erzielte; ob auch erreichte, wird die Folge lehren. Guizot hat sich in einem besondern deßhalb erlassenen Schreiben dahin ausgesprochen, daß er den von so vielen Seiten erwarteten Frieden keineswegs, sondern höchstens einen Waffenstillstand voraussehe. Die Bischöfe sollen sich

chen Maaße von Geist... nöthig seyn mag, ist
Zwangssystem einen Uebergang zu finden,
es noch ein weiter Sprung bis zu der belgischen Freiheit, die
der Geistlichkeit einen solchen Wirkungskreis eröffnet hat, daß
von 53 Privatetablissements 44 ganz in den Händen der Geist-
lichkeit sind; nur 5 sind in den Händen von Laien und 4 sind
von Communalcollegien errichtet worden. Von den 24 vom
Staat unterstützten Anstalten stehen drei unter geistlicher Lei-
tung. Es darf also nicht in Verwunderung setzen, wenn in
der Auseinandersetzung der Motive der Regierung das Wort
entschlüpfte, daß „das Gesetz entworfen wurde, um die Concurrenz
der Geistlichkeit zu bekämpfen, und daß man die im J. 1830
an die Gemeinde verlorenen Prärogative wieder zurückerobern
müsse."

Diese Stellung wollte sich die Geistlichkeit nicht entreißen
lassen, aber die Laien fühlten, daß eine vervollkommnete erwei-
terte Unterrichtsmethode Noth thue. Der Gesetzvorschlag wurde
aufs heftigste von der Geistlichkeit bekämpft, ging aber nach 24
Sitzungen mit einem Mehr von 72 Stimmen gegen 25 durch,
und selbst im Senat fanden sich 31 Stimmen gegen 21. Die
Scheidung der Kirche vom Staat, welche in der belgischen Re-
volution so vollständig durchgegangen, machte das Princip der
Trennung von Kirche und Schule am Ende nothwendig. Selbst
der Papst mischte sich in den Streit und drückte in einer Allo-
cution sein tiefes Bedauern aus über den Geist, der in dem sonst
so kirchlichen Belgien sich der Regierung bemächtigt habe, eine
Beschuldigung, die von der Regierung nicht unberücksichtigt blei-
ben konnte und auch eine Antwort erhielt. Das Verdict der
Kammern ward bald darauf durch die Wahlen bestätigt. Da
das Recht des Staats hinsichtlich der Leitung des Unterrichts
sehr allgemein anerkannt ist, so führen wir als Probe aus einer
Rede des Hrn. Coomans die Stelle an, worin er sich hauptsäch-
lich gegen die Einmischung des Staats verwahrt: „der im Ein-
... Staats ertheilte Unterricht ist unserer Geschichte,
... unsern

bindung der Menschen unter einander macht ...
Kenntnissen nöthig, zu deren Erreichung die Mittel nur durch
ein größeres Zusammenwirken, als das der Gemeinden und
Privaten, durch den Staat selbst zu erreichen ist. Der von der
Centralsection der zweiten Kammer durch den Mund des Hrn.
Dequesne erstattete Bericht spricht dieß offen aus, wenn er
sagt: „die Constitution hat einerseits den Grundsatz der Unter-
richtsfreiheit verkündet, auf der andern Seite die Nothwendig-
keit eines auf Kosten des Staats gegebenen und durch das Gesetz
geregelten Unterrichts anerkannt. Der erste Grundsatz hat seit
1830 seine volle ungekränkte Ausführung erhalten, er ist zu
seiner ganzen Entwicklung gediehen, und niemand kann be-
haupten, daß er erstickt worden sey. Der zweite hat, was den
Secundairunterricht betrifft, bis jetzt nur eine unvollständige,
unregelmäßige Anwendung erhalten, und doch beweisen alle
Thatsachen, daß die Freiheit allein nicht hinreicht, allen Bedürf-
nissen zu genügen, alle Wünsche der Familienväter zu erfüllen.
Es besteht also eine Lücke, und diese soll der jetzige Gesetzent-
wurf ausfüllen." Seit 1830 waren dazu nicht weniger als vier
Versuche gemacht worden, von denen aber zwei im Portefeuille
liegen blieben, zwei andere zwar den Kammern vorgelegt, doch
von der Regierung selbst wieder zurückgezogen wurden. Der
erste rührte im Jahre 1834 von Hr. Rogier her, der ihn jetzt
wieder, wenn auch in veränderter Form vorlegte; er kam nicht
zur Berathung; der zweite und dritte war das Werk Vande-
weyers im J. 1844, als er auf kurze Zeit von London herüber
kam, um zwischen den streitenden Parteien der Liberalen und
der Geistlichkeit das Ruder zu führen — ein Unternehmen, das
bekanntlich nicht glücklich ausging, und bald wieder aufgegeben
wurde; der vierte war das Werk des Ministers der geistlichen
Partei, Hr. de Theux, im J. 1846. Das Bedürfniß war also
von der geistlichen Partei so gut wie von der liberalen aner-
kannt worden. Die erstere hatte somit Unrecht, wenn sie durch
... ihrer Redner erklärte, daß gar keine Noth-

ihr Einfluß waren zur Zeit, als Rogier (1834) die erste Vorlage machte, noch so entschieden gegen eine Einmischung des Staats, daß Nothomb selbst einige Zeit später noch (im J. 1836) erklärte, der Staat habe sich in die intellectuelle, moralische und religiöse Entwicklung des Landes nicht zu mischen.[1] Das wurde bald anders, und als die Regierung durch mehrere Verordnungen in den Jahren 1840 und 1841 nach langem Zögern ihren Antheil an der Aufsicht über den Unterricht in Anspruch nahm, geschah es mit ziemlich allgemeiner Zustimmung. Die Lehre von der Nichteinmischung des Staats trat mehr und mehr in den Hintergrund, und als im Jahre 1842 das Gesetz über den Primairunterricht zur Sprache kam, konnte sich der Berichterstatter schon dahin äußern, „die Oberaufsicht über die gesetzlich errichteten Schulen gehöre weit mehr der Staatsgewalt als der Provincialbehörde, die Regierung sey in dem Gesetzentwurf von 1834 vielleicht zu sehr vergessen worden; der Einfluß der Gemeinde und Provinz habe alles verschlungen gehabt.“ Abgesehen von den bedeutenden Rechten, welche das Gesetz vom J. 1842 dem Staat über die ausschließlich communalen Schulen einräumte, ordnete es auch die Begründung von 26 höhern Primairschulen und von zwei Normalschulen an, die von der Geistlichkeit sehr ungern gesehen wurden, deren Leitung und Verantwortlichkeit aber dennoch der Regierung ausschließlich zukam. Dieser allmähliche Wechsel in der öffentlichen Meinung ist außerordentlich bedeutsam.[2]

Das oben erwähnte Gesetz über den Primairunterricht ordnet an, daß die Gemeinderäthe ihre Lehrer unter den Candidaten nehmen sollen, welche nachweisen, daß sie in den officiellen oder halbofficiellen Normalschulen einen zweijährigen Curs durchgemacht haben. Nach diesem Vorgang im Primairunterricht konnte man für den mittlern Unterricht nicht minder verlangen, denn dieser bedarf noch mehr eines wohlgeschulten und wohl vorbereiteten Personals; die sogenannten höhern Primairschulen, welche das Gesetz vom J. 1842 erschuf und unter die ausschließliche Leitung des Staats stellte, gehörten ja ohnehin schon mehr dem mittlern Unterricht an. Die Gegner des Gesetzes hielten sich in den 24tägigen Debatten hauptsächlich an zwei Einwürfe, der Staat und namentlich die Regierung mische sich zu viel ein, und für den religiösen Unterricht seyen nicht genugsam Garantien gegeben. Wenn man auf die Geschichte des Unterrichtswesens in Belgien seit dem J. 1830 zurückgeht, so kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Regierung nur mit der größten Mühe der Geistlichkeit und den von ihr mannichfach beherrschten Gemeinden den Grundsatz einer Oberaufsicht des Unterrichts entriß, und daß sie diese Oberaufsicht großentheils selbst wieder durch die Geistlichkeit üben ließ; daß sie die sehr ausgesprochene kirchliche Gesinnung in Belgien aufs äußerste schonte, und daß nur die Unfähigkeit der Geistlichen den Laienunterricht in einer Art zu leiten, wie er den neuen Anforderungen des Zeitbedürfnisses entspricht, der Regierung so viel vindicirte, als sie erhalten hat. Die unbedingte Freiheit des Unterrichts war vorerst nichts als die Herrschaft der Geistlichen gewesen; nur das Bedürfniß der Zeit gab nach und nach der Regierung einen gewissen Einfluß und Macht, vielleicht zum Theil darum, weil man den Streit über die geistlichen und über die Laienuniversitäten nicht auch in den Primair- und Secundairunterricht hinein verbreiten, und dadurch die Spaltung in den Gemeinden selbst, namentlich in den bedeutendern, noch vergrößern wollte. Die Regierung durfte in dem ganzen Verlauf der 20 Jahren durchaus keinen Schritt vorwärts thun, als wo sie sich ganz sicher nicht nur durch eine Mehrheit in den Kammern, sondern auch durch eine entschiedene Mehrheit im Volke getragen fühlte. Ohne diese entschiedene Mehrheit im Volke wäre das neueste Gesetz ganz unmöglich gewesen, und so muß man den Streit über das Unterrichtswesen in Belgien als die Geschichte der Emancipation des Volksgeistes von dem übermächtigen Einfluß der Geistlichkeit betrachten.

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß in Frankreich, nachdem die exclusive Oberleitung des Unterrichts durch die Universität definitiv gebrochen ist, sich in den verschiedenen Theilen des Landes eine außerordentliche Verschiedenheit der Behandlung der Unterrichtsfragen ergeben muß, und daß die Decentralisationsarbeit, in welche Frankreich sichtlich eingetreten ist, an diesen Unterrichtsfragen eine bedeutende Stütze finden wird. Belgien, wenn gleich kein sehr unbedeutendes Land, ist doch im Vergleich zu Frankreich nur eine Provinz, und wenn schon hier zwischen Brabant, Flandern und Lüttich eine merkliche Verschiedenheit ist, so muß diese zwischen dem Osten und Westen, dem Süden und Norden Frankreichs noch viel entschiedener hervortreten. Der alte Spruch: „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ wird sich auch in diesem bescheidenen Maaße von Unterrichtsfreiheit, das man in Frankreich statuirt hat, bewähren, und es wird sich ein innerer Kampf entspinnen, der für die Entwicklung Frankreichs von der größten Bedeutung werden muß. Wenn bisher die Oede in der Provincialgeschichte Frankreichs erschreckend war, wenn man von Seite der Departements sehr wenig Lebenszeichen, und diese nicht immer der erfreulichsten Art, bemerkte, so kann es gar nicht fehlen, daß sich jetzt ein mannichfacheres Leben in den Departements entfaltet, das bedeutendere Persönlichkeiten, mehr als es bisher der Fall war, von Paris fern hält und an die Provinzen fesselt. Die Provinzen haben angefangen, die ertödtende Monotonie, in der sie dahin leben, zu fühlen, und das neue Unterrichtsgesetz wird sehr dazu beitragen, dieß Gefühl zu entwickeln. Wäre die Sache nicht so ernst, man könnte es possierlich finden, daß die Republik gerade das entgegengesetzte, was ihre eigentlichen Adepten erstrebten, erzeugt hat. Die Republikaner des National, welche das Heft in den Händen hatten, waren erfüllt von der Idee einer wesentlich militärisch und ziemlich dictatorisch constituirten, gegen die Geistlichkeit und ihren Einfluß regierenden Republik; nichts zeigt mehr, wie wenig sie ihr Land kannten, als daß sie das allgemeine Stimmrecht einführten, denn dieß hat plötzlich ihren Planen und Hoffnungen ein Ende gemacht, um sie sobald nicht mehr aufleben zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Doch geschah es nicht ohne angehängten Zweifel, denn er fügte hinzu: „so habt ihr es gewollt, ob mit Recht oder Unrecht gilt gleich viel.“

[2] Vieles hat hierüber Hefferich zusammengestellt in seiner Schrift: Belgien in politischer, kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung. Pforzheim 1848.

Masse des in Belgien gefallenen Regens. Die belgischen Blätter berichten, daß die Masse des in diesem Jahr gefallenen Regens die der früheren feuchtesten Jahren um das Doppelte übersteige. Dennoch scheint die Fruchtbarkeit darunter nicht gelitten zu haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitize

Pulo Aor.

(Nach englischen Berichten.)

Die beiden Gipfel von Pulo Aor hatten ihre blauen Häupter über den Horizont erhoben während mehrerer Tage, seit wir sie von den Küsten der malayischen Halbinsel in einer Entfernung von etwa 40 Seemeilen, angestaunt. Oft zogen sie einen Blick auf sich, und jeder Blick erneute unsre Sehnsucht, bekannt zu werden mit einem Ziel, das der Gegenstand unsrer Conjecturen geworden war. Endlich kam die Zeit, welche unsrer Neugier genügen sollte. Wir lagen vor Anker in der geräumigen Bucht von Sidili, und mit einem frischen Landwind gingen wir nach Pulo Aor unter Segel. Windstille trieb uns zunächst auf den schmalen Felsen Tokong Pou, oder Haifischstein, gefürchtet, weil es in der Bucht wimmelt von diesen Ungeheuren der Tiefe, und bekannt bei den wenigen, die ihn besucht, durch die unermeßlichen Schwärme von Tauben, die dort ihr Nest gebaut. Um fünf Uhr Nachmittags konnten wir schon die Cocospalmen unterscheiden, welche Pulo Aor berühmt gemacht, wie sie ihre Kronen über die Buchten und Riffe emporgebaut; um sechs Uhr ankerten wir in der Südwestbay 300 Yards von den Riffen entfernt in 20 Faden Tiefe. Gegen Morgen erreichten wir die Küste und landeten auf der Leeseite eines schmalen Quais, der roh aus Korallen und andern Muscheln errichtet ist, unter welchen die gigantische Bivalve, Gebang (chama gigas) genannt, bemerklich war. Zuerst gingen wir nach der Wohnung des erblichen Imam oder Hohenpriesters dieser Insel, wo große Haufen Eingeborner bereit standen, uns zu empfangen; der Imam saß auf einem alten rostigen Vierundzwanzigpfünder, deren einige am Boden gegen die See gerichtet lagen; der Sage nach gehör... zur Ausrüstung einer Brigg, die vor 30—40 Jahren an ... und nach seinem

als wir bemerkten, wie sie von einem Gesimse ... den, auf dem Arzneifläschchen und Pillendosen eines Apothekers von Singapore bunt durcheinander standen.

Vom Hause des Imam wurden wir nach dem des To Kaya escortirt, dessen Titel To Kaya Prang ist. Er empfing uns stehend in beträchtlicher Entfernung von seinem Hause, das von sehr baufälliger Beschaffenheit war, so zwar, daß sein Wunsch, uns davon ferne zu halten, deutlich durchleuchtete. Er war ein Mann von etwa 40 Jahren, in seiner Erscheinung bettelhaft und weibisch im Betragen, Erfolg seiner Unmäßigkeit im Opiumrauchen. Er hat die engen Gränzen seiner Insel nie verlassen und soll erbärmlich arm, ja nicht selten dem größten Mangel ausgesetzt seyn, wenn während des Nordostmonsuns keine Verbindung mit Singapore besteht, woher er seinen Unterhalt bezieht. Bei diesem isolirten Potentaten, der gleich Robinson Crusoe Selbstherrscher alles dessen war was sein Auge übersah, führte uns der Imam, im Vergleich mit ihm ein Weltmann, in sehr förmlicher Weise ein, ohne Zweifel, um der Würde einer so wichtigen Person zu schmeicheln. Er hatte uns wenig zu sagen, und als wir die Vergeblichkeit unsrer Fragen einsahen, wollten wir von der kostbaren Zeit nicht verlieren, die uns zur Untersuchung des Eilands kurz gemessen war.

Pulo Aor ist die südöstlichste Insel eines Archipels, der sich der Küste von Malacca parallel in einem Abstande von 30 geographischen Meilen erstreckt; die hervorragendsten dieser Eilande sind Tioman, Pemangil und Aor. Pulo Aor hat drei kleine Nebeninseln, zwei an der Nordwestküste Pulo Lang und Dyang genannt, die an der Südostküste führt den Namen Pulo Pinang. Dieselben sind gleich der Hauptinsel mit Cocospalmen bedeckt. Obwohl Pulo Aor nur drei Meilen in der Länge und wenig mehr als 1½ Meilen in der Breite mißt, enthält es doch 1400 Einwohner. Ihre Niederlassungen liegen in 12 Buchten, die ... früheren Besitzungen rings um die Insel befin-

Gegenstände von geologischem Interesse bieten die zahlreichen ausgehöhlten Felsen, welche durch das Wasser gebleicht den Ruinen dorischer Säulen in wirrer Zusammenhäufung nicht unähnlich sind, und die Beralla China, ein merkwürdiger großartiger Felsenpilaster, welcher über dem engen tiefen Hafen zwischen Aor und Pulo Dyang thront. Von manchen Stellungen aus nimmt diese Säule die abenteuerlichsten Gestalten an, und zeigt namentlich in einer täuschende Aehnlichkeit mit einem eisernen Ritter in geneigter Stellung. Die Einwohner besitzen feine Früchte, unter diesen den Durian, den Fürsten der Früchte, und Mangustan.

Pulo Aor ist unmittelbare Dependenz von Pahang, wohin es jährlichen Tribut zahlt. Es bringt 70,000 Cocosnüsse und 5000 Gantang Oel hervor, was seine hauptsächliche Ausfuhr bildet; 30 Coyans Reis, 40 Kranjang Tabak, und 3 Buku Opium bilden den jährlich verzehrten Import. Zur Zeit unsers Besuches wütheten die Kinderpocken so sehr, daß es für gefährlich galt, einzelne Kampongs zu betreten. Der Imam, welcher in diesem Betreff große Sorgfalt und Angst zeigte, bat um die Ueberfahrt nach Singapore, um Impfstoff zu besorgen, mit dessen Anwendung er vertraut zu seyn vorgab; ein solch menschlicher Vorschlag durfte nicht verweigert werden. Fieber sollen unter den Eingebornen nicht sehr herrschend seyn, doch werden unter zehn Fremden sieben davon befallen, wenn sie etwa 14 Tage auf der Insel verweilten. Die Eingebornen sind meist von kleiner Statur und schwachem Ansehen, was wohl einer localen Ursache der Ungesundheit zugeschrieben werden darf. Sollte Dr. Little's Theorie über Erzeugung der Fieber durch die Korallenriffe richtig seyn, so könnte man die Korallbänke rund um die Bucht als nächste Ursache bezeichnen, denn es gibt auf der Insel keine Moore, und die anliegenden Thäler sind von Wald frei und gut angebaut, daher die bewohnten Theile überall von den gewöhnlichen Quellen der Miasmen verschont.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Kirche.

Alle diese Vorgänge in Belgien und Frankreich, so wie andere in Italien und in England haben dafür gesorgt, daß man die Kirche nicht vergesse. In den rein politischen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts hatte man den Papst und die Kirche nahe zu aus den Augen verloren; in den letzten Jahren der Restaurationsperiode, womit wir die Zeit von 1815 bis 1848 bezeichnen wollen, hat man gleichfalls bis auf Pius IX sich wenig um das Papstthum bekümmert, jetzt weiß man aber wieder, daß es handelnd und leidend mannichfach in den Gang der Geschichte eingreift. Die Kämpfe über das Unterrichtswesen in Frankreich und Belgien geben einen Fingerzeig darüber, was die Kirche in den nächsten Jahrhunderten seyn wird, — die Leiterin der Bildung und des Unterrichts für die große Masse des Volks in den katholischen Ländern, und da der Sieg der Demokratie, trotz mannichfachen Anscheins vom Gegentheil, eine entschiedene Sache ist, so werden die geistigen Tendenzen der Masse auf die Denkungsart und die Aeußerungen der Gebildeten nicht wenig zurückwirken. Ja diese Rückwirkung könnte vielleicht zu stark werden, hätte nicht der Geist der freien Forschung, erzeugt durch das Studium der Alten, genährt durch den Protestantismus und gefördert durch die Philosophie des 15ten Jahrhunderts, so reißende Fortschritte und Eroberungen, in Amerika sowohl als in Europa, auf dem Gebiet der Wissenschaften gemacht, daß an eine Wiederkehr der alten Kirchenformen, des alten Zwangs nicht mehr zu denken ist.

Dieser Geist der freien Forschung ist mit den materiellen Interessen der Neuzeit so eng verbunden, daß man ihn nicht mehr bannen kann; alle Zweige der Industrie bedürfen eines Studiums der Mathematik, der Physik, der Chemie, und wirken dadurch auf die Emancipation der Köpfe von blindem Glauben. Aber der Geist der alten römischen Kirche ist noch nicht erloschen, wenn er auch in Europa durch die Erbitterung des Kampfes mit mannichfachen Gegnern gedrückt ist, und von der Ausbreitung des katholischen Glaubens selbst in dem als wesentlich protestantisch angesehenen Nordamerika entwirft Mackay,[1] nicht ganz ohne protestantischen Neid, nachstehendes interessante Gemälde: „die römische Kirche hat gewissermaaßen die vergleichsweise volkreichen Staaten der Seeküste aufgegeben und ihre Aufmerksamkeit auf das Mississippi-Thal gerichtet. Darin zeigt sie eine weitschauende Politik. Neunzehn Zwanzigstel des Mississippi-Thals sind noch unter der Herrschaft der Wildniß, aber kein Theil des Landes füllt sich so rasch mit Menschen an. In fünfzig Jahren werden die Bewohner dieses Thals doppelt so zahlreich seyn als die der atlantischen Staaten. Die römische Kirche hat thatsächlich die letztern den zankenden protestantischen Secten überlassen und nimmt mit raschen Schritten Besitz von dem großen Thal. In ihren Operationen beschränkt sie sich nicht auf dessen bevölkerte Theile, ihre treu ergebenen Missionäre dringen in die entferntesten Gegenden, wo nur ein Weißer oder ein Indianer zu finden ist. Wohin der protestantische Missionär kommt, findet er daß ihm sein thätiger Nebenbuhler voraus geeilt ist; der Katholicismus streut hier durch seine Vorhut, welche gleichen Schritt mit der Bevölkerung hält, wohin diese sich verbreitet, allenthalben den Samen seines künftigen Einflusses aus. In vielen Gegenden findet der Ansiedler keinen religiösen Freund in seinem Bereich, als den treuen Missionär Roms, der somit ein Feld vor sich hat, das er häufig mit Erfolg anbaut. Außerdem werden Seminarien in Verbindung mit der Kirche gegründet, nicht bloß an Orten, wo sich bereits eine bedeutende Menschenzahl findet, sondern auch an Stellen, die bald, wie eine sorgfältige Beobachtung Roms Agenten überzeugt hat, mit einer starken Bevölkerung sich füllen werden. Kirchliche Einrichtungen werden gegründet, die sich dem Volke durch die Art empfehlen, wie sie für seine Bequemlichkeiten und Bedürfnisse Sorge tragen. Die barmherzigen Schwestern haben bereits ihre Niederlassungen in der Tiefe des Waldes, heilen die Kranken, bringen Trost den Gedrückten, lange ehe der Arzt und der protestantische Geistliche in der Niederlassung erscheinen." Wo eine so klare Erwägung der Zukunft herrscht, da wird auch das Verständniß, um aus den Bedrängnissen der Gegenwart herauszukommen, nicht fehlen.

Mag in dem Schritt, welchen die römische Curie hinsichtlich Englands gethan hat, eine weitere Berechnung liegen oder nicht, immerhin wird die katholische Kirche von demselben noch einen andern Vortheil ernten, als die einfache bessere Verwaltung der Katholikenverhältnisse in England. Es konnte so erfahrenen, mit den Zuständen Englands so vertrauten Männern wie Wiseman und die andern Bischöfe nicht entgehen, daß die ganze alte kirchliche Streitwuth in vollem Maaße losbrechen werde, allein was ist mit der ganzen brausenden Bewegung zu erreichen? Nichts. Die katholische Kirche stellt sich auf den Satz

[1] In seinem Buch: the Western World or Travels in the United States.

ganze Verlauf ... als sie durch die öffentliche ...
gierung just nur so weit ging, als sie durch die öffentliche Was konnte
noch dazu ihr katholische Meinung gedrängt war. Was konnte
es also helfen, die große Majorität der Belgier durch einen so
ausgesprochenen Tadel in ihrer traditionellen Anhänglichkeit an
den heiligen Stuhl irre zu machen? Da handelte die Curie
viel besonnener in Bezug auf Frankreich, dessen Unterrichts-
system bei weitem der Geistlichkeit die Zugeständnisse nicht macht,
welche diese in Belgien selbst jetzt noch nach dem getadelten
Gesetze genießt; die Curie erklärte sich mit der Transaction, die
in Frankreich vorging, einverstanden, und allerdings mochte sie
solche als einen großen Gewinn ansehen, da die Ereignisse des
Jahres 1848 und das Emporkommen der antiklerikalen Repu-
blikaner ganz anderes sie hatten befürchten lassen. Am herbsten
sprach sich aber die Curie über Piemont aus, und wenn die
Nähe dieses Staats bei Rom dessen Schritte empfindlicher
machte, so ist dieß doch kaum eine genügende Erklärung für
das unversöhnliche Verhalten der Curie gegen einen Staat, der
nicht mehr, ja viel weniger gethan, als die meisten andern
katholischen Staaten, als Frankreich, Belgien, Oesterreich, ja
selbst Toscana und Neapel. Man ist also berechtigt, eine Er-
klärung des Verhaltens der römischen Curie anderswo als in
den Siccardischen Gesetzen zu suchen, deren Inhalt in Neapel,
Toscana und Oesterreich nicht so anstößig erscheint. Diese Er-
klärung liegt wohl in der Stellung (s. Nr. 213), welche Pie-
mont seit zwei Jahren in Italien einnimmt, und trotz seiner
Niederlage nicht aufgegeben hat.

Diese Stellung bedarf keiner nähern Schilderung mehr, es
ist die reine Expectanz auf eine italienische Revolution, eine Re-
volution, die dem Papst verderblich werden muß, wenn man
nicht, ehe sie ausbricht, Maaßregeln ergreift seine gänzlich un-
... zu ändern. Der Papst ist nach Rom

... stitution? Die Freiheit in der Art, wie sie die neuere ...
steht, und welche die Beseitigung aller weltlichen Gewalt der
Priesterschaft in sich schließt. Wäre der Papst nur Priester,
die Revolution könnte ihm nichts anhaben, aber er ist welt-
licher Fürst und somit erreicht sie ihn, und bringt ihn in ein
unlösbares Dilemma. Was mußte der Papst denken von der
enthusiastischen Vergötterung, deren Gegenstand er war? Unmög-
lich konnte er sich über den Gehalt derselben täuschen: man
schmeichelte ihm, dem Manne, weil man hoffte, er werde selbst
gegen die gehaßte Priesterschaft auftreten, d. h. in seinem eige-
nen Fleische wüthen. Die Lage war ganz unhaltbar, denn sie
war völlig falsch und heuchlerisch, wenn sie auch nicht von der
Masse, die ihm Verehrungsbezeugungen darbrachte, so gemeint
war. Der Papst zerriß selbst den täuschenden Schleier, der ihn
einhüllte, durch die Flucht, und es erklärt sich, weßhalb er
nicht zurück wollte, nicht bloß durch seine Ungeneigtheit sich in
die Macht der Franzosen zu begeben, sondern auch durch die
Abneigung vor der nackten, schleierlosen Wirklichkeit, mit der er
jetzt seinen Unterthanen entgegentrat. Was sollte, was konnte
er ihnen bringen, als — fremde Truppen, neue Lasten und
zerstörte Täuschungen. Was soll der Ausgang seyn? Der Papst
muß die weltliche Herrschaft aufgeben oder die weltliche Herr-
schaft wird das Papstthum vernichten. Wir finden nichts boden-
loseres, als die Argumentation der liberalseynwollenden Fran-
zosen, welche über die Festsetzung in Mittelitalien aus selbst-
süchtigen Zwecken sich freuen, von dem Zusammentreten der
Christenheit zur Befreiung und Wiedereinsetzung des Papstes
schwatzen, und dann über den jetzigen Zustand Roms mit nach-
folgender leichtfertiger Argumentation sich hinweghelfen: „in
Rom darf man liberal in der Verwaltung, aber nicht in der
Regierung seyn, die Freiheit der Presse, der Tribune, der Ver-
... denn zu Rom wollen alle

der Constitution in Toscana, sie ist consequent mit der Lage, die man dem übrigen Italien bereitet hat, aber die piemontesische Constitution ist ein Mißklang, der nicht lange neben den jetzigen Zuständen des übrigen Italiens bestehen kann, er muß diese ändern oder selbst untergehen. Die Feindseligkeit der römischen Regierung mit ihren geistlichen Waffen und die der neapolitanischen mit den weltlichen Plackereien haben beide einen und denselben Grund. Die Zukunft zeigt sich für Italien unter den schlimmsten Auspicien, wir würden sagen unter den drohendsten, wenn Italien durch sich selbst über sein Schicksal entscheiden könnte, aber Italien kann nicht den Krieg provociren, und um Italiens willen fängt man den allgemeinen Krieg nicht an, der an andern Fäden hängt. Man begreift die athemlose Spannung, mit welcher man neuerer Zeit in Italien dem Gang der Dinge in Deutschland entgegen sah. Für den Fernerstehenden mußte der Krieg, der dem Nahestehenden unglaublich und unmöglich schien, viele Wahrscheinlichkeit haben, und ein Ausbruch befreite Italien von einem Alp, von der Hoffnungslosigkeit, denn für die Stimmung, wie sie in der Lombardei und in Mittelitalien herrscht, Unteritaliens zu geschweigen, ist der jetzige Zustand, der keine Veränderung von innen heraus, sondern nur noch von außen herein in Aussicht stellt, das peinlichste und unerträglichste. Mit welchen Gefühlen muß die päpstliche Regierung einer Bewegung irgend einer Art, komme sie nun woher sie wolle, entgegensehen? die nächste Aussicht ist, daß auch der Schatten von Unabhängigkeit, den die Courtoisie der Franzosen jetzt noch der päpstlichen Regierung läßt, vollends verschwindet, und daß möglicherweise die französische Regierung mit der revolutionären Partei Italiens gegen Oesterreich gemeinsame Sache macht. Jedenfalls muß das päpstliche Ansehen, in geistlicher wie in weltlicher Hinsicht, leiden; die völlige Besetzung der Engelsburg durch die Franzosen, selbst mit Austreibung der römischen Civilbevölkerung, ist nur ein Symptom dieses Zustandes. Die Gegenwart ist trübe und die Zukunft noch um ein gutes Theil trüber.

Eines der schlimmsten Zeichen ist die drohende Spaltung unter der Geistlichkeit selbst, hervorgerufen oder wenigstens zur öffentlichen Kunde gebracht durch die Freigebung der Kirche von Seite Oesterreichs, einer der folgenschwersten Schritte der neuern Zeit sowohl in Bezug auf Italien als auf Deutschland. Diese Freigebung war eine Kriegsmaaßregel, ein feindlicher Schritt gegen Piemont, indem man dem Widerstand der hohen Geistlichkeit gegen die Regierungsgewalt dadurch unter die Arme griff. Wem soll jetzt die piemontesische Geistlichkeit folgen? Der Regierungsgewalt, von der sie sich nicht ganz losreißen kann, oder dem Papst und der von Oesterreich unterstützten hohen Geistlichkeit? Der alte Zustand Italiens von 1820 bis 1847 war vergleichsweise leidlich: er hatte eine Revolution erzeugt, aber diese Revolution war in ganz Italien niedergeschlagen worden, und somit herrschte im Wesentlichen einerlei System durch die ganze Halbinsel; jetzt stehen zwei Gewalten da, die piemontesische Constitution und der alte ganz durchwühlte und unterhöhlte Zustand, der sich ohne fremde Hülfe gar nicht mehr aufrecht erhalten läßt, und diese fremde Hülfe wird nicht mehr von Einem Staate geleistet, sondern von zweien in tiefem Zwiespalt befindlichen, da Frankreich, so freundlich es sich jetzt auch anstellt, und selbst in seinen Journalen der österreichischen Herrschaft Lobreden spenden läßt, doch jeden Augenblick mit Oesterreich in Hader gerathen kann. Wenn irgend ein Land den Beweis liefert, daß die materielle Ruhe sehr wenig Werth hat, wo alle moralischen Grundlagen des Daseyns einen Krieg, und zwar einen Krieg bis aufs Messer verkünden, so ist es Italien. Die Falschheit der Ansicht, daß dieß Italien nur ein geographischer Begriff sey, tritt mit jedem Augenblick hervor, das Gemeingefühl des Landes empfindet den Mißklang, welcher in den widerstreitenden Grundsätzen liegt, die unglücklicher Weise beide zur Regierungsgewalt gelangt sind, aufs tiefste.

Aber noch in einem weitern Kreise macht sich dieser Mißklang fühlbar. Oesterreich, der Erbe der alten Kaiser, hatte bisher immer noch eine Art Schirmvogtei über die Kirche geübt, in der Nachwirkung der alten Verhältnisse: es war die ghibellinische Macht, welche die Welfen niederhielt. Das Haupt und die Seele der Welfenmacht war der Papst gewesen, und dieser ist jetzt nicht nur selbst ins ghibellinische Lager übergegangen, sondern Oesterreich hat ihn auch durch die Freigebung der Kirche auf seine geistliche Macht verwiesen, während in die weltliche Rolle des Haupts der Welfenmacht Piemont eingetreten ist. So hat Oesterreich selbst dazu beigetragen, die weltliche Macht des Papstes in ihrem Grundsatz zu zerstören. Aus diesem unsäglichen Wirrwarr geistlicher und weltlicher Verhältnisse, aus dem Widerstreit französischer und österreichischer Interessen, wobei die Interessen Italiens immer nur als ein Anhängsel anderer behandelt werden, gibt es nur noch einen ziemlich friedlichen Ausweg: die Abscheidung Italiens von der österreichischen Gesammtmonarchie unter einem weltlichen österreichischen Oberhaupt, wodurch eine Gesammtheit italienischer Interessen hergestellt und der erschlichene Einfluß Frankreichs in seinen Grundlagen gebrochen werden kann. In dieser Gesammtheit italienischer Interessen kann der Papst noch einen Platz finden, in einem Widerstreit Oesterreichs und Frankreichs wird er ein Werkzeug fremder Interessen, und seine Bedeutung als Papst muß unwiederbringlich sinken, denn Frankreich kann die innern Widersprüche Italiens unmöglich versöhnen, und den Papst nur zu seinen weltlichen Zwecken gebrauchen. Das jetzige scheinbar gute Verhältniß mit Frankreich, die mystisch romantischen Reminiscenzen des Grafen Montalembert werden den innern Widerspruch nicht lösen, sie werden nicht versöhnen was unversöhnlich ist, den Papst und die Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Entdeckungsreise in Südafrika. Die Cape Town Mail vom 12 October enthält folgendes: „eine zweite Entdeckungspartei — die erste ist die von Galton, s. Nr. 289 —, segelte vorige Woche nach der Walvisch-Bay ab, in der Absicht von da ins Innere zu dringen. Sie besteht aus einem Hrn. Gassiot nebst zwei Hrn. Dolman und ihren Dienern; sie haben drei Wagen, sechs Pferde und alle Nothwendigkeiten für eine längere Reise mit sich genommen." Die drei genannten Herren verließen England am 20 Julius in der Absicht vom Cap nach der Algoa-Bay auf dem Dampfboot zu gehen und von da nach dem Innern, um die Quelle des Limpopo aufzusuchen. Die HH. Dolman haben mehr als einmal das Cap besucht, und der jüngere, Hr. Alfred Dolman, ist vor einiger Zeit ohne Begleitung irgend eines Europäers bedeutend nordwärts von jeder Missionsstation ins Innere eingedrungen. Durch den Vortheil dieser vorläufig gemachten Erfahrungen hoffte die Reisegesellschaft manchen Verlegenheiten, die sonst das gewöhnliche Loos afrikanischer Reisenden wird, auszureichen. Bei ihrer Ankunft am Cap vernahmen sie aber, daß die ausgewanderten Boeren sehr unruhig im Innern geworden seyen, und mehrere Reisegesellschaften, die sich dahin auf den Weg gemacht, aufgehalten hätten. Dieß veranlaßte sie ihren beabsichtigten Reiseplan zu ändern und alsbald einen kleinen Schooner nach der Walvisch-Bay zu befrachten; von da aus wollen sie nordwärts ins Innere dringen, auf einer bis auf wenig Meilen bis jetzt völlig unbekannten Straße. (Athen. 21 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Rückblick.

(Fortsetzung.)

Der Ablauf des halben Jahrhunderts.

Wir stehen, wie wir aus dem Obigen gesehen, vor einem Zeitabschnitt, der auf lange Jahre hinaus entscheidend wirken wird. Man kann, so seltsam es lauten mag, sagen, Oesterreich habe mit der Freigebung der Kirche den tausendjährigen Kampf der deutschen Kaiser mit und über Italien aufgegeben, um sich wieder Deutschland ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise zuzuwenden. Sichtlich weiß es den Ausweg aus dem alten System noch nicht zu finden, aber wo die geistige Grundlage gegeben ist, werden auch die physischen Mittel sich finden. Die Freigebung der Kirche, die Aufhebung der alten kaiserlichen Schirmvogtei, das entschlossene Eintreten in die Strömung des deutschen Lebens sind Ereignisse von unermeßlicher Tragweite, ein Bruch mit der Vergangenheit, der seine Wirkungen weit über den Länderkreis der österreichischen Monarchie hinaus erstrecken wird, so sehr man auch jetzt noch zögert, die Folgen desselben entwickeln zu wollen, ja ihnen hemmend in den Weg tritt. Aber der Schritt ist geschehen und nicht mehr zurückzuthun, er ist geschehen im Geiste der occidentalischen, durch die Reformation mannichfach umgestalteten, aber nichts weniger als gestürzten Kirche. Es wird an Prätendenten nicht fehlen, welche die aufgegebene Schirmvogtei für sich in Anspruch nehmen wollen, und Frankreich rüstet gewaltig, geistig und physisch, diese Erbschaft anzutreten, aber Oesterreich kann — und muß nöthigenfalls — durch die Anregung des italienischen Geistes diesen Prätendenten den Boden unter den Füßen hinwegziehen. Man

commiß ist, und da Frankreich ein Interesse daran hat, die Spaltung und Uneinigkeit Italiens und die Schutzbedürftigkeit des Papstes zu erhalten, so wird es eine Secularisation zu Gunsten einer weltlichen Macht gar nicht zugeben. Die Zeit zu einer Entscheidung ist also noch nicht gekommen, immerhin hat aber Oesterreich durch seine Freigebung der Kirche den Grund zu diesem großen, für die occidentalische Kirche und ihre Entwicklung entscheidenden Ereigniß gelegt.

Es ist nicht ohne Interesse den Entwicklungsgang dieser Idee zu verfolgen, deren Anfänge sich von dem Beginn dieses Jahrhunderts herschreiben. Vor dem Revolutionskriege, am Ende des vorigen Jahrhunderts, war Oesterreich noch dem Namen nach das Haupt des deutschen Reichs, der Schirmherr der Kirche und in Italien kraft seiner alten kaiserlichen Ansprüche zu Hause. Es besaß Niederburgund und hatte bedeutende Besitzungen in Schwaben, die Trümmer seines alten Besitzthums, das einst dem Plane Friedrichs III und Maximilians I zufolge Deutschland im Osten und Westen umspannen, und dadurch die Kaisergewalt über Deutschland sichern sollte. Der unglückliche dreißigjährige Krieg und seine Folgen zerrissen dieß Netz in doppelter Weise, durch den Verlust des Elsasses und durch das Emporkommen Preußens. Der Revolutionssturm riß nieder, was vereinzelt stand, Belgien und die Vorlande gingen verloren, die zum Schatten hingeschwundene Reichsgewalt mußte aufgegeben werden und Napoleons Siege entrissen Oesterreich auch die Schirmvogtei der Kirche, um sie in veränderter Gestalt, mit Verlust des weltlichen Besitzes, auf Frankreich als den Repräsentanten des westlichen Europa's überzutragen. Oesterreich zog sich auf sich selbst zurück, aller aus der alten Kaiserzeit ererbten Prunkgewänder entkleidet. Mit dem Sturze Napoleons schien die alte Stellung

nachgejagt, und hat über diesem Traumbild der alten Kaisererinnerungen die Anforderungen der neuen Zeit und die wesentlichsten Interessen seines Landes verabsäumt.

Es ist der Grundgedanke des neuern Oesterreichs, so wie es aus den Stürmen der Revolutionsjahre sich herausgearbeitet, den Traumbildern der alten Zeit zu entsagen, ein modernes, wohnliches, nicht mit alten Schnörkeln verziertes Haus aufzuführen. So stellt sich die Constitution vom 4 März dar, und im Innern ward rüstig an der Modernisirung gearbeitet. Bald zeigte sich aber, daß der Plan leichter als die Ausführung sey. Rasch folgten einander die Landesverfassungen von Böhmen und Mähren, Ober- und Niederösterreich, Tirol und Steiermark, selbst Croatien und Galizien, aber an Ungarn und Italien erlahmte die Kraft; diese unter einerlei centralisirte Verwaltung zu beugen, bot unabsehbare Schwierigkeiten. In Ungarn wird es jetzt financiell versucht, um die unerläßliche nationalökonomische Vereinigung der Länder herbeizuführen, damit die darauf folgende politische Verwaltung, welche es auch sey, nicht mehr die Macht habe, das Land in der Art von den übrigen Theilen der Monarchie loszureißen, wie es im J. 1848 geschehen; aber in Italien wird auch dieß nicht einmal versucht, und statt einer Verschmelzung legt man ihm ein besonderes Zwangsanlehen auf, eine Art financieller Unabhängigkeitserklärung, die freilich den Italienern nicht zusagt, die sie aber durch das starre Zurückweisen aller österreichischen Papiere gewissermaßen selbst erzwungen und acceptirt haben. Italien ist für Oesterreich durchaus nur noch ein feindseliges, durch eine Armee niedergehaltenes Land, in welchem Oesterreich nicht weiter herrscht als seine Truppen reichen. Um sich einen Einfluß gegen diejenige Macht, die durch ihre neue Stellung ihm am gefährlichsten zu werden droht, zu sichern, hat es die Kirche freigegeben, und damit die hohe Geistlichkeit des Landes zu seinen Freunden gemacht. Soll dieß Bündniß nicht im Fall eines Kriegs mit Frankreich zum Verderben eben dieser Freunde ausschlagen, so muß es eine nationale Begründung finden, damit nicht die nationale Idee lediglich auf die Seite Piemonts und endlich der Franzosen sich schlage. Die Freigebung der Kirche fordert eine Freigebung Italiens und ein Bündniß mit diesem Italien gegen jeden äußern Feind und Prätendenten. Die alte Kaiserherrschaft soll sich in eine Schutzherrschaft im freiesten Sinne des Worts umwandeln, und dann wird der Haß gegen die Tedeschi bei den Weiterschauenden plötzlich fallen, bei den Massen allmählich schwinden.

So wird Oesterreich durch die Macht seiner innern Verhältnisse zur Anerkennung eines bedeutenden Grades von Unabhängigkeit Italiens fortgedrängt. Aber eben diese innern Verhältnisse hemmen auch noch die Anerkenntniß dieses Standes der Dinge: man hat den Radikalen des Jahres 1848 gegenüber, welche die Zerreißung des Kaiserstaats proclamirten, die Einheit des Staats auf den Schild erhoben und selbst zum Wahlspruch gemacht. Diese Einheit stößt jetzt auf unübersteigliche Hindernisse, und man erkennt diese Unübersteiglichkeit indirect dadurch an, daß man die Kirchenfreiheit verkündet, wodurch man zum Aufgeben Italiens fortgedrängt wird, und mit vollen Segeln in den Strom des bewegten deutschen Lebens eintritt. Noch sträubt man sich aber die Unausführbarkeit des Einheitsstaats offen anzuerkennen, noch scheut man sich, in die volle Strömung des deutschen Lebens einzutreten, aber der archimedische Punkt, um das Alte aus den Angeln zu heben, ist gegeben und die logische Consequenz wird sich stärker erweisen als die Menschen. Die Kirchenfreiheit wird fürs erste vielleicht einem Zwangssystem den Weg bahnen, aber der Staat kann dieß Zwangssystem nur noch indirect unterstützen, er kann ihm, ohne gegen seine eigenen aufgestellten Grundsätze zu verstoßen, nicht mehr die Sanction seines Gebots mitgeben, und wenn die Geistlichkeit den Bogen zu hoch spannen will, so steht der Uebergang zum Protestantismus offen, mit so mancherlei Hindernissen man ihn auch umgeben mag; die zahlreichen Uebertritte, die in diesem Jahre selbst von Priestern geschehen, deuten darauf hin, daß die Willkür, mit welcher jetzt nach Freigebung der Kirche der Bischof auch über die bürgerliche Existenz des Weltpriesters verfügen kann, die Veranlassung zu zahlreichen Apostasien werden muß. Die Freigebung der Kirche in Oesterreich war ein gewaltsamer Sprung, aber er ist geschehen, man hat dadurch mit der Vergangenheit unwiderruflich gebrochen, und eine Umkehr unmöglich gemacht. Die letzten Reste der alten Staatsidee, wonach man sich als die Stütze des alten Kirchensystems hingestellt, sind aufgegeben, die Kirche muß auf sich selbst stehen, ohne den Beistand der Staatspolizei, wird aber auch selbst nicht mehr, wie nur allzu oft geschehen, die Staatspolizei üben. Das ist eines der wichtigsten Ereignisse am Schlusse dieses halben Jahrhunderts, daß Oesterreich so, wenn auch in Folge, doch nicht durch eine Revolution dem mittelalterlichen Staat abgesagt hat, denn Oesterreich war der Eckstein des alten Systems und der aus dem Mittelalter überkommenen Reste des politischen Gebäudes von Europa.

Nichts zeugt so sehr von der Gewalt historischer, Jahrhunderte alter Verhältnisse, als die Stellung Oesterreichs zum übrigen Europa. So trümmerhaft der alte Bau des heiligen römischen Reichs vor der Revolution war, so standen die Formen noch, und manches ließ sich mit ihnen erreichen, um so mehr, als eine kräftige materielle Macht im Hintergrund stand, und unbedingt ward den Erben der alten Kaisermacht der Vorrang in allen diplomatischen Verhandlungen eingeräumt. Aber mit dem Sinken der innern Kraft der alten Staatsformen hörte Oesterreich mehr und mehr auf eine geistige Potenz zu seyn. Darum ward es plötzlich durch die Revolutionskriege auf seine bloß materielle Macht zurückgeführt, und der Nimbus, der es noch umgeben, verschwand. Es war der Grundirrthum Metternichs, auf diesen Nimbus ein zu großes Gewicht zu legen und ihn als den Fußschemel zukünftiger Macht und Größe zu betrachten. Wie sich Oesterreich zum Hort und Halt der alten Staatsidee gemacht, und damit seinen Einfluß auf die neue Zeit verscherzt, so war es bald nur noch durch das Zusammenhalten seiner Masse der Eckstein des alten Gleichgewichtssystems, aber die Geschichte der Restaurationsepoche zeigt, daß es nur noch zur passiven Rolle verurtheilt gewesen. Was ist in Bezug auf das sogenannte europäische Gleichgewicht die vorherrschende Erscheinung der Restaurationsperiode? Das Vorrücken Rußlands gegen die Türkei. Um dieß Streben dreht sich nahezu alles. Es ist kein Zweifel, daß Metternich — denn in diesem Manne und seiner Umgebung verkörperte sich die politische Stellung Oesterreichs — die Bedeutung dieses Strebens gründlicher erkannte und tiefer fühlte, als sämmtliche Cabinette Europa's, das englische vor dem Jahre 1835 nicht ausgenommen. Was vermochte er aber dagegen? Er wollte das Vordringen Rußlands im J. 1828 hindern, aber eine Drohung Frankreichs, in einem solchen Falle in Italien einzumarschiren, vereitelte den Plan; er mußte geschehen lassen, was er, ohne alles aufs Spiel zu setzen, nicht hindern konnte. Von diesem Tage an macht Oesterreich in den

orientalischen Verhältnissen nur Rückschritte, und diese Rückschritte wären für Europa viel verderblicher geworden, hätte nicht England, gewarnt durch die Ereignisse im fernen Asien, die Sache ernstlicher auch in Europa aufgefaßt.

Von diesem Augenblick an wird die äußere Ohnmacht Oesterreichs zu einer mit jedem Tage wachsenden innern Gefahr. England bedarf einer Macht auf dem Continent, da es selbst als Landmacht zu schwach ist. Wo sollte es diese finden? Frankreich war sein Feind, der sich aus der untergeordneten Stellung, in die ihn Napoleons Niederlage versetzt, mit Anstrengung herauszuarbeiten suchte, Preußen war zu Land und zur See von Rußland halb umrungen, und der Kampf gegen die Neuzeit, in den es arglistig hineingezogen worden, machte es zu einem halben Vasallen. Belgien war, wenn es auch auf Englands Betrieb eine ungewöhnlich starke Landmacht aufrecht erhielt, immer zu schwach, und Oesterreich konnte — das hatte das Jahr 1828 — gezeigt die sonst von ihm erwarteten Dienste nicht mehr leisten. Die alten Gewalten entgingen also England, es mußte neue suchen, und daraus erklärt sich, was man die revolutionäre Politik Englands genannt hat. Seine Agenten überschwemmten Ungarn, benützten dessen Besorgnisse vor den umwohnenden slawischen Stämmen, die in jedem Augenblick, von Rußland unterstützt, der Magyarenherrschaft ein Ende machen konnten, steigerten das Selbstgefühl der magyarischen Race, suchten der ungarischen Regierung eine möglichst selbstständige Stellung zu geben, um, wenn Oesterreich zaudere sich gegen das die Türkei bedrohende Rußland zu erklären, durch das Gewicht dieses bedeutenden Theils der österreichischen Monarchie den Ueberest nachzureißen. Man darf nur an die Streitschriften zwischen Ungarn und Slawen sich erinnern, um vollständig einzusehen, daß ein Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei — die Entwicklung der orientalischen Frage, wie man sich ausdrückte — die Stellung der österreichischen Regierung zwischen Ungarn und Slawen zu einer höchst lästigen, wo nicht gefährlichen machen mußte. Rußland hatte, wie wir Eingangs schon zeigten, keine Eile, denn der natürliche Gang der Dinge im Innern der Türkei arbeitete zu sehr zu seinen Gunsten, als daß es hätte versucht seyn können, die nahezu reife Frucht vorzeitig vom Baume zu reißen. Aber eben so wie in der Türkei mußten auch mit dem Fortschreiten der Zeit die Angelegenheiten im Innern Oesterreichs verworrener werden.

Will man sich hievon überzeugen, so darf man nur die Geschichte der letzten Reichstage Ungarns vor der Revolution lesen: Oesterreich behauptete nur noch den Schein der Herrschaft durch ein Schaukelsystem zwischen Magyaren und Slawen. Während so die Herrschaft der österreichischen Regierung im Osten schwächer und unsicherer wurde, brach das Verderben vollends im Westen hervor. Die unselige Lage Italiens hatte das Land zum Aufstand reif gemacht, das Nationalgefühl erhob sich gegen Oesterreich wie gegen die einheimischen Fürsten, die sich des fremden Einflusses nicht entledigten. Oesterreich konnte seinen italienischen Provinzen keine freie Verfassung geben, weil man jede gewährte Freiheit nur zum Nachtheil seiner Herrschaft ausgebeutet hätte, und es konnte in den andern italienischen Staaten keine freien Verfassungen dulden, weil sie auf die Stimmung seiner eigenen Unterthanen zurückwirken mußten. Aus dieser Stellung erklärte sich das Verfahren Oesterreichs im J. 1821 und im J. 1831, und so wie man ihm die Möglichkeit abschnitt gegen eine revolutionäre Bewegung im übrigen Italien einzuschreiten, war seiner ganzen Stellung in Italien plötzlich Schach und Matt geboten. Dieß trat ein, als England, um nicht die Franzosen in Italien festen Fuß fassen zu lassen, Oesterreich sein Veto entgegensetzte, und von diesem Augenblick an ward Oesterreich zum Bündniß mit Rußland gedrängt, wodurch es vollkommen Englands Feind wurde, denn es entsagte dadurch von vornherein jedem andern Einschreiten gegen Rußlands Plane im Orient. Diese veränderte Stellung Oesterreichs noch mitten im Frieden ist ein viel bezeichnenderes Symptom für das gänzlich geänderte Verhältniß der europäischen Staaten zu einander, als selbst das Einschreiten Rußlands in Ungarn im J. 1849. Letzteres war nur die durch augenblickliche Umstände gebotene, aber unvermeidliche Consequenz des Bündnisses im J. 1847. Oesterreich, sonst im Osten und Westen gleich mächtig und dadurch gewissermaßen der Schiedsrichter zwischen beiden, war durch seine steigende innere Schwäche endlich genöthigt worden, offen und ohne Rückhalt auf die Seite des Ostens zu treten. Wie im J. 1825 Canning gegen die heilige Allianz des Continents die freien Republiken Amerika's ins Leben rief, so trat jetzt England, von allen größern Regierungen des Continents angefeindet, für die Revolution in die Schranken, in Frankreich ward eine schon bis zum äußersten gereizte Opposition noch weiter an die Gränze des factischen Widerstands gestachelt, und Lord Minto nach Italien geschickt, um Bewegungen gegen Oesterreich hervorzurufen. Seine eigenen Landsleute haben diese Sendung als eine revolutionäre bezeichnet, und Byrons Worte

beneath his footsteps the Volcanoes rise

auf seine Wanderung angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Pulo Aor.

(Schluß.)

Diese kurze Skizze sey beschlossen mit einer Personalbeschreibung des Imam, der 20 Tage lang Passagier an Bord unseres Schiffes war; daher hatten wir sattsam Gelegenheit, die hervorstechenden Züge seines Charakters zu erforschen. Er führte sich selbst als Hohenpriester der Insel ein, den Träger aller kirchlichen Autorität, besaß manche englisch geschriebene Schriftstücke, darunter eine Nummer der Singapore Free Preß, worauf er sich offenbar viel zu gute that, weil er darin als Fürst von Pulo Aor, Oheim des Radscha u. s. w. stylisirt war. Unter anderm Gerümpel war ein Porträt seiner eignen Person und ein Certificat seiner guten Gesinnung gegen England; über all das schätzte er übrigens ein Document, das ihn als den besten Lieferanten von Holz und Süßwasser den Schiffen empfiehlt. Sein Titel als Kirchenoberhaupt könnte westlichen Lesern leicht eine irrige Idee beibringen. Sein Aussehen ist das der vorherrschenden Kaste durch ganz Dschohor: er ist eher dunkler gefärbt als die sonstigen Fürsten der Malayen. Das runde Haupt und die vorstehenden Backenknochen theilt er mit den Mongolen, ein dunkles, schielendes, ruheloses Auge kündet einen gewandtern Intriganten an, als dieß der ächte Malaye in der Regel ist. Sein enges Heimathland bot seinem wechselvollen Geschmacke kein Ziel, und er hat Handel getrieben von einem Ende des weiten Sundaarchipels bis zum andern, von den Papuas Neuguinea's bis zu den Battas auf Sumatra. Ceremonienmeister war er in den Palästen von Pontianak, Pahang und Linga. Als Krieger focht er gegen den König von Palembang und den Rawas der malayischen Halbinsel. In seinen ehelichen Banden erfuhr er reiche Wechselfälle. Siebenmale ist er vor den Altar Hymens getreten. Zuerst liebte er heimlich eine Tochter seiner Geburtsinsel, ver-

Digitized by Google

tauschte sie aber für eine Fremde aus Pahang. Sodann heurathete er eine Dame aus dem Gefolge des Hofes von Pontianak; diese verließ er einer Schönen von Siantan wegen aus der Anambas-Gruppe, der Mutter seines einzigen Kindes. Eine andere minnte und gewann er zu Palembang und zuletzt heurathete er eine Sklavin aus Wan Syed oder Pahang; als wir ihn aber trafen, lebte er mit der Genossin seiner Jugendtage zu Pulo Aor. All seine Weiber zu besuchen, würde eine Reise von mehreren tausend Meilen nöthig machen. Troß all dem hatte er vieles zu erzählen von seinen Erfahrungen mit den Nymphen der Bordelle von Singapore. Er war in der That als ein vollendetes Exemplar eines malayischen Handelsmannes zu betrachten, die man an allen Häfen und Flüssen der malayischen Halbinsel und ihrer Nachbarländer etablirt finden kann. Wenige unter diesen zeichnen sich durch eine sehr bedeutende Verschiedenheit in Lebens- oder Denkweise aus. Von diesen her nimmt der nicht tiefer Sehende gewöhnlich die Schilderung des malayischen Charakters, so daß es nicht zu wundern ist, wenn man diese Race fast überall brandmarken hört als Betrüger, Diebe, Räuber, Verräther und Feiglinge. Es liegt im Interesse dieser Classe von Malayen, so gut als der Araber, den Fortschritten der Europäer Hindernisse in den Weg zu legen. Sie sind die Mäkler und Trödler, welche mit den Erzeugnissen ihrer Mitbürger Monopol treiben und die directe Verbindung derselben mit den Europäern verhindern. Ist die Schranke, welche sie errichtet, einmal gefallen, so wissen sie, daß ihre Macht und ihr Gewinn zum größten Theile beschnitten ist.

Am ersten Tage nach der Einschiffung des Imam, ehe die Nähe der Cajüten uns mit ihm vertrauter gemacht, ankerten wir in der Bay von Dschoara an der Ostküste Tumans. Während wir den Anker warfen, redete der Imam den ersten Lieutenant also an: Sir, da ich Häuptling dieses Kampongs bin und zugleich Hoherpriester, so wird es nothwendig seyn, eine Kanone abzufeuern und ein Boot ans Land zu schicken mit der Nachricht, daß Tuan Imam Ahmet Ben Abdullah von Pulo Aor hier sey, um sein Volk zu empfangen. Dieß ward ihm natürlich abgeschlagen, doch gab man ihm Freiheit, den Capitän, der eben ans Land ging, zu begleiten. Er protestirte, indem ein solches Benehmen seiner Würde widerspräche, da dieses Volk seine Sklaven und Tributpflichtigen wären und er nicht sie besuchen könne. Da er indessen die Fruchtlosigkeit seiner Gegenreden gewahrte, sagte er: „Gut! so will ich euch auf alle Fälle beweisen, in welch hohem Ansehen ich hier stehe; sie sind alle meine Unterthanen, und da ich von Pulo Aor kein Gefolge mitgenommen, werden sie mich wahrscheinlich alle miteinander nach Singapore begleiten." Also betrat er das Land, kam aber allein und sehr kleinmüthig zurück, indem er seinen belobten Unterthanen nur zwei kleine, magere Hühnchen entwinden konnte; diese trug er in den Händen und bemerkte, sie würden ihm als Präsente für seine englischen Freunde in Singapore sehr zu Statten kommen.

Er repetirte mit Eifer arabische Texte aus dem Koran, welche er nicht verstand; sein Kalender begriff die Propheten Adam, Moses, Christus und Mohammed. Auch war er sehr abergläubisch und hielt innerlich die Hantus und Karawats seiner Geburtsinsel in höherer Ehre und Furcht, als die Dogmen des Islam, den er zu bekennen vorgab. Eines Tages fragte man ihn, wie er als Bekenner des Tuan Allah an Peris, Dewas und Mumbangs glauben könne, und ob Allah nicht größer sey, denn diese. Darauf antwortete er: „dieß ist alles sehr richtig, aber wir müssen die Sitten der Männer des Alterthums achten, welche mit diesen Halbgöttern verkehrt, eine Sache, die uns unwissenden Kindern der Jetztzeit versagt ist."

Mit der Zeit fiel unser Imam ganz in die gewohnten Manieren seiner Heimath zurück; die Dressur, mit der er uns beim ersten Zusammentreffen empfing, verlor sich von Tag zu Tag mehr, bis wir ihn eines Tages, mit erborgten Lumpen bedeckt, ein Huhn rupfen sahen. Auf die Frage, wie er dieß mit seiner Würde vereinbaren könne, erwiederte er, für seinen weißen Freund wolle er alles verrichten, was nicht geradezu mit Affen- und Schweinehüten identisch sey. Je mehr unsere Reise sich ihrem Ziele nahte, desto demüthiger wurde der Imam. Er erzählte uns, daß sein Freund, General N. in holländischen Diensten, im Kriege von Palembang viel mit ihm zu thun gehabt und ihn glänzend belohnt habe mit einem vollständig ausgerüsteten Segelboot, daß er aber auch dem General alle Straßen, Schlupfwinkel und Landungsplätze des Malayenmeeres besser denn seinem eignen Bruder gewiesen u. s. w., wovon er freilich nicht wisse, ob der Hochgestellte jetzt vollkommne Erinnerung bewahrt zu haben geruhen werde. Um ähnlichen Anforderungen der Zukunft vorzubeugen, bedeuteten wir ihn, daß er uns nicht in der Eigenschaft eines Lootsen begleite, sondern nur auf seine Bitten in der ernsten und wohlthätigen Absicht, Impfstoff zu holen, mitgenommen worden sey. Darauf antwortete er: das ist freilich wahr, allein ich bin ein armer Mann und möchte etwas Geld haben, um Opium zu kaufen. „Ist es denn nicht von der Religion, als deren Diener Ihr euch ausgebt, verboten, vergiftete Droguen zu genießen?" Leider wahr, aber wo ist das Gewissen eines armen Mannes ohne einen Pfennig Geld, wenn der Magen eitel ist? „Seyd ihr nicht unentgeltlich volle 20 Tage lang wohl gefüttert worden und wollt ihr uns weiß machen, ihr hättet in eurer Büchse kein Geld?" Alle Geister mögen helfen, nicht einen Stüber! (Er hatte aber 60 span. Dollars bei sich.) Ich vertraute ganz auf die bekannte Großmuth der Orang Puteh (weißen Männer), und bin ohne einen Pfennig fortgereist. Mit großen Freuden will ich 5 oder 20 Dollars annehmen, was die Güte (kasihan) eurer Ehren aussprechen wird. „Also war die Beschaffung von Impfstoff um die Leiden eurer gepeinigten Landsleute zu erleichtern, nicht der Zweck dieser Reise nach Singapore?" Ha! ha! ha! — habt ihr das wirklich geglaubt? Gott nimmt zu sich, wen er will: und was hätte ich gewinnen können für mein Ungemach einer langen Reise für solchen Zweck?

Beabsichtigte Ballonreise zwischen Amerika und Europa. Ein Hr. Wise hat dem amerikanischen Congreß einen Plan vorgelegt, in einem Luftballon über das atlantische Meer zu fahren. Der Congreß, welcher schon frühere Plane des Hrn. Wise zurückgewiesen, wird wohl auch diesen zurückweisen, allein Hr. Wise soll dann entschlossen seyn die Sache auf eigene Kosten und Gefahren durchzuführen. Seine Beobachtungen auf verschiedenen Punkten des Compasses haben ihm die Ueberzeugung gegeben, daß in der Atmosphäre, in angemessener Höhe, eine stetige Strömung von Westen nach Osten geht, mit einer Geschwindigkeit von 20 bis 60 Meilen in der Stunde. Auf diese angenommene Strömung hin will er sein Leben und seine Unternehmung wagen. Er meint man könne mit Benützung der verschiedenen Strömungen in 30 Tagen die Welt umschiffen. Der Plan, den Hr. Wise schon früher dem Congreß vorgelegt, bestand darin das Fort San Juan d'Ulloa vermittelst Luftballonen zu nehmen. (Athen. 21 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 311. 28 December 1850.

Die Peninsular and Oriental Company und der österreichische Lloyd.

Der österreichische Lloyd fängt an eine seltsame Einwirkung auf englische Verhältnisse auszuüben. Die Peninsular and Oriental Company hat ein Monopol von der Regierung für die Fortschaffung der Postfelleisen von England nach Alexandrien und Suez; von da an muß er sein Monopol, das ihm von der Regierung 260,000 Pfd. St. einträgt, mit den Dampfbooten der angloindischen Regierung, welche zwischen Bombay und Suez fahren, theilen. Jetzt handelt es sich um die Errichtung einer Dampfbootverbindung mit den australischen Colonien, und die Peninsular and Oriental Company will diese Verbindung unterhalten, gegen eine Vergütung von 105,000 Pfd. St. Dabei aber macht sie noch eine Bedingung, daß nämlich die Dampfboote der angloindischen Regierung, welche zwischen Bombay und Suez fahren, aufhören. Die ostindische Compagnie hat aber auf Docks und Werften in Bombay eine Summe von 10 Mill. Rupien verwendet, und wenn sie ihre ganze Marineanstalt aufheben muß, so ist nicht nur diese Summe so gut wie ganz verloren, sondern sie muß ihre Seeofficiere und andere Beamten pensioniren, was eine Summe von 8½ Laks Rupien oder 85,000 Pfd. St. kostet, kein kleines Item in ihren ohnehin zerrütteten Finanzen. Dagegen sträubt sie sich nun aufs Aeußerste, und es wird in der nächsten Parlamentssession einen sehr heftigen Kampf absetzen, der um so bedeutungsvoller ist, als er gewissermaßen als Vorläufer der Verhandlungen über den Freibrief der ostindischen Compagnie überhaupt betrachtet werden kann.

An diesem Streit ist wesentlich der österreichische Lloyd schuldig. „Diese Gesellschaft hat — so lauten die Worte des Friend of India — Dampfboote zwischen Alexandrien und Triest eingerichtet, wodurch Passagiere sich der jetzt fast vollständigen Eisenbahnen von Triest nach England bedienen und dabei die interessantesten Länder und Städte des Continents auf ihrem Wege besuchen können. Ihre Dampfboote sind rasch gestiegen an Zahl, an Brauchbarkeit und Gunst bei dem Publicum, und die Entfernung von Alexandrien nach London wird von ihren Passagieren mit bemerkenswerther Wohlfeilheit zurückgelegt. Die Peninsular and Oriental Company hat diesen Nebenbuhler, was die Passagiere aus allen Häfen Indiens betrifft, nur dadurch überbieten können, daß sie die Reise nach Suez fast so theuer als nach England machte. [1] Dadurch hat sie es wohlfeiler gemacht, mit ihr für den ganzen Weg von Indien nach Southampton zu accordiren, als nach Suez allein und von da durch die Dampfer des Lloyd nach Triest und durch den Continent nach London." Aber Bombay steht noch im Wege. Die Passagiere von diesem Hafen gehen mit den Dampfern der indischen Regierung viel wohlfeiler nach Suez als mit denen der Peninsular and Oriental Company, und diese Concurrenz muß noch zunehmen, da die Errichtung einer Dampfschifffahrt auf dem Indus und Setledsch bis Firospur allen den Engländern, welche in dem nordwestlichen Indien sich aufhalten, es viel wohlfeiler macht, den Weg den Indus hinab und über Bombay als den über Calcutta zu machen. Darum will die Peninsular and Oriental Company der Dampfschifffahrt der indischen Regierung von Bombay aus ein Ende machen, und die indische Regierung liegt jetzt mit dieser Compagnie so wie mit der Regierung, welche sie unterstützt, in bitterem Hader.

[1] Die Reise von Calcutta nach Southampton kostet einen Theil des Jahres hindurch 93 Pfd., den Rest des Jahres 115 Pfd. Davon kommen aber auf die Reise nach Suez allein 102, sage hundert und zwei Pfund, so daß für die Reise von Suez nach London nur 13 Pfd. gerechnet sind.

Rückblicke.

Der Ablauf des halben Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Revolution, indem sie Oesterreichs innere Schwäche vermehrte, und das lange schon sich ansammelnde Geschwür der Finanznoth zum Ausbruch brachte, mußte es folgerecht immer mehr nach Osten drängen, weit mehr, als sich mit der künftigen Sicherheit des Reichs vertrug. Darum sehen wir seit anderthalb Jahren ein so durchgreifendes Bestreben die alten morsch gewordenen Formen der Verwaltung zusammenzubrechen, neue zu schaffen, die Kräfte zu entwickeln und so die Möglichkeit einer unabhängigern Stellung für die Zukunft vorzubereiten. Alle neuen Einrichtungen kosten Geld, die Niederhaltung der empört gewesenen Provinzen kostet Geld, und bei einer starren Festhaltung der Centralisationsidee stieg die Entscheidungsfrage auf, ob die zur Aufrechthaltung der Centralisationsidee nöthigen Mittel nicht am Ende die Lebenskräfte des Staats aufzehren würden. Zu dieser Erkenntniß scheint man gelangt, und wir sehen deßhalb Oesterreich wieder zum Föderalismus einlenken. Aber die Leitung dieser Decentralisation muß die Regierung in den Händen haben, und wir sehen sie darum eifrig beschäftigt, zu der Quelle ihrer Macht, zu Deutschland, zurückzukehren. Ohne einen Stützpunkt in Deutschland ist eine gebietende Stellung in Italien auf die Dauer nicht zu behaupten, und noch weniger eine unabhängigere Stellung gegen den Osten durchzuführen, weil ohne Halt im Westen der Streit der Nationalitäten jeden Augenblick für die Regierung verderblich werden kann, da das vormärzliche Schaukelspiel nicht mehr durchzuführen ist.

Digitized by Google

Darum sehen wir auch Oesterreich seine äußersten Kräfte aufbieten, um den Plan einer Hinausdrängung aus Deutschland zu vereiteln, aber eben damit auch kund thun, daß das Programm von Kremsier eine Antiquität geworden ist. Ein Bund des neu verjüngten Oesterreichs mit dem neu verjüngten Deutschland ist ein Unding oder ein Aufgeben des ersten Rangs, eine Unterzeichnung seiner Niederlage. Dem neu verjüngten, durch seine gleichartige Nationalität starken Deutschland gegenüber wäre Oesterreich mit seinen gespaltenen Nationalitäten eine schwache Macht, und hätte nur die Wahl zwischen einer Abhängigkeit von Rußland oder von Deutschland. In diese Stellung kann sich Oesterreich in keiner Weise und um keinen Preis versetzen lassen.

Wir sind weit entfernt hier in die Tiefen, d. h. in den unsäglichen Wirrwarr der deutschen Frage uns versenken zu wollen; unsre Absicht geht nur dahin, zu zeigen daß Oesterreich durch die Geschichte der letzten 35 Jahre dahin gedrängt wird, selbst eine engere Vereinigung Deutschlands, wie Italiens, zu suchen. Unter welchen Verhältnissen und auf welchem Wege es dahin gelangen wird, das ist nicht unsere Sache hier ergründen zu wollen; die Wege sind mancherlei, und es hängt von der Art der Beurtheilung der deutschen Verhältnisse ab, welcher eingeschlagen werden soll. Die bis jetzt eingeschlagenen werden schwerlich zum Ziele führen, aber Oesterreich darf nicht lange zögern, und wenn der eine nicht gelingt, muß es den andern wählen. Zuverlässig erkennt man in Oesterreich die Schwierigkeiten, wenn man sie auch im Hochmuth der Großstaaterei manchmal zu gering anschlagen sollte; darum ist der Vorschlag einer Handelseinigung oder vielmehr vorerst nur eines unauflöslichen Handelsvertrags, als desjenigen Mittels, das die mindesten politischen Schwierigkeiten im Innern und die wenigsten directen Hindernisse von außen her darbietet, so charakteristisch. Aber gerade hierin liegt ein Irrthum. Der Handelsvertrag als Einleitung ist eine alsbald erreichbare Sache, der Handelsbund jedoch ist ohne einen politischen nicht mehr möglich; der Vertrag aber muß den Bund nach sich ziehen. Von dem Augenblick an, wo dieß geschieht, ist die Gestalt Europa's geändert, die bisherigen Allianzen und selbst die bisherigen Machtverhältnisse sind umgestaltet, der ewige Bund zwischen Oesterreich und Preußen, den schon Friedrich der Große anstrebte, ist vollkommen angebahnt, mit den Zwecken, die Friedrich damals zu erreichen suchte, und dem westlichen Deutschland, dem eigentlichen Stein des Anstoßes in der deutschen Frage, steht eine gründliche Umwandlung bevor.

Ein Bündniß zwischen Italien und Deutschland, durch Oesterreich vermittelt, liegt unter solchen Verhältnissen in der Natur der Dinge, und französische Unternehmungen dahin, wie wir sie seit Karl VIII bis auf die gegenwärtige römische Expedition der Franzosen gesehen, sind dann ein völliges Hors d'oeuvre, mag auch die Engelsburg noch so gut besetzt, und Civita Vechia nach der Land- und Seeseite hin befestigt seyn. Eine Schutzherrschaft Frankreichs über den Papst, ein neues Avignon, wie ein neues Fontainebleau, sind dann ganz unmögliche Dinge, und Frankreich, von der Eroberungssucht geheilt, wird der Besserung der Zustände im Innern die mannichfachen und reichen Kräfte zuwenden, die seit 300 Jahren nur zu oft vergeudet wurden, um auswärtigen Einfluß zu gewinnen, und eine gebietende Stellung in Europa einzunehmen. Auch in dieser Beziehung hat die Republik in Frankreich wunderbar der neuen Wendung der Dinge vorgearbeitet. Wer hat sich vor drei Jahren anders gedacht, als: der Republikanismus würde ohne weiters seine kriegerischen Schaaren über den Rhein und die Alpen wälzen, um wo möglich das napoleonische Reich unter republikanischen Formen wieder herzustellen. Nichts von allem dem, die Demokratie hat sich ziemlich friedlich erwiesen, und der National spricht salbungsvoll von dem Unrecht, das die Revolution und Napoleon den übrigen Völkern angethan. Wir sind weit entfernt, auf diese erheuchelte Sanftmuth allzu viel zu bauen, sie hat aber im gegenwärtigen Augenblick ihren natürlichen Grund. Die Vernünftigen in Frankreich wissen sehr wohl, daß der Bestand einer Republik in Frankreich für Rußland, Oesterreich und Preußen eine sehr widerwärtige Sache ist; sie wissen ferner nicht minder gut, daß die Revolution in Deutschland weit weniger nach Freiheit, als nach Einheit strebt, und daß die Freiheit nur das Mittel zur Einheit, diesem unabweislichen Bedürfniß, seyn sollte. Im Namen der Freiheit den deutschen Westen zu revolutioniren, muß bei dem jetzigen Standpunkt eine eitle Hoffnung seyn, man hätte also bei einem Kriege nicht nur die Masse österreichischer und preußischer Streitkräfte, sondern auch die des ehemaligen Rheinbundes gegen sich, und der Kampf würde höchst zweifelhaft. Das sicherste ist also wohl, bis auf weiteres den Frieden zu wahren.

Zu der friedlichen Stimmung in Frankreich mag noch ein anderer Umstand nicht wenig beitragen, nämlich das Gefühl einer tiefen Entmuthigung, welches die Februarkatastrophe in den Gemüthern zurückgelassen hat. Eine durch manche rühmliche Erinnerungen, durch einen bedeutenden Grad von Wohlfahrt, durch ein steigendes Ansehen in Europa getragene Regierung eines 70jährigen Monarchen in wenigen Tagen, ja man kann sagen, in wenigen Stunden plötzlich durch den unerwarteten Ausbruch eines unter der Asche glühenden Vulcans verschlungen zu sehen, das hat, ganz abgesehen von dem Reichthum, dem Wohlstand, der Ruhe vieler Tausende, die zugleich mit in den gähnenden Schlund hinabstürzten, die Gemüther mit einem Schauder erfüllt, und selbst nachdem die unmittelbare Gefahr vorübergegangen, die eben erwähnte Entmuthigung erzeugt, daß kein Mensch mit Sicherheit voraussagen kann, ob und wann ein neuer Ausbruch des tückischen Vulcans bevorstehe. „Man sollte glauben," rief ein bekannter französischer Publicist unmittelbar nach der Februarrevolution aus, „es sey Frankreichs Schicksal, zum Vortheil anderer Völker unaufhörlich politische Experimente zu machen." Die pomphaften Redensarten vieler Franzosen, daß Frankreich dem übrigen Europa auf der Bahn politischer Entwicklung die Fahne vorauftragen müsse, hat sich auf diese Weise furchtbar zu seinem Nachtheil gewendet.

Ein nicht unterzeichneter Artikel der Revue des deux Mondes vom 1 Februar „die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts" betitelt, drückt die in vielen Kreisen herrschende Stimmung in folgender Weise aus: „Nie war ein Jahrhundert so sehr das der Greise und der Kinder, der Faselei und der Kindereien. Auf einem mit Ruinen bedeckten Boden geboren, in Schlachten gewiegt, in Aufständen groß gezogen, hat es mit einem Wiederaufbau begonnen, um mit einer neuen unermeßlichen Zerstörung zu enden. Die Trümmer halten noch, trotz aller Anstrengungen des Radikalismus, mit einer seltsamen Zähigkeit das Leben fest, die Keime können aber, trotz des Blutes und der Thränen, mit denen man sie unaufhörlich begießt, nicht emporwachsen, die Säfte sich nicht entwickeln, und doch der Tod nicht kommen. Nie war die Gesellschaft in kläglichern Gesundheitsumständen, nie war ihr Schicksal wechselvoller. Das 19te Jahrhundert hat bis jetzt das Leben eines Abenteurers und eines Freudenmädchens geführt:

Digiti

heute auf dem höchsten Gipfel des Glücks, morgen auf der Straße: gefahrvolle Speculationen, widersprechende Lebensansichten, sinnreiche Auskunftsmittel, auf Credit gekaufter Luxus, pomphaftes Elend, nichts fehlt, die Aehnlichkeit ist vollständig. Fünf Regierungen in fünfzig Jahren abgenützt, ein halbes Dutzend a priori aufgebauter Philosophien, um die erschöpften Geister zu leiten, drei oder vier Regierungstheorien vernichtet, das ist die politische und moralische Bilance der Erzeugnisse des 19ten Jahrhunderts. Nie hat sich der Mensch in prächtigere Lappen gekleidet, nie schaute das angeborene Elend deutlicher hervor durch die Risse der Systeme als in dieser Zeit. Zieht man das Resultat der Begebenheiten der letzten 50 Jahre, so findet man, man mag in welchen Zeitpunkt immer sich stellen: Versprechungen einer glänzenden Zukunft, erbärmliche, zähneklappernde Vergangenheit, prekäre Gegenwart."

Das Bild ist sicherlich nicht geschmeichelt und der Ausdruck einer tiefen Entmuthigung. Ist diese auch so gerechtfertigt? Wir zweifeln. Vergleicht man den Zustand Frankreichs wie er jetzt ist, mit dem, wie er vor 60 Jahren war, so findet man einen ungeheuren Unterschied: die Bevölkerung um 50 Procent gewachsen, und die Staatseinkünfte mehr als verdoppelt. Das sind zwei Dinge, die sich mit der Behauptung eines steigenden Elends der Nation nicht vertragen. Der Vorwurf, insoweit er in der obigen Schilderung liegt, trifft also hauptsächlich die höhern regierenden Classen, und die Klage geht auch hauptsächlich von diesen aus. Niemand kann läugnen, daß Napoleon bei seinem ersten Auftreten ein Dictator war, und daß er dem Lande die materiellen Früchte der Revolution, die Gleichheit aller vor dem Gesetz, durch seinen „Wiederaufbau" gesichert hat; und wenn Napoleon fiel, so lag der Grund in den äußern Verhältnissen Frankreichs, die Napoleon von der Vergangenheit, nicht einmal bloß von der Revolution, überkommen hatte, und nicht in den innern Zuständen Frankreichs. Die Abnützung der republikanischen und kaiserlichen Regierung ist also kaum den gährenden Zuständen des innern Frankreichs beizumessen. Wenn man, um des klingenden Gegensatzes willen, in der That fünf Regierungen annehmen will, die Frankreich in den 50 Jahren abgenützt hat, so muß man nicht nur die alte bourbonische und Juliusregierung, sondern auch die provisorische dazu rechnen, deren Abnützung der Verfasser wohl schwerlich bedauert, und am Ende reducirt sich die ganze Klage auf den Fall der beiden bourbonischen, namentlich der Juliusregierung. Doch wir irren, der Verfasser des genannten Aufsatzes reicht mit seinen Anklagen weiter hinauf und sagt: „das 19te Jahrhundert beginnt eigentlich mit dem Jahre 1789, und wird erst an dem Tage aufhören, wo eine andere als die revolutionäre Richtung, eine dieser letztern überlegene, dem menschlichen Geist — soll wohl heißen dem französischen Geist — aufgedrückt seyn wird." Man klagt also die ganze Richtung der französischen Revolution an, und wenn dieß in dem Munde von Leuten, die sonst als sehr freisinnig gelten wollen, nicht wenig befremden muß, so ist es als ein Symptom der öffentlichen Meinung beachtenswerth, welche gegen den unbedingten Oppositionsgeist in der französischen Nation — wenigstens in der, die sich politisch äußert — mehr und mehr reagirt.

Andere, und dazu gehört namentlich auch Guizot, kommen auf ein ähnliches Ergebniß, aber auf einem andern Wege hinaus, indem sie die Frage untersuchen: warum ist die englische Revolution von 1688, die doch auch einen Seitenverwandten auf den Thron setzte, der mit den Errungenschaften der neuen Zeit regieren mußte, gelungen, und warum ist die Juliusmonarchie gefallen? Guizot führt in seinem „Discours sur la révolution d'Angleterre" eigentlich nur die erste Frage durch, und stellt die zweite nirgends geradezu auf, aber man fühlt sie in jedem seiner Worte. Der Gegenstand führt zu einer durchgreifenden Vergleichung zwischen Wilhelm III und Ludwig Philipp, zwischen England und Frankreich in den zwei verschiedenen Zeiten, und diese Vergleichung ist in allen Theilen Frankreich und Ludwig Philipp vortheilhaft, alles bot größere Garantien der Dauer, und doch ist Ludwig Philipp verjagt worden und Wilhelm III als König von England gestorben. Woher die Verschiedenheit? Guizot zählt nachfolgende Gründe auf. Erstens, daß in England der religiöse Geist überwog, während er in Frankreich fehlte, „es war, sagt Guizot, das Glück Englands im 17ten Jahrhundert, daß der Geist des religiösen Glaubens und der Geist politischer Freiheit mit einander herrschte; so entwickelten sich alle großen Leidenschaften der menschlichen Natur, ohne daß sie jeden Zaum zerbrach, und die Hoffnung, wie das Streben nach der Ewigkeit blieben den Menschen, wenn sie glaubten, daß ihr irdischer Ehrgeiz und ihre irdischen Hoffnungen betrogen seyen; mitten unter den widerstrebendsten Ausschweifungen, zwischen den so zahlreichen und gewaltthätigen Secten, gab es etwas gemeinsames, die Achtung vor dem Evangelium; sie erkannten ein Gesetz an, das sie nicht selbst gemacht hatten, und alle beugten sich davor trotz ihres Stolzes. Dieß Gesetz, das sie nicht selbst gemacht, fehlte den französischen Reformatoren. Alles war bei ihnen Menschenwerk, nirgends gab es eine göttliche Schranke, die ihnen Halt gebot. Daher von Anfang an dieser ungebärdige Charakter unserer Revolution, der sie ausgezeichnet hat und noch auszeichnet." Der zweite Unterschied lag darin, daß in England die Nation nichts Neues begehrte, sondern sich für die Erhaltung der Magna Charta erhob, die von der königlichen Gewalt angetastet wurde. In Frankreich fand sich nichts der Art: der Versuch einiger Wenigen, die Bewegung von 1789 an die alten Nationalfreiheiten anzuknüpfen, scheiterte im Beginnen; zwei Jahrhunderte des Despotismus hatten die Erinnerungen an die Generalstaaten vernichtet, und die philosophische Bewegung des 18ten Jahrhunderts hatte alles, den politischen wie den religiösen Glauben erschüttert. Die neue Bewegung war nicht bloß national, sie war universell, und erstrebte nichts geringeres, als das Loos der ganzen Menschheit zu ändern. In England blieb dagegen alles mehr an den erblichen Institutionen haften, und trotz der Republik behielt die ungeheure Mehrheit der Nation den Glauben an die Nothwendigkeit einer Monarchie und einer Aristokratie. In Frankreich erstreckte sich der Zweifel über alles, man war nicht gerade republikanisch, aber noch weniger monarchisch, man nahm die Monarchie als ein Auskunftsmittel, niemand erkannte sie als ein Princip an, und was die Aristokratie betrifft, so waren die Ausbrüche der Wuth hauptsächlich gegen sie gerichtet. Die dritte große Verschiedenheit lag in der alten Trennung des englischen Nationaladels in zwei große Zweige, von denen einer das Oberhaus bildete, der andere sich mit den Gemeinen verband. Diese Zwischenkörperschaft des bürgerlichen Adels ist der wahre politische Boden Englands, der zu allen Zeiten den Classenkrieg verhindert und das gemeinsame Band zwischen den verschiedenen Parteien des Nationalganzen gebildet hat. Diese Körperschaft fehlte in Frankreich gänzlich: in den Tagen der Erschütterung war nichts da, was den Zusammenstoß zwischen dem Adel und dem dritten Stand hinderte, im Gegentheil, die untersten Reihen der französischen

Aristokratie waren zu allen Zeiten am erbittertsten gegen den dritten Stand, schieden sich davon am meisten durch ihren Stolz und erweckten den stärksten Haß. Daher in Frankreich der mitleidslose Kampf auf Leben und Tod statt der stets schwierigen aber im Grunde immer lebendigen Verbindung, welche das Glück Englands gemacht hat.

Man kann nicht umhin, diese Ansichten Guizots im Wesentlichen wahr und tief begründet zu finden. Blickt man zurück auf die Generalstaaten des Jahres 1614, so findet man hier gleichfalls den bürgerlichen Adel, die gentilhommes de robe, mit denen sich bei einer Fortdauer der Versammlung der Generalstaaten doch nach und nach der kleine Adel verbunden hätte, aber die lange Unterbrechung riß den Faden der Entwicklung ab, und der Kampf des Parlaments, der gentilhommes de robe, gegen die königliche oder vielmehr die aristokratische Macht, war von kurzer Dauer, und reichte nicht aus. Der Bruch war nicht zu vermeiden, und dieser gänzliche Bruch des dritten Standes mit dem Adel hat allerdings der französischen Revolution wesentlich ihren zerstörenden Charakter gegeben. Ohne eine gewisse Aristokratie — dieß Wort keineswegs im Sinne eines nur zu oft güterlosen Geburtsadels genommen — wird keine Staatsgesellschaft von sonderlicher Dauer seyn, aber eine solche Aristokratie bildet sich, wie von selbst, immer von neuem. Warum hat sie sich in Frankreich, wo so viele Elemente der alten Aristokratie übrig geblieben, und so manche Keime einer neuen aufgingen, nicht ausgebildet, und den Zuständen eine Dauer gegeben? Hier ist die Hauptfrage, und diese läßt sich nur mit dem Satz beantworten, daß bei einer centralisirten bureaukratischen Verwaltung die allenthalben sich von selbst bildende Localaristokratie zu keiner Kraft und Bedeutung gelangen konnte. In diesem Sinne hat Laing, wenn er den Continentalstaaten die Möglichkeit der Freiheit abspricht, gewiß Recht, da aber das Bedürfniß der Freiheit dennoch da ist, so verdammt diese bureaukratische Centralisation unsere Länder zu fortdauernden Erschütterungen, oder sie muß überwunden werden.

In dem Mangel socialer Haltpunkte, ein Mangel, den Napoleon fühlte und dem er durch seine Senatorerien zum Theil abhelfen wollte, liegt hauptsächlich auch der Grund, warum das aus England herübergepflanzte constitutionelle Regierungssystem mit seinen Fictionen nicht gelang. Wenn die Nation in ihren einzelnen localen Beziehungen nicht durch eigene Verwaltung beschäftigt ist, wenn sich nicht in dieser der Sinn und das Geschick für öffentliches Handeln ausbildet, wenn der ganze Oppositionsgeist der Nation sich nur in der Centralleitung und deren Angelegenheiten äußern kann, so muß nothgedrungen die Opposition eine systematische werden, und in eben dem Maaße auch der Widerstand. Wenn jemand ein Regierungssystem für verfehlt hält, so wird er es zuerst in seinen einzelnen Auswüchsen, in denjenigen Erscheinungen, die jedem vor Augen liegen, angreifen, dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Schaden lenken, und endlich das ganze Gebäude angreifen. So sehen wir in England einzelne Männer mit einer eisernen Consequenz ihr Leben an die Verfolgung dieser oder jener materiellen Verbesserung setzen, und nicht selten ist diese Ausdauer erst nach langem Harren mit Erfolg gekrönt worden. Bei einer bureaukratisch centralisirten Verwaltung aber verschwinden die Einzelnheiten im Actenstaub, sie sind nur wenigen bekannt, nicht öffentliches Gemeingut, man muß also den obersten Grundsatz einer Verwaltung angreifen, und weil nichts leichter ist, als mit großer Detailkenntniß die allgemeinen Demonstrationen über die Fehlerhaftigkeit eines Princips niederzuschlagen, so kann mitten in der bewegtesten politischen Fluth der miserabelste Schlendrian der Verwaltung Platz greifen. Und dabei braucht man weder von Seite des Oppositionsmannes noch des Verwaltungsbeamten eine böse Absicht vorauszusetzen; natürlich aber wird das Verhältniß unendlich schlimmer, wenn auf der einen Seite schlechte eigennützige Absichten, auf der andern Trägheit oder gar absichtliche Beibehaltung von Uebelständen vorherrschen. Hält man diesen Gesichtspunkt im Auge, so wird die gänzliche Verschiedenheit der parlamentarischen Geschäfte in England und in Frankreich vollkommen klar.

Der Grundfehler in Frankreich liegt gerade darin, daß die ungeheure Mehrzahl dieß Verhältniß nicht recht erkennt, daß selbst diejenigen, welche über den unmäßigen zerstörenden Oppositionsgeist am meisten klagen, selbst in dem Irrthum befangen sind. Der Verfasser der oben erwähnten Threnodie über den unglücklichen Verlauf der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts sagt im Fortgang seines Artikels: „Das Ideal der französischen Revolution, ein wahres Ungeheuer, ein ungreifbarer Proteus, ist doch immer noch edler und reiner als die materiellen Interessen, lebendiger als das alte Ideal der europäischen Nationen, origineller und mehr aus eigenem Trieb hervorgehend, den Instincten des Menschen näher, geeigneter seine Einbildungskraft zu erfüllen, als die aus England und den Vereinigten Staaten uns zugekommenen politischen Ansichten.“ Was soll diese phrasenreiche Lobrede des französischen Revolutionsideals heißen, namentlich in dem Munde eines Mannes, der so heftig gegen die französische Revolution und den verderblichen Geist, der sich daraus entwickelte, loszieht? Er ist offenbar selbst davon angesteckt: denn was wollen die Menschen durch ihre Vereinigung im Staate hauptsächlich erreichen? Eine Verbesserung ihrer materiellen Verhältnisse, und wenn der Staat in seiner Vorsorge noch die Mittel schafft, um dem Volk die Vorbedingungen alles Wissens und aller Cultur zu geben, so werden sich die geistigen Interessen schon selbst aus dem Zusammenleben und aus der Steigerung der Bedürfnisse und der Thätigkeit entwickeln. Alle großen Veränderungen und Revolutionen in unsern modernen Staaten sind aus vorher schon veränderten materiellen Verhältnissen hervorgegangen; so die Freiheit des Landvolks, die Stellung des Städtebürgerthums u. s. w. Man darf also auf die materiellen Interessen nicht mit solcher Geringschätzung herabsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alterthümerfund bei Montpellier. In der Londoner Gesellschaft der Alterthumsforscher zeigte ein Hr. Chaffers eine große Anzahl Bronzestatuetten, Glasgefäße aller Art, zum Theil von ausgezeichneter Feinheit und völlig wohl erhalten vor. Man hatte sie bei der Eisenbahn von Montpellier ausgegraben, und sonderbarerweise war alles in starke Steinkisten verschlossen gefunden worden. Unter den Lampen zog eine aus Terra Cotta besondere Aufmerksamkeit auf sich, nicht wegen ihrer besondern Gestalt, sondern weil sich darin noch der Docht von Asbest vorfand, mit dem man sie vielleicht vor anderthalb Jahrtausenden angezündet hatte. Es ist von verschiedenen Seiten bezweifelt worden, ob die Griechen und Römer zu diesem Endzweck Asbest verwandten, diese Entdeckung aber ist entscheidend. Daß der Asbest überhaupt bei ihnen eine sehr werthvolle Waare war, ist bekannt. (Athen. 21 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 312. 30 December 1850.

Zeitungen in armenischer Sprache.

(Russ. Journal des Minist. der Volksaufklärung. November)

Durch einen Beschluß des Fürsten Statthalters in Transkaukasien ist die Herausgabe einer armenischen Zeitung, die seit dem Ende des Jahrs 1847 aufgehört hatte, wieder aufgenommen worden. Diese Zeitung, unter der Benennung „Ararat", kommt wöchentlich heraus und zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine den politischen und commerciellen Nachrichten gewidmet und in der Vulgärsprache, die andere aber den literarischen Artikeln gewidmet und in der Büchersprache geschrieben ist; Redacteur ist ein Geistlicher, Namens Gabriel Patkanow. Aus Veranlassung dieser Zeitung liest man im „Kaukas" folgendes: „das Erscheinen einer neuen Zeitung in armenischer Sprache ist keine Seltenheit in der haikanischen Literatur, namentlich seit den letzten zehn Jahren. Aber der Bestand und Erfolg von neun armenischen Zeitungen in gegenwärtiger Zeit ist eine der Aufmerksamkeit würdige Thatsache. Neun Zeitungen erscheinen für fünf Millionen eines Volks, das kein politisches Daseyn hat, welches durch das Schicksal in abgesonderte Gemeinden zertheilt ist, in verschiedenen Theilen der Welt unter verschiedenen Regierungen lebt und unter sich nur durch die Sprache und historischen Erinnerungen verbunden ist. Kaum wird man in der Geschichte der europäischen Journalistik ein ähnliches Beispiel aufführen können, denn es ist um so bemerkenswerther, da die Armenier sich keiner Bildung rühmen können, welche sie mit irgend einer europäischen Nation gleichstellt, da sie sogar nicht einmal sagen können, daß ihre Literatur einen unserer Zeit entsprechenden Charakter hat. Nasarlanz hat mit Recht bemerkt, daß die Wissenschaft Armeniens noch ganz den Stempel des Mittelalters an sich trägt; man braucht die armenische Sprache nicht zu kennen, man braucht nur mit Armeniern zu verkehren, um sich von der Wahrheit dieser Bemerkung zu überzeugen. Man sehe einen Haufen armenischer Bücher an, sie riechen alle nach dem Mittelalter. Macht euch mit einem Manne bekannt, der unter ihnen für einen Gelehrten gilt, es ist unwandelbar ein Mönch oder ein Geistlicher, der die armenische Sprache und die Geschichte seines Vaterlands gut kennt, der aber mit allem, was unsere Zeit betrifft, völlig unbekannt ist. Man findet bei ihm eine Anzahl alter Münzen, die er nicht zu taxiren versteht, und denen er ein fabelhaftes Alter und einen ungeheuren Werth beilegt; man sieht bei ihm einige armenische Classiker und daneben zwei oder drei Bücher in einer europäischen Sprache, Bücher, die ihre Autorität längst verloren haben. Bei dem Gelehrten selbst entdeckt man ganz mittelalterliche Ansichten: er glaubt, die Wissenschaft brauche nicht dem Volk zu dienen, und die Werke der ältern armenischen Schriftsteller seyen so tadellos, daß die darin enthaltene Weisheit und Kenntnisse den Armeniern noch auf 2000 Jahre hinaus dienen könnten. Bei solchen Ansichten von der Wissenschaft und dem Leben hat die Herausgabe armenischer Zeitungen eine besondere Bedeutung, denn jede derselben bestrebt sich die Armenier mit der Jetztzeit bekannt zu machen, und spricht mit ihnen über Gegenstände die ihnen zugänglich sind und in einer ihnen verständlichen Sprache. Diese Zeitungen haben auch für die Zukunft eine große Bedeutung: man wird daraus den jetzigen Zustand der armenischen Nation, den Grad ihrer Entwicklung, ihren Geschmack u. s. w. kennen lernen, und zwar um so leichter, als diese Zeitungen an den verschiedenen Orten erscheinen, wohin das Schicksal die Söhne dieses merkwürdigen Volks geworfen hat. Nachstehendes ist die Liste dieser armenischen Zeitschriften: 1) die ararätische Morgenröthe (arschaluis araratian), eine politische, literarische und commercielle Zeitung, erscheint seit dem J. 1839 wöchentlich in Smyrna unter der Redaction von Lukas Balpajarianz. 2) Der Erzähler (Basmawen) kommt zweimal im Monat in Heften von 30 bis 31 Seiten seit dem J. 1843 in Venedig bei den Mechitaristen heraus. 3) Der Patriot (Askaser) erscheint seit 1845 unter der Redaction von Mesrop Tagiatanz, der durch einige armenisch geschriebene Romane in Prosa und Versen bekannt ist, wöchentlich. 4) Die Europa erscheint wöchentlich zu Wien seit 1847 unter Vermittlung der Mechitaristen. 5) Armenia (Hajestan) erscheint wöchentlich in einer Nummer zu Konstantinopel unter der Redaction von Oganes Tschamurtschian. 6) Der Wißbegierige wird in Indien auf Singapore lithographirt und erscheint zweimal monatlich. 7) Der Literator (Banaser) wird in Madras lithographirt. 8) Der byzantinische Courier ist eine Uebersetzung der türkischen Zeitung und erscheint zu Konstantinopel.[1] Der Ararat ist also die neunte armenische Zeitung."

Rückblicke.

Der Ablauf des halben Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Diese Fragen wurden nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England behandelt, und um Laings und Kays Schriften nicht weiter zu erwähnen, machen wir auf einen Artikel im Edinburgh Review vom October dieses Jahres aufmerksam,

[1] Zwei andere Zeitungen zu Konstantinopel und Smyrna sind aus verschiedenen Ursachen eingegangen.

Digitized by Google

welcher unter dem Titel: „Schwierigkeiten des republikanischen Frankreichs", diese Materie bespricht. Es ist darin zuerst die alte Ansicht durchgeführt, daß nicht einerlei Constitutionen für alle Völker taugen, und daß nur die besondere Tauglichkeit der Engländer für das Selfgovernment diese und die parlamentarische Regierung bei ihnen möglich mache. Es liegt darin noch mehr Stolz und Eigenliebe, als in dem alten Pochen auf die englische Constitution, und keine genügende Anerkennung, wie die administrative Einheit Frankreichs durch Jahrhunderte langen Despotismus der Könige begonnen, endlich durch die Revolution — indem diese die Provincialverfassungen unterdrückte, um den Localwiderstand gegen die Revolution zu brechen — vollendet, und durch die napoleonische für den Krieg berechnete Verwaltung auf die Spitze getrieben wurde. Diese administrative Einheit ist bei den Franzosen ein so eingewurzeltes Vorurtheil, wie bei den Engländern die Ansicht von der Nothwendigkeit des großen Grundbesitzes, und die einen wie die andern werden von ihrem Nationalvorurtheil nur durch bittere Erfahrungen zurückkommen. Darum aber den Franzosen die Fähigkeit zum Selfgovernment und gewissermaaßen auch für eine parlamentarische Regierung absprechen, das geht eben so sehr zu weit, als die tiefe Entmuthigung der Franzosen.

Beide sind gleich ungerecht gegen das Volk; sie führen alle aus falschen Einrichtungen hervorgegangenen Fehler desselben in breiter Rede auf, und namentlich liest der Engländer den Franzosen mit ächt englischem Hochmuth den Text, kommt aber endlich mit nachfolgender, sehr beherzigenswerther Argumentation: „Ein Volk, das in dem Zustand eines hülflosen Wickelkindes, wie solchen die Bureaukratie unvermeidlich erzeugt, auferzogen wurde, hat einen langen und schwierigen Weg zu wandern, ehe es tauglich ist freie Institutionen zu brauchen oder zu behaupten. Eine geschäftsmäßige Erziehung in der Schule municipaler Selbstregierung scheint eine unerläßliche Vorbereitung für die Leitung der Angelegenheiten einer Republik." Wann konnte Frankreich seine Schule in dieser Beziehung durchmachen, Frankreich, wo kein Dorf seinen Maire ernennen konnte, und wo jetzt nach der Revolution die plötzliche Freigebung der Wahl vorerst nur zur Verwirrung führen konnte? Dieser gänzliche Mangel an Selbstregierung in Local- und Districtssachen hat alle Opposition gegen die Spitze gedrängt, und während der Engländer, der Amerikaner, der Belgier und zum großen Theil auch der Holländer nur selten mit seiner Regierung in Berührung kommt, trifft der Franzose fast in seinen täglichen Geschäften mit ihr zusammen, und wenn sie nicht nach seinem Sinn entscheidet, so ist er mit seiner Opposition bei der Hand; die Regierung wirkt wie eine blinde und unsichtbare Gewalt, darf man sich verwundern, wenn die Lust aufkommt, ihr die nicht minder blinde Gewalt des Aufstandes entgegenzusetzen?

Man darf nur die französischen Journale durchlesen, um allenthalben auf die Beweise zu stoßen, wie sehr dieser esprit frondeur in alle Verhältnisse eingedrungen und alle Parteien gleichmäßig ergriffen hat. Noch in neuester Zeit hebt das Journal des Debats es als etwas sehr verdienstliches eines neugebildeten Clubs hervor, daß er beschlossen habe nicht bloß mit den politischen Fragen, d. h. mit den Parteizänkereien, sondern auch mit den Gesetzentwürfen über Verwaltung, Legislation u. s. w., z. B. mit dem gerade vorliegenden Hypothekengesetz in ihren Versammlungen sich zu beschäftigen. Man kann sich in der That kaum des Lachens enthalten, daß es in einer Versammlung von Männern, deren größter Theil an der Verwaltung, oft in den höchsten Stellen, theilgenommen, zu einem besondern Beschluß erhoben werden muß, daß man sich auch mit etwas anderem als Parteizänkereien beschäftigen soll. Aber dieß zeichnet den Charakter der französischen Repräsentantenkammern vollkommen, und man muß nur gestehen, daß bei einem solchen Zustande eher alles als die Geschäfte des Landes besorgt werden, und der Versammlungssaal der Repräsentanten des Landes zum Schauplatz politischer Kampfshähne wird. Darf man sich dann wundern, wenn die Entmuthigung manche Franzosen so weit führt, alle parlamentarische Regierung zu verwerfen und in den Schooß der alleinseligmachenden Legitimität und des „Rey neto" oder eines modernen Cäsars zu flüchten? Solche Aeußerungen lassen sich mannichfach vernehmen, und zeugen, eben so wie die müßigen Discourse über Monk und Washington, bloß für die Entmuthigung, für die gänzliche Ungewißheit, wie man aus dem jetzigen Wirrwarr sich herauswinden soll. Wir können die Repräsentativregierung, so viel widerwärtiges und kleinliches sie auch bieten mag, nicht mehr entbehren, weil wir die öffentliche Regierung nicht mehr entbehren können, und wenn man der Repräsentativregierung den Stab brechen will, so gibt man dem Journalismus ein unnatürliches und in manchen Beziehungen schädliches Uebergewicht, falls man nicht überhaupt es passender findet, auch ohne Journale, d. h. ohne alle Oeffentlichkeit zu regieren. Man kann den Versuch machen, wird aber bald sehen wohin er führt. In Frankreich ist der Versuch vorerst unmöglich, außer wenn man den „Erwählten vom 10 December" als den Messias ansieht, wofür ihn manche seiner Anhänger ausgeben wollen. Es bleibt, wie die Sachen in Europa, namentlich von der russischen Gränze an bis zum atlantischen Meere stehen, gar nichts mehr übrig, als mit der Bildung und dem Verstand der höhern und mittlern Classen zu regieren, und der Masse des Volks, das nicht selbst regieren kann, durch ein vernünftiges Wahlgesetz eine Einwirkung zu gestatten. In den gesetzgebenden Versammlungen werden sich dann allmählich, wie wir dieß jetzt in Frankreich so unverkennbar sehen, die Genossenschaften bilden, welche, im Zaum gehalten durch die Macht der öffentlichen Meinung und der Presse, mit Ernst an den Wiederaufbau einer Gesellschaft gehen, die durch die bureaukratische Verwaltung in ihre Atome aufgelöst ist, welche jeden Augenblick wieder auseinander fallen, und keine Dauer in dem politischen Gebäude aufkommenlassen, so daß nichts übrig bleibt, als den Staat mit der Soldateska zusammenzuhalten, gerade der Ausgang der Freiheitsbestrebungen, wie ihn Laing zeichnet.

Diese bureaukratische Verwaltung hat aber noch eine viel schlimmere, obgleich minder beobachtete Folge, sie hält nicht bloß das Volk im „Zustand eines Wickelkindes", sie hindert auch die vermögliche Mittelclasse an dem Contact mit den untern in Fragen gemeinsamen localen Interesses, sie hindert die vermöglichen Classen an der Verwaltung und den Geschäften Theil zu nehmen, und macht sie eben dadurch egoistisch. Das Edinburgh Review ist mit dem Vorwurf des Egoismus nicht sparsam, erwägt aber nicht, daß die öffentlichen Einrichtungen diesen Egoismus großziehen und befördern. Ohne möglichst freie Municipalinstitutionen gibt es für unsere Staaten kein Heil mehr, denn nur durch sie wird die Entfremdung der Classen, und der Haß, der sie so vielfach von einander scheidet, vermieden, der Friede und das Vertrauen in die Masse der Bevölkerungen zurückgeführt, ganz abgesehen davon, daß sie die Schule jedes politischen Lebens sind. Die politischen Erscheinungen in Frankreich lassen sich vollkommen aus seinen politischen Institutionen er-

klären, sie zeigen den Einfluß dieser Institutionen auf den Volkscharakter, dem man mit Unrecht manche Fehler zur Last legt, und beweisen auf der andern Seite nur, daß wenn man das Haus beim Dach zu bauen anfängt, jeder Sturm es wieder einwirft.

Man sieht indeß, der Engländer geht, indem er die Municipalinstitutionen und deren Bedeutung hervorhebt, der Frage geradezu auf den Leib, wenn er sie auch unbillig löst. Der Franzose steckt mitten im Irrthum und quasi e vinculis ratiocinatur. „Man weiß nicht, sagt er, was man aus der französischen Revolution machen soll: hält man sich an 1789, nimmt man dessen Grundsätze an, flugs verwandelt sich das Ungethüm und wird 93; erschrickt man über diese Umwandlung, so zieht sie sich in sich selbst zurück, und erscheint betrunken und mit verblichenen Rosen geschmückt, unter der Form des Directoriums; widert Euch diese Orgienerscheinung an, flugs kommt sie in Uniform unter der rühmlichen Gestalt des Consulats. Es gibt in der französischen Revolution keinen Augenblick, von dem man sagen kann: dieß ist das Fundamentaljahr, der entscheidende Punkt. Alle ihre Phasen, alle ihre Perioden sind gleich richtig, denn alle entsprechen einer Leidenschaft, einem Wunsch des Menschen. Erstaunt man jetzt noch über den verwickelten Charakter der französischen Revolution? Die menschliche Natur liegt ihr zum Grunde, sie ist gleichsam ihr natürlicher Boden, leider ein Boden voll Spalten, voll Vulcane, voll Laven, die stets fließen und nie erkalten. Es gibt nichts anderes in der französischen Revolution, und so lange man kein höheres Ideal hat, als die materiellen Interessen oder das Gleichgewicht der constitutionellen Gewalten, so muß man gewärtig seyn, die französische Revolution, die auf den Grundlagen der sich selbst überlassenen, von Gott aufgegebenen, der Demuth baaren menschlichen Natur ruht, herrschen zu sehen, denn sie hat noch den ungeheuren Vortheil, eine wirkliche greifbare Sache und keine Abstraction zu seyn.“ Diese letztern Worte hätten den Threnoden belehren können, daß er selbst sich in Abstractionen ergeht. Die bewegende Kraft der französischen Revolution war der Haß des dritten Standes gegen den Adel, und der Widerstand des letztern trieb den erstern zur Wuth. In der dadurch erzeugten Auflösung aller politischen Ordnung vermochte das Directorium nicht Meister zu werden, aber Napoleon war stärker und stellte die Ordnung her; das ist die einfache Geschichte Frankreichs vom Jahr 1789 bis zum Kaiserreich. Als dieß gebrochen war, gährte in der Nation ein Groll gegen die durch fremde Bajonnette herbeigeführte Familie, und machte sich, sobald diese einen sehr unklugen Schritt beging, Luft in der Katastrophe des Jahres 1830. Nun kamen mit Ludwig Philipp die Mittelclassen an die Regierung, und diese fielen, weil sie aus den oben angeführten Gründen keinen Einfluß auf die untern ausübten. Ludwig Philipps Herrschaft aber war eine Periode tiefer Heuchelei, gepaart mit einem feigen Hinausschieben aller innern Schwierigkeiten. Man muß den Gang der Regierung Ludwig Philipps von dem Augenblick an, wo er von dem Balkon des Palais Royal herab die Marseillaise anstimmte und im Hofe an eingedrungenes Lumpengesindel Händedrücke vertheilte, überschauen bis zu der letzten Periode, wo er jede Nachgiebigkeit gegen sehr gegründete Forderungen zurückwies, um den persönlichen Haß zu begreifen, den er gegen sich aufregte.

Mit dieser Erklärung ist freilich nicht viel gethan, doch so viel, daß man daraus ersieht, wie die beiden bourbonischen Regierungen erst fielen, als sich, gereizt durch ihre Fehler, der Kern der Bürgerschaft von ihnen wandte, aber ein anderer viel ernsterer Uebelstand bleibt zurück, daß keine der beiden letzten Revolutionen, weder die von 1830, noch die von 1848 die übrigen politischen Einrichtungen des Landes achtete; die von 1830 veränderte in einigen wesentlichen Punkten die Constitution und schaffte die erbliche Pairie ab, die von 1848 änderte das ganze Wahlgesetz, hob die Pairie ganz auf, und fing an, wieder den Staat von seinen Grundlagen an aufzubauen. Dieser Mangel an Achtung vor allem Bestehenden ist ein um so gefährlicheres Sympton, als er beweist, daß dieß Bestehende keine Wurzeln hat, und von jedem Windstoß umgeworfen wird. Diese Unsicherheit ist es hauptsächlich, was die Gemüther mit Besorgnissen erfüllt. Mit den Constitutionen, die gewechselt haben, wie Theaterdecorationen, ist, wie bemerkt, das Spiel der parlamentarischen Kräfte auf dem öffentlichen Schauplatz in Mißcredit gerathen, und ein hochgestellter Anhänger Ludwig Napoleons konnte, ohne sonderlichen Anstoß zu geben, den „Cäsarismus“, d. h. die unbeschränkte Säbelherrschaft predigen. Die trübselige Stimmung herrscht deßhalb nicht bloß bei einigen Wenigen, die der Spleen drückt, sondern bei den höhern regierenden Classen überhaupt. Man braucht indeß den Cäsarismus nicht mehr zu predigen, er herrscht schon; das Militär steht da, gewappnet und gerüstet, um jeden Versuch einer Störung der Ordnung niederzuschlagen. Und so viel hat die öffentliche Meinung Kraft errungen, daß sie dieß System gutheißt, nur hat es den Fehler, daß es bloß einen negativen Vortheil gewährt: es hilft nicht aus der jetzigen Lage heraus. Auch das ist vielleicht gut: Frankreich ist an dem Punkte angekommen, wohin eine bureaukratische Centralisation verbunden mit politischer Freiheit kommen muß, am Chaos. Aus seinen Stürmen und Erfahrungen hat es so viel Ordnungssinn gerettet, daß das Chaos nicht in wilder Verwirrung durcheinander gährt, aber der ordnende Geist muß jetzt erst darüber kommen, und das ist die Aufgabe, an welche die Nation gewiesen ist und welche sie auch allem Anschein nach rüstig aufzufassen sich anschickt. Mit dem allgemeinen directen Stimmrecht in einem Lande von 36 Millionen Menschen ist nichts anzufangen, das ist das Chaos selbst; man hat begonnen dasselbe etwas in Schranken zu halten, aber man konnte, dem Ausspruch der Constitution gemäß, es nicht indirect machen, wodurch allein das allgemeine Stimmrecht erträglich und selbst wohlthätig wirken kann. Das ist aber beabsichtigt. Die Arbeit des Wiederaufbaues einer Ordnung ist eine äußerst mühsame, aber es fehlen die Männer nicht, welche sich dieser Mühewaltung mitten unter den Parteikämpfen unterziehen, und es verlohnt sich wohl der Mühe dem Gang dieser Arbeit zu folgen, namentlich bei einer Nation, die im Laufe der letzten 50 Jahren alle Systeme durchgemacht hat und aller Täuschungen bar geworden ist.

Neben ihm, kann man sagen, hat England alle seine Täuschungen bewahrt, und legt eben davon ein vollgültiges Zeugniß ab in der kirchlichen Bewegung gegen die „päpstlichen Uebergriffe;“ man glaubt sich mindestens anderthalb Jahrhunderte zurückversetzt in die Zeit, wo eine Wiederkehr der Stuarts das Land mit einer Gewaltherrschaft und die protestantische Kirche mit dem Verlust ihrer Güter und ihres Vorrangs bedrohte. Die ganze Bewegung beruht auf einer gründlichen Täuschung, und die, welche sie veranlaßt, dürften die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und gerade die Zerstörung einer zweiten Täuschung, der Unwandelbarkeit des aristokratisch-hochkirchlichen Regiments, näher herbeigeführt haben. Aber die starke Gesellschaftsverfassung, die Gewohnheit des Selbstregiments sind keine Täu-

schungen, sondern sehr solide Besitzthümer Englands, die ihm eben die elastische Thatkraft verliehen haben, wodurch es die heftigsten Stürme überdauerte, und die ihm auch über die kommenden Stürme hinüberhelfen werden. Denn die Stürme werden kommen, und das Grollen derselben hat sich schon deutlich vernehmen lassen. Will man dieß recht verstehen, so blicke man zurück auf die Zeiten nach dem großen Kriege, und man wird den Umschwung in den Verhältnissen in seinem vollen Umfang begreifen. Wir führen hier aus Leon Faucher's Schrift über England [1] eine Stelle an, welche den Sachverhalt sehr richtig schildert: „Großbritannien hat die Kräfte, welche ihm der Krieg geraubt, wieder gewonnen, aber die Krankheit ist noch vorhanden, die Wunden schließen sich nicht, das Fieber dauert fort. Andere Ursachen, als jene Zustände, deren Spur die Zeit bereits verwischt hat, müssen also vorhanden seyn. Man wird sie in dem Benehmen der englischen Regierung gegen die untern Classen finden, ein Benehmen, welches das Gepräge der Ungerechtigkeit und der Ausschließlichkeit trägt. Das Volk beklagt sich selten über Entbehrungen, welche es dulden muß, wenn es sieht, daß seine politischen Obern Theil an seinem Leiden nehmen, aber man verlangt zu viel von seiner Geduld und seiner Schmiegsamkeit, wenn man die ganze Last ihm allein auflegen will. Als 1816 die Minister und das Parlament sich in den Stand gesetzt sahen, eine beträchtliche Herabsetzung der Steuern vorzunehmen, dachte man nicht daran, die Consumtionsabgaben zu ermäßigen: man hob die Einkommensteuer auf, wodurch das Einkommen der Aristokratie um 10 Proc. wuchs, die Classen, welche bereits alle Vortheile der Regierung genossen, befreiten sich auf diese Weise von den Lasten, welche die Verwaltung eines großen Staats nach sich zieht. Zu derselben Zeit versuchten die Grundeigenthümer, nicht zufrieden die Last der Abgaben von sich abgewälzt zu haben, eine Steuer zu ihrem eigenen Nutzen einzuführen, indem man die Einfuhr des Getreides nur bei einem Preis von 80 Schilling gestattete. Das Korngesetz, ein Gesetz der Theurung für die niedern Classen, ein Gesetz des Privilegiums für die obern, bewirkt direct eine Erhöhung des Pachtpreises und vermehrt dadurch den Werth des Grundbesitzes. Es war eine Civilliste, welche die Aristokratie sich votirte. Eine unvermeidliche Maaßregel, die Wiederaufnahme der Baarzahlungen, vermehrte vier Jahre später die Ungleichheit der Vermögensumstände noch mehr [2], indem sie den Bankscheinen den Werth des Goldes beilegte, denn die Folge davon war eine sehr fühlbare Aenderung in dem wirklichen Kaufpreis der Contracte auf lange Zeit, und dadurch eine Zunahme des Reichthums der Grundbesitzer."

Stellt man neben dieß Bild die jetzt seit zwanzig Jahren fortgesetzte Verminderung der Consumtionssteuern, die Erklärung Peels über die Unmöglichkeit, sie zu erweitern, die Auflegung einer Einkommensteuer im Frieden, die Abschaffung der Korngesetze u. s. w., so sieht man, wie die Aristokratie im Gegensatz zu der Zeit von 1815 bis 1822 Schritt für Schritt zurückweicht, wie sie nur bemüht ist, die unerläßlichen Schritte selbst zu thun und sich die Leitung der Angelegenheiten nicht durch zu starres Festhalten entreißen zu lassen. Wir sind mit dieser Richtung der nationalökonomischen Verhältnisse, mit dieser Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche der großen Masse noch lange nicht am Ende, und selbst eine nicht unmögliche Wiederauflegung eines Kornzolls würde diese Richtung im Wesentlichen nicht ändern. Die ökonomische Lage der Grundbesitzer ist erschüttert, und die politischen Folgen, ein stärkeres Emporwachsen der Mittelclassen und eine Ausdehnung des Wahlrechts werden nicht lange auf sich warten lassen. England hat die ganze Spannkraft seines kräftigen gesellschaftlichen Baues nöthig, um die kommenden Veränderungen ohne gewaltsame Störung zu überdauern.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nachweisung der Entstehungszeit einer ninivitischen Anticaglie. Wir entheben hier aus dem Bericht des Athenäums diese Angabe, weniger, weil wir sie als wahrscheinliche Zeitangabe für nothwendig richtig halten, als weil wir hier einen neuen Beweis der engen Verbindung zwischen Aegypten und Assyrien finden. Layard fand bekanntlich ein Stück Elfenbein mit ziemlich rohen hieroglyphischen Zeichen, die in einen Oval eingeschlossen waren, und deßhalb für einen Königsnamen gehalten wurden. Die Vergleichung mit einigen ägyptischen Anticaglien zeigt aber, daß diese Hieroglyphen keinen König, sondern einen Gott bezeichnen. Hr. Sharpe theilte in der syro-ägyptischen Gesellschaft nachstehendes mit. In einer Mumienkiste in Dr. Lee's Museum zu Hartwell fand sich *oben die Sonne*, hier Oben-Ra genannt. Die Mumienkiste war aus Memphis, und aus ihrem Styl kann man schließen, daß sie aus der spätern Zeit ist, nach der schönsten Periode der ägyptischen Kunst, und vielleicht aus der Zeit der persischen Herrschaft. Das zweite Bruchstück ist aus dem Sarkophag des Amyrtäus im brittischen Museum, wo ein Gott mit Hörnern auf der Stirne gleichfalls Oben-Ra genannt wird. Diese Hieroglyphe ist etwa aus dem J. 460 vor Chr. Auf der Elfenbeinplatte aus Niniveh findet sich der Name Nubeno Ra in rohen Hieroglyphen, und mehrere andere Ueberreste zeigen, daß dieß der Name eines Gottes ist. Hr. Sharpe glaubt nun, daß dieß bloß die persische oder assyrische Schreibart für Amun-Ra war, und führte dabei auch noch einige andere Fälle von Veränderung des M in B auf. Er vermuthet, die persische Schreibart des Namens sey in Aegypten angenommen worden, als die Eroberer die Religion umgestalten wollten, und die Inschrift auf dem assyrischen Stück Elfenbein sey ungefähr aus derselben Zeit, wie die andern Inschriften, oder nicht viel früher als 500 vor Chr.

Plan zu einer Ausmalung des Industriepalastes in London. Es ist mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob derselbe von außen gemalt werden sollte, und wie es scheint hat man den Beschluß gefaßt, ihm eine Steinfarbe zu geben; indeß hatte Hr. Owen Jones in dem Institut der brittischen Architekten einen umfassenden Plan zu einer Ausmalung vorgelegt und dabei bemerkt: „man hat dem Maler und Decorateur das Innere unserer Häuser überlassen, und diese haben sich der Aufgabe auch häufig mit großem Geschmack und Talent entledigt, die Architekten aber, denen die äußere Verzierung zukommt, haben die alten Fesseln des allgemeinen üblichen Ausweißens noch nicht abgestreift, und alles was nicht vollkommen weiß war, galt nicht als geschmackvoll. Man hat die Behauptung daß die alten Denkmale Griechenlands bemalt gewesen, lange bestritten, endlich aber doch die lange gehegte Idee aufgegeben, daß das Pantheon einfach in seinem Kleide von weißem Marmor geblieben und nicht vielmehr in allen Theilen bemalt und mit einem höchst vervollkommneten System von Ornamentation bedeckt gewesen sey." Auf diese Ansicht wollte der Architekt die umständliche Bemalung des Baus gründen, fand aber keinen Anklang. (Athen. 21 December.)

[1] Hr. Leon Faucher, der in der neuern Zeit Frankreichs theils als Minister, theils als politischer Schriftsteller eine bedeutende Rolle gespielt, hat seine politischen Studien recht eigentlich an der innern Geschichte Englands gemacht. Sein Buch, deutsch von Seybt bei Lorck, ist jetzt fünf Jahre alt, und also vor Abschaffung der Korngesetze geschrieben, aber immer noch höchst lesenswerth.

[2] Die Landaristokratie war anfangs dieser Veränderung, da sie selbst in so starkem Maaß Hypothekschuldnerin ist, ziemlich abgeneigt, willigte aber doch endlich ein gegen das Versprechen einer abermaligen Erhöhung des Preissatzes, bei welchem Korn ohne Zoll solle eingeführt werden können; dieser Handel zwischen der Landaristokratie und der Regierung ist es, den Sir James Graham noch dieses Jahr in seiner Rede gegen d'Israeli's Motion am 21 Febr. als höchst unmoralisch und verderblich tadelte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 313. 31 December 1850.

Alte und neue Wasserleitungen in Vorderasien.

(Nach dem Edinburgh Review. October 1850.)

In der Leitung und Vertheilung des Wassers hat das Volk in den regenlosen Provinzen des Euphrats auf eine höchst merkwürdige Weise die Baukunst ihrer Voraltern beibehalten. Die offenen Wasserleitungen aus dem Bett des Euphrats ziehen die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden auf sich; aber diese können nur das Land unmittelbar am Flusse befruchten. Woher kamen aber die Wasservorräthe für den Anbau im Innern, das in sehr großem Umfang, wo nicht fortlaufend, bebaut gewesen seyn muß. Die Oberfläche zeigt keine Spur mehr von kleinen Gewässern, und in der That würde auch ein kleiner Bach, der nur einige Meilen weit der Sonne Babyloniens ausgesetzt wäre, bald durch Verdampfung aufgesogen seyn. Eines der ältern Auskunftsmittel, um den Inhalt solcher Leitungen zu schützen, scheint das des Araberkönigs gewesen zu seyn, der während des Feldzugs von Cambyses den von Herodot erwähnten Canal von Fellen baute, welcher von dem Flusse Corys 12 Tagreisen weit nach den auf der Marschlinie im dürren Innern angelegten Cisternen lief. Die ältere und dauerhaftere Methode war aber, den Wasserlauf unter der Erde zu verbergen. Dieß ist das von Polybius erwähnte Verfahren, wo er bei Beschreibung des Feldzugs von Antiochus (lib. x. c. 4.) bemerkt, daß in den Gegenden jenseits Ecbatana kein Wasser über dem Boden gesehen werde, obgleich es viele Brunnen und Bäche in der Wüste gebe, die aber nur den Landesbewohnern bekannt seyen. Diese unterirdischen Wasserleitungen heißen jetzt Kanat und Kahris. Eine freie Vererbung des Bodens auf fünf Generationen hinaus belohnt jetzt in Persien die Entdeckung einer Hauptquelle. Sobald man diese auffindet, wird zum Bau eines Canals geschritten nach der bei den europäischen Ingenieuren jetzt gebräuchlichen, in Vorderasien aber seit unvordenklicher Zeit durch Ueberlieferung bekannten Methode des Tunnellirens. Schachte werden von Punkt zu Punkt an der beabsichtigten Canallinie bis in eine solche Tiefe eingeschlagen, daß ein gleichförmiger Abhang im Tunnel gesichert wird. Viele Arbeiter werden dabei zugleich verwendet, und sie sind in dieser Art von Minirkunst so erfahren, daß ein Fehlgriff in dem geeigneten Abhang und in der Richtung kaum vorkommt. Der Hauptcanal eines Kanat hat etwa 3½ Fuß im Durchmesser, und bedarf in der Regel gar keiner künstlichen Unterstützung des Bodens; wo derselbe aber doch nicht die nöthige Zähigkeit hat, wird bald mit Mauerwerk an einzelnen Stellen, bald mit Ringen von gebranntem Thon, 5″ bis 9″ breit, 2″ dick und so weit, daß ein Mann durchkriechen kann, nachgeholfen; diese werden je nach Bedürfniß in kurzen Entfernungen von einander oder selbst hart neben einander eingesetzt. Durch ganz Susiana und das Flachland von Persien kann man solche Kanats 15 bis 30, ja 40 Meilen weit verfolgen, da man sie an den um die Oeffnungen der Schachte aufgeworfenen Erdhügeln erkennt. Ohne Zweifel enthält die große Ebene von Mesopotamien viele solcher Quellen neuen Lebens unter ihrer jetzt öden Oberfläche.

Rückblicke.

Der Ablauf des halben Jahrhunderts.

(Schluß.)

Am Anfang dieses Jahrhunderts war Deutschland in seiner tiefsten politischen Schwäche, Frankreich, Rußland und England im Zenith ihrer Einwirkung auf dasselbe; es war nur noch eine matière imposable et recrutable, die man nach Gefallen in Fetzen schnitt. So traurig der Zustand war, so hatte er doch auch sein Gutes: Rußland und Frankreich waren gleich geschäftig den alten Staat vollends ins Grab zu legen; nicht nur die Reichsstädte, auch die Reichsprälaturen, das ganze reichsprälatische Staatsrecht und selbst die geistlichen Kurfürstenthümer, vor deren Mediatisirung die französischen Gesandten in Osnabrück noch als vor einem Sacrilegium zurückgetreten waren, fielen mit in die Brüche. Der moderne Staat siegte plötzlich über die Trümmer des alten, und zwar gerade in der Südwestecke, die seit anderthalb Jahrhunderten am meisten außerhalb der Berührung der großen Weltbegebenheiten geblieben, und nur vorübergehend in einem Bund mit Frankreich eine Stätte gefunden hatte; hier kam im Antagonismus gegen Oesterreich und Preußen eine neue Macht empor, die von dem Tage an, wo sie von Frankreich und seinem Geschick sich abwandte, ein Gegenstand der Verlegenheit geblieben ist: unter einer deutschen Einheit ließ sie sich mit den andern vereinigen, aber nie mit Preußen und eben so wenig mit Oesterreich. Wie man das Räthsel lösen soll oder kann, darüber wird gegenwärtig berathen.

Rußland, Frankreich und England stehen als Zionswächter an der alten Bundeslade, und wollen keine Neuerung an derselben zulassen, aber ihre Stellung ist ganz anders als im Anfang dieses Jahrhunderts: damals leiteten sie das Geschäft des Reichsdeputationshauptschlusses fast unbeschränkt, jetzt stehen sie vor dem deutschen Wirrsal kaum minder verlegen, als die zunächst Betheiligten selbst: das Alte ist nicht zu halten, und die Unsicherheit, was geschehen soll und kann, nicht gering; was

Digitized by Google

man vorschlägt, hat einen negativen Charakter, und thut der Sache kein Genüge. Die alte Diplomatie steht in einer Sackgasse, aus der ein Ausgang gebrochen werden muß, aber niemand hat Lust die Sprenggranate anzusetzen, weil man nicht weiß, was rechts und links in der Nähe mit einstürzt.

Frankreichs Stellung ist unter diesen Verhältnissen am einfachsten: es handelt sich darum, ob und wie die südwestliche Ecke Deutschlands definitiv und unwiederruflich wieder mit dem übrigen Deutschland verbunden werden kann; dabei ist die Sicherheit seiner Ostgränze betheiligt, aber am Ende ist dieß doch eine fremde Eroberung, die man zwar ohne Kampf nie fahren lassen wird, ohne die aber Frankreich doch noch ein mächtiger Staat bleibt. Verdächtiger sieht es im Norden aus, weil ein vereinigtes Deutschland Belgien und Holland, ohne sie gerade mit sich zu vereinigen, doch unauflöslich in seinen Kreis zieht. Kurz die dreihundertjährige Politik Frankreichs gegen Oesterreich, sein Kampf für die sogenannte deutsche Freiheit, d. h. für die Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten vom Gesammtvaterland, neigt sich sichtlich zum Ende. Wie natürlich wird es seine Stellung vertheidigen, aber diese Stellung ist klar, deutlich, jedem faßlich, eben darum auch einer temporären Ausgleichung, eines Hinausschiebens der Entscheidung fähig.

Weit verwickelter stellt sich das Verhältniß zu England, denn es beruht auf der Abhängigkeit des deutschen Handels vom englischen: wir beziehen für etwa 12 Mill. Pfd. St. an englischen Manufacten, mehr als ein Fünftel der englischen Ausfuhr, und für etwa 16 Mill. fremder Waaren, wofür England nicht nur den Handelsgewinn, sondern auch die erhöhte Industriethätigkeit hauptsächlich in die Tasche steckt. So wie Deutschland zu Einem Handelskörper wird, dürfte die erstere Einfuhr sich bald auf die Hälfte stellen, die andere jedenfalls in natürlicher Rückwirkung bedeutend ermäßigen. Ein solcher Ausfall in der Ausfuhr der Manufacte würde schwer auf England zurückfallen, und seiner Industrie wie seinem Handel einen starken Schlag versetzen. Nimmt man dazu noch den Umstand, daß Holland und Belgien in commercieller Beziehung sehr bald mit Deutschland zusammenwachsen und daß der Besitz Schleswigs die Herrschaft über den Ostseehandel und dessen Verbindung mit dem Nordseehandel sichern würde, so ersieht man, daß England Gründe genug hat, einem Streben nach deutscher Einheit, komme es woher es wolle, von oben oder von unten, eifrigst entgegen zu arbeiten. Indeß wenn die Entscheidung heranrückt, und es sich um die Frage handelt, ob Rußland durch einen Sieg seinen Einfluß fester als je in Deutschland gründen soll, so kann England dieß auch nicht mit Ruhe ansehen, denn ein entscheidender Sieg Rußlands in Deutschland hat einen Sieg im Orient und dadurch eine Niederlage Englands zur unvermeidlichen Folge. Darum wechseln dort die Ansichten rasch je nach den Umständen, und im vorigen Jahre, als Preußen einen norddeutschen Bund mit vorherrschend freihändlerischen Ansichten schließen zu wollen und zu können schien, wurden ihm sehr zärtliche Blicke zugeworfen. Ganz natürlich: das Großpreußen hätte sich ohne die Freundschaft Englands nicht halten können, und wäre dadurch zu einem gefügigen Werkzeug der englischen Handelspolitik geworden. Seit die Unfätigkeit Preußens, diesen norddeutschen Bund zu gründen, offenkundig geworden, hat auch die Zärtlichkeit Englands aufgehört, und Preußen wird in den englischen Journalen nur zu oft hart und ungerecht mitgenommen; man erwägt gar nicht, daß Preußens Fehler zehn Jahre alt, ja noch viel älter sind.

Am schlimmsten ist die Stellung Rußlands zu Deutschland: es hat seit dem Kriege mit Frankreich in den J. 1812 bis 1815 einen ungeheuren Einfluß in Deutschland ausgeübt, einen Einfluß, den ihm namentlich der drohende Wiederausbruch einer französischen Revolution sicherte, welchen aber die deutsche Revolution seit 1848 wesentlich mindern mußte. So lange man mit bloßen Polizeimitteln regieren konnte, ging alles leicht, so wie man politische Rücksichten nehmen mußte, war die ganze Stellung verändert. In Deutschland hat bis jetzt keine extreme Partei, weder von links noch rechts, einen entschiedenen Erfolg erfochten: alle Verhältnisse drängen zu einer Transaction hin. Das liegt in den eigenthümlichen Zuständen Deutschlands, die wir hier nicht zu erörtern haben. Für den Fernerstehenden aber erscheinen diese politischen Rücksichten als Schwäche, während sie nichts als politische Nothwendigkeiten sind, die man bis jetzt nicht beseitigt hat, und auch so leicht nicht beseitigen wird. Inzwischen aber gewöhnt man sich an die Freiheit, und diese Gewöhnung eben muß Rußland verderblich werden, denn die öffentliche Meinung bringt es mit allen möglichen gewaltsamen reactionären Planen in Verbindung. Das ist die Folge der russischen Politik von 1815 bis 1848 in Deutschland, die Regierungen durch die Furcht vor einer französischen Revolution immer in einer reactionären Haltung gegen alle, auch die billigsten Anforderungen der Zeit zu erhalten; alles rächt sich, und die Warschauer Conferenzen haben in Deutschland einen schlimmern Eindruck gemacht, als alle aus eigenem Antrieb hervorgegangenen, wenn auch wirklich reactionären Handlungen.

Die reactionäre Politik Rußlands in der Restaurationsperiode war mehr Schein als Wirklichkeit, oder richtiger gesagt, mehr politische Berechnung als wirkliche Scheu vor Revolutionen, man wollte die deutschen Staaten sämmtlich als militärischen Vortrab gegen den Westen brauchen, falls dieser eine Rußland durchaus nicht zusagende Bahn einschlage. Daher das geheime Einverständniß Frankreichs mit Rußland selbst in der polnischen Sache, und die unkluge Phrase Sebastianis: „si nous sommes sages“ was man ganz richtig mit den Worten übersetzt hat, „wenn wir gegen die Anordnungen Rußlands fein gehorsam sind.“ Die deutsche Revolution hat Rußland mit einemmal um seinen militärischen Vortrab gebracht, und der Gefahr ausgesetzt, selbst in erster Linie mit deutschen Heeren sich messen zu müssen: die ungeheure Reservearmee der Reaction, mit der man die westliche Welt in Schrecken hielt und den Orient bedrohte, könnte jeden Augenblick zum Vortrab gegen Westen werden, und zwar zu einem um so gefährlicher gestellten, als man das Land zwischen Dniepr und Weichsel bewachen muß. Unter diesen Umständen muß man ein kräftiges Auftreten gegen den Orient oder vielmehr gegen den Süden vorerst aufgeben, und England benützte dieß, um dem Ansehen Rußlands eine Schlappe zu versetzen. Hätte die russische Armee nicht das gährende Deutschland bewachen müssen, so hätte England den Schritt nicht gewagt, denn er konnte möglicher Weise den Sturz der Türkei, d. h. die Entwicklung der orientalischen Frage beschleunigen.

Allein hierauf beschränken sich die Verlegenheiten Rußlands nicht: sind sie im Süden groß und treten sie mehr und mehr zu Tage, so sind sie im Norden offenkundig. Rußland hat sich seit dem Anfang seines Auftretens unter den Mächten Europa's die Möglichkeit vorbehalten, sich in die dänischen Angelegenheiten einzumischen, es hat stets Dänemark gegen das zu jener Zeit noch drohende Schweden geschützt; jetzt droht der skandinavitche Geist und der Aufstand der Herzogthümer die Jahrhun-

d by

dert langen diplomatischen Bemühungen zu zerstören. Rußland suchte Schweden in den Kampf Dänemarks gegen die Herzogthümer zu verflechten, und bewog die schwedische Regierung zu dem Zug nach Fühnen, diese ließ sich aber nicht zum Krieg selbst fortreißen. War es Absicht der schwedischen Regierung oder nicht, schlimmeres hätte Rußland nicht passiren können: es stärkte die skandinavische, Rußland durchaus feindselige Bewegung, erweckte Unwillen unter der schwedischen Bevölkerung gegen eine scheinbar Rußland günstige Politik, und machte es für Rußland zu einer Art Nothwendigkeit den Dänen soweit directen Beistand zu leisten, als sich zur See leisten ließ. Dadurch mußte der dänische Krig gegen die Herzogthümer vollends in Schweden unpopulär werden, und letzteres Land kam in die Stellung einer Art bewaffneter Neutralität, die sich gelegentlich gegen Rußland wenden mußte, dem kein ächter Schwede, die über ein Jahrhundert lang angethanen Demüthigungen vergeben wird. Das ist eine fatale Stellung, wenn der Kampf mit den Herzogthümern weiter geht, denn sobald Rußland Landtruppen den Dänen zu Hülfe schicken sollte, so muß Preußen den Kampf mit Rußland beginnen, weil es sonst durch eine Festsetzung der Russen in Schleswig vollkommen zu einem russischen Vasallen würde. In einem solchen Fall wird die Stellung Schwedens fast eine entscheidende. Rußland aber kann es nicht provociren, weil ein Krieg mit Schweden, wenn es zugleich einen Krieg in Deutschland zu führen hätte, sehr verderbliche Folgen nach sich ziehen könnte. Friert das Meer zwischen Schweden und Finnland zu, wie dieß schon öfters geschehen, dann ist eine schwedische Expedition nach Finnland eine verhältnißmäßig leicht auszuführende Sache, und eine solche Expedition kostet Rußland eine Armee von nicht unbedeutender Stärke.

Rußlands Stellung in Europa ist also durch die veränderte Lage der Sachen in Deutschland eine wesentlich andere geworden: statt wie vorher durch die Regierungen einen ziemlich gesicherten Einfluß auszuüben, durch das Gewicht der materiellen deutschen Macht auf Frankreich einzuwirken, und dieses feindselig gegen England zu stellen, um wo möglich aus dem Streit beider Mächte einen Vortheil für seine Plane im Orient zu finden, muß es jetzt Frankreich zu gewinnen suchen, um für mögliche Fälle einen Verbündeten gegen Deutschland zu haben. Noch ist aber dieß Verhältniß erst im Beginnen, da die innern Angelegenheiten Deutschlands noch unsicher hin und her schwanken, und der Ausgang sehr ungewiß ist. Ein Krieg im Innern Deutschlands muß, so lange wie immer möglich, vermieden werden, denn ein Theil der kämpfenden Parteien müßte die Kraft der unitarischen Partei für sich aufrufen, und diese ist es, die man weder in Rußland noch in Frankreich zur Thätigkeit und Macht kommen lassen will. Diese unitarische Partei, so schwach sie noch scheint, ist es, welche das alte Gleichgewichtssystem, oder auch wenn man will, das System der Pentarchie zum Unding macht; es ist eine neue Kraft, die sich, wie alle solche neuen Kräfte, erst Besitz in der Welt erkämpfen muß. Durch ihr Daseyn stellt sich ein fast lächerliches Verhältniß heraus: auf dem europäischen Continent stehen etwa zwei Millionen Soldaten mehr oder minder schlagfertig da; aber diese zwei Millionen bleiben Gewehr im Arm stehen, weil niemand weiß, welches Ergebniß aus einem Conflict sich entwickelt; diese Besorgniß hält auf allen Seiten das Schwert in der Scheide, nur fragt sich, wie lange man die zwei Millionen Soldaten erhalten kann. Der Zeitpunkt muß kommen, und scheint mit starken Schritten heranzurücken, wo ein allgemeiner Conflict endlich ausbrechen muß, bloß aus dem Grunde, weil man weder entwaffnen, noch länger das unthätige Stehenbleiben bezahlen kann. Man ist, wie die Engländer sagen in a fix, in einer Sackgasse angelangt, aus der man noch keinen Ausweg sieht. Die Friedensprediger haben ganz Recht, wenn sie sich über einen solchen Stand der Dinge beklagen, nur spielen sie den Ursachen desselben gegenüber eine höchst alberne Rolle. Rußland, Frankreich, England verlangen den Status quo, d. h. die Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands. Deutschland aber, seine Regierungen mit inbegriffen, kann den innern Zustand nicht mehr ertragen, und die Frage: wie er zu ändern, ohne mit den äußern Mächten zu brechen, wie er trotz den der Einheit widerstrebenden Elementen geändert werden kann, das ist die Frage, die jetzt zur Berathung vorliegt. Hierin liegt die Erklärung der im Eingang aufgestellten Behauptung: „daß die alten politischen Combinationen völlig abgenützt seyen." Das Jahrhundert begann mit der Zerbrechung der alten morsch gewordenen Formen des deutschen Reichs, aber die Formen können fallen und zerbrechen, die Nationen bleiben stehen. Wer sich der Zeit erinnert von jenem Reichsdeputationshauptschluß bis zu der Zusammenkunft des östlichen und westlichen Kaisers in Erfurt, eine Zusammenkunft, welche die Vernichtung Deutschlands sinnbildlich aussprach, und von der deßhalb der Erbe der alten Kaiser aus einem gerechten Gefühl vor Entrüstung wegblieb; wenn er dann den Beginn des Kampfes für deutsche Unabhängigkeit im J. 1809, den Entscheidungskampf im J. 1813, das Emporwachsen der Idee deutscher Einheit trotz aller Verfolgungen vom J. 1815 bis 1848 erwägt, der kann sich unmöglich der Hoffnung entschlagen, daß wir im Auf- und nicht im Hinabsteigen begriffen sind, und daß trotz aller innern und äußern Schwierigkeiten die Nation ihren Weg zur Einheit und zur Kraft finden wird.

Chronik der Reisen.

Die Expedition nach Centralafrika.

Briefe von Dr. Overweg an Professor Ritter wurden durch Hrn. Bunsen englischen Blättern (Athen, vom 21 December) mitgetheilt, und enthalten folgende Nachrichten über die Fortschritte der Expedition.

Nachdem sie glücklich die Wüste zwischen Ghat und Ahir durchzogen, wurden sie plötzlich durch die Angriffe einer bedeutenden Anzahl wüthender Tuariks aufgehalten, und die Reisenden retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie sich zur Vertheidigung entschlossen zeigten und eine bedeutende Ranzion bezahlten. In einem Briefe aus Taradschit vom 24 August hatte Dr. Overweg geschrieben: „in drei Tagen werden wir mit Gottes Hülfe zu Selufiet seyn, dem ersten Ort des Königreichs Ahir. Beunruhigende, wahrscheinlich übertriebene Gerüchte von verfolgenden Hagars haben unsere Karawane in Aufregung gebracht, und in den letzten zwei Tagen glaubten wir uns im Kriegszustande. Die Kelovs, welche unsere Escorte bildeten, und die Tenelkum-Tuariks, die unsere Effecten und Waaren unter ihrer Aufsicht hatten, waren indeß guten Muths. Bisher haben wir nichts von den Hagars gesehen, und bald werden wir in dem Land der Kelovs und außerhalb ihres Bereichs seyn." Die Befürchtungen waren indeß nur allzu gegründet gewesen.

Zu Ghat blieben die Reisenden eine Woche, was keineswegs eine Zeit der Ruhe und Erholung war, da sie durch die habsüchtigen Forderungen der Häuptlinge und durch den Fanatismus der Einwohner unaufhörlich gequält wurden, so daß sie wenig Gelegenheit hatten, die Stadt und das umliegende Land zu sehen, außer wenn man ihren ärztlichen Beistand in Anspruch nahm. Selbst der alte Hatita zeigte sich als ein treuloser „Freund der Engländer." Am 25 Julius verließ die Expedition Ghat, und am 27sten erreichte sie eine Kelov-Karawane, unter deren Schutz sie bis Tin-Tellus in Ahir, der Residenz des Kelov-Fürsten, fortziehen wollte. Die ersten Tage ging es sehr rasch, zehn

bis zwölf Stunden des Tages, ein Reisemaaß unter einer afrikanischen Sonne, das, verbunden mit dem Umstand daß sie unterwegs verschiedene wissenschaftliche Beobachtungen zu machen hatten, fast zu viel für die Reisenden war, die keine Zeit hatten ihre Kräfte durch die nöthige Ruhe und Schlaf wieder herzustellen. Die Kamele begannen gleichfalls Spuren von Erschöpfung zu zeigen, so daß der letztere Theil der Reise minder rasch zurückgelegt wurde.

In einem spätern Brief vom 28 August aus Selufiet beschreibt Dr. Overweg diese Beendigung der Reise durch die Sahara also: „Endlich haben wir die große Wüste hinter uns und sind an den Gränzen von Sudan angekommen. Wir sind in einer neuen Welt, umgeben von neuen Pflanzen mit üppigem Grün, dessen wir so lange beraubt waren. Wir sehen neue Thiere und unsere Zelte sind in den Lagern des Volks von Ahir aufgeschlagen. Obwohl aber unsere mühselige Reise durch die Wüste vollendet ist, sind doch unsere Gedanken noch nicht gehörig gesammelt, und unsere Gemüther sind noch nicht hinlänglich beschwichtigt, um ruhig auf alles, was wir zu befahren hatten, zurückblicken zu können. Die Ereignisse und Gefahren der wenigen letzten Tage stehen noch zu lebendig vor uns, und selbst jetzt noch sind wir an keinem ganz sichern Orte angelangt. Während der letzten 10 Tage war unser Zug ein unaufhörlicher Kampf, da wir die gefährlichen Gränzen zwischen den Röger und Hagar-Tuariks und dem Stamm der Kelovs zu passiren hatten. Tag und Nacht waren wir gefolgt und umringt von zahlreichen Hagars auf ihren Meharis (Laufkamelen), welche die Absicht hatten uns zu ermorden und auszuplündern. Am 21 August wurden wir von etwa 40 bewaffneten Kameireitern angefallen, und vergangene Nacht hatte unsere Karawane hundert Feinden Widerstand zu leisten. In beiden Fällen war der Ausgang derselbe. Sie verlangten anfangs nichts geringeres als das Leben aller Christen in der Karawane, dann forderten sie, daß die Christen entweder auf der Stelle Moslems werden oder nach Ghat zurückkehren sollten, und schließlich mußten wir eine hohe Ranzion bezahlen, die aus unsern besten Waaren bestand. Daß wir nicht alle unsere Effecten, unsere Instrumente und unser Leben verloren, verdanken wir dem Benehmen und der Haltung der Kelovs und der Tapferkeit der Tenelkum-Tuariks, welche unsere Effecten unter ihrer Obhut hatten. Diese letztern hatten in allem 14 Flinten, was sie zu einer imponirenden Macht gegen den Feind machte. Hier zu Selufiet, einem aus Grashäusern bestehenden Orte, besteht eine Art Regierung unter einigen Marabuts mit einem Scherif von Mekka an ihrer Spitze, und hier sind wir sicherer als in den Wadis, wo jeder Hagar sich als Scheich betrachtet. In drei Tagen hoffen wir zu Tin-Tellus, der Residenz En-nur's, Sultan der Kelovs, zu seyn, wo wir in größerer Sicherheit uns befinden werden."

Die Sudanstraße von Ghat nach Ahir wird von Dr. Overweg als ein Bergpfad geschildert, der über Bergketten, Tafelländer und tief eingeschnittene Felsthäler führt. Wo immer die Wadis breiter und durch die Einwirkung des Regens mit zersetztem Gestein und Sand bedeckt werden, zeigen sie eine spärliche Vegetation von Gras und Bäumen. Der geognostische Charakter des Landes ist hier von großem Interesse. Von Murzuk bis Ghat und fünf Tagreisen südwärts über Ghat hinaus, besteht die vorherrschende Formation aus Sandstein von verschiedenen Farben, allenthalben mit demselben petrographischen Aussehen des Gesteins, denselben Bergabhängen und Einschnitten der Thäler und denselben horizontalen Schichten. Zu Aggeri ändert sich die ganze Scene plötzlich: die Berge sind jetzt abgerundet, und man sieht nicht länger die Schichten, welche vorspringende Terrassen bilden. Die Reisenden befanden sich plötzlich in der Region des Granits: das ganze Land zwischen Aggeri und Ahir besteht aus krystallinischem, sogenanntem Urgestein mit Glimmerschiefer und ungeheuren Granitmassen in den sehr mannichfach gestalteten Bergformen. Von Ghat aus steigt die Oberfläche des Landes im allgemeinen an, und zu Selufiet sahen die Reisenden die höchsten Bergmassen, die sie auf ihrer Reise trafen. Nach der Mitte Augusts erfuhren sie den Einfluß der Sudan-Regen, die Atmosphäre wurde feucht, und die Abende und Morgen nebelig. Häufige Gewitter und schwere Regen kamen vor. Unter dem Einfluß dieser Regen änderte sich der Anblick der Wadis vollkommen; südlich von Tarabschit traf man allenthalben üppige Palmenpflanzungen. Der Angabe der Eingebornen zufolge dauert die Regenzeit bis Ende September.

Die Nachrichten über den gegenwärtigen politischen Zustand des Innern lassen ein Gelingen der Expedition mit ziemlicher Sicherheit voraussehen. Allenthalben herrscht Friede. Eine mächtige Regierung wurde im Sudan errichtet durch die Fellatahs und ihren Sultan zu Sackatu, und in Bornu durch die Araberstämme und ihren Scheich Amur el Kanemi zu Kuka, wodurch die Karawanenstraßen in diesen Ländern ganz sicher werden. Einer der reichsten arabischen Kaufleute, der schon viel gereist ist, benachrichtigte Dr. Overweg, daß der Scheich von Bornu in gutem Vernehmen mit Wadai stehe, und daß unaufhörlich Karawanen von Bornu über Wadai und Darfur nach Aegypten gehen.

Eine Nachschrift vom 29 August sagt: „die Einwohner haben sich sehr feindselig gezeigt, und alle unsere Kamele weggenommen, aber die Marabuts, welche in ihrem Buch (dem Koran?) etwas zu unsern Gunsten fanden, haben uns ihren Schutz gewährt, und versprechen uns morgen sicher nach Tin-Tellus zu geleiten." Letzteres scheint den Nachrichten des englischen Consuls zu Murzuk zufolge auch der Fall gewesen zu seyn.

Entdeckung eines neuen Handelswegs nach China. Unter diesem Titel erschien in Nr. 45 der orenburgischen Gouvernementszeitung ein merkwürdiger, von dem durch seine Forschungen über Innerasien wohlbekannten Jastrebow geschriebener Artikel, den die Nordische Biene vom 7 December aushebt, und dessen Hauptinhalt wir hier wieder geben, da die Erweiterung des russischen Verkehrs mit China unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein besonderes Interesse hat. Es ist nämlich jetzt ein neuer Verkehr von Orenburg oder vielmehr von Troizk, einer Stadt im Orenburger Gouvernement von 3700 Seelen, ein Handel mit Tschugutschak, einer schon im chinesischen Gebiet gelegenen Stadt, angebahnt worden. Der Weg dahin führt durch die *Kirgisensteppe*, bedeutend nordwärts von den Straßen über Buchara, Taschkend u. s. w., allein die aufgeführten Namen sind größtentheils, mit Ausnahme einiger Bergketten, so fremd, daß wir sie nicht auf den Karten verfolgen können, wie uns auch der Name der chinesischen Handelsstadt Tschugutschak fremd ist. Die in Troizk wohnenden Tataren hatten von dem neu, wahrscheinlich durch Kirgisen eröffneten Handelsweg gehört, bildeten eine Gesellschaft, und einer von ihnen unternahm den Zug, der wegen längerer in diesen Gegenden dauernder Unruhen noch für ziemlich unsicher galt. Er belud 70 Kamele mit je 14 Pud (also 560 Pfd.) russischer Fabrikwaaren, nahm 15 Pferde und 12 Diener mit sich und brach von Troizk auf. Die Angaben über den Zug sind aus einem von dem Kaufmann selbst in tatarischer Sprache geführten Tagebuch entnommen. Er berechnet den Weg, den er zurücklegte, auf 1900 Werst, was, ein Drittheil auf die Krümmungen gerechnet, etwa 180 — 190 deutsche Meilen ausmachen würde. Der Weg ging nach dem Flusse Ischim und über das Gebirge Tarbagatai, auf dessen Ostseite Goldwäscher sind, die von einem den Chinesen unterworfenen Volk, Namens Dungans ausgebeutet werden. Er kann nicht genug rühmen, welche gute Aufnahme er als Unterthan des großen Herrschers von Rußland allenthalben, namentlich aber bei den chinesischen Gränzbeamten gefunden, die ihm, sobald sie hörten, daß er ein russischer Unterthan sey — er kam auch nicht mit leeren Händen, sondern brachte Geschenke mit — nur den fünften Theil des sonst gewöhnlich von den benachbarten wilden Adischanen und Kaschkaren bezahlten Zolls, nämlich nur 1 von 50 Stücke statt 1 von 10, abnahmen, und sogar als er wieder abreiste, die Hälfte davon wieder aufdrangen. Eine Hauptveranlassung der Handelsunternehmung, wobei vermuthlich auch die Regierung selbst thätig gewesen, war der Umstand, daß vor 16 Jahren noch Thee aus Rußland nach Centralasien ausgeführt, und seit dieser Zeit dieser Ausfuhrhandel nicht nur aufhörte, sondern auch die bucharischen Kaufleute Thee, wenn auch nicht in großer Menge, nach Rußland brachten. Es mußte sich also ein neuer Handelspunkt an der Westgränze China's gebildet haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 12. — Umschlag zum Monat December. — Jahresregister.)

20ste Lfg. **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

26ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Von Karl Koch. Zweiter Band. Gr. 8. broschirt. Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 25 Ngr.

27ste — **Geschichte der Entdeckung und der Eroberung Peru's** von Francisco de Xerez, Pizarro's Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

28ste — **Die heutigen Syrier,** oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg geschildert nach den an Ort und Stelle in den Jahren 1841 bis 1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

29ste — **Istrien und Dalmatien.** Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

30ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder. 1845. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 10 Ngr.

31ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres** von Dr. Ludw. Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehrern Holzschnitten. 1845. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 10 Ngr.

32ste — **Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843.** Deutsch von K. v. K. Zweite Abtheilung. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

33ste — **Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842** unter Lieutenant Charles Wilkes. Von ihm selbst beschrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. Erster Band. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

35ste — **Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien** von Dr. Moriz Wagner. Mit einem Anhange: **Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien.** Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Rückblicke. Einleitung: das Gleichgewichtssystem. Nr. 288—290; Frankreichs äußere Stellung. Nr. 291; Rußland. Nr. 292; Streitfragen in Asien. Nr. 293. 294; amerikanische Verhältnisse. Nr. 295. 296; die Sklavenfrage. Nr. 297; das californische Gold. Nr. 298; England. Nr. 299—301; Frankreich. Nr. 302—304; Arbeiterverhältnisse. Nr. 305. 306; Der Socialismus und die Religion. Nr. 307; das Unterrichtswesen. Nr. 308, die Kirche. Nr. 309, der Ablauf des halben Jahrhunderts. Nr. 310—313. — Leichenbegängniß des Königs von Cochinchina. Nr. 288. 289. — Die turkisch-finnischen Sprachen. Nach Köbrig. Nr. 289. — Die Mantras auf Ceylon. Nr. 290. — Die Basreliefs in Schapur. Nr. 291. — Magdalena Elisabeth Schrader. Nr. 292. — Perlenfischerei im persischen Meerbusen. ibid. — Die Höhle von Kom in Sibirien. Nr. 293. 294. — Die Die Habramis. Nr. 294. — Etwas über Bosnien. Nr. 295. — Die Oase Wargla. Nr. 296. 297. — Die Lage Aegyptens. Nr. 297. — Bemerkungen über die Sprache der Magyaren mit Rücksicht auf Sprachvergleichung. Nr. 298. 299. — Das alte Hierapolis am Euphrat. Nr. 300. — Bemerkungen über die Reise einiger deutschen Kaufleute nach dem Gouvernement Kursk. Nr. 301—303. — Die Regio cinnamomifera Afrika's. Nr. 303. — Buddhistischer Gottesdienst in China. Nr. 304. — Geographische Arbeiten der Engländer in Indien und im indischen Meer. Nr. 305. — Der Beginn der Mission in Ostafrika. Nr. 306. 307. — Ueber die Geisterverehrung der Tasiens. Nr. 307. — Schatzgräberei in Ostindien. Nr. 308. — Pulo Aor. Nr. 309. 310. — Die Peninsular and Oriental Company und der österreichische Lloyd. Nr. 311. — Die Zeitungen in armenischer Sprache. Nr. 312. — Alte und neue Wasserleitungen in Vorderasien. Nr. 313.

Chronik der Reisen.

Expedition nach Centralafrika. Nr. 290. 313. — Dr. Hooker in den Khassyabergen. Nr. 300.

Kleinere Mittheilungen.

Felix Planory's Reise nach dem Orient. Nr. 288. — Unbekanntes vierfüßiges Thier in Neuseeland. Nr. 288. — [illegible] sende Gallen. ibid. — Ein Gebet an die [illegible] Malayalam übersetzt. Nr. 290. — [illegible] land. Nr. 291. — Plan zu einer [illegible] England und America. ibid. — [illegible] aus Peru. ibid. — [illegible] britannien. Nr. 292. — Merkwürdige [illegible] in Schottland. Nr. 293. — [illegible] Nr. 294. — [illegible] Nr. 295. — [illegible] ibid. — [illegible] ibid. — [illegible] 297. — [illegible] ibid. — [illegible] ihr Alter [illegible] ibid. — [illegible] nung der [illegible] Nr. 298. — [illegible] gangene [illegible] ibid. — [illegible] ten. Nr. 299. — [illegible] Nr. 300. — [illegible] ibid. — [illegible] Canal [illegible] 301. — [illegible] Nr. 302. — [illegible] englischen [illegible] ibid. — [illegible] China. ibid. — [illegible] ibid. Bessere Stellung der [illegible] Nr. 303. Die Ausgrabungen in [illegible] Nr. 304. — [illegible] en's in den Orient. Nr. 305. — [illegible] nach Centralafrika. ibid. — [illegible] Reisen. ibid. — [illegible] ibid. — [illegible] Levante. Nr. 306. — [illegible] nien. ibid. — [illegible] ibid. — Krieg gegen die [illegible] Nr. 307. — Waffe des in [illegible] Nr. 308. — [illegible] Reiseunternehmung in [illegible] Nr. 309. — [illegible] Ballonreise [illegible] Amerika und Europa. Nr. 310. — [illegible] thümer und der Montrealer. Nr. 311. — [illegible] Nr. 312. — [illegible] zu einer [illegible] — Entdeckung eines neuen Handelsweges nach China. [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Buchb.

Digitized by Google

Digitized by Google